UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/gegenwartwochen1920unse_0

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunzehnter Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1881.

Verlag von Georg Stilke.

Behren-Straße 4.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

053
GEG
VI, 19-20

Register.

Neunzehnter Band.

Seite

Alsberg, M., Die niederdeutsche Bevölkerung Südafrikas . 17. 35
Augenblicke, die letzten des Czaren. Auszug aus einem Briefe einer russischen Hofdame 210
Baron, J., Ein parlamentarischer Staatsstreich 129
Bartsch, Karl, Ein neuer Faustcommentar 21
Boettticher, Adolf, Zum Gedächtniß Carl Friedrich Schinkels . 171
— Aus neugriechischen Theatern 362
Blind, Karl, Zur Erinnerung an Arnold Ruge 97
— Der Unabhängigkeitskampf in Süd-Afrika 195
— Die Land-Reform und das irische Vendeerthum 385
Blüthgen, Victor, Bekenntniß eines Optimisten 132
Bolin, Wilhelm, Ethik als Naturphilosophie 230
Borberger, Robert, Zum Gedächtniß Gotthold Ephraim Lessings, an seinem 100. Todestage, 15. Februar 1881 101
Braun, Julius W., Ueber Schillers „Kabale und Liebe". (Aus dem „Tagebuch der Mainzer Schaubühne" 1788, drittes und fünftes Stück) 152
Braun-Wiesbaden, Karl, Russisches 390
Brück, A. T., Poetische Parallelen? 104
Carriere, M., Allerlei über Politik und Religion. 49
— Wilhelm von Humboldt über Schiller und Goethe 213
Dahn, Felix, Neue Gedichte von Max Schlierbach 52
— Zum 15. Februar 1881 101
— Inge von Rantum. Eine Sylter Novelle von E. Oswald . . 392
Diercks, Gustav, Zur tunesischen Frage 337
Dorer, Edmund, Calderon de la Barca 325
— An Calderon. Zum 25. Mai 1881 361
Döring, A., Zu Büchmanns „Geflügelten Worten" 232
E. A. An Calderon. 324
Edlinger, A., Neue Gedichte von Max Kalbeck 199
Ehrlich, H., Aus dem Musikleben 44. 301
— Opern und Concerte 62. 107. 204
— Aus dem Concertsaal 139. 315
— Franz Liszt 251. 263
— Der Ring des Nibelungen in Berlin 331
Eyssenhardt, F., Provençalische Bestrebungen 173
Feldmann, Siegmund, Hans Makarts neuestes Bild 382
Fontane, Th., Von Berlin nach Leipzig 10
Franzos, Karl Emil, Weibliche Studenten . . . 358. 380. 393
Geffcken, F. H., Der Nihilismus und die Lage in Rußland . . 273
Geiger, Wilhelm, Emil Schlagintweits Schilderung des indischen Kaiserreichs 90
Genée, Rudolf, Ein Beitrag zur Beurtheilung August von Kotzebues 197
— Ein Volksdichter 395
— Ernesto Rossi in seinen letzten Shakespeare-Darstellungen . . 413
Gerhard, Karl, Denkrichtungen der neueren Zeit 311
Gessner, L., Das Völkerrecht und seine Vertreter in der Wissenschaft 163
— Internationale Rechts- und Reformfragen 289
Gopčević, Spiridion, Ueber die griechische Frage 65
Groddeck, Karl, Mein Onkel Don Juan. Roman von Hans Hopfen 25
— Aus Berlin 60
— Die Märchentante. Lustspiel in 4 Acten von O. F. Gensichen 91
— Der Compagnon. Lustspiel in 4 Acten von Adolf L'Arronge . 125
— Die kleine Mama. Lustspiel in 3 Acten von Meilhac und Halévy 190
— Schauspielhaus. Die weiße und die rothe Rose, Schauspiel von Ernst Grua. Belle-Alliance Theater. Hopfenraths Erben, Posse von Wilken 219
— Dramatische Dichtungen. Hans Herrig — Heinrich Kruse . . 376

Seite

H., K., Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet 115. 130. 339
Hardt, E., Alarcons „Niño de la Bola". 346
Hartmann, Eduard von, Zum 18. Januar 1881 33
— Die Kapital-Rentensteuer. 161
Herrig, Hans, Neuere philosophische Literatur. 38
— Die Frau im Spiegel der Wissenschaft 88
— Neuere philosophische Schriften. 105
Herrmann, Waldemar, Der politische Mord und das Asylrecht 225
Herzog, Jacob, Rudolf Brestel 257
Heyse, Paul, Die Zunge einer Frau auf der Probe. Von Antonio Guadagnoli 181
— Der Savoyarde. Von Giovanni Prati 213
— Welt und Dichter. Von demselben 213
— Die Aehrenleserin von Capri. 1857. Von Luigi Mercantini . 227
— Ein Trauerspiel. An Dich, die darum weiß! Von Ricardo Aleardi 246
— Aus dem Liederbuche des Kindes. Von demselben 279
— Der Professor des Griechischen. Von demselben 279
— Begegnung im Walde. Von Emilio Praga 390
— Schwalben. Von demselben 405
— Brianza. Von demselben 405
— Die heiligen drei Könige. Von demselben. 406
— Terzinen. Von demselben 406
Hillebrand, Karl, Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830 bis 1860) 117. 133
— Auslieferungsverträge, Sicherheitspolizei und Nihilismus. . . 241
Hiller, Ferdinand, Rheinische Lieder von Sophie Hasenclever geb. v. Schadow 409
Holtzendorff, F. v., Politische und unpolitische Zeitglossen 3. 19. 147
Jensen, Wilhelm, Aus dem friedlichen Breisgau. Eine Spazierfahrt zu Zweien 5. 22
— Parentation 70
Kaden, Woldemar, Italienischer Journalismus . . 282. 313. 348
Katscher, Leopold, George Eliot. Ein literarisches Porträt 183. 202
Kleinpaul, Rudolf, Naturlaute in der Sprache 329
Koch, Max, Volksschauspiele 216
Koppel, Ernst, Zur Entstehung des deutschen Homer. 261
Köppen, Fedor von, Roon und die Reorganisation. Eine Studie zur Geschichte des deutschen Heerwesens 243
L., Th., Ueber Kunst und Künstler 76
— Alte und neue Kunst 157
— Aus der Kunstwelt 220
— Kunstausstellungen 316
Lindau, Paul, Eine Dichterin der Commune. Louise Michel. . 11
— Alfred de Musset und die Frauen 54. 71. 137
— Cyprienne. (Divorçons!) Lustspiel in drei Acten von Victorien Sardou 93
— Die Prinzessin von Bagdad. Schauspiel in drei Aufzügen von Alex. Dumas 120
— Vater und Sohn, Novelle von Fanny Lewald 168
— Ein Selbstmord. Schauspiel in zwei Abtheilungen und fünf Bildern von Paolo Ferrari 187
— Die Macht der Verhältnisse. Roman von Erich Norden . . . 200
— Das theatralische Berlin O, S und SW. Ostend-, Borussia- und Central-Theater 217
— Ernesto Rossi. 253
— Frühlingsbriefe. „Das Liebchen im Riesengebirge" 266
— Decamerone der Verkannten. 284
— Das undankbare Alter. Lustspiel in drei Aufzügen von Eduard Pailleron. 299
— Friedrich Spielhagen vor den Richtern 308

278077

Seite

Lindau, Paul, Magdalene. Schauspiel in vier Aufzügen von A. Weimar 333
— Franz Dingelstedt. Eine persönliche Erinnerung . . . 343. 364
— Die Münchener. Der Protzenbauer. Bauernposse mit Gesang von Fr. Hartl-Mitius 397
Lingg, Hermann, Die Rede des Demosthenes 260
Lotheissen, Ferdinand, Gambetta als Redner 83
Lübke, W., Künstlerische Veröffentlichungen aus Wien. 123
Luthmer, F., Geschichte des modernen Geschmacks. Von Jacob von Falke 14
M., W., Ein Blick in die Werkstätte des Berliner Adreßbuchs . . 156
Moltke-Bluntschli, Zum Manuel des Droits de la guerre . . 81
Morning, Hans, Zurückgewiesene Manuscripte. 27. 42
Moszkowski, Alexander, Zolas Assomoir. Deutsch von Willibald König 299
Neményi, Ambros, Die Ausrottung des Deutschthums in Ungarn 145
Nerrlich, Paul, Der Kaiser. Roman von Georg Ebers . . . 85
Noiré, Ludwig, Kant und seine Ausleger 406
Observer, Westminster und der Vatikan 177
Pecht, Fr., Geschichte der Plastik. Von W. Lübke 185
Philosophus, Vom Pariser Gemeinderath 1
— Unbeabsichtigte Wirkungen 113
— Einiges über parlamentarische Kampfesusancen 353
Pietsch, Ludwig, Die 12. Ausstellung in der Nationalgalerie zu Berlin 108
— Ein monumentaler Brunnen für Berlin 141
Prel, Karl du, Der Magnetismus und die Polizei 247
Reform, zur, des höheren Schulwesens. Von einem Laien . . 374
Rittershaus, Emil, Neue Lyrik 5
Rogge, W., Graf Taaffe und die Parteien 193
— Versöhnung oder Judaskuß? 369
Schasler, Max, Die Beethoven-Concerte der Meininger Hofkapelle 29
— Die culturgeschichtliche Bedeutung der Illustration 410
Scherenberg, Ernst, Pfingsten 358
Scherr, Johannes, Julius Mosen 149
Schiel, Albert, Ungarische Gesetzgebung und deutsches Schulwesen in Siebenbürgen 306. 355
Schneegans, A., Goethe in Messina 165
Singer, Wilhelm, Die innern Kämpfe in Frankreich 401
Sterne, Carus, Die Gräberfunde von Ancon in Peru im Berliner ethnographischen Museum 57. 73
— Zum gegenwärtigen Stande der Nordpolfrage 228
Volkelt, Johannes, Die geschichtlichen Wirkungen der „Kritik der reinen Vernunft" 279. 295
W., G., Vom diesjährigen Düsseldorfer Musikfest. 396
Weigert, Albert, Odhins Trost 154
Weisbrodt, Gustav, Das Grundeigenthum in Irland 211
— Die Krumirs. 305
Westerkamp, J. B., Auswanderung und Kolonisation . . 387. 403
Wilbrandt, Adolf, Meister Amor. 8
Winter, Georg, Die moderne Geschichtsschreibung 248
Werner, A. von, Kunstgelehrte contra Künstler 293
Y., Die russischen Zustände. Betrachtungen nach dem Attentate . 209

Seite

Zacharias, Otto, Ein amerikanischer Steuer- und Wirthschaftsreformer 67
Zelter, Fr., Elsaß-Lothringen im verflossenen Jahre. . . 276. 291
Zernin, Hauptmann, Die französischen Marschälle der Gegenwart. I. Canrobert II. Mac Mahon 321. 371
Ziemssen, Ludwig, Die kleine Welt. Drei Novellen von Rudolf Lindau 136
— Collection Spemann. Eine deutsche Hand- und Hausbibliothek 297
Zimmern, Helen, „Endymion". Von Lord Beaconsfield . . 40

Notizen.

Anekdote, eine, von der kürzlich verstorbenen Gemahlin Uhlands 415. Asra, der, 287. Bibliothek indogermanischer Grammatiken 206. Biedermann, R., Deutschland im 18. Jahrhundert 127. Blaublind, von R. Bertram 236. Blokieren oder blockieren? Von K. G. Andresen 15. Chamisso, zu seinem hundertsten Geburtstag 78. Dingelstedt, Franz, ein noch nicht veröffentlichtes Gedicht 415. Dorer, Dr. Edmund, der Sieger des Calderon-Preises 287. Ebers, Georg, „eine Frage" bespr. v. P. N. 255. Familienblatt, deutsches 31. Geschichte, allgemeine, in Einzeldarstellungen 79. Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 1. Bd. Bespr. v. Georg Winter 414. Goethe, wie er citirt wird 47. Grua, Ernst, die rothe und die weiße Rose 207. Heine, Heinrich, Erinnerungen 111. Herbst, W., Encyklopädie der neuen Geschichte 269. Kleinpaul, Rudolf, Mediterranea 143. Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee 127. Literaturdenkmale, deutsche, des 18. Jahrhunderts 143. Löwenberg, J., Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen 111. Maurer, Ch. F., Marksteine im Leben der Völker 143. Maurer, Konrad, zur politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze. Bespr. v. Philipp Zorn 398. Meisterwerke, die, der Nationalgalerie in London, bespr. v. M. Carriere 206. Mendelssohns, Moses, Schriften zu Philosophie, Aesthetik und Apologetik 206. Molière-Textausgabe 47. Moszkowski, A., Poetische Musikgeschichte 46. Philosophie, zur heliocentrischen, bespr. v. Wilh. Bolin 350. Rembrandts Radirungen 367. Rüthling, Bernhard †, von Felix Gahl 302. Schulz, Dr. C., die Beweise für das Dasein Gottes und die Gotteserkenntniß. Das Wort von dem Gekreuzigten und Auferstandenen 269. Tragic Comedians, the. Ein Beitrag zur Quellenkunde 335. Vischer, F. Th., Altes und Neues 79. Wochenbericht, politischer 15. 31. 45. 63. 78. 95. 110. 127. 142. 159. 174. 190. 205. 222. 235. 255. 268. 286. 302. 318. 334. 350. 366. 383. 398. 414.

Offene Briefe und Antworten ꝛc.

Ausrottung, zur, des Deutschthums in Ungarn 237. Bluntschli 63. Büchmann, Georg. Zu Büchmanns geflügelten Worten 351. Döring, A., Zu Büchmanns geflügelten Worten. Erwiderung 399. Ganghofer, Ludwig, 47. Herrig, Hans, 415. Hünten, Emil, 175. Krause, Ernst, 111. Latendorf, Friedr., Zu Büchmanns geflügelten Worten 303. Leo, F. A., Hamlets Alter 271. Löwenthal, Dr. Wilh., 143. Post, Dr. Jul., Offenes Schreiben an Se. Excellenz, den Herrn Staatssecretär Dr. Stephan, Berlin 269. Simmler, W., 175. Werner, A. v., 319. Wolff, Julius, 127. 367.

Bibliographie.

Seite 47. 239. 303. 319. 367. 383.

№ 1. Berlin, den 1. Januar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vom Pariser Gemeinderath. Von Philosophus. — Politische und unpolitische Zeitglossen. Von Franz v. Holtzendorff. III. — **Literatur und Kunst:** Neue Lyrik. Von Emil Rittershaus. — Aus dem friedlichen Breisgau. Eine Spazierfahrt zu Zweien. Von Wilhelm Jensen. — Meister Amor. Von Adolf Wilbrandt. — Von Berlin nach Leipzig. Von Th. Fontane. — Eine Dichterin der Commune. Luise Michel. Von Paul Lindau. — Geschichte des modernen Geschmacks von Jakob v. Falke. Von F. Luthmer. — Notizen. — Inserate.

Vom Pariser Gemeinderath.

Gemeinderathsangelegenheiten haben, im gewöhnlichen Laufe der Dinge, nichts mit Politik gemein. Die Erörterungen, die in diesen ehrlichen Haushaltungsversammlungen vorkommen, gehören auch ebensowenig dem Weltpublicum, als ein Streit zwischen Hausfrau und Köchin der Nachbarschaft gehört. Auch würde das Weltpublicum solchen Erörterungen wenig Interesse abgewinnen, und ist somit allen Menschen gedient, wenn das Echo dieser Debatten in der allernächsten Nähe des Entstehungsortes schon erlischt. Etwas anders aber verhält es sich hierin mit den Hauptstädten. Ob man es billige oder nicht, so wird doch eine städtische Angelegenheit in Berlin, Wien, London, Rom und Paris, neben ihrem rein municipalen Charakter, immer noch einen weiterreichenden, politischen Beigeschmack haben, sowie auch die Wahlen zur Erneuerung oder Vervollständigung eines hauptstädtischen Gemeinderathes immer von den zeitweiligen politischen Strömungen in weit größerem Maße beeinflußt sein werden, als dies selbst in den bedeutenden Provinzialstädten der Fall ist. Unter den Hauptstädten nimmt nun Paris noch einen besonderen Platz ein. Die Geschichte und die Tradition dieser Stadt, sowie der specifische Charakter der Pariser Bevölkerung tragen die Schuld daran. Man pflegt im Auslande zu lächeln, wenn Victor Hugo in seiner phrasenreichen Phantasterei ausruft, Europa sei das Centrum, oder wohl noch drastischer der Nabel der Civilisation, in Europa sei Frankreich wieder ein solcher Nabel, und Paris endlich sei der Nabel Frankreichs, folglich Europas, folglich der ganzen Civilisation; man denkt dabei unwillkührlich an jenen scherzhaften Ausspruch aus dem klassischen Alterthum, Griechenland gebiete der Welt, Athen gebiete den Griechen, Themistokles den Athenern, Themistokles aber gehorche seiner Frau, und diese gehorche ihrem kleinen Knaben — der folgerichtig also der Welt gebiete. Victor Hugo spricht aber dabei nur den tiefinnersten Gedanken aller Pariser und auch vieler Franzosen, aus, und wenn heute wieder, wie in andern Zeiten schon, der Pariser Municipalrath den Anspruch erhebt, etwas viel Wichtigeres als eine einfache Gemeindevertretung der französischen Hauptstadt zu sein, so gibt er einem Gefühle Ausdruck, das tiefer, als man es vielleicht anzunehmen geneigt sein könnte, in dem Herzen vieler, auch nicht in Paris wohnenden Franzosen lebt. Schon in einer Zeit, wo die jetzige Centralisation die französischen Provinzen noch nicht beherrschte, übte Paris einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Verhältnisse des ehemaligen Königreiches aus, und noch viel weiter als bis zu der Zeit Ludwigs XIV. reicht diese Präpotenz der Hauptstadt zurück. Die Geschichte erzählt von Bürgermeistern oder Maires von Paris, die mit den Königen wie ein Souverän mit einem anderen verhandelten, und die zeitweise die eigentlichen Gebieter Frankreichs waren, noch lange bevor, unter der ersten Republik die Pariser Commune, das Vorbild der jüngsten Commune, den Vertretern des übrigen Frankreichs ihren Willen aufzudrängen vermochte. Daß in der neuesten Zeit der Pariser Municipalrath wieder mit verjüngter Kraft in die Fußstapfen seiner Vorgänger zu treten trachtet, wurde in diesen Spalten (Der Föderalismus in Frankreich, 21. August 1880) schon angedeutet; es wurde auch hinzugefügt, daß man diesen Vorgängen im Auslande mit Aufmerksamkeit zu folgen nicht unterlassen solle, da die ganze Entwickelung der jetzigen französischen Republik auf eine Erneuerung, in andern Formen, der immer sich wiederholenden Bestrebungen der Hauptstadt, zu einer wirklichen, factischen und aber auch gesetzmäßig anerkannten Präpotenz über die andern Factoren der politischen Macht zu gelangen, hinstrebe. Die jüngsten Ereignisse im Schoße des Pariser Municipalrathes, sowie die Vorschläge, die in den Kammern von Seiten der Regierung zur Abänderung des Pariser Gemeindewahlgesetzes gemacht worden sind, deuten darauf hin, daß sich diese Entwickelung in raschem Tempo vorwärts bewegt; und zwar hat der Pariser Municipalrath den Stier, wie man sagt, bei den Hörnern angefaßt und, ohne sich weiter um seine rechtlichen Befugnisse zu kümmern, ein Gemeindegesetz ausgearbeitet, gerade als ob er die Deputirtenkammer oder der Convent wäre. Dieser Entwurf einer Gemeindeverfassung ist zu charakteristisch, als daß man es sich verargen dürfte, ihn des Näheren zu beleuchten. Folgendes sind die Grundsätze, die dabei zur Geltung gekommen sind: Nicht mehr wie früher, in der Person eines über dem Gemeinderathe stehenden Maires, sondern in dieser Versammlung selbst soll fortan der Schwerpunkt der Verwaltung liegen: der Gemeinderath von Paris soll nämlich aus seiner Mitte einen Maire und acht Adjuncten oder Beigeordnete wählen; dieselben sollen aber stets durch diese selbe Versammlung mit absoluter Stimmenmehrheit ihres Amtes entsetzt werden können, so daß der Maire und dessen Stellvertreter nur die einfachen Werkzeuge der Majorität sein würden; der Gemeinderath selbst soll verpflichtet werden, stets auf Verlangen der absoluten Mehrheit der eingeschriebenen Wähler zurückzutreten; die Wählerschaft würde somit, wie dies in der Schweiz schon geschieht, immerwährend die Macht besitzen, ihre Vertreter abzurufen, was freilich vom rein theoretischen Standpunkte das Ideal der republikanischen oder demokratischen Constitution wäre, was aber in der Praxis auf manche Schwierigkeiten stoßen, manche

recht schwere Unzulässigkeiten im Gefolge führen, und die Wählerschaft selbst zu einer allmählichen Ermüdung bringen würde, welche gerade diesem demokratischen Principe nichts weniger als nutzbringend wäre. Der Gemeinderath, wie ihn die jetzige Pariser Municipalvertretung sich denkt, wäre übrigens eine absolut souveräne Versammlung: demselben soll die Bestätigung der Wahlen allein zustehen; er soll alle Verwaltungsbeamten ernennen und entlassen; er soll „souverän" über alle Gemeindeinteressen beschließen; diese Beschlüsse sind sofort vollziehbar, bedürfen keiner Bestätigung von Seiten der Departementsbehörde, wie jetzt, und unterliegen keiner Einwendung. Nach der jetzigen Gesetzgebung sind die Gemeinden, und mit ihnen auch die Pariser Gemeinde, minorenn; der Präfect bestätigt deren Beschlüsse oder kassirt dieselben, und gerade dem Pariser Municipalrath ist es oft geschehen, daß der Seinepräfect von diesem seinem Rechte Gebrauch machen mußte. Gegen diese Macht des Präfecten haben die mit den Pariser Municipalrathsmitgliedern im Einverständniß handelnden Bürger oft protestirt, und diese Macht soll auch ganz speciell gebrochen werden; die Gemeinden überhaupt sollen von ihrer Minorennität zur Majorennität emporgehoben, Paris aber ganz besonders, die Hauptstadt des Landes, als volljährige, selbstständige Souveränetät anerkannt werden. Zu bemerken ist ferner, daß der Entwurf nur dem Präsidenten der Republik das Recht einräumt, durch Decret den Gemeinderath zu suspendiren oder aufzulösen, und es mag dieser Punkt deshalb ganz besonders hervorgehoben werden, weil allbekannt ist, daß die Bürger von dem Schlage der Pariser Gemeinderathsmitglieder, von der Einrichtung eines Präsidenten der Republik nichts weniger als erbaut sind, und denselben, je früher desto lieber, aus der Constitution streichen und durch die Souveränetät einer einzigen Kammer ersetzen würden. So wie sie in den municipalen Angelegenheiten gegen den Präfecten zu Felde ziehen, so wollen sie auch auf rein politischem Gebiete gegen die Präsidentschaft und gegen die Minister vorgehen; ihr Ideal ist eine Constitution, in welcher, wie in ihrem Gemeindeverfassungsentwurf, die Executivgewalt in allen ihren Gliederungen stets vor dem Votum der absoluten Majorität einer einzigen Kammer zurückzutreten habe, und diese Kammer wiederum ihrerseits stets dem Votum der Wählerschaft unterworfen wäre. Es ist dies die ideale Conventsverfassung. Wenn nun der Pariser Gemeinderath nichts desto weniger in diesem Entwurfe das Recht des Präsidenten der Republik anerkannt hat, so muß man darin den Einfluß einer auf ihre Art wieder opportunistisch angehauchten Strömung sehen: man ist immer der Jakobiner eines Andern, sagt ein französisches Sprichwort; aber man ist auch immer der Opportunist eines Andern. Der Gemeinderath geht dann noch weiter: er erklärt, daß die Anlage und der Erhebungsmodus der Gemeindesteuern nur durch den Gemeinderath bestimmt werden könne, und daß Anlehen erst nach Bestätigung des Gemeinderathsbeschlusses durch die Gemeindewähler selbst ratificirt werden. Somit löst sich die Gemeinde auch in Steuersachen von der Centralregierung los und legt durch Sicherung des absoluten Rechtes, die Schnüre des Geldbeutels in ihrer alleinigen Hand zu halten, die Grundbasis ihrer effectiven Souveränetät. Endlich soll noch bemerkt werden, daß der Entwurf ganz ausdrücklich die Stadt Paris von allen Verpflichtungen entbindet, irgend einen Aufwand für die Kirchen (les cultes) zu bewilligen. Besieht man sich diesen Entwurf, der mit 35 gegen eine Stimme, aber bei Enthaltung von 40 Mitgliedern angenommen wurde, genauer, so findet man, daß er die eigentliche Verfassung, wie sie von den Anhängern der Commune und des Convents angestrebt wird, und zwar nicht allein die Gemeinde-, sondern viel eher noch die Staatsverfassung formulirt. Die Männer, die selbst unter dem Kaiserreiche diese Meinung vertreten haben, und die sich damals auf dem Gebiete der Selbstverwaltung der Gemeinden mit den Orleanisten und Legitimisten zusammenfanden, verfolgen seit langen Jahren die Verwirklichung der alten Traditionen der ersten Revolution; die Logik und das strenge Festhalten an ihren Principien kann man ihnen nicht absprechen; auch werden sie ohne große Mühe den Republikanern von dem Schlage Gambettas bei dem ersten Anlaß beweisen können, daß diese letzteren den früher auch von ihnen anerkannten Traditionen der ersten Revolution untreu geworden sind, zumal wenn dieselben, wie es den Anschein gewinnt, unter den Auspicien des Kammerpräsidenten gegen diese oder ähnliche Decentralisationsentwürfe der Gemeinde und besonders der Pariser Gemeinde Front machen werden. Mit Recht konnte eine französische Zeitung hervorheben, daß die unter Gambettas Führung stehenden Republikaner diesen nach lokaler Selbstverwaltung strebenden Radicalen gegenüber eine Stellung einnehmen, welche derjenigen gleichkömmt, die seiner Zeit Rouher und das Kaiserreich gegen diese, aber damals auch von Gambetta unterstützten Bestrebungen einnahmen. Das Kaiserreich sah in diesen Decentralisationsprojecten eine Schädigung der Centralgewalt; als solche wurden jene Projecte von Gambetta unterstützt; heute aber, da Gambetta selber die Centralregierung geworden ist, findet er, daß die Gemeinden, und daß ganz insbesondere die Pariser Gemeinde recht wohl in dem jetzigen Zustande bleiben können, und die Centralgewalt will er heute nicht mehr schädigen, da er selbst, wenn auch noch nicht in Person, so doch durch die ihm blind ergebenen Parteigänger das Heft in der Hand hält. Je mehr die Dinge sich verändern, desto mehr gleichen sie sich, sagte einmal, nach 1870, ein scharfer Denker, Alphonse Karr. (Plus ça change, plus c'est la même chose.) Daß Gambetta und seine Freunde daran denken, der steigenden Macht des Pariser Gemeinderathes bei Zeiten die Spitze abzubrechen, das ersieht man an den neuerdings in der Kammer und in den parlamentarischen Vereinigungen gepflogenen Verhandlungen über die Reform der Pariser Gemeinderathswahlgesetzgebung. Man will diese Wahlen so einrichten, daß der Pariser Gemeinderath sich nicht mehr, wie jetzt, als eine kleine Kammer, oder als einen künftigen Wohlfahrtsausschuß fühlen könne, und so beginnt die jetzige Regierung wieder ihrerseits den Kampf, den alle ihre Vorgänger schon geführt, den Kampf der das ganze Frankreich vertretenden Centralgewalt gegen das, in ewigem Anstreben nach einer Art von Vormundschaft über den Staat begriffene Pariser Gemeindebewußtsein. Daß der Minister des Innern mit einem, die Gemeinderathswahlen auf neuer Basis ordnenden Entwurf vor die Kammer getreten ist, darin liegt, abgesehen von dem Inhalte dieses Entwurfs und von der von Gambettas Freund vorgeschlagenen Reform, die bemerkenswerthe und symptomatische Thatsache. Ob das Ministerium vorschlägt, Paris in vier oder in fünf Sectionen zu theilen, kann gleichgültig sein; was aber in die Augen fällt, das ist das Factum, daß die jetzige Regierung überhaupt daran denkt und daran geht, eine Veränderung der augenblicklichen Sachlage in Paris vorzunehmen. Diese Veränderung, so muß gefolgert werden, würde die Regierung nicht anbahnen, wenn sie mit der jetzigen Municipalvertretung zufrieden wäre; sie ginge auch nicht in dem jetzigen Augenblicke, vor den allgemeinen Wahlen, an diese Reform, wenn sie nicht einen Einfluß des heute bestehenden Municipalrathes auf die Zukunft, und vielleicht auf diese Wahlen befürchtete. Es ist aber immer eine bedeutende Sache, wenn man die Centralregierung Frankreichs in den Kampf gegen die Hauptstadt eintreten sieht, und, wie harmlos sich auch dieses Reformproject des Ministeriums in der Form ansieht, so liegt es doch auf der Hand, daß dasselbe nicht einem, dem jetzigen Pariser Municipalrath und dessen Wählern holden Gedanken entsprungen ist. Es ist dieser, unter jedem Regime und in regelmäßigen Ebben und Fluthen der inneren Zustände Frankreichs wiederkehrende Kampf ein interessantes Moment, dem man auch im Auslande und zwar gerade wegen der moralischen, zuweilen auch der faktischen Macht, welche den Kundgebungen der öffentlichen Pariser Meinung inneliegt, mit Aufmerksamkeit zu folgen berechtigt ist.

Philosophus.

Politische und unpolitische Zeitglossen.

Von Franz v. Holtzendorff.

III.

26. Dichtkunst und Geschichtsschreibung.

Ist es nicht zu verwundern, daß so viele hochbegabte Dichter ausschließlich dem Ruhme nachtrachten, durch Romanschriftstellerei für den geistigen Genuß oder die Unterhaltung der höheren Gesellschaftsklassen zu sorgen? Wenn das politische Verständniß weiter verbreitet wäre, so würde mancher Schriftsteller, der heute nur als Damenschneider auf dem Gebiete der geistigen Mode wirkt, weitaus mehr dadurch leisten können, daß er sein Erzählungstalent zur Darstellung großer Ereignisse oder zur Charakterschilderung hervorragender Männer verwendete. Die wissenschaftliche Arbeit der Geschichtsforschung und die künstlerische Aufgabe der Geschichtsschreibung müssen, häufiger als es bisher geschah, von einander getrennt — vielleicht aber auch häufiger vereinigt werde, indem sich zwei Schriftsteller, Forscher und Erzähler, mit einander verbinden. Nur durch die epische Kunst des Erzählens, die sich heute zu stark an der Romanliteratur betheiligt, kann der wirkliche Volksunterricht in der Geschichte ertheilt und ein pietätvoller Sinn gegen unsere Voreltern gepflegt werden. Schiller erfaßte seinen Beruf als Geschichtslehrer auf das Vollkommenste. Weswegen findet er unter den bedeutenderen Dichtern der Gegenwart keine Nachahmung?

Der ideale Zug des Menschen, vornehmlich der Jugend, kann nur aus der Vergangenheit und ihrer Erkenntniß kommen. Dem geistigen Auge des Beschauers muß eine Welt gezeigt werden, die in ihrer Schönheit und Kraft nicht mehr besteht, aber energischen Charakteren doch als erstrebungswürdig für die Zukunft erscheint. Schon fühlen wir, nachdem der Materialismus so lange geherrscht hat, daß eine Welt ohne Ideale einem engen Raume gleicht, in dem der Mensch die Strafe des Lebendigbegrabenseins erleidet. Daß dem jugendlichen Geiste dieser Zug auf die Erhabenheit vergangener Größe gegeben würde, bildete ehemals den höchsten Werth der altklassischen Studien. Man bemerkt es aber an unserer Jugend, daß die veränderte Richtung der Philologie auf mikroskopische Textkritik, auf vergleichende Sprachwissenschaft und grammatikalische Goldwährung dem Universitätsunterricht eben so förderlich, als für den idealen Geist an den Gymnasien nachtheilig wurde.

Um so mehr steigt die Bedeutung des Geschichtsunterrichts nach der doppelten Richtung der Pflege des idealen Sinnes und der Uebung der Beobachtungsgabe, die über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung im Leben der Menschheit nachforscht.

Das deutsche Volk braucht die stärkere Entwickelung dieser Gaben für seine Zukunft: der idealen Begeisterung für die höchsten Ziele der Menschheit und der Beobachtungsgabe zur eigenen Erkenntniß seiner geschichtlich angedeuteten Fehler und Schwächen.

27. Kennzeichen des Verdienstes.

Alles große Verdienst macht bescheiden, weil es aus gewissenhafter Pflichterfüllung stammt. Der Ruhm, zu dem der Zufall des Glückes manchen Leuten verhilft, wird, wie das Opium vom Raucher, zum Zwecke der eigenen Betäubung geschlürft. Solcher Glücksruhm hat fast immer Eitelkeit und Neid zu seinen Begleitern, deren Umgang dem gerechten Stolze zuwider ist. Gerechter Stolz und Bescheidenheit können sich wohl mit einander vertragen. Sie sind die Kennzeichen, woran die echten Diamaten des Verdienstes von den falschen Diamanten der Verdienstanmaßung oder des Verdienstwahnes meistentheils unterschieden werden können. Freilich nicht immer; denn es gibt nicht selten Gelehrte und Künstler, die in der That Verdienste haben, aber durch eine offen zur Schau getragene Eitelkeit selbst bemüht sind, Zweifel an dem Werth ihrer Leistungen zu erregen.

28. Zoologische Gärten und Strafanstalten.

Möchte man sich doch für gefangene Verbrecher, die man neuerdings auch häufig als Bestien bezeichnet, in ähnlicher Weise interessiren wie für die Raubthiere in zoologischen Gärten! Und wenn doch Gefängnißbeamte die menschliche Seele ebenso genau beobachten wollten, wie der Zoologe die Bedürfnisse wilder Thiere studirt, denen in ihren Käfigen die beste Wohnung, die gesündeste Nahrung und die sorgsamste Pflege gewährt wird. Insbesondere sollte man den Sträfling nicht nur unter das eiserne Joch einer gewiß nothwendigen Disciplin beugen, sondern ihn auch Gelegenheit finden lassen, Gutes zu thun, was in mannichfachster Weise geschehen könnte. Nachdem man die Ketten von den Beinen und Handgelenken gelöst hat, gilt es gegenwärtig den guten Willen zu entfesseln, wo sich derselbe irgendwo regt. In der Gefängnißverwaltung ist der höchste Idealismus noch nicht hoch genug. Die meisten Fachmänner, welche sich reicher Erfahrungen rühmen, wollen davon nichts wissen und sehen in der Gefängnißreform nur ein architektonisches Problem der Mauerconstruction. Die bisherige Methode des Strafvollzuges hat gerade für die praktischen Interessen der Gesellschaft trotz des besten Willens und großer Anstrengungen wenig mehr leisten können, als die Versuche der Wiederbelebung eines kahl gewordenen Scheitels. Die zuweilen unzeitige Milde der Strafgesetzgebung und der Richter in der Strafzumessung gegenüber völlig verderbten Verbrechern kann durch die nahezu unterscheidungslose Härte des Strafvollzuges nicht ausgeglichen, sondern auf Kosten der noch besserungsfähigen Elemente, die sich in den Strafanstalten zahlreich genug vorfinden, eher verschlimmert werden.

29. Das Schlimme der Freund des Bösen.

Wie man oft gesagt hat, das Bessere sei der Feind des Guten, so kann man auch sagen, das Schlimmere sei der Freund des Bösen. Man tröstet sich im Leben über viele Uebelstände aus Furcht, daß noch größere Uebel kommen könnten. So geschieht es, daß man sich bei Mängeln beruhigt, die bei thatkräftigem Einschreiten sehr wohl beseitigt werden könnten.

30. Theorien und Systeme.

Theorie und Abstraction bedeuten Absonderung ursprünglich zusammenhängender Theile zum Zweck der Betrachtung. Bei lebendigen Wesen ist dies erst möglich, wenn der Zerfall und die Zersetzung des Todes begonnen hat. Da nun jeder Staat ein eigenartiges Wesen für sich hat, können wir bei der historischen Section früherer Staatscadaver niemals eine Theorie gewinnen, die auf die Gegenwart überall anwendbar wäre. Nur zu brauchbaren Analogien können wir in einzelnen Fällen gelangen. Wenn die Wissenschaft die im Wege der Abstraction gewonnene Einsicht in Einzelheiten wiederum zusammenfügt, so schafft sie damit ihre Systeme. Kein System des Rechts, der Philosophie oder der Politik ist aber ein vollkommen wahres Spiegelbild des wirklichen Volkslebens, sondern höchstens eine gelungene Nachahmung, die sich zu ihrem Urbilde erhält wie die Vaucanson'sche Ente zu der Wirklichkeit des thierischen Organismus. Das große politische Glück der Engländer war, daß sie durch Systeme nicht ihren gesunden Menschenverstand verderben ließen.

31. Der Werth statistischer Tabellen.

Die statistischen Tabellen gleichen den semitischen Sprachen, die sich der bloßen Consonantschrift bedienen. Je nach den Vocalen, die der geübte Leser dazwischen setzt, kann der Sinn einer Urkunde dann auch ein verschiedener sein. Die Statistik hat das Verständniß der staatlichen Dinge auf sichere Grundlagen gebracht und wird meistentheils von solchen gering geschätzt, die es übel nehmen, wenn man auf Grund allgemeiner Beobachtungen ihren eingebildeten persönlichen Erfahrungen oder ihren Eingebungen widerspricht. Auf der andern Seite ist es

*

aber auch gewiß, daß unter den noch ungezählten Erscheinungen des menschlichen Lebens die unzählbaren, d. h. diejenigen, die keinen Ausdruck in Ziffern und Zahlen finden können, als die wichtigeren anzusehen sind.

32. Culturfinsternisse und Culturwahn.

Nicht immer ist das vollkommenere und kunstvollere Zerstörungswerkzeug das siegreiche im wirklichen Kampfe. Ein kunstvoll gearbeiteter Dolch oder eine Damascenerklinge ist kunstvoller als die Keule oder der Bomerang des Australiers; aber der Träger des Dolches wird im Handgemenge wahrscheinlich in der Mehrzahl der Fälle der Keule des Wilden unterliegen, auch wenn er gut zu fechten verstände. Aehnlich ergeht es unseren modernen Staatstheorien, an denen die Weisheit der Jahrtausende gearbeitet hat, wenn wir sie im Kampf mit den Leidenschaften der Menge verwerthen wollen. Vernunft kann niemals den Aberglauben widerlegen, sondern nur dann zum Siege gelangen wenn man Einrichtungen erdenkt, mittels welcher die Menschen vom Aberglauben allmählich entwöhnt werden. Man darf aber niemals vergessen, daß auch hochentwickelte Culturvölker gelegentlich in Aberglauben und Barbarei, mindestens zeitweise, zurückfallen. Es ergeht solchen Nationen wie manchen völlig aufgeklärten Männern, die sich trotz aller Vernünftigkeit um die Mitternachtsstunde des Grausens nicht erwehren können.

Unsere geistige Cultur entbehrt vor der Hand aller sittlichen Garantien für ihre Dauer. Die Ereignisse der Pariser Commune lassen dies deutlich erkennen. Wie Gestirne, wie Sonne und Mond sich auf ihren Bahnen zuweilen verfinstern, so geschieht es auch der Menschheit, daß die Leuchte der Gesittung durch den Einbruch dunkler Barbarei wiederum verfinstert wird. Leider sind diese Culturfinsternisse weder ebenso voraus zu berechnen, noch so schnell vorübergehend, wie Sonnen- und Mondfinsternisse. Wer bietet uns Sicherheit, daß wir nicht dunkleren Jahrhunderten entgegengehen? Ist es undenkbar, daß moralische Verwilderung neben der technischen Vervollkommnung aller mechanischen Leistungen einhergehe? Bis jetzt ist die Staatswissenschaft und die Geschichtsphilosophie außer Stande eine Diagnose dahin zu stellen, ob ein Volk, wie die Römer im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, dem Tode entgegengeht oder sich nur, wie die Deutschen nach dem dreißigjährigen Kriege, gleichsam im Winterschlafe befindet, aus welchem ein Wiedererwachen möglich ist.

Angesichts dieser Ungewißheiten ist es sicherlich das Gefährlichste, sich dem Culturwahn hinzugeben und unsere Zukunft lediglich auf die technische Vervollkommnung unserer materiellen Mittel oder die Großartigkeit neuerer Erfindungen begründen zu wollen.

33. Stille und reißende Gewässer.

Um die Menschheit auf ihrem culturgeschichtlichen Entwickelungsgange vorwärts zu bringen, müssen die staatlichen Triebkräfte, die in den Parteien sich offenbaren, in maßvoller Bewegung erhalten werden. Es ist damit wie mit der Triebkraft des Wassers. Weder in den stillen Gewässern der großen Strommündungen, noch unter dem Absturz der Gebirgs- und Wildwässer kann ein Mühlrad gehen. Die altconservativen Parteien gleichen dem Stillleben an seichten und versandeten Strommündungen, die Radicalen den gleichfalls nicht tiefen, aber laut tosenden Wasserstürzen.

34. Waldmenschen, Feldmenschen, Stadtmenschen.

Die Culturstufen der Volkswirthschaft haben sich nach und nach mit den Begriffen der höheren nnd niederen gesellschaftlichen Gesittung verschmolzen. Der älteste Gegensatz innerhalb der die gemäßigte Zone bewohnenden Bevölkerung war der zwischen jagenden Waldmenschen und ackernden Feldmenschen, silvaticus und rusticus. Nach und nach erschien der Waldbewohner als „Wilder“ (selvaggio). Ueber dem höher stehenden rusticus und Bauern erhob sich dann in freiem Selbstgefühl der vornehmere Stadtmensch, urbanus, mit dem Anspruch auf Verfeinerung, Urbanität, und schließlich der Weltmensch mit der Eigenschaft der Humanität. Gegenwärtig kehrt sich jedoch die Reihenfolge dieser Civilisationsstufen vielfach um. Die wildesten Barbaren liefert gerade der großstädtische Pöbel. Der Landmann steht trotz seiner Rusticität weit höher. Immerhin erzeugt das ausschließlich städtische Leben ebenso einseitige Menschen, wie das ohne Unterbrechung fortgesetzte Landleben. Die politischen Parteien in Deutschland würden sich leichter verständigen, wenn der gesellschaftliche Gegensatz zwischen Stadt und Land in ähnlicher Weise ausgeglichen werden könnte, wie es den leitenden Klassen in England gelungen ist. Während die schlechtesten Elemente der ländlichen Bevölkerung, nicht nur in Deutschland sondern auch in Nordamerika, durch die niederen Reize der Großstädte angezogen werden, bemerkt man, daß die mittleren Klassen der städtischen Bevölkerung das Verständniß für den Werth des Landlebens mehr und mehr verlieren. Die Gründungsjahre haben gelehrt, daß die meisten derjenigen, die es versuchten, sich in Villen niederzulassen, sehr bald von der Sehnsucht nach dem gewohnten Straßenlärm erfaßt wurden und sich ihrer halbländlichen Besitzungen wiederum zu entledigen suchten.

35. Psychologie des Reisens.

Auch das Reisen hat seine eigene Psychologie. Anders, als die heutigen, waren die Menschen beschaffen, die zu Fuß nach Rom pilgerten, oder als Cavaliere zu Roß die Welt durchstreiften, oder als Handwerksburschen ehemals auf die Wanderschaft zogen. Verschieden von der Gegenwart war das Zeitalter der Postkutschen und Vetturini. Diese völlig selbstverständliche Verschiedenheit lag aber nicht nur in den Jahreszahlen, sondern eben auch in der Art der Beförderungsmittel begründet. Die zunehmende Gleichförmigkeit unserer Gesellschaft entstammt zu einem nicht geringen Theile der Maschine, die uns von einem Orte zum andern schleudert. Wir sind beseelte Waaren, athmende Ballen, die von Eisenbahnbeamten zusammengepackt werden. Nebeneinander, aber nicht mehr miteinander reisen die Menschen. So gibt es denn auch nur noch Nebenmenschen, aber kaum noch Mitmenschen. Die moderne Gesellschaft ist vollkommen abgezeichnet in der einander fremden Gesellschaft eines Eisenbahncoupés. Jeder sucht mit Geschicklichkeit seinen Eckplatz zu wahren, seine Beine recht weit zu strecken, indem der Neueinsteigende mit mißgünstigem Auge als Störenfried betrachtet wird. Das Coupé ist gleichsam der Staat, jeder Reisende sucht ihn für sich zu monopolisiren und den einen Platz, der bezahlt worden ist, zu vervierfachen. Der Nachbar ist kaum eines Wortes werth.

Verlohnte es sich nicht der Mühe, darüber nachzudenken, wie viel schlechte gesellschaftliche Gewohnheiten durch die moderne Art des Reisens befördert werden?

Nach einigen Jahrzehnten wird sich die Gesellschaft vielleicht, den drei Klassen der Eisenbahnwagen entsprechend, in drei Grundtypen geformt haben: aufgepolsterte, lederne und hölzerne Menschen.

36. Die Fahrgelegenheiten der Propaganda.

Graf Sellon sagt über seine Angriffe auf die Todesstrafe: Mes idées commenceront par circuler en omnibus, elles finiront par monter dans les carosses du roi. Noch erfreulicher wäre es, wenn man hoffen dürfte, daß die Ideen, die in den Staatskarossen unserer großen Dichter und Denker heute gleichsam nur auf Stunden spazieren fahren, in dem Omnibus des Volkes ihren Platz fänden.

Literatur und Kunst.

Neue Lyrik.

Von Emil Rittershaus.

I.

Es webt die Mainacht ihren Schleier
Aus Nebelduft und Sternenschein
Und hüllt der Minne Wonnefeier
In seliges Geheimniß ein.

Der Tauber schmiegt sich an die Taube,
Die Blume sich zur Blume neigt,
Doch in dem Feld, im Waldeslaube
Ist Alles still und Alles schweigt.

Nur aus der Nachtigallenkehle
Erklingt es in der Rosenkron'.
Da fand die liebetrunk'ne Seele
Das rechte Lied, den rechten Ton!

Der Minne Lust, der Minne Klagen,
Sie darf's verkünden wonnevoll!
Sie darf es singen, darf es sagen,
Was Jeder sonst verschweigen soll.

II.

Nicht schlafen ließ der Neid die Spatzen,
Als sie der Nachtigall gelauscht;
Sie haben mit geschäft'gem Schwatzen
Schnell ihre Meinung ausgetauscht.

Sie riefen in der Morgenfrühe:
„Nur falsche Scham und Thorheit schweigt!
Wie uns der Lenz der Minne blühe,
Auf allen Straßen sei's gezeigt!

Wir dürfen auch uns Sänger taufen!
Auch uns erfüllt der Musen Gunst!" —
Sie seufzten bei den Kehrichthaufen
Von ihrer heißen Liebesbrunst.

Da ward gekost, da ward gesungen
Und des Verlangens Brand gekühlt —
Und „Bravo!" schrie'n die Gassenjungen,
Die's, voll Verständniß, nachgefühlt:

„Hinweg mit aller Scham Beschwerden!
Nur schöne Nacktheit ist Vernunft!
Nun kommt das Paradies auf Erden" —
Und lobten laut die Spatzenzunft.

Aus dem friedlichen Breisgau.

Eine Spazierfahrt zu Zweien.

Von Wilhelm Jensen.

Haben Sie einmal unsere schönen Bäder Badenweiler und Baden-Baden besucht? Wenn Ihre französischen Studien Ihnen Muße dafür übrig lassen, sollten Sie den Ausflug dahin nicht versäumen. Ich ertheile Ihnen diesen Rath völlig uneigennützig, um Ihre Augen durch den Anblick reizvoller Landschaften zu erfreuen, und durchaus egoistisch, weil ich dadurch der Freude theilhaftig würde, Sie wieder zu sehen. Allerdings weiß ich, daß Eisenbahnfahrten nicht zu Ihren Hauptliebhabereien zählen, aber die in Rede stehende ist nicht von übermäßig beträchtlicher Dauer. Wenn Sie unmittelbar hinter Badenweiler auf den Gipfel des Hochblauen in etwa zwei Stunden hinaufsteigen, sehen Sie bei klarer Luft nordwärts bis zu den Bergen von Baden-Baden hinüber, und der Schnellzug bringt uns in drei Stunden dorthin.

Ich sage uns, denn ich würde mir selbstverständlich das Vergnügen bereiten, Ihnen Gesellschaft zu leisten, und die Aussicht darauf erfüllt meine Vorstellung so lebhaft, daß es mir ist, als ständen wir wirklich grad' im Begriff, auf der Station Müllheim in den Wagen einzusteigen. Wahrhaftig, das ist gar keine Einbildung — ich sehe Sie ja leibhaftig Ihr Lorgnon noch einmal nach Badenweiler zurückrichten, und höre Sie sagen: „In der That, sehr hübsch — etwas weniger ansprechend war für mein Gehörorgan nur das Mühlhausener Französisch, das zeitweilig die vorwiegende Landessprache in der Umgegend des alten Römerbads zu sein schien." Darüber müssen Sie sich nicht zu sehr wundern, denn die gute Stadt Mühlhausen — der breite Waldgürtel da verdeckt ihre Thürme — zeichnet sich einestheils noch heut durch eine besondere industrielle Pietät für Frankreich aus, und anderntheils herrscht bei ihren Bewohnern muthmaßlich ein achtungswerthes Zartgefühl für die mitmenschlichen Ohren „im Reich", denn wenn sie „Ditsch" redeten, wäre die Sache noch weniger angenehm. — Bitte, setzen Sie sich rechts ans Fenster, lieber Freund!

Sie finden, daß es nicht übermäßig schnell vorwärts geht? Ja, Sie müssen von Ihrer Berlin-Hannover-Verwöhnung ein wenig absehen; zu Jagdzügen und fahrplanmäßigen Entgleisungen sind wir noch nicht vorgeschritten. Stellenweise indeß besitzt die relative Langsamkeit auch ihre Vortheile, man sieht Manches, an dem man vorüberkommt, deutlicher, und im Vergleich mit unserer gegenwärtigen Geschwindigkeit war immerhin die Beförderung vor Anlage der Eisenbahn sowohl zu Wagen und zu Pferd als zu Fuß eine schneckenhafte zu nennen. Dennoch kamen die Leute auch damals hier vorwärts, mitunter sogar überraschend hurtig. Vorzüglich suchten die Bewohner unseres westlichen Nachbarlandes drüben die Gegenden, durch welche unsere Fahrt uns bringt, mehrere Jahrhunderte lang mit besonderer Vorliebe auf, reisten im Sattel und auf Sohlen drin herum, so daß ihnen kaum irgendwo ein interessanter Punkt verborgen blieb. Vielen sagte sogar der Aufenthalt derartig zu, daß sie sich häuslich hier niederließen; unsere Landschaft kann gewiß nicht mehr Ehre beanspruchen, als bei einem daraus zu entnehmenden Vergleich und Schönheitswettstreit mit „la belle France" nicht unterlegen zu sein. Als Nachbar des Kalauer Feld- und Wiesenwuchses können Sie etwas vertragen, und so wage ich es, Ihnen gegenüber das mythologische Gleichniß zu gebrauchen: Paris reichte damals der Diana Abnoba den Apfel, den Eris der Thetis zugeworfen, welche sich zu der Zeit vermuthlich bei dem Vater Rhein zum Besuch aufhielt. Lassen Sie das Fenster nur herunter, wenn Sie eines Zuges frischer Luft auf diesen Schreck bedürftig sind; wir sehen dann noch besser, und meine Verwerthung klassischer Gelehrsamkeit hat ihren Zweck erreicht. Was sagten Sie?

„Da wir grade gegen Norden fahren, behalten wir also immer den Schwarzwald zur Rechten und drüben die Vogesen zur Linken?"

Ganz richtig, wir fahren stets hart am Rande des Schwarzwaldes oder des Gebirges der Diana Abnoba, wie die Römer denselben benannten, entlang. Sie kannten, wie ich sehe, diesen Namen schon. Es ist ein wahrhafter Genuß, mit einem Reisebegleiter von umfassend geographisch-historischer Bildung zu fahren, freilich verringert sich durch die letztere wesentlich der Werth meiner Gesellschaft für Sie. Ich werde mich darauf beschränken müssen, mich Ihnen hin und wieder vermittelst einer geringfügigen topographischen Kenntniß zu empfehlen. Sie wollen sich im Voraus dafür revanchiren, äußern Sie, und bieten mir eine Cigarre aus Ihrem Etui allerneuester Façon an? Mit Ver-

gnügen — nur vermeiden Sie hier lieber das Wort Revanche, nicht grade um etwaiger menschlicher Ohren willen, aber — die alten Steine da draußen — ich kann mich augenblicklich nicht deutlicher ausdrücken. Sagen Sie mir statt dessen, wie theuer — bei Cigarren, hab' ich einmal gehört, kann man den Preis ja nennen — sehen Sie den Berg, der da rechts vorspringt und sich uns in den Weg legt?

Es überrascht wirklich, wie geschwind, wenn nicht der Zug, doch die Zeit in so angenehmer Begleitung fliegt. Das ist bereits der Schönberg, hinter dem die Stadt Freiburg liegt. Er heißt eigentlich Schinberg, aber der Fortschritt der Zeit verschönert an Allem und hat's mit ihm auch so gemacht. Es ist ein eigenthümlicher Gesell, eine Art Bergsonderling, der mit seinen Schwarzwaldnachbarn weder orographisch, noch gemüthlich zusammenhängt. Der alte Vulkan hat ihn sich ursprünglich zurecht gehämmert und später Frau Venus in seinem Innern ein Absteigequartier gehalten, um interessante deutsche Ritter darin zu beherbergen. Deshalb trägt er noch heut' einen völlig anderen Blüthenkranz als die Umgegend, von Orchideen, Türkenbund, Genzianen und zahllosen sonstigen selteneren botanischen Namen auf dem Kopf; ob um Vulkans oder Venus' willen, weiß ich indeß nicht. In sogenannter historischer Zeit war er auch einmal eine keltische Opferstätte, wozu er sich außerordentlich gut geeignet haben wird, und vermuthlich hat er davon auch die Sarggestalt, die Sie an seinem Oberbau wahrnehmen, beibehalten. Und wenn ich eine weitere Hypothese daran knüpfen darf, so gaben seine erwähnten Absonderlichkeiten Anlaß, daß um die Mitte des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1644, zwei sehr vornehme Herren von dem unwiderstehlichen Verlangen beseelt wurden, den Schönberg zu besteigen. Es waren dies der frühere Herzog von Enghien, Louis II. von Bourbon, Prinz von Condé, auch „der Große" zubenannt, und der Marschall Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne. Sie reisten damals schon seit geraumer Zeit mit beträchtlichem Gefolge am Oberrhein von Speier bis Basel, besonders im Breisgau, und kamen so auch auf den Gedanken, dem Schönberg einen Besuch abzustatten. Dies zeigte sich jedoch gerade zu der Zeit mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, denn oben auf dem Gipfel stand just der kurfürstlich-bayrische Feldmarschall Franz Freiherr von Mercy, der eigenwillig die schöne Aussicht mit seinen Begleitern allein genießen wollte und, um das Herzukommen Unberufener zu verhindern, den ganzen Berg bis zum Scheitel mit Gräben, langen Steinwällen, dichten Verhauen und sonstigen Unbequemlichkeiten für Bergtouristen möglichst wenig einladend gemacht hatte. Darüber erzürnten sich aber die beiden unten Wartenden mit ihm, beschlossen in ihrer hartköpfigen Natur, nun gerade ihren Willen haben zu wollen, und in Folge dessen ward der Schönberg wirklich zum Sarg, und zwar nicht mehr für keltische Opferstiere, sondern für einige tausend geopferte Bayern und Franzosen. Der Prinz von Condé stieg nämlich gegen Abend des 3. August durch das Dorf Ebringen — Sie sehen es sich da aus der Schlucht lang herunterringeln, Eburum nannten es schon die Römer und schätzten seinen Wein — also dort zwischen den Rebgeländen stieg er den Schönberg hinan, und da der Feldmarschall von Mercy sich seinerseits darüber jetzt auch heftig erboßte, so kam's zu einem thätlichen Streit, in welchem Condé zuletzt einem Begleiter Mercys seinen Marschallstab über ein mannshohes Verhau an den Kopf warf. Zugleich aber rief er den hinter ihm Befindlichen zu: „Holt mir ihn wieder!" — in dieser Positur stellte ihn nachmals eine Bildsäule zu Paris auf der Brücke Königs Ludwigs XVI. dar — und sein Gefolge vollzog den rühmlichen Auftrag auch buchstäblich, sprang dem Stabe nach und warf bei der Gelegenheit Mercy zusammt seinem Geleit vom Schönberg auf die andere Seite, ins Hexenthal hinunter. Nur kam eine erhebliche Anzahl der Franzosen nicht ganz bis oben hinauf, sondern blieb vor der Hand in den Weinbergen und im dichten Wald bei Nacht liegen und ward dann in eine große Grube gesammelt. Man nannte diese länger als ein Jahrhundert „das Beinhaus auf dem Bohl", und erleuchtete speculative Gemüther machten später ausfindig, dasselbe besitze eine absondre Heilkraft für Gicht und Gliederreißen, so daß im Jahre 1791 der damalige Pfarrer von Ebringen, um dem Andrang frommer Wallfahrer ein Ziel zu setzen, sich veranlaßt sah, die Gebeine, „wovon nur noch drei Kornsäcke voll übrig waren", fortschaffen zu lassen. Ein heutiger Pfarrer hätte dies muthmaßlich nicht gethan, sondern einige Kinder und alte Weiber beauftragt, öfters nachzusehen, ob nicht die Muttergottes sich vielleicht mit Vorliebe in dem, über die Knochen verwachsenen Unkraut und Gestrüpp aufhalte — bücken Sie sich ein wenig vor, wir fahren just an der Stelle vorüber. Es ist merkwürdig, wie still der Schönberg mit seinen Tannen, Orchideen und Genzianen daliegt, als ob er sich niemals mit etwas Anderem als Blumenzucht beschäftigt habe. Aber es ist so seine Art, ich habe ihn gerade so in Freiburg vor meinem Fenster und kann nicht sagen, daß er mit seiner Vergangenheit für sich Reclame macht. Nur verleugnet er selten ein gewisses ernsthaftes Gesicht, dem sich die Wolken gern als graues Haartoupé aufsetzen.

Warum es pfeift? Wir biegen bei der letzten Station vor Freiburg um die Ecke, dort sehen Sie die rothe Spitzenpyramide des Münsters aufsteigen; bitte, drehen Sie den Blick indeß zunächst noch einmal nach rechts. Vor dem weit ausgebreiteten hohen Schwarzwalde gewahren Sie eine kleine, auf uns zustrebende Erhöhung — im Volksmund „das Bergle" genannt — mit einer gelben, von hohen Linden überschatteten Kapelle darauf. Das ist die Lorettokapelle — ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, wie überraschend schnell Linden wachsen, denn an dem Tag nach der Veruneinigung auf dem Schönberg dort gegenüber war noch keiner von diesen dicken, uralt scheinenden Stämmen vorhanden. Auch die Kapelle nicht, vielmehr stand der Feldmarschall Mercy mit Fußsoldaten, Reitern und Geschütz droben, in Allem etwa noch 12,000 Mann stark, und seine beiden Gegner nahmen mit ungefähr 20,000 Köpfen an Fußvolk und Kavallerie den ganzen Thalgrund ein, durch welchen wir gegenwärtig fortrollen. Das Ergebniß dieser abermaligen Begegnung am 5. August des Jahres 1644 ist Ihnen bekannt; sie war nicht gerade freundlicher als die erste auf dem Schönberg. Der im deutschen Vaterlande allgemein herkömmliche ausgezeichnete historische Unterricht hat Ihrem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt, daß jener Tag ungefähr 6000 Franzosen und 1200 Bayern „zu den Uebrigen legte", und daß der kaiserliche Reitergeneral Jean de Werth seine Meinung dahin abgab: „Er, seit zweiundzwanzig Jahren mit dem Bluthandwerk vertraut, habe niemals einem so blutigen Treffen beigewohnt." Möglicherweise hat dagegen die Schulpädagogik Ihnen die tröstliche Aeußerung des großen Condé, „zu Paris werde in einer Nacht mehr Ersatz geschaffen, als hier auf dem Schlachtfeld geblieben", unterschlagen, und Ihre geschichtliche Specialkenntniß wird sich kaum so weit ausdehnen, daß die Stadt Freiburg im Verlauf dieses freundnachbarlichen Besuchs ihre sämmtlichen Vorstädte, vor den Thoren belegenen Mahl-, Walk-, Papiermühlen, Steinschleifen und obendrein die alten und hochehrwürdigen Klöster Sanct Wilhelm, Santa Clara, Agnes, Magdalena und Adelhausen vom Erdboden verschwinden sah. Anstatt der letzteren frommen Heimstätten ward aber damals die Lorettokapelle errichtet, und es scheint fast, als habe die Weltgeschichte die erste Säcularfeier derselben durch einen wörtlichen besonderen Knalleffekt auszeichnen wollen. Denn genau um hundert Jahre nach der Schlacht „am Bergle", nämlich im Jahre 1744, zog der Marschall von Coigny mit einem sehr beträchtlichen Heere zur Belagerung der Stadt Freiburg heran — die im Uebrigen an diese nachbarlichen Caressen ungefähr schon ein Dutzendmal gewöhnt worden — und da der Lorettoberg sich als vorzüglichster Aussichtspunkt eignete, beschloß Seine allerchristlichste Majestät, König Ludwig XV. höchstselbst, dort seinen Standpunkt zu nehmen und die Begrüßung Freiburgs mit Bomben, Haubitzen, fliegenden Pechkränzen, sowie die dadurch entstehende hübsche Illumination der Stadt zu betrachten. Vorher ward indeß in die letztere ein Bote mit dieser Ankündigung und dem strengsten Gebote an die Vertheidiger

gesandt, die königliche Observationsruhe dort in keiner Weise zu stören. Sei es aber durch Ungeschick irgend eines widerborstigen groben Geschützes, oder wie sonst, plötzlich fuhr dennoch eine etwa zwanzigpfündige Eisenkugel in die Lorettokapelle hinein, und zwar hart über dem Rand der kleinen Thür, in welcher gerade Seine allerchristlichste Majestät in Ihre ästhetische Betrachtung versenkt stand. Darüber verfiel dieselbe begreiflicher Weise in die äußerste Entrüstung und sprach sich als Zeichen Ihrer allerhöchsten Ungnade dahin aus, daß von einer solchen königsmörderischen Stadt kein Stein auf dem andern bleiben solle. Völlig erfüllte sich dieses majestätische Wort allerdings nicht, allein eine „Grabschrift auf Freiburg" aus der Zeit besagt, daß der Marschall von Coigny wenigstens redlich das Seinige dazu gethan, denn sie lautet: „Fuit Imperii clavis, sed rupta est; fuit Germaniae gloria, sed transiit; fuit Austriae decus, sed abiit; heu fuit, fuit! Quiescat Friburgum, Arx et Ars, proprio tumulata cinere, utinam (sed vix) suscitanda!"

Wenn der Anzweifler dieses letzten frommen Wunsches jedoch gegenwärtig einen Blick auf den damaligen Aschenhaufen zu werfen vermöchte, würde er sich ziemlich über seine Befürchtung beruhigt wieder ins Grab zurücklegen können, von Zeitgenossen freilich wohl nur mehr die Kugel vorfinden, welche man, ihr selbst zum dauernden Schandmal, an der Stelle über der Thür der Lorettokapelle eingemauert hat, wo sie das unersetzliche und erhabene Dasein Königs Ludwig XV. zu bedrohen sich erfrechte. Zu meinem lebhaften Schreck aber nehme ich wahr, daß wir über der Vergangenheit die Gegenwart völlig versäumt und den Freiburger Bahnhof schon wieder im Rücken haben. Drehen Sie den Kopf rasch noch einmal zurück — wie meinten Sie? Gewiß, von ziemlicher Ausdehnung ist die Stadt heut, — es wohnen nach der letzten Zählung fast 40,000 Menschen darin — und schön gelegen ist sie gleichfalls, nach meinem Dafürhalten sogar am schönsten von allen größeren Städten des neuen deutschen Reichs. — Wie die 40,000 Menschen darin im Allgemeinen und Besonderen beschaffen sind? — Ja, lieber Freund, im Allgemeinen — ich verstehe Ihre Frage nicht recht — im Allgemeinen — wie läßt sich das so kurz beantworten? Im Besonderen dagegen — ich weiß nicht ganz, was Sie meinen — im Besonderen — nun da sind sie wie im Allgemeinen — nein, ich meine — im Allgemeinen sind sie besonders — entschuldigen Sie die Abschweifung, es ist wirklich ein besonders klarer Tag heut, wie er hier im Allgemeinen nicht häufig vorkommt — bitte, wechseln Sie Ihren Sitz einmal ans linke Fenster hinüber!

Sehen Sie dort zwischen dem Rücken des Tunibergs und dem Südausläufer des Kaiserstuhls den kleinen sonnenflimmernden Punkt? Nein, Sie haben nicht Acht gegeben, er blieb auch nur einen Augenblick sichtbar. Das war der Thurm des Domes zu Altbreisach; sind Sie einmal dort gewesen? Ja so, ich vergesse, daß unsere Gegend Ihnen überhaupt fremd ist. Schade, daß wir so von weitem vorüberfliegen, Sie würden eine merkwürdige Stadt kennen lernen. Man könnte sie ein deutsches Pompeji nennen — denken Sie sich hart am Rheinufer, auf unserer Seite, einen steilen, etwa hundert Fuß hohen, zehn Minuten langen und ein Drittheil so breiten Felsen. Darauf stand eine Stadt mit Thürmen, Mauern und vielen Häusern, die im Mittelalter der Hauptort am Oberrhein, uneinnehmbar und so wichtig war, daß sie den sonderbaren Ehrentitel „Schlüssel Deutschlands und des heiligen römischen Reichs Ruhekissen" trug; ja ein östreichisch-deutscher Kaiser legte sogar seine Werthschätzung einmal durch die Aeußerung an den Tag: Wenn Wien und Breisach zugleich vom Feinde bedroht seien, würde er Breisach zuerst zur Hülfe eilen. Man sieht's ihm wirklich so wenig wie einer alten verschrumpften Hexe von achtzig Jahren mehr an, daß es eine so heftige Zuneigung einflößen konnte. Zu Bernhard von Weimars Lebzeit war dies jedoch noch möglich, denn er warb ein ganzes Jahr lang vergeblich um die damals schon recht alterthümliche Schöne und konnte ihre felsharte Sprödigkeit schließlich nur durch das etwas ungalante Mittel des Aushungerns bezwingen. Nach seinem Tode verhandelte der Generalmajor von Erlach sie für hübsche Goldbildnisse Königs Ludwigs XIII. an den Kardinal Richelieu, und der glorreiche König Ludwig XIV. ließ ihr ein (noch vorhandenes) Schild auf die Brust heften, auf welchem die Flüsse Rhein und Donau von dem, mit dem französischen Lilienwappen ausgezeichneten Kriegsgotte Mars gefesselt gehalten werden; darunter setzte der poetische Sinn, die Wahrheitsliebe und Bescheidenheit des großen „Gerechten" das geschmackvolle Distichon:

„Limes eram Gallis, nunc pons et janua fio,
Si pergunt Galli, nullibi limes erit."

Es hat jedoch Alles auf Erden seine Zeit, spricht der Prediger Salomo — Steine sammeln und Steine zerstreuen — und wenn er in unseren Tagen gelebt hätte, würde er vielleicht seiner langen Aufzählung vergänglicher irdischer Dinge „gallische Zuneigung" angefügt haben. Zunächst freilich schloß König Ludwig XIV. die vermittelst reichlichen Goldaufwandes gewonnene Rheinschöne ausnehmend ins Herz und ließ sie von seinem obersten Kämmerer, Herrn Sebastian le Prestre de Vauban aufs Sorglichste mit einem neuen, prachtvollen, ihr bis zum Hals anschließenden Steinkleid herausputzen, bei dessen Zuschnitt besonders auf die Brüstungen höchste Kunstfertigkeit verwandt ward. Allein um ein Nestoralter später brachte der spanische Erbfolgekrieg Breisach wieder zu den heimatlichen Laren, fast hätte ich gesagt an den Herd des Menelaos, zurück. Denn gleich der nach Griechenland heimgekehrten Helena, war es noch immer von stattlicher Erscheinung — ich vergesse, daß Sie dies Alles ja in der Schule gelernt haben, und wollte Ihnen selbstverständlich nicht mittheilen, wie damals die gesammelten Steine sich ausnahmen, sondern welchen Eindruck heute die zerstreuten erregen.

Gegenwärtig ist nämlich von den ehemaligen Thürmen, Häusern und Mauern auf dem Felsen eigentlich nichts geblieben, als die letzteren, und das gibt ein höchst sonderbares und nachdenkliches Bild, wie Sie schwerlich ein Pendant dazu im deutschen Reiche wiederfinden werden. Denn die Mauern sind alle vorhanden, wie einst, nur reichen sie nicht weiter, als bis zum ehemaligen ersten Stockwerk hinauf und tragen kein Gebälk mehr auf sich, sondern umschließen statt der früheren Wohn-, Schlaf- und Gewerksstuben, Kammern, Küchen und Kellern, kleine Gärten mit Gemüsekräutern, Reblauben und Pfirsichspalieren, an denen sich nur Bienen und Schmetterlinge ein Stelldichein geben. Ab und zu steht noch ein bewohntes Haus dazwischen, als ob ein Todtengräber sich möglichst nah an sein Berufsgebiet hinangebaut habe, und um die anachronistischen heilen Fensterscheiben liegt „die Ruhe eines Kirchhofs". Denn Straßen, in denen keine Wagen rollen, keine Menschen gehen, Kinder spielen, Hühner flattern und Hunde bellen, haben etwas ähnlich Stilles an sich, wie die Wege, zu deren Seiten Kreuze, Trauereschen und epheuübernickte Granitsteine mit eingelassenen Marmortafeln stehn, und über die Gassen Altbreisachs schleicht höchstens einmal eine graue Katze, glimmert den Fremden einen Moment verwundert mit grünlichen Augen an, springt an einer der schweigsamen Mauern hinauf und verschwindet. Von Zeit zu Zeit öffnet sich jedoch zwischen den letzteren ein Ausblick und dann genießt man eine Rundschau über den Sund- und Breisgau, auf den grün hinschießenden Rhein, den Kaiserstuhl, die Vogesen und den Schwarzwald, bei günstiger Luft bis an die Berner Alpen, die Diablerets und den Montblanc, wie das deutsche Reich sie so leicht erreichbar nicht zum andernmal bietet. Zwischen all' diesen Herrlichkeiten aber liegt Altbreisach unter der heißen, goldgelben Sonne des Oberrheinthals wie ein vergessenes Häuflein Unglück.

„Wie, zum Teufel, ist das denn zugegangen?" fuhr Ihnen heraus? — Fluchen Sie nicht, Liebster! man soll hier so wenig wie anderwärts den Teufel an die Wand malen, und im Uebrigen ist es ganz ohne Hexerei geschehen, nichts als Geschwindigkeit. Sie erinnern sich aus dem letzten Kriege des Forts Mortier unweit Neubreisach — das lag auch damals schon, jenseits des Rheins, Altbreisach gegenüber gerade auf dem nämlichen Fleck, und am Sonntagsabend des 15. September im Jahre 1793 fingen die Kanonen des Forts Mortier an, ein

wenig nach Altbreisach hinüber zu schießen. Es war nur ein Sonntagsvergnügen, das keinen anderen Zweck verfolgte, als etwas Abwechslung in die Einförmigkeit des Garnisonlebens zu bringen, denn Altbreisach besaß schon lange keine Festungswerke mehr, sondern war nur noch das, was man eine „offene Stadt" nennt. Aber es machte den drüben Befindlichen offenbar außerordentlichen Spaß, zu sehen, wie gut sie zielten und daß schon nach dem fünften Bombenschuß ein Haus auf der Felshöhe zu brennen anfing. Deshalb begleiteten sie ihre Sonntagsunterhaltung mit hübscher, laut herüberklingender Janitscharenmusik und setzten jene bis zum 19. September fort, an welchem die große Fackel, die im Rheinthal angezündet schien, sich verlodert hatte, weil in Altbreisach nichts Brennbares mehr übrig geblieben. In Frankreich herrschte zu der Zeit aber zufällig kein König, sondern eine zur Befreiung und Beglückung der Menschheit eingesetzte Republik, deren Commissäre, die Herren Lacoste und Mallarmé, ursprünglich den Befehl überbracht hatten, mit der Beschießung um Mitternacht zu beginnen, damit die Einwohner im Schlaf von dem republikanischen Angebinde überrascht würden. Der Commandant von Neubreisach erwies sich jedoch in dieser Richtung von tadelnswerther Launenhaftigkeit und Insubordination, daß er erst am Nachmittag damit begann, die von König Ludwig XIV. gesammelten Steine wieder zu zerstreuen. Die geflüchteten Insassen der von Grund aus zerstörten Stadt besorgten indeß, daß die sonntägliche Langeweile im Fort Mortier einmal zur Wiederholung des so artig ausgefallenen Scherzes verlocken könne, bauten ihre Häuser nicht wieder auf, und deshalb liegt der bewohnte Theil Altbreisachs seitdem unter dem östlichen Absturz des Felsens und durch diesen so vor der nachbarlichen Begrüßung gedeckt, daß die Kanonen des Forts Mortier im Jahre 1870 droben sich keine andere Unterhaltung mehr verschaffen konnten, als da und dort aus dem uralten Dom einige Stücke herauszureißen — ich bitte, sehen Sie sich schnell einmal den Kirchthurm da zur Rechten an!

Was für ein curioses Bauwerk, wie ein modernes trigonometrisches Zeichen auf einer Thurmplatform, das sei, meinten Sie? Es täuscht, das Ding ist sehr alt und stellt den Kirchthurm der Station Langendenzlingen dar, nicht gerade architektonisch schön, doch bei näherer Betrachtung recht eigenthümlich, besonders wenn man sich dabei vergegenwärtigt, daß unter diesem wunderlichen Dreigestell vor ungefähr drittehalb Jahrhunderten nach Hans Jakob Christoph von Grimmelshausens glaubwürdiger Gewähr eines Tags der vielerfahrene Simplicius Simplicissimus auf dem Bauch ausgestreckt lag und vorsichtig nach den französischen Verfolgern, denen er entronnen war, auslugte. Es ist wiederum recht Schade, daß wir hier nicht aussteigen, einen Zug überschlagen und drüben den geschlängelten Weg am Waldrand hinansteigen können, um einen Besuch auf der Hochburg — da tritt sie an der Ecke, nicht eben reizvoll von hier aus, wie eine Reihe zerbröckelter Zahnstumpfen, hervor — abzustatten. Sie würden eine der größten Ruinen Deutschlands kennen lernen, an Umfang dem Heidelberger Schloß noch überlegen und diesem, wenn auch nicht an erhaltener baulicher Schönheit, doch an Großartigkeit ihrer Trümmerwelt voll vergleichbar. Im Vorbeigehen gesagt, bietet sie wieder ein sprachlich interessantes Beispiel, wie die Zeit sich der Menschenzungen zu bedienen weiß, um allmählich und unvermerkt, Namen umzumodeln und zu verschönern; es ist bedauerlich, daß sie die letztere Kunst bei den Menschen weniger anzuwenden pflegt. Die Hochburg hieß nämlich ursprünglich Hachberg und das war nichts besonders Aesthetisches, denn Hach ist eine altdeutsche Bezeichnung für Stier. Dann ward aus dem Berg, auf dem die Stiere oder Ochsen mit Vorliebe gegrast zu haben scheinen, Hochberg und daraus schließlich die poetische Hochburg, wie jeder gebildete Mensch sie heut' benennt, obwohl sie durchaus nicht hoch belegen ist. Da man indeß auch von hochgeborenen Leuten spricht, die unten im Thal zur Welt gekommen, mag die Hochburg ihren veredelten Namen immerhin mit einem gewissen Anrecht weiterführen, zumal sie verständig genug ist, sich den wirklichen Bergen umher gegenüber, vor denen sie allerdings äußerst winzig zusammenschrumpfen würde, nicht zu überheben. Poetisch dagegen ist sie wirklich und war dies bis zur Mitte unseres Jahrhunderts dergestalt, als ob die Natur selbst ihren vorgefundenen romantischen Stoff zu einer Dichtung benutzt hätte. Sie glich bis dahin dem undurchdringlichen Märchenwalde des schlafenden Dornröschens, so hatten unangefochten Baum, Strauch, Ranke und Blume es sich durch anderthalb Jahrhunderte darin bequem gemacht. Auch jetzt bilden die breiten Burggräben im Hochsommer noch eine grünverflochtene Wildniß, schatten überall hohe Wipfel auf das zerborstene Mauerwerk, treiben junge Eichen, Tannen und Lärchen tausendfältig aus dem Gestein, hängt gelbblühender Ginster von zugangslosen Söllern und Erkern, aus denen braune Edelfalken mit scharfem Klageschrei auffahren, und wenn man irgendwo begründete Aussicht hat, an einem heißen Julitage, über dem die Sonne im Scheitelpunkt steht, einem Mittagsgespenst zu begegnen, so ist's in den langen, enggewundenen, von weglosem Gezweig übernickten, grabesstillen Gängen der Hochburg. Denn sie ist jetzt mit Beil und Spaten so zugänglich gemacht, wie ihre alte, stolze, vielhundertjährige Geschichte und Bedeutung es wohl posthum beanspruchen kann. Leider sind die darüber verbliebenen Aufzeichnungen vergleichsweise nicht erheblich, und eine über dem Hauptausgangsthor angebrachte Tafel gibt ebenfalls dem Besucher nicht viel Anhalt durch die Inschrift: „Auf Befehl des Ministers Louvois trotz versprochener Schonung zerstört durch den General du Fay im Jahre 1689." Wenn man dies auf dem Rückweg gelesen, geht man am Besten, um die Bahn wieder zu erreichen, in einer Stunde nach dem Städtchen Emmendingen hinunter — da fahren wir gerade hart am Kirchhof desselben vorüber. Auch Ihr Lorgnon vermag leider nicht durch die alte Mauer hindurch zu sehen, sonst würden Sie hier in der Ecke deutlich auf einem Gedächtnißgrabstein „Cornelia Schlosser, geborene Goethe" lesen können.

Nicht wahr, es hat etwas Freundliches, sich vorzustellen, daß Johann Wolfgang einigemal zum Besuch seiner Schwester und seines Schwager-Oberamtmanns mit seinem Schatten da über das holprichte Pflaster zwischen die gelbgetünchten Häuser hinein gewandert ist. Sie sahen damals vermuthlich nicht viel anders aus, als jetzt — nur den Bahnhof gab's freilich noch nicht — aber mir ist's manchmal, es müsse irgendwo noch ein Abglanz aus seinen Augen in dem Städtchen hängen geblieben, von Wind und Regen nicht verlöscht sein, davon habe es sein anheimelndes Aussehen. Daß so etwas möglich ist, hat Ludwig Eckardt überaus schön und kurz auf einem anderen Grabstein im Dörfchen Meisenheim ausgesprochen, das wir bald in einiger Entfernung zur Linken unseres Schienenwegs liegen lassen werden. Dort steht:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh" —

und diese Grabschrift Friederike Brions scheint mir der Liebe nicht unwürdig, welche ihr Leben über den Tod hinaus erhalten hat und für die Zeitdauer forterhalten wird, die wir etwas hyperbolisch als Ewigkeit bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Meister Amor.

An Paul Lindau,

W. Von der Heydtstraße 1,

Berlin.

Mein lieber Paul!

Also noch immer in Sorrent; morgen reisen wir. Ich sitze in meinem Zimmer an der offenen Balconthür, sehe die Wolken ziehn und die unzähligen, fast gereiften Orangen aus den Gärten heraufleuchten; bei einer träumerischen Morgencigarre horche ich auf die unsichtbaren Pifferari, die in den Häusern und vor den Madonnenbildern durch Querpfeife und Dudelsack und

Gesang das Weihnachtsfest ankündigen; dann blicke ich wieder auf Deine Grüße aus der Heimat: Deinen geschriebenen Brief vom 10. December, und Deinen gedruckten in Nr. 50 Deiner „Gegenwart". In dem einen besprichst Du meinen Roman „Meister Amor" (wie weit, wie fremd liegt er hinter mir); in dem andern schreibst Du: „. . . Ich lese eben Deine Sachen mit größerer Empfindlichkeit, als die eines Andern. Es wäre sehr nett, wenn Du Dich vertheidigtest. Gegenkritiken schreibst Du natürlich nicht; aber in diesem Falle wäre es ja auch etwas Anderes, es wäre die Wahrung der poetisch berechtigten Eigenthümlichkeit gegenüber der Aengstlichkeit des zu besorgten Freundes . . ."

Das ist gewiß eine edelmüthige und liebenswürdige Aufforderung; und nun hätte ich in der That gegen Deine kritischen Bedenken, „Meister Amor" betreffend, Manches auf dem Herzen; Manches, das ich wohl plaudernd sagen könnte, ohne zum würdelosen „Gegenkritiker" zu werden; — nur — — es geht mir nur gar zu gut! Nach langen und großen geistigen Strapazen lebe ich hier, am schönsten aller Golfe, in göttlichem Nichtsthun und olympischem Genießen; Woche um Woche in einem bezaubernden Herbstfrühling, der nicht enden will. Heute ist der sechzehnte December, und noch immer die Luft so mild . . . In unsrer fast leeren „Pension" sind wir wie zu Hause; diese alte, behagliche, reizende Villa Santa Severina, die sich jetzt Hôtel nennt, mit ihren Terrassen und Gärten nach Süden und nach Norden, auf ihrem Tuffselsen am Meer, das in der Tiefe rauscht, mit ihrem erhabenen Gegenüber, dem rauchenden Vesuv, mit ihrem Fernblick auf das schimmernde Neapel und die Inseln, — diese Villa gehört gleichsam uns; und wen ich gern habe, den wünsche ich hierher, in die vortreffliche „Gran Bretagna" in Sorrento. Auf all den ölbewaldeten oder kahlen Höhen, die durch meine Thür hereinschauen, habe ich einsam oder mit den Meinigen gerastet und nach links und nach rechts auf die Golfe von Neapel und Salerno hinabgeschaut, die unsre Halbinsel umfließen. Alle Wege kenn' ich, alle die unzähligen Ortschaften oben und im Thal, alle die versteckten Buchten und Fischernester hab' ich durchwandert und umfahren; kurz, ich habe viel gesehen und genossen, — und das Schreiben verlernt. In Gedanken dichtet sich wohl nirgends besser als hier; aber mich wieder an den Schreibtisch anzunageln — sonderbarer Gedanke. Ich müßte einen Luftgeist zur Verfügung haben, der stenographiren kann; und noch besser, wenn er auch das Talent besäße, das zu redigiren, was ich hinträume. Aber auch die Luftgeister sind hier träge, fürcht' ich; sie kommen von Myrthenbüschen auf der Höhe, deren aufblühender „Johannistrieb" sie berauscht hat, und gehen zu Orangenhainen im Thal, deren Goldfrüchte ihre Lüfte wecken. Und nachdem ich dies alles gesagt habe, möcht' ich also schließen: Lassen wir „Meister Amor", und Ihr in der Von der Heydtstraße in Berlin, gehe es Euch gut, lebt wohl!

Da liegt aber noch etwas, das Du mitgeschickt hast: die Photographie eines lieblichen kleinen Mädchens. Ob wohl das dicke, blondlockige Kind, das jetzt so reizend gedankenlos in die Welt hineinträumt, einst über „Meister Amor" Deiner Meinung sein wird? Du hast ein Hauptbedenken gegen meinen Roman, auf das ich Vieles und Allgemeines zu erwidern hätte: die Heldin, Ada, ist Dir „viel zu jung". Du findest, daß sie vor der Zeit Gefühle der Liebe erregt; und ihre unreife Frühreife, die Dich „befremdet und von ihr fernhält", wirft einen Schatten auf Dein Empfinden, das Dich durch die Dichtung begleitet.

Nun, daß sie ein absonderliches Wesen ist, werde ich nicht leugnen; denn wie und durch was sie aus der Abnormität zur Natur zurückkehrt, ist ja die Geschichte. Aber Meister Amor — erscheint er denn vor der Zeit? Als Ada noch unreif, noch ein vierzehnjähriges „Wunderkind" ist, erregt sie Staunen, Bewunderung, aber keine Liebe. Als die jungen Männer, Rudolf und Max, jeder auf seine Art das Herz an sie verlieren, ist sie fünfzehn Jahr alt; zur Jungfrau gereift, von der Natur dazu ermächtigt, alle Gefühle der Liebe zu erwecken. Wäre das vor der Zeit? Begegnete Dir in unserm deutschen Norden noch kein fünfzehnjähriges Mädchen, das Dir dazu geschaffen schien, auf der Stelle geliebt zu werden? Dein Bedenken verräth mir, daß Du nie ein Mädchen dieses Alters geliebt hast; — einen Vorwurf will ich Dir nicht deswegen machen; aber ich bekenne hiermit laut vor aller Welt, daß ich als junger Mensch dieses Schicksal erlebt habe; und „sie" war nicht einmal ein frühreifes „Wunderkind". „Schülerliebe", „Studentenliebe" — was wollen diese Worte in der Regel sagen, als daß ein junger Mensch sein Herz an ein junges Mädchen verliert, das gewiß zur Ehe noch zu jung, noch in jedem Sinne fünfzehnjährig ist? Sie schon zu heirathen wäre gewiß gegen die Vernunft; sie zu lieben ist nicht gegen die Natur. Wie viele unserer deutschen Großmütter und Urgroßmütter waren mit sechzehn Jahren schon vermählt, ja schon glückliche Mütter; erscheint Dir das gegen die Natur? — Nun tritt hier vor einen jungen, schwärmerischen, liebebedürftigen Studenten ein Wesen hin, das noch etwas mehr als eine eben erblühende, reizende Jungfrau ist; das ihm ein Genie däucht und ihn zugleich durch ihre Kindlichkeit bezaubert; und Dich befremdet, daß ihm nicht „vor einer Verirrung bangt?" Ist er nicht selber jung? Weiß er nicht, daß sie ebenso gewiß wird älter werden, als er? Müßte ihm nicht eher bangen, daß sie ihm entwachsen, daß sie auf den Flügeln ihres Künstlerthums ihm davonfliegen wird? Und weil Du, Paul Lindau, eingestandenermaßen nie eine Fünfzehnjährige geliebt hast, sollte er, Rudolf Berger, den nächsten Jahrgang erwarten?

Ich sehe wieder die Photographie des kleinen Mädchens an . . . Vielleicht tritt dieses entzückende Geschöpf eines Tages vor seinen Vater hin: „Vater! ich bin zwar eben erst sechzehn Jahre alt; und in einem alten, alten Bande der „Gegenwart', — über „Meister Amor" — habe ich gelesen, daß da der Kritiker der Fünfzehnjährigen noch das Recht bestreitet, geliebt zu werden. Aber ich muß Dir gestehn, Ferdinand liebt mich schon seit einem vollen Jahr (nicht lange nach meinem Geburtstag, weißt Du, als Du mir Wilbrandts sämmtliche Werke schenktest); und vor einigen Tagen hat er mir's gestanden, — so, wie Rudolf der Ada; und wenn Du mir nicht erlaubst, ihn zu heirathen, gehe ich ins Wasser!"

Dann blickt vielleicht der erschrockene Vater seine reizende, frühreife Tochter (sie hatte wohl gar auch so etwas von einem Wunderkind) tief nachdenkend an: „Ja, ja! Freund Wilbrandt hatte damals nicht so Unrecht . . ." Indessen sich sammelnd sagt er: „Meine liebe Käthe! Geh an Deinen Bücherschrank: in eben desselben Wilbrandts sämmtlichen Werken findest Du auch eine Novelle, betitelt „Mit sechzehn Jahren"*); lies sie. Laß Dir darin erzählen, wie es einer andern Sechzehnjährigen erging, die so früh am Altar stand; laß Dir von dem Dichter des „Meister Amor" darin sagen, daß es oft traurig ausgeht, wenn Amor der Meister ist. Daß Natur und Vernunft zweierlei Dinge sind; und daß, wenn die Natur sagt: Käthe kann heirathen! die Vernunft hinzusetzt: Käthe ist ein begabtes, ungewöhnliches, complicirtes Geschöpf, solche Geschöpfe brauchen länger Zeit, als andre, bis die Gährung ausreift; Käthe soll noch lange, lange warten, eh sie sich und noch Einen für das Leben bindet! — Käthe, sei vernünftig; lassen wir Ada Hillmann eine Ausnahme sein und bleiben, wie ihr Verfasser es wollte. Denkst Du, die Dichter wollen Regeln aufstellen, wenn sie Menschen schildern? Adolf Wilbrandt, als Mensch, war durchaus überzeugt, daß frühe Liebe selten eine gute Frucht trägt; daß spät heirathen gut ist; daß es doppelt und dreifach gut ist, wo es sich um feinere und höhere Geschöpfe handelt. Wenn er nun doch die Geschichte von Ada Hillmann schrieb, so war seine Meinung: sie ist ein Wesen eigner Art, laßt sie denn so gelten! Schaut sie und ihr Schicksal nicht gar so kritisch an; nehmt sie wie einen fremden, bunten Wandervogel, der durch euren Wald fliegt, und dann seht zu, ob sie euch gefällt! — — Und nun lies Du die andre Geschichte, Käthe; die ist mehr für Dich. Also als Du eben fünfzehn Jahr alt warst, liebte er Dich

*) Im December 1880 war diese Novelle noch nicht geschrieben; sie entstand erst später. A. W.

schon, Dein Ferdinand. Mit dem will ich morgen sprechen ... Gib mir einen Kuß, Tochter eines vernünftigen Vaters, und hab' auch Vernunft!"

Möchtest Du dann Vernunft haben, gute Käthe ...

Doch ich will noch hoffen, Du ersparst Deinem Vater dieses ganze Gespräch; Du wirst so normal, wie er wünscht — und wie ich es wünsche. Vielleicht aber erwärmt sich einmal Deine junge Seele für Ada „das Wunderkind" — ohne ihr nachzueifern und ohne sie zu bestreiten; und vielleicht wird Dir dann sonderbar zu Muth und Du lächelst reizend, wenn Du zufällig in einem alten, alten Bande der „Gegenwart" diese Briefe findest, in denen Lindau Ada Hillmann für zu jung erklärte und Wilbrandt sie vertheidigte.

Leb wohl! Denn nun muß ich packen. Morgen nach Neapel, „Pension britannique"; von da aus laß mich Dir in neuem „süßen Nichtsthun" verschweigen, was ich sonst noch auf dem Herzen hatte, aber nicht mehr sage.

Ein milder Regen ist herabgegangen, während ich dies schrieb, und rieselt noch fort, die wahrhaft dürstende Erde zu erfrischen. Es will Abend werden. Nun kommt vielleicht Deine Schiebelampe, und Du stehst am wärmenden Ofen und denkst an Deine Jugendzeit zurück, als Amor noch Meister war. Schade, daß Du nie eine Fünfzehnjährige geliebt hast. Gehe es Euch gut! Lebt wohl!

Dein

Adolf Wilbrandt.

Von Berlin nach Leipzig.

„Unser Braun", der vor etwa Jahresfrist mit dem Reichsgericht nach Leipzig auswanderte, läßt uns in seinem neuesten Buche: „Von Berlin nach Leipzig"*) erkennen, wie sehr er der unserige gewesen ist. Es ist vielleicht niemals anerkennender über unsere Stadt geschrieben worden, und selbst unser Schlimmes weiß er in so wohlwollender Weise darzustellen, daß es aus etwas Gutem zu stammen oder zu etwas Gutem zu führen scheint. Braun ist so recht eigentlich das Gegentheil von einem Schwarzseher und hat vielmehr umgekehrt ein Talent und eine Lust, die ganze Welt im goldenen Lichte von Rüdesheim oder im rothen von Aßmannshausen zu sehen. Dies gibt Allem, was er schreibt, einen außerordentlichen Reiz, und er theilt uns seine heitere, hoffnungsvolle Stimmung mit, da ja glücklicherweise nicht blos die Furcht Anderer, sondern auch Anderer Zuversicht unser Gemüth ergreift.

Es ist aber doch nicht blos die Stimmung, was die Bücher K. Brauns so wohlthuend macht, es ist auch ihre Form. Er hat mehr als irgend wer unter uns eine leichte, heitere Behandlungsweise herangebildet, in der auch der letzte Rest von Pedantismus untergegangen ist, und gehört ganz zu jenen Glücklichen, die, weil sie das Thema beherrschen, mit ihm zu spielen verstehn. Auch in seinen kritischen Betrachtungen zeigt sich dies. Er weiß eben jeden Augenblick, daß es am gerathensten ist, mit Dunst und nicht mit Kanonen auf Spatzen zu schießen.

In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da späh'n wir jeden Winkel aus,
Indeß wir wie die Blinden tappen
In unserm eignen Vaterhaus, —

unter diesem Motto sind es im Wesentlichen zwei deutsche Städtebilder, die der Herr Verfasser in dem uns vorliegenden Buche gibt. „Unsere Schriftsteller," so schreibt er, „haben bisher ihre Vorliebe nur den Hafen-, Burg- und Bergstädten gewidmet. Ich stecke mir wohlbewußt ein davon abweichendes Ziel, und wenn die Burg- und Bergstädte ihre arx, ihre Akropolis haben, so haben die Städte der Ebene, der unromantischen Binnengewässer, ihre unnahbare Pfahlbauteninsel, oder aber, nachdem diese verschwunden ist, jene Bürgertugend, die sie zum Sitze der Cultur gemacht. Und neben den welthistorisch-renommirten Städten sei dieser ihrer bescheidenen Schwestern in wohlverdienten Ehren gedacht. Singt doch schon Ludwig Uhland

Und schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum."

So etwa beginnt und schließt K. Braun seine Vorrede, die beiden deutschen Städte aber, um die sich's handelt, sind, wie der Leser aus Andeutungen bez. aus dem Titel entnommen haben wird: Berlin und Leipzig.

Ein paar Abtheilungsüberschriften sind vielleicht am ehesten geeignet, über den Inhalt des Buches zu orientiren: Geschichte einer Berliner Straße; Aus der Berliner Gewerbe-Ausstellung; Zur Naturgeschichte Berlins; Abschied von Berlin; Leben, Meinungen und Tod des Königl. Obertribunals in Berlin; L'entrée joyeuse; Das Reichskammergericht in Wetzlar und das Reichsgericht in Leipzig; Aus der Reichsgerichtsstadt (Leipzig).

So die Titel einiger der ansprechendsten Kapitel.

Ton und Behandlungsweise sind überall dieselben und mit einer bemerkenswerthen Galanterie hat der Herr Verfasser an beide Städtedamen, Berolinia wie Lipsia, gleich verbindliche Worte zu richten gewußt. Er dienert immer mit Geschick und stößt die eine nicht um, wenn er sich gegen die andere verbeugt. Aber so vorzüglich er zu balanciren und Jedem das Seine zu geben gewußt hat, so hat es mir doch scheinen wollen, als ob die alte Neigung (Berlin) der neuen (Leipzig) überlegen geblieben sei. Namentlich habe ich in der Kapitelreihe, die die Gesammtüberschrift: „Geschichte einer Berliner Straße" führt, eine gewisse Vorliebe zu finden geglaubt.

Die Straße, deren Geschichte darin erzählt wird, ist die Königgrätzer Straße, in der Braun seine Berliner Tage verlebte. Er fand sie im Jahre 1866 noch theilweise als einen Fahrweg vor, der sich, in der Nähe des Halle'schen Thores, durch eine nur hier und da bebaute Einöde zog, und sah, während er sich in einem der dort errichteten Häuser einquartierte, von seinem Arbeitszimmer aus, wie da, wo Planken und Gartenzäune standen, mächtige Neubauten aufwuchsen und aus einem bloßen Feld- oder Fahrweg ein Boulevard wurde. Ja, so weit Anlage mitspricht, eine der schönsten Straßen der Stadt. Zum Ueberfluß waren es auch noch die Tage der jetzt schon wieder vergessenen „Verbindungsbahn", und auf eben dieser Bahn geschah es, daß der ganze 70er Krieg an ihm vorüberzog, erst die ausziehenden, zuletzt die heimkehrenden Regimenter, und dazwischen die Hunderttausende von Gefangenen, die, mit Benutzung speciell dieser Bahn, in die östlichen und südöstlichen Provinzen weiterbefördert wurden.

Das war nun Alles ein wunderbar schöner Stoff und so bequem er zu beobachten war, so gut wurde er beobachtet, weniger auf seinen Ernst und seine Bedeutung, als auf sein heiteres und idyllisches Beiwerk hin. Ein paar Stellen aus dieser „Jugendgeschichte einer Straße" mögen hier einen Platz finden.

„Die Königgrätzerstraße laborirte noch geraume Zeit nach ihrer Taufe (als „Königgrätzer Straße") an jenem Dualismus, den Deutschland in dem Jahre 1866 los ward oder wenigstens 1870. Denn bis 1870 hatten wir ja noch die Mainlinie, welche Nord- und Mitteldeutschland von Süddeutschland trennte. Hier in der Königgrätzer war es aber nicht ein Fluß, sondern eine Mauer, welche die zu einander gehörigen Theile trennte, von deren Zueinandergehörigkeit man eigentlich noch gar keinen Begriff hatte. Es wurde auch hier, wie der lateinische Dichter sagt, innerhalb und außerhalb der Mauer gesündigt, und wenn ich damals über die vielen Mißstände brummte, die das Stehenlassen der zwecklos gewordenen Mauer mit sich führte, so hieß es:

Die Mauer steht ewig an diesem Ort
Und wird auch so stehen ewig fort.

Aber das erwies sich als ein Irrthum, und zwar waren es die Berliner Straßenjungen, die sich zuerst einer höheren Ein-

*) Von Berlin nach Leipzig, reichs-, rechts-, wirthschafts- und culturgeschichtliche Plaudereien von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig 1880, Carl Reißner.

sicht erfreuten. Sie begannen damit, Löcher in die Mauer zu brechen. Zuerst versuchte die Polizei solchen subversiven Tendenzen entgegenzutreten. Aber die Jungen waren klüger und benutzten die Dunkelstunden. Die Zahl der Löcher vermehrte sich von Nacht zu Nacht und die einzelnen Oeffnungen wurden immer größer. Anfangs konnten nur die ganz kleinen Jungen durchschlüpfen; allein die großen Jungen vermochten nicht einzusehen, warum, gerade auf diesem Gebiete, die Kleinen einen Vorzug vor den Großen genießen sollten, während doch sonst das Gegentheil die Regel ist. Sie strebten also bürgerliche Gleichstellung und Freiheit des Verkehrs für alle an, und infolge dessen mußten die Dimensionen der Löcher sich immer vergrößern. Dazu kam auch noch der Reiz des Verbotenen. Kurz, zuletzt war mehr Loch als Wand, und die städtische Verwaltung, die sich getrösten mochte: „der Klügste gibt nach" schritt endlich zur Abtragung der Mauer, welche die Herren Gassenbuben unvermeidlich gemacht hatten. Und nun erst sah die erstaunte Welt, daß da nicht zwei bescheidene, intra- und extramurane Straßen, sondern eine einheitliche und untheilbare Ringstraße war, so schön und so groß, wie nur irgend eine in der Hauptstadt. Und deshalb warf man auch die verschiedenen Namen über Bord und nannte das einheitliche Ding auch mit einem einheitlichen Namen, und der hieß: „Königgrätzer". Der Particularismus, der Dualismus, die Absperrung, waren überwunden und die Einheit und Freiheit hatten gesiegt."

Und nun noch eine gleich hübsche Schilderung.

„Die Mauer war gefallen, aber die Verbindungsbahn, die dem Zirkelgange der Mauer folgte, diese war noch geblieben, und so wenig wir uns ihrer im Allgemeinen freuen mochten, so gab es doch auch Tage, wo wir mit ihr zufrieden waren. Und ein solcher Tag war der 10. August 1870. Insonderheit der Jugend von damals wird dieser Tag bis in ihr hohes Alter hinein in Erinnerung bleiben. Es waren die ersten Kriegswochen, und während bis dahin alle Züge von Osten nach Westen gegangen waren, kamen jetzt Züge von Westen und machten in der Königgrätzer Straße Halt, weil auf den überflutheten Bahnhöfen noch erst rangirt werden mußte. Einer dieser Züge brachte die ersten Kriegsgefangenen. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie meine Kinder wie toll heraufgestürmt kamen, um die Wundermär zu melden. „Auf dem Zuge da unten seien lauter Gefangene; sie sähen aus wie die Affen im Zoologischen Garten und hätten auch ganz bunte Röcklein an; und ob man ihnen nicht etwas zuwerfen dürfe, wie denen im Zoologischen." Da nahmen sich denn die Kinder, oder wir gaben ihnen: Brod, Zucker, Obst, und was sonst noch zu diesem Zwecke tauglich schien, und damit stürmten sie wieder hinunter auf die Straße und wir sahen zu, wie sie den Turkos (denn das waren die ersten Kriegsgefangenen) ihre Liebesgaben zuwerfen und sich daran ergötzten, wie die Leute jedes Stück auffingen mit lebhaften, weitgreifenden, grotesken Hand- und Armbewegungen, die allerdings etwas unverkennbar Zoologisches hatten. Das war ein Jubel. Für die Alten auch, aber doch noch mehr für die Jungen. Olim meminisse juvabit. Ja, das war das Vergnügen, welches uns das alte Schienengeleise noch machte, bevor es aus der Erde gerissen wurde."

Ich habe die vorstehenden zwei Stellen aus der „Geschichte einer Straße" hier gegeben, weil sie nicht blos charakteristisch sind für diesen Aufsatz, sondern für das Buch und seinen Verfasser überhaupt. Er faßt die Sache freier an, weil er genau weiß, wohin er will. Er hat in großen Zügen über seine Route disponirt. Im Uebrigen aber bindet er sich nicht ängstlich daran und schweift nach rechts und links hin ab, wenn ihn der Weg oder auch blos seine Laune dazu auffordert. Das gibt Allem was er schreibt den Reiz des Natürlichen und läßt den Leser an der Ungezwungenheit theilnehmen, der sich der Herr Verfasser aus Hang und Drang, oder auch wohl aus kluger Erkenntniß hingibt. Denn ich glaube, er weiß ganz genau, was dem Publicum das Liebste ist, welcher Ton es am sympathischsten berührt. Ein Buch soll uns belehren, das ist seine Pflicht, aber ein Buch soll uns vor Allem auch unterhalten, das ist seine größere Pflicht. Und collidiren beide, so hat Pflicht eins hinter Pflicht zwei zurückzutreten.

Ich weiß Alles, was sich gegen diese Rangordnung sagen läßt, aber die Thatsache, daß unsere gesammte Volksphysiognomie seit ein paar Jahrzehnten freier und heiterer in die Welt blickt, ist in unzweifelhaftem Zusammenhange damit, daß, an Stelle dunkler, ungenießbarer Gelehrsamkeits-Folianten, lesbare, leicht verständliche, unser Herz und unsern Geist gleichmäßig erfreuende Bücher getreten sind. Th. Fontane.

Eine Dichterin der Commune.

Luise Michel.

Einer meiner Pariser Freunde — einer der wenigen Franzosen, deren freundschaftliche Gesinnung keine Nationalität kennt und durch die Ereignisse der Jahre 1870/71 den Deutschen gegenüber keine Veränderung erlitten hat — schickte mir, da er weiß, daß ich mich für alles Mögliche interessire und alles Mögliche sammle, vor etwa acht Jahren ein großes Packet: Erinnerungen an die Pariser Commune; also Zeitungsblätter und Placate, Photographien der Ruinen von Paris, eine Sammlung von Photographien im Straßenkampf erschossener Communards, die behufs Feststellung der Identität auf Befehl der Polizeibehörde aufgenommen worden waren, und zahlreiche Briefe von gefangenen, zum Tode oder zur Deportation verurtheilten Männern und Weibern. Als ich neulich das nach Pulverdampf und Petroleum duftende Packet nach langen Jahren wieder einmal zur Hand nahm und die Handschriften durchblätterte, bemerkte ich, daß sich unter diesen einige viel interessantere Stücke befanden, als ich selbst geglaubt hatte — unter Anderm Briefe von Rochefort an den Seelsorger des Gefängnisses von Versailles, dann aber vor Allem Briefe und Gedichte von Luise Michel.

Die letzteren waren mir zur Zeit, als ich die Sammlung aus Paris erhielt, gar nicht aufgefallen, da ich von dieser Dame bisher wenig vernommen hatte; seitdem aber hat Luise Michel durch ihr Verhalten während der Verbannung und durch ihr Auftreten seit ihrer Rückkehr an Wichtigkeit so wesentlich gewonnen, daß dieselbe zur Stunde als eine der interessantesten Persönlichkeiten der radicalsten Partei, als das unerschrockenste und wohl auch begabteste Weib der Commune bezeichnet werden darf. Ich glaube daher, daß die Veröffentlichung einiger dieser Schriftstücke in diesem Augenblicke von Interesse sein kann.

Luise Michel ist auf dem Schlosse Broncourt im Departement der Haute-Marne geboren. Die Angaben über ihr Geburtsjahr sind sehr schwankend. Während ein Mitarbeiter des „Figaro" sagt, daß sie etwa vierzig Jahre alt, behauptet ein Redacteur des „Gaulois", daß sie im Jahre 1830 geboren sei, mithin das fünfzigste Lebensjahr überschritten habe. Sie ist das Kind einer unverheiratheten Mutter, die noch lebt, und an der sie mit großer Zärtlichkeit zu hängen scheint. Luise Michel, die Tochter des Schloßherrn, wurde in dem Hause ihres Vaters auferzogen und erhielt eine gute Vorbildung. Sie zeigte eine große Anlage zur Musik und zur Dichtkunst. Das dortige Lokalblatt veröffentlichte eine ganze Reihe von Gedichten, die von dem damals noch ganz jungen Mädchen herrührten. Lamartine und Victor Hugo, denen sie dieselben übersandt hatte, verschmähten es nicht, der jungen Dichterin das wärmste Lob zu spenden und sie zu weiterem Schaffen aufzumuntern. Selbst die conservativsten Blätter, die mit den Tendenzen dieser Revolutionärin von der rothesten Färbung ganz und gar nicht einverstanden sind, müssen anerkennen, daß sich Luise Michel in Bezug auf die Sittlichkeit ihres Verhaltens nicht das Geringste hat zu Schulden kommen lassen. Ihre Wohlthätigkeit, ihr eiserner Fleiß werden ebenso gerühmt wie ihr Talen.. Nach dem Tode ihres Vaters fiel das Schloß an die legitimen Erben. Sie erhielt ein kleines Kapital, das ihr der Vater testamentarisch ausgesetzt hatte, und mußte ihre Heimat verlassen. Nach manchen Wechselfällen kam sie nach Paris und begründete im Quartier Montmartre, in der rue

Cadet, eine Schule. Als die Commune in Paris an die Herrschaft kam, wurde die bisherige Lehrerin eine der entschiedensten und furchtlosesten Anhängerinnen derselben, und als der Kampf zwischen der Commune und den Truppen von Versailles ausbrach, trat sie als Marketenderin der Armee der Föderirten bei. Sie widmete den verwundeten Communards ihre besondere Sorgfalt, und es scheint, daß sie auch activ als Petroleuse an dem verzweifelten Widerstande gegen Versailles sich betheiligt hat. Sie trug die Uniform der Föderirten: die blaue Jacke und rothe Hosen, wurde bei der Erstürmung von Paris gefangen genommen und nach Versailles gebracht. Von Ende Mai bis zum 16. December 1871, dem Tage ihrer Verurtheilung durch das Kriegsgericht, blieb sie dort in Untersuchungshaft. Aus dieser Zeit datiren die Schriftstücke, die ich von ihr besitze und von denen ich Einiges unten veröffentlichen werde. Das Kriegsgericht verurtheilte Luise Michel zu lebenslänglicher Deportation. Zwei Jahre blieb sie in dem Gefängniß von Auberive, und am 10. August 1873 wurde sie auf dem Segelschiffe „Virginia" nach dem westlichen Hafen von Neu-Caladonien, Numea, gebracht. Die Ueberfahrt währte hundertundzwanzig Tage. Während ihrer Verbannung lebte Luise Michel ziemlich isolirt von ihren übrigen Leidensgenossen. Sie nahm ihre pädagogische Wirksamkeit wieder auf und unterrichtete die kleinen Kinder der Eingebornen, die allerdings des Unterrichts sehr bedürftig erscheinen. Man weiß, daß die Neu-Caledonier noch zu den wildesten und rohesten Völkern der Erde gehören, daß dort die Menschenfresserei noch in üppiger Blüthe steht. Ob Luise Michel da gute Resultate erzielt hat, ist nicht festzustellen. Von Zeit zu Zeit gab sie von Numea aus ein Lebenszeichen, das ihren ungebrochenen Trotz, ihren unerschütterten Radicalismus stets aufs Neue bekundete. Ein Brief, den sie vor etwa einem Jahre an den Präsidenten der Republik richtete, lenkte auf einige Tage die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf das merkwürdige Weib, das von den Blättern der äußersten Linken als Heldin gepriesen, von den Regierungsblättern als verrückte Idealistin verspottet wurde. Die allgemeine Amnestie brachte auch ihr die Erlösung, und am 10. November 1880 kehrte sie nach Paris zurück. Aehnlich wie Rochefort, so wurden auch der aus der Verbannung heimkehrenden Luise Michel von der Pariser Arbeiterbevölkerung kolossale Demonstrationen dargebracht. Es kam zu blutigen Schlägereien, und die Polizei nahm verschiedene Verhaftungen vor. Rochefort selber feierte die Rückkehrende in einem dithyrambischen Leitartikel:

„Das Verbrechen dieser Verurtheilten bestand darin, wie man sich wohl erinnert, daß sie unter dem Kugelregen der Reactionäre den Verwundeten der Commune Hülfe brachte," schrieb er in seinem neuen Blatt, „l'Intransigeant". „Woher schreibt sich der unbezähmbare Jubel des Volkes, den dieses sonderbare Weib bei ihrer Rückkehr vom Ende der Welt entfacht? Luise Michel kehrt heim ohne Unterrock und ohne Schuhe, gerade, wie sie in die Verbannung geschickt worden ist. Sie kümmert sich nur wenig um das, was morgen geschehen mag, wie sie gleichgültig ist gegen das, was gestern vorgefallen ist, und die Ovationen, die ihr dargebracht werden, rühren sie nicht mehr, als die Kugeln der auf ihre Brust gerichteten Chassepots sie bedroht hatten. Bei ihrer Verbannung hatte sie nur ein Bedauern: das, ihre Mutter zu verlassen, und bei ihrer Rückkehr hegte sie nur einen Wunsch: den, ihre Mutter wiederzusehen. Woher kommt also dieser Jubel? Es gilt der Haltung, die Luise Michel vor dem Kriegsgericht bewahrt hat. Man lese nur ihren Proceß! Sie hat die Versailler Scharfschützen, die sich zu ihren Richtern gemacht hatten, mit den schrecklichsten Prädicaten geohrfeigt, die jemals Sieger von Seiten der Besiegten haben erdulden müssen. Sie hat sie Memmen und Verbrecher geheißen, hat ihnen die Hinrichtung Ferré's, die Ermordung Millière's und die blutigen Ausschweifungen, in denen sich die Galliset und die Vinoy des Kaiserreichs gewälzt hatten, ins Gesicht geschleudert. Zu einer Zeit, in der die Denunciation eines schmutzigen Portiers genügte, um den Tod eines Menschen herbeizuführen, zu einer solchen Zeit hat sie diesen Richtern die ganze „blutige Woche" ins Antlitz gespieen! Die Zehntausende von Menschen, die Luise Michel bei ihrer Ankunft in Paris gefeiert, haben mit ihr die Würger des Maienmondes anspeien und ohrfeigen wollen, und ein jedes Vivat, das die Menge ausstieß, hat die Helden der socialen Unterdrückung mitten ins Gesicht getroffen. Jetzt hat Paris sein Urtheil gefällt, der Proceß hat acht Jahre gedauert, aber nun ist die Verurtheilung definitiv und läßt keine Berufung zu."

An diesem selben Tage, 10. November, richtete Luise Michel an die Redacteure des „Intransigeant", an die Bürger Rochefort und Olivier Pain, einen Brief, in welchem sie auf die Frage, welchen Eindruck ihre Rückkehr nach Frankreich auf sie gemacht habe, Bescheid gab:

„Ihr wißt ganz gut, wenn ich mir einen Empfang wie diesen habe gefallen lassen, der mit dem ganzen Leben nicht theuer genug bezahlt ist, so will ich nicht, daß er an meine Persönlichkeit, ich will vielmehr, daß er an die sociale Revolution und an die Weiber dieser Revolution gerichtet sei. Uebrigens weiß ich auch gar nicht mehr, was vorgefallen ist. Ich erinnere mich nur, daß ich Euch Alle umarmt habe bei meiner Rückkehr, und daß ich ganz in Anspruch genommen von dem einen Gedanken, meine Mutter wiederzusehen, daß ich nichts habe hören wollen und nichts begriffen habe. Ich habe eben nur diese große rauschende Menschenmenge vor mir gesehen, die ich dereinst so sehr geliebt habe und die ich seit meiner Rückkehr aus der Wüste nur noch mehr liebe. Ich habe eben nur die Marseillaise gehört, und nur ein einziger Gedanke hat mich ganz beherrscht, nämlich der: daß anstatt diese vielgeliebte Menge aufs Neue hinzuopfern, es besser ist, nur ein einziges Haupt zu fällen, und daß die Nihilisten Recht haben . . . Ich werde demnächst auf Montmartre sprechen, denn mit Montmartre bin ich früher zusammengegangen und mit Montmartre gehe ich noch heute zusammen. Ich umarme Euch herzlich. Luise Michel."

Nur wenige Tage gönnte sich diese sonderbare Person Erholung, und schon am 22. November hielt sie ihre erste Volksversammlung auf Montmartre ab. Das Blatt von Rochefort feierte wiederum die „große Bürgerin", die „große Verwandte", die „tapfere Deportirte" in überschwänglichster Weise. In dem großen Saale des Elysée Montmartre waren an die dreitausend Personen dicht gedrängt beisammen, die Luise Michel bei ihrem Eintreten mit stürmischen Hochs begrüßten. Man darf den Communards nicht nachsagen, daß sie es an Galanterie fehlen lassen. Drei sehr schöne Bouquets wurden der Wortführerin der radicalen Revolution überreicht.

Luise Michel wird zum Präsidenten der Versammlung gewählt. Vor Allem aber wird die Tagesordnung votirt: daß sich Luise Michel durch ihr Verhalten „um das Vaterland und die Menschheit" wohlverdient gemacht hat. Darauf besteigt Luise Michel die Rednerbühne und hält eine jener Ansprachen, wie man sie ähnlich oder gerade so in den Versammlungen der Communards häufig gehört hat. Die Rednerin ist der Ansicht, daß die Commune von 1871 nur ein Anfang gewesen ist und daß es noch besser kommen soll. „Unsere Sieger," sagt sie, „haben wohl daran gethan, uns das Herz aus dem Leibe zu reißen; denn sie wissen sehr wohl, daß das nächste Geschlecht die ganze und volle Revolution haben wird, und wir werden vor nichts zurückbeben, um ihr den Weg zu bahnen."

Es wäre überflüssig, aus diesen wahnsinnig socialistischen Tiraden weitere Auszüge zu geben. Luise Michel hat überdies seit jener Zeit mehrere solcher Volksversammlungen abgehalten, in welchen sie über den bevorstehenden Sieg der socialen Revolution sich in ähnlicher Weise ausgelassen hat. Natürlich sucht sie sich vor allen diejenigen Stadtviertel von Paris aus, in denen die mit socialistischen Elementen stark versetzte arbeitende Bevölkerung am zahlreichsten vertreten ist. Am 9. December hat sie im Viertel von Villette gesprochen. In dieser Versammlung ereignete sich ein komisches Intermezzo, das hier erwähnt werden darf. Als Luise Michel in der Begeisterung ausrief: „Wir Weiber, wir werden alle zusammenhalten, und Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß es uns an Kraft und

Festigkeit nicht fehlen wird; vereinigt Euch also mit uns, Bürger!" — rief eine Stimme aus dem Publicum: „Aber nicht vor dem Standesbeamten!" — worauf natürlich die allgemeinste Heiterkeit die weihevolle Stimmung ablöste. Schließlich wurde dann wie gewöhnlich der Rednerin ein schönes Bouquet überreicht, und die Gesellschaft trennte sich unter dem begeisterten Ruf: „Es lebe Luise Michel! Nieder mit Gambetta!"

Eine der letzten von Luise Michel in die Oeffentlichkeit gedrungenen Kundgebungen ist von allen Verrücktheiten die wahnsinnigste. Wenn einmal der radical-socialistische Hexenkessel im Brodeln ist, so weiß man auch, welche unglaublichen Blasen er auftreibt; aber selbst eine ergibige Phantasie würde nicht auf den Gedanken gekommen sein, den jetzt ein Theil der Pariser Communards zur Wirklichkeit macht. Die Wüthendsten der Wüthenden haben herausgeklügelt, daß es ihrer nicht würdig sei, bei den Wahlen für einen Lebenden die Stimme abzugeben, und sie haben also das erfunden, was man die „Candidatur der Todten" nennt. Sie halten es also für forsch, bei der Wahl etwa für Raoul Rigault, der das Palais Royal und die Tuilerien angesteckt und die Geißeln niedergeschossen hat, oder für einen seiner hingerichteten Glaubensgenossen zu stimmen. Luise Michel ist nun von ihren Parteigängern wegen dieser Frage um Rath angegangen worden, und darauf hat sie folgendes Schreiben veröffentlicht:

„Bürger!

Ihr fragt mich und Paula Minck (eine andre Communardin), was wir von den „Candidaturen der Todten" denken. Hier ist meine Antwort: Die „Candidaturen der Todten" sind gleichzeitig ein Banner und eine Zurückforderung (revendication). Sie sind die reine Idee der socialen Revolution, die individualitätslos dahinschwebt, die Idee, die man weder strafen noch vernichten kann, die Idee unüberwindlich und unerbittlich wie der Tod. Die „Candidatur der Todten" ist groß wie die Revolution selbst . . .

Ich gehöre zu allen Jenen, welche, sei es durch Hacke, sei es durch Mine, sei es durch Feuer den vermaledeiten Bau der alten Gesellschaft zu erschüttern suchen.

Ich begrüße das erwachende Volk, ich begrüße diejenigen, die durch ihren Tod die Pforten der Zukunft soweit geöffnet haben, daß die ganze Revolution durchdringen kann. Luise Michel."

Eine recht angenehme Dame wie man sieht, gegen die man alle möglichen Vorwürfe erheben kann, nur nicht den, daß sie nicht den Muth ihrer Meinung habe! Explodirende Minen und Petroleum — sie findet diese Kleinigkeiten ganz in der Ordnung. Sie hat übrigens in Bezug auf ihren Stil von Victor Hugo sehr viel gelernt, nur nicht gerade das Beste.

Dieser Victor Hugo'sche Zug geht auch durch den „Todesgesang", — ein Gedicht, das Luise Michel während ihrer Untersuchungshaft in Versailles am 4. September 1871 abgefaßt hat und das in der Originalhandschrift vor mir liegt. Es ist, soweit meine Feststellungen reichen, bisher nicht veröffentlicht worden. Es ist sehr wohl möglich, daß sie keine Abschrift davon genommen hat. Sie hat dasselbe, wie ich aus dem gleichfalls in meinem Besitze befindlichen Briefe ersehe, an den Gefängnißpriester von Versailles, Herrn Folley, mit der Bitte übersandt, das Lied „unserm Gefangenen", nämlich dem zum Tode verurtheilten Ferré, zuzustellen. Man weiß, daß auf Ferré's Befehl die siebzig Gendarmen niedergemeuchelt wurden, und daß er mit dem durch seinen entsetzlichen Lakonismus weltbekannt gewordenen Befehl: „Flambez Finances!" das Finanzministerium niederbrennen ließ. Luise Michel wollte um jeden Preis Ferré's Leben retten. Sie schlug daher dem Priester einen Compromiß vor: „Wenn Ferré nicht hingerichtet wird, so werde ich vor dem Kriegsgericht schweigen, wird er aber hingerichtet, so werde ich die Gräuelthaten der Versailler Sieger in die Welt hinausschreien, namentlich die Brutalitäten des Generals Galliset, die ich mit eigenen Augen mit angesehen habe." Der drei Seiten lange Brief ist außerordentlich interessant. Jedenfalls mußte Luise Michel schon, als sie ihn schrieb, geringe Hoffnungen haben, daß sich die Regierung auf diesen Compromiß einlassen würde; denn gleichzeitig dichtete sie, wie gesagt, jenen „Todesgesang", den ich hier nach der Handschrift in der Ursprache und in der Uebersetzung wiedergebe:

Chant de mort.

A mes frères.

Sur le cadran brisé, rapides vont les jours.
Passez toujours!
Emportez tout, les haines, les amours!

Passez, passez, heures, journées;
Que l'herbe pousse sur les morts,
Tombez choses à peine nées,
Vaisseaux, éloignez vous des ports;
Passez, passez, ô nuits profondes
Emiettez-vous, ô vieux monts!
Proscrits ou morts nous reviendrons
Des cachots, des tombes, de l'onde.

Nous reviendrons, foule sans nombre,
Nous viendrons par tous les chemins,
Spectres, partout, sortant de l'ombre,
Nous viendrons, nous serrant les mains.
Les uns, vêtus des blancs suaires,
Les autres encore sanglants,
Les trous de balles dans leurs flancs,
Pâles sous nos rouges bannières.

Tout est fini! Les forts, les braves,
Tous sont tombés, ô mes amis,
Et déjà rampent les esclaves,
Les traîtres et les avilis.
Où donc êtes-vous, ô mes frères,
Fils du peuple victorieux,
Allant, la Marseillaise aux yeux,
Fiers et vaillants, comme nos pères?

Frères, dans la lutte géante,
J'aimais votre courage ardent,
La mitraille à la voix tonnante,
Et notre drapean flamboyant.
Sur les flots par la grande houle
Il est beau de tenter le sort.
La récompense, c'est la mort.
Le but, c'est de sauver la foule.

. . . . . .

Vainqueurs sinistres et débiles,
Puisqu'il vous faut tont notre sang,
Versez-en les ondes fertiles,
Buvez tous, comme à l'océan.
Et nous, dans nos rouges bannières
Enveloppons-nous pour mourir!
Ensemble dans ces beaux suaires
On serait si bien pour dormir.

Sur le cadran brisé, rapides vont les jours.
Passez toujours!
Emportez tout, les haines, les amours!

Louise Michel.

4 Septembre 1871, anniversaire de la République.
Maison d'arrêt de Versailles.

„An meine Brüder!

Der Zeiger ist zerbrochen, die Tage eilen dahin. Vorüber, nur immer vorüber! Nehmt Alles mit: das, was wir hassen, das, was wir lieben.

Eilt nur dahin, ihr Stunden und ihr Tage! Möge das Gras über den Todten wachsen, kaum Entstandenes, mag es zusammenbrechen! Ihr Schiffe entfernt euch von den Häfen! Eilt vorüber, ihr tiefen Nächte, zerbröckelt, ihr alten Berge! Wir, die Verbannten und Todten — wir kommen wieder aus den Kerkern, aus den Gräbern, aus den Wogen!

Wir kommen wieder, eine unabsehbare Menge; wir kommen daher auf allen Wegen, als Gespenster, überall, wie aus dem Schatten hervortretend. Wir kommen und drücken uns die Hände, die Einen, gehüllt in die weißen Bahrtücher, die Andern noch blutend, die offne Wunde mit der Kugel in den Rippen, bleich unter unsern rothen Bannern!

Es ist Alles dahin! Die Tapfern, die Starken — sie alle sind gefallen, o Freunde! Und schon kriechen die Sklaven herbei, die Verräther, das unwürdige Gesindel. Wo seid Ihr, o meine Brüder, Ihr Söhne des siegreichen Volkes, die Ihr mit der Marseillaise in Euren Blicken stolz und tapfer daherschreitet wie Eure Väter?

O Brüder! in dem riesenhaften Kampfe liebte ich Euern heißen Muth, liebte die Kartätschen mit donnernder Stimme und unsre flammende Fahne! Beim großen Sturm auf den Wogen, da ist es schön, das Geschick herauszufordern! Der Lohn ist der Tod, der Zweck ist die Rettung des Volkes.

Da Ihr unheimlichen und schwächlichen Sieger all unser Blut haben wollt, nun, so vergießt davon fruchtbringende Ströme und trinkt wie vom Ocean allesammt davon. Wir aber hüllen uns zum Sterben in unsre rothen Banner, und vereinigt in diesen schönen Grabtüchern würde uns wohl sein zum Schlummern.

Der Zeiger ist zerbrochen, die Tage eilen dahin. Vorüber, nur immer vorüber! Nehmt Alles mit: das, was wir hassen, das, was wir lieben!

4. September 1871, Jahrestag der Republik
Gefängniß von Versailles,

Luise Michel."

Als poetische Leistung sind diese Verse durchaus nicht zu verachten. So manches weniger gelungene und weniger literarische Revolutionslied hat es zu einer großen Popularität gebracht. Die Verse haben einen ganz besondern rhythmischen Schwung; und daß sie starke Anklänge an die Victor Hugo'sche Volltönigkeit aufweisen, hat ja weiter nichts auf sich. Wenn man bedenkt, unter welchen Verhältnissen dies Gedicht entstanden ist — in der Untersuchungshaft, in der Voraussicht der Todesstrafe, die im günstigsten Falle zu ewiger Verbannung gemildert werden konnte — so wird man dieser Luise Michel eine gewisse Charakterstärke sicherlich nicht absprechen können; und wer weiß, ob diese talentvolle Person an die Spitze der wildesten Socialisten getreten wäre, wenn sie sich zur rechten Zeit rechtschaffen verheirathet hätte. Eine ähnliche Bemerkung habe ich vor kurzem in einem französischen Blatte gelesen, und ich habe dem, der diese jetzt große politische Persönlichkeit auf die kleinen und bescheidenen Verhältnisse einer ehrsamen Hausmutter hat reduciren wollen, nicht Unrecht geben können.

Paul Lindau.

Geschichte des modernen Geschmacks von Jakob v. Falke.*)

Es ist bemerkenswerth, wie ungerecht wir den Antheil unseres Interesses auf die verschiedenen Aeußerungen unseres Culturlebens vertheilen. Wie oft müssen wir eine besorgte Mutter sagen hören: „Schade, daß meine Tochter kein Gehör hat; es wird kaum möglich sein, sie Musik treiben zu lassen." Ich habe nie gehört: „Schade, daß mein Sohn keinen Geschmack hat." Und doch stehen sich hier Gehör und Geschmack ganz gleich; das Eine ist für die Welt der Töne das, was der Andre für die Welt der Formen und Farben bedeutet. Dürfen wir aus dieser Beobachtung nun schließen, daß der Mangel an Geschmack überhaupt nicht vorkommt, oder daß uns sein Mangel beim Durchschnittsmenschen nicht besonders auffällt, ja, daß uns die ganze Frage überhaupt nicht sehr interessirt? Ich fürchte das Letztere! Wie lang ist es denn überhaupt her, daß der Geschmack in der Gestaltung unseres Tageslebens, in Wohnung, Kleidung, Festen und Mahlzeiten, Gegenstand systematischer Betrachtung geworden ist? Jedenfalls so kurz, daß die Sprache noch nicht einmal mit der Feststellung der Worte für diesen Ideenkreis fertig geworden ist. Große Aesthetiker schwanken noch, ob sie „Stil" oder „Styl" schreiben sollen, unter den Wörtern Kunstgewerbe, Kunsthandwerk, technische Kunst, Kalotechnik herrscht eine Art babylonischer Sprachverwirrung.

Unter denen, welche diese Interessen begründet, verbreitet und geklärt haben, wird Jakob von Falke immer eine der ersten Stellen einnehmen.

Er gehört nicht zu denen, welche das goldhaltige Erz aus der Tiefe fördern; aber er hat das fertige Metall ausgemünzt, und mit seinem glänzenden Gepräge rollt es nun in tausend Händen. Das ist gerade auf dem Gebiete des Geschmacks kein kleines Verdienst. „Die Regeln des Stils und des guten Geschmacks," sagt Alb. Ilg, „können nur, indem sie den Leuten immer wieder in die Ohren klingen, allgemein werden; man muß sie dem theuren Publicum heranbringen, denn sie in Fachwerken niederzulegen, heißt nichts Anderes, als ihnen ein Epitaph in Buchform widmen."

Wenn eingehende Kenntniß und plastische Anschauung des Stoffs, verbunden mit einem frischen, wahrhaft volksthümlichen Stil die Eigenschaften sind, welche dem großen Publicum diese bisher ferner gelegenen Interessen nahe bringen, so muß Falkes Wirksamkeit nach dieser Richtung die denkbar größte sein. Seine Bücher, welche fast alle demselben Gedankenkreise angehören, lesen sich wie Novellen — noch besser, wie Freytags Geschichtsbilder.

Das Buch, von welchem die zweite Auflage uns unter den diesjährigen Erscheinungen des Büchermarkts begegnet, hat mit dem letztgenannten Werke die größte innere Verwandtschaft; ja es bildet eine Art Ergänzung zu demselben. Unter dem anspruchslosen Titel „Geschichte des modernen Geschmacks" bietet uns der Verfasser eine Culturgeschichte vom Ausgang des Mittelalters bis zur modernsten Zeit, vom Standpunkte des Aesthetikers geschrieben. Und dieser Standpunkt ist ein hoher, sein Horizont ein weit umfassender. Was das menschliche Leben verschönt, gehört in sein Bereich: Kleidung und Schmuck, Wohnung und Garten, Haus- und Tafelgeräth. Aber nicht nur das dem Tagesleben dienende Kunstgewerbe, auch die vornehmen Schwestern: Malerei, Musik, Poesie, Theater, werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. In chronologischer Gruppirung sehen wir die Bilder der Gesellschaft an unserm Auge vorüberziehen, alle mit gleicher Anschaulichkeit dem Verfasser aufgegangen, dem Leser verständlich. Wenn einzelne unser Interesse mehr als andere fesseln, so liegt es mehr am Stoff, als an einer Parteilichkeit der Behandlung. So stehe ich nicht an, dem liebevoll ausgearbeiteten Gemälde, welches das Eindringen der Renaissance in den deutschen Geist schildert, und als dessen Hintergrund Falke das alte Nürnberg gewählt hat, die Palme zuzuerkennen, wenn ich auch ungern die bedeutende Gestalt Hans Holbeins so sehr im Hintergrunde stehen sehe.

Es ist anzunehmen, daß sich der Autor eines Buches, wie das vorliegende, dem Bedürfniß einer neuen Auflage gegenüber in einiger Verlegenheit befunden haben mag. Kaum ein Gebiet, wenn man die Naturwissenschaften ausnimmt, hat in den 14 Jahren seit dem ersten Erscheinen der „Geschichte des modernen Geschmacks" solche Fortschritte und Aenderung der Anschauungen, Bereicherung des Personenregisters, mit einem Worte solche Vertiefung erfahren, wie die Geschichte der technischen Künste. Wollte der Verfasser diesem Allen Rechnung tragen, so müßte er einfach ein neues Buch schreiben, wozu ihm wohl seine übrige, reiche literarische Thätigkeit nicht die nöthige Muße ließ. Wir wollen ihm dankbar sein, daß er uns das alte in einer „durchgesehenen" Auflage wieder zugänglich gemacht hat. Man möge es nicht als kritische Nörgelei ansehn, wenn ich diese Durchsicht hier und da etwas schärfer gewünscht hätte. So ist mir beim flüchtigen Durchlesen ein kleiner Irrthum der ersten Auflage wieder begegnet, der in der zweiten nicht ausgemerzt ist. Die Majolica-Malerei (S. 79) geschieht nicht auf der noch feuchten Glasur, welche dem Pinsel lediglich forthelfen würde. Gerade das Malen auf dem angetrockneten, kreidigen Glasurüberzug, der das Wasser aus dem Pinsel aufsaugt, gibt der Majolica-Malerei mit der Schwierigkeit ihren Werth.

Völlig neu sind die Schlußseiten der zweiten Auflage, in welchen der Verfasser den Aenderungen Rechnung trägt, die der Antheil am Kunstgewerbe in den einzelnen Ländern Europas seit 1866 erfahren hat. Während Frankreich die Führerschaft in Sachen des Geschmacks nicht mehr unbedingt und auf allen Gebieten zugestanden wird, findet England und namentlich Oestreich die verdiente Würdigung seiner erfolgreichen Anstrengungen, von denen uns die Ausstellungen von Wien, Philadelphia und Paris die glänzenden Beweise gebracht haben; auch auf Deutschland richtet sich ein Wort der Anerkennung für das frische Leben,

*) 2. durchges. Auflage. Leipzig 1880, T. O. Weigel.

welches sich aller Orten in der Gründung von Museen und Schulen und der erwachenden Theilnahme des Publicums regt. Möge die Anerkennung einer Autorität wie Falkes ein gutes Omen für das deutsche Kunstgewerbe sein. F. Luthmer.

Notizen.

Die Weihnachtsferien nahen sich ihrem Ende und die politische Arbeit wird bald wieder auf allen Punkten beginnen. Die Parteien haben sich in der Zwischenzeit wohl etwas innerlich gesammelt. Man ging hüben und drüben mit sich zu Rathe, besann sich auf etwa begangene Fehler und faßte gute Vorsätze für die Zukunft. Die Festartikel der öffentlichen Blätter spiegelten solche rückwärtsgewandte und zugleich prospective Betrachtungen in verschiedenen Nuancen wieder, und die bevorstehenden üblichen Neujahrsreflexionen werden es daran gleichmäßig nicht fehlen lassen. Es gibt Leute, die durch ihr Metier zu der Lecture einer großen Menge von Zeitungen genöthigt, solche an den Feiertagen und besonders zur Jahreswende dem Publicum dargebotenen Bekenntnisse, so schön sie oft geschrieben sind, nur unter dem Einfluß des Pflichtgefühls nothgedrungen lesen können, sich deswegen aber auch die reiche Collection durch eigene Producte zu vermehren wohlweislich hüten. Der einfache Bürger liest in Deutschland in der Regel nur ein Blatt, und ist dadurch gegen den Eindruck der unvermeidlichen Wiederholungen besser geschützt. Allerdings hat das auch den schon oft beklagten Nachtheil, daß sein politisches Urtheil einer einseitigen Befangenheit ausgesetzt ist. Aber die Nothwendigkeit einer geistigen Selbstthätigkeit auf diesem Gebiet wird ja hier zu Lande ohnehin nicht selten wie ein ungelöstes Problem behandelt. In auswärtigen Fragen wenigstens kann man selbst bedeutende Menschen sich einer unabhängigen Meinung mit dem beruhigenden Hinweis entschlagen sehen, dafür werde schon die Regierung sorgen. Wir haben nichts dagegen einzuwenden. Man muß sich nur alsdann nicht wundern, wenn Andere dieselbe Gleichgültigkeit auch auf die innere Politik ausdehnen und in diesem Fall der kostspielige Apparat des Parlaments und der Kammern von zweifelhaftem Nutzen erscheint. Einige gelegentliche officiöse Bulletins über innere und äußere Vorgänge würden genügen. Wie schwankend die Schätzung der zeitgenössischen Ereignisse hin und her wogt, lehrt der tägliche Augenschein. Man kann dabei gewöhnlich drei Abstufungen beobachten, die in den mit allerlei Schattirungen umkleideten Exclamationen wiederkehren: Unmöglich — authentisch — natürlich und vortrefflich! Genau so erging es dem zuerst verspotteten, dann etwas ernsthafter behandelten französischen Schiedsgericht in der griechischen Frage. Und ein ähnlicher oft plötzlicher Umschwung läßt sich in vielen anderen Materien, und zwar auch in solchen beobachten, die uns näher interessiren als eine türkisch-hellenische Grenzberichtigung in Epirus und Thessalien. Nur in Steuersachen, wo es den Leuten an den Beutel geht, vollzieht sich die Bekehrung langsamer. Das Tabacksmonopol beispielsweise hat in den Gemüthern der Menschen noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht. Der Plan wird indessen mit großer Zähigkeit festgehalten, und auch die neuerdings in Scene gesetzten Erleichterungen, die unseren Kreisen und Communen für ihre spärlich gefüllten oder leeren Kassen in Aussicht gestellten Zuwendungen wurden, wie männiglich bekannt, als verhüllte Vorläufer des famosen Monopols, durch dessen Aushülse die für die unerwartete Freigebigkeit erforderlichen, bis jetzt nur theoretisch vorhandenen Summen herbeigeschafft werden sollen, mit unverhohlener Skepsis begrüßt. Aber das Monopol will sich nicht abweisen lassen, und wenn es an die Thür gesetzt ist, kommt es zum Fenster wieder herein. Vielleicht verschafft es uns sogar einmal die Auflösung eines ungefügigen Reichstages nebst den von einem stürmischen Wahlkampfe unzertrennlichen Consequenzen. Man soll freilich den Teufel nicht an die Wand malen und die ohnehin zu dem diesjährigen Sylvester nichts weniger als rosig gefärbte Stimmung nicht durch vorzeitige Schreckbilder noch mehr verdüstern. Wir gehen mit dem neuen Jahre jedenfalls harten parlamentarischen Kämpfen bei uns zu Hause, sowie manchen äußeren Verwickelungen entgegen, die viel Gleichmuth und kaltes Blut beanspruchen werden. An interessanten, wenn nicht heiteren Zwischenfällen wird es gleichwohl in der Welt um uns her nicht fehlen. Dafür werden schon die Franzosen sorgen, die nach wie vor Feuilletonpolitik treiben und, nachdem der bitterböse Scandalproceß Rochefort gegen Gambetta von der Tagespolitik abgesetzt wurde, dem europäischen Gaffer sofort einen in eine angebliche preußische Spionin verliebten französischen Kriegsminister servirten. Solche packende Intermezzos bringt nur der Pariser Boulevard hervor, und keine andere Nation kann damit wetteifern. Wir sind natürlich auch gar nicht neidisch, wenn unsere westlichen Nachbarn es mit der gesellschaftlichen Stellung ihrer Helden und Heldinnen heutzutage nicht sehr genau nehmen und in Ermangelung einer Jeanne d'Arc oder einer Charlotte Corday mit Luise Michel und ähnlichen Figuren als Schutzgenien Frankreichs zufrieden sind. Jeder muß am Ende für sich selber sorgen, und wir möchten auch offene oder heimliche Gegner, solange sie Frieden halten, am wenigsten an dem heutigen festlichen Tage mit unfreundlicher oder gar schadenfroher Rede heimsuchen. Die gegenwärtigen Blätter treten heute in ihren zehnten Jahrgang, haben, wie wir glauben, die Zeit über ihren Platz auf dem Forum der Tagespresse in tapferer Arbeit behauptet, im Verein mit wackeren Genossen für die Pflege des literarischen und künstlerischen Schönheitssinnes, der gemeinnützigen Wohlfahrt und des besonnenen Freiheitsgefühls ihre beste Kraft eingesetzt, sind Freund und Feind gerecht geworden und haben niemals die oft nicht leichte Pflicht vergessen, welche ein zahlreicher und gewählter Leserkreis der gewissenhaften Publicistik auferlegt.

* * *

Blokieren oder blockieren?

In dem Wörterverzeichnis der neuen preußischen Schulorthographie findet sich blockieren (und Blockade) geschrieben, daneben aber Paket. Es darf erlaubt sein hierin eine Inkonsequenz und ein Misverhältnis zu erkennen und nachzuweisen. Beide Wörter, von einem geringen Unterschiede des Gebrauchs vielleicht abgesehen, unterliegen derselben Beurtheilung; beide stammen nicht unmittelbar, sondern durch das Französische (bloquer, paquet) aus deutschen Wörtern (Block, Pack), deren auslautendes ck auf die Schreibung der neu übernommenen Ausdrücke keinen Einfluß haben kann, so fest es stehen mag, daß die Formen blockieren, Packet, welche Adelungs Wörterbuch allein vorführt, im Hinblick auf den deutschen Ursprung eingetreten sind und Anklang gefunden haben (vergl. größte s. gröste, mittelhochd. groeste, wegen groß; Städte s. Stäte wegen Stadt, trotz des Unterschiedes der Quantität).

Auch Sanders (Katechismus der deutschen Orthographie) setzt bei Male ck, Weigand aber unterscheidet wie die preußische Schulorthographie, während es bei Ruprecht, Klaunig, Duden (Rechtschreibung 1872), ja in dem Berliner Wörterverzeichnis vom Jahre 1871 lautet: blokieren, Paket.

Der eigentliche Grund, weshalb eine Trennung der beiden Wörter beliebt worden ist, liegt vermuthlich in der Annahme einer nicht ganz gleichen Beschaffenheit ihrer ersten Silbe, genauer ausgedrückt: in dem einen Worte werde zu Anfang block-, nicht blo-, in dem andern dagegen nicht Pack-, sondern Pa- vernommen. Ob dies der Fall und wie viel darauf zu geben sei, braucht hier nicht untersucht zu werden. Ganz richtig läßt die Schulorthographie in Uebereinstimmung mit den Regeln von 1871 die Fremdwörter Rakete, Staket, in denen das Verhältnis der Aussprache kaum ein anderes ist als in blokieren (Ruprecht hat auch mokieren), Paket, mit bloßem k auftreten; Weigand indessen schreibt Stacket. Von keiner namhaften phonetischen Seite wird das einfache k der Wörter Pakt und korrekt angegriffen, obgleich in der Aussprache nicht der geringste Unterschied von packt (packen) und reckt (recken) vorhanden ist. Mag Ta'bak oder Taba'k gesprochen werden, der Schreibung Taback pflegt Niemand mehr das Wort zu reden. Augenscheinlich befindet sich der oft aufgestellte Grundsatz, daß bei den vereinzelt stehenden Schwankungen des Gebrauchs zwischen k und ck in Fremdwörtern dem k der Vorzug einzuräumen sei, im vollkommensten Recht; der seltenere Fall, daß ck allein üblich ist, wie in Baracke (baraque), bleibt dabei natürlich unangefochten.

Aus der Erörterung soll hervorgehen, daß blokieren, Blokade zu schreiben angemessen sei, nicht blockieren, Blockade.

Bonn. K. G. Andresen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

DAS NEUE ABONNEMENT

auf das **humoristisch-satirische Wochenblatt**

KLADDERADATSCH

Erstes Quartal 1881

bitten wir möglichst umgehend

bei den betr. Stellen (Buchhandlungen, Postämtern etc.) anzumelden, da wir bei Verspätung oft **nicht** im Stande sind, die **bereits erschienenen** Nummern noch **vollständig** nachzuliefern.

Sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements für 2 Mark 25 Pfg. vierteljährlich an.

Die Verlagsbuchhandlung **A. Hofmann & Co.**
Berlin W., Kronenstrasse 17.

MEHALAH! EHALAH! EHALAH! EHALAH! EHALAH! EHALAH!

Neuer überaus fesselnder Roman aus der Feder eines hervorragenden Gelehrten, beginnt mit Neujahr im

Deutschen Familienblatt.

Redigirt von Julius Lohmeyer.

Ferner von: **Levin Schücking,**
Das Fräulein von Thoreck.

Preis vierteljährlich nur *M.* 1.60 oder in Heften zu 30 oder 50 ₰.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung **J. H. Schorer** in Berlin, W., Lützowstraße 6, gratis zu beziehen.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern.

Soeben erschien das erste Heft des neuen Jahrgangs von:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf von Gottschall.**

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

„Unsere Zeit" ist eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, außerdem die wohlfeilste. (Jährl. 12 Monatsh. v. je 10 Bog.; Preis viertelj. 4 *M.* 50 ₰.) Sie bringt zeitgeschichtliche Aufsätze, Novellen, Reiseskizzen, politische und literarische Essays ꝛc.

Das erste Heft enthält Beiträge von **Friedrich Bodenstedt, Spiridion Gopčević, Ferdinand Gregorovius, Wilhelm von Hamm, Oskar Meding** (Gregor Samarow), **Levin Schücking, Adolf Trendelenburg** und vom Herausgeber.

Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Elegante u. solide

BUCH-EINBÄNDE

Specialität:

Halbfranzbände

Liebhaber-(Elzevir) Band

(helle Lederrücken und Ecken, zwei Titel von verschiedenfarbigem Leder [grün, blau, roth, schwarz,] mit Goldpressung.)

Vorzug: *besonders gute Arbeit, bei sehr billigen Preisen.*

Contobücher-Fabrik & Papier-Handlung

Carl Fraenkel

BERLIN, W.

Französische Str. 33d.

Paul Beyer's Lese-Institut in Leipzig.

Die soeben erschienenen Romane:

Ebers, Der Kaiser, 2 Bde.

Freytag, Ahnen, Bd. VI: **Aus einer kleinen Stadt.**

sind in zahlreichen Exemplaren angeschafft worden.

Das Lese-Institut bietet neue Romane, Novellen, Dramen, sowie wissenschaftliche Literatur von allgemeinem Interesse alsbald nach Erscheinen in sauberen, gebundenen Exemplaren — keine abgegriffenen Leihbibliotheksbände — leihweise sowohl einzeln als im Abonnement.

Auswärtigen Lesern und Lese-Vereinen wird besonders ein Abonnement auf 10 Bände empfohlen, das bei beliebigem Wechsel dieser Bücher gegen andre 10 vierteljährlich nur 15 *M.* kostet.

Leipzig. **Paul Beyer.**

Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

Meister Amor.

Roman in 2 Bänden

von

Adolf Wilbrandt.

8. 268 und 237 Seiten. Elegant adjustirt. Preis fl. 4.— = *M.* 8.— Eleg. geb. fl. 4.60 = *M.* 9.20.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Einladung zum Abonnement auf:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von

Rudolf von Gottschall.

4. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.

(Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sind die einzige Zeitschrift, welche die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit bespricht und zwar ebenso anregend als maßvoll. Seit langen Jahren haben sie ihre Lektüre jedem, welcher den Bewegungen der deutschen Literatur im Zusammenhange folgen will, zum Bedürfniß gemacht, sodaß namentlich kein Journalcirkel, kein Leselocal sie entbehren kann.

Alle Buchhandlungen nehmen Abonnements auf die „Blätter für literarische Unterhaltung" an und legen die erste Nummer des neuen Jahrgangs zur Ansicht vor.

Reorg. **Technikum Buxtehude** (b. Hamburg.) Baugewerk-, Mühlen-, und Maschinenbau-, Tischler-, Maler- u. Architekturschule. Wiss. Meister- u. Dipl.-Prfg. Programme gratis d. d. Dir. Hittenkofer.

Verlag der Buchhandlung von Johannes Kriebel in Hamburg, Steindamm 1.

Neu:

Hermann Borneck.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

9 Bogen. 8. Elegant geheftet *M.* 3.—

Deutschlands Dichtern und Schriftstellern gewidmet.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Hierzu Beilagen von F. A. Brockhaus in Leipzig und F. Soennecken's Verlag in Bonn und Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 8. Januar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die niederdeutsche Bevölkerung Südafrikas. Von M. Alsberg. — Politische und unpolitische Zeitglossen. Von Franz v. Holtzendorff. IV. — **Literatur und Kunst:** Ein neuer Faustcommentar. Von Karl Bartsch. — Aus dem friedlichen Breisgau. Von Wilhelm Jensen. (Schluß.) — Mein Onkel Don Juan. Roman von Hans Hopfen. Besprochen von Carl Groddeck. — Zurückgewiesene Manuscripte. Von Hans Morning. — Die Beethoven-Concerte der Meininger Hofkapelle. Von Max Schasler. — Notizen. — Inserate.

Die niederdeutsche Bevölkerung Südafrikas.

Von M. Alsberg.

Die Verlegenheiten, welche der Zulukrieg und die Niederlage von Isandula der englischen Regierung bereitet haben, sind noch nicht vollständig vergessen, noch steht der kriegerische Stamm der Basutos und die Pondokaffern gegen England in Waffen, und aufs Neue dringt eine kriegerische Botschaft, sowie die Nachricht von der Vernichtung einer brittischen Truppenabtheilung zu uns herüber. Diesmal ist es ein weißer Volksstamm, die Boers des Transvaals, welche, um ihre staatliche Unabhängigkeit wieder zu erlangen, zu den Waffen gegriffen haben. Die zu Anfang 1877 durch Sir Theophilus Shepstone, den Vertreter der brittischen Regierung, wider den Willen der Bevölkerung vorgenommene Annexion der Transvaalrepublik und der passive Widerstand, welchen die Boers dieses Gebiets seit jener Zeit der englischen Herrschaft entgegengestellt haben, sind allgemein bekannt. Nicht in dem Maße bekannt sind aber die charakteristischen Eigenthümlichkeiten und die Schicksale dieses niedersächsischen Volksstamms, der selbst in den entlegensten Gebieten Südafrikas die germanische Sitte und Art treu bewahrt hat, dem die Hinterlist und Tücke der Kaffernstämme, sowie die Herrschsucht der englischen Regierung, nur allzu oft ein tragisches Loos bereitet haben. — Es dürften daher die nachfolgenden Schilderungen — vorwiegend auf persönlichen Beobachtungen beruhend, welche Schreiber dieser Zeilen während eines dreizehnjährigen Aufenthalts in Südafrika zu machen Gelegenheit hatte — dem Leser wohl einiges Interesse bieten.

Die Boers sind im Wesentlichen die Nachkommen jener holländischen Ansiedler, welche unter Jan van Riebeek (1652) zuerst die Südspitze des afrikanischen Continents besiedelten. Zwar kamen zu den ursprünglichen holländischen Ansiedlern in den Jahren 1687 und 1689 noch französische Emigranten — Hugenotten, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes zunächst nach Holland auswanderten und von dort durch die holländische India Maatschappy nach dem Cap befördert wurden —, aber das numerische Uebergewicht der holländischen Farmer und die drakonischen Gesetze, wodurch die holländische Colonialregierung den französischen Ansiedlern die Anwendung ihrer Muttersprache, ja sogar den Gottesdienst in französischer Sprache untersagte, hatten zur Folge, daß das gallische Element sehr bald von der Oberfläche verschwand und daß kaum 90 Jahre nach der Ankunft der ersten Hugenotten der Reisende Levaillant in Südafrika nur noch einen einzigen alten Mann antraf, der Französisch sprechen konnte. Als Landessprache hat sich unter den Boers das sogenannte Capholländisch ausgebildet, d. h. ein Patois, welcher der Sprache Hollands zwar sehr nahe steht, dem aber zahlreiche englische, französische, deutsche, ja sogar einige malayische und der Sprache der Hottentoten entlehnte Worte beigemengt sind. Dieses Capholländisch ist im Transvaal und Orangefreistaat stets das vorherrschende Idiom geblieben, desgleichen unter der Landbevölkerung in der westlichen Provinz der Capcolonie, während allerdings im östlichen Theile des Caplandes in Kaffraria, Griqualand-West und Port-Natal mehr Englisch als Holländisch gesprochen wird. Von der weißen Bevölkerung Südafrikas, welche sich auf 380,000 bis 400,000 Seelen beläuft, sind nur etwa 25 Procent von englischer Abstammung, während 73 Procent dem niederdeutschen Volksstamme, 2 Procent anderen Nationalitäten angehören. Getreu der Ueberlieferung seiner Vorfahren, welche als Ackerbauer und Viehzüchter zuerst die von Hottentottenstämmen bewohnten Länderstrecken südlich vom Orangefluß besiedelten, dann aber allmählich sich nach Norden und Nordosten ausbreiteten, hat sich der holländische Colonist ausschließlich diesen Beschäftigungen zugewendet und wurde daher von dem Engländer schlechtweg „Boer", d. h. Bauer (sprich: Buur) benannt. Der Boden der südafrikanischen Tafelländer vermag in Folge des dort herrschenden Wassermangels nur eine beschränkte Anzahl von Ansiedlern zu ernähren und dieser Umstand war insofern für die Cultur der Landbevölkerung von großer Bedeutung, als er es bewirkte, daß sich die Colonisten meist nur in großen Entfernungen von einander niederließen und daß ein Unterrichtssystem, welches nur annähernd dem unsrigen entspricht, in Südafrika nicht durchgeführt werden konnte. Seine Söhne und Töchter nach den Städten und Ortschaften der Colonie zur Schule zu schicken, das ist ein Luxus, den sich nur der wohlhabendere Farmer gestatten kann, und selbst bei diesem bewirkt es der Mangel an zuverlässigen Dienstboten und Arbeitern, daß der Vater seinen Sohn, statt ihn unterrichten zu lassen, zu allerlei ländlichen Verrichtungen benutzt. Hierzu kommt noch, daß die in kürzeren oder längeren Zwischenräumen wiederkehrenden trockenen Jahre den Farmer nicht selten nöthigen, sein Besitzthum zu verlassen, um anderwärts Wasser und Weideplätze für seine Heerden zu suchen, und daß jener Hang zum Wanderthum, den in früheren Jahrzehnten die Irrfahrten durch die Steppenländer des Inneren in dem Boer erzeugten, in Folge dessen niemals ganz erlöschen konnte. Unter solchen Umständen ist es wohl begreiflich, daß der Nachkomme intelligenter Holländer hinter den Cultursortschritten anderer Nationen zurückbleiben, daß die Abgeschlossenheit von der Welt, der Mangel guten Unterrichts und geistiger Anregung eine gewisse Beschränktheit der Anschauungen zur Folge haben mußte.

Statten wir nun — um den Boer, seine Sitten und Beschäftigung näher kennen zu lernen — einer südafrikanischen Farm in Gedanken einen kurzen Besuch ab. — Wenn heute ein Bewohner des alten Holland, ein Niederländer des letzten oder vorletzten Jahrhunderts, aus seinem Grabe erstehen und eine der einsamen Farmen des Transvaals oder Orangefreistaats besuchen könnte, so würde er sich wunderbar angeheimelt fühlen durch das Bild, welches sich hier vor seinen Blicken entrollt, ja er würde, wenn ihm nicht der Unterschied des Klimas und der Vegetation den Ortswechsel zum Bewußtsein brächte, sich in das Holland vergangener Jahrhunderte zurückversetzt dünken. Fast erscheint es, als ob hier das Rad der Geschichte seinen Lauf gehemmt hätte, denn während unter den Culturvölkern Europas neue Zeiten neue Sitten heraufgeführt haben, so hat sich in diesem entlegenen Winkel der Erde ein Volk erhalten, welches die Sitten seiner vor 200 Jahren ausgewanderten holländischen Vorfahren bis auf den heutigen Tag unverändert beibehalten hat. Zugleich ist es ein Bild echt germanischen Volksthums, welches uns hier im Heimwesen des Boers auf Schritt und Tritt entgegentritt. Vor dem Hause, die silberbeschlagene Pfeife im Munde, bald die Heerden inspicirend, bald mit einer Zimmermanns-, Schreinerarbeit oder dergleichen mehr beschäftigt, steht der Hausherr, der „baas", wie er auch in Südafrika genannt wird, ein getreues Conterfei jenes niedersächsischen Bauers, wie ihn Immermann in seinem „Münchhausen" in der Person des Hofschulzen so treffend gezeichnet hat. Drinnen im sogenannten „voorhuiz", dem vordersten Gemache der Behausung, welches zugleich als Speise-, Empfang- und Wohnzimmer dient, an dem rohgezimmerten Tische, auf welchem als wichtigster Schmuck die mächtige Bibel mit den gewichtigen Metallbeschlägen prangt — hier sitzt die behäbige Hausfrau mit den Füßen auf dem „Stoofje", dem mit Kohlen gefüllten, zum Warmhalten der Füße bestimmten hohlen Fußschemel, und rings umher in dem niedrigen Gemach, das nur mit dem einfachsten Hausgeräth versehen ist, haben sich die zahlreichen Kinder gruppirt, von dem herangewachsenen Sohn, der dem Vater bei allen ländlichen Verrichtungen hülfreich zur Seite steht, bis hinab zum jüngsten Sproß, der kaum die Mutterbrust verlassen — eine stattliche Schaar, deren Flachshaar und blaue Augen noch häufig die germanische Abkunft verrathen. Freilich kommen wir nicht sofort dazu, die hier verzeichneten Wahrnehmungen zu machen; denn wenn wir nach einer beschwerlichen Fahrt über die holprigen Wege der Karoo — so wird die mit niedrigem Buschwerk, vereinzelten Mimosen und Euphorbiaceen bedeckte südafrikanische Steppe bezeichnet — todtmüde auf der Farm des Boers angelangt sind und uns des Genusses der Gastfreundschaft zu versichern suchen, haben wir zuvor ein kleines Kreuzverhör, zusammengesetzt aus den Fragen: Wie heißen Sie? Woher kommen Sie? Was ist Ihr Geschäft? Sind Sie verheirathet? und dergleichen mehr zu bestehen, eine Vorsichtsmaßregel, zu der sich der afrikanische Bauer, dessen unbeschränkte Gastfreundlichkeit bisweilen von Landstreichern mißbraucht wird, einem Fremden gegenüber für völlig berechtigt hält. Erst nachdem diese Fragen zur Zufriedenheit des Boers beantwortet sind, ergeht an uns die Aufforderung, in das Haus einzutreten. Die Schwelle überschreitend befinden wir uns in dem soeben erwähnten „voorhuiz" und es erfolgt nun allgemeine Begrüßung, darin bestehend, daß wir allen Anwesenden, bis hinab zum jüngsten Sprößling, die Hände schütteln, wobei wir jedoch nicht verabsäumen dürfen, uns zuvor der Handschuhe zu entledigen, da ein Gruß mit der bekleideten Hand ein Verstoß gegen die hier herrschende Etiquette wäre. Sodann acceptiren wir dankend die Tasse Kaffee, welche uns von der „oude vrouw", der Frau vom Hause, alsbald dargereicht wird. Dieses Getränk, welches im Leben des afrikanischen Steppenbewohners eine große Rolle spielt und zu allen Tages- und Jahreszeiten in großen Quantitäten genossen wird, hat allerdings wenig Verwandtschaft mit unserem aromatischen Mokka; doch wäre es kaum rathsam, den Kaffee auszuschlagen, da er im Hause des Boers eine der Friedenspfeife des Indianers analoge Bedeutung hat. Nach dem Genusse der ersten Tasse werden wir als zur Familie gehörig betrachtet und können nun ohne Scheu dazu übergehn, unsere Beobachtungen anzustellen, respective Erkundigungen einzuziehn.

Die Boers repräsentiren einen überaus kräftigen Menschenschlag. Häufig 6 Fuß hoch oder gar noch darüber, zugleich breitschultrig und muskulös, sind sie den Strapazen und Gefahren, welche ihnen das Leben in der Einöde und die Kämpfe mit den wilden Stämmen der Eingeborenen auferlegen, sehr wohl gewachsen. Als ein Erbstück ihrer holländischen Vorfahren muß eine gewisse steife Förmlichkeit betrachtet werden und zugleich jenes unverwüstliche Phlegma, welches sie selbst in den schwierigsten Lebenslagen kaum jemals verläßt. Ein natürlicher Anstand und ein gewisses Selbstbewußtsein verleiht dem schlichten Sohn der Steppe jene Sicherheit des Benehmens, die in europäischen Kreisen in der Regel nur eine sorgfältige Erziehung und guter Umgang zu verschaffen im Stande ist. Was die Frauen und Mädchen anlangt, so ist weibliche Grazie bei ihnen allerdings eine große Seltenheit; dagegen sind sie zärtliche Gattinnen und Mütter, liebevolle Pflegerinnen in Krankheitsfällen und selbst Züge heroischer Entschlossenheit sind ihnen nicht fremd. Während der Kafferkriege ist es wiederholt vorgekommen, daß, in Abwesenheit der Männer, Frauen mit ihren halberwachsenen Söhnen ein von den Eingeborenen überfallenes Farmhaus stundenlang heldenmüthig vertheidigten. — Die Ehen werden meist frühzeitig geschlossen und sind in der Regel sehr fruchtbar. 10 bis 12 Kinder einer Mutter sind die Regel, 15 bis 18 Sprößlinge durchaus keine Seltenheit. Schreiber dieses hat einen älteren Boer gekannt, dessen Nachkommenschaft, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, Enkel und Urenkel mit eingerechnet, sich auf 280 Personen belief, und ebenso wie im alten Rom die gens Fabia gegen Veji zu Felde zog, wäre auch in Südafrika eine einzige weitverzweigte Familie wohl im Stande, ein kleines Heerescontingent zu stellen. Auf dieser rapiden Bevölkerungszunahme beruht auch die so rasche Besiedelung des Orangefreistaats und des 5400 deutsche Quadratmeilen umfassenden Transvaalgebiets. Denn da in der Capcolonie Land bereits sehr theuer und daselbst für die an Zahl stetig zunehmenden Heerden kaum noch genügender Weidegrund vorhanden ist, so sendet der holländische Farmer des Caplandes jetzt in der Regel einen oder mehrere seiner Söhne nach diesen Gebieten, um dort für verhältnißmäßig billigen Preis Ländereien anzukaufen. Der Erwerb von Grundbesitz bildet überhaupt die vorwiegende Leidenschaft des Boers. Farmen, welche 6000 bis 8000 Morgen Landes umfassen, sind die Regel; es gibt aber auch einzelne Grundeigenthümer, deren Areal an Umfang die Größe eines kleinen deutschen Fürstenthums erreicht. Außer der Farm bilden die Heerden das werthvollste Besitzthum des Bauern, und sind es neben den stattlichen Rindern mit ihrem mächtigen Gehörn, neben Merinoschafen und Rambouillets vor Allem die Angoraziegen, welche mit ihrem schneeig-weißen, bis zum Boden herabfallenden Haargelock einen überraschend schönen Anblick gewähren. Das erste Geschäft, sobald der Farmer kurz vor Sonnenaufgang das Lager verlassen hat, ist die Inspection der „Kraale", jener aus Dornhecken, bei wohlhabenden Farmern aus niedrigen Steinmauern gebildeten Einfriedigungen, innerhalb welcher die Heerden die Nacht zubringen, da man eigentliche Viehstallungen in Südafrika nicht kennt. Die den Kraal begrenzenden Mauern werden, um den Thieren einigen Schutz gegen die Kälte der Winternächte zu gewähren, an ihrer Innenfläche gewöhnlich noch mit dem zu viereckigen Stücken ausgestochenen Schafdünger bekleidet, welcher letztere unserm Torfe ähnelt und in holzarmen Gegenden Südafrikas zugleich als Brennmaterial benutzt wird. Eine in seiner Zerlumptheit grotesk originelle Erscheinung ist der Schwarze, dessen Obhut die Heerden tagsüber anvertraut sind. Seine Bekleidung besteht entweder aus der sogenannten „Kaross", einem aus Ziegen- oder Schaffellen zusammengeflickten Pelzmantel, oder aus der „Kombars", einer dünnen Wolldecke. Mitunter trägt er auch auf dem nackten Leibe einen ausrangirten englischen, französischen oder deutschen Uniformrock, von denen viele Hunderte durch speculative Händler

ihren Weg nach Südafrika gefunden haben. In der Rechten führt er gewöhnlich den „Kierie", einen mit dickem Knopfe versehenen Stock, an dem die für den Tag bestimmte Fleisch- und Brodration nebst Pfeife und Tabak in einem Bündel befestigt sind, während er, um Strolchen, welche die Gegend unsicher machen, Respect einzuflößen und um die Heerden gegen die Angriffe der Raubthiere zu beschützen, auf der linken Schulter nicht selten eine alte Steinschloßflinte balancirt. — Dies nur im Vorübergehen. Um hier noch ein paar Worte über die Thätigkeit des Boers als Ackerbauer einzuschalten, so kann bei dem geringen Quantum der feuchten Niederschläge in einem großen Theile Südafrikas eine gute Ernte gewöhnlich nur durch Irrigation der Ländereien erzielt werden, und es eignen sich daher nur solche Farmen für die Agricultur, welche durch ihre Lage an einem Flüßchen, durch nicht versiechende Quellen oder durch in Bodenvertiefungen angelegte Reservoire (sogenannte „Dämme") sich eines größeren Wasserreichthums erfreuen. Außer gegen den Wassermangel hat der südafrikanische Farmer noch gegen eine Reihe von anderen Uebelständen anzukämpfen. Verheerende Heuschreckenschwärme, zerstörender Hagelschlag, Rost im Getreide und dergleichen mehr vernichten die Ernte oft vor seinen Augen, während ihm die Kaffern- und Hottentottendienstboten bisweilen gerade zu einer Zeit entlaufen, wo er deren am dringendsten bedarf und während seine Heerden durch Diebstähle der im Lande umher vagabundirenden Farbigen nur zu oft decimirt werden. Daß trotz aller der Schwierigkeiten, welche sich der Thätigkeit des afrikanischen Ackerbauers und Viehzüchters entgegenstellen, das Land dennoch im Allgemeinen in stetem wirthschaftlichen Fortschritt begriffen ist, daß sich der Gesammtwerth des Exports der südafrikanischen Colonien innerhalb der letzten 15 Jahre nahezu verdreifacht hat — diese erfreuliche Thatsache ist außer der durch Entdeckung der Diamantfelder bewirkten Einwanderung vor Allem der zähen Beharrlichkeit zuzuschreiben, welche der niederdeutsche Bauer Südafrikas der Ungunst der Verhältnisse entgegenstellt. Als eine Errungenschaft der Boers muß auch die künstliche Straußenzucht bezeichnet werden, welche neuerdings am Cap in so großartigem Maßstabe und mit vorzüglichen finanziellen Resultaten betrieben wird.

Da eine detaillirte Schilderung südafrikanischer Verhältnisse die Grenzen dieses Blattes bei weitem übersteigen würde, so muß ich mich darauf beschränken, hier nur noch einige besonders charakteristische Züge aus dem Boerleben hervorzuheben. Als eines solchen muß ich vor Allem des sogenannten „Nachtmaals" gedenken, welches im monotonen Leben des südafrikanischen Steppenbewohners ein Ereigniß von nicht geringer Wichtigkeit darstellt. Von der holländischen reformirten Kirche, welcher der Boer ebenso wie seine Vorfahren angehört, wird nämlich alle 3 Monate ein bestimmter Sonntag zur Darreichung des heiligen Abendmahls ausersehen und strömen an diesem schon Wochen vorher festgesetzten Tage die Landbewohner aus weiter Entfernung nach dem „dorp", dem Hauptorte des Districtes. Da die Cart, das gewöhnliche Beförderungsmittel in Südafrika (ein viereckiger Kasten, der auf 2 hohen Rädern balancirt und von 2 resp. 4 Pferden dahin gezogen wird), für die zahlreichen Familienglieder nicht genügenden Platz bietet, so wird bei dieser Gelegenheit der Ochsenwagen, ein den europäischen Frachtwagen des vorigen Jahrhunderts ähnelndes Fuhrwerk, mit einer langen Reihe mächtiger Zugstiere bespannt; die „oude vrouw" mit ihren Töchtern und jüngeren Kindern nimmt im Innern des Wagens Platz, während die Hottentotten- und Kaffernmädchen wie Lakaien auf dem hinten angebrachten Trittbrett Posto fassen. Nachdem der „oude baas" mit der gewaltigen 30 bis 40 Fuß langen Peitsche bewaffnet auf dem Kutschersitz Platz genommen hat — die erwachsenen Söhne begleiten das Fuhrwerk gewöhnlich zu Pferde — ergreift der sogenannte „Leiter", der vor dem vordersten Ochsenpaar einhertrabende Schwarze, das Leitseil und ächzend und knarrend setzt sich die plumpe Maschine in Bewegung, langsam zwar, aber sicher ihre Insassen der Ortschaft zuführend, wo die religiöse Feier stattfindet. Neben dem kirchlichen Zwecke dient dieser Tag auch zur politischen und socialen Vereinigung der Boers, während die jungen Männer die günstige Gelegenheit benutzen, sich unter den Töchtern des Landes nach einer passenden Lebensgefährtin umzusehen. Gewöhnlich weiß es der Farmer so einzurichten, daß er bereits an dem der Communion vorhergehenden Sonntag in der Ortschaft eintrifft und es werden dann die Kaufläden besucht, für die nächsten 3 Monate Vorräthe eingekauft und zugleich die eigenen Producte (Wolle, Felle, Angorahaar, Straußfedern u. dergl. mehr) an den Mann gebracht. Da die Kirche häufig zu klein ist, um die große Menge der Andächtigen aufzunehmen, so sieht man nicht selten eine Anzahl derselben im Freien warten, bis an sie die Reihe kommen wird, das Sacrament zu empfangen. Der Kirchplatz selbst mit den Hunderten von Ochsenwagen, die dort in langen Reihen ausgespannt sind, macht einen höchst malerischen Eindruck und erinnert zur Abendzeit, wenn das weiße Leinengezelt der Wagen vom Scheine der Lagerfeuer beleuchtet wird und der feierliche Gesang der Hymnen durch die Lüfte erschallt, an ein Heereslager gottbegeisterter Krieger zur Zeit Cromwells.

Ich erwähnte bereits die Strenggläubigkeit des Boers. Diese puritanische Strenge verbunden mit einer asketischen Gemüthsrichtung kennzeichnen überhaupt den niederdeutschen Bauern Südafrikas. Erheiternde Lecture, ja selbst Zeitungen verirren sich im Ganzen nur selten auf die Farmen des Transvaals und Orangefreistaats; dagegen hat die Bibel den Boer in die entlegensten Gebiete des Innern begleitet und nur zu gern vergleicht er sich mit dem Volke Israel, an dessen vierzigjährige Wüstenfahrt ihn die eigenen Irrfahrten durch die südafrikanischen Steppen erinnern. Daher sind auch unter den Vornamen beider Geschlechter dieses Volkes solche, welche der Bibel entlehnt sind, die häufigsten. Die soeben erwähnte Askese äußert sich bisweilen in höchst eigenthümlicher Weise. So hat es Boers gegeben, welche sich noch im besten Mannesalter den eigenen Sarg anfertigen ließen und in ihrer Wohnung aufstellten, um denselben als ein Memento mori fortwährend vor Augen zu haben. Besondere Erwähnung verdienen auch in dieser Beziehung die sogenannten „Dopper", eine in Südafrika ziemlich verbreitete Secte, welche ihren religiösen Grundsätzen nach den schottischen Methodisten, ihrer äußeren Erscheinung nach den Quäkern nahe steht und gewissermaßen den dem afrikanischen Bauer innewohnenden Puritanergeist in höchster Potenz darstellt. Man glaube übrigens nicht, daß sich hinter dem puritanischen Wesen des holländischen Bauern eine heuchlerische, scheinheilige Gesinnung verberge; dasselbe ist vielmehr hervorgerufen durch die Isolirung auf der einsamen Farm, sowie durch den Einfluß der ihn umgebenden Natur, deren ernster Charakter sich im Gemüthsleben des Steppenbewohners wiederspiegelt.

(Schluß folgt.)

Politische und unpolitische Zeitglossen.

Von Franz von Holtzendorff.

IV.

37. Militärischer und bürgerlicher Muth.

Viele nehmen den Typus vornehmer Gleichgültigkeit gegen alles Volksthümliche für ein Zeichen verfeinerter Bildung. Wir haben heute weniger Leidenschaftlichkeit, weniger Vorurtheile und weniger Uebereilung in den leitenden Klassen, als ehemals; dafür aber weniger Ueberzeugungskraft in großen Dingen und noch weniger Muth zum Handeln auf eigene Gefahr.

Zu allen Zeiten gab es zwei Arten von Muth: militärischen Muth und bürgerlichen Muth. Der Soldatenmuth marschirt in Reih und Glied oder auch vor den stürmenden Kolonnen, weil Begeisterung, Ehrenpflicht oder Ehrenlohn in den aufregenden Stunden des Schlachtgewühls ihn treiben. Der bürgerliche Muth geht *allein* für eine gute Sache in den Kampf, weil das Gewissen ihn dazu nöthigt. Für ihn gibt es keine ehrenvollen Niederlagen, sondern nur Aussicht, im Falle des Unterliegens

sicherlich verkannt zu werden; eine Aussicht, die nur von starken Charakteren im Vertrauen auf das Urtheil späterer Zeiten übernommen wird.

38. Kriegscorrespondenzen in England und Amerika.

In denjenigen Staaten, in denen der ewige Friede der Völker am eifrigsten gepredigt wird, erscheint das literarische Interesse an der Schilderung von Kämpfen am weitesten verbreitet. Englische und amerikanische Blätter machen die großartigsten Aufwendungen für ihre Kriegscorrespondenten. Nahezu unglaublich ist für uns die Ausführlichkeit, mit der über ein Wettrennen, ein Wettspiel oder ein Wettrudern in England und Amerika berichtet wird. Vielleicht ist dies ein Symptom für eine auf wirthschaftlichem Gebiet kräftig entwickelte Concurrenz.

39. Die moderne Kritik.

Es gibt Kritiker, die dasjenige am tiefsten hassen, was sich der Vollendung am meisten nähert. Solche Leute sind nachsichtig in der Beurtheilung von Werken, die sie selbst hervorzubringen allenfalls im Stande sein könnten. Ein Grundzug in der modernen Kritik ist Schadenfreude. Fehler in den Kunstwerken werden nicht blos bemerkt, sondern mit dem Eifer aufgespürt, mit denen Kinder nach Ostereiern suchen. Derartige Kritiker beginnen damit, die Nägel an den Füßen der mediceischen Venus zu betrachten, ob sie auch richtig beschnitten sind. Eine gesunde Kritik sollte bei der Beurtheilung künstlerischer Leistungen weniger darauf sehen, Proben des eigenen Scharfsinns abzulegen, und mehr darnach streben, unsere Fähigkeit zur Aufnahme geistiger Genüsse zu steigern. Die Kritik sei gleichsam das Austerngericht, das einer feinen Mahlzeit vorausgeht. Die krankhafte Sucht zu kritisiren freut sich dagegen, wenn es ihr gelungen ist, Anderen die Freude des eigenen Sehens, Hörens und Empfindens zu verderben und zu verringern.

Auch darf man nicht vergessen, daß Talente, die noch nicht ausgereift sind, mit Wohlwollen behandelt werden sollten. Das Genie braucht keine solche Rücksichtnahme, denn es ist ein Explosivstoff, der um so stärker wirkt, je mehr er eingeengt ist. Dagegen scheint es, als ob man Anfänger heute achselzuckend bedauert, weil sie das Unglück haben, nur Talente zu sein. Die Kritik bringt solche Pflanzen oft genug in die kalte Kellerluft, um zu sehen, ob sie auch ohne Licht und Sonne wachsen werden. Das kritische Genie ist immer freisinnig im Bewußtsein der eigenen Kraft und darum auch wohlwollend. Kritische Talente neigen stark zum Despotismns.

40. Das Recht der Kritik.

Es ist ein politischer Sophismus, daß wir die Maßregeln Andrer nur dann kritisiren dürfen, wenn wir selbst im Stande sind, es besser zu machen. Mit diesem Einwande würde der schlechte Schauspieler ein sachverständiges Publicum entwaffnen können. Aber die Kritik ist nicht an allen Orten und nicht zu allen Zeiten berechtigt. Es ist politische Pflicht, den Tadel da schweigen zu lassen, wo er, ohne die Möglichkeit eines Nutzens zu bieten, nur praktische Nachtheile für die Gesammtheit stiften kann.

In Deutschland haben ministerielle Abmahnungen von oppositioneller Kritik so lange keine Bedeutung, als Minister sich gegen gerechten Tadel gleichgültig, gegen unbegründete Vorwürfe übermäßig empfindlich zeigen.

41. Die Kritik unter allen Umständen.

Nicht wenige Publicisten betrachten es als einen Triumph ihrer Weisheit, wenn sie zwecklose Unzufriedenheit mit bestehenden Verhältnissen erregt haben. Andrerseits giebt es zufriedene Raisonneurs. Dem Spießbürger ist es Bedürfniß, zu schimpfen und alle Staatszustände schlechthin zu lästern. Jede Reform, die Veränderungen mit sich bringt, wird aber noch mehr gelästert. Solche Menschen gleichen den Kettenhunden, die nicht nur den Dieb und den verdächtigen Bettler, sondern jeden Vorübergehenden aus weiter Entfernung anbellen. So lange wir ein Dutzend verschiedener Münzsysteme in Deutschland hatten, wurde viel geklagt und gespottet. Als die langersehnte Einheit kam, noch mehr.

42. Ethisches im Aesthetischen.

Was die Menschen betrübt, ist fast überall das Gleiche. Edle Herzen erkennt man vorzugsweise an dem, was sie erfreut. Ist es die Ehre des Valerlandes, das Gedeihen der Kinder, die Hoheit der Natur oder die Aufhülfe des Schwachen, der siegreiche Kampf gegen Elend und Noth? Oder ist es der gemeine Sinnengenuß, die niedrige Komik einer Posse und der Nebel der Kneipen? Darin liegt der Unterschied. Die Bedeutung der antiken Volksfeste in Athen zeigt sich in der Befähigung der Volksmenge zu den höchsten Kunstgenüssen. Moderne Volksvergnügungen scheinen ohne den dominirenden Duft von Schnaps, Bier und Würste nicht mehr möglich zu sein.

43. Die französische Romanliteratur.

Von einem großen Theil der neueren Romanliteratur der Franzosen muß man sagen: Sie verfährt gleich jenen Chemikern, die mit Erfolg bemüht sind, aus Schmutz- und Abfallstoffen Parfüm zu gewinnen.

44. Ueber Ordenswesen.

Das Mittelalter hatte die Bettelorden, die neuere Zeit die Ordensbettelei.

Es ist unglaublich, wie viele Menschen die Selbstachtung außer Augen setzen, indem sie sich um eine Ordensverleihung bemühen und bewerben, und dann wegen einer erschlichenen, erbetenen oder beinahe erpreßten Decoration beglückwünschen lassen.

Am vielen Lachen erkennt man bekanntlich die Narren; an sehr zahlreichen Orden die Magnaten der vornehmen Geburt, des Heerdienstes, der Diplomatie, des Staatsbeamtenthums, zuweilen aber auch die charakterlosen Männer für Alles, die die Ordensfischerei als Gewerbe treiben. Bei derartigen Leuten bedeutet der Orden gleichsam eine Ausschlagskrankheit an den Knopflöchern, eine decorative Epidemie.

Soll das Ordenswesen, dessen Abschaffung für die europäischen Staaten nahezu undenkbar ist, zu einem nützlichen Factor im öffentlichen Leben erhoben werden, so ist erforderlich, daß wirkliche Verdienste völlig unabhängig von politisch oppositionellen Gesinnungen Anerkennung finden, daß nicht blos der Staatsdienst im engern Sinne, sondern jede gemeinnützige Wirksamkeit und jede für das Volksleben bedeutende Erfindung vom Staate ausgezeichnet wird. Vornehmlich aber könnte es darauf ankommen, gerade in den niederen Schichten der Bevölkerung, unter Arbeitern und Handwerkern das Ehrgefühl und den Trieb auf persönliche Auszeichnung anzuregen. Daß eine aufopfernde, muthvolle That eines Eisenbahnwärters, eines Maschinisten auf der Locomotive, eines Aufsehers in den Fabriken oder eines Dienstboten von Staatswegen anerkannt werde, ist unter den heutigen Gesellschaftszuständen für die Interessen der Gesammtheit mindestens ebenso wichtig, wie die Belohnung für die fünfzigjährige Dienstzeit, die ein gut besoldeter Staatsbeamter zurückgelegt hat.

45. Wider die Nörgler.

Wie die kleine Entenmuschel ein gewaltiges Kriegsschiff im Hafen zerfressen kann, so zerstört im gegenwärtigen Zeitalter die weitverbreitete Sucht, an großen Dingen die nebensächlichen und unbedeutenden Mängel ausfindig zu machen, die starken Ueberzeugungen der Menschen. Es gibt Leute, die es als eine Geringschätzung empfinden, wenn man ihnen zutraut, daß sie der Begeisterung für ideale Güter fähig wären. Fast Jeder besitzt den Ehrgeiz, vor allen andern Dingen für einen scharfsinnigen Kritiker gehalten zu werden. Es gibt Menschen, die sich so geberden, als müßte von Rechtswegen die Sonne ausgelöscht werden, weil durch ihre Strahlen auch die Eier der Schlangen und des Ungeziefers ausgebrütet werden.

46. Der Werth der historischen Methode in den Staatswissenschaften.

Die Bedeutung gewissenhafter historischer Forschung kann kaum hoch genug veranschlagt werden. Nicht zu verkennen ist aber, daß im Rechtsunterricht und in der Behandlung der Staatswissenschaften die historische Methode auch zu einem schädlichen Uebergewichte gelangen kann und eines Gegengewichtes bedarf an der politischen Betrachtungsweise, die den Zweckmäßigkeitsverhältnissen bei allen staatlichen Dingen auf den Grund geht. Mit historischer Mikrologie kann in staatswissenschaftlichen Vorlesungen viel Zeit vergeudet werden. Sichtbar wird der nachtheilige Einfluß derselben darin, daß Viele darauf verzichten, zu einer klaren Auffassung gegenwärtiger Dinge zu gelangen, wenn sie hören, daß man überall mit den Persern und Aegyptern, oder auch mit der Völkerwanderung beginnen muß, um irgend einem Urtheile über Recht und Staat Beachtung zu sichern. Dieser Irrthum leistet dann der Denkfaulheit bei solchen Vorschub, welche meinen, daß die Feststellung eines noch zweifelhaften, der Geschichte angehörigen Thatbestandes abzuwarten ist, bevor man seine eigene geistige Arbeit beginnen darf. Die Selbstständigkeit und Entwickelung der politischen Urtheilsgabe werden auf diese Weise beeinträchtigt.

Ein amerikanischer Staatsmann sagt in einem Aufsatz über die „schwache Seite der historischen Methode": „Unter den Untersuchungen, die bezüglich eines Rechtszustandes oder einer Staatseinrichtung angestellt werden können, bleibt die wesentliche und entscheidende Frage immer die nach dem Verhältniß bestimmter Gesetze zu dem Wohlfahrtszwecke der Gesellschaft. Solche Schriftsteller, die die wechselnde Entwickelung einer Idee durch die Jahrhunderte verfolgen, neigen leicht zur Gleichgültigkeit gegen sittliche Wahrheiten, und die Kenntniß aller Entwickelungsstufen, durch welche eine menschliche Einrichtung hindurchging, ist oft vereinigt mit Unachtsamkeit oder Unfähigkeit hinsichtlich der Darlegung des ihr gebührenden Werthes. Ein Geschlecht, welches zum überwiegenden Theile glaubt, daß Staatseinrichtungen aus sich selbst herauswachsen, wie die Pflanzen, wird schwerlich thatkräftige Reformatoren hervorbringen."

Literatur und Kunst.

Ein neuer Faustcommentar.

Von Karl Bartsch.

Wohl kein Werk der deutschen Dichtung hat eine commentirende Literatur von gleichem Umfang aufzuweisen, wie Goethes Faust. Das hängt mit der innersten Natur dieses Werkes zusammen, das auch dem Denker und Forscher immer neue Räthsel aufgibt. Nicht nur in der Deutung der einzelnen Beziehungen, die der Dichter in dasselbe „hineingeheimnißt" hat, sondern vor Allem in Erfassung der leitenden Ideen, der ganzen Composition.

Unter den vorhandenen Faustcommentaren haben zwei verdiente Anerkennung sich erworben: von H. Düntzer und von G. v. Loeper. Beider Arbeiten sind von ganz verschiedenem Charakter. Düntzer, dessen Verdienste um die Fausterklärung auch der neueste Commentator nach Gebühr hervorhebt, hat zuerst in streng philologischer Weise, mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit, sowohl die Faustsage als Goethes Faust nach allen Richtungen beleuchtet. Loepers Commentar, in seiner ersten Bearbeitung ziemlich mangelhaft und dürftig, hat in der zweiten (1879) eine durchgreifende Umgestaltung erfahren. Er stellt sich auf den Standpunkt des nicht philologischen Publicums und bemißt nach dessen Bedürfnissen seine Erklärungen.

Schröers Arbeit*) liegt ihrem Charakter nach in der Mitte zwischen beiden. Weniger das gelehrte Element in den Vordergrund stellend, als Düntzer gethan, geht er doch tiefer in die Dinge ein als Loeper und berührt eine Menge Punkte, die Loepers Commentar mit Stillschweigen übergeht. Wer in ein tieferes Verständniß der Goethe'schen Dichtung einzudringen sucht, wird in dem Buche von Schröer reichen Genuß und Anregung finden. Denn nicht nur der Erklärung bedürftige Einzelheiten werden hier erläutert, sondern der Commentar reiht an einen geistigen Faden die Gedankenentwicklung der Dichtung überhaupt.

Die vorausgeschickte Einleitung behandelt zunächst die Entstehung von Goethes Faust. Die Frage, ob der Dichter bei seinem Werke verschiedene Pläne nach einander gehegt und verfolgt habe, durch welche gewisse Widersprüche in der Auffassung namentlich des Mephistopheles zu erklären seien, glaubt Schröer verneinen zu müssen. Er hält es für gewagt, das im Fragment von 1790 nicht mitgetheilte von vornherein eben deswegen für später zu erklären. Dies gilt insbesondere von der wichtigen Partie nach dem Gespräche zwischen Faust und Wagner und von der Vertragsscene (Vers 253—1417), welche ganze Scenenreihe im Fragment fehlt. Durch geschickte und feine Verwendung briefflicher und dichterischer Stellen bei Goethe aus den 70er Jahren, in denen ganz ähnliche Gedanken oft in wörtlicher Uebereinstimmnng mit denen der genannten Partie vorkommen, gelingt es Schröer den Wahrscheinlichkeitsbeweis zu führen, daß diese im Fragment nicht mitgetheilten Scenen thatsächlich älter sind. Im Wesentlichen kann ich mich hier zustimmend verhalten; auch vermögen wir den Grund, der Goethe veranlaßte, die wichtige Vertragsscene im Fragment wegzulassen, auch wenn sie damals schon vollendet war, leicht zu errathen. Da ihm bei Veröffentlichung des Fragmentes der Abschluß der Tragödie, wie der 2. Theil, ihn bietet, noch nicht klar und deutlich war, trug er Bedenken eine für den Abschluß so folgenreiche Scene damals schon zu veröffentlichen. Immerhin müssen bedeutende Lücken gewesen sein, nicht alles in jener Partie gehört der Zeit der 70er Jahre an, der Ton fällt manchmal aus dem der älteren Theile heraus. So ist für mein Gefühl der zweite Monolog Fausts (nach Wagners Abgang) erheblich jünger als der erste, und selbst die von Schröer nachgewiesene wörtliche Uebereinstimmung mit dem Gedichte an Riese (1766) kann mich in meinem Gefühle nicht irre machen. Ich finde den zweiten Monolog viel mehr reflectirend, viel weniger von dem Prometheusfunken durchglüht als den ersten. Und daß im zweiten Monologe manche wörtliche Anklänge an das Vorausgehende sich finden, bestärkt mich erst recht. Durch diese Anklänge suchte Goethe selbst in den alten Ton sich zurückzuversetzen, der ihm thatsächlich in den 90er Jahren schon fremd geworden war.

Sehr hübsch und mich überzeugend ist die Betrachtung Schröers über die Reihe der Gretchenscenen. Der von Düntzer schon beobachtete Umstand, daß in gewissen Scenen der Name Gretchen, in andern Margarethe vorkommt, wird von Schröer scharfsinnig benutzt, um das verschiedene Alter dieser Scenen festzustellen. Die Margarethenscenen gehören sämmtlich der ältesten Dichtung, der Frankfurter Zeit an, die Gretchenscenen der Weimarer. Letztere sind „einzelne Bilder", in welchen Gretchens rührende Gestalt im Dichter fortlebte und ihm erschien, selbst als die Erinnerung an den ersten Anlauf, in dem die früheren Scenen geschrieben wurden, verblaßt war.

Von besonderer Wichtigkeit ist diese Erwägung für die Kerkerscene, die den ersten Theil schließt. Hier kommt nur der Name Margarethe vor. Das allein würde freilich nicht hinreichen, um sie in die Frankfurter Zeit hinaufzurücken. Wohl aber die leidenschaftliche Gluth, die in ihr pulsirt und die, wie Schröer richtig hervorhebt, Goethe doch wohl nicht so nebenbei aufzuwenden hatte, indem er an Benvenuto Cellini arbeitete und den Plan zur Achilleis oder zum zweiten Theile der Zauberflöte entwarf. „Die gewaltige Leistung einer Dichtung wie die Kerkerscene hat neben solchen zersplitternden Arbeiten keinen Raum." Daß Goethe sie aus dem Fragmente ausschied, ist wiederum leicht erklärlich; sie bildet den tragischen Abschluß, vor welchen eine große Lücke fällt, die erst in späterer Zeit durch die Walpurgisnacht und die Valentinsscene einigermaßen aus-

*) Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. 1. Theil. Heilbronn 1881, Verlag von Gebr. Henninger.

gefüllt wurde. Auch Wagners „Kindermörderin" (1775) enthält Züge, welche die Bekanntschaft mit der Kerkerscene voraussetzen.

Das sind philologische Einzelheiten, die gleichwohl das Interesse auch der Gebildeten in Anspruch nehmen. Gleichgültiger wird dem Leser vielleicht erscheinen, wie der neueste Herausgeber in dem Abschnitte „Die Verszählung" die Abweichungen seiner Zählung von derjenigen Düntzers und Loepers motivirt. Und doch ist auch das bei einem Dichter wie Goethe kein unwesentlicher Punkt, weil das tiefere Verständniß vom Wesen des Goethe'schen Rhythmus damit zusammenhängt. Und hier wird der Kenner den Ausführungen Schröers nur beistimmen können.

Wie hier uns die feinste Empfindung des Interpreten und ein für Rhythmus fein gebildetes Ohr entgegentritt, so in dem Abschnitte „Faust in Prosa", der an eine Hypothese Scherers anknüpft. Scherer geht aus von der auch Schröer einleuchtenden Entdeckung, daß die einzige Prosascene des ersten Theiles ins Jahr 1772 falle. Darauf gründet Scherer den Versuch des Nachweises, daß ein mehr oder weniger ausgeführter Entwurf in Prosa schon zur Zeit des ersten Götz im Winter 1771 auf 1772 zu Papier gebracht ward, und dann als Grundlage der Umarbeitung in Verse, etwa seit 1773, diente. Als Reste dieser Prosabearbeitung sieht Scherer einige reimlose Stellen und Partien des ersten Theiles an. Dem gegenüber betont Schröer mit Recht, daß diese Stellen nicht solche seien, die in die Handlung eingreifen, wie dies bei der Prosascene wirklich der Fall ist, daß sie vielmehr sämmtlich wegbleiben könnten, ohne fühlbar den Zusammenhang zu stören, und daher eher spätere Einschaltungen als Reste einer ursprünglichen Fassung sein dürften. Dazu stimmt überraschend, daß vereinzelt nach Weglassung der reimlosen Stellen die nun zusammenrückenden Verse aufeinander reimen.

Auch die reimlose Scene „im Dom" ist jünger, nicht etwa blos weil sie den Namen Gretchen, nicht Margarethe, zeigt, sondern hauptsächlich, weil sie in den chronologischen Rahmen der älteren Scenen gar nicht hineinpaßt.

Sehr beachtenswerth sind die am Schlusse dieses Abschnittes die aus Briefen an Kayser (1785—86) mitgetheilten Stellen, aus denen man erkennt, wie Goethe die reimlosen Stellen inmitten gereimter ansah.

Der Vergleich mit der Umgestaltung der Iphigenie aus prosaischer in poetische Form wird von Schröer mit Recht zurückgewiesen. Der sanft rauschende Strom der Rhythmen in der versificirten Iphigenie ist unendlich verschieden von der leidenschaftlichen Gluth, die Rhythmus und Vers der Faustscenen der 70er Jahre athmen.

Wenn hier speciell philologische Fragen erörtert werden, die aber doch das Wesen des dichterischen Schaffens tief berühren, so nimmt der Abschnitt „Die ersten Aufführungen von Goethes Faust" das allgemeinste Interesse in Anspruch. Schröer hat hier Anlaß gefunden, Ergänzungen zu dem kürzlich erschienenen Buche von A. Enslin*) zu geben. Neben dem sehr interessanten Berichte, welchen Holtei 1869 über die Weimarer Aufführung von 1829 gab und welchen Schröer mit einigen Verbesserungen von offenbaren Druckfehlern hier reproducirt, ist namentlich bedeutsam und ganz neu das, was Schröer aus dem Munde von Laroche, dem damaligen Darsteller des Mephistopheles, aufgezeichnet und mitgetheilt hat.

Es war im Winter 1828—29, als der Kanzler von Müller, Riemer, Eckermann und Laroche einen Besuch bei Goethe machten. Sie kamen mit der Mittheilung, daß sie eine Fraustaufführung auf der Weimarer Bühne beschlossen hätten. Ueber diesen Ausdruck „beschlossen" fuhr Goethe zornig auf. „Glaubt man denn, daß ich, wenn ich gewollt hätte, nicht selbst den Faust auf die Bühne bringen konnte? Ist es billig, über meine Werke zu verfügen ohne zu fragen, was ich selbst damit vorhabe? Bin ich denn nicht mehr am Leben? Beschlossen hat man? Man hat demnach beschlossen ohne mich auch nur zu fragen." Die Freunde befanden sich in der peinlichsten Lage. Es ging damit aber doch den Weg, wie so manches Andere, das anfangs auf seinen Widerspruch stieß und schließlich doch durchgeführt wurde. Goethe machte sich mit dem Gedanken vertraut und äußerte eines Tages gegen seine Schwiegertochter Ottilie: „Wenn man denn durchaus den Faust zur Darstellung bringen will, so soll er mindestens nicht so zur Darstellung kommen, wie sie sich ihn etwa denken, sondern wie ich ihn haben will." Wahrscheinlich fand jener Besuch vor dem 12. December 1828 statt, denn an diesem Tage schrieb Goethe an den Maler Zahn wegen einer die Erscheinung des Erdgeistes betreffenden Vorrichtung, die bei der Radziwill'schen Aufführung in Berlin 1820 zur Verwendung gekommen war. Laroche erinnert sich, daß bei der Faustdarstellung in Weimar (1829) ein Riesenantlitz fast den ganzen Hintergrund erfüllte, eine Darstellung des Erdgeistes, die dann auch aufs Wiener Burgtheater überging. Die Worte des Erdgeistes wurden nach einer Composition von K. Eberwein gesungen.

Goethe versammelte, nachdem er seine Zustimmung zur Aufführung gegeben, eine Gesellschaft von Freunden und Schauspielern in seinem Hause, der er den ersten Theil des Faust vorlas. Laroche rühmt den hinreißenden Vortrag und den gewaltigen Eindruck.

Die Rolle des Faust declamirte Goethe im Baß eines älteren Mannes bis zu der Stelle, wo er den Verjüngungstrank in der Hexenküche trinkt. Von da an führte er Fausts Rolle in klangvollstem Jünglingstenor durch. In der Schülerscene ließ der Dichter nach den Worten des Schülers „Fast möcht' ich nun Theologie studiren", eine Pause eintreten. In derselben zog er, Mephistopheles darstellend, das Haupt ganz in die Schultern ein, indem er hämisch, mit lauerndem Blick und breitem Grinsen erwiderte.

„Ich wünschte nicht euch irre zu führen."

Die Rolle des Mephisto studirte er Laroche so sorgfältig ein, daß dieser zu sagen pflegt: „In der Rolle des Mephistopheles, wie ich sie gebe, ist jede Geberde, jeder Schnitt, jede Grimasse, jedes Wort von Goethe; an der ganzen Rolle ist nicht soviel mein Eigenthum, als Platz hat unter dem Nagel."

So enthält, wie man sieht, Schröers Buch in allen seinen Partien des Anregenden und Neuen eine Fülle. Es sei daher allen Goethefreunden, und deren Zahl wächst ja in erfreulicher Weise, aufs wärmste empfohlen, um so mehr, als auch die Ausstattung bei billigem Preise eine sehr gefällige ist.

*) Die ersten Theateraufführungen des Goethe'schen Faust. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters.

Aus dem friedlichen Breisgau.

Eine Spazierfahrt zu Zweien.

(Schluß.)

Da verlassen wir die weite Einbuchtung des Schwarzwaldes, in deren Mitte Freiburg liegt, und fahren im alten Rheinbett — noch vor drei Jahrhunderten floß er hier auf dieser Seite des Kaiserstuhles — wieder geradaus gegen Norden. Wie weit man heute sieht! Sie haben wirklich Kaiserwetter mitgebracht — à propros, es gibt wenig Neues unter der Sonne, die „Memoiren der Gräfin Rémusat" haben mich belehrt, daß man bereits nach der Thronbesteigung des ersten Napoleon stets von der günstigen Witterung sprach, die alle öffentlichen Staatsactionen, Revuen, Reisen und Jagden desselben auszeichne, und daß Hofschranzen und Dichterlinge damals das „Kaiserwetter" in zahllosen Variationen verherrlichten. Der erste Napoleon — wie verschollen das schon klingt! — ja, Sie haben ganz recht gehört, hier fängt eine andere Endung der Stationsnamen an, die „ingen" hören auf, wir sind durch Buggingen, Krozingen, Zähringen, Gundelfingen, Denzlingen, Emmendingen, Köndringen, Kenzingen gekommen und befinden uns jetzt in Herbolzheim, dann folgen Ringsheim, Kippenheim, Friesenheim, Niederschopfheim, von Meisenheim sprach ich vorhin bereits, auch Ettenheim

liegt da drüben — was wollte ich doch noch vom ersten Kaiser Napoleon sagen? Einerlei, es fällt mir wohl wieder ein, betrachten Sie sich lieber die Gegend etwas!

Sie finden dieselbe hier ein wenig verflacht und meinen, es müsse nicht grade erquicklich sein, in der Julihitze über die weiten, öden Felder da zur Linken fortzuwandern? Allerdings nicht, es sind ungefähr zwei Stunden, bis man an den Rhein kommt, und die Sonne versteht sich hier zu Zeiten fast in tropischer Weise auf ihr Brütgeschäft, ja es kann mitunter wie eine Art Fata morgana über der weiten Fläche spielen, flimmern und täuschen. Uebrigens ist es merkwürdig, was bei solchen Dingen die Einbildung thut, mir ist's immer, wenn ich an dieser Stelle fahre, als hörte ich den Südsturm um mich heulen — Sie werden lächeln — selbst heut', in der wolkenlosen Sonnenstille. Bitte, schließen Sie ein paar Minuten die Augen, möglicherweise gelingt es mir, bei Ihnen auch diese Täuschung hervorzurufen. Nein, vorher werfen Sie noch einen kurzen Blick nach dem Kirchthurm, der da zur Rechten über einigen weißlich schimmernden Häusern an der Ausmündung des dunkelwaldigen Schwarzwaldthales aufsieht. Man gewahrt nicht mehr davon, obwohl ein kleines uraltes Städtchen mit etwa dritthalbtausend Einwohnern daran hängt, Namens — doch ich will Ihr Gedächtniß nicht überflüssiger Weise noch weiter beschweren. Der kleinere Ort vorher gehört nicht dazu, sondern bildet das Pfarrdorf Altdorf, dessen männliche Insassen sich im Jahre 1790 durch sehr unverzagten Widerstand gegen einen französischen Heerhaufen ziemlichen Ruf in der Umgegend erwarben. Sonst ist noch bemerkenswerth, daß zu einer Zeit, die ich Ihnen nicht vermittelst einer Jahreszahl genauer feststellen kann, der heilige Landolin sich hier an der Gesellschaft des um seine Erdhöhle befindlichen Waldgethiers genügen ließ, deshalb des Jagdfrevels und der Uebertretung des Beerenparagraphen angeklagt und laut Befehl des hochconservativen Grundbesitzers Gisiko von der Eisenburg enthauptet wurde. Geschichtliche Belege vermag ich Ihnen dafür freilich nicht aufzubringen, aber historisch verbürgen kann ich, daß sofort aus dem Blut des heiligen Landolin fünf Quellen hervorsprudelten und zwar eine aus dem Kopf und je zwei aus den Armen und Beinen, denn dieselben besitzen noch heutigen Tages eine außerordentliche Heilkraft für alle erdenklichen Augenfehler, bei denen die profane Wissenschaft der sogenannten Ophthalmiatriker ihre irdische Unzulänglichkeit eingestehen muß. Sie haben aber, wie ich sehe, Ihre, zum Glück des heiligen Landolinsblutes nicht bedürftigen Augen auf meinen Wunsch geschlossen — und nun bitte ich Sie, horchen Sie einmal gespannt auf!

Hören Sie den Wind? Es ist noch der alte, den schon Gottfried August Bürger gar genau gekannt und geschildert:

„Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst."

Es ist also anbrechender Vorfrühling, für die hiesige Gegend etwa „um des Märzen Idus", und den Wind benennt man hier Föhn. Hören Sie, wie er in der Märznacht in langen heulenden Stößen, dazwischen winselnd wie ein verwundetes Thier, über die weite dunkle Rheinebene daherkommt und jeden anderen Laut mit seinem Schnauben verschlingt? Ab und zu schlägt ein schwerer Tropfen aus der Luft, aber die vom Wolf gescheuchten Wolkenheerden fliegen zu sturmesschnell, als daß sie Ruhe finden könnten, sich zu entladen; aus einer zwischen ihnen aufklaffenden Lücke taucht dann und wann flüchtig die schmale Mondsichel und wirft einen Augenblick geisterhafte Halbhelle über die öden Felder zwischen Rhein und Schwarzwald. Sonst blinkt nur noch drüben aus einem der weißlich herüberschimmernden Häuser um die Kirche — es gehört einem Besitzer aus dem Geschlecht von Ichtrazhein — ein später Lichtschein; das Städtchen liegt schon in tiefem Schlaf.

In dem erhellten Zimmer erhebt sich jetzt ein junger Mann im ersten Anfang der Dreißiger von einer altmodischen Causeuse, auf der er neben einer jugendlichen, schönen Dame gesessen. Beide tragen etwas sehr Vornehmes in Haltung und Zügen; er hat den Arm um ihren Nacken gelegt, küßt ihren Mund und sagt — doch nicht auf Deutsch —: „Gute Nacht, Charlotte — es ist schmerzlich, daß wir uns trennen müssen."

Doch zugleich bewegt sein Arm sich rasch von ihr zurück, denn die Thür öffnet sich, und die Hand seiner heimlichen jungen Frau respectvoll an die Lippen führend, wiederholt er: „Eine böse Nacht — ruhen Sie wohl, Prinzessin!"

Sie blickt ihm nach, wie er hinausgeht — zuckt es unwillkürlich in ihrer Hand, als wollte sie ihn noch einmal zurückrufen, zurückhalten, um ihn nicht in der bösen Nacht allein zu wissen? Vielleicht scheint's nur so, jedenfalls ist es nur nervöse Aufregung ihrer Sinne durch den rasselnden, stöhnenden und heulenden Sturm, was sie zu der instinctiven Regung veranlaßt. Das alte Haus ist fest gefugt und wird nicht zusammenbrechen, und morgen kehrt der beglückende Tag. So läßt sie ihn fortschreiten; sein Fuß verhallt durch den langen Gang, in welchem er sich dem andern Flügel des großen Gebäudes zuwendet und in sein Schlafgemach eintritt. Er spricht noch einige Worte mit einem, ihn dort empfangenden Kammerdiener, dann schickt er auch diesen fort und entkleidet sich. Sein Gesicht ist von blasser Farbe und trägt Anzeichen muthmaßlich ererbter Kränklichkeit, aber aus seinen Augen leuchtet neben dem Liebesglanz, der sie freudig belebt, geistige Kraft, und ein Zug um den Mund deutet auf milde, wohlwollende Sinnesart. Er horcht gedankenabwesend noch einen Moment hinaus, wie die einzelnen schweren Tropfen an die Fenster klirren, dann schläft er. Es ist das letzte Licht des Städtchens Ettenheim, das er neben sich ausgelöscht; die Thurmuhr hat windverhallend Mitternacht geschlagen, nichts regt sich mehr, als der wüthend am Gebälk und den Gitterläden rüttelnde, klappernde und knatternde Föhn und ab und zu der langgezogene Heullaut eines Hofhundes, der westwärts in die tobende Nacht des 15. März des Jahres 1804 hinauswittert.

Da kracht es eigenthümlich drüben im Dunkel des dichten Weidengestrüpps, das die vielverpflochtenen Rheinarme zwischen dem Städtchen und der gerade gegenüber belegenen französischen Festung Schlettstadt umgibt. Wie ein Schwarm von großem, behutsam flatterndem Nachtgevögel huscht es durch das Dickicht an den mattbleiern aufschimmernden Stromspiegel, doch es ist kein Vogelzug, sondern ein Menschentrupp, denn er setzt auf bereit gehaltenen Böten über den styxartig dunkel und einsam rollenden Fluß und windet sich, von kundigem Führer geleitet, auf dieser Seite wieder aus dem Weidengestrüpp hervor. So ziehen sie weiter, grad aus gegen Ost durchs badische Land. Wie die Mondsichel einmal kurz aus dem jagenden Gewölk tritt, läßt sich erkennen, daß sie sämmtlich bewaffnet sind, französische Uniformen tragen und etwa an vierhundert Mann stark sein müssen. Hier irgendwo kreuzen sie die heutige Bahnlinie — vielleicht befinden wir nns gerade über ihren zeitverwehten Fußstapfen — dann rücken sie eilfertig, so geräuschlos wie möglich weiter gegen die Mündung des dunklen Schwarzwaldthals. Außer ihnen regt sich nichts Lebendiges in der bösen Nacht, nur der Hund drüben heult in kürzeren Absätzen wider den Sturmwind auf.

Es vergeht noch eine Zeit, dann fährt der Schläfer in dem Ichtrazheinischen Hause plötzlich empor. Das Zimmer um ihn ist wieder vom Licht erhellt, vor seinem Bette steht der französische General Ordener mit blankem Degen und spricht: „Ich verhafte Sie auf Befehl des ersten Consuls, folgen Sie mir!"

Dem wehrlos zum Gefangenen Gemachten wird kaum die Frist vergönnt, sich nothdürftigst anzukleiden, ebenso wenig seinen Hausgenossen, die gleich ihm im Schlaf überfallen worden und, mit dem Tode bedroht, falls sie einen Ruf ausstoßen, gebunden draußen im Gange stehn. Es sind ein Marquis, ein Abbé, zwei Offiziere, einige Diener; sie haben dreihundert Soldaten und sechzig Gensdarmen keinen Widerstand leisten können und werden lautlos mit fortgeführt.

Nur wenige Minuten sind vergangen, und das Haus liegt wieder still. Niemand in dem Städtchen Ettenheim ist erwacht, selbst die junge vornehme Dame auf der andern Seite des großen Gebäudes nicht. Der Sturm rasselt, heult und wimmert wie zuvor, dichtere Tropfen schlagen auf den Trupp herunter, der mit seinen Gefangenen hastig über die nächtlichen Felder, an seufzenden Tannenwäldern vorbei dorthin zurückkehrt, von wo er gekommen. Matt und trüb kommt der erste Morgenschimmer des 15. März, wie sie ihre Ruder wieder in den gelben, hochgeschwollenen Rhein tauchen — es ist genau die Frühstunde, in der sieben Tage später bei rothem Fackellicht im Schloßgraben zu Vincennes eine Pelotonsalve aufkracht, Louis Antoine Henri von Bourbon, der letzte Herzog von Enghien todt zu Boden stürzt und die Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort in Ettenheim zur Wittwe wird. Einen Augenblick zuvor überreicht ihr heimlicher Gemahl einem der mit der Execution beauftragten Soldaten eine Locke, einen Ring und Brief, um dieselben der seit jener bösen Nacht nicht wieder Gesehenen überbringen zu lassen, doch ein Offizier der großen Nation reißt dem Empfänger das Vermächtniß aus der Hand und schleudert es zur Erde in den regennassen Graben. Und wiederum sieben Tage nachher bittet der französische Senat den ersten Consul der Republik um die Gnade, daß er sich zur Wohlfahrt der Menschheit und Beruhigung der Welt die erbliche Kaiserkrone Frankreichs aufs Haupt setze.

Wie meinten Sie, lieber Freund? Die Rheinebene liege so eigenthümlich friedfertig und sonnenstill da, daß man kaum glauben solle, der Föhn könne in bösen Märznächten so schauerlich darüber hinrasen? Ja, es ist eben immer ein schlimmer Wind gewesen, der seit alter Zeit von Südwest aus dem Wetterloch zwischen dem Jura und den Vogesen in diese Gegend hereinbricht, und ich glaube schwerlich, daß er sich jemals ändern wird.

Worauf horchen Sie? Ja so, auf die Sprache der beiden, an der letzten Station eingestiegenen Herren drüben im Nebencoupé. Nein, Sie täuschen sich, das sind keine Franzosen, sondern Nachkommen altedler Geschlechter aus dem Breisgau. Sie unterhalten sich nur französisch, um ihre Bildung zu kennzeichnen; Sie werden beide als liebe Landsleute erkennen, sobald das Gespräch von den Pferden, Hunden und sonstigen vertrauten Personalien abgeräth, um sich etwa den Verdiensten des heiligen Vaters um das mißleitete deutsche Volk zuzuwenden. Dann reden sie auch Deutsch, wenigstens bruchstückweise; unsere Nachbarsprache im Westen muß für gewichtigere Themata arm an einer Zahl von Ausdrücken sein, die der deutschen Ergänzung bedürfen; Sie werden das besser wissen, als ich. Jedenfalls führen die beiden Herren in ihren Brusttaschen auch gekrönte französische Visitenkarten; auch den schriftlichen Geschmack drückt das mit unvergleichlich größerer Fülle von esprit und noblesse aus. Solch ein plumper deutscher Bär, der, seiner groben Natur entsprechend, in der ihm angeborenen Weise redet und schreibt — lupus e fabula — bücken Sie den Kopf einmal aus dem Fenster, dort haben wir ihn, da liegt einer von der Sorte begraben.

Das Städtchen vor Ihnen heißt Renchen und darin war er in seinen späteren Lebensjahren — nicht etwa Maire — sondern Schultheiß — das Wort ist für eine feingebildete Zunge kaum auszusprechen, und nannte sich, ich erwähnte seiner schon vorhin, Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen — man bekommt Grimmen vom bloßen Anhören. Nun, Sie wissen genugsam von dem Manne, was für eine tête-carrée er auf den Schultern trug und wie ungeschlacht er mit seinem Gänsekiel in die verfeinerten Sitten dreinschlug, mit denen Frankreich zu seiner Zeit unserer täppischen Eckigkeit Politur zu verleihen anhob. Er blieb aber ein Simpel, wie er sich in richtiger Erkenntniß auch selbst benannte, der Alles mit unpolirten Worten so aussprach und hieß, wie er es sah, hörte und dachte, und es ist bezeichnend für die Taktlosigkeit des deutschen Volkes, daß es vor zwei Jahren nicht etwa den Herren Zola oder Dumas, sondern hier in Renchen diesem simplen ehemaligen Schultheiß einen verhältnißmäßig kostspieligen Denkstein gesetzt hat.

Zum Glück indeß stehen wir hier im Begriff, ein erfreulicheres Denkmal zu erreichen. Der Schnellzug fängt an, seinem Namen Ehre zu machen, was da scheinbar an uns vorübersauste, war die Station Achern und das sind schon die Häuser des Dorfes Sasbach — bitte, sehen Sie rechts, gleich hinter dem Ort nach dem von Bäumen und Gebüsch überschatteten Hügel. Einer der grünen Wipfel gehört noch dem Nußbaum an, in welchen am 27. Juli des Jahres 1675 eine plumpe deutsche Kanonenkugel schlug, einen dicken Ast desselben abriß und mit diesem auf ungalanteste deutsche Bärenmanier den Helden vom Schönberg, der sich erst eben durch die vollendetste Verwüstung der Pfalz unverwelkliche Lorbeeren um die Schläfe gewunden, den großen Marschall Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne tödtete. Ich versprach mich vorhin, es ist kein erfreuliches, sondern im tiefsten Maße betrübendes Gedächtniß, das dort an die rohe Behandlung eines reisenden Gastes in Deutschland geweckt und forterhalten wird, und das Erfreuliche beruht nur in der pietätvollen Gedächtnißstärke, mit welcher der französische Staat noch nach anderthalb Jahrhunderten sich das Vollbewußtsein der von dem Todten zur Glorie Frankreichs auf deutschem Boden gewonnenen zwei oder drei Dutzend Schlachten bewahrt und ihm dort im Jahre 1829 ein Denkmal gesetzt hat. Sie sahen den hohen Granitobelisk unter dem historischen Nußbaum — wahrhaftig, da fahren wir schon neben dem Thurm der Ruine Yburg durch, Station Sinzheim flog vorbei, und das ist Oos, der ehemalige Pilotfisch des Hais Baden-Baden — wenn Sie lieber wollen, trotz seinem nicht gerade anmuthig klingenden deutschen Namen bis zum Jahre 1870 ein Vorort der Hauptstadt der Welt, oder nach Herrn Victor Hugo des Hirn-, Herzens- und Seelenbehälters der Menschheit an der Seine.

Hier müssen wir umsteigen, um uns auf die Zweigbahn Oos-Baden-Baden hinüber zu begeben, doch sehen Sie das letztere bereits, kaum eine Wegstunde mehr entfernt, dort aus seinem schönen, wirklich bergumkränzten Thale heraufblicken. Was zur Linken hoch von der Berglehne herunterschaut, ist das alte, im Jahre 1689 von den Franzosen zur heutigen interessanten Ruine verwandelte alte Schloß; das große Gebäude, welches darunter auf einem Hügel unmittelbar aus der Stadt selbst emporsteigt, ist das sogenannte neue Schloß, obwohl es sich auch nicht grade mehr in erster Jugendblüthe befindet, wie daraus hervorgeht, daß es ebenfalls schon vor zwei Jahrhunderten von einem französischen Heerführer bis auf die Quadermauern eingeäschert werden konnte. Hier fahren wir in den Bahnhof der Station Oos ein und müssen auf den drüben wartenden Zug hinüber.

Wie sagten Sie? Es sei merkwürdig still hier, Sie hätten sich das anders vorgestellt? Ja — „muß mich's ewig mahnen, mit meinem Frankreich war's allerdings hier anders!" Wir Deutsche sind aber thöricht-unpraktische Leute und haben gemeint, es sei unsere berühmte Philosophie, welche ehemals hier den Bahnhof täglich mit ganzen Gebirgen von Koffern, Kisten, Körben und Hutschachteln, mit Herren in weiten Sammetröcken und gentillegeren Pantalons, im Besitz von blitzenden Tuchnadeln, Brillantringen, Tabatièren, fingerdicken Uhrketten, feinen Battistjabots, nackten Hälsen, schwarzen und grauen Henriquatres, mit flatternden Straußfedern über junonischen Büsten, mit erwartungsvollen, siegesgewissen, schmachtenden, funkelnden und geschminkten Augen, mit zauberhaften Atlastiefelchen und Pariser Goldbrocatschuhen unter hoch aufgehobenen, spitzenduftigen Schleppkleidern der wöchentlich neuesten Mode, kurz mit der ganzen halben Welt des Erdballs auffüllte. O wir Schafe! man lacht wirklich in Herrn Victor Hugos Weltseele mit Recht über uns, wie über den Einfaltspinsel im Märchen, der einen unscheinbaren alten Erbtisch besaß und diesen für ein paar lumpige Pfennige verhandelte. Das alte Erbstück war aber ein Tischchen-deck-dich — und gerade so dumm waren wir auch, brachten einen alten Tisch mit einer grünen Decke zum Trödler, und mit einem Schlage war zur gerechten Strafe für unsere Einfalt alle Feenherrlichkeit, Juwelen- und Augenglanz, phirsichblüthene Handschuhe, cerisefarbige Strümpfe und Patchouliduft hier auf dem Bahnhofe in Oos vorüber.

Aber, mein Gott, lieber Freund — wo sind Sie denn geblieben? Zwischen dem Viertelduzend Menschen, die mit uns

ausgestiegen sind, können Sie sich doch nicht verloren haben? Hier — hören Sie nicht? — ja, sind Sie's denn? Um Himmelswillen, Sie schrumpfen mir ja wie die selige Echo vor den Augen zusammen. —

„Ganz zerrinnt ihr die Haut vor Magerkeit, und es entfliegt ihr jeglicher Saft in die Luft, nur Haut und Gebeine sind übrig —" doch von Ihnen bleibt auch nicht einmal Haut und Gebein mehr übrig — nichts als Ihr Lorgnon noch — und nun ist auch das weg. —

Das haben wir von unserer deutschen Träumerei! Da stehe ich allein auf dem Bahnhof in Oos, bin von Badenweiler nach Baden gefahren, habe drei Stunden fast unausgesetzt zu Ihnen gesprochen, sogar Ihre Antworten gehört, und darauf erwidert, und Sie haben während der Zeit in Berlin sich vielleicht gemüthlich an einer Kreuzberg- und Kreuzzugpredigt des neuen Peter von Amiens erbaut. Drei Stunden dauert solche Predigt doch wohl? Wir Provinzler leben in einer entsetzlich beschränkten Wissenssphäre bezüglich derartiger gewichtiger zeitgenössischer Vorgänge. Im Uebrigen ist unsere Zeit wirklich eine traurige, sie zieht nachgerade Alles in den Staub. Ich habe kürzlich gelesen, daß die ver — maledeite sogenannte Geschichtswissenschaft sich wieder einmal so lange mit Schnüffeln und Wühlen abgegeben, bis sie herausgefunden, daß Wilhelm von Tyrus, ein Zeitgenosse der ersten Kreuzzüge, in seiner „Belli sacri historia" den großen Peter von Amiens kurzweg nur als „eine verächtliche Persönlichkeit" bezeichnet hat. Hoffentlich wird die Nachwelt an den heutigen Geistesabkommen des zungengewaltigen Feindes der Ungläubigen wieder gut machen, was unsere gottlose Zeit an letzterem gefrevelt.

Es ist mir aber doch sehr erfreulich gewesen, wenigstens im Geiste einige Stunden an Ihrer Seite verbracht zu haben. Vielleicht regt meine phantasmagorische Einbildung Sie an, bald einmal, wenn Ihre französischen Studien, die ich außerordentlich schätze, Ihnen Muße dazu lassen, die kurze Fahrt von Badenweiler nach Baden-Baden, oder umgekehrt, in leibhaftiger Wirklichkeit mit mir zu machen. Gegenwärtig heult allerdings ein Wind so übler Sorte aus dem Vogesenwetterloch bei Belfort durch das Oberrheinthal, daß er in der Märzenidus-Nacht des Jahres 1804 nicht schlimmer gewesen sein kann, und der Schönberg vor meinem Fenster trägt seit Wochen eine Tarnkappe auf dem Kopf. „Aber es muß doch Frühling werden," hat der Poet gesagt, und sein Wort ist noch in keinem Jahre zu Schanden geworden. Und in der Zuversicht, daß auch das Jahr 1881 dasselbe wieder bestätigen und meine Hoffnung, Ihnen als Eisenbahnbegleiter zu dienen, erfüllen wird, bin ich mit bestem Weihnachtsgruß der Ihrige

Freiburg i. Br. im Dec. 1880. Wilhelm Jensen.

Mein Onkel Don Juan.

Roman von Hans Hopfen.

Bei einem Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts findet sich die Ausführung, daß Schönheit beim männlichen Geschlechte weit häufiger als beim weiblichen den Jahren trotze, ja häufig, statt abzunehmen, vielmehr an Ausdruck gewinne. Neben manchen anderen körperlichen und geistigen Vorzügen des Mannes vor der Frau und neben der Ueberlegenheit seiner socialen Stellung liegt darin der Hauptgrund dafür, daß einem Manne in den meisten Fällen wenigstens ein Duft jenes Reizes bleibt, den er einstmals ausgeströmt hat, und daß er eher vermag sich das achtungsvolle Interesse seiner Umgebung zu bewahren, als eine verblühte Frau. Ist es dieser nicht gelungen, von den Opfern ihrer Eroberungskunst eines dauernd an sich zu fesseln, so ist man nur zu geneigt sie mit der warnenden Etikette „alte Jungfer" in irgend eine Ecke zu schieben und den Grund ihres Mißerfolges lediglich in ihr selber zu suchen. Bei einem Manne ist das anders. Ist er in einem ähnlichen Falle, so wird viel leichter das Interesse dafür rege, und man fragt sich gern, wie es kommt, daß er, der doch Alles besessen, um eine Gattin zu beglücken, allein geblieben ist.

So fragt auch in Hans Hopfens neuem Romane*) der vorlaute Neffe den einsam gealterten Ohm, und die Erzählung, welche dieser zur Antwort gibt, bildet den eigentlichen Inhalt desselben.

Onkel Don Juan hat, da er noch ein ganz junger Offizier war, durch einen grausamen Zufall in einer Stunde alle seine nächsten Verwandten verloren. Da er darüber in tiefen Trübsinn verfällt, so veranlassen seine Gönner bei Hofe seine Versetzung nach einer der spanischen Colonien, einem jener kleinen, westindischen Eilande, die am Ausgange des vorigen Jahrhunderts — denn da spielt die Handlung — sich einer weltabgeschiedenen Ruhe, selten im Jahre durch die Ankunft eines Schiffes unterbrochen, und patriachalischer Zustände erfreuten. Allein anfangs droht dieser Heilversuch für ihn verhängnißvoll zu werden. In eng umgrenzter, eintöniger Umgebung, die, so schnell ihr Interesse auch für den schönen Trauernden rege wird, das seinige nicht anziehen kann, völlig vereinsamt versinkt er noch mehr in Brüten, das ihn bis zu einem Selbstmordversuche treibt. Durch die Dazwischenkunft Fremder an der Ausführung seines düsteren Vorhabens verhindert, kehrt er sich allmählich wieder dem Leben zu. Eine junge Nonne, Uraca, die mit ihrer Gefährtin Bibienna in einem verlassenen Kloster der Krankenpflege halber weilt, gewinnt zuerst seine Freundschaft. Und schon nahen auch die Mächte, die in dieses stille Leben Bewegung bringen, und ihn selbst völlig aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln sollen. Am spanischen Hofe ist man der Ueberzeugung, daß Don Perez, der Statthalter, die Insel nicht einträglich genug verwalte; in Folge dessen treffen Don Alvar und Don Miguel mit ausgedehnten Vollmachten versehen ein. Mit ihnen Don Alvars verwittwete Schwägerin, die schöne Donna Dolores, und Pedrilla, Miguels unschönes, aber anmuthiges Töchterlein. Während nun Don Miguel habsüchtig nach Gelegenheit zur Förderung seiner eigenen Interessen späht und im Wunsche, den Besitz jenes Klosters in die Hand zu bekommen, sich aus Spanien die Hülfe der Inquisition verschreibt, umwerben Alvar und Perez eifrig Donna Dolores. Doch diese hat sich in der Aufwallung einer Liebe, die rasch zündet, wie der Blitz, schon Don Juan heimlich hingegeben. Wie nun die Ereignisse in immer beschleunigtes Rollen gerathen, das ist außerordentlich kunstvoll dargestellt. Don Perez und Don Juan überzeugen sich gleichzeitig von der Falschheit der Donna Dolores und schließen sich eng an einander an. Als ein Zeichen seines besonderen Vertrauens überträgt der Statthalter seinem bisherigen Nebenbuhler den Schutz eines Festes, das als einziges Ueberbleibsel indianischen Glaubens von den Eingeborenen gefeiert wird. Bei diesem Anlaß geräth Don Juan mit Alvar und Miguel, die das Fest zu stören suchen und sich dadurch den Haß der Bevölkerung zuziehen, in offenen Conflict, weiß es aber trotzdem durchzusetzen, daß seine Verlobung mit Pedrilla, die rasch sein Herz gewonnen hat, anerkannt wird. So hat ihn denn sein nie befriedigtes Herz im Fluge von Uraca zu Dolores, von Dolores zu Pedrilla geführt. Aber er fühlt sich in seinem Glücke auf das Aeußerste bedroht durch die Nachricht, daß das Schiff mit den Dienern der Inquisition in Sicht sei, denn Miguel hat die für eine Nonne immerhin etwas unpassenden Beziehungen Uracas zu ihm entdeckt und droht Beide vor dem heiligen Gericht zu verklagen. Doch im Angesicht des Hafens scheitert das Schiff. Nun bricht der Zorn des in seinen heiligsten Gefühlen gekränkten Volkes gegen die beiden Eindringlinge los: mit knapper Mühe rettet Don Juan Schwiegervater und Braut an Bord eines eben abgehenden Fahrzeuges, während der von Don Juan verwundete, reiseunfähige Alvar von dem ritterlichen Don Perez geschützt wird. Da wird diesem eine angespülte Flasche eingehändigt, die einen Brief birgt des Inhaltes, daß er seiner Würde entsetzt, und an seiner Statt sein Schützling, Don Alvar, zum Statthalter ernannt sei — jene Flasche ist das Einzige, was von dem untergegangenen Schiffe verhängnißvoll erhalten geblieben ist. Don Perez fügt sich würdig dem

*) Mein Onkel Don Juan. 2 Bde. Berlin 1881, F. Schneider & Co.

Glückswechsel und schifft sich nach der Heimat ein. So bleibt Don Juan — da auch Uraca, die erst den Drohungen Miguels mit den Schrecken der Inquisition getrotzt, nun aus Furcht vor den Nachstellungen des verliebten, allmächtig gewordenen Alvar heimlich flieht — ganz vereinsamt zurück, der Rachsucht des neuen Statthalters und seiner Schwägerin preisgegeben. Ein Mittel zur Befriedigung derselben finden diese darin, daß sie ihm den Urlaub zur Rückkehr nach Spanien, wo er sich mit Pedrilla zu vereinigen hofft, versagen. Erst nach Jahren ist es ihm vergönnt, den heimatlichen Boden wieder zu betreten, doch als er zu seiner Braut eilt, muß er finden, daß diese der Abneigung ihres Vaters gegen den Schwiegersohn und der langen Trennung nicht zu widerstehen vermocht hat: sie liebt einen Andern, und Don Juan gibt sie frei.

Damit schließt seine Erzählung. Auf die Frage des Neffen ist sie keine erschöpfende Antwort; aber sie gibt dem Leser den Faden in die Hand, der sein Nachdenken weiter leitet. Einsam, enttäuscht, ein Charakter, der, mehr als gut, geneigt ist, das Leben schwer zu nehmen: so läßt Don Juan die kostbarsten Jahre der Jugend verstreichen. Keine Frau, die ihm begegnet ist, hat ihm widerstanden, in jeder hat er einen Theil seines Ideals gefunden und geliebt — keine hat sein Herz ausgefüllt. Diese Liebe, die er genossen, heftet sich nun an sein Leben gleich einer Schuld und raubt ihm die Entschlossenheit, noch fernerhin zu suchen.

Don Juan ist ein Charakter, wie ihn Hopfen schon öfter geschildert hat; hier, wo sich das Interesse ganz auf ihn concentrirt, ist das Bild des frischen Hagestolzen, der die Welt mit wehmüthigem, aber leicht entsagendem Humor betrachtet, ganz besonders liebenswürdig ausgeführt. Die beiden Nonnen, Uraca mit den seltsam schönen Augen — ein schwärmerischer, kleiner Philister — und die schelmische Bibienna, die flüchtig skizzirte Gestalt der Dolores und Pedrilla, die ihrer Reizlosigkeit unbewußt durch ihr naives Selbstvertrauen die Herzen gewinnt — alle diese Frauen, die sich um den Helden gruppiren, sind fein und wahr dargestellt. Gegenüber der rücksichtslosen Selbstsucht Alvars und Miguels, in denen der Contrast zwischen Aristokrat und Plebejer wirkungsvoll durchgeführt ist, weiß sich die chevalereske Figur des Don Perez, deren groteske Seiten der Leser zuerst erblickt, immer sympathischer zu entwickeln: sie ist in ihrer Zusammenstellung von lächerlichen und großartigen Eigenschaften ein Meisterstück Hopfens und die gelungenste in dem ganzen Roman. Auch die Episoden, der Barbier, der Klostervogt, der nichtsnutzige Garoffalo, sind treffend und anschaulich entworfen.

Bei der Art und Weise, wie Hopfen concipirt — er hat ja in einer seiner letzten Novellen selber einige Andeutungen darüber gegeben — ist es erklärlich, daß sein Roman sich besonders durch Stimmung auszeichnet. Man lese z. B. nur die Schilderung des ersten Eindruckes, den Don Juan von dem halb ausgestorbenen Kloster erhält:

Es war so still hier. Jeden Augenblick, meint' ich, müßte das Glöcklein ertönen, und der schöne Kreuzgang von entsprechenden Mönchen oder doch Nonnen beschritten werden. Aber es regte und rührte sich nichts. Nur etliche gelbliche Hühner und dazwischen ein langschweifiger Pfau, der aber die besten Federn schon eingebüßt hatte, machten sich bald auf den Fliesen, bald auf dem Kiese zu schaffen, und statt aller Psalmen und Gebete und Glockenklänge, die man erwartet hätte, hörte man nichts, als das Geschrei des brodneidigen Geflügels und ab und zu das Aufklatschen eines Wassertropfens, der von dem hochgeräderten Kupfereimer sich langsam abgelöst hatte und nun um so rascher in die Tiefe des Brunnens hinabfiel.

Es konnte demnach doch wohl so gar lange nicht her sein, daß eines Menschen Hand sich Wasser geschöpft hatte. Der Kupfereimer schwankte noch ein wenig, ob von eines Sterblichen Bewegung, oder weil der Wind ihn anblies, das war freilich nicht festzustellen.

Aber hatt' ich nicht eben einen Seufzer vernommen?

Und jetzt wieder einen! Du glaubst gern, daß mir der menschlich anheimelnde Laut in der Stille wohlthat.

Freilich war er schier zu kräftig, als daß er von einem Fräulein ausgehaucht sein konnte, und zu befriedigt, als daß die Sehnsucht ihn erpreßt haben sollte. In Spanien und in anderer Stimmung hätte ich gleich gesagt: hier schnarcht einer! Und auch jetzt überraschte mich's durchaus nicht, da ich, dem Ton nachspürend, den Mann traf, der ihn schlafend in die Luft blies.

Das Localcolorit, die Beschreibung der wonnigen Insel, ihrer kleinbürgerlichen Verhältnisse, des seltsamen Lebens, das bei Erhaltung der eingeborenen Rasse sich unter der lockeren Herrschaft Spaniens ausgebildet hat, ist von überzeugender Wahrheit. Stellenweise, z. B. bei dem nächtlichen Zusammentreffen Don Miguels und Don Juans vor dessen Hause, als Uraca in ihrer Verkleidung erkannt wird, fühlt man sich angemuthet, als läse man den Cervantes. Auf der Insel herrscht der Wahn, der Duft einer dort besonders häufig wachsenden Blume mache die Menschen sorglosem Lebensgenusse besonders zugänglich, und es ist in der That, als ständen die Handelnden alle mehr oder weniger unter dem Banne dieses Duftes, der in dem Romane eine große Rolle spielt. Der Grübler Don Juan, der jenem sich nicht ganz entziehen, noch auch ihm völlig unterliegen kann, tritt in einen seltsamen Gegensatz zu dem übrigen gedankenlosen Völkchen, das sich harmlos seines Lebens freut, das einen Augenblick vor dem Schreckbild der Inquisition erstarrt, im Momente darauf wahnsinnig losbricht, als wäre mit dem einen Schiffe das ganze heilige Gericht, ja ganz Spanien untergegangen, als hätte es nun auf einmal mit jeglicher Verantwortlichkeit ein Ende. Durch dieses Verlegen der Handlung in eine Gegend, die uns räumlich so fern liegt, und in deren eigenthümlichen lokalen und klimatischen Verhältnissen sich die fremdartigsten Zustände entwickelt haben, gewinnt der Dichter einen höchst romantischen, an das Märchenhafte erinnernden Hintergrund.

Und doch nennt er sein Buch einen historischen Roman. Auf den ersten Blick möchte man diese Bezeichnung als unpassend verwerfen, und allen jenen humoristischen Einwendungen zustimmen, die Hopfen selbst in seiner launigen Vorrede — an sich schon einem bedeutungsvollen Erzeugniß seiner Muse — dagegen erhebt. Allein geht man der Sache tiefer auf den Grund, so kann man, will man anders die Dichtung unter eine bestimmte Rubrik bringen, jene Klassificirung wohl gelten lassen. Allerdings mit gewisser Einschränkung. Denn die Verbindung der Handlung mit einem Vorgang von historischer Bedeutung fehlt gänzlich — jene könnte zu jeder beliebigen andern Epoche, als gerade am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, in jeder ähnlichen der spanischen Colonien ebenso gut gespielt haben. Allerlei kleine Anachronismen — wie die Erwähnung des Blitzableiters, der doch damals schwerlich schon in einer so culturfernen Gegend bekannt war — machen den Leser in der, nie ausdrücklich angegebenen, Chronologie irre und beweisen, daß es auch dem Dichter auf solche Nebensachen nicht eben sehr angekommen ist. Dagegen — und das ist es doch wohl, worauf man bei so einer Frage das meiste Gewicht zu legen hat — ist die Schilderung der Zeit, der socialen Verhältnisse, der Lebensweise eine vortrefflich gelungene. Der Contrast zwischen den sanftmüthigen Eingeborenen und den hochmüthigen Spaniern, der schläfrigen, zeitlosen, unbekümmerten Existenz der Bewohner mit den eingewanderten Fremden, deren aus Europa mitgebrachte Vorstellungen überall anstoßen, ist auf das Lebenswahrste dargestellt. Eine schwüle Stimmung herrscht in dem Buche: man hat das Gefühl, sich sehr lockenden, aber auch ungesunden, unhaltbaren Verhältnissen gegenüber zu befinden, die bei dem ersten Anstoß von außen, bei dem ersten Lufthauch wirklicher Culturbewegung rettungslos zusammenbrechen müssen. Es ist, als sähe man das Gespenst der Revolution, des Abfalls vom Mutterlande schlafen, das bei der leisesten Berührung in furchtbarem, tropisch flammendem Grimme erwachen müßte. — Betrachtet man Alles in Allem die Beschreibung des Zuständlichen, so kann Hopfens Roman die Bezeichnung als historisch entschieden für sich reclamiren.

Schon oben ist mehrfach die Rede davon gewesen, daß die Schilderungen des Verfassers sich durch Wahrheit und Stimmung auszeichnen. Zu diesem zwingenden Eindrucke trägt außer der eigenthümlichen Kraft dichterischen Schauens jedenfalls die

Sprache Hopfens sehr viel bei. Er scheut sich nicht, wie manch ein Anderer in mißverstandenem Purismus, keck in den Schatz seines heimatlichen Dialektes hineinzugreifen, und verfügt so über eine überraschende Fülle von Wendungen und Ausdrücken, die seinen Gedanken die scharf ausgeprägte Form geben. Allein neben diesem Reichthume gewinnt seine Sprache auch den Vorzug, daß sie in dem Leser die Vorstellung des unmittelbar Gefundenen, nicht schwerfällig Gesuchten erweckt. Sie muthet ihn frisch und natürlich an. Hopfen ist darin durchaus nicht ganz naiv. Er ist sich des Vorzugs, den ihm seine Entlehnungen gewähren, voll bewußt, und wäre es auch nur in Folge der Angriffe, die er deshalb häufig genug hat erleiden müssen. Er hat sich durch jene nicht stören lassen und verharrt ruhig in der Ueberzeugung, sich auf dem rechten Wege zu befinden, nicht sehr bekümmert, wenn ihm auch hie und da einmal, wie es ihm in früheren Schriften wohl begegnet sein mag, etwas mit unterläuft, was unserem norddeutschen Geschmack widerstrebt. Darin hat er entschieden Recht: sein Stil wirkt unter dem Abgeblaßten, Anschauungslosen, was man sonst nur zu häufig zu lesen findet, entschieden erfrischend; und es wäre zu wünschen, daß häufiger als bisher die hochdeutsche Dichtersprache, wie es seitens Hopfens und weniger Gleichgesinnter geschieht, sich durch Heranziehung dialektischer Stämme und Bildungen verstärkte. Schon lange genug erfreuen wir uns der sogenannten reinen Schriftsprache, um ihren Umkreis häufig als zu eng, ihr Ausdrucksvermögen als unzureichend zu empfinden. Anstatt des allzu wohlfeilen Tadels, den man für die Bestrebungen dem abzuhelfen stets in Bereitschaft hat, sollte man diesen lieber ein wenig Sympathie entgegenbringen.

Carl Groddeck.

Zurückgewiesene Manuscripte.

Von Hans Morning. [Nachdruck verboten.]

„Mit höflichem Dank zurück!" ist die gewöhnliche, nur hie und da nach der individuellen Artigkeit des Redacteurs modificirte Formel, mit welcher der Schriftsteller die so hoffnungsvoll ausgesandten Kindlein seiner Muße von den Redactionen und Verlegern zurückerhält. In dieser lediglich geschäftsmäßigen Mittheilung, daß ein eingesandter Beitrag dem Herausgeber einer Zeitschrift nicht für dieselbe passend erscheint, ist natürlich keine Kränkung oder Unfreundlichkeit beabsichtigt; und dennoch gibt es im ganzen Wörterbuch der Literatur vielleicht keine schmerzlicheren, verhaßteren, demüthigenderen und entmuthigenderen Worte als diese, selbst wenn die bittere Pille mit allerhand Artigkeiten des Redacteurs oder Verlegers vergoldet worden ist. Und manche Redacteure, welche vielleicht noch ihrer eigenen bitteren Empfindungen beim Rückempfang abgelehnter Manuscripte eingedenk sind, machen sich eine Pflicht daraus, den empfindlichen Schlag für die Eigenliebe feinfühliger Gemüther — und solcher Art sind ja die meisten Dichter! — durch einige artige Phrasen etwas zu mildern. Es gibt stehende conventionelle Entschuldigungen dafür: ein Bedauern, daß der Artikel für die specielle Zeitschrift nicht „passend" ist, daß er nach seinem Umfang zu groß oder zu klein sei, daß er „aus Mangel an Raum" abgelehnt werden müsse, obwohl er u. s. w. u. s. w. — kurz, es gibt verschiedene Arten von Vorwänden, um bei Erfüllung der Pflicht der Abweisung der Eigenliebe des Verfassers etwas von der Pein der getäuschten Erwartung zu ersparen, welche in der Ablehnung des Manuscriptes selbst schon liegt.

Die Zurückweisung eines Manuscriptes kann natürlich die verschiedensten Ursachen haben. Zunächst die Ueberfluthung mit Beiträgen aller Art, über welche in unserer schreibseligen Zeit alle Redactionen zu klagen haben. Sodann kann der Artikel zu lang sein; der behandelte Gegenstand mag, wie interessant er auch für den Verfasser gewesen, doch dem Redacteur als nicht so interessant und zeitgemäß für sein Lesepublicum erscheinen, daß er sich zu dessen Veröffentlichung entschließen möchte. Der Beitrag mag einen Gegenstand behandeln, welcher der Tendenz der fraglichen Zeitschrift zu fern liegt oder fern bleiben soll; oder der Stil, in welchem der Artikel geschrieben ist, mag dem Ton und Tenor der fraglichen Zeitschrift nicht angepaßt sein. Mit Einem Wort, wir dürfen in den meisten Fällen annehmen, daß der Redacteur bei seinem ablehnenden Bescheid in gutem Glauben handle und in seinem Rechte sei. Ausnahmen sind hierdurch nicht ausgeschlossen!

Allein wohl Keinem, welcher jemals die dornenvolle Laufbahn des Schriftstellers betrat, sind die widrigen Empfindungen erspart geblieben, welche mit der Ablehnung eines Manuscriptes verbunden sind. Jede getäuschte Erwartung oder vereitelte Hoffnung schmerzt, aber wohl kaum Eine verwundet unsere Eigenliebe und unser Selbstgefühl tiefer als diese, denn wir hegen das Bewußtsein, in dem zurückgewiesenen Artikel unser Bestes gethan und gegeben zu haben und einfach nicht verstanden oder nach Gebühr gewürdigt worden zu sein, und dies ist ebenso demüthigend als entmuthigend, denn es erweckt im Verfasser einen Zweifel an sich selbst. Tröstet euch jedoch, meine literarischen Kollegen, denn ihr seid nicht die Ersten, noch die Einzigen, welchen solche getäuschte Erwartungen widerfahren sind! Ich bin überzeugt, dieser bittere Kelch ist noch Keinem erspart worden, der zur heutigen Schriftstellergilde gehört, und selbst diejenigen, welche dermalen im Zenith ihres Ruhmes und im vollsten Sonnenschein der Gunst der Lesewelt stehen, haben diese Würgbirnen ebenfalls schlucken müssen!

Wir könnten von einer Reihe verstorbener und noch lebender deutscher Dichter und Schriftsteller beglaubigte derartige Fälle erzählen, welche hier zu allegiren wären. Wir würden aber vielleicht damit manchen wunden Fleck berühren und manche leicht erregbare Eigenliebe verletzen, und gerade in diesem Punkte sind ja unsere deutschen Schriftsteller, weil noch nicht lange genug an Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gewöhnt, ganz besonders empfindlich. Je höher sie nun zu stehen glauben, desto mehr scheint die einst durchlebte Periode des Kampfes und Dranges ihrer Erinnerung entrückt, und die heutigen Orden und Ehrenzeichen würden auch nicht auf den fadenscheinigen Flauß oder die verblichene Sammetpikesche von ehedem passen. Darum wollen wir lieber Beispiele aus dem Leben fremdländischer Autoren hier anführen.

Thackeray und Thomas Carlyle sind unbedingt Schriftsteller ersten Ranges, allein selbst diese haben, nebst vielen anderen, sich mit der bittern Wirkung jenes „Mit höflichem Dank zurück" vertraut machen müssen, und hierin liegt ein Trost und Sporn für die heutige Generation von deutschen Schriftstellern. Thackeray's geistvolle witzige „Yellowplush Papers" gehörten ihrer Zeit zu den glänzendsten und effectvollsten Aufsätzen in „Fraser's Magazine". Als aber Thackeray eines Tags an die „Edinburgh Review" einen Artikel im Stile der „Yellowplush Papers" einsandte, wurde derselbe von dem Redacteur der genannten Revue so beschnitten und verballhornt, daß sogar der Trost eines anständigen Honorars ihm die peinliche Erinnerung an die „Edinburgh Review" nicht zu versüßen vermochte. Der damalige Redacteur derselben theilte mit vielen unsern heutigen deutschen Redacteuren das absolute Pathos des ewigen Verbessernwollens und behandelte die eingesandten Beiträge durch Streichungen und Zusätze und häufig durch eigentliche Verschlimmbesserungen nicht anders, als ob er Pensa von Schülern vor sich hätte. Er war ein tüchtiger, kritischer Kopf, aber ein Pedant, und hielt sich für unfehlbar. So hatte dieser Herr Francis Jeffrey denn auch die — wir wollen sagen Gepflogenheit, an den eingesandten Beiträgen Carlyle's herumzustreichen und hineinzufügen, bis Carlyle mehr als menschliche Geduld hätte haben müssen, wenn er nicht endlich aufgewallt wäre und mit dem Redacteur ordentlich Fraktur gesprochen hätte, worauf Jeffrey zu dem Schlusse kam, Carlyle „passe eigentlich nicht für die Edinburgh Review" und ihm seine späteren Einsendungen zurück schickte.

Prosper Merimée erhielt seine Theaterstücke von allen Zeitschriften und Bühnen „mit Dank zurück", bis er auf den Gedanken kam, sie für Uebersetzungen aus dem Spanischen, für Dichtungen einer ehemals berühmten spanischen Schauspielerin Clara Gazul, auszugeben, auf welchen Zopf dann sogleich ein

Buchhändler anbiß, der sich für den in die Mode kommenden Romanticismus interessirte und dem Buch eben durch diese Mystification einen großen Erfolg schaffen half. Théophil Gautier und Octave Feuillet erhielten ihre ersten spannenden und in ihrer Art meisterhaften Novellen ebenfalls von verschiedenen Zeitschriften zurück, die dieselben „mit Dank ablehnten", weil sie sie wahrscheinlich gar nicht gelesen hatten, und doch wirkten diese Novellen und Romane förmlich zündend, als sie an den rechten Mann kamen und von diesem an die Oeffentlichkeit gebracht wurden. Auch Alphonse Daudet, dessen einzelne Romane 50 bis 60 Auflagen erlebt haben, sah den besten und anziehendsten, den er jemals geschrieben und in welchem er einen Theil seines Lebens und seiner Entwickelung erzählt hatte, von mehreren Journalen refusirt, und doch erfreute er sich damals schon eines gewissen Ruhms und einer einflußreichen Stellung als Sekretär des Herzogs von Morny, und der Roman ward bei seinem Erscheinen mit der größten Anerkennung aufgenommen.

Ja, es darf Keiner verzweifeln oder muthlos werden, wenn ihm im Anfang oder Verlauf seiner literarischen Carriere Manuscripte zurückgewiesen werden, denn dies scheint ein caudinisches Joch zu sein, dem alle Schriftsteller den Nacken beugen müssen. Aus eigener Erfahrung kann ich constatiren, daß mir zwar manche Artikel „mit Dank zurückgegeben" worden, aber alle später wieder untergebracht und veröffentlicht worden sind, und ich habe sogar die Erfahrung machen zu müssen geglaubt, die mir auch von anderen Kollegen bestätigt worden ist, nämlich daß die besten Artikel gerade diejenigen sind, welche am häufigsten abgelehnt wurden. Jedenfalls hatten gerade diese den meisten Erfolg, und dasselbe ist — wenn ich mir erlauben darf, Kleines mit Großem zu vergleichen — erwiesenermaßen auch mit verschiedenen nur als klassisch anerkannten Geschichtswerken und Romanen der deutschen und der englischen Literatur der Fall gewesen, welche vor ihrer Veröffentlichung ebenfalls durch verschiedene Redactionen und Verleger mit derartigen höflichen Ablehnungen stigmatisirt worden waren.

Es gibt im Grunde in der gesammten Literaturgeschichte nur wenige Namen von Männern, welche eines Morgens, wie Lord Byron, berühmt erwachten, weil sogleich ihre erste Dichtung oder Novelle oder ihr erster Essay, ihr erstes Drama sich die Gunst des Publicums im Sturm eroberte. Im Gegentheil verzeichnen die Geschichte der Literatur und die der Bibliographie eine Menge von Schriftstellern, deren Erstlingswerke wie Meteore auftauchten und — platzend verschwanden und deren phänomenalem ersten Erfolg keine weiteren glänzenden oder dauernden Leistungen mehr folgten. Wie viele haben ihr Pulver auf den ersten Schuß verpufft und konnten später nichts mehr leisten, weil sie sich nicht organisch entwickelt hatten. Und darum mag sich der angehende Schriftsteller angesichts solcher widrigen aber unerläßlichen Enttäuschungen mit Anderen trösten, den Kopf oben behalten und mit den alten Puritanern Neu-Englands in der Periode des Befreiungskrieges sprechen: „Fürcht' Gott und halt' dein Pulver trocken!"

Von Bret Harte behauptet man, er habe nie einen Artikel zurückgewiesen gesehen und Alles, was er geschrieben habe, sei auch immer gedruckt worden. Wir wissen nicht, ob dies wahr ist, aber jedenfalls ist es ein Ausnahme- und Glücksfall, dem nur allein der Erfolg von Charles Dickens an die Seite zu stellen ist. Andere und vielleicht noch begabtere britische und amerikanische Schriftsteller haben es nicht so glücklich getroffen. Von Benjamin Disraeli, dem heutigen Lord Beaconsfield und britischen Ex-Premier, weiß man, daß sein erster Roman „Vivian Grey" einen ungewöhnlichen Erfolg errang und wenige Tage nach seinem Erscheinen in jedem Boudoir und jedem Salon der eigentlichen „Gesellschaft" zu finden war. Allein Benjamin Disraeli war ein reicher Mann, der Sohn eines bekannten und gewandten Schriftstellers, mit der „Mache" und der Reclame vertraut, und so wurde sein Roman in allen Zeitungen besprochen und belobt, in allen Clubs und Kaffeehäusern erwähnt und discutirt, und erlebte auf diese Weise innerhalb eines Jahres sechs Auflagen. Dieser Erfolg dürfte leicht ein künstlicher gewesen sein, denn selbst Lord Beaconsfield erfuhr später sowohl als Schriftsteller wie als Parlamentsredner und Staatsmann auch Mißerfolge, und mußte die Richtigkeit des Erfahrungssatzes erproben, daß erfolgreiche Schriftsteller ebenso viel der „Magie der Geduld" wie dem Zauber des Genies verdanken. Sein späterer Roman „Contarini Fleming" ging nämlich als todtgeboren aus der Presse hervor, obwohl er nach des Verfassers Versicherung mit Gedankentiefe und Gefühl geschrieben war, und seine unter den schimmernden Minaretten und den dunklen Cypressen des einstigen Byzanz geschriebene Dichtung „The Revolutionary Epick", worin er die um die Weltherrschaft streitenden rivalisirenden Grundsätze der Regierung darlegen wollte und welche an die Ilias und Aeneïs, an die Göttliche Komödie und das Verlorene Paradies sich anreihen sollte, gerieth beinahe unmittelbar nach Erscheinen in die Maculatur und diente nur zum Auskleben von Koffern, bis ungefähr dreißig Jahre später ein paar Verse daraus im britischen Unterhause citirt wurden und Disraeli das Gedicht neu auflegen ließ, allerdings mit einigen Kürzungen und Verbesserungen, um sowohl seine Consequenz als seinen Muth zu bethätigen.

Sir Walter Scott's literarische Laufbahn war eine der glänzendsten und erfolgreichsten in der Literatur, allein dennoch fehlte wenig dazu, daß der Mißerfolg seines literarischen Erstlingsprodukts ihn für immer der Schriftstellerei entfremdet hätte: seine metrischen Uebersetzungen von Bürger's Balladen, ein dünner Quartband, gingen ebenfalls wie The Revolutionary Epick als Fehlgeburt aus der Presse hervor und Scott kehrte an sein Pult in seines Vaters Schreibstube zurück, um Urkunden und Acten zu copiren und über einer Ballade zu brüten, mit welcher er die Welt gegen ihren Willen überzeugen könnte, daß sie sich um einen großen Genuß gebracht, als sie seine Uebersetzungen nicht beachtet habe.

Charles Dickens' rascher, glänzender und überraschender Erfolg steht im schneidendsten Contrast zu dem verzweiflungsvollen und niederdrückenden Ringen, welches seinem bedeutendsten und vielleicht einzigen dauernd erfolgreichen Nebenbuhler Thackeray beschieden war. Dieser konnte füglich sagen: es gehöre nicht allein zu Liebe, Krieg und Jagd, sondern auch zur Schriftstellerei Glück. Es macht einen schmerzlichen Eindruck, in seiner Biographie zu lesen, wie er, gleich seinem Schwiegervater, in einer hastigen und übereilten Speculation sein Vermögen verlor, wie er sodann in Paris und London darben und den Kampf ums nackte Dasein führen mußte, wie er sich vergebens als Künstler Geltung zu verschaffen versuchte, wie ihm Dickens die erbetene Erlaubniß, die „Pickwickier" zu illustriren, kurzweg versagte, wie er dann nach langer ernster Erwägung den Entwurf zu seinem Roman „Vanity Fair" zusammenbrachte und denselben unter Prüfungen und Entbehrungen aller Art vollendete, und wie endlich das druckfertige Manuscript dieses Werkes, eines der Meisterwerke der realistischen Romandichtung und des Genius eines Fielding würdig, Monate lang vergeblich die Runde bei den angesehensten Verlegern Londons machte und überall mit oder ohne Dank abgelehnt wurde, bis es endlich in der Firma Bradbury und Evans Verleger fand, welche seinen Werth recht zu würdigen wußten, und wie dann bei seinem Erscheinen das Buch, besonders mit Hülfe eines Artikels in der „Edinburgh Review", ungemein beliebt und verbreitet wurde und an Erfolg bald mit den „Pickwickiern" rivalisiren konnte.

Ein ähnliches Schicksal hatte auch der gediegene und nun sicher jeder gebildeten Frau bekannte und werthe Roman „Jane Eyre" von Currer Bell. Die Verfasserin hatte ihn in einem alten grauen Pfarrhofe zwischen den Hügeln von Yorkshire rasch und in mühsam erhaschten Momenten der Muße mit Bleistift niedergeschrieben, worauf er erst von ihren Schwestern in lesbarer, ja ordentlich kalligraphischer Handschrift copirt und in seinem Umschlag von braunem Packpapier von dem kleinen Stationshause zu Knighley an einen Verleger um den andern zur Ansicht geschickt, aber von allen mit Dank abgelehnt wurde, bis endlich das Paket mit dem durch das viele Umherschicken beinahe unscheinbar gewordenen Manuscript an die Firma Smith,

Elder & Comp. kam, aber mit einem Umschlag und den entsprechenden Briefmarken zur Frankirung der etwaigen Rücksendung, welche die Verfasserin beinahe als wahrscheinlich vorauszusehen schien. Gerade diese Geschichte der „Jane Eyre" ist für Schriftsteller, welche nicht sogleich einen Verleger finden können, eine wahre Quelle des Trostes und ein frappantes Beispiel von der fahrlässigen und oberflächlichen Weise, in welcher Gelehrte oder Buchhändler, welche im Auftrage von Verlegern Manuscripte zu prüfen haben, oft verfahren und dadurch ebenso sehr ihre Auftraggeber als die davon betroffenen Schriftsteller in Nachtheil bringen. Der schottische Gelehrte oder Kritiker, welcher im Auftrage von Smith, Elder & Comp. das Manuscript von „Jane Eyre" zu begutachten hatte, ward von der Erzählung so mächtig ergriffen, daß er die halbe Nacht hindurch aufblieb, um dasselbe zu Ende zu lesen, und dann es seinen Auftraggebern auf das Angelegentlichste empfahl. Der Erfolg entsprach auch seinen Prophezeiungen und war so groß, daß die anderen Verleger, welche den Roman abgelehnt hatten, nun gern das dreifache Honorar dafür bezahlt haben würden.

Uebrigens können zu Gunsten der genannten Begutachter auch einige mildernde Umstände geltend gemacht werden, denn es ist fürwahr eine mühselige Arbeit und wahre Geduldprüfung, aus einem undeutlichen Manuscripte die Fabel eines Romans herauszuklauben, oder aus einem losen Haufen geschriebener Blätter, deren Schrift man oft kaum mit der Loupe entziffern kann, die Beweise für vorhandenes Talent und Genie herauszusuchen. Der schon erwähnte Francis Jeffrey war mit der Schwierigkeit, sich über einen im Manuscript gelesenen Artikel ein Urtheil zu bilden, so vertraut, daß er, als er nach seinem Abtreten von der Redaction der „Edinburgh Review" dieser seinen ersten Artikel als Beitrag zusandte, sich mit seinem Nachfolger Napier dahin verständigte, dieser solle den Artikel nicht eher zu lesen versuchen, als bis er denselben in einem Abzuge des fertigen Satzes vor sich habe. Der Herausgeber des geachteten „Saturday Review" in London hatte noch vor wenigen Jahren die Gewohnheit, jeden Artikel, welcher ihm der Veröffentlichung werth erschien, zuerst absetzen zu lassen und dann im Abzuge zu lesen, bevor er sich für dessen Aufnahme entschied, denn nichts liest sich, wie Charles Lamb sagt, so roh und ungenügend, wie ein Artikel im Manuscript!

(Schluß folgt.)

Die Beethoven-Concerte der Meininger Hofkapelle.

Die seit dem 7. November d. J. allsonntäglich in den Nachmittagsstunden im Hoftheater zu Meiningen stattgehabten „Beethoven-Concerte" haben am Sonntag den 19. December mit Aufführung der neunten Symphonie ihren Abschluß gefunden. Hans von Bülow, der neuengagirte Intendant der herzoglichen Hofkapelle, hat sowohl durch die mit großer Feinheit in der Wahl und Zusammenstellung der Stücke arrangirten Programme als auch durch seine unermüdliche Sorgfalt beim Einstudiren und endlich durch seine verständnißvolle und energische Direction bei der Aufführung verdiente Triumphe gefeiert. Bei der außerordentlichen Reichhaltigkeit und dem substanziellen Gewicht, welche der Inhalt der Programme darbot, ist es selbstverständlich nicht möglich, an dieser Stelle in eine detaillirtere Charakterisirung der Concerte einzugehen; ich muß mich daher darauf beschränken, die epochemachende Bedeutung, welche sie unzweifelhaft, und nicht blos für Meiningen, haben, zu charakterisiren.

In dieser Beziehung ist nun von vorn herein hervorzuheben, daß schon die bloße Idee, die sämmtlichen Symphonien des gewaltigen Tondichters — der zahlreichen andern Werke, die sich denselben anschlossen, nicht zu erwähnen — in einem geschlossenen Cyklus von musikalischen Aufführungen in möglichst exacter und den Intentionen des Meisters gemäßer Form zum Vortrag zu bringen, demjenigen, welcher einigermaßen die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zu würdigen vermag, als eine so kühne und nur durch das Zusammentreffen von besonders günstigen Umständen realisirbare erscheinen muß, daß die Durchführung dieser Idee geradezu als ein phänomenales Ereigniß zu betrachten ist. Als solche besonders günstigen Umstände dürften folgende drei namentlich hervorzuheben sein: Erstlich besitzt Meiningen eine zwar nicht gerade zahlreiche, aber durch ihren Leiter, dem Hofkapellmeister Büchner, vortrefflich geschulte Kapelle, die sich schon bei den Bayreuther Opernvorstellungen, nach dem eigenen Zeugniß R. Wagners, bewährt hat. Hierzu kommt, daß dieselbe hier eine wesentlich andere Stellung einnimmt, als dies bei andern Hoftheaterkapellen der Fall ist. Denn während überall sonst die Kapellen zugleich als Begleitungsorchester für die Oper fungiren, welche theils durch die Pracht ihrer Ausstattung, theils durch ihre Verbindung mit dem heutigen, höchst charakterlosen Ballet den Hauptreiz des musikalischen Theatergenusses bildet, kann sich die hiesige Hofkapelle, da hier keine Oper existirt, ausschließlich der Aufgabe widmen, die reine Instrumentalmusik zu cultiviren. Neuerdings hat der Herzog sogar, auf den Vorschlag H. von Bülows, die Zwischenactsmusik bei den Schauspielen, wozu früher wenigstens ein Theil der Kapelle verwandt wurde, gänzlich aufgehoben, so daß nur bei Stücken, wie der Sheakespeare'sche „Sommernachtstraum", die dazu gehörige klassische Musik (hier von Mendelssohn) zur Ausführung gelangt. Nun aber ist ohne Zweifel die reine Instrumentalmusik, und zwar vornehmlich in ihrer edelsten polyphonen Gestalt als Symphonie, die höchste und reinste Form des musikalischen Ausdrucks überhaupt: und darum liegt eben in jener Ausschließlichkeit ein bedeutungsvolles, für die correcte, dem Ideal eines Beethoven-Concertes am nächsten kommende Ausführung geradezu entscheidendes Moment.

Der zweite günstige Umstand liegt in der eminenten Befähigung Hans von Bülows zum Dirigenten. Nach den außerordentlichen Leistungen — diesen Ausdruck nicht blos technisch, sondern auch ästhetisch verstanden —, zu denen sich die Kapelle unter seiner Leitung aufgeschwungen, möchte ich diese Eigenschaft, nämlich die energische und verständnißvolle Direction, als eine ihn speciell charakterisirende und insofern höher zu schätzende als sein Virtuosentalent als Pianist betrachten. Schon sein staunenswerthes Gedächtniß, das ihn in den Staud setzt, die längsten und schwierigsten Stücke in allen Nuancen und Details der mannichfaltigsten Instrumentation so vollkommen gegenwärtig zu haben, daß er ganz ohne Partitur dirigirt — man erwäge, daß in den sieben Concerten über dreißig der umfangreichsten Tonwerke Beethovens, darunter die sämmtlichen neun Symphonien, verschiedene Ouverturen, Concerte und Rondinos zur Aufführung kamen, die er sämmtlich aus dem Gedächtniß dirigirte! — ist für ihn insofern von außerordentlichem Vortheil, als er stets das gesammte Orchester im Auge behalten und nicht nur die einzelnen Instrumente, sondern auch hinsichtlich des Vortrags die leisesten Modulationen zu markiren vermag. Dabei besitzt er, als nicht geringsten Vorzug eines Dirigenten, eine außerordentliche Scharfhörigkeit, so daß seiner stets regen Wachsamkeit nichts entgeht, ferner eine künstlerische Wärme, die er durch die nervöse Lebhaftigkeit und Prägnanz in der Art und Weise seines Dirigirens, wobei nicht blos sein Directionsstab, sondern sozusagen der ganze Mensch mit allen Gliedern seines beweglichen Körpers mitwirkt, jedem Einzelnen unter den ausführenden Instrumenten mitzutheilen versteht. Endlich sind, um seine Charakteristik als Dirigenten zu vervollständigen, noch zwei Punkte zu erwähnen: einmal die mit einer fast raffinirten Feinheit combinirte Aufstellung der sieben Programme, deren einzelne Nummern nicht nur unter sich in der Wirkung differirten und so sich gegenseitig als Folie dienten, sondern welche auch hinsichtlich der Gesammtwirkung vom ersten bis zum letzten die Absicht einer stetigen Steigerung erkennen ließen; sodann die ihm eigenthümliche Weise des Einstudirens. In letzter Hinsicht spricht er sich selbst in einem Schreiben an einen Musikfreund folgendermaßen aus: „Ich arbeite nach den Meininger Principien" (nämlich nach der vom Herzog eingeführten Methode der Schauspielproben): „Separatproben von Bläsern und Streichern, letztere wieder subdividirt in erste und zweite Geigen, Violen, Celli und Bässe. Jede dynamische Nuance wird studirt, jeder Bogenstrich, jedes Staccato genau gleichmäßig vorgezeichnet, musikalische Schraffirung und Interpunktion in jedem Detail probirt. In der Kunst gibt es keine Bagatellen, ist meine Maxime. Dieses seit dem 1. October eifrigst befolgte System scheint sich zu bewähren u. s. f." — Daß bei dieser Methode des Studiums die Mitglieder der Kapelle während der ganzen Dauer der Concerte einen schweren Stand hatten, indem tagtäglich die ganze Woche hindurch für das Sonntags stattfindende Concert geprobt wurde, so

daß die Aufführungen selbst fast als Erholung anzusehen waren, kann man sich denken. Aber man erkannte bald an den Resultaten den Werth der Methode, und so entwickelte sich ein Eifer und eine freudige Hingebung an die zu lösenden Aufgaben, welche die Wirksamkeit des Dirigenten wesentlich erleichterte, da jeder Einzelne seinen Stolz darein setzte, seinen Intentionen und Weisungen aufs Gewissenhafteste gerecht zu werden.

Es ist oben von drei günstigen Umständen die Rede gewesen, welche die Ausführung der Idee der Beethoven-Concerte ermöglichten. In der That würde die glückliche Constellation einer wohlgeschulten und von Eifer beseelten Kapelle und eines vorzüglichen Dirigenten, so entschieden darin die beiden Hauptbedingungen des Erfolgs gegeben waren, dennoch nicht genügt haben zur Realisation desselben, wenn nicht ein drittes Element hinzugetreten wäre, dessen Erwähnung nicht unterbleiben darf: es ist die echte, aus der reinen Quelle tieferen Verständnisses entspringende Liebe zur Kunst und zu Beethoven insbesondere, welche den Herzog von Meiningen beseelt und die ihn bewogen hat, die für die hiesigen Verhältnisse nicht unbeträchtlichen Opfer, welche das Unternehmen erforderte, dem selbstsuchtslosen Interesse für die Sache darzubringen. Welch warmes Interesse sowohl der Herzog selbst, wie auch seine Gemahlin, die Freifrau von Heldburg, den Concerten gewidmet haben, geht schon daraus hervor, daß Beide nicht nur sämmtlichen Generalproben beiwohnten und öfters die Wiederholung einiger Partien verlangten, sondern daß auch der Herzog vielfach an den Detailproben, und zwar thätigen, Antheil nahm. Schaut man sich daher an den übrigen deutschen Fürstenhöfen um, und fragt sich, ob sonst wo eine Vereinigung den erwähnten günstigen Umstände so leicht zu erreichen war, so muß man gestehen, daß das kleine Meiningen in dieser Beziehung wirklich eine bevorzugte Stellung einnimmt.

Werfen wir jetzt noch einen kurzen Rückblick auf die Concerte selbst und auf den mit ihnen erzielten Erfolg.

Es wurde schon Eingangs bemerkt, daß hier von einem näheren Eingehen sowohl in den Inhalt der Programme wie in die Ausführung derselben nicht die Rede sein kann; dennoch kann ich nicht umhin, den Inhalt der Programme kurz anzugeben, weil daraus am besten jene Steigerung der Wirkung, von der früher die Rede war, und in Folge dessen das stetig wachsende Interesse an den Concerten sich erklärt. — Wie schon erwähnt, dirigirte H. von Bülow die sämmtlichen Stücke aus dem Gedächtniß:

I. Concert: Ouverture zum „Coriolan" — Erste und Zweite Symphonie — Romanze Op. 40 für Violine und Orchester — Ouverture zu „Egmont".

II. Concert: Ouverture zur „Namensfeier", Cdur Op. 115 — Concert für Violine, Violoncell und Klavier mit Orchesterbegleitung, Op. 56 — Rondino für Blasinstrumente Esdur — Ouverture zum Ballet „Die Geschöpfe des Prometheus" — Symphonie Nr. 3 (Eroica).

III. Concert: Elegischer Gesang für Sopran, Alt, Tenor und Baß mit Streichinstrumenten — Ouverture zur „Weihe des Hauses", Op. 124 — Vierte Symphonie, Bdur — Ouverture zu „König Stephan" — Fünfte Symphonie.

IV. Concert: Ouverture zu „Leonore" Nr. 1. Cdur — Introduction zum 2. Act, Recitativ und Arie aus der Oper „Fidelio" — Concert Nr. 4, Gdur für Pianoforte mit Orchester — Romanze Fdur, Op. 50 für Violine mit Orchester — „Adelaide", für Tenorstimme und Klavierbegleitung — Symphonie Nr. 6 (Pastorale) Fdur.

V. Concert: Ouverture zu „Leonore" Nr. 4 — Recitativ und Arie aus der Oper „Fidelio" — Concert für Violine mit Orchester — Scene und Arie für Sopranstimme mit Orchester (Ah perfido, spergiuro!) Op. 65 — Siebente Symphonie, Adur.

VI. Concert: Achte Symphonie — Ouverture und Chöre aus den „Ruinen von Athen" — „Meeresstille und glückliche Fahrt" — Ouverture zu „Leonore" Nr. 3 — Phantasie für Klavier mit Orchester und Chor, Op. 80.

VII. Concert: Zweimalige Aufführung der Neunten Symphonie (der letzten, welche Beethoven componirt hat).

Wer einigermaßen die Bedeutung der einzelnen, hier nahmhaft gemachten Tonwerke Beethovens kennt und die Aufeinanderfolge derselben sowohl innerhalb jedes Programms, wie der Programme unter sich aufmerksam prüft, wird darin das Bestreben erkennen, in ersterer Beziehung durch den Wechsel der Stimmung jedes einzelne Stück zur höchstmöglichen Geltung zu bringen, wie, in zweiter, eine stetige Gradation des substanziellen Eindrucks zu erzielen. Es war daher nicht zu verwundern, daß, wenn schon beim ersten Concert der Andrang zum Abonnement sehr bedeutend war, die Theilnahme von Concert zu Concert dermaßen wuchs, daß thatsächlich keine Plätze mehr zu vergeben waren und nur für die auswärtigen Musikfreunde eine beschränkte Anzahl von Billets reservirt werden konnte. Es fand förmlich eine kleine Völkerwanderung statt, so daß die Directionen der hier ausmündenden bayerischen Staatsbahn, sowie der Meiningen mit Eisenach verbindenden Werrabahn sich genöthigt sahen, an den betreffenden Tagen Extrazüge einzulegen, um die herbeigeeilten Fremden wieder nach Hause zu schaffen, weil Abends sonst hier keine Personenzüge abgehen. Denn nicht nur von den näher gelegenen Städten, wie Salzungen, Schmalkalden, Hildburghausen, Coburg, Eisenach, Weimar, Gotha, Erfurt u. s. f., sondern auch von Würzburg, Erlangen, ja von Genf und Berlin waren Theilnehmer herbeigeeilt. In der Stadt selbst herrschte vollends während dieser Zeit, d. h. von Anfang November bis vorige Woche, eine für unsere durch Kunstgenüsse, mit Ausnahme des Theaters, nicht verwöhnte Residenz ungewöhnliche Aufregung. Weder in Privatcirkeln noch an öffentlichen Orten war kaum noch von etwas Anderem als von den Beethovenconcerten die Rede, namentlich als die hiesige „Meininger Zeitung" in anzuerkennender Weise ausdrücklich für die Beethovenconcerte ein „Sonntagsfeuilleton" eingerichtet hatte, worin das Publicum schon einen Tag vorher über die einzelnen Stücke des Programms nach ihrer geschichtlichen Entstehung und ihrem besondern Inhalt in ziemlich ausführlicher Weise informirt wurde.

Offenbar war es nicht blos der Zauber des Namens „Beethoven", welcher diese großartige Zugkraft auf das Publicum ausübte, da hier auch mehrfach Concerte von der Hofkapelle gegeben worden sind, die stets wenig besucht waren, obgleich in ihnen Beethoven ebenfalls reichlich vertreten war; sondern es war wesentlich auch der Name Hans von Bülows als ausgezeichneten Musikers überhaupt und als vorzüglichen Dirigenten im Besondern, welcher dabei mitwirkte. — Ueber das letzte Concert, welches dem ganzen Cyklus die Krone aufsetzte, ist noch besonders zu erwähnen, daß sowohl das Orchester wie die Chöre durch auswärtige Kräfte bedeutend verstärkt worden waren, so daß der Bühnenraum des Theaters um das Doppelte vergrößert werden mußte, da außer 18 fremden Musikern noch zu dem aus hiesigen Dilettanten gebildeten Chor 17 Tenor- und Baßstimmen, sowie der ganze aus 27 Knabenstimmen bestehende Salzunger Kirchenchor unter Führung ihres Dirigenten Müller hinzugezogen waren. Die Solis waren der Weimar'schen Concertsängerin Frl. Harson (Sopran) sowie Frl. Lankow (Alt) aus Berlin, ferner den Hofopernsängern Alvary (Tenor) und von Milde (Bariton) aus Weimar anvertraut. Die Wirkung dieses wohl imposantesten Tonwerks Beethovens — bekanntlich schließt sich an das Orchesterfinale der Neunten Symphonie, vermittelt durch ein wunderbares Recitativ der Bässe, in ganz ungewöhnlicher Weise ein Schlußchor über Schillers „Ode an die Freude" an — war wahrhaft großartig und würde noch bedeutender gewesen sein, wenn nicht die nothwendig gewordene Vergrößerung des Bühnenraums nach den Zuhörern hin, sowie durch den für so gewaltige Werke doch zu beschränkten Zuhörerraum, der ohnehin überfüllt war, die mächtigen Tonwellen in ihrer vollen Entwicklung einigermaßen behindert hätte. Gleichwohl war die Begeisterung des in andachtsvoller Stille lauschenden Publicums, als der letzte Ton verklungen war, eine außerordentliche; wie denn auch der Herzog sowie dessen Gemahlin von der Aufführung sowie von der gelungenen Durchführung des Gesammtunternehmens so befriedigt waren, daß noch an demselben Abend die Hauptmitwirkenden durch Ordensverleihungen ausgezeichnet wurden.

Im Januar beabsichtigt H. von Bülow einen zweiten Cyklus von Concerten zu arrangiren, deren Programme hauptsächlich Tonwerke von Schumann, Weber, Schubert und Mendelssohn enthalten werden; bis dahin hat er nur noch — zum Besten des Wittwen- und Waisenfonds der Hofkapelle — ein Weihnachtsconcert veranstaltet, welches außer mehreren in den früheren Concerten bereits gespielten Stücken auch zwei Piecen brachte, in denen er selbst als Klaviervirtuose sich producirte: es sind dies das „Fünfte Concert für Klavier und Orchester" und die „Cis-

moll-Sonate". Natürlich hatte dieser Umstand wieder eine besondere Zugkraft ausgeübt, da H. von Bülow hier bisher noch nicht als ausführender Virtuose, sondern nur als Dirigent aufgetreten war.

Max Schasler.

Notizen.

Die Jahreschronik hat kurz vor ihrem soeben erfolgten Abschluß noch eine Reihe von zum Theil ergreifenden persönlichen Vorgängen zu verzeichnen gehabt, die das allgemeine Interesse lebhaft beanspruchten. Die Katastrophe in Bern, wo sich ein unglücklicher, halb kranker Mann, der an der Spitze der Regierung stand, das Leben nahm, weil er die Angriffe der Scandalpresse nicht mehr ertragen konnte, hat ihm selbst in ernsten schweizer Blättern ein Todtengericht zugezogen, dessen Urtheilsspruch recht hart ausgefallen ist. Man warf ihm vor, daß er desertirt sei und jenen Nadelstichen gegenüber nicht besser Stand gehalten habe. Der Vorwurf war ohne Zweifel begründet, hätte aber unter manchen mildernden Umständen vor Allem die Betrachtung nicht ausschließen sollen, daß eine fortgesetzte systematische Verfolgung durch die gegnerische Presse in einem kleinen Lande nervöse Naturen ungleich empfindlicher trifft, als in dem Ocean einer großen Hauptstadt, an welcher der Strom der Weltgeschichte vorüberrauscht und das boshafte Geflüster unversöhnlicher Feinde übertönt. Palmerston hat sich durch die während langer Jahre von David Urquhart gegen ihn geschleuderte Anklage, daß er im Einverständniß mit Rußland auf den Ruin der Türkei hinarbeite, schwerlich jemals den Schlaf stören lassen. Er zuckte die Achseln über den sonderbaren Schwärmer, der denn auch schließlich jeden Credit und obendrein seinen Parlamentssitz verlor. Auch jeweilige Caricaturen des Punch haben Lord Feuerbrand gewiß nicht aus der Fassung gebracht. Wer dagegen wie Anderwert, nachdem ihn ein Berner Witzblatt zu Neujahr durch ein spöttisches Conterfei verhöhnt, in der nächsten Straße auf Bekannte traf, die ein sarkastisches Lächeln nur mit Mühe unterdrückten und dem kleinlichen Federkrieg nicht ohne ein gewisses Behagen beizuwohnen schienen, der konnte schon eher die Geduld verlieren, wenn ihn nicht ein gütiges Geschick mit einer robusten Körperbeschaffenheit und olympisch angelegter Geistesruhe gestählt hatte. Zu den bevorzugten Sterblichen, die noch viel schlimmere Attaquen gleichmüthig ertragen, gehört offenbar Emil de Girardin, welchen ein verrückter Blaustrumpf, dessen sich perfide politische Gegner ungeschickt genug bedienten, über Nacht zum Chef der preußischen Spione stempeln wollte. Die Beschuldigung fiel zu Boden und Girardin hatte die Lacher auf seiner Seite. Die communistische Presse richtet aber trotzdem nach wie vor ihre Pfeile gegen den verhaßten Mann, der sich deswegen nicht todtschießen wird. Wer hätte ihm vor zehn Jahren, als er einer der Ersten den Ruf: „à Berlin!" vernehmen ließ, prophezeien mögen, daß man ihn einmal, wenn auch aus dem Untergrunde der Oeffentlichkeit, bismarckischer Einverständnisse zeihen würde! Es ermangelte nur noch, daß ihm die feindliche Rotte die Verantwortlichkeit für das blutige Fiasko des Krieges, zu welchem er wie kein Anderer gedrängt hatte, aufbürden würde. Die Nemesis hat ihn ohnehin sicherlich durch Gewissensbisse ereilt, gegen welche die Hoffnung auf künftige Revanche einen schlechten Trost bietet. Bei uns in Deutschland könnte man solchen französischen Tollheiten mit verschränkten Armen zusehen, wäre nicht mit der erneuten Spionenriecherei wiederum der handgreifliche Beweis gegeben, daß die Franzosen, wenigstens in den unruhigen Schichten, sich mit ihren verdienten Niederlagen noch immer nicht abfinden wollen, daß sie fort und fort darüber brüten, wie sie ihre kolossalen Rüstungen einmal gegen uns verwerthen könnten. Was inzwischen Herrn von Girardin angeht, so hat sich der vielgewandte Mann in die Rolle des verfolgten Märtyrers rasch gefunden. Schwerer trägt an seinem ganz anders verdienten Mißgeschick jener junge östreichische Diplomat, der die amtliche Politik seiner Vorgesetzten unter der Hand ein wenig corrigiren wollte und vergessen hatte, daß in der modernen diplomatischen Schule gerade diejenigen beiden Staatsmänner die meisten Erfolge davon getragen haben, die mit offenen Karten spielten und durch ihre rasch demaskirten Batterien den Gegner verblüfften. Der eine war Cavour, der andere sein bekannter Nebenbuhler, dem man nur zu Neujahr einen nachhaltigeren Zusammenhang mit den liberalen Elementen wünschen muß, ohne welche sich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts kein nationales Einheitswerk auf die Dauer begründen oder erhalten läßt. Aber an rücksichtsloser Offenheit hat er es mehr als einmal mit Cavour aufgenommen, der allerdings mit gutem Beispiel vorangegangen war. Als vor dem Ausbruch des Krieges mit Oestreich ein auswärtiger Gesandter in einer Unterredung mit dem sardinischen Ministerpräsidenten ein gewisses Mißtrauen in den Ernst der Aeußerungen seines Widerparts durchschimmern ließ, sagte ihm Graf Cavour: Sie könnten uns viel Zeit ersparen, wenn Sie mir einige Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit zutrauen wollten! Graf Montgelas ruinirte sich dagegen durch Reminiscenzen der Traditionen Metternichs, von welchem Jemand, der ihn gut kannte, zu sagen pflegte: Il ment toujours, mais il ne trompe jamais! So fand die Vorliebe eines großen Publicums für Medisancen hier wie anderswo zur diesmaligen Jahreswende eine reichliche Nahrung. Selbst die Nekrologe berühmter Autoren sind davon nicht ganz verschont geblieben. Englische Blätter haben es sich nicht versagt, die Apotheose der dahingegangenen George Elliot mit einigen ironischen Wendungen wegen der Ehe zu begleiten, welche die nicht schöne Frau noch im Alter mit einem jungen Manne eingegangen war, der sie, wie sie ihren Freunden gegenüber entschuldigend bemerkte, seit langen Jahren still verehrt habe. Jetzt wollte sie diese treue Anhänglichkeit lohnen. Elliots später Lebensroman scheint übrigens eine nicht durch poetische Gaben, aber durch eine großartige Wohlthätigkeit auch in der politischen Welt bekannte englische Landsmännin zur Nachahmung verführt zu haben. Die steinreiche, ebenfalls alte Burdett-Couts erkor sich einen viel jüngeren Bräutigam aus dem Bankgeschäft ihres Hauses, obgleich sie damit kraft des bezüglichen Testaments ihr in dieser Bank befindliches großes Vermögen opfern mußte, fortan auf ihre allerdings noch enorme Privatrente angewiesen war und viele Abmahnungen, selbst von der Königin von England, erhalten hatte. Man hört darüber noch manche interessante, wenn auch ganz unschuldige und harmlose Details. Aber unsere Umschau, die noch soeben in den öffentlichen Organen des In- und Auslandes eine zu eifrige Behandlung persönlicher Affairen notirte, möchte sich nicht selbst auf dieses sociale Gebiet verlieren und sagt daher lieber, wie in anderen Fällen, weniger als sie weiß. Mögen minder enthaltsame Collegen hingehen und desgleichen thun.

* * *

Deutsches Familienblatt. Eine illustrirte Wochenschrift, redigirt von Julius Lohmeyer. Verlag von J. H. Schorer in Berlin. Als diese elegant ausgestattete Zeitschrift vor einem Jahre erschien, zog sie in erster Linie die Blicke der Künstler und Kunstfreunde durch die überaus schönen Holzschnitte auf sich, illustrative Kunstleistungen, wie sie selten bisher geboten wurden. Während seines einjährigen Bestehens hat das Blatt bereits einen stattlichen Erfolg zu verzeichnen und einen hervorragenden Mitarbeiterkreis um sich versammelt. Die ersten Quartale brachten u. A. Romane und Novellen von Ernst Wichert, Hans Hopfen, Wilh. Jensen, E. Lenneck, Konrad Telmann, A. Godin, Sacher-Masoch, Heinr. Seidel. Für den neuen Jahrgang werden größere erzählende Beiträge von Levin Schücking, August Becker, E. Juncker, Julius Lohmeyer und ein besonders fesselnder Roman, Mehalah, aus der Feder eines bedeutenden Gelehrten in Aussicht gestellt; ferner populär-wissenschaftliche Darstellungen, Schilderungen und Plaudereien von Ludw. Rohl, F. Pecht, F. Reuleaux, Ludw. Pietsch, Karl Stieler, Paul Niemeyer, Elise Polko, Julius Stinde, Joh. Trojan, Heinr. Seidel u. v. A., sowie hervorragende Kunstblätter von Anton v. Werner, B. Vautier, Franz Defregger, Hans Dahl, W. Gentz, Paul Thumann, A. Liezen-Mayer, Paul Meyerheim, Ferd. Keller, Gust. Spangenberg u. v. A.

Die Reihe dieser hervorragenden Namen, sowie der bewährte Takt und Geschmack des Redacteurs, bürgen für die Gediegenheit des Inhalts auch dieses neuen Jahrgangs, und die überaus solide Ausstattung, bei dem verhältnißmäßig sehr billigen Preis von ℳ 1.60 pro Quartal, machen diese Wochenschrift zu einer sehr empfehlenswerthen Acquisition für die Winterabende der Familie.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

MEHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!

Neuer überaus fesselnder Roman aus der Feder eines hervorragenden Gelehrten, beginnt mit Neujahr im

Deutschen Familienblatt.

Redigirt von Julius Lohmeyer.

Ferner von: **Levin Schücking,**
Das Fräulein von Thoreck.

Preis vierteljährlich nur *M.* 1.60 oder in Heften zu 30 oder 50 ₰.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung **J. H. Schorer** in Berlin, W., Lützowstraße 6, gratis zu beziehen.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern.

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau' um dich her!

Gedichte

von

Carl Grafen Coronini-Cronberg,

Ehrenmitglied d. deutschen Schillerstiftung.

Preis *M.* 4.—, elegant gebunden *M.* 5.50.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Concerte von Joh. Seb. Bach

für 2 Pianoforte zu 4 Händen

bearbeitet von **G. Krug.**

		M. ₰
Nr. 1.	**Concert** f. 2 Bratschen, 2 Gamben, Violoncell, Violine und Cembalo. Bdur	4.25
Nr. 2.	**Concert** für Trompete, Flöte, Oboe u. Violine m. Begleitung. Fdur	3.50
Nr. 3.	**Concert** für Pianoforte mit Begl. von 2 Violinen, Viola und Continuo. Edur	4.50
Nr. 4.	**Concert** f. Pianoforte m. Begl. von 2 Viol., Viola, Vcell. u. Bass. Dmoll. (Arr. v. L. Röhr)	5.50
Nr. 5.	**Doppel-Concert** für 2 Pianoforte mit Begl. von 2 Viol., Viola und Bass. Cmoll	3.75
Nr. 6.	**Tripel-Concert** Nr. 1. Für 1 Violine und 2 Flöten mit Begleitung. Gdur	5.—
Nr. 7.	**Tripel-Concert** Nr. 2. Für Pianoforte, Violine u. Flöte mit Begleitung. Ddur	5.25
Nr. 8.	**Tripel-Concert** Nr. 3. Für 3 Pfte. m. Begl. Dmoll	4.50
Nr. 9.	**Tripel-Concert** Nr. 4. Für 3 Pfte. m. Begl. Cdur	4.50

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

F. A. Junker von Langegg,

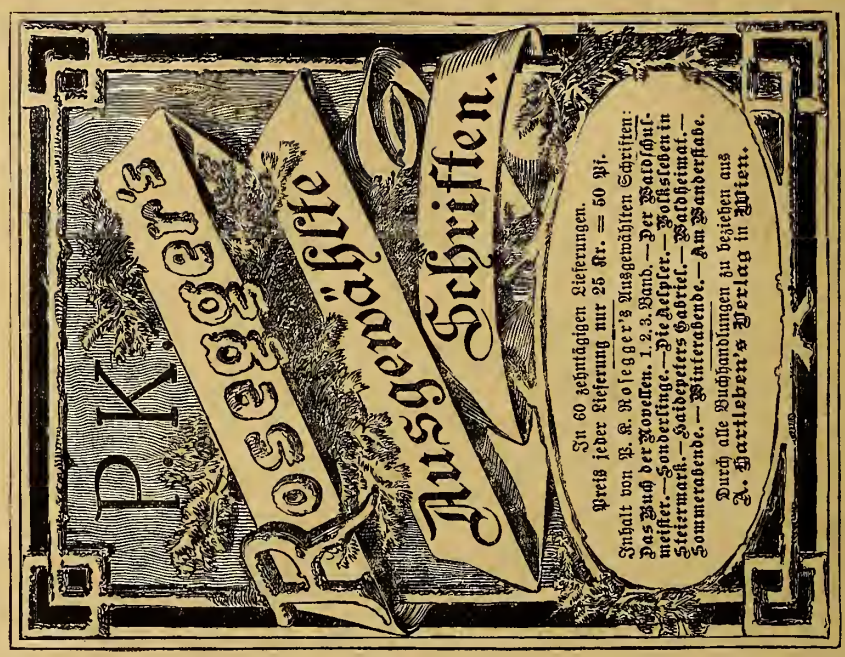
Segenbringende Reisähren.

(Midzuho-gusa) Nationalroman und Schilderungen aus Japan.

Dritter Band: Schilderungen aus Japan.

8. VI. 474 S. Broschirt. *M.* 7.50. In eleg. imitirtem japanischen Einband. *M.* 9.—

Mit diesem Bande findet das eigenartige Werk, welches mitten in die Kulturwelt der Japaner einführt, seinen Abschluß. Band I. Brosch. *M.* 4.50. In Orig.-Einband *M.* 6.—. Band II. Brosch. *M.* 6.50. In Orig.-Einband *M.* 8.—



Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Franz Liszt, Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von **L. Ramann.**

Band II.

Essays und Briefe eines Baccalaureus der Tonkunst.

8. VIII. 262 S. Subskriptionspreis brosch. *M.* 6.—. Eleg. geb. *M.* 7.50.

Diese kleinen Schriften geben zum ersten Male ein Bild der weitverzweigten schriftstellerischen Thätigkeit, welche Liszt in seiner Sturm- und Drangperiode in einer hohen und geistvollen Auffassung der Kunst zur Hebung des Künstlerstandes und zu neidloser Förderung seiner Kunstgenossen entfaltet hat.

Prospekt über Liszt's ges. Schriften, Biographie, themat. Verzeichnis und musikalische Kompositionen gratis.

Paul Beyer's Lese-Institut in Leipzig

empfiehlt:

Beaconsfield, Endymion, Bd. I.
Fuchs-Nordhoff, Josefine.
Friesen, K. Sächs. Staatsminister a. D., **Erinnerungen aus meinem Leben,** 2 Bde.
Amyntor, Im Hörselberge.
Dahn, Odhin's Trost.
Kirchbach, Salvator Rosa. 2 Bde.
Schmidt, Der Schutzgeist von Oberammergau.
Werner, Frühlingsboten.
Taylor, Antinous.
Freytag, Aus einer kleinen Stadt.
Braun-Wiesbaden, H., Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirthschafts- und kulturgeschichtliche Plaudereien.
Ebers, Der Kaiser, 2 Bde.
Heyse, Novellen. XIII. (neueste) Sammlung.
Rohlfs, Neue Beiträge zur Entdeckung Afrikas.

Das Lese-Institut bietet neue Romane, Novellen, Dramen, sowie wissenschaftliche Literatur von allgemeinem Interesse alsbald nach Erscheinen in sauberen, gebundenen Exemplaren — keine abgegriffenen Leihbibliotheksbände — leihweise sowohl einzeln als im Abonnement.

Auswärtigen Lesern und Lese-Vereinen wird besonders ein Abonnement auf 10 Bände empfohlen, das bei beliebigem Wechsel derselben gegen andre 10 vierteljährlich nur 15 *M.* kostet.

Abonnements können jederzeit begonnen werden.

Leipzig. **Paul Beyer.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 3. Berlin, den 15. Januar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zum 18. Januar 1881. Von Eduard von Hartmann. — Die niederdeutsche Bevölkerung in Südafrika. Von M. Alsberg. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Neuere philosophische Literatur. Von Hans Herrig. — „Endymion" von Lord Beaconsfield. Besprochen von Helen Zimmern. — Zurückgewiesene Manuscripte. Von Hans Morning. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Musikleben. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Zum 18. Januar 1881.

Von Eduard von Hartmann.

Zehn Jahre sind verflossen, seitdem im französischen Königsschloß zu Versailles die Auferstehung des deutschen Reiches verkündet wurde. Da scheint es wohlgethan, einen Rückblick zu werfen auf die großen Errungenschaften einer großen Zeit, deren Mächtigkeit der Anschauung des allzu Nahestehenden nur zu leicht entschwindet, wie die Höhe eines Thurmes dem, der an seinen Füßen steht, — und Umschau zu halten nach den Gefahren, welche diese großen Errungenschaften bedrohen.

Wir begreifen heute kaum noch, wie wir vor fünfzehn Jahren ruhig schlafen konnten. Es war ein Glück, daß Deutschlands Nachbarn von seiner politischen Ohnmacht so sehr überzeugt waren, daß ihnen ein für sie wünschenswertherer Zustand kaum denkbar schien; so wurde der Glaube der Fremden an die dauernde Verbürgtheit unsrer politischen Schwäche und Ungefährlichkeit der Schlaftrunk, der sie einlullte und mehr als andre Zufälligkeiten Coalitionen zur Ausbeutung derselben verhinderte. Für Preußen gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder sich wirklich auf diesen Glauben zu stützen, auf den „Großmachtskitzel" endgültig zu verzichten und seine Existenz wie jeder andre Kleinstaat auf die Gnade und Uneinigkeit der Nachbarmächte zu bauen, oder aber die Politik der Hohenzollern fortzusetzen, sich in der Stille stark zu machen und dann die Fehler der Gegner zu Staffeln der eigenen Größe werden zu lassen. König Wilhelm hatte zwischen diesen Möglichkeiten niemals geschwankt und von seinem Regierungsantritt an die Stärkung der preußischen Wehrkraft als nächstes — und angesichts der politischen Weltlage als überaus dringendes — Ziel ins Auge gefaßt. Er hatte zunächst versucht, dieses Ziel durch eine liberale Regierung zu erreichen, und als diese von einem verständnißlosen Parlament im Stich gelassen wurde, wählte er den Mann, der den Muth hatte, das politisch Nothwendige zu thun, gleichviel ob mit dem Parlament oder gegen dasselbe. Die Reorganisation des Heeres war wie durch ein Wunder der Vorsehung gerade noch vor Thoresschluß gekommen, um genügende Wirkungen in den großen Kriegen gegen Oestreich und Frankreich entfalten zu können. Der Erfolg bekehrte Viele, aber bei weitem nicht Alle, und es blieb ein erheblicher Rest der Opposition aus der Conflictszeit bestehen, welcher die Verfassung sowohl des norddeutschen Bundes als des deutschen Reiches in der den Umständen nach erreichbaren Gestalt ablehnte. Die unbelehrbaren 48er konnten es dem Kanzler nicht vergeben, daß er das deutsche Volk nicht durch die Freiheit und moralische Eroberungen zur Einheit geführt, daß er die Demüthigung Preußens nicht einem „deutschen Bruderkrieg" mit Oestreich vorgezogen, daß er die Einheit mit Blut gekittet hatte. Die altconservative Partei hingegen konnte es ihm nicht verzeihen, daß er den deutschen Kaiserthron auf umgestürzten Fürstenthronen errichtet, daß er dem bekehrbaren Theil der liberalen Partei Concessionen gemacht und im allgemeinen directen Wahlrecht sogar das neue Reich mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt hatte. So entstanden dem Reiche schon durch die Art seiner Gründung rechts und links politische Gegner, denen sich als dritte im Bunde diejenigen Particularisten anschlossen, welche das Preußenthum als solches haßten und das Uebergewicht Preußens im Reich für ein Unglück hielten. Aber diese drei politischen Gegner wogen leicht im Vergleich mit zwei andern, deren Dasein und Macht man vor zehn Jahren kaum ahnte, dem Ultramontanismus und der Socialdemokratie.

Früher gehörte es zum guten Ton, den Katholicismus als überwundenen Standpunkt zu behandeln, als eine mittelalterliche Macht, die vor dem Sonnenaufgang der Aufklärung erblichen sei und keinem einigermaßen Gebildeten mehr etwas anhaben könne; ein Zweifel daran wäre als ein Zweifel an der Macht der Bildung und Freiheitsidee, d. h. als ein Mißtrauen in die eigene Sache perhorrescirt werden. Aber der Katholicismus hatte niemals die Gegenreformation aufgegeben und der Zeitpunkt schien ihm gekommen, den politischen Hort des Protestantismus zu vernichten. Die katholischen Staaten glaubte er ebenso sicher zu haben wie die Zukunft im demokratischen Amerika; England mit seinem Episcopalsystem ist mehr dem Namen als der That nach protestantisch, und die skandinavischen Kleinstaaten kommen geschichtlich kaum in Betracht. Das paritätische, aber unter protestantischer Regierung stehende Preußen war also der Kampfplatz, wo die Gegenreformation durchgeführt werden mußte, und die Kriege Oestreichs und Frankreichs gegen Preußen waren in letzter historischer Instanz Kriege, welche der Ultramontanismus durch die katholischen Vormächte gegen die protestantische Vormacht führen ließ, und welche im Falle des Sieges nicht blos zur Verkleinerung und politischen Ohnmacht Preußens, sondern auch vor Allem zur ultramontanen Bevormundung desselben geführt haben würden. Nachdem der Katholicismus bei Sadowa und Sedan geschlagen war, mußte er, wenn er nicht seine Pläne aufgeben wollte, den Krieg um so energischer als inneren Kampf in Preußen aufnehmen; die preußischen Katholiken mußten an die Stelle der geschlagenen Großmächte

treten, und durften so wenig geschont werden wie ein Bataillon, das berufen ist, den Schlüsselpunkt einer strategischen Position zu vertheidigen. Ob die preußischen Katholiken in diesem Kampfe geistliche Noth leiden, ob schließlich schlimmsten Falls der Katholicismus in Preußen in diesem Kampfe zu Grunde geht, das darf die geistigen Leiter der Gegenreformation mit keiner sentimentalen Regung beirren; denn es handelt sich um die Leiden eines Gliedes der Kirche für das Heil des Ganzen, um Leiden, bei denen noch dazu die Möglichkeit eines Triumphes nicht ausgeschlossen erscheint. Wenn nur die deutschen Katholiken Alles thun, um das deutsche Reich in seiner Consolidirung zu hindern, um das ketzerische Kaiserthum schwach und innerlich zerrissen zu machen, dann hofft der Ultramontanismus sicher, daß der Augenblick nicht ausbleiben wird, wo sein Einfluß in andern Staaten ausreicht, die protestantische Vormacht unter dem Doppelangriff äußerer und innerer Feinde zu zermalmen. Diese Partei ist deshalb von allen die gefährlichste, nicht blos weil sie die stärkste ist und ihre Opposition auf die geschickte Ausbeutung religiöser Volksinstincte stützt, sondern weil sie nur der ins Herz des eigenen Landes vorgeschobene Posten der feindlichen Weltmacht ist, welche alle Höfe und Länder mit einem Netz von Plänen zur Vernichtung des deutschen Reiches umspannt.

Der andre Feind des Reiches, die Socialdemokratie, ist mehr ein Feind der Zukunft als der Gegenwart, aber dem vorausschauenden Politiker gerade darum vielleicht noch wichtiger als der Ultramontanismus. Die Socialdemokratie ist die folgerichtige Fortentwickelung eines Liberalismus, der das Volkswohl zum Panier hat, d. h. das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl zum leitenden Princip nimmt*), und den Werth eines geographisch und historisch begründeten Patriotismus zu Gunsten eines kosmopolitischen Humanitätsideals zurücksetzt, eines Liberalismus, der alle Glieder des Volkes als mündige und vernünftige Politiker behandelt und deren Freiheit der Schwäche und Ohnmacht der Regierung porportional setzt, eines Liberalismus, der auf die Friedensliebe der Völker schwört und alle Kriege als böswillige Anzettelungen der Regierungen brandmarkt. Die Socialdemokratie ist der legitime Sprößling und Erbe desjenigen Achtundvierzigerthums, das nichts gelernt und nichts vergessen hat, und wird mit mathematischer Sicherheit alle Reste jenes doctrinären Liberalismus in kurzer Frist aufzehren, sobald ihr früher oder später die Fesseln abgenommen werden, mit denen man sie augenblicklich geknebelt hat. Daß diese Knebelung wohl die Entfaltung der socialdemokratischen Ideen hemmen und beschränken, aber nicht die Ideen selbst ausrotten oder entkräften kann, ist schon oft ausgesprochen; das Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokratie bedeutet lediglich eine Vertagung dieser brennenden Frage, eine Verschiebung ihrer Lösung auf die Schultern unsrer Nachkommen und eine Entlastung der unsrigen, die ohnehin schon mit „Fragen" überbürdet sind. Aber unter der Asche glimmt der Funken weiter und muß über kurz oder lang zum verheerenden Brande auflodern, wenn ihm nicht durch organische Reformen auf socialem Gebiet der Brennstoff entzogen wird. Die Socialdemokratie wird nur dadurch reichsfeindlich, daß sie das patriotische Bewußtsein überhaupt mit den vergifteten Waffen des Hohns bekämpft und auf den Zusammenbruch aller bestehenden Staats- und Gesellschaftsformen hinarbeitet, auf deren Trümmern erst sie ihre Ideale zu verwirklichen hoffen darf. Auch sie appellirt, ebenso wie der Ultramontanismus, an die Begeisterung für ideale Ziele, an welche man bei dem Deutschen stets weniger vergeblich appellirt als bei irgend einem andern Volk; wenn ihre Ideale weniger spiritualistische und supranaturalistische Vornehmheit zeigen, so wirken sie desto kräftiger als Motive auf die materiellen Interessen des Volks und die hieran sich knüpfenden Leidenschaften.

In dem gegenwärtigen Augenblick erheben alle oppositionellen Parteien zugleich ihr Haupt trotziger und siegesgewisser als je zuvor seit der Gründung des Reichs. Die Altconservativen sogar versuchen eine Art von evangelischem Ultramontanismus zu insceniren und haben mit Geschick eine Seite unsres nationalen Lebens herausgespürt, wo auch sie den Hebel der Agitation an einer instinctiven Volksneigung ansetzen können: die Beziehungen Deutschlands zu seinen vielhundertjährigen jüdischen Schutzbürgern und Gästen. Die liberale Opposition hat sich bedeutend verstärkt durch die freihändlerische Opposition gegen die Zollpolitik der Reichsregierung. Der Particularismus gewinnt überall an Anhang und Macht, theils gleichfalls gestützt auf die wirthschaftlichen Sonderinteressen, theils als natürliche Reaction, welche mit dem Mattwerden der durch die großen Ereignisse vor zehn Jahren geweckten und an ihrer Erinnerung genährten Begeisterung für die Reichseinheit Hand in Hand geht. Der Ultramontanismus bewährt den Satz, daß die Kirche nie größerer Kraftentfaltung fähig ist, als wenn sie bedrückt wird, und wartet geduldig auf die Stunde, wo die Regierung müde wird und bedrängt von äußeren oder inneren Gegnern um seine Bundesgenossenschaft werben muß. Die Socialdemokratie leistet, wo sie zu eignen Wahlerfolgen zu schwach ist, dem linken Flügel der Liberalen eine Gefolgschaft, welche zu nichts mehr angethan scheint, als den Antritt der legitimen Erbschaft zu beschleunigen, und entfaltet trotz der Ausnahmegesetze eine Macht, welche geeignet ist, die ernstesten Gedanken für die Zukunft wach zu rufen. Die äußeren Feinde sind verstärkt; denn durch den Wechsel seines Bundesgenossen hat das deutsche Reich für eine Großmacht ersten Ranges eine solche zweiten Ranges eingetauscht, und die voraussichtliche Gegnerschaft Italiens noch dazu in den Kauf nehmen müssen. Frankreich und Rußland haben den früheren Vorsprung der deutschen Heeresmacht vollständig eingeholt oder sind noch im Begriff es zu thun, so daß künftig ein Krieg mit einem dieser beiden Staaten mindestens die doppelten Opfer an Geld und Menschen fordern würde als der letzte.

Bei alledem ist die Verfassung des Reiches ein ungeheuerlicher Mischmasch, ein überall unfertiges Flickwerk, und seine Verwaltungsorganisation in ihrem bisherigen Zustand ganz auf die Voraussetzung gebaut, daß Kaiser und Kanzler ungewöhnliche, imponirende Persönlichkeiten für alle Fürsten und Regierungen der Bundesstaaten sind. Der Reichstag zeigt eine Zerrissenheit, die jede parlamentarische Majorität zum Spiel des Zufalls macht, also bei wirklich parlamentarischer Regierungsform der Verwaltung jede Stetigkeit rauben würde, und auch jetzt schon oft genug die besten Intentionen der Regierung in unberechenbarer Weise durchkreuzt. Kurz das Reich ist in einem Zustande, der auf das Dringendste der Consolidirung bedarf, und, wenn er diese nicht bald findet, nothwendig zur Wiederauflösung und zum Zerfall desselben führen muß. Das Schlimmste an diesem Zustande aber ist, daß ein großer Theil des Volkes von diesem traurigen und abhülfebedürftigen Zustand gar keine Ahnung hat, und daß die meisten Parteien mit echt deutschem Doctrinarismus und Eigensinn ihre Parteiziele weiter verfolgen, als ob gar nicht an die Möglichkeit zu denken wäre, daß sie dadurch die Consolidirung, d. h. die Existenzfähigkeit des Ganzen gefährden.

Dem gegenüber stehen als wichtigster Hort patriotischer Zuversicht die beiden Säulen des Reiches: der Kaiser und der Kanzler; der eine als Bürge für die Einheit und Schlagfertigkeit des Heeres, der andre als Bürge einer nach innen und außen in allen Wandlungen auf friedliche Consolidirung des Reiches gerichteten Politik. Es ist noch lange nicht genug anerkannt, daß der Kanzler nur Einen Endzweck für alle seine politischen Entschließungen und Maßregeln hat, die Consolidirung des Reiches; ob es sich um Rechtseinheit, Münzeinheit, oder Einheit des Zollgebiets, um Niederwerfung des schwarzen oder des rothen Staats im Staate, um Verstaatlichung von Verkehrswegen oder um Zoll- und Steuerreformen handelt, immer ist es nur dieser eine Gesichtspunkt, aus dem er die

*) Vgl. die nähere Ausführung in meiner „Phänomemologie des sittlichen Bewußtseins" S. 606—651.

Dinge betrachtet, dieser eine Maßstab, an dem er die Streitfragen mißt und ohne Rücksicht auf doctrinäre Vorurtheile und Schulweisheit entscheidet. Seine bewunderte Größe liegt wesentlich in dieser Respectlosigkeit gegen politische und wissenschaftliche Ueberlieferung, welche für Köpfe gewöhnlichen Schlages mit einem Nimbus umkleidet sind, der ihre Mißachtung zu Gunsten des einen höchsten Endziels verhindert oder doch erschwert. Er weiß, wie dringend diese Consolidirungsarbeit ist, wie viel schwerer sie einem Nachfolger werden würde, der nicht eine Autorität gleich der seinigen in die Wagschale zu werfen hat, wie viel ihm deshalb in der kurzen Frist noch zu thun obliegt; die überall hervortretende Unfähigkeit, ihm in der Bemessung der Maßregeln an der Dringlichkeit des Ziels und in der Hinwegsetzung über sanctionirte Lehrmeinungen und Traditionen zu folgen, muß für sich allein schon genügen, jene oft getadelte nervöse Ungeduld hervorzubringen. Hätte man ihm vor zehn Jahren die parlamentarischen Befugnisse auf zehn Jahre als dictatorische Machtvollkommenheit übertragen, um wie viel weiter wären wir dann heute in der Consolidirung des Reichs, um wie viel einheitlicher aus einem Guß hätte die ganze Gesetzgebung sich gestaltet! Nicht als ob Fürst Bismarck unfehlbar wäre und seine Werke nicht unvollkommen wie alles Menschenwerk und gewiß auch in mancher Hinsicht principiell verfehlt sich erweisen würden, sondern in dem Sinne, daß es vorläufig gar nicht darauf ankommt, ob die Fundamente des Reiches in möglichst vollkommener Weise gelegt werden, wenn sie nur überhaupt gelegt werden und zwar möglichst rasch, so daß der Bau nothdürftig vor der Zerbröckelung und dem Zusammensturz gesichert ist.

Wie oft hat man uns Deutsche verspottet, daß wir unpraktische Idealisten, halsstarrige Doctrinäre und unverbesserliche Particularisten sind! Nun haben wir endlich einen Staatsmann, der, welche Fehler ihm auch anhaften mögen, von diesen Grundfehlern des deutschen Michel frei ist; aber anstatt nun freudig die Führung dieses Mannes als eine Befreiung aus dem Michelthum anzunehmen, mäkelt Jeder an ihm herum, weil derselbe gerade seiner Lieblingsdoctrin nicht Rechnung trägt, und der Satz: viele Köpfe, viele Sinne, behält auch jetzt seine Geltung. Der deutsche Michel steckt noch immer in den politischen Kinderschuhen, hält Neinsagen für das einzig manneswürdige, gesinnungstüchtige und charaktervolle Benehmen, Jasagen aber für ein Zeichen von feigem Knechtessinn, und Unterordnung eigener Schulmeinungen unter erprobte staatsmännische Einsicht für einen Götzendienst vor dem Erfolg.

Während das Ausland uns einstimmig um diesen Staatsmann beneidet, haben die Deutschen, so weit sie ihn nicht hassen, nur „Anerkennung im Princip" für ihn übrig, die aber in jedem besonderen Falle der deutschen Krittelsucht Platz macht. Während man lange nach seinem Tode der nachträglichen Enthüllung seiner Ansicht über irgend eine schwebende Frage wie einem Orakel lauschen wird, ist es so weit gekommen, daß der Lebende mit aller Kunst parlamentarischer Taktik doch nur verschwindend kleine Majoritäten zusammenbringt und oft bei wichtigen Gliedern seines Aufbaus in der Minderheit bleibt, daß die Zahl seiner Gegner im Lande beständig wächst, ebenso wie der Muth, mit dem sie an seinem Sturze arbeiten. Und doch weiß Jeder, daß die Todfeinde des deutschen Reiches mit Sehnsucht nur auf den Augenblick lauern, wo der eiserne Kanzler ihnen nicht mehr die Siegeszuversicht raubt, daß Rom den Friedensschluß im Culturkampf und Frankreich seine Revanchegelüste auf den Moment vertagt hat, wo dieser Faust die Zügel der deutschen Reichsregierung entfallen. Wenn morgen der Telegraph die Kunde von seinem Tode durch die Welt trüge, so würden Deutschlands Feinde sich wie von einem Alp befreit fühlen, der so lange auf ihnen gelastet, würden jubeln und jauchzen und die Stunde der Einigung zu gemeinsamem Vorgehen für nahe gerückt halten.

Wenn die Deutschen nach Jahrhunderten auf die Zeit der Wiedergeburt des Reiches zurückblicken, werden sie die Männer, denen wir dieselbe verdanken, zu den größten Namen der Geschichte zählen, und werden kopfschüttelnd wie vor einem unbegreiflichen Räthsel vor der Thatsache stehen, daß diese von der Vorsehung im rechten Augenblick gesandten großen Männer ein so kleines Geschlecht vorfanden, welches nach den großen Kriegen ebenso wie vor denselben nichts zu thun wußte, als ihren ohnehin schon schwierigen Weg mit noch mehr Hindernissen zu versehen, und womöglich ihre Mission zu vereiteln. Wenn die inneren Reichsfeinde, die Ultramontanen und Socialdemokraten das thun, so ist es begreiflich; wenn aber patriotische deutsche Männer die Opposition vergrößern helfen, weil nicht Alles nach ihren Idealen und Schablonen bemessen wird, so ist das eine für den Deutschen tief beklagenswerthe Erscheinung, die vom Ausland mit stillem Hohn und Schadenfreude verfolgt wird. In dem Heldenbilde Kaiser Wilhelms wird die Nachwelt dereinst vielleicht als den größten Zug unter allen den anerkennen, daß er so neidlos die geistige Größe neben sich nicht blos zu dulden, sondern auch zu schätzen und zu conserviren wußte; an dem deutschen Volke aber wird sie es als den häßlichsten und kleinlichsten unter seinen vielen Fehlern bezeichnen müssen, daß es die Größe eines Lebenden selbst in dem Falle nicht zu ertragen vermochte, als dieser Lebende der Neubegründer seiner politischen Existenz und Machtstellung war.

Möge der zehnjährige Gedenktag der Reichsgründung manch' Einen zur Einkehr bei sich bewegen, um durch die gewonnene Umschau den falschen Glauben an eine hinreichende Festigkeit und Sicherheit des Reiches zu erschüttern und zu dem Entschlusse beitragen, alle einseitigen Wünsche und Parteiprogramme dem Einen, was noth thut, unterzuordnen, der Consolidirung des Reiches nach allen Richtungen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, diesem höchsten Ziel, das als solches von Keinem so früh ergriffen und so unentwegt festgehalten worden ist, wie von dem Fürsten Bismarck, welcher zugleich stets die relativ besten Wege zu ihm gewiesen hat.

Die niederdeutsche Bevölkerung in Südafrika.

Von M. Alsberg.

(Schluß.)

So viel über Beschäftigung, Sitten und Charakter der Boers. Was nun die Stellung der niederdeutschen zur brittischen Bevölkerung Südafrikas anlangt, so blickt der Colonist von englischer Abstammung auf den bei seinem mühsamen Culturwerke in der Fortbildung zurückgebliebenen südafrikanischen Hinterwäldler mit einer gewissen Verachtung herab, und dem entsprechend beginnt die sociale Scheidung zwischen der holländischen und englischen Bevölkerung Südafrikas bereits in der Capstadt, von dort aus durch die ganze Capcolonie bis in die entlegensten Gebiete des Innern — wo nur immer die beiden Nationalitäten mit einander in Berührung kommen — sich fortsetzend. Der Kaufmann oder Ansiedler von englischer Abkunft verschmäht es zwar nicht mit dem Boer Geschäfte zu machen, duldet aber kein engeres Verhältniß und würde z. B. eine Verheirathung seiner Kinder mit den Kindern des Boers als eine Mesalliance betrachten. Andererseits hegt der holländische Colonist eine schwer zu besiegende Abneigung gegen den „Ingelschman" — eine Abneigung, welche weniger auf einer erheblichen Charakter- oder Racenverschiedenheit, als vielmehr auf der ungerechten und feindseligen Behandlung beruht, welche die holländische Bevölkerung Südafrikas seit der definitiven Besitznahme des Caps durch die Engländer (1806) wiederholt zu erdulden hatte. Im Jahre 1834 war es die Aufhebung der Sklaverei in der Capcolonie, welche unter den Boers viel böses Blut erregte. Hätte man diese an und für sich ganz lobenswerthe Maßregel ganz allmählich auszuführen, hätte man nebenbei durch zweckmäßige Gesetze den nunmehr freigewordenen Farbigen zur Arbeit anzuhalten gesucht, so wäre wenig Grund zur Klage vorhanden

*

gewesen; wie die Sache aber damals von der englischen Regierung ins Werk gesetzt wurde, sah sich der afrikanische Farmer mit einem Schlage seiner sämmtlichen Arbeitskräfte beraubt und nun begann jene Massenauswanderung der Boers, welche insofern einen bestimmenden Einfluß auf die Geschicke Südafrikas ausübte, als sie zur Colonisirung Port Natals und zur Gründung der Orange- und Transvaalrepubliken den ersten Anstoß gab, welche aber die Ausgewanderten selbst den furchtbarsten Müh- und Drangsalen aussetzte. Die Gesammtzahl der holländischen Ansiedler, welche in den Jahren 1835—1838 ihre Wohnsitze in der Capcolonie, die Scholle, welche ihre Väter umgepflügt und beweidet hatten, verließen, wird auf 8000 bis 10,000 Seelen geschätzt. Zu jener Zeit wurden Farmen, die viele Tausende Morgen Landes umfaßten und von denen jede einzelne heutzutage einen Werth von 4000 bis 6000 Pfund Sterling repräsentirt — zu jener Zeit wurde eine solche Farm nicht selten für ein paar Schafe, einen Ochsen oder gar für einige Ellen Leinwand verkauft, da der afrikanische Bauer lieber Alles dahin gab, als noch länger unter dem verhaßten Zwange der brittischen Herrschaft leben zu müssen. Die heroischen Kämpfe, welche die Nachkommen eines niedersächsischen Volksstammes auf ihrer Wanderung durch die entlegenen Gebiete Südafrikas zu bestehen hatten, das tragische Loos, welches ihnen einerseits durch die Hinterlist und Tücke der Kaffernstämme, andererseits durch englische Vergrößerungsgelüste bereitet wurde, sind nicht in dem Maße bekannt, wie sie es wohl zu sein verdienten, und so möge denn eine kurze Schilderung jener Ereignisse hier einen Platz finden.

Unter ihren Führern Gert Maritz und dem greisen Pieter Retief hatten die Boers den Orangestrom überschritten und wandten sich nun in südöstlicher Richtung dem heutigen Port Natal zu, wobei sie die steile Gebirgskette der Drakensberge zu passiren hatten. In ihren zuvor beschriebenen Ochsenwagen kamen die Auswanderer vom Gebirge herabgezogen, Weiber und Kinder unter dem Gezelt der Wagen ruhend, die bärtigen hohen Gestalten der Männer nebenher reitend, während die Heerden der Schafe und Rinder von den dienenden Hottentoten vorausgetrieben wurden. Abends wurde Halt gemacht, die Wagen zur Wagenburg zusammengeschoben, die Räder mit Stricken oder Baumästen verbunden, um sowohl gegen die Ueberfälle der Löwen, wie gegen die noch gefährlicheren Angriffe von Seiten der Eingeborenen geschützt zu sein. Unter solchen Vorsichtsmaßregeln gelangten sie nach Natal, wo damals der gefürchtete Zulufürst Dingaan ein gewaltiges Negerreich beherrschte. Mit letzterem trat nun Retief in Unterhandlung wegen der Abtretung von Land und Weidenplätzen, welche ihm auch zugesagt wurden unter der Bedingung, daß die wohlberittenen Boers dem Zulufürsten eine Anzahl Ochsen, die ihm ein benachbarter Häuptling geraubt hatte, zuvor zurückeroberten. Diese Bedingung wurde von Seiten der Holländer gewissenhaft erfüllt; aber als Retief auf die Dankbarkeit des Wilden rechnend, mit 70 erlesenen Reitern zum Kraale Dingaans zurückkehrte und die Unvorsichtigkeit beging, zu einem Festschmaus, den der Häuptling veranstaltete, unbewaffnet zu kommen, fiel er nebst allen seinen Begleitern unter den Assegais der Zulukrieger. Sofort nach dem Gelingen dieser hinterlistigen That beeilte sich der blutdürstige Unhold, das in der Nähe befindliche Lager der Bauern mit Feuer und Schwert anzugreifen. Etwa 370 Nachkommen der wackeren Holländer und 250 in ihrem Dienste befindliche Hottentoten fielen an diesem einen Tage der Mordgier der Kaffern zum Opfer. Nur mit Mühe gelang es einem Theile der Boers nach der Küste zu entkommen, wo ein wie durch göttliche Fügung zufällig dort ankerndes Schiff die Bedrängten aufnahm, während sich die Hauptmacht unter steten Kämpfen und ringsum von Gefahren bedroht auf die Höhe der Drakensberge zurückzog. Eine ältere holländische Frau, mit welcher Schreiber dieser Zeilen während seines Aufenthaltes am Cap in häufige Berührung kam, hat demselben von diesen Kämpfen ein drastisches Bild entworfen. Sie schilderte mit einfachen, aber herzergreifenden Worten, wie sie, die 19jährige Frau, nach zweijähriger Ehe zur Wittwe geworden — ihr Mann befand sich unter den im Kraal Dingaans Hingeschlachteten —, mit ihren Freunden und einem zwei Monate alten Kind in der Wagenburg verschanzt lag und dort von Tausenden der Zulukrieger angegriffen wurde, wie sie, während der vaterlose Säugling auf ihrem Arm ruhte, die freie rechte Hand dazu benutzte, den Männern die Gewehre zu laden, während Kaffernlanzen ringsumher sausten, Schüsse krachten und die Luft von dem donnerähnlichen Schlachtengeheul der Zulus erschüttert wurde. Unter solchen Fährlichkeiten und Mühsalen gelang es den Resten der Boers sich theils nach der Küste, theils auf die Höhe des Gebirges zurückzuziehen. — Ich kann auf die weiteren Kämpfe zwischen Boers und Zulus hier nicht eingehen, aber das Verhalten der englischen Regierung bei dieser Gelegenheit will ich hier noch mit einigen Worten beleuchten. Wie schon bemerkt, war gegen die Mitte des Jahres 1838 die Lage der Boer-Emigranten eine nahezu verzweifelte. Ihre Reihen waren durch den Verrath des tückischen Dingaan gelichtet, ihre Anführer getödtet; dazu kam auch noch, daß es den Auswanderern, deren Heerden theils von den Zulus geraubt, theils einer verheerenden Seuche zum Opfer gefallen waren, sogar an Lebensmitteln fehlte. Damals wurden in der Capcolonie, wo das traurige Loos der „Voortrekkers" — wie man diese wackeren Pioniere nannte — das allgemeine Mitleid erregte, Sammlungen veranstaltet, um den Emigranten Lebensmittel und Kleidungsstücke zuzuführen. Was aber that unter diesen Umständen der Vertreter Englands? Der brittische Gouverneur des Caps, Sir George Napier, forderte zunächst die Boers auf, wieder nach der Capcolonie zurückzukehren, und als diese seiner Aufforderung keine Folge leisteten, erließ er zwei Proclamationen, worin bei Todesstrafe verboten wurde, nicht nur Waffen und Munition, sondern auch Lebensmittel und sonstige Vorräthe an der Küste Natals zu landen. Eines Urtheils über diese Handlungsweise des brittischen Vertreters können wir uns enthalten; hat doch sogar die Londoner „Times" (in ihrer Ausgabe vom 12. Januar 1839) über diesen Vorgang ein Verdammungsurtheil ausgesprochen. Die weiteren Ereignisse auf dem Boden Natals kann ich hier nur flüchtig berühren. Die Boers, nicht gebeugt durch solche Schicksale — die Frauen selbst hatten erklärt, den Boden Natals nicht eher verlassen zu wollen, als bis das Blut der Erschlagenen und Gemordeten gerächt worden sei —, nicht eingeschüchtert durch den indirecten Beistand, welchen Englands Regierung durch ihr Waffeneinfuhrverbot den Zulus leistete — die Boers begannen durch Zuzüge aus der alten Colonie verstärkt aufs Neue den Kampf und diesmal mit besserem Erfolg. Der mit Feldherrntalent begabte Andries Pretorius (der spätere Gründer der Transvaalrepublik), welcher sich inzwischen an die Spitze der Holländer gestellt hatte, lieferte im December 1839 dem Tyrannen Dingaan eine Schlacht, worin 5000 Zulus von 800 berittenen Boers in die Flucht geschlagen wurden. Bald darauf wurde der Zulukönig von seinen eigenen Stammesverwandten entthront und getödtet und sein Bruder, der gutmüthige Panda (der Vater Cetywayos), trat an seine Stelle und schloß sogleich Frieden. Die Boers, Besitz ergreifend von dem Lande und den Weideplätzen, die ihnen nun eingeräumt wurden, gründeten Pieter-Maritzburg — so benannt nach den zuvor erwähnten gefallenen Anführern Pieter Retief und Gert Maritz —, noch heute die Hauptstadt Natals; aber als sie eben im Begriffe standen, die Früchte ihrer Müh- und Drangsale zu ernten, ihre von einem Präsidenten und dem „Volksraad" zu regierende Republik „Natalia" zu gründen, da war es die englische Regierung, welche ihnen den schwererrungenen Kampfpreis wieder entriß. Bereits im December 1841 erschien jene Proclamation, worin Napier erklärte, die Boers, obwohl auf dem Boden Natals befindlich, seien doch immer noch Unterthanen des brittischen Gouvernements und letzteres werde die Gründung eines selbstständigen Staates an den Grenzen seines Gebietes niemals zugeben. — Um diese Handlungsweise in das richtige Licht zu stellen, sei hier nachträglich erwähnt, daß der Oberrichter der Capcolonie den Auszug der Boers gesetzlich sanctionirt und daß Retief vor seinem Aufbruch eine

Proclamation erlassen hatte, worin er für sich und seine Begleiter den Rechten und Pflichten eines brittischen Unterthanen feierlich entsagte. — Um es kurz zu sagen, die brittische Regierung, welche bis dahin um Natal sich nicht gekümmert hatte, beanspruchte jetzt dieses Gebiet für sich, und schon im Mai 1842 landete daselbst eine englische Truppenabtheilung, welche im Namen ihrer großbritannischen Majestät von dem Lande Besitz nahm. In dem Kriege, welcher nun zwischen Boers und Britten geführt wurde, erlagen die ersteren, obwohl anfangs siegreich, doch schließlich der brittischen Heeresmacht und verließen zum größten Theil das neubesiedelte Gebiet wieder, so daß man auf dem durch holländischen Heldenmuth eroberten und mit holländischem Blute gedüngten Boden Natals heutzutage nur selten einem Farmer begegnet, dessen Sprache an die niedersächsische Abkunft erinnert.

Die im Vorhergehenden geschilderten Ereignisse kennzeichnen die brittische Politik den Boers gegenüber, welche mit geringen Abweichungen in allen Gebieten Südafrikas die nämliche gewesen ist. Ein Theil der ausgewanderten Holländer hatte in den Jahren 1835—40 die nördlich vom Orangefluß sich ausdehnenden Hochplateaus besiedelt und hier den Orangefreistaat begründet. Frühzeitig jedoch benutzten die Engländer zwischen den Ansiedlern dieses Terrains und den angrenzenden Kaffernstämmen ausgebrochene Streitigkeiten, um auch hier festen Fuß zu fassen. Zunächst freilich wurde das Territorium nicht formell in Besitz genommen, sondern nur ein Bevollmächtigter ernannt, der daselbst englische Oberhoheitsrechte auszuüben hatte. Im Jahre 1848 rief die abermalige Einmischung der brittischen Krone in die Angelegenheiten der Ansiedler einen Aufstand hervor, und nachdem das kleine Heer der Boers von dem Gouverneur Sir H. Smith in dem Gefecht bei Boomplaats zersprengt war, wurde dies Gebiet unter dem Namen der „Orangeriver-Sovereignty" von Großbritannien annectirt. Viel Freude erlebten die Engländer allerdings nicht an dieser neuen Gebietserwerbung. Die Kämpfe mit den Eingeborenen nahmen hier fortwährend die Anwesenheit ihrer Truppen in Anspruch und das gerade zu einer Zeit, wo England in anderen Gegenden Südafrikas alle Hände voll damit zu thun hatte, die meuterischen Kaffern niederzuhalten. Auch dem brittischen Staatssäckel erwuchsen aus dieser Annexion sehr bedeutende Ausgaben und so war es denn kein Wunder, daß man im Colonial office zu London sehr bald auf den Gedanken verfiel, sich dieser ungemüthlichen Acquisition, von der man damals nicht ahnte, daß sie später Bedeutung gewinnen würde, wieder zu entledigen. Im Jahre 1854 kam denn auch jene Convention zu Stande, worin England den Boers des Orangefreistaats ihre vollständige staatliche Selbstständigkeit garantirte, während es schon zwei Jahre zuvor die Unabhängigkeit der im Jahre 1848 von den Boers gegründeten Transvaalrepublik und als Präsident der letzteren den zuvor erwähnten Andries Pretorius anerkannte — denselben Pretorius, der bei Boomplaats gegen die Britten kämpfte und auf dessen Kopf der englische Gouverneur damals einen Preis von 1000 Pfd. Sterling gesetzt hatte! Wie wenig übrigens Englands mächtige Regierung die Rechte ihrer kleinen Nachbarn ehrte, ist allgemein bekannt. Als die Boers der Orangerepublik im Jahre 1867 nach dreijährigem Kampfe den raubend und plündernd in den Freistaat einfallenden mächtigen Grenzstamm der Basutos endlich niedergeworfen hatten und sich eben anschickten, Basutoland zu annectiren, da legte der brittische Löwe, in dem der Landhunger sich aufs Neue regte, die mächtige Tatze auf dies Gebiet, erklärte die Basutos für brittische Unterthanen und nahm selbst von den fruchtbaren Gebirgsthälern und Alpentriften der südafrikanischen Schweiz Besitz, während die siegreiche Bauernrepublik trotz der großen Opfer, die sie gebracht hatte, sich mit einem unbedeutenden Territorialzuwachs begnügen mußte, — Was endlich die beiden jüngsten Schritte der englischen Regierung anbetrifft — die im Jahre 1871 im tiefsten Frieden vorgenommene Occupation der Diamantfelder, eines Landstrichs, welcher sich bis dahin im unbestrittenen Besitze des Orangefreistaats befunden hatte und der nunmehr durch die dort gemachten wunderbaren Diamantfunde brittische Annexionsgelüste erweckte, und ferner die vor 3½ Jahren vorgenommene widerrechtliche Besitznahme des Transvaals durch die Regierung Großbritanniens — so ist es eben das alte Lied, welches in Südafrika immer wiederkehrt; das Dichterwort: „Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen" ist dort zur historischen Wahrheit geworden. Ueberall, auf allen Punkten dieses Gebiets hat der wackere Nachkomme eines niedersächsischen Volksstammes die erste, zwar nicht vollkommene, aber um so schwierigere Colonisationsarbeit verrichtet, dann aber folgte der Britte hinterdrein, der von dem Lande Besitz nahm.

Daß eine solche Behandlung von Seiten der englischen Regierung, wie ich sie im Vorhergehenden geschildert habe, in dem Boer eine an Haß grenzende Abneigung gegen alles Englische hervorrufen mußte, liegt auf der Hand. Verstärkt wurde diese Abneigung noch durch jene unselige Eingeborenenpolitik, welche Großbritannien in seinen südafrikanischen Colonien bisher verfolgt hat. Statt den von Natur zum Müßiggang disponirten Farbigen durch strenge, aber gerechte Gesetze zur Arbeit anzuhalten und dadurch allmählich zu civilisiren, hat die Regierung Englands, mißverstandenen humanitären Bestrebungen und dem mächtigen Einflusse der bekannten Partei von Exeterhall nachgebend, die Eingeborenen Südafrikas verhätschelt und verwöhnt, ihnen nahezu alle Rechte eines weißen Staatsbürgers eingeräumt und es dadurch dem Farmer außerordentlich erschwert, zuverlässige Arbeiter und Dienstboten zum Betrieb der Viehzucht und des Ackerbaus sich zu verschaffen. Der Nachtheil, welcher für den Fortschritt der südafrikanischen Colonien aus diesen negerverhätschelnden Principien der englischen Regierung erwächst, wird sofort klar, wenn wir einen Vergleich anstellen zwischen der brittischen Colonie Port-Natal und dem Orangefreistaat. Die wirthschaftliche Entwickelung des erstgenannten Staates ist trotz seiner großen Fruchtbarkeit und seinen bedeutenden Resourcen bisher eine nur langsame gewesen, weil das sogenannte englische Humanitätsprincip es nicht gestattet, die dort ansässigen schwarzen Faullenzer — welche entweder vom Viehdiebstahl oder durch die Arbeit ihrer in sklavischer Stellung befindlichen Frauen sich ernähren — durch entsprechende Gesetze zur Arbeit zu zwingen. Man konnte vielmehr in Natal — einem Lande, das 350,000 arbeitsfähige, aber arbeitsscheue Kaffern beherbergt — dem Arbeitsmangel nur dadurch einigermaßen abhelfen, daß man, um die dort befindlichen Zuckerplantagen im Gang zu erhalten, indische und chinesische Kulis mit großen Kosten importirte. Anders aber liegen die Verhältnisse in dem Orangefreistaat mit seiner holländischen Bevölkerung und bis jetzt noch bewahrten staatlichen Selbstständigkeit, wo die mißverstandene Philanthropie des brittischen Regimes glücklicherweise nicht Wurzel schlagen konnte. In der Bauernrepublik ist dem Eingeborenen der Besitz von eigenem Grund und Boden versagt und sein Recht dort zu wohnen knüpft sich an die Bedingung, daß er dem Farmer für einen bestimmten monatlichen Lohn als Viehwächter oder Arbeiter dient. Trotz diesen strengen gesetzlichen Bestimmungen oder vielmehr in Folge derselben und in Folge der strengen Zucht, die der uncivilisirte Farbige nun einmal nicht entbehren kann, befindet sich der Eingeborene des Orangefreistaats auf einer ziemlich hohen Stufe der Gesittung und des materiellen Wohlbefindens. Er ist arbeitsam, mäßig, nüchtern und zufrieden und besitzt Anhänglichkeit an seinen Dienstherrn, während gerade das Gegentheil dieser löblichen Eigenschaften bei den unter brittischem Regime stehenden Farbigen anzutreffen ist. Unter solchen Umständen ist es auch leicht erklärlich, daß die Orangerepublik trotz ihrer relativ geringen Resourcen, weil sie eben von dem Krebsschaden der englischen Eingeborenenpolitik sich frei zu erhalten wußte, unter den südafrikanischen Staaten sich gegenwärtig der größten Prosperität erfreut.

So viel über das Verhalten Englands den Boers gegenüber, sowie über die Eingeborenenpolitik der brittischen Regierung. Ich habe den letzteren Punkt schon aus dem Grunde berühren zu sollen geglaubt, weil das Gelingen des englischen Projectes, eine große südafrikanische Conföderation nach dem

Vorbilde des canadischen Staatenbundes herzustellen, hauptsächlich davon abhängen wird, ob die brittische Regierung der zu begründenden Conföderation in der „native question" vollständige Machtvollkommenheit einräumt. Die Ausführung erscheint übrigens ebensowohl durch die ablehnende Haltung des Capparlamentes, welches noch kürzlich einen dahin zielenden Antrag verworfen hat, wie durch die Wirren im Basutoland, Pondoland und im Transvaal in weite Ferne gerückt. — Um über den letzteren Punkt, die Lage der Dinge im Transvaalgebiet, hier noch ein paar Worte zu sagen, so fängt das Unrecht, welches die brittische Krone durch die gewaltsame, wider den Willen der Bevölkerung vorgenommene Annexion begangen hat, nunmehr an sich zu rächen. Es ist kaum anzunehmen, daß es der englischen Regierung, welche in Irland alle Hände voll zu thun und in Afghanistan noch fortwährend Truppen zu unterhalten hat, sehr bald gelingen wird, die Erhebung der Boers niederzuwerfen. Daß die holländische Bevölkerung des Orangefreistaats und der Capcolonie ihren Stammesgenossen jenseits des Vaalflusses offenen Beistnnd leisten werde, ist allerdings fürs Erste nicht anzunehmen; jedoch repräsentiren die Transvaalboers an und für sich keine unbedeutende Streitmacht, denn sie sind immerhin im Stande 7000 bis 8000 wohlberittene, fast durchgängig mit Hinterladern bewaffnete Kämpfer ins Feld zu stellen, und daß ihnen die Munition nicht ausgeht, dafür werden die mit ihnen sympathisirenden Bewohner der Orangerepublik schon insgeheim Sorge tragen. Außerdem eignet sich das Transvaalgebiet mit seinen unpassirbaren Wegen und mangelhaften Communicationsmitteln ganz besonders dazu, einen Guerillakrieg Jahre lang im Gang zu erhalten. Daß die englische Weltmacht aus diesem ungleichen Kampfe doch schließlich als Siegerin hervorgehen wird, erscheint allerdings kaum zweifelhaft, aber ohne sehr bedeutende Anstrengungen wird es ihr nicht möglich sein, diese „Rebellion" — als solche bezeichnet sie den Unabhängigkeitskampf des niederdeutschen Volksstammes — niederzuwerfen, und selbst wenn der Sieg der englischen Waffen entschieden ist, wird die Unzufriedenheit der Boerbevölkerung das Transvaalgebiet noch Jahrzehnte hindurch in einem Zustande der Gährung und Aufregung erhalten.

Literatur und Kunst.

Neuere philosophische Literatur.

I.

Wenn Deutschland auf irgend etwas stolz sein kann, so ist es seine Philosophie. Denken wir uns eine andere Weltepoche angebrochen, hinter welcher unsere Zeit läge, wie hinter uns das Alterthum: ohne Zweifel wird alsdann die deutsche Philosophie dasselbe bedeuten, was uns die griechische bedeutet. Auch darin ist die deutsche der griechischen Philosophie ähnlich, daß sie nie ganz erstirbt. Weder äußere Verhältnisse können sie erdrücken, noch die innere Gestaltung der Geister. Möchte auch unser empirisches Wissen eine noch so große Ausdehnung gewinnen, die deutsche Philosophie wird niemals den Muth verlieren, nach jenen letzten Problemen, welche jeder Empirie unerreichbar bleiben, zu forschen. Ohne Zweifel ist der jüngste Anstoß zum philosophischen Denken von der Bekanntschaft mit den Werken Schopenhauers ausgegangen. Die Verehrer dieses einzigen Mannes neigten sich freilich anfangs zu der Ansicht, als sei durch ihn und Kant die Neugier der alten Sphinx für alle Zeiten befriedigt. Im Groll des Philosophen gegen die sogenannte nachkantische Philosophie sah man endgültige objective Urtheile. Bald mußte sich indessen herausstellen, daß dieselben Hegel gegenüber nur auf einem innerlichen Gegensatz der ganzen Denkweise beruhten, während bei der Beurtheilung Schellings die Verbitterung des verkannten Genius und eine, allerdings verzeihliche Undankbarkeit gegen genossene Anregungen hinzukam. Je mehr sich die Meinungen klären, desto mehr wird man dahinter kommen, daß die drei Philosophen Hegel, Schelling und Schopenhauer in einem coordinirten Verhältniß zu Kant stehen und die Philosophie desselben in gleicher Weise, nur nach verschiedenen Richtungen, weiter geführt haben. Jeder betrachtet die Welt von einer andern Seite. So liegt denn auf der Hand, daß der nächste Fortschritt des philosophischen Denkens nur darin bestehen kann, daß man zu einer höheren Einheit zu gelangen sucht, die Gedanken jener drei Philosophen zu einander in Beziehung setzt und einen durch den andern zu begreifen und zu vertiefen sucht.

Dazu ist natürlich nothwendig, daß die Geistesarbeit aller drei wieder dem philosophischen Bewußtsein zugängig gemacht werde. Am fernsten der allgemeinen Kenntniß steht Schelling, obgleich er uns zeitlich am nächsten ist. Schelling war von jenen Dreien keineswegs der schärfste oder der consequenteste Denker, jedenfalls aber der rastloseste Geist, vielleicht sogar der zur Metaphysik am genialsten Veranlagte. Seine Rastlosigkeit offenbarte sich auch darin, daß er noch weiter philosophirte, als Hegel und Schopenhauer längst mit sich fertig waren. In dieser seiner letzten, der sogenannten „positiven" Philosophie beabsichtigte er nicht nur über Hegel hinauszugehen, sondern war auch über Schopenhauer hinausgekommen, was sich insofern von selbst machte, als er den metaphysischen Theil der Schopenhauer'schen Philosophie ja längst als eigene Gedanken besaß. Deshalb konnte ihn E. von Hartmann in gewissem Sinne als den Versöhner jener beiden polarischen Philosophien darstellen. Trotzdem hat man sich um diese letzte Philosophie Schellings niemals sehr bekümmert, obgleich doch das Vermächtniß eines solchen Mannes ohne weiteres einigen Respect verdiente. Die Handbücher der Geschichte der Philosophie gehen über Schellings letzte Periode meist mit nichtssagenden Redensarten fort. Selbst das neueste derartige Werk, die „Geschichte der neuen Philosophie von W. Windelband" (Band II, Leipzig 1880, Breitkopf und Härtel), die eine sehr geschickt abgefaßte Darstellung des Hegel'schen Systems enthält und dessen Großartigkeit mit warmen Worten anerkennt, auch Schellings früheren Anschauungen durchaus gerecht wird, ist in dieser Beziehung unzureichend. Der Versuch, Schellings letzte Philosophie einmal als Ganzes in gemeinverständlicher Fassung darzustellen, muß daher dankbar begrüßt werden. Einen solchen hat der bekannte politische Sonderling Konstantin Frantz unternommen, und zwar unter dem Titel: „Schellings positive Philosophie, nach ihrem Inhalte, wie nach ihrer Bedeutung für den allgemeinen Umschwung der bis jetzt noch herrschenden Denkweise (Cöthen, Paul Schettler). Es sind bis jetzt zwei Bände erschienen, den „allgemeinen Theil" und die „Philosophie der Mythologie" enthaltend. Frantz verhält sich als bloßer Berichterstatter. Das ist in mancher Hinsicht Schade. Schellings Philosophie der Mythologie fußt (ebenso wie seine Philosophie der Offenbarung) ohne Zweifel auf ebenso großartigen, wie richtigen Gedanken. Allein in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts befand sich das mythologische Wissen noch in den ersten Anfängen. Hier hätte also gezeigt werden müssen, wie weit die Schelling'schen Anschauungen modificabel sind und trotzdem ihre Geltung behalten. Erst in den letzten Kapiteln des zweiten Bandes, wo er das Verhältniß der Mythologie zu Philologie, Philosophie, Theologie und Offenbarung bespricht, kommt der Verfasser mehr aus sich heraus und fördert manche vortreffliche Bemerkung zu Tage. Interessant ist seine Polemik gegen Max Müller. Daß Schelling der tiefere Geist war, ist nicht schwer zu beweisen; aus diesem Grunde darf man auch dem großen Philologen sein absprechendes Urtheil nicht so gar übel nehmen, zumal derselbe halb und halb zum Engländer geworden ist, in England es aber Mode ist (vgl. Herbert Spencer) „german metaphysics" nur vom Hörensagen zu kennen. Zudem strebt Müller in seinem neuesten Werke über den „Ursprung der Religion" (Straßburg 1880, K. Trübner), wenn er auch an der Definition festhält, über welche Frantz spottet und die einen Schopenhauer vermuthlich erst recht in Wuth gebracht hatte, nämlich daß Religion die Fähigkeit des

Menschen zur Erfassung des „Unendlichen" sei, doch in den Kapiteln, wo er als Sachverständiger spricht, nach einer tieferen Auffassung, wie sie mit dem von Frantz weiter mit Indignation citirten Dictum „die Mythologie ist nur ein Dialekt, eine alte Form der Sprache", nur noch wenig stimmt, ja kommt den Ideen Schellings näher, als er selber weiß. Müssen wir es an der Arbeit K. Frantzens gewissermaßen als Mangel bezeichnen, daß sie der Selbstständigkeit entbehrt, so erscheint sie doch geeignet, die Schelling'schen Gedanken wieder in Cours zu setzen, und erfüllt deshalb ihren Zweck. Allerdings erfordert sie deshalb einen Leser ohne Vorurtheil, der sich nicht an Aeußerlichkeiten und Einzelheiten stößt, sondern willig auf den Schematismus eines ihm bis dahin fremden Denkers eingeht.

Der vornehmste Vorwurf, den Schelling einst Hegel machte, war der, daß er den Uebergang der Idee zur Natur nicht begreiflich machen könne. Er bestritt, daß überhaupt sich die Wirklichkeit der Logik ganz einordnen lasse, weil stets ein irrationaler Rest überbleibe. Von anderer Seite ward behauptet, die Hegel'sche Dialektik sei überhaupt keine „Selbstbewegung des Begriffs", sondern komme nur unter stillschweigender Mithülfe der Anschauung vom Flecke. Hieran knüpft sich wie von selber die Frage, ob denn nicht etwa jener dialektische Proceß das innerste Wesen der angeschauten Wirklichkeit selbst sei, wodurch dieselbe zum existirenden Widerspruche, zum formal-logisch Unbegreifbaren würde. Dieser Gedanke liegt der Philosophie Julius Bahnsens zu Grunde. Bahnsen ist freilich nicht von Hegel, sondern von Schopenhauer ausgegangen. Er unterscheidet seine „Realdilektik", die den innersten Widerspruch am Wollen selbst zur Voraussetzung hat, scharf von der Hegel'schen Verbaldilektik, daß er glaubt, es Schopenhauer auch im Schimpfen auf Hegel gleichthun zu müssen, ist eine unangenehm auffallende Schwäche. Bahnsen ist ohne Widerrede ein tiefer und scharfer Denker, vielleicht in mancher Hinsicht tiefer und schärfer, als E. von Hartmann; leider ist ihm dieser als Schriftsteller unendlich überlegen. So werthvoll die Erörterungen Bahnsens sind, so schwer sind sie verdaulich. Es gelingt ihm fast nie, seine Gedanken klar und rein hinzustellen, er schlägt sich mit allen möglichen Gegnern herum, weiß, trotz der regulirenden Kapitel-Ueberschriften, niemals die gerade Linie einzuhalten und kommt mit den wichtigsten Sätzen häufig nur so beiläufig hervor. Sind auch die Einwürfe, die man gegen sein System vom Standpunkte der formalen Logik aus erhoben hat, durchaus zurückzuweisen, so beruht seine Antipathie gegen die Logik doch entschieden auch auf seinem innersten Naturell, das sich gegen die logische Gedankenklarheit sträubt. Dazu kommt eine in philosopischen Kunstausdrücken förmlich schwelgende Sprache, so wie der Hang, durch eine feuilletonistische Bildlichkeit den Schein des Geistreichen, Spielenden zu erwecken. Wir sagen dies nicht, um Bahnsen herabzusetzen, sondern umgekehrt, aus Hochachtung vor seiner Fähigkeit. Von seinem Hauptwerke „Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt" liegt bis jetzt nur der erste Band (Berlin 1880, Theobald Grieben) vor, der die „Einleitung", „Ontologie, Metaphysik und Naturphilosophie" enthält. Es wäre aber wünschenswerth, daß die zweite, noch rückständige Hälfte, welche die ethischen Beziehungen behandeln wird, und von der man sehr Bedeutendes erwarten darf, ein freundlicheres, lesbareres Ansehen gewönne. Dann wird die Einsamkeit, in der Bahnsen schmachtet, von selber verschwinden und er, anstatt sich mit allen möglichen Mitarbeitern philosophischer Zeitschriften und Verfassern von Schulprogrammen herumzuzanken, frei und klar seine Ansichten der lauschenden Welt vortragen.

Es würde selbstverständlich zu weit führen, wenn ich eine detaillirte Darstellung der Bahnsen'schen Philosophie geben wollte. In seiner Anknüpfung an Schopenhauer berührt er das letzte Ende der Philosophie des Letzteren. Schopenhauer hatte als höchstes ethisches Ideal hingestellt, daß der Mensch den „Willen zum Leben verneine"; das, was vorher velle gewesen, wurde dann zum nolle, zu einem für uns nicht ausdenkbaren Gegentheil alles Existirenden. Bahnsen macht die hier zu Tage tretende Negativität zu einem allgemeinen Weltgesetz; mit jedem Wollen ist ein ihm contradictorisch entgegengesetztes Nichtwollen verbunden, und wie die Hegel'sche Logik die Identität der Gegensätze zu einer höheren Einheit denkend aufhebt, so sind hier Wollen und Nichtwollen durch die Wirklichkeit ineinander geschweißt. So stellt er denn als Grundformel seiner Philosophie den Satz auf: „Das metaphysische Ens ist ein Wille, der nichts will, als Nichtwollen"; eine schwer zu bestreitende Wahrheit, denn jede Kraft hat nur das eine Bestreben, sich auszugeben, d. h. zu verschwinden, und jedes Wollen will seine Befriedigung, womit es aufhört. An anderen Orten freilich drückt sich Bahnsen auch so aus, als ob die Negation in der Motivation läge, und das Motiv gleichsam als ein Negativ auf den Willen wirke, so daß dieser sich an ihm erschöpfe, und so das ganze Dasein sich als eine durchgängige gegenseitige Beschränkung und Negation der verschiedenen Willensströmungen darstellt. Von welchem Standpunkte aus man aber auch die Sache betrachtet, so leuchtet doch einmal ein, daß bei einer solchen Anschauung eine schließliche Erlösung individuell wie im Ganzen undenkbar ist, da Wollen und Nichtwollen einander ewig das Gleichgewicht halten müssen. Damit fällt auch jede Entwickelung der Welt als solcher fort; Bahnsen polemisirt sogar gegen den Darwinismus, ohne freilich recht zu sagen, was er an ihm auszusetzen hat, noch weniger, wie jene Theorie zu verbessern sei. Berechtigt ist er aber jedenfalls zu behaupten, daß er allein mit dem Pessimismus Ernst mache. — Zweitens ergiebt sich aus den obigen Angaben, daß Bahnsens Philosophie pluralistisch ist; wenn der Widerspruch am und im Weltganzen von vornherein gesetzt ist, so muß auch die Vielheit etwas Ursprüngliches sein. Bahnsen erklärt sich deshalb weiter auch gegen die Kant-Schopenhauer'sche Lehre von Raum und Zeit. Ueberhaupt gibt es kaum ein Gebiet der Philosophie oder Naturphilosophie, in das er nicht mit seinem „Widerspruch" dränge, indessen niemals, ohne neue gewichtige Probleme klarzulegen oder ein helles Licht auf die schon so oft durchforschten Abgründe zu werfen. Ueberall zeigt er, daß sich die Wirklichkeit in ihren letzten Tiefen nicht logisch erfassen und deduciren läßt, daß das Denken vielmehr stets auf einen Widerspruch stößt, den es einfach anerkennen muß.

Der Geist des Menschen ist eben eine Flächenkraft, er dringt niemals ins Innere der Dinge selbst, er vermag ihnen nur von einer Seite beizukommen und geht er von dieser aus consequent weiter, so verflüchtigt sich ihm die Wirklichkeit schließlich im leeren Gedanken. Summum jus, summa injuria, die consequenteste Logik führt zum Unsinn (wie denn der Historiker Schlosser sehr treffend einmal meint, wahrhaft consequent sei nur der Bösewicht), wenn die Vernunft die Welt begreifen will, so geräth sie in jene Antinomien hinein, deren Aufweisung unter Kants Verdiensten nicht die letzte Stelle einnimmt. Am auffälligsten tritt indessen der Realwiderspruch im Ethischen zu Tage. Ganz natürlich: im Ethischen werden wir uns des Willens, des Metaphysischen am innigsten bewußt, Schopenhauer steht auch darin auf buddhistischem Standpunkte, daß er den Begriff des Moralischen nicht auf gewisse Kategorien menschlicher Handlungen beschränkt, sondern daß er allem Sein eine ethische Bedeutung zuschreibt, die Existenz der Welt selber ist ihm gleichsam die große Urthat. Nun können wir aber in der aufsteigenden Kette der Wesen eine Steigerung der Fähigkeit zum moralischen Handeln erkennen, als welches Schopenhauer ganz richtig als auf Mitleid beruhend annimmt. Demnach ist ihm die Moral nichts als die Bekämpfung des Egoismus, das Abstreifen der principia individuationis, woraus er weiter folgert, daß sie in ihrer höchsten Vollendung zum vollständigen Aufgeben der Persönlichkeit führe. Hier aber haben wir offenbar einen jener einseitigen logischen Schlüsse vor uns, der von der Wirklichkeit nicht bestätigt wird. Egoismus und Gefühl der Persönlichkeit, Individualität, sind keineswegs identisch. Je reiner ein Mensch dasteht, desto fester in sich geschlossen wird auch seine Persönlichkeit sein. Eine allumfassende Persönlichkeit ist nicht individualitätslos. Sollte nicht, wenn man einmal das Christenthum symbolisch deuten will, hieraus auch der innerste Kern der Lehre von Christus seine Erklärung finden?

In ihm schaut die Religion den vollkommen idealen Menschen an, rein von jeder Sünde, ja selbst von der Möglichkeit zur Sünde, sich selbst hingebend, nicht für diesen oder jenen, sondern für die ganze Welt. Ein solches Wesen von absoluter Moralität ist aber nur als absolute Persönlichkeit denkbar, und so erscheint die Persönlichkeit Christi zur Allpersönlichkeit erweitert, d. h. als Fleischwerdung Gottes. Ohne Zweifel der denkbar schroffste Widerspruch, aber ein solcher, der durch das Problem der Moral selber gegeben ist.

Man verzeihe diesen Excurs, der insofern nöthig war, als wir in unserm nächsten Artikel eine das Christenthum selbst behandelnde Schrift zu besprechen haben.

Hans Herrig.

„Endymion" von Lord Beaconsfield.*)

Abermals hat Lord Beaconsfield die ihm durch seine unfreiwillige Erholung vom Staatsdienst gewordene Muße benutzt, um einen Roman zu schreiben. Das letzte vor Jahren aus seiner Feder hervorgegangene Werk war „Lothair" (1870), mit dem wir uns in einer in den Spalten der „Gegenwart" veröffentlichten Gesammtbesprechung seiner Romane beschäftigt haben — ein Werk, das die alte Extravaganz des Autors in erhöhtem Grade hervortreten und viele seiner glänzenden Eigenschaften vermissen ließ. Jetzt, nach zehnjähriger Pause, ist der nun in den Siebzigern stehende Lord von Neuem mit einem Werke in die Reihen der Romandichter getreten. Dieses sein jüngsterschienenes Buch war schon vor der Herausgabe der Gegenstand neugieriger Besprechung, es wird jetzt eifrig gelesen und lebhaft erörtert — ja, mehr noch, schon vor dem Erscheinen des Buches waren 7000 Exemplare verkauft und Uebersetzungen in das Deutsche und Französische vorbereitet.

Wenn nun aber dieser Roman eine weniger berühmte Persönlichkeit zum Verfasser hätte, als den Earl of Beaconsfield? Diese Frage tritt unabweislich an den aufrichtig urtheilenden Kritiker heran. Wäre dann nicht dieser extravagante Flug der Phantasie allgemein verurtheilt worden — sowohl als falsch an sich, wie auch in directem Widerspruche mit dem mehr nüchternen und realistischen Geschmacke unserer Zeit stehend? Indessen als das Werk eines so bedeutenden Mannes ist „Endymion" von Interesse, wenn letzteres auch nicht rein literarischer Art ist. Das Buch wird dem Autor bei seinen vielen Bewunderern, die er daheim und im Auslande besitzt, keinen Abbruch thun. Es ist von demselben jugendlichen Feuer, derselben verschwenderischen und farbenreichen Phantasie erfüllt, wie seine früheren Werke; und ist es stellenweise nicht ganz so correct im Stil, so strotzt es doch wiederum von jenen trefflichen Epigrammen und glücklichen Wendungen, durch welche Lord Beaconsfield sich stets in der Literatur wie im öffentlichen Leben ausgezeichnet hat.

„Quidquid agunt homines" ist das seinem Buche vorgesetzte Motto, und es ist nicht ersichtlich, warum Lord Beaconsfield die bekannte Stelle aus dem Juvenal nicht vollständig citirt hat. Fürchtete er, sein Buch durch das Wort „farrago" zu genau zu charakterisiren? Und doch könnte nichts das Wesen des Buches klarer bezeichnen. „Endymion" ist ein „Farrago" — eine heterogene Mischung von Politik, Epigrammen, erhabenen Phrasen und unmöglichen Begebenheiten.

Alle früheren Schöpfungen Lord Beaconsfields, von denen die erste vor etwa fünfundfünfzig Jahren veröffentlicht ist, schildern das sociale und politische Leben Englands während des größeren Theiles unseres Jahrhunderts. Dieser neue Roman beginnt mit den Jahren unmittelbar vor der ersten Reformbill (1832) und erstreckt sich fast über den Zeitraum eines Vierteljahrhunderts, handelt also von einer Periode, die ungemein reich an Aufsehen erregenden politischen Ereignissen und großen socialen Veränderungen gewesen ist. Diese aus directer Quelle zu studiren, war dem Verfasser vorzugsweise Gelegenheit geboten, und es ist deshalb nur um so mehr zu bedauern, daß die Thatsachen, trotzdem er ein aufmerksamer Beobachter ist, völlig unrichtig und entstellt, weil gefärbt durch seine Phantasie, aus der Werkstätte seines übersprudelnden Geistes hervorgehen. Vom Studium im eigentlichen Sinne ist in „Endymion" nichts vorhanden; das Buch besteht vielmehr aus einer Anzahl Skizzen, die dadurch zu einem scheinbaren Ganzen verwebt sind, daß sie sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt, die Laufbahn des Helden, gruppiren. Dieser Held nun ist nicht der Autor selbst, obwohl einzelne Begebenheiten in Endymions Geschichte an wohlbekannte Ereignisse aus Lord Beaconsfields öffentlichem wie privatem Leben erinnern. Hierher gehören verschiedene Scenen im Unterhause und die Verheirathung des Helden mit der um viele Jahre älteren Wittwe, die ihm mit Begeisterung ihr Vermögen zur Verfügung stellt. Ohne Zweifel sind einzelne Phasen aus Lord Beaconsfields Leben und Denken durch Endymion vertreten; in Bezug auf Wesen und Charakter zeigt derselbe indessen nur die allergeringste Aehnlichkeit mit seinem Urheber. Endymion ist vielmehr eine ganz schwächliche Natur, ein Strohmann, der weder eine bestimmte Individualität, noch einen eigenen Willen hat. Er ist weiches Wachs unter den Händen seiner Zwillingsschwester Myra, die ein weit stärkerer Charakter ist — eine ehrgeizige, herzlose und durchweg weltliche Frau, die schon, als sie noch ein Kind an Jahren war, den Entschluß gefaßt hat, daß ihr Bruder es zu einer hohen Lebensstellung bringen soll, und die kein Mittel unversucht läßt, diesen Zweck zu erreichen. Der Wahlspruch ihres Lebens, den sie schon als Kind verkündet und durch alle drei Bände bis zum Ueberdruß wiederholt, lautet also:

„Ich bin durch langes Nachdenken zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Mensch, der sich ein festes Ziel gesteckt hat, dasselbe erreichen muß, und daß nichts einem Willen widerstehen kann, der selbst die Existenz für seine Erfüllung einsetzt."

Unmöglich ist es, den Gedanken von sich zu weisen, daß Lord Beaconsfield hierin seine eigene, tiefste Ueberzeugung ausgesprochen hat, und daß dieser Satz das Motto seiner eigenen Laufbahn bildet. Es ist nicht neu, Charaktere in seinen Büchern zu finden, die Alles in der Welt, vermöge reiner Willenskraft, Selbstsucht und Nichtachtung der Gefühle Anderer, siegreich durchsetzen. Er liebt es, sich über den frischen und hoffnungsvollen Geist der Jugend zu verbreiten, „der einen Rosenschimmer über den Lebensmorgen eines jungen Patriziers geworfen" (wie er selbst es ausdrückt), und niemals verhehlt er die Ansicht, daß, von welchem unschätzbaren Werthe auch immer die Besonnenheit und Erfahrung des Alters für die Führung einer Sache sei, doch in dem Enthusiasmus und der Energie der Jugend ein großer Theil der Triebkraft jedes Fortschrittes bestehe. Durch die Carriere des jungen Endymion und noch mehr durch die Charakterstärke seiner Schwester Myra findet der Autor vollauf Gelegenheit, einen den Lesern seiner Romane schon bekannten Gegenstand unter neuen Verhältnissen zu entwickeln. Die Zwillingsgeschwister Endymion und Myra sind die Kinder eines Mr. Ferrars, der mehr oder minder eng mit dem parlamentarischen und öffentlichen Leben liirt gewesen, sich aber hartnäckig der Antireformpartei attachirt hatte, wodurch sein Sturz gleichzeitig mit der Niederlage seiner Partei erfolgt war. Auch seine materiellen Güter, die theils ererbt waren, theils in der Mitgift seiner Frau bestanden, verlor er, und zog sich, ruinirt in Bezug auf Aussichten und Vermögen, auf einen Landsitz zurück, um über seine Schicksale zu grübeln und gallige Artikel für eine Quarterly Review zu schreiben. Hier in der Einsamkeit wird der junge Endymion erzogen, und hier träumt seine Schwester von Glücksgütern und Erfolgen für ihn, die sich zuerst nur in der bescheidenen Gestalt einer Secretärstellung bei einer Staatsbehörde zweiten Ranges einstellen. Kaum aber ist Endymion in der großen Welt von London vom Stapel gelaufen, so segelt er mit vollem Winde. Er gewinnt überall Freunde; er macht die Bekanntschaft eines großen Schneiders, der die künftige Höhe

*) London 1880, Longmann. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus.

des jungen Mannes vorausfieht, indeſſen behauptet, daß er dieſe nur erreichen könne, wenn er gut gekleidet ſei, und ihm deshalb einen Credit einräumt, der erſt aufhören ſoll, wenn er Geheimer Rath iſt; ſchöne Gräfinnen widmen ſich gänzlich der Sorge um ſeine Wohlfahrt; ihm wird nicht nur die Liebe der Frauen, ſondern auch die Gunſt und das Vertrauen aller Männer, ſelbſt ſolcher zu Theil, mit deren Gattinnen er ſentimentale Verhältniſſe hat; Myra heirathet einen alten Miniſter nur deshalb, um die Stellung ihres Bruders zu fördern; ein unbekannter Gönner, der hört, daß er um Geld benöthigt iſt, depouirt 20,000 Pf. bei ſeinem Bankier; ſpäter heirathet Endymion eine Wittwe, die 30,000 Pf. Rente beſitzt. Was iſt natürlicher, als daß er, in ſolcher Weiſe vorwärts gebracht, ſchnell emporſteigt und wir Endymion zu rechter Zeit am Ende des dritten Bandes als Premierminiſter von England verlaſſen.

Dies ſind in Kürze die Umriſſe der Erzählung, deren Analogie mit dem Märchen von Aladin ſichtlich hervortritt, inſofern auch dieſer ſeine Laufbahn als ungezogener Knabe beginnt und dann ohne eigenes Verdienſt und eigene Anſtrengung zum Schwiegerſohn und vorausſichtlichen Thronfolger des Sultans erhoben wird. Das Intereſſe, welches „Endymion" bietet, gipfelt indeſſen keineswegs in der Verwicklung. Es beſteht weit mehr in dem Beiwerk, den Porträts, die Lord Beaconsfield von ſeinen Zeitgenoſſen gezeichnet hat und in mehr oder weniger durchſichtigen Verhüllungen vorführt. Manche dieſer Geſtalten ſind nur allgemein typiſch gehalten, andere hingegen offenbar treu nach dem Leben geſchildert, und es iſt unmöglich, die Identität derſelben mit berühmten und allgemein bekannten Perſönlichkeiten jener Zeit zu bezweifeln, obwohl der Autor es ſichtlich darauf abgeſehen hat, diejenigen irre zu leiten, welche ſeine Fäden allzu genau verfolgen möchten. Die Umriſſe ſchwanken beſtändig, und es ſcheint dem Autor Vergnügen bereitet zu haben, Nebelbilder aus den Ereigniſſen, den Charakteren und der Mise en scène zu machen. Aber ſelbſt ſo iſt in dem mit ſeiner Mutter Agrippina nach England gekommenen Prinzen Floreſtan, der an Beſtimmung glaubt, Louis Napoleon nicht zu verkennen; Lord Rochampton, der Myra heirathet, iſt unzweifelhaft Lord Palmerſton, welchen Staatsmann Lord Beaconsfield immer bewundert hat, trotzdem er ſtets deſſen hartnäckiger Gegner war. Ebenſowenig kann ein Zweifel über die Originale der Neuchateller Bankiers herrſchen, die, aus obſcuren Verhältniſſen hervorgegangen, in den Beſitz von Millionen gelangt ſind und das Geſchick von Nationen in ihrer Hand halten. Lieb wäre es uns, wenn wir irgend hoffen dürften, daß mit der abſcheulich boshaft gezeichneten Figur des Literaten St. Barbe nicht Thackeray gemeint ſei, deſſen unnachahmlich geſchickte Parodie von „Coningsby" Lord Beaconsfield ihm niemals verziehen hat — eine Parodie, die um ihrer Vorzüglichkeit willen den betroffenen Autor ſelbſt hätte ergötzen müſſen, wenn bei dieſem der Sinn für Humor nicht von der Eitelkeit beſiegt worden wäre. Daß Lord Beaconsfield ſehr empfindlich gegen Satire iſt, läßt ſich überhaupt aus „Endymion" erſehen. Er macht deutliche Anſpielungen auf die witzigen Caricaturen von ihm, die ſeit mehr denn dreißig Jahren beſtändig in dem großen engliſchen Witzblatte „Punch" erſcheinen, und er ſpricht die Hoffnung aus, daß die literariſchen und graphiſchen Darſtellungen ſeiner Perſon im „Scaramouch" (Punch) künftig etwas nachlaſſen möchten. Dieſe Hoffnung ſollte bald genug vereitelt werden. Kaum war „Endymion" erſchienen, ſo brachte der „Punch" eine Caricatur des edlen Lord im Gewande des klaſſiſchen Geliebten der Selene, wie er Mr. Punch ſein Buch überreicht, während der Mond dazu blinzelt und Mr. Punch kichert: „Aha! alſo hat er ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt —" und dann folgt eine höchſt komiſche und gelungene Parodie des Romans unter dem Titel „Bendymion".

Ein anderer Charakter in dem Buche iſt mit Mr. Cobden identiſch, doch dieſes Porträt iſt nicht beſtändig durchgeführt; wohingegen Lord Ferrol, ein großer Jäger, der den Glauben hegt, daß dieſe Welt nur durch Blut und Eiſen regiert werden könne, ebenſo unverkennbar Fürſt Bismarck, wie der diplomatiſche Baron Sergius, der den Endymion belehrt, daß dieſe Welt durch Leute regiert wird, von denen Niemand je etwas hört, Baron v. Stockmar iſt, der Lehrer, Freund und Vertraute der Königin Victoria und des Prinzen Albert. Andere Figuren ſtellen Perſönlichkeiten dar, die zwar in den politiſchen Kreiſen Englands bekannt, für den Uneingeweihten jedoch nur von geringem Intereſſe ſind.

Das Werk würde ſeinen Autor verleugnen, wenn wir nicht einige Bemerkungen über die Juden darin fänden. Baron Sergius (Stockmar) klärt den Prinzen Floreſtan über dieſe brennende Frage auf. Nachdem er erklärt hat, daß es keine lateiniſche Race gibt und Teutonen, Slaven, Kelten verſchiedenartige Eigenſchaften beſitzen, fährt er fort:

„Es gibt eine andere große Race, welche die Welt beeinflußt — die ſemitiſche .... Die Semiten ſind ohne Zweifel eine große Race, denn von den wenigen Dingen dieſer Welt, die als gewiß erſcheinen, iſt keines ſicherer, als daß ſie unſer Alphabet erfunden haben. Jetzt üben die Semiten einen ungeheuren Einfluß durch ihre kleinſte, obgleich eigenthümlichſte Familie, die Juden aus. Es exiſtirt keine Race, die mit gleicher Beharrlichkeit und Organiſationsfähigkeit begabt iſt. Dieſe Eigenſchaften haben ihr eine beiſpielloſe Beſitzmacht und unbeſchränkten Credit erworben. Je weiter Ihr im Leben vorrückt und je mehr Erfahrung Ihr gewinnt, deſto klarer wird es Euch werden, daß die Juden überall Eure Wege kreuzen. Längſt haben ſie ſich in unſere geheime Diplomatie eingeſchlichen, die ſie faſt ſchon mit Beſchlag belegt haben, und in einem Vierteljahrhundert werden ſie ihren Antheil an der öffentlichen Staatsregierung beanſpruchen. Ja, das ſind Racen; Menſchen und Vereinigungen von Menſchen, deren Verhalten durch ihre beſondere Organiſation beeinflußt wird, was einem Staatsmanne bei ſeinen Calculationen nicht entgehen darf. Was aber meinen die Leute mit der lateiniſchen Race? Nicht Sprache und Religion machen die Race aus — es gibt nur Eines, was die Race ausmacht, und das iſt Blut."

Vom pſychologiſchen Geſichtspunkt aus erregt Vieles in dem Buche ein eigenartiges Intereſſe. Es läßt ſich daraus erkennen, daß bei einer ſolchen Natur, wie Lord Beaconsfield iſt, ſelbſt vorgerückte Jahre und Erfahrung nicht im Stande ſind, ihn reifer und ſeinen früheren unentwickelten Anſichten untreu zu machen. Wie damals iſt ſein Lieblingscharakter noch immer ein Abenteurer; dieſelbe Weltlichkeit im Ton, derſelbe Mangel an irgend einem moraliſchen Maßſtabe, irgend welchem höheren Motive als das des weltlichen Erfolges treten deutlich hervor. Der Autor hat kein Intereſſe an der Menſchheit, keinen Glauben an ſocialen Fortſchritt entwickelt; exacte Wiſſenſchaft bleibt ſein bête noire, er liebt den Prunk und die Merkmale des Reichthums, als wäre er ein ganz neugebackener Parvenu. Lord Beaconsfield beſchreibt die ariſtokratiſche Welt nicht wie ein Mann, der ſie wirklich kennt und ſelber darin gelebt hat, ſondern wie diejenigen Leute, welche niemals ihre Schwelle überſchritten haben — Advokatenſchreiber oder Apothekergehülfen, die, wie Macaulay kauſtiſch bemerkt, „es unternehmen, dem Publicum in ſchlechtem Engliſch und noch ſchlechterem Franzöſiſch zu erzählen, wie man ſich am Grosvenor Square die Halstücher zuknüpft und zu Mittag ſpeiſt." Erſtaunlich iſt es, wie in den Blättern des „Endymion" der Schein vorherrſcht. Der Leſer ſehnt ſich nach Erlöſung von all den bunten, feſtlichen Scenen, den großen Diners, der vulgären Entfaltung des Reichthums; er ſeufzt nach einem Pulsſchlag *wirklichen* Menſchenlebens, nach einem Athemzuge *reiner* Luft. Das Buch iſt ein reiches Kaleidoſkop wechſelnder, farbenglänzender Scenen, aber kein Charakter, kein Ereigniß zeigt eine Spur von Realität, es iſt kein naturwahrer Zug aus dem Gefühlsleben von Menſchen aus Fleiſch und Blut vom Anfang bis zum Ende darin. Und doch wird der Leſer durch das Werk gefeſſelt, ſo lange er unter dem Banne desſelben ſteht, weil es bei aller Unnatur und Thorheit mit jener Friſche, jener Jugendlichkeit geſchrieben iſt und die glückliche Gewandtheit im Ausdruck, die knappe Rundung der beſchreibenden Sätze aufweiſt, welche ſo charakteriſtiſch für den Autor ſind. Iſt aber der Zauberbann gewichen, ſo bleibt ein bitterer Nachgeſchmack zurück. Der Gedanke wirkt tief verſtimmend, daß ſelbſt der Siebzigjährige Leben, Politik und

Sitten für nichts weiter ansieht, als einen Spaß, daß mit Lord Beaconsfields literarischer Kraft zugleich seine Schwächen im Laufe der Jahre nur noch mehr Nachdruck erhalten haben. Wenn das Buch, wie manche Kritiker behaupten, ein ungeheurer Spaß wäre, so würde es ein ganz trauriger sein; wir aber neigen uns nicht zu dieser Annahme hin. Das Buch stimmt dazu viel zu sehr mit dem Leben und Handeln des Autors überein. Lord Beaconsfield ist stets volatil gewesen; er hat Menschen und Dinge nur von einem niederen Gesichtspunkt betrachtet, und so wird es, wie es scheint, bis an sein Ende bleiben.

Helen Zimmern.

Zurückgewiesene Manuscripte.

Von Hans Morning.

(Schluß.)

Es ist eines der schwersten Dinge in der Welt, genau zu wissen, wie eine literarische Arbeit, welche man in der Handschrift gelesen hat, sich im Drucke ausnehmen wird. Ja, dies ist so schwierig, daß selbst Schriftsteller von langer und vielseitiger Erfahrung, wie Thomas Moore und Macaulay, sich selten ein Urtheil über ihre eigenen Schriften zu bilden vermochten, bevor sie gesehen hatten, wie sich dieselben im Druck ausnahmen. Und wenn dies bei dem Schriftsteller selbst der Fall ist, wie muß es erst bei dem Verleger oder dessen Begutachter oder gar bei dem Redacteur oder Herausgeber einer Zeitschrift sein, welcher oft an einem einzigen Morgen sich sein Urtheil über den Werth eines halben Dutzends Manuscripte zu machen hat. Und dennoch möchte ich trotz all diesem behaupten, daß nur wenige Artikel und sehr wenige Bücher, welche des Druckes werth sind, der Welt vorenthalten bleiben, denn trotz der herrschenden Vielschreiberei und der großen Concurrenz der Schriftsteller um Verleger, ist das Haschen der Verleger nach Autoren kaum geringer, zumal bei der Productionswuth unserer deutschen Buchhändler, welche selbst unter einander auf steter Concurrenzjagd sind. Mir scheint daher, daß ein Autor, welcher irgend ein druckwürdiges Buch producirt hat, selten lange ohne einen Verleger bleibt, und hat ein Autor erst einigen Erfolg und Namen, so wird er von Verlegern so bestürmt, daß er bequem seinen Tischkasten leeren und die ihm früher zurückgegebenen Arbeiten wieder verwerthen kann, obwohl Manches darunter im Interesse der Literatur besser vor Druck bewahrt bliebe.

In die Kategorie derjenigen Bücher, deren Werth auch erst nach langen Irrfahrten bei Zeitschriften und Verlegern erkannt wurde, gehört auch Kinglake's berühmtes Buch „Eothen", ein in der Literatur der Reiseschilderungen mustergültiges und klassisches Werk. Es war viele, viele Jahre vor seiner Veröffentlichung (1844) geschrieben und mit Sorgfalt und Gedankenreichthum verfaßt, mit der schönsten und strengsten Kritik redigirt und condensirt und lange Zeit unter Schloß und Riegel gehalten worden. Es trug das Gepräge einer gediegenen literarischen Arbeit: „Spontane Gedanken, gewählten Ausdruck" und strotzte von stofflichem Interesse, denn nur wenige Reisebücher bieten gleich ihm eine solche Fülle von Abenteuern und Begebenheiten, von prachtvollen Natur- und Ortsschilderungen, von Charakterskizzen und persönlicher Romantik. Als Kinglake aber sein Werk den verschiedenen angesehensten und mittleren Verlegern anbot, lehnten sie es sämmtlich entschieden und unter jeder Bedingung ab, und der Verfasser trat endlich, seines Manuscriptes überdrüssig und wohl auch an seinem eigenen Talent verzweifelnd, eines Tages aufs Gerathewohl in einen Buchladen in Pallmall, gab sich zu erkennen, erzählte die Schicksale seines Werkes und erbot sich, dasselbe dem Buchhändler ein für allemal zu schenken, wenn dieser es für druckwürdig erachte und verlegen wolle. Die erste Auflage fand anfangs einen langsamen und spärlichen Absatz, bis eine Notiz in „Quarterly Review" aus Lockhart's gewandter Feder die allgemeine Aufmerksamkeit darauf lenkte und einen solch erstaunlichen Absatz hervorrief, daß der Drucker Mühe hatte, mit der Nachfrage gleichen Schritt zu halten. Der Verleger aber hatte den Takt und die Gewissenhaftigkeit, darnach viele Jahre hindurch an jedem Christtage dem Verfasser einen Cheque von 100 Lstrl. als seinen Gewinnantheil zu übersenden.

Ein anderes Beispiel von spätem Erfolg nach mancher getäuschten Erwartung liefert Anthony Trollope, einer der beliebtesten und gediegensten heutigen englischen Romandichter und einer der wenigen, welche sich mit ihrer Feder ein Vermögen erworben haben. Er verdiente sich seine literarischen Sporen durch Arbeiten in den spärlichen Mußestunden, welche ihm seine Anstellung als Postbeamter ließ. Als sein literarischer Erfolg so weit gesichert war, daß er seine Anstellung aufgeben und sich ausschließlich der Schriftstellerei widmen konnte, entwarf er in einer Rede bei einem Festmahl, welches ihm bei diesem Anlaß gegeben wurde, eine sehr anschauliche und launige Schilderung von seinen ersten Erlebnissen und Erfahrungen als Schriftsteller, berichtete über seine von Redactionen abgelehnten Manuscripte, über Beiträge, welche angenommen und gedruckt, aber nicht honorirt wurden, über seine Enttäuschungen bezüglich der Veröffentlichungen von Büchern auf angeblichen Gewinnantheil mit Verlegern und über die ersten Honorareinnahmen, welche er machte und welche im ersten Jahr 15 Lstrl. 5 Schillinge und $7\frac{1}{2}$ Pence, im zweiten Jahr 20 Lstrl. $2\frac{1}{2}$ Schillinge betrugen. Allerdings betrugen die Honorareinnahmen von Sir Walter Scott und Charles Dickens in runder Summe 3000 Lstrl., allein die Fälle von Anthony Trollope sind weit häufiger, als diejenigen von Scott und Dickens.

Dickens hatte bei seinem kolossalen Talent ein ungemeines Glück als Schriftsteller, obwohl er dies niemals gelten lassen wollte, und mag das bittere Gefühl beim Rückempfang eines versandten Manuscripts auch niemals kennen gelernt haben, so umwölkt auch seine Jugend gewesen war, denn von dem Augenblicke an, wo er mit dem „New Monthly Magazine" in der Hand sich ein stilles Plätzchen in Westminster aussuchte, um mit Freudenthränen im Auge seinen ersten Beitrag zu einer Zeitschrift gedruckt zu lesen, bis zu jenem Nachmittage, wo er die Feder auf eine unvollendete Seite des Manuscripts seines letzten Romans „Edwin Droob" niederlegte, war seine Laufbahn eine ununterbrochene Reihenfolge von Triumphen. Allein wenig andere Schriftsteller konnten wie er seine Arbeiten immer wieder von Neuem buchhändlerisch verwerthen, nachdem sie bereits die Runde in Zeitschriften und anderen Unternehmungen gemacht hatten.

O quantula sapientia mundus regitur (O mit welch geringer Weisheit regiert man die Welt)! möchte man mit Oxenstjerna ausrufen, wenn man auch in der Literatur täglich sieht, wie die Mittelmäßigkeit die größten Erfolge erzielt. Gegenüber von Bret Harte's müheloſem literarischem Erfolg mußte John Lothrop Motley, der bedeutendste Geschichtsschreiber, welchen Amerika bis jetzt hervorgebracht hat, die Demüthigung erleben, daß ihm das Manuscript seiner „Entstehung der niederländischen Republik" von dem berühmten Verleger John Murray in London mit bestem Dank und Compliment zurückgegeben wurde, ehe er einen Verleger für ein Werk finden konnte, das nun zu den glänzendsten und gediegensten Leistungen der historischen Literatur zählt. Und dies war nicht einmal seine erste Enttäuschung, sondern diese bestand in der Nachricht, welche ihm, nachdem er mehrere Jahre mit der Sammlung des Materials und dem Entwurf von Umriß und Eintheilung seines Geschichtswerks verbracht hatte, zukam, daß Prescott ihm mit einer „Geschichte Philipps des Zweiten" zuvorkomme. Diese Kunde schmetterte Motley beinahe darnieder. „Mir war," schreibt er in einem seiner Briefe, „als habe ich gar nichts zu thun, als einem lange gehegten Lieblingsgedanken mit Einem Male zu entsagen und wahrscheinlich auf die Schriftstellerlaufbahn zu verzichten. Ich hatte mich nämlich nicht entschlossen, eine Geschichte überhaupt zu schreiben und dann erst mich zu besinnen, was für einen Gegenstand ich dazu nehmen wolle, sondern mein Gegenstand hatte mich gepackt, angezogen und ganz absorbirt. Ich mußte gleichsam einer Nothwendigkeit, einem inneren Drange

folgen und das Buch schreiben, worüber ich so viel gedacht hatte, und ich hatte weder Neigung noch Interesse, ein anderes zu schreiben." — Gleichwohl glaubte Motley bei reiferem Nachdenken, es würde unredlich von seiner Seite sein, wenn er nicht alsbald zu Prescott ginge, ihm seine Lage auseinandersetzte und, falls er nur einem Schatten von Unzufriedenheit in seiner Stimmung begegnen würde, auf sein Vorhaben ganz verzichten. Prescott, einer der hochherzigsten und edelmüthigsten Männer, behandelte Motley gerade so, wie Sir Walter Scott bei einem ähnlichen Anlaß gegen Robert Chambers gehandelt hatte, und ertheilte ihm jede nur mögliche Ermuthigung und Unterstützung. „Wäre das Ergebniß der Unterredung ein anderes gewesen," sagt Motley, „so hätte ich ihn mit einer tiefen Verstimmung und Niedergeschlagenheit verlassen und ohne Zweifel die Feder für immer aus der Hand gelegt, denn mir lag es nicht an, eine Geschichte überhaupt zu schreiben, sondern ich fühlte einen unüberwindlichen Drang, meine bestimmte Geschichte zu schreiben."

In einer ganz ähnlichen Lage befand sich Thomas Carlyle mit seiner „Geschichte der französischen Revolution", welche überhaupt ein merkwürdiges Schicksal hatte. Lord Brougham trug sich Jahre lang mit dem Gedanken, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben und würde, falls er Zeit zu den erforderlichen Vorstudien und Nachforschungen gefunden hätte, diese Idee auch verwirklicht haben, denn nächst dem Rufe eines ausgezeichneten Redners war das höchste Ziel seines Ehrgeizes, unter den Geschichtsschreibern zu glänzen, weil er gleich Livius eine besondere Begabung für erzählende Darstellung zu besitzen glaubte. Carlyle hatte von dieser Absicht des Lords gehört und sich längere Zeit dadurch abhalten lassen, diese ihm ebenfalls zum Anliegen gewordene Idee auszuführen; dann aber war er mit der ihm eigenen Unabhängigkeit, Entschlossenheit und Energie an diese Arbeit gegangen und hatte das umfangreiche Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet. Das Manuscript wurde Murray und einigen anderen großen Verlegern angeboten, aber gleich dem Buche Motley's mit Dank abgelehnt, und gelangte endlich in die Hände von John Stuart Mill, welcher es durchlesen sollte, und durch diesen in die Hände eines Herrn, der sehr begierig gewesen war, davon Einsicht zu nehmen. „Dieser Herr saß," so erzählt Carlyle selbst, „eines Abends bis lange nach Mitternacht an der Lecture des Manuscripts, kam endlich zu sich, bemerkte mit Erstaunen die weit vorgerückte Nachtzeit, legte die Handschrift nachlässig auf den Tisch seines Studierzimmers und eilte zu Bette. Da lag es nun, ein loser Hause Plunder oder Maculatur, der nur für den Papierkorb oder zum Feueranmachen geeignet erschien. So dachte wenigstens die Stubenmagd Betty, als sie Morgens in das Studierzimmer trat, um im Kamin desselben Feuer anzumachen. Als sie sich nach irgend etwas hierzu Passendem umsah und nichts Besseres als dies fand, zerknüllte sie es, legte es auf den Feuerrost, zündete es an, und mit Rauschen und Knistern ging die „französische Revolution" im Rauchfang auf und endete in Rauch und Ruß, wie es der großen Weltbegebenheit selbst mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor ergangen war. „Anfangs suchte man mir die schlimme Nachricht vorzuenthalten, allein endlich gelangte das traurige Ereigniß doch zu meiner Kunde und traf mich wie ein furchtbarer vernichtender Streich — ich war beinahe außer mir, denn von meinem ganzen Manuscript waren kaum einige Blätter übrig geblieben. Ich saß am Tische und suchte meine Gedanken zu sammeln und das Werk wieder von vorn anzufangen. Ich schrieb eine Seite nach der andern voll, strich aber beinahe jede Zeile wieder aus, wenn ich mit der Seite fertig war. So ging es fort manch müden Tag lang, bis ich einstmals, halb entmuthigt und niedergeschlagen am Fenster sitzend, mein Auge über viele Mengen von Hausdächern träumerisch hinwandern ließ und plötzlich einen Mann erblickte, welcher auf einem hohen Gerüste stand und an der Errichtung einer Mauer, der Außenwand eines Hauses, arbeitete. Mit seiner Kelle breitete er einen großen Spritz Mörtel auf die letzte Schicht, legte dann einen Backstein um den andern darauf und gab jedem mit dem Handgriff seiner Kelle einen Schlag, als ob er ihm seinen Segen ertheilen und Lebewohl sagen wolle, und dazu sang und pfiff der Bursche so lustig wie eine Lerche. Und ich in meinem Spleen sprach zu mir selbst: Armseliger Thor, wie kannst du in einer verdorbenen lebersleckigen Atmosphäre nur so lustig sein, wo Alles in die Regionen des leeren Luftraums hinausrauscht? Dann aber besann ich mich und rief mir selber zu: Nein, du selbst bist vielmehr ein armseliger Narr, daß du winselnd und klagend hier am Fenster sitzest! Was ist es, wenn dein Kartenhaus einfällt? Geht deshalb die Welt unter? Der Mann dort drüben baut ein Haus, welches eine Heimat für künftige Geschlechter sein wird — Menschen werden darin geboren werden, sich darin verheirathen, darin sterben und von ihm aus zu Grabe getragen werden; die Stimme von Freud' und Leid wird innerhalb seiner Mauern ertönen, und vielleicht werden wahre Tapferkeit, echte Klugheit, Glauben und Treue an seinem Herdstein gepflegt werden. Mensch! Sinnbild der in die Zeit eingekerkerten Ewigkeit! nicht deine Werke, welche insgesammt sterblich, vergänglich, winzig klein und die größten nicht größer als die geringsten sind, sondern nur der Geist, in welchem du wirkest, kann Werth oder Dauer haben. Wohlan denn, steh' auf, mach' dich ans Werk und sei heiter!" — So stand ich auf und wusch mein Gesicht und fühlte, daß mein Haupt gesalbt war, und gab mich der Erholung hin — der sogenannten „leichten Literatur". Wochenlang las ich nichts als Romane. Ich war umgeben von Haufen Plunder und Spreu. Ich las alle Romane jenes Mannes, welcher ehedem Kapitän in der königlichen Flotte gewesen war (Marryat) — er muß ihr auch zur außerordentlichen Zierde gedient haben! — des Mannes, welcher Geschichten schrieb von Hunden, denen die Schwänze abgehauen wurden, und von Burschen, die ihre Väter suchten; und es wollte mich bedünken, als ob von allen außergewöhnlichen Dummköpfen, welche jemals auf diesem Planeten fungirt haben, er unbedingt die Palme über alle Anderen außer den Lesern seiner Bücher davontragen müsse. Auf diese Weise erfrischt, faßte ich mir wieder ein frisches Herz, machte mich an meine Arbeit und bekam im Verlaufe der Zeit die „französische Revolution" fertig — wie alle Dinge früher oder später ein Ende nehmen müssen."

Diese Geschichte steht, wie ich glaube, in der Literatur ganz einzig da. Allein selbst diese Geschichte mit dem Untergang und der Wiedererschaffung der Handschrift der „Geschichte der französischen Revolution" war nur eine einzige Episode in der denkwürdigen Lebensgeschichte dieses gedankenreichen berühmten Werkes. Es war leichter, das zu Grunde gegangene Manuscript aus dem Chaos wieder zu erschaffen, als einen Verleger dafür zu finden, und in dem jüngst veröffentlichten „Briefwechsel Macvey Napiers" (des ehemaligen Herausgebers der „Edinburgh Review") finden sich einige Briefe Carlyle's über seine erfolglosen Unterhandlungen mit mehreren der bedeutendsten Verlagsfirmen in London abgedruckt. Napier gab Carlyle ein Empfehlungsschreiben an den Buchhändler Rees mit in der Hoffnung, dieser möchte sich zu dem Verlag des Werkes entschließen, und Rees empfing Carlyle auch freundlich und voll Artigkeit; aber das war auch Alles. Er verlangte nicht das Manuscript kennen zu lernen, meinte er; das Publicum habe aufgehört Bücher zu kaufen. Nun ging Carlyle abermals mit einer neuen Empfehlung zu Murray, dem englischen Cotta, welcher auch eine Zeit lang geneigt erschien auf diesen Köder anzubeißen; allein auch er schickte am Ende gleich Rees das Manuscript zurück, und Carlyle schreibt in seiner trockenen Weise: „Der Charon von Albemarle Street (in dieser liegt Murray's Geschäftslokal) wagte nicht es in seine sutilis cymba (zusammengeflickten Kahn) aufzunehmen; so sprang es wieder ans Gestade."

Bei diesem Anlaß erfahren wir, daß das erste Manuscript von Carlyles „französischer Revolution" sich nicht gerade durch ein geordnetes Aeußere auszeichnete, wie denn auch seine Handschrift keine der deutlichsten ist, und daß diese verwahrloste äußere Erscheinung des druckfertigen Manuscriptes den unseligen trivialen Untergang herbeiführte. Dies erinnert uns an ein Dictum von Alexander Dumas dem Vater, welcher alle seine Manuscripte, obwohl sie meist nur für Zeitungen bestimmt waren,

beinahe kalligraphisch vollendet und im musterhaftesten Zustande aus der Hand gab und in seiner Handschrift niemals ausstrich, corrigirte oder radirte. Ein sehr begabter junger Mann aus angesehener Familie brachte einst Dumas das Manuscript eines Romans, den er geschrieben hatte, und bat den beliebten Autor um ein Vorwort oder eine Empfehlung, da seine Schöpfung von mehreren angesehenen Verlagsfirmen abgelehnt worden war. Dumas durchblätterte das Manuscript mit seiner gewohnten Artigkeit und sagte dann lächelnd: „Ich bemerke so viel Beweise von Talent in Ihrem Werke, daß ich mir unbedingt eine Ehre daraus machen werde, es in die Literatur einzuführen, obwohl eine Fürsprache nach meiner Ueberzeugung einem an sich guten Buche eher schadet als nützt. Bevor ich also diesen Schritt thue, gestatten Sie, mein junger Freund und Tyro, mir, Ihnen einen unmaßgeblichen Rath zu geben: lassen Sie das Manuscript von einem gewandten Schreiber schön copiren, geben Sie ihm einen andern Titel, und ich bin überzeugt, derselbe Verleger, der Ihr Buch in dieser Gestalt zurückgewiesen, weil gar nicht gelesen hat, wird dasselbe in einer schönen Reinschrift schon nach Durchlesung der ersten Seiten mit Vergnügen acceptiren." Dieser Rath ward befolgt und erwies sich als vollkommen zutreffend, und der betreffende angehende Autor ist jetzt einer der beliebtesten Schriftsteller und Romandichter des heutigen Frankreich und hat seither seine Manuscripte nur in tadellos schöner Handschrift und Ordnung eingereicht. Wie viele Manuscripte mögen schon von kurzer Hand abgelehnt worden sein, weil ihre undeutliche Handschrift und saloppe Erscheinung die Redacteure oder Verleger abhielt, sie einer genaueren Prüfung zu würdigen! — Allerdings kennen wir auch Fälle vom Gegentheil, wovon hier einer unter vielen: Ein anerkannt tüchtiger Gelehrter von Ruf, der überdies eine sehr deutliche Handschrift hat und seine Manuscripte in tadelloser Ordnung und Vollendung druckfertig ausführt, sandte einer sehr geachteten Verlagshandlung das vollständige Manuscript eines Werkes ein, welches einen werthvollen Beitrag zur neuesten Länder- und Völkerkunde in ernster wissenschaftlicher Form behandelte. Der bezeichnete Verleger schickte das Manuscript nach einigen Wochen mit bestem Dank und Compliment ablehnend zurück und fügte in seiner vermeintlichen olympischen Unfehlbarkeit hinzu: das Buch eigne sich am besten zu einer illustrirten Jugendschrift — ein Parere, welches den Autor nur vor die Wahl stellte, den Verleger für einen ausbündigen Duns zu halten oder zu seinen Gunsten anzunehmen, daß derselbe auch nicht eine Zeile von dem Inhalt des Manuscriptes gelesen habe.

Um aber wieder auf den frühern Gegenstand zurückzukommen, so wollen wir nur geltend machen, daß selbst den berühmtesten englischen Historikern dasselbe Mißgeschick mit einzelnen Verlegern begegnete, wie es Carlyle und Motley erfahren haben. Auch Lingard's berühmte Geschichte von England, ein Werk von großer Gelehrsamkeit und Bedeutung, fand erst nach verschiedenen Versuchen einen Verleger, und selbst in Macaulay's Nachlaß fanden sich verschiedene Manuscripte, welche von mehreren Verlegern und Redactionen zurückgewiesen worden waren und bis auf den heutigen Tag noch nicht gedruckt sind. Und doch veröffentlichte Macaulay seine englische Geschichte nicht eher, als bis seine Beiträge zum „Edinburgh Review", seine Lieder und seine Reden im Unterhause seinen Namen bis in die fernsten Ecken des britischen Reiches und seiner Kolonien bekannt gemacht hatten, so daß jeder gebildete Leser mit hohen und berechtigten Erwartungen an sein Geschichtswerk herantrat, welches in dem lebhaften und malerischen Stile seiner Essays geschrieben war und eine so große Verbreitung und Anerkennung fand, wie Dickens' Romane. Auch Lord Brougham, der doch ein öffentlicher Charakter ersten Ranges war, hat manches Paket Manuscripte mit Dank zurückerhalten, wann er mit Zuversicht die Correctur- oder Aushängebogen davon zu bekommen wähnte. Habent sua fata libelli.

Sogar Francis Jeffrey, der allwissende gewandte Kritiker, hat jene verstimmende Wirkung der abgelehnten Beiträge erfahren: In seinem Studierzimmer in Buccleugh Place, wo im Jahre 1803 von Sydney Smith, Horner, Brougham, Murray und ihm die Gründung des „Edinburgh Review" besprochen wurde, lagen verschiedene Manuscripte umher, welche von allen damals existirenden Magazinen abgelehnt worden waren. Der stille Ingrimm über diese Recusationen soll sogar zum Theil ein Beweggrund für ihn zur Gründung der genannten Revue gewesen sein, in welcher dann mehrere von jenen abgelehnten Aufsätzen erstmals erschienen.

Diese Beispiele könnten noch ins Unendliche vermehrt werden, aber ich will hier abbrechen und nur noch eines anführen, weil es für alle diejenigen, welche sich auch einmal in der Literatur versuchen wollen einen bedeutsamen Wink enthält. George Henry Lewes, der bekannte Goethe-Biograph und Gründer des „Fortnightly Review", war einer der gedankenvollsten und sorgfältigsten Schriftsteller, dessen Ansichten zufolge nur Präcision des Gedankens und Ausdrucks eine Schrift gut machen. Einer der ersten Artikel, welche er zur Aufnahme in das „Edinburgh Review" einsandte, ward ihm von der Redaction desselben mit der Bitte zurückgegeben, denselben noch einmal gänzlich umzuarbeiten; obwohl anfangs verschnupft über diese Zumuthung, machte Lewes sich doch an die Arbeit, und der zweite Aufsatz übertraf den ersten so entschieden, selbst in der Ansicht des Verfassers, daß dieser niemals wieder seine erste Ausarbeitung in die Presse gab, sondern unwandelbar jeden Aufsatz zum zweiten und sogar zum dritten Mal umschrieb, bevor er daran dachte ihn zum Druck zu befördern. Die Folge davon war natürlich, daß selten einer seiner Beiträge abgelehnt wurde, weil er sich zu seinem eigenen Kritiker aufwarf und große Strenge gegen sich selber übte. Schon Dr. Johnson rieth ja allen denen, welche sich in der Feder versuchen, aus ihren Artikeln alles dasjenige auszustreichen, was sie selbst für besonders schön hielten. Uebte jeder an sich eine derartige Selbstkritik, so würde man weniger von zurückgewiesenen Manuscripten hören. Jeder kann etwas zusammenstoppeln oder hinschreiben, allein Schriftstellerei ist eine Kunst — eine der schönen Künste — und da alle Kunst nur ein Können ist, so erfordert sie Gedanken, Kenntnisse, Studium, Erfahrung und — Uebung. Diejenigen Schriftsteller, welche sich am meisten Mühe mit ihrer Arbeit geben, erfahren gewiß die seltenste Ablehnung ihrer Arbeiten, und wir können hier eine Reihe von Beispielen allegiren: Lord Macaulay, welcher viele seiner Essays, so umfangreich sie auch sind, zwei- und sogar dreimal umschrieb, und Albany Foublanque, den glänzendsten und gefeiertsten englischen Journalisten, welcher manchen seiner Artikel für den „Examiner" sechs- und siebenmal umarbeitete, bis er, wie Boileau, ihn von Allem, außer den gewähltesten Gedanken und Ausdrücken, gesäubert hatte. Verführen alle Schriftsteller so, dann hätten wir kürzere Artikel und weniger Bücher; allein unendlich mehr Artikel, welche nun nach einmaligem Lesen der Vergessenheit verfallen, würden dann einen Wiederabdruck verdienen, und weit mehr Bücher würden die Aussicht auf dauernde Geltung und auf Ueberlieferung an die Nachwelt haben!

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Musikleben.

Vorlesung des Herrn Pastor Frommel: „Die Musik als Volksmacht".

Am 8. d. M. hat der Herr Garnisonprediger Frommel in der ersten Vorlesung des Wissenschaftlichen Vereines über den oben angeführten Gegenstand gesprochen. Ich will — vor dem Eingehen auf Einzelheiten und kleine Bedenklichkeiten — nur gleich betonen, daß mir bei diesem Vortrage, besonders in dessen zweitem Theile, so warm ums Herz geworden ist, wie niemals seit Thibauts Büchlein „Reinheit der Tonkunst" bei einer Abhandlung über Musik. Hier war endlich einmal wieder die anspruchslose überzeugungstreue Sprache des Gemüthes zu vernehmen; kein hochtrabendes Gelehrtenpathos, das dem Laien imponirt, weil dieser demüthig sich einbildet, er verstünde es nicht, und es müßte

das, was bei einem gewöhnlichen Menschen Unsinn wäre, bei so (von der Clique) gepriesenem Manne pure Weisheit sein; keine sentimentalen, geistreichen Feuilletonphrasen, bei denen Empfindung in Empfindsamkeit, Gemüth in Gemüthlichkeit so schön in einander fließen, daß der musikfreundliche Leser, besonders aber die Leserin, in Entzücken über die schöne Rede vergißt, von was eigentlich die Rede ist. Nichts von Allem dem bot der Vortrag des Herrn Pastors, sondern schlichte, warme, aus dem Herzen kommende Worte, und einfache, aus dem täglichen Leben schöpfende Beweisführung, der man mit Freude folgt, wenn man auch nicht alle Meinungen theilt, von der man zu vielen Gedanken angeregt wird, und an die man sich gern und dankbar erinnert.

Der Redner begann mit der Erklärung, daß er die Musik als Macht betrachte, welche sowohl veredelnd als entnervend und entwürdigend auf das Volk zu wirken vermöge (hier möchte ich mir nur die Bemerkung erlauben, daß die Macht *über* das Gemüth des Volkes nicht die Macht *des* Volkes sei, daß also der Titel der Vorlesung dem eigentlichen leitenden Gedanken nicht entspricht). Nach einigen Wendungen und Hinweisen auf die Wirkung der Musik, auf die Wurzelverwandtschaft der Worte „Stimme" und „Stimmung", auf die physischen Eindrücke, auf die Unmittelbarkeit der Nervenerregung durch den Ton, betrat der Redner das Feld der Betrachtungen des täglichen Lebens, der Musik in der Kirche, in der Schule, in der Gesellschaft der verschiedenen Stände; und hier entfaltete er den reichen Schatz der Erfahrungen, wie sie eben nur der wahre „Seelsorger" sammeln und verwerthen kann, der seinen christlichen Beruf im Erwecken der edlen Gefühle, im Trösten und Versöhnen erkennt. Er wies darauf hin, wie der Choral die Gemeinde besser zusammenhält, als die Predigt, deren Wirkung oft von Nebenumständen bedingt ist; wie es nothwendig sei, daß die Kirche sich auch den guten musikalischen weltlichen Bestrebungen gegenüber freundlich und aufmunternd verhalte; daß die Schullehrer, anstatt Philosophie und Literaturgeschichte, gute Musik lernen, um sie später lehren und die Jugend in den Dörfern bilden zu können. Goldene Worte sprach der Herr Pastor über die Art, wie in der Gesellschaft musicirt wird, wie selbst dort, wo man gute Musik pflegen will, die widersinnigsten Richtungen zu finden sind, und man von sechzehnjährigen Damen „Ich grolle nicht" singen hört. Ebenso treffend und beherzigenswerth waren seine Bemerkungen über die schlechte Wahl bei der Regimentsmusik, wenn der Soldat bei den feierlichsten Gelegenheiten (Fahnenweihe u. dgl.), Stücke zu hören bekommt, die ihm den Geschmack am Gemeinen beibringen müssen. Schließlich empfahl der Redner die Pflege der Musik im Hause für das Haus. An diesen letzten Satz anknüpfend darf ich wohl auf meinen im October vorigen Jahres in diesen Blättern erschienenen Artikel „Moral und Musik" hinweisen, weil der Hauptschluß meiner Betrachtungen dieselbe Forderung stellte für die Richtung nach moralischer Wirkung der Musik. Hier sei mir nur noch eine Bemerkung erlaubt über den Hinweis des hochgeehrten Herrn auf die Entwicklung der Kirchenmusik. Er hat ganz Recht, wenn er diese Entwicklung mit der Kirchengeschichte in innigen Zusammenhang gebracht wissen will. Aber ich glaube, es ist nicht ganz richtig, die bessere Kirchenmusik als die *Ursache* der Läuterung der religiösen Gefühle darzustellen; sie war vielmehr die *Wirkung*. Wenn die Menschen besser werden, dann fühlen sie auch dunkel das Bedürfniß nach edlerer Kunstleistung, und der Künstler ist derjenige, der diesem „dunklen Drange" den klaren Ausdruck verleiht im Kunstwerke (vgl. Schleiermachers, des frommen Predigers Aesthetik S. 213 bis 215). Er ist oft der Seher, der zuerst erschaut, was die Gottheit dem Menschen sendet, aber er ist nur der Verkünder, nicht der Erzeuger des Guten; er steht nie allein, es läßt sich immer nachweisen, aus wie vielen hundert kleinen Quellen der majestätische Strom entstanden ist, der nun befruchtend und Länder verbindend dahinfließt. Der wahre Künstler und der wahre Priester sind die rechten Vermittler zwischen den höheren Empfindungen und den finstern Gewalten, die den Menschen täglich herabzuziehen suchen. Gibt es eine schönere Mission?

Ich kann nicht schließen, ohne auf eine in fremdem Lande vollzogene Thatsache hinzuweisen, welche so ganz den Ansichten des Herrn Redners entspricht. England ist ein viel weniger musikalisches Land als Deutschland. Aber es geschieht dort zehnmal mehr, um gute Musik dem Volke zugänglich zu machen, als bei uns. Ich verweise auf einen Aufsatz in der englischen Monatsschrift „Nineteenth century": „Music and people" von Frau Marshall. Aus diesem ist zu entnehmen, daß in London und Birmingham Gesangsvereine aus den besten Elementen sich als Aufgabe gestellt haben, den armen Handwerkern in den *ärmsten* Bezirken (Lambeth ꝛc.) Concerte zu veranstalten, worin sie (die Vereine) wirken, und nur gute Musik geboten wird. Der Eintritt ist entweder frei oder ganz niedrig. Im Jahre 1879 sind 66 derartige Concerte in London veranstaltet worden, und die Arbeiter haben eine Dankadresse an die edlen Spender geistiger Erhebung gerichtet. Mögen doch die vornehmen Berliner Vereine und Chorgesellschaften, die billige Oratorien für die gute Gesellschaft einstudirt, und bei den Zusammenkünften kirchliche Musik mit sehr weltlichem Erörtern der Verhältnisse u. s. w. anderer Leute so schön vereinigen, ein Beispiel nehmen an jenen unmusikalischen Engländern, bei denen der Begriff der Vornehmheit gewiß nicht weniger ausgebildet ist! Dann wird der edle Pastor seine Freude haben. Und dann will ich auch glauben an die Musik als Volksmacht.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Wiederaufnahme der Arbeit in den preußischen *Kammern* nach Neujahr stellte bis zum herannahenden Sessionsschluß ein sehr wichtiges, aber nicht gerade erfolgreiches und noch weniger angenehmes Pensum in Aussicht. Den Steuerfragen war ein großer Raum angewiesen. Niemand indessen versprach sich nennenswerthe Ergebnisse von dem unausbleiblichen Zank und Hader über Projecte, deren Verwirklichung nach der Lage der Sache den Beschlüssen des nächsten Reichstages, wenn nicht gar des neuen nach den Wahlen untergeordnet blieb. Die Stellung der Parteien jedoch zu den bekannten Steuerplänen und die Art und Weise, wie sie mit ihren Stimmen die reichskanzlerische Zukunftsmusik zu accompagniren beabsichtigen, wird noch für die kommenden Wochen in Dunkel gehüllt bleiben. Man weiß ja, daß die Position der Clerikalen eine große Rolle dabei spielen muß. Wären nicht so wichtige Dinge in Frage, so würde die vorsichtige Manier, mit welcher sich die verschiedenen politischen Lager gegenseitig beobachten und über ihre Intentionen auszuforschen suchen, ein fast heiteres Interesse gewähren. Jeder möchte den Anderen an der entscheidenden Stelle unterbieten und mit möglichst geringen Opfern an dem Fractionsprogramm die möglichst größten Vortheile einheimsen. Die Parteiorgane, soweit solche bei uns existiren, haben charakteristisch genug mehr als einmal zu verstehen gegeben, wie die Regierung ihre Hintermänner wohlfeiler haben könnte, als die Nachbarn. Am meisten allerdings fordert gewohnheitsmäßig das Centrum, was einerseits in dem von dem Dichter besungenen nimmersatten Magen der Kirche seine Erklärung findet, dann aber auch und insbesondere in dem schlechten Geschäft, welches die Ultramontanen bei der letzten Steuer- und Zollcampagne gemacht haben. Ganz wie bei der Verkündigung des unfehlbaren Papstes und der Behandlung italienischer Dinge hatte sich gezeigt, daß die vielgerühmte Schlauheit der Clerisei auf Illusionen beruht, daß sie von den in ihren Augen viel simpleren Gegnern, die jedoch im Bunde mit dem herrschenden Zeitgeiste operirten, durchweg überholt wurden und ihre auf die feinsten Berechnungen gestützte Bilanz schließlich ein enormes Manco nachwies. Ein ministerielles Blatt hat neulich einen angeblichen in Antonellis Papieren gefundenen geheimen Brief Pius' IX. an den König Victor Emanuel veröffentlicht, der unumwunden sagte, er, der Papst, müsse zwar gegen die Besatzung Roms durch die Italiener, welche der König als gegen die Revolution gerichtet und zu Gunsten des heiligen Stuhls unternommen vertraulich dargestellt hatte, öffentlich protestiren, sei aber im Uebrigen ganz damit einverstanden. Dies seltsame Communiqué machte natürlich Aufsehen. Die Schriftgelehrten der Presse untersuchten die Echtheit des Schreibens und zerbrachen sich den Kopf über die Absicht der plötzlichen Publication. Offenbar sollte den zuweilen übermüthigen Clerikalen ein Wink gegeben werden, daß das bewußte Archiv, aus welchem am Vorabende des französischen Krieges manches interessante Document an die Oeffentlichkeit gelangt war, auch in geistlichen Materien noch einige wissenschaftlich nicht unwichtige und zugleich pikante Exemplare besitze, die sich gelegentlich verwerthen lassen würden. Die Authenticität des jetzt producirten päpstlichen Billetdoux zu bezweifeln, lag nicht die geringste Veranlassung vor. War doch Aehnliches ganz neuerdings in Belgien bei dem berühmten Bischofsstreit zu Tage gekommen. Auch dort war die öffentliche Sprache der Curie mit ihren geheimen Instructionen nicht immer leicht vereinbar. Einfache

in die scholastische Casuistik nicht genugsam eingeschulte Gemüther wollten sogar eine unlösbare Divergenz constatirt haben. Und das war unter dem gegenwärtigen Papst geschehen, dem eine größere Annäherung an die heutzutage erforderliche Methode diplomatischer Kriegführung, die den ehrlichsten Weg als den kürzesten ansieht, nachgerühmt wurde. Bei Pius IX. konnte die confidentielle Herzensergießung dem Könige von Sardinien gegenüber, wie er im Vatican genannt wurde, halbwegs orientirte Leute um so weniger Wunder nehmen, als diese wußten, welche intime Bezüge zwischen den beiden Potentaten durch Vermittlung des Beichtvaters Seiner italienischen Majestät, sowie der liebenswürdigen Gräfin existirten, die dem Könige nahe stand und welche er auch zur linken Hand geheirathet hat. Geholfen hat das Alles aber dem Papste wenig. Schließlich hat er Rom und noch Einiges dazu eingebüßt. Es muß also doch nicht so schwer sein, früher aufzustehen, als die Herren von jenseits der Berge. Was würden wir nicht Alles erfahren, wenn eines der eingeweihten Mitglieder auch nur des letzten Conclave seine Memoiren veröffentlichen wollte. Die Zeitgeschichte könnte dabei, wie bei ähnlichen historischen Beiträgen, nur unendlich gewinnen. Die voriges Jahr erschienenen Denkwürdigkeiten der Frau von Rémusat haben gezeigt, welch scharfes allerdings nicht immer vortheilhaftes Licht solche Bekenntnisse auf sogenannte große Männer werfen. Auch George Sands Privatbriefe, die dem Publicum gerade jetzt dargeboten werden, dürften Mancherlei enthüllen. Wißbegierige würden sich, wenn auch auf einem anderen Gebiete, gleichmäßig freuen, könnten die persönlichen Erlebnisse der viel beklagten George Elliot in Tagebüchern oder freundschaftlichen Episteln ihren auch in Deutschland zahlreichen Verehrern durch einen glücklichen Herausgeber zugänglich gemacht werden. Man würde dann vielleicht begreifen, wie sie zu der Verherrlichung jenes seltsamen Daniel Deronda gelangte, die zu unserer heimischen mittelalterlichen Bewegung einen schreienden Contrast bildet, bei den Gönnern derselben aber wohl deswegen Gnade findet, weil der semitische Held der Historie schließlich die heiligen Orte zu seinem Aufenthalte erwählt und sie einer nach diesem poetischen Vorbilde unternommenen Massenauswanderung der von ihnen verfolgten Märtyrer nach dem gelobten Lande sehr erhebliche Hindernisse schwerlich bereiten würden.

* * *

Poetische Musikgeschichte von A. Moszkowski.

Vor einigen Jahren erhielt der Herausgeber dieser Blätter den Besuch eines jungen, noch ganz unbekannten Mannes, der, blond und verschämt, ein zweiter Bellmaus, ihm ein kleines Büchelchen, sein Epos „Anton Notenquetscher" überreichte. Daß dieses trotz allerlei kleiner Mängel das Erzeugniß eines sehr bedeutenden schriftstellerischen Talentes, eines der reichst begabten Humoristen gewesen, die sich unter unserer jüngeren Generation finden, das steht in der „Gegenwart" von damals ausführlich zu lesen; und die folgenden Jahre haben die Voraussage auf das Erfreulichste bestätigt: Alexander Moszkowski hat sich als Mitarbeiter des „Montagsblattes" und der „Berliner Wespen" rasch eine hervorragende Stellung unter Seinesgleichen zu schaffen gewußt. Daß er sich jener Besprechung in unserem Blatt noch freundlich erinnert, dafür möge der im Folgenden abgedruckte Brief, der seiner **Poetischen Musikgeschichte** (2. Aufl. Verlag von Theod. Barth, Berlin) als Einführung bei unserer Redaction diente, den Beweis liefern:

„Sehr geehrter Herr Protector!

Mit gar bänglichem Gefühle
Gebe ich Sie dieser Sendung meines opus 2 zum Ziele,
Das, nachdem die erste Auflag' kürzlich aus dem Markt gesetzt ward,
Nun bereits zum zweiten Male vom Verleger aufgelegt ward.
Ach, ich weiß es, äußerst schwierig ist's für Sie, ein Buch zu lesen,
Dessen Autor nicht Hans Hopfen oder Auerbach gewesen,
Oder sonst der Großen einer, der nicht mehr zu steigen brauchet,
Während unsereiner mühsam unten den Parnaß umkrauchet!
Dennoch wett' ich, keiner jener, denen Sie Beachtung schenken,
Konnt' so viel, wie ich, beim Dichten grad' an Sie, Herr Doctor, denken:
Denn wohl an die hundert Stellen, wo mir, als ich sie verfaßte,
Dies und jenes nicht ganz stricte auf- und zueinander paßte,
Hätt' ich kühn wohl hingeschrieben, ohne Selbstkritik und Zagen,
Wenn nicht schließlich die Erwägung: „Was wird Lindau dazu sagen?"
(Jener innre Mahnruf, der so manchem Autor sehr von Nöthen)
Meines mangelnden Gewissens Amt bei Zeiten noch vertreten.
Andrerseits, die Viertelstunde, die ich hier von Ihnen möchte,
Traun! ich hab' sie mir verdienet in so mancher jener Nächte,
Wo ich „Gegenwart" studirend, Jahrgangsweise eingebunden,
Viel Belehrung und Ergötzung, aber keinen Schlaf gefunden;
Wo ich meine müden Augen, wenn sie zu schon klappen wollten,
Und nicht mehr die zur Lecture nöth'ge Sehkraft willig zollten,
Mit gespreiztem Finger stützte, bis der Kopf, Balance verlierend,
Auf das Nachtlicht niederstürzte, den Verbrennungstod riskierend.
Traun! ich hab' sie mir verdienet an so mancher Schauspielkasse,
Wenn ich, brünstiglich begehrend, daß man zum „Erfolg" mich lasse,
Trotz dem Rufe: „Nur nich drängeln!" niemals mit den Püffen kargte,
Andrerseits die theuren eignen zwölf Paar Rippen trug zu Markte,
Dann auf einem xten Range so zu applaudiren pflegte,
Daß zu wildem Fleisch an beiden Händen ich den Grundstein legte.
Drum als Minimum erbitt' ich, sollt's zu Längerem nicht reichen,
Daß Sie Ihr gestähltes Herz für zwanzig Seiten nur erweichen
Und von Seite 26 bis zu jenes Abschnitts Mitten
(Zehn Minuten sind genügend — außerdem ist's aufgeschnitten!)
Lesen mögen: 's ist hochkomisch; später wird es theoretscher.
Ihr ergebenster

Moszkowski alias Anton Notenquetscher."

Es hätte so zaubermächtiger Beschwörung nicht bedurft! Liest man sich einmal erst in das amüsante Heft hinein, so schneidet man sogar selbst noch Anfang und Ende auf, um den Zusammenhang und die Anlage des Ganzen zu begreifen, überzeugt sich auch gern, daß das „Theoretischere" so abschreckend dürr nicht ist, wie der überbescheidene Autor es schildert. Das Buch hat den Zweck, den Laien in unterhaltender Form über die ältere Musikgeschichte zu orientieren und entledigt sich dieser Aufgabe mit viel Humor und einem leichten Anflug von Selbstironie, der den Verfasser gut kleidet. Daß es über jenes ziemlich vulgäre Ziel einen Werth als kleines Kunstwerk an sich hat, daß es in der leichten Behandlung des Verses, der ungewöhnlichen Virtuosität im komischen Reim Erstaunliches leistet, diese Behauptung werden unsere Leser nach der oben angeführten Probe nicht übertrieben finden. Hier ist besonders die elegante Verschlingung und Kreuzung von Periode und Vers recht gelungen. Daß Moszkowski sich an seinem Werke selbst behaglich freut, geht, wüßte man es nicht schon aus seinem Briefe, aus unzähligen Stellen der „Musikgeschichte" hervor. Den besten Beweis für seinen flotten Ton werden die beiden folgenden Proben geben:

„In den Ruinen von Pompeji,
Da wo's nordwestlich geht nach Veji,
Fand man in einem Tusculum
Ein schätzbares Opusculum,
Das abgefaßt war von Vitruvius
Und dann mit Streusand vom Vesuvius
Mehr, als erforderlich, besprengt war,
Auch an den Ecken stark versengt war.
Man sah auf diesem Pergament
Verschlungne Zeichen evident,
Die man, wollt man sich nicht blamieren,
Als Noten müßte dechiffrieren.
Daß jeder Zweifel schwinden muß,
Schreibt gar an seines Buches Schluß
Vitruv, der Tausendsappermenter,
Womöglich noch viel evidenter:
„Et nunc convici numdum cunctum,
Nil potest dies contra. Punctum!"
Somit fällt ganz gewiß das Datum
Des Contrapunkts vor Christum natum."

Ein kleines Versehen in der Chronologie, sintemalen Vitruv post Christum natum gelebt hat; auch würde vielleicht „vor Christo nato" richtiger gewesen sein. Aber der Einfall ist darum nicht minder drollig. Ernsthafter und gelehrter ist schon der folgende Beitrag zur Geschichte der Harmonie:

„Bis hierher gab's bloß Melodie,
Noch keine Spur von Harmonie;
Man war bis dahin noch der Sklave
Des Wahns, daß einzig die Octave
Das Intervall repräsentiert,
Das einigermaßen consoniert;

Denn der Geschmack war unverwöhnt; —
Heut sind Octaven streng verpönt!
Hucbaldus nahm's nicht so genau,
Im Gegentheil: er war so schlau
Der Welt mit Quinten und mit Quarten
Und großen Terzen aufzuwarten.
Frau Musika ist bei Hucbaldo
Noch heut'gen Tags dafür in Saldo;
Vielleicht wär' sie sonst heut noch terzlos —
Neunhundertdreißig starb er schmerzlos."

Daß die „Musikgeschichte" nicht bloß komisch ist, sondern sich wirklich durch ihre Zweckmäßigkeit empfiehlt, kann hier leider nicht des Näheren dargelegt werden — allein wäre das auch nicht der Fall, so würden schon allein die dichterischen Qualitäten des Verfassers sein Werk der allgemeinsten Beachtung werth machen.

* * *

Wie Goethe citirt wird.

„Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscierte ich die Inschrift vom 7. September 1783, des Liedes, das du auf den Fittigen der Musik so lieblich in alle Welt getragen hast:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

So schreibt der greise Goethe am 4. September 1831 an seinen Freund Zelter; die Stelle ist in der bekannten Hempel'schen Ausgabe seiner Werke im ersten Bande auf Seite CLXXX und CLXXXI der Einleitung abgedruckt. Diese Briefstelle hat Lewes in seiner vielgerühmten Goethe-Biographie folgendermaßen verwerthet: — das Citat ist der elften Auflage der als mustergültig gepriesenen autorisirten deutschen Uebersetzung von Dr. Julius Frese, verlegt von Carl Krabbe in Stuttgart, entnommen und findet sich auf Seite 568 des zweiten Bandes. „An der Wand standen noch jene Verse mit Bleistift geschrieben, über die nun fast ein halbes Jahrhundert hingegangen war:" — und nun lese man den Text, wie ihn der gefeierte Goethe-Biograph giebt, wie ihn der berühmte Uebersetzer — Preis und Ehre deutscher Gründlichkeit! — anstandslos abgeschrieben hat:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern höreſt du
Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch du!"

daß sich ein Corrector gefunden hat, der diese aberwitzige Entstellung hat durchgehen lassen!

* * *

Molière-Textausgabe.

Der durch seine Liebhaber-Ausgaben moderner und klassischer Dichter weit bekannte Verleger Alphonse Lemerre in Paris veranstaltet gegenwärtig eine Publication der Werke Molières, die das wärmste Interesse jedes Bücherfreundes und jedes Molière-Verehrers beanspruchen darf. Der Vorzug des Werkes besteht nicht nur in der klassisch schönen Ausstattung: dem schweren Büttenpapier, den vollendet gegossenen Elzevier-Lettern, dem getreu gelungenen Nachstich alter Kopfleisten und Vignetten — das Alles ist ein Ehrentitel der berühmten Druckerei von A. Quantin (vormals J. Claye), aber so etwas gar Besonderes auch nicht. Auch die gelehrten Zuthaten, Molières Leben, Variante, Commentar und Glossar aus Anatole France's Feder sind bei dieser Ausgabe eben nur Accessorien. Der hohe Werth derselben besteht in der diplomatisch genauen Wiedergabe des Textes, wie er für jedes Molière'sche Stück in der betreffenden editio princeps vorliegt. Wer eine Ahnung davon hat, wie äußerst selten und gesucht diese ersten Ausgaben sind, wie Summen von fünfhundert, tausend und mehr Franken für eine einzige derselben, ein dünnes unansehnliches, abgebrauchtes Heft, gezahlt werden, der begreift, wie willkommen und wie kostbar dem Liebhaber ein solcher Neudruck sein muß, und sieht ein, daß der Wissenschaft dadurch, daß der philologisch echte Text nun Jedermann zugänglich ist, ein unschätzbarer Dienst geleistet wird. Von dieser Ausgabe, die demnach in Allem, auch im Aeußerlichen eine getreue Wiedergabe der ersten Drucke ist — nur daß man dieselben natürlich auf ein Format hat bringen müssen — liegt der dritte Band vor. Die Einzeltitel der Lustspiele, die er umfaßt, mögen hier stehen und dem Leser eine Vorstellung von der curiosen Beschaffenheit der französischen Orthographie zur Zeit des Roi-Soleil vermitteln: Dom Juan ou Le Festin de Pierre. Comedie par J. B. P. de Moliere. Representée pour la premiere fois, le quinziéme Février 1665, sur le Theatre de la Salle du Palais Royal. Par la Trouppe de Monsieur Frere Vnique du Roy. — L'Amour Medecin. Comedie par J. B. P. Moliere. A Paris, Chez Pierre Traboüillet, au Palais, dans la Salle Dauphine, prés la porte, à la Fortune. M. DC. LXVI. Avec Privilege du Roy. — Le Misantrope Comedie. Par J. B. P. de Molière. A Paris, Chez Jean Ribov, au Palais, vis à vis la Porte de l'Eglise de la Sainte Chapelle, à l'Image Saint Louis. M. DC. LXVII. Avec Privilege du Roy. — Le Medecin malgré-luy. Comedie. Par J. B. P. de Moliere. A Paris, Chez Jean Ribov, au Palais, sur le Grand Peron, vis à vis la porte de l'Eglise de la Sainte Chapelle, à l'Image S. Louis. M. DC. LXVII. Auec Priuilege du Roy. — Melicerte, Comedie Pastorale Heroique. Par J. B. de Moliere. Representée la premiere fois à S. Germain en Laye pour le Roy, au Ballet des Muses en Decembre 1666. Par la Trouppe du Roy. — Pastorale Comiqve. Piece Comiqve Dv Ballet des Mvses, representée par les Comediens du Roy, au Chasteau de S. Germain en Laye, le 2 Decembre 1866. Dieses letzte Stück ist übrigens das unter dem Titel le Sicilien bekannte Lustspiel. Das ganze ist auf sieben Bände angelegt; der Preis — 10 Fr. für den Band — ist erstaunlich gering, bedenkt man die Kosten, die allein aus dem Druck dieser verzwickten Orthographie entstehen.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr verehrter Herr!

Herr Dr. Hans Hopfen legt in dem Artikel „Allerhand Bayrisches" Herrn Neuert und mir zur Last — allerdings, ohne uns deshalb gerade des verwerflichen Plagiates zu beschuldigen — daß wir die Sprüche des Hochzeitladers in unserem Volksstücke „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" von Karl Stieler entlehnt hätten. Nun fand aber die Herausgabe von Karl Stielers Gebirgs-Hochzeit nach den ersten Aufführungen des Herrgottschnitzers statt und sind auch die Mahlsprüche unseres Hochzeitladers thatsächlich von uns selbst verfaßt. Der Irrthum des Herrn Dr. Hopfen läßt sich aber darauf zurückführen, daß bei einigen Vorstellungen des Berliner Gastspiels der Darsteller des Hochzeitladers unseren eigenen Mahlsprüchen zwei Vierzeiler von Karl Stieler eigenmächtig beifügte — und wie ich selbst gestehe, nur zu Gunsten der betreffenden Scene.

Euer Wohlgeboren ganz ergebenster
Ludw. Ganghofer.

München, den 6. Decbr. 1880.

Bibliographie.

Leixner, Otto von. Unser Jahrhundert. 5. u. 6. Lfg. 8. Stuttgart 1880, J. Engelhorn. à —. 50
Milton, J. Das verlorene Paradies, illustrirt von G. Doré. 4. Lfg. Fol. Leipzig, J. G. Bach. 4. —
Oncken, W. Allgemeine Geschichte. 29. u. 30. Abth. 8. Berlin 1880, G. Grote. Subscr. Preis der Abth. 3. —
Riezler, S. Geschichte Baierns 2. Band. 8. XIX u. 585 S. Gotha 1880, F. A. Perthes. 10. —

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

La Mara, Musikal. Studienköpfe. Bd. IV.

Die Klassiker

Bach, Händel, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven.

Broschirt Preis 4 *M.*, elegant gebunden 5 *M.*

G. Knapp, Verlagshandlung **E. Nowák, Leipzig.**

Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben
von
Dr. Max Roediger,
Privatdocenten an der Universität Berlin.

Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen.

Preis vierteljährlich 7 Mark.

Die Deutsche Litteraturzeitung bietet ihren Lesern eine **knappe Uebersicht über alle Gebiete der Litteratur**, indem sie die neu erscheinenden litterarischen Erzeugnisse nach Maßgabe ihrer Bedeutung ohne eingehende fachmännische Erörterungen behandelt. Neben der deutschen Litteratur wird auch die **ausländische**, soweit sie für deutsche Wissenschaft in Betracht kommt, in den Kreis der Besprechungen gezogen, nur hinsichtlich der **schönen Litteratur** beschränkt sich die DLZ. auf die wichtigsten Erscheinungen Deutschlands.

Ganz besonders darf noch hervorgehoben werden, dass in der DLZ. neben diesen Besprechungen eine **Inhaltsangabe fast aller wissenschaftlichen Zeitschriften etc. nicht nur Deutschlands sondern auch des Auslandes in einer Vollständigkeit** gegeben wird, wie sie bisher in **keiner andern gleichartigen Zeitschrift** erreicht wurde. Weiter finden Personalnachrichten, die antiquarischen und andere Kataloge, ebenfalls mit Inhaltsangabe, in möglichster Vollständigkeit regelmäßig Aufnahme. Ein Verzeichnis der Vorlesungen der Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz mit Einschluss der Akademien wird den Lesern der DLZ. so zeitig als möglich mitgeteilt werden.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Bestellungen nehmen neben diesen auch Postanstalten an.

Berlin, Januar 1881.

Weidmannsche Buchhandlung.

Paul Beyer's Lese-Institut in Leipzig.

Diese Woche wurden neu angeschafft:

Fulda, F., Chamisso und seine Zeit.
Wilbrandt, Meister Amor. 2 Bde.
Corvin, O. v., Erinnerungen. 4 Bde.
Moser, G. v., u. **F. Schoenthan, Krieg im Frieden.** Lustspiel.
Vogler, A., Die Verwahrlosung des modernen Charakters.
Pilger, Ueber das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien.

Das Lese-Institut bietet neue Romane, Novellen, Dramen, sowie wissenschaftliche Literatur von allgemeinem Interesse alsbald nach Erscheinen in sauberen, gebundenen Exemplaren — keine abgegriffenen Leihbibliotheksbände — leihweise sowohl einzeln als im Abonnement.

Auswärtigen Lesern und Lese-Vereinen wird besonders ein Abonnement auf 10 Bände empfohlen, das bei beliebigem Wechsel dieser Bücher gegen andre 10 vierteljährlich nur 15 *M.* kostet.

Abonnements können jederzeit begonnen werden.

Leipzig. **Paul Beyer.**

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Künstlerbriefe

übersetzt und erläutert
von
Dr. **Ernst Guhl.**

Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage
von
Dr. **Adolf Rosenberg.**

Lex.-8. 18 *M.*

In Renaissancestil in halb Kalbleder gebunden 21 *M.*

Das berühmte Buch, welches wie kaum ein zweites lebendig in die Geschichte der Malerei einführt, liegt nunmehr, nachdem dasselbe seit einer Reihe von Jahren vergriffen war, in der neuen, von Dr. Adolf Rosenberg, einem anerkannten Gelehrten und Kunstkritiker, bearbeiteten Auflage in zeitgemässer, gewählter Ausstattung wieder vor.

Das Werk wird in dieser seiner so wesentlich verbesserten und erneuten Gestalt in allen Kreisen, welche sich mit der Kunstgeschichte mehr oder minder eingehend beschäftigen, allgemeinen Anklang finden und zu den älteren neue Freunde werben.

MEHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!
EHALAH!

Neuer überaus fesselnder Roman aus der Feder eines hervorragenden Gelehrten, beginnt mit Neujahr im

Deutschen Familienblatt.

Redigirt von Julius Lohmeyer.

ferner von: **Levin Schücking,**

Das Fräulein von Thoreck.

Preis vierteljährlich nur *M.* 1.60 oder in Heften zu 30 oder 50 ₰.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung **J. H. Schorer** in Berlin, W., Lützowstraße 6, gratis zu beziehen.

Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Tonkunst.

Zeitschrift f. d. Fortschritt i. d. Musik.

Monatlich 2 Nrn., 1—1½ Bogen stark.
Preis pro Quartal nur 1 *M.* 20 ₰.
Billigste und populärste Musikzeitung. Probenummern gratis.
Verleger: **A. Frantz** in **Demmin.**

Methode Toussaint-Langenscheidt.
Briefl. Sprach- u. Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener. 29. Aufl.

Englisch v. d. Professoren Dr. **C. van Dalen, H. Lloyd** und **G. Langenscheidt.**

Französisch v. d. Professoren **Ch. Toussaint** und **G. Langenscheidt.**

Wöchentl. 1 Lekt. à 50 Pf. Jede Sprache 2 Kurse à 18 M. Kurs. 1 u. 2 auf einmal **nur 27 Mark.**

Deutsch v. Prof. Dr. **Dan. Sanders.** Ein Kursus, 20 Briefe, nur komplet, 20 Mark.

Probebrief jeder Spr. nebst Prosp. à 1 M. (Post-A.)

Urtheile: „Diese Unterrichtsbr. verdienen die Empfehl. vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. Dr. **Diesterweg**, Dir. Dr. **Freund**, Prof. Dr. **Herrig**, Prof. Dr. **Scheler**, Prof. Dr. **Schmitz**, Prof. Dr. **Städler**, Dir. Dr. **Viehoff** u. a. Autoritäten geworden ist." (Lehrerztg.) — „T.-L.'s Meth. erscheint uns als eine d. wichtigsten Erscheinungen d. Neuzeit, als ein ebenso wichtiger Triumph des menschl. Scharfsinns, wie Dampfmaschine u. Telegraphie." (Liter. Rundschau.) — „Dies. Unt. ersetzt in jeder Hinsicht e. guten Lehrer." (Schulztg.) — „D. Lehrer wird bei dies. Unt. auch f. d. Ausspr. ganz überflüssig." (Schulrath Prof. Dr. Hermann, Wien.) — „Der wohldurchdachte Plan und die Sorgfalt der Ausführung treten in der T.-L.'schen Meth. recht auffällig hervor, wenn man d. schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche v. d. litter. Industr. auf d. Markt gebracht werden." (Schulbl.)

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh.
(Prof. G. L.)
Berlin, SW., Möckernstr. 133.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 22. Januar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Allerlei über Politik und Religion. Von M. Carriere. — **Literatur und Kunst:** Neue Gedichte von Max Schlierbach Besprochen von Felix Dahn. — Alfred de Musset und die Frauen. Von Paul Lindau. I. — Die Gräberfunde von Ancon in Peru im Berliner ethnographischen Museum. Von Carus Sterne. I. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Berlin. Von Carl Groddeck. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Allerlei über Politik und Religion.

Ein Dictat.

An Ludwig Bamberger.

„Gescheit, angenehm, nur zu fertig," damit soll ich, wie die Sage geht, als junger Privatdocent von Gießen Dich, den Studenten, brieflich bei Heinrich Bernhard Oppenheim in Heidelberg eingeführt haben. Der Christ empfiehlt dem Juden den Juden; nun da hat die Antisemitenliga gewiß Recht, daß sie nicht auch mich, wie einige meiner Collegen, mit ihrer Adresse incommodirte. Schon in der Fuchszeit zu Gießen war ja Theodor Creizenach noch einer meiner besten Freunde, und in Göttingen kamen die Studenten Oppenheim, Wolfssohn, Ludwig Bernays hinzu und durch sie die Doctoren Benfey, Stern und Meierstein, mit denen ich nebst anderen Genossen in gleichem Bildungs- und Freiheitsstreben verkehrte. Der Unterschied der Race und des in der Familie überlieferten Glaubensbekenntnisses kam dabei nicht in Frage, nur das meinten meine jüdischen Freunde in mancher erregten Debatte, daß, wer auch den weltgeschichtlichen Fortschritt des Christenthums nicht leugnen könne, doch die Ehrenpflicht habe, so lange duldend und kämpfend bei dem zurückgesetzten Stamme auszuhalten, bis die Emancipation erfolgt sei. Als sie erfolgt war, hat Creizenach sich mit seinem Hause taufen lassen. Er sah sich in der Erwartung getäuscht, daß die Juden nun sofort auch ganz Deutsche werden und aufhören würden, einen socialen Ring unter sich zu bilden. „Unsere Frankfurter Juden," scherzte er ärgerlich, „stellen den Börne mindestens neben Goethe, den Lazar Geiger jedenfalls über Schopenhauer." Da sollte denn Geigers Büste in der Bibliothek aufgestellt werden. Warum auch nicht neben andern Frankfurter Gelehrten in einem der Büchersäle? Nun aber schossen sie so viel Geld zusammen, um ihren Mann im Vestibule der Goethestatue gegenüber so kolossal aufzustellen, als ob der Dichter zu seinen Füßen säße. Lieber Freund, ich habe Dich so wenig wie Lasker oder Lazarus in jenem Ringe gesehen; aber es scheint mir auch nicht wohlgethan, nunmehr zur Abwehr einen zu schließen. Nein, wirket mehr und mehr dahin, daß alle Juden, wie Ihr, im Deutschthum aufgehn! Niemals ist es uns nach der Aufhebung des Edicts von Nantes ausgewanderten Franzosen eingefallen, etwas Besonderes für uns innerhalb des Deutschthums sein zu wollen.

Nun, zu fertig ..... Doch ich will ja den Versuch machen, einen Brief an Dich zu dictiren und Dir denselben veröffentlicht zugehen zu lassen und da muß ich doch etwas Näheres angeben. Grauer Staar entwickelte sich bei mir seit vorigem Winter; ich war schon im Sommer genöthigt, mir vorlesen zu lassen und ging dann in den Ferien in Begleitung meines Sohnes zuerst nordwärts, dann südwärts, um mir in den Wellen der Nordsee und in der Alpenluft Nervenstärkung für die bevorstehende Operation zu holen, während zwischeninne gute Freunde und Verwandte sich liebreich bemühten, mir die Zeit recht angenehm zu vertreiben. Da geschah es, daß mir in unsrem alten Gießen eine Erklärung über einen Austritt aus der nationalliberalen Partei vorgelesen ward, und ich hörte dabei Deinen Namen. Ich kann Dir nicht verbergen, die Sache berührte mich unangenehm. Ich vermochte nicht einzusehen, wie man dadurch eine große liberale Partei begründet, daß man eine bereits bestehende, nicht klein zu nennende, zerbröckelt. Indeß nachdem ich wieder hier eingezogen, traf am Vorabende vor meiner Operation Deine Flugschrift bei mir ein, und nachdem die ersten dunklen Tage, die völlige Ruhe verlangten, verflossen waren, ließ ich mir aus dem Heftchen vorlesen und kam, den Vorleser unterbrechend, in ein Gespräch mit Dir und am Ende fiel mir jener Satz ein, mit dem ich Dich bei Oppenheim eingeführt haben soll; mich dünkte, er passe noch heute.

Vor Allem meinen Dank dafür, daß Du mir die Verhältnisse klar dargelegt hast, welche Dich und Andre zu jenem Schritte veranlaßt haben. Bei solcher Beschaffenheit der Persönlichkeiten und der Sache oder der Ansichten scheint ein Zusammenbleiben nicht räthlich gewesen zu sein. Ich folgte mit großem Vergnügen den mannichfachen Darlegungen, deren Offenheit und Klarheit gewiß schon vielfach Anerkennung gefunden haben. Aber zu fertig!

Mich dünkt vor Allem, unser deutscher Staat scheint Dir viel fertiger, als er ist. Das eine freie Vaterland ward ja vom deutschen Idealismus im Herzen getragen, und war die Sehnsucht doch nur eines kleinen Kreises innerhalb particularistischer Massen, welche hier Preußen, dort Bayern, hier Schwaben, dort Sachsen sein und bleiben wollten. Schon 1848 erkannten wir: „Begeisterung ist keine Häringswaare, die man einpökelt auf viele Jahre"; die Begeisterung bringt Opfer, die kalte Berechnung schwerlich. Darum rasch die Gesammtverfassung begründet, um hernach in der Gemeinsamkeit nachträglich für die Opfer zu entschädigen. Nun diesmal ist unser deutscher Staat mit der nöthigen Raschheit gegründet worden, und die rückläufige Bewegung der kleinen Quecksilberkügelchen, die wieder auseinanderfahren möchten, braucht uns zwar nicht zu erschrecken innerhalb des festgefügten Rahmens unsres Kaiserthums mit seiner Heeresordnung und seinem Reichstage, allein das fortwährende Genörgel über Militarismus, erhöhte Steuern, vertheuertes Leben, ja über manches neue Gesetz, das jetzt für Alle

gilt, während hie und da für kleinere Kreise ein besseres vorhanden war, all das kann doch sammt der Socialdemokratie und dem gemeinen Materialismus des Kopfs und Herzens, der sich durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitet, unser einen auf den Gedanken bringen, daß es vor Allem die Pflicht des Reichstags sei, das Gefühl des einen großen Vaterlandes im Volksbewußtsein zu beleben und nicht durch kleine Rechthaberei zu stören.

Unser deutscher Bundesstaat ist erst dann fertig, wenn er, wie den Franzosen ihr einheitliches Vaterland, für ein Gut gilt, von dem Keiner lassen will. Hast Du je davon gehört, daß Franzosen sich über die Siege ihrer Waffen betrübt hätten, wenn sie auch mit der herrschenden Regierung unzufrieden waren? Glaubst Du, daß französische Ultramontane dem französischen Heer eine Niederlage wünschen? Aber bei uns! .... Darum seid Ihr zu schnell fertig mit dem großen Reichskanzler, dessen erfindungsreichen Geist, unbeugsamen Willen und anerkannten Namen wir noch gar sehr bedürfen. Den Luxus eines Wechsels in dieser Stelle um der Theorie des Parlamentarismus willen dürfen wir uns noch lange nicht erlauben. Gott sei Dank, daß wir den Mann noch haben! Die Zeit wird kommen, wo die Collectivintelligenz vieler Talente das eine Genie ersetzen soll; bis dahin aber ist es geradezu ein nationales Verbrechen, Ihn, den man mit dem Lanzenstoß nicht niederwerfen kann, durch tausend Nadelstiche zu quälen und, wenn's geht, verbluten zu lassen.

Das wollt Ihr nicht. Aber es ist mir schon manchmal vorgekommen, als ob eine geheime Verschwörung in diesem Sinn doch bestände. Ich meinerseits würde, seitdem Bismarck unsere Sache zur seinigen gemacht und das Reich aufgerichtet hat, mich siebenmal, ja siebzigmal siebenmal bedenken, ehe ich, wie Brutus zu Cäsar im Liede Karl Moors sagen würde:

„Geh Du rechtswärts, laß mich linkswärts gehn."

Denn so, lieber Freund, ist die Fassung Deines Mottos Räuber 4, Scene 5, allerdings wohl ein Nachklang an Genesis 13, 9.*) Nach meiner Auffassung braucht man an keine Gelüste Bismarcks zu denken, nunmehr, nachdem er mit uns gewirkt, die Sache seiner junkerlichen Jugendgenossen wieder aufzunehmen, abgesehen davon, daß auch in deren Kreisen selbst die fortschreitende Zeit sich nicht unbezeugt gelassen, und patriotischer Muth ja vorhanden war, der nur in die rechte Bahn gelenkt zu werden braucht. Daß aber ein conservativer Staatsmann im Bunde mit conservativen Soldaten, wie Moltke und Roon, die entscheidenden Schläge that, durch welche der Gedanke des Liberalismus, die Einigung des Vaterlandes, zur That ward, ist mir der Beweis dafür, daß sie nicht Sache einer Partei, sondern der ganzen Nation ist; und wir müssen Gott danken, daß nicht durch eine Revolution von unten, sondern unter der Führung von oben das Ziel unsres Jugendstrebens erreicht ward. Die paar Reservatrechte und Sonderbestimmungen in der Verfassung fallen da nicht schwer in die Wagschale, und Bismarck kann die Verantwortung leicht tragen, daß er um ihretwillen den friedlichen Abschluß nicht verzögerte.

Nun aber glaube ich, daß er das Reich unter allen Umständen auch finanziell auf eigne Füße stellen will, damit es nicht von Geldbewilligungen der Regierungen und Kammern der Einzelstaaten abhängig ist, oder scheint, und statt von Matricularbeiträgen sein Dasein zu fristen, vielmehr Geld an die Einzelstaaten herauszahlt. Da griff er zuerst nach dem Tabaksmonopol, und wenn dasselbe auch nur halb so viel einbringen sollte, wie Moritz Mohl uns vorgerechnet hat, so kann ich durchaus nicht einsehen, warum man um des Wortes willen in diesem besonderen Fall sich gegen eine Sache sträubt, bei welcher Frankreich und Oestreich ganz gut fahren. Ja, ich, der Nichtraucher, hatte meine heimliche Freude daran, daß die, welche mir die reine Luft verderben und die Augen beizen, dafür die Verpflichtung und die Ehre hätten, unser Heer zu bezahlen. Warum kamt nun nicht Ihr und machtet Vorschläge, auf welche andere Weise das große Ziel zu erreichen sei? Ihr kamt nicht, und die Agrarier, die Eisenmänner, die Spinner und andere traten vor. Ich gebe gerne zu, daß bei den neuen Zöllen Manches besser anders wäre; aber ich weiß, daß der Packträger, dem sein Licht, sein Kaffee, sein Brod vertheuert worden sein soll, seitdem von mir für eine Bestellung, die er früher für zwanzig Pfennige machte, jetzt dreißig fordert, ich weiß, daß als die Pfalz zum Malzaufschlag herangezogen ward, dort keine Bierbrauerei einging, und als der neue weitere Pfennig auf die Halbe hier in München geschlagen ward, trank man deshalb nicht weniger und erzählte nur die Geschichte von den zwei Brauern, von denen der eine um einen Pfennig aufschlagen, der andre die Waare um einen Pfennig minder werthvoll herstellen wollte, bis jeder dem andern auf halbem Wege entgegen kam. Mich dünkt es immer am bequemsten, wenn so die Leute auf kaum merkliche Weise sich selbst besteuern; und am Ende ist's mit dem Steuerdruck, wie mit dem Luftdruck, dessen kolossales Gewicht wir nicht spüren, weil er nicht etwa blos auf unsrer Schulter lastet, sondern uns von allen Seiten umgibt.

Die Reaction, die nicht zu verkennen ist, sah ich seit einigen Jahren weniger von oben, als von unten kommen. Denke doch an die auf- und absteigenden Wellen und an die Spirallinien der Geschichte. Auf Bewegungsdrang folgt Ruhe; und in der That, wir haben in kurzer Zeit überraschend viel Gesetzgeber. Niemand begrüßt den humanen Geist des Strafrechts freudiger als ich; aber wenn die Roheit und Gemeinheit üppig ins Kraut schießt und jener frech für sich benutzt, dann müssen wir wieder daran denken, der Bestialität Schranken zu setzen, bis die Selbstsucht lernt, sich in Selbstzucht zu nehmen. Freiheiten sind gewährt worden, nach denen ein großer Theil des Volks kein Verlangen trug, weil er für sie nicht reif war. Einengende Schranken sind weggenommen, Freizügigkeit, sogar mit Unterstützungswohnsitz, Gewerbefreiheit rücksichtslos proclamirt worden. Ich kann es nur willkommen heißen, wenn da innerhalb der Gemeinden, innerhalb der Gewerke der genossenschaftliche Sinn sich regt, das Lehrlingswesen neu geregelt wird, und statt des Zunftzwangs ein freiwilliges Innungswesen ordnend eintritt. Wer draußen bleiben will, der mag es ja; aber ich muß wissen, wo ich gute Arbeit für mein Geld finde. Du siehst, Ihr im Reichstag selbst habt hier schon Reaction mitmachen geholfen. Wenn aber einige Leute, sei es mit ernstem Verlangen, sei es um zu erschrecken, uns den mittelalterlichen Feudalismus bereits wieder an die Wand malen, nun so sagte man zu meiner Studentenzeit in Berlin: Bange machen gilt nicht.

Du erklärst den Freihandel für die vernünftige Form im Verkehr der Völker und meinst, wer die Freiheit überhaupt liebe und wolle, der werde es auch hier. Ja, wenn die Welt durchweg von der Vernunft regiert würde, und es nicht gar so viel Unvernünftiges gäbe. Du weißt ja, wie ich in meinen Vorlesungen unterscheidend betone: Es gibt ein rein Logisches, das wir als denknothwendig aus der Vernunft erschließen, oder aus der Wirklichkeit als die unumgänglichen Bedingungen derselben erfolgern; aber dies sind nur allgemeine Formen und Gesetze des Daseins; den Inhalt, welcher sie erfüllt, können wir nicht aus Begriffen herausklauben, des Daseienden müssen wir durch die Erfahrung inne werden, und volle Wissenschaftlichkeit ist da, wo wir in den Thatsachen der Erfahrung das Gesetzliche und Denknothwendige erkennen, oder dieses durch Thatsachen der Erfahrung bestätigen.

Da ist nun eine Thatsache, daß andere Völker etwas selbstsüchtig sind und fremder Waare den Zugang durch Zölle erschweren, wenn sie dieselbe nicht besser und billiger zu Hause haben, dann aber predigen sie den Freihandel. Die Engländer hatten seit Cromwell ihre Navigationsacte; als sie dadurch die Oberherrschaft zur See erlangt, als ihre Industrie in die Höhe gekommen war, da hatten sie leicht, die Freiheit zu proclamiren. Friedrich List war auch ein Mann der Freiheit; aber mir hat es schon in jungen Jahren zugesagt, wenn er verlangte, daß

*) „Stehet Dir nicht alles Land offen? Lieber scheide ich von Dir. Willst Du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken."

man erst die Waffen gleichmache, ehe der freie Wettkampf der Völker beginne und daß wir unsrer heimischen Arbeit denselben Schutz gewähren sollen, den andere Völker der ihrigen bieten, sobald es nöthig ist. Zu bestimmen, wo dies nöthig und wünschenswerth ist und wo nicht — denn Treibhäuser der Industrie wollen wir ja nicht anlegen — das ist eben Sache der Staatskunst; und ich kann Dir bei dieser Gelegenheit sagen, daß Bismarck das Werk von List vor einigen Jahren von einer Tochter desselben zugesandt erhalten hat.

Nicht minder scheint es mir eine dringende Aufgabe der Staatskunst, endlich, nachdem das Gesetz gegen die Socialdemokratie schon längst erlassen ist, zu prüfen, was von den Forderungen derselben erfüllbar und berechtigt ist, oder was geschehen kann, um in Verbindung von Selbsthülfe und Staatshülfe bessere Zustände herbeizuführen. Selbst Mißgriffe, die dann zu rechten Griffen führen können, sind mir wenigstens hier lieber, als die vornehme Gleichgültigkeit gegenüber wirklicher Noth, oder angesichts der furchtbar drohenden Gefahr für unsre Zukunft.

Du erwähnst die Weissagung Karl Vogts: So wie der Friede gemacht sei, werde Bismarck mit Ketteler Freundschaft schließen zu einem Bündniß zwischen Feudalen und Ultramontanen. — Unsere Truppen standen noch im Felde, mir aber und hiesigen Freunden schien es eine Pflicht, auch zu Hause nicht unthätig zu sein und dahin zu wirken, daß die Frucht des Siegs, ein geeinigtes freies Vaterland, dem Volk diesmal unverkümmert zu Theil werde. Wir brachten daher eine Adresse zu Stande, welche von unserm Könige auch in dieser Beziehung die Initiative erbat, damit alsbald die Grundzüge der deutschen Reichsverfassung gelegt würden. Damals sagte mir ein bayrischer Ministerialrath: „Ich werde dafür schon ein langes strammes Regiment ertragen müssen." „Warum nicht," gab ich zur Antwort, „wenn es nöthig ist, um das deutsche Volk in Ordnung zu bringen? Ich halte dann in politischen Dingen das Maul und arbeite ruhig in Philosophie und Literatur weiter. Hab' ich doch nicht umsonst vor zwanzig Jahren einem Cromwell den Schild nachgetragen und seine politischen Thaten gerechtfertigt." Als Du damals die Heimat verlassen mußtest, hatte ich im Frühjahr 1850 mich nach einem leichten Nervenfieber an den eben von Carlyle herausgegebenen Reden und Briefen Cromwells gesund gelesen. Ich schrieb auch sofort ein Lebens- und Charakterbild des Protectors auf Grundlage seiner Selbstbekenntnisse als des Zuchtmeisters zur Freiheit, das in Brockhaus' historischem Taschenbuch alsbald erschien und den Jahrgang 1851 mit den Worten schloß:

„Ein Cromwell für Deutschland!"

Das Wesentliche, was ich damit gewollt, sah ich durch Bismarck erfüllt werden, wenn auch auf anderem Wege als ich gedacht. Mit Cromwell vergleiche ich darum Bismarck eigentlich viel lieber, als mit Richelieu. Wie dieser ist er in einem kräftig aufstrebenden Staat Minister geworden, statt in einem zerrütteten an die Spitze der Revolution zu treten; aber wie Cromwell mit dem Siege der Freiheit sogleich die Nothwendigkeit der Ordnung erkannte und nun für dieselbe eintrat, so hat Bismarck, der Conservative, nach zwiefachen Siegen nicht etwa, wie ihm nahe gelegt ward, den Absolutismus wieder aufgerichtet, sondern im Gegentheil die Freiheitsforderungen der Nation erfüllt. Beiden gemeinsam ist der eminent politische Geist, welcher die Forderungen des Staats, ohne dessen Sphäre zu überschreiten, unerbittlich durchsetzt, Beiden gemeinsam der gesunde Lebensblick für die Realitäten und ihre Unterscheidung von allem Scheinsamen und dabei der tiefe religiöse Sinn im Anschluß an die Bibel. Hat man doch früher Cromwell für einen Heuchler erklärt, als man flachköpfig und hohlherzig meinte, daß ein in weltlichen Dingen so eminent verständiger Geist nicht auch ein „strammer Christ" sein könne, der sich am Morgen mit einem Vers aus den Psalmen erquickt und am Abend im Gebet vor Gottes Angesicht sein Tagewerk prüft. Bismarck endlich könnte wie Cromwell gegenüber gewandten Schönrednern sagen: „I shall speak things." Bismarck hat noch nicht nöthig gehabt, soviel Parlamente aufzulösen wie Cromwell, Dank dem Umstande, daß eben auf der festen Basis der preußischen Monarchie im Bunde mit den Mächten der alten Ordnungen das Reich aufgerichtet worden ist; er brauchte deshalb noch nicht wie Cromwell zu sagen, daß er nur als Constabler den Frieden seines Kirchspiels aufrecht erhalte und dafür sorge, daß seine Landsleute sich nicht die Hälse brächen. Die Geschichte hat die Unentbehrlichkeit Cromwells deutlich genug nachgewiesen. Möge es uns in Bezug auf Bismarck nicht ähnlich ergehen! Suchen wir lieber mit ihm das Reich so fest zu gründen und so sicher zu stellen, daß es auch ohne ihn und ohne uns in das kommende Jahrhundert und Jahrtausend eintritt!

Bei all Deinen Betrachtungen ist dessen nicht gedacht, was mich für unsre Zukunft am meisten besorgt macht; es ist die Kluft, die zwischen einer wesentlich naturwissenschaftlichen, freigeistigen Bildung und einer überlieferten Dogmatik und dem durch sie formulirten religiösen Bekenntniß sich aufthut, das mit den Forderungen der Vernunft und der geschichtlichen Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Unsre Nation zerfällt dadurch mehr und mehr in verschiedene Kreise, die einander immer weniger verstehen, indem die einen meinen, daß Religiösität nur mit Unwissenschaftlichkeit bestünde, und die andern behaupten, daß die freie Wissenschaftlichkeit zum Atheismus führe. Da wird denn auf der einen Seite der dumpfeste Köhlerglaube als nothwendig zum Seelenheil gefordert, und auf der andern Seite alles Göttliche und Ideale für Illusion und Lug erklärt und nur der materielle Stoff, Zufall, oder blinde Nothwendigkeit für das einzig Reale erachtet. Vor hundert Jahren machte in Frankreich Jacques André Naigeon, der Verfasser der Théologie portative, den Sensualismus und Atheismus der Gebildeten und Vornehmen für Friseure und Tänzerinnen zurecht, und die furchtbaren Schrecken der Revolution sind darauf gefolgt; uns scheinen aber weder die Gräuel der Commune in Paris, noch die Attentate in Deutschland zu der besonnenen Einsicht gebracht zu haben, daß es gilt, die einfachen sittlich-religiösen Wahrheiten des Evangeliums mit den gesicherten Ergebnissen unsrer naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Bildung in Zusammenhang zu bringen und eine Gottes- und Welt-Anschauung zu begründen, welche den Forderungen des Gemüthes und Gewissens ebenso gerecht wird, wie dem Verstande und den Thatsachen der Wirklichkeit.

Mich hat es in diesen düsteren Tagen herzlich gelabt, daß endlich einmal Bennigsen mit dem Brusttone der Ueberzeugung für solch eine freie Religiosität das Wort ergriffen hat, während ich seit Jahren mit wenig Genossen, wie deren mein seliger Freund und College Johannes Huber einer war, die Vertiefung des Liberalismus und eine religiöse Erneuung als durchaus nothwendig verlangte, wenn wir bei äußerer Macht und äußerem Glanz nicht jener inneren Güter verlustig gehen sollen, die das Leben lebenswerth machen. Ist der Mensch ein bloßes Sinnenwesen, dann hat jener Pessimismus Recht, der ihn als das unglücklichste Thier bezeichnet, und mich dünkt, diese katzenjämmerliche Verekelung am Leben, welche in unsrer Zeit um sich gegriffen hat, ist die gerechte Strafe, wie das folgerichtige Ergebniß jener Selbstverthierung, die der Materialismus predigt. Und wer will es der Socialdemokratie verargen, daß sie allem Bestehenden den Krieg erklärt, um sich in den Genuß irdischer Güter einzusetzen, wenn der lebendige Gott und die ethische Bestimmung des Menschen ins Fabelbuch geschrieben werden? Mir war es die Erfüllung einer Gewissenspflicht, dem gegenüber mein Buch über die sittliche Weltordnung zu schreiben; leider sehe ich wenig Erfolg davon; denn nicht auf den literarischen, sondern auf den im Herzen und Geist der Nation kommt es an. Schriften verwandter Art sind erschienen; Herr von Puttkamer wird sie jenem flachen Humanismus einreihen, der ihm für ungenügend in religiösen Dingen gilt; ich meine, das Wesen der Religion besteht nicht in Bekenntnissen, von denen das Wort gilt: „credo quia absurdum est", sondern darin, daß man dem Weltgesetz sich anschließt, dem Willen Gottes sich ergibt und den Willen Gottes thut. Da ist uns Jesus das Vorbild, er hat jene Satzungen nicht aufgerichtet, er selbst lehrt und bekennt in klaren und einfachen Worten jene gottinnige Humanität, nach welcher die mensch-

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

liche Seele von Natur eine Christin ist und es mit Wissen und Willen sein soll. Und der soll kein Christ sein, welchem die eignen Worte und das vorbildliche Leben des Heilandes genügen? Will man an dem Satze festhalten, daß der Glaube selig macht, dann darf nur das Glaubenssatz sein, dessen beseligende Macht Jeder im eignen Gemüth erfahren kann. Das ist aber für mich weder das Symbolum Quicunque, noch so manche andere Satzung des Ultramontanismus oder der protestantischen Orthodoxie, sondern die Ueberzeugung, daß ein Wille der Liebe das Allwaltende und Ursprüngliche ist, in dessen Reich wir eingegliedert sind, und dessen Bürger wir durch eigenes Wollen und Wissen sein sollen. Hier ist ein Gebiet, wohin die Staatsgewalt nicht reicht; aber mir bleibt es doch hoch bedeutungsvoll, daß diejenigen Männer, welche am Anfang des Jahrhunderts die Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft vollzogen, gleich den leitenden Genien, die in unsrer Zeit ausgeführt haben, was damals unvollendet blieb, ich meine die Einigung des Volks in eine freie Bundesverfassung, die auf dem Schlachtfeld wie im Geisteskampf gewonnen ward, — daß jene großen Männer alle im Glauben an eine sittliche Weltordnung feststanden und weder frivole Skeptiker oder blasirte Indifferentisten, nach dem Materialismus des Geistes und Herzens verfallen waren.

Ich weiß nicht, ob Du noch zusammen mit Wilhelm Baur, dem gegenwärtigen Domprediger, vor meinem Katheder gesessen; aber ich erinnere mich wohl, Du warst der scharfe Dialektiker, Du schautest mich bei allen logischen Entwicklungen klaren Blickes an, warst aber weniger erfreut, wenn ich durch einen Vers persisch-muhamedanischer Dichter, oder durch einen Spruch deutscher Mystiker das Erörterte dem Gemüth nahe brachte, während gerade dann Baurs Augen leuchteten und das Bild, welches den reinen Gedanken veranschaulichte, ihm denselben lebendig machte. In der Anschauung des Einen, in dem wir weben und sind, in der Erkenntniß des gemeinsamen Lebensgrundes aller Dinge, stimmtet Ihr beide damals mit mir überein. Ich weiß nicht, ob Du dann mit mir vorangingst, dies Eine nicht blos mit Spinoza als Substanz, sondern auch als sich selbst erfassenden Geist und Willen, als das Ich des Universums zu betrachten, und ich weiß nicht, ob Baur über dieser Betonung der Subjectivität und Persönlichkeit des Einen nicht seine allgegenwärtig in und über uns waltende Unendlichkeit in den Hintergrund treten ließ; aber ich möchte Euch beide, wie Alle, die es ernst meinen mit dem Volk und mit der Wahrheit, zu einer erneuten Prüfung auffordern, ob nicht in der von mir angestrebten Ueberwindung und Versöhnung des Pantheismus und Theismus, in der gleichmäßigen Betonung der Nothwendigkeit des Naturmechanismus und der Freiheit des Geistes der Weg bezeichnet sei, der uns auf diesem Gebiete des inneren Lebens aus den Wirrnissen unserer Zeit zu Licht und Frieden führen kann. Höre man endlich auf, die als die Ganzen zu betrachten, welche sich an die eine Seite der Wirklichkeit hängen und die andere mißachten, und die als Halbe geringschätzig anzusehn, welche das Ganze wollen und von dem Ganzen aus das Zusammengehörige der beiden Seiten festhalten! Diese Seiten gelten von verschiedenen Standpunkten aus für die alleinigen; aber wenn man sich in den innersten Kern des Wesens stellt, so erscheinen sie als dessen doppelte, unterschiedene, aber harmonische Offenbarungen.

Lieber Freund, es konnte mir nicht einfallen, Dich auf Deinem Felde belehren oder widerlegen zu wollen; da pflege ich von Dir zu lernen. Ich wollte nur Dir Kunde geben, wie mir, während ich mit langsam heilendem, noch geschloßnem Auge still daliege, von der Ferne aus sich das Getriebe der Welt etwas anders darstellt, als Dir, der mitten im Kampf als ein Rufer im Streit und Führer einer Partei seine Kraft bewährt; ich wollte Dir und andren Freunden nah und fern mit herzlichem Dank für Eure Theilnahme Kunde geben, daß ich mich bald des Lichtes und der gewohnten Thätigkeit wieder zu erfreuen hoffe.

München, an der Jahreswende 1880 und 1881.

M. Carriere.

Literatur und Kunst.

Neue Gedichte von Max Schlierbach.*)

„Soll denn ganz zuwachsen der Pfad, den Klopstock
Einst gebahnt, den, griechischer Schönheit selig,
Hölderlin, und tönenden Schritts der ernste
Platen gewandelt? . . . . . .

Schön im Reim hinströmt das Gefühl; die Tonkunst
Freut sich sein, ihn wählt die beglückte Liebe,
Die im sanft antwortenden Hall ihr eignes
Liebliches Bild ahnt:

Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich
Gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung,
Auf der langausrollenden, tongeschwellten
Woge des Rhythmus."

Diese schönen, bezeichnenden Worte Geibels gehen mir immer durch den Sinn, wenn ich an die Eigenart der Lyrik Max Schlierbachs denke. Ich meine, der ehrwürdige Meister (in dessen Schule wir Jüngeren alle Reinheit der Form und Strenge des Stils zu lernen hatten, wie er sie von Platen und Rückert gelernt) muß seine ganz besondere Freude an diesen Dichtungen haben, welche wie eine Erfüllung obiger Aufforderung gelten mögen und als eine Bestätigung obiger Unterscheidung des Reims und der reimlosen odischen Rhythmen antiker Form. Nicht als ob Schlierbach nur reimlos dichtete: aber die reimlosen Rhythmen sind nicht nur sehr zahlreich bei ihm, stärker als bei den andern modernen Lyrikern vertreten — sie tragen auch seine allerschönsten und seine meist charakteristischen Gedichte: ja, bei manchen gereimten hat man den Eindruck, daß sie den Reim vielleicht besser entbehrten, daß ihnen der Faltenwurf der hellenischen Chlamys natürlicher anstände. Das erklärt sich aus der tiefsten Eigenart dieses bedeutenden, edeln Talents: Schlierbach darf nach Hölderlin als derjenige deutsche Lyriker bezeichnet werden, welcher von hellenischer Anschauungs- und Empfindungs-Weise am meisten erfüllt nicht nur —, gradezu beherrscht ist: noch viel stärker als in Platen und Geibel ist dieser Zug in ihm: und zwar steht er Hölderlin auch darin näher als den beiden jüngeren Meistern, daß neben der Freude an der Herrlichkeit antiker Götter und Menschen die tiefe Trauer um den Untergang ihrer olympischen und attischen Welt einen durchgehenden Accord bildet: dazu tritt eine schmerz-geweihte Philosophie, welche es versteht, an kleine Anläße sinnig tiefe Betrachtungen zu knüpfen, eine Erkenntniß, welche in ernster Entsagung gipfelt, mit jener tiefen aber verhaltenen, männlich beherrschten Wehmuth, die uns des Lebens spätest gereifte höchste Weisheit dünkt und sich über den Pessimismus und seiner Miserabilität so hoch erhebt, wie der im Hades seinen schicksalsnothwendigen Tod tragisch und elegisch beklagende Achilleus über den unter Hieben zeternden Thersites: ich komme auf diesen Gegensatz tragisch-heroischer und pessimistischer Anschauung am Schlusse zurück.

„Omnis determinatio negatio," (sagte jener Spinoza, von dem Lessing meinte, die Frommen seien mit ihm umgegangen „wie mit einem todten Hund": der große Verfasser des weisen Nathan ahnte nicht, da er dies in edler Entrüstung schrieb, wie man dereinst mit ihm umgehen werde!): d. h. in der Stärke eines Talentes liegt zugleich seine Schranke: und so wollen wir denn pflichtgemäß einräumen, daß auch bei Max Schlierbach dieses unvermeidliche Gesetz waltet: das Hellenistische, welches in unsere deutsche Bildung übergegangen, ist hier in einer Reinheit, Stilvollendung und kühler marmorner Vornehmheit zum Ausdruck gebracht wie kaum je zuvor: Goethe und Hölderlin übertreffen ihn: manchmal auch Platen und Geibel, jener an Plastik und Wucht, dieser an Weichheit und Wohllaut der

*) Berlin 1880, E. S. Mittler & Sohn, K. Hofbuchhandlung.

Formen: aber sonst übertrifft ihn Keiner in der Annäherung an die Antike.

Da nun aber der Verfasser nicht in den Tagen des Perikles lebt, sondern in denen des eisernen Kanzlers aus Pommerland, da er gewerbemäßig nicht mit Marmor und Elfenbein, sondern mit Zählkarten und Sterblichkeitstabellen zu thun hat, da er nicht über die Amphiktyonen, sondern über den Bundesrath geschrieben hat, da er nicht athenäischer Chorage, sondern (ich hätte bald geschrieben: im Gegentheil —) Königlich bayrischer Regierungsrath ist, so enthält dieser Hellenismus Gefahren für seinen Träger. Zwar nicht die Gefahr meine ich, daß das Hellenische angenommen, äußerlich, also willkürlich und gekünstelt sei: nein: ohne Frage ist in diesem jungen Bajuvaren, wenn die Seelenwanderung kein Wahn, irgend ein Landsmann und Zeitgenosse des Sophokles wieder lebendig geworden: das Griechenthum ist ihm nicht angelernt, sondern angeboren.

Aber gerade darin liegt die Schranke eines mehr fein als mächtig gearteten Talents. Denn der Hellenismus und die Antike überhaupt ist zwar Ein sehr köstlicher Importartikel unserer deutschen Cultur, aber er ist doch nur Ein Segment dieses Kreises: und der Einsicht wird sich auch der gedankenhelle Verfasser nicht verschließen, daß die Gefahr der Einseitigkeit, einer gewissen Monotonie in den Stoffen, noch mehr aber in Stil und Behandlung ihm nicht fern liegt. Durchaus nicht verlange ich Teutonen-Gebrüll, durchaus nicht will ich auch andere Leute stets nur mit Speer und Schild rasseln hören, wie man so fein treffend und so gütig meine Poesie und meine Neigungen charakterisirt hat: aber zu beklagen ist doch, daß das Nationale in unserem Lyriker fast nur besteht in der freilich echt deutschen begeisterten Empfänglichkeit für die Antike und der verständnißvollsten Wiedergestaltung ihrer Stoffe und Nachbildung ihres Stils. Es fehlt doch der warme, volle Brustton manchmal auch da, wo ihn die Marmorkühle des immer vornehmen Ausdruckes zu ersetzen nicht vermag. Fügen wir noch bei, daß das berechtigte Selbstgefühl des Dichters im Gegensatz zu amusischem, banausischem Wesen in der Art Platens vielleicht etwas zu häufig und manchmal ziemlich gereizt sich ausspricht, so haben wir Alles gerügt und getadelt was ein böslicher „Merker" nörgeln könnte und dürfen uns nun der Freude, ausgezeichnet Schönes warm zu loben, voll hingeben.

Schon in der (1872 in gleichem Verlag erschienenen) ersten Sammlung seiner Gedichte bekundet der Verfasser eine Formvollendung, einen Adel und eine Stilrichtigkeit des Ausdruckes, die Niemand heutzutage übertrifft als manchmal Geibel. Acht Jahre später tritt uns der Dichter noch gereifter entgegen: Reisen, langer Aufenthalt in Hellas und in Ausonien haben seine Vertrautheit mit der Natur der klassischen Länder und Inseln und mit den Geschichtsdenkmälern der klassischen Völker vertieft, die Fülle seiner bevorzugten Stoffe vermehrt, seine Anschauungen reicher, lebenswahrer gestaltet: nur sehr, sehr wenige „Barbaren" haben den ewigen, den „ambrosischen" Schimmer, der um Athen leuchtet, den Edelrost der Jahrhunderte, der an den Mauern Roms haftet, so eindringend geschaut: die antiken Götter- und Heldengestalten, die unter Lorbeer und Epheu begraben schlummern, scheinen unter seinem sympathischen Blick leise zu athmen: die versteinten Züge beleben sich zu traurig seligem Lächeln; wenn man die römischen Gedichte durchliest, glaubt man vom Monte Pincio die Sonne über der Campagna sinken zu sehen und man hört das leise flüsternde, fluthende Ziehen des Weltschutt führenden Tibers.

Aber auch die Weltanschauung ist dem Dichter in diesen Jahren männlicher gereift: die ungeduldige, anspruchsvollere Reizbarkeit der Empfindung, die herbe Unzufriedenheit mit dem Erreichten und Erreichbaren ist gewichen einer edeln, gedämpften, aber nicht mehr bitteren oder gar verbitterten Resignation. Es ist jene Weltauffassung, zu welcher fast alle höher begabten Männer unserer Zeit durch die harte Schule der Lebenskämpfe praktisch im Charakter geführt werden, wie sie Philosophie und Geschichte, zumal vergleichende Religionsgeschichte, und Anthropologie und Völkerpsychologie und Naturwissenschaft unserm Geist als vernunftnothwendig aufdrängen, — eine Weltauffassung, deren feierlichen, ernsten, versöhnten Frieden wir uns weder von dem Gezeter der Zeloten noch von dem wüsten Gewinsel der Pessimisten stören und entfrieden lassen wollen, während wir gern die Vorstellungen sanfter und tiefer, weiblich gearteter Seelen respectiren, welche sich des Mirakels auf der Erde und der nachholenden Gerechtigkeit über den Wolken getrösten. Bei Schlierbach tritt die Resignation meist in meditativer Gestaltung auf: er betrachtet das Werden und Vergehen in Geschichte und Natur, zahlt dem Schönen, das da untergeht, den Zoll der Wehmuth und zieht aus dem Schauspiel, welches alles Leben im Universum darbietet, Folgerungen für die menschliche Individualität, wobei bald die Klage, bald die gefaßte Ergebung, bald Moll, bald Dur die Stimmung beherrscht. Aber auch wo der Schmerz austönt, ist doch kein Pessimismus zu spüren: gegen diese Registrirung möchte ich den Schüler Homers in Schutz nehmen: wohl ist die Stimmung nicht selten vertreten, in der Achilleus im Hades das Leben auf der Oberwelt als das einzige, leider so kurze Glück preist: das ist Heidenthum, aber nicht Pessimismus. Da man auch mir wiederholt trotz heftigsten Widerstrebens jene Kategorie hat aufzwingen wollen, so darf ich vielleicht in aller Kürze hier anhangsweise auch von mir reden: ich verwahre mich feierlich dagegen: der Pessimismus ist mir in tiefster Seele zuwider: ich halte ihn für das Symptom einer siechen Seele, einer gebrochenen Kraft und für eine nationale Gefahr: meine Weltanschauung ist tragisch, aber nicht pessimistisch: ich glaube annehmen zu müssen, daß das Glück des Menschen nicht der Zweck des Universums ist, daß oft unverschuldet und ohne Ausgleich der Mensch leidet, untergeht, in guter Sache Schlechterem erliegt: aber ich lasse mich gar nicht darauf ein, zu untersuchen, ob des (unverschuldeten) Unglücks mehr sei auf Erden als des (unverdienten) Glücks — nach meiner Auffassung kommt es hierauf gar nicht an — und unterscheide mich auf das Allerschärfste vom Pessimismus darin, daß ich durchaus nicht die Welt als nicht existirend wünsche, sondern ohne Rückhalt diese Welt und das Menschenlos acceptire, den Menschen vernunftnothwendig für verbunden erachte, für das Gute, Schöne, Wahre, für Andere, für Volk und Vaterland zu leben, zu kämpfen, zu leiden, ohne Hoffnung auf andern Lohn als die Begeisterung dieses Kampfes: diese Begeisterung an sich erachte ich als das einzig wahre Glück, aber auch als genügend, das „Unglück" aufzuwiegen. Diese Anschauung ist tragisch, heroisch, aber, wie ich glaube, gesund und männlich und das Gegentheil von Pessimismus, der consequent zum Selbstmord oder zur absoluten Willenslosigkeit führt.

Der Leser möge verzeihen, der auf eine Kritik Schlierbachs eingeladen war und nun mit einer defensio pro domo Felicis bewirthet wird. Aber ich rede nicht nur von mir: ich möchte gerade auch Schlierbach gegen jene Beurtheilung unter Schild nehmen.*) Und wenn die indignatio manchmal Verse macht, hat sie hier einmal Prosa herausgezwungen. Mußte ich es doch erleben, daß man den „Kampf um Rom" ein nicht nur pessimistisches, nein, ein nihilistisches Werk genannt hat, dies Buch, das auf jeder Seite verherrlicht die begeisterungsvolle Hingabe an Volk und Vaterland, und solches Heldenthum nicht etwa nur als traurige Pflicht, sondern als höchstes Mannesglück und edelste Manneswonne preist. „Pessimistisch", „nihilistisch" hat man diese Auffassung wohl nur deshalb gescholten, weil ich diese Pflichterfüllung fordere auch dann, wenn die Siegeshoffnung fehlt, weil

*) Selbstverständlich wird ein Dichter deshalb noch nicht zum Pessimisten, weil er in einzelnen Stimmungen, in seiner Lyrik, mehr den Schmerz als den Trost, ja auch wohl einmal trostlosen Schmerz ausdrückt. War Goethe Pessimist, weil er „der Menschheit ganzen Jammer" Ausdruck gab? Leugnen wir den unverschuldeten Schmerz, wenn wir die Pflicht und die Möglichkeit behaupten, ihn zu überwinden? Oder leugnen wir, daß wohl auch einmal der Schmerz uns überwältigen, unser Denken und Dichten so pathologisch färben kann; daß wir — vorübergehend — jedes Trostes vergessen? Ein Anderes ist lyrische Stimmung unglücklicher Stunden, ein Anderes die Weltanschauung permanenter Verzweiflung und chronischen Jammers.

ich sie fordere, auch ohne Leitung der Geschichte auf Erden durch das Mirakel und ohne Belohnung der selbstverständlichen Mannhaftigkeit vorauszusetzen. Solche freudig begeisterte Heldenhaftigkeit hat man mit den Namen belegt, die mir zu den verhaßtesten zählen. Die begreifliche Entrüstung darüber mag diesen Anhang entschuldigen. Felix Dahn.

Alfred de Musset und die Frauen.

I.

Der Briefwechsel zwischen Musset und George Sand.

Paul de Musset.

In den literarischen Salons von Paris hat in den letzten Tagen eine lebhafte Erregung geherrscht. Der Sohn der verstorbenen größten Schriftstellerin Frankreichs, George Sand, Herr Maurice Sand, hat in der „Revue des deux Mondes“ mit der Veröffentlichung von Briefen seiner verstorbenen Mutter begonnen. Die bis jetzt erschienenen, aus der Jugend der Dichterin, sind zwar höchst interessant und bekunden in jeder Zeile den scharfen und regen Geist, die glühende Phantasie, die originelle Lebensanschauung und die ungewöhnliche Gestaltungsgabe der großen Dichterin, die Erwartungen derjenigen aber, welche auf pikante Enthüllungen sich spitzten, sind durch den harmlosen Inhalt zum Glück enttäuscht worden. Diese haben sich nun mit der Hoffnung getröstet, daß in den späteren Veröffentlichungen das bis jetzt Versäumte nachgeholt werden würde; sie haben zunächst wohl als frommen Wunsch und dann als bestimmte Erwartung auf die Enthüllung der noch verschleierten Einzelheiten der Liebesepisode, die zwischen George Sand und Alfred de Musset gespielt hat, hingewiesen. Dieser Optativ hat sich schnell in einen Positiv umgewandelt. Man hat schließlich mit voller Bestimmtheit behauptet, Herr Maurice Sand würde bei der Veröffentlichung der interessanten Briefe, die George Sand geschrieben hat und die an sie gerichtet worden sind, auch über das merkwürdige Liebesabenteuer, das die beiden interessantesten Dichter des modernen Frankreichs gemeinsam durchlebt haben, neue und umfassende Aufklärung geben.

In welchem Sinne diese Aufklärungen, die von dem Sohne und Testamentsvollstrecker der Sand kommen sollten, voraussichtlich ausgefallen wären, — darüber mußte man sich schon von vorn herein im Klaren sein. Es war ganz natürlich und richtig, daß der Sohn die Partei seiner Mutter ergreifen und deshalb bemüht sein würde, in der Tragödie die Rolle des Schuldigen Alfred de Musset aufzubürden.

Derjenige nun, der seit dem Tode Alfred de Mussets unablässig bemüht gewesen ist, das Andenken des unglücklichen Dichters gegen alle Angriffe zu vertheidigen, der Bruder, Paul de Musset, ist vor Kurzem gestorben. Da dieser ein sehr hohes Alter erreicht hat und sich seit Jahren mit dem Gedanken vertraut machen mußte, daß seine letzte Stunde bald schlagen würde, hat er nicht von der Erde scheiden wollen, ohne die Gewißheit zu haben, daß nach seinem Ableben ein mit guten Waffen ausgerüsteter und kampfbereiter Vertheidiger des Andenkens Alfred de Mussets an seine Stelle trete. Er hat diese Vertheidigung Alfreds, welche seit mehr als zwanzig Jahren die Hauptaufgabe seines Lebens bildete, einem vertrauten Freunde vermacht, und hat diesem das Material, das ihm für den Fall eines erneuten Angriffs zur Abwehr wesentliche Dienste leisten würde, hinterlassen.

Als sich die Kunde verbreitete, daß durch die angedrohte Veröffentlichung von compromittirenden Briefen ein erneuter Versuch gemacht werden würde, den Ruf des vor dreiundzwanzig Jahren verstorbenen Dichters zu beflecken, meldete sich der Bibliothekar von Compiègne, Herr Troubat, und erklärte, daß er als vertrauter Freund und geistiger Testamentsvollstrecker Paul de Mussets dem widerwärtigen Schauspiele nicht als unbetheiligter Zuschauer beiwohnen, daß er vielmehr, wenn er durch die angedrohte Veröffentlichung der Musset-Sand'schen Briefschaften dazu gezwungen werde, seinerseits sich zur Veröffentlichung von Documenten entschließen müßte, die die Wahrheit an den Tag bringen und erweisen würden, daß in jenem kurzen, aber ergreifenden Trauerspiele nicht Alfred de Musset die Rolle des Verräthers gespielt hat.

Somit schien es als ob die Zeit der skandalosen Publicationen, als ob die Tage von 1858 wiederkehren wollten: auf der einen Seite Schilderungen, welche darthun, daß Alfred de Musset an dem Bruch mit George Sand die alleinige Schuld trägt und daß George Sand rein ist wie frisch gefallener Schnee, auf der andern Seite Schriften, welche beweisen, daß George Sand eine schwarze Verrätherin ist, die durch ihre Treulosigkeit den Dichter von sich gestoßen, in Verzweiflung gestürzt, in den Tod gejagt habe.

Herr Albert Wolff, der geistvolle Redacteur des „Figaro“, hat mir die unverdiente und auch unerwünschte Ehre erwiesen, meinen Namen in diese unerquickliche Geschichte zu verwickeln. Er hat aus Veranlassung des Kapitels, das ich in meinem Buche „Alfred de Musset“ dem kurzen und stürmischen Liebesverhältniß gewidmet, das zwischen diesem und George Sand bestanden hat, die Behauptung ausgesprochen, daß dasselbe ganz und gar in einseitiger und gehässiger Weise von Paul de Musset inspirirt worden sei, daß dieser mich zum Organ der elenden Rachsucht gegen George Sand gemacht hätte, und daß die Gesinnungen, welche in meiner Abhandlung herrschten, darauf schließen ließen, wie andre Freunde Paul de Mussets, wie namentlich Troubat nun bemüht sein werde, George Sand in den Staub zu zerren. Er hat sich aber nicht nur damit begnügt, er hat auch den verstorbenen Paul de Musset lächerlich und verächtlich zu machen gesucht. Er schildert das stille und bescheidene Arbeitszimmer Paul de Mussets wie eine Hexenküche, von der aus alle möglichen Niederträchtigkeiten über George Sand verbreitet werden, und als einen Beweis dafür führt er eben hauptsächlich mein Buch an. Er spricht sogar von „Verleumdungen“ Paul de Mussets, er macht sich lustig über die lange, hagere, traurige Gestalt und das melancholische Aussehen Pauls, der so ausgesehen habe, „als hätte er jeden Vorübergehenden beim Rockkragen erfassen mögen, um ihm zu sagen: Wollen Sie nicht ein bischen zu mir kommen, um mit mir über das Andenken Alfred de Mussets Thränen zu vergießen?“ — Wollte ich diese Aeußerungen mit Stillschweigen hinnehmen, und also stillschweigend billigen, so würde ich mich eines schweren Undanks schuldig machen gegen einen ehrenhaften und tüchtigen Mann, der mir namhafte literarische Dienste geleistet und mit dem mich eine wahre Freundschaft während der letzten Jahre seines Lebens verbunden hat.

Zunächst habe ich zu constatiren, daß Albert Wolff sich über den Charakter meiner Abhandlung vollkommen täuscht. Wahrscheinlich hat er das Kapitel vor langer Zeit und ziemlich flüchtig gelesen, und die Erinnerung, die ihm davon zurückgeblieben ist, hat ihn irregeführt. Albert Wolff bezeichnet meine Schilderung des Liebesverhältnisses als den „Gipfelpunkt des Gehässigen“. „Alfred de Musset ist ein Engel von Zärtlichkeit und Treue, George Sand ist das niedrigste der Weiber. George Sand ist ein Weib ohne Größe, in der Leidenschaft ohne Selbstgefühl. Bei ihr ist Alles Berechnung oder Sinnlichkeit. Musset ist ein vollendeter Edelmann, aufmerksam, zärtlich, taktvoll.“ — Ich bitte meinen liebenswürdigen Collegen Wolff um Verzeihung, aber ich muß ihm doch entgegnen, daß diese Analyse dem Sinne meines Aufsatzes ganz und gar nicht entspricht. Es ist allerdings sehr richtig, daß ich George Sand eine nicht unerhebliche Dosis von Sinnlichkeit und ihr, selbst in den Augenblicken der leidenschaftlichen Erregung, eine überlegene Berechnung zugeschrieben habe. Das habe ich mir aber nicht von Paul de Musset einflüstern lassen; das habe ich aus den vorliegenden Documenten selbst entnommen, und jeder Leser, der überhaupt zu lesen versteht, wird zu demselben Resultat gelangen. Ich habe nicht skandalöse Papiere durchsucht, die vor der Oeffentlichkeit verborgen geblieben sind; ich habe jenes Material benutzt, das

Frau George Sand selbst zu 3 Francs 75 Centimes den Band jedem Käufer von „Elle et lui“ zur Verfügung gestellt hat. Ich bitte Herrn Albert Wolff, diesen merkwürdigen Roman, der die Literatur der peinlichen Enthüllungen eröffnet hat, noch einmal zu lesen und die Handlungsweise der Heldin recht aufmerksam zu betrachten. Wenn er findet, daß in dieser Frau leidenschaftliches Feuer und Seelengröße ist, dann will ich mich gern von ihm überführen lassen. Und, wohlgemerkt, hier handelt es sich um einen Rechtfertigungsversuch; hier hat George Sand doch sicherlich die freundlichsten Farben gewählt, um ihr Conterfei zu malen. Aber was ist dies Conterfei? — Das Bild einer ungewöhnlich begabten, klugen und poetischen Frau, einer großen Schriftstellerin, aber auch einer kühlen, berechnenden Dame, die im Bewußtsein ihrer Ungewöhnlichkeit sich in Bezug auf die Neigungen ihres Herzens und ihrer Sinne nicht der Alltäglichkeit unterordnet, die einen ungetreuen, unbequemen, quälenden Geliebten aufgibt und dafür einen andern nimmt, der ihr besser gefällt; die dann aber sich veranlaßt sieht, diesen Wechsel philosophisch zu motiviren und den Nachweis zu führen, daß ihre Handlung eine durchaus correcte gewesen sei. So habe ich George Sand gezeichnet — gezeichnet nach ihrem eigenen Vorbilde, und wenn dies Porträt nicht geschmeichelt, so ist es sicherlich auch nicht verzerrt. Mit diesem in allen Zügen frappant übereinstimmend ist das Bild der Sand, wie es uns in dem Buche von Karasowski, „Friedrich Chopin“, gegeben wird. Der Biograph des großen polnischen Componisten hat aus den Beziehungen, die zwischen Chopin und George Sand bestanden haben, auf den Charakter und die Sinnesart der Sand den meinigen ganz analoge Schlüsse gezogen. Ich frage mich vergeblich: wo ist da der „Gipfelpunkt des Gehässigen“, von dem Albert Wolff spricht?

Und ich soll alle Schuld auf George Sand gewälzt, soll Alfred de Musset von jeder Schuld an dem tragischen Ausgang dieses Verhältnisses freigesprochen haben? Ich soll Musset als einen „Engel von Zärtlichkeit und Treue“, George Sand als das „niedrigste der Weiber“ bezeichnet haben? Wo um Alles in der Welt hat Albert Wolff dieses Urtheil gelesen? Ich glaube vielmehr das Gegentheil gesagt zu haben. Ich habe Musset als einen nervösen, aufbrausenden Menschen geschildert, mit dem es kein weibliches Wesen auf die Dauer aushalten kann; ich habe gesagt: „Schon in den Flitterwochen war es zu peinlichen Auftritten gekommen, an denen ohne Zweifel der überreizte, unglaublich empfindliche und unverständige Musset die Hauptschuld trug.“*) Ich habe die Gründe der ersten ernsthaften Zwistigkeiten in Venedig in folgender Weise geschildert:

„Zwei ganz ungleichartige Naturen hatten sich gefunden: auf der einen Seite ein leidenschaftlicher, ungeregelter Jüngling, der flott auf seine Gesundheit, seine Kasse und sein Genie loswirthschaftete, ohne sich jemals um das Ende zu kümmern, der im Rausch und in den Zerstreuungen ziellos dahintaumelte, — auf der andern Seite eine nüchterne, ruhige, etwas philiströse Frau, die Abends ihre Kasse machte und darauf bedacht war, dieselbe zu füllen, sobald es die Umstände erforderten, die es über sich vermochte, zu jeder Zeit sich ruhig an ihren Arbeitstisch zu setzen und das erforderliche Pensum von Manuscript zu erledigen, die sich durch nichts von ihrer Arbeit abbringen ließ und pflichtgemäß allen Verlockungen widerstehen konnte.

„Diese Verschiedenheit der Auffassungen trat bei jeder Gelegenheit hervor, und die Auseinandersetzungen nahmen bei der ruhigen Energie der Einen und dem aufbrausenden Temperamente des Andern immer eine recht mißliche Wendung. Alfred de Musset wollte sich des Lebens freuen und den Augenblick genießen; George Sand, die mit vielen andern guten Eigenschaften auch die verband, eine tüchtige vorsorgliche und ökonomische Hausfrau zu sein, wollte etwas Rechtschaffenes leisten, Geld verdienen und Material für spätere Arbeiten sammeln. Er wollte zwecklos umherschweifen, sie wollte planvoll arbeiten. Schließlich ging er seiner Wege und sie blieb zu Hause. Allein langweilte er sich, er suchte also die Gesellschaft auf, die man am leichtesten findet, Sängerinnen und Tänzerinnen, zum Theil von zweifelhaftem Ruf, denen er durch den französischen Consul in Venedig vorgestellt worden war, — eine muntere, lustige Gesellschaft, in der er sich amüsirte, jedenfalls besser amüsirte, als an der Seite seiner schweigsamen, frostigen, fleißigen Geliebten, die, wenn sie zu arbeiten hatte, auch der Liebe zeitweise Ruhe gebot.

„So lebte er lustig in den Tag hinein. — Lustig? Es ist nicht das rechte Wort. Er war sogar im Innern tief verstimmt. Er war unzufrieden mit sich, unzufrieden mit seiner Geliebten. Er fand es nicht richtig, daß sie ihn wegen ihrer philisterhaften Bedenken — als solche erschienen ihm die Motive, welche die Sand an das Pult fesselten — allein seinem Geschick überließ. Er entbehrte des süßen Trostes, eine Schuldgenossin zu haben. Er war verdrießlich über sich, weil er sehr wohl einsah, daß er nicht recht handelte. In den ausgelassensten Freuden der Feste mußte er doch der gewissenhaften Freundin gedenken, die in dem kleinen Stübchen allein mit der stillen Lampe über ihrer Arbeit saß, dieweil er zwecklos eine Nacht um die andre durchschwelgte. Nichts macht aber bekanntlich ungerechter gegen Andere, als das Bewußtsein, daß man selber seine Pflicht nicht erfüllt.

„Kam er nun, moralisch herabgestimmt, zu später Nachtstunde nach Hause und fand dort die Freundin noch an der Arbeit oder hörte von seinem Zimmer aus die gleichmäßigen Athemzüge der im Nebenstübchen Schlafenden — dann fühlte er sich in der Stimmung, nicht blos sich selbst, sondern auch diejenige anzuklagen, die ihn zu dieser Selbstanklage veranlaßte. Um die Gewissensschulden abzutragen, setzte er sich dann wohl mitten in der Nacht hin und schrieb stundenlang, ohne vom Blatt aufzusehen. Aber er hatte keine Freude an der Arbeit, und er machte derjenigen, die er der Urheberschaft seiner unfreudigen Schriftstellerei beschuldigte, bittre Vorwürfe.

„Ihre Gelassenheit, die nichts zu beunruhigen vermochte, ihre Fähigkeit, das als richtig Erkannte unter allen Umständen auch zu thun, — das war es, was Musset aus dem Hause trieb und ihn gar zu häufig zu seinen Extravaganzen veranlaßte.

„Am meisten verletzte es Musset, daß seine Geliebte beständig das Mütterliche und Schwesterliche ihrer Zuneigung herauskehrte. Es brachte den heißblütigen Jüngling fast zur Raserei! Sie erschien ihm salbungsvoll und knorrig wie ein Pädagoge, der ein verwahrlostes Kind zu bessern hat. „Dieses vernünftige, kalte Dociren, diese beständige Betonung der Schwesterliebe,“ sagte Musset später, „hat mich zuerst in die Arme der Courtisanen getrieben.“ Alles kleidete sie in die bräutlich weiße, talarartig schleppende Tunica.“

Der Passus, auf welchen Albert Wolff anspielt, lautet so:

„Nie und nimmer ist bei George Sand die Spur einer Leidenschaft und Unüberlegtheit zu entdecken, sie besitzt eine unerschütterliche Ruhe. Die Liebe sans phrase existirt nicht für sie! Daß ihr Leichtsinn Leichtsinn sei, darf sie niemals zugeben. Sie berechnet die Liebesgaben, und verabfolgt sie in milden, wohlbemessenen Dosen. Sie bildet sich etwas darauf ein, daß sie nicht durch die Sinne getrieben wird. Sie hält es für verdienstlicher, wenn sie sich aus Gnade und Barmherzigkeit lieben läßt. Ein Gretchen hat sie nicht sein können, eine Magdalena hat sie nicht sein wollen, eine Lady Tartuffe ist sie geworden. So hart dies Wort klingt, es ist nichts Anderes als der aufrichtigste Ausdruck der Empfindungen, die der Unbefangene aus allen Aufzeichnungen über die Vorgänge in Italien in sich aufnimmt. Und ihre eigenen Aufzeichnungen berühren in dieser Beziehung am allerunangenehmsten. Spräche nur aus einer Zeile die wahre Liebe, die wahre Leidenschaft! Derjenigen, die wahrhaft geliebt, würde Alles verziehen werden! Es war ihr ja so leicht gemacht, sich die allgemeinen Sympathien zu sichern! So leicht! Hatte doch Musset so viel verschuldet!

„Obwohl er in seinem Benehmen wie in seiner Gesinnung ein echter Edelmann war und das feinste Verständniß für zarte Rücksichten und taktvolle Aufmerksamkeiten besaß, so hatte er doch auch Momente der Gereiztheit, der wilden aufwallenden

*) Alfred de Musset, 2. Aufl. Berlin 1877. A. Hofmann & Co.

Ueberspanntheit, in denen er nahezu unzurechnungsfähig gewesen zu sein und seiner natürlichen und anerzogenen Zartheit völlig verlustig gegangen zu sein scheint. Dann kannte er sich nicht und sprach die verletzendsten und grausamsten Dinge, die jedes weibliche Herz tödtlich treffen mußten. Plötzlich kam es über ihn. Es raubte ihm die Besinnung! — Und wie mußte sein Wankelmuth, seine merkwürdige Neigung für das Unvorhergesehene und Planlose das Zusammenleben mit ihm erschweren! Und das Schlimmste, das keine geliebte Frau verzeihen wird, war seine Unbeständigkeit. Nach einem heftigen Auftritt nahm er seinen Hut und ging fort. Wohin ging er? Zu jenen Wesen, mit denen er in seinen früheren Tagen der Ausschweifung bekannt geworden war, die er aus ganzem Herzen verachtete, die er aber in den Stunden des Schmerzes und der Verzweiflung immer wieder aufsuchte, um sich zu vergessen, um sich zu betäuben, um sich zu berauschen. „Lebe wohl," sagte er ihr nach einer Zankscene, „jetzt gehe ich diniren und vom Diner auf den Ball, wenn ich nicht gar zu betrunken bin." Und er hielt Wort; er trank unmäßig, ging dann auf den Ball und wurde dort in der schlechtesten Gesellschaft betroffen."

Der Leser möge nun urtheilen, ob ich die Beiden mit verschiedenem Maße gemessen habe, ob ich Alfred de Musset lediglich als „einen Edelmann mit zarten Rücksichten und taktvollen Aufmerksamkeiten" geschildert oder ob ich noch etwas Anderes über ihn gesagt habe. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich diesen langen Citaten noch ein letztes hinzufüge, welches das Resumé des von Albert Wolff angegriffenen Artikels bildet.

„Zwei auserwählte Geister standen sich hier feindlich gegenüber; und das Verdict, wie immer es ausfallen möchte, müßte den einen oder den andern kränken. Wir haben darüber gewacht, daß nicht die Vorliebe für den großen Dichter, der den Gegenstand unsrer Studie bildet, unsere Auffassung beeinträchtige. Wir haben die Sachen lediglich so dargestellt, wie sie nach unserm besten Wissen zu liegen scheinen, und wie sie nach den Erkundigungen, die wir eingezogen haben, wirklich liegen. Die Milde, die ein qualvolles Leben und ein frühzeitiger Tod dem Urtheil des Zeitgenossen geben, würde nur zu leicht zur Ungerechtigkeit gegen Diejenige verleiten, die Alfred de Musset um nahezu zwanzig Jahre überlebt hat. Man darf niemals aus den Augen verlieren, daß Alfred de Musset in seiner ungeregelten, unberechenbaren Natur gewiß das Meiste selbst mit sich brachte, um unglücklich zu sein, und daß er wahrscheinlich ebenso wenig wie in George Sand in einem andern Weibe das wahre Glück gefunden haben würde. Sein Leiden und seine Zweifel waren allerdings die Bedingungen seines Daseins, und George Sand durfte ihm sagen: „Gott wird Dir verzeihen, daß Du mich nicht hast lieben können." Sein aufbrausender Charakter, seine unglückliche Heftigkeit und Schonungslosigkeit, sein Wankelmuth, seine eigene Untreue — Alles das machte das Zusammenleben mit diesem zwar herzensguten, aber unverträglichen Menschen recht schwer. Es war bei dem Temperament der beiden Betheiligten unausbleiblich, daß der Bund keinen Bestand haben würde. Hätte sich George Sand von ihm einfach losgesagt, und hätte sie sich nicht gar zu schnell getröstet, so würde sie auf die vollste Sympathie Anspruch haben. Aber wenn auch sie gefehlt hat, ihre Strafe ist auf alle Fälle eine genügend harte gewesen! Mussets Leben ist zerrissen worden; und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die furchtbare Erschütterung, die er aus Italien heimgebracht, diesen Riß herbeigeführt hat. Die Schöpfungskraft des größten der modernen französischen Lyriker ist in der Blüthe gebrochen worden; das Verhängniß hat es gewollt, daß die bedeutendste Romandichterin in die Ereignisse verwickelt worden ist. Wir wollen uns daher nicht das grausame Vergnügen machen, den schuldigen Theil zu ermitteln. Wir wollen nur klagen — klagen über zwei Unglückliche, von denen vielleicht sogar derjenige, der den Schmerzen des Daseins früher entrückt worden ist, nicht einmal der Unglücklichere war."

Es gehört, wie ich glaube, offenbares Uebelwollen dazu oder eine gewisse Flüchtigkeit der Betrachtung oder Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses, um aus diesen Zeilen herauszulesen, daß ich Alfred de Musset habe weißwaschen und George Sand habe beflecken wollen, und da ich das erste bei Albert Wolff nicht voraussetzen kann, will ich gern das letztere annehmen.

Ganz entschiedenes Unrecht thut Albert Wolff dem Bruder Alfreds, wenn er voraussetzt, daß dieser geflissentlich gehässige Unwahrheiten verbreitet und deren Veröffentlichung veranlaßt habe. Ich habe mit Paul de Musset während der letzten fünf Jahre seines Lebens in sehr reger Correspondenz gestanden; sein erster Brief ist datirt vom 12. April 1875, der letzte vom 21. Juni 1879. Diese Briefe sind schon nach ihrem Umfange und besonders ihrem Inhalte nach ungewöhnlich. Es sind Auskünfte über Persönlichkeiten und Verhältnisse, zum Theil sehr zarter Natur, die Paul de Musset nicht veröffentlichen konnte, ohne dadurch ein starkes Aergerniß hervorzurufen; denn viele der Persönlichkeiten, auf die sich diese Mittheilungen beziehen, leben noch, oder sie haben directe Leibeserben, die durch eine derartige Veröffentlichung peinlich berührt werden müßten. Paul de Musset hat mir diese Mittheilungen gemacht, um mich bei der Beurtheilung des Lebens und der Werke seines Bruders auf die richtige Bahn zu führen. Er hat mir nicht nur die Freiheit gegeben, er hat mich ausdrücklich gebeten und ermächtigt, nach seinem Ableben und in dem Augenblick, den ich für den richtigen erachten würde, davon öffentlichen Gebrauch zu machen. Ich glaube nicht, daß dieser Augenblick schon gekommen ist und weiß nicht, ob er je kommen wird; ich habe nicht die geringste Lust, durch eine Veröffentlichung ein literarisches Aergerniß hervorzurufen.

Am 6. Juni 1877 schrieb mir Paul de Musset, als er mir auseinandersetzte, weshalb er in seiner Biographie Alfred de Mussets absichtlich Manches verdunkelt habe, und als er mir die Aufklärung über die sehr verborgenen Anspielungen gab, Folgendes: „Mein Bericht hat für Frankreich nicht heller sein dürfen. Man würde mir eine größere Deutlichkeit zum Vorwurf gemacht haben; aber wie soll man es anstellen, um dem Gebote: vitam impendere vero zu folgen und ein Buch zu schreiben, das die nackte Wahrheit enthält? Da ich diese nicht veröffentlichen kann, und es sehen muß, wie sich die Irrthümer festsetzen, habe ich es eines schönen Morgens nicht mehr ausgehalten und die Aufklärungen zu Ihnen nach Deutschland hinübergeschickt. Sie sind nun der Depositar und ich bin beruhigt. Die Wahrheit wird eines Tages ans Licht kommen; aber wir wollen uns nicht so sehr eilen und Niemanden verletzen. Ich habe Sie zum Vertrauten gewählt, gerade, weil Sie ein Fremder sind und weil Sie weit von uns ab wohnen, weil ich weiß, daß Sie keinen Mißbrauch damit treiben, daß Sie meinen Dichter lieben und die schöngeistigen Erzeugnisse, wo immer sie entstanden, bewundern. Es fehlt nicht an Leuten, die Ihnen zum Vorwurf machen, daß Sie Frankreich nicht lieben, und daß Sie für unser Land oft recht hart geurtheilt haben; auch ich liebe Deutschland nicht, wenn ich politisch spreche, aber ich bewundere Goethe und Schiller, und würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich Ihren Landsleuten einige interessante Einzelheiten über eines dieser großen Genies enthüllen könnte. Im Gebiete des Ideals gibt es Gott sei Dank keine Grenzsperre."

Alle die zahlreichen Briefe, die Paul de Musset an mich geschrieben hat, bekunden just das Gegentheil dessen, was Albert Wolff voraussetzt. Ueberall spricht ein milder, schonungsvoller, zartfühlender, empfindlicher Mensch, der vor Allem darauf bedacht ist, dem literarischen Skandal aus dem Wege zu gehen, der in einer beständigen Besorgniß lebt, daß die Feinde seines Bruders ihn durch Verleumdungen zwingen, mit unangenehmen Wahrheiten hervorzutreten. Diesen Grundsätzen bleibt Paul de Musset getreu von der ersten bis zur letzten Zeile, die er schreibt, und ich kann mir nicht denken, daß das Vermächtniß, das er seinem Vertrauten, Herrn Troubat, übertragen hat, in einem andern Sinne abgefaßt sei. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Herr Troubat den ausdrücklichen Auftrag von Paul de Musset erhalten hat, das Material, das er ihm zur Verfügung gestellt, nur in der Nothwehr, aber nicht als Angriffswaffe zu benutzen.

Welcher Art ist aber dieses Material? Ich müßte mich sehr irren, wenn man die Bedeutung der Hinterlassenschaft Paul de Mussets in Bezug auf die Correspondenz zwischen Alfred de Musset und George Sand nicht erheblich überschätzte. Die Briefe, die Musset an George Sand geschrieben, sollen sich, wie Albert Wolff versichert, in drei Exemplaren, dem Original und zwei Copien, in den Händen vertrauter und zuverlässiger Personen befinden. George Sand habe einem guten Freunde diese Briefe übergeben, und dieser habe noch zwei andere zuverlässige Personen zu Mitwissern gemacht und ihnen Abschriften davon gegeben. An eine Veröffentlichung derselben wäre nicht zu denken, vielmehr hätten die drei den übereinstimmenden Beschluß gefaßt, nach dem Ableben des zuletzt Sterbenden die Originalbriefe der Nationalbibliothek zu überantworten, jedenfalls als Secreta und unter der ausdrücklichen Bedingung der Nichtveröffentlichung.

Diese Briefe aber, die George Sand an Musset geschrieben hat, sind zum größten Theil unzweifelhaft vernichtet. Musset hat die Schriftstücke George Sand nach dem Bruch mit ihr zurückgegeben, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß George Sand diese unbequemen schriftlichen Beglaubigungen ihres Verhältnisses zu Alfred verbrannt hat. Einige wenige Briefe sind durch einen Zufall der Vernichtung entgangen. Alfred de Musset war ein sehr unordentlicher Mensch; als er nach langen Jahren eines Tages in seinen Papieren kramte, fand er einige, allerdings sehr wichtige Briefe seiner früheren Geliebten zufällig wieder. Diese Briefe, aus dem November 1834, sind beinahe wörtlich von Paul de Musset in dem Buche „Lui et Elle" abgedruckt worden, im fünfzehnten Kapitel. Es sind deren fünf. Am 11. August 1875 schrieb mir Paul de Musset von Bourron bei Fontainebleau aus Folgendes: „Die Briefe die ich (in „Lui et Elle") veröffentlicht habe, sind fast wörtlich abgeschrieben. Die Kleinigkeiten, die ich gestrichen oder verändert habe, sind unwesentlich; ich habe nur zu starke Ausdrücke, die einige zartfühlende Leser verletzt haben würden, unterdrückt oder gemildert."*)

Diese Briefe hat Paul de Musset natürlich aufbewahrt. Er hat dieselben mit einer Aufzeichnung Alfred de Mussets — es sind zwei Blätter, von denen das eine vor, das andre nach der Erkrankung Mussets geschrieben ist — zu einem „Actenbündel" vereinigt. Paul de Musset spricht in seinen Briefen an mich sehr häufig von diesem „Dossier". In diesem befindet sich auch die lange Erzählung, die Alfred de Musset seinem Bruder Paul dictirt hat: die Schilderung der merkwürdigen Scene, die der todtkranke Musset erlebt, und die ihm keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß George Sand einen Andern liebte. Auch sonstige briefliche Mittheilungen und Druckschriften, welche sich auf das Liebesverhältniß des Dichterpaares beziehen, und ihm als beweiskräftig für die Mitschuld der George Sand erschienen, hat er hinzugefügt, z. B. eine Notiz über das Werk Karasowskis „Friedrich Chopin". Am 6. Mai 1877 schrieb mir Musset, daß er eine Notiz darüber zu den „Acten" geben werde, die er zu veröffentlichen gedenke, jedoch nur für den Fall, daß man ihn dazu zwingen würde; er würde die Gelegenheit nicht suchen.**)

Als ich im Juli 1878 Paul de Musset in seiner kleinen Wohnung in der rue Luxembourg besuchte und einige Stunden mit ihm verplauderte — das Gespräch drehte sich natürlich vor Allem um Alfred de Musset — kamen wir auch auf das bewußte „Dossier" zu sprechen. Er holte es herbei, las mir daraus einige Verse von Alfred de Musset vor: das damals noch nicht veröffentlichte Gedicht „An Indiana" (George Sand), das später, im October 1878, in der „Revue des deux Mondes" veröffentlicht worden ist, und zeigte mir noch einige Kleinigkeiten. Weitere Briefe von George Sand habe ich aber nicht bemerkt, und ich glaube, daß sein Vorrath mit den fünf ververöffentlichten erschöpft ist. Herr Troubat würde, wenn er genöthigt gewesen wäre, für Alfred de Musset gegen George Sand einzutreten, nach meiner Meinung seine Argumente mehr aus der Tiefe der Ueberzeugung und aus mündlichen Mittheilungen als aus neuen und noch nicht bekannten Urkunden haben schöpfen müssen. Somit dürfte das höchst unangenehme Schauspiel eines brieflichen Zweikampfes über das Grab hinaus, bei dem beide Duellanten nur schmerzliche Wunden davontragen könnten, uns erspart bleiben. Die Vertrauensmänner der George Sand haben beschlossen, die Briefe von Musset nicht zu veröffentlichen, und der Vertrauensmann von Paul de Musset, der überdies nur den Auftrag hat, die anvertrauten Waffen zur Vertheidigung, nicht aber zum Angriff zu gebrauchen, dürfte über neues und wichtiges Material überhaupt kaum verfügen. Die wenigen noch vorhandenen Briefe der George Sand an Alfred de Musset sind wie gesagt von Paul de Musset bereits veröffentlicht worden.

Eine andre Frau, die im Leben Mussets eine nicht minder bedeutende, aber viel freundlichere Rolle gespielt hat als George Sand, Frau Caroline Jaubert, hat in diesen Tagen ihre „Erinnerungen" veröffentlicht, darunter eine große Anzahl von Briefen Alfred de Mussets. Von diesen zum Theil harmlosen und durchweg liebenswürdigen Schriftstücken, die der Takt einer feinfühligen und geistvollen Frau ausgewählt hat, will ich in einem nächsten Aufsatze berichten. Paul Lindau.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

*) „Les lettres que j'ai données sont presque textuellement transcrites. Ce que j'y ai coupé ou changé est peu de chose et je n'ai fait que supprimer ou adoucir des expressions trop fortes qui auraient fait bondir quelques lecteurs délicats."

**) „J'ajoute une note sur l'ouvrage de M. Karasowski à mon dossier que je tiens en réserve pour le publier dans le cas seulement où l'on me forcerait à le faire, car je n'en chercherai point l'occasion." Brief Paul de Mussets vom 6. Mai 1877.

Die Gräberfunde von Ancon in Peru im Berliner ethnographischen Museum.

Von Carus Sterne.

1. Die Mumien und ihre Bestattung.

Wenn man die wissenschaftliche Signatur des eben zu Ende gehenden Jahrzehnts (1870—1880) auf ein Wappenschild malen wollte, so würde man nichts Bezeichnenderes wählen können, als: Hacke und Spaten über einem geöffneten Grabe gekreuzt. Wir brauchen nur an die Ausgrabungen Schliemanns in Troja und Mykenae, an die olympischen und pergamenischen Funde, an Dodona und Samothrake, an die von den wichtigsten Ergebnissen gekrönten Ausgrabungen George Smiths in Ninive und Dümichens in Aegypten, und an die in allen Theilen der Welt mit unerhörtem Eifer aufgenommenen prähistorischen Forschungen zu erinnern, um die Triumphe von Hacke und Spaten zu beweisen, die niemals größer gewesen sind, als in diesem jüngst verflossenen Jahrzehnt. Sie eröffneten uns gleichsam Fenster, durch die wir in diejenigen Perioden der Vorzeit schauen, auf denen unsre Cultur, Wissenschaft und Kunst beruht, und immer tiefer in solche, aus denen keine Ueberlieferung durch Schrift und Wort zu uns dringen konnte.

Es muß uns seltsam berühren, daß wir die Haupterfolge, die wir auf diesem Gebiete haben können, dem die gesammte Menschheit durchdringenden Unsterblichkeitsglauben in jener roheren Form verdanken, die unmittelbar aus den Erfahrungen des Traumlebens zu folgen scheint, dem Glauben, daß der Mensch jenseits des Grabes fortlebe in derselben Weise, wie vorher, daß man ihn daher im Grabe mit aller Leibes-Nahrung und -Nothdurft versehen müsse, mit Speise, Kleidern, Waffen, Schmuck, Geräthen und Gefäßen aller Art, kurz mit seinem theuersten und besten Hausrath, und daß man das Grab selbst vor allen Angriffen in jeder Weise schützen und verwahren müsse. Wie man in den vor ungeheuren Zeiträumen dem Erdschoße eingebetteten Steinkohlenlagern ein Mittel der Vorsehung hat sehen wollen, um unsere moderne Entwicklung der Technik und Industrie zu ermöglichen, so könnte man in jenem pietätvollen guten Glauben der Naturvölker eine providentielle Vorbereitung der von gewissen Seiten für so gottlos gehaltenen prähistorischen Forschung er-

blicken, denn in der That, was wäre unsere Wissenschaft von Aegypten und Etrurien ohne Felsengräber und Pyramiden, und unsere Wissenschaft von dem prähistorischen Menschen aller Länder, wenn jenes römische Verbot, den Todten Werthsachen ins Grab zu legen, einige Jahrtausende früher gekommen wäre? Mit der Entdeckung und dem zunehmenden Gebrauche der Schrift vermindern sich die Beigaben der Leichen mehr und mehr, fast in dem Maße, in welchem die Forschung ihren Verlust verschmerzen kann, und seit jenen Zeiten bieten dem Vorzeitsforscher die Friedhöfe kein fesselndes Interesse mehr. Jene leibliche und materielle Auferstehung aber, auf welche die Naturvölker vertrauten, sie findet heutzutage in anderer und freilich unbeabsichtigter Weise statt; die Vorzeit steigt aus den Gräbern, und dem trüben Handwerke des Todtengräbers stellt sich das an Ehren und Erfolgen reichere der Todtenerheber gegenüber.

Die Erkenntniß, wie wenig die Alterthumsforschung ohne Gräberfunde ausrichten kann, wird uns ein Blick auf die hochwichtigen Ausgrabungen der deutschen Geologen W. Reiss und A. Stübel auf dem Todtenfelde von Ancon in Peru*) vermitteln, deren Ergebnisse in den Besitz der Berliner ethnographischen Sammlungen übergegangen sind, und über welche soeben ein großes monographisches Werk mit ca. 110 Foliotafeln im wundervollsten Farbendruck zu erscheinen beginnt. Die altperuanische Cultur ist bekanntlich vor den Augen der Spanier des sechszehnten Jahrhunderts zu Grunde gegangen, ohne daß uns über dieselbe in wissenschaftlichem Geiste abgefaßte Nachrichten erhalten worden wären. Wir haben zwar mannichfache allgemeinere Nachrichten über die geschichtlichen Vorgänge, über Regierungsform und Religion der Bewohner des Incareiches empfangen, aber im Großen und Ganzen war und blieb uns diese Cultur eine fremdartige Erscheinung. Die gewaltigen Ruinen der Tempel und Paläste in den auf dem Hochlande gelegenen Hauptstädten des Incareiches, die staunenswerthen Straßenbauten im Gebirge, erweckten zwar bald von Neuem das Interesse an dieser von der Habsucht schonungsloser Eroberer jäh zerstörten Cultur, aber die Werke von Rivero und Tschudi, Castelnau, und selbst die neueren Publicationen von Squier und Charles Wiener bauten ihre Kenntniß hauptsächlich nur auf den architektonischen, plastischen und keramischen Ueberbleibseln auf, die doch als mehr äußerliche Schöpfungen des Bedürfnisses verhältnißmäßig stumm sind, verglichen mit den Nachrichten aus dem innern Leben und Empfinden, welche uns die Gräberfunde eröffnen. Nun sind zwar seit Jahrhunderten unzählige Gräber des goldreichen Incavolkes geöffnet worden, aber meist nur von der Habsucht pietätloser Schatzgräber und Händler, und die nicht wenigen Stücke, die daher in den Besitz auch des Berliner Museums gelangt waren, stammten daher meist aus zweiter Hand und waren von Reisenden gekauft und mitgebracht worden.

Bei den neuen Erwerbungen, von denen hier die Rede sein soll, handelt es sich dagegen um die Ergebnisse der ersten durch Männer der Wissenschaft in jenem fernen Lande überhaupt veranstalteten systematischen Gräberforschungen, und dieselben sind in ihrer Art so einzig und interessant, daß sie, weit über die Kreise der Archäologen und Amerikanisten hinaus, die Aufmerksamkeit der Gebildeten in Anspruch nehmen dürfen. Eins der seltensten Zusammentreffen der Bodenbeschaffenheit, des Klimas, und der Abgeschiedenheit von den großen Verkehrsstraßen hat uns in dem Todtenfelde von Ancon einen Vorrath von Ueberbleibseln des Lebens und Webens der alten Peruaner bewahrt, wie wir ihn kaum aus unserer eigenen Vergangenheit in gleicher Erhaltung und Mannichfaltigkeit besitzen. Schwerlich findet sich irgendwo ein ähnlicher Reichthum von Geweben, Nadelarbeiten und Gegenständen des alltäglichen Gebrauches aus einer deutschen Oertlichkeit von gleichem Alter, wie in diesen altperuanischen Reliquien beisammen.

*) Das Todtenfeld von Ancon in Peru. Ein Beitrag zur Kenntniß der Cultur und Industrie des Incareiches. Nach den Ergebnissen eigener Ausgrabungen von W. Reiss und A. Stübel. Mit Unterstützung der Generalverwaltung der Königlichen Museen. Berlin, A. Asher & Co. 10 Lieferungen mit ca. 110 Foliotafeln (à 30 Mark).

Das unbedeutende Fischerdorf an der Bucht von Ancon, ungefähr 10 Stunden nördlich von Lima, war den Schatzgräbern längst als die Fundstätte ärmlicher Indianergräber bekannt, aber erst die Anlage einer neuen Eisenbahn von Lima nach Chancay hat die von dem Präsidenten Balta in einen modernen Badeort verwandelte Stätte zugänglicher gemacht, und das angrenzende Gräberfeld erschlossen. Ein Ausläufer der Cordilleren, der bis zum Meere sich erstreckt, schützt diesen Badeort vor den herrschenden Südwinden, aber die Nähe des Gebirges hat der ein Hochplateau bildenden Umgebung keine Fruchtbarkeit verliehen, es dehnt sich vielmehr hier wie durch ganz Peru unmittelbar am Meere eine wasser- und vegetationslose Sand- und Steinwüste mit wandernden Dünen von fast sahara-ähnlichem Charakter aus. In dieser Sandwüste, über welche sich in der Ferne die Berge der Küstenanden erheben, befindet sich das vor einigen Jahren in monatelangem Aufenthalt von Reiss und Stübel durchforschte Gräberfeld von Ancon, die Ruhestätte vieler Generationen. Eine von der Küste ins Land laufende, stellenweise wohl verfolgbare Mauer umschließt in Form eines unregelmäßigen Vierecks von etwa einem Quadratkilometer Ausdehnung Tausende von Gräbern, und viele derselben, die im Innern nicht Platz gefunden haben, liegen außerhalb der Mauer. Der centrale Raum innerhalb des umfriedeten Todtenfeldes bildet mannichfache kleine Hügel und Plateaus bis zu 20 Meter Höhe mit ziemlich steil abfallenden Wänden, auf deren durch Terrainfalten zerschnittener Oberfläche unter dem Flugsande sich eine ansehnliche, schwarze, mit Küchenresten und Werkzeugen vermengte Culturschicht, das Zeichen eines lang dauernden Menschenverkehrs an dieser Stelle findet. Man trifft auf diesen über das weite Todtenfeld hinausragenden Höhen Ueberreste von Mauern, Mahlsteine und in den Boden versenkte kolossale Thonkrüge, wie man sich deren in den angrenzenden Indianerdistricten zur Bereitung des ehemaligen Nationalgetränkes, der Chica bedient. Wir werden nachher auf die Frage kommen, ob diese Culturschicht wirklich den Beweis für eine langjährige Besiedelung dieser Stätte liefert, oder ob sie sich möglicherweise erklären läßt durch Todtenopfer, die hier inmitten der weiten Nekropole den Manen der aus weiter Umgegend hergeschafften Verstorbenen gebracht worden sein mögen. Denn die geringe Ergibigkeit der wasserlosen Gegend spricht nicht sonderlich zu Gunsten der Annahme einer wirklichen stärkeren Besiedelung dieser Stätte durch eine Menschenmenge, die zu der Gräberzahl im Verhältniß stünde. Doch betrachten wir zunächst diese Gräber selbst.

Rings um die eben geschilderten, inselartig aus dem Sandmeere emporsteigenden Culturstätten schaart sich im weiten Umkreise auch jenseits der Umfassungsmauer Grab an Grab; die meisten derselben sind in den ursprünglichen Kiesschichten bereitet, nur ausnahmsweise findet sich auch eine Anzahl in der durch menschlichen Einfluß entstandenen schwarzen Erde. Kein Erinnerungsmal, kein noch so flacher Hügel oder Stein über den Gräbern bezeichnete ehemals ihre Stätte. Heute gleicht die Gegend, wie wir auf den von ihren Erforschern entworfenen landschaftlichen Ansichten ersehen, im Kleinen fast einer Mondlandschaft, bei der sich Krater an Krater — die aufgeworfenen Gräber — drängt, aber diese Gräber mußten ursprünglich mit der Sonde aufgesucht werden, die nur da leicht eindringt, wo die festen Kiesschichten früher einmal zur Austiefung des Grabes durchbrochen worden sind. Dieser Umstand, daß nämlich die Kiesschichten in dem Laufe der Jahrhunderte, welche seit Schließung der Gräber verflossen sind, nicht zusammensanken, gibt uns einen lehrreichen Fingerzeig über die Ursachen der wunderbaren Erhaltung der Mumien in dem sandigen Boden. Auf diesem gesammten wüstenartigen Küstenstrich, der im höchsten Grade arm ist an fließenden Gewässer, regnet es fast nie, seit Jahrhunderten ist dort, von schwächlichen Ansätzen abgesehen, kein ordentlicher Regen gefallen, und die rieselnden Nebel (Garuns) der Regenzeit, die den Hügeln einen vergänglichen Pflanzen- und Blumenschmuck verleihen, dringen nicht bis zur sicheren Wohnung der Todten in der Tiefe. Daher jener Mangel an Zusammensickerung des einmal aufgegrabenen Bodens, und die wunderbare Erhaltung der Leichen mit ihrer gesammten Ausstattung, die dem Spruche: „Zu

Erde sollst du werden!" seit Jahrhunderten trotzen. Man ist versucht zu denken, daß dieses Moment früh erkannt, erst zur Anlage solcher Nekropolen auf dem Küstenstrich Veranlassung gegeben haben könnte.

Entfernt man aus den mit der Sonde gefundenen Gräbern die locker gebliebenen Füllmassen, so erhält man leicht wieder das ursprüngliche Grab in Gestalt eines weiten Schachtes von rundlichem oder quadratischem Querschnitt bei 3—6 Meter Tiefe und in denselben Grenzen wechselndem Durchmesser. Nur wenige Beisetzungen haben dicht unter der Oberfläche, die Mehrzahl in 2—4 Meter Tiefe, einzelne noch zwei Meter tiefer, stattgefunden. Das Begräbniß wurde sehr häufig derartig bereitet, daß am Grunde des Schachtes in den Seitenwänden Nischen angelegt wurden, in welche die Mumien hineingesetzt wurden, so daß die letzteren, besonders wenn die Nischen noch durch Rohrgeflechte oder Matten abgeschlossen wurden, nicht unmittelbar von dem Sande bei der Zuschüttung des Grabes berührt werden konnten, eine auch anderwärts, z. B. von australischen Naturvölkern hier und da beobachtete Bestattungsweise. Manchmal findet man nur einen einzelnen Todten in einem solchen Grabe, aber gewöhnlich mehrere, bis zu 12 und 16 Personen bei einander. Man erhält dann den Eindruck eines Familienbegräbnisses, und mag sich denken, daß das Grab wieder geöffnet wurde, um später gestorbene Angehörige beizusetzen; manchmal sind den Mumien der Erwachsenen Kindermumien unmittelbar beigesellt, mitunter liegen dieselben in geringerer Tiefe des Schachtes, als ob man ihretwegen nicht die ganze Erdmasse hätte entfernen wollen, auch Erwachsene finden sich in höheren Niveaus über den früher Begrabenen.

Manchmal jedoch sieht man einen Leichnam mit reicheren Beigaben umringt von anderen Mumien ohne Beigaben, und man wird an jene weitverbeitete barbarische Sitte erinnert, bei welcher Weib und Diener dem Manne ins Grab zu folgen hatten, einer Sitte, die ja auch im alten Europa früher heimisch war und der Vorstellung entsprach, daß der Mann, als Herrscher über Leben und Tod seiner Angehörigen, ebenso wie der ihn umringenden Speisen auch seines Weibes und seiner Dieuer im Jenseits bedürfe. Zu diesem Ideenkreise gehört auch das Mitbegraben der Lieblingsthiere, hier Hunde und Llamas, Papageien und Meerschweinchen, bei unseren Vorfahren bekanntlich des treuen Pferdes, welches mit seinem Reiter den Scheiterhaufen bestieg, oder den Herrn tragend, in die Erde versenkt wurde. Uebrigens könnten diese Thiere auch, wenigstens die Llamas, als Todtenopfer oder Ueberreste von Opferschmäusen gelten, zumal von ihnen gewöhnlich nur Haut und Knochen gefunden werden. Noch weniger wird man, ohne bestimmtere Anhaltspunkte, die Menschenopfer als erwiesene oder selbst nur zur Wahrscheinlichkeit erhobene Thatsachen ansehen dürfen, nur die Möglichkeit einer solchen Deutung scheint nicht ausgeschlossen.

Außer den die große Mehrzahl ausmachenden Schachtgräbern, befinden sich auch einige andere Grabformen, so z. B. einzelne mit Luftziegeln ausgemauerte im centralen Theile, solche bei denen der Leichnam unter einem großen Thongefäße liegt u. a. Eine besonders regelmäßige Anordnung der Gräber ist nicht erkennbar, wohl aber fanden sich große Gruppen gleichartig und von den anderen verschieden ausgestatteter Mumien beieinander, so z. B. die in Verpackung und Beigaben besonders reich bedachten, die unter Thongefäßen begrabenen, die mit Hunden und Llamas beerdigten, von Netzen umhüllte Mumien u. s. w. Man könnte dies vielleicht auf verschiedene Epochen deuten, aber da sich derartige Gebräuche, wie Begräbnißweisen, nicht so schnell zu ändern pflegen, so ist es wahrscheinlich richtiger, zu denken, daß der Tod nach den Anschauungen der alten Peruaner nicht Alles gleich gemacht habe, sondern daß die verschiedenen Stände und gesellschaftlichen Rangstufen, hier hübsch gesondert, zur Ruhe bestattet wurden.

Nichts kann eigenthümlicher sein, als die Art und Weise, in welcher die Leichen für das Begräbniß zugerichtet wurden. Der Leser wird sich den richtigsten Begriff davon machen, wenn er sich eine Art Spedition der sterblichen Ueberreste für das dunkle Land des Jenseits vorstellt, behufs welcher dieselben zum bessern Transport in große wohlumschnürte, rundlich-viereckige Packete oder Collis von 0,60—1,40 Meter Höhe bei 1 Meter Breite und 0,60 Meter Dicke verwandelt wurden, wobei häufig noch ein Netz das ganze Colli, in welchem sich nicht selten auch zwei Leichen befinden, umfängt. Oder die umschnürenden Stricke aus geflochtenem Riedgras sind selbst über den bunten Tüchern, die das Colli umgeben, sauber verknotet, und es treten vier oder mehr freie Enden hervor, mittelst welcher das schwere Versandtstück bequem transportirt und in die Gruft hinabgelassen werden konnte.

In dieser Weise jedoch, als einfacher rundlicher Ballen, reisten wohl nur die ärmeren Leute ins Jenseits, bei den besser ausgestatteten und, darnach zu schließen, wahrscheinlich vermögenderen oder angeseheneren Todten, erhielt das Colli durch Aufsetzen eines falschen Kopfes, durch Bekleidung mit farbenprächtigen Tüchern und Obergewändern, deren Aermel zu beiden Seiten herabhängen, das äußere Aussehen einer menschlichen Büste. Unter dem Tuche, welches den in seinem Größenverhältnisse dem kolossalen Scheinrumpfe entsprechenden Kopf verhüllt, glaubt man anfangs vielleicht die Züge des Verstorbenen selbst sich abzeichnen zu sehen. Nimmt man aber die bunte, unter dem Kinn zusammengeknüpfte sehr zierliche Halsschleife, deren vorn über die Brust herabhängende Enden sich unten in Fransen auflösen, und das von ihr zusammengehaltene Kopftuch ab, so kommt ein aus einem ausgestopften Kissen bestehender künstlicher Kopf zum Vorschein, der bei aller Rohheit der Herstellung doch die charakteristischen Gesichtszüge der Rasse recht gut wiedergibt. Auf dem dunkelroth bemalten Grunde sind die aus Holz, Baumrinde oder dergleichen geformte Nase, Lippen u. s. w. aufgenäht, die Augen werden gewöhnlich durch gewölbte Muschelschalen, auf denen ein dunkler Wachstropfen die Pupille bildet, die Haare durch schwarz gefärbte Agavefäden, oder durch eine Perrücke dargestellt. Diese Perrücken wurden bei reicher ausgestatteten Leichen zum Theil ganz so wie heutzutage mit der größten Sorgfalt angefertigt, indem ein Hohlkugelsegment aus Zeugstoff mit Menschenhaaren, die in der Mitte einen Scheitel bilden und nach dem Rücken zu in Zöpfen geflochten sind, durchwebt wird. Wie große Mühe hierauf verwendet wurde, ersieht man daraus, daß eine der aufgefundenen Mumienperrücken 204 Zöpfe von circa 55 Centimeter Länge aufwies. Der Kopf ist dann noch häufig mit Papageienfedern, farbigen Binden und andern eigenthümlichen Zierrathen und Abzeichen geschmückt, dagegen begegnet man hier nur selten jenen großen Ohrringen, welche, wie man aus den alten Chronisten weiß, im alten Peru als besondre Auszeichnung galten. Es ist kein Wunder, daß man diese oft wunderbar ausgestatteten falschen Mumienköpfe einigen Reisenden als angebliche Götzenbilder aufgeschwatzt hat, und daß sie unter dieser Bezeichnung in manchen Museen prangen. Die ganze Ausstattung deutet vielleicht, falls sie nicht als bloße Ehren- und Erkennungsauszeichnung der Mumien in den öfter geöffneten Gesammtbegräbnissen diente, auf prunkvolle Todtenzüge und Leichenceremonien.

Oeffnet man ein solches für die Ewigkeit bestimmtes, und in der That noch heute, seit einer unbekannten Zahl von Jahrhunderten unverwestes Packet, indem man die äußere Bekleidung hinweg nimmt, so kommt zunächst ein fester derber Baumwollenstoff zum Vorschein, in welchen der Gesammtinhalt fest eingenäht ist. Unter diesem kräftigen Zeuge folgt sodann eine dicke Schicht von Baumblättern oder trocknem Seegras, die zum Ausstopfen des Ballen diente, und in welcher sich häufig allerlei Beigaben und nothwendige Utensilien für die Reise ins Jenseits, z. B. Handwerksgeräthe, Schmucksachen, Arbeitskörbchen u. s. w. befinden. In dieser Ausfüllmasse liegt dann erst der eigentliche Mumienballen, dicht von Thierfellen umgeben und mit Stricken so dicht umschnürt, daß man bereits von außen die Gestalt der Mumie erkennt. Man findet dieselbe dicht mit Tüchern umwickelt, Kinder wie Erwachsene, reich und arm, fast ausnahmslos nackt und in kauernder Stellung, oft auf einer großen mit Asche erfüllten Kürbisschale sitzend. Offenbar wurde der nackte Leichnam zunächst in eine sitzende Stellung gebracht, dann durch

Bänder die Knie fest an den Körper gezogen, die Arme dicht an den Körper angelegt, Zehen und Finger untereinander verbunden. Es ist dies eine Stellung, wie man sie auch bei den Skeletten prähistorischer Völker häufig angetroffen hat, so daß man allerlei allegorische Beziehungen dahinter gesucht hat, als wenn man nämlich dem Todten dieselbe Stellung gegeben habe, in welcher sich das Kind im Mutterleibe befindet, um damit anzudeuten, daß er einer neuen Geburt entgegengehe. Bei den peruanischen Mumien erklärt sich diese Stellung indessen schon genügend durch das in allen Einzelnheiten ausgedrückte Verlangen, ein transportfähiges Packet herzustellen, dem entsprechend auch die Lücken des dadurch in die kleinste, verpackungsfähige Form gebrachten Leichnams sorgsam mit Baumwolle ausgefüllt wurden, so daß er ganz in weiche Stoffe gehüllt, wie eine zerbrechliche Waare vor der Beschädigung durch die Schnürung und den Transport behütet wurde.

Man trachtete augenscheinlich darnach, den Todten unversehrt in das Jenseits zu befördern und für die Auferstehung zu bewahren, und man kann sagen, daß man diesen Zweck der rohen Idee nach, von den ungewöhnlichen Verhältnissen der Trockenheit von Luft und Boden unterstützt, besser als irgendwo zu erreichen gewußt hat. Keine Schnitte zum Zwecke der Einbalsamirung entstellen die Leiche; sie ist anscheinend ohne alle weitere Zubereitung, wie diejenigen des Bleikellers in Bremen, einfach durch die Trockenheit erhalten, wobei zwar die Haut eingeschrumpft und die Fleischtheile rothbraun geworden, die Körperformen aber im Allgemeinen gut erhalten geblieben sind. Das Haupt ist in der Regel noch von dichtem Haar bedeckt, welches durch Netze oder farbige Bänder zusammengehalten wird. Das Antlitz findet sich häufig, das Leben nachahmend, roth bemalt, und der Mund ist, um das Einfallen der Wangen zu hindern, wie bei unsern fürstlichen Paradeleichen mit Baumwolle ausgefüllt. Zuweilen trifft man das Gesicht mit dünnen Silberplatten belegt, die sich auch zwischen den meist schlechten Zähnen eingeschoben finden. Die Zahnverderbniß könnte man sich vielleicht durch das Kauen der mit Kalk vermengten Coca, des bekannten narkotischen Genußmittels der Peruaner erklären, aber es ist merkwürdig, daß diese schlechten Zähne sich schon bei den Kindermumien finden. Nur als Ausnahmen trifft man Mumien, die nicht in dieser hockenden, sondern in ausgestreckter Stellung bestattet worden sind. Fast allen Mumien aber ist, abgesehen von dem Reichthum der Stoffe und der Beigaben, über die wir im nächsten Artikel zu berichten haben werden, die gleiche Sorgfalt der Verpackung zu Theil geworden.

(Schluß folgt).

Aus der Hauptstadt.

Aus Berlin.

Carneval! Die Zeit im Jahre, wo die sorgliche Mutter allen ihren Scharfsinn darauf verwendet, die flatterudden Herrlichkeiten, worin ihre Töchter im vorigen Winter geprangt, nach Möglichkeit modisch aufzustutzen, wo der Tanzbär bei Betrachtung seines abgewetterten Doctorfracks in vorzeitige Aschermittwochsstimmung versinkt, wo der Zeituugsleser mit stillem Grauen sein Leiborgan aufschneidet, mit der Furcht, der Feuilletonist möchte sich für die auf dem Ball der verwichenen Nacht ausgestandene Langeweile am ganzen Publicum durch Auswärmung der abgestandenen Betrachtungen über die geringe Beanlagung der nordländischen Völker zur Faschingsfreude gerächt haben. Ein Glück, daß das Wetter wenigstens sich winterlich gestaltet hat! Auch wer nicht zu den Stammgästen der Rousseau-Insel oder des Neuen Sees gehört, wen nur die Geschäfte täglich durch die Straßen führen, der freut sich des prächtigen Anblicks, den die dickbereiften Bäume der städtischen Alleen oder des Kanalufers im Sonnenschein gewähren, des Hastens der frierenden Leute, das den Straßen ein doppelt lebhaftes Ansehen gibt, und begeistert sich für das bläuliche Mondlicht, das die tiefen Schatten der Häuserfronten so malerisch hervortreten läßt. Zur Sommerszeit läßt man sich auch von dem beredtesten Schwärmer nicht ganz überzeugen, daß Berlin die schönste Stadt Europas ist — an Wintertagen, wie die letzten waren, stimmt man dagegen gern in solche Lobeshymnen ein.

Ob freilich Berlin ein so besonders lustiger Aufenthaltsort ist — selbst heute, wo das Meer unserer Vergnügungen am höchsten fluthet, wage ich mich nicht darüber auszusprechen und überlasse Weitergereisten die Ergründung und Beantwortung dieser Frage. Mögen sie unsere großen Vergnügungslokale, unsere Concerte und Tanzsäle durchwandern! Nur möchte ich ihnen nicht rathen, sich an einem Ballabend in den Wintergarten des Centralhotels zu wagen. Die Räume sind wunderschön, und die Gesellschaft, die dort verkehrt, gehört zu den interessantesten der Hauptstadt; aber man muß entschieden die Maske eines Eisbären wählen, will man sicher sein, daß man sich da nicht eine tüchtige Erkältung zuzieht. Ob die Verwaltung eines großen Etablissements sich wohl auch anderwärts eine solche Nachlässigkeit hätte zu Schulden kommen lassen? Denn über die mangelhafte Einrichtung der Garderoben war geklagt worden, seitdem der Wintergarten eröffnet worden ist — zu einem Fest von dem Umfange des Corps-de-Ballet-Balles, bei dem man sich eines großen Menschenandranges wohl vorsehen durfte, hätte man unbedingt bessere Vorbereitungen treffen müssen. Auch jener Anschlag, der den Ballgästen bekannt machte, daß ihnen im Hotel keine Zimmer eingeräumt werden sollten — eine Ankündigung, die dem ganzen Ball einen höchst merkwürdigen Stempel aufzudrücken schien — war, gelinde gesagt, ziemlich taktlos. Wozu dieser Anschlag? stand es dem Hotelpersonal doch immer frei, unliebsame Gäste abzuweisen. Die allgemeine Empörung über die Ereignisse jener Nacht hat sich glücklicherweise etwas gelegt — allein die Direction des Centralhotels hat eine tiefe Scharte auszuwetzen.

Treten nicht solche Zwischenfälle ein, so spielt sich unser gesellschaftliches Leben in der stereotypen Weise ab: ein Fest nach dem anderen; und der Fernerstehende, der in den Berichten stets dasselbe liest, fragt sich, worin eigentlich der Reiz eines solchen rastlosen Drehens um stets gleiche Mittelpunkte liegt. Ist man einmal in jene Kreise eingetreten, so versteht man das eher und gewahrt, daß jenes einförmige Grau nur aus dem sinnebetäubenden Wirbeln unzähliger bunter Farben entstanden ist. Wer nur die Einzelerscheinung festhalten könnte! aber kaum wahrgenommen, wird sie von einer anderen verdrängt. So muß man Alles selbst gesehen haben — Schilderung kann da nichts vermitteln.

Doch welchen Zauber dieses Leben ausübt, kann man daraus abnehmen, daß unser modernes Drama nur dann ein Publicum findet, wenn es sich die Schilderung unserer Tagessitten, vornehmlich derer der großen Welt zur Aufgabe setzt. So bestehen die diesjährigen Neuigkeiten unserer Theater ausschließlich aus Lustspielen. Nur das Schauspielhaus hat sich in vergangener Woche an einer Tragödie „Des Hauses Ehre" von dem unlängst verstorbenen Carl Hugo versucht — mit ebenso geringem Glück, als vor Jahrzehnten, da es dieselbe zum erstenmale in Scene setzte. Sollte diese Wiedererweckung ein interessantes Experiment sein, oder hatte sie ihren Grund nur darin, daß bei den unglücklichen Zufällen, die das Personal der Königlichen Bühne decimiren, ein Stück, das nur drei Personen beschäftigt, eine wünschenswerthe Novität schien? Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater spielt Friedrich Haase seine alten Rollen unter altem Beifall des Publicums, aber zur nicht geringen Verlegenheit der Kritik, die nicht weiß, welch neues Wort des Lobes sie für die schon hundertmal gelobten Leistungen des Künstlers finden soll.

Da sind wir Helmerding gegenüber doch in einer glücklicheren Lage! Als er neulich zum Benefiz eines Collegen, der sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, uns wieder einmal die langentbehrte Freude machte, ihm zujubeln zu können, da hatte man doch wenigstens ein neues Gefühl, da bedauerte man, daß ein so vollendeter Schauspieler, dessen Kraft auch nicht die leiseste Spur des Abnehmens zeigt, der Bühne schon entsagt hat. Das Lachen, das er uns entlockte, dämpfte eine wehmüthige Stimmung. Weshalb hat er uns verlassen? fragt man sich. Er findet in den neuen Stücken keine Rollen mehr? Aber der alte, abgespielte „Registrator auf Reisen" wirkte in seiner Darstellung doch so völlig frisch! Es ist fast ein Unrecht, daß er sich uns entzieht — und man vermag nicht einzusehen, wie Helmerding auf die allgemeine Liebe, auf den Rausch des Beifalls, auf die Freude am Schaffen vollständig verzichten kann.

Wir müssen das Wiederauftreten Helmerdings im Wallnertheater, dessen Vorstellung zu einer Art Ovation seitens der Mitwirkenden und des Publicums für den geschiedenen Künstler sich gestaltete, als das interessanteste theatralische Ereigniß der letztvergangenen vierzehn Tage

bezeichnen; denn die Première, die das Residenztheater gebracht hat — die einzige von Bedeutung im neuen Jahre —, hat einen nicht unbestrittenen Ausgang genommen. Nachdem die Neugier auf Hugo Bürgers „Adoptirte" durch stetes Ansetzen und stetes Hinausschieben der ersten Vorstellung bis zur Ermüdung angespannt worden war, hatte sich am Sonnabend, 15. Januar, als das Stück nun endlich in Scene ging, ein ziemlich zahlreiches Auditorium eingefunden. Für Berlin ist das Stück neu, der Verfasser ist, was das Interesse besonders rege macht, ein Berliner, und im Uebrigen ist man gewöhnt, daß ein Auftreten Frau Niemanns, noch dazu in der Hauptrolle, volle Häuser macht. — Bürger hat jenes oben erwähnte Ziel des modernen Dramas, die Schilderung der Tagessitten, ganz besonders ins Auge gefaßt. Während man aber von seinen letzten Stücken wohl sagen darf, daß er seine Aufgabe befriedigend gelöst hat, verrathen „Die Adoptirten" in dieser wie in mancher andern Beziehung noch den Anfänger. Allerdings den talentvollen. Aber es ist doch die Frage, ob Bürger nicht weiser gehandelt, wenn er diese Arbeit nicht wieder hervorgesucht hätte. Was können die Anfänge eines auch noch so beliebten Autors — wofern es nicht gerade Lessing oder Schiller ist — das Publicum interessiren? Der Gewinn, den der Dichter davon hat, seinen eigenen Entwickelungsgang darzulegen, wiegt doch gar zu wenig gegenüber der Gefahr, sich die frisch eroberte Theilnahme und Achtung zu vermindern.

Die Handlung der Adoptirten baut sich auf einer nicht gerade neuen Vorgeschichte auf. Der Baron von Hochdahl hat eine Schwester gehabt, die, noch zu des Vaters Lebzeiten, gegen dessen ausdrücklichen Einspruch einen jungen Maler geheirathet hat. Ein thörichter Schritt, denn die väterliche Einwilligung war ihr in Aussicht gestellt worden, sobald der Maler sich einen Namen gemacht haben würde. Da sie darauf nicht warten mag, wird sie enterbt. Ihr Gatte verliert nach einem ersten Mißerfolg den Muth, und es brechen für die junge Familie trübe Zeiten an; beide Gatten sterben früh und hinterlassen eine Tochter Susanne, deren sich eine Zimmervermietherin, Frau Mundel, eine ganz hübsch gezeichnete Gestalt, annimmt.

In dem Augenblicke, wo das Stück anhebt, wird nun seitens eines Professor Hartlieb gegen den Baron ein Proceß angestrengt. Dieser Professor ist auf Kosten des Barons erzogen worden, fühlt sich ihm aber dafür nicht zu Dank verpflichtet — angeblich, weil der Baron sich seinen Dankesäußerungen stets zu entziehen gewußt hat. Jene Erziehung muß auch eine sonderbare und mindestens in Bezug auf juristische Anschauungen ziemlich vernachlässigte gewesen sein; denn Hartlieb beabsichtigt durch seinen Proceß nicht mehr und nicht weniger, als den Baron zur Abfassung eines für Susanne günstigen Testamentes zu zwingen. Diese soll allerdings großmütterlicherseits unzweifelhafte Vermögensansprüche besitzen; indeß solange der Nutznießer lebt, ist die Absicht, einen gerichtlichen Zwang auf seine letztwilligen Verfügungen auszuüben, doch eine ganz seltsame. Aber nicht das ist es, was den Baron empört: er bereitet sich ganz ernstlich vor, den Proceß durchzufechten — als ob irgend ein Gericht eine Klage dieser Art annehmen würde! — und führt als Grund seiner Abneigung gegen die ihm unbekannte Nichte deren Leichtsinn an. Diesen Vorwurf sucht sein Advocat zunächst zu ergründen. Er nähert sich Susannen, welche durch Entwerfen von Modebildern ihr Leben fristet, unter dem Vorwande, sie für ein Blatt zu engagiren, ist von ihr entzückt und tritt sofort in das feindliche Lager über. Er und Hartlieb — mit dem er übrigens von Alters her befreundet ist — beschließen, Susanne dem Baron unerkannt zuzuführen, in der Hoffnung, daß eine Begegnung das Vorurtheil desselben brechen werde. Dieser Plan wird in der Weise ausgeführt, daß Susanne noch an demselben Abend unter dem Vorwand, Toiletten am lebenden Leibe zu studiren, in das Haus ihres Oheims gebracht wird, der gerade einen Ball gibt. Einst hatte ihre sterbende Mutter ihr gesagt: „Du kehrst nur in das Haus Deiner Verwandten zurück, wenn diese Dich brauchen, wenn Deine Anwesenheit ihnen ein Segen ist und Dir gedankt wird." Jetzt überzeugt sie sich, daß dieser Fall eingetreten ist, daß ihr Oheim leidet, und läßt sich, obwohl anfangs tief verletzt darüber, daß man sie in der Dienerstube hat warten lassen, von der Dame des Hauses, Frau von Turgi, überreden zu bleiben. Der zweite Act spielt acht Tage später. Susannens Nähe ist für den Baron ein Bedürfniß geworden; er spricht sich mit ihr vollkommen aus und fordert sie auf, sein Haus mit ihr zu theilen, ja im Verlaufe des Tages gibt er ihr zu Ehren ein großes Gartenfest und adoptirt sie feierlich in Gegenwart seiner Gäste. Indeß lauert, verborgen unter all diesem Glanz und dieser Freude, noch eine Schwierigkeit. Susanne hat sich im Hause ihrer Pflegemutter mit einem jungen Gelehrten, Reinhold Günther verlobt, unter der Voraussetzung, daß ihr Bund besiegelt wird, sobald Günthers Buch, das er soeben vollendet hat, einschlägt. Nun begegnet dasselbe einer einstimmigen Ablehnung seitens des Publicums, Günther will daraufhin seiner Braut entsagen, allein Lambert, der Rechtsanwalt des Barons, legt sich ins Mittel, adoptirt seinerseits Günther und hält in seinem Namen bei dem Baron um Susannens Hand an. Hier kommt ein Motiv ins Spiel, das Bürger nicht klar genug dargelegt hat. Er hat den Grundsatz, daß das Publicum Alles wissen soll, während die Handelnden im Dunkel tappen, umgekehrt — die Handelnden reden über Dinge, die das Publicum nicht genügend übersehen kann — und das hat dem Erfolg seines Lustspiels entschieden geschadet. Es scheint nämlich, daß der Baron sich in Geldverlegenheiten befindet — er verbraucht mehr als er einnimmt, hat sich aber vor Allem dem Anschein nach in eine Speculation eingelassen, die, verkehrt geleitet, ihn vollends zu Grunde zu richten droht. In irgend einer, nicht ganz durchsichtigen, Weise ist Günther in diese Angelegenheit verwickelt. Wie dem auch sei: Lambert, vom Baron mit seiner Werbung abgewiesen, ist auf das Aeußerste erbittert und droht den Baron zu ruiniren. Indeß es kommt natürlich nicht dahin. Der Baron, der Gelegenheit hat, sich von der Innigkeit der Liebe Susannens zu Günther zu überzeugen, der außerdem schon seine Heftigkeit seinem Rechtsanwalt gegenüber bereut, gibt seine Einwilligung, und Alles endet, wie es sich in einem rechtschaffenen Lustspiel schickt: Susanne heirathet ihren Günther, Frau von Turgi den lange im Stillen geliebten Hartlieb, der Baron und Lambert trinken auf das Wohl der Zusammengeführten freudig ein Glas Wein, und die Nebenfiguren werden auch in angemessener Weise befriedigt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Bürger sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt hat. Bedenkt man die unmöglichen Voraussetzungen, von denen er ausgeht, die Unwahrscheinlichkeiten, mit denen er weiterhin operirt — den befremdenden Sinneswechsel des Rechtsanwaltes, die Einführung Susannens in das Haus des Oheims, die gezwungenen Liebesscenen — so kann man ihm die Anerkennung dramatischer Sicherheit nicht versagen. Auch die Scenenführung, die effectvollen Actschlüsse — Alles das ist sehr wohl gelungen und versagte seine Wirkung nicht. In Anderem wieder zeigt sich der Anfänger gar zu deutlich. Die Ballscene des zweiten Actes, der Bazar im vierten machten den Eindruck des Erkünstelten; man hatte das Gefühl, daß der Autor gern das Leben der großen Welt schildern wollte, ohne es doch ganz natürlich gestalten zu können. Das Alles war gar zu äußerlich. — Daß es dem Stücke stellenweis an der nöthigen Deutlichkeit gebricht, ist oben schon berührt worden; was außer der unnöthig verwickelten Handlung dazu beiträgt, ist die Ueberladung mit zwecklosen Episoden. Der Doctor, Herr von Gollandt und seine Frau sind ziemlich überflüssige Figuren, die nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, aber in keiner Weise die Handlung beeinflussen.

Aber der Hauptfehler liegt in der Zeichnung der Hauptcharaktere. Daß der Rechtsanwalt ein einigermaßen sonderbarer Kauz ist, dessen Thun und Lassen sich jeder Berechnung entzieht, ist aus dem Abriß der Handlung wohl schon genugsam hervorgegangen. Sein Widerpart, der Baron, ist nicht minder seltsam. Die Ursachen seiner Sinnesänderung kann man nicht recht übersehen, da sein Bekanntwerden mit Susannen sich hinter der Bühne vollzieht, und die Art und Weise, wie er mit Lambert verkehrt, befremdet vollends. Er soll ein Aristokrat von echtem Wasser sein; doch ein Aristokrat „zankt" sich niemals, am allerwenigsten an einem öffentlichen Orte, wie es hier geschieht. Die Scenen, wie die, welche der Dichter im vierten Acte herbeiführt, sind im wirklichen Leben gar nicht möglich.

Unter diesen Umständen wurde denn auch die Theilnahme des Publicums, die anfangs recht rege war, immer unsicherer. Am Ende des ersten Actes, der mit einem zwar wohlfeilen, aber glücklichen Effecte schloß, und des zweiten, unter dem Eindrucke einer freilich fast zu sentimentalen Tirade, die indeß Frau Niemann mit gewohnter Virtuosität vortrug, war lebhafter Beifall zu vernehmen; nach dem dritten, der am besten gelungen war — er enthielt die Versöhnungsscene zwischen dem Baron und Susanne — wurde der Autor sogar gerufen. Allein zum Schluß des Stücks erlahmte das Publicum auffällig, und der Abend, der mit wirklich schönen Erwartungen begonnen hatte, schloß, ohne denselben zu entsprechen. Eine Thatsache, die man bedauert, schon im Interesse der Schauspieler, die durch eine vorzügliche Darstellung Alles gethan hatten, um einen Erfolg zu erzielen. Aber auch im Interesse des Dichters.

Denn sein Lustspiel, so wenig es den Eindruck des Fertigen machte, enthält gar manchen schönen Zug. Hätte man es mit einem Anfänger zu thun, so würde man diese Stellen mehr beleuchten und einen Autor, der so viel verspräche, zum Weiterstreben ermuthigen. Bürger gegenüber, der schon Besseres geleistet hat, darf man es schon aussprechen, daß man in seinem Werke Fehler findet, und daß man sein Zurücktreten auf eine Stufe, die man von ihm längst überschritten glaubte, nicht billigt. Sicherlich kennt er seinen Lessing gründlich genug, um zu wissen, daß eine ernsthafte Kritik nur da ernsthaft tadelt, wo sie einem wirklichen Talente zu begegnen glaubt. Carl Groddeck.

Opern und Concerte.

„Der erste Glückstag" von Auber. Rubinstein. Frl. Friedenthal. Trioabend der Herren Scharwenka, Holländer und Grünfeld.

Das Friedrich Wilhelmstädtische Theater strebt augenscheinlich nach dem sehr lobenswerthen Ziele, die anständige Spieloper nach und nach auf seiner Bühne einzubürgern. Es ist ein doppelt schweres Unternehmen, weil es nach zwei verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit starke Anforderungen stellt: Es verlangt von den Damen und Herren, welche in den Werken Offenbachs und Consorten die Musikposse der bedenklichsten Art studiren und darstellen mußten, eine vollständig andere Art des Spiels und des Vortrags — und ich will gleich hinzufügen, daß dieser Forderung in achtenswerther Weise Genüge geleistet ward. Es verlangt aber auch, daß das Publicum an dieser älteren, nunmehr als neu hervortretenden Gattung der anständigen Spieloper Gefallen finde, und sie unterstütze. Und hierin liegt die größere Schwierigkeit. In den höchsten wie in den tiefsten Regionen der Kunst treffen die Erfolge der Leistungen mit den Bedürfnissen des Publicums zusammen. Es kann leicht vorkommen, daß mächtige Einflüsse eine Zeit lang bestimmend auf die Richtung in einer Kunst einwirken, und einem großen Theil des Publicums die Mode vorschreiben; aber solch ein octroyirter Geschmack hat keine Dauer, und gar viele Leute, welche die Ueberzeugung für die vorgeschriebene Richtung am stärksten zur Schau tragen, sind die Ersten, welche bei einem Umschwunge die neue Mode am lebhaftesten begrüßen. Die Erfahrung lehrt (leider!), daß das Gute sich nicht vorschreiben läßt, weder in der Kunst noch in der Politik und im Leben, und daß nur das Niedrige willige Aufnahme findet, und nicht etwa nur bei Niedrigen. Wer nicht aus eigenem Antriebe edel denkt, selbstlos und opferbereit ist, wem nicht die Vorliebe für gute Musik innewohnt, der wird zwar, wenn es die Mode verlangt, für Edelmuth oder gute Musik schwärmen, aber nur aus Heuchelei, und bei passender Gelegenheit seinen wahren Gesinnungen um desto freieren Lauf lassen, je mehr Zwang er sich vordem auferlegen gemußt. Es ließen sich gar viele Beispiele aus der Geschichte anführen, aber sie brächten uns zu weit ab von dem Gegenstand dies Aufsatzes; nur auf eines ziemlich bezeichnendes will ich hinweisen. Kaiser Napoleon III. hat an den Dichter Ponsard nach einem Drama (ich glaube, nach dem Lustspiele L'honneur et l'argent) einen sehr anerkennenden Brief geschrieben und die moralische Tendenz des Stückes besonders hervorgehoben; in den Tuilerien aber, in der Gesellschaft des Kaisers fiel Niemandem ein, moralische Verse zu declamiren; und die Gesänge der Theresa waren der willkommenste Zeitvertreib, Offenbach mochte schon zu anständig erscheinen! Man thut diesem Unrecht, wenn man seinen Werken einen directen unheilvollen Einfluß auf die Sitten zuschreibt; er war nur der geschickteste Vertreter der gewünschten Richtung, und hätte nicht er Orpheus und die schöne Helena componirt, so vollführte ein Anderer die Aufgabe, dem Publicum die ihm anstehende Kost zu bereiten. Und wenn man immer nur vom verderbten dritten Kaiserreiche spricht, das sich in den Offenbachiaden wiederspiegelt, so vergesse man nicht, daß in dem sittlichen, unverderbten Deutschland alle Städte sich beeilt haben, jene Pariser Produkte einzuführen; man vergesse auch nicht, daß in Paris so viel Tausende Fremde leben, die nur den Tag hinter sich bringen wollen, und daß die „Werke" Offenbachs immer auf gewisse kleine Theater beschränkt blieben, währenddeß in den deutschen Mittelstädten die Haupttheater für ihr ständiges Publicum die schöne Helena und dergl. einstudirt haben. — Es mag ein sehr schweres Unternehmen sein, dem Publicum, das sich an solchen Dingen ergötzt, Geschmack am Besseren beizubringen; das bewies die erste Aufführung der reizenden Auber'schen Oper: „Der erste Glückstag", welche vor einem schwach besetzten Hause stattfand, also weniger Anziehung auszuüben vermochte als irgend eine Posse mit Musik.

Der erste Glückstag war die vorletzte Oper Aubers; er hat sie im Jahre 1868 componirt, als er 84 Jahre alt war (seine Geburt fällt in das Jahr 1784), sie gehört zu seinen frischesten, feinsten und best gearbeiteten. Schon das Textbuch (von d'Ennery und Cormon) ist trotz dem etwas fadenscheinigen Zusammenhange so anständig und so geistreich zusammengesetzt, daß man sich in eine andere Zeit zurückversetzt fühlt. Der eigentliche Grundton der Handlung ist mehr ein empfindsamer als komischer; eine eigentliche lustige Scene kommt gar nicht vor. Der Held ist ein junger französischer Offizier, der in Madras dient (1747), immer vom Mißgeschick verfolgt wird, ohne seine gute Laune zu verlieren; der an dem Tage, als er endlich glaubt vom Glücke begünstigt zu werden, die größten Gefahren zu bestehen hat — er soll sogar erschossen werden — aber seinen Gleichmuth behält: Schließlich bringt ein Zufall ihm Rettung, eine komische Wendung (die einzige im Stücke) befreit ihn von einem lästigen aber durch die Umstände sehr gefährlichen Nebenbuhler bei der geliebten Dame, und er genießt also nach so vielen Kämpfen den ersten Glückstag in vollstem Maße. Aus dieser sehr flüchtigen Andeutung über den Text wird der geneigte Leser zur Genüge entnehmen, wie sehr derselbe sich von dem jetzt landläufigen unterscheidet, wie liebenswürdig und freundlich er gehalten sein muß. Und so auch ist die Musik. Sie steht in Erfindung, in Unmittelbarkeit der Wirkung nicht ganz auf der Höhe des „Maurer", des „Domino", des „Fra Diavolo"; aber sie enthält mehrere Nummern, die zu den glücklichsten Eingebungen Aubers gezählt werden können. Im ersten Acte der Gesang Djelmas, und das Duett zwischen Gaston und Helene; im zweiten Acte die beiden reizenden Arien der eben genannten Dame; im dritten Acte ein Notturno, von den Beiden gesungen, das zu dem Besten gehört, was in dieser Gattung überhaupt existirt, und ein sehr schönes Lied des Gaston. Auch die weniger hervorragenden Nummern, besonders die des zweiten Actes, sind lebhaft gehalten, und die Arbeit, die Instrumentation u. s. w. ist so fein, daß man fast denken möchte, der alte Auber habe sich ganz besondere Mühe gegeben, um zu zeigen, was er mit 84 Jahren noch leisten könne.

Die Darstellung war eine überraschend gute, wenn man bedenkt, daß die Damen und Herren in einer ihnen bisher ganz fern liegenden Gattung der Oper zu wirken hatten. Fräulein Kopka (die glänzende Helene) und Fräulein Seebold (die gefühlvolle Djelma) wetteiferten mit gleichem Geschicke und Glücke in der Wiedergabe ihrer Partien, die eben so viel Anforderungen an Stimme wie an Vortrag und Spiel stellen. Das oben erwähnte Notturno erregte einen Beifallssturm, der erst bei der Wiederholung sich legte; und wir bestätigen mit Vergnügen, daß Fräulein Kopka hier auch die weichen Töne des Gemüthvollen mit eben so viel Glück zu treffen wußte, wie sonst immer die brillanten Läufer und Triller. Den Gaston sang Herr Link vom Stuttgarter Hoftheater; er besitzt eine recht ausgibige und gut gebildete hohe Tenorstimme, muß sich aber vor Uebertreibungen, vor zu starkem Hervorstoßen der hohen Töne hüten; an Mitteln, sehr Gutes zu leisten, fehlt es ihm nicht. Die Herren Brandt, Broda, Klein und M. Schulz wirkten in ihren kleineren Rollen vortrefflich mit Anstand und gutem Tone. Chor und Orchester hielten sich wacker, die Ausstattung war ausgezeichnet.

Und so wollen wir denn nur wünschen, daß unsere Anerkennung auch das Publicum zum Besuche der Oper bewege. Ich bin überzeugt, daß jeder Hörer, der noch für die feinere, leichtere Gattung Musik einigen Sinn bewahrt hat, mit uns im „Tag des Glücks" vieles Liebenswürdige finden wird.

An Concerten haben wir vor Allem das von Rubinstein hervorzuheben, der auch in jeder Hinsicht, als Componist wie als Pianist, einen Tag des Glücks gehabt und uns hohe Genüsse geboten hat. Wie hoch er steht, wie er als ausführender großer Musiker auf dem Klaviere alle Andern überragt, habe ich unlängst in diesen Blättern angedeutet, und wenn ich noch sage, daß er an dem Abende ganz besonders gut gestimmt war, daß ihm nichts mißlang, so mag sich jeder Leser, der ihn je gehört, selbst die Vorstellung bilden, wie das geklungen und gewirkt hat! Aber auch als Componist hat Rubinstein mit seiner neuen 5. Symphonie einen Erfolg errungen, wie selten, vielleicht nie einen so unbestrittenen. Dieses Werk ist auch entschieden von allen seinen das besterfundene, sorgfältigst gearbeitete, von allem Banalen, Unorganischen fernstgehaltene. Das tritt namentlich im Finale hervor, das sonst bei den größeren Werken unseres Künstlers meistens eine Abschwächung erkennen läßt,

jedoch in dieser Symphonie den Antheil noch steigerte. Die Motive, im russischen Nationalcharakter erfunden, sind in allen Theilen glücklich erfunden, am glücklichsten im Finale, in welchem besonders das Mittelthema ganz besonders wohlklingend und zu gleicher Zeit sehr fein und wirksam instrumentirt hervortritt. Der Beifall war auch ein allgemeiner und warmer, mit dem der Componist zufrieden sein kann, wie mit der trefflichen Ausführung durch die Bilse'sche Kapelle. Frau Koch-Bossenberger vom Hannoverschen Hoftheater sang einige Lieder vom Concertgeber mit angenehmer Stimme, gutem Vortrage und bestem Erfolge, und die geniale Frau Essipoff spielte mit ihm einige Nummern aus seinem vierhändigen „bal costumé".

Das Concerthaus, in welchem das musikalische Fest stattfand, war in allen Räumen bis an den Plafond gefüllt. Fräulein Friedenthal, eine sehr talentvolle Pianistin, gab zwei Tage vorher in der Singakademie ein Concert, in welchem sie großen und verdienten Beifall fand. Daß sie mit Schumanns „Études symphoniques" den besten Erfolg gewann, gibt sprechendes Zeugniß für ihre bedeutende Leistung.

Die Herren Scharwenka, Holländer und Grünfeld erfreuten in ihrem zweiten Kammermusik-Abende durch dankenswerthe Vorträge eines schönen Klavier-Quintettes von Brahms und sehr hübscher „Bagatellen" von Dreischock für zwei Violinen und Harmonium. Außerdem spielte Herr Scharwenka als Solist ein Präludium und Fuge von Mendelssohn vortrefflich, und Herr Holländer eine Sonate von Léclair, „le tombeau", in welcher er seine schöne Vortragsweise von Neuem bekundete. Fräulein Alwine Bonn aus Hamburg, eine Schülerin von Riccius und Gura, sang die große Fidelio-Arie und Lieder. Namentlich in den letztern zeigte sie ein liebenswürdiges Talent für lyrischen Gesang durch angenehme Stimme und gefühlvollen Vortrag.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Adreßdebatte im englischen Parlament hat das europäische Publicum während der ersten Hälfte des Jänners in Athem gehalten. Man war neugierig, wie sich das im Innern und Aeußeren hart bedrängte Ministerium aus der Affaire ziehen werde. Ganz im Stillen, gelegentlich auch etwas laut, wurde auf den Sturz Gladstones speculirt, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, der unpopulärste Mann der Welt zu werden, und dem es auch gelungen ist. Die Rechnung war indessen ohne den Wirth gemacht, nämlich ohne Beaconsfield, welchem die Uebernahme der Erbschaft seines intimen Gegners in diesem Augenblicke gar nicht einfiel. Der Verfasser des Endymion, wie uns ein Privatschreiben aus London mittheilte, sagte einem seiner Getreuen, er werde sich wohl vor dem Fehler des verstorbenen Jules Favre und seiner republikanischen Genossen hüten, die am 4. September 1870, anstatt die Bonapartisten die von ihnen in dem Hexenkessel von Sedan gebraute Suppe selbst verzehren zu lassen, der geschlagenen Regierung in leidenschaftlicher Verblendung den letzten Fußtritt versetzten und die nunmehr die französische Liquidation Deutschland gegenüber in Friedensschluß, Milliardenzahlung nebst territorialer Einbuße selbst in die Hand nehmen mußten. Die besser geschulten englischen Conservativen wollten sich also eine solche Thorheit ersparen und mit ihrem Wiedereintritt in die Geschäfte lieber noch ein wenig warten. Ja noch mehr. Die klugen Politiker an der Themse sollen, wie man sagt, wenn der ohnehin alte und neulich wieder stark erkältete Gladstone sich zum Rücktritt veranlaßt sehen würde, gegen ein Coalitionsministerium an der Seite der übrigen Whigs keine unüberwindliche Abneigung haben. Einige deutsche Blätter, die Gladstone nebst seinen Collegen schon zu den Todten warfen und durch ihre Attaquen den Fall des gesammten englischen Kabinets zu beschleunigen hofften, hätten vielleicht besser die wohlcalculirte Reserve der Torypartei nachgeahmt, ganz davon abgesehen, daß derartige Angriffe im Auslande wie eine Einmischung empfunden werden und den entgegengesetzten Effect hervorbringen. Die mit Gortschakoff gemachte Erfahrung, der durch die diesseitige Polemik, die ihm vortrefflich zu Statten kam, über sein hinfälliges Alter und die natürlichen Folgen seiner Schnitzer und Fehlgriffe hinaus am politischen Leben erhalten wurde, hat von der Gewohnheit, die jedesmaligen herrschenden Verstimmungen übereifrig in der Presse zu secundiren, wie der Augenschein lehrt, noch nicht hinlänglich curirt. Unsere Beziehungen zu Rußland sind ohnehin wechselnder und jederzeit delicater Natur. Der richtige Ton in der öffentlichen Behandlung der Materie wird nicht leicht getroffen. Als es neulich von der Wiederauferstehung des Dreikaiserbundes in den Blättern spukte, wollten wir schon unsere Feder im Interesse der publicistischen Harmonie und der etwa wünschenswerthen Uebereinstimmung mit der Tagesparole russenfreundlich zuspitzen. Aber eine instinctmäßige Scheu vor einem Mißverständniß, das der Schwenkung wohl gar ein autoritatives Desaveu, wie es ja wohl in dem üblichen Jargon heißt, zuziehen konnte, hielt den Chronisten von solcher Uebereilung zurück, sehr wahrscheinlich mit Recht. Sollte doch der Träger der neuen oder vielmehr erneuten Allianzaera ein russischer Botschafter in Wien sein, der hier früher in derselben Eigenschaft fungirte und wegen seiner Franzosenfreundlichkeit und sonstiger ausländischer Eigenschaften gar nicht beliebt war. Woher der officiöse Wind bezüglich Rußlands wehte und wohin er steuerte, war also noch nicht deutlich erkennbar, Vorsicht daher geboten. Wenn es sich um Frankreich, namentlich um Gambetta oder um Italien handelt, ist die Sache ungleich weniger schwierig. Man braucht dann nicht soviel Federlesens zu machen. Den Franzosen, wenigstens jener Kategorie, kann man, ernsthaft gesprochen, nicht über den Weg trauen. Wie sie unzuverlässig sind, haben sie zur Genüge wieder den armen Griechen gegenüber bewiesen. Während der Berliner Conferenz behandelten ihre berufenen Vertreter die Türken ganz obenhin, legten deren vertraulichen Protest gegen den Verlust von Janina und Metzowo zu den Acten und sagten achselzuckend von der leichtsinnig gezeichneten, jetzt überall verleugneten Conferenzlinie: C'est à prendre ou à laisser! Anfänglich wurden sogar die Griechen allein zu den diplomatischen Diners eingeladen, und erst, als dies in der Lokalpresse Lärm zu machen anfing, trat hierin Remedur ein. Sollte der seitdem in Paris bewirkte Umschwung, der gerade von Frankreich jetzt den Hellenen in allen Tonarten energisch den Text lesen läßt, Rußland wirklich, wie von unterrichteter Seite in diesen Tagen anderswo angedeutet wurde, zum Nachdenken über die Unsicherheit eines französischen Bündnisses gebracht und dadurch eine gewisse Annäherung zwischen Petersburg, Berlin und Wien veranlaßt haben, so würde man sich nicht darüber wundern. Begreiflich wäre dann auch, wie an jenen Stellen richtig bemerkt wurde, daß man sich hier nicht allzusehr für die Bekämpfung einer Politik echauffirte, die Frankreich schließlich vereinzeln mußte. Was Italien angeht, so weiß man jederzeit, wie man mit ihm daran ist. Es will stets und überall von der Anderen Kampf und Mühsal profitiren. Doch wurden selbst die mißtrauischen Gegner des italienischen Ministeriums diesseits der Alpen seit einigen Wochen etwas milder gestimmt durch die bündige Art und Weise, wie dasselbe die Zumuthung einer rücksichtslosen Actiengesellschaft, die auf der Via Appia einen ganz modernen Tramway herrichten wollte, rundweg abgewiesen hat. Dank diesem löblichen Resüs werden also die alten Römer in ihren Gräbern längs der wunderbaren Straße nicht durch die bei den italienischen Pferdebahnen gebräuchliche Trompete eines vulgären Conducteurs als elendes Surrogat einer anderen gewaltigeren Posaune aufgestört werden. Der heilige Ernst des antiken Weges wird gewahrt bleiben. Diesmal bedurfte es nicht zur Abwehr des unerhörten Projects wie bei der voriges Jahr geplanten vandalischen Restauration der Marcuskirche in Venedig der Intervention englischer Protestmeetings. Das Ministerium Cairoli vertheidigte den geweihten Boden selbstständig gegen die profanen Unholde, und es wird ihm das in künftigen nekrologischen Nachrufen nicht vergessen werden.

Offene Briefe und Antworten.

Wir erlauben uns die Redactionen deutscher Zeitungen auf den nachstehenden Brief besonders aufmerksam zu machen:

Heidelberg, 13. Januar 1881.

Hochgeehrter Herr!

Die „Gegenwart" hat sich des Institutes für Völkerrecht durch eine Reihe von Aufsätzen so freundlich angenommen, daß ich zwei Briefe über das Manuel des Droits de la guerre, welches das Institut nun herausgegeben hat, welche für weite Kreise ein Interesse haben, zuerst in Ihrer Zeitschrift in dem deutschen Urtext veröffentlichen möchte. Der eine ist von dem Generalfeldzeugmeister Grafen von Moltke an mich gerichtet, der andere enthält meine Erwiederung. Der erste vertritt mehr die militärische, der zweite die rechtliche Auffassung des Problems. Die beiden Briefe werden in französischer Uebersetzung einige Tage vorher in der Revue de Droit International, dem Organe des Instituts, in Brüssel erscheinen (Anfangs Februar). Herr Professor Rivier, Redacteur der Revue, wird Ihnen am 27. Januar die deutschen Originale zuschicken, so daß die Briefe in der Nummer vom 5. Februar in der „Gegenwart" veröffentlicht werden können. Vielleicht machen Sie die deutschen Zeitungen darauf vorher aufmerksam, damit sie nicht aus dem Französischen eine Rückübersetzung machen lassen.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Bluntschli.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Passendste französische Familienlectüre.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint seit October 1880:

„Le Roman des familles“

Revue bi-mensuelle, publ. sous la direction de

M. G. van Muyden.

Jede Nummer 32 Seiten 4. Preis pro Vierteljahr (6 Hefte) **nur 3 Mark.**

Probenummern 50 Pf.

Alle Buchhandlungen, auch die unterzeichnete, sowie alle Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Die obige belletristische Zeitschrift, die einzige, welche in französischer Sprache in Deutschland erscheint, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens zahlreiche Freunde erworben. Sie bringt stets unedirte Romane der besten Autoren, von Zeit zu Zeit kleine Salonkomödien, Gedichte, Räthsel, Anecdoten und eine Uebersicht der interessantesten neuen Erscheinungen der französischen Literatur.

Das erste Quartal, das gegen Einsendung von 3 Mark noch zu beziehen ist, enthält vollständig einen Roman von Henri Gréville: Le moulin Frappier, — das zweite Quartal beginnt mit einem Roman: Mon oncle Célestin von Ferdinand Fabre (dem Verfasser des Romans „l'Abbé Tigrane“).

Berlin W., 52 Markgrafenstrasse.

Leo Liepmannssohn.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

CHOPIN.

Concerte und Concertstücke.

Ausgabe für zwei Pianoforte.

Das der Originalstimme beigefügte zweite Pianoforte in der Bearbeitung von C. Reinecke.

		M
Nr. 1.	**Variationen** über: „Là ci darem la mano“. Op. 2. Bdur. . . .	3.75
Nr. 2.	**Grosses Concert.** Op. 11. Emoll	8.50
Nr. 3.	**Grosse Phantasie.** Op. 13. Adur	3.25
Nr. 4.	**Krakowiak.** Grosses Concert. Op. 14. Fdur	4.25
Nr. 5.	**Zweites Concert.** Op. 21. Fmoll. (Aug. Horn)	8.50
Nr. 6.	**Grosse brillante Polonaise.** Op. 22. Esdur	3.—
No. 7.	**Concert-Allegro.** Op. 46. (J. L. Nicodé)	5.50

Gratis

erhält **auf Verlangen** jeder Literaturfreund **von seiner Buchhandlung** die zweimal monatlich im Verlage von Franz Neugebauer in Berlin erscheinende kritische Zeitschrift:

Literarischer Merkur.

Dieses vornehm ausgestattete

krit. Organ d. popul.-wissenschaftl. Literatur

berichtet in eingehenden, unparteiisch gehaltenen Referaten über alle beachtenswerthen Erscheinungen der

Schönen Literatur, Kunst, Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte und deren Hülfswissenschaften (Biographie, Kultur- und Literaturgeschichte), Länder- und Völkerkunde.

Jede Nummer des **„Literarischen Merkur“** enthält überdies eine umfassende Bibliographie der neuesten Erscheinungen, auch aus dem Gebiete der Fachwissenschaften!

Mit der am 15. Januar erschienenen No. 7 begann das 2. Quartal; Bücherfreunde wollen dasselbe **bei ihrer Buchhandlung gratis** verlangen.

Lord Beaconsfield's neuer Roman.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben:

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield (Benjamin D'Israeli).

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Erster Theil. 8. Geh. 6 *M.* Geb. 7 *M.*

Der zweite und dritte Theil wird in kurzem folgen und damit der soeben veröffentlichte Roman des berühmten englischen Staatsmannes in deutscher Ausgabe vollständig vorliegen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Neuigkeiten
klassischer Übersetzungs-Litteratur.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Kabinetts-Bibliothek der antiken Litteratur. 8 Bde. *M.* 23.—

Inhalt und Einzelpreise:

Mähly,	Geschichte der antiken Litteratur. 2 Teile in 1 Band.	*M.* 4.50
Homers	Ilias, von Ehrenthal.	„ 4.—
Homers	Odyssee, von Ehrenthal	„ 3.—
Äschylos'	Dramen, von Oldenberg	„ 2.—
Sophokles'	Tragödien, von Viehoff	„ 4.—
Euripides'	Ausgewählte Tragödien, von Mähly	„ 2.—
Griechische Lyriker,	von Mähly	„ 1.75
Römische Lyriker,	von Mähly.	„ 1.75

Die heutige Bildung hat so viele ihrer Elemente aus dem Altertum geschöpft, dass der einzelne die Kenntnis desselben nicht entbehren kann und sich nach Hülfsmitteln umsehen muss, wenn ihm seine Fachstudien nicht die zur Erlernung der alten Sprachen notwendige Zeit übrig lassen. Ihm diese Hülfsmittel zu bieten, ist der Zweck unsrer „Kabinetts-Bibliothek“, welche, durch eine Geschichte der antiken Litteratur aus der gewandten Feder des gelehrten Baseler Professors *Mähly* eingeleitet, das *Wesentlichste* der *attklassischen Litteratur* enthält und das Ziel, dem nicht philologisch Gebildeten einen ebenso genussvollen wie unterrichtenden Überblick über dieses Gebiet zu verschaffen, vollauf zu erreichen verspricht.

Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“, aus dem Französischen von **F. A. Gelbcke.**

2 Bände. Geb. *M.* 6.50.

Nie hat ein Satiriker die Geissel des Spottes kühner und furchtloser geschwungen als Rabelais, dieser ungezogene Liebling der Grazien. Den Kampf gegen die Scheinheiligkeit und Dummpfiffigkeit des Pfaffentums, die Rechtsverdrehungen der Advokaten, den marktschreierischen Charlatanismus der Ärzte, die Willkür der Beamten, die Ausschreitungen d. weltlichen Macht, den Uebermut und die Unbildung der grossen Herren führt er in diesem Roman mit der erlegenen Heiterkeit unerschöpflichen geistigen Reichtums.

Altenglisches Theater, von **Rob. Prölss.** 2 Bände. Geb. *M.* 6.—

Inhalt: Kyd, Spanische Tragödie. — Marlowe, Eduard II. — Webster, Der weisse Teufel oder Vittoria Accorombona. — Ford, Perkin Warbeck. — Massinger, Der Grossherzog von Florenz.

Diese höchst interessante Sammlung von Dramen aus der Shakespeareschen Epoche bildet einen wertvollen und wesentlichen Beitrag zum Verständnis *Shakespeares* und seiner Zeit und zu der Beweisführung, dass dieses strahlende Gestirn nicht wie ein Meteor vom Himmel gefallen ist, sondern dass ihm die Gesetze des Werdeprozesses innewohnen wie dem Genius eines Euripides aus dem Vorausgang eines Äschylos und Sophokles, oder wie unser Schiller sich auf den Schultern eines Lessing erhoben hat.

Freunden der klassischen englischen Litteratur wie allen Shakespeare-Verehrern muss diese Novität willkommen sein.

Die Preise verstehen sich für einen schönen **Bibliotheksband** in Leinwand, für **Kalblederband mit Goldschnitt** sind sie um die Hälfte höher.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

In 2. u. 3. Auflage erschien in meinem Verlage:

Auch Ich.

Eine Selbstparodie

von

H. Winzig.

Preis 80 Pfennige.

Auf Büttenpapier, in grünem Text, rothen Initialen und verschiedenen Schriftgattungen gedruckt, ist dieses amüsante Buch eine Satire auf die Ausschreitungen in der Buchausstattung, das talentlose Schreiberthum, das geduldige Publikum, wie die moderne Büchermacherei überhaupt.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Berlin NW., Dorotheenstraße 80.

Ulrich Klein.

Verlag von
Heinr. Minden in **Dresden** u. **Leipzig.**

Der kleine Dingsda.

Geschichte eines Kindes

von

Alphonse Daudet.

1 Band ca. 30 Bogen 8. mit dem Portrait Alphonse Daudet's.

Autorisirte Uebersetzung.

Preis *M.* 5.—

„Der kleine Dingsda“ ist ein fast durchweg **autobiographischer** Roman des berühmten Verfassers.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 29. Januar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ueber die griechische Frage. Von Spiridion Gopčević. — Ein amerikanischer Steuer- und Wirthschaftsreformer. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Parentation. Von Wilhelm Jensen. — Alfred de Musset und die Frauen. Von Paul Lindau. II. — Die Gräberfunde von Ancon in Peru im Berliner ethnographischen Museum. Von Carus Sterne. II. — **Aus der Hauptstadt:** Ueber Kunst und Künstler. Von Th. L. — Notizen. — Inserate.

Ueber die griechische Frage.

Von Spiridion Gopčević.

Streng genommen existirt die griechische Frage so lange als die orientalische überhaupt: nämlich seit jener Zeit, da die osmanischen Horden in wilder Jugendkraft das morsche und altersschwache griechische Reich in den Staub getreten.

Bevor ich mich jedoch in eine Untersuchung der historischen Entwicklung der heutigen griechischen Frage einlasse, wird es nöthig sein, den deutschen Leser über das griechische Volk aufzuklären, denn diesem ward das Mißgeschick der meisten Orientvölker zu Theil: entweder zu schwarz oder zu weiß gemalt zu werden. Die Einen erblicken in den Hellenen blos die würdigen Nachkommen der alten Helden von Sparta und Athen, die Andern wieder erklären, kein erbärmlicheres Gesindel kennen gelernt zu haben als die heutigen Griechen. Wer hat nun Recht? — Ich sage: Beide! Es hängt dabei lediglich von der betreffenden Section des hellenischen Volkes ab, welche man im Auge hat. Es ist nämlich unmöglich, das griechische Volk als ein Ganzes zu behandeln, wie z. B. die Engländer oder Portugiesen. Die heutigen Hellenen zerfallen nach meinen Wahrnehmungen in drei separate Gruppen, deren jede andere Eigenthümlichkeiten aufweist. Die erste Gruppe umfaßt die Hellenen des Königreichs sowie der anstoßenden türkischen Provinzen. Es ist dies der gesunde Naturkern der ganzen Nation, das anständigste Element des Hellenismus. Die zweite Gruppe besteht aus den asiatischen Griechen, fühlt ebenfalls national, ist aber schon verweichlicht und durch die lange türkische Herrschaft degenerirt. In die dritte Gruppe endlich muß man die Griechen von Constantinopel und Umgebung und jene von Bulgarien und Thrazien rechnen, der Abschaum der griechischen Nation, der in den Phanarioten seine erbärmlichste Verkörperung findet.

Bezüglich der ersten Gruppe sei erwähnt, daß sie — gleich den andern — wieder in Unterabtheilungen zerfällt. Der Athener bildet eine Species, welche sonst in keinem Theil des Königreichs anzutreffen. Er bildet sich auf die „Hauptstadt" nicht wenig ein und hält sich für so civilisirt als der Pariser. Der peloponnesische Bauer ist wieder ein ganz andrer Mensch als der attische und äolische oder als der Küstenbewohner oder der Inselgrieche. Auch der thessalische, epirotische und makedonische Grieche sind unter sich und vom unabhängigen Hellenen unterschieden; Allen zusammen muß man aber doch das Zeugniß ausstellen, daß ein trefflicher Kern in ihnen steckt, daß sie einer hohen Culturentwicklung fähig sind und daß sie die Sympathien der Philhellenen verdienen.

Die asiatischen Griechen haben schon seit dem Alterthume ihrer geographischen Lage und Entlegenheit halber das Unglück gehabt, nicht minder unter dem Einflusse der im Innern Kleinasiens ansässigen Barbarei als der von der Seeseite kommenden Cultur zu stehen. Letzterer Umstand allein bewahrte sie vor völliger Entartung, aber das türkische Joch ließ keine freie Entwicklung zu, und so kommt es, daß heute die asiatischen Griechen weit hinter ihren europäischen Brüdern zurückstehen. Uebrigens bestärkte mich Alles, was ich in Kleinasien sah und hörte, in der Ueberzeugung, daß ein halbes Jahrhundert der Freiheit und politischen Vereinigung mit Griechenland auch die asiatischen Griechen ihrer würdig machen werde.

Dagegen breche ich über die dritte Gruppe der Hellenen erbarmungslos den Stab. Dieses Gesindel ist nicht werth den schönen antiken Namen „*Ἕλληνοι*" (nach heutiger Aussprache: „Ellini") zu führen; es möge sich nur auch fernerhin wie bisher „*Ρωμαῖοι*" („Romäi" ausgesprochen) nennen. Die Romäer haben im Allgemeinen jedes nationale Gefühl verloren und sich zu den elenden Werkzeugen türkischer Willkürherrschaft herabgewürdigt. Aus Habsucht dienen sie türkischen Interessen zum Schaden ihrer Nation, und aus gleichen Motiven sogen sie den Bulgaren das Blut aus, diese hierdurch zur Verzweiflung und zum bulgarischen Exarchat treibend. Diese Romäer sind aber auch moralisch ganz verkommen. Die Krämergilde von Galata kann als Vorbild der Krämerseelen gelten. Die Frauen der Romäer sind ihrer Männer würdig: frech, gemein, kokett, geistlos und frivol. Wenn heute Constantinopel den Griechen zurückgegeben würde, wäre es in einem Jahre ein ebensolcher Herd von verrottetem, finsterem Fanatismus und Intoleranz wie vor 1453.

Aus meinen Ausführungen wird man jetzt ersehen, wie es kommt, daß Orientbummler, welche vom Orient nichts als Constantinopel gesehen haben, behaupten können, die Griechen wären ein verkommenes Volk. Jene von Constantinopel allerdings, das sind aber eben nicht die Hellenen. Diese kann man nur im Königreich kennen lernen und auch hier darf man sie nicht mit den Athenern identificiren.

Nachdem ich mich auf diese Weise bemüht, dem Leser eine richtige vorurtheilsfreie Meinung über die Hellenen beizubringen, kehre ich zur Schilderung des historischen Verlaufes der griechischen Frage zurück.

Der türkischen Uebermacht war Griechenland unterlegen, aber seine Kraft war nicht ganz gebrochen. Es kostete noch harte Kämpfe der Türken gegen die mit den Venetianern verbündeten Hellenen, um Candia und die andern venetianischen Besitzungen in Griechenland zu erobern. Daß dabei die alten Denkmäler und Herrlichkeiten des Landes zu Grunde gingen, war nur selbst-

verständlich. Wenn man Griechenland heute sieht und dazu die entzückenden Schilderungen der Alten liest, könnte man zweifeln, ob diese kahle, dürre, verbrannte Steinwüste mit dem antiken Hellas wirklich identisch.

Mit dem Lande ging auch das Volk zurück; blos in der Maina und auf andern unzugänglichen Gebirgen bewahrte man einen Rest von Unabhängigkeitsgefühl. Als daher die Russen zuerst im Jahre 1770 die Griechen zur Erhebung aufriefen, fanden sie bei den Mainotten geneigte Ohren. Der Aufstand griff darauf weiter um sich, wurde jedoch, da sich die Russen zurückzogen, von den Albanesen im Blute erstickt. Noch einmal folgten die Hellenen den Sirenenstimmen der russischen Regierung, dann folgte 1821 der bekannte große Unabhängigkeitskrieg, der nach einem Decennium zur Errichtung eines souveränen Königreichs führte.

Eben damals schufen aber die Diplomaten selbst die heutige griechische Frage. Die Griechen von Thessalien, Epirus, Candia, Kleinasien und den dortigen Inseln hatten ebensogut für die Freiheit ihr Blut verspritzt wie die Moreaner, Livadier und Cycladenbewohner. Hätte ein europäischer Machtspruch sie alle dem neuen Königreiche angeschlossen, so würde das heutige Griechenland in der Civilisation um 50 Jahre voraus sein und einen Staat repräsentiren, welcher die Leitung der Dinge auf der Balkanhalbinsel in die Hand nehmen könnte. Statt dessen amputirte man den jungen Körper, indem man ihn in solche Grenzen engte, welche jedes Wachsthum, jede Entwicklung unmöglich machen mußten, und belud ihn überdies mit einer unerträglichen Schuld, die das volkswirthschaftliche Gedeihen nur lähmen konnte. Die Hellenen waren damals zu schwach, um gegen die willkürliche Zerstücklung ihrer Nation protestiren zu können; sie trösteten sich indeß mit der Hoffnung auf bessere Zeiten. Allein sie wurden schmählich enttäuscht. Im Krimkrieg verhinderte ein französisches Corps, während des kretensischen Aufstandes 1866—68 die europäische Diplomatie, während des letzten russischen Krieges Lord Beaconsfield die Griechen am Losschlagen gegen die Pforte. Und doch waren die Hellenen nach göttlichem und menschlichem Rechte berechtigt, von der Pforte die Freigebung der unterjochten Brüder zu verlangen. Zum mindesten waren sie hierzu ebenso berechtigt wie Deutschland bezüglich Schleswig-Holsteins und Italien wegen Lombardo-Venetiens. Wenn auch die Griechen in den Augen der Diplomaten nicht berechtigt waren, so hatten sie wenigstens das Recht des unterdrückten Sklaven auf Selbsthülfe. Sie wollten dies auch in Anspruch nehmen, indem sie nach dem Fall Adrianopels die Grenze überschritten. Da gelang es dem zweideutigen Regenten Englands, die Griechen zum Zurückgehen zu bewegen. Er versprach ihnen nämlich mit seinem Ehrenworte, daß ihre Interessen bei den Friedensunterhandlungen gewahrt würden.

Wie Lord Beaconsfield sein Wort einlöste ist bekannt. Er gab der Pforte durch die zweideutige Stilisirung des betreffenden Paragraphs Gelegenheit, sich ihrer Verbindlichkeit zu entwinden.

Um endlich diesen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, traten voriges Jahr die Mächte in Berlin zusammen und setzten selbst die neue griechische Grenze fest. Damit besitzt Griechenland auch den nöthigen diplomatischen Rechtstitel auf Thessalien und den Epirus und es ist eine Ehrensache der Mächte, ihren Beschlüssen Geltung zu verschaffen. Dazu bedarf es nichts weiter als eine Forcirung der Dardanellen (welche für Panzerschiffe mit mindestens zehnzölligem Panzer Spielerei ist), und des Erscheinens vor Constantinopel. Dies ist das schnellste und sicherste Mittel, die Pforte zum Nachgeben zu zwingen.

Die Zustände in den türkischen Grenzprovinzen sind derartige, daß ein längeres Fortdauern die ganze Bevölkerung an den Bettelstab bringen müßte. Nach den Briefen meiner Freunde in Volo und Prévesa befindet sich das flache Land unter der Schreckensherrschaft zahlreicher Räuberbanden, Handel und Gewerbe stocken gänzlich, die Felder werden seit Jahren nicht mehr bestellt, das Vieh ist keine Stunde vor Ueberfällen sicher. Die Bevölkerung Thessaliens ersehnt lebhaft die Annexion an Griechenland, denn sie ist durchgehends griechisch; blos die Ebene von Larissa wird von Osmanlis bewohnt. Im Epirus tritt das albanische Element hinzu. Allerdings ist Joannina eine rein griechische Stadt und ebenso die Mehrzahl der Bevölkerung. Dagegen wohnen an der Küste viele gräcisirte Albanesen, sowie andre, die noch ihre Nationalität bewahrt. Ihre Zahl kommt aber dem hellenischen Kern der Bevölkerung gegenüber gar nicht in Betracht. Auf dem Pindus wohnen auch noch viele Pindus- und Kutzo-Walachen, welche separatistische Gelüste hegen und den Griechen abgeneigt sind, doch müssen sie sich in ihr Schicksal ergeben, da sie zu unbedeutend und zerstreut sind, auch eine zu unglückliche geographische Lage haben, als daß man ihre Nationalität berücksichtigen könnte.

Aber auch wenn Griechenland in den factischen Besitz des ihm zugesprochenen Gebietes gesetzt werden würde, wäre damit die griechische Frage noch immer nicht aus der Welt geschafft. Die Hellenen würden sich nämlich daran erinnern, daß auch die macedonische Küste, die Halbinsel Chalkydike, Kreta und die andern Inseln, sowie die Küste Kleinasiens von Griechen bevölkert sind und daß diese mitsammen eine Graecia irredenta bilden. Was die Inseln betrifft so gibt man sich in Athen jetzt wenig Mühe, sie zu reclamiren, weil man überzeugt ist, daß sie Griechenland früh oder spät als reife Frucht in den Schooß fallen müssen. Anders steht es mit den Ansprüchen auf das Festland. Wenn die osmanische Herrschaft in Europa zusammenbricht — und dies geschieht vielleicht noch heuer — werden auch die Bulgaren ein Reich gründen, dessen Grenzen dem Bulgarien von San Stefano gleichkommen dürften. Sie sind dazu berechtigt, denn so weit erstrecken sich die Wohnsitze der Bulgaren. Selbstverständlich werden diese aber auch am Aegäischen Meere einen Küstenstrich haben wollen. Die Griechen sind nun in Macedonien blos an der Küste ansässig, weiter nach dem Innern zu nur um Jenidsché, Seres und Arda herum etwas compacter, während das bulgarische Element bis dicht an die Thore von Saloniki reicht. Griechenland könnte also von Macedonien höchstens die Halbinsel Chalkydike mit Saloniki, Seres und Orphani erhalten. Von hier bis Dede-Agatsch wäre die Küste bulgarisch, dann erst beginnen wieder Griechen (die „Romäer"), welche das Fünfeck Dede-Agatsch, Adrianopel, Midia, Constantinopel, Dardanellen innehaben. In diesem Fünfeck sind sie jedoch keineswegs compact, sondern stark mit Bulgaren und Osmanlis gemischt. Die Griechen bewohnen außerdem noch die ganze Küste des schwarzen Meeres bis gegen Baltschik hinauf, doch muß diese wenigstens bis zur heutigen Grenze zwischen Ostrumelien und dem Vilajet Adrianopel bulgarisch bleiben.

Mit der kleinasiatischen Küste zusammen würde ein solches griechisches Reich etwa 4 Millionen Einwohner umfassen und im Stande sein, aus sich selbst zu einer vollständigen Civilisation zu gelangen. Es kann nur im Interesse Europas liegen, das culturfähige hellenische Element so zu kräftigen, daß es sich neben den slavischen Nachbarn halten kann. Ich will damit nicht sagen, daß Griechenland als Gegengewicht gegen die Slaven dienen soll, welche Rolle man ihm von gewissen Seiten so gern zumuthen möchte. Nichts wäre lächerlicher und unpolitischer, als wenn sich Hellenen und Slaven befehden wollten. Die Nationalitäten sind auf der Balkanhalbinsel so durcheinander gewürfelt, daß sich strenge ethnographische Grenzen nicht aufstellen lassen. Wenn also auf der einen Seite Bulgarien einen Theil seiner Kinder zur bessern Arrondirrng der griechischen Grenze opfern muß, so muß auch Griechenland aus demselben Grunde einen Theil seiner Söhne unter bulgarischer Herrschaft lassen. Beide Völker können sodann im Frieden nebeneinander wohnen und blos im Erlangen einer möglichst hohen Cultur miteinander rivalisiren. So wie ich die Ansichten der gegenwärtigen Machthaber in Griechenland kenne, wird dies auch so geschehen. Die griechische Frage wird erst dann ihr Ende erreicht haben, wenn der letzte Osmanli Europa verlassen hat.

Ein amerikanischer Steuer- und Wirthschaftsreformer.

Von Otto Zacharias.

Am Beginn des vorigen Jahres (1880) erschien zu New-York im Verlag der weltbekannten buchhändlerischen Firma Appleton & Cie. ein volkswirthschaftliches Werk, dessen Inhalt nicht nur sofort die Aufmerksamkeit der Nationalökonomen von Fach, sondern auch das Interesse der gebildeten Leserwelt in ganz Nordamerika und England auf sich lenkte. Die erste Auflage dieses Werkes war in wenigen Tagen vergriffen. Appletons druckten natürlich sofort eine zweite, aber auch nach dieser streckten sich soviel Hände aus, daß derselben noch eine dritte und vierte Auflage nachfolgen mußte. Außerdem wurde eine billige Volksausgabe von dem vielbegehrten Buche veranstaltet und ebenfalls in Tausenden von Exemplaren abgesetzt. Der Erfolg war sensationell, und der Autor — Henry George mit Namen — wurde in wenig Wochen ein in ganz Amerika bekannter und berühmter Mann.

Das Werk, von dem bereits eine vortreffliche deutsche Uebersetzung vorliegt*), trägt den Titel „Progress and Poverty“ und stellt sich ausgesprochenermaßen die Aufgabe, „das Gesetz zu suchen, welches die Armuth an den Fortschritt kettet und den Mangel mit der Zunahme des Reichthums vermehrt“.

Gleich über die Wahrheit dieses Satzes könnte man mit dem Autor streiten und geltend machen, daß sich die ökonomische Lage der unteren Klassen in den letzten Jahrzehnten ganz wesentlich verbessert hat. Jedenfalls dürfte die unzweifelhaft noch immer vorhandene Armuth keine so große Ausdehnung mehr besitzen, als sie zu Anfange des Jahrhunderts gehabt hat. Andererseits hat freilich Dr. W. Siemens erst vor einigen Monaten auf die mißliche Lage des Arbeiterstandes hingewiesen und wörtlich gesagt: „Die Hauptgefahr, die uns droht, ist die unvollkommene Ernährung der Handwerker, es ist die Hungersgefahr, sie fordert Hekatomben.“ Verschiedene Ansichten stehen sich also gegenüber, und es ist sicherlich lehrreich, von den Ausführungen eines Mannes Kenntniß zu nehmen, der ein Heilmittel gegen Armuth und Hungersnoth gefunden zu haben glaubt. Nach Henry George entspringen nämlich die vielfachen socialen Uebel, welche mitten in einer fortschreitenden Civilisation die Menschen bedrücken, dem Umstande, daß das Land, auf dem wir leben und arbeiten müssen, im Privatbesitz ist. „Laster, Elend und Pauperismus“ — sagt er — „sind nicht die unabänderlichen Ergebnisse der Bevölkerungszunahme und der industriellen Entwickelung, sondern die Resultate der Uebertretung eines höchsten Gesetzes der Gerechtigkeit, welche darin liegt, daß einigen Menschen der ausschließliche Besitz dessen verliehen wurde, was die Natur für die ganze Menschheit bestimmt hat“ (S. 300).**) Die Rechtmäßigkeit des Grundeigenthums bejahen — behauptet Henry George — heiße einen Anspruch, für den nichts in der Natur zeugt, gegen einen Anspruch bejahen, der auf die Organisation und die Gesetze des materiellen Weltalls begründet ist (S. 296).

Um seine Behauptung zu erhärten, argumentirt der unerschrockene Reformer wie folgt: Das Besitzrecht eines Menschen könne sich rechtmäßiger Weise nur auf das erstrecken, was er durch eigene individuelle Anstrengung erworben oder erzeugt hat. Die Natur erkenne keinen Besitz, keine Herrschaft im Menschen an, außer als Ergebniß der Arbeit (S. 294). Ein König, der über Bord fällt, könne seinen Kopf auch nur wie der gewöhnliche Erdenmensch durch Schwimmen über Wasser halten. Wenn der Seeräuber seine Segel ausspanne, so werde sie der Wind ebenso gut füllen wie die einer Missionärbarke. Das Korn werde nur wachsen, wenn der Boden gepflügt und die Saat ausgestreut ist u. s. w. Die Natur mache nur der Arbeit Geschenke und in der Production liege daher der einzige Titel auf ausschließlichen Besitz. Was man daher auch für die Einrichtung des privaten Eigenthums an Grund und Boden sagen möge — aus dem Obigen erhelle, daß sie weder vom Standpunkte der Natur, noch von dem der Gerechtigkeit aus vertheidigt werden könne. Das gleiche Recht aller Menschen auf den Gebrauch des Landes sei so klar wie ihr gleiches Recht die Luft zu athmen; man könne nicht annehmen, daß einige Menschen ein Recht hätten auf der Welt zu sein und andere nicht.

Der geehrte Leser wird gewiß schon, während er die vorstehenden Sätze gelesen hat, diesen und jenen Einwand erhoben haben und finden, daß Henry George sich auf einen äußerst radicalen Standpunkt stellt. Es ist schwer, mit der Kritik diesen extremen Ansichten gegenüber zurückzuhalten — aber wir wollen doch nicht eher unsere Gegenargumente vorbringen, als bis wir Kenntniß von der ganzen Reformidee des genialen Amerikaners genommen haben.

Auf Grund seiner Prämissen kommt Henry George zu folgendem Schlußergebniß: „Die Anerkennung des Besitzrechtes Einzelner an Grund und Boden ist die Leugnung der natürlichen Rechte anderer Menschen; sie ist ein Unrecht, das sich in der ungleichen Vertheilung der Güter zeigen muß. Denn wenn ein Mensch über das Land verfügen kann, auf dem andere arbeiten müssen, so kann er sich auch das Erzeugniß ihrer Arbeit als Preis für die Erlaubniß zum Arbeiten aneignen (S. 300). Der Eine empfängt so, ohne zu produciren; der Andere producirt ohne zu empfangen. Der Eine wird ungerechter Weise bereichert, die Anderen werden beraubt. Es ist die unaufhörliche Steigerung der Grundrente, d. h. des Preises, den die Arbeit für die Benutzung des Landes zu zahlen gezwungen ist, was die Vielen um die Güter bringt, die sie produciren, um dieselben in den Händen der Wenigen aufzuhäufen, die nichts zur Gütergewinnung beitragen“ (S. 301). Von den Wirkungen der Grundrente gibt Henry George an einer anderen Stelle seines Werkes (S. 322) folgende detaillirte Schilderung: „Jeder Schlag des Hammers, jeder Hieb der Axt, jeder Stoß des Weberschiffleins, jede Bewegung der Dampfmaschine, jede Regung des gewerblichen oder industriellen Lebens ist ihr tributpflichtig. Sie nimmt von dem Verdienst des Bergmanns, der unter der Erde sein Leben wagt, und von denen, die über schäumenden Wogen auf rollenden Raaen hängen; sie fordert den gerechten Lohn des Kapitalisten und die Früchte der geduldigen Mühsal des Erfinders; sie nimmt kleine Kinder vom Spielplatz weg und zwingt sie zu harter Arbeit; sie raubt dem Frierenden die Wärme, dem Hungrigen die Speise, dem Kranken die Arznei, dem Sorgenvollen die Ruhe. Sie sendet Habsucht und alle schlimmen Leidenschaften plündernd durch die Gesellschaft, ja sie verdunkelt schließlich den Glauben in der menschlichen Seele und zieht über die Vorstellung eines gerechten und gütigen Schöpfers den Schleier eines harten und blinden Schicksals.“

Dem privaten Grundbesitz und der damit verbundenen Steigerung der Rente mißt Henry George auch die Schuld an der gedrückten Lage der arbeitenden Klassen bei. Wenn der Fortschritt der obere Mühlstein sei, so stelle der Privatbesitz von Land den unteren dar. Zwischen beiden würden die arbeitenden Klassen mit zunehmendem Drucke gemahlen (S. 316).

Von diesen Ansichten über die Wirkung der Grundrente ausgehend, kommt unser Autor naturgemäß zu der Forderung, daß die Abschaffung, resp. die Confiscation einer solchen Blutsteuer angestrebt und ins Werk gesetzt werden müsse. Da die Rente, sagt er, einen Werth darstellt, den die ganze Gesellschaft geschaffen hat: so könne die letztere auch ihre Schöpfung voll und ganz in Anspruch nehmen (S. 323). Um nun der Gesellschaft alle die aus der Steigerung der Bodenwerthe resultirenden materiellen Vortheile zuzuwenden, macht Henry George den Vorschlag: Jede Besteuerung mit Ausnahme derjenigen auf Grundwerthe abzuschaffen. Auf diese Weise könne der Staat der allgemeine Grundherr werden, ohne sich so zu nennen und ohne eine einzige neue Function zu übernehmen. Der Form

*) Fortschritt und Armuth von H. George. Deutsch von C. D. F. Gütschow, Berlin 1881, Verlag von Elwin Staude. 12 Lfgn.

**) Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Uebersetzung.

nach soll der Grundbesitz genau so bleiben wie jetzt. Kein Eigenthümer soll depossedirt und Niemand im Umfang des statthaften Besitzes beschränkt werden. Denn da die Rente vom Staate in Gestalt von Steuern genommen wird, so würde das Land, gleichviel ob es in großen oder kleinen Parzellen gehalten wird, factisch Gemeingut sein und jedes Mitglied des Gemeinwesens würde an den Vortheilen seines Besitzes theilnehmen.

Henry George entwirft nach dieser Darlegung in seinem Werke eine farbenreiche Schilderung von den Segnungen, die eine solche Steuer- und Wirthschaftsreform im Gefolge haben würde. Er prophezeit die Rückkehr des goldenen Zeitalters; die Beseitigung aller der Auflagen, welche jetzt den Gewerbfleiß drücken, würde — nach seiner Meinung — ähnlich wirken wie die Entfernung eines ungeheuren Gewichts von einer Sprungfeder (S. 383). Die Nadel der Näherin, das Fischerboot und das Dampfschiff, der Pflug des Landmanns und das Lager des Kaufmanns würden in gleicher Weise die Wohlthat des verminderten Steuerdrucks empfinden. Der Verkaufspreis des Bodens würde fallen und die Speculation in Grundstücken würde ein Ende nehmen. Die Landmonopolisirung würde sich nicht länger lohnen. Nicht blos in Amerika, sondern auch in dem dichtbevölkerten England würde eine solche Politik (nach Georges Ansicht) dem Anbau viele Hunderttausende von Morgen eröffnen, die jetzt zu Privatparks dienen (S. 386). Auch auf die Lage des Arbeitsmarktes würde ein solches Steuersystem — wie unser Autor calculirt — sehr günstig wirken. „Die zunehmende Fähigkeit der Arbeiter, ihre eigenen Arbeitgeber zu werden, würde eine Lohnsteigerung bis nahe zur Höhe des vollen Arbeitsertrags zur Folge haben. Der eigentliche Landmann würde gleichfalls nur profitiren können, denn die Besteuerung der Landwerthe würde nicht auf die ländlichen Districte mit voller Wucht fallen, sondern auf die Städte, wo die Grundrente hoch ist. In schwach bevölkerten Gegenden würde kaum irgend welche Steuer vom Landmann erhoben werden. Denn da die Steuern vom Werth des bloßen Landes zu zahlen sind, so fielen sie auf unangebautes Land ebenso schwer wie auf bebautes. Das bebaute Gut mit seinen Wirthschaftsgebäuden, Obstgärten, Mauern und Zäunen würde nicht höher besteuert werden als das unbenutzte Land von gleicher Qualität. Die Wirkung einer einzigen Grundsteuer würde also die sein, den härter arbeitenden Landmann von aller Besteuerung zu entlasten" (S. 400).

Die wichtigste Wirkung der Besteuerung von Bodenwerthen würde aber, nach Henry George, in der Zunahme der Güterproduction und in einer besseren Gütervertheilung bestehen. Die einzigen Ungleichheiten in Besitz und Genuß, die nicht aufgehoben werden könnten, würden nur die sein, welche auf größerem Fleiß, größerem Geschick oder größerer Klugheit beruhen. „Wir würden" — bekennt der Verfasser ganz unverblümt — „das Ideal der Socialisten erreichen, aber ohne den Druck einer Regierung. Die Regierung würde ihren Charakter ändern und die Verwaltung einer großen Productivgenossenschaft werden. Sie würde nur die Agentur darstellen, durch welche das allgemeine Eigenthum zum gemeinschaftlichen Nutzen verwaltet wird."

Vorstehendes ist der Hauptinhalt des sensationellen und in hinreißend schöner Sprache geschriebenen Werkes von Henry George. Es ist radical von der ersten bis zur letzten Zeile und alle Welt in Amerika und England wundert sich darüber, daß eine so conservative Verlagsbuchhandlung, wie die von Appleton & Cie. bisher war, das Werk über Fortschritt und Armuth ins Publicum geschleudert hat. Man will darin ein Zeichen der veränderten Zeitverhältnisse sehen. Ein irländisches Blatt äußerte unlängst nicht mit Unrecht, daß „Those, who want to arm themselves with arguments against the defenders of the Land Iniquity will find in it all they desire".

Aber trotzdem ist es ein Buch, welches jeder Nationalökonom von Fach studiren muß, um daraus zu ersehen, wieviel sich vom Standpunkte eines scharfsinnigen und vorurtheilslosen Denkers aus gegen die jetzigen Zustände unseres wirthschaftlichen Lebens vorbringen läßt. Man wird schwerlich unter der neueren nationalökonomischen Literatur eine Publication vorfinden, welche an anregender Kraft mit dem Werke von Henry George wetteifern kann. Auf den ersten Blick sieht man, daß es der Feder eines Mannes entstammt, der seinen Stoff in bewunderungswürdiger Weise beherrscht und der, unbeirrt von der politischen Tagesströmung, seinen eigenen Weg geht. Das sind Vorzüge, die schwer ins Gewicht fallen. Aber das Buch hat auch seine großen Schwächen. Es setzt bei seinen Forderungen eine Menschheit voraus, in welcher es keine Habsucht und keinen Egoismus mehr gibt. Es enthält — um es mit mit einem Worte zu sagen — eine Nationalökonomie für Engel, keine solche für Menschen. Wenn Henry George glaubt, daß es nur nöthig sei, die Grundrente zu confisciren, um die höchsten geistigen und sittlichen Eigenschaften in der Menschheit hervortreten zu lassen, so überschätzt er, meiner Ansicht nach die Kraft, welche er „die Elektricität des moralischen Weltalls" nennt, und behauptet mit Unrecht von ihr, daß sie stark genug sei, um die Selbstsucht zu bezwingen und zu vertreiben. Religion, Vaterlandsliebe, Mitgefühl, Begeisterung und Liebe zu Gott würden sich wohl schwerlich als eine Wirkung der von Henry George vorgeschlagenen Besteuerungsmethode herausstellen —; ganz im Gegentheil würde man das Vorhandensein dieser moralischen Schätze in jeder Menschenbrust voraussetzen und zur Vorbedingung machen müssen, bevor man im Ernste an eine Steuerreform im Sinne des ebenso genialen wie radicalen Amerikaners denken könnte. Nächstenliebe, Aufopferungsfähigkeit und Wahrhaftigkeit sind in der Welt von heute ebenso seltene und geschätzte Tugenden, wie sie es im römischen oder griechischen Alterthum waren, und es genügt keineswegs, den Druck der Sorge und des Mangels von der Menschheit hinwegzunehmen, um in letzterer sofort und mit einem Schlage übermenschliche Regungen und Fähigkeiten entstehen zu lassen. Das würde dem Princip der Entwickelung, welches nicht blos auf physischem, sondern auch auf moralischem Gebiete Gültigkeit hat, geradezu ins Gesicht schlagen. Ein besserer Gesellschaftszustand als der gegenwärtige ist, kann nicht so zauberhaft schnell, wie George annimmt, ins Leben gerufen werden. Am allerwenigsten vermag eine politische oder wirthschaftliche Maßnahme dieses Wunder zu bewirken. Die Veredelung der Menschheit ist das Werk der Jahrtausende. Alle Nationen sind das geworden, was sie sind, durch das Denken und Arbeiten vieler aufeinanderfolgender Generationen. Keine einzelne Generation darf die Prätension erheben, durch künstliche Maßnahmen diesen Entwickelungsgang hemmen oder beschleunigen zu wollen: denn beides ist unmöglich. Aber gerade heutzutage ist das Vertrauen in solche künstliche Maßnahmen groß und das, was man nicht mit Unrecht „Gesetzfabrication" genannt hat, steht in vollster Blüthe. Mit dem Aufschwung unseres nationalen Lebens ist das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Staatsmaschine bis ins Ungeheure gestiegen. Die alte geschichtliche Erfahrung, daß die besten Institutionen nicht im Stande sind, die Völker glücklicher und besser zu machen, scheint ganz in Vergessenheit gekommen zu sein. Kein noch so weises oder strenges Gesetz ist im Stande, den Faulen fleißig, den Verschwender sparsam, den Schlemmer mäßig zu machen. Solche Reformen können nur durch die Anstrengung, die Oekonomie und Selbstverleugnung der Individuen herbeigeführt werden: durch bessere Gewohnheiten, nicht durch die Erlangung größerer Rechte. Man kann das noch so oft wiederholen, aber man predigt heute, da Alles staatssocialistisch angehaucht ist, doch nur tauben Ohren! Es ist ganz gewiß nichts weiter als ein glänzendes Traumbild, wenn Henry George dem Gemeinwesen, in welchem die Grundrente für das Gemeinwohl confiscirt werden würde, das Prognostikon stellt: daß dann die Quellen der Production reicher fließen und die Menschen nicht mehr für die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu sorgen haben würden „wie die Lilien auf dem Felde" (S. 408). Es ist nicht anzunehmen, daß auch nur etwas dem Aehnliches eintreten würde. Bisher haben die Menschen jede Erleichterung ihres Daseins und jede andere

glückliche Conjunctur — erfahrungsgemäß — lediglich dazu benutzt, um früher zu heirathen und sich numerisch auszubreiten. Diese Behauptung ist so unbestreitbar wahr, daß ein östreichischer Nationalökonom kürzlich mit Zahlen nachweisen konnte, wie gute Erntejahre auch immer günstige Heirathsjahre sind. So könnte man mit ein wenig Combinationsgabe am Actinometer (Sonnenstrahlenmesser) vielleicht nicht blos die muthmaßlichen Ernteergebnisse, sondern auch die wahrscheinlich eintretende Erhöhung der Eheschließungsziffer für ein Land oder eine Provinz ablesen. In Frankreich, wo das Actinometer bereits für die Landwirthschaft in Gebrauch ist, dürfte es bald auch dazu benutzt werden, um die Anzahl der jährlich stattfindenden Trauungen im voraus zu bestimmen. Der Schillersche Vers:

„Durch Hunger und durch Liebe
Erhält sich das Getriebe."

findet auf das Leben und Weben der Menschheit, wie sie gegenwärtig ist, seine volle und berechtigte Anwendung. Die Tendenz, welche den Durchschnittsmenschen beseelt, geht lediglich darauf hinaus: zu essen, zu trinken und sich fortzupflanzen. An eine Erhöhung ihres geistigen Niveaus denken — auch wenn sich ihr Comfort steigert — die wenigsten Vertreter der Species Homo bipes. Auch die Confiscation der Grundrente könnte an dieser natur- und sittengeschichtlichen Thatsache schwerlich etwas ändern. Henry George würde sicherlich die Wahrnehmung machen, daß die Realisirung seines Vorschlages lediglich der Volksvermehrung Vorschub leistete, und dies wäre ein sehr zweifelhafter Erfolg. In allen Ländern, die schon seit Decennien dicht bevölkert sind, könnte eine übermäßige Zunahme der Volkszahl nur das größte Unheil anrichten. Der Pauperismus würde rasche Fortschritte machen und der Mangel an Arbeitsgelegenheiten würde den Mangel an Nahrung zur unmittelbaren Folge haben*). Wenn Henry George dem gegenüber behauptet, „daß in jedem gegebenen Zustande der Civilisation eine größere Anzahl von Menschen, als Gesammtheit, besser versorgt werden könne als eine kleinere" (S. 125), so läßt sich dem entgegenstellen, daß die beiden dichtbevölkertsten europäischen Länder — England und Deutschland — schon jetzt die größte Mühe haben ihre Volksmassen zu ernähren. In beiden Ländern macht der Pauperismus große Fortschritte und in Deutschland speciell hat der Bettel und das Vagabondenthum ganz schreckenerregende Dimensionen angenommen. „Die „Ungerechtigkeit der Gesellschaft", auf welche Mr. George alle socialen Uebel zurückführt, steht sicherlich in keinem Verhältniß zu der kolossalen Ausbreitung des Elends und der Arbeitslosigkeit, die wir überall wahrnehmen. Einfach absurd ist es, wenn der Autor von „Fortschritt und Armuth" behauptet: „daß die von einer zunehmenden Bevölkerung ins Dasein gerufenen Münder nicht mehr Nahrung als die Alten brauchen, während die Hände, welche sie mit sich bringen, im natürlichen Verlauf der Dinge mehr erzeugen". Bei Aufstellung dieser Behauptung ist ganz außer Acht gelassen, daß die „Hände" erst 18—20 Jahr alt werden müssen, bevor sie irgend etwas durch ihre Arbeit erzeugen können. Und in diesen 20 Jahren kostet die Erziehung der zu diesen „Händen" gehörigen Menschen ein enormes Kapital. Der geistvolle französische Arzt Bertillon hat berechnet, daß Deutschland alljährlich für seine Volks-, resp. Händevermehrung $1\frac{1}{3}$ Milliarde verausgabt, während Frankreich mit seiner geringen Bevölkerungszunahme $1\frac{1}{4}$ Milliarde zu Gunsten seines Nationalwohlstandes spart. In Preußen mußten in den 50er und 60er Jahren etwa 2 Erwachsene (d. h. Personen über 14 Jahren) durchschnittlich 1 Kind bis zu 14 Jahren mit ernähren. In Frankreich trugen diese „Last" — sit venia verbo — 3 Personen. Das macht einen Unterschied von 50 Procent. Demnach kann man Henry George die besser begründete Behauptung entgegenstellen, daß der Kinderreichthum eines (an und für sich schon dichtbevölkerten) Landes ein Hemmniß für dessen materiellen Fortschritt ist. Es ist dies nicht blos meine eigene persönliche Meinung, sondern auch die Ansicht Prof. Adolf Wagners, der unlängst über dieses Thema eine Reihe von Aufsätzen in der Augsb. Allgem. Zeitung veröffentlicht hat. Kürzlich wies auch der Abgeordnete Sombart im preußischen Landtage auf das „unmenschlich frühe Heirathen" als eine der Ursachen hin, welcher die kolossale Bevölkerungszunahme in den oberschlesischen Nothstandsdistricten und die damit verbundene Massenarmuth zuzuschreiben ist.*) Es heißt demnach das in den Tag hineinlebende, besitzlose Volk in seinem Leichtsinn nur bestärken, wenn man — wie Henry George dies thut — sagt: „Die Gefahr, daß menschliche Wesen in eine Welt gesetzt werden könnten, wo nicht für sie gesorgt werden kann, entsteht nicht aus den Satzungen der Natur, sondern blos aus socialen Mißverhältnissen" (S. 123). Durch solche Behauptungen wird lediglich der Klassenhaß geschürt und nichts bewiesen. Auch durch die Confiscation der Grundrente, von der Mr. George so viel erwartet, würden die socialen Uebel, welche nothwendig aus einer übermäßigen Volksvermehrung resultiren, nicht gehoben werden. Eine vollständige Confiscation der Rente würde — meiner Ansicht nach — dahin führen, allen edleren Luxus zu unterdrücken und die Bedürfnisse der Bevölkerung auf das Niveau des Nothwendigsten zu beschränken. Kunst und Wissenschaft würden höchst wahrscheinlich nach und nach dem krassesten Materialismus verfallen und der Sinn für das Edle, Angenehme und Bequeme würde bald gar nicht mehr zu finden sein. Dagegen würde das Land sicherlich von Forts und Festungen starren und anstatt mit zahlreichen Kauffahrern würde das Meer mit Hunderten von Panzercorvetten und Torpedoschiffen bevölkert sein. Das Volk würde in beständiger Furcht vor einer mit so großer materieller Macht ausgerüsteten Regierung schweben und diese würde ihrerseits wieder das mehr und mehr in Barbarei versinkende Volk mit dem größten Mißtrauen beobachten. So lange die Menschen so sind, wie sie sich gegenwärtig geben, so lange der Egoismus die Haupttriebfeder alles Handels und Wandels ist und der Edelmuth als ein Luxus des Herzens betrachtet wird — so lange ist eine Politik auf der Basis ökonomischer Zustände, wie sie Henry George herbeiführen will, ein Ding der puren Unmöglichkeit. Es kann daher keinem vernünftigen Staatsmann beikommen, dem wirthschaftlichen Programm des radicalen Amerikaners praktisch näher zu treten.

Da indessen eine Fabel durch ihren geistigen Inhalt ebenso lehrreich für uns sein kann wie eine thatsächlich wahre Geschichte, so vermag auch ein so radicales Project, wie das des Mr. George ist, insofern nützlich zu wirken, als es uns die Richtung andeutet, in welcher wir auf ökonomischem Gebiet reformatorisch vorzugehen haben. Der Kern von Wahrheit, welcher den Deductionen des Autors von „Fortschritt und Armuth" innewohnt, liegt in dem Gedanken: daß der Grundbesitz, zumal der Grund und Boden in großen, volkreichen Städten stärker als bisher zur Besteuerung herangezogen werden müsse, als dies bisher geschehen ist. Und dieser Gedanke ist unzweifelhaft richtig. Die Werthsteigerung der in großen Fabrikstädten belegenen Grundstücke beträgt für die letzten 30 Jahre etwa 100 Procent. Die gegenwärtige Besteuerung derselben steht zu dieser enormen Erhöhung ihres Werthes in gar keinem Verhältniß. Nichts wäre rationeller und gerechter, als daß die Communallasten von den Besitzern solch werthvollen Grund und Bodens getragen würden, da sie es ja sind, welche von der Verwendung der erhobenen Steuern großen und dauernden Vortheil haben. Dies ist der Punkt, an welchem eine Steuerreform, die den kleinen Mann entlasten und dem Staate große Mittel zuführen will, ihren Hebel anzusetzen haben würde.

Es ist erfreulich, daß Herr Prof. Gneist in seiner neuesten Publication, welche über die preußische Finanzreform handelt,

*) Vergl. Hartpole Lecky: Geschichte der Aufklärung in Europa. Deutsch von H. Jolowicz. I. Band, S. 228 u. 229. 1868.

*) Vergl. hierüber: Dr. Otto Zacharias: Die Gefährdung der socialen Wohlfahrt durch die frühen Ehen der Besitzlosen. 2. Aufl. Hirschberg in Schl., 1880.

einen ganz ähnlichen Standpunkt einnimmt, insofern er die Erhebung einer Liegenschaftssteuer befürwortet. Diese würde entweder vom Besitzer oder im Falle eines Pachtverhältnisses vom Pächter und Besitzer zur Hälfte getragen werden. Dafür hätten dann die drückenden Communalsteuerzuschläge zu den staatlichen Abgaben in Wegfall zu kommen. Auch Prof. Gneist geht von dem Grundgedanken aus, daß die Communallasten vom Grundbesitz getragen werden müssen. Die starkbevölkerten Industrie- und Handelsstädte, welche 6—7hundert Procent Communalzuschlag jeder Klassen- und Einkommensteuer erheben, will er noch besonders eingeschätzt wissen, indem er eine entsprechend höhere Besteuerung derjenigen Grundstücke verlangt, die dem Großgewerbe dienen, weil letzteres die hohen Communalzuschläge zumeist veranlaßt hat, ohne nach den bisherigen Gesetzen zu einer angemessenen Gegenleistung herangezogen werden zu können. Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen. Früher oder später werden diese Gedanken zur Discussion gestellt werden und die begonnene Steuerreform wird nicht eher zum Abschluß kommen können, bis auch der Grundbesitz seinen Verpflichtungen gegen die Gesammtheit nachgekommen ist. Die Grundrente soll nicht confiscirt, aber sie soll wenigstens entsprechend besteuert werden. Das muß das Ziel einer rationellen Steuerreform sein.

Literatur und Kunst.

Parentation.

Von Wilhelm Jensen.

Wär' zum Erbarmen es nicht, mir wär' es zum Lachen, gewahr' ich,
Wie das erleuchtete Volk seine Vertreter erwählt.
Tausende stehen gedrängt, überhallt von gewaltigem Stimmruf:
Bürger, erkennet den Mann eures erhab'nen Vertrau'ns!
Recht für Jeglichen fordert sein Herz, und Jegliches Wohlfahrt,
Wenn ihr zur Kammer ihn wählt, sinnt er bei Tag und bei Nacht.
Willst du auf Lumpen erschwerenden Zoll? Oder heischt dein Gewerbe
Strengeren zünftigen Zwang? Grade so will er es auch!
Fort von der Heimat, dem Amt und Beruf entfernt eure Wahl ihn —
Fühlt ihr, wie schwer es ihm fällt? Schwerer doch wiegt ihm die Pflicht!
Welches Verdienst erst erwarb um die Stadt er beim neulichen Brand sich,
Als er zuerst ihn entdeckt! Hörtet ihr Klüg'ren beim Wein?
Höherer Forschung leistet Gewähr er durch klassische Bildung,
Aber, ihr Bürger, er blieb einfach und bieder dabei!
Was euch an Wünschen geheim noch kaum auskeimt, in der Brust schon
Trägt er's als reifende Frucht! Kauft er nicht Stiefel bei dir?
All' insgesammt umfaßt eu'r Gemüth ihn mit gleicher Verehrung,
Und wer nichts von ihm weiß, weiß doch nicht Uebles von ihm!
Ehret euch selber in ihm und beweist euch als denkende Männer!
Bürger, erkennet den Mann eures erhab'nen Vertrau'ns!

*

Kürzer bereitet der ländliche Hirt seiner Heerde die Richtschnur:
Strebt ihr nach himmlischer Lust, oder nach ewigem Fluch?
Wählt ihr den Einen, so häuft ihr euch köstlichen Reichthum im Jenseits,
Wählt ihr den Andern, verdammt ihr euch zur Hölle. Nun wählt!
Eins noch bedenket dabei, daß der Herr auch hienieden schon lohnet,
Und daß der Teufel euch stets auch schon auf Erden betrügt.
Wen er mit Zweifeln beirrt noch, der findet nachher mich im Beichtstuhl;
Geht und besprecht mit der Frau, wen sie zu wählen euch räth!

*

Einfluß üb' ich in keinerlei Art, spricht ruhig der Grundherr,
Wähl' ein Jeglicher so, wie es am Besten ihn dünkt;
Keiner gedenke heut' dran, daß auf mir sein Wohl und sein Weh ruht,
Keiner sei thöricht besorgt, daß seine Wahl mich ergrimmt.

*

Wahltag ist nun und es strömen herzu die berufenen Wähler,
Daß die Erleuchtung des Volks sich in der Urne vereint.
Hinter dem Vorhang schiebt seine Puppen der Fortschritt und Rückschritt,
Sichtbar zur Bühne hinan treibt seine Schafe der Pfaff.
Hundert Stimmen, sie werden gezählt, doch gewogen ist Eine,
Die, wie im Tollhaus Vernunft, matt im Gelärme verhallt.
Aber gehobenen Haupts und verehrt als die Summe der Weisheit,
Gehn die Vertreter des Volks stolz aus der Urne hervor.
Eines allein nur vertreten sie nicht, des gebildeten Geistes
Ob der Parteien Geschrei höher bemessenden Ernst.

*

Würdig beschreiten sie jetzt ihre rühmlich erworbenen Sitze,
Und zu gestaffeltem Rund reiht sich der Areopag.
Prüfend erwägt den Bedarf an hellenischer Sprache der Dorfschulz,
Ueber die Nutzung des Wald's sinnet der Schulpädagog;
Zölle berechnet der Arzt, gegen Impfung eifert der Anwalt,
Alles und Jedes betrifft laut des Professors Verdict;
Aus dem Thucydides lehrt er die Mängel der heutigen Staatskunst,
Und aus Pauliniſchem Brief schöpft seinen Spruch der Caplan.
Talmud, Lassalle, Pentateuch, Paracelsus und Apokalypse,
Welfen und Waiblinger, Zank, Pathos, Beschimpfung, Geschrei —
Leiser nur flüstert ein Mund: Falls du mir das Eisen vertheuerst,
Höher besteur' ich alsdann gern dir die Einfuhr des Korns.

*

Weißt du das Bessere? Nein. Doch ich weiß, als das Schlimmste bedünkt mich,
Daß ihr dem Ganzen zum Heil eure Versammlungen preist.
Täuscht nicht mit Andern euch selbst und umkränzt eure menschlichen Köpfe
Nicht mit dem Heiligenschein schlackengereinigten Seins:
Heißt, was den Einzelnen treibt, wie ihr sonst es im Leben benennet:
Selbstsucht, Vortheilbegier, Eitelkeit, Starrsinn und Neid.

*

Was auf höhere Bahn die Geschicke der Menschheit emportrug,
Sei es mit denkendem Geist, sei es mit wirkender Kraft,
Immer entsprang es dem Haupt und der Brust eines einzelnen Schöpfers,
Gleichwie die Stirne des Zeus Pallas Athene gebar.
Nicht in den wimmelnden Schwarm buntscheckiger Köpfe des Marktes
Lässet der Genius sich nieder zur irdischen Rast.
Dort nur senkt er den Flug und bereitet sich Heimat und Werkstatt,
Wo in der Stille der Brust dunkles Geheimniß erbebt.
Ihr durchglüht er das Herz mit dem flammenden Licht der Erkenntniß,
Labt ihre Schatten mit Blut, das sie zum Leben erweckt,
Und mit verachtendem Muth, einsam, aus nebelndem Dunstkreis
Ueber der Dohlen Gekrächz schwingt sich der Fittig des Aars.
Hinter ihm schwirren sie drein mit vereinigtem Jammergezirpe,
All' das Geflatter, das nur Mücken und Milben erjagt,
Und es verstärkt ihr Gekreisch und den Grimm ohnmächtiger Scheelsucht,
Daß aus dem schweigsamen Blick stolze Verachtung ihm loht.

Alfred de Musset und die Frauen.

II.

Caroline Jaubert.

Die Verfasserin der „Erinnerungen"*), Frau Caroline Jaubert, ist den Lesern der „Gegenwart" keine Fremde mehr. Wir haben vor einigen Jahren, gelegentlich der Veröffentlichung ihrer Erinnerungen an Heinrich Heine, die anmuthige und geistvolle Frau, die in jahrelangem, sehr intimem, freundschaftlichem Verkehr mit den bedeutendsten in Paris lebenden Männern gestanden hat, mit Musset, Heine, Berryer und Anderen, in einer leichten Skizze zu schildern versucht. Die in den Pariser Salons sehr bekannte und wegen ihrer ungewöhnlichen Gaben hochgeschätzte Dame hat sich bis vor kurzem von der Oeffentlichkeit vollkommen fern gehalten. In den Briefen Mussets, die als Anhang zu seinen sämmtlichen Werken veröffentlicht worden sind, heißt sie immer nur „marraine", und ich glaube, in Deutschland ist sie mit ihrem wahren Namen zum erstenmal in meiner Biographie Alfred de Mussets genannt worden. Ich habe da in aller Kürze die Beziehungen Mussets zu Frau Jaubert in folgender Weise geschildert:

„Musset, dem trotz aller schmerzlichen Erfahrungen der intime Verkehr mit bedeutenden Frauen ein stetes Bedürfniß war, hatte in der Frauenfreundschaft mehr Glück als in der Liebe. Schon gegen Ende des Jahres 1836 hatte sich zwischen ihm und einer geistvollen Dame ein inniges Band geknüpft, das sich von Jahr zu Jahr mehr festigte, und das erst der Tod zerrissen hat. Im Scherz hatte die junge Dame den jungen Mann als Pathenkind adoptirt; er unterzeichnete sich mit diesem Titel in allen Briefen, die er an die „Frau Gevatterin" (à ma marraine) im Laufe der Jahre richtete. Diese Briefe lassen das harmlose, innige und reizvolle Verhältniß in seiner ganzen Anmuth erkennen.

Die Beziehungen zu dieser nicht Genannten sind die heitersten und sonnigsten in dem meistens so trüben und traurigen Dasein des Dichters. Vor ihr schüttet er sein Herz aus, ihr erzählt er wie einem guten Kameraden seine kleinen Unannehmlichkeiten und seinen großen Kummer; ihr vertraut er seine übermüthigen Streiche, und ihr theilt er seine guten Vorsätze mit. Aus jeder Zeile, die er an sie richtet, ersieht man, wie ihn diese herzliche Freundschaft beglückt.

Die kleine „marraine" ist aber auch eine entzückende Person. Sie ist verständig, ohne im Mindesten philisterhaft beschränkt zu sein. Sie begreift Alles und verzeiht Mancherlei. Schmollt sie mit ihm, so merkt man ihr an, daß es ihr gar nicht ernst gemeint ist, und daß sich hinter ihrem neckischen Unwillen nichts Anderes verbirgt als die aufrichtigste Sympathie für Musset, dem sie so gern die überflüssigen Sorgen abnehmen, den sie so gern zur Thatkraft anspornen möchte. So erscheint uns diese „marraine" in allen Briefen, welche Musset an sie richtet. Und deshalb ist es auch keine Indiscretion, die liebenswürdige Dame hier bei ihrem Namen zu nennen. Es ist die in der guten Pariser Gesellschaft wohl bekannte Frau Maxime Jaubert. Ihr Mann, an den Musset ebenfalls ein in seinem Briefwechsel veröffentlichtes interessantes Schreiben gerichtet hat, war Obertribunalsrath (conseiller à la cour de cassation). Der Jaubert'sche Salon gehörte zu den angenehmsten der Hauptstadt. Frau Jaubert lebt noch in Paris. Sie hat sich ihren Geist, ihre Originalität und Frische unversehrt zu erhalten gewußt."

Der letzte Absatz dieser Charakterisirung ist nichts Anderes als eine Umschreibung der Angaben Paul de Mussets, die er mir in einem Briefe vom 19. November 1876 gemacht hatte.**)

Der Bruder des Dichters spricht in seinen Briefen an mich von dieser ungewöhnlichen Frau sehr oft und immer mit den Ausdrücken wahrer Bewunderung. So verweist er in seinem Briefe vom 21. Mai 1877 auf „die bedeutende Rolle, die in dem Wirken und Leben des Dichters diese anmuthige Gestalt, die der Dichter auf zwei Arten liebte", gespielt hat.*)

In seinem Briefe vom 6. Juni 1877 nennt Paul de Musset Frau Caroline Jaubert „eine Frau, deren Anmuth und Geist so viel schöne Verse inspirirt haben, und deren Bildniß so oft im Leben und Schaffen unseres Dichters wiederkehrt".**)

In demselben Briefe gibt Paul de Musset über die Persönlichkeit der Frau Jaubert die nachstehenden Einzelheiten: „Die „Gevatterin" ist ein gebornes Fräulein d'Alton, Schwester von d'Alton-Shée, der zur Zeit der Restauration Pair von Frankreich war, der zuerst als Aristokrat der conservativen Richtung angehörte, im Jahre 1848 aber sich zum großen Leidwesen seiner Freunde und seiner Familie der socialistischen Partei angeschlossen hat. Die „marraine" ist auch die Nichte des verstorbenen Divisionsgenerals Grafen d'Alton, dessen Tochter ich im Jahre 1868 geheirathet habe, so daß sie die leibliche Cousine meiner Frau ist. Bis zum Jahre 1864 waren die beiden Cousinen unzertrennliche Freundinnen, seitdem haben aber die intimen Beziehungen zwischen ihnen aufgehört, wenn auch der äußerliche Verkehr noch ein freundlicher geblieben ist. Die „marraine" hat sich im Alter von fünfzehn Jahren mit einem fünfundzwanzig Jahre älteren hohen Beamten verheirathet, einem harmlosen, unterrichteten, freundlichen Manne, dessen Glück sie ausgemacht hat. Ihre einzige Tochter, die Marquise de la Grange, ist auch schon Mutter einer bildschönen zwanzigjährigen Tochter. Im Jahre 1835, ein Jahr nach der italienischen Reise, trat zwischen Alfred de Musset und ihr ein sehr lebhafter Verkehr ein. Ich habe nie eine Frau kennen gelernt, die einen glänzenderen Geist besäße. In jedem ihrer Briefe findet man ein überraschendes, bedeutendes oder komisches Wort. In dem Jahrzent von 1835 bis 45 war ihr Salon der angenehmste Ort für geistvolle Unterhaltung von ganz Paris. In dem Briefe, der an die „marraine" gerichtet ist, und dem wir die Ueberschrift: „Ein Abendessen bei Rachel" gegeben haben, weist Alfred mit dem Satze auf sie hin: „die Frau, die den größten Geist und den kleinsten Fuß von ganz Paris besitzt". Sie ist in der That sehr klein, niedlich und zart; sie war früher blond und hat schöne schwarze Augen.***) Diese Frau hat auf ihre Umgebung stets eine bedeutende Macht geübt, sowohl durch die Ueberlegenheit ihres Geistes als durch eine seltene Willenskraft. Gewöhnlich heiter, lachend und unterhaltend, kann sie unter Umständen auch unbeugsam und unerschütterlich fest sein. Was sie einmal beschlossen hat, führt sie um jeden Preis durch. Seit vierzig Jahren beobachte ich dies so ungewöhnlich begabte und so reizende Wesen, und ich habe die Ueberzeugung erlangt, daß ihr nur Eines fehlt, um das vollkommenste Werk der Schöpfung zu sein: eine gewisse Milde und Nachgibigkeit. Sie kann unerbittlich sein."

Die Veröffentlichung meines Buches über Musset hatte mir nun die Ehre und Freude verschafft, mit Frau Jaubert in Verkehr zu treten, und die witzigen und scharfsinnigen Briefe, die ich von ihr empfing, stimmten genau mit dem Porträt überein, wie ich es mir nach den bekannten Briefen Alfred de Mussets und nach den brieflichen Mittheilungen Pauls gebildet hatte. Frau Jaubert schickte mir also auch die „Erinnerungen an Heinrich Heine" und autorisirte mich, dieselben in der „Gegenwart" für die deutschen Leser zu bearbeiten. Ich theilte das gelegentlich Paul de Musset mit, und dieser schrieb mir einige Zeit darauf, am 15. Februar 1878:

---

*) Souvenirs de Madame C. Jaubert. Lettres et Correspondances. Paris, J. Hetzel & Cie., 18 rue Jacob.

**) „La marraine est toujours la même femme telle que les lettres la font connaître, toujours pétillante d'en-train, d'esprit et d'originalité. Les années ne l'ont pas éteinte."

*) „. . . la place importante que prend dans l'œuvre et dans la vie du poëte cette gracieuse figure aimée de deux manières."

**) „. . . une femme dont les grâces et l'esprit ont inspiré tant de beaux vers et dont l'image revient si souvent dans les œuvres et la vie de notre poëte."

***) „Un bel ange aux yeux noirs sourit à ma misère", heißt es in dem zweiten Gedichte „A Ninon", das in der Biographie des Dichters von Paul de Musset zum erstenmal veröffentlicht worden ist.

„Im „XIXme Siècle“ habe ich die Aufsätze Ihrer liebenswürdigen Correspondentin über Heinrich Heine gelesen. Sie haben Erfolg gehabt, und die Verfasserin bereitet sich darauf vor, auch ihre Erinnerungen an unsern berühmten Redner Berryer zu veröffentlichen. Offenbar wird auch früher oder später die Reihe an unsern Dichter kommen. Sie weiß von Alfred sehr viel und kann über ihn auch sehr viel sagen. Wenn ihr Bericht thatsächlich genau ist, so wird er für die Biographie des Dichters von Werth sein. Ich hoffe, daß ich nicht zu einer Berichtigung gezwungen sein werde ... Ich mag auch nicht daran denken, daß die Alten, die die Geschichte von Cepheus erfunden haben, der von den thrakischen Weibern zerfleischt wurde, das menschliche Herz nur zu gut gekannt haben. Jedenfalls werde ich nur das Wort ergreifen, wenn ich, um das Andenken an meinen Bruder zu vertheidigen, dazu gezwungen werde. Sobald die „Erinnerungen an Berryer“ erschienen sein werden, werde ich der Dame einen Besuch machen und mit ihr die Angelegenheit besprechen.“

Paul de Musset war, wie man auch aus diesem Passus erkennt, von einer fast krankhaft zu nennenden Aengstlichkeit, daß die Ueberlebenden dem Andenken an Alfred de Musset schaden könnten, und sobald er irgendwie Kunde erhielt, daß über Alfred de Musset irgend etwas veröffentlicht werden würde, stellte er sich auch schon zur Abwehr in eine kriegerische Positur. Deswegen verfolgte er nicht ohne Besorgniß die Veröffentlichungen der alten Freundin seines Bruders; und deshalb beschlich ihn — ganz ohne Grund, wie sich jetzt herausgestellt hat, — der Verdacht, daß auf das liebenswürdige Bild des Dichters der Jugend wiederum ein neuer Schatten geworfen werden würde. Seine Absicht, Frau Jaubert zu besuchen, scheint er indessen nicht ausgeführt zu haben. Er hat vielmehr den brieflichen Weg vorgezogen; denn am 21. Juni 1879 schrieb er mir:

„Ich setze voraus, daß unsre Freundin C. J. Ihnen ihre Erinnerungen an Heinrich Heine und Berryer geschickt haben wird. Sie hat absichtlich nicht Alles über unsern großen Redner gesagt, was sie über ihn hätte sagen können. ... Ich habe an die „marraine“ geschrieben, um sie zu fragen, ob und wann die Reihe an unsern Dichter kommen würde. Sie hat mir vom Lande, wo sie gegenwärtig bei ihrer Tochter verweilt, geantwortet, daß meine Biographie allen Bedürfnissen der Neugier genügen dürfte und daß ich ihr nichts mehr zu sagen übrig gelassen hätte. Wir werden ja sehen.“*)

Frau Caroline Jaubert hat sich eines Andern besonnen. Sie hat in der That auch aus ihren Erinnerungen an Alfred de Musset geschöpft, und das, was sich zur Veröffentlichung geeignet, der Oeffentlichkeit dargeboten. Man kann ihr für den Takt und die pietätvolle Gesinnung, die sie bei der Auswahl der von ihr veröffentlichten Briefe geleitet haben, nur zu innigem Dank verpflichtet sein.

Frau Jaubert hat uns gestattet, das von ihr veröffentlichte Material unsern Lesern zugänglich zu machen. Wir gedenken aus den Briefen, die Musset an sie gerichtet hat, das allgemein Interessante mitzutheilen. Für heute beschränken wir uns auf einen größeren Auszug aus dem ersten dieser Briefe, der kein Datum trägt, aber wahrscheinlich aus den ersten Monaten des Jahres 1837 herrührt. Diese Aufzeichnung Mussets bezeichnet das merkwürdig reizvolle Verhältniß zwischen dem Dichter und der „marraine“ in heitersten Weise und gibt besser als irgend welche andere Veröffentlichung — die Biographie von Paul de Musset nicht ausgeschlossen — über den Seelenzustand des Dichters in jenem Abschnitte seines Lebens Auskunft. Musset schreibt:

„Gnädige Frau! Sie haben für das Gefühl, das uns miteinander verbindet, den richtigen Namen gefunden, wenn Sie es als ein „namenloses Gefühl“ bezeichnen. Ich mache keine Antithese. Ihr Ausdruck ist treffend und reizvoll. Er erinnert mich an einen andern ziemlich spaßhaften — und Sie wissen ja, daß wir auch Das gemeinsam haben: das Spaßhafte mit den ernstesten Dingen vermischen zu können — den einer meiner Freunde einer Frau gegenüber gebraucht hat: „Wir sind auf dem Vicinalwege der Liebe und Freundschaft.“ Wie gefällt Ihnen das Bild? ....

„Ich will Ihnen nicht in banaler Weise sagen, daß ich Ihnen dafür dankbar bin, mir die übeln Nachreden über mich wiederholt zu haben*); aber ich darf Ihnen doch sagen, daß ich Ihre Art und Weise, mir sanft, wohlwollend und dennoch aufrichtig Vorwürfe zu machen, die überzeugen, ohne zu verletzen, über Alles liebe. Sie besitzen da, liebe Freundin, die kostbarste aller Wissenschaften. Sie ist Ihnen angeboren, und so lange sie dieselbe verwerthen, dürfen Sie sich nicht darüber wundern, daß man Sie liebt.

„Wir wollen vernünftig sprechen.

„Alle Welt stimmt darin überein, daß mit mir im Salon schlecht verkehren ist. Ich stimme mit aller Welt nicht nur darin überein, sondern diese Unannehmlichkeit ist mir unangenehmer als irgend Jemandem. Wo aber kommt sie her? Aus zwei Grundursachen: aus meinem Stolz und meiner Schüchternheit. Das sind die liebenswürdigen Urquellen, aus denen sich mein Dasein hienieden ergießt. Man kann sein Wesen nicht ändern, man muß daher mit demselben einen Vergleich eingehen. Ich mache nach dieser Richtung hin seit einiger Zeit rühmliche Anstrengungen, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen ... Es gibt Tage, wo ich schon nervös afficirt aus dem Bette steige. Wenn das Wort auch lächerlich ist, so ist es doch nicht minder wahr. Ich mag gehen, wollen, versuchen — es hilft Alles nichts ... Wenn es sich um Complimente, um Begrüßungen und um Händedrücke handelt, so habe ich oft den besten Willen, ich fühle das Bedürfniß dazu, aber ich bringe es nicht fertig ... Sie reden mir von Leuten, die mir bisweilen von dem Vergnügen sprechen möchten, das ich ihnen bereite. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß von zehn Complimenten, die man mir sagt, mir neun geradezu unerträglich sind. Ich will nicht behaupten, daß sie mich verletzen, oder daß ich sie für falsch halte; aber sie erwecken in mir das Verlangen, mich aus dem Staube zu machen. Suchen Sie den Grund dafür, wenn Sie können. Aber erfahren Sie wenigstens und glauben Sie mir, bitte, daß ich mir in solchen Augenblicken verhaßt bin. Es liegt eigentlich gar nicht in meiner Natur — als Kind war ich gerade das Gegentheil. Da trug ich inmitten des Salons Fabeln vor und umarmte darauf die ganze Gesellschaft. Wollte Gott, daß ich noch so wäre!

„In Ihrem Briefe ist ein sehr wahres, sehr richtiges Wort und ein trauriges: „Sie stoßen Männer von Herz und Geist, die sich zu Ihnen hingezogen fühlen, gewaltsam von sich ab.“ Ja, das ist wahr, und glauben Sie denn, daß ich das nicht selbst fühle und daß ich es nicht manchmal bedaure?

„Woher dann also mein Benehmen? Ich möchte dieser Frage nicht auf den Grund gehen. Die Menschen sind mir gleichgültig. Ich will mich nicht fragen: ob ich sie hasse, aus Angst, daß das der wahre Grund sei. Wie dem auch sei, sie thun mir keinerlei Weh, und da ist es also ganz richtig, daß sie mir in Folge dessen auch keine großen Genüsse gewähren. Da liegt, liebe Freundin, auf diesem Punkte allein die ernsthafte Seite der Frage. Was die Begegnungen, Begrüßungen und Händedrücke betrifft, so werde ich mich nach dieser Richtung hin zu bilden suchen. Es ist eine Sache der reinen Höflichkeit, der reinen Schuldigkeit. Ich werde soviel wie möglich über mich gewinnen, und Ihnen für den besten Theil dankbar sein. In Betreff der Sympathien aber, auch nur der flüchtigen und oberflächlich ausgedrückten, die den Menschen an den Menschen fesseln, so ist das etwas ganz Anderes. Gestatten Sie meiner alten Erfahrung, eine solche Frage nicht keck zu entscheiden. Ihr Brief hat mir

*) „Elle m'a repondu, de la campagne où elle est chez sa fille, que ma biographie devait suffire à toutes curiosités et que je ne lui avais rien laissé à dire. Nous verrons bien.“

*) Alfred de Musset war oft sehr verstimmt und benahm sich auch in der Gesellschaft oft sehr abstoßend und schroff. Das wurde ihm von vielen Leuten verdacht, und seine Freundin machte ihm darüber Vorwürfe. Darauf bezieht sich der obige Passus.

darüber viel zu denken gegeben. Sie haben mir nur eine Predigt über Höflichkeit halten wollen und haben meine Gedanken auf die Freundschaft gelenkt. Ich habe mich betrachtet, mich gefragt, ob unter diesem schroffen, mürrischen, impertinenten und wenig sympathischen Aeußern nicht doch ursprünglich noch etwas Leidenschaftlich-Exaltirtes in der Weise des Rousseau verborgen sei. Es ist immerhin möglich. Ich habe mich ein einziges Mal der Freundschaft hingegeben. Es ist ein sonderbares Gefühl für mich, etwas Unerhörtes, eine Erregung, die vielleicht noch stärker ist als das Begehren in der Liebe. Denn diese Regung wird nicht befriedigt. Soweit meine Kenntnisse reichen, muß es ein fürchterliches Gefühl sein, sehr gefährlich, sehr süß, das das Glück oder Unglück eines ganzen Lebens ausmacht, und ich begreife, daß Rousseau von den Erschütterungen, die diese Leidenschaft ihm verursacht hat, halb verrückt geworden ist. Nun, ich bin ganz entschlossen. Ich will davon nichts wissen. Es ist gerade genug mit der Liebe, gerade mit Ihnen, meine Damen und außerdem habe ich keine Zeit.

„Auf Ihre leichte Rüge habe ich furchtbar ernst geantwortet, aber wenn ich zu Ihnen spreche, geht mir das Herz auf, wie es sich zusammenpreßt, wenn ich mit Andern verkehre. Verzeihen Sie mir diese Abhandlung. Wenn Sie ein bischen darüber nachdenken, so werden Sie mich besser verstehen. Ich bin nicht zärtlich, aber ich bin übermäßig. Das ist mein Fehler, der mich wüthend macht. Seien Sie übrigens sicher, daß ein Uebermaß von äußerer Form den innerlichen Grund abnutzt. Das sage ich übrigens nicht zu meiner Rechtfertigung. Ihr Brief war eine wahre Plauderei, wie Sie sagten; Sie sehen, daß der meinige nichts Anderes geworden ist. Leben Sie wohl! Es bleibt übrigens eine ausgemachte Sache, daß diese Abhandlung über die Freundschaft mit jenem „namenlosen Gefühl" nichts gemein hat.

Alfred de Musset."

Die Charakterisirung der andern Briefe und Auszüge aus denselben mögen dem folgenden Schlußaufsatze vorbehalten bleiben.

Paul Lindau.

Die Gräberfunde von Ancon in Peru im Berliner ethnographischen Museum.

Von Carus Sterne.

2. Die Beigaben der Mumien.

Wir kommen nunmehr zu dem wichtigsten Theile unserer Betrachtung, zu den Beigaben der Mumien, die uns einen Blick in eine ungeahnte Culturstufe mit seltenen kunstgewerblichen Fähigkeiten und mit einem ästhetischen Geschmacke eröffnet, wie wir sie hier sicherlich nicht erwartet hätten. Ein Theil dieser Beigaben, namentlich die Waffen und Handwerkzeuge, gelegentlich z. B. das gesammte Geräth eines Webers oder Fischers, befinden sich in dem Ballen selbst, andere, wie die mannichfaltigsten Gefäße mit Nahrungsmitteln, Vorrathstaschen und eigenthümliche, bunt bemalte Täfelchen, die wahrscheinlich zur näheren Charakteristik der Leiche gehören, vielleicht Auszeichnungen darstellen, finden sich neben den Mumien frei in den Nischen oder mit Sand bedeckt. Fast alle diese Gegenstände zeigen einen mehr oder weniger ausgebildeten, zum Theil das verwöhnteste Auge befriedigenden Geschmack in Form- und Farbengebung.

Vor Allem ist hier von den Gewandstoffen und Tüchern zu reden, deren Darstellung mit einer kaum je vorher erreichten Treue mehr als fünfzig Farbendrucktafeln des großen Werkes von Reiss und Stübel gewidmet sein werden. Durch eine Verbindung von Photographie und Farbenlithographie wird eine Wiedergabe erzielt, in der man jeden Faden der Gewebe unterscheiden kann, und da die Muster der Prachtgewänder in der Farbenzusammenstellung und Form dreist den Vergleich mit denen unserer besten älteren Epochen aushalten können, so wird diese Sammlung und das sie darstellende Werk in der Geschichte der textilen Künste eine wichtige Rolle einnehmen. Natürlich sind die Gewänder der ärmeren Leute und die im täglichen Leben getragenen Stoffe einfacherer Art, meist einfarbige oder mit einfachen Streifen verzierte baumwollene oder wollene Gewebe in den verschiedensten Farben. Man unterscheidet kürzere, nur bis zu den Hüften reichende Westen, mit einfachen Oeffnungen für Kopf und Arme, die sogenannten Ponchos, und bis zu der Hälfte der Schenkel reichende längere Untergewänder. Mitunter sind in diesen einfarbigen Geweben ornamentale Figuren von ganz eigenthümlichem Charakter herausgeschnitten und durch andersfarbige, unter einander contrastirende Füllungen ersetzt.

Natürlich interessiren uns hier am meisten die feineren, reich mit schönfarbigen Mustern bedeckten, gobelinartigen Wollgewebe, bei denen fast nur ein einziger Mangel hervortritt, daß nämlich wegen Unvollkommenheit der Webstühle von reich ornamentirten Stoffen in der Regel nur schmalere Streifen gewebt werden konnten, die dann, um größere Flächen darzustellen, der Länge nach zusammengenäht werden mußten. Des Beispiels halber wollen wir hier nur eine einzelne Borte eines auf Tafel 48 dargestellten Poncho beschreiben, um einige weitere Bemerkungen daran knüpfen zu können. Handtellergroße gelbe, im allgemeinen Umriß rautenförmige Figuren erscheinen auf purpurbraunem Grunde übereinander. Im Mittelpunkte jedes Rhombus treffen vier Thierköpfe zusammen, je zwei von jeder Seite kommend. Man kann die letzteren wie die Köpfe eines deutschen Reichsadlers sich vorstellen, denn sie sind miteinander verbunden und vom Rumpfe gehen zu beiden Seiten mit hakenförmigen Ansätzen versehene Streifen aus, die den Umriß des Rhombus bilden, aber, wie Uebergänge zeigen, als stilisirte Flügeldieses zweiköpfigen Thieres — die hakenförmigen Ansätze als Federn gedacht — betrachtet werden müssen. Zwischen je zwei dieser gelben Rhomben schieben sich die Hälften zweier purpurbraunen Rhomben derselben Form auf gelbem Grunde ein, so daß man, wenn man diese Borten aneinander legte, abwechselnde Reihen dieser reichornamentirten Rhomben von purpurbrauner und gelber Farbe sehen und jene schöne Lebendigkeit wohlcomponirter Tapeten und Teppiche erhalten mußte, bei der es dem augenblicklichen Wunsche des Beschauers anheimfällt, dasselbe Muster bald hellfarbig auf gesättigt dunklem Grunde, oder dunkel auf leuchtendem Grunde zu erblicken.

Damit ist aber der Reiz dieser Gewebe nicht beschrieben. Die Umrisse der gelben wie der braunen, ineinander greifenden Figuren sind grün eingefaßt, blaue Streifen schieben sich dazwischen und dadurch werden die schon an sich nicht widerstrebenden Farben in einer für das Auge fast bestrickenden Weise vermittelt. Dabei ist, ohne die Zeichnung zu verwirren, jede leere Stelle vermieden, indem die übrig bleibenden rothbraunen und gelben Felder, trotz ihrer Kleinheit, noch mit Streifen und Gruppen aus Punkten der contrastirenden Farbentöne in sehr gefälliger Anordnung gefüllt sind. Wahrlich, es genügt ein Blick auf diese prächtigen und feinempfundenen, reichen Borten, um das in der Neuzeit vielbesprochene Märchen von dem Mangel an Farbensinn bei den Naturvölkern*) in seiner ganzen Haltlosigkeit und Lächerlichkeit zu zeigen.

Allerdings kann man die alten Peruaner nicht mehr zu den eigentlichen Naturvölkern rechnen, doch würde man diesem Sonne und Mond anbetenden Culturvolke schwerlich eine Stelle anweisen können von der Höhe derjenigen der „farbenblinden" Griechen zur Zeit Homers. In den textilen Gewerben standen sie unstreitig auf einer hohen Stufe, und hier sind die Beobachtungen von großem Interesse, welche die Entdecker Reiss und Stübel über die Entwicklung der textilen Ornamentik angestellt haben. Wir haben oben von geflügelten Thieren gesprochen, aber kein Unbefangner würde dieselben beim ersten Blicke auf der besprochenen Borte erkennen. Es gehört das vergleichende Auge des Forschers dazu, um zu erkennen, daß diese mit Widerhaken versehenen Streifen Flügel darstellen sollen, ebenso wie es

*) Vergl. Gegenwart 1880. Nr. 38, S. 185.

dem Naturforscher Mühe macht, in dem oft ganz in Ranken und Schnörkel aufgelösten heraldischen Adler oder Löwen die betreffende Thierspecies wiederzuerkennen. Höchst merkwürdig ist nun die Entdeckung, daß sich fast alle Ornamente des Todtenfeldes von Ancon durch nachweisbar vorhandene Uebergänge von Thierformen ableiten lassen, während das Pflanzenornament gänzlich fehlt. Nun bietet sich aber die Pflanzenranke, Blume und Zweig doch fast von selbst als Ornament, und man könnte auf den schiefen Einfall kommen, daß dieses zoologische Ornament einzig unmittelbar in dieser vegetationsarmen Küstenwüste entstanden sein könnte. Aber man wird sich hier wahrscheinlich eines andern Umstandes erinnern müssen, um auf die richtige Fährte zu gelangen. Die Blicke von Kindern und Naturmenschen werden durch das bewegliche Thier eben in ganz andrer Weise gefesselt, als durch die ruhende Pflanze. Achtlos jagt das Kind bei den schönsten Blumen vorüber dem dahinschwebenden Schmetterlinge nach, und verlangt, daß wir ihm einen Hund, einen Vogel, ein Pferd zeichnen, niemals eine Rose oder Nelke. Unter den unzähligen Skulpturen des vorhistorischen Menschen, die man auf Knochen, Geweihen und Zähnen geschnitzt, auf uralten Wohnstätten desselben gefunden hat, sah man unter vielen Hunderten von thierischen Figuren vielleicht nur ein- bis zweimal ein Pflanzenbild. Vielleicht wird es sich als ein psychologisch wohl erklärbares allgemeines Gesetz ergeben, daß die Ornamente viel allgemeiner als man es denkt, aus Thierfiguren hervorgegangen sind, und daß die Auflösung derselben in Pflanzenranken, die oft den Anschein erweckt, als wüchse das Thier aus der Ranke heraus, eine viel spätere Entwicklungsperiode der Ornamentik bezeichnet.

Kehren wir noch für einen Augenblick zu den Kleidungsstoffen zurück, so müssen wir noch erwähnen, daß derartige vollendet schöne Borten häufig zur Einfassung und Unterbrechung von dunklen oder hellen Stoffen, mit eingewebten schmäleren Querstreifen gebraucht werden, welche letzteren selbst wiederum mit gefälligen bunten Mustern verziert sind, so daß das Kleidungsstück lebhaft an die bekannten ornamentalen Schürzen der Italienerinnen erinnert. Aber nicht allein die altperuanischen Gewebe sind schön, sondern das gesammte textile Gewerbe umgab sich hier mit einer Poesie, wozu wir vergeblich nach einem Seitenstück in unserer nüchternen Zeit der Maschinen suchen würden, und vielleicht nur in der Phantasie, bei der webenden Penelope des Homer finden würden. Wir bitten als Beleg zu dieser Behauptung nur die als häufige Beigaben vorkommenden Spindeln betrachten zu wollen, von denen auf Tafel 86 eine ganze Auswahl in ihrer wunderbaren Farbenpracht dargestellt ist. Sie sind überaus zierlich aus hartem geglätteten Holze gearbeitet, und um ihnen das erforderliche Gewicht zu verleihen, sind in Zwei Drittel der Höhe durchbohrte thönerne Wirtel auf dieselben aufgezogen, die nicht nur die mannichfachsten zierlichsten Formen zeigen, sondern wie die Spindeln selbst in allen Farben des Regenbogens prangen. Es ist eine wahre Erquickung für das Auge, die zierlichen und immer neuen Ornamente zu betrachten, mit denen diese kleinen, bald ovalen, tönnchen-, kugel-, linsen-, doppelkegelförmigen Wirtel in höchst harmonischer Farbenwirkung bedeckt sind. Und zwar handelt es sich nicht blos, wie man bei so kleinen Objecten erwarten sollte, um geometrische Farbenmuster, vielmehr finden sich darunter auch figürliche Darstellungen. Zwei dieser ungefähr die Größe eines Fingerhuts erreichenden Objecte zeigen ringsherum je 6—8 hellgelbe Schilder auf schwarzem oder dunkelblauem Grunde. In jedes dieser kleinen, in beiden Fällen gleich zweckmäßig, aber ganz verschiedenartig angeordneten Felder ist ein Schwimmvogel gemalt, so trefflich stilisirt, daß er so zu sagen mit einem einzigen Zuge hingeworfen erscheint, und doch für Jedermann deutlich erkennbar ist. Ist es nicht gerade, als ob man mit der farbigen Ausschmückung der Spindel, die doch das aufgewickelte Material dem Blicke verbarg, die Lust hätte anfeuern wollen, die Spindel oftmals zu füllen und zu leeren?

Man wird ganz in das Gewebe dieser Poesie von Nadel und Faden mit eingesponnen, wenn man sich in das weitere Detail dieser wahrhaft con amore an das Geschäft geschmackvoller Bekleidung des Menschenleibes hingegebenen Künstler versenkt. Den zierlichen Arbeitsgeräthen dienen gleich niedliche, und was das Anmuthende erhöht, von der kunstreichen Hand offenbar selbst gefertigte Behälter zur Aufbewahrung. Bald ist es ein aus Binsen höchst sauber geflochtenes Kästchen, bald ein zierliches, mit farbigen und geschmackvollen Mustern bedecktes Säckchen, Dinge, die uns unverkennbar sagen, daß diese Leute Lust und Freude an ihrer Arbeit empfanden. In den Arbeitskästchen, die nur wenigen Gräbern fehlen, findet man neben den schön bemalten Spindeln und Filetnadeln, Knäuel mit gekämmter Baumwolle, mit ungefärbtem und gefärbtem Baumwollen- und Wollengespinnst, Nähnadeln und Pfriemen aus Kupfer, kleine Metallgegenstände, Schmucksachen, Ringe und Halsschnüre, Farbstoffe, Muscheln, kleine Nippfiguren aus Holz und Thon und hundert andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs, bunte Flicken u. s. w. nicht ausgenommen.

Was die erwähnten Nippfiguren betrifft, so wollen sie den Vergleich mit denen von Tanagra nicht herausfordern, aber mit den rechten ethnologischen Kinderaugen besehen, sind es doch allerliebste Sächelchen. Unsere Schwestern, Frauen und Mütter denken gewiß, wenn sie jetzt um die Weihnachtszeit an den Schaufenstern die pausbäckigen, wächsernen oder porzellanenen Puppenköpfe mit kornblumenblauen Augen und womöglich mit „wirklichem" Haar bewundern, „das sei schon das Höchste", der Triumph der Puppenfabrikation. Aber andrer Länder Frauen haben auch Kinder, und ich habe auf einer der jüngsten Weltausstellungen schiefäugige chinesische Puppenbälger mit so treuherzig schalkhaftem Ausdrucke gesehen, daß die unsrigen die reinen Wechselbälge dagegen sind. Solche Puppen aus Thon oder Holz, frisch bemalt und tätowirt, mit und ohne wirklichen Haaren, hübsch angeputzt und mit Löchern auf dem Kopfe, um den landesüblichen Federschmuck darauf zu befestigen, legten nun auch die alten Peruaner ihren Lieblingen mit ins Grab, damit sie in der andern Welt gleich weiterspielen könnten, und gewiß, diese kleinen, treuherzig blickenden, gebräunten und langnasigen Indianergesichter waren die herzigste Reisegesellschaft für diese früh nach dem fernen Lande aufgebrochenen Kleinen. Zu den Puppen finden sich auch Puppenwiegen, und ein kleines Kind hatte seine eigene Wiege mit auf den Weg bekommen: es war darin bestattet worden. Auf den Tafeln 88—91, die diese, einen tiefen Blick in das Gemüth der alten Peruaner gestattenden Herrlichkeiten darstellen werden, sieht man unter andern auch eine als Wickelkind herausgeputzte Thonfigur abgebildet, die auf einem die Wiege ersetzenden Holzgestelle aufgebunden ist, und uns die bei den verschiedenen Völkern bekanntlich sehr wechselnde Art versinnlicht, wie dort die Wickelkinder getragen wurden. Der thönerne Kopf dieses Babys zeigt den vollendetsten Ausdruck des tiefsten unschuldvollsten Kinderschlafes.

Gerne würde ich mich noch länger bei diesen aus ihren Gräbern erstandenen Adams und Evas des Kinderparadieses aufhalten, wenn ich nicht noch Einiges über die übrigen Thongegenstände und mancherlei Anderes zu sagen hätte. Natürlich bilden Behälter aller Art, nicht blos Thongefäße, sondern auch ausgehöhlte und mit Netzgeflecht bedeckte Kürbisse, Tassen und Beutel der verschiedensten Formen eine Abtheilung der unter den Gräberbeigaben am häufigsten vertretenen Objecte. Denn man mußte den Todten doch für die weite Reise reichlich mit Speise und Trank ausrüsten. Diese Gefäße sind zum Theil mit großer Sorgfalt aus einem feinen Thone gebrannt, oftmals die Oberfläche mit einem noch feineren Thone überzogen und mit demselben geläuterten Geschmack verziert wie die Gewebe. Auch die Form, oft die eines weitbauchigen Kruges mit etwas eingeschnürter Halsmündung, läßt wenig zu wünschen übrig. An dem Halse des einen erblickt man das schönste Muster à la grècque und an einem andern ein prächtiges Rautenmuster mit — wenn ich recht sehe — Schildkröten in den Feldern. Der Bauch gelbweißer Krüge ist mit zarten graublauen, dicht wie Herbstregen herabrieselnden Wellenlinien bedeckt, so daß man annehmen muß, entweder besaß der Verfertiger eine immense

Geschicklichkeit, oder er hatte tagelang Zeit, um diese dichten Wellenlinien, mit geraden abwechselnd, in dieser Sicherheit nebeneinander zu zeichnen. Auf dem einen Kruge watschelt ein Wasservogel, und rings um die Aequatorlinie des Bauches läuft eine Guirlande aus langöhrigen hockenden Thieren, die deutlich an die Gestalt Männchen machender Hasen erinnern, obwohl sie dermaßen stilisirt sind, daß sie dem griechischen Buchstaben λ gleichen, dem ein Kopf mit zwei Ohren aufgesetzt ist. Einer dieser Krüge stellt in Form und Bemalung einen sitzenden, porträtähnlich wiedergegebenen Peruaner dar, dem ein junges Llama, welches er trägt, neugierig und wohlgetroffen über die Schulter schaut. Auch die heitere Richtung der Vexiergefäße fehlt diesen Gräberbeigaben nicht. Da sehen wir z. B. eine allerliebst mit Wellenlinien, die mit geraden Strichen wechseln, bemalte gelbweiße Kanne, von der Form einer gedrungenen Kaffeekanne mit zwei Henkeln, auf die Mündung eines gewöhnlichen rothen vierhenkligen Topfes gestellt, als sollte sie mit ihrem Inhalt durch in dem untern Topfe enthaltenes heißes Wasser oder glühende Kohlen warm erhalten werden. Greift man aber darnach, um die zierliche Kanne von dem rohen Topf herunterzunehmen, so sieht man sich erheblich angeführt, denn der rohe Topf bildet mit der anscheinend ganz lose aufgesetzten feinen Kanne nur ein einziges Stück, und beide umschließen einen einzigen gemeinsamen Hohlraum.

In diesen Gefäßen befanden sich nun Körner und ganze Fruchtstände einer sehr dickkolbigen Maissorte, mehrere Bohnenarten, Kürbiskerne und auch fertig zubereitete Nahrungsmittel aus Mais, Bohnen, kleinen Krebsen und Fischen; das köstliche Chicabier und die andern Getränke sind natürlich, wenn nicht von den Mumien, so doch von der durstigen Erde längst aufgezehrt. Wir kennen diese Sitte, den Todten Speise und Trank mitzugeben, auch aus den Gräbern unserer eigenen Vorfahren, und in Polen und Rußland findet man nicht selten neben den völlig leeren, ehemals wahrscheinlich mit Meth gefüllten großen Grabgefäßen, kleine tassenartige Trinkgeschirre zum Ausschöpfen neben den Leichenresten. Ja, in einigen Gegenden Rußlands hat sich bis auf den heutigen Tag die Sitte erhalten, den Todten an ihrem Gedenktage eine aus Reis und Rosinen bereitete Speise auf die Gräber zu stellen, wo sie von den Bettlern verzehrt wird. Die in den Gräbern von Ancon gefundenen Früchte und Sämereien hat Professor Wittmack in Berlin untersucht und gefunden, daß der dickkolbige Mais dieser Gräber eine von dem Mais der nordamerikanischen Indianergräber ganz verschiedene Culturform darstellt, während die Bohnen zu der seit langer Zeit fast über die ganze Erde verbreiteten Sorte Phaseolus vulgaris und zu Ph. lunatus gehören.

Alle diese Beigaben, zu denen noch Götzenbilder und die schon erwähnten Fahnen kommen, deuten auf einen starken Glauben an das Jenseits und erinnern uns von Neuem an die Frage, wie dieses große Todtenfeld entstanden sein mag. Haben wir es wirklich mit dem Begräbnißplatze einer verschwundenen großen Stadt zu thun, oder handelt es sich nur um eine bevorzugte Wallfahrtsstätte der Todten, zu welcher sie von weit und breit, hoch vom Gebirge her und fern aus dem Lande dahinter hergereist kamen? Für beide Annahmen lassen sich mehr oder weniger schwerwiegende Gründe anführen. So für die erstere die Culturschicht mitten auf dem Platze des Todtenfeldes und der Umstand, daß sich die meisten Mumien durch ihre Beigaben als ärmere Leute und zwar vornehmlich als Fischer und Weber zu erkennen geben, während man hier nicht, wie in andern Gegenden, Gold- und Silbersachen bei den Mumien findet. Auch zeigen die kahlen Berge der Umgebung Spuren einer Terrassirung, wie man sie zum Zwecke des Weinbaus in den Rheingegenden findet.

Indessen scheint eine größere Stadt an der Bucht von Ancon nicht bestanden zu haben, denn man begegnet hier nicht den aus Luftziegeln erbauten Ruinen, wie sie sich — um nur die nächsten Orte zu nennen — in der Nähe von Lima und Chancay in bedeutender Ausdehnung vorfinden. Man könnte also wohl annehmen, daß hier nur eine spärliche Bewohnerschaft aus Fischern und Webern gewohnt habe, die ja auch bei uns sterile Gegenden bevölkern. Die Auffindung schöner Gewandstoffe würde mit dieser Annahme nicht im Widerspruch stehen, denn es würde nur der allseitig bekundeten Pietät dieser Leute entsprechen, wenn sie ihre Todten mit dem Schönsten ausstatteten, was ihr Kunstfleiß erzeugte und was sie besaßen. Andrerseits könnte man freilich auch denken, es habe hier nur eine spärliche Bevölkerung an Ort und Stelle in leichten Holzhäusern gewohnt und, so zu sagen, den Platz gehütet, welche theils von den Begräbnißarbeiten und theils von Fischerei gelebt habe, während man, mit den die Verwesung hindernden Eigenschaften des Küstenstriches bekannt, die Leichen von weit und breit aus den Bergen hierher geführt habe, um sie hier zu bergen. Damit würde die colliartige Verpackung der Leichen um so besser motivirt erscheinen und ebenso das häufige Vorkommen der Knochen und Felle des Llama, eines Thieres, welches bekanntlich nur in den kalten Regionen des Gebirges lebt und vielleicht beim Transport der Leichen Dienste leistete.

Die Culturschicht auf den Hügeln inmitten des weiten Todtenfeldes würde sich dann vielleicht als die Ablagerung eines Platzes für Todtenopfer deuten lassen, und damit würden die kolossalen, in die Erde versenkten Thonkrüge, die man daselbst antrifft, nicht im Widerspruche stehen. Derartige Krüge dienen in den angrenzenden Indianergebieten noch heute zur Bereitung des Nationalgetränkes der Chica. Man könnte durch diese eingegrabenen großen Gefäße auf den Verdacht gerathen, daß jenes beliebte Getränk bei den alten Peruanern in ähnlicher unappetitlicher Weise bereitet wurde, wie bei den Coyas in Bolivien und andern Indianervölkern, indem nämlich die Frauen des Stammes, um das Gefäß gelagert, Mais in großen Quantitäten käuen und in das darin enthaltene Wasser speien müssen. Hier wie bei der analogen, noch weiter verbreiteten Bereitungsmethode des Awagetränkes dient der mit dem zerkäueten Vegetabil vermischte Speichel als Gährungserreger, und das zuweilen mit Büffelfleisch vermischte Getränk wird dann bedeckt und bleibt unter Umständen jahrelang in der Erde vergraben, um dann bei einer festlichen Gelegenheit in Gemeinschaft ausgetrunken zu werden. Natürlich ist die Käuung kein wesentliches Moment, und der auf Mahlsteinen zerriebene Mais mag bei diesem fortgeschritteneren Volke wohl durch andere Mittel in ein gährendes Gemisch verwandelt worden sein, jedenfalls scheinen mir diese unterirdischen Krüge inmitten des weiten Todtenfeldes derartige Vermuthungen zu rechtfertigen. Eine endgültige Entscheidung dieser Frage, ob nämlich das Todtenfeld von Ancon nur von unmittelbaren Anwohnern oder von ringsumher aus den Bergen gekommenen Todten bevölkert worden sei, wird sich erst ermöglichen lassen, nachdem man sowohl die Todtenfelder der Hochplateaus genauer studirt haben, als auch der Frage näher getreten sein wird, ob vielleicht im Allgemeinen der Küstenstrich mit seinen gleichbleibend günstigen Eigenschaften für die Bergung der Todten auch an andern Orten zur Anlegung solcher Todtenfelder, fern von größeren Ansiedlungen benützt wurde. Jedenfalls wird man schon aus dem Wenigen, was ich hier, im Wesentlichen gestützt auf den Inhalt der ersten Lieferung des unvergleichlich ausgestatteten und der Verlagshandlung zur höchsten Ehre gereichenden Werkes mittheilen konnte, ersehen, von welch hervorragendem Werthe nach den verschiedensten Gesichtspunkten hin die Ausgrabungen der Herren Reiss und Stübel sich erweisen, und es muß uns mit hoher Genugthuung erfüllen, daß auch diese Schätze in den Besitz unseres Museums übergegangen sind, dessen Generalverwaltung in höchst dankenswerther Weise die würdige Publication derselben ermöglicht.

Aus der Hauptstadt.

Ueber Kunst und Künstler.

Im Folgenden soll eine Umschau auf dem Gebiete der bildenden Künste in ihren bemerkenswertheren Erscheinungen seit Schluß der akademischen Ausstellung versucht werden.

Das Jahr 1880 hat Berlin einen schwerwiegenden Zuwachs an öffentlichen Denkmälern gebracht. Enkes Königin Luise und Schapers Goethe erfreuen sich der Theilnahme des Volks aus allen Kreisen. Das Für und Wider ist lebhafter und länger discutirt worden, als die Schnelllebigkeit des hauptstädtischen Auffassungsvermögens, der Wechsel, der sich nebelbildartig ablösenden Kunstinteressen erwarten ließ. Werth der Persönlichkeit, Werth der künstlerischen Arbeit standen im Gleichgewicht. Dagegen hat die Enthüllung des Wrangeldenkmals von Keil in aller Stille stattgefunden, und nur schüchtern hört man hie und da ein Urtheil aussprechen, das gewöhnt ist, sich auf den Ausspruch der Kritik zu stützen. Nicht oft ward einem Künstler ein schwierigeres Problem geboten als die monumentale Verherrlichung des populären Feldherrn, den der Berliner im Kreise jubelnder Kinder mit herzlicher Freude täglich vorübergehen sah, doch im Donner und Dampf der Schlachten sich nur schwer vorstellen konnte. In gerechter Würdigung sorgte das Schicksal für Aequivalente, die der Leistung des Künstlers, wie sie auch ausfiel, wesentlich zu gut kommen mußten. Das Wrangeldenkmal hat einen der besten Plätze, die zur Aufstellung einer Einzelfigur noch offen waren; bei größter Publicität und Frequenz doch unter den alten Linden so recht ein intimer Platz, wie ihn der alte Herr nur gewünscht haben mag. Und in seinem Vis-à-vis einen Vorgänger, der die Ansprüche des Publicums auf ein Minimum herabgedrückt und jetzt seine besseren Qualitäten ins hellste Licht stellt. Ist doch dieser dem Volkswitz verfallene Nachbar mit den beiden Garde-du-Corps in der Schloßstraße von Charlottenburg das steifleinenste, was unkünstlerischer Sinn aus dem preußischen Militarismus künstlerisch zu gestalten vermocht hat. Aber auch ohne diese relativen Vortheile würde Keils Denkmal gerechten Anspruch auf Theilnahme und Anerkennung erheben. Hätte ein guter Freund rechtzeitig vor der nur geringen Uebertreibung des glücklich erfaßten Motivs gewarnt, so stände heute eine Gestalt vor uns, die man mit voller Befriedigung stets gern aufs Neue betrachten sollte. Ein gewiß nicht angestrebter Verwandtschaftszug mit Kriegsgewaltigen des dreißigjährigen Vernichtungskampfes steht dem preußischen Feldmarschall gut zu Gesicht. Der Humor blitzt durch. Wer den Illo spielt, kann nicht oft genug bei dem elastischen Bronzemann am Leipziger Platz vorübergehen. Aber er wähle die Brandenburgseite, wenn er den Wrangel studiren will und mache frühzeitig Halt, wenn er von der Stadt herkommt. Die Bemerkung wird durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß man zu jeder Tageszeit Neugierige dicht unter dem Piedestal die Hälse recken sieht. Die Höhe des Sockels wird bei Einzelfiguren noch immer übertrieben. Hier war wohl das Pendant zwingend. Von Versuchen, auf künstlichem Wege eine schöne durchsichtige Patina an plastischen Werken von Bronze zu erzeugen, hört man allerhand, und gewiß ist ein positives Resultat nur dringend zu wünschen. Sollten nicht aber auch Versuche der Mühe lohnen, den warmen, mattglänzenden Ton, den der Bronzeguß mit auf die Welt bringt, in seiner ganzen Frische zu erhalten? Das Wrangeldenkmal verdankt ihm zur Zeit den nicht geringsten seiner Reize.

Für ein kleineres, aber in steter Ergänzung zu lebhafter Theilnahme angeregtes Publicum ist Ottos Marmorcopie der Sophoklesstatue aus dem Lateranmuseum bestimmt, welche in dem decorativ höchst glücklich ausgestatteten Vorsaal zur Aula des Wilhelmsgymnasiums in einer Nische zwischen zwei trefflich componirten und nicht minder liebevoll behandelten antiken Landschaften von Hertel Aufstellung gefunden hat. Daß die Betrachtung dieser wohlthuend harmonirenden Kunstwerke zur Veredelung des jugendlichen Sinns, zur Erhebung für das Studium des klassischen Dichtergeistes über die Misere des grammatikalischen Rekrutenexercitiums hinaus wesentlich beitragen muß, wird dem am wenigsten zweifelhaft sein, der die warme Begeisterung in dem Spiel der darstellenden Jünglinge miterlebt, welche im Verein mit tüchtigen musikalischen Kräften die gewaltige, durch Bellermanns stilvolle Composition zu höchster Wirkung entwickelte Tragik des Oedipus Rex dem erhobenen Auditorium vor Augen führten.

Der Künstlerverein hat ein bedrückendes Interim hinter sich. Für den scheidenden, vielerprobten und stets treu und stark befundenen Leiter, dessen hochherziger Entschluß, die reife Kraft am Nachmittag des Lebens einer neuen Lehrthätigkeit im fernen Osten zuzuwenden, die ganze Frische seiner unverwüstlichen Natur erkennen läßt, ist ein Ersatz gefunden. In Ludwig Burger verbinden sich Geistes- und Charaktereigenschaften und künstlerische Qualitäten mit der Lust zum Amte derartig, daß der Verein ihm nach der Aera Stesseck sein Wohl und Wehe sorglos anvertrauen darf. Nicht ganz so günstig ist der Versuch ausgefallen, der Berliner Kunst ein besseres Heim herzurichten. Gewiß ist der Zuwachs zweier Oberlichträume von stattlichen Dimensionen als ein erheblicher Fortschritt zu begrüßen. Aber Oberlicht ist nicht immer schönes und helles Licht. Die Meinungen sind übrigens so getheilt und gerade in Künstlerkreisen herrscht die optimistische Anschauung so vor, daß das hier ausgesprochene Bedenken möglicher Weise nur auf eine subjectiv körperliche Veranlagung zurückzuführen ist. Eine eigene Art der schwächeren Augen bedarf ungewöhnlich starker Lichtfülle, um überhaupt in Function zu treten.

Zur Weihe des Hauses hat man die Privatsammlung des Herrn Thiem dem Publicum vorgeführt. Es ist als ein Zeichen schwindender Beschränktheit zu begrüßen, daß man nicht Anstand nahm, eine „deutsche" Kunststätte durch Ausstellung einer Collection französischer Bilder um das gute Omen zu bringen. Wer Gelegenheit hatte, diese ausgezeichnete Sammlung, welche nach Zerstreuung der Strousberg'schen in Berlin wohl die einzige ihrer Art sein möchte, in dem zwanglosen, lediglich den höchsten und zugleich behaglichen Genuß des Besitzers und seiner Freunde anstrebenden Arrangement zu sehen, durch welches die geschmackvoll decorirten Wohnräume zu Sälen und Kabinetten einer Bildergalerie gewandelt sind, ohne ihren häuslichen Charakter einzubüßen, wird von der geringen Wirkung überrascht sein, die in den Räumen des Künstlervereins durch die Totalität erzielt wird. Bilder sind wie Schauspieler. Sie bedürfen ebenso gut der Schminke, der Bühne und des Lampenlichts. Ein falscher Blick auf die Oberfläche zerstört alle malerische Illusion. Bilder ansehen ist eine schwer zu erlernende Kunst, und der beste Wille scheitert an der Ungunst der Umstände. Wie schwarze Flecke wirken die kleinen Rousseaus in der unteren Reihe. Der Gerôme — wohl der einzige, dessen Berlin sich rühmen kann, und obgleich ein treffliches Bild, doch für den eminenten Künstler kein entscheidendes — taucht unter in das Dunkel der Nacht. Fast unverkürzt kommt der mittelalterliche Brautzug von Adrien Moreau zur Geltung — eins seiner glücklichsten Werke aus der Zeit, da er noch nicht einen so kunsthändlerischen Farbenlärm aufschlug, wie in dem großeu Spektakelbilde der internationalen Ausstellung zu München: „Eine Probe der „Mirame" bei dem Cardinal Richelieu." Am besten bekommt das Zwielicht der trüben Stadtvedute von Vollon und den melancholischen Daubignys, herrlichen Arbeiten alle mit einander, wenn es jetzt auch zum guten Ton gehört, den subjectivsten aller modernen Landschafter herabzusetzen. Er „konnte" für einen Franzosen wirklich wenig. Aber mit diesen kargen Mitteln schrieb er Elegie auf Elegie, ohne gleichgestimmte Seelen durch seine Schwermuth zu ermüden. Ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten verbietet der Zweck dieses Berichts — auch den Berliner Künstlern gegenüber, welche nach besten Kräften zum glänzenden Eintritt in die neue Aera beigetragen haben. Erwähnt sei nur noch, daß die Galerie Thiem sich eines Menzelbesitzes rühmen darf, mit dem nur die Nationalgalerie concurrirt. Bekannt sind das „Ballsouper" und „Im Cercle bei Kaiser Wilhelm" von der vorletzten akademischen Ausstellung. Den wunderbarsten Schatz hat Menzel zu der Sammlung in einem bärtigen älteren Männerkopf der Renaissance à la Holbein beigesteuert, ein in jener unnachahmlichen Mischung der verschiedensten technischen Mittel hergestelltes Meisterwerk, die der Künstler nach dem vornehmlichsten als Gouache bezeichnet. Auch eine Federzeichnung, die im Katalog etwa: „In der Hängematte eingenickt" zu nennen wäre, ist ein echter Menzel, der die Höhe und die Grenze seiner Kunst aufs evidenteste darthut. Auch des Kolosseums von Oswald Achenbach sei gedacht, nur um zu bemerken, daß das wunderbare Bild an seiner jetzigen Stelle keine Ahnung von der mächtigen Wirkung gibt, deren es sich in Düsseldorf fähig zeigte. Endlich verlangt nicht nur die Galanterie, sondern auch die männliche Kraft der Arbeit eine Erwähnung des vor Trauben und Melonen nach längst nicht mehr genossenem Blut lechzenden Tigers, von Hermine von Preuschen. In dieser Künstlerin hat Keller eine eminente Begabung zu hoher Selbstständigkeit herangebildet. Das Streben nach

Größe und Freiheit aus Rosenketten und Fruchtguirlanden heraus führt zur Zeit noch nicht unbedingt ans Ziel. Es fehlt die räumliche Tiefe und Gliederung, deren das geschmackvolle Blumenstück am ersten entrathen konnte. Aber Alles in Allem sind solche Frauenarbeiten doch sehr geeignet, das Mannesbewußtsein ins Wanken zu bringen. Fährt die Künstlerin so fort, so ist ihr in Deutschland der vacante Platz gesichert, der bei den Franzosen längst Frauen wie Rosa Bonheur und die Jacquemart einnehmen.

Die National-Galerie hat für die Summe von 40,000 Mark jene Gouachestudien angekauft, die Menzel zu den Porträts des Krönungsbildes um die Zeit der Jahre 62 und 63 gefertigt hat. Ein schnell vorübergerauschter Sturm blies aus Künstlerkreisen bei der Nachricht auf. Angriff und Vertheidigung wurden mit gleichem Geschick geführt. Des Pudels Kern steckt in der Beschaffung des Geldes. Es ist unbegreiflich, daß die Jahrbücher der Königl. Kunstanstalten diesen wesentlichsten Punkt mit Stillschweigen übergehen. Wer wird denn nicht bei der Nachricht die vollste Genugthuung empfinden, daß die National-Galerie um einen Stoß Menzel'scher Skizzen reicher ist? Aber es mußte zunächst bekannt werden, daß die Mittel zur Erwerbung aus dem Kaiserlichen Dispositionsfond gewährt worden sind und somit die laufenden Einnahmen nach wie vor zum Ankauf von „Mittelmäßigkeiten" — das Citat macht den Citirer nicht verantwortlich — disponibel waren. Ueber die Blätter selbst kann zur Zeit nicht berichtet werden, da während der Einordnung derselben in Cartons nur den intimsten Interessenten die Besichtigung gestattet ist. Von andern Ankäufen sei vor allen des letzten unvollendeten Bildes von Feuerbach und seiner beiden herrlichen Entwürfe zur Amazonenschlacht und Medea Erwähnung gethan. Für letztere dürfte sich wohl noch ein glücklicherer Platz finden. Der gegenwärtige ist denn doch gar zu prosan, zu wenig abseits vom Wogen des vulgus und auch der Wirkung keineswegs günstig. Kolitz scheint die Unwürdigkeit seines zuerst gelieferten und auf der Ausstellung vorgeführten Kriegsbildes selbst erkannt zu haben und hat ein anderes eingeschickt. Jenes war doch nur ein ganz gleichgültiges Zucken an dem unwichtigsten Muskel des Riesenleibes, der sich um Metz gelagert. Hier gibt uns der talentvolle Meister ein Bild im höchsten Sinne des Wortes. An einer eroberten französischen Kanone steht hoch aufgerichtet und frei hinausschauend der preußische Offizier, der die tapfern Vorstürmer geführt hat. Die französische Gefechtskolonne rückt näher und näher. Sollte es um die Beute und den jungen Kriegsmann geschehen sein? Er ist nicht mehr verlassen. In den Bodenwellen kauern die Schützen und mit Tigersätzen springen andere gebückten Nackens heran. Der landschaftliche Hintergrund, die grelle, lichtzerrissene Luft übertreffen Alles, was Kolitz bisher auf diesem Gebiete versuchte. Sein Bild soll der National-Galerie willkommen sein.

Zur Nachricht, daß Paul Meyerheim mit der künstlerischen Ausschmückung der Friesfüllungen im Vorraum des obersten Geschosses beauftragt ist. Die Lösung hat von einer spielenden Illustration des Themas auszugehen, dessen Grundton in den vier Jahreszeiten von Wislicenus anklingt.

Im Uhrsaal der Akademie sind französische Bilder ausgestellt, welche die Volksbewegungen und kriegerischen Ereignisse innerhalb der Pariser Forts während der Belagerung schildern. Nach Aussage des Herren an der Kasse sind diese Arbeiten von der französischen Regierung bestellt und zur Ausschmückung bestimmter Räume im wiedererstandenen Hôtel de ville ausersehen. Inzwischen hat eine belgische Actiengesellschaft das Recht erworben, mit den Bildern zu reisen. Das Urtheil Berlins über diese Arbeiten ist unbegreiflicher Weise sehr hart ausgefallen. Wo hat man den Kopf und wo die Augen gehabt? Wer freilich ein paar Dutzend de Neuvilles zu finden erwartete, hat sich die Enttäuschung selbst zuzuschreiben. Die Bilder sind ihrem Zweck durchaus adäquat und das künstlerische Maß mit der Schärfe des sichersten Auges gemessen. Man versuchte sogar dem Senat einen Zopf zu drehen, weil er die Erlaubniß zur Ausstellung „solcher Crouten" nicht versagt hat. Der Senat kannte die Arbeiten nur aus Photographien, in denen sie einen noch höheren Grad der Illusion erreichen; aber er würde sein Votum sicher nicht geändert haben, wenn er die Originale zuvor gesehen. Eine Verweigerung des Uhrsaals hätte denn doch auch übrigens gar zu sehr nach Chauvinismus gerochen, vor dem uns der Himmel bei so viel andrer Plag' und Noth gnädig bewahre. Die ausgezeichneten Architekturen von Decaen und die trefflichen Anschauungsbilder von Dumaresq seien der besonderen Beachtung empfohlen, — so warm, als der Besuch in letzter Stunde. Wer sich noch den Rest eigenen Kunsturtheils aus dem Nebel wüsten Widerspruchs zu wahren liebt, der gehe hin und sehe.

Da wir's an dieser Stelle nicht nur mit der Kunst, sondern auch mit den Künstlern zu thun haben, erwartet man ein Wort von den Todten. Fast schreckt's, den Namen Gropius zu nennen in dem Bewußtsein, daß jedes Wort gezählt ist, welches seinem Andenken gewidmet werden darf. Mensch und Künstler nur ein schönes Ganze! Kein Heros des großen Opernstils, der mit mächtiger Phantasie an den Säulen des klassischen Schatzhauses rüttelt, aber ein Componist auf der Höhe der Kammermusik, der nicht die Größe des Motivs das Wesen gibt, sondern die künstlerische Verarbeitung. Wenn sich die Pforten des Kunstgewerbemuseums öffnen, wird Mancher, der heute noch mißtrauisch um die Façade schleicht, staunen über die Fülle des herrlichsten Details, das aus der Nothwendigkeit des architektonischen Urgrundes geboren unter dem befruchtenden Blick des hingeschiedenen Meisters zu höchster Schönheit erblüht ist. Am schwersten haben die zu trauern, welchen der edle Mann erst am Abend seines Lebens nahe trat; sie haben viel verloren. Wäre er in voller Kraft von Körper und Geist am Leben geblieben, er hätte noch Großes geleistet und aus der engeren Richtung heraus, der er durch seine künstlerische Erziehung mit ganzem Herzen angehörte, seine Intuition unter dem Drucke der erweiterten Kunstanschauungen mächtig entwickelt.

Auch um einen anderen Todten hat in Berlin manches dankbare Herz geschlagen und darunter liebewarme Frauenherzen. Léon Cogniet, der mehr als achtzigjährig gegen Ende des vergangenen Jahres in Paris gestorben ist, vereinigte in den fünfziger Jahren und früher die meisten ausländischen Schüler in seinem Atelier. Berlin war besonders stark vertreten; er schlug selbst Couture, und durch seinen Einfluß ist über die deutsche Oelmalerei eine wohlthätige Racenkreuzung gekommen. Indeß gehört er zu den Größen, die Ueberschätzung im Leben mit der Vergessenheit nach dem Tode bezahlen. „Die Tochter des Tintoretto", welche einst im Original und in der schönen Kupferstichreproduction Frankreich und Deutschland entzückte, hat, wie man schreibt, bei der Ausstellung zum Besten der Elsässer eine recht nüchterne Figur gemacht. Ein schöner Gedanke war die Frau, die in der Raserei der Angst sich und ihr Kind vor den bethlehemitischen Mördern unter der offenen Treppe verbergen zu können meint. Für den freigewordenen Sitz im Institut hat Bonnat die meisten Chancen. „Ich wüßte nur einen Grund, weshalb Herr B., der ein Schüler Cogniets ist, den Platz nicht erhalten könnte, nämlich den — daß er ihn verdient," schreibt der Correspondent der Zeitschrift für bildende Kunst. Er wird es wohl zu verantworten wissen.

Noch ein paar Worte von neuen Büchern und Prachtwerken. In erster Linie sei Klingers Amor und Psyche (München 1880 bei Ströfer) genannt, eine Erscheinung, die sich wohl mit dem Durchschnitt des vorigen Weihnachtsmarkts messen kann, aber leider für diesen zu spät kam und daher eine eingehendere Würdigung noch zu finden hat. Ivan Lermolieff würde hier nicht zu erwähnen sein, wenn das Buch nicht einen feuilletonistischen Reiz an sich trüge und höchst oberflächliche Beurtheilungen an Stellen gefunden hätte, die sonst mit der Kunstwissenschaft nichts zu schaffen haben. Im Jahre 1880 ist bei E. A. Seemann ein nicht starker Octavband erschienen unter dem Titel: „Die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden und Berlin. Ein kritischer Versuch von Ivan Lermolieff. — Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Joh. Schwarze." Die Vorrede ist datirt: Gorlaw, den 20. Juli 1877. Wir erfahren, daß Gorlaw ein Gut in der Nähe von Kasan ist, auf dem der dilettirende Russe sich seinen kunstschriftstellernden Arbeiten hingibt. Nun steht thatsächlich Folgendes fest: Lermolieff ist kein Russe, sondern Italiener, besitzt kein Gut bei Kasan, heißt Morelli und hat sein Buch deutsch geschrieben, so daß auch Dr. Joh. Schwarze aus der Mitarbeiterschaft ausscheidet. Charakteristisch ist der Zusatz Doctor. Morelli kannte seine Deutschen zu gut, um sich nicht als Schwarze zunftfähig zu machen. Wie Lermolieff, Morelli und Schwarze aus einer Wurzel wachsen, sei dem Scharfsinn des Lesers überlassen. Die ganze Komödie hat ihren sehr ernsten Grund. Sie ist eine Revereuz gegen Vorurtheile, die nun einmal unüberwindlich sind. Mit dem „Propheten im Vaterlande" fängt die Misere an, die zu zergliedern eine höchst leidige Beschäftigung gäbe. Das Studium des Buches sei Allen, die nicht auf Worte schwören, bestens empfohlen. Ein Satz Lermolieffs genügt, um seine Methode ins hellste Licht zu stellen. Nach-

dem er darauf hingewiesen, daß die weitaus größte Zahl von Gemälden aus der guten Zeit den mannichfaltigsten Restaurationen unterworfen waren, stellt er das Princip hin: „Nur die scharfe Beobachtung der dem Meister eigenthümlichen Formen des menschlichen Körpers kann zu einem angemessenen Resultat führen.“ Für die praktische Belehrung schränkt er seine Beobachtung auf Ohren und Hände ein. Ist das nicht die in sich abgeschlossene Methode, die zum Heile führt, so ists doch ein sehr wesentlicher Theil derselben. Freilich darf man nicht die Ohren Mantegnas in seinen Kupferstichen suchen, wo er sie bis auf ein halbes Dutzend ganz uncharakteristischer vermied. Aber so wenig Morelli in der Anwendung unfehlbar sein möchte, so fest steht sein Princip. Der alte Rauch sah bei jeder ausgegrabenen oder neu entdeckten Büste zuerst hinter die Ohren. Stimmte es da nicht, dann war er unerbittlich. Jedenfalls sollte die deutsche Wissenschaft ein Buch mit Respect behandeln, das ein Italiener als Ausdruck seiner aufrichtigen Achtung vor ihrem Standpunkte in flüssigem Deutsch zu ihren Füßen niederlegt.

Obgleich die Glocke zum Fallen des Vorhangs läutet, mag noch flüchtig zweier wichtiger Erscheinungen gedacht sein. Die Farbenharmonie von F. Jännicke (Stuttgart, Paul Neff) ist schon im Jahre 1878 erschienen. Hoffentlich hat sie seit dieser Zeit die Beachtung der Praktiker gefunden. Wer mit Brückes Physiologie der Farben einen ernsten Anfang gemacht, wandert hier auf sicherem Pfade vorwärts. Das Studium der Kunstmittel findet in den Kreisen der Künstler nur geringe, auf unseren Akademien gar keine Pflege. Hier ist nach einer Richtung hin ein schöner Grund gelegt. — Rein praktischen Zwecken dient das imposante Werk, von welchen bisher zwei Lieferungen im Verlage von Wilhelm Rommel in Frankfurt a. M. erschienen sind: Die Harmonie der Farben von E. Guichard. Autorisirte deutsche Ausgabe mit Text von Dr. G. Krebs. Die anleitenden Tafeln sind in Farben hergestellt, die mit der größtmöglichen Entschiedenheit, Klarheit und Anwendbarkeit den Problemen ins Gesicht schauen. Auch die Frauentoilette ist berücksichtigt. Mancher Ehemann wird einen Theil seiner Plagen durch Anschaffung des auf 18 Lieferungen à 4 Mrk. berechneten Prachtwerks von sich abwälzen können.

Zum Schlusse noch ein geflügeltes Wort von wahrem Adlerfluge: „Schinkel und Cornelius haben die deutsche Kunst ruinirt.“ Was das Wort auf dem Fluge an Kräftigkeit gewonnen, vermag nur der zu entscheiden, der das Glück hatte, seiner Entstehung beizuwohnen.

Für die Erscheinungen des Auslandes blieb dieses mal kein Platz. Es hat sich auch kein Phänomen am Horizont gezeigt. Th. L.

Notizen.

Im Orient droht einmal wieder eine Krisis. Man glaubte zu Neujahr mit dem Ende der Dulcignoaffaire der türkischen Dinge für eine Zeitlang ledig zu sein. Niemand hatte Einwendungen dagegen, daß die griechische Frage von der Tagesordnung abgesetzt werde, am wenigsten diejenigen Kabinete, die sich in der leidigen Angelegenheit zu weit vorgewagt hatten. Aber es sollte anders kommen. Die Griechen bildeten sich ein, die Berliner Conferenz habe eine ernsthafte Bedeutung gehabt; die Vertreter von sechs Großmächten, assistirt von Ingenieuren, Militärs und sonstigen Fachmännern, hätten nicht umsonst über vierzehn Tage auf die Feststellung einer neuen Grenzlinie verwendet, hätten ihre Beschlüsse nicht obenhin als Entscheidungen bezeichnet und jede Discussion darüber in einer förmlichen, der Türkei eingehändigten Collectivnote als unzulässig zurückgewiesen. Man wollte in Athen nicht glauben, das Alles sei nur ein Scherz gewesen, meinte einen vollgültigen Schein in Händen zu haben und rüstete darauf los. Das hat nun einen heillosen Wirrwar erzeugt und der Himmel weiß, was daraus werden soll. Man will es nochmals mit Besprechungen in Constantinopel versuchen, wollte es wenigstens, als diese Blätter in den Druck gingen, wobei sich natürlich niemals verbürgen läßt, ob nicht das letzte Telegramm wieder die diplomatischen Combinationen über den Haufen geworfen hat. Alle Welt ist begierig zu erfahren, welche Zauberformel den falschen Cirkel bannen wird, welchen die Herren Diplomaten durch ihr Verfahren seit vorigem Sommer um sich gezogen haben. Türkei und Griechenland stehen sich mit genau entgegengesetzten Forderungen gegenüber, gehen von gründlich verschiedenen Prämissen aus und gelangen natürlich zu diametral von einander abweichenden Conclusionen. Man hat schon oft die Haltung des Sultans in solchen Fällen, die keineswegs ohne Präcedens sind, mit dem verhängnißvollen: Wir können nicht anders! des Papstes verglichen. Während des letzten Krieges hat die Ablehnung jedes Compromisses dem Khalifen Land und Leute genug gekostet, ganz so wie die Curie infolge eines ähnlichen Verfahrens ihren weltlichen Besitzthümern entsagen mußte. Dieses letztere in unserer rasch lebenden Zeit schon wieder halb vergessene Ereigniß wurde durch ein kleines, neulich von uns erwähntes Fragment in Erinnerung gebracht, welches ein ministerielles Blatt aus der Correspondenz zwischen Pius IX. und dem Könige Victor Emanuel mittheilte, die nicht lange vor der Besetzung Roms durch die Italiener stattgefunden hatte. Nur Wenigen ist bekannt, daß schon viel früher, Anfangs der sechziger Jahre, geheime Verhandlungen zwischen dem Vatican und dem Turiner Hofe durch Vermittlung des Jesuiten Passaglia gepflogen waren. Damals lebte noch Cavour. Es wurde vertraulich viel hin und her geschrieben, und es hatte zuweilen sogar den Anschein, als könnte der heilige Stuhl und sein künftiger territorialer Erbe zu einem Modus vivendi auf dieser Erde gelangen. Als sich indessen die schriftlichen Pourparlers endlos hinzogen, wollte Cavour der Sache auf den Grund kommen und erkundigte sich durch einen befreundeten Diplomaten, was der liberale Jesuit, der die Einheit Italiens mit der Autorität des Nachfolgers Petri für ganz vereinbar hielt, eigentlich hinter sich habe. Da zeigte sich, daß der Papst die einfache, unbedingte und unbeschränkte Erhaltung des Kirchenstaates als Grundlage jedes sonstigen Abkommens mit dem sardinischen Hofe ansehe, die ganze Verhandlung also in der Luft schwebte und vollkommen aussichtslos war. Passaglia hatte in Turin andere Hoffnungen erweckt, verlor seine Professur der Theologie an der Sapienza in Rom und wurde verbannt, angeblich wegen der Publication freisinniger Schriften, in Wahrheit weil er seine Instructionen in jenen confidentiellen Sondirungen maßlos überschritten hatte. Die Analogie mit den türkisch-griechischen Conferenzen während des vorigen Jahres in Prevesa und Constantinopel, wo jede der beiden Parteien ebenfalls, nur offener und klarer von vornherein, eine andere Basis mitbrachte, springt in die Augen. Hoffentlich wird es dem von der Pforte angeregten Gedankenaustausch in Constantinopel besser ergehen. Man muß sich nur auf die haarsträubendsten Berichte in den Blättern gefaßt machen. Jedermann will jetzt diplomatisiren und man erhält dadurch in großen wie in kleinen Dingen die wunderlichsten Produkte. Neulich war überall von einem Diner zu lesen, welches ein hiesiger Gesandter zum Abschied seines nach London versetzten ersten Secretärs gegeben haben sollte. Der Secretär war aber schon vor einem halben Jahr abgereist und der Gesandte gab das Diner einem Collegen, der einen durch den Berliner Frieden geschaffenen interessanten kleinen Staat vertritt und der ihm einen Orden seines Souverains überreicht hatte. Noch seltsamer war der Bericht während der vorjährigen Saison über ein angebliches Gastmahl in dem Hause eines hochgestellten inländischen Staatsmannes. Das Ganze war Erfindung. Als indessen der vermeintliche Amphitryon gefragt wurde, ob ein Dementi erwünscht wäre, wollte er nichts davon hören und sagte lachend: Desto besser. Es ist so, als hätte ich das Diner wirklich gegeben! Solche Beispiele apokrypher Geschichtsschreibung ließen sich noch manche andere erzählen. Aber das Publicum hat offenbar seine Freude an solchen Dingen; sie amüsiren die Kenner, stiften keinen Schaden und man läßt sie darum besser gewähren.

* * *

Zu Chamissos hundertstem Geburtstag.

In den letzten beiden Jahren hat man an Chamisso wenigstens Einiges wieder gutgemacht, was man durch jahrelanges Vergessen gesündigt: in dieser Zeit haben zwei Sammlungen aus seinen Liedern einen künstlerischen Schmuck von klassischer Schönheit erhalten — außerdem hat man endlich die Stätte, wo er hier in Berlin während seiner letzten Lebensjahre wohnte, durch eine Gedenktafel bezeichnet. Dadurch wird vielleicht Manchem diese interessante Dichterfigur wieder näher gebracht. Es ist ja wahr, daß Chamisso einen dauernden Platz in unserer Literaturgeschichte einnimmt, daß sein Schlemihl und einige seiner Gedichte schwerlich jemals aus dem lebendigen Geistesbesitz unseres Volkes scheiden werden. Aber nicht weniger gewiß ist, daß er das Loos der meisten Dichter der Restaurationsperiode theilt: sein Gesammtbild ist der großen Masse des Publicums erschreckend schnell undeutlich geworden.

Das ist erklärlich, denn zu einem wirklichen Verständniß des dichterischen Schaffens jener Periode gehört eine genauere Kenntniß des historischen Bodens, als worüber die Durchschnittsbildung verfügt: in jenen Decennien allgemeinen Krankens ist wenig absolut Schönes hervorgebracht worden, was völlig abgelöst von dem historischen Hintergrunde künstlerisch wirkte. Aber unter all den damaligen Dichtern, unter denen sich doch manche anziehende oder rührende Gestalt befindet, nimmt Chamisso einen ganz eigenen Platz ein und verdient besondere Beachtung. Nicht wegen jener Thatsache von beinahe nur anekdotischem Werth, daß er, ein geborner Franzose, der einzige Dichter, den seine Nation unserer Literatur zugeführt, gewesen ist, während sich mehrere Deutsche eine hervorragende Stelle in der französischen Literaturgeschichte erobert haben. Sieht man auch von diesem seltenen, wiewohl für die rein künstlerische Schätzung gleichgültigen Umstande ab, daß er ein zweisprachiger Dichter gewesen ist, so bleibt ihm doch eigenthümlich, daß der Glückswechsel, der ihn so tragisch in fremde Verhältnisse hineingeschleudert hat, der Conflict der Neigung zur Heimat und der zum neuen Vaterlande, daß seine für jene Zeit unerhört ausgedehnten Reisen und seine spätere strengwissenschaftliche Thätigkeit — daß dies Alles dazu gedient hat, seine dichterische Physiognomie ganz besonders scharf und individuell auszuarbeiten, ihre Züge zu vertiefen und ihr dabei eine wunderbar frische Jugendlichkeit zu erhalten. — Dieses reiche Poetenleben hat schon früher in Hitzig, Chamissos intimstem Freunde, und in Palm zwei gewissermaßen officielle Biographen gefunden. Nun hat neuerdings Karl Fulda ein Lebensbild des Dichters herausgegeben (Verlag von Carl Reißner, Leipzig), das einestheils schon deshalb allgemeiner Beachtung gewiß sein darf, weil es gerade hundert Jahre nach Chamissos Geburt (30. Jan. 1781) erscheint, andererseits weil es die Arbeiten der früheren Biographen insofern auf das dankenswertheste vervollständigt, als hier eine große Anzahl von Briefen Chamissos verwerthet werden konnte, die, bisher in Frankreich verwahrt, erst vor kurzem in den Besitz von Chamissos Sohn gekommen und von diesem dem Verfasser zur Verfügung gestellt worden sind. Sie bilden den wesentlich neuen Bestandtheil des Buches. Sie wurden ihrer Zeit (1819—1830) von Chamisso theils an seine Schwester Lise, theils an seinen ältesten Bruder Hippolyte gerichtet. Man kann nicht behaupten, daß ihre Veröffentlichung das bisher angenommene Charakterbild des Dichters ändert; doch sind sie immerhin interessant und werfen auf die politischen Anschauungen desselben und auf die Art, wie er sein Verhältniß zu seinem Heimatlande angesehen hat, manches Licht. — Schade ist bei Fuldas Buche, dessen warmer Ton wirklich wohlthuend berührt, daß der Verfasser einen überaus nachlässigen Stil schreibt; auch sind seine Uebersetzungen nicht immer ganz correct. Eine erfreuliche Zugabe ist Beilage I, der Wiederabdruck des in der „Vossischen Zeitung" erschienenen Aufsatzes, worin der Sohn des Dichters mittels des Chamissoschen Manuscriptbuches nachweist, daß „Schloß Boncourt" nicht, wie behauptet worden, zuerst französisch, sondern deutsch gedichtet worden ist. Ein schöner Lichtdruck von Bruckmann in München nach dem bekannten Chamissoporträt Reinicks dient dem Buche zur besonderen Zierde.

* * *

Die **Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen** (herausgegeben von W. Oncken, Verlag von G. Grote in Berlin) ist gegenwärtig bis zur 28. Abtheilung gediehen. Es ist bekannt, daß das große, auf zweiunddreißig Bände berechnete Werk, da jeder einzelne Abschnitt von einem anderen Gelehrten geschrieben wird, auch nicht mit den Anfängen geschichtlicher Ueberlieferung beginnt, sondern von vornherein an mehreren verschiedenen Stellen in Angriff genommen worden ist, so daß vor der Hand eine Reihe von Fäden neben einander herlaufen, die sich erst beim Abschluß des Ganzen vereinigen werden. Demgemäß behandeln die letzthin ausgegebenen fünf Abtheilungen lauter unzusammenhängende Stoffe. Abtheilung 24 enthält zehn Bogen von Felix Dahns Geschichte der urgermanischen Völker (zweite Hauptabtheilung, Band 2) und enthält die Geschichte der Vandalen und Ostgothen; die Illustrationen beschränken sich, wie es bei dem Zustande der historischen Reste aus jener Zeit natürlich ist, auf Abbildung von Architekturen. Abtheilung 25 besteht aus sechs Bogen von Johannes Dümichens Geschichte des alten Aegyptens, hier sind die Illustrationsbeilagen ganz besonders zahlreich: Architekturen, Wandgemälde und Situationspläne, außerdem natürlich eine Menge Holzschnitte im Text. Abtheilung 26 bringt zehn Bogen von Hertzbergs Geschichte des römischen Kaiserreichs, unter den Illustrationen auch eine Reihe von Porträtköpfen — diese werden gewiß besonders fesseln, da ja unsere Zeit für jene ein besonderes Interesse hegt; hier findet man sämmtliche Julier in schönen, merkwürdig sanft und sentimental blickenden Exemplaren dargestellt. Mit Abtheilung 27 beginnt der Herausgeber das Zeitalter Friedrich des Großen, Porträts, Autographen und eine interessante holländische Caricatur auf John Law schmücken diesen Band. Abtheilung 28 endlich eröffnet Alfred Sterns Geschichte der Revolution in England. Auch hier findet sich eine große Anzahl von Porträts, theils im Vollbild, theils in den Text gedruckt, außerdem eine Karte. — Wir legen auf diese Ausstattung des Grote'schen Verlagswerkes besonderen Werth, denn es ist in Deutschland selten, daß man auf ein ernsthaftes Buch, das weder der bloßen Unterhaltung noch der Prunksucht dienen soll, derartige Kosten verwendet. In dieser Beziehung ist jenes eine hocherfreuliche Erscheinung. Was die Illustrationen an sich anbelangt, so braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß man es hier nicht mit construirten oder überarbeiteten Erzeugnissen moderner Anschauung zu thun hat, sondern daß die Bilder durchaus authentisch sind: die Architekturen und die Abbildungen der Statuen sind nach Photographien gezeichnet, die Porträts Nachbildungen von Werken gleichzeitiger berühmter Meister — so enthält beispielsweise Abtheilung 28 in den Vollbildern die Familie Karls I. nach Van Dyck. Der Druck der Vollbilder wie der der eingedruckten Holzschnitte ist durchgehends lobenswerth. — Man darf wohl die Hoffnung hegen, daß die Idee, eine allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen zu schreiben, sich bewährt. Es hat an kritischen Unglücksvögeln nicht gefehlt, die vom hohen geschichtsphilosophischen Standpunkte aus ein Unternehmen verurtheilt haben, das freilich nicht beabsichtigt, nach Art der Universalhistorien älteren Datums die fünf Jahrtausende der uns bekannten Weltgeschichte unter einen Geschichtspunkt und einen Hut zu bringen. Ließe das sich freilich erreichen, so wäre es zweifellos sehr schön; allein wenn man gegenwärtig überhaupt eine Universalgeschichte schreiben will, so muß man jenem Ideal entsagen, denn ein einzelner Mensch kann nun einmal diese Aufgabe nicht bewältigen. Nicht deshalb, weil seit einigen Jahrzehnten der Stoff so unübersehbar angeschwollen ist, sondern weil Alles noch flüssig ist, und es der modernen Forschung, die fast überall den Boden jahrhundertealter Anschauungen, worauf unsere Vorgänger ihre Werke gründeten, zerstört hat, noch nicht gelungen ist, von Neuem festen Fuß zu fassen. Nirgends liegt etwas Abgeschlossenes vor, auf jedem Gebiete muß der Forscher sich durch einen Wust von Monographien bis zu den Quellen durcharbeiten (und diese Quellen sprudeln weit zahlreicher als ehemals!) — das ist eine Arbeit, die auch nur in großen Umrissen zu erledigen sich höchstens eine so altbewährte, feste Hand wie die Rankes unterwinden darf. Wollen wir einmal eine ausführliche Universalhistorie haben — und der Wunsch danach ist nicht mehr als natürlich —, so wird sich ein System, wie es Oncken anwendet, vor der Hand immer noch am allerbesten bewähren.

* * *

Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart geben das erste Heft einer Fortsetzung von F. Th. Vischers „Kritischen Gängen" heraus, die indeß unter dem Titel **Altes und Neues** erscheint. Das uns vorliegende Heft enthält eine „griechische Reise" aus dem Jahre 1844, eine Studie über Gavarni und Töpffer (den Caricaturisten) nebst einem höchst interessanten Anhang über die Zeichner der „Fliegenden Blätter" — einen Aufsatz, worin die Züricher Breifahrt als ein malerischer Stoff empfohlen wird —, beide gleichfalls älteren Datums; endlich zwei Reden auf Möricke und Bemerkungen zu Volkelts Schrift über die „Traumphantasie". Es werden noch zwei Hefte ausgegeben werden; das zweite soll u. A. auch eine Vertheidigung von Vischers Faustcommentar bringen, deren erster Theil seiner Zeit in der „Deutschen Revue" erschien. Für heute nur diese Anzeige der neuesten Veröffentlichung des originellen Schriftstellers — eine ausführliche Besprechung behalten wir uns vor.

C. G.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Theodor Hofmann in Berlin.

Soeben ist vollständig erschienen:

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer.

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, herausgegeben von

W. v. Maltzahn und K. Boxberger.

Zwei Bände. — Elegant broschirt *M.* 15.—, geb. *M.* 18.60.

Die neue Auflage des grundlegenden Hauptwerkes über den Schöpfer und ersten Klassiker unserer Nationalliteratur, den geistvollsten Kritiker aller Zeiten, den Bahnbrecher der modernen Geistescultur sei hiermit allen Freunden und Verehrern des großen und besten deutschen Mannes angelegentlich empfohlen.

In unserem Verlage erschien:

Das

Todtenfeld von Ancon in Perú.

Ein Beitrag zur

Kenntniss der Kultur u. Industrie

des Inca-Reiches.

Nach den Ergebnissen eigener Ausgrabungen

von

W. Reiss und A. Stübel.

Mit Unterstützung der General-Verwaltung der Königlichen Museen in Berlin.

Lieferung 1.

Gross Folio. Preis *M.* 30.—

Das Werk wird ungefähr 110 Tafeln in Farbendruck enthalten; einer jeden Tafel wird ein besonderes Blatt Erläuterungen beigegeben, während ein zusammenhängender Text in besonderem Bande den Abschluss der ganzen Arbeit bilden soll. **Die Ausgabe erfolgt in ca. 10 Lieferungen, jede zum Preise von 30 Mk.** Lieferung 2 wird demnächst ausgegeben.

Ein ausführlicher Prospect steht zur Verfügung.

Berlin, Unter den Linden 5.

A. Asher & Co.

Gratis

erhält **auf Verlangen** jeder Literaturfreund **von seiner Buchhandlung** die zweimal monatlich im Verlage von Franz Neugebauer in Berlin erscheinende kritische Zeitschrift:

Literarischer Merkur.

Dieses vornehm ausgestattete

krit. Organ d. popul.-wissenschaftl. Literatur

berichtet in eingehenden, unparteiisch gehaltenen Referaten über alle beachtenswerthen Erscheinungen der

Schönen Literatur, Kunst, Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte und deren Hülfswissenschaften (Biographie, Kultur- und Literaturgeschichte), Länder- und Völkerkunde.

Jede Nummer des **„Literarischen Merkur"** enthält überdies eine umfassende Bibliographie der neuesten Erscheinungen, auch aus dem Gebiete der Fachwissenschaften!

Mit der am 15. Januar erschienenen No. 7 begann das 2. Quartal; Bücherfreunde wollen dasselbe **bei ihrer Buchhandlung gratis** verlangen.

Friedrich Spielhagen's

neueste Dichtung „Angela"

welche gegenwärtig im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheint wird **neu hinzutretenden** Abonnenten gegen Einsendung der Abonnements-Quittung **gratis und franco** nachgeliefert.

Abonnements für die Monate Februar und März

auf das **täglich zweimal** in einer **Morgen-** und **Abend-Ausgabe** erscheinende

Berliner Tageblatt

nebst seinen **3** Beiblättern

illustrirtes Witzblatt **„ULK"**, belletristische Wochenschrift **„Deutsche Lesehalle"** und **„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"**,

werden zum Preise von nur **3 Mk. 50 Pf.** für alle 4 Blätter zusammen

von allen Reichspostanstalten jederzeit entgegen genommen.

Man beliebe das Abonnement bei der nächstgelegenen Postanstalt schleunigst anzumelden, damit die Zusendung des Blattes von Beginn des nächsten Monats ab prompt erfolge. **Probe-Nummern** versendet auf Verlangen die Expedition des **„Berliner Tageblatt", Berlin SW.**

Fortschritt und Armuth.

Eine Untersuchung über die Ursache der industriellen Krisen u. der Zunahme der Armuth bei zunehmendem Reichthum

von

Henry George.

Deutsch von **C. D. F. Gütschow.**

Preis 6 *M.*, elegant geb. 8 *M.*

„Wir behaupten, daß unserer Ansicht nach in diesem Jahrhundert kein Buch erschienen ist, das einen so bezeichnenden Einfluß ausgeübt hat, als „Fortschritt und Armuth" ihn ausüben wird."

(New-York Era.)

Verlag von **Elwin Staude, Berlin** W., Potsdamerstraße 54.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik

herausgegeben von Professor Dr. **Johannes Conrad** in Halle a. S.

Neue Folge. Zweiter Band, 1. und 2. Heft.

Inhalt: **Meitzen, A.**, Der älteste Anbau der Deutschen. — **Neuwirth, Jos.**, Der Kampf um die Währung. — **Walden, R.**, Bespr. v. Elsters, Die Lebensversicherung in Deutschland. — **Wagner, Adolf**, Bemerkungen über einige Punkte des Versicherungswesens. — **Arndt, Ad.**, Die Besteuerung der Bergwerke. — **v. Inama-Sternegg**, Philipp Wilhelm von Hornick. — **Ritschl, F.**, Jahresbericht des Finanzministers der Vereinigten Staaten über das Fiscaljahr 1879/80. — Literatur. — Eingesendete Schriften. — Uebersicht über die periodische Presse Deutschlands und des Auslandes.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Monogramm-Papier

in hocheleganter farbiger Ausführung 50 Bog. 50 Couv. gutes starkes Billetpapier in geschmackvoller Cassette **3 Mark.** — Sämmtl. Buchstaben vorräthig.

Berlin W., Französische Str. 33 d.

Carl Fraenkel.

Verlag von

Heinr. Minden in **Dresden** u. **Leipzig.**

Der kleine Dingsda.

Geschichte eines Kindes

von

Alphonse Daudet.

1 Band ca. 30 Bogen 8. mit dem Portrait Alphonse Daudet's.

Autorisirte Uebersetzung.

Preis *M.* 5.—

„Der kleine Dingsda" ist ein fast durchweg **autobiographischer** Roman des berühmten Verfassers.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 5. Februar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zum Manuel des Droits de la guerre. Ein Brief des General-Feldmarschalls Grafen Moltke, an den Geheimrath Bluntschli, und Antwort darauf von Bluntschli. — Gambetta als Redner. Von Ferdinand Lotheißen. — **Literatur und Kunst:** Der Kaiser. Roman von Georg Ebers. Besprochen von Paul Nerrlich. — Die Frau im Spiegel der Wissenschaft. Von H. H. — Emil Schlagintweits Schilderung des indischen Kaiserreichs. Von Wilhelm Geiger. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Märchentante." Lustspiel in 4 Acten von O. F. Gensichen. Besprochen von Carl Grobdeck. — Cyprienne. (Divorçons!) Lustspiel in drei Acten von Victorien Sardou. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Zum Manuel des Droits de la guerre.

Ein Brief des General-Feldmarschalls Grafen Moltke, an den Geheimrath Bluntschli, und Antwort darauf von Bluntschli.

Berlin, den 11. December 1880.

Geehrter Herr Geheimerath!

Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzutheilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht, und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt.

Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, daß die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß, aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein codificirtes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritte Staaten werden nur deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine oder beide die lois de la guerre verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der Einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben, und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Verwilderung des dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit.

Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Ziels ist in unsern Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewaltthätigen Elemente geblieben, aber sie bilden nicht mehr wie früher den alleinigen Bestand.

Zwei wirksame Mittel legen außerdem in der Hand der Regierungen, um den schlimmsten Ausschreitungen vorzubeugen: die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Mannszucht und die administrative Vorsorge für Ernährung der Truppen im Felde.

Ohne diese Vorsorge ist auch die Disciplin nur in beschränktem Maße aufrecht zu erhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, kann daher nicht nur en proportion avec les ressources du pays, er muß Alles nehmen, was zu seiner Existenz nöthig ist. Das Uebermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die größte Wohlthat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle, nicht geradezu verwerfliche Mittel freistehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Déclaration de St. Petersbourg, daß die „Schwächung der feindlichen Streitmacht" das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hülfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung wie je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entschieden und erst, als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Gern erkenne ich an, daß das Manuel in klaren und kurzen Sätzen den Nothwendigkeiten im Kriege in höherem Maße Rechnung trägt, als dies in früheren Versuchen der Fall gewesen ist. Aber selbst die Anerkennung der dort aufgestellten Regeln durch die Regierungen sichert noch nicht die Ausführung. Daß auf einen Parlamentär nicht geschossen werden darf, ist ein längst allseitig zugestandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir denselben im letzten Feldzug mehrfach übertreten gesehn.

Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er (§ 2 ad 4) in der nicht organisirten Bevölkerung, welche (spontanément, also aus eignem Antrieb) die Waffen ergreift, und durch welche er bei Tag wie bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, einen regelrechten Feind zu erblicken hat. Einzelne Forderungen des Manuel dürften unausführbar sein, z. B. die Feststellung der Identität der Gefallenen nach einer großen Schlacht. Andere würden zu Bedenken Anlaß geben, wenn nicht die Einschaltung von lorsque les circonstances le permettent, s'il se peut, si possible, s'il-y-a nécessité etc. ihnen eine Elasticität ver-

liche, ohne welche der bittere Ernst der Wirklichkeit die Fessel sprengen würde, welche sie auferlegen.

Im Kriege, wo Alles individuell aufgefaßt sein will, werden, wie ich glaube, nur die Paragraphen wirksam werden, welche sich wesentlich an die Führer wenden. Dahin gehört, was das Manuel über Verwundete, Kranke, Aerzte und Sanitätsmaterial festsetzen will. Die allgemeine Anerkennung schon dieser Grundsätze, sowie die über Behandlung der Gefangenen würde ein wesentlicher Fortschritt zu dem Ziel sein, welches das Institut für Völkerrecht mit so rühmlicher Beharrlichkeit erstrebt.

Hochachtungsvoll ergebenst

Graf Moltke
General-Feldmarschall.

An
den Geheimen Rath
Herrn Professor Dr. Bluntschli
Hochwohlgeboren
zu
Heidelberg.

Heidelberg, Weihnachten 1880.

Euer Excellenz

bin ich in hohem Grade zu Dank verpflichtet für die einläßliche und wohlwollende Mittheilung Ihrer Meinung über das Manuel des Lois de la Guerre. Ich betrachte diese Meinungsäußerung, welche zu ernster Erwägung anregt, als ein höchst wichtiges Zeugniß von geschichtlichem Werthe und werde dasselbe ohne Verzug zur Kenntniß der Mitglieder des völkerrechtlichen Institutes bringen.

Vorläufig glaube ich, meinen Dank Eurer Excellenz dadurch am besten zu bethätigen, daß ich die Ansichten, von welchen die Mitglieder des Institutes bestimmt werden, mit einigen Strichen zeichne und so den Thatbestand der verschiedenen Auffassungen feststelle.

Selbstverständlich empfangen dieselben Dinge eine verschiedene Beleuchtung und erscheinen in anderem Bilde, je nachdem sie entweder von militärischem oder von juristischem Standpunkte aus betrachtet werden. Der Unterschied wird ermäßigt, nicht aufgehoben, wenn ein erlauchter Feldherr von der Höhe seiner Stellung aus auch die großen sittlichen und politischen Lebensaufgaben der Staaten mit in Erwägung zieht, und die Vertreter der Völkerrechtswissenschaft ihrerseits sich bemühen, die Rechtsnormen den militärischen Bedürfnissen anzupassen.

Aber immer wird der militärischen Betrachtung die Rücksicht auf die Sicherheit und den Sieg des Heeres näher liegen als die Sorge für die unkriegerische Bevölkerung, während der Jurist in der Ueberzeugung, daß das Recht eine Schutzwehr für Alle, auch für die Schwachen wider die Starken sei, die Pflicht nicht abweisen darf, den unentbehrlichen Rechtsschutz auch den Privaten in dem von feindlichen Truppen besetzten Lande zuzugestehen.

Wohl mögen einzelne Mitglieder des Institutes die Hoffnung nicht aufgeben, daß es dereinst der Menschheit bei fortschreitender Gesittung gelingen werde, den heutigen Krieg zwischen souveränen Staaten durch eine geordnete Völkerrechtspflege zu ersetzen. Aber die Gesammtheit aller Mitglieder sieht ein, daß diese Hoffnung in unsrer Zeit ohne Aussicht auf Erfüllung ist und beschränkt ihre Thätigkeit vorzüglich auf zwei erreichbare Aufgaben:

1. Für geringfügige Streitigkeiten unter den Staaten den Rechtsweg zu eröffnen und zu ebenen, da in solchen Sachen der Krieg jedenfalls ein unverhältnißmäßiges Mittel der Rechtshülfe ist.
2. Die Klärung und Stärkung der Rechtsordnung auch während eines Krieges zu befördern.

Rückhaltlos gestehe ich zu, daß seit der Einführung der stehenden Heere, welche eine strengere Disciplin ermöglichte und eine bessere Vorsorge für den Unterhalt der Truppen verlangte, der Kriegsgebrauch besser geworden ist und daß den militärischen Führern das Hauptverdienst dieser Besserung gebührt. Das wilde barbarische Beutemachen ist früher durch Heerführer verboten worden, bevor die Juristen sich von der Widerrechtlichkeit desselben überzeugten. Wenn aber heute ein von der civilisirten Welt anerkanntes Rechtsgesetz dem Soldaten alles Beutemachen im Landkrieg überhaupt verwehrt, so ist das ein großer Fortschritt der Civilisation, an dem auch die Juristen einen Antheil haben.

Seitdem die allgemeine Wehrpflicht die Berufsheere zu Volksheeren erweitert hat, ist auch der Krieg zum Volkskriege geworden. Damit ist aber auch die Bedeutung und das Bedürfniß der Gesetzgebung gewachsen, denn das Recht ist, bei der Verschiedenheit der Bildung und der Ansichten unter Einzelnen und ganzen Volksklassen, fast die einzige sittliche Macht, welche von Allen als nothwendig empfunden wird, und Alle durch gemeinsame Normen verbindet. Es ist nun sicher eine tröstliche, ja eine erhebende Erscheinung, die wir in dem völkerrechtlichen Institute fortwährend wahrnehmen, daß sich immer entschiedener eine allgemeine, alle Culturvölker einigende Rechtsüberzeugung herausbildet. Deutsche und Franzosen, Engländer und Russen, Spanier und Niederländer, Italiener und Oestreicher, die sich als Nationen leicht trennen und widerstreiten, sind größten Theiles alle ganz einig über die Grundsätze des Völkerrechtes.

Deshalb ist es möglich, sogar ein Kriegsvölkerrecht auszusprechen, welches von dem Rechtsbewußtsein aller civilisirten Völker gebilligt wird. Wenn aber eine Rechtsnorm als allgemein gültig anerkannt ist, dann übt sie auch in den Gemüthern und auf die Sitten eine Autorität aus, welche sinnlichen Begierden einen Zügel anlegt, und die Barbarei überwindet.

Wir kennen die Mängel in der Durchführung des Völkerrechts und wir wissen, daß der Krieg, der die Völker von Grund aus aufregt, die guten Eigenschaften wie die schlechten Neigungen in der Menschennatur spannt und treibt. Grade deshalb drängt sich dem Juristen das Bedürfniß auf, die als nothwendig erkannten Rechtssätze dem Rechtsgefühl auch der Massen und dem Rechtsbewußtsein ihrer Führer in klarem Ausdruck vorzulegen. Er vertraut dabei, daß diese Aussprache in dem eigenen Gewissen der Betheiligten ein gutes Gehör und in der öffentlichen Meinung aller Völker einen starken Wiederhall finde.

Jeder Staat hat zunächst selber die Aufgabe, innerhalb seines Machtbereiches für Beobachtung des Völkerrechtes zu sorgen und offenbare Verletzungen desselben zu bestrafen. Auch die Handhabung des Kriegsvölkerrechtes muß voraus dem Staate anvertraut werden, welcher die öffentliche Gewalt da ausübt, wo eine völkerrechtswidrige Handlung vorkommt. Kein Staat wird leichthin und ohne Schaden und Gefahr sich dem gerechten Vorwurfe aussetzen, daß er seine völkerrechtlichen Pflichten mißachte, selbst dann nicht, wenn er weiß, daß er von dritten Staaten deshalb nicht mit Krieg bedroht wird. Jeder Staat, auch der mächtigste, wird an Ehre vor Gott und den Menschen erheblich gewinnen, wenn er in Beachtung und Wahrung des Völkerrechts treu und aufrichtig erfunden wird.

Sollten wir uns täuschen, wenn wir annehmen, daß der Glaube an das Völkerrecht als eine heilige und nothwendige Lebensordnung unter den Menschen auch die Handhabung der Disciplin in dem Heere erleichtert und fördert, und manche schädliche Mißgriffe und Ausschreitungen verhüten hilft? Ich wenigstens bin überzeugt, daß die abscheuliche, vom Alterthum überlieferte Meinung, daß im Kriege alles Recht aufhöre und wider die feindliche Nation Alles erlaubt sei, die unvermeidlichen Leiden und Uebel des Krieges ohne Nutzen für eine energische Kriegsführung, die auch ich für eine Wohlthat halte, unnöthiger Weise vergrößert.

Die ermäßigende Clausel in manchen Rechtsregeln: „je nach Umständen", „wenn möglich", „so weit nothwendig" und dergleichen betrachten auch wir als Ventile, welche die eiserne Rechtsnorm während der gefährlichen Erhitzung der Gemüther und im Kampfe mit wechselnden Gefahren vor Sprengung bewahren

und so die Brauchbarkeit der Regeln in vielen anderen Fällen sichern sollen. Ebenso wird die böse Erfahrung, daß in jedem Kriege viele auch unbestrafte Rechtsverletzungen unvermeidlich sind, den Juristen nicht bestimmen, die nothwendige Rechtsnorm selbst zu verwerfen. Vielmehr wird er, wenn z. B. auf Parlamentäre völkerrechtswidrig geschossen worden, das Rechtsgebot, das die Parlamentäre für unverletzlich erklärt, nur um so nachdrücklicher behaupten und einschärfen.

Ich hoffe, Euer Excellenz werden die aufrichtige Darlegung dieser Ansichten wohlwollend aufnehmen und dieselbe auch als eine Aeußerung wie meines Dankes so meiner persönlichen Verehrung und ehrerbietigen Hochachtung betrachten.

Euer Excellenz

ergebenster

Dr. Bluntschli,
Geheimerath und Professor.

An Seine Excellenz
Herrn Generalfeldmarschall Graf von Moltke
in Berlin.

Gambetta als Redner.

Von Ferdinand Lotheißen.

Herr der Situation in Frankreich ist heute unstreitig Gambetta. Die Zukunft mag ihm eine glänzendere Stellung vorbehalten; mächtiger und einflußreicher, als er schon ist, kann er kaum noch werden. Als Staatsmann hat er indessen seine Fähigkeiten noch zu beweisen, trotzdem er ein halbes Jahr als Dictator über Frankreich schalten konnte. Es wäre nutzlos, schon jetzt untersuchen zu wollen, ob Gambetta die Eigenschaften besitzt, deren er nothwendig bedarf, um den großen Aufgaben, die seiner warten, gerecht zu werden. Etwas andres aber ist es, wenn wir ihn nur als Redner ins Auge fassen. Als solcher hat er sich schon seit zwölf Jahren bewährt, und wie hoch er auch politisch noch steigen mag, der Charakter seiner Beredtsamkeit wird sich nicht viel ändern. Es ist uns somit gestattet, schon jetzt ein Urtheil über dieselbe zu fällen.

Gambetta selbst scheint dies zu denken. Er erachtet sich wohl an dem Schlußpunkt einer langen und wichtigen Epoche angelangt, und will, bevor er weitergeht, gewissermaßen über seine bisherige Thätigkeit Rechenschaft ablegen. Zu dem Ende tritt er mit einer Sammlung seiner Reden hervor. Zwar ist bis jetzt nur der erste Band erschienen, welcher die Reden des jugendlichen Tribuns bis zur Katastrophe des September 1870 umfaßt; allein Gambettas Persönlichkeit, seine oratorischen Vorzüge und Schwächen treten schon in dieser ersten Zeit seines öffentlichen Auftretens so deutlich zu Tage, daß der eine Band vollkommen genügt, wenn es gilt, ihn als Redner zu würdigen.*)

Von alter Zeit her fesseln uns die Bilder großer Redner. Es ist etwas Seltsames, Bestrickendes in dem Bewußtsein, in dem einfachen Wort die gewaltigste Waffe zu besitzen, eine Waffe, an der der schärfste Degen zerbricht, und die oft nachhaltigere Siege zu erringen weiß, als die zahlreichsten Heere schlachtenkundiger Feldherrn. So war es im Alterthum, als Perikles das bewegliche Volk der Athener beherrschte, so in Rom, wo die Geschicke der Welt auf dem Forum oder in der Curie entschieden wurden. Auch die neuere Zeit hat der Beredtsamkeit eine große Rolle zugewiesen, insofern sie das parlamentarische System in den meisten europäischen Staaten eingeführt hat. Allein nur in einigen derselben ist der Volksvertretung ein entscheidender Einfluß eingeräumt, und darum kann auch nur dort von großer politischer Beredtsamkeit gesprochen werden. In Frankreich sind es hauptsächlich drei Männer, welche auf dem parlamentarischen Kampfplatz durch die Macht ihrer Sprache Ruhm erlangten, so verschieden sie auch sonst durch ihren Charakter waren: Mirabeau, Berryer und Gambetta.

*) Discours et plaidoyers politiques de M. Gambetta, publiés par M. Joseph Reinach. Ire partie. 14 nov. 1868 — 4 sept 1870. Édition complète. Paris 1881, Charpentier.

Selten wird es einem Mann, der in bescheidenen Verhältnissen wie Gambetta aufgewachsen ist, vom Schicksal gegeben, in der Zeit weniger Jahre einen so erstaunlichen Weg zurückzulegen. Der junge unbekannte Advocat, der im Kaffeehaus im Kreis feuriger, zum Theil abenteuerlicher Gesinnungsgenossen das große Wort führte, stieg in raschem Anlauf bis zur einflußreichsten Stelle in seinem Vaterland empor. Der Revolutionär, der dem friedlichen Bürger Schrecken einflößte, wandelte sich in seltsamer Verkettung der Umstände zum Vertheidiger der bürgerlichen Gesellschaft um. „Caliban wird als großer Bürger begrüßt," sagt Renan in einer politisch-satirischen Phantasie. Solche Gunst des Glücks findet sich freilich nur in Epochen der Umwälzungen und unerhörten Katastrophen. Die Zeit muß aus den Fugen gegangen sein, wenn in einem europäischen Staat ein schlichter Bürgerssohn an die Spitze desselben geschnellt werden kann.

Der erste Band der Reden Gambettas umfaßt, wie schon gesagt, die stürmische Zeit seiner ersten öffentlichen Thätigkeit. Im Jahr 1838 geboren, mit einundzwanzig Jahren in die Liste der Advocaten eingetragen, war er einige Zeit Secretär bei Lachaud, dem bekannten Vertheidiger, und bei Crémieux. Bekannt machte er sich im November 1868, als er die Vertheidigung des kaum aus Cayenne heimgekehrten Délescluze übernahm, und vor dem Gerichtshof dem Kaiserthum den Krieg erklärte, ja in flammenden Worten die imperialistische Gesellschaft als eine Bande von Räubern züchtigte. Als Chefredacteur des „Reveil" hatte Délescluze zur Errichtung eines Denkmals für Baudin aufgefordert, jenes Abgeordneten, der bei dem Staatsstreich im December 1852 auf die Barrikaden eilte und dort erschossen wurde. Darüber wurde Délescluze angeklagt, zur Störung der öffentlichen Ruhe aufgereizt zu haben, und mit ihm wurden noch mehrere andere Journalisten, unter ihnen Challemel-Lacour, der heutige Gesandte in London, zur Verantwortung gezogen. Gambetta, der sehr wohl wußte, daß alle Beredtsamkeit die Angeklagten vor einer Verurtheilung nicht retten konnte, brachte zwar seine Vertheidigung mit allem Nachdruck vor, ging aber dann selbst zum Angriff über, und zerrte das Kaiserthum auf die Anklagebank. Nachdem er an den zweiten December und an das Blut und die Thränen erinnert, die das „Attentat" gekostet, schilderte er die Leute, welche den Kaiser umgaben. „Ja, am zweiten December schaarten sich um den Prätendenten Männer, welche bis dahin dem Land unbekannt waren, die weder Talent, noch Ehre, noch Würde, noch Stellung hatten; Leute jener Art, die zu allen Zeiten Gehülfen der Gewaltstreiche sind, und von denen man sagen kann, was Sallust von der Bande Catilinas sagte, was selbst Cäsar zugab, als er das Bild seiner Mitverschworenen entwarf: Aere alieno obruti et vitiis onusti, — mit Schulden überhäuft und aller Laster voll!"

Daß Gambetta den Kaiser und seine Umgebung mit Catilina und seinen Spießgesellen vergleichen konnte, ohne von dem Vorsitzenden unterbrochen zu werden, war ein Symptom mehr, welches zeigte, wie sehr das Ansehen des Kaiserthums zu sinken begann. Die Rede Gambettas machte überall das größte Aufsehen, sein Name war am Tag nach dem Proceß in Aller Mund, und der achtundzwanzigjährige Mann galt bald als ein Haupt der „Unversöhnlichen". Die letzte Epoche des Kaiserthums hatte begonnen. Sie brachte nach dem Baudinproceß die Neuwahlen zur Kammer, das Ministerium Ollivier, das Plebiscit, den Krieg und endlich den schmählichen Sturz. Das Alles spielte sich mit der Raschheit einer wohlgebauten Tragödie ab. Bei den Wahlen im Jahr 1869 wurde Gambetta in Paris und in Marseille gewählt. Er entschied sich für letztere Stadt, und in Paris ersetzte ihn Henri Rochefort, der ihm heute als erbitterter Feind gegenüber steht. Damals waren die beiden Männer noch durch den gemeinsamen Haß gegen das Kaiserthum verbunden, und mehr als einmal trat Gambetta in der Kammer für den ungestümen Rochefort ein, dessen „edeln Charakter" er hervorhob. (13. Jan. 1870.)

Einmal in den Gesetzgebenden Körper eingeführt, betheiligte sich Gambetta lebhaft an dem Kampf, der dort begann. Immer

*

im Vordertreffen, war er unermüdlich im Angriff. Es waren zumeist Vorpostengefechte, in welchen er die Minister aus ihrer Sicherheit aufschreckte, sie ärgerte und die ganze Mamelukenpartei nervös machte. Mehr als einmal erweiterte sich das Gefecht zu einem ernsten Treffen, und wenn auch das Haus sich jedesmal zu Gunsten der Regierung aussprach, war doch der moralische Sieg öfters auf der Seite der Minorität, welche ihres Eindrucks auf die Nation sicher war. Gambetta hatte damals ein hartnäckiges Halsleiden, das ihm lautes und längeres Reden erschwerte. Man hielt ihn allgemein für sehr krank, und seine Gegner in der Kammer benutzten den Umstand. Sie versuchten ihm durch ihre Hausmittelchen, als da waren fortwährendes Auf- und Zuklappen der Pulte, Trommeln mit den Papiermessern und ähnliche andere Scherze die Tribune vollends zu verleiden. Es gelang ihnen nicht. Gambetta begann seine Reden gewöhnlich mit der Versicherung, daß er ruhig bleiben und sich mäßigen werde, und bei dem Zustand seiner Gesundheit war dieses Versprechen vielleicht mehr als eine einfache rhetorische Floskel. Allein wenn er sich ein wenig erwärmt hatte, wallte das südliche Blut in ihm auf und riß ihn zu den heftigsten Aeußerungen hin. In ihnen lag denn auch, genau betrachtet, meistens das Geheimniß seines Erfolgs. Es war Gambetta hauptsächlich darum zu thun, den Boden zu untergraben, auf dem das Kaiserthum sich erhob, und dem Volk die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Napoleonischen Herrschaft beizubringen. Dazu taugte ihm nicht eine gründliche Discussion bestimmter Gesetze mit ihren einzelnen Paragraphen, nicht einmal die eingehende Verurtheilung der kaiserlichen Politik überhaupt. Seine Hauptwaffe bestand in der immer widerkehrenden Betonung des verbrecherischen Ursprungs des Kaiserthums, und in der Sicherheit, mit der er den Sturz desselben voraussagte. „Wir können warten!" rief auch er. „Tout vient à point à qui sait attendre!" sagte er in der Sitzung des 5. April, und die Ereignisse gaben ihm früher Recht, als er in seinen kühnsten Träumen hätte ahnen können.

Die bedeutendste Rede, die Gambetta überhaupt bis jetzt gehalten hat, war die eben erwähnte Rede vom 5. April 1870, als es sich um das Plebiscit handelte, durch das Napoleon die Zustimmung der Nation zu den von ihm vorgeschlagenen constitutionellen Aenderungen erlangen wollte. Damals sprach Gambetta mit einer Ruhe, einer Eindringlichkeit und einer Ueberlegenheit, daß ihm das ganze Haus in tiefster Stille lauschte. Pulte und Papiermesser waren zur Ruhe verwiesen, und als man den Redner erschöpft sah, bevor er hatte endigen können, suspendirte man die Sitzung, um ihm einen Moment der Ruhe zu gönnen. Und doch war er niemals dem bonapartistischen System kühner entgegen getreten als er es in dieser Rede that. Nur in der Form bewahrte er Mäßigung. Er wies nach, daß die Versöhnung der Imperialisten und constitutionell gesinnten Orleanisten, an der man seit einigen Monaten im Interesse des sogenannten liberalen Kaiserthums arbeitete, auf die Dauer unmöglich sei. Denn das Plebiscit, das sich auf die Nationalsouverainetät stützte, sei ja seinem Princip nach das Todesurtheil des monarchischen Systems. Andrerseits führte er aus, daß das Kaiserthum seiner Natur nach auch den schwächlichsten Parlamentarismus nicht vertragen könne. Er warnte mit eindringlichen Worten vor dem Plebiscit, das ausdrücklich die neue Gestaltung der Dinge für alle Zeiten garantiren sollte, während der Wille des Volks wechselnd sei, wie dieses selbst.

Trotz des Aufgebots seiner ganzen Beredtsamkeit unterlag Gambetta. Das Plebiscit bestätigte die neue Ordnung der Dinge, und wenige Monate nachher war das Kaiserthum mit sammt dem Senat und der Kammer hinweggefegt. Doch diese Ereignisse gehören der Geschichte an, und wir wollen uns hier nur mit dem Redner Gambetta, nicht mit dem Politiker befassen.

Niemand bestreitet Gambetta die Anerkennung seiner außerordentlichen Redegabe. Er steht in dem modernen Frankreich als der mächtigste, von keinem andern auch nur annähernd erreichte parlamentarische Redner da. Und doch fehlen ihm viele Eigenschaften, welche andre auszeichnen. Zunächst das Aeußere. Welch eine imponirende, vornehme Erscheinung war Berryer, welch eine mächtige Gestalt Mirabeau, so sehr auch sein Gesicht von Blatternarben entstellt war. Berryer ließ augenblicklich den feingebildeten, aristokratisch gesinnten Mann erkennen, so harmonisch stimmten in ihm Gedanke, Sprache, Bewegung und selbst der Klang des wunderbaren Organs überein. Mirabeau aber erschien als der echte Führer der großen Zeit, in der er lebte.

Anders Gambetta. Er ist in den letzten Jahren sehr corpulent geworden. Auf einem fast kleinen untersetzten Körper und kurzem Hals ruht ein großer dicker Kopf, der das Gepräge großer Entschiedenheit und Festigkeit trägt, dem aber jeder vornehme Zug, ja jeder Ausdruck einer höheren Natur fehlt. Daß Gambetta ein Parvenu ist, sieht man ihm auf den ersten Blick an, und wie ein Parvenu freut er sich auch des neugewonnenen Reichthums, der Macht und der Ehrenbezeugungen, die ihm zukommen. Er ist bekanntlich einäugig, doch entstellt ihn dies weniger als man vielleicht denken sollte. Eine Persönlichkeit wie die seine hätte unter andern Umständen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bei ihm aber vergißt man das Aeußere, sobald er zu reden beginnt und das machtvolle sonore Organ gleich Orgelklang durch den Saal ertönt. Seine Stimme, die früher angegriffen war, hat die volle Kraft wieder erlangt, und dominirt den Lärmen und das wüste Geschrei, das sich nur zu oft während der Kammersitzungen im Saal erhebt. Ein Morny beherrschte die Abgeordneten in anderer Weise. Aber für die in sich gespaltene, haßerfüllte, sturmbewegte republikanische Kammer ist Gambetta als Präsident vorzüglich geeignet. Er handhabt die Disciplin in strengster Weise und behandelt dabei die Erwählten des Volks in einer Art, wie es sich andre Parlamente kaum gefallen lassen dürften. Schwerfällig steigt er zu seinem Präsidentensitze oder, wenn er reden will, zur Tribüne empor, und schwerfällig erscheint auch wohl der Beginn seiner Rede. Doch dieser Widerstand dauert nur kurze Zeit, dann ist er Herr seiner selbst und die Worte fließen ihm leicht, überzeugend, packend von den Lippen.

Fragen wir aber einmal genauer, was die Kraft Gambettas begründet, so wird, Angesichts der nun gedruckt vorliegenden Reden, die Antwort schwer. Allerdings wissen wir, daß gedruckte Reden einen großen Theil ihrer Bedeutung verlieren, gleichwie das Drama, das man liest, statt es in lebendiger Darstellung auf der Bühne zu sehen. Etwas muß aber doch übrig bleiben, was schließlich das Wesentliche ist, der Inhalt, die Gedanken und selbst die Form, in welche sich diese Factoren kleiden.

Nehmen wir nun aber die Reden Gambettas, so überraschen sie uns durch den geringen geistigen Inhalt. Wir erkennen bald, daß Gambetta an Ideen arm ist, daß er kein Denker, kein Mann ist, der durch die Kühnheit oder die Tiefe seiner Anschauung überrascht. Er ist ein schlauer Politiker, der einen scharfen Blick für die Situation hat, die Lage jeden Augenblick versteht und zu benutzen weiß. Mit dieser vorsichtigen Politik hat er die Republik in Frankreich befestigt, und dieser praktische Sinn, der den wahrhaften Staatsmann zwar nicht allein schon ausmacht, doch unerläßlich für ihn ist, kommt einem Parteihaupt und einem Redner ganz besonders zu Statten. Von ihm geleitet, erkennt er die Blöße seiner Gegner, und begreift die Stimmung des Publikums, auf die er eingeht, um sie unbemerkt nach seinem Willen abzulenken, so gehorsam er sich ihr auch zu fügen scheint. Gambetta hat nirgends gründliche Kenntnisse bewiesen, er hat die eingehenden Discussionen gern vermieden, und auch die Form beherrscht er nicht. In dieser Hinsicht sind ihm Andere bedeutend überlegen. Er rundet seine Sätze nicht in klassischer Schönheit ab, wie Jules Simon; seine Constructionen sind oft verworren, seine Ausdrücke ungenau, seine Bilder falsch. Thiers übertraf ihn bei weitem durch die lichte Verständigkeit und Klarheit seiner Auseinandersetzungen, und wieder Andere gewinnen durch gefällige Laune, durch ein muthwilliges Feuerwerk sprühenden Geistes. Gambetta dagegen ist ohne eigentlichen Humor, und Ironie steht ihm nur selten zu Gebote. Er ersetzt diese Eigenschaften durch das Feuer, mit dem er seine Rede durchglüht. Sein Pathos ist hinreißend, aber gestehen wir es, das Mittel

ist doch häufig äußerlich, künstlich. Poetisch, hochfliegend wird Gambetta auch im Pathos nicht, und wenn er es sein will, verliert er sich leicht in hohle Phrasen. Denn was ist es anders als eine Phrase, die den Beifall zu entfesseln bestimmt ist, wenn er z. B. die Februarrevolution als die größte aller Revolutionen preist, „weil sie die höchste Weihe der menschlichen Würde war?" (Rede vom 5. April 1870.) Oder wenn er von der „socialen Gerechtigkeit" spricht, für welche man etwas thun müsse, bevor der hundertjährige Erinnerungstag der ersten Revolution heranbreche? (19. April 1870.) Man bemerke dabei, daß der Redner, der hauptsächlich mit Mitteln wirkt, wie sie Gambetta liebt, nur dann seines Erfolges sicher sein kann, wenn er selten spricht, und vielleicht liegt in dieser Erkenntniß mit ein Grund, warum sich Gambetta so sehr an den Präsidentenstuhl klammert.

Man sagt wohl öfters, und mit einem großen Anschein von Berechtigung, daß Gambetta in den letzten Jahren sich gemäßigt habe und somit aus einem Demagogen ein regierungsfähiger Politiker geworden sei. Seine Reden aus der ersten Epoche lassen im Gegentheil eher vermuthen, daß er schon damals war, was er heute ist, — ein Opportunist voll Ehrgeiz und keineswegs idealem Republikanismus. In seiner großen Rede vom 5. April 1870 betonte er seinen „Chauvinismus", und sprach sich gegen die Existenz eines Senats aus, es sei denn, daß man die hohe und vornehme Gesellschaft durch die „Infusion eines sang électif" erfrische — wie er in herzlich schlechtem Bild, aber opportunistisch nachgiebig sich ausdrückte. Bald darauf (19. April) betonte er, daß er ein Freund der Ordnung und Stabilität sei, daß er die gesellschaftliche Ordnung nicht umstoßen wolle. „Il faut un gouvernement! il faut notre gouvernement!"

Um die französische Republik richtig zu beurtheilen, darf man an sie nicht mit den in der Schule erlernten Ideen von altklassischem Republikanismus herantreten. Auch die Verhältnisse der amerikanischen Union sind wesentlich anders gestaltet, obwohl gerade die „Amerikanisirung" in Frankreich reißende Fortschritte macht. Die Zukunft wirft ihre Schatten bereits voraus, und die Entwicklung des geistigen und socialen Lebens in Frankreich, der Niedergang des Geschmacks daselbst lassen uns erkennen, wie es in dieser Hinsicht über kurz oder lang auch in andern europäischen Staaten gehen wird.

Gambetta ist der echte Vertreter dieses neuen Staatswesens, das, praktischen Sinns und arbeitsam, die materiellen Interessen des Landes sichert, für die Ausbreitung der Kenntnisse im Volke sorgt, dabei aber ohne Schwung und Größe, prosaisch nüchtern und grobnervig erscheint. Man begreift, daß Männer, die eine andere Bildung genossen und andere Zeiten erlebt haben, sich öfters grollend von der Gegenwart abwenden. Sie bedenken nicht, daß das heutige Geschlecht auf anderen Bahnen gehen, aber schließlich doch zu demselben auch von ihnen ersehnten Ziel gelangen kann.

Jedenfalls ist Gambettas Beredtsamkeit dem Geschmack dieser neuen Generation angepaßt. Der jetzige Führer der französischen Republikaner wird nicht dereinst unter den größten Meistern der Rede genannt werden; man wird ihn weder mit Demosthenes, noch unter den Neueren mit Berryer vergleichen können. Aber der wahrhafte Redner kümmert sich auch zunächst nicht um das Urtheil der Nachwelt. Er steht inmitten des wogenden Kampfes, nur darauf bedacht, den Sieg zu erringen — und daß Gambetta seine Zuhörer zu überzeugen, zu entflammen, mit sich fortzureißen versteht, hat er bewiesen. Er ist heftigen Angriffen ausgesetzt, und die unerquicklichen Skandale und persönlichen Händel häufen sich neuerdings in Frankreich in bedenklicher Art. Sie sind das charakteristische Zeichen einer schwierigen Uebergangsepoche, aber sie können Gambetta nicht beirren, der schon vor zehn Jahren (5. April 1870) ausführte, es bleibe den Franzosen künftig nur die Wahl zwischen dem unfruchtbaren gefährlichen Quietismus der Monarchie und dem demokratisch republikanischen Staat mit seinen fortwährenden harten und heftigen Parteikämpfen.

Literatur und Kunst.

Der Kaiser.*)

Georg Ebers ist eine durchaus eigenartige, in unserer Literatur einzig dastehende Erscheinung; Niemand sonst vereinigt in so ausgezeichneter Weise den rastlosen, vor den mühsamsten Einzeluntersuchungen nicht zurückscheuenden Forschungseifer und Scharfsinn des Gelehrten mit der fruchtbaren, glänzenden Phantasie des Dichters, welcher es gegeben, anscheinend mühelos hervorragende Kunstwerke zu schaffen. Ohne Frage ist sein dichterisches Gestaltungsvermögen durch das Schaffen selbst gewachsen; immer mehr und mehr ist das von ihm selbst und andern Erforschte so vollständig sein eigen geworden und seine Phantasie schaltet so souverän über sein Wissen, daß wir bei der Lecture seiner letzten Romane den Gelehrten vergessen und uns nur an der Gabe des Dichters erfreuen. Seine Romane sind Culturgemälde; wie durch Zauberhand werden wir in die fernsten Zeiten versetzt, es erstehen vor uns Städte, Straßen, Tempel, Paläste und Hütten, welche längst vom Erdboden geschwunden, es erstehen wieder aus ihrer Asche die Menschen längst vergangener Jahrhunderte, wir sehen, wie es auf den Straßen wogt und wallt, es füllen sich die Märkte, feierliche Aufzüge wechseln mit stürmischen Volksscenen, wir werden aber auch ins Innerste des Hauses geführt und sehen da, wie die Einzelnen schaffen und leiden und lieben. Wie der Architekt und der Maler uns aus Baurissen und dürftigen Resten die Herrlichkeit alter Bauwerke reconstruirt, frei und genial schaffend und doch möglichst treu, so belebt uns auch Ebers die alten Zeiten; seinen Homo sum hat er Alma Tadema zugeeignet, „dem großen Meister in der malerischen Darstellung des Lebens der Alten"; er könnte vielleicht selbst der Tadema unter den Dichtern genannt werden. Allein ich glaube, wir würden damit nur die eine Seite seines Wesens bezeichnen, die Gestalten, welche uns Ebers schafft, lassen sich nicht ohne weiteres mit denen des Malers zusammenstellen. Bei letzterem nämlich sind sie einerseits doch mehr Staffage zu einem prächtigen Architekturbilde oder einer reizvollen Landschaft, andererseits aber scheinen sie mit ihrer Umgebung durchaus zu harmoniren: sie scheinen antike, von allem Modernen freie Gestalten zu sein. Bei Ebers dagegen sind die Menschen überall das Erste, niemals bloße Staffage; es pulst warmes Leben in ihnen, ihre Schicksale erregen unsere Theilnahme, die Hauptfiguren sind die Träger einer bestimmten Idee, das Ganze hat dramatisches Leben. Ebers gehört zu unseren ausgezeichnetsten Charakterschilderern, er ist ein feiner Psycholog; mit derselben Kunst, mit welcher er die Details eines Hauses, einer Gewandung, einer Ceremonie schildert, dringt er auch in das Innere des Menschen, die Tiefen des Gemüths. Doch seine Menschen sind, so könnte man einwenden, im Unterschiede von Tadema moderne, nicht antike Menschen; Ebers läßt sie denken und fühlen und reden, als gehörten sie unserer Zeit an. Ohne Frage ist dieser Einwand hier und da nicht ohne Berechtigung, ich erinnere nur an Homo sum; allein zunächst ist auch Tadema mehr vom Modernen beeinflußt, als es scheint, sodann würde derjenige, welcher immer nur streng historische Wahrheit vom Dichter fordert, jede historische Dichtung überhaupt ungenießbar, ja unmöglich machen. Schon bei den Werken der Geschichtswissenschaft ist es kaum möglich, daß die Darstellung von Personen und Ereignissen unbeeinflußt bleibt von der durch ihr eigenes Zeitalter bestimmten Individualität des Gelehrten, oder würde z. B. der Cäsar Mommsens von einem andern Gelehrten oder in einem der früheren Jahrhunderte, vor Napoleons Auftreten, ebenso geschildert worden sein? Nun aber gar die Dichtung. Wollte diese die Menschen der Vorzeit gerade so auferstehen lassen, wie sie waren, so würden sie uns fremdartig, unheimlich, meist durchaus unsympathisch erscheinen. An Tasso und Faust brauchen wir

*) Der Kaiser. Roman von Georg Ebers. 2 Bde. Stuttgart und Leipzig 1881, Ed. Hallberger.

dabei noch gar nicht zu denken; denn diese Dichtungen wollen gar nicht in erster Linie Vergangenes darstellen und Culturbilder sein; man denke aber an Ekkehard oder die ersten Bände der Ahnen, spricht nicht aus ihnen jedesmal der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts? oder man denke an die Schöpfungen eines Titian, Veronese, Rembrandt, wo ist da die historische Treue, wer aber möchte darob mit dem Künstler rechten? Doch derjenige versteht Ebers nur zum Theil, welcher bei seinen Romanen immer nur den Dichter mit dem Gelehrten zusammenhält, nur der dringt in die Tiefe ein, welchem sie auch Ebers den Menschen offenbaren. Als eine solche Offenbarung aber fasse ich seinen neuesten Roman, den Kaiser, auf; wenn sich auch gegen Einzelnes in der Composition desselben Einwendungen erheben lassen, so sehe ich doch hinter dem Gelehrten und Künstler den Menschen, den großen Menschen, und einen solchen zu bewundern ist Erholung und Labung. Noch mehr wie die früheren Romane ist der neueste ein Hymnus auf die Liebe, Liebe im weitesten Sinne des Wortes, Liebe des Mannes zum Weibe und Liebe des Menschen zum Menschen. Wem so die Idee der Liebe zum Mittelpunkt seines Dichtens geworden, dem muß sie auch Mittelpunkt seines Lebens sein; wer in so reinen und erhabenen Tönen dies gewaltige Thema in seinen Dichtungen nach den verschiedensten Seiten hin zu variiren weiß, dem muß es aus dem Innersten hell und lauter emporquellen.

Ebers führt uns diesmal wieder nach Aegypten, besonders nach Alexandria, der zweiten Stadt der römischen Welt. Der Roman beginnt mit der Weihnachtszeit des Jahres 129; er schildert die Persönlichkeit und das Zeitalter des Kaiser Hadrian, jenes problematischen, eine Fülle von Widersprüchen in sich vereinigenden Menschen, jenes geistreichen Sonderlings, des so romantischen und doch so despotischen Dilettanten im Purpur. Das sogenannte klassische Alterthum ist in Auflösung und Fäulniß begriffen; noch einmal zwar entfaltet sich die herrlichste Blüthe, welche dem Alterthum entsproßte, die plastische Kunst, kurz vor ihrem Absterben zu edler Schönheit, aber unaufhaltsam eilt die alte Zeit ihrem Untergange entgegen; aus dem Alten keimt das Neue, der neue Glaube triumphirt. Weder Hadrian selbst noch sonst irgend ein Einzelner steht diesmal derartig im Mittelpunkte der Erzählung, daß ihm gegenüber den Andern nur untergeordnete Bedeutung zukäme; es ist auch nicht eine einzelne Handlung, auf die sich Alles zuspitzt, sondern es scheiden sich bestimmte Gruppen, vielerlei Fäden sind kunstreich in einander geschlungen, was aber Alles unter einander verknüpft, ist eine einzelne Idee, die Idee der Liebe. Ohne Frage ist dies vom ästhetischen Standpunkte aus ein Mangel, allein es bleibt wahrlich noch genug übrig, um auch diese Schöpfung den besten unserer Zeit an die Seite zu stellen.

Die Geschicke Aller, die hier im Vordergrunde stehen, — es sind dies Hadrian und Antinous, Selene, Arsinoe und Pollux, Sabina und Verus, Balbilla und Pontius — werden durch ihre Fähigkeit zu lieben bestimmt; welchen die Liebe ihr Geheimniß erschließt oder die es wenigstens ahnen, denen blüht Friede und Seligkeit, welche in liebeleerer Einsamkeit verharren, denen gähnt Elend und Oede entgegen. Die Liebe ist für Ebers zugleich das Geheimniß der Zeit, denn den Repräsentanten der absterbenden Weltanschauung, welche der wahren Liebe ermangeln, wird der Trost und die Erhebung, welchen das Christenthum, für Ebers die Religion der Liebe, bringt, entgegengestellt; allein der Dichter gehört andererseits nicht zu denen, welche das Heil nur in einer bestimmten Religionsform finden: einzelne wie Arsinoe und Pollux, Balbilla und Pontius bleiben Heiden und doch finden sie ihr Glück in der Liebe.

Einsam, in kalter Höhe, keinem Andern vergleichbar, steht der mächtige Imperator selbst da. Titanisch ringt er nach dem Höchsten, er erfüllt treu seine Pflicht als Regent und ist auch edler Regungen fähig, aber es fehlt ihm die Liebe und er rühmt sich, daß er die Welt zu verachten im Stande sei, Unheil und Zerstörung heftet sich daher, auch wo er es nicht will, an seine Fersen; er selbst aber in seinem Streben, in seiner unbestimmten, ziellosen Sehnsucht ist tief unglücklich und während sich in den Andern ein Läuterungsproceß vollzieht und sie schließlich, ein Jeder in seiner Weise, glücklich werden, trifft den Kaiser am Ende der herbste Verlust, er verliert seinen Liebling Antinous. Meisterhaft schildert uns der Dichter gleich im ersten Kapitel die gewaltige Erscheinung des Beherrschers der Welt, seinen romantischen und genialen Sinn, der gern das All umfassen möchte und sich nirgends freier weiß von allem Niedrigen und Hemmenden, als hoch oben im Aether auf der Höhe des Berges; wir sehen auch, wie der ernste und düstre Mann mit zärtlicher Sorgfalt an Antinous, dem schönsten Jünglinge seiner Zeit, hängt, wie aber nicht Liebe es ist, welche ihm den Jüngling werth macht, sondern nur das Wohlgefallen am Schönen: sein Anblick versöhnt Hadrian mit der Disharmonie des Daseins. Hierauf entschwindet der Kaiser und sein Liebling auf lange Zeit, vielleicht auf zu lange, unsern Augen, wir werden inzwischen nach Alexandria geführt, unser Interesse concentrirt sich hier sehr bald um die Familie des Palastverwalters Keraunus, besonders die beiden Töchter Selene und Arsinoe, sowie um den Sohn des Thorhüters Euphorion, den Bildhauer Pollux. Kurz vor der Ankunft des Kaisers erfahren wir aus den Gesprächen der Künstler, daß Hadrian ein vortrefflicher Regent sei, daneben aber nicht blos ein Liebhaber der Künste und Künstler, sondern sich selbst nicht ohne Glück in den mannichfachsten Künsten versucht habe; wir hören aber zugleich von seiner Eifersucht auf seinen Künstlerruhm und wie gewaltig sein Zorn entbrenne, wenn einmal Jemand gewagt, seine Empfindlichkeit zu verletzen. Zuerst weilt der Kaiser unerkannt, unter dem Namen eines römischen Baumeisters, in der afrikanischen Hauptstadt, nur wenigen der Getreuen sich offenbarend. Das idyllische Stilleben und die friedlichen Bewohner des Thorwärterhäuschens erfüllen ihn mit innigem Wohlbehagen, vor Allem aber gewinnt er den jugendlichen Pollux lieb, die frische und freudige Künstlernatur mit dem offenen Wesen und der ehrlichen Sprechweise. Aber auch mißlaunisch zeigt sich der Imperator gleich im Anfange, gerade da, wo ihm Liebes und Gutes erwiesen; er ist launisch und springt aus einer Stimmung in die andere um; das Verhängnißvollste jedoch ist sein finstrer Aberglaube, welcher auf das Wirkungsvollste mit der Glaubensfreudigkeit der sicher und freudig in der Liebe zu ihrem Erlöser ruhenden Christen contrastirt. Ein blindwaltendes und liebloses Schicksal regiert nach der Ansicht des Kaisers die Welt; wie in ihm selbst ein Dämon und Genius wohnt, so stehen auch zwischen den Göttern und Menschen Dämonen als Mittler; ihren Willen aus Orakeln und Vorzeichen, besonders durch die Astrologie zu erforschen, ist eine seiner wichtigsten Aufgaben. Wir ahnen daher von vornherein Unglück, und in der That, nur zu bald nach dem Erscheinen Hadrians auf der Lochias schwinden die guten Geister aus dem Königspalaste. Selene wird durch seinen gewaltigen Molosser schwer geschädigt und es knüpft sich hieran eine tragische Wandelung ihres Geschickes; der Kaiser aber freut sich über die Wachsamkeit des Thieres, von Mitgefühl für das erschreckte und leidende Mädchen ist bei ihm keine Rede. Für Pollux wird seine Empfindlichkeit und sein Aberglauben verhängnißvoll. Schon bei der Wanderung, welche er mit dem Jünglinge durch die Stadt unternahm, war seine Zuneigung ins Wanken gerathen, denn Pollux hatte sich allzu frei und dreist ausgesprochen. Darauf hat Hadrian üble Vorzeichen erhalten. Wehe dem, der jetzt seinen Zorn reizt, er vergißt all das Gute, das er von diesem empfangen, er ist ja der Gott auf Erden, er braucht nur seinen Blitz zu schleudern und es windet sich das Opfer zu seinen Füßen. Pollux wird dies Opfer. Er hat es gewagt, die vom Kaiser geformte Büste Balbillas als werthloses Machwerk zu zertrümmern, da gibt sich Hadrian dem Erbleichenden zu erkennen und schmettert ihn nieder mit seinem Zorn. Ein Freund des Jünglings wird durch die kaiserliche Ungnade ermuthigt, den unbequemen Nebenbuhler ins Gefängniß zu bringen; damit ist auch Arsinoes Glück, die mit Pollux verlobt ist, durch die Anwesenheit des Kaisers grausam zerstört. Aber noch nicht genug damit. Der erzürnte Hadrian erhebt, als seine Gemahlin die Eltern des Bildhauers aus ihrem freundlichen Heim vertreibt,

keinen Widerspruch, er, welchen das traute Häuschen dereinst so angeheimelt, sieht jetzt lieblos dem Zerstörungswerk zu. Um aber den Becher des Leidens für Arsinoe und ihre Schwester bis zum Rande zu füllen: der Kaiser wird sogar, freilich ohne es zu wollen, der Anlaß zum Tode ihres Vaters. Doch das Verhängniß ereilt auch den Mächtigen: er wird gerade durch den, welcher ihm das Liebste ist, gestraft, durch Antinous.

Antinous lebt ein stilles Pflanzenleben dahin, Schaffenslust, Ehrgeiz und Leidenschaft sind ihm fremd. Seine Stirn ist nicht zum Grübeln geschaffen, „ich kann gar nicht denken," bekennt er; groß ist sein Auge, aber müde und träumerisch, er sieht aus, als habe er alles genossen und könne über nichts mehr Freude empfinden. Und doch schlummert in ihm noch etwas Anderes: die Erinnerung an die Heimat, die liebende Mutter und die kleine Schwester, sie ist sein Schmerz, zugleich aber sein Trost. Als vollends die Liebe zu Selene in sein Herz einzieht, ist er wie umgewandelt, denn da kommt Inhalt in sein Leben. Diese Liebe begeistert den schlaffen und von nichts sonst zu erregenden Jüngling zu einer heroischen That; als Selene den Tod in der See suchte, stürzt er sich besonnen, rasch und entschlossen nach nnd rettet ihr das Leben. Damit ist aber der Höhepunkt seines Daseins erreicht, schnell wird ihm die Liebe zum Verhängniß, sie veranlaßt ihn seinen Wohlthäter zu belügen, in Folge dessen sogar zu einem Verbrechen, zur Brandstiftung. In dem tragischen Tode, welchen Antinous in den Fluthen des Nil sucht und findet, gibt uns Ebers ein Meisterstück von psychologischer Motivirung: Schwäche und Furcht, aber auch das Verlangen sein Verbrechen zu sühnen, vor allem Liebe, die treueste, aufopferndste Liebe treiben ihn in den Tod. Der Kaiser will ihn zu seinem Nachfolger machen, dieser Gedanke ist dem Jüngling unerträglich, denn er schreckt vor der Last, die ihm damit auferlegt wird, zurück; er hat ferner Selene sein Inneres offenbart und sie um ihre Liebe angefleht, sie aber ist eine Christin geworden und liebt ihn wie sie alle Menschen liebt; als er sie nun in Besa wiederzufinden hofft, ist sie soeben den Märtyrertod gestorben; dem Kaiser endlich ist schweres Unheil prophezeit worden, mächtig hat den Jüngling die Lehre der Christen, daß der gekreuzigte Gott für die Menschen gestorben sei, ergriffen; er will seine Schuld durch seinen freiwilligen Tod sühnen und den Kaiser durch sein Opfer vor Unheil bewahren, hofft er doch auch so, wie er von den Christen gehört, mit seiner Mutter und seiner Selene wieder vereinigt zu werden. Für Hadrian aber ist mit dem Tode seines Lieblings die Sonne seines Lebens geschwunden, wie schon früher, so gähnt ihn jetzt immer mehr „eine Herzensöde ohne Grenzen" an. Antinous wird zwar auf seinen Befehl als Gott verehrt, was aber sind für Hadrian, den Sophisten, die Götter? Tempel und Altäre errichtet er ihnen, Götterglaube und Opfer sind auch seiner Meinung nach für die Menge unentbehrlich, er selbst aber spottet ihrer, mächtiger als die Götter ist ihm ja das Schicksal.

Wie die Geschicke Hadrians und seines Lieblings, so werden auch die Selenes und Arsinoes durch die Liebe bestimmt; wie Klea und Irene in den „Schwestern", so sind auch hier beide Jungfrauen zwei scharf entgegengesetzte Charaktere.

Die blasse Selene mit den großen, kühlen Augen offenbart sich, noch ehe der Kaiser kommt, dem Bildhauer Pollux als tief unglücklich. Erstarrt ist ihre Seele, sie lebt nur ein Scheinleben, grausam und hart nennt sie die Götter. Rührend zwar ist die Sorge, mit welcher sie die jüngeren Geschwister aufzieht, ja sie verschmäht nicht, heimlich in der Papyrusfabrik für sie zu arbeiten, denn die Familie ist verarmt. Aber sie bekennt, daß ihr Herz leer und öde sei, daß sie alles nur aus Stolz und Hochmuth, nichts aber aus Liebe thue. Denn wie ihr Vater, so vermag auch sie den Gedanken, daß die Leute ihre Armuth durchschauen könnten, nicht zu ertragen, deswegen nur sorgt und arbeitet sie. Zuerst zwar scheint in Pollux die Liebe zu Selene aufzukeimen, aber sein Herz zieht sich wieder zusammen, als er ihre kalten Worte hört; und als er kurz darauf Arsinoe sieht, die ebenso anmuthig und holdselig ist, wie jene herb und kühl und streng, fesselt ihn diese mächtig. Wie jene der Penelope, so scheint ihm diese der meerentstiegenen Galatea zu gleichen; frisch und froh, übermüthig, neckisch und liebreizend steht sie vor ihm; sie ist eitel und thut, was sie mag, sie denkt nur an sich, aber wie naiv, wie gut und weich ist sie dabei! Nach des Kaisers Ankunft nimmt die Wittwe Hanna, eine Christin, die kranke Selene auf, damit sie in ihrem Hause genese; stolz jedoch und hochmüthig weist diese anfänglich ihre Aufopferung zurück. Nur allmählich erweicht die Liebe der Wittwe ihren Sinn, vollständig aber schmilzt erst die starre Rinde ihres Herzens, als sie sich in der Einsamkeit des Krankenlagers bewußt wird, daß sie Pollux liebt, und als sie auch von diesem einen Liebesbeweis zu erhalten glaubt. Doch entsetzlich ist die Enttäuschung. Nicht sie selbst, sondern Arsinoe hat den Bildhauer bezwungen; Haß, bittrer, tödtlicher Haß gegen Alles, was Selene bis jetzt theuer war, besonders auch Haß gegen die lieblosen Götter erfüllt sie, der Tod erscheint ihr als die einzige Rettung. Nach ihrer Rettung durch Antinous erwacht ein neues Leben in der Trostlosen, der Boden ist gelockert für die Segnungen des Christenthums; die Liebe, welche sie bei den Menschen nicht fand, findet sie jetzt bei ihrem Heilande, was ihr die Erde nicht gewährte, gibt ihr dereinst der Himmel. In Besa wüthet die Pest, als liebespendender Engel tritt Selene in die todbringenden Hütten, der Tod verschont sie hier, sie erringt sich aber die Märtyrerkrone, denn sie weigert sich, das Bild des Kaisers anzubeten — auch hier also ist Hadrian der böse Dämon.

Wie Arsinoes Charakter, so ist auch ihr Schicksal von dem der Schwester verschieden, jene endigt tragisch, dieser lächelt das Schicksal. Zuerst scheinen keine andern Gedanken in dem Herzen des lieblichen Mädchens Platz zu finden, als die Freude auf die bevorstehenden Festspiele, bei denen ihr eine hervorragende Rolle zuertheilt ist, wie ein Kind jubelt sie den kostbaren Gewändern und all dem Geschmeide entgegen. Doch Eros ist ein mächtiger Gott, er wandelt ihren leichten Sinn und festigt ihn, der eitle Tand verliert seinen Werth für sie, sie geht ganz auf in der Liebe. Nach der Gefangennahme ihres Pollux und dem Tode des Vaters kommt auch Arsinoe in ein christliches Haus, nicht aber Liebe herrscht da wie bei Hanna, sondern Selbstsucht, wenn auch feine, vergeistigte Selbstsucht. Die stolze Paulina findet nicht den Schlüssel zum Schrein ihres Herzens, gewaltsam, zelotisch möchte sie die lebensfrohe Jungfrau bekehren, nicht um dieser selbst willen zudem, sondern weil sie dem Heilande eine Seele darbringen möchte, um damit die Seligkeit ihrer verstorbenen Tochter zu erkaufen. Ihr Bemühen ist daher vergeblich, Arsinoe bleibt ihrem Glauben treu und verbindet sich mit Pollux, welcher nach seiner Befreiung sich durch die Bildsäule des Antinous, dieselbe, die wir jetzt im Vatican bewundern, unsterblichen Ruhm erwirbt.

Nach den Genannten erregen Sabina, die Gemahlin des Kaisers, und der Präfect Verus, die Dichterin Balbilla und der Baumeister Pontius unser Interesse.

Die hagere, starknochige und steifnackige Sabina, welche immer friert und laute Worte nicht ertragen kann, klagt von sich selbst, sie sei es gewohnt, daß Niemand sie liebe, auch nicht ihr Gatte, denn sie selbst liebt Niemanden; noch vielmehr als der Kaiser ist sie in ihrer Lieblosigkeit der böse Genius für die Eltern des Bildhauers. Aber auch in ihrem Innern schlummert ein edler Keim: ihr Unglück ist ihre Kinderlosigkeit, der Name einer Mutter dünkt ihr der süßeste. All ihr Trachten geht daher darauf, die Adoption des jugendlichen Präfecten Verus beim Kaiser durchzusetzen, ihn will sie als Sohn lieben und so die Leere ihres Herzens ausfüllen. Doch ihre Sehnsucht wird nur zum Theil erfüllt, sie, welche nie Liebe gesäet hat, kann auch nicht beanspruchen, Liebe zu ernten. Verus, der leichtfertige und doch auch wieder so ritterliche und mannhafte Herzensbrecher, der vom Zauber der griechischen Schönheit gestreift ist, Verus, der Wüstling, das Abbild des Uebermuths und der Verderbtheit der Hauptstadt, Verus ist doch nur ein Egoist und liebt Sabina nur, soweit sie zur Förderung seiner ehrgeizigen Pläne dienlich ist, auf eine tiefere Liebe kann die Kaiserin bei ihm keinen Anspruch erheben. Eine gewisse Verwandtschaft mit dem Präfecten

hat Balbilla, das strahlende, verwöhnte Glückskind, welches von jedem Windhauche bewegt wird und mit Allem Spaß treibt. Aber Balbilla ist eine ungleich tiefere und edlere Natur als Verus. Sie wird zunächst von Liebe zu Antinous ergriffen, doch kommt sie zur Erkenntniß, daß diese Liebe nicht die wahre, denn es gefällt ihr am Bithynier nur die äußere Form, sie findet vielmehr in Pontius, dem wie aus Erz gegossenen Manne, dem Manne mit den hochgewölbten, thatkräftig dreinschauenden Augen, was ihr Herz begehrt und was ihr, der Schwankenden, Halt gibt.

Es erübrigt zuletzt noch, Einiges von dem Vielen, was den Roman sonst auszeichnet, hervorzuheben, zuletzt aber auch das, was wir anders gewünscht hätten.

Charaktere wie Plutarch, der sechsbeinige Adonis, dessen Gesicht von fern wie das eines Jünglings erscheint, in der Nähe aber wie ein bemaltes Gipsbild, oder wie Euphorion, der göttliche Dichter und Sänger, dem das Lernen so schwer wird, oder wie die brave Doris, deren Wahlspruch ist: „Nur den Kopf oben behalten", und die so gern den Göttern einen halben Becher Wein spendet, noch lieber aber sich selbst die andere Hälfte, solche Charaktere sind nur Nebenfiguren, aber auch in ihnen zeigt sich die volle Meisterschaft des Dichters. Nun aber gar Keraunus, der so dick ist, wie ein gemästeter Hamster und sich aufbläst wie ein Frosch; der in der Ueberzeugung, ein Abkömmling der Ptolemäer zu sein, seine Armuth mit mehr Hochmuth als Würde erträgt; der so eitel und doch so brav und grundehrlich ist und auf so tragische Weise umkommt, gerade als er am Ziel all seiner Wünsche steht, Keraunus gehört zu den originellsten Charakterköpfen, die Ebers geschaffen, er zeigt uns den Dichter als prächtigen Humoristen. Von der Kunst, mit welcher die Culturzustände vergangener Zeiten reconstruirt werden, war schon im Allgemeinen die Rede; jetzt sei nur noch darauf hingewiesen, wie uns Ebers hier heimisch macht in dem Königspalaste der Lochias, in der Papyrusfabrik Plutarchs, im Theater und den Wirthshäusern, auf den Plätzen und Straßen der Hauptstadt, wie uns die Arbeiten in den Künstlerwerkstätten, der Haarputz und die Schminke den Contrast zwischen der Zeit des Verfalls und der Blüthe vorführen. Zum Vortrefflichsten gehören ferner die Schilderungen der alexandrinischen Juden und ihrer Bedränger — tout comme chez nous, so sagt man mehr als einmal — besonders die Episode am Anfange des zweiten Bandes ist ein wahrer Edelstein, plastisch hebt sich da die Gestalt des reformfreundlichen Apollodor und des strenggläubigen Rabbi Gamaliel sowie seines Neffen Ben Jochai heraus; packend ist die Volksscene am Schluß der Episode, sie wetteifert mit jener andern, welche zum Morde Selenes führt. Hingewiesen sei endlich noch darauf, wie neben all dem bunten Treiben der heidnischen Hauptstadt still und unmerklich das Christenthum emporwächst, die Religion des Jenseits, wie es nicht nach Schönheit, Glück und Reichthum fragt, denn der blinde Helios, die verwachsene Maria, die lahme Martha, die unglücklichen Sklaven Mastor und Sebek zählen zu seinen Anhängern, sondern wie es der Trost und die Zuflucht der Armen und Elenden ist.

Doch nun zu dem Wenigen noch, worüber wir mit dem Dichter rechten könnten.

Dem, was wir bereits andeuteten, nämlich daß sich nicht ein einzelner Hauptheld, eine einzelne Haupthandlung scharf von den übrigen abheben, fügen wir vorerst hinzu, daß sich dieser Mangel namentlich in den ersten Kapiteln der Dichtung, bis zum Erscheinen des Kaisers in Alexandria, fühlbar macht; auch im zweiten Bande wünschten wir oft mehr Concentration, nach dem Tode des Keraunus verweilt unser Interesse nicht mehr gleichmäßig bei den einzelnen, mitunter zu breit ausgesponnenen Scenen; der Geschichte Balbillas und des Baumeisters sowie der Adoption des Verus ist ein zu großer Raum gegönnt; die Nilreise des Kaisers hätte vielleicht, obgleich sie Perlen der Dichtung wie den Tod Selenes und des Antinous enthält, noch anders ausgebeutet werden können. Auch hinsichtlich der Motivirung werden an einzelnen Stellen unsere Bedenken laut. Im Anfange des zweiten Bandes erglüht Selene von der feurigsten Liebe zu Pollux, sie denkt sich bereits als seine Gattin. Mit dieser Liebe aber stimmt durchaus nicht die Scene, in welcher die Zusammenkunft Beider geschildert wird, dort und auch später ahnt Niemand, daß Selene je Pollux lieben könnte. Nun wird zwar I. 261 die Umwandlung von Selenes Groll in Liebe vorbereitet, allein wir müßten dies vor uns sehen, nicht blos vom Dichter nachträglich hören, diese Vorbereitung erscheint matt und nebensächlich, es sind zum Theil nur kalte Reflexionen. Ebenso wenig steht die Brandstiftung des Antinous in einem rechten Verhältniß zum Vorhergehenden. Warum gesteht Antinous nicht seinem gütigen Gebieter die Verschenkung des Fläschchens und die Rettung Selenes? Würde ihm jenes wirklich die Liebe des Kaisers auf immer gekostet, würde Hadrian seine Fürbitte für Selene wirklich zurückgewiesen haben? Problematisch ferner erscheint die Gefangennahme des Pollux. Papias hat ja nicht einen einzigen Beweis seiner Schuld in Händen, welches Gericht, noch dazu welches römische, kann Jemanden derartig auf die bloße Anschuldigung hin verurtheilen? Aehnliches gilt von der Scene zwischen dem Kaiser, Gabinius und Keraunus: auch hier fehlt jeglicher Beweis; Niemand, am allerwenigsten der Kaiser, durfte dem Kunsthändler so ohne weiteres glauben. Gregorovius rühmt in seiner vortrefflichen Monographie Hadrian nach, daß er ein echter Römer sei in seinem sicheren Takt, seinem praktisch energischen Handeln und seiner Staatsmaxime, und so schildert ihn auch der Dichter in dem Nachrufe des Tatianus; wie stimmt dazu jener Besuch des Keraunus, wie stimmt sodann der Plan des Kaisers, dereinst Antinous zu seinem Nachfolger zu machen, wie stimmt es, daß er sich lediglich durch die Thränen der noch dazu nicht geliebten Gattin dazu bringen läßt, den Verus zu adoptiren? Vielleicht kann gegen kein anderes Werk des Dichters so wenig der Einwand erhoben werden, daß es moderne Menschen in antikem Gewande schildere als gegen „den Kaiser", der eben erwähnte Zug jedoch paßt nicht zu dem sonst so streng bewahrtem Localcolorit; hierher gehört auch, daß die Frauen dieser Dichtung allzu oft weinen, daß ferner Pontius seiner Geliebten als „seinem andern Ich" entgegenjubelt.

Doch all diese Einwendungen — nebenher sei noch bemerkt, daß es I. 2. statt „Links von der Landnehrung" heißen muß „Rechts" — sind untergeordnet gegenüber den Vorzügen, welche wir dem Werke nachrühmen konnten. Mit Wehmuth vernehmen wir die Kunde, daß „der Kaiser" der letzte Roman sei, dem Ebers das alte Aegypten zum Schauplatze anweise. Wenn dies wirklich unverbrüchlich feststehen sollte, eins tröstet uns: der Genius des Dichters kann nicht rasten und feiern, es werden ihn andere Kreise, andere Ideen begeistern, er wird uns durch neue Kunstwerke entzücken.

Paul Nerrlich.

Die Frau im Spiegel der Wissenschaft.

Es ist eine Eigenthümlichkeit junger Leute und junger Wissenschaften, in abstracten Formeln zu schwelgen. Wenn man irgend eine gewöhnliche Beobachtung in eine solche umgewandelt hat, so glaubt man wunders was gethan zu haben, und, in der That! was vorher trivial war, klingt jetzt auf einmal geistreich und tiefsinnig. Wenn es einem Laien eher nachgesehen wird, eine Ketzerei auszusprechen: mir scheint, daß die Nationalökonomie, welche ja von ihren Vertretern mit Vorliebe die „jüngste Wissenschaft" genannt wird, in ganz besonders hervorragender Weise an dieser Eigenthümlichkeit participirt. Diesen Eindruck hatte ich wenigstens, als ich dieser Tage zwei kleine Schriften von Lorenz von Stein, dem berühmten Wiener Professor, dem Begründer der „Verwaltungswissenschaft", über die Frauenfrage las. Schon die Titel erfüllen mit einer gewissen Ehrfurcht: „Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie"*); „Die Frau auf dem Gebiete der socialen Frage."**) Sollte man nicht meinen, in die Mysterien der Frauenfrage hineingeführt

*) Stuttgart 1878, J. G. Cotta.

**) Ebendaselbst 1880.

zu werden? Beide Büchelchen sind aus Vorträgen entstanden, und man kann sich denken, mit welcher Neugier schöne Augen an den Lippen des berühmten Universitätslehrers hingen, als er sich anschickte, die Geheimnisse der Nationalökonomie und die philosophischen Abgründe der socialen Frage zu enthüllen. Die meisten Männer freilich dürften weniger durch solche Titel angelockt werden. Denn den nüchtern Denkenden bangt es, sobald nur das Thema der Frauenfrage oder der Emancipation des schwächeren Geschlechtes auf das Tapet kommt. Ach! meine Damen, Sie glauben gar nicht, wie vortrefflich, gründlich, ja zugleich unterhaltend sich über diese Angelegenheiten debattiren läßt, wenn wir Männer unter uns sind. Glauben Sie auch: wir betrachten die Dinge von einem durchaus ernsten Standpunkte, wir nennen sie sogar sammt und sonders beim rechten Namen. Das ist gottlob! in Ihrer Gesellschaft nicht möglich. Das geschieht leider auch in der Oeffentlichkeit, selbst in Parlamenten, leider nur sehr selten, und dann mit dem größten Widerstreben, und deshalb läuft das Meiste, wenn gewisse Dinge ins Spiel kommen, eben auf leere Phrasen, Spiegelfechtereien und Selbsttäuschungen heraus.

Die Vorträge des Professors von Stein werden indessen den männlichen Lesern eine angenehme Enttäuschung bereiten. Wie es mit den Leserinnen steht, kommt auf diese selbst an. Anfangs jedenfalls dürften sie sich geschmeichelt fühlen, denn der Vortragende setzt den ganzen wissenschaftlichen Apparat in Bewegung und stellt aufs Geistreichste ein Gesetz hinter dem andern, ein Princip nach dem andern auf. Wenn dadurch die Aufmerksamkeit der Leserin immer mehr geweckt wird, so ist das jedenfalls kein Unglück, denn die Pointen, zu denen der Verfasser kommt, sind sicherlich im höchsten Grade beherzigenswerth, aber freilich auch — nicht neu. Und wenn schließlich die Frau erfahren hat, welche Stelle sie „auf dem Gebiete der Nationalökonomie" oder „auf dem Gebiete der socialen Frage" spielt, so hat sie an praktischer Weisheit nicht mehr profitirt, wie Herr Jourdain, als er darüber belehrt wurde, daß er schon von frühester Kindheit an „Prosa" gesprochen habe — sie ist nur um einige abstracte Begriffe und Formeln reicher geworden. Ist damit etwas genützt? Ich glaube doch. Sehen wir auch vom Hegel'schen Satze ab, daß der Fortschritt der Menschheit im wachsenden Bewußtsein der Freiheit, richtiger vielleicht in der wachsenden Freiheit des Bewußtseins besteht, welche wiederum darin begründet ist, daß der Mensch mit seinem Denken nicht an die concreten Einzeldinge gebunden, sondern frei in seinen Gedanken mit Allgemeinheiten hantiren kann — so viel ist gewiß, daß Abstractionen und Principien eine ganz gewaltige Macht über sein Gemüth haben, mögen sie ihm nun in der verächtlichen Form der Phrase oder in der herrlichen Gestalt der Idee entgegentreten. Und so, meine ich, wird jede Frau die Ausführungen Lorenz von Steins mit dem größten Nutzen lesen, wenn sie auch nichts über die wünschenswerthe Gleichstellung der Geschlechter und ähnliche schöne Sachen darin findet.

Greifen wir ein paar Beispiele heraus. Gibt es etwas Prosaischeres und Langweiligeres, als wenn eine Frau ihrem Manne das Zeug (— nicht am Zeuge — o das ist schon amüsanter!) flicken muß? Wie manche junge Gattin hat wohl schon aus tiefster Brust geseufzt, wenn es galt, die ersten Hemdknöpfe anzunähen, die ersten Risse in diesem nützlichen Kleidungsstücke zu beseitigen. Sie kam sich wie eine Sklavin vor: wie viel lieber hätte sie einen Roman zur Hand genommen, als daß sie sich nun mit so kleinlichen Mühen plagen muß. Und ist die Mühe so kleinlich? Laß dich, o junge Frau, von Lorenz von Stein belehren! Was du für eine kleinliche Mühe hältst, ist eine Thätigkeit „auf dem Gebiete der Nationalökonmie". Und wie wichtig ist dieselbe! Er rechnet es für Oestreich aus. Angenommen, die sechs Millionen Familien, welche man in Cis- und Transleithanien zählt, trügen nur zwanzig Millionen Hemden, jedes zu vier Ellen, „also daß achtzig Millionen Ellen Gewebe blos als Hemden getragen werden, die Elle rund zu 33⅓ Kreuzern, also rund ein Werth von 27 Millionen Gulden, und daß ich durch gutes Ausbessern das Hemd 10 Procent länger brauchbar erhalte, so ersparen Nadel und Zwirn in den Händen der Hausfrau denn doch ganz mathematisch gewiß allein für die Hemden 2,700,000 Gulden jährlich." Ist es aber nicht ein begeisternder Gedanke, an einer Million zu sparen?

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Die Frauenfrage macht im Ganzen denen, von welchen sie den Namen hat, wenig Sorgen. Sie ist mehr die Angelegenheit derer, für welche es eben noch eine Frage ist, ob sie Frauen werden. Derjenige Theil des weiblichen Geschlechts, welcher glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen, wird weit mehr durch eine andere Frage in Anspruch genommen. Man könnte sie zum Unterschied die Jungfernfrage nennen: es ist die Dienstmädchenfrage. Für ganz glücklich hält sich eine Frau nur, wenn sie so reich ist, daß sie sich um nichts mehr zu bekümmern braucht, was auf der Hintertreppe, dem Hängeboden oder in der Küche geschieht. Aber ist der Glückliche immer im Rechte? Erfüllt diejenige, welche nach dem, was im Hinterhause vor sich geht, nicht frägt, wirklich ihre Pflicht? Auch das Dienstmädchen ist eine Arbeiterin und wer meint, mit dem berühmten Satze „Arbeit ist Waare" sei Alles abgemacht, der kann sich zwar trösten: „Wenn mir die Eine nicht gefällt, miethe ich mir eine Andere." Aber die Arbeit ist nicht Waare, wie ein Stück Zeug oder eine abgepflückte Frucht: sie ist die Thätigkeit eines lebendigen fühlenden Menschen. Arbeitgeberin und Arbeitnehmerin wohnen unter demselben Dache: jene nennt es ihr eigenes, diese ein fremdes. Doch auch die Arbeitnehmerin trachtet danach, einstmals einen eigenen Hausstand zu begründen. Dann will sie nicht nur die paar Mark, sondern auch die Kenntnisse verwerthen, welche sie sich im Dienste gesammelt. „In diesem häuslichen Verhältniß des Gesindes", sagt Stein, „liegt eine ungeheure, fast unmeßbare Aufgabe der Frauenwelt auf dem Gebiete der socialen Frage, und es sollte eine heilige Pflicht der häuslichen wie der öffentlichen Erziehung aller jungen Mädchen sein, ihnen tief ins Bewußtsein einzuprägen, daß das Haus der einen Klasse die große organische, in millionenfacher Wiederholung jährlich und täglich thätige Bildungsanstalt für die künftige Frau der andern Klasse sein soll." Die rechte Dienstherrin müsse daher ihrem Gesinde als das Ideal im Weibe gelten. Was heißt jedoch Ideal? Der Menschengeist ist schwächlich geartet. Wer weiß, ob nicht das Mädchen den idealen Schimmer vor Allem in den seidenen Kleidern der gnädigen Frau sehen wird — wie die männliche Jugend dem Alter, das ihr auch als Ideal gelten möchte, zuerst im Kartenspielen, Rauchen und Biertrinken nacheifert. Besser sagen wir daher: sie muß in ihr die Erzieherin sehen und vor ihr denselben Respect wie vor einer Erzieherin haben, die Erzieherin selbst aber stets dieser ihrer verantwortungsvollen Stellung eingedenk bleiben. Dazu gehört freilich auch, daß sie stets im Auge behält, wofür sie erzieht, nämlich für eine Existenz, die mit der ihren nicht auf gleicher Höhe steht. Wenn also einmal vorgeschlagen wurde, Frauen sollten ihre Dienstmädchen zu sich „heranbilden" und in ihren Mußestunden mit ihnen etwa den Don Carlos lesen, so ist dies absurd, denn in den Familien des Arbeiters und kleinen Handwerkers vertreibt man sich nicht die Zeit bei ästhetischen Lesecirkeln. Auf die geistige Beschäftigung ihrer Schutzbefohlenen sollte die Hausfrau freilich trotzdem achten und z. B. nicht leiden, daß durch die Küchenthür der infame Colportageroman mit seinen aus Gemeinheit und Rohheit gemischten Schilderungen hineingeschmuggelt werde. Und wenn man Frauen oft von ihren Mädchen sagen hört: „Wenn sie verheirathet sind, werden sie es schon lernen!" so handeln sie damit im Grunde gleichfalls gegen ihre Pflicht, denn es wäre besser, die Mädchen hätten es dann schon gelernt. Allerdings kommt unendlich viel darauf an, in welche Hände zuerst ein Mädchen gefallen ist. Die Ansprüche der Dienerschaft steigen nur dadurch so sehr, daß man sie mit aller Gewalt hervorlockt, wohin z. B. die abscheuliche Sitte des Trinkgeldernehmens gehört. Wenn alle Frauen, die ein neues Mädchen bekommen, den festen Willen hätten, dieselben zu allererst in der segensreichen Tugend der Anspruchslosigkeit zu erziehen, würde vor Allem bald weniger Wechsel eintreten. Ein steter Wechsel der „Bildungsanstalten" vereitelt

aber, wie man weiß, schließlich jede Bildung, sicherlich also auch hier.

Es ist indessen nicht unsere Absicht, einen philosophischen „Essay" über die Dienstbotenfrage zu schreiben, wir wollten nur eine Probe von den Gedankengängen der Stein'schen Schriften geben, die hiermit der Frauenwelt zum Lesen und Bedenken bestens empfohlen seien. H. H.

Emil Schlagintweits Schilderung des indischen Kaiserreichs.

Von Wilhelm Geiger.

Der erste Band von Schlagintweits Indien*) liegt vollendet vor uns, ein Prachtwerk, das in jeder Hinsicht dem Verfasser sowohl als auch der Verlagsbuchhandlung, welche die Herausgabe ermöglichte, zur größten Ehre gereicht. Bei dem Interesse, welches schon der Gegenstand an sich in den weitesten Kreisen erwecken muß — denn wer kennte nicht die culturgeschichtliche Bedeutung Indiens für die Jetztzeit, und wer wüßte nicht, welch große Vergangenheit es hinter sich liegen hat? — und bei der vortrefflichen Art und Weise, wie dieser Gegenstand zur Darstellung gelangte, kann ich es nur für eine erfreuliche Aufgabe halten, die Leser dieses Blattes von Neuem auf ein Werk aufmerksam zu machen, das in der That die allseitigste Beachtung und Anerkennung verdient.

Schlagintweits Indien ist die Frucht einer mehr als zwanzigjährigen Arbeit, die Summe einer Menge von mühevollen und schwierigen Einzeluntersuchungen, welche der Verfasser zu einem glänzenden Gesammtbilde des indischen Kaiserreiches verarbeitete. Ohne daß es an den anregendsten historischen Excursen und Rückblicken fehlte, ist doch, wie schon der Titel andeutet, das Indien der Gegenwart das eigentliche Object der Schilderung. In dieser Hinsicht gibt es aber wohl kaum eine auf indisches Land, Volk und Leben bezügliche Frage, über die wir nicht vollständigen Aufschluß erhalten. Abgesehen von einer klaren und präcisen Darlegung der klimatischen, geographischen und ethnographischen Verhältnisse der Halbinsel, abgesehen von reizvollen landschaftlichen Bildern und fesselnden Beschreibungen der wichtigsten Bauwerke aus alter und neuer Zeit, wird vor Allem die englisch-indische Verwaltung in allen ihren Zweigen bis ins Einzelnste behandelt, und wir haben hier auf Schritt und Tritt das wohlthuende Gefühl, daß wir einer durchaus fachmännischen Führung folgen.

Die Regierung des Gesammtreiches wie der Einzelprovinzen, die staatsrechtlichen Beziehungen der indischen Tributfürsten zur brittischen Krone, die Rechtspflege, das Heer- und Beamtenwesen: dies Alles wird bald gelegentlich, bald in eigenen Abschnitten geschildert. Zugleich hören wir aber auch über indische Schulbildung, über Zeitungs- und Preßverhältnisse, über Kastenwesen und andere einheimische Institutionen, über Handel und Verkehr, Industrie und Gewerbe. Die wichtigsten wirthschaftlichen Fragen in Bezug auf Grund und Boden, Anbau und Ertragsfähigkeit des Landes werden behandelt; die Ursachen von Mißernte und Hungersnoth, wie sie in Indien von Zeit zu Zeit in Entsetzen erregender Weise auftreten, sowie die verschiedenen von englischer Seite zu deren Abwehr ergriffenen Maßregeln finden ihre Besprechung und Beurtheilung. Die Religion der Hindus wird von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart verfolgt, und die Geschichte des Christenthums in Indien und seine Bedeutung für das indische Volk dargelegt. Und dabei hat der Verfasser seinen Ausführungen die denkbar directesten und ungetrübtesten Quellen zu Grunde gelegt. Seit mehr als einem Jahrzehnte wird er von den indischen Behörden selbst mit den umfassendsten Originalberichten versehen; die Benutzung der im Buchhandel nicht zugänglichen, überaus umfangreichen Verwaltungsliteratur wie der Publicationen der statistischen Bureaux wurde ihm in einer so liberalen Weise zugestanden, daß kaum ein anderer Europäer über ein ähnliches Quellenmaterial gebieten dürfte. Dem Danke für dieses Entgegenkommen von Seite der englisch-indischen Regierung wird in der Vorrede und auf S. 39 des Werkes Ausdruck gegeben. Zur Ergänzung benutzte der Verfasser ferner die Tagebücher und Aufzeichnungen seiner Brüder Adolf, Robert und Hermann von Schlagintweit über ihre bekannten indischen Forschungsreisen. Seltene Quellenwerke verdankte er endlich den Ministern regierender Fürsten, wissenschaftlichen und politischen Gesellschaften; zahlreiche Werke lieferte der Buchhandel, treffende Urtheile die englisch-indische Presse.

Der knappe Raum, der mir zugemessen ist, erlaubt es mir natürlich nicht, so gerne ich's auch möchte, in einigermaßen ausführlicher Weise über den reichen Inhalt von Schlagintweits Indien zu referiren. Möchten die kurzen Auszüge, die ich zu geben im Stande bin, bei meinen Lesern den Wunsch wachrufen, selbst tiefer einzudringen in ein Werk, das nicht nur dem Fachmanne, sondern überhaupt Jedermann Anregung und Belehrung in reichster Fülle bietet.

Der Verfasser beginnt mit einem kurzen Ueberblick über das Land und seine Produkte. In Indien ist fast jede Oberflächenform vertreten, von dem in ewigem Eis und Schnee starrenden Hochgebirge des Himalaya herab bis zu den einförmigen Tafelländern des Dekhan oder den unermeßlichen Tiefebenen im Gangesthale, von den öden wasserlosen Steppen im südlichen Pendschab bis zu dem in üppigster Vegetation prangenden, feuchtheißen Alluvialboden am Saume des Meeres oder in den Deltas der Ströme. Ein schöpferisches Klima und ein seltenes Zusammenwirken der formenbildendsten Kräfte der Natur erzeugen dort jene großartigen Produkte der Thier- und Pflanzenwelt, welche schon im Alterthum das Staunen des Abendlandes erregten. Unter solchen physikalischen Bedingungen mußte auch die Cultur des indischen Volkes sich im reichsten Maße entfalten, und in der That gibt es kaum eine Erscheinung im Leben der Menschheit, die sich nicht unter irgend einer Form auch in Indien, sei es in der Gegenwart, sei es in der Vergangenheit, vorfindet.

Nachdem wir hierauf durch eine Beschreibung Bombays, seiner Lage und Geschichte, seiner commerziellen Bedeutung und seiner Bewohnerschaft auf indischen Boden geführt sind, folgt im dritten Kapitel eine überaus anregende Darlegung der Völker und Kasten in Indien, erläutert durch eine große Anzahl vortrefflich ausgeführter Bilder, welche uns die wichtigsten Racetypen veranschaulichen. Im Ganzen zerfällt die Bevölkerung Indiens in drei große Gruppen, in die Urrace oder Gebirgsbewohner (hill tribes), in die der turko-tatarischen Völkerfamilie zugehörigen Drawida Südindiens (Tamil, Telugu u. s. w.) und in die arischen Hindus. Die beiden letzten sind Fremdlinge auf indischem Boden und vor einer Reihe von Jahrtausenden aus Innerasien eingewandert. Die nach Abstammung keineswegs einheitliche Urrace beläuft sich auf etwa neun Millionen Seelen und zerfällt in Hunderte von kleinen Stämmen und Triben. Auf besonders niedriger Culturstufe stehen die Bewohner der Südspitze Indiens, die, der Segnungen der Civilisation entbehrend, freilich auch frei sind von ihren speciellen Fehlern und Lastern. Körperlich höher organisirt ist der centralindische Stamm der Kol, zu dem auch die muskelstarken Gonds gehören; geistig am entwickeltsten und durch weiße Hautfarbe und edle Gesichtszüge ausgezeichnet sind die in der Nordostecke Indiens seßhaften Nagas.

Der nächste Abschnitt — ich verweise hier vor Allem auf die zahlreichen und besonders werthvollen Abbildungen, die diesem Kapitel beigegeben sind — ist den berühmten indischen Felsentempeln gewidmet, jenen majestätischen Prachtbauten, die sich zumeist auf den Inseln Salsette und Elephanta unweit Bombays und auf dem Festlande in der Nähe des Dorfes Karli finden. Dann folgt eine Schilderung des Dekhan. Die Eisenbahn, welche quer durch die ganze Halbinsel Bombay mit Madras verbindet, durchschneidet das Randgebirge der Westghats, auf deren luftigen Bergeshöhen die reizenden Gesundheits-

*) Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreichs von Emil Schlagintweit. In 2 Bänden. Leipzig, bei Schmidt und Günther.

stationen und Sommerfrischen der Bewohner Bombays liegen, und führt uns empor auf dieses große, das ganze südliche Indien ausfüllende Tafelland. Das Dekhan ist, weil die Ertragsfähigkeit seines Bodens durchaus an das volle und rechtzeitige Einsetzen der periodischen Regengüsse gebunden ist, der eigentliche Herd jener berüchtigten Hungersnothzeiten, deren letzte während der Jahre 1876/77 trotz der größten Opferwilligkeit der englischen Regierung mehr als eine Million Menschen dahinraffte. Es sind zwar die umfassendsten Maßregeln getroffen, um solchen schrecklichen Unglücksfällen vorzubeugen, aber freilich, ob dem Uebel dauernd und vollständig gesteuert werden kann, das muß erst die Zukunft lehren.

Nach einer eingeschalteten Schilderung des Vasallenstaates Haiderabad im Dekhan verweilt der Verfasser längere Zeit bei der Beschreibung der Präsidentschaft Madras. Außer einer ausführlichen Erörterung der höchst merkwürdigen Grundbesitzverhältnisse in diesem Bezirke erhalten wir hier interessante Ausführungen über die südindischen Bauwerke, deren Stil sich wesentlich von dem des mittleren und nördlichen Indien unterscheidet, diesem jedoch weder was Geschmack in der Anlage noch was Solidität in der Ausführung betrifft, an die Seite gestellt werden darf.

Ein eigenes Kapitel behandelt die viel genannten Nilgiris, die „blauen Berge", welche die Südspitze der indischen Halbinsel bilden. Erst seit 1822 einigermaßen bekannt und jetzt trotz der großen Entfernung von den Bewohnern von Madras vielfach als Sommeraufenthalt benutzt, sind sie vor Allem merkwürdig durch das sie bewohnende Hirtenvolk der Todas. In ihren abgeschiedenen Thälern lebten die Todas bis auf den heutigen Tag in einem wahrhaft primitiven Zustande; jetzt aber gehen sie nach und nach ihrem sicheren Untergange entgegen. Die letzte Volkszählung ergab nur mehr 693 Individuen dieser eigenartigen Race. Dieselbe zeichnet sich durch kräftigen Körperbau und regelmäßige Züge aus; widerlicher Schmutz entstellt Männer und Weiber. Die Todas lebten ausschließlich der Pflege ihrer Herden, jeder Versuch, ihre Lage durch Gewöhnung an Ackerbau und Lohnarbeit zu verbessern, schlug fehl. Ebenso gelang es nicht der gräulichen Unsitte, neugeborene Mädchen auszusetzen, zu steuern. Die Folge ist, daß das männliche Geschlecht an Zahl das weibliche weit überragt, und daß der ganze Stamm der Polyandrie huldigt.

Die zwei nun folgenden Abhandlungen über das Christenthum in Indien und über die Religion der Hindus von ihren ersten Anfängen bis auf die modernen Reformbewegungen der Brahmo-Somadsch Gemeinde müssen wir übergehen. An sie reiht sich eine Schilderung der Landschaft Orissa. Wie keine andere Provinz in Indien ist Orissa von einem Ende zum anderen heiliger Boden. Hier wandelten die Götter, wenn sie auf die Erde herabstiegen, das ganze Land ist durch die Erinnerung an sie geweiht. Am berühmtesten ist der Tempel des Dschagannâth, des Vischnu, in Puri mit seinem wunderthätigen Bilde. Alltäglich besuchen viele Tausende von Hindus das Heiligthum. Mitglieder aller Kasten, Bewohner der fernsten Districte bringen dem Gotte ohne Unterschied ihre Gaben dar; in seiner Nähe fallen die trennenden Schranken. Noch mehr wächst die Zahl frommer Wallfahrer in heiligen Zeiten. Dann ist in Folge des Zusammenströmens einer ungeheuren Menschenmenge Puri der Herd schrecklicher Choleraepidemien, und die englische Regierung muß alle Mittel aufbieten, um den hierdurch drohenden unberechenbaren Gefahren vorzubeugen.

Mit einer Schilderung Bengalens, der wichtigsten Provinz in Indien, und des benachbarten Behar, der Wiege des Buddhismus, schließt der erste Band des Werkes. Binnen Jahresfrist wird auch der zweite bereits in Angriff genommene Theil und damit das ganze Werk vollendet sein, das wir hiermit noch einmal unseren Lesern auf das Wärmste empfohlen haben wollen. Der Verfasser hat durch dasselbe unstreitig die Verdienste noch um ein Bedeutendes vermehrt, die sich seine Familie bereits um die Kenntniß von Indien erworben, das man nicht mit Unrecht als deren wissenschaftliche Domäne bezeichnete.

Neustadt a./H. im Januar 1881.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Märchentante."

Lustspiel in 4 Acten von O. F. Gensichen.
Aufgeführt im Königl. Schauspielhause.

Das Schauspielhaus, dessen Repertoire in letzter Zeit durch das Ausscheiden und noch mehr durch Krankheiten hervorragender Mitglieder ziemlich beengt gewesen ist, und welches deshalb seit über Monatsfrist auf die Vorführung eines neuen Stückes hat verzichten müssen, hat nun endlich mit O. F. Gensichens „Märchentante" einen äußerst freundlichen Erfolg davongetragen.

Gensichen ist ein treuer und — was wichtig ist — ein höchst anständiger Verehrer der dramatischen Muse, die, launisch wie sie ist, sich ihm bisher selten recht dankbar gezeigt hat. Um so erfreulicher ist das Gelingen seines neuesten Versuchs.

Er hat freilich damit einen Griff in's Volle gethan. Der Titel „Die Märchentante" deckt keineswegs den eigentlichen Inhalt des Stückes und kann das Publicum höchstens irre führen: das eigentliche Sujet des Stücks bildet der Kampf zwischen realistischer und idealistischer Weltauschauung. Das ist ein echt dramatischer Stoff, und er ist so alt, wie die Bühne selbst. Man nehme dieses Ringen tragisch, und man findet es schon in Kreon und Antigone verkörpert, man fasse es, wie es unserer Zeit besser zusagt, komisch auf, und man sieht in dem jüngeren attischen Lustspiel sich dieselben Gegensätze gegenübertreten; nur daß — da das Alterthum nicht so gern mit abstracten Ausdrücken hantirte, wie das Christenthum — weder der Vater für die Weisheit seiner hausbackenen Anschauungen, noch der Sohn für das Poetische seines jugendlichen Dranges die so bequemen Phrasen Realismus und Idealismus als Ausdruck gefunden hat. Solche Vorwürfe bleiben aber auch ewig frisch, denn die Gestalten, die dadurch in Beziehung zu einander gesetzt werden, ändern sich fortwährend. Und wenn sie heute im Gehrock erscheinen, von Gabriel Max oder Graf Zichy und vom Subscriptionsballe reden und Kant einen vertrockneten Philosophen nennen, wirken sie völlig modern, und man denkt kaum daran, daß sich unter der neuen Maske immer noch die alten Figuren bewegen.

Der Verlagsbuchhändler Carl Gottfried Bertram hat sich aus kleinen Anfängen zu einer bedeutenden Stellung emporgearbeitet. Ein durch und durch tüchtiger Mann, aber wie Jeder, der sich selbst in die Höhe gebracht hat, allzu einseitig. Poesie, Gemüth sind ihm „Krims-Krams", die Zumuthung Gedichte zu verlegen, betrachtet er als eine Schmach: praktisch! nur praktisch! ist sein Wahlspruch; und mit dem berechtigten Stolz, daß durch dergleichen seine Stellung, die durchaus auf seinem eigenen Werth beruht, nicht gehoben werden kann, sieht er auf Orden und Titel als auf Lächerlichkeiten herab. Dieser durchaus nüchterne Mann hat nur eine Grille: er will seine Firma auch nach seinem Tode bei seinem Namen erhalten und adoptirt daher, früh verwittwet, seinen verwaisten Neffen, Kurt Bertram. Er gibt sich redliche Mühe, die Erziehung seiner beiden Töchter sowohl wie die seines Pflegesohns in seinem Sinn auf das Praktische zu leiten, aber bei diesem wenigstens kann er das Ideale nicht ganz ausrotten: seine Schwägerin, die seinen Hausstand nach dem Tode seiner Frau führt, läßt es sich nicht vergebens angelegen sein, Kurts Gemüth zu pflegen und zu bilden. Ihre Neigung und Kunst, Märchen zu erzählen, hat ihr den Spitznamen die „Märchentante" eingetragen, eine Bezeichnung, die in diesem Hause eine wenig schmeichelhafte Bedeutung birgt. Endlich ist noch des im Lustspiel nun einmal bräuchlichen „Hausmöbels" zu erwähnen: in diesem Falle eines ziemlich kratzbürstigen Gesellen von krausen Humoren, Görke mit Namen, mit welchem Bertram zusammen die Buchhandlung erlernt hat, und den er in sein eigenes Geschäft mit hinübergenommen hat, einen Zielpunkt seiner Scherze, manchmal auch die Staffel, auf der er seine eigene Tüchtigkeit ein wenig paradiren läßt, wofür Jener geneigt ist, sich durch allerlei Schabernack an seinem Chef zu rächen.

Das Stück setzt in dem Augenblick ein, wo Kurts Rückkehr von einer großen mehrjährigen Weltfahrt erwartet wird. Sein Onkel hat ihn nach Beendigung seines Studiums auf Reisen geschickt, damit er überall mit großen Firmen Geschäftsverbindungen anknüpfe, um ihn

dann als Gattin seiner Tochter Amalie als Compagnon anzunehmen. Jenen Auftrag hat der Neffe schmählich vernachlässigt, um sich anstatt dessen mit größtem Eifer den Naturwissenschaften zu widmen; sein Plan ist allerdings, Buchhändler zu werden, sich aber nebenher auch als Privatdocent zu habilitiren: die Dissertation sowohl wie die Habilitationsschrift hat er schon von der Reise aus an die Facultät seiner Vaterstadt eingeschickt. Der Onkel, der noch soeben seinetwegen die Werbung des Millionärs Tillig — auch eines durchaus Praktischen — um die Hand Amaliens abgewiesen, ist ziemlich erstaunt über Kurts Sammlungen, die dieser vorausgeschickt, und wittert schon den Gelehrten; ist aber erst eigentlich entrüstet — und wie es scheint, mit Recht, — als er hört, daß der Neffe seines Auftrags und des Geschäfts völlig uneingedenk gewesen. Er erklärt, daß er nichts davon wissen wolle, einen Mann, dessen Grundsätze den seinigen so zuwiderlaufen, in seine Buchhandlung aufzunehmen. Doch Kurts Sache findet wichtige Bundesgenossen. Görke, der in diesem Lager die geistige Führung übernimmt, gibt die Anregung, eine naturwissenschaftliche Revue zu gründen, zu deren Herausgabe Tillig sofort die Mittel vorschießt, während der Maler Fredi und der Professor Kramer — die alle zum Empfange Kurts als Gäste geladen sind — ihre Mitarbeiterschaft zusagen. Aber Görkes Pläne gehen noch weiter: er will den Onkel in Widerspruch mit sich selbst bringen, ihm die Unhaltbarkeit seiner oft bekannten Grundsätze nachweisen. Deshalb soll Tillig, der wie der graue Herr im Schlemihl Alles in der Tasche zu haben scheint, dem selbstbewußten Self-made-man Orden und Titel schaffen, um seine Eitelkeit zu reizen, und außerdem soll dieser gezwungen werden, Schöngeistiges, und zwar gerade die Märchen, welche die verspottete „Märchentante" für ihren fernen Neffen geschrieben, und die derselbe anonym herausgeben will, in seinen Verlag zu nehmen. — Neben dieser Haupthandlung, deren hier angegebene Exposition die ersten beiden Acte füllt, läuft selbstverständlich die unentbehrliche Herzensgeschichte her. Kurt hat von seiner Reise die Jugendliebe zu seiner ihm längst bestimmten Cousine Amalie in ungeschwächter Gluth heimgebracht. Doch diese, eitel Putz- und Gefallsucht, neigt weit mehr zu dem reichen und eleganten Tillig als zu dem wenig blendenden Vetter — sie ist das echte Kind ihres Vaters. Dagegen faßt ihre eben erst aus der Pension heimgekehrte Schwester Hertha, unbewußt erst, eine tiefe Neigung zu Kurt, mit dem sie die Liebe zur Naturwissenschaft gemeinsam hat, und dessen gelehrige Schülerin sie ist. Der dritte Act spielt einige Wochen später am Abend eines großen Balles. Görkes Künste haben gewirkt. Bertram, auf die Erfolge seines inzwischen zum Doctor promovirten Neffen nicht wenig eifersüchtig, entschließt sich zur Annahme des „Hofbuchhändlers und Commissionsraths", der ihm durch Tilligs Vermittelung angeboten wird; ja als Görke ihm zuraunt, er müsse durch Ausdehnung seines Verlags dem neuen Titel Ehre machen, und ihn in dieser Hinsicht auf jenes Märchenbuch, das mittlerweile, Dank seinem Werth und noch mehr der Reclame, großes Aufsehen erregt hat, aufmerksam macht, ist er gar nicht abgeneigt, das Werk nachträglich zu erwerben. Wenn indeß auf diesem Gebiete Kurts Sache einen vollen, obschon stillen Triumph feiert, geht es ihm in anderer Beziehung schlechgenug. Er muß einsehen, daß Amaliens Herz, das er sich durch Ruhm und Erfolg zu erringen hoffte, ihm fest verschlossen geblieben ist. Verzweifelt sieht er sie mit Tillig zu dem Balle abfahren, auf dem sie ihm nicht einen einzigen Tanz hat gewähren wollen; er erklärt, denselben nun überhaupt nicht besuchen zu wollen. Jetzt wird Hertha in den Qualen der Eifersucht sich ihrer Liebe bewußt, und da sie sich naiver Weise gleichfalls weigert, zu dem Feste zu fahren, das ihr ohne Kurt keine Freude zu bieten scheint, wird es der scharfsichtigen „Märchentante" nicht schwer, sie zum Beichten zu bringen. Mit der Erzählung ihrer eigenen unglücklichen Jugendliebe zu jenem Professor Kramer, mit dem sie sich erst vor einer Stunde wieder völlig ausgesöhnt, tröstet sie das weinende Kind und plaudert es in wohlthätigen Schlummer hinüber. Als Kurt noch einmal zurückkehrt, ihr seinen Jammer zu klagen, da weist sie ihm die an ihren Knien Ruhende und läßt ihn ihrer Liebe gewahr werden.

Diese Scene, der Schluß des dritten Actes, sehr geschickt vorbereitet und wirkungsvoll ausgeführt, war der Höhepunkt des Abends und trug dem Autor stürmischen Hervorruf ein. Der vierte Act konnte hier nichts mehr steigern, vor Allem keine neuen Eindrücke hervorbringen. „Der Ordnung und Vollständigkeit wegen" — war seine Signatur. Er bringt Jedem das Seinige, was im Vorhergehenden vorbereitet worden und was man sicher hat kommen sehen: den jungen Leuten die Hand ihrer Mädchen, dem Onkel den bewußten Orden und die Ueberraschung, daß er den Verlag eines Werkes der „Märchentante" erworben, dieser eine runde Summe, die in ihrem Besitz wohlthätige Verwendung findet, und Görke das Bewußtsein, die ganze Sache glücklich geleitet zu haben. Wenn dieser Act, der für das Stück doch eigentlich kaum nöthig ist, dennoch das Publicum nicht matt werden ließ, sondern sogar noch lauteren Beifall fand, als der vorhergehende, so ist das ein voller Beweis für die scenische Tüchtigkeit des Stückes. — Dasselbe ist in der That mit Geschick gebaut; und dafür, daß der Autor die Personen manchmal etwas willkürlich hin- und herschiebt, um sich die Bühne frei zu machen oder erforderlichen Falles zu füllen, hat er eine Reihe von Effecten anzubringen gewußt, die ihre Wirkung nicht versagten: dahin gehört vor Allem die köstliche Erkennungsscene zwischen Kramer und der Tante — falls diese nicht, wie es fast scheinen wollte, ein späteres Einschiebsel ist. Aber auch die Erzählungen, die einen ziemlich breiten Platz einnehmen, sind hübsch arrangirt. Die Schilderung der Memnonssäule wirkt freilich etwas verwunderlich: dafür ist aber der Anfang des dritten Actes mit dem Märchen der Tante auf der verdunkelten Bühne bei dem glührothen Scheine des Kamins sehr stimmungsvoll, ebenso wie der Schluß des Actes, wo diese kleinen Kunstgriffe das Erstaunen über den ziemlich unvermittelten Gefühlswechsel Kurts anmuthig hinwegtäuschen. Von all den gefälligen Auftritten will ich nur noch der Liebesscenen im Schlußact Erwähnung thun, die ganz originell und charakteristisch variirt sind. Auch die Charaktere sind gut erfunden und durchgeführt. Die Tante, der Onkel, sein bissiger und doch gutmüthiger Buchhalter, seine Töchter, besonders der gelehrte Backfisch, der elegante Börsenmann und Sportsfreund sind lauter ganz moderne, scharf gezeichnete Figuren. Leicht ins Satirische hinüberschillernd ist der Maler Hans Friedrich genannt Giovanni Fredi, der Greuel und Verwesung zu seinen Motiven wählt, bis er, durch ein Sensationsbild der Art berühmt geworden, in die Bahn wahrer Kunst zurückkehren kann. Der stockgelehrte, stocksteife und stockblinde Professor, echt liebenswürdig in seinen Erinnerungen an die Jugendzeit, seinem unpraktischen Eifer für die Liebe Kurts, den er durch die Lectüre des Simonides zum Entschluß bringen will, ist ein Prachtexemplar der leider aussterbenden, so harmlos komischen Spezies Homo sapientior. Eine hocherfreuliche Neuerung ist endlich Kurt. Er ist der erste Lustspielreifende, der nicht als Bärenhäuter aus fernen Zonen zurückkehrt oder seine weltunkundig gewordenen Ideen den Leuten als der Weisheit letzten Spruch predigt — der erste, welcher ganz anspruchslos als ein strebsamer junger Mann, der fremder Hülfe indeß noch sehr bedarf, heimkommt.

Gensichens Stück ist eine anständige, respectable Arbeit und wirkt entschieden wohlthuend. Wenn die Handlung vielleicht nicht ganz einheitlich durchgeführt ist, so hat der Ausgang der Aufführung bewiesen, daß dies dem Erfolg keinen Abbruch thut. Und auch darum wird man nicht allzu sehr klagen, daß die Figur des Onkels, die wohl den Mittelpunkt zu einer tüchtigen Charakterkomödie hätte abgeben können, nicht genug in den Vordergrund gerückt ist, vielmehr das Interesse zu mindestens gleichen Theilen der Tante abtreten muß: Jeder gibt eben, was er hat; und mit Gensichens Gabe kann man auch so schon zufrieden sein.

Ja, in diesem Falle müßte man dem Autor eigentlich Dank wissen. Denn er hat dadurch Frau Frieb Gelegenheit gegeben, sich wieder einmal durch ihre gestrige Rolle die volle Bewunderung des Publicums zu erwerben. Sie hat ihre „Märchentante" mit so vielen feinen Zügen ausgestattet und dabei den Charakter doch so ganz und gar aus einem Guß hingestellt, daß man sich dieser liebenswürdigen Figur gar nicht genug freuen konnte. Neben ihrer unvergleichlichen Leistung treten natürlich die aller Uebrigen in den Schatten. Doch war die Darstellung eine durchweg gute: so dankbare Rollen lassen sich leicht spielen. Die Herren Oberländer, Krause, Dehnicke und Vollmer, Frl. Barkany und Frl. Abich bildeten ein Ensemble, wie man es sich kaum hätte besser wünschen können. Ein besonderes Compliment gebührt Herrn Berndal, der den Professor vortrefflich gab; auch Herr Müller fand sich mit dem Kurt, der eigentlich Herrn Ludwig zugedacht war, lobenswerth ab. Das Stück hatte eine würdige Ausstattung gefunden und war sehr geschickt in Scene gesetzt — das Publicum befand sich in der freundlichsten Stimmung, rief die Schauspieler an den Actschlüssen und bei offener Scene — nach dem dritten und vierten Acte, wie erwähnt, auch zu wiederholten Malen den Verfasser.

Carl Groddeck.

Cyprienne. (Divorçons!)

Lustspiel in drei Acten von Victorien Sardou.

— Es ist ja sehr unterhaltend, geistreich, witzig, aber es ist doch eigentlich etwas unanständig.

— Ist das Ihre aufrichtige Meinung, gnädige Frau? Oder sind Sie nicht vielleicht schon mit dem Gefühl ins Theater gekommen, daß es da in Bezug auf die Moral etwas frei zugehen würde? Es wäre ja nicht zu verwundern; denn was wir von „Divorçons!“ nach der Pariser Aufführung in deutschen Blättern gelesen haben, lautete freilich höchst bedenklich. Nun, ich muß im schroffen Widerspruch zu Ihrer Auffassung sagen, daß mir das neue Stück von Sardou und Najac so unverfänglich erscheint wie nur irgend eins; daß es mit der liebenswürdigsten Anmuth dem Anstößigen aus dem Wege geht, und dabei so frisch, so wirklich lustig und erfreulich ist, wie Sardou lange nicht geschrieben hat. Das Stück ist eine Rückkehr des geistvollen französischen Dramatikers auf seine erste Manier, auf die harmlos heiteren, bis zur ausgelassensten Tollheit sich versteigenden Lustspiele, mit denen er sich vor zwanzig Jahren am Gymnase und Vaudeville-Theater im Fluge das Pariser Publicum und die Freunde erobert hat, — mit jenen ebenso anspruchslosen wie wirkungsvollen Stücken, die ich meinestheils, trotz „Fernande“, „Andrea“, „Dora“ und „Daniel Rochat“, noch immer für das beste Theil des dramatischen Schaffens Sardous halte.

— Aber die Stücke, die Sie da eben nennen, sind doch viel gehaltvoller!

— Das kann ich auch nicht finden. In der Form, im Vortrage sind die einen von den andern allerdings sehr wesentlich verschieden; und wenn Sie die ernsthafteren als die literarischeren bezeichnen, so mögen Sie vielleicht Recht haben; wenn aber die lustigen mit den ernsten in Bezug auf den ethischen Gehalt miteinander verglichen werden sollten, so würden meines Erachtens „Nos Intimes“, „Nos bons Villageois“, „La famille Benviton“ und „Divorçons“ den Vergleich mit „Fernande“ und „Daniel Rochat“ nicht zu scheuen haben. Mir erscheint das letzte übermüthige, bisweilen an die Posse streifende Lustspiel „Divorçons“ eigentlich viel tiefer und ausgereifter als „Daniel Rochat“.

— Das ist doch ein Paradox!

— Durchaus nicht. Die Aufstellung eines sehr schwierigen Problems, die Verschärfung der Gegensätze bis zur völligen Unvereinbarkeit und die Unbekümmertheit darum, wie es ausläuft, — das bietet einem erfindungsreichen und scharfsinnigen Autor wie Sardou zunächst immer die Gelegenheit zu starken, aufregenden und packenden Situationen. Auf diese Weise kann ein Dramatiker — ich spreche natürlich immer nur von den wahrhaft befähigten — die Handlung bis zum Höhepunkt in effectvollster Weise steigern. Nähert sich das Stück aber seinem Schlusse, kommt der bedenkliche letzte Act, so rächt sich der leichtsinnige Verzicht des Dichters auf den Versuch eine rationelle Lösung herbeizuführen; und dann bekommen wir eben Stücke, die wie „Daniel Rochat“ sehr kräftig anheben und sehr kläglich enden. Ganz anders und viel günstiger liegt die Sache bei „Divorçons“. Da ist das ganze Stück auf die Lösung hin gemacht, die ich trotz Ihres Widerspruchs als eine sehr sittliche bezeichnen möchte. Da fühlt man beständig, daß die Gewitterstürme das eheliche Zusammenleben der beiden Helden nur durchtoben, um die Luft zu reinigen, und daß zu guterletzt die Sonne auf das Glück der Beiden, die sich erkannt haben, lächeln wird. Man würde dies fühlen auch ohne die aufdringlichen Hinweise des Helden auf den moralischen Endzweck der bisweilen etwas stark gepfefferten Komödie, die mir überflüssige Zuthaten des deutschen Bearbeiters zu sein scheinen. Und weil man dies Gefühl der Sicherheit hat, weil man im Voraus weiß, daß die Dinge zu guterletzt in die schönste Ordnung gebracht werden, wenn sie auch zunächst ganz bedenklich aussehen, deswegen ist man viel toleranter und kann auch über einen gewagten Spaß herzhaft lachen, weil man eben weiß, daß es ja nur ein Spaß ist.

— Aber gewisse ernsthafte Dinge sollte man doch eigentlich nicht spaßhaft behandeln, so z. B. eine Ehescheidung . . .

— Glauben Sie nicht, meine Gnädige, daß eine Ehescheidung unter Umständen auch einmal spaßhaft sein kann? Und wollen Sie dem Dichter das Recht verkümmern, gerade diese spaßhafte Seite herauszusuchen, wenn ihm dies für seine Zwecke so am besten paßt? Wollen Sie dem Dichter die Tonart vorschreiben, in der er Ihnen seine Weise vorträgt? Wenn diese Weise nur eine anmuthige, gefällige und liebenswürdige ist, so meine ich, hat er Alles gethan, was Sie beanspruchen dürfen. Und gerade in diesem speciellen Falle sollten Sie, wie ich meine, den beiden Verfassern von „Divorçons“ dankbar sein, daß sie die merkwürdige und in das Leben der Familie so tief einschneidende Frage in einer überaus harmlosen und gemüthlichen Weise behandelt, alles Peinliche davon ausgeschlossen und es doch erreicht haben, eine nützliche, moralische Lection, nach der Sie ja besonderes Verlangen zu haben scheinen, daraus zu ziehen.

— Eine moralische Lection?

— Ganz gewiß! Vergegenwärtigen Sie sich die Handlung! Ein junger Mann, wie es deren Hunderte gibt, heirathet ein junges Mädchen, wie es auch nicht zu den Seltenheiten gehört. Die Ehe ist auf echt französische Weise zusammengekommen. Das Alter, das Vermögen, die Lebensstellung der beiden Betheiligten haben zueinander gepaßt, und daraus hat man den weiteren Schluß gezogen, daß also auch die Betheiligten zu einander passen müssen. Die beiden jungen Leute haben sich sehr wenig um einander gekümmert. Der Ehemann hat seine Frau vernachlässigt, und diese hat sich allmählich klar gemacht, daß ihr die Ehe etwas ganz Anderes bietet, als sie in ihren jugendlichen Schwärmereien sich von dem Bunde zweier Liebenden gedacht, was sie zu erwarten sich berechtigt gefühlt hatte. So liegen die Sachen, als der verhängnißvolle Dritte hinzukommt, voraussichtlich der spätere Liebhaber, einstweilen nur der eifrige Courmacher. Auch dieser gehört keineswegs zu den besonders begnadeten Sterblichen; es ist kein Byron, kein junger Goethe; es ist ein ganz gewöhnlicher, mittelmäßig begabter junger Mann, der in den Augen der Gemahlin keinen andern Vorzug besitzt, als den, nicht ihr angetrauter Mann zu sein. Er bemüht sich, er erweist ihr tausend kleine Aufmerksamkeiten. Alles das muß im Geheimen geschehen. Der Reiz des Heimlichen und Verborgenen hat für die junge Frau etwas ganz besonders Verlockendes, und so sind wir denn am Vorabend eines jener in den französischen Eheständen nicht ganz ungewöhnlichen Ereignisse angelangt, als der Gatte von der Gefahr, die ihn bedroht, Kenntniß erhält. Das sonst unausbleibliche Duell kann diesmal vermieden werden; denn nach der Provinzialstadt, in welcher die Handlung vor sich geht, kommt durch den Telegraphen die wahre oder falsche Nachricht, daß die Kammer in Paris das Ehescheidungsgesetz votirt hat. Der Entschluß des Gatten ist also schnell gefaßt: „Divorçons!“ — „Lassen wir uns scheiden!“ Die Frau jubelt auf. Vielleicht zum erstenmal in der Ehe umarmt sie ihren Mann mit wahrer Herzlichkeit. Der Liebhaber, der durch die ihm nunmehr gesetzlich gebotene Möglichkeit in die Lage gebracht ist, seine heißesten Wünsche, die für ihn bisher nur ungesetzliche gewesen waren, zu erfüllen, ist von dieser Wendung der Dinge zunächst einigermaßen betroffen. Als er aber hört, daß die Frau seines Freundes, die nun die seinige werden kann und wird, ein anständiges Vermögen besitzt, kommt er, der Mittellose, über alle Bedenken hinweg, und es herrscht also unter den Dreien die völligste Eintracht. Er will sich scheiden lassen, sie will sich scheiden lassen, und der Dritte will die geschiedene Frau heirathen. In gemeinsamer Berathung wird festgesetzt, auf welche Weise das schwierige Werk durchzuführen sei. Aber seltsam. Schon während der Unterhandlungen verliert der junge Mann, der nun nicht mehr im Geheimen zu schmachten braucht, unendlich viel in den Augen der freiwerdenden Frau, für die nun das reizvollste und gefährlichste Spiel: das Geheimniß, dahin ist, und in demselben Maße gewinnt der Mann, der nun nicht mehr ihr ehelich verbundener Tyrann ist, sondern der berathende, tolerante Freund zu werden im Begriff steht. Und als sie nun gar den Verdacht schöpft, daß ihr Mann die Freiheit, die ihm das Gesetz binnen kurzem wiederum gewähren wird, anticipiren und außer dem Hause essen gehen will, jedenfalls mit einer Dame, da erwacht in ihr ein höchst unbehagliches Gefühl, ein herber Verdruß, der schließlich zu lohender Eifersucht aufflammt. Und kurz und gut, sie geht ihrem Bräutigam, mit dem sie das erste Mittagsmahl einnehmen wollte, durch und soupirt im Geheimen mit ihrem Manne. Und da im gemüthlichen tête à tête, das durch einige höchst komische Zwischenfälle unterbrochen wird, gelangen die Beiden zur Erkenntniß, daß sie bisher wenig von einander gewußt haben, daß sie ganz gut und herzlich mitsammen leben könnten, daß sie sich eigentlich sogar lieb haben, und daß es am besten ist, wenn sie zusammenbleiben. Der Geliebte spielt diesmal eine sehr klägliche Rolle; er muß abziehen. Wo steckt nun da die Unsittlichkeit, wenn ich fragen darf?

— Sie haben Ihren Bericht über die Handlung stark tendenziös gefärbt. So unverfänglich verläuft die Geschichte denn doch nicht. Die Idee, daß eine Ehegattin ihren Geliebten mit ihrem Gatten hintergeht — nehmen Sie mir's nicht übel — aber das ist denn doch etwas zu stark! Es mag ja eine ganz witzige und komische Erfindung sein; aber das ist doch kein Bild des Lebens, es ist das Produkt eines überreizten Geschmacks und einer überraffinirten Phantasie.

— Gestatten Sie mir, darauf Folgendes zu erwidern: Es giebt keine noch so kecke und noch so unwahrscheinliche Erfindung, die nicht durch die Wirklichkeit überboten würde. Die Geschichte, die uns Sardou erzählt, ist nicht nur nicht erfunden, sondern sie ist, natürlich mit der erforderlichen poetischen Licenz, in allem Wesentlichen eine so getreue Wiedergabe des wahrhaft Geschehenen, daß ich Hundert gegen Eins wetten möchte, diesem Lustspiele „Divorçons" liege eine wahre Begebenheit zu Grunde und Sardou habe davon Kenntniß erhalten.

— Eine wahre Begebenheit?

— Und ich will sie Ihnen erzählen, wenn ich mich auch, mit Rücksicht auf den Stoff, der mir sehr unangenehmen Form bedienen muß, die in den indiscreten Feuilletons im Schwange ist: der Form der Umschreibung. Also, in einer der größten deutschen Städte — ich nehme dabei auf die politische Theilung Deutschlands keine Rücksicht — lebte vor wenigen Jahren ein Ehepaar. Mann und Frau waren durch ihren Beruf in einer einigermaßen exponirten Stellung. Die Frau war schon vor ihrer Vermählung eine vielgenannte Persönlichkeit. Die Ehe verlief anscheinend ruhig. Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, daß diese Ehe geschieden werden solle. Die Ehegatten erzählten selbst, daß es keineswegs zu heftigen Auftritten oder zu einer Katastrophe gekommen sei, sondern daß man allmählich die Ueberzeugung erlangt habe, es sei besser, daß ein Jedes für sich lebte, als daß Beide vereinigt blieben. Die Dame machte u. A. auch sehr starke Ansprüche an Toiletten, die zu befriedigen dem Mann schwer wurde. Der Mann verließ also das eheliche Domicil und miethete sich eine Junggesellenwohnung. Bald darauf war es öffentliches Geheimniß, daß die Dame schnell einen Ersatz gefunden hatte; aber wunderbarerweise blieb das Verhältniß zwischen ihr und dem geschiedenen Manne, mit dem sie schon durch ihren Beruf öfter zusammenkommen mußte, nicht nur dasselbe gemüthliche und vertrauliche von ehedem, nein, man wollte bemerken, daß es sogar zärtlicher und herzlicher wurde. Und eines schönen Tages hieß es allgemein: die Dame hintergeht ihren Geliebten, „sie hat ein Verhältniß mit ihrem Mann". Ja, man erzählte sich sogar, daß der Mann, als er eines Tages zum Kaffee bei seiner geschiedenen Frau war, sich in den Alkoven verstecken mußte, weil der Geliebte ankam. Das, gnädige Frau, ist Wirklichkeit! Und nun frage ich Sie, ob die dichterische Erfindung an die Verzwicktheit und Komik dieser Verhältnisse heranreicht? Und wäre es selbst nicht wahr gewesen, könnte es nicht wahr werden? Kümmert Sie der Gedanke im Theater, ob das, was Sie da sehen, wirklich so ist, oder genügt es Ihnen, wenn Sie sich sagen können, daß dem so sein kann? Hier haben wir muthwilliges, unterhaltendes Spiel, das keinen bösen Gedanken aufkommen läßt, das daher auch nicht unsittlich ist. Hier amüsiren wir uns und lachen ohne Reue. Ich glaube, es wäre unbescheiden, mehr zu verlangen In einer Beziehung könnte man allerdings etwas mehr verlangen. Die Uebersetzung hat mich freilich nicht geradezu gestört, aber ich meine in Bezug auf die Schalkhaftigkeit und Anmuth des Originals läßt sie doch noch viel zu wünschen übrig. Ich habe hier einige Scenen des Originals zur Hand, und da Sie sehr gut französisch sprechen, will ich Ihnen einen Passus daraus mittheilen. Der Gatte, des Prunelles, hat seiner Frau, Cyprienne, gegenüber geäußert, daß er sein Möglichstes gethan habe, um sie glücklich zu machen. Darauf ergeht sich Cyprienne in folgendem Redeguß:

Non, c'est inouï, cet aplomb des hommes! . . . Oh! vous avez bien arrangé les choses à votre convenance, messieurs! Elle est charmante, la société que vous nous avez faite! . . . Charmante pour vous! . . . Ils sont jeunes, ils piaffent, ils bondissent. «Amuse-toi, mon ami, dit maman, c'est de ton âge! . . .» — Jette ta gourme, mon garçon, dit le papa, c'est ta santé! . . .» Et monsieur gambade, caracole de la blonde à la brune, à la rousse! . . . Et allez donc! . . . Puis, quand il en a jusque-là, qu'il est éreinté, fourbu, rendu, n'en peut plus: «Ouf! si je me mariais! . . .» On lui jette dans les bras une pauvre petite jeune fille toute tremblante, toute naïve, que sa mère a toujours couvée sous ses jupes, qui ne sait rien de la vie que ce qu'on lui en montre, de la nature que ce qu'on lui en cache, et de l'amour que ce qu'elle en devine, et monsieur lui dit en la serrant un peu mollement dans ses bras fatigués; «Etes-vous assez heureuse d'être tombée sur un gaillard tel que moi? On n'aime pas mieux que je ne vous aime; on n'embrasse pas plus énergiquement que je ne vous embrasse! . . .» Et la pauvre jeune femme, qui trouve l'étreinte un peu lâche, se dit en soupirant: «Quoi! tout de bon, il n'y a pas mieux? . . . Moi qui me figurais! . . . c'est drôle . . . enfin . . .!» La bécasse se laisse convaincre, l'indifférente se résigne. Mais la femme, la vraie femme comme moi, monsieur, se dit: «Allons donc! quelle farce!.. il y a mieux que ça . . . ce n'est pas pour si peu qu'on se passionne, qu'on s'exalte . . . jusqu'à la folie, jusqu'au crime . . . qu'on empoisonne et que l'on tue! . . . Roméo ne se serait pas exposé pour de si molles étreintes à se casser les reins en tombant d'un quatrième, ni Léandre à se noyer en franchissant les mers orageuses! . . . le jeu n'en vaudrait pas la chandelle . . . Il y a autre chose . . . et bien supérieure! . . . Et cette femme-là, monsieur, cherche, interroge, étudie, s'informe, et, après une solide enquête et de fortes lectures, elle est en mesure de vous dire carrément: «Allons, allons, vous êtes un farceur! . . . et je suis volée! . . .»

DES PRUNELLES.

Oh! madame! . . .

CYPRIENNE.

Je suis volée, monsieur, voilà tout, je suis volée! . . . Du reste, ça devait être! c'est partout comme ça! . . . Le mariage, qu'est-ce que c'est pour vous autres? . . . vos Invalides! tandis que, pour nous, c'est l'entrée en campagne! . . . Au couvent, qu'est-ce que je rêvais, en fille honnête? . . . un mariage qui réalisât ce que la passiou comporte d'énivrements . . . un mari qui fût à la fois un héros et mon amant! . . . Je vous voyais jeune, beau, svelte, élégant (*Elle le montre*), tour à tour tendre et menaçant, soumis et despote, et ne cessant de ramper à mes pieds que pour bondir sur moi comme un tigre (*des Prunelles recule effrayé*) et pour broyer dans d'effroyables étreintes mes chairs palpitantes! . . . enfin, des choses exquises! . . . Et, au lieu de ça, rien! jamais rien! . . . la morne solitude, un marécage, l'eau plate et croupissante, le tic-tac régulier du coucou domestique, le ron-ron monotone du pot-au-feu conjugal, qui mijote à feu doux et que j'écume avec ennui, d'une main nonchalante!... Et jamais le piment, jamais l'acide! . . . jamais rien que relève, ragoûte et ravigote! . . . Je fais appel à votre cœur usé, comme votre estomac, et, comme lui, réduit aux émollients, et je lui crie: «Mais je sui jeune, moi, et bien portante, moi! . . . Mais, au nom du ciel, monsieur, je vous en conjure, un peu de truffes, du champagne, quelques achards! . . .» Vous me répondez: «Non, madame, non, mais de la graine de lin, s'il vous plaît, des épinards et du chiendent! . . .»

Das lautet in der Uebersetzung so:

Cyprienne.

Nein! — es ist unerhört! — Diese Keckheit der Männer! — Ihr habt Euch das prächtig nach Eurem Gefallen zugestutzt, Ihr Herren; — reizend ist die Stellung, die Ihr uns angewiesen habt! — reizend für Euch! — Sie sind jung, sie tummeln sich, sie bäumen sich auf. — „Amüsire Dich, mein Sohn," sagt die Mama, „Dein Alter will es so!" — „Lerne das Leben kennen," sagt der Papa. „Jugend muß austoben!" Und das Herrchen hüpft und springt — und heisa, hop! — — Hat er sich dann endlich ausgebummelt und kommt er müde, matt und zerschlagen zurück: „Uff! wie wär's, wenn ich mich jetzt verheirathete?!" Man wirft ihm ein armes, kleines junges Mädchen in die Arme, das ganz zaghaft, ganz unwissend und harmlos ist, das die Mutter immer unter ihren Flügeln gehabt, das nichts vom Leben weiß, als was man ihr zeigt, nichts von der Natur, als was man ihr nicht verheimlicht, und nichts von der Liebe, als was sie erräth, und der Herr sagt ihr, indem er sie ziemlich matt in seine ermüdeten Arme nimmt: „Was sind Sie glücklich, einen Mann wie mich gefunden zu haben! Besser als ich liebt Sie Niemand!" Und das arme Gänschen läßt sich überzeugen — das Schäfchen ergibt sich drein. — Aber die Frau, die wahre Frau, Eine wie ich, sagt sich: „Ei was! — Dummheiten! — Es gibt Besseres! — Nicht um so Winziges begeistert, entflammt man sich bis zur Tollheit! — bis zum Verbrechen! Nicht um solch lauer Freuden willen würde sich Romeo der Gefahr ausgesetzt haben, sich am Fuße des Balkons die Beine gebrochen zu haben! Leander, in den Wellen des Meeres unterzugehen! — Das lohnte der Mühe nicht. . . . Es gibt etwas Anderes und weit Erhebenderes!" Und diese Frau, mein Herr, sucht, und grübelt und grübelt — und nach eifrigem Suchen ist sie im Stande, Ihnen dreist zuzurufen: „Ei was! Sie haben mich angeführt! Sie prellten mich um mein Glück!"

Prunelles.

Oho! Oho!

Cyprienne.

Geprellt bin ich, mein Herr, jawohl, geprellt! Uebrigens mußte es ja so kommen! Und überall ist es so! — Was ist denn die Ehe für Euch? Die letzte Station! Für uns dagegen ist sie die erste! — Der Mann hört auf, wenn die Frau anfängt. Gott, was hatte ich in der Pension für Träume! — Eine Heirath, die Alles verwirklichte, was die Leidenschaft an Wonne zu erdenken vermag, — einen Gatten, zugleich

ein Held und mein Geliebter! — Ich stellte Sie mir vor: jung, schön, schmächtig, elegant (auf ihn zeigend) — abwechselnd sanft und trotzig, unterwürfig und despotisch, um sich mir bald zu Füßen zu schmiegen, bald gleich einem Tiger auf mich loszustürzen — (Prunelles prallt erschreckt zurück) und in fürchterlicher Umklammerung meine zitternden Glieder zu erdrücken! — Kurz, erhabene Dinge! — Und statt dessen — Du lieber Gott! — Immer das einförmige Tik-tak der Wanduhr, das monotone Brodeln des häuslichen Kochtopfes, der bei stillem Feuer dampft und den ich gelangweilt und mit lässiger Hand abschäume! — Und nie Pfeffer, nie Salz! — Nichts, was erhebt, belebt und würzt! — Ich wende mich an Ihr Herz, an Ihre Lebenskenntniß und rufe Ihnen zu: „Ich bin jung und leichtblütig! Ich habe einen unbestimmten brennenden Durst nach Freude! Um des Himmels willen, mein Herr, ich beschwöre Sie! ein wenig Trüffeln, Champagner, süße Früchte!" Und Sie antworten mir: „Nein, Madame, nein; aber Hafergrütze, wenn Sie wünschen, Spinat und Kartoffelklöße!" ... Ich danke.

— Sie werden mir zugeben, daß von dem eigenthümlich prickelnden Reize des Originals wenig übrig geblieben ist, wenn der Uebersetzung auch kein sinnentstellender Fehler zur Last gelegt werden darf. Auch der Titel: „Cyprienne", der das entsetzliche „Tollköpfchen" verdrängt hat, will mir nicht recht in den Sinn. Es handelt sich keineswegs blos um Cyprienne; der Gatte hat zum mindesten dieselbe Bedeutung, wenn nicht eine größere. Meines Erachtens hätte der Begriff der Scheidung, der in dem Worte „Divorçons" liegt, entschieden auf dem deutschen Titel mit angedeutet werden müssen. Wenn man sich zu der etwas schwerfälligen wörtlichen Uebersetzung: „Lassen wir uns scheiden!" nicht hat entschließen wollen, so hätte man vielleicht eine anklingende Umschreibung, wie „Scheiden und meiden" oder „Scheiden thut weh" wählen dürfen. Ueber das Spiel, das das sehr sorgsam vorbereitete Stück am Residenztheater gefunden hat, werden wir wohl nicht streiten. Denn Sie werden mir zugeben, daß Frau Niemann und Herr Keppler niemals bei besserer Laune gewesen sind, daß Herr Beckmann dem unglücklichen Adhémar, den Dritten im Bunde, die einzig mögliche Seite, die komische, abgewonnen hat, und daß von den Uebrigen, die auf das stiefmütterlichste von den beiden Dichtern behandelt worden sind, nicht viel zu reden ist. Und nun, um das lange Zwiegespräch abzuschließen, noch eine Frage: haben Sie sich amusirt — ja oder nein?

— Ja!

— Weiter wollte ich nichts wissen.

Paul Lindau.

Notizen.

Mit diplomatischen Actenstücken, namentlich französischen, wird das Publicum jetzt wahrhaft überschüttet. In der Regel werden solche nachträglich veröffentlichte historische Documente fast nur von Fachmännern mit einiger Aufmerksamkeit gelesen. In Paris weiß man das aus Erfahrung, und vielleicht hat Herr Barthélemy St. Hilaire gerade deswegen in etwas ungewöhnlicher Weise sein den Kammern vorgelegtes Gelbbuch auszugsweise durch den officiösen Telegraphen nach allen Richtungen der Windrose verbreiten lassen. Man sollte dadurch überall wenigstens in gedrängter Kürze erfahren, was der französische Minister des Auswärtigen auf diplomatischem Gebiete in der griechischen Frage gethan und geleistet hatte. Es war nicht viel, und Herr Barthélemy St. Hilaire konnte sich damit trösten, daß es Anderen nicht viel besser ergangen war. Seines Handwerks ein Gelehrter, hat er den Franzosen unwillkürlich vor Augen gestellt, was wir [illegible] uns längst wußten, daß Professoren nur höchst selten in der Politik praktische Erfolge haben, daß sie besser bei ihren Leisten bleiben. Denn Herr Barthélemy St. Hilaire war bekanntlich früher ein Zeitungsschreiber und hatte in dieser Eigenschaft den Protest der Journalisten vom Juli 1830 mit unterzeichnet. Dann wurde er Professor der griechischen Philosophie am Collége de France, wo es ihm gut ging. Sobald er jedoch als Abgeordneter unmittelbar in den Kampf der Parteien verflochten wurde, machte er mancherlei Mißgriffe und war froh, als ihm der Staatsstreich des Bonaparte die Gelegenheit zu einem ehrenvollen Rückzuge bot. Er wollte nicht einmal mehr an der Universität öffentlich lehren, gab seine Demission, machte eine Reise nach Aegypten und versenkte sich später in den Aristoteles. Jetzt sollte dieser brave, wegen seiner Erudition und seiner philologischen Leistungen geachtete Mann die Initiative Frankreichs in einer der politisch schwierigsten Fragen vertreten, die überdies gründlich verfahren war, Dank dem trägen, optimistischen Gewährenlassen der leitenden Staatsmänner Europas auf der einen Seite, sowie der perfiden Berechnung einiger Machiavellis auf der anderen. Selbstverständlich trug er nur Niederlagen davon und brauchte bei dem empfindlichen Schaden, den Frankreichs Prestige erlitt, nicht für den Spott zu sorgen, welchen ihm das nahezu komische Pathos seiner Depeschen und Rundschreiben eintrug. Wer die Artikel nachlesen könnte, welche Herr Barthélemy St. Hilaire unter der Restauration im Pariser Globe geschrieben hatte, würde sicherlich dieselbe emphatische Schreibweise vorfinden, welche der gegenwärtige französische Minister auch im Alter nicht los werden konnte, während sogar die tüchtige moderne Publicistik längst damit gebrochen hat und die, wo sie noch breitspurig auftritt, gewöhnlich nur die angeborene und durch keine ausreichende Kenntnisse ersetzte Ideenarmuth nothdürftig verhüllen soll. In den Staatsschriften aber ist eine derartige Phraseologie heutzutage geradezu verpönt. Eine berufene Feder könnte einen interessanten Essay über den Stil der verschiedenen tonangebenden Diplomaten der Jetztzeit schreiben. Man würde dadurch vielleicht nach dem Büffon'schen Recept und unbeschadet dessen, was die Herren gewohnheitsmäßig verbergen wollen, zu einigen frappanten Rückschlüssen auf die Werkstatt ihrer Gedanken und zur richtigen Beurtheilung ihrer Politik gelangen. Die knappe realistische Art der deutschen Depeschen deckt sich mit dem was sie im Auge haben, wenn auch nicht immer erreichen. In zahllosen englischen geschäftsmäßigen Blaubüchern würde man schwerlich irgend eine unnöthige Länge, irgend eine gehobene Satzform mit Exclamationen oder sonstigem überflüssigem Beiwerk entdecken. In Oestreich schrieb Graf Andrassy früher schon etwas gedehnter mit dem Streben nach Rundung, was man durch seine magyarische Herkunft und seine journalistischen Reminiscenzen aus der Flüchtlingszeit erklären wollte. Baron Haymerle drückt sich präcis, zuweilen sogar etwas trocken aus. Die Italiener leiden an dem declamatorischen Tonfall ihrer Muttersprache, während die Russen sich stets durch ein elegantes Französisch auszeichneten, aber durch ihre Redseligkeit, wenigstens solange Gortschakoff am Ruder war, zuweilen verstimmten. Die Türken sind durch ihre gedrängten, klugen Depeschen bekannt, und sie lassen sich nur ausführlich vernehmen, wenn sie nichts sagen, sondern nur die Zeit ausfüllen und, wie ihnen das oft passirt, einer Entscheidung ausweichen wollen. Das Alles könnte von einem competenten Kritiker im Einzelnen geschickt ausgeführt und verwerthet werden. Sehr lehrreich wäre vielleicht auch eine Charakteristik des in den gegenwärtigen Zeitläuften üblichen mündlichen Verkehrs der verschiedenen Minister mit den Gesandten im Vergleich zu dem vormals üblichen. Ein spanischer Humorist hatte im siebzehnten Jahrhundert ein Werk über den vollkommenen Botschafter geschrieben, das ins Französische übersetzt und in einer Elzevirausgabe veröffentlicht wurde. Es wird dort genau angegeben, wie ein Botschafter zum Wohle seines Vaterlandes ungestraft lügen, ja sogar im Gespräch mit dem Souverain, bei welchem er beglaubigt, die Wahrheit zwar nicht verleugnen, aber doch umgehen dürfe. Ein geachtetes englisches Wochenblatt besprach neulich die wunderliche Schrift und meinte, eine neue Ausgabe müßte manche Lücke ausfüllen, namentlich auch angeben, wie die Diplomaten mit der modernen Pest, nämlich mit den Gentlemen der Presse umzugehen hätten! Sehr boshaft wurde bemerkt, diese Herren schrieben doch nicht, was man ihnen mittheilte, sondern nur, was ihnen oder ihrem Blatte am besten paßte. Die gröbste Lüge wäre daher ihnen gegenüber das richtige Mittel der Abwehr. Dann würden sie vielleicht einmal ausnahmsweise die Wahrheit sagen! Der impertinente Ausspruch wurde sicherlich von den Betheiligten nicht bemerkt. Sonst wäre ein Protest wohl nicht ausgeblieben. Vielleicht ist es noch nicht zu spät dazu, und die unerhörte Beschuldigung könnte etwa durch eine Collectiverklärung der Journalisten und namentlich der Correspondenten aller Länder einigermaßen entkräftet werden.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Soeben erschien:

Das Dekamerone der Verkannten.

Mit Illustrationen und Portraits.

Preis 2 Mark.

Unter den humoristischen Produkten der neuesten Literatur nimmt das vorliegende Buch, welches sich mit den Herren und Damen vom Theater im Hauskleide beschäftigt und die Bühnenverhältnisse dem indiskreten Tageslichte preisgiebt, eine hervorragende, wenn nicht eine der ersten Stellen ein. Freunden beissender Satire und kaustischen Witzes sei das trefflich ausgestattete und lustig illustrirte Büchlein angelegentlich empfohlen als eine reichsprudelnde Quelle der Heiterkeit.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **E. S. Mittler & Sohn**, Kgl. Hofbuchhdlg. in **Berlin**, sind erschienen von

Max Schlierbach:

Gedichte.

16. 1872. *M.* 2.—

Neue Gedichte.

16. 1880. *M.* 3.—

Max Schlierbach folgt der edlen, in Form und Gedanken lauteren und der Antike zugewandten Richtung, welche Hölderlin und Platen bezeichnen. Eine philosophische Weltanschauung, durchwärmt von einer gemüthsreichen, liebevollen Beachtung der Erscheinungen, spricht sich in seinen beschaulichen Gedichten aus und gibt auch den vielfachen, besonderen Gegenständen gewidmeten Liedern einen großartigen, weiten Hintergrund. Insbesondere verleiht dieser edle und erhebende Standpunkt des Verfassers seinen Gedichten aus Italien und Griechenland, den Stätten antiker Herrlichkeit, einen hohen Reiz, den gerade unsere reiselustige Generation gern nachempfinden wird.

Neuheit!

Stylografic Pen

immerschreibende Feder (mit Dinte) von **5 Mark** an. Prima Qual. **13 Mark.** Mackinnon und A. T. Croß' Fabrikate: **15 Mark.**

Berlin W., Französische Str. 33 d.

Carl Fränkel.

Zu einem nachweislich sehr rentablen Verlagsunternehmen (von bleibendem Werth) wird von einer soliden Firma ein Theilnehmer — auch Nichtbuchhändler — mit 20—25,000 *M.* Capitaleinlage gesucht, die mit 6% verzinst und sicher gestellt werden kann und schon im ersten Jahre einen sichern Gewinnantheil von 10—12,000 *M.* einbringen würde.

Ernstlich gemeinte Offerten mit Nachweis der disponiblen Mittel werden unter Chiffre O. B. 17. durch die Expedition d. Bl. erbeten.

Verlag von **Heinrich Minden** in **Dresden** u. **Leipzig.**

Der kleine Dingsda.

Geschichte eines Kindes

von

Alphonse Daudet.

1 Band ca. 30 Bogen 8. mit dem Portrait Alphonse Daudet's.

Autorisirte Uebersetzung.

Preis *M.* 5.—

„Der kleine Dingsda" ist ein fast durchweg **autobiographischer** Roman des berühmten Verfassers.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Moderne Grammatiken.

Robertson's Methode.

Unter Mitwirkung nationaler Kenner herausgegeben

von

Dr. phil. **F. Booch-Árkossy.**

Französisches Lehr- und Lesebuch. 3. Auflage.

In verziertem Original-Pappband.

II. Kursus. 8. VIII, 328 S. *M.* 4.—

Supplement und Schlüssel. 8. IV, 116 S. *M.* 2.—

Bereits erschienen:

Französisches Lehr- und Lesebuch. I. 3. Auflage.

1880. XII, 288 S. 8. In verziertem Original-Pappband. *M.* 3.—

Italienisches Lehr- und Lesebuch. I. II.

1880. VIII, 248; VI, 280; IV, 144 S. 8. In verziertem Original-Pappband à *M.* 3.—

Supplement und Schlüssel *M.* 2.—

Gratis

erhält **auf Verlangen** jeder Literaturfreund **von seiner Buchhandlung** die zweimal monatlich im Verlage von Franz Neugebauer in Berlin erscheinende kritische Zeitschrift:

Literarischer Merkur.

Dieses vornehm ausgestattete

krit. Organ d. popul.-wissenschaftl. Literatur

berichtet in eingehenden, unparteiisch gehaltenen Referaten über alle beachtenswerthen Erscheinungen der

Schönen Literatur, Kunst, Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte und deren Hülfswissenschaften (Biographie, Kultur- und Literaturgeschichte), Länder- und Völkerkunde.

Jede Nummer des **„Literarischen Merkur"** enthält überdies eine umfassende Bibliographie der neuesten Erscheinungen, auch aus dem Gebiete der Fachwissenschaften!

Mit der am 15. Januar erschienenen No. 7 begann das 2. Quartal; Bücherfreunde wollen dasselbe **bei ihrer Buchhandlung gratis** verlangen.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Aeltere Auflagen von Brockhaus'

Conversations-Lexikon

und der ähnlichen Werke von Meyer, Pierer etc. werden in Umtausch gegen die neueste zwölfte Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon angenommen für

30 Mark.

Die Nachzahlung beträgt:

für ein geheftetes Exemplar (Ladenpreis 90 *M.*) **nur 60 Mark,**

für ein gebundenes Exemplar (Ladenpreis 112½ *M.*) **nur 82½ Mark.**

Der Umtausch kann durch jede Buchhandlung oder direct bewirkt werden. Gedruckte Mittheilungen gratis durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben:

Ein Finanzreformplan

für das

Deutsche Reich.

Finanzwirthschaftl. Uebersichten u. Erwägungen

mit besonderer Berücksichtigung der

Staats- und Gemeinde-Finanzen in Preussen

von

Philipp Gentfeldt.

Lexikon-8. Preis 4 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die Pflanzenwelt

vor dem Erscheinen des Menschen

vom

Grafen **G. von Saporta.**

Uebersetzt von **Carl Vogt.**

Mit 118 in den Text eingedruckten Holzstichen, 13 Tafeln, wovon 5 in Farbendruck.

gr. 8. geh. Preis 13 *M.*

Hierzu eine Beilage von der Expedition der Musik-Welt in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 7. Berlin, den 12. Februar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Erinnerung an Arnold Ruge. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Zum 15. Februar 1881. Von Felix Dahn. — Zum Gedächtniß Gotthold Ephraim Lessings, an seinem 100. Todestage, 15. Februar 1881. Von Robert Boxberger. — Poetische Parallelen? Von A. T. Brück. — Neuere philosophische Schriften. Von Hans Herrig. II. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Die 12. Ausstellung in der Nationalgalerie zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur Erinnerung an Arnold Ruge.

Von Karl Blind.

Hochbetagt, in seinem achtundsiebzigsten Lebensjahre, ging Arnold Ruge am 31. December 1880 in Brighton an der Südküste Englands, wohin ihn die Ereignisse von 1849 verschlagen hatten, zur ewigen Ruhe ein. Schwer ist es, am kaum geschlossenen Grabe eines Freundes seiner über fast sechzig Jahre sich erstreckenden Wirksamkeit auch nur annähernd Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Schwerer noch, wenn irgend welcher Verschiedenheit der Auffassung bei entscheidenden Weltereignissen gedacht werden muß. Wohl gehe ich daher an die Aufgabe mit dem Bewußtsein einer fast unvermeidlich mangelhaften Darstellung heran; und nur die innere Ueberzeugung, nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln, hebt mich über eine sonst begreifliche Zögerung hinweg.

Arnold Ruges Leben und Wirken liegt vor der Welt klar zu Tage. Von der Zeit an, wo er als schwärmerisch begeisterter Student (1821) dem „Jünglingsbunde für die Einheit und Freiheit Deutschlands" beitrat, um dann sechs Jahre lang für dies edle Trachten mit Festungshaft zu büßen, bis zu der Stunde, wo er, fern vom Vaterlande, am englischen Meeresufer die Augen schloß, ist er unablässig thätig gewesen — stets hohem Ziele zustrebend, wenn auch oft in der Form wechselnd. Was er durch die mit Echtermeyer herausgegebenen „Hallischen" und späteren „Deutschen Jahrbücher" für Geistesbefreiung vom mittelalterlichen Kirchen- und Buchglauben, für humanistische und echt schönwissenschaftliche Entwicklung that, das steht als sein hohes Verdienst klar eingezeichnet in der Geschichte unseres vom Fortschrittsgeiste genährten Schriftthums. Frühzeitig zu griechischem Ideal aufblickend, ist er dieser Jugendliebe bis ins Alter treu geblieben. Zeuge dessen sind seine im Gefängniß ausgeführten Uebertragungen des „Oidipus auf Kolonos" und des hochberühmten Kallistratischen Gesanges von Harmodios und Aristogeiton, bis zu der 1857 erfolgten Uebersetzung der „Hirtenhochzeit" von Theokrit.

Als philosophischer Schriftsteller, als Redacteur der „Reform", als Besitzer einer Buchhandlung für freisinnige Werke, als Mitglied der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, als Theilnehmer am demokratischen Congreß zu Berlin hat Ruge stets sein eigenstes Wesen ganz und entschieden eingesetzt und in diesen Kämpfen ein nicht unbedeutendes Vermögen zum Opfer gebracht. Es war 1848, daß Rudolf Gottschall in einer zuerst in den „Baltischen Blättern" erschienenen Charakteristik über ihn schrieb:

„Unter so vielen Rittern von der traurigen Gestalt, die jetzt in Deutschland ihr abenteuerndes Wesen treiben; unter den unglücklichen Helden des Weltschmerzes, die ihr armseliges, zerrissenes Innere nach wie vor zur Schau stellen, wenn sich auch Niemand mehr um diese Lazarus-Komödie kümmert, begegnet man mit Freuden einer kerngesunden, frischen, energischen Gestalt, gepanzert von Kopf zu Fuß mit der ehernen Wehr des siegesgewissen Gedankens .... Bei Ruge gilt mehr, als bei irgend einem anderen Schriftsteller, das Wort: Le style, c'est l'homme. Er legt in Alles, was er schreibt, die ganze Macht seiner Persönlichkeit ..... Und während die somnambulen Propheten des Schellingianismus sich fort und fort in ihr mystisches Dunkel hüllten und ihre unverstandenen Orakel mit delphischer Unverschämtheit für ewige Wahrheit ausgaben: ist aus der Vertiefung der Hegel'schen Philosophie und ihrer unendlichen Entwicklungsfähigkeit, die schon mit dem Princip ihrer Dialektik gegeben ist, eine wahrhaft populäre, weltbildende und weltbezwingende Macht geworden. Ruge ist der Herold dieser Macht, deren geistige Executoren Strauß, Feuerbach u. A. auf dem speciellen Gebiete des Wissens sind. Ruges Form ist daher das praktische Pathos, der schlagende, epigrammatische Stil, der die Ideen aus dem weiten Element des geistigen Lebens in scharfe Pointen zusammenfaßt. Wegen dieser epigrammatischen Form, welche kühn und rasch den piquanten Ausdruck zu finden weiß und ihn zum Fahnenträger macht, um den sich die Gleichgesinnten schaaren, hat man ihm vorgeworfen, er würdige die Philosophie zur Parteisache herab! Als wenn die weltbewegende Wahrheit je die Sache einer Coterie und Clique werden könnte!"

In welchem Sinne Rudolf Gottschall damals die weltbewegende Wahrheit auffaßte, darüber geben seine Worte über die Art, wie Ruge seinen eigenen Grundsatz, „gehorsam dem geschichtlichen Geist", weiter entwickelt habe, näheren Aufschluß. Hier sagte der Lobredner des tapferen Fortschrittsmannes:

„Der Gang dieser Entwickelung zeigt sich in den Programmen zu den einzelnen Jahrgängen der „Hallischen und Deutschen Jahrbücher", welche zunächst die wissenschaftliche Bildung der Zopfwissenschaft und ihren veralteten Organen gegenüber versechten, allmählich die Theorie zu freier Praxis durchbilden, gegen die capricirte Restauration des Christenthums protestiren, zuletzt aber, nach der Kritik der theologischen Illusionen, die Illusionen des Liberalismus selbst der Kritik unterwerfen und seine Auflösung in Demokratismus decretiren .... Ruge hat schärfer, als irgend ein anderer Denker, unserer Zeit ihre weltgeschichtliche Aufgabe gestellt, alle Kreise des geistigen Lebens auf die Einheit seines Standpunktes zurückgeführt. Die wuthschnaubenden Pamphlete der mittelalterlichen Geisterbeschwörer sind ebensoviele Diplome seines Ruhmes! .... Doch das neue Geschlecht, der freien humanen Bildung und ihren Vertretern zugewendet, mißtrauisch gegen den geistigen Zunftzwang und seine gelehrten Sklaven, läßt einer untergehenden Welt-

anschauung ihre erzürnten Götter und Götzendiener, um an dem Quell der freien Wissenschaft und der autonomischen Vernunft ein heiteres, selbstbewußtes Leben zu schöpfen! Und dies Geschlecht wird einem so tapferen Vorkämpfer des Humanismus, wie Arnold Ruge, zu den historischen Ehren verhelfen, welche die Wuth der Parteien ihm jetzt noch streitig zu machen sucht."

So damals Rudolf Gottschall. Es war inmitten der sturm- und drangvollen demokratischen Bewegung von 1849, während der Erhebung von Volk und Heer in Baden und der rheinbairischen Pfalz, daß ich mit Arnold Ruge, dessen Schriften ich längst schätzen gelernt, bekannt und rasch befreundet wurde. Aus den Kasematten von Rastatt kommend, in die mich das Mißlingen des zweiten republikanischen Aufstandes (1848) durch die Niederlage bei Staufen geführt, traf ich in Karlsruhe mit dem Geistesstreiter zusammen, der seine schönsten Jugendjahre in Köpnick und Kolberg verbracht. Trotz Verschiedenheit des Alters standen wir uns, die wir Beide, um des deutschen Volkes willen, mancherlei Kerker kennen gelernt, bald durch das vertrauliche „Du" nahe. Es handelte sich damals im regierenden Landesausschusse zu Karlsruhe und in der provisorischen Regierung zu Kaiserslautern darum, einen oder zwei gemeinschaftliche diplomatische Vertreter in Paris zu ernennen; und in Karlsruhe fiel anfänglich die Wahl auf Ruge. Die Ernennung wurde indessen, kaum vorläufig beschlossen, alsbald wieder rückgängig gemacht. An Ruges Stelle erhielten Dr. Friedrich Schütz, Abg. von Mainz in der deutschen Nationalversammlung, zusammen mit mir die Bestallung zur Vertretung von Baden-Pfalz bei der Regierung der französischen Republik. Dr. F. Schütz begab sich von Frankfurt aus, vor mir, nach der französischen Hauptstadt. Ich selbst reiste mit Ruge und einem Verwandten desselben dahin ab.

Es kam auf der Reise durch das elsässisch-lothringische Gebiet zu einer ergötzlichen Komödie der Irrungen. Den Anlaß dazu gab der Uebereifer eines französischen Unterpräfecten für das damals vertriebene badische Fürstenhaus, mit welchem der Präsident der französischen Republik durch die verwittwete Großherzogin Stephanie, die angenommene Tochter Napoleons I., verwandt war. Der offenbar nach dem Zähringer-Löwen-Orden begierige Unterpräfect glaubte nämlich in unserer Reisegesellschaft ein flüchtiges Mitglied des großherzoglichen Hauses nebst Begleitern desselben zu erkennen, und drängte mir, der ich — wegen zufälliger Gleichaltrigkeit — ein verkappter Erb-Großherzog sein sollte, unterthänigst seine Dienste auf, während er Ruge, der etwas soldatisch nur den Schnurrbart trug, für einen verkleideten badischen Offizier hielt! Vergeblich setzte ich dem unwürdigen Beamten des Freistaates auseinander, daß die Vollmacht des Landesausschusses, die ich vorwies, keine Finte zur Täuschung feindseliger republikanischer Franzosen sei. Mit tiefen Verbeugungen beharrte der Mann auf seinem geheimen besseren Wissen und bedauerte achselzuckend, daß man unsererseits ihm nicht trauen wolle. Da eine dreifache Paßlinie an der französischen Grenze wegen der Umwälzung in Süddeutschland bestand, war übrigens die Irrung eher von Nutzen. Vielleicht im Stillen durch den Unterpräfecten als hohe Gäste angekündigt, gelangten wir unbehelligt nach Paris.

Dort angekommen, wurde zwischen Schütz und mir ausgemacht, daß Arnold Ruge, obwohl nicht Bevollmächtigter für Baden-Pfalz, doch jedenfalls eingeladen werden solle, beim Verkehr mit denjenigen republikanischen Parteiführern, bei welchen wir voraussetzen durften, daß ihre Neigung zur deutschen Volkssache nicht aus einem Hintergedanken entspringe, freundschaftlich zugegen zu sein. Dies geschah denn auch namentlich bei den Unterredungen mit Ledru-Rollin, der im Mai 1849 als unabweisliches Haupt einer zukünftigen Regierung, nach dem erwarteten Sturze Ludwig Napoleons, betrachtet wurde.

Das königlich preußische Heer rückte in jenen Tagen gegen das zur deutschen Nationalversammlung stehende Südwest-Deutschland heran, während das badische Heer sich zur Parlamentssache geschlagen, ja, die Erhebung vom Mai 1849 eigentlich eingeleitet hatte. Weitere fürstliche Heere griffen Baden vom Norden und Osten an. In den Gesprächen, die nun darüber gepflogen wurden, mochte es schon damals auffallen, daß Ruge, obwohl eifrig das Volksrecht betonend, auf das Heer und die Landwehr seines engeren Vaterlandes selbst während dieses Krieges Hoffnungen setzte, die sich unmöglich verwirklichen konnten. Eine gewisse Getheiltheit der Stimmung war an ihm nicht zu verkennen. Doch wie er grundsätzlich darüber dachte, das kann man in seinem, 1874 bei Ernst Keil in Leipzig erschienenen „Wanderbuche" u. A. in dem Gedichte: „Das Jahr 1849", und in dem anderen: „Lincoln: 1860" nachlesen:

Aus Baden und aus Preußen kommen wir
Mit unsrer freien Stimme über's Meer,
Und um die Urne schaaret treu sich hier
Zu deinen Wählern unser deutsches Heer.
Was uns mißlang am Neckar und am Rhein,
Es glück' uns hier: die Sklaven zu befrein!

Nachdem Ledru-Rollins Erhebungsversuch durch General Changarnier niedergeschlagen und ich aus längerer völkerrechtswidriger Haft in Paris entlassen war, traf ich mit Arnold Ruge wieder in London zusammen, um indessen, nach kurzem Aufenthalt dafelbst, auf mehrere Jahre mit meiner Familie nach Belgien überzusiedeln. Unterdessen trat Ruge in den „Central-Europäischen Demokratischen Ausschuß" ein, dessen andere Hauptmitglieder Ledru-Rollin, Mazzini, Darasz, Bratiano und später auch Kossuth waren. Mir liegen noch mancherlei Blätter und Schriften aus jener Zeit vor, darunter „Le Proscrit, Journal de la République Universelle", welche Monatsschrift als Sprechsaal der Mitglieder und Anhänger des Ausschusses diente. In einer Abhandlung: „Deutschland und die Revolution" spricht dort Ruge von einem „Deutschland von Triest bis Königsberg", ruft zur Bildung einer „Heiligen Revolutionären Allianz" auf, sagt: „Die Partei der Zukunft heißt nicht Liberalismus, sondern Demokratie", und greift die constitutionelle und liberale Partei in Worten an, die wir hier auch nur anzudeuten aus mehr als einem Grunde unterlassen. Der Freistaat ist ihm in diesem Aufrufe das Ziel; ihn zu erlangen erhofft er die „allgemeine und humanitäre Umwälzung". Aehnliche Aeußerungen flossen damals öfters aus seiner Feder.

Nicht selten übermannte ihn der heilige Zorn über das Treiben der Reaction in Deutschland so sehr, daß er gegen die ganze Nation als solche in Ausdrücken losbrach, die uns vor den Ohren fremder Beobachter und Hörer tief peinlich, selbst politisch schwer nachtheilig erschienen. Wohl erinnere ich mich eines solchen Auftrittes bei einer Londoner Jahresfeier der polnischen Revolution von 1830. Polen, Franzosen, Ungarn, Russen traten dort auf. Ruge hatte im Namen Deutschlands zu sprechen. Vergeblich bat ich ihn vorher, des Eindruckes zu gedenken, den bei Fremden die Wiederholung jener nicht wiederzugebenden Aeußerungen erzeugen müsse; er ließ sich nicht abhalten. Doch seine innerste Stimmung mag wiederum in dem Gedichte: „Das Vaterland (1855)" erkannt werden, wo die Geächteten sagen:

„Wir gehn, doch mit uns zieht der Geist
Des Volks zum fernsten Strand,
Und was es liebt, und was es preist,
Das ist mit uns verbannt . . . .

Wir sind sein Wesen, frei und groß,
Sein ungebeugtes Haupt; —
Wofür's sein theures Blut vergoß,
Uns ist es nicht geraubt,

Die Ehre nicht, die Mannheit nicht,
Das Herz nicht, das noch schlägt,
Und nicht des Menschen Angesicht,
Auf dem der Zorn sich regt.

Wir sind sein Leben, sind sein Blut,
Das für die Freiheit wallt,
Sein Stern, sein Hort, sein höchstes Gut,
Wir sind die Volksgewalt.

Ihr seid mit Leib und Seel' ein Spiel
In des Barbaren Hand;
Nicht ihr, wir selber, das Exil,
Wir sind das Vaterland.

Der Krieg der Westmächte gegen Rußland erschien Ruge, wie vielen anderen Demokraten, als eine Freiheitshoffnung, insofern Europa dadurch Luft vor dem stets bereiten Hinterbann der Willkürherrschaft bekam. Darin trafen wir, als die Frage unter Deutschen in London erhoben wurde, ob unsrerseits eine Kundgebung zu veranstalten sei, vollkommen zusammen.

Als später dem Verfasser dieser „Erinnerung" von einer großen Zahl verbannter Führer der deutschen Volksparteien und ehemaliger Mitglieder der Linken der deutschen Nationalversammlung die Vollmacht und Zustimmung zur Einleitung einer Propaganda für deutsche Freiheit und Einheit im Sinne von 1848—49 übergeben wurde, glaubte Ruge jetzt plötzlich: es solle die Partei nunmehr zu der älteren Bezeichnung „liberal" zurückgreifen. Dies ging nicht an. Auch bei sonstiger Besprechung der leitenden Grundsätze ergab sich eine nicht zu lösende Verschiedenheit. Ruge nahm schon die Ausstoßung der östreichischen Bundesprovinzen als selbstverständlich an. Sogar die Gründung eines geeinigten Norddeutschen Reiches, unter Weglassung des ganzen Südens, hielt er für den Nothfall gerechtfertigt. Von der Wiederherstellung einer eigenen Verwaltung Ungarns hoffte er nichts; sie schien ihm sogar kaum möglich. Schleswig-Holstein wollte er lieber bei Dänemark belassen haben. „Die Grenzen," wiederholte er damals, „sind keine Grundsätze." Das waren nicht die Anschauungen der deutschen Demokratie.

Ueber „Dänemark und die Herzogthümer" findet sich in Ruges kleinen Zeitgedichten Folgendes:

Nur Souveräne sind frei; ihr solltet euch reiflich bedenken,
Dänemark wird es vielleicht, nimmer ein Herzog es sein.

Als wir in London 1860 den Verein „Deutsche Freiheit und Einheit" gründeten, bestand ein nicht geringer Theil der Thätigkeit desselben in der Förderung der Bewegung für Schleswig-Holsteins Recht. Ueberzeugt, daß bei einem unfehlbar wieder ausbrechenden Kampfe die Haltung Englands von einschneidender Bedeutung werden könne, bemühte sich ein Kreis vaterländisch gesinnter deutscher Demokraten, vor Allem die liberalen und radicalen Parteien Englands so zu beeinflussen, daß bei etwaigem Krieg Deutschlands gegen Dänemark jedenfalls England nicht mit Waffengewalt eingreife.

Es war mir, der ich, im Süden geboren, seit den Vierziger-Jahren die lebhafteste Antheilnahme an dem Schicksal unserer Brüder im hohen Norden gefühlt, tief schmerzlich, bei Ruge nicht auf die gleiche Gesinnung zu treffen, da doch die gleiche baltische Woge, die sein geliebtes Heimatland*) bespült, auch an Schleswig-Holsteins Küste anschlägt. Wenn wir auf diese Sache zu reden kamen, ergab es sich, nachdem Alles politisch gesagt war, zuletzt immer, daß alte studentische Erinnerungen ihm einen bösen Streich spielten. Persönliche Erlebnisse gegenüber junkerhaften, kanonengestiefelten Leuten aus den Herzogthümern hafteten bei ihm als ein Eindruck, den er nicht los zu werden vermochte. Vergebens erzählte ich ihm, der ja sein Platt noch gelegentlich gern zeigte**), daß ich meinerseits auf der Hochschule zu Heidelberg gern mit Schleswig-Holsteinern, Mecklenburgern und anderen Niederdeutschen — die zu jener Zeit lieber in der heimischen Mundart unter sich redeten — zusammengesessen sei, um aus dem „Reineke Vos" heraus, dessen Studium ich auf das Gothische, Alt- und Mittelhochdeutsche hatte folgen lassen, mit ihnen zu „dahlen". Auch dieser scherzende Anruf des Süddeutschen an den Norddeutschen fruchtete nicht. Noch 1875 schrieb Ruge über die Schleswig-Holsteiner:

Was ihr so lange gewünscht, das ist euch endlich gelungen,
Seid die Dänen jetzt los; wie gefall'n euch dagegen die Deutschen?
„Noch am besten von ihnen die, denen kein Wort wir verstehen,
„Und die am weitesten weg sind, die Ungarn und die Kroaten."

Die Verschiedenheit in der Auffassung politischer Fragen durfte indessen, so viel an mir lag, im freundschaftlichen Verkehr mit Ruge und seiner Familie nichts ändern. Herrschen doch in der Verbannung stets Spaltungen genug, um nicht zwischen solchen, die auf der geistigen Wacht stehen und „die harten Treppen des Exils auf- und niedersteigen", unnöthig die Gegensätze zu nähren. Eine herzliche Freude war es mir daher, Ruge und Freiligrath — der in allen politischen Fragen auf unserer Seite stand und auch seinen Namen zum „Deutschen Eidgenossen*) stellte — persönlich wieder zusammenbringen zu können, nachdem sie sich längere Zeit fremd geworden.

Eine erklärte und schroffe Wendung vollzog Ruge bereits 1860 in der inneren deutschen Frage durch die Schrift: „Die drei Völker und die Legitimität; oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oestreichs". Sie ist dem Nationalverein gewidmet und spricht sich — worin alle deutschen Freiheitsfreunde stets einig waren — für das Recht Italiens und Ungarns aus. In der Widmung heißt es aber, und schon darin lag eine Trennung:

„Ich würde freilich immer noch eine Gunst des Schicksals darin sehen, wenn wir übrigen Deutschen dieses östreichische, durch lange Sklaverei verderbte Volk aus Deutschland fern halten könnten, wozu eine Föderation der östreichischen Donauvölker das beste Mittel wäre; zweifle aber an der Möglichkeit eines Vertrags der gegen einander empörten Elemente, und wenn sich diese Unverträglichkeit bei dem Aufbruch Oestreichs als Thatsache herausstellen sollte, so folgt dann freilich für Deutschland mit Nothwendigkeit der Anschluß des deutschen Oestreichs, wie ich dies in dieser Schrift näher erörtert habe."

Dies war sozusagen die Anwendung der ursprünglichen Ansicht Cavours, der nur ein Groß-Piemont erstrebte, auf die deutschen Zustände; wogegen Mazzini und Garibaldi stets das ganze Italien im Auge und Sinn hatten.

Als Ziel stellte Ruge in dieser Schrift die Constituirung Deutschlands, mit Ausschluß Oestreichs, unter Preußen, durch die Mediatisirung aller kleinen Souveräne, auf. Was von Oestreich übrig blieb, falls die deutschen Provinzen desselben dem deutschen Reiche einverleibt würden, sollte in eine „Ungarisch-Slavische Donaumacht" umgewandelt werden. „Preußen," schließt Ruge, „ist die Sonne im deutschen System; Oestreich ist der dunkle Körper, welcher die Bewegungen der Theile dieses Systems um sein natürliches Centrum stört." Im weiteren Verlauf wird „die Nationalversammlung in Berlin, und die Armee unter der Nationalversammlung," verlangt.

Zur theoretischen Wahrung des früheren Standpunktes sagt dann wohl der Verfasser: er habe es kein Hehl, daß er „Republikaner und Socialist sei, daß er die republikanisch-socialistische Verfassung für die einzige der europäischen Menschheit würdige anerkenne". Aber scharf sticht dagegen die fernere Aeußerung des ehemaligen Mitgliedes des Central-Europäischen Demokratischen Ausschusses ab: „Der Fürst, der ehrlich dies Programm (Deutschland unter Preußen) annimmt und den deutschen Victor Emanuel ohne den großmüthigen Alliirten macht, wird eben so gut im Stande sein, den deutschen Republikanern das Brod aus dem Munde zu nehmen, als Victor Emanuel es Mazzini aus dem Munde genommeu hat."

Ruge ließ 1861 eine andere Broschüre folgen: „Was wir brauchen; ein Memento mori für das Preußen des Staats-

*) S. „Abschied von Rügen" und „Heimweh" im „Wanderbuch".

**) S. „Oll Moder Knatsch ut'n Himmel" und sein Buch: „Herr Klappenborg".

*) Herausgegeben unter Redaction des Verfassers und unter Mitwirkung von Dr. Ludwig Büchner, Georg Fein, Ludwig Feuerbach, Ferdinand Freiligrath, M. Gritzner d. ä., General Ernst Haug, Friedrich Hecker, Theodor Mögling, Karl Nauwerk, Theodor Olshausen, Dr. Gustav Rasch, Emil Rittershaus, General Franz Sigel, F. W. Schlöffel, Gustav Struve, J. D. H. Temme, N. Titus u. A.

streichs." In ihr sind scharfe, hier nicht näher wiederzugebende Angriffe gegen die Doctrin der Legitimität enthalten, womit Ruge natürlich im Einklang mit den Volksparteien war. Wenn er aber in praktischer Anwendung bemerkte: was man auch über Ludwig Napoleon sagen möge, so stehe derselbe in der italienischen Frage „mit Italien und England auf der Seite der Volkssouveränetät", so war dies gewiß eine völlige Verkennung der Stellung des Mörders und Niederwerfers der italienischen, französischen und mexikanischen Republik. Napoleon III., der sich Savoyen und Garibaldis Heimatland Nizza zum Raube wegnahm; der einen Plon-Plon nach Toscana, einen Murat nach Neapel als französische Unterkönige hatte verpflanzen wollen; der Rom „nie, nie, nie!" zur Hauptstadt Italiens wollte werden lassen — Napoleon III. stand gewiß auch in der italienischen Frage nicht auf Seite der Volkssouveränetät, sondern auf der des persönlichen Ehrgeizes. Und als später der Staatsstreichskaiser Deutschland räuberisch anfiel, da sang auch Ruge von dem „Schuft", dem „Kaiseraffen Napoleon".

Damit waren wohl nachträglich diejenigen gerechtfertigt, die nicht geglaubt hatten, daß der Decembermann früher auf Seiten irgendwelcher Volkssouveränetät gestanden.

Selbstverständlich geißelte Ruge, während der Zeit des Verfassungsstreites zu Berlin, die Gegner des gesetzlichen Rechtes. Das kann man in seinem „Wanderbuch" (Ans Volk, 1864), wie auch in: „Was wir brauchen" nachlesen. Den Nationalverein, an den er sich früher gewendet, nannte er jetzt einen Verein von Philistern. Empört sprach er sich über Preußens Parteigenossenschaft mit Rußland aus, wie er dies auch noch 1873 in einer Satire: „Der richtige Weg" that. Später freilich nahm er — und auch darin schied er sich wieder von den meisten Deutschen im Auslande — in der orientalischen Frage Stellung auf Seite Rußlands und Gladstones. Der plötzliche Gang des Reichskanzlers nach Wien, die Stiftung des östreichisch-deutschen Bündnisses, hat freilich nachher gezeigt, welche Gefahren für Deutschland die Trennung zwischen Nord und Südost und die weitere Vermehrung der russischen Macht großgezogen hatte. Auch Ruge erkannte schließlich jenes Bündniß als eine Nothwendigkeit an.

In einem früher unter der Mitleitung von Karl Schurz stehenden großen amerikanischen Blatte, der „Westlichen Post", in deren Redaction der bisherige Minister des Innern der Vereinigten Staaten demnächst wieder eintreten wird, haben Ruge und ich seit Jahren die orientalische Frage in entgegengesetzter Weise erörtert. Die Redaction, wie auch ihr streitbarer Mitarbeiter Friedrich Hecker, standen und stehen dabei auf Seiten der Gegner des Zarenthums, der Gegner der Gladstone'schen auswärtigen Politik. Nun wird Ruges Stimme dort auf immer vermißt. Und trotz Verschiedenheit der Ansicht kann dies Niemand tiefer bedauern als ich.

Die „Aussöhnung der preußischen Regierung mit dem Volke und die Wiederherstellung des Rechtszustandes von vor dem Staatsstreiche als Vorbedingung der Vereinigung Deutschlands unter Preußen" war Ruges Forderung in der genannten Broschüre von 1861. Auf den Vorwurf: „er sei ein eingefleischter Preuße" schrieb er: „Wer aber sagen will, ich sei ein unverbesserlicher Preuße, der mag es thun: es ist wahr." Und weiter: „Hier ist der Schoß meiner Toga, er ist doppelt, in dem Einen liegt die Kaiserkrone, in dem Andern die Verbannung — wähle, wer noch zu wählen hat; wer aber weder Deutschland, noch seine Freiheit, sondern den Willen unserer Feinde, Rußlands und Oestreichs, will, der entsage, und trete dem Schicksal nicht in den Weg."

Kein Wunder daher, daß er 1866 — im Gegensatz zu Freiligraths „Westfälischem Sommerlied" — sein Schlachtlied „Die Stafette" dichtete und in jeder Weise das Ereigniß begrüßte, das er seit Jahren herbeigewünscht.

Es kam für Deutschland die furchtbare Gefahr von 1870. Wird der Süden — so frug man — eine rächende Folgerung aus 1866 ziehen? Wird Oestreich sich zum Feinde schlagen? Oder werden wahre Deutsche allüberall nur des gemeinsamen Vaterlandes gedenken?

Einst hatte Rudolf Gottschall von Ruge geschrieben: „Die Vereinigung der Deutschen und Franzosen stellt er in Aussicht — nulla salus sine Gallis — und kritisirt den engherzigen Patriotismus, eine Kritik, die er mit meisterhaft polemischer Wendung gegen seinen Freund Prutz in den „Politischen Bildern aus der Zeit" ergänzend durchführte." Im Jahre 1852 hatte der Verfasser der „Zwei Jahre in Paris" noch ausgerufen:

Noch winkst du mir, dein heller Saum
Dringt vor in den Kanal,
Mein Frankreich, über Wog' und Schaum
Grüß' ich dich noch einmal;
Verlassen steh' ich und verbannt
Auf diesem Felsen hier,
Ich fliehe dich, mein theures Land,
Und weiß, du fühlst mit mir.

Doch als ein Sturm erbraust' wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall, da stand Ruge, gleich Freiligrath und Anderen, die ihre besten Jahre auf fremder Erde verbracht, auf der richtigen Seite. Das zeigte er durch: „Der Freiheitskrieg ohne Bundesgenossen", „1870 im August", „Gallia und Germania — nach Sedan", und zahlreiche sonstige Aeußerungen. Da ließ er die Germania zur Gallia sagen:

Ergib dich! Du ergriffst zuerst das Schwert
Zum Länderraub und trugst den blassen Tod
An meinen stillen friedgewohnten Herd;
Ich rettete dich aus der Knechtschaft Noth.
Leb' frei daheim, ergib dich ganz dem Frieden;
Doch deutsches Land ist Frankreich nicht beschieden.

Wie er ab und zu, als sich in Deutschland seine Hoffnungen auf freiheitliche Entwickelung nur gering verwirklichten oder gar ins Gegentheil umschlugen, dann wieder in der freien Presse Amerikas sich aussprach, das kann hier nicht verzeichnet werden. Vielfach erscheint er, wenn wir seine gesammte Thätigkeit überblicken, oft von unmittelbaren Eindrücken beherrscht. Sein Verdienst um allgemeine geistige Aufklärung aber ist von Männern der verschiedensten freisinnigen Richtungen allseitig anerkannt worden; und solche haben sich denn auch vor ein paar Jahren in England vereinigt, um ihm an seinem Lebensabend eine Ehrengabe zu überreichen. Von dem Ausschuß beauftragt, die Zuschrift an ihn abzufassen, gereichte es mir zur Freude, dem alten Freunde zu sagen, was uns an Gesinnung mit ihm einte — unter Weglassung alles dessen, was etwa trennen konnte; und in dieser Form ist die Zuschrift an ihn ergangen.

So ergibt sich denn Arnold Ruges Bild, was sein politisches Auftreten anlangt, nicht als aus einem Gusse. Doch ein mannhaftes Wollen zieht sich durch sein ganzes Leben hin; und ein idealer Zug blieb ihm, der stets sein Jugendstreben ehrte, auch da, wo er Grundsätze, die er einst mit äußerster Schärfe verfochten, wieder aufgab. Mancher wird, als Ruges gesammelte Gedichte 1874 herauskamen, mit einer Art Verwunderung erfahren haben, daß der philosophische Denker, der schneidige Gegner einer eulenhaft reactionären Romantik, nicht blos eine Neigung zum geistesverwandten Hellenenthum im Busen trug, sondern daß ihm auch der germanische Natursinn tief eigen war, ja, daß ihm Einiges auf einem Gebiete gelang, wo er sich mit der romantischen und schwäbischen Dichterschule begegnete. Nun ist er dahin; Griffel und Saite sind zerbrochen; und aus den Reihen der Vielwandernden von 1848—49 ist abermals ein Streiter geschieden, der — was auch immer seine Wandlungen sein mochten — von allem Wahnglauben frei bis zum letzten Athemzuge opferwillig ein selbstloses Streben vertrat.

Literatur und Kunst.

Zum 15. Februar 1881.

Sagt an, wie heißt der Ritter werth,
Der hell und hoch das scharfe Schwert
Ob dumpfen Feinden schwang?
Wer hat die Bühne deutsch gemacht?
Wer rief zuerst durch dunkle Nacht
Des Weckrufs kühnen Klang?

Wer schritt, ein Herold geisteskar,
Vorauf dem Dioskuren-Par,
Verkündend Morgenschein?
Wer war's, der in den Pfaffentrug
Mit lichten Siegeswaffen schlug,
Als schmettre Donar drein?

Wer kränzte frisch Homers Altar?
Wer war es, der die Bildkunst klar
Vom Reich der Dichtkunst schied?
Wer sang in finstrer Muckerzeit
Das schöne Lied der Menschlichkeit,
Der Duldung hohes Lied?

Held Lessing war der Ritter werth!
So deutsch sein Schwung, so deutsch sein Schwert,
Sein Helm vom Sieg gekrönt:
Gepriesen sei er alle Zeit,
Gerühmt so lang, gerühmt so weit
Die deutsche Sprache tönt!

Felix Dahn.

Zum Gedächtniß Gotthold Ephraim Lessings, an seinem 100. Todestage, 15. Februar 1881.

Von Robert Boxberger.

Will man sich die Freude — nicht die kindliche Freude an dem Gefundenen, sondern die männliche Freude am Suchen, am Forschen, die den Weg höher schätzt als das Ziel, die sich bewußt ist, daß auch der Irrthum endlich zum Ziele führen muß, wenn man nur rüstig seines Weges weiter schreitet, will man ungebeugten Mannesmuth, freien Forschersinn, ruhige Klarheit des Geistes verbunden mit Wärme des Gefühls, unbedingte Verwerfung aller Autorität, einzige Anerkennung der Vernunft als Norm und Directive des Denkens und Forschens, edlen Zorn gegen Alle, die „die Wahrheit nicht in Wahrheit" meinen, sondern ihre eigene kleine Persönlichkeit, ihre eigenen, wenn auch an sich achtungswerthen, doch vor den großen Aufgaben der Wissenschaft immerhin verschwindend kleinen Leistungen und Errungenschaften an Stelle jener setzen, — will man dies alles sich unter dem Bilde einer Persönlichkeit vorstellen, so wüßten wir aus allen Völkern aller Jahrhunderte keinen andern Mann zu nennen als Lessing, — Lessing, wie er in seinen Schriften, seinen Briefen, in den übrigen Nachrichten aus seinem Leben uns entgegen tritt. Das ist der Zauber, der seine Schriften, so veraltet auch ihre Gegenstände sind, ewig neu und jung erhält, das Unsterblichkeitsfeuer, in welches er sie, wie Thetis ihren großen Sohn, getaucht hat. Sein Leben ist ein ruheloses, nur in sich selbst, nicht am Ziele, seine Befriedigung fühlendes, Ringen zur Befreiung — nicht seiner selbst, denn er war frei, aber seines Jahrhunderts (obwohl auch dies nicht etwa ihm als ein Ziel vorschwebte) von den Fesseln des Vorurtheils und der Autorität.

Lessing war ebenso überzeugt, daß es ein unsittliches, weil eigennütziges, Motiv der Handlung ist, wenn man damit irgend welche Belohnung, also auch Nachruhm, bezweckt, wie er überzeugt war, daß eine solche Belohnung redlichen Handelns, eben wenn sie am wenigsten gesucht wird, gar nicht ausbleiben kann.

Ein ewig Lebend'ges ist die Natur,
Und Alles ist Kraft, und Alles ist Samen.

Deshalb hat uns Lessing gelehrt, daß wir die jenseitige Zukunft mit derselben Ruhe erwarten sollen wie den zukünftigen Tag; deshalb bricht er in seinem Streit gegen Göze in die erhabenen Worte aus (7. Axiom):

„Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur Deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die Du nicht aufzuschreiben, die Du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts?"

Hiermit stehen wir schon ganz auf dem Boden des „Nathan", ja es weht zu uns schon ein Hauch aus dem Morgenlande, der Wiege der Menschheit und der Religionen, herüber, von

jenen Palmen,
Die unsers Auferstandnen Grab beschatten,

aus jenem Osten, wo, nach Goethe, man sich freut,

Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Aber Lessing hatte nicht, wie Sokrates und der erhabene Stifter unserer Religion, Schüler, die seine Worte der Nachwelt zu überliefern bereit waren; er hatte nur ihm geistig untergeordnete Freunde und ebenso tief unter ihm stehende Gegner, er stand in seiner Geisteshoheit wie eine Windmühle auf dem Hügel außerhalb des Dorfes allein; wollte er in seiner ganzen Größe verstanden werden — und dies zu wollen war sittliche Pflicht — so mußte er sich mit der Feder an die Nachwelt wenden: die Schriftstellerei war im vollsten Sinne des Wortes seine Existenz, d. h. nicht blos das Mittel zu existiren, denn als solches wäre es das kärglichste und trügerischeste von allen gewesen, sondern der immanente Zweck seines Existirens. Leben hieß bei ihm Denken und Dichten, und Denken und Dichten hieß, unter nun einmal so bewandten Umständen, Schreiben, also, wie gesagt, Schreiben nur Mittel, nicht letzter Zweck des Daseins. Er sargte seine Gedanken nicht in todte Buchstaben ein, sondern er ließ aus den Särgen der Buchstaben Gedanken des Lebens erblühen. Lessing konnte und wollte nicht aus dem Zauberkreis gelehrter kritischer Beschäftigungen heraus, den sein Genius einmal um ihn gezogen hatte; in diesem Sinne ist er durchaus nicht der Goethe'sche Faust, eher sein prosaisches Gegenbild Wagner:

Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und, ach, entrollst du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Um so mehr aber ist er sein eigner, der Lessing'sche Faust, der, wie dieser sich erinnert, daß einst ein Gelehrter über der Entelechie des Aristoteles den Teufel beschwor, so aus würdigen, bestaubten Pergamenen der Vorzeit hellleuchtende Gedanken der Zukunft heraufbeschwört. Wenn ich mir Lessing in seiner Studirstube denke, so fällt mir immer Uhland ein, der aus alten gelehrten Scharteken die lebensfrischesten Balladen hervorzaubert.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin,
Doch fürchte nicht, ich suche
Mir trockne Blüthen drin!
Durch seine Zeilen windet
Ein grüner Pfad sich weit
In's Feld hinaus und schwindet
In Waldeseinsamkeit.

Merlin der Wilde.

Wie Merlin aus den Blättern des Waldes „Vergangnes schauet und Künftiges ermerkt", so werden für Lessing die Blätter seiner Collectaneen zu Orakeln jener Cumanischen Sibylle, mit denen er selbst sie einmal am Schluß seiner Selbstbetrachtungen vergleicht. Aus diesen kleinen Aufsätzen wollen wir noch eine andere Stelle anführen, die zugleich ein Zeugniß seiner „stolzen Bescheidenheit" ist, wie sie sein Saladin dem Nathan freundlich vorwirft, und wegen deren man ihn ebenso wenig beim Worte nehmen darf als wegen der berühmten Erklärung in der „Dramaturgie", er sei kein Dichter. Er sagt hier: „Ich bin nicht gelehrt, ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte." Das Letztere freilich ist in Lessings Sinne vollständig richtig, denn, wie er in jener so oft angeführten Stelle der „Duplik" sagt: „nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen." Wir müssen ihm dies also ebenso gerne glauben, als daß er, wie er gleichfalls in jenen Selbstbetrachtungen äußert, nicht reich sein möchte, wenn er allen seinen Reichthum in baarem Gelde im Hause haben müßte, — ein Schicksal, wovor ihn freilich die Vorsehung in Gnaden bewahrt hat.

Gewiß, Lessing war ein Feind der Buchstabengelehrsamkeit, wie es kaum je einen schlimmeren gegeben hat; wie wäre er auch sonst im Stande gewesen, uns im Geiste Luthers von dem Autoritätsglauben des Buchstaben zu erlösen? Und doch hat er alle seine Geisteskämpfe mit den Waffen der Gelehrsamkeit geführt; und er war deshalb kein schlechterer Gelehrter, weil er diese Waffen besser zu führen verstand als die, die sich Meister auf ihrem Felde dünkten, und die er dennoch aus diesem Felde schlug. Solche Selbstbekenntnisse ehren den Mann, der es wagen darf sie von sich abzulegen; aber die Mit- und Nachwelt darf sie nicht zur Grundlage ihres Urtheils machen. Je mehr sich Lessing in die Bücherschätze von Wolfenbüttel vergrub, desto mehr empfand er freilich die Einseitigkeit einer solchen Beschäftigung und sehnte sich nach erfrischendem gesellig-geistigen Verkehr, in welchem er Meister war. Er war ein Virtuos des Gesprächs, und wüßten wir dies nicht aus dem Munde seiner Zeitgenossen, so müßten wir es aus seinen Schriften vermuthen. Aber doch ist es ein rührender Widerspruch mit seinem Amt, wenn der Bibliothekar von Wolfenbüttel sich selbst als Nathan aus dem Munde seiner Pflegetochter (Malchen König als Recha) so schildern läßt:

Recha.
Nun, Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen.
Sittah.
Im Ernst?
Recha.
In ganzem Ernst. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen in's Gehirn nur drückt,
Zu wenig.
Sittah.
Ei, was sagst du? — Hat indeß
Wohl nicht sehr Unrecht. — Und so manches, was
Du weißt...?
Recha.
Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem Meisten dir noch sagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.
Sittah.
So hängt
Sich alles freilich besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Von Lessings Gesprächen ist uns wenig überliefert; seine Freunde haben nur einzelne Anekdoten darüber berichtet; er hat nicht, wie Goethe, seinen Eckermann gefunden, und das so vielfach erörterte Gespräch mit Fritz Jacobi über Spinoza macht uns nicht nach mehr dergleichen lüstern. Es waren eben lauter untergeordnete Geister, die ihn nur halb verstanden, mit denen er verkehren mußte; Herder und Göthe standen ihm an Alter zu weit nach, und außerdem hatte der letztere, wie er selbst gesteht, als ihm die Gelegenheit zu Lessings persönlicher Bekanntschaft sich bot, den Dünkel, diese nicht zu benutzen. So gab es nur Einen Mann in Deutschland, der durch seine Geistesgröße und Willensstärke ebensowohl wie durch seine Stellung im Stande war, Lessing Ehrfurcht abzunöthigen, — keinen andern als den großen Preußenkönig Friedrich. Daß Friedrich II. Lessing nicht in seine Nähe zog, ist für die Weltgeschichte ein unersetzlicher Verlust: das ganze Jahrhundert würde durch den lebendigen Verkehr dieser beiden erleuchteten Geister einen lebhafteren Umschwung bekommen haben; zunächst aber fügte sich Friedrich der Große selbst den größten Schaden zu, indem er sich des Verkehrs mit diesem genialen Manne beraubte.

So sehr Lessingen, wie er einmal schreibt, der Bücherstaub auf die Nerven fiel, so unentbehrlich war er ihm doch zum Leben. Schon das erste Porträt, welches wir von ihm haben (als Vignette am Schluß der Grote'schen Ausgabe vervielfältigt), stellte ihn, den Knaben, auf seinen ausdrücklichen Wunsch, umgeben von mehreren Folianten dar; es war eben „seine Welt", und auch das „heißt eine Welt!" Dazu gab die ganze Erziehung im elterlichen Hause, das väterliche Beispiel und die Abgeschlossenheit auf der Meißener Fürstenschule zwar die erste Anregung, aber „was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm". Denn selbst in dem wildesten Geräusch und Strudel des öffentlichen Lebens, worein er sich je gestürzt hat, ich meine seine Breslauer Zeit, verwendete er, was er sich im Herrendienst erspart hatte, auf die Erwerbung einer beträchtlichen Büchersammlung, die ihn gewiß vielfach, selbst räumlich, beengt hat, denn es befanden sich Werke darunter, die über 100 Bände zählten, und Bücher waren der einzige Reichthum, den er aus Breslau nach Berlin zurückbrachte. Die uns jetzt so unerquicklich scheinende Gelehrtengeschichte ist, jedenfalls schon vom väterlichen Hause, aber urkundlich bezeugt, von seinem frühesten Berliner Aufenthalte 1749 an, Gegenstand seiner eifrigsten Forschung, der ihn auch auf seiner italienischen Reise nicht losläßt. Wie ganz anders Winckelmann, wie ganz anders Goethe, Herder und unzählige Anderen, die aus Italien den Cultus des Natur- und des Kunstschönen zurückbrachten, dessen Ahnung schon sie dorthin getrieben hatte! Es wird uns von einem glaubwürdigen Zeugen (Franz Horn) eine Aeußerung berichtet, die Lessing gethan haben soll, als er einmal mit einem Freunde durch eine im Frühlingsschmuck prangende Gegend fuhr, und der Freund ihn auf das prachtvolle Grün in Wald und Feld aufmerksam machte. „Das ist es ja eben!" soll Lessing erwidert haben, „das ewige Einerlei! Könnte die Natur nicht, der Abwechslung halber, im Frühling auch einmal roth aussehen?" Goethe, der diese Aeußerung im 13. Buche von „Dichtung und Wahrheit" als ein Symptom des Lebensüberdrusses anführt, mag damit Recht haben, wenn sie, was uns nicht berichtet ist, den letzten Lebensjahren unsers Helden angehört; ist sie aber früher gefallen, so läßt sie sich eben so gut auf seine Gleichgültigkeit gegen die Natur überhaupt deuten. Damit steht im Einklang, daß Lessing, der ja öfter in der Lage war, sich seinen Aufenthalt frei wählen zu können, nie, wie es unsere heutigen Literaten so gern thun, sich irgend eine romantische Villa in der Nähe einer schönen Stadt aussuchte; Berlin und Leipzig sind die Centren seines Strebens: nun, und Leipzig ist bekanntlich nur im Lustspiel „auch eine schöne Gegend!" Von Wolfenbüttel flüchtet er bisweilen nach Hamburg, aber nicht an das Meer, sondern in die Reimarus-

sche Familie; was das Meer für einen Eindruck auf ihn gemacht habe, darüber herrscht in allen seinen Schriften und Briefen tiefes Stillschweigen.

Ist nun Lessing, wie ich oben berührte, der Feind jedes Autoritätsglaubens, so wird man ihn am wenigsten in der Theologie zum Anhänger eines Systems zu machen wagen, denn hier war er berufen, selbst bahnbrechend zu wirken und für das 18. Jahrhundert weiter zu führen, was Luther für das 16. in Gang gesetzt hatte. Auch hat dies bisher noch Niemand gethan, ja bei seinen Lebzeiten hielt man ihn, natürlich vor der Veröffentlichung der „Fragmente", für einen Anhänger beider Parteien, der orthodoxen wie der liberalen, ich will sagen: jede Partei erklärte ihn für den Ihrigen. Dies war nur dadurch möglich, daß er die Theologie rein objectiv, wie jede andere Wissenschaft, auffaßte und sie ungefähr wie die Gelehrtengeschichte tractirte. In diesem Sinne konnte er Luther einer Schwäche zeihen (in seinem Groll gegen Lemnius), einen Feind Luthers in Schutz nehmen (Cochläus), das Werk eines vermeintlichen Vorläufers Luthers (Berengarius) ankündigen, mit Leibniz die Dreieinigkeit und die Ewigkeit der Höllenstrafen vertheidigen (gegen Wissowatius und Eberhard) und einen verfolgten Antitrinitarier (Adam Neuser) in Schutz nehmen. Das praktische Christenthum trennte er von jeher scharf von der Dogmatik und war der Ansicht,

daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

Deshalb nahm er schon 1755 in einem besonderen Aufsatz die Herrenhuter in Schutz, über die sich von Seite der Protestanten eine ganze Fluth von Schmähschriften ergossen hatte. Und da es ihm darauf ankam zu beweisen, daß die Bibel nicht der alleinige Grund unseres Glaubens sein könne, mußte er sich in diesem Punkte auf die Seite der Katholiken stellen, die neben der Bibel noch die Tradition annehmen. Deshalb aber von Lessing behaupten, er habe nur consequent weiter denken dürfen, um Katholik zu werden, wie dies neuerdings ein Jesuit gewagt hat, heißt, vorausgesetzt daß ein Jesuit hier einmal aufrichtig gewesen ist, von Lessing ungefähr ebenso viel verstehen wie die Kuh vom Spanischen. Es ist ihm in der Theologie gegangen wie in der Politik; zu der Zeit des siebenjährigen Krieges hielt man ihn in Sachsen für einen Preußen und in Preußen für einen Sachsen. Dazu kommt nun noch eine andere Eigenthümlichkeit von Lessings Charakter, die den Mann ebenso bezeichnet als auszeichnet: es ist die ihm inwohnende Lust, sich der schwächeren Partei anzunehmen, nicht aus Lust am Widerspruch, sondern aus Gerechtigkeitsgefühl. Lessing war überzeugt, daß jede Sache ihre gute und ihre schlimme Seite habe; bemerkte er also, daß man einseitig sich auf die schlimme Seite warf, so ward er der Anwalt dieser Sache und ließ mit allen Künsten seiner Dialektik deren gute Seite hervortreten. „Auf wen Alle zuschlagen," sagt er einmal, „der hat vor mir Friede." Und aus diesem Geiste heraus sind seine „Rettungen" geschrieben, von denen er in der Vorrede zu den „Schrifften" 1754 sagt: „Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesichte dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen sein soll." Daß sich hier die Schärfe seiner Dialektik am glänzendsten bewährte, und alle Vorzüge seines reichen Geistes in das glänzendste Licht traten, mag freilich mit dazu beigetragen haben, ihm diese Beschäftigung lieb zu machen; seine Lust an der Belebung des Gespräches, die nach seiner Geistesrichtung nur durch Controversen erzielt werden konnte, that das Ihrige, so daß seine Freunde ihm Lust am Widerspruch vorwerfen konnten; aber diese Lust war kein Wohlgefallen am Rechthaben; und was er auch bestreiten mochte, immer verhalf er der Humanität zum Siege.

Lessing braucht, um seine Gedanken zu entwickeln, wenigstens im Geiste, einen Widersacher oder wenigstens einen Unterredner. Kein Wunder also, daß er sich freut, wenn ihm das Glück einen solchen in den Weg wirft. Freilich hatten diejenigen weniger Ursache, sich darüber zu freuen, denen eine solche Ehre zu Theil ward. Bei dieser Freude am Zwiegespräch, am Dialog, hätte man meinen sollen, er hätte auch Lust haben müssen, Schulmeister zu werden, denn der Sokratische Dialog ist, meiner innigsten Ueberzeugung nach, das Ideal und die Seele der Pädagogik. Nur freilich nicht in der ungeschickten Art, wie ihn die Theologen zu Anfang unseres Jahrhunderts als Kunst der Katechese auffaßten, bei der schließlich der Schüler dem Katecheten den Gefallen thun mußte, ihm das zu antworten, was ihm der Katechet erst in den Mund legte. Und allerdings kann man aus Lessings Werken, und wiederum in erster Linie aus dem „Nathan", eine ganze Reihe goldener Worte und Winke für die Pädagogen herauslesen: die Scene Nathans mit Recha und mit Daja sind pädagogische Meisterwerke; außerdem will ich nur auf die letzte seiner Abhandlungen über die Fabel verweisen. Vielleicht auch würde Lessing, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, Basedows oder Pestalozzis Methode an Ort und Stelle zu studiren, Geschmack und Lust an dieser Wissenschaft bekommen haben. Aber das Schicksal hatte ihn zu etwas Anderm bestimmt: wir haben an unsern größten Dichtern oft Gelegenheit, wahrzunehmen, daß die Männer, die das Schicksal einmal zu Lehrern ihres Volkes, ihres Jahrhunderts, ja der ganzen Menschheit aller Jahrhunderte bestimmt hat, es bald überdrüssig werden, sich an den unreifen Bruchtheil ihres Volkes zu wenden; ich erinnere nur an Schiller, Uhland und Rückert. Der Kathedervortrag aber, der ja meist nichts als ein verkappter Monolog ist, war so wie so Lessings Sache nicht. Ihm hatte das Schicksal einmal die Feder in die Hand gedrückt zur Verständigung mit seinem Auditorium; denn das Auditorium eines Schriftstellers ist das Publicum, und wie soll man sich mit dem Publicum anders verständigen als mit der Feder in der Hand? Und gleichwohl hat er auch als Schriftsteller, wenigstens im Anfang seiner Laufbahn, Schulmeisterdienste versehen: er nahm die Arbeiten seiner unmündigen literarischen Collegen her und corrigirte ihnen die Sprach- und Denkschnitzer.

Lessing ist ein geborener Dramatiker. Denn auch was er auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik geleistet hat, wie die Scheidung der Poesie von den bildenden Künsten im „Laokoon", gipfelt schließlich und findet seine Vollendung in der „Dramaturgie", in welcher er den Kampf gegen die Autorität des französischen Theaters siegreich durchführt und den Deutschen eine nationale Bühne erficht. Auf keinem Gebiete aber ist der Kampf gegen die Autorität wichtiger, folgenreicher, segenbringender, als auf dem der Theologie, weil gerade hier der Autoritätsglaube das meiste Unheil stiftet und den menschlichen Geist in unwürdige Bande schlägt. Gott hat uns die Offenbarung gegeben nicht damit wir sie ruhig als fait accompli hinnehmen, sondern damit wir uns an ihr ärgern, und so die Wissenschaft der Theologie, wie sie es ja durch ihren erhabenen Gegenstand verdient, der würdigste Tummelplatz des menschlichen Geistes werde. Wie die Offenbarungswahrheiten zunächst dem Gedächtnisse des Kindes anvertraut werden, um von diesem auf Treu und Glauben, unbegriffen, weil unbegreifbar, hingenommen zu werden, so sind sie für die erwachende Denkkraft des Jünglings der erste Stein des Anstoßes, an dem er die Schärfe des Urtheils, seine Kritik erprobt, und ein Kriterium für die künftige Urtheilskraft des Mannes. Wer es nicht einmal in der Theologie bis zum Zweifel gebracht hat, hat überhaupt keine Anlage zu einem selbstständigen Urtheil; wer wie Gretchen sagt: „Das ist nicht recht, man muß dran glauben," für den hat kein Lessing geschrieben, dessen „Kein Mensch muß müssen" geflügeltes Wort unsrer Nation geworden ist. Aber freilich verräth es eine nicht viel geringere Schwäche des Urtheils, als nicht einmal bis zum Zweifel vordringen können, in demselben verharren wollen; der Zweifel muß nur der Durchgangspunkt sein zu der eigenen Ueberzeugung, und diese ist bei Lessing niedergelegt in theoretischer Hinsicht in der „Erziehung des Menschengeschlechts", in praktischer im „Nathan". Besonders ist der letztere das Ziel, in welchem alle seine einzelnen Geistesthaten als Ströme in

einem gemeinsamen Meeresbecken münden mußten. Daß er bald nach der Vollendung desselben, noch im kräftigen Mannesalter von 52 Jahren, starb, war immerhin ein großer Verlust für unser Volk, denn sein Geist war noch reich an Entwürfen, aber das Höchste, was ihm nach der ganzen Richtung seines Geistes zu leisten beschieden war, hatte er schon geleistet; über den Nathan hinaus läßt sich eine höhere Stufe, die er noch hätte erklimmen können, nicht denken. Man nehme nur: die Form seines Denkens ist der Dialog, also das Drama; der würdigste Inhalt seines Denkens Kampf gegen die Autorität, besonders auf theologischem Gebiete, also das religiöse Drama, also der Nathan. Aber das ist noch nicht genug: schon die ganze Entwickelung seines Geistes von seinen Jugendarbeiten an weist auf den Nathan als deren letztes Ziel hin. Zwei seiner dramatischen Jugendarbeiten „Die Juden" und „Der Freigeist" bekommen ihren Werth durch ihre eigenthümliche Tendenz und waren als solche, als Tendenzstücke, für seine Zeitgenossen nicht unbedeutend, wenn sie auch jetzt durch seine späteren Werke, besonders den Nathan, so in Schatten gestellt sind, daß sie Niemand mehr liest. Die Aehnlichkeit der „Juden" mit dem „Nathan" fällt sofort auf, man braucht eben nur daran zu erinnern. Aber wie, wenn er auch den „Freigeist" geschrieben hätte wie die „Juden", um zu zeigen, hier, daß man auch als Jude ein edler Mensch sein kann, so dort, daß man auch als orthodoxer Christ ein edler Mensch sein kann? Man bedenke nur, wo er den Freigeist schrieb. Es war in dem durch Friedrich den Großen französirten Berlin, wo Freigeisterei geradezu Modesache war und man sich durch Dogmenglaube wirklich lächerlich zu machen Gefahr lief. Da war es denn nun ganz in Lessings Geiste, sich der unterdrückten Religiosität anzunehmen, denn „auf wen Alle zuschlagen, der hat vor mir Friede". Erst aber mußte für Lessing durch ein Ungewitter, welches er selbst heraufbeschwor, und in welchem er als Donnergott vernichtende Blitze auf die Zeloten schleuderte, die Atmosphäre gereinigt sein, in welcher allein ein Lessing zu athmen vermochte. Als dies geschehen war, als die segenspendenden Wolken nur noch leise seitab donnerten, und erquicklicher Regen sich über das Land ergoß, da führte er auch selbst den Bogen des Friedens, den Nathan herauf, und unter seinem milden, rosigen Schein ist er verschieden wie Schillers „Jungfrau von Orleans" — mit der Fahne und auf der Fahne. Heil einem Jeden von uns, der das ihm anvertraute Banner ebenso hoch und fest hält wie er, um auch einst am Schlusse seiner irdischen Laufbahn sagen zu können:

„Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meister ward sie mir vertraut,
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu!"

Poetische Parallelen?

Im Jahre 1818*) kamen mir in Wien Gedichte von Weißenbach in die Hände. Wer kennt noch diesen poetischen Professor der Chirurgie in Salzburg? Unvergessen blieben mir aus diesen nicht gewöhnlichen Dichtungen die Worte auf den Gekreuzigten:

Und mit ausgespannten Armen
Will Er stehn und will nicht weichen,
Ob das ewige Erbarmen
Dennoch mag die Welt erreichen!

Kann die Stellung des Gekreuzigten tiefsinniger, ergreifender gedeutet werden? — Vor diesem wahren Dichter und nach ihm ist ein solches Wort über das Crucifix nicht gesprochen, sagte ich mir. Um so mehr war ich überrascht, nach sechzig Jahren von Julius Wolff nicht nur dieselbe poetische Auffassung, sondern einen Anklang an die obigen Reime des Tyroler Dichters zu finden:

Der wilde Jäger: (Hirschjagd.)

Das heil'ge Kreuz, hoch aufgericht'
Und mit weit ausgestreckten Armen
Des Heilands Bild am dürren Holz,
Winkt ihm das ewige Erbarmen.

Das ist es, was ich als eine „poetische Parallele" bezeichnen möchte, ein psychologisches Räthsel. Daß der so hochbegabte Dichter des „wilden Jägers" Auffassung und Reim wissentlich dem alten Weißenbach entlehnt habe, ist bei seiner überreichen Productionskraft nicht denkbar; wahrscheinlich ist ihm der Name so fremd, wie — den meistern Lesern dieser Zeilen. Möglich freilich wäre es, obgleich höchst unwahrscheinlich, daß er die verschollenen Gedichte Weißenbachs einst gelesen hätte und ihm gerade dieser schöne Gedanke, unbewußt woher, wieder erwacht wäre. Wer hätte nicht an sich selbst erfahren, wie durch irgend eine Anregung längst Vergessenes plötzlich wieder, wie traumhaft, auftauchte? Es bleibt indeß in diesem Falle wohl nur übrig, zuzugeben, daß beide Dichter, unabhängig von einander, denselben Gedanken mit denselben Reimen, der ausgestreckten Arme, die das ewige Erbarmen erflehen, in poetischer Intuition geeinigt, ausgesprochen haben.

Es liegt am nächsten, solche poetische Parallelen einfach als Reminiscenzen früherer Lectüre auszusprechen, wie ich selbst diesen Vorwurf von einem übrigens wohlwollenden Recensenten erfahren habe. In meinem 1876 bei Rockhorst in Osnabrück herausgekommenen „Auf Wiedersehn", anspruchslosen Gedenkblättern für meine Driburger Kurgäste, findet sich ein Distichon, „Die Wünsche":

„Was in der Jugend man wünscht, das hat man im Alter die Fülle."
Was in der Jugend man hat, wünscht man im Alter umsonst.

Derselbe Gedanke, sagt mein Recensent, findet sich bei Grillparzer:

Was in der Jugend man wünscht, hat man im Alter genug —
Das sagen die Reichbegabten mit Fug.
Wir aber, mindern Pfunds Verwalter:
Was wir jung hatten, wünschen wir im Alter.

Allerdings derselbe Gedanke, wenn auch in andrer Form. Und doch kann ich auf das Bestimmteste versichern, niemals eine Zeile von Grillparzers Gedichten gelesen zu haben, wenngleich ich einst seine Dramen, frisch wie sie erschienen, im Burgtheater zu bewundern das Glück hatte. Den Hexameter, ein bekanntes Sprichwort, habe ich mit Anführungszeichen gemerkt; der Pentameter aber ist mein Eigenthum. Möglich, daß auch Andere auf den Gedanken gekommen sind, denn er liegt nahe.

Zum Schluß noch ein, wie mir scheint, auffallendes Beispiel poetischer Parallele: gleicher Grundgedanke und ähnlicher Rhythmus. — In dem, von Amadeus Wendt 1832 herausgegebenen Musenalmanach erschien von mir ein Gedicht: „Die schlafenden Menschen".

Lind' und leise nahen
Die dunklen Wogen der Nacht,
Und entheben die Menschen
Dem lauten, bunten Eiland des Tages,
Und tragen die Schwimmenden,
Ruhenden, Willenlosen,
Auf die stille hohe See des Schlafs.

Also kehren die Menschen
Allnächtlich zurück
In den dunklen Schooß
Der Allfluth, dem sie entsprungen.

Umspült von den heiligen Wellen,
Gereinigt und entsündigt
Vom Schmutz des lärmenden Tages
Im balsamischen Bade der Nacht,

*) Es ist kein Druckfehler. Der verehrte Herr Verfasser, der noch mit Goethe in wissenschaftlicher Correspondenz gestanden, hat in der That schon im Jahre 1818 Gedichte mit Verständniß lesen können. D. R.

Ruhen die Schlafenden alle
In verjüngender Unschuld
Gleich Kindlein im Schooße der Mutter.

Und aus der Wogen Tiefe
Tauchen dann wieder herauf
Des Traumes beglückende Feen
Mit alten, goldnen Kindermärchen
Voll Lieb' und Unschuld,
Welche der kluge Tag verlacht.

Aber die ewigen Sterne
Und die ewigen Götter
Lächeln versöhnt herab
Auf die schlafgefesselten Titaniden.

Hier ist der Schlaf in dem Bilde des reinigenden Meeres in einer, meines Wissens, noch nicht da gewesenen poetischen Anschauung erbracht.

Viele Jahre nachher lernte ich das Gedicht Geibels, „An den Schlaf" kennen, das, wie das meinige, in rhythmischer Form den Schlaf als Bad poetisch darstellt:

Hoch vor allen
Gaben der Himmlischen
Sei mir gepriesen,
Du der Seele
Labendes Wasser:
Gliedererlösender
Heiliger Schlaf.

Dich segn' ich Abends,
Wenn ich gebeugt,
Erquickung suchend
Hernieder steige
Zu deiner Tiefe.
Wie Meereswogen
Umfängst du mich kühlend,
Und wie das Meer
In seinem Schooße
Nichts Fremdes herbergt
Und faules Gewächs
Trümmer und Leichen
Rastlos wieder
An's Ufer fluthet:
Spülst du die Sorgen
Alle des Tages,
Die kranken Gedanken
Zurück an's Gestad.
Dich rühm' ich Morgens,
Wenn mir die Seele
Verjüngt emportaucht
Aus deinen Wellen,
Frisch und strahlend
Wiedergeboren,
Der meerentstiegenen
Göttin gleich.
Ein heilig Bad
Bist du, o Schlummer,
Würziger Kraft voll.
Muth und Erneuung
Athmet die Psyche,
Wenn deine Woge
Sanft die bewußtlos
Schwimmenden trägt.
Von Leben zu Leben,
Von Strand zu Strand.

So ist der Tod
Auch ein Bad nur,
Aber drüben,
Am andern Ufer
Liegt uns bereitet
Ein neu Gewand.

In diesem Falle wird man, scheint mir, dasselbe Verhältniß des jüngeren Gedichts von Geibel zu dem älteren des Musenalmanachs von 1832, wie das obige von Jul. Wolff zu dem älteren Weißenbachs erkennen. Und wie ich oben darzuthun versuchte, daß der reicher begabte jüngere Dichter sicher nicht wissentlich und wahrscheinlich nicht aus dunkler Erinnerung Gedanken und Reim dem älteren entlehnt habe: so darf ich mit gleichem Recht voraussetzen, daß der gefeierte Dichter unsrer Tage, der in nahezu achtzig Auflagen die Sprödigkeit unsrer Zeitgenossen gegen lyrische Production zu besiegen wußte, sein Gedicht „An den Schlaf" ohne Kunde des älteren, „Die schlafenden Menschen" schuf, und daß auch in diesem Falle meine Ansicht von einer „poetischen Parallele" berechtigt sei.

A. T. Brück.

Neuere philosophische Schriften.

II.

Wir sagten in unserem vorigen Artikel, daß die Ausdenkung des moralischen Ideals zu einer Antinomie führe, welche die christliche Religion in Christus als gelöst betrachte. Daraus folgt, daß wir uns den Ausführungen des Herrn von Hartmann über die gegenwärtige Lage des Christenthums nicht anschließen können, trotzdem wir die Kritik, welche er in seiner früheren Schrift über die Selbstzersetzung des Christenthums am liberalen, in seinem jüngst erschienenen Buche über „Die Krisis des Christenthums" (Berlin, C. Duncker) am speculativen Protestantismus übt, vollkommen billigen. Aber ganz abgesehen von einer etwaigen Deutung der christlichen Dogmen, scheint uns das Urtheil Hartmanns auf einer Verwechselung von Theologie und Religion zu beruhen. Das Wesen und Wirken der Religion begreift man weit eher vom Standpunkte des Künstlers aus, als von dem des Philosophen. Mommsen nennt einmal in seiner römischen Geschichte die Theologie sehr hübsch einen Bastard von Glauben und Zweifel. Nun ist zwar das Verhältniß zwischen Glauben und Zweifel je nach Menschen und Zeiten verschieden. Als das Christenthum sich entwickelte, that gleichsam der Zweifel der Religion Gewalt an, um mit ihr in Beziehungen zu treten, während heute das umgekehrte Verhältniß obwaltet. Daß der Philosoph sich der Religion nur mittels der Theologie nähert, ist begreiflich, führt aber zu einer einseitigen Auffassung. Die Religion ist, wie das Kunstwerk, etwas objectiv Existirendes, sowohl in ihren Dogmen, wie in ihrem Cultus, wie in ihrer äußeren Verfassung. Es ist bezeichnend, daß Hartmann immer nur auf die protestantische Theologie recurrirt, er hätte dann aber auch nur von einer Selbstzersetzung des Protestantismus reden sollen. Es ist ja nicht zu verkennen, daß auch im Katholicismus sich in Folge der Ueberspannung seiner Principien eine Krisis vorbereitet, allein einen baldigen Verfall des Katholicismus anzunehmen, hieße sich einer argen Selbsttäuschung hingeben. Das Christenthum fällt nicht mit der Theologie, ebensowenig wie es als Theologie die Welt erobert hat. Wie von einem wahrhaften Kunstwerke Jeder etwas hat, so schmiegt sich auch die Religion den widersprechendsten Anforderungen an — wohlgemerkt, den Anforderungen des Gemüthes, nicht etwa denjenigen des Verstandes. Wenn Hartmann meint, die „magische Versöhnungsthat des Erlösers" vertrage sich nicht mehr mit unseren Auffassungen, so ist das richtig. Es wäre jedoch zu untersuchen, ob sich etwa das Evangelium Johannes mit dieser „magischen Versöhnungsthat" verträgt. Kurz und gut, die Zeit einer neuen Götterdämmerung scheint uns, wie schon neulich in einem Aufsatze über Novalis ausgeführt wurde, noch nicht gekommen. Wer wissen will, wie es in einer solchen Epoche aussieht, der möge Burkhards soeben in zweiter Auflage erschienenes Werk über „Das Zeitalter Constantins des Großen" lesen. Von derartigen Zuständen sind wir denn doch noch weit entfernt. Das Studium einer solchen Zeit hat übrigens auch den Nutzen, daß es uns vor einem übermäßigen Stolz auf die Vernunft bewahrt. Wenn Tertullian das berühmte Wort aussprach:

Credo quia absurdum est — so beweist es, daß auch damals die Vernunft im Stande war, die Dogmen der christlichen Religion logisch und kritisch ad absurdum zu führen. Ein gebildeter Heide aus den Zeiten der guten Kaiser hätte es sicherlich für eine Unmöglichkeit gehalten, daß das Christenthum einst die Welt beherrschen werde. Ebenso gut wie seine Vernunft sich in ihren Schlüssen täuschte, ebenso gut können auch die Schlüsse derjenigen irren, welche heute bereits den Untergang des Christenthums vor der Thüre sehen. Herr von Hartmann wird wissen, daß nicht alle Leute Luther als einen Vorkämpfer der Geistesfreiheit betrachten, vielmehr umgekehrt annehmen, daß er die befreiende Arbeit der Renaissance unterbrochen und eine religiöse Reaction herbeigeführt habe. Das ist in seiner Art richtig und gilt selbst für die römische Kirche: man braucht nur einen Leo X. mit seinen späteren Nachfolgern zu vergleichen. Wenn Luther den Glauben so sehr betonte, so hatte das auch die objective Bedeutung, daß die Welt erst wieder zu glauben lernen mußte. Es liegt gewiß kein Grund vor, eine neue derartige religiöse Reaction von vorn herein für ausgeschlossen zu halten.

Neben den Geistern, welche die Philosophie fortzuentwickeln trachten, fehlt es auch nicht an solchen, die das bereits vorhandene Gut systematisch bearbeiten. Nach dieser Richtung hin ist besonders für Schopenhauer noch viel zu thun, da dieser, der eigentlichen Lehrthätigkeit abgewandt, keinen Werth darauf legte, seine Gedanken zu systematisiren. Ein sehr gelungener Versuch, der freilich nur einen Theil der Schopenhauer'schen Philosophie behandelt, liegt in August Siebenlists Buche: „Schopenhauers Philosophie der Tragödie" (Preßburg 1880, Karl Stampfel) vor. Siebenlist ist ein sehr belesener Mann. Er kennt nicht nur seinen Schopenhauer in- und auswendig, sondern hat bis auf den kleinsten Aufsatz Alles gelesen, was irgend sein Thema berührt und irgendwie sich mit den Ansichten Schopenhauers beschäftigt. Ohne Zweifel hat Schopenhauers Philosophie das Wesen der Tragödie überhaupt erst begreiflich gemacht. Ob zwar die vorhandene tragische Literatur überall seinen Definitionen genau entspricht, ist eine andere Frage. Mir will es scheinen, als ob der Verfasser seine Exemplificationen oft nur gewaltsam zu Stande bringt, wie denn z. B. die Beweisführung, daß die von Schopenhauer angegriffene „Emilia Galotti" geradezu der beste Beleg für dessen Lehre sei, durchaus sophistisch ist. Als das Tragische im höchsten Sinne wird der Tod und die durch ihn vollzogene freiwillige oder erzwungene Abwendung vom Leben hingestellt. Es ist interessant, hiermit die Anschauung Julius Bahnsens zu vergleichen, der den tragischen Conflict in der von ihm angenommenen Urentzweiung alles Wollens begründet sieht. Wenn Siebenlist die platte poetische Gerechtigkeit verwirft, so läßt Bahnsen überhaupt keine eigentliche Versöhnung zu, sondern sucht einen Ertrag für diese im Humor, der über die Widersprüche des Daseins lächelt. Leider wird sich nicht Jeder zu solchem Humor aufschwingen können. Es sollte schwer sein, den Heiland am Kreuze humoristisch aufzufassen, während er doch das Urbild des Tragischen nach moderner, Schopenhauerscher Auffassung ist. Ist es denn aber überhaupt nöthig, den Begriff des Tragischen nur nach einer Richtung hin zuzuspitzen? Es ist ebenso tragisch, wenn sich der Mensch vom Leben abwendet, wie wenn sich umgekehrt das Leben von ihm abwendet. Als Beispiel für die erste Art möge der auch von Siebenlist zu diesem Zwecke namhaft gemachte König Lear dienen, für die zweite der Schluß des Faust. Wie aber hier das Tragische sich verschieden documentirt, so auch die Versöhnung. Dort liegt sie im Bewußtsein, allen Erdenschmerzen entronnen zu sein, hier in der Ueberzeugung, die selbst der angeblich nihilistische Buddhismus theilt, daß auch die gute That trotz aller Anfechtungen ewig weiter wirkt:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Den tiefsten Eindruck muß es natürlich machen, wenn beide Arten des Tragischen sich mit einander verbinden. Ob hier freilich nicht mehr eine Aufgabe für die Zukunft vorliegt, möge dahingestellt bleiben. Die Erörterungen Siebenlists sind jedenfalls im hohen Grade anregend. Dasselbe gilt von seinen Ausführungen über das Verhältniß zwischen Schicksal und Charakter in der Tragödie. Das Ineinanderwirken dieser beiden Potenzen bezeichnet er als das Gesetz des tragischen Monismus.

Auch Kant hat einen neuen Interpreten gefunden, und zwar erfreulicher Weise einen Engländer: Robert Adamson, Professor der Logik in Manchester. Sein Buch „Ueber Kants Philosophie" ist von C. Schaarschmidt ins Deutsche übertragen (Leipzig, E. Koschny). Adamson zeichnet sich durch eine objective, ungemein besonnene Auffassung des großen deutschen Philosophen aus. Wenn er die Ansichten der Materialisten und Positivisten zurückweist, so macht er doch auch gegen diejenigen Front, welche den Kant'schen Idealismus phantastisch übertreiben. Es läßt sich nicht leugnen, daß selbst Schopenhauer zuweilen in diesen Fehler fällt, wenn er Raum, Zeit und Causalität als reine Gehirnfunctionen auffaßt und mit den Gesichts- und Gehörempfindungen auf eine Stufe stellt. Adamson polemisirt sehr energisch gegen solche Theorien und bekämpft deshalb auch den Neu-Kantianismus Albert Langes. Die deutschen Verehrer Kants vergessen gar zu gern, daß die Subjectivität der sogenannten secundären Eigenschaften nicht mit der von Kant behaupteten Subjectivität der reinen Anschauungen verwechselt werden darf. Mit Recht hebt Adamson hervor, daß alle jene von der Psychologie der Sinne festgestellten Thatsachen noch keinen Grund darbieten, die Erscheinungen von den Dingen an sich zu unterscheiden. Die Beziehung zwischen besonderen inneren Zuständen und der Thätigkeit äußerer Schwingungen und der Nervenmechanik sei eine Erfahrungsthatsache, welche die Bekanntschaft mit den Erscheinungen als solchen schon voraussetze und deshalb auch nicht das geringste Licht auf die Grundbedingungen der sinnlichen Erkenntniß selbst werfe. Wird dieser Unterschied verwischt, so behalten diejenigen Recht, welche behaupten, Kant habe die Möglichkeit, daß Raum und Zeit ebenso Gehirnsunctionen sein, und dennoch auch draußen existiren könnten, gar nicht erwogen. Denn dieser Vorwurf fällt nur dann fort, wenn Raum, Zeit und Causalität nicht mehr als bloße Functionen des thierischen Intellects angesehen werden, sondern so zu sagen als Modi, unter denen das Sein überhaupt objectiv wird. Daß aber einem Kant eine so platte Einrede gänzlich entgangen sein sollte, ist von einem so gewaltigen Geiste doch wohl kaum anzunehmen.

Unsere Uebersicht würde unvollständig sein, wenn wir nicht auch von dem Philosophiren Notiz nähmen, welches man gegenwärtig innerhalb des engeren Kreises der Naturwissenschaft treibt. Es zeigen sich hier zwei Strömungen. Die eine erkennt die Begrenztheit jeder specialwissenschaftlichen Forschung an und sucht das alte Verhältniß der Naturwissenschaft mit der eigentlichen Philosophie, mit dem, was auch heute noch die höchsten und besten Gedanken der Menschheit sind, wieder anzuknüpfen. Die andere ist vollständig in rohe Empirie verrannt und meint mit einem Haufen oberflächlich gedeuteter Beobachtungen entweder die Räthsel des Seins gelöst oder doch die lästigen Frager zum Schweigen gebracht zu haben. Nach der letzten Richtung gravitirt ein sonst nicht uninteressantes Buch: „Der thierische Wille", systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwickelung und Verbreitung im Thierreiche als Grundlage zu einer vergleichenden Willenslehre von Georg Heinrich Schneider (Leipzig, Ambr. Abel). Das Vorwort enthält einen sehr heftigen Angriff auf Dr. Dohrn als Leiter der zoologischen Station in Neapel. Die Leitung desselben wird als eine verschwenderische und unrichtige hingestellt. Da heißt es: „Ich möchte nun einmal die Frage aufwerfen: erfüllt die zoologische Station ihren Zweck und hat sie Anspruch auf eine solche Unterstützung von Seiten der deutschen Regierung, wenn Herr Dr. Dohrn Deutsche zurückweist, die bereits mehrere wissenschaftliche Arbeiten geliefert haben, denen er aber persönlich nicht wohl will, während er ganz obscuren Engländern, Russen, Italienern, die kaum irgend welche akademische Studien gemacht haben, auch Damen gestattet, an den leer stehenden Tischen zu arbeiten, welche die deutschen Regierungen bezahlen?"

Es muß hinzugesetzt werden, daß der Autor, als ihm die Universität Straßburg einen Tisch an der zoologischen Station überwiesen hatte, von Dr. Dohrn zurückgewiesen ist. Letztgenannter Gelehrter genießt bis jetzt in Deutschland das größte Ansehen; wenn wir den obigen Angriffen hier eine Stelle gegönnt haben, so geschah dies in seinem eigenen Interesse, da es ihm hoffentlich leicht sein wird, dieselben zu widerlegen. Was nun Schneiders philosophischen Standpunkt anbelangt, so charakterisirt sich derselbe gleich in der Einleitung, wo er die dicken Bände verhöhnt, welche über die Fragen geschrieben seien, ob es eine Erkenntniß a priori gibt, ob das Ding an sich von unserer Wahrnehmung verschieden ist u. s. w. Wozu das? Diese Aeußerungen beweisen doch nur, daß der Verfasser das Wesen jener Fragen nicht im Geringsten versteht. Wir gönnen es der Naturwissenschaft, daß sie die Welt von ihrem objectiven Standpunkte aus zu erläutern sucht. Daß dieselbe damit erklärt sei, ist eine lächerliche Prätension. Als Erläuterungen sind die Erörterungen des Verfassers über den Zweckbegriff in der Natur von hohem Werthe, darüber hinaus können wir ihnen keinen zugestehen. Mit welch dürftigen Erklärungen sich gewisse unphilosophische Naturforscher zufrieden geben, zeigt sich so recht an der Besprechung der Erblichkeit. Die wunderbare Erscheinung, daß oft selbst die unbedeutendsten Angewohnheiten auf die Kinder übergehen, soll dadurch begreiflich werden, daß die Urform aller Vermehrung und Arterhaltung eine „Halbirung des Individuums" ist. Wie wenig in Wahrheit damit erklärt ist, beweisen die Hypothesen, welche z. B. Darwin und Herbert Spencer über die Vererbung aufgestellt haben. Ohne Frage steckt in den abstractesten Speculationen der Metaphysiker mehr gesunder Menschenverstand, als in dieser pseudowissenschaftlichen Phantastik. Es ist ein sonderbarer Irrthum, daß man glaubt, eine Aufeinanderfolge von Thatsachen dadurch erklärt zu haben, daß man in ihnen dasselbe Grundelement nachweist. Schneider führt alle Willensäußerungen auf den „Arterhaltungstrieb" zurück. Daß allen Willensäußerungen, welche von einem Individuum ausgehen, auch der Trieb, dieses Individuum und damit die Art zu erhalten, zu Grunde liegen muß, ist selbstverständlich, denn im anderen Falle hörte ja die Möglichkeit der Willensäußerungen selbst auf. Wäre aber der Trieb, die Art zu erhalten, welcher doch nur der subjective Ausdruck des Gesetzes der Trägheit ist, wirklich das einzige Agens, so ist nicht recht einzusehen, weshalb es überhaupt verschiedene Arten gibt. Die niedrigsten Arten sind an alle Verhältnisse angepaßt und deshalb auch zugleich die ältesten. Was veranlaßte sie, sich fortzuentwickeln? Wie war diese Fortentwickelung, die doch durch Individuen getragen werden mußte, die keine Art zu erhalten hatten, überhaupt möglich? Dies ist die schwache Seite des Darwinismus. Jemehr jeder denkende Kopf für die blendende Consequenz des Darwinismus empfänglich sein muß, um so wünschenswerther ist es, daß er sich auch mit den Einwürfen gegen jene Lehre bekannt mache, wenigstens soweit diese nicht auf bloßes Absprechen hinauslaufen. In dieser Hinsicht ist ein Aufsatz des berühmten Anatomen Henle über „Teleologie und Darwinismus", enthalten in dessen „Anthropologischen Vorträgen" (Braunschweig, Vieweg), ganz besonders lesenswerth. Drei Punkte sind es, die nach Henles Auffassung bekämpft werden müssen: 1) der unzeitige Erklärungseifer, welcher der feierlich verpehmten und verbannten Teleologie eine weite Hinterthür geöffnet hat; 2) der Mißbrauch, den man mit der „Anpassung" treibt, wenn man ihr die Macht zutraut, nicht nur die Organe den äußeren Bedingungen entsprechend umzugestalten, sondern auch dieselben zum Verkehr mit den äußeren Bedingungen erst zu schaffen; 3) der allerdings nur consequente Fortschritt der neuesten Descendenzlehre zum Monismus, der, nachdem er die Entstehung lebender Wesen aus zufälligen Verbindungen des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Stickstoffs und Sauerstoffs begriffen, auch in den Lebenserscheinungen nichts findet, was nicht aus dem Spiel der Molecularkräfte der Elemente begreiflich wäre. Wir glauben, daß jeder besonnene Denker sich diesen Ausführungen anschließen wird. Hans Herrig.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Idomeneus" von Mozart. Israel in Aegypten von Händel. — Concert der Singeklasse im Gymnasium zum grauen Kloster. Gesang: Fräulein Brünie, Miß Eliott, Fräulein Lankow, Fräulein Hattie Schell, Herr Goritz. Piano: Fräulein Geisler, Fräulein Hennes, Fräulein aus der Ohe, Herr Jos. Weiß.

Die Königliche Oper hat die 100jährige erste Aufführung von Mozarts Idomeneus durch eine sehr gute Wiederaufnahme des Werkes gefeiert. Allerdings um acht Tage später, als der eigentliche Gedenktag fiel, der 29. Januar; für diesen war der Subscriptionsball im Opernhause bestimmt; und es läßt sich mit Bestimmtheit voraussetzen, daß eine Aenderung in der Anberaumung der Festlichkeiten nicht eintreten durfte, sonst konnte der bekannte richtige Jahrestag eingehalten werden. Ich für meinen Theil gestehe sehr gerne, daß eine im Ganzen so ausgezeichnete Aufführung wie die am 4. Februar mir viel mehr als wahre Feier erscheint, denn eine pünktliche Einhaltung des 100ten Jahrestages; und wenn in den nächsten Wochen der „Don Juan" oder „Figaro" mit der Sorgfalt und Weihe wiedergegeben werden sollte, wie der „Idomeneus", so werde ich solche Nachfeier aus vollem Herzen dankbarst preisen. Der Hinweis auf den richtigen Jahrestag geschieht nur, weil ja im Allgemeinen auf Formalitäten viel Gewicht gelegt wird, eine Feier wie diese, mit gewissen Förmlichkeiten wohl verbunden sein darf, und es auch in der Kunst eine Etiquette geben soll. Kein verständiger Künstler wird gegen Hofetiquette eifern, selbst wenn er ihr nicht in Allem gehorcht — es gibt im sogenannten „ungezwungenen" Leben noch viel mehr der Ironie Stoff Bietendes; aber er darf auch für einen Kunstdynasten wie Mozart etwas Etiquette beanspruchen. Wohlerzogene Leute aus der guten Gesellschaft sprechen nur vom „Höchstseligen" Könige. Und an einem Königlichen Institute, an welchem künstlerisch hochgestellte Persönlichkeiten wirken, muß Mozart in seinen Werken als höchstseliger Componist behandelt werden; jede Oberflächlichkeit, jede Sorglosigkeit ist ein grober Verstoß gegen die Kunstetiquette.

Mit Vergnügen will ich hier bestätigen, daß die Aufführung des „Idomeneus" eine dieser Etiquette entsprechende war. Ueber das Werk selbst Langes und Breites zu reden möge mir der freundliche Leser erlassen, fühlt er besondere Lust, alle Einzelheiten der Entstehung und Aufführung kennen zu lernen, so mag er in der sehr leicht zu beschaffenden vortrefflichen Biographie von Jahn nachschlagen. Das Werk liegt, bei allen wunderbaren Einzelheiten, unseren Operngewohnheiten, auch selbst den klassischen, etwas ferne. Der himmlische Meister war 25 Jahre alt, als er es schuf, sein Genius hatte bisher nur in kleineren (vergessenen) Opern sich versucht und mehr in unsterblichen Instrumentalwerken sein Licht leuchten lassen. Es darf also nicht Wunder nehmen, wenn im „Idomeneus" manches noch alte Formelle, der Zeit des Entstehens Angehörige sich vorfindet. Freilich ein Stück, wie den Klagechor mit seinen unglaublichen Accordeneinsätzen und ein Recitativ und eine Arie wie die erste der Ilia, hat nur ein Mozart erdenken können; wie denn auch die Instrumentation oft eine für ihre Zeit staunenswerthe Fülle und Schönheit bietet. Aber im Ganzen und Großen ist es eben kein Ganzes mehr und wirkt auf das Publicum weniger als manche der Gluck'schen Opern, die an Schönheit im Einzelnen nicht so reich, dagegen im dramatischen Stile einheitlicher gehalten sind. Der Königl. Generalintendanz gebührt die volle Anerkennung, daß sie von jeder andern Rücksicht als der Pietät absah, und dies auch in den äußern Theaterdingen, wie Ausstattung und Decorationen kundgab. Die ausführenden Künstler gaben Beweise von vollem Bewußtsein ihrer Aufgabe. Fräulein Brandt (Idamantes) sang und spielte ausgezeichnet, Fräulein Lehmann (Ilia) sang besonders die erste Arie mit den wunderbaren Recitativen vortrefflich — im dritten Acte schien die Stimme etwas ermattet. Der Frau von Voggenhuber, der trefflichen Sängerin und Darstellerin leidenschaftlicher Partien, war die sehr schwere Rolle der Electra zugefallen, bei der eine Uebertreibung gar zu nahe liegt; wenn wir die Momente dieser letztern ausnehmen, war die Wiedergabe eine sehr gute. Herr Betz sang eine kleine, ursprünglich für Tenor geschriebene, eigens zur Baßpartie umgemodelte Partie des Oberpriesters mit der Fülle seiner schönen Mittel. Ganz ausgezeichnet war Niemann als Idomeneus; in dieser

Partie, die eigentlich oft mehr für einen Coloratur- als für einen Heldensänger bestimmt scheint, entfaltete der Künstler eine Würde und Großartigkeit der Auffassung, die, an jenem Abende mit einer besonders glücklichen Sicherheit der Stimme verbunden, das Publicum zur lautesten Bewunderung hinriß. Alle kleineren Rollen waren vortrefflich ausgeführt, dem Chore und Orchester gebührt großer Antheil an dem ehrenvollen Erfolge des Abends. Möge sein Glanz auch in andern klassischen Operaufführungen wiederstrahlen!

Der Stern'sche Gesangverein hat zu seinem zweiten Concerte in diesem Winter „Israel in Aegypten" gewählt.

Wenn ich dieses Oratorium oder den Messias oder Judas Maccabäus in guter Aufführung höre, so wird meine musikalische Empfindung für eine Zeit lang in Bezug auf das Oratorium so einseitig wie nach dem Don Juan in Bezug auf die Oper, nach der fünften Beethoven'schen auf die Symphonie und nach Schuberts Müllerliedern oder Winterreise gegenüber dem Liede. Alle anderen Schöpfungen in dem betreffenden Gebiete schwinden aus meinem Gedächtnisse, ich muß mir lange Reden halten, um wieder „objectiv" zu werden, und die Empfänglichkeit für Anderes wieder zu gewinnen. Wohl weiß ich, wie Bach unerreichbar, ja unvergleichbar ist in der Fülle der Ideen — ich rühme mich seine Werke mit Anbetung in einer Zeit studirt zu haben, als man noch „sie" studirte und nicht „über sie", als all das Schön-Gerede und -Geschreibe weder Stellung noch Stellen einbrachte, und darum auch wenig eifrig betrieben ward. Wohl weiß ich, daß er in der Stimmführung seiner Melodien ein Wunder ist für alle Zeiten, daß in mancher seiner Instrumentalstücke eine jede Mittelstimme eine Melodie birgt, die man gleich als Hauptstimme eines Stückes für sich verwenden kann. Geradezu Unbegreifliches leistet er in jenen zweistimmigen Klaviersätzen, bei denen man glaubt die Uebertragung eines großartigen Orchesterstückes zu spielen, während die ganze Composition nicht einen Accord enthält, und nur die großartige Melodienführung die Wirkung erzeugt. (Wie z. B. in der Symphonie der C-moll-, in der Phantasie der A-moll-Partita.) Seine Passionsmusik, seine hohe Messe bergen unerschöpfliche Schätze, wie nur die kühnste Phantasie im Bündniß mit der höchsten Kunst der Contrapunktik sie schuf. Dabei war er (wie, wenn ich nicht sehr irre, Riehl schon vor einigen Jahren andeutete) der wahre Romantiker, der, wo er seinem Ideenfluge sich überließ, Härten und unvermittelte Dissonanzen nicht umging, auch im Vollbewußtsein der genauesten Kenntniß des Gesetzes nicht einen Augenblick scheute, das Gesetz zu ignoriren, um eine schöne Wirkung zu erzielen. Der Anfang der Orgelfuge G-moll (g d b u. s. w.) widerspricht ganz und gar der allgemein gültigen Vorschrift der Beantwortung des Themas; aber wie großartig herrlich klingt der Widerspruch, wie matt klänge dagegen das Regelrechte! Bach als der echte Kunstromantiker hat gezeigt, daß die Schönheit sich nicht an Vorschrift zu binden braucht, während daß die Spätromantik leider nur zu oft die Schönheit aufgibt, um die Freiheit zu erzwingen!

Bachs Größe wird oft erst ganz offenbar, wenn man sich in seine Werke vertieft und sie in der Partitur gründlich studirt. Denn auch die beste Aufführung kann manchmal nicht alle Ideen zum klaren Gehörtwerden bringen, die Fülle ist zu groß, und das Auge, der innere Sinn des Kenners genießt fast immer mehr als das Ohr des Hörers.

Händel kann als Instrumentalcomponist und auch in der rein kirchlichen Musik des Chorals mit Bach nicht verglichen werden. Aber im Oratorium, im Chore, auch im begeisterten episch-dramatischen Sologesange entfaltet er eine Größe, eine Macht, eine Herrlichkeit, die ihrerseits (im Gegensatze zu den oben besprochenen Schönheiten Bachs) nur begriffen wird, wenn man sie hört, und da sich ebenso wenig analysiren läßt, als ein Sonnenaufgang in den Alpen. Da ist Alles Glanz und Schönheit und Wohllaut und Freude! Die ganze Welt wird zum Tempel der Harmonie! Die Geschichte mit ihrer unwiderleglichen Logik des Pessimismus, die Tagesfragen mit ihrem Elende verschwinden, und siegreich tritt die Kunst hervor als die Versöhnerin mit dem Schicksale!

Die Aufführung war eine ausgezeichnete, die dem Vereine wie dem Dirigenten, Herrn Rudorff, zur Ehre gereichte. Die Soli waren von Frau Frister, Frau Müller-Rönneburger und Fräulein Schmidtlein, den Herren Betz, Friedländer und v. d. Meden gesungen. Die Damen sangen mit angenehmer Stimme, trefflichem Vortage und bestem Erfolge. Aber in diesem wunderbaren Oratorium ist den Männern der wirksamere Theil zugefallen, das berühmte Baßduett und die nicht weniger packende Tenorarie im zweiten Theile. Im erstgenannten Stücke machte sich Herr Friedländer aus Frankfurt a. M. neben Betz geltend, der sein herrliches Organ übermächtig walten ließ. Herr v. d. Meden gefiel uns viel besser als vor einigen Jahren; seine Stimme ist voller und angenehmer geworden, sein Vortrag freier und energischer. Der Eindruck der Aufführung war ein nachhaltiger.

Ich kann nicht umhin, hier einige Worte einem Concerte zu weihen, das ganz in der Stille gegeben ward, aber die ehrendste Erwähnung vollkommen verdient: die „Singeklasse des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster" veranstaltete unter ihrem Dirigenten, Herrn Prof. Bellermann, eine Aufführung in ihrem Hörsale zum Besten des Gustav-Adolf-Vereines. Der jugendliche Chor, in welchem alle Stimmen vertreten sind — 130 Knaben und junge Männer von Sexta bis Prima — sang unter Anderem das himmlische Ave verum von Mozart, Motetten von Grell, die Engel-Soli und achtstimmigen Chor aus Elias, Quartett von Haydn und mehrere Compositionen des Dirigenten mit vollendeter Reinheit, schönstem Wohlklange und großer Sicherheit. Unter den Compositionen des Dirigenten zeigte sich ein Männerchor aus Ajax von Sophokles (mit griechischem Texte) ganz besonders wirksam.

Wenn nun der geneigte Leser einen Blick auf die Ueberschrift meines Artikels werfen will, so wird er mir zugestehen, daß eine ausführliche Besprechung jedes einzelnen Concertes der genannten Solisten alle Spalten der „Gegenwart" in Anspruch nähme und diese zur Musikzeitung umwandelte (Gott behüte uns Beide davor!), und daß mir nur eine Erwähnung in alphabetischer Ordnung erlaubt sein kann. Fräulein Brunie, eine Schwedin, die sich im Concert des Herrn Weiß hören ließ, hat eine kleine, sehr sympathische und wohlgeschulte Stimme und singt mit sehr angenehmen Vortrage. Miß Eliott aus London, die in einem der sehr verdienstlichen Montagsconcerte der Herren Hellmich und Maneke aufgetreten ist, besitzt eine sehr ausgibige Stimme, brillante Coloratur, vortreffliche Schule, ihr Vortrag ist etwas kühl, aber vornehm; sie kann einer glänzenden Carriere sicher sein. Fräulein Lankow zeigte sich in einem eigenen Concerte als ausgezeichnete musikalisch gebildete Sängerin mit einer mächtigen Altstimme, der nur hie und da etwas mehr Wohllaut zu wünschen wäre. Fräulein Hattie Schell, die im Concert des Fräulein Geisler sang, ist eine sehr angenehme Concertsängerin aus der bewährten Schule der Frau Marchesi in Wien. Herr Goritz, der in einem Centralhotel-Wintergarten-Concerte auftrat, hat trotz der schlechten Akustik des Saales den günstigsten Eindruck erzielt durch seine schöne, sympathische Stimme und ebenso feurigen als edlen Vortrag. — Fräulein Geisler ist eine talentvolle Pianistin, die mit tüchtigen musikalischen Studien Bedeutendes leisten wird, Fräulein Therese Hennes ein sehr jugendliches, angenehmes Talent, Fräulein aus der Ohe eine begabte Bravourspielerin, der nur mehr Mäßigung und Empfindung zu wünschen ist. Ende gut, Alles gut — der noch sehr junge Herr Weiß hat in der Bach'schen chromatischen Phantasie und in der F-dur-Ballade von Chopin und anderen Stücken Beweise eines trefflichen Gedächtnisses, tüchtiger Studien, sehr guter Technik, der richtigen rhythmischen Betonung und des Phrasirens geboten; das sind Eigenschaften, die bei sehr sorgfältiger Entwickelung ihm eine günstigste Zukunft in Aussicht stellen.

H. Ehrlich.

Die 12. Ausstellung in der Nationalgalerie zu Berlin.

In den Oberlichtsälen und Kabineten des zweiten Stockwerks des Nationalgaleriegebäudes findet seit einiger Zeit wiederum eine jener Ausstellungen von hinterlassenen Arbeiten verstorbener deutscher Maler statt, welche von Zeit zu Zeit von dem hochverdienten Director dieses Museums der neuen deutschen Kunst dort veranstaltet werden. Es sind nicht immer nur die ersten bekanntesten und berühmtesten dahingeschiedenen Meister, welchen hier diese Ehre zu Theil und deren umfassendes Lebenswerk uns so zur Anschauung gebracht wird. Director Jordan hält es für seine Pflicht auch solchen Künstlern von ungewöhnlichem Talent, welche dem großen Publicum aus verschiedenen, in diesem und in ihrer Kunstweise liegenden, Gründen weniger bekannt und vertraut geworden sind, eine Art von posthumer Genugthuung zu gewähren. Die gegenwärtige dort stattfindende 12. derartige Ausstellung umfaßt nachgelassene Arbeiten von vier während der letzten drei Jahrzehnte verstorbenen Künstlern. Einer von ihnen ist ein Meister, der seinerzeit sich einen Weltruf erobert hat; ein Anderer eine liebenswürdige Künst-

lerin. Beide waren gerade in Berlin besonders beliebt und geschätzt. Die beiden anderen kannten wir bisher nur oberflächlich. Es sind Christian Morgenstern (1805 in Hamburg geboren, 1867 gestorben zu München) und Ernst Willers (geboren 1802 zu Oldenburg, gestorben 1880 zu München). Die Künstlerin ist Fräulein Antonie Biel (1830 zu Stralsund geboren, 1880 zu Berlin gestorben); der allbekannte Meister: Franz Krüger (geboren zu Radegast 1797, gestorben zu Berlin 1857). Willers sowohl als Morgenstern sind, obgleich Norddeutsche, dennoch nie in dieser ihrer Heimat völlig heimisch geworden. Der Erstere hat die 26 letzten Jahre seines Lebens in Rom zugebracht, nachdem er vorher lange zu München gelebt hatte. Morgenstern ist seit seinem 25. Jahre in München ansässig gewesen und dort auch verstorben. Willers studirte in den zwanziger Jahren zu Düsseldorf, Dresden und München; wandte sich dann nach Italien, wo er sich vollständig dem mächtigen Einfluß der alten Koch'schen Tradition der Landschaftsmalerei und dessen klassischer, stilistischer Auffassung und Darstellung der südlichen Natur hingab. Italien und Griechenland gaben ihm fast ausschließlich die Motive seiner landschaftlichen Schilderungen. Aber in diesen ging er nicht auf eine realistische Wiedergabe des von der Wirklichkeit empfangenen Eindrucks aus. Er brachte vielmehr ein bereits in seiner Seele gereiftes Ideal mit zur Betrachtung der südlichen Landschaft heran. Die Wirklichkeit wurde demgemäß gemodelt und ihr Abbild erhielt jenes ideale und klassische Gepräge, welches für die Phantasie der klassisch gebildeten, wie der romantisch gestimmten, Nordeuropäer diese Heimatländer unserer Cultur so lange bis noch in die Zeit der Eisenbahnen hinein bewahrt haben. Die liebste und willkommenste künstlerische Ausdrucksweise war für Willers die Zeichnung mit Feder, Sepia, Bleistift oder Kohle auf weißem oder gelb getöntem Papier. Von solchen Studien aus italienischer und griechischer Natur, besonders den vierziger und fünfziger Jahren entstammend, ist hier eine reiche Sammlung ausgestellt, die vor dem großen und poetischen Sinn des Künstlers allen Respect einflößen und zugleich auch ein ernstes und gewissenhaftes Studium des Details der landschaftlichen Natur offenbaren. In seinen Oelgemälden, zum Theil noch in den dreißiger Jahren entstanden, ist die Farbe etwas süßlich und bunt. Auch er scheint, wie so manche seiner Zeitgenossen, die Natur des Südens, die Lüfte, Terrain und Vegetation Italiens durch gefärbte geistige Brillen angesehen zu haben.

Christian Morgensterns beobachtendes Künstlerauge blieb während seines Lebens der Wirklichkeit viel unbefangener erschlossen. Er suchte nicht sowohl das Große, Erhabene oder Ideal-Anmuthige der Gebirgsformationen und der Vegetationen, als die wechselnden Luftstimmungen und die einfache Flach- und Hügellandschaft unter der Einwirkung dieser und der durch sie bedingten Beleuchtungen in der Natur auf. In der heutigen Münchener Landschafterschule macht sich sein Einfluß aufs Entschiedenste geltend. Seine Gegenstände gab ihm zumeist die Landschaft des deutschen Südens und des Elsaß. Erst später hat er auch in der Natur Norddeutschlands und speciell Helgolands seine Bildmotive gesucht. Daß er ein vortrefflicher Zeichner war, beweist er hier in einer Menge von theils mit Tusche, theils mit Bleistift resp. leichter Farbenandeutung und weiß aufgesetzten Lichter, ausgeführten Blättern; auch als Radirer seiner eigenen Landschaften zeigt er sich tüchtig, wenn auch etwas trocken. An den Studien und Gemälden in Oel läßt sich hier der Fortschritt von der Colorirung der strengen Zeichnung bis zur farbigen Anschauung der Wirklichkeit in seinen späteren Jahren genau verfolgen. Aber auch jenen älteren Bildern aus dem Elsaß und Tirol (aus den dreißiger und vierziger Jahren) erwächst durch die Sinnigkeit und poetische Beschaulichkeit des künstlerischen Gemüths ihres Malers ein nicht geringer Reiz. Für die Nationalgalerie angekauft sind zehn Oelskizzen, Motive vom Starnberger- und Walchensee behandelnd, welche den Künstler in Bezug auf die Kunst der Wiedergabe wechselnder Licht- und Luftstimmungen auf seiner Höhe zeigen, wenn sie auch, aufrichtig gestanden, durch etwaige, überragende Bedeutung diesen Beschluß ihres Ankaufs kaum motivirt erscheinen lassen.

Antonie Biels Kunstweise ist noch im frischen Andenken bei unserem kunstfreundlichen Publicum. Man verbindet eine ganz bestimmte Vorstellung mit ihrem Namen. Die Künstlerin hat immer die weise Selbstbeschränkung geübt, ihre Kraft auf ein bestimmt umgrenztes Fach zu concentriren. Nachdem sie in Düsseldorf und Karlsruhe (hier unter Lessing), später 1866 in Paris die Malerei studirt hatte, ging ihr in den Küstenländern der Ostsee das Bewußtsein ihres wahren Berufes auf. Sie widmete sich fortan fast ausschließlich der Schilderung des Meeres, der Strandlandschaft, der Hafenscenerie. Sie bildete ihr Auge für die Erfassung des vom feuchten Meeresdunst zart verschleierten Tageslichts, welches zumeist über diesen Gegenden leuchtet, wie für die bescheidenen und intimen Reize derselben, zu großer Feinheit und Schärfe aus. Ihr malerisch-technisches Vermögen hielt in seiner Entwicklung zur Freiheit, Breite und Sicherheit damit gleichen Schritt. Fertig abschlossene Gemälde von ihr haben auf den Berliner Kunstausstellungen nie gefehlt und jederzeit den wohlverdienten Erfolg geerntet. Diese Ausstellung enthält nur wenige davon. Desto zahlreicher aber sind die Naturstudien und zwar nicht nur die landschaftlichen, sondern auch figürlichen, die ihr bei der Staffirung und Belebung ihrer See- nnd Strandbilder vortrefflich zu statten kamen. Theils in Oelfarbe, theils in Bleistift und Aquarell ausgeführt finden wir hier eine viele umfassende Galerie von solchen beisammen. Das Wesen der Künstlerin, die Tüchtigkeit und der Ernst ihres Strebens, ihre schöne Begabung und der sehr achtungswerthe Grad des von ihr durch „glücklich Naturell und Fleiß" Erreichten, wird uns hierdurch erst im ganzen Umfange anschaulich und bewußt.

Die weitaus interessanteste Partie der Ausstellung ist die von Arbeiten des Geschichts-, Militär-, Genre-, Bildniß- und Thiermalers Franz Krüger.

Dieser Künstler ist eine der eigenartigsten Charakterfiguren in der Geschichte der modernen deutschen Malerei. Er gehört durchaus in die geistige Famlie der Chodowiecki, G. Schadow und Menzel. Ein echter Sohn seines preußischen, protestantischen Vaterlandes; gänzlich unberührt von romantischer Träumerei; mit klarem, scharfem Auge die ihn umgebende Wirklichkeit beobachtend und erfassend; mit heller Freude am Leben, der Natur und der Menschenwelt seiner Zeit. Die viel verbreitete kunstgelehrte Legende von der Entstehung der neuen deutschen Malerei hat für diese originelle Künstlergestalt nie „etwas übrig" gehabt. Krügers Schaffen läßt sich in keiner Weise von der Villa Massimi und der Casa Bartholdy in Rom herleiten. Zu den Helden jener Legende steht Krüger im schärfsten Gegensatz. Er ruht durchaus auf sich selbst; er hat sich weder am Beispiel der alten Italiener noch der alten flandrischen und der oberdeutschen Meister herangebildet und entwickelt. Ihm fehlte sehr wahrscheinlich jedes Organ zum Verständniß der hohen künstlerisch-poetischen Tendenzen und romantischen Träumereien der alten Münchener wie der Alt-Düsseldorfer Schule. Ein frischer, den Dingen vollkommen unbefangen gegenüber tretender Mensch, fand er Natur und Leben, wo man sie auch anpackt, immer über Alles interessant. Und die Darstellung der gesehenen Wirklichkeit galt ihm als des Malers erste und beste Aufgabe. In jener recht eigentlich unmalerischen Periode, in welcher er sich zur Meisterschaft entwickelte, mußte ihm als das immer noch malerisch fesselndste Element des Volks und der Gesellschaft das Militärische erscheinen. Sein preußischer Patriotismus und seine Passion für alles rüstige, männliche Thun, für Jagd und Reiten, kamen hinzu, um ihn in die Richtung und auf die Gegenstände der künstlerischen Darstellung zu verweisen, die wir von ihm während seines ganzen Lebens ausschließlich cultivirt sehen. Er hat nie einen Lehrer gehabt, nie den akademischen Unterricht genossen. In der Nachahmung der Natur erwarb er sich sein erstaunliches Können. Pferde und Hunde waren die ersten Gegenstände seiner Kunst. Mit solchen Bildern erregte er frühe schon die Aufmerksamkeit besonders der aristokratisch-militärischen Kreise Berlins. Die Aufträge, welche daraus resultirten, ließen sein angeborenes Talent zur Porträtdarstellung sich rasch und glänzend entfalten. Er wurde einer der beliebtesten Porträtmäler und Zeichner seiner Zeit. In Aquarell, Pastell und in schwarzer Kreide auf getöntem Papier mit weiß aufgesetzten Lichtern führte er zahllose Bildnisse von Persönlichkeiten der höheren Gesellschaftskreise Berlins aus. Bald wurde der Lieblingsmaler und Zeichner des Hofes Friedrich Wilhelm III. auch der des eben zum Thron gelangten Kaisers Nikolaus von Rußland. Für diesen malte er 1829 eine Berliner Parade, die Vorläuferin des berühmten Bildes, welches er 8 Jahre später für Friedrich Wilhelm III. begann. Er schuf sich mit diesen Darstellungen ein durchaus eigenartiges Genre. Beschränkte er sich doch keineswegs nur auf die Schilderung des militärischen Vorganges, sondern umgab denselben mit einer Zuschauermenge, in welcher er alle Persönlichkeiten zusammen zu drängen liebte und verstand, die in dem damaligen Berlin auf den ver-

schiedensten Gebieten des Lebens im Vordergrund standen, genannt, besprochen und Merkziele allgemeinen Interesses waren. Zu einem verwandten Werk hat ihm 6 Jahre später der Auftrag Anlaß gegeben, die Huldigung Friedrich Wilhelms IV. zu Berlin im October 1841 zu malen. Viele militärische Massenbilder führte Krüger für Kaiser Nikolaus, der ihm während seines ganzen Lebens seine Gunst treu bewahrte, in Petersburg aus. Sie bilden den mit Recht viel bewunderten Schmuck der Kaisergemächer des Winterpalais. Zur Darstellung ernster kriegerischer Actionen ist er wohl kaum jemals gelangt. Als Bildnißmaler steigerte sich seine Kraft und Kunst bis zu seinem Ende. Entstammt doch sein unzweifelhaft bestes in Oel gemaltes großes Porträt, das des Prinzen Adalbert, dem Jahre 1854, dem dritten vor seinem Tode.

Die Ausstellung Krüger'scher Arbeiten in der Nationalgalerie kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Die russischen Bilder fehlen. Ebenso mußte die Hergabe des im königlichen Schloß zu Berlin befindlichen Gemäldes der Huldigung der Hoffestlichkeiten wegen verweigert werden. Aber des Meisters Wesen und Bedeutung in seiner ganzen charakteristischen Eigenart anschaulich zu machen, genügt das Vorhandene vollkommen. Es ist hier eine nicht geringe Anzahl von Oelgemälden, vorwiegend Bildnissen, auch Reiterporträts darunter, mit einer sehr viel größeren von aquarellirten resp. in schwarzer und und farbigen Kreiden gezeichneten, Porträtköpfen und -Figuren mit Pferde- und anderen Thierstudien und einigen ausgeführten figurenreichen Gemälden aus verschiedenen Epochen seines Lebens vereinigt. Unter diesen Gemälden aber befindet sich das für Krügers Auffassungs- und Darstellungsweise vor Allem bezeichnende Bild, die 1839 vollendete Große Parade auf dem Platz am östlichen Ausgang der Linden zwischen Universität, Neuer Wache, Opernhaus und Königspalais.

Die frühesten Oelbilder, aus den Jahren 1818: Ulanenoberst und Kürassieroberst vor ihren Regimentern, von 1826: Reiterbild des Obersten von Kracht, und von 1831: Feldmarschall Graf Gneisenau auf einem Wintermarsch mit Kavalerie (der Choleracordon), zeigen noch eine auffällige Unbehülflichkeit und Ungelenkigkeit in der Zeichnung und in der Handhabung der malerischen Ausdrucksmittel. Die unserem heutigen Auge wahrhaft grotesk erscheinenden militärischen Uniformen jener Zeit tragen übrigens nicht unwesentlich dazu bei, diesen Eindruck zu verstärken. Welche Qualen müssen diese unglückseligen Trachten, besonders diese ungeheuerlichen Czakkos, Czapkas und Kürassierhelme, deren Formen von der äußersten Geschmacklosigkeit und von einer ebenso großen Gleichgültigkeit gegen Wohl und Wehe des Soldaten dictirt gewesen sind, den Trägern so widersinniger Kopfbedeckungen und Uniformen im militärischen Dienst bereitet haben!

Auf dem Bilde der großen Parade ist jede Ungelenkigkeit der freisten Beherrschung aller Kunstmittel gewichen; wenn das ganze Bild auch noch nicht auf den Ton gestimmt ist, wie es die heutige Malerei verlangt. Was ihm für uns seinen außerordentlichen Reiz und seine Wichtigkeit gibt, ist, mehr noch als seine künstlerische Tüchtigkeit, der Umstand, daß es das treuste Spiegelbild des damaligen Berlin ist. Um das zu ermöglichen, bediente sich Krüger allerdings eines etwas gewaltsamen Mittels. Wie in den Reihen der um den König und die Prinzen versammelten Offiziere die militärischen, so brachte er den dichten Gruppen des bürgerlichen Publicums, welches sich vor der Neuen Wache, zwischen ihr und dem Zeughause, wie vor letzterem, bedroht von Gensdarmenpferden und Wagenrädern schaart, alle nicht militärischen öffentlichen Persönlichkeiten, die Berühmtheiten der Politik, der Bureaukratie, der Künste und Wissenschaften, der eleganten Lebewelt, die schönen Frauen und die populären Straßenfiguren aus der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre zur Darstellnng. Da, wo sich bei solchen Anlässen in Wirklichkeit doch wohl nur der süße Pöbel drängt, sehen wir hier zu Wagen, Pferd und Fuß alle diese illustren Herren und Damen Alt-Berlins von demselben Drange zusammen geführt: das erhebende Schauspiel der Gardeparade mit anzusehen und — sich vor einander sehen zu lassen. Zu den Köpfen und Gestalten dieses Bildes, wie später zu denen des Huldigungsbildes, zeichnete und aquarellirte Krüger eine enorme Menge von Studien nach der Natur. Die Sammlung derselben ebenso wie die von ähnlichen Studien in Bleistift und Aquarell, welche er in den fünfziger Jahren in Petersburg von russischen Soldatentypen ausführte, bilden doch den wichtigsten Kern dieser Ausstellung. Diese Bildnißzeichnungen beweisen eine nicht zu überbietende Sicherheit, Feinheit und Meisterschaft in der Auffassung und Wiedergabe des Lebens. In Menzels Porträtstudien, zu deren Vergleichung mit diesen man sich herausgefordert fühlt, manifestirt sich viel stärker als in den Krüger'schen, die mächtige Individualität, die Eigenart des Künstlers, welcher sie zeichnete. Krügers aquarellirte Bildnißköpfchen erscheinen durchaus objectiv, unpersönlich in der Auffassung wie in der Vortragsweise. Sie sehen gar nicht wie von einem bestimmten Menschen gemalt aus, sondern so, als wären die farbigen Bildchen von Menschengesichtern auf der Platte der Camera obscura durch irgend einen chemischen Naturproceß fixirt. Die Betrachtung dieser Studien zu jenen beiden Bildern und ebenso die der selbständig abgeschlossenen durchgeführten Oel-, Aquarell- und Kreidebildnisse so vieler durch Stellung, Bedeutung, Rang oder Popularität hervorragender Männer und Frauen gewährt einen unerschöpflichen Genuß. Für das ältere sowohl als das jüngere Geschlecht. Die ganze damalige Zeit und die Gesellschaft unserer Stadt steigt wieder vor uns auf, die seit lange Dahingeschiedenen in voller Lebensfrische; die heut von Alter Gebeugten, Verwitterten und Verschollenen, theils im Glanz der Jugend und Schönheit, theils in reif erblühter, stolzer, heiterer Kraft. Wenn es uns aus diesen Blättern und Bildern wie eine trübe Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen durch die Seele klingt, so erfüllen sie uns doch zugleich auch mit Bewunderung und Dankbarkeit für das rüstige Talent und die Kunst des Meisters, welcher das rasch verrauschende Leben so im Fluge zu erfassen und ihm wenigstens im treusten Bilde die Unvergänglichkeit zu wahren verstand, die ihm versagt ist.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Die Frage um Krieg und Frieden wird seit dem interessanten Briefwechsel zwischen Moltke und Bluntschli, der den Lesern dieser Blätter vorgelegen hat, überall lebhaft erörtert. Die liberale und menschenfreundliche Presse hat dem großen Schlachtendenker wegen seiner offenherzigen Theorie über die Wohlthaten des periodischen Blutvergießens ihre abweichende Meinung nicht verhehlt. Die wiederholten Conferenzen und Congresse während der letzten Jahre zur Codificirung des Völkerrechtes im Kriege waren übrigens von Deutschland zwar beschickt, aber, soviel erinnerlich, mit einiger Reserve behandelt worden. Rußland hatte sich deswegen mit anerkennenswerther Humanität hervorgethan, und es wäre nur zu wünschen, daß seine philanthropischen Gefühle hier wie bei der Befreiung der Balkanländer auch seinen Völkerschaften im Innern zu Gute kämen und nicht nur auf den Export berechnet blieben. In Berlin mochte man den Verdacht nicht ganz zurückdrängen können, daß die unbedingte Annahme einer anderen Kriegsmethode vorkommenden Falles sich gegen Deutschland richten könnte, während die Herren Francstireurs nach wie vor sich durch ein sanftes Verfahren gegen den Landesfeind schwerlich auszeichnen würden. Deutschland hat trotzdem, wie man weiß, Allem zugestimmt, was die Anwendung grausamer Mittel des Kampfes verhindern sollte, sich aber sonst jener in Scene gesetzten Leutseligkeit und Milde gegenüber etwas kühl erwiesen. Moltkes Auffassung des Krieges ist andererseits, um es offen zu sagen, nicht neu und jedenfalls nicht vereinzelt. Um von Hegel zu schweigen, der den Krieg als unentbehrlich für die sittliche Entwickelung des Menschengeschlechts ansah, sind ähnliche Aussprüche von Männern bekannt, die durch ihre Gewohnheiten und ihren Stand weniger dazu berufen schienen als unser großer Feldmarschall. Seine priesterliche Vergangenheit hinderte Ancillon nicht, in einem Gemälde der europäischen Umwälzungen zu behaupten, daß ohne den Krieg die Menschheit verweichlichen und der Corruption anheimfallen würde. Nahezu derselben Ansicht war Graf Portalis in einer an eine südfranzösische Akademie gerichteten Denkschrift, was sich um so eigenthümlicher ausnahm, als der Verfasser angeblich die kriegerischen Fanfaren des fanatischen Joseph de Maistre widerlegen wollte, die den Krieg als eine greifbare Manifestation der göttlichen Vorsehung behandelt hatten. Am amüsantesten war der stets originelle und mit überraschenden Paradoxen gesättigte Proudhon. Er hat ein höchst charakteristisches Buch in zwei Bänden über Krieg und Frieden hinterlassen. Zuerst glorificirte er den Krieg als des Menschen höchstes Ideal. Ohne den Krieg keine Entfaltung der Kraft, keine Tapferkeit, keine Tugend, kein Heldenmuth, keine Poesie, keine Freiheit, ja keine Frauenliebe und keine Religion! Dies Alles wird unwiderleglich bewiesen, bis die un-

gestüme Feder wieder in andere Regionen stürmt und Proudhon am Ende des zweiten Theiles peremtorisch erklärt, die Menschheit wolle keinen Krieg mehr! Zu der Verkündigung des ewigen Friedens war der geniale Autor indessen noch nicht gelangt, und es sieht nicht danach aus, als sollten wir auch nur die Morgenröthe des schönen Traumes erleben. Die ruhigsten Geister konnten sich der Macht der Ereignisse, die unsere bewegte Zeitgeschichte bestimmt haben, nicht entziehen. Als die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz nach Rom gelangte, gerieth sogar der gelehrte und in die Historie der ewigen Stadt still vertiefte Gregorovius in große Aufregung. Einem Diplomaten, der ihn besuchte, rief er jubelnd entgegen: Hören Sie den Schwanengesang des Mittelalters! Gregorovius wußte als geistvoller Geschichtsschreiber besser als mancher Andere, was bei Sadowa auf dem Spiel gestanden hatte. Sonderbar genug wollte der schon damals und noch mehr vier Jahre später bei Sedan in jene Niederlagen mitverwickelte Clerus die Zeichen der Zeit nicht verstehen und begann den ungleichen Kampf, an dem wir noch heute laboriren. Der Führer der Nationalliberalen hat vor kurzem im preußischen Abgeordnetenhause wohl nicht mit Unrecht daran erinnert, daß der langweilige Culturstreit von dem Augenblicke datire, wo die römische Curie die Ueberlegenheit Preußens auf den Schlachtfeldern erblickte und ihm den Siegespreis auf Umwegen wieder zu entreißen hoffte. Das Centrum protestirte um so lebhafter gegen den Vorwurf, als es der Wahrheit des Hinweises sich nicht entwinden konnte. Das Publicum allerdings hört nur noch mit halbem Ohre zu, wenn kirchenpolitische Fragen zur Debatte stehen. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist ohnehin jetzt wieder durch Berichte über Soireen und Festlichkeiten beansprucht, die neulich wieder einige sehr heitere Irrthümer entstehen ließen. So wurde der schöne graue Kopf einer in Wirklichkeit noch jungen Dame, der Gemahlin eines Botschafters, gerühmt, deren blondes Haar leicht gepudert war. Auch wurde einmal wieder das nichts weniger als umfangreiche Garderobezimmer einer Botschaft unweit des Brandenburger Thores, welches drei bei einem bekannten Händler unter den Linden erstandene Hirschgeweihe zieren, als ein glänzender Jagdsalon geschildert. Doch wer wird jetzt oder künftig ungenaue Erzählungen öffentlicher Organe notiren mögen angesichts des Alles in Schatten stellenden Prinzenraubes, mit welchem die Düsseldorfer Blätter für alle Zeiten den Märchenpreis davongetragen haben. Spätere Historiker werden vergebens nach dem Ursprunge des räthselhaften Vorgangs forschen, jedoch, wenn sie ihn entdecken, noch gründlicher verwirrt werden und jeder Erklärung vorsichtig aus dem Wege gehen.

* * *

Im Verlage von Hoffmann u. Campe in Hamburg ist ein neuer Beitrag zur Heine-Literatur erschienen, ein Buch, das den Titel führt: **„Erinnerungen an Heinrich Heine"**. Die Verfasserin, Maria Embden-Heine, Principessa della Rocca, ist die Tochter von Heinrich Heines Schwester Charlotte. Das Buch enthält Mittheilungen über die Familie des Dichters, über die Jugend des Poeten, über Heines Studienjahre, Erinnerungen aus Heines Aufenthalt in Italien, Frankreich und Deutschland, über seine Ehe mit Mathilde und über die Krankheit und den Tod des Dichters. Die pietätvolle Gesinnung, die aus jeder Zeile spricht, ist ganz natürlich, aber daß die Verfasserin, die nach ihren eigenen Worten nur falsche Angaben seiner Biographen berichtigen will, und zu dem Zwecke bekannte und auch einige unbekannte Anekdoten aus dem Leben ihres großen Oheims erzählt, diese Gelegenheit zu Ausfällen gegen Goethe, den sie beschuldigt, daß er Heine nie Gerechtigkeit habe widerfahren lassen — „denn er ahnte hier einen Rivalen" — und gegen Mathilde, seine Frau, benutzt, entspricht eigentlich nicht der — Vornehmheit — um ein mildes Wort zu gebrauchen, mit der die Verfasserin Berichtigungen, die ihr etwa widerfahren könnten, zurückweist. Sie sagt in der Vorrede: „Was man auch schreiben mag, ich werde Niemandem antworten, da ich nicht gesonnen bin, mich auf einen Federkrieg einzulassen." Sie versichert, daß sie „der Wahrheit getreu bleiben und nur das niederschreiben werde, was sie von Jugend auf von ihrer Großmutter und ihrer Mutter habe erzählen hören." — Nun gut, wir glauben es ihr. Auf Seite 88 sagt Maria Embden-Heine: „Mag man schreiben und sagen was man will, Heine steht so hoch da, seine Dichtungen, sein Buch der Lieder, sind so einzig in ihrer Art, daß sie nie veralten und stets zu Deutschlands Ruhm beitragen werden." — Darin wird der Nichte des großen Dichters gewiß Niemand widersprechen. —w.

* * *

Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen im Alterthum und Mittelalter bis zu Magellans erster Erdumsegelung. Bearbeitet von J. Löwenberg. Mit über hundert Abbildungen und Karten, einem Titelbilde und fünf größeren Karten. Leipzig und Berlin 1881, Verlag und Druck von Otto Spamer.

Dieses Buch soll die Einleitung bilden zu der „Neuen Bibliothek der Reisen", die in demselben Verlage theils schon erschienen, theils im Erscheinen begriffen ist. Es ist leichtverständlich geschrieben und der Stoff übersichtlich gruppirt. In den meisten Partien ist die biographische Form der Darstellung als die geeignetste für den populärwissenschaftlichen Zweck des Buches erachtet worden. Der Leser erfährt dabei nicht nur die Resultate der Reisen und Entdeckungen, er wird vielmehr gewissermaßen selbst Gefährte des Reisenden, und das Bild der Entdeckungen wird ihm anschaulicher, lebendiger. Das Werk ist für die erwachsene Jugend und Gebildete jeden Standes bestimmt; gelehrte Citate, Quellenangaben u. s. w. sind deshalb als überflüssig betrachtet und weggelassen worden. Die vielen ebenso originellen als hübschen und lehrreichen Illustrationen, die alten Welt- und Erdkarten u. s. w., mit denen das Werk ausgestattet ist, werden Jeden erfreuen, der sich ihrer Betrachtung hingibt. —w.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

An der Spitze Ihrer Nummer 50 des vorigen Jahrgangs finden sich einige prophetische Verse von Erasmus Darwin (nicht Darvin!) dem Großvater des Reformators der Biologie citirt, an welche sodann mehrere nachtheilige Bemerkungen über den Verfasser derartiger Verse und die Versicherung geknüpft werden, derselbe würde längst vergessen sein, wenn ihn nicht seine Freundschaft mit James Watt, dem Erfinder der Dampfmaschine, davor schützte.

Erlauben Sie mir zunächst zu bemerken, daß die vorgelegte Uebersetzung jener Verse in ihrem „Klingklang" durchaus verfehlt ist. Der Text lautet im Original (Botanic Garden Vol. I. Canto 1. v. 289—292) wie folgt:

Soon shall thy arm, Unconquer'd Steam, afar
Drag the slow barge, or drive the rapid car;
Or on wide-waving wings expanded bear
The flying chariot through the fields of air.

In der deutschen Ausgabe meines in Gemeinschaft mit Herrn Charles Darwin herausgegebenen Buches über Erasmus Darwin (London 1879, John Murray; Leipzig 1880, E. Günther) sind diese Verse wohl trotz einiger Freiheiten (Seite 137) form- und sinngetreuer, wie folgt, übersetzt:

Bald, unbesiegter Dampf, treibt deine Macht
Den schweren Wagen und die eil'ge Yacht,
Mit weitgespreizten Schwingen seh' ich ihn
Den Drachenwagen durch die Lüfte ziehn.

Was die Bemerkungen über den Nachruhm des Dichters betrifft, so kann der Leser aus jenem Werke leicht ersehen, daß der ältere Darwin ganz andere Ruhmestitel als jene und viele andere freundschaftliche Beziehungen zu den berühmtesten Männern seiner Zeit aufzuweisen hat, unter andern den, der erste Verkünder der sogenannten „modernen Weltanschauung" gewesen zu sein; gibt es doch sogar in England Personen, die noch gegenwärtig seine wissenschaftlichen Leistungen höher stellen, als diejenigen seines hochberühmten Enkels, was nun freilich wieder eine arge Ueberschätzung ist.

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Berlin, Decbr. 1880. Ernst Krause.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Aufruf

zur

Errichtung des Lessing-Denkmals in Berlin.

Der Name Gotthold Ephraim Lessing erweckt in jedem Deutschen den Gedanken geistiger Freiheit. Als Denker und Dichter ist er das Vorbild unermüdlichen Ringens nach Wahrheit.

Dess zum Zeugniss soll in unserer Stadt, wo er einen beträchtlichen Theil seines arbeitsvollen Lebens geführt hat, sein Standbild errichtet werden. Die Denkmäler Schiller's und Goethe's schmücken sie bereits. Mit dem Standbild Lessing's sollen die Drei vereint in der Hauptstadt des erneuten und geeinten Reiches das Wahrzeichen werden, dass unser Deutsches Volk seines Ehrenberufs eingedenk bleibt, den unzerstörbaren Gedanken der Humanität zur schönen That ausdauernd zu verwirklichen.

Wer dem Geiste Lessing's huldigt, wird gern bereit sein, zur Errichtung seines Denkmals beizusteuern.

Das Comité, welches im Jahres 1861 zusammengetreten ist und gegenwärtig aus den Unterzeichneten besteht, richtet diesen Aufruf an die Deutschen aller Lande und wird über die Beiträge seiner Zeit öffentliche Rechenschaft ablegen.

Berlin, am Geburtstage Lessing's 1881.

Dr. **Berthold Auerbach**, Schriftsteller, Hohenzollernst. 10. **Gerson von Bleichröder**, Geh. Kommerzienrath, Behrenstr. 61—63. Dr. **Georg von Bunsen**, Mitglied des Reichstags, Maienstrasse 1. **von Le Coq**, Kaufmann, Darmstadt. **Delbrück**, Geh. Kommerzienrath, Mauerstrasse 61. 62. Dr. **J. G. Droysen**, Professor an der Universität, Matthäikirchstr. 10. **Duncker**, Geh. Regierungsrath, Bürgermeister, Nollendorfplatz, Villa Duncker. **v. Etzel**, General der Infanterie z. D., Matthäikirchstr. 27. **von Forckenbeck**, Ober-Bürgermeister, Vossstrasse 15, Vorsitzender. Dr. **Carl Frenzel**, Schriftsteller, Köthenerstr. 33. Dr. **Julius Friedländer**, Direktor des Königl. Münzkabinets, Hindersinstr. 8. Dr. **Richard Gosche**, Professor an der Universität, Halle a. d. S., Karlstr. 7. **Hagen**, Stadtrath und Stadtältester, Köpnickerstr. 91. **Halske**, Stadtrath, Königgrätzerstr. 113. Dr. **Helmholtz**, Professor an der Universität, Neue Wilhelmstr. 16. **Hitzig**, Geh. Regierungs- und Oberbaurath, Präsident der Königl. Akademie der Künste, Hindersinstr. 8. Dr. **von Holtzendorf**, Professor an der Universität, München. **v. Hülsen**, General-Intendant der Kgl. Schauspiele, Französischestr. 36. Dr. **Hermann Kletke**, Redakteur, Ritterstr. 37. **Kochhann**, Ehrenbürger, Alexandrinenstr. 77. Dr. **Lazarus**, Professor an der Universität, Königsplatz 5. **Lessing**, Landgerichts-Direktor, Dorotheenstr. 15, Stellvertreter des Vorsitzenden. **Liebermann**, Geh. Kommerzienrath, Unter den Linden 6. Dr. **Paul Lindau**, Schriftsteller, v. d. Heydtstr. 1. **Lüttig**, Rentier, Poststr. 11. **M. Magnus**, Geh. Kommerzienrath und Stadtrath, Bellevuestr. 8. **Franz Mendelssohn**, Geh. Kommerzienrath, Jägerstr. 51. **Jacques Meyer**, Fabrikbesitzer, Nollendorfplatz, Villa Wuttke. **Louis Perl**, Banquier, Thiergartenstr. 21a. **Ferdinand Reichenheim**, Fabrikbesitzer, Unter den Linden 6a. Dr. **Julius Rodenberg**, Schriftsteller, Margarethenstr. 1. **Runge**, Stadtrath und Kämmerer, Köpnickerstr. 92. Dr. **Scherer**, Professor an der Universität, v. d. Heydtstr. 1a. Dr. **Freiherr von Seckendorff**, Kaiserlicher Ober-Reichs-Anwalt, Leipzig. Dr. **Simson**, Präsident des Reichsgerichts, Leipzig. Dr. **Strassmann**, Stadtverordneten-Vorsteher, Wallner-Theaterstr. 39. **Robert Warschauer**, Geh. Kommerzienrath, Behrenstr. 48. Dr. **Weber**, Stadtrath, Charlottenburg, Leibnitzstr., Villa Helena. **Anton von Werner**, Direktor der Königl. Akademie der bildenden Künste, Potsdamerstr. 113. Dr. **Woeniger**, Stadtrath a. D., Luisenst. 36.

Der Schatzmeister des Comité's, Geh. Kommerzienrath Delbrück, sowie sämmtliche Mitglieder des Comité's und die Expeditionen der Zeitungen, welche den Aufruf veröffentlichen, sind zur Annahme von Beiträgen bereit.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Das Dekamerone der Verkannten.

Mit Illustrationen und Portraits.

Preis 2 Mark.

Unter den humoristischen Produkten der neuesten Literatur nimmt das vorliegende Buch, welches sich mit den Herren und Damen vom Theater im Hauskleide beschäftigt und die Bühnenverhältnisse dem indiskreten Tageslichte preisgiebt, eine hervorragende, wenn nicht eine der ersten Stellen ein. Freunden beissender Satire und kaustischen Witzes sei das trefflich ausgestattete und lustig illustrirte Büchlein angelegentlich empfohlen als eine reichsprudelnde Quelle der Heiterkeit.

Zu beziehen gegen Einsendung von 2 Mark (auch in Briefmarken) von der **Centralbuchhandlung** in **Berlin,** Central-Hôtel.

Erwerbs-Katalog { für Jedermann gratis u. franco.

Wilh. Schiller & Co., Berlin O. Populäres Polytechnikum.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Lehrbuch

des

Deutschen Staatsrechts

von

Dr. **Hermann Schulze,**

Grossh. bad. Geh. Rathe u. Kgl. preuss. Geh. Justizrathe, ord. Prof. d. Staatsrechts a. d. Univ. Heidelberg

Zweite Abtheilung.

gr. 8. IV, S. 309—514. *M.* 4.—

Erste Abtheilung.

1880. X, 308 S. gr. 8. *M.* 5.—

Eine **dritte Abtheilung** wird binnen Kurzem das Werk abschliessen.

Auf Verlangen gratis und franco:

Katalog Nr. 168: **Italien, Spanien und Portugal, Frankreich.**
Katalog Nr. 169: **England.**
} Literatur, Sprache, Geschichte, Geographie, Kunst etc.

Meist aus der Bibliothek des verstorb. Dr. phil. L. S. Silbergleit.

Katalog Nr. 170: **Bibliotheca Silesiaca.** Verzeichniss von Werken aus dem Gebiete der Schlesischen Geschichte und Literatur.

Schletter'sche Buchhdlg., Breslau.

Verlag von **Theodor Hofmann** in **Berlin.**

Soeben ist vollständig erschienen:

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Th. W. Danzel und **G. E. Guhrauer.**

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, herausgegeben von

W. v. Maltzahn und **K. Boxberger.**

Zwei Bände. — Elegant broschirt *M.* 15.—, geb. *M.* 18.60.

„Zum Schlusse unseres Rechenschaftsberichtes dürfen wir aber nicht unerwähnt lassen, daß Lessings Andenken in Deutschland durch ein Denkmal geehrt worden ist, wie keine Nation einem ihrer großen Geister eines errichtet hat: wir meinen Danzel-Guhrauers Biographie Lessings, ein Werk, dessen wissenschaftliche Gründlichkeit, feine Kritik und glänzende Stilistik ihm unter den mustergiltigen Erzeugnissen deutscher Literatur einen hervorragenden Ehrenplatz sichern. (Vossische Zeitg. v. 22. Jan. 1881.)

Für eine täglich erscheinende gemäßigt-liberale Zeitung in einer größeren Provinzialstadt wird ein

Chefredakteur

gesucht. Offerten mit ganz genauer Angabe an die Expedition dieser Zeitung.

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen J. H. Schorer in Berlin und J. J. Weber in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 19. Februar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Unbeabsichtigte Wirkungen. Von Philosophus. — Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H. VIII. — **Literatur und Kunst:** Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830—1860). Von Karl Hillebrand. — Die Prinzessin von Bagdad. Schauspiel in drei Aufzügen von Alexander Dumas. Besprochen von Paul Lindau. — Künstlerische Veröffentlichungen aus Wien. Von W. Lübke. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Der Compagnon." Lustspiel in 4 Acten von Adolph L'Arronge. Besprochen von Carl Groddeck. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Unbeabsichtigte Wirkungen.

In der Politik, wie im Leben, muß zuweilen mit Factoren gerechnet werden, deren Berechtigung man erst anzuerkennen pflegt, wenn man schon eine Anzahl von Erfahrungen hinter sich hat. Unter diese Factoren möchte ich ganz besonders und mi Hinblick auf gewisse Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und auch auf gewisse für die nächste Zukunft vielleicht nicht unbedeutende Strömungen des Augenblickes, dasjenige Moment zählen, das ich die Macht der unbeabsichtigen Wirkungen nenne. Weltkundige Politiker und Diplomaten werden wohl nichts Neues in diesen Betrachtungen finden, die ihnen nur alt Bekanntes vorführen mögen; für die aber, deren Erfahrungen, Lehren und Beispiele uns gerade den Weg weisen sollen, ist solches auch nicht geschrieben; es richtet sich vielmehr an diejenigen Elemente, die unter den jetzigen Umständen einen, in früheren Zeiten unbekannten Einfluß auf die Ereignisse ausüben, an die Vertreter der sogenannten „öffentlichen Meinung" in der Presse und im Parlamente. Durch das Hereintreten dieser Elemente in das active politische Leben ist den eigentlichen führenden Staatsmännern ihre Thätigkeit wesentlich erschwert worden, indem die diplomatischen, klug berechnenden und vorsichtig ausführenden Eigenschaften, die in der inneren wie in der äußeren Politik eines Staates die größte Rolle spielen sollen, gerade das Gegentheil von den Eigenschaften sind, welche jenen Elementen innewohnen, und welche dieselben in bester Absicht, aber nicht immer mit dem gewünschten und beabsichtigten Erfolg, bei deren Mitwirkung zur Geltung bringen. Die Politik, in den inneren wie in den äußeren Angelegenheiten, ist viel mehr Diplomatie, als Kampf; zum Kampfe aber viel mehr als zur Diplomatie ist die Presse, ist auch das Parlament geeignet. Auf die Mitwirkung dieser letzteren sind aber wieder die Staatsmänner angewiesen; sie können dieselben heute weder ablehnen, noch auch entbehren; ein Staatsleben ohne Presse, noch Parlamente ist überhaupt nicht mehr denkbar, es lief dasselbe allen unseren Anschauungen entgegen, es wäre ebenso unhaltbar, als es unerwünscht sein könnte. Folglich muß mit diesen Elementen gerechnet und muß gesucht werden, dieselben zum Wohl des Staates, zum Gedeihen der durch die Staatsmänner geleiteten Politik, in solche Bahnen und in eine solche Form der Thätigkeit einzuführen, welche dem Ziele der oberen Leitung nicht entgegenlaufen, sondern deren Erreichung fördern. In diesem Sinne auch, und um dies harmonische Zusammenwirken aller staatlichen Gewalten zu begünstigen, sind diese Betrachtungen niedergeschrieben.

Die Lehre, daß in der Politik die Vernunft und nicht das Gefühl obwalten soll, pflegt, in falscher Anwendung, viele derjenigen, die sich den öffentlichen Geschäften widmen, auf Irrwegen zu führen. Es soll diese Lehre eine Mahnung sein für den Staatsmann, für den Politiker überhaupt, darnach zu trachten, daß das Volk dazu geführt werde, in diesem Sinne zu handeln; dieselbe geht aber aus der ganz richtigen Voraussetzung und Erkenntniß hervor, daß das Volk nicht in diesem Sinne handelt, daß im Gegentheil die Macht der Gefühle bei ihm die Gewalt der Vernunft und der Logik weitaus überflügelt. Es folgert hieraus, daß der Politiker in der Beurtheilung und besonders in der Behandlung eines, in politischen Wallungen sich bewegenden Volkes darauf zu achten hat, diesen und nicht einen andern Maßstab an dasselbe zu legen; er darf es nicht wie ein den Geboten der Vernunft gehorchendes, er muß es wie ein dem Drucke der Gefühle unterliegendes Wesen behandeln; er muß dies ganz besonders bei denjenigen Angelegenheiten thun, welche gewisse, leichter erregbare Affecte berühren, oder bei denjenigen Volksstämmen, die überhaupt leidenschaftlich angelegt sind. Es liegt ihm also die Pflicht ob, einerseits, was seine eigene Haltung anbetrifft, das Gefühl in absoluter Weise der Vernunft und der Logik zu unterwerfen, und andererseits, was die Behandlung des Volkes anbetrifft, sein Augenmerk besonders auf die Gefühlserscheinungen, Gefühlsphänomene, Gefühlsverirrungen zu richten, und diejenigen Phänomene, die ihm dabei feindlich entgegentreten, mit den Waffen, die diesen leidenschaftlichen, nicht jenen vernünftigen Elementen angepaßt sind, zu bekämpfen. Diese aus dem Gefühle, aus der Leidenschaft entspringenden Phänomene treten ganz besonders in den Vordergrund bei den Ereignissen, die einen entweder politischen oder religiösen Glauben oder Glaubensartikel berühren. Natürlich ist es, wenn ein die Religion in ihren inneren oder auch nur in ihren äußeren Erscheinungen streifendes Ereigniß die Leidenschaft des dadurch betroffenen Volkes erregt; es gibt aber auch rein politische Fragen, die sich für Viele als Glauben, als Glaubensartikel gestalten, und es gibt Volksstämme, welche gewissen, tiefer in das Gesammtleben einschneidenden politischen Fragen diesen Charakter einer Glaubensfrage leichter und schneller anzuheften pflegen als andere; dies gilt insbesondere von den lateinischen Völkern und auch noch für diejenigen, deren Erziehung und Gedankengang auf einem specifisch katholischen Grunde beruhen. Die Anschauungen bei diesen Volksstämmen sind in der Regel nicht so nüchtern, nicht so kühl, nicht so vernunftmäßig, als bei den anderen; es sind eher Gefühlsmomente, welche dieselben beeinflussen, als logische Erwägungen.

Sehen wir uns die Erscheinungen an, welche ein auf das

Gebiet des religiösen Glaubens hinüberspielendes politisches Ereigniß bei den dadurch direct betroffenen Bevölkerungen hervorruft, so wird uns sofort die Gefahr klar werden, die eine falsche Behandlung dieser Bevölkerungen von Seiten der Staatsgewalten mit sich führt. Ich nehme den preußischen Culturkampf als drastischstes Beispiel. Nichts war berechtigter, als die Forderung des Staates, die Kirche in Preußen auf dieselbe gesetzliche Basis zu führen, auf welcher deren Beziehungen der weltlichen Gewalt gegenüber in anderen Ländern, in Frankreich, in Oestreich u. s. w. ruhen. Man kann aber heute klaren Auges erkennen, wie unrichtig gewählt die Mittel waren, mit welchen die Presse diesen Kampf durchzuführen sich befleißigte: sie kämpfte diesen Kampf zunächst mit den Waffen der Logik, der Vernunft; sie suchte den Andersgläubigen (und geflissentlich unterstreiche ich dieses Wort) durch logische Auseinandersetzungen zu beweisen, daß sie im Unrechte seien, und wurde nicht gewahr, daß diese Beweismittel nicht nur keinen Eindruck machten, sondern im Gegentheil, je triftiger die Gründe, je schlagender die Beweise waren, desto tiefer und desto verbissener die Erbitterung der Gegner, desto verschlossener ihre Haltung dem Staate gegenüber wurde. Das Unrecht dieses letzteren wuchs in den Augen der zu bekehrenden Bevölkerung gerade in dem Verhältniß, in welchem er sein Recht klarer legte. Die Waffen, mit denen gefochten wurde, waren aber nicht solche, die unter diesen Umständen von Nutzen sein konnten, und es war überhaupt in der Presse zum Streite, zum Kampfe gerufen worden, wo es viel eher angebracht gewesen wäre, sich die größte Selbstbeherrschung, die leidenschaftsloseste Ruhe aufzuerlegen, um den diplomatisch vorgehenden Staatskräften zu erlauben, die geeigneteren Wege aufzufinden und einzuschlagen. Eine unbeabsichtigte Wirkung wurde dadurch hervorgebracht, daß man gegen einen auf dem Gebiete des reinen Gefühls, des religiösen Glaubens sich bewegenden Gegner mit denjenigen Kampfmitteln zu Felde zog, die ihn niemals zur Ueberzeugung, sondern im Gegentheil zum immer tiefer sich einfressenden Fanatismus treiben mußten. Es soll in dieser einfachen Constatirung einer Thatsache kein Vorwurf gegen die damaligen liberalen Kämpfer liegen; sie thaten, was sie im Interesse ihrer guten Sache thun zu müssen glaubten; heute hat die Erfahrung bewiesen, daß man hätte besser handeln können und demjenigen, der Philosophus zeichnet, muß es erlaubt sein, im Hinblick auf die Zukunft und im Interesse anderweitig zu erringender Siege seine Betrachtungen darüber anzustellen und zu untersuchen, wo gefehlt wurde, wenn nicht Alles nach Wunsche ging, und wie so manche „unbeabsichtigte Wirkungen" zu Tage treten konnten.

Dieser Hinblick auf die Zukunft, auf anderweitig zu erringende Siege, eröffnet sich in der Richtung der auswärtigen Politik, in der Richtung eines Volkes, das leidenschaftlicher angelegt ist als das deutsche, das auch gerade den Fragen, die hier ins Spiel kommen, ein leichter erregbares, in das Gebiet des politischen Glaubensgefühls hineinragendes Interesse entgegenträgt — ich will von Frankreich, von der Stellung, die Gambetta dort einnimmt oder einnehmen wird, und von der Haltung der in der Presse oder in den politischen Versammlungen Deutschlands thätigen Elemente diesem Mann und diesem Volke gegenüber sprechen.

In einem früheren Aufsatze (Washington oder Cromwell; „Gegenwart" vom 25. September 1880) habe ich schon darauf hingewiesen, daß in Frankreich, in Folge der specifisch katholischen Erziehung und Anschauungsweise, ein gewisser Zug besteht, der die politischen Fragen in einer Art von mystischer oder, besser noch, fanatisch-gläubiger Färbung erscheinen läßt. „In jenem Lande," schrieb ich dort, „kommt das weltlich-leidenschaftliche, besser noch passionelle und fanatische Element zum Ausdrucke, das sich darin gefällt und das nur darin lebt, daß das Volk, das sich ihm ergeben hat, sich nicht sowohl in politischer Beziehung, als in hinreißendem, fast mystischem Glaubenseifer an einen Namen, an ein Zeichen, an ein Wort hängt, von dem Erkorenen das Heil erhofft und verlangt, ihn mit Palmen bekränzt und Teppiche vor seine Füße wirft." Frankreich kann ohne Idol nicht leben. Gestern war es Napoleon, heute ist es Gambetta. Wenn das Ausland, wenn speciell Deutschland sich von einem solchen „homme providentiel", wie die Franzosen Napoleon nannten, und wie sie Gambetta zwar noch nicht nennen, aber doch ansehen, bedroht fühlt, wenn es in dessen Schachzügen die gegen seine Grenzen heraufziehende Gefahr erblickt, wie muß es sich nun verhalten? wie dieser unausgesprochenen, mit Fleiß und Geschick sich verbergenden, nur zuweilen nach einem Bankett von Handlungsreisenden blitzartig hervorzuckenden Drohung entgegentreten? wie es anfangen, um hier nicht eine „unbeabsichtigte Wirkung" hervorzurufen? Eine „unbeabsichtigte Wirkung" würde Deutschland sicher hervorrufen, wenn es die Befürchtungen, welche es von der bisherigen Thätigkeit Gambettas herzuleiten das Recht hat, wiederholt und betonend ausspräche; wenn es versuchte die Franzosen davon zu überzeugen, daß die Präsidentschaft Gambettas eine Drohung gegen Deutschland involvire; wenn es die Gründe auseinandersetzte, welche dem Nachbarvolke gebieten würden, dem jetzigen Kammerpräsidenten nicht die erste Würde in ihrer Staatsverfassung einzuräumen; wenn es einen „Feldzug" eröffnete, wie man zu sagen pflegt, um sich durch Einwirkung auf die Franzosen vor dieser Gefahr zum Voraus sicher zu stellen. Gründe, und wären es auch die besten, sind hier ohne Wirkung; sie treffen ebenso wenig als diejenigen trafen, die sich an das im Wahne der religiösen Verfolgung lebende Volk richteten. Im Gegentheil! Alles, was Deutschland in dieser Hinsicht versuchen könnte, um Gambettas Macht vorzeitig zu Fall zu bringen, würde nur dazu beitragen, dieselbe zu befestigen, und andererseits würde sich Deutschland noch der unliebsamen, und den Frieden auch wieder nicht fördernden Verlegenheit aussetzen, daß die Franzosen in ihren Zeitungen folgenden Gedankengang entwickelten: „Die Deutschen machen große Anstrengungen um uns zu beweisen, daß wir Gambetta nicht in die oberste Leitung der Geschäfte bringen sollen, weil sein Name Krieg bedeute; folglich fürchten sich die Deutschen vor dem Krieg — und vor uns; folglich erkennen sie an, daß wir ihnen überlegen sind; folglich können wir sie in dieser Weise behandeln."

Frankreich hängt an Gambetta; es glaubt an ihn; — wie kann man hoffen, einen solchen Glauben dadurch zu erschüttern, daß man ihn von außen, und gar noch von Deutschland her angreife? Je wuchtiger die Hiebe von dieser Seite fallen würden, desto tiefer würde sich auch dieser Glaube in des Nachbarvolkes Herz eingraben.

Deutschland muß sich in dieser Hinsicht gewisse speciell französische Vorkommnisse zum Muster nehmen: die Intransigenten der äußersten Linken in der Pariser Kammer und Presse wünschen nichts sehnlicher, als Gambetta ans Ruder zu bringen, um ihn als Ministerpräsidenten abzunutzen und als Republikpräsident vorzeitig unmöglich zu machen; je mehr sie aber gegen Gambetta in dieser Weise agitiren, desto mehr befestigen sie dessen Prestige bei seinen Getreuen.

In den Anklageschriften, die sie gegen ihn richten, liegt sehr viel Wahres; ihre Pfeile treffen sehr oft ins Schwarze; — aber was nützt all dies Schreiben und Schreien und Treffen, wenn der Gegner durch den Glauben, durch die blinde fanatische Ergebenheit, welche ihm die Massen entgegenbringen, gefeit ist? Würde man morgen von jener Seite schwarz auf weiß den Beweis liefern, daß Gambetta unverzeihliche Fehler begangen hat, daß er der Präsidentschaft unwürdig ist — so blieben alle diese Beweise wie in die Luft geworfene Worte aus dem einfachen Grunde, weil die Majorität der Franzosen nicht überzeugt werden will, weil sie in ihrem Glauben nicht gestört werden will, weil sie sich heute von Gambetta wie gestern von Napoleon führen lassen will. Bringt der Krieg, den die Intransigenten dem Kammerpräsidenten erklärt haben, schon solche „unbeabsichtigte Wirkungen" hervor, in wie viel größerem Grade wäre dies nicht der Fall, wenn an Stelle der, immerhin noch französischen Intransigenten, ein fremdes, und gar ein deutsches kriegführendes Element in die Schranken träte! Die sicherste

Art Gambettas Macht über die Minister, über die Kammer und über das Volk bis ins Unbegrenzbare zu steigern, wäre ein „Feldzug" der deutschen Presse oder einer anderen deutschen politischen Gewalt, um Frankreich zu beweisen, daß es sich diesem Staatsmanne nicht anvertrauen solle!

Daß man in Deutschland die entgegengesetzte Haltung einnehmen müsse, daß man, in macchiavelistischer Absicht, versuchen solle, Gambetta als den erwünschten Friedensapostel, als den Freund Deutschlands, als die beste Garantie für eine ruhige Zukunft, in Frankreich zu untergraben — dies anzurathen fällt mir nicht ein, und zwar schon aus dem einfachen Grunde, weil Niemand in Frankreich an die Ehrlichkeit dieser Meinungsäußerungen glauben würde, somit schon von Anfang an dem naiv-perfiden Manöver die Spitze abgebrochen wäre und Deutschland sich dazu noch lächerlich gemacht hätte. Die Lage gebietet der deutschen Presse eine große Vorsicht und Zurückhaltung; sie darf die Befürchtungen, die man nach der Cherbourger Rede zu hegen das Recht und die Pflicht hat, nicht verschweigen; — sie darf dieselben aber nicht betonen; sie darf dem Auslande gegenüber nicht verhehlen, daß Deutschland auf seiner Hut sein muß; sie darf es aber nicht zu oft wiederholen. Deutschland muß sich zurückziehen in eine wachsame abwartende Haltung; und es fällt mir nicht schwer anzuerkennen, daß, mit wenigen Ausnahmen, dies Gebot der Nothwendigkeit von unserer Presse gewürdigt zu sein scheint, wie andererseits die anderen, die höheren Staatsgewalten unterstützenden Elemente die maßvollste und politisch correcteste Reservirtheit bewahren. Deutschland muß ruhig zusehen, wie und in welcher Frist Gambetta selbst durch die Entfaltung oder durch die ihm von der öffentlichen Meinung aufgezwungene Verleugnung seiner Cherbourger Politik zu dem Ziele und in die Stellung versetzt worden sein wird, in welche unsere deutschen Interessen ihn versetzt zu sehen wünschen; es darf nicht selbst Hand anlegen noch versuchen, in das Räderwerk des dortigen Schicksals einzugreifen; es muß stets der Gefahren eingedenk sein, welche denjenigen leichtfertigen und leichtsinnigen Politikern drohen, die den „unbeabsichtigten Wirkungen" zu wenig Rechnung tragen; — und ich möchte ihm schließlich ans Herz legen, sich gerade bei demjenigen Raths zu erholen, dessen Feindschaft unser Land befürchten zu müssen glaubt, und dem Minister- oder Republikpräsidenten Gambetta die Devise des Kammerpräsidenten Gambetta entgegenzubringen, welche lautet: Nie davon sprechen; immer daran denken!

Philosophus.

Vor zehn Jahren.

Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H.

VIII.

Wir feierten Weihnachten, und trotz des Ernstes der Zeit und trotz der Ungunst der Verhältnisse ward im fremden Lande, im Kriege, auf Vorposten, im Bereiche der feindlichen Geschosse, mancher Weihnachtsbaum nach deutscher Sitte im kameradschaftlichen Kreise angesteckt und der Lieben in der Heimat gedacht.

Kaum aber waren die Feiertage vorüber, so donnerten endlich unsere Belagerungsgeschütze gegen die Festung, zur Stütze, zum Trost, zum Jubel unserer braven Infanterie, die so lange auf dieselben gewartet hatte.

Wir lasen damals viel, wie in den öffentlichen Blättern über die Gründe discutirt und combinirt ward, warum das Artilleriefeuer gegen die Festung Paris nicht früher begonnen habe. Der allgemein verbreitete, auch erst bei unserer Heeresleitung offen ausgesprochene Glaube, eine in Revolution begriffene, der festen Leitung entbehrende Weltstadt von 3 Millionen Einwohnern werde nach kurzer Einschließung keinen Widerstand mehr leisten, sondern capituliren, eine Ansicht, welche in den Ereignissen von 1814 und 1815 eine historische Grundlage hatte, verleitete zu der Meinung, unsere Heeresleitung habe keine Anstalten zur Beschießung von Paris getroffen. Vielfach, namentlich in England, ward die Behauptung aufgestellt, eine Beschießung von Paris widerstreite dem Völkerrecht. Diese Behauptung war lächerlich. Denn noch nie hat man es völkerrechtswidrig gefunden, eine Festung durch Bombardement zu nehmen. Spricht doch kein Völkerrecht gegen das Inbrandschießen eines offenen Bauerndorfs in der Schlacht, wenn es taktisch nothwendig wird, und dem armen Bauern thut das Geschossenwerden ebenso wehe, wie dem feinsten Pariser. Nur das muthwillige Inbrandschießen friedlicher feindlicher offener Städte ohne taktischen Zweck kann als völkerrechtswidrig bezeichnet werden (Bomarsund), aber eine friedliche offene Stadt war Paris nicht. Sie schoß von ihren Wällen aus den gröbsten Geschützen und die Pariserinnen standen dabei und hatten ihre Freude daran. Darum sprach auch unser Generalstab nie von der Stadt, sondern nur von der Festung Paris. — Dennoch gab es in der Heimat Menschen genug, welche befürchteten, eine irregeleitete Humanität unserer Heeresleitung werde die eigenen Landeskinder den feindlichen Kanonen preisgeben, um Paris mit den deutschen Kanonen zu verschonen. Der deutsche Reichstag sandte eine Deputation nach Versailles, um unsern König zu bitten, von einer Beschießung von Paris nicht zurückzuschrecken. Unsere Heeresleitung gab auf diese Bitten keine befriedigende Antwort, und es fand die Ansicht immermehr Gläubige, man betrachte Paris als eine geheiligte Stadt. In derselben stolzirte der übermüthige Straßenpolitiker einher, und sagte: „Ils n'oseront pas."

Unsere Heeresleitung konnte die Gründe nicht angeben, welche die Eröffnung des Feuers verzögerten, denn diese Gründe wären in die Zeitungen gekommen und dadurch dem Feinde verrathen worden, der dann den besten Fingerzeig erhalten hätte, wie er unsern wunden Punkt treffen konnte.

Die Gründe waren aber so materiell, so nüchtern, so trocken, daß sie mit der bei unserer Heeresleitung vermutheten unzeitigen Humanität im seltsamsten Widerspruch standen.

Ich erwähnte schon einmal, daß auf den Wällen von Paris mehr als dreitausend Geschütze zur Vertheidigung bereit standen. Stellt man auch die damalige Ueberlegenheit unseres Artilleriesystems in Rechnung, so wird man doch leicht einsehen, daß unsererseits mindestens 500 schwere Geschütze dazu gehörten, um auch nur gegen den schwächsten Punkt der Festung einen umfassenden Angriff einzuleiten und bis zum Eindringen in die Werke durchzuführen. Für einen energischen Angriff rechnet man aber einen Verbrauch von circa 60 Schuß per Geschütz täglich. Das ist noch ein sehr langsames Feuer und gibt einen Verbrauch von 30,000 Schuß pro Tag, jeder Schuß schlecht gerechnet mit ½ Centner Gewicht, macht 15,000 Centner Munition. Diese Munition mußte täglich aus Deutschland vor Paris geschafft werden. War dies nicht möglich, so mußte unser Feuer bald wieder aus Munitionsmangel verstummen, und der Feind in der Festung konnte dann nicht nur einen moralischen Erfolg registriren, der den gesunkenen Muth des souveränen Pariser Volkes hob, sondern der Feind fand auch Zeit und Gelegenheit, seine schwachen Punkte, die wir kannten und deren er sich nicht bewußt war, zu verstärken und die Schäden auszubessern.

Bis zur Mitte Decembers hatten wir aber nur eine einzige Eisenbahn zur Verfügung. Sie war nur bis Lagny benutzbar, weil ihre Fortsetzung durch Zerstörungen unbrauchbar war, deren Herstellung mehrere Monate Arbeit in Anspruch genommen haben würde. Von Lagny aber hatte das Artilleriematerial bis zu 14 Meilen Landweg nach den verschiedenen Artillerieparks. Will man 15,000 Centner Munition täglich im Mark ausladen, so müssen daselbst 750 Wagen à 20 Centner täglich ankommen. Bei einem Landtransport von 14 Meilen braucht man mindestens das 7fache für 7 Relais, die dann (mit Hin- und Rückmarsch) täglich 4 Meilen marschiren. Es sind also 5250 Wagen nöthig. Diese durch Requisition im Lande zu beschaffen, mißlang, die Bauern desertirten. Ferner war nöthig, für alle eintretenden Stockungen einen Vorrath an Muni-

*

tion in den Parks niederzulegen, ehe man mit dem Feuer begann. Bevor man aber bei den unzureichenden Transportmitteln den Vorrath angesammelt hatte verging Zeit, viel Zeit.

Daß von einem energischen Artillerieangriffe nicht eher die Rede sein konnte, als bis man eine Eisenbahn hatte, die in das Artilleriedepot, den Park führte, dessen war sich die Heeresleitung klar bewußt.

Aber man konnte und wollte vorher schon ein Feuer aus schweren Geschützen beginnen, die, wenn auch weniger zahlreich, doch den Uebermuth der Vertheidiger dämpften und unserer stets der Gefahr ausgesetzten Infanterie einen Anhalt gab, auch die feindlichen Geschosse von ihr ablenkte. Dazu war wenigstens ein Vorrath nöthig, um so lange feuern zu können, bis ausreichender Ersatz ankam. Die einzige Eisenbahn, die wir, und zwar nur bis Lagny, zur Verfügung hatten, war aber noch durch viele andere Bedürfnisse in Anspruch genommen. Eine Armee von ½ Million Streitern war zu ernähren, und häufig fuhren auf dieser Bahn noch Truppen, sowohl Ersatz als auch Nachschub, wie ganze Divisionen, die, je nach dem Auftreten der von Gambetta geschaffenen bewaffneten Volksmassen, von dem einen auf das andere Kriegstheater geworfen werden mußten. Zuweilen gelang es einer Bande Franctireurs in den vielen dichtbewaldeten Gebirgen, welche man auf dieser Eisenbahn passirte, den Bahnkörper zu zerstören, hier Schienen aufzureißen, dort eine Brücke, da einen Tunnel durch Dynamit zu sprengen. Dann war der ganze Verkehr wieder auf einige Tage gehemmt, und man war froh, wenn nur die Stockungen in der Verpflegung nicht Mangel an Lebensmitteln bei der Armee eintreten ließen. Da blieb denn der Transport des Belagerungsmaterials das Letzte, denn daß die Armee nicht hungerte, mußte doch die erste Sorge sein.

Daß die Heeresleitung alle diese Schwierigkeiten überwand, das setzt jetzt in Erstaunen, daß sie diese Schwierigkeiten damals verschwieg, ist natürlich, denn das Bekanntwerden derselben in den Zeitungen hätte den Feind nur zu noch häufigeren derartigen Franctireurunternehmungen ermuntert.

Der schwächste Punkt der französischen Befestigung war damals St. Denis. Von da aus konnte man leicht Fort de l'Est, Fort Aubervilliers nehmen, und dann den Theil der Pariser Bevölkerung, die Bewohner von Villette, Belleville und der Butte de Chaumont beunruhigen, die in Paris den energischsten Ton angaben. Aber zum Angriff auf St. Denis mußten wir Herren der Eisenbahn sein, welche dorthin führt, also die Nordfestungen einschließlich Mezières im Besitz haben. Vor der Südfront mußte der Landtransport von Lagny aus aushelfen. Dort mußten aber die Forts Issy, Vanvres und Montrouge mindestens zusammengeschossen werden, weil der Feind im Besitz dieser vorgeschobenen Forts die besten Ausfallthore hatte, um mit Massenangriffen die Verbindungen unserer Armeen zu gefährden und den Einschließungsring zu sprengen.

Im Anfang December hatte der Mont Avron, wie ich bereits erwähnte, dem Feinde einen wichtigen Dienst in der Ausfallschlacht von Brie und Champigny geleistet. Von den Bahnhöfen von Lagny und Sevran aus ward nun ein Belagerungspark bei Brou zusammengeschafft, und in aller Stille wurden an den Wald- und Dorflisièren verdeckt Batterien des schwersten Geschützes erbaut, welche gegen den Mont Avron wirken sollten. Mittlerweile ward fortgefahren, den Park südlich von Paris, den Forts von Issy, Vanvres und Montrouge gegenüber, zu sammeln.

In der Nacht vom 26. zum 27. December wurden die Sträucher, Bäume, Mauern u. s. w., die unsere Batterien vor dem Mont Avron versteckten, umgelegt, und mit dem Anbruch des 27. December donnerten unsere Belagerungsbatterien einen eisernen Gruß den erschreckten Vertheidigern entgegen. Ein heftiges Schneegestöber beeinträchtigte die Wirkung und der Vertheidiger antwortete lebhaft aus 70 schweren Geschützen. Aber am 28. December klärte sich das Wetter auf, unsere Artillerie konnte zielen, richtete Verheerung und Verwirrung unter den Vertheidigern an, und der General Trochu befahl die Räumung des Mont Avron. Als dieser die folgenden Tage schwieg, gingen unsere Truppen vor, und fanden die Stellung verlassen, die sie nun besetzten.

Wie freuten sich unsere Infanteristen über die Wirkung der schweren Kanonen aus Krupps Werkstatt, die ihnen nun Ruhe vor den feindlichen „Zuckerhüten" in Aussicht stellten! Da konnte man die Grenadiere sehen, wie sie solche schwere Geschütze umringten, voll Dank umarmten, streichelten und lobten, als seien es Pferde besonderer Art, wie man den Sieger auf der Rennbahn streichelt.

Mittlerweile war der Transport des Materials vor die Südfront so weit gediehen, daß man daran denken konnte, den Termin zur Eröffnung des Feuers festzustellen. Es ließ sich am Neujahr übersehen, daß die nöthigen Vorbereitungen am 3. Januar beendet werden könnten, und so ward der 4. Januar dort zum Beginn des Kampfes bestimmt.

Am 3. wurden des Abends die Geschütze in die verdeckten Batterien gefahren. In langen Zügen bewegten sie sich über den gefrorenen Boden hin, unheimlich donnernd, denn sie konnten sich verrathen durch den gewaltigen Lärm. Aber der Himmel war uns günstig. Ein heftiger Nordwind ließ uns Alles hören, was der Feind unternahm, wehte aber den Lärm, den unsere Arbeit verursachte, weithin nach Süden. Das war ein großes Glück, denn unsere Batterien waren in der Linie der vordersten Posten erbaut, und wenn der Feind den Transport der Kanonen bemerkte, konnte ein überraschender Ausfall in dieser Nacht, wo sie noch nicht feuerten, die Geschütze in Feindes Hand liefern.

Unterdessen feuerten im Norden die Geschütze, welche gegen den Mont Avron gewirkt hatten, mit doppelter Heftigkeit gegen die benachbarten Forts Rosny, Noisy u. s. w., und zogen die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich. Der Vertheidiger wußte seit langer Zeit durch seine Spione von unsern Vorbereitungen im Süden von Paris. Plötzlich am Mont Avron angegriffen, glaubte er, wir hätten den südlichen Artillerieangriff aufgegeben. Als nun das Feuer in der Nähe des Mont Avron am 3. Januar so heftig ward, da glaubte man in Paris an einen Sturmversuch auf die Forts daselbst, und vereinigte Truppen dagegen, die Südfront ward aber minder beachtet.

Am 4. Januar standen früh mit Tagesanbruch die Batterien vor der Südfront zum Feuern bereit.

Da war die berühmte Batterie St. Cloud Nr. 1, im kaiserlichen Park in der Nähe der bekannten Lanterne dort erbaut, wo man am Abhang ganz Paris zu seinen Füßen sieht. Sie stand dem Hauptwall am Point du jour gerade gegenüber. Sie war in den Felsen eingesprengt, mit unsäglicher Mühe in einer Zeit von drei Wochen fertig gestellt, ein Bau, den nur deutsche Ausdauer und deutsche Tapferkeit im feindlichen Chassepotfeuer durchführen konnte. Da war auf der herrlichen Terrasse von Meudon, das Schloß des Prinzen Louis Napoleon im Rücken, eine Gruppe von vier Batterien, an die 30 Geschütze schwersten Kalibers. Sie richteten ihre Mündungen gegen die Forts von Issy und Vanvres. Da war eine andere Gruppe Batterien auf der Höhe zwischen Châtillon und Clamart, und bedrohte mit noch mehr Geschützen die Forts von Issy und Vanvres von einer andern Seite. Eine dritte Gruppe auf den Höhen zwischen Bagneux und Fontenay wandte sich gegen Vanvres und Montrouge. Weit im Osten harrten in andern Batterien — zwischen L'Hay und Chevilly — unsere Geschütze der Gelegenheit, einen Feind zu beschießen, der seine Feuer gegen die rechten Flanken unserer weit vorgeschobenen Batterie richten sollte.

Tief in die Erde eingegraben waren die Munitionsbehältnisse, und ganz unterirdische Wohnungen hatten die Pioniere maulwurfsartig für die Telegraphenbeamten eingerichtet, welche dort arbeiteten, um die Befehle von einem Ort zum andern zu befördern, denn der Umkreis der Batterien betrug 11½ deutsche Meilen.

Die Schwierigkeiten, welche der Bau dieser Batterien bereitet hatte, waren ganz ungemein. Ein unerhörter Frost hatte das fette fruchtbare Erdreich bis zu einer Tiefe von 18 Zoll in

Felsen umgewandelt, die mit Spitzhacken und Beilen zertrümmert werden mußten. Aber dann reichte der Boden nicht so tief, als man gehen mußte, um die nöthige Deckung zu gewinnen. Die lieblichen und gesegneten Berge in der Umgebung von Paris werden von festen Kalkfelsen gebildet, die mit einer Erdschicht bedeckt sind. Diese Felsen mußten zertrümmert werden, und manch ein einziger Felsblock widerstand tagelang der angestrengtesten Arbeit.

Nur wer hieran denkt, kann die fieberhafte Spannung bemessen, mit der die sämmtlichen Belagerungstruppen am Morgen des 4. Januar dem Befehl zum Beginn des Feuers entgegensahen, zum Beginn dieses Concerts, von dem man hoffte, daß es wie ein Presto von Beethoven den Schluß der ganzen Kriegssymphonie bilden sollte.

Aber der Befehl erfolgte nicht!

Ein dichter undurchdringlicher Nebel ließ den ganzen 4. Januar über das Tageslicht nicht zur Geltung kommen. Kaum konnte man 100 Schritt weit sehen. Es war unmöglich, auch nur einen Schatten von den zwei bis drei Tausend Meter entfernten feindlichen Werken zu entdecken, die man beschießen sollte. Hätte man nur ein einziges Mal die Richtung nehmen können! Man hätte sie sich angemerkt und danach in den Nebel hinein weiter geschossen! Es war nicht möglich. Ein ungezieltes Feuer hätte uns aber verrathen, und nicht nur keine Wirkung erzielt, sondern auch den Feind eingeladen, unsere weit vorgeschobenen wirkungslosen Geschütze durch Ausfall zu vernichten. Da warteten also unsere ungeduldigen Kanoniere den ganzen Tag in der heftigsten Kälte, bis bei hereinbrechender Nacht der Telegraph den Befehl brachte, „Eröffnung des Feuers morgen."

Unterdessen hatten aber die vormals gegen den Mont Avron thätig gewesenen Kanonen ihr Feuer verdoppelt. Ein Theil war gegen die benachbarten Forts stehen geblieben. Ein Theil ward in der Stellung des Bourget aufgestellt, um diese zu verstärken. Denn der Feind that diesem offenen Flecken nach den mißglückten Gefechten vom 21.—23. December die Ehre einer förmlichen Belagerung an und näherte sich ihm mit Laufgräben. Jetzt donnerte unser schweres Geschütz da hinein, und der Feind gab auch diese Unternehmungen auf.

Am 4. Januar konnten die Geschütze im Norden von Paris ihr Feuer auch in den Nebel hinein fortsetzen, denn sie hatten sich an den vorhergehenden Tagen eingeschossen und sich Richtung und Elevation notirt. Immer mehr ward der Belagerte in der Meinung bestärkt, von dorther drohe ihm die dringendste Gefahr.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830—1860).

Von Karl Hillebrand.

Vorbemerkung.

Folgende Seiten bilden das Nachwort zu einem Cyklus von sechs Vorlesungen über „die Entwicklung der deutschen Weltanschauung vom siebenjährigen Kriege bis zum Tode Goethes", welche der Verfasser im Frühjahre 1879 in der Royal Institution of Great Britain gehalten und die seitdem bei Longmans & Cie. im Druck erschienen sind. Der Verfasser hat mehrere Anerbietungen deutscher Verleger, diese Vorträge übersetzt herauszugeben, abgelehnt, weil dieselben einem gebildeten deutschen Leser durchaus nichts Neues an Gedanken oder Thatsachen bieten könnten. Wohlwollende Freunde aber meinen, dies kurze Nachwort, worin versucht wurde, dem Auslande in allerflüchtigsten Andeutungen ein Verständniß für die Entwicklungszustände seit Goethes Tode beizubringen, sei auch für Deutschland von Interesse. K. H.

„Deutschland hat seit 1830 nicht brach gelegen. Es hat einen Dichter von Genie und viele von Talent hervorgebracht. Es hat der Welt große wissenschaftliche und historische Werke gegeben, welche selbst in der Epoche, die wir zusammen studirt haben, ihres Gleichen nicht finden. Große Entdeckungen in den Naturwissenschaften sind gemacht worden. Aber neue, bahnbrechende Gedanken, wie die der sechzig bis siebenzig Jahre, die wir betrachtet haben, sind nicht hervorgetreten. Keine neue Wissenschaft ist geschaffen worden. Der deutsche Geist ist eben seit Goethes Tode damit beschäftigt gewesen, die Ideen der drei Generationen von 1760, von 1780 und von 1800, denen die Nation ihre geistige Wiedergeburt verdankt, weiter zu entwickeln und praktisch zu verwirklichen, aber auch sie zu bestreiten und umzugestalten. Wir haben diese Ideen mit einander geprüft, und ich brauche nicht länger dabei zu verweilen — oder wenn ich es thun wollte, so müßte ich Sie um fünfzig Zusammenkünfte mehr ersuchen —, wohl aber bitte ich Sie, im Auge zu behalten, was ich als das eigentliche Wesen und die Absicht dieser Vorlesungen betrachtet wissen möchte: den Nachweis nämlich, daß die Weltanschauung, welche sich für die letzten fünfzig Jahre als die europäische bezeichnen läßt, in Wahrheit von Deutschland eröffnet worden ist.

Lassen wir uns nicht, weil gewisse Gedankenströmungen die ganze Welt durchziehen, über deren Ursprung täuschen. Als ganz Europa an der mechanischen Naturerklärung mitzuarbeiten schien, als Galilei, Kepler, Descartes dieser Aufgabe ihr Leben weihten, war es doch immer England, welches, nachdem es durch Harvey, Gilbert, Bacon den Anstoß gegeben, durch Hobbes, Newton, Locke die Leitung der Bewegung in Händen hielt.

In ähnlicher Weise breitete sich die französische Weltanschauung des vorigen Jahrhunderts aus. Kaum hatten die Montesquieu und Voltaire, die Rousseau und Diderot, ihren Ideen Ausdruck gegeben, so gingen diese Ideen sofort in die europäische Circulation über, um überall gleichsam in Landesmünze umgeprägt zu werden. Dieselbe Erscheinung kann in den verschiedenen Phasen des Zeitalters beobachtet werden, während dessen Deutschland die geistige Hegenomie besaß, d. h. etwa von 1763 bis 1830. Kaum hatte Winckelmann der Herrschaft des Rococo den Krieg erklärt, so schlugen überall in Europa die Skulptur, die Malerei und die Baukunst die neue klassische Richtung ein. Und als fünfzig Jahre später eine Reaction gegen den style empire eintrat — der ja nur eine Uebertreibung der Winckelmann'schen Theorien war — als Chateaubriand in Frankreich und Walter Scott in England das Mittelalter in die Mode brachten, folgten sie, wenn auch nur unbewußt, der durch die deutschen Romantiker gegebenen Anregung. Das Gleiche endlich war der Fall mit der noch wichtigeren Umwälzung in den historischen und Naturwissenschaften, auch sie ergriff von Deutschland aus ganz Europa.

Nicht allein Augustin Thierry und Thomas Carlyle wären ohne die deutsche Gedankenrevolution unmöglich gewesen; auch die Betrachtungsweise, welche unser Jahrhundert dem Alterthum entgegenbringt und die so sehr von der Popes und Voltaires abweicht, auch sie ist das Werk Winckelmanns und Lessings. Wenn nicht die Methode, so doch der Standpunkt, der heutzutage in der Naturwissenschaft der allgemein anerkannte ist, wurde zuerst von Goethe eingenommen. Die historischen Wissenschaften — und darunter begreifen wir nicht allein Staats- und Literaturgeschichte, sondern auch Theologie, Philologie, Archäologie und Jurisprudenz — haben während des ganzen Jahrhunderts unter dem Einflusse von Herders Evolutionsideen gestanden, haben sich diesem Einflusse auch heute noch nicht entzogen. Die vergleichende Linguistik, mögen wir sie nun als einen Zweig der Geistes- oder der Naturwissenschaften betrachten, hat noch nicht die Bahnen verlassen, welche W. von Humboldt und Bopp eröffneten; und die romanische Philologie hat bis jetzt ebenso wenig die Vaterschaft Diez' verleugnet, als die germanistische die Grimms. Das neue Fundament der Philosophie ist von Kant gelegt worden. Schillers Auffassung der Kunst hat sich immer mehr Anhänger gewonnen. Die Religionswissenschaft und die unbefangene Gesinnung, in welcher unsere Zeit die Geschichte des Christenthums behandelt, und welche sich so sehr von der Feindseligkeit des vorigen Jahrhunderts unterscheidet, dankt Europa den deutschen Jüngern Herders. Vor Allem aber die Bewußtheit, mit welcher der Individualismus — ein, wenn auf deutsche Weise verstanden,

conservatives Princip — noch hier und da der überwältigenden Fluth der Gleichmacherei unsrer Zeit widersteht, ist deutschen Ursprungs. Ebenso die Bewußtheit, mit der das Recht der genialen Anschauung — eines aristokratischen Princips — noch gegen die Alles erobernde Methode der Analyse und des Rationalismus aufrecht erhalten wird, eine Methode, die in ihren letzten Ergebnissen ja immer das demokratische Interesse fördern muß, weil sie sich an die allgemeinste der menschlichen Thätigkeiten wendet. Die Thatsache dieses Kampfes genügt, um zu beweisen, daß die Grundideen der deutschen Weltanschauung nicht ohne Widerspruch in Europa triumphirt haben. Und übrigens läßt sich kaum behaupten, sie hätten in Deutschland selbst triumphirt; denn auch da sind sie durch neue Strömungen bedeutsam modificirt und corrigirt worden, gerade wie sie ihrerseits die englischen und französischen Strömungen der Vergangenheit bedeutsam modificirt und corrigirt hatten. — —"

„Die Romantiker waren Leute, welche mit den ihnen durch die Epoche der Aufklärung ... gelieferten Waffen die Aufklärung bekämpften in Wissenschaft, Kunst, Ethik und Politik." Mit diesen Worten charakterisirt einer der begabtesten Junghegelianer, welche um 1830 gegen die Romantik aufstanden, Arnold Ruge, seine Gegner. In der That rief die Uebertreibung der romantischen Bewegung, wie es immer der Fall sein muß, eine starke Gegenbewegung hervor. Diese Reaction fand auf allen Gebieten des geistigen Lebens statt, wie ja auch die Romantik alle Gebiete der geistigen Thätigkeit ergriffen hatte. Das historische Princip war so auf die Spitze getrieben worden, daß es zu der Rechtfertigung jedes Mißbrauches und jedes Verbrechens der guten alten Zeit hergehalten hatte, ja zu Plänen und Bemühungen die Welt in jene gute alte Zeit zurückzuversetzen.

Hegel selbst ging nicht so weit. Er blieb bis zuletzt dem Ideal des modernen Staates und der protestantischen Religion treu. Feudalität und Katholicismus blieben ihm allezeit Dinge der Vergangenheit, welche durch keine Anstrengung wieder ins Leben zu rufen waren; aber er sah in dem büreaukratischen Staate Friedrich Wilhelms III. das krönende Ergebniß aller historischen Evolutionen, das Ziel, auf das die ganze Geschichte Deutschlands hingesteuert habe. Er betrachtete die „evangelische Union" Friedrich Wilhelms III., deren Zweck war, Reformirte und Lutheraner zusammenzubringen, als den letzten Ausdruck der religiösen Entwickelung seines Landes. Nun war aber diese Entwickelung — wenn wir der Identitätsphilosophie glauben sollen, die er modificirt, aber nicht aufgegeben hatte — nichts Anderes als die Entwickelung der Weltvernunft selber in Zeit und Raum; und er gab dieser Ansicht ihre philosophische Formel, wenn er erklärt: „Alles Seiende ist vernünftig und alles Vernünftige seiend", — eine wohl zu vertheidigende Theorie, wenn man nur Hegels Prämisse annimmt, nämlich daß seine dialektische Methode ein Denkproceß sei, identisch mit dem Proceß der Dinge an sich, welch letzterer hinwiederum nur der Proceß des sich selbst denkenden ewigen Gedankens sei. Denn Hegel hatte der Werdeidee Herders eine dialektische und metaphysische Form gegeben: die „immanente Negativität" der Dinge — d. h. daß jedes Ding sich ohn' Unterlaß selbst negirt, weil es sich ohn' Unterlaß verändert — ist in der Form des Gedankens dasselbe, was der Werdeproceß in der Erscheinungswelt ist. Auf dieselbe Weise hatte er es unternommen zu beweisen, daß das Christenthum dem Bewußtsein des Absoluten in seiner reinsten Gestalt, soweit Phantasie und Gefühl in Betracht kommen, Ausdruck gegeben habe, daß es folglich die absolute Religion sei, wie seine Philosophie natürlich die absolute Philosophie war. Zuletzt war er so weit gegangen, alle die verschiedenen Dogmen des Christenthums so zu deuten, daß sie Symbole seiner eigenen Philosophie wurden.

Dies forderte die Rebellion seiner bedeutendsten Schüler heraus. Strauß und Feuerbach, B. Bauer und A. Ruge trennten sich von ihm und bildeten den linken Flügel des Hegelianismus oder wie sie sich selber nannten, der „Junghegelianer". Strauß griff den Supernaturalismus sowohl als den theologischen Rationalismus mit den Waffen der historischen Forschung an in seinem „Leben Jesu", welches 1835 erschien. Hegels früheren Ideen getreu, stellte er in diesem denkwürdigen Buche den Ursprung des Christenthums als natürlich aus den Gedanken, Gefühlen und Zuständen der Zeit herausgewachsen dar, nicht als auf einen Schlag, durch einen Zauberstab geschaffen. Er zeigte, inwieweit Legende, Mythe und Volksphantasie an der Entstehung des Christenthums theilgenommen, indem er gleicherweise die übernatürliche wie die rationalistische Erklärung der Wunder, ebenso warm aber auch die ehrfurchtslosen Ideen des 18. Jahrhunderts bekämpfte, welche in allen Religionsgründern nur Thaumaturgen und Betrüger gesehen hatten. Er wurde so, zusammen mit F. C. Baur, der zugleich sein Vorgänger und Fortsetzer war, der Vater der neuen theologischen Schule, welche als die Tübinger Schule bekannt ist, während Feuerbach die theoretische Seite von Hegels Lehre noch strenger der von seinem Meister gelehrten dialektischen Methode unterzog, indem er das Wesen der Religion im Allgemeinen erforschte, und bald trat eine zahlreiche Schaar junger Denker in seine Fußstapfen. Eine Rückkehr zum gemeinen Menschenverstand in der Philosophie, zur Kritik in der Theologie war die Folge dieser Abwendung von dem Hohenpriester der „officiellen" Philosophie. Selbst auf dem Gebiete der heidnischen Mythologie stand der Geist der Aufklärung noch einmal auf gegen den Geist dämmernder Ahnung; und Voß wie Lobeck warfen Creuzer im Namen von Verstand und Vernunft den Handschuh hin.

Etwas Aehnliches erfolgte in der Rechtswissenschaft und der eigentlichen Geschichte. Savigny wie Eichhorn hatten gelehrt, daß unsere Zeit weder Beruf noch Befähigung zur Gesetzgebung habe; daß alle fruchtbare Gesetzgebung das Werk von Generationen sei; daß das römische Recht, welches noch in allen Ländern des Continents lebte, das deutsche Recht, welches noch in England vorherrschte, nur der Ausdruck des Geistes, der Sitte, der Ueberlieferung und örtlichen Bedingungen der Nationen sei. Schon zu Hegels Lebzeiten hatte sein beredtester Schüler, Gans, gegen die historische Schule die Rechte der Lebenden vertheidigt und zugleich auch die Rechte der Vernunft. Und inzwischen erschien die erstaunliche Entwickelung der friedericianischen und napoleonischen Gesetzgebung als lebendige Widerlegung der historischen Theorie, wenn sie so weit getrieben ward, wie es die Romantiker gethan hatten. Es war noch nicht eine Generation ins Grab gestiegen seit dem großen Werk Bonapartes, und der Code Napoléon erwies sich schon als unausreißbar festgewurzelt in Frankreich. Ja, das nichtpreußische Deutschland betrachtete diese einfache verständige Gesetzgebung, welche so sehr gegen seine eigenen mannichfaltigen, verwickelten und veralteten Gesetze abstach, mit dem Auge des Neides. Wohl hatte Napoleon seinen Code civil sowohl als seinen Code pénal und seinen Code de procédure — wie Friedrich II. dreißig Jahre vorher sein weniger umfassendes Landrecht — aus Bruchstücken früherer historischer Gesetzgebung zusammengesetzt, genau wie seine neue Verwaltung nur die der alten Monarchie in einer Verkleidung war. Doch dies wurde eben von dem Geschlechte von 1830 noch nicht klar eingesehen: es war noch überzeugt, diese ganze neue Organisation sei aus des Kaisers Haupt, wie Minerva aus dem Jupiters, gesprungen und er habe sie ausschließlich gemäß den abstracten Grundsätzen der Gerechtigkeit und Nützlichkeit gestaltet. An allen deutschen Universitäten bestieg das Naturrecht, d. h. die rationalistischen Rechtstheorien, wie sie das 18. Jahrhundert seit Thomasius gelehrt, wieder die Katheder und vindicirte die Rechte der Vernunft gegen den Absolutismus der historischen Schule, über welche Goethe sich in so geistreicher Weise zum Voraus lustig gemacht hatte:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie wälzen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh' Dir daß Du ein Enkel bist,
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."

Zahlreiche Geschichtsschreiber schlugen die Wege der neuen rationalistischen Rechtsschule ein. Deutschland ward mit Geschichtswerken überschwemmt, welche die ganze Vergangenheit mit Beziehung auf die Gegenwart behandelten und sich nicht begnügten die Thatsachen zu erzählen, sondern dieselben vom Standpunkte der französischen Liberalen oder der französischen Republikaner jener Tage commentirten. Rottecks und Welckers großes Staatslexicon, welches ganz unter dem Einflusse des formellen französischen Constitutionalismus geschrieben war, wurde die Bibel der neuen liberalen Doctrinäre, die überall in Deutschland auftraten und in den kleinen Kammern von Karlsruhe und Darmstadt die großen rednerischen Turniere von Paris unter der Restauration und Louis Philipp nachmachten. Wenn der praktischste aller Staatsmänner, wenn Lord Palmerston naiv glaubte, das Recept einer parlamentarischen Verfassung, reinlich geschrieben auf weißem Papier, könne in Spanien und Griechenland arbeiten wie das Gebilde der Jahrhunderte, welches die brittische Constitution heißt, in England arbeitet, so waren die deutschen Professoren von 1830 gewiß zu entschuldigen, wenn sie wähnten, sie könnten diese zarteste und abnormste Regierungsform in ihre bureaukratischen Staaten einführen. Hatten die französischen Constitutionsfabrikanten, Benjamin Constant an ihrer Spitze, dieselbe nicht für festländischen Gebrauch hergerichtet?

Indeß gab es eine Partei die noch weiter ging als die Constitutionellen. „Jung-Deutschland" — so nennen wir die Gruppe jugendlicher Schriftsteller, geboren um das Jahr 1810, welche gegen 1830 in die Fußstapfen Börnes und Heines traten — Jung-Deutschland blieb nicht bei der Repräsentativmonarchie stehen, wie sie in der Philosophie nicht beim Deismus stehen blieben, obgleich Heine selber immer der Theorie eines beschränkten Königthums anhing und am Ende seines Lebens zu dem „einfältigen Glauben an den lieben Gott des gemeinen Mannes" zurückkehrte, wie er selber zu sagen pflegte. Laube und Gutzkow, Wienbarg und Ruge griffen das Christenthum und sogar das Hegelthum, in welchem sie groß geworden, mit der Heftigkeit der französischen Revolutionäre von 1792 an. Sie legten eine ausgesprochene Hinneigung zum Atheismus und Materialismus in der Philosophie, zum Jacobinismus in der Politik an den Tag; sie predigten sogar mit den Saint-Simonisten die Emancipation der Frauen und die Abschaffung des persönlichen Eigenthums. Sie nannten sich stolz „moderne" Geister. Sie erhoben Einsprache gegen jede Form der Aristokratie, der gesellschaftlichen sowohl als der geistigen. Der Staat sollte die eine Alles regelnde Macht werden, aber nicht der historische Staat, wie er im Laufe der Jahrhunderte emporgewachsen, sondern der moderne Staat aufgebaut nach den Vorschriften der Vernunft — oder Jean Jacques'; nicht einmal der Staat von 1790, sondern der demokratische von 1793. Die Stelle, welche bis dahin die Großen — Könige, Aristokraten, Genies — eingenommen, sollten fortan vom Volke eingenommen werden, das zum Helden der Geschichte und des öffentlichen Lebens werden sollte. Zugleich forderten sie, nicht nur für das Volk, sondern für sich selber, das Recht auf materiellen Genuß, ja auf Luxus; nicht die Gleichheit im Elend, sondern die Gleichheit im Wohlstand war ihr unerreichbares Ideal. Ihre Religion war die Wiederherstellung des Fleisches; Wissenschaft und Dichtkunst waren ihnen nur Mittel, um ihr neues Evangelium zu predigen und zu verbreiten. Ihr letzter und gefährlichster Schüler Lassalle, starb erst vor 15 Jahren, nicht ohne Deutschland sein verhängnißvolles Vermächtniß hinterlassen zu haben.

Börne und Heine, welche das erste Zeichen zu dieser Reaction zu Gunsten des Rationalismus gegen die Geschichte, und der französischen Idee gegen die deutsche gegeben hatten, gingen wie gesagt, nicht so weit. Heine war zu sehr Künstler, um von solchen Ausschreitungen nicht verletzt zu werden; Börne zu sehr Stoiker, um solche Ausschreitungen mitzumachen: sein Ideal war der unbestechliche Robespierre, nicht der Epikuräer Danton. Heinen lieferte die Politik wie die Religion, die Geschichte wie die Philosophie nur die Themata für seine dichterischen Variationen. In Wirklichkeit waren sie ihm so gleichgültig, als die religiösen Gegenstände der großen Kunstwerke der italienischen Renaissance den Künstlern, die diese Werke hervorgebracht haben. Trotz alledem waren es Börne und Heine, welche das Beispiel gegeben hatten. Heine selber hatte, wie ich schon bemerkt, der romantischen Schule angehört, ja er war der persönliche Schüler A. W. Schlegels gewesen. Er hatte mit zwei romantischen Tragödien angefangen, welche nur zu deutlich die Spuren des Einflusses seines Lehrers an sich tragen und es war ihm vorbehalten, im „Atta Troll" und im „Romanzero" das zu schaffen, was die Romantiker selber nie fähig gewesen waren zu schaffen: das ideale romantische Gedicht; selbst die so sehr anempfohlene Ironie Friedr. Schlegels fehlte nicht darin. Allein Heine war immer ein etwas undisciplinirter Schüler gewesen. Schon mit sechzehn Jahren hatte er sein Lied von den napoleonischen Grenadieren gesungen, welches mit der ganzen Richtung seines Lehrers im Widerspruch stand; und Sie wissen, wie er das Thema des Napoleoncultus in dem unvergleichlichen Prosagedicht vom „Tambour Legrand" darstellte. Nun vernachlässigte aber Deutschland eine Zeit lang Heine, den unsterblichen Dichter, für Heine den ephemeren Politiker und Philosophen — es gibt viele Ausländer, die das immer noch thun — und ließ sich von dem unwiderstehlichen Zauber einer Prosa und eines Verses, wie es sie seit den großen Tagen Goethes und Schillers nicht mehr gehört, dazu verführen, die dürftigste aller Lehren anzunehmen, während Börnes unerreichter Witz eine Zeit lang vergessen machte, daß sein politisches Ideal noch seichter war als das Heines.

Die befreiende Bewegung von 1813, die Erhebung der ganzen Nation gegen das fremde Joch, hatte unter der Inspiration der Romantik stattgefunden. Sie hatte die Gestalt eines Kreuzzugs angenommen, nicht allein gegen Napoleon und die Franzosen, sondern auch gegen Radicalismus, Demokratie und die kosmopolitischen Forderungen des 18. Jahrhunderts und der großen Revolution. Sie hatte sich an den christlich frommen Sinn, die deutsche Vaterlandsliebe, die feudale Treue gegen die angestammten Fürsten gewendet; und diese Gefühle waren noch sehr stark, als Börne und Heine gegen 1825 den Aspirationen des jungen Geschlechts Ausdruck gaben, welches die Härte des fremden Druckes nicht gefühlt und dem die staatliche Wirklichkeit, welche der begeisterten Erhebung von 1813 gefolgt war, nur bitterste Enttäuschungen gebracht hatte. Der schamlose Despotismus der Väter des Vaterlandes — meistens von Napoleons eigener Mache oder wenigstens doch Beförderung —, die kleinliche Tyrannei ihrer Werkzeuge und der religiöse Fanatismus oder die religiöse Heuchelei, welche schon angefangen hatten sich in den amtlichen Sphären Süddeutschlands zu zeigen, waren ganz genügend, die Jugend der romantischen Sache zu entfremden. Es war die Zeit, wo Grabbe seine Tragödie der „Hundert Tage" schrieb, wo Zedlitz sein Gedicht von der „nächtlichen Heerschau" des todten Cäsars dichtete, wo W. Müllers Griechenlieder und Mosens Polengesänge in den Straßen jeder deutschen Stadt widerhallten. Die Reaction zu Gunsten des Kosmopolitismus und des Humanitarismus gegen patriotische Einseitigkeit, und französischer Sympathien gegen deutsch-nationale Vorurtheile war zugleich eine halbe Rückkehr zu den Ideen, welche in den Zeiten Schillers und Goethes geherrscht hatten und deren Darstellung der eigentliche Gegenstand dieser Vorlesungen gewesen ist. Eine halbe Rückkehr sage ich, denn indem man der Aristokratie die Demokratie, dem Individualismus die Massen, den Ideen des Wachsens und Sichentwickelns das mechanische Machen des Staats und der Gesetze entgegenstellte, war man ja im Widerspruch mit der Weltanschauung Herders und Goethes. Aber in ihrem Kosmopolitismus und Heidenthum stand die Zeit ganz unter der Herrschaft des großen Humanitariers und des großen Heiden.

(Schluß folgt.)

Die Prinzessin von Bagdad.

Schauspiel in drei Aufzügen von Alexander Dumas.

Das Théâtre français, in dem es gewöhnlich so ruhig, sittsam und vornehm herzugehen pflegt, ist in jüngster Zeit wiederholt der Schauplatz sehr geräuschvoller und tumultuarischer Auftritte gewesen, und gerade bei den ersten Aufführungen von Stücken zweier der begabtesten und beliebtesten Autoren, Sardou und Dumas, ist im Hause Molières großer Skandal gewesen. Die lärmende Opposition gegen „Daniel Rochat" hat indessen eine andere Veranlassung gehabt als die, welche sich bei der ersten Vorstellung der „Prinzessin von Bagdad" erhoben hat. In dem Sardou'schen Stücke glaubte man eine reactionäre Tendenz, eine Opposition gegen die demokratischen Principien der augenblicklichen Regierung erblicken zu sollen, und die Motive zu diesem Theaterskandal lagen also außerhalb des künstlerischen und dramatischen Gebietes. „Die Prinzessin von Bagdad" dagegen enthält nicht die geringste Anspielung auf politische oder religiöse Streitfragen des Tages, und die Unzufriedenheit, die sich, wie es scheint, in höchst ungeziemender Weise am ersten Abend Luft gemacht, hat lediglich dem Stücke selbst gegolten. Man hat Anstoß genommen an der Hauptscene des Stückes, die als „zu stark", und das soll wohl heißen als unsittlich, bezeichnet worden ist.

Jetzt, da das Buch gedruckt vorliegt*), sind wir Alle in den Stand gesetzt, die Berechtigung dieser Kritik zu prüfen. Wenn ich aufrichtig sein soll, sie erscheint mir so nicht richtig formulirt. Jene Scene ist an sich nicht verwegener als viele andere in den modernen französischen Stücken, sogar in den Stücken von Dumas selbst. Sie ist im theaterüblichen Sinne des Wortes auch nicht unsittlicher, da in Wahrheit nichts Verwerfliches geschehen ist, nichts Verwerfliches geschieht, und es zweifelhaft erscheint, ob überhaupt etwas Verwerfliches geschehen wird, da nur der Schein des Strafbaren vorhanden ist, dem durch eine Lüge für den Augenblick die Bedeutung der Wirklichkeit gegeben wird. Aber gerade diese Lüge scheint mir der wahre Stein des Anstoßes gewesen zu sein. Die Situation ist also nicht kecker und nicht unmoralischer als manche andere starke Scenen, aber sie ist unwahr, und für solche Unwahrheiten besitzt das Publicum im Allgemeinen ungewöhnlich fein entwickelte Empfindungsorgane. Daher, glaube ich, rührt die Mißstimmung, die sich in Paris in tobender Weise Gehör verschafft hat, und die sich vielleicht auch anderwärts wieder vernehmbar machen wird.

Der Dichter aber hat wenig gethan, um dieser unangenehmen Möglichkeit die Stirn zu bieten; er hat sich nicht angestrengt, um durch den letzten Act auf Abhülfe zu sinnen und eine freundlichere Stimmung wieder hervorzurufen. Er ist nie sparsamer in seinen Mitteln gewesen, nie einfacher in der Erfindung von Situationen und Charakteren. Er hat vorausgesetzt, daß man das, was er bietet, einfach acceptiren wird, und er hat es verschmäht, das Angebot durch eine gefällige Umrahmung verlockender zu machen.

Betrachtet man im Vergleich zur „Prinzessin von Bagdad" das letzte Stück Dumas', „Die Fremde", so staunt man über die Mannichfaltigkeit und den Reichthum in den Figuren dieses letzteren, gegenüber der Einfachheit und Sparsamkeit, die in dem neusten Stücke obwaltet. Da ist der heruntergekommene Herzog, die stolze und vornehme junge Herzogin, die trotz ihres bürgerlichen Herkommens den wahren Adel, den Adel der Gesinnung und der Handlung vertritt; da ist der Vater, der gutmüthige, kurzsichtige, eitle, unendlich wahre Moriceau; da ist der geistvolle und höchst amüsante Skeptiker Remonin, da ist der prächtige Amerikaner Clarkson, da ist die eigenthümliche Erscheinung der Heldin selbst, jenes seltsamen Racegeschöpfes, das sich in den Kopf gesetzt hat, für seinen Theil den Racekampf des Halbblutes gegen die Weißen, die sich die Herren dünken, durchzukämpfen; da ist die Marquise, eine der bestgezeichneten Pariser Weltdamen, die überhaupt in den französischen Stücken vorkommen; da sind mit einem Worte ein halbes Dutzend und mehr Personen, die vorübergehend oder dauernd das Interesse des Zuschauers in Anspruch nehmen. Und diese werden durch den Dichter in interessante, verwickelte, schwierige Situationen gebracht, denen wir mit ununterbrochener Theilnahme, mit wahrer Spannung folgen. Da kommt noch im letzten Acte durch das Dazwischentreten Clarksons ein neuer und unerwarteter Aufschwung in das ganze Stück. In der „Prinzessin von Bagdad" dagegen sind wir auf schmalere Kost gesetzt. Der Ehegatte, der nach der übereinstimmenden Ansicht aller andern im Stück auftretenden Persönlichkeiten ein Dummkopf ist, und der sich als solcher auch im Stücke geberdet, die Frau, die nicht blos eigenthümlich, die geradezu unbegreiflich ist, der Dritte, der der Liebhaber werden möchte, ein geheimnißvoller, finsterer Millionär, der in dem Stücke nur eine einzige, ebenso gewagte, wie ungehörige Handlung begeht, — das ist Alles. Von den beiden Freunden, die vollkommene Episoden sind, ist weiter nicht zu reden, ebenso wenig von dem sechsjährigen Kinde. Wem also von diesem unerfreulichen Dreiblatte soll das Publicum eine theilnahmvolle Gesinnung entgegenbringen, wem soll es seine Sympathien zuwenden? — Nach den Absichten des Dichters unzweifelhaft der Frau. Hören wir, ob dies möglich ist.

Es war einmal — man kann die Erzählung anfangen wie ein Märchen aus dem Morgenlande; denn wir verlassen in sehr Wesentlichem das Gebiet der Wirklichkeit und ergehen uns in märchenhaften Regionen — es war einmal ein Prinz. Dieser Prinz hatte zum großen Verdruß der Seinigen sehr geringe Neigung, sich ein Weib zu wählen. Um ihm den Geschmack dafür beizubringen, wurde er auf Reisen geschickt und kam auch nach Paris. Dort lernte er ein sehr hübsches Mädchen kennen, das in den traurigsten Verhältnissen heranwuchs. Die Mutter, die ein nicht zu qualificirendes Leben geführt, verkuppelte ihre siebzehn- oder achtzehnjährige Tochter, deren Vater unbekannt geblieben ist, dem Prinzen. So kam als Tochter des Prinzen und eines armen Mädchens aus schlechtester Familie Lionnette ans Licht der Welt. Der Prinz wurde später heimgerufen, verheirathete sich standesgemäß, wurde Vater einer zahlreichen Familie und bestieg nach dem Ableben des Vaters den königlichen Thron.

Lionnettens Mutter scheint sich mit ihrem Mißgeschick versöhnt zu haben; sie ist aus der königlichen Privatschatulle in wahrhaft fürstlicher Weise unterstützt worden und hat ihre Tochter Lionnette in verschwenderischem Luxus, in Saus und Braus auferzogen. Aus gewissen Andeutungen läßt sich ersehen, daß Lionnettens Mutter nicht aus der Art der biedern Großmama geschlagen ist. Lionnette selbst spricht von ihr, wie von einer Person, die sie verachten gelernt habe. Der König hat indessen an seine alte Geliebte eine Zeit lang eine gewisse Anhänglichkeit bewahrt und empfindet für sein uneheliches Kind, das er vor der Welt nicht anerkennen darf, die zärtlichste väterliche Zuneigung. Er läßt ihr nach wie vor reichliche Mittel zufließen, nachdem ihm die unerhörten Geldforderungen seiner früheren Geliebten bereits recht lästig geworden sind. Da stirbt der König. Er hat vor seinem Tode noch einer vertrauten Freundin zwei Millionen übergeben, von denen anderthalb Millionen Lionnette zufließen, fünfmalhunderttausend also der Freundin als Commission verbleiben sollen. Die Freundin ist liebenswürdig genug, die ganze Summe zu behalten, und der Besitz derselben kann nicht angefochten werden, da der König, der offenbar kein Jurist gewesen ist, diese ganze Transaction als eine durchaus vertrauliche unter vier Augen bewerkstelligt hat. Er hat es sich genügen lassen, Lionnetten davon zu sprechen; es wäre vielleicht einfacher gewesen, seiner Tochter selbst das Geld oder die Anweisungen zu übergeben.

Eine Weile vermag Lionnette das kostspielige Leben, an das sie gewöhnt ist, noch aufrecht zu erhalten. Denn ein junger wohlhabender Graf, Jean de Hun, verliebt sich bis über die Ohren in sie. Die Mutter des Grafen, die am besten weiß,

*) La Princesse de Bagdad. Paris, Calmann Lévy, Éditeur 3 rue Auber. 1881.

wie einfältig ihr Herr Sohn ist, widersetzt sich dem von diesem gefaßten Plane, Lionnette zu heirathen, mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen. Aber der Graf hört in seiner verliebten Leidenschaft nicht auf die Stimme der Vernunft, er überwirft sich mit seiner Familie und macht von dem Beneficium des Gesetzes Gebrauch. Nach den bewußten drei ehrerbietigen Anfragen heirathet er das junge Mädchen, das eine merkwürdige Mischung von Blut in sich hat: das Blut eines Königs und das einer Buhlerin. Dumas legt darauf besonderen Werth, um den eigenthümlichen Charakter der Lionnette naturwissenschaftlich zu erklären.

Lionnette hat ihren Mann nie geliebt; sie hat ihn geheirathet, weil ihre Mutter ihr gerathen hat, es zu thun. In den sieben Jahren der Ehe hat sich in dieser Beziehung nichts verändert. Ihr sechsjähriger Knabe, Raoul, scheint ihr ziemlich fern zu stehen. Er verbringt den Tag in der Gesellschaft der Gouvernante und Bonne und kommt zuweilen pflichtschuldig in den Salon, um seine Mama und seinen Papa zu küssen, und dann zu seiner Wärterin zurückzukehren. Lionnette selbst constatirt in einem ziemlich gewagten Worte, daß das Vorhandensein des Kindes in Bezug auf ihre Gefühle gar nichts beweist. „Cet enfant est la preuve vivante de votre amour pour votre mari," sagt man ihr, und sie erwidert darauf bei Seite: „Hélas! l'enfant ne prouve rien." Der Graf hat in den sieben Jahren der Ehe nicht das Geringste gethan, um sich die Zuneigung eines Weibes wie Lionnette zu erwerben. Er betet seine Frau an, kniet vor ihr nieder wie vor einer Heiligen, küßt ihr die Hände, erfüllt jeden ihrer Wünsche und denkt nur daran, seiner Frau zu Gefallen zu sein. Niemals erhebt er den geringsten Widerspruch, niemals versucht er, die Zügel in die Hand zu nehmen und seine Frau zu leiten. — Gerade dies Uebermaß von Nachgibigkeit und Güte ist es, was Lionnette immer in gemessener Entfernung von dem einfältigen und übertrieben gutmüthigen Manne hält. Sie lebt flott in den Tag hinein, ohne jemals zu rechnen, und die Folge davon ist, daß sie in nicht zu langer Zeit nicht nur das Erbtheil, das auf den Grafen von seinem Vater gefallen ist: acht- bis neunmalhunderttausend Franken, nicht nur die Pretiosen, die sie von ihrem königlichen Vater im Lauf der Jahre geschenkt erhalten hatte, nicht nur das mütterliche Erbtheil des Grafen, das rund zwei Millionen Franken betragen hat, verposamentirt, sondern auch noch unbefriedigten Forderungen im Betrage von 1,107,127 Franken 52 Centimes gegenübersteht. Wenn Alles, was vorhanden ist, zu Geld gemacht wird, so bleiben dem Grafen viermalhunderttausend Franken ...

„Kapital?"

„Nein, Schulden!" berichtet der Geschäftsfreund.

Das ist die ziemlich lange und verwickelte Vorgeschichte, die wir im Laufe des Stückes erfahren. Als sich der Vorhang zum erstenmal hebt, ist also der Graf durch Lionnette ruinirt. Lionnette sieht ein, daß es ihr nicht möglich sein wird, sich in bescheidenere Verhältnisse zu schicken, und sie proponirt daher das einfachste Mittel, sich aus der Affaire zu ziehen: in einem wohlverschlossenen Zimmer ein Kohlenbecken anzustecken. Der Geschäftsfreund schlägt ein weniger gewaltsames vor, und ein logischeres. Sie besitzt Briefe von ihrem verstorbenen Vater, und der königlichen Familie ist es unangenehm, diese Papiere in den Händen der illegitimen Tochter zu wissen. Sie läßt daher durch den Geschäftsfreund Lionnetten das Anerbieten machen, die Briefe herauszugeben gegen Zahlung von einer halben Million. Ich bitte beiläufig, diese Summe zu beachten. Das würde ausreichen, um alle Forderungen der Gläubiger zu decken; denn das Deficit beträgt nur viermalhunderttausend Franken. Es würden also noch hunderttausend Franken übrig bleiben, abgesehen von einer unveräußerlichen Jahresrente im Betrage von zehntausend Franken, die dem Grafen nach einer testamentarischen Bestimmung zusteht. Aber Lionnette weigert sich, auf das Anerbieten einzugehen. Die halbe Million lockt sie nicht. Sie ist sentimental; sie sagt: es mache ihr Spaß, die Briefe ihres Vaters von Zeit zu Zeit wiederzulesen, und das Vergnügen könne ihr nicht bezahlt werden. Also wird schließlich doch wohl nichts Anderes übrig bleiben als das bewußte Kohlenbecken.

Da tritt ein geheimnißvoller Fremder in die Action ein. Der Mann heißt Nourvady. Sein Vater, der frühere Chef eines großen Bankhauses in Wien, hat ihm die Kleinigkeit von vierzig Millionen Franken hinterlassen.

Vierzig Millionen! — Die Summen, mit welchen Dumas in seinen Stücken um sich wirft, sind immer kolossale; man merkt ihm an, daß er der Sohn des Verfassers des „Grafen Monte-Christo" ist. In der „Fremden" verkauft Herr Moriceau sein Geschäft um die Kleinigkeit von zwanzig Millionen Franken, Mrs. Clarkson besitzt eine ganze Stadt, Noëmi-City. Hier haben wir bis jetzt mit folgenden Summen rechnen müssen: Die Mutter des Grafen Jean de Hun hinterläßt sechs Millionen, vier Millionen ihrer Tochter, zwei Millionen dem Grafen Jean, mit dem sie in Unfrieden gerathen war. Von seinem Vater erbte derselbe acht- bis neunmalhunderttausend Franken. Der König bestimmt anderthalb Millionen seiner Tochter und fünfmalhunderttausend Franken der treuen Freundin. Diese zwei Millionen werden von der Freundin behalten. Eine Million Schulden wird gleich nach dem Tode der alten Gräfin, als Graf Jean die Erbschaft antritt, abbezahlt. Die Schulden betragen beim Beginn des Schauspieles rund: elfhunderttausend Franken. Für die Briefe bietet die königliche Familie eine halbe Million. Ein Freund des Grafen, der im Stück erscheint, ist ein armer Schlucker, der nur eine Million besitzt. Nourvady dagegen verfügt, wie gesagt, über die Bagatelle von zwei Millionen Rente. Eine gewisse Großartigkeit läßt sich diesen Zahlen nicht absprechen.

Nourvady tritt also an die bedrängte Lionnette heran und hält ihr ungefähr folgenden Speech — jetzt glauben wir wirklich eine Geschichte aus „Tausend und eine Nacht" zu lesen: „Sie haben in den Champs Élysées ein Hotel bemerkt, das soeben erst vollendet ist; die elegante Façade hat Ihnen gefallen, und das hat mir genügt, um den Wunsch zu hegen, daß dies Hotel von keinem Andern als von Ihnen bewohnt werde. Ich habe dies Hotel so elegant wie möglich einrichten lassen. Sollten die Umstände Sie veranlassen, in einem Jahre, in zwei Jahren, in zehn Jahren oder morgen Ihr eigenes Hotel zu verkaufen, so denken Sie gefälligst an das Haus in den Champs Élysées, das bisher noch Niemand bewohnt hat. In den Remisen warten die Wagen, in den Ställen die Pferde, in den Vorzimmern die Diener auf ihre Herrin. Die Thür, zu der dieser Schlüssel gehört, öffnet sich nur für Sie. (Er legt einen Schlüssel auf den Tisch.) Sie werden die Thür ohne Schwierigkeit finden, denn sie trägt Ihre Initialen. Sobald Sie über die Schwelle geschritten sein werden, stehen alle Thüren Ihnen sperrangelweit offen. Im Salon finden Sie eine arabische Kassette von wunderbarer Arbeit. Dieselbe enthält eine Million geprägten Goldes, das für Sie besonders gemünzt worden ist. Es ist jungfräulich unberührtes Gold, wie das Gold sein muß, das Ihre kleinen Hände berühren sollen. Sie können ganz nach Gefallen aus dieser Kassete schöpfen; wenn sie leer ist, füllt sie sich durch einen geheimnißvollen Mechanismus wieder von selbst."

„Il y a un secret!" — Ich sagte es ja, wir sind in „Tausend und eine Nacht": „Sesam öffne dich!" — „Ihre Besitztitel," fährt der Mann fort, „befinden sich in dem Schrank. Sie sind vollkommen ausgefüllt; Sie brauchen nur Ihren Namen darunter zu setzen. Selbstverständlich sind Sie dafür keinem Menschen auch nur zu dem geringsten Dank verpflichtet. Sie sind freie und unumschränkte Herrin aller Ihrer Handlungen. Morgen werde ich den Tag in diesem Hotel zubringen, um mich zu vergewissern, daß Alles in gutem Zustande ist, um Sie zu empfangen. Ich werde nur dann zurückkehren, wenn Sie selbst mir den Befehl ertheilen, wiederzukommen — oder zu bleiben."

Auf diese wohlgesetzte Rede antwortet Lionnette ganz correct damit, daß sie den Schlüssel aus dem Fenster wirft. „Ich erlaube mir," sagt Nourvady, „Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Fenster auf Ihren Garten hinausgeht und nicht auf die Straße. In dem Garten wird so ein Schlüssel bisweilen

wiedergefunden." Darauf verbeugt er sich und geht und Lionnette resumirt ihre Gefühle in dem einen Worte: „Der Unverschämte!"

Nourvady läßt es aber nicht dabei bewenden, der Dame, die er liebt, das Hotel mit Wagen, Pferden, Dienern ꝛc. und einer arabischen Kassete mit einer Million frisch geprägten Goldes anzubieten; er bezahlt auch heimlich sämmtliche Schulden der gräflichen Familie. Ueber die Mittel, ein Weib an sich zu fesseln, läßt sich schwer streiten, aber dieses von Nourvady gewählte erscheint mir allerdings unter den absonderlichen als eines der eigenthümlichsten. Eine Liebesgeschichte damit einleiten, daß man eine Frau in der allerempfindlichsten Weise compromittirt: in der Geldsache, daß man so und so viel Lieferanten, die ja nicht dümmer sind als andere Leute, zu Mitwissern einer Handlung macht, die, wenn sie nicht die größte Zartheit, die ruchloseste Unzartheit ist, eine geliebte Frau vor ihrem Gatten, vor ihren Freunden, vor ihren Dienern blosstellen — Nourvady, der sehr reich ist, hat vielleicht in dieser Beziehung schon merkwürdige Erfahrungen gesammelt — aber dem mit fünf Sinnen begabten gewöhnlichen Sterblichen, der nicht über vierzig Millionen verfügt, will dies Verfahren nicht recht einleuchten.

Die unausbleiblichen Folgen machen sich auch sofort bemerklich. Der Graf erfährt, daß die Schulden seiner Frau von Nourvady bezahlt worden sind und nimmt natürlich an, daß nur der Geliebte sich eine so unerhörte Frechheit herausnehmen kann. Er geräth in besinnungslosen Zorn und überhäuft seine Frau, die von der ganzen Sache zunächst nicht eine Silbe versteht, mit den äußersten Schmähungen. Vergeblich versucht Lionnette zu Worte zu kommen; der Graf bleibt dabei, daß sie die Geliebte Nourvadys sei. Er stürzt vor Wuth schäumend davon. Lionnette sieht ihm achselzuckend nach und resumirt ihre Gefühle wieder in dem einen Worte: „Der Dummkopf!"

So sehen wir also am Ende des ersten Actes die Heldin zwischen zwei Männer gestellt, die von ihr selbst, und mit Recht, bezeichnet sind: der eine als ein Unverschämter (insolent), der andere als ein Dummkopf (imbécile).

Der zweite Act spielt in dem geheimnißvollen wunderschönen Hotel, das Nourvady der Gräfin angeboten hat. In dichter Verschleierung begibt sich Lionnette dorthin, nebenbei vielleicht aus weiblicher Neugier, in der Hauptsache aber jedenfalls, um Nourvady seine unverantwortlichen Handlungen vorzuwerfen. Nourvady vertheidigt sich, seine Argumente sind indessen wenig überzeugend, können es auch der Natur der Sache nach nicht sein. Was er gethan hat, ist eben nicht zu rechtfertigen, und selbst der Geist Dumas', der sonst in der Vertheidigung blendender Paradoxe das Scharfsinnigste leistet, hat diesmal das Unmögliche nicht plausibler zu machen vermocht. Die Unterhaltung, in welcher Nourvady eine ziemlich klägliche Rolle spielt, neigt sich ihrem Ende zu. Lionnette will das Haus unbemerkt, wie sie es betreten, wieder verlassen, da wird stürmisch geläutet und an die Thür gepocht. Der Graf ist Lionnette gefolgt und er besitzt den eigenthümlichen Geschmack, die Untreue seines Weibes, die er nun für gewiß hält, sofort möglichst stadtbekannt zu machen. Er ist also zum Polizeicommissar gerannt und hat diesen zur Constatirung der Thatsache, daß sich seine Frau mit Nourvady unter verdächtigen Umständen in der fremden Wohnung aufhalte, requirirt.

Während nun zwischen Nourvady in dem verschlossenen Salon und dem Polizeicommissar vor der Thür die Frage, ob die Thür zu öffnen sei oder nicht, debattirt wird, hat Lionnette einen ganz curiosen Einfall. Sie sagt sich: „Was! Mein Mann glaubt an meine Untreue? Er hat kein Vertrauen zu mir? — Nun gut: dafür soll er büßen!" Und sie zerreißt ihren Schleier, öffnet ihr Kleid, löst ihre Haare und wirft sich in einer zu allen möglichen verdächtigen Deutungen geeigneten Positur auf ein Polster. Da wird die Thür gewaltsam geöffnet. Es erscheinen der Commissar und der trübselige Gatte, begleitet von einigen Agenten der Sicherheit. Der Commissar nimmt zu Protocoll, daß er die Beiden zusammen getroffen hat. Vergeblich betheuert Nourvady auf sein heiliges Ehrenwort, daß die Gräfin vollkommen unschuldig sei. Sie straft ihn Lügen und sagt kaltblütig: „Wozu diese Komödie? Sie sehen, in welchem Zustande Sie mich treffen. Der Herr ist mein Geliebter."

Das ist die Scene, bei der in Paris der Tumult ausgebrochen ist. Ich kann hier nur wiederholen, was ich zu Anfang gesagt habe: daß nicht die Unsittlichkeit derselben den Widerspruch aufgestachelt haben wird, sondern vielmehr die Unrichtigkeit. Die weibliche Natur ist allerdings unberechenbar, gerade so unberechenbar wie die männliche, aber eine Frau, die sich nichts vorzuwerfen hat, die, um ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben, mit einem Manne zusammentrifft, dessen großartige Anerbietungen verschmäht, — eine solche Frau soll, weil ihr Mann durch den ungewöhnlich verdächtigen Schein geblendet ist und weil er ihr nicht das volle Vertrauen schenkt, ohne an sich, ohne an ihren Mann, ohne an ihr Kind zu denken, auf einmal die fabelhafteste aller Komödien spielen, soll sich vor dem Polizeicommissar in einer langen Erklärung als ein ehrloses Wesen hinstellen, als ein Weib, daß sich ohne Liebe, lediglich der Gewinnsucht wegen preisgibt — das ist doch etwas gar zu absonderlich, um glaubhaft zu sein, um uns zu ergreifen und zu erschüttern. Wenn das ein großartiger Zug sein soll, dann stehe ich mit dem Pariser Publicum vor einem ungelösten Räthsel. Ich verstehe diese Lionnette einfach nicht, und auch die Mischung ihres Blutes gibt mir keine genügende Erklärung für ihr unerklärliches Vorgehen.

Der dritte Act führt uns in das Hotel des Grafen zurück. Er trifft seine Vorbereitungen zur Abreise. Er will zunächst Nourvady bezahlen und ihn dann tödten. Lionnette trifft ihrerseits ebenfalls ihre Vorbereitungen zur Abreise. Sie empfängt Nourvady; sie läßt sich ihren Reisemantel, ihren Hut und ihre Handschuh bringen und steht im Begriff mit Nourvady davonzugehen, um nunmehr in Wahrheit dessen Geliebte zu werden, als der kleine Junge dazwischentritt und in jener instinctiven Ahnung, die der Kindheit oft eigen ist, die Mama beschwört, nicht auszugehen oder ihn mitzunehmen. Sie will das Kind vertrösten und drängt der Thür zu; aber der Kleine klammert sich an sie fest. Da tritt Nourvady, den dieses Schauspiel auf das Allerunangenehmste berührt, heftig an die Beiden heran, ergreift ziemlich unsanft das Kind und schiebt es so gewaltsam bei Seite, daß es zu Boden fällt. Da, als die Mutter ihr Kind regungslos vor sich sieht, erwacht urplötzlich in ihr das starke Muttergefühl, das das Ungeheuerliche der ganzen Situation in grellster Beleuchtung zeigt. Da stürzt Lionnette auf Nourvady los, packt ihn an der Kehle und droht ihn zu erwürgen. Sie nimmt den Kleinen auf, bedeckt ihn mit Küssen; Nourvady wird durch einen discreten Freund entfernt, und der hinzutretende Gatte vernimmt nun die Betheuerung ihrer Schuldlosigkeit. Er glaubt ihr, und die Familie ist versöhnt.

Das also ist das Dumas'sche Stück, das im dramatischen Aufbau, der hier in strengeren Verhältnissen gehalten ist als vielleicht in irgend einem seiner andern Stücke, das auch im Dialog, der zum Theil ganz ausgezeichnet ist, die Hand des ungewöhnlich begabten Dichters erkennen läßt. Aber es ist ein höchst unerquickliches Stück, unerquicklich in allem Wesentlichen, in der Handlung, in den Motiven, in den Charakteren. Dumas hat hier eine wahre Scheu vor dem, was allgemein als natürlich, gewöhnlich und richtig betrachtet wird. Alles muß ungewöhnlich sein. Nourvady muß, um reich zu sein, gleich vierzig Millionen besitzen. Er muß ein guter Schütze sein. Es wird angeführt, daß er fünfzig Tauben hintereinander im Fluge schießt und auf zwölf Kugeln elfmal ins Schwarze trifft. „Il est bizarr, cet homme," sagt der Eine von ihm, und der Andre nennt ihn: „Un personnage à part." Lionnette ist ebenfalls nach einer Charakterisirung Dumas': „ce qu'il y a de plus étrange au monde." Wie sollen wir mit so abnormen Wesen uns auf einen gemüthlichen, vertraulichen Fuß stellen? Und Alles, was geschieht, steht völlig außerhalb des Gebiets unsres Empfindens und Fassens. Wer schenkt heutzutage Hotels, die vollständig eingerichtet sind, und läßt obenein noch eine Million Franken in Gold dazu schlagen, in der delicaten Absicht, daß das Geld noch von keiner Hand berührt sei! Und wenn ein Mann diese zarte Aufmerksamkeit besitzt, wird er dann

in compromittirender Weise die Schulden für die Frau zahlen? Und welches Weib, das schuldlos ist, wird sich als Schuldige bekennen, blos weil es sich durch das Mißtrauen des Mannes gekränkt fühlt, des Mannes, dessen Thorheit ihr wohlbekannt ist? Und welche Sympathien endlich wird uns der Mann einflößen, der sofort zum Polizeicommissar läuft, damit die Schande seiner Familie wo möglich in den Polizeibericht kommt? Das sind, wie mir scheint, höchst unerquickliche Dinge, und es ist zu bedauern, daß ein Mann von dem großen Talente Alexander Dumas' sich gerade mit diesen befaßt hat. Paul Lindau.

Künstlerische Veröffentlichungen aus Wien.

Wien steht in Bezug auf Reichthum und Werth einer gewissen vornehmen Art künstlerischer Publicationen immer noch in deutschen Landen in erster Linie. Vor Allem sind es die edlen Techniken des Kupferstichs und der Radirung, welche dort gepflegt werden, und wie das Prachtwerk über die dortigen Monumentalbauten, welches die Buchhandlung von Wentzel und Lehmann erscheinen läßt, in Deutschland seines Gleichen sucht, so kann man Aehnliches von den Veröffentlichungen aus den dortigen Galerien sagen, welche theils von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, theils als Privatunternehmen von der H. O. Miethke'schen Kunsthandlung ausgehen. Es lohnt sich wohl, von Zeit zu Zeit auf diese schönen Veröffentlichungen hinzuweisen, und so will ich heute mit den reichen Gaben der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst beginnen.

Von der prächtig ausgestatteten Zeitschrift die „Graphischen Künste" ist kürzlich der zweite Jahrgang durch das dritte und vierte Heft vollendet und vom dritten Jahrgang das erste Heft ausgegeben worden. Unter sachkundiger Redaction von Dr. Oscar Berggruen hat diese Zeitschrift rasch einen glänzenden Aufschwung genommen, den sie dem Umstande verdankt, daß sowohl die heutigen Künstler wie die Meister der klassischen Kunstepochen eingehend berücksichtigt und durch eine Fülle trefflicher Illustrationen veranschaulicht werden. Diese bildlichen Beilagen sind zu gleicher Zeit wahre Muster der verschiedensten reproducirenden Techniken, denn neben der Radirung, dem Kupferstich und dem Holzschnitt finden wir Heliogravüren, Zinkographien und Lichtdrucke, so daß schon dadurch den Darstellungen eine ungewöhnliche Mannichfaltigkeit und hoher malerischer Reiz verliehen wird. Dazu kommt eine reiche Anzahl von Initialen und Vignetten, die dem prachtvoll ausgestatteten, typographisch glänzenden Werke den Charakter künstlerischer Vornehmheit verleihen. Von den selbstständigen Aufsätzen genügt es die wichtigeren hervorzuheben. Unter diesen stehen in erster Linie im zweiten Jahrgang ein Aufsatz von Dr. Hugo von Tschudi über Corregios mythologische Darstellungen, illustrirt durch Radirungen und Stiche nach der Leda, Jupiter und Antiope, sowie Zinkographien nach der Danae, Ganymed, der Schule Amors und den drei Grazien. Ein anziehendes Gegenstück dazu bildet Max Rooses mit einem Aufsatz über Rubens' mythologische Darstellungen, der ebenfalls mit einer reichen Zahl vorzüglicher Illustrationen geschmückt ist. Mit Interesse wird man die derben Grazien des Flanderers mit den beweglicheren des italienischen Meisters, das Kraftstrotzende des Einen mit der erregten Nervosität des Anderen vergleichen. Aber auch die heutige Kunst ist ausgibig berücksichtigt. Außer kleineren Artikeln des Herausgebers über Eduard Willmann, Eduard Mandel, mit einem vortrefflichen von Jasper gestochenen Bildniß des berühmten Meisters, ferner über Hermann Steinfurth und über die vervielfältigenden Künste auf der Pariser Weltausstellung von 1878 bringt derselbe einen größeren Aufsatz über Arnold Böcklin, welcher mit sechs größeren und mehreren kleineren Radirungen von Hecht nach den Meisterwerken des Künstlers in der Schack'schen Galerie aufs Reichste illustrirt ist. Mit einem Lebensabriß des genialen schweizer Künstlers verbindet sich eine ebenso gerechte als feinsinnige Würdigung seiner Schöpfungen, deren hohe und gewaltige Idealität freilich nicht selten ins Wunderliche ausartet, aber dafür auch sich freihält von den banalen und platten Wegen, auf welchen vielfach die moderne Kunst mit breitem Behagen dahinzieht. Mit Recht sagt der Herausgeber von der grandios unheimlichen Meeresidylle Böcklins, daß „sie allein hinreichen würde, den Namen ihres Urhebers in der Geschichte der Kunst unserer Zeit dauernd zu erhalten; wer solch ein Werk geschaffen, der kann dem unbefangenen Urtheil kommender Tage ruhig entgegensehen."

Ein schweres Unrecht aber fügt der Verfasser der Vaterstadt des Künstlers zu, und nur eine ganz oberflächliche Wahrnehmung kann es verschuldet haben, daß er die Stadt Basel poesielos und nüchtern nennt, und von dem öden Eindruck spricht, den die durchaus materiell, ja banausisch und philisterhaft zugestutzte Lebensführung der Bewohner hervorbringe. So weit geht er in seiner Abneigung, daß er sogar den Rhein, der in so majestätischem Bogen seine grünen Fluthen an der originellen und alterthümlichen Stadt vorbeiwälzt, mürrisch und reizlos findet. Wohl mag Jemand, der unmittelbar aus dem lustigen lachenden Wien kommt, die ernste Lebensführung der Baseler nüchtern finden. Wer aber nicht blos an der Oberfläche haftet, wird sehr bald erkennen, daß in Basel von früheren Zeiten bis in unsere Tage hinter dem geschäftlichen Ernst sich eine Gesinnung birgt, die man am allerwenigsten als banausisch und philisterhaft bezeichnen darf, denn von jeher hat es dort nicht an Männern gefehlt, die das Ideale zu pflegen wußten und keinen Augenblick anstanden bedeutende Opfer dafür zu bringen. Denn wie viele Städte von etwa fünfzigtausend Einwohnern gibt es, die aus eigenen Mitteln blühende wissenschaftliche Anstalten von der Bedeutung der Baseler Universität unterhalten, sammt allen dazugehörigen Instituten, Bibliotheken, naturwissenschaftlichen Sammlungen, Laboratorien u. dgl.? Und was die Pflege der Kunst betrifft, so hat es seit Bonifacius Amerbachs Zeiten dort nie an warmherzigen Förderern derselben gefehlt, wie nicht blos eine Anzahl von Privatsammlungen, sondern vor Allem die reichen Schätze der öffentlichen Galerie mit ihren Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen bezeugt. Erwarb doch das Museum zu Basel noch vor wenig Jahren den Steinhäuser'schen Apollokopf, abgesehen von manchen andern Jahr für Jahr sich erneuernden Anschaffungen, bei denen Böcklin selbst mit mehreren seiner schönsten Werke vertreten ist, wie denn auch für das Treppenhaus des Museums ihm der Auftrag zu drei großen Freskobildern ertheilt wurde. Und wo ferner findet sich eine Stadt, in welcher ein einzelner Mann, wie der verstorbene Merian, aus eigenen Mitteln Millionen auswendet, um eine prächtige Kirche aufführen zu lassen, wie die Elisabethkirche in Basel? Ebenso darf sich das dortige Künstlerhaus getrost neben den ähnlichen Bauten anderer Städte sehen lassen. Ich könnte noch hinzufügen, daß in Basel auch die edelsten Gattungen der Musik sich einer nicht minder glänzenden Pflege erfreuen; doch wird das Gesagte genügen, um den ungerechten Vorwurf, der aus Unkenntniß gegen die Stadt geschleudert wurde, zu entkräften.

Gern wende ich mich zu Erfreulicherem, indem ich den Inhalt der ersten Lieferung des dritten Jahrganges skizzire. Wir haben hier zunächst vom Herausgeber einen werthvollen Aufsatz über Anselm Feuerbach, der mit seinen reichen Illustrationen die Fortsetzung der Publication der Galerie Schack bildet. Von Werken des Künstlers sind beigegeben Hafis am Brunnen, die Madonna mit musicirenden Engeln und die köstliche Gruppe der badenden Kinder, radirt von W. Krauskopf, das anmuthige Idyll aus Tivoli, radirt von Hecht, und ein Selbstporträt Feuerbachs in einer Radirung von Jasper. Alle diese größeren und kleineren Blätter sind von einem Reiz der Ausführung, von einer malerischen Kraft und duftigen Weichheit, daß sie die coloristische Bedeutung der Originale aufs Schönste zur Geltung bringen. Weiter finden wir eine prachtvolle große Radirung von Hecht nach einem Mönch von Lenbach, sodann einen Aufsatz von Dr. Wibiral über Kriehubers lithographisches Werk, illustrirt durch heliographische Nachbildungen von drei interessanten Werken des berühmten Zeichners und Lithographen. In geschmackvoller Auswahl sind dazugefügt mancherlei Illustrationsproben aus den zur Besprechung gelangten Werken, von

denen nur ein effectvoller Lichtkupferstich nach einer weiblichen Figur (das Gefühl) von Makart und die prachtvolle Unger'sche Radirung nach dem Bohnenfest der Kasseler Galerie von Jan Steen erwähnt werden mögen. Die „Graphischen Künste" stehen ohne Frage unter den Kunstzeitschriften des In- und Auslandes an Reichthum des Inhalts, Geschmack der Ausführung und Schönheit in erster Linie. Es ist eine wahre Freude diese Blätter durchzusehen, denen man den Eingang in alle kunstsinnigen Kreise wünschen muß.

Daneben veröffentlicht dieselbe unermüdlich thätige Gesellschaft mehrere Reihenfolgen großer Publicationen, und zwar ein Galeriewerk moderner Künstler und ein solches älterer Meister. Von den ersteren nenne ich Knaus' „Schusterjungen" in einer Radirung von Raab, Kurzbauers „Ereilte Flüchtlinge" gestochen von Sonnenleiter, Pilotys „Maria Stuart" in einem Stich von Doris Raab. Aus der Galerie älterer Meister hebe ich hervor Palma Vecchios „Violante" gestochen von Burger, Rubens' herrliches „Venusfest" von Sonnenleiter, Correggios Ganymed von Wagenmann, und als Pendant dazu desselben Meisters „Jo und Jupiter", gestochen von Lindner. Man darf sagen, daß diese Stiche zum Schönsten gehören, was neuerdings die Kunst des Grabstichels hervorgebracht hat, und daß die Gesellschaft durch sorgfältige Pflege dieser edelsten Gattung vervielfältigender Kunst sich ein großes Verdienst erwirbt.

Mit alledem noch nicht zufrieden publicirt sie noch als besonderes Werk die Galerie von Budapest, die ehemals bekanntlich als Esterhazygalerie unter den Sammlungen Wiens einen hervorragenden Platz behauptete. Die erlesensten Bilder dieser an Meisterwerken reichen Sammlung werden in stattlichem Format in Radirungen veröffentlicht, an welchen sich eine Reihe tüchtiger Künstler betheiligen. Es sind die großen Meister des Colorits, auf welche es hier in erster Linie abgesehen ist, denn keine andere Technik ist für deren Wiedergabe geeigneter als diese, da sie mehr auf malerische Wirkung als auf plastische Formbezeichnung ausgeht. Die holländische und brabantische Schule, aber auch die spanische, an deren Werken die Galerie einen besondern Schatz besitzt, kommen dabei vorzüglich zur Geltung. So finden wir denn in Radirungen von Wörnle, Doby, Greux, Rauscher und Eißenhardt in den beiden zuletzt erschienenen Lieferungen je vier meisterlich ausgeführte Blätter, von denen wir namentlich den „Dorfarzt" vom jüngeren Teniers, eins der feinsten Werke dieses Malers, die Landschaft von Jacob Ruysdael mit den prachtvollen Eichen und der träumerischen Stimmung eines von Schilf umkränzten Gewässers und die grotesken „Zechbrüder" von Brouwer in erster Linie hervorheben. Daran reiht sich ein prächtiger Ribera von gewaltiger Kraft der Wirkung, „das Martyrium des heiligen Andreas", sowie von Murillo eine idyllisch gemüthliche Flucht nach Aegypten. Ein sehr schönes Blatt ist auch „die Verklärung der Maria" nach Tiepolo, während Dominichino durch ein stattliches Kardinalporträt, Lucidel durch ein in seiner Einfachheit anziehendes weibliches Bildniß vertreten ist. Die reiche Mannichfaltigkeit in der Auswahl, und die charaktervolle mit feinem Verständniß in meisterlicher Technik durchgeführte Wiedergabe dieser so sehr verschiedenen Werke gewährt der trefflichen Publication einen hohen künstlerischen Werth.

An diese schönen Unternehmungen schließe ich die Besprechung eines anderen Wiener Prachtwerkes, das an vornehmer Gediegenheit und opulenter Ausstattung jenem mindestens ebenbürtig dasteht: Die k. k. Gemäldegalerie des Belvedere in Radirungen von William Unger, mit Text von Karl von Lützow. Die Verlagshandlung von H. O. Miethke in Wien macht sich mit dieser wahrhaft fürstlichen Publication, welche im größten Imperialfolio erscheint, um die kaiserliche Sammlung hoch verdient, denn in demselben Augenblicke, da man ihren Schätzen die durch Sempers geniale Kraft entworfenen Museen als würdige Räume errichtet, tritt die köstliche Sammlung in meisterlichen Nachbildungen den weitesten Kreisen der Kunstfreunde näher. Bereits sind dreizehn Lieferungen zu je vier Blatt erschienen, in welchen nach den verschiedensten Seiten hin die großen Schätze der Galerie vorgeführt werden. Wir finden darin begreiflicherweise in erster Linie die großen Coloristen des 16. und 17. Jahrhunderts vertreten, wobei freilich die deutschen Schulen nur bedingt zur Geltung kommen, wie wir denn von Holbein nur das herrliche Porträt der Jane Seymour und ein anderes weibliches Bildniß, von Dürer das Brustbild Kaiser Maximilians I., dazu im Text sein Selbstporträt aus der Marter der Zehntausend und eine kleine Madonna, endlich ein männliches Brustbild von Amberger finden. Umfassender dagegen sind besonders die Venezianer, ein Tizian, Giorgione, Palma Vecchio, Tintoretto, aber auch Correggio berücksichtigt, von den Niederländern natürlich in erster Linie Rubens, van Dyk und Rembrandt, denen sich die bedeutendsten Genremeister, Landschafter, Marinemaler u. s. w. anreihen. Geschmackvolle Auswahl und reiche Abwechslung in der Anordnung verleihen dem Ganzen den mannichfaltigsten Reiz.

Die beiden kürzlich erschienenen Lieferungen 12 und 13 beginnen mit dem gewaltigen Bilde von Rubens, welches die Begegnung des Kaisers Theodosius nach dem Blutbad von Thessalonika mit dem h. Ambrosius darstellt, der ihn wegen dieser Grausamkeit von der Kirche ausschließt. Unger hat dies mächtige Bild mit seinen großartigen Charakteren, der stürmischen Gewalt der Empfindung und dem prachtvollen Reichthum der Farbenscala ungemein wirkungsvoll wiedergegeben. In dem folgenden Blatt, einem männlichen Brustbilde von Amberger, dem im Text noch ein zweites nach demselben Meister hinzugefügt ist, erreicht die Radirnadel die ganze Feinheit und Zartheit eines mehr zeichnenden als malerischen Vortrags, wie sie dem Gegenstand entspricht. Der Text erinnert daran, daß die Autorschaft Ambergers bei diesen Bildnissen nicht über allen Zweifel erhaben ist. Eine schöne Madonna Paolo Veroneses mit zwei weiblichen Heiligen, welche zwei knieende Klosterfrauen empfehlen, bringt das dritte Blatt, während das vierte ein großes Dogenporträt von Tintoretto vorführt.

Die folgende Lieferung beginnt mit der Seidenhändlerin von Franz van Mieris. Hier schlägt der nachbildende Künstler einen neuen Ton an, indem er den sammetartigen Schmelz, die duftige Weichheit, den intimen coloristischen Reiz dieses Meisterwerks zur vollen Erscheinung bringt. Minder ansprechend wirkt Tizians Ehebrecherin vor Christus, ein Bild, welches zwar in der Anlage, besonders in dem Kopf des Christus die großartige Auffassung des Cadoriner Meisters unverkennbar verräth, aber bei seinem unfertigen Zustande weniger ansprechend wirkt. Das dritte Blatt, welches nach Rembrandt das Porträt der Mutter des Meisters darstellt, ist wieder eins der schönsten der ganzen Reihenfolge und beweist, wie Ungers Kunst da am meisten zu Hause ist und ihre glänzendsten Wirkungen erreicht, wo es gilt, die ganz in Licht und Luft getauchten Gebilde der großen Holländer wieder zu geben. In dem letzten Blatt der vorliegenden Lieferung endlich bringt er eine Herbstlandschaft von Pieter Breughel dem älteren zur Ansicht, die ein interessantes Beispiel von den Compositionen dieses merkwürdigen Meisters, in dem wir einen der Begründer der nordischen Landschaft erkennen, zu charakteristischer Erscheinung bringt. Grade an Blättern wie dieses erkennt man, welch geistreicher, denkender Künstler William Unger ist.

Der Text von Lützows Hand gibt nicht blos in sorgfältiger und präciser Fassung Alles, was zur Erklärung der Bilder wünschenswerth ist, sondern er thut dies zugleich in anziehender und geschmackvoller Weise, so daß es ein Vergnügen ist einem solchen Erklärer zu folgen. Einen besondern Schmuck erhalten diese Blätter durch zahlreiche eingestreute kleinere Radirungen, ebenfalls nach Bildern des Belvedere. Die typographische Ausstattung, der Druck mit schönen Aldinen auf Büttenpapier, geschmückt mit zierlichen Kopfleisten und Vignetten, ist von höchster Noblesse. Mit Freuden sieht man, daß es in unserer Zeit kunstsinnige Verleger gibt, welche den Muth haben solche Werke zu unternehmen. Möge die Kunstliebe des Publicums solche Tendenzen kräftig unterstützen. W. Lübke.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Compagnon."

Lustspiel in 4 Acten von Adolph L'Arronge.

Aufgeführt auf dem Wallnertheater.

Seitdem L'Arronge das Gebiet der Posse, das er einst mit so vielem Erfolge gepflegt, verlassen — eine Undankbarkeit, die man im Interesse der Posse bedauern muß: denn diese verlor an ihm den besten ihrer noch lebenden Dichter —, um sich dem, wie er mit Unrecht anzunehmen scheint, höher stehenden Lustspiel zu widmen, hat er auch hier Erfolg an Erfolg gereiht, und die sonst so wandelbare Gunst der dramatischen Muse hat seinem Wirken mit einer eigentlich unerhörten Beständigkeit gelächelt. L'Arronge hat darin den Lohn für seine Selbsterkenntniß gefunden: dafür, daß er sich stets weise mit dem ihm Erreichbaren begnügt und nie über den Kreis des ihm Bekannten hinausgegriffen hat. In diesem herrscht er unbedingt; und mag derselbe auch enge sein: das Publicum folgt ihm doch gerne hinein und fühlt sich in ihm, anstatt beschränkt, behaglich. Der Grund dafür ist wohl schwerlich darin zu suchen, daß L'Arronge das eigentliche Bürgerthum und seine Häuslichkeit zum Rahmen seiner Dichtungen wählt, daß er also dem Publicum Gelegenheit gibt, sich selber auf der Bühne poetisch verklärt zujubeln zu können. Dieser häufig aufgestellte Satz hat allerdings viel Ansprechendes, allein er erschöpft, selbst zugegeben, daß er richtig ist, die Sache nicht: denn die Erfahrung lehrt, daß das Publicum sich mindestens ebenso gern das Leben höherstehender Klassen vorführen läßt — das Unbekannte lockt immer mächtig, und Jeder liebt es, sich in der Illusion wenigstens, in Zustände zu versetzen, wo schwellende Teppiche über den Staub des Alltagslebens gebreitet sind, und wo die Tausendmarknote noch keine Rolle spielt. Nur daß es eben selten Dichter gibt, denen solche Verhältnisse recht geläufig sind, und daß die meisten Versuche, jene zu schildern, wegen der kläglichen Unkenntniß des Geschilderten unharmonisch wirken. L'Arronge dagegen — das darf man bei der Beurtheilung seiner Erfolge nie vergessen — kennt den Boden, auf dem er sich bewegt, auf das Genaueste, und die Sicherheit, die ihm das gibt, der Eindruck des Wahren, den seine Stücke hervorbringen: das ist doch wohl das eigentliche Geheimniß des Beifalls, den er findet. Und dieses Beifalls kann man sich nicht genug freuen: denn ob seine Personen nun kleinbürgerlich sein mögen oder nicht, es sind doch Gestalten, die an unserem nationalen Leben, unseren modernen Verhältnissen wirklich Theil haben.

Allerdings weiß man ja, wenn man ein neues Stück von ihm sieht, immer schon im Voraus ziemlich genau, was man finden wird. Irgend einen Conflict im Familienleben, für den Außenstehenden eigentlich meist von nicht gerade aufregender Natur, aber anziehend durch die Einblicke, die er in das innere häusliche Leben gewährt. Man ist darauf vorbereitet, im Gespräch Küche und Dienstbotenfrage einen breiten Raum einnehmen zu sehen, und erwartet immer, unter den Requisiten der Regie auch die Pantoffeln und die Schlummerrolle, womit der Hausvater bestickt und behäkelt werden soll, zu finden. Und man läßt sich das ganz behaglich gefallen, denn die Art, wie der Dichter diese kleinen Kniffe und bekannten Praktiken verwerthet, ist immer lustig und zeugt, was die Hauptsache ist, ebenso immer von einer großen Bühnenkenntniß. In L'Arronges dramatischem Schaffen hat es bisher nur einen Punkt gegeben, wo das Publicum in der Regel stutzte und dem Dichter zu folgen zögerte: das war, wenn dieser ernst wurde. Solche Stellen sind im modernen Lustspiel immer höchst gefährlich: denn in der Regel führen sie, weil man dem Tragischen doch nun einmal ausweicht, zur falschen Sentimentalität. Als L'Arronge noch Possendichter war, da hatte er als ausgezeichnetes Hülfsmittel die Musik, welche die Stimmung über solche Punkte auf das Bequemste hinwegträgt; seitdem hatte er es sich angewöhnt mit jener Gefahr zu spielen, und in der That hatte ihn bisher die bewundernswerthe Sicherheit, womit er im kritischen Momente wieder den Humor zu finden weiß, jedes Mal „über Wasser" erhalten. Aber trotz alledem: unwillkürlich ängstigte man sich doch stets bei solchen Experimenten um das Schicksal des Stückes.

Im „Compagnon" — um nach dieser, vielleicht überlangen Recapitulirung auf die Novität selber zu kommen — hat es L'Arronge zum ersten Male ganz vermieden, sein Schiff durch jenes klippenreiche Fahrwasser hindurchsteuern zu wollen. Damit soll nicht gesagt sein, daß sein Stück nicht auch einen ernsten Kern bärge — selbst in der tollsten Posse dürfte wohl immer noch etwas davon zu finden sein — aber der Ton, den er von vorn herein anschlägt, ist ein so durchaus lustiger, daß der gebrochene Mollaccord diesmal dazu nicht hat stimmen wollen. Die Hauptperson des Stückes ist der bekannte allzu zärtliche Lustspielvater, einer von jener Gattung, die ihre Töchter eigentlich am liebsten selber heirathen möchten — und heirathen müßten, soll ihre Vaterliebe nicht, sobald das Kind das kritische Alter erreicht, zu Conflicten führen. Verschärft wird der Fall des guten Papa Voß — so heißt diesmal L'Arronges Object — dadurch, daß jener in dem Augenblick, wo er seine Tochter verheirathet, dem Mann derselben sein Geschäft abtritt und in der ungewohnten Muße sich zwischen das junge Paar natürlich doppelt lästig einzudrängen sucht. Mit Paragraph sechs des Cessionsvertrages — einer wichtigen Nummer, die durch ihre stete Wiederkehr in dem Gemüthe eines alten Studenten heitere Reminiscenzen an den in seiner Einfachheit so großartig weisen Paragraph elf des Biercomments weckt — beginnt das Stück. „Also Paragraph sechs" — sagt Vater Voß, als sich am Hochzeitsmorgen der Vorhang über der letzten geschäftlichen Conferenz zwischen Schwiegersohn und Schwiegervater erhebt, und verliest den Satz, worin ausgesprochen wird, daß er als Compagnon in der Fabrik verbleibt, dem Manne seiner Tochter jedoch die alleinige Firmirung überträgt und sich jeder Disposition über das Geschäft ausdrücklich begibt. Gleich nach der Hochzeit sollen die jungen Leute — die nicht einmal einen kleinen Ausflug machen dürfen — eine Wohnung in dem Haus der Eltern beziehen, der Schwiegersohn, Schumann, wird gleichzeitig das Geschäft übernehmen. Als er sich — wohl in einer düsteren Vorahnung — erkundigt, womit denn der noch so rüstige Schwiegervater seine Zeit hinbringen wolle, vertröstet ihn dieser damit, daß er das Gut Falkenberg, das sich so schlecht rentire, selbst bewirthschaften werde. Auch mit dem Gute hat es eine eigene Bewandtniß: Voß hat dasselbe einem entfernten Verwandten, dem Spiritushändler Winkler, abgenommen, als dieser sich einmal in Geldnoth befunden. Seitdem ist ihm dieser Handel sehr leid geworden, und jede Erwähnung desselben bringt den etwas hitzigen Mann außer sich. Winkler Sohn lernen wir übrigens noch im Lauf des ersten Actes kennen. Ein höchst selbstzufriedener, gemüthlicher Mensch, der sich, da ihm sonst nichts fehlt, eine unglückliche Liebe zugelegt hat — das heißt, eine von der bequemen Sorte, bei der einem Essen und Trinken vorzüglich schmeckt — und nach Goethes Vorschrift seinen Seelenschmerz in das ungefährliche Reservoir rothgebundener Goldschnittlyrik ableitet, innig überzeugt, daß nun Heine nicht mehr der einzige Sänger der Liebe ist. Ein hübsch erfundener Zug ist der, daß der junge Winkler alle berühmten Schriftsteller mit der Uebersendung seiner Gedichte heimsucht und fortwährend die höflichen Antwortschreiben dieser Herren mit sich herumschleppt, jeden Augenblick bereit sie jedem Beliebigen vorzulesen — was immerhin noch menschlicher ist, als wenn er seine eigenen Poesien vortrüge. So ist er so glücklich, wie ein Mensch es sich nur wünschen kann, plant eine zweite Sammlung, da die Druckkosten ihm, dem reichen Spiritushändler, ja nicht zu schwer fallen, und macht sich nur hin und wieder ein wenig Gewissensbisse, daß er über seiner „unglücklichen Liebe" den Spiritus zu sehr vernachlässigt. Er kann ja auch eigentlich ganz vergnügt sein: er wird nicht verschmäht — keineswegs! er ist nur unglücklich, weil er findet, daß er, Ferdinand

Winkler, Behrenstraße 1, erste Etage, Inhaber des ersten Geschäfts am Platz, nicht „Mutter Lerche", die stadtbekannte Obsthökerin, Schwiegermutter nennen kann. Zu der Erhöhung der Hochzeitsfeier denkt er durch eine gereimte Ansprache an das junge Paar beizutragen und kommt erst nach der Suppe zum Diner, weil er vorher noch zu memoriren hatte — um zu erfahren, daß die Vögel ausgeflogen sind, sich gleich nach der Trauung der ängstlichen Liebe des Schwiegervaters durch heimliche Flucht entzogen haben.

Der zweite Act zeigt den Conflict schon ziemlich entwickelt. Bei jenem ersten Versuche, sich selbständig zu machen, haben es Schumann und seine Frau natürlich nicht bewenden lassen; und der Aerger des alten Herrn wird noch durch allerlei hypochondrische Grillen, die er in der Müßigkeit seines neuen Rentnerlebens recht behaglich auffüttern kann, verstärkt. Er sieht in „Herrn Schumann", wie er den Schwiegersohn stets nennt, schon den persönlichen Feind, in seiner Tochter Adele das geknechtete Lamm, und da Schumann sich von ihm nicht viel gefallen läßt und ihn, so wie er ihn im Geschäft zu hofmeistern sucht, durch einen Hinweis auf den ominösen Paragraph sechs abtrumpft, so muß der übrige Hausstand, vor Allem die Köchin, die von Papa Voß fortwährend controlirt und gehetzt wird, den Aerger entgelten. Endlich werden dann die Zustände unerträglich. Voß gewöhnt sich immer mehr daran, das Leben seiner Schwiegerkinder zu theilen, und als er schließlich sogar seine Mittagsruhe bei ihnen abzuhalten anfängt, sieht Schumann ein, daß nur eine Trennung Hülfe schaffen kann, und miethet rasch entschlossen eine Wohnung in der Kurfürstenstraße — ungefähr eine Meile von seinen Schwiegereltern entfernt. Seine Frau, der er das Berechtigte seiner Beschwerden schnell klar zu machen weiß, übernimmt es, den Vater vorzubereiten. Allein die Neuigkeit entfährt ihr allzu schnell, und der Alte, außerdem noch gereizt, weil Schumann, den bisherigen Gepflogenheiten des Geschäfts zuwider, mit Credit arbeitet — ein unerträglicher Gedanke für den alten Fabrikanten, der nie in seinem Leben „quer geschrieben", seinen Namen auf Wechseln sehen zu müssen — begrüßt seinen Schwiegersohn und Compagnon mit den bittersten Vorwürfen. Als dieser ruhig erwidert, daß auf Grund des Paragraph sechs und seines Ehecontractes in beiden Fällen unbedingt das Recht auf seiner Seite sei, läßt sich Voß soweit hinreißen, daß jenem ein sofortiger Umzug geboten erscheint. Das wird denn auch ausgeführt — auf unserer Bühne wohl ein bisher nie geschauter Anblick: die Dienstmänner, welche Stühle, Tische, Sophas und Pianino forttragen, die Portièren und Bilder abnehmen, kurz die Bühne im Handumdrehen völlig kahl machen. Nur eine große Kiste voll Lichter bleibt zurück, die Voß eben erst seiner Tochter geschenkt, und welche er nun im hellen Zorn als sein Eigenthum beansprucht. Auf ihr nimmt er, seine gerahmte Photographie in der Hand, die er auch noch dem räumenden Hausknecht entrissen, mitten in dem leeren Raume Platz, um seinen Aerger gegen sein Bild auszusprechen. Der nun folgende Monolog ist entschieden die Perle des Stückes: die Scene gehört zu jenen, die sich durch ihre Einfachheit, durch das frappant charakteristische Zusammenstellen von Situation und Stimmung gewissermaßen als ein plastisches Bild der Erinnerung unverlöschlich einprägen. Sie wird Jedem, der das Stück gesehen hat, sobald er an dasselbe denkt, zunächst vor die Seele treten — was immer das deutlichste Kennzeichen eines wirklichen dramatischen Momentes ist. Diese Scene: der alte, weinerlich zornige Mann, der, in der leeren Stube auf der Kiste sitzend, sein Porträt anspricht, wird jedenfalls in kurzem in den Aushängekasten der Photographen zu sehen sein. Der alte Voß, sein Bild in der Hand, ereifert sich immer mehr, besonders das Lächeln des Gesichtes darauf, diese unzerstörbare Heiterkeit bringt ihn außer sich. Die Anrede an sein Bild, deren Ton sich fort und fort sehr glücklich steigert, ist vortrefflich, obwohl sie freilich unvermeidlich Reminiscenzen an die Pagodenscene im Narciß wachruft. Wenn der Höhepunkt erreicht wird, und man jeden Augenblick erwartet, den Rahmen in die Ecke fliegen zu sehen, erscheint auf einmal die „Mutter Lerche". Man fragt sich nicht lange, wie sie eigentlich zu dem alten Voß kommt, weshalb sie ihn hier sucht, in der leeren Wohnung, wo ihn Niemand vermuthet — man fühlt, daß jetzt die Krisis eintritt, daß hier die Hülfsconstruction, um mich mathematisch auszudrücken, in Anwendung kommt, die Nebenhandlung, die „unglückliche Liebe" Winklers, nun in die Haupthandlung einmündet, und dem Schwiegervater seine Thorheit sichtbar und greifbar bewiesen werden wird. „Mutter Lerche" hat erfahren, was ihre Tochter krank macht — nämlich die Liebe zu dem poetischen Spiritushändler, hat erfahren, daß dieser jene wieder liebt, und was ihn abhält, sich zu erklären. Und sie hat ihren Entschluß gefaßt. Sie will den jungen Leuten den Weg zu einander, den ihre Existenz versperrt, frei machen und kommt zu Voß, um diesen zu bitten, er möge ihrem Sohn, der, in seinem Geschäft angestellt, die sitzende Lebensweise des Kaufmanns nicht vertragen kann, das Gut Falkenberg zu verwalten geben. Auf die Einwendung, daß der Sohn ja von der Landwirthschaft nichts verstehe, erwidert sie, daß sie ihn anlernen wolle, und setzt schließlich dem immer aufmerksamer werdenden Voß ihre Lage auseinander und erklärt ihm, warum sie fort muß. So lernt dieser, daß es einen Augenblick gibt, wo die elterliche Liebe auf den ersten Platz im Herzen und im Leben des Kindes verzichten muß. — Der Schlußact zeigt, wie gut die Lehre gefruchtet hat. Voß sucht die Aussöhnung mit seinem Schwiegersohn, indem er diesen zugleich versichert, daß er nach Falkenberg übersiedeln und die Lücke in seinem Leben durch Cultivirung seines Gutes ausfüllen werde. Daß auch Winkler sich endlich — und zwar noch ehe er von Mutter Lerches Abreise erfahren — entschließt, seinen Ehrgeiz seiner Liebe zu opfern, daß er um seine Luise anhält und erhört wird, daß er auf den Ruhm, Heine nachzufolgen, verzicht leistet, sich gewissenhaft dem Geschäft widmen und anstatt der Poesie Speck hineinnehmen zu wollen erklärt — das ist nur noch ein lustiges Accessorium, ein als selbstverständlich erwarteter Schluß der Handlung.

L'Arronges Stück wurde mit großem Beifall aufgenommen. Die ersten Acte, reich an glücklichen Einzelheiten, hatten das Publicum in die wünschenswerthe Stimmung versetzt, und die zweite Hälfte des Lustspiels, welche die Wirkung eigentlich doch nicht mehr steigern konnte, steigerte doch wenigstens die Heiterkeit und den Applaus. Einzelne Scenen und Wendungen wurden mit dem dankbarsten Gelächter belohnt, die Darsteller wurden mehrfach bei offener Scene, bei den Actschlüssen auch der Dichter gerufen, am Schluß sogar zu wiederholtem Erscheinen genöthigt. Daß die Darstellung eine vortreffliche war und das Beste leistete, um das Stück zu tragen, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Als Vertreter der Hauptrolle, des August Voß, war Herr Engels, der sonst beinahe ausschließlich das Grotesk-Komische spielt, ausgezeichnet gewählt. Mochte auch Manches in seinem Wesen zu jugendlich und zu fahrig, in seinem Spiel Manches ein wenig chargirt sein, so war doch gerade er durch sein Naturell geeignet, die Erscheinung des Vater nicht allzu schwer auffassen zu lassen — noch dazu vor einem Publicum, das sich überhaupt seinen Engels nicht leicht in einer ernsten Situation denken kann. Frau Schmidt, Frl. Meyer, in einer Episode Frau Walter-Trost, wurden ihren Aufgaben völlig gerecht — Frau Carlsen that für die undankbare Rolle der „Mutter Lerche" ihr Möglichstes. Herr Blencke entledigte sich des Ferdinand Winkler mit jener Bonhommie und jener Drastik, die ihm so natürlich steht, die Herren Kadelburg, Guthery, leisteten, jeder an seinem Platz, Tüchtiges. Besondere Erwähnung verdient Herr Lebrun, der seine Episode, den bissigen, empfindlichen Bruder des Voß, natürlich und charakteristisch bis in die Spitzen seines borstig zugeschnittenen Schnurrbarts spielte. — Ernestine Wegener, die in dieser Aufzählung den letzten Platz findet, war gestern Abend vielleicht die Hauptperson: unschätzbar für das Stück durch ihre Mitwirkung, und dem Publicum, das die Langentbehrte gar nicht herzlich genug begrüßen konnte, die willkommenste Erscheinung. Sie spielte das Dienstmädchen Marie, eine Art Lubowska in diesem Stück, das man übrigens vielleicht auch „Meine Leopoldine" nennen könnte, im ostpreußischen Dialekt, den sie spricht,

als hätte sie ihn von Kindesbeinen an gelernt, und gab ihre Rolle so naturwahr und dabei doch so liebenswürdig und graziös, daß beinahe jedem ihrer Worte der Beifall des Auditoriums folgte. Neben dem Dichter trug sie die Lorbeeren des Abends — und man darf das wörtlich nehmen — davon.

Carl Groddeck.

Notizen.

Die politischen Geheimnisse haben sich seit einiger Zeit in seltener Fülle gehäuft und den Tagesauguren viel Kopfzerbrechen verursacht. Kaum war der englische Botschafter Goschen wie ein Meteor durch Berlin gezogen, ohne daß man recht wußte, warum er kam und was er davontrug, so stellten die officiösen Vorstöße gegen Gambetta, die fast an die heikle Periode der Wasserstrahlen nach außen erinnerten, den Scharfsinn der Diplomaten und Publicisten auf eine neue harte Probe. Was Herrn Goschen angeht, so kannten die Berichterstatter in den verschiedenen europäischen Hauptstädten die Mysterien seiner sogenannten Mission natürlich viel besser als er selbst. Man ließ ihn dem Reichskanzler den orientalischen Standpunkt klar machen, worauf Bismarck den hochmüthigen Engländer mit allerlei höflichen Redensarten an die Thür gesetzt habe. Dazu wollte allerdings der gastfreundliche Empfang, der Herrn Goschen sowohl am kaiserlichen und kronprinzlichen Hofe wie auch im Hause des Fürsten Bismarck zu Theil geworden war, nicht recht stimmen. Aber damit sollte nur den überklugen Deutungen zufolge der zwischen den Mächten klaffende Zwiespalt vor den Augen des Publicums nothdürftig vertuscht werden. Die Anglophoben hieben aller Orten auf die englische Anmaßung, die eine verdiente Lection erhalten haben sollte, unbarmherzig los. Daß diese phantastische Darstellung, die zu dem wirklichen Sachverhalte paßte wie die Faust aufs Auge, die ohnehin zum Widerstande geneigte Türkei noch mehr ermuthigen und die Friedensstiftung erschweren mußte, war für Leute, welchen die Politik als solche vollkommen gleichgültig ist, von nebensächlicher Bedeutung. Auch der Eindruck in London, wo man im Gegentheil eine Verständigung mit Deutschland und vor Allem die Wahrung des europäischen Concerts im Auge gehabt hatte und nunmehr den Angriffen einer ganzen Schaar spottsüchtiger Federn ausgesetzt war, konnte dem Vergnügen dieses publicistischen Sports keinen Abbruch thun. Frankreich dagegen, das nach der landläufigen Auffassung sich mit den conservativen Mächten auf Du und Du gestellt hatte, wurde mit Artigkeiten überschüttet. Wie groß war aber das Erstaunen, als im ministeriellen Lager ein Feuerlärm ertönte, der den Philister um so mehr aufschreckte, als zuerst Niemand wußte, auf wen er eigentlich gemünzt war. Aeußerlich galten die Warnsignale der von dem Störenfried Gambetta drohenden Gefahr. Die Cherburger Rede vom vorigen August war trotz aller nachträglichen Correcturen selbstverständlich nicht vergessen. Aber Niemand begriff, warum die Fanfare gerade jetzt erklang, wo die französischen Stimmen sich gemäßigter vernehmen ließen und die Aussicht auf eine längere Friedensaera soeben im Abgeordnetenhause von berufener Seite verkündet war. Dies zu ergründen wollte nicht sogleich gelingen. Offenbar indeß sollte vor Allem der französische Minister des Auswärtigen gestützt werden, von welchem, als er die Rundschreiben veröffentlicht hatte, die mit Frankreichs eigener Politik in der griechischen Frage seit dem Sommer vorigen Jahres so scharf ins Gericht gegangen waren, der Pariser Boulevardwitz in Erinnerung an die schlimme Pariser Bluthochzeit sarkastisch gesagt hatte, er, der Minister wäre die Bartholomäusnacht, die St. Barthélemy des Hilaire gewesen. Der Calembourg hatte ihn auch sonst nicht geschont und seine nach Athen gerichteten Philippiken in dem Axiom resumirt: On ne pourrait dégraisser la Turquie pour engraisser la Grèce! Dagegen habe er in Konstantinopel mit Rücksicht auf die bekannte hellenische Magerkeit nicht kräftig genug un peu de graisse pour la Grèce verlangt. Auch der hiesige griechische Gesandte, Herr Rangabé, hat sich inmitten des kritischen Augenblicks Geistesgegenwart genug für das feine schon in einem schweizerischen Blatte, wenn auch ohne Angabe des Urhebers, citirte Wort bewahrt, Frankreichs letzte diplomatische Kundgebungen hätten den bekannten lateinischen Spruch umgekehrt, und es müsse jetzt heißen: Si vis bellum, para pacem! Hoffentlich wird es aber doch nicht zum Kriege kommen und des französischen Ministers gutgemeinte Friedensstiftung am Goldenen Horn wie in der Nähe der Akropolis eine günstige Stätte finden. Die Unterstützung der Mächte wird ihm nicht fehlen und gewiß mit größerem Geschick, als der Initiative Frankreichs beschieden war, zur Geltung kommen. Herr Barthélemy St. Hilaire galt aber auch für eine Art persönliches Unterpfand des Friedens im Occident. Gambetta sollte seinen Sturz planen und das neuliche Votum der Kammer war gerade durch seine Einmüthigkeit verdächtig erschienen. So wird man vielleicht einen Griff unter die Schultern, wie die Franzosen sagen, zur Kräftigung der Position des gefährdeten Ministers für nützlich gehalten haben. Ob Gambetta dadurch wirklich in seinem unterirdischen Treiben gestört wurde, muß die Zeit lehren. Das französische Volk will jedenfalls ersichtlich jetzt den Frieden, und wenn es Deutschland einig und wachsam findet, so wird das wankelmüthige Land auch den Präsidenten Gambetta gegen die abenteuerlichen Gelüste seiner Hintermänner ohne Zweifel aus guten Gründen schützen.

* * *

Die Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig gibt soeben den Schlußband (IV) von K. Biedermanns großem Werke **„Deutschland im achtzehnten Jahrhundert"** aus. Derselbe behandelt die Sturm- und Drangperiode, die Anfänge Schillers, die wissenschaftliche Bewegung seit 1740 und die allgemeinen Bildungszustände in der zweiten Hälfte des Jahrhunders. Die vorhergehenden Bände, die schon längst vergriffen sind, werden in nächster Zeit in einer zweiten, verbesserten Auflage folgen. Da der erste im Jahre 1854 herausgekommen ist, liegt eine derartige Ueberarbeitung des früher Erschienenen entschieden in dem Interesse des Buches, zu dessen glücklicher Vollendung nach so langen Mühen wir dem Autor aufrichtig Glück wünschen. In einem halben Menschenalter ändert sich gar Vieles — die Art, wie der Verfasser seinen Stoff ansieht, die Stellung, die das Publicum zu demselben nimmt — vor Allem aber wird doch wohl an wissenschaftlichem Material Manches an das Licht gefördert worden sein, was nun aufgenommen werden muß. An ein so umfänglich geplantes Werk legt man eben nie die letzte Hand. — Eine eingehende Besprechung des Buches gedenken wir nach Erscheinen der ersten Bände in zweiter Auflage zu veröffentlichen.

* * *

Gebr. Kröner in Stuttgart geben unter dem Titel **„Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee"** eine neue Abtheilung ihres Prachtwerkes „Unser Vaterland" heraus. In die Abfassung des Textes haben sich Edm. Höfer und O. Rüdiger getheilt, die Illustrationen zeichnet Gustav Schönleber im Verein mit einer Reihe anderer namhafter Künstler. Von den 22 Lieferungen, auf die das Ganze angelegt ist, liegen die drei ersten vor; sie entsprechen in der gediegenen Reichhaltigkeit ihrer Ausstattung vollkommen den bereits erschienenen Theilen der Sammlung.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Die in der vorigen Nummer dieses Blattes von A. T. Brück angeführte Parallele einer Stelle aus Weißenbachs Gedichten mit einer sehr ähnlich lautenden in meinem „wilden Jäger", betreffend die kurze Schilderung des Kruzifixes, ist auch mir psychologisch sehr interessant. Ich kann Sie aber versichern, daß ich weder den Gedanken noch seine Form irgend woher entlehnt habe; es kann aber auch keine Reminiscenz sein, denn ich habe Weißenbachs Gedichte nie gelesen, ja ich muß gestehen, daß mir dieser Dichter bisher nicht einmal dem Namen nach bekannt war.

Mit freundlichstem Gruß

Ihr ergebener

Berlin, den 12. Februar 1881. Julius Wolff.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Soeben erschien in deutscher Ausgabe:

Das Assommoir.

Roman

von

Emile Zola.

44 Bogen. Preis *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Zur Lessings-Feier 15. Februar.

Soeben erschien:

Lessings Vermächtniß.

Preis 80 Pf.

Kuh'sche Buchhdlg. in Reichenbach i. Schl.

Für feinere gesellige Kreise.

Das hochinteressanteste Gesellschaftsspiel ist jetzt wohl das von einer dem Oldenburger Hofe nahestehenden Dame erfundene

Neueste Orakelspiel zur geselligen Erheiterung

von **L. P.**

— Preis nur 50 ₰. —

Zu den Antworten (Orakeln) sind Aussprüche unserer Dichter gewählt. Bei Einsendung von 50 ₰ in Marken nach allen Gegenden franco. 7 Expl. liefere für *M.* 3.—

Bültmann & Gerriets Nachf. in **Varel.**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Hillebrand,

Aus dem

Jahrhundert der Revolution.

8. 24 Bogen. Preis *M.* 6.—

Inhalt: 1. Montesquieu. 2. England im 18. Jahrh. 3. Fr. Albergati. 4. Katharina II. u. Grimm. 5. 1789. 6. Henry Costa de Beauregard. 7. Madame de Rémusat und Napoléon Bonaparte. 8. Metternich. 9. Nach einer Lectüre.

(Zeiten, Völker und Menschen. Band V.)

Früher erschienen von derselben Sammlung:

Bd. I. Frankreich u. die Franzosen. 3. verm. Auflage. II. Wälsches u. Deutsches. III. Aus und über England. IV. Profile.

Preis jedes Bandes *M.* 6.—

Karl Elze,

Lord Byron.

2. vermehrte Ausgabe.

gr. 8. 31¾ Bogen. Preis *M.* 6.—

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Zu Lessing's 100. Todestage.

Vor Kurzem erschien im Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart:**

Lessing als Reformator der deutschen Literatur

von

Kuno Fischer.

Kl. 8. 2 Bände. *M.* 8.—, gebunden *M.* 10.—

Erster Band: **Lessing's reformatorische Bedeutung. Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti.** *M.* 4.50.

Zweiter Band: **Nathan der Weise.** 3. neu bearbeitete Auflage. *M.* 3.50.

Im Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** erschienen soeben:

Auerbach, B., Brigitta. Eine Erzählung. 2. Auflage. *M.* 4.—. Eleg. geb. *M.* 5.20.

Fischer, Kuno, Lessing als Reformator der deutschen Literatur. 2 Bände. I. Bd. Lessings reform. Bedeutung. Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti. *M.* 4.50. — II. Bd. Nathan der Weise. 3. vermehrte Auflage. *M.* 3.50. — Beide Bände in einem eleg. Leinwandbd. *M.* 10.—

Greif, Martin, Gedichte. 2. vermehrte Auflage. *M.* 3.—. Eleg. geb. *M.* 4.50.

Hellwald, Fr. v., Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit 36 Voll- und vielen Textbildern, Karten etc. *M.* 20.—. Eleg. geb. *M.* 24.—

Homers Odyssee von **J. H. Voss. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781** mit einer Einleitung von Michael Bernays. Mit 4 Blättern der Vossischen Handschrift in Facsimile und 3 Tafeln. *M.* 8.—. Eleg. geb. *M.* 11.—

Lenaus sämmtliche Werke. Historisch-illustrirte Ausgabe mit einer biographischen Einleitung. 2 Bände. *M.* 10.—. Eleg. geb. *M.* 13.—

Sybel, H. v., Kleine historische Schriften. 3. Band. *M.* 10.—

Neue Lieder von Eduard Lassen.

Soeben erschienen im Verlage von **Julius Hainauer,** Kgl. Hofmusikhandlung in **Breslau:**

Eduard Lassen,

Op. 71. Sechs Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Preis *M.* 3.50.
Inhalt: Die grossen stillen Augen (B. Scholtz). Sei stille (H. Nordheim). Ich seh' dich heut zum ersten Mal (Hamerling). Mit den Sternen (Hamerling). Mondmythus (Lingg). Des Woiwoden Tochter (Geibel).

Op. 72. Sechs Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Preis *M.* 3.50.
Inhalt: Das Aelternhaus (Claus). Heimath und Liebe (Claus). O selig (Hamerling). Reisebild (Hamerling). Gebet auf den Wassern (Strachwitz). O willkommen (Rob. Prutz).

Vor Kurzem sind erschienen:

Eduard Lassen, Op. 69. **Sechs Gedichte von A. Schöll für gemischten Chor.** Part. u. Stimmen *M.* 4.50.

Friedrich Spielhagen's

neueste Dichtung „Angela"

welche gegenwärtig im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheint wird **neu hinzutretenden** Abonnenten gegen Einsendung der Abonnements-Quittung

gratis und franco nachgeliefert.

Abonnements für den Monat März

auf das **täglich zweimal** in einer **Morgen-** und **Abend-Ausgabe** erscheinende

Berliner Tageblatt

nebst seinen **3** Beiblättern

illustrirtes Witzblatt **„ULK"**, belletristische Wochenschrift **„Deutsche Lesehalle"** und **„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"**,

werden zum Preise von nur **1 Mk. 75 Pf.** für **alle 4 Blätter** zusammen

von allen Reichspostanstalten jederzeit entgegen genommen.

Man beliebe das Abonnement bei der nächstgelegenen Postanstalt schleunigst anzumelden, damit die Zusendung des Blattes von Beginn des nächsten Monats ab prompt erfolge. **Probe-Nummern** versendet auf Verlangen die Expedition des **„Berliner Tageblatt", Berlin SW.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 9. Berlin, den 26. Februar 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein parlamentarischer Staatsstreich. Von J. Baron. — Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Bekenntniß eines Optimisten. Von Victor Blüthgen. Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830—1860). Von Karl Hillebrand. (Schluß.) — Die kleine Welt. Drei Novellen von Rudolf Lindau. Besprochen von Ludwig Ziemssen. — Paul de Musset und die Frauen. Von Paul Lindau. III. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Ein monumentaler Brunnen für Berlin. Von Ludwig Pietsch. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ein parlamentarischer Staatsstreich.

Am 2. Februar Morgens erklärte der Sprecher des englischen Unterhauses, daß, nachdem die Sitzung über 41 Stunden gedauert, er Niemandem mehr das Wort verstatten, sondern zur Abstimmung schreiten werde. Hiemit wurde der Obstruction der irischen Parlamentsmitglieder die Armesünderglocke geläutet: sie sollte ein für alle Mal abgethan werden; der Verbrecher wehrte sich zwar noch mit Worten und Werken und es erfolgte Tags darauf eine stürmische Scene, welche mit dem Ausschluß von 36 Mitgliedern von der Sitzung endete, allein es blieb bei dem Entschluß des Sprechers, das ganze Haus stimmte ihm zu, natürlich mit Ausnahme von Mr. Bradlaugh, der immer seinen Kopf für sich hat.

Es war ein parlamentarischer Staatsstreich in aller Form; vergebens hatte Prof. Rogers seine Gelehrsamkeit aufgerufen, und in den 1680er Jahren ein Präcedens entdeckt, welches die Herbeiführung des Debattenschlusses bewirken sollte. Was er gefunden, gefiel schon deshalb nicht, weil es der Jakobitischen Zeit (unseligen Angedenkens!) angehörte, und so griff der Sprecher zur Gewalt. Staatsstreiche werden gewöhnlich gegen die Volksvertretung gerichtet; sie wird nicht blos von oben für immer geschlossen, sondern auch von unten gesprengt; hier aber ging die Gewalt von der Volksvertretung selbst aus, denn der Sprecher that nichts als ihren Willen ausführen.

Staatsstreiche gehören meist wie der Widerstand des Volkes zum sog. Nothrecht. Von dem Widerstand des Volkes aber hat ein geistreicher englischer Rechtslehrer den Wunsch ausgesprochen, die Fürsten und ihre Minister möchten den Widerstand der Unterthanen gegen tyrannische Verfügungen für Recht, die Völker aber für Unrecht halten, und so jene die Veranlassung zu offenem Widerstand, diese den Widerstand selber vermeiden. Dieselbe Gesinnung lag den publicistischen Raisonnements zu Grunde, welche den englischen Vorgang beleuchteten; man bedauerte beides, sowohl die Hartnäckigkeit der Obstructionisten als den Eingriff des Sprechers; jene gefährdeten die Machtstellung des Parlaments, sie behandelten das letztere als einen wehrlosen, ihrer Laune verfallenen Körper; dieser stellte das Fundament aller parlamentarischen Einrichtungen in Frage: das friedliche Zusammenwirken aller Parteien, selbst der entgegengesetztesten.

Darüber hingegen schien fast alle Welt einig zu sein, daß das, worum es sich zunächst handelte, nichts besonders Beklagenswerthes sei; der Eingriff in die Redefreiheit fand keinen scharfen Tadel; was man auch las: man variirte überall dasselbe Thema; sit modus in verbis, sint certi denique fines! Das Festland hat seine Volksvertretungen mit einem Schlage und deshalb mit voller Einrichtnng bekommen; da ist für Alles vorgesehen, sowohl für die Redefreiheit als auch für den Schluß der Reden. Der Schluß der Debatte kann in jedem Augenblick gestellt werden; er bedarf der Unterstützung durch eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern des Hauses; ist diese vorhanden, so wird nach einigen Geschäftsordnungen sofort darüber abgestimmt, nach anderen erst ein Redner gegen und ein anderer dafür gehört, und sodann über den Schlußantrag abgestimmt. Diese einfache Procedur fehlt dem englischen Unterhause, eben weil es nicht mit einem Mal gebildet, sondern aus Jahrhunderte langer Entwickelung hervorgegangen ist. Sollte nicht in dieser Reihe der Jahrhunderte schon manchmal das Bedürfniß nach Schluß der Debatte gefühlt worden sein? Unzweifelhaft! Aber ebenso begreiflich ist es, daß man es vorzog, ihn gleichsam auf natürlichem Wege eintreten zu lassen; wenn Niemand etwas mehr zu reden hat, oder wenn der Redelustige keine aufmerksamen Hörer findet, so endet die Debatte von selbst, und man vermeidet die unhöfliche Erklärung, daß man Niemanden mehr hören wolle. So wird es verständlich, daß in allen Volksvertretungen, die wie das englische Parlament sich allmählich herausgebildet haben, der festländische Schlußantrag gleichfalls fehlt. Die wenig erbaulichen Vorgänge, welche vor einigen Jahren im ungarischen Unterhause spielten, sind gewiß noch in Aller Gedächtniß; aber wer möchte die Volksvertretung des englischen Weltreiches mit derjenigen eines Pygmäenstaates in Vergleichung stellen, dessen ganze Weisheit darauf hinauskommt, Schulden zu machen und das deutsche Volkselement, das wirthschaftlich, intellectuell und sittlich bedeutendste und höchste in Ungarn, zu unterdrücken?

Ich denke an einen würdigeren und beiden zu gleicher Ehre gereichenden Vergleich: an den mit dem römischen Senat.

Der römische Senat eine Volksvertretung? So höre ich fragen. Freilich ist er es nicht im modernen Sinne; denn der Gedanke, daß das Volk nicht in seiner Gesammtheit an der Berathung und Beschlußfassung über die Staatsangelegenheiten Theil nehmen, sondern zu diesem Zwecke Abgeordnete wählen solle, kurz der Gedanke der Repräsentation ist dem klassischen Alterthum fremd. In gewissem Sinne hat der römische Senat mit dem modernen Staatsrath die größte Aehnlichkeit; aber der Staatsrath ist blos ein berathender Körper, der römische Senat das Centrum der Regierung. Von hier aus gesehen, könnte man ihn mit dem deutschen Bundesrath vergleichen; denkt man sich in unseren Bundesrath, welcher die bedeutendsten Verwaltungsmänner Deutschlands begreift, unsere

großen Feldherrn, unsere Diplomaten, die Präsidenten unserer obersten Gerichtshöfe aufgenommen, so würde er ungefähr das Bild des römischen Senates bieten. Aber ihnen allen fehlt ein Element, welches den Senatsmitgliedern innewohnt, und welches gerade meine Vergleichung mit der modernen Volksvertretung rechtfertigt; die Senatoren sind nicht blos der Staatsgeschäfte auf allen Gebieten kundig, sie sind zugleich, bevor sie Senatoren wurden, durch Volkswahl zu den Staatsgeschäften berufen worden. Das ist die Grundlage der Senatsmacht: die glückliche und in keinem anderen Großstaat je sich wiederfindende Vereinigung von Männern, welche die Kunde der Staatsgeschäfte und das Volksvertrauen besitzen. Sie hat Rom groß gemacht, und weil sie unseren Volksvertretungen fehlt, so ist eine parlamentarische Regierung bei uns auf die Dauer unmöglich, und so lange sie dauert, nicht von glücklichen Erfolgen.

Also: auch die Geschäftsordnung des römischen Senats kennt keinen Schlußantrag, und so wurden denn auch im römischen Senat zur höchsten Ungeduld seiner Mitglieder stundenlange Reden gehalten. Man nannte das: den Tag mit Reden hinbringen. Freilich wird es uns blos aus der Zeit der sinkenden Republik berichtet; das ist das beste Zeugniß für die frühere staatsmännische Haltung des Senats. Hier aber ward es durch eine andere Einrichtung um so mehr gefördert. Weil nämlich die einzelnen Senatoren kein Recht der Initiative besaßen, weil vielmehr nur diejenigen Anträge berathen wurden, welche von dem vorsitzenden Regierungsbeamten (Consul, Prätor, Volkstribun) gestellt worden waren, so bildete sich die Sitte, daß die Senatoren in ihren Reden irgend welchen Gegenstand, auch wenn er mit dem vorliegenden Antrag in keiner Verbindung stand, zur Sprache bringen durften; das Hinausschreiten über den Antrag (dies war die Bezeichnung dafür) war der Ersatz für das mangelnde Recht der Initiative. So schloß der alte Cato jede Rede mit den Worten: ceterum censeo Carthaginem esse delendam. Aber nicht jeder Redner war so maßvoll. Wer hat nicht in letzter Zeit bei dem Bericht über die Vorgänge im englischen Parlament sich gewundert, daß es der kleinen irischen Brigade gelang, nicht blos 41 Stunden, sondern die ganze vorhergehende Woche hindurch immer über denselben Gegenstand Worte zu finden? Diese Verlegenheit bestand für die römischen Senatoren nicht; am Stoffe, um den Tag mit Reden zu verbringen, fehlte es ihnen niemals.

Was that der Senat in solchen Fällen?

Von zweien haben wir genauere Berichte. Als Cicero wegen der Hinrichtung der Häupter der catilinarischen Verschwörung auf Anstiften des Clodius verbannt worden war, ging der letztere in seiner Rache noch weiter; er ließ Ciceros Haus auf dem Palatin verbrennen und sein Tusculanisches und Formianisches Gut zur Wüste machen, und um die Herstellung des Hauses für alle Zeiten zu hindern, ließ er auf einem Theile seiner Grundfläche einen Tempel der Freiheit errichten, während er das Uebrige zu einem Hause verwandte, das er sich selbst auf dem Palatin erbaute. Nach der Zurückberufung Ciceros wollte man ihm selbstverständlich seinen Verlust ersetzen. Man holte also zunächst ein Gutachten der Priester ein, und als dieses dahin lautete, daß die Weihung des Bodens des Ciceronianischen Hauses zum Tempel der Freiheit ungültig sei und seiner Rückgabe an Cicero nichts im Wege stehe, so sollte nunmehr der Senat beschließen; Alle sprachen für Cicero; als aber die Reihe an Clodius kam, so suchte er „den Tag mit Reden hinzubringen"; der Senat hörte ihn drei Stunden lang an, dann aber war seine Geduld erschöpft und durch Lärmen zwang er ihn zum Schweigen, so daß der Senatsbeschluß gefaßt werden konnte. — Der zweite Fall spielte sich zwischen Cäsar und Cato ab; ein Antrag war von Cäsar gestellt; wir wissen nicht seinen Inhalt, aber Cato sah ihn für schädlich an; er hielt gegen ihn eine stundenlange Rede und brachte, um den Senat zu keinem Beschluß kommen zu lassen, alles Mögliche zur Sprache; Cäsar rief einen Diener herbei und beauftragte ihn, Cato mitten in der Rede zu verhaften und ins Gefängniß zu führen; da erhob sich der Senat, und schickte sich an, den Cato auf dem Wege nach dem Gefängniß zu begleiten; begreiflicher Weise nahm Cäsar den Verhaftungsbefehl zurück, aber auch die Rede Catos hatte ihr Ende, und der Senat konnte über Cäsars Antrag beschließen. So gewaltthätig war die Denkweise jener Zeit, daß selbst ein Cäsar sich nicht scheute, gegenüber der Ausschreitung eines Einzelnen seine ganze Macht in Bewegung zu setzen. Deshalb war man andere Male vorsichtiger; wenn man lange Debatten voraussah, so wurde gleich bei Beginn beschlossen, nur kurze Reden zu halten; damit war offenbar dem Vorsitzenden die Befugniß gegeben, wenn es ihm gut schien, dem Redner das Wort zu entziehen; mit anderen Worten: es wurde dem Vorsitzenden eine dictatorische Gewalt übertragen.

Und damit komme ich wieder auf die Vorgänge im englischen Unterhause zurück. Sogleich nach der Entfernung der irischen Obstructionisten ging man an eine Aenderung der Geschäftsordnung; die Zeitungen hatten vorher gemeldet, daß die englischen Gesandten über die festländischen Einrichtungen Berichte nach London gesendet hatten, und alle Welt erwartete, daß der festländische Schlußantrag in die Geschäftsordnung des englischen Unterhauses aufgenommen werden würde. Aber was geschah? Man übertrug dem Sprecher eine dictatoriale Gewalt, zwar nicht in dem Sinne, um die einzelnen Reden, aber doch in dem Sinne, um das Reden überhaupt abzuschneiden. So kehren die Anschauungen des römischen Senats im englischen Unterhause wieder, natürlich in der Weise modificirt, welche durch die modernen Verhältnisse verlangt wird.

J. Baron.

Vor zehn Jahren.

Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H.

(Schluß.)

Nach einer erwartungsvollen eisigen Nacht brach der 5. Januar an. Die Sonne zertheilte den Nebel, und hell glänzten die Forts im Morgenlichte.

Von der Batterie Kronprinz Nr. 8 aus befahl Oberst Rieff den Signalschuß und alsbald ertönte die erschütternde Musik im ganzen Süden von Paris.

Die überraschten Vertheidiger der Forts eilten an ihre Geschütze, und antworteten nach Kräften. Aber der Feind schien ihnen wie aus dem Boden gewachsen. Sie hatten sich nach allen Seiten hin zu wehren; und wer dort nach der einen Richtung feuerte, erhielt Rückenfeuer von der andern Seite her. La Roncière selbst schreibt: Le Fort d'Issy fut écrasé en deux heures. Und dabei gebot das Fort d'Issy über mehr Geschütze, als der Angreifer im Ganzen vor der Südfront aufzustellen hatte. Gegen Abend schwieg der Point du jour, die Forts Issy, Vanvres und Montrouge. Der Vertheidiger zog seine vorgeschobenen Posten ein, unsere Infanterie drang näher heran, und sicherte unsere Geschütze durch feste gut besetzte Positionen.

Jetzt fing ein anderes Leben in den Reihen der Belagerer an. Unsere Geschütze gaben dem Feinde das Gesetz. Mit Mühe und Gefahr brachte der Vertheidiger jeden Morgen für die zerschossenen neue Kanonen auf die Wälle und suchte wieder zu schießen, dahin, von wo aus er beschossen ward. Aber immer von Neuem ward er überwältigt. Issy schwieg bald ganz und gar, ebenso Vanvres. Die Kasernen und Reduits in allen drei Forts gingen in Flammen auf. Gegen unsere Infantrie aber schoß der Feind nicht mehr. In weit vorgeschobenen Stellungen bewegte sie sich frei und ungefährdet und betrachtete jubelnd das Schauspiel des Kampfes, und hörte über ihre eigenen Köpfe hinweg die schweren Geschosse hin und her durch die Lüfte sausen. Die Replis aber konnte man an verlassenen Häusern nach dem Klange zurückgebliebener Pianinos tanzen sehen, wo vordem kein

Mensch anders als gebückt kriechen durfte, und Niemand laut zu sprechen Erlaubniß hatte.

Mit immer steigender Heftigkeit dauerte der Artilleriekampf im Süden von Paris bis zum Ende des 26. Januar. Immer näher rückten die Batterien des Angreifers, immer vernichtender ward ihre Wirkung, immer mehr glichen die Forts Trümmerhaufen, immer gefahrdrohender ward ihnen der Einsturz der Mauern, die beginnende Bloßlegung ihrer Pulvermagazine. Man sah den Augenblick kommen, wo fürchterliche Explosionen diese Forts in die Luft schleudern würden. Der Kampf bot an jedem Tag genug der Aufregung und der Spannung, aber die specielle Beschreibung jedes Kampfestages ist zu lesen sehr langweilig. Wir betrachten daher diesen Kampf nur nach seinem Endergebniß.

Der Belagerte hatte, als er darauf verzichten mußte, in den Forts selbst einen kräftigen Widerstand zu leisten, den Hauptwall der Festung selbst dahinter mit so viel Geschützen besetzt, als dort Platz fanden, und feuerte so lebhaft er konnte. Da galt es auch für den Belagerer, Ausdauer zu zeigen in dem Regen von wuchtigen feindlichen Bomben und Granaten.

Die schöne Felsenbatterie von St. Cloud, Nr. 1, mußte mit ihren 7 Kanonen jeden Morgen den Kampf gegen 40 Geschütze von Neuem aufnehmen, die auf dem Stadtwall am Point du jour auftraten, die dann, eins nach dem andern, bis gegen Abend znm Schweigen gebracht, aber am nächsten Morgen immer wieder durch frische ersetzt wurden. Aber auch die Batterie litt stark. Manchen Tag ward die deckende Brustwehr so abgekämmt, daß die Mannschaften keine Deckung mehr fanden. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es über Nacht, durch Herantragen von Erde den Schaden immer wieder auszubessern. Vor der Batterie lag unten ein Haus. Es verschwand buchstäblich von der Erde durch französische Geschosse. Hinter der Batterie wurden die mächtigen alten Riesenbäume des herrlichen Parks wie durch Holzhauer bis auf eine Entfernung von mehreren hundert Schritten ganz umgelegt. In der Batterie aber bluteten und starben fürs Vaterland 6 Officiere und 44 Mann, immer wieder durch neue Streiter ersetzt.

Die Terrasse von Meudon sah aus wie ein gepflügtes Feld, so sehr war sie von feindlichen Geschossen durchfurcht. Dahinter ging das Schloß des Prinzen Napoleon in Flammen auf. Nur mit Mühe retteten wir unsere Verwundeten, die dort in ärztliche Pflege genommen waren.

Auf Notre Dame du Clamart und bei Châtillon explodirten uns Verbrauchspulvermagazine, in Brand gesteckt durch feindliche Bomben, die durch einen merkwürdigen Zufall in die gerade offene Thüre von hinten her hineinrollten. Sie begruben die darin arbeitenden und die daneben stehenden Kanoniere.

Clamart, Châtillon, Bagneux und die ganze Umgegend waren nur noch Trümmerhaufen, die Felder wie geackert von feindlichen Geschossen. Und dennoch hatte keine einzige Batterie das Feuer auch nur eine Viertelstunde eingestellt.

Selbst die Batterie Kronprinz Nr. 8, die das Signal zum Beginn des Feuers gab, und deshalb im Anfang des ersten Kampfestages von allen feindlichen Geschützen zum Zielpunkt genommen ward, und alle Officiere verlor, setzte auf den energischen Zuspruch des anwesenden Obersten Rieff ihre Thätigkeit mit musterhafter Ruhe fort.

Viel ärger aber waren die Verwüstungen in den Forts des Vertheidigers; denn wenn derselbe auch über die 10fache Anzahl von Kanonen gebot, so zerstreute sich doch sein Feuer nach allen Seiten, in die umliegenden Felder, auf die sichtbaren Punkte der Forts aber schlugen die nie fehlenden Geschosse von allen Seiten ein. Die Forts Issy, Vanvres und Montrouge waren unregelmäßige Erdhaufen. Die Wohnräume waren ausgebrannt. Auf den Wällen war der Verkehr durch die tiefen Bombenlöcher unterbrochen. Die Vertheidiger waren in Traversen, Erdhöhlen, Kasematten untergekrochen, die sie drei Wochen lang zu keinem Zwecke verließen. Ungesunde Luft und schlechte Nahrung erzeugten Krankheiten. Ein pestilenzialer Gestank erfüllte diese Räume, die Pocken hielten eine entsetzliche Ernte für den Todesengel. Das Fort Issy sah am übelsten aus. Bald sollte es verlassen werden.

Aber dieser Kampf im Süden von Paris sollte nicht der Hauptangriff sein, wie ich schon früher bemerkte. Er sollte nur die Südfront absperren. Ebenso war die Absperrung der Ostfront durch Batterien bei Brie und Champigny vollendet.

Sobald genügendes Material angekommen sein würde, sollte von Montretout und dem Walde von Buzanval her der Mont Valérien ebenso im Schach gehalten werden, wie Fort Issy (die Batterieplätze waren bereits bestimmt), und nachdem der eiserne Ring von Belagerungsgeschützen auch den Norden bis Bourget umspann, den Feind immer mehr erstickend, sollte ein wirklicher Angriff auf St. Denis erfolgen, nach dessen Wegnahme und der Eroberung von Fort de l'Est und Aubervilliers die Centren der Stadt bedroht werden konnten.

Mit dem Beginn des Jahres war nämlich Mezières gefallen, bald darauf Rocroy am 5. Januar. Nun stand uns eine Eisenbahn zu Gebote, welche vor St. Denis bis in den Belagerungspark führte.

Aber der vor Mezières verwendete Belagerungstrain mußte seinen Weg über Peronne nehmen, um diese für den Kampf gegen Faidherbe wichtige Festung noch zu bewältigen. Unsere Truppen zogen am 10. Januar in Peronne ein, und nun ging es mit Eifer an die Arbeit, um die Batterien zu erbauen, welche überraschend mit erdrückendem Feuer St. Denis bewältigen sollten. Die Arbeiten wurden der Art betrieben, daß bereits am 21. Januar 98 Geschütze gegen St. Denis und Fort de l'Est donnerten.

Unterdessen hatten die Franzosen einen letzten Versuch gemacht, den eisernen Ring gewaltsam zu sprengen, der sie mit Todeskrallen umfaßte. Vor dem Mont Valérien war das einzige Feld, das von unsern Belagerungsgeschützen nicht unter Feuer gehalten ward. Diese Festung war daher der einzige für einen Ausfall noch zu wählende Stützpunkt. Deshalb waren wir aber dort auch auf unserer Hut.

Der erste Tag, nach dem die deutschen Fürsten in der Salle des glaces von Versailles, wo die Fresken die Triumphe Frankreichs unter Ludwig XIV. über Deutschland verherrlichen, sich einen Kaiser wiedergegeben hatten, der erste Tag des verjüngten Kaiserreichs war dazu bestimmt, den letzten Verzweiflungskampf der stolzen Hauptstadt Frankreichs auszukämpfen. In der Nacht vom 18. zum 19. Januar hatten sich um den Mont Valérien 100,000 Mann der Armee von Paris gesammelt. Mit Tagesanbruch wurden sie zum Angriff in Bewegung gesetzt. Die Richtung ging auf Versailles.

Unsere Vorposten zogen sich zurück. Der Jägerposten (7 Jäger), der zur Beobachtung auf der Schanze von Montretout stand, verließ diese weit vorgeschobene Schanze gemäß der Instruction, die Truppen wurden alarmirt, und eilten in die Stellungen vor St. Cloud, Garches, Buzanval und Bougival.

Die Franzosen glaubten, durch das Zurückweichen unserer Vorposten verleitet, an einen Erfolg, und gingen in Massen gegen die wohl vorbereiteten Stellungen vor. Ein mörderisches Feuer schlug ihnen entgegen. Unser Infanteriegewehr und unser Granat- und Shrapnelfeuer räumten entsetzlich unter ihnen auf. Die dichten Massen blieben stehen und wurden eine Beute des Todes. So entspann sich ein stehendes Feuergefecht. Als der kurze Tag sich dem Ende neigte, wichen die wenig disciplinirten, schnell formirten Massen der Pariser Armee auf der ganzen Linie. Jetzt galt es, auch die Schanze von Montretout ihnen wieder zu entreißen. Einen Sturm schlugen sie ab. Als aber die Schanze mit Granaten und Shrapnels überschüttet ward, verließen die Vertheidiger dieselbe, und unsere Infanterie besetzte sie schnell, die wenigen zurückgebliebenen Vertheidiger im Augenblick überwältigend. Als diesen der Franzose frische Kräfte zur Verstärkung zuführte, wurden dieselben schon durch unser Feuer empfangen und abgewiesen. Die Schlacht war beendigt. Die entmuthigte Armee von Paris wälzte sich nach der Hauptstadt zurück. Unser 5. Armeecorps, von wenigen Truppen des 11. Armeecorps unterstützt, hatte hingereicht, den

*

Anprall von 100,000 Feinden abzuweisen. Im Kampfe war die Stadt St. Cloud in Flammen aufgegangen. Sie bot nachher ein entsetzliches Bild der Zerstörung dar.*)

Während der Schlacht hatte unsere Belagerungsartillerie, unbekümmert um den Kampf, dessen Zweck ihre Vernichtung war, ihr Feuer fortgesetzt, und in der darauf folgenden Nacht rollte der Donner der Belagerungsgeschütze heftiger denn je. Der Muth der Pariser war gebrochen.

Am 21. Januar eröffneten 98 neue Belagerungsgeschütze ihr Feuer gegen St. Denis, wie schon erwähnt. Behinderte am ersten Tage wieder der Nebel eine correcte Leitung des Feuers, so wurde dasselbe vom sonnenhellen Nachmittag des 22. Januars ab vernichtend. Am 23. konnte die Vertheidigung als bewältigt angesehen werden. Die Stadt stand in Flammen. Sofort wurden Anstalten getroffen um die Batterie nahe an das Fort heran zu legen, um die Wälle von St. Denis in einen vertheidigungsunfähigen Schutthaufen zu verwandeln. Die letzten dieser Batterien sollten am 28. ihr Feuer eröffnen, kamen aber nicht mehr zur Thätigkeit, da mittlerweile die Kapitulation dem Kampfe ein Ende machte.

Hatte schon das Bombardement der Südhälfte von Paris einen großen Theil der Bewohner dieser Stadttheile zur Flucht nach dem Norden bewogen, und dadurch eine beträchtliche Unordnung in die ohnedies schwierige Verpflegung der 3 Millionen Einwohner gebracht, auch einen niederdrückenden Schrecken unter der Bevölkerung verbreitet, so machte die Flucht der ihre brennenden Häuser verlassenden Bewohner von St. Denis in den benachbarten nördlichen und maßgebenden Theilen der Hauptstadt einen um so größern Eindruck. Die Bewohner von Villette und Belleville und der Butte de Chaumont, diese niedere Volksklasse, welche bisher von der Regierung Ernährung ohne Arbeit erhielt und in Uniformen spazieren ging, dafür aber diese Regierung mit hochtönenden Phrasen terrorisirte, sah nun die Gefahr nahe an sich selbst herantreten, und ward zur Kapitulation geneigt. Die Regierung der nationalen Vertheidigung, die die Nutzlosigkeit eines längeren Widerstandes längst eingesehen hatte, fühlte sich jetzt erst zur Unterhandlung ermächtigt.

Es mögen hier noch einige Worte über das Bombardement der Stadt Paris gestattet sein, eine That, die von allen französischen und vielen ausländischen andern Zeitungen damals als eine Barbarei bezeichnet wurde. Die völkerrechtliche Seite dieser Frage habe ich schon beleuchtet. Betrachten wir daher nur das Materielle. Die Stadt Paris ward vom 5. Januar ab andauernd von einem, später von zwei Geschützen von Süden her beschossen. Diese Geschütze erhielten möglichst große Schußweite (1 Meile) und erreichten im Allgemeinen die Stadtviertel südlich der Seine. Es ward mit Richtung und Schußweite ins Blaue hinein gewechselt, und es wurden so viel Granaten nach Paris hineingeworfen, daß durchschnittlich auf ein Häuserquadrat von 600 Schritt Seitenlänge täglich eine Granate fiel. Davon fielen natürlich die meisten auf Straßen und Plätze und thaten keinen Schaden. Von einer vernichtenden Wirkung, von einer zerstörenden Barbarei, wie sie nachher die Franzosen selbst im Mai ausübten, kann hier füglich nicht die Rede sein. Das Bombardement konnte und sollte nichts Anderes bezwecken, als die tonangebende Bevölkerung zu ängstigen und zur Kapitulation geneigt zu machen.

In der That beträgt auch der höchste Verlust der Bevölkerung an Einem Tage an Todten und Verwundeten (incl. der ganz leicht Verletzten) 33. Nähme man an, diese Zahl sei täglich vorgekommen, so wären im Laufe der 21 Beschießungstage 693 Menschen von unseren Geschossen getroffen worden. Durch die Entbehrungen und den Hunger, in Folge der Belagerung, stieg aber in Paris die Sterblichkeit der Art, daß täglich 2000 Menschen mehr starben als in friedlichen Zeiten. Wenn also das Bombardement von Paris die Belagerung nur um einen einzigen Tag verkürzt hat, so sind für die 693 Todte und Verwundete der Bevölkerung 2000 Menschen weniger durch Hunger und Elend umgekommen. Und die Beschießung hat die Lust der Pariser zum Widerstande gebrochen. Gestand doch Jules Favre bei den Unterhandlungen selbst zu, daß zwei in der Nähe der Madelaine-Kirche einfallende Granaten, wo die meisten Damen hingehen, die weibliche Bevölkerung der Art erschreckt habe, daß man seitdem von Kapitulation reden durfte.

So stellt sich das Bombardement als ein Act der Humanität gegen die Einwohner selbst heraus, ganz abgesehen davon, daß der Tod oder die Verwundung durch feindliche Geschosse lange nicht so folternd ist, als ein klägliches Ende durch Hunger und Elend und die damit verbundenen Krankheiten. So paradox diese Behauptung auch klingen mag, so ist sie doch eine unumstößliche Wahrheit.

Die Unterhandlungen begannen. Die immer steigende Heftigkeit unseres Feuers gab denselben Nachdruck und beseitigte alle Schwierigkeiten. Am 26. ward verabredet, daß um 12 Uhr Nachts das Feuer beiderseits Behufs einer dreitägigen Waffenruhe eingestellt werden sollte, die zur Kapitulation zu führen habe.

Der 26. Januar war der lebhafteste Tag des ganzen Kampfes. Noch versuchte der Vertheidiger auf vielen Punkten von Neuem aufzutreten. Doppelte Zahl von deutschen Granaten erstickte jeden aufkeimenden Versuch. Ein fortlaufender Donner erfüllte die Lüfte in der letzten Stunde des 26. Januar. Da zeigte die Uhr Mitternacht, es fielen nur noch einzelne Schüsse, dann war Todtenstille!

Am 29. Januar besetzten wir die eroberten Forts.

In Folge der Capitulation wurden uns über 1950 Geschütze übergeben, darunter 600 Feldgeschütze der Armee von Paris. Auf den Wällen der inneren Stadt aber standen noch 2000 schwere Festungsgeschütze, die, dem Vertrage gemäß von ihren Lafetten getrennt, in den Händen der Franzosen blieben.

*) Am Abend, von der Schlacht von Mont Valérien zurückkehrend, empfing unser Kaiser die specielle Meldung von der Größe der Erfolge des Prinzen Friedrich Karl bei Le Mans, die telegraphische Meldung vom Siege von St. Quentin und die verspätete telegraphische Depesche von dem großen Siege Werders an der Lizaine. Es war ein großer Tag dieser erste Tag des jungen Kaiserreichs!

Literatur und Kunst.

Bekenntniß eines Optimisten.

Mein Lied klingt nicht in priesterlichem Stil,
Erfüllt von aller Wesen Schuldgefühl.
Nicht hängt sein Aug' erbangend an der Gruft,
Zum Himmel steigt aus ihm kein Sehnsuchtsduft.
Die Sünden ahn' ich, und der Sünde Leiden —
Doch wilde Blumen wachsen über beiden.

Ich klage nicht dem Weltschmerz meinen Zoll,
Vom Elend alles Erdendaseins voll;
Ich spinne nicht den Sang der Einsamkeit,
Noch „schrei' ich, wie der Hirsch nach Wasser schreit".
Auch ich seh' Nattern schleichen, Blitze fallen —
Doch eine Sonne strahlet über allen.

Ich pfeife nicht des Spötters Melodie.
Zu leichter Pfeil dünkt mich verlorne Müh,
Der Speerwurf grausam, welcher schmerzlich trifft,
Ruchlos die Hand, die träuft in Wunden Gift.
Was mir mißfällt, soll nicht von Spott noch kranken,
Denn etwas hab' ich jedem Ding zu danken.

Ich schelte nicht, ein zorniger Prophet,
Der grollend auf der Zeiten Warte steht;
Ich drücke nicht mit eiserglühem Stahl
Der Schande auf die Stirn das Kainsmal.
Nicht Furcht noch Trotz aufpräg' ich den Gesichtern —
Das Schlechte beugt von selbst sich seinen Richtern.

Ich bin die Lerche, die dem Feld entfliegt
Und sich am Wohllaut ihrer Brust vergnügt.
Die Blume bin ich, die zur Sonne dreht,
Ein Lufthauch, der sich gern mit Duft beläd;
Die Biene, der selbst gift'ge Blüthen taugen,
Aus ihrem Kelch den süßen Seim zu saugen.

Ich schaff' im Winter mir ein Stückchen Mai;
Ich fleh' zur Wolke: wilde, zieh vorbei!
Ich flög' vom Abend- bis zum Morgenroth,
Könnt' ich damit entfliehn nur einer Noth.
Von Gräbern seh' ich nichts, als drauf die Rosen —
Mein Auge haftet nicht am Wonnelosen.

Ich bin nicht feig; gibt mir die Noth nicht Raum,
Ich zwing' sie nieder; doch dann acht' ich's kaum.
Auch recht' ich mit dem Tag erst, wenn er naht;
In ferne Zukunft werf' ich keine Saat.
Ich habe kein Gedächtniß meiner Leiden,
Und dennoch Muth, von dieser Welt zu scheiden.

Wo ist der Neid? Hier steh' ich, seiner werth;
Ich bin vom Thau des Glückes groß genährt.
Wo ist, der finster diese Welt verklagt?
Ich halt' ihm Widerpart — ich hab's gewagt!
Wie viel Gott hat vom Paradies getrieben —
Ich und mein Herz, wir zwei sind drin geblieben.

Victor Blüthgen.

Jungdeutsche und Kleindeutsche (1830—1860).

Von Karl Hillebrand.

(Schluß.)

Die franzosenfreundliche, demokratische und rationalistische Strömung, welche von Börne, Heine und Jung-Deutschland ausging, herrschte fast ein Vierteljahrhundert vor, von 1825 bis etwa 1850. Als aber in Folge der fehlgeschlagenen Versuche von 1848 eine große Ernüchterung eintrat und mehr noch unter den Eindrücken, welche der Bankerott der französischen Demokratie 1849 hervorrief, kam wieder eine entgegengesetzte Strömung in Deutschland obenauf.

Schon gegen 1840 hatte diese neue Strömung begonnen, die Strömung des deutschen Nationalsinnes gegen fremden Einfluß und vor Allem gegen Frankreich. Von 1840—1848 waren die Germanistenversammlungen, d. h. Begegnungen deutscher Philologen, Juristen und Historiker, für Deutschland, was die congressi scientifici für Italien waren, Vorwand und Gelegenheit, die Einheit Deutschlands zu verkünden und anzubahnen. Denn es stand geschrieben, daß unsre politischen Ideen ihre Gestalt von Professoren empfangen sollten, wie Professoren unsren literarischen und künstlerischen, unsren religiösen und philosophischen Ideen ihre Gestalt gegeben hatten. Wohl waren die beiden Männer — der, welcher uns eine nationale Dichtung und der, welcher uns einen nationalen Staat gegeben hat — keine Professoren; aber hätten sie ihr Werk ausrichten können, wenn die Professoren nicht den Boden für sie vorbereitet hätten? Würden sie es nicht in noch befriedigenderer Weise ausgerichtet haben, wenn die Professoren nicht fortgefahren hätten sich hineinzumischen?

Der Ausbruch französischen Chauvinismus — das häßliche Wort scheint in allen neuen Sprachen Bürgerrecht erworben zu haben — und die Eroberungslust, welche die Franzosen 1840 verriethen, die Rufe nach dem Rhein, welche in Paris erschollen, sobald nur Europa durch die orientalischen Verwicklungen mit einem allgemeinen Krieg bedroht war, trugen nicht wenig dazu bei diese Strömung zu verstärken, namentlich in den bedrohten linksrheinischen Provinzen, welche ein besonderer Heerd der romantischen Bewegung gewesen waren. Doch war diese Strömung nichts destoweniger sehr verschieden von der von 1813, und sie wurde es immer mehr nach 1848, nachdem die romantischen Träume einer Wiederherstellung von Friedrich Barbarossas Reich unter der Form eines Siebzig-Millionen-Deutschlands die Gründung des nationalen Staats verhindert hatten. Sie war im Allgemeinen hauptsächlich gegen das gerichtet, was undeutsch war in dem politischen Rationalismus Jungdeutschlands — dessen beste Männer von Börne, Gans und Heine bis auf F. Lassalle merkwürdiger Weise wirklich nicht deutschen Blutes, vielmehr Juden von Geburt, wenn auch nicht von Glauben waren. Die Kriegserklärung selbst war ein heftiges Pamphlet gegen Börne aus der Feder Gervinus'.

Allein die 1850er Reaction kleidete sich nicht in ein malerisches und poetisches Costüm wie die von 1813. Die neuen Patrioten hielten es für unnütz und kindisch, ihre Vaterlandsliebe durch weiße Hemdkragen, bloße Hälse und langes Haar an den Tag zu legen. Im Gegentheil affectirten sie eher ein etwas bürgerliches und unauffälliges Aeußere. Sie fürchteten ja so sehr für unpraktische Schwärmer angesehen zu werden; ihr höchster Ehrgeiz war ja für „positive" Leute zu gelten. Ihr idealer Typus in der Geschichte war der biedere, ehrenfeste, prosaische Bürger des 16. Jahrhunderts, nicht der romantische Ritter des Mittelalters oder der teutonische Häuptling barbarischer Zeiten. Die Stärke der Nation sahen sie im Mittelstand, und sie wandten sich gegen den Junkeradel ganz ebenso sehr wie gegen die demokratischen Massen. Sie träumten nicht von einem überlieferten Königthum, sondern von einem Vertragskönigthum, wie es das englische seit 1688 ist. Sie zeigten keinerlei Sympathien für die Kirche oder irgend welche religiöse Mystik, wie die, welche die Dichter von 1813 inspirirt hatte; sie wünschten im Gegentheil die Welt recht fest davon zu überzeugen, daß sie Protestanten waren — nüchterne, unpoetische Protestanten — zugleich aber auch Erben Kants, dessen rein sittliche Religion, ohne Dogmen und Cultusformen, die deutsche Religion par excellence sein sollte, d. h. die endgültige Form des Protestantismus, wie für die englischen Deisten des vorigen Jahrhunderts der Unitarianismus die endgültige Form des englischen Protestantismus war.

Wenn sie aber Schüler Kants, des Moralisten waren, so ignorirten sie sehr nachdrucksvoll Kant, den Metaphysiker. Jung-Deutschland war noch sehr stark mit speculativem Geist getränkt gewesen; es war unter Hegels noch unbestrittener Herrschaft herangewachsen. Die neue Schule wandte entschieden der Metaphysik den Rücken. Während ihrer Herrschaft über die öffentliche Meinung, wo nicht über Staat und Kirche, d. h. von 1850 bis 1866 ungefähr, schien sich eine Art von Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Abneigung, gegen die philosophische Speculation der Nation bemächtigt zu haben, geweckt wie sie war, und ernüchtert aus ihren metaphysischen Ausschweifungen. Sogar in der Behandlung der Wissenschaft ging man bis zum entgegengesetzten Extrem. Der große Vortheil von Kants Einfluß war gewesen, daß die Wissenschaft während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts immer im philosophischen Geist getrieben ward. Gewiß kamen Uebertreibungen vor, sowohl in der sogenannten Naturphilosophie, wie in der Philosophie der Geschichte, welche beide nur zu oft die nüchterne und genaue Beobachtung und Feststellung der Thatsachen verhinderten. Die neue Schule wollte positiver sein. Allgemeine Ideen hätten nichts mit der Wissenschaft zu thun; ja man ging sogar so weit, die Geschichte als eine exacte Wissenschaft zu behandeln. Die berühmte „deutsche Methode" datirt von dieser Zeit. Phantasie

und sogar Intuition wurden aus den historischen Studien so gut wie aus der Naturforschung verbannt. Thatsachen allein sollten aufgesucht, gesichtet und angehäuft werden, keine andere Verbindung der Thatsachen wurde zugelassen, als die von Ursache und Wirkung; und die Schüler wurden so gut dressirt, daß es ihnen schließlich gelang nicht nur die Thatsachen zu finden, deren sie bedurften, und sie in dem Lichte zu sehen, welches ihnen diente, sondern auch das Leben aus der Geschichte hinauszutreiben, welche doch nur Entwicklung des Lebens ist. Selbst die gegenwärtige Generation, welche zur lange vernachlässigten Philosophie zurückgekehrt ist, wird in ihren Forschungen von einem ganz andern Geiste beseelt, als der war, welcher in Hegels Zeiten vorherrschte. Es ist in der That Kants Kritik der reinen Vernunft, mit ihrem streng experimentalen Charakter und ihrem Gegensatz zu aller aprioristischen Speculation, zu welcher der auf die Thatsachen gerichtete Nachwuchs von heute wieder gegriffen hat. Mit anderen Worten, die Enkel sind zu dem Punkte zurückgekehrt, von dem aus ihre Großväter einst ausgezogen waren auf ihre merkwürdige Odyssee, und es kommt ihnen auf ihrer neuen Fahrt all das Licht zu statten, welches der mittlerweile erzielte Fortschritt der Naturwissenschaften auf ihre Bahn wirft. Aber nicht die zünftigen Philosophen allein, die Männer der Wissenschaft selbst, namentlich die Physiologen, treten heute mit sichererem Fuße in die Spuren des großen Erneuerers der modernen Gedankenwelt.

So völlig aber die Männer von 1850 sich von allen philosophischen Ideen abkehrten, so wenig verschmähten sie politische Ideen; ja, die Geschichte wurde bald unter ihren Händen ein Zeughaus von Argumenten für ihre politischen Ansichten. Die „Gothaer" — so nannte man sie in Folge des Gothaer Parlaments von 1849, wo sie die Mehrheit bildeten — dachten, wenn sie es auch nicht sagten, die Politik allein verdiene eine mündig gewordene Nation zu beschäftigen. Sie waren tüchtige Liberale constitutioneller Schule; aber ihr Ideal war die alte englische Constitution, nicht die französische von 1830. Im Allgemeinen hegten ihre Führer von Dahlmann und Gervinus bis auf Weitz und Gneist, Sybel und Häusser, entschieden englische Sympathien, bis — ja bis zu einer Zeit, welche jenseits der Grenzen des Gegenstandes liegt, den ich hier zu behandeln habe.

Wie die englischen Liberalen der alten Schule waren sie zu einer Art von Compromiß gelangt zwischen dem politischen Nationalismus und dem „Historicismus". Sie hielten noch fest an der deutschen Idee der Entwicklung — der einzigen großen deutschen Idee, der sie treu blieben; aber sie corrigirten dieselbe bewußt, wie die Engländer fast unbewußt gethan hatten, durch die Anpassung der Vergangenheit an die Forderungen der Gegenwart. Sie sahen historischen Sinn nicht in der Rückkehr zur Vergangenheit, oder in einem Innehalten in der Geschichte an einem gegebenen Punkte, sondern im fortwährenden Fortschritt. Ueberdies, da sie, obschon meist Professoren, praktische Politiker zu sein behaupteten, keine Träumer und Theoretiker, so war's ihnen nicht darum zu thun Friedrich den Rothbart in seinem Kyffhäuser zu wecken und das „heilige römische Reich deutscher Nation" mit seinen 70 Millionen Seelen und seiner Herrschaft über Ungarn und Italien, Polen und Burgund wieder ins Leben zu rufen. Sie wollten nur einen Nationalstaat haben, der stark genug wäre sich fremder Angriffe zu erwehren, nicht so mächtig, daß er die Furcht oder den Argwohn benachbarter Nationen hervorriefe, einen Staat gleich denen, welche Ludwig XI. von Frankreich, Heinrich VII. von England, Ferdinand der Katholische von Spanien gegründet oder doch vollendet hatten. In Folge dessen legten sie höchst bezeichnender Weise Protest ein gegen die Ottonen und Friedriche des Mittelalters, die anstatt die verständige und maßvolle Politik Heinrichs des Finklers zu verfolgen, sich in Rom die Cäsarenkrone holten. Und da Oestreich noch als der natürliche Erbe des heiligen römischen Reiches betrachtet wurde, und sich selber als solchen betrachtete, da seine Besitzungen zum großen Theile außerhalb der Grenzen der deutschen Sprache und der deutschen Interessen lagen, da es durchaus katholisch war, wurde der Ausschluß Oestreichs ein Artikel und zwar der Hauptartikel des neuen politischen Glaubens. Daher der Name der Partei „Kleindeutsche", im Gegensatz zu jenen im Jahre 1848 noch zahlreichen Nachzüglern der romantischen Schule, welche die deutschen Interessen „am Mincio" vertheidigt wissen wollten, Oestreich als den Vorkämpfer deutscher Größe ansahen und gewöhnlich die „großdeutsche" Partei genannt wurden.

Die Kleindeutschen hatten in der That von Anfang an die klare Einsicht, daß das protestantische Preußen die Macht sei, welche den ersehnten Nationalstaat zu verwirklichen bestimmt wäre, stark genug seine Unabhängigkeit zu vertheidigen, ohne doch nach einer politischen Hegemonie in Europa zu trachten, wie die, nach welcher ein Karl V. oder Ludwig XIV. die Hände ausgestreckt, und wie sie noch in den Köpfen der Patrioten von 1813 gespukt, als sie davon träumten, den Tod des jungen Konradin zu rächen und das Reich seines Ahnen wiederherzustellen. Ihr Ziel sollte ein durchaus realistisches sein; ja sie hingen gerne eine Verachtung für hochfliegende oder empfindsame Ideen heraus, welche im Auslande nicht genugsam als die fanfaronnade de vice aufgefaßt ward, die sie im Grunde war. Es lag ihnen so sehr am Herzen, der Welt zu zeigen, sie seien nicht mehr bescheidene, schüchterne, träumerische Gefühlsmenschen, daß sie es manchmal übertrieben; denn sie reagirten nicht allein gegen die Laxheit der sittlichen Principien, das Zigeunerthum, den Jacobinismus und die französisirende Weise Jung-Deutschlands, deren gallischer Frivolität sie ihren teutonischen Ernst entgegensetzten, sondern auch gegen die Manier für poetische Phantasiecostüme und den unpraktischen Enthusiasmus der Patrioten von 1813. Mehr als das, sie reagirten auch gegen den Idealismus der Goethe- und Schiller'schen Zeit, gegen ihren übertriebenen Individualismus, gegen ihr ewiges Sichselbsterziehen, gegen den ganzen Cultus der schönen Seelen, gegen ihren Kosmopolitismus, auch ihre Humanitätsbestrebungen und ihre Vorurtheilslosigkeit; vor Allem aber gegen ihre Entfremdung vom öffentlichen Leben, ihre ausschließliche Bewunderung der Kunst und des Denkens, als der beiden höchsten menschlichen Thätigkeiten.

Gervinus bricht am Ende seiner Geschichte der deutschen Dichtung, welche 1835 bis 1842 erschien und eine Art patriotischen Pamphlets in fünf dicken Bänden war, in folgende Worte aus, welche der halbunterdrückten Idee Ausdruck gaben, die sein ganzes Buch durchzieht, wie sie die Unterströmung in seiner ganzen Generation gewesen ist: es bedürfe keiner Umwälzung, meint er; „wir möchten Kräfte endlich gebrauchen, die wir haben . . ., wir begehren ein Regiment, das des Volkes innere Kräfte schätzen lerne und ihnen Spielraum gebe, wir möchten die Nation, die den Kern des Welttheils bildet, der spöttischen Stellung entnommen sehen, die sie einnimmt, wir wollten die Mündigkeit antreten . . . Mit welchen Mitteln aber auch die Erreichung dieses Zieles zu bewirken sein sollte, auf dem Wege unsrer bisherigen Poesie würde weder der Zweck noch das Mittel erreicht werden. . . . Ein Mann thut uns noth . . . wie Luther war, der jetzt dieses Werk endlich aufnähme, das der große Reformator schon Lust zu beginnen hatte. . . . Doch er verzweifelte an diesem Werke und wohl aus dem leidigen Grunde, daß er in diesem Volke keine politische Natur erkannte. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, sagte er, das geht frisch hindurch auch ohne alle Gesetze, reißt auch wohl durch alle Gesetze; aber wo die Natur nicht da ist und solls mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk. Nur so ganz möchten wir darum doch nicht an diesem Volkskörper verzagen . . . Wir wollen nicht glauben, daß eine Nation in Kunst, Religion und Wissenschaft das Größte erreicht habe und im Staate gar nichts vermöge . . . Was an uns liegt ist, ob wir die Winke der Zeit verstehen, die Zersplitterung unsrer Thätigkeit aufheben und unser Wirken nach dem Punkte richten wollen, nach dem die ungestümsten Wünsche am lautesten geworden sind. Der Wettkampf der Kunst ist vollendet: jetzt sollten wir uns das andere Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns Apollo auch da den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht versagte."

Der „Mann wie Luther war" kam, und der Erste, der

ihm den Rücken kehrte, war derjenige, der ihn so herbeigewünscht. Der „Mann aber wie Luther war" sah, was Luther gesehen hatte, nämlich daß die politische Begabung nicht in der Natur unsrer Nation liege, und nachdem er umsonst versucht, den Nationalstaat mit Hülfe der Nation zu errichten, errichtete er ihn am Ende ohne die Nation. Kaum hatte er aber das Werk gethan, so überschütteten ihn die Kleindeutschen, die ihn nicht begriffen und ihn bekämpft hatten, mit Lob; denn sie sahen wohl ein, daß es ihr Traum war, den er verwirklicht hatte. So rief er sie denn wieder zum gemeinsamen Werk, das darin bestand, das neue Gebäude einzurichten, und sie legten ihre Hand ans Werk, und sie bewiesen von Neuem, daß die politische Begabung nicht in ihrer Natur lag, und so trennten sie sich von Neuem, vielleicht für immer.

Nichtsdestoweniger haben sie sich redlich bemüht und bemühen sie sich redlich, eine politische Nation zu werden. Um zu diesem Ergebnisse zu gelangen, mußte Deutschland, das sich während der vorhergehenden fünfzig Jahre von allen gesellschaftlichen, religiösen und nationalen Vorurtheilen freigemacht hatte, sich dieselben künstlich wieder aneignen, oder doch wenigstens einen neuen „cake of custom", einen Complex solcher Vorurtheile herstellen, wie sie für die praktischen Zwecke eines nationalen und politischen Lebens nothwendig sind. Ein Mensch, der alle Seiten einer Frage sieht, den die Leidenschaften des Patrioten und des Parteimannes nicht rühren, der mehr daran denkt, in Ruhe gelassen zu werden, als auf Andere zu wirken, ein Mensch ohne Vorurtheile, in einem Worte, der ideale Mensch der Goethe'schen Zeit, war wenig befähigt für die neue Aufgabe. Für dieses Werk waren gute, kräftige, enge gesellschaftliche und sonstige Vorurtheile eine Nothwendigkeit. Die Befestigung demnach von Vorurtheilen, vor Allem dem nationalen Vorurtheile, war das hauptsächlichste, wenn auch unbewußte Ziel der deutschen geistigen Bewegung seit 1850, und was das nationale Vorurtheil anlangt, so ist die Sache in der That gelungen. Wann und wo auch immer nationale Interessen in Frage kommen, halten wir Alle zusammen, wie unsere Väter es nie gethan, und zeigen einen Gemeingeist, der ihnen durchaus unbekannt war. Ich kann dasselbe noch nicht von den Fällen sagen, wo die Interessen der Freiheit, einer guten Verwaltung, des Freihandels u. s. w. in Frage kommen. Es ist etwas Großes, daß wir wenigstens in nationalen Fragen einig und einverstanden sind, fast übertrieben so. Wie ich in meiner letzten Vorlesung sagte*), der Niedergang des Individualismus, dem wir seit 1850 beiwohnen, scheint eine Verneinung der deutschen Idee κατ' ἐξοχήν zu sein. Allein er war bis zu einem gewissen Punkte nothwendig, eben weil übertriebener Individualismus den Menschen zum öffentlichen Leben untauglich macht.

Eines der ersten Mittel jene Vorurtheile zu schaffen und eine ihrer letzten Folgen, war die Schaffung des Nationalstolzes, einer Tugend oder eines Lasters, welches der großen Periode von 1790 gänzlich unbekannt war. Dieser neue Patriotismus nun hatte nicht die Unbefangenheit des französischen oder griechischen, welcher alle andren Nationen einfach als Barbaren betrachtet; noch die demüthige und empfindliche Zärtlichkeit des italienischen, der sich an sein wiedererrungenes Vaterland anschmiegt, wie eine Mutter an ihr Kind, welches vom Tode gerettet, aber noch schwach und zart ist und kaum im Stande das rauhe Schulleben mit handfesten Kameraden mitzumachen. Er hatte auch nicht die kräftige Gesundheit des römischen und altenglischen, welcher einfach die Existenz aller derer ignorirte,

*) In der That hatte ich bereits in der fünften (vorletzten) Vorlesung, nach Auseinandersetzung von Schillers und W. von Humboldts Ansichten über ästhetische Erziehung und die Grenzen der Staatswirksamkeit, zum Schlusse folgende Aeußerung über Neudeutschland gethan: „Eines ist immerhin sicher: Schillers Standpunkt blieb der des ganzen Zeitalters in seinen größten Vertretern. Die schwache Seite desselben fällt in die Augen; eine grausame Wirklichkeit störte Deutschland bald auf, indem sie ihm rauh genug darthat, daß der so verachtete Staat der nothwendige Boden ist, auf welchem allein der Mensch sich mit Würde und Sicherheit seiner ästhetischen Vervollkommnung hingeben kann. Die Dinge haben sich seitdem umgekehrt in Deutschland. Die Staatsidee, welche in Schillers Zeit so ganz verwischt erschien, ist ausnehmend rege und mächtig geworden, und die Nation ist geneigt, ihr Alles zu opfern. Schillers Idee ist darum nicht erloschen. So lange der Nationalstaat, dessen Abwesenheit im Augenblick der Noth so bitter empfunden worden, noch im Bauen begriffen ist, ist es natürlich, daß die Nation eine gewisse Einseitigkeit und Ausschließlichkeit nach dieser Richtung hin an den Tag legen muß. Für den Augenblick scheint der Individualismus, wie ihn die großen Pfadfinder der deutschen Cultur gepredigt haben, fast verschwunden. Die Nation, in der Madame de Staël keine zwei Köpfe fand, welche gleich über einen Gegenstand dachten, ist merkwürdig heerdenartig geworden, ja fast einförmig; der große Producent und Consument von Originalideen (als den wir Deutschland kennen gelernt) scheint heute damit zufrieden, von einigen wenigen mechanisch wiederholten Schlagworten zu leben. In der That sind der Individualismus, der Humanismus, die Vorurtheilslosigkeit und die Abwesenheit gesellschaftlicher Conventionen, wenn sie soweit getrieben werden, wie sie die Generation von Goethe und Schiller trieb, absolute Hindernisse für das öffentliche Leben, welches nur vom Opfern der individuellen Interessen und Ueberzeugungen zu Gunsten von Parteigrundsätzen und Nationalinteressen lebt. Eine Nation, oder eine Gesellschaftsklasse, oder eine Partei in einer Nation ist nur dann unwiderstehlich, wenn sie eine ganze Reihe von gemeinsamen Gedanken, Gefühlen und Formen hat. So lange jeder Einer seinen eignen Weg geht, existiren Nation, Klasse und Partei nur in Worten und können nicht dem schwächsten Stoß widerstehen. Die neuere deutsche Geschichte beweist das auf jeder ihrer Seiten. — Der Individualismus hat aber nicht allein der Einförmigkeit, der Humanismus der Vaterlandsliebe Platz gemacht, Schillers Gedanke selber, daß die Kunst die höchste Form menschlicher Thätigkeit sei, daß das gefällige, praktische Leben einem höheren idealen Leben untergeordnet werden müsse, ist, sozusagen, verschwunden, für den Augenblick wenigstens; denn ich hege die feste Zuversicht, daß, sobald der langersehnte Nationalstaat vollendet und gegen innere und äußere Feinde gesichert ist, Deutschland auch wieder zum Credo der wirklichen Gründer seiner Cultur zurückkehren wird. Freilich wird es dasselbe nur mit Modificationen wieder aufnehmen können. Es wird sich nie wieder zu der unausgesprochenen Verachtung für den Staat bekennen, welche der ganzen Weltanschauung von Schillers Generation zu Grunde lag; aber es wird auch nicht länger im Staate einen Zweck sehen, wie es jetzt thut, sondern ein Mittel — ein nothwendiges Mittel, ein edles Mittel sogar, ein Mittel immerhin, keinen Zweck. Es erscheint in der That unmöglich, daß die Nation Lessings und Herders, Goethes und Kants nicht der Politik müde werden sollte, wie sie längst der Theologie müde geworden; daß sie nicht, den Politikern die Politik überlassend, wie sie einst die Theologie den Theologen überlassen hat, wieder die Arbeit an dem idealen Lebensinhalt, anstatt an dessen enthaltenden Formen sich zur Aufgabe machen sollte. Darin ist kein Widerspruch, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Wenn es Gebiete der menschlichen Thätigkeit gibt, wo der absolute Individualismus vom Uebel ist und ein Zeichen der Selbstsucht, so gibt es andere, wo er so fruchtbar als edel ist. So ist es aber auch mit dem Collectivismus, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf: ein Segen auf einem Felde des Lebens, ist er ein Fluch auf dem andern. Ist es aber wirklich unmöglich, jeden von beiden in die Grenzen zu bannen, die ihn heilsam machen? Das Deutschland von 1800 kannte nur den Individualismus; das Deutschland von 1879 scheint nur den Collectivismus zu kennen. Das Deutschland der Zukunft, wollen wir hoffen, wird sich dem Collectivismus unterwerfen und bereit sein, individuelles Denken und Fühlen zu opfern, wo es nöthig ist, es zu opfern, d. h. im Staat und der Gesellschaft. Aber es wird volle Freiheit des persönlichen Denkens und Fühlens beanspruchen, wo der Individualismus allein Früchte tragen kann, d. i. in der Kunst und Wissenschaft. Indem es aber dies thut, wird es fühlen, daß es das bessere Theil erwählt hat: denn wer die Welt — d. h. Menschheit und Natur — zu durchdringen, treu und liebevoll zu deuten sucht, sei's durch die Anschauung und Wiederschöpfung des Künstlers, sei's durch den Verstand und das Kennen des Gelehrten, der hat eine höhere Thätigkeit erwählt, als derjenige, welcher nur in dem Staat und für den Staat und seine vorübergehenden Interessen lebt."

die nicht „römische Bürger" oder „brittische Unterthanen" waren. Der neue deutsche Patriotismus, welcher nicht mit dem altpreußischen verwechselt werden darf, war und ist nicht naiv. Er ist bewußt, er ist absichtlich, er hat einen leichten Anflug von Pedanterie, weil er von Gelehrten und Literaten gemacht worden ist. Er ist entsprungen aus einem Gefühl des Mangels an Patriotismus, der Vaterlandslosigkeit, welche vorher geherrscht hatte und gegen die eine Reaction nothwendig war. Er gleicht in der Beziehung der Religion der deutschen Romantiker, die fast alle Freidenker gewesen waren und sich eines schönen Tages entschlossen, sie wollten Gläubige werden, weil der Glaube eine nothwendige Grundlage für jede dichterische Vortrefflichkeit sei. Daher auch die Uebertreibungen des deutschen Patriotismus. Er kam nicht natürlich oder spontan zur Welt; er war eine Frucht der Reflexion.

Das nimmt ihm nichts von seiner Berechtigung; denn er war wirklich nothwendig für die Herstellung eines Nationalstaates. Nun sind aber, nächst der gerechten und gesetzlichen Ordnung, welche der wahre Daseinsgrund der Staaten ist, die nationale Unabhängigkeit und die nationale Macht, welche diese Unabhängigkeit gewährleistet, die unumgänglichsten Bedingungen für das Wohlergehen einer Nation. Wenn eine Nation dieselben nicht besitzt, so muß sie Alles aufopfern, selbst die Freiheit, um sie zu erlangen. Die Spanier gaben ein Beispiel dafür im Anfang unseres Jahrhunderts, weil sie wenigstens die Ueberlegenheit über Deutschland hatten, daß sie einen Nationalstaat besaßen — schlechter gewiß als der, den die Franzosen ihnen aufzwingen wollten — immerhin einen Nationalstaat. Ist dieser Hafen einmal erreicht, so muß der Kampf um die Freiheit beginnen mit seinen mannichfaltigen Wechselfällen von Sieg und Niederlage, wie England ihn seit der Zerstörung der Armada bis zur Regierung Georgs IV. geführt hat, und erst wenn diese Eroberung befestigt ist, kann sich die Nation wieder den Luxus so freier Gedanken und Gefühle erlauben, als die waren, welche die großen Gründer der deutschen Bildung beseelten.

Mittlerweile tragen diese Ideen tausendfache Frucht über die ganze Welt hin und keimen selbst auf fern abliegenden Gefilden, auf die sie der Wind der Geschichte getragen. Auch zu Hause bleibt noch und wird immer bleiben eine stille unbeachtete Gemeinde von Treuen, welche fromm den Schatz bewahren, der dem Vaterland von seinen großen Heroen des Gedankens und der Kunst hinterlassen worden. Sie leben abseits der Kämpfe des öffentlichen Lebens, schauen manchmal hin mit Bedauern, oft mit Zorn, aber immer mit Hoffnung. Sie werden nicht gestatten, daß Deutschland, welches der Welt die Ideen Lessings und Herders, Goethes und Schillers gegeben, dieselben für immer aus seinem nationalen Glauben ausscheide. Sie werden Sorge tragen, daß wenn der Tag gekommen ist, Deutschland jenen großen Ideen wieder den Ehrenplatz gebe an dem Heerde, von welchem sie hinauszogen in die weite Welt. Wenn der Augenblick gekommen ist, wird — ich wenigstens zweifle nicht daran — wird Deutschland, das jetzt hauptsächlich zu leben scheint für die egoistische, wenn auch nothwendige Aufgabe, sein Haus gegen die Stürme zu befestigen, die es bedrohen könnten, und es wohnlicher zu machen als es bisher war, mit ganzem Herzen wieder das Seinige mitthun an dem gemeinsamen Werke Europas; das aber ist durch alle nationale Formen hindurch, die es annehmen mag, die Civilisation der Menschheit."

Die kleine Welt.

Drei Novellen von Rudolf Lindau.*)

„Wenn ich ein Buch lese," pflegte der alte Grillparzer zu sagen, „so will ich mit Jemandem zu thun haben", und legte, sobald er im Verlauf einer Lecture merkte, daß der Autor kein „Jemand", d. h. keine ausgeprägte Individualität sei, das Buch bei Seite und verzichtete auf seinen Inhalt. — Nichts kann verständiger und folgerichtiger sein. Wer genug von jenem gediegenen Egoismus hat, der im Leben sich die Dutzendmenschen vom Leibe hält, deren Gespräch nichts Anderes bietet, als eine Summe banaler Gedanken, Anschauungen und Ausdrucksweisen, wie sie unter den sogenannten Gebildeten gleich abgegriffener Scheidemünze von Hand zu Hand gehen, wie sollte der weniger unduldsam sein, wenn er solchen Anschauungen und Auslassungen in Form eines Buches begegnet! — „Nichtssagende Scribenten, wer wird sich dadurch, daß sie sich drucken lassen, zu ihrem Umgang zwingen lassen!"

Mit Grillparzer erachtet wohl ein erheblicher Bruchtheil der Leserwelt als höchsten Werth eines Dichters und Künstlers eine stark ausgesprochene Individualität, und diesen empfiehlt sich der Autor des vorliegenden Buches in ganz besonderer Weise. Er ist, was Goethe im Alter mit Vorliebe „eine Natur" nannte, eine sichere, in sich abgeschlossene Persönlichkeit, die sich durch die Art, wie sie die Welt anschaut, beurtheilt und schildert, aus der umgebenden Gleichartigkeit der Literatur und Kunst kräftig und eigenartig abhebt, mit Allem, was sie producirt, einen unwiderstehlichen Reiz auf Leser und Hörer ausübt.

So mit diesem neuesten Buche „Die kleine Welt". Es enthält drei frappant eigenartige Erzählungen: Der Seher — Ein verkehrtes Leben — Die kleine Welt. Von ihnen habe ich die erstgenannte, gelegentlich einer Besprechung von R. Lindaus Peines perdues in diesem Blatt, ihrem Hauptinhalte nach bereits entwickelt und ihrem Werthe nach gewürdigt. Ich kann mich daher hier darauf beschränken, eine bedeutsame Differenz zu constatiren, die zwischen dem französischen und dem deutschen Text rücksichtlich des Schlusses der Novelle obwaltet: „Le visionnaire" endet mit dem Selbstmord des monomanen Helden; „Der Seher" läßt es dahin gestellt sein, was aus ihm geworden. „Wenn er geheilt wäre," spricht der Verfasser, „so würde ich wohl von ihm gehört haben; wenn er noch lebt, begegnen wir uns vielleicht noch einmal in der „kleinen Welt"."

Das heißt — der Autor verzeihe mir — den sorglich angesponnenen Faden gar zu nonchalant fallen lassen; noch mehr es streift zu sehr an die ganz alltägliche Wirklichkeit mit ihren Zufälligkeiten und kann den aufmerksamen Leser nicht befriedigen. Es kommt dabei nicht in Betracht, ob ein der Erzählung zu Grunde liegendes Erlebniß in Betreff der Hauptperson wirklich so ohne Abschluß verlaufen ist; wir befinden uns, durch des Dichters Kraft der gemeinen Wirklichkeit entrückt, im Gebiet der Kunst, und hier gilt nicht (wie Auerbach unlängst vortrefflich nachgewiesen hat), was wirklich geschehen ist, sondern was geschehen muß, also die psychologische Wahrheit! Der Dichter muß das, was er bringt, als innerlich nothwendig und folgerichtig darbringen und so zu Ende führen oder er enttäuscht die durch ihn für die Fabel lebhaft interessirten Leser und läßt ein Unbehagen zurück. Nachdem wir die Monomanie des Boris Stachowitch an mehreren Fällen, welche die Bestätigung seiner unheimlichen Begabung zu liefern schienen, sich haben rapide steigern sehen; nachdem wir erfahren, daß sich ihm vor dem Spiegel sein eignes Gesicht als „refractär" erwiesen und ihm einen frühen jähen Tod angekündigt, da ist es nicht nur consequent, wenn der Unglückliche auf die Hand der Verlobten verzichtet und die Stätte seines kurzen Glückstraumes flieht, sondern auch jenes, daß er in der gesteigerten Verdüsterung eines einsamen, nur von jener furchtbaren Monomanie beherrschten Lebens den Tod, der gleich dem Schwerte des Damokles allstündlich über seinem Haupte droht, selbst herbeiruft, um der unerträglichen Seelenqual ein rasches Ende zu machen. Und so gibt mir die französische Erzählung den psychologisch richtigsten Schluß: „Après avoir quitté Paris, il s'est retiré dans la même maison de campagne, où il s'était déjà enfui une fois pour se consoler de la mort de son frère et de son amie. Il y a vécu six mois dans un isolement à peu près complet, ne voyant que son domestique. Celui-ci l'a trouvé, un matin, étendu mort devant la glace de sa chambre à coucher. Il s'était tué d'un coup de poignard dans le coeur, réalisant ainsi de sa propre

*) Berlin 1880, Gebrüder Paetel.

main la vision qui le poursuivait, le présentant à ses yeux comme destiné à mourir jeune. — Il devait finir ainsi!"

Ja wohl! il devait! Und es ist nicht einmal nöthig, daß uns die Psychiatrie durch den Mund Esquirols, Caspers, Hoffbauers ꝛc. bestätigt, wie ein solcher aus tief deprimirenden, sich fortdauernd neu erzeugenden Gemüthsaffecten erwachsener Schwermuthswahn sich meist aus der mit ihm verbundenen qualvollen Abulie endlich dadurch zu befreien sucht, daß er sich zu einem letzten furchtbaren Entschluß aufrafft — dem Entschluß der Selbstvernichtung. Die Nothwendigkeit, den unglücklichen, so lebensvoll und überzeugend geschilderten Helden durch eigene Hand sterben zu lassen, war auch künstlerisch gegeben, und ich für mein Theil kann nicht umhin, die etwaige Connivenz des Dichters an den deutschen Geschmack (der im Allgemeinen einer allzu starken Dosis von Schauer und Gewaltthat in der Kunst abhold ist) hier abzulehnen. Den Franzosen wurde das Kunstwerk in vollendeterer Form präsentirt!

Von der Novelle „Ein verkehrtes Leben", die gleichfalls in den düstreren Partien der Seelenkunde wurzelt, sage ich hier nichts. Ihr Hauptreiz liegt in der Eigenart des Details wie in der feinen inneren Führung, und diesem würde eine dürre Inhaltsanzeige nicht gerecht werden.

Nur noch ein paar Worte über die dritte Erzählung, die dem ganzen Buche den Namen gegeben hat. Die Handlung spielt um das Jahr 1860 in Yokohama, also auf dem Boden, auf welchem uns die anziehenden Lebenserinnerungen R. Lindaus (in Westermanns Monatsheften) neuerdings heimisch machen und die ganze Erzählung ist geradezu ein Muster an Lebenswahrheit, Folgerichtigkeit der Entwickelung und überzeugender Kraft der Charakteristik. Sie illustrirt den interessanten Gedanken, daß „für etwa anderthalb tausend Millionen Menschen Platz in der Welt sei, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Jeder den ihm angewiesenen, einzigen Platz in derselben einnehme. Verlasse er diesen, so sei nirgends auf der Erde, in der menschlichen Gesellschaft mehr Raum für ihn. Denn Jedermann könne einmal nur als derjenige existiren, der er sei! — Den stärksten Beweis für die Richtigkeit der Theorie liefere ein flüchtiger Verbrecher! Der Mann, der einen falschen Namen angenommen, seinem „Ich", d. i. seinem „Platz in der Welt" entsagt habe, existire menschlich nicht mehr! Eine Fiction, der Doppelgänger einer unberechtigten Existenz, treibe sich dann in der Welt umher; aber es sei diesem Trugbilde nicht gestattet, eine gesellschaftlich-menschliche Existenz zu führen. Sicher werde er, wenn er am Leben bleibe, gefunden werden; die Welt sei zu klein geworden, sich darin zu verstecken; keinenfalls habe sie Raum für Jemand, der sein „Ich", seinen Platz in ihr verloren habe".

Mit welcher Meisterschaft ist das nun in der Novelle ausgeführt, an einem frappanten, tief erregenden Fall unter Beweis gestellt! Plan und Aufbau der Erzählung; Leitung, Verwebung, Schürzung der Fäden zum Knoten; und dann die Lösung, diese ergreifende, furchtbare Lösung — wie ist das Alles vorzüglich, in wie athemloser Spannung folgt der Leser dem Erzähler auf der schaurigen Spur jenes dämonischen Menschen, der „seinen Platz in der menschlichen Gesellschaft" verloren hat, und für den die „kleine Welt" keinen Raum mehr bietet; mit wie herber, sittlicher Stärkung entläßt uns der Dichter endlich aus seinem Bann! — Ein düsteres, herzaufregendes aber tüchtiges Buch, nachtrachtend voll tiefen Ernstes jener höchsten Aufgabe des echten Dichters: die Kenntniß des Menschen, der Natur und des Weltgesetzes zu erweitern. —

Soweit hatte ich geschrieben, als ein gelehrter Freund, der mich dann und wann mit seinem Besuche beehrt und von den bei mir lagernden Novitäten Notiz zu nehmen liebt, bei mir eintrat und die von mir unlängst entliehene „Kleine Welt" auf meinen Schreibtisch legte.

„Ha! Sie bringen das Buch zurück? Haben Sie es gelesen?"

Der Schweigsame nickte.

„Und es hat Sie angesprochen?"

„Sehr! Der Verfasser ist ein ganzer Künstler; aber —"

„Nun? — aber —? Vervollständigen Sie Ihr Urtheil!"

„Es ist schon vorhanden, und Sie können es beim Plinius lesen: Austero maluit genere quam iucundo placere!"

„Wahr! — Aber machen Sie ihm einen Vorwurf daraus?"

„Ich? Wahrlich nein! Unser bischen Erdenleben ist ein furchtbar ernstes Ding, und Unheil und Trauer schlummern überall nur unter dünner Decke! Und ich sollte den Dichter, der uns das Leben schildern soll, dafür verantwortlich machen, daß er, gleich Schiller, „des Lebens innersten Kern herb" befunden? — Wie seltsam wäre das!"

Ludwig Ziemssen.

Alfred de Musset und die Frauen.*)

III.

Die Herzogin von Belgiojoso.

(Schluß.)

Die Briefe Alfred de Mussets, welche Frau Caroline Jaubert in ihren „Erinnerungen" veröffentlicht, sind sammt und sonders reizend in der Form, anmuthig und neckisch, bisweilen sprudelnd von guter Laune und sprühend von Geist; es befindet sich nicht ein einziger unter ihnen, der nicht irgend eine jener originellen oder witzigen sprachlichen Wendungen enthielte, die die Franzosen als „mots" bezeichnen; die Veröffentlichung läßt sich also durchaus rechtfertigen und ist willkommen zu heißen. Ein jeder Freund des Dichters liest diese vertrauten Plaudereien mit innigstem Behagen, ein jeder, der die Pariser Gesellschaft, wie sie zu Ausgang der dreißiger und in den vierziger Jahren in Paris die tonangebende war, und der die Koryphäen der Literatur und Kunst unter Ludwig Philipp kennt, wird in diesen Briefen dem einen oder andern bekannten, mit Schalkhaftigkeit und Scharfsinn gezeichneten Porträt begegnen, an dem er seine Freude haben muß. Der Franzose wird daher der geistvollen Herausgeberin für die Auswahl der veröffentlichten Briefe nur dankbar sein.

Anders aber liegt die Sache für uns Ausländer, und namentlich für alle diejenigen, welche dem französischen Leben und Treiben etwas fernstehen und nur dem Bedeutendsten ihre Theilnahme zuwenden. Da müßte ein noch stärkeres stoffliches Interesse vorhanden sein, da müßten wir über die Beziehungen des Dichters zu solchen Persönlichkeiten, von denen wir schon wissen, daß sie in das Leben desselben tief eingegriffen haben, noch mehr erfahren, um diesen Aufzeichnungen mit ungeschmälertem Interesse zu folgen.

Für uns bieten dieselben eigentlich nur nach einer Richtung hin etwas Neues, das uns wissenswerth erscheint: die Beziehungen Mussets zur Fürstin Christine Belgiojoso; aber nebenher ergibt sich uns aus der Correspondenz ganz unzweifelhaft, daß die Wunde, die Musset nach seinem Bruch mit George Sand aus Italien heimgebracht hatte, so tief sie auch gewesen sein mag und so schmerzhaft sie auch später wieder aufbrechen mochte, ihm doch auf lange Zeit wenig Unbehagen bereitet haben muß. Wir finden ihn wenige Jahre nach der venetianischen Katastrophe gerade so verliebt, gerade so leidenschaftlich und bisweilen auch gerade so unglücklich wie er uns damals erschienen war; und diesmal ist es offenbar nicht George Sand, die sein Liebesleid verschuldet.

Er schwirrt unruhig und exaltirt von einem Herzen zum andern. Heut ist es Rachel, die ihn ganz und gar gefangen nimmt, und ohne die er nicht leben, nicht glücklich sein zu können vermeint; morgen ist es eine andre große Künstlerin, ist es Pauline Viardot-Garcia, in die er sich bis über die Ohren verliebt; den andern Tag kniet er vor der Heldin der Novelle

*) Siehe Nr. 4 und 5 der „Gegenwart".

„Emmeline" nieder und schwört ihr aufrichtigen Herzens, daß sie das einzige Weib sei, das ihm die Ruhe seiner Seele wiedergeben könne; dann wendet er sich zu der blendend schönen Prinzessin Belgiojoso und sagt ihr mit derselben leidenschaftlichen Ueberzeugung ungefähr dasselbe. In einem Punkte bleibt er sich consequent: einer jeden der von ihm geliebten Frauen macht er die bittersten Vorwürfe, daß er schlecht und grausam von ihr behandelt werde.

Vor allen Andern ist es die zuletzt genannte Fürstin, die durch ihre vermeintliche Gleichgültigkeit den Zorn des leicht erregbaren Dichters hervorruft. Die Fürstin Christine von Belgiojoso wird von den Zeitgenossen als ein wahres Feenkind geschildert. Sie war die Tochter des Marquis von Trivulci. Sie heirathete im Alter von sechszehn Jahren und im Besitz eines großen Vermögens den jungen und schönen Fürsten von Belgiojoso, der wie sie selbst aus Mailand stammte. Sie war von eigenthümlicher und seltener Schönheit. Man rühmte ihren edlen Wuchs, ihre vornehme Haltung und vor Allem den entzückenden Klang ihrer Stimme. Frau Jaubert charakterisirt sie in einem Satze etwa so: „Eine seltene Intelligenz, ein leidenschaftlicher, herrschsüchtiger Geist, ein mächtiger Blick, Muth und Unerschrockenheit und vor Allem eine Kunst zu gefallen als nöthige Ergänzung ihres Bedürfnisses, sich anbeten zu lassen."

Musset fühlte sich zu diesem selten begabten Weibe mächtig hingezogen, und die Fürstin interessirte sich lebhaft für den jungen genialen und von den Frauen so verwöhnten Dichter. Aber sobald die Beziehungen über die Grenzen des streng Gesellschaftlichen und Formellen hinausgegangen waren, wurde der Verkehr zwischen Beiden erschrecklich ungemüthlich. Aus den Briefen geht hervor, daß die Fürstin und der Dichter, so lange sie überhaupt mit einander verkehrt, eigentlich nichts weiter gethan haben, als sich zu zanken, sich zu versöhnen und sich wieder zu zanken. Die schöne junge Fürstin war eben nicht minder verwöhnt als Musset, und sie war gerade so empfindlich wie er; sie war durchaus nicht geneigt, dem jungen Genie etwas durchgehen zu lassen, was sie einem Andern, weniger Begabten, hätte übelnehmen dürfen. Nachdem eine Zeit lang ein leidlicher Zustand der Waffenruhe zwischen ihnen bestanden, sollte eine Unbedachtsamkeit Mussets die schöne Fürstin wieder zu seiner Gegnerin machen. Eines Abends befand sich Musset mit der Fürstin im Salon der Frau Jaubert. Musset, der sehr hübsch zeichnete, amüsirte die Gesellschaft durch einige gelungene Caricaturen. Die Fürstin lachte mit den Andern und sagte, man habe schon mehrfach versucht, ihr Gesicht zu carikiren; es sei aber niemals gelungen. Musset entgegnete, daß die Regelmäßigkeit der Züge deren komischer Verzerrung durchaus nicht widerstrebe, und daß er sich anheischig mache, selbst von der schönen Fürstin eine sehr extravagante Caricatur herzustellen.

„Versuchen Sie's," sagte die Fürstin, „ich autorisire Sie dazu."

Musset zeichnete in aller Eile eine lustige Skizze, welche die Größe des wundervollen Auges und die Schmächtigkeit der zarten Figur ins Komische entstellte. Die Caricatur war sehr ähnlich und sehr unangenehm. Die Gesellschaft betrachtete die gelungene Charge lächelnd, auch die Fürstin nahm das Blatt zur Hand und sagte mit möglicher Selbstbeherrschung und Gleichgültigkeit: „Es hat eine gewisse Aehnlichkeit." Darauf legte sie das Blatt in das Album und schloß dasselbe. Die Wirthin nahm das Buch und trug es bei Seite, um es den Blicken der Neugierigen zu entziehen. „Sie haben Ihre Schiffe verbrannt," raunte sie Musset zu. — „Und ich kann Ihnen die Versicherung geben," entgegnete der Dichter, „daß ich in meinem Leben nicht verliebter in die Fürstin gewesen bin, als während ich sie zeichnete." — „Um so schlimmer für Sie! Sie haben sie tief verletzt, und sie wird es Ihnen nie vergeben."

Die kluge Frau sollte Recht behalten. Wenige Tage darauf erhielt sie einen Brief von Musset, der über die Gesinnungen der Fürstin keinen Zweifel ließ. „Ich habe ihr einen Brief geschrieben," heißt es da, „so offenherzig, so unverhohlen wie nur möglich, ich habe nichts verheimlicht, nichts beschönigt, ich habe nichts, nichts hinzugethan. Und man hat mir darauf eine Antwort gegeben, eine Antwort, — die man drucken lassen könnte! Ja, meine Gnädigste, diese Antwort könnte und sollte eigentlich gedruckt werden! Sie ist von dem edelsten Stolze, so etwa achtzig Grad (nicht Centigrade) über Null, und von der vollkommensten Ruhe, hundertundzwanzig Grad unter Null, — was zusammen zweihundert Pferdekraft repräsentirt, oder so etwas Aehnliches. Und wissen Sie, was ich armes Geschöpf gethan habe, als mir diese unsterbliche oder wenigstens der Unsterblichkeit werthe Antwort zugegangen ist? — Ich habe eine halbe Stunde geheult wie ein Kalb. Ja, liebe Freundin, ich habe heiße Thränen vergossen, wie in meinen besten Tagen! Ich habe den Kopf auf meine Hände, die beiden Ellnbogen auf mein Bett, die Füße auf meine Cravatte, die Knie auf meinen neuen Frack gestützt, und ich habe geschluchzt wie ein Kind, das man reinigt. Mein Zimmer war wirklich ein „Ocean von Bitternissen", wie die braven Leute sagen, und ich habe mich kopfüber hineingestürzt, einmal um das andere! Darauf bin ich furchtbar wüthend geworden, aber ich kann unmöglich sagen, gegen wen, und diese Wuth hat zwei Stunden gedauert. Der Himmel sei gepriesen, daß ich nichts zerschlagen habe. Darauf habe ich mich sehr ermattet gefühlt und noch einmal zu weinen angefangen, aber sehr wenig, blos um mich ein bischen zu erfrischen. Darauf habe ich vier Eier gegessen. Es waren Spiegeleier. Darauf habe ich mich wiederum sehr ermattet gefühlt, und dies „darauf" soll soviel heißen wie: augenblicklich. Ich habe soviel ausgestanden, daß ich nichts mehr ausstehen kann, und aus diesem Grunde erzähle ich Ihnen alle diese Dummheiten. Wenn Sie mein Gesicht sehen könnten, Sie würden sich todtlachen! Mein Haar starrt zu Berge wie ein Hochwald. Das linke Auge tritt aus dem Kopfe heraus, das rechte ist halb geschlossen, sehr unterlaufen und thränig, die Nase roth wie eine Rübe und das ganze Gesicht in die Länge gezogen wie ein alter Honigkuchen vom Jahrmarkte bei Regenwetter. O Liebe, das sind deine Streiche! Aber, beim Element! meine liebe Gevatterin, solche kleine Scherze thun weh. Und ernsthaft gesprochen: ich werde mich von nun an einer jeden Correspondenz und eines jeglichen Verkehrs mit Ihrer durchlauchtigen Hoheit der Frau Fürstin, unter welchem Vorwande es auch sei, zu enthalten wissen. Ich spiele nicht mehr mit."

Er spielte doch noch mit. In einem Briefe, den er einige Monate später von der Normandie aus an seine Freundin Caroline Jaubert schrieb, kehrt die Erinnerung an die schöne Fürstin wieder. Er ist sterblich verliebt, er weiß wiederum nur nicht genau, in wen? — ob vielleicht in die Fürstin, ob vielleicht in Frau Jaubert selbst?

Die beiden Freundinnen fließen für ihn in ein fabelhaftes Wesen zusammen. Er denkt an Frau Jaubert, die in der rue Taitbout wohnt und an die Fürstin Belgiojoso, und er findet für dieses doppelte Gefühl den reizend komischen Ausdruck in dem folgenden Briefe: „Ja," schreibt er, „es unterliegt gar keinem Zweifel, daß ich schrecklich verliebt bin, wüßte ich nur in wen! Vielleicht in Sie, in Sie selbst? Und wie soll ich diesen Brief adressiren? Wenn ich z. B. auf das Couvert schriebe: „A Madame la prinJaucesse bert de Bel rue Taitgiojoso bout?" — Glauben Sie, daß das ankommen würde?"

Zu einem freundlichen und behaglichen Verhältnisse sollte es zwischen den Beiden niemals kommen. Die Fürstin hatte eben die echte vornehme Art, gleichzeitig ihr aufrichtiges Interesse für den Dichter zu bekunden und doch die volle Zurückhaltung zu bewahren und die feste Schranke aufzustellen, die zu überschreiten sie ihm niemals gestattete. Die kühle Zurückhaltung, die Musset mit Recht oder Unrecht für Schauspielerei hielt, brachte ihn ganz außer sich. Schließlich kam er zu der Ueberzeugung, daß die Fürstin gar keine Seele habe, und das, was er empfand, sagte er in dem bekannten und schönen Gedicht „Auf eine Todte" („Sur une morte"), das in der „Revue des deux Mondes" im Jahre 1842 zum erstenmal veröffentlicht wurde:

„Sie war schön; wenn die „Nacht", die in der dunkeln Kapelle schlummert, wo Michel Angelo ihr die Ruhestätte be-

reitet hat, in ihrer Unbeweglichkeit schön sein kann. Sie war gut; wenn es genügt, daß beim Vorübergehen die Hand sich öffne und gebe, ohne daß Gott zugesehen und dazu gesprochen hätte, wenn mitleidloses Gold Almosen genannt werden darf. Sie dachte; wenn der unbestimmte Laut einer schönen und harmonischen Stimme, die wie das Bächlein seufzt, an einen Gedanken glauben lassen darf. Sie betete; wenn zwei schöne Augen, die sich bald zur Erde senkten, bald zum Himmel aufschlugen, ein Gebet genannt werden dürfen. Sie hätte gelächelt; wenn die Blume, die sich noch nicht erschlossen hat, dem frischen Winde, der vorübereilt und der sie vergißt, ihre Kelche öffnen dürfte. Sie hätte geliebt; wenn nicht ihr Stolz, der überflüssigen Leuchte vergleichbar, die man neben dem Sarge anzündet, über einem öden Herzen gewacht hätte. Sie ist todt, und sie hat nicht gelebt, sie hat nur ein Scheinleben geführt, und ihren Händen ist ein Buch entglitten, in dem sie nichts gelesen hat."

Man zerbrach sich in Paris den Kopf, an welche Unbekannte das Gedicht gerichtet sei. Die Einen meinten: an die Rachel, der bei aller Leidenschaftlichkeit des Temperamentes eine gewisse Gefühllosigkeit nachgesagt wurde; viele Andre nahmen an, daß es sich um George Sand handle. Musset schreibt darüber an Madame Jaubert die charakteristische Phrase: „Man glaubt wie immer, daß diese arme Frau Sand gemeint sei. Ich frage: wie sollte sie jetzt dazu kommen?" Wie man sieht, steht Musset hier der berühmtesten seiner Geliebten schon mit einer gewissen unheimlichen Objectivität gegenüber, und die „unsterbliche Wunde, aus der mein Herz verblutet", von der er zwei Jahre vorher in einem seiner Gedichte gesprochen hatte, schmerzt ihn in diesem Augenblicke nicht mehr sonderlich. Die Persönlichkeit, an die Musset die Verse „Auf eine Todte" gerichtet hatte, ist nach der Veröffentlichung der Jaubert'schen Briefe nicht mehr zweifelhaft; es ist eben Niemand anders als die Fürstin von Belgiojoso.

In dem langen Briefe, den Musset an Madame Jaubert richtet, spricht er sich ganz in demselben Sinne über die Fürstin aus. Er macht ihr zum Vorwurf, daß sie ihm von ihrer aufrichtigen Freundschaft gesprochen habe, und er ruft unwillig aus: „Ist das Freundschaft zu nennen, wenn sie mir den Arm reicht, damit ich sie zu Tisch führe? Sie hatte nichts Besseres zu thun, sie hat mich angezogen, um sich zu zerstreuen, um sich über mich lustig zu machen, um mich auszulachen. Das kann ich ihr nicht vergeben. Zu diesem Spiel habe ich mich nicht hergeben mögen, und in Folge dessen hat sie mich schlecht behandelt. Ich habe diesem falschen Schein der Freundschaft eine Weile getraut, dieser Freundschaft, die nur eine Komödie, ein einfacher Zeitvertreib war, und die in demselben Augenblicke aufgehört hat, wo ich mich nachgibig zeigte und wiederkam. Das hat mich verletzt. Sie hatte nicht das Recht, mich so zu behandeln, und sie hat sich in mir in einer mich kränkenden Weise getäuscht, daß sie mir eine solche Rolle überhaupt hat übertragen wollen. Das ist die Wahrheit, die ich nur mit Mühe werde vergessen können, und auf alle Fälle werde ich einen bösen Eindruck davon behalten."

Diese im Ganzen nicht sehr erquickliche Liebesgeschichte verlief schließlich im Sande.

Die von Frau Jaubert veröffentlichten Briefe geben noch über viele Einzelheiten zum Theil sehr amüsante Aufschlüsse. Leider erfahren wir über die Heldin der „Emmeline", die noch immer in tiefes Geheimniß gehüllt ist, auch aus diesem Buche nichts Neues.

Wir haben hier dasjenige, was uns für deutsche Leser interessant zu sein schien, aus den zahlreichen und hübschen Briefen Mussets an Frau Jaubert zusammengestellt. Früher oder später wird man wohl in Frankreich die Gesammtbriefe Mussets, soweit sie sich eben veröffentlichen lassen, herausgeben, und in ihrem Zusammenhange werden dieselben einen sehr erwünschten und nothwendigen Commentar zu dem abenteuerlich bewegten und echt französischen Leben des Dichters geben. In dieser Sammlung werden dann ohne Zweifel die Briefe an Frau Jaubert eine hervorragende Stellung einnehmen. Aber auch aus diesen allein tritt uns immer wieder die originelle Physiognomie des Dichters deutlich entgegen: seine nervöse Erregbarkeit, seine Unbeständigkeit, der jähe Umschlag seiner Stimmungen von übermüthiger Lust zu tiefer Schwermuth.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Concert der Singakademie: Messe von A. Becker. Concert der Königl. Hochschule: Violinconcert von Gade, Variationen von Joachim.

Als ein seltsames Zwischenspiel dürfte der Anfang meines heutigen Artikels manchem Leser erscheinen. Noch im letzten sprach ich von meiner einseitigen subjectiven Anschauung nach dem Anhören mancher Händel'schen Werke. Und heute schon muß ich ganz „objectiv" meine Hochachtung für die Messe Beckers aussprechen, für ein Werk, das von der Händel'schen, ja von der Kirchenmusik-Ueberlieferung überhaupt gänzlich abweicht, in der äußeren Kundgebung auf dem Boden der Neuzeit, in mancher Hinsicht auf dem der Beethoven'schen Missa solemnis, ja selbst der Berlioz'schen und Wagner'schen Behandlung des Orchesters und der Harmonie steht, und dennoch von allen Kennern, deren Urtheil nicht von den Sippschafts-Interessen vorbestimmt wird, als ein in seiner Art sehr bedeutendes anerkannt worden ist.

Die Entwicklung der Kirchenmusik und der Kirchenstil sind unzertrennlich nicht blos von den religiösen Anschauungen, sondern auch von den religiösen Gewohnheiten der Mehrzahl der gebildeten Klassen. In der katholischen Kirche war Italien bis zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts insofern maßgebend, als von dort noch immer das Beste in katholischer Kirchenmusik stammte, und der Clerus die Ueberlieferung des a capella Gesanges so viel als möglich festhielt. Allerdings war die Gemeinde von der Mitwirkung am Musik-Gottesdienste ausgeschlossen, da dieser ja nur lateinische, den Meisten unverständliche Texte (wie noch heute) zum Gesange verwendet, und überhaupt die Entfernung alles Geistlichen vom Laienthum in der katholischen Kirche eine viel strenger abgemessene ist, als in der protestantischen. Aber auf der anderen Seite übten die vortrefflichen vielstimmigen Chöre der größeren Kirchen eine besondere Wirkung auf die gläubige Menge; sie erhöhten in stärkstem Maße die eigenthümliche, der Verzückung nahe Stimmung, in welche leicht erregbare Gemüther beim katholischen Gottesdienste gerathen können, welcher die Mischung geheimnißvoll-sinnbildlicher Feierlichkeiten und großer äußerer Pracht mit unvergleichlichem Geschicke bereitet. Mit dem „philosophischen" Zeitalter begann die Verweltlichung der Kirchenmusik in Italien, die bis zur Wiederholung beliebter Opernmotive auf der Orgel während des Gottesdienstes herabgesunken ist. — In Deutschland war durch Luthers Reformation der Choral und das volksthümliche Kirchenlied als Gemeingut der Gläubigen verbreitet worden. Aber die Pflege der Kunst gewann wenig dabei; während in Italien die Geistlichkeit gerade nach dem Trienter Concilium, nach dem Anathem gegen die Reformation darauf sah, daß die angestellten Sänger auch die besten, die Kirchencompositionen die schönsten wären, bekümmerte sich die Mehrzahl der protestantischen Pfarrer nur darum, daß alle Gemeindeglieder recht laut sangen; wer zur Ehre Gottes am stärksten schrie, der ward als der Frommste betrachtet — daß die protestantische Kirchenmusik nicht verflachte, daß sie im Gegentheile sich immer höher hob, zeugt am besten für den Beruf der Deutschen, in der Musik und durch die Noth groß zu werden. Denn von der Kirche und von den Kirchenpatronen geschah, trotz Luthers einstiger dringender Ermahnung und selbstthätigem Beispiele blutwenig; der katholische Kurfürst August in Dresden und der wenig kirchlich gesinnte Friedrich der Einzige in Berlin hatten mehr Begriff von der Größe J. S. Bachs, als der fromme Rath in Leipzig, der sich von des Cantors Aufforderung, für bessere Bildung der Thomasschüler und Sänger zu sorgen, unangenehm berührt fühlte. Und was geschieht denn noch heute? In den größten Kirchen und den vornehmsten Bezirken Berlins sind die verstimmtesten Orgeln zu hören. Man sollte glauben, daß der protestantische Gottesdienst, der den äußerlichen Prunk

verschmäht, um desto mehr die innere Weihe durch die beste Pflege der ernsten Tonkunst zu befördern suchen müßte. Aber dem ist nicht so. Doch wenden wir uns wieder zum geschichtlichen Rückblick. — Während in Italien die Musik eine Umwandlung und Verflachung erfuhr, entfaltete sich in Deutschland die protestantische Kirchenmusik in herrlichster Weise. Denn das Bürgerthum, damals der einzige Träger der Bildung, war streng religiös. Es hielt sich fern — und ward auch fern gehalten — von den Prunkfesten der Höfe, die das Muster für ihre Anzüge und für ihre Lebensweise aus Paris holten; es war der Verwalter deutschen Sinnes und Gesittung, und der Pfleger deutscher Musik. Während an den Höfen nur italienische Opern gesungen wurden, hielt das deutsche Bürgerthum am deutschen Kirchenliede und an den meistens im strengen Stile geschriebenen Werken der Meister, die „galante Schreibart" fand erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts Verbreitung, als auch die Kirchenmusik zu sinken begann. Das philosophische Zeitalter war ihr nicht günstig; die Concerte der Virtuosen, die Symphonien und die Erzeugnisse der ungebundenen Phantasie traten immer mehr in den Vordergrund, die katholische lebhaftere, sinnlich bewegtere Kirchenmusik Mozarts und Haydns, dann das Cantate-Oratorium wie die „Schöpfung" drangen bis in den Norden, der protestantisch-ernste Chorgesang und die Bach'sche, auf höchste Kunst und auf Innerlichkeit gegründete Kirchenmusik ward zurückgedrängt. Diese Erscheinung ist nicht etwa durch die Geschmacksrichtung zu erklären; sie stammt aus einem viel tiefer liegenden Grunde: mit der Verbreitung des Vernunftglaubens verlor die eigentliche Kirchenmusik einen großen Theil ihrer Bedeutung; sie ward vom ästhetischen Standpunkte beurtheilt, und dieser steht zu der Tradition in loser Verbindung. Um nicht mißverstanden zu werden: der Glaube, die Frömmigkeit, die Einkehr nach innen werden nie schwinden, so lange die Welt nicht ganz zur Materie erstarrt und alle Kunst zu Ende ist; aber das Glauben, die Gläubigkeit, die Disciplin der Ueberlieferung sind erschüttert; und die eigentliche Bedeutung der Kirchenmusik als solcher fußt auf der Tradition. Die Kant'sche Erhebung über das Irdische, die Verwunderung vor dem Gewissen und dem gestirnten Himmel, und selbst die Fichte'sche Anweisung zum seligen Leben stehen der positiven Religion nicht nahe; und die katholisirenden Tendenzen der Romantiker mit ihrem Mariencultus waren wenig geeignet, dem damaligen Bürgerthum religiöse Sympathien einzuflößen, sie blieben auf die „geistreichen" Kreise und den Adel beschränkt. Erst die Hegel'sche Darlegung von der Nothwendigkeit des Christenthums brachte kirchliche Ideen wieder zur Geltung; und gleichzeitig mit ihnen treten auch in der Malerei die katholische, präRaphaelitische und in der Musik die protestantisch-kirchliche Richtung hervor.

Die erstere konnte feste Wurzeln nicht fassen, denn sie war bei all den Vorzügen der einzelnen Werke ein künstliches Gewächs; dagegen fand die Wiederbelebung der Bach'schen Kirchenmusik, bei welcher der edle Mendelssohn hauptsächlich thätig war, und dessen Oratorien die freudigste Aufnahme. In den gebildeten Mittelklassen waren religiöse Gefühle wieder rege, und das Oratorium bot diesen den schönsten Ausdruck. Die rheinischen Städte, dann Frankfurt am Main, Leipzig ꝛc. begrüßten Mendelssohns Psalme und Oratorien enthusiastisch, lange bevor die hohen Kreise sich dafür interessirten. Bei genauerer Prüfung dieser Werke wird man finden, daß sie der Wiederhall jener religiösen Gefühle ihrer Zeit, nicht aber eigentlich protestantisch-kirchliche Compositionen sind. Geläutertes philosophisches Christenthum, Erhebung, ja Begeisterung von der „Idee" eines Erlösers, einer Menschwerdung der Gottheit ꝛc. war damals vorherrschend; aber die nicht denkende, die disciplinirte Gläubigkeit des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, welche Form und Inhalt des Gottesdienstes vollkommen gleichstellte, lebte nur in einer verschwindenden Minderheit. So auch findet sich in den Oratorien Mendelssohns jene erregte Stimmung, welche in edlerer Richtung sich zur Begeisterung erhebt, nicht aber jene eigenthümliche, in Worten nicht zu beschreibende, nur in der Wirkung erkennbare ernste, gewohnheitliche Ruhe, die Sammlung der Gläubigkeit, welche mit einer gewissen Herbe, wie in Bach, sich ganz gut vereint. Beethovens große Messe, Mendelssohns Oratorien sind, jene in der katholischen, diese in der protestantischen Kirchenmusik, die Vertreter der religiösen, mit ästhetischen Neigungen gemischten Zeitideen. Und was nach diesen Werken gekommen ist, das geht den oben angedeuteten Weg des Glaubens, und nicht der kirchlichen Gläubigkeit. Brahms' deutsches Requiem ist gewiß ein hochbedeutendes Werk ernster Richtung, aber ebenso subjectiv gehalten als Beethovens Messe. Viel eher könnte in Kiels Requiem und Messe etwas von jener dogmatischen Haltung gefunden werden; darum haben sie auch trotz ihrer Schönheiten nicht die Verbreitung gefunden. Die kirchlichen Tonwerke müssen heute aus dem Concertsaale in die Kirche dringen, der umgekehrte Fall ist fast nicht denkbar. Inwiefern nun der Concertsaal der richtige Ort für die richtige Stimmung ist, habe ich im October v. Js. in diesen Blättern („Musik und Moral") erörtert. Jetzt habe ich die Pflicht zu erfüllen, das religiöse Tonkunstwerk als solches zu beurtheilen, wo immer es sich zeigt, vom tonkünstlerischen Standpunkte, und ohne besondere Rücksicht für Anschauungen, denen ich zwar huldige, die aber nun einmal nicht mehr maßgebend sein können. Beckers Messe ist auf den streng vorgeschriebenen lateinischen Text der katholischen Kirche geschrieben, zu gleicher Zeit sind bei mehreren Stellen Choräle mit in den Gang der Melodien eingewebt, wie dies eigentlich nur in protestantischen Motetten und Oratorien vorkommt. Der Componist verläßt also schon in der Anlage den kirchlichen Weg, und gibt den subjectiven religiösen Empfindungen freien Ausdruck. In seiner Behandlung der Form steht er, wie schon im Anfange dieses Artikels angedeutet war, mitten in der „Modernität". Aber die Art und Weise der Behandlung ist doch eine ihm eigenthümliche und zur hochachtenden Anerkennung berechtigte. Manches Gewaltsame, Unvermittelte, Bedenkliche tritt in seiner Messe hervor: aber es wird reichlich aufgewogen durch die Schönheiten mancher Melodien, durch die Großartigkeit mancher Chöre, durch die überraschenden, ganz originellen instrumentalen Wirkungen mancher Stellen und durch glückliche und edle Auffassung des Textes. Gleich das „Kyrie" erweckte die Aufmerksamkeit durch ein bedeutendes Motiv; das ganze „Credo" ist sehr bedeutend und die Stelle „Ich glaube an Auferstehung der Todten und an ein zukünftiges Leben" hat in der Zuhörerschaft einen tiefen und nachhaltigen Eindruck erzeugt. Das letzte „Agnus Dei" ist ebenfalls sehr schön. Die Führung des achtstimmigen Chores und der Soli, die sehr oft mit dem Chore selbstständig auftraten, die Contrapunktik zeigt überall die echt künstlerische Handhabung der Form. Eine weiter in Einzelnheiten gehende Besprechung kann nur von einer Fachzeitung mit Notenbeispielen gegeben werden; hier an diesem Orte werden die gegebenen Andeutungen genügen, um dem Leser die Ueberzeugung zu geben, daß die Messe als ein sehr bedeutendes Werk bezeichnet werden kann. Der Componist, der seit 20 Jahren in Berlin und in bescheidensten Verhältnissen lebte, war dem Publicum fast unbekannt, die meisten Fachleute hatten nur seinen Namen vernommen, und wußten — wie auch der Verfasser dieses Artikels — gar nicht, daß er in der Reichshauptstadt weilte! Man hatte gehört, daß Liszt vor einigen Jahren die Aufführung der Messe durch den Riedel'schen Verein in Leipzig angeregt hatte, daß sie dort zweimal mit Erfolg aufgeführt worden war. Aber das Ereigniß gewann damals nicht die verdiente Beachtung, war fast in Vergessenheit gerathen, und kam erst jetzt wieder zur Sprache. Um so größeres Verdienst muß dem Dirigenten der Singakademie, Herrn Professor Blumner, zugesprochen werden, daß er das Werk eines hier fast unbekannten, von Protection und Sippschaft nicht getragenen Componisten, ein Werk, welches der gewohnten streng klassischen Richtung des Vereines fern steht und große Schwierigkeiten bietet, durchaus nur aus eigener Prüfung erkannte, würdigte, und mit solcher Liebe und Gründlichkeit zur vortrefflichen Ausführung brachte. Der Chor und die Solisten lösten ihre oft sehr schwere Aufgabe in ganz ausgezeichneter Weise. Die sehr schöne Stimme des Fräulein Rüdiger erklang in dem sehr hoch liegenden Osanna wahrhaft bezaubernd, Frau Bindhoff stand ihr in der schweren Altpartie würdig zur Seite, und die Herren Hauptstein und Stange leisteten sehr Verdientliches. Auch der Berliner Symphonie-Kapelle, den Herren Kameran und Pönitz (Harfe) gebührt ein Antheil an dem Erfolge. Und so wollen wir denn hoffen, daß der Name Alb. Becker in Deutschland bald die verdiente Achtung genießen, und daß die Zukunft ihm Entschädigung bringen wird für Mühen und Sorgen vergangener Jahre.

Das Concert der Königlichen Hochschule, Abtheilung für ausübende Musik, welches am 15. unter der Leitung der Herren Joachim und Rudorff stattfand, brachte zwei interessante neue, noch ungedruckte Compositionen: ein Violinconcert von Gade und Variationen für Violine und Orchester von Joachim. Das erstgenannte gehört nicht zu den besseren Werken des hochgeschätzten Componisten; es ist sehr gut gearbeitet und in den ersten zwei Sätzen vornehm gehalten; aber es ermangelt hervortretender Motive; die Cantilene des Andante konnte nur durch Joachims Spiel über das Gewöhnliche erhoben werden, und die

Motive des Finales blieben selbst bei solchem Vortrage unerheblich. Bedeutender stellten sich die Variationen von Joachim dar; sie sind trefflich gearbeitet und bieten instrumentale Feinheiten. Eine selbstständige Erfindung tritt auch hier wenig zu Tage, Schumanns Einfluß ist überall hörbar, einmal glaubte ich eine ganze Stelle aus der „Kreisleriana" zu vernehmen. Auch wirkt nur der zu oft wiederkehrende ungarische Rhythmus störend, der schon im Thema vernehmbar ist, in den letzten Variationen ganz vorherrscht. Es ist jetzt nachgerade genug magyarisirt worden in der Tonkunst. Schubert war der Erste, der die ungarische Weise in einem Quartett, im Quintette und im Andante der Symphonie, in dem des Es-dur Trio und in eigenen Divertissements hongrois verwendet; auch Beethoven hat Anklänge im Finale der 7. Symphonie und in dem der Kreutzer-Sonate angebracht. Dann kam Liszt mit den Rhapsodien, dann Joachim mit dem ungarischen Concert und dem Andante im zweiten, dann Bruch mit dem Finale des ersten Violinconcertes, dann Brahms mit den Tänzen, dann Herr Hoffmann mit einer Suite*). Nebenbei erklangen die russisch-orientalischen Weisen Rubinsteins, die nordischen Gades, endlich die czechischen Dvorschaks; eine wahre Concert-Ethnographie! Wenn gewisse Wendungen so oft gebraucht worden sind, wie in letzterer Zeit die ungarischen, sollten sie eher vermieden werden; das wird wohl schwer zu bestreiten sein. Diese Bemerkungen sollen den Werth der einzelnen guten Variationen Joachims nicht schmäleren, nur darlegen, warum ich das Ganze nicht für sehr bedeutend anerkenne. Allerdings steht meine Meinung vereinzelt da; denn im Hochschulconcerte wurde der Componist dreimal stürmisch gerufen und mit einem Orchestertusch gefeiert. Nichtsdestoweniger halte ich an meiner Meinung fest und überlasse die Entscheidung den künftigen Jahren. Jeder musikalische Leser wird sich erinnern, daß, wenn an einem Theater eine neue Oper des daselbst angestellten Kapellmeisters gegeben wird, die Zeitungen fast immer von endlosen, örtlichen Ovationen zu berichten haben, daß aber nur höchst selten die Oper über andere Bühnen geht. Wenn nun Joachim eine eigene neue Composition selbst vorträgt — und wie spielt er?!! — ist da etwas Anderes zu erwarten, als daß ihm, dem verehrtesten und geliebtesten Künstler, dem unbestreitbar Ersten unter den Ausführenden, alle Huldigungen dargebracht werden? Hat nicht auch seine „Elegische Ouverture" vor zwei Jahren, und noch früher seine Arie aus dem „Demetrius", welche Frau Joachim sang, in Hochschulconcerten den größten Beifall gefunden? Sie sind aber in Berlin nicht über das Bereich dieser Concerte gedrungen, und anderswo nur, wenn der Componist am selben Abende auch als Ausübender wirkte. Diese letzten Variationen sind entschieden bedeutender als jene Compositionen; ob sie von andern Geigern gespielt auch als Composition nur einen Theil des in Berlin kundgegebenen Enthusiasmus erregen werden, ist abzuwarten. Sollte der Fall eintreten, so werde ich ihn gewissenhaft hier kundgeben.

H. Ehrlich.

*) Auch der Verfasser hat 1873 ein Concertstück in ungarischer Weise geschrieben, das sogar von der Kritik günstig beurtheilt ward. Damals war das Costüm noch nicht Mode.

Ein monumentaler Brunnen für Berlin.

Mein altes Evangelium von der wachsenden Schönheit Berlins und der sich immer steigernden Annehmlichkeit und Behaglichkeit des Lebens in unserer Stadt will ich hier nicht von Neuem anstimmen. Es wäre überflüssig. Jeder kann sich von der Thatsache überzeugen, wenn er seine Augen offen halten und benutzen will. Dies Bewußtsein aber, daß dem so sei, braucht uns nicht blind zu machen gegen den offenbaren Mangel an so manchen Dingen, welche unerläßlich dazu gehören, um einer Stadt vollberechtigten Anspruch auf den Titel der Schönheit zu geben. Solche Mängel sind nicht allein in der Architektur eines Orts, in seinen fehlenden oder ungenügenden Straßenzuständen und öffentlichen Gartenanlagen zu suchen. Sie liegen auch in dem, was den künstlerischen Schmuck dieser Straßen und Plätze bildet. Darunter aber sind nicht allein die Statuen und Denkmale großer Männer und großer Ereignisse der Geschichte, sondern vor Allem auch die kunstschönen öffentlichen Brunnen zu verstehen.

Berlin, welches durch seine geographische Lage des unschätzbaren Vortheils so vieler südlicher Städte entbehrt, von frisch fließenden Berggewässern oder einem Fluß mit raschem Gefälle durchströmt zu werden, deren Wasser lustig aus den Brunnen sprüht und sprudelt, kannte, ehe es die englische Gesellschaft mit einer Wasserleitung versah, den öffentlichen Brunnen einzig in seiner kunstlosesten Bedürfnißform als „Pumpe" und in seiner künstlichen als „Fontaine". Jene Gesellschaft übernahm in ihrem Contract die Verpflichtung, drei künstlerisch veredelte öffentliche Brunnen aufzustellen. Sie entledigte sich dieses Versprechens in der bequemsten und schäbigsten Form, indem sie jene zinkenen Brunnen auf dem Alexander-, Hausvogtei- und Dönhofsplatz errichtete. Von diesen ist der letztere, die sogenannte „speiende Katze", glücklich von ihrer Stelle durch das Steindenkmal verdrängt worden. Die beiden anderen legen auch heut noch ein nicht sehr rühmliches Zeugniß für Geschmack und Gentilität ihrer Begründer ab. In dem Schillerdenkmal, welches ja zugleich als Brunnen gedacht war, schien endlich für Berlin ein wahrhaft kunstschöner, monumentaler öffentlicher Wasserspender geschaffen zu sein. Aber bekanntlich wurden ihm später theils aus Gründen der Sparsamkeit, theils aus Besorgniß um die allmähliche Schädigung des Marmors seines Fußgestells, die fächerförmigen Wasserstrahlen aus seinen Löwenköpfen abgeschnitten. Er steht seitdem mit trockenem, leeren Becken da. Dafür entstanden vor dem Brandenburgerthor jene beiden, höchst merkwürdigen Brünnlein, welche dem durch dasselbe einfahrenden Fremden einen wenig schmeichelhaften Begriff von dem großen Sinn der Stadt und derer, welche für ihre monumentale Decoration sorgen, beibringen. Gleichzeitig mit ihnen etwa wurde der nach Hugo Hagens Modell ausgeführte bronzene Monumentalbrunnen an der Schneidungsstelle der Bellevue- und Thiergartenstraße errichtet. Es war der erste in Berlin, von einer künstlerischen Composition, welche in geistig symbolischer Beziehung auf seine Eigenschaft als solcher, als Wasserspender, steht. Eine gewisse Trockenheit und biedere Langweiligkeit, welche seines Urhebers plastischen Gebilden fast sämmtlich beiwohnen, ist trotzdem freilich auch dieser Brunnencomposition nicht erspart geblieben. — Es bedürfte in diesem Augenblick einzig der Aufbringung der Mittel, und zwar einer nicht gar so unerschwingbaren Summe, zu deren Herbeischaffung sich Staat und Gemeinde vereinigen könnten, um der Hauptstadt einen monumentalen Brunnen von herrlicher Großheit und Schönheit der Erfindung und Gestaltung zu geben. Auch Wien, Augsburg, Nürnberg, München, Rom, Siena, Bologna, Messina, Paris, in welchen die große Zeit der Hoch- und Spätrenaissance, das Rococco und unser Jahrhundert auf diesem Gebiet so Außerordentliches geschaffen haben, weisen keinen auf, mit dem dieser Berliner Brunnen den Wettkampf nicht aufnehmen dürfte, ohne Sorge darum, besiegt zu werden. Das kleine Modell, das bereits vielmehr als nur Skizze ist, bildet einen besonders köstlichen Schatz unserer Nationalgalerie. Im ersten von jenen Räumen, in welchen gegenwärtig die 12. retrospective Ausstellung stattfindet, hat es vorläufig seinen Platz gefunden. Reinhold Begas ist sein Urheber. Ueber den Ort, an welchem allein das im kolossalen Maßstab auszuführende Werk seine würdige Stelle fände, könnte kaum ein Zweifel herrschen: der Schloßplatz ist der vor Allem geeignete. Auch bei den größten einer solchen Schöpfung angemessenen Dimensionen würde es dort den Verkehr, Dank der Weite des Platzes, keinenfalls merklich hemmen und behindern können; und kein entsprechenderer Hintergrund ließe sich dafür denken, als die mächtige Façade des Schlüter'schen Baues, des ehrwürdigen Königsschlosses. Für einen Theil der plastischen Composition mag der berühmte Donnersche Brunnen auf dem Neumarkt zu Wien das ungefähre Muster und Vorbild gegeben haben. Wie an jenem dort ruhen auch hier auf dem Rande des weiten Beckens vier, ebenso viele Flüsse des Vaterlandes symbolisirende, Statuen grandiosen Stils. Aber darauf beschränkt sich auch die ganze Aehnlichkeit. Das gesammte Werk ist durchaus in jedem Sinne, im Ganzen wie im Einzelnen, das geistige Eigenthum des Berliner Meisters. Das Becken hat die Grundform eines Vierpasses zwischen dessen vier, halbrund heraustretenden, Theile sich ebenso viele geradlinig und eckig geformte dreiseitige einschieben. Aus der Mitte dieses weiten Beckens erhebt sich ein gewaltig aufgethürmter Fels. Auf seiner Höhe thront in stolzer Majestät die nackte, bärtige Gestalt eines Eis- oder Gletscherriesen, von dessen Haupt und Bart die Wasser der Erde zu Thal hinab träufeln und rinnen. Vier Wasser-Kentauren heben sich bäumend mit den Vordertheilen und den flossenhufigen Beinen an den vier Seiten des Klippenfußes aus der Wasserfläche des Beckens. Jedes der beiden Paare trägt gemeinsam auf erhobenen Händen eine große, flache Muschelschale zu beiden Seiten

des Riesen, welchem sie etwa bis zur Höhe der Hüften reicht. Reizende Puttensiguren klettern theils an dem Felsen, theils am Schooß des „Berges-Alten" umher. Der eine Bube, auf seinen Schenkeln gelagert, hebt eine Trinkschale zu dem bärtigen Munde des Riesen. Andere Genossen in köstlich naiven Stellungen und Bewegungen schütten aus umgekehrten Krügen, die sie auf den Schultern herbeigetragen, das Wasser in jene Schalen. An der Rückseite des Felsenthrones klettern wieder andere kleine, blühende Genossen umher. Der unterste von ihnen in angstvoller Hast vor den langen Fangarmen, welche ein gewaltiger Tintenfisch, aus dem Wasser zum Felsen auffriechend, nach ihm ausreckt. Andere Wasserthiere erheben sich mit einzelnen Theilen ihres Leibes aus der umgebenden Fluth. Die Schuppenschwanzspitzen einiger Delphine tauchen zunächst dem Felsen daraus empor. Ein Hummer kriecht an der Vorderseite desselben heran. Im weiteren Umkreise erheben sich hier zur Rechten und Linken eine Robbe und eine Schildkröte, dort ein Krokodil und eine Wasserschlange. Vom Haupte jenes thronenden Riesen und aus den Krügen seiner Knaben würde an diesem Brunnen das Wasser sickern, fließen, die Muschelbecken füllen, über ihre zackigen Ränder hinabrauschen, während jene Thiere Wasserstrahlen zu der Mittelgruppe hinauf sendeten. Das Alles ist so frei von jeder steifen akademischen Langenweile, so groß, kühn, originell, poesievoll gedacht und erfunden und ebenso auch gestaltet und durchgeführt. — Die höchste Schönheit aber ist in jenen vier weiblichen Gestalten erreicht und verkörpert, welche auf den eckigen Einsätzen des großen Beckenrandes göttlich, ruhevoll hingelagert sind. Frauengestalten von einer Pracht und einem feinen Adel der Formen, von einem Schwung und Reiz der Bewegung in der Ruhe, von einer schwellenden Lebensfülle und idealen Hoheit zugleich, daß sie mich die vollkommensten dünken, die Begas selbst je gebildet hat. Die eine an der Vorderseite des Bassins wird durch das kleine Modell des Doms, auf das sie den rechten Arm legt, während sie, gestützt auf der linken, das rechte Bein über eine Amphore geschlagen, ruht, und durch das üppige traubenreiche Weingerank als die Nymphe des Rheins charakterisirt. Ein Netz mit zappelnden Fischen deckt ihren Schooß. Die andere zur Linken, welche ihren Namen weniger deutlich errathen läßt, sitzt etwas vornüber gebeugt, das linke Bein auf den Beckenrand gestreckt, die Sichel in den Händen; Festons von Aepfel und Birnenzweigen lasten dort hernieder; hinter ihr sind Aehrengarben gehäuft. Die dritte an der Rückseite, vielleicht die schönste von Allen, ruht auf einem Bärenfell, ein Widder ihr zu Füßen. Sie stemmt eine schlanke Urne, aus der sie das Wasser in das Becken strömen läßt, gegen ihre rechte Brust. Die vierte endlich wendet das Haupt der Mittelgruppe zu, den schönen prangenden Rücken nach außen. So ruht sie, halbsitzend, auf die linke Hand gestützt, die Urne mit der Rechten auf dem Schooße haltend. Gefällte Waldbäume liegen und lehnen neben ihr außen am Beckenrande. — Dies Gipsmodell ist von Begas selbst mit vollendetem Geschick und Geschmack bemalt. Es macht durchaus den Effect der edelsten, schön patinirten antiken Goldbronze. Ich möchte den Vorschlag machen: dies Modell schon jetzt in Erz gießen zu lassen, um es vor jeder Möglichkeit der Schädigung und Vernichtung zu wahren, und mit seiner öffentlichen Ausstellung dann Propaganda zu machen für die Idee seiner Ausführung im kolossalen Maßstab. Seine Schönheit hat eine so mächtige und unwiderstehliche Wirkung, daß ich nicht zweifle, das Verlangen, jene Idee zu verwirklichen, würde bei Allen, die es sehen, lebhaft erweckt und die Mittel dazu werden einst gefunden werden. Aber gern erlebte man es noch selbst, und sähe noch mit eigenen Augen unser schönes Berlin um diesen Schmuck bereichert und des großen Kurfürsten ehernes Reiterbild, dies, den Schöpfungen seines gewaltigen Meisters so geist- und formverwandte, Werk als seinen Nachbarn grüßen. Ludwig Pietsch.

Notizen.

Der Reichstag ist kaum vierzehn Tage versammelt und hat sofort ein sehr lebhaftes Interesse erregt, wenn auch namentlich bei der Präsidentenwahl ein keineswegs erfreuliches. Die Thronrede hatte zuerst überall einen friedlichen Eindruck hervorgebracht und ein bei den Politikern übliches Wort bestätigt, daß wenn Deutschland den Frieden verkünde, der Friede gesichert erscheine. Als man sich indessen die fragliche Stelle der Rede etwas genauer ansah, war doch darin eine Parenthese vorhanden, in welcher der gewöhnlich über die Weltlage nicht schlecht unterrichtete Autor für die Erhaltung des Friedens im Orient die Verantwortlichkeit offenbar nicht übernehmen wollte, sondern nur die örtliche Begrenzung des Kampfes für diesen Fall in Aussicht stellte. Die feinfühlige Börse hatte das auch sofort besser bemerkt als einige ehrenwerthe, stets optimistisch gestimmte Zeitungen. Die Lokalisirung des Krieges ist eines jener Schlagwörter, bei welchen sich der zum Selbstdenken gesetzlich nicht verpflichtete Philister beruhigt und sorglos seinen Geschäften nachgeht, worauf es bei der Verbreitung derartiger Formeln auch abgesehen ist. Wozu könnte es auch nützen, wollte man sich den Kopf darüber zerbrechen, welches Unheil trotz aller diplomatischen Vorsicht aus einem türkisch-griechischen Conflict entstehen könnte. Die wirklichen Verhandlungen in Konstantinopel werden überdies ohne Zweifel in das strengste Geheimniß gehüllt sein, unbeschadet natürlich dessen, was der gesprächige Telegraph den Blättern zur Befriedigung der täglichen Neugier obenhin übermitteln wird. Später, wenn sich die Wenigsten noch dafür interessiren, werden die blauen, rothen oder gelben Bücher erzählen, wie zwischen den Unterhändlern gefeilscht und gehandelt wurde. Man wird sich jetzt in Stambul zunächst gegenseitig zur Erforschung dessen, was der eine Theil bieten, der andere annehmen will, auszuholen suchen. Eine gewisse anständige Spionage wird dabei nicht verschmäht werden. Soviel wie in früheren Jahrhunderten wird jetzt nicht mehr dabei riskirt. Als ein türkischer Würdenträger einmal von dem Secretair eines venetianischen Botschafters erfahren hatte, was die Republik schließlich zugestehen wollte, war er unvorsichtig genug, dem reservirten Vertreter der Lagunenstadt zu sagen: Wozu diese Subtilitäten? Ich weiß ja doch durch Ihren Schreiber, was Sie zu gewähren angewiesen sind! Der Botschafter mußte sich fügen. Der Secretair jedoch wurde bald darauf nach Venedig berufen und wegen seiner Indiscretion ohne Weiteres hingerichtet. Heutzutage würde der schlaueste Minister der Pforte nicht leicht einen Beamten irgend einer europäischen Botschaft auszuforschen vermögen. Die Verletzung des Amtsgeheimnisses wird nicht mit dem Tode bestraft, aber es bleibt doch in der Regel gut gewahrt. Die interessirte Neugierde studirt deswegen lieber die Zeitungen der verschiedenen Länder, in der selten erfüllten Hoffnung, daß irgend ein Journal über des Widerparts Absichten etwas ausplaudern werde. An diplomatischem Material ist allerdings kein Mangel, aber die thatsächliche Ausbeute gering. Auch die jüngste deutsche Thronrede widmete, wenn auch selbstverständlich aus anderen Gründen, den auswärtigen Angelegenheiten einen verhältnißmäßig nur knappen Raum. Das bekannte Arbeitsprogramm wurde dagegen ausführlich behandelt. Ob Regierung und Parlament Freude daran haben werden, wird der Verlauf dieser letzten Session vor den Wahlen, die schon ihren Schatten über den Weg werfen, bald aufzeigen. Inzwischen haben die Ueberraschungen bei der Wahl des Präsidiums die Verworrenheit unserer Zustände dem In- und Auslande so klar wie möglich offengelegt. Wer hätte am Nachmorgen der Siege, die das Reich gründen halfen, vorher sagen mögen, daß schon nach zehn Jahren eine solche buntscheckige Coalition an die Spitze der deutschen Volksvertretung gelangen und dieser eine bedenkliche Signatur verleihen werde. Man sollte wirklich zuweilen glauben, die Pessimisten hätten Recht und das Reich sei schon nach einem Decennium alt geworden. Der Eindruck mag übertrieben sein, und die Coalition wird auch wohl keinen dauernden Schaden stiften. Aber es war jedenfalls keine angenehme Stunde, als die unerhörte Thatsache constatirt wurde, daß Ultramontane, Conservative und Particularisten den Vorsitz unseres Parlaments unter einander vertheilt hatten. Eine zu warme Begeisterung für das Reich hat man diesen drei Gruppen niemals nachgesagt. Am Ende wäre es doch besser gewesen, man hätte die Nationalliberalen nicht zu sehr an die Wand gedrückt. Jetzt haben Feudale und Clerikale das große Wort, schwerlich zum Vortheil des Friedens im Innern und unseres Ansehens nach außen. Auch das wird vorübergehen und man wird sich einmal später dieser reactionären Phase der Zeitgeschichte wie eines bösen Traumes kaum noch erinnern. Wird ja auch gerade in diesen Tagen durch die schöne Feier, an welcher sich das ganze Volk betheiligt, dem Lande ein Unterpfand der deutschen Kraft und Zukunft gegeben, das alle Hoffnungen der Nation mit neuem Leben erfüllt und die politischen Sorgen vertagen läßt.

* * *

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Bernhard Seuffert. I. Otto, Trauerspiel von F. M. Klinger.*)

In dieser Sammlung werden seltene Originalausgaben deutscher Schriften des vorigen Jahrhunderts dem heutigen Publicum in Neudrucken wieder vorgelegt. „Außer werthvolleren metrischen und prosaischen Dichtwerken werden auch wichtige kritische Anzeigen und Abhandlungen über Poesie, zunächst aus der Zeit von Gottsched bis zu den Romantikern, Aufnahme finden. Dichtungen von Bodmer, Wieland, Gleim, Bürger, Maler Müller, Klinger, H. L. Wagner, F. H. Jacobi u. A. werden sich größere oder kleinere Mittheilungen aus den Bremer Beiträgen, den Schleswigischen Litteraturbriefen, den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, aus Schubarts Deutscher Chronik u. s. w. einreihen."

Den Anfang macht Klingers „Otto, ein Trauerspiel", 1775 „in der Weygand'schen Buchhandlung" zu Leipzig erschienen. Das Stück ist bisher nur einmal gedruckt worden. Klinger schloß dieses sein Erstlingsdrama von seinem „Theater" wie von seinen „Werken" aus. Auch die neueste Ausgabe von Klingers Dichtungen enthält dasselbe nicht, und so war ein Neudruck des nur noch in wenigen Exemplaren vorhandenen Bändchens im höchsten Grade wünschenswerth, um so mehr als der „Otto" in den letzten Jahren wegen seiner hervorragenden literar-historischen Bedeutung mehrfach Gegenstand gelehrter Discussion gewesen ist. Angeregt von Goethe und Shakespeare führt Klingers „Otto" „mit wuchtigem Schritt den Reigen der Nachahmungen von Goethes „Götz" an", und gehört zugleich zu den interessantesten Zeugnissen der in Deutschland erwachten Shakespeare-Begeisterung.

Seufferts knappe Einleitung orientirt den Leser über alle einschlägigen Fragen.

Zunächst sollen weiter erscheinen H. L. Wagner, Voltaire am Abend seiner Apotheose, Maler Müller, Fausts Leben, Gleim, Preußische Kriegslieder von einem Grenadier.

Die Ausstattung ist bei billigem Preise sehr schön, und die Litteraturdenkmale werden empfindliche Lücken in öffentlichen wie Privatbibliotheken ausfüllen. V.

*) Heilbronn 1881, Verlag von Gebrüder Henninger.

* * *

Mediterranea. Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Der Verfasser vereinigt unter diesem Titel eine Reihe unzusammenhängender Reiseskizzen aus Italien und Griechenland. Er hat wohl eingesehen, daß Italien für unsere Generation im Allgemeinen, so zu sagen, abgegrast ist, und daß der Schriftsteller hier nur noch eine Art Nachlese halten kann. So hat er denn das Anschlagen der allzu bekannten Themata weislich vermieden und sich in seinen Schilderungen Neapels und der Riviera auf Gegenstände beschränkt, die noch ziemlich neu sind, oder welche, wie die Bevölkerung, ihr Leben und das Landschaftliche, ein Jeder mit frischen Augen ansieht. Und da Kleinpaul entschieden gut und nie gedankenlos sieht, allerlei Originelles aufzustöbern weiß und im Ganzen recht anmuthig, wenn auch ein wenig bewußt erzählt, so muß sich auch Jemand, der, des ewigen Italiens überdrüssig, ein neues Buch darüber von vornherein mit einer gewissen Abneigung betrachtet, bei näherem Eingehen von der liebenswürdigen und im Grunde anspruchslos auftretenden Plauderei angezogen fühlen. — Anders liegt die Sache in Bezug auf Griechenland. Das ist wenig bekannt und in der deutschen Litteratur selten behandelt worden. Hier fand der Verfasser also ein Gebiet, wo er sich sehr viel behaglicher ausbreiten konnte; und wenn er auch, wie das bei einem Reisenden, der nur auf wenige Tage zu seinem Vergnügen die civilisirtesten Theile jenes Landes bereist, natürlich ist, darauf verzichten muß, absolut Neues zu bieten: so weiß er doch sehr geschickt Charakteristisches herauszugreifen, Dinge, die uns häufig fremdartig anmuthen, als besäuden wir uns gar nicht Zuständen des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber, und andere wieder, die uns unsere eigene, uralte Civilisation, dort auf ganz unvorbereitetem Boden verpflanzt, völlig barock erscheinen lassen. Diese Griechenland behandelnde Partie ist entschieden die interessanteste in dem Buche und verdient die Beachtung eines Jeden, der sich einmal auf wenige Augenblicke und ganz bequem in die seltsamen Verhältnisse jenes jungen Staates hineinversetzen lassen will.

* * *

Unter dem volltönenden, indeß etwas unklarem Titel „Marksteine im Leben der Völker" von Ch. F. Maurer, Verlag von Ed. Kummer in Leipzig, birgt sich eine sehr umfassende Darstellung der neueren Geschichte, vom Verfasser nach seinen Vorträgen für das Bedürfniß der Gymnasien bearbeitet. Da das Buch aus der Praxis entstanden ist, so läßt sich hoffen, daß es sich auch fernerhin bewährt. Es macht auf selbstständige Forschung natürlich keinen Anspruch, sieht vielmehr seinen Hauptvorzug darin, daß es die hervorragendsten Partien aus klassischen geschichtlichen Darstellungen in seinen Text aufnimmt. Sein Zweck ist, dem Gymnasiasten einer höheren Klasse neben directer Förderung auch eine anregende Lectüre zu bieten, und diesen Zweck zu erreichen ist das gut geschriebene Buch wohl geeignet.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Sie sind auch ein geschworener Feind falscher Citate, nicht wahr? Gestatten Sie mir daher, Sie auf ein solches aufmerksam zu machen, das eine wahrhaft verzweifelte Lebenszähigkeit bekundet und erst jüngst wieder, in dem köstlichen L'Arronge'schen „Compagnon", seine Auferstehung gefeiert hat. Wenn nämlich Mutter Lerche behauptet, es stehe schon in der Bibel, daß „die Frau Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen solle", so wiederholt sie zwar damit nur, was schon Hunderte vor ihr gesagt haben, aber — richtig ist es nicht; denn in der Bibel lautet der Satz (im Anschlusse an die vorher berichtete Erschaffung des Weibes aus der berühmten Mannesrippe): „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein Ein Fleisch." (Genesis 2, 14.)

Sie sehen, schon die Bibel hat dem Manne die active Rolle bei diesem höchst natürlichen Vorgange zugetheilt.

Genehmigen Sie, verehrter Herr Doctor,
die Versicherung
meiner ausgezeichneten Hochachtung.
Dr. Wilhelm Löwenthal.

In Folge des in Nr. 7 der „Gegenwart" veröffentlichten Aufrufs zu Beiträgen für das

Lessing-Denkmal in Berlin

sind folgende Beiträge bei dem Unterzeichneten eingelaufen:

Hr. Siegmund Sobernheim 200 M. Hr. Commerzienrath H. Pringsheim 200 M. Frau L. Teubner, Dessau, 10 M. Hr. Geh. Commerzienrath Schwabach 300 M. Herr Rudolf Sendig, Schandau, 20 M. Hr. Generalconsul Eugen Landau 100 M. Hr. Oskar Hainauer, z. Z. Florenz, 300 M. Hr. Geheimrath Prof. Dr. Leyden 60 M. Hr. Franz Henschel 30 M. Paul Lindau 50 M. Hr. Dr. R. Boxberger in Erfurt. Ueberweisung des Honorars für den Lessing-Aufsatz in Nr. 7 der „Gegenwart" 60 M. Jenny K. 20 M. M. Tr. 50 M. Aniela Tr. 20 M. Rott & Schünemann 20 M. S. & L. R. 30 M. Theodor Bertheim 30 M. John Bierbach 20 M. Heffner 20 M. Krakau & Hesse 30 M. Jul. Peiser 20 M. Ed. Neißer 20 M. Cäcilie Lion 100 M. L. Cn. 25 M. Wilhelm Bach 3 M., zusammen 1738 M.

Ueber diese Beiträge quittirt dankend und zur Entgegennahme weiterer erklärt sich gern bereit

Paul Lindau,
Berlin W., 1, v. d. Heydtstr.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Paul Bette in Berlin.

Kaiser Wilhelm

im 83. Lebensjahre.

Brustbild in Generals-Uniform.

Nach der Natur am 13. Februar 1880 gezeichnet von

Anton von Werner,

Director d. Königl. Akademie zu Berlin.

Bildgröße 37 × 26 Cmtr.

In grauem Passepartout à 5 *M.* In eleg. nußbraunem Rahmen à 21 *M.*

MUSIK-WELT.

Musikal. Wochenschrift f. d. Familie u. den Musiker.

Herausgeber und Chef-Redacteur:

Max Goldstein.

Redaction: Berlin W., Bülow-Strasse 100.
Expedition: Berlin SW., Beuth-Strasse 8.

Mitarbeiter der „Mussk-Welt".

Prof. Louis Ehlert, Prof. H. Ehrlich, Prof. G. Engel, Prof. Dr. Ed. Hanslick, Prof. Louis Köhler, Rector Th. Krause, Dr. Hugo Riemann, Camille Saint-Saëns, Prof. Dr. Paulus Cassel, G. Doempke, Dr. Hans Herrig, Dr. J. Kastan, Prof. F. Reuleaux.

Dass die „Musik-Welt" die bedeutendsten Autoren als Mitarbeiter nicht nur nennt, sondern in der That besitzt, macht sie ohne Zweifel zur ersten Musik-Zeitung Deutschlands. Sie publicirte schon in ihren ersten 17 Nummern Original-Beiträge von Professor Louis Ehlert, Professor Dr. Eduard Hanslick, Prof. Dr. Paulus Cassel, Dr. Hans Herrig, G. Doempke, Th. Krause, Max Goldstein u. A., und wird demnächst ausser Beiträgen aus denselben Federn solche von Camille Saint-Saëns, Professor H. Ehrlich, Professor G. Engel, Louis Schlösser, Th. Goering u. A. bringen.

Probenummern und Prospecte sind durch die Expedition gratis zu beziehen.

Man abonnirt bei allen Post-Anstalten (Post-Zeitungs-Verzeichniss für 1881 No. 3001), allen Buch- und Musikalien-Handlungen und bei der Expedition zum Preise von *M.* 4.— pro Quartal.

Berlin SW., Beuth-Str. 8.

Die Expedition der „Musik-Welt"
H. S. Hermann.

Soeben erschien die **dritte Lieferung** von

Nordlandfahrten.

Malerische Wanderungen
durch
Norwegen, Schweden,
Irland, Schottland, England,
enthaltend

Irland

von

Francis Broemel in Wien.

Indem wir bemerken, daß der Essai dieses berühmten Feuilletonisten und hervorragenden Kenners Irlands von ihm an Ort und Stelle redigirt worden, machen wir aufmerksam, daß dieses Prachtwerk ersten Ranges, dessen Text von den berufensten, mit Land und Leuten langjährig bekannten Autoren geschrieben ist und an dessen Illustrirung die bewährtesten Künstler betheiligt sind, in 18 bis höchstens 24 Lieferungen, jede 6—8 Bogen stark, zum Preise von 2 *M.* erscheint, und nehmen alle Buchhandlungen Subscriptionen an.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Best frequ. Fach-Schule im Königr. Preussen | **Buxtehude** b. Hamburg f. Maschinen- u. Bau-Techniker, Tischler und Maler. — Billige Pensionen. — Prüfungen. — Eintritt April, Mai, Octbr. u. Novbr. Monatl. Extrakurse jederzeit. Programme gratis.

Director Hittenkofer.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Friedrich Spielhagen's

neueste Dichtung „Angela"

welche gegenwärtig im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheint wird **neu hinzutretenden** Abonnenten gegen Einsendung der Abonnements-Quittung

gratis und franco nachgeliefert.

Abonnements für den Monat März

auf das **täglich zweimal** in einer **Morgen-** und **Abend-Ausgabe** erscheinende

Berliner Tageblatt

nebst seinen **3** Beiblättern

illustrirtes Witzblatt **„ULK"**, belletristische Wochenschrift **„Deutsche Lesehalle"** und **„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"**,

werden zum Preise von nur **1 Mk. 75 Pf.** für alle 4 Blätter zusammen

von allen Reichspostanstalten jederzeit entgegen genommen.

Man beliebe das Abonnement bei der nächstgelegenen Postanstalt schleunigst anzumelden, damit die Zusendung des Blattes von Beginn des nächsten Monats ab prompt erfolge. **Probe-Nummern** versendet auf Verlangen die Expedition des **„Berliner Tageblatt", Berlin SW.**

Die besondere Aufmerksamkeit aller liberalen Zeitungsleser

dürfte die Mittheilung erregen, daß eine große Zahl hervorragender Politiker Deutschlands sich vereinigt haben, durch umfassende Erweiterung der „Tribüne" dem zeitungslesenden Publikum

eine wirklich liberale Zeitung im großen Stil

zu bieten, welche die gerechten Ansprüche der politischen und geschäftlichen Leser befriedigen soll, ohne darüber das Bedürfniß der Familie nach Bildung und Unterhaltung zu vernachlässigen.

„Die Tribüne" wird bereits von Ende Februar ab in bedeutend vergrößertem Format und sehr wesentlicher Inhaltsvermehrung **täglich zweimal und auch Montags** (also wöchentlich 13 mal) erscheinen. Dem neuen Unternehmen die größte Verbreitung zu sichern, ist für die folgenden Quartale der **Abonnementspreis auf nur 7 Mark pro Quartal** inclusive Postprovision,

für den **Monat März**

aber **nur auf 1 Mark 77 Pf.**

festgestellt, für welchen Preis **alle Zeitungsämter Deutschlands Abonnements entgegennehmen.**

Da somit Gelegenheit geboten ist, für diese geringe Summe durch ein

Probe-Abonnement pro Monat März

von dem Werth und der Tendenz dieses neuen Zeitungsunternehmens sich zu überzeugen, so kann es zunächst unterbleiben, auf dessen besondere Vorzüge noch irgendwie zu verweisen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 5. März 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Ausrottung des Deutschthums in Ungarn. Von Ambros Neményi. — Politische und unpolitische Zeitglossen. Von Franz von Holtzendorff. V. — **Literatur und Kunst:** Julius Mosen. Von Johannes Scherr. — Ueber Schillers „Kabale und Liebe". (Aus dem „Tagebuch der Mainzer Schaubühne" 1788.) — „Odhins Trost." Ein nordischer Roman von Felix Dahn. Besprochen von Albert Weigert. — **Aus der Hauptstadt:** Ein Blick in die Werkstätte des Berliner Adreßbuchs. Von W. M. — Alte und neue Kunst. Von Th. L. — Notizen. — Inserate.

Die Ausrottung des Deutschthums in Ungarn.

Von Ambros Neményi.*)

Zur Zeit des Kampfes um Schleswig-Holstein schrieb Fürst Bismarck einmal an einen Freund, im Hinblick auf die nicht immer imposanten politischen Zeit- und Streitschriften jener Tage, es mache ihm Vergnügen, gegen die Dänen „alle Hunde loszulassen, die bellen wollen". Wüßten wir nicht, wie intim und wie ehrlich gemeint die gouvernementalen Beziehungen zwischen Berlin und Wien derzeit sind — das, was in einer gewissen Partie des deutschen Zeitungswaldes jetzt auf Ungarn losgeschimpft wird, würde in uns die Vermuthung wecken, es sei beabsichtigt, gegen unser Land „alle Hunde loszulassen, die bellen wollen". Wie jedoch die Dinge derzeit stehen, scheint es, daß der weitschauende nationale Eifer einiger Zeitungsredactionen allein dafür verantwortlich zu machen sei, wenn dem deutschen Publicum — um es mit einem vulgären Worte zu sagen — solche „Bären aufgebunden werden", wie das thatsächlich geschieht. Die Zeiten sind für Journale und Journalisten jetzt nicht günstig; die orientalische Frage droht einen immer friedlicheren Verlauf zu nehmen; es steht zu befürchten, daß, nach dem heillosen Beispiele des russischen Nihilismus, bald auch die englische Agrarfrage uns entgehe; ja selbst der Culturkampf — ach, es ist nur zu schmerzlich, daß man's nicht leugnen kann — auch der Culturkampf wird zuletzt aus dem journalistischen Menu verschwinden; da ist es vorsichtig und gut, sich rechtzeitig mit etwas nationaler Indignation zu versehen und eine kleine, aber ergibige Deutschenausrottung zu veranstalten. Ich wette, wenn unser wohlgemuther Freund, Herr Bolz, jetzt erstünde, er würde nicht an den Nordpol gehen, um Eisbären zur Cultur zu bekehren, er würde dem deutschen journalistischen Nachwuchs ganz einfach empfehlen: „Alle Woche einmal Deutschenhetze! Alle Woche einmal Appell an die nationale Entrüstung!"

So nimm's nicht übel, du aller Ehren werthes, deutsches Publicum, wenn einer von den Angeklagten selbst dich aufsucht, um die incriminirte Sache vorzutragen. Du bist ja geistreicher, als Voltaire, vielleicht bist du auch gerechter, als alle die kleinen Voltaires, die deine Zeitungen mit Correspondenzen regaliren.

Der „Fall" beginnt kritisch zu werden mit der Sperrung des deutschen Theaters in Pest. In Wahrheit steht die Sache so, daß das deutsche Theater in Pest seit Jahr und Tag gesperrt war, weil eine ganze Reihe von Unternehmern bei der Kunst Bankerott gemacht hatten. Jetzt stehen die Pforten des deutschen Theaters wieder offen und die deutsche Kunst wirkt daselbst bildend, erhebend und moralisirend auf das Publicum in Stücken wie „Niniche", oder „Die Ente mit den drei Schnäbeln", und wenn's hoch geht in Werken, welche so eminente Zierden deutschen Geistes sind, wie „Papa's Frau". Ich glaube, daß es für einen Deutschen kaum etwas Beschämenderes gibt, wie ein Besuch in diesem Hause, für welches Ströme deutscher Indignation geflossen sind. Seit etwa zehn Jahren wird die deutsche Sprache in diesem Hause als die Trägerin der Zote, der Unfläthigkeit, des vollkommenen Blödsinns vorgeführt. Dieses deutsche Theater steht auf der Höhe irgend eines Café chantant, wie es solche im ganzen Orient gibt; ich habe aber niemals gehört, daß die Franzosen und Italiener reclamirt hätten, wenn ein so geartetes Kunstinstitut in Belgrad, in Bukarest oder in Pera gesperrt worden ist. Ich berufe mich auf alle jene deutschen Künstler, welche durch Theateragenten zu Gastspielen an diese Bühne verleitet worden sind, ob sie hier jemals einen Schauspieler oder eine Schauspielerin entdeckt haben, die fähig gewesen wären, die Mittheilung, daß die Pferde gesattelt seien, oder daß die Frau Gräfin sogleich erscheinen werde, vortragen zu können, ohne dabei die deutsche Sprache gröblich zu insultiren? So ist es um die deutsche Kunst beschaffen gewesen, welche in den vielumstrittenen Räumen des hiesigen deutschen Theaters ihr Heim hat. Dagegen möge man bei Laube und bei den Meiningern anfragen, bei deutschen Conférenciers, wie Bodenstedt, Jordan, Brehm und Lewinsky, ob sie jemals ein Publicum gefunden haben, das ihren Leistungen mit größerer Liebe und mit mehr Dankbarkeit entgegengekommen wäre, wie das magyarische Publicum von Budapest?

Doch, das ist nur ein Moment in dem großen Streit, und wir werden durch die deutschen Zeitungen täglich belehrt, daß die Deutschen in Ungarn mißhandelt werden wie die Boers in Südafrika und daß gegen sie das schonungsloseste System der Ausrottung angewendet wird, welches politischer Macchiavellismus jemals erdacht hat. Ich möchte auf die Vergleiche mit Zululand und Boerthum ganz respektvoll erwidern, daß die Deutschen im Allgemeinen über die Verhältnisse der Boers und Südafrikas überhaupt besser unterrichtet sind, als über die Verhältnisse Ungarns. Es existiren eben viel bessere deutsche Bücher über Südafrika, als über Ungarn. Wenn man liest, was zuweilen in gerade ernsthaften deutschen Blättern über Land und Volk von Ungarn geschrieben wird, so muthet es Einen an, als ob es Jemand einfiele, den heutigen Zustand Berlins nach den Schilderungen darzustellen,

*) Gegenüber den Angriffen, welche gegen das Magyarenthum seit einiger Zeit mit besonderer Heftigkeit in deutschen Blättern erhoben werden, halten wir es für richtig, auch einmal einem Magyaren das Wort zur Abwehr zu geben. D. Red.

welche Hackländer von deutscher Kleinstaaterei gegeben hat zur Zeit, da dieselbe noch in Blüthe stand. Von deutschen illustrirten Blättern zumal kann ich sagen, ohne daß ich den Herren Redakteuren dieser Blätter schmeicheln wollte, daß sie in diesem Genre Leistungen vollbringen, welche man als abschreckende Beispiele dafür ansehen darf, wie weit es menschliche Albernheit zuweilen im Dienste der illustrirten Literatur bringen kann. Nicht an diese Zeitungen richten sich unsere Zeilen, denn sie werden nimmer und nimmer aufhören von Ungarn zu sprechen als von dem „Pußtenlande", wo die Räuber blühen, wo ein Kardinal der Hauptmann aller Zigeuner ist und die schnellberittenen Jogäßen ihr Leben mit Csárdástanzen verjubeln. Sondern wir meinen, daß die ernsten deutschen Blätter vielleicht einige Vorsicht üben könnten in der Auswahl der für Schmerzensschreie engagirten Autoren.

Betrachte man doch einmal diesen neuen ungarischen Staat, ob hier wirklich Jemand unterdrückt ist und besonders ob die Deutschen Grund haben, über Unterdrückung Klage zu führen?

Als vor zwei Jahren etwa der belgische Justizminister anordnete, daß das Strafgesetzbuch auch in vlämischer Sprache herausgegeben werde, wurde diese Anordnung in ganz Europa wie ein Act von auserlesener Freisinnigkeit gepriesen. Nun denn, in Ungarn wird jedes Gesetz, sofort nach seinem Erscheinen, von Amtswegen in allen sieben Sprachen herausgegeben, die im Lande üblich sind, in deutscher, serbischer, slovakischer, rumänischer ganz so, wie in magyarischer Sprache. Die Gerichte erster Instanz, die Municipien, die Gemeinden und die confessionellen Behörden bedienen sich frei der Sprache, welche sie selbst wählen; die Regierung trägt Sorge, daß den Kindern jedweder Nationalität bis zum akademischen Studium der Unterricht in der Muttersprache ertheilt werde; an den Hochschulen existiren Lehrkanzeln für deutsche Literatur und für die Sprachen der meisten anderen Nationalitäten; Confessionen, Gemeinden und Privaten steht das Recht zu, niedere und höhere Schulen (ebenso literarische Vereine, Zeitungen u. s. w.) zur Pflege einer jeden beliebigen Landessprache zu gründen; bei Besetzung öffentlicher Aemter gibt die Nationalität keinerlei Vorrecht, doch legt das Gesetz der Regierung die Pflicht auf, bei ihren Ernennungen in nichtmagyarischen Bezirken darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Functionäre der an Ort und Stelle üblichen Sprache, oder der daselbst üblichen Sprachen, mächtig seien.

Das Alles bestimmt das Gesetz — und doch schlimmer als die Boers!

Wir fragen jeden Menschen, der eine Vorstellung davon hat, wie ein Land verwaltet wird, ob es möglich sei, eine Bevölkerung von 15 Millionen Seelen in mehr als sieben Sprachen zu regieren? Man denke einmal, wenn an eine preußische Regierung die Zumuthung gestellt würde, sie solle in sieben Sprachen die Gesetze ausgeben, in sieben Sprachen administriren, rechtsprechen, unterrichten lassen — wer Teufel wollte da Minister, Beamter, Richter, Steuereinnehmer, Schullehrer sein! Man betrachte doch die unaufhörlichen Kämpfe um die Nationalitätsinteressen und um die Nationalitätsschrullen in Belgien, wo es nur zwei verschiedene Volksstämme gibt, und man wird vielleicht weniger absprechend urtheilen von den ungarischen Verhältnissen, wo sieben Nationalitäten und alle in Europa bekannten Confessionen, mit Ausnahme der muhamedanischen, zu Hause sind. Und damit ist noch nicht Alles gesagt. Ein liebenswürdiger ethnographischer Zufall hat es so gefügt, daß jede dieser Nationalitäten nicht etwa in einer besonderen Region compact beisammen wohnt, sondern daß fast auf jedem Territorium verschiedene Nationalitäten sich begegnen. Auf dem Gebiete eines einzigen Comitates finden sich zuweilen Magyaren, Deutsche, Rumänen, Slovaken und Religionsgemeinden von vier Confessionen. Die Nationalität, welche im Kreise A. die Majorität ausmacht, befindet sich im Kreise B. in der Minorität u. s. w. Die Sprachgebiete sind unmöglich zu scheiden, und darum haben Serben und Rumänen im Jahre 1868 auch nur begehrt, der Staat solle anerkennen, daß in jedem Comitate die Sprache der Majorität die herrschende sei, d. h. daß der Magyare da alle Anderen unterdrücke, wo er sich in der Majorität befindet, unter der Bedingung, daß er Serben, Slovaken u. s. w. das gleiche Unrecht zuerkenne dort, wo diese die Majorität besitzen. Da nun die Deutschen — wie der edle und gewiß glaubwürdige Josef Eötvös nachgewiesen hat — auf keinem Territorium die absolute Majorität besitzen, so wären sie und gerade sie der Ausrottung preisgegeben gewesen, wenn nicht die jetzige Ordnung etablirt worden wäre, bei welcher der Staat mit seiner Autorität ausgleichend und richtend zwischen die zahlreichen nationalen Parteien tritt.

Aber man wendet ein, es handle sich nicht um das Gesetz, es handle sich um „verbriefte Rechte" der Deutschen in Ungarn, welche verbrieften Rechte arg geschädigt worden sein sollen. Wir glauben, daß es gerade vor deutschen Lesern nicht schwer sein kann, über dieses Kapitel Licht zu verbreiten. Jedesmal, wenn das arme Sachsenvölkchen in Siebenbürgen erwürgt worden ist, haben diese verbrieften Rechte ausrücken müssen — aber die Wahrheit ist über dieses Schlagwort in Deutschland noch niemals gesagt worden. Wir wollen versuchen, diese Lücke auszufüllen.

Es leben in einem Winkel von Siebenbürgen etwa 180,000 Sachsen zusammen. Bis vor ganz kurzer Zeit noch haben sie selbst sehr heftig dagegen protestirt, wenn man sie Deutsche nannte, sie wollten Sachsen heißen und nichts weiter. Sie sind die Urheber aller Schmerzensschreie aus Ungarn; die ungarischen Deutschen, die so impertinent sind, nicht zu merken, daß sie unterdrückt werden, gelten ihnen nur als Deutsche zweiter Klasse oder noch schlimmer. Dieser kleine aber tüchtige Volksstamm besaß von Alters her zahlreiche Privilegien, deren oberstes vom König Andreas II. aus dem Jahre 1211 stammt. Die folgenden Könige bestätigten, erweiterten diese Privilegien, die Sachsen wurden als ein eigenes „Volk" constituirt, besaßen eine Art von eigener Volksvertretung, wählten frei ihre Beamten, Richter u. s. w. Zu jener Zeit, da es ein öffentliches Recht überhaupt kaum gab, existirten eben nur Privilegien für jede Klasse und jeden Volksstamm im Lande. Genau so alt ist das Privilegium des magyarischen Adels gewesen, welches ihn von jeder Steuerpflicht befreite und ihm die gesammte Regierung übertrug. Alle Feudalrechte der Aristokratie stammen aus dieser Zeit, und einzelne kernmagyarische Völkerschaften, wie die Székler, Kumanen, Jacygier u. a. besaßen ebenso ihre Privilegien wie die Sachsen. Die sächsische Sonderstellung allein wurde bis in die allerneueste Zeit hinein aufrecht erhalten. Der magyarische Adel verlor seine gesammten Vorrechte, die Regionen, die Zünfte, die Confessionen — Alles mußte sich dem gemeinen Gesetze des Staates unterordnen, der Verwaltung, Justiz und Unterricht für alle Staatsangehörigen in gleicher Weise einrichtete. Nur die Sachsen machten eine Ausnahme, und sie übten die liberale Gesinnung, die sie jetzt zu ihren Gunsten aufrufen, in der Art, daß sie die in ihrer Mitte lebenden Rumänen und Ungarn wie Heloten behandelten. Kein Ungar, kein Rumäne konnte Antheil haben an den Privilegien, die jedem Sachsen zustanden, kein Amt war ihnen auf sächsischem Boden zugänglich, in die Zünfte wurden sie nicht aufgenommen, Grundbesitz zu erwerben war ihnen nicht gestattet, ja es ist noch nicht so lange her, daß in Hermannstadt die katholischen Deutschen der empörendsten Behandlung ausgesetzt waren, daß man ihnen nur auf directe Regierungsverordnung einen Kirchengrund gab und sie zu städtischen Aemtern und Würden zuließ.

Nun kam im Jahre 1867 der neue ungarische Verfassungsstaat. Er wollte den Sachsen nichts nehmen, sie sollten sich eben dem gemeinen Gesetze unterstellen. Oder glaubt man wirklich, daß ein Verfassungsstaat heutzutage eine Insel mitten in seinem Territorium bestehen lassen könnte, welche nach Gesetzen und Gebräuchen aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert regiert und verwaltet wäre? Wenn man einem Deutschen, einem Franzosen, einem Belgier sagen würde, daß ein einziger Oberpräsident, ein einziger Präfect, ein einziger Gouverneur nicht wie alle anderen Beamten gleicher Stellung

vom Staate ernannt, sondern auf Grund von Wahlordnungen aus den Zeiten der Hohenstaufen oder Ludwig des Heiligen frei gewählt werden sollte, würde das nicht als ein schlechter Spaß angesehen werden? Wenn eine kleine preußische Provinz von 200,000 Einwohnern begehren würde, sich der allgemeinen Justizordnung zu entziehen und durch ihre eigenen, frei gewählten Richter Recht sprechen zu lassen; wenn man in Posen sich dagegen auflehnen würde, daß die deutsche Sprache nicht als Vortragssprache, sondern nur als obligater Lehrgegenstand in den Elementarschulen anerkannt werde — was wäre wohl die Folge einer solchen Anmaßung? Und doch wurde die Einführung der magyarischen Sprache als obligater Lehrgegenstand in sämmtlichen Volksschulen erst im Jahre 1879 beschlossen, gegen welche Maßregel sich in der deutschen Presse ein solcher Sturm erhob, als wäre eine Art von bethlehemitischem Kindermord beabsichtigt. Und doch sind die Deutschen in Siebenbürgen in Kirche, Schule und Selbstverwaltung frei und deutsch, wie nur irgend eine Bevölkerung in dem freiesten deutschen Lande es sein kann. Die 180,000 Sachsen entsenden nicht weniger als 19 Abgeordnete in den ungarischen Reichstag, so daß bei ihnen ein Abgeordneter auf 9400 Seelen kommt, während im ganzen übrigen Ungarn erst ein Abgeordnetensitz auf 34,500 Seelen entfällt.

Nicht ein einziges von den mit der Regierung eines modernen Staates vereinbaren Rechten ist den Sachsen genommen worden; andererseits aber haben sie selbst dem Geiste der neuen Zeit und der politischen Ordnung, die im Laufe der letzten vier bis fünf Jahrhunderte denn doch einige Aenderungen erfahren hat, auch nicht das geringste ihrer Rechte zum Opfer bringen wollen. Während der Adel, die bevorzugten Städte u. s. w. ein Privilegium nach dem andern niederlegten, erhoben die Siebenbürger Sachsen einen Lärm, als wären sie in ihrem Leben und in ihrem Besitz bedroht, wenn die Abschaffung der vermodertesten ihrer Institutionen in Vorschlag kam. Der Lärm ging durch ganz Deutschland, es wurde über die ungarische Regierung, das ungarische Volk losgeschimpft ohne Ende, und als diese Irredentistenkomödie ausgespielt war, als dieser Emigrantenzug ganz Deutschland zum heiligen Kriege gegen Ungarn aufgefordert hatte mit bissiger und, ich wage zu sagen, durchaus lügenhafter Rede, da kam man vor das ungarische Parlament und wunderte sich gar groß, daß die Magyaren nicht lauter Liebe waren, daß Parlament und Regierung nicht besondere Prämien aussetzen wollten für einen Volksstamm, der sich soeben so edel und so treu, so würdig und den einheimischen Gesetzen so ergeben gezeigt hatte! Aber, ich frage, gibt es eine Regierung in der Welt, welche einer Welfenlegion Privilegien verleiht? Gibt es einen Menschen in der Welt, der, wenn er verleumdet und angegriffen wird, die Macht nicht ausnützt, um sich zu wehren in seiner Ehre und in seinem Besitz? Und wundert man sich, daß jene Deutschen, welche gestern Alles, was den ungarischen Namen trägt, verhöhnt, verklagt, beschimpft haben, wenn diese selben Deutschen morgen nicht lauter zärtlicher Zuneigung in magyarischen Kreisen begegnen?

Und diese Hetze dauert fort. Diese Emigrantenpolitik macht sich Luft in den angesehensten deutschen Journalen. Dabei wird natürlich erwartet, daß das magyarische Element um so toleranter sei, je maßloser man den magyarischen Namen beschimpft. Aber wo in aller Welt gibt es ein Volk, bei dem solche Dispositionen der Selbstverleugnung zu finden wären, in einer Zeit, da die Wogen nationalen Eifers und Uebereifers bei großen wie bei kleinen Völkern höher gehen, als jemals zuvor? Ist es wirklich etwas so Unerhörtes, daß ein Staat Herr sein will im eigenen Hause? daß er von seinen Angestellten begehrt, sie sollten sich, wo das möglich, der Staatssprache bedienen? daß er von seinen Bürgern begehrt, sie sollten sich ohne Unterschied seinen Gesetzen unterwerfen? Möge der Deutsche hervortreten und sich nennen, der sagen kann — nicht daß er mit den ungarischen Zuständen unzufrieden sei, denn wo gäbe es ein Land ohne Unzufriedene! — sondern daß er wegen seines Deutschthums einer Unbill ausgesetzt gewesen sei! Möge der Deutsche hervortreten und sich nennen, der sagen kann, daß der ungarische Staat gegen ihn eine Maßregel in Anwendung gebracht habe, welche unter gleichen Verhältnissen nicht auch der deutsche, der französische, der italienische Staat, oder irgend einer der freiesten und gebildetsten Staaten von Europa gegen ihn aufgeboten hätte!

In diesem Lande genießt die Presse aller Sprachen eine Freiheit wie in England; Vereine und Versammlungen sind frei, alle Nationalitäten nehmen Antheil an der Selbstverwaltung, welche mit so weitgehenden Functionen betraut ist, wie kaum in einem anderen Lande der Welt; auf Grund einer freisinnigen Wahlordnung werden die Volksvertreter gewählt. Da muß es denn doch Wunder nehmen, daß diese unterdrückten ungarischen Deutschen weder durch ihre Zeitungen, noch durch ihre Vereine, noch endlich durch ihre Abgeordneten ein Zeichen geben, welches andeutete, daß sie sich unterdrückt fühlen. Alles das bleibt einer Hand voll Siebenbürger Agitatoren überlassen. Mitten in seinem Kampfe gegen den Panslavismus, der auch der Erbfeind Deutschlands ist, wie er stets der unerbittliche Feind des Ungarthums bleiben wird, sieht Ungarn, wie man die Feindschaft des deutschen Volkes gegen alle seine Bestrebungen, einen Staat zu bilden, zu consolidiren und wehrfähig zu machen, groß zieht. Nicht eine einzige Stimme hat sich in Ungarn gegen das Bündniß mit Deutschland erhoben, ja vom ersten Tage der Wiederherstellung seiner Verfassung haben Ungarns Staatsmänner ihren ganzen Einfluß im Reiche geltend gemacht, um das Bündniß mit Deutschland in energischster Weise zu vertreten. Oder glaubt etwa Jemand, daß bei der gewichtigen Rolle, welche Ungarn jetzt in der Monarchie zusteht, das deutsch-östreichische Bündniß möglich gewesen wäre ohne Ungarns bereitwillige Unterstützung? Und wenn die Deutschen in Oestreich selbst unter dem Kabinet Taaffe das Walten der ihnen feindlich gesinnten slavischen, clerikalen und föderalistischen Elemente nicht noch schwerer empfinden, meint man, daß die Rücksicht auf Ungarn daran keinen Antheil hat? Der einhellige Protest Ungarns gegen die Slavisirung Oestreichs hat die Stellung der Deutsch-Oestreicher mehr gefördert, als sich in wenigen Worten andeuten läßt. Diejenigen östreichischen Deutschen, welche die intime Regierungsgeschichte der letzten Jahre kennen, mögen Zeugniß dafür ablegen, ob das Magyarenthum sich ihnen als Freund und Bundesgenosse, oder als indifferenter Nachbar, geschweige denn als Feind erwiesen hat.

Dem deutschen Publicum und der deutschen Presse aber sei die Erwägung anheimgegeben, inwiefern die Magyarenhetze, welche jetzt im Reiche so schwunghaft betrieben wird, politisch, gerecht, vernünftig und deutsch zu nennen ist? Man sollte glauben, Deutschland, so mächtig es ist, besitze nicht so viele verläßliche Freunde in Europa, daß es nöthig hätte, sich ein künstliches Dänemark zu schaffen, daß es nöthig hätte, die Entdeckung von neuen Erbfeinden als Verdienst um die nationale Sache gelten zu lassen.

Budapest im Februar 1881.

Politische und unpolitische Zeitglossen.

Von Franz von Holtzendorff.

V.

47. Die volksthümliche Aufgabe der Wissenschaft.

Wahre Wissenschaft wird immer volksthümlich sein und die Berührung mit dem öffentlichen Leben aufsuchen. Der Fachgelehrte, der das Volk verachtet, ist wie der Geizhals, der seine Münzen zinslos in einem Strumpfe versteckt und dann bei verschlossenen Thüren in später Abendstunde zu seinem Vergnügen nachzählt. Wenn man heute noch Hofnarren unterhielte, würde man die besten Exemplare unter den durch Wissensdünkel ausgezeichneten Gelehrten auffinden, die alle Kleinigkeiten mit komischem Ernste betrachten. Der Jurist Cujacius, der selber einer der größten Gelehrten war, sagte von diesen Men-

*

schen: Nihil tam absurdum dici potest, quod non dicatur a quodam doctorum. Leider sind dieselben keine unschuldigen Narren, denn die geringe Meinung, welche manche Staatsmänner von dem Werth der Wissenschaft haben, wird durch die gelehrten Kleinigkeitskrämer verschuldet. Wahrscheinlich gibt es deren in Deutschland nicht wenige; denn in keinem andern Lande wird die Wissenschaft so häufig als Professorenweisheit verhöhnt.

Daß die Männer der Wissenschaft wohl zu unterscheiden sind von denjenigen, die ein gelehrtes Trödelgeschäft betreiben, ersieht man auch aus der Aeußerung des Freiherrn von Stein, der sich, als man der Begründung der Monumenta Widerstand leistete, in einem Briefe an Gagern dahin vernehmen ließ: „Die Gelehrten halte ich überhaupt unfähig zur Theilnahme am praktischen Leben." Er sagt dies, obwohl er selbst neben Wilhelm von Humboldt, der gewiß zu den ausgezeichnetsten Gelehrten zählte, seine Reformen nicht blos auf praktische Einsicht, sondern ein sehr gründliches wissenschaftliches Studium gestützt hatte.

Vor hundert Jahren sprach man auf den Büchertiteln nicht blos von Gottesgelahrtheit, sondern auch von Staatsgelahrtheit. Es ist bezeichnend, daß die Gottesgelahrtheit oder Theologie ihren alten Titel beibehielt. Aus der Staatsgelahrtheit ist wenigstens eine Staatswissenschaft geworden.

Soll das Volk der Wissenschaft mehr Achtung entgegenbringen, so kann dies nicht gehofft werden, wenn sich die Wissenschaft als Geheimlehre abschließt, sondern nur dann, wenn jede Wissenschaft nach dem Maße des Möglichen, zumeist aber die Staatswissenschaft, darnach trachtet, im guten Sinne volksthümlich zu werden.

Der Strom der Wissenschaft kann, gleich dem Nil, gelegentlich etwas von seinem Wasser zur Befruchtung der Aecker abgeben, ohne seine Tiefe und Schiffbarkeit deswegen zu verlieren.

48. Wissen und Wollen.

Man soll nicht nur wissen, was man will, sondern auch wollen, was man weiß. Dies gilt soweit, als das Wissen gewisser Dinge eine praktische Tragweite für Gegenwart oder Zukunft hat. Die Selbstgenügsamkeit, die nur für sich, nicht für Andere wissen will, ist, wo Kenntnisse irgendwie nutzbar zu machen sind, ein Charakterfehler. Der behauptete Selbstzweck alles Wissens hat der Selbstsucht erheblichen Vorschub geleistet.

49. Die Interessenpolitik.

Interessen einzelner Volkstheile dürfen in der Gesetzgebung nicht herrschen, aber sie verdienen Schonung. Nur aus Noth, nicht aus Neid sollen bestehende Interessen verletzt werden.

50. Militärische und akademische Wissenschaft.

In Deutschland gibt es neben der aller Cultur feindlich gewordenen Macht des Clerus, der sorgfältig darüber wacht, daß die unteren Volksschichten in der Schule von der Berührung mit der Welt des Geistes (in ihrem Sinne dem Geiste der Welt!) abgesperrt werden, drei Centralpunkte des öffentlichen Lebens: die Armee, die Universitäten und — die Börse. Die Armee bedeutet: Organisation der physischen Volkskraft durch die Verschmelzung demokratischer Wehrpflicht mit dem aristokratischen Geiste des Offiziercorps. Die Universitäten sind die Sammelstätten der höchsten Wahrheitserforschung, aus welchen das Beamtenthum hervorgeht. Die Börsen bedeuten den Gipfelpunkt der materiellen Interessen. Das Eigenthümliche ist, daß diese drei Spitzen sich gegeneinander wesentlich ablehnend verhalten. Uebrigens steckt im Generalstabe der deutschen Armee gleichfalls eine hohe Potenz historischer, politischer und technischer Einsicht, und man kann nur wünschen, daß Charakterfestigkeit im gelehrten Beamtenthum ebenso stark verbreitet wäre, wie wissenschaftlicher Forschungseifer unter den höheren Offizieren des deutschen Generalstabes.

51. Der Verfall der Kirche.

Daß die confessionelle Orthodoxie aus der Rolle der Duldung, die sie zu Schleiermachers Zeiten einnahm, zur Rolle des Verfolgers übergeht, ist das sicherste Zeichen des Kirchenverfalles in Deutschland. So lange die Religion eine wirkliche Macht, nicht blos einen Machtschein im öffentlichen Leben hat, ist der kirchliche Cultus entweder Volksfreude oder Volkstrauer, jedenfalls eine tiefere Erregung des Volksgemüths durch feierliche Formen. Das entscheidende Unglück der modernen Kirche war, daß ihr Cultus monoton wurde, als die Kunst von der Kanzelrede, von der Kirchenmusik, von der kirchlichen Architektur und der kirchlichen Malerei ausgehend, sich selbst säcularisirte. Die Forderung, welche die Kirche erhob, daß die gebildeten Klassen sich sonntäglich zu Ehren der Geistlichkeit eine Stunde langweilen lassen möchten, scheiterte bisher an dem unpolitischen Sinn der deutschen Mittelklassen, während gebildete Engländer, in der Ueberzeugung einer politischen Nothwendigkeit und in der Absicht, die Volksmenge durch den Einfluß der Kirche vor zunehmender Verrohung zu schützen, die persönliche Abneigung gegen die liturgischen Uebungen im frömmelnden Gähnen zu überwinden vermochten. Die Frage, ob die Mittelklassen für das kirchliche Leben wieder gewonnen werden können, ist darum eine wesentlich ästhetische. Ist die Wiedergewinnung einer künstlerischen Form für den Cultus möglich?

52. Die militärische Rechtgläubigkeit.

Auf einer Berliner Synode empfahl man der freisinnigen Richtung gegenüber die Rechtgläubigkeit aus dem Grunde, weil der Reichskanzler und der Chef des Generalstabs gleichfalls rechtgläubige Christen seien. Derartige Empfehlungen im Munde eines Synodalen entsprechen den Anpreisungen der Hoflieferanten. Wenn das so fortgeht, werden sich die Synoden des nächsten Jahrzehnts vielleicht bemühen, eine Taktik oder Fortificationslehre für das Dogma nach militärpolitischen Gesichtspunkten zu entwerfen. Es war schlimm für die Menschheit, als sie im Mittelalter oder zur Zeit der Concordienformel auf Grund von Bibelsprüchen durch Theologen oder Consistorialräthe regiert wurde. Noch schlimmer aber erscheint in der Gegenwart die rein diplomatische Theologie, welche die christliche Gemeinde nach dem Muster einer Kaserne umgestalten und den Glauben zeitgemäß oder hoffähig einzurichten trachtet.

53. Clerikaler Einfluß.

In allen Ländern, in denen die Clerikalen ein entscheidendes Wort zu reden haben, theilt sich die Bevölkerung in zwei Klassen: solche, die sich von den Pfaffen nicht mehr beschwatzen, und solche, die sich von der Vernunft nicht mehr belehren lassen.

54. Der Laternenpfahl des Vorurtheils.

Ein Hirt bemerkte, als er eine Heerde von Schafen über eine Brücke trieb, daß an einer bestimmten Stelle alle Schafe in die Luft sprangen. Er fand an dieser Stelle den Schatten eines Laternenpfahls. Nachdem der Leithammel vorangesprungen, sprangen alle nach.

Auf das menschliche Zusammenleben angewendet, bedeutet diese Thatsache: der Schatten des Laternenpfahls sind die Vorurtheile, über welche die Menschen ihren Luftsprung vollführen. Die Leithammel der früheren Jahrhunderte waren die Priester; diejenigen, die nicht mitspringen wollten, nannte man Ketzer oder verirrte Schafe.

55. Was man von den Dienstboten verlangt.

An Stelle der aristokratischen Idee, welche ehemals verlangte, daß die tüchtigsten und besten Menschen in Staat und Gesellschaft herrschen sollten, ist die moderne Vorstellung getreten, wonach die besten Exemplare der Menschheit die Bestimmung empfangen haben, dienstbare Geister zu bleiben. Beachtet man die in Zeitungen enthaltenen Angebote und Nachfragen, so muß man darüber erstaunen, welche Vollkommenheiten, Vielseitigkeiten und Tugenden vom Gesinde verlangt werden. Die Eigenschaften, die für wenig Geld von den Herrschaften an ihrem Gesinde gesucht werden, übersteigen beinahe das Maß der Tugenden, die man ehemals in den Märchen nur den verzauberten Prinzessinnen zuzumuthen pflegte.

56. Gesindewesen und Socialdemokratie.

Der Verbreitung der Socialdemokratie, deren Ursachen sehr mannichfaltige sind, ist auch durch das moderne Gesindewesen Vorschub geleistet worden. Man beklagt sich, daß sich zwischen Fabrikanten und Arbeiter so schwer Beziehungen persönlichen Vertrauens und wechselseitiger Treue herausbilden. Ist es aber in dem alltäglichen Umgang zwischen Herrschaft und Gesinde wesentlich anders?

Hier ergeht es der Sittenveränderung ähnlich, wie mit der späteren attischen Komödie in ihrem Verhältniß zu den alten Lustspieldichtern. Der Diener, der als der Vertraute seines Herrn vor hundert Jahren im Lustspiel einen ständigen Platz einnahm, wird immer mehr eine unglaubwürdige Ausgeburt der Phantasie. Man kann sich darüber nicht wundern, sobald man erwägt, daß städtische Herrschaften, die im Sommer eine Vergnügungsreise von vier Wochen antreten, nicht sogar selten aus verschiedenen Gründen ihre Dienstboten entlassen. Durchaus socialdemokratisch ist es auch, daß die Leistungen des Gesindes fast niemals nach dem wirklichen Werthe, sondern entweder nach dem Stande der Herrschaft oder nach der Titulatur der Dienstboten bezahlt werden. Ein unbrauchbarer Diener erhält immer mehr, als ein Hausmädchen, die sich im Verlauf von Jahren als vorzüglich bewährt hat und dieses hinwiederum weniger als eine Köchin, die die Leber ihres Hausherrn mit größter Virtuosität für eine Karlsbader Kur vorbereitet. Diese ungerechten Ungleichheiten finden sich nicht etwa in einem und demselben durch eine Mehrheit von Familien bewohnten Hause, sondern in einer und derselben Wirthschaft.

Des Arbeiters Lohn sollte, wenn auch die Abschätzung schwierig ist, grundsätzlich nicht nur nach seinem größeren Geschick, sondern auch nach seinem moralischen Qualitäten, nach seiner Dienstzeit und Arbeitstreue ebenso bemessen werden, wie der Staat seinen Beamten Alterszulagen gewährt.

Ob hier Abhülfe möglich, ist schwer zu sagen. Aber die Thatsache ist unleugbar, daß die socialdemokratische Forderung des gleichen Lohns für ungleiche Leistungen innerhalb einer und derselben Dienstverrichtung in der Hauswirthschaft vielfach durchgeführt ist, wo zwei Personen von ganz ungleicher Fähigkeit nach der Titulatur ihrer Herrschaften oder ihres eigenen Dienstzweiges denselben Lohn erhalten. Und andererseits erschüttert die augenfällige Ungerechtigkeit und Zufälligkeit, Unsicherheit und Willkür in den Lohnverhältnissen des Gesindes nicht nur unmittelbar den Bestand der Hauswirthschaft, sondern auch mittelbar die ethischen Beziehungen in der Volkswirthschaft.

57. Ueber Trinkgelder.

Zu den gesellschaftlichen Mächten gehört heute das Trinkgeld. Es ist ein Bastard aus der nicht ebenbürtigen Verbindung zwischen den Tugenden der freigebigen Dankbarkeit und der Uebelthat der Bestechung, halb Belohnung für Gefälligkeitsdienste, halb Vorausbezahlung für unerlaubte Vortheile, die sich die Selbstsucht zu erkaufen sucht. Der Moralität der untern Klassen wird durch das Trinkgelderwesen nicht wenig geschadet. Jedermann gewöhnt sich daran, alle Gefälligkeiten, die dem Nebenmenschen erwiesen werden, als Creditgeschäft zu betrachten. Wie man in gewissen Gegenden Siciliens, um Sicherheit für seine Person zu erlangen, Straßenräubern im voraus einen Tribut entrichtet, so werden Trinkgelder häufig genug verabreicht aus Furcht vor der Grobheit derjenigen, mit denen man auf Reisen in Berührung kommt. Der leichtsinnige Verschwender, der mit Trinkgeldern um sich wirft, steht in der Achtung der Hausknechte am höchsten. Diese Ehre wäre ihm wohl zu gönnen, wenn dadurch nicht ein falscher Maßstab der Beurtheilung von den Dienstboten auch auf andere Lebensverhältnisse übertragen würde. Da es der öffentlichen Meinung an Kraft fehlt, heutzutage irgend einen weitverbreiteten Uebelstand abzuschaffen, wäre es immerhin eine Verbesserung, wenn Gastwirthe eine nach dem Maßstabe der Rechnung bemessene, übrigens nicht verpflichtende Trinkgeldertaxe einführen, und mäßig begüterte Leute gegen die mürrischen Grobheiten und die zudringliche Abschieds- und Benefizvorstellungen der sich zur Plenarsitzung versammelnden Dienstboten beschützen wollten.

58. Von der Kochkunst und Küche

haben die meisten Leute, namentlich aber die Frauen, eine sehr geringe Meinung. Die Frauen, die Romanlectüre und Toilette als ihre Lebens- und Tagesaufgabe betrachten, ist es eine unliebsame Sorge, sich mit der Küche zu besassen. Wer die Wichtigkeit und Nützlichkeit guter Kocheinrichtungen betont, wird als „Materialist" erscheinen. Ganz im Gegentheil steckt aber in der Küche ein großer Theil des im Volke vorhandenen Idealismus. In den Minneliedern und Heldengesängen des Mittelalters werden gute Mahlzeiten gepriesen. Und wenn wir einem Arbeiter das Beste wünschen, so wünschen wir ihm einen eignen Heerd.

Die Küche ist die Grundlage von drei großen Angelegenheiten des Volkslebens: der ästhetischen Seite des gesellschaftlichen Verkehrs und der Gastfreundschaft, der öffentlichen Gesundheitspflege, die bei der Art der Volksernährung sehr bedeutend interessirt ist und schließlich auch der Volkswirthschaft, die auf Sparsamkeit im Hauswesen halten muß. Die drei Grundregeln der Küche sind also: Wohlgeschmack, Nahrhaftigkeit und Sparsamkeit in der Zubereitung der Speisen.

Die zunehmende Gleichgültigkeit gegen die Hausküche hat vor der Hand zweierlei Uebelstände zu Wege gebracht: erstens Gesundheitsschädigung durch Ausbreitung der Versälschung von Nahrungsmitteln, was bei größerer Aufmerksamkeit und Strenge der kaufenden Hausfrauen nicht möglich gewesen wäre. Zweitens die Ueberhandnahme des Wirthshausbesuchs und Kneipenlebens, das ein Krebsschaden des häuslichen und öffentlichen Lebens ist und seine Geselligkeit immer mehr und mehr verdrängt.

Nicht wenige Männer sind deswegen Stammgäste der Wirthshäuser, weil in diesen auf die Zubereitung der Speisen größere Sorgsalt als zu Hause verwendet wird. Nach wenigen Jahren geht die Ehe des Städters in den Zustand einer Trennung vom Abendtische über, an welchem nach geschehenen Tagewerk Ehegatten und Kinder schon deswegen vereinigt bleiben sollten, weil in Deutschland für die Geselligkeit der Mittelklasse der Abendtisch mehr bedeutet als der Mittagstisch.

Schließlich läßt sich kaum ermessen, wie viel Volksvermögen durch zweckmäßige und verständige Sparsamkeit in der Küche gerettet werden könnte. Groß ist die Zahl der Haushaltungen, die keine Vermittlung kennen zwischen elendem Geiz, der dem Gesinde oder den Kindern gute Nahrungsmittel vorenthält und andrerseits einer tadelnswerthen Verschwendung. „Wer in der Küche verschwendet, ist kein Koch," sagte der Völkerrechtslehrer Vatel, und Graf Rumford betonte die national-ökonomische Seite dieser Angelegenheit, als er sagte:

„Die Zahl der aus den eignen Hülfsquellen des Staates möglicherweise zu ernährenden Einwohner hängt in demselben Maße von der Kochkunst ab, wie von dem Zustande des Ackerbaues. Kochkunst und Ackerbau sind Fertigkeiten der Culturvölker; Wilde verstehen davon nichts."

Literatur und Kunst.

Julius Mosen.*)

Von Johannes Scherr.

Der Sohn des Dichters hat mir in der Lebensbeschreibung seines Vaters, welche dem Schlußbande der vorliegenden Gesammtausgabe angefügt ist, die Freundlichkeit erwiesen, daran zu erinnern, daß ich vor 24 Jahren zur Veranstaltung einer ersten Gesammtveröffentlichung der Werke Mosens die Anregung gegeben. Ich hatte damit nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt. Denn Mosens lyrische und epische Dichtungen hatten mir schon in meinen Studentenjahren viele gute und beste Stunden

*) Sämmtliche Werke von Julius Mosen. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. 6 Bde. Leipzig 1880, W. Friedrich.

gegeben, und schon darum mußte mich später das tragische Geschick des Dichters mit inniger Theilnahme erfüllen. War doch dieses Geschick ein noch grausameres als das Hölderlins und Lenaus. Die sind wenigstens ihres jammervollen Daseins nicht mehr bewußt und „lebend schon aus der Welt gebracht" gewesen. Der hochbegabte, am 8. Juli 1803 geborene Schulmeisterssohn von Marienei im sächsischen Voigtlande dagegen hat lange, lange Jahre bei klarem Bewußtsein die schreckliche Marterung durchleiden müssen, daß die gelähmten körperlichen Organe, Füße, Hände, Halsmuskeln, Zunge, dem Wollen und Wünschen des wachen und regen Geistes nicht mehr gehorchten. Es war das eine furchtbare Lügenstrafung des Satzes von der „mens sana in corpore sano." Ich erinnere mich deutlich, daß ich erleichtert aufathmete, als mir die Botschaft zuging, daß dieses Martyrium endlich zu Ende gegangen, am 10. October 1867. Hier, wenn irgendwo, war es angebracht, zu sagen: Dank dir, Allbefreier Tod! Dank dir, unfehlbarer Arzt, welcher die Menschen von ihrer schlimmsten Krankheit heilt, vom Leben.

Der leidende Dichter hatte diese Anschauung des Menschendaseins als einer Krankheit nicht getheilt. Er gehörte zu jenen glücklichen, im Grunde stets und unter allen Umständen glücklichen Naturen, welche mit Brillen auf die Welt kommen, deren eines Glas himmelblau und deren anderes rosenroth gefärbt ist. So hatte er Alles im tröstlichen Lichte gesehen und hatte diese beneidenswerthe Art, zu sehen, bis zuletzt sich bewahrt. Man könnte ja sagen, er hätte das gekonnt, weil er eben ein rechter Dichter gewesen. Schade nur, daß die größten Dichter überall und allzeit keine Brillen mit rosenrothen und himmelblauen Gläsern getragen haben. Ueberhaupt keine Brillen. Mit ihren bloßen Augen von Gottes Gnaden haben die Aeschylos, Firdusi, Dante, Cervantes, Shakspeare, Molière, Goethe, Schiller und Byron den Dingen auf den Grund gesehen und haben auf dem Grund, im Abgrund, nur das traurige, ungelöste und unlösbare Räthsel gefunden: Warum und wozu der Mensch? Die dem menschlichen Genius gesetzten Grenzmarken erkennend und anerkennend, haben die Genannten auch keinen Versuch gemacht, das Räthsel zu lösen, den Goethe ausgenommen. Aber wie weit hat es dieser mit seinem Lösungsversuch im zweiten Theile des Faust gebracht? Gar nicht weit. Denn die Goethe-Fartcatchers mögen die Backen aufblasen, die Augen verdrehen und mit Händen und Füßen zappeln, wie sie wollen, wahr ist und bleibt doch, der Versuch, das Faustproblem, d. h. das Menschseinsproblem, am Ende aller Enden mittels des christlichen Dogmas und mit großem Aufwand von katholischen Operntrillern und mystischen Balletsprüngen lösen zu wollen, mußte mißlingen und ist denn auch kläglich mißlungen. Byron hat sich begnügt, im größten seiner Werke, im „Kain", das uralte und ewigjunge Räthsel in seiner ganzen Furchtbarkeit hinzustellen, und er hat wohl daran gethan. Denn sowie der Mensch, auch der siebensach potenzirte, der Idealmensch, der große Dichter, sich untersteht, das Unmögliche thun zu wollen, wird seine Schwäche offenbar, wird offenbar, daß er, mit dem alten Horaz zu reden —

. . . . „Ceratis ope Daedalea
Nititur pennis."

Nicht mit commentatorischer Liebedienerei, sondern mit menschlicher Theilnahme angesehen, ist die in Rede stehende Sache sehr traurig. Ein Genius, wie er, wenn es gut geht, alle paar tausend Jahre einmal erscheint, greift die tiefsinnigste Sagenbildung seines Volkes auf und schafft daraus ein Weltgedicht, den ersten Theil des Faust. Aber er hat an diesem höchsten Triumph, welchen die tragische Muse seit dem äschyleischen Prometheus gefeiert, nicht genug. Er will den wunderbaren Wurf, so ihm in der ganzen Jugendvollkraft seiner Genialität gelungen, noch weitertreiben. Er will, seinem Problem rabulistischen Zwang anthuend, die Welt belehren, daß der Gott seine Wette dem Teufel schlechterdings abgewinnen müsse. Er will die Menschen jenen Mark und Bein durchbohrenden, schicksalsvollen, schrecklichen Gretchenschrei: „Heinrich! Heinrich!", welcher das Fausttrauerspiel natur- und kunstnothwendig abschließt, vergessen machen. Er will zu seiner Schlußstrophe der Bajadereballade:

„Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor" —

einen langathmigen Commentar in Versen schreiben und diesen Commentar den zweiten Theil vom Faust nennen. Er will die menschliche Tragödie in eine göttliche Komödie verlaufen lassen. Zu diesem Ende tiftelt und dichtelt, dünstelt und künstelt er viele Jahre lang an dem Unmöglichen herum und zwingt seinem alternden und gealterten Geiste jene ganze Reihe von mehr oder weniger frostigen Allegorien ab, welche in der stygischen Steppe der „klassischen Walpurgisnacht" zu klassischer Langweiligkeit gefroren sind. Auch da, wo aus der Wässerigkeit der ewigen Gleichnisserei und Symbolisirerei wie ein grünes Eiland einmal ein guter Gedanke auftaucht, wie der von der Läuterung Fausts mittelst der Bethätigung des Evangeliums der Arbeit, vermag die stumpfgewordene Phantasie des Dichters diesen Gedanken nicht mehr deutlich, lebenswahr und plastisch zur sinnlichen Erscheinung zu bringen, sondern vergeheimnisselt und verschwiemelt alsbald Alles wieder ins Parabolische und Symbolische. Schließlich muß Goethe, um seinen Helden, welcher gar nicht der echte Faust, der Faust des ersten Theils ist, auf anständige Weise ins Himmelreich zu bugsiren, alle Register der katholischen Kirchenorgel ziehen, — so nämlich, wie diese in italischen Kirchen gespielt wird. Ketzer, welchen die Säulenheiligen der Goethe-Orthodoxie und ihre Orakeleien weit mehr komisch als ehrwürdig vorkommen, meinen, an den Schlußopernscenen des zweiten Theils vom Faust sei die Musik Schumanns weitaus das Beste. Summa: Der zweite Theil vom Faust verhält sich zum ersten ziemlich genau so, wie sich Seine flachsenfingische Excellenz der Herr Minister von Goethe, welcher die Christiane Vulpius geheirathet hatte, zu dem Wolfgang Goethe sich verhielt, welcher von der Friederike Brion geliebt worden war.

Aber, o Himmel, wohin bin ich gerathen? Sollte jener französische Spötter, welcher behauptete, kein Deutscher könnte ein Dutzend Sätze sprechen oder schreiben, ohne auf den Goethe und den Faust zu reden zu kommen, wirklich rechthaben? Ich wollte oben nur sagen, daß Julius Mosen in seiner edlen Bescheidenheit nie sich vermessen hat, das Unmögliche versuchen, d. h. Probleme lösen zu wollen, welche unlösbar sind. Nicht, als ob er nicht tief und mitunter nicht auch schmerzlich von denselben ergriffen und bewegt worden wäre! Aber er begnügte sich, sie dichterisch aufzuzeigen und anzuzeichnen, ihr ruheloses Weben und Wirken in den Gestalten seiner Dichtung mehr oder minder deutlich zu veranschaulichen.

Wir Deutschen rühmen uns bekanntlich, in unserer Sprache ein Wort zu besitzen, für welches kein anderes Idiom einen vollwichtig entsprechenden Ersatz hätte: das eine ganze Welt von Vorstellungen und Empfindungen umschließende Wort „Gemüth". Nun wohl, wenn je einer ein Dichter des deutschen Gemüthes heißen durfte, so ist es Mosen gewesen. Das Wort nicht etwa im philisterhaft-flauen Sinne genommen, wohlverstanden! sondern so, daß Gemüth die ganze Besonderheit, Eigenart, Innigkeit und Kraft der deutschen Volksseele bedeutet.

Damit ist auch schon gesagt, daß Mosens Poesie ganz wesentlich eine lyrische war und ist. Auch wo sie in andere Formen sich kleidet, überall sieht man unter derselben die lyrische Ader deutlich pulsiren. Der Epiker, Novellist und Dramatiker Mosen kann uns den Lyriker Mosen nirgends lange vergessen machen. Die drangvolle Subjectivität des Dichters durchbricht immer wieder die objective Schranke der Erzählung oder der dramatischen Handlung. Ich trage daher kein Bedenken, zu sagen, daß Mosen die Natur seiner Begabung verkannte, wenn er seine meiste Zeit und Mühe auf dramatische Versuche verwandte. Es ist ja wahr, seine historischen Schau- und Trauerspiele „Heinrich der Finkler", „Kaiser Otto der Dritte", „Cola Rienzi", „Don Juan d'Austria", „Herzog Bernhard", „Der Sohn des Fürsten" sind voll von schönen Einzelnheiten, aber von lyrischen Schönheiten. Nicht die dramatische „Mache" geht diesen Stücken ab, wohl aber die dramatische Substanz. Man merkt, der Dichter hat sich die Figuren seiner Dramen vorgestellt, aber er hat sie nicht geschaut. Das sind keine auf sich gestellten

Gestalten von selbsteigenem Leben, aus sich heraus wollend und handelnd; nein, es sind bloße Gefäße für die lyrischen Empfindungen des Dichters, Sprachrohre seines Ethos und Pathos, seiner Liebe und seines Hasses. Einmal schien jedoch der kraftvolle Anlauf zum historischen Drama glücken zu wollen: Mosens „Cromwell"-Fragment beweist es. Aber leider konnte dieser Anlauf nicht zum Ziele gelangen, weil die „allgütige Mutter Natur" den Dichter vorzeitig mit unheilbarem Siechthum schlug. Den übermächtigen Einfluß Shakspeares, welchem unser Dichter in seinen Dramen allzu widerstandslos nachgab, hört man freilich auch aus den Cromwellscenen heraus.*) Doch ist es Mosen gelungen, mittels weniger Meisterstriche die knorrige Eichenblockgestalt seines Helden, und zwar die Gestalt des werdenden Cromwells, leibhaftig vor uns hinzustellen. Im Ganzen gewinnt man von der Lesung der Mosen'schen Dramen den Eindruck, man habe es da mit einem Dichter zu thun, welcher sich in der Form vergriffen, aber immerhin mit einem Dichter, der denn doch nicht nöthig hatte, seine dramatischen Arbeiten so mühsälig hervorzuquetschen und herauszuwürgen wie jener Otto Ludwig, den man für eine Weile, freilich nur für eine kurze, zum Heiland der deutschen Bühne ausgeschrien hat. Gegenüber den dramatisirten Krämpfen dieses nun auch schon verschollenen Nichtheilands, welcher sich, wie das die Impotenz von jeher gethan, über Schillers Potenz fast zu Tode geärgert hatte, wirken Mosens dramatische Versuche wahrhaft erquicklich, weil doch immer etwas von elementarer, spontan quillender Poesie darin ist.

In noch weit höherem Maße ist dieses der Fall in den Liedern unseres Dichters. Denn Mosen war ein rechter Liederdichter, und das weist ihn als echten Lyriker auf. Wie die besten Liedersänger unserer Literatur, wie Goethe, Uhland, Kerner, Arndt, Müller, Eichendorff, so hat auch Mosen aus dem Jungbrunnen unserer Volksliederdichtung getrunken. Daher die Naturwahrheit, die Einfachheit und Herzigkeit seiner Lieder, daher das Sinnlich-Begreifliche der Bilder, die blitzartige Beleuchtung der Situationen, die Sangbarkeit der Rhythmen. Lieder, wie „Welch' ein wonniges Träumen" — „Der Lenz mit stillem Wehen" — „Einsam oben auf dem Hügel" — „Wie ist so ruhig, klar und rein" — „Sie sah mich an zuweilen" — „Feldröslein, wie so purpurhell" — „Wo auf hohen Tannenspitzen" — „In die Ferne geht mein Sehnen" — „Mein Herz war eine Aloë" — sind und bleiben unserem Liederhort für immer einverleibt. Auch das balladenhafte oder romanzenartige Lied gelang Mosen nicht selten in hohem Grade. Seine Hofer-Romanze („Zu Mantua in Banden"), seine „Letzten Zehn vom vierten Regiment", sein „Trompeter an der Katzbach" sind vielgesungene Volkslieder geworden. In der meisterlichen Ballade „Der Wasserneck" verbinden sich Phantasie, Leidenschaft und Humor harmonisch zur erfreulichsten Gesammtwirkung.

Als erzählender Dichter ist Mosen aufgetreten in der Novelle, im Roman und im Epos — falls diese Bezeichnung für seine zwei erzählenden Dichtungen in Versen statthaft sein sollte. Als Novellist stand er durchweg auf dem Boden der Romantik. Seine Märchennovelle „Georg Venlot" hat ihre Heimat in der Anschauungsweise, wo auch Fouqués „Undine" und Chamissos „Schlemihl" daheim. Mosens Novellenbuch „Bilder im Moose" erinnert schon durch den Rahmen, worein diese Bilder gefaßt sind, an Tiecks „Phantasus" und Hoffmanns „Serapionsbrüder". Mehrere der Bilder sind aber novellistische Kabinetsstücke von hoher Vollendung. So „Die blaue Blume". Eine wahre Perle von Novelle aber würde „Das Heimweh" sein, wenn die zweite Hälfte derselben in Betreff der Erfindung und Motivirung gegen die erste nicht allzu sehr abfiele. Ich wüßte übrigens nicht, daß das deutsche Heimweh irgendwo ergreifender, erschütternder geschildert wäre als hier.

Auf weitgespannter Leinwand, mit breitem und farbensattem Pinsel hat Mosen sein Romangemälde vom „Kongreß von Verona" ausgeführt. Den Zeithintergrund seines Gemäldes hat der Dichter mit einem Griffel gezeichnet, welcher eines Tacitus des 19. Jahrhunderts würdig wäre, so es in diesem Jahrhundert, wo die Historik, wenigstens wenn sie zünftig sein will, auf dreifachen Filzsohlen herumschleichen muß, einen Tacitus geben könnte. In Wahrheit, es ist taciteischer Geist und Stil in jener Stelle, wo Mosen, am Eingang des 10. Buches seines Romans, die Signatur jener infamen Kongressezeit also gekennzeichnet hat: — „Wo kein naturwüchsiger Staat besteht, welcher sich zu dem Geiste der Nation so verhält wie der menschliche Leib zu der Seele, welche ihn belebt, da vertritt seine Stelle der mechanische Polizeistaat, welcher keinen Staatsbürger kennt, sondern nur träge Massen von nutzbaren Spießbürgern verwaltet nach den Grundsätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränke, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemessen wird. In diesen Polizeistaaten, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er sich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert wird jeder auf den Standpunkt des Egoismus versetzt. Ist der Mensch so von dem idealen Staatsleben verdrängt, welches ihn allein aus der Engherzigkeit erheben kann, so bleibt ihm nichts als der gemeine, sinnliche Genuß übrig, welcher durch Geld vermittelt werden kann. In die größere Menge eines solchen Volkes, welches sich seine Seele hat stehlen lassen, fährt nun der Heißhunger nach Amt und Geld, mit welchem sich die niederträchtigste Gesinnung von selbst verbindet. Jede Tugend wird da zum Schein und Deckmantel der Habsucht. Liebe und Freundschaft werden Mittel zu materiellen Zwecken, und wo sie aufhören, dienstbar zu sein, treten der grimmigste Haß, Verleumdung, Verfolgung und alle Kinder der Undankbarkeit schamlos an das Licht. Solche Krankheitszustände der Staatsgesellschaften charakterisiren sich durch Selbstverachtung und Zerrissenheit der Gemüther, woran sich, als nächstfolgendes Glied der Kette, die allgemeine Feigheit schlingt." Ja, wie hier geschrieben steht, so war es dazumalen, als der Herr von Metternich, der kleine Finasseur, für einen großen Staatsmann galt und der Herr von Gentz, der Erzschufterle, die völkermörderischen Kongresseprotokolle stilisirte. Dieser Gentz, der bewunderte und beneidete Held des Herrn Varnhagen von Ense, des „verstickten" Diplomaten, welcher sein Lebtag um jede wirkliche oder auch nur scheinbare Macht dienstbeflissen herumscharwenzelte und sich dabei mit feiger und boshafter Schadenfreude getröstete, daß er mal aus seinem Grabe heraus „liberal" kläffen und skandalchronistisch st—armatzeln würde — dieser Gentz also ist in Mosens Roman ganz meisterhaft abconterfeit. Die Charakteristik ist überhaupt das Glänzendste in dem Buch, und zwar mehr noch die nationale als die persönliche Charakteristik. Der Deutsche Arnold, der Franzos Jouy, der Italiener Malocchio, der Korse Bartolo, der Neugrieche Achilleus, der Spanier Malavilla, der Czeche Josef, der Russe Iwan — das sind nationale Typen, die sich deutlich und bestimmt von einander abheben und von denen jeder, so zu sagen, die Atmosphäre seiner Rasse, den Bodengeschmack seines Landes um sich verbreitet. Auch die Bildungselemente, die Stimmungen, Leidenschaften und Kümmernisse, von welchen die europäischen Völker in der Restaurationsepoche bewegt wurden, sind in diesen Typen vom Dichter vortrefflich aufgezeigt.

Auf der Höhe seines Wollens und Könnens erscheint Mosen, so ich recht erwäge, in seinen beiden epischen Dichtungen „Ritter Wahn" (1831) und „Ahasver" (1838). Beide sind in demselben von dem Dichter mit Vorbedacht gewählten Metrum geschrieben, in der unvollkommenen Terzine. Unvollkommen, weil der Mittelvers reimlos. Gerade dadurch hat Mosen in dieses Versmaß eine glückliche Zwanglosigkeit gebracht. Zugleich damit freilich auch einen vorwärts stürmenden Trieb und Drang, welcher der Diction weit mehr dramatische Bewegtheit als epische Ruhe verleiht. Die Terzine, womit der 3. Gesang der 2. „Frist" im Ahasver anhebt:

*) So z. B. gleich aus der Anrede Cromwells an den Volkshaufen:

„Kühlt euren Zorn, zu dem der Herr euch stachelt,
Nicht an den Henkersknechten des Tyrannen —
Sie sind nur arme Hunde der Gewalt,
Kneipzangen, angesetzt an euer Fleisch,
Nur Stein und Knüttel, aus gottloser Hand
Geworfen in das Kniegelenk der Freiheit".

„Gleichförmig wie der Guß von Katarakten
Roll' hin, o Lied! Der Sänger ist zu schwach,
Zu widerstehen deinen Riesentakten" —

kennzeichnet sehr gut die Form der beiden Epen, welche weder unter die Begriffsbestimmung der antik-klassischen noch unter die der mittelalterlich-romantischen Epopöe fallen. Es sind rasch sich abwickelnde, ihren Grundgedanken energisch herausstellende Rhapsodien. Die ältere wäre etwa dem Gebiete der Ballade, die jüngere dem der Romanze zuzuweisen. In jener herrscht das Geheimnißvoll-Naturmächtige vor, in dieser das Historisch-Problematische. Beide setzen denkende Leser voraus und das erklärt ja hinlänglich, warum diese Dichtungen bisher lange nicht nach Verdienst bekannt und gewürdigt worden sind. Die Wahrheit zu sagen, darf man unsern Landsleuten und Zeitgenossen keinen Vorwurf daraus machen. Sie haben für ernste und große Literaturwerke nicht nur keinen Sinn, sondern auch keine Zeit. Wir leben in keiner literarischen Epoche, wie eine solche für unser Land die zweite Hälfte des 18. und das erste Viertel des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Im Vergleiche mit dazumal ist das Leben jetzt so ungeheuer reichhaltig geworden, daß die Literatur nur noch ein nebensächliches Interesse in Anspruch nehmen kann. Dichtungen sind heutzutage keine „schicksalsmächtigen" Dinge mehr, und wenn Hervorbringungen der schönen Literatur dann und wann Geräusch verursachen, so ist es nur das Geräusch von schnell verflatternden Moden. „Heute roth, morgen todt." Was wärmere und dauerndere Theilnahme erregen will, muß mit den politischen und socialen Fragen und Problemen, mit deren Beantwortung und Lösung die Nation sich abmüht, im Zusammenhange stehen. Mit dem abstracten Kunst- und Literaturdusel ist es aus und vorbei und das ist fürwahr kein Schaden.

Wer aber unter uns noch geneigt ist, an den vonseiten der Reclame marktschreierisch gepriesenen literarischen Modewaaren vorüber und in sein stilles Kämmerlein zu gehen, um am Gedankenvollen sich zu erquicken und am Schönen sich zu erfreuen, der wird an Mosens „Ritter Wahn" und „Ahasver" seine Erquickung und Freude finden.

Den Stoff zur erstgenannten Dichtung hat Mosen auf seiner Wanderung durch Italien in der Gegend von Perugia aufgelesen. Genauer gesprochen, er hörte 1825 auf dem Marktplatze von Cortona einen volksmäßigen Trovatore die Sage vom Cavaliere „Senso" vortragen und wurde davon um so mehr ergriffen, als ihn aus dieser ursprünglich zweifelsohne germanischen Sage etwas Vaterländisches anheimelte. Heimgekehrt formte er daraus seinen Sang vom „Ritter Wahn", ein Lied, welches singt und sagt von unnennbarer Sehnsucht, von abenteuerlicher Fahrt in ein Wunderland, in das Land der Ideale, vom dort im Helden erwachten Heimweh —

„Bist du's, o Erde? ruft voll Schmerz der Ritter;
Unsterblich bin ich; aber dich zu seh'n
So fernab rollen, ach, das ist zu bitter!" —

sodann von Wahns Rückkehr in die Heimat und seinem Untergange daselbst. Das Thema hat eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem Faustproblem. Auch an die Grundidee des Don Quijote gemahnt es; denn wie der Held des großen Cervantes jagt auch der Ritter Wahn dem Ideale nach. Als Kunstwerk angesehen, ist diese Dichtung Mosens gerundeter und in sich geschlossener als der „Ahasver". Dort biegt der Mythus sich in sich selbst zurück, hier thut sich eine unendliche Fernsicht auf.

Die Sage vom ewigen Juden hat, wie jeder weiß, deutsche Dichter häufig angelockt. Goethe warf in seiner Sturm- und Drangzeit jene bruchstückliche Rhapsodie aufs Papier, welche für eine „Kraftgenialität" ersten Ranges anzusehen ist. Dann kam Schubart, hierauf Mosen und diesem traten Lenau und Heller nach. Einer besondern Erwähnung ist werth der originelle Griff, welchen Hauff that, als er in seinen „Memoiren des Satans" die Figur des ewigen Juden in die humoristische Beleuchtung rückte. Mosens „Ahasver" dagegen ist hochpathetisch gefaßt und geführt. Der Dichter hat das Verhältniß dieses seines Werkes zum „Ritter Wahn" als ein gegensätzliches bezeichnet. Der Ritter Wahn nämlich bringt das Streben und Irren der nach Vereinigung mit der Gottheit und der Unsterblichkeit ringenden Menschenseele zur Anschauung. Im Ahasver dagegen stellt sich die im Irdischen befangene Menschennatur, gleichsam der in einem Einzelwesen verleiblichte Geist der Weltgeschichte, erst in naivem Trotz, dann mit deutlichem Bewußtsein dem Göttlichen, als Gott des Christenthums gefaßt, schroff gegenüber und entgegen. Das Gedicht entrollt sich demzufolge vor uns als ein weltgeschichtliches Drama von episch-lyrischem Tonfall. Es führt die Offenbarungen des Weltgeheimnisses in dessen historischen Erscheinungsformen an uns vorüber. Der Eindruck dieser grandiosen Bilderreihe auf wissende und empfängliche Menschen kann nur ein sehr bedeutender sein. Große Schönheiten im Einzelnen sind in Fülle vorhanden. Als wahre Prachtstücke stellen sich dar die Schilderungen vom Untergange Jerusalems und vom Aufkommen des Islam. Auch der Gesang von der Völkerwanderung bezeugt, daß hier ein rechtes Dichterauge dieses riesige Ereigniß angeschaut habe. Groß gedacht und stilisirt ist die Seelenschau Ahasvers im 2. Gesange der 3. Frist und von vollendeter Lieblichkeit die kurze Wiedererweckung der hellenischen Götterwelt durch Julian. Am Schlusse weist der Dichter noch einmal auf die Grundidee seines Werkes hin, d. h. auf die Dissonanz zwischen Göttlichem und Menschlichem oder, mit anderen Worten, zwischen Ideal und Wirklichkeit, welche Dissonanz als ruheloser Kampf im weltgeschichtlichen Processe sich bethätige. Christus beschließt das Gedicht mit diesen zum ewigen Juden gesprochenen Worten:

„Auch ich bin nicht deshalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du hast zuerst die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'schen Schranken;
Mir gegenüber hast du dich gestellt
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwischen Beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden."

Mosens Ahasver hat demnach gar keinen rechten Schluß. Er bricht ab mit einem Fragezeichen, mit einem „Und so weiter", ganz ähnlich wie „Die Albigenser" Lenaus. Es bleibt nur die Aussicht auf das weitere Rundum des circulus vitiosus der sogenannten Weltgeschichte.

Lesern von heute könnte leicht der Einfall kommen, unser Dichter hätte in seinem Ahasver den Kampf des Judenthums mit dem Christenthum oder gar den jetzunder mit so großem Fleiß zum Klaffen und zum Kläffen gebrachten Zwiespalt zwischen Germanenthum und Semitismus darstellen wollen. Das wäre jedoch ein sehr thörichter Einfall. Denn erstens nahm und behandelte Mosen das Ahasverproblem weder im kleinrassenhaften noch im kleinconfessionellen Sinne, sondern im großmenschlichen, und zweitens war er ein wesentlich pathetischer Dichter. Man müßte aber ein wesentlich komischer sein, um die zwischen Semiten und Antisemiten neuerdings im deutschen Reiche entbrannte Batrachomyomachie würdig besingen zu können. Wer das Zeug dazu hätte, den Ewigen Juden in unseren Tagen und in unseren Verhältnissen umgehen zu lassen, der müßte — seine dichterische Gottesgnadenschaft vorausgesetzt — ein komisches Heldengedicht oder einen komischen Roman zuwegebringen, wie die deutsche Literatur noch keins und keinen besitzt. Ist kein moderner Fischart oder Wieland da?

Ueber Schillers „Kabale und Liebe".

(Aus dem „Tagebuch der Mainzer Schaubühne" 1788, drittes und fünftes Stück.)

Vorbemerkung. Herr Julius W. Braun hat sich seit Jahren damit beschäftigt, die in alten Zeitschriften zerstreuten Kritiken, welche bei der ersten Veröffentlichung der Werke unserer Klassiker von zeitgenössischen Recensenten erschienen sind, zu sammeln. Er beabsichtigt diese Sammlung unter dem Titel: Schiller, Goethe, Lessing, beurtheilt von ihren Zeitgenossen, Kritiken über sie aus den Jahren 1746—

1833, herauszugeben. Als Probe aus diesem Sammelwerke theilen wir in dem Folgenden eine Besprechung des Schiller'schen Trauerspiels „Kabale und Liebe" mit. Dieselbe gehört noch zu den milderen. Das Braun'sche Unternehmen verspricht ein sehr interessantes und für die lebenden Autoren lehr- und trostreiches zu werden. — Es ist ganz erstaunlich, wie wenig man heut zu Tage noch von jenen Besprechungen weiß, die zur Zeit ihres ersten Erscheinens vielleicht großes Aufsehen gemacht haben und sicherlich in Bezug auf ihre Wirkung sowohl von dem zeitgenössischen Publicum, als den Autoren überschätzt worden sind. D. Red.

Man hat Schillers dramatische Produkte vergöttert und gelästert, bis zum Himmel erhoben, und dann wieder unter den Schwall unsrer sogenannten Originalstücke herabgewürdigt. Sie verdienen keines von beiden. Es sind keine vollendeten Meisterstücke, die man im Tempel Deutscher Kunst aufstellen könnte; aber sie tragen Züge von tiefer Menschenkenntniß, von glühender Imagination, und selbst ihre Auswüchse sind Verirrungen des Genies. Man erlaube mir, über eines seiner neuesten Produkte, über Kabale und Liebe, einige Bemerkungen zu machen, die das vielleicht rechtfertigen können, was ich so eben gesagt habe.

In der Oekonomie des benannten Stücks liegen beträchtliche Fehler, die aber leicht gehoben werden könnten. Daß der Major ein Bürgermädchen liebt und um ihretwillen jede andere noch so vortheilhafte Partie ausschlägt; daß sein Vater darauf besteht, er solle sich mit der Favoritin des Fürsten verbinden, um hiedurch seinen Einfluß in die Wallungen desselben — wie er's nennt — zu sichern; daß der Major sich durch einen erdichteten Brief hintergehen läßt, und zuletzt sich und seine Luise vergiftet, finden wir eben nicht überspannt, sondern vielmehr natürlich und dem Gange des menschlichen Herzens angemessen. Wozu aber das offenherzige Geständniß des Präsidenten von dem Morde seines Vorfahrers? Kannte er seinen Sohn als einen Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, so mußte er leicht voraussehen, daß er ihn dadurch nur noch mehr von sich entfernen, und für seine Pläne vielleicht verlieren würde; kannte er ihn nicht von der Seite, wie es auch wirklich aus der Folge wahrscheinlich wird: sonderbar genug! einen Sohn, den man zu solchen Absichten bestimmt hat, überläßt man nicht bis auf den Punkt, wo man ihn brauchen will, dem Ungefähr. Man weiht ihn früh ein in die Kabale des Hofes, sucht früh sein besseres Gefühl zu betäuben, ihm die Grundsätze des redlichen Privatmannes lächerlich zu machen, die Ecken seines Charakters abzuschleifen; lehrt ihn früh sich nach den Launen und Verdauungen der Größern zu schmiegen, kurz, man macht ihn früh vertraut mit all' den Ränken und Künsten, die der Höfling braucht, um das Phantom seines schimmernden Elends zu erhaschen. Und der Präsident, ein Mann, der grau geworden ist in dieser Schule, handelt so schülermäßig, zernichtet in einigen Augenblicken das Werk seines ganzen Lebens! Eben so unbegreiflich ist es, warum dieser stets kluge Mann sich so ganz seinem nichtswürdigen Secretair Preis gibt. Er braucht ihn freilich zu seinen Plänen; aber Schurken von der Art läßt man auch nicht weiter in die Karte blicken, als man sie zum Mitspielen braucht.

Schiller will in seinen Trauerspielen nicht rühren, sondern gewaltsam erschüttern, daher häuft er die tragischen Vorfälle bis zum Unnatürlichen, und gewöhnlich bleibt von den Hauptpersonen seiner Stücke nicht eine einzige am Leben. Dies ist auch hier der Fall, wo Wurm, nachdem Ferdinand und Luise schon todt daliegen, zuletzt noch seine und des Präsidenten Verbrechen laut bekannt macht, blos um das Vergnügen zu haben, mit demselben auf das Schaffot zu steigen, und mit ihm zur Hölle zu fahren. „Ich will handeln wie ein Rasender," sagt er, und das thut er in der That. Ein Mann, wie Wurm, wird der aufbrausenden Empfindung des Ministers aus dem Wege gehen, sie abzuleiten, oder höchstens durch einen bedeutenden Wink ihren Ausbruch zu hemmen suchen; aber sich um nichts und wieder nichts auf das Schaffot zu liefern — dies ist, um gelinde zu sagen, Sprung einer nach düstren Vorstellungen hängenden Dichterphantasie.

Aus dem unbegreiflichen Verschwinden der Frau Millerin entsteht eine Lücke im Gange des Stückes. Sie sollte ja, wie Wurm versichert, unter den nämlichen Bedingungen mit ihrem Manne auf freien Fuß gestellt werden, und doch erscheint sie nicht wieder, und Mann und Tochter bekümmern sich auch nicht weiter um ihr Schicksal! Vermuthlich war sie dem Dichter in den letzten Scenen zu viel. Aber sie war doch nun einmal da, und so wollen wir von ihrem Verschwinden Ursache und Beziehung wissen. Und nun noch Einiges über die Charaktere dieses Trauerspiels.

Der Präsident ist ein Bösewicht von der schwärzesten Klasse, aber eben deswegen hätte der Dichter die Farben durch einige gute Eigenschaften zu mildern suchen sollen. Selbst Klugheit fehlt ihm, und die Freiheit der Lenkung, das Einzige, was seinen Kabalen noch etwas Anziehendes geben könnte. Kein Bild ist zurückstoßender, als des Schurken, der, nicht vom Drange der Verhältnisse und Leidenschaften hingerissen, sondern keck und überlegt, um unbedeutender Absichten willen, an Tugend und Menschheit zum Verräther wird. Alle Unternehmungen des Präsidenten zielen blos auf die Erhebung seines Sohnes. „Wem zulieb," sagt er zu demselben „hab' ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürsten betreten? Wem zulieb bin ich auf ewig mit meinem Gewissen und dem Himmel zerfallen? Wem hab' ich durch Hinwegräumung meines Vorgängers Platz gemacht? — — Wem that ich dies Alles?" Ich begreife nicht, daß ein Mann, wie der Präsident, geblendet vom Nimbus einer falschen Größe, dies Alles und noch mehr zu unternehmen fähig sein möchte, aber schwerlich, so lange er die Ruhe des Gewissens, den Glauben an eine Zukunft für mehr als Vorurtheil des Haufens ansieht; und dies ist bei dem Präsidenten wirklich der Fall. „Lohnest Du mir also," fährt er gegen seinen Sohn fort, „für meine schlaflosen Nächte? also für den ewigen Skorpion meines Gewissens? Auf mich fällt die Last der Verantwortung, — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — Du empfängst Dein Glück von der zweiten Hand — das Verderben klebt nicht am Erbe." Wer so weit gekommen ist in Vergehungen, dem ist Gewissen, Tugend, Himmel und Hölle Tand. Auch der schwärzeste Verbrecher sucht noch einen Schleier über seine Handlungen zu werfen, und bleibt ihm keine Bemäntelung übrig, so sucht er wenigstens sein moralisches Gefühl durch Sophismen zu betäuben, sucht Rechtfertigung oder doch Beschönigung für seine Verbrechen in Trugschlüssen und Zweifeln, er witzelt und spottet über das Heilige, wo Scheingründe nicht hinreichen. Hätte Schiller dies bei seinem Präsidenten beobachtet, er wäre kein moralisches Ungeheuer geworden, wie es nur die überspannte Phantasie des Dichters schaffen kann, er wäre ein Bild aus unserer wirklichen Welt.

Wahrer und menschlicher ist der Charakter des Majors gerathen. Nur möchte man immer fragen: wie kömmt der Mann zu dem Sohne? Doch auch hier schweift die Einbildungskraft des Dichters bisweilen über die vorgesteckte Grenzlinie. Gleich in der ersten Scene sagt Ferdinand zu Luisen, die ihn an ihre bürgerliche Herkunft erinnert: — „Wärest Du ganz nur Liebe für mich, wann hättest Du Zeit gehabt, eine Vergleichung anzustellen? Wenn ich bei Dir bin, zerschmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von Dir, wenn ich weg bin; und Du hast noch eine Klugheit neben Deiner Liebe? u. s. w." Wahrlich, ein metaphysischer Liebhaber! In der Scene mit dem Marschall, wo Rache seine ganze Seele füllen mußte, und er den Gegenstand derselben in seinen Händen hat, wo also Absprünge und Nebenideen weniger natürlich sind, fängt er auf einmal an, über die Oekonomie der Welt zu philosophiren; auch entfährt ihm so ein Gleichniß, das witzelnd und niedrig ist, höchstens als Spielwerk einer munteren Laune gelten könnte, und hier den Leser und Zuschauer im Momente der schauderndsten Rührung zum Lachen reizt. — „Wie er dasteht — sagt er zum Marschall — da steht der Schmerzenssohn, dem sechsten Schöpfungstag zum Schimpfe, als ob ihn ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt hätte." In dem hierauf folgenden Monolog verliert sein Charakter noch mehr. Er wähnt sich hintergangen von dem Mädchen, an dem er hing, das ihm Alles war, auf das er einzig beschränkt hatte seine Hoffnungen, seine Träume von Glückseligkeit, und nun sind Wuth und Rache die ersten aufgährenden Empfindungen in seinem Herzen, dies finden wir angemessen dem Gange menschlicher Leidenschaft; wenn aber nun seine Wuth so ausbricht — — „Das Mädchen ist mein, Richter der Welt! Ich einst ihr Gatte, jetzt ihr Teufel! Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge stehend gegen Haare — auch unser hohles Wimmern in eins geschmolzen — und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten, und jetzt ihr vorzusingen meine Schwüre — Gott! Gott! die Vermählung ist fürchterlich, aber ewig!" Das heißt denn doch bramarbasiren! Sonst bleibt sich der Charakter des Majors durchaus gleich — ein rascher, edeldenkender Mann, den Jugendfeuer und Uebereilung der Leidenschaft in den Abgrund hinein reißen.

Nach dem Leben ist der Hofmarschall von Kalb gezeichnet. Ein Mann, der alles und nichts ist, nur in der Hofluft ausdauert, und lebt und webt in den Neuigkeiten des Tages, dabei feig und voll Adelsstolz — o es ist ein Gemälde, zu dem die Originale unter jedem Himmelsstriche gedeihen. Sein ganzer Charakter malt sich in seinem Haß gegen den Oberschenk von Bock, der ihm — vor zwanzig Jahren ein Compliment der Prinzessin weggeschnappt, und von ohngefähr die Frisur verwischt hatte, daß er ruinirt war auf den ganzen Ball.

Interessant und neu ist das Bild der Lady Milford. Ein Mädchen, das aus Noth und Mangel in die Arme eines Fürsten sinkt, deren großes Herz aber darbt unter den schnöden Vergnügungen des Hofes, die sich nach heißem Mitgefühl sehnt, wo sie nur Wallungen löschen darf, und ihren ganzen Einfluß zur Rettung des gedrückten Landes braucht — ist ein anziehender Gegenstand. Nur daß sie Luisen dem Major abhandeln will, widerspricht ihrer großen Denkungsart. Auch ihre Flucht scheint mir nicht genug motivirt zu sein. Sie flieht zuletzt, um die beiden Liebenden nicht zu trennen; aber dies konnte sie vielleicht durch ihr Dableiben besser bewirken. Sie wählt Niedrigkeit und Mangel, und doch hatten diese und der gewohnte Ueberfluß sie in die Hände des Fürsten gezwungen.

Der Secretair Wurm ist zu schwarz, und auch nicht durch eine gute Eigenschaft gemildert.

Der Stadtmusikant Miller gehört in die niedrigere Volksklasse, scheint uns aber dem Dichter trefflich gelungen zu sein. Ein Mann, der mehr nach Launen, als nach Grundsätzen handelt, rauh, bieder und geradezu, so spricht und handelt er durch das ganze Stück, die einzige Scene ausgenommen, wo er seine Tochter vom Selbstmord abzubringen sucht. Hier verändert sich das Bild auf einmal, und der gute, rohe Stadtpfeiffer spricht wie ein moderner Philosoph, der seine Weisheit in Bildersprache kleidet. Diese Scene ist übrigens schön und erschütternd, nur in Hinsicht auf Millers Charakter unwahr. Etwas seltsam klingt es, wenn er in der darauf folgenden Scene mit dem Major seiner Tochter zumuthet zu bestätigen: sie habe den Brief an den Hofmarschall geschrieben. Diese Kabale war ihm fremd, und er konnte von diesem Benehmen seiner Tochter gar keine Wirkung absehen.

Die Millern ist ein Geschöpf, wie sie zu Tausenden unter dem Monde herumkriechen.

Luise — ein liebes, gutes Mädchen, von dem man nicht begreift, wie sie unter den Händen ihrer Eltern das werden konnte. Ihre Liebe zu dem Major war bisweilen Empfindelei, so z. B. wenn sie sagt: Dies bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! ꝛc. Edel und schön benimmt sie sich in der Scene mit der Lady — es ist rühmlicher Stolz in ihrem Betragen, das Gefühl ihres inneren Werthes. Nur kommt einem immer der Gedanke in die Quere: — woher hat dies Mädchen diesen Muth, diese Begriffe, diese Sprache? Hätte sie der Dichter allenfalls bei einem Verwandten irgendwo erziehen lassen, so wäre die ganze Schwierigkeit gehoben gewesen.

So viel über die Charakter dieses Trauerspiels, dessen einzelne Schönheiten zu zergliedern ich für überflüssig halte. Sie sind nicht versteckt, und wer kalt bleibt bei ihrem Anhören und Ansehen, dessen Empfindung wird keine Kritik aufspannen können.

„Odhins Trost."*)

Als die Griechen längst aufgehört an die Wahrheit ihrer Götter zu glauben, da glaubten sie doch immer noch an die Schönheit derselben, und der Dienst der Schönheit vergeistigte ihr Leben. Wie aber steht es mit der deutschen Mythe? Ist es nicht eigentlich wunderbar, daß ein Volk, wie das deutsche, in dessen Gemüth ein so entschiedener Zug zu Sagen und Märchen, zu Poesie und Romantik ausgeprägt ist, das so treu an seiner Vergangenheit hängt, daß in diesem Volke seine Göttergeschichte populäres Interesse überschnell verloren hat? In der griechischen Mythologie ist jeder gebildete Deutsche leidlich zu Hause, er kennt den Olymp und weiß von Jupiter und Juno zu sprechen, er citirt die Musen und betet gelegentlich die Grazien an; was aber weiß man im Allgemeinen — abgesehen von den Berichten über das Bayreuther Festspiel — von Walhall und Wodan, von Fria und Frô, Thunar und Ziû? Wir räumen es willig ein: der deutschen Mythologie fehlt die plastische Gestaltung, sie hat sich keine anmuthvollen, von Schönheit strahlenden Bilder geschaffen, es fehlt ihr die heitere Klarheit, das Melodramatische der antiken Mythen. Aber sie gleicht einem kraftvollen, ästereichen Baume mit leuchtenden Blüthen, etwas wie Waldesduft und Bergesluft weht in ihr, eine ursprüngliche Naivetät und elementare Gewalt ist ihr eigen; wer sich mit ihr vertraut gemacht wird bald erkennen, wie tiefsinnig ihre Naturbetrachtung ist, welche stolze Ergebung in das tragische Menschenloos sie lehrt. Das Alles sollte doch genügen, ihr dauernden Reiz zu sichern.

Zur Erklärung jenes Mangels an Interesse kann die Thatsache dienen, daß keine Ilias und keine Odyssee von den deutschen Göttern uns berichtet. Der hinraffende Zeitstrom hat von der deutschen Mythologie bekanntlich nur Bruchstücke übrig gelassen, und erst der gelehrten Forschung ist es gelungen, den Weg zu weisen, auf dem jene Trümmer zu ergänzen sind. Derselbe Geist, der sich die deutschen Götter gebildet, durchdringt auch die nordische Mythologie; wir sind demgemäß durchaus berechtigt, die nordischen Gottheiten als stammverwandt, desselben Odems und derselben Herrlichkeit mit den germanischen, zu betrachten, und weil von jenen viel reichere Kunde aufbewahrt ist, so wird uns auf diesem Wege Walhall und Asgardh, die Götterburg, dennoch erschlossen — aber selbst Sämund Sigfusson, der präsumtive Herausgeber der „Edda", jenes Hauptlehrbuches der nordischen Mythologie, war kein Homer.

Der mächtigste Feind der alten Götterwelt wurde das Christenthum; zu allerletzt in Europa, allmählich nur, und erst nach harten Kämpfen, drang dessen Metaphysik in die ferne Inseleinsamkeit Skandinaviens. Noch bis zum Jahre 1000 bestand in Island ein freies Gemeinwesen als ultima Thule, als Patmos des germanischen Heidenthums; hier kämpften die Götter Walhalls mit dem Gotte der Bibel den letzten Kampf. In jenen Zeiten war's, in denen der Sohn eines freien Mannes unbestritten zwei Dinge vom Vater erbte: dessen Götter und dessen Schwert! Der ganze Begriff der Männlichkeit, jener höchsten Tugend und der lauteste Preis unserer Altvorderen, findet hierin seinen Anfang und sein Ende. Zum Schutze des Heerdes, auf des Fürsten Gebot, das Schwert zu ziehen, zu kämpfen und zu siegen, oder kämpfend zu sterben, dereinst in Walhall einzuziehen und mit den Einherien beim Göttermahle zu sitzen — das war das eine große Ziel, auf das ihr Ringen und Leiden gerichtet gewesen, das sie fern hielt von allem Niedrigen und Gemeinen. Und als man ihnen tastete an dem Glauben ihrer Väter, ihnen lehrte, daß alle Tugenden, die sie hoch gehalten, nur glänzende Laster wären, da lehnten sie sich dagegen auf, sie kämpften um ihre Götter, wie man später für das ewige Seelenheil gekämpft, und als das Recht der Stärkeren immer machtvoller, immer gewaltsamer über sie hereinbrach, da opferten sie heimlich Odhin, dem nordischen Wodan, wie früher heimlich zu Christus gebetet wurde, und heimlich die Juden auf ihre Weise Gott gedient.

Nach Island führt uns Felix Dahn eben zu der Zeit, in der auch hier das Kreuz aufgerichtet, und die Opferherde Odhins und seiner Söhne zerstört wurden — und noch nicht ausgekämpft war der Streit, wem größere Ehre gebührte: Gott in der Höhe, oder den Göttern in Asgardh!

Auf seinem freien Hofe sitzt Thorgeir und zeichnet auf für seinen fernen Sohn, der, als er wehrhaft geworden, hinausgezogen zum Kämpfen, vor vielen Jahren schon, was sein Ahn, Thormodhr, der letzte Skalde, der im vollen Glauben an die alten Götter gestorben, so schön wie kein Anderer in Norges Hallen einst gesungen hatte. „Denn nimmer kann es Sünde sein, treu zu bewahren der Väter Alt-Sagen!"

Und von diesen die höchste erschien ihm immer die Sage von „Odhins Trost". Freilich der Vater wußte das Ganze

*) „Odhins Trost." Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

in Liedstäben, und er sang sie zur Harfe, wenn er durch die Eilande, durch das ganze Nordland zog, und er sang sie der lauschenden Menge unter den schweigenden Sternen, oder den Mannen und Helden in der Könige Hallen. Seine Kunst hat kein Erbe! Nicht als Skalde die Hörer zu ergötzen, nicht zur Freude und Kurzweil sich und den Anderen, verzeichnet Thorgeir, Thormodhrs Sohn, nächtlicher Weile, bei blinkendem Kienspahn, die alte Sage — zum Zeugniß von der Herrlichkeit der Ahnen und ihrer Götter soll es dienen, das Schreibwerk von „Odhins Trost!"

Mit kundigster Benutzung der Aufzeichnungen in der alten „Edda" erzählt Dahn nun die Sage von „Odhins Trost". Bald in klangvollen Stabreimen, die, wenn auch etwas fremd, so doch wuchtig wie Glockenton in unser Ohr dringen, bald in stilvoller Prosa werden wir eingeführt in jene uns traumhaft gewordene Welt, bis wir fast plötzlich erkennen, wie nahe deren Inhalt uns angeht:

„Wenige, ich weiß es,
Wird er trösten
Odhins heldentapferer Trost!"

Wir erfahren von dem Kampfe, der zwischen den Asen, den Göttern Walhalls, und den Riesen, den Feinden der Götter, währte — wegen der Menschen! Die Riesen wollten es tilgen, das Menschengeschlecht, die Götter es schützen; denn einst hatte Odhin aus Runen gelesen: „So lang leben Asen in Asgardh, als Menschen in Midhgardh (der Erdmitte) an Götter glauben!" Unvordenklich viele Winter hatte der Kampf schon gewährt, da kam endlich ein Frieden zu Stande. Die Götter schwuren: „Nicht nah'n wir geneigt den mühseligen Menschen — sie sollen vor Schaden selber sich schirmen — so lang nicht die rauhen Riesen sie kämpflich bekriegen!"

Und ein Friedens-Freudenfest feierten die Götter; nur Odhins Stirn wurde nicht hell, ihn kümmerten die Menschen, ihn beschäftigte ernstestes Denken:

„Es seufzt meine Seele in unsäglichem Jammer
Um des Schmerzengeschlechts, um der Menschen Geschick.
Denn was in der Welt von wechselndem Wehe
Brandend sich bricht in jeglicher Brust —
Mitempfinden, mitdurchkämpfen,
Mitdurchklagen muß ich es Alles. —
Alles, Alles, — denn geheißen
Bin ich Allvater. — —"

Und wie ward die Welt? Wie erwuchsen die Asen? Was ist vor dem Anfang, was ist nach dem Ende? — sein Götterherz erbebte nicht vor solch antwortlosem Fragen, nur sein Sinn wurde trübe dabei; doch wehe den Menschen, den staubgeborenen, wenn solches Grübeln sie ergriffe!

Wer braucht sich zu wundern, wenn da unten die Menschen zweifelnd sich fragen: „Sind Götter?" wenn Allvater selbst seine Schwäche empfindet! Ja, auch Odhin träumt seine traurigen Träume: sie werden zu dunklen Sorgen im Wachen!

Und es kam ein Tag, an dem der Kampf zwischen Göttern und Riesen aufs Neue entbrannte, denn: „Wahr ist das Wort: wuchtiger als Weisheit ist der heilige Haß. So wüthe denn wieder, so wüthe denn weiter das freudige Fechten. Kämpfen in Kühnheit ist göttlich, ihr Götter!"

Dieses Kampfes Anstifter aber war Loki, der Herr des Feuers, der böse Geist unter den Göttern — Odhins Sohn, von diesem gezeugt mit einer Riesin. Und wegen Lokis Missethat verbannte ihn Odhin:

„Und wie ich hier zerbreche den dürren Zweig, den in Händen ich halte, so breche ich das Band, das Loki, den Riesen, und uns verbunden. Und für immer und ewig und alle Tage, lös' ich von Loki der Asen Adel, der Götter Gunst, die Wohnung in Walhall: aus Recht und Rath stoß' ihn strafend."

So war Loki heimatlos geworden. Seine Wohnung heißt Weh', Einöde sein Obdach, Schmach seine Schwelle — nach Rache dürstete sein Herz, und Baldur, den Lieblingssohn Odhins, den Edelerben von Asgardh, sollte sie treffen. — Sein finsterer Anschlag gelingt — todtwund liegt Baldur, todt neben ihm Nanna, sein liebliches Weib!

Da hatte Heimdall, der Thorwart von Asgardh, den Mordruf dreimal erschallen lassen, so furchtbar grauenhaft, daß die Erde in ihren Grundfesten schütterte, und das Horn bei dem dritten Stoß gellend zersprang. Und alsbald kamen von allen Seiten die Götter und die Göttinnen geflogen, voller Grauen und Schrecken — Allen voran Odhin. Jammern und Wehklagen erscholl; Odhin bebte vor Schmerz. „Er kann doch nicht sterben," fragte leise Thor, ihn am Arme zupfend: „kein Gott stirbt!"

„Todt liegt Nanna, die Göttin, und um Baldurs Augen lagern dieselben Schatten, wie auf Augen der Menschen, bevor sie sterben!" antwortete Odhin.

Die Mordthat zu strafen, verlangten die Götter, Gericht wurde über Loki gehalten — der Tod war sein Urtheil!

Doch die nimmer lügenden Nornen hatten in Runen auf dessen Brust einst geritzt: „Es taugt Dich zu tödten mit Schwertes Spitze, Odhin allein. Odhin aber stirbt in der Stunde, da den Sohn er versehrt!"

Ernst wägend stand Odhin. Was ist der Wille der Nornen? Ist Tod selbst Odhin bestimmt? Und was ist nach dem Tode? „Ist etwas gewaltiger als Schicksalsgewalt, ist der Muth es des Mannes, der trotzig es trägt. Der Sieg ist des Schicksals, doch Heldenschaft unser!"

So ist es beschlossen, er geht zu den Nornen, und wird er auch, wenn sie ihre Weisheit ihm gewiesen, nimmermehr lächeln, denn das „Lächeln läßt, wer Nornenheim naht", — er will es wissen: was war, was ist, was werden wird; er muß es wissen, weil er der König der Götter, der Gott der Menschen ist!

Und als er wiederkehrte — wie war er verwandelt! Ergraut war sein Haar, die Lippen fest geschlossen, die Stirne tiefer gefurcht; ein Auge hatte er den Nornen als Pfand lassen müssen. Und was er erfahren? Schwächlinge zermalmt es, Helden erhebt es! Trost ist's dem Tapfern, Verzweiflung dem Feigen. Ihm lehrten die Nornen:

Ewig ist einzig das All. Anfangslos, endlos! Erden vereisen, Sterne stürzen, Sonnen versinken. Spurlos versprüht, was darauf von Wesen erwuchs. Aber unendlich, unablässig, unerschöpflich in wechselnden Wandlungen wirkt und webt das All — „das wechselnde Werden", sein gewaltig Gesetz! Das All zerfiele, hielte es nicht das Gesetz. Das Gesetz wäre todt, lebte es nicht im All. Die Götter vergehn, sie dämmern! Aber unvergänglich ist der ewige Gott: das Allgesetz! „Allvater" nennt Odhin sich nimmer, nur bescheiden fortan: „den Sohn des Alls".

Träume Niemand von anderem Troste!

Wir welken und weichen, auf daß Andere erstehen, wie der Same versinket, daß die Blume erblühe: für Andere sterben — ist das so trostlos, untragbar?

Auf ewig wirkt das All wechselnde Wandlungen, unerlöschlich in Unendlichkeit lodern Leben, Licht und Liebe! Andere ernten, was wir gesäet; Andere ernten die Lust des Lebens, wenn wir selber versunken. — So laßt uns sterben, stark und stolz — auf daß Andere kommen können, müssen wir gehen! Ist's so unmöglich, das Leben zu lassen, auf daß Andere athmen?

„Mannhafter, mein' ich, ist es und schöner: für sein Volk zu leben, zu leiden, zu fallen, nur weil es Heldenpflicht verlangt, als fromme oder tapfere Thaten darum zu thun, um sich einzukaufen in ein ewig-seliges Ida-Feld!" (Das Feld der Erneuerung.)

Nicht um des Einzelnen willen ist die Welt, nicht für seine Wonne, sondern daß sieghaft das große Gesetz des Schicksals geschehe. Und Weh' zu verwinden — dazu ist Helden das Herz gegeben; auch den Tod zu tragen, ohne Himmelshoffnung, in muthiger Mannheit, als Zoll ihn zu zahlen für die geliehene Lust des Lebens, lehrt ihn sein Herz, wenn es stark ist und edel!

Als Haus und Heim gehört dem Helden das All; das ist die wahre, die ewige Walhall!

So war es, so ist es, so wird es ewig sein! Das ist „Odhins Trost". — — —

Klingt das nicht ähnlich wie Sätze von Feuerbach, oder Strauß? und mehr noch, ja nach unserer Ansicht innig verwandt,

wie die Lehren Spinozas? Gleichviel — es sind die Probleme, die uns selbst bewegen, für die Odhin ein Verkünder ist, sein „Trost" ist das Resultat moderner Weltanschauung!

Doch:

Wen'ge, ich weiß es,
Wird er trösten
Odhins heldentapferer Trost!

Felix Dahn hat ein neues für sein großes Talent beweiskräftiges Werk mit „Odhins Trost" geschaffen, dessen kann kein Zweifel sein. Es ist eine Dichtung in großem Wurf und gewaltigem Schwunge; jedes Genrebildartige ist daraus entfernt, von Anfang bis zu Ende spricht der Dichter in tönendstem Pathos, in glühendem Colorit, das er den Skalden entlehnt hat, das wir „eddahaft" nennen möchten, und die Philosopheme im Rahmen der Dichtung erklingen wie Seherruf! Wir wollen nicht leugnen, daß es fast zu viel Klang ist für unser Ohr; so herrlich auch die Tonfülle, manchmal macht sie den Eindruck überlaut-schmetternder Fanfaren, und wir sehnen uns nach ruhigerer Stimmung. Dem Ganzen aber ist ein Zug von Gedankengröße aufgedrückt, die uns imponirend fesselt — es ist das Höchste, was hier zur Darstellung gelangt! Und die Kraft des Denkers vereinigt sich mit der Weihe des Poeten zu einem Dichtwerke edelster Art — wie poetisch herrlich ist die Prüfung von Harald und Hilge, in welch vollwogendem epischen Stil fließt die Episode von Laufeja, Lokis Mutter, dahin! Ob „Odhins Trost" ein Roman genannt werden durfte —? Wir haben den Eindruck eines einheitlich geschlossenen Ganzen, dieser Hauptbedingung des Romanes, nicht empfangen! Sind auch zwischen dem Fortgang der Sage von Odhin immer wieder Scenen verwoben, die schließlich im Zusammenhang eine Handlung mit Anfang und Ende bilden, so vermissen wir doch jene Stetigkeit einer allmählichen Entwicklung, die dem Romane seinen eigentlichen Charakter: eines Epos in Prosa, verleiht. Wir finden nur eine Reihe von Bildern, genial entworfen, in der farbigen Pracht coloristischer Meisterschaft ausgeführt, wir gewinnen die Werthschätzung für eine geistvolle, erhebende Dichtung, aber den romanhaften Reiz, den haben wir nicht empfunden. Albert Weigert.

Aus der Hauptstadt.

Ein Blick in die Werkstätte des Berliner Adreßbuchs.

Es gibt außer Berlin keine Großstadt, die sich eines auf Vollständigkeit Anspruch machenden Adreßbuches erfreute. Weder Paris noch London haben ein solches, glauben eins haben zu können. Die bezüglichen Unternehmer überlassen die Entscheidung über größere oder geringere Vollzähligkeit der Verzeichnisse von Einwohnern und Gewerbtreibenden der Initiative des Publicums. Kommt der Berg nicht zum Propheten, so geht der Prophet noch lange nicht zum Berge. Das Berliner Adreßbuch dagegen sucht den Löwen in seiner Höhle auf und bemüht sich, von einer allerdings in unablässiger Gährung begriffenen Bevölkerung, ein Bild von solcher Vollständigkeit und Genauigkeit zu fixiren, als dies in einer einmal fürs ganze Jahr arbeitenden Camera obscura möglich ist. In seiner fast mathematischen Genauigkeit, seiner militärischen Pünktlichkeit und Schärfe ist das Berliner Adreßbuch ein charakteristischer Ausdruck der Berliner Art selbst. Diese Stadt würde kein anderes Adreßbuch vertragen. Nun ist das großstädtische Publicum gewohnt, diese nützliche Gabe von Jahr zu Jahr mit Befriedigung und Nutzen entgegenzunehmen. Aber wie Viele von denen, die diesen Wegweiser Tag für Tag gebrauchen, haben eine Idee davon, wie viel Arbeit, Arbeitskräfte und Arbeitszeit dazu gehört, einen so vollständigen Organismus aufzubauen?

In jenen antidiluvianischen Zeiten — nämlich die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts — da der Mühlendamm das fürnehmste Verkaufsviertel von Berlin war, entstand das erste, über die Kreise der Bureaukratie hinausreichende Berliner Adreßbuch. Selbiges war von Wegener verfaßt, erschien zuerst im Jahre 1822 und wies 696 Seiten in kleinem Format auf. Es war in acht Rubriken eingetheilt mit folgender Inhaltsangabe: 1. Kurze Beschreibung von Berlin. 2. Nachweisungen aller Departements und öffentlichen Anstalten. 3. Nachweis, in welchem Stadtviertel eine jede Straße, Gasse oder Platz liegt. 4. Wie viel Häuser jede Straße hat, und wie viel Schrittlänge sie enthält. 5. Zu welchem Polizeirevier jede Straße gehört. 6. Wer der Herr Polizei-Commissarius, Stadtverordnete und Bezirksvorsteher ist, und wo diese Herren wohnen. 7. Wer der Eigenthümer von jedem Hause ist. Dies, wie man sieht mit ganz praktischem Sinne eingerichtete Buch ist der Kern gewesen, aus dem das heutige Berliner Adreßbuch, das jetzt seinen 13. Jahrgang feiert, herausgewachsen ist und zwar nach mehrfachen Metamorphosen durch die Hand verschiedener Unternehmer, von denen der letzte erst 1872 sein von dem lebensfähigeren Concurrenzunternehmer bestrittenes Dasein aufgab.

Das erste Adreßbuch aus dem Jahre 1822 fußte augenscheinlich ganz auf amtlichen Quellen; für die Anforderungen unserer Tage genügen solche nicht mehr. Dem Redacteur des Adreßbuches in seiner jetzigen Gestalt fällt außer demjenigen, was amtliche und andere Quellen ihm bieten, eine enorme Arbeit des Ergänzens und Berichtigens zur Last, dazu eine organisatorische Aufgabe, deren Anforderungen immer nur einer annähernden Erfüllung fähig sind. Er soll unter einer Million und einigen hunderttausend Individuen diejenigen herausfinden und auswählen, die durch Civilstand, bürgerliche Stellung oder Amt als feste Punkte in einem rastlos bewegten Bevölkerungschaos stehen; er soll zu übersichtlicher Ordnung gruppiren, was zuweilen zu mehreren Tausenden durch dasselbe Gesicht — durch gleichlautende Namen — vertreten ist. Mit diesen beiden Punkten ist die ewig schwankende Grenzlinie bezeichnet, das nie bestimmt zu fixirende Princip, um das sich die organisatorische Mühe und Qual des Redacteurs bewegt, das Uebrige ist Massenarbeit. Betreten wir das Atelier dieses Mechanikers in Namen und Buchstaben, so finden wir den Meister das ganze Jahr über mit drei Gesellen und zuweilen noch mit einigen Hülfsarbeitern in Thätigkeit. Das Adreßbuch des neuen Jahres ist eben ausgetheilt, so wird ein Exemplar desselben in kleine Stücke zerschnitten und diese dann in Bücher von weißem Papier aufgeklebt — ein ganzes Regal voll Folianten von mäßiger Dicke. Gleich mit dem neuen Jahr beginnt die Arbeit des Berichtigens und Ergänzens, jedes Fädchen, das sich am sausenden Berliner Webstuhl der Zeit versetzt, wird registrirt. Der Berliner stirbt weniger, als andere Großstädter, aber er zieht mehr um; wechselt die Firma leichter und versucht zuweilen in einem Jahre sein Glück mit mehren Geschäftsunternehmungen und „Pleiten". Er wird von sehr vielen bureaukratischen Körperschaften regiert, bildet eine unglaubliche Menge von Vereinen, nämlich zur Zeit 720, verdient seine Existenz durch 969 verschiedene Gewerbe und „unterstützt", wie die Amerikaner sagen, 462 Zeitungen. Und dieser ganze vielgliederige Organismus ist in beständiger Bewegung, mit dem ersten October aber kommt die große sociale Revolution des Wohnungswechsels. Darnach nun theilt sich die ganze Arbeit der Redaction in zwei Theile. Neun Monate lang wird mit verschiedenen Hülfsmitteln die Bewegung in den der Beobachtung zugänglichen Theilen überwacht und registrirt; die Veränderungen in den Behörden mittels des Reichsanzeigers und des Studiums der laufenden Gesetzgebung; die in den Vereinen mittels der Vossischen Zeitung; die in den eingetragenen Firmen mittels der Berliner Börsenzeitung. Gegen Anfang October aber beginnt der zweite Theil der Arbeit: die Erkundigung und Redaction. Ein Hülfscorps von etwa 70 Arbeitern wird angeworben. An Vereine, an Zeitungen werden eigens formulirte Fragebogen noch vor October geschickt; den Behörden, den Hofstaaten Abzüge der neu redigirten Nachweise mitgetheilt und, nachdem sie mit dem Vermerk „Richtig befunden" oder den nöthigen Berichtigungen versehen sind, wieder eingeholt. Mit Beginn Octobers aber beginnt die Austheilung der Fragebogen, etwa 30,000 Exemplare für die 19,300 Grundstücke Berlins. Fünf Tage etwa bleiben die schwarz gestreiften Zettel dem gütigen Schicksal und dem Wohlwollen der Hausvorstände überlassen; dann beginnt das Einholen. In einem der Redactionszimmer befinden sich Regale mit Fächern je für eine Berliner Straße. Die einlaufenden Bogen werden hineingelegt, und sowie in einem Gefach sämmtliche Hausnummern der betreffenden Straße vertreten sind, beginnt die redactionelle Arbeit. Auf Bogen weißen Papieres werden wiederum die Daten des vorjährigen Adreßbuches aufgeklebt, nach den neuen Bogen berichtigt und ergänzt, und dann in Druck gegeben: Tag für Tag 500 Blatt, die fünfzig Druckbogen ergeben. Diese letzteren machen eine doppelte Correctur durch. Ist die Rubrik der „Wohnungen" fertig, so

gehts an das Verzeichniß der Einwohner. Sämmtliche 30,000 Bogen werden in die, durch die Querlinien angedeuteten Streifen zerschnitten. Ein Gebirge von 200,000 Schnitzeln thürmt sich auf; gegen hundert Alphabetisirmaschinen — kleine Tischchen mit je einer Abtheilung für einen Buchstaben des Alphabets — werden aufgestellt und das Werk des Alphabetisirens beginnt. Zunächst wird Alles zusammengestellt, was einfach den Anfangsbuchstaben gemein hat. Aus dem großen Gebirge sind 25 Berge geworden. Dann wird jeder Berg nach dem zweiten Buchstaben in Hügel gespalten; die Hügel sodann nach dem dritten Buchstaben in Haufen und Häuflein, dann nach dem vierten, dem fünften, dem xten in kleine Abtheilungen und einzelne Schnitzel, bis Schultze von allen übrigen Schultzen getrennt ist und jede Namens-Monstruosität den rechten Platz gefunden hat: Loewinsohn und Loewensohn, Baars, Baarz und Bartz. Ist diese Massenarbeit, die aber enorm haarspalteriger Natur ist, überwunden, so kommen die organisatorischen Nüsse zum Knacken: viele Tausende gleichlautende Namen begehren in Reihe und Glied gestellt zu werden. Früher stellten die Berliner Adreßbücher Beamte und „Kopfwerker" voran, Handwerker hinterdrein; aber da fließen die Contouren vielfach durcheinander, und jetzt herrscht souverän der Anfangsbuchstabe der „Branche" und innerhalb derselben der ebenfalls alphabetisirte Vorname. Es ist hier der Punkt, wo die Intelligenz und das Organisationstalent des Redacteurs sich vor ewig neuen Schwierigkeiten und nie ganz zu lösenden Problemen befindet. Der jetzigen Einrichtung mit dem vorgedruckten Register zur näheren Orientirung unter gleichnamigen Branchen wird man eine relative Vollkommenheit nicht absprechen können. Das Register der Einwohner ist fertig; der Gewerbenachweis wird in Angriff genommen. Aus sämmtlichen 200,000 Zetteln wird hervorgesucht, was sich zu einer oder mehreren der 969 Branchen bekennt; dann geordnet, zuerst die Branchen, dann innerhalb derselben die Namen, Alles wieder nach dem Alphabet, ganz wie oben, für die Schuster und Schneider allein auf drei Alphabetisirmaschinen. Und da während des ganzen, in seiner Uebersicht dargestellten Werkes, Irrthümer, Skrupel und Zweifel jeden Augenblick aufstoßen, so ist ein Heer von „Rechercheuren" in rastloser Bewegung, und die Zahl von Erkundigungen, die eingezogen werden müssen, beläuft sich auf ungefähr 20,000. Und während der Arbeit regnet es von unmotivirten Wünschen und Zumuthungen jeder Art, und ist das Werk vollbracht, so beschaut der Publicus dasselbe, und segnet es nicht, denn gerade was Mancher gewünscht und beansprucht hat, ist nicht geschehen, und es muß unter allen Umständen ermittelt werden, ob es dem Hausvorstande wegen mangelnder Unparteilichkeit an den Kragen gehen soll, oder der Redaction.

Das ungefähr ist des Verfassers des „Berliner Adreßbuchs" Arbeit und Noth, schwere Arbeit, schwere Noth, und es gehört zu solchem Thun und Leiden in der That eine specielle Begabung und Leidenschaft, eine Specialität des Genies, wie man sie nur in Ausnahmefällen findet, bei Astronomen, Mathematikern, Präcisionsmechanikern und anderen auf einsamen Gebirgspfaden der Forschung umherkletternden Geistern.

W. M.

Alte und neue Kunst.

Es sind nicht die schlechtesten Erwerbungen der Königl. Gemäldesammlung, welche bei dem von der Schätzung des ideellen Gehalts auch „alten Bildern" gegenüber bestimmten Publicum den Vorwurf laut werden lassen, daß der Zuwachs der letzten Jahre kein bedeutendes Galeriebild gebracht habe. Werke, wie sie diese Mehrzahl von Urtheilern im Sinne hat, sind nicht nach einem System heranzuschaffen. Alles Sparen würde nichts nützen; alles Suchen nichts. Solche Bilder stecken nicht im Verborgenen, nicht, wie es die Phantasie so gern träumt, in den Rumpelkammern rembrandtisch beleuchteter Trödler mit langen Bärten. Das Generalverzeichniß ist aufgestellt; jedes Stück hat seine Acten. Ein glücklicher Fund, eine richtigere Werthung sind ja nicht ausgeschlossen; aber sie werden kaum so häufig zu registriren sein, wie die Erscheinung eines musikalischen Genius unter den durchschnittlich tüchtigen Schülern des großen Staatsbildungsinstituts. Die aufmerksame Durchsicht der Acten und energisches Zugreifen haben nun endlich doch zur Erwerbung eines Werkes geführt, welches die von der öffentlichen Meinung an ihren Beifall und ihre Billigung geknüpften Bedingungen in noch weit höherem Grade erfüllt, als die Forderungen der Kenner. Der Geschlechtsadel, den Neptun und Amphitrite (oder Thetis, wie das Bild auch genannt wurde) von ihrem Meister Rubens herleiten, ist selbst in unserer skeptischen und doch erst in den Geburtswehen einer bessern Erkenntniß liegenden Zeit nicht angefochten worden. Durch den glänzenden Kupferstich Jacob Schmutzers, der das in dem Besitze des Grafen Schönborn zu Wien damals befindliche, und soviel bekannt bis auf den Tag des Verkaufs an unser Museum verbliebene Bild, in den größten Dimensionen und auf seine glänzende Weise reproducirte, würde seine Echtheit nicht beweisen, wohl aber die Beachtung, die das umfangreiche Werk mit seiner interessanten Composition von lebensgroßen Figuren und Ungeheuern am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Kunstwelt fand. Wer sich in den Meister durch die ausschließliche Betrachtung seiner immer gewaltiger und ungezähmter, mit stets wachsender Gluth der malerischen Empfindung geschaffenen Arbeiten eingelebt hat, deren Reihe nach der Rückkehr aus Italien ihren Anfang nimmt, wird nicht ohne ein starkes Gefühl der Enttäuschung vor unserem Bilde verweilen. Es ist vornehm kühl, ordentlich, tüchtig bis in die Felle der Bestien hinein, unter welchen das des Tigers zu ganz besonders frappanter Detailwirkung kommt. Ja, da die Typen der Köpfe noch keineswegs den scharf ausgeprägten Charakter haben, in dem auch der weniger ernste Liebhaber seinen Rubens zu packen vermeint, so fühlt man sich wohl zu Vergleichen mit den beiden großen Nachbarn von der Hand Abraham van Diepenbeecks angeregt und findet, daß das kleinere Licht nicht ohne Ehren aus der Affaire kommt. Man setzt das Werk in die erste Zeit nach der Heimkehr aus Italien. Zu früh ist der Zeitpunkt jedenfalls nicht! Was in der hellfarbigen Haltung einem selbstbewußten Nachfolger des großen Meisters zur Last zu bringen sein möchte, steht unter dem alles beherrschenden Fragezeichen, dem wir eine Verkürzung unserer Genugthuung an dem bedeutenden Zuwachs unserer Gemäldesammlung nicht gönnen wollen.

Alte Bilder! Es ist ein eigen Ding mit den alten Bildern! Man begeistert sich für sie schon in dem Puppenstande der Urtheilsfähigkeit; wem sie's angethan haben, der lebt unter ihrem Banne auf immerdar. In der entlegenen Provinzialstadt wird die Neigung durch irgend einen alten Schmarren, an dem die Tradition höchster Werthschätzung klebt, geweckt. Damit ist der Grund zur Laufbahn des „Kenners" gelegt. Wie früh träumt man die Höhe erstiegen zu haben! Was man sieht, was einem gebracht wird, weil man schnell zum Rufe gründlichen Verständnisses gelangt, tauft man frisch drauf los; und man wirft mit Tausenden um sich, die „in Paris dafür zu erlangen sein würden". Die Mehrzahl wächst aus diesem Zustande höchster Glückseligkeit nicht heraus. Die Miene der Unfehlbarkeit, ein unerschütterliches Selbstbewußtsein verhelfen zu einer geachteten Stellung in dem engen Kreise, dem man seine Fadaisen wieder und wieder und stets mit gleichem Erfolg auftischt. Aber für die höheren Naturen ist der Weg nicht so dornenfrei. Sie lernen; lernen, bis die entmuthigende Klarheit über sie kommt, daß „wir nichts wissen können". Und mit dieser Klarheit kommt zugleich die Bescheidenheit, und mit der Bescheidenheit die wissenschaftliche Methode. Nicht gar so schlimm ist's, daß wir nichts wissen können. Aber Vieles muß sich vereinigen, um wenigstens innerhalb begrenzter Gebiete zu einem höheren Grade von Sicherheit zu gelangen. Die natürliche Anlage scheint selbstverständlich; und doch berücksichtigt der Primaner, der sich zum akademischen Studium der Kunstgeschichte entschließt, dieselbe weit weniger als seine unbestimmte Neigung. Das körperliche Deficit, der Bann, der auf dem Sehvermögen von der Geburt her liegt, hemmen den Schritt über die Grenzen kümmerlicher Bücherweisheit hinaus ein für alle Mal. Man kann von Rafael und Michel Angelo besser reden als die meisten Mitwerber und doch einer Handzeichnung gegenüber für alle Zeit rathlos sein; der Masse ruinirter und untergeschobener Bilder gar nicht zu gedenken. Gewisse Augen lernen das, worauf es ausschließlich ankommt, die Handschrift des Künstlers, niemals erkennen. Und andere wieder, die von der Natur mit dem ganzen Rüstzeug ausgestattet sind, sitzen in ihr Museum gebannt und stumpfen ab. Kein Sachverständiger läßt sich groß ziehen, wenn man ihm nicht die Gelegenheit gibt, die wesentlichen Objecte seines Fachs zu sehen und womöglich unter Anleitung eines sichereren Verständnisses und mit den Vorkenntnissen des technischen Apparats zu studiren. Das klingt nicht gerade unmöglich; und doch, wenn die Ahnung aufgeht von dem Umfang dieser Objecte, von ihrer Zerstreuung, dann läßt man verzweifelnd die Flügel hängen und bescheidet sich mit dem Wahlspruch: Ueberhebe dich nicht!

Daß in Berlin noch anderswo alte Bilder von Belang zu suchen sind als im Kunsttempel am Lustgarten, glaubt nicht leicht einer aus

dem kleinen Kreise der Interessenten. Taucht hie und da etwas auf, was nicht geradezu abzuweisen ist, so bringt man damit Preise in Verbindung, die nur mitleidiges Achselzucken erregen. Man kann dem „Berliner Kenner" seine Ungläubigkeit nicht verargen. Nun befindet man sich plötzlich mitten in Berlin in einer kleinen Versammlung von Meisterwerken ersten Ranges — nein! der Ausdruck wäre zu kühl und zu allgemein, — von Werken, die eine geradezu monumentale Bedeutung für ihre Schöpfer haben, und diese Schöpfer zählen zu den größten Meistern des 17. Jahrhunderts. Ein Privatmann ist der glückliche Besitzer, besser gesagt, ein Kenner von dem Kaliber jener maßgebenden Männer, die auf den großen Weltmärkten von London und Paris die Controle über die Bewegung der immer wieder roulirenden Kunstwaare führen. Da trittst du vor ein Bild von imposantem Umfange. Im Vordergrund lagert eine gelbbraune Kuh von ein Drittel Lebensgröße mit der Breitseite gegen den Beschauer. Das Sonnenlicht sättigt sich in der bewegten Oberfläche des goldigen Felles. Zur Seite rechts steht eine schwarze mit weißen Flecken und starrt dich in jener Verkürzung an, die die Kunstgeschichte an dem Stiere des Pausias über Alles preist. Am lehmigen Sandgehänge lagert der jugendliche Hirt im Gespräch mit der stehenden Hirtin, die mit gestrecktem Arm in die Landschaft weist. — Und welch' eine Landschaft! Wer anders als Cuyp kann diese lichtdurchtränkte Atmosphäre, in der die Ebene von Plan zu Plan bis in verschwindende Fernen zurückweicht, gemalt haben? — Gewiß kein Anderer! Und doch, wie schrumpfen deine Cuyps in der Petersburger Eremitage, an welcher Du den köstlichen Meister zu halten glaubtest, gegen dieses grandiose Werk zusammen! Wer schätzt es? Wer hat die Kühnheit zu sagen, was es mehr werth ist als 100,000 Mark? Und dort der Mondschein! du räthst es nicht, denn du bist eben ein Ignorant und bleibst es so lange, als du nicht die englischen Privatgalerien in deinem Auge verarbeitet hast. Gleichfalls ein Cuyp, — der für den wahren Kenner gewiß nicht der später draufgesetzten Signatur bedurfte! Ein Bild von wunderbarer Schönheit, ein Mondlicht, gegen das kein van der Neer oder gar der Mitlebenden einer ankommt. Wir malen das sentimentale, das mit Ossian sich unserer Phantasie bemächtigt hat. Hier ist die Kraft gemalt. — Paul Potter! — Den kennst du von der Eremitage her, und damit könntest du das Dutzend anderer Galerien — die dir hier und da noch einen Kern-Potter boten — schon missen. Wohl ist das der ganze Potter! Hunde, die einen Eber anfallen, — lebensgroß, plastisch, mit Händen zu packen. Links flache Ferne mit großer Luft, rechts ein ragender Baumstamm mit wenig Laub. Kühle Naturen können sich's nicht denken. Aber solchen Bildern gegenüber ist's dem Enthusiasten für die holländische Glanzzeit sehr schwer, die Formen anständiger Beifallsbezeugung zu wahren. — Rembrandt! Ein stupendes Kniestück des J. C. Sylvius vom Jahre 1644; unzweifelhaft dasselbe, welches Vosmaer in Bezug auf die largeur des coup de brosse und den empâtement neben den „Auszug" oder wie wir sagen die „Nachtwache" stellt. „C'est un portrait extraordinaire comme peinture de l'âme, telle que ce grand maître avait le secret de le faire. On ne se détache qu'avec peine de ce regard, pour étudier le reste de la peinture." Kurzum ein Rembrandt der besten Zeit, von der stärksten „Qualität". Daneben hat der Gourmand schon nicht mehr die volle Receptionskraft für die heilige Magdalena (oder ist's die ägyptische Maria?), der die Erscheinung der Engel die Botschaft der Erlösung kündet. Gleichwohl ist das kapitale Bild von Murillo; — auch aus der besten Zeit; von wundervoller Harmonie des Ideellen und der Substanz. Nichts Befremdendes in der Zeichnung der Kinderleiber; grandiose Einfachheit und Breite des Vortrages bei voller Aussprache der Form. — Van Dyck! — Kniestück einer sitzenden Dame in schwarzem Kleid mit geschlossener Halskrause. Unsere Künstler treten für dieses Bild ein; — genuesische Qualität; wunderbar schlicht vollendet in der Modellirung, bestechend in den Accessoires, wie der doppelfarbige Vorhang über der Säule. Ruisdael; — zwei Kapitalstücke; doch eines durch Umfang und Mannichfaltigkeit, das in entzückender Geschlossenheit bevorzugte andere überragend. — Wouwerman; — unschätzbar mit seinen croustillants auf dem Mauerwerk; W. v. de Velde, Teniers (2), Capelle (von erster Schönheit), Frans Hals, Moucheron und Hackaert (mit Staffagen von A. v. de Velde), Du Jardin (erste Qualität) und noch manches Andere, was überall eine große Rolle spielen würde, nur hier nicht.

Mögen die Neugierigen zunächst mit der Nachricht zufrieden sein, daß so etwas in Berlin existirt. Vielleicht bringt eine Ausstellung, deren Arrangement nach Art der Londoner und Pariser nunmehr schon zu versuchen wäre, dem größeren Publicum Gelegenheit die Begeisterung, die hier die Feder geführt, annähernd zu begreifen.

In der permanenten Ausstellung des Künstlervereins zieht neben der Thiem'schen Sammlung ein Bild von Ferdorf die Aufmerksamkeit auf sich. Der Name des Künstlers mag Besserunterrichteten bereits bekannt sein. Als neue Erscheinung darf man das Werk viel versprechend nennen. Die Behandlung des Stoffs stellt in geistreich moderner und lediglich malerische Rücksichten kennender Weise die Episode in den Vordergrund, den historischen Hauptmoment so fern in den Hintergrund, daß Viele ihn kaum erfaßt haben dürfen. Moses schlägt das Wasser aus dem Felsen. In nahezu lebensgroßen Figuren baut sich die Gruppe der Verschmachtenden auf, in der der Künstler das Motiv seines Bildes versinnlicht. Ein junges Mädchen richtet sich mit verzweifelndem Schrei von der Leiche des kaum verschiedenen Vaters empor. Oder athmet er noch? Erreicht der Blick des Weibes den wunderbaren Vorgang, der sich in der Ferne vollzieht und Rettung winkt? Vielleicht wären solche Zweifel nicht möglich, wenn das Bild einen seinen Ansprüchen gemäßen Platz hätte. Die Bilder, die man niedrig hängt, haben kein Licht, und die, welche man hochhängt, kann man nicht sehen. Ein böses Dilemma. Doch soviel möchte feststehen. Ferdorfs Werk ist kein Erstlingsblender. Von einer malerisch befruchteten Phantasie eingegeben, erfreut es sich einer künstlerischen Reife, die in einzelnen Partien bis zu vollem Erfolge vordringt. Das Sonnenlicht der Wüste regiert die Färbung und drückt sie auf geringe lokale Gegensätze herab. Wundervoll scheint es durch die Leinwand, die man über Stöcke gespannt hat, um die am schwersten Heimgesuchten vor der Gluth zu schützen. Was befremdet, soll nicht eher ausgesprochen werden, als bis die Möglichkeit zuverlässiger Prüfung geboten ist.

Herr Fritz Gurlitt hat in seinem Kunstsalon, Behrenstraße 29, eine Ausstellung von Bildern zeitgenössischer Meister gegen Entrée eröffnet, die in ihrer Gesammtheit volle Beachtung verdient. Etwa 50 Namen von starkem und stärkstem Klange führt das Verzeichniß auf, die zu der Vereinigung Oelbilder, Aquarelle und Zeichnungen beigesteuert haben. Im Vordergrunde steht Böcklin mit drei Bildern. „Im Meere" ist das umfangreichste genannt. Auf einem Felsen im wogenden Element eine Tritonenfamilie, oder doch eine Abart davon; Vater, Mutter und Kind. Ein ganzer Böcklin, mit Allem, was wir an ihm lieben, und Allem, was Andere nicht verwinden können. Man malt sich unwillkürlich den behaglichen, weltverachtenden Hohn aus, der dem „bizarren" Meister bei der Schöpfung des in die Luft hinausragenden Beins des paterfamilias — ein Uebergang vom Elephantenbein zur Flosse — den Pinsel geführt hat. Weniger problematisch bietet sich seine Kunst in der „verfallenen Burg am Meere". Unbeneidet bleibt, wer für die Naturpoesie und die epochemachende Darstellungsweise solcher Bilder keinen Sinn hat. Auch Siemiradzki ist so gut vertreten, daß man ihn bei allem Vorbehalt gegen die Fackeln hier schätzen lernen kann, wenn man es mit dem Schwertertanz noch nicht versucht haben sollte. Zu erklären, warum das Bild die „Grenzen der Macht" heißt, würde zu weit führen. Genug, daß wir uns am campanischen Golf befinden, in jener berauschenden Vereinigung von Natur und luxuriöser Kunst, wie sie die römische Kaiserzeit nicht vorbildlich, aber im höchsten Raffinement zu schaffen wußte; daß das vom Laub gebrochene Sonnenlicht auf dem Marmorwerk flimmert (ein Siemiradzki ohne flimmerdes Sonnenlicht wird für den kaufenden Liebhaber bald keiner mehr sein), daß endlich alte und junge, männliche und weibliche, häßliche und schöne Römer eine fesselnde Scene darstellen.

Gustav Richter hat seine proteischen Knaben, die er vor kurzem mit Künstlergeschick in natura zu illusorischen Töchtern des Oedipus gewandelt hatte, in einem allegorischen Wandgemälde angebracht. Der Meister schafft mit eiserner Willensstärke wie sein königlicher Vorgänger „in tormentis". Schon das zwingt uns zur Bewunderung des Geleisteten. Ein weiteres Eingehen auf die Fülle der zum Theil frappanten Einzelheiten ist hier ausgeschlossen. Nur der Löwen von P. Meyerheim sei noch gedacht. Eine so warme Färbung hat er wohl früher kaum jemals angestrebt. Um so lieber nimmt man den absoluten Erfolg wahr. In diesem Bildchen steckt etwas wie ein Bruch mit der Vergangenheit.

Weitaus das beachtenswertheste Ereigniß im Zuge der Berliner Kunst ist die Eröffnung des Panoramas beim Königsplatze. An der Bezeichnung soll nicht gerüttelt werden, obschon sie keinen Begriff von dem giebt, was den Besucher erwartet. Die leitende Idee geht von der Tendenz aus, durch Verbindung von gemaltem Schein und realer Gegenständlichkeit in dem Beschauer die Illusion hervorzurufen, als be-

fände er sich mitten in den Vorgängen, die sich seinem Auge mit der Wirkung der Natur darbieten. Eine belgische Gesellschaft, deren Unternehmen nicht auf Berlin beschränkt bleiben soll, forderte die Maler Hünten und Volkhardt in Düsseldorf zur Vorlage von Skizzen für eine Darstellung der Schlacht von Gravelotte auf und wählte die des erstgenannten, welche den Sturm auf St. Privat zum Gegenstande nahm. Volkhardts Schilderung des Centrums der Schlacht etwa um die Mittagsstunde wurde von ihm in Gemeinschaft mit von Eckenbrecher für Düsseldorf ausgeführt, wo man dem im höchsten Maße fesselnden und auch in der malerischen Wirkung den Zweck absolut erreichenden Kunstwerke ein lebhaftes Interesse entgegen gebracht hat. Die Schiedsrichter der Gesellschaft haben von ihrem Standpunkt aus ganz mit Recht der Skizze Hüntens (ob und wie weit Simmler, dem bei der Ausführung sicher ein erhebliches Verdienst zufällt, auch an dem Entwurfe betheiligt ist, kann nicht gesagt werden) den Vorzug gegeben. Einer Ausstellung, die auf die Dauer von Jahren, zunächst wohl auf unbegrenzte Zeit bestimmt ist, kommt die Concentration in dem Entwurf Hüntens unbedingt zu gut. Der Beschauer befindet sich auf den Ruinen eines zur ferme Jérusalem gehörenden Wohnhauses, an das sich ein von brusthoher Feldsteinmauer umschlossenes Gärtchen mit dem Wirthschaftshof schließt. Da haben die Franzosen noch eben in behaglicher Rast verweilt. Hier unter uns spielten sie auf einem umgestürzten Bottich ihr Lieblingsspiel, Kartenlotto; die Thonpfeife und der türkische Tabak, die Nummern und die Karten liegen noch friedlich bei einander. Auf der anderen Seite des Hauses neben der Hütte des Hofhundes nicht weit von den gefurchten Beeten, wo hie und da ein entblätterter Kohlstrunk ragt und eine feuerrothe Nelke, unbekümmert um das Toben der Schlacht, einsam fortblüht, lassen umgestürzte Stühle, aufgehangene Kleider und allerhand verstreutes Geräth gleichfalls auf friedliches Zusammensein schließen. Alles Geschilderte ist körperliche Nachahmung der Wirklichkeit; auch der Todte, der am Rande des Gartens mit geschmackvoller Discretion und höchst illusorischer Wirkung placirt ist. Mit der einen Hand berührt er die gemalte Leinwand, aber der Uebergang ist für das Auge schwer festzuhalten und bei der Mauer von wirklichen Feldsteinen, die sich in der Malerei fortsetzt, geradeswegs nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Nach allen Seiten blickt man aus auf das Terrain der Schlacht. Gegen Westen, woher die Preußen vorgerückt sind, erstreckt sich der Blick über eine schön bewegte, im Wechsel von Vegetation und kahlem Erdreich duftig sich dehnende Ferne, die friedlich nach dem drüber weggebrausten Kriegssturm im Sonnenlichte daliegt. Die Künstler haben hier in Bezug auf das Landschaftliche ihr Höchstes erreicht. Man genießt die Natur. Der Gegensatz bietet sich im Osten, wo der Beschauer das brennende Dorf St. Privat mit den davorgelegenen beiden Gebäuden der ferme Jérusalem, rechts und links der Hauptstraße unmittelbar vor sich sieht. Die Erstürmung des ummauerten Feldgartens vor dem Hause links und der Häuser selbst bildet den Concentrationspunkt der Handlung, die sich im Vorrücken der Preußen über die Felder zu beiden Seiten der Straße und im Abzug der Franzosen durch St. Privat und auf Amanvillers zu über unabsehbares Terrain verbreitet. Eine erhebliche Anzahl namhafter und bis zur Porträtähnlichkeit geführter Personendarstellungen, das Leben und die Details überall fesselnder Episoden von überzeugendster Wahrscheinlichkeit, das Zufällige und der Wechsel der Bewegung bei den größeren Gruppen und Massen stellen der Meisterschaft der betheiligten Künstler das glänzendste Zeugniß aus. Wer aber als frisches Naturkind sich naiv der gebotenen Illusion hinzugeben vermag und nicht an Kunst und Künstler zu denken braucht, der nimmt einen gewaltigen Eindruck mit sich fort und wird seine Phantasie auf lange Zeit hinaus mächtig erregt fühlen. Th. L.

Notizen.

Die Ministerkrisen folgen jetzt so rasch auf einander, daß eine Wochenchronik damit unmöglich Schritt halten kann. Während die letzte in den Druck ging, galt Graf Eulenburg plötzlich für so gut wie beseitigt und Niemand möchte dafür einstehen, daß sich ein ähnliches Schauspiel nicht wiederhole, während diese Zeilen nach Leipzig unterwegs sind. Man gewöhnt sich an Alles, und der Staatsbürger wundert sich denn auch gar nicht mehr, wenn er Abends ruhig zu Bette geht und am andern Morgen beim Frühstück in der Zeitung liest, daß infolge irgend einer Scene in der Kammer oder im Reichstage ein für dauerhaft gehaltener Minister seinen Abschied genommen oder erhalten habe. Der Posten muß indessen trotz der damit verknüpften Leiden und Gefährnisse doch einen unbeschreiblichen Reiz haben, sonst würden sich, wenn ein Inhaber gefallen, nicht so viele Candidaten für die Nachfolge melden. Officiös wird erzählt, in der Regel fänden zarte Andeutungen bei den bedrohten Herren, daß sie besser thäten wegzugehen, taube Ohren und auf sie selber falle die Schuld solcher öffentlicher unliebsamer Vorgänge, die periodisch das Publicum in Athem halten. Freilich kann es sich ereignen, daß selbst eine vor Jahr und Tag erfolgte Retraite nicht vor nachträglichen empfindlichen Abrechnungen schützt, wie wir sie neulich im Herrenhause erlebt haben. Der Schuldige empfing einen leidigen Trost durch eine Anzahl von Visitenkarten, welche mitfühlende Gemeindemitglieder bei ihm abgaben. Einer gestürzten Größe gegenüber war das immerhin ein hier zu Lande ungewohnter Beweis von muthigem Sinn, der denn auch ein allgemeines Erstaunen erregte. Gewöhnlich wird ein abgesetzter Minister zwar einige Tage anstandshalber bedauert und belobt, alsdann aber zu den Todten geworfen. Man findet, daß er den Anforderungen seines schwierigen Amtes nicht entsprochen habe und Deutschland am Ende bei seinem Weggehen nicht viel verliere. Die anfänglich pathetischen Beileidsbezeugungen werden auf ein Minimum reducirt, bis sie bald ganz verschwinden. Die erwähnte Ueberreichung von Visitenkarten bei einer früheren, hinterher abgekanzelten Excellenz war also ein in den heimischen Annalen überaus seltener Vorgang. Franzosen und andere Ausländer demonstriren gewohnheitsmäßig in solchen Fällen, ohne daß sich bei ihnen Jemand darüber verwundert. Die Italiener freilich sind wie immer politisch besonders schlau und richten es so ein, daß ihnen Niemand etwas anhaben kann. Das bewiesen sie namentlich auch einmal Anfangs der sechziger Jahre in Rom, wo die Visitenkarten zwar nicht einem fortgeschickten Minister galten, sondern einem über die Grenze gewiesenen Gesandten, was die Sache indessen noch gefährlicher machte. Damals hatte die Volksabstimmung für die Annexion Toscanas an Sardinien stattgefunden. Die päpstliche Regierung fürchtete ein ähnliches Schicksal für ihre eigenen Staaten und beobachtete scharf den piemontesischen Gesandten, Grafen della Minerva. Trotzdem gaben viele Römer ihre Karten bei ihm ab, mit der Inschrift: p. v. Das sollte heißen: per voto! von wegen der mittelitalienischen Abstimmung, während es auch doppelsinnig ein Gelübde der Treue bedeuten konnte. In beiden Fällen lag Hochverrath vor und die römische Polizei arretirte einige Missethäter. Diese behaupteten, die angeblich verrätherischen Buchstaben wären ganz unverfänglich und man müsse lesen: per voi! was allerdings bei der höflichen Anrede, weil nicht in der dritten Person gehalten, etwas sprachlich ungewöhnlich, im Uebrigen aber nicht gesetzlich anfechtbar war. Graf della Minerva erhielt indessen seine Pässe zugeschickt. Jetzt benachrichtigte das geheime Revolutionscomité den französischen General Goyon, der die Occupationsgarnison commandirte, es würde bei der Abreise des Gesandten eine große Demonstration stattfinden. Goyon wollte das verhindern, und ließ ein Bataillon aufmarschiren, das von dem Hotel des sardinischen Gesandten bis zum Bahnhof Spalier bildete und den wegziehenden Gesandten zur Warnung der Verschwörer mit Trommelwirbel empfing. Die Römer aber waren zu Hause geblieben und es zeigte sich, daß General Goyon mystificirt war. Er selbst hatte dem verpönten Diplomaten zum Abschiede unfreiwillig ein militärisches Gepränge ersten Ranges verschafft. Der Papst beklagte sich bei dem französischen Gesandten, dem wegen seiner späteren Pariser Großthaten auch bei uns in Erinnerung gebliebenen Herzog von Gramont, der sich nunmehr mit General Goyon herumzankte. Dieser wurde nach Paris berufen und kam bei seiner Rechtfertigung mit einem blauen Auge davon. Die halbvergessene, in ihren authentischen Einzelheiten auch erst neuerdings ganz bekannt gewordene Staatsaction aber war, wie man sieht, durch die malitiöse Uebergabe oppositioneller Visitenkarten veranlaßt. Dergleichen kann sich in Berlin nicht ereignen, weder nach außen, wo die Gelegenheit dazu fehlt, noch im Innern. Unsere Zeitungen nehmen obenhin Notiz davon und gehen alsdann zu anderen minder delicaten Dingen über. Ministerkrisen zu besprechen ist an und für sich schwierig. Man weiß nicht, für wen man Partei nehmen soll, noch was daraus entstehen kann. Am klügsten ist das Schweigen, dessen sich denn auch unsere Wochenschau bei derartigen Ereignissen schon im Interesse der Uebereinstimmung mit erfahrenen Collegen gewissenhaft befleißigt.

Inserate.

Soeben erschien:

Politischer Briefwechsel
des
Deutschen Kaisers
mit dem
Prinz-Gemahl
von England.
Preis 2 Mark.

Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen soeben:

Kleine historische Schriften
von
Heinrich von Sybel.
Dritter Band.
gr. 8. 643 Seiten. *M.* 10.—
Der acht Druckbogen starke hochinteressante Aufsatz über Napoleon III. ist in diesem Band enthalten.

Verlag der Haude- & Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin (zu beziehen durch alle Buchhandlungen):

Lessing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von Dr. **W. Cosack.** Mit einer Abbildung der Marmorgruppe und erläuterndem Namen-Verzeichniß. 2. Auflage. geh. 2 *M.* In engl. Einband 3 *M.*

Lessing's Theorie der Tragödie mit Rücksicht auf die Kontroverse über die κάθαρσις τῶν παθημάτων von Dr. **O. Weddigen.** 80 ₰.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

= Gelben Java =
vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
pr. Pfd. 50 netto à *M.* 52.—
„ „ 9½ „ à *M.* 10.85
incl. Zoll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation.
Kaffee-Import von
A. A. Reiche & Co. in **Hamburg.**
Das langjährige Renommé des Hauses bürgt für reellste Bedienung.

Im Verlage von **Caesar Schmidt** in **Zürich** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Sonntage der Baronin.
Novellen
von
Fritz Mauthner.
344 Seiten. Preis *M.* 4.—
Das neue Werk des geistreichen Verfassers des bereits in 16 Auflagen erschienenen „Nach berühmten Mustern" wird nicht verfehlen, dieselbe Anerkennung zu finden. Hat doch ein berühmter deutscher Kritiker sich geäußert, daß er einzelne Novellen dem Besten, was Ch. Dickens geschrieben, ebenbürtig hält.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Vom Zürichberg.
Skizzenbuch
von
Johannes Scherr.
Preis 5 *M.*
Inhalt: Der weiße Teufel. Die abenteuerliche Historie vom falschen Dmitry. Kaiser Josef. Rabelais. Hermann Kurz. Ein östreichischer Dichter. Ragaz. Zum jüdischen Krieg. Excellenz Von der Zirbeldrüse. Die Windel des Konfucius. Noten zur Zukunftsmusik. De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Soeben wurde ausgegeben:

Graphische Künste, Jahrgang III, Heft 2,
mit 15 Illustrationen.
Tizian's Zigeuner-Madonna, gestochen von Raab.
Ladenpreis 36 *M.*
Mitgliederbeitrag jährlich 30 *M.*; bei Drucken vor der Schrift 100 *M.*
Anmeldungen durch **Paul Bette** in **Berlin** W., Kronenstrasse 49².
Vertreter der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Arabischer Sprachführer

von Dr. **M. Hartmann,**
Kanzler-Dragoman des Kaiserl. Deutschen Konsulats zu Beirut.
Elegant gebunden 6 *M.*
Durch kleines Format zu steter Mitführung geeignet, dient das deutsch-arabische Vokabular nebst Register zu den Redensarten dem Reisenden zu sofortiger praktischer Anwendung, um seine Fragen und Wünsche dem Eingebornen in Ägypten, Syrien und Palästina verständlich zu machen. Für diejenigen, welche dem Studium der arabischen Vulgärsprache grössere Mühe widmen können, bieten ferner noch die Grammatik und das arabisch-deutsche Vokabular werthvolle Hülfsmittel.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Wichtig für Kartoffelgärtner.

Verkauf von 10,000 Sack schottischen „Champion" Kartoffeln.

Diese berühmte Kartoffel ist die allerergiebigste für den Anbau und gewährt 35 bis 50 % mehr an Gewicht per Morgen (Acre) als irgend eine andere Sorte; sie ist durchaus gesund, von schöner Form und herrlicher Qualität, und erzielt auf den englischen Märkten höhere Preise (als Kochkartoffel) als alle andern; auch erhält sie sich kerngesund und völlig unbeschädigt bis zum Monat Juni. Unser Lager besteht nur aus reinsten und besonders für den Anbau günstigen Qualitäten und bildet obige Sorte eine besonders vorzügliche Wechselsaat für alle Theile Deutschlands.
Preis 5 £ (= 105 *M.*) per Tonne von 100 Kilos, frei an Bord, London (Säcke eingerechnet).

„Magnum Bonum"-Kartoffeln.

5000 Sack dieser berühmten neuen Sorte liegen zum Verkaufe bereit. Diese Kartoffel ist ebenfalls sehr ergiebig und durchaus gesund.
Preis: 7 £ 10 s (= 150 *M.*) per Tonne frei an Bord, London, Säcke eingerechnet (Fracht nach Deutschland ungefähr 10 *M.* per Tonne).
Rembours gegen Connossement auf irgend eine englische Bank oder die London and County Banking Compagny, Limited, zu Reading (England).
Adresse:
BRINKWORTH & SONS.
Crowers, Merchants and Importers.
READING, ENGLAND.

Hierzu eine Beilage von Friedr. Bruckmann's Verlag in München.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 12. März 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Kapital-Rentensteuer. Von Eduard von Hartmann. — Das Völkerrecht und seine Vertreter in der Wissenschaft. Von L. Geßner. — **Literatur und Kunst:** Goethe in Messina. Von A. Schneegans. — Vater und Sohn. Novelle von Fanny Lewald. Besprochen von Paul Lindau. — Zum Gedächtniß Carl Friedrich Schinkels. Von Adolf Boetticher. — Provençalische Bestrebungen. Von F. Eyssenhardt. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Kapital-Rentensteuer.

Von Eduard von Hartmann.

Von denjenigen Parteien, welche vorzugsweise die Interessen des Grundbesitzes vertreten, sind seit einiger Zeit zwei Steuerformen verlangt worden, welche durch höhere Belastung des mobilen Kapitals einen billigen Ausgleich für die bisher bestehende einseitige Belastung des immobilen Kapitals bilden sollen. Die Regulirung der Stempelsteuer, durch welche der Besitzwechsel in mobilen Kapitalien in ähnlicher Weise wie derjenige in Grundbesitz zur Besteuerung herangezogen werden soll, hat schon mehrfach die gesetzgebenden Körperschaften beschäftigt; in diesem Punkte hat sich bereits eine Klärung der Ansichten vollzogen, welche eine Vereinbarung als nahe bevorstehend erscheinen läßt. Die Unbilligkeit der bisher so ungleichen Stempelbelastung des Besitzwechsels in den beiden Arten des Kapitals ist unbestreitbar und abhülfebedürftig, aber ebensosehr eine Ermäßigung des Stempels bei Grundstückverkäufen und Abzug der verbleibenden Hypotheken von dem Werth des Verkaufsobjects zu wünschen, wie eine mäßige Belastung des Besitzwechsels in mobilen Kapitalien zuzugestehen. Anders liegt die Sache bei der Steuer auf Rente aus mobilen Kapitalien, welche zu der auf dem immobilen Kapital lastenden Grund- und Gebäudesteuer ein Gegengewicht bilden und zugleich eine der Billigkeit entsprechende Mehrbelastung des aus mühelosem Zinsgenuß entspringenden Einkommens im Vergleich zu dem durch Arbeit erworbenen schaffen soll. Diese Forderung ist noch nicht über das Stadium eines Projects hinausgediehen, scheint aber auf das Drängen der conservativen Parteien als Glied in den Steuerreformplan der Regierung aufgenommen werden zu sollen.

Die Chancen dieses Projects liegen darin, daß die Billigkeit desselben ziemlich plausibel zu sein scheint, und der demokratische Haß gegen das Kapital überhaupt und der agrarische Haß gegen das mobile Kapital in gleicher Weise ihre Genugthuung in demselben finden. Dieser Haß gegen das Kapital, gleichviel ob er von radicaler oder von conservativer Seite kommt, beruht aber auf einer Verkennung des unersetzlichen Culturwerths der Kapitalsbildung und Kapitalsteigerung überhaupt und für den Arbeiterstand und den Grundbesitz insbesondere und auf einer Verwechselung zwischen den durch mangelhafte Vertheilung des Kapitalbesitzes geweckten Antipathien mit einer Antipathie gegen das Kapital selbst. Die Verhältnisse der Kapitalsvertheilung werden durch eine Kapital-Rentensteuer nicht verändert, wohl aber ist zu erwägen, ob nicht der Proceß der Kapitalsbildung und Kapitalsteigerung durch solche Steuer beeinträchtigt werden würde, ob also eine solche nicht schädigend für die Entwickelung des Nationalvermögens und dadurch der nationalen Cultur wirken würde. Auf der andern Seite ist in Betracht zu ziehen, ob bei dem geforderten Ausgleich nicht wesentlich verschiedene Factoren als gleich behandelt werden, so daß in der Motivation ein Rechnungsfehler steckt.

Man mag über die Berechtigung der Grundsteuer denken wie man will, so ist doch gegenwärtig mit der Thatsache zu rechnen, daß die Grundsteuer seit einem Menschenalter besteht, daß die von ihrer Einführung Betroffenen seinerzeit beträchtliche Entschädigungen erhalten haben, und daß alle seitherigen Grundstückskäufe zu einem die Grundsteuerbelastung in Rechnung stellenden Preise abgeschlossen worden sind. Der Grund und Boden ist eine ganz besondere Art von Kapital, nämlich die einzige, welche durch menschliche Arbeit nicht geschaffen sondern höchstens ameliorirt werden kann, und zugleich die einzige, deren Werth proportional der Culturentwickelung der Nation steigt. Als Geschenk der Natur gehört der Grund und Boden dem Volke, welches das Land bewohnt, und der Einzelne gewinnt ein beschränktes Besitzrecht an einem Theil desselben immer nur durch Uebertragung eines Theils von dem Recht der Gesammtheit; er ist der Verwalter und Nießnutzer von einem Stück des ursprünglichen nationalen Vermögensbestandes und genießt zu dem so eingeräumten Vorzug noch den weiteren ungeheuren Vortheil dazu, daß der gesammte Kapitalbildungs- und Steigerungsproceß der Nation der Werthsteigerung seines Grundbesitzantheils zugute kommt. Für diese Vortheile darf er wohl gewisse Lasten tragen: früher die der ausschließlichen Landesvertheidigung, jetzt die der Grundsteuer. Als Grundbesitzer wird er, beziehungsweise seine Erben, immer reicher, selbst wenn er sein Gut nur in dem vorgefundenen Stande beläßt; er wird es in noch schnellerer Progression, wenn er mobiles Kapital zu Ameliorationen in Anspruch nimmt, deren Mehrertrag die so entstandene Belastung in mindestens einem Menschenalter amortisirt. Um seinen Wohlstand erhalten und wachsen zu sehen, hat er also keineswegs nöthig zu sparen; er darf nur nicht mehr verbrauchen, als sein Gut ihm einbringt.

Bei dem mobilen Kapital ist das alles anders. Entstanden aus der nicht auf unmittelbare Production von Genußgütern gerichteten Arbeit der Nation, oder mit andern Worten aus den Ueberschüssen der Nationaleinnahme über die Nationalausgabe, hat es die Tendenz der stetigen Werthverminderung in sich, wenn nicht fortwährend neue Arbeit darauf verwendet wird, es zu erhalten. Alles productive Kapital mit Ausnahme des Grund und Bodens nutzt sich selbst bei einem normalen und vorsichtigen Gebrauch ab, und es bedarf beständig neuer Ueberschüsse, um es nur auf dem einmal erreichten Stande zu erhalten; alle Bauwerke, Häuser, Tunnels, Brücken, Schiffe, Wagen, Maschinen,

Geräthe u. s. w. werden selbst ohne Gebrauch allein durch den Zahn der Zeit zernagt. Selbst das unproductive Kapital, die Edelmetalle, schützen den Besitzer, wenn er auch auf die Rente verzichten wollte, nicht vor Kapitalsverlust, weil ihr Werth im Fortschritt des Culturprocesses ebenso beständig sinkt, wie der des Grundbesitzes beständig steigt. Für den Besitzer mobilen Kapitals gibt es also nur ein Mittel, seinen Wohlstand für sich und seine Erben zu erhalten, das ist das, auf einen Theil seiner Rente zu verzichten und dieselbe zur Erhaltung und nominellen Vermehrung seines Kapitals zu verwenden. Verbraucht er seine ganze Rente, wie der Gutsbesitzer es darf, so sinkt er selbst oder doch seine Erben auf eine tiefere Stufe des Wohlstands herab; will er aber gar seinen Wohlstand vergrößern, so muß er einen noch größeren Theil seiner Rente in Reserve legen, als wenn er denselben blos auf thatsächlich gleichem Niveau erhalten will. Soll aber die Volkscultur fortschreiten, so muß der Nationalwohlstand steigen, d. h. das Nationalkapital sich vergrößern; soll das Nationalkapital vergrößert werden, so muß der Kapitalbesitz der Privatwirthschaften sich vergrößern, d. h. ein erheblicher Theil aller mobilen Kapitalrenten in Reserve gelegt werden. Will der Staat die Volkscultur durch wirthschaftliche Maßnahmen fördern, so muß er die Ersparnisse aus der Kapitalrente befördern, also einen Besteuerungsmodus vermeiden, welcher die Neigung zu solchen Ersparnissen beeinträchtigt.

Sehen wir uns aus diesem Gesichtspunkte unsere directe Besteuerung an, so erscheint dieselbe wenig rationell. Die Einkommensteuer trifft das ganze Einkommen, ohne Rücksicht darauf, ob und wie viel von demselben für Alters-, Krankheits-, Invaliditäts-, Lebens-, Wittwen- und Waisenversicherung verbraucht oder in Ersparnissen angelegt wird, deren Anhäufung alle diese Zwecke auf einmal erfüllen soll. Eine Hausstandssteuer, welche den nicht consumirten, d. h. in Reserve gelegten Theil des Einkommens frei ließe, würde im Gegensatz zu der jetzigen Einkommensteuer als Sparprämie wirken; es ist ebenso irrationell, die jährliche Rücklage zum Reservefond in der Privatwirthschaft zu besteuern, als es wäre, wenn man bei der Berechnung der Eisenbahnsteuer oder Gewerbesteuer auf die nothwendige Dotirung des Reservefonds keine Rücksicht nehmen wollte.*)

Dieser Fehler in der Veranlagung der Einkommensteuer würde sich in der Kapital-Rentensteuer potenziren. Der Ueberschuß der Einkommensteuer über die Hausstandssteuer wirkt als einmalige, die Kapital-Rentensteuer als dauernde „Sparstrafe"; wenn dort die Rücklage jedes Jahres einmal versteuert werden muß, so muß hier dauernd dafür gebüßt werden, daß man so leichtsinnig war, in der Ansammlung von Ersparnissen dem Staat ein neues Steuerobject zu bieten. Wie der Arbeiter den Ueberschuß seines Wochenverdienstes über die nothwendigsten Lebensbedürfnisse lieber verpraßt und durch die Gurgel jagt, um nur nicht durch Anschaffung von guten Möbeln u. s. w. dem Steuerexecutor für Zeiten der Noth willkommene Pfändungsobjecte zu bieten, so wird auch der zur Kapitalansammlung Befähigte durch Einführung einer Kapital-Rentensteuer sich zu der Erwägung gedrängt sehen, ob er nicht besser thue, sich und den Seinen das Leben etwas behaglicher zu gestalten, anstatt sich Ersparnisse mühsam abzudarben, die doch blos zu einem Theil ihm und den Seinigen, zu einem andern Theil aber dem Steuerfiscus zugute kommen.

Es erscheint daher als dringendes Erforderniß einer gesunden Steuerpolitik, Ersparnisse mindestens für die Dauer einer Generation steuerfrei zu lassen, und mit ihrer Besteuerung frühestens bei den Erben zu beginnen. Als Einkommen (beziehungsweise als Hausstandsausgabe) wird die Rente dieser Ersparnisse bei den Erben ja ohnehin besteuert; ob es förderlich für den Spartrieb ist, sie darüber hinaus noch einmal als Kapitalrente zu besteuern, möchte auch noch fraglich sein. Denn der Sparende spart in der Regel weit mehr für seine Erben als für sich selbst; man lähmt den Nerv des Spartriebs also in ähnlicher Weise, wenn man eine Sparstrafe in Bezug auf die Wittwen und Waisen des Sparers, als wenn man sie in Bezug auf ihn selbst in Aussicht stellt.

Aber mag der Staat immerhin ererbtes Kapital besteuern, dann soll er sich wenigstens die Erhebungskosten verbilligen und dem Besteuerten die moralische Unannehmlichkeit und praktische Unbequemlichkeit der Erlegung erleichtern, dadurch, daß er ein Mal beim Antritt der Erbschaft denjenigen Theil des Kapitals für sich nimmt, welcher ausreicht, die projectirte Höhe der Rentensteuer für die voraussichtliche Dauer einer Generation zu liefern. Soll bei jedem neuen Erbfall von demselben Kapital aufs Neue die nämliche Quote erhoben werden, so muß diese Quote so bemessen werden, daß sie in den Rentensteuer-Annuitäten einer Generation sich als Kapital mit aufzehrt; in dieser Form ist die Rentensteuer völlig in eine Kapital-Erbschaftssteuer umgewandelt. Jedenfalls ist der Augenblick, wo Jemand durch Erbschaft in einen neuen Besitz gelangt, der relativ günstigste, um ihm eine Steuer abzunehmen, und diese einmalige Einschätzung und Zahlung lange nicht so empfindlich und verdrießlich als die stets wiederkehrende der Rentensteuer. Auch ein progressiver Charakter würde bei der Kapital-Erbschaftssteuer sich lange nicht in so drückender Weise geltend machen als bei der Rentensteuer, und würde die nicht zu unterschätzende Gefahr der Verdrängung großer mobiler Kapitalien ins Ausland bei dieser Art der Erhebung sich zum mindesten erheblich verringern. Alles was zu Gunsten einer Kapital-Rentensteuer angeführt werden kann, gilt in ganz derselben Weise für eine Capital-Erbschaftssteuer; alle Uebelstände, welche die erstere verwerflich machen, fallen hingegen bei der letzteren fort.

An Stelle der projectirten Kapital-Rentensteuer hätte demnach eine Steuerregulirung der Erbsteuer zu treten, so zwar, daß nicht die Erbmassen, sondern die Erbtheile als Grundlage der progressiven Steuerberechnung gelten, und auch die Vererbung in directer Descendenz besteuert wird.

Die Erbsteuer wird von angesammelten Privatkapitalien erhoben, welche einen integrirenden Bestandtheil des jeweiligen Nationalkapitals bilden; der jährliche Erbsteuerertrag bildet also thatsächlich einen Theil des von der Nation erworbenen Kapitalvermögens. Diesen jährlichen Erbsteuerertrag zu laufenden Staatsausgaben verwenden, heißt also nichts anderes, als die betreffenden laufenden Ausgaben aus dem ersparten Kapital der Nation bestreiten, d. h. die betreffende Summe als Kapital vernichten und den Capitalbildungsproceß in so weit umkehren, als das Kapital dem Staate durch Besteuerung erreichbar wird. Solche Kapitalvernichtung — nicht ausnahmsweise unter der Zwangslage eines dringenden Nothstandes, sondern principiell als dauerndes Glied des Finanzsystems betrieben — ist nun aber auf nationalökonomischem Gebiet dasselbe wie auf moralischem der Mord, ist eine culturwidrige Umkehrung des anzustrebenden und zu fördernden wirthschaftlichen Lebensprocesses der Nation. Das der Nation abgenommene Kapital muß auch vom Staate als Kapital behandelt und benutzt werden, d. h. es muß zu productiven Anlagen verwendet werden, als da sind Schulen, Kunst- und Bildungsanstalten, Museen, Waisenhäuser, Krankenhäuser, Alterversorgungs-, Blinden-, Taubstummen-, Irren-, Idioten-Anstalten u. s. w., Wasser-, Land- und Eisenstraßen, Brücken, Wasserleitungen u. dgl. Die Erträge der Kapital-Erbschaftssteuer müßten vom Staate durchaus wie unantastbare Stiftungsfonds behandelt und dem Mißbrauch für laufende Ausgaben selbst in Zeiten der Noth ebenso gut wie andere Stiftungsfonds entzogen sein; dann würde auch der Steuerzahler wie der Sparer ohne Mißmuth auf die zu zahlende Quote hinblicken, sie vielmehr wie ein testamentarisches Legat zu wohlthätigen oder gemeinnützigen Zwecken mit Stolz betrachten.

Auch die Progression der Erbsteuer bei abnehmenden Verwandtschaftsgraden könnte unter diesen Voraussetzungen ohne Nachtheil eine höhere sein; der Staat könnte etwa nach Hellenbachs Vorschlag da, wo es an Pflichterben fehlt, als Pflichterbe eintreten und auf das landesübliche Pflichttheil als Maximal-

*) Vgl. Julius Fröbel, die Gesichtspunkte und Aufgaben der Politik. Leipzig bei Duncker und Humblot, 1878. S. 207—209.

quote Anspruch erheben. Ich vermag nicht zu prüfen, ob die von Hellenbach für die östreichisch-ungarische Monarchie aufgestellte Berechnung richtig ist, nach welcher durch die letztere Maßregel allein in 100 Jahren ein Collectivvermögen von mehreren Milliarden Gulden angesammelt werden müßte*); jedenfalls würde ein so zu schaffendes Collectivvermögen schon nach wenigen Generationen groß genug sein, um, wenn auch nicht alle socialen Fragen aus der Welt zu schaffen, so doch die brennendsten derselben vorläufig zu löschen, und deshalb erscheint dieser einfache und praktisch nicht schwer durchzuführende Vorschlag höchst beachtenswerth. Es begreift sich leicht, daß die Behandlung der Erbsteuererträge als unantastbare Kapitalien doch sehr bald dem Jahresbudget der laufenden Ausgaben Erleichterungen verschafft, da ein Theil der so bestrittenen Ausgaben doch ohnehin vom Staat, den Provinzen, Kreisen oder Gemeinden hätte bestritten werden müssen, und der im andern Fall etwa unterlassene oder hinausgeschobene Theil doch mindestens der allgemeinen Steuerkraft der Staatsbürger zugute kommt.

Das Völkerrecht und seine Vertreter in der Wissenschaft.

Von L. Geßner.

Die Wissenschaft des Völkerrechts hat erst im 17. Jahrhundert ihren Anfang genommen. Begründer derselben ist nächst dem in weiteren Kreisen weniger bekannt gewordenen Italiener Albericus Gentilis ein holländischer Gelehrter und Staatsmann, Hugo Grotius, dessen im Jahre 1726 vollendetes Werk „De jure belli ac pacis“ für das Völkerrecht epochemachende Bedeutung hat. Heffter sagt von Grotius, er habe in gemeinverständlicher Sprache die Grundsätze des Christenthums, die Lehren der Geschichte, die Aussprüche der Weisen über Recht und Unrecht in das Gedächtniß der Menschen gerufen; sein Werk sei unvermerkt ein europäischer, von allen Confessionen gebilligter Völkercodex geworden. Aber den großen Vorzügen stehen einige erhebliche Schwächen zur Seite. Grotius war kein Jurist im eigentlichen Sinne des Wortes und seine Ausführungen lassen daher nicht selten ein strenges juristisches Verständniß vermissen, er beschäftigt sich überdieß vorwiegend mit Beispielen des klassischen Alterthums, so daß die Verhältnisse der Gegenwart nicht immer eine ausreichende Rücksichtnahme finden. Wäre letzteres geschehen, so würde sein jus belli ac pacis auf die politische Welt noch größeren und nachhaltigeren Einfluß gewonnen haben. Bynkershoek, der Landsmann und Zeitgenosse von Grotius, besitzt weit mehr, wie dieser, die Eigenschaften eines großen Juristen, aber er hat gleichwohl nicht dessen hervorragende Bedeutung für die Ausbildung des Völkerrechts gewonnen. Die völkerrechtlichen Schriften von Bynkershoek zeichnen sich durch große Sachkenntniß und juristische Schärfe aus, aber es fehlt dem Verfasser der hohe wissenschaftliche und reformatorische Sinn, von dem sein Landsmann geleitet wurde.

Nächst Grotius hat sich unter den älteren Publicisten Johann Jakob Moser die größten Verdienste um die Wissenschaft des Völkerrechts erworben. Freilich haben beide Rechtslehrer grundverschiedene Wege verfolgt. Der deutsche Publicist stellt sich ganz ausschließlich auf den Boden der positiven Thatsachen, die von Grotius bisweilen vernachlässigt werden. In der Vorrede zu den „Grundsätzen des jetzt üblichen Völkerrechts in Friedenszeiten“ erklärt Moser ausdrücklich: „Mein Völkerrecht ist lediglich und ganz allein auf das gegründet, was wirklich geschehen ist und zu geschehen pflegt.“ Die wissenschaftliche Thätigkeit Mosers bekundet überall neben gewaltigem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit einen aufgeklärten Rechtssinn; schon zu seinen Lebzeiten wurde er der „ehrliche alte“ Moser genannt. Seine großen Leistungen auf dem Gebiete des deutschen Staats- und Reichsrechts sind unbestritten. Nicht so allgemein sind seine Leistungen auf völkerrechtlichem Gebiete gewürdigt worden, woran vorzugsweise wohl die etwas geschmacklose Darstellungsweise und der Mangel an systematischer Behandlung die Schuld tragen. Die völkerrechtlichen Arbeiten von Moser sind aber in der That eine wahre Fundgrube für die Kenntniß der älteren völkerrechtlichen Gewohnheiten und namentlich derjenigen des vorigen Jahrhunderts.

Die Mitte zwischen Grotius und Moser hält ein Zeitgenosse des letzteren, Emmerich von Vattel aus Neuschatel. Vattel hatte philosophische Studien mit Vorliebe getrieben und sich mit den Lehren von Leibnitz und Wolf gründlich beschäftigt. Sein zuerst im Jahre 1758 unter dem Titel „Le Droit des gens ou principes de la loi naturelle appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains“ erschienenes völkerrechtliches Werk steht ganz auf dem Boden des Wolf'schen Systems. Das Rechtsbuch hat in der politischen Welt bis in die neuere Zeit sich eines großen Ansehens erfreut und ein solches in gewisser Hinsicht auch verdient, da dasselbe sich nicht blos durch eine geschickte und gewandte Darstellung auszeichnet, sondern auch von Sachkenntniß und gesundem klaren Urtheil, sowie von den praktischen Erfahrungen Zeugniß gibt, die sich der Verfasser als sächsischer Gesandter in Bern erworben hatte. Vattel ist aber gleichwohl in der politischen Welt überschätzt worden. Seinem völkerrechtlichen Werke, welches bekanntlich noch neuerdings in politischen Schriftstücken bisweilen als Autorität citirt wurde, ist, der erwähnten Vorzüge ungeachtet, von Sachverständigen mit Recht der Vorwurf einer gewissen Oberflächlichkeit gemacht worden.

Im Anfange dieses Jahrhunderts haben zwei deutsche Publicisten, Johann Ludwig Klüber und Georg Friedrich von Martens, die völkerrechtliche Wissenschaft in hervorragender Weise gefördert. Beide haben durch ihre gründlichen und zuverlässigen Arbeiten auch im Auslande großes Ansehen erlangt. Das „Droit des gens“ von Martens, welches sich ausschließlich auf den Standpunkt des positiven Rechtes stellt, ist auch in der politischen Welt stets als Autorität ersten Ranges betrachtet worden. Aber Martens hat nicht minder auch durch eine Anzahl kleinerer Schriften sich um die Aufklärung einzelner Rechtsfragen große Verdienste erworben. Sein „Essai concernant les armateurs“ hat eine geradezu klassische Bedeutung. Martens hat dadurch zuerst das dunkle und verrottete Kaperrecht durch das Licht der Wissenschaft beleuchtet.

Auch ein Amerikaner, Henri Wheaton, hat auf die Entwicklung des internationalen Rechtes bedeutenden Einfluß geübt. Man könnte Wheaton den amerikanischen Moser nennen; beide sind durch und durch Positivisten, und beschäftigen sich fast ausschließlich mit internationalen Gewohnheiten und Verträgen. Der Amerikaner erreicht wohl nicht den großen deutschen Gelehrten an Umfang und Gründlichkeit des Wissens, aber er ist ihm überlegen durch praktischen Blick und durch die geschicktere und mehr systematische Behandlung des Gegenstandes.

Auch die englischen Juristen haben in Bezug auf das Völkerrecht Bedeutendes geleistet. Auf einzelnen Gebieten sind jedoch die Grundsätze des alten Rechts für sie bis in die neuere Zeit hinein ein noli me tangere gewesen. Namentlich gilt dies von dem internationalen Seerechte. Einzelne neuere Juristen, wie auch Sir Travers Twiß, beginnen jedoch dem Rechtsbewußtsein Zugeständnisse zu machen, welches in der übrigen civilisirten Welt auf diesem Gebiete zum Ausdrucke gelangt ist. Bemerkenswerth ist es endlich, daß der kürzliche Vorschlag Gladstones, türkische Häfen in Friedenszeiten zu blokiren, in den maßgebenden juristischen Kreisen Englands keinem Beifall begegnete. Der bedeutendste moderne Publicist Englands, Sir Robert Phillimore, steht zwar in seerechtlichen Fragen im Wesentlichen auf dem Standpunkte der alten Rechtstraditionen Englands, aber sein großes völkerrechtliches Werk, welches den Titel führt: „Commentaries upon international law“ darf, was Gründlichkeit und Schärfe der Jurisprudenz betrifft, den besten Leistungen der Rechtsgelehrten aller Völker an die Seite gestellt werden.

*

*) Lazar B. Hellenbach, die Vorurtheile der Menschheit. Bd. I: Volkswirthschaftliche, politische und gesellschaftliche Vorurtheile. Wien bei L. Rosner, 1879. S. 118—119.

Die Franzosen haben sich besonders um das internationale Seerecht große Verdienste erworben. Hautefeuille und Ortolan gehören auf diesem Rechtsgebiete zu den ersten Autoritäten; aber auch Publicisten wie Massé, Cauchy, Pistoye und Duverdy haben sich durch ihre Arbeiten verdiente Anerkennung erworben. — Unter den italienischen Juristen befinden sich mehrere, welche wie Esperson, Ercole Vidari und andere um die völkerrechtliche Wissenschaft sich verdient gemacht haben; einen internationalen Einfluß, den ältere italienische Publicisten, wie Lampredi, Azuni und Galiani erlangten, haben indeß die Arbeiten derselben nicht gewonnen. Dies ist vielmehr dem Südamerikaner Ch. Calvo durch sein im Jahre 1870 zu Paris in erster Auflage erschienenem „Droit international" gelungen. — Auch in Rußland hat sich die juristische Welt neuerdings eifrig mit dem Völkerrechte beschäftigt. In dieser Hinsicht verdienen die „Principes du droit des gens" von Bezobrazof erwähnt zu werden. Besonders hat auch Martens, Professor an der Universität zu St. Petersburg, eine Anzahl von Arbeiten über völkerrechtliche Fragen veröffentlicht, welche sich durch große Sachkenntniß und juristischen sowie auch politischen Scharfblick auszeichnen.

Zwei deutsche Juristen sind es, welche in neuester Zeit als völkerrechtliche Autoritäten in den Vordergrund getreten sind, Heffter und Bluntschli. Das Völkerrecht von Heffter hat für die Gegenwart dieselbe Bedeutung, welche das Droit des gens von Vattel für den Schluß des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts in Anspruch genommen hat. Aber Heffter übertrifft seinen älteren Collegen entschieden an gründlichem Wissen und scharfem juristischen Urtheil. Heffter war nicht blos Gelehrter, sondern auch ein hervorragender praktischer Jurist; neben seiner akademischen Thätigkeit gehörte er viele Jahre hindurch dem höchsten preußischen Gerichtshofe als Mitglied an. Diese Eigenschaften des großen Gelehrten und praktischen Juristen haben dem völkerrechtlichen Werke Heffters den eigenthümlichen Stempel aufgedrückt. Dasselbe führt den Titel: „Das europäische Völkerrecht der Gegenwart" und hatte bis zum Tode des Verfassers, welcher im vorigen Jahre erfolgte, sechs Auflagen erlebt.

Vor kurzem ist eine neue Auflage des Werkes erschienen, welche der Professor Dr. Fr. Heinrich Geffken zu Straßburg auf Veranlassung der Verlagshandlung veranstaltet hat.*) Der Herausgeber hat den Text unverändert gelassen und nur an einigen Stellen Zusätze gemacht, um die geschichtliche Entwicklung bis zur Gegenwart fortzuführen. Auch sind von ihm Noten beigefügt worden, worin die Ausführungen von Heffter ergänzt und hin und wieder auch bekämpft werden. Im Vorwort heißt es, der große Erfolg des Buches erkläre sich aus seinem Verdienste, in knapper Form und mit juristischer Präcision ein Bild des wirklich geltenden Völkerrechts zu geben. Heffter verkenne nicht dessen Unvollkommenheiten und Lücken, und hüte sich dieselben in der Art auszufüllen, wie Bluntschli dies in seinem Rechtsbuche gethan, in welchem das anerkannt gültige Recht vermischt mit dem erscheine, was nach Ansicht des Verfassers Recht sein sollte. — Auf diese Weise gerathe man stets in Gefahr, das Wünschenswerthe und oft nur subjectiv Gewünschte mit dem Wirklichen und Möglichen zu verwechseln und gebe dadurch der skeptischen Kritik der Leugner des Völkerrechts Raum, welche derartige persönliche und oft unausführbare Forderungen zum Anlaß der Behauptung nehmen, daß es wohl ein internationales Herkommen, aber kein internationales Recht gebe.

Diese Bemerkung gibt uns Veranlassung, über die eigenthümliche Richtung und über das wissenschaftliche Verhältniß der beiden hervorragenden Völkerrechtslehrer zu einander einige Worte zu sagen.

Heffter ist, wie bereits hervorgehoben wurde, in erster Linie Jurist, aber er hat gleichzeitig eine umfassende und gründliche philosophische Bildung, und wenn er auch nicht strikter Hegelianer ist, so erinnern seine Ausführungen doch nicht selten an Hegel'sche Anschauungen. Dabei besitzt Heffter ein feines historisches Verständniß. Seine Bedeutung als Völkerrechtslehrer beruht darin, daß seine juristischen, philosophischen und historischen Eigenschaften sich in voller Harmonie befinden, wennschon die ersteren in den Vordergrund treten. Die Darstellung des positiven Rechts betrachtet er als wesentliche und ausschließliche Aufgabe, aber er unterläßt nicht, überall auf die Entwicklungskeime hinzuweisen, welche in der Gegenwart bereits vorhanden sind, und das alte Recht entweder bereits umgestaltet haben oder dessen Weiterbildung in nahe Aussicht stellen. Namentlich beobachtet Heffter diese Methode auf dem Gebiete des internationalen Seerechts, wo alte und neue Rechtsanschauungen besonders lebhaft auf einanderstoßen.

Bei Bluntschli tritt das philosophische Element in den Vordergrund. Aber er ist weit entfernt davon, das Völkerrecht aus allgemeinen Doctrinen zu construiren, und völkerrechtliche Fragen anstatt nach strengen juristischen Gesichtspunkten nach den Grundsätzen eines Zukunftsrechts zu entscheiden. Sein „Modernes Völkerrecht der civilisirten Staaten" hat daher überall das anerkannt gültige Recht im Auge und vermischt dasselbe nicht, wie Geffken sagt, mit dem, was nach Ansicht Bluntschlis Recht sein sollte. In einem Briefe an Professor Lieber zu New-York, der als Vorwort dem völkerrechtlichen Werke beigefügt ist, spricht sich Bluntschli über seinen Standpunkt ganz bestimmt aus. Er sagt: „Die Rechtswissenschaft darf daher meines Erachtens nicht blos die schon in früheren Zeiten zur Geltung gelangten Rechtssätze protokolliren, sondern soll auch die in der Gegenwart wirksame Rechtsüberzeugung neu aussprechen und durch diese Aussprache ihr Anerkennung und Geltung verschaffen helfen. Je geringer der Mangel gesetzgebender Organe ist (an einer anderen Stelle führt Bluntschli aus, daß diese gesetzgebenden Organe nicht durchaus fehlen, sondern in den europäischen Congressen vorhanden sind), welche für die Fortbildung des Völkerrechts sorgen, um so weniger darf sich die Wissenschaft dieser Aufgabe entziehen. Freilich muß sie sich auch davor hüten, der Zukunft vorzugreifen. Sie darf nicht unreife Ideen als wirkliche Rechtssätze und selbst dann nicht verkünden, wenn sie ihre Verwirklichung in der Zukunft klar voraussieht. Das Recht ist ein lebendiges, ist immer ein gegenwärtiges und unterscheidet sich dadurch sowohl von dem Rechte der Vergangenheit, das nicht mehr ist, als dem Rechte der Zukunft, das noch nicht ist. Vergangenheit und Zukunft leben beide nur insofern, als sie sich in der Gegenwart begegnen und fruchtbar verbinden."

In dieser Gesinnung hat Bluntschli seine Arbeit aufgefaßt und in der That auch ausgeführt. Das von Geffken ausgesprochene Urtheil ist daher in der angegebenen Fassung thatsächlich nicht begründet. Richtig ist nur, daß bei Heffter das juristische, bei Bluntschli das philosophische Element in den Vordergrund tritt; aber beide gelehrte Männer haben die Darstellung des gültigen und positiven Völkerrechts angestrebt und diese Aufgabe in hervorragender Weise gelöst. Der Bluntschli gemachte Vorwurf könnte unter sämmtlichen neueren Publicisten von Bedeutung nur etwa gegen Hautefeuille mit einiger Berechtigung gerichtet werden. Dieser hat in seinem großen Werke „Des droits et des devoirs des nations neutres en temps de guerre maritime" sich bei der Beurtheilung einiger Rechtsfragen allerdings wohl durch einen gewissen Doctrinarismus, durch ein speculatives Recht, welches er „droit divin" nennt, bisweilen einseitig bestimmen lassen. Historicus (der jetzige Minister des Innern Sir W. Harcourt) hat ihn wegen dieser Richtung durch Briefe in der Times, welche großes Aufsehen gemacht haben, sehr scharf jedoch jedenfalls mit Uebertreibungen getadelt. Aber die großen Verdienste, welche Hautefeuille sich gleichwohl um die völkerrechtliche Wissenschaft erworben hat, werden, ungeachtet sie Historicus zu verkleinern sucht, auch außerhalb Frankreichs und namentlich von den deutschen Juristen entschieden anerkannt. Es läßt sich von ihm allerdings sagen, daß er in seinem Rechtsbuche das anerkannt gültige Recht gelegentlich mit dem vermischt,

*) Das europäische Völkerrecht der Gegenwart auf den bisherigen Grundlagen von Dr. August Wilhelm Heffter. Siebente Auflage bearbeitet von Dr. Fr. Heinrich Geffken. Berlin 1881, Verlag von E. H. Schröder.

was nach seiner Ansicht Recht sein sollte. In dem Rechtsbuche von Bluntschli dürfte indeß nicht ein Satz zu finden sein, welcher zu diesem Vorwurfe einen ernsthaften Anhalt bietet.

Es wurde bereits bemerkt, daß die neue Ausgabe des Heffter'schen Völkerrechts eine Reihe von Zusätzen des Herausgebers enthält. Geffken steht im Wesentlichen überall auf dem Standpunkte Heffters, tritt jedoch in einigen wichtigen Punkten ihm entgegen, und zwar, wie es uns scheinen will, bisweilen mit gutem Erfolge. Dies gilt z. B. von den Bemerkungen, welche Geffken zu dem Abschnitte über das Verhältniß der Staatsgewalt zum römischen Stuhle macht. — Auch mit der von Heffter getroffenen Anordnung des Stoffes ist er nicht ganz einverstanden; er hat jedoch in dieser Hinsicht mit Recht nichts Erhebliches geändert. Der Herausgeber hat überhaupt gezeigt, daß er seiner Aufgabe durchaus gewachsen war; es läßt sich nicht verkennen, daß das Heffter'sche Buch durch seine Aenderungen und Zusätze noch gewonnen hat. — Die meisten und wichtigsten Zusätze hat Geffken in dem Abschnitte über das Völkerrecht in Kriegszeiten gemacht. Auf diesem Gebiete sind die Rechtscontroversen auch in der That am reichlichsten vorhanden, und es machen sich Reformbestrebungen, welche durch die neuere Praxis der Mächte vorbereitet sind, hier mit besonderer Entschiedenheit geltend. Auf diesen Abschnitt beabsichtigen wir in einem besonderen Artikel demnächst noch zurückzukommen, und bei dieser Gelegenheit auch eine Rechtsfrage näher zu erörtern, welche in der neueren Kriegsgeschichte und namentlich während des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 eine so bedeutungsvolle Rolle gespielt hat. Es ist dies die Frage, ob und in wie weit der Verkauf von Kriegscontrebande auf neutralem Gebiete, welche für Kriegszwecke bestimmt ist, mit den Neutralitätspflichten vereinbar und völkerrechtlich für zulässig erachtet werden kann. Geffken nimmt in dieser Frage einen Standpunkt ein, den wir als rechtlich begründet nicht anzuerkennen vermögen.

Literatur und Kunst.

Goethe in Messina.

Von A. Schneegans.

An dem südlichen Ende der Stadt Messina, wo der Torrente di Portalegni, aus dem Thale zwischen Forte Gonzaga und Forte Castellacio herausbrechend, den Corso Cavour durchschneidet, erhebt sich rechter Hand, wenn man die Stadt verläßt, ein alterthümlicher Bau; zweistöckig, viereckig, rechtwinkelig, mit plattem, von der Straße aus unsichtbarem Dache, mit acht hohen weiten Fenstern in dem oberen, dem herrschaftlichen Stockwerke, und einem unverhältnißmäßig großen Thore etwa in der Mitte der ziemlich baufällig und abgenutzt dreinsehenden Façade. Auf dieses Thor wird das Auge zuerst hingezogen. Ein kleineres erschiene angemessener. Es öffnet sich in vollem, hohem Rundbogen auf einen unregelmäßigen, vernachlässigten Hof. Zwei marmorne, arg von dem Wetter und den Jahren verwaschene Säulen treten frei in die Straße hervor und tragen einen in kunstvollen Windungen über dem Thore hinlaufenden, mit eisernem, bauchartig sich hervorbauschendem Gitter versehenen Balcon. Auf dem Schlüsselstein des Rundbogens ist ein Wappen eingehauen; nicht ohne Mühe erkennt man in dem verwitterten Steine zwei gekreuzte Klauen, oben einen Stern, unten eine bourbonische Lilie; eine Fürstenkrone, die besser erhalten ist als das Wappen selbst, erhebt sich über dem Schilde. Zwischen dem herrschaftlichen oberen Stockwerke und der Erde öffnen sich die gedrückten, niederen Fenster eines Entresol. Das Erdgeschoß mit mit seinen hohen, rundgewölbten Thüren scheint von verschiedenen Gewerbe treibenden Leuten bewohnt zu werden. Bunte Lappen hängen in malerischer, unsauberer Unordnung aus den Fenstern und Thüren und über die Balcongitter dieser beiden unteren Stockwerke auf die Straße, wo das rege Gewimmel des südlichen Lebens vom frühen Morgen bis in die späte Nacht herumsummt und schreit: Früchte verkaufende Kinder, die in schrillem, eintönigem Singen ihre Waare ausbieten; Esel treibende Bauern, die sich mit ihren vierfüßigen Gefährten in gutmüthig befehlender Weise unterhalten; Schiffer mit großen, runden Körben, aus denen die stahlfarbig schillernden Fische herunterhängen; unzählige, aus allen Gäßchen, Thüren, Fenstern herausschreiende Weiber, die sich ihre kleinstädtischen Nachbarsgeschichten über die Straße erzählen, sich öffentlich zanken, beschimpfen, schlagen und sich im Nu, ebenso öffentlich und in ebenso überschwänglicher Weise, wieder versöhnen; Wasser tragende Mädchen, die, mit ihrem antikgeformten Krug auf der Schulter, von den Friesen des Parthenon oder von den pompejanischen Bildern zu uns heruntergetreten zu sein scheinen, und die sich in buntem Gewirr um den, dem Palazzo gegenüber liegenden, von einem marmornen Flußgott überragten Brunnen drängen: der Flußgott reitet auf einer Weltkugel; man hat ihm wie allen andern in Messina herumstehenden Statuen während irgend einer Revolution die Nase abgeschlagen; den linken Fuß hat er, per combinazione, zufälligerweise, wie die Italiener achselzuckend sagen, auch verloren; mit dem andern drückt er lustig an die Weltkugel, als wäre er ein einfacher Marinaro oder Mönch und säße gemächlich auf seinem Esel; in jeder Hand hält er einen recht unbrauchbar dreinschauenden Henkelkrug, bis zu welchem das aus eisernen Röhren jetzt herausfließende Wasser nicht mehr heraufzudringen vermag. Der gute Flußgott, der Aquario, sieht mit seinem verwunderten, durch die Abwesenheit der Nase ganz sonderbar und lächerlich negerartig verunstalteten Gesicht auf das Treiben des lärmenden Volks herunter und auf den hohen, stillen Palazzo hinüber, an dessen beiden Ecken große, goldeingerahmte, grell gemalte Madonnenbilder mit ihren immer brennenden Lämpchen hängen; er hat schon viel gesehen und erlebt seit dem Jahre 1602, wo ihn die Gunst des Königs von Sicilien und von Spanien, Philipp III., hier auf seine kollernde Weltkugel gepflanzt; Stürme der Menschen und Stürme der Natur, Kriege, Revolutionen, Wolkenbrüche und Erdbeben! Von dieser Seite der Stadt drangen nach der Bewältigung des Aufstands im Jahre 1848 die Schweizerregimenter der letzten Bourbons in Messina ein, und dieser Stadttheil wurde ihnen zur Plünderung überliefert; hier über diese Straßen und Plätze fuhren in späteren Jahren die von Cialdini aus den eroberten Forts von Castellacio und Gonzaga auf die Citadelle gerichteten Granaten; hier schäumten während der großen Wolkenbrüche und Alluvionen der fünfziger Jahre die Wellen der aus ihrem Bette jählings herausgebrochenen Torrente von Portalegni; hier stürzten krachend Paläste, Kirchen und Häuser bei dem furchtbaren Erdbeben von 1783 zusammen; — er allein, der alte Flußgott, und der massive, ihm gegenüber liegende Palazzo blieben unter den Trümmern stehen. Wie alte Kriegskameraden schauen die Beiden einander an und erzählen sich in den stillen Mondnächten Geschichten aus den vergangenen Zeiten! Der Flußgott spricht in dem Plätschern des krystallhellen Wassers, das über die Weltkugel in sein zerborstenes Marmorbecken quillt, zu dem auf Säulen ruhenden Palazzo hinüber, und es antwortet von drüben das Flüstern des Windes aus dunklen, golddurchglühten Orangenbäumen.

Dieser Palazzo ist das Stammhaus der edlen Familie der Brunaccini, Principi di San Teodoro; durch die Straße, die hier in die Stadt hereinzieht, ritt am 10. Mai 1787, von Catania und Taormina kommend, Goethe mit seinem Freunde Kniep und ihrem „wackern" Führer „an Trümmern nach Trümmern vorbei" in das „unselige Messina"; in diesem Palast, den der damalige Gouverneur Principe Brunaccini bewohnte, machte er zwei Tage später unter den in der Italienischen Reise so drastisch beschriebenen Verhältnissen die Bekanntschaft des alten, originellen Herrn; und in dem großen Saale dieses Hauses war es, wo das Essen stattfand, von dem er so merkwürdige Dinge erzählt. Ueber Goethes Aufenthalt in Messina ist meines Wissens, außer den in der Italienischen Reise niedergeschriebenen Erinnerungen, nichts bekannt; ich wüßte auch nicht, daß von anderer Seite

Nachforschungen stattgefunden hätten, um jene so äußerst interessante Darstellung mit den etwa in Messina oder in der Familie der Fürsten von Brunaccini noch zurückgebliebenen Erinnerungen zu vergleichen, oder auch nur um der deutschen literarischen Welt einen näheren Einblick in jene Zeit, oder in die aus jener Zeit noch auf unsere jetzigen Tage herübergetragenen Familientraditionen zu ermöglichen. Um diese Lücke, so weit es die Verhältnisse erlauben würden, zu füllen, beschloß ich die Nachkommen des damaligen Gouverneurs aufzusuchen und von ihnen zu hören, welche Ueberlieferungen von Goethes Reise und Aufenthalt in Messina sich in ihrer Familie vielleicht erhalten hätten. Durch das zuvorkommende Dazwischentreten eines jungen, mit der deutschen Sprache, Literatur und Kunst innig vertrauten und für deutsche Bildung im höchsten Grade begeisterten Messinesischen Kaufmanns, Herrn Polimeni, erhielt ich in liebenswürdigster Weise von dem Sprößling der Familie Brunaccini und dem Träger des fürstlichen Titels die Einladung, den Palazzo zu besuchen. Es war in den ersten Tagen des September; die Hitze, obgleich nach nordischen Begriffen noch recht empfindlich, war nicht mehr eine solche, die das Ausgehen in den Mittagsstunden nicht gestattete, und so begaben wir uns, mein deutsch-italienischer Kaufmann und ich, in den Stammsitz der Brunaccini.

Durch das breite hohe Thor gelangt man in einen geräumigen, unregelmäßig verbauten Hof; gerade gegenüber öffnen sich zwei kleinere Thore, die in die Gärten und in die seit wenigen Jahren an eine hydrotherapeutische Badeanstalt abgegebenen hinteren Gebäulichkeiten führen. Da die Familie der Principi Brunaccini, wie so viele andere, seit geraumer Zeit nach Palermo übergesiedelt ist und nicht mehr in dem vernachlässigten Messina Haus macht, so haben auch die jetzigen Besitzer des Messinesischen Palazzos diese weitausgedehnten und seit ihrem Abzuge so zu sagen brach liegenden Räumlichkeiten nutzbar zu machen gesucht, und es nimmt in diesem, trotz seines leichtfertig-poetischen Ruses recht praktisch angelegten Volke Niemand Anstoß daran, daß in dem Palaste der Brunaccini unter demselben Dache eine Badeanstalt, eine Kleinkinderschule und die alten Gemächer der Fürsten nebeneinander liegen. Rechts in dem großen Hofe zieht sich eine steinerne, mit weiten ansteigenden Oeffnungen versehene Treppe bis zu dem oberen Stockwerke. Vor einer schmalen unansehnlichen Thüre macht man Halt; der Custode der Schule, die ebenfalls auf diesen Flur mündet, weist den Besucher an, die Klingel zu ziehen und, merkt er ihm den Fremden an, so zeigt er ihm über der Thüre eine alterthümliche und schon ziemlich verwitterte, eine der Ahnfrauen der Brunaccini vorstellende Marmorbüste und erklärt in der gefälligen südländischen Weise, warum das Bild an dieser Stelle steht und in wie großen Ehren diese Ahnfrau von der Familie gehalten wird.

Es währte eine Weile, ehe man uns öffnete; die Hausbewohner, meinte der Schulcustode, hielten sich gewöhnlich in den entlegenen hinteren Gemächern auf. Endlich wurde ein Riegel gezogen und ein freundlicher, alter Diener bat uns einzutreten. Wir wurden durch einige alterthümlich möblirte Zimmer bis in einen mit Gemälden und Bücherschränken verzierten Salon geführt, wo man uns auf den Fürsten zu warten bat. Kurz darauf trat derselbe in das Gemach, ein sehr junger, feiner Mann, mit edelgeschnittenen Zügen und einem zuvorkommenden, weltmännisch liebenswürdigen Wesen, aus welchem der Anstand des in größeren Kreisen zu verkehren und von Kindheit auf an den Umgang mit vielen Menschen gewöhnten Adeligen hervorblickte. Schon bei den ersten Worten, die wir wechselten, konnte ich bemerken, daß zwischen der Goethe'schen Erzählung und den Familienüberlieferungen der Brunaccini ein wesentlicher Unterschied bestehe; als ich nämlich dem Fürsten sagte, es sei für mich interessant den Palast zu besuchen, in welchem Goethe vor bald einem Jahrhundert verkehrt hatte, antwortete er mir, seine Familie sei heute noch stolz darauf, daß Deutschlands größter Dichter unter ihrem Dache mehrere Tage gewohnt habe; und die Folge unserer Unterhaltung und meines Besuches bewies mir auch, daß diese letztere Auffassung, die mit Goethes Angaben nicht übereinstimmt, sich in der Familie der Brunaccini, wie überhaupt in der Messineser Gesellschaft, vollständig eingebürgert und sich mit, wenn auch von dem Standpunkte der objectiven Kritik keineswegs erschöpfenden Beweismitteln umgeben hat. Der junge Fürst entschuldigte sich ob der Verwahrlosung dieses Palazzos; derselbe diene der Familie nur noch als Absteigequartier, seit sie nach Palermo übersiedelt sei; man habe ihn in dem Zustande belassen, in welchem er seit langen Jahrzehnten gelegen, ein Umstand, der aber für den Goethe-Forscher von besonderem Interesse ist, da nicht nur die Räumlichkeiten selber, sondern auch noch die innere Einrichtung, die Bilder, und bis auf die Möbel dieselben sind, die Goethe damals vorgefunden haben mag. Die Möbel insbesondere tragen das Gepräge der, in der Mitte und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Möbeldecoration beherrschenden Stile. Die Stühle, Tische, Sophas, sowie die an den Wänden hinlaufenden Glasschränke, sind in jener hübsch gewundenen und graziös gebogenen Form hergerichtet, welche den französischen Geschmack unter Ludwig XVI. in den reichen Familien Europas zur Mode machte; dunkles, mit helleren Farben kunstvoll eingelegtes Nußbaum- oder Mahagoniholz herrscht vor; die Beschläge sind in demselben Stile, von gelbem, blinkenden Metall. Man gewinnt den Eindruck, in eine Häuslichkeit eingeführt zu werden, an welcher das verflossene Jahrhundert nichts verändert, ja noch besser, nichts verrückt, nichts ausgebessert hat. Die großen Oelgemälde, von welchen einige sehr werthvoll, hängen noch in denselben schmalen Rahmen, die damals beliebt waren; um die kostbaren Spiegel winden sich die goldenen, aber schwärzlich angelaufenen, holzgeschnitzten Verzierungen, die man am Ende des 18. Jahrhunderts so geschmackvoll herzurichten verstand. Mannichfache Familienkleinodien und Kostbarkeiten liegen, stehen oder hängen in den Glasschränken umher: feingeschnittene Edelsteine, Broschen aus Lapislazuli und Elfenbein, antike Kelche und Gläser; seltene, in Pergament gebundene Bücher, unter andern die erste, mit wunderbaren Stichen verzierte Auflage von Tassos Befreitem Jerusalem, und ein, ebenfalls mit Bildern und Plänen versehener Pergamentband, der einzige, wie mir gesagt wurde, der aus dem Brande der Bibliothek von Pisa gerettet wurde, die Roma Sotteranea; merkwürdige, aus den alten Zeiten stammende Kleidungsstücke, so ganz besonders zwei schwere, mit farbiger Seide, Gold und Silber, in allen möglichen Thier- und Blumenfiguren gestickte, von dem 14. Jahrhundert zu uns herüber gekommene Hemden, von denen man uns erklärte, es seien diese in alten Zeiten die Braut- und Hochzeitshemden der Familie Brunaccini gewesen; — seltsam naive Gebräuche der Vorzeit, fürwahr! und recht intime Andenken!

In einer Ecke dieses ersten Salons, neben dem Fenster, hängt ein altes Porträt. — „Hier", sagte uns der junge Prinz, „ist das Bild meines Großvaters, des Gouverneurs von Messina, bei dem Goethe wohnte!" — Das Porträt, das nicht von einem bedeutenden Künstler gemalt ist, stellt einen am Ende der vierziger Jahre stehenden Mann vor, in blauer Uniform, mit dicken, steifen, rothen Aufschlägen; zwei Sterne zieren seine Brust. Man sucht in diesem Gesichte den „wüthenden Despoten", von dem Goethe erzählt, aber man findet ihn nicht; ebenso wenig als den „Mann von sehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter großen, struppigen Augenbrauen schwarze, tiefliegende Blicke hervorsendend"; das Porträt, das den Gouverneur jedenfalls in viel früheren Jahren vorstellt, macht eher den Eindruck eines nicht ungewöhnlich, weder despotenmäßig noch originell, aber fest und willensstark angelegten Charakters; höchstens vermag man auf diesem Gesichte die Anlage zu einer, in späteren Jahren zur Entfaltung zu kommen versprechenden Barschheit entdecken: ein soldatischer „Brummbär", wie man zu sagen pflegt, ist der Mann, der von diesem Rahmen zu uns herunterblickt, noch nicht. In der Erinnerung der Messinesen, derjenigen wenigstens, die sich mit der Geschichte der Vergangenheit beschäftigen, lebt der damalige Gouverneur noch; man hat von ihm das Andenken des umsichtsvollen und energischen Verwalters behalten, der es verstand, nach dem furchtbaren Erdbeben die

verwirrte und aufgelöste Einwohnerschaft mit fester Hand zusammenzuhalten, der den Kopf nicht verlor und der durch seinen eisernen Willen und die Entschiedenheit seines Auftretens auch seinen Mitbürgern die in so schweren Zeiten besonders nothwendige Ruhe und Fassung wieder beizubringen vermochte. Goethe rühmt ihm in seiner Reisebeschreibung nach, er habe sofort nach dem Erdbeben, das die Stadt fast vollständig zerstörte, Hand angelegt, den Schutt von den Straßen wegräumen und in das Innere der umgestürzten Häuser, deren Façade allein noch stehen geblieben, werfen lassen, und dadurch den Einwohnern erlaubt, wieder dem Handel und ihren Gewerben obzuliegen. Es stimmt diese Bemerkung ganz auffallend mit den heute freilich nur noch schwer aufzufindenden Abbildungen überein, welche gleich nach dem Erdbeben von einem künstlerisch nur mäßig begabten, aber durch die naive und peinlich kleinliche Genauigkeit seiner Zeichnungsweise für uns ganz besonders schätzbaren Messineser Bürgers aufgenommen wurden. Auf diesen Blättern ist die Reihe der an der Marine entlang erbauten Palazzos abgebildet, wie sie sich einige Tage nach dem Erdbeben dem Blicke der in den Hafen einlaufenden Schiffe darbot: eine traurige, entsetzlich zerrissene Reihe von Ruinen. Von den Palästen steht nicht mehr als die vordere Façade, und auch hier hat die unheimliche vulkanische Gewalt furchtbare Lücken eingebrochen; durch die Fenster sieht man in das Leere; bis zum ersten Stockwerke, im Innern dieser Gebäude, sind die Trümmer aufgehäuft; vor den Häusern zwischen den unteren Rundbogen liegen hohe Schutthaufen; die Straße ist frei und die Durchgänge, welche von der Marine in die jetzige Strada Garibaldi, damals Via Ferdinando führen, sind offen. So sah Messina aus, als Goethe diese Stadt besuchte, die er im Gefühle des Schauderns, das ihn bei diesem schrecklichen Anblick ergriff, die „unselige", die „verdrießliche", die „an die Urzeiten, wo Sikaner und Sikuler diesen unruhigen Erdboden verließen, erinnernde", nannte; und daß man wieder durch die Straßen wandern, daß man wieder Handel treiben konnte, das hatte sie dem energischen Eingreifen des alten Principe Brunaccini zu verdanken.

Wir traten unseren Rundgang durch die luftigen, hohen Zimmer des Palazzos an: überall derselbe Charakter, dasselbe, an das Ende des 18. Jahrhunderts erinnernde Ameublement; an den Decken und an verschiedenen Wänden schöne, aber leider durch die Zeit arg verwaschene Fresken. Ein großer Saal eröffnet sich am Ende der Gemächer, welche hinter der Hauptfront hinlaufen; hier war es, wo in früheren Jahren der Gouverneur seinen Speisesaal eingerichtet hatte, wo das von Goethe beschriebene stramme Mittagsmahl stattgefunden. Heute ist dieser Saal in einen geräumigen Wohnsalon umgewandelt, in welchem es uns vergönnt ward, im Vorbeigehen die junge, schöne, und wie mein Begleiter mir eröffnete, sehr geistreiche und belesene Fürstin Brunaccini zu begrüßen. Aus diesem Saale tritt man in kleinere, nach einer Seitenstraße hin gelegene Gemächer, und hier, sagte nun der Fürst, indem er uns in ein mit Freskogemälden geschmücktes, aber stark verbautes Zimmer führte, hier wohnte Goethe, als er in Messina war. Dasselbe mündet auf eine kleine steinerne Terrasse, mit Aussicht auf den oben beschriebenen inneren Hof; hier, fügte der Fürst hinzu, pflegte Goethe den Abend zuzubringen. Ich konnte nicht umhin, unserm liebenswürdigen und gefälligen Wirth zu bemerken, daß Goethe in diesem Palazzo wohl verkehrte, daß er aber, nach den in seiner Italienischen Reise niedergeschriebenen Erinnerungen, nicht hier, sondern in einem Gasthofe gewohnt habe; worauf mir aber die ganz bestimmte Antwort entgegentrat, dies sei nicht richtig, die Familientradition der Brunaccini spreche sich ganz entschieden in dem anderen Sinne aus; dieser Palazzo sei überhaupt nach dem Erdbeben eines der einzigen Häuser gewesen, in welchen damals ein Mann wie Goethe wohnen konnte; der alte Gouverneur hätte die Gewohnheit gehabt, allen bedeutenden Fremden sein Haus zur Verfügung zu stellen; von diesem, dem Großvater des jetzigen Fürsten, stamme auch direct und ganz bestimmt die Ueberlieferung, nach welcher Goethe im Jahre 1787 mehrere Tage lang in diesem Palazzo, in diesem Zimmer wohnend, der Gast der Familie Brunaccini gewesen; die Familie sei auch noch im Besitze eines Manuscripts, das ihr Goethe damals zum Andenken zurückgelassen. Auf meine Frage, ob ich dies Manuscript sehen könne, wurde mir geantwortet, es befinde sich dasselbe zur Zeit in Händen eines Verwandten, eines Priesters, der es zum Einbinden nach Rom mitgenommen, und der erst nach einiger Zeit wieder nach Messina zurückkehren werde. Mein Begleiter fügte hinzu, es sei dies Manuscript wahrscheinlich das Original des Mignon'schen Liedes:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?

Allerdings muß dazu bemerkt werden, daß eine in weiteren Kreisen umlaufende Tradition wissen will, daß dies Lied in Messina, und zwar auf der prachtvoll über die Meerenge hinschauenden Terrasse der Kirche San Gregorio gedichtet worden sei, was auch schon im Jahre 1840 der Sicilien bereisenden Gräfin Ida Hahn-Hahn erzählt wurde, und was dieselbe ausdrücklich in ihrer Reisebeschreibung „Jenseits der Berge", Seite 194, berichtet. Es wurde mir bereitwilligst versprochen, daß besagtes Manuscript, sobald es von Rom zurückgelangt, mir vorgelegt würde; und es könnte dasselbe wohl den Widerspruch, der zwischen diesen Familientraditionen und der Goetheschen Berichte besteht, einigermaßen aufklären. Trotz aller Ehrfurcht, die man einer so bestimmt und sicher auftretenden Ueberlieferung entgegentragen muß, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß dieselbe in allen Punkten mit den von Goethe selbst niedergeschriebenen Reiseerinnerungen unseres Dichters in Collision geräth. Goethe sagt ja ausdrücklich, daß er sich in Messina nicht zu erkennen gab; er weigerte sich auch dem ihn begleitenden Offizier seinen Namen zu offenbaren; — wie konnte dann aber der Gouverneur in diesem Unbekannten den deutschen Dichter vermuthen? Wie kam er dazu, ihm als einer „bedeutenden Persönlichkeit" sein Haus zu eröffnen? Und, andererseits, was hätte Goethe dazu bewegen können, in seiner Reisebeschreibung den Aufenthalt in Messina anders zu erzählen, als derselbe in Wirklichkeit sich gestaltet hatte? Ich begnüge mich vorerst damit, diese Fragen aufzustellen, ohne noch deren Lösung zu versuchen, da ich das Manuscript, welches, wenn es von Goethe stammt und wenn es dasjenige des Mignon'schen Liedes sein sollte, jedenfalls in dieser Angelegenheit von großer Wichtigkeit wäre, noch nicht gesehen. Daß andererseits das Land, von welchem Mignon singt, kein anderes sein kann als Italien, war ganz selbstverständlich, daß es aber ganz speciell Sicilien ist, das wird Keiner, der diese Insel bereist und der deren Charakter mit dem Charakter des übrigen, auch noch so südlich gelegenen Italiens zu vergleichen vermag, bestreiten! Ist es nicht in Messina selbst gedichtet, so haben doch die sicilianischen Eindrücke den Dichter vollständig erfüllt und beherrscht, als er dasselbe niederschrieb: nicht in Neapel, noch viel weniger in Rom drängt sich dem Fremden das Gefühl auf, das Goethe, mit so prächtig bezeichnender Färbung, in jenen weltbekannten Versen beschrieb, von dem Lande:

.... Wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn.

Sicilien allein, das der Dichter im Norden und Süden und Osten durchkreuzt, bietet mit seinen unendlichen Citronenpflanzungen, mit seinen blaugrünen Wäldern von goldbesternten Orangenbäumen den Anblick, den Goethe in diesem Liede verherrlicht; und nichts schiene natürlicher, als daß dasselbe hier in Sicilien, und warum nicht dort oben auf der Terrasse der Kirche San Gregorio, von wo das entzückte Auge auf das herrlichste Bild einer sicilianischen Küstenlandschaft herunterschweift, geschrieben worden wäre? Vielleicht wird es mir vergönnt sein, jenes Manuscript zu sehen und den Lesern der „Gegenwart" darüber zu berichten.

Wie dem nun auch sein mag, so scheide ich nicht von meinen freundlichen Begleitern in dem Palazzo Brunaccini, ohne ihnen und zuvörderst dem Fürsten selbst meinen Dank auszusprechen. Es ist immer ein seltenes Gefühl das Einen über-

fällt, wenn man sich in den Räumen, die ein großer Geist in vergangenen Zeiten erfüllt, bewegt, besonders wenn, wie es hier der Fall ist, diese Räume sich noch in demselben Gewande, das sie damals hatten, unserm Auge eröffnen; und man fühlt sich doppelt angezogen, fast möchte ich sagen angeheimelt, wenn die Besichtigung solcher Räume in der Form und in den Verhältnissen, die sich hier mir boten, geschehen kann; wenn der Fremde bei den Bewohnern eines solchen Hauses dem Gefühle begegnet, daß auch sie sich durch die Annäherung des großen Dichters zu ihren Ahnen geehrt und mit Stolz erfüllt bekennen.

Mit einem Bedauern und mit einem Wunsche möchte ich schließen; dem Bedauern, daß noch nichts geschehen, um auch äußerlich das Andenken an Goethes Verkehr in dem Palazzo Brunaccini aufrecht zu erhalten; dem Wunsche, daß, sei es von Seiten der Stadt, sei es von Seiten der hiesigen Goethe-Verehrer, eine Gedenktafel über dem Eingang dieses Palastes angebracht werde, welche den Fremden sowie den Einheimischen in Erinnerung rufe, daß hier, im Jahre 1787, der große Dichterfürst Deutschlands verkehrte. Kein Volk ist stolzer auf seine Dichter als die Italiener; kein Volk besitzt aber auch in größerem Maße die feinfühlende Ehrfurcht vor den Größen der anderen Länder und Völker, und indem es den deutschen Dichter in Messina ehren würde, hätte es das Gefühl, daß es sich selber ehrte, und daß ein Strahl von Goethes Ruhme sich zu den Strahlen seiner eigenen dichterischen Ruhmesglorie gesellte.

Vater und Sohn.

Novelle von Fanny Lewald.

„Das hängt eben ganz davon ab, wie Ihnen solche Leute gefallen.“ ... Diese Worte, die ein behäbiger älterer Herr einem lebhaft gesticulirenden jüngeren und magern Herrn zur Antwort gab, fing ich neulich, als ich im Thiergarten spazieren ging, aus einer anscheinend sehr erregten Unterhandlung, die die beiden führten, zufällig auf. Ich weiß nicht, weshalb mir dieselben im Gedächtniß geblieben sind, denn sie sind weder ihrem Inhalte noch ihrer Form nach ungewöhnlich. Aber eine Thatsache ist, daß ich während der Lecture der neusten Erzählung von Fanny Lewald den Weisheitsspruch des älteren Herrn ein dutzendmal und ganz genau in dem Tonfall des Originals vernommen habe. Und nun, da ich Ihnen, meine Gnädigste, über diese neuste Erzählung von Fanny Lewald, „Vater und Sohn“*), meine Meinung sagen soll, kann ich nicht anders als mit dem Satze anfangen: „Es hängt eben ganz davon ab, wie Ihnen solche Leute gefallen.“ Ich erlaube mir noch hinzuzufügen: Es hängt sehr viel davon ab, unter welchen Bedingungen Sie die erste Bekanntschaft mit diesen Leuten machen!

Wollte ich nun behaupten, daß ich die beiden Helden, die der sehr langen Novelle von Fanny Lewald den Titel gegeben haben, sich unter vortheilhaften Bedingungen bei dem Leser einführen, so müßte ich die Unwahrheit sprechen. Die Beiden werden mir nach der ersten Unterhaltung, die ich von ihnen höre, so gründlich antipathisch, daß es mir beim besten Willen nicht mehr gelingen will, das unangenehme und unbehagliche Gefühl, das mich beim Verweilen in ihrer Nähe beschleicht, loszuwerden. Ich fühle mich von der ersten Seite der Erzählung an bis zur letzten in einer Gesellschaft, die mir durchaus unerfreulich ist. Die Empfindung mag eine ganz persönliche sein und stimmt mich vielleicht ungerecht gegen die Erzählung selbst; Sie urtheilen möglicherweise ganz anders. Es hängt eben ganz davon ab, ob Ihnen solche Leute gefallen!

Der Vater ist einer jener thatkräftigen und intelligenten Handwerker, die sich aus den Verhältnissen ihrer Geburt herausgearbeitet und eine Stellung weit über die ihresgleichen errungen haben. Der frühere Zimmergeselle Mannstein hat sich durch seiner Hände ehrliche Arbeit mit der Zeit eine der ersten und geachtetsten Stellungen unter den Großindustriellen geschaffen. Er beschäftigt Tausende von Arbeitern, er besitzt ein großes und festes Vermögen, ein schönes Haus, „ausgestattet mit allem Comfort der Neuzeit“, wie es in den Annoncen heißt, eine zahlreiche Dienerschaft, Wagen und Pferde u. s. w. Die Regierung hat seine Verdienste durch Titel und Orden anerkannt. Er ist Geheimrath, ich setze voraus: Geheimer Commerzienrath. Er ist ein rüstiger lebensfrischer Fünfziger. Sein Sohn, Willibald, steht in der Mitte der zwanziger Jahre. Er hat im Gegensatze zu seinem Vater, der sich seine Kenntnisse mühsam als Autodidakt hat aneignen müssen, von vorn herein eine vortreffliche Erziehung erhalten. Er hat gedient, ist Reserveoffizier und Ritter des Eisernen Kreuzes. Er leitet jetzt mit dem Vater gemeinsam das große Geschäft.

Sie sehen, es sind hier für die beiden Helden äußere Lebensbedingungen geschaffen, wie sie glücklicher und befriedigender kaum gedacht werden können. Ein leichter Schatten fällt über das helle Bild: es ist die Mutter, eine ausgezeichnete Wirthin und brave Frau, die aber als armes Mädchen aus dem Handwerkerstande und als ehedem vollkommen ebenbürtige Gattin des Zimmergesellen einige Mühe gehabt hat, mit dem Aufsteigen des Mannes gleichen Schritt zu halten. Ihr natürliches Taktgefühl und ihre Discretion erlegen ihr eine große Zurückhaltung auf, nehmen aber auch dem Hause, dem sie vorsteht, jenen Glanz und Schimmer, in welchem sonst wohl ein Geheimrath und Großindustrieller seine Umgebung leuchten zu sehen liebt. Aber auch dieser leichte Schatten schwindet. Die gute schlichte Mutter, die ganz zu Anfang des Romans zuweilen etwas unbequem zu werden droht, begeht die taktvollste Handlung, die ihr unter den gegebenen Verhältnissen obliegt: sie stirbt.

Eine sehr tiefgehende Trauer scheinen die Beiden über den Verlust nicht zu empfinden, aber sie bemerken doch, daß etwas fehlt im Hause. Der Vater wird oft mit Fragen über die Haushaltung behelligt, die früher die gute Mutter selbstständig zweckmäßig erledigt hatte.

Alle folgenden Stellen, die zwischen Anführungszeichen stehen, sind der Erzählung wörtlich entnommen. Es sind wahre Meisterwerke der Objectivität. Mit einer so harmlosen Grausamkeit ist die erschreckende Nüchternheit und Gefühlsleere nie geschildert worden.

„Es ging und klappte alles nicht mehr wie zu der Mutter Zeiten und es bemächtigte sich dadurch eine Unlust und ein Unbehagen der beiden Männer ... So kam der fünfundzwanzigste Geburtstag des Sohnes heran.“ Beim Essen merken sie, daß die Mutter nicht da ist. Eines empfindsameren Gemüthes hätte sich bei diesem Gedenken vielleicht eine gewisse Trauer bemächtigt; aber Vater und Sohn fassen die Sache etwas anders auf. Es soll schleunigst ein Ersatz für die fehlende dritte Person beschafft werden.

„Heute über's Jahr muß eine Hausfrau hier am Tische sitzen,“ sagt der Vater, indem er das Glas hebt.

Der Sohn macht den Vorschlag, der Vater solle heirathen: „Für deine späteren Jahre wäre Dir doch die Liebe und Pflege zu wünschen, an welche die Mutter uns so gewöhnt hatte.“

Der Vater weist den Gedanken nicht zurück, aber er sagt schließlich:

„Es ist besser, daß Du Dir eine Frau nimmst. Es ist ein schlechtes Leben ohne Frau im Hause. Sie entbehren uns leichter als wir sie.“

In dieser zarten Weise wird das Thema weiter behandelt, und alles das anläßlich der durch den Tod der Mutter entstandenen Lücke! Fanny Lewald protokollirt die geschäftsmäßigen widerwärtigen Vorbereitungen zu gewissen Eheschließungen mit demselben Gleichmuthe, wie etwa der gelangweilte Standesbeamte die Eheschließung selbst. Willibald, der fünfundzwanzig Jahre alt ist, — ein reicher, gebildeter Mensch, in einer beneidenswerthen Unabhängigkeit, in einer geehrten bürgerlichen Stellung, dieser Willibald, der sich nun wirklich den Luxus gönnen könnte,

*) Stuttgart und Leipzig 1881, Eduard Hallberger.

sich rechtschaffen zu verlieben, denkt als guter Sohn des guten Vaters absolut nicht an diese Kleinigkeit. Er ist entschlossen, „dem Vater je eher, je lieber den Willen zu thun; und ihm selber war auch alles zu öde und leer, seit die Mutter fort war."

Die Mutter ist fort! Le roi est mort, vive le roi! Die Kündigung einer bewährten Köchin würde auf diese Braven kaum einen weniger tiefen Eindruck gemacht haben, als die bedauerliche Wahrnehmung, daß die Mutter „fort" ist.

Wie sich nun Willibald die Sache recht überlegt, merkt er doch, daß ihm der Vater „eine wunderliche Aufgabe gestellt hat". Er findet nicht was er braucht. Früher hatte er sich „im Handumdrehen verlieben können; nun es von ihm begehrt wird, fällt es ihm schwer". Richtig, das hatten wir ja ganz vergessen: er soll sich ja nebenbei auch verlieben! — Wir hatten es nicht vergessen, es ist bisher noch nicht die Rede davon gewesen! Dagegen wird sorgsam bemerkt, daß das Trauerjahr verstrichen ist. Der gute Gatte und das brave Kind dürfen sich also wieder hellere Stoffe für ihre Kleider auswählen, und der nächste Geburtstag verläuft schon in etwas fidelerer Stimmung.

„Du hast mir nicht Wort gehalten," sagt Papachen, „Du mußt Dir's also gefallen lassen, wenn ich es versuche, die Angelegenheit, bei der wir beide betheiligt sind, jetzt selber in die Hand zu nehmen."

Wie gefällt Ihnen der Ausdruck „die Angelegenheit, bei der wir beide betheiligt sind", für den Bund zweier Herzen, die still in Liebe glühen? — O rühret, rühret nicht daran!

Also der Vater macht das so: Es ist ein Präsident, ein Herr von Elsheim, nach der Hauptstadt versetzt worden, Wittwer und Vater eines einzigen Kindes, das achtzehn Jahre alt ist. Dieses Mädchen heißt Viola. „Dabei ist sie vermögend durch ihr mütterliches Erbe, auch gewiß gut erzogen." Das ist also etwas ganz Brauchbares. „Sieh Dir die Tochter an, die wie ich glaube, noch zu haben ist." So der liebevolle Vater!

Viola ist gewiß noch zu haben und sie ist gewiß gut erzogen, also: immer 'rein ins Vergnügen! Wenn sie nicht mehr zu haben ist, so ist ohne Zweifel irgendwo eine andre „zu haben".

„Willibald ließ sich das gesagt sein." Der gute Willibald! Er macht sich schleunigst auf den Weg, um sich die Tochter, die, wie Herr Geheimrath Mannstein glaubt, „noch zu haben ist", anzusehen; aber er findet nicht sie, sondern die Erzieherin des jungen Mädchens, eine sehr schöne Person, hellblond, die uns sehr bald mittheilt, daß sie dreiunddreißig Jahre alt ist, der man aber ihre Jahre nicht ansieht. Diese Dame, welche Elise Wald heißt, gefällt dem jungen Manne ungemein, und da er sich nun doch nach einer Ehegattin umsehen soll, glaubt er, daß es genug sei, wenn er es bei diesem ersten Versuch bewenden lasse. Er will also Elise Wald heirathen. Er legt sich das so zurecht: „Seit einem Jahre hatte er vorgehabt, sich zu verlieben und hatte es nicht zu Stande gebracht. Heute war er ausgegangen, auf den Rath seines Vaters, einen neuen Liebesversuch zu machen." Ich muß das Citat unterbrechen, um Sie in aller Eile wieder einmal zu fragen: Wie gefällt Ihnen dieser junge Mann, der auf den Rath seines Vaters ausgeht, um wieder einmal einen neuen Liebesversuch zu machen? Es hängt eben ganz davon ab, wie Ihnen solche Leute gefallen! — „Seit langer Zeit hatte kein Frauenzimmer ihm so gefallen. Und warum auch nicht? Heirathen sollte er, mußte er."

Und warum auch nicht? Er legt sich also die „Sache" möglichst „bequem zurecht", schläft Abends fröhlich ein, „um am Morgen mit nüchternem Sinn zu erwachen und an die Arbeit zu gehen". Dieser sechsundzwanzigjährige Jüngling braucht sich wahrhaftig nicht sehr anzustrengen, um als „vernünftiger Mann" zu erwachen. Seit den ersten schriftlichen Ueberlieferungen der Culturvölker klagen die Dichter über das Greisenthum der Jugend; aber solche Gefühlskrüppel wie dieser Willibald sind unsre jungen Leute hoffentlich doch nicht. Ich habe schon manchen Roman in meinem Leben gelesen und viel schlechter als diese Erzählung von Fanny Lewald, aber niemals eine Dichtung, die in so erschreckend nüchterner, verletzender, widerwärtiger und prosaischer Frostigkeit eingeleitet wäre, die mit einem solchen wahrhaft furchtbaren Sarkasmus — um so furchtbarer, als er unbewußt zu sein scheint — die Frage behandelte, die nun einmal unter allen Umständen eine gewisse Wärme des Gefühls, eine gewisse liebenswürdige Jugendeselei voraussetzt. Wenn man von mir verlangt, ich soll mich dafür interessiren, daß ein junger Mensch sich für das Leben bindet, so muß ich doch wenigstens einmal, nur ein einziges mal das Klopfen des Herzens vernehmen. Aber dieser Willibald, der sich auf den Rath seines Vaters mit einer Person verheirathen will, die er nicht kennt, und die „gewiß gut erzogen ist", der sich dann „die Sache bequem zurechtlegt" und dem ein andres Frauenzimmer dann gut gefällt — „und warum auch nicht?" — und der schließlich wieder „mit nüchternem Sinn am andern Morgen erwacht" — dieser Willibald ist mir einfach unausstehlich. Dem Herrn gehe ich in der Gesellschaft mit einer beträchtlichen Curve aus dem Wege, und ich bin der Dichterin nicht zu Dank verpflichtet, mich mit diesem Herrn näher bekannt gemacht zu haben.

Willibald fährt fort, sich die Sache bequem zurechtzulegen und findet die Wahl des älteren Mädchens „vortrefflich". Fanny Lewald hat für dieses Wort eine ganz besondere Vorliebe. Bei ihr ist alles „vortrefflich". — „Es gefiel ihm, in diesem Falle für den Vater mitzusorgen. Er hatte ja in der That nicht ausschließlich an sich allein zu denken."

Was sagen Sie zu dieser gluthvollen Leidenschaft? Das ist ein Mustersohn, der sich berühmen kann, von dem göttlichen Egoismus der Liebe auch nicht das kleinste Atom in sich zu besitzen. „Er durfte sich sagen, und er sagte es sich mit freudigem Stolze, daß er wie ein guter Sohn handle." — Und der Bengel ist noch stolz darauf!

Bei Violas Geburtstag gibt der Präsident eine kleine Gesellschaft, zu der auch der Geheimrath und dessen biederer Sohn eingeladen werden. Willibald lernt nun Viola kennen, ein schönes brünettes Mädchen mit dunklen Haaren, dunkler Gesichtsfarbe und auffallend blauen Augen, — eine interessante, zigeunerhafte Erscheinung, etwa wie die Lucca. Violas Mutter war Rumänin, und in den Adern der Tochter rollt das mütterliche Blut. Jetzt habe ich zum erstenmal das Vergnügen, mich mit Willibald im Einverständniß zu befinden. Ich begreife sehr wohl, daß ihm Viola bei der ersten Begegnung nicht gefällt. Die Gesellschaft vergnügt sich mit Federballspiel im Freien und später wird im Salon getanzt. Von den Bekannten des Hauses wird Viola bestürmt, einen Einzeltanz auszuführen. Sie läßt sich nicht lange bitten. Eine Verwandte des Hauses, die Schwägerin des Präsidenten, Violas Tante, spielt die Tarantelle, Viola nimmt einen Shawl und ein Tamburin und fängt im Salon an, einen pas gracieux zu executiren, natürlich mit einer Anmuth, die von den professionellen Tänzerinnen nie erreicht wird. Nun ja, es ist ja sehr hübsch, so eine Tarantelle im Salon, aber ich weiß nicht, ob Sie mir das nachempfinden: mich würde es unangenehm berühren, wenn eine Person, die mir nahesteht, der Gesellschaft diesen eigenartigen Genuß gewährte. Ich empfinde da etwas wie Beklommenheit und Scham, und es würde mir nicht leicht werden, mich in ein junges Mädchen zu verlieben, das ich zum erstenmal mit einem Shawl und einem Tamburin die Tarantelle tanzen sähe, wenn ich mir die Sache auch noch so bequem zurechtlegte. Willibald interessirt sich also viel mehr für die Schönheit mit dreiunddreißig Jahren, und er sagt es auch seinem Vater. Der ist natürlich sehr erstaunt.

„Eine alte Jungfer!" ruft er aus.

„Wenn ich sie aber liebe," wandte Willibald ein.

„Lieben! — was heißt das — lieben? Du bist bisher vergnügt fertig geworden ohne sie."

Dieses Zwiegespräch ist für mich das charakteristischste der ganzen Dichtung. Lieben! — was heißt lieben? — Natürlich ist Willibald bisher vergnügt fertig geworden ohne sie! Das pflegt den meisten Leuten so zu ergehen, ehe sie sich ververliebt haben.

Diese Auffassung ist so ganz und gar der Verfasserin zu eigen geworden, daß sie, ohne es vielleicht selbst bemerkt zu

haben, viel später von einer andern Person dieselbe Redensart wiederholen läßt. Später glaubt nämlich Willibald, daß er Viola liebe und darauf sagt ihm ein Freund: „Lieben — was will das bedeuten? — Du sollst heirathen ꝛc." Es hängt eben ganz davon ab, ob Ihnen solche Leute gefallen!

Ich will Sie mit einer breiteren Wiedergabe des Inhaltes nicht behelligen. Sie ersehen aus der Darstellung, die ich in dem Bisherigen gegeben habe, wie tief antipathisch mir Stoff, Handlung und Persönlichkeiten dieser Novelle sind. Lediglich, um das einmal Angefangene zu Ende zu führen, will ich den weiteren Verlauf mit der Nüchternheit, zu welcher diese Erzählung beständig herausfordert, und mit der Knappheit, die sie häufig vermissen läßt, das Sachliche schnell berichten.

Eine zweite Gesellschaft, die der Geheimrath gibt, führt die Hauptpersonen wieder zusammen, mit Ausnahme von Elise, die sich unter einem schicklichen Vorwande entschuldigt hat. Wir machen noch eine neue Bekanntschaft, die des sehr reichen Bankiersohnes Victor, der Viola mit jener Sicherheit, die er sich durch sein Vermögen und sein Leben auf Reisen angeeignet hat, energisch den Hof macht, allerdings ohne sonderlichen Erfolg. Auf dem Heimwege gibt Willibald Viola den Arm und spricht mit warmer Theilnahme von Elisen. Das junge Mädchen glaubt aus Willibalds Aeußerungen so etwas wie eine verschämte Liebeserklärung herauszuhören und erwidert darauf mit überraschender Herzlichkeit. Willibald hat dafür natürlich gar kein Verständniß. Er begreift nicht recht, was das heißen soll. Elise ihrerseits hat keine Ahnung von den Gefühlen — entschuldigen Sie, daß ich das Wort hier gebrauche — des jungen Mannes. Dagegen ist sie die Vertraute Violas, die ihr jungfräuliches Herz vor ihr ausschüttet. Am andern Tage kommt nun Willibald, um die „Sache" zum Abschluß zu bringen. Elise meint, daß er sie Violas wegen aufsuche. Das Mißverständniß klärt sich alsbald auf, und beide, Elise und Willibald, befinden sich in der allerunangenehmsten Situation. Viola, der Elise mittheilen muß, daß sie sich in Willibalds Gefühlen getäuscht habe, wird sogar unglücklich.

Hier, an dem Wendepunkt der Geschichte, tritt sehr opportun der Ortswechsel ein. Willibald muß nach Felsdorf gehen, wo es unter den Mannstein'schen Arbeitern socialistisch rumort, Viola begleitet ihre Tante aufs Land.

Fanny Lewald hat, wie man von früher her weiß, eine gewisse Neigung, an der Lösung der socialen Frage mitzuarbeiten. Früher einmal plaidirte sie dafür, daß Theebuden in Berlin eingeführt würden, und sie hoffte, daß dadurch der Unzufriedenheit der Arbeiter der Boden entzogen werde; in dieser Erzählung hat sie nun einen neuen Vorschlag. Sie sucht die Lösung der socialen Frage durch Anstellung einer Lehrerin für Handarbeiten in Fabrikdistricten anzustreben. Wenn Fanny Lewald das Kapitel der Fragen des Gemeinwohls behandelt, regt sie mich nicht sonderlich auf. Sie sagt ja lauter verständige und vernünftige Sachen, wie sie sich jeder leidlich begabte Mensch selbst schon gesagt haben mag; aber wenn man von mir verlangt, daß ich einer Auseinandersetzung über diese schwierigen Probleme mit Interesse folgen soll, so muß ich doch Einschneidenderes, Stärkeres und Wesentlicheres hören, als ich hier höre.

Willibald bietet der Aufenthalt in Felsdorf, der ihn ganz in Anspruch nimmt, wenigstens die Gelegenheit, seine tiefe Wunde vernarben zu lassen. Aus Anstandsgefühl erhält er noch die Fiction seiner Liebe für Elisen eine Weile aufrecht; aber wir merken, daß es keiner herkulischen Anstrengung bedarf, um dieses kümmerliche Gewächs zu entwurzeln. Nebenbei fängt er auch schon an, an Viola zu denken, und so, auf diesem Schwebebrette zwischen einer Liebe, die nie gewesen ist, und von der er sich einredet, daß sie noch besteht, und einer andern Liebe, die sich schüchtern ankündigt, von der wir aber auch nicht glauben können, daß sie jemals ernsthaft sein wird, schickt er sich an, mit einem kleinen Umwege die Heimkehr anzutreten. Er hat nämlich von einem Gutsbesitzer, dem er Maschinen oder so etwas geliefert hat, eine Einladung zur Jagd erhalten. Auf der Station trifft er mit Victor zusammen, der ebenfalls mit einer Jagdeinladung beehrt worden ist. Während die Beiden dem Schlosse zugehen, entspinnt sich ein längeres Gespräch zwischen ihnen. Willibald erzählt, daß er von Elise einen Korb erhalten hat, und in dem Gespräch fällt dann auch jenes denkwürdige Wort, das ich schon vorhin citirt hatte: „Lieben — was will das bedeuten?" sagt Victor und spricht im weiteren Verlaufe gelassen die Sentenz aus: „Ein verlorenes Herz, das findet sich bald wieder bei seinem Herrn ein, zu neuem Dienst bereit." — „Willibald antwortete ihm darauf nicht. Es waren ihm in den letzten Wochen bisweilen ähnliche Betrachtungen gekommen, und weil er eine ganz gesunde Natur war, hatte es ihn selbst gefreut, sich innerlich freier zu fühlen."

Eine ganz gesunde Natur! Dieser Willibald! Er schüttelt die Erinnerung, die ihm lästig wird, ab, die Erinnerung an ein Mädchen, das er in seine Arme hat schließen wollen. „Was glauben Sie wohl, wie gesund ist das?" heißt der Refrain eines bekannten Couplets. So, anmuthig plaudernd, treffen die jungen Leute vor dem Schloßhofe ein. Dort ist Erntefest. Da stehen die Landleute. Die Tarantelle wird gespielt, und in der Mitte tanzt Viola, die mit ihrer Tante als Gast auf dem Schlosse wohnt. Als sie plötzlich und ganz unerwartet Willibald vor sich erblickt, bricht sie mit einem lauten Aufschrei zusammen. Sie wird ins Schloß geschafft, die Tante beschäftigt sich mit der Kranken; und nun ist es Willibald mit einemmal klar, daß er doch Viola liebt. Victor bezieht mit selbstgefälliger Täuschung den Zwischenfall, der das Fest gestört hat, auf die Wirkung seiner Erscheinung. Die beiden Freunde, die nachbarlich einquartiert sind, besprechen in der schönen Sommernacht ihre Angelegenheit, und Willibald sagt seinem Freunde nun gerade heraus, daß er in ihm einen Nebenbuhler habe. Die Beiden kommen überein: wer die Braut gewinnt, soll sie heimführen.

Am andern Morgen in aller Frühe begegnet Willibald Viola im Garten. Er geht entschlossen auf sie zu und macht ihr die Liebeserklärung eines strammen Reservelieutenants. Da zeigt sich denn in erschreckender Weise das unendliche Manco an wahrem Gefühl. Das, was wie überwältigende Leidenschaft wirken soll, klingt hohl und verstimmend wie eben das falsche Pathos. Hören Sie selbst:

„In den Zimmern war es so heiß. Das trieb mich hinaus," sprach sie; „ich konnte nicht schlafen."

„Und auch ich nicht," fiel er ihr lebhaft ein. „Denn — ach! was soll ich's denn verhehlen, ich dachte die ganze lange Nacht an Sie."

„An mich?" rief sie ... „An mich?" wiederholte sie in bebender Freude.

„An wen denn sonst als an Dich, mein Morgenstern!" rief er, und sie lagen Brust an Brust, die beiden schönen Menschen ..."

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß nun die Lerchen jubeln.

Wenn ich mir vergegenwärtige, wie Willibald, diese „gesunde Natur", der auf den Gedanken kommt sich zu verheirathen, weil der dritte Platz am Tische nicht besetzt ist, der von seiner Verheirathung beständig als von einer „Sache" spricht, die er sich „bequem zurechtlegt", und der bei der „Erledigung" dieser „Sache" für den Vater „mitsorgen" will, wie dieser nüchternste und trockenste aller jungen Männer ein schönes Mädchen seinen „Morgenstern" nennt — dann wird mir's unheimlich zu Muthe und ich würde als Lerche nicht mitjubeln.

Nun ist freilich noch Elise vorhanden; aber auch für diese ist gesorgt. Vater Mannstein hat die Entdeckung gemacht, daß es gar nichts Praktischeres gibt, das vorhandene Hinderniß zu beseitigen, als die Selbstaneignung. Er geht also zu Elisen und wirbt um sie. Er macht das etwas eigenthümlich. Er sagt wörtlich:

„Die Sache ist so einfach, so vernünftig ... Ich biete Ihnen einen gesunden Mann ... denn ich bin auch noch jung, Elise." Und er beweist das durch einen Kuß. „Sein Kuß machte sie fühlen, wie warm sein Herz noch schlug." — „Sie sollen es nicht bereuen," hatte er schon vorher gesagt, „denn wirklich, ich bin kein schlimmer Mann. Ich habe gut gelebt mit meiner Frau."

Beim Element! Hat es eine Situation im Leben des Herrn

Geheimraths Mannstein gegeben, in der er das Gedenken an seine verstorbene Frau nicht berühren sollte, so hätte es die jetzige sein müssen. Aber Elise scheint das nicht unangenehm zu empfinden. Sie nimmt die Werbung an. Zwischen dem väterlichen Bräutigam und dem jungen Brautpaare werden Glückwunschtelegramme gewechselt, und so schließt die Novelle mit einer recht erfreulichen Doppelheirath.

Die Composition ist übersichtlich und klar, die Sprache ruhig, verständig und im Großen und Ganzen durchaus correct; und ebenso lassen die Charaktere an Deutlichkeit der Zeichnung nichts zu wünschen übrig. Aber gerade diese erschrecklich anschaulich gezeichneten Menschen haben mir das Vergnügen an der Geschichte, wie ich durchaus nicht verhehlen will, verleidet. Wenn der Held zur Ehe schreitet, wie der Militärpflichtige zur Musterung, so ist es mir ganz gleichgültig, ob er Diese oder Jene heirathet, gerade so, wie es mir einerlei ist, ob der Rekrut zu den Dragonern oder zu den Jägern gestellt wird. In diesem Vater und in diesem Sohne ist keine Faser warmfühlender Menschlichkeit, nichts von jener Liebe, die alles erträgt, die alles glaubt, die alles hofft und alles duldet, nichts von jener Liebe, die nimmer aufhört.

Auf einige stilistische Ungewöhnlichkeiten, die ich nicht als Fehler bezeichnen will, möchte ich zum Schluß noch hinweisen. Fanny Lewald schreibt: „Danach achte Dich!" Das ist vielleicht gutes Deutsch, aber es ist recht ungebräuchlich. Von einem „stattgehabten Wechsel" würde ich in einem dichterischen Werke nicht sprechen; das ist Zeitungs- und Verwaltungsdeutsch. Weshalb Fanny Lewald „Dreistheit" und „Verlangniß" sagt, wenn „Dreistigkeit" und „Verlangen" oder „Forderung" dasselbe thun, ist mir auch nicht recht einleuchtend. Die Construction: „Das bin ich gewiß" anstatt: „Dessen bin ich gewiß" ist wohl auch zu vermeiden. Verwunderlich nimmt sich der Satz aus, daß Willibald „dem Vater schriftlich Kunde von dem Schritte geben will, den zu thun er eben jetzt ausgegangen war". (Seite 197.) Daß Jemand ausgeht, um einen Schritt zu thun, macht sich komisch! Aber ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht aufhalten, und über das Gesammte habe ich ja schon meine Meinung ausgesprochen.

Es thut mir leid, daß eine Schriftstellerin von der Bildung, dem Scharfsinn, der Verständigkeit und der Begabung Fanny Lewalds so durchaus unerquickliche Wesen, wie diesen Geheimrath Mannstein und dessen wackern Sohn zu Hauptfiguren einer erzählenden Dichtung gemacht hat.

Können Sie, meine Gnädigste, für diese Leute sich interessiren, so wird Ihnen die Erzählung vielleicht mehr zusagen, und Sie werden Eigenschaften darin entdecken, die mir in meinem Verdrusse über die Helden leider entgangen sind. Es hängt eben ganz davon ab, ob Ihnen solche Leute gefallen!

Mit bestem Gruße

Ihr

ganz ergebenster

Paul Lindau.

Zum Gedächtniß Carl Friedrich Schinkels.

An seinem hundertsten Geburtstage.

Wenn es möglich wäre, daß die Architektur bei dem Volke gleicher Gunst und gleichem Verständnisse begegnete, wie ihre Schwesterkünste, die Plastik und Malerei, oder gar wie die Musik, so würde der 13. März dieses Jahres, die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Carl Friedrich Schinkels, sich zu einem nationalen Feste gestaltet haben. Aber der unberechenbare Einfluß, den die architektonische Physiognomie von Stadt und Land, den die täglich auf das Auge und damit auf Vorstellungsweise und Gefühl wirkende Erscheinung der öffentlichen Monumentalbauten, den ganz besonders die Raumgestaltung, die plastische und farbige Ausschmückung der Wohnstätte und ihres Geräthes auf ein Volk wie auf den Einzelnen ausüben, er bleibt der Menge, selbst den Gebildeten, ein ebenso unbewußter wie die elementare Einwirkung des Klimas und des landschaftlichen Charakters. Die Baukunst ist niemals eigentlich populär gewesen und wird es niemals werden.

Gleichwohl darf ein Blatt, welches das gesammte geistige Leben der Gegenwart wiederzuspiegeln bestrebt ist, diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne der Bedeutung eines so bahnbrechenden Genius wie Schinkel zu gedenken. Denn je ferner uns der seit vierzig Jahren Dahingeschiedene zeitlich gerückt ist, je klarer und schärfer die Umrisse des objectiven Bildes seiner Erscheinung von mancher berufenen Hand gezeichnet worden sind, zu um so größeren Abmessungen ist dieses Bild gewachsen, um so deutlicher ist, wenigstens für die, welche sehen können und wollen, die Thatsache geworden, daß die Richtung, welche er nahm, die Bahn anzeigt, auf welcher allein die Architektur unbeirrt fortschreiten kann.

Als nach dem Ende schmachvoller Fremdherrschaft, nach der siegreichen Erhebung Deutschlands, Schinkel sein baukünstlerisches Schaffen begann — eine reiche und bewunderte Thätigkeit als Maler lag bereits hinter ihm — da war das künstlerische Verständniß und Vermögen der gleichzeitigen Architekten in und außer Deutschland ein fast beispiellos geringes. Der Sturm, der wenige Jahrzehnte zuvor über das tonangebende Frankreich hingebraust war, hatte mit dem barocken Plunder in Literatur und Kunst auch die letzten keimfähigen Samenkörner, die darunter noch verborgen sein mochten, hinweggefegt. Es war der ausgesprochene Wille vorhanden, mit der Vergangenheit reinen Tisch zu machen. Ein für urwüchsig gesund gehaltener, in Wahrheit kaum minder manierirter Naturalismus trat an Stelle des Verlebten; wie die Plastik und Malerei den derben Menschenleib in der gewandlosen Blöße der Antike, aber jeder Grazie, ja jeder Schönheit baar zu zeigen liebte, so riß man in grober Verkennung der Thatsache, daß mit dem innersten Wesen der Architektur die äußere Kunstform untrennbar verbunden ist, rücksichtslos der bloßen Bedürfnißform der Gebäude das schöne Gewand vom Leibe, und nichts blieb zurück, als ein nüchterner, langweiliger schmuck- und charakterloser Rumpf. So und nicht anders durften der Tempel der Vernunft und die Wohnstätten derer aussehen, die darin anbeteten.

Eine solche Richtung stieß den eminent künstlerisch veranlagten und im Anschauen der älteren Denkmäler Italiens und Frankreichs geschulten Sinn Schinkels heftig zurück. Energisches Denken über die Probleme seiner Kunst und über die Art, wie seine Zeitgenossen sie zu lösen für gut fanden, hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß es mit dem bloßen Zeigen der nackten Construction nicht gethan ist. „Sehr bald," so schreibt er über seine frühesten Studien, „gerieth ich in den Fehler der rein radicalen Abstraction, wo ich die ganze Conception für ein bestimmtes Werk der Baukunst aus seinem nächsten trivialen Zweck allein und aus der Construction entwickelte. In diesem Falle entstand etwas Trockenes, Starres, das der Freiheit ermangelte, und zwei wesentliche Elemente, das Historische und Poetische, ganz ausschloß. Ich forschte weiter, wie weit das rationelle Princip wirksam sein möchte, um den Trivialbegriff des Gegenstandes festzustellen, und wie weit andrerseits jenen höheren Einwirkungen von geschichtlichen, artistischen und poetischen Zwecken der Eintritt dabei gestattet werden dürfe, um das Werk zur Kunst zu erheben."

Obschon nicht ganz ohne Umwege führt seine Richtung ihn mit unabweisbarer Consequenz auf das Studium der hellenischen Antike, welche ihr Constructionsprincip mit der schärfsten Logik zur Erscheinung bringt und gleichzeitig dem ästhetischen Gefühle in höchstem Maße gerecht wird. Auf dem Gebiete der Literatur hatten hier die edelsten Geister aus der unmittelbar vorangehenden Generation bereits Bahn gebrochen und für das Verständniß der antiken Kunst die Wege geebnet. Gleich seinen eigenen Zeit- und Kunstgenossen, Asmus Carstens, Thorwaldsen und Rauch, sucht nun auch Schinkel die Wiedergeburt der Kunst in dem Urquell, aus dem sie vier Jahrhunderte zuvor schon einmal

Verjüngung gefunden hatte; aber er greift noch weiter zurück als die Männer des Quattrocento. Er hat die römische Kunst, aus welcher die Renaissance erwuchs, aus eigener Anschauung ihrer Monumente kennen gelernt, ohne starke Eindrücke zu empfangen. Sie scheint ihm der Weiterbildung nicht fähig; auf die hellenische Urform geht er zurück, hier sucht er die lebendig gestaltende Kraft, die Neues und Höheres noch als die Monumente der Griechen zu schaffen berufen ist. Denn nicht etwa als Nachahmer will er diese Kunst treiben; niemals gilt es ihm genug, das zu erreichen, was bereits gewesen ist; selbst das als vollkommen Erkannte ist ihm nicht genug, um mühelos wieder verwendet zu werden. „Nur das Kunstwerk," so heißt es auf einem jener mit Bleistift geschriebenen, vergilbten Blätter, die das Schinkelmuseum von seiner Hand aufbewahrt, „nur das Kunstwerk, welches edle Kräfte gekostet hat, und dem man das höchste Streben der Menschen (eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte) ansieht, hat ein wahres Interesse und erbaut. Wo man sieht, daß es dem Meister zu leicht geworden, daß er nichts Neues erstrebt hat, sondern sich auf seine Fertigkeit und angeübte Kunst verließ, und wo es ihm unbewußt doch gelungen ist, seine bekannte Formenschönheit auszukramen, da sängt schon das Langweilige seiner Gattung an, und solche Werke, so hoch sie auch in anderer Rücksicht über anderer Meister Werken stehen mögen, sind doch seiner nicht mehr ganz würdig, weil er der Welt etwas Höheres hätte erringen können. Ueberall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft; überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtiges."

So in unablässigem Ringen mit sich selbst hat Schinkel der Nachwelt eine Zahl in hellenischem Geiste empfundener, aber allezeit von ureigenster Erfindung und Durcharbeitung zeugender Monumente hinterlassen, die nicht nur zu dem Besten seiner Zeit, sondern zu dem Herrlichsten gehören, was die Baukunst aller Jahrhunderte geschaffen hat. Größeres noch und Vollendeteres birgt die lange Reihe von Mappen, die seine unausgeführten Entwürfe enthalten. Man kann sie niemals ohne den wehmüthigen Gedanken durchblättern, daß der große Meister um ein halbes Jahrhundert zu früh geboren, daß sein geistiges Auge — bald auch das leibliche — sich gerade in dem Augenblicke umnachtete, wo einer der kunstsinnigsten Fürsten den Thron bestieg, daß erst in einer späteren Epoche die materiellen Mittel gewonnen wurden, die den Staat wie den Einzelnen in den Stand setzten, architektonische Gedanken in edlerem und würdigerem Stoffe zum Ausdruck zu bringen, als Schinkel bei der Knappheit der Verhältnisse zu Gebote stand.

Aber was er als Recht erkannt und geübt hatte, ward Vermächtniß für seine Jünger: Wenn Schinkel in der Wiederbelebung der hellenischen Antike das Heil erblickte, so hatte ihn hierin weniger eine verstandesmäßige Analysis, als das künstlerisch-intuitive Gefühl geleitet, daß in der hellenischen Architektur ein ästhetisches Problem gelöst ist, gültig für alle Zeiten. Das Wort hierfür zu finden und auszusprechen, die Etymologie und Syntax jener Kunstsprache aufzustellen, welche die Griechen geredet, und die Schinkel von ihnen mehr empirisch gelernt hatte, war seinem begeistertsten Jünger und Apostel vorbehalten. So lange Schinkels Name lebt, wird mit ihm der Name Carl Böttichers untrennbar verbunden sein. Mit dem Rüstzeug des Philologen, dem Constructionsverständniß des Werkmeisters und dem Feingefühl des Künstlers versenkte er sich in die Tiefen der archäologischen Forschung. Wenn er in den eigentlich archäologischen Untersuchungen nicht immer glücklich gewesen ist und gerade in den von ihm mit besonderer Wärme vertretenen Ansichten oft allein steht, so bleibt sein Verdienst für alle Zeit, die Grundgedanken des architektonischen Kanons der Hellenen erkannt und klargelegt zu haben. Weil aber diese Grundgedanken nicht an Volk noch an Zeit gebunden, sondern ewig gültige sind, darum feiern wir heute den Mann, dessen That sie uns wiedergebracht hat, und ehren seinen Jünger, der uns diese That begreifen lehrte.

„Des Körpers Form ist seines Wesens Spiegel:
Erkennst du sie, löst sich des Räthsels Siegel."

Das ist das Motto, welches Carl Böttticher seinem geistesgewaltigen Werke über „die Tektonik der Hellenen" vorangestellt hat. Ihr einfacher Gedanke ist der, daß die Function — die constructive wie die ethische —, welche jeder Theil im Ganzen erfüllt, in seiner äußeren Form ihren Ausdruck finden müsse, daß jede Form, welche diese Bedingung nicht erfüllt, überflüssig und verwerflich sei, gleich wie die organische Natur lediglich Zweckmäßiges und in der Form des Ganzen wie der Einzelglieder dem Wesen Entsprechendes hervorbringt.

Auf diesem Grundgedanken und seiner strikten Anwendung beruht das Wesen und die Berechtigung derjenigen auf Schinkels Vorgange fußenden Architekturrichtung, welche den Namen der „Berliner Schule" trägt. Man hat dieser Schule wie ihrem Meister den Vorwurf gemacht, daß sie Kunstformen, welche für eine anders empfindende Nation und für ein andres Klima geschaffen seien, in unsre moderne Zeit und in einen ihnen widersprechenden Himmelsstrich versetze. Der eine Einwand ist so unzutreffend, wie derjenige sein würde, den man gegen eine allgemeine Gültigkeit der Harmonielehre erheben wollte; der andere ist nur in so weit anzuerkennen, als in der That der „Berliner Schule" der Vorwurf nicht erspart werden kann, daß sie nicht selten die hellenischen Formen mechanisch auf ihre modernen Bauten übertragen hat, ohne sie den veränderten Bedingungen des Klimas anzupassen. Die flachen, feingegliederten Einzelformen der hellenischen Kunst, denen Schinkel und seine Epigonen hier Bürgerrecht verschafft haben, bedürfen hier in der That einer Umbildung. Was in der ätherklaren Luft, unter der strahlenden Sonne von Hellas, was in dem jedem Relief fügsamen Stoffe des edlen Marmors und zudem unterstützt und belebt durch ausgiebige Verwendung von Farbe scharf und plastisch wirkte, das erscheint unter dem trüben Wolkenhimmel Deutschlands, in unedlem, grobkörnigem Steine oder gar in übertünchtem Mörtelputz hergestellt und geschwärzt von dem Rauche der Fabrikschlote, flach und wirkungslos. Mit Recht verlangt man bei uns nach kräftigeren Einzelformen, im Aeußeren namentlich nach der rhythmisch klaren, weithin erkennbaren Mauerflächentheilung durch gliedernde Pfeiler und theilende Gesimse, nach der kräftigen Schattenwirkung tiefliegender Portale und breiter Fenstergewände; aber dies Alles läßt sich vollkommen vereinen mit dem organischen Gesetze, welches die hellenische Tektonik aufgestellt hat. Es ist nicht nothwendig, deshalb zu den Stilformen des Mittelalters oder der sterbenden Renaissance zu greifen, wie dies heutzutage mit Vorliebe geschieht. Diejenigen, welche von vorn herein das nordische Klima gegen die Berechtigung des griechischen Stiles bei uns ins Feld führen, sollten sich erst einmal darüber klar werden, daß es keine größere Widersinnigkeit gibt, als die im Norden entstandene gothische Bauweise gerade im Norden. Während das flachgeneigte glatte Dach der Hellenen, die geringen Vorsprünge ihrer Gliederungen dem Regen wenig Angriffspunkte und eine leichte Ableitung gestatten, bietet der gothische Bau den Einflüssen der Witterung tausend Spitzen und Zacken dar, und die tiefen Einschnitte und Höhlungen seiner Dächer sind, gleich dem beliebten Mansardendache des Rococo, geradezu daraufhin construirt, im Winter sich in Gletscherhöhlen und Schneethäler zu verwandeln. Der gewaltige Fortschritt, den die mittelalterliche Bauweise der hellenischen gegenüber bekundet, liegt nicht auf dem ästhetischen, sondern auf dem constructiven Gebiete. Während der Grieche nur die horizontale Balkendecke kennt, die seine Raumausbildung beschränkt, gelingt es dem Volke, welches die Ratio auf seine Fahne geschrieben hat, den Römern, durch einen verstandesmäßigen Act das Gewölbe zu erfinden und durch Tonnen-, Kreuz- und Kuppelgewölbe unbegrenzte Räume zu überspannen. Dem Mittelalter ist es vorbehalten, dieses Princip bis in seine letzte Consequenz hinein zu entwickeln, die ungeheuren Gewölbemassen auf einzelne Stützen zu stellen. Die Kunstform aber vermag Rom nicht weiter zu bilden, und das Mittelalter droht fast, ihrer verlustig zu gehen. Uns, den glücklichen Erben aller dieser Errungenschaften, ist es zu Theil geworden, durch die Beherrschung der Naturkräfte uns in dem Eisen ein neues Material zu

erobern, welches noch weit über die constructiven Gebilde des Mittelalters und der Renaissance hinauszugehen gestattet. Aber eine neue ästhetische Kunstform zu finden ist auch uns nicht beschieden gewesen. Wie die Musik seit Bachs Zeiten sich immer neue und vollendetere Gestaltungen geschaffen hat, nimmer aber das abgeschlossene Gesetz der Harmonielehre zu erweitern im Stande ist, so wird auch die Architektur in ihrer constructiven Leistung sicherlich sich noch weit über das Vermögen der Gegenwart fortentwickeln, das ästhetische Gesetz ihrer ornamentalen Formen dagegen wird zwar überall neue Anwendungen erfahren, in seinem Grundgedanken aber nicht über das einmal ausgesprochene Wort hinauskommen, denn dieses Wort ist Wahrheit, ein Wort, das die skeptische Pilatusfrage zu keiner Zeit zu erschüttern vermag.

Daß Schinkel uns dieses Gesetz wiedergegeben hat, das ist die gewaltige That, um derentwillen wir ihn heut feiern. Wenn es auch gegenwärtig nicht so aussieht, als ob dieses Gesetz die Richtschnur der heutigen Architekten bilde, wenn Prunksucht und Modethorheit sich allerwegen breit macht, ja wenn in das Haus, das Schinkel erbaute, in die von ihm begründete Bauschule, ein ihm fremder Geist eingedrungen ist, so steht doch ein wackeres Häuflein gerade der jüngeren und jüngsten Generation treu zu der alten Fahne, und es ist kein Grund vorhanden, die Zukunft unserer Baukunst mit pessimistischen Augen anzusehen. Sie wird allezeit in den Händen derer liegen, die gleich dem Meister in unablässiger, ernster Arbeit nach Wahrheit ringen und seine hohe und glückliche Auffassung von Kunst und Leben bewahren.

Denn nicht zum kleinsten Theile liegt die Kraft des Schinkelschen Genius in dem unerschütterlichen Glauben an den Sieg des Wahren, Guten und Schönen, und mit Recht sprach einst Herman Grimm im Hinblick auf ihn das schöne Wort, das diese Zeilen beschließen möge: „Das Leben wäre zu traurig und unverständlich, träten nicht immer wieder glaubwürdige Männer auf, die uns das Vertrauen einflößen, es sei schön und begreiflich, sobald es nur recht aufgefaßt werde."

Adolf Boetticher.

Provençalische Bestrebungen.

Nichts ist den Franzosen unangenehmer als die Thatsache, daß zwei Fünftheile Frankreichs von einem Volke bewohnt werden, welches nicht Französisch spricht, und den östlichen und westlichen Nachbarn jenseits der Pyrenäen und Alpen weit näher verwandt ist als ihnen selbst. Wenn die officielle Statistik diese notorische Wahrheit geradezu leugnet, so verhält man sich in Spanien und Italien zu den analogen Fragen vernünftiger, und kein verständiger Mensch verkennt dort, daß in Valencia und Barcelona nicht Castilianisch und in Turin und Mailand nicht Toscanisch gesprochen wird. In neuerer Zeit ist eine gewisse Verbindung des Spanischen mit dem französischen Provençalisch hergestellt worden, als im Jahre 1868 bei Gelegenheit öffentlicher Festlichkeiten catalanische Troubadours in der Provence und provençalische in Barcelona sich hören ließen. In Spanien ist man auch in den andern Provinzen auf die catalanische Literatur aufmerksam geworden und verbreitet die Tragödien (kurze dramatische Scenen) des Barcelonischen Dichters Victor Balaguer in Abdrücken und Uebersetzungen. Auch in Frankreich haben die heutigen provençalischen Dichter angefangen, großes und gerechtes Aufsehen zu erregen, und allmählich scheint dort auch das große Publicum zu der Einsicht zu gelangen, daß das Provençalische nicht ein französisches Patois, sondern eine eigene und zwar viel ältere und reichere Sprache ist als das Französische.

Ein sehr merkwürdiges Zeugniß für den Zusammenhang der provençalisch sprechenden, politisch getrennten Völker unter einander liegt uns in dem zweiten Jahrgang der Lauseta (Lerche) vor, eines Kalenders „für Spanien, Frankreich (das südliche oder Occitanien) und die Schweiz", welcher in Montpellier von der „Lateinischen Gesellschaft die Lerche" herausgegeben wird. Die Bestrebungen dieser Gesellschaft kann man aus einem auf Seite 121 gegebenen Citat aus dem „der Pan-Latinismus" betitelten Buche von Vallerauge beurtheilen: „Sobald ein Uebel erkannt ist, ist es schon halb geheilt. Weder das Unglück des Westens noch das Heilmittel ist ein Geheimniß. Das letztere ist die Verbindung der celto-römischen und der rein celtischen Völker unter einander. Das Mittel muß nur schnell angewendet werden. Dann wird die Heilung ebenso rasch und vollständig sein, als die Krankheit langwierig und schmerzlich war. Die römische Welt, die seit so vielen Jahrhunderten leidet, wird sich aus ihrem langen Schlafe gesunder kräftiger und mächtiger erheben als je. Durch ein föderatives Band verbunden, werden die celto-römischen und celtischen Rassen aufhören sich unter einander zu zerfleischen. Sie werden Afrika von allen Seiten einschließen, das Mittelländische Meer wird der Mittelpunkt dieses römischen Reiches sein. Vergebens würde man auf Erden etwas Aehnliches suchen: Gott hat nichts dem Vergleichbares geschaffen!"

Diese thörichten Träume sind in einer Beziehung zur Wirklichkeit geworden: eine gewisse Annäherung der verschiedenen provençalischen Stämme ist auch in diesem Almanach unverkennbar. Aber weiter als bis nach Barcelona reicht die — natürlich nur literarische — Verbindung nicht: Italien u. s. w. stehen nur als Phrase auf dem Titel. Die Alpen beschränken den Blick im Osten vollständig. Dies fällt uns unwillkürlich auf, wenn wir die auf S. 5 mitgetheilte Cholerageschichte lesen, in welcher die Unkenntniß der Franzosen rücksichtlich der provençalischen Sprache verspottet wird. Louis Philippe hatte den berühmten Arzt Larrey nach Castelnaudary geschickt, wo im Jahre 1835 die Cholera wüthete. Er wird ins Hospital zu einem Cholerakranken gerufen. Am Bette desselben steht ein Freund des Erkrankten. Larrey fühlt den Puls. Der Kranke hat keine Cholerasymptome. „Was haben Sie gegessen?" fragt er. Der Kranke erwidert, zu seinem Freunde gewandt: „Lalé, Du bist Soldat gewesen: sage ihm doch, ich habe bebut dos itros de bi e manjat de budel" (zwei Liter Wein getrunken und Kaldaunen gegessen). Lalé grüßt den Arzt militärisch, versucht den Krankheitsgrund ins Französische zu übersetzen und Larrey ruft aus: „Der Mensch ist betrunken, er hat du bedeau (Pedell) gegessen." Ein Mailänder (in dessen Dialekt die Worte lauten würden hoo bevuu duu liter de vin e mangiaa de buell) hätte die dem Franzosen völlig räthselhaften Worte sehr leicht verstanden.

Außer provençalischen und französischen Gedichten und Aufsätzen enthält der Kalender Spanisches und Catalanisches. Freilich muß das Verhältniß der Herausgeber zum catalanischen Provençalisch nicht sehr ausgebildet sein, denn es ist ihnen begegnet, ein rein spanisches Gedicht (S. 43) zwei Male als in catalanischer Sprache verfaßt zu bezeichnen.

Die Liebe zu der einheimischen, alten, schönen und kräftigen Sprache wird gewiß überall die wärmste Sympathie beanspruchen dürfen, so sonderbar auch manchmal die Symptome sind, in denen sie sich äußert. Das officielle, centralisirte heutige Frankreich ist ein Produkt der Revolution, welche die föderalistischen Neigungen der Departements des Südens niedergeschlagen hatte. Also lieben und verehren die Männer der Lauseta vor allen die Girondisten als die Gegner der Centralisation. Mit ihrer historischen Treue — wenn man so sagen darf — stimmt dann freilich sehr wenig der Umstand, daß der revolutionäre Kalender, in seinem nackten Radicalismus der vollständigste Bruch mit der historischen Tradition, der je versucht worden ist, in diesem Almanach abgedruckt wird, wenn auch der menschlichen Schwachheit wegen der gregorianische daneben steht. So fängt das Jahr an mit dem 1. Vendémiaire des Jahres 86 (22. September 1877), und hört, da es kein Schaltjahr ist, auf mit dem 30. Fructidor 86 (16. September 1878). Die Vortrefflichkeit dieses Kalenders wird weitläufig angepriesen, wobei denn beim September höh-

nisch gesagt wird: „dieser Monat heißt offenbar so, weil er der neunte ist“: wir glauben dem Verfasser kein Unrecht zu thun, wenn wir vermuthen, es würde ihm sehr gleichgültig sein, wenn wir ihm auseinandersetzten, daß die letzten Monate des Jahres ihre Namen noch aus jener Zeit beibehalten haben, wo das römische Jahr mit dem 1. März begann, und also der September wirklich noch der siebente Monat war.

So wird in verschiedenen, besonders mehreren spanischen, Aufsätzen und Citaten der Föderalismus, „die Einheit in der Verschiedenheit“ gepriesen, ohne freilich weder genau zu sagen, wer sich verbinden, noch wie das Ziel im Einzelnen erreicht werden soll. Wenn man diese, durch den ganzen Almanach sich hinziehenden Lobreden auf die föderalistischen, decentralisirenden Bestrebungen liest, so bekommt man ein ganz anderes Urtheil über die innere Politik der französischen Machthaber während der ersten Revolution und bei allen nachherigen politischen Krisen. Wenn ein so starker particularistischer Zug gerade den Theil des Landes beherrscht, welchen die Natur am meisten begünstigt hat, so mußte in entscheidenden Augenblicken der jedesmal herrschenden Partei die Gefahr des völligen Zerbröckelns der Nation in eminentem Maße vorhanden erscheinen, und die Nothwendigkeit von Gewaltmaßregeln nahe legen. Wenn der Convent nie genug betonen konnte, daß die Republik untheilbar sei, so behauptet hier L. X. de Ricard, daß Frankreich dem Einheitsgedanken den Ruin aller individuellen ebenso wie der municipalen und provinziellen Freiheit zu danken habe. Freilich wird das letzte Wort nirgends ausgesprochen: nur die städtische Organisation wird als Grundlage empfohlen, und es heißt S. 22: „Noch heute nach der Constituirung der großen Nationen erheben sich einige selbstständige Städte wie ein Protest gegen die Sklaverei der andern. In Deutschland sind Lübeck, Hamburg und Bremen frei; vor sechs Jahren war es auch noch Frankfurt, einst die Hauptstadt des deutschen Reiches. Diese Städte haben ihre eigene Regierung, ihren gesetzgebenden Körper, ihren Senat, ihre Bürgermeister, ihre Soldaten, ihre Kriegsschiffe.“

Aber noch merkwürdiger als diese Aufschlüsse des Herrn Pi y Margall (aus seinem Buche las Nacionalidades) über Deutschland ist der fanatische Haß gegen die katholische Kirche, der durch das ganze Buch geht. „Die Geschichte wird einst sagen,“ heißt es S. 77, „daß der römische Katholicismus und das Wirken seiner Diener allein Frankreich vernichtet hat.“ Freilich hat auch dieser auf den ersten Blick durch seine Bornirtheit und Ungerechtigkeit befremdende Haß insofern einen gewissen Grund, als die Vertreter, wenigstens dieses Zweiges der provençalischen Bewegung, sich als directe Nachkommen der Albigenser ansehen. Simon von Montfort und der Kreuzzug des dreizehnten Jahrhunderts werden (S. 27 ff.) mit einem Hasse besprochen, als wären ihre Thaten vor wenig Jahren geschehen. „Der Haß, den wir gegen diese Kreuzfahrer hegen, macht sie zu unseren Zeitgenossen, und in den historischen Urtheilen gibt es keine Verjährung!“ So wird Simon in einem, übrigens wirklich schönen, Gedichte Wilhelms von Tudela (S. 31) bis in sein Grab in der Kirche Saint Nazaire in Carcassonne verfolgt, und ein anderer provençalischer Dichter (Agusto Fourès) singt von ihm (S. 73): „Lache in deinem Grabe, Henker der Albigenser, einer deiner Nachkommen ist an der Spitze eines preußischen Bataillons gekommen, um die Franzosen zu tödten“ — weil er in der Rangliste des deutschen Heeres die verhaßten Namen Broglie, Fontane, Montfort und Talleyrand-Périgord gefunden hatte.

Fast ebenso groß als der Haß gegen das Papstthum ist der gegen den Cäsarismus, und der erste Napoleon wird nicht mehr geschont als der dritte. Freilich, wenn man den Nekrolog liest, den die Lauseta dem jüngst verstorbenen Albert Castelnau aus Montpellier widmet, so begreift man nur zu gut, wie berechtigt dieser Haß ist. Am 24. Februar 1852 mußte Castelnau mit seinen Leidensgefährten in Ketten nach Cette marschiren, um nach Algier eingeschifft zu werden, und in den drei vorhergehenden Monaten hatte das Departement Hérault folgende Opfer des Staatsstreiches aufzuweisen:

1.	Deportation nach Cayenne	10
2.	= = Algier. 1. Grad . .	798
3.	= = = 2. = . .	776
4.	Dem Kriegsgericht übergeben . . .	97
5.	Verbannung aus Frankreich	37
6.	Zeitweise Verbannung	9
7.	Internirt	42
8.	Dem Zuchtpolizeigericht übergeben . .	15
9.	Unter polizeiliche Aufsicht gestellt . .	327
10.	Nach dreimonatlichem Kerker freigelassen	55
	Summa	2166

Das Departement hat etwa 112 Quadratmeilen und 427,245 Einwohner. F. Eyssenhardt.

Notizen.

Das Frühjahr wird in wenig mehr als acht Tagen seinen Einzug halten und, wenn nicht Alles täuscht, im Innern wie draußen von großem Interesse sein. Bei uns warten die Gläubigen, denen jedes officiös hingeworfene Wort wie ein delphisches Orakel erscheint, das ihr nachhaltiges Studium beansprucht, auf das klärende Ereigniß, vor welchem alle Uebel der jüngsten Vergangenheit zerstieben sollen. Man hat die Verheißung des ministeriellen fiat lux! bald auf diese bald auf jene Gesetzesvorlage oder gouvernementale Maßregel bezogen, war damit aber nur in dichteres Dunkel gerathen und schließlich so klug wie zuvor. Pessimisten kamen auf den Einfall, der officiöse Seher habe die schon seit Wochen geahnte Auflösung des Reichstages verkünden wollen, dessen letzte Stunde vielleicht schon zu Ostern schlagen werde. Alle Welt bereitet sich auf frühe Neuwahlen vor und man begreift, daß nervöse Leute der wechselnden Gerüchte müde sind und mit einem: Je eher je lieber! dazwischen fahren möchten. Man wird ja dann sehen, ob der künftige Reichstag sich wirklich willfähriger erweisen wird, als der gegenwärtige, der so viele Hoffnungen höheren Ortes erweckt hatte, bei dem Conservative und Clerikale Gevatter standen und der trotzdem die berühmte englisch parlamentarische Devise: Die Hand auf den Beutel! nicht ganz verleugnen mochte. Das allgemeine Stimmrecht ist immerhin selbst in unserem wohlgeschulten Deutschland unberechenbar, und die erfahrensten Politiker wagen sich mit keinem sicheren Urtheil über den Ausgang der Wahlen hervor. Der Vogelflug allerdings war bis vor kurzem den Liberalen nicht sehr günstig und sie mußten sich damit trösten, daß ihnen unter allen Umständen die Zukunft gehört. Daran zweifelt Niemand, daß das Centrum sehr wahrscheinlich in derselben Stärke wiederkehren wird. Auch wird der ultramontane Heerbann, sollte es wirklich zu einem Scheinfrieden mit Rom kommen, schwerlich bescheidener auftreten als bisher. Die Agrarier und Genossen ihrerseits werden sich in dem Wahlkampfe einer wenn auch unausgesprochenen doch einflußreichen Protection zu erfreuen haben. Und so könnte sich die Situation im Innern zum Sommer recht unbehaglich gestalten. Unglaublich ist die Selbsttäuschung einiger Mitglieder der Nationalpartei, die noch vor kurzem an eine Wendung zu ihren Gunsten glaubten und die ihnen seitens der Machthaber widerfahrene schroffste Behandlung mit unverwüstlichem Optimismus wie ein Compliment entgegennahmen. Die überwiegende Mehrheit der Partei wußte sich wohlverstanden frei von solchen Anwandlungen und blieb in der durch die Barziner Erfahrungen vom Jahre 1878 zehnfach gerechtfertigten Reserve. Alles in Allem indessen werden die Neuwahlen, gleichviel wann sie stattfinden, der Stagnation der letzten Zeit doch vielleicht ein Ende machen, den müden Geistern wieder einige frische Luft und Arbeitsfreude zuführen. Die deutschen Mitbürger in Stadt und Land werden sich auf ihre politische Pflicht besinnen und zu muthigen Entschlüssen emporraffen. Ein fester einmüthiger Sinn thut um so mehr noth, als auch jenseits der Grenze Wahlen bevorstehen, die für die Geschicke Mitteleuropas auf lange Jahre verhängnißvoll werden könnten. Wer auch die landläufige Phrase, daß Gambetta als französischer Präsident ohne Weiteres den Krieg bedeute, nicht als das letzte Wort der Situation ansieht, wird die Möglichkeit einer mit dem kommenden Herbst nach jener Seite hin herannahenden Spannung zugeben müssen. Dann sollte Deutschland möglichst geschlossen erscheinen und nicht durch endlosen Parteihader den Gegner ermuthigen. Ein ernstlicher Conflict mit dem gegenwärtigen Frankreich würde ungleich mehr Opfer fordern, als vor elf Jahren. Damals soll bekanntlich ein vielgenannter Staatsmann, als ihn eine hohe Dame in einem kritischen Moment fragte, was wohl der Krieg, wenn er sich unvermeidlich erweisen sollte, kosten werde, sarkastisch erwidert haben: Nur einen Napoleon! So schien es auch zuerst. Aber hinterher gestand unser kundigster General und Stratege, daß die nach Sedan zusammengerafften Franzosen uns mehr zu schaffen machten, als die erzbereiten des Gamaschenhelden Leboeuf, und daß die tapfere deutsche Armee auch vielfach vom Glück begünstigt wurde. Demselben competenten General wird freilich auch nacherzählt, er habe für den Fall eines künftigen Krieges natürlich nicht an Deutschlands

Sieg gezweifelt und nur bedauernd hinzugefügt, man werde nicht wissen, was angesichts der Thatsache, daß eigentlich fremdländisches Gebiet ein fraglicher Gewinnst sei, dem Feinde beim Friedensschluß genommen werden solle. Doch das sind gründlich spätere Sorgen. Schlimm genug, daß schon für das Frühjahr ein Krieg im Orient droht, von dem Niemand weiß, welche Folgen er nach sich ziehen werde. Die Verhandlungen sind endlos und was die Türken heute bieten, morgen wieder verweigern, rechtfertigt wohl das von dem schelmischen Londoner Punch dem Sultan zugeschriebene Tagebuch, in welchem er die Besuche des englischen Botschafters Göschen und die Angebote aufzeichnete, welche er demselben nach einander gemacht habe. Da figurirten die Abtretung an Griechenland sämmtlicher Rechte der Türkei auf Aegypten, wogegen sie selbst ganz Griechenland erhalten sollte; die Adoption des Königs der Hellenen; die Wiederherstellung des Status quo ante vor dem russisch-türkischen Kriege; die Anerkennung der Neutralität Athens, wenn die Mächte die türkische Schuld bezahlen oder die Gewinnste der Bank von Monte Carlo in Monaco der Pforte zuweisen wollten, und was der sinnreichen Combinationen mehr waren. Herr Göschen habe von dem Allen nichts hören und namentlich dem Sultan kein Geld vorstrecken wollen, worauf dieser die Unterhandlungen abgebrochen habe. Die Engländer, wie man sieht, bewahren sich inmitten asiatischer und afrikanischer Sorgen und Nöthe ihren traditionellen Humor. Unser minder heimgesuchtes Volk wird sich ein Exempel daran nehmen, jedem Tage der Woche seine eigene Plage überlassen und dem Genius der Nation ein wohlbewährtes Vertrauen schenken.

Offene Briefe und Antworten.

In Bezug auf unseren Bericht in der vorigen Nummer über das Panorama Hüntens und Simmlers erhalten wir zwei Briefe, die wir im Folgenden wiedergeben.

Düsseldorf, den 4. März 1881.

Geehrtester Herr!

In der letzten Nummer Ihres geschätzten Blattes finde ich eine Besprechung des Panoramas in Berlin, zu deren Richtigstellung ich Sie bitte, von Folgendem gütigst Notiz zu nehmen.

Die Vorstudien sowohl, als auch die Skizze zu dem betr. Werke wurden von Prof. Hünten und von mir gemeinschaftlich gemacht, ebenso theilten wir uns in die Arbeit der Ausführung im Großen, zu welcher wir noch einige Hülfskräfte aus hiesigen Malerkreisen zuzogen.

Was das früher hier in Düsseldorf gezeigte kleinere Panorama betrifft, so war dasselbe von den Herren Volkhardt und von Eckenbrecher nach einer von mir entworfenen Skizze gemalt.

Indem ich Sie bitte, hiernach die betr. Angaben zu corrigiren, zeichne ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

W. Simmler.

Düsseldorf, den 5. März 1881.

Geehrtester Herr!

In Ihrer gestrigen Nummer der „Gegenwart" ist eine Besprechung des von mir und meinem Collegen W. Simmler gemalten Berliner Panoramas.

Es ist darin nicht Alles dem Sachverhalte entsprechend, und ich erlaube mir Folgendes mitzutheilen, um den Inhalt obigen Artikels dahin berichtigt zu sehen.

Für das Berliner Panorama haben wir, Simmler und ich, alle Vorarbeiten gemeinsam gemacht — Skizzen dazu wurden nur von Simmler und mir gemalt. Simmlers Skizze wurde hier bei Gelegenheit der Kunst- und Gewerbeausstellung von den Herren v. Eckenbrecher und Volkhardt groß ausgeführt. Meine Skizze wurde dem Berliner Panorama zu Grunde gelegt. Die große Skizze, welche erst definitiv die Composition in die richtigen Panoramaverhältnisse und -Bedingungen brachte, wurde von Simmler und mir gemalt; ebenso haben wir uns in die Ausführung im Großen, unter Zuziehung hiesiger Malerkräfte, getheilt.

Ohne Simmler hätte ich überhaupt den ganzen Auftrag nicht angenommen!

Hochachtungsvoll

Emil Hünten.

In Folge des in Nr. 7 der „Gegenwart" veröffentlichten Aufrufs zu Beiträgen für das

Lessing-Denkmal in Berlin

sind ferner folgende Beiträge bei dem Unterzeichneten eingelaufen:

Von Herrn Assessor Hermann Löwenfeld 50 *M.* Anonym durch Herrn M. Treitel 100 *M.* Von den Schwestern Ida, Hanny und Lina Steinwehr in Hannover, „vom Taschengelde erspart" 6 *M.*

Zusammen 156 *M.*, dazu die gesammelten 1738 *M.*, über die schon quittirt worden ist,

im Ganzen 1894 *M.*

Ueber diese Beiträge quittirt dankend und zur Entgegennahme weiterer erklärt sich gern bereit

Paul Lindau,
Berlin W., 1, v. d. Heydtstr.

Zu Ehren Calderons.

Die Königlich spanische Akademie zu Madrid hat beschlossen, um dem zweihundertsten Todestage **Calderons** († 25. Mai 1681) eine besondere Weihe zu geben, zu Ehren dieses großen und in Deutschland ganz besonders gefeierten Dichters die deutschen Dichter zu einer Preisbewerbung aufzufordern.

Die Königlich spanische Regierung hat ihren Vertreter am Berliner Hofe, Grafen Benomar, beauftragt, zu diesem Behufe ein Preisgericht aus deutschen Schriftstellern einzusetzen, dem der Königlich spanische Gesandte als Ehrenpräsident ohne Stimme vorstehen wird, und das, nach den unten im Auszuge mitgetheilten Bestimmungen über die Preisbewerbung, dasjenige Gedicht, welches die gestellte Aufgabe in der vollkommensten Weise löst, zur Krönung mit dem **Calderon-Preise** vorschlagen wird.

Der unterzeichnete Königlich spanische Gesandte hat sich daher an die in Berlin ansässigen Schriftsteller

Dr. Berthold Auerbach, Dr. Heinrich Kruse und **Dr. Paul Lindau**

mit der Bitte gewandt, dieses Preisgericht zu bilden. Nachdem die genannten Herren dieser Einladung entsprochen haben, ergeht hiermit an alle deutschen Dichter die Aufforderung, sich an dieser Preisbewerbung zu betheiligen.

Berlin, 1. März.

Der Königlich spanische bevollmächtigte Minister und außerordentliche Gesandte

(gez.) Graf **Benomar.**

Auszug

aus dem vom Direktor der Königlichen Akademie zu Madrid, Grafen Cheste, unterzeichneten Statut für die Preisbewerbung.

Das **Thema des Gedichtes** soll die **Verherrlichung Calderons** sein. Die Dichtung kann lyrisch oder episch sein. Umfang, Versmaß u. s. w. bleiben dem Ermessen des Dichters völlig anheimgestellt. Das in jeder Beziehung gelungenste Gedicht, welches auf alle Fälle dichterischen Werth haben muß, erhält den **Preis**, bestehend aus einer **goldenen Medaille**, die mehr als hundert Gramm wiegt und auf der einen Seite das Bildniß Calderons, auf der anderen die symbolische Darstellung der spanischen Akademie trägt; sowie einem von der Königlichen Akademie zu Madrid ausgefertigten **Diplome**, welches die Preiskrönung bescheinigt. Von diesem Gedichte wird die Akademie tausend Exemplare auf ihre Kosten drucken lassen. Von diesen werden dem Verfasser 500 Exemplare zugestellt, während sich die Akademie das Recht vorbehält, das Gedicht übersetzen zu lassen, im Original und in der Uebersetzung in der Sammlung der preisgekrönten Werke zu veröffentlichen, und diese wie die übrigen 500 Exemplare des Originals unentgeltlich während der Calderonfeier in öffentlicher Versammlung zu vertheilen. Im Uebrigen bleibt das Recht des Verfassers an seinem Gedichte ungeschmälert. Der Vertreter der Königlich spanischen Regierung am Berliner Hofe wird den Namen des preisgekrönten Dichters in den öffentlichen Blättern bekannt machen und diesem die goldene Medaille, das Diplom der Akademie und die 500 Exemplare des Gedichtes überreichen. **Alle Einsendungen zu dieser Preisbewerbung müssen bis zum 31. März an die Adresse des Herrn Dr. Berthold Auerbach, Berlin W., Hohenzollernstraße 10 erfolgen.** Das Preisgericht wird spätestens am 15. April dem Königlich spanischen Gesandten das Ergebniß seiner Berathungen übermitteln. Die Gedichte müssen **anonym** und mit **einem Motto** versehen, der **Name** und **Wohnort** des **Dichters** in einem beigefügten **geschlossenen Briefumschlag**, welcher dasselbe Motto trägt, angegeben sein. Alle **nicht preisgekrönten Dichtungen** werden sammt den **ungeöffneten Briefumschlägen** dem Königlich spanischen Gesandten von dem Preisgericht am 15. April übergeben werden. Derselbe wird die Vernichtung dieser Schriftstücke anordnen. Einsendungen, welche diesen Bestimmungen nicht entsprechen, sind von der Preisbewerbung ausgeschlossen. Die Preisrichter haben es sich untersagt, mit den Preisbewerbern in irgend welche schriftliche oder mündliche Auseinandersetzung zu treten.

Inserate.

Ein akademisch gebildeter Mann mit Kenntniss der französischen, englischen, italienischen, spanischen und russischen Sprache, sucht eine angemessene Stellung. Off. unter J. D. 8594 an Rudolf Mosse, Berlin SW.

Im Verlage von **G. Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schleiermacher's

Darstellung vom Kirchenregiment.

Abdruck

aus Schleiermacher's sämmtlichen Werken, zur Theologie 13. Band.

Mit einführendem Vorwort

von

D. H. Weiß,

ord. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen.

Preis: 3 *M.* 60 *Pf.*

Markgraf

Karl Philipp von Brandenburg

und die

Gräfin Salmour.

Mit Benutzung archivalischer Quellen

von

Dr. Julius Friedlaender,

Director d. Kgl. Münzkabinets.

Preis: 60 *Pf.*

Verlag von

Heinrich Keller in **Frankfurt a. M.**

Trachten,

Kunstwerke und Geräthschaften

vom

frühen Mittelalter

bis zum

Ende des 18. Jahrhunderts

nach gleichzeitigen Originalen

von

Dr. **J. H. von Hefner-Alteneck,**

Direktor d. Bayerischen National-Museums.

Zweite vermehrte u. verbesserte Auflage.

Erscheint in 120 Lieferungen, wovon 17 vorliegen. Preis der Lieferung *M.* 10.—. Der erste Band von 12 Lieferungen kann in solidem Halbfranzband bezogen werden, Preis *M.* 130. Erste Lieferungen des Werkes sowie ausführliche Prospekte sind in jeder größeren Buchhandlung vorräthig. Statt aller weiteren Empfehlung dieser schönen und werthvollen Publikation sei auf die Besprechung derselben in Nr. 46 dieses Blattes, Jahrgang 1880, verwiesen.

Neueste Lieder von Eduard Lassen.

Im Verlage von **Julius Hainauer,** Kgl. Hofmusikhdlg. in **Breslau,** sind soeben erschienen:

Eduard Lassen

Op. 71. Sechs Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. Preis *M.* 3.50.

Inhalt: Die grossen stillen Augen (B. Scholz). Sei stille (H. Nordheim). Ich seh' dich heut zum ersten Mal (Hamerling). Mit den Sternen (Hamerling). Mondmythus (Lingg). Des Woiewoden Tochter (Geibel).

Op. 72. Sechs Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. Preis *M.* 3.50.

Inhalt: Das Aelternhaus (Claus). Heimath und Liebe (Claus). O selig (Hamerling). Reisebild (Hamerling). Gebet auf den Wassern (Strachwitz). O willkommen (Prutz).

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 *Pf.* in Freimarken zu beziehen.

= Gelben Java =

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee

pr. Pfd. 50 netto à *M.* 52.—

„ „ 9½ „ à *M.* 10.85

incl. Zoll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation.

Kaffee-Import von

A. L. Reiche & Co. in Hamburg.

Das langjährige Renommé des Hauses bürgt für reellste Bedienung.

Im Verlag von **Gebr. Henninger** in **Heilbronn** erschien soeben:

Zur Lösung

der

Troianischen Frage.

Nebst einem Anhang:

Einige Bemerkungen zu Schliemanns Ilios.

Von

Dr. **E. Brentano.**

Mit einer Karte der troischen Ebene und zwei Plänen.

Eleg. geheftet *M.* 3.50.

Von demselben Verfasser erschien im Jahr 1877:

Alt-Ilion im Dumbrekthal.

Ein Versuch, die Lage des homerischen Troia nach den Angaben des Plinius und Demetrios von Skepsis zu bestimmen.

Geheftet *M.* 4.20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Homer's Odyssee

von

Johann Heinrich Voss.

Abdruck der ersten Ausgabe von 1781, mit einer Einleitung von Michael Bernays.

gr. 8. CXX u. 468 Seiten nebst Facsimiles der Vossischen Handschrift und 3 Plänen.

M. 8.—, gebunden *M.* 11.—

Soeben begann zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Orient.

Geschildert von

Amand von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen.

In 30 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf.

Monatlich erscheinen drei Lieferungen. — Das Werk ist im October 1881 vollständig.

Diesem glänzend ausgestatteten Werke liegt die bedeutsame Aufgabe zu Grunde, in Wort und Bild ein Gemälde jener Gebiete zu liefern, deren klassische und culturgeschichtliche Vergangenheit seit jeher das Interesse der gebildeten Welt für sich beansprucht hat und deren Gegenwart und Zukunft die regste Theilnahme erwecken.

Der Name des durch seine Reisen im Orient und durch seine diesbezüglichen Schriften bestens bekannten Autors bürgt ebenso für die treffliche Gediegenheit des textlichen Theiles des Werkes, wie die Zahl ausgewählter Künstler für den illustrativen.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 19. März 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Westminster und der Vatican. Von Observer. — **Literatur und Kunst:** Antonio Guadagnoli. (1798—1858.) Die Zunge einer Frau auf der Probe. (1832.) Eine Nachdichtung von Paul Heyse. — George Eliot. Ein literarisches Porträt von Leopold Katscher. — Geschichte der Plastik. Von W. Lübke. Besprochen von Fr. Pecht. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ein Selbstmord. Schauspiel in zwei Abtheilungen und fünf Bildern von Paolo Ferrari. Besprochen von Paul Lindau. — „Die kleine Mama." Lustspiel in 3 Acten von Meilhac und Halévy. Besprochen von C. G. — Notizen. — Inserate.

Westminster und der Vatikan.*)

Wie seit dem vatikanischen Concil das Verhältniß zwischen dem Papste und den Landesbischöfen sich gestaltet hat, wo theoretisch die Grenze der beiderseitigen Befugnisse gezogen ist und wie sie in der Praxis gefunden wird, an wen und an was eine Staatsregierung in Verhandlungen und Conflicten auf kirchlichem Gebiete sich zu halten hat, ob die Kirche es sich gestattet in die Kämpfe parlamentarischer Parteien einzugreifen und Concessionen durch Concessionen zu erkaufen — diese und verwandte Fragen sind durch die Vorgänge, welche zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Belgien und dem päpstlichen Stuhle geführt haben, zu lauter Erörterung gekommen, aber trotz der dialektischen Gewandtheit des Erzbischofs von Mecheln nicht gelöst, sondern, nachdem die Regierung eine feste Stellung genommen hatte, nur einstweilen zur Ruhe gebracht worden. Aus den umfangreichen Acten des Streites, der Correspondenz mit der belgischen Gesandtschaft und dem päpstlichen Nuntius, den Kammerdebatten, dem Dreiecksduell zwischen den liberalen, den reinclerikalen und den clerikopolitischen Blättern werden die Staatsmänner anderer Länder schwerlich etwas mehr ihrem Gedächtniß eingeprägt haben, als folgende Stelle aus der Darlegung der auf die Frage des Elementarunterrichts und auf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen bezüglichen Thatsachen, welche der „Osservatore Romano" vom 14. Juli v. J. gegeben hat. Es heißt darin, die zur Zeit am Ruder befindliche Partei hätte in der Opposition drei Mal für Aufhebung der belgischen Gesandtschaft bei dem Vatikan votirt; der Minister Frère-Orban hätte geglaubt, für die Beschleunigung dieser Veränderung sich die Angriffe zu Nutzen machen zu können, welche ein Theil der katholischen Presse gegen die geltende Constitution richtete. Indessen hätten „die opportunen Erklärungen des heiligen Vaters und des Cardinal-Staatssecretärs gegen den belgischen Geschäftsträger Grafen Reusens und die dem Nuntius in Brüssel ertheilten Instructionen damals jeden Vorwand zur Aufhebung der Gesandtschaft beseitigt. — Während wie oben gesagt das maßgebende Wort (l'autorevole parola) Seiner Heiligkeit die belgische Presse von den inopportunen Erörterungen abstehen machte, habe die Regierung ein neues Gesetz über den Elementarunterricht vorgelegt." Man darf daraus schließen, daß die clerikale Presse, wenn es darauf ankommt, einer wirksamen Disciplin unterworfen werden kann.

In Belgien beschwichtigt, spielen dieselben Fragen jetzt in England, aber ganz im Stillen, und das verleiht ihnen ein gesteigertes Interesse. Der Artikel 37 des Glaubensbekenntnisses der englischen Staatskirche erklärt, daß der Bischof von Rom keine Gerichtsbarkeit im Lande habe. England kennt den Papst nur als Bischof von Rom. Als Canning auswärtiger Minister war, ging ihm ein Schreiben des Papstes zu, in welchem dieser seine Erwählung dem Könige mittheilte. Auf seine Frage, wie es in Betreff der Beantwortung zu halten sei, erhielt der Minister von den Kronjuristen folgendes Gutachten:

„Daß, wenn der Bischof von Rom von einem Engländer in einem amtlichen Actenstücke als Papst, also als Herrscher anerkannt würde, darin auch die Anerkennung einer Gerichtsbarkeit dieses Herrschers liege und in solcher Anerkennung auch eine indirecte Anerkennung des prätendirten Umfangs der Gerichtsbarkeit gefunden werden könne. Wenn der Staatssecretär des Aeußern demnach sich mit dem Papste oder dessen Secretär in Correspondenz einlasse, so laufe er Gefahr, den Strafen des Premunire (die, in Parenthese bemerkt, sehr empfindlich sind) zu verfallen."

Auch die katholische Kirche als Institution ist von dem englischen Staatsrecht nicht anerkannt, kommt in der Gesetzsammlung nicht vor. Umgekehrt kennt der Papst nur ein Königreich England, kein vereinigtes Königreich von Großbritannien und Irland, da ihm die beiden Unionsacte mit Schottland und Irland amtlich nicht bekannt geworden sind. Ob damit die Trennung von Staat und Kirche zur Befriedigung der doctrinären Liberalen hergestellt ist, zu deren Forderungen diese Trennung lange Zeit gehörte, soll hier nicht untersucht, sondern nur an einigen Fällen gezeigt werden, wie dieses Staatsrecht sich in der Anwendung gemacht hat.

Im Jahre 1850 erließ der Papst eine Verordnung, welche England in Diöcesen eintheilte, eine Circumscriptionsbulle. Darob große Aufregung; John Bull erinnerte sich seines alten Schlachtrufes no popery; an dem nächsten Jahrestage der Pulververschwörung wurde ein ganzes Kardinalscollegium durch die Straßen geschleppt und Abends auf Tower Hill unter einem Schauer von Raketen verbrannt; und der Oberrichter Lord Campbell hatte die Geschmacklosigkeit, in seiner Tischrede auf einem städtischen Feste in Guildhall sich rauschenden Beifall zu erwerben durch die Aeußerung, er wünsche, daß der Papst, the silly old gentleman, vor seinen Richterstuhl gebracht werde. Indessen aus der Verlegenheit, ob man consequent sein, die Bulle ignoriren oder sich eines solchen Regierungsactes eines ausländischen Potentaten

*) Obgleich dieser Aufsatz die Grenzen, die wir einer Abhandlung zu stecken pflegen, um ein Bedeutendes überschreitet, haben wir doch nicht geglaubt, denselben theilen zu sollen, da der Eindruck dieses sehr interessanten Beitrages dadurch erheblich abgeschwächt werden würde.

erwehren solle, fanden Ministerium und Parlament nur den Ausweg, jeden katholischen Bischof mit Strafe zu bedrohen, der sich Bischof der Diöcese eines englischen Bischofs oder eines einem solchen unterworfenen Sprengels nennen würde. Diejenigen, welche das Gesetz treffen sollte, schlüpften durch die Maschen desselben, indem sie sich Bischof nicht „von", sondern „in" dem und dem Orte nannten. Das Gesetz hat gar keine Wirkung gehabt; die römische Kirche hat sich kräftig entwickelt, der Instanzenzug nach Rom ist in Uebung, das Land füllt sich mit Klöstern, und neuerdings hat Leo XIII. auch in Schottland die katholische Hierarchie „wiederhergestellt". Nach dem unter Autorität des Kardinals Manning herausgegebenen „Catholic Directory" für 1878 waren in England und Schottland vorhanden: 3 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 2157 fungirende Priester, 1348 Missionen, Kirchen und Kapellen. Die Zahl der Klöster ist nicht angegeben, wohl aber der Unterrichtsanstalten, von denen die meisten in Klöstern oder in Verbindung mit solchen bestehen, nämlich 25 höhere Schulen, die mehr oder weniger öffentlich sind, 30 Privatschulen, meistens mit Pensionaten für Knaben, 90 Klosterschulen für Mädchen und noch 50 bis 60 kirchliche Institute, welche meistens Erziehungszwecken dienen. Um diese Zahlen, sehr erklecklich für ein Land, welches sich ein protestantisches zu nennen liebt, ganz zu würdigen, müßte man die Zahl der katholischen Bevölkerung kennen, was nicht der Fall ist. Aus Rücksicht auf die Empfindlichkeit der zahlreichen Sekten wird bei der Aufnahme des Census in England und Schottland nach dem Glaubensbekenntniß nicht gefragt; man hat nur eine ungefähre Schätzung nach der Zahl der Kirchen und Kapellen und der Sitze in denselben.

Da die Regierung sich um die römische Kirche und deren Oberhaupt nicht bekümmert, da man im Parlamentshause in Westminster seit der verunglückten Titelbill nicht von dem Papste spricht, so thut der durchschnittliche Staatsbürger das Gleiche und wiederholt, wenn er Protestant ist, bei Gelegenheit selbstzufrieden den Spruch, den Shakespeare dem König Johann in den Mund legt:

daß kein wälscher Priester
In unseren Landen zehnten soll und zinsen.

Ob die Regierung sich wirklich nicht um den Vatikan bekümmert? Wer das für möglich hält, muß mit einer gewissen politischen Kindlichkeit begabt sein, auch wenn er die Beweise des Gegentheiles nicht kennt, die freilich weder officiell noch durch die Tagespresse so zugänglich gemacht werden, wie die Verhandlungen anderer Regierungen mit dem päpstlichen Stuhle, sondern etwas mühsam aufgesucht und gesammelt sein wollen.

Einen solchen Belag verdankt man der Lebensbeschreibung Palmerstons von Evelyn Ashley, der mit seiner Gemahlin verschwägert war, und dem Umstande, daß in England keine so scharfe Scheidung zwischen dem amtlichen Archiv und den Privatpapieren oder dem Familienarchiv eines Ministers beobachtet wird wie in allen anderen Ländern, weil in der Aristokratie das Bewußtsein der Beamtenpflicht und des Staatsdienstes noch nicht das Standes- und Familiengefühl überwunden hat. So kommt es, daß einmal eine Reihe von Actenbänden über ganz secrete Angelegenheiten eines indischen Gouvernements zufällig bei einem Käsehändler entdeckt und von einem Privatmann gerettet werden, die aus dem Nachlaß des betreffenden Gouverneurs als Makulatur verkauft waren; ein ander Mal, daß eine alte Dame im Jahre 1853 eine bestaubte Truhe öffnet und darin eine höchst werthvolle Geschichtsquelle für die Zeit der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege und zugleich ein sehr erwünschtes literarisches Goldbergwerk entdeckt; wir meinen die unter dem Namen Grenville Papers bekannten Memoirs of the Court and Cabinets of George III. by the Duke of Buckingham. Ashley erzählt, daß Pius IX., damals mit Verwaltungsreformen beschäftigt, der englischen Regierung den Wunsch zu erkennen gegeben habe, den Beistand eines Mannes von Rang und Erfahrung zu haben, welcher ihm mit Rath behülflich sein und zugleich die moralische Unterstützung Englands gewähren könne. In Folge dessen sei Lord Minto im November 1847 nach Rom gegangen mit folgender vertraulichen Instruction von Palmerston:

„Sie werden in Rom nicht ein bei dem Papste beglaubigter Minister, sondern ein authentisches Organ der brittischen Regierung sein, befähigt deren Ansichten darzulegen und deren Gedanken auszusprechen über Ereignisse, welche sich jetzt in Italien begeben und die sowohl wegen ihrer lokalen Wichtigkeit als wegen ihrer Beziehung zu den allgemeinen Interessen Europas von Ihrer Majestät Regierung mit großer Aufmerksamkeit und Beunruhigung beobachtet werden."

Zu den ersten etwas entmuthigten Berichten Lord Mintos über seine Besprechungen mit dem Papst und seiner Umgebung bemerkt der Biograph: „Die Wahrheit ist, daß Pio nono damals, wie stets nachher, weit mehr für seine Macht als Haupt der katholischen Kirche, denn für seine Stellung als weltlicher Souverain besorgt war; aber die englische Regierung suchte die Besorgniß, die er in seiner weltlichen Eigenschaft fühlen mochte, sich zu Nutze zu machen und ihn dazu zu bestimmen, daß er als Gegenleistung für ihre guten Dienste seinen Einfluß in Irland dahin verwende, die Bemühungen der Regierung für das Unterrichtswesen zu unterstützen und das gesetzwidrige Treiben der Priester zu bändigen. In den folgenden Briefen erwähnt Lord Palmerston das päpstliche Rescript gegen die neuerdings errichteten Queen's Colleges (Simultanschulen) und die Thatsache, daß agrarische Verbrechen von den geistlichen Führern des Volkes in Irland wenn nicht gebilligt, doch jedenfalls nicht verdammt würden. England hatte gegen Oestreich als seinen alten Verbündeten die Hoffnung ausgesprochen, daß der Papst in seinen Reformbestrebungen nicht durch auswärtige Gewalt würde unterbrochen werden. England erwog auch die Mittel, einen förmlichen Geschäftsverkehr mit Rom zu eröffnen, und erwartete natürlich inzwischen eine freundliche Haltung von dem Haupte der Kirche, welche jenseits des irischen Kanals viele Anhänger hat."

In einem Briefe, datirt vom Auswärtigen Amt am 29. October 1847, schreibt Palmerston an Minto:

„Was die Oestreicher betrifft, so sind sie geschreckt und werden gegen Italien nicht ausbrechen. Manches hat dazu mitgewirkt und wir haben unseren Antheil an dem Verdienst gehabt und sind die Ersten gewesen das Halloh zu erheben, welches sie scheu machte. (Die englischen Ausdrücke sind der Fuchsjagd entnommen.) Der Papst sollte uns dafür dankbar sein und, wenn er das ist, uns einen Beweis davon geben. Ich schicke Ihnen hierbei eine Denkschrift, welche Clarendon (Vicekönig von Irland) vor einiger Zeit über die irischen Unterrichtsanstalten für Sie ausgearbeitet hat. Sie ist im Ganzen gut. Im Einzelnen enthält sie einige Widersprüche, denn in dem einen Theil nimmt sie an, daß die Priester keinen, und in einem anderen Theil, daß sie großen Einfluß in Irland hätten. Aber die Sache ist die: sie haben Einfluß und haben ihn nicht; sie haben ihn in gewissen Dingen und haben ihn nicht in anderen. Wir wünschen nun an den Papst das klare, einfache und vernünftige Verlangen zu stellen, daß er seine Autorität über die irische Priesterschaft dazu anwenden möge, sie davon abzuhalten, sich in die Politik zu mischen, und sie im Gegentheil dahin zu bringen, sich auf ihre geistlichen Pflichten zu beschränken, ihre Herden zu ermahnen zu Sittlichkeit, gutem Verhalten, Gehorsam gegen die Gesetze, Enthaltung von allen Verbrechen und Gewaltthätigkeiten, und überdies ihren Herden einzuprägen, daß es sich gehöre, nicht nur selbst dem Gesetz zu gehorchen, sondern auch in der Ausführung desselben und in der Erreichung der Zwecke der Rechtspflege ehrlich und furchtlos zu helfen durch getreuliche Erfüllung ihrer Functionen als Beamte, Geschworene und Zeugen. Ich werde Ihnen mit dem nächsten Courier eine Denkschrift schicken über das Schreiben, welches der Erzbischof Mac Hale neuerdings von Rom in Betreff der irischen Unterrichtsanstalten erhalten hat. (Gutachten der Congregatio de propaganda fide vom 9. October 1847, dessen Inhalt der Leser errathen wird, da es sich um Simultanschulen handelt.) Dies ist eine unfreundliche und höchst nachtheilige Maßregel und gar nicht zu erwarten von dem Papste gerade in dem Augenblick,

wo wir uns besondere Mühe geben, ihm nützlich zu sein. Es ist eine undankbare Erwiderung und nur zu erklären durch die Annahme, daß es durch Intrigue und falsche Darstellungen Mac Hales erpreßt worden ist und daß der Papst in Unwissenheit und ohne Kenntniß des Unfugs, den er anrichtet, gehandelt hat. Aber Sie sollten keine Zeit verlieren, ihm seinen Mißgriff begreiflich zu machen und ihm zu sagen, wenn er erwarte, daß die englische Regierung ihm nützlich sein und ein Interesse an seinen Angelegenheiten nehmen werde, so müsse er nicht einen Schlag in unsere inneren Verhältnisse thun. Sie mögen ihm auch sagen, daß zur Herstellung diplomatischer Beziehungen mit ihm eine Parlamentsacte erforderlich sein, und daß solche Dinge auf die öffentliche Meinung in England einen Eindruck hervorbringen würden, der es unmöglich machen würde, die Genehmigung des Parlaments zu erlangen."

Aus den übrigen Documenten, welche die Biographie enthält, verdient folgende Stelle aus einem Schreiben Lord Clarendons, Vicekönigs von Irland, vom 26. November 1847 mitgetheilt zu werden:

„Der Erzbischof Mac Hale ist ein gefährlicher Demagoge, dessen Gebahren als Staatsbürger und, abgesehen von dem geistlichen Indecorum, keine Regierung in der Welt außer der unserigen dulden würde. Politische Agitation, populäre Wahlen und brandstifterische Publicationen sind seine Lieblingsbeschäftigungen. Sein Zweck scheint zu sein, das Volk gegen seine Regierer aufzuhetzen; wenn es nach seinem Willen ginge, würde die Unwissenheit und Auffässigkeit des Volkes verewigt werden; diejenigen Priester stehen am meisten in seiner Gunst, die am meisten seine unheilvollen Anschläge fördern. Die Mehrzahl der Bischöfe mißbilligt sein Gebahren und seinen Charakter, unterliegt ihm aber, weil er keck und anmaßlich ist und sie sich fürchten, die tiefen Meinungsverschiedenheiten, die innerhalb der katholischen Hierarchie bestehen, bekannt werden zu lassen. Ein solcher Mann freilich, ein so erbitterter Gegner der brittischen Regierung und der wahren Interessen Irlands, ist nicht ein Rathgeber, auf den der Papst sich verlassen sollte."

In einem vom Auswärtigen Amt am 3. December 1847 datirten Schreiben an Minto drückt Palmerston Zweifel darüber aus, ob es zweckmäßig sein würde, eine Bill über Legalisirung des diplomatischen Verkehrs mit dem römischen Hofe einzubringen; und als dies dennoch geschehen und die Bill von dem Unterhause angenommen war, erklärt er seine Befriedigung darüber, daß sie vom Oberhause verworfen wurde.

Heute, nach Verlauf von mehr als dreißig Jahren, verlohnt es sich wohl, bei diesem mißglückten Versuch der englischen Regierung, die Curie zu einer Intercession zu bewegen, einen Augenblick zu verweilen. Was die aussterbende Schule von festländischen Politikern darüber denkt, welche Palmerston als den selbstlosen Kämpfer für Freiheit in der ganzen Welt zu betrachten und zu feiern liebte, wissen wir nicht. Die inmitten einer großartigen Realpolitik aufgewachsene jüngere Generation in Deutschland wird es von einem englischen Minister natürlich und recht finden, daß er alle auswärtigen Verhältnisse als Material für die Förderung englischer Interessen benutzt, und wird nur meinen, daß ihm noch die Einsicht fehlte, welche heute Gemeingut ist, daß das seit 1815 allmählich erstarkte Papstthum schon wieder dasselbe geworden, was es vor den Stürmen der französischen Revolution gewesen war.

Fast während eines ganzen Jahrzehnts scheint kein Verkehr zwischen der englischen Regierung und dem päpstlichen Stuhl stattgefunden zu haben. Zunächst war man durch die Circumscriptionsbulle und die Titelbill auf beiden Seiten verstimmt und von 1854 an hielt der irische Clerus leidlich Frieden, weil er in guter Laune darüber war, daß das ketzerische England sich mit dem ältesten Sohne der Kirche zu einem Kriege gegen das schismatische Rußland verbündete, zu dem Louis Napoleon dadurch den Anlaß geliefert hatte, daß er sich der Ansprüche der Lateiner auf das heilige Grab dem französischen Clerus zu Gefallen mit mehr Nachdruck annahm, als ihm selbst hinterher lieb war. Nur der Erzbischof Cullen konnte es sich nicht versagen, von Zeit zu Zeit die Schale seines Zornes über die „gottlosen Gymnasien" auszugießen. Einige Jahre nach dem Krimkriege aber, als die Beziehungen zwischen London und Paris sich spannten und der italienische Krieg in Plompières beschlossen war, hatten die englischen Kronjuristen entweder, wie 1847, eine laxere Interpretation der Gesetze gegen Premunire, oder waren, wie vielleicht auch 1847, gar nicht gefragt worden. Genug Mr. Odo Russell, wie der jetzige Botschafter in Berlin, Lord Ampthill, damals hieß, wurde wenige Wochen vor dem berühmten Neujahrsgruß an Hübner der englischen Gesandtschaft in Florenz beigegeben „mit Anweisung seines Wohnsitzes in Rom", wie der amtliche Ausdruck war; im Jahre 1860 ebenso der Gesandtschaft in Neapel; von Aufhebung der letzteren bis zum August 1870 verblieb er in besonderer Mission in Rom. Natürlich war es der amtlichen Welt und den Parlamentsmitgliedern wohl bekannt, zu welchem Zwecke er dorthin geschickt war; aber mit der patriotischen Verschwiegenheit und Lenksamkeit, welche in auswärtigen Angelegenheiten eine Eigenthümlichkeit der englischen Presse ist oder doch bis vor kurzem war, sprachen die Zeitungen von Odo Russell nur, sofern er in der Gesellschaft in Rom oder London hervortrat. Welche Aufgaben ihn während eines zwölfjährigen Aufenthalts in Rom beschäftigt haben, darüber ist nichts bekannt geworden. Bei Ministerkrisen und allgemeinen Wahlen ging es nicht ohne ein Pactiren mit der irischen Fraction ab und gab hinterher von Seiten der Irländer Vorwürfe und Klagen darüber, daß man ihnen nicht Wort gehalten oder sie sonst irgendwie übervortheilt habe — Klagen, die von der Ministerbank, gleichviel ob die Whigs oder die Tories darauf saßen, scherzhaft und von dem Hause mit Heiterkeit behandelt zu werden pflegten. Ob solches Pactiren über die „irische Brigade" bis an den hohen Clerus oder noch weiter hinaufgereicht hat, darüber bestehen nur Vermuthungen. Nachdem Gladstone mit dem Antrage auf Entstaatlichung der englischen Kirche in Irland die Tories gestürzt, eine Parlamentsauflösung erzwungen, bei den Wahlen mit wesentlicher Hülfe der Irländer gesiegt und als Minister die Entstaatlichung durchgesetzt hatte, wurde allerdings von sehr hoher Seite laut, daß die katholische Kirche in Betreff der Verwendung der dem Staate zugefallenen Einkünfte etwas Anderes erwartet habe und zu erwarten berechtigt gewesen sei, als das Entstaatlichungsgesetz ihr gewährt habe. Freilich waren Gladstones Entwürfe auf diesem Gebiete von dem Parlamente erheblich geändert worden. Die häufigen Reisen katholischer Prälaten aus Irland und England nach Rom, die gemeldete, bestrittene und wieder gemeldete Begegnung des Erzbischofs Manning mit dem englischen Botschafter in Paris erregten Aufmerksamkeit und veranlaßten Vermuthungen in der festländischen Presse weit mehr als in der englischen.

Dagegen konnte die letztere nicht umhin, allerdings etwas spöttisch, Notiz zu nehmen von einer auffallenden Erscheinung, die im Frühjahr 1876 vorkam. Der „Osservatore Romano" vom 20. Mai machte unter der Ueberschrift „Die englische Constitution" England eine förmliche Liebeserklärung, die recht lang und nicht frei von einem gewissen, freilich unbewußten Humor war. England, sagt das offizielle Blatt der Curie, ist religiös und seine innige Verbindung mit Religion hat ihm die Segnungen des Friedens und des Gedeihens bewahrt; es hat auf dem verderblichen Wege der Reformation Halt gemacht. Unter der Königin Elisabeth wurden die Wiedertäufer, unter Eduard VI. die Arianer lebendig verbrannt, und die Verordnung de haeretico comburendo (wegen Verbrennung der Ketzer) blieb lange Zeit in Kraft. Auch nach Aufhebung derselben zogen Abfall und Ketzerei stets Körperstrafen und bürgerliche Unfähigkeiten nach sich, und heute noch werden Versäumniß des Gottesdienstes, Gotteslästerung und Bruch des Sabbaths bestraft. Die Bischöfe, obgleich ketzerisch, haben Sitz im Oberhause. „So," resümirt das Blatt, „sind die Engländer eine hochreligiöse und, soweit die Reformation es gestattet, eine christliche Nation. Ihre Gewohnheiten sind in völliger Uebereinstimmung mit dem Geiste des Christenthums. Ihre Einrichtungen verbürgen die Dauer dieses Geistes; ihre Gesetze bewachen und erhalten ihn mit unbeugsamer

*

Festigkeit. Die ganze Nation, mit einem Wort, ist religiös und christlich." Zum Zeitvertreib schreibt der „Osservatore" dergleichen nicht; es muß aber dahingestellt bleiben, was ihn gerade damals dazu veranlaßt hat, ob etwa die englische Regierung im Hinblick auf die am 11. desselben Monats erfolgte Zusammenkunft der drei Kanzler in Berlin, deren Memorandum Lord Derby demnächst ablehnte, und auf die in der Balkanhalbinsel sich vorbereitenden Ereignisse dem Haupte der römischen Kirche eine besondere Liebenswürdigkeit erwiesen hatte, oder ob das energische Lob Englands nur einen energischen Tadel Deutschlands und Italiens bedeuten sollte.

Zu Anfang des Jahres 1879 war es in den politischen Kreisen in London ein öffentliches Geheimniß, wenn es auch in der Presse nie erwähnt wurde, daß Lord Beaconsfield, damals Premierminister, wegen der nicht mehr lange aufzuschiebenden Parlamentsauflösung mit dem Cardinal Manning und dem katholischen Clerus in Irland verhandelte und sich bereit erklärt hatte, in Betreff der Organisation und Aufsicht der Unterrichtsanstalten große Concessionen zu machen, aber nicht so große, wie Manning forderte, der nach einem Special-Telegramm der „Pall Mall Gazette" am 23. Februar 1879 eine lange und herzliche Unterhaltung mit dem Papste gehabt und Maßregeln zur weiteren Verbreitung des so erfreulich fortschreitenden Katholicismus in England berathen hatte. Daß Gladstone, ehe er im folgenden Jahre seine beispiellose Wahlcampagne unternahm, nicht mit der römischen Kirche verhandelt haben sollte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich; beweisen läßt sich bis jetzt nicht, daß er es gethan. An Mitteln und Wegen kann es ihm nicht gefehlt haben. Wohin seine religiösen Sympathien ihn jetzt gerade ziehen, kann man zwar unmöglich wissen von einem Manne, der, wie die officiösen Correspondenten seiner radicalen Collegen im Ministerium in der festländischen Presse ihm nachrühmen, in einem unaufhörlichen Fortschritt von Standpunkt zu Standpunkt begriffen ist. Aber so widersprechend auch seine parlamentarischen und literarischen Aeußerungen über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche sind, so hat er doch stets seine Verwandtschaft und seine persönlichen Beziehungen zu den Puseyiten bewahrt, deren größte geistige Kraft, sein Universitätsfreund, der spätere Convertit Newman, im Jahre 1879 zum Cardinal erhoben wurde. Auch versteht Mr. Gladstone seine politischen Interessen mit seinen religiösen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen. In der Wahlagitation hat er zwar, soviel wir uns ohne Durchforschung seiner sechzig Wahlreden erinnern, jede Erwähnung der römischen Hierarchie und ihrer Ansprüche vermieden, aber doch unzweifelhaft das Wohlgefallen derselben erregt durch die Verheißungen, welche er der irischen Bevölkerung in Betreff der agrarischen Frage machte. Es genügt an seinen Ausspruch zu erinnern, daß jede Exmission eines Pächters in Irland das Todesurtheil für eine Familie sei. Nachdem er und seine Collegen Bright, Chamberlain und Mundella, wie diesen kürzlich im Parlamente vorgehalten wurde, mit Hülfe der Irländer in den großen englischen Städten zur Regierung gelangt waren, hat das Ministerium anfangs im Sinne jener Verheißungen zu handeln versucht; es hat in der vorjährigen Sommersession die ablaufende irische Friedensbewahrungs-Acte nicht verlängert, welche den Besitz von Waffen von einer Erlaubniß abhängig machte und dem Vicekönig die Befugniß gab, Personen aus einem Orte auszuweisen, wo sie nicht ihren Wohnsitz hatten, und aufrührerische Blätter nach fruchtloser Verwarnung durch Confiscation aller Utensilien der Druckerei, in welcher sie hergestellt wurden, zu unterdrücken; es hat eine Pächterbill eingebracht, die vom Oberhause verworfen wurde; es hat sich erst nach langem Sträuben zu einer früheren Einberufung des Parlamentes entschlossen, anfangs die irische Landbill vor der durch die Zustände auf der Insel unvermeidlich gewordenen Zwangsbill, dann gleichzeitig mit derselben vorlegen wollen und ist nur durch den Stillstand der parlamentarischen Maschine, den die Obstruction der Irländer erzeugt hatte, und durch die Tories, ohne deren Stimmen es eine Dringlichkeitserklärung nicht durchsetzen kann, dazu getrieben worden, auch noch eine Waffenbill einzubringen und die Landbill weiter zu vertagen, an der sich erst zeigen wird, wie weit Gladstone die Erwartungen der irischen Landbevölkerung erfüllen kann. Neben diesem Verlauf sind in den letzten Monaten Dinge hergegangen, die in der englischen Presse nie zusammengestellt und noch weniger erörtert worden sind. Wir lassen sie in chronologischer Ordnung folgen.

Mitte November vorigen Jahres befanden sich die irischen Bischöfe, man weiß nicht zu welchem Zweck, in Rom und in ihrem Namen übersandte der Erzbischof von Cashel ihre Beiträge zu den Vertheidigungsfonds für Parnell und Genossen, und ermahnte die Gläubigen eindringlich, auch ihrerseits zu diesem Fonds beizusteuern. Unter dem 3. Januar dieses Jahres erließ der Papst ein Schreiben an den irischen Clerus, in welchem er den unglücklichen Zustand der Katholiken in Irland anerkennt, aber die Gläubigen ermahnt, ihren Bischöfen zu gehorchen und die Grenzen der Billigkeit und Gerechtigkeit nicht zu überschreiten. In einem Erlaß, durch welchen der katholische Erzbischof von Dublin dieses päpstliche Schreiben veröffentlicht, ist gesagt, er wolle nicht gern den umlaufenden Gerüchten Glauben schenken, daß der Plan der Regierung für die Erledigung der Landfrage nur eine halbherzige Maßregel sein würde. Am 25. Januar waren die irischen Bischöfe in Dublin versammelt und erließen eine Antwort auf das Schreiben des Papstes vom 3. Nach einer Schilderung des elenden Zustandes der Landbevölkerung erklären sie denselben für eine Wirkung der ungerechten und verderblichen Gesetze. In diesem Augenblick habe das irische Volk die Erstarrung, in die man es versetzt habe, abgeschüttelt, und verlange mit Festigkeit und Kraft die Abschaffung der grausamen Gesetze, deren Opfer es sei. Die Bischöfe müßten allerdings gewisse Aeußerungen und Handlungen, die vorgekommen seien, bedauern, könnten aber nicht umhin, die gegenwärtige Agitation für Abschaffung der geltenden Agrargesetzgebung aus vollem Herzen zu billigen und beschwörten den Papst, den lügenhaften Schilderungen der englischen Zeitungen keinen Glauben zu schenken. Gleichzeitig damit faßten und veröffentlichten sie eine Resolution, in der sie ihr unerschüttertes Vertrauen zu dem guten Sinne und den edelmüthigen Gefühlen ihrer Herden, und ihre ernstliche Beunruhigung darüber ausdrücken, daß etwa durch Zwangsmaßregeln ein Anschein von Ordnung hergestellt werden und derjenige Zweig der Gesetzgebung, welcher als den populären Rechten ungünstig betrachtet werde, praktisch nützliche Maßregeln verwerfen oder im Wesentlichen zu Nichte machen sollte. Noch am 28. Januar schrieb das päpstliche Blatt „Aurora": „Parnell hat zwar mit allen Uebeln der Welt gedroht, wenn die Ausnahmegesetze zur Anwendung kämen, es ist jedoch anzunehmen, daß er sich Illusionen macht. In der That zeigt sich in der politischen und moralischen Temperatur Irlands eine wesentliche Herabstimmung, wofür u. A. das ein Beweis ist, daß Parnells Proceß in Dublin nur ein geringes Aufsehen erregt hat. Sollen wir vollständig unsere Gedanken hierüber mittheilen, so scheint uns, daß, die Aufwiegler von Handwerk ausgenommen, alle Irländer, Pächter wie Eigenthümer, der unerträglich gewordenen Situation überdrüssig, bereit sind, zu irgend welcher Agrarreform, welche von dem Parlament angenommen wird, ein freundliches Gesicht zu machen."

Am 8. Februar schlug dasselbe Blatt aber den entgegengesetzten Ton an:

„Daß die Haltung des brittischen Parlaments in der irländischen Frage an Despotismus streift, das hat die Leichtigkeit erwiesen, mit welcher die englische Majorität den Widerstand der irischen Deputirten zermalmt hat. Freilich hatte dies vorher schon hinreichend das Factum gezeigt, daß während die Irländer geneigt waren, die Theilung des Amendements Lyons zur Adresse anzunehmen, ein Deputirter Sir Richard Croß unter dem Beifall der Whigs und der Tories erklären konnte, daß es nicht nöthig sei, mit den irischen Mitgliedern zu parlamentiren. Eine Kammer, in der keine Opposition, ist keine Kammer, sondern eine Antichambre. Wir finden daher die von beiden Parteien beliebte Haltung, durch welche sie einmüthig die allein zum Schweigen

zwangen, die in diesem Augenblicke die Oppositionspartei repräsentirten und im parlamentarischen Sinne eine Pflicht erfüllten, unerklärlich. Diese Wuth Gladstones, die Freiheit Irlands in Fesseln schlagen zu wollen, steht mit seinen Antecedentien nicht im Einklang. Und was wird Irland thun? Nichts. Es wird seine Agitation mit allen gesetzlichen Mitteln fortsetzen, und wenn in Folge neuer Zwangsgesetze die Führer der League verhaftet sein werden, so wird die Partei andere wählen und so fort."

Ein für die Landliga sympathischer Ton ist auch in späteren Aeußerungen der „Aurora" zu erkennen, eine eingehende Besprechung aber vermieden. Erst in der Nummer vom 9. Februar theilt die „Aurora" die Remonstration der Bischöfe vom 25. Januar mit und macht dazu folgende Bemerkung: „Wie anders würde der Zustand sein, wenn der Papst mit Sicherheit darauf hätte rechnen können, bei der englischen Regierung Gehör zu finden? Wenn die katholischen englischen Bischöfe directe und amtliche Beziehungen mit der Regierung hätten, würden sie dann nicht Werkzeuge hätten sein können zur Herstellung des Friedens zwischen den beiden Schwesterinseln durch Erreichung gerechter Concessionen und Erstickung trauriger Zwietracht?"

Am 15. Februar brachte Lord Stanley of Alderley im Oberhause folgende Stelle aus einem Hirtenbriefe des katholischen Bischofs von Elphin, der das beruhigende Schreiben des Papstes vom 3. Januar commentirt, zur Sprache: „Während wir dieses Vertrauen in die religiöse und friedliche Disposition unseres Volkes ausdrücken, fühlen wir uns verpflichtet zu erklären, daß wenn die Regierung und die Gesetzgebung nicht in der gegenwärtigen Parlamentssession die gerechten Forderungen der Bebauer des Bodens erfüllen werden, sie sofort allen ferneren Anspruch auf den mäßigenden Einfluß verlieren sollen, welchen in der Hoffnung auf eine abhelfende Gesetzgebung bisher ein großer Theil des Clerus zu ihren Gunsten ausgeübt hat." Der Interpellant fragte, ob die Regierung diesen Hirtenbrief zur Kenntniß des Papstes gebracht habe oder bringen werde, mit dessen Breve vom 3. Januar derselbe in directem Widerspruch stehe. Der auswärtige Minister Lord Granville verlas, anstatt eine Antwort auf die Frage zu geben, einen Brief, welchen der Bischof von Elphin, nachdem er die Ankündigung der Interpellation in den Zeitungen gelesen, an ihn gerichtet hatte und in welchem die Drohung nicht zurückgenommen, sondern wiederholt wird.

In den letzten Tagen des Februar ist Parnell in Paris und setzt sich mit Victor Hugo und Rochefort in Verbindung. Auf das ihm begegnende Erstaunen darüber, daß er Protestant sei, gibt er nach dem „Télégraphe", einem republikanischen Blatte, folgende Auskunft: „Die Frage ist nicht eine religiöse, sondern eine wirthschaftliche und nationale. Die Irländer verlangen nicht das Recht, die Pächte so zu zahlen, wie es ihnen zusagend ist, sondern die Mittel, dem Verhungern zu entgehen. Die katholische Religion wird in Irland nicht mehr verfolgt. Den Priestern hat man die größten Concessionen gemacht in der thörichten Hoffnung, daß sie verhungernde Menschen dahin bringen würden, ihre Beschwerden zu vergessen. Der höhere Clerus ist der Landliga feindlich. Der Papst, der sich mit großen Plänen in Bezug auf England trägt, hat die Irländer angewiesen, sich den bestehenden Gewalten zu unterwerfen, aber seine Stimme, von der man behauptete, daß sie in Irland allmächtig sei, hat kein Echo gefunden." Der Papst gibt in einem Schreiben an den Erzbischof von Dublin seine Mißbilligung dieses Verkehrs zu erkennen, aber der Erzbischof von Paris empfängt Parnell, spricht ihm, nach einer Pariser Correspondenz des „Freeman's Journal", seine tiefste Sympathie mit den Anstrengungen der Landliga aus, erklärt die Rechte der Pächter für ebenso heilig wie die der Grundherren, fügt aber vorsichtig hinzu, er setze voraus, daß die Agitation sich nur verfassungsmäßiger Mittel bediene. Endlich am 3. März wird der irische Kronanwalt im Unterhause darüber interpellirt, ob der katholische Erzbischof von Dublin von der Regierung „nominirt" sei, und antwortet nein. Geht man aber auf die Quelle zurück, aus welcher der Interpellant geschöpft hatte, so kann man die Vermuthung nicht unterdrücken, daß der Kronanwalt ein Wortspiel gemacht, den Ausdruck nominiren in dem Sinne von ernennen genommen hat, während der Interpellant denselben in dem, vielleicht ihm selbst nicht klaren Sinne des kanonischen Sprachgebrauchs verstanden hatte, nämlich dem Papste zur Ernennung bezeichnen.

Was mag seit der Palamentsauflösung und sodann seit Mitte Novembers hinter den Coulissen vorgegangen, was insbesondere zwischen dem 28. Januar und dem 8. Februar geschehen sein und den plötzlichen und grellen Umschlag in der päpstlichen Presse verursacht haben? Die vorstehende Mosaik von Notizen erinnert an die Vexirbilder, die gerade angesehen eine Masse unzusammenhängender Farbenstücke zeigen und nur erkennbar werden, wenn man sie von einem bestimmten Punkte aus seitwärts betrachtet. Nach einer Nachricht aus Rom, jedoch nicht aus dem Vatikan, wäre die Ermahnung des Papstes vom 3. Januar Folge einer Einwirkung der englischen Regierung, und der Umschlag der „Aurora" eine Folge dessen, daß Gladstone sich außer Stande erklärt habe, die geforderte Gegenleistung, nämlich die Errichtung einer Nuntiatur in London zu gewähren. Wenn diese Angaben richtig sind, so würde das Bild verständlich. Ganz aufgeklärt werden dergleichen räthselhafte Episoden in der Regel erst nach langer Zeit, zuweilen niemals; mit dieser dauert es vielleicht nicht so lange. Ueber Verhandlungen der Regierung mit Rom hatten bisher die Blätter der beiden großen aristokratischen Parteien die Anweisung zu schweigen und die katholischen Blätter kein Interesse zu reden. Aber Gladstone hat mit seiner Leidenschaftlichkeit die Traditionen patriotischer Discretion durchbrochen; es ist die Frage, ob die gereizten Gegner sie ihm gegenüber bewahren und ob die Irländer sich nicht für die erfahrenen und die vielleicht noch bevorstehenden Enttäuschungen durch Enthüllungen rächen werden, auf die Gefahr hin, ihre eigene Sache zu schädigen. Kommt es dazu, so werden diejenigen Engländer das zu bedauern Grund haben, welche, mit Bewußtsein oder nicht, Maistres Warnung befolgen, die Fundamente des Bestehenden nicht bloszulegen; der übrigen Welt aber, die auch gegen die römische Taktik zu kämpfen hat, kann es nur recht sein, wenn in Betreff des Verhältnisses zwischen einem Reiche wie das englische und der römischen Curie unrichtige Vorstellungen beseitigt werden, oder vielmehr das Vacuum an Vorstellungen durch die Kenntniß dessen, was ist, ausgefüllt wird.

Observer.

Literatur und Kunst.

Antonio Guadagnoli.*)

(1798—1858.)

Die Zunge einer Frau auf der Probe.

(1832.)

Ein Bauer saß, wie alte Bücher künden,
Zu Pontedera auf dem kleinen Gute,
Der hatte, wohl zur Strafe seiner Sünden,
Ein Weib, deß flinkes Zünglein nimmer ruhte.
Er selbst hieß Gosto, Mea war genannt
Die schlimmre Hälfte, wie's im Pfarrbuch stand.

*) Unser Freund und Mitarbeiter, Paul Heyse, der den zeitgenössischen Dichtern Italiens seit Jahren eine besondere Aufmerksamkeit widmet und durch seine vortrefflichen Nachdichtungen ihrer Werke für ihre Popularisirung in Deutschland so viel thut, wird in der „Gegenwart" eine Reihe dieser Nachdichtungen veröffentlichen, die wir in dieser Nummer mit obenstehendem Gedicht beginnen.

Wär' er mit solchem Weibe sanft geblieben,
Mußt' er von Mund auf in den Himmel kommen!
Doch hatt' er's oft so arg mit ihr getrieben,
Daß er fast Haut und Haare mitgenommen, —
Ein Brauch, der später, glaubt man bösen Zungen,
Sogar in Ritterburgen eingedrungen.

(Dies mag hier nur in Parenthese stehen.)
Nun muß man wissen: Gosto hatt' einmal
Das Licht genommen, um zu Bett zu gehen,
Nachdem verzehrt ihr abendliches Mahl,
Da hörte Mea, wie die Thür am Haus
Beständig klirrt' und klappt' im Winde draus.

Und wie die Weiber denn nicht allzuselten
Argwöhnisch mehr als recht und billig sind,
(Natürlich soll dies nur vom Landvolk gelten)
Verfiel auf hundert Grillen sie geschwind,
Warum ihr Gosto, als er heut vor Nacht
Nach Hause kam, die Thür nicht zugemacht.

Wie? will er, wenn ich schlafe, sich ganz sachte
Fortschleichen, denkt sie, und mich liegen lassen?
Wenn er sich sonst wo was zu schaffen machte,
Beim Sacrament! das könnte mir auch passen!
O nein! die Mea hinters Licht zu führen,
Geht nicht' so leicht; das sollst du noch verspüren!

So hageldumm zu sein! Nein, seht mir doch!
Sperrangelweit läßt er die Hausthür offen
In stichedunkler Nacht! . . . Es ginge noch,
Hätt' sich's einmal aus Zufall so getroffen.
Doch mir zum Tort — mit Fleiß — ha, Scham und Gram!
Gott wollt es selbst, daß ich dahinterkam.

Wohinter? fragte Gosto ahnungslos,
Da er sein Weib dies Wörtchen hörte brummen.
Kannst du „Wohinter?" fragen? brach sie los.
Ich soll wohl ganz verdummen und verstummen?
Hast Recht! Ein Weib darf weder sehn noch hören,
Sonst wollt' ich bald dich das „Wohinter" lehren!

Doch bitte Gott, dich gnädig zu behüten!
Denn sollt' ich eines Tags dich doch erwischen — — —
Hörst du nun endlich auf mit deinem Wüthen?
Rief Gosto. Soll ich dir das Tränkchen mischen,
Du Plappermaul? Du weißt, ich bin nicht faul. —
Ha, Plappermaul! Mich schimpfst du Plappermaul?

Hör Eins! Weil ich den Schandfleck ihm gejuckt,
Der Wicht, da fängt er an mit mir zu zanken!
Ich Plappermaul? Ich, die sich nie gemuckt?
Allein in Zukunft werd' ich mich bedanken
Zu schweigen, wie bis dato, gleich dem Grabe!
Ich rede jetzt, so lang ich Athem habe.

Nach Hause kommen, nicht die Thür versperren —
Glaubst du denn wirklich, man sei taub und blind
Und merke nichts? O nein, ihr klugen Herren,
Uns, ob wir auch nur dumme Weiber sind,
Macht man nichts weiß! — Und Gosto seufzte drauf
Und schlug die Augen wild zum Himmel auf:

Alljährlich fast, o Herr, muß ich verlieren
Bald eine Kuh, bald Ochsen oder Schafe.
Nur dies mein theures Weib will nicht crepiren!
Womit verdient' ich denn so harte Strafe?
Du, Herr, der Mann und Weib zusammengab,
Gabst Diese mir; nimm sie mir wieder ab!

Nimm sie hinauf zu dir! Da wird ihr doch
Die Sucht vergehn, zu zanken und zu keifen.
Doch läßt du ihr ein Stückchen Zunge noch
Und sie bemerkt's, wird sie ein Lied dir pfeifen —
Ich will nicht prophezei'n, doch gib nur Acht,
Ob sie den Himmel nicht zur Hölle macht. —

Dann wandt' er sich zu ihr, die stöhnt' und schnaufte,
Weint' und vor Wuth sich in die Hände biß
Und ganz wie rasend sich das Haar zerrauste:
Du meinst, daß ich die Hausthür offen ließ
Mit Absicht? sagt' er. Blieb sie offen stehn
Heut Nacht, ist's wahrlich nicht mit Fleiß geschehn.

Geh jetzt zu Bett; ich folge dir im Nu.
Erst schließ' ich noch die Thür, dann hab' ich Ruhe.
Die dumme Thür, meinthalb, die mach' ich zu;
Doch nein! Ich will ein Narr sein, wenn ich's thue!
Erst mußt du mir 'ne Klausel noch erfüllen! —
Und nun erklärt er kurz ihr seinen Willen.

Der, in zwei Worten, auf nichts Andres zielte,
Als daß sie jetzt einander scharf bewachen;
Wer sich zuerst des Sprechens nicht enthielte,
Der hat die Thür zur Strafe zuzumachen.
Durch diese Feuerprobe will ihr Mann
Erfahren, ob sie wirklich schweigen kann.

Jetzt, da der erste Sturm bei ihr verschwunden
Besänftigte die gute Frau sich schnelle.
Auch keine Ohnmacht hat sich eingefunden,
Kein Krampf, noch sonst'ge böse Nervenfälle,
Die manche Frau'n in petto haben sollen,
Damit die Männer thun, was sie nur wollen.

Erst zog sie noch die Unterlippe schief;
Doch da sie Gosto sah ganz guter Dinge,
Und daß die Sache glimpflicher verlief,
Als wenn der Stecken an zu tanzen finge:
Gut! sprach sie. Ich gewinne doch die Wette! —
So nehmen sie das Licht und gehn zu Bette.

Nun kehrt' ein sichrer Maso, Freund der Beiden,
Von seiner Mühle heim, und bei dem Schimmer
Des Mondes konnt' er deutlich unterscheiden,
Daß Gosto's Thüre offen stand, was nimmer
Zuvor geschehn. Da glaubt' er, Diebe seien
Hier eingebrochen, und fing an zu schreien:

He! Gosto! Mea! Seid ihr taub? Heraus!
Holla! Laßt ihr die Hausthür offen stehen? —
Doch da es still blieb, trat er in das Haus,
Um, was sich drin ereignet, nachzusehen.
Der Schreck, als er die Zwei, anstatt im Schlaf,
Im Bett, doch mit weitoffnen Augen traf!

Herr Jemine! Im Bett — ganz mausestill!
Und Unsereins schreit sich entzwei die Lunge.
Seid ihr denn taub, daß Keins sich rühren will?
Kannst du nicht hören, wenn man ruft, mein Junge?
He, Gosto! Mea! So was zu erleben!
Was ist euch denn passirt? Was hat's gegeben? —

Doch als der Gute sah, kein Wörtchen war
Aus dem Gevatternpaar herauszubringen,
Da sträubt sich ihm vor Grausen jedes Haar;
Er denkt, es geh' nicht zu mit rechten Dingen,
So daß er in der Angst zum Pfarrer lief
Halsüberkopf. Der Pfarrer aber schlief.

Er klopft und pocht und lärmt am Pfarrershaus,
Doch lange Zeit wird Niemand drinnen munter.
Die Nena endlich steckt den Kopf hinaus,
Des Pfarrers alte Magd, und ruft hinunter:
Wer pocht? — Ich. — Wer? — Zum Henker, mach geschwind!
Ich, Maso! Alte Eule, bist du blind? —

Was willst du? — Lauf! du mußt den Pfarrer wecken!
Sag ihm, er soll sich sputen, was er kann.
Die Mea — Blitz! — der Athem — bleibt mir stecken —
Der Gosto — offen stand die Thür — und dann —
Dann fand ich sie — nur rasch den Pfarrer her,
Denn Keins von Beiden thut 'nen Schnaufer mehr!

Don Gabriel, der jetzt das Lärmen hört,
Ruft aus dem Bett: Nena, was hat's gegeben? —
Ein Schlaganfall! versetzt die Magd verstört. —
Wetter! Ein Schlaganfall! Warum auch eben
Just da ich mir mein Schläfchen wollte gönnen?
Hätt' er bis morgen früh nicht warten können?

Ja, Pfarrer sein — es sieht sich herrlich an!
Man pflegt den Bauch und hat nicht große Plagen.
Doch daß man nie ganz sicher schlafen kann —
Verwünscht! Doch sag: wo hat's denn eingeschlagen? —
Bei Gosto, Herr, und Mea. — Ei so hol' —!
Flink, Nena! Strümpf' und Hosen! Hörst du wohl?

Lauf! bringe mir mein Ritual geschwinde,
Das Buch, das ich im Keller ließ. Im Schrank
Hängt meine Stola, in dem obern Spinde,
Das Meßhemd liegt wohl auf der Küchenbank;
Der Wedel, hörst du, steckt am Fenstertritt.
Was sonst noch nöthig, nehm' ich selber mit.

Gleich einem Menschen, den man unsanft weckte,
Gähnt er und dehnt die steifen Glieder aus.
Doch als er in dem braunen Anzug steckte,
Lief er, nein stürzte spornstreichs aus dem Haus,
Damit die Beiden, die im Sterben liegen,
Noch zeitig ihren Paß ins Jenseits kriegen.

Du weißt, mein Leser, daß in alten Tagen,
Wo noch das Hirn der Leute nicht so hell,
Auch Pfarrer hie und da zu sünd'gen pflagen,
So daß auch unser Freund, Don Gabriel,
Kein großes Licht war und der Selbstsucht fröhnte,
Was heutzutag die Kirche streng verpönte.

Pax huic domus! so trat er ins Haus,
Et omnes habitantibus in ea!
Dann schwenkt' er heftig seinen Wedel aus
Und segnete den Gosto sammt der Mea,
Das stumme Paar im Bett, und fügt' hinzu,
Was üblich, geht ein Mensch zur ew'gen Ruh'.

Darauf begann er mit erhobnen Händen:
Gosto! Mein Sohn und Bruder in dem Herrn!
Der Himmel wollte dir ein Schläglein senden,
Denn die er liebt, die, weißt du, prüft er gern.
Aus dieser himmlischen Heimsuchung drum
Mußt du nun Vortheil ziehn. — (Und Gosto stumm.)

Allein, es sind von Glas die Himmelstreppen.
Wer fliegen will, wirft ab den läst'gen Flitter
Und darf sich nicht mit schwerem Hausrath schleppen.
Sieh, Fürsten selbst und Herzoge und Ritter,
Wie wer hinieden geht in schlichter Hülle,
Sie alle sterben nackt. — (Und Gosto stille.)

Weh Dem, o Sohn, der an die Siebensachen
Der Welt sein Herz hängt! Solches kann nicht frommen.
Drum, willst du ein'ges Baare mir vermachen,
Soll dir's in jener Welt zu Gute kommen.
Denk an die ew'gen Freuden, sei kein Narr
Und sag dem Mammon ab! — (Und Gosto starr.)

Dann, zu der Frau gewendet, räuspert sich
Der Pfarr und spricht: Du da in deiner Ecke,
Was ich zu ihm gesagt, gilt auch für dich.
Wenn ihr das Leintuch und die neue Decke,
Bettstatt und Strohsack mir vermachen thätet,
Wär's euch zum Heil. Sonst wird nicht viel gebetet. —

Ich weiß wahrhaftig nicht, wie nur so lang
Das gute Weib die Zunge konnte zähmen.
Doch als das Wort ihr an die Ohren drang,
Der Pfarrer woll' auch die Matratzen nehmen, —
Was? rief sie, die wir neu erst polstern ließen? —
Und Gosto drauf: Du mußt die Thüre schließen! —

Ha! Bauernvieh! — ja fast noch Schlimmres spricht
Der biedre Pfarrer, wie er dies vernommen.
Doch war's im Uebrigen sein Schade nicht,
Und nicht um alle Sporteln sollt' er kommen;
Denn jährlich lädt, des Sieges froh zu sein,
Ihn auf den Tag Gosto zum Essen ein.

Wo er dann zeigte, welch ein Held er sei;
Denn dürfen wir der Chronik Glauben schenken,
So aß er mindestens für ihrer Drei
Und war nicht minder groß auch in Getränken.
So viel steht fest. Doch minder klar ist dies,
Ob Mea Gosto nun in Ruhe ließ.

Ich für mein Theil bezweifl' es. Mit den Jahren
Läßt jede Frau all ihren Jugendreiz,
Schönheit, Gesundheit, Farb' und Frische fahren,
Die Haar' und Zähne fallen aus bereits,
Es schwinden Witz und Anmuth, Glanz und Schimmer,
Doch ihre Zunge — nein, die schwindet nimmer!

George Eliot.

Ein literarisches Porträt

von

Leopold Katscher.

Tom Hood hatte Mühe nachzuweisen, daß er der Verfasser des berühmten „Liedes vom Hemd" sei. Ein Bekannter Walter Scotts forderte diesen auf, ihn zu seiner Identität mit dem „Großen Unbekannten", der den Roman „Waverley" geschrieben, zu beglückwünschen. Solche Fälle von Lust, sich anonyme Bücher zuschreiben zu lassen, sind nicht selten. Von dem 1859 veröffentlichten Roman „Adam Bede", der ungeheures Aufsehen erregte, wußte man zur Zeit des Erscheinens nur, derselbe rühre von dem Verfasser der ein Jahr vorher in den Spalten der bekannten Monatsschrift „Blackwood's Magazine" veröffentlichten „Bilder aus dem geistlichen Leben" her; aber man wußte nicht, wer diese ebenfalls ungemein günstig aufgenommene Novellenreihe geschrieben hatte. Durch das beharrliche Schweigen des wirklichen Autors kühn gemacht, traten nicht weniger als drei Leute auf, die die Ehre der Autorschaft für sich in Anspruch nahmen. Einer dieser Betrüger, die vom Verleger der genannten Werke übrigens desavouirt wurden, ein gewisser Liggins, erfreute sich sogar eines Anhanges; ein Geistlicher der Grafschaft Warwickshire erklärte, jeder Bewohner dieser Landesgegend wisse, daß Liggins der Verfasser von „Adam Bede" sei und erkenne

die Hauptpersonen der Handlung unter ihrer Verkleidung. Schon die „Bilder aus dem geistlichen Leben" hatte man wegen der genauen Lokalkenntniß, die sie verriethen, Liggins zugeschrieben und der edle Mann nahm alle Schmeicheleien an, als ob er wirklich der Autor gewesen wäre. Ein sonst sehr tüchtiger und maßgebender Kritiker bemerkte zuversichtlich: „Eines ist gewiß: diese „Bilder" haben zum Verfasser einen ältlichen Geistlichen, der die Hunde sehr liebt." Das erinnert an die famosen Vermuthungen der „Quarterly Review" über die Autorschaft von Charlotte Brontës Roman „Jane Eyre". Eine viel feinere Nase hatte Charles Dickens, der von den „Geistlichen Bildern" ausnehmend entzückt war; er schrieb an einen Freund: „Wenn diese Sachen nicht von einer Dame herrühren, so müßte ich mich selbst für ein Weib halten."

Der Verfasser war in der That eine Dame: Miß Mary Ann Evans; allein es dauerte längere Zeit, bis man erfuhr, daß hinter dem männlichen Pseudonym „George Eliot", das sie für ihre späteren Werke wählte, „eine aus der in ihren Büchern eine so große Rolle spielenden Grafschaft Warwickshire stammende Dame" steckte. Allgemein weiß man dies erst seit etwa fünfzehn Jahren. Seit drei Monaten weilt die seither zu hohem Ruhme gelangte Frau nicht mehr unter den Lebenden. Zu Weihnachten 1859 starb Macaulay, zu Weihnachten 1863 schied Thackeray von hinnen und die Weihnachten 1880 brachten die Trauerkunde von dem unerwarteten Tode einer der bedeutendsten und geistesgewaltigsten Frauen aller Zeiten: George Eliots.

Ueber die Lebensgeschichte unserer Heldin sind bis zu ihrem Tode sehr falsche Berichte im Umlauf gewesen und in alle biographischen Lexika, Essays u. s. w. übergegangen, ohne daß sie sich die Mühe genommen hätte, die Irrthümer zu berichtigen, oder berichtigen zu lassen. Man glaubte allgemein, sie sei die Tochter eines armen Pfarrers gewesen, von einem reichen Geistlichen adoptirt und von dem berühmten Denker und Naturforscher Herbert Spencer unterrichtet worden. In Wirklichkeit wurde sie am 22. November 1820 in Griff bei Nuneaton als Tochter des wohlhabenden und angesehenen Güterinspectors Robert Evans geboren, der früher Zimmermann und Schreiner gewesen war und von George Eliot in mehreren ihrer Romane verewigt wurde, namentlich als Burge und als Caleb Garth in „Middlemarch". Die kleine Mary Ann war ein ernstes, sinnendes, in vielen Beziehungen merkwürdiges Kind, das schon im Alter von zwölf Jahren in der Sonntagsschule des Ortes Unterricht ertheilte. Die von ihr innig geliebte Mutter starb, als Mary Ann fünfzehn Jahre zählte. Ihre noch lebenden Nuneatoner Schulgenossinnen schildern sie als ein ruhiges, zurückhaltendes Mädchen mit fast männlichen Zügen und reichem, lichtem, gelocktem Haar. Als sie sich das erste Mal an das Klavier setzte, überraschte sie ihre Gespielinnen durch die musikalischen Kenntnisse, die sie sich bereits erworben hatte. Sie bemeisterte die Tonwelt mit erstaunlicher Leichtigkeit und Raschheit. Sie las mit Gier und betheiligte sich sehr selten an den Spielen und Unterhaltungen ihrer Mitschülerinnen. Später besuchte sie ein Mädchenpensionat zu Coventry und sie hat nachmals oft bemerkt, daß sie ihrem Aufenthalt daselbst viel zu verdanken habe. Ihre Schüchternheit verhinderte sie, intime Freundschaften zu schließen. Herbert Spencer hat selbst erklärt, mit ihrer Ausbildung nichts zu thun gehabt zu haben; er lernte sie erst 1851 kennen und damals „war sie bereits durch jene hohe Bildung und weittragende Geisteskraft ausgezeichnet, die ihr seither zu großem Ruhm verholfen hat".

Bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre lebte Mary Ann bei ihrem Vater in Griff. Ihre Beobachtungen in jener prosaischen Gegend bildeten einen Erinnerungsschatz, den sie in ihrem vorzüglichen Gedächtnisse aufspeicherte, um ihn später in den „Bildern aus dem geistlichen Leben" so trefflich zu verwerthen. Gewöhnliche Menschen hätten die Eintönigkeit des Lebens in Warwickshire langweilig gefunden; die künftige George Eliot fand, daß das Alltägliche nicht nothwendig unedel sein müsse. Die Sonne geht jeden Morgen auf, aber der Sonnenaufgang ist dennoch schön und wunderbar. Schlichte Lebens- und Gedankenformen schließen ein gemüthvolles und humorreiches Menschenthum nicht aus. Miß Evans' Briefe aus jener Zeit weisen eine Beobachtungsgabe, eine Witzigkeit, einen philosophischen Sinn auf, wie sie sonst nur reiferen Lebensaltern anzugehören pflegen.

Im Jahre 1849 übersiedelten Evans nach Foleshill, einer andern kleinen Provinzialstadt. Dort wurde Mary Ann bald als ein ungewöhnlich begabtes Wesen und als die ausgezeichnete Wirthschafterin ihres väterlichen Haushalts anerkannt und wegen ihrer Freundlichkeit gegen alle Welt und ihres Mitgefühls für Jedermann geliebt. Schon damals war ihre Conversation so werthvoll, daß diejenigen, die derselben theilhaftig wurden, die Gespräche anderer Leute glatt und nichtssagend fanden. Sie war ein Beleg für die Thatsache, daß ein großes Genie nicht immer ein Ergebniß der Launenhaftigkeit der Natur ist, sondern zuweilen ein Produkt langsamen Wachsthums, großen Fleißes und sorgfältiger Ausbildung und Entwicklung der Naturanlagen. In Foleshill verwandte Miß Evans ihre ganze Muße und viel Geld auf ihren Unterricht. Sie lernte bei Lehrern lateinisch, griechisch, französisch, deutsch, italienisch und allein hebräisch. In der praktischen Ausübung der Musik brachte sie es zu hoher Virtuosität auf dem Klavier, und was die theoretische Seite der Tonkunst betrifft, so beherrschte sie dieselbe gründlicher als mancher Berufsmusiker. Auch die übrigen schönen Künste wurden eifrig studirt. Was sie einmal gelernt, entschlüpfte ihrem Gedächtniß nicht wieder; in diesem Punkte glich sie Macaulay und Buckle. Ihr lebhaftes Verständniß für alle menschlichen Gefühle — das Geheimniß ihrer Gabe, Charaktere zu unterscheiden — bewirkte, daß nicht nur die Bücher, sondern auch die Beobachtung der Außenwelt ihre Kenntnisse erheblich vermehrte.

Im Hause der Familie Bray in der Nachbarstadt Coventry stieß Miß Evans mit ihrem Wissensdurst und ihren aufgeklärten Anschauungen auf Würdigung und Gesinnungsgenossen. Ralph Waldo Emerson, James Anthony Froude, George Combe, Robert Mackay und viele andere hervorragende Männer pflegten Brays Gäste zu sein und Mary Ann hatte somit Gelegenheit, sie kennen zu lernen. Mehr als einmal konnte man eine Gruppe von Denkern und Gelehrten, die alle möglichen und unmöglichen Dinge besprachen, aufmerksam der sanften Stimme einer Dame lauschen sehen, die kein Wort äußerte, das nicht vorher reiflich durchdacht war. Wie erstaunt war eines Tages ein Doctor der Philosophie, als die anspruchslose junge Dame ein griechisches Citat, das er aus Epiktet gemacht und unbewußt gefälscht hatte, mit bescheidener Höflichkeit berichtigte. Ihre Conversation ließ jede kleinliche Selbstsucht, jeden Widerspruchsgeist vermissen; sie sprach nie um des bloßen Effects willen. Ein guter, gut ausgedrückter Gedanke entzückte sie, mochte er von wem immer ausgesprochen werden; sie erfaßte sofort dessen Kern und zog daraus Nutzanwendungen.

Die meisten bisherigen Biographen George Eliots glaubten, daß ihre Uebersetzung von Strauß' „Leben Jesu" aus ihrer Londoner Zeit stamme und ein Ausfluß der Einflüsse und Umgebungen sei, die damals auf die Gestaltung ihrer Laufbahn einwirkten. Dem ist aber durchaus nicht so, denn diese Uebertragung erschien bereits fünf Jahre vor George Eliots Uebersiedlung in die Hauptstadt. 1844 erregte Strauß' berühmtes Werk in England großes Aufsehen, und Charles Hennell, der Verfasser einer auch in Deutschland als sehr werthvoll anerkannten „Untersuchung über den Ursprung des Christenthums", veranlaßte Miß Evans, die von seiner Braut begonnene Uebertragung des „Leben Jesu" fortzusetzen. Diese schwierige Arbeit gelang ihr in so hohem Grade, daß Strauß sich veranlaßt sah, sie zu beglückwünschen. Minder bekannt, aber eben so vorzüglich ist ihre aus derselben Zeit stammende Uebertragung von Feuerbachs „Wesenheit des Christenthums". Nach ihrem Tode erfuhr man, daß sie damals auch eine bislang unveröffentlichte Uebersetzung von Spinozas „Ethik" schrieb, die nunmehr hoffentlich gedruckt werden wird; warum dies nicht längst geschehen, wissen wir nicht.

1849 starb Robert Evans und im Sommer desselben Jahres bereiste seine Tochter mit der Familie Bray einen Theil des Continents. In Genf blieb sie allein zurück und lag dort ein

halbes Jahr hindurch ihren Studien ob. Nach ihrer Rückkehr nach England übersiedelte sie definitiv nach London. Sie bezog das Pensionshaus des Dr. Chapman, Chefredacteurs der freidenkerischen „Westminster Review“ und ließ sich von ihm als Hülfsredactrice anstellen. Sie schrieb für diese Vierteljahrschrift überdies mehrere Essays und Abhandlungen, sowie die einen beträchtlichen Theil jeder Nummer ausmachende Bücherschau. Bald lernte sie den berühmten Goethe-Biographen George Henry Lewes kennen, der von seiner Gattin so vollständig getrennt war, als ob sie todt gewesen wäre. Ohne sich mit ihm zu vermählen, ging Miß Evans mit ihm ein Eheverhältniß ein, das sie bei der Freisinnigkeit ihrer Grundsätze nie für tadelnswerth oder unsittlich gehalten hat. Hätten die gegebenen Umstände die herkömmliche Bekräftigung des Bündnisses durch Beobachtung der vom Gesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten gestattet, so wäre dies unsrer Dame gewiß sehr angenehm gewesen; allein die Thatsache, daß dem nicht so sein konnte, hielt sie nicht ab, ihre Verbindung mit Lewes als heilig und ewig zu betrachten und sich trotz alles Nasenrümpfens der höheren englischen Gesellschaft offen und furchtlos als Lewes' Gemahlin zu geben und zu fühlen. Sein vielseitiges, hochstrebendes, etwas wunderliches und eigensinniges Wesen erfuhr durch ihre günstige Einwirkung eine schöne Einschränkung, Erhebung, Stärkung, Läuterung und Veredlung. Das berühmte Schriftstellerpaar besaß einen ausgedehnten Freundeskreis und man riß sich förmlich um seine Bekanntschaft, allein das aristokratische Shockingthum hielt sich ferne, weil es ihm die nicht-conventionelle Form seiner Ehe sehr übel nahm.

Während ihrer Verbindung mit Lewes schrieb George Eliot jene Reihe von ausgezeichneten Romanen, die ihren Namen zu einer der größten Zierden der englischen Literatur gemacht hat. Während die meisten Romanschriftstellerinnen schon als Backfische kaum erwarten können, ihre Geistesprodukte in die Welt zu schicken, ließ Miß Evans sich Zeit, bis sie in jeder Hinsicht gereift war. Mit ihrem ersten belletristischen Werk, den „Bildern aus dem geistlichen Leben“, trat sie erst 1858 hervor. Es besteht aus drei Erzählungen: „Die traurigen Erlebnisse des ehrwürdigen Herrn Amos Barton“, „Janets Reue“, „Die Liebesgeschichte des Herrn Gilfil“, und zeugt von so tiefem Eindringen in das geistliche Leben, daß es eigentlich gar nicht verwunderlich ist, wenn man hinter dem Anonymus einen Gottesmann vermuthete und nach dem Bekanntwerden des Geschlechts der Verfasserin glaubte, diese müsse wenigstens die Tochter oder doch die Pflegetochter eines Geistlichen gewesen sein. In Wirklichkeit sind die außerhalb einer bestimmten Sphäre Stehenden gewöhnlich weit bessere Beobachter als die innerhalb derselben Lebenden. Was diesen alltäglich dünken muß, hat für jene oft den Reiz der Neuheit. George Eliots empfängliches Gedächtniß ließ sie bessere Charakterzeichnungen von Geistlichen schaffen als es der längste Aufenthalt in einem Pfarrhause vermocht hätte. Beim ersten Durchlesen wird man von den „Bildern“ so sehr gefesselt, daß man die Unvollkommenheiten der Technik übersieht. Die Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung läßt uns vergessen, daß es der Verfasserin noch an der Kunst der richtigen Vertheilung, an der Gabe, zwischen Beizubehaltendem und zu Verwerfendem zu unterscheiden, fehlte, als sie diese liebenswürdigen „Scenes of clerical life“ schrieb.

Diese allein hätten nicht genügt, George Eliot berühmt zu machen. Aber ihr ein Jahr darauf erschienener Roman „Adam Bede“ wäre hierfür vollauf genügend gewesen. Durch die Veröffentlichung dieses Buches, welches sofort einen ungeheuren Erfolg erzielte, trat George Eliot plötzlich in die vorderste Reihe der zeitgenössischen belletristischen Literatur: an die Seite der Dickens, Thackeray, Bulwer. „Adam Bede“ ist mehr als eine rührende, volksthümliche Erzählung; es ist eine hohe Kunstleistung. Mit poetischer Treue werden darin Scenen und Charaktere geschildert, mit denen die Dichterin gründlich vertraut war, und die Lesewelt anerkannte die Wahrhaftigkeit und den Reiz der Schilderung. Kein englischer Belletristiker übertrifft oder erreicht George Eliot in der richtigen Darlegung der geistlichen Reinheit und tiefinnersten Frömmigkeit des englischen Puritanismus, wie er in den Provinzen oft gefunden wird. Wer das Geheimniß erfahren will, wieso der englische Puritanismus so viele Generationen hindurch eine einflußreiche gesellschaftliche und politische Triebkraft bilden konnte, braucht nur den Charakter und den Lebenslauf Adam Bedes zu studiren. In jedem Zuge seines Charakters, in seiner Stärke und Schwachheit, in seinen Tugenden und seinen Fehlern ist Bede durch und durch der Typus eines Engländers; dabei aber ist er auch durch und durch so individuell, daß man erkennt, ein vereinzelter Mann habe der Autorin bei der Schöpfung dieser Gestalt Modell gesessen. Adam ist ein naturwahr dargestellter Provinzzimmermann, zwar ein König unter Bauern, ein Fürst unter Handwerkern, ein Erster unter Tausenden, aber ohne künstlichen Heroismus, ohne unmögliche Vollkommenheit. Das Grundthema dieses Romanes erfordert eine außerordentliche Zartheit der Behandlung und George Eliot befriedigt in diesem Punkte die höchsten Ansprüche. Die Seichtigkeit von Hettys Charakter benimmt dem Leser das Mitleid mit ihrem traurigen Geschick, welches ihm, wenn das Mitleid vorhanden wäre, übermäßig schrecklich dünken müßte.

Der Roman „Middlemarch“ weist eine noch größere Zartheit der Behandlung auf; ja, er übertrifft in dieser Beziehung wahrscheinlich sämmtliche Romane der gesammten englischen Literatur. Auch die Feinheit der psychologischen Schilderung — ein Hauptvorzug der Eliot'schen Muse — feiert hier ihre Triumphe in der vollendetsten Lebenswahrheit der alltäglichsten Charaktere. Fred Vincy ist gewiß kein Muster von einem Menschen, aber es ist ebenso gewiß eine künstlerische Schöpfung, wie sie nur von einer intimen und vollkommenen Vereinigung von Genie und Fleiß geleistet werden kann. „Middlemarch“ ist kein Kabinetbild, sondern ein großes Panorama. Der Wunsch, in einem einzigen umfangreichen Werke — und dieser Roman ist von gewaltigem Umfang — ein Bild des gesammten, von den großen Problemen unserer Zeit stellenweise berührten und gestörten Provinzlebens zu liefern, ließ ein Buch entstehen, in welchem die vielfachen Fäden der Handlung oft nur schwach mit einander verknüpft sind. Mit anderen Worten: „Middlemarch“ besteht eigentlich aus mehreren Geschichten. Wir erhalten da ein richtigeres Bild vom Leben in einem englischen Provinzstädtchen, als jemals irgend ein anderer Autor entworfen hat. Die Aufnahme von „Middlemarch“ seitens des Publicums war eine begeisterte; die Genauigkeit aller Details, die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die correcte Zeichnung selbst der untergeordnetsten auftretenden Personen, das Ineinanderfließen der Handlung und der Charakterschilderung, — all dies erzeugte einen tiefen Eindruck, den jede Neulesung des Buches aufs Neue rechtfertigt. „Middlemarch“ ringt mit „Adam Bede“ um den Ruhm, das beste Werk George Eliots zu sein.

(Schluß folgt).

Geschichte der Plastik.*)

Lübkes kunstgeschichtliche Handbücher sind eine Erscheinung, um die uns die meisten fremden Literaturen beneiden können. Ursprünglich den Kugler'schen nachgebildet, haben sie doch vor diesen zwei schwerwiegende Vorzüge, die sie der seit Kuglers frühem Tode eingetretenen bedeutenden Erleichterung aller Communicationen und der großen Ausbildung der technischen Künste verdanken: die reiche Illustration und den ungewöhnlichen Umfang der Autopsie des Verfassers. Mit einer Unermüdlichkeit ohne Gleichen hat er fast das gesammte vorhandene Material, entweder an Ort und Stelle oder doch, wie bei manchen plastischen Werken, wenigstens in Abgüssen studirt, ist daher sehr selten und nur in Nebendingen auf das Urtheil Anderer angewiesen. —

*) Von W. Lübke. 2 Bde. 3. Aufl. Leipzig 1881, E. A. Seemann.

Obwohl er auch hier eine ganz ungewöhnliche Belesenheit zeigt und ihm trotz des ungeheuren Umfangs, den die Kunstliteratur gewonnen, gewiß fast nichts Bedeutendes entgangen ist.

Das würde ihm nun freilich nicht viel geholfen haben bei einer Wissenschaft, in der zuletzt Alles auf den richtigen Blick ankommt, der angeboren sein muß und den sehr berühmte Kunstgelehrte oft in ganz unglaublicher Weise vermissen lassen, da die literarische Beschäftigung, die Gewohnheit, sich die Dinge fortwährend begrifflich zu construiren, der Ausbildung des Auges zur Wahrnehmung der kleinsten und feinsten Unterschiede eigentlich diametral entgegengesetzt ist. Aber auch hier hat unablässige Uebung durch fortwährendes Reisen allmählich die schon vorhandene Naturanlage so erweitert, daß zwischen dem Lübke, der vor fünfzehn Jahren im kunstarmen Zürich Vorlesungen hielt über Dinge, die er selbst nie gesehen hatte, und dem heutigen, dem keine nur irgend bedeutende Kunsterscheinung entgangen, ein so gewaltiger Unterschied besteht, daß sie in dieser Beziehung kaum mehr viel miteinander gemein haben. Als langjähriger Gegner der allzu souveränen Art, mit der er damals oft aburtheilte, ist ihm Referent die Anerkennung schuldig, daß Lübke niemals eigensinnig auf einem Standpunkte beharrte, sobald ihm neue Thatsachen oder neue Anschauungen entgegentraten, die mit seinen bisherigen in begründetem Widerspruch standen. Ja es gibt kaum irgend einen gesunden Kunstgedanken Anderer, den er nicht alsbald vorurtheilslos adoptirt hätte, wenn er geeignet war, seine Meinungen über Dieses oder Jenes zu berichtigen. Gerade in dieser Elasticität und Empfänglichkeit besteht seine Hauptstärke.

Wurde so aus dem mehr universell als tiefgebildeten Gelehrten allmählich auch ein Kenner, der nach gewissen Seiten hin sogar seines Gleichen schon suchen konnte, so kam dazu noch eine ganz ungewöhnliche Herrschaft über die Sprache, dieses für Dinge, die doch vor Allem gesehen sein wollen, so beschwerlichen und ungefügen Werkzeugs, das einem oft gerade da versagt, wo man es am nothwendigsten brauchte. Und das überdies, was die bildende Kunst betrifft, in einem so rapiden und beständigen Umbildungsproceß begriffen ist, daß wir die Dialektik der älteren Kunstschriftsteller sehr oft gar nicht mehr zu verstehen im Stande sind. Denn fast alle gerade üblichen Ausdrücke sind dem Atelierjargon entlehnt, der nicht nur in fast jeder Generation ändert, sondern selbst an jedem großen Kunstcentrum ein anderer ist, so daß sich die Künstler verschiedener Länder gewöhnlich selbst nicht recht verstehen. — Nun lese man erst die Schriften eines Mengs oder Reynolds und man wird staunen, wie Vieles uns unverständlich oder völlig ungenießbar bleibt, von den Cinquecentisten gar nicht zu reden, deren Sprache über sehr allgemeine Redensarten selten hinauskommt, noch ein ganz rohes Werkzeug ist, dem höchstens einmal ein Michel Angelo überraschende Modulationen abzugewinnen weiß. — Wie phrasenhaft erscheint uns aber heute schon ein Vasari! Hier gerade hat nun Lübke nach und nach ein immer größeres Talent scharfer Charakteristik, eine ungewöhnliche Präcision und Plastik des Ausdruckes, eine Gabe feiner Nüancirung entwickelt, um die man ihn oft beneiden möchte, wenn man selber so lange nach passenden Bezeichnungen sucht.

Die vorliegende dritte Ausgabe seiner Geschichte der Plastik hat Lübke nun zu einem glänzenderen Zeugniß seiner allmählichen Vertiefung gemacht als irgend eines seiner früheren Werke. Hatte unsere Kunstgeschichtschreibung nur zu oft den Fehler, daß sie die Kunst viel zu sehr als isolirte, höchstens mit der Religion verbundene Erscheinung, viel zu losgelöst von der politischen und industriellen Entwickelung der Nationen betrachtete, wie das der Einseitigkeit der herrschenden akademischen Richtung entsprach, der selbst ein Cornelius noch ganz und gar nicht entging, so hat sie sich jetzt wenigstens in Deutschland zugleich mit der Kunst selbst geändert. Wie diese speciell seit 1870 unendlich volksthümlicher geworden, in innigere Verbindung mit den herrschenden Sitten und Anschauungen getreten ist, so liefert auch ihre Geschichtsschreibung davon die mannichfachsten Beweise, ja Lübkes Darstellung des Zusammenhanges ist hier sogar oft von großer Schönheit. Und das obwohl auch sie auf das nationale wie das individuelle Element bisweilen immer noch nicht genug Nachdruck zu legen scheint. Wenn aber irgendwo, so malt sich doch der Charakter der einzelnen Völker in ihrer Kunst und sobald er aufhört es zu thun, so wird diese Kunst wie zur Zopfzeit, eine leere, erlogene Form. Man hat daher nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, dem Nachahmungstrieb jener Nationen entgegenzutreten, die von sehr empfänglichem aber wenig selbständigem Charakter wie die Deutschen beständig in einer so unheilvollen Weise versucht sind, ihr Bestes wegzuwerfen und zu verachten, alles Fremde aber zu überschätzen und sich selbst dann aneignen zu wollen, wenn es weder an sich gut ist, noch für ihre Art der Begabung paßt. Nicht minder sie immer wieder auf das hinzuweisen, was sie wirklich leisten können. Derselben Erscheinung begegnet man aber auch in der Wissenschaft. So hat sich z. B. in der Kunstgeschichtschreibung eine Art internationaler Richtung aufgethan und auch bei uns natürlich Verehrer zu Dutzenden gefunden, die sie geradezu ruiniren müßte, wenn sie herrschend würde, da sie eigentlich annimmt, die Kunst sei nur für die Kunstgelehrten da und nicht für die Nation, um sie zu bilden und zu veredeln. Als deren vollendetsten Typus kann man die verschiedenen Bücher von Crowe und Cavalcaselle bezeichnen, die als exacte und gewissenhafte, mit großer Sachkenntniß abgefaßte Detailforschung unstreitig viel Verdienst besitzen, sich aber auch darauf ziemlich allein beschränken. Was man nicht greifen, messen, abkratzen, oder unter der Loupe finden, was man nicht wenigstens actenmäßig, d. h. schwarz auf weiß, beweisen kann, das existirt nicht für sie. Der ganze Bilderschatz Italiens scheint eigentlich nur dazu geschaffen worden zu sein, um von Crowe und Cavalcaselle auf seine Echtheit geprüft, katalogisirt und registrirt zu werden; weiter hat er keinen Zweck. Seine unglücklichen Schöpfer aber werden etwa so behandelt, wie ein vagirender Handwerksbursche auf einem k. preuß. oder k. k. Paßbureau der vormärzlichen Zeit — als jeden Verbrechens verdächtig, bis er sich legitimirt hat. Titian hat die Einkommensteuer hinterzogen, Mantegna war ein händelsüchtiger Proceßkrämer, Giorgione hat eigentlich gar nie existirt, wird zu einem Mythus aufgelöst, u. s. w. Und diese bodenlose Nüchternheit der Anschauung fand in Deutschland zahllose Nachahmer und Verehrer! Da kehrt man denn freilich gerne zu Lübke zurück, der sich an den selten unabhängigen Geistern Schnaases und Jakob Burkhardts gebildet, und wenn er auch von jenen Einflüssen nicht ganz unberührt geblieben, doch den idealen Standpunkt festgehalten hat.

Sollten wir nun auf Einzelnes in seinem Buche eingehen, so möchten wir uns besonders der Gewissenhaftigkeit freuen, mit der er die Resultate aller neueren Forschungen seit dem Erscheinen der zweiten Auflage seines Buches 1870, dieser dritten einverleibt, die Entdeckungen Schliemanns und Cesnolas, die Ausgrabungen in Olympia und Pergamos der sorgfältigsten Würdigung unterzogen hat und die Resultate derselben dem Leser zugänglich machte. Vieles davon dürfte freilich durch die Zeit noch gar sehr corrigirt werden, so wird z. B. Lübke selber, der bei den Olympischen Ausgrabungen jetzt doch den Muth hat die Bedeutungslosigkeit eines guten Theils derselben anzuerkennen, wohl auch noch dazu kommen, nicht nur die angeblichen Giebelfelder des Alkamenes und Pajonios als schlechte, höchstens nach Modellen dieser Meister hergestellte Handwerkerarbeit zu charakterisiren, wie er es thut, sondern auch noch die weitüberschätzte Nike des letzteren in diese Klasse zu werfen und nur den Hermes des Praxiteles als eine Arbeit ersten Ranges gelten zu lassen. Wie soll man nicht an allen Autoritäten irre werden, wenn man hören muß, daß jene Göttin ein Original sein soll, die Figuren des Parthenons wie der Theseus und Kephisos aber nicht! Beim Fries und den Metopen, wo man die verschiedenen Hände sieht, da kann und muß man ja an Arbeiter denken, aber bei jenen Giebelfiguren, neben denen selbst Michel-Angelos Tageszeiten nicht aushalten, da ist es schon fast ein Sakrilegium, sie nur der Werkstatt des Meisters zuzuschreiben! — Daß über diese ganze antike Plastik das letzte Wort noch lange nicht ge-

sagt ist, das bleibt einem um so eher außer Zweifel, wenn man erst sieht, wie sehr sich die verschiedenen Autoritäten widersprechen. — In einem Stück aber stimmt man Lübke ganz besonders lebhaft bei: wenn er die Theorie von der Bemalung, welche die Griechen ihren Götterbildern haben angedeihen lassen sollen, auf ein sehr viel engeres Feld, auf Vergoldung der Kleidersäume und dergleichen, beschränkt, wie dies ähnlich Hansen, gewiß einer der gründlichsten Kenner der antiken Kunst, jetzt auch in der Architektur thut.

Zu den gelungensten Partien des zweiten weit mehr eigene Untersuchungen enthaltenden, überhaupt noch werthvolleren Theils gehören dann die Partien über die italienische Skulptur des cinque cento, während man bei der des quattro cento die drei Tonangeber, Ghiberti, Donatello und Luca della Robbia, vielleicht etwas mehr aus der Masse hervorgehoben gewünscht hätte, die doch durchaus von ihnen bestimmt wird. Ebenso möchten wir uns dagegen verwahren, wenn Lübke den Bildhauer Michel-Angelo über den Maler Buonarotti stellt, blos weil er es selber that. Das beweist aber doch höchstens, daß ihm die Skulptur mehr Mühe gemacht hat, während ihm die Malerei ganz von selber ging und er sie offenbar nur deshalb geringer schätzte. Aber während seine besten plastischen Figuren, wie ich eben erwähnt, hinter denen des Phidias noch weit zurückbleiben, sind die Propheten und Sybillen, die Decke der Sixtina, das jüngste Gericht in ihrer wahrhaft furchtbaren Erhabenheit von keinem Sterblichen erreicht, geschweige denn jemals übertroffen worden! Ja es zeigt sich auch in jedem Detail, daß der Maler in Michel-Angelo den Plastiker überwog, so z. B. in der Drapirung, die dem letzteren fast nie gelang, während die Gewänder des Gott Vaters, der Propheten und Sybillen das Großartigste und Mustergültigste sind, was es in dieser Art überhaupt gibt. — Ebenso ist gerade das, worin Michel-Angelo alle Maler vor und nach ihm weit übertrifft, durchaus malerischer Art: die Darstellung der Verkürzungen. Ueberdies ist er es ja, der jene specifisch malerische Poesie des Contrastes in der Behandlung des Stofflichen, der Epidermis, des Haares, des Metalls, weicher und grober Gewandstoffe, pikanter Lichtwirkungen und dergleichen in die Plastik erst wieder einführt, daher den Ton angegeben hat zu jener Uebertragung der Malerei nicht nur in die Skulptur, sondern auch in die Architektur, die nach ihm als Barockstil ganz herrschend wird.

Gehen wir nun zur neueren Zeit über, so können wir nicht umhin die Ansicht auszusprechen, daß ihr im Ganzen ein verhältnißmäßig zu kleiner Platz eingeräumt sein möchte und daß sie wohl eine noch ausführlichere Behandlung verdient hätte. Gerade die moderne Plastik harrt offenbar noch eines Geschichtsschreibers, welcher den merkwürdigen Hergang genauer verfolge, wie die unter Flaxmann, Chandet, Canova und Thorwaldsen ganz kosmopolitisch und dadurch gründlich kalt und leblos gewordene Skulptur auf einmal unter Rauch, David, Giov. Dupré u. A. sich in scharf unterschiedene nationale Schulen sondert, damit aber erst wieder Charakter, Lebenskraft und eigenthümlichen Stil gewinnt. — Sowohl die deutsche wie noch mehr die französische Plastik sind gerade in Folge der politischen Entwickelung neuester Zeit zu so bedeutenden Erscheinungen herangewachsen, daß man sie denn doch nicht blos mit vornehm wohlwollender Herablassung abthun darf, denn sie leisten sogar entschieden mehr als die gleichzeitige Malerei. Haben wir dermal vielleicht keinen Maler, der dem Bildhauer Schilling, so noch viel weniger die Franzosen einen, der Paul Dubois gleichkäme, von den Italienern gar nicht zu sprechen.

Doch das sind alles kleine Meinungsverschiedenheiten, die dem Werthe des gediegenen Buches kaum irgend erheblichen Eintrag thun, das deshalb allen Belehrung Suchenden aufs Wärmste empfohlen sei.

Fr. Pecht.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein Selbstmord.

Schauspiel in zwei Abtheilungen und fünf Bildern von Paolo Ferrari.

Zu Gunsten Paolo Ferraris will ich annehmen, daß die Werke dieses in seiner Heimat so hochgeschätzten Dramatikers auf dem Wege über die Alpen von ihrer Eigenart und Ursprünglichkeit das Wesentliche einbüßen. In der Gestalt, in der sie uns hier geboten werden, lassen sie nicht erkennen, weshalb die Italiener in Ferrari den ersten Dramatiker ihres Landes verehren. Das deutsche Publicum kennt von Ferrari drei Stücke. Unter diesen prägt sich nur eines, „Das Duell", durch die kecke Aufstellung und Behandlung des Problems in die Erinnerung des Zuschauers ein und läßt uns Fernstehende an ein wirkliches Talent glauben. Ein anderes Stück, „Die beiden Damen", das in Italien großes Aufsehen gemacht haben soll, hat bei uns sehr geringen Anklang gefunden. Und mit Recht. Denn die deutschen Zuschauer konnten in diesem Schauspiel nichts Anderes wahrnehmen als eine starke und nicht einmal geschickte Nachahmung der Dumas-Sardou'schen Dramen, eine Uebertreibung der Effecte, die die Franzosen anstreben und erreichen — eine Uebertreibung, die um so verstimmender wirkte, als die versöhnende Anmuth und Heiterkeit der Franzosen dem Stücke des Italieners nahezu gänzlich gebrach. Hier hatte sich das Talent des Dichters in eine der episodischen Rollen geflüchtet, in die Figur eines alten, etwas zerstreuten Cavaliere, die mit großer Kunst gezeichnet war. In dem neusten Schauspiel Ferraris finden wir aber nicht einmal mehr in einer Episode die Anzeichen einer besonderen Begabung. Auch diesmal sind freilich französische Muster die maßgebenden gewesen, aber nicht mehr die Dramatiker der vornehmeren Richtung, die Augier, Dumas, Sardou, sondern die Versorger der Boulevardtheater: die d'Ennery, Brisebarre, Nus, Anicet-Bourgeois ꝛc.

Es ist ein mit der Holzaxt gröblich zurechtgehauenes Effectstück niedriger Ordnung, — ein Stück, das uns sogar den Adel einer Charlotte Birch-Pfeiffer vermissen läßt.

Gegen Schauspiele, in welchen Verschollene und Todtgeglaubte wiederkehren, darf man gewöhnlich von vorn herein ein starkes Mißtrauen hegen. Mit einiger Sicherheit darf man sich darauf verlassen, daß da die stärksten Angriffe auf die Thränendrüsen vollführt werden. Hier ist nun von allen erdenklichen Fällen der krasseste gewählt. Der Held macht seinem Leben im ersten Act ein Ende — so glaubt man wenigstens — im dritten Act kommt er wieder unter einem fremden Namen und nach zwanzigjähriger Verschollenheit, um sich zu überzeugen, welche Wirkung sein vorgeblicher Tod auf die ihm Nächststehenden ausgeübt hat. Der Versuch der Wiedereinfügung eines Gliedes in die Gesellschaft, das sich freiwillig daraus gelöst hat, könnte ja unter Umständen den Stoff zu einem sehr rührenden und ergreifenden Stück abgeben; aber Paolo Ferrari hat sich an dem Oberflächlichsten und Gröbsten gehalten. Er hat der sehr mäßigen Erfindung dadurch einen schriftstellerischen, ja sogar dichterischen Anstrich geben wollen, daß er in das Stück eine Art von Tendenz und Moral, die sich in langen Tiraden breit macht, hineingearbeitet hat. Diese Moral: Du sollst nicht selbstmorden, ist so unglaublich billig, und die Argumente, die für diese These in rollenden Declamationen entwickelt werden, sind so wenig originell, daß dadurch die Verstimmung über das Ganze, das obenein noch prätentiös ist, nur noch vermehrt wird.

Wenn einmal die „Moral von der Geschicht'" von dem Verfasser mit besonderem Nachdruck betont wird, so kommt schließlich doch auch noch die Frage der Statistik mit in Betracht. Dann sucht man sich darüber klar zu werden, welche Sünder bekehrt werden sollen; und in diesem Fall ist der Procentsatz ein so lächerlich geringer, daß man mit demselben Recht ein Tendenzstück schreiben könnte gegen die Leute, welche Schienen aufreißen oder Schiffe in die Luft sprengen. Die Statistik gibt in der That die beruhigende Antwort, daß sich in dem Lande, in welchem der Selbstmord am stärksten auftritt, in Sachsen, von zehntausend Menschen drei selbst das Leben nehmen, während in dem viel glücklicheren Vaterlande des Dichters, in Italien, auf hunderttausend noch nicht vier kommen.

Wie schon in der Auffassung der Selbstmordfrage Ferrari besonderen Scharfsinn und eine besondere Feinfühligkeit vermissen läßt, so zeigt er sich in der Behandlung derselben und in den Mitteln, deren er sich bedient, leider sehr wenig wählerisch. Er nimmt eben nur das gewaltsamste und rohste. Das Stück zerfällt in zwei gänzlich von einander verschiedene Theile, in ein zweiactiges Vorspiel und ein dreiactiges Nachspiel. Das Vorspiel zeigt, wie ein Mensch unter Umständen zum Selbstmorde kommen kann. Das Nachspiel soll zeigen, wie diese unsittliche Handlung des Vaters zurückwirkt auf die Familie.

Der Theaterzettel hat hier ganz im Anschlusse an den Charakter der Dichtung die geschmackvolle Bezeichnung der „Bilder" für jeden Act angewandt, und jedes dieser „Bilder" mit einem besonderen Titel versehen. Die beiden ersten lauten: „Der Selbstmord" und „Wahnsinnig". Viel mehr kann man nicht verlangen! Es kann also losgehen.

Erstes Bild: „Der Selbstmord." In Palermo lebt im Jahre 1855 ein talentvoller junger Arzt, Namens Uberto Camporegio. Derselbe ist vermählt mit einer tugendhaften, aber wie es scheint nicht sehr unterhaltenden Frau, Namens Adele, und Vater zweier Kinder, eines vierjährigen Jungen und eines zweijährigen Mädchens. Der junge Doctor sucht für die mangelhafte Zerstreuung in der Häuslichkeit einen Ersatz außerhalb derselben und findet ihn auch in der hingebenden Liebenswürdigkeit der Gräfin Laura Lambrini, mit der er ein Verhältniß der allerzärtlichsten Natur anfängt, was ihn nicht verhindert, der gute Freund des Grafen Lambrini zu bleiben. Nebenbei ist er noch eifersüchtig auf einen Vetter, von dem er — ganz ohne Grund, nebenbei bemerkt — voraussetzt, daß dieser seiner Ehehälfte in unerlaubter Weise zu nahen bemüht sei.

So sind also für das Gemüthsleben des Doctors die Bedingungen zu völliger Unzufriedenheit geschaffen. Er fühlt sich unbehaglich in seinem Heim, er ist auf seine Frau eifersüchtig, er hat nebenbei ein Verhältniß mit der Frau seines Freundes. Dazu kommen noch starke materielle Unbequemlichkeiten. Der junge Doctor ist ein schlechter Wirthschafter; er hat mehr Geld verausgabt, als er verausgaben darf. Er rechnet indessen darauf, durch das Honorar, das ein von ihm vollendetes wissenschaftliches Werk einbringen soll, wieder Ordnung in seine zerrütteten Finanzen zu bringen. In Italien scheinen die wissenschaftlichen Bücher besser honorirt zu werden als bei uns; denn der hochherzige Verleger hat dem jungen Doctor für diese wissenschaftliche Schrift ein Honorar von achttausend Dukaten bewilligt, also vielleicht das Doppelte des Betrags, den Humboldt für den „Kosmos" bezogen hat. Nun tritt aber eine unerwartete Schwierigkeit ein. Doctor Camporegio gehört zur radicalen Partei, und die reactionäre bourbonische Regierung verweigert dem Werke das Imprimatur. Das Honorar kommt nicht; wohl aber kommt ein fälliger Wechsel, der unbedingt gezahlt werden muß. Der Doctor ist in größter Verlegenheit, und von dieser erhält auch Graf Lambrini, jener Freund, mit dessen Gattin der Doctor in unstatthafter Weise schäkert, Kenntniß. Lambrini ist durch einen Zwischenfall beunruhigt. Ein Gedicht „An Laura", das man für ein aufgefundenes Gedicht des Petrarca hält, hat, wie er erfährt, keinen Andern zum Verfasser als den Doctor. Lambrini ist scharfsinnig genug, daran zu denken, daß seine Frau auch Laura heißt. Er vergegenwärtigt sich, daß die Beiden in einer etwas verdächtigen Weise mit einander verkehren, und die Eifersucht keimt leise in ihm auf. Nun gibt es ja ein ganz einfaches Mittel, sich davon zu überführen. Er sagt zum Doctor: „Du brauchst zweitausend Dukaten, da sind sie. Ich will sie Dir leihen." Das nennt man eine Falle. Die Pupille des Grafen geht ganz nach der Seite hinüber. Was wird er antworten? — Nimmt er das Geld, dann bin ich glücklich; denn so schlecht ist mein Freund nicht, daß er mir meine Frau wegnimmt, und obenein noch zweitausend Dukaten; verweigert er es aber, so ist die Sache richtig! — Wehe! Der Doctor verweigert die Annahme.

Also doch! Der Graf, als echter Edelmann, benimmt sich musterhaft: „Also Du willst das Geld nicht, wie steht's nun mit dem Gedichte? Wer ist der Petrarca dieser Laura? Ich ahne Schreckliches."

„Aber ich bitte Dich, lieber Freund, was sind das für böse Gedanken," sagt der Doctor. „Ich nehme das Geld nicht, weil ich es nicht brauche. Hier habe ich gerade dreitausend Dukaten liegen; der Wechsel beträgt nur zweitausend, die werde ich jetzt vor Deinen Augen zahlen und die übrigen tausend bring' schnell meiner Frau."

Ich habe vergessen zu erzählen, daß diese Handlung auf einem einsamen Landgute bei Palermo vor sich geht. Es ist auch eine Terrasse da, die aufs Meer hinausgeht. Ich habe ferner hinzuzufügen, daß die dreitausend Dukaten einem ärztlichen Verein gehören, dessen Kassirer Doctor Camporegio ist. Das Geld scheint ihm in seiner Wohnung nicht sicher genug gewesen zu sein; er hat es mit auf das einsame Landgut genommen. Nachdem er solchergestalt seine Schulden als Ehrenmann bezahlt und für das Wohl seiner Familie genügend gesorgt hat, setzt er sich die Pistole auf die Brust, drückt ab und fällt bewußtlos zusammen. Der Graf ist inzwischen auf dem Wege nach Palermo, und der einzige Zeuge dieser Scene ist ein junger College, ein Doctor Attilio Reguli, der Hülfe suchend davonstürzt, bei seiner Rückkehr aber die Leiche nicht mehr findet. Eine breite Blutspur weist auf die Terrasse hin. Man nimmt also an, daß sich Uberto Camporegio, nachdem der Schuß sein Leben nicht zerstört, ins Meer gestürzt hat. Die Leiche wird natürlich nicht gefunden.

Durch eine Unvorsichtigkeit erfährt die Frau das schreckliche Ende ihres Mannes. Sie stößt einen herzzerreißenden Schrei aus und wird wahnsinnig. Das letztere erfahren wir im zweiten Bilde: „Wahnsinnig."

Nun vergehen also zwanzig Jahre. Diejenigen Personen, die schon in den ersten Bildern aufgetreten sind, wechseln die Garderobe und setzen sich graue Perrücken auf. Ein neues Geschlecht ist herangewachsen: die beiden Kinder, Georgio und Clotilde und die Tochter jener Gräfin Lambrini, Namens Marcella. Adele ist noch wahnsinnig. Gräfin Laura ist seit längerer Zeit von ihrem Gatten geschieden. Die Kinder sind zunächst von ihr unterstützt worden und haben ihre erste Kindheit in glänzenden Verhältnissen durchlebt. Als Georgio herangewachsen ist, mundet ihm das Gnadenbrod nicht mehr, und er versucht es, durch seine eigene Arbeit seine kranke Mutter, seine Schwester und sich anständig durchs Leben zu bringen. Ein Verwandter — derselbe, auf den Doctor Camporegio eifersüchtig gewesen ist — steht ihm dabei hülfreich zur Seite.

Natürlich ist das Dasein dieser Leute ein sehr kümmerliches, und das wird besonders von dem jungen Mädchen schmerzlich empfunden. Die Nähmaschine sagt ihr wenig zu; sie will das Leben genießen und glaubt, daß sie als Schauspielerin sich besser amüsiren werde denn als Nähmamsell. Ihre Freundin, Marcella, hat auch sehr leichtes Blut in den Adern, und die beiden Mädchen gehen durch.

Zu derselben Zeit kommt ein berühmter Irrenarzt, die größte psychiatrische Autorität der neuen Welt, ein Doctor Rebont aus Boston nach Italien. Ich will mir nicht die Mühe geben, mit dem Leser Versteck zu spielen und ihn errathen zu lassen, was er, wenn er nur den Stand gehört, schon weiß: daß nämlich dieser Doctor Rebont identisch ist mit dem Doctor Camporegio.

Auf welche Weise Camporegio dem Tode entkommen, wie er bis nach Amerika gelangt ist, wie er es fertig gebracht hat, dort eine erste und gewiß auch gewinnbringende Stellung zu erwerben und dabei den grenzenlosen Egoismus zu besitzen, die Seinigen in der vollen Unkenntniß der Wahrheit zu erhalten — im Jahre 1855 war die Postverbindung mit Amerika doch schon eine recht geregelte — wie er durch zwanzig Jahre hat Schätze ansammeln, dabei aber seine wahnsinnige Frau und seine beiden Kinder in hülflosem Zustande und im Jammer hat lassen, wie er diese unerhörte Gemeinheit mit dem Anspruch auf den Namen eines Ehrenmannes hat vereinbaren können, das Alles weiß ich nicht; denn davon verräth uns der Dichter kein Wort. Er verlangt aber von uns, daß wir uns für diesen perfecten Lump interessiren, ja, daß wir ihm unsre Sympathie entgegenbringen sollen.

Mit gesenktem Haupte, mit zu Boden geschlagenen Blicken, mit gedämpfter Stimme und gelben Glacéhandschuhen schleicht dieser traurige Held durch die Oede der zweiten Abtheilung. Als er hört, daß seine Tochter mit Marcella, die vielleicht auch seine Tochter ist — die materiellen Bedingungen dafür sind wenigstens vorhanden — durchgegangen sei, geht er auf die Suche. Die Mädchen haben theatralisch kein Glück gehabt und sind verschleierte Blumenmädchen in Nizza geworden. Sie werden dort behandelt, wie man eben Blumenmädchen nicht blos in Nizza zu behandeln pflegt. Worüber sie in äußerst sittliche Entrüstung gerathen. Diese äußert sich denn schließlich darin, daß Clotilde einem Herrn, der etwas zu unverfroren ist, eine wohlapplicirte Ohrfeige gibt. Großer Tumult. Der Cafèwirth kommt hinzu — die Sache spielt im Café — und will das Mädchen durch die Kellner zur Thür hinauswerfen lassen.

„Ist denn Keiner da, der sich meiner annimmt?" ruft Clotilde verzweifelt aus.

„Ech!" antwortet gedämpft eine Stimme — es ist die des fremden Herrn aus Amerika.

„Woso?" fragt eine frischere, hellere Stimme in reinstem Italienisch — es ist die des Bruders. „Wie kommen Sie fremder Herr aus Amerika dazu, für diese Dame einzutreten? Sie haben nicht das geringste Recht dazu. Das einzige Recht dazu habe ich! Denn es ist meine — Schewester! Aber ich mache keinen Gebrauch davon, denn diese Dame ist nicht meine — Schewester, sondern eine fremde Abenteurerin, die mich überhaupt nichts angeht. Ich heiße Georgio, mein Name ist fleckenlos und ich erwarte den Beweis des Gegentheils. Im Uebrigen werden Sie von mir hören."

Mit dieser angenehmen Perspective eines Duells zwischen Vater und Sohn schließt der vorletzte Act.

Im letzten Acte stellt sich nun heraus, daß sich die Beiden doch nicht gut duelliren können, da sie durch ein gewisses verwandtschaftliches Verhältniß des angenehmen Vorzugs beraubt worden sind, sich gegenseitig das Leben zu nehmen. Vollends hat Doctor Camporegio es verwirkt, dem es ja nicht einmal gelungen ist, dieses schöne Recht an sich selbst zu üben. Adele ist noch immer wahnsinnig. Sie wird geheilt; aber das Heilverfahren ist ein so einfaches, daß man dazu keinen berühmten Psychiater aus Amerika kommen zu lassen braucht. Die Eindrucksfähigkeit von Adelens Gehirn ist nämlich seit dem Augenblicke ihrer Umnachtung aufgehoben worden. Sie glaubt, daß der Tag, an dem sie die Schreckenskunde von dem Selbstmorde ihres Mannes erfahren, noch nicht verstrichen sei. Sie verlangt beständig nach ihren kleinen Kindern und klagt darüber, daß ihr Mann seit anderthalb Jahren nicht hinter ihren Stuhl getreten sei, liebevoll die Hand vor ihre Augen gelegt und tändelnd gesagt habe: „Bobo kiek! Wer ist das? Räthst Du, wer ich bin, so küsse ich Dich." Sie hat es errathen und er hat sie geküßt. Darüber sind nun einundzwanzig und ein halbes Jahr verflossen. Camporegio tritt also wieder hinter ihren Stuhl, legt die Hände liebevoll auf ihre Augen und sagt mit vibrirender Stimme: „Wer bin ich? Räthst Du, wer ich bin, so küsse ich Dich." Sie erräth es. Der Doctor tritt aber immer noch nicht vor, sondern hält eine kleine Abhandlung über Chronologie. Er irrt sich dabei immer um anderthalb Jahre.

„Das hast Du seit anderthalb Jahren nicht gesagt," sagt Adele, wehmüthig lächelnd.

„Es ist länger her," sagt der Doctor. „Es sind fünf Jahre vergangen." — Er meint sechs und ein halbes.

„Fünf Jahre?" wiederholt Adele mit einem merkwürdigen Ausdruck.

„Zehn Jahre!" sagt der Doctor leise.

„Zehn Jahre?" wiederholt Adele noch langsamer mit einem noch merkwürdigeren Ausdruck.

„Zwan-zig Jah-re!" sagt der Doctor ganz langsam.

„Zwan-zig Jah-re?" wiederholt Adele mit besonderem Nachdruck noch langsamer und mit dem merkwürdigsten Ausdruck.

„Zwan-zig Jah-re!" bekräftigt der Doctor. — Er meint einundzwanzig und ein halbes. — „Und ich bin inzwischen grau geworden und habe einen langen Bart und die Kinder sind groß geworden — und da sind sie."

So kann man den Menschen durch umsichtige Vorbereitung und weise Leitung allmählich an Alles gewöhnen. Und so wird Adele geheilt und die Familie des Selbstmörders wird neu begründet.

„Das Drama beginnt erst nach dem Selbstmorde. Was vorhergeht, ist nichts Anderes als eine mehr oder minder gut gespielte Harlequinade," sagt der Doctor an einer Stelle. In diesem Falle haben wir nur zu bedauern, daß der Selbstmord nicht consumirt wird, und daß wir nach dem letzten Fallen des Vorhangs auf das Drama noch immer vergeblich warten. Was wir sehen, ist allerdings nur eine Harlequinade, und eine brutale und prätentiöse obenein!

Ehebruch, Verrath am Freunde, Veruntreuung, Vertrauensmißbrauch, Selbstmord, Wahnsinn, Durchgehen der Kinder, Ohrfeigen, drohendes Duell zwischen Vater und Sohn, nebenbei noch Diebstahl eines Manuscriptes, Aneignung fremder geistiger Arbeit, — alles das in einem Topf wüst durcheinander gequirlt, mit einer widerwärtigen sentimentalen Brühe begossen und den harmlosen Zuschauern ins Gesicht gespritzt, das ist das Ferrari'sche Stück, und das die Wirkung, die man davon empfängt.

Am unangenehmsten wirken auf mich die Tiraden. Wenn der Verfasser ehrlich zugestehen wollte, daß es ihm um nichts Anderes zu thun gewesen sei als darum, das schlechteste Publicum durch die rohsten Effecte anzustacheln, ein niedriges Volksstück im verwerflichsten Sinne des Wortes hinzuschmieren — dann würde ich diese Importation aus Italien nicht weiter erwähnt, würde mich jedenfalls darob nicht echauffirt haben. Aber der Dichter gehört, wie gesagt, zu den angesehensten seines Landes, und er gibt sich den Anschein, als wolle er von Zeit zu Zeit die vornehme Sprache eines wahren Dichters anschlagen. Da werden denn Axiome losgelassen, wie etwa das: „daß der Selbstmord unter Umständen ein Sicherheitsventil für die Gesellschaft ist." Wer sich dabei etwas denken kann, der möge sich melden. Was hat die Gesellschaft mit dem Selbstmorde eines Einzelnen zu thun, wenn dieser Einzelne ein ganz gewöhnliches Individuum ist? Ja, es kommt sogar folgender schöne Ausspruch vor: „Könnte doch jeder Selbstmörder sich überleben!" — Das wäre allerdings das Einfachste, um dem Uebel ein Ende zu machen. Und dieser Unsinn wird mit einer Salbung und mit einem Ernste vorgetragen, als ob's Gott weiß was wäre.

Aber auch rein technisch ist das Stück recht herzlich schlecht. Ich spreche noch nicht einmal von der Bequemlichkeit zur Erzielung der Wirkung: das Stück in zwei Stücke zu zerlegen, von denen das eine zwanzig Jahre früher als das andere spielt. Schon das ist vom künstlerischen Standpunkte aus vollkommen verwerflich; aber wenn man selbst diese Concession macht, so zeigt sich noch immer in allen Einzelheiten in der Handhabung der einfachsten theatralischen Mittel eine rührende Unbeholfenheit. Die Leute kommen und verschwinden von der Bühne mit einer Ungeschicklichkeit, die wahrhaft stupend ist. Wenn eine Person beseitigt werden soll, so kommt der Kellner und ruft sie ab. Der Doctor kommt nach Nizza, weil die Spuren seiner Tochter ihn dorthin führen. Er setzt das einem Freunde breit auseinander. Auf einmal geht er sehr schnell ab, man weiß gar nicht, weshalb. Das Räthsel löst sich; denn von der andern Seite kommt die, die er sucht, und die er noch nicht finden darf. Darauf verschwindet diese wieder sehr schnell und ohne jeden weiteren Grund als den: daß auf der anderen Seite der Vater kommt, der sie immer noch nicht finden darf. Und so in unerfreulichster Weise weiter!

Es thut mir leid, daß ich Mitterwurzer, den ich als Künstler sehr hochschätze, gerade in diesem Stücke und gerade in der Rolle des Doctors gesehen habe. Mitterwurzer gehört nicht zu den regelmäßigen, ordentlichen und zuverlässigen Künstlern. Seine ganze Natur hat etwas Zerfahrenes, Unberechenbares, Unbändiges und Ungebändigtes. Wenn er danebengreift, kann er sehr schlecht greifen, trifft er aber, so ist er oft besser als irgend Jemand. Er gehört zu den wenigen Künstlern der Gegenwart, die wirklich etwas Geniales in sich haben. Er kann hinreißen und schaudern machen. In dieser Rolle war das selbst seiner reichen Künstlernatur nicht gegönnt. Einen Lichtblick gewährte nur der Schlußact, in dem er einige sehr schöne Töne traf und Einiges sehr wirkungsvoll sprach.

Unter den heimischen Künstlern des Nationaltheaters ist mir eine Dame aufgefallen, die vor einiger Zeit im Königlichen Schauspielhause leider nicht mit dem Erfolge, der zu einem Engagement geführt haben würde, aufgetreten ist: Fräulein Schanzer. Ich wurde vor längerer Zeit durch Friedrich Spielhagen auf diese junge Dame aufmerksam gemacht und kann, nachdem ich nun Fräulein Schanzer als Adele gesehen habe, in Spielhagens Urtheil über die ganz ungewöhnliche Begabung dieser Künstlerin freudigen Herzens einstimmen. Fräulein Schanzer ist eine dramatische Künstlerin allererster Ordnung. Ich wüßte keine in Berlin, die als jugendliche Heroine ihr auch nur ungefähr an die Seite zu stellen wäre. Ihr markdurchdringender Schrei in dem Augenblicke, da sie den Selbstmord des Doctors erfährt, ihr eigenthümlicher, in seiner Einfachheit ergreifender Ton in den folgenden Acten, das erste Aufleuchten des bisher umnachteten Bewußtseins, — alles das kommt in ihrem Spiel zu so vollendeter Wirkung, daß ein Jeder, der vom Theater nur etwas versteht, sich sagen muß: hier ist ein großes, ein seltenes Talent, das unter verständiger Pflege und bei richtiger Verwerthung das Beste zu leisten verspricht. Gewiß bedarf es dieser besonderen Sorgsamkeit, und wenn man es einfach in das mechanische Räderwerk eines gewöhnlichen Theatergetriebes hineinwirft, so kann es zermalmt werden; aber es ist aufs Aeußerste zu bedauern, daß diese Künstlerin sich selbst überlassen bleibt und am Theater keinen liebevollen Lehrer findet, daß man sie an dieser und jener Hofbühne in einer der üblichen Rollen auftreten läßt, und wenn sie da nichts Besonderes leistet, wieder heimschickt. Es ist sehr wohl möglich, daß Fräulein Schanzer noch zehn, zwölfmal mit größerem

oder geringerem Erfolge an dieser oder jener Hofbühne gastirt; das beweist für mich gar nichts. Am Schauspielhause hat wie gesagt Fräulein Schanzer auch keinen Erfolg gehabt — um so schlimmer für das Schauspielhaus. Paul Lindau.

„Die kleine Mama."

Lustspiel in 3 Acten von Meilhac und Halévy.

Meilhac und Halévys „Kleine Mama" hat ein unverdientes Schicksal gefunden, indem sie sich in den Weinbergsweg verirrte, wo selten ein Stück, auch das gefälligste, sich eines langen Daseins freut. An einer anderen Bühne würde sie es wohl zu mehr als einem halben Dutzend Vorstellungen gebracht haben, zumal ihr ja der Ruf der Frivolität einerseits, andererseits falscher Sentimentalität vorangegangen war.

Wie sich herausgestellt hat war allerdings kein Grund vorhanden, der die eine oder die andere dieser Behauptungen stichhaltig gemacht hätte. Wir sehen nur ein harmloses Stück, äußerst einfach in der Anlage und kunstlos in der Ausführung, aber lustig genug, um bei einem unbefangenen Publicum freundlicher Aufnahme gewiß sein zu dürfen.

Die „kleine Mama" ist eigentlich nicht die Hauptperson des Stückes — aber man muß doch an ihren Namen anknüpfen, will man den kurzfaserigen Faden, der hier die Handlung zusammenhält, in der Hand behalten. Als ein Kind von vierzehn Jahren hat sie von ihrer sterbenden Mutter, die in den Diensten eines Musikers stand, die Pflege desselben und seiner mutterlosen Kinder, eines Knaben von sechzehn und eines Mädchens von zwölf Jahren als eine Art Vermächtniß übernommen. Sie hat sich dieser Aufgabe mit ganzer Seele gewidmet und ist den Beiden, bald völlig Verwaisten, eine wahre Mutter gewesen — und eine Art Gespiele zugleich: eine Doppelstellung, die in der kosenden Anrede: „kleine Mama!" seitens ihrer Pflegebefohlenen einen charakteristischen Ausdruck findet.

Als Anatole, der Sohn des alten Musikers, sein vierundzwanzigstes Jahr erreicht hat, soll er, der das Talent seines Vaters geerbt, zu seiner völligen Ausbildung aus seiner Heimat, der Bretagne, nach Paris geschickt werden. Alles ist zu seiner Abreise fertig, aber er schwebt in tausend Aengsten, denn ein Hirtenmädchen, mit dem er sich in aller Unschuld in eine kleine Liebelei eingelassen, droht ihm mit einem öffentlichen Skandal, wenn er sie nicht mitnimmt. Nervöser Natur und völlig unerfahren weiß er sich schließlich seines Leibes keinen andern Rath, als sich an die „kleine Mama" zu wenden. Er beichtet, und sie weiß die Hirtin in einer Ansprache durch den Hinweis auf Anatoles große Zukunft, die in Trümmern zu gehen droht, so zu rühren, daß diese darein willigt, ihre „Ansprüche" aufzugeben. Für dieses Opfer bittet sie sich als Entschädigung nur den rothbaumwollenen Schirm der „kleinen Mama" aus — ein Erbstück, von dem sich jene nur schmerzlich trennt. Aber jedenfalls kann ihr Pflegling nun reisen — und sie, die sich auf einmal dessen bewußt wird, daß ihn Gefahren ganz eigenthümlicher Natur in der großen Stadt erwarten dürften, beschließt ihn mit seiner Schwester zu begleiten. Mit einer grotesken Abschiedsfeier, ziemlich im Genre Léonce Petits, die Anatole von seinen Dorfgenossen bereitet wird, endet der erste Aufzug.

Der zweite findet den jungen Musiker schon in Paris, schon am Tage nach seinem ersten Erfolge — und schon in neuen Ketten. Diesmal ist die Cocotte an der Reihe, und diesmal geht es auch nicht so glatt ab: Rothbaumwollene sind in diesen Kreisen wenig gefragt, anstatt dessen muß Anatole sein erstes Honorar, dreitausend Franken, opfern, um frei zu werden.

Es ist kein Wunder, wenn die „kleine Mama" sich ernsthafte Sorgen macht. Nicht um die Unschuld ihres Schützlings, denn diese ist gleichsam doppelt kasemattirt, und Niemand ist über diese Fährlichkeiten unglücklicher als er — aber um seine materiellen Verhältnisse. Da hilft nur gute Gesellschaft! sagt sie sich und schickt ihn auf das Landgut seines Vormundes, ahnungslos, daß sie ihn in neue Netze treibt. Sein Widerstreben deutet sie als Zuneigung zu der Cocotte, während es nur in der Angst vor der Frau seines Vormundes begründet ist. Denn diese, eine von den „Angejährten", hat ein Auge des Wohlgefallens für den jungen Simplicissimus und geht mit aller Energie daran, seine Eroberung zu machen. Völlig hülflos läßt er sich Alles gefallen, läßt sich von der Frau, die er nicht liebt, und die ihm nichts geopfert hat, mit Eifersüchteleien quälen — aber es ist ihm eine wahre Erlösung, als sich ihm die Aussicht auf eine Heirath eröffnet. Blind und ohne sein Herz zu fragen, will er sich in die Ehe stürzen, da führt, zu seinem Glücke, die Eifersucht seiner sogenannten Geliebten die Katastrophe herbei. Wieder muß die „kleine Mama" die Vermittelung übernehmen, und da nun auch die nöthigen drei Acte gefüllt und so ziemlich alle Stufen platonischer Liebe von dem Helden überschritten sind, so erachten es die Verfasser an der Zeit, diesen über seine eigentliche Neigung ins Klare kommen zu lassen und die „kleine Mama", die wohl schon ein wenig früher so weit gelangt ist, durch die Hand ihres Pflegesohnes zu belohnen.

Der kurze Abriß kann nur zeigen, wie dürftig die Handlung eigentlich ist. Die Thatsache, daß das Stück einen warmen Erfolg gefunden hat, beweist, daß dasselbe Vorzüge besitzt, die für jenen Mangel entschädigen. Wirklich sind die Figuren hübsch und ganz originell gezeichnet, die einzelnen Situationen sind reich an Drastik, und der Dialog ist frisch und witzig. Und aus dem Ganzen weht dem Zuschauer ein Hauch anspruchsloser Liebenswürdigkeit entgegen, der jeden gutmüthig stimmen muß und den Tadel entwaffnet. Es muß eben auch solche Stücke geben, sagt man sich, und ein Glück, wenn sie noch so ausfallen.

Gespielt wurde recht brav. Neben den beiden Gästen, Frl. Meersberg und Hrn. Mitterwurzer, erwarben sich Herr Henne und die Damen Schanzer und Hüftel besonderes Verdienst um den Erfolg des Abends.

C. G.

Notizen.

Am Abend des 13. März hat sich über Europa die Kunde von einem Ereigniß verbreitet, welches auf die socialen und politischen Verhältnisse des Erdtheils einen grellen Lichtstrahl wirft. Czar Alexander von Rußland ist das Opfer eines blutigen Meuchelmordes geworden; seine Todfeinde haben endlich erreicht, was sie ein halbes Dutzend Male erfolglos angestrebt hatten. Als bei Beginn des letzten Türkenkrieges die Nachricht eintraf, daß der Sultan in Constantinopel ums Leben gebracht sei, ergriff den gebildeten Europäer ein Gefühl des Ekels und zugleich der äußersten Erregung darüber, daß so nahe der westeuropäischen Civilisation unter den Augen der Vertreter aller Culturmächte diese Barbarei vollbracht werden konnte. Jeder hatte dabei die Empfindung, daß der Sieg in dem beginnenden Kriege dem christlichen Gegner auf dem russischen Thron gebühre, daß sein Kriegszug zugleich einen Zug der Cultur gegen die Uncultur bedeute. Heute kann der Khalif am Bosporus sich trösten. Wurde jene Mordthat doch nur begangen in der Aufregung über die gefährdete Macht des Islam seitens seiner getreuen Bekenner, während der russische Czar, der mächtigste Mann der Welt, der Beherrscher eines durch seine geographische Lage vorzugsweise gesicherten Staates in tiefem Frieden am hellen Tage auf offener Straße ermordet worden ist. Freilich ist der Meuchelmord gegen die Träger der Dynastien seit vier Jahren überhaupt in unerhörter Uebung geblieben; auch wir Deutschen wissen davon zu reden. Aber Jeder fühlt instinctiv den krassen Unterschied gegenüber den Vorgängen jenseits der russischen Grenzen. Hat es doch den Anschein, als ob die Treue gegen den Herrscher und der Meuchelmord an ihm in Rußland ganz wohl vereinbare Dinge seien. Wer sind überhaupt in Rußland die Todfeinde der Dynastie, wo fangen sie an, und wo hören sie auf? Wie hat man sich die Liebe eines Volkes vorzustellen, das in die Kirchen eilt, um für die Seele des ermordeten Kaisers zu beten, und doch in beliebiger Zahl Meuchelmörder abzusenden vermochte, um Anschläge auf sein Leben auszuführen? Ist es die Uncultur der Gesammtheit, ist es der glühende Haß einzelner Klassen, ist es die Besitzlosigkeit oder die Ueberfülle an Besitz, welche die Kinder dieses Landes zu solchen Thaten treibt? Oder ist die Sehnsucht nach politischer Freiheit wirklich bei den Russen so riesengroß gewachsen, daß sie, um dieses höchste Gut zu erringen, sogar den Meuchelmord gegenüber dem absoluten Herrscher für eine lobenswerthe That halten. Es wäre ein Trost für die Völker Europas, diesen Wahnwitz glauben zu dürfen. Und ob es sich wirklich so verhalte, das ist die Frage, welche angesichts des blutigen Ereignisses alle Gebildeten bewegt. Europa steht vor Rußland wie vor einem großen Räthsel. Jetzt

muß sich dieses Räthsel lösen. Der neue Czar, der allen Nachrichten zufolge Reformen sehr geneigt sein soll, ist nicht durch die Vergangenheit gebunden, sie zu verweigern; er braucht nicht in seinem Stolze seinen Gegner zu finden. Czar Alexander II. hat Millionen russischer Bauern die Freiheit gegeben, dennoch ist er ein Opfer des politischen Hasses geworden; und die Pflicht der Dankbarkeit des Volkes für jene große Befreiungsthat hat die Folgen dieses Hasses nicht niederzuhalten vermocht. Das ist das Schicksal der Mächtigen. Je größer die Macht, desto geringer das Anrecht auf Dank. Wer so hoch steht, wie ein russischer Kaiser, dem bringt jeder Tag neue große Pflichten, und was er gestern geleistet hat, kann er auf die Unterlassungssünden von heute nicht anrechnen. Ist jene blutige That ein Mal geschehen, so wäre wenigstens aufs Lebhafteste zu wünschen, daß für Rußland durch sie ein schickliches Maß politischer Freiheit und damit wiederum der innere Frieden errungen wäre. L.

* * *

Die Miethssteuer in Berlin ist seit vierzehn Tagen zu einer Staatsaffaire ersten Ranges geworden. Die Einschätzer werden wegen ihrer Parteilichkeit auf der Straße von ihren Bekannten nicht mehr gegrüßt und die Steuererheber sind darauf gefaßt, daß man sie künftig bei dem Quartalsbesuch noch scheeler ansehen werde als zuvor. So wenigstens wurde dem Sinne nach officiös nach außen geschrieben und die Verkündung, daß etwas faul sei in der hauptstädtischen Commune, wurde als ein Mene Tekel der progressistischen Herrlichkeit begrüßt. Diese freilich wollte das nicht Wort haben und nahm das Rendezvous bei dem Philippi der kommenden Wahlen siegesgewiß entgegen. Die berühmte und schon historisch gewordene Apostrophe an die Verwaltung der deutschen Residenz hätte vielleicht einen größeren Eindruck gemacht, ohne die gleichzeitige Versicherung, daß man anderswo, auch in Paris, billiger lebe als bei uns und für sein Geld mehr habe. Dagegen sträubte sich das patriotische Gefühl und der Vorwurf traf um so mehr, als er bis zu einem gewissen Punkte wahr ist. Billiger als in Berlin lebt man jetzt anderswo, das ist festgestellt nicht nur für Paris, sondern, so wunderbar es klingt, auch für London. Aber was man mehr für sein Geld haben kann, ist nicht durchweg nach Jedermanns Geschmack. Die unter halbwegs sittlichem Gesichtspunkt schlimmen Zustände der Pariser Theater sind auch unweit der Ufer der trägen Spree vorhanden, und nach den nichts weniger als reinlichen Erzeugnissen eines lärmenden Theiles der Pariser Tagespresse trägt sicherlich Niemand ein lebhaftes Verlangen. Ganz davon zu schweigen, daß sich der Deutsche heutzutage notorisch nirgends uncomfortabler fühlt als gerade in Paris. Dort entschädigt für die geistige Einsamkeit nicht einmal eine schönere oder romantischere Umgegend in leicht erreichbarer Nähe. Unser Thiergarten nimmt es nach dem Eingeständniß der Fremden zehnfach mit dem Bois de Boulogne auf. Gesundheitszustand und Statistik der Mortalität halten sich die Wage, die sogar recht oft zum diesseitigen Vortheil neigt. Man muß hier den großstädtischen Zug, wie er drüben herrscht, entbehren, muß die angeerbte kleinstädtische, selbst nach dem wunderbaren Emporwachsen des letzten Jahrzehnts nicht ganz überwundene Klatschsucht, gegenseitige Spionage und Ueberwachung in den Kauf nehmen, hat aber dafür den Vortheil einer geistigen Bewegung wie vielleicht nirgendwo anders auf dem Erdball. Eine größere, für den Kenner und Eingeweihten oft unwiderstehliche Anziehungskraft übt nur Rom aus, wo das Leben wirklich noch immer verhältnißmäßig billig ist, und wo die dreifache Anregung des sichtbaren Alterthums, der ersten christlichen Zeit und einer hochgebildeten modernen Gesellschaft unbeschreibliche Reize hat. Bekanntlich wächst die Sehnsucht nach der Tiberstadt, je öfter und länger man dort verweilt. Papst Gregor XVI., der nicht ohne Geist war, pflegte, wenn sich Jemand bei ihm verabschiedete, zu fragen, wie lange der Reisende in Rom gelebt habe. Waren es nur einige Wochen gewesen, so entließ ihn der heilige Vater mit einem einfachen: Addio! Hatte der Aufenthalt sich aber über Monate erstreckt, dann nickte Gregor XVI. freundlich und sagte: Auf Wiedersehen! Mit Rom kann es unser kahles, seit gestern in die Weltgeschichte eingetretenes Berlin natürlich nicht aufnehmen. Die märkische Haide mag in gewissen Abendstunden eine vage Aehnlichkeit mit der römischen Campagna beanspruchen, aber nur in dem Punkt der Oede, welchen hier zu Lande weder die Verwüstung der Jahrhunderte, noch das Räuberwesen, noch endlich eine sinnlose Gütervertheilung, sondern nur der angeborene Sand verschuldet hat. Dagegen fehlt der pittoreske Hintergrund der Albaner und Sabiner Berge, sowie noch einiges Andere, das mit stillem Bedauern der Zeit entgegensehen läßt, wo Garibaldis Pläne sich einmal verwirklichen, die Gefilde um Rom wieder urbar gemacht und dem blühenden Landbau zurückgegeben werden könnten. Schon jetzt wird von Touristen vielfach über eine gewisse Enttäuschung geklagt, welche das moderne Rom bereite. Genau dasselbe erzählt Tacitus von den antiken Gaffern, als Nero die alte Stadt umgebaut hatte und die köstliche Kühle der engen schattigen Straßen vermindert war. Jene Klage ist also keineswegs neu und auch heute in Wahrheit nicht thatsächlich begründet. Rom will verstanden sein, und das gelingt nicht Jedem, ist aber dem einmaligen flüchtigen Besucher fast niemals beschieden. Man sieht Rom nie genug und niemals zu Ende. Trotzdem würde der Deutsche und namentlich der Berliner, bevor er die ewige Stadt zum dauernden Heim erwählte, sich wahrscheinlich dreimal besinnen, vielleicht sogar lieber hier bleiben und die hohe vaterländische Miethssteuer weiter zahlen. Auch hat es bei uns mit den unversehens wieder erweckten Reminiscenzen der Städtezerstörung seine guten Wege. Wollte man den mächtigen Poliorketes der Jetztzeit beim Worte nehmen, würde er sich gewiß dagegen verwahren und den Rath geben, man möge im Lande bleiben, sich redlich nähren und das Leben auch in der Nähe der Runge, Hagen und Forckenbeck ertragen lernen.

In Folge des in Nr. 7 der „Gegenwart" veröffentlichten Aufrufs zu Beiträgen für das

Lessing-Denkmal in Berlin

sind ferner folgende Beiträge bei dem Unterzeichneten eingelaufen:

Clara Bollert in Muhrau 10 M. Dr. K. St. in Altstadt 10 M. Generalconsul Martin Sobernheim 60 M., zusammen 80 M.

dazu die gesammelten 1894 „

im Ganzen **1974** „.

Diese Summe ist laut nachstehender Quittung dem Schatzmeister des Comités überwiesen worden:

„Mark Neunzehnhundertvierundsiebzig von Herrn Dr. Paul Lindau als Sammlung für das Lessing-Denkmal richtig erhalten zu haben bescheinigt hiermit

Berlin, den 12. März 1881.

M. 1974

Der Schatzmeister des Comités
für Errichtung des Lessing-Denkmals
A. Delbrück."

Ueber die bisherigen Beiträge quittirt dankend und zur Entgegennahme weiterer erklärt sich gern bereit

Paul Lindau,
Berlin, W., 1, v. d. Heydtstr

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Abonnement der „Gegenwart"
pro II. Quartal 1881.

Mit der nächsten Nummer (13) schliesst das I. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das II. Quartal 1881 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.**

Berlin W., Behrenstrasse 4.

Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Inserate.

Verlag von **Gebr. Henninger** in **Heilbronn.**

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. Jahrhunderts

in Neudrucken herausgegeben

von

Bernhard Seuffert.

Unter diesem Titel ist beabsichtigt, aus Einzeldrucken, Sammelwerken und Zeitschriften eine Auswahl von Dichtungen, Abhandlungen und kritischen Anzeigen, welche für die Kenntniss der deutschen Litteratur von Gottsched bis zu den Romantikern von Bedeutung, ihrer Seltenheit wegen aber schwer erreichbar sind, in diplomatisch getreuen Abdrücken zu veranstalten.

Das erste der nach Zeit und Umfang zwanglos erscheinenden Hefte:

Otto, Trauerspiel von **F. M. Klinger**

wurde soeben vollendet; weiter sollen zunächst erscheinen:

Voltaire am Abend seiner Apotheose, von **H. L. Wagner**
Faust's Leben, von **Maler Müller**
Preussische Kriegslieder von einem Grenadier, von **Gleim.**

Ferner:

Sammlung

französischer Neudrucke

herausgegeben

von

Karl Vollmöller.

Unter vorstehendem Titel werden seltene und schwer erreichbare französische Schriftwerke aus dem 16., 17. 18. Jahrhundert: Dichtungen, Grammatiken (so vor allem die wichtigen des 16. Jahrh.) und literarhistorische Abhandlungen zum Abdruck kommen.

Zunächst sollen erscheinen:

de Villiers' Festin de Pierre, 1660, (Unter der Presse.)
Jacobi Sylvii ambiani in linguam gallicam Isagwge, 1531,
Traité de la Comédie et des Spectacles, 1667.

Das erste Bändchen wird im Februar zur Ausgabe gelangen.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

= Gelben Java =

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee

pr. Pfd. 50 netto à *M.* 52.—
„ „ 9½ „ à *M.* 10.85
incl. Zoll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation.

Kaffee-Import von
A. K. Reiche & Co. in **Hamburg.**

Das langjährige Renommé des Hauses bürgt für reellste Bedienung.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken vorräthig:

Schwert und Feder.

Roman

von **Alfred Graf Adelmann.**

8. Ausstattung. br. 4½ *M.*, in Lwdbd. 5½ *M.*

In hocheleg. Ausstattung.

Vom hohen nationalen Standpunkte ausgehend, ist dieser Roman von einem patriotischen Geiste durchweht, welcher sich mit einem das ganze Werk erfüllenden **tiefpoetischen Hauche** und einer **schönen edlen Sprache** vereinigt, welche als **spannend** bindet. Der ebenso **fesselnd** geschriebene Roman wird die Herzen aller derjenigen gewinnen, welche unser deutsches **Vaterland lieben** u. das **Schöne hochhalten.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hans von Bronsart.

Op. 2. **Nachklänge aus der Jugendzeit.** Tonbilder für das Pianoforte.
Heft I. Feenreigen, Siciliano, Polonaise, *M.* ₰
Trauermarsch 3.50
Heft II. Elegie, Bergesquell, Feldblumenstrauss, Vision 3.50
Op. 5. **Ballade** für das Pianoforte . 3.—
Op. 6. **Fantasie** für das Pianoforte . 2.50
Op. 11. **Frühlings-Fantasie** f. Orchester. Partitur *M.* 17.—. Orchesterstimmen 19.50

Ein akademisch gebildeter Mann mit Kenntniss der französischen, englischen, italienischen, spanischen und russischen Sprache, sucht eine angemessene Stellung. Off. unter J. D. 8594 an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Im Verlage von **F. Berggold** in **Berlin** erschienen und werden bis Schluß des Jahres 1881 zu nebenstehenden herabgesetzten Preisen verkauft:

Coquerel, Athan. Die ersten histor. Umgestaltungen des Christenthums. (3 *M.*) 1 *M.*
Delord, Taxile. Geschichte des zweiten Kaiserreichs. I. Bd. 1848—56, II. Bd. 1848—59. (15 *M.*) 6 *M.*
Kummer, Paul. Skizzen und Bilder aus allen Reichen der Natur, m. 4 Abbild. (5 *M.*) 2 *M.*
Häusliches Leben in Frankreich. A. d. Engl. von Scheube. (4 *M.* 50 ₰.) 2 *M.*
Mill, J. St. Die Hörigkeit der Frau. 1. Aufl. (3 *M.*) 1 *M.* 60 ₰.
Rußland, das neue, nach Barry's Russia in 1870 und Ivan at home. (4 *M.*) 1 *M.* 60 ₰.
Scheube, H. Aus den Tagen unserer Großväter. Culturhistor. Zeit- u. Lebensbilder. (7 *M.*) 3 *M.*
Scheube, H. Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß. Culturgeschichtl. Lebens- und Charakterbilder. (5 *M.*) 1 *M.* 60 ₰.
Specialberichte der Daily News-Correspondenten über den Krieg 1870/71. Zwei Bde. (4 *M.* 50 ₰.) 2 *M.*
Wall und Hirsch. Haus und Gesellschaft in England. (5 *M.*) 2 *M.*

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik

herausgegeben von Professor Dr. **Johannes Conrad** in Halle a. S.

Neue Folge. Zweiter Band, 3. Heft. März 1881.

Inhalt: **John,** Malthus' Bevölkerungsgesetz. — **Wilh. Stieda,** Zur gewerbepolitischen Literatur der letzten Jahre in Deutschland. — **W. Lexis,** Die neueste Literatur über den Unterscheidungszoll. — G. C., Schweizerische Bundesgesetzgebung. — F. M., Die Wehrsteuer im deutschen Reich. — **H. Paasche,** Die Entw. der Kaufpreise des ritterschaftlichen Grundbesitzes in Mecklenburg-Schwerin 1770—1878. — Eingesendete Schriften. — Uebersicht über die nationalökonomische und statistische Literatur des Auslandes und die periodische Presse Deutschlands und des Auslandes.

Im Verlage von **J. G. Oncken's Nachflg.** (Ph. Bickel) in **Hamburg** sind erschienen:

C. H. Spurgeon und seine Thätigkeit.

Eine Skizze. brosch. 75 ₰.

Vorlesungen in meinem Prediger-Seminar.

Von **C. H. Spurgeon,** Präsidenten desselben.

II. Band. brosch. *M.* 1.20.

(Der I. Band ist noch vorräthig. Preis 2 *M.*)

Ferner erscheinen seit dem 1. Januar in demselben Verlage:

Schwert und Kelle,

Neue Folge von C. H. Spurgeon's Predigten.

2 Male monatlich, ca. 1 Bogen stark.

Preis pro Jahrgang *M.* 2.50; bei direktem Abonnement incl. Porto *M.* 3.20.

Im **Verlage des Vereins für Deutsche Literatur in Berlin** ist erschienen:

Dr. Oscar Lenz, Skizzen aus Westafrika.

Selbsterlebnisse.

Mit einer Karte von Westafrika. In elegantem Leinwandbande Preis 6 *M.*

Diese Skizzen sind keine Reisebeschreibung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eine Sammlung von selbständigen Essays über die natürlichen und socialen Zustände jener wenig durchforschten und selten besuchten Küste, wie sie sich Dr. Lenz während seiner dreijährigen im Auftrage der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Afrikas unternommenen Reise dargestellt haben.

Dieser Nummer liegen zwei Prospekte bei: Von der Rosenthal'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig über das Meisterschafts-System. — Von Ed. Trewendt in Breslau über Rudolf von Gottschall's Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts, 5. verm. u. verb. Auflage.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 26. März 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Graf Taaffe und die Parteien. Von W. Rogge. — Der Unabhängigkeitskampf in Süd-Afrika. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Ein Beitrag zur Beurtheilung August von Kotzebues. Von Rudolph Genée. — Neue Gedichte von Max Kalbeck. Besprochen von A. Edlinger. — Die Macht der Verhältnisse. Roman von Erich Norden. Besprochen von Paul Lindau. — George Eliot. Ein literarisches Porträt von Leopold Katscher. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Graf Taaffe und die Parteien.

Der Verlauf der zweiten Reichstagssession unter der Aera Taaffe liefert das unbestrittene Resultat, daß das Ministerium fester im Sattel sitzt. Aber wohlgemerkt, nicht durch sein eigenes Verdienst; nicht dadurch, daß es der Erfüllung der Ausgleichsmission, die es sich gesteckt, irgendwie näher gerückt wäre, oder sich durch irgend welche sachliche Erfolge die Mittel und den moralischen Nimbus verschafft hätte, die Parteien unter sein Gebot zu zwingen. Gerade das Gegentheil. Der nationale Hader steht im Zenithe, wie niemals zuvor, und jede Möglichkeit einer noch so vorsichtigen Annäherung zwischen Regierung und Verfassungspartei ist für immer und radical abgeschnitten. „Wir werden nicht so naiv sein, unseren Feinden irgend etwas zu Gefallen zu thun," rief Herr von Dunajewski schon im Anfange der Session der Linken zu. Alle Phantasien von Versöhnung der Parteien sind gleich einem Nebelbilde verflogen, und eine Reihe wüster parlamentarischer Scenen haben, mit dem Rücktritte des Grafen Coronini vom Präsidentenstuhle, die Unverrückbarkeit dieser Constellation auch äußerlich besiegelt. Noch bei den Schlußscenen der vorigen Session markirten die Minister ihre Neutralität, indem sie sich im Mai 1880 sowohl bei der Kassirung der drei liberalen Wahlen aus dem oberöstreichischen Großgrundbesitze, wie bei der Maulkorbsperre, womit die Rechte den beinahe von der Hälfte des Hauses unterzeichneten Antrag Herbsts auf Discussion der Sprachenzwangsverordnung vor der ersten Lesung erstickte, der Abstimmung enthielten. Diesmal dagegen votirten sie in der letzten Sitzung vor Weihnachten für die Agnoscirung der clerikalen oberöstreichischen Abgeordneten und Ende Februar 1881 für den Antrag Lienbacher, der die erste Bresche in die Schulgesetze legt, indem er den Landtagen das Recht zur Herabsetzung der Schulpflichtzeit um zwei Jahre ertheilt. Nur ein einziges Beispiel dafür, daß die Rechte ihre Majorität von ein paar Stimmen mit einer unerhörten Roheit ausnutzt, die beinahe schon genügen würde, um einen Rückzug der Verfassungspartei auf die Linie des passiven Widerstandes zu rechtfertigen. Die Kassirung der oberöstreichischen Wahlen ging mit eben solcher Schnelligkeit durch, wie die „Revision" der Wahllisten und die Agnoscirung der Neuwahlen, die in einer Nachtsitzung durchgepeitscht werden mußte, weil die Dalmatiner Abgeordneten am frühen Morgen den Triester Eilzug besteigen wollten, um den Lloyddampfer zu erreichen, der sie noch zu Weihnachten in die Heimat bringen sollte. Dagegen hat der Obmann des Legitimationsausschusses Smolka seit October 1879 trotz vielfacher Mahnungen der Linken keine Zeit gefunden, das Referat über die Wahl des galizischen Gutsbesitzers Puzyna auf die Tagesordnung zu setzen. Dieser Enkel des alten Revolutionsgenerals Dwernicki wurde nämlich in dem Bezirke, den bisher der Ruthene Zaklinski vertreten, gewählt; es kamen dabei aber Mittel zur Anwendung, die eine Bestätigung des Mandates fast unmöglich machen: Gewaltthätigkeiten brutalster Art, zu denen Gendarmen und Polizisten die Hand boten. Also läßt man die Sache in der Schwebe, da eine Invalidirung des Mandates jedenfalls dessen Verlust für die Rechte nach sich ziehen müßte; Puzynas Stimme zählt ja nicht weniger mit, auch wenn er nicht legalisirt ist. Auch ist die Linke auf dem besten Wege zur Strike-Politik, die, obwohl in jedem anderen Lande unbedingt verdammlich, ihre volle Berechtigung als politischer Factor hat in einem Staate, wo es stets den wirksamsten Hebel der Reaction gebildet hat, einen neuen „Ausgleich" zu verlangen, sobald irgend ein „interessantes" Nationchen nicht mehr mitzuspielen gewillt ist. Im Sprachenausschusse hat Herbst erklärt, daß die deutsche Minorität an der Debatte nicht mehr theilnehme, seitdem Obmann Grocholski sich geweigert, ihr Genugthuung zu verschaffen für die Impertinenz Riegers, sie schiele nach Deutschland hinüber — eine Anschuldigung doppelt albern in dem Munde des alten Moskaupilgers, der zur Abwechslung auch Memoranden an Louis Napoleon über den Vortheil eines selbstständigen Böhmen für Frankreich in einem Kriege mit Deutschland, und Adressen an Aksakoff zu Gunsten des Panslavismus aufsetzte. Im Budgetausschusse hat Herbst die gleiche Declaration abgegeben, nachdem der Generalreferent für das Finanzgesetz Graf Heinrich Jaroslaw von Clam-Martiniz, „Regierer zu Smecna", wie er sich nach dem Familiengute nennt, zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte nichts anderes vorzubringen weiß, als den altehrwürdigen Kohl von den Ersparnissen der Decentralisation — die in seinem Munde einen noch viel strammer centralisirten Föderalismus in den verschiedenen „historisch-politischen Individualitäts"-Gruppen bedeutet — und den Vorschlag zweijähriger Etatsaufstellungen. Ja, wie er sich räuspert und wie er spuckt, der Fürst Bismarck nämlich, das haben sie ihm trefflich abgeguckt: nur helfen will es ebenso wenig, wie dem des ABC unkundigen Bäuerlein die Brille, die es sich vom Jahrmarkt mitgebracht, weil der Schulmeister gesagt, er müsse sich in der Stadt eine Brille kaufen, um lesen zu können. Im Steuerausschusse wird die Linke sich wohl gleichfalls bald auf die passive Assistenz beschränken, und gleichgültig ist diese Haltung der Deutschliberalen auch in rein technischer Beziehung keineswegs. So hielt neulich der Ausschuß über die neue Gewerbeordnung eine Sitzung. Der Berichterstatter, ein clerikaler Landmann, hatte

in anderthalb Jahren glücklich Zeit gefunden, sein Referat in die prägnanteste Form zu bringen, so daß er es mündlich in die inhaltsschweren Worte zusammenfassen konnte: „Freiwillige Innungen genügen nicht; es müssen Zwangs-Innungen sein." Auf eine bescheidene Anfrage, worauf denn dies Urtheil basire, folgte in schreiendem Tone die Antwort: „Weil sie nichts taugen!" Als man nun aber noch weiter in den Herrn drang, der Ausschuß würde doch gerne etwas Schriftliches darüber haben, erklärte er unwirsch, sein Arzt habe ihm jede geistige Anstrengung verboten, und legte sein Referat nieder.

Das Ministerium Taaffe und die Verfassungspartei stehen sich mithin jetzt derart gegenüber, daß selbst jeder modus vivendi ausgeschlossen ist: es bleibt Jenem nichts übrig, als Diese zu zerreiben; Dieser nichts, als Jenes zu stürzen. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Die „Versöhnung", die Graf Taaffe beim Amtsantritte als seine Aufgabe proclamirte, ist so gründlich gescheitert, daß davon gar nicht mehr die Rede sein kann; und man braucht gerade kein Oedipus zu sein zu der Prophezeiung, daß sich dies Fiasco in nicht gar zu langer Frist an dem Ministerium selber rächen wird. Vor der Hand aber sitzt das Kabinet jedenfalls viel fester im Sattel, seitdem es sich durch alle seine Abstimmungen so wie durch seine jüngste Häutung vorbehaltlos als eine Parteiregierung erwiesen und völlig mit der Rechten identificirt hat. Solche Schlappen, wie die Verweigerung des Dispositionsfonds in der vorigen Session eine war, werden diesmal nicht wieder vorkommen: die Czechen, die Polen, die Ultramontanen fühlen jetzt, daß die Inhaber der Gewalt Fleisch und Blut von ihrem Fleische und Blute sind, so lange noch jene Flitterwochen dauern, welche den Prager Czechenblättern den Jubelruf erpreßten: „Jede Stunde, welche dies Ministerium noch länger amtirt, ist ein unbezahlbarer Gewinn für uns!" Und sie haben vollkommen Recht! Die furchtbare Verbitterung, welche die zweijährige „Versöhnungs"-Episode hervorgerufen, macht es für eine geraume Zeit unthunlich, auf die Verfassungspartei zurückzugreifen, die seit 1879 jedenfalls so viel gelernt hat, daß Regieren nicht heißt, Stöße freisinniger Gesetze Freund und Feind zu beliebigem Gebrauche hinzuwerfen; sondern mit wuchtigen Schlägen dafür zu sorgen, daß den Verfassungsfeinden der giftige Scorpionsstachel der „Ausgleicherei" für ewige Zeiten ausgerissen wird. Tisza hat sich eben jetzt eine abschlägige Antwort in der Wiener Hofburg für seine Vorlage über die Civilehe geholt, aber es wird seiner Partei nicht einfallen, um einer bloßen Freiheitsfrage willen den Mann zu brüskiren, der den Slovaken und Ruthenen, den Rumänen und Deutschen, den Kroaten und Serben fest den Daumen aufs Auge drückt. Auch die Deutschliberalen werden, nach den harten Prüfungen, die sie unter Belcredi, Hohenwart und Taaffe bestanden, endlich einsehen, daß in unserer Zeit der „Kampf ums Recht" nur in der Form des „Kampfes um die Macht" ausgefochten werden kann; und daß sie um so weniger Grund haben dabei spröde zu thun, als in letzter Instanz die deutsche Hegemonie der Sache der Freiheit in den Erblanden sicherlich ebenso viel zugute kommt, wie die magyarische auf dem Gebiete der Stephanskrone. Die Zeit wird kommen, noch aber ist sie nicht da; und weil also der Kampf des Grafen Taaffe um die Bildung einer Mittelpartei mit seiner vollständigen Niederlage und Hingebung an die Rechte geendet, mußte die Krone ihm auch die Mittel verschaffen, sich nunmehr durchaus als Mandatar der czechisch-polnisch-ultramontanen Coalition geriren zu können — mit dem Unterschiede natürlich, der zwischen dem kämpfenden Parteiführer und dem regierenden Minister immer bestehen wird und auch dann sich geltend machen müßte, wenn heute die Grafen Clam und Hohenwart die Portefeuilles übernehmen. Das hat denn die Krone gethan, indem sie dem mährischen Czechen Prazak das Justizdepartement und dem Statthalter Baron Pino, der in Oberöstereich so prächtig mit Herrn Lienbacher die Wahllisten „revidirt", das Handelsamt übergab; sodann indem sie durch einen ausgiebigen Pairsschub, der die Zahl der unter Taaffe ernannten Herrenhausmitglieder auf dreißig brachte, wenn nicht gerade den Verfassungsgegnern die Majorität verschaffte, so doch jedenfalls die der Verfassungspartei zerstörte. Denn darüber, daß dies wirklich geschehen, waltet heute kein Zweifel mehr ob, nachdem zum ersten Male, seitdem das Herrenhaus besteht, dort, in Nebenfragen allerdings, aber doch bei Namensaufrufen mit strenger Parteisonderung, die Rechte in zwei ganz ausnahmsweise gut besuchten Sitzungen mit fünf und resp. sieben Stimmen den Sieg davontrug. Im Oberhause herrscht heute die liberale Partei nicht mehr unbedingt, sondern nur noch in so weit ihr jene „Mittelpartei" zustimmt, die Graf Taaffe im Abgeordnetenhause ebenso vergeblich suchte wie im Herrenhause, die er jedoch bei den Pairs in der glücklichen Lage war, sich selber zu ernennen. Stärker noch als der Pairsschub wirkte die, wie ein Blitz aus heiterem Himmel erfolgende Entlassung der beiden Minister Baron Streit und Ritter von Kremer. Unmittelbar vorher hatte Dunajewski noch die Linke im Parlamente verhöhnt, sie bemühe sich ganz vergeblich die Fackel der Zwietracht ins Kabinet zu schleudern, da in demselben die vollständigste und unerschütterlichste Homogenität herrsche. Und nun plötzlich mußten zwei Männer gehen, die niemals der leisesten liberalen Regung verdächtig geworden; Männer, die niemals mit irgend einer der parlamentarischen Parteien etwas zu thun gehabt, sondern eine rein bureaukratische Vergangenheit hatten. Mehr noch als meritorisch hatte dieser Vorgang symptomatisch die größte Tragweite und Bedeutung. Lieferte er doch den drastischen Beweis, daß das Executivcomité der Rechten — Pardon, daß Graf Taffe sich mit Plänen trug, mit denen nicht blos die Minister der Verfassungspartei, wie Stremayr, Horst, Korb, sondern auch die Träger des altösterreichischen Beamtenthums nicht mehr Schritt halten konnten.

Und welches sind diese Pläne? „Das Geheimniß ist die Bürgschaft des Erfolges; eine Regierung, die ihr Endziel errathen läßt, hat schon im voraus abgekocht," sagte einst Fürst Adolph Auersperg, und denkt Graf Taaffe. Wir glauben, das Axiom ist in dem gegebenen Falle übel angebracht. Die Deutschliberalen haben die Zeit ihres Machtbesitzes vertrödelt, anstatt Ernst zu machen mit ihrem, heute leider stark posthumen Dogma: „Oestreich wird deutsch sein, oder es wird nicht sein." Dadurch war die Möglichkeit geboten, aus einer dritten Ausgleichsodyssee wieder einmal ordentlich Kapital zu schlagen für eine ausgiebige politische und namentlich kirchliche Reaction; denn daß dies das letzte Wort der ganzen Affaire ist, wird Niemand bestreiten, der die Weltlage unbefangen überblickt. Die Möglichkeit, sagen wir, keineswegs die Nothwendigkeit; die Czechen waren, ohne jede Concession, vor der Aera Taaffe in den Prager Landtag gegangen, und mußten, da ihre Wähler des passiven Widerstandes längst überdrüssig waren, auch ohne jedes Versprechen in den Reichsrath kommen. Wer aber von dieser „Möglichkeit" profitiren wollte, ohne doch in den Strudel einer völlig kopflosen, feudalen und nationalen Concordats-Contrerevolution hineingerissen zu werden, der durfte, unserer Meinung nach, nicht au plus fin, sondern mußte mit offenen Karten spielen. Nur wenn jede der beiden großen Parteien genau wußte, was sie zu hoffen oder zu befürchten hatte; wenn jede die Ueberzeugung gewann, daß die Regierung um keines Haares Breite von der Linie, die sie sich vorgezeichnet, abzudrängen sei, mochte Graf Taaffe seine Stellung über den Parteien behaupten. So aber ist er aus einer Position in die andere zurückgedrängt worden. Dem Coalitionskabinet folgte das Ministerium der Neutralen, diesem die ausgesprochene Regierung der Rechten; und, was für die Lage des Grafen Taaffe noch ungleich bedenklicher ist, mit jeder der planlosen Concessionen, die er sich fragmentarisch entreißen ließ, stieg natürlicher Weise nicht die Befriedigung, sondern nur die Begehrlichkeit der Rechten, während der Argwohn der Linken kein Maß mehr kannte. Wer wollte die Grenzen bestimmen, die Graf Taaffe sich als unüberschreitbar vielleicht vorgesteckt? und da sollte die Rechte das Eisen nicht schmieden weil es heiß war? die Linke nicht die kleinste Concession voll Mißtrauen, daß jedes Zugeständniß nur als eine Parallele zur Belagerung der Staatsgrundgesetze ausgenutzt werde, verweigern? Nur Ein Beispiel! Da Minister gar so leicht zu beseitigen sind, arbeiten die Slaven und Clerikalen jetzt

auch an der Entfernung des Unterrichtsministers; Baron Conrad ist zwar bei Leibe nicht der Hinneigung zum Liberalismus, aber doch gewisser Sympathien für die altösterreichischen Traditionen verdächtig, also immerhin ein Tropfen fremden Blutes in einem Ministerium der föderalistischen Rechten. Und umgekehrt, hatte Rector Lorenz nicht Recht, als er mit seinem kaustischen Humor den Studenten sagte: „Als Anhänger Rousseaus, der da meinte, der Mensch gerathe um so besser, je weniger an ihm herumerzogen werde, stehe ich eigentlich auf Seiten Lienbachers; jedenfalls aber ist es ein Unsinn, eine Frage, die nur Pädagogen entscheiden können, im Parlamente erledigen zu wollen." Zwei Jahre Schulpflicht auf oder ab? wie mochte die Alternative eine so hochgradige Erregung bei den Liberalen verursachen! Nur weil hinter dem Antrage Lienbacher der des Fürsten Liechtenstein auf „Revision" des ganzen Volksschulgesetzes und auf Wiederherstellung der confessionellen Schulen; die Declaration der Tyroler gegen die gesammte „Neuschule"; der Hirtenbrief des Linzer Bischofs Rudigier steht, der rund heraus das Concordat als maßgebend für die Schule erklärt: und weil jede Garantie dafür fehlt, daß die Regierung sich nicht auch bis in diese Positionen werde drängen lassen!

Auf dem Wege ist es dahin gekommen, daß Hohenwart sich im Ausschusse gegen den Vorwurf wehren muß, als treibe die Rechte hinter den Coulissen „Schacher" mit dem Ministerium, ehe sie es zur Discussion der Geldbills kommen lasse; daß Süß im Plenum ausruft: „Eine solche Regierung verwaltet nicht, sie verschleißt nur," was dann der derbe Lienbacher, cynischer als der feine Graf Hohenwart, ganz in der Ordnung findet; daß Lenz in komischer Verzweiflung ausruft: „Ja, wie sollen denn wir in den Ausschüssen etwas beschließen, so lange das Executiv-Comité der Rechten noch nicht mit der Regierung Handels einig ist, was die drei Clubs für ihr Votum verlangen sollen?" Kann ein Kabinet segensreich, ja überhaupt nur fruchtbar wirken, was von der kleinen Hälfte des Hauses als eine, jedes Unheil bergende Pandorabüchse, von der größeren als ein mit aller Energie breit zu hämmernder Ambos behandelt wird? Die Folgen dieser Constellation zeigen sich denn auch nur zu deutlich an der ganzen Behandlungsart der Fragen, die gegenwärtig in Oestreich die öffentliche Meinung beherrschen, am meisten bei dem Budget und den Steuergesetzen. Den Nationalitätenhader wollte Graf Taaffe beilegen: statt dessen hat Ritter von Dunajewski die Grundsteuerfrage dadurch geordnet, daß er zum Nationalitätenstreit noch den selbstsüchtigsten Geist des Provinzialismus, den Hader von Kronland zu Kronland entfesselt. Das heißt den Teufel durch Belzebub, nicht austreiben, nein unterstützen. Czechen und Deutschböhmen stehen sich ergrimmter denn je gegenüber, trotzdem werden in der Grundsteuerfrage Herbst und Rieger an Einem Strange ziehen, weil die Deutschböhmen es ihren Abgeordneten nie verzeihen würden, wenn dieselben die Grundsteuervorlage verwerfen wollten, blos weil Böhmen die ihm gebührende Erleichterung auf Kosten des verfassungstreuen und deutschen Inneröstreich, anstatt auf Kosten Galiziens erhält. Wollten da die deutschböhmischen Deputirten mit dem Gros der Verfassungspartei stimmen, sie würden genau dasselbe von den Bauern ihrer Heimat zu hören bekommen, wie die Clerikalen aus Oberöstreich, die sich durch den Beschluß ihrer Rechtspartei unter Hohenwart in der Grundsteuersache für gebunden erklärten: „Denkt nur, ihr Mannen! das ist doch etwas Curioses! unsere Abgeordneten haben in Wien einen Club gemacht, und darum werden uns ein paar Millionen mehr auffig'haun!" Am treffendsten kennzeichnete der Slovene Nabergoj den Vorgang in der Centralcommission, als man ihm im Reichsrathe die Begünstigung Krains vorrückte: „Wie wir gesehen, daß Alle mehr haben wollten, da griffen wir auch zu!" So ist es denn durch die Privilegien, die man einzelnen Ländern bewilligte, und durch die Nachsicht, die man nachher auf das Geschrei der Bauern für die überbürdeten Provinzen eintreten lassen mußte, dahin gekommen, daß der Gesammtertrag der Grundsteuer, den die Verfassungspartei unter Brestel und Depretis von 37½ Millionen auf 40 steigern wollte, auf 35 Millionen herabgesetzt ist, die sich erst 1890 wieder auf den jetzigen Ertrag heben werden, um dann bis 1895 auf diesen 37½ Millionen stationär zu bleiben! Und das in demselben Augenblick, wo das erbländische Budget für 1881 ein Deficit von 54 Millionen aufweist, was dem Stande der Finanzen nach dem Ende der Concordatszeit wieder entspricht, da Schmerling ein Deficit von 95 Millionen für die Gesammtmonarchie vorfand. Hat da der mährische Abgeordnete Auspitz nicht Recht, wenn er sagt: „Alle östreichischen Finanzminister hätten ihrem Fache volle Aufmerksamkeit gewidmet, mit Ausnahme des Einen Grafen Larisch unter Belcredi — an dessen cavaliermäßige Verachtung deutschen Bürgersinnes erinnere ihn Dunajewskis Art, die Interessen des Staates von oben herab zu behandeln und dafür denen einzelner Klassen und Länder die minutiöseste Rücksicht angedeihen zu lassen — wie Graf Larisch die indirecten Steuern zerrüttete, so werde Herr von Dunajewski die directen in Verwirrung hinterlassen."

Bei dieser Lage der Dinge erscheint natürlich die Befürchtung nur zu begründet, der Preis für die Opfer, welche die Grund- und Gebäudesteuer gerade dem Bauernstande auferlegt, werde dessen ultramontanen Vertretern durch Concessionen in der Schulfrage bezahlt werden müssen, wo sich ja — nach dem unverwerflichen Zeugnisse Falcks — fast Alles „auf administrativem Wege" ausrichten läßt. Damit beginnt denn für den Grafen Taaffe der facilis descensus Averni. Wer aber wird es in Zukunft noch wagen, die Deutschliberalen anzuklagen, daß sie das Partei- über das Staatsinteresse setzen? oder ihnen zu predigen, daß man an die Bewilligung des Budgets keine Forderungen knüpfen dürfe, sintemalen es dem Staate, nicht dem jeweiligen Ministerium votirt werde?

W. Rogge.

Der Unabhängigkeitskampf in Süd-Afrika.

Von Karl Blind.

Eine isländische Freundin gestand mir einmal mit Schmerz und Ingrimm: hochgebildete Engländer hätten sie in Gesellschaft gefragt, ob ihr Volk nicht mit den Eskimos nahe verwandt sei. Bei dieser Erzählung lagerte sich über ihre Züge ein leicht begreiflicher Asen-Zorn. Nicht minder unterhaltsam ist die Angabe, welche im Londoner Transwaal-Ausschuß vor einigen Wochen von einem Offizier außer Dienst gemacht wurde, der längere Zeit in den Kap-Ansiedelungen zugebracht hat. „Zu meinem Erstaunen," sagte er, „finde ich hier viele Leute, die glauben: die Boeren seien Farbige, ja, Nigger!"

Nun, der afrikanische Sonnenbrand hat es wohl der Haut manches Boeren angethan. Im Uebrigen weiß man jetzt auch in England ziemlich allgemein, daß der ackerbauende Freisasse des Transwaal meist von holländischem Stamme ist, zum Theil auch von hugenottischer Abkunft, doch unter längst erfolgter Aufgebung der französischen Sprache — und daß sich endlich ein beträchtlicher Theil deutscher Einwanderer, wie diesseits, so auch jenseits des Waal-Flusses befindet. Zeuge dessen sind die zahlreichen deutschen Ortsnamen, die — wie Heidelberg, Rendsburg und manche andere — auf Einwanderung aus Süd und Nord unseres Vaterlandes deuten.

Der Boer ist eben einfach der Bauer, der niederdeutsche Buur, von dem es unter uns einst in der Kölner Gegend hieß:

Halt' fast am Rich, du köl'sche Buur;
Et fall' soet or suur!

Und fest an seinem eigenen Freistaat hält in Süd-Afrika der Bauer — es falle süß oder sauer. Das haben die Engländer jetzt dreimal, bei Lang's Nek, am Ingogo und auf dem Madschuba-Hügel, zu erproben Gelegenheit gehabt.

Wiederholt sind die Väter des heutigen Boeren-Geschlechtes seit 45 Jahren in die Wildniß hinausgestoßen worden, um von den nachrückenden Engländern stets von Neuem überfallen zu werden. Der Unabhängigkeitsgeist des Bauern bleibt aber un-

*

gebrochen; der erstaunten Welt bieten sie das Schauspiel dar, wie eine Handvoll Menschen ohne eigentliche kriegerische Leitung, ohne Geschütz, dem britischen Weltreich zu trotzen, es selbst zu schlagen weiß. Daß das politische, das sittliche Recht dabei auf ihrer Seite ist, das hat Niemand in stärkeren Ausdrücken anerkannt, als zwei Hauptminister Ihrer Majestät der Königin — nämlich Herr Gladstone und der Graf Hartington; das heißt, wenige Tage vor ihrem Eintritt ins Amt. Die Wahrheit wird aber dadurch nicht zur Unwahrheit, daß Herr Gladstone in einen gestickten Ministerrock schlüpft.

Als „thöricht", als „wahnsinnig", als „despotisch", als „unehrenhaft" brandmarkte der jetzige Premier Englands noch vor kaum einem Jahre die „Niederzwingung freier Bürger einer Republik, um sie zu Unterthanen einer Monarchie zu machen". „Sollte der Beweis geliefert werden" — sagte damals der jetzige Minister für Indien — „daß die Einwohner des Transwaal den Anschluß nicht wünschten, so darf uns keine Rücksicht auf unsere Würde abhalten, unseren Irrthum zu bekennen und uns aus dem Lande zurückzuziehen."

Kann man deutlicher sprechen? Und ist der betreffende Beweis nicht über Genüge geliefert worden?

Sobald man in Transwaal von der Absicht der englischen Regierung gehört hatte, einen gewaltthätigen Schritt zu thun, beschloß der Volksrath, d. h. die Abgeordnetenkammer, die Vollzugsgewalt zur Aufrechthaltung der Landesunabhängigkeit aufzufordern. Das war im Februar 1877. Herr Bürgers, der oberste Beamte des Freistaates, erließ darauf im April 1877 einen feierlichen Protest gegen Englands Gewaltthat. Eine Abordnung kam nach London, um Recht gegen die Vergewaltigung zu heischen. Im Januar 1878 wurde ein weiterer Protest von der überwältigenden Mehrheit der wahlberechtigten Bürger unterzeichnet; eine zweite Abordnung händigte das Schriftstück der englischen Regierung im Juli 1878 ein. Nur unter Protest zahlten die Bürger der Republik bisher die Steuern. Im Vertrauen auf Gladstones klare Wahlreden enthielten sie sich der gewaffneten Erhebung. Nachdem jedoch volle neun Monate vergangen waren, ohne daß der Premier seine Aeußerungen wahr gemacht hätte, traten sie als freie Männer zusammen, setzten in Heidelberg wieder ihre eigene Regierung ein und handelten nach dem, von England selbst im Jahre 1852 ihnen förmlich verbrieften Recht.

Im Vertrage zu Sand-River 1852 heißt es nämlich:

„Von Seiten der britischen Regierung ist hiermit den ausgewanderten Bauern jenseits des Waal-Flusses das Recht zuerkannt, ihre eigenen Angelegenheiten zu verwalten, und ihre eigene Regierung nach ihren eigenen Gesetzen zu führen, ohne irgendwelche Einmischung von Seiten der britischen Regierung; und kein Uebergriff soll von der genannten Regierung auf das jenseitige Gebiet nördlich vom Waal-Flusse geschehen. Es wird die weitere Versicherung ertheilt, daß die wärmsten Wünsche der britischen Regierung dahin gehen: Frieden, Freihandel und freundschaftlichen Verkehr mit den ausgewanderten Bauern, die das Land jetzt bewohnen oder später bewohnen werden, zu pflegen; wobei festgesetzt ist, daß dieser Grundsatz der Nichteinmischung für beide Theile bindend ist.

Die Bauern der südafrikanischen Republik haben den Vertrag gehalten. Die englische Regierung hat ihn schmählich gebrochen.

Wohl sind die Gründe bekannt, die zu dem erneuten Ueberfall führten. Eine jener eigenthümlichen proconsularischen Naturen, welche die Bibel und die Kaufmannswage in der einen Hand, das Schwert in der anderen tragen — nämlich Sir Bartle Frere — erspähte mit scharfem Blick die Gelegenheit, durch Ueberrennung des Transwaal eine gewaltige Vergrößerung der englischen Besitzungen in Afrika herbeizuführen. Diamantfelder und reichhaltige Kohlen-, Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisen-Gruben waren in dem Lande entdeckt worden. Das war einer der Gründe, warum man sich desselben bemächtigen mußte. Eine Eisenbahn vom Transwaal-Gebiet an die in portugiesischem Besitz befindliche Delagoa-Bai war ferner geplant; Gefahr lag also vor, daß ein Theil der Einfuhren nach Transwaal nicht mehr den Weg über die englischen Ansiedelungen nähme. Das war der andere Grund zum gewaltsamen Anschluß. Der Boer hatte das Land urbar gemacht, Städte und Dörfer angelegt. Der Boer hatte somit seine Schuldigkeit gethan; der Boer „konnte gehen" oder „trekken", d. h. von Neuem als Pfadfinder der Wildniß auf die Wanderschaft fahren. Läge das Gleichniß nicht zu sehr im Widerstreit mit dem afrikanischen Himmelsstrich, man könnte sagen: Englands Regierungen benutzten den Boer als eine Schneeschaufel, um sich selbst den Weg nach dem Innern jenes Welttheiles hinein zu klären.

Der weitere Zweck der Ueberrennung des Transwaal war aber offenbar der: einerseits hinter das Zulu-Land zu kommen, um dieses unter die eigene Botmäßigkeit zu bringen, andererseits den unabhängigen Oranien-Freistaat in die Mitte zu nehmen. So sehr nun auch der Zulu-Krieg — wie Lord Beaconsfield selbst anerkannte — durch Sir Bartle Frere vom Zaune gebrochen war: vom Standpunkte des Fortschreitens der Cultur läßt sich dawider weniger einwenden, als gegen den übrigen Theil der Frere'schen Ansiedelungspolitik. Doch daß der raffsüchtige Proconsul auch den Oranien-Freistaat schon ins Auge gefaßt, schon als zukünftiges Opfer erkoren hat, das kann man leicht zwischen den Zeilen seiner neuesten Ausführungen lesen. Damit wäre dann dem letzten unabhängigen Staate von holländischem Ursprunge am Kap ein Ende gemacht, und der Grundstein zu einem gewaltigen südafrikanischen Reiche Englands gelegt. Ist doch Transwaal allein so groß wie Deutschland, und besitzt es doch weit ausgedehnte Strecken fruchtbaren Landes, geeignet für den Bau von Weizen, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Reis, Tabak und allen Arten edlen Obstes.

Der Freiheitssinn der Boeren wehrt sich gegen die Fremdherrschaft. Das Stammesgefühl der ungeheueren Masse der Bevölkerung von Süd-Afrika steht ihm dabei zur Seite. In den Kämpfen während der französischen Staatsumwälzung und der napoleonischen Kriege legte England seine Hand aufs Kap; auf dem Wiener Congreß erhielt der so erlangte Besitz die diplomatische Bestätigung. Allein auch heute noch ist — wie ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der Geschichtsschreiber Froude, sagt, der unter dem Beaconsfield'schen Kabinet ans Kap in Sachen des Bündnißplanes ging — „auch heute noch ist das dortige Land keine englische Ansiedelung; es ist vielmehr ein erobertes Land, von dem wir zu unseren eigenen Zwecken gegen den Willen seiner berechtigten Eigenthümer Besitz ergriffen. Englische Siedler haben sich seitdem dort niedergelassen; allein Süd-Afrika ist eigentlich holländisch. Die Gesetze sind holländisch; die Sprache ist dem größeren Theile nach holländisch. Die Holländer haben die Gegend vor mehr als 200 Jahren besetzt. Sie überwanden die Hottentotten; sie rotteten die reißenden Thiere aus; sie bauten hübsche Häuser und Städte, und pflanzten Bäume und Weinberge. Eichen- und Fichtenwälder, deren Setzlinge aus Holland herübergebracht wurden, sprechen für den Arbeitsfleiß der Holländer des verflossenen Jahrhunderts."

Kein Wunder, daß sich am ganzen Vorgebirge hin unter der Bevölkerung von holländischer Abkunft eine dumpfe Bewegung gegen England zeigt, und daß selbst im Rücken der vordringenden englischen Truppen Kundgebungen zu Gunsten der Boeren laut werden. Wäre England heute wieder in Indien oder auch nur in Afghanistan bedroht, und hätte es gleichzeitig mit einem Aufstande in Irland zu kämpfen — was Niemand wünschen kann, dem die Sache der Cultur und des wahren Fortschrittes lieb ist —, so läge wahrlich die Aussicht auf den Verlust eines noch ganz anderen Gebietes, als des Transwaal, für England am Kap sehr nahe.

Das öffentliche Gewissen ist indessen unter einem großen Theile des englischen Volkes in jüngster Zeit erwacht. Massenversammlungen haben unter der Leitung des „Ausschusses für die Unabhängigkeit des Transwaal" stattgefunden, auf welchen Gladstone in den entschiedensten Worten von Männern seines eigenen Anhanges die Pflicht nahe gelegt wurde, in Gemäßheit seiner früheren Aeußerungen zu handeln. Es befindet sich im Kabinet, wie im weiteren Kreise der englischen Regierung, eine

Anzahl Minister, deren ausgesprochene Grundsätze durch das Verfahren gegen die Boeren aufs Schnödeste verletzt sind. Ihnen voran steht John Bright, nebst seinem Amtsgenossen und Mitabgeordneten für Birmingham, Herrn Chamberlain. Tag um Tag richtet die freisinnige öffentliche Meinung an diese Männer, desgleichen an Fawcett, Mundella, Dilke, Courtney u. A. die Frage: wie sie es mit ihrem Gewissen vereinigen können, gegenüber dem sich häufenden blutigen Unrecht zu schweigen?

Um diese täglich wachsende Bewegung zu durchkreuzen, suchen die Freunde Sir Bartle Frere's durch Auswärmung alter Geschichten von harter Behandlung und Knechtung der Eingeborenen in Afrika die unwissende Menge zu mißleiten. Die englische Regierung ist sich wohl bewußt, daß dieser Vorwurf nicht länger mehr zutrifft. Sie hat keine sklavenhalterischen Gebräuche mehr in Transwaal vorgefunden. Sie hat kein Gesetz für Freilassung verkünden können oder verkündet. In ihren Blaubüchern steht kein Wort von irgend welchem einzelnen Fall, den sie etwa zur Rechtfertigung ihres Vorgehens gegen die südafrikanische Republik hätte verwenden können. Und sicherlich würde die Tory-Regierung das gethan haben, wäre ihr der geringste Anhaltspunkt dafür zur Verfügung gestanden, um so die Ehre zu haben, im Namen der „Civilisation" einem Freistaat den Garaus zu machen.

Es sind am Kap einst schlimme Dinge gegen die Kaffern- und Hottentotten-Bevölkerung geschehen — nicht von Holländern allein, sondern auch von Engländern. Aber die Sklaverei ist in Transwaal durch den mit England 1852 geschlossenen Vertrag als eine verwerfliche Errichtung grundsätzlich aufgehoben worden und hat seitdem dort nicht mehr bestanden. Gegen die aus den Kriegszügen wider die Eingeborenen sich ergebenden, mit dem sogenannten „Lehrlingswesen" zusammenhängenden Mißbräuche ist die Regierung der südafrikanischen Republik zum letzten Male im Jahre 1868 noch strafrechtlich eingeschritten; seit dieser Zeit haben die Mißbräuche aufgehört. Das bezeugen in England unverdächtige Stimmen von Männern, die von jeher für die Rechte eingeborener Stämme eintraten; ebenso solche, die lange am Kap und in Transwaal gewohnt und in keiner Weise für beeinflußt gelten können. Selbst die Londoner Antisklaverei-Gesellschaft, deren Schriftführer den Beweis des Gegentheils erbringen zu wollen behauptete, hat nur ganz alte Geschichten anzuführen gewußt und mit dem Jahr 1868 unbedingt abschließen müssen.

Der radicale englische Schriftsteller F. Harrison, der gewiß nicht geneigt ist, die Wahrheit zu vertuschen, schreibt gegen Lord Brabourne's Behauptungen:

„Man führt Dr. Livingstone an. Aber Dr. Livingsstones Aeußerungen erfolgten ja 1852, fast vor dreißig Jahren, und ehe noch die Boeren sich in Transwaal niedergelassen hatten. Die Angaben der Missionäre sind meistens aus alter Zeit, sehr unbestimmt und voll von Vorurtheilen gegen ihre natürlichen Nebenbuhler, die (bibelfesten) Boeren ..... Sir Bartle Frere verließ sich auf Missionäre, und ist selbst ein halber Missionär. Missionäre beredeten ihn, 10,000 Zulu abzuschlachten. Einige der Angaben über die gegen Afrikaner verübten Gräuel halte ich für begründet. Aber viele davon sind 20 oder 30, selbst 40 Jahre alt. Viele beziehen sich auf Ansiedler am Vorgebirge, in Natal, in Kaffern-Land, im Oranien-Freistaat. Viele beziehen sich auf Leute englischer Abkunft, die gar keine Boeren sind. Nun sehe man einmal den Mischmasch an, der aus solchen, aufs Gerathewohl umhergeschleuderten Anklagen entsteht! Weil im Jahre 1852 Dr. Livingstone einige Ansiedler holländischer Abkunft schwarze Mädchen nach einem Grenz-Krieg mit sich fortführen sah, darum annexiren wir uns die friedlichen Bauern von Pretoria im Jahre 1880! Einige Missionäre sahen vor vielen Jahren irgendwo ein paar Sklavenkinder in der Kapansiedelung; argal, soll Sir Georg Colley das Tausende von Meilen entfernt liegende Transwaal zurückerobern! .... Warum aber sollen die Boeren haftbar gemacht werden für alle Vergehen aller afrikanischen Ansiedler?"

Die gesetzliche Lage der Eingeborenen ist in Transwaal seit 1877 unter der englischen Herrschaft genau dieselbe geblieben, wie zuvor. Der einzige, seitdem eingetretene Unterschied ist der: daß, während die Eingeborenen früher etwa 2000 Pfund Sterling zum Staatsschatz der Boeren beitrugen, sie jetzt deren 50,000 zahlen. Die englische Steuerschraube hat sich also sehr wirksam erwiesen. Der Kaffer muß jetzt bedeutend „bluten". Die angeblichen „Sklavenhalter" begnügten sich mit zwanzigmal weniger; und hinterher wurde ihnen dann von den Anhängern Sir Bartle Freres und Sir Theophilus Shepstones spöttisch die Leerheit ihrer Staatskoffer vorgeworfen!

Gegner aller Sklaverei und aller Eingriffe in die Menschenrechte, wie wir es sind — dabei religionsfrei, somit nicht von Vorliebe für ein buchgläubiges Puritanerthum bewegt — erkennen wir doch das Recht jenes zähen, mannhaften, niederdeutschen Stammes auf Erhaltung seiner Selbstregierung an, und erachten England für gebunden, ihnen Vertragstreue zu bewahren. Die geschriebene Urkunde von 1852 fordert dies. Die politische Sittlichkeit verlangt es im Angesichte der bis in den März 1880 hineinreichenden Versprechungen Gladstones und Lord Hartingtons. Jeder Tag bringt jetzt in England eine neue Kundgebung in Volkskreisen hervor, und dem Transwaal-Ausschusse ist eine Reihe Parlamentsmitglieder nebst anderen hervorragenden Männern auf staatlichem und schriftstellerischem Gebiet beigetreten.

Sehr aufmerksam ist man auf die Kundgebungen der Meinung im Auslande, namentlich in Deutschland, geworden. Je mächtiger dort die öffentliche Stimme spricht, namentlich wenn sie nicht blos verurtheilt, sondern zugleich sich an das bessere Gefühl des englischen Volkes wendet, um so eindrucksvoller wird die Wirkung sein. Der von Prof. Virchow und Anderen unterzeichnete Aufruf zu Gunsten der Verwundeten- und Krankenpflege bei den tapferen Kämpfern in Transwaal ist ein erfreuliches Zeichen. Was bisher an politischen Stimmen für Anerkennung des Rechtes des südafrikanischen Freistaates aus Deutschland nach England drang, hat schon unverkennbaren Einfluß geübt. Eine noch umfassendere Kundgebung, namentlich wenn bekannte Mitglieder des deutschen Reichstages sich an ihr betheiligen, kann mächtig mitentscheidend werden.

Literatur und Kunst.

Ein Beitrag zur Beurtheilung August von Kotzebues.

In der politischen wie in der Literaturgeschichte haben wir Beispiele, daß gewisse Persönlichkeiten, über welche sich durch Zusammenwirken verschiedener Umstände ein ungünstiges Urtheil gebildet hat, fort und fort nur unter dem Gesichtspunkte dieses einmal über sie gefällten Verdictes besprochen werden, bis sich Jemand entschließt, den Bann der Traditionen zu brechen, und die Untersuchung vom Grund aus neu zu beginnen. Es ist noch nicht lange her, daß — nach dem Beispiele von Lessings „Rettungen des Horaz" u. s. w. — in schneller Aufeinanderfolge sogenannte Rettungen an hervorragenden historischen Persönlichkeiten versucht worden sind. In welchem Umfange und auf welche Dauer dieselben gelungen sind, das kann auch erst wieder die Nachwelt entscheiden. „Ungerecht," sagt Lessing in der erwähnten Schrift, „wird die Nachwelt nie sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punkt." Diese Wahrheit Lessings hat sich in neuerer Zeit u. A. auch an demjenigen bewiesen, gegen welchen Lessing selbst mit besonderer Kampfeslust seine stets siegreiche Waffe gebrauchte: an Gottsched.

Zu diesen Betrachtungen hat mich die Lecture einer soeben über August von Kotzebue erschienenen Schrift geleitet, deren Verfasser der Sohn des Genannten ist, der russische Ge-

sandte W. von Kotzebue in Dresden.*) Wie schon dieser Umstand erkennen läßt, soll auch diese Schrift eine Art Rettung sein; und der Verfasser nimmt unsere Theilnahme für dieselbe in Anspruch sowohl durch unsere Rücksicht, die wir der natürlichen Pietät des Sohnes schuldig sind, wie auch durch die anmuthende Schlichtheit und Bescheidenheit, mit der er seine Aufgabe zu lösen sucht. Er selber sagt in den einleitenden Bemerkungen, daß er kein neues Material dem Publicum darbiete; er will nur gegenüber der einseitigen Beurtheilung Kotzebues das vorhandene Material parteilos zur Prüfung darlegen. Noch bis heutigen Tages, sagt er, werden in Journalartikeln und in Literaturgeschichten die schlimmsten Vorwürfe gegen Kotzebue wiederholt. „Die Vorgänge sind zum Theil im Laufe der Zeiten verunstaltet worden; die alten Schriften aufzusuchen und nachzulesen, kostet viel Mühe; es ist viel leichter, zu erzählen, was alle Welt sich erzählt. In meinem Buche ist auch das Unvortheilhafteste rücksichtslos, aber der Wahrheit gemäß, aufgedeckt; wer in Zukunft die Dinge genau wiedergeben will, entschließt sich vielleicht, vorläufig einen Blick in dasselbe zu thun."

Auf die verschiedenen Stellen, die der Verfasser aus den Werken von Koberstein, Kurz, Julian Schmidt u. A. citirt, um darzuthun, mit welcher Leichtfertigkeit man die ehrenrührigsten Beschuldigungen und beschimpfendsten Ausdrücke gegen Kotzebue richtete, will ich hier nicht näher eingehn. Nur der Vorwurf des „russischen Spions", möge hier eine kleine Erläuterung aus der Schrift erhalten. Im November 1816 schrieb Kotzebue aus Reval an seine Mutter: „S. M. der Kaiser hat mir die Bestimmung angewiesen, ihm monatliche Berichte zu erstatten von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht u. s. w. in Deutschland und Frankreich in Umlauf kommen, und aus diesen monatlichen Rapporten sollen sodann die verschiedenen Ministerien Auszüge erhalten, ein jedes von der Materie, die in dessen Hauptsach schlägt." Kotzebue drückt seine Freude darüber aus, wie viel Gutes und Nützliches er damit bewirken könne. Nach Mittheilung eines daran anknüpfenden und für Kotzebue sehr schmeichelhaften Schreibens von Karl August in Weimar fügt der Herausgeber hinzu: „Die Sache war also ganz öffentlich und ist auch von den meisten Schriftstellern als eine öffentliche behandelt worden."

Unter den acht Kapiteln des Buches befindet sich auch eines, „Goethe und Kotzebue", das nicht vom Herausgeber herrührt, sondern von dem fleißigen Goetheforscher Freiherrn von Biedermann, und worin die Beziehungen zwischen Goethe und Kotzebue beleuchtet, die angeblichen, zwischen Beiden bestehenden Feindseligkeiten auf ein richtiges Maß zurückgeführt werden.

Ein ganzer Abschnitt des Buches ist der Geschichte von Kotzebues unseligem Pasquill „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn" (von Kotzebue unter dem Namen Knigges herausgegeben) gewidmet; und diese Darstellung des ganzen Sachverhalts zeichnet sich durch eine musterhafte Objectivität aus. Der pietätvolle Sohn versucht nicht, das Unrecht seines Vaters in dieser Angelegenheit zu beschönigen. Das Einzige, was er für eine mildere Beurtheilung dieser für Kotzebues ganzes ferneres Leben verhängnißvollen Geschichte anführen kann, ist Kotzebues Freundschaft für den von Dr. Bahrdt angegriffenen Zimmermann. Sehr bezeichnend für die Natur Kotzebues sind ein paar Briefstellen, die der Herausgeber bei dieser Gelegenheit mittheilt. Als die Schmähschrift noch Alles in Bewegung setzte, und ehe Kotzebue sich als Verfasser offen bekannt hatte, schrieb seine bekümmerte und von dem Sohne zärtlich geliebte Mutter aus Weimar (1791) an ihn: „Man sagt hier für gewiß, Du habest das Schauspiel Dr. Bahrdt ꝛc. geschrieben. Es ist unmöglich! So unbesonnen kannst Du als Mann, Gatte und Vater nicht gewesen sein. Die Folgen davon mußten Dir vor Augen liegen. Ich habe gestritten für Dich; weil ich aber meinen Kopf für Deinen unseligen Leichtsinn nicht wetten möchte, so schwieg ich und habe mich seitdem im Stillen abgehärmt und ganze Nächte geweint und gewacht." Hierauf hatte der Sohn in einer Weise geantwortet, die das bekümmerte Mutterherz bis zu einem gewissen Grade beruhigen sollte, nur die Autorschaft der „muthwilligen Possen" in der Schrift zugab, und alles Ehrenrührige einem Andern (Ungenannten) aufbürdete.

Schon im Jahre 1782 hatte die Mutter ihren Sohn ermahnt: „Lasse Deinem Herzen die erste, Deinem Verstande die zweite und Deinem Witz die letzte Stimme, Deine Handlungen zu regeln. Du hast bisher das Gegentheil gethan und Dich schlecht dabei befunden." Und noch elf Jahre später schrieb sie ihm in gleichem Sinne: „Von der ganzen Welt würdest Du mit Deinem Kopfe, Herzen und Talenten geliebt sein, wenn Du nur die persönliche Stichelei ließest."

Aus den mancherlei lesenswerthen Mittheilungen, welche das Buch über Kotzebues Beziehungen zu seinen Zeitgenossen, über seine Thätigkeit als politischer Schriftsteller u. s. w. enthält, möge hier nur ein sehr interessanter Brief Schillers erwähnt sein, der meines Wissens bisher noch nicht veröffentlicht worden ist. Der Herausgeber theilt ihn nach einer in Kotzebues Nachlaß vorgefundenen Abschrift mit und vermuthet, daß sich das Orginal im Archiv des Burgtheaters in Wien befindet, wo damals (der Brief ist vom October 1798) Kotzebue eine dramaturgische Stellung erhalten hatte. Der Brief, der sich auf eine Zuschrift Kotzebues bezieht, betrifft den Wallenstein, und Schiller schreibt ihm u. A.: „Das Stück besteht eigentlich aus drei Stücken .... indessen könnten alle drei Stücke, wenn die Convenienz eines besondern Theaters es erforderte, in ein einziges großes, vier Stunden lang spielendes Stück zusammgefaßt werden ..." Er spricht sich dann über die etwaigen politischen Bedenken gegen das Stück aus, und versichert ihm, daß er Alles „ausmerzen" würde, was der Censur nur irgend anstößig sein könnte. „.. Ihnen, als einem dramatischen Meister und meinem Kollegen auf dieser Bahn, brauche ich nicht zu sagen, daß bei einem Stoff wie dieser die Gründe pro und contra in Anregung gebracht werden mußten, und obgleich schon das poetische Interesse es mit sich brachte, das Criminelle in Wallensteins Handeln mit den lebhaftesten Farben zu schildern ..." ꝛc.

Die weitern Auseinandersetzungen des großen Dichters über diesen interessanten Punkt möge man in dem Buche selbst nachlesen. Auf eine später wirklich erfolgte Zusammenziehung der beiden Haupttheile des Wallenstein komme ich vielleicht ein andermal zurück.

Hier möge uns diese Episode auf Kotzebues eigene Thätigkeit als Theaterdichter hinleiten. So ganz außerordentliche Erfolge, wie sie Kotzebue bei seinen Lebzeiten auf dem Theater errungen hat, bleiben in der Literaturkritik selten ohne starken Rückschlag. Diejenigen, welche sich längst dem unmittelbaren Eindruck der Bühnenaufführung entzogen haben, suchen dann durch die absprechendsten und wegwerfendsten Urtheile jene früheren theatralischen Erfolge zu paralysiren. Ein anderer Grund für die häufig vorkommende Unterschätzung von Kotzebues außerordentlicher Begabung liegt wohl auch noch in dem Umstand, daß Kotzebue so unmittelbar neben den ersten Heroen unserer Literatur stand. Da er vor Allem beflissen und befähigt war, für die Bedürfnisse des Tages zu sorgen, so wurde er ein Vielschreiber, und so findet sich naturgemäß neben vielem Vortrefflichen auch viel Flaches, Unbedeutendes oder Verwerfliches.

Daß aber Kotzebue für das leicht ansprechende wenn auch possenhafte Lustspiel ein einziges Talent und eine erstaunliche schöpferische Kraft besaß, wird dabei mehr als billig vergessen. Sein ungemein beweglicher Geist, seine nicht wählerische, sondern kecke und schnelle Erfindung komischer Situationen und lächerlicher Charaktere hatte ihn für dies Genre der Komödie wie nur irgend Einen berufen. Und wenn er auch nicht neben Molière gestellt werden kann, so ist er doch Goldoni durchaus ebenbürtig.

Aber der Mangel einer festen ethischen Grundlage ist es

*) August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Zusammengestellt von W. von Kotzebue. Dresden 1881, Wilh. Baensch Verlagshandlung. 184 Seiten.

nicht allein, was ihn verhinderte, eine höhere Stufe einzunehmen. Daß er nach seiner Neigung zur Satire und zur Persiflage von Zuständen und Personen Manche traf, die ihm das niemals verzeihen konnten, ist sicher. Die köstliche Scene in Gutzkows „Urbild des Tartüffe", in welcher ein Jeder die Satire auf gewisse Standesschwächen so lange für berechtigt hält, bis er selbst dadurch getroffen und verletzt wird, ist für alle Zeiten — ganz besonders auch für die Gegenwart — zutreffend. Wie war Goethe, als er die „deutschen Kleinstädter" aufführen wollte, mit dem Dichter verfahren, indem er geradezu Alles herausstreichen wollte, was als Anspielung auf Diesen und Jenen auch nur gedeutet werden konnte! Und die deutschen Kleinstädter haben meines Erachtens noch heute Anspruch, als ein Musterstück der Gattung anerkannt zu werden.

Viele der Kotzebue'schen Lustspiele haben allerdings mit Recht den Vorwurf der Frivolität auf sich gezogen; aber sie bilden keineswegs die Mehrheit. Der Herausgeber des hier besprochenen Buches hat in einem angehängten Verzeichniß die sämmtlichen Stücke Kotzebues nach diesem Maßstab zu klassificiren versucht. Danach beläuft sich die Zahl derjenigen Stücke, die jenen Vorwurf in keiner Weise verdienen, auf 163! Dann folgen 43 Stücke, welche Zweideutigkeiten und gewagte Situationen enthalten (darunter Menschenhaß und Reue, Pagenstreiche u. s. w.). Endlich hat die dritte Rubrik, Stücke mit unmoralischer Tendenz, nur fünf Nummern aufzuweisen, darunter die beiden Klingsberg, der Rehbock u. s. w.

Auffallend ist mir bei diesem Register der Stücke die Thatsache entgegengetreten, daß Kotzebues Thätigkeit an Zahl der Stücke genau die des Hans Sachs erreichte. Wenn wir nämlich von den 211 Stücken die drei mitgezählten Fragmente abrechnen, so bleiben 208 —, dieselbe Summe, welche Hans Sachs selber in dem Verzeichniß seiner Stücke angab.

Daß die Ermordung Kotzebues vom Verfasser des Buches nicht eingehend behandelt, nicht durch die dabei mitwirkenden Verhältnisse beleuchtet wird, ist gerechtfertigt. Wir sind heute Gott sei Dank von jener Zeit politischer Ohnmacht und Verwirrung weit entfernt, und die Anschauung, daß ein Meuchelmord gegen politisch Andersdenkende eine Heldenthat ist und kein Verbrechen, kann nur noch in den Köpfen Wahnsinniger aufkommen. Wir können heute die Gefühle verstehen, welche den Sohn des gemordeten Kotzebue überwältigten, als er vor zehn Jahren auf dem Mannheimer Kirchhof das Grab seines Vaters an eine andere Stelle mußte schaffen lassen, an das Ende einer Gräberreihe, in der sich, am andern Ende, auch das Grab Sands befindet. Er berichtet uns darüber: „Auf der Ruhestätte des letzteren sind Worte eingegraben — Ehre, Vaterland, noch andere, wenn ich nicht irre. Die Errichter des Grabes haben dargethan, daß sie noch heute Sands That für eine rühmliche halten, daß der Haß gegen Kotzebue noch heute nicht überall erloschen ist." „. . . . Glücklich ist der, an dessen Grabe die Versöhnung die letzten, auf den Sarg hingeworfenen Erdschollen begleitet. Kotzebues Tode folgte keine Versöhnung . . . ."

Ich habe hier nur Weniges aus der Schrift Wilhelms von Kotzebues angeführt, um darauf hinzuweisen, daß sie beachtenswerth ist. Wer sie vorurtheilsfrei liest, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß Kotzebue in vielen Dingen eine mildere, freundlichere Beurtheilung verdient, als ihm bisher zu Theil geworden. Er besaß nicht nur hervorragende Talente, sondern auch manche gute Charaktereigenschaften; er war ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und liebevoller Vater. Und wo er fehlte, da geschah es nicht mit einem bestimmten übeln Zweck, sondern aus Leichtfertigkeit und aus jenem Hang zum Spotte, der mit der Eigenartigkeit seines Talentes eng verbunden war. In der ihm gewidmeten Schrift werden wir durch die darin ausgesprochene seine Natur und noble Gesinnung des Sohnes überall wohlthuend berührt. Aber wir schöpfen doch auch aufs Neue daraus die Erfahrung, daß es vorzugsweise der Mangel eines auf fester moralischer Grundlage beruhenden Charakters ist, welcher auf das ungünstige Urtheil der Nachwelt in noch stärkerm Maße bestimmend wirkt, als auf das der Mitwelt:

Was Menschen Uebles thun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.

Ich glaube, daß künftige Literarhistoriker wohl daran thun werden, die hier besprochene Schrift wenigstens zu Rathe zu ziehen, ehe sie sich entschließen, all das Ueble, was gegen Kotzebue schon gesagt worden ist, in immer noch stärkern Ausdrücken zu überbieten.

Rudolph Genée.

Neue Gedichte von Max Kalbeck.*)

Es ist eine Bemerkung, die allerdings nicht sonderlichen Anspruch auf Originalität erheben kann, die aber gleichwohl ihrer Richtigkeit wegen nicht verschwiegen werden soll: nämlich, daß seit geraumer Zeit schon der Strom der deutschen Dichtung ganz bedenklich in die Breite strebt und im entsprechenden Verhältnisse an Tiefe abnimmt. Der Stellen, an welchen ein unerfahrener Literaturfreund, falls er die trügerischen Wasser zu befahren unternimmt, sehr bald und fest auf den Sand zu sitzen kommt, sind unzählige, und es ist wirklich schwer, in all dem flüchtigen Wellengekräusel vertrauenswürdige Tiefen zu erkennen. Sie finden sich aber immer noch, wenn auch selten, und Max Kalbecks Gedichte bezeichnen eine solche freundliche Stelle.

Carl von Holtei war es, der vor Jahren an den ersten schüchternen Versuchen des an der Schwelle des Knaben- und Jünglingsalters Stehenden mit wohlwollendem, aber doch klar sehendem Auge die Spuren echter Begabung erkannte und mit liebenswürdigem Eifer den jungen Dichter in seinem Streben gefördert hat. Die erste Sammlung der Gedichte von Max Kalbeck erschien unter dem Schutze eines empfehlenden Zuspruchs Holteis an das Lesepublicum, in welchem auf einige der Hauptvorzüge des neuen Sängers aufmerksam gemacht wurde, die man auch heute noch an seinen Liedern erkennen wird. Seitdem ist Kalbeck seinen eigenen Weg gegangen und hat auf demselben viel Schönes zu Tage gebracht, auch leibliche äußere Anerkennung geerntet. Wenn uns eines bedenklich erscheinen möchte, so wäre es nur die Schnelligkeit, mit welcher Kalbeck von der ersten Sammlung „Aus Natur und Leben" (1870) zu den „Neuen Dichtungen" (1872), zu den „Nächten" (1879) und „Zur Dämmerzeit" (1881) vorgedrungen ist. In einem Jahrzehnt 4 Bände Gedichte erscheint fast als des Guten zu viel, und vielleicht unternimmt es Kalbeck einmal, mit dem strengeren Blick späterer Jahre sie einer neuerlichen Sichtung zu unterziehen. Dies gilt naturgemäß am wenigsten von den beiden zuletzt genannten Sammlungen, denn Kalbeck hat sich als Mensch wie als Dichter in den letzten Jahren ungemein kräftig ausgewachsen.

Kalbeck ist ein echt lyrisches Talent und läßt sich als solches meist schon in der Wahl seiner Stoffe, immer in deren Behandlungsweise erkennen. Lied und Stimmungsgedicht sind die Formen, in denen er sich am liebsten ergeht. Einen innigen Zusammenhang mit dem wirklich Erlebten und Erschautem gern festhaltend, löst Kalbeck Erinnerungen und Betrachtungen von seinem reich bewegten Innenleben ab und weiß sie zum Kunstwerke zu gestalten. Seine Gedichte sind von seltener Formenschönheit und -Reinheit und voll musikalischen Wohllauts; ja ihr Klangreiz überwiegt zuweilen ihren poetischen Inhalt. Man braucht nicht zu wissen, daß Kalbeck ein vorzüglicher Musiker und feinsinniger Musikschriftsteller ist, um diese Besonderheit in seinen lyrischen Arbeiten zu erkennen. Insoweit die Ausdrucksmittel beider Künste, der Musik und der Poesie, ähnliche Wirkungen hervorzubringen vermögen, darf man Kalbeck einen musikalischen Dichter nennen. Als solcher erweist er sich nicht nur in allen Formen des einfachen gereimten Gedichts, auch im Sonett und in seinen antiken Metren, die, wie „In der Fremde", „Ostern", „Der citherspielende Apoll" zu den schönsten Stücken der neuen Sammlung gehören.

---

*) „Nächte." 2. Aufl. Berlin 1881, Freund & Jeckel. „Zur Dämmerzeit". Leipzig 1881, Breitkopf & Härtel.

Der Grundton der Gedichte Kalbecks ist ein ernster, ja schwermüthiger. Trüben Stimmungen entsprossen, heucheln sie Freude nicht, lassen im Gegentheile erkennen, daß ernste Sorge um ein theures, nie besessenes Gut des Dichters Herz erfüllt, halberfüllte Leidenschaft im Worte Linderung sucht und doch sich ganz zu äußern fürchtet. Die „Nächte" wie „Zur Dämmerzeit" haben darum Kalbeck durch den Mund einiger Kritiker in den Ruf eines Pessimisten gebracht, und doch ist er von pessimistischer Weltanschauung sehr weit entfernt. Es ist nicht Weltschmerz, was den Dichter erfüllt, sondern ein sehr concreter Schmerz, der nur mitunter allgemeineren Ausdruck annimmt; nicht Pessimismus, sondern ein thatkräftiger Optimismus, der einem klar erkannten Ziele muthig entgegenringt, und trotz aller vom Leben ja so aufdringlich gelehrten Erkenntniß der Nichtigkeit alles Irdischen, das Leben sich dennoch lebenswerth gestalten will.

Kalbecks Meisterschaft äußert sich, wie schon angedeutet, in den betrachtenden und Stimmungsgedichten; eine Reihe von Beispielen aus den beiden Sammlungen herauszugreifen, wäre ein Leichtes, doch Rücksicht auf den uns in diesen Blättern zu Gebote stehenden Raum, wie auch der Wunsch, daß der Leser die beiden Bändchen bald selbst zum genußreichen Gebrauche zur Hand nehmen möchte, verhindern dies. Weniger gelungen sind die Balladen und Romanzen in den „Nächten" und Aehnliches in „Zur Dämmerzeit". Eine kräftigere Ausgestaltung scheint Kalbeck nur dort gelingen zu wollen, wo er sich so weit über seinen Stoff zu erheben vermag, um ihn humoristisch zu gestalten. Derartiges findet sich jedoch nur höchst selten, und es ist dies zu bedauern, denn die beiden einen ernsteren Gedanken mit viel Laune behandelnden Gedichte: „Der Schneck" und „Lebenslauf" verrathen, daß unser Dichter auch hierin Treffliches zu leisten vermag.

Alles in Allem wird, wer Kalbecks Gedichte zur Hand nimmt, die eingangs gemachte Behauptung gerechtfertigt finden. In Kalbecks bisherigem literarischem Wirken hat ein reiches Talent sich schön zu entfalten begonnen. Er hat bisher nur Gutes gegeben und läßt noch Besseres erwarten. Es sind nicht Viele, von denen sich ein Gleiches sagen ließe.

A. Edlinger.

Die Macht der Verhältnisse.

Roman von Erich Norden.

Wozu soll ich Ihnen verheimlichen, verehrteste Freundin, daß ich bei der Auswahl der Bücher, die ich lesen will, — wenn deren Verfasser einen mir unbekannten Namen trägt und wenn ich also vollkommen vorurtheilsfrei an die Lectüre gehe, — auf den Umfang einigermaßen achte und für die schmächtigen eine ganz besondere Vorliebe habe — im Gegensatze zu dem edeln Herrn Zademack in „Elzevier", dem die dickleibigen, die „schweinsledernen" vor allen behagen? Wenn ich auch das Sprüchwort: „Les courtes folies sont toujours les meilleures" nicht so übersetzen will, daß Bücher, wenn sie nun einmal durchaus geschrieben werden müssen, wenigstens kurz sein sollen, — so muß ich doch sagen, daß mich die zarte Gestalt eines Bandes besonders reizt; und dieser Neigung verdanke ich die Bekanntschaft mit dem Romane, von dem ich Ihnen heute erzählen werde.

Ein Roman, der blos 126 großgedruckte Seiten stark ist, ist in unserer Zeit schon an und für sich etwas so Ungewöhnliches, daß ein Hinweis darauf gerechtfertigt erscheint. Ich habe in der That die kurze Zeit, die ich auf die Lectüre verwandt habe, nicht bereut.

Der Verfasser besitzt eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe. Er reiht Ereigniß an Ereigniß; er ermüdet uns nicht durch weitschweifige Betrachtungen; er faßt sich kurz und sagt das, was er zu sagen hat, gewöhnlich in correctem Stil. Das sind, wie mir scheint, recht achtbare Qualitäten, und diese will ich gleich hier zu Beginn anerkennend hervorheben, um dadurch den folgenden Bemerkungen jeden Stachel zu nehmen. „Auf die Prämisse kommt's an," sagt Narciß, und auf die Einführung auch.

Nachdem ich solchergestalt für den mir unbekannten Verfasser von vorn herein eine freundliche Gesinnung hervorzurufen mich bemüht habe, brauche ich mir nun keinen besonderen Zwang mehr aufzuerlegen. Der Titel der Buches lautet: „Die Macht der Verhältnisse", Roman von Erich Norden.*) Er ist weitgreifend, wie Sie mir zugeben werden. Es gibt wohl kaum einen Roman in Prosa oder in Versen, von der Odyssee des alten Homer an bis auf „Vater und Sohn" von Fanny Lewald, den man nicht „Die Macht der Verhältnisse" überschreiben könnte. Wenn der Titel von dem Inhalt nicht zu viel verrathen und kein Küchenzettel sein soll, so ist dieser meisterhaft gewählt. Der Verfasser hat denselben indessen doch noch für erklärungsbedürftig gehalten und ein Vorwort geschrieben, das mit folgendem Satze anfängt: „Welch' wunderbaren Einfluß die Verhältnisse auf Menschen auszuüben im Stande sind, das hat wohl mehr oder weniger Jeder in seinem eigenen Leben erfahren." Ich glaube kaum, daß dieser Satz auf ernsthaften Widerspruch stoßen wird. Sehen wir uns also die „Macht der Verhältnisse" in dem speciellen Fall, den Erich Norden behandelt, an.

Bei dem reichen Banquier Erichsen ist Soirée. „Unaufhörlich rollten die eleganten Equipagen, die feinen Droschken, immer neue Gäste der Villa zuführend." Aus diesem Satze erhellt, daß die Residenz, welche der Verfasser nicht genannt hat, Berlin nicht wohl sein kann; es sei denn, daß er unsere Droschken erster Klasse mit dem verklärenden und idealisirenden Blicke eines wahren Poeten betrachtet hat. Unter den Gästen, die in den eleganten Equipagen und den feinen Droschken herangerollt sind, befinden sich ein junger Graf Zerna und dessen Braut, Comtesse Marie Saldorf. Außerdem nimmt an der Gesellschaft ein Fräulein Elisabeth Werner Theil, von der ich voraussetze, daß sie weder in einer eleganten Equipage noch in einer feinen Droschke angefahren ist; denn sie ist simple Klavierlehrerin und wird von der hochnäsigen Wirthin ganz niederträchtig behandelt. Ueberhaupt die Frau Banquier Erichsen! — das ist so eine Dame nach meinem Geschmack. Als die Musiklehrerin in das Zimmer tritt, und der Herr des Hauses sie den Gästen als Fräulein Elisabeth Werner vorstellt, wirft die Gattin dem Banquier wegen „dieser unnöthigen Höflichkeit einen strafenden Blick zu"; und als Comtesse Saldorf Frau Erichsen fragt, wer die Dame ist, antwortet sie: „Nur die Klavierlehrerin meiner Töchter. Natürlich gilt sie nicht als Gast, aber man muß eben das Talent verwerthen." Da sieht man wieder einmal, wie sich die Künstler von den Banquierfrauen behandeln lassen müssen! Allerdings muß man gestehen, daß Fräulein Elisabeth Werner von einer rührenden Anspruchslosigkeit ist. Sie spielt großartig Klavier, sie singt bezaubernd, sie entzückt alle Welt, und als nach ihrem Vortrage Comtesse Saldorf an sie herantritt und die nicht sehr kostspieligen Worte sagt: „Haben Sie Dank, tausend Dank!" entgegnet Elisabeth freudig erstaunt: „Wie gütig von Ihnen, sich bis zu mir zu bemühen! Solchen Dank bin ich in diesen Räumen nicht gewohnt"; und sie findet es ganz in der Ordnung, daß sie, nachdem sie ihr Pensum abgespielt hat, sofort vor die Thür gesetzt wird. „Meine Zeit ist abgelaufen, ich habe geleistet, was verlangt wurde. Ein längeres Verweilen würde den Wünschen der Dame vom Hause durchaus nicht entsprechen." „Sie bleiben doch zum Tanz," sagt die Comtesse. „Das glaube ich kaum," versetzt die Lehrerin, nicht ohne einen Schimmer von Hoffnung, daß man ihr noch zureden wird. Und die Wirthin läßt sich wirklich herab, sie zum Bleiben aufzufordern. „Elisabeth verneigte sich stumm und blieb." Sie ist, wie wir aus dem Späteren noch deutlicher als aus dieser Thatsache erkennen werden, eine stolze Natur. Sie tanzt den ersten Walzer mit dem Grafen Zerna, der am andern Morgen die Hauptstadt verlassen muß, um seine angegriffene Gesundheit im Süden wieder herzustellen. „Ich gehe fort," sagt er während des Tanzes, „aber Ihre Töne gehen mit mir." Der Graf geht in der That fort und Elisabeths Töne gehen mit ihm.

In der Zwischenzeit werden Elisabeth und Comtesse Marie

---

*) Freiburg i. B. 1881, Hofbuchhandlung von Adolf Kiepert.

gute Freundinnen. Elisabeth nimmt sogar eine Einladung ihrer Freundin auf das ländliche Schloß an, und dort trifft sie mit Walter Zerna, der aus Italien heimgekehrt ist, wieder zusammen. Solche Wiederbegegnungen führen nie zu etwas Gutem. Da werden zunächst Gespräche geführt, und in der Unterhaltung bietet sich dem jungen Mädchen, das nicht die legitime Braut ist, die Gelegenheit ihren Geist leuchten zu lassen, und das ist beängstigend! So sagt Elisabeth eines Tages: „Meine Kraft würde erlahmen, müßte ich immer in der Sonne, ewig unter blauem Himmel wandeln." Ich glaube, es wird wohl den meisten Menschen so ergehen. Wenn man immer wandeln muß, so wird man schließlich müde — und noch dazu in der Sonne.

Aber diese Anregungen der Phantasie durch überraschende Weisheitssprüche sind noch nicht das Schlimmste. Da macht so ein junges Mädchen wohl mal einen einsamen Spaziergang durch den Park und dann steht auf einmal ein junger Mann ihr gegenüber, und was da in zehn Minuten alles passiren kann — es ist kaum zu glauben!

Elisabeth geht also eines Tages in dem Park spazieren, der Graf trifft mit ihr zusammen. „Elisabeth, können Sie denn nicht zehn Minuten Ihres Lebens für mich opfern?" fragt der Graf fast heftig. Elisabeth schaut zu ihm auf ... und ehe sie einen Gedanken fassen konnte, fühlte sie sich von des Grafen Armen fest umschlungen, und voll verzehrender Leidenschaft preßten sich seine glühenden Lippen auf ihren Mund, ihre Augen." — Ich taxire das auf eine Minute; dann bleiben also noch neun von den zehn Minuten übrig, die der stürmische Bräutigam der Comtesse Marie von Elisabeth verlangt. Natürlich opponirt Elisabeth und erinnert an Marie, die Braut. Der Graf versichert, daß er Marie wie eine Schwester liebe, aber nicht wie das Weib. Wie das Weib liebt er eben nur Elisabeth, die er sofort duzt. „Ich verlange Ihr Ehrenwort, Herr Graf," entgegnet Elisabeth ruhig, „daß Sie dieses Gefühl bekämpfen." Der Graf preßt die Lippen fest aufeinander. „Das ist also Alles, was Sie für mich haben," fragt er mit schneidender Bitterkeit. Und nun erinnert er an seinen Gesundheitszustand: „Doch mein Sturm wird bald ausgetobt sein." — „Ein hohler Husten unterbrach ihn, rothe Flecken zeigten sich in seinem Gesicht, die leisen, aber untrüglichen Zeichen des nahen Endes. — Erschreckt sah Elisabeth auf. — „Elisabeth, nur ein einziges Wort!" bat der Graf fast demüthig.

Elisabeth sagt sich nun ohne Zweifel, daß die Ansprüche des Grafen jetzt erheblich bescheidener geworden sind, daß er jetzt statt der zehn Minuten nur ein einziges Wort verlangt und daß so ein Wort doch nicht viel auf sich haben könne, da der Unglückliche ja doch einem frühen Ende geweiht ist. Sie thut also, was der Graf verlangt! Sie sagt ihm Ein Wort und nicht eine Silbe mehr.

„Walter!" drang es leise über ihre Lippen.

Darauf sagt der Graf: „Gott sei Dank!" und geht, ohne sich umzuwenden. Elisabeth geht auch; denn ihre treue Dienerin in der Residenz ist krank geworden. Das ist aber natürlich nur ein Vorwand. Die alte Suse stirbt, Graf Zerna heirathet Marie, die Beiden gehen nach Italien. Das ist die Macht des ersten Verhältnisses.

Nun kommt ein zweites. Elisabeth geht zu einer befreundeten Familie aufs Land. Zwischen Herrn und Frau Helldorf besteht kein sehr inniges Verhältniß, und Herr Helldorf bekümmert sich offenbar um Elisabeth mehr als nöthig ist. In der Nähe ist der Wittwensitz einer sehr schönen schwarzäugigen Baronin Grumpach, die nun in Elisabeths Geschick eingreift. Als diese Baronin Grumpach noch Betty von Wallroden war, war sie von einem jungen Lieutenant, Arthur von Siegen, geliebt worden. Dieser hatte eines Tages im Treibhause die Gelegenheit gehabt, ihr seine Liebe in unzweideutigster Form zu erkennen zu geben. Er hatte sich desselben Mittels bedient, das Graf Zerna im Park angewandt hatte: er hatte Betty von Wallroden an sich gezogen und auf die schwellenden Lippen geküßt. Als er diese Scene seinem Freund Helldorf erzählt, kommt der Bursche und bringt einen Brief vom Major von Wallroden, Bettys Vater. Der Lieutenant öffnet den Brief, sein Gesicht verändert sich, und er gibt dem Burschen eine Ohrfeige. Man sieht aus dieser unmotivirten Handbewegung, daß es sich um etwas ganz Außergewöhnliches handeln muß. Und in der That: Betty hat sich zwölf Stunden nach dem Kuß der schwellenden Lippen im Treibhause mit einem ganz alten klapprigen Baron von Grumpach verlobt. In Folge dessen glaubt Arthur nicht mehr an Weibertreue. Von einem wahrhaftigen Goldonkel in Amerika wird er als Universalerbe eingesetzt und begibt sich nach der neuen Welt, um dort das Geld einzukassiren. Betty verheirathet sich; „es war ein jämmerlicher Anblick".

Die Ehe währte zwei Jahre. Sehr unterhaltend scheint sie nicht gewesen zu sein. „Zeitungen mußte sie ihm vorlesen, Karten mit ihm spielen oder zusehen, wenn er Patience legte." Als Arthur aus Amerika zurückkehrt, glaubt er immer noch nicht an die Treue der Weiber. Seine Augen blicken immer kalt und ein spöttisches Lächeln pflegt seine verächtlich aufgeschürzten Lippen zu umkräuseln. Er gefällt Elisabeth, die ihn bei Helldorfs kennen lernt, also ganz und gar nicht. Desto mehr gefällt er der verwittweten Baronin, die ihn mit den brennenden Blicken aus ihren schwarzen Augen in einem fort zu versengen sucht. Die Baronin fühlt instinctiv, daß ihr in Elisabeth eine gefährliche Nebenbuhlerin erstanden ist, und sie behandelt das junge Mädchen ganz abscheulich, sodaß Elisabeth nach einer Beleidigung, die sie einstecken muß, einmal sogar um „einen Schatten bleicher wird". Das kann ich mir nicht denken. Man kann wohl um einen Schatten finsterer werden; aber bleicher? — Das müßte ein merkwürdiger Schatten sein. Die Baronin aber geht aufs Ganze, — s. v. v. — und als sie Arthur allein erwischt, flüstert sie mit vibrirender Stimme: „Hüte Dich, Arthur! Noch liebt Betty; wenn sie haßt, wirst Du es bereuen!" — „Gnädige Frau, wir sind hier in keinem Treibhause," antwortet Arthur. Darauf geht die Baronin zu Elisabeth und legt ihre glühend heiße Hand auf deren Arm. „Mit einer leisen Bewegung schüttelte Elisabeth die Hand von sich ab und fuhr wie unbewußt glättend über die gedrückte Stelle des weißen Aermels ..." „Vergessen Sie nicht, Fräulein Werner," flüstert die Baronin schnell, „zwischen ihm und Ihnen stehe ich!"

Etwas schnell und unmotivirt folgt dieser Scene die eigenthümliche Liebeserklärung Arthurs. Das Wort Liebeserklärung ist nicht richtig — er sagt ihr nicht, daß er sie liebt; aber er will sie heirathen. „Wenn ich Sie nun bitte, Ihren Namen aufzugeben, den meinen dafür zu tragen? Wenn ich Ihnen nun meinen Reichthum, alles, was ich habe, zu Füßen lege ... werden Sie dann Nein sagen, Fräulein Elisabeth?" Er läßt ihr einige Bedenkzeit, und am Abend fragt er wieder: „Wollen Sie meine Bitte gewähren, Fräulein Elisabeth?" — „Ja, ich will!" — „Langsam, fast tonlos drangen die Worte an sein Ohr." Elisabeth weiß nämlich ganz gut, weshalb Arthur um ihre Hand anhält. Er will sich rächen an der Baronin, und deshalb klingen ihre Worte fast tonlos.

Inzwischen sind Graf Zerna und dessen Gattin in Italien gestorben, und Elisabeth hat zum äußersten Verdruß der Baronin Betty Arthur von Siegen geheirathet. Aber diese Ehe erfüllt doch nicht alle Bedingungen, die ein Gatte von einer solchen Vereinigung unter gewöhnlichen Verhältnissen ohne weiteres erwarten darf. Als Arthur sein junges Weib zum erstenmale zärtlich an sich ziehen will, sagt sie: Bitte, davon kann nicht die Rede sein. Du hast Dich für den Verrath der Baronin durch die Ehe mit mir rächen wollen, ich bin Dir dabei behülflich gewesen, damit ist die Sache erledigt! Arthur schlägt sich zwar mit der Faust vor die Stirn, aber das hilft ihm weiter nichts. Nur in den Augen der Welt hält man dieses harmlose Zusammenleben ohne Intimität für eine glückliche Ehe. Im Uebrigen ist Elisabeth eine sehr folgsame und wohlerzogene Frau, und erfüllt, namentlich soweit es sich auf die Toilette bezieht, jeden Wunsch ihres Mannes. „Die prächtigsten Toiletten standen stets zu ihrer Verfügung. „Es gehört zum Act seiner Rache," sagte sie sich; aber dennoch trug sie die Roben von Sammt und Spitzen, die schweren seidenen Gewänder. Hatte sie nicht gelobt, daß

sie allen seinen Wünschen nachkommen wolle?" — Welcher Opfer ein gutgesinntes Weib fähig ist, das sieht man wieder aus diesem Beispiel! Elisabeth will zwar ihrem Manne nicht gestehen, daß sie ihn liebt, aber dennoch trägt sie die schweren seidenen Gewänder. Man kann sich denken, mit welcher Ueberwindung. Sind diese schweren Gewänder aus Seide oder aus Sammt? — das ist die Frage, die zu entscheiden mir nicht gelungen ist; denn auf Seite 115 heißt es: „Ein schwarzes Sammtkleid umschloß die feinen, schlanken Glieder" — also Sammt — „befriedigt und bewundernd kniete Lisette neben ihrer Gebieterin, die Falten des Seidenkleides arrangirend" — also Seide. Ich will mich keinen überflüssigen Conjecturen über den Stoff des jedenfalls sehr theuren Kleides weiter hingeben.

Verstimmender ist für mein persönliches Gefühl etwas Anderes. Elisabeth hat das Kleid aus Sammt oder Seide angezogen, um mit ihrem Manne zu einer großen Soirée zu fahren. „Die Herren spielten Karten, rauchten, plauderten ꝛc." heißt es auf Seite 116. Auf der folgenden Seite heißt es: „Das kleine dreijährige Töchterchen des Hauses stand neben Elisabeth, ihr eine schöne Puppe zeigend." Eine große Soirée pflegt doch nicht vor neun Uhr zu beginnen, und um diese Zeit soll ein dreijähriges Kind schon längst im Bette liegen! Aber der Verfasser gebraucht das Kind, weil es einen Kuß zwischen den Ehegatten vermittelt. Erst wird das Kind nämlich von der jungen Frau geküßt und dann von Arthur, und das führt zwischen beiden schon eine Art von Versöhnung herbei. Diese wird dann sehr bald complett, da sich die beiden jungen Leute wirklich lieben. Zum Schluß schließt Arthur Elisabeth jubelnd in seine Arme, bedeckt ihren Mund und ihre Augen mit glühenden Küssen und flüstert innig: „Mein Weib, meine Elisabeth!" — Das ist eben wie gesagt, „die Macht der Verhältnisse".

Ich habe Sie noch auf eine Eigenthümlichkeit in diesem Romane aufmerksam zu machen. Er betrifft die Chronologie. Der Roman fängt so an: „Wieder wurde ein altes, müdes Jahr der Vergangenheit und dem Vergessen übergeben, mit eisig kaltem Gruß zog das neue heran." Ich dachte also, die Sache fängt am Sylvester an. Nun heißt es aber weiter: „Alles, was in ihr (der Residenz) lebt und wandelt, verwünscht den Sommer mit seiner unerträglichen Hitze. Wer die erforderlichen Mittel hat, begibt sich auf Reisen, besucht die Bäder ꝛc." Nun sind wir also im Sommer. Auf der folgenden Seite heißt es: „Das Weihnachtsfest war vorüber. Leichten Sinnes wurde aus dem alten Jahr in das neue hinübergetanzt." Das ist natürlich: wenn man ins neue Jahr tanzt, ist Weihnachten immer vorüber. Daran schließen sich unmittelbar die beiden folgenden Sätze: „Unter fröhlichem Jauchzen hatte man sich „Prosit Neujahr!" zugerufen. Es war ein kalter Abend in der Mitte des Januar." Das geht nicht: am fünfzehnten Januar ruft kein Mensch mehr „Prosit Neujahr!" — Aber auch das ist vielleicht eine Macht der Verhältnisse.

Mit bestem Gruß

Ihr

ergebenster

Paul Lindau.

George Eliot.

Ein literarisches Porträt

von

Leopold Katscher.

(Schluß.)

Sehr kurz, aber eine wahre Perle ist der Roman „Silas Marner, der Weber von Raveloe". Hatte George Eliot sich schon in „Adam Bede" als Humoristin gezeigt durch die Vorführung Bartle Masseys und der Frau Poyser, so that sie es noch mehr in „Silas Marner". Die darin vorkommenden Dorfbewohner sind mit Shakespearisch tiefem und zartem Einblick in den beschränkten Geist gewöhnlicher Menschen geschildert. Dennoch kann man sagen, daß George Eliot sich in Sachen des Humors stets einer Art von Zurückhaltung befleißigte. Entweder war sie sich einer latenten Neigung zu einem Uebermaß an Humor bewußt und fürchtete, sich gehen zu lassen, oder sie behielt ohne Unterlaß den Ernst und die Traurigkeit des menschlichen Lebens im Auge und ließ sich dadurch immer wieder zur baldigen Beendigung ihrer köstlichen Ausflüge ins Gebiet des Humors verleiten. Sei dem wie immer, sie schlägt selten und stets nur auf kurze Zeit einen scherzhaften Ton an. Man hat sie vielfach eine „große Humoristin" genannt; im großen Ganzen dürfte sie in diesem Punkte überschätzt worden sein.

Die Romane „Die Mühle auf dem Floß" und „Felix Holt, der Radicale" spielen ebenfalls in England, während „Romola" (1863) auf fremden Boden verlegt ist und den italienischen Reformator Savonarola zum Helden hat. „Romola" unterscheidet sich von den bisher genannten Romanen auch dadurch, daß er nicht so sehr eine Frucht der Beobachtung und der Erinnerung an Erlebtes, als vielmehr ein Ergebniß eifriger Studien und reiflichen Nachdenkens ist. Trotz der guten Lösung dieser Aufgabe und trotz der glücklichen Handhabung des feinen Witzes Italiens wurde „Romola" für eine „tour de force" gehalten und zwar achtungsvoll, aber nicht so warm begrüßt wie „Adam Bede", „Middlemarch", „Silas Marner" u. s. w.

Wie „Romola", ist auch „Daniel Deronda" (1876), George Eliots letzter Roman, ein Werk ihrer historischen Phantasie, nicht unbewußt reproducirend, sondern bewußt schaffend. Das große, tiefgehende Interesse für die Geschicke der Menschheit, das die Person und die Schriften unsrer Schriftstellerin kennzeichnet und das mit den Jahren und den Kenntnissen zunahm, trat nirgends in so hohem Grade zu Tage wie in „Daniel Deronda", dessen Charaktere Swinburne — der gegen diesen Roman eine umfangreiche Kritik in Buchform unter dem Titel „A note on Charlotte Brontë" schrieb — mit Unrecht „Wachsfiguren" genannt hat. In „Daniel Deronda" machte die Eliot den schwierigen Versuch, zeitgenössische Ereignisse auf ein quasi-historisches Niveau zu erheben. Da die Juden das auffälligste Beispiel von Anhänglichkeit an ihr Geschlecht liefern, ist es leicht begreiflich, daß George Eliot den jüdischen Bestrebungen freundlich gesinnt war. Sie bemühte sich nun, einzig und allein mit Hülfe ihres Genies eine Person zu schaffen, von der sie mit Vorbedacht behaupten konnte, sie sei den großen Geistesführern der Menschheit ebenbürtig. Nachdem sie schon früher einmal einen höchst sympathischen Juden gezeichnet hatte — Sephardo im „Spanischen Zigeuner" —, unternahm sie es, in der Gestalt Mordecai Cohens die Geschichte jenes merkwürdigen Volkes zu idealisiren. Dieses künstlerische Wagniß ist ihr in hohem Maße gelungen, hat aber seitens eines Theiles der englischen Kritik Proteste hervorgerufen. Es ist eben leider nicht Jedermann gegeben, sympathetische Einsicht, Sachkenntniß und Gerechtigkeitsliebe zu besitzen. Die günstige Behandlung, die George Eliot in „Daniel Deronda" dem jüdischen Element zu Theil werden läßt, hat diesen Roman in den jüdischen Kreisen Englands sehr beliebt gemacht.

George Eliot hat sich wiederholt auch als Dichterin im engern Sinne des Wortes, d. h. als Verfasserin von Versen, versucht. Sie besaß alle eine Dichterin ausmachenden Eigenschaften in hohem Grade, nur nicht „die Gabe des Gesanges", d. h. es gelang ihr nur selten, ihre Verse rhythmisch und wohlklingend zu gestalten. Als Dichterin war sie Mitglied der modernen „School of culture", deren Leiter Matthew Arnold ist; aber obgleich „Anhängerin der Verseinerung", besaß sie keineswegs klassische Neigungen. Ihre Dichtungen interessiren nicht durch Formschönheit, sondern dadurch, daß sich in ihnen eine bedeutende, tiefernste Seele offenbart. Sie feierte mit ihnen keine Triumphe, allein sie wurden achtungsvoll, ja, mit einer gewissen Verehrung aufgenommen, weil sie die Leser dem Wirkungsgebiete der edeln, wohlthätigen Natur der Verfasserin näher bringen. „Wir lesen ihre Dichtungen," sagt Mary Robinson in ihren „Beiträgen zur Geschichte der zeitgenössischen Poesie Englands", „in derselben Stimmung, in der wir Michel Angelos Sonette lesen oder den Verlust der Gedichte Rafaels betrauern. Wir haben sie nicht

wegen ihrer innern Schönheit liebgewonnen, sondern weil sie den Geist der Verfasserin zum Ausdruck bringen." In einigen ihrer Dichtungen schilderte sie die Charaktere und den Lebenslauf von Leuten, die sie in ihren Romanen nicht hätte können auftreten lassen. In anderen drückte sie ihre Liebe zur Musik und ihr lebhaftes Verständniß für die Bestrebungen des Tonkünstlers mit größerer Innigkeit und Ueberschwänglichkeit aus als in ihren Prosaschriften.

George Eliot betrat das Feld der Poesie sehr spät. Ihre erste Dichtung, „Der spanische Zigeuner", erschien 1868 und erwies sich leider als ein ebenso langweiliges wie umfangreiches Quasidrama. Der Erfolg, der ihre Prosawerke gekrönt hatte, blieb diesmal aus. Die Verse passen nicht zu den Gedanken; die Zeilen sind schwerfällig und für die auszudrückenden Ideen gewöhnlich viel zu lang. Die Charaktere sind mehr angedeutet als verzeichnet und die Handlung ist nicht interessant genug. Allerdings enthält das Poem einzelne Stellen von großer Schönheit und feinem Humor, einzelne prächtige lyrische Stückchen, namentlich Pablos Gesang: „The world is great" ist lieblich und pathetisch. Auch die umfassenden Sympathien und weittragenden Gedanken der Heldin Fedalma söhnen mit den großen Fehlern des Buches zum Theil aus.

Im Jahre 1874 ließ George Eliot einen Band besserer und erfolgreicherer Gedichte erscheinen: „The legend of Jubal, and other poems". Das Hauptgedicht, „Die Juballegende", verdient hohes Lob, denn hier ist eine schöne, anregende Sage — die vom Erfinder der Musik — in wohlklingende, gedankenvolle Verse gekleidet. Der positivistische Schluß ist charakteristisch, wie denn in allen Dichtungen unsrer Autorin das Echo von Ueberzeugungen hörbar ist, die sie in ihren Romanen dem dramatischen Interesse unterordnet. Der Band von 1874 enthält ferner: das hübsche, am Rhein spielende Hirtenspiel „Agathe", die wirksame dramatische Skizze „Armgart", einige kurze erzählende und lyrische Gedichte, die wunderbare, mit den Worten „O may I join the choir invisible" beginnende Hymne auf den Comte'schen Positivismus und die reizende, in der Form zwar sehr fehlerhafte, an sich aber geistig feine Serie „Bruder und Schwester". Die unter diesem Titel zusammengefaßten Sonette sind liebliche Idyllen, die von den kleinen Befürchtungen und Hoffnungen eines kleinen Geschwisterpaares handeln, vom Zusammenleben der Kinder im Schoße der Familie, von all den kindischen Dingen, die einen tiefen Sinn gewinnen, wenn man sich ihrer später erinnert, da die Zeit Aenderungen, Unterschiede und Trennungen gebracht hat. Diese elf Sonette allein geben Frau Lewes einen berechtigten Anspruch auf den edeln Namen einer Dichterin.

Die ganze künstlerische Thätigkeit George Eliots war von ethischen Bestrebungen beherrscht. In ihrem letzten Buche: „Ansichten des Theophrast Such" verlegte sie sich auf das unmittelbare ethische Dociren. Natürlich litt hierunter der künstlerische Werth des Buches und dasselbe bietet in der That mehr ein pathologisches als ein ethisches Interesse. Es besteht aus einer Reihe von mit einander nicht zusammenhängenden Abhandlungen über verschiedene irrige Sittenanschauungen, die gang und gäbe sind und von denen die Verfasserin die Welt gerne befreit sehen möchte. Es hat scheinbar einen Helden, und derselbe führt sich eingangs selber ein, aber seine Persönlichkeit verschwindet bald wieder. Sein Amt ist, Menschen und Dinge innerhalb seiner Erfahrung zu besprechen. George Eliot, die in ihren Romanen die Schwächen und Fehler der Menschen so mild und nachsichtig beurtheilt hatte, schlug in „Theophrastus Such" einen herben, beißenden Ton an. Sie vertauschte den Pinsel des Malers mit dem Secirmesser des Anatomen und verweilte fast ausschließlich bei der schwachen und krankhaften Seite des menschlichen Charakters. „Hierin liegt etwas Peinliches," bemerkt Helene Zimmern in einer Besprechung dieses Werkes; „man glaubt den Angstruf eines Geistes zu vernehmen, der die Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen gar zu lebhaft empfindet, eines Gemüthes, das weder von den höchsten geistigen Genüssen, noch von den glänzendsten literarischen Triumphen hat befriedigt werden können."

George Henry Lewes starb bekanntlich vor etwa zwei Jahren. Ein Jahr nach seinem Tode verehelichte sich George Eliot — diesmal unter Beobachtung der hergebrachten Formalitäten — mit einem an der Börse wie in den literarischen Kreisen wohlbekannten Herrn, Namens Croß, der jedoch während der Hochzeitsreise das Unglück hatte, von einem Balkon ins Meer hinabzustürzen und nach seiner Rettung wahnsinnig zu werden. Er wurde in einer Irrenanstalt untergebracht und seine Gemahlin war nun doppelt vereinsamt. Sie blieb es nicht lange, denn bereits nach einigen Monaten erkrankte sie an einer Herzfellentzündung, die nach wenigen Tagen, am 24. December 1880, dem segensreichen Leben der sechzigjährigen Frau ein fast jähes Ende bereitete. Ihr Tod riß in die englische Literatur eine schwer wieder auszufüllende Lücke.

Was die Persönlichkeit der George Eliot betrifft, so war sie nicht um ein Haar weniger bedeutend als ihre Schriften. Sie war aller Wahrscheinlichkeit nach die gebildetste und gelehrteste Frau des neunzehnten Jahrhunderts, und sie wurde es durch eigne Kraft und Anstrengung. Ihre umfassenden Sympathien ließen sie nie im Stich; ihre Beobachtungsgabe war von seltener Schärfe, ihr ganzes Wesen trotz aller sonst männlichen Errungenschaften gemüthvoll und echt weiblich, ihr geistiger Horizont ein ungemein ausgedehnter. Der Verkehr mit ihr bot noch höhere Genüsse als die Lecture ihrer Werke. Ihre leise, lieblich klingende Stimme brachte ihre Gefühle in allen Abstufungen zu deutlichem Ausdruck. Jeder von ihr gesprochene Satz war so vollendet und ausgestaltet wie ihre geschriebenen und gedruckten. Ihr Körper sah so zart und schwach aus, daß man hätte glauben mögen, sie lebe von der Luft. Dagegen waren Kinnbacken und Mund so groß und derb, daß, wie einer ihrer Freunde bemerkt hat, „sie eine gewisse Scheu hätte einflößen können, wäre ihr Lächeln nicht außerordentlich anmuthig gewesen". Sie war durchaus nicht hübsch; doch wurden ihre schlichten, massiven Gesichtszüge durch die bemerkenswerthe Mütterlichkeit, die in ihrem Blicke lag, verschönert. Hinsichtlich ihrer eigenen Werke war sie so sensitiv, daß man derselben in ihrer Gegenwart in Gesellschaft nicht Erwähnung thun durfte. Ihre Wohlthätigkeit kannte ebenso wenig Grenzen wie ihre Nachsichtigkeit. Durch ihre Bücher hat sie für die Verbesserung des Frauenloses sehr viel gethan; noch größere Dienste leistete sie dieser Sache dadurch, daß sie an sich selbst zeigte, wie sehr sich eine Frau auszeichnen kann.

Die Schöpfung von Charakteren wie Maggie Tulliver, Dorothea Brooke, Mary Garth, Gwendolen Harleth, Fedalma, Romola gelang unsrer Autorin darum so gut, weil sie selber diesen ihren Gestalten in vielen Punkten ähnelte. Sie legte in ihre Werke möglichst viel von ihrem eigenen Wesen hinein. Kein Dichter außer Shakespeare hat seine Seele so vollständig in Worte gekleidet wie George Eliot. Kein Wunder daher, wenn sich an ihrer Leichenfeier zahllose Menschen betheiligten, die sie niemals gesehen hatten. In Sachen der Religion war George Eliot äußerst freisinnig und sie wurde denn auch im „ungeweihten" Theil des Highgater Friedhofes begraben. Ihre gründlichen philosophischen Studien hatten ihr die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der bestehenden „positiven Religionsbekenntnisse" beigebracht und in ihren Anschauungen einen radicalen Umschwung erzeugt. Sie ging nicht ganz so weit wie Comte, aber sie war eine eifrige Anhängerin der „Religion der Menschenliebe". Wie ein rother Faden zieht sich durch alle ihre Romane der Gedanke, daß die Folgen unserer Handlungen sich auf alle Ewigkeit erstrecken und daß daher jeder Mensch sich bei seinem Thun und Lassen streng beobachten sollte. Obgleich das Christenthum ihr keine Befriedigung gewährte, war sie frei von der den Freidenkern sonst eigenen Neigung zur Verspottung dieser Religion und deren Vertreter oder Anhänger. Im Gegentheil, sie schildert ihre geistlichen und die religiösen Erfahrungen und Kämpfe ihrer Helden und Heldinnen mit äußerstem Wohlwollen und die „Nachahmung Christi" war eines ihrer Lieblingsbücher.

Populär im Sinne der Popularität, deren Dickens sich erfreute, war George Eliot nicht; brachte dies schon die Beschaffenheit ihrer Schriften mit sich, so trug dazu auch die Zurückgezogenheit bei, in der sie persönlich, anfänglich in der

Provinz und später in der Hauptstadt, lebte. Festgestellt ist aber, daß sie seit Dickens Tode die hervorragendste englische Romanschriftstellerin war. Sie that für das Kleinleben der englischen Provinz, was Walter Scott für die schottische Romantik gethan hatte. Scott erschloß der Welt die bislang unbeachtet gebliebenen Schätze Schottlands an landschaftlicher Schönheit und sorgte für ein allgemeineres Bekanntwerden des Nationalcharakters seiner Landsleute; ähnliches leistete George Eliot für die kleine Provinzstadt des eigentlichen England, namentlich ihrer engern Heimat. Hinsichtlich der Handlung seiner Romane und des Aufbaus einzelner Scenen übertrifft Scott die Eliot, und auch andere Romanciers übertreffen diese in diesen Punkten. Von Niemandem aber wird sie übertroffen an Höhe des Standpunktes, in ethischer Gediegenheit, von Niemandem außer Shakespeare in der Zeichnung von Charakteren, in psychologisch feiner Analyse menschlicher Beweggründe. Sie schrieb nicht blos zur Unterhaltung; auch bilden ihre Romane nicht ausschließlich einen Gegenstand geistigen Genusses oder literarischen Studiums; ihre Werke haben den großen Werth, „ein mit einigen der mächtigsten geistigen Einflüsse unsrer Zeit zusammenwirkendes belebendes Princip zu sein". Wie sagt doch Wordsworth von seinen eigenen Werken? „Sie werden mit den segensreichen Tendenzen in Natur und Gesellschaft zusammenwirken, um die Menschen mit Erfolg weiser, besser und glücklicher zu machen." Dasselbe gilt von den Schriften George Eliots. Sie können, um mit einem großen Dichter zu sprechen, „anderen Seelen ein Labtrunk in großen Seelenkämpfen sein, edlen Eifer wachrufen, reine Liebe nähren."

Wir haben gesehen, daß sich in George Eliot die Gabe der Analyse und die schöpferische Kraft vereint vorfinden. Sie ist gleichzeitig Dichterin und Philosophin. Sie hegt eine hohe Verehrung für alles Gute und Große, ist aber bereit, jede Ueberlieferung, jeden Glauben, jede Religion wissenschaftlich zu prüfen. In vielen modernen Romanen tritt uns der Geist der Poesie entgegen, in andern der der Wissenschaft; nirgends aber begegnen wir einer so vollkommenen Mischung dieser beiden Elemente wie bei George Eliot. Die Wissenschaftlichkeit läßt keine Verminderung der Menschenkenntniß wahrnehmen, und auf den Stil übt sie erst in unsrer Heldin letztem Romane, in „Daniel Deronda", einen vielleicht allzu starken Einfluß aus, was übrigens nicht verhindert, daß in diesem Buche die synthetisch-analytische Begabung der Verfasserin ebenso glänzend zu Tage tritt, wie in ihren übrigen Romanen.

Zufällig stammt George Eliot aus derselben Grafschaft wie Shakespeare (Warwickshire), und man darf kühn behaupten, daß nur sehr wenige Autoren dem „Schwan vom Avon" in dem Verständniß für die Vielseitigkeit des Daseins und der Charaktere — mit anderen Worten: in der Fähigkeit, die verschiedenartigen Factoren der „Leben" genannten Tragikomödie zu würdigen — so nahe gekommen sind wie jene seine Landsmännin. Diese Gabe ist eine eminent dramatische, und George Eliot gehört, obgleich sie niemals ein Theaterstück schrieb, eigentlich zur Schule der großen elisabethinischen Dramatiker, denn sie empfand mit derselben Deutlichkeit wie diese die Tragik, die in der Kleinlichkeit und den Beschränktheiten des menschlichen Lebens, sowie in der Unerbittlichkeit der Verhältnisse liegt.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Nisida" von R. Genée. Wiederaufnahme von Götz „Der Widerspänstigen Zähmung" in der Königlichen Oper. Concerte: Stern'scher Verein, Cäcilienverein. Pianisten: Alfr. Grünfeld, Franz Mannstädt (Concert von Brahms und Tschaikowski), Ilona Eibenschütz. Gesang: Fräulein Aßmann, Miß Eliott, Fräulein Kling, Fräulein Schauenburg, Fräulein Seeger, Herr v. Senfft-Pilsach. Geige: Herr Sauret (Concert von Gernsheim), Herr Rehfeldt, Herr Kruse. Cello: Herr Grünfeld, Herr Sandow.

Es war ganz entschieden ein Fehler des Pariser Vertrags, daß die Franzosen nicht neben der Zahlung der Milliarden auch zur jährlichen Lieferung von wenigstens sechs Textbüchern für komische Opern verpflichtet wurden. Denn was hat Unsereins von den Milliarden? höchstens etwas Gründungsmaculatur vulgo Actien („verlange Niemand mein Schicksal zu hören"). Aber wenn unter den sechs zu liefernden Textbüchern nur alle zwei Jahre ein brauchbares sich befand, welch ein Gewinn war das für die seufzenden Componisten und für den Beurtheiler? Meine spaßhaft klingenden Betrachtungen haben eine sehr ernsthafte Seite, wie jeder Operncomponist bezeugen wird; seit zehn Jahren ist außer „Bocaccio" kein deutsches komisches Textbuch mit nachhaltigem Erfolge aufweisbar, das nicht französischen Ursprungs wäre. Die „Fledermaus" stammt vom „réveillon", „Fatinitza" von der „circassienne". Die „Originale" aber, die rein deutschen, sind verschwunden oder führen ein wenig lustiges Leben.

Diese Erscheinung ist um so auffälliger und unerklärlicher, als es den deutschen Textdichtern durchaus nicht an Erfindung fehlt, d. h. an Grundgedanken für allerhand lustige und spaßhafte Scenen. Einen solchen weist auch die „Nisida" des Herrn R. Genée auf: die Hauptpersonen des Stücks sind Durchgänger: die Heldin, eine Primadonna, geht ihrem Impressario durch, um einen Ungetreuen zur Erfüllung seines Eheversprechens zu zwingen; der Impressario läuft ihr nach mit zwei Theateragenten; der eine Tenorist der Operette ist der oben angeführte durchgegangene Ungetreue, der zweite ist ein Corsar — der ebenfalls angewiesen ist, seinen Wohnsitz oft zu wechseln. Diese Grundlage wäre von einem Franzosen wahrscheinlich zu einer — wenig einheitlich entwickelten aber — sehr unterhaltenden Zusammenstellung aller möglichen Zwischenfälle und komischen Stehgreifscenen benützt worden. Aber die deutschen Textdichter begannen gleich damit, die ganze Handlung in die Havanna zu versetzen — und der Komik den Boden unter den Füßen wegzuziehen; denn welches Interesse findet der Zuschauer daran, daß ein so recht aus dem täglichen Leben gegriffenes Ereigniß in fremdem Lande mit fremden Kostümen und noch gar mit der Zugabe eines westindischen „Hurricans" (Sturmes) dargestellt wird? Und wenn von der zweiten Hälfte des zweiten Actes jeder loseste Zusammenhang mit der Haupthandlung aufhört, und nur Decorationen und Kostüme mehr wirken sollen, nicht einmal ein komisches Zwischenspiel? Der geschätzte Componist Herr Genée, der vor Jahren mit seinem „Seecadet" sich in günstiger Weise eingeführt hat, war auch vielfach als Textdichter thätig; die oben genannten erfolgreichen Operetten von Strauß und Suppé verdanken ihm und seinem unzertrennlichen Gesellschafter Zell die textliche Grundlage. Daß ein Componist und Textdichter, der die Vorbedingungen eines Librettos so oft für Andere richtig begriff und erfüllte, in dem Augenblicke, wo er selbst eine Operette componiren wollte, Fehler, wie die angedeuteten, übersah, und noch dazu fremde, nicht eigene, für die man ja blind sein mag — das ist fast unbegreiflich. Er hat nichtsdestoweniger einige Musikstücke zu Stande gebracht, welche es um so wünschenswerther erscheinen lassen, daß er einmal ein so gutes Textbuch verwende, wie er deren selbst viele verfaßt hat. Die Aufführung war vortrefflich. Die Fräulein Kopka, Stubel und Schmidt, die Herren Brandt, Klein, Schulz, Swoboda, Wellhof sind bekannte feste Stützen des Theaters und Lieblinge des Publicums. Die Ausstattung, Decoration und Kostüme waren so glänzend, wie sie nach meiner Meinung bei einer richtigen komischen Oper eigentlich gar nicht sein sollten; in einer großen „heroischen" müssen die Beigaben mitwirken, in der komischen die Sache. Wer kümmert sich im „Schwarzen Domino", in „Fra Diavolo" um die Toiletten oder Decorationen?

Wenn diese Zeilen erscheinen, wird „Nisida" wahrscheinlich den Weg aller Operetten der Neuzeit wandeln. Dagegen ist eine ältere, von uns hoch geschätzte, deutsche komische Oper, die bei ihrem ersten Erscheinen in der Hofoper eine unverdient kühle Aufnahme gefunden, nach jahrelanger Zurückgezogenheit wieder gekommen, und wird, wie wir jetzt hoffen können, dauernd bleiben. „Der Widerspänstigen Zähmung" von Götz, dem der Kunst früh Entrissenen, Hochbegabten, ist neu einstudirt gegeben worden, und mit glänzendstem Erfolge. Ich habe in der „Gegenwart" vom 23. December 1876 nach der ersten Aufführung eine sehr eingehende Besprechung veröffentlicht und die vielen Schönheiten dieses Meisterwerkes hervorgehoben. Heute darf ich nur von der Aufführung sprechen, die allerdings jene erste in den Hauptrollen überragte, und einen bedeutenden Theil zum Erfolge beitrug. Fräulein Lehmann gab dieses Mal die „Katharine" und bot eine individuelle wahre Meisterleistung in Gesang, Schattirung und Spiel. Der all-

mähliche Uebergang von unbändiger Wildheit, erst zur Liebe, und endlich zum Gehorsam und zur Sanftmuth, war mit dramatischer Wahrheit und vieler Feinheit der Empfindung in allen Einzelheiten, gesanglich und schauspielerisch wiedergegeben. Die Künstlerin erntete stürmischen und allgemeinen Beifall. Neben ihr glänzte Herr Oberhauser (Petruchio), der junge Sänger, der erst vor wenigen Jahren seine Laufbahn hier in kleineren Rollen begonnen hat, und sich immer mehr und mehr künstlerisch entfaltet. Auch er wußte das Interesse des Publicums in höherem Grade zu erregen, als der frühere Darsteller der Rolle, und auch ihm ward oft und lauteste Anerkennung zu Theil. Fräulein Gabrielli gab die weniger dankbare Rolle der Bianca mit feinem Verständnisse und sehr gutem Vortrage. Die anderen Partien wurden von denselben Künstlern dargestellt, welche bei der ersten Aufführung gewirkt hatten: Ernst, Fricke, Salomon; sie waren vortrefflich wie an jenem ersten Abende, doch wirkte die günstige Stimmung des Publicums entschieden diesmal belebender auf ihre ganze Leistung. Es war ein ausgezeichnetes Zusammenwirken, an dem auch Chor und Orchester unter Radeckes Leitung Theil hatten. Und so wollen wir hoffen, daß dem trefflichen Werke die verdiente Anerkennung immer mehr gezollt werden wird und der feinen komischen deutschen Oper die Bahn geöffnet bleibt. Der Intendanz gebührt Dank, daß sie dem Publicum gezeigt hat, wie der Glanz einer Hofbühne nicht blos in den einzelnen Namen, sondern noch mehr in der Gesammtleistung aller bedeutenden Kräfte liegt.

An Concerten waren die letzten Wochen überreich. Und wir müssen eingestehen, daß die meisten derselben interessant waren. Der Stern'sche Gesangverein veranstaltete ein Concert mit einem Mosaik-Programme, d. h. mit vier verschiedenen Stücken. Die Krönungshymne Händels, die mit den Worten beginnt „Zadok der Priester", ist ein glänzendes Chorstück in der Schönheit und Kraft, dem seine großen Oratorien nicht ganz gleichstehen. Bachs Cantate „Ihr werdet heulen u. s. w." ist im ersten Chore und im Schußchorale ganz des hohen Meisters würdig, die Einzelarien sind weniger bedeutend. Warum Mozarts Messe in C, aus welcher vier Nummern zur Aufführung kamen, überhaupt gewählt wurde, ist mir nicht ganz erklärlich. Des himmlischen Meisters Kirchenmusik war — wenn man das unvergleichliche Ave verum und Einiges im Requiem ausnimmt — überhaupt nicht seine höchste Leistung; diese Messe aber, in der sich viele heitere Opernanklänge finden, ist am wenigsten geeignet, dem großen Publicum einen Begriff von Mozarts Genius zu geben. Den Beschluß des Concerts bildete Fausts Verklärung von Schumann, eigentlich der schwächere Theil der Faustmusik. Die Chöre waren im Ganzen unter Rudorffs Leitung ausgezeichnet, von den Solisten werden wir später sprechen. Der Cäcilienverein unter Leitung des Herrn Holländer führte einen Frauenchor von Hopffer (einem vor Jahren in der Blüthe der Jahre verstorbenen talentvollen Componisten) vor, einen Chor von Rheinberger, Mirjams Siegesgesang von Schubert und das herrliche spanische Liederspiel von Schumann. Der Verein hat sich die Aufgabe gestellt, die Chorwerke neuerer Meister vorzuführen, und löst sie in ausgezeichneter Weise. Durch ihn ist Bruchs Odysseus in Berlin eingeführt worden und wird demnächst Liszts „Christus" zu Gehör gebracht werden.

An virtuosen Concerten haben wir hervorzuheben das der Gebrüder Grünfeld, in welchem der Pianist durch seinen Vortrag der Bach'schen, von Liszt übertragenen Orgelfuge in A-moll und der Chopin'schen F-moll-Phantasie gezeigt hat, daß er nicht blos Klaviervirtuose „hors ligne" ist, sondern bei einigem ernsten Zusammenfassen seiner ausgezeichneten Gaben auch als Musikkünstler Ausgezeichnetes zu leisten vermag. Will er die Richtung, die er an jenem Abende eingehalten, als Hauptsache betrachten, ohne deshalb etwa seiner großen Virtuosität zu entsagen, dann wird er in Bälde einen unbestrittenen hohen Rang in der ausübenden Künstlerschaft einnehmen und seinen glänzenden Ruf dauernd begründet haben.

Herr Franz Mannstädt hat in seinem Concerte zwei in Berlin noch nicht aufgeführte Concerte von Brahms und Tschaikowski zu Gehör gebracht. Das erste ist im ersten Satze etwas düster gehalten, im zweiten Satze (Andante) mehr phantastisch und unruhig sich bewegend als einheitlich und sanftmüthig stimmend; der dritte Satz dagegen ist großartig in Erfindung, Durchführung und Arbeit, voll Schwung und von prächtiger Wirkung; das Tschaikowski'sche Werk ist etwas zu lang und manchmal auch zu lärmend, aber voll interessanter, geistreicher, ja genialer Momente, welche für die Schwächen reichlichen Ersatz bieten. In beiden Stücken bewährte sich Mannstädt als ein durch und durch gebildeter Musiker, dem auch ein ganz starkes Rüstzeug der Technik zu Gebote steht. Beide Concerte bieten in Läufen, Doppelgriffen und Octaven die größten Schwierigkeiten und verlangen große Ausdauer. Das Publicum spendete reichsten und verdienten Beifall. Herr Ziegler, der in dem Concerte des Cellisten Sandow mitwirkte, besitzt recht gute Technik und Feuer, bedarf aber noch gründlicher Studien der Rhythmik und des Vortrags. Ein achtjähriges kleines, schwächliches Mädchen, Ilona Eibenschütz, spielte in einem eignen Concerte (im Kroll-Theater) Bachs italienisches Concert (1. Satz), Variationen von Beethoven, eine Polonaise von Schmidt (ihrem Wiener Lehrmeister), und erregte Erstaunen und Bewunderung durch die unglaubliche Technik und den natürlichen Ausdruck in ihrem Spiele — zugleich auch den Wunsch, daß dem lieben Kinde das traurige Schicksal erzwungener Frühreife fern bleibe und sie nicht der Ausbeutung verfalle.

An Sängerinnen hörten wir in letzterer Zeit Fräulein Aßmann, die im Cäcilienconcerte eine Arie, einige Lieder von Schubert und Schumann ganz vortrefflich sang; Miß Eliott (im zweiten Montagsconcert und in dem der kleinen Eibenschütz), deren Leistungen wir schon nach dem guten Eindruck ihres ersten Auftretens in anerkennendster Weise besprochen haben; Fräulein Kling, die in Mannstädts Concerte eine geistliche Arie von Schubert und Lieder mit großem verdienten Erfolge vortrug; Fräulein Schauenburg, die im Stern'schen Vereine in der Bach'schen Cantate unseres Wissens zum ersten Male in Berlin sang; sie hat eine tiefe wohllautende Altstimme, der Vortrag ist gut musikalisch. Fräulein Seeger, die in einem eignen Concerte auftrat, ist eine sehr gute Coloratursängerin mit kleiner, aber angenehmer Stimme und reinem Tonansatze, dem nur etwas mehr Klang zu wünschen ist. Herr von Senfft, der im Montagsconcerte neben Miß Elliot sang, erregte durch seinen Vortrag Löwe'scher Balladen allgemeinen Enthusiasmus, es war die schönste Leistung in dieser Art des Gesanges, Auffassung und Vortrag standen auf gleicher Höhe. An Geigern ist vor Allem Herr Sauret zu nennen, der als Mitwirker Mannstädts das hier noch nicht bekannte Concert von Gernsheim, einem gar liebenswürdig sinnigen Componisten, vortrug; der erste Satz und das Andante sind sehr fein erfunden und ausgeführt, der letzte erscheint mir zu ausgedehnt. Sauret spielte meisterhaft. Herr Rehfeldt, der in mehreren Concerten mitwirkte, zeichnete sich immer durch schönen Ton und edlen Vortrag aus. Ein noch junger Mann, Herr Kruse, hat es verstanden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; er spielt mit großer Sicherheit und Ruhe und warmem Tone. Ein neuer Cellist, Herr Sandow, hat sich in einem eigenen Concerte als tüchtiger Musiker und Techniker eingeführt, und Herr Grünfeld die liebenswürdige Anmuth seines Spieles öfters bewährt. H. Ehrlich.

Notizen.

Der Thronwechsel in Rußland lenkt noch immer die Blicke der Welt auf das große von Geheimnissen und Räthseln umgebene Czarenreich. In aller Herren Ländern und bis zu den fernen Staaten des Westens sind heute wie am Nachmorgen der nihilistischen Frevelthat Politiker und Publicisten mit Ergründung der Frage beschäftigt, was nun werden solle und welche Folgen das jähe Ereigniß für Rußland selbst und die andern Staaten haben werde. Wer aber auch die hochgestelltesten, durch die intimsten Informationen bevorzugten Staatsmänner befragen könnte, oder wer zum Studium von tausend Zeitungen Muße und Geduld hätte, würde stets dieselbe Antwort erhalten, daß Niemand die verborgenen Gedanken der moskowitischen Sphinx zu errathen vermöge. Die Betrachtungen der europäischen und transatlantischen Presse, soweit die der letztern schon zu uns gelangt sind, bewegten sich durchweg in demselben Kreise. Sympathische Gefühle des Schreckens und des Abscheus der mörderischen Bande gegenüber, mehr oder weniger aufrichtige Wünsche für Rußlands Zukunft, Ermahnungen zum Einlenken in die freiheitliche, verfassungsmäßige Bahn, zum inneren Ausbau, zur Sparsamkeit und zum Frieden, endlich aber der Ausdruck der Ueberzeugung, daß sich nach außen hin vor der Hand, zunächst, für eine übersehbare Zeit, oder wie sonst die journalistischen Deckungsformeln lauten mochten, nichts ändern werde. Damit wären die von allen Seiten vernommenen Trostsprüche und Prophezeiungen wohl ziemlich erschöpft.

Man würde angesichts eines solchen dunklen zeitgeschichtlichen Problems wahrscheinlich vergebens einen hohen Preis für irgend einen neuen Gedanken aussetzen. Auch könnte bei einer Revue der vielzüngigen Zeitungsstimmen eine gewisse Ermüdung nicht ausbleiben. Von nachhaltigem Interesse war nur der Eindruck, welchen der in Petersburg erwartete Umschwung an der Stelle hervorbrachte, wo man schon seit Jahren an das dereinstige Verschwinden des Kaisers Alexander die überschwänglichsten Hoffnungen geknüpft hatte, nämlich in Paris. Der politische Egoismus, wenn richtig erzogen und mit Selbstbeherrschung verknüpft eine der werthvollsten nationalen Tugenden, tritt bekanntlich bei den Franzosen in den krassesten Auswüchsen hervor. Auch im Privatleben beziehen sie Alles in erster Linie auf sich selbst, und ihre größten Geister waren zugleich Muster von Ichsucht. Voltaire hatte einmal einen Adler zum Geschenk erhalten und ihn eine Zeit lang mit Vorliebe gepflegt. Dann überließ er ihn der Dienerschaft, die das arme Thier verhungern ließ. Als Voltaire davon hörte und seinen Leuten bittere Vorwürfe machte, fehlte es nicht an den seltsamsten Entschuldigungen. Eine der Mägde sagte: O mein Herr, der Adler war so mager, so mager, er konnte nicht länger leben! Was, rief der durch Embonpoint nichts weniger als ausgezeichnete Verfasser des Candide, dann steht auch mir wohl bald der Tod bevor! An jenem inneren Zug, der sich selbst stets und überall als den Mittelpunkt des Weltalls betrachtet, sind Voltaires Landsleute auch heute noch erkennbar. Als das Havastelegramm die Kunde von der Ermordung des Czaren in Paris verbreitet hatte, wurden in den Boulevardcafés sofort die haarsträubendsten Allianzcombinationen aufgestellt, und es fehlte nicht viel, daß ein Krieg gegen die verhaßten Deutschen auf Tag und Stunde berechnet wurde. Objectiver Reflexionen sind unsere westlichen Nachbarn in solchen Fällen durchaus nicht fähig. Selbst ihr physisches Auge ist von ihren Neigungen oder Antipathien in unverbesserlicher Weise umflort. Sonst hätte Herr Tissot in seiner berühmten Reise nach dem Milliardenlande doch vielleicht etwas Anderes gesehen als Noth und Verkommenheit. Unter den Chauvinisten in Paris, die aus der Petersburger Katastrophe die absurdesten Hoffnungen für ihre auf Revanche gebauten Hirngespinste schöpften, zeichnete sich zuerst wie gewöhnlich Herr Girardin aus, der bekanntlich jeden Tag eine andere Idee haben muß, aber selten eine richtige producirt und durch die bitteren Erfahrungen, welche ihm sein: à Berlin! von Anno 1870 eingebracht hat, noch nicht curirt scheint. Für den Augenblick zwar ist auch dieser geckenhafte Erfinder der modernen Sensationsjournalistik äußerlich wieder still geworden. In Paris wie überall haben interessirte Leute, soweit Rußland in Frage kommt, schließlich die Parole des Abwartens als die klügste ausgegeben. Auch Türken und Griechen, die zuerst halb verwirrt in der neuen Lage erschienen, mußten sich zur Geduld bequemen. Die Vermittlung der Mächte in dem endlosen Grenzstreit wird natürlich fortgesetzt. Man weiß, was davon zu halten ist. Macchiavell sagte einmal, die Mediation in diplomatischen Verhandlungen sei die Kunst, zwischen zwei ermüdeten Gegnern zu interveniren, um die Früchte des Krieges einzuheimsen, zu welchem man nichts gethan, im Interesse des Friedens, welchen man für sich verwerthen wolle. Diese Kunst wird das neue Rußland so gut verstehen wie die anderen Mächte, und die streitenden Theile mögen zusehen, ob sie bei dem spontanen Entgegenkommen, ohne Blutvergießen und schlimmere Opfer, als die ihnen zugemutheten, nicht ungleich besser fahren.

* * *

Die photographische Gesellschaft in Berlin veröffentlicht gegenwärtig die Meisterwerke der Nationalgalerie in London, ein Unternehmen, das um so dankenswerther ist, als die Gemälde von Rafael, Tizian, Correggio, von Rembrandt, Murillo, Memling oder Hogarth und vieler Andern, die sie enthält, bei uns auf dem Continent weniger bekannt sind, als die berühmten Bilder einheimischer oder italienischer Sammlungen. Ich muß dabei der erstaunlichen Fortschritte gedenken, welche die Photographie seit einem Menschenalter gemacht hat. Als ich am Anfang der fünfziger Jahre nach München kam, trug bereits Franz Hanfstängel mit seinen Bildnissen nach dem Leben den Preis davon, der ihm auch auf einer Pariser Ausstellung zuerkannt wurde; aber für die Wiedergabe von Gemälden ward die Photographie noch nicht verwandt; wenn man es versuchte, so erschienen die Formen verschwommen, und das Colorit war ganz disharmonisch, indem die Wirkung der Farben eine sehr veränderte war. Da kam eines Morgens der junge Albert von Augsburg zu mir mit einem Briefe von Gustav Kolb, dem Redacteur der Allgemeinen Zeitung, welcher ein anerkennendes Wort für die photographische Nachbildung von Handzeichnungen wünschte, welche jener hergestellt hatte. Sie waren in der That ein treues Facsimile und ließen Ton und Strich des Bleistifts, der Feder oder des Pinsels ganz genau erkennen. Wir gingen zusammen zu Kaulbach, und dieser war sogleich entschlossen für die Photographie zu zeichnen und sah zu seiner freudigen Ueberraschung sehr bald seine Blätter von Albert auch in einer Größe wiedergegeben, an welcher man früher gezweifelt hatte. Bruckmann ließ nun die Zeichnungen zur Goethe-Galerie in diesem Imperialformat herstellen, sie sollten in großen Städten ausgestellt dem Kupferwerk Reclame machen, fanden aber soviel Anklang, daß sie das ganze Unternehmen deckten und trugen, ja bekannter wurden als manche andere, werthvollere Schöpfungen des Meisters. Während Albert im Wetteifer mit französischen Mitarbeitern noch fortwährend beschäftigt ist, farbige Photographien herzustellen, haben allmählich Andere es erreicht, die coloristische Wirkung von Gemälden durch verschiedene Abtonungen ähnlich wie im guten Kupferstich annähernd zu ersetzen, und die photographische Gesellschaft in Berlin, sowie die Söhne Hanfstängels in München konnten es unternehmen, Sammelwerke herauszugeben, in welchen dort die berühmtesten Gemälde der Dresdener Galerie, hier die der Münchener Pinakothek zu einem Gemeingute gemacht werden. Während den Laien die Gesammtwirkung der Composition mit der völligen Treue für die Form des Einzelnen befriedigt, sieht das Künstler- und Kennerauge selbst noch die Pinselführung oder Malweise des Meisters bewahrt. Wie charakteristisch ist da z. B. das Gesicht einer alten Frau von Rembrandt im Unterschiede von dem jugendschönen, weichen Angesicht der Dame mit dem Strohut von Rubens! Das Helldunkel Correggios', die Formenklarheit Rafaels, die innige Empfindung Peruginos im Unterschied von der alterthümlich strengeren Weise Filippo Lippis und Mantegnas treten uns auf anderen Bildern nach der Londoner Nationalgalerie mit voller Bestimmtheit entgegen, und Bildnisse von der Hand Andrea del Satos oder Moronis und Solarios sind so entsprechend wiedergegeben, daß man diese dem Namen nach nicht bekannten prächtigen Menschen doch gern an der Wand seines Zimmers sehen möchte. Wir wünschen dem Unternehmen glücklichen Fortgang und hoffen auf dasselbe später einmal zurückzukommen.

M. Carriere.

* * *

In dem Verlage von Voß in Leipzig sind **Moses Mendelssohns „Schriften** zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik" herausgekommen. Dr. Moritz Brasch hat die Ausgabe zusammengestellt, die einzelnen Stücke mit Einleitungen über Entstehung und Inhalt und mit Anmerkungen versehen, außerdem das Ganze durch eine Charakteristik Mendelssohns als Schriftsteller und Philosoph eröffnet. Möge das verdienstvolle Werk Freunde finden! Die bisherigen Ausgaben der Schriften des jüdischen Philosophen ermangelten fast durchgehends wünschenswerther Correctheit, und Einzelnes von dem, was wir nun vereinigt besitzen, war bisweilen durchaus nicht leicht zu erlangen. So war bei der Wichtigkeit, die Mendelssohns Schaffen für die Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts besitzt, ein wirkliches Bedürfniß nach einer guten Gesammtausgabe seiner Werke vorhanden, die außer seinen großen, Epoche machenden Schriften, auch von den kleineren mindestens das Bedeutendste enthielt. Man kann wohl sagen, daß die vorliegende Publication diesem Bedürfniß abhilft. Nur mit Einer Eigenthümlichkeit derselben kann Referent sich nicht befreunden. Der Herausgeber hat sich berechtigt und im Interesse der Verbreitung seiner Sammlung veranlaßt geglaubt, an dem Texte Aenderungen vorzunehmen, indem er veraltete Wendungen durch moderne ersetzte. Ein solcher Eingriff, welcher die stilistische Physiognomie eines Schriftstellers arg entstellen kann, ist ein Unrecht; und nicht einmal der Umstand dient ihm zur Entschuldigung, daß er im Interesse des Publicums vorgenommen worden sei. Populär wird Mendelssohn ja doch nie werden; die aber, welche ihn heute noch lesen, sind doch wohl gebildet genug, auch seinen unverfälschten Stil zu verstehen und das Altfränkische desselben mit Pietät hinzunehmen.

* * *

Bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erscheint gegenwärtig ein Lieferungswerk, die **„Bibliothek indogermanischer Grammatiken"**, von dem übrigens auch einzelne Bände abgegeben werden. Diese Grammatiken sind bestimmt, den Leser mit dem, was augenblicklich für jede Sprache als festgestellt angenommen wird, bekannt zu machen und ihm so als erste Einführung in das Studium derselben zu dienen. Das

Unternehmen — die erste von einem einheitlichen Gesichtpunkte aus gegebene Gesammtdarstellung der Einzelgrammatiken — füllt entschieden eine Lücke aus und wird sicherlich in den Kreisen angehender Jünger der Sprachwissenschaft, denen es von wesentlichstem Nutzen sein kann, vielen Anklang finden. — Herausgekommen sind bis jetzt vier Bände: „Grundzüge der Lautphysiologie", von E. Sievers, „Indische Grammatik" von W. D. Whitney, „Griechische Grammatik" von G. Meyer und „Einleitung in das Sprachstudium" von B. Delbrück. Dieser vierte Band verdient es in erster Linie, der Beachtung auch des größeren Publicums, das dem eigentlichen Sprachstudium ferner steht, empfohlen zu werden. Der Verfasser gibt darin einen Abriß der Entwickelung der Sprachwissenschaft und eine Uebersicht der Stellung, welche die Forschung heutigen Tages den hauptsächlichsten Problemen gegenüber einnimmt. Das Buch ist faßlich geschrieben und dem Verständniß des gebildeten Laien vollkommen zugänglich. Es wäre erfreulich, wenn dasselbe mit einigem Erfolge ein wärmeres Interesse an jener höchst merkwürdigen Wissenschaft, die ein Ruhmesfeld ganz besonders deutscher Forschung geworden ist, verbreitete.

* * *

Ueber **„Die rothe und die weiße Rose"**, das Schauspiel des talentvollen, nur zu früh gestorbenen Ernst Grua, das am 18. März zum ersten Male in dem Schauspielhause in Scene ging, werden wir zusammen mit den übrigen Novitäten der Woche in der nächsten Nummer berichten. Für heute constatiren wir nur die freundliche Aufnahme, die es bei dem höchst sympathisch gestimmten Publicum gefunden hat.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Mit dem 1. April 1881 beginnt das 2. Quartal der

„Hamburger Nachrichten"

und bitten die Unterzeichneten die Bestellungen für dasselbe **möglichst frühzeitig** zu machen, damit die Nummern vollständig geliefert werden können.

Die **„Hamburger Nachrichten"** (gegründet 1792), bekanntlich die größte, bedeutendste und verbreitetste politische Zeitung namentlich des nordwestlichen Deutschlands, erscheinen täglich in **2 Ausgaben** Morgens um 7 und Abends um 6½ Uhr; am Sonntag erscheint nur die Morgen-, am Montag nur die Abendausgabe. Die Versendung geschieht mit erster Post nach der Ausgabe. Abonnementspreis im deutschen Postgebiet incl. Postaufschlag *M.* 10 per Quartal. Sämmtliche Postanstalten nehmen Abonnements an.

Für Anzeigen beträgt der Insertionspreis die Petitzeile 40 Pfennige Reichsmünze. Die Einsendungen von Inseraten sind franco an die Expedition der „Hamburger Nachrichten" zu adressiren, welche auch auf franco Anfragen betr. Preis ꝛc. umgehend Auskunft franco ertheilt. Gleichfalls nehmen die am Kopf des Blattes bezeichneten Annoncen-Bureaux auswärtige Anzeigen für die „Hamburger Nachrichten" an.

Hamburg, März 1881.

Hermann's Erben,
Herausgeber u. Verleger d. „Hamb. Nachrichten".

Von der Kritik einstimmig aufs Wärmste empfohlen.

Handbuch
für
Capitalisten.
Ein
Sammel- u. Nachschlagewerk
für
Privatleute und Bankiers.
Herausgegeben
von
Paul Steller.
Preis: 7½ *M.*
In englischen Einband: 9 *M.*
1100 Seiten stark.

Vollständigster und unparteiischer Rathgeber für jede Anlage in Effecten.

Auch die noch nirgends besprochenen Papiere der kleineren deutschen Börsen enthaltend.

Verlag von W. Levysohn in Grünberg i. Schl.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ein akademisch gebildeter Mann mit Kenntniss der französischen, englischen, italienischen, spanischen und russischen Sprache, sucht eine angemessene Stellung. Off. unter J. D. 8594 an Rudolf Mosse, Berlin SW.

Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

„Berliner Tageblatt"

nebst seinen drei werthvollen Separat-Beiblättern:

Illustrirtes Witzblatt „ULK",
Belletrist. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle",
„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft"

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit u. Gediegenheit seines Inhalts **die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands** geworden, indem es sich **seit mehreren Jahren einen festen Stamm** von weit über 70 Tausend Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des „Berliner Tageblatt" bestehen vornehmlich in Folgendem:

„Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt, wodurch das „B. T." in der Lage ist, alle Nachrichten stets 12 Stunden früher als jede nur ein Mal täglich erscheinende Zeitung zu bringen.

„Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung.

„Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und in Folge dessen rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende Spezial-Telegramme.

„Ein eigenes parlamentarisches Bureau liefert dem Blatte schnelle und zuverlässige Berichte.

„Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse.

„Vollständige Ziehungslisten der Preußischen u. Sächsischen Lotterie, sowie Auslooosungen der wichtigsten Loospapiere.

„Ausgedehnte Anwendung des Telegraphendrahts und in Folge dessen frühzeitigste Meldung von allen wichtigen Ereignissen.

„Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen.

„Sorgfältig gepflegtes Feuilleton unter Mitarbeiterschaft der ersten Schriftsteller. Das Roman-Feuilleton des II. Quartals wird folgende hervorragende Dichtungen bringen, welche in keinem anderen Blatte Deutschlands erscheinen.

„Ehre über Alles." Novelle von **Paul Heyse.**	„Die vornehme Schwester." Erzählung von **Ernst Wichert.**	„Ein Kind des Meeres." Roman von **Hieronymus Lorm.**

Ermuntert durch die bereits erreichten großen Erfolge ist das „Berliner Tageblatt" bestrebt seinen Inhalt stets zu erweitern und zu vervollkommnen, um seinen Lesern die thunlichst beste Zeitungslektüre zu bieten trotz des enorm billigen Abonnementspreises von nur für das Vierteljahr **5 Mark 25 Pfg.** für alle vier Blätter zusammen.

Man beliebe die Abonnements-Bestellung schleunigst bei dem nächsten Postamt zu bewirken, damit die Uebersendung vom Beginn des Quartals ab pünktlich erfolge.

Die Verbreitung des „Berliner Tageblatt" erstreckt sich nicht allein über ganz Deutschland, wo es in mehr als 1400 Städten vertreten ist, sondern dasselbe genießt auch im Auslande als große deutsche politische Zeitung eine besondere Beachtung. Das „B. T." dient der in- und ausländischen Presse als ergiebige Quelle für wichtige politische und sonstige Nachrichten, mit denen es den meisten anderen Zeitungen voraneilt.

Neuer Verlag von Freund & Jeckel in Berlin.

Verschämte Arbeit.

Schauspiel in drei Akten

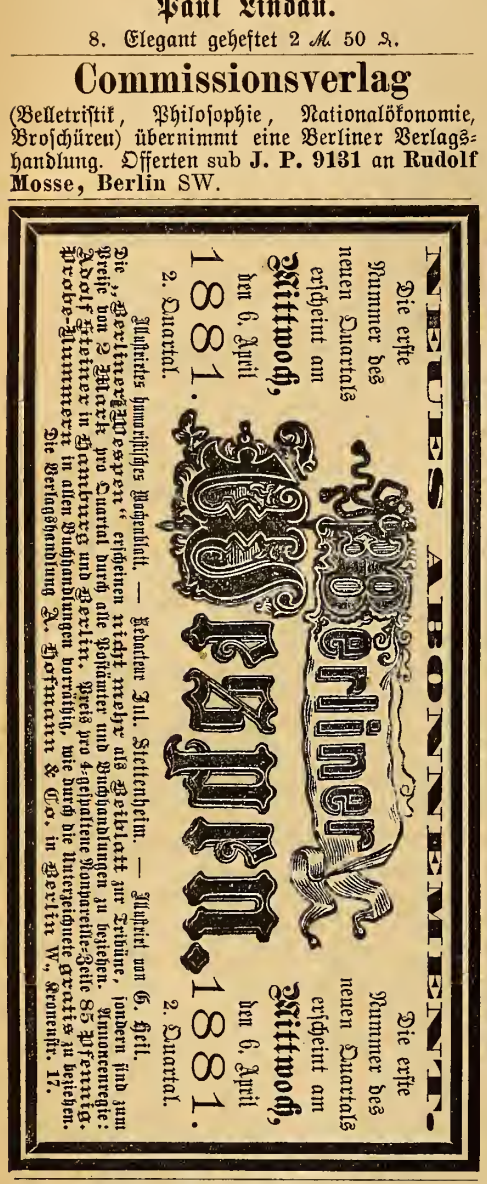
von

Paul Lindau.

8. Elegant geheftet 2 *M.* 50 *Pf.*

Commissionsverlag

(Belletristik, Philosophie, Nationalökonomie, Broschüren) übernimmt eine Berliner Verlagshandlung. Offerten sub **J. P. 9131** an **Rudolf Mosse, Berlin** SW.



Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 *Pf.* in Freimarken zu beziehen.

= Gelben Java =

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee

pr. Pfd. 50 netto à *M.* 52.—
„ „ 9½ „ à *M.* 10.85

incl. Zoll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation.

Kaffee-Import von

A. L. Reiche & Co. in Hamburg.

Das langjährige Renommé des Hauses bürgt für reellste Bedienung.

Paul Beyer's Lese-Institut in Leipzig

empfiehlt:

Ambros, Nachgelassene Schriften. Bd. I: Aus Italien.
Amyntor, Im Hörselberge. Novelle.
Anzengruber, Bekannte von der Straße. Genrebilder.
Aprent, J., Das Menschenleben in seiner sittlichen Bedeutung.
Asbjoernson, Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeistersagen. Aus dem Norweg. übersetzt.
Auerbach, B., Brigitta. Erzählung.
Bandau, A., Zwölf Jahre als Diaconissin.
Beaconsfield, Endymion. 3 Bde. (dtsch.)
Blüthgen, V., Bunte Novellen. 2 Bde.
Braun-Wiesbaden, Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirthschafts- und kulturgeschichtl. Plaudereien.
—— Doctor Sackauer. Neue Bilder aus der Kleinstaaterei.
Bret Harte, Gabriel Conröy. Roman.
Burnett, F., Louisiana. Roman.
Byr, R., Der Weg zum Herzen. Erzählung.
Conrad, Französische Charakterköpfe.
Dahn, F., Odhin's Trost.
—— Kämpfende Herzen. Drei Erzählungen.
—— Ein Kampf um Rom. 4 Bde.
Daudet, A., Der kleine Dingsda.
—— Der Nabob.
Delitsch, Rohling's Talmudjude.
Dewall, Nadina. Roman. 3 Bde.
Derboeck, Spledder un Spöhn. I.: Ut de Hansbunkentid. Snafsche Vertellung.
Ebers, Der Kaiser. 2 Bde.
—— Eine ägyptische Königstochter. 3 Bde.
—— Uarda. 3 Bde.
—— Homo sum.
—— Die Schwestern.
—— Eine Frage. (Erscheint nächste Woche.)
Enders, M. A., Novellen.
Engel, Carl, Deutsche Puppenkomödien. 2 Bde.
Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin d. barmherzigen Schwestern im St. Johannis-Hospital zu Bonn.
Fontane, Grete Minde.
Franzos, Stille Geschichten.
Frenzel, Frau Venus. Roman. 2 Bde.
Frey, B., Aus alter Fehde. Roman.
Freytag, Aus einer kleinen Stadt.
Friedrich-Friedrich, Die Liebe. Lustige Bilder.
Friesen, (K. Sächs. Staatsminister a. D.), Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bde.
Fuchs-Nordhoff, Josefine. Roman.
Fulda, L., Chamisso und seine Zeit.
Glümer, C., Dönninghausen. Roman.
Gottschall, Das Fräulein von St. Amaranthe. Roman. 3 Bde.
Helm, Cl., Unter'm Schnee erblüht. Erzählg.
Heyse, Novellen. XIII. (neueste) Sammlung.
Hillern, Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen.
Hornemann, Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode.
Hopfen, Hans, Mein Onkel Don Juan. 2 Bde.
Jahrbücher, Preußische, 1881. Heft 1 u. ff.
Kalisch, L., Pariser Leben. Bilder und Skizzen.
Kaltenbrunner, K. A., Geschichten aus Oberösterreich.
Kirchbach, W., Salvator Rosa. Roman. 2 Bde.
Leo, Heinr., Aus meiner Jugendzeit.
Lindau, Rud., Die kleine Welt. Novellen.
Lorm, Außerhalb der Gesellschaft. Roman.
Meyer, C. F., Der Heilige. Novelle.
—— Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte. 2 Bde.
Meding, O. (Gregor Samarow), Memoiren zur Zeitgeschichte. I.: Vor dem Sturm.
Moser u. **Schoenthan,** Krieg im Frieden. Lustspiel.
Nord und Süd. Jahrgang 1881. Heft 1 u. ff.
Nordau, M., Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande.
Oetker, Fr., Aus dem norddeutschen Bauernleben. Schildereien.
Pasqué, Frau Musica. Vier Erzählungen.
Pilger, Ueber das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien.
Putlitz, G. zu, Rolf Berndt. Schauspiel in 5 Akten.
Radenhausen, Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre.
Rémusat, Gräfin, Napoleon I. und sein Hof. Memoiren. Dtsche Ausg. Halbbd. 1—4.
Renan, Das Leben Jesu.
Rodenberg, Die Grandidiers. Roman. 3 Bde.
Rohlfs, G., Neue Beiträge zur Entdeckung Afrikas.
Roland, A., Der blaue Schleier. Novelle.
Rülf, J. J., Der Einheitsgedanke. Als Fundamentalbegriff aller Religion u. Wissenschaft.
Rundschau, Deutsche, 1881. Heft 1 u. ff.
Salon, 1881. Heft 1 u. ff.
Scherr, J., Vom Zürichberg. Skizzenbuch.
Schmidt, M., Der Schutzgeist von Oberammergau. Cultur- und Lebensbild.
Schneider, Louis, Aus m. Leben. 3 Bde.
Schulenburg, M. von, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald.
Schwarz, B., Aus dem Osten. Reisebriefe aus Ungarn, Siebenbürgen, d. Walachei 2c.
Shipley, M. E., Lange geprüft. Eine Erzählung für die Frauenwelt.
Siegen, K., Heinr. v. Kleist u. d. zerbroch. Krug.
Spielhagen, Quisisana. Novelle.
Storm, Die Söhne des Senators. Novelle.
Stretton, Durch ein Nadelöhr.
Taylor, Antinous.
Villamaria, Lang, lang ist's her. Novellen.
Vogler, M., Die Verwahrlosung des modernen Charakters.
Werner, Bilder aus dem Seeleben.
Werner, E., Frühlingsboten. Roman.
Westermann's Monatshefte 1880. April u. ff.
Westphal, Mein Wilhelm. Novelle.
Wichert, Rauschen. Ein Strandidyll.
Wilbrandt, Meister Amor. Roman. 2 Bde.
Wolff, Jul., Tannhäuser. Ein Minnesang.
Zeit, Unsere, 1881. Heft 1 u. ff.
Zola, Das Assommoir.

Das Lese-Institut bietet neue Romane, Novellen, Gedichte, Dramen, Memoiren, sowie wissenschaftliche Literatur von allgemeinem Interesse alsbald nach Erscheinen in sauberen, gebundenen Exemplaren — keine abgegriffenen Leihbibliotheksbände — leihweise sowohl einzeln als im Abonnement.

Der Preis der Abonnements, die jederzeit begonnen werden können, beträgt vierteljährlich pränumerando bei beliebigem Wechsel

für je einen Band 3 Mark, für je zwei Bände 5 Mark,
für je drei Bände 6 Mark 75 Pf., für je vier Bände 8 Mark.

Außerhalb eines Abonnements werden die Bücher gegen Einlage des Ladenpreises (durchschnittlich 5 *M.* pro Band) und eine tägliche Lesegebühr von 5 *Pf.* ausgeliehen.

Der Bestand des Lese-Instituts wird durch allwöchentliche Neuanschaffungen erweitert, über welche von Zeit zu Zeit Nachträge zum Verzeichniß erscheinen; dieselben werden unentgeltlich ausgegeben. Vorschläge hinsichtlich neuaufzunehmender Bücher von Seiten der Herren Abonnenten sind stets willkommen, und werden, so weit möglich, gern Berücksichtigung finden.

Auswärtige wollen ihre Aufträge direct per Post einsenden oder der nächsten Buchhandlung übergeben.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 14. Berlin, den 2. April 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die russischen Zustände. Betrachtungen nach dem Attentate. Von Y. — Die letzten Augenblicke des Czaren. Auszug aus einem Briefe einer russischen Hofdame. — Das Grundeigenthum in Irland. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Giovanni Prati: „Der Savoyarde" und „Welt und Dichter". Nachdichtungen von Paul Heyse. — Wilhelm von Humboldt über Schiller und Goethe. Von M. Carriere. — Volksschauspiele. Von Max Koch. — **Aus der Hauptstadt:** Das theatralische Berlin O., S. und S.W. Ostend-, Borussia- und Central-Theater. Von Paul Lindau. — Schauspielhaus. — Belle-Alliance-Theater. Von Carl Groddeck. — Aus der Kunstwelt. Von Th. L. — Notizen. — Inserate.

Die russischen Zustände.

Betrachtungen nach dem Attentate.

Man schreibt uns aus St. Petersburg:

„— — Von der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, ja Unvermeidlichkeit der Einführung einer Verfassung ist hier natürlich ebenso viel die Rede wie in Ihren, immer noch ziemlich verstümmelt ausgegebenen Zeitungen, und alle von dem Grafen Loris-Melikow und von Herrn Abasa angestellten Versuche, dem bezüglichen Verlangen der hiesigen Presse durch Verwarnungen und Einsperrungen der Redacteure den Mund zu stopfen, dürften sich als völlig wirkungslos erweisen.

Wenn der erste panische Schreck über das Ereigniß vom 1./13. März vorüber und das gegen die Urheber desselben eröffnete Verfahren beendet ist, wird dieses Verlangen mit einer Leidenschaftlichkeit wiederkehren, das alle Bedenken des jungen Kaisers und seiner Berather zum Schweigen bringen und sich gebieterisch durchsetzen wird. Gerade die Rathlosigkeit und Unschlüssigkeit, in welcher die Regierung sich befindet, macht die Stärke derjenigen aus, welche eine Veränderung der Formen des russischen Staatslebens verlangen. Je weniger der Kaiser vor der Hand zugestehen wird, desto mehr wird man ihm entreißen, und wenn es wirklich dabei bleiben sollte, daß zunächst nur Gouvernements-Deputirte einberufen werden, welche „Wünsche" äußern und zu einer „Redactions-Commission" zusammentreten sollen, so spricht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese „Commission" sich im Handumdrehen in eine förmliche Constituante verwandeln und das Heft in die Hände bekommen werde. Maß zu halten und sich vorurtheilslos auf die Befriedigung concreter Bedürfnisse zu beschränken, ist einmal nicht russische Art. Dazu kommt im vorliegenden Falle noch, daß das Füllhorn blos administrativer Reformen so gut wie erschöpft ist, daß die Führer der Bewegung sich auf solche nicht einlassen können, und daß dieselben die Empfindung haben, es müsse das Eisen geschmiedet werden, so lange es warm ist. Kommen die widerstrebenden Elemente zur Regierung, so werden sie ihr Möglichstes thun, um die empörten Fluthen zurückzustauen und dem Absolutismus möglichst freie Hand zu schaffen; innerhalb der herrschenden Gesellschaftsschicht haben diese Elemente ja nach wie vor die Oberhand, und gibt es Niemand, der das Zeug oder nur den Willen zu einem allen vorhandenen Traditionen zuwiderlaufenden „verfassungsmäßigen" Regiment besäße.

Wäre solches Regiment aber überhaupt in Rußland möglich? Von zehn ernsthaften Leuten, die Sie danach fragen (diese zehn Leute ausfindig zu machen wird freilich nicht leicht sein), werden Ihnen neun ein kopfschüttelndes „Nein" zur Antwort geben. Wen anders als die in dem engeren Kreise ihrer Thätigkeit unfähig befundenen Landschafts-Deputirten und Stadtverordneten, die viel gescholtenen und doch unvermeidlichen Büreaukraten und endlich die Maulhelden des Katheders und der Presse vermöchte die große östliche Hälfte des Reichs denn in die einzuberufende „allgemeine Versammlung" (obschtaja duma) zu delegiren! Daß die national und ursprünglich gebliebenen, sittlich gesunderen Elemente des russischen Volkes im Stande sein würden, den Doctrinären des Radicalismus und Slavismus die Wage zu halten, muß als durchaus unwahrscheinlich bezeichnet werden, nachdem eine zwanzigjährige Erfahrung bewiesen hat, daß aller bestimmende Einfluß, alle geistige Regsamkeit auf der entgegengesetzten Seite gefunden werden und daß bei jeder Krisis diejenigen das letzte Wort haben, die die volltönendste, kräftigste Formel zu finden wissen. Vor dem polnischen Aufstande ließ die öffentliche Meinung sich von den Schülern Herzens und Tschernytschewskis gängeln, die den Adel abschaffen, alles persönliche Grundeigenthum zu Gunsten des altrussischen Gemeindebesitzes confisciren und den Thron, der eben erst die Leibeigenen emancipirt und die schwersten Anfechtungen der ehemaligen Herren erfahren hatte, sofort mit republikanischen Institutionen umgeben wollten. Während des polnischen Aufstandes und unmittelbar nach demselben beherrschten die Nationalfanatiker Katkow und Samarin die Meinung und den Willen ihrer Volksgenossen mit fast unumschränkter Gewalt, wurde der kurz zuvor von allen anständigen Leuten verachtete Murawjew zum Heiligen gemacht und suchten diejenigen, die überhaupt zu Worte kamen, einander an antipolnischen, antideutschen und antieuropäischen Formeln zu überbieten. Damals wurde die Saat des seitdem so üppig ins Kraut geschossenen Nihilismus mit vollen Händen ausgestreut, in der gesammten westlichen Hälfte des Reichs alle überkommene Autorität, alle traditionelle Bildungsform für todeswürdig erklärt und ein Zerstörungswerk angerichtet, welches dem heranwachsenden Geschlecht allen festen Boden unter den Füßen wegzog. Die alten westeuropäischen Ordnungen wurden in Polen, Litthauen u. s. w. bis ins Herz getroffen, — ein neues „nationales" Leben zu begründen zeigten die Zerstörer sich aber völlig außer Stande: die von ihnen veranlaßten unsinnigen Gesetze, welche die Grundsteuer nach der Nationalität des Grundbesitzers bemaßen, den Gebrauch der polnischen Sprache in Litthauen verboten, lateinische Schriftzeichen und kleinrussisch geschriebene Bücher auf den Index prohibitorum setzten und die Jugend dadurch zu völliger Bildungs- und Nationalitätslosigkeit verurtheilten, — diese Gesetze gelten zum Theil noch heute und geben uns einen Vorgeschmack dessen, was man zu erwarten haben würde, wenn die „nationale Gesinnungstüchtigkeit" zum zweiten Male ans Ruder käme.

Und was geschah während der dritten, direct hinter uns liegenden Phase neurussischer Entwickelung, derjenigen des letzten großen Krieges? Als die Eventualität desselben emportauchte, behielten abermals die keckſten und energischſten unter den Schreiern Recht, und Rußland wurde in einen Krieg hineingesteuert, auf welchen die Regierung notorisch nicht vorbereitet war. So lange es schief ging, überboten die wahren Urheber des Krieges einander an Anklagen gegen die Armeeleitung und deren Ueberstürzungen; die Fürst Tscherkaßki, General Ignatjew u. s. w. erklärten mit kecker Stirn „sie hätten diesen voreiligen Feldzug nicht gewollt", und Herr Iwan Aksakow machte Miene, die Befehlshaber vor ein Volksgericht zu ziehen, weil sie nicht die gehörige Umsicht gezeigt hätten: hinter dem Rücken der mit den größten Schwierigkeiten ringenden Armee zogen die Wolken einer förmlichen Revolution zusammen, die nur durch die Wendung von Plewna abgewendet worden ist. Und als diese Wendung eintrat, waren es die bisherigen Lästerer der Armee und ihrer Führung, welche in blinder Ueberschätzung des Geleisteten die Wegnahme von Konstantinopel und eine Kriegserklärung gegen den gesammten Westen forderten und die Männer, welche die Rußland drohende ungeheure Gefahr von 1878 mit Hülfe des Berliner Congresses abwendeten, für gottverfluchte Verräther, diplomatische Nihilisten u. s. w. erklärten!

Hat es irgend welchen Sinn, denjenigen, die sich so schwerer, so unverzeihlicher Thorheiten schuldig gemacht, bei jeder ihnen gestellten Probe gezeigt haben, daß sie zu Besonnenheit, Selbstkritik und Mäßigung unfähig sind — hat es irgend welchen Sinn, solchen Leuten die Fähigkeit zu constitutionellen und parlamentarischen Leistungen zuzuschreiben? Ist es nicht vielmehr begreiflich, daß die gebildeten westlichen Theile des Reichs die gegenwärtige absolutistische Mißwirthschaft lieber weiterertragen, als die Gewalt in Hände gelegt sehen wollen, deren politische Unfruchtbarkeit nur durch die Maßlosigkeit ihres nationalen Dünkels überboten wird! Der Natur der Sache nach würden die Männer, die bisher in der Presse, in den städtischen und ländlichen Versammlungen die erste Geige gespielt haben, auch in der nächsten „Semskaja duma" den Taktirstock schwingen und ein Quodlibet radicaler und nationaler Ungeheuerlichkeiten in Scene setzen, dessen Rechnung die unglückliche Minderheit zu bezahlen hätte. Da das Landvolk und die Masse der städtischen Bevölkerung ihres niederen Bildungsgrades wegen nicht mitzählen, ein Bürgerthum im europäischen Sinne des Worts nicht vorhanden ist, die Geistlichkeit eine Kaste für sich (oder vielmehr zwei verfeindete Kasten, das vornehme, reactionäre Mönchthum und die arme, verachtete Weltgeistlichkeit) bildet, so bleiben nur der zur einen Hälfte ruinirte, zur andern Hälfte frondirende Adel und die sogenannten „Intelligenzen", d. h. die Beamten, Advocaten und Gelehrten übrig. Diese anders als nach ihren bisherigen Leistungen zu beurtheilen, ist nicht möglich.

— — Das klingt natürlich erzreactionär, pessimistisch, freiheitsfeindlich u. s. w. Schade nur, daß der Pessimismus der Schluß ist, bei welchem ernsthafte und nüchterne Beobachter der hiesigen Zustände regelmäßig anlangen, und daß diejenigen, die anders urtheilen und der Zukunft mit weniger Besorgniß entgegensehen, zu drei Viertheilen grundsätzliche Volksverächter und Anhänger der Meinung sind, daß die Regierung nur derb und rücksichtslos zuzuschlagen und eine wirklich blutige Strenge zu entwickeln brauche, um den gesammten „revolutionären Schwindel" aus der Welt zu schaffen und das alte „löbliche" System neu zu befestigen. Letzterer Ansicht huldigen fast alle hiesigen Deutschen, und weil sie das thun, werden sie mit beständig zunehmender Bitterkeit gehaßt und verfolgt. — Mein Standpunkt ist ein abweichender. Im Gegensatz zu der überwiegenden Mehrzahl der Landsleute halte ich die alte Wirthschaft für überlebt, jeden Versuch zur Weiterfristung derselben für thöricht, den Bruch mit dem Absolutismus für unvermeidlich: über die halsbrechende Gefährlichkeit des anzustellenden Experimentes mache ich mir aber keine Illusionen! Ist der Nihilismus, der gegenwärtig mit Dolch, Gift und Sprengstoffen wirthschaftet, doch nur eine Species des allgemeinen russischen Nihilismus, d. h. des Mangels an festen politischen und sittlichen Traditionen, an autoritären Gewalten und Vorstellungen auf den entscheidenden Lebensgebieten. Diesem Mangel durch irgend welche Verfassungsformen oder Verfassungscoulissen abhelfen zu können, ist ein Wahn, — dieser Wahn muß aber als solcher erkannt werden und das kann nur durch das Experiment, durch die Erfahrung bewirkt werden! Je rascher man sich zu diesem Experiment entschließt, desto besser! Im Augenblick ist die Neigung dazu keine allzu lebhafte, und es hat den Anschein, als würden gerade die conservativen und vorsichtigen unter den Rathgebern des Vaters das Ohr des Sohnes gewinnen. Doch das ist alles nur „Frist den siechen Tagen!" Die Bewegung ist unaufhaltsam geworden, seit in der Person Alexanders II. der letzte überzeugte, im Glauben an die eigene Autorität emporgekommene Vertreter des Absolutismus ins Grab gesunken ist."

Y.

Die letzten Augenblicke des Czaren.

Auszug aus einem Briefe einer russischen Hofdame.

... Als ich noch ungefähr eine Viertelstunde von unserer Wohnung entfernt war, hörte ich einen dumpfen Knall. — Das Pferd schrak zusammen, und mein Kutscher, der etwas ängstlicher Natur ist, sah sich scheu nach rechts und links um. Gleich darauf machte eine zweite, weit heftigere Detonation die Luft erbeben. — „Was bedeutet das?" fragte ich den Kutscher. Er wandte den Kopf nicht einmal nach mir um, und begnügte sich damit, die Achseln zu zucken; aber er trieb die Pferde zu einer schnelleren Gangart an. Wir flogen durch die Straße. Da erblickte ich in geringer Entfernung den Schlitten meines Bruders, der mir entgegen gefahren kam. Ich bedeutete meinem Kutscher zu halten, in demselben Augenblick aber jagte mein Bruder bereits an mir vorüber. Er erkannte mich, aber er hielt nicht an, sondern beugte sich aus dem Schlitten und rief mir aufgeregt zu: „Der Kaiser soll verwundet sein!"

Ein neues Attentat! dachte ich; und ich war darüber zunächst mehr verdrießlich als bestürzt, denn ich hatte die Absicht gehabt, noch einige Besuche zu machen; ich sollte auch am Abend einige Leute zum Essen bei mir sehen, und ich sagte mir nun, daß das übliche, zeitraubende Ceremoniell für Beglückwünschen nach einem mißlungenen Attentate meine kleinen Pläne vereiteln würde. Daß der Mordanfall auf den Kaiser ein anderes als das gewöhnliche Resultat gehabt haben könne — der schreckliche Gedanke kam mir zunächst gar nicht.

Als wir einige hundert Schritte weitergefahren und um eine Straßenecke gebogen waren, sah ich mehrere Schlitten, in denen Offiziere und Beamte saßen, in wilder Hast dem Winterpalais zueilen. — Der Schlitten des Fürsten N.*), der die schnellsten Traber in Petersburg besitzt, schoß an dem meinen vorüber. „Was ist geschehen?" rief ich ihm zu. Er hob die Arme gen Himmel und fuhr weiter, ohne mir Antwort gegeben zu haben. — „Nach dem Winterpalais! Schnell, schnell!" befahl ich.

Vor dem Schloß standen einige hundert Menschen, die nach den Fenstern der Gemächer blickten, in denen sich der Czar aufzuhalten pflegte. Ich bemerkte Bestürzung auf allen Gesichtern; aber ich selbst war nun so unruhig geworden, daß ich mich nicht mehr aufhalten wollte, um eine Frage an Jemand zu richten. Ich sprang aus dem Schlitten, sobald der Kutscher anhielt, und eilte die Treppe hinauf, die nach den vom Kaiser bewohnten Räumlichkeiten führte.

In dem Vorzimmer, in das ich bald darauf eintrat, waren einige zwanzig bis dreißig Personen versammelt, von denen ich die meisten kannte. Ich wandte mich an den General X. —

---

*) Sämmtliche Eigennamen, die in dem Briefe vorkommen, sind auf Wunsch des Adressaten in diesem Abdruck unterdrückt worden.

D. Red.

„Um Gotteswillen, geben Sie mir endlich Aufklärung! Was ist geschehen?"

„O, meine verehrteste Freundin, was soll geschehen sein? Ein schreckliches Unglück hat sich ereignet. Der Kaiser ..."

„Nun, was? So sprechen Sie doch!"

„Der Kaiser ist verwundet."

„Schwer?"

„Tödtlich!"

Es wurde mir schwarz vor den Augen, aber ich kam bald wieder zu mir und erfuhr nun, wie das schändliche Attentat verübt worden, und daß man den armen Kaiser soeben entsetzlich verstümmelt, bewußtlos, sterbend in das nächste Zimmer getragen habe. — Ich habe den Kaiser seit meiner frühsten Jugend gekannt; viele tausend Male habe ich ihn gesehen, oftmals hat er huldreich mit mir gesprochen; ich habe ihn geliebt und verehrt wie so Viele, denen es gestattet gewesen ist, sich diesem von den edelsten Absichten beseelten Manne zu nahen. Ein tiefer Schmerz überwältigte mich, als ich daran dachte, wie grausam man ihn mißhandelt habe, und ich fing an, laut zu weinen. Das leise Summen der Unterhaltung um mich herum leitete mich jedoch wieder von meinem Schmerze ab. Ich wollte hören, was man sagte, sehen, was vorging. Ich trocknete mir die Augen und blickte um mich. — An der einen Wand, dicht neben einander, wie Vögel auf einem Baumzweige, saßen vier alte Männer, hohe Staatsbeamte, Vertraute, Günstlinge und Freunde des Kaisers. Sie schienen versteinert und blickten unbeweglich starr vor sich hin. In der Mitte des Zimmers bemerkte ich verschiedene Gruppen von drei und vier Personen, die mit gedämpfter Stimme unter einander sprachen. Einige sahen niedergeschlagen und bestürzt, andere kalt und gleichgültig aus. Auf den meisten Gesichtern glaubte ich den Gedanken zu lesen: „Was wird nun aus mir werden?" — Ich danke Gott, sagen zu können, daß mir ein solcher Gedanke nicht gekommen ist. Ich dachte an den Kaiser, an diesen mächtigsten Mann der Erde, der vor einer Stunde noch über das Leben von 80 Millionen Menschen zu verfügen gehabt und den nun die Freveltat eines Nichtswürdigen, eines Ohnmächtigen in Stücke zerrissen und zu Boden geschmettert hatte.

Die Thür des Sterbezimmers wurde geöffnet. Ich drängte mich vor, um einen Blick hineinzuwerfen, aber es war mir nicht vergönnt, den Kaiser zu sehen. Seine Gestalt war mir durch die Menschen verdeckt, die sein Lager umstanden.

Ein Kosack trat aus dem Zimmer. Ich kannte ihn sehr wohl. Er hatte schon unter Nikolaus in der nächsten Nähe des Czaren gedient und war während der ganzen Regierung Alexanders II. nur selten von dessen Seite gewichen. Der Kosack trug ein Waschbecken, in dem ein großer, in Blut getränkter Schwamm lag. — Er hatte die Zähne zusammengebissen und sein Athmen war wie ein lautes, wüthendes Schnaufen. Er bahnte sich rücksichtslos seinen Weg durch die Reihen der Fürsten und Excellenzen, die die Thür belagerten, und als ihm plötzlich zwei hohe Generale den Weg versperrten, da sagte er grimmig, so daß alle Umstehenden es deutlich vernehmen mußten: „Platz da! Weshalb wart Ihr nicht vorhin bei dem Czaren, als Ihr ihn beschützen konntet? Auf Euch und Euresgleichen fällt das unschuldig vergossene kostbare Blut!" — Die Generale traten bei Seite und ließen den großen Kosacken passiren. Der eine sah ihm achselzuckend nach und murmelte: „Unglaublich!" — Der dachte in dem Augenblick auch viel mehr daran, wie er den vor Schmerz trunkenen, armen Kosacken später einmal züchtigen könnte, als an den Kaiser, der im Nebenzimmer seine Seele aushauchte.

Die Thür wurde wieder geöffnet und ein anderer Kosack trat heraus, ebenfalls ein mit Blut gefülltes Becken tragend; und in demselben Augenblick erschien in der gegenüber liegenden Thür des Sterbezimmers die Fürstin Jungew. Sie eilte wenige Schritte vorwärts; als sie den Kaiser erblickte, blieb sie eine Sekunde mit ausgebreiteten Armen, offenen Mundes, starren Auges, ein Bild des Entsetzens, wie angewurzelt stehen; dann stieß sie einen leisen, rauhen, markerschütternden Schrei aus und stürzte vorwärts.

In diesem Moment wurde die Thür, vor der ich stand, wieder geschlossen, und ich sah nichts mehr. — Ich hörte auch nichts mehr. Ich fühlte, daß ich nahe daran war, ohnmächtig zu werden und ließ mich bei einem Fenster auf einen Sessel nieder. — Wie im Traume vernahm ich schwere Schritte, hörte eine laute, zornige Stimme und ein Geräusch, als ob ein Tisch oder ein Stuhl umgeworfen würde. Ich bemühte mich, die schweren Augenlider zu öffnen und sah eine Gestalt im Saale auf- und abschreiten. Ich glaubte den Großfürsten Wladimir zu erkennen. Aber ehe ich mir klar Rechenschaft von dem, was ich sah, ablegen konnte, schwanden mir die Sinne. — Ich weiß nicht, wie lange ich bewußtlos dasaß. Niemand kümmerte sich um mich. Als ich wieder erwachte, erblickte ich immer dasselbe Bild, das ich vor meiner Ohnmacht gesehen hatte: die alten versteinerten Männer an der Wand, die leise und eifrig sprechenden Gruppen in der Mitte des Zimmers, die Kosacken und Diener, die heute die Herren des Hauses zu sein schienen und denen Jedermann Platz machte, wenn sie, um irgend einen Auftrag der Aerzte auszuführen, durch das Zimmer eilten, in dem die höchsten Beamten Rußlands versammelt waren. — Plötzlich wurde es ganz still, furchtbar, unheimlich still. Und dann war es mir, als ob die schwere Luft mir zuflüsterte: „Todt! Der Czar ist todt!"

Das Grundeigenthum in Irland.

Das vereinigte Königreich steht augenblicklich einer Frage gegenüber, welche allerdings nicht zum ersten Mal aufgeworfen wird, welche aber mehr als je zu einer radicalen Lösung drängt: es gilt die agrarischen Zustände in Irland zu regeln. Die Anarchie ist schon vorhanden, die Revolution ist im Anzuge.

Die politische Seite der Frage soll uns hier nicht beschäftigen, die „Consuln" des Kabinets Gladstone mögen zusehen, wie sie mit ihr fertig werden, ohne daß der Staat quid detrimenti capiat. Wir wollen lediglich die wirthschaftliche Seite ins Auge fassen.

Irland zählt eine Bevölkerung von rund 5,315,000 Seelen, meist wohl keltischer Abkunft, aber durch die aufeinander folgenden zahlreichen Invasionen mit anderen Racen stark versetzt: die Dänen, die Normannen, die Soldaten Cromwells, die Flüchtlinge aus Frankreich und der Pfalz haben viel fremdes Blut hineingebracht. Aber alle Einwanderer haben sich alsbald assimilirt, sie haben sich den Charakter, die Gewohnheiten, die Religion des Landes angeeignet, sie sind von dem heimischen Stamm fast vollständig aufgesogen, und unter den enragirtesten Partisanen der irländischen Nationalität glänzt mehr als ein Sprößling der ausgeprägtesten Cromwellianer.

In dieser Bevölkerung von nahezu $5\frac{1}{2}$ Millionen Köpfen zählt man ungefähr 424,000 Pächter, die auf den Bauerngütern sitzen, und ungefähr 445,000 Taglöhner, die für einen Wochenlohn die Feldarbeit verrichten. Die ersteren zahlen dem Grundeigenthümer einen Pacht, die letzteren erhalten einen Lohn von ihm. Zwischen den Taglöhnern und den Pächtern herrscht eine nicht minder starke Erbitterung, wie zwischen den Pächtern und den Grundeigenthümern, und wenn einmal ein Agrargesetz den ganzen Boden des Landes sollte austheilen wollen, so würden die Besitzlosen mit denselben Ansprüchen auftreten wie die Besitzenden, d. h. die Grundeigenthümer und ihre Pächter.

Es ist vielfach behauptet und geglaubt worden, der jetzige Zustand des Grundeigenthums in Irland sei in erster Reihe eine Frucht der massenhaften Confiscationen, welche das Land im 16. und 17. Jahrhundert gesehen; das ist indeß nicht richtig. Die Bodenfläche Irlands zählt stark 20 Millionen Morgen Landes und davon wurden stark 5 Millionen, also der vierte Theil, nach dem Aufstand Tyrones, confiscirt. Von den Besitzungen, welche Cromwell im Jahre 1646 an sich nahm, wurde nach der Throngelangung Karls II. den früheren Eigenthümern ein Dritttheil zurückgegeben. Damals erließ das Parlament

*

jenen Act of settlement, der, trotz der Unterbrechung durch die Revolution von 1688, als das irische Parlament Jakobs II. seine Aufhebung verfügte, bis auf die neueste Zeit die agrarische Basis geblieben ist. Als die Stuarts die Schlacht am Boyne verloren, wurde der Act of settlement wiederhergestellt und es wurde abermals eine Million Morgen confiscirt, aber in Gemäßheit des Vertrags von Limerik wurde von dieser Million der vierte Theil an die früheren Eigenthümer verkauft und einen sehr beträchtlichen Theil des Restes gab ihnen König Wilhelm später zurück. Die gesammten Confiscationen begreifen also kaum den zehnten Theil der Bodenfläche, und es gibt noch heutzutage sehr viele Ländereien, welche seit Jahrhunderten im Besitz der alten irischen Familien geblieben. Aber freilich ist es nichtsdestoweniger wahr, daß die Krone viel confiscirtes Land an protestantische Engländer oder an Familien, die mehr in England als in Irland leben vergeben hat: ist doch selbst die Stadt London damit betheilt worden und hat dieselbe im nördlichen Irland die Stadt Londonderry gegründet. Die Zahl der großen englischen Grundeigenthümer, welche Ländereien in Irland besitzen, wird auf stark 1400 angegeben und ihr Grundbesitz dürfte ungefähr 1 Million Hektaren, übrigens nur zum Theil culturfähigen Landes umfassen. Gerade auf diesen Besitzungen freilich befindet sich die Bevölkerung verhältnißmäßig am wohlsten. Ihre Herren verfügen über große Mittel, sie brauchen deshalb ihre irischen Pächter nicht zu drücken und bringen Kapital und Intelligenz ins Land; ihr Pachtzins ist im Allgemeinen mäßig und bei weitem nicht so hoch, als er sich in England und Schottland stellt und es gibt nicht wenige Grundeigenthümer — der verstorbene Lord Derby gehörte zu ihnen — die Jahre hindurch den ganzen Ertrag ihrer Ländereien ganz zum Nutzen des Landes und der Bevölkerung verwenden.

Aber im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte ist ein großer Theil der Ländereien durch Erbfolge, durch Heirath, durch Verkauf ꝛc. in die zweite, dritte und vierte Hand übergegangen, und die Gesetzgebung erleichterte diesen Uebergang. Im Jahr 1847, als Lord Clarendon Vicekönig von Irland war, gab es eine Masse stark verschuldeten Grundeigenthums, welches gleichwohl wegen der verwickelten und kostspieligen gerichtlichen Formalitäten nicht zum Verkauf gebracht werden konnte. Da setzte die Gesetzgebung eine Specialstelle ein, welche die Freimachung und die Veräußerung solches Eigenthums rasch und leicht bewerkstelligte. Binnen 30 Jahren wurden seitdem Ländereien verkauft, deren Werth die kolossale Summe von fast 52½ Millionen Pfund Sterling erreichte. Der Preis war durchschnittlich nicht hoch, kaum halb so hoch, als er sich in England und Schottland gestellt haben würde, denn trotz der formellen Garantie, welche dem Käufer durch das Parlament geleistet wurde — man nannte das einen parlamentarischen Titel — fehlte die Grundbedingung jedes Eigenthumsrechts, die Sicherheit. Das englische Kapital wagte sich nicht nach Irland. Irländer waren die Käufer und Irländer wiederum sind es, die diesen jetzt den Besitz streitig machen. Die Käufer hofften natürlich, den Kaufpreis entsprechend verzinsen zu können und oft genug mögen sie versucht haben, den Zinsertrag durch Hinaufschraubung des Pachts zu erhöhen, und mögen sie mehr als die früheren Eigenthümer auf die Wahrung ihrer Rechte bedacht gewesen sein. Wie dem aber auch sei, meist stehen sich Irländer und Irländer gegenüber. Der größere Theil der Pächter freilich würde seinen Pacht zahlen, indeß er darf nicht, er wagt es nicht. Die Landliga verbietet es, ein ganzes Volk bekennt sich zu dem berüchtigten Proudhon'schen Wort: Eigenthum ist Diebstahl. Wenn diese Zustände Dauer haben sollten, würde alsbald eine sociale Zersetzung zu constatiren sein.

Man hat den Versuch gemacht und macht ihn noch, die Zahl der kleinen Grundeigenthümer zu vermehren. An verkäuflichen Ländereien fehlt es nicht, sie sind in Ueberfluß vorhanden und wohlfeil. Aber etwas Anderes fehlt, das Kapital. Die Intervention des Staats und Acte der Gesetzgebung können es nicht aus der Erde stampfen, Sparsamkeit und Geduld müssen es schaffen oder heranziehen und allzu zahlreiche Familien erträgt es nicht: das Alles aber kennt Irland nicht, der Irländer ist weder sparsam noch geduldig, wohl aber — fruchtbar. Gleichwohl ist in den letzten 6 oder 7 Jahren eine Summe von vielleicht 4 oder 5 Millionen in kleinem Landbesitz, meist früher Eigenthum der Kirche, angelegt, der Kaufpreis muß in jährlichen Raten binnen 30 Jahren gezahlt werden und auf diese Weise sind bereits ungefähr 5000 kleine Grundbesitzer entstanden.

Die Gesetzgebung hat in neuester Zeit wiederholte Anläufe genommen, das Verhältniß der Pächter gegenüber den Grundeigenthümern günstiger zu gestalten. Ein Gesetz von 1860 verfügte, daß für dieses Verhältniß fortan nur noch der Pachtvertrag, keinerlei Gewohnheit mehr maßgebend zu sein habe, und in den Vertrag waren verschiedene Clauseln zu Gunsten der Pächter aufzunehmen: sie dürfen alles mit sich nehmen, was sie während der Dauer der Pachtzeit in die Pachtung hineingebracht, sie dürfen den nöthigen Torf zum Heizen stechen, sie haben zur Zahlung des Pachts ein Jahr Zeit ꝛc., sie können sogar verlangen, daß sie, wenn sie binnen 6 Monaten nach ihrer Austreibung ihre Pachtrückstände berichtigen, in die Pachtung wiedereingesetzt werden. Ein Gesetz von 1870 geht noch weiter. Es spricht den Pächtern einen Ersatz für den durch ihre Austreibung erlittenen Verlust zu, selbst wenn sie wegen Nichtzahlens des Pachts ausgetrieben wurden, und dieser Ersatz ist in dem Fall höher gegriffen, wo die Austreibung eine willkürliche gewesen; alle wie immer gearteten Meliorationen müssen den Pächtern gutgeschrieben werden, wenn nicht der Beweis erbracht ist, daß sie das Werk des Grundeigenthümers sind; der Ersatz ist obrigkeitlich festzustellen und er kann bis zum Sieben- oder Achtfachen der Pachtsumme steigen. Es sind das gewiß Verfügungen, wie sie günstiger für den Pächter, ungünstiger für den Grundbesitzer kaum gedacht werden können.

Aber den irischen Agitatoren genügt das Alles noch nicht, sie fordern nichts Geringeres, als die vollständige Austreibung der Grundeigenthümer und die allgemeine Aufhebung der Pachtungen. Die Thoren vergessen dabei, daß die neuen Inhaber der Ländereien dann doch ihrerseits Grundeigenthümer würden, und daß ihre neu erworbenen Rechte genau so angreifbar wären als die der Depossedirten, sie vergessen, daß hinter den Besitzenden alsbald die Nichtbesitzenden auftauchen würden. Alles in Allem, das Eigenthum wird in Irland offen angegriffen und man ist bereits, wenn nicht beim Communismus selbst, doch schon hart an seiner Grenze angelangt. Die Folgen einer Agitation, die allen Gesetzen der socialen Ordnung Hohn spricht, können nicht ausbleiben. Das Kapital wird sich zurückziehen, die Wohlhabenderen werden sich flüchten, der Credit wird aufhören, der Kleinverkehr wird ruinirt sein und die Löhne werden sinken, und wenn unausbleiblich die sociale Sündfluth hereinbricht, so wird schwerlich eine Arche gezimmert werden können, die auch nur die köstlichsten Güter der Gesellschaft in Sicherheit brächte.

Freilich gibt es eine weniger radicale Fraction, welche mit gesetzlichen Heilmitteln bei der Hand ist: es fassen sich diese Heilmittel in der Formel der drei F zusammen „Fixity of tenure, Free sale und Fair rents". Man würde damit das Uebel nur größer machen. Die Inamovibilität des Pächters zunächst würde eine schon jetzt nur allzu zahlreiche Bevölkerungsklasse an einen Boden fesseln, der oft zu schlecht ist, sie zu ernähren. Die Familien in Irland sind — wir haben es schon oben bemerkt — von erstaunlicher Fruchtbarkeit: eine einzige schlechte Ernte gäbe sie dem Hungertode preis und Lord Monteyle hatte vollständig Recht, wenn er schon vor 30 Jahren meinte, ein irischer Grundbesitzer müsse sich in erster Reihe verpflichtet fühlen, die frühzeitigen Heirathen einzudämmen. Das free sale ist nicht weniger bedenklich. Wenn der Pächter sein Pachtrecht ohne Einwilligung des Grundeigenthümers und ohne einen Nutzen für diesen verkaufen darf, so verfügt er über etwas, was ihm nicht gehört, er empfängt von seinem Nachfolger im Pacht eine Summe, welche bisweilen den Werth des Grund und Bodens um die Hälfte übersteigt und sein Nachfolger braucht das Kapital, welches

er in die Cultivirung des Landes stecken sollte, zur Abzahlung der Kaufsumme. Der neue Pachtinhaber zahlt also doppelten Pacht und der Grundeigenthümer erhält davon so gut wie nichts. Und wenn endlich (fair rents) das Pachtgeld herabgesetzt und behördlich fixirt werden soll, so ist etwas Aehnliches wohl in Ostindien üblich und zu rechtfertigen, wo es den Schutz einer schwachen und uncivilisirten Bevölkerung gilt, aber es ist doch kaum anzunehmen, daß die Gesetzgebung eines freien Volkes diesem Volke solche Institutionen sollte auferlegen wollen. Vielleicht hat der Grundeigenthümer kein Recht, auf Kosten des Pächters zu existiren, aber gewiß darf auch nicht die Existenz des Pächters auf den Ruin des Grundeigenthümers gebaut werden und keine Gesetzgebung der Welt wird Zustände schaffen wollen, welche dem einen Theile unbegrenzte Rechte und engst umgrenzte Pflichten zuerkennt. Irland den Irländern — das wollen wir allenfalls gelten lassen. Aber Irland den Pächtern — das wäre ein Unding. Gustav Weisbrodt.

Literatur und Kunst.

Giovanni Prati.

(Geb. 1815.)

Der Savoyarde.

Seit ich den Bergen im Land Savoyen
Ade zuwinkte mit heißen Thränen,
Seitdem verlernte mein Herz das Freuen
Vor bittrem Sehnen.

Ein Freund nur folgt mir bergauf und -nieder,
Daß unter Fremden ich nicht verderbe:
Die kleine Leier, durch deren Lieder
Ich Brod erwerbe.

Im hohlen Raume des Kastens hausen
Drei Melodien von eignem Klange.
Wild klingt die eine, wie Sturmessausen
Am Felsenhange.

Die lass' ich hören, will auf dem Herzen
Die Last sich mehren, die dort ich trage,
Und sanft beschwichtigt die bösen Schmerzen
Der Ton der Klage.

Die andere Weise, verschwiegnes Bangen
Und stilles Glück will sie offenbaren:
Sie sang mein Lenchen, das heimgegangen
Mit zwanzig Jahren.

Die lass' ich hören mit sanftem Tone,
Seh' ich ein Mädchen, ein holdes, blondes,
Das singt und wartet auf dem Balkone
Im Schein des Mondes.

Die letzte Weise, voll Hoffnungssüße,
Sie klang, da hell noch mein Himmel lachte,
Wenn ein bekanntes Gesicht mir Grüße
Von Hause brachte.

Die würd' ich spielen, wenn Hoffnung bliebe,
Zur süßen Heimat zurückzukehren,
Wenn dort die Stätten, die ich so liebe,
Die alten wären.

Doch ach, zur Heimat — wer kann sich sehnen,
Wenn dort ihm Mutter und Liebste fehlen?
Die Doppelklage hör' ich ertönen
Im Grund der Seelen.

So folgt der Freund mir bergauf und -nieder,
Daß unter Fremden ich nicht verderbe:
Die kleine Leier, durch deren Lieder
Ich Brod erwerbe.

Und oftmals neig' ich das Haupt in Schweigen,
Als könn' am Ende das Brod mir fehlen;
Dann klingt ein Trost mir in Waldeszweigen
Aus Vogelkehlen.

O Bruder, leer sind und kahl die Fluren,
Was aber bangt dir das Herz um morgen?
Getrost! Der Vater der Creaturen
Wird für uns sorgen!

* * *

Welt und Dichter.

„Bringt mir nicht Blumen her. Aus Dornen will ich
Den Kranz ihm winden, der sein Haupt zersticht,
Dem Tollen, der in Versen denkt und spricht
Voll thör'gen Hochmuths, mehr als recht und billig.

„Was sucht er wilde Pfade schroff und grillig,
Wenn ihm des Uebermenschen Kraft gebricht?
Was ist's denn um sein himmlisch Traumgesicht,
Und welch ein Hauch beseelt ihn eigenwillig?

„Er, der so wenig kennt des Lebens Lauf,
Der Träume nur und Schatten trägt im Herzen,
Er lerne, welch ein Kranz den Menschen kröne!"

So lärmt das Volk und drückt den Kranz ihm auf.
Es tropft das Blut, der Himmel sieht's mit Schmerzen.
Er lächelt fort und singt die alten Töne.

Paul Heyse.

Wilhelm von Humboldt über Schiller und Goethe.

Von M. Carriere.

Neben dem Werk „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes", durch welches Wilhelm von Humboldt der Begründer der Sprachphilosophie geworden, verdankt er seinen schriftstellerischen Ruhm dem ästhetischen Versuch über Hermann und Dorothea und der Abhandlung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, durch welche er die Herausgabe seines Briefwechsels mit dem Dichter einleitete. Auch in seinen Briefen an Christian Gottfried Körner (herausgegeben von F. Jonas unter dem Titel: Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm von Humboldt) ist das Hervorragendste das, was was er über beide Genien sagt. Durch Schiller war er 1793 mit Körner befreundet worden, und Verhandlungen über das Wesen des Schönen eröffneten den Briefwechsel, in welchem leider, was Körner geschrieben, nicht erhalten ist. Von Kant ausgehend, sucht Humboldt das Schöne in unserer Subjectivität, es ist ihm das menschlichste Gefühl des Menschen; ein sinnlicher Gegenstand, der auf Anschauung und Empfindung wirkt, erregt zugleich Ideen des Geistes, welche in den sinnlichen Formen dargestellt erscheinen. Er sucht mehr die Stimmung der Seele zu bestimmen, welche das Schöne genießt, als die Beschaffenheit des Gegenstandes, welche seine Empfindung hervorbringt, während Körner diejenigen Merkmale im Gegenstand zu bezeichnen strebt, welche jenes Wohlgefühl in uns hervorrufen. So finden Beide das Schöne in der Vollendung des Menschlichen, in dem Gleichgewicht des Sinnlichen und Geistigen und nennen dasjenige schön, was die Form des Verstandes gleichsam sinnlich an sich trage. Humboldt geht stets darauf aus, allgemeine Ideen aus dem Reichthum der Erscheinungen zu gewinnen. So möchte er eine Charakteristik des griechischen Wesens, des achtzehnten Jahrhunderts, ja der

Menschheit schreiben, um die Idee derselben durch eine Zusammenstellung der charakteristischen Züge, wie sie die Erfahrung bietet, darzustellen. Auch zu einem Werk über das Wesen der Sprache sammelt er bereits 1812 seine Gedanken. Es ist eben alles bei ihm langsam gereift, und er selbst spricht auch in diesen Briefen an Körner sich wiederholt darüber aus, wie er mehr zum Denken und Genießen als zum Darstellen geboren sei.

Die Briefe erstrecken sich seit 1793, aber mit längeren Unterbrechungen, bis 1830. Aus dem Pariser Aufenthalt im Jahre 1797 theilen wir eine Stelle mit, zu welcher Humboldt durch die Freude an dem plastisch und malerisch Schönen in der Haltung und Gruppenbildung der Schauspieler auf der französischen Bühne veranlaßt wird: „Bei den Griechen hat, davon bin ich fest überzeugt, für die Erreichung des Höchsten Auge und Ohr zuviel gegolten, bei uns hat das Ohr noch ziemlich sein Recht behalten, aber das Auge hat alles verloren. Unsere guten Stücke (und bei allem Enthusiasmus für die Alten gestehe ich Ihnen doch, daß ich immer mit einem gewissen vorzüglichen Wohlgefallen auf sie sehe, da sie zwar bei weitem unvollendeter, aber auch, dünkt mich, unleugbar gehaltvoller sind), haben eine solche Masse von Stoff an Begebenheiten, Charakteren, Gedanken, Empfindungen, daß die Dichter, Schauspieler und Zuhörer schon alles Mögliche zu thun haben, um nur diese, so gut es sich thun läßt, zu verarbeiten, der Geist immer in unruhiger Thätigkeit, das Herz immer bewegt ist, und für den bloßen, setzen Sie immer hinzu kalten Sinn (denn dies ist vorzüglich das Auge in der That) kein Platz übrig bleibt. Bei uns geht alles Spiel auf den Ausdruck, nur nach diesem sucht das Auge, und ist zufrieden, wenn Schönheit und Anstand nur nicht beleidigt sind. Gewiß ist es indeß, daß dabei in dem eigentlich Aesthetischen immer ein beträchtlicher Mangel bleibt; alle Künste sind und sollen mit einander verwandt sein; wenn dies die Alten so oft sagen, so ist es, weil sie es bei ihnen auch wirklich mehr waren; Dichter und Schauspieler lernten ebensowohl vom Bildhauer als dieser von ihnen; bei uns sind sie offenbar auseinander gerissen. Die Dichtkunst hat aus dem Gebiete des Denkens und Empfindens soviel in ihr eigenes hinüber getragen, daß es ihr selbst manchmal um ihre Eigenschaft als Kunst bange wird, geschweige denn, daß sie sich noch ebenso leicht, als sonst, mit ihren Schwestern verbinden könnte. Daß die Erhabenheit und Würde, die ich einmal jetzt geradezu die sinnliche nennen will, die auf Ton und Gestalt mehr noch als auf dem Gehalt beruht, und die wir so oft in den Alten durch den Klang ihrer Verse und die Bilder, die sie der Phantasie geben, antreffen, daß, sage ich, diese einen hohen Vorzug in der dichterischen Wirkung besitzt, ist offenbar. Sie ist mehr als irgend eine intellectuelle oder moralische ein neues Werk der Phantasie und also formeller, mehr künstlerisch und insofern auch mehr poetisch. Sie wäre vor allen uns äußerst nöthig, ich nehme dies uns nämlich in doppelter Bedeutung als Modernen und als Deutschen."

Von bekannten Zeitgenossen werden wiederholt die beiden Schlegel erwähnt. „Der Gegensatz zwischen den Brüdern, welche den Stoff und die Form gleichsam unter sich getheilt zu haben scheinen", schreibt er 1796, „ist mir sehr merkwürdig," und spricht damit wohl zum ersten Male aus, was später so oft wiederholt und von August Wilhelm selbst in einem Gedicht behandelt wurde. Er ist überzeugt, daß Friedrich zu etwas Großem bestimmt sei, fürchtet aber, daß derselbe sich nicht Zeit und Ruhe genug gebe, um es zu werden. Später in Wien erkennt er dessen Tiefe und Originalität an, aber „seine religiösen Meinungen sind ein farbiges Glas, durch welches er alles sieht". Adam Müller kommt ihm immer leicht vor, wenn er tief sein will; „es ist mehr ein Ausstaffiren innerlich empfangener Ideen, als ein gründliches Erforschen der Gegenstände selbst. Wilhelm August kann man nicht dieser Dinge beschuldigen, aber eines Mangels an Tiefe und Originalität. Er spricht viel über und um die Sache herum, aber wenig, was sie eigentlich trifft. Freiheit der Ansicht, rechte Objectivität fehlt allen." Ueber Schlegels und Müllers Vorlesungen heißt es später: „Seine und Müllers Vorlesungen waren merkwürdige Erscheinungen am Wiener Horizont — wenn man es kurz definiren will, eine sophistische Rhetorik, die, von höchst einseitigem Gesichtspunkte aus, Philosophie und Kunst in eine bestimmte Form zu zwingen versuchte, und die der eine durch die Kraft der Gedanken, der andere oft nur durch eine künstliche Behandlung der Sprache durchsetzte. Wenn sie über Goethe und Schiller sprechen, und man sich bei ihren Vorlesungen an ein lebendiges Gespräch jener beiden über ähnliche Gegenstände erinnerte, war es einem, als stritten Pygmäen auf den Gräbern von Heroen."

Wenn Humboldts Betrachtungen über den Begriff des Schönen etwas Mühsames, Gewundenes und durch die Schwerfälligkeit der Darstellung schwer Verständliches haben, sobald er über Schiller und Goethe spricht, geht ihm das Herz auf, und braucht er um das rechte Wort sich nicht zu quälen, er hat es sicherstellend und maßgebend in Bereitschaft. 1795 spricht er seine Freude darüber aus, daß Schiller von Philosophie und Geschichte sich wieder zur Poesie wendet und fügt hinzu: „Das Reich der Schatten (Ideal und Leben) und die Elegie (Spaziergang) sind unstreitig die beiden schönsten Stücke darunter, und die gehaltvolle Tiefe des ersteren und das poetische Leben des letzteren zeigen auf eine wunderbare Weise den Umfang und die Vielseitigkeit des Geistes, dessen Früchte sie sind. Je länger ich mit Schiller umgehe, desto merkwürdiger erscheint mir seine intellectuelle Individualität, und ich weiß niemanden in alten und neuen Zeiten, der mit ihm verglichen werden könnte. Da er, wie Sie wissen, gern mit seinen Freunden über sich raisonnirt, seine mannichfaltigen Werke mir so vielfältige Veranlassung über ihn nachzudenken geben, und er mich selbst mehr als einmal zu ausführlichen Urtheilen aufforderte, so habe ich dadurch nach und nach ein Bild von ihm in mir entworfen, dem, glaub' ich, an Wahrheit in den Hauptzügen nichts, und an Vollständigkeit nur so viel fehlt, als bei einem so vielseitigen, sich immer in wechselnden Gestalten wieder neu reproducirenden Genie nothwendig fehlen muß. Nur ist die Schwierigkeit, dies Bild bestimmt in Worten auszudrücken, freilich unendlich groß. Das letzte, worauf sich alles zurückführen und woraus sich alles erklären läßt, könnte man vielleicht die Alleinherrschaft des Geistes, der inneren Kraft nennen, die ihn sowohl gegen die äußeren Einwirkungen des Zeitalters, die Umstände u. s. f. als gegen die inneren der Sinnlichkeit, der bloßen Empfänglichkeit, des bloßen pathologischen Charakters frei bewahrt, und selbst in der Art, wie die Natur auf ihn einwirkt, ein selbstbestimmtes eigenes Verhältniß festsetzt. Dadurch unterscheidet er sich so sehr von allen Alten, denen er doch wieder so nahe ist, dadurch von den Neueren, die ihrem Geist, wie z. B. Goethe, folgen, dadurch von allen anderen unter den letzteren, die, wie Shakespeare, Ariost u. s. f., einen verschiedenen Weg, aber immer einen gehen, der mehr der Natur als der Freiheit angehört. Auf Schillers Wege, glaube ich, liegt der höchste Gipfel der Dichtkunst, aber ich wage nicht zu sagen, ob auch ein erreichbarer? Gewiß aber ist es, daß, weil dieser Weg zugleich die höchsten Forderungen an das Genie des Dichters und an den Geschmack seiner Leser macht, man noch oft in der That mit höchstem Unrecht, aber, dem Scheine nach, mit großem Recht an Schillers Dichterberuf zweifeln wird."

Als nach Schillers Tod Körner, mit der Gesammtausgabe der Werke und mit der bekannten biographischen Charakteristik beschäftigt, Humboldt um Beiträge zu derselben bittet, will dieser nicht zusagen, nicht ablehnen, ergießt sich aber sogleich in die prächtigen Worte: „Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Scham. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor und doch habe ich nicht umhin gekonnt, in dieser langen Zeit Entwickelungen in mir selbst zu erfahren, die mich minder deutlich fühlen lassen, daß ich auch jene Zeit hätte anders aufnehmen und anders bearbeiten können. Ich habe mir überhaupt oft gedacht, daß es sehr gut wäre, wenn man seinen Tod

drei, vier Jahre vorher wüßte. So lange man das Leben als eine unbestimmte Größe ansieht, kann man nicht anders, selbst im höchsten Alter, als es wie ein Continuum zu behandeln, sehr vieles zu thun, was nur auf das Leben selbst, nicht auf seine höheren Zwecke Bezug hat, auch für dieses vieles zu beginnen, oft zu wechseln, wie der Strom, der dem Meere zugeht, immer fortzufließen, und natürlich da oft, sehr oft, sich etwas zu verlaufen. Ganz anders aber wäre es, wenn man das Leben als eine geschlossene Größe betrachtete. Alles Unnütze würde weggeschnitten, die Spannung wäre größer, weil sie kürzer wäre, die Welle strömte in sich zurück und man wüßte, was man gewesen wäre und werden könnte. Sie wundern sich vielleicht, wie ich diese Betrachtung gerade an Schiller anknüpfe. Aber es geschieht nur, weil es gerade Schillers Eigenthümlichkeit mehr als jedes andern Menschen war, sein Streben und sein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, in dem es ihm genug war, wenn jedes seiner Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne daß er je, das erste innere täuschende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, daß irgend Eins das höchste Resultat dessen wäre, was er der Kunst gegenüber hervorbringen konnte. Es lag dies unmittelbar in der höheren Ansicht, die Schiller von allem geistigen Wirken hatte. Jedes erschien ihm in seiner ganzen Unermeßlichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. Nie hat Jemand die Menschheit höher und nie immer so ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen. Dies rastlose geistige Fortbewegen eignete ihn auch so vorzugsweise der Poesie und in ihr der dramatischen. Es war eigentlich seine Eigenthümlichkeit. In Gang, Miene, Gespräch, in Allem drückte es sich aus. Selbst die Kenntniß der Wirklichkeit und der Natur schöpfte er nicht aus der Anschauung, sondern schuf sie mehr durch seine eigene Phantasie. Sie hatte daher auch oft eine andere Farbe, schien minder treu als sie es war. Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen Andern gesehen habe und mir keinen Andern, wenigstens nicht höher, denken kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des Alten beschäftiget . . Alles Gewöhnliche, womit sich auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, ließ er wie Staub unter sich, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte. Was Andern, auch den Hervorstechendsten, begegnet, daß sie zwischen den bessern Momenten Lücken haben und sie auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, im buchstäblichen Verstande, kein Moment für seine geistige Thätigkeit verloren. Auch hat dies natürlich ihn früher aufreiben müssen. Auf diese Weise wird Schiller mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben."

Schon früher hatte Humboldt in Bezug auf Goethe, anknüpfend an die Antike, geschrieben: „An seiner Iphigenie ist es recht klar, wie anders wir, und wie anders die Alten dichteten. Hier nur ist der Stoff ganz antik, großentheils sogar die Charaktere und Ideen, und der deutsche Dichter hat dem Stück gar keine Pracht, gar keinen äußern Glanz gegeben. Er hat alles allein in den innern Gehalt gelegt; lassen Sie sie von den besten, auf die malerische Darstellung geübtesten Schauspielern spielen, und sie wird von dieser Seite kaum nur soviel Wirkung machen, als eine irgend gute und treue Uebersetzung eines griechischen Stücks, der Eindruck wird durch dies Spiel verstärkt werden, aber nicht eigentlich modifizirt, nicht in seinem Wesentlichen umgeändert, die hohe, stille und bescheidene Größe des Innern wird immer ihr Recht behaupten, nur sie allein wird zur Seele des Zuschauers sprechen, und nur ihr wird seine tiefe Rührung huldigen. Um noch jene Wirkung damit zu verbinden, hätte sie anders gearbeitet sein müssen. Gerade diese Art aber ist Goethen fremd, den äußern Glanz der Diction, den Reichthum der Bilder, die Fülle der Harmonie vermißt man nicht selten bei ihm. Er scheut nicht einen prosaischen Ausdruck, fürchtet sich nicht vor dem, was in einer einzelnen Stelle matt genannt werden könnte, und hat wenigstens nicht von Natur und beim ersten Wurf den reinen und vollen Rhythmus, der unleugbar mit zu den Elementen gehört, die ein vollendetes Gedicht bilden. Aber in Goethen (und darum verweile ich hier bei diesem Punkte, weil es die Eigenthümlichkeit unserer Dichtungsart, unserer Nation und Zeit zeigt, die ich in Goethen in ihrem schönsten Lichte dargestellt finde), entsteht dies in der That nur durch die Vortrefflichkeit seiner Natur, nur dadurch, daß er im eminentesten Verstand des Worts Dichter ist. Die poetische Welt, die seine Einbildungskraft in ihm bildet, hat eine Wahrheit, einen Zusammenhang, eine Wirklichkeit, wie die reelle um ihn her, von der sie sich nur durch ihre Idealität unterscheidet. Er lebt in ihr, wie in seiner Heimat; die Bilder stehen lebendig vor ihm da, alle seine Aufmerksamkeit, alles sein Streben ist nur auf sie gerichtet. Sie möchte er, ohne Verlust, ohne das Mindeste ihrer Wahrheit aufzuopfern, vor die Phantasie des Zuhörers stellen und gern würde er die Worte entbehren, wenn er eine andere Sprache kennte, das auszudrücken, was Er in der Seele trägt. Daher kommt es auch vielleicht, daß er alle Künste versucht, alle Sprachen der Phantasie gleichsam probirt hat; aber vergebens. Seinen Schöpfungen könnte der Meißel und der Pinsel nie genügen; sie enthalten zu viel von dem, was nur das innere Gemüth bewegt, er ist gezwungen Dichter zu sein, da aber sagt ihm nun die Sprache nicht zu. Sie thut es um so weniger, da er durchaus (wie Schiller sehr gut beobachtet hat) episch ist; der lyrische Dichter hat noch eher mit Gegenständen zu thun, die er nur durch Zeichen empfangen und geben kann; der epische hat Sachen und nichts als Sachen. Daher kommt es, daß Goethe immer nur sucht, die Hauptbegriffe hinzustellen, daß er im Lesen diese mit einem so vorzüglichen Nachdruck heraushebt, daß er alle seine Perioden, in deren Bau er in der That mehr als irgend ein anderer unsrer Dichter Meister ist, so bildet, daß er nun im Grunde nicht das mindeste Wort mehr anders rücken darf, ohne (ich sage nicht die Schönheit und den Wohlklang zu verletzen) aber ohne der Sache selbst, der Darstellung zu schaden, ohne sie, seinem höchsten Begriff nach, minder wahr und lebendig zu schildern. Daher entspringen die Unregelmäßigkeiten, die er nicht selten gegen Silbenmaß und Prosodie begeht. Da seine Perioden durch den Sinn mehr noch gebunden sind, als der Vers durch die Regeln, so muß der letztere oft weichen. So sehr ich auch diesen Mangel gerade in Vortrefflichkeit gegründet finde, so bin ich doch weit entfernt, ihn darum zu verstecken, oder zu behaupten, daß es nicht anders sein könnte. Ebensogut als der Gegenstand in seiner ganzen Lebendigkeit, und die Sprache in aller Kraft des Ausdrucks müßte auch die Pracht und die Fülle des Wohlklangs in der Seele des Dichters lebendig sein, und alle Forderungen, die jedes einzelne an ihn macht, würden dann ohne Widerstreit mit einander vereinigt werden können. Aber Goethe ist, wenn ich mich nicht ganz über ihn trüge, mehr Künstler überhaupt, als Dichter, oder weil dieser Ausdruck mißverstanden werden kann, er ist mehr Dichter, insofern sie den Dichter durch seinen Stoff und seine Geistesrichtung, als insofern sie ihn durch das Organ seiner Mittheilung charakterisiren, mehr Dichter als Sänger. Unstreitig ist dies vorzüglich der Fehler unsrer Zeit und unsrer Sprache, die beide am wenigsten von dieser Seite poetisch genannt werden können, und darum haben immer die Klagen über

die Sprache in den Epigrammen etwas rührend Wahres für mich in seinem Munde gehabt. Schiller ist darin bei weitem anders, ihm gelingt das Prächtige sogar vorzüglich gut, seine besten Sachen haben sogar immer diese Farbe, und wenn er manchmal im Versbau ebenso unregelmäßig ist, so fehlt es ihm nie an Mannichfaltigkeit und Fülle der Harmonie."

Mehr als zwanzig Jahre später, am Abend seines Lebens, kam Humboldt durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller und durch eine Abhandlung über Goethes zweiten römischen Aufenthalt auf jene seine glückliche Jugendzeit eingehend zurück. Es veranlaßt dies die Wiederaufnahme des Briefwechsels mit Körner, und da lesen wir unter anderem die treffliche Bemerkung: „Es hat mir wirklich immer geschienen, als hinge Goethes Kunst und Naturansicht unmittelbar mit seiner poetischen zusammen. Ich behaupte darum nicht gerade, wenn ich ganz offen reden soll, daß die Natur- und Kunstansicht die poetische sehr befördert, allein ich behaupte fest, daß seine poetische Ansicht ihn nöthigt, ja wenn Sie es so nennen wollen, verdammt in die Kunst und Natureinsicht so einzugehen. Daher kommt es nun auch eigentlich wenig darauf an, wie man über die beiden letzteren urtheilt. Die poetische Anlage schießt bei jedem großen Geiste über das blos Poetische über, ging bei Schiller auf philosophisch ästhetische Ideen und geht bei Goethe auf seine eigenthümliche Objectanschauung. Der Zeitverlust ist bei einem Dichter anders zu berechnen. Goethe hätte, wenn er auch nie seine Optik geschrieben, oder nie gezeichnet hätte, keinen guten Vers mehr gemacht."

Aus dieser Zeit stammt dann auch das bekannte Sonett „Morgen des Glückes", in welchem Humboldt seines jugendlichen Ehelebens zugleich mit der Freundschaft Goethes und Schillers gedenkt:

„Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen,
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend strömt die Saale,
Vermocht ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wann zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne;

In Freundesnähe mir das Schicksal rückte,
Da Bande, von der Liebe süß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke hoben."

Volksschauspiele.

Dem Volksliede hat sich die gelehrte Forschung schon seit Herders Jugendtagen zugewendet. Dem Volksschauspiele wurde erst vor einigen Jahrzehnten größere Aufmerksamkeit geschenkt, als Adalbert v. Keller es unternahm die Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert zu sammeln. Trotz ihres oft abstoßenden Inhaltes gebührt diesen Stücken, die für das Volk von Leuten aus dem Volk gedichtet und gespielt wurden, hohes Interesse, denn in ihnen müssen wir die Anfänge des modernen, d. h. nachmittelalterlichen Dramas erblicken. Während man aber das Volkslied bis zu den spärlichen Erscheinungen desselben in der Gegenwart verfolgte, ist es Niemandem eingefallen über das Fortleben des Volksdramas in unseren Tagen eine umfassendere Untersuchung anzustellen. Nur Einzelnes wurde ab und zu einmal flüchtig besprochen, während Weinhold, Schröer und Lexer ihre Aufmerksamkeit nur einer Gattung, der Weihnachtskomödie, widmeten. August Hartmann, der schon 1875 über „Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern"*) eine verdienstvolle Arbeit unternommen, im letztvergangenen Sommer aber zuerst den ursprünglichen Text des Oberammergauer*) Passionsspieles herausgegeben hat, unterzog sich der mühevollen langjährigen Arbeit, eine erschöpfende Uebersicht des Volksschauspieles, wie es etwa seit den letzten hundert Jahren in Süddeutschland sich gestaltet hatte, zu geben**).

Abgesehen vom Inhalte bietet Hartmanns Buch schon vom sprachlich grammatikalischen Standpunkte aus das höchste Interesse. Für das Studium der oberbayrischen und einzelner östreichischer Dialekte ist hier ein Werk geboten, das wir als treffliche Ergänzung zu Schmellers unvergleichlichem bayrischen Wörterbuche bezeichnen dürfen. Hartmanns Glossar ist natürlich auf das Nothwendigste beschränkt, in der Wiedergabe der Texte selbst aber wird versucht, durch besondere Zeichen die mannigfaltigen Klänge des Dialektes annähernd getreu auszudrücken; so sucht Hartmann z. B. fünf verschieden klingende Aussprachen des Vokales a auch in der Schreibung festzuhalten. Vollkommen wiedergeben lassen sich dialektische Klangverschiedenheiten nie durch die Schrift, und gerade derjenige, der durch Geburt mit diesen Dialekten vertraut ist, wird durch die hier beigefügten künstlichen Zeichen in der Aussprache seiner heimatlichen Töne eher verwirrt werden. Hartmann hat aber, durch Rathschläge Herrn Professor Konrad Hofmanns unterstützt, jedenfalls das Bestmögliche hier geleistet und der Sprachforschung nicht nur reiches, sondern was so viel mehr ist, absolut zuverlässiges Material zur Verfügung gestellt.

Der musikalische Theil des Werkes, achtundsiebzig Melodien enthaltend, ist von Herrn Schulinspektor H. Abele zu München, dem Verfasser der Schrift „Die Violine, ihre Geschichte und Bau" (Neuburg a. D. 1864) besorgt worden. Die meisten dieser Melodien sind an Ort und Stelle selbst nach dem Volksmund aufgezeichnet.

Was haben wir aber nun unter dem Ausdrucke „Volksschauspiele" zunächst zu verstehen? Natürlich nicht um „Volksstücke", wie sie auf unsern städtischen Bühnen gegeben werden, um dem städtischen gebildeten Publicum das ihm unbekannte Volksleben zur Parade vorzuführen, kann es sich hier handeln. Der eine Theil der vorliegenden Stücke gehört dem sogenannten „Bauerntheater" an. Dieses bildet schon selbst, wie Hartmann in der Einleitung sagt, „eine interessante Erscheinung des ländlichen Volkslebens. Die Spieler sind Leute aus dem Volke, ebenso das hauptsächlich in Aussicht genommene Publicum. Hingegen die Stücke werden oft der Stadt entlehnt und die in Manchem eigenthümliche Bühne sucht es doch der städtischen nachzuthun, soweit die Mittel reichen." Neben Stücken, welche diesem oberbayerischen und Tyroler Bauerntheater angehören, enthält aber Hartmanns Sammlung auch sogenannte „Stubenkomödien", das sind „höchst anspruchslose kleine Komödien, die man auf dem Lande und in Landstädten, ausnahmsweise wohl auch in der Vorstadt eines Weltortes antrifft. Sie gehen meist nicht einmal auf einer Bühne vor sich, sondern werden durch eine herumziehende Dilettantenschaar, wohl in Kostümen, aber ohne Decorationen in einer beliebigen Stube aufgeführt." Schon durch diese Aeußerlichkeiten werden wir hier an das Drama von Hans Sachs und das alte Fastnachtsspiel erinnert. „Der Text solcher wahrer Volksschauspiele fließt theils aus mündlicher Ueberlieferung, theils aus Handschriften, welche immer aufs Neue abgeschrieben, oft schon sehr lange im Volk sich fortgepflanzt haben. Die Dichter sind meist nur bei Stücken bekannt, deren Abfassung in verhältnißmäßig jüngere Zeit fällt. Sie waren entweder ganz einfache, unstudirte Leute, oder lebten wenigstens im Volk, liebten es und waren mit seiner Sitte und Sprache, seinem Denken und Fühlen aufs Innigste vertraut. Die älteren

*) München bei Chr. Kaiser.

*) Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Zum erstenmale herausgegeben von A. Hartmann, Leipzig 1880.

**) Volksschauspiele. In Bayern und Oestreich-Ungarn gesammelt von A. Hartmann. Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Leipzig 1880, Breitkopf und Härtel. 624 S. gr. 8°.

Stücke verrathen mehr gelehrte, doch ebenfalls volksfreundlich gesinnte Verfasser."

Hartmanns Spüreifer ist es gelungen, zwei solchen Volksdramatikern auf die Spur zu kommen. Der eine derselben, „Georg Schmalz, ein einfacher Holzknecht und Kohlenbrenner hat die Landbühnen in Brixlegg und der Nachbarschaft mit einer Menge von Stücken versehen" (S. 319). Eine eigenthümlich interessante Erscheinung ist der in der Nähe von Tittmoning wirkende Ferdinand Scholi oder Schori. Er war der Sohn eines fürstbischöflich salzburgischen Kammerdieners, seiner Stellung nach ein verunglückter Student. Noch steht auf freiem Felde das „Scholikreuzel" zum Andenken seines am 20. October 1823 erfolgten Todes. „Er hat sich bei den Bauern aufgehalten und lauter solche Sachen 'dicht't Komödi-G'spiel" oder wie sie in jener Gegend benannt werden „Drischelleg-Predigten". „Wenn man ein Lied von ihm haben wollte, so hat er nur eine Nacht studirt und da ist ihm alles eingefallen" (S. 177). Auch im Improvisiren aber besaß er große Gewandtheit und der Volksmund hat viele dieser Dichtungen bewahrt. Die Bauern beklagten, daß ihr Komödiendichter es nicht bis zur Priesterweihe gebracht hätte, denn „das wäre ein scharfer Prediger worden". In seiner Jugend soll er „ein leichtsinniger Kerl" gewesen sein. „Alle Lumperei hat er mitgemacht; zu jedem Kammersenster ist er mitgegangen. Aber am Freitag hat er nicht gesungen." Seinen Lebensunterhalt mußte er der Barmherzigkeit der Bauern verdanken; „wo er ein Paar Groschen 'kriegt hat, da hat er die ganze Nacht erzählt. Da sind die Leute zusammengekommen und haben ihm zug'lost, da hat sich schon Alles gefreut, wenn er gekommen ist." Bei seinem Tode da klagten aber auch alle Leute und sagten, „daß er das G'sanga-dichten verstanden hat; es kommt keiner mehr nach, der es so kann." Merkwürdig, daß auch dieser Lustspieldichter wie so mancher seiner größeren humoristischen Collegen von ernster Natur gewesen zu sein scheint; er war „so ein schwarzer Kamerad. Er hat so finster und ernsthaft d'reingeschaut, daß man ihn hätte fürchten können." Das Volksleben in jenen Gegenden hat seit 1866 so große Veränderungen erfahren, daß viele Dichtungen Scholis verschwunden sind, immerhin konnte aber Hartmann noch achtzehn seiner Stücke namhaft machen, von denen auch die meisten in vorliegendem Buche mitgetheilt sind. Es wird Niemandem einfallen, hier großartige Dichterwerke zu suchen, aber kerngesunder Humor, dramatisches Geschick und ein wohlthuender Zug echter Volkspoesie tritt hier zu Tage. Da begegnen wir dem im 16. Jahrhundert so oft dramatisirten biblischen Stoffe „Der verlorene Sohn", mehreren Hirtenspielen, dann trefflichen Schwänken: „Die Untersberger", anknüpfend an die Sagen des berühmten Berges, „Die alte und neue Mode", „Die Schatzgräber", „Der Jo'l und 's schöne Tresl" u. s. w.

Wir haben Scholi und seine Dichtungen als besonders anziehend an die Spitze gestellt, wir würden aber von Hartmanns Sammlung eine falsche Vorstellung erregen, wenn wir hier den Mittelpunkt des Werkes finden wollten. Das Lobenswerthe darin ist gerade die systematische Behandlung des ganzen Stoffes, den Hartmann nach geographischen Gesichtspunkten geordnet hat. Christkindel und Dreikönigspiele aus Osen eröffnen die Sammlung. Daran reiht sich eine Besprechung des alten „Laufener Schiffertheater", denn die Schifferinnung führte im Salzachgebiete die theatralischen Vorstellungen aus. In den sechs mitgetheilten Stücken, „Adam- und Eva-Spiel", „Goliath-", „Kain- und Abel-", „König Salomon-" und „Hirtenspiele", scheint noch Manches von den Mysterienspielen des Mittelalters selbst herzustammen. Von den 215 Versen des Laufener „Adam- und Evaspieles" ist mehr als die Hälfte der „Tragedia von Schöpfung, Fall und Austreibung Ada aus dem Paradeis" von Hans Sachs entnommen.

Wie die Laufener Schiffer sind es die Halleiner Bergwerksknappen, welche eifrig die dramatische Kunst pflegten. Hirten- und Dreikönigspiele werden uns von dort mitgetheilt. Ueber Passionsspiele zu Brixlegg, Oberaudorf, am Thiersee (Kufstein), Rosenheim und Tölz erhalten wir Kunde. Ein „Weihnachtsspiel" und ein „Leiden Christi" aus dem bayerischen Walde ist vollständig abgedruckt. Der „Wildmännli-Tanz" zu Oberstdorf schildert uns pantomimische Festaufführungen des Allgäu, wie uns auch Schwerttänze, Schifferstechen und andere derartige Gebräuche von andern Orten geschildert werden. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die „Tyroler Fastnachtspiele" (S. 325).

Da es doch nur möglich war einzelne Stücke der Volksbühnen im Texte wiederzugeben, so hat Hartmann wenigstens den Titeln nach das Hauptrepertoir jener Theater mitgetheilt, so daß wir vollen Einblick in den dramatischen Kunstbetrieb erhalten. Auffallend oft begegnen wir Dramatisirungen der Jugendschriften von Christoph Schmidt („Heinrich von Eichenfels", „Rosa von Tannenburg"). Auch die aus den Städten verbannten Ritterstücke haben sich auf die ländlichen Bühnen zurückgezogen. Anstatt all das Einzelne anzuführen, möchte ich lieber noch eine allgemeine Bemerkung dem Hartmann'schen Werke beifügen. Das Vergnügen an dramatischen Aufführungen ist bei uns Deutschen, Frankreich gegenüber, sehr beschränkt. Wir besitzen noch immer kein lebendiges nationales Drama gleich dem französischen und haben von den modernen französischen Dramatikern gar viel zu lernen. Wenn wir bei den gebildeten Klassen eine immerhin nur schwache Theilnahme für das Theater wahrnehmen und diesem Mangel den Mangel in unserer Dramatik mit zur Last legen müssen: doppelt erfreulich muß es da sein zu sehen, wie im Volke selbst nicht nur Lust und Sinn, sondern auch Talent für das Schauspiel vorhanden ist. In welch großer Ausdehnung dieses Volksschauspiel blüht, ist erst durch Hartmanns Buch zur Kenntniß gelangt, und sein Werk verdient deshalb ein wahrhaft nationales und im höchsten Grade bedeutendes genannt zu werden.

Max Koch.

Aus der Hauptstadt.

Das theatralische Berlin O., S. und S.W.

Ostend-, Borussia- und Central-Theater.

Die Abschiedsstunde nahte. Eine schwere drückende Stimmung hatte sich unser aller bemächtigt. In solchen Augenblicken einer Trennung auf ungewisse Zeit hin, — da fühlt man erst recht, was man an einander hat, und was man einander ist.

„Theures Weib, gebiete Deinen Thränen, sagt Schiller," tröstete ich meine Frau, die den Kopf an die Scheiben drückte, um die heiße Stirn zu kühlen und um den immer wieder unaufhaltsam hervorbrechenden Thränenstrom vor mir zu verbergen.

„Wer weiß, ob wir uns wiederseh'n, sagt Ludolf Waldmann", versetzte meine Frau. „Wie man abreist, das weiß man wohl, aber wie man wiederkommt, das weiß man nicht! Denke an Cook, an die unglückliche Tinné, an Vogel, an Livingstone!"

„Aber Stanley, Nachtigal, Nordenskiöld, Lesseps!" erwiderte ich sieghaft. „Und denke, wenn dereinst mein Name mit diesen kühnen Reisenden und Geographen zusammen genannt werden könnte! ... Meine Equipirung ist doch vollständig?"

„Vollständig! Zahnbürste und leichtes Drillzeug sind in das Handköfferchen gepackt, einen Ueberzieher hast Du, und der Pelz liegt unten in der Droschke. Wenn Du durchaus reisen willst, so ist es die höchste Zeit."

Ein stummer Händedruck; und das Schwerste war vorüber.

Als ich den Schlag der Droschke geöffnet hatte, fühlte ich eine gewisse Beklommenheit, dem Kutscher das Endziel meiner Reise zu sagen. Ich machte erst eine freundliche Einleitung, erkundigte mich, ob er auch verheirathet wäre, und sagte dann, indem ich schnell einstieg und die Thür zuwarf:

„Nach dem Ostendtheater."

„Uf eenmal?" fragte der Kutscher, indem er sich zu mir zurückbog.

Ich nickte Bejahung.

„Wollen Sie rechts oder wollen Sie links fahren?" fragte er mich weiter.

Da ich durch meine Mienen jedenfalls verrieth, daß ich nicht recht verstanden hatte, fügte er erläuternd hinzu:

„Wollen Sie lieber über Frankfurt an der Oder oder über Potsdam fahren — das kommt auf Eins heraus."

„Fahren Sie nur zu!"

Der Abschied hatte mich doch mehr angegriffen, als ich gedacht hatte. Ich fühlte eine gewisse Schwere; das gleichmäßige Rütteln der Droschke that ein Uebriges; ich schlief ein.

Wie lange mein Schlaf gewährt hat, — ich weiß es nicht. Als ich aber erwachte, war ich von der eigenthümlichen Physiognomie der Stadt, die mein vom Schlafe noch benommenes Auge erblickte, aufs Aeußerste frappirt. Wir durchfuhren einen interessanten Säulenbau, verwittert und merkwürdig malerisch in der grauschwarzen Farbe — offenbar ein orientalischer Bazar. Ich dachte sogleich an Hildebrandts Aquarellen. Vor den Kaufläden, in denen allerhand Stoffe, wie mir schien: bürgerliche Trachten und Uniformen, feilgeboten wurden, standen die eingebornen Kaufherren in dem unverkennbaren Typus des reinen Orients. Die Gesichtsfarbe zum großen Theil mattgelblich, wie Milchglas, einige aber auch mit auffallend rosigen Backen, die sogar bisweilen ins bläulich Violette hinüberspielten, die Lippen schwellend und sehr roth, gewöhnlich von einem schwarzen Schnurrbart gekrönt; die Augen mandelförmig geschnitten von tiefbrauner Färbung, mit einem gewissen weichen, schmachtenden Ausdruck, die Haare sehr kraus und, wie es schien, wenig gepflegt, die Figuren meist unter Mittelgröße, der Oberkörper verhältnißmäßig lang, die Beine von jener eigenthümlich anmuthigen Rundung, die die Schönheit der Cavalleriefäbel ausmacht. Die Kleidung war einfach, anspruchslos und abgeschabt. Alle jungen Leute trugen die Hände sehr roth und aufgesprungen.

„Wie heißt die Stadt?" fragte ich.

„Mühlendamm," antwortete der Kutscher.

„Ah so — die Abkömmlinge der hosenverkaufenden Jünglinge aus der polnischen Wiege, von denen Treitschke spricht?"

„Nein, diese selbst," erwiderte der Kutscher.

An der nächsten Station nahm der Kutscher Relais. Ich bestieg die mit drei feurigen Rossen bespannte Troika und sauste durch die ungeheure Steppe davon. Ein starker Geruch von Juchten und Talg bestätigte meine Vermuthung über das Land, das ich jetzt durchflog. Außerdem hörte ich in der stillen Nacht den Sarafan singen, wie ich ihn röther nie gehört habe. Nach einiger Zeit wurde es lebhafter um mich her. Wir lenkten in einen breiten, mit Bäumen besetzten Weg ein, und im Fluge vermochte ich trotz der sehr ungenügenden Gasbeleuchtung an der Ecke das Schild zu lesen: „Große Frankfurter Straße". Der Kutscher hielt endlich vor einem stattlichen Hause.

„Sind wir angekommen?" fragte ich.

„Da," erwiderte der Kutscher in dem Idiome des heiligen Rußlands.

Eine gewisse Enttäuschung wurde mir an der Eingangsthür bereitet. Ich hatte in den Anzeigen der Blätter gelesen: „Sonnabend, den 26. „Waldlieschen", Volksstück von Elmar zum Benefiz von Fräulein Helene Lang" und fand dort: „Sonntag, den 27. „Genoveva", Drama von Raupach." Als ich dem Portier darüber meine Verwunderung mittheilte, sagte er mir, daß allerdings gestern „Waldlieschen" gegeben worden sei.

„Aber heut ist doch Sonnabend," bemerkte ich.

„Nein, heut ist Sonntag."

Eine Weile war ich ganz beunruhigt. Zum Glück erinnerte ich mich der „Reise um die Welt" von Jules Verne und der diesem amüsanten Stücke zu Grunde liegende Pointe. Ich hatte die Zeitdifferenz von Westen nach Osten gänzlich unberücksichtigt gelassen! Aber da ich nun doch einmal da war, löste ich mein Billet an der Kasse und trat in das mir bis dahin noch nicht bekannte Theater ein, das sich mit Eifer und Erfolg die Pflege der dramatischen Kunst für den östlichen Theil unsrer Bevölkerung angelegen sein läßt. Im Eingange bemerkte ich drei Transparentbilder, von denen jedoch nur zwei beleuchtet waren. Es waren vermuthlich Musen. Die Eine mit Becken, Schellen und sonstigen Instrumenten schien die Muse des Tanzes oder der Musik vorzustellen, die Andre mit Maske und Dolch das Drama. An dieser letzteren bemerkte ich eine kleine anatomische Willkür, die vielleicht ein sarkastischer Zug des schaffenden Künstlers ist: die Muse des Dramas hat nämlich sechs Zehen.

Das Haus ist sehr hübsch, freundlich und geschmackvoll eingerichtet. Die äußere Ausstattung genügt berechtigten Ansprüchen durchaus. Decorationen und Kostüme sind anständig. Ueber Stück und Darstellung darf ich mir kein Urtheil erlauben. Wenn man Elmars „Waldlieschen" sehen will, und es wird dafür „Genoveva" von Raupach gegeben, so ist das doch nicht ganz dasselbe. Unter den darstellenden Künstlern schien mir der Charakterspieler, Golos Diener, eine besondere Beachtung zu verdienen.

Nachdem ich einen sehr überschwänglichen Monolog über die Leitmotive „Mein Golo, bleibe hier!" und „Bleib hier, mein Golo!" mit angehört, von „himmlisch süßen Engelsstimmen", von „goldig rosigen Wolken", vom „Flüstern schlanker Erlen" und dergleichen allerlei vernommen und mich überzeugt hatte, daß die Sache im nächsten Acte gerade so fortgeht, war meine Neugier befriedigt, und ich verließ das Haus mit dem Entschluß, es gelegentlich bei einer Vorstellung, die mir für das Repertoire oder die Darstellung charakteristischer erscheint, wieder zu besuchen.

Es war noch früh am Abend, und da ich nun mal auf dem Wege war, meine Kenntniß der Berliner Theater zu erweitern, ließ ich mich von dem Kutscher nach dem nächstgelegenen fahren, das ich, wie ich zu meiner Schande bekennen muß, bisher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte.

Es heißt Boruffia-Theater und liegt in der Wrangelstraße. Die Wrangelstraße aber liegt in der Nähe der Thomaskirche, diese unweit des Bethanienufers, welches nach dem Engelbecken führt. An diesem liegt der Kaiser Franz-Grenadierplatz. Von da aus kann man zur Annenstraße gelangen, die ihrerseits in die Roßstraße mündet. Geht man diese entschlossen bis zu Ende, so kommt man auf die Breite Straße, und von da aus wissen viele Berliner, wie es weitergeht.

Einstweilen war ich also in der Wrangelstraße. Die Droschke hielt vor einem Hause, das sich nur durch zwei Laternen als eine den Musen geweihte Stätte ankündigte. Für den bescheidenen Preis von 1,50 Mark löste ich ein Logenbillet. Eine Frau verlangte von mir unter Hinweisung auf ein Placat, nach dem Stöcke und Schirme an der Garderobe abgegeben werden sollten, daß ich meinen Stock abgebe. Ich that so, als ob ich sie nicht verstünde, und ging weiter. Man ließ mich auch unbehelligt in die Loge eintreten.

Ich habe schon viele Berliner Kunstinstitute gesehen, aber unter den eigenthümlichen ist dies das eigenthümlichste. Der Saal ist groß und mit einer unglaublichen Anzahl von Gipsbüsten ausgeschmückt. Ich glaube nicht, daß ich übertreibe, wenn ich die Zahl derselben auf sechzig bis achtzig angebe. Ueber der Loge, in die ich eingetreten war, waren die Büsten von Goethe, Beethoven, Schiller und meinem Freunde Julius Rodenberg; es ist aber auch möglich, daß die letztere Felix Mendelssohn darstellen sollte. Die Beleuchtung war so spärlich und der Raum mit Tabaksqualm so gefüllt, daß ich von der Bühne, der ich gegenübersaß, nicht viel sehen konnte. Ich merkte nur, daß mein Erscheinen in der Loge die bereits dort anwesenden jungen Leute nicht sehr angenehm berührte. Sie waren bis dahin offenbar ganz unter sich gewesen.

Die eigentliche Honoratorenloge schien aber die nebenanliegende zu sein. Da war der einzige Lehnstuhl, und auf diesem saß eine Dame, die einen Spitz auf dem Schooß hatte und strickte. Neben dieser saß eine andere Dame mit einem Wachtelhund, und ein dritter kleiner Köter von schwerer bestimmbarer Art hatte sich zwischen die beiden Damen gedrängt und versuchte bald auf den Schooß der einen, bald auf den der andern zu springen. Im Uebrigen benahmen sich die Hunde durchaus correct.

In meiner Loge war das Mobiliar viel einfacher. Es bestand aus drei Holzstühlen und einem unpolirten und angestrichenen Holztische, auf dem die Bierseidel standen. Der Schmuck der Wände war schlicht. Da Mäntelhaken als überflüssiger Luxus betrachtet worden waren, hatte man einfache Bohrer in die Wand getrieben, und an diesen hingen zwei lange Pfeifen, Stammpfeifen offenbar, — alte gute deutsche Pfeifen mit Porzellankopf und -abguß. Es störte mich einigermaßen, wie ich nicht verhehlen darf, daß einer der jungen Leute während des Actes den Abguß leerte, wodurch sich ein höchst penetranter und unangenehmer Geruch entwickelte; aber da des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zu Theil wird, setzte ich mich philosophisch darüber hinweg und rauchte um so stärker.

Das Stück, das gegeben wurde, heißt: „In Saus und Braus". Ich sah nur wenige Scenen, und in diesen beruhte die Komik hauptsächlich darin, daß der Komiker, der jedenfalls ein Friseur ist, beständig „Altes Brenneisen" und „Alte Papillote" genannt wird, worauf regelmäßig schallendes Gelächter des Publicums folgte. Mein Nachbar sagte jedesmal: „Brenneisen ist jut, ist sojar sehr jut!" Die Darsteller nahmen

ein frugales Essen von warmen Kartoffeln und Häring ein, und ich kann garantiren, daß selbst die Meininger nicht realistischer essen. Ein besonderer Witz, der ebenfalls das Publicum zu ungebändigter Heiterkeit hinriß, war, daß der Komiker aus Zerstreutheit oder aus Gier eine zu heiße Kartoffel in den Mund nahm, die er alsbald wieder auf den Teller spie. Er wiederholte das zwei- oder dreimal, jedesmal mit demselben „Lacherfolge", wie man jetzt zu sagen pflegt.

Während ich versuchte, den Sinn der mir unbekannten Handlung zu errathen, unternahm einer der Mitinsassen der Loge gegen mich ein Attentat. Er holte seine Pfeife vom Bohrer und zündete sie an. Ich habe mancherlei in meinem Leben gerochen, aber so etwas wie diesen Tabak nie; und der junge Mann paffte mit einer Energie, die ganz unglaublich war. Die ganze Loge war in eine hellgraue, undurchsichtige Wolke gehüllt. Ich bemerkte, wie mir der Raucher mit arger List lächelnd Seitenblicke zuwarf, als wolle er sagen: „Ich bin doch neugierig, wie lange der es hier noch aushält." — Wir kämpften mit zu ungleichen Waffen, als daß ich den Versuch hätte wagen dürfen, das Terrain zu behaupten. Nach anderthalb Minuten erhob ich mich und ging nach allen Seiten höflich grüßend, schnell ins Freie. Er hatte mich im wahren Sinne des Wortes hinausgeräuchert.

Selbst die Luft der Wrangelstraße erschien mir erquickend und balsamisch. Die Droschke stand noch vor der Thür, und es war immer noch nicht spät. Da ich nun den Abend so schön angefangen hatte, war ich fest entschlossen, den Becher des Genusses bis auf die Neige zu leeren. Ich fragte den Kutscher, was man nun anfangen könne, und der sehr bewanderte Mann rieth mir, das Centraltheater zu besuchen, das in der Alten Jakobstraße liegt.

Und so bin ich denn in das Centraltheater gekommen, ohne zu wissen, weshalb. Ich habe es nicht bereut. Ich habe die Bekanntschaft mit einem sehr wirksamen Volksstück älteren Datums gemacht: „Gewonnene Herzen" von Hugo Müller. Das Stück ist zwar, um Rudolf Gottschalls beliebten Ausdruck zu gebrauchen: „in grober Holzschnittmanier ausgeführt", aber es verräth in jedem Worte, in jeder Figur, in jeder Situation die große Begabung des Verfassers. Es spielt zur Zeit des Krieges von 1870/71, und es muß zu jener Zeit eine durchschlagende Wirkung gehabt haben. Dieser ermangelt es auch bis auf den heutigen Tag nicht. Die Verwerthung des melodramatischen Elements ist so geschickt und wirksam wie möglich. Ich war durch das, was ich bis hierher gesehen hatte, nicht eben in günstigster Stimmung; aber sobald ich zehn Minuten im Centraltheater war, fühlte ich mich angeregt und verstand es vollkommen, daß die um mich Sitzenden beinahe ergriffen waren.

Gleich die erste Situation, die ich sah, war von packendem Effect. Die Preußen liegen auf Vorposten, auf einer Anhöhe steht die Wache. Der Verräther naht, ein von den Particularisten und Pfaffen irregeleiteter und fanatisirter Bayer. Er will das Signal geben, das den Franzosen die Ueberrumplung des Vorpostens ermöglicht; aber da regt sich doch das Deutsche in ihm. Er wird schwankend, er fühlt, daß er im Begriff steht, das schlimmste der Verbrechen zu begehen, den Verrath an den Seinigen. Er zaudert und betet: „Herr Gott, sende mir ein Zeichen!" In demselben Augenblick erklingt ganz leise im Orchester die populärste Weise der Kriegsjahre und der einsame Posten singt oben: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" Ich brauche die Fortsetzung nicht zu erzählen, ich brauche nicht zu sagen, wie nun das Gute die Ueberhand gewinnt, und wie der Bayer unter den Tapfern der Tapferste einer wird.

Aber dies Stück war weniger seines wirklichen Werthes, seiner durchaus volksthümlichen ernsten und heiteren Wirkungen wegen gewählt worden, als wahrscheinlich aus dem Grunde, daß es den zeitweiligen Gästen des Centraltheaters einen geeigneten Rahmen zur Production ihrer Künste bietet. Das Stück wird gegeben zum Gastspiel der aus vierzehn Personen bestehenden und wie es auf dem Zettel mit besonders ausgezeichneter Schrift heißt: „*echten* oberbayrischen Schuhplattler-Gesellschaft aus Miesbach und Tegernsee". Diese vierzehn Personen führen im ersten und im dritten Acte ihre Tänze aus. Etwas Einfacheres habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Der Schuhplattlertanz ist in der bayrischen Dorfschenke höchst charakteristisch und amüsant; das kreiselartige einförmige Drehen der Weiber, das Springen der Männer und deren Klatschen auf Schenkel, Waden und Schuhsohlen, das Juchzen und die merkwürdig einfache Tanzweise, — eine recht langweilige Melodie im langsamen Dreivierteltakt, — alles das macht am gehörigen Orte gesehen wirkliches Vergnügen; aber das Theater ist doch nicht der gehörige Ort dazu. Wären wenigstens die Erscheinungen reizvoll! Auf alle Reize aber muß man verzichten; nur die Echtheit ist gerettet. Diese will ich in keiner Weise anzweifeln. Der Schuhplattlertanz ist gerade so echt, wie bei uns eine Rixdorfer Damenpolka, und diese hat sogar noch ihren besonderen Reiz; aber ich würde mich als Impressario trotzdem besinnen, ein Rixdorfer Balletensemble dienender Mägdelein und fröhlicher Zimmergesellen zu engagiren.

Damit war meinem Bedürfniß nach Kunstgenuß für einen Abend ungefähr entsprochen, und ich kehrte zu den Meinigen zurück, die über das Ausbleiben einer Depesche beunruhigt gewesen waren. Ich habe noch vergessen zu erwähnen, daß mir im Borussiatheater unter Hinweis auf den Vermerk des Zettels: „Jeder Besucher der Sonntagsvorstellung erhält ein Billet zur Freitagsvorstellung gratis", ein Freibillet für die nächste Freitagsvorstellung angeboten wurde. Ich muß aber gestehen, daß der junge Mann mit der Pfeife mir das Verweilen in jenem Musentempel zu sehr verleidet hat! Paul Lindau.

Schauspielhaus. — Belle-Alliance-Theater.

Wie eine gefallsüchtige junge Wittwe aus Paris, wo sie den nach kurzer Ehe verlorenen Gatten „ein züchtig Jahr" betrauert hat, in die deutsche Heimat zurückkehrt, wie sie dort den früheren Anbeter aus ihrer Mädchenzeit, auf dessen Beständigkeit sie vielleicht gehofft, im Begriffe findet sich mit einer Anderen zu vermählen, wie sie, halb aus Langerweile, halb aus Eifersucht, den Frieden der kaum geschlossenen Ehe zu trüben sucht, indem sie den Treulosen wiederum an sich fesselt — das ist nicht gerade ein neuer Vorwurf für ein Drama. Zum Ersatz für diesen Mangel an stofflichem Interesse muß der Dichter mindestens eine ganz besonders reizvolle Behandlung seines Themas bieten, will er anders gefallen.

Das wäre ungefähr der Gesichtspunkt, den der Referent aufstellen würde, der ganz unbefangen und ohne an Persönliches zu denken über Ernst Gruas „Weiße und rothe Rose" berichten wollte. — Allein das Persönliche drängt sich in diesem Falle unwiderstehlich auf und bringt den Unparteiischsten in die ungewohnte Lage, nicht unbeeinflußt urtheilen zu können.

Der junge Dichter weilt nicht mehr unter den Lebenden. Das Lustspiel, das am Schauspielhaus in diesen Tagen vor uns vorübergegangen, ist sein letztes Werk, das man kaum als vollendet ansehen kann, da ihn, fast noch ehe er die letzte Hand daran zu legen vermochte, der langerwartete Tod davon abgerufen.

Solch ein letztes Werk sieht man immer mit ganz besonderen Augen an; zumal wenn es das eines Anfängers ist, womit er nun wirklich den ersten Fuß auf die langumworbene Bühne setzt, um, noch ehe er sich völlig hinausgeschwungen, hoffnungslos, entkräftet zurückzutaumeln. Bei diesem rührenden Anblicke des Erliegens menschlichen Geistes unter der rohen Naturgewalt fragt man wenig nach dem, was hier nun schon geleistet worden ist, sondern danach, was der Verlorene einst zu leisten versprochen hat, und man verfolgt gerne jede Spur, auf der man den Umfang seines Talentes näher kennen zu lernen hoffen darf.

Ist aber das Publicum in derartigem Falle von ganz ausnehmendem Wohlwollen beseelt, so sieht sich auch die Kritik in der angenehmen Lage, jede mißfällige Bemerkung unterdrücken und sich blos den freundlichen Eindrücken hingeben zu dürfen. Was sollte ein Tadel nützen? Dem todten Dichter, auf den es doch zunächst ankommt, gewiß nichts; er kann sein Werk nicht mehr anders machen, und er wird keine weiteren mehr schaffen, bei denen er einen etwa gerügten Fehler vermeiden könnte.

Wenn demnach bei der Beurtheilung des Gruaschen Stückes die Frage einzig so liegt: haben wir Ursache in dem Verfasser ein allzu früh verlorenes Talent zu beklagen? so wird das sicherlich einstimmig und entschieden bejaht werden. In dem Lustspiele finden sich Scenen von großer Wirkung, und überall stößt man auf Spuren reicher dramatischer Anlage.

Daß daneben noch gar Vieles unfertig ist, kann nicht Wunder

uehmen. Es ist bei dem Werke eines Anfängers nicht mehr als natürlich und findet noch überdies seine vollkommenste Erklärung darin, daß Grua nicht Zeit gelassen worden ist, sein Werk nach längerem Liegenlassen, nachdem es ihm gewissermaßen wieder fremd geworden, mit frischem Auge durchzusehen und die wichtigste und fruchtbringendste Arbeit des dramatischen Dichters, die praktische während der Proben auf der Bühne selbst zu erledigen. Anderenfalls würde er unzweifelhaft schon allein erkannt haben, wie da und dort die Scenenführung des rechten Flusses entbehrt, oder wo die Charakterzeichnung einen festeren Strich verlangt hätte.

Ueber die Handlung des Stückes ist schon im Eingang das Hauptsächliche angedeutet worden. Daß die Verirrung des jungen Ehemannes nicht zu einem tragischen Conflict führt, ist bei dem engen Begriff des deutschen Wortes Lustspiel selbstverständlich. In dem gefährlichen Moment, wo die Kokette, ihres Sieges sich sicher wähnend, auf einem Maskenballe mit der gekränkten Gattin die Maske tauscht, um dieser die Niederlage zu bereiten, daß sie aus dem Munde des Gatten die Liebesschwüre vernehmen muß, die er an eine Andere zu richten glaubt, ist jener durch eine unvorsichtige Aeußerung eines Dritten schon über das falsche Spiel, das mit ihm getrieben worden ist, ins Klare gekommen, und da ihn sowohl wie die Wittwe weniger Leidenschaft als Laune beherrscht, so läßt sich das gestörte Eheglück ohne allzu viele Schwierigkeiten wieder herstellen.

Indeß ist diese Haupthandlung nicht ungekreuzt durchgeführt. Daneben spielt sich die Geschichte ab, wie die Schwester der bedrohten Gattin, ein verhätscheltes Kind, das sich gar nicht an den Gedanken gewöhnen kann, die Zeit ihres Mannes mit den Geschäften desselben theilen zu müssen, sich in diese Lage schicken lernt. Diese Nebenhandlung nimmt sogar einen unverhältnißmäßig breiten Raum ein; indeß nicht zum Schaden des Stückes: denn diese beiden Figuren sind dem Dichter ungleich besser gelungen, als die, denen eigentlich die Hauptrolle zufällt — welchen man hier beim besten Willen nichts recht Sympathisches abgewinnen kann — und außerdem hat Grua hier Gelegenheit zu einigen durchaus gelungenen Scenen gefunden. Die Eröffnung des zweiten Actes und die des vierten bietet zwei kleine Interieurs junger Häuslichkeit, wie man sie sich kaum hübscher wünschen kann.

Kennzeichnend ist überhaupt für das Stück eine gewisse wuchernde Ueppigkeit der Episoden, wie sie bei einem jungen, erfindungsreichen Talent, das über die nöthige Oekonomie in solchen Dingen noch keine praktischen Erfahrungen gemacht hat, natürlich ist. Da ist ein Ehepaar, ein Gelehrter mit seiner Frau, das für die Handlung ziemlich überflüssig ist, dafür aber durch seine starkkomische Zeichnung, die manchmal zu rein possenhaften Situationen führt, den Darstellern dankbare Chargenaufgaben stellt. Da ist vor Allem ein junger Mann, der den Leuten aus Prinzip Grobheiten sagt, sich in Duelle verwickelt und durch sein wenig liebenswürdiges Auftreten Andere in die größten Verlegenheiten bringt — eine wenig erfreuliche und recht entbehrliche Figur.

Diese Episoden alle geschickt zu verwenden, sie so hin und her zu schieben, daß sie die Bühne nur dann besetzt halten, wenn sie nöthig sind oder wenigstens nicht stören — das war allerdings eine Aufgabe, der Grua noch nicht völlig gewachsen gewesen ist. So sah er sich genöthigt, das bekannte Bild im Nebenzimmer zur Hülfe zu nehmen, das die Unbetheiligten sich stets ansehen müssen, wenn die Liebenden keine andere Gelegenheit finden können, ohne Beobachter sich zu erklären; so fällt eine Forderung zum Duell in Gegenwart eines halben Dutzends Personen, deren keine etwas davon gewahr wird — so hat endlich die Ballscene im dritten Act etwas Gezwungenes: die Bühne scheint sich nicht natürlich zu füllen oder leer zu werden, sondern wie auf ein unhörbares Commando.

Das Publicum ließ diese Einzelheiten, wie billig, unbeachtet, um dem Werke einen vollen, ungetheilten Beifall zu spenden, einen Ausdruck warmer Sympathie mit denen, die Gruas Verlust als die Nächststehenden beklagen. Zu der freundlichen Aufnahme des Stückes trug die durchaus würdige Darstellung das ihrige bei. Frl. Meyer und Abich, Frau Frieb und Frau Keßler, die Herren Liedtke, Dehnicke und Oberländer ernteten reichen und verdienten Beifall. Die Regie hatte die scenischen Schwierigkeiten des Stückes mit vielem Glück überwältigt und durch eine reiche Ausstattung dem Ganzen den Hintergrund gegeben, den dasselbe verlangt.

Führte das Lustspiel Gruas den Zuschauer in die Kreise der Aristokratie, so beschäftigt sich die Novität des Bellealliancetheaters „Hopfenraths Erben" um so liebevoller mit dem eigentlichen Volke, und der Adel, dessen Vertreter auch hier nicht ganz aus dem Spiele bleiben, spielt, wie es in Volksstücken nun einmal hergebracht ist, im Vergleich mit diesem eine ziemlich traurige Rolle.

Wer nur einigen Scharfsinn besitzt, wird schon nach dieser Andeutung die Handlung des Wilkenschen Stückes (übrigens eine Bearbeitung seines „Hamburger Nestkükens") errathen. Reichgewordene Handwerker, die sich zum Leben der Geburtsaristokraten gedrängt fühlen, ihre Ausbeutung durch verkommene Mitglieder dieser Kaste, ihre Besserung und der schließliche Triumph des ehrlichen Handwerks: das ist der Inhalt dieses „Volksstücks", das, um es näher zu kennzeichnen, zu der Gattung von „Mein Leopold" gehört. Den Gang der Handlung eingehender zu berichten, lohnt kaum der Mühe; denn diese ist trotz ihrem Reichthum an Wechselfällen im Grunde so dürftig und in der Zusammensetzung ihrer Theile so unwahrscheinlich, daß beim Lesen der Nacherzählung Niemand begreifen würde, wie das Stück den freundlichen Erfolg hat finden können, den es thatsächlich gefunden hat.

Ueberhaupt — eigentlich ist es schade, daß man nicht schon im vorigen Jahrhundert, der Blüthezeit der Doctrinen und Theorien, den Begriff „Volksstück" gekannt hat. Dann hätten wir wenigstens heutzutage eine Definition davon und wüßten, was wir davon zu verlangen haben. In unserer Zeit findet sich Niemand mehr, der sich damit Mühe geben mag. Und so weiß man nie recht, welche Anforderungen man an diese Gattung zu stellen hat. Verlangt man eine einheitliche Handlung, so weist der Autor auf seine Bezeichnung „Volksstück" wie auf einen Privilegientitel und behauptet, hier sei „nicht Handlung sondern Bewegung" nöthig; fragt man nach der Charakteristik, so gibt er uns zur Antwort, es genüge, wenn seine Figuren lustig seien — kurz ein Volksstück ist für die Kritik etwas lazertenhaft Unfaßbares. Um die Verlegenheit voll zu machen, kommt noch hinzu, daß von Zeit zu Zeit behauptet wird, das Volksstück sei im Aussterben begriffen oder gar schon ausgestorben — je nachdem der Behauptende mehr oder weniger Pessimist ist. Man muß, all diesen Schwierigkeiten gegenüber, ganz einfach den Erfolg entscheiden lassen.

Daß dieser für „Hopfenraths Erben" günstig ausgefallen, ist schon erwähnt worden. An dem Faden einer dünnen aber wenigstens gesund erfundenen Handlung reihen sich eine ganze Anzahl Witze — allerdings unterschiedlicher Güte — und einige Couplets aneinander, die allesammt regen Beifall finden. Daß diese wie auch sonst Manches in dem Stück einen ziemlich altmodischen Charakter tragen, möge auch noch erwähnt werden: der „Krach" z. B. ist doch nun schon allzu abgebraucht.

Indeß worauf es bei einem Volksstück wohl immer am meisten ankommen wird, das ist die Frage, ob das flüchtig skizzirte Scenarium den einzelnen Darstellern Gelegenheit bietet, ihre Fähigkeiten voll zu verwerthen: das Spiel ist meistens das, was entscheidet. Und in diesem Falle entschied es unverkennbar und mit Recht zu Gunsten des Stückes; jede der Hauptrollen fand eine höchst angemessene, einzelne sogar eine ausgezeichnete Vertretung. In erster Linie ist Herr Wilken zu nennen, der sich dem „Kinde seiner Muse" als ein wahrer Vater erzeigt hat: der Typus der tüchtigen Berliner von jener Gattung, die ihre Abende zwischen dem Bezirksverein und der Weißbierstube theilen, ein Philister, ein Raisonneur, aber dabei doch ein prächtiger Mensch. Eine Tirade im zweiten Acte sprach er ganz meisterhaft. Herr Meißner, der Vertreter des Intriganten — nicht eines eigentlichen Bösewichtes, aber eines „gerissenen Jungen" — war ihm ein würdiger Partner. Frl. Mejo, Frl. Löffler und Herr Juncker gaben jeder ein gutes Bild Berliner Humors, und auch Frl. Schwarz bemühte sich nicht ohne Erfolg ihrer Rolle so viel Lokalcolorit zu geben, als eben ihrem uns fremdartigen Naturell möglich ist.

Carl Groddeck.

Aus der Kunstwelt.

Bevor das umfangreiche Bild des Berliner Congresses, welches Anton von Werner im Auftrage des Magistrats hiesiger Haupt- und Residenzstadt vor kurzem vollendet hat, seine Rundreise durch die Metropolen der meistbetheiligten Großmächte antritt, wird es im Festsaale des Rathhauses, wo es sich der zur Feier des 22. März versammelten Elite der Bürgerschaft zum ersten Male präsentirte und nach vorläufiger

Disposition eine bleibende Stätte finden soll, dem Publicum gegen Eintrittsgeld auf kurze Zeit zugänglich sein. Zunächst muß der verständige Beschauer dem Künstler Glück wünschen, daß seinem monumentalen Werke ein so günstiger Platz ausersehen ist. Tiefe und Milde des Tons steigern sich unter dem ruhigen Seitenlichte zu einer höchst wohlthuenden Wirkung, wie sie der Meister bewußt angestrebt, aber in seinem Atelier wohl kaum schon erreicht geglaubt hat. Ist auch die freie Aufstellung eines großen Bildes im weiteren Abstand von der Wand dem Eindruck der Architektur nicht günstig, so wird hier die Schwesterkunst willig ein Opfer bringen.

Wer mit der gewiß höchst eindringlichen Orientirung vom Panoptikum her vor das Werner'sche Bild tritt, dürfte seine Phantasie durch den lebendigen Rhythmus der Composition überflügelt finden. Dort die Sitzung, die Gravität des hochdiplomatischen Schaffens am langsam sich klärenden Werk, der Zustand der Dauer; hier die Unterzeichnung des Schlußprotokolls, die theils spontan und warm sich bekundende, theils gleichgültig, ja mißvergnügt dreinschauende Schätzung des Geleisteten, der Zustand der Auflösung; aber zugleich auch der Glanz der Staatskleider. Die hohe Versammlung theilt sich zwanglos durch den mit voller Breite dem Beschauer zugekehrten, den Raum des dreifenstrigen Mittelsaals im Reichskanzlerpalais fast völlig durchmessenden Tisch mit dem diplomatischen Wahrzeichen der grünen Decke, nach zwei im umgekehrten Verhältniß von Bedeutung und Zahl stehenden Gruppen. Die Gestalten im Vordergrunde des Bildes stellen sich unter starkem perspectivischen Hervortreten auch in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Wie wenig eine solche Anordnung Grundbedingung ist, hat Werner in der Darstellung der Kaiserproclamation dargethan. Hier kommt diese Anordnung der Concentration und dem Verständniß des schwer zu pointirenden Gegenstandes wesentlich zu gut. Der Blick wird von der Persönlichkeit des Reichskanzlers vorweg beherrscht. Mit charakteristischer Haltung der Feder in der Linken zwischen drittem und viertem Finger tritt er unter herzlicher Darbietung der Rechten, mit freundlichstem Gesichtsausdruck, auf Schuwalow zu, als wollte er die Frage an ihn richten: Nun, sind Sie mit uns zufrieden? Für die Laienhaftigkeit der diplomatischen Anschauung, die sich in dieser Auffassung etwa bekundet, mache man den Künstler ganz allein verantwortlich. — Und Schuwalow ist zufrieden, außerordentlich zufrieden: vielleicht nur weil die Sache endlich zum Schlusse kommt. Mit verbindlichster Miene ergreift er, dem Kanzler einen Schritt entgegen thuend und liebenswürdig sich vorneigend, die dargebotene Hand, wobei er dem zur Seite des Fürsten in elegant lässiger, wienerischer Haltung dastehenden Andrassy eine erhebliche Quote des Dankesblicks zuwendet. Zweierlei Bedenken möchten gegenüber dieser Hauptgruppe getheilt werden. In dem Kopfe Bismarcks ist ein Deficit, das nachzurechnen, wie bekannt, nicht recht gelingen will. Etwas fehlt immer; aber seitdem das Bildniß von Lenbach in der National-Galerie hängt, weiß man, daß sich dieses Deficit auf ein weit geringeres Maß reduciren läßt, als es hier geschehen ist. Weniger zweifelhaft erscheint ein Mangel an letzter Befreiung in der Bewegung Schuwalows. Die Darstellung des todten Punktes im Schritt, des Momentes, in welchem das eine Bein zum Standbein wird, während das andere im größten Abstande rückwärts sich befindet, ist eine Klippe, an der die Besten gescheitert sind. Man braucht sich nur unter den öffentlichen Werken der Plastik — gar nicht weit — umzusehen, um ganz frappirende Beispiele zu finden. Wer diese Bewegung vermeidet, weiß, warum er es thut; und es ist in den meisten Fällen auch ästhetisch ohne sie auszukommen. Beide Erinnerungen fallen übrigens keineswegs so schwer ins Gewicht, daß sie, zumal bei der sonst überall unmittelbar treffenden Leichtigkeit der Haltung, den Gesammteindruck erheblich beeinflussen könnten. So ist die linke Gruppe, die zweite an Wucht, in welcher Gortschakow, der im Lehnstuhl sitzende freundliche alte Herr, mit dem vor ihm stehenden englischen Premier unter Theilnahme des ganz in den Vordergrund gestellten Grafen Karolyi zum letzten Male abrechnet, von der sprechendsten Ausdrucksfähigkeit und frei von jedem Zwange. Der Nestor der russischen Diplomatie legt dem sauer dreinschauenden und wohl noch einige warnende Bedenken äußernde Disraeli mit freundlich feinem Lächeln die Hand auf den Arm: — unverkennbar jene Geberde, welche im bürgerlichen Verkehr sagen will: „Haben Sie keine Bange."

Bei den hier gezogenen Grenzen kann sich die Beschreibung des außerordentlich fesselnden Bildes nicht weiter in die Details verlieren. In künstlerischem Betracht zeigt sich der Meister auf dem von ihm unbeirrt verfolgten Weg weit vorgedrungen. Die Sättigung des Tons, dem Werner mit den einfachsten Mitteln einer beschränkten Anzahl keineswegs blendender oder überraschender, aber im milden Lichte breit und ruhig zur Geltung kommender Lokalfarben nachstrebt, scheint wesentlich gestärkt. Auf dem Dreiklang der lichtgrauen, durch Vergoldungen gehobenen Wände, der grünen Tischdecke, für die der Künstler das Recept wie kein anderer besitzt, und dem dunkelrothen Teppich baut sich in ungetrübtester Harmonie der spielende Glanz der vielfarbigen Uniformen auf, ohne die Hauptsache, die Wirkung der Köpfe, zu beeinträchtigen All das flimmernde Gold und Silber in Orden und Tressen, die Reflexe von Politur und Metall gelangen zu illusorischer Wirkung und fesseln in ihren frappanten Einzelheiten den naiven Blick; aber nirgend wird das Auge durch eine zu starke Betonung einzelner Details gegenüber der Vernachlässigung anderer verletzt. Man soll sich beispielsweise nur die Schwierigkeit klar machen, mit einer so großen Zahl von hart reflectirenden Lackstiefeln fertig zu werden. Eine höhere Aufgabe ist in der außerordentlichen Charakteristik der Hände gelöst. Auf Einzelheiten hinzuweisen wäre hier besonders dankbar. Genug, daß sich Werner auch dieses Mal in dem Gebiete der repräsentativen Historiendarstellung ohne Rival gezeigt hat. Dem Künstler fehlt es gewiß nicht an der Individualität des Genius, aber diese Individualität wirkt nicht zersetzend auf die schlichte Naturanschauung; er *versteht* die gute Gesellschaft, und er vermag die Eindrücke davon ohne Abzug mit seinen Mitteln wiederzugeben.

Unzweifelhaft werden die Väter der Stadt der immerhin vergänglichen Photographie nicht ausschließlich das Amt belassen, das Andenken des Berliner Congresses mit dem Werner'schen Bilde in alle Welt zu tragen. Abgesehen von der ästhetischen Forderung liegt in der Reproduction durch einen glänzenden Stich in Linienmanier kein geschäftliches Risico. Mit Isabeys Wiener und Winterhalters Pariser Congreß gibt es einen dreiblättrigen Schmuck, der in dem Kabinet der Diplomaten und eleganter Leute mit diplomatischen Velleitäten so leicht nicht fehlen dürfte. Selbstverständlich gehört der Wiener in dem von Godefroy größtentheils in Punktirmanier gestochenen ebenso trefflichen wie seltenen Blatt in die Mitte, und der Berliner hätte sich als Pendant des wohl von Blanchard gestochenen Pariser Congresses einzuführen.

In dem Lokal des Künstlervereins waren kurze Zeit die Porträts des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin von *Angeli* ausgestellt. Die Bilder dürften kaum dazu beigetragen haben, die hohen Dargestellten dem Publicum menschlich näher zu bringen. Sie zeigten sich der Concurrenz mit der Photographie nach dem Leben nicht gewachsen. Die Vorzüge, welche allen Angeli'schen Bildern gemeinsam sind, reichten für die Aufgabe nicht aus. Augenscheinlich fühlte sich der Genius des Künstlers durch die Hofluft dieses Mal mehr als sonst erkältet, wenn nicht etwa auf eine Abnahme der künstlerischen Temperatur generell geschlossen werden darf. Es gehört eine stahlharte Natur dazu, wie sie Franz Krüger besaß, um jederzeit der durch die Etikette und ewig maßgebende Gesichtspunkte beschränkten Hofmalerei die volle Frische der Auffassung entgegenzubringen.

In leuchtendem Gegensatz hierzu stehen die beiden Bildnisse der Professoren Helmholtz und Mommsen von *Knaus*, welche jetzt an demselben Platze zu sehen sind. Wenn man abstrahirt von einer gewissen Absichtlichkeit in der Anordnung, die durch redende Geberde und Attribute der traditionellen Porträtdarstellung berühmter Männer Rechnung trägt, und in dem sichtbaren Bewußtsein der Dargestellten, daß sie gemalt werden, ihre künstlerische Consequenz findet, so bleibt in diesen Bildern der eigenartigen Meisterschaft noch so viel, daß wir die Aufnahme derselben in die National-Galerie nach jeder Richtung hin mit Genugthuung begrüßen. Knaus malt keine lebensgroßen Porträts: wenigstens ist er mit solchen bisher nicht an die Oeffentlichkeit getreten. Der hier gewählte Maßstab mag ein Drittel der Lebensgröße sein, wohl etwas größer als ihn der Meister bei ähnlichen Veranlassungen zu nehmen pflegt. Die Bilder sind als Pendants gedacht und zeigen die Dargestellten in ganzer Figur, sitzend; Mommsen in seinem Studierzimmer bei der Arbeit, vor einem Tische, auf welchem zwischen Büchern und gelehrtem Apparat eine Bronzebüste Cäsars steht; den Körper mit übereinandergeschlagenen Beinen nach links, das Gesicht dem Beschauer voll zugewendet, in der über dem Tische leicht erhobenen rechten Hand die Feder haltend; Helmholtz mit leichter Körperwendung nach rechts und angezogenen Beinen, in einem durch seine auffallende Kahlheit für die uneingeweihten Beschauer nicht charakteristisch gekennzeichneten Raum,

neben einem Tische, auf dem der von ihm erfundene Ophthalmeter steht, dessen Fußgestell die Linke umfaßt, während die Rechte in schwebender Armlage ein kleines, wohl zu dem Instrumente gehörendes Stäbchen hält. In beiden Bildnissen hat die momentane Handbewegung etwas Demonstratives. „Mit solch einer Feder habe ich die römische Geschichte geschrieben; dies ist das Instrument u. s. w." Gewiß bedurfte der Meister derartiger Mittel nicht, um die Lebendigkeit zu erreichen, die uns hier in so unwiderstehlicher Weise fesselt. Man denke sich die betreffenden Hände in Ruhe. Die packende Herausarbeitung der Persönlichkeit, die Concentrirung der Leuchtkraft in den photographisch treuen Köpfen, die geistige Schärfe und Spannung des Blicks, die wundervolle Beobachtung des Habitus, die durch den Gegensatz von weltmännischer Eleganz und gelehrter Nonchalance noch wirkungsvoller zur Geltung kommt und bis zu den unteren Extremitäten herab nicht ohne einen Anflug von Humor die letzten Consequenzen zieht, das Alles reichte vollkommen hin der Bedeutung der dargestellten Persönlichkeiten und ihrer Popularität gerecht zu werden. Die Behandlung der Nebendinge ist breit und frei, nur in Einzelheiten des Vordergrundes auf die Illusion der Naturwirkung zielend; der Charakter sittenbildlicher Abgeschlossenheit, welcher unabhängig von dem Hauptzweck hervortritt, ist bei coloristischer Freundlichkeit von höchst anziehender Wirkung.

Von den Hochzeitsgeschenken, welche zur Zeit im Königlichen Schlosse ausgestellt sind, sei unter den mit der bildenden Kunst verwandten hier nur des grandiosen, von den deutschen Städten gewidmeten Tafelschmucks erwähnt, dessen Ausführung in Silber der Zukunft vorbehalten ist. Den Mittelpunkt und zugleich den künstlerisch weitaus bedeutendsten und gelungensten Theil dieses von Baurath Heyden entworfenen und eine Reihe ausgezeichneter künstlerischer Kräfte in Bewegung setzenden Ensembles bildet das Prunkstück mit dem Schiffe der Fortuna. Aus der Mitte des mit Blumen gefüllten Schiffsraums erhebt sich die von Genien gehaltene Erdkugel, auf welcher die nackte Gestalt der Glücksgöttin mit dem Füllhorn schwebt. Ein jugendlicher Herold, der mit hoch hinausragender Trompete der Welt die frohe Botschaft verkündet, kniet am Bug. Am Steuer sitzt mit seinem Weibe der Patrizier der Renaissance in der Blüthe der Schönheit und der Jahre. Seine Hand faßt das Ruder, das in einen Rundspiegel endigt. Derselbe ist bestimmt die Bildnisse des prinzlichen Paars im Stil der Medaille aufzunehmen. Das Schiff wird von Tritonen durch die Fluthen getragen. Als Urheber des figürlichen Theils werden Eberlein und Siemering genannt. Letzterer mit Unrecht. Der Künstler hat lediglich die Anfertigung der Medaille übernommen. Eberlein darf den Ruhm, der der schwungreichen Gestaltung und der mit reizender Detailwirkung in edelstem Stil vollendeten, von aller Kraftgespreiztheit freien Arbeit in hohem Maße gebührt, für sich allein in Anspruch nehmen. Wie wir hören, ist dem verdienten Künstler die zu einer engeren Concurrenz gestellte Ausführung des Frieses am Neubau des Cultusministeriums definitiv übertragen worden. Eberlein am nächsten steht bei einer weniger dankbaren Aufgabe Geyer, welcher einen der die vier Hauptflüsse darstellenden Aufsätze modellirt hat. Die gleichmäßige Tüchtigkeit, die sich in der Gesammtleistung bekundet, soll durch diese Auszeichnung des Besten nicht in Frage gestellt werden.

Am 13. März hat der Berliner Architekten-Verein den hundertjährigen Geburtstag Schinkels und damit zugleich das letzte seiner Schinkelfeste gefeiert. Eine Todtenfeier für Heinrich Strack und Martin Gropius war damit verbunden. Vieles wirkte zusammen, um die Stimmung der zahlreichen Theilnehmer zu höchster Weihe zu erheben. Generaldirector Schöne war die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, die Bedeutung Schinkels zum letztenmal an officieller Stelle zu beleuchten und im Anschluß daran das künstlerische Wesen zweier seiner treuesten Schüler zu charakterisiren. Gestützt auf die wohlthuendste Freiheit des Urtheils, löste der Vortragende in geistvoller Weise das Problem, eine Versammlung, die seit Decennien alljährlich an die subtilste Untersuchung des Stoffes auf seine Elemente hin gewöhnt ist, durch objective Ordnung aller zur Mitsprache berechtigten Factoren unter große, allgemeine und erschöpfende Gesichtspunkte bis zum Schlusse zu fesseln. Der glücklichsten Analogie bediente sich die Beweisführung zu Gunsten der Renaissance und der Phantasiebefreiung in dem Vergleich des Entwicklungsganges bei den Sprachformen und den Formen der Baukunst. Drei von Professor Doepler mit außerordentlicher Glanzentfaltung und wundervoller Täuschung über den Mangel echter Weiblichkeit während des Festmahls gestellte lebende Bilder verherrlichten in Darstellungen aus der antiken, der Welt des Mittelalters und der Renaissance die Skulptur, die Baukunst und die Malerei. Auf das Anregendste wirkte schließlich die Vorführung von Werken der Verewigten in Nebelbildern.

Am 19. Januar ist Verboeckhoven, 83 Jahre alt, gestorben. Sein künstlerisches Wesen ist bekannt; nicht minder seine Erfolge in Deutschland. Aber unerwartet kommt die Mittheilung eines seiner künstlerisch orientirten Freunde, daß die Glätte und Kleinlichkeit seiner Handführung keineswegs dem ursprünglichen Triebe und weit höheren Vermögen des Künstlers entsprochen habe. Seine Studien sollen die kühnste Freiheit und Breite zeigen; aber der künstlerische Charakter des Meisters war nicht stark genug, um auf anderen Bahnen als der einmal betretenen die rapid wachsende Gunst des Weltpublicums aufs Spiel zu setzen. Immerhin war er in seiner Art ein Ganzes.

Berlin ist wie in vielen andern Dingen auch auf dem Gebiete des centralisirenden Kunsthandels, soweit er durch Auctionen in großartigem Maßstabe bewirkt wird, nicht nur hinter Paris und London, sondern selbst hinter anderen Städten Deutschlands zurückgeblieben. Wird die Reichshauptstadt auch Paris und London aus leicht erfindlichen Gründen niemals Concurrenz machen können, so liegt doch kein Zwang vor, in ihrer gedrückten Stellung unter den deutschen Concurrenten zu verharren; ja es ist die Frage, ob für Auctionen von Kupferstichen, bei welchen auch das lokale Publicum wesentlich in Betracht kommt, ein günstigerer Platz gefunden werden kann. Alle tüchtigen Bestrebungen, die dahin zielen, normalere Verhältnisse nach dieser Richtung hin zu begründen, verdienen die wärmste Anerkennung und Unterstützung. Soeben veröffentlicht die Firma Amsler & Ruthardt den Katalog einer Kupferstichsammlung ersten Ranges, welche am 26. April dieses Jahres hier zur Versteigerung kommt. Die in theilnehmenden Kreisen längst zu hohem Ruf gelangten Schätze des jetzt verstorbenen Fürsten Alexander Lobanow Rostowsky sind mit den gleichwerthigen eines deutschen Sammlers zu einem Ganzen verschmolzen, in welchem sich zwei große Gruppen von seltenster Schönheit und Reichhaltigkeit darstellen: die niederländischen Malerradirungen des 17. Jahrhunderts und die klassischen Grabstichelblätter der neuen Renaissance seit Volpato bis auf die Leistungen der Gegenwart. Was der mit voller Sachkenntniß und großer Gewissenhaftigkeit gearbeitete Katalog in deutscher und französischer Sprache ankündigt, findet sich bei der Durchsicht vollauf bestätigt. Die Frische und Intaktheit der Exemplare gereicht der Sammlung zu ganz besonderem Reiz. Der unausbleibliche Erfolg einer solchen „Vente" wird die Qualification Berlins am besten erweisen.

Zum Schluß noch ein Wort in Sachen contra Rubens. Neben den schroffen Meinungsgegensätzen, ob echt, ob unecht, hat auch wohl eine dritte vermittelnde Ansicht das Recht gehört zu werden. Ein bewährter Kenner versichert, daß an der Echtheit des Bildes nicht zu zweifeln, daß es aber am Anfang des vorigen Jahrhunderts stark verputzt und dann übermalt worden sei. Manches würde sich damit erklären lassen; so namentlich das blaue Gewand des Neptun, das so, wie es ist, allerdings kaum von der Hand des Meisters oder auch nur von der eines in seinem Geiste malenden Schülers herrühren kann.*) Th. L.

Notizen.

Die Schreckensnachrichten haben seit einiger Zeit in öffentlichen Blättern eine besondere Rubrik beansprucht. Aus Casamicciola, Petersburg und Nizza waren sie nach einander in kurzen Zwischenräumen mit überwältigenden Schilderungen der Katastrophen eingetroffen, die hier

*) Wir haben uns in Sachen dieses Rubensbildes, dessen Ankauf unsere gesammte Künstlerschaft in die größte Aufregung versetzt hat, einer jeden Aeußerung enthalten, und nur den sehr maßvollen und vorsichtigen Ansichten unseres Kunstkritikers Raum gegeben. Es liegt uns auch jetzt fern, irgendwie die Frage der Echtheit oder Unechtheit dieses Bildes discutiren zu wollen. Mögen die Berufenen die Debatte fortsetzen. Aber als thatsächlich muß einmal constatirt werden, daß die völlige Echtheit und Unversehrtheit jenes Bildes in seiner jetzigen Beschaffenheit von keinem unserer urtheilsfähigsten Künstler mehr behauptet

paradiesische Gefilde des Südens, dort ein von Pracht und Glanz umgebenes gekröntes Haupt mit dämonischer Gewalt erreicht hatten. Wer möchte leugnen, daß in Rußland die nihilistische Wuth der Conspiration und Zerstörung elementare Kräfte entfesselt hat, welchen polizeiliche Vorkehrungen schwerlich beikommen werden. Natürlich waren die Zeitungen sehr rasch mit den gewöhnlichen Rathschlägen der Abwehr durch internationale Congresse, Unterdrückung des Asylrechts und ähnliche Hausmittel bei der Hand. Als ob das Beispiel Rußlands, wo die präventive Sicherheitspolitik zur höchsten Blüthe gelangt ist, die Ohnmacht solcher Ventile nicht soeben in Flammenschrift aufgezeigt hätte. Hoffentlich wird es der neuen Regierung nicht an den beiden goldenen Schutzwaffen fehlen, die im privaten wie im öffentlichen Leben gegen alle Gefahren die einzige Deckung gewähren: clarté pour voir, force pour accomplir! Wenn von den Devisen der Intelligenz und der energischen Ausdauer begleitet, aber auch nur dann, wird Rußland seiner inneren Widersacher Herr werden können. Aeußere Feinde hat das abgeschlossene Czarenreich nicht, wenn es sie nicht selber durch panslavistische Abenteuer oder durch zudringliche Intervention muthwillig aufsucht und herausfordert. Jetzt strömen die Petersburger Organe von friedlichen Versicherungen über, und man nimmt sie überall gern beim Wort. Sonst hat die Welt seit Mitte März von russischen Verschwörungen, unterirdischen Gängen, geheimen Dynamitfabriken, politischen Selbstmorden und massenhaften Verhaftungen genug gehört. Es nahm sich fast so aus, als ob Rußland seine Schäden mit einer gewissen Ostentation vor den Augen der Mitwelt bloßlegen wollte. Zum guten Theil allerdings wurden jene athemlosen Unglücksraben von den Leuten des bekannten sensationsbedürftigen Metiers ausgesandt, und sie sollten die nimmersatte ungesunde Neugier eines gewissen Publicums befriedigen. Aus dem ruhigen, fast langweiligen Winter, welchen ein sonst kundiger Politiker einem diesmal etwas spät von der Reise heimgekehrten Publicisten noch im December verkündet hatte, war ohnehin nichts geworden. Bei uns folgte eine Krisis auf die andere. Die Parteien erhitzten sich an Steuer- und Zollfragen. Im Orient gährte es weiter und die Türkei wollte auf keinen grünen Zweig kommen. Im vorigen Herbst war ein interessantes Buch erschienen: Reiseberichte eines Diplomaten, von Charikles. Alle Welt wußte bald, daß der Pseudoname von dem früheren türkischen Botschafter in Berlin, Aristarchi Bey, gewählt war. Außer den schön geschriebenen und fesselnden Touristenskizzen enthält die Schrift auch politische Winke über die Zustände und die Zukunft des Orients, welche der Verfasser wie kein anderer kennt. Aristarchi Bey hat eine rührende Anhänglichkeit für Berlin und den preußischen Hof bewahrt. Zum Geburtstage des Kaisers trifft er regelmäßig hier ein und besucht dann auch seine früheren Freunde. So hielt er es auch vor kurzem und empfing bei dieser Gelegenheit viele Complimente für sein jüngstes Buch und den darin enthaltenen Epilog, der das Heil der Türkei nur in Reformen und europäischer finanzieller Controle erblickte. Noch ein anderer Diplomat ist in diesen Tagen als politischer Schriftsteller aufgetreten, aber mehr zur Selbstvertheidigung und persönlichen Verherrlichung, nämlich Ferdinand Graf Beust. Seine Abwehr der Friesen'schen Kritik hat der zeitgenössischen Geschichte herzlich wenig neuen Stoff zugeführt. Man mochte nur wieder daraus erkennen, wie schnell die historischen Scenen in diesem Säculum wechseln. Wer erinnert sich noch der Vorgänge, der Probleme und Lösungen, die Deutschland beschäftigten, als Herr von Beust sächsischer Minister war. Wer muß sich nicht besinnen, was in aller Welt gemeint ist, wenn auf das Dreikönigsbündniß und verwandte Episoden die Rede kommt. Höchstens wird die Aufmerksamkeit durch die Erwähnung der Nikolsburger Affairen geweckt, in welche der Autor indessen nur von fern verwickelt war. Sonderbar genug trifft seine Beschreibung alter Zollvereinskrisen mit der hier zu Lande neuerdings versuchten galvanischen Auferweckung desselben verstorbenen Zollvereins zusammen, die nach kurzem bureaukratischen Anlauf gescheitert ist, aber dem Plaidoyer des Grafen Beust einen Schimmer von Actualität verschafft hat, auf den er selbst wohl am wenigsten gefaßt war. Solche Anomalien können nicht ausbleiben, wenn die geborenen Schirmherren des Reiches particularistische Anwandlungen haben, wenn Fortschrittsleute die Protokolle des Bundesraths besser kennen als die bestallten preußischen Mitglieder der hohen Körperschaft, und wenn der heimische Zwiespalt in eine, wenn auch nur scheinbare, künstliche und glücklicherweise vorübergehende babylonische Begriffsverwirrung zur wohlfeilen Schadenfreude der Nachbarschaft ausartet.

---

wird, und daß in den competentesten Kreisen die Meinungsverschiedenheiten sich nur geltend machen: ob Rubens größeren oder geringeren oder gar keinen Antheil an dem Bilde hat, oder ob dasselbe von mittelmäßigen späteren Malern in Wesentlichem verhunzt worden ist. Für ein Gemälde von so zweifelhafter Beschaffenheit aber die exorbitante Summe von 200,000 Mark zu bezahlen, das ist doch und bleibt auf alle Fälle im höchsten Grade befremdlich. Wenn solche Summen für die Acquisition eines Kunstwerkes ausgegeben werden, so müßte sogar die Möglichkeit, daß an der Authenticität überhaupt Zweifel auftauchen können, von vornherein ausgeschlossen sein. Das Bild kostet dem Museum jährlich 10,000 Mark Rente, also täglich etwa 30 Mark, und das ist für einen zweifelhaften oder jedenfalls angezweifelten Gewinn auf alle Fälle zuviel! — Die Männer, welchen die sehr verantwortliche Aufgabe obliegt, Kunstwerke für öffentliche Sammlungen anzukaufen, haben in allen Culturländern einen schwierigen Stand und sind überall den heftigsten Angriffen ausgesetzt. Wir wissen das sehr wohl und hüten uns daher, von dem Gebiete der rein sachlichen Constatirung auf das des persönlichen Angriffs überzugehen. Dieser Fall Rubens beweist indessen bis zur Evidenz, daß für eine zweckentsprechende, befriedigende und segensreiche Thätigkeit der Ankaufscommission alle nöthigen Cautelen bei uns noch nicht geschaffen sind. Ceterum censeo: für ein Bild, an dem Rubens vielleicht mancherlei, vielleicht wenig, vielleicht gar nichts gemalt hat, darf eine Kaufsumme von 200,000 Mark nicht gezahlt werden.

D. R.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke.
10 Bde. gr. 8. brosch. 62 *M.* 75 *S.*
I. Bd. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. gr. 8. 6 *M.* 75 *S.*
II. Bd. Philosophische Kritiken u. Grundsätze. gr. 8. 6 *M.* 75 *S.*
III. Bd. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. 3. umgearb. Auflage. gr. 8. 6 *M.* 75 *S.*
IV. Bd. Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. 2. umgearb. u. verm. Aufl. gr. 8. 6 *M.* 75 *S.*
V. Bd. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. 2. umgearb. u. verm. Aufl. gr. 8. 4 *M.* 50 *S.*
VI. Bd. Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. 2. umgearb. u. verm. Aufl. gr. 8. 4 *M.* 50 *S.*
VII. Bd. Das Wesen des Christenthums. 3. umgearb. u. verm. Auflage. gr. 8. 6 *M.* 75 *S.*
VIII. Bd. Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen. gr. 8. 8 *M.*
IX. Bd. Theogonie nach den Quellen des classischen, hebräischen und christlichen Alterthums. gr. 8. 7 *M.*
X. Bd. Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. gr. 8. 5 *M.*
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für Kunstfreunde.
Der vollständige Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 *S.* in Freimarken zu beziehen.

Ausgewählte Lustspiele von **Molière.**
In fünffüssigen, paarweis gereimten Jamben übersetzt von
Adolf Laun.
Mit Molière's Portrait nach Mignard.
1881. 8. 26 Bogen.
Broschirt *M.* 4.—, elegant gebunden *M.* 5.—
Leipzig. **Wilhelm Friedrich,** Verlag des „Magazin".

Von den Unterzeichneten ist zu beziehen:

Catalog
der
Kupferstich-Sammlung
des verstorbenen Fürsten
Alexander Lobanow Rostowsky
enthaltend hervorragende Werke
alter Meister
in kostbaren frühen Abdrücken
ferner
erste Remark- und Künstlerdrucke
der
Grabstichel-Meister unseres Jahrhunderts;
sowie
eine kleine Anzahl seltener
Russischer Portraits.
Mit 2 Abbildungen in Lichtdruck. Preis *M* 1.50.

Versteigerung
Dienstag 26. April 1881 u. folg. Tage
von 10 Uhr ab
durch die Kunsthandlung von
Amsler & Ruthardt.
Berlin, W. Behrenstrasse 29a.

Verlag von **Theodor Keppel** in **Oldenburg.**

Goethe-Bild.
Photographie vom Hofphotograph Fritz in Greiznach nach einer bis jetzt **gänzlich unbekannt gebliebenen Orig.-Kreidezeichnung** von Gerh. v. Kügelgen, aus d. Jahre 1808 stammend.

Das Deutsche Montagsblatt sagt über dieses Portrait u. A.: Wir besässen somit jetzt das ähnlichste Bild Goethe's aus dem Ende der fünfziger Jahre, und die von demselben vorliegende Photographie, die als vorzüglich ausgeführt betrachtet werden kann, giebt dem Gesicht des Dichters einen Ausdruck, der überraschend schön ist und lebenswahrer scheint, als auf den bisherigen Photographien nach den Oelbildern.
Preis der Photographie in Cabinetform 1 *M.* 20, Quart 3 *M.* 50, Folio 5 *M.*, Extra-Form. 16 *M.*
Zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthandlungen.

Mitarbeiter,
die in der Lage sind, interessante **Original-Miscellen** gegen angemessenes Honorar zu liefern, werden von einer Redaction gesucht, die für derartige Beiträge fortwährend Verwendung hat. Offerten nimmt entgegen unter Chiffre **T. 6586** die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M.**

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!

Deutsches Montags-Blatt.

Diese beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte literarisch-politische Wochenschrift zählt die **ersten Autoren Deutschlands** zu ihren ständigen Mitarbeitern, sie interessirt ihre Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen Informationen des **„Deutschen Montags-Blattes"**, die Frische seiner literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, machten es bald zum

Lieblingsorgan der geistigen Aristokratie

und der **billige Abonnementspreis** von 2 *M.* 50 ₰ pro Vierteljahr erleichterte seine Verbreitung in den gebildeten Kreisen deutscher Zunge. Alle **Buchhandlungen** und **Postanstalten** (Nr. 1251 der Post-Zeitungs-Preisliste) nehmen Bestellungen entgegen.

Probe-Nummern versendet auf gefl. Verlangen die **Expedition des „Deutschen Montags-Blattes", Berlin SW.**

Mit Nr. 27, welche am 2. April ausgegeben wird, beginnt ein **neues Quartal** der

Illustrirten Berliner Wochenschrift
„Der Bär".

Preis pro Quartal (13 Nummern von 12—16 Seiten Text mit zahlreichen Illustrationen)
nur 2 Mark.

Aus dem reichen Inhalt der nächsten Nummern seien hier nur erwähnt:
Aus einem alten Berliner Kaufmannshause, eine Geschichte vom Anfang unseres Jahrhunderts. — **Charakterzüge, Anecdoten und Bonmots aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV.** — Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, eine Berliner Theatergeschichte von Emil Dominik. (Mit Illustration.) — Die Berliner Weltausstellung, von Kommerzienrath Fritz Kühnemann. — Die Geschichte der Königlichen Gärten. Unter Mitwirkung des Hofgarten-Directors Fühlke von Bethge. — Schloß Primkenau. (Mit zahlreichen Illustrationen.) — **Das Potsdamer Stadtschloß, vom Polizeipräsident von Engelcken** 2c. 2c.
Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspediteure nehmen jederzeit Abonnements entgegen; Probenummern versendet die unterzeichnete Verlagshandlung auf Wunsch **gratis** und **franco.**

Berlin W., Ende März 1881.
Lützowstraße 7.

Die Verlagshandlung der
Illustrirten Berliner Wochenschrift
„Der Bär"
Gebrüder Paetel.

Soeben erschien und steht gratis und franko zu Diensten:

147. Katalog
enthaltend
Auswahl werthvoller und seltener Werke
aus folgenden Gebieten:
Geschichte und Hülfswissenschaften. Literatur. Orientalia. Philosophie. Classische und moderne Sprachwissenschaften.

Enthält u. A. die nachgelassene Bibliothek Sr. Excellenz des Wirkl. Geh. Rath u. ehem. Bundestagsgesandten Herrn W. von Eisendecher in Oldenburg.

Breslau, Schmiedebrücke 56.
Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat).

= Gelben Java =
vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
pr. Pfd. 50 netto à *M.* 52.—
„ „ 9½ „ à *M.* 10.85
incl. Zoll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation.
Kaffee-Import von
A. A. Reiche & Co. in Hamburg.
Das langjährige Renommé des Hauses bürgt für reellste Bedienung.

Vierteljährlich *M.* 1.60.
Oder in Heften zu 50 ₰.

Deutsches Familienblatt.

Illustrirte Wochenschrift ersten Ranges.

Neue Romane und Novellen von: E. Lenneck, E. Juncker, Karl Heigel, Wilhelm Jensen, Th. Fontane, Levin Schücking, August Becker und Ernst Wichert.

☛ Den am 1. April neu eintretenden Abonnenten wird der im 1. Quartal erschienene Theil **Mehalah** des Aufsehen erregenden Romans gratis nachgeliefert.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung **J. H. Schorer** in **Berlin**, W., Lützowstraße 6, **gratis** zu beziehen.

☛ Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern. ☚

Redaction und **Expedition, Berlin W.**, Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 15. Berlin, den 9. April 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der politische Mord und das Asylrecht. Von Waldemar Herrmann. — **Literatur und Kunst:** Luigi Mercantini: Die Aehrenleserin von Sapri. Nachdichtung von Paul Heyse. — Zum gegenwärtigen Stande der Nordpolfrage. Von Carus Sterne. — Ethik als Naturphilosophie. Von Wilhelm Bolin. — Zu Büchmanns „Geflügelten Worten". Von A. Döring. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Zur „Ausrottung des Deutschthums in Ungarn". — Bibliographie. — Inserate.

Der politische Mord und das Asylrecht.

I.

Seit je hat man an der Anschauung festgehalten, daß politische Verbrechen von wesentlich anderen Gesichtspunkten aus zu beurtheilen seien, als gemeine. Diese, in dem breiten Grunde des Volksbewußtseins wurzelnde Anschauung hat ihre volle Berechtigung.

Der politische Verbrecher befindet sich entweder gewissermaßen im Stande der Nothwehr; und Nothwehr ist bereits für das Strafrecht ein Factor geworden, der bei Bemessung der Sühne nicht außer Berechnuug gelassen werden darf. Oder man kann für den politischen Verbrecher — wie dies schon dem gemeinen Verbrecher zu gute kommt — auf Unzurechnungsfähigkeit exemplificiren. Denn der politische Verbrecher bewegt sich im streng abgemessenen Zirkel einer bestimmten Parteianschauung, jenseits deren Grenzen keine glückbringenden staatlichen Institutionen gedeihen können. Nur der von der Partei urbar gemachte Boden zeitigt tausendfältige Frucht; jenseits seiner Grenzen ist Wüstenland oder mephitische Dünste aushauchender, grimmige Ungeheuer gebärender Sumpf. — Diese, vom politischen Verbrecher lange Zeit hindurch in sich aufgenommene, vielleicht schon von Kindesbeinen ab ihm anerzogene Anschauung, welche täglich und stündlich in sein Hirn sich ergoß, hat nun sein ganzes Denkvermögen derart überfluthet, daß er Thun und Lassen nicht anders, als unter ihrem Einfluß vorzunehmen vermag. Sein Handeln oder Unterlassen wird somit oft den außerhalb seiner Partei Stehenden unmotivirt, ja unsinnig erscheinen; trotzdem wird es doch stets in seinem Sinne ein zweckmäßiges sein. — Nun, ebenso und lediglich aus dem Impuls seiner Wahnvorstellung heraus handelt der im Bann einer fixen Idee Befangene, der Unzurechnungsfähige. Logisch aber erscheinen seine Handlungen sofort, wenn sie von seiner Wahnvorstellung aus beurtheilt werden.

Dieser Zustand der Nothwehr oder der Unzurechnungsfähigkeit sichert also dem politischen Verbrecher eine nachsichtige Beurtheilung; ja, diese nachsichtige Beurtheilung kann sich zur Achtung, Verehrung, Heiligsprechung entwickeln. Die dahin führenden Wege brauchen hier nicht ins Auge gefaßt zu werden. Es genügt für den Zweck dieses Aufsatzes, dargethan zu haben, daß das Volksbewußtsein aller Zeiten dem politischen Verbrecher nicht mit Unrecht eine Ausnahmestellung zubilligt und ihm — mindestens — eine verzeihende Beurtheilnng seiner Thaten sichert. Da sich nun das Recht, welches wir mit gutem Grund Völkerrecht nennen, als ein Durchschnittswerth aus der Summe der sittlichen Anschauungen von allen mit einander in politische Beziehung getretenen Völkern ansprechen läßt, so ergibt sich nothwendig, daß den politischen Verbrechern ein Asylrecht völkerrechtlich gewährleistet sein muß.

Der Anspruch auf das Beneficium des Asylrechts kann nun sehr wohl eine weitere Unterstützung durch die Lage des Staates selbst erfahren, der um Gewährung des Asyls angegangen wird. Vielleicht zählt die von dem Flüchtling aufgesuchte Staatsgemeinschaft das Begangene gar nicht zu den Vergehen, weil ihre Institutionen auf wesentlich andre Principien basirt sind, als die der benachtheiligten Staatsgemeinschaft. Vielleicht auch ist — um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen — die diplomatische Lage der Art, daß der von dem Flüchtling aufgesuchte Staat ein Interesse — sei es, welches es sei — an der Begehung des politischen Verbrechens hatte. Genug, es liegt auf der Hand, daß jedes Staatsindividuum bestrebt sein muß, das unbeschränkte Asylrecht im Princip aufrecht zu erhalten.

Gerade der Umstand aber, daß das Asylrecht eine Summe aus den natürlichen Ansprüchen des politischen Verbrechers und den Interessen des Asylstaats sein kann, begründet auch für den als Asyl aufgesuchten Staat die Berechtigung, eine Beschränkung eintreten zu lassen.

Der Staat muß das Wohl seiner Bürger im Auge haben. Dies Wohl würde beeinträchtigt werden, einmal, wenn die Ausübung des Asylrechts den Staat nach außen hin in Complicationen verwickeln würde, die er — ein den „Kampf ums Dasein" lebendes Individuum — auf sich zu nehmen nicht Willens, oder zu ertragen nicht kräftig genug ist; ferner auch dann, wenn er — seinen Institutionen nach — die Aufnahme jenes politischen Verbrechers als das Eindringen eines fremdartigen Stoffes in seine Constitution empfinden sollte, dessen Ausscheidung später zwar naturgemäß, aber doch auf dem Wege schmerzhafter Abscesse stattfinden würde.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich, weshalb von den europäischen Staaten vorzüglich die Schweiz, Belgien*) und Großbritannien, von welchen die ersten beiden durch ihre anerkannte Neutralität, letzterer durch seine geographische Lage und eigenartige Politik den Einwirkungen der übrigen Staaten ferngerückt sind, das Princip des unverbrüchlichen Asylrechts hoch halten und den politischen Flüchtlingen aller Farben und Grade den besten Zufluchtsort darbieten konnten.

Es will jedoch den Anschein gewinnen, als ob Angesichts der grauenvollen Ereignisse der letzten Jahre, welche in ungeahnter Häufung Mordversuch auf Mordversuch an den Trägern der Staatshoheit, ja vor wenig Tagen die schauervolle Ermordung des russischen Herrschers uns erleben ließen, das Volksbewußt-

*) Seit dem Bestehen der Republik, wesentlich jedoch seit Amnestirung der Communarden wird von politischen Flüchtlingen Frankreich bevorzugt.

sein eine Aenderung zu Ungunsten einer bestimmten Gattung der politischen Verbrechen erfahren, und als ob sich hieraus für nicht zu ferne Zukunft eine allgemeine Beschränkung des Asylrechts herleiten möchte. Es handelt sich um das Verbrechen des politischen Mordes.

So nah es nun auch zu liegen scheint, die Begründung dieser Meinung aus der Geschichte der letzten Jahre heraus zu unternehmen und zu diesem Zweck die in politicis unternommenen Mordversuche*) sämmtlich einer eingehenden Betrachtung zu unterwerfen, so muß doch mit gutem Grund hiervon Abstand genommen werden. Wie der Forscher ohne Voreingenommenheit den Wandlungen der Materie und den Wirkungen der Naturgesetze nachspüren muß, will er das Für oder Wider einer Hypothese ernsthaft bestimmen, so wollen auch wir, unbeeinflußt durch unsere nationalen Empfindungen, festzustellen suchen, ob wir zu der Annahme berechtigt sind, daß sich eine Beschränkung des Asylrechts vorbereite. Wir vermöchten als Deutsche diese Untersuchung kaum sine ira et studio vorzunehmen, wenn wir im Verlauf der Darstellung auch die bübischen Mordversuche gegen unsern Kaiser erwähnen müßten, den wir als wahren Vater des Vaterlandes zu ehren und zu lieben gelernt haben; die Schandthaten gegen den Kaiser, dessen hehres Bild für alle Zeit uns und unsern Nachkommen unter der Zahl der reinsten und edelsten Helden und Herrscher gegenwärtig sein wird. So werden wir denn — um dem Vorwurf der Parteilichkeit zu entgehen — uns nur an das halten, was sich vor unsern entsetzten Augen gegen ein Herrscherhaus vollzogen hat, dem eine blinde Zuneigung entgegenzubringen wir sicherlich nicht beschuldigt werden können.

*) Attentate gegen gekrönte Häupter im 19. Jahrhundert.
(† = ermordet, ♁ = Höllenmaschine in Anwendung gebracht.)

1801 Czar Paul I. . . . †.
1809 Napoleon I.
1832 Ferdinand V., König von Ungarn.
1832 König Ludwig Philipp.
1835 Derselbe . . . ♁.
1836 (Juni) Derselbe.
1836 (Decbr.) Derselbe.
1840 Königin Victoria.
1840 König Ludwig Philipp.
1842 Königin Victoria.
1844 König Friedrich Wilhelm IV. (Tschech).
1846 (April) König Ludwig Philipp.
1846 (Juli) Derselbe.
1850 König Friedrich Wilhelm IV. (Seveloge).
1852 Königin Isabella.
1853 Kaiser Franz Josef.
1854 Herzog Karl III. von Parma . . . †.
1854 Napoleon III.
1855 (April) Derselbe.
1855 (Septbr.) Derselbe.
1856 Königin Isabella.
1856 König Ferdinand von Neapel.
1858 Napoleon III. . . . ♁.
1861 König Wilhelm (Becker).
1866 Czar Alexander II.
1867 Derselbe.
1868 Fürst Michael III. v. Serbien . . . †.
1872 Königin Victoria.
1872 König Amadeo von Spanien.
1878 (Mai) Kaiser Wilhelm (Hödel).
1878 (Juni) Derselbe (Nobiling).
1878 König Alfonso von Spanien.
1878 König Humbert von Italien.
1879 Czar Alexander II.
1879 Derselbe . . . ♁ (Mine, Moskau).
1879 König Alfonso.
1880 Czar Alexander II. . . . ♁ (Mine, Winterpalais).
1881 Derselbe . . . † ♁ (Sprengbomben) . . . ♁♁ (Entdeckung der beiden Minen in der Gartenstraße, Milchgeschäft Kobosew).

II.

Der politische Mord oder Mordversuch ist in Rußland seit dem Attentat der Wera Sassulitsch etwas Alltägliches. Wenn jene Sassulitsch zu ihrem gegen einen Staatsbeamten gerichteten Mordversuch lediglich noch durch das Gefühl persönlicher, anders nicht gut zu machender Kränkung veranlaßt sein mochte — wenigstens müssen die Geschworenen, welche sie freisprachen, diesen Eindruck gehabt haben —, so stellte sich doch alsbald heraus, daß es nicht mehr ein lediglich der Person des Mörders zugefügtes Unrecht war, welches diesem den Dolch oder die Pistole als einziges Sühnmittel hatte erscheinen lassen. Die bei den Leichen der Opfer niedergelegten Documente erhärteten vielmehr, daß dem Mord ein Urtheil voraufgegangen und der Mörder nur der Henker war. Als Urheber dieser politischen „Hinrichtungen" bekannte sich ohne Scheu die geheimnißvolle, den Sicherheitsorganen angeblich unfaßbare Gesellschaft der Nihilisten. Für ihr Verfahren liegt nichts näher, als ein Vergleich mit den Urtheilsvollstreckungen der gefürchteten Vehme des Mittelalters, mit dem Unterschied jedoch, daß das Vehmgericht den Angeschuldigten im Princip nicht ungehört verurtheilte. Und wie dies schreckliche heimliche Gericht nur wegen der ärgsten Verrottung des Rechtszustandes in Staat und Gesellschaft seine gefürchtete Macht zu erlangen vermochte, so kann der sogenannte Nihilismus in unseren Tagen nur einem ähnlich ungesunden Boden entsprossen sein. Hätte nun der Nihilismus in sein Programm die Besserung dieser ungesunden Zustände aufgenommen, würde es in seiner Absicht liegen, durch seine energischen, wenn auch nicht zu billigenden Thaten seinem Volk für die Zukunft ein erhöhtes Wohlbefinden zu schaffen, so würde das Volksbewußtsein die Thaten des Nihilismus entweder als eigene politische Nothwehr empfinden, oder es würde ihnen mindestens den Milderungsgrund politischer Befangenheit, also momentane oder spontane Unzurechnungsfähigkeit zubilligen.

Nun hat der Nihilismus aber sein Programm über die von ihm erstrebte politische und sociale Zukunft Rußlands bisher nicht öffentlich formulirt. Seine Thaten erscheinen also der großen Menge lediglich unter dem Eindruck des car tel est mon plaisir. Steht schon aus diesem Grunde das Volk dem Nihilismus theilnahmslos gegenüber, so bewirkt ein anderes Moment, daß sich das Volk gegen diese angeblich politische Partei geradezu feindlich verhält. Für das Volksbewußtsein unterscheiden sich nämlich die von den Nihilisten auf die Person Alexander II. geplanten oder ausgeführten Attentate der letztverflossenen Zeit von anderen Attentaten wesentlich durch die unendliche Frivolität der Anlage. Um das gehetzte Edelwild zu erlegen, scheuen die Verfolger nicht davor zurück, Hekatomben von in ihrem Sinne Unschuldigen durch Massenmord zu vertilgen. Die Eisenbahn bei Moskau wird unterminirt. Eine Fügung der Vorsehung verhindert gräßliches Unheil bei Sprengung der Mine, die einen Zug fast zermalt hätte, in dem sich der Czar gar nicht befand. Frivoler noch das Attentat im Winterpalais. Hier lag die absolute Gewißheit vor, daß eine ganze Schaar vollkräftiger Männer, im engsten Sinne Kinder des Landes, von der Gewalt der Sprengmassen aufs Qualvollste getödtet und verstümmelt werden mußten, ehe die Wirkung der Mine den über der Wachtstube belegenen Speisesaal erreichen und unter den dort Anwesenden Tod und Verderben verbreiten konnte. Der Tod des Herrschers war aber trotz dieses Gemetzels keinesfalls verbürgt. Sicher blieb nur das grauenhafte Hinschlachten von Hunderten, deren Schuld höchstens darin bestand, daß ihr Dienst und Eid dem Vaterlande und dem Herrscher gehörten. — Sodann werden Sprenggeschosse auf den Czar geworfen, gleichgültig, ob die umhergeschleuderten Geschoßfragmente ganze Sectionen der Volksmasse niederreißen, die sich freudig bewegt zu dem Wagen ihres verehrten Herrschers drängt. Der Czar bleibt unverletzt. Erst dann, als er aus dem Gefährt springt, um dem von frevlen Händen unter den Seinigen angerichteten Elend steuern zu helfen, erst da zermalmt ihn, abermals ringsum Tod und Verderben speiend, ein zweites Sprenggeschoß. — Und wenn wir uns voll Grauen mit Thränen des Mitleids und Zorns von diesen entsetzlichen Bildern ab-

wenden, so erblickt unser geistiges Auge ein anderes, noch gräßlicheres Bild, das eine gnädige Vorsehung nicht hat zur Wirklichkeit werden lassen. Hätten die Bomben ihre Schuldigkeit nicht gethan, so sollten unter dichtbevölkerte Straßen vorgetriebene Minen diese höllische Arbeit vollbringen. Ein Vulkan bricht dann plötzlich feuerspeiend los; Häuser krachen zusammen und begraben Männer, Weiber und Kinder unter ihren Trümmern. Aber gleichgültig, welches Entsetzen rasen mag, wenn nur die entfernte Möglichkeit vorliegt, daß die rechtzeitige Entzündung der Mine den vorüberfahrenden Herrscher mit unter den Haufen von Trümmern und Leichen schleudert.

Wohl wurden in den Jahren 1835 und 1858 auf Ludwig Philipp und Napoleon III. auch Höllenmaschinen und Sprenggeschosse mit verderblicher Wirkung für deren Umgebung geschleudert; aber wie gering scheint die Frivolität dieser Thaten gegenüber den mit den furchtbarsten Sprengmitteln der Neuzeit ausgeführten oder vorbereiteten Attentaten in Rußland. Wohl ist zu Beginn dieses Jahrzehnts unter der Herrschaft der Commune in Paris Unmenschliches genug geschehen und noch Unmenschlicheres geplant worden. Aber — zur Ehre der Communarden sei es gesagt — zu solchen Scheußlichkeiten haben sie, trotz des lohenden Bürgerkriegs, ihre Zuflucht nicht genommen, wie die Nihilisten sie gegen ihre Volksgenossen im tiefsten Frieden ausführten oder planten. Und wenn die französischen Communarden sich jetzt der Nihilisten annehmen und ihre Thaten preisen, so dürfen wir uns, bis wir eines Schlechteren belehrt werden, noch der Ansicht hingeben, daß diese Verherrlichung hauptsächlich deshalb erfolge, um der herrschenden Partei Opposition zu machen. Denn selbst der parteilichste Republikaner, der den Fürstenmord für etwas Erlaubtes, ja wie der „Ferschtekiller" seligen Andenkens für etwas Verdienstliches, mindestens jedoch nur für ein politisches Verbrechen hält, muß sich voll Grauen von dieser Ausartung der menschlichen Natur abwenden.

Auch gegenüber den Bürgern desjenigen Staates, welcher ihnen ein Asyl darbot, verfahren die Nihilisten mit unbegrenzter Frivolität. Wenn es wahr ist, was die Tagesblätter melden: „daß beispielsweise in Genf für Attentatszwecke von den Nihilisten heimlich an so und so viel Stellen der Stadt die Dynamitfabrikation betrieben worden sei", so muß das Hochgefühl, Bürger eines solchen Asylstaates zu sein, reichlich durch das Bewußtsein aufgewogen werden, jeden Augenblick mit den Seinigen durch einen ungeschickten Hausgenossen dem Tod oder qualvoller Verstümmelung anheimfallen zu können.

Den Gipfel der Frivolität haben aber die Nihilisten und das sich zu ihnen bekennende politisch-sociale Gelichter damit erklommen, daß sie das Gelingen ihres Planes mit gemeinsamen Gelagen feiern. Wie Henker nach der Hinrichtung eines Verbrechers setzen sie sich zum üblichen Richtschmaus, anstatt in Sack und Asche zu trauern, daß zum Wohle der Gesammtheit ihres Volkes, wie sie es erstrebten, so viel unschuldiges Blut vergossen werden mußte; so viel unschuldiges Blut, um den Einen zu treffen, den sie Tyrann nannten. Sie schmausen und jubeln, toasten und feuern sich gegenseitig zu neuen Unthaten an, statt in ernster Sammlung auf Heilung der Wunden zu sinnen, die sie nach ihrer Meinung schlagen mußten.

Welche Nation hält diese Gesellen noch für lediglich politische Verbrecher? Welches Volk wiese nicht jegliche Gemeinschaft mit ihnen schaudernd zurück und ließe sie nicht, mit dem Brandmal des Brudermordes auf der Stirn, gleich Kain ruhelos über die Erde hetzen? Wer sagte sich nicht: nun ist es der Schmach genug? Ja, es ist mehr als genug der Schande! Und die Entrüstung, welche das Herz der Völker erfüllt, sollte ihren Häuptern, ihren Regierungen nicht nahe legen, daß etwas geschehen müsse, um solche, die Menschheit schändende Vorkommnisse zu verhindern, solche Thaten wenigstens möglichst zu erschweren? Das Volk, das seinen Herrscher als Vater liebt, der Mann, der für die Seinigen im Schweiße seines Angesichts arbeitet, hat ein Recht zu verlangen, daß sein Theuerstes nach Möglichkeit vor verbrecherischen Anschlägen behütet werde.

Wir haben uns in den Glauben eingelebt, daß unser Zeitalter das der Humanität sei. Unsere Strafgesetze billigen den Uebertretern der Gesetze nach Möglichkeit mildernde Umstände zu, unsere Gefängnißanstalten sind bestrebt, sich den Charakter von Besserungsanstalten anzueignen. Dem Mörder selbst wurde Zeit gegeben oder von der Gnade des Herrschers geschenkt, durch reuevolles Leben seine Schuld zu sühnen. Die Schrecken des Krieges werden nach Kräften gemildert; der Sieger läßt das feindliche Land nicht mehr als Wüste hinter sich, sondern betrachtet sich als verantwortlich für das Wohl der von ihm zeitweise beherrschten fremden Bevölkerung, indem er im Princip das Privateigenthum respectirt und — soweit es angeht — unter seinem Schutz die einheimischen Behörden nach den Gesetzen des Landes verfahren läßt. Vertreter der Staats- und Rechtswissenschaft sind bestrebt, dem Sieger die mildeste Behandlung des Besiegten zur völkerrechtlich gebotenen Pflicht zu machen; Menschlichkeit zu üben soll nicht mehr in das Belieben des Stärkeren gestellt, sondern soll zum obersten Gesetz erhoben werden. Ja, das Blutvergießen und der Schrecken des Krieges sollten überhaupt aufhören, die Menschheit zu decimiren und zu ängstigen; die unblutige, unbestechliche Themis sollte an Stelle des männermordenden, Städte und Fluren verwüstenden Kriegsgottes jedweden Streit entscheiden.

Könnte den Nationen, die in diesem Sinne von ihren besten Söhnen belehrt, erzogen, regiert werden, wirklich zuzumuthen sein, daß sie Unthaten, wie unsere Zeit sie sah, ferner geschehen und aller Menschlichkeit um deshalb Hohn sprechen lassen sollten, weil die Verbrecher es verstehen, ihre Blöße mit einem Fetzen von dem Mantel Politik aufs Nothdürftigste zu bedecken? Nein, keine spitzfindige Deduction politischer Doctrinäre über die Zulässigkeit des politischen Mordes wird die Thatsache aus der Welt schaffen, daß sich nach dem, was geschehen ist, alle Völker nur um so mehr eins mit ihrem Herrscher fühlen, daß sie, nicht allein in ihren politischen, sondern auch in ihren persönlichen Interessen bedroht, sich mit Abscheu von denen abwenden, die den ganzen Erdball zum Schauplatz sinnlosen Mordens machen möchten.

In diesem Sinne ist die Stimme aller Völker in den letztvergangenen Tagen erklungen, und Haupt und Arm aller Nationen, Fürsten und Regierungen werden den Hauch dieses Geistes verspürt haben. Vielleicht ist die Stunde nicht mehr fern, in der sich politische Verbrecher mindestens wegen eines, unter so ungeheuerlichen Verhältnissen geplanten oder vollbrachten Mordes vor den Richtern und Gesetzen des Landes, welches sie als Zufluchtsort aufgesucht haben, verantworten müssen. Eine Beschränkung des Asylrechts in diesem Sinne wäre eine wahrhafte Bekräftigung der Humanitätsbestrebungen unserer Zeit, ein Beweis von dem hohen, durch keinerlei Trugschlüsse zu verwirrenden Sittlichkeitsgefühl der Volksseele, eine Bestätigung des von Idealisten noch immer gehegten Glaubens, daß die Menschheit göttlichen Zielen entgegenlebe.*)

Waldemar Herrmann.

Literatur und Kunst.

Luigi Mercantini.

(Gest. 1872.)

Die Aehrenleserin von Sapri. 1857.

(Nach der unglücklichen Expedition Pisacanes.)

Dreihundert waren's, Alle frisch und roth,
Nun sind sie todt!
Zum Aehrenlesen ging ich Morgens aus,
Da sah ich fern ein Schiff im Meere draus;
Das Schiff, das dampfend näher kam in Hast,
Trug ein dreifarbig Banner hoch am Mast.

*) Wir haben zu bemerken, daß dieser Aufsatz abgefaßt, bevor die Sache vor das Forum des Reichstags gelangte, und vor der Beschlußfassung des Reichstags in die Druckerei gegeben worden ist. D. R.

*

Und an der Ponza-Insel legt' es an,
Blieb liegen dort und wendete sich dann.
An unsrer Küste sind sie ausgestiegen,
Mit Waffen, aber nicht, uns zu bekriegen.
Dreihundert waren's, Alle frisch und roth,
Nun sind sie todt!

Sie stiegen aus, die Waffen in der Hand,
Und bückten sich und küßten hier das Land.
Ich sah sie an. Ein jedes Auge stund
Voll Tropfen, und es lacht' ein jeder Mund.
Man schalt sie Diebe, die dem Wald entflohn,
Doch keiner trug auch nur ein Brod davon.
Ich hörte nur den einen Ruf, den herben:
Wir kamen her, für unser Land zu sterben.
Dreihundert waren's, Alle frisch und roth,
Nun sind sie todt!

Mit blauen Augen und mit goldnem Haar
Ein schmucker Jüngling schritt voran der Schaar.
Ich faßt' ein Herz mir, trat ihn an und frug:
Wohin, o schöner Hauptmann, geht der Zug?
Er sah mich an und sprach: Lieb Schwesterlein,
Fürs Vaterland geht's in den Tod hinein! —
Ich fühlte, wie mir Herz und Wangen glühten,
Und konnt' nur sagen: Mög' euch Gott behüten!
Dreihundert waren's, Alle frisch und roth,
Nun sind sie todt!

An jenem Tag las ich nicht Aehren mehr,
Ich lief nur immer hinter Jenen her.
Zweimal gab's mit Gendarmen einen Strauß;
Sie zogen ihnen stets die Waffen aus.
Doch als sie bis Certosa sich getraut,
Da klangen Trommeln und Trompeten laut,
Und zwischen Rauch und Blitz und Büchsenknallen
Hat sie ein Heer von Tausend überfallen.
Dreihundert waren's, Alle frisch und roth,
Nun sind sie todt!

Dreihundert waren's, doch sie flohen nicht,
Sie thaten wie dreitausend ihre Pflicht.
Sie wollten sterben, in der Hand den Stahl,
Ein blut'ger See war rings das weite Thal.
Ich betete, so lang ich fechten sah,
Dann sah ich nichts mehr, lag in Ohnmacht da:
Inmitten dieser Tapfern schaut' ich nimmer
Das goldne Haar, der blauen Augen Schimmer . . .
Dreihundert waren's, Alle frisch und roth,
Nun sind sie todt!

Paul Heyse.

Zum gegenwärtigen Stande der Nordpolfrage.

Von Carus Sterne.

Nach jahrelanger Hoffnungslosigkeit, Ermüdung und Apathie sowohl der Regierungen und Völker, als sogar der Forscher, scheint endlich die Nordpolfrage wieder in Fluß zu kommen, und zwar nicht mehr in der alten Gestalt, sondern in einer neuen hoffnungsreicheren. Zwar ist der begeisterte Verkünder dieses neuen Planes, der unvergeßliche, um die Polarforschung so hoch verdiente Schiffslieutenant Weyprecht in diesen Tagen zur ewigen Ruhe gebettet worden, aber sein Vermächtniß wird fortleben, und der in der Idee selbst ruhenden Macht wird sich die Pietät gegen einen edlen Todten gesellen, um ihre Ausführung zu unterstützen. In der That sind die höchsten Autoritäten, seit Weyprecht seine Vorschläge auf der Grazer Naturforscher-Versammlung (1875) zuerst dem Urtheile competenter Sachverständigen vorlegte, seinen Ansichten beigetreten, und namentlich geschah dies von Seiten der schon vorher auf Veranlassung des deutschen Reichskanzler-Amtes zum October 1875 einberufenen Commission, welche sich über die zukünftige Gestaltung der Polarforschungen aussprechen sollte. Sie that dies im Weyprecht'schen Sinne dahin, daß sie die Ausrüstung großer Expeditionen, die ein Vordringen bis zum Pole versuchen sollten, für weniger den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechend erachtete, als die Errichtung eines geschlossenen Kreises von Beobachtungsstationen rings um den Pol, zu deren Ausstattung und Unterhaltung sich die einzelnen Großstaaten der nördlichen Halbkugel vereinigen müßten. Sie empfahl dem deutschen Reiche die Errichtung einer Hauptstation auf der Ostküste Grönlands und zweier Nebenstationen auf der Westküste Spitzbergens und der Insel Jan Mayen.

Obwohl das Project bei der deutschen Reichsregierung eine nicht ungünstige Aufnahme fand, schien die Anknüpfung internationaler Vereinbarungen doch auf Schwierigkeiten zu stoßen, und erst nachdem die Angelegenheit auf dem internationalen Meteorologen-Congreß in Rom (April 1879) zur Verhandlung gekommen war, begann man sich im Auslande für diese Ideen zu erwärmen, und es trat im October desselben Jahres unter dem Vorsitze des Directors der deutschen Seewarte, Professor Neumayer in Hamburg, eine erste internationale Nordpolar-Conferenz zusammen, zu welcher die meisten europäischen Großstaaten Delegirte gesandt hatten. Im Anschlusse an die im August 1880 in Bern tagende internationale Meteorologen-Versammlung fand eine zweite internationale Polar-Conferenz statt, auf welcher eine Reihe von Delegirten bereits mit bestimmten Zusagen ihrer Regierungen und einzelner hochherziger Privatpersonen erschienen war. Man darf demnach, obwohl einige Staaten, wie England und Amerika, fehlten, von einem principiellen Einverständniß der meisten betheiligten Mächte sprechen und die Hoffnung hegen, daß die Ausführung des geplanten großen Unternehmens zur Lösung der Probleme, die sich immer dichter um den Pol schaaren, in den nächsten Jahren (1882—83) zur Ausführung kommen wird.

In der That. Mit jedem Jahre sind neue Fragen und Probleme ans Licht getreten, die ihre Lösung am ersten von systematisch durchgeführten Polarforschungen erwarten dürfen, und es handelt sich jetzt keineswegs blos mehr um die geographische Frage, um das an sich ja ganz natürliche und berechtigte Verlangen der Circumpolarvölker, den märchenhaften Glasberg, in dessen Umkreise sie wohnen, zu ersteigen, und die Waberlohe, welche den Gipfel umflammt, zu durchbrechen, es handelt sich nicht um heldenmüthiges Vordringen einzelner Wagehälse, um persönlichen Ruhm oder nationale Eitelkeit, als Erste die Standarte daselbst aufzupflanzen, sondern vielmehr um eine gemeinsame, regelrechte Belagerung durch ein Observationscorps von Genieſoldaten, in deren Verfolg sich sicher dereinst der erstrebte Zugang eröffnen und die Eroberung selbst gelingen wird.

Drei große Reihen anscheinend eng miteinander verbundener Naturerscheinungen sind es vornehmlich, welche die Blicke der Forscher nach den höhern arktischen Breiten ziehen, weil man dort deutlichere Beweise ihres gegenseitigen Zusammenhanges zu finden hoffen darf, als in unsern Zonen. Diese drei Erscheinungsreihen knüpfen die Erde an den Kosmos; sie steigen auf von dem Erdenschooße mit seinen elektrischen oder magnetischen Strömungen, durch die sublunare Sphäre der elektrischen und magnetischen Gewitter, die man Nordlichter nennt, bis zur Sonne mit ihrer regelmäßigen Fleckenperiode. Es sind das Fragen, nicht allein von einem außerordentlichen wissenschaftlichen Interesse, sondern auch von einer hervorragend praktischen Bedeutung, denn die in unsern Tagen so beträchtlich vorgeschrittene Meteorologie, die der Schifffarth und Landwirthschaft bereits erhebliche Dienste leistet, hofft in diesen Regionen die Lösung werthvoller Probleme zu finden, die ihrem Gebäude erst die innere Vollendung und den Abschluß geben sollen, in deren Gefolge auch die erstrebte Sicherheit der Prognose nicht fehlen wird.

Für alle diese Fragen wäre von einem Vordringen bis zu dem geographischen Pole ebensowenig zu erwarten, als der Besuch des magnetischen Poles durch James Roß (1830) solche Resultate ergeben hat; hier kann wie gesagt nur ein System längere Zeit hindurch fortgesetzter Beobachtungen auf einem

Kreise zweckmäßig ausgewählter und rings um den Pol vertheilter Beobachtungsstationen die Wissenschaft fördern, und dies ist das Unternehmen welches Weyprecht vorgeschlagen hatte, und welches die maßgebenden Autoritäten der verschiedenen, an den obenerwähnten Conferenzen betheiligten Länder ihren Regierungen zumeist mit Erfolg empfohlen haben. Dem Urheber des Vorschlages selbst wollte der für die Polarforschung begeisterte Graf Wilczek in Triest eine mit allem Zubehör versehene Beobachtungsstation auf eigene Kosten in Novaja-Semlja errichten, und wird, wie zu hoffen steht, trotz des Ablebens seines Freundes, dieses der Forschung gemachte Anerbieten nicht zurückziehen. Die Petersburger Geographische Gesellschaft hat durch ihren Bevollmächtigten Prof. Lenz in Bern erklären lassen, daß sie eine derartige Beobachtungsstation an der Lenamündung und vielleicht noch eine zweite auf einer der sibirischen Inseln unterhalten wolle. Die dänische Regierung that durch ihren Delegirten Kapitän Hoffmeyer ihre Geneigtheit kund, eine ähnliche Station in Upernavik, dem nördlichsten Orte in Dänisch-Grönland zu errichten, und ebenso haben die niederländischen, norwegischen und schwedischen Regierungen durch ihre Bevollmächtigten Prof. Buys-Ballot, Prof. Mohn und Dr. Wijkander ihren bestimmten Beitritt zu dem internationalen Vorgehen erklärt. Von Deutschland liegen neuerdings ebenso bestimmte Erklärungen noch nicht vor, doch kann ja wohl kein Zweifel sein, daß die Regierung im Einverständnisse mit dem Reichstage auch die erforderlichen Mittel bewilligen wird, nachdem vom Reichsamte die Anregung zu dem ganzen Unternehmen ausgegangen ist, zumal es sich hier im Grunde um die nationale Ehrensache handelt, die durch Humboldts Anregung ins Dasein gerufenen magnetischen und meteorologischen Stationen weiter gegen den Nordpol vorzuschieben, und so eine Art Beobachtungscordon um den Unnahbaren zu ziehen, von welchem aus, gleichzeitig und eine längere Zeit hindurch, regelmäßige Beobachtungen über die hier in Betracht kommenden Fragen angestellt werden sollen. Die Wichtigkeit der damit angegriffenen Probleme, die Zweckmäßigkeit der in Vorschlag gebrachten Methode leuchtet so unmittelbar jedem Urtheilsfähigen ein, daß wir an dem langsamen Fortschritte der Angelegenheit so recht sehen können, wie sehr uns heute ein Humboldt fehlt, der solchen Aufgaben der Wissenschaft, die sich nur durch gemeinsame Arbeit der Völker lösen lassen, den erforderlichen internationalen Impuls und Nachdruck zu geben verstünde.

Gleichwohl dürfte es dem allgemeinen europäischen Denken und Fühlen entsprechen, daß mit dieser polaren Unwissenheit endlich einmal aufgeräumt werden soll und muß, und wenn wir Deutschen auch nicht gerade, wie Onkel Bräsig gesagt haben würde, „die Nächsten dazu" sind, so hat Deutschland andrerseits durch sein früheres Vorgehen die Verpflichtung ererbt, auf diesem internationalen Arbeitsfelde fortdauernd die Initiative zu behalten, und das begonnene Werk für die nördliche Hemisphäre durchzuführen. Auch läßt es in der That der durch sein Amt zur Leitung dieser Unterhandlungen berufene Director der deutschen Seewarte in Hamburg durchaus nicht an Anstrengungen fehlen, dieser überkommenen Pflicht der deutschen Wissenschaft zu genügen. In der großen Masse des Volkes freilich wird die Begeisterung für eine Fortsetzung der Nordpolforschungen in diesen trüben politischen Zeitläufen vielleicht Mühe haben, sich lebhafter zu entwickeln, auch ist man durch die lange Kette von Mißerfolgen und vergeblichen Opfern stark entmuthigt. Wir dürfen aber hoffen, daß die Idee, bei der es sich um keine Abenteuer und Gefahren handelt, dennoch auch im deutschen Volke die nöthige Unterstützung finden wird, wenn nur die Ziele erst klarer bekannt und allgemeiner erörtert sein werden.

Einen trefflichen Bundesgenossen hierfür hat die Wissenschaft in dem gediegenen und bereits in weite Kreise gedrungenen Werke Friedrich von Hellwalds über die Nordpolforschung*) erhalten, welches dem Führer der östreichisch-ungarischen Nordpolexpeditionen Julius Payer gewidmet ist, und mit der Geschichte der bisherigen Expeditionen dem Leser das gesammte Gebiet des einschlägigen Wissens und der Zukunftsprobleme erschließt. Das Buch ist offenbar, wie man so sagt, con amore geschrieben, und übt deshalb, wie Alles was aus warmer Begeisterung für eine Sache gesagt wird, eine hinreißende Wirkung auf den Leser. Die Verlagsbuchhandlung hat es außerdem mit einer solchen Fülle der ausgezeichnetsten Illustrationen ausgestattet, daß Wort und Bild, Hand in Hand gehend, jeden Leser, mag er noch so apathisch sein, für die Sache gewinnen müssen. Der Verfasser geht dabei auch auf die Vergangenheit der arktischen Zone ein und zeigt uns an der Hand der Forschungen von Oswald Heer, daß die Polarländer noch in einer verhältnißmäßig späten Erdperiode, in der Miocänzeit, mit grünen Wäldern bedeckt waren, die etwa dem Charakter von Süddeutschland entsprachen. In den letzten Jahren hat man von der Insel Disko (70° n. Br.) und sogar von Grinnelsland nördlich der Smithstraße (82°) zahlreiche Pflanzenabdrücke mitgebracht, welche beweisen, daß selbst in jenen hohen Breiten zur Miocänzeit noch ein Klima herrschte, welches kaum kälter gewesen sein kann, als das unsrige. Im Anschluß an diese Funde ist die alte Buffon'sche Theorie, daß das Leben an den Polen begonnen haben müsse, weil diese zuerst soweit abgekühlt gewesen seien, um lebenden Wesen das Dasein zu ermöglichen, von Neuem discutirt worden, und ist namentlich von Blandet und dem bekannten französischen Paläophytologen Grafen von Saporta lebhaft unterstützt worden. Blandet glaubt, daß damals (d. h. in der Braunkohlenzeit), der Sonnenball noch von beträchtlich größerem Durchmesser gewesen sein müsse als heute und in Folge dessen niemals für so lange Zeit vom Horizonte der Polarländer verschwunden sei, wie in unsern Tagen. Jedenfalls existirten damals nicht nur weite Wälder, sondern auch Süßwasserbecken in jenen hohen Breiten, denn man hat unter andern auch die fossilen Reste einer Seerose daselbst gefunden. Die Hypothese, daß das Leben sich an den Polen zuerst entwickelt, und von da über die circumpolaren Länder verbreitet habe, wird ferner durch den gleichmäßigen Charakter der Flora aller rings um den Nordpol liegenden Länder unterstützt. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls lehren diese Ergebnisse der neuesten Forschungen, daß auch die Kenntniß des erloschenen wie des noch fortdauernden Lebens der höhern Breiten das höchste Interesse darbietet, so daß die Polarforschungen auch vom Standpunkte der biologischen Wissenschaften auf das Lebhafteste befürwortet werden müssen.

Doch ich bin von meinem Gegenstande abgekommen und möchte nur noch hinzufügen, daß Hellwalds lebendige Schilderungen des Natur- und Menschenlebens in den hohen Breiten, und der in sie seit den ältesten Zeiten angestellten Forschungsreisen, von Gelehrten und Ungelehrten mit gleichem Genusse, gelesen werden dürften, und daß dieses durch vorzügliche Copien der mitgebrachten Skizzen und Bilder reich und geschmackvoll illustrirte Buch zur rechten Zeit gekommen ist, um diese wichtige nationale Angelegenheit dem allgemeineren Verständniß näher zu bringen.

In seinem letzten „Die Polarforschung in Gegenwart und Zukunft" überschriebenen Kapitel kommt der Verfasser auch auf die Frage zu sprechen, welche Neumayer auf der letzten Naturforscher-Versammlung in Danzig beleuchtet hat, d. h. auf die uns hier vornehmlich beschäftigende Frage, welche sich in die Worte zusammenfassen läßt: „Polarexpedition oder Polarforschung?" Soll die topographische oder die physikalische Geographie im Vordergrund stehen? Mit vollem Recht tritt dabei Hellwald jenen Eiferern entgegen, die in den Expeditionen zur Erreichung des Poles nur die Bethätigung einer für die Wissenschaft völlig unfruchtbaren Abenteuersucht sehen, und demgemäß von derartigen Versuchen überhaupt nichts mehr hören wollen. Jeder, der sein Leben in die Schanze schlägt, ob ihn nun reine Wißbegierde, Eitelkeit oder Abenteuersucht treibt, muß der Wissenschaft, die er fördert, willkommen sein. Auf der andern Seite ist es allerdings nicht in Abrede zu stellen, daß die Ausbeute, welche die speculative Wissenschaft selbst von einer

*) Im ewigen Eise. Geschichte der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung, 1881.

wirklichen Erreichung des Poles erwarten darf, nur ziemlich gering anzuschlagen sein dürfte. Der Astronom wird einige auffallende Abweichungen von dem gewohnten Verlauf der Himmelserscheinungen wahrnehmen, Tag und Nacht werden für den Besucher ganz aufgehört haben, sich so nennen zu dürfen, die Sonne wird beinahe unbeweglich am Himmel verharren, und der gewohnte Umschwung der Sternbilder würde, wenn man bis in den Winter ausharren könnte, ebenfalls fehlen. Indessen wären dies dem Astronomen durchaus keine neuen Erscheinungen, da er sich dieselben ja genau berechnen und am Modell vorführen kann, und ob die Physik und Biologie von einem kürzeren Verweilen am Pole, wie es doch immer nur in den Grenzen selbst der kühnsten Erwartungen liegt, Vortheil ziehen könnte, muß billig bezweifelt werden. Es bliebe also hauptsächlich das Interesse der beschreibenden Geographie wahrzunehmen, Feststellungen der Configuration von Land und Wasser zu machen, Bergeshöhen und Meerestiefen, die Abplattungsgröße der Erde zu messen u. s. w. Hellwald hat vollkommen Recht, dieses topographische Interesse ein großes und berechtigtes zu nennen, und die Ansprüche der geographischen Wissenschaft gegen die physikalische zu vertheidigen. Wir wollen ihm aber nicht in die subtile Debatte folgen, ob die physikalische oder geographische Lösung des Nordpolproblems die „wissenschaftlichere" sei, jedenfalls können wir nicht seine Meinung theilen, daß der Rang der Wissenschaften auf subjectivem Geschmack beruhe. Wenigstens müßte man darüber die Mehrheit hören, und die wird immer den die Naturgesetze erforschenden Wissenschaftszweigen den Vorrang vor den beschreibenden Disciplinen, mithin der physikalischen Geographie vor der topographischen zugestehen. Letztere bezeichnet, wenn man so sagen darf, die untere erste, und erstere die höhere zweite Stufe derselben Wissenschaft.

Nach dieser letzteren Eintheilung würde es freilich scheinen können, als ob die Vertreter der Expeditionsrichtung Recht hätten, wenn sie sagen: „Erst muß das Gebiet erforscht werden, auf dem man arbeiten will, dann mag die physikalische Forschung auf demselben beginnen." Die Sache liegt aber hier wesentlich anders und darum müssen wir selbst denjenigen entgegentreten, welche beiden Forschungsrichtungen den gleichen Anspruch auf die Unterstützung der Völker und Regierungen zugestehen wollen. Jedermann weiß, wie viele Opfer die Sphinx des Nordpols bereits zwischen ihren eisigen Krallen zerdrückt hat, und daß jeder neue Annäherungsversuch ein kostspieliges Wagniß bleibt, dessen Wahrscheinlichkeitsziffer keine hohe ist. Wir sehen dabei ganz von solchen in der Luft schwebenden Projecten, wie dem Cheyne'schen ab, welche bei der Kindheitsstufe unserer Aeronautik nur als tollkühne Abenteuer bezeichnet werden könnten.

Im Gegensatze hierzu würden die in Aussicht genommenen physikalischen Observatorien eine Reihe zweifellos wichtiger positiver Ergebnisse mit Sicherheit und ohne jegliche Gefährdung von Menschenleben in Aussicht stellen; es handelt sich hierbei um nichts, was irgend welche Aehnlichkeit mit einem Hazardspiel hat. Und selbst diejenigen, welche der topographischen Erforschung des Nordpols das höchste Interesse zuwenden, müssen in Anbetracht der Hoffnungen, die sich für die Erreichung ihres Zieles gerade an die Errichtung der magnetisch-meteorologischen Stationen knüpfen, die Ausführung derselben nach Kräften unterstützen und befördern. Denn die hier zu machenden Feststellungen über Wind und Wetter im hohen Norden würden offenbar, da sie zu den wichtigsten Factoren bei der Erreichung des Pols selbst gehören, künftigen Expeditionen als werthvollster Anhalt dienen können, an welchen Orten und zu welchen Zeiten das Gelingen des Vordringens am wahrscheinlichsten ist. Die Vertreter des rein geographischen Standpunktes würden also ebenfalls nur im eigenen Interesse handeln, wenn sie die Verwirklichung des Projects der internationalen Polarforschung nach Kräften fördern wollten. Denn es kommt hier darauf an, gemeinsame und gleichzeitige Beobachtungen an möglichst vielen Punkten, die einen geschlossenen Gürtel um den Pol bilden, anzustellen, und um dies zu ermöglichen muß jede Zersplitterung der Kräfte und disponiblen Mittel natürlich möglichst vermieden werden. Auch leidet die Sache keinen Aufschub, denn wir stehen in den nächsten Jahren (1882—83) wieder vor einem Sonnenflecken-Maximum, welches erst in elf Jahren wiederkehrt, und deshalb zu einer schleunigen Ausführung des Vorhabens drängt, um den seit so langen Jahren vermutheten Zusammenhang zwischen Sonnenflecken-Perioden, magnetischen Variationen und Wetter endlich einmal an den geeignetsten Orten zu prüfen. Eben an den Schluß meiner Darlegung gelangt, lese ich mit Befriedigung, daß der Antrag des Reichstagsabgeordneten Dr. Thilenius, die deutsche Regierung zu einem energischen Vorgehen in dieser Richtung zu drängen, in parlamentarischen Kreisen die wünschenswerthe Unterstützung findet, und wir dürfen mit gestärkter Zuversicht auf ein gemeinsames Vorgehen der Mächte in einer einträchtigen Friedensarbeit hoffen, die nur mit vereinten Kräften geleistet werden kann.

Ethik als Naturphilosophie.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatte die deutsche Philosophie bekanntlich das speculative Ergründen der Natur in das Bereich ihrer Thätigkeit aufgenommen. Mit freudigem Enthusiasmus begrüßt, war diese als Naturphilosophie bezeichnete Disciplin gegenüber der emsigen und mühevollen Arbeit der Naturforschung gar bald in einen nicht unverdienten Verruf hohler Wortklauberei und anmaßenden Besserwissenwollens gerathen. Der Name Naturphilosophie ward abgelegt, nicht aber die Sache selbst. Bis in unsere Tage hinein beharrte ein Philosophiren über die Natur, das, mit den Pfauenfedern anderweitig erworbener Wissensergebnisse geschmückt, unter allerhand mehr oder minder pompösen Bezeichnungen über Natur und Welt besser unterrichtet sein wollte als die auf strenges Ermitteln der Thatsachen hingewiesene, unter dem Banne der Erfahrung stehende Naturforschung. Solches behäbige Lustwandeln auf dem Gebiete des Erkennens, das sich unschwer als ein Wissen mit mangelhaften Kenntnissen und voreiligem Urtheilen enthüllen läßt, dürfte endlich sein Anrecht auf ein Mitsprechen in der Wissenschaft verwirkt haben, seitdem die Naturforschung selber die Arbeit der Naturphilosophie übernommen.

Dieser wichtige Wendepunkt ist mit dem Darwinismus eingetreten. Ihm ist die Verständigung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft gelungen, denn durch ihn ward die Eine der Halt der Andern. Nicht daß nunmehr Alles, was als Philosophie noch auftritt, zu einem unbefangenen Verständniß dieser großartigen Lehre durchgedrungen, wohl aber in dem Sinne, daß hinfort ein wissenschaftliches Erfassen der Natur nur soweit mitzählt, als es die von Darwin gebotenen Aufschlüsse verwerthet und diese selbst einer dem philosophischen Wirken angehörenden Begriffsthätigkeit bedürfen. Dem Naturforscher ist das richtige Begreifen so wichtig wie dem Philosophen die naturwissenschaftliche Erfahrung den einzigen Kitt bietet, der philosophischen Bausteinen einen wirklichen Halt verleiht. „Naturforschung und Philosophie," sagt ein neuerer Denker, der ganz und gar den hier angegebenen Standpunkt der auf Erfahrung fußenden Naturphilosophie inne hat, „werden immer getrennte Wege gehen, insoweit die Arbeitstheilung es erheischt; denn ihre Arbeit ist eine verschiedene: aber sie bearbeiten nur die zwei Seiten eines einheitlichen Ganzen. Darum dürfen sie die Arbeitstheilung nie soweit treiben wie Maschinenarbeiter, die immer nur das eine Stück sehen und kaum eine Ahnung haben von dem Werk, dem der Schweiß ihres Antlitzes gilt. Die Natur ist keine Maschine, und die Aufgabe ist, sie zu verstehen, nicht aus Stückwerk sie zusammenzusetzen. Die Natur ist das Leben in seiner vollen Entfaltung; darum läßt sich das Leben nicht definiren, und ist sein Verständniß Eins mit dem Verständniß der Natur; darum dürfen Philosoph und Naturforscher sich nie aus den Augen verlieren; darum hat der Eine von den Fortschritten des Andern Act zu nehmen; darum kann mit Erfolg keiner von beiden einen neuen Weg betreten ohne die Unterstützung des andern; darum wird der echte Naturforscher immer Naturphilosoph sein und die echte Philosophie immer Naturphilosophie."

Ist das Ergebniß des Darwinismus ein derartiges, so tritt von allen gegen denselben erhobenen Einwänden heute zunächst derjenige von dem angeblichen „Verthieren" des Menschen und dem damit verbundenen „Untergraben der Sittlichkeit" in den Vordergrund. Die ethische Frage von dieser Seite her erfaßt und sich die Aufgabe gestellt zu haben, zu ergründen: ob und in wie fern bei einem streng durchgeführten Determinismus — denn das ausschließliche Walten einer gesetzmäßigen Nothwendigkeit ist der Sinn der angefochtenen Lehre — eine ethische Weltanschauung möglich sei, ist das Verdienst von B. Carneri, dessen kürzlich erschienenen „Grundlegung der Ethik" (Wien 1881, W. Braumüller) wir die obigen Sätze über das nunmehrige Verhältniß der Philosophie zur Naturwissenschaft entnommen. Auf eben dies geistvolle und in seiner Art einzige Buch*) sei es uns gestattet, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Wochenschrift zu lenken.

Bei einer wissenschaftlichen Ethik gibt es kein Sollen, das dem menschlichen Thun als Richtschnur zu dienen hat. Sie erfindet keine Sittlichkeit, sondern findet sie vor, und für eine Ethik, welche als Naturphilosophie auftritt, gibt es auch auf sittlichem Gebiet keine andere als die naturwissenschaftlichen Begriffe und Gesetze. Denn die Ethik, als die praktische Anwendung aller letzten Resultate der gesammten philosophischen Wissenschaften, deren erste und letzte heut zu Tage — weil alle durchdringend wie sie selbst von der gesammten Philosophie durchdrungen wird — die Naturwissenschaft ist, hat nur, was ihr geboten wird und kann nichts Weiteres hinzubringen. Sie findet den Menschen wie er ist, forscht nach, wie er zu dem, was er ist, geworden sein mag, und bildet sich ein Urtheil über das, was der Mensch sein kann. Zu fragen, was der Mensch sein sollte oder könnte, hat für die moderne Ethik gar keinen Sinn. Indem sie ihn zu nehmen hat, wie er ist, faßt sie den Menschen im Zusammenhang mit der Natur und in seiner Abhängigkeit von derselben, und aus dem Abstand zwischen dem Menschen, wie er war und dem, was er geworden, weist sie das Statthaben der sittlichen Entwicklung nach.

Allerdings nimmt unsere Ethik ihren Ausgangspunkt beim wohlbekannten „Kampf ums Dasein", der ja nach der betreffenden Lehre für alles Lebendige gilt. Gleichwohl erklärt Carneri die strikte Anwendung der Gesetze des rein physischen Kampfes ums Dasein auf sittliche Erscheinungen für unstatthaft, und hält eine der Natur des Menschen entsprechende Modificirung dieser Gesetze für das allein Richtige. Wohl ist der Mensch, nach unserem Verfasser, aus Elementen gebildet, die durchaus in der übrigen Natur sich vorfinden: er schöpft keinen Athem, der nicht der Athem wäre alles Lebendigen. Das was den Menschen in leiblicher Beziehung vom Thiere trennt, liegt ausschließlich in der Verbindung von Eigenschaften, die man alle, aber nie alle vereint, bei Thieren antrifft. Ursprünglich haben Thier und Mensch einander freilich recht nahe gestanden: der sogenannte Naturmensch war nur ein auf Vernünftigkeit beanlagtes Thier, welches sogar, wie noch heute an gewissen Menschenstämmen ersichtlich, tief unter mancher Thierart gestanden haben mochte. Aber der naturhistorische Mensch — wie man es wohl beachten mag — ist noch nicht der Mensch der Ethik. Bei diesem kommt die durch seine intellectuelle Begabung bedingte Entwicklung hinzu, welche dem ganzen Thiergeschlecht mit eben jener Steigerung der psychischen Thätigkeit abgeht. In Folge seines höheren Intellects tritt der Mensch ganz anders als sonstiges Lebende der Natur gegenüber. Er will nicht nur, er weiß auch daß er will, und im Erstreben seiner Ziele sieht er einen Feind in Allem, was ihm Widerstand leistet. Es ist dies nicht der einfache Kampf ums Dasein, den alles Lebendige um ihn her durchkämpfen muß, um sich zu erhalten. Dem Menschen genügt nicht das nackte Leben. Mit dem ersten Thierfell, das er um seine Lenden warf, sagte er sich los von der geistlosen Natur, und wurde bei ihm jener Kampf zum „Kampf ums Glück". Nicht allein der einzelne Mensch, die ganze Entwicklung, die wir als Weltgeschichte bezeichnen, aller Fortschritt der Menschheit überhaupt ist nur von diesem Gesichtspunkt aus begreiflich. Was als Glück erachtet und erstrebt wird, mag veränderlich und einer fortwährenden Veredelung fähig sein: aber unter allen Umständen ist das Streben nach Glück die Grundtriebfeder aller menschlichen Unternehmungen. Und nichts ist irriger als die Ansicht, es sei dieser Trieb ein des Menschen unwürdiger, der ihn dem Thiere gleichstellt. Dem Thiere ist dieser Trieb fremd: es kennt nur den Selbsterhaltungstrieb, und ihn zum Glückseligkeitstrieb zu erheben, hat das menschliche Selbstbewußtsein zur Grundbedingung.

Das Streben nach Glück ist die Triebfeder, die jeden Einzelnen vorwärts treibt, und, so gut es Jeder kann, drängt er nach vorwärts. Das ist der Mensch in Wahrheit, das war er von Anbeginn, das war er die verschiedensten Culturepochen hindurch, das ist er heute noch. Sein ureigenes Streben ist nach der Glückseligkeit gerichtet, gleichviel wann und wo oder wie er sie findet. Aeußerlich kennzeichnet sich dieser Trieb als ein Begehren nach Genuß, das in jeder erlangten Befriedigung den Drang nach neuem Genuß empfindet. Alle vorgeschichtlichen Denkmale geben, wenn auch oft nur in äußerst primitiver Weise, unverkennbar Zeugniß von dem Bestreben, den Lebensgenuß zu verfeinern. Vom asiatischen Alterthum haben sich fast nur seine Schwelgereien, aber dafür auch bis ins Monströse raffinirten Schwelgereien in der Geschichte erhalten. Während der Genuß hier auf Einzelne oder unübersteiglich abgeschlossene Kasten beschränkt bleibt, verbreitet er sich in Griechenland, mit einer Vergeistigung des Genußsinnes selbst, über größere Volksmassen, bis im alten Rom, bei allmählicher Entgeistigung des Genusses, das Asiatenthum des Genießens eine pomphafte Auferstehung feiert. Im christlichen Mittelalter stehen sich Genießen und Entsagen, Befriedigung und Entbehrung in den schroffsten Gegensätzen der Barbarei und der Ueberfeinerung, des Uebermuths und des Elends entgegen, und erst der neueren Zeit ist es vorbehalten, das reine Gold des Genießens von den Schlacken der Barbarei zu befreien und es der Menschheit überhaupt zugänglich zu machen. Aber auch tiefer gefaßt ist der vom Selbstbewußtsein durchdrungene Selbsterhaltungstrieb, der den Menschen als solchen auszeichnet, ein auf Genuß gerichtetes Streben nach Glück. Allen ist Glückseligkeit das letzte Ziel, und wie verschieden auch das Bild sein mag, das sich das Individuum von ihr macht, von den rohesten Zeiten bis zu den gebildetsten, ist sie dem selbstbewußten Lebewesen Anfang und Ende seines Denkens und Fühlens. Der Machthaber, der alle Schätze und Kräfte der Welt sich dienstbar machen will, nicht mehr als der finstere Asket, der alles Glück meidet, in eben diesem Meiden aber sein Glück genießt, führen uns jene Wahrheit genau so vor Augen wie der Besonnene, dem ein sicheres Loos stiller Befriedigung zugefallen, oder der Märtyrer, der sein Leben für religiöse oder wissenschaftliche Ueberzeugung hingibt und sein Glück in der Ueberzeugungstreue oder in der Zuversicht auf ein jenseitiges Dasein findet.

Es gibt gar keinen Menschen ohne Glückseligkeitstrieb, und die sittliche Entwicklung der Menschheit kann nicht in einem Niederkämpfen oder Ausrotten dieses Triebes, sondern nur in einer Veredelung desselben bestehen. Das ethische Ideal ist der wahrhaft glückliche Mensch, und worauf es hier allein ankommt ist, daß der Glückseligkeitstrieb ein wohlverstandener sei. Ein solches Verständniß kann lediglich in einem durch erweitertes Wissen auf den rechten Pfad der Befriedigung geleiteten Wollen liegen. Genau dieser Bedingung entsprechend geht die Entwicklung unseres Geschlechts vor sich. Was wir unter dem Begriffe Cultur als Ausdruck specifisch menschlichen Daseins zusammenfassen, ist aus einem Vorrecht einzelner Personen oder Gruppen von Personen zu einem immer allgemeineren Gute durch die Mehrung und Hebung der intellectuellen Thätigkeit unter den Menschen geworden, und mit der erweiterten Befriedigung des Glückseligkeitstriebes ist die Menschheit zu einem sittlichen Wesen herangereift.

*) Dem vorliegenden neuesten Werk Carneris gingen drei, dasselbe anbahnende, ebenfalls an die Lehre Darwins anknüpfende Schriften voraus: „Sittlichkeit und Darwinismus" (1871), „Gefühl, Bewußtsein, Wille" (1876), „Der Mensch als Selbstzweck" (1877), sämmtlich bei W. Braumüller in Wien erschienen.

Im entschiedensten Gegensatz zu Buckle, der bekanntlich den intellectuellen Fortschritt als keineswegs eine sittliche Veredelung involvirend behauptet, erklärt Carneri die sittliche Hebung unseres Geschlechts für ein nothwendiges Ergebniß der in ihm vorgehenden intellectuellen Entfaltung. Genau die Mitte zwischen Pessimismus und Optimismus einhaltend, mithin die Selbstquälerei des ersteren meidend und die Selbsttäuschung des letzteren durchblickend, betont unser Verfasser das sittliche Fortschreiten innerhalb der menschlichen Entwicklung, ohne deshalb über den Werth des Erreichten oder über die Höhe des Erreichbaren irgend welcher Illusion sich hinzugeben. Weit entfernt, das gegenwärtige Stadium unserer Entwicklung als sonderlich befriedigend zu schätzen, weiß er auch, daß es für den Menschen nichts Absolutes gibt und er nur relativ Gutes schaffen kann. Eine Ethik auf dem Standpunkte der Naturphilosophie sucht nicht nach einer Formel, die allen Menschen das Glück verbürgt, sondern begnügt sich mit der Feststellung der Bedingungen, unter welchen der Mensch zur Glückseligkeit gelangen kann. Subjectiverseits die wichtigste darunter ist unserem Verfasser die allseitige Hebung der Intelligenz, denn indem dieselbe echter und allgemeiner wird, stellt sich eine sittlichere Auffassung des Glücks ein. Wie der Verfasser dies aus der Beschaffenheit der menschlichen Seelenthätigkeit und deren nothwendigen Aeußerungen bei entsprechenden Lebensverhältnissen ableitet, kann hier nicht dargelegt werden. Hingegen sei die Thatsächlichkeit der sittlichen Veredelung, wie sie das vorliegende Buch vielfach nachweist, an einem augenfälligen Beispiel veranschaulicht. Das Ueberwinden der Barbarei und der damit zusammenhängenden sittlichen Roheit, findet Carneri am deutlichsten in der zunehmenden und gegen früher völlig veränderten Bedeutung der Arbeit erwiesen. Nicht nur gilt sie bereits als der vornehmste Preis für den Erwerb und Genuß der Lebensgüter, sie ist auch, aus der irrigen Vorstellung eines göttlichen Fluchs, aus der schmachvollen Verdammniß eines leidenvollen Mühens und Darbens für Andere, immer allgemeiner zur Grundbedingung einer ehrenhaften Lebensstellung überhaupt geworden. Erwägt man, wie spät dieser Umschwung in der Schätzung der Arbeit eingetreten, wiewohl die Segnungen der Cultur dieser zunächst entstammen, und in wie vielfacher Weise die Arbeit, im weitesten Sinne als Pflege sowohl des psychischen Lebens wie auch als gemeinnützige, alles Drohnendasein beseitigende Thätigkeit gefaßt, noch ferner zur Geltung zu kommen hat, so gewährt dies den lichtesten Ausblick in die Zukunft des Menschen, die nicht durch den Einfluß erhabener Lehren, sondern durch die Gewalt unabwendbarer Verhältnisse gefördert wird. Als die werthvollste Entwicklung des Menschen kennt die Sittlichkeit keinen Stillstand und hat als solche fort und fort sich zu bethätigen; dies aber könnte sie nimmer, wenn sie nicht Eins wäre mit der Glückseligkeit.

Carneris Buch nur dessen Hauptinhalt nach skizzirend, ohne auf die methodische Darstellung selbst und die speciell ethischen Folgerungen näher eingehen zu können, haben wir auch auf die kritische Erörterung des leitenden Grundgedankens wie auch der einzelnen Partien verzichtet. Bemerken wollen wir nur, daß Manchem die biologischen Ausführungen vielleicht etwas zu weit ausgeholt und die Aufnahme Hegel'scher Philosopheme bisweilen ein wenig unvermittelt erscheinen möchten, sowie auch andrerseits die ethischen Theoreme des Verfassers selbst stellenweise, namentlich was das Verhältniß der Glückseligkeit zur Tugend betrifft, einer breiteren Darlegung bedurft hätten. Vergessen wir jedoch nicht, daß die hier vorliegende Aufgabe neu und erst nach vielfältiger Behandlung zu einem völlig befriedigenden Abschluß führen kann. Dazu aber hat der Verfasser selbst reichlich beigesteuert, und zwar neben dem eigentlich Ethischen in seinem Buch noch ganz besonders durch die Klärung wichtiger psychologischer, biologischer und kosmischer Begriffe. Seine Erörterungen über Stoff und Materie, Kraft und Leben, Causalität und Zweckmäßigkeit, Empfinden und Seele, Bewußtsein und Wille, müssen dem Vorzüglichsten, was die neuere philosophische Literatur aufzuweisen hat, beigezählt werden.

Freunden der Lehre Darwins wird Carneris „Grundlegung der Ethik" selbstverständlich willkommen sein. Aber auch wer dieser Richtung nicht angehört, wird das Werk hoch schätzen wegen seiner klaren, formal- und phrasenfreien Darstellung und wegen der, jede echte Forschung auszeichnenden Bescheidenheit, welche gegen das Alleswissen der zünftigen Philosophie wohlthätig und Vertrauen erweckend absticht. Auch ohne die im Buch vertretene Auffassung zu theilen, wird man gern daraus lernen, denn durchweg spricht es durch den Ernst der ihm zu Grunde liegenden Lebensanschauung und durch den Vollton seiner Ueberzeugung an, welche Welt und Menschen nimmt wie sie sind und angesichts der Uebel und Leiden von kleinmüthigem Verzagen sich ebenso fern hält wie von dem Aushecken zudringlicher Beglückungsprojecte, die mit einem Zauberschlage unfehlbare Erlösung bringen sollen. Umfassende Vertrautheit mit gleichzeitiger philosophischer Literatur und ein musterhaftes Widerlegungsverfahren bei der Behandlung gegnerischer Ansichten, verleihen dem Buch heutzutage, wo fraglichenfalls ein vettelhaftes Geschimpf an der Tagesordnung, einen wichtigen Vorzug neben dem ohnehin bedeutenden, den es durch die gediegenen Kenntnisse und die keineswegs gewöhnliche Unbefangenheit der ganzen Denkweise des Verfassers in rühmlichem Maße besitzt.

Wilhelm Bolin.

Zu Büchmanns „Geflügelten Worten".

Im Jahrgang 1874 der „Gegenwart" (Nr. 23) veröffentlichte ich einen Aufsatz unter der Ueberschrift „Zweiunddreißig geflügelte Worte, die nicht im Büchmann stehen". Derselbe fand einen lebhaften Nachhall in den nachfolgenden Nummern; die Nummern 25—30 brachten nicht weniger als neun, zum Theil von namhaften Männern herrührende Zuschriften an die Redaction, in denen Ergänzungen und Berichtigungen zu meinen Notizen versucht wurden. Ebenso rief er mehrere interessante private Zuschriften an mich hervor, darunter eine von Ferdinand Freiligrath, auf die ich weiter unten zurückkomme.

Es war mir in der Zwischenzeit nicht vergönnt, den Gegenstand ausführlich zu verfolgen, doch behielt ich ihn, wie vorher, im Auge und notirte mir gelegentlich die aufstoßenden, in das Gebiet der „Geflügelten" gehörigen Dicta, so daß ich gegenwärtig wieder mit einer kleinen Collection aufwarten kann.

Zunächst aber habe ich eine müßige Stunde benutzt, um unter Zuhülfenahme der gegenwärtig vorliegenden zwölften Auflage des Büchmann — bei meiner früheren Arbeit hatte ich die achte zu Grunde gelegt — einmal nachzusehen, welches Schicksal meinen damaligen zweiunddreißig Pfleglingen zu Theil geworden, respective in welchem Maße die von mir ihnen zuerkannte Zugehörigkeit zum Citatenschatz des deutschen Volkes von Büchmann honorirt worden ist. Und da finde ich denn, daß von denselben sechszehn, also gerade die Hälfte, in der zwölften Auflage sich vorfinden. Merkwürdigerweise sind unter denselben drei, die, dem beigesetzten Sterne nach zu schließen, erst in der zwölften Auflage zur Aufnahme gelangt sind. Es sind dies die Worte: „in flagranti", „deus ex machina" und „Ausgehen um die Töchter des Landes zu besehen".

Es scheint hiernach, daß nur nach wiederholter Prüfung und mit großer Vorsicht die Zulassung erfolgt. Der Umstand aber, daß diese drei Dicta noch nach sechsjährigem Noviziat Gnade gefunden haben, gibt mir den Muth, Herrn Büchmann noch eine Anzahl meiner bis jetzt noch ausgeschlossenen damaligen Vorschläge zur Prüfung für die dreizehnte Auflage zu empfehlen.

Ich beginne, gemäß der neuen Anordnung des Buches, mit den biblischen Citaten.

Da vermag ich wirklich nicht einzusehen, warum er den „Würgengel" (Nr. 18), zu dem überdies damals in Nr. 25 ein Dr. Bacher in Breslau einige vervollständigende Citate gegeben hatte, bis jetzt ausgeschlossen hat. Die Ausdrücke „Garaus" (Nr. 19) und „gemästetes Kalb" (Nr. 21) lasse ich fallen, ersteren, weil F. Latendorf damals in Nr. 30 der „Gegenwart" ihn als mit Luthers Bibelübersetzung gleichzeitig im Gebrauche nachgewiesen hat, letzteren als zu wenig geflügelt. Nicht so leicht

kann ich mich entschließen den Ausdruck „Träber" (Nr. 20) als nicht genügend gebräuchlich fallen zu lassen. Das Wort „Beruf" (Nr. 24), das die antike Welt nicht kannte und das durchaus biblischen Ursprunges ist, ist vielleicht deshalb ausgeschlossen worden, weil es nicht auf einer bestimmten einzelnen Stelle beruht; aber bieten nicht die zahlreichen appellativisch gebrauchten biblischen, mythologischen und historischen Eigennamen, z. B. unter meinen von Büchmann acceptirten Vorschlägen Ganymed und Hebe in dieser Beziehung eine gewisse Analogie? Auch meine Ausführung über das Wort „Schächer" möchte ich aufrecht erhalten. Dasselbe kommt zwar in Luthers Bibelübersetzung nicht vor, entstammt aber, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, in der auffallenden Modification der Bedeutung, die der moderne Gebrauch aufweist, unzweifelhaft der evangelischen Leidensgeschichte. Ebenso hege ich in Bezug auf die Redensart „nach Jemandes Pfeife tanzen" (Nr. 22) keinen Zweifel, daß dieselbe aus Matth. 11 V. 16 f. stammt.

Zu den weltlichen Autoren übergehend, halte ich „Kapuzinade" (Nr. 1) als ein Citat aus Wallensteins Lager und „o meine Ahnung" (Nr. 4) als ein solches aus Hamlet aufrecht, indem ich bei beiden sowohl die allgemeine Gebräuchlichkeit, als den Charakter des Citats auf Grund der angegebenen Ursprungsstelle behaupte. Besonders aber das schöne horazische „anima candida" (Nr. 7) hätte Büchmann nicht verschmähen sollen.

Von meinen fünf historischen Citaten hat Büchmann nur den „Pyrrhussieg" aufgenommen. Und allerdings fehlt dem „Homo novus" die bestimmte einzelne Ursprungsstätte; es ist in unserm modernen Gebrauch gewissermaßen eine Metapher aus dem römischen Leben. Bei den drei andern „Cincinnatus", „seinen Kohl bauen", und dem „Gesetzgeber aus Bosheit" ist wohl die Legitimation des universellen Gebrauches unzureichend befunden worden.

Einige andere Citate, die ich anhangsweise als mir selbst hinsichtlich des häufigen Gebrauchs problematisch angeführt hatte, gebe ich preis. Nur den Ausdruck „Cäsarenwahnsinn", der offenbar von bestimmter Ursprungsstelle aus in Gebrauch gekommen ist, möchte ich in empfehlende Erinnerung bringen. Ich hatte für seine Herkunft damals auf Freytags verlorene Handschrift Band III, S. 52 der ersten Auflage von 1864 verwiesen; inzwischen finde ich die Notiz, daß schon in dem 1841 in Paris erschienenen Werke von Champigny „Les Césars" der Ausdruck „manie impériale" vorkommt. Bekannt ist die Schrift von Wiedemeister: Der Cäsarenwahnsinn der julisch-claudischen Imperatorenfamilie, Hannover 1875, wo der Ausdruck im streng medicinisch-psychiatrischen Sinne genommen wird.

Die kleinen Berichtigungen und Ergänzungen zu bereits aufgenommenen Citaten, die ich sodann angefügt hatte, finde ich mit einer unbedeutenden Ausnahme, über die es sich nicht lohnt weiter zu reden, von Büchmann verwerthet. Nur müßte meiner Ansicht nach der Ausdruck „der alte Adam", der S. 45 und 5 noch immer unter den biblischen Citaten steht, als ein, wenn auch auf biblischer Grundlage, entschieden von Luther geprägter den deutschen Schriftstellern zugewiesen werden.

Schließlich hatte ich eine Anzahl von Wendungen angeführt, die mir Citate zu sein schienen, ohne daß ich jedoch den Ursprung nachzuweisen vermochte. Von diesen haben inzwischen zwei, der „Brustton der Ueberzeugung" und das „sacrificio del intelletto", beide mit Nachweis des Ursprunges, Aufnahme gefunden. Im Uebrigen richtete sich gerade auf diese herrenlosen Citate vornehmlich der Eifer der oben erwähnten Ergänzer. Die Redensart „ab nach Kassel" fand in Nr. 25 zwei verschiedene Ableitungen, von denen die eine es auf einen Anlaß aus dem Jahre 1862, die andere mit besserer Begründung auf einen solchen aus dem Jahre 1858 zurückführt. Weniger genügend waren die Nachweise zu: „Minima non curat praetor" (Nr. 25) und zu „Cacatum non est pictum" (Nr. 26 und 30).

Ueber das Citat „homo unius libri" schrieb mir damals Ferdinand Freiligrath Folgendes:

Stuttgart 6. Juni 1874.

Hochgeehrter Herr und Freund,

In der heutigen „Gegenwart" lese ich so eben mit Vergnügen Ihre interessanten Nachträge zu Büchmanns „Geflügelten Worten". Ueber eins von denen, welche Sie nicht unterbringen können, finde ich in einem englischen Nachschlagebuch (Dictionary of Latin Quotations, London, Bell & Daldy 1866) folgendes:

> Homo unius libri a man of one book. To fix one's mind intently on one book and master it, is the only way to become truly learned, at least according to Thomas Aquinas, as quoteel by Jeremy Taylor,

was ich Ihnen alsbald mitzutheilen erlaube, da es Ihnen vielleicht weiter auf die Sprünge hilft. Leider besitze ich Jeremy Taylors Schriften nicht, sonst würde ich gleich nachsehen, wo und wie er den Doctor Angelicus denn eigentlich citirt. — Soweit Freiligrath.

Dagegen will Dr. von Pochhammer in Karlsruhe in einer Zuschrift vom 20. November 1874 das Wort in ingeniöser Weise mit dem ebenfalls sehr interessanten Ausdruck „es fehlt ihm die secunda Petri" in Beziehung setzen. Letzteren erklärt er unzweifelhaft richtig aus dem im Mittelalter vielgebrauchten Handbuche der scholastischen Theologie: 4 Bücher sententiarum, von Petrus Lombardus, der davon den Beinamen Magister sententiarum erhielt. Das zweite Buch führt den Titel: de judicio und der Ausdruck secunda [pars] Petri [Lombardi] ist somit eine Umschreibung für das Urtheilsvermögen. In diesem Sinne findet er sich z. B. verwandt in Kants Kritik der reinen Vernunft, Ausg. von Rosenkranz S. 118. Anm. Die hübsche Stelle lautet: „Der Mangel an Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. Ein stumpfer oder eingeschränkter Kopf, dem es an nichts, als an gehörigem Grade des Verstandes und eigenen Begriffen desselben mangelt, ist durch Erlernung sehr wohl, sogar bis zur Gelehrsamkeit, auszurüsten. Da es aber gemeiniglich alsdann auch an jenem (der secunda Petri) zu fehlen pflegt, so ist es nichts Ungewöhnliches, sehr gelehrte Männer anzutreffen, die im Gebrauche ihrer Wissenschaft jenen nie zu bessernden Mangel häufig blicken lassen." — Womit ich denn die secunda Petri Herrn Büchmann zur gefälligen Beachtung empfohlen haben will.

Mein Gewährsmann nun meint, der homo unius libri sei ein solcher, der das zweite Buch nicht auch habe, sondern nur eins, so daß also beide Ausdrücke den gleichen Sinn ergäben. Dies scheint mir jedoch nicht richtig; wenigstens ist die in dem englischen Citat bei Freiligrath gegebene ganz entgegengesetzte Deutung von homo unius libri die herrschende. Da es mir nun nicht gelungen ist, über das Vorkommen des Ausdrucks beim heiligen Thomas von Aquino etwas weiteres zu ermitteln, so lasse ich die Sache auf sich beruhen.

Ehe ich zu meinen neuen Vorschlägen für den Citatenschatz des deutschen Volkes übergehe, möchte ich noch auf eine hübsche Ergänzung zu dem Shakespeare'schen Citat: „The poets eye, in a fine frency rolling" aufmerksam machen, die ich ebenfalls jener Freiligrath'schen Zuschrift verdanke. Im neunten Bande des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft findet sich eine kurze mit F. unterzeichnete Notiz, die auf die Verwandtschaft dieses Ausdrucks mit der horazischen amabilis insania in der vierten Ode des dritten Buches aufmerksam macht. Die Worte lauten: Auditis? an me ludit amabilis insania? Die Uebereinstimmung macht die Bekanntschaft Shakespeares, der bekanntlich sonst keine große klassische Gelehrsamkeit besaß, mit der Horazstelle wenigstens recht wahrscheinlich und ist daher auch von dieser Seite nicht ohne Interesse. In dem Briefe an mich nun bekennt sich Freiligrath als Verfasser dieser mit F. unterzeichneten Notiz.

Ich komme nun zu meinen neuen Citaten und beginne auch hier mit den biblischen. Es bietet sich mir jedoch hier, wie bei den folgenden Abschnitten, die vielfältige Gelegenheit, mit Erstaunen wahrzunehmen, welche gewaltige Fortschritte an Vollständigkeit die Büchmann'sche Sammlung seit der achten Auflage, die ich meinen Notizen zu Grunde gelegt hatte, gemacht hat.

Diese Fortschritte sind derart, daß inzwischen fast die Hälfte meiner Notizen überflüssig geworden ist.

Die Redensart: „kein Tüttelchen" (scil. wegnehmen oder fehlen lassen) beruht offenbar auf der bekannten Stelle der Bergpredigt Matth. 5, 18: „Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titel vom Gesetze." Die Form „Titel" ist hier durch Mißverständniß in unsere Bibelausgaben hineingerathen, da hier durchaus nicht von einer Ueberschrift oder dergleichen die Rede ist, sondern, wie der Urtext — μία κεραία — zeigt, ein kleines Pünktchen, wie solche gerade der hebräischen Schrift in hervorragendem Grade eigen sind.

Auf derselben Stelle, und zwar auf ihrem Urtext, beruht aber offenbar auch der in der 12. Auflage der geflügelten Worte neu hinzugekommene Ausdruck „kein Jota". Die hier S. 351 gegebene Herleitung aus dem Streite der Arianer und Athanasianer, der sich um die Homousie und Homoiusie drehte, ist ohne Beweis und scheint mir auf bloßer Vermuthung zu beruhen. Dagegen lauten die von Luther mit „der kleinste Buchstabe" übersetzten Worte im Urtext ἰῶτα ἕν, womit eigentlich das verhältnißmäßig dem griechischen Jota an Kleinheit noch überlegene hebräische Jod gemeint ist.

Ferner liegt in dem Ausdruck „Kreuz" im Sinne von Herzeleid unzweifelhaft ein biblisches Citat. Man möchte dabei zunächst an die Bedeutung denken, die auf Grund des Todes Christi das Kreuz in der christlichen Kirche gewonnen hat, aber es ist eine auffallende Erscheinung, daß schon in den überlieferten Reden Jesu das Wort in der übertragenen Bedeutung vorkommt. Matth. 10, 38 heißt es: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir, der ist meiner nicht werth." Aehnlich Matth. 16, 24; Mark. 10, 21; Luk. 14, 27. Offenbar hat die grausame Sitte der Römer, dem Deliquenten auf seinem letzten Gange das Kreuz aufzubürden, den Anlaß zu dieser Wendung gegeben, die den das Werkzeug der eigenen Todesmarter Tragenden zum Sinnbild der vollkommensten Selbstentsagung macht.

Aus deutschen Schriftstellern habe ich nur noch Weniges. „Ein jeder Hans findet seine Grete." Der Ausdruck stammt aus Luthers „Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherren", das in älteren Zeiten und noch im vorigen Jahrhundert einen Anhang zum kleinen Katechismus bildete. Luther gibt in demselben, für den Fall, daß ein Brautpaar die Einsegnung durch den Geistlichen beanspruche, ein Formular für den Vollzug der Trauung. Darin heißt es:

„Zum ersten, auf der Cantzel aufbieten mit solchen Worten: Hans N. und Greta N. wollen nach göttlicher Ordnung zum heiligen Stand der Ehe greifen u. s. w." Hier findet sich auch schon der Ausdruck: „Und hätte jemand was drein zu sprechen, der thue es bey Zeiten, und schweige darnach." Weiter heißt es:

„Vor oder in der Kirche trauen, mit diesen Worten: Hans, wilt du Greten zum ehelichen Gemahl haben? — Antwort: Ja u. s. w. Darnach spreche er vor alle insgemein: Weil denn Hans N. und Greta N. einander zur Ehe begehren u. s. w." Zur Erklärung dieser seltsamen Exemplification der Individuen durch die beiden Namen Hans und Grete dient die nachweislich außerordentliche Häufigkeit dieser beiden Namen in damaliger Zeit.

Nur mit einigem Zweifel hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu unserem Citatenschatz wage ich folgende drei Stellen aus Schiller anzuführen: 1) das zuweilen scherzhaft gebrauchte: „Rasch mit drei geschickten Griffen" aus der Nadowessischen Todtenklage; 2) „Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir" aus Don Carlos II. 3; 3) „Da kommt unser Mann" aus Piccolomini I. 1 am Ende.

Ein französisches Citat ist: „Man muß essen um zu leben, nicht leben um zu essen." Wenigstens finden sich in Molières Avare III, 5 die Worte: „Que, suivant le dire d'un ancien, il faut manger pour vivre et non pas vivre pour manger." Allerdings wird das Wort schon hier als ein Citat eingeführt. Auch soll es sich in folgender Form als Denkspruch bei den Jesuiten finden: E.V.V.N.V.V.E d. h. Edas ut vivas, non vivas ut edas.

Aus der griechischen Mythologie und Literatur stammen noch folgende Worte:

Eris- oder Zankapfel. Auf der Hochzeit des Peleus erschien die nichteingeladene Göttin der Zwietracht und warf einen goldenen Apfel mit der Aufschrift „der Schönsten" in den Saal. Hieraus entwickelt sich das Urtheil des Paris und der Trojanische Krieg. Bei Homer wird nur an einer Stelle auf das Urtheil des Paris hingedeutet. Ilias 24, 28 ff. heißt es, daß Here und Athene „Ilios haßten wegen des Frevels des Paris, der sie kränkte, als sie ihm in das Gehöft kamen, jene aber (die Aphrodite) verherrlichte, die ihm verderbliche Lust verhieß." Die ausgebildete Sage findet sich bei Homer noch nicht erwähnt.

Ebenfalls der griechischen Sage entstammen die Ausdrücke „Prokrustesbette", „Danaidenarbeit", „Pandorabüchse", „Nessusgewand", „Palladium". Letzteres war gemäß der nachhomerischen Sage (schon in Ilias VI wird von den Troern der Schutz der Pallas angerufen, indem ein kostbares Gewand auf den Schooß ihres Bildes als Weihgeschenk niedergelegt wird) ein von Athene selbst gefertigtes Bild dieser Göttin, das Zeus bei der Gründung Trojas hatte vom Himmel fallen lassen. So lange die Stadt es besaß, konnte sie nicht eingenommen werden. Odysseus und Diomedes raubten es aus der Stadt; später kam es nach Argos, nach attischer Sage aber nach Athen, wo es sich auf der Akropolis befand.

Auch die „Chimäre" entstammt der griechischen Sage. Das Wort bedeutet eigentlich Ziege; als Eigennamen bezeichnet es ein Ungeheuer, das Ilias VI, 181 folgendermaßen beschrieben wird:

πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα,

und das von Bellerophontes erlegt wurde.

Ob wir auch die „Myrmidonen", die „Dioskuren", (Kastor und Pollux, appellativisch für ein tüchtiges und zärtliches Brüderpaar) und die zur Versinnbildlichung des Begriffes der Freundestreue dienenden Gestalten des Orestes und Pylades zu den geflügelten Worten rechnen dürfen, ist mir zweifelhaft.

In Aristoteles' Poetik finde ich den Ursprung der beiden häufig gebrauchten Ausdrücke: „post hoc, ergo propter hoc" und „πρῶτον ψεῦδος". Ersterer Ausdruck findet sich am Ende des zehnten Kapitels in folgender Form: „διαφέρει γὰρ πολὺ τὸ γίγνεσθαι τάδε διὰ τάδε ἢ μετὰ τάδε". Möglich genug, daß der so naheliegende Gedanke sich auch sonst noch ausgesprochen findet. Das πρῶτον ψεῦδος findet sich Kap. 24 (1460a 23). Da der Zusammenhang äußerst charakteristisch ist, theile ich denselben, soweit nothwendig, nach der Uebersetzung von Ueberweg mit: „Wie man (d. h. der Dichter) es aber machen muß Unwahres vorzutragen, das hat zumeist Homer auch als Vorbild für Andere gezeigt. Es wird nämlich ein Fehlschluß angewendet. Wenn, falls *A* ist oder geschieht, auch *B* ist oder geschieht, so meinen die Menschen, wenn *B* ist, so sei oder geschehe auch *A*; dies ist aber falsch. Man muß daher, wenn *A* unwirklich ist (ἂν τὸ πρῶτον ψεῦδος sc. ᾖ), *B* aber unter der Voraussetzung, daß *A* sei, nothwendig sein oder geschehen sein muß, *B* miterwähnen; denn wissen mir, daß *B* wirklich ist, so bildet dann unsere Seele den Trugschluß, daß auch *A* sei."

Als lateinisches Citat führe ich an: „per fas et nefas", das sich bei Livius, Buch VI, Kap. 14 in der Mitte findet.

Historische Citate sind unzweifelhaft folgende: „Ein Krösus", „Mausoleum" (ursprünglich das prächtige Grabmal, das Artemisia zu Halikarnassus ihrem Gemahl Mausolos erbaute und das vor einigen Jahren von den Engländern wieder aufgedeckt worden ist. Schon im Alterthum wird das Wort appellativisch für ein prächtiges Grabmal gebraucht, z. B. Strabo V, 236 für das des Augustus in Rom), „Pharus" (eigentlich eine kleine Insel bei Alexandria, dann der auf derselben errichtete berühmte Leuchtthurm). Ebenso bedienen wir uns eines historischen Citats, wenn wir von stoischer Ruhe, stoischem Gleichmuth und dergleichen sprechen.

Der neueren Geschichte gehört an „in petto" in der Brust, ein Ausdruck aus dem Ceremonial der römischen Kurie, der sich,

wenn ich nicht irre, auf die noch nicht proclamirten Kardinalsernennungen bezieht.

Das Wort „Hokuspokus" soll eine Entstellung der Worte des lateinischen Meßrituals: Hoc est corpus u. s. w. sein.

Ueber „Gallimathias" finde ich in dem 1875 in Berlin erschienenen Werkchen: Allotria, Ungeflügelte Worte u. s. w. S. 9 Folgendes: „Nach Huetius führte ein französischer Bauer über einen Hahn einen Rechtsstreit und zwar zur Zeit, als vor Gericht noch in lateinischer Sprache verhandelt wurde. Sein Anwalt bediente sich nun in seinem Vortrage öfter der Worte: gallus Matthiae; im Eifer der Rede versprach er sich öfter, indem er statt gallus Matthiae vielmehr galli Matthias sagte. Diese komische Verwechslung wurde von einigen Spöttern aufgegriffen und seitdem jeder verkehrte sinnlose Vortrag ein Gallimathias genannt."

Ueber den Ursprung der Redensart „Es ist nicht weit her" brachte vor längerer Zeit die Didaskalia folgende, angeblich aus einer alten Chronik geschöpfte, jedenfalls aber schon an und für sich niedliche und mittheilenswürdige Anekdote:

Am südlichen Fuße des Teutoburger Waldes liegt das alte Kloster Hardehausen. In grauer Vorzeit, bis noch in das vergangene Jahrhundert hinüber, hatte der Fürst von Waldeck das Recht, in den Revieren des Klosters nach Gefallen der Jagd obzuliegen und bei solchen Gelegenheiten im Kloster Hardehausen eine Ehrenmahlzeit zu beanspruchen, was denn auch von den Waldecker Fürsten um so häufiger benutzt wurde, als die Mönche des Klosters es sich stets angelegen sein ließen, dergleichen Gastmähler mit Allem auszustatten, was überhaupt an Delicatessen aufzutreiben war. Nur was den Wein anbetraf, so richtete sich dessen Güte bei Tafel nach der Ranghöhe der gastirenden Persönlichkeiten, so daß z. B., wenn der Landgraf von Hessen allda speiste, demselben eine feinere Sorte als dem Fürsten von Waldeck kredenzt wurde.

Bei einer dieser Tafeln, wo man dem Fürsten mit vorzüglichen Forellen aufwartete, die ihm auch vortrefflich mundeten, zog derselbe, ein echter Feinschmecker, den Fischen die Haut ab und legte sie als das Delicateste zunächst auf den Tellerrand, um sie als Hauptgenuß am Schlusse zu verzehren. Der Abt des Klosters, gleichfalls ein großer Gourmand, saß ihm zur Seite, sah dem Treiben mit lüsternen Augen zu und lauerte auf einen günstigen Moment, um sich unbemerkt der aufgesparten Delicatesse zu bemächtigen. Allein er war von dem Verspeisen der eigenen Fische so in Anspruch genommen, daß er beinahe zu spät gekommen wäre. Eben wollte der Fürst nach den Häuten greifen, als ihm der Abt mit den naiven Worten zuvorkam: „Ew. Durchlaucht edden dat wol nit gern?" dabei die Häute vom Teller nahm und so rasch als möglich in den Mund steckte. Der Fürst war ob dieser Dummdreistigkeit nicht wenig überrascht. Allein es war nun nicht mehr zu ändern. Er griff daher nach dem Pokale und spülte den Aerger mit einem guten Schluck Wein hinunter.

„Euer Wein ist fürtrefflich!" hub er nach einer Weile an. „In meines Schlosses Keller zu Rhodra hab' ich kaum einen dergleichen aufzuweisen! Fürwahr, bei Euch kann man sich schon ein wenig gütlich thun!" — „Je nun," bemerkte dagegen sein Nachbar, der Klosterfürst, „imma je dana de Mann is. Wir han auck no een veel bedern. Den kann de Durchlaut moal koste, wenn de Landgrave von Hesse bi uns spiese thut!" — Ob dieser unzarten Offenherzigkeit ungehalten, fragte der Fürst spöttisch: „Wo seid Ihr denn eigentlich her, ehrwürdiger Vater?" — „Ik?" antwortete zufrieden lächelnd der Gefragte, „ik si nit wit her — do, allernächst von Ossendorp." — „Nun, das konnte ich mir wohl denken, daß Ihr nicht weit her seid; nur Euer würdiger Geburtsort war nicht gleich zu errathen!" versetzte der Fürst mit bedeutsamem Lächeln. Seine Hofleute aber, denen die Anekdote durch die Mönche zu Ohren kam, sorgten von dieser Zeit an, daß die Redensart nicht in Vergessenheit gerieth. Und von diesen soll sie sich weiter verbreitet und bis auf diesen Tag erhalten haben.

Und hiermit wäre mein Concept für diesmal zu Ende. Da aber, wie die Erfahrung lehrt, auf diesem Gebiete gerade ungelöste Probleme das allgemeine Interesse am meisten in Anspruch zu nehmen pflegen, so ermangele ich nicht, zum Schluß noch einige solche Dicta zweifelhaften Ursprungs anzufügen.

Die Redensart „auf den Hund kommen" hat, wie ein Blick auf die in dem angeführten Buche „Allotria" S. 17 aufgeführten unmöglichen Erklärungsversuche zeigen, wohl noch keine genügende Erklärung gefunden. Es ist vielleicht noch Niemanden aufgefallen, daß in der bekannten Gellert'schen Fabel „Der Bauer und sein Sohn" sich folgende Stelle findet:

„Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sagt ich, daß er gewesen wär'?"

Leider fehlt nur jede Möglichkeit einer ursächlichen Verknüpfung zwischen diesen Zeilen und dem Sinne, in dem die Worte heutzutage in Gebrauch sind.

Ich gebe ferner auf gut Glück noch einige lateinische Redensarten, die vielleicht Kundige unschwer auf ihren Ursprung werden zurückführen können. Es sind folgende: „Aurora Musis amica" (wohl ein Sprichwort); „captatio benevolentiae" (jedenfalls ein Ausdruck aus der alten Rhetorik für eine Form der Einleitung); „ad oculos demonstriren"; „modus vivendi"; „relata refero". Und damit bin ich zu Ende.

A. Döring.

Notizen.

Das Asylrecht einiger Länder hat seit dem Petersburger Mordattentat den Regierungen und Parlamenten des Continents keine Ruhe mehr gelassen. Rußland, gleichviel ob diplomatisch oder durch officiöse Stimmen, drang auf Verfolgung der Flüchtlinge, Aenderung der Auslieferungsverträge und gründliche Revision des einschlagenden internationalen Rechts. Man ist ihm aus politischen Gründen mit der Anregung der Sache an mehreren Orten entgegengekommen, am wenigsten allerdings in denjenigen Staaten, auf welche man es in Petersburg gerade abgesehen hatte. Diese haben es bei akademischen Erörterungen in ihren Blättern bewenden lassen und im Uebrigen mit strengerer Ueberwachung sowie gelegentlich ernster Verwarnung fragwürdiger Individuen, Preßprocessen und was sonst die völkerrechtlichen Garantien der Sicherheit anderer Staatsgebiete verlangen konnten, ihre Pflicht gethan. Darüber hinaus wird schwerlich etwas geschehen. Rußland kann sich nicht über die europäische Gleichgültigkeit angesichts des erschütternden Märzereignisses beklagen, wird aber vor Allem die Apathie seiner eigenen höheren und gebildeten Klassen, von welcher unglaubliche Dinge erzählt werden, überwinden und seine heillose Beamtenwirthschaft reformiren müssen. Sehr gemäßigte öffentliche Organe, in England wie bei uns, haben die bequeme Manier gerügt, mit welcher die Russen für ihre Versäumnisse und Schäden stets und in erster Linie das Ausland verantwortlich machen. Auch nach dem letzten Türkenkriege haben sie es längere Zeit Deutschland nachgetragen, daß der Congreß, der das dreiste Abenteuer von San Stefano corrigirte und den Weltfrieden rettete, in Berlin getagt und seine Beschlüsse unter dem Vorsitz des Reichskanzlers gefaßt hatte. Auch auf Rumänien, ihr früheres Schooßkind, war die russische Regierung schlecht zu sprechen, weil es seine Unabhängigkeit ernst nahm und mit dem slavischen Undank für Plewna nebst dessen bekannten himmelschreienden Folgen nicht auch noch die moskowitische Vasallenschaft in den Kauf nehmen wollte. Als Rumänien neulich geschickt und kühn seine Erhebung zum Königthum verkündete, begrüßte ein officiöses Blatt an der Newa den überraschenden Act mit sauer-süßen Worten und ergriff die Gelegenheit zu der in einem solchen Momente eigenthümlich passenden Vermahnung, Rumänien werde hoffentlich jetzt bessere Polizei halten und staatsgefährliche Leute über die Grenze schaffen. Fürst Karl wußte was er that, als er sich, ohne viel umherzufragen, die Krone aufsetzte. Im Jahre 1866 hatte er es bei der Besteigung des zuerst bescheidenen Thrones ähnlich gehalten. Damals hatte er freilich einen einflußreichen Staatsmann, dessen Zustimmung ihm aus naheliegenden Gründen besonders werthvoll erscheinen mußte, im Stillen consultiren wollen. Dieser jedoch, wie das jetzt wohl erzählt

werden darf, sagte ihm, er möge Niemand um Rath fragen. Handeln Sie, fügte er hinzu, unter Ihrer eigenen Verantwortlichkeit. Sie können nicht verlangen, daß Andere dieselbe übernehmen. Reisen Sie incognito ab, schicken Sie Ihre Demission als preußischer Offizier von jenseits der Grenze ein, und seien Sie im Uebrigen von meinen besten Wünschen begleitet. Das ließ sich der Herr Lieutenant gesagt sein. Man weiß, daß er in Begleitung eines Reisesackes an dem Ort seiner Bestimmung eintraf und eine Carrière begann, die ihm nach mancherlei romantischen Wechselfällen eine Krone verschaffen sollte. Die Türkei wollte natürlich nichts von ihm wissen und längere Zeit Rumänien nicht einmal als solches anerkennen. Wenn Jemand in einer Unterhaltung mit dem früher hier beglaubigten Edhem Pascha von Rumänien sprach, unterbrach ihn der Botschafter und sagte: Bitte um Entschuldigung; Sie wollen von den vereinigten moldau-walachischen Fürstenthümern sprechen! Ein anderer sonst weniger formselig gearteter Vertreter der Pforte in Berlin mußte im Auftrage seiner Regierung dagegen protestiren, wenn bei Hoffesten der rumänische Agent in demselben Salon wie die anderen Diplomaten an der Cour theilnehmen wollte. Rumänien ist ein Beispiel wie kein anderes, welchen rapiden Umschlag die Behandlung politischer Fragen nach wenigen Jahren erleiden kann. Früher mußten die Freunde der Türkei das von Rumänien beanspruchte Recht, selbstständige Handelsverträge abzuschließen, bekämpfen. So geschah es auch in der betheiligten Presse, zum großen Verdruß Rußlands, das in der Begünstigung des fraglichen rumänischen Anspruchs eine wünschenswerthe Schwächung der Souveränität des Sultans erblickte. Seit Rumänien aber emancipirt ist, findet es Rußland und anderen heimlichen Widersachern gegenüber seine natürliche Stütze bei denjenigen, die seinen Versuchen, das Türkenjoch abzuschütteln, so lange wie möglich im Interesse des Friedens und wohl auch namentlich deswegen widerstrebt hatten, weil sie befürchteten, das scheinbar befreite Rumänien werde nur die osmanische Herrschaft mit der russischen vertauschen. Schien doch diese Sorge während des Krieges nur zu sehr gerechtfertigt, als Rumänien dem bedrängten Rußland zu Hülfe eilte und sein für den Czaren vergossenes Blut mit dem Verluste Bessarabiens bezahlt erhielt. Die rumänischen Staatsmänner haben indessen seitdem etwas gelernt, und wenn sie sich weiterhin tapfer erweisen, wird sie der Beifall edler Geister für den etwaigen Verlust anderweitiger Sympathien schadlos halten.

* * *

Ueber den wichtigen Act, der sich soeben in Rumänien vollzogen hat, geht uns von einem hochgestellten Staatsmann eine längere Mittheilung zu, der wir das Folgende entnehmen: „Diese Rang- und Stellungserhöhung ist weit mehr als die symbolische Krönung einer ansehnlichen Summe von Mühen und Sorgen, von Kämpfen und Opfern — sie ist die thatsächliche Anerkennung eines zum Bewußtsein gekommenen Volkes. Man würde sehr fehl gehen, wollte man das rumänische Königthum auf Motive eitler Selbstüberhebung oder dummdreisten Ehrgeizes oder gar übergroßer Machtvorstellung zurückführen; — nein, es sind hierbei im besten Sinne des Wortes nur strengconservative Rücksichten vorwaltend gewesen: Schaffung eines stabilen Staatswesens und Beseitigung des Gegensatzes zwischen Moldau und Walachei, Verschmelzung der Parteien und gründliche Niederschlagung aller schädlichen Hospodar-Aspirationen. Die spätere Geschichtschreibung wird dieser naturgemäßen Entwicklung der Dinge nur gerecht werden können. Mit schwerer Besorgniß hat Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen seinen jungen unerfahrenen Sohn dem Unbekannten entgegenziehen lassen; mit gerechtem Stolze blickt er heute auf dessen Leistungen und darf mit Befriedigung aussprechen, daß anfangs rath- und hülflos, aber stets selbstvertrauend, ehrlich und redlich, er den richtigen Weg gefunden hat. Der russisch-türkische Krieg ist indessen, den Absichten Rußlands ganz entgegen, die Brücke zum nationalen Aufschwung und zur richtigen Benutzung des Gebotenen für Rumänien und seinen Fürsten geworden."

* * *

Blaublind.

Seit zehn Jahren ärgere ich mich darüber, daß die alten Griechen blaublind gewesen sein sollen. „Homer," so sagen uns die verschiedensten populären Zeitschriften, „braucht dasselbe Wort für die Farbe des Meeres und die der Haare des Zeus, entweder also sah er das Meer schwarz oder den Donnerer Kronion als Urbild des Blaubart. Auch die Bibel und andere heilige Bücher thun der blauen Farbe des Himmels keine Erwähnung, vergeblich suchen wir in den Schriften der Juden nach einem Wort, das unserm „Blau" entspräche. Wir müssen also annehmen, daß zu jener Zeit das menschliche Auge die blaue Farbe nicht erkannt hat, die meisten alten Völker waren mehr oder weniger farbenblind, und erst im Laufe der Jahrhunderte hat sich mit der wachsenden Cultur auch der Farbensinn entwickelt."

Der arme alte Homer! Erst blind und nun gar noch blaublind! Und Hiob, der das Gefieder der Pfauen pries, sah auch in all der blaugrünschimmernden Pracht nur die grünen Tinten und nicht die blauen. Es muß dies freilich den Gesammteffect des schillernden Farbenspiels etwas beeinträchtigt haben, aber ihm, der vor unsern Blicken das wundervolle Bild der herrlich erschaffenen Welt entrollt, ging es ja nicht besser als Homer, auch sein Auge war ein Schalk und mehr oder weniger farbenblind.

Indessen, was Homer betrifft, so bescheide ich mich und überlasse seine Sache solchen, die ihm näher stehen als ich. Seine guten Freunde werden schon dafür sorgen, daß sein Seherauge wieder zu Ehren kommt. Mir liegen andere Dinge am Herzen.

Ich bin ein Hessenkind und uns Hessen hat man auch immer nachgesagt, wir wären blind. Gerade wie Homer. Nun fürchte ich immer, es kommt noch einmal Jemand und sagt, wir wären auch partiell farbenblind. Der Mensch kann nie wissen, was ihm bevorsteht.

Und das läßt sich nicht leugnen, man geht mit den Bezeichnungen „Schwarz" und „Blau" in Hessen und Thüringen willkürlich genug um. Namentlich ist das Wort „Blau" ein vielumfassendes und schließt gar Manches in sich ein, von Dingen, über deren Schwärze keinem Auge ein Zweifel kommen kann, bis herab zur „blauen" Kartoffel. Schwarzer Hanfzwirn muß sich in Thüringen gefallen lassen, als „blauer Zwirn" in den Kramläden gefordert und verkauft zu werden. Unsere hessischen Wäscherinnen nennen alle Wäschegegenstände, die nicht weiß sind, rücksichtslos „das Blaue", mag nun dieses Blaue grün, gelb oder roth sein. Allerdings hat sich in der Tracht der hessischen Bauern die Vorliebe für die alte deutsche Lieblingsfarbe, das Blau, noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und auf dem Lande mochte man früher die Wäschestücke, wie den zum Nähen derselben verwandten Zwirn, wohl ganz ruhig in weiß und blau (= ungefärbt oder gefärbt) eintheilen. Der conservative ländliche Sprachgebrauch übertrug dann die Bezeichnung „blau" auch auf anders gefärbte Gegenstände.

In dem benachbarten Frankfurt a. M. hingegen nennt man alle schmutzige Wäsche „des schwarz' Zeug" oder „des schwarz' Geräth", und die reinlichste Hausfrau scheut sich nicht, ganz harmlos von ihrer „Schwarzgeräthkammer" zu sprechen.

Von der Wäsche komme ich auf die Dienstmädchen. Sie merken doch, daß Sie es auch mit einer Hausfrau zu thun haben? Wollte man aus der Sprache der Mädchen, die vom Lande herein kommen, auf ihr Unterscheidungs- und Sehvermögen schließen, so müßte man annehmen, daß ihnen der Sinn für manche Farben fehle, daß sie braun und grau nicht mit Sicherheit unterscheiden, daß violett nicht erkannt wird. Dem ist aber nicht so. Die Farben werden richtig gesehen, aber der Wortschatz zur Benennung derselben ist ein geringer, und ein und dasselbe Wort muß zur Bezeichnung verschiedener Farben dienen. Die Ausdrücke lila und violett sind ungebräuchlich, „blau" schließt alle violetten Nuancen in sich ein. Die Worte braun, grau und gelb werden öfters verwechselt, jedoch nur die Worte, nicht die Farben selbst. Durchaus herrscht eine Vorliebe für die Namen lebhafter ungemischter Farben, „braun" und „grau" sind nicht so beliebt als „schwarz" und „gelb".

Ich zweifle nicht, daß Jemand, der der Sprache des Volkes näher zu treten Gelegenheit hat, noch viele derartige Beobachtungen machen wird, die ihn erkennen lassen, daß man aus dem Schwanken oder der geringen Anzahl der Farbenbenennungen nicht den Schluß ziehen darf, es gehe dem Auge die Unterscheidungsfähigkeit für diese oder jene Farbe ab. Es sind dies Eigenthümlichkeiten der Sprache, nicht des Auges. Die Volkssprache, die einerseits einen so großen Reichthum an charakteristischen Ausdrücken und Wendungen besitzt, kommt andererseits in ihrem enger gezogenen Kreise mit weniger Worten aus, als unsere Schriftsprache, die daran gewöhnt ist, jeden Begriff genau zu umgrenzen.

Sollte es nicht nahe liegen, aus der unbestimmten Benennung ein oder der andern Farbe in irgend welcher Sprache etwa zu folgern, daß an die betreffende Sprache zur Zeit noch nicht die Nothwendigkeit getreten sei, jene Ausdrücke so scharf zu fixiren, als dies eine gesteigerte

Cultur nnd Industrie mit sich bringt? Es wäre dies nur eine der mancherlei Auslegungen, die solche Erscheinung zuläßt. Wie dem auch sei, jedenfalls thut man gut, in Wort und Bild vorsichtig zu sein, man sieht ja, wie es sonst dem Besten ergehen kann, denn:

Ach die Sonne Homers zeigte den Himmel ihm schwarz.

R. Bertram.

Offene Briefe und Antworten.

Zur „Ausrottung des Deutschthums in Ungarn".

Der Aufsatz unsres Mitarbeiters, des Herrn Dr. Ambros Nemenyi, hat viel Staub aufgewirbelt. In vielen Blättern des deutschen Reichs und Deutsch-Ungarns sind heftige Entgegnungen erschienen mit starken persönlichen Ausfällen auf den Verfasser und mit gelegentlichen Seitenhieben auf die Redaction der „Gegenwart". Es sei unbegreiflich, daß ein von einem deutschen Schriftsteller redigirtes deutsches Blatt einen solchen Aufsatz veröffentliche. Für die Verstärkung des Motivs, daß ein „deutsches" Blatt obenein noch von einem „deutschen" Schriftsteller redigirt wird, besitzen wir nicht das erforderliche Verständniß. Das sollte doch in den meisten Fällen so sein. Die Absichten, welche uns bei der Veröffentlichung geleitet haben, haben wir sogleich ausgesprochen. Wir sind stets der Ansicht gewesen, daß eine einseitige Darstellung zur Ermittlung der Wahrheit nicht genügend ist, und daß das Für und Wider gehört werden sollte. Wir haben uns in keiner Weise mit den Anschauungen des Herrn Nemenyi identificirt; aber wir haben es für richtig gehalten, ihn nicht mundtodt zu machen. Unsern Auffassungen bleiben wir getreu, indem wir nun in dem Folgenden eine Entgegnung auf den Aufsatz des Herrn Nemenyi veröffentlichen. Um die anonymen Tapferkeiten bekümmern wir uns natürlich nicht weiter.

Die „Gegenwart" hat mit dem in ihren Spalten erschienenen Aufsatze des Herrn Ambros Nemenyi, der „die Ausrottung des Deutschthums in Ungarn" in Abrede stellt, der magyarischen Presse große Freude bereitet. Die magyarischen Blätter in und außer Budapest drucken gleichzeitig den Aufsatz in magyarischer Uebersetzung nach, die in allen Blättern bis auf das I-Tüpfelchen gleichlautet, so daß die Uebersetzung zweifellos aus der Feder eines und desselben Uebersetzers — wahrscheinlich des der magyarischen ebenso wie der deutschen Sprache kundigen Herrn Nemenyi — stammt. Die Herrn Nemenyi nachgedruckte Ableugnung der Deutschenhetze in Ungarn wird mit großem Wohlbehagen von denselben magyarischen Blättern übernommen, welche nur in einer kurz vorhergegangenen Nummer, wie der „Fügzetlenseg", behauptet haben, „daß die bis jetzt nur durch Vierrevolutionen sich auszeichnende deutsche Nation, die noch nie das Geringste für die Freiheit gethan, sondern nur ihren vielen Herzögen die Hand geküßt habe, seit Sedan immer offensiver in der Weise der Katze geworden sei und durch den Mund obscurer Professoren nicht nur Vorrechte für die deutsche Sprache in den Vereinigten Staaten von Nordamerika fordere, sondern in der einzigen Richtung, in welcher Bismarck ihr noch sich zu mucksen gestatte, für die Verbreitung der deutschen Sprache in Ungarn, richtiger für eine Viehsprache sich begeistere". Auch das angesehenste magyarische Blatt, das „Pesti Naplo", welches die Ausführungen des Herrn Nemenyi ohne Widerspruch in seine Spalten aufnimmt, forderte nur vor wenigen Tagen zur Namensmagyarisirung der Deutschen auf, damit man „die Jünglinge und Jungfrauen" in den von Deutschen gegründeten und bewohnten Städten Ungarns nicht mehr Deutsch reden höre, und es ist nicht gar so lange her, daß dasselbe Blatt „die feierliche Begehung des Sedantages eine blutige Beleidigung unserer französischen Gefühle, welche keinerlei Opportunitätspolitik aus unseren Grenzen hinweg zu erläutern vermocht hat", nannte und „ewigen und unauslöschlichen Haß gegen die Deutschen" predigte, denn — meinte es — „dieser in seiner Macht rohe, in seiner Knechtschaft hülflose, unfruchtbare Teutone hat nie die Sympathie der Welt besessen, ist ihrer auch nicht würdig; er verachtet sich selbst". Die Zahl ähnlicher Stilproben magyarischer Blätter, die sich jetzt an dem Dementi des Herrn Nemenyi weiden, ist Legion; ihre Wiedergabe würde ermüden.

Herr Ambros Nemenyi erscheint nun keineswegs als der berufenste Interpret des Deutschthums in Ungarn. Seine Widerlegung der „Ausrottung der Deutschen in Ungarn" bewegt sich in der That auf dem Niveau der Wahrheitsliebe des königl. ungarischen Preßbureaus. So viele Worte so viel Ungenauigkeiten und Entstellungen.

Herr Nemenyi bezeichnet das deutsche Theater in Pest als unwürdig der Theilnahme des deutschen Volkes, da die deutsche Kunst in diesem Theater — wie er höhnisch bemerkt — „bildend, erhebend und moralisirend" auf das Publicum wirke in Stücken, wie „Niniche" oder wenn's hoch gehe, in „Papas Frau". Gewiß wird Niemand die deutsche Bühne in Pest auf die gleiche Linie mit dem Wiener Hofburgtheater oder dem Berliner Schauspielhause stellen wollen. Aber der Niedergang der deutschen Bühne in Pest, zu deren Eröffnung im Jahre 1811 ein Beethoven eine Composition dichtete und auf welcher die angesehensten deutschen Künstler zu wirken nicht verschmähten, ist jenen Fanatikern zuzuschreiben, welche bei dem Brande des stattlichen deutschen Theatergebäudes im Jahre 1848 jubelten, zwanzig Jahre später das deutsche Theater aus der Mitte der ungarischen Hauptstadt in einen der entlegensten Winkel hinausdrängten und durch zahllose Verfolgungen nicht aufkommen ließen. Steht die deutsche Kunst auch in Deutschland auf so sicheren Füßen, daß sie ohne Gunst und Hülfe gegen Wind und Wetter feindlicher Elemente sich auf der Höhe der Klassicität zu behaupten vermöchte? Die deutsche Bühne in Pest mag in ihrem gegenwärtigen, unverschuldeten Zustande Vieles zu wünschen übrig lassen, aber noch immer überragt sie himmelhoch, sowohl an Leistungsfähigkeit, als auch an Moralität, das unter der Direction des Herrn Rakosi (früher Kremser benamset) stehende magyarische Volkstheater in Ofen-Pest, welches nur durch eine namhafte Subvention aus Stadtmitteln aufrechterhalten wird und durch die obscönsten Darstellungen das Publicum anzulocken sucht, während das deutsche Theater nicht mit einem einem einzigen Pfennig subventionirt wird und ein die Stadt zu seiner Erhaltung verpflichtender Stiftungsbrief unwiederbringlich „in Verstoß gerathen ist". Das deutsche Theater war übrigens im vergangenen Sommer nicht zu schlecht, um mit Gewalt gesperrt zu werden. Dies geschah durchaus nicht aus Rücksichten der Moralität, denn sonst hätte das magyarische Volkstheater zuerst gesperrt werden müssen, sondern aus nationalem Fanatismus, wie dies sowohl in der Ofen-Pester Stadtvertretung, in welcher der Gebrauch der deutschen Sprache durch ein Specialgesetz untersagt ist, wodurch der überwiegende Theil der hauptsächlichsten Bevölkerung mundtodt gemacht wird, als auch in den Spalten der magyarischen Presse zugegeben wurde. Das oben erwähnte Blatt „Pesti Naplo" schrieb damals wörtlich: „Wir haben den Sterbenden getödtet! Mag sein. Aber wenn es Todte gibt, die man noch besonders todt schlagen muß, warum hätten wir nicht todtschlagen sollen, was ohnehin schon der Verwesung anheimgefallen war? Wenigstens quält es sich nicht mehr ab. Aber weg mit der Heuchelei! Gestehen wir offen, daß wir das deutsche Theater todtgeschlagen haben, damit es nicht wieder aufstehe!"

Ebenso entstellt sind die Behauptungen des Herrn Nemenyi über die an den nichtmagyarischen Nationalitäten, insbesondere an den Deutschen Ungarns geübte Volksbeglückung. Herr Nemenyi unterschätzt in seinen Mittheilungen die den Nichtmagyaren ungünstigen Bestimmungen des Nationalitätengesetzes und vergißt, daß dieses Gesetz in einem großen Gebiete der ungarischen Krone, namentlich in Siebenbürgen, als ein bedeutender Rückschritt und als eine Schmälerung der durch frühere Gesetze hier eingebürgert gewesenen Freiheit und Gleichberechtigung der gebräuchlichen Landessprachen empfunden werden mußte. So waren in Siebenbürgen vor der Schaffung des ungarischen Nationalitätengesetzes die deutsche, magyarische und romänische Sprache im öffentlichen amtlichen Verkehre gleichberechtigt; die Entscheidungen der niederen und höheren Behörden mußten in der Sprache der Eingabe oder Klage erfolgen u. s. w. Heute dominirt als ausschließliche Amtssprache des Staates in diesem größtentheils nichtmagyarischen Lande das den Meisten unverständliche magyarische Idiom. Herr Nemenyi zählt dagegen umständlich die den Nichtmagyaren günstigen Bestimmungen des ungarischen Nationalitätengesetzes auf. So sollen die Gerichte erster Instanz, die Municipien, Gemeinden und Kirchenbehörden ganz frei die von ihnen gewählte Sprache gebrauchen dürfen; die Regierung trägt ferner dafür Sorge, daß die Kinder jeder Nationalität bis zur Stufe der akademischen Studien in ihrer Muttersprache unterrichtet werden; die Religionsgenossenschaften, Gemeinden und Private können Schulen zur Pflege der verschiedenen Sprachen errichten; bei der Besetzung der Aemter muß die Regierung auf die verschiedenen Nationalitäten Rücksicht nehmen und darf nur solche Beamten ernennen, welche der in der betreffenden Gegend üblichen Sprachen kundig sind u. s. w. Leider sind aber diese Bestimmungen nur „ein geschriebener Segen" und zum großen Theil ein todter Buchstabe. Am Ende des vorigen Jahres hat der letzte königlich ungarische Gerichtshof, welcher noch deutsche Eingaben annahm,

der Gerichtshof in dem deutschen Hermannstadt, die bisher gebräuchlichen, durch das Gesetz geschützten deutschen und romänischen Eingaben der Rechtsanwälte zurückzuweisen beschlossen und versagt nichtmagyarischen Eingaben der Rechtsanwälte von Amtswegen die Gewährung der Rechtshülfe. Dieser gesetzwidrige Sprachzwang kann Herrn Nemenyi nicht entgangen sein, da er der Mitarbeiter des „Pester Lloyd" ist, welcher die dagegen gerichtete Beschwerde der Hermannstädter Advokatenkammer zum Abdrucke brachte. Eine Beschwerde hat allerdings wenig Aussicht auf Erfolg, da der frühere ungarische Justizminister Bela Perzel ähnliche Vorgänge anderer Gerichtshöfe als gesetzwidrig bezeichnete, jedoch nicht aufhob, sondern unter dem Beifall des Abgeordnetenhauses durch die Verheißung eines bis zur Stunde nicht erlassenen Verschärfungsgesetzes zu rechtfertigen suchte. Die Härte des von den Gerichten geübten magyarischen Sprachzwanges geht so weit, daß ein Preuße Namens Fehrentheil jüngst im deutschen Kronstadt nicht in deutscher Sprache vertheidigt werden durfte und — um aus der Legion ähnlicher Fälle nur ein Beispiel noch herauszugreifen — der Präsident des königlichen Gerichtshofes zu Elisabethstadt in einer am 30. Mai 1877 abgehaltenen Schlußverhandlung die Vertheidigung einer eines todeswürdigen Verbrechens angeklagten Deutschen in ihrer Muttersprache ausdrücklich verbot. Die Art der Rücksichtnahme auf die Nichtmagyaren, welche das Gesetz der Regierung bei der Ernennung der Beamten und Richter vorschreibt, wird durch die Thatsache illustrirt, daß viele Gerichtsstellen mit solchen Richtern besetzt sind, welche die Justiz mit Beihülfe der Amtsdiener üben müssen, da sie die Sprache des Volkes nicht kennen. Wer sich näher dafür interessirt, findet Belege und Beispiele in der Reichstagsrede des Abgeordneten Kosma (vgl. Magyarisirung in Ungarn. München 1879 bei Theodor Ackermann). Die nichtmagyarischen Nationalitäten sollen ferner ihre Muttersprache in den Municipalversammlungen — nach Herrn Nemenyi und dem Gesetze — ganz frei gebrauchen dürfen! Daß Gott erbarm'. Minister Tisza gestattet nicht einmal, daß die deutschen und romänischen Mitglieder der nichtmagyarischen Hermannstädter Municipalversammlung anders als durch ausschließlich magyarische Einladungsschreiben einberufen werden!

Die Regierung ist ferner durch das Nationalitätengesetz verpflichtet, für den Unterricht der Angehörigen auch der nichtmagyarischen Nationalitäten bis zur akademischen Ausbildung Sorge zu tragen. Wie sieht es um die Erfüllung dieser gesetzlichen Verpflichtung aus? Darauf antwortet die Thatsache, daß in Ungarn keine einzige vom Staate erhaltene Mittelschule mit deutscher, romänischer oder slavischer Unterrichtssprache besteht, sondern alle Staatsschulen magyarisch sind. Bezüglich eines ursprünglich zu Gunsten der Serben errichteten Gymnasiums in Neusatz erklärte der Unterrichtsminister August von Trefort: „Die berufsmäßige Function dieses Gymnasiums besteht in der Magyarisirung," und der Reichstagsabgeordnete Bela Grünwald verglich die Mittelschule in Ungarn mit einer großen Maschine, „an deren einem Ende die slovakischen Jünglinge zu Hunderten hineingeworfen werden und an deren anderm Ende sie als Magyaren herauskommen". Noch im Jahre 1861 waren in Ofen-Pest zwei deutsche Gymnasien und eine deutsche Realschule; heute existiren sie nicht mehr. Ja, es besteht für die zahlreiche deutsche Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt nicht eine einzige deutsche Elementarschule, so daß der Handelsminister in einer der letzten Sitzungen des ungarischen Reichstags hervorhob, daß die magyarische Bevölkerung von Ofen-Pest zufolge des in den Schulen gehandhabten Magyarisirungssystemes in zehn Jahren von 31 Procent auf 55 Procent gestiegen sei.

Will Herr Nemenyi „die Ausrottung der Deutschen in Ungarn" etwa durch die Thatsache widerlegen, daß nach den Amtsausweisen des ungarischen Unterrichtsministers die Zahl der Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache, deren es im Jahre 1872 in Ungarn noch 1810 gab, im Jahre 1877 auf 1141 und im Jahre 1879 sogar auf 953 herabgesunken ist? So kommt es, daß die 271,513 deutschen Schulkinder dreimal weniger nationale Schulen besitzen, als die Rumänen, obwohl diese letzteren 66,000 Kinder weniger in die Schule schicken. Dafür errichtet der Unterrichtsminister Trefort mit den Steuergeldern aller Nationalitäten auf Staatskosten eine Elementarschule mit magyarischer Unterrichtssprache in Hermannstadt, obwohl kein Bedürfniß darnach vorhanden ist, es sei denn die Magyarisirung!

Die Prügelknaben des Herrn Nemenyi sind die Siebenbürger Sachsen. Sie sind die zähesten und entschiedensten Deutschen in Ungarn und daher auch das durch Verfolgungen, Verleumdungen und Verdächtigungen am grimmigsten gehetzte Wild. Herr Nemenyi erzählt von ihnen folgende Räubergeschichten: „Der magyarische Adel verlor seine gesammten Vorrechte; die Provinzen, Zünfte und Confessionen, alle mußten sich dem Gesetze des Staates unterordnen; nur die Sachsen machten eine Ausnahme, und sie übten die liberale Gesinnung, welche sie jetzt anrufen, in der Art, daß sie die in ihrer Mitte lebenden Rumänen und Magyaren wie Heloten behandelten. Kein Magyar, kein Rumäne konnte Antheil haben an den Privilegien, die jedem Sachsen zustanden; kein Amt war ihnen auf sächsischem Boden zugänglich; in die Zünfte wurden sie nicht aufgenommen; Grundbesitz zu erwerben war ihnen nicht gestattet, ja es ist nicht so lange her, daß in Hermannstadt die katholischen Deutschen einer solchen brüderlichen Behandlung ausgesetzt waren, daß Regierungsverordnungen nothwendig waren, damit sie zum Bau von Kirchen Plätze erhielten und städtische Aemter und Würden erlangen konnten" u. s. w. Herr Nemenyi dürfte beim Niederschreiben dieser Münchhauseniade sich eines augurenhaften Lächelns kaum erwehrt haben. Er, der über die Schicksale und Verhältnisse der Siebenbürger Sachsen so gut unterrichtet sein will, muß doch wissen, daß das Sachsenland in Siebenbürgen stets, sogar in den finstersten Jahrhunderten der Leibeigenschaft, eine Stätte der Gemeinsreiheit bildete, die Hörigkeit und das Helotenthum grundsätzlich ausschloß und gerade deshalb — auf Kosten seiner nationalen Geschlossenheit — eine starke Anziehungskrast auf die Rumänen ausübte, welche in den magyarischen Comitaten unter der Grundherrlichkeit und Frohnherrschaft des magyarischen Adels schmachteten und in wiederholten Bauernaufständen, zuletzt noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, das drückende Joch der Adelsherrschaft abzuschütteln suchten, während sie auf Sachsenboden freien Grundbesitz erwarben und mit den Sachsen gleiches bürgerlichrs Recht genossen. Daß die Sachsen in früheren Jahrhunderten den magyarischen Adel nicht gerne in den Mauern ihrer Städte sahen ist begreiflich, nachdem — um nur ein Beispiel aus der kampferfüllten Leidensgeschichte der Sachsen zu erwähnen — der siebenbürgische Adelsfürst Gabriel Bathori das ihm und seiner adeligen Gefolgschaft gewährte Gastrecht in Hermannstadt 1612 dazu mißbrauchte, um sich der Stadt im tiefsten Frieden heimtückisch zu bemächtigen, die sächsischen Bürger, bis auf 17, aus der Stadt mit dem Bettelsack zu stoßen und in der Stadt so wüst zu wirthschaften, daß die Pferde der Adeligen ihre Köpse aus den Fenstern der verlassenen sächsischen Bürgerhäuser steckten und Hirse in den Straßen der Stadt geerntet wurde. (Vgl. Teutsch: Geschichte der Siebenbürger Sachsens Leipzig 1874 bei S. Hirzel.)

Gerade so auf den Kopf gestellt ist das Verhältniß der protestantischen Sachsen zu den Katholiken. Herr Nemenyi hat wohl etwas von den Protestantenverfolgungen in Ungarn läuten gehört. Nun denn, auch in Hermannstadt und anderen sächsischen Städten wurden, nach der Besitzergreifung Siebenbürgens durch das Haus Oestreich, durch Militärgewalt Bürgerhäuser besetzt und in katholische Kirchen umgewandelt, um — wie es damals hieß — die katholische Religion Sr. Majestät zu ehren, und noch unter der glaubenseifrigen Kaiserin Maria Theresia wurden Prämien auf das Renegatenthum und den Abfall vom protestantischen Glaubensbekenutnisse gesetzt, indem Kurschmiede und Feldscherer, welche des Vorzuges der katholischen Religion sich erfreuten, den sächsischen Stadtmagistraten als Räthe und Bürgermeister aufgedrängt wurden. Die protestantischen Sachsen sind nicht die Verfolger, sondern die wegen ihres Glaubensbekenntnisses Verfolgten gewesen und haben stets die im siebenbürgischen Landesrechte ausgesprochene Gleichberechtigung der Glaubensbekenntnisse, darunter auch des katholischen, vertheidigt. Wie wenig gerade die Sachsen den Vorwurf nationaler oder confessioneller Engherzigkeit verdienen, das beweisen die Verhältnisse, die vor der durch die ungarische Gesetzgebung im Jahre 1876 verfügten Aufhebung der sächsischen Municipalverfassung bestanden. In den sächsischen Ortscommunitäten, in den Kreisversammlungen und in der sächsischen Nationsuniversität konnten die rumänischen und magyarischen Minoritäten frei und ungehindert in ihrer Muttersprache an den Verhandlungen theilnehmen. Die Gemeinde- und Municipalautonomie kam Rumänen und Magyaren in gleicher Weise wie den Sachsen, zu Statten; rumänische und magyarische Gemeinden verwalteten sich selbst, und in mehreren Kreisvertretungen erfreuten die Rumänen sich der Majorität, welche die sächsischen Minoritäten oft herb genug empfinden mußten. Unter gleichen Bedingungen waren den Sachsen, Rumänen und Magyaren alle sächsischen Gemeinde- und Municipalämter zugänglich. Die deutschen Schulen des Sachsenlandes stehen allen Bewohnern ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubensbekenntnisses offen, und mit dem Gelde

sächsischer Stiftungen, aus dem sächsischen Nationalvermögen werden nicht nur deutsche Schulen, sondern — im Gegensatze zu der gegenwärtigen Staatspraxis — auch rumänische und magyarische, so das rumänische griechisch-orientalische Gymnasium in Kronstadt und das magyrische in Broos erhalten.

Herr Nemenyi fabelt auch davon, daß die Sachsen bis zum heutigen Tage nach den Gesetzen des 13. und 14. Jahrhunderts leben wollten. Nun haben lange vor der Aufhebung der sächsischen Municipalverfassung im Siebenbürger Sachsenland dieselben Gesetzbücher über Civil- und Strafrecht gegolten, die noch heute in den östreichischen Erbländern in Kraft sind, ebenso die neueren, von der ungarischen Legislative geschaffenen Gesetze. Uebrigens haben die Sachsen keine Ursache, sich auch ihrer alten, früher bestandenen Gesetze und Einrichtungen zu schämen. Es weht durch dieselben ein stolzer, selbstbewußter Bürgersinn, der schon in einem am 13. December 1613 gefaßten Beschlusse der sächsischen Nationsuniversität (Nationalversammlung) in den Worten Ausdruck fand: „Quia virtus nobilitat hominem und Freiheit macht dem Menschen Adel, pflegt man zu sagen. Weilen aber nicht schöner Freiheiten sein können, quam libertas hominum und die Sachsen wegen derselben rechte Edelleute sein, wenn sie der Edelschaft recht gebrauchen wollen, sollen derowegen alle Diejenigen, so ihnen nicht damit genügen lassen, sondern praerogatura nobilitari leben (adelige Vorrechte haben) wollen, zu keinem Ehrenamt adhibirt werden."

Es ist eine Unwahrheit, daß die Sachsen eine „privilegirte" Stellung beansprucht hätten und beanspruchten; was sie vor der im Widerspruch mit Staatsgrundgesetzen erfolgten Aufhebung ihrer Municipalverfassung anstrebten, war gleiches Recht für die sächsischen Gaue, das den magyarischen Comitaten eingeräumt ist; was sie nicht wollten, war die Vermengung mit social und wirthschaftlich anders gearteten Verwaltungsgebieten und die Verdrängung der deutschen Verwaltungssprache durch die magyarische. (Vgl. „Die Zertrümmerung des Siebenbürger Sachsenlandes." Nach den Debatten des ungarischen Landtages. München 1876 bei Theodor Ackermann.)

Wenn Herr Nemenyi die privilegirte Stellung der Siebenbürger Sachsen darin sucht, daß angeblich 180,000 Sachsen 19 Abgeordnete in den ungarischen Reichstag entsenden, während ein Reichstagsabgeordneter in den übrigen Theilen Ungarns auf 34,000 Seelen entfalle, so irrt er, wie überhaupt die Ziffern und manches Andere nicht seine starke Seite bilden. Zunächst befinden sich nicht 180,000, sondern 350,000 Seelen in den sächsischen Wahlkreisen. Dann entfallen auch in den magyarischen Wahlbezirken durchaus nicht 34,500 Seelen auf einen Reichstagsabgeordneten, wie auch die Behauptung, daß die privilegirte Stellung des magyarischen Adels weggefallen sei, ein gut erfundenes Märchen ist. Bis zum Jahre 1848 bildete der Adel — nach Verböczys Tripartitum, dem ungarischen Gesetzbuche — allein die Nation. Diese privilegirte Stellung wechselte nur scheinbar ihren Träger, indem sie vom Adel auf die magyarische Race überging, in deren Schooß wieder der Adel dominirt. Auch äußerlich gewährte die 1848er Gesetzgebung dem Adel ein überaus wichtiges Privilegium, auf welchem die Herrschaft im Staate beruht. Während nämlich das Wahlrecht bei den Nichtadeligen an eine Steuerleistung (Census) geknüpft ist, verlieh die 1848er Gesetzgebung den damals lebenden Adeligen das Privilegium der Wahlberechtigung, das ihnen ohne Rücksicht auf die Steuerleistung kraft ihrer Geburt zustehen sollte. Als die meisten Adeligen des Jahres 1848 gestorben waren, verlängerte der ungarische Reichstag im Jahre 1874 durch den 33. Gesetzartikel das Wahlprivilegium des Adels für eine neue Generation. In Siebenbürgen allein, welches 73 Abgeordnete in den Reichstag entsendet, waren nach der officiellen Wählerconscription im Jahre 1872 unter 121,415 Wählern 80,896, also 66,6 Procent adelige, d. h. kraft der Geburt privilegirte Wähler. Beispielsweise betrug die Anzahl der Wähler in der rein magyarischen Csik (Comitat) 15,000, darunter waren 14,549 sogenannte Adelige; die meisten sind arme Landbauern. Laut amtlichen Ausweisen des Ministers Graf Julius Szapary (Beilagen Z. 692 vom 20. Mai 1874 zu dem Wahlgesetze G. A. 1872 : 33) würde im Falle der Beseitigung des adeligen Wahlprivilegiums und bei Einführung eines allgemeinen Wahlcensus von 10 fl. Oe.-W. (= 20 Mark) die Wähleranzahl in der Csik von 15,000 auf 1729 herabsinken. Das beleuchtet wohl deutlich genug die ökonomische und sociale Stellung der privilegirten Csiker Wähler. Von den 107,285 Einwohnern der Csik können nur 4912 Männer (über 20 Jahre alt) lesen und schreiben; von den 15,000 Wählern sind also im besten Falle mindestens 10,088 Analphabeten, darunter also auch die Adelsmasse. Aehnliche Verhältnisse bestehen in der ebenfalls rein magyarischen Haromßek (Comitat), in welcher die 11,418 Wähler, darunter 10,332 Adelige, bei einem Wahlcensus von 10 fl. auf 4940 herabschmelzen würden. Ebenso in den magyarischen Verwaltungsgebieten Udvarhely, Marosch-Thorda u. a. m. Der Csiker und der Haromßeker Comitat wählt je 4 Reichsabgeordnete, ebenso jede der in dem letztern befindlichen magyarischen Kleinstädte Berezk, Sepsi-Szent-György (4366 Seelen), der Wahlbezirk des Ministerpräsidenten Koloman v. Tisza, Kezdi-Vasarhely je 1 Abgeordneten. Ebenso entsenden die magyarischen rotten boroughs Olahsalu, Szek, Elisabethstadt, Kolosch je 1 Abgeordneten in den Reichstag. Bei einem Wahlcensus von 10 fl. würden in Olahsalu von 623 Wählern nur 17, in Szek von 595 nur 67, in Elisabethstadt von 275 nur 130, in Kolosch von 568 nur 143 Wahlberechtigte übrig bleiben. Dagegen würde in den siebenbürgisch-sächsischen Wahlkreisen bei einem Wahlcensus von 10 fl., welcher gegenüber dem jetzt für die Nichtadeligen geltenden eine bedeutende Ermäßigung bilden würde, die Wähleranzahl bedeutend steigen, z. B. im Hermannstädter Kreise von 3308 auf 5440, im Kronstädter von 3076 auf 8134 u. s. w. (Alles laut Graf Julius Szapary a. a. O.) Also geartet ist der von Herrn Nemenyi gepriesene „Liberalismus" des ungarischen Wahlgesetzes.

Herr Nemenyi verlangt, es möge sich der Deutsche nennen, der in Ungarn wegen seines deutschen Wesens ein Unrecht erlitten habe! Die Zumuthung ist eine verfängliche und wohl auch deshalb gestellt. Der Deutsche Ungarns, welcher der Aufforderung Nemenyis Folge leistet, würde sich selbst dadurch auf die Proscriptionsliste des magyarischen Chauvinismus setzen und vielleicht dem Staatsanwalte denunciren. Denn trotz der von Herrn Nemenyi gepriesenen Preßfreiheit wehe, dreifach wehe der deutsch-ungarischen Zeitung, der gegenüber den deutschfeindlichen Ausfällen des „Fügzetlenseg", „Pesti Naplo" und anderer Hetzblätter einmal die Geduld ausgeht und die sich zu erklären erkühnt, daß ja auch die deutschen Bürger Ungarns, sozusagen Menschen seien. Da wird sofort ein furchtbares Geschrei über Germanisation und Staatsfeindlichkeit erhoben und der Staatsanwalt eines Preßprocesses wegen Aufreizung zum Hasse gegen eine Nationalität aufgefordert. (Vgl. „Ein Beitrag zur orientalischen Frage. Der Preßproceß gegen das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt." München 1878 bei Theodor Ackermann.) Nichtsdestoweniger ist die geschätzte Redaction ermächtigt, den Namen des Einsenders, der in den Magyaren gleichberechtigte Brüder, aber nicht Herren erkennen und der als Deutscher ein Ungar, aber kein Magyar sein will, zu nennen, wo sie es für zweckdienlich erachtet.

In Folge des in Nr. 7 der „Gegenwart" veröffentlichten Aufrufs zu Beiträgen für das

Lessing-Denkmal in Berlin

ist ferner folgender Beitrag bei dem Unterzeichneten eingelaufen:

B. Rs. in Breslau 9.50 in Wechselstempelmarken.

Dazu die laut Quittung (in Nr. 12 der Gegenwart) bisher gesammelten und an den Schatzmeister des Comités abgeführten 1974 *M.*, zusammen 1983.50 *M.*

Ueber die bisherigen Beiträge quittirt dankend und zur Entgegennahme fernerer erklärt sich gern bereit

Paul Lindau,
Berlin, W. 1, v. d. Heydtstr.

Bibliographie.

Burckhardt, Jacob. Die Zeit Constantins des Großen. II. Aufl. gr. 8. 456 S. Leipzig 1880, E. A. Seemann.

Belgiojoso, Carlo Brera. Studi e bozzetti artistici. 8. 478 S. Milano 1880, Ulrico Hoepli.

Brake, Georg. Zur deutschen Judenfrage. Ein Wort zum Frieden. 8. 100 S. Gotha 1880, Fr. And. Perthes.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

T. O. Weigel in Leipzig.

Bei mir erscheint:

Murad Effendi,

Dramatische Werke.

Drei Bände.

Geheftet 15 *M.*, fein geb. 18 *M* 60 ₰.

Inhalt: **Band I.** Selim der Dritte. Marino Faliero. Auf dem Kreuzhof. — **Band II.** Ines de Castro. Mirabeau. Johanna Gray. — **Band III.** Durch die Vase. Bogadil. Professors Brautfahrt. Mit dem Strom.

Erste Gesammtausgabe.

Ueber Besitz und Freiheit

von **S. Mendthal.**

Verlag der **Robert Schmidt**'schen Buchhdlg. Leipzig und Memel 1881.

Von demselben Verfasser:

Ueber den Begriff des Besitzes.

Verlag von **Duncker & Humblot.** Leipzig 1878.

Bibliotheken

u. einz. Werke kaufen z. höchst. Preisen baar **Glogau & Co.** Leipzig, Neumarkt. Catalog 1 Naturw. u. Reisen gegen 20 ₰ Marke franco.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossherzoglich Hessische Bade-Direction Bad Nauheim.
Jäger.

= Gelben Java =

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee

pr. Pfd. 50 netto à *M.* 52.—
„ „ 9½ „ à *M.* 10.85

incl. Zoll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation.

Kaffee-Import von
A. K. Reiche & Co. in **Hamburg.**

Das langjährige Renommé des Hauses bürgt für reellste Bedienung.

Mitarbeiter,

die in der Lage sind, interessante **Original-Miscellen** gegen angemessenes Honorar zu liefern, werden von einer Redaction gesucht, die für derartige Beiträge fortwährend Verwendung hat. Offerten nimmt entgegen unter Chiffre **T. 6586** die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M.**

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschienen:

Abriss

der

deutschen Silbenmessung und Verskunst.

Von Prof. Dr. **Daniel Sanders.**

192 S. gr. 8. 2 *M.* 50., gebunden 3 *M.*

Konjugationsmuster

für alle Verba der franz. Sprache, regelm. wie unregelmässige. Mit Angabe der Aussprache jeder angeführten Zeitform und Person.

Von **G. Langenscheidt.**

56 S. gr. 8. Preis ungebunden 1 *M.*

Berlin, SW., Möckernstr. 133.

Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg. (Prof. G. Langenscheidt).

Bei mir erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schalk, G.,

Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen.

Für jung und alt.

8. Geheftet 1 *M.* 50 ₰, gebunden 1 *M.* 75 ₰.

Als Nachlesebuch und Schulprämie aufs wärmste zu empfehlen.

Oldenburg. **Gerhard Stalling.**

Soeben begann zu erscheinen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Orient.

Geschildert von

Amand von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen.

In 30 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf.

Monatlich erscheinen drei Lieferungen. — Das Werk ist im October 1881 vollständig.

Diesem glänzend ausgestatteten Werke liegt die bedeutsame Aufgabe zu Grunde, in Wort und Bild ein Gemälde jener Gebiete zu liefern, deren klassische und culturgeschichtliche Vergangenheit seit jeher das Interesse der gebildeten Welt für sich beansprucht hat und deren Gegenwart und Zukunft die regste Theilnahme erwecken.

Der Name des durch seine Reisen im Orient und durch seine diesbezüglichen Schriften bestens bekannten Autors bürgt ebenso für die treffliche Gediegenheit des textlichen Theiles des Werkes, wie die Zahl ausgewählter Künstler für den illustrativen.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Vierteljährlich *M.* 1.60.
Oder in Heften zu 50 ₰.

Deutsches Familienblatt.

Illustrirte Wochenschrift ersten Ranges.

Redigirt von Julius Lohmeyer. Neue Romane und Novellen von: E. Lenneck, E. Juncker, Karl Heigel, Th. Fontane, Levin Schücking, und August Becker.

☛ Den am 1. April neu eintretenden Abonnenten wird der im 1. Quartal erschienene Theil **Mehalah** des Aufsehen erregenden Romans gratis nachgeliefert.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung **A. H. Schorer** in **Berlin,** W., Lützowstraße 6, **gratis** zu beziehen.

☛ **Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern.** ☚

Hierzu eine Beilage vom Verein für Deutsche Literatur in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **A. H. Teubner** in **Leipzig.**

№ 16. Berlin, den 16. April 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Auslieferungsverträge, Sicherheitspolizei und Nihilismus. Von Karl Hillebrand. — Roon und die Reorganisation. Von Fedor von Köppen. — **Literatur und Kunst:** Aleardo Aleardi: Ein Trauerspiel. An dich, die darum weiß! Nachdichtung von Paul Heyse. — Der Magnetismus und die Polizei. Von Carl du Prel. — Die moderne Geschichtsschreibung. Von Georg Winter. — Franz Liszt. Von H. Ehrlich. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ernesto Rossi. Von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Auslieferungsverträge, Sicherheitspolizei und Nihilismus.

Es ist eine offene Frage, ob die Repression das geeignetste Mittel ist eine sittliche Seuche auszurotten, ob überhaupt die Strafe irgend eine abschreckende Wirkung auf Verbrechen übt, welche in, vorübergehendem oder andauerndem, Wahnsinn ähnlichem Zustande, als Rausch, Zorn, Rachsucht, Eifersucht, religiösem oder politischem Fanatismus, begangen werden. Thatsache aber ist, daß die Gesetzgebung — wenn nicht überall die Richter, namentlich die Laienrichter — noch immer solche Verbrechen ahndet, also von der Voraussetzung ausgeht, daß die Strafe als abschreckendes Motiv auf die zu jenen Verbrechen geneigten Personen wirkt. Zu Folge dieser Gesetzgebung erstrecken sich denn auch die Auslieferungsverträge der modernen Staaten auf alle Verbrecher, welche, aus was für einem Motive es sein mag, Leben und Eigenthum ihrer Mitmenschen verletzt haben. Nun hatte sich aber seit einem Menschenalter etwa in Westeuropa die Ansicht herausgebildet, daß Königsmörder, selbst wenn sie zugleich mit dem Könige andere Menschen umgebracht, nicht auszuliefern seien, weil dieselben als politische Verbrecher betrachtet werden müßten. Das politische Verbrechen decke hier das gemeine. Auf die Frage indeß, warum der politische Verbrecher dieses Privileg genießen solle, ist bis jetzt, soviel ich weiß, nur ein Grund geltend gemacht worden: die Selbstlosigkeit des Motivs.

Nehmen wir denn an, die Motive, welche zum politischen Mord treiben, seien wirklich ganz uneigennützig und der Verbrecher hege nicht die geringste Hoffnung selber dabei zu gewinnen und eine einflußreiche oder einträgliche Stellung dadurch zu erlangen, sondern nur die, eine Theorie zu verwirklichen. Wenn nun aber solche ganz uneigennützige Verbrecher sich am Eigenthum, statt am Leben ihrer Mitmenschen, vergriffen, sollten sie auch dann jenes Privilegs theilhaftig sein? Oder ist das Eigenthum wirklich heiliger in unsern Augen als das Leben? Ein solcher Fall kann ja sehr gut eintreten. Man setze den Fall, eine Verschwörung brauche, um ihre Ziele zu erreichen, Geld, viel Geld. Alle Verschworenen seien unbemittelt; sie stählen die Summe, deren sie bedürfen, sei es in einem Privathaus, sei's aus dem Staatsschatze, oder aber sie münzten falsches Geld, eigneten sich jedoch davon keinen Pfennig an, führen nach wie vor fort, von Wasser und Brod zu leben, während sie die gestohlenen Millionen, die sie in Händen hätten, nur für die Vorbereitungen des Mordanschlages gebrauchten, der die Welt von einem Monarchen oder einem Präsidenten der Republik befreien solle. Wäre eine Regierung auf Grund der Auslieferungsverträge berechtigt, einen solchen uneigennützigen Dieb oder Falschmünzer auszuliefern?

Wiederum. Ein religiöser Fanatiker legt ganz uneigennützig Dynamit unter eine Kirche, in welcher ein in seinen Augen ketzerischer Gottesdienst gehalten wird, und sprengt den Geistlichen wie seine Pfarrkinder sammt und sonders in die Luft. Wären heute die religiösen Leidenschaften so stark wie die politischen, so wäre das ja sehr denkbar, und wenn zu einer Zeit, wo dies der Fall war, die Clément, Gérard und Ravaillac schon Dynamit gekannt hätten, so wären sie gewiß versucht gewesen es anzuwenden. Im Orient geschieht Aehnliches noch heute, wie zur Zeit des Alten vom Berge und seiner Assassinen. Wir Alle haben noch erlebt, wie die englische Regierung in Indien die Thugs ausrottete, welche ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun glaubten, wenn sie (ganz uneigennützig) möglichst viele Menschen umbrächten. Ein Chef der Sekte hatte nicht weniger als 700 solcher uneigennützigen Mordthaten auf dem Gewissen. Wenn sich derselbe nach Rußland geflüchtet hätte, würde England seine Auslieferung verlangt haben? Und ist der religiöse Fanatismus ein weniger achtbarer Wahnsinn als der politische?

Ein letztes Beispiel, das vielleicht noch überzeugender wirken dürfte, da ja unsere staatvergötternde Zeit, welche den religiösen Fanatismus nicht mehr begreifen kann, auch eine besondere Zärtlichkeit für die Wissenschaft hat. Nehmen wir an, ein wissensdurstiger Physiologe sequestrire ein Kind (wie eifrige Anatomen früher ja wohl Leichen stahlen), um daran Vivisectionen anzustellen, das Kind aber stürbe ihm unter der Hand und er flüchte nach Paris. Sollte er ausgeliefert werden oder nicht? Sein Verbrechen ist ja ganz uneigennützig, im idealsten Interesse der Wahrheitserforschung begangen worden. Der persönliche Vortheil hat dabei sicher noch weniger zu thun gehabt, als bei dem Versuche Hartmanns, der bekanntlich nicht ausgeliefert wurde, den Eisenbahnzug vor Moskau in die Luft zu sprengen, ein Versuch, der freilich nicht den Tod Alexanders II., wohl aber den verschiedener Eisenbahnbeamten zur Folge hatte. Oder sollte jener fanatische Mann der Wissenschaft etwa nur dann ausgeliefert werden, wenn sein Opfer ein Prinz, nicht der Sohn eines Privatmanns war?

Es ist aber mit dem Planen eines Mordes genau dasselbe wie mit dem vollbrachten Morde; nur daß fürs Erstere keine internationalen Verträge nothwendig sind, da ja das locus regit actum auch hier anwendbar ist, der Conspirator aber nach dem Gesetze und von den Richtern des Landes abgeurtheilt werden muß, in dem er sein Verbrechen geplant hat. Aber auch in diesem Falle ist das Entscheidende für ein Einschreiten der Justiz nicht die Selbstlosigkeit des Verbrechers. Hat die englische Polizei eine Verschwörung russischer Nihilisten, die französische eine solche irländischer Fenier entdeckt, und hat sie die Beweise dafür

in Händen, so hängt es allein vom Gesetze und den Gerichten des Landes ab, ob die Verschworenen gerichtet werden sollen oder nicht. Die Uneigennützigkeit ihrer Absichten kommt gar nicht in Betracht.

Handelt es sich aber nicht um das begangene Verbrechen, noch um das Planen eines Mordes oder einer Brandstiftung, sondern um das Verbrechen und Planen eines Volksaufstandes, so hat das Privatrecht nichts mehr mit der Sache zu thun; sie wird eine rein politische; d. h. die Entscheidung hängt davon ab, ob die betreffende Regierung ein Interesse daran hat, daß ein solcher Aufstand geplant werde, wie z. B. Preußen 1866 ein Interesse daran hatte, daß Ungarn aufstände, ob es ihr gleichgültig ist, wie es z. B. England im Jahre 1840 gleichgültig zusehen konnte, wenn der bonapartische Putsch auf Boulogne gelang; ob ein solcher Aufstand ihr selber schädlich werden kann, wie wenn er gegen eine befreundete Regierung gerichtet ist, die sie ein Interesse hat zu stützen und an sich zu fesseln, oder endlich ob er ihr selber direct gefährlich ist, wie wenn es sich um eine Auflehnung gegen die allen Staaten gemeinsamen Grundlagen der Gesellschaft handelt, wie dies im Augenblicke der Fall ist. Hier ist — so lange es sich nicht um Mord, Brandstiftung oder Diebstahl handelt — der privatrechtliche Standpunkt offenbar nicht zulässig, so wenig wie im Krieg. Denn die Empörung ist nichts anderes im inneren Leben der Nationen, als der Krieg im äußeren Leben: wo das Gesetz oder die Verträge nicht mehr ausreichen, wo kein Richter mehr ist, wird an die Gewalt appellirt und der Stärkste — der moralisch und physisch Stärkste — trägt den Sieg davon. Wie im Kriege also die Frage der Allianzen oder der Waffenzufuhr u. s. w., so entscheidet hier auch nur das politische Interesse der betreffenden Staaten über die Rathsamkeit eines Einschreitens.

Wo aber liegt die Grenzlinie zwischen Aufreizung zum Aufstand und der Verschwörung zum Zwecke des Königsmordes? Einfach in der Thatsache, daß nicht gemordet wird, was keineswegs sagen will, daß nicht getödtet wird. Geht ein Truppencorps ohne Kriegserklärung auf das Gebiet eines Nachbarstaates, überfällt einen Zug der Armee dieses Staates und metzelt denselben nieder, so liegt ein Verbrechen vor; und dasselbe ist der Fall mit Aufständischen. Naht sich aber ein Haufe Aufständischer den Einwohnern einer Stadt und bewegt sie, sich ihm anzuschließen, wendet er sich gegen eine Kaserne und fordert die Truppen auf gemeinsame Sache mit ihm zu machen, wird aber abgewiesen, so entsteht ein offener Kampf, bei dem Hunderte von Menschen fallen können, aber es liegt kein Mord vor — wie denn auch kein unbefangener Mensch ja auch nur einen Augenblick die beiden Dinge verwechselt. Wir mögen für die That eines Brutus, Ravaillac oder Orsini Entschuldigungen und Erklärungen finden; die Sprache aber, die sich in ihrem Instincte nicht irrt, nennt sie Mörder, Tyrannenmörder, wenn man so will, immerhin Mörder, nicht Helden, wie Achill oder Spartakus, den Krieger oder den Aufständischen. Daher denn auch kein Besonnener je an eine Ausweisung, geschweige an eine Auslieferung der im Kriege oder Aufstand Besiegten denken wird.

Ich sagte, die Auslieferung der Mörder und Brandstifter sei eine Sache internationaler Abmachungen; das Einschreiten gegen das Planen von Mord und Brandstiftung hänge von den Landesgesetzen und den Landesgerichten ab; das Einschreiten gegen das Planen von bewaffnetem Einfall in andere Staaten regele sich einfach nach dem Interesse der betreffenden Regierung. Eine internationale Uebereinkunft scheint mir in diesem Falle so utopisch als ein permanentes internationales Schiedsgericht, um dem Ausbruch von Kriegen zuvorzukommen. Hier entscheidet nur in jedem gegebenen Falle die Ansicht der betreffenden Regierung über die Gemeinschädlichkeit solcher Umtriebe. Diese Ansichten ändern sich nun gewaltig je nach den Ereignissen. Frankreich pflegte unterm Kaiserreich England als eine Mörderhöhle, einen Freihof für alle Verbrecher zu denunciren; heute läßt es selber alle Verschwörer und Geheimbündler fremder Länder ruhig bei sich gewähren. England weigerte sich nach 1858 dem Treiben der französischen Flüchtlinge ein Ende zu machen und die öffentliche Meinung stürzte Lord Palmerston, als er sich im entgegengesetzten Sinne aussprach; heute verhaftet es Most und verlangt es von Frankreich die Auslieferung der Irländer, welche beschuldigt sind die Pulvermine ans Mansionhouse gelegt zu haben. Die Bewegung der Fenier, die Sprengung von Cleckenwell, jetzt dies Unternehmen gegen Mansionhouse, haben es eben zur Ueberzeugung gebracht, daß die Gefahren, die es früher, wie der Lucrezische Weise die Stürme des Oceans vom sicheren Ufer, als ihm selber gleichgültig verachtet hatte, auch für England dazusein beginnen. Diese Gefahren aber existiren nicht nur für Länder, welche ein Irland oder Polen haben, sie existiren für alle civilisirten Länder, Amerika nicht ausgenommen, seit die Pariser Commune die schleichende Krankheit des Nihilismus zum Ausbruch gebracht und dadurch ansteckend und epidemisch gemacht hat.

Zum ersten Male nämlich in der Geschichte wurde 1871 durch die Pariser Commune der in ein System gebrachte Herostratismus en gros angewandt. Man nennt eben Nihilismus und Herostratismus die zwecklose Zerstörungswuth, das uneigennützige Zerstören um des Zerstörens willen. Die Ermordung eines liberalen, pfaffenfeindlichen, friedlichen, außerhalb der Politik stehenden Mannes, wie Präsident Bonjean, und das Verbrennen öffentlicher Gebäude, welche, wie das Stadthaus, das Finanzministerium, der Staatsrath, keinerlei Parteibedeutung hatten, waren die ersten Symptome dieser furchtbaren Seuche. Dieselbe aber hat sich seitdem über ganz Europa verbreitet. Rußland mag, seiner staatlichen, socialen und educativen Verhältnisse wegen, der Boden sein, auf welchem diese moralische Cholera am Ueppigsten gedeiht*), sporadisch kommt sie überall in Europa und sogar in Nordamerika vor: Tyrannei ist nur ein Vorwand, auch die Monarchen der freiesten Staaten, ja selbst Präsidenten der Republik, laufen Gefahr von ihr geopfert zu werden. Ich hörte ein junges Mädchen aus guter englischer Familie über den Tod Alexanders II. jubeln und König Humbert wie Königin Victoria ein gleiches Ende wünschen. Aehnliche Aeußerungen vernahm ich von einem Deutschen, der nie irgend einer Regierung ein Haar gekrümmt. Das Manifest, worin die Tyrannen „von Petersburg bis Washington" zu zittern geheißen werden, ist allbekannt. Nicht der Haß des Harmodius und Aristogiton aber, nicht der Ehrgeiz eines Brutus und Cassius, nicht der religiöse Fanatismus eines Clément oder Gérard, welche ja Alle ein lebendiges Hinderniß wegzuräumen unternahmen, um andern Personen, einer andern Staatsform, einer andern Kirche den Weg zu bereiten, sondern die einfache Lust am Zerstören, ohne Vortheil für irgend Jemand oder irgend etwas, bewaffnet diese neuen Königsmörder, — bezeichnender Weise fast Alle Gymnasiasten, junge Blaustrümpfe und durchs Examen gefallene Studenten.

Nichts ist furchtbarer als ein solcher epidemischer Wahnsinn. Wenn hie und da die Hand eines Wahnsinnigen den Gaskrahnen aufdreht, oder ein Schienenstück auf der Eisenbahn aufreißt, so werden wir nun plötzlich schaudernd bewußt, wie künstlich und zerbrechlich unsere ganze materielle Existenz und welchen Gefahren sie stündlich ausgesetzt ist. Ganz ebenso zart und complicirt aber ist die staatliche Maschine; und auch sie kann nur arbeiten, arbeitet nur in der stillschweigenden Voraussetzung, daß man auf den guten Glauben, wie auf den gesunden Menschenverstand aller Staatsbürger zählen kann. (Die wenigen Verbrecher von Handwerk, auf die sie nicht zählen kann, überwacht sie.) Wie aber keinerlei Aufsicht über Eisenbahnen und Gasbeleuchtung genügen kann um ein materielles Unglück von der Hand eines Wahnsinnigen zu verhindern, so keine Polizei um einem Staatsunglück vorzubeugen, das von einem Verrückten angestellt wird. Es genügt, daß ein Arbeiter in einer Fabrik den Verstand verliere oder der teuflischen Versuchung nicht widerstehen kann, ein

*) Man lese die ausgezeichneten Aufsätze der Augsburger „Allgem. Ztg." vom 23., 24. und 25. März, das Vollständigste und Tiefstgehende, was meiner Ansicht nach in Deutschland über den Nihilismus in Rußland veröffentlicht worden ist.

Rad an der Maschine muthwillig zu zerbrechen, um nun des ganzen Umfangs der Gefahr bewußt zu werden. Und diese Gefahr wird um so größer, als große Verbrechen eben wie Wahnsinn ansteckend wirken.

Es ist nicht meine Absicht, hier und heute auf eine Untersuchung der Ursachen dieser Epidemie einzugehen. Halbbildung, das Erwecken falschen Stolzes und falschen Unabhängigkeitssinnes, die gesteigerte Oeffentlichkeit, das Zuziehen Unberufener ins politische Leben und vieles Andre mögen daran Schuld sein; aber selbst wenn man diese Ursachen bestimmt angeben könnte, so ließen sie sich eben doch nicht gewaltsam beseitigen. Wie aber selbst der skeptischste Arzt, wenn er rathlos vor einer Krankheit steht, deren Symptome bekämpft, so reprimiren die Regierungen die Verbrechen, welche begangen werden und vertrauen im Uebrigen auf die natura medicans, welche ja am Ende auch hier helfen wird. Man begnügt sich, wie man's beim ersten Auftreten der Cholera gethan, der Krankheit ihren Verlauf zu lassen, bis sie sich erschöpft hat und in sich erlischt. Mittlerweile haben alle Staaten ein Interesse daran, diesen epidemischen Wahnsinn wenigstens unschädlich zu machen; d. h. die Wahnsinnigen zu überwachen und nöthigenfalls ins Irrenhaus zu sperren, ehe sie noch ein Unglück angerichtet. Entspringt aber ein solcher Wahnsinniger der Anstalt, nehmen wir nur an einer englischen Anstalt, zündet ein Haus an, bringt Frau und Kinder um und entkommt, mit der den Wahnsinnigen oft verliehenen Schlauheit, auf das Festland, wo er mit dem gewissen Narren eben eigenthümlichen Raisonnement seine That als eine politische Maßregel plausibel macht, so braucht ihn der Continentalstaat zwar nicht auszuliefern, aber er hat selber ein Interesse daran, ihn in einer Irrenanstalt des eigenen Landes festzusetzen und so unschädlich zu machen. Läßt er ihn frei umherlaufen, so thut er es auf seine eigene Gefahr; denn er fügt damit natürlich England weniger Schaden zu als sich selber. Das bedenke man in London und Paris, in Brüssel und Genf. Karl Hillebrand.

Roon und die Reorganisation.

Eine Studie zur Geschichte des deutschen Heerwesens.

Von Fedor von Köppen.

Toujours tout droit, Dieu l'aidera.
Wahlspruch des alten Roon'schen Wappens.*)

Mit der zehnjährigen Wiederkehr der großen Siegestage unserer deutschen Waffen im Kriege gegen Frankreich 1870/71 traten auch die Bilder derjenigen Männer wieder vor unsere Seele, welche vorbereitend und rüstend diese Siege angebahnt und die Bausteine zum nationalen Einigungswerke hinzugetragen haben. Ein Theil von ihnen ist bereits hinübergegangen, so der frühere preußische Generalfeldmarschall, Minister des Kriegs und — bis Ende 1871 — der Marine, Albrecht Theodor Emil Graf von Roon. Wir sind es ihm um so mehr schuldig, seiner mit Dank und Anerkennung zu gedenken, als solche ihm bei Lebzeiten großentheils versagt blieben.

König Wilhelm, unser jetziger deutscher Kaiser, hat die Reorganisation des preußischen Heerwesens öfters und mit Nachdruck als „sein eigenstes Werk" bezeichnet. Indem jedoch Roon vielfach die Ideen zu diesem Reorganisationswerke gab, und dessen Durchführung auf Leben und Haupt nahm, gebührt ihm nächst dem Kaiser der hervorragendste Antheil an der preußischen Heeresreorganisation.

Um diesen Antheil zu würdigen ist es nöthig, uns die preußischen Heereseinrichtungen, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten vor der Reorganisation entwickelt hatten, in allgemeinen Umrissen zu vergegenwärtigen.

*) Wie die französische Sprache des Wappenspruchs bekundet, ist das Roon'sche Geschlecht nicht deutschen Ursprunges; dasselbe stammt vielmehr aus den Niederlanden. Roon selbst ist geboren auf dem Gute seines Vaters zu Pleushagen bei Kolberg, 30. April 1808.

Der Deutsche ist von Hause aus friedfertiger Natur. Er strebt nicht nach Eroberungen mit den Waffen, nicht nach Kriegsruhm und Beute, sondern nach den Gütern des Friedens, nach Pflege und Förderung der geistigen und Culturinteressen der Menschheit und nach Sicherung und Erhaltung der materiellen Wohlfahrt. Andererseits nöthigen ihn aber die geographische Lage des Landes in der Mitte des Welttheils, die offenen Grenzen und die minder friedlichen Nachbarvölker, öfters zu seiner Selbstvertheidigung die Waffen zu ergreifen. Deutschland ist kein durch die natürlichen Grenzen der Gebirge oder Meere für sich abgeschlossenes Reich, wie Italien, England, Frankreich, Skandinavien; es gibt keine Richtung der Windrose, aus welcher nicht zu verschiedenen Zeiten verheerende Einfälle in das Land erfolgt wären.

Durch diese doppelte Rücksicht — die friedlichen Neigungen der Deutschen einerseits, die Nothwendigkeit, zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit und Freiheit allezeit zu Schutz und Trutz gerüstet zu sein, andererseits — wird eine Wehrverfassung bedingt, welche den möglichst schnellen Uebergang aus dem Friedens- in den Kriegsstand ermöglicht, welche es für den Bürger leicht macht, sein friedliches Gewerbe mit dem Waffenhandwerke zu vertauschen und das Volk der Denker und Gelehrten schnell zu einem Volke in Waffen umschafft. Diesen Anforderungen schien die preußische Heeresverfassung, wie sie in der Zeit der schwersten Bedrängniß des preußischen Staates aus dem Geiste der Scharnhorst, Gneisenau, Boyen hervorgegangen und in den Freiheitskriegen glänzend erprobt war, am besten zu entsprechen. Durch die allgemeine Wehrpflicht in Verbindung mit der Landwehrordnung war es möglich geworden, daß ein kleiner Staat zur rechten Stunde plötzlich seine wohlgerüsteten Heerschaaren in unerwarteter Zahl und Stärke für seine und des gesammten Deutschlands Unabhängigkeit und Freiheit ins Feld senden konnte. Diese Wehrverfassung blieb auch in den nachfolgenden Friedensjahren der Stolz Preußens; aber der innige Zusammenhang zwischen Volks- und Heerwesen, welchen dieselbe zur Voraussetzung hatte, legte den Leitern des Heerwesens die Pflicht auf, die Heereseinrichtungen in fortwährendem Einklange mit den Fortschritten der Volkswirthschaft zu erhalten, und in dieser Beziehung war in der langen Friedenszeit seit den Freiheitskriegen Manches versäumt worden. Die allgemeine Wehrpflicht, jene stolzeste und echt volksthümliche Grundlage der Heeresschöpfung, bestand zwar dem Namen, aber nicht mehr der That nach, da bei der großen Zunahme der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten mehr als der dritte Theil der wehrhaften Mannschaften vom Heerdienste frei kam. Das Gesetz vom 4. September 1814, welches die Wehrpflicht zu einer Ehrenpflicht für Alle machen sollte, war somit nur noch ein todter Buchstabe, und das Heer nicht mehr, was es nach demselben sein sollte — das Volk in Waffen.

Wegen der ungenügenden Zahl der Feldtruppen war schon bei den partiellen Mobilmachungen im Jahre 1848 und den folgenden Jahren häufig die Landwehr als solche verwendet worden, abweichend von ihrer ursprünglichen Bestimmung, nach welcher sie nur zur Besetzung der Festungen und des flachen Landes, sowie als Reserve für die Feldtruppen in Gebrauch treten sollte. So willig und treu der deutsche Wehrmann, sowohl bei der Vertheidigung des heimatlichen Herdes, als, wo es galt, auch in Feindes Land seine Schuldigkeit gethan, so lag doch eine Ungerechtigkeit darin, daß rüstige, wehrhafte Bursche daheim blieben, während der Wehrmann von Weib und Kind sich trennen mußte und ins Feld zog. Je stärker das Heer unter den Fahnen war, desto mehr konnte die Landwehr geschont und den volkswirthschaftlichen Interessen Rechnung getragen werden.

Endlich schien auch die statt der gesetzlich festgestellten dreijährigen aus Ersparnißgründen durch königliche Ordre (vom 24. September 1838) versuchsweise eingeführte zweijährige Dienstzeit für die Infanterie nicht mehr zu genügen, um die Mannschaften den Fortschritten der Kriegskunst und den verbesserten Feuerwaffen entsprechend im Waffendienste auszubilden. Andere Nachtheile waren der Mangel eines Stammes von Offi-

*

zieren, Unteroffizieren und Mannschaften, um der Landwehr bei ihrem Zusammentreten den nöthigen Halt zu geben, ferner die mangelhafte Einrichtung des Fuhrwesens u. s. w.

Diese Uebelstände waren bei den verschiedenen Mobilmachungen, welche während des Jahrzehnts vor Einsetzung der Regentschaft (1848—1858) in Preußen stattfanden, in greller Weise zu Tage getreten. Sie waren es auch, welche auf die Politik der Regierung lähmend einwirkten und welche dazu beitrugen, sie zu dem kläglichen Rückzuge von Olmütz (1850) zu veranlassen. Schon König Friedrich Wilhelm IV. hatte deshalb sein Augenmerk auf die Verbesserung der Heereseinrichtungen gerichtet und zur Bewerkstelligung derselben den Generallieutenant von Bonin an die Spitze des Kriegsministeriums berufen (1853). Die leitenden Gesichtspunkte für die durchzuführenden Veränderungen im Heerwesen waren:

1) Wiederherstellung der dreijährigen Dienstzeit bei der Infanterie;
2) Innigere Verbindung der Landwehr mit dem stehenden Heere, um derselben mehr Disciplin und inneren Halt zu geben.
3) Die Heranbildung von Stämmen für die Landwehrformationen.

Die Krankheit des Königs wirkte zunächst hemmend auf die Ausführung der beabsichtigten Heeresreformen. Nachdem jedoch dem Prinzen von Preußen die Regierung für seinen erkrankten königlichen Bruder definitiv übertragen war (Oct. 1858), hielt der Prinzregent es für eine seiner ersten Pflichten, die bessernde Hand an die Heereseinrichtungen zu legen. Ihm schienen die vom Kriegsminister von Bonin in Vorschlag gebrachten, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. genehmigten Reformen im Heerwesen noch lange nicht weit genug zu gehen. Dagegen glaubte er, bei dem Generalmajor von Roon — damals Commandeur der 20. (Posener) Infanteriebrigade — das richtige Verständniß für die Art und Weise, wie er, der Prinzregent, sich die Reorganisation der Armee dachte, voraussetzen zu können.

Roon, welcher bereits durch seine Wirksamkeit als Lehrer und Erzieher am Kadettenhause (1828—1832), ferner als Lehrer und militärischer Begleiter des Prinzen Friedrich Karl (1844—1848), sowie als Mitarbeiter an verschiedenen militärischen und geographischen Zeitschriften und als Herausgeber seines weitverbreiteten, trefflichen Lehrbuchs der Erdkunde den Ruf eines der einsichtsvollsten und wissenschaftlich gebildetsten Offiziere der preußischen Armee genoß, befand sich (im Mai 1858) auf einer Urlaubsreise in Berlin und hatte sich zur Meldung bei dem Prinzregenten nach Babelsberg begeben. Der Prinzregent, der soeben im Begriffe war, sich nach Berlin zu begeben, ließ Roon auffordern, ihn auf seiner Fahrt dahin zu begleiten und gab ihm während derselben Gelegenheit, seine Ansichten über die Schäden des preußischen Heerwesens und über die Mittel zu deren Heilung darzulegen. Der soldatische Freimuth, mit welchem Roon dies that, fand den Beifall des Prinzregenten, der ihm den Auftrag gab, seine Reformideen zu Papier zu bringen und ihm einzureichen. Die Denkschrift, welche Roon infolge dessen im Sommer 1858 aus dem Seebade zu Kolberg dem Prinzregenten einsandte, schien dessen eigenste Gedanken zu treffen und darf als der erste Baustein zu dem Reorganisationswerke angesehen werden.

Die durch die politischen Verhältnisse des Jahres 1859 auch nach dem Frieden von Villafranca gebotene Fortdauer der Kriegsbereitschaft schien die geeignete Periode, um in die neue Heeresorganisation hinüberzuleiten. Auf Befehl des Prinzregenten wurde zu Berlin eine Kriegscommission unter dem Vorsitze des General von Wrangel niedergesetzt, an welcher der Kriegsminister von Bonin, die Generale von Moltke, von Manteuffel, von Roon (als Berichterstatter über seine Denkschrift) und Andere theilnahmen, um das gesammte Material zu prüfen und den Reorganisationsplan festzustellen. Der Prinzregent übernahm nach einiger Zeit selbst den Vorsitz; er brachte durch sein persönliches Eingreifen eine erhöhte Regsamkeit in die Berathungen, gab den Antrieb zu den durchgreifendsten und bedeutsamsten Maßregeln und entschied die wichtigsten Fragen. Unter seiner unmittelbaren Einwirkung entstand auf diese Weise der Reorganisationsplan, demgemäß die allgemeine Wehrpflicht wiederhergestellt, die Zahl der Bataillone, Schwadronen und Batterien beinahe auf das Doppelte gebracht, die Landwehr ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und die Dienstzeit der Infanterie bei der Fahne gesetzlich auf drei Jahre festgestellt wurde. Es war des Prinzregenten fester Wille, auf diesen Grundlagen die Reorganisation, welche er zum Heile Preußens und Deutschlands für unumgänglich nothwendig erachtete, ins Leben treten zu lassen. Da dieselbe aber auch neue Geldmittel erforderte, so war es die nächste wichtigste Aufgabe der Regierung, die Zustimmung der Kammern dafür zu gewinnen. Der Kriegsminister von Bonin welcher über einige Punkte des Reorganisationsplans eine abweichende Meinung hatte und nicht als der geeignete Mann erschien, um denselben vor dem preußischen Abgeordnetenhause zu vertreten, erhielt die erbetene Entlassung, und an seine Stelle trat als Kriegsminister der General von Roon (3. December 1859).

Man sieht, die sogenannte Reorganisation war im Grunde nichts Anderes, als die folgerechte Durchführung der bereits unter König Friedrich Wilhelm III. durch Scharnhorst und Boyen eingeführten, durch das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht vom 3. September 1814 geregelten Heeresverfassung. Dieselbe war jedoch keineswegs populär und erregte von vornherein den Widerspruch der preußischen Volksvertretung. Die düstere Reactionsperiode des Jahrzehnts vor der Regentschaft war noch Allen in frischem Gedächtniß; man erinnerte sich, daß die preußische Regierung trotz der gerühmten Heeresverfassung in ihrer auswärtigen Politik — in Schleswig-Holstein, Hessen u. s. w. — nur Niederlagen erlitten und Rückzüge angetreten hatte, und man hegte zu der gegenwärtigen liberalen Regierung noch nicht das Vertrauen, daß sie die erhöhte Wehrkraft des Staates benutzen werde, um die schwebenden politischen Fragen, insbesondere die deutsche, im Sinne und Wunsche der Liberalen zu lösen. Es ging damals das geflügelte Wort, Preußen müsse moralische Eroberungen machen, aber man übersah, daß Preußen sich erst stark zeigen müsse, bevor es auf moralische Eroberungen ausgehen könne. Viele sahen auch in der Unterhaltung großer stehender Heere nur einen überflüssigen Aufwand der Fürsten, welcher mit den friedlichen und humanitären Bestrebungen der Völker im Widerspruche stünde und durch welchen dem Lande unnöthig eine drückende Steuerlast aufgebürdet würde.

Diesen Auffassungen trat als Vertreter der Regierung der Kriegsminister von Roon gegenüber mit der festen Ueberzeugung, daß es für die Regierung keine höhere Pflicht gäbe, als die Sorge für die Sicherheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes durch eine angemessene Heeresrüstung, daher die vom Könige beschlossene Heeresreorganisation zum Wohle und Heile des preußischen und des deutschen Gesammtvaterlandes unter allen Umständen aufrecht zu erhalten sei.

Der Gegensatz zwischen den Auffassungen der Regierung und der Landesvertretung schärfte sich durch die parlamentarischen Kämpfe der Folgezeit immer mehr. Noch suchte man auf beiden Seiten den offenen Bruch zu vermeiden. Die für die Fortdauer der Kriegsbereitschaft der Regierung zunächst auf ein Jahr und, nach Ablauf desselben, noch auf ein weiteres Jahr bewilligten Geldmittel wurden von dieser benutzt, um die längst geplante Reorganisation ins Werk zu setzen, wohl in der Hoffnung, daß sich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Maßregel während dieser Zeit immer mehr Bahn brechen würde.

Als der neue Landtag im Jahre 1862 wieder zusammentrat, war die Lage eine wesentlich andere geworden. König Friedrich Wilhelm IV. war am 2. Januar 1861 gestorben; der bisherige Prinzregent war ihm auf dem königlichen Throne gefolgt. Die Heeresreorganisation war definitiv eingeführt worden. Das liberale Ministerium der „neuen Aera" war nun bereits länger als drei Jahre am Ruder, ohne daß ein wesentlicher Fortschritt in liberaler Richtung bemerkbar, insbesondere auch ohne daß die deutsche Frage ihrer Lösung näher geführt worden

wäre. Die Fortschrittspartei, welche bei den neuen Wahlen zum Abgeordnetenhause fast überall den Sieg davon getragen hatte, trat aus der bisher beobachteten zuwartenden Haltung heraus und mit einem entschiedenen Programme hervor.

Das Land war in tiefster Erregung. Dem Könige schien keine Wahl zu bleiben, als entweder seinen königlichen Willen den Beschlüssen der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses unterzuordnen, die Hälfte seiner Regimenter zu entlassen, die Fahnen, in deren Schaft er selbst den ersten Nagel geschlagen, wieder in den Rüstkammern niederlegen zu lassen — oder die Reorganisation trotz des Widerspruchs des Abgeordnetenhauses aufrecht zu erhalten und die Regierung ohne ein verfassungsmäßig festgesetztes Budget fortzuführen. In ersterem schien eine Beschränkung der königlichen Macht, in letzterem eine Verfassungsverletzung zu liegen. In dieser bedenklichen Lage des Staates berief der König an die Spitze des Ministeriums den Grafen Bismarck. Beiden Männern, Roon und Bismarck, die schon in früher Jugendzeit durch Bande der Freundschaft verbunden waren, lag jetzt die ernste und schwere Pflicht ob, den Conflict, in welchen die Regierung mit der Landesvertretung gerathen war, unter Wahrung der Rechte der Krone und unter Aufrechthaltung der von dieser eingeführten Heeresreorganisation bis zum Ende durchzukämpfen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den preußischen Verfassungskampf in allen seinen weiteren Stadien zu verfolgen. Der Landtag wurde versammelt und geschlossen, ohne daß ein Staatshaushaltsgesetz zu Stande kam. Die Minister erklärten, daß die Regierung sich in der Nothwendigkeit befände, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Grundlage führen zu müssen. Die Spannung wuchs mit jeder Session des Landtags. Schon handelte es sich nicht mehr allein um Annahme oder Ablehnung des Staatshaushaltsgesetzes, sondern um Rechte der Krone und Rechte des Volkes, um königliches oder parlamentarisches Regiment. Es war die Zeit, von der Geibel sagt:

„Das ist ein trostlos Silbenstechen,
Mißtrauen hier, Verstimmung dort,
Sie möchten wohl von Sühnung sprechen,
Doch keiner trifft das rechte Wort.

So wächst die Kluft von Tag zu Tage,
Man reizt und höhnt, man trotzt und schmollt,
Ob draußen auch mit dumpfem Schlage
Vernehmlich schon das Wetter grollt.

Erhitzt bekämpfen sich die Reihen
Zur rechten und zur linken Hand
Und überm Hader der Parteien
Denkt keiner mehr ans Vaterland."

Der Streit bewegte sich nicht allein auf politischem Gebiete; er wurde auch auf das persönliche übertragen. Dem Abgeordneten von Vincke, welcher dem Kriegsminister „Ungeschicklichkeiten" in seiner Amtsführung vorwarf, antwortete dieser mit einer Herausforderung zum Zweikampfe, und nur der Vermittelung des General von Manteuffel war es zu danken, daß es nicht zum Kugelwechseln zwischen zwei Männern kam, die, beide von der reinsten Vaterlandsliebe erfüllt, beide demselben Ziele, des Vaterlandes Ehre und Größe, zustrebten. Aus einer ähnlichen Veranlassung kam es später (27. Mai 1862) zwischen Manteuffel und Twesten zum Duell, in welchem der letztere verwundet ward.

Es gehörte in der That nicht allein die eiserne Festigkeit des alten Generals dazu, um trotz des allgemeinen Hasses, den er durch seine energische Vertheidigung der Reorganisation auf sich zog, nicht zu wanken und zu weichen, sondern was ihm den Muth gab, den stürmischen Angriffen der Volksvertretung immer von Neuem die Stirne zu bieten, war das Bewußtsein von der dringenden Nothwendigkeit der von ihm vertretenen Maßnahmen zum Wohle des Vaterlandes. „Die Regierung ist sich bewußt," — rief er der Opposition im Abgeordnetenhause bei Vertheidigung des Gesetzentwurfs über die Reorganisation (9. Juni 1861) zu, — „daß es sich um die heiligsten Interessen des Vaterlandes handelt. Deshalb hat die Regierung den ersten Entwurf 1860 eingebracht, deshalb hat sie ihn festgehalten mit der ihr vorgeworfenen Zähigkeit und Consequenz, von der man hier gesagt hat, daß sie einer besseren Sache würdig wären. Meine Herren, eine bessere Sache gibt es nicht! Wenn die Ketten der Fremdherrschaft im Lande rasseln, dann wird man gewahr werden, was man verschmäht und zurückgewiesen hat."

Auch der Krieg von 1864 änderte in der parlamentarischen Lage nichts. Wohl aber bewirkte er, daß die öffentliche Meinung über die Vortheile der Reorganisation mehr aufgeklärt wurde. Der Krieg war geführt und glücklich beendigt worden, ohne daß auch nur ein Landwehrmann zu den Fahnen einberufen und ohne daß das volkswirthschaftliche Interesse durch denselben beeinträchtigt worden wäre. Dennoch wurden auch nach diesem Kriege der Militäretat und das Reorganisationsgesetz im Abgeordnetenhause abgelehnt.

Die glänzendste Probe aber auf die von Roon mit solcher Energie vertretene Heeresreorganisation bildete die Mobilmachung und schnelle Beendigung des Krieges von 1866. Dank den trefflichen Heereseinrichtungen war es jetzt möglich, daß dieselben Männer, welche im Frühjahr die Pflugschar geführt und die Saaten gestreut hatten, im Herbste wieder in ihrer Heimat den Erntewagen in die Scheuern leiten konnten, und zwischen Frühling und Herbst, zwischen Aussaat und Ernte lag einer der größten Kriege, die Preußen je geführt. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines großen Wehrsystems und von der Zweckmäßigkeit der preußischen Heeresreorganisation, wie sie durch den König und seinen Minister des Krieges eingeführt worden, hatte nun auch in denjenigen Kreisen Platz gegriffen, wo früher die Hauptgegner der Reorganisation zu treffen waren. Es lag klar zu Tage, daß ohne diese Reorganisation die großen Erfolge Preußens nicht zu erreichen möglich gewesen wären. Der wiedereröffnete preußische Landtag gewährte daher der Regierung jetzt die von ihr nachgesuchte „Indemnität" für die zum Zwecke der Heeresreorganisation aus Staatsmitteln geleisteten Ausgaben.

Schon im nächstfolgenden Jahre fand Roon reichlich Gelegenheit, sein organisatorisches Talent von Neuem zu bewähren. Durch die umfassende Thätigkeit des preußischen Kriegsministeriums wurden die militärischen Verhältnisse des norddeutschen Bundes auf Grund der Verfassung desselben und der speciellen Conventionen mit den einzelnen Staaten einheitlich geregelt. Durch die Erwerbung von Hannover, Schleswig-Holstein, Kurhessen, Nassau und Frankfurt, sowie die Verschmelzung der kleineren Bundescontingente mit der preußischen Armee wurde dieser eine neue, erhebliche Verstärkung zugeführt. Namentlich aber erhielten alle durch die Reorganisation der Armee seit 1859 hervorgerufenen provisorischen Verhältnisse durch Vereinbarung des Wehrgesetzes vom 9. November 1867 die gesetzliche Sanction.

Auch auf die bis dahin vielfach vernachlässigten Heereseinrichtungen der süddeutschen Staaten, mit welchen Preußen bald nach dem Frieden die Schutz- und Trutzbündnisse abgeschlossen hatte, übte die Heeresverfassung des norddeutschen Bundes ihren Einfluß. Dieselben beeilten sich, ihre Heereseinrichtungen nach preußischem Muster umzugestalten und zu verbessern. So geschah es, daß bei der im Jahre 1870 von dem französischen Machthaber in frevelhafter Weise über Deutschland heraufbeschworenen Kriegsgefahr das deutsche Volk der Welt das erhebende Bild bieten konnte eines in Willen und That einigen, mächtigen Volkes in Waffen.

Roon, dessen unermüdlicher Thätigkeit es vorzüglich zu danken war, daß das deutsche Volk in solcher Wehrhaftigkeit in den Krieg eintreten konnte, mußte in demselben ein schmerzliches persönliches Opfer bringen. In der Schlacht bei Sedan wurde sein zweiter Sohn Bernhard, welcher als Hauptmann im preußischen Garde-Feldartillerieregiment auf der Höhe bei Moncelle seine Batterie befehligte, durch eine Gewehrkugel in den Unterleib tödtlich verwundet und starb zwei Tage darauf (3. Sept.)

zu Chateau la Moncelle. Der Leichnam wurde nach Gütergotz, dem Gute des Ministers in der Teltower Gegend, übergeführt. Neben dem Grabe des jungen Helden liegt nun auch das Grab des alten Feldmarschalls und preußischen Kriegsministers (gest. 23. Febr. 1879), dessen Leben in immer gleicher, unwandelbarer Treue seinem Könige und Vaterlande gewidmet war. Noch erhebt sich kein Denkmal von Stein oder Erz, um das Gedächtniß des wackeren deutschen Mannes zu ehren, aber ein lebendes Denkmal, welches von ihm zeugt und auch in Zukunft zeugen wird, ist das zu Schutz und Trutz gerüstete, einige deutsche Volk in Waffen.

Literatur und Kunst.

Aleardo Aleardi.

(1814—1878.)

Ein Trauerspiel.

An dich, die darum weiß!

Ich werde dich immer lieben. Du aber dort unten im Todtenreiche, trinke nicht ich bitte dich, aus jenem Becher, der dich deiner alten Freunde vergessen machen würde.

Alte griechische Inschrift.

I.

Du liebtest ihn; und wie sich zwei Narzissen
Von Einem Blatt umhüllt zusammenschmiegen,
So, einsam, Arm in Armen, ruhtet ihr
Auf jenem Sammetpfühl und schlürftet Stunden
Voll Himmelsglück, vom Himmel doch verpönt.
Zu deinen Füßen saß er und verschlang dich
Mit Blicken, unersättlich. Und du kos'test
Mit weichen Fingern ihm das Lockenhaar,
Im Auge sünd'ge Gluth; und nichts vernahm man
Im nächt'gen Schweigen, als den stürmischen
Schlag zweier Herzen. In dem Spiegelglas,
Das so verführend euch genüberhing,
Erschien das Abbild jenes Taumelfestes
Der Sinne, deiner lustentflammten Wangen
Granatroth und der seinen Lilienbläße.
Du sahst ihn an mit Schmachten. Eure beiden
Schutzengel, die in einem fernen Winkel
Unsichtbar knieten, beteten für euch,
Die Hände auf den Augen. Ach, es glänzten
Umsonst herab auf eure jungen Häupter
Durch unermeßnen Raum die stillen Sterne
Des abendlichen Himmels. Eure Liebe —
Was wußte sie von Licht und Finsterniß!

II.

Er betete dich an. Und doch bestritt dir
Die Herrschaft über dieses edle Herz
Eine geheime, arme, doch gewalt'ge
Rivalin, — sein Italien. All die goldnen
Armbänder hundert duft'ger Arme, die
Sich zärtlich nach ihm öffneten, sie wogen
Nicht einen Ring ihm auf von jener Kette
Der ärmsten Sklavin. Und in einer Nacht,
Da er, verstrickt ins sinnlos wirre Netz
Phantastischen Traums, in Einem Bild umschlang
Dich und Italien, die so schön als schuldig
Gott Beide schuf, ward er verrathen, ward
Gebunden fortgeschleppt vom Haus. Der Wagen
Mit diesem Hochgesinnten rasselte
Durch deine Straße, und die Scheiben klirrten
Des Hauses, da du schliefst. Unruhig lauschend
Fuhrst du empor; doch eilig bargst du wieder
Dein griechisch Haupt voll banger Ahnung unter
Die seidnen Falten deines duft'gen Bettes.
Und jener Ton des letzten Lebewohls,
Das er verzweiflungsvoll dir sandte, schlug
An deines Fensters grüne Läden an
Und ging im Wellenspiel der Nachtluft unter.

III.

Umringt von Sümpfen hebt sich eine Stadt,
Trotzig und traurig. Jenes Flüßchen, das
Von Valdisole kommt, gießt sein Virgilisch
Gewässer hier in ein gekrümmtes Bette
Und plätschert um die modernden Bastionen.
Hier in der Nacht, wenn friedlich schläft die Welt
Und wenn des unfruchtbaren Mondes Strahl
Bleich über Sümpfe blitzt, glaubst du das weite
Gefilde rings und die verpesteten
Moräst' und Weidenbüsche sich bevölkern
Zu sehn mit Kriegerschatten und ein Grablied
Von florentinischen Stimmen zu vernehmen,
Das fern herüberweht von Curtatone.
Auf steiler Böschung, wo sie schweigend wandelt,
Hört es die fremde Schildwach, und es faßt sie
Geheimer Schauder, gleich als nahe schon
Der Sturz der Kaisermacht. Dort in die Tiefe
Der Kasematte ward dein Freund geschleppt
In öde Kerkerhaft. Er weinte nicht,
Er flehte, kniete nicht. Auf der geschwärzten
Wand, bei dem Licht, das schwach herniederdrang,
Zog er mit Giottos trostbegabter Kunst
Die Linien deines himmlischen Profils,
Und seit dem Tag war er nicht einsam mehr.

IV.

Ein frost'ger Tag brach an. Die Nebel dampften
Vom See herauf. Inmitten eines Feldes
Reckte die schmutz'gen Arme himmelwärts
Ein frevelhafter Galgen, gleich als fleht' er
Den Blitz auf sich herab; und eine Hecke
Von stummem Volk, mit Gott zerfallen, starrte
Auf eines Sterbenden erhabne Stirn
Mit tausend Augen. Heiter grüßt' er sein
Italien noch . . . Ein Nebelqualm verbarg
Das Uebrige. Um Mittag durch zerrißnes
Gewölk, das hastig flatternd sich verzog,
Trat vor die Sonne und beschien das öde
Gefild, den grauenhaften Strick, den schwanken
Leib eines edlen Hingemordeten
Und jenes Antlitz, ach, so fahl, das einst
Mit Küssen du bedeckt. Ein kleiner Vogel
Sang auf dem Holz, dem Märtyrer zu Häupten,
Den Frühreif von den Flügeln schüttelnd. Wo,
Wo warst du damals, Weib? Ich forschte später
Nach seines Grabes heil'ger Stätte. Dort
Betet' ich einst für ihn, die Unterdrücker
Und Unterdrückten. Noch, o Schöne, war
Die frühe Anemone nicht erblüht
Auf seinem Grab, als du schon wieder sangst,
Getröstet ach, durch eine neue Liebe!

Paul Heyse.

Der Magnetismus und die Polizei.

Von Carl du Prel.

Kürzlich erschien eine neue Schrift über den Magnetismus*), deren Verfasser sich früher durch seine eingehenden Studien über die Entwicklung des deutschen Gaunerwesens bekannt gemacht hat. Vom Standpunkte dieser seiner Lieblingsstudien aus betrachtet nun der Verfasser auch den Magnetismus, geräth aber darüber in ein höchst einseitiges Verfahren, und schüttet endlich das Kind mit dem Bade aus. Der Magnetismus ist mit dem Gaunerthum zwar in Berührung gekommen, das ist ihm aber nicht wesentlich; an sich ist er eine wissenschaftliche Frage, die noch lange nicht spruchreif ist, wenn auch mancher aufgeklärte Skeptiker sie für längst abgethan erklären möchte. Der Verfasser aber hält sich ausschließlich an den groben Unfug, der mit dem Magnetismus oft getrieben wurde und an die mystischen Verirrungen, womit verquickt er historisch aufgetreten ist, vom Tempelschlaf der Griechen angefangen bis in die neuere durch Mesmer eingeleitete Epoche, welche Verirrungen aber aus der räthselhaften Natur des Magnetismus leicht erklärlich sind. Gibt es denn überhaupt irgend eine Sache, welche von den Menschen nicht verkannt, ja mißbraucht worden wäre? Man verurtheile also die Menschen; aber die Sachen darum für bloßen Schwindel zu erkären, ist verfehlt. Was würden wir von einem Astronomen sagen, der in seinen Studien über die Natur der Sonne den Accent auf ihre Flecken legen würde?

Man traut in der That seinen Augen kaum, wenn man in dem Buche liest, wie Avé-Lallemant, lediglich um seine Theorie zu retten, sich genöthigt sieht, neben den Taschenspieler Ledru, neben Cagliostro, den ehrlichen Lavater als auch so Einen hinzustellen. Lavater als Beitrag zur Geschichte des Gaunerthums! Es ist nur zu hoffen, daß der Verfasser nicht auch noch die Literaturgeschichte von seinem einseitigen Standpunkte aus in Betracht zieht; denn unvermeidlich müßte er auch noch unsern Schiller als gefährlichen Schwärmer arretiren. Es ist eben das offene objective Auge eines philosophisch gebildeten Historikers nöthig, um die Culturgeschichte richtig zu beurtheilen; aber ein verkehrtes Bild erhält man, wenn man mit dem schlau zugekniffenen Auge eines Gendarmen die Scenen der Geschichte mustert.

Avé-Lallemant ist sehr gelehrt in seinem Polizeifache; dies zeigt sich auch in der angezogenen Schrift, wenn schon sich darin ein paar Irrthümer finden, die gerade dem historischen Forscher über diesen Gegenstand nicht anstehen. So führt er z. B. das moderne Tischrücken auf das Mesmerische Baquet zurück, bei welchem die herumsitzenden Kranken oft durch Vereinigung ihrer Hände eine Kette bildeten. Die Sache war aber bereits im Alterthume bekannt. Carus Sterne in seiner „Daktylomantie" (Weimar 1862, Voigt) ist hierüber viel besser unterrichtet, wenngleich auch in dieser Schrift das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird.

Sehr unlogisch ist Avé-Lallemant auch darin, daß er den ganzen Magnetismus als Schwindel verwerfen zu können glaubt, weil sich derselbe bis in das graue Alterthum zurückverfolgen lasse. Mit viel größerem Rechte könnte daraus ein Anderer schließen, daß an einer Sache, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern immer wiederkehrt, doch ein Wahrheitskern zu finden sein müßte. Zum Schlusse aber, indem er von dem Magnetiseur Herrn Hansen spricht, versteigt sich der Verfasser so weit, daß er die Staatsgewalt gegen den Magnetismus anruft. Also Gendarmen sollen zur Lösung einer wissenschaftlichen Frage herangezogen werden!

Veranlassung zum vorliegenden Aufsatze war für mich die Bemerkung Avé-Lallemants in seiner Vorrede, daß er ein größeres Werk über Polizei vorbereite. Ich bin überzeugt, daß dasselbe sehr interessant werden wird; aber gerade darum möchte ich ihm eine größere Objectivität wünschen, als dieser Schrift, und zwar nicht blos um der historischen Gerechtigkeit willen, sondern um des Vortheils willen, den die Polizei aus dem Magnetismus zu ziehen vermöchte, wenn sie sich entschließen könnte, von ihrer veralteten Schablone abzugehen. Das Studium der Frage möchte ich freilich nicht der Polizei übertragen, nur die praktischen Resultate, wie dieselben in großer Masse schon vorliegen, soll sie zu ihren Zwecken verwerthen, vorerst aber den Magnetismus als eine Thatsache anerkennen, die nicht erschöpft wird durch den Mißbrauch, der mit ihm schon getrieben worden ist. Schopenhauer, der die Sache sehr gründlich studirt hat, sagt geradezu: „Wer heut zu Tage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen." (Parerga I. Ueber Geistersehen ꝛc.)

Die Verwerthbarkeit des magnetischen Hellsehens für polizeiliche Zwecke — das ist nun freilich ein Gedanke, den nicht blos Avé-Lallemant, sondern auch noch viele Andere für höchst paradox erklären werden. Aber als paradox ist noch jede Wahrheit in ihrem Ursprunge verschrien worden, so gewiß, als sie im Verlaufe der Zeit mehr und mehr als trivial angesehen wurde. Zudem ist meine Aufgabe eine sehr leichte: ich brauche aus der weitläufigen Literatur über dieses Thema nur einige Thatsachen herauszuheben, welche von Aerzten und andern über jedem Verdachte stehenden Forschern berichtet sind; die Nutzanwendung aber überlasse ich den Lesern und — der Polizei.

Ein sehr berühmter englischer Naturforscher und Arzt, Joseph Haddock, hatte eine Somnambule, Emma, in seiner Behandlung, mit der er mehrfache interessante Experimente anstellte, wovon er in seiner Schrift „Somnolismus und Psycheismus" (Deutsch von Prof. C. L. Merkel. Leipzig, Abel) berichtet. In seiner Nähe wohnte zu Bolton im Jahre 1848 ein Kaufmann, aus dessen Comptoir die Geldkasse gestohlen worden war. Die Polizei fand keine Spur des Thäters, worauf sich der Kaufmann, Henry Wood, an Haddock wendete. Wood wurde hierauf mit der Somnambulen in magnetischen Rapport gesetzt, die einige Minuten schwieg, dann aber mit dem Diebe, als wäre er anwesend, zu sprechen begann, indem sie ihm die Schlechtigkeit seiner Handlungsweise vorwarf. Sie beschrieb sodann die Lokalität, den Inhalt der Kasse, in der auch einige Documente gelegen waren — Alles vollkommen richtig — und gab endlich den Ort an, wo Dieb und Kasse zu finden wären. Wood begab sich nun kurzweg zu dem Diebe und brachte ihn unter Androhung der Verhaftung, wenn er sich weigern sollte, ihm zu folgen, zu Emma. Das Resultat war ein vollständiges Geständniß und das Wiederfinden der bereits aufgebrochenen Kasse. — Ein anderer Fall, der in den englischen Journalen vom September 1849 ungeheure Sensation erregte, betraf Papiere im Werthe von 650 Pfd. Sterling, die zwar nicht gestohlen, aber verlegt worden waren, dann aber nach Angaben der Hellseherin genau so gefunden wurden, wie sie es beschrieben hatte.

Sehr merkwürdig ist der Orientirungsproceß, wie er bei Hellsichtigen stattfindet: Im October 1849 kam zu Haddock eine Bäuerin vom Lande, welcher der ganze Erlös für verkaufte Schafwolle, 40 Pfd. Sterling, gestohlen worden waren. Die Wittwe wurde mit Emma in Verbindung gesetzt. „Sie war" — so erzählt Haddock — „bald geistig auf dem Landgute gegenwärtig, und da sie die ländlichen Gegenden liebte, schien sie die kleine Reise sehr zu ergötzen. Sie begann von der hügeligen Gegend zu sprechen, von den Schafen, Kühen ꝛc., als wenn sie mitten unter ihnen sich befände; einige der Kühe beschrieb sie im Einzelnen, und, wie mir versichert wurde, völlig richtig. Sie ging dann auf den Diebstahl über. Sie sagte, wo das Geld hingelegt worden war, bestimmte die Art der Kleidungsstücke in den Schubkästen, und sagte, sie seien nicht gefaltet; sie sagte aus, wofür das Geld erhalten worden sei, und fing eine spaßhafte Conversation mit den Schafen an, wobei sie ihnen sagte, sie hätten besser gethan, wenn sie die Wolle auf ihrem Rücken behalten hätten; sie beschrieb hierauf, ganz richtig, die Person, welche die Wolle gekauft hatte und von welcher das Geld erhalten worden war; und endlich kam sie auf den Dieb.

*) Der Magnetismus mit seinen mystischen Verirrungen. Von B. Avé-Lallemant. Leipzig 1881.

Sie beschrieb seine Persönlichkeit, sagte, daß er Alle im Hause kenne, und gab genau an, wie er in die Kammer ging und das Geld holte." Die weiteren Angaben, daß der Dieb einen Bart unter dem Kinn trage, daß er verheirathet und welches seine Beschäftigung sei, lenkte den Verdacht auf den Thäter, der, von der Wittwe später zur Rede gestellt, zwar leugnete, aber am nächsten Morgen die gestohlene Börse nebst Inhalt durch das Fenster in die Kammer warf.

In einem anderen Falle gab Emma genau die Summe in Goldstücken an, die sich in einer gestohlenen Börse befand; sie sagte aus, der Dieb sei beunruhigt worden und habe die Börse versteckt, ein Goldstück aber bereits ausgegeben. Die Börse wurde an dem beschriebenen Orte gefunden und es fehlte ein Stück darin.

Da ich durchaus keinen Anlaß habe, in den Bericht eines so glaubwürdigen Mannes, wie Haddock war, den geringsten Zweifel zu setzen, und zudem das Vorurtheil nicht theile, welches unsere sogenannte „physiologische Psychologie" der Möglichkeit solcher Thatsachen in der bekannten aprioristischen Weise entgegenstellt, so führe ich noch ein Beispiel an, wiewohl Haddock selbst, wie es scheint aus ihm auferlegter Discretion, sich sehr zurückhaltend darüber ausspricht. Ein vornehmer Mann hatte ihn gebeten, einen geheimnißvollen, zwanzig Jahre vorher begangenen Mord zu untersuchen. Man hatte auf ganz eigenthümliche Weise Knochen und ein Kleidungsstück gefunden, und hatte Anlaß zu der Vermuthung, daß sie der vermißten Person angehörten, während über die Umstände des Mordes nichts bekannt war. „Ich darf mich nicht in die Einzelheiten dieses Falles näher einlassen," sagt Haddock, aber aus den Briefen, die er erhielt, ergab sich, daß die Somnambule richtig beschrieben hatte, an welchem Theile der Schädel gebrochen war, wo und wie die Knochen gefunden wurden, und daß ihre Beschreibung des Mörders genau mit dem Individuum zusammentraf, das man im Verdacht hatte. Aus den Aussagen der Somnambulen, welche, soweit die Umstände bekannt geworden waren, durchgängig richtig waren, ersah man, daß sie während ihres magnetischen Schlafes eine scenische Darstellung des Vorfalls erblickt hatte.

In unseren Tagen kämpfen Polizei und Verbrecherthum einen ähnlichen Kampf, wie Stahlplatten und Kanonen bei der Marine; sie steigern sich in ihren Leistungen gegenseitig hinauf, ja durch einen Anpassungsproceß an den Gesetzesparagraphen, — der seiner Natur nach starr ist und die Geschmeidigkeit nicht besitzen kann, jeden anpassungskundigen Uebelthäter zu erreichen — bleiben gewisse Sorten von Betrug ungestraft, die der Moralist zu den verwerflichsten zählen muß. Bei einer so schwierigen Situation dürfte es wohl nicht im Interesse der Polizei sein, dem Magnetismus gegenüber jene Stellung anzunehmen, welche Avé-Lallemant empfiehlt. Es scheint freilich die Somnambule Haddocks einen Grad von Hellsichtigkeit gehabt zu haben, der vielleicht nicht häufig zu finden ist. Wenn man indessen wegen der Seltenheit eines solchen Falles die praktische Verwerthung des Magnetismus für polizeiliche Zwecke bezweifeln wollte, so ist auch zu bedenken, daß vielleicht gerade das gegen den Magnetismus bestehende Vorurtheil, indem es von der Beobachtung abhält, die Ursache der Seltenheit solcher Fälle ist. Hier ist also ein circulus vitiosus zu vermeiden; in dem Maße als gesucht würde, würde ohne Zweifel auch gefunden werden.

Es ergeben sich zwar aus dem Studium der abnormen Functionen der menschlichen Psyche noch mehrfache Consequenzen von einer ähnlichen Natur, wie der hier betrachteten; indessen muß ich mich hier darauf beschränken, zur Entkräftung allfälliger skeptischer Einwürfe noch zu erwähnen, daß Haddock keineswegs der einzige Forscher ist, der von solchen Fällen zu erzählen weiß. Ja schon der alte Sophokles ist ein Vorläufer der somnambulen Emma. Als nämlich aus dem Tempel des Herkules eine schwere goldene Schale entwendet worden war, sah Sophokles im Traume den Herkules, der ihm den Thäter nannte. Da nun dieser Traum sich mehrmals wiederholte, ging der Dichter in den Areopag und machte die Anzeige. Der Thäter wurde verhaftet, gestand und brachte die Schale wieder; der Tempel aber soll den Namen Herkules des Anzeigers erhalten haben. Ich will diese Geschichte, für welche ich im Augenblick nicht einmal die Quelle aus dem Alterthum anzuführen vermag, nicht als eine Thatsache erzählen; aber psychologisch möglich ist sie ganz gewiß. Je tiefer der gewöhnliche Schlaf ist, um so mehr Aehnlichkeit hat er in seinen Erscheinungen mit dem magnetischen Schlafe, der nur als eine Steigerung des ersteren zu betrachten ist. Sich davon zu überzeugen ist jedoch ziemlich schwer, weil in dem Maße, als unser Schlaf an Tiefe gewinnt, auch die Erinnerungslosigkeit desselben gesteigert wird, die ja eben ein Merkmal des somnambulen Schlafes ist; zwischen diesem und dem wachen Zustande ist die Erinnerungsbrücke abgebrochen. Daß dem Sophokles der Gott Herkules persönlich erschienen sein soll, darf nicht skeptisch verwerthet werden. Halten wir uns an den Kern der Sache, so finden wir in diesem Traume die dramatische Spaltung der träumenden Persönlichkeit, die in jedem Traume vorkommt, in welcher außer dem Träumenden noch ein zweiter Sprecher auftritt. Der Träumende ist eine Art Bauchredner und es ist sehr natürlich, daß bei dieser dramatischen Spaltung nur Persönlichkeiten aus der Bewußtseinssphäre des Träumenden auftreten können. Wie der alte Grieche sich mit Herkules unterhält, so die neueren Somnambulen mit ihrem christlich gefärbten Schutzgeiste. Das ist bedeutungsloses äußerliches Nebenwerk und beweist für die Wahrheit der griechischen Mythologie so wenig, als für die der christlichen Mystik. Der Kern der Sache ist, daß Sophokles ein Wahrträumer war.

In den „gesammelten Schriften zur philosophischen Anthropologie" (Werke IV. 71) erzählt Franz von Baader einen ihm bekannt gewordenen Fall: Eine Somnambule, an einem fremden Orte eben angekommen, erzählt ihrem Arzte ohne seine Veranlassung, daß er seit einem halben Jahre einen Ring vermisse, der ihm aber nicht gestohlen sei, wie er meine, sondern eines Abends, als er über dem Lesen eines Buches eingeschlafen, ihm unbewußt in das Buch gerathen sei; er werde ihn in einem bestimmten Fache seines Bücherschrankes wiederfinden. Diese Angabe bewährte sich. — In seinen „mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" (I. 242) führt Professor Perty ähnliche Fälle an: Einer Somnambulen wurde das Portefeuille eines in der Seine Ertrunkenen übergeben, dessen Leiche nicht gefunden werden konnte; man suchte ihn nach ihrer Anweisung unter dem Pont des arts und fand ihn. Einem männlichen Somnambulen, Calixte, wurden Kleider eines vermißten Kindes gebracht; er erklärte, daß es ertrunken sei, und man fand es in der That nicht nur an dem bezeichneten Orte, sondern auch von Schlamm bedeckt, wie Calixte es ausgesagt hatte.

Ich könnte nun zwar noch eine ganze Reihe von bewährten Geschichten ähnlichen Inhalts folgen lassen; aber der aufgeklärte Leser hat ja schon längst sein: Jam satis est! ausgerufen und ich verüble es ihm um so weniger, als ja auch unsere Katheder-weisheit, von der er alles Wissenswürdige schwarz auf Weiß nach Hause trägt, für derartige Erscheinungen nur ein überlegenes Lächeln hat.

Die moderne Geschichtsschreibung.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in dem Culturleben sämmtlicher Völker, welche bisher in den Gesichtskreis unserer Beobachtung und Forschung getreten sind, daß die Entwickelung der poetischen Literatur der der prosaischen vorangeht. Lange bevor ein Herodot oder Thucydides auftrat und die Geschichte des hellenischen Volkes in klassischer Prosa darstellte, waren die homerischen Gedichte, waren die Anfänge der Lyrik und Dramatik Gemeingut aller Hellenen; lange bevor eine eigentlich nationale Historiographie in Deutschland existirte, waren die Gesänge von Siegfried, Gunther, Krimhild und Hagen in Munde des Volkes. Und bei unentwickelten Völkern können wir dieses Phänomen der geistigen Entwickelung noch heute verfolgen. Die Serben sind im Besitz einer ergreifend schönen Epik und Lyrik, eine exacte Wissenschaft und speciell eine kritische Geschichts-

schreibung existirt bei ihnen gar nicht oder doch nur eben erst in ihren rohesten Anfängen.

Diese Erscheinung ist an sich nicht eben unerklärlich. Die Entwickelung der Völkerganzen scheint in dieser Beziehung denselben Gesetzen zu unterliegen wie die Entwickelung des Individuums. Bei dem Knaben und dem Jüngling herrscht die Phantasie vor dem Verstande vor: der Jüngling schwärmt, der Mann denkt.

Dieselbe Entwickelung aber scheint sich auf einer späteren Stufe des historischen Werdens zu wiederholen. Unser Volk hat im vorigen Jahrhundert eine zweite Periode der höchsten poetischen Schöpfungskraft erlebt, die in einzelnen hervorragenden Vertretern noch in unsere Zeit hineinragt; das eigentlich charakteristische Moment unseres Jahrhunderts aber liegt in der staunenswerthen Entwicklung der positiven Wissenschaften: statt des poetischen geht ein kritisch-historischer Hauch durch unser Volk.

Die ersten Spuren dieses neu erwachenden kritischen Geistes fallen schon in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auch hier hat es sich bewahrheitet, daß der Zweifel die erste Stufe zur Erkenntniß der Wahrheit ist. Der skeptische und kritische Geist Rousseaus, Bayles und Voltaires hat in der französischen Revolution von 1789 seine letzten Consequenzen gezogen.

Aber nachdem die französische Ochlokratie nach dem bekannten, fast mit Naturnothwendigkeit wirkenden Gesetze der staatlichen Entwickelung zu einer Tyrannis geführt hatte, wie sie die Welt kaum je autokratischer gesehen hatte, nachdem der Inhaber dieser Gewalt, Napoleon I., mit vollem Bewußtsein seine Endabsicht auf die Errichtung einer Universalmonarchie gerichtet hatte, trat in den übrigen Völkern, die sich nun erst ihres eigenen Wesens klar bewußt wurden, eine gewaltige Reaction ein, die nicht nur einen äußeren Erfolg in dem Sturze des französischen Gewalthabers hatte, sondern auch auf die innere Entwickelung der Völker mächtig zurückwirkte, indem sie die Blicke der Nationen wieder intensiver auf ihre eigene Vergangenheit richtete und sie von unverstandenen kosmopolitischen Theorien zu einem rechten und echten Nationalbewußtsein zurückleitete, welches sich nun zunächst in den eifrig betriebenen Studien der vaterländischen Geschichte äußerte.

Und in diesem Sinne bezeichnet die französische Revolution nicht nur eine neue Epoche in der politischen Entwickelung der europäischen Culturvölker, sondern sie ist auch, wenngleich indirect und gleichsam gegen ihre eigene Intention, die Schöpferin der modernen, kritischen nationalen Geschichtsschreibung geworden. Es ist kein Zufall, daß eben in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens Eichhorns deutsche Staats- und Rechtsgeschichte erschien (1808). Es wohnte eben in der Seele dieses genialen Forschers die klare Anschauung, daß von deutschem Wesen, deutscher Sitte und Art gerettet werden müsse, was erhalten werden könne.

Die skeptische Kritik der historischen Traditionen war es gewesen, welche in Frankreich zu dem Versuch einer totalen Ausrottung aller historischen Institutionen geführt hatte; in Deutschland führte umgekehrt die Liebe zu dem engeren Vaterlande und dessen ureigenstem Wesen zu einer genauen und intensiven Erforschung der nationalen Traditionen. Die neue Methode historischer Kritik, welche Niebuhr mit genialem Blicke für die römische Geschichte angewendet hatte, wurde nunmehr auf die nationale Geschichte angewendet. Neben der romantischen Schule, später sie bei weitem überragend, wirkte nunmehr die historisch-kritische Schule: die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde trat unter den Auspicien des großen Freiherrn vom Stein zusammen, um eine mustergültige Sammlung sämmtlicher Quellen für die deutsche Geschichte herauszugeben.

Und während so die Grundlage für eine spätere authentische Geschichte unseres Volkes geschaffen wurde, trat plötzlich auch schon ein junger Gelehrter mit einer Arbeit hervor, welche im Verein mit Niebuhrs römischer Geschichte eine vollkommen neue Epoche der deutschen Geschichtsschreibung begründete. Leopold Ranke, den wir noch heute, nachdem seitdem ein halbes Jahrhundert verflossen ist, in unserer Mitte zu sehen das Glück haben, gab seine Geschichten der romanisch-germanischen Völker heraus.

Noch ein anderes Moment kam hinzu: die Begründung der Sprachvergleichung, welche ein neues Licht über die Urgeschichte der Völker und deren ursprüngliche Zusammenhänge warf.

An Stelle der unsicheren Hypothesen über den Ursprung und die Heimat der verschiedenen Völker trat in der Vergleichung der linguistischen Eigenthümlichkeiten ein sicheres Kriterium über ihre Zusammengehörigkeit und ihre Schicksale in Zeiten, zu denen keine historische Tradition hinaufragt.

Auf diesen Grundlagen hat sich die historische Forschung weiter entwickelt. Die Durchforschung der Quellen der nationalen Geschichte hatte zur Genüge gelehrt, daß unsere historische Kunde bis dahin doch auf sehr unsicherer Grundlage geruht hatte. Immer mehr schärfte sich der kritische Verstand an den Untersuchungen über die Echtheit oder Unechtheit und über den inneren Zusammenhang der geschichtlichen Ueberlieferung. So kam es, daß Niebuhr und Ranke mit ihren großen und umfassenden Arbeiten zunächst nur wenige Nachfolger fanden, man wandte sich eben mit großer Intensivität der kritischen Sichtung des Quellenmaterials selbst zu.

Man hat dieses Stehenbleiben bei den oft sehr minutiösen detaillirten Einzeluntersuchungen oft der historischen Wissenschaft zum schwerwiegenden Vorwurf gemacht, aber doch war es an sich eine sehr erklärliche Erscheinung und hat in seiner weiteren Entwicklung schon zur Aufhellung mancher groben und verhängnißvollen Irrthümer geführt. Freilich ist auch durch diese kritische Thätigkeit manche schöne bisher für historisch wahr gehaltene Erzählung in das Reich der Fabel verwiesen worden. Tells große Gestalt kann nunmehr als ein Gegenstand der Sage betrachtet werden. Die Erforschung der Wahrheit aber ist oberstes und einziges Princip der Wissenschaft, sie mußte auch hier zum Leitstern in der dunkeln Dämmerung der Untersuchung gelten.

Nur hie und da erschien wieder ein zusammenfassender Genius, der es vermochte neben den Einzelforschungen sich zu allgemeineren Anschauungen und zu einer Darstellung größerer Zeiträume oder der Geschichte eines ganzen Volkes zu erheben. Wir nennen hier vor Allem Niebuhrs trefflichen Nachfolger Mommsen und Rankes große Schüler oder Nachfolger, Heinrich von Sybel, Wilhelm von Giesebrecht, Waitz u. A.

Im Großen und Ganzen aber bildet auch heute noch, namentlich nachdem durch die Eröffnung der Archive die unerschöpflichen Schätze der Kunde über die neuere Geschichte dem forschenden Blicke erschlossen waren, die Einzelforschung die Regel. Wahr ist es, daß dadurch dem größeren Publicum die Möglichkeit geraubt wird, den Resultaten der Wissenschaft in ihren Einzelheiten zu folgen. Aber einen so herben Vorwurf, wie u. A. Th. Buckle gethan, können wir unserer Wissenschaft doch hieraus nicht machen. Die Einzelforschung wie die Methode, nach welcher die Resultate gewonnen werden, können und werden dem Laien kaum je verständlich sein; sollen sie aber darum aufgegeben werden? Welcher verständige Mensch wird dem Gründer eines gewaltigen und schönen Bauwerkes einen Vorwurf daraus machen, daß er zur Sammlung passender Bausteine Jahre, vielleicht Jahrzehnte gebraucht hat? Und kann man von dem Historiker verlangen, daß er gleich das Bauwerk selbst dem Publicum präsentire, ohne vorher untersucht zu haben, ob die Bausteine auch das Bauwerk tragen werden? Wie viele Irrthümer sind nicht eben dadurch in unsere historische Anschauung hineingekommen, daß man seine Kunde der Vorzeit den ersten, besten Quellen entnahm, ohne vorher geprüft zu haben, ob denselben Glaubwürdigkeit beiwohne?

Wenn die Naturwissenschaften im Gegensatz hierzu schon mehr zu abschließenden Resultaten gekommen, ja zum Theil schon über die einfachen empirischen Untersuchungen hinausgegangen sind, so liegt das an der Verschiedenheit der Objecte der beiden wissenschaftlichen Systeme. Dem Naturforscher sind einfache Objecte der Betrachtung gegeben, deren Werden und Vergehen sich stets in denselben Phasen wiederholt. Wo aber ist dies

trotz allem Wechsel ewig Gleiche in der Geschichte der Menschheit? Es kommt eben in ihr ein neues, proteusartig vielgestaltiges und einem fortwährenden Fortschritt zustrebendes Moment zur Geltung, das ist die Selbstbestimmung des Menschen. Die Naturwissenschaften steigen von dem Individuen zu Species und Arten auf, die Historie hat es mit Individuen zu thun, die sich selbst bestimmen. Indem sie so zu einer Art Psychologie der Menschheit wird, kann jedes einzelne historische Factum Bedeutung für die Gegenwart und für das Wesen historischer Entwickelung gewinnen.

Ob wir jemals das Ziel zu erkennen vermögen werden, welchem diese Entwickelung der Menschheit zustrebt, wer wollte so vermessen sein das zu behaupten? So viel aber steht fest, daß ein solcher Standpunkt, wenn überhaupt, nur dann zu erreichen ist, wenn alle einzelnen Phasen der Genesis unserer sittlichen und politischen Welt klar erforscht und unzweifelhaft dargethan sein werden. Und Niemand wird leugnen, daß die gegenwärtige quellenkritische Richtung diesem Ziele zustrebt. Indem immer mehr Quellen historischer Kunde dem Verständniß erschlossen und kritisch geprüft werden, gewinnt unsere historische Erkenntniß eine ganz andere, auf festeren Grundlagen beruhende Gestalt, als sie noch im vorigen Jahrhundert gehabt hat. Nur darf neben dieser vorbereitenden und einleitenden Thätigkeit der Endzweck unserer Wissenschaft nicht vergessen werden. Und nicht zu leugnen ist, daß einige moderne Forscher dieser Gefahr erlegen sind.

Was aber, so müssen wir fragen, ist die wahre Aufgabe, das Ziel der Geschichtsforschung? Es kann und darf von dem der übrigen Wissenschaften nicht verschieden sein. Im letzten Grunde erstrebt jede Wissenschaft eine auf vernunftgemäße Gründe gestützte Erkenntniß der uns umgebenden Welt. Indem wir diese gewinnen, werden wir auch fähig in die Gegenwart selbstthätig einzugreifen. Und wie die Naturwissenschaft die natürliche Welt aus den Gesetzen, denen sie unterworfen ist, zu erkennen und dadurch den Zwecken des Menschen dienstbar zu machen bestrebt ist, so sucht die Geschichtswissenschaft die uns umgebende sittliche und politische Welt aus ihrer Genesis zu begreifen. Und indem sie zeigt, wie das historisch Gewordene sich auf den einmal gegebenen Grundlagen fortentwickelt hat, zeigt sie zugleich, daß alle Versuche, die sittlichen und politischen Anschauungen der Menschheit von dem Boden der Vergangenheit vollkommen loszulösen, vergeblich sind. Und hierdurch gewinnt die Geschichte eine eminent praktische Bedeutung für die Gegenwart: sie wird das, was sie immer hätte sein sollen, eine Schwester der Politik.

Jede gesunde Politik muß sich auf dem Boden der Geschichte bewegen: ebenso wenig, wie sie das Gegenwärtige oder gar das Vergangene und Ueberlebte in seiner Starrheit erhalten darf, vielmehr auf eine gesunde und stetige Fortbildung desselben bedacht sein muß, ebenso wenig darf sie doch bei diesem Streben nach Fortschritt und neuen Grundlagen der sittlichen und politischen Welt der Entwickelung den historischen Boden, auf dem sie erwachsen, entziehen. Ebenso wenig aber darf sich — wir wagen das ketzerische Wort — die Historie der Erkenntniß verschließen, daß sie nur in so weit einen wahrhaften Werth hat, als sie im Zusammenhange mit der gegenwärtigen Welt bleibt und deren historische Grundlagen zu erkennen strebt. Und aus diesem Grunde ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß sich die moderne Geschichtsschreibung seit Niebuhrs, Rankes, Mommsens, Sybels und Waitz Auftreten immer mehr der culturellen Seite der menschheitlichen Entwickelung zugewandt hat. Historiker und Juristen haben sich seitdem mit großartiger Intensivität den mannichfachen Erscheinungen des geistigen und des Verfassungslebens der Völker zugewandt. Hatte man früher sein Hauptaugenmerk auf die mehr äußerlichen Erscheinungen des Völkerlebens, auf die feindlichen Berührungen der Völker unter einander, auf Kriege und diplomatische Verhandlungen gelegt, welche doch meist, so wichtig einzelne von ihnen für die Gestaltung der Staaten gewesen sein mögen, nur vorübergehende Aeußerungen des den Völkern innewohnenden Geistes sind und wenig und selten in ihren Folgen in die Gegenwart hineinragen, so wendet man sich jetzt mehr und mehr den bleibenden Schöpfungen des menschlichen Geistes zu. Die Geschichte wird statt einer Aufzählung einzelner Begebenheiten immer mehr das, was bedeutende Männer von jeher als ihr eigenstes Wesen erkannt haben, eine Geschichte des menschlichen Geistes.

Und wie der Naturforscher das Wesen der Elektricität nicht aus den zerstörenden Wirkungen des Blitzes allein zu erkennen suchen wird, so ist es ein entschiedener Irrthum, das Wirken der nationalen Geister nur nach den convulsivischen Zuckungen beurtheilen zu wollen, welche sie in äußeren oder inneren Kriegen erlitten haben. Man vergleiche einmal eines jener dicken Compendien der „Staatengeschichte", das „Reichstheatrum" u. a., aus denen frühere Jahrhunderte ihre historische Kunde zu schöpfen pflegten, mit Rankes klassischen Werken, mit Mommsens römischer Geschichte, mit Giesebrechts deutscher Kaisergeschichte oder auch mit neueren englischen Werken, als mit Macaulay, Stubbs, Lecky oder Buckle, und man wird den Unterschied, ja den Gegensatz unschwer empfinden. Diese neue Richtung historischer Forschung ist eine der schönsten Errungenschaften der wissenschaftlichen Thätigkeit unseres Jahrhunderts. Daher kommt es auch, daß unsere neueren Historiker dem praktischen politischen Leben nicht mehr so fern stehen, als das früher wohl der Fall war. Unter unsern thätigen und bedeutenden Parlamentariern findet sich eine nicht unbedeutende Reihe von Historikern, die auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft nicht weniger Tüchtiges geleistet haben, als in dem öffentlichen Leben. Und auf der andern Seite empfinden auch die Politiker von Fach immer mehr das Bedürfniß, sich mit der Geschichte ihres Volkes vertraut zu machen, und auch die Diplomaten haben dieser allgemeinen, kritisch-historischen Richtung unseres Zeitalters nachgegeben. Die Geschichte des eigenen Volkes bildet jetzt in den meisten Staaten einen hervorragenden Gegenstand des Unterrichts für angehende Diplomaten.

Dies alles sind Verdienste der ungeheuren Arbeitskraft, welche jetzt auf historische Studien verwandt wird und welche bereits in einem so hohen Grade angewachsen ist, daß es selbst dem Fachmann schwer wird, sich in der Fülle von literarischen Erscheinungen zu orientiren und über das massenhafte neu publicirte Quellenmaterial auf dem Laufenden zu erhalten.*)

In neuerer Zeit sind reiche Studien bekanntlich auch in der liberalsten Weise von den Regierungen selbst unterstützt worden, während es früher allgemein in deren Kreisen als Dogma galt, die Erzeugnisse der historischen Entwickelung möglichst verborgen zu halten.

Bekannt sind die vortrefflichen Publicationen von Urkunden, Siegeln u. a., welche die französische Regierung veranlaßt hat. In neuerer Zeit hat vor Allem die preußische Regierung Sorgfalt auf diese Dinge verwandt; die sehr umfangreich angelegten, aus staatlichen Fonds unterstützten Publicationen aus den Staatsarchiven haben der Forschung eine neue, musterhaft edirte und authentische Grundlage verschafft.

Daneben nehmen auch die Arbeiten der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde raschen Fortgang. Die Sammlung mittelalterlicher Geschichtschreiber allein umfaßt bereits fast 30 Bände; daneben werden Urkunden, Gesetze, Alterthümer und dergleichen publicirt, so daß das historische Material für die Geschichte des deutschen Mittelalters, wenigstens für die früheren Jahrhunderte, annähernd vollständig vorliegt.

*) In dieser Beziehung hat der von der Berliner historischen Gesellschaft herausgegebene „Jahresbericht der Geschichtswissenschaft" eine wesentliche Lücke ausgefüllt, indem er, von eingehenden Recensionen oder Widerlegungen absehend, eine umfassende Uebersicht über alles Neue und Originelle, was in einem Jahre auf allen Gebieten der Geschichte publicirt worden ist, gibt und so einen klaren Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung ermöglicht. Das Werk, dem im Interesse unserer Wissenschaft dringend ein recht günstiger Fortgang zu wünschen ist, wird sehr bald ein für jeden Historiker von Fach unentbehrliches Hülfsmittel sein.

Und wenn dann diese bienenartig fleißige Sammlerthätigkeit zu einem gewissen Abschluß gelangt sein wird, dann erst wird die historische Wissenschaft sich wieder mit voller Kraft universalhistorischen Arbeiten zuwenden können, die doch stets das Endziel aller einzelnen Untersuchungen bleiben müssen. Dann erst wird es möglich sein, die Resultate der Wissenschaft lebendiger und umfassender in das Bewußtsein des Volkes einzuführen. Wir befinden uns eben noch in dem Stadium der intensiven Forschung, der die extensive und größere Zeiträume umfassende erst folgen kann.

So viel zur Rechtfertigung der Geschichtschreibung gegen den so oft gegen sie erhobenen Vorwurf, daß sie bei der Art ihrer Darstellung zu sehr nur auf Fachmänner Rücksicht nehme, das größere gebildete Publicum aber unberücksichtigt lasse. Eine gewisse Berechtigung — das muß anerkannt werden — liegt diesem Vorwurf zu Grunde. Denn es gibt eben auch Specialuntersuchungen, deren Resultate für das größere Publicum von hohem Interesse sind: und bei diesen wäre es allerdings Pflicht des Geschichtschreibers, Darstellung und Untersuchung von einander zu trennen und der ersteren eine Form zu geben, welche sie für jeden gebildeten Leser verständlich macht. Als bisher unerreichtes Muster auch in dieser Beziehung kann wiederum Leopold von Ranke gelten, der bei aller Tiefe der Gedanken, bei aller Genauigkeit der Untersuchung, doch auch als klassischer Schriftsteller angesehen werden darf, dessen Werke von jedem denkenden Menschen verstanden werden können. Und daher kommt es auch, daß gerade die Forscher auf dem Gebiete der neueren Geschichte im Allgemeinen seltener in jenen Fehler eines für den Laien unlesbaren Stiles verfallen, als die Geschichtschreiber der alten und mittleren Geschichte. Und daß die fast sprichwörtlich gewordene pecuniäre Erfolglosigkeit „gelehrter" Arbeiten doch zum Theil auch an den Autoren selbst liegt, beweist am besten die Thatsache, daß in populärem Stile (im guten Sinne des Wortes) geschriebene historische Bücher immer noch einen für deutsche Verhältnisse bedeutenden Absatz im Publicum finden. Mit welcher Freude, welch sinnigem Verständniß sind nicht die vortrefflichen Arbeiten eines Felix Dahn und Gustav Freytag von dem gebildeten Publicum entgegengenommen worden. Der, wenn auch poetisch ausgeschmückte, so doch auf einer gründlichen Kenntniß der gleichzeitigen Quellen beruhende Ekkehard Victor Scheffels ist gleich den Erzeugnissen unserer rein poetischen Literatur Gemeingut des gebildeten Publicums in Deutschland geworden. Wissenschaftliche Tiefe und eine fesselnde und schöne Darstellung sind eben keineswegs, wie man früher so oft behauptet hat, Begriffe, die einander ausschließen. Man kann gelehrt sein, ohne darum schwülstig und ungenießbar zu sein. Daß diese Einsicht auch in den Kreisen der Fachmänner immer mehr zur Geltung kommt, ist eine Thatsache, welche das gebildete Publicum nur mit wahrer Freude begrüßen kann.

Georg Winter.

Franz Liszt.*)

Eines berühmten Mannes treue Biographie zu schreiben, während er noch auf Erden wandelt und wirkt, dünkt mir ein schwereres Unternehmen, als dessen Porträt nach seinem Tode zu malen, ohne daß vorher ein Bildniß von ihm existirte. Hat der Maler den Verstorbenen gekannt, so kann er sich die Züge in das Gedächtniß zurückrufen und mit Zuratheziehen Anderer sie ziemlich treu, besonders ihren eigenthümlichen Ausdruck so genau wiedergeben, daß zum wenigsten ein charakteristisches Bild zu Stande kommt, dem auch Aehnlichkeit mit dem Originale nicht ganz abgesprochen werden darf; es erweckt des Beschauers Antheil, auch wenn er weiß, daß er viel mehr ein charakteristisches sieht, denn ein ähnliches. Vergleicht man die Bildnisse und Büsten Beethovens, welche als die besten gelten, mit jenen, welche, bei besonderen Gelegenheiten während seines Lebens „nach der Natur" angefertigt, entschieden als die ähnlichsten anerkannt sind, so wird man sich dahin entscheiden, daß nicht die letztern den Vorzug verdienen, daß vielmehr die zuerst genannten, wenn auch nicht jede Falte des Gesichts, doch die Züge im Ganzen und Großen, dabei den geistigen Beethoven vor uns bringen, wie ihn die Zeitgenossen beschrieben haben. Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß selbst in der Photographie, bei welcher das Licht allein das Bild schafft, unendlich viel davon abhängt, welche Stellung der Photograph den Abzubildenden nehmen läßt, wie er dessen Züge mehr oder weniger in die Helle bringt, ob er die Voll- oder Seitenansicht wählt! Ein Blick auf die Aushängekästen der Photographen lehrt am besten den Unterschied erkennen zwischen dem auf eine geistige Wirkung des Bildes Bedachten und dem, der nur die wohlfeil bezahlte Aehnlichkeit verkauft; und gerade von diesen Bildern, deren Verfertiger unmittelbar gar nichts wirken kann, läßt sich der Schluß ziehen auf das Wirken des Malers, der Zug für Zug auf der Leinwand erzeugt!

Aber wenn dem Maler und dem Photographen der Lebende immer das unvergleichlich beste Muster für das Bild bietet, so befindet sich der Biograph im entgegengesetzten Verhältnisse. Je weiter er von dem entfernt ist, dessen Lebensbild er entwirft, um desto sicherer kann er hoffen, ein gelungenes, ähnliches, zu schaffen. Denn er hat nicht die schönste Stellung herauszusinden, um die einzelnen Züge in vortheilhaftestem Lichte erscheinen zu lassen, sondern er muß Zug für Zug so darstellen wie derselbe war, und das Licht der sorgfältigsten geschichtlichen Prüfung, der gereiften Erfahrung, der gründlichen psychologischen Erkenntniß darauf fallen lassen. Sobald er jedoch dem Lebenden nahe steht und ihn so zu sagen zum Bilde sitzen läßt, kann er nicht anders als dieses nach der Stellung malen, die der Abzubildende gewählt hat. Denn sich von Einem jede einzelne Thatsache aus dessen Leben mittheilen lassen, um sie hinterdrein in irgend welcher, dem Mittheiler nicht ganz günstigen Weise in der Lebensbeschreibung wiederzugeben, ist ein undenkbarer Fall.

Von diesem Standpunkte aus muß das Werk des Fräulein Ramann: „Franz Liszt als Künstler und Mensch" beurtheilt werden, dessen erster Band vorliegt. Es ist eine Biographie, geschrieben von einer begeistertsten Verehrerin Liszts, auf Grundlage von Daten, welche der Verehrte bereitwillig und ausführlich mitgetheilt hat; ein Lebensbild, bei welchem der Maler gewiß noch mehr als der Dargestellte auf das Eifrigste bemüht war, über die schönsten Züge das glänzendste Licht scheinen, alles Andere in den Hintergrund treten zu lassen. Solche Begeisterung ist erfreulich und gewissermaßen nothwendig bei einer Skizze. Aber wenn es gilt, eine Lebensgeschichte zu erzählen, so ist solche Akrisie gänzliches Verzichten auf jede selbstständige Beurtheilung. Das zur Schau getragene Bestreben, jedes Ereigniß nur zu Gunsten des Gefeierten auszulegen und, wo ein Schatten angebracht werden muß, ihn auf die andern Mitlebenden zu werfen, hat etwas Bedenkliches. Liszt ist eine so merkwürdige Erscheinung, sowohl durch seine künstlerische wie durch seine gesellschaftliche Bedeutung, daß man ihn ganz gut als ein menschliches Wesen mit Schwächen und Fehlern erscheinen lassen kann, ohne die Bewunderung des unbefangenen Lesers im mindesten zu schmälern; dieser wird im Gegentheil durch ein immerwährendes vergötterndes Preisen des Biographen eher stutzig gemacht, als durch ein zartes Hinweisen auf menschliche Irrthümer.

Liszts Biographie von Frl. Ramann beginnt mit einer Abhandlung über eine etwaige adelige Abstammung des großen Künstlers, die dahin ausgeht, daß alle Nachforschungen, ob dessen Vater in irgendwelcher verwandtschaftlichen Beziehung zu einer im 17. Jahrhundert völlig erloschenen adeligen Familie des Namens gestanden — ganz erfolglos geblieben sind. Diese Nachforschung und deren Zwecke sind jedem Kunstfreunde, wessen Standes immer, höchst gleichgültig. Hierfür gibt gerade die Glanzzeit Liszts den besten Beweis.

Thalberg — mein Lehrer — war allbekanntlich der Sohn

*) Franz Liszt als Künstler und Mensch von L. Ramann. Erster Band 1811—1840. — Essays und Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst von F. Liszt. In das Deutsche übertragen von L. Ramann.

des Fürsten Dietrichstein, in dessen Wiener Palaste er immer lebte; aber die stolzesten Aristokraten zauderten nicht einen Augenblick, dem Genius Liszts zu huldigen wie die bürgerlichen Musiker, obwohl die genealogische Schnurre noch gar nicht im Werden war. Es hieß damals, Thalbergs Abstammung habe ihm in der englischen Gesellschaft eine höhere Stellung gegeben — nichtsdestoweniger hat Joachim, der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, und der erst in den sechziger Jahren Christ geworden, in England eine Stellung erreicht, wie sie Thalberg nie gehabt, und kein musicirender „Herr von" sie je erlangen wird. Ich bin leider zu unabhängig, um auch nur liberal zu sein nach dem Parteibegriff, behaupte aber, daß der Stammbaum eines Künstlers nur dann Interesse gewährt, wenn er geistig bedeutende Vorfahren aufweist. Es ist nothwendig, das hier zu betonen, weil unsere sich freisinnig nennende Zeit gerade im Künstlerleben mehr Gewicht auf Nebensächliches legt, als einst die „vormärzliche", die „absolutistische", und weil selbst die liebenswürdige Biographin Liszts trotz der „ganz erfolglosen Nachforschungen" immer von der „adeligen Abstammung" spricht.

Die Eltern Franz Liszts waren treffliche Menschen, der Vater ein Kleinbeamteter des Fürsten Esterhazy, musikalisch beanlagt und gerne mitwirkend wo er konnte, die Mutter eine brave, innige, einfache Frau. Sie lebten in Raiding, einem ganz kleinen dem obengenannten großen Herrn gehörenden Orte; der Name deutet auf ganz deutschen Charakter der Bevölkerung. Es muß hier auch hervorgehoben werden, daß zu jener Zeit alle Bildung in Ungarn deutsch war. Die Verhandlungen im Reichstage wurden in lateinischer Sprache geführt, wie auch in den höheren Gerichten; in der Gesellschaft herrschte die deutschöstreichische. Erst in den vierziger Jahren trat die große Umwälzung ein, daß die ungarische Sprache zur einzig gesetzlichen im Parlamente und in Aemtern erklärt ward.

Franz Liszt, der, am 22. October 1811 geboren, einst die Welt mit seinem Ruhm erfüllen und der Hauptanreger einer totalen Umgestaltung der gesellschaftlichen Stellung der Künstler sein sollte, war das einzige Kind seiner Eltern. Schon frühzeitig gaben sich seine ungemeinen geistigen Anlagen kund, sowie auch jener Hang zur Schwärmerei, welcher später den Mann verleitete, bei Lebenskämpfen die Lösung unerrathbarer Räthsel in Proben mit schärfsten Gegensätzen zu suchen. Das unbeschreibliche Musiktalent des Knaben konnte nicht lange verborgen bleiben. Neun Jahre war er alt, als ein blinder Musiker, der bald darauf starb, ein ehemaliges nun aber herangewachsenes Wunderkind, ihn bat, in seinem Concerte in Oedenburg mitzuwirken. Der kleine Franz spielte ein Concert von Ries mit Orchester und eine „freie Phantasie", wie es damals in Concerten Mode war*), und erregte allgemeines Erstaunen. Der Vater ließ ihn ein eigenes Concert geben, führte ihn zum Fürsten Esterhazy, dann nach Preßburg, wo er in des Fürsten Palast ein Concert veranstaltete, und erreichte es, daß sechs Magnaten seinem Sohne auf sechs Jahre eine Unterstützung von jährlich sechshundert Gulden**) für seine künstlerische Ausbildung bewilligten. Er verließ nun die Beamtenstellung und zog mit seiner Frau und dem Sohne nach Wien.

Ueber Liszts Lehrjahre können wir mit Kürze berichten. Daß der geniale zehnjährige Knabe die sehr nothwendige und ihm zum höchsten Nutzen gereichende, streng geordnete Lehrweise Czernys nicht gern befolgte; daß er schon damals anfing, die spätere unerreichte Kunst des vom Blatte Lesens schwerster Partituren zu zeigen; daß er ein Liebling der Damenwelt und der Aristokratie war; in seinem ersten Concerte das Staunen der Fachleute und Musikfreunde erregte, in seinem zweiten — wie die Biographie erzählt — von Beethoven geküßt ward; daß er auf der Reise nach Paris überall großes Aufsehen hervorrief und endlich in der französischen Hauptstadt die enthusiastischeste Aufnahme fand, wird der Leser selbstverständlich finden. Als interessant ist hervorzuheben, daß er in das Pariser Conservatorium als Zögling nicht aufgenommen wurde, weil der Director Cherubini trotz der Empfehlung des Fürsten Metternich an dem Paragraphen festhielt, welcher jedem Ausländer die Pforten der Kunstschule verschloß; und daß die Mutter von Paris nach Oestreich zurückkehrte; diese beiden Ereignisse waren von tiefer Bedeutung für die Laufbahn des Knaben. Durch das erste war er gleich an die Oeffentlichkeit, deren Vor- und Nachtheile, gewiesen, während er als Schüler des Conservatoriums einige Zeit lang in Zurückgezogenheit leben mußte. Durch das zweite ward er der liebevollen, vielleicht verzärtelnden Obhut der Mutter entzogen und unter die strengere Aufsicht des Vaters gestellt, der allerdings vielleicht mehr auf die Entwickelung des geldbringenden Talentes, als auf die geistige Erziehung des Knaben sein Augenmerk richtete. In seinem zwölften Jahre componirte Liszt eine Oper „Don Sancho"; sie ward in der großen Oper aufgeführt, fand Beifall und auch mißliebige Beurtheiler; nach den Mittheilungen der Biographie ist kein Exemplar mehr vorhanden.

Was noch von anderen Compositionen aus der Knabenzeit erzählt wird, können wir übergehen; den Vergleich, welchen die Verfasserin zwischen diesen ersten Compositionen und denen — — Beethovens anstellt („Die Leistungen der Knaben Beethoven und Liszt") wird der Meister Franz selbst — nach unserer Ueberzeugung — nicht zu billigen finden.

Wir haben oben angedeutet, daß der Vater Liszts mit ihm allein geblieben war; an Mißverständnissen zwischen seiner auf unmittelbare Ziele gerichteten Natur und der poetisch tief schwärmerischen des Sohnes mag es nicht gefehlt haben, und so ist leicht erklärlich, daß der letztere schon in seinem fünfzehnten Jahre überreizten Stimmungen und Grübeleien verfiel und den Wunsch hegte, Priester zu werden, dem von der väterlichen Gewalt ein entscheidendes Veto entgegengesetzt ward. In Boulogne, wohin die Beiden auf dringendes Anrathen der Aerzte sich begaben, fand Franz Gesundheit und ruhigere Stimmung wieder; der Vater jedoch ward von einer gastrischen Krankheit ergriffen, die ihn, den Siebenundvierzigjährigen, nach wenigen Tagen dem Leben entriß. Der Sohn, von tiefstem Schmerze gebeugt, fühlte, daß er von nun an auf sich allein angewiesen war; er rief seine Mutter aus Wien nach Paris und nahm hier seinen Wohnsitz, um durch Unterrichtgeben seinen Unterhalt zu gewinnen. Daß er — wie die Biographie erzählt — in Boulogne seinen kostbaren Erard verkaufte, weil er Ausgaben, welche der plötzliche Tod des Vaters benöthigte, aus Eigenem bestreiten wollte, ohne irgend Jemandes Unterstützung anzugehen, zeugt von dem hochentwickelten Ehrgefühl des Jünglings, wie zugleich, daß seine glänzenden Erfolge doch nicht hinreichende Einnahmen für Ersparnisse gebracht hatten.

Siebenzehn Jahre war Liszt alt, als er die Laufbahn des Lehrers betrat. Treu und liebevoll stand ihm die Mutter zur Seite und er war ihr ein guter Sohn.

Ein siebenzehnjähriger genialer, leidenschaftlicher Musiker wird nicht lange Klavierlehrer sein, ohne sich zu verlieben; und daß der Gegenstand seiner Leidenschaft nur eine Dame von hohem (oder ganz niederem) Range sein kann, ist psychologisch unfehlbar — für das Bürgerliche, Regelmäßige, ist bei solchem Vorkommnisse im Seelenleben kein Platz. Liszt unterrichtete unter Anderen eine junge Gräfin St. Crig, die Tochter eines Ministers des Königs Karl X., engelschön und gut. Die Musik brachte die jungen Herzen einander nahe, und die Blüthen der ersten Liebe zum Sprießen. Der Mutter der jungen Dame blieben deren Empfindungen nicht verborgen, aber sie starb, und der Vater, dem nichts ferner lag als der Gedanke, daß ein siebenzehnjähriger Künstler seine Tochter heirathen wollte, ließ den Unterricht fortsetzen, bis ihm die Augen aufgingen und er mit großer Schonung dem jungen Lehrer die möglichen unangenehmen

*) Beethoven, der unerreichte Improvisator, nach ihm Hummel und Moscheles, hatten die „freie Phantasie" in Concerten über gegebene oder selbstgewählte Themata in die Mode gebracht. In den dreißiger Jahren verschwand der schöne künstlerische Brauch. Bocklet in Wien, in Deutschland Hiller waren dessen letzten Vertreter.

**) Sage 1200 Mark! Von den sechs Magnaten besaß keiner ein geringeres Einkommen als 50,000, zwei oder drei über 100,000 Mark!

Folgen einer weiteren Entwickelung vorstellte und den Unterricht enden ließ.

Da die Biographie selbst die Haltung des Grafen als vollkommen richtig und angemessen anerkennt, so war entschieden geboten, nur einige Worte über das weitere Schicksal der jungen Gräfin zu sagen, nicht aber noch weitläufig auseinanderzusetzen, wie sie, durch den Vater gezwungen, einem altadeligen Gutsbesitzer (der natürlich weder Herz noch Geist besitzen durfte) die Hand reichte, und wie sie kühl neben ihn durchs Leben wandelte. Meine Empfindungen fühlen sich durch solche Darlegungen aus dem Privatleben einer Dame verletzt. Mich dünkt, von dem Augenblicke an, als die junge Dame nicht mehr in Beziehungen zur geistigen Entwicklung des Künstlers stand, durfte die Biographie sich nicht mehr mit ihr beschäftigen. Leider treten im Verlaufe der Erzählung, besonders wo sie von der Gräfin d'Agoult handelt, noch mehr derartige Rücksichtslosigkeiten zu Tage. Liszt fühlte sich nach dieser Katastrophe wieder geneigt, Priester zu werden; nur die Thränen der Mutter hielten ihn zurück. Dann beschäftigte er sich viel mit der Salonliteratur und mit den Werken Chateaubriands. Doch ein Feuergeist wie der seinige konnte an dieser Kost nicht lange Nahrung finden. Die dramatische Muse Victor Hugos, welche damals die sonderbarsten Probleme auf die Bühne brachte, und mit „Marion Delorme" alle bisherigen Begriffe von Inhalt sowohl wie von Form des Dramas über den Haufen warf, übte auch auf den leidenschaftlichen Musiker eine unwiderstehliche Anziehungskraft; und — so erzählt die Biographie — er besuchte nunmehr das Theater ebenso häufig wie ehedem die Kirche.

(Fortsetzung folgt.) H. Ehrlich.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ernesto Rossi.

Es ist nun gerade sieben Jahre her, daß wir Ernesto Rossi zum letztenmal auf einer Berliner Bühne gesehen haben. Er trat damals unter ungünstigen Verhältnissen auf: in dem abgelegenen Victoriatheater, das spärlich besucht war und durch seine Oede die Zuschauer unbehaglich stimmte. Die Ausstattung war unbeschreiblich dürftig. Die Schauspieler, die Rossi damals begleiteten, konnten kaum mittelmäßige genannt werden. Rossi war der erste italienische Tragöde, der in Berlin überhaupt aufgetreten war; denn die Darsteller der tragischen Rollen, welche in der Gesellschaft der Adelina Ristori die Stichworte abgaben, verdienten diesen Namen nicht.

Diesmal sind für das Auftreten Rossis ungleich günstigere Bedingungen vorhanden gewesen. Die oberste Leitung unserer Hofbühnen hat dem fremden Künstler, dem eine an Ruhm und Gewinn reiche Campagne in der russischen Hauptstadt gesichert erschien, und der nun plötzlich durch das Attentat und die Landestrauer mit seiner aus Kairo übergesiedelten Gesellschaft in Petersburg rathlos dastand, in rühmlicher Gastlichkeit die Pforten unseres schönsten Theaters, des Opernhauses, geöffnet. In diesen glänzenden und geschmackvollen Räumen, vor einem dichtgedrängten, auserlesenen Publicum hat Rossi mit seiner Gesellschaft, die jetzt zum Theil vortreffliche Künstler zählt, und in der sich kein unwillkürlich komisch wirkendes Element befindet, seine Vorstellungen gegeben.

Bei seinem ersten Auftreten im Victoriatheater fehlte uns jeder Vergleichspunkt. Jetzt könnten wir ihn mit Tommaso Salvini, den wir inzwischen gesehen, können ihn mit Ernesto Rossi, wie wir ihn vor sieben Jahren kennen gelernt haben, vergleichen. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß ich von dieser Befähigung Gebrauch mache. Ein jeder Vergleich hat sein Mißliches, namentlich, wenn es sich um zwei Künstler handelt, deren jeder in seiner Weise das Bedeutendste leistet, die aber ihrer ganzen Individualität nach von Grund aus verschiedene sind. Mit den Schlagworten „Idealist" und „Realist" ist nicht viel geholfen. Salvini ist nicht in dem Sinne Idealist, daß er vor dem Schauerlichen und Grausigen zurückschreckt und dem Entsetzlichen und Widerwärtigen die Betheiligung an seiner Darstellung wehrt; und Rossi ist nicht in dem Sinne Realist, daß er das Grausige und Häßliche in unversöhnlicher Naturwahrheit zum Ausdruck bringt. Auch in dem Entsetzlichen waltet bei ihm die idealisirende Kunst ordnend und begütigend. Er ist nicht Realist in dem Sinne, daß er Alles in der einfachsten und natürlichsten Weise spricht. Er declamirt oft sehr stark, allerdings immer mit wunderbarer Schönheit, und da, wo das Pathos geboten ist, spricht er im edelsten Sinne pathetisch.

Ein Tragöde kann überhaupt im strengen Sinne des Wortes niemals ein Realist sein. Die gehobene Sprache, die ihm der Dichter in den Mund legt, die äußere Form seiner Rede: die Verse, — alles das verweist ihn vielmehr schon von vornherein auf eine höhere Stufe als die der platten Wirklichkeit. Worte, wie die, welche Shakespeare seinen Othello sagen läßt, als dieser nach der vermeintlichen Untreue Desdemonas Abschied nimmt von seinem Leben, von seiner Liebe und von seinem Ruhme, lassen sich eben nicht mit den Accenten einer Parlamentsrede von Ludwig Bamberger vortragen. Rossi declamirt diesen Abschied — ich möchte beinahe sagen: er singt ihn mit denselben allerdings conventionellen, aber darum nicht minder schönen und ergreifenden Tönen, wie sie auch seiner Zeit Salvini, den man ja vorzugsweise als Vertreter der idealisirenden Darstellungskunst zu bezeichnen pflegt, gebraucht hat.

Aber dem Vergleiche Rossis mit Salvini will ich ganz aus dem Wege gehen. Eher dürfte es gestattet sein, den Darsteller von heute mit dem vor sieben Jahren zu vergleichen, um so mehr, als dieser Vergleich durchaus zu Gunsten des Künstlers von heute ausfällt.

Rossi hat sich den Vollbesitz seiner physischen Mittel erhalten. Die kräftige und untersetzte Figur ist nicht corpulenter geworden, die Glieder haben sich die Geschmeidigkeit und Rundung in den Bewegungen bewahrt, das Organ hat von seinem Wohllaute, seiner Kraft und seiner schönen Klangfarbe nichts eingebüßt.

Die Darstellung des Othello selbst schien mir noch ausgeglichener und vollkommener als die frühere. Diejenigen starken Wirkungen, welche die grell aufgetragenen Einzelheiten von ehedem hervorgebracht hatten, sind nun, der gemilderten Darstellung entsprechend, freilich geringere geworden; aber die ganze Leistung hat an künstlerischer Abrundung und harmonischer Schönheit wesentlich gewonnen.

Die Scenen, die ich hierbei im Auge habe, sind namentlich folgende: Zunächst die erste Begegnung Othellos mit Desdemona auf Cypern nach der Trennung. Zwar ist Rossis Othello in diesem Auftritt auch heute noch der heißblütige Mohr, der von Sinnenlust berauschte Halbwilde, in dem das Thierische beim Anblick der Gattin sich zuerst regt; aber früher war's doch noch ganz anders! Da stürzte Othello wie ein brünstiges Raubthier auf sein Weib — man könnte hier schreiben: auf sein Weibchen; er schlug ihr die Rechte, die er wie eine mit Krallen bewaffnete Tatze gekrümmt hatte, in den Nacken und zerrte Desdemona, indem er das Wort „andiamo!" röchelnd hervorstieß, bei Seite. Damals durfte ich in meiner Besprechung sagen, daß ich in keinem französischen Demimondestücke der schlimmsten Art etwas gesehen hätte, was an Anstößigkeit dieser Scene an die Seite zu stellen wäre. Jetzt hat Rossi der Darstellung viel weniger schreiende Farben gegeben; er hat zum Vortheil des Ganzen auf die spontane gewaltige Wirkung dieser kecken Einzelheit Verzicht geleistet.

Ebenso hat er in der großen Scene mit Jago den Effect künstlerisch abgedämpft; namentlich in dem Augenblicke, da ihn die sinnlose Wuth überkommt, da er seinen Fähnrich zu Boden wirft und diesen bei dem Gedanken, daß Jago Desdemona etwa verleumdet und ihn grundlos gefoltert habe, zu erwürgen droht. Diese äußerste Wuth hatte früher beinahe etwas Burleskes. Nur die vollkommene künstlerische Sicherheit Rossis war im Stande, die Gefahr einer unerwünschten komischen Wirkung zu beschwören. Jetzt ist diese Gefahr schon durch die Darstellung

selbst ausgeschlossen. Rossi geht zwar auch jetzt noch in dem Ausbruch elementarer Leidenschaftlichkeit in dieser Scene so weit, wie es künstlerisch überhaupt möglich erscheint; und wenn wir die frühere Darstellung nicht kennten, so würden wir glauben, daß er die äußerste Grenze des künstlerisch Möglichen erreicht hat; aber er hält sich eben doch, wie wir nun wissen, von diesem Aeußersten weise zurück.

Die Wirkung ist übrigens darum eine auch jetzt nicht minder große. Es stockt einem der Athem, wenn man sieht, wie dieser Othello seinen Fähnrich packt und zu Boden schleudert, wie er auf ihn niederkniet, seinen Kopf an den Jagos drückt und mit seinen Fäusten wie mit eisernen Klammern Jagos Genick umspannt. Läßt er den Unglücklichen endlich los, so hat er nicht — wie Salvini — ein Gefühl der Beschämung darüber, daß er sich an dem Wurm vergriffen hat; er kümmert sich einfach nicht mehr um ihn. Es ist eine Rohheit mehr in dem Leben dieses herzensguten, edeln, aber durch seine physischen Kräfte zu Excessen leicht getriebenen Mohren, und auf eine mehr oder minder kommt's ihm nicht an. Er hat nur den einen Gedanken: Desdemona hintergeht ihn. Jago ist für ihn gar keine Persönlichkeit. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist auf Desdemona allein gerichtet. Erst als diese unter seinen Händen verendet ist, erst als er erfährt, daß er sie schuldlos, auf die niederträchtige Verdächtigung des Buben hin gemordet hat, — erst da erwacht in ihm der Gedanke daran, daß noch ein Anderer da ist, eben jener Bube, und da beschäftigt er sich denn auch mit Jago!

Auch diese Scene ist in der Darstellung nun gemildert. Sie ist übrigens auch jetzt noch grausig genug und hat an Großartigkeit sogar gewonnen. Er umschleicht Jago in großen Kreisen, in gebückter Haltung, mit gezücktem rundem Säbel. Der Elende hat seinen General schon im Kampfe gegen Feinde gesehen und weiß, was ihm bevorsteht. Er weiß, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken ist. Er krümmt sich vor Entsetzen zusammen und schließt die Augen, als ob er dadurch seinem Verhängniß entrinnen könne. Und Othello kommt näher an ihn heran, die Kreise werden enger, und mit fest zusammengekniffenen Lippen treibt er den Athem aus den weit geöffneten Nüstern — man verzeihe diesen Ausdruck, der hier berechtigt ist; und man vernimmt das Schnaufen bestialischer Befriedigung über die Rache, die sich nun vollzieht — blitzartig sieht man den krummen Säbel durch die Luft sausen — und Jagos letztes Stündlein hat geschlagen.

Nur in einer Scene hat Rossi seine frühere grausige Darstellung nicht nur nicht abgeschwächt, sondern die starken Effecte von ehedem wo möglich noch überboten: in der Scene der Ermordung Desdemonas. Etwas Aufregenderes und Schrecklicheres ist im Theater wohl kaum jemals gesehen worden.

In das geräumige und hohe Gemach, das fast ganz leer steht und schon an sich einen höchst unbehaglichen Eindruck macht, tritt der Mohr. Die farbigen Gewänder, wie sie der Orientale liebt, und in denen er bisher vor uns aufgetreten ist, hat er mit einem schlichten dunkelfarbigen Schlafrock vertauscht. Der sonst so gelenke Mensch ist unbehülflich geworden und scheint nur mit Mühe den schweren Schritt zu dämpfen. Er stellt das Licht auf den kleinen Tisch, wendet sich nach hinten und schlägt die Vorhänge des Alkovens zurück. Dort ruht Desdemona, von dem rosigen Lichte einer Ampel übergossen. Er tritt hinter das Lager. Er betrachtet das schöne Weib mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, des Hasses und der Liebe zugleich. Er spricht von hier aus, also ganz vom Hintergrunde der Bühne, den gewaltigen Monolog: „Die Sache will's." Diese Declamation gehört zu dem Schönsten, was Rossi uns geboten hat. Wie dieser Koloß durch den ungeheuren Schmerz mürbe gemacht, wie dieser Mann von Stahl weich wird, das hat etwas unsagbar Ergreifendes. Ganz wunderbar veranschaulicht der große Künstler die beiden ganz verschiedenartigen Gemüthsregungen: des Jammers, der sein Herz erfüllt, und der wilden Sinnenlust, die durch den Anblick der weiblichen Schönheit in ihm wieder entfacht wird. Der Kuß, den er auf Desdemonas Stirn drückt, ist kein keuscher Kuß des Abschieds, es ist der Kuß der sinnlichen Begierde, die sich wieder in ihm regt, und die fast stärker zu werden droht, als sein Verlangen nach Rache, nach Gerechtigkeit. Er ist von Desdemonas Reiz noch ganz umstrickt, als diese erwacht, und erst allmählich, in dem schauerlichen Zwiegespräch, das nun folgt, weicht die Sinnlichkeit von ihm, und die Rache gewinnt die Oberhand.

Was nun geschieht, ist unbeschreiblich. Wie er Desdemona beim Schopfe packt, hin- und herzerrt, halb vom Lager heruntergeschleift, den Kopf nach unten drückt, wie er ihre Haare zerzaust und mit seinen muskulösen Armen das gebrechliche Weib bald an sich zieht, bald von sich stößt, wie nun die besinnungslose Wuth dazu kommt, die entfesselte Bestialität losbricht — das muß man von Rossi und seiner ausgezeichneten Partnerin Signora Cesarine Ruta gesehen haben! Es spottet einer jeden Schilderung. Dieser Othello tödtet Desdemona die ganze Scene hindurch, und das Kissen, mit dem er sie schließlich erstickt, vollendet nur das schon zum großen Theil Vollbrachte. Es ist ein so grausiges Schauspiel, daß selbst ein nervenstarker Mensch sich entsetzt von dem Schauplatze abwendet; aber es muß zugegeben werden, daß das Grausige künstlerisch schöner nicht dargestellt werden kann. Die zusammenfallenden Vorhänge verhüllen uns endlich den Mörder und sein Opfer; man sieht an dem Schwanken der Gardinen, daß der Kampf noch nicht beendet ist; man hört noch leises Stöhnen. Dann Röcheln. Dann nichts mehr. Dann wird die Gardine auseinandergeschlagen. Othello geht schnellen Schrittes nach vorn und bleibt da stumm stehen. Ein furchtbarer Anblick! Das Gesicht ist entstellt, die Augen scheinen aneinandergerückt zu sein, der Mund ist ins Breite gezerrt, dicker Schweiß steht auf der Stirn — das ist kein Mensch mehr, das ist ein wildes Thier. Und es keucht und schnauft — es hat eine schwere Arbeit gethan.

Es läßt sich darüber streiten, ob es die Aufgabe der Schauspielkunst sein kann, das Grauenvolle in so markerschütternder Weise darzustellen; aber es läßt sich nicht darüber streiten, daß das Grauenvolle künstlerisch großartiger nicht dargestellt werden kann, als es in dieser Scene von Rossi geschieht. Bei einem Künstler wie diesem tritt der Kritiker in den Hintergrund, um dem schildernden Berichterstatter den Platz einzuräumen.

Als Hamlet hat Ernesto Rossi viel weniger Gelegenheit, das, was wir nach seinem Othello als seine eigenste künstlerische Art betrachten dürfen, zur Geltung zu bringen. Nur in der einen Scene, in der Scene mit seiner Mutter, tritt uns derselbe Künstler von leidenschaftlichstem Temperament entgegen, — derselbe, der unsre Bewunderung als „Othello" erregt hat, — und diese Scene spielt er auch meisterhaft. Auch hier veranschaulicht er in gewaltiger Weise die widersprechenden Gefühle, die ihn durchtoben: die Rachgier, die ihn vorwärts treibt, die kindliche Pietät, die ihn zurückhält; die glühende Liebe für seinen Vater, die Achtung, die er seiner Mutter auf alle Fälle schuldet. Aber wir haben Gelegenheit, ihn von einer neuen Seite kennen zu lernen, und in dieser ist er nicht minder bedeutend. Die großen Monologe spricht er im besten Sinne des Worts geistreich. Seitdem das Wort „denkender Künstler" nur dazu dient, um Stümper und schauspielerische Abc-Schützen in euphemistischer Weise zu charakterisiren, nimmt man Anstand, dasselbe da noch zu gebrauchen, wo es wirklich angebracht wäre. Rossi ist der Mann dazu, um das in Verruf gerathene Wort wieder zu Ehren zu bringen. Er spielt den Hamlet wirklich wie ein denkender Künstler, nicht wie ein grübelnder, der in sogenannten „Nuancen" arbeitet und überall seine Männchen und Mätzchen anbringt, um vor dem Publicum zu verbergen, daß es ihm am Rechten und Ganzen fehlt. Die berühmten Stellen, wie: „Schlafen — vielleicht auch träumen!" „Worte, Worte, nichts als Worte!" „Geh' in ein Kloster, Ophelia!" ꝛc. haben wir einfacher und wahrer, haben wir mit einem Worte richtiger von keinem Hamlet gehört. Zu einer ganz ungewöhnlichen Wirkung bringt Rossi die Schlußworte des zweiten Actes:

„... Das Schauspiel sei die Schlinge,
In die den König sein Gewissen bringe."

Er legt einen ganz merkwürdig energischen, leidenschaftlichen Accent hinein, ein Jubeln der Zuversicht über den Sieg, den seine Rache erringen muß, einen Ton, der wunderbar ergreift.

Mag es bei dieser Skizzirung des Rossi'schen Spiels sein Bewenden haben. Es soll hier eben nur eine Skizze gegeben sein. Denn wollte ich das Bild ausführen, so würde ich mehr Raum beanspruchen müssen, als mir gegönnt ist. Bei Rossi fordert Alles unsre Aufmerksamkeit heraus, und Alles dürfte eine Schilderung erheischen: wie er steht, wie er geht, die Bewegungen seiner Arme, die Bewegungen seiner Hände, sein lebhaftes Minenspiel — mit einem Worte: Alles! Aber das Wesentliche ist eben die harmonische Vereinigung aller der Eigenschaften, die Rossi besitzt. Er ist ein großer Künstler.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Osterferien haben diesmal weder den Abgeordneten, die nach Hause gereist sind, noch anderen Leuten, die sich hier am Orte mit politischen Dingen beschäftigen, eine sonderliche Ruhe in Aussicht gestellt. Die Reichstagsmitglieder wußten, daß ihrer nach der Rückkehr noch eine schwere Arbeit wartete, und sie sich angesichts der bevorstehenden Wahlen auf heftige Angriffe seitens der betheiligten Presse gefaßt machen mußten. Etwaige Zwiegespräche mit den Wählern konnten sie über die herrschende Stimmung schwerlich aufklären. Die große Masse weiß selten vorher, was sie eigentlich will und wird oft, wenn der Kampf beginnt, von augenblicklichen, im Voraus schwer zu berechnenden Impulsen hingerissen. Die Zustände sind bei uns so verworren wie möglich, und es ist ein leidiger Trost, daß es anderen Nationen nicht besser geht. Die Franzosen zanken sich darüber, ob bei den Wahlen, wie bisher, die Einzelstimmen oder nach der von Gambetta empfohlenen Methode die von den Centren und den Clubs für die Departementslisten ausgegebenen Tagesparolen und Befehle den Ausschlag geben sollen. Dann haben sie ihre Sorgen wegen Tunis, wo die Italiener einmal wieder ein gutes Stück Riemen aus fremdem Leder schneiden wollten, dabei ergriffen wurden und vor Aerger darüber eine Ministerkrisis in Scene setzten, die sich um so wunderlicher ausnahm, als alle Welt wußte, daß sie das Fell des tunesischen Bären unter sich zu vertheilen anfingen, bevor sie ihn hatten. Die französischen Spionenriecher von Profession haben natürlich auch diesmal wieder herausgespürt, daß Deutschland, wenn nicht gerade seine Hand im Spiele, aber doch seine Wünsche habe, die, wie sich die Kannegießer bei ihrem Glas Absynth mit klugem Augenzwinkern enthüllten, auf irgend eine auswärtige Beschäftigung Frankreichs, recht weit weg und am liebsten bei den Antipoden, gerichtet wären. Herr Blowitz in der Times wußte noch viel mehr. Ihm hatte der Reichskanzler während des Berliner Congresses im tiefsten Geheimniß vertraut, daß er sich gar nicht darum scheere, ob Sultan oder Czar in Stambul wirthschafte. England könne seinetwegen dafür Egypten einstecken und Frankreich Tunis. Was wohl die Türken dazu sagen mögen, deren Herrscher wirklich neuerdings an hohe Personen in Berlin häufig Privatbriefe richten soll, und zwar nicht nur über Musikmärsche oder ähnliche harmlose Themata, sondern gelegentlich auch mit der Bitte um Rath und Hülfe. Herr Blowitz aber bildet sich offenbar viel darauf ein, daß er der Primeur solcher Scherze, wie er sie in seiner großen Mappe vom Kaiserhof mit nach Paris genommen hat, würdig befunden wurde. Die Franzosen übrigens haben gar nichts dagegen, daß sie in Afrika Arbeit bekommen und ihr etwas verblaßtes Prestige dadurch wieder auffrischen können. Mit einem Revancheversuch in der Nähe war es ohnehin wieder nichts, seit der neue Kaiser von Rußland, wie seine Getreuen wenigstens versichern, die solide deutsche Freundschaft einem auswärtigen Abenteuer in zweifelhafter Gesellschaft vorgezogen hat. So sollte die Osterwoche unseren westlichen Nachbarn die Aussicht einer Kriegsepisode verschaffen, für welche sie äußerlich wenigstens gar nicht vorbereitet waren. Auch den Engländern brachte das Frühjahr mancherlei neue Verlegenheiten und trübe Momente. Da mußten sie Herrn Most zu Leibe gehen, einem jener Ehrenmänner, die der Civilisation und der liberalen Wohlfahrt schlimmere Wunden schlagen, als eine ganze Schaar von Dunkelmännern und Reactionären zu thun vermöchte. Dann trauerte ganz London um die abnehmenden Kräfte Lord Beaconsfields. Die Zeitungen schrieben im Voraus Nekrologe, und selbst radicale Blätter feierten den Mann, der zwar eifrige politische Gegner, aber, wie sich zeigte, niemals einen persönlichen Feind hatte. Man erinnerte sich, wie er die widerhaarigen Tories zu freisinnigen Reformen bekehrt habe, daß sie gar nicht wußten, wie ihnen geschah und den oft als rauhen Kriegshelden verkleideten Esau segneten, auch wenn ihnen die Stimme wie die des semitischen Jakob zu tönen schien. Beaconsfield hatte nicht umsonst Romane geschrieben, und er gewann das kaufmännische Interesse des Inselvolkes heute für ein weitschichtiges Geschäft in Suezkanalactien, morgen für das Erscheinen indischer Truppen auf Malta, ein anderesmal wieder für eine englisch-türkische Convention wegen Cyperns, die einer Fortsetzung seines Tancred glich und zu den interessantesten Ueberraschungen der Berliner Congreßwochen gehörte. Gladstone trat später die Erbschaft seines Vorgängers durch eine glückliche, geschickt präparirte Wahlüberrumpelung an und öffnete mehr als eine versiegelte Instruction, die der scheidende Disraeli dem Staatsschiff mit auf den Weg gegeben. Gladstone hatte freilich die Emancipation der Balkanvölker schon längst in sein Programm aufgenommen und konnte sich darum auch der Ausführung des Berliner Friedens, der sie verwirklichte, nicht entziehen. Vielleicht wußte aber Gladstone kaum, so wenig wie das deutsche Publicum, daß der Gedanke jener Befreiung der bisherigen Unterthanen oder Vasallen des Sultans, der Rußland gegen dessen Rechnung das Concept gründlich verderben sollte, in den Briefen und Memoiren eines deutschen Diplomaten, nämlich des früheren preußischen Gesandten in London, von Bunsen, zuerst seinen Ausdruck gefunden hat. Diese Autorschaft ist sicherlich in Bucharest ebenso unbekannt, wie in Belgrad, Sofia oder Cettinje, und sie möge daher an dieser Stelle für Jeden, den es angeht, verzeichnet sein.

* * *

Auf Nizzas „lichtumflossenem Palmenufer" hat Georg Ebers sein Idyll „Eine Frage" geschaffen: all der Zauber, welcher über dem Lande der Myrthe und Citrone schwebt, hat sich auf diese Dichtung ergossen, und wer noch schwanken sollte, ob Ebers zu den echten, frei und genial schaffenden Dichtern zu rechnen sei — hier diese kleine Dichtung vernichtet allen Zweifel. Auch sie führt uns, durch ein Gemälde Tademas veranlaßt, ins Alterthum, diesmal an des südlichen Italiens sonniges Gestade. In sechs Bildern, von denen jedes ein Juwel für sich ist und die doch wiederum unter einander im festesten Gefüge verbunden sind, wird die Geschichte eines liebenden Mädchens erzählt. Bittres Leid ist Xanthe beschieden, denn Alles scheint sich zu vereinigen, um ihr den geliebten Phaon zu entreißen. Wohl liebt sie innigst der Vater, aber nicht er, sondern die alte Schaffnerin herrscht im Hause und diese hat einen andern Jüngling, Leonax, für das Mädchen gewählt. Nun taucht gar das Gerücht auf, Phaon sei unwürdig der Liebe; der kranke und schwache Vater sehnt sich nach einem Sohne, welcher das Hauswesen stütze; Leonax selbst, in dessen Lobe Alle übereinstimmen, kommt und will um das Mädchen werben; sie ist nahe daran, sich für diesen zu entscheiden — da trifft sie den Geliebten selbst auf einer Marmorbank am Meere, er richtet die verhängnißvolle Frage an sie, welchen sie wählen wolle, sie erkennt, daß nur der Schein gegen ihn gesprochen, daß er im Gegentheil der beste Mensch sei, und jetzt ist allem Leide ein Ende gemacht. Nicht genug gerühmt werden kann die Kunst, mit welcher Ebers uns bis zum Ende in Spannung zu erhalten versteht; ein Jüngling wie Phaon kann Xanthes nicht unwürdig sein, wir nehmen Theil an dem Schmerze des Mädchens, der durch all die süßen Erinnerungen an die Vergangenheit immer wieder neue Nahrung erhält, wir ahnen aber auch nicht, wie nun die Lösung herbeigeführt werde. Diese Lösung aber, wie natürlich ist sie und einfach und wie vortrefflich im Vorhergehenden motivirt! Wie immer bei Ebers, so finden wir auch hier die feinste Charakterschilderung. Semestre, die zankende Alte, ist das böse Princip, und doch, wie so ganz im Ton der Idylle ist sie gehalten! unmöglich können wir ihr ernsthaft zürnen, nur humoristisch ist sie zu nehmen, denn im Grunde ist sie brav und wohlgesinnt. Xanthe ferner selbst, die liebliche Jungfrau, und der ungesprächige und doch thatkräftige Phaon, Lysander der Vater, der Gaukler, die Sklaven, welches Leben hat der Dichter all diesen Gestalten einzuflößen verstanden; wie kunstvoll wird gleich am Anfange durch Semestre und Jason die Exposition gegeben, wie lieblich ist die Scene mit dem Gaukler, wie tragikomisch die Vertauschung der beiden zum Opfer bestimmten Schweinchen und das Schicksal Semestres! Die Sprache ist durchaus edel; zu ihrem höchsten Schwunge erhebt sie sich im zweiten, auch an Gleichnissen und Naturschilderungen so reichen Bilde; wie Musik rauscht sie hier in herrlichen Rhythmen daher, es sind Verse ohne Reim, nicht wenige der Perioden ließen sich geradezu strophisch gliedern. Ein Frühlingstag ist es, an welchem Xanthe den Geliebten findet; im Frühling bescheert uns Ebers die Dichtung: sie gehört zu den anmuthigsten Gaben, welche uns nur der Frühling bringen kann.

P. N.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschien:

Der christliche Glaube

und die menschliche Freiheit.

1. Theil: Präliminarien.

Mit einem offenen Briefe
an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort.
Zweite Auflage.
Preis 4 *M.*

Gotha. **Frdr. Andr. Perthes.**

In ☛ 3. ☚ Auflage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schöne Geister.

Künstler-Novellen und Skizzen
von
Bernhard Stavenow.

3. Auflage. Eleg. geh. 4 *M.*, geb. m. Goldschn. 5 *M.*

Das Geheime Civil-Kabinet des Deutschen Kaisers hat an den Verfasser folgendes Schreiben gerichtet: „Seine Majestät der Kaiser und König haben das von Ew. Wohlgeboren dargebotene Exemplar Ihres Buches „Schöne Geister" anzunehmen beschlossen und werden dieser Sammlung von originellen Künstler-Novellen nach noch näherer Einsicht ihres Inhalts gern einen Platz in Allerhöchst Ihrer Handbibliothek einräumen. Von Seiner Majestät beauftragt, Ihnen für die interessante Zuwendung zu danken, entledige ich mich dieses Befehls, indem ich Ew. Wohlgeboren von demselben ergebenst in Kenntniß setze. Der Geheime Kabinetsrath, Wirkliche Geheime Rath von Wilmowsky. — An Herrn Dr. Bernhard Stavenow Wohlgeboren in Görlitz."

Bremen. Verlag von **Hinricus Fischer.**

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Spannende Romane
guter Autoren
werden gesucht.
Berlin SW., Zimmerstraße 91.
Julius Engelmann,
Verlagsbuchhandlung.

Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken.

Byr, Rob., Am Wendepunkt des Lebens. Roman. 3 Bände. 8. br. 13 *M.* 50 ₰.

König, Ew. August, Der goldene Schatz aus dem 30jährigen Kriege. Roman. 4 Bde. 8. br. 18 *M.*

Winterfeld, A. v., Das Spukehaus. Komischer Roman. 4 Bde. 8. br. 10 *M.*

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse nnd allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

In dem Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

DIE

MARKGRAFEN VON MEISSEN

UND

DAS HAUS WETTIN

BIS ZU KONRAD DEM GROSSEN

VON

OTTO POSSE.

MIT VIER STAMMTAFELN UND ACHT KARTEN.

8. XVI und 464 Seiten. Brochirt. Preis 9 *M.*

Leipzig. **Giesecke & Devrient.**

= Gelben Java =
vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
pr. Pfd. 50 netto à *M.* 52.—
„ „ 9½ „ à *M.* 10.85
incl. Zoll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation.
Kaffee-Import von
A. A. Reiche & Co. in Hamburg.
Das langjährige Renommé des Hauses bürgt für reellste Bedienung.

„H. Wagner, Der Tod beleuchtet vom Standpunkte der Naturwissenschaften" erschien bereits in 3. Auflage. Preis 1 *M.*; bei Einsendung von 1 *M.* 10 ₰ erfolgt Zustellung unter Kreuzband. **A. Helmich in Bielefeld.**

Soeben erschienen:

Abriss
der
deutschen Silbenmessung und Verskunst.
Von Prof. Dr. **Daniel Sanders.**
192 S. gr. 8. 2 *M.* 50., gebunden 3 *M.*

Konjugationsmuster
für alle Verba der franz. Sprache, regelm. wie unregelmässige. Mit Angabe der **Aussprache** jeder angeführten Zeitform und Person.
Von **G. Langenscheidt.**
56 S. gr. 8. Preis ungebunden 1 *M.*
Berlin, SW., Möckernstr. 133.
Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.
(Prof. G. Langenscheidt).

Vierteljährlich *M.* 1.60.
Oder in Heften zu 50 ₰.

Deutsches

Familienblatt.

Illustrirte Wochenschrift ersten Ranges.

Redigirt von Julius Lohmeyer. Neue Romane und Novellen von: E. Lenneck, E. Juncker, Karl Heigel, Th. Fontane, Levin Schücking, und **August Becker.**

☛ Den am 1. April neu eintretenden Abonnenten wird der im 1. Quartal erschienene Theil **Mehalah** des Aufsehen erregenden Romans gratis nachgeliefert.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung **J. H. Schorer** in **Berlin**, W., Lützowstraße 6, **gratis** zu beziehen.

☛ Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern. ☚

Hierzu zwei Beilagen von den Verlagshandlungen J. H. Schorer in Berlin und W. Spemann in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 17. Berlin, den 23. April 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rudolf Brestel. Von Jakob Herzog. — **Literatur und Kunst:** Die Rede des Demosthenes. Von Hermann Lingg. — Zur Entstehung des deutschen Homer. Von Ernst Koppel. — Franz Liszt. Von H. Ehrlich. (Fortsetzung und Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Frühlingsbriefe. Von P. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Offenes Schreiben an Se. Excellenz, den Herrn Staatssecretär Dr. Stephan, Berlin. Von Jul. Post. — Inserate.

Rudolf Brestel.

Von Jakob Herzog.

Brestel war ein Wiener Kind. Seine Mutter stammte aus Belgien, woher die Familie von Kaiser Franz I. mit andern Behufs Einbürgerung der Spitzenmanufaktur nach Oestreich gezogen worden war. Die Vermögensverhältnisse des Hauses gestatteten dem jungen Manne, allerdings unter vielfachen Beschränkungen, den Studien obzuliegen, unter welchen ihn die mathematischen am meisten interessirten, wie er es denn thatsächlich bald dahin brachte, sich an der Wiener Universität, beinahe gleichzeitig mit Giskra, als Docent dieses Faches habilitiren zu können. Sein Enthusiasmus galt, was von der Jugend jener Tage selbstverständlich ist, dem jungen Oestreich. Wenige Tage vor dem 10. März 1848 war Brestel mit einer heitern Gesellschaft in einer Bierstube wegen Ueberschreitung der Sperrstunde arretirt und auf die Polizeiwache gebracht worden, von wo man ihn nach Erlag von fünf Gulden Strafgeld wieder entließ. Am 12. März antwortete er noch auf die Frage seiner Angehörigen, was denn nun werden solle, „man könne noch gar nichts wissen"; aber am andern Morgen ging er frühzeitig aus dem Hause und kehrte spät heim — der Tag hatte ihn in den Strudel der Ereignisse gezogen, er wurde ein Politiker und blieb es bis an sein Ende, bald activ, bald, freilich jedes Mal zu seinem stillen Aerger, passiv, wenn nämlich die Reaction die Geister knebelte. Ein Wiener Vorstadtbezirk wählte ihn in den Reichstag. Schon in der dritten vorbereitenden Sitzung ergreift er das Wort. Es gilt die Verhandlungssprache und den Vorschlag, die Motionen, welche zur Abstimmung gelangen sollen, in alle Sprachen zu übertragen, welche im Hause verstanden werden. Die kurze Rede Brestels, welcher diese Anschauung bekämpfte, spiegelt so deutlich den ganzen Brestel bis an sein Lebensende, daß es gestattet sein mag, die wichtigsten Sätze daraus zu wiederholen:

„Der Deputirte kann mit Recht und Gewissen nicht abstimmen, weil er an der Debatte nicht Theil genommen hat. Man kann die Rechtsgültigkeit der Wahlen allerdings nicht in Frage stellen, denn in der Wahlordnung kommt keine Bedingung vor, daß der Gewählte der deutschen Sprache kundig sein müsse, also können wir in dieser Beziehung nicht anfechten, aber wir können erklären, daß es eine Unmöglichkeit ist, in fünf bis sechs Sprachen zu verhandeln. Aber da Jeder voraussetzt, daß in derjenigen Sprache, der die größte Anzahl der anwesenden Mitglieder mächtig ist, daß also in deutscher Sprache verhandelt werden muß, so muß daher ein Solcher, der dieser Sprache nicht mächtig ist, eine Wahl nicht annehmen, denn man soll kein Amt übernehmen, das man nicht geregelt verwalten kann, das ist die Pflicht eines redlichen Mannes, und sieht man, daß man ein Amt übernommen hat, das man nicht verwalten kann, so ist es die Pflicht eines jeden Einzelnen, von diesem Amte zurückzutreten; wir können ihn nicht zwingen, aber an sein Ehrlichkeits- und Redlichkeitsgefühl appelliren, daß er sein Amt zurücklegt, damit die Wähler nicht in ihrem Rechte gekränkt werden."

Lebhafter Beifall begleitete diese Sätze und fortan hören wir Brestel in fast jeder Sitzung das Wort ergreifen, immer klar und sicher die Hauptsache festhaltend, stets das Secirmesser der Wahrheit in der Hand. Die Natur hatte ihm eine überlegene Ruhe gegeben und durch sie übte er eine Herrschaft aus, die weder er wollte, noch seine Kollegen empfanden, ein Glück, das ihm die Neider zeitlebens vom Halse hielt. Brestel war es, der in der Adreßdebatte in der Nachtsitzung vom 29. Juli 1848 anstatt des Satzes, „damit der constitutionelle Kaiser das ruhmvoll begonnene Werk vollende u. s. w." gesagt haben wollte, „damit der Kaiser wieder in die Hauptstadt des Reiches an den Sitz des Reichstages zurückkehre u. s. w."; der am 7. August die Regierung interpellirte, ob sie wisse, „daß der Feldmarschall Radetzky den Generalmajor Liechtenstein mit 2500 Mann nach Modena abgeschickt habe, nicht blos um die feindlichen Truppen zu zerstreuen, sondern auch den Herzog von Modena wieder einzusetzen." „Jede andere Regierung muß im Verhältnisse zur modenesischen als eine freisinnige betrachtet werden. Sie wieder einsetzen ist eine Schande für Oestreich"; Brestel war es, der im Verein mit Lasser in die über alle Begriffe confuse Debatte und Abstimmung über die Kudlich'schen, zahllos amendirten Anträge wegen Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes Ordnung brachte; der am 13. September den Antrag stellte, einen Credit von 2 Millionen Gulden zur Unterstützung des, in Folge der großen, seit den Märztagen der Freiheit und der gesetzlichen Ordnung gebrachten Opfer, nothleidenden Gewerbestandes in Wien zu bewilligen; der am 19. September, als es sich um die für den östreichisch-ungarischen Staat so verhängnißvolle Frage des Empfanges der Deputation des ungarischen Reichstages handelte, mit aller Entschiedenheit für die Zulassung der Deputation sprach: „es ist dies eine Gesandtschaft von Jemand, der unseres Gleichen ist, es ist das die Deputation eines Reichstages, eines Theiles der östreichischen Völker an den Reichstag eines andern Theiles der östreichischen Völker ... es ist darum eine Sache von der größten Wichtigkeit, weil es sich hier zugleich um unser Wohl handelt, unser Wohl ist mit dem Wohle von Ungarn in inniger Verbindung, denn es ist wesentlich davon bedingt ..."; der in einer zweiten bei dem nämlichen Anlasse gehaltenen Rede gegen die Behauptung Riegers, die Deutschen würden in Ungarn (damals!) bedrückt, lebhaft protestirte.

Am 13. October erfolgte Brestels Wahl zum ersten Vicepräsidenten des Reichstages, am 16. trat er, in Folge physischer Ermüdung aus dem permanenten Ausschusse, ohne indessen die Berichterstattung über die Wahlordnung niederzulegen. Der Austritt aus dem „permanenten Ausschusse" war jedoch nichts weniger als ein Act der Flucht in den schreckensvollen Tagen; Brestel trat nicht nur mit Entschiedenheit für die Berathung eines Beschlusses ein, durch welchen das Ausharren der Abgeordneten gesichert oder wenn man will erzwungen werden sollte; als der allgewaltige Belagerer Windischgrätz den einzigen mit dem Reichstage verkehrenden Minister Krauß zu sich beschied und dieser erklärte, nur in Begleitung eines Reichstagsmitgliedes dort erscheinen zu wollen, erklärte sich Brestel „aus eigenem und freiem Entschlusse" bereit, den schweren und gefährlichen Gang mitzumachen.

Am 31. October fanden die Berathungen des Reichstages, der sich bekanntlich durch fast zwei Monate in Permanenz erklärt hatte, ihr Ende, am 1. November hielt derselbe keine Sitzung mehr, sondern nur eine „Besprechung", welche hauptsächlich der Verification des Protokolls der letzten Sitzung galt. Brestel sprach auch in dieser letzten Zusammenkunft und zwar für die Nothwendigkeit der Verification des Protokolls, „auch wenn nur zehn Mitglieder anwesend wären".

Am 22. November nahm der Reichstag in Kremsier seine Arbeiten wieder auf und beinahe wäre Brestel wieder zum ersten Vicepräsidenten gewählt worden. In der zweiten Sitzung wurde die Frage aufgeworfen, ob die Beschlüsse der letzten Sitzungen Gültigkeit hätten. Brestel plaidirte dafür, daß die Beschlüsse bis zum 25. als regelrecht anzunehmen wären und demgemäß fiel auch das Votum der Kammer aus. In den nun zunächst folgenden Berathungen über eine neue Geschäftsordnung spielte der Wiener Abgeordnete seiner Natur nach eine hervorragende Rolle und sprach namentlich am 18. December über die Frage der geheimen Abstimmung, natürlich gegen dieselbe. In der langwierigen Debatte über die Grundrechte hielt er seine größte Rede, für die Abschaffung des Adels und aller Standesvorrechte. „Die historischen Erinnerungen," sagte er, „kleben am Namen, nicht am Titel, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß wenn Washington Nachkommen gehabt hätte, so würde sein Name bei ihnen ebenso glänzende, ja noch weit glänzendere Anerkennung erhalten haben als irgend ein Herzogs- oder Fürstentitel." Eine weitere Rede ist gegen die Anerkennung des Vertrages mit Rußland wegen Auslieferung von Hochverräthern gerichtet. „Ich kann mich nicht zu Etwas verpflichten, was meiner Ehre widerstreitet," rief Brestel aus. Den stürmischesten Beifall, den jubelndsten Zuruf empfing er aber nach einer Rede über das Verhältniß von Staat und Kirche, es war ein Erfolg, wie er Brestel während einer langen parlamentarischen Carriere nur noch bei einer einzigen, später zu schildernden Veranlassung zu Theil wurde. Einzelne Sätze aus dieser goldigen Rede herauszureißen, wäre indessen eine Sünde, nur einer möge als eine gewichtige Lehre für die gedankenlosen Principienreiter aller Zeiten und Länder hier Raum finden. „Ich bin nicht so demokratisch," sagte er, „daß ich aus lauter Consequenz in Verfolgung der demokratischen Grundsätze die Demokratie selbst todtschlagen sollte. Ich will die Sache, folglich kann ich nur dasjenige wollen, was ihr förderlich, nicht aber was ihr schädlich ist." Wieviel Unheil haben die Principienmenschen à outrance schon angerichtet!

Die Abendsitzung des 6. März war die letzte des Kremsierer Reichstages. Am Tage nach der großen und complicirten Abstimmung über die, die religiösen Fragen betreffenden Bestimmungen der Grundrechte — der Präsident hatte die nächste Sitzung für den 15. anberaumt — erschien das kaiserliche Patent, womit die Versammlung heimgeschickt wurde. Mit dem Verfassungsleben war es nun für zweiundzwanzig Jahre aus, die Abgeordneten fanden Muße, sich wieder mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen, und gelangten dabei nicht immer zu erfreulichen Wahrnehmungen. Brestels Supplentenstelle war dahin, an eine Anstellung des so „compromittirten" Mannes im öffentlichen Dienste nicht zu denken. Er konnte Gott danken, wenn er nicht in einen hochnothpeinlichen Proceß gezogen und auf die Festung geschickt wurde. Noth kam über ihn, Entbehrungen waren sein Loos, bis ihn, glücklicherweise recht bald, ein Freund in seiner Spinnerei in Schlesien als — Buchhalter mit etlichen hundert Gulden Gehalt anstellte. Später wurde er Schreiber in der Kanzlei des Dr. Berger, der ihn endlich im Jahre 1856 als Secretär in die neugegründete Creditanstalt für Handel und Gewerbe schob, als deren Directoren Franz Richter, der bekannte Held des Processes Eynatten, Cajetan Mayer, jetziger Baron Maynau, und Theodor Hornbostel, der Handelsminister des Jahres 1848, fungirten. Mit sechshundert Gulden Jahresgehalt. Seine Arbeit war keine allzu große und anregende, aber er lag ihr mit der nämlichen peniblen Gewissenhaftigkeit ob, die ihn sein ganzes Leben nicht verlassen hat. Endlich wurde er Generalsecretär und später, als er inzwischen die politische Arena schon wieder betreten hatte, sogar Verwaltungsrath der Anstalt, die ihm einst ein Almosen gereicht hatte. Seine Dienstzeit gab ihm nach seinem Ausscheiden aus dem Beamtenkörper den Anspruch auf eine kleine Pension, er hat sie aber, als er anderswo Erwerb fand, nicht angenommen, sondern dem Pensionsfond geschenkt. Und, um das gleich hier zu erwähnen, als er später Finanzminister wurde, blieb sein langjähriges Verhältniß zur großen und mächtigen Creditanstalt so ohne jeden Einfluß auf ihn, daß einer der Directoren derselben — der nämliche Theodor von Hornbostel — erklärte, die Bank hätte mit keinem östreichischen Finanzminister so wenig Geschäfte gemacht wie mit Brestel.

Mit dem 26. Februar 1861 wurde wieder ein constitutionelles Regime eingesetzt, freilich ein so zahmes, daß es kaum den bescheidensten Ansprüchen genügte. Unter den Ersten, welche in den Landtag gewählt wurden — die Provinzialvertretungen gaben das Sieb für das Reichsparlament ab — war Brestel. Aber in den Reichsrath gelangte er nicht. Unter dem Vorwande, daß sein finanzielles Talent ihn am besten für die Verwaltung des Landes qualificire, wurde er in den Landesausschuß gesteckt, wo er im Kleinen die Rolle spielte, die er später für das ganze Reich übernehmen sollte. Auch Berger wurde übergangen wegen des Skandals, den Schuselka in der ungerechtfertigsten Weise von der Welt gegen ihn provocirt hatte und der bis zu einer Katzenmusik vor Bergers Fenstern gediehen war. Erst im Jahre 1864, gelegentlich einer Nachwahl, kam Brestel in die oberste gesetzgebende Körperschaft. Sein Wirken daselbst ist noch in zu frischem Andenken, als daß darauf im Detail eingegangen werden soll. Nur ein einziges Factum soll speciell erwähnt sein. Der Reichsrath wurde sehr lebhaft von der Frage des neuen mit Deutschland abzuschließenden Handelsvertrages in Anspruch genommen. Die Hochschutzzöllner erhoben ihr Haupt gar mächtig und gewannen in der eben entstandenen „Neuen Presse", an deren Gründung sich der Führer der Schutzzollpartei, Herr Skene betheiligt hatte, einen wichtigen Bundesgenossen. Der Abgeordnete der Stadt Brünn, der dem Zenith seines Ruhmes nahe Giskra, war ein Schutzzöllner, der witzige Schindler war im Interesse seiner Shawls wirkenden Wähler gleichfalls Schutzzöllner und hinter diesen Führern stand eine folgsame Schaar. Die freihändlerische Richtung, also den Abschluß des Handelsvertrages, vertraten der schneidige Graf Eugen Kinski, der kurz vorher dem damaligen Finanzminister Plener sen. erklärt hatte, daß selbst Marocco billigeres Gold erhalte als Oestreich, der durch seinen Ernst überwältigende Kaiserfeld, der populäre Rechbauer und Andere, am entschiedensten Brestel. Herbst gehörte noch in den Ausschußberathungen zu der nämlichen Partei, fiel jedoch bei der Plenarberathung von ihr ab und hielt sogar eine lange Rede gegen den Antrag, dessen Annahme er im Ausschusse befürwortet hatte. Es muß ihm wohl geschienen haben, die Majorität werde das Uebereinkommen verwerfen und er liebte es zu keiner Zeit, in der Minorität zu sein. Brestel war Berichterstatter. Eine volle Woche wüthete die heftige Redeschlacht, das Haus schien längst ermüdet, als er zum Schlußworte gelangte. Monoton wie immer begann er zunächst gegen seine Vorredner zu polemisiren, dann wurde er wärmer und immer wärmer, erhob den Kopf und warf mit jedem Worte auch einen Feuerbrand seiner Augen in die Reihen seiner Gegner und am Schlusse

seiner Rede, die von halb eilf Uhr Vormittags bis vier Uhr Nachmittags gedauert hatte, raste ein Beifallssturm im Hause und auf den Galerien, wie er wohl noch selten vernommen worden ist. Er sank erschöpft auf seinen Stuhl nieder, aber er hatte auch die Schlacht gewonnen, der Vertrag mit Deutschland wurde mit entschiedener Majorität angenommen. Seine Gegner fühlten sich nicht blos besiegt, sondern gedrückt. Er hatte eine sachliche Ueberlegenheit geoffenbart, die die Andern klein neben ihm erscheinen ließ, zu klein wenigstens für ihren Ehrgeiz.

Am 20. September 1865 erfolgte die Sistirung der Verfassung. Brestel zog sich auf seine Landesausschußstelle zurück, betheiligte sich aber lebhaft an den Conventikeln der Liberalen, welche damals — Herr Dumba saß noch nicht im Parlament — bei Herrn Skene stattfanden. Als jedoch Graf Beust den vom Grafen Belcredi einberufenen außerordentlichen Reichsrath wieder in den ordentlichen umgestaltete, nahm Brestel seinen Platz ein, wurde in die Deputation, welche den Ausgleich mit Ungarn zu präliminiren hatte — und dabei auch die Schuld von achtzig Millionen an die Nationalbank mit einer bisher noch nicht genügend motivirten Absichtlichkeit vergaß — gewählt und fungirte als deren Referent. Mit dem Ausgleiche kam die Decemberverfassung unter Brestels hervorragender Mithülfe zu Stande, mit ihr der Dualismus und es entstand die Nothwendigkeit der Bildung eines östreichischen Ministeriums neben dem gemeinsamen, an dessen Spitze Graf Beust stand. Fürst Karl Auersperg wurde hierzu berufen, die populärsten Abgeordneten sollten an seine Seite treten. In der ursprünglichen Combination war für Brestel kein Platz, denn Herbst, der die schärfsten Reden gegen Herrn von Plener gehalten hatte — was freilich nicht hinderte, daß der als so unfähig verschriene Finanzminister jetzt ganz plötzlich ein tüchtiger Handelsminister sein sollte — war für das Finanzportefeuille designirt, Berger sollte die Justiz übernehmen. An einen Minister ohne Portefeuille dachte Niemand. Da weigerte sich Herbst, überhaupt in die Regierung einzutreten. Seine Partei drang entschieden in ihn. Der Abgeordnete Demel erklärte ihm in Folge eines Clubbeschlusses, daß sich die Partei von ihm lossagen werde, wenn er nicht ein Portefeuille acceptire. Endlich ließ sich Herbst herbei, aber zur Ueberraschung Aller und zur größten Verlegenheit des Fürsten Auersperg erklärte er, in keinem Falle Finanz-, sondern höchstens Justizminister werden zu wollen. Nun mußte ein Schatzkanzler gesucht werden und war in Brestel leicht gefunden. Das heißt, die Andern glaubten ihn gefunden zu haben. Er selbst aber sträubte sich hartnäckig, nicht etwa aus politischer Intrigue, sondern weil er selbst am besten das Maß seiner Fähigkeiten kannte. Die Nacht vom 30. auf den 31. December 1867 wurde entscheidend. Berger ging nicht von Brestel und nahm ihn des Abends in seine Wohnung mit, um ihm zuzureden. Brestel blieb lange standhaft, bis Berger ihm erklärte: „Wenn Du nicht eintrittst, nehme ich meine Zusage zurück." Da brach Brestel — es war lange nach Mitternacht — in bittre Thränen aus und weinte wie ein Kind. Endlich, gegen vier Uhr Morgens, erklärte er mit zitternder Stimme: „Wenn Du willst, so werde ich Finanzminister werden." Die Regierung, deren unvergleichlich bedeutendstes Mitglied, Johann Nepomuk Berger, zum portefeuillelosen Müßiggang, ihm, dem Kabinete und dem Lande zum Verhängniß, verurtheilt wurde, war gebildet. Der „erste Ministerrath", wie Berger, den ich dahin begleitete, sich scherzhaft äußerte, fand am Abend des 31. December, am Sylvesterabend, in einer Kneipe letzten Ranges — „zur Stadt Breslau" geheißen — statt.

Es gibt viele Leute, welche sich geriren, als ob sie von den Vorgängen im Bürgerministerium haarklein unterrichtet wären und immer mit der Phrase drohen „wenn einst die Geschichte dieses Ministeriums geschrieben werden wird". Aber das, was sie erzählen, zeigt, daß sie von den Ereignissen nicht im mindesten informirt sind und mit sträflichem Leichtsinne Beschuldigungen gegen Todte erheben, die gar nicht motivirt erscheinen. Der politische Gegensatz zwischen der von Giskra geführten Majorität, zu der auch Brestel gehörte, und der von Berger geleiteten Minorität, zu der Graf Taaffe zählte, trat sehr bald und eclatant hervor. Berger hatte Fühlung mit den gemäßigten Czechenführern, namentlich mit dem inzwischen verstorbenen Bürgermeister von Prag, Dr. Bulsky, genommen und kannte die Bedingungen, unter denen der Wiedereintritt der Czechen schon damals ermöglicht worden wäre. Diese Verhandlungen schieden ihn und seine Fraction im Ministerrathe von dessen Mehrheit. Heute, wo die Czechen auch im Reichsrathe sitzen, aber um den Preis, daß die Deutschen sich in der Minorität befinden und ein Graf Julius Falkenhayn sich auf der Regierungsbank aufhält, wird man wohl die Frage aufwerfen dürfen, wer in den Jahren 1868 und 1869 eigentlich Recht hatte? Berger vertrat seinen Standpunkt offen und ohne Hinterhalt. Er konnte nichts dafür, daß er das schöne Phrasengeklingel des einen und die Klopffechterei des andern seiner Kollegen mit seinen großen Argumenten und, wenn es Noth that, mit seinem salzsauren Spott zurückweisen mußte. Aber er hat in Fragen der Freiheit nie einen Augenblick geschwankt. Er stand nicht, wie Herbst, in der Frage der Einführung der directen Reichsrathswahlen, mit welcher die Sicherung des Deutschthums in Oestreich identisch war, auf Seiten der Competenz der Landtage, er war nicht, wie Giskra, für die unbedingte Auslieferung der Ruthenen an die Polen u. s. w. Ja wenn einmal die Geschichte des Bürgerministeriums geschrieben werden wird! Freilich, wer könnte sie unbefangen schreiben? Die Berufenen beider Lager wären Berger und Brestel gewesen. Fürst Karl Auersperg, der seine Specialconflicte in seinen, also den höchsten Regionen hatte, schied frühzeitig aus dem Kabinete, Hasner und Graf Taaffe sind zu schweigsam. Und Herr Dr. Herbst? Er wird sie nicht schreiben. Man wird also schwerlich jemals von den seltsamen, oft genug der Stätte unwürdigen und peinlichen Vorfällen ein genaues, wahrheitsgetreues Bild empfangen. Von der Hauptperson dieser Darstellung kann aber gesagt werden, daß Brestel zumeist eine passive Rolle spielte. Mit der Majorität verband ihn seine Anschauung, mit Berger die intimste Freundschaft, die Genossenschaft in Leid und Freud, die Dankbarkeit. Wie sollte ihm der Streit der Parteien angenehm sein?

Sprechen wir von dem Finanzminister Brestel. Man hat sich daran gewöhnt, sein Walten zu preisen. Ich glaube mich weder einer Felonie gegen den dahingeschiedenen Freund, noch einer Impietät schuldig zu machen, wenn ich auf Grund der Thatsachen zu weniger enthusiastischen Conclusionen gelange. Als nach dem Rücktritte des Bürgerministeriums in der Gründungsära nach hochstehenden und hochgeehrten Personen für die unterschiedlichen Präsidentschafts- und Verwaltungsrathsstellen bei den zahllosen neuen Actiengesellschaften gefahndet wurde und Giskra sich vielfach anwerben ließ, trat der Versucher auch an Brestel heran, und mit Rücksicht auf seine völlige Vermögenslosigkeit, sein sehr bescheidenes Einkommen und seine durch die eigene wie durch die Kränklichkeit lediger Geschwister gesteigerten Bedürfnisse hätten seine Freunde es ihm sicher nicht verübelt, wenn er die eine oder die andere solche Stelle acceptirte. Er lehnte alle ab und sagte zu seiner Schwester Josephine: „Ich bin Finanzminister geworden durch meine Ehrlichkeit, nicht mit Rücksicht auf meine Fähigkeiten." Mit diesen eigenen Worten hat der Mann, dem die Wahrheit über Alles ging, die richtigste Selbstkritik geübt. Er war ein ehrlicher Finanzminister, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Was er sah und begriff, behandelte er mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Sicherheit. Aber er sah gar Vieles nicht, und indeß er in seinem Bureau mit einem Referenten über die Ersparniß von etlichen Gulden stritt, verkaufte ein Sectionschef Staatsgüter tief unter dem Werthe. Er hatte die Absicht, das Deficit zu beseitigen; aber er am wenigsten fühlte, daß die Reduction des Rentencoupons ein regelrechter Staatsbankerott war, sondern hielt sie ernstlich für eine Steuer. Nur ein Mann wie Brestel konnte auf die Ungeheuerlichkeit einer Vermögenssteuer kommen, nur er durfte sich, ohne dem leisesten Verdachte ausgesetzt zu sein, für den verschwenderischen Massenbau unnützer Eisenbahnen entscheiden; nur er durfte Staatsgüter, die sich als ein für den Staat nothwendiger Besitz herausstellen, verkaufen, um ohne Anleihe

*

durchzukommen. Er erreichte sein Ziel, das Deficit war beseitigt, sein Nachfolger empfing gefüllte Kassen. Aber ihm kamen ungewöhnlich günstige Umstände, wie die glänzenden Ernten in Oestreich-Ungarn in den Jahren 1867 und 1868 bei gleichzeitiger Noth im übrigen Europa, die Gründungsära mit ihren Massenabgaben an den Staatsschatz, die nach dem Kriege von 1866 mögliche starke Reduction des Militäretats zu Statten. Der größte Theil der Ursachen der Beseitigung des Deficits in jener kurzen Zeit war nicht sein Verdienst, und soweit man ihn derselben ja berühmen kann, culminiren sie in einem schlechtverhehlten Staatsbankerott. Aber er war es auch, der den die Bevölkerung arg bedrückenden Fiskalismus der Finanzbureaukratie scharf einprägte, ohne gleichzeitig die Entschädigung, das Gegengewicht einer raschen und wohlwollenden Erledigung der Anliegen der Parteien zu bieten. Seine Steuerreform erwies sich als unannehmbar, seine Zustimmung zu der berüchtigten englischen Nachtragsconvention, welche Graf Beust unter der Aegide der Madame Blaze de Bury abschloß, als eine zu weit gehende Uebertreibung seiner freihändlerischen Zollpolitik, geradezu als ein verhängnißvoller Fehler. Unter seiner Finanzverwaltung war der Staatsmaschine eine unpassende Kärglichkeit der Mittel auferlegt, er sparte am unrechten Ort. Dabei war er, aus ungemessener Arbeitslust sowohl wie aus ängstlicher Besorgniß, beinahe unzugänglich und sah selbst seine Familie, der er längst verboten hatte, sich zum Dolmetsch irgend eines Wunsches zu machen, kaum in Wochen einmal.

Aus dem Bürgerministerium war inzwischen unter Hasners Präsidium das Majoritätsministerium geworden, das aber rasch verfiel und die erbetene Entlassung erhielt. Schon früher hatte Brestel der schon erwähnten Schwester Josephine den Auftrag gegeben, eine passende Wohnung zu suchen. Sie berichtete ihm, endlich eine solche gefunden zu haben. „Wer ist der Hausherr?" frug Brestel. „Ein gewisser Commerzienrath Siemundt." „Bei dem wohnen wir nicht," fiel ihr Brestel in das Wort, „gehe nicht mehr hin. Er war der Erste, der mit dem Staate ein Geschäft gemacht hat, als ich Finanzminister wurde. Man könnte einen Zusammenhang annehmen." Und er bezog das sehr schöne und passende Logis nicht. Seine Kränklichkeit hatte ihn schon seit einer Reihe von Jahren gezwungen, im Sommer alljährlich St. Moriz im Engadin aufzusuchen. Nach seiner Demission erschlaffte seine Spannkraft rasch. Er verfiel sichtlich und zog von Kurort zu Kurort. Das hinderte nicht, daß die Stadt Wien ihm jedes Mal ein Mandat anvertraute; noch im Jahre 1879, als er schon sozusagen auf dem Sterbebette lag und nur bei den wichtigsten Angelegenheiten von Freunden in den Saal geleitet werden konnte. Ein Rückenmarksleiden war über ihn gekommen, er konnte kaum gehen, der Kopf hing ihm tief über die Brust, er litt unsägliche Schmerzen, mußte gehoben und gelegt werden, konnte nur sehr wenig Nahrung zu sich nehmen, war eine lebendige Leiche. Dennoch kam nie ein Wort der Klage über seine Lippen, er trug sein schrecklich hartes Geschick mit dem Muthe des Helden, bis ihn der Tod erlöste. Es war eine Erlösung.

Das gesammte in einem vierzigjährigen Ringen in so wechselvollen Stellungen zusammengesparte Vermögen betrug neuntausend Gulden nebst einem mehr als einfachen Mobiliar. Dabei waren seine persönlichen Bedürfnisse gering. Ging er auch keineswegs zerrissen und verwahrlost einher, wie man jetzt erzählt, so hatte er doch auch kein Verständniß für irgend welchen Luxus. Er war nicht knauserig; als er das größte Einkommen hatte, das Ministergehalt, verzichtete er nicht nur auf andere wohlerworbene Ansprüche, sondern gab mit vollen Händen, was er hatte, zumeist an arme Verwandte, die ihm viele Opfer auferlegten. Die Welt erfuhr davon freilich nichts, denn an jede Gabe knüpfte er das dringende Verlangen, nichts darüber zu sagen. In seinem Nachlasse findet sich, was bei einem so bewegten Leben kaum begreiflich erscheinen mag, außer seinen Schulzeugnissen und einigen Legitimationen keinerlei Schrift, kein Brief, kein Actenstück, kein Beleg für den Todten, keine Anklage gegen Andere. Er hatte Alles, Alles verbrannt. Denn mit ihm sollte es vergehen, weil er nicht mehr Rede und Antwort stehen konnte. Nur sein Name blieb und der wird mit Ehren genannt werden. Ihn trug ein ehrlicher Mann! Mehr wollte Brestel selbst nicht sein, und es muß das sehr viel bedeuten, wenn er so großen Werth darauf legte. Brestel wußte auch, warum er vor Allem ein ehrlicher, redlicher Mann heißen wollte. Nicht zu stehlen ist kein Verdienst, wer es thut, wird eingesperrt. Brestel hat jene andere Ehrlichkeit gemeint, die in der Treue gegen die übernommene Pflicht besteht, die persönliche Eitelkeit, Einfluß, eigene Interessen — nicht gerade materielle — dieser Pflicht vollständig unterordnet; jene Ehrlichkeit, die vor Allem in positivem Wollen ihren Ausdruck, in wohlwollender Verständigung, in redlichem Vergleiche mit den Bedürfnissen Anderer ihre Bethätigung findet; jene Ehrlichkeit, die in der Treue gegen sich selbst und gegen die eigene Vergangenheit das einzige Gebiet erblickt, wo das Individuum, das Ich sich hervorwagen darf. Die Verfassungspartei blättere einmal nach, wie oft Eitelkeit und Herrschsucht sie zu den grausamsten Fehlern geführt haben, und sie wird nicht nur berechtigt finden, daß ehrliche Deutsche und aufrichtig verfassungstreue Männer, die nicht in ihrem Banne stehen, ihr Geschick mit Gleichgültigkeit ansehen, sondern sie wird begreifen, was Brestel einen ehrlichen Mann nannte. Dem äußeren Scheine nach gehörte er zur Verfassungspartei, und diese hatte alle Ursache, sich dieses Juwels zu rühmen. Aber die parlamentarische Disciplin ist nicht besser wie die militärische, die den Subalternen ausharren heißt, auch wenn er den Fehler der Commandirenden längst erkannt hat und weiß, daß er ihn mit dem Leben bezahlen muß. Und da war es nur mehr Brestels Schatten, der zerbrochene Leib, der sich fügte.

Literatur und Kunst.

Die Rede des Demosthenes.

Auf Chäroneas Todte soll
Demosthenes die Rede halten;
Da murrt man: „Er, der unheilvoll
Den Krieg rieth vor dem Rath der Alten?
Der in den Stunden der Gefahr
Nur Worte hat, soll der verkünden
Den Opfertod der heil'gen Schaar
Und fruchtlos neue Wuth entzünden!"

„Das Volk, das er zum Krieg erregt',
In dem schon Zorn der Rache stammelt,
In Trauerkleidern tief bewegt
Erblickt er's um sich her versammelt.
Wie, beugt nicht diesen Nacken noch
Die Schuld der großen Niederlage
Und vor dem angedrohten Joch
Verlorne Freiheit, deine Klage?"

Nein, seht, mit alter Festigkeit,
Beginnt er: Kämpfer, die ihr Leben,
Die sich dem Vaterland geweiht,
Wie könnt' ein Lob noch die erheben?
Sie wollten sterben, statt die Schmach,
Die über Hellas kam, zu sehen,
Den Muth des Feindes aber brach
Ihr todestrotzig Untergehen.

O die ihr in der Sel'gen Land
Nun thronet bei den Allgerechten,
Nehmt unsre Seelen als das Band,
Das um Cypressen wir euch flechten!

Dies Band, es wachse, schließe fest
Um Hellas neu all' seine Söhne,
Daß dieser Leichen stummer Rest
Im Grabe noch den Feind verhöhne. —

Sie ruh'n wie Löwen, wer sich naht
Hemmt seinen Schritt. Vernehmt Hellenen,
Es werden sich nach ihrer That
Die kommenden Geschlechter sehnen.
O wünschen, fleh'n wir, daß ein Loos,
Wie ihres war, uns Allen werde,
Wie sie zu ruh'n im theuren Schooß
Der heißerstritt'nen Heimaterde!

Er schweigt. Und da mit einemmal
Erblickt man auf den Todtenkränzen
Und auf den Bahren einen Strahl
Der Sonne durchs Gewölke glänzen.
Man küßt, beglückwünscht und umarmt
Der Umgekomm'nen Frau'n und Kinder. —
Der Wittwen starrer Blick erwarmt,
In Thränen wird ihr Gram gelinder,

Gewaltig braust die Rede fort,
Das Schluchzen wird zu Jubelklängen,
Zum Sturm die Trauer, jedes Wort
Zu rasch erhob'nen Schlachtgesängen.
Ihr Zuruf, Blick und Hoffen fliegt
Empor um ihn und jauchzt: Befreier!
Und gleich als hätten sie gesiegt,
Begehen sie die Leichenfeier.

Er aber sieht und hört sie nicht,
Es blickt sein Geist zu künft'gen Tagen,
Wo bald den Schild der Freiheit bricht
Des Macedoniers Siegeswagen.
Er senkt sein tief verhülltes Haupt,
Verzweiflung schlägt ihr Nachtgefieder
Um seine Seele, sinnberaubt,
Vom Schmerz bewältigt stürzt er nieder.

Hermann Lingg.

Zur Entstehung des deutschen Homer.

Ungefähr ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem die deutsche Literatur, durch die bedeutsamsten Umwälzungen auf den verschiedensten geistigen Gebieten dazu vorbereitet, sich zu jener Weltstellung erhob, die das zerrissene Vaterland in den Augen der civilisirten Nationen zu einer geistigen Großmacht ersten Ranges stempelte. Je trüber der politische Horizont sich umwölkte, je reiner loderte die deutsche Geistesflamme in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts; sie allein war es, an der sich die Besten und Edelsten fort und fort zu erquicken vermochten. Es zeigten sich gleichzeitig die ersten vielbedeutenden Schritte zur Erreichung jenes erhabenen Zieles, Deutschland zum Vermittler auf dem Gebiete der Weltliteratur zu erheben; waren es doch keine Geringeren als Lessing, Wieland und Herder, die bewußt und unbewußt die Richtung angaben, in welcher man vorzugehen habe, bis Goethes hellseherischer Künstlergeist selbstthätig wie anleitend die tausendjährige Herrschaft eines geistigen Weltreichs, zu dessen Centralprovinz sich vor Allem Deutschland eigne, mit der ihm eigenen, kategorischen Großheit proclamirte. Die so unzählige Kümmernisse auf jedem Gebiete menschlicher Existenz veranlassende Neigung des Deutschen für alles Fremde, das oft leidenschaftliche Streben, sich solches, spröde wie es sich meistens zeigt, anzueignen, hatte auf literarischem wie auf geistigem Gebiet überhaupt die segensreichsten Folgen; denn wie jede natürliche Neigung von der entsprechenden Fähigkeit begleitet zu sein pflegt, so war es auch hier. Schon lange vor der nach dieser Richtung hin kaum genug zu schätzenden Allgeschäftigkeit der so viel und so oft mit Unrecht geschmähten Romantiker zeigte sich die Hinneigung deutschen Geistes zu den gewaltigsten Gestalten der Weltliteratur, vor Allem zu Homer und Shakespeare. Hatte Lessing mit der ganzen Kraft seines allgebietenden Verstandes wie seines kritischen Scharfblicks auf die noch kaum geahnte Größe Shakespeares, des vom eigenen Vaterlande fast vergessenen Poeten, der die große Weltseele im eigenen Innern trug, hingewiesen, so war zugleich der geistig bewegliche Wieland bereit, durch die Verdeutschung dieser Riesenwerke, so sehr ihre mächtige Art auch seinem eigenen anmuthig zierlichen Wesen entgegenstand, allen Nationen in wirklicher Bethätigung einer Bewunderung und Verehrung des größten dichterischen Genius der neuen Zeit voranzugehen, eine Großthat, die bald mehr oder weniger unzulängliche und stets wiederholte Versuche in gleicher Richtung hervorrief, bis es der einzigen Nachbildungskraft August Wilhelms Schlegels gelang, den Zauberer, wenigstens theilweise, aus der Gruft, in die er für fremde Nationen in den Tiefen seiner Heimatsprache gebannt lag, zu erlösen und für Tausende und aber Tausende lebendig zu machen.

Vermochte nun der von den Meisten kaum mehr als dem Namen nach gekannte Shakespeare eine verhältnißmäßig schnelle Begeisterung zu entzünden, so ist es nicht zu verwundern, daß sich viele sehnsüchtige Blicke der Centralsonne aller Dichtung, die seit Urgedenken am poetischen Himmel glänzte, dem Homer zuwendeten. Es ist wahrlich kein Zufall, daß die beiden Gewaltigen Homer und Shakespeare es sind, die den unerschütterlichen Grundstein bilden, auf dem sich das heute stolzragende Gebäude deutscher Uebersetzungskunst, das bald mit dem Reichthum aller Länder und Zeiten Geschmückte, erhebt, kein Zufall, daß diese Grundsteine zu einer Zeit gelegt wurden, da unsere beiden größten Dichter sich an diesen zwei poetischen Welten, in heimisches Gewand gehüllt, fort und fort zu erquicken und zu beleben Neigung, ja Bedürfniß empfanden. Besonders der deutsche Homer hat auf Goethe und Schiller den weitreichendsten Einfluß geübt, den im Einzelnen nachzuweisen hier zu weit führen würde, der sich aber, was Goethe anlangt, jedem Denkenden von selbst enthüllt, während er bei Schiller tiefer verborgen, immerhin aber deutlich genug zu erkennen ist.

Jeder gebildete Deutsche kennt das Wunderwerk deutscher Uebersetzungskunst, die homerische Odyssee und Ilias in der Uebertragung von Johann Heinrich Voß, dem Dichter der „Luise". So bedeutend ist dieses Werk, daß es Vossens eigenes poetisches Schaffen, das wahrlich nicht zu übersehen ist, in den Hintergrund gedrängt hat. Und in der That, es ist schon an sich ein großartiges Lebenswerk, dem wenige ebenbürtig an die Seite zu stellen sind. Es ist daher wahrlich von höchster Bedeutung, in die Entstehungsgeschichte dieser geistigen Großthat eingeweiht zu werden. Denn erstaunt man schon vor dem endgültigen Resultate dieser Arbeit, so wächst Staunen und Bewunderung, wenn man die inneren wie äußeren Schwierigkeiten ermißt, die sich der Ausführung derselben entgegenthürmten. Mit Freude ist daher der Abdruck der ersten Ausgabe der Odyssee vom Jahre 1781 zu begrüßen, die mit einer Einleitung von Michael Bernays im Cotta'schen Verlage erschienen ist. Diese Einleitung aber ist nichts Geringeres, als eine vollständige Entstehungsgeschichte der Uebersetzung der Odyssee, von dem ersten schüchternen Tasten an bis zur ersten vollständigen Ausgabe im Jahre 1781. Sie berücksichtigt alle Versuche, die gemacht wurden, um einen deutschen Homer herzustellen, und enthält daher eine Fülle klar geordneten literarhistorischen Materials, das nach manchen Richtungen hin das literarische Bild jenes denkwürdigen Jahrzehnts am Ende des vorigen, wie am Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts ergänzt. Für eine derartige Darstellung, die sich in die intimsten Regionen des damaligen literarischen Treibens verbreitet, konnte es keine geeignetere Feder, als die von Michael Bernays, dem Verfasser der Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare

geben, der die denkbar umfassendste Beherrschung des Stoffes mit der Gabe klarer Darstellung verbindet, so daß sich in ihm Gelehrter und Künstler in seltener Harmonie verbinden, eine Erscheinung, die bekanntlich, besonders in Deutschland, zu den Ausnahmen gehört.

Jene Einleitung nun führt eine Reihe von Gestalten an uns vorüber, die uns insofern in neuer Beleuchtung erscheinen, als wir sie bei einer Thätigkeit belauschen, die sich der Betrachtnng gemeinhin zu entziehen pflegt. Sie zeigen alle ihre bestimmte Physiognomie, worin wir manchen sonst schwer erkennbaren Zug gewahren. Und dabei wird das große Gesammtbild nie aus dem Auge verloren, vielmehr ergänzt. Wir erfahren, daß die frühesten Bemühungen um einen deutschen Homer auf das Jahr 1737 zurückzuführen sind, da Gottsched in der zweiten Auflage seiner Dichtkunst den Anfang der „Ilias" in „alexandrinisch reimlosen" Versen, d. h. in Hexametern veröffentlichte, die als Beispiel gelten sollten, wie man bei einer Verdeutschung Homers zu verfahren habe. Mit klarer Anschaulichkeit wird der Antheil zahlreicher literarischer Persönlichkeiten an der Ausgabe, der deutschen Nation einen Homer zu geben, geschildert. Natürlich sind es vor Allem die jedem Gebildeten vertrauten Namen, die das Interesse in Anspruch nehmen, und so werden Breitinger, Bodmer, Klopstock, Bürger und Friedrich Leopold von Stolberg in ihren directen Beziehungen zur Uebertragung des Homer, insbesondere der „Ilias" und ihren dahin zielenden Versuchen aufgeführt. Man blickt gleichsam in die Werkstatt dichterisch nachbildenden Schaffens, wo eine Reihe erleuchteter Geister an den Elementen unserer Uebersetzungskunst in eifrigem Wettstreit arbeiten. Besonders anziehend ist die Mittheilung der Versuche Bürgers, einen deutschen Homer in Jamben zu schaffen. Die aus der „Ilias" mitgetheilten kurzen Proben lassen den dichterischen Geist und die derbe, männliche Kraft des bis auf den heutigen Tag nicht genug gewürdigten Poeten klar erkennen. Vom Geiste des Urbildes ist freilich nicht viel übrig geblieben, ebenso wenig wie in den übrigen zahlreichen Uebersetzungsversuchen des Dichters. Seine Fehde in Sachen Homers mit Stolberg, der nur eine hexametrische Nachbildung gelten lassen wollte und eine solche auch ausführte, ist charakteristisch für die Bedeutung, die in jenen Tagen literarischen Fragen beigelegt wurde; sie beweist aber auch, um wie Vieles würdiger damals eine literarische Fehde, dem bedeutenden Gegenstande angemessen, geführt wurde, als in späteren und gegenwärtigen Tagen, da literarischer Anstand seltener und seltener wird, ganz im Verhältniß zur gesunkenen Würde der Literatur überhaupt.

Wie wenig damals selbst ein Goethe den Geist des hellenischen Urdichters, der sich ihm später so allgewaltig aufdrängen sollte, zu erfassen vermochte, zeigt seine begeisterte Lobrede auf diesen in Jamben einherschreitenden, gleichsam in barbarisches, wenn auch dichterisch verbrämtes Gewand gekleideten Homer; eine Begeisterung, die stark genug war, um den Weimarischen Hof dazu anzuregen, seine Theilnahme durch eine in zartester Form, gleichsam als Ehrenpreis angebotene Summe zu bekunden. Und ähnlich äußerten sich Herder und Wieland. Man empfindet diese stürmische Begeisterung als den Ausdruck der Sehnsucht, welche damals die Größten beseelte, ihrem Volk den Urquell aller Poesie zugänglich zu machen, eine Sehnsucht, die von diesem Volk damals freilich noch kaum oder doch nur sehr unvollkommen getheilt wurde. Aber man begreift dieser Darstellung gegenüber auch, wie der Geistesfrühling, der über Deutschland angebrochen, sich der fernsten Vergangenheit fremder Länder und Völker zu bemächtigen strebte. Diesem Frühling aber folgte ein reicher Sommer und Herbst, in dem die Früchte reiften, deren Blüthe der Lenz hervorgerufen. Die Keime, deren organische Entwicklung fort und fort und zwar bis in die romantische Periode zu verfolgen sind, zeigen sich schon hier.

Alles wies damals auf Homer, als auf eine poetische Centralsonne, und wer sich von schöpferischen Geistern nicht selbst an einer Uebersetzung versuchte, gab wenigstens, wie Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Moses Mendelssohn u. s. w., seinen Antheil, sei es nun in Beifall oder Tadel, den zahlreichen Versuchen und Bemühungen gegenüber zu erkennen. Wie sehr die einzelnen Meinungen und Ansichten übrigens einander widersprachen, zeigt schon der einzige Umstand, daß Moses Mendelssohn die Bewältigung der großen Ausgabe durch einen Einzigen geradezu für unmöglich erachtete und daher den Vorschlag machte, daß die berufensten Dichter mit vereinten Kräften an die Ausführung gehen möchten; ein gewiß gutgemeinter, aber durchaus unpraktischer Plan, dessen Ausführung glücklicherweise unterblieben ist. Aus einer so mächtigen und nachhaltigen Bewegung der Geister, dem einen großen Gegenstand gegenüber, schöpfte der Mann, der berufen war, das große Werk mustergültig zu vollenden, den Heldenmuth, der ihn auf seinem mühsamen Wege nicht wanken ließ, und dieser Mann war eben Johann Heinrich Voß.

Der zweite Abschnitt der erwähnten Einleitung behandelt recht eigentlich die Entstehung der Uebersetzung der Odyssee durch Voß. Anschaulich und reizvoll zugleich ist dieser kühne Eroberungszug deutschen Geistes auf ein urfernstes Gebiet der Weltliteratur dargestellt. Mit seltener Harmonie durchdringen und ergänzen sich die biographischen und literarischen Betrachtungen, und hier zeigt sich die längst anerkannte literarhistorische Methode des Verfassers in vollem Glanze, Ursachen und Wirkungen, äußere und innere Umstände, Zeit und Ort zur vollen, bis zu plastischer Deutlichkeit des zu schildernden Moments gesteigerten Anschauung zusammenfließen zu lassen. Diese Darstellung der Voß'schen Existenz, wie sein inneres Verhältniß zu Homer, insbesondere zur Odyssee, liest sich selbst wie eine Idylle, ohne deshalb von ihrem streng wissenschaftlichen Gehalt einzubüßen, an den außerdem die zahlreichen, eine Fülle seltenen Materials enthaltenen Anmerkungen fortwährend erinnern. Das patriarchalisch idyllische Leben des Dichters und Uebersetzers scheint bei äußerlicher Betrachtung im schroffen Gegensatz zu dem unausgesetzten, innigen Verkehr mit dem antiken Heldensänger zu stehen; hier aber werden die geheimen Verbindungen und Uebergänge mit psychologischem und wissenschaftlichem Scharfblick dargelegt, eine Schilderung, die durch die Größe und Bedeutung des Gegenstandes noch an Reiz gewinnt.

Die Einleitung führt uns von den im Jahre 1775 im Verkehr mit Klopstock betriebenen mühevollen Vorarbeiten durch die im Jahre 1777 im siebenundzwanzigsten Lebensjahre des Uebersetzers im „Deutschen Museum" veröffentlichten Proben der Uebertragung bis zu der ersten vollständigen Ausgabe der Odyssee im Jahre 1781. Man erlebt hier die Wandlungen, die das große Gedicht in deutschem Gewande unter den Händen des sorgsam unermüdlichen Nachbildners durchzumachen hatte, gleichsam mit und freut sich des Wachsens und Gedeihens, wie der endlichen, reichlich zuströmenden Anerkennung.

Von höchstem Werth ist die Nebeneinanderstellung verschiedener Lesarten kleiner Bruchstücke, wie sie nacheinander bis zur endgültigen Vollendung der ersten hier vorliegenden Ausgabe von 1781 entstanden sind. Man kann hier den Riesenfleiß und das tiefinnerliche Verständniß des Nachbildners für den Urdichter nicht genug bewundern. Von diesen Lesarten werden einzelne in den reichhaltigen Anmerkungen durch alle späteren Wendungen bis zur letzten Ausgabe von 1821, der jetzt mustergültigen, verfolgt und so sieht man den Wunderbau sich gleichsam von innen heraus fort und fort neu- und umgestalten. Gleich der erste Vers des großen Gedichts mag hier als Beispiel des Gesagten gelten:

Sag mir die Abenteuer des weisen Helden, o Muse —
Sing, o Muse, den Mann voll schneller Entschlüsse —
Von dem entschlossenen Mann erzähle mir, Muse, der viele —
Von dem anschlägigen Mann —
Von dem erfahrenen Helden erzähle mir, Muse, der lange —
1781 Sage mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes —
1793 Sage mir, Muse, vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach —
1814 Melde den Mann mir, Muse, den vielgewandten, der vielfach —

Diese Beispiele werden nicht verfehlen, den Wunsch nach einer Vergleichung der vollständigen einzelnen Ausgaben bei

Vielen zu erwecken, die trotz inniger Neigung zu unserer Literatur an dergleichen Untersuchungen bisher achtlos vorübergegangen. Die Einleitung, wie sie vorliegt, ist gleichzeitig ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des Hexameters in Deutschland, neigt doch die eigentlich formelle Bedeutung des Dichters wie Uebersetzers Voß überhaupt nach dieser Seite — eine Bedeutung, die schon Goethe in bewundernden Ausdrücken bestätigte. Man kann nur bedauern, daß es die Grenzen dieser, die Ausgabe von 1781 einleitenden Arbeit überschritten hätte, die Entstehung der ferneren Umwandlungen des großen Gedichts zu behandeln, wie denn auch sofort der Wunsch nach einer gleichen Behandlung der Voß'schen Ilias bei jedem Leser entstehen muß, der dem großen Gegenstand irgend Theilnahme entgegenbringt.

Man darf diese Arbeiten künftig vom Verfasser erwarten, da er sicher der Berufenste dazu ist. Ebenso gewähren die tiefen Einblicke in das Wesen Homers, die hier wie einzelne Blitze aufleuchten, die Aussicht auf ein selbstständiges Werk über Geist und Wesen dieses poetischen Kosmos, den wir, Dank Vossens herrlicher Kraft und Ausdauer uns zu eigen gemacht, wie kein zweites Volk, trotz der verdienstlichen Arbeiten der Engländer und Franzosen auf diesem Gebiete. Jene haben, wie Bürger bei uns, mehr ihre eigene jeweilige Individualität, als diejenige des Urbildes in ihre Nachbildungen gelegt. Die Homerübertragung von Voß aber ist einer der glänzendsten Beweise für die Fähigkeit des deutschen Geistes, sich fremden Schöpfungen liebevoll unterzuordnen und dadurch das Fernste und Fremdeste in den Kreis der eigenen Sprache zu bannen.

Was nun die erste vollständige Ausgabe der Odyssee von 1781 insbesondere anlangt, so steht dieselbe in formeller Hinsicht den folgenden, zumal der endgültigen letzten unzweifelhaft nach. Unvergleichlich besser aber gibt sie in vielen Theilen die hohe Einfalt und Würde des Originals wieder, Eigenschaften, die durch die nicht rastende Feile des sich stets selbstherrlicher entfaltenden Künstlers in den folgenden Ausgaben beträchtlich abgeschliffen erscheinen. Welcher Reiz dieser ersten Uebertragung anhaftet, bekundet schon das Urtheil Schillers, der bereits die zweite Ausgabe von 1793 nicht gelten lassen wollte und ein treuer Anhänger der ersten geblieben ist.

Dem werthvollen Werk, das seine Würde auch in der äußeren Ausstattung nicht verleugnet, sind facsimilisirte Bruchstücke Voß'scher Manuscripte zur ersten Ausgabe, die homerische Welttafel, welche Voß im emsigen Streben, sich die homerische Welt zu vergegenwärtigen, construirte, eine Karte des kefallenischen Reichs, wie ein Grundriß der Wohnung des Odysseus als lehrreiche und anregende Beilagen zugefügt.

Ernst Koppel.

Franz Liszt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Katholischer Mysticismus und Unbändigkeit der Phantasie! Diese beiden Elemente nebeneinander wirkend, ja fast ineinander gemengt, bilden die Grundlagen der romantischen Schule der dreißiger Jahre. Losgelassenheit aller Leidenschaften einerseits und andererseits irgend welche sentimentale Zuthat, die als christliche Liebe zur Absolution von allen Verbrechen verhilft — manchmal mit reactionären, meistens jedoch mit revolutionären Beimischungen —, sind die Hauptbestandtheile der hervorragendsten Werke jener Epoche. Wie sollte es auch anders sein? Die katholisch-bigotte Richtung der Restaurationszeit konnte poetisch als Mysticismus verwerthet werden; Lamartine und Victor Hugo waren auch zuerst ganz royalistisch und katholisch, und Liszt aufrichtig „dévot". Aber die nüchterne, rein skandirende Klassicität, die steife Zeichnung und anständige Haltung, die hohle, hochtrabende, hier und da mit Empfindsamkeit versetzte Phrase, welche noch aus der napoleonischen Zeit herüber wirkte, und zu welcher nur das politische Spottgedicht und die in ihrer Art klassische, sinnliche, niemals empfindsame Lustigkeit Bérangers einen Gegensatz bildeten, bot den jungen erhitzten Geistern kein Ausdrucksmittel für ihre Gedanken und Empfindungen. Die große Mehrzahl des jüngern Publicums sehnte sich ebenfalls nach anderer Kunst. Die Geschichte der Revolution erzählte ihnen unerhörte politische Thaten; die Geschichte Napoleons unerhörte Waffensiege; nun wollten sie unerhörte Kunstwerke sehen. Und so kam es denn, daß die jungen Poeten, welche eine Zeit lang als Ritter der Legitimität und der Religion auf dem feinen Sande in den engen Schranken herumturniert hatten, zuletzt kein Vergnügen mehr fanden, vor der kleinen Schaar schöngeputzter Herren und alternder Damen zu paradiren, das Flügelpferd ihrer Phantasie mit einem Satze über alle Schranken setzen ließen und spornstreichs nach den ungebahnten Wäldern und Bergen der Romantik rannten, wo eine weniger elegante, aber ungemein zahlreiche und begeisterte Menge sie jubelnd begrüßte. Allen voran als Heerführer und Bannerträger der romantischen Schaar eilte der ehemalige Hauptlegitimist und Katholik Victor Hugo, den noch Chateaubriand als „enfant sublime" gepriesen hatte, und der nun in Hernani, Lucrezia Borgia, Marion Delorme einen ganz andern als den sublimen Ton anschlug. Was die Biographie Liszts über diese romantische Schule sagt, wollen wir sowohl in Bezug auf Inhalt wie auf Form nicht strenge prüfen. Nur eine Aeußerung über deutsche Romantik konnten wir nicht ganz unbemerkt lassen. Wenn sie meint, daß Schumann „auf halbem Wege stehen geblieben, reactionär geworden" sei, so ist das zum mindesten sonderbar.

Kehren wir nun zu Liszts individuellen Angelegenheiten zurück. Sein Genie entfaltete sich immer weiter. In der technischen Behandlung des Instrumentes war ihm Paganini Vorbild; was dieser auf der Geige leistete, wollte er auf dem Piano vollbringen; im Vortrage war er sein eigener Meister, doch glaube ich, daß Chopins Tonfärbung und rubato-Spiel nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. In der Composition verfolgte er die Richtung, die Berlioz mit der Symphonie fantastique eingeschlagen hatte. Im gesellschaftlichen Gebahren, in seinen Beziehungen, zeigte Liszt jene Mischung von Vorliebe für Aristokratismus und Neigung zur Demokratie, welche von jeher das Kennzeichen aller romantisch angelegten Naturen war; das Unbürgerliche der beiden Klassen hat besonderen Reiz für sie; dort finden sie die vollendete Feinheit der Form, die immer etwas Imponirendes hat, und eine freiere künstlerische Lebensanschauung; in der Demokratie finden sie jenen Kampf gegen alles Hergebrachte, der ebenfalls auf eine künstlerische Individualität besondere Reize ausüben mag. Vergessen wir nicht gleich hier anzuführen, daß Liszt, gleichviel wo er sich bewegte, einer der denkbar liebenswürdigsten Menschen war, und man bei ihm auch immer das Gefühl hatte, daß sein liebenswürdiges Benehmen vom Herzen kam. Auch seine äußere Erscheinung war bezaubernd. Eine große magere, schlanke Gestalt, scharfe geistreiche Züge von langen, dunkelblonden, bis auf die Schulter herabfallenden Haaren umrahmt, eine besonders hohe schöngeformte Stirn, kühn gebogene Nase, freundliches und geistreich blitzendes, jeden Ausdrucks fähiges Auge, ein feiner sinnlicher Mund; dazu eine blasse aber durchaus nicht kränkliche Gesichtsfarbe, und ein merkwürdig schwärmerischer Ausdruck; war es verwunderlich, wenn der höchst geniale, höchst liebenswürdige Künstler, und der so aussah*), die Frauenwelt berückte, wenn die Salons von seinen Abenteuern wiederhallten, wenn zuletzt eine der schönsten, geistreichsten, höchststehenden, gefeiertsten Damen der Pariser Gesellschaft, die Gräfin d'Agoult, eine heftige Leidenschaft für ihn faßte, die er erwiederte, und wenn zwischen ihm, dem Dreiundzwanzigjährigen, und ihr, der im dreißigsten Jahre Stehenden, ein dauerndes, merkwürdiges, in seiner Art einziges Verhältniß sich entwickelte?

*) In Bechsteins Klaviersalon hängt ein Porträt Liszts aus der Pariser Zeit, nach dem Originale von Ary Scheffer. Eine Photographie desselben wäre ein sehr dankenswerthes Unternehmen. Denn dieser Kopf und sein Ausdruck ist der Spiegel der Pariser romantischen Schule in ihrer vornehmsten Erscheinung.

Das Kapitel der Biographie, in welchem diese Liebesgeschichte weitläufig mit allen Einzelheiten und sehr vielen Betrachtungen über den Charakter der Gräfin erzählt wird, hat uns gleich beim ersten flüchtigen Lesen peinlich berührt; und jeder Versuch, durch aufmerksame, ruhige, gründliche Prüfung eine kühlere Anschauung zu gewinnen, hat nur den ersten Eindruck vermehrt. Aus jeder Zeile — selbst aus solchen, welche quasi eine Entschuldigung für Wesen und Thaten der Heldin enthalten sollen — tritt die unverkennbare Absicht hervor, alle Schuld und deren Folgen auf die Frau zu wälzen, den jungen Künstler als den Verführten, als den Märtyrer darzustellen. Zwar wissen wir aus der Biographie, daß Liszt, als er die Gräfin d'Agoult kennen lernte, durchaus nicht mehr Neuling war in Liebesangelegenheiten, zwar erfahren wir aus derselben Quelle, daß er in einem Anfalle von übermüthiger Ironie der Gräfin, welche ihn leiten, seine Muse sein will, George Sands abscheulichen Roman Leone Leoni „in die Hand drückt" und die Juliette als „echtes anbetungswürdiges Weib" preist, die sich an einen schönen, nichtswürdigen, diebischen Feigling hängt, ihm überall sklavisch folgt, selbst nachdem er gegen sie ganz entehrend ehrlos gehandelt; nichtsdestoweniger war das ganze Verhältniß der Biographie zufolge, ein Werk der Komödie von Seiten der Heldin, „sie spielte und spielte und erreichte ihr Ziel", und das Bündniß war „ein Zufall, ein Spiel, eine Laune, ein Unglück". Denn nur er war aufrichtig und edel und wahrheitsfühlend, sie aber war eitel, herrschsüchtig und „spielte Verstecken mit sich und der Welt". Für uns hat die Angelegenheit doch eine andere Bedeutung. Zu der Zeit, als die Episode stattfand, waren Beziehungen großer Damen mit Künstlern in der Mode, „très bien porté", wie das im Rothwälsch der vornehmen Welt hieß. Da war die schöne italienische Fürstin mit Döhler, und die schöne russische Gräfin mit Poggi, und die schöne weiße Elephantin mit Thalberg u. s. w. Alle diese Damen verstanden es, den „éclat" zu vermeiden. „So lange die Beziehungen das Auge der Welt nicht verletzten, schien sich diese ebenfalls nicht verletzt gefühlt zu haben; der öffentliche éclat jedoch war etwas anderes," sagt die Biographie. Die Damen richteten ihre sentimens derart ein, daß wenn sie zur Abwechslung von der Kunst wieder zur Aristokratie übergingen, d. h. sich von einem Herzog oder Marquis den Hof machen ließen und den Künstler an die Luft setzten, dieser très gracieusement seine Verbeugung machen und elegante Haltung bewahren mußte; wehe ihm, wenn er auf Gefühle gerechnet hatte und leidenschaftlich wurde; der Fluch der lächerlichsten Uneleganz heftete sich an seine Fersen! Die Gräfin d'Agoult war die einzige große Dame jener Periode, welche ihre Beziehungen zu einem Künstler ernsthaft und nicht als eine Liebelei betrachtete. Nicht der Hauch eines Vorwurfes hatte sie vordem getroffen — die Biographie würde gewiß nicht verfehlt haben, davon Kunde zu geben —, nun aber, da sie den verhängnißvollen Schritt gethan, wollte sie ihn auch nicht verhehlen; sie verließ Mann, Kinder, die denkbar glänzendste Stellung in der Gesellschaft, um ihr Loos an das noch unsichere eines dreiundzwanzigjährigen Künstlers zu fesseln, dem sie ihr Herz geschenkt hatte. Verdient diese Frau, daß so über sie geurtheilt werde, wie in der Biographie, da kaum das Grab über sie geschlossen ist und der Held der Geschichte noch lebt?

Wir sind sehr neugierig, wie die Verfasserin, wenn sie den II. oder III. Band schreibt, ein späteres Verhältniß Lisźts darstellen wird, das in den Aeußerlichkeiten manche Aehnlichkeiten mit dem eben besprochenen bietet, bei welchem aber der Künstler in vollkommener geistiger Reife und Erfahrung stand, und die Dame weder als schön noch als durch „süße Melancholie"*) bezaubernd geschildert werden kann. Wir verlassen diese Angelegenheit und wenden uns nunmehr ganz zu dem Kunstwirken Lisźts.

Er zog mit der Gräfin vorerst nach Genf, ertheilte Unterricht, componirte, wirkte als ausübender Künstler meistens nur für wohlthätige Zwecke und veröffentlichte verschiedenartigste Artikel über Musik und Musiker in der neugegründeten Zeitschrift „Gazette musicale", welche in Paris den Fortschritt, die Ideen der Romantiker vertrat; zur selben Zeit begann auch Schumanns „Neue Zeitschrift für Musik" ihre Wirksamkeit im deutsch-romantischen Sinne; eine Untersuchung über Aehnlichkeit und Verschiedenheit der beiden Zeitschriften, über ihre leitenden Ideen kann leider hier keinen Platz finden, so interessante Gesichtspunkte sie auch selbst für den biographischen Zweck eröffnete — der Raum fehlt!

Die französischen Aufsätze Lisźts sind auch deutsch, von Fräulein Ramann übersetzt, gesammelt erschienen unter dem Titel: „Essays und Reisebriefe eines „Baccalaureus der Musik". Leipzig, Breitkopf & Härtel." Wir heben diejenigen hervor, welche den besten Einblick in den Ideen- und Entwicklungsgang des Künstlers gewähren. In sechs Artikeln: „Zur Stellung der Künstler" verlangt er von der französischen Regierung (1834!) die Einführung des Musikunterrichts in den Volksschulen und einen Lehrstuhl für Musikgeschichte und Musikphilosophie. Zu gleicher Zeit spricht er von einer „zukünftigen humanitären Kirchenmusik", die in „kolossalen Verhältnissen Theater und Kirche vereinigte, dramatisch und heilig, prachtentfaltend und einfach, stürmisch und ruhevoll" wäre. Dieses Programm erklärt seine spätere Kirchencompositionen besser als alle Darlegungen von unserer Seite. In einem Briefe an George Sand (1837) bezeichnet er ganz entschieden das Programm, d. h. die Ueberschrift, als Nothwendigkeit für die moderne Instrumentalmusik, welche „meistens die Subjectivität zum Ausdrucke bringt".

Die Artikel sind im Allgemeinen weniger bekannt, als sie es verdienen. Nur von zweien ist die Kunde über die engeren musikalischen Kreise gedrungen: die Beurtheilung Thalbergs und der Brief über den Stand der Musik in Italien; beide haben ihrer Zeit viel Staub aufgewirbelt; sie enthalten manches unbestreitbar Richtige, die Form konnte allerdings eine mildere sein. Wir können hier nicht ins Einzelne weiter eingehen, wollen aber auf zwei Briefe hinweisen, weil sie Lisźts Wesen und das seiner Gegner kennzeichnen. In dem an Massart, Mai 1838, schreibt er nicht blos in begeistertem Tone von Klara Wieck (später Frau Schumann), deren Talent ihn „entzückt" hat; er citirt das ganze Gedicht Grillparzers an sie nach ihrem Vortrage von Beethovens Fmoll-Sonate; was er im zweiten an Berlioz über Schumann schreibt, zeigt von größter Hochachtung. In solch vornehm künstlerischer Weise hat sich Liszt benommen in der Zeit, als er den Gipfel des Ruhmes mit leichter Mühe erklomm, als ihm von allen Seiten nur Weihrauch entgegen wirbelte, als jedes leiseste Wort, das nicht in den allgemeinen Jubelton einstimmte, als ein Verbrechen gegen die Kunst betrachtet ward, und als es leicht erklärlich erscheinen mochte, wenn er auf Andere mit Geringschätzung herabblickte! Er hat sich immer als ein warmfühlender, gern anerkennender Künstler gezeigt; ihm ward später nicht mit Gleichem vergolten.

Seit Lisźts Erscheinen in Wien 1838 und später in Deutschland haben manche große Künstler glänzendste Erfolge, ja Enthusiasmus erregt, in den Kreisen der adeligen und elegantesten Gesellschaft beste Aufnahme gefunden, Ehren und Ehrenstellungen erlangt. Aber die äußere Laufbahn aller derer, die nach ihm kamen, ist mit seiner nicht annähernd zu vergleichen; denn er hat den neuen Weg eröffnet, auf welchem dann die Anderen ihren verschiedenartigen Zielen nachgingen. Ueber seine Leistungen werden wir später sprechen; hier möge vor Allem das festgestellt werden, daß von der Art der Erfolge Lisźts in jenen Jahren die heutige Generation einen Begriff nicht haben kann, weil die Merkmale des damaligen öffentlichen und gesellschaftlichen Musiklebens nicht mehr vorhanden sind. Nicht blos die Eisenbahnen, der Telegraph, die freigewordene Presse haben seither eine totale Aenderung in den äußerlichen Verhältnissen auch der Künstler herbeigeführt; die Stellung der gesellschaftlichen Gruppen ist eine ganz andere. Als Liszt nach Wien kam, war die Aristokratie noch im Vollbesitze alles Einflusses in politischen und gesellschaftlichen Dingen; nur der Bürgerliche, der ihr anstand und alle Last der Arbeit auf sich nahm, konnte ein höheres Amt erreichen; und nur der Künstler, den sie beschützte, gelangte zu Ruf und Ansehen. Liebenswürdig und freundlich, wie die östreichische Aristokratie immer war und ist, wachte sie doch mit Eifer über die Er-

*) So spricht die Biographie einmal von Mdme. d'Agoult.

haltung ihrer Vorrechte und wußte auch alle Eindringlinge in sehr scharf berechneter Entfernung zu halten; ja selbst dem Günstling des Fürsten Metternich, dem Grafen —o, gelang es nicht die Kammerherrenwürde zu erlangen, weil er nicht die nöthige Ahnenzahl aufweisen konnte; erst in der nachmärzlichen Zeit war es dem Sohne möglich, das heißersehnte Ziel zu erreichen, nicht ohne daß er und seine Frau in den Hofkreisen manche bittere Pille schlucken mußten. Von den Künsten erfreute sich nur die Musik der besonderen Pflege und Protection des Adels, die Virtuosen, besonders die fremden, fanden Aufnahme in den höheren Kreisen — Dichter und Maler sah man damals nie dort. Daß unter solchen Verhältnissen der Virtuose für die große Ehre der Anfnahme in jeder Weise sich erkenntlich zeigen mußte, erscheint wohl selbstverständlich. Selbst Thalberg, der Fürstensohn, beobachtete immer eine gewisse ehrerbietige Haltung gegenüber den hochadeligen Familien, wie der Prinz eines kleinen souverainen Hauses vor dem großen Kronenträger, der ihn als Neffen betrachtet. Und nun erst die Geringeren und Einheimischen! Da kam Liszt. Er gibt sein erstes Concert zum Besten der Pester Ueberschwemmten; mit freiem Anstande, höchst anmuthiger, von besten Gesellschaftsgewohnheiten zeugender, aber leichter Verbeugung tritt er vor das Publicum; er beginnt mit dem Concertstück von Weber; man hört ein Klavierspiel, wie man es nie geahnt hat; das Publicum bricht in tosenden Beifall aus; der Enthusiasmus kennt keine Grenzen — Alles das galt dem Künstler. — Aber dem Concerte folgt ein Nachspiel, dessen Kunde sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet, und den Menschen als eine in der Kunstwelt noch nie gesehene Erscheinung zeigt. Liszt war mit leichtem Schwunge vom Podium*) hinab in den Saal gesprungen und hat mit den hohen Adeligen, die in den ersten Bänken saßen, in französischer Sprache eine Unterhaltung begonnen, als wär er „ein naher Verwandter"! — Das nächste Concert, das ohne Orchester stattfand, bot den noch nie gesehenen Anblick, daß dicht um den Künstler auf dem Podium die Damen des höchsten Adels saßen, mit denen jener sich während jeder Pause unterhielt! Und noch waren die Unterhaltungen über alle diese unerhörten Dinge überall im Gange — Politik gab es ja noch gar nicht! — da durchflog eine noch wichtigere Kunde die Stadt: Liszt hatte bei der Fürstin Metternich, der Stolzesten der Stolzen, gespeist, sich mit seiner schönen Nachbarin etwas lebhafter unterhalten, als es der Hausherrin gefallen mochte; diese unterbrach ihn plötzlich mit der Frage nach Venedig und ob er dort gute Geschäfte gemacht habe, und seine Antwort lautete: „Musik habe ich gemacht, Madame la Princesse, nicht Geschäfte!" (Alle diese Unterhaltungen wurden selbstverständlich nur in französischer Sprache geführt.) Der Eindruck aller dieser Zwischenfälle auf das Publicum kann heute nicht mehr verstanden werden! Die jungen Künstler betrachteten ihn als einen Gott! Und wie benahm er sich gegen sie, in welchem Gegensatze zu Thalberg! Während dieser nur nach schriftlicher Anmeldung sichtbar war (der Portier des Dietrichstein'schen Palastes besaß eine Liste der Personen, welche auch ohne solche vorherige Anmeldung zugelassen wurden) und seine Gäste immer im wohlgeordneten Salon und vorbereitetem Anzuge empfing**), glich Liszts Wohnstube im Hotel „Stadt Frankfurt" einem Heerlager aller Stände; da kam ein kaiserlicher Oberhofmeister mit Aufträgen vom Hof, dann ein kleiner Klavierspieler, der etwas vortragen wollte, hier saß ein Graf, daneben ein Guitarrespieler, auf der Ecke seines Stuhles, damit er dem Hochgeborenen nicht zu nahe käme, und im Zimmer summte und schwirrte es von großen und kleinen Dichtern, Malern und Musikern. Gegen Alle war Liszt gleich liebenswürdig, aber am liebenswürdigsten, bezaubendsten gegen jeden jungen Künstler, in dem er Talent entdeckt hatte. War es verwunderlich, wenn überall, wo er sich zeigte, ein Schwarm von Verehrern ihm folgte, daß er angebetet, vergöttert ward? daß seine Abreise einem Triumphzuge glich? daß im folgenden Winter sein Erscheinen im Opernhause als Zuhörer im zweiten Range an der Seite Saphirs eine Aufregung im Publicum hervorrief, welche eine Zeit lang selbst die Aufmerksamkeit von der Vorstellung ablenkte? Von allen den erzählten Fällen und Entwickelungen berichtet die Biographie nichts; sie enthält nur Auszüge aus den Berichten verschiedenartiger Zeitungen, Concertprogramme, und Betrachtungen über die Uebertragungen Schubert'scher Lieder. Unseres Erachtens wäre eine genaue Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Künstler in Wien zur Zeit als Liszt hinkam und des Musiklebens im Allgemeinen eine richtigere Lösung der Aufgabe einer Biographie gewesen, als solche ästhetische Studien, deren mehr poetische als sachliche Auseinandersetzungen wir der Dame zu gute halten und nicht strenge prüfen wollen.

Die letzten Kapitel dieses ersten Bandes (ein zweiter ist noch nicht erschienen) erzählen ziemlich flüchtig seine Trennung von der Gräfin d'Agoult, die ihm drei Kinder geboren hatte; sie war „noch immer dieselbe geblieben, höherer Erkenntniß nicht näher gerückt, das Durcheinander ihrer Seele hatte sich nicht entwirrt," mit diesen Worten wird die lange moralische Betrachtung über die Katastrophe eingeleitet. Den Schluß des Bandes bildet die Erzählung der glänzenden That Liszts, die jetzt theils vergessen ist, theils absichtlich verschwiegen wird: seine Erklärung, die zu dem Beethoven-Denkmal in Bonn fehlende Summe, etwa 30,000 Mark, aus eigenen Mitteln durch Concerte zu beschaffen.

Wir wollen der weiteren Geschichte, d. h. der Erzählung einzelner Thatsachen, nicht vorgreifen, und wünschen nur, daß die folgenden Bände viel weniger Reflexionen, mehr Erzählung von wirklich Geschehenem bieten, und mehr ruhigere rücksichtsvollere Erwägung der Verhältnisse einhalten, als dies gegenüber der Gräfin d'Agoult geschehen ist. An dieser Stelle können wir nurmehr einige Worte über die künstlerische Laufbahn Liszts sagen, über sein Wirken, seinen Einfluß, seine culturhistorische Bedeutung.

Seine Leistungen als ausführender Künstler sind unerreicht geblieben; in Einzelheiten ist er von Nachfolgern erreicht, ja übertroffen worden, im Gesammteindruck ist ihm selbst Rubinstein nur in den besten Tagen nahe gekommen. Seine Technik war eine ganz neue, für sich bestehende, aus umfassendsten, gründlichsten musikalischen Studien hervorgegangene. Er brachte durch sie nicht nur ganz neue Zusammenstellungen von Passagen, sondern auch derartige Tonwirkungen hervor. Diese Technik, dann die elektrisch zu nennende Unmittelbarkeit seines Vortrags, von der selbst Mendelssohn, der eine ganz entgegengesetzte Richtung einhielt, in seinen Briefen mit größter Bewunderung spricht; die merkwürdigsten Tonfärbungen, die blitzartig jähen Wechsel der verschiedenartigsten Betonungen und Stärkegrade; die ungemeine Schärfe des Rhythmus und der Declamation; die Phrasirung, welche den musikalischen Hauptgedanken klar andeutete, selbst wenn alles Nebenwerk manchmal in wirren Durcheinander zerfloß; alles das wirkte gleichzeitig und bildete eine Erscheinung, wie sie nicht dagewesen und nicht mehr wiedergekommen ist. Denn selbst Paganini, mit welchem die eigentliche romantische Musikerperiode beginnt, kann Liszt nicht gleichgestellt werden. Sein Wirkungskreis war ein beengter, auch hat er sich als Musiker nie gezeigt, öffentlich niemals ein Quartett, nur seine Compositionen gespielt. Er ist auch ganz vereinzelt, ohne Nachwirkung geblieben; alle großen Geiger, die seither auftraten, haben eine andere Richtung eingeschlagen, und sein einziger Schüler Sivori ist gewiß am wenigsten ein Vertreter großartiger dämonischer Leidenschaftlichkeit. Aber Liszt hat anregend nach allen Seiten hin gewirkt. Keiner vor ihm war mit solcher umfassenden Kenntniß der gesammten Musikliteratur, mit solchem Erfassen der verschiedensten Gattungen, mit solcher Gabe, eine jede Gattung charakteristisch wiederzugeben ausgestattet. Liszt war der Erste — das sollte die musikalische Welt, das sollten seine Verschwärzer nicht vergessen! — der viele ganz unbekannte klassische Werke in sein Concertprogramm aufnahm (beispielsweise die Emoll-Fuge und die Variationen von

*) Wir gebrauchen den damaligen Wiener Ausdruck; in Berlin heißt das Ding „Estrade", zu deutsch Erhöhung.

**) Nur dem Verfasser dieser Zeilen zeigte sich Thalberg manchmal im seidenen Schlafrock.

Händel, die Katzenfuge von Scarlatti); er war der Erste, der Etuden von Moscheles und Keßler öffentlich vortrug; er brachte Schubert'sche Lieder auf das Klavier, und manchmal in einer Weise, daß der Sänger Vortrag von ihm lernen konnte.

Aber die Bedeutung Liszts liegt noch mehr nach der culturhistorischen Seite. Er war ganz bestimmt der Erste, der die Schranken, welche den Musiker von der vornehmen Gesellschaft trennten, mit sicherer Hand zerbrach; sie sind allerdings hinterdrein wieder zusammengeleimt worden, und es gibt noch immer und selbst bedeutende Musiker, denen als eine Gnade gilt, bis an die Schranken treten und dort ihre tiefen Bücklinge anbringen zu dürfen; aber wer Muth, Kraft und Bedeutung hat, vor dem hält der Leim nicht mehr Stand; ein fester Griff, mit richtigem Takte und freiem Anstand, nicht etwa mit demokratisirender Aufdringlichkeit und Prahlerei ausgeführt, und die Schranke sinkt. Und daß sie für immer erschüttert blieb, daß ist Liszts Werk! Und nicht etwa für sich und seine Zwecke allein hat er das Werk vollbracht. Wie in Weimar während seiner Thätigkeit als Hofkapellmeister alle jungen Künstler ihn immer mit Rath und That hülfreich und fördernd bereit fanden, wie viele der seither berühmtesten ihm ihre ersten Anstellungen oder Geleitbriefe auf dem Wege des Ruhmes verdanken, kann hier nur angedeutet, nicht erzählt werden. Aber vergessen soll es nicht werden!

Es ist unmöglich, hier über Liszt als Componisten ausführlich zu sprechen; sonst müßte diese schon genügend lange Studie noch um das Doppelte ausgesponnen werden. Daß er der Behandlung des Klaviers durch seine Phantasien und Etuden einen ganz ungeahnten Aufschwung gegeben, daß er eine neue Vortragsweise gezeigt hat, die seither mittelbar und unmittelbar auf alles Klavierspiel wirkt, können nur die leugnen, deren Technik und Auffassung mit anno 1835 abschließt. Ueber seine Orchester- und Kirchencompositionen ist das Urtheil nicht peremptorisch zu geben. Wir sind mehr Anhänger der Musik, bei welcher jeder Zuhörer sich selbst sein Gefühlsprogramm macht, ohne daß ihm eine Aufschrift den Weg weist, der manchmal doch nicht zu finden ist. In Bezug auf Kirchenmusik haben wir unsere Anschauung in diesen Blättern oft genug dargelegt, Liszt hat schon vor mehr als vierzig Jahren eine andere Richtung eingeschlagen, und viele begeisterte Anhänger auch unter Fachmännern gefunden, denen eine Competenz zuerkannt werden muß. So kann die Meinung motivirt werden, daß jenes Anathem, das ihm von mancher Seite entgegengeschleudert wird, nicht immer aus nur künstlerischen Motiven zu erklären sei. Unser Zweck war hier nur in Erinnerung zu rufen, welch großartige Erscheinung im Kunstleben Liszt darbietet, und daß die Musiker unserer Tage für ihre Stellung in der Gesellschaft, für die Freiheit ihres Wirkens, für ihre Gleichberechtigung keinem Künstler so viel verdanken, als Franz Liszt.

H. Ehrlich.

Aus der Hauptstadt.

Frühlingsbriefe.

„Das Liebchen im Riesengebirge."

Emanuel Geibel hat ja so Recht: „Es muß doch Frühling werden!" Der Wahrheit gemäß darf ich sogar hinzufügen, daß es wirklich Frühling geworden ist. Heute, am zweiten Ostertage, scheint die Sonne, während ich diesen sehr entbehrlichen Brief an Sie, meine Verehrteste, richte, so licht und warm in mein Fenster hinein, daß ich nur mit einiger Ueberwindung mein Versprechen, Ihnen während der Festtage ein Lebenszeichen zu geben, einlösen kann. Dieser Brief wird Sie daher auch enttäuschen; ich mache Sie von vornherein darauf aufmerksam. Ich bin nicht in der richtigen Stimmung. Da lese ich in allen Festfeuilletons, welche die Zeitungen bringen, daß die „Osterglocken klingen"; und ich habe in unserer geräuschvollen Stadt bei gespanntester Aufmerksamkeit, bei gespitztesten Ohren, — um einen der beliebten Superlative meines Freundes Wippchen-Stettenheim zu gebrauchen — keinen Laut davon vernommen. Einige besonders originelle Feuilletonisten versteigen sich sogar zu der kühnen Behauptung, daß durch des Frühlings holden, belebenden Blick Strom und Bäche vom Eise befreit seien. Und darüber soll ich mich, nachdem sich dies Ereigniß bereits seit Wochen erfüllt hat, heute noch wundern! Nein, mit mir ist jetzt nichts Gescheidtes anzufangen. Gäbe es nicht Dichtungen, zu denen der Bedrängte aus der unerfreulichen Wahrheit heraus immer wieder flüchten könnte, es verlohnte kaum der Mühe zu athmen und zu existiren.

Deshalb habe ich Sie im Laufe der Zeiten schon auf mancherlei eigenartige poetische Werke aufmerksam gemacht, deren Lectüre mir in gedrückter Stimmung eine gewisse Befriedigung, eine Stunde freudiger Erregung und geistigen Gewinn gewährt hatten. Mißgünstige Menschen haben wohl ab und zu gesagt: „Mein Gott, was liest der Mensch für curioses Zeug zusammen!" — Sie aber haben meine Hinweise auf verborgene Lieblichkeiten unserer geistigen Production immer mit Freundlichkeit aufgenommen und haben sich in verdrießlichen Tagen oftmals an den vierblättrigen Kleeblättern unfreiwilliger Komik, die ich für Sie auf den Tristen der Literatur gesucht habe, erfreut. Ich habe nun wieder ein vierblättriges Kleeblatt gefunden; aber diesmal ist es nichts Komisches, es ist etwas tief Ergreifendes, etwas Tragisches. In der Dichtung, von der ich heut mit Ihnen sprechen will, sterben die Leute wie die Fliegen.

In meiner Besprechung möchte ich methodisch zu Werke gehen. Ich will also zunächst die Dichtungsgattung erörtern. Der Dichter, Herr A. Enge, nennt seine Schöpfung eine dramatische Erzählung. Es ist ein Werk in Dialogform, das sich aber nicht nach den engherzigen Vorschriften der Bühne richtet. Es gehört zu jenen phantastisch philosophischen Dramen, in denen die Scene sehr oft wechselt, und keine Schranke der Zeit anerkannt wird, gerade wie der zweite Theil des „Faust", wie Grabbes „Don Juan und Faust", wie „Caliban" von Ernest Renan ꝛc. Ich kann Ihnen das nicht so klar machen, wie ich es eigentlich möchte, aber ich habe auch gar nicht die Absicht, Ihnen von dem kleinen Buche zuviel zu sagen. Sie sollen es sich selbst anschaffen; Sie sollen sich durch die Lectüre selbst den Genuß gewähren, den es mir bereitet hat; und deswegen theile ich Ihnen den Titel ganz genau mit. Er heißt: „Das Liebchen im Riesengebirge. Dramatische Erzählung von A. Enge. Ein warnendes Bild, wie ein Vater durch seinen Wortbruch sich und die Seinen bis zum Tode in tiefes Leid versetzte. Sechs Jahre aus dem Leben eines Malers. Wien, 1880. Im Selbstverlage des Verfassers. IX. Berggasse Nr. 22." — Sie sind nun in den Stand gesetzt, das Buch, das sicherlich nicht theuer sein kann, durch den ersten besten Buchhändler kommen zu lassen, und wenn ich zur Verbreitung dieser dramatischen Erzählung einigermaßen beitragen und den Verfasser durch den Erfolg seines Werkes ermuthigen kann, so bedürfen die Zeilen wohl keiner weiteren Motivirung.

Der Titel sagt Ihnen schon, daß das Stück, zum Theil wenigstens, im Riesengebirge spielt, und daß es sich um ein Liebchen handelt. Die erste Scene stellt also eine Waldlandschaft im Riesengebirge dar, mit einem Försterhause. An dessen offnem Fenster steht ein junges Mädchen, welches damit beschäftigt ist, sich die Haare zu flechten und nach der Waldung hinüberzublicken. Da treten drei Spaziergänger auf. Der eine, ein junger Mann, geht, wie dies gewöhnlich der Fall ist, mit seiner Stockflöte spazieren, und wenn man nun einmal mit seiner Stockflöte spazieren geht, so bläst man auch darauf. Ich wüßte wenigstens nicht, was ich im gegebenen Falle mit einer Stockflöte anderes anfangen sollte. Der junge Mann bläst also. Da sagt das junge Mädchen, das sich noch immer die Haare flicht: „Wer ist es, der in dieser Einsamkeit so schön die Flöte bläst?" — Das sind die ersten Worte des Stückes. Der junge Mann, der natürlich August heißt, erblickt nun das junge Mädchen und ruft aus: „Die oder Keine!" Die beiden Begleiter führen August ab. Pauline tritt mit ihrer Freundin Dorine aus dem Försterhause und Pauline sagt: „Hast Du ihn gesehen, den hübschen Flötenspieler? Er zeigte mit der Hand nach mir und rief: Die oder Keine! Ich erschrak und lief vom Fenster in die Stube zurück. Sie gingen den Weg nach der Hammelbaude."

Weshalb August gerade nach der Hammelbaude geht, weiß ich nicht; aber jedenfalls finden wir ihn dort wieder, auf der Hammelbaude. Die Scene wird uns so geschildert: „Ein großer Tanzsaal, an den Wänden herum auf Stühlen und Bänken sitzen hübsch geputzte Mäd-

chen und Frauen. Die Männer tummeln sich mehr an den Seiten umher." Wenn die Wände nicht mitten in der Stube sind, so muß das ungefähr auf dasselbe herauskommen. August soll mit den Schönen des Landes tanzen, aber sein Sinn weilt beständig bei der, die er im Thale angeblasen hat. Er geht zurück, begegnet dem Liebchen wieder und tritt mit ihr und der ganzen Gesellschaft in das Försterhaus ein. Die Liebe macht nun riesige Fortschritte. Pauline singt ihm vor: „An Alexis send' ich Dich." Als sie geendet hat, ruft August begeistert aus: „Auch ich muß jetzt ein Lied singen!" Er muß, es geht nicht anders! Und er singt aus „Johann von Paris": „Der Troubadour, stolz auf der Liebe Bande." Darauf trennen sie sich. August „spielt auf seiner Flöte in Molltönen eine kurze klagende Melodie", und Pauline ruft ihm nach: „Dort geht er hin" — Sie ergänzen nun zweifellos: „und singt nicht mehr" — es heißt aber anders: „und mein ganzes Herz mit ihm." Das scheint der erste Act zu sein.

Die nächste Scene spielt acht Monate später, und damit wir es ganz genau wissen, am 9. Mai 1836 in Schmiedeberg. Die Scene wird uns so geschildert: „Gaststube. An einem großen Ovaltische sitzen fünf Herren fröhlich beim Weine: ein wohlgebildeter junger Mann, Baumeister Frei, welcher heute den Auftrag erhalten hat, für die Fürstin Liegnitz eine Kirche in Erdmannsdorf zu bauen." Es ist gut, daß der Verfasser das hinschreibt; denn wenn man einen jungen Mann sitzen sieht, so merkt man ihm doch nicht ohne Weiteres an, daß er heute den Auftrag erhalten hat, für die Fürstin Liegnitz eine Kirche in Erdmannsdorf zu bauen. Außerdem sitzen noch vier andre Herren an dem Tische. Gegenüber, an einem andern Tische, sitzt August allein. Der Gastwirth bittet ihn, ein Liedchen zu singen: „August gibt dem Wirthe den Zimmerschlüssel: Lassen Sie die Guitarre herunterbringen." Der Mann geht mit der Stockflöte spazieren und reist mit der Guitarre. August singt „Das Lob der Freundschaft": „O selig, wer dies Pilgerleben ꝛc." Nachdem er geendet, ruft die Gesellschaft: „Noch ein Lied!" August singt: „Letzte Rose, wie magst Du so einsam hier blüh'n!" Nachdem er geendet, heißt es weiter: „Die Gesellschaft, schon ziemlich angeheitert, ruft: „O hiervon wollen wir noch mehr, viel mehr hören!" August singt: „Die Macht des Schicksals." Es ist ein langes Lied, so lang, daß die Gesellschaft am Ende vollständig betrunken wird. Alle verlangen krampfhaft, daß August sie besuchen soll, und darauf ist die Scene wieder aus.

Zwei Tage später macht August seine Werbung. Die Mutter bittet die Mitbewohnerinnen des Hauses, die beiden Damen von Volgnath, der Werbung beizuwohnen, denn, sagt sie: „Die sind Menschenkenner, sie sollen ihn prüfen." August befindet sich also den vier Damen gegenüber. Da kommt der Vater dazu. Er tritt auf, bittet den fremden Herrn Platz zu behalten und geht ab. Vatern ist gut! Die Mutter entschuldigt den Mann: „Nehmen Sie dies von meinem Mann nicht böse auf; so sehr beschäftigt, ist er selten freundlich." Theilnehmend sagt August: „O schade, schade! Da werden Sie, edle Frau, wohl manches zu dulden haben?" — „O nein," sagt die Mutter, „er ist sonst ein sehr guter Mann." Jetzt kommen die Menschenkenner Volgnaths. Sie wollen dem Freier, wie man zu sagen pflegt, auf den Zahn fühlen. „Sie haben also viel in großen Städten gelebt?" sagen die Damen. „Da haben Sie gewiß auch viel schöne Mädchen kennen gelernt." Aha! — August besteht diese Prüfung meisterlich. Schöne Puppen hat er wohl gesehen, aber keine Seelen. Er liebt nur Pauline: sie oder keine! Pauline unterstützt die Werbung, indem sie ausruft: „Mutter! Mutter! O himmlische Mutter, erhöre mein Flehen, steh' uns bei!" Nun kommt folgende scenische Bemerkung: „Sie hält die Mutter fest umklammert. Dann läßt sie die Mutter los und wirft sich in die Arme des August. Weinend halten sich diese Beiden fest umschlungen. Es entsteht eine heilige Stille. Die Damen sitzen, überwältigt von dieser Scene und gerührt von der Natürlichkeit so reiner Liebe, schweigend da."

Was sagen nun die Menschenkenner, die Damen von Volgnath? — Sie werden es nicht errathen. Sie sagen: „Es ist heute ein so schönes Wetter, wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?"

Ihr Vorschlag wird acceptirt, und die Gesellschaft zieht ins Freie. Da kommt nun die Liebe zum vollen Durchbruch. August und Pauline duzen sich bereits. Pauline ruft aus: „Als Du den Abend in der Ferne die Flöte spieltest, war mir's als hätte ich nie so wohlklingende Töne gehört." So spricht nur die wahre Liebe! Sie sagt ihm auch, als sie das Lied gesungen hätte wäre ihr gewesen, als sei er Alexis, „an dem ich alle meine Rosen senden möchte". Es ist vielleicht ein Vorurtheil, aber ich würde doch nicht die starke poetische Form des Dativ wählen, sondern den gewöhnlichen prosaischen Accusativ und „an den" schreiben. August versetzt: „Und ich sah Dich auch noch wie ein betender Engel dastehen." Da würde ich wiederum dem Accusativ den Vorzug geben und sagen: „wie einen betenden Engel". Aber darauf kommt ja nichts an. August singt wieder, und das ist die Hauptsache. Sein Lied heißt diesmal: „Der Lieb' ersung'ne Sänger". Ich gestehe, daß mir der Titel zunächst nicht recht klar gewesen ist. Herr Enge hat eine ganz entschiedene Abneigung gegen den Accusativ. Er sagt da wiederum: „Doch ihm zog's fort dann wieder," nämlich den Sänger. Der Sänger zieht fort durch alle Lande, bis er endlich ein Liebchen findet; und dann heißt es zum Schluß:

„Es trauert nun nicht länger
Der Lieb' ersung'ne Sänger" —

d. h. der Sänger, der sich ein Liebchen ersungen hat. Die Beiden sind nun einig, und die Menschenkenner haben auch nichts dagegen einzuwenden.

Die nächste Scene spielt drei Wochen später. August kommt im Reiseanzuge, „hinter ihm ein Diener mit einem Guitarrenkasten unter dem Arme". Der Mann reist nun einmal nicht ohne Guitarre! August hat seinem künftigen Schwiegervater versprochen, sich auf zwei Jahre zu entfernen. Er steigt in die Postkutsche, das Posthorn tönt fern und nochmals ganz fern und verschwindet. Was aus dem Guitarrenkasten wird, weiß kein Mensch.

Wiederum gehen fünf Monate dahin. August befindet sich auf dem Schlosse Lauk. Er malt die gräfliche Familie, und die Grafen sind sehr feine Leute. Das Bild wird so geschildert: „vier Fuß hoch, darstellend die Gräfin auf dem Sopha sitzend in einem braunsammtenen Kleide, der Graf in schwarzem Frack, ein zweijähriges Mädchen im weißen mit Blau verzierten Kleide auf den Knieen haltend". Wie gesagt, eine ganz feine Gesellschaft: der Graf im Frack und das Kind mit weißem, blaubesetzten Kleide. August will malen, aber erst muß er seinen poetischen Gefühlen Luft machen, und da er die Guitarre nicht zur Hand hat, declamirt er. Darauf bringt ihm ein Diener einen Brief und ein Päckchen. Er entfaltet den Brief, taumelt und ruft: „O schrecklich! Der falsche Freund Frei hat seinen Bruder, einen Kaufmann, dem harten Vater zugeführt." Ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, daß der falsche Freund Frei jener wohlgebildete Mann ist, welcher am 9. Mai 1836 den Auftrag erhalten hat, für die Fürstin Liegnitz eine Kirche in Erdmannsdorf zu bauen. — Bei dieser Nachricht schwinden August die Sinne. „Der Graf im schwarzen Frack, die Gräfin im braunen Sammtkleide, eine Kindsfrau mit einem zweijährigen Mädchen in weißem, mit blauseidenen Bändern verzierten Kleidchen und ein Diener treten ein." — „Mein Gott!" ruft die Gräfin im braunen Sammtkleide, „was ist hier geschehen?" Der Graf im schwarzen Frack ergreift Augusts Hand: „Sind Sie unwohl?" August reicht dem Grafen den Brief und dieser liest denselben. Es geht daraus hervor, daß Paulinens Vater dem Bruder des Baumeisters Frei das Mädchen versprochen hat, weil er ein Kaufmann ist. Wenn sich Pauline mit August verbinde, so sei dies sein Tod. Pauline will nicht die Mörderin ihres Vaters werden und nimmt deswegen den Bruder des Baumeisters. August wird „zitternd am ganzen Körper" ins Freie geführt.

Die Scene verwandelt sich. Es vergehen wiederum einige Wochen, und wir sind nun zum Hochzeitsball geladen. Pauline ist natürlich nicht sehr vergnügt. „O Mutter, was habe ich gethan!" sagt sie. Der Pfarrer bringt gleichwohl ein Hoch auf das junge Ehepaar aus. Da stößt die Mutter des jungen Mannes, Frau Frei, ein leises „O!" aus. Sie wird hinausgetragen. „Es wird eine kleine Ohnmacht sein," sagt der Vater. Man stößt wieder an und ruft Vivat! Da wird gemeldet: „Sie ist todt!" Die traurige Hochzeit erhält durch den Tod der Schwiegermutter eine kleine Auffrischung.

Erschüttert steh' ich, weiß nicht, ob ich sie
Bejammern oder preisen soll ihr Loos.

Bis dahin ist Alles recht klar und deutlich. Nun kommt eine Zwischengeschichte, die etwas dunkler ist. Es vergehen drei Jahre. Der Baumeister hat einen schiefen Thurm gebaut, der eingestürzt ist. Er sitzt in Folge dessen im Gefängniß und ist halb verrückt. In diesem Zustande nimmt man's mit der Grammatik nicht so genau, und die

Anakoluthie hat in diesem Falle ihre große poetische Berechtigung. „Was, mir, dem Baumeister Frei, mich will man bauen lehren?“ ruft er aus. „Ha, ha, ha, ha! Ho, ho, ho, ho!“ Dann blickt er auf eine Zeichnung, die einen schiefen Thurm darstellt, sagt: „Schief!“ fällt zu Boden und stirbt. Ich glaube, dieses Opfer hätte uns erspart werden können.

Nun vergeht wieder ein Jahr. Paulinens Vater kommt und meldet, daß die Mutter gestorben ist. „Beruhige Dich, mein liebes Kind,“ sagt er, „wir müssen ja alle dort hinüber.“ Dieses tiefempfundene tröstende Wort verfehlt seine Wirkung nicht, und es vergeht wieder ein Jahr.

Der Vater sitzt im Zimmer. „Im Vorhause sitzt ein Dienstmädchen, welches grüne Bohnen schneidet.“ Die grünen Bohnen haben übrigens keine besondere Wichtigkeit mehr im Laufe der Handlung. August kommt wieder. Als der Vater die Stimme des unglücklichen Malers vernimmt, zittert er wieder „am ganzen Leibe“. Diese nun folgende Scene bildet den Höhepunkt des Stückes. Ich will sie nicht analysiren, ich will sie hier wörtlich wiedergeben. „O Gott, mein Gott!“ ruft der Vater, „konntest Du mir noch einmal einen so seligen Augenblick erleben lassen!“ — Nicht blos mir, sondern auch mich! — „O wäre doch Pauline jetzt hier, welche Wonne würde sie empfinden, Sie noch einmal wiederzusehen. Ach was kann ich Ihnen bieten, was kann ich Ihnen thun? Minna, bringe doch Kaffee.“

Minna bringt auf einem Theebrette zwei Tassen Kaffee, setzt sie auf die Kommode. Beide sitzen, den Blick zu Boden gesenkt, schweigend da.

Vater: Ach, lieber Herr, verschmähen Sie doch diese kleine Erfrischung nicht, ich muß es Ihnen selbst reichen. (Am ganzen Leibe zitternd will er aufstehen.)

August: Ich bitte, bemühen Sie sich nicht, ich werde selbst nehmen. (Er nimmt das Theebrett und hält es dem Vater hin, der eine Tasse nimmt.) Wie gütig sind Sie, wie engelgut! (Beide führen die Tassen zum Munde.)

Vater: Er ist noch zu heiß. (Will ihn auf die Kommode setzen, die Hand zittert ihm aber derart, daß er etwas übergießt.)

August: Ich bitte! (Nimmt die Tasse, setzt sie auf das Theebrett, die seine auch.)

Darauf sieht August sich das Kind an und geht ab. Wir sehen ihn nicht wieder. Aber den Vater, der schon am ganzen Leibe zitterte, als er den Kaffee trank, sehen wir noch einmal und zwar fünf Wochen später. Er sagt: „Ich sterbe,“ und er stirbt.

Eine Nachschrift belehrt uns über das weitere Schicksal. Es heißt da wörtlich: „Der Mann Paulinens soll, nachdem er Alles verwirthschaftet, in einem kleinen Städtchen Bürgermeister gewesen und gestorben sein. Pauline, von einer Gräfin unterstützt, hat die kleine Pauline zur Gouvernante erzogen. August, zwar in Sorgen — doch befriedigend auf seinen Lebenslauf zurückblickend, singt noch seine Lieder.“

Wenn Sie mich nun fragen, weshalb ich Ihnen diese Geschichte hier nacherzählt habe, so gerathe ich allerdings in einige Verlegenheit; aber ich muß constatiren, daß ich einige Male mich an der Lectüre aufrichtig erfreut habe. Die Kaffeescene hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich habe mir gedacht, am Ende macht es auch Ihnen Spaß. Habe ich mich geirrt, so verzeihen Sie mir. Sie haben so oft im Leben nicht gelacht, daß es Ihnen auf einmal mehr oder weniger auch nicht ankommen kann.

Besten Gruß

Ihr

P. L.

Notizen.

Die Friedensaussichten haben in der Osterwoche ohne jeden Zweifel überall Boden gewonnen. Die tunesische Frage interessirt fast nur die Diplomaten, in sehr geringem Maße jedenfalls das deutsche Publicum. Wie die Westmächte, Italien einbegriffen, sich deswegen auseinandersetzen, ist ihre Sache. Man hat aus alten Actenbündeln Depeschen hervorgesucht, um zu beweisen, daß der oder jener englische Exminister des Auswärtigen vor Jahr und Tag wegen des nordafrikanischen Problems eine doppelte Sprache geführt habe. Als ob das nicht auch anderen Leuten, die sich mit hoher Politik befassen, mehr als einmal passirt wäre. Erst ganz vor kurzem ließ die italienische Regierung ein Florentiner Blatt confisciren, weil es sich herausgenommen, posthume Lamarmora'sche Enthüllungen zu veröffentlichen, die noch etwas mehr Licht auf die verwickelten sechziger Jahre werfen sollten. Das Licht war unwillkommen, und die römischen Liberalen wollten es mit polizeilichen Maßregeln verdunkeln. Ueber die tunesischen Angelegenheiten stehen ebenfalls noch pikante Beiträge zur Zeitgeschichte, diesmal aus dem französischen Geheimarchiv, bevor, die sogar in einem regelmäßigen Gelbbuch Jedermann zugänglich werden sollen. Vielleicht sind die mysteriösen Schriftstücke, wenn diese Blätter ausgegeben werden, schon erschienen, oder lassen doch nicht mehr lange auf sich warten. Demonstrirt soll dadurch werden, daß schon zur Zeit des Berliner Congresses Besprechungen wegen Tunis in den Coulissen stattgefunden hatten. Staatsmänner, die für die bestunterrichteten gelten, hätten sich für die Ueberraschung des Beaconsfield'schen Cypernvertrages dadurch revanchiren wollen, daß sie Frankreichs Vorgehen an den Gestaden des Mittelmeeres mit langer Hand ermuthigten. Italien konnte sich dem deutsch-östreichischen Einverständniß nähern, das schon damals in der Vorbereitung war und sich dadurch den Rücken decken. Dann mußte es aber mit den Träumern der Irredenta ein für allemal brechen und das Kokettiren mit Frankreich fahren lassen. Das wollte oder konnte die italienische Linke nicht, setzte sich zwischen zwei Stühle und erntete dafür zu Hause eine heillose Verwirrung, die auf der apenninischen Halbinsel viel Staub aufwirbelt, den europäischen Zuschauer diesseits der Alpen jedoch kalt läßt. Der allgemeine Friede wird dadurch unter allen Umständen keine Trübung erfahren, und das ist natürlich für die ruhebedürftige Welt die Hauptsache. Geht sonst Alles gut und sind die letzten Zuckungen des griechisch-türkischen Streitfalles überwunden, so wird auch der Orient künftig weniger von sich reden machen. Ende voriger Woche sah es dort wenigstens stark nach Frieden aus, und wenn man auch den Tag in Konstantinopel noch viel weniger als jeden andern vor dem Abend loben darf, würde doch selbst ein Umschwung auf jenem unsicheren Terrain, wie seiner Zeit bei Duleigno, hoffentlich keine dauernde Erschütterung mehr hervorrufen. Das europäische Prestige hatte allerdings seit dem unsterblichen Fiasko der Berliner Conferenz gerade im Osten außerordentlich gelitten. Man konnte es den Griechen nicht verdenken, wenn sie durch die Erkundigung nach Garantien einige Vorkehrungen dagegen treffen wollten, daß die Mitglieder des europäischen Areopags, nachdem sie heute Ja! gesagt, nicht über Nacht wieder nach dem Vorgange ihrer Berliner Kollegen von vor bald drei Jahren Nein! sagen möchten. Diplomatische Mediationen, Rathschläge oder wie man solche Beschlüsse sonst qualificiren mag, haben nun einmal seit Juli 1878 ihren Credit verloren. Um den seltsamen Mißerfolg einigermaßen zu erklären, wurde von einer Art Eifersucht geflüstert, die gewisse Botschafter in Stambul gegen diejenigen hiesigen Fachmänner gehegt haben sollten, die das vielbesprochene gebrechliche Conferenzwerk gezimmert hatten. Malitiös genug wurde den ersteren nachgesagt, sie hätten unter dem Einfluß jener Rivalität das ihrige gethan, um den Sultan zum Widerstande gegen die ihm von Berlin aus zugemutheten Opfer zu bestimmen, was ihnen übrigens wohl keine große Mühe verursacht haben wird. Es wurde ihnen die Absicht der Beweisführung zugetraut, daß man die Friedensstiftung am Goldenen Horn doch besser verstehe als an der Spree. Ist diese den Herren indessen gelungen, wird ihnen die deutsche Hauptstadt gewiß dankbar dafür sein und auf die Ehre der etwas im Preise gesunkenen europäischen Zusammenkünfte für die Zukunft gern verzichten. Als neulich gar das Gerücht auftauchte, man wolle hier bei uns über die Beschränkung des Asylrechts und was damit zusammenhängt conferiren, fuhr es gewiß den Diplomaten und Journalisten, die dabei betheiligt werden konnten, weit mehr durch die Glieder, als etwa den Flüchtlingen, die sich dadurch bedroht fühlen konnten. Diese würden, wenn von einer Stelle verfolgt, an einer anderen schon wieder ein Unterkommen finden. Böswillige Zuschauer und Kritiker aber würden jede, wie auch immer rationelle Interpretation der Auslieferungsverträge als eine reactionäre Campagne dem Universum denunciren und unser sonst fortschrittlich verschrienes Berlin mit der Zumuthung verleumden, als ob es dem böhmischen Karlsbad, demagogenfeindlichen Angedenkens, den Rang ablaufen wollte. Man sollte glauben, daß Petersburg sich für ein solches Rendezvous ungleich mehr eignen würde, zumal die Anregung ja doch von Rußland ausgegangen war. Die Mehrzahl der Gäste allerdings dürfte wahrscheinlich aus gewissen Gründen persönlicher Sicherheit einer Einladung dorthin zu der fraglichen gemeinsamen Berathung über internationale Schutzmittel nur sehr ungern folgen. Wäre

dann aber auf einem seltsamen Umwege vor Augen gestellt, wo sich der wirkliche Sitz des Uebels befindet, dann würde man endlich auch wohl zu der Erkenntniß gelangen, wo die Heilung in erster Linie versucht werden muß.

* * *

„Die Beweise für das Dasein Gottes und die Gotteserkenntniß, Andeutungen zur Richtigstellung des Problems," von Dr. C. Schulz. Halle 1880, Buchhandlung des Waisenhauses.

Von demselben Verfasser erschien „Das Wort von dem Gekreuzigten und Auferstandenen, Erörterungen über den gewissen Grund christlicher Erkenntniß." Halle 1881, Eugen Strien.

Beide Schriften sind nicht blos für Theologen von Fach, auch nicht blos für kirchliche Kreise bestimmt, sie wenden sich vielmehr zugleich an den großen Kreis der Gebildeten. Ueber die theologische Seite der Erörterungen kann hier kurz mit der Bemerkung hinweggegangen werden, daß in theologischen Kreisen die Eigenartigkeit des Denkens anerkannt worden ist, mit welcher neue Wege zur Lösung der ins Auge gefaßten Probleme betreten sind. Ebenso ist die dabei angewandte dialektische Schärfe nicht unbemerkt geblieben, auch ist das Anregende der Diction und der ganzen Behandlungsweise ausdrücklich hervorgehoben worden.

Für uns ist die Hauptsache der erkenntniß-theoretische Grundgedanke beider Schriften, der von großer Tragweite sein würde, falls er sich bei genauerer Entfaltung als stichhaltig bewähren sollte.

Schon in der ersten Schrift wird der menschlichen Sprache in ganz eigenthümlicher Weise eine hervorragende Bedeutung beigelegt. Nicht der Gottesbegriff im Denken, von dem der ontologische Beweis für das Dasein Gottes ausgeht, sondern das Denken als solches, wie es sich in der Sprache überhaupt ausprägt, wird zum Ausgangspunkte genommen, um das Offenbarsein Gottes im menschlichen Geiste darzuthun.

Daß damit nicht etwa gesagt sein soll, als wären die einzelnen sprachlichen Begriffe unmittelbare Eingebungen Gottes, ergibt sich klar aus der zweiten Schrift, in welcher dargethan wird, daß sich im sprachlichen Ausdruck, obgleich in ihm das Unendliche hindurchblickt, das Denken doch zugleich auf endliche Weise zu erkennen gibt. Da unser Denken aber aufs Engste an die Sprache gebunden ist, so sind unsere Erkenntnisse in ihrer sprachlichen Formulirung mehr Deutungen der Wahrheit als ein erschöpfender adäquater Ausdruck derselben.

Von diesem Standpunkte aus macht der Verfasser Front gegen den in der modernen Philosophie so stark hervortretenden Zug, abstracte Formeln für den Inbegriff der Wahrheit anzusehen. Eine noch tiefere Erforschung des Wesens der Sprache, als sie bisher versucht sei, werde zu Aufschlüssen über das Wesen des Geistes führen, die ein sichereres Fundament für die Philosophie bilden würden, als die schwindelnde Höhe der Abstraction.

* * *

Man kann nicht gerade behaupten, daß es uns an Handbüchern zum Nachschlagen historischer Daten fehle — unsere großen Conversationslexica z. B. widmen der Darstellung der Geschichte theils im Zusammenhang, theils im Einzelnen einen bedeutenden Theil ihres Raumes. Aber es ist allerdings richtig, daß diese Bücher einestheils sehr kostspielig, anderntheils, weil sie gar so verschiedenartige Stoffe zusammenfassen, unbequem zu handhaben sind. So wird denn die **„Encyklopädie der Neuen Geschichte"**, die W. Herbst herausgibt (Gotha, F. A. Perthes) für Manchen eine willkommene Erscheinung sein. Die Encyklopädie beschränkt sich auf die Behandlung der politischen Geschichte und ist lexicographisch angeordnet; die einzelnen Fächer sind an eine Reihe tüchtiger Gelehrter vertheilt. Das Werk erscheint in 20 Lieferungen à 1 Mk., ist also sehr billig. Beim flüchtigen Durchblättern der beiden ersten Lieferungen sind Referenten nur zwei Stellen aufgestoßen, die ihm zu einer Bemerkung Veranlassung geben. Die eine betrifft den auffälligen Umstand, daß der gegenwärtige Sultan einfach todtgeschwiegen ist; die andere bezieht sich auf Abd-el-Kader, von dem gesagt wird, es sei ungewiß ob er noch lebe. Referent glaubt auf Grund französischer Reiseberichte mit Bestimmtheit versichern zu können, daß die Nachricht von dem Tode des algerischen Scheikhs, welche im vorigen Winter die Zeitungen durchlief, ein Ente war. Uebrigens hätte sich dieser Zweifel durch eine Anfrage bei der französischen Regierung, von der Abd-el-Kader eine Pension bezieht, leicht erledigen lassen. — Der Herausgeber hat das Werk durch einen längeren Aufsatz über die Charakteristik und die treibenden Kräfte der neueren Geschichte eingeleitet. Dieser Aufsatz ist in hohem Grade interessant. Man wird dem Autor vielleicht nicht in allen Punkten beipflichten können allein diese lichte, großhingezeichnete Gesammtübersicht der modernen Welt regt an, indem sie den Geist durch die äußerlichen Erscheinungen hindurch auf die Ursachen derselben lenkt.

Offene Briefe und Antworten.

Offenes Schreiben an Se. Excellenz, den Herrn Staatssecretär Dr. Stephan, Berlin.

Ew. Excellenz haben seit Jahren ein so warmes Interesse für das Sparkassenwesen und namentlich für die an das Institut der Post sich anlehenden Kassen bezeugt, daß der Unterzeichnete nicht davor zurückschreckt, Ihnen einen, dieses hochwichtige Gebiet berührenden, in seinem Werth und seiner Bedeutung vielleicht recht bescheidenen Vorschlag zu unterbreiten. — Die gewählte Form ist durch den Wunsch veranlaßt, der öffentlichen Kritik über die Idee freien Raum zu geben.

Wenn der Abgeordnete Richter und alle seine Ansicht Theilenden auch darin Recht haben sollten, daß wir eine ausreichende Zahl Sparkassen im deutschen Reiche besitzen, so fehlt es doch zweifellos an solchen, welche sehr kleine Einlagen annehmen und stets leicht zugänglich sind. Gerade diese sind aber, da sie den „kleinen Mann" zum Sparen anregen und das Sparen erleichtern, von allergrößter Bedeutung. In richtiger Würdigung dieses Umstandes ist man daher besonders in neuerer Zeit mit der Einrichtung von sog. Pfennigsparkassen vorgegangen. Der aller Orten erzielte Erfolg beweist das vorhandene Bedürfniß. In Darmstadt z. B., wo am 2. October v. J. 11 solche Kassen eröffnet wurden, waren bis zum 19. Februar d. J. 39 000 Einlagen mit in Summa 17 000 Mark erfolgt. Leider kann man sich aber des Bedenkens nicht entschlagen, daß die Art der Organisation den Pfennigsparkassen keinen dauernden Bestand sichert. Die Mühewaltung der Kassirer ist keine geringe, die umgesetzte Summe aber auch bei sehr großem Zudrang so niedrig, daß an eine Vergütung jener Leistung gar nicht zu denken ist; die Praxis aller derartiger Unternehmungen lehrt bekanntlich, daß eine geschäftliche Grundlage und damit auch die Vergütung für eine andauernde Mühewaltung zur Einbürgerung und Erhaltung unentbehrlich ist. Die Personen wechseln und selbst in ein und derselben Person schwindet häufig die Opferfreudigkeit, wenn zu hohe Ansprüche an dieselbe gestellt werden.

Die im Folgenden dargelegte Idee bezweckt vorwiegend 1) die Möglichkeit zu verschaffen, im ganzen deutschen Reiche selbst sehr kleine Beträge und zwar zu jeder Geschäftszeit (die Pfennigsparkassen beschränken den Betrieb auf wenige Stunden), sicher anlegen zu können, 2) unbeschränkt viele Zahlstellen hierfür ohne weitere Umstände einzurichten, 3) die Einlagen für einen bestimmten kürzeren Zeitraum unkündbar festzulegen, 4) auch den kleinsten Betrag zu verzinsen (die Pfennigsparkassen thun dieses nicht), 5) die Uebertragung des ersparten Guthabens von einem Ort an einen andern im deutschen Reiche ohne Kosten und Unbequemlichkeiten für den Sparenden zu bewerkstelligen, 6) für die Verwaltung resp. Einkassirung der Einlagen eine entsprechende Vergütung zu erübrigen und dadurch die Dauer des Instituts zu sichern, 7) den bestehenden Sparkassen keine Concurenz zu machen, sondern denselben neue Mitglieder zuzuführen.

Durch die geplante Einrichtung würde es möglich gemacht werden können, in demselben Augenblicke, in dem die Versuchung zur unnützen Verausgabung eines Groschens sich geltend macht, denselben ohne weiteres absolut sicher und verzinslich anzulegen. Im ganzen deutschen Reiche würde das Sparen mit einem Schlage wesentlich erleichtert und damit, wie das Beispiel von Darmstadt zeigt, außerordentlich befördert werden; auch die politische Bedeutung der Postsparkassen käme zur Geltung, während, wie sich weiter unten zeigen wird, der denselben gemachte Einwand, in politisch erregter Zeit dem Andrange nicht genügen zu können, fortfiele.

Mein Vorschlag geht dahin, daß die oberste Leitung der Reichspost kleine Werthzeichen, ähnlich den Zehnpfennigbriefmarken, drucken läßt, welche aber die Bezeichnung „12 Pf.", außerdem eine Jahres-

zahl, z. B. 1886 tragen. Es kann auf den ersten Blick den Anschein haben, als handele es sich hierbei um einen Gedanken, welchen Dr. Elster vor kurzem in seiner Schrift die „Postsparkassen" zu verbreiten gesucht hat. Ich erlaube mir daher kurz die Bemerkung einzuschalten, daß mein Vorschlag in ganz anderer Richtung geht. Während an Stelle der von Elster besprochenen Sparmarken, so weit ich ihn verstehe, ebenso gut gewöhnliche Briefmarken benutzt werden können, sollen die meinigen besagen, daß jede Reichspost vom Jahre 1886 (um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben) an dem Vorzeiger derselben den Betrag von 12 Pfennigen auszahlt. Dabei ist eben angenommen, daß diese Marken während des Verlaufs des Jahres 1881, also 5 Jahre früher zum Verkauf gelangen. Sie können dann zu 10 Pfennig abgegeben werden. Der Sparende, welcher Beträge bis zu 10 Pfennig abwärts einzahlen will, wird sofort durch die aufgedruckte Summe, welche ja höher ist als diejenige, die er wirklich zahlt, zum Sparen angespornt; die Sicherheit seiner Einlagen ist ihm durch die Sicherheit der Staatskasse über allen Zweifel verbürgt, das Geld liegt, so lange es sich um kleinere Beträge handelt (s. unten) fest, da es erst nach 5 Jahren ausgezahlt wird — ein Hauptfactor für das Sparen. Diese Form der Quittungen über die Einlagen, nämlich in Gestalt von Sparmarken, macht es nun leicht, zahlreiche Verkaufsstellen — gleichbedeutend mit Sparkassenstellen — dafür einzurichten. Die Inhaber frequenter Materialwaaren und anderer Handlungen mit ausgedehnten Geschäftsstunden werden, so gut wie sie im Interesse der Frequenz ihres Geschäfts, aus Gemeinnützigkeit u. s. w. Briefmarken führen, sich gewiß auch zu freiwilligen und unbesoldeten Sparmarken-Agenten hergeben. Die Ende des Jahres nicht verkauften Marken werden ja von der Postkasse zurückgenommen. Durch diese Art des Geschäftsganges ist jede Contoführung zwischen den Postanstalten und den Agenten überflüssig. — Die Landbriefträger verpflanzen die Sparmarken aufs Land.

Die Sparmarken müssen wie die Briefmarken auf einer Seite mit einem Klebstoff versehen sein, und zwar mit einem solchen, welcher die leichte Wiederablösung der einmal aufgeklebten Zeichen unmöglich macht, ferner sind die Marken zum leichten Abtrennen (wie die Briefmarken) einzurichten. Das Gummiren hat den Zweck, daß die Sparenden die Marken auf Blätter steifen Papiers („Sparkarten"), noch besser in ein Buch einkleben. Eine jede solche Sparkarte, bezw. jede Seite des zu paginirenden Buches, muß der Sparende in deutlicher Schrift mit seinem Namen und Wohnort versehen. Ferner dürfen auf jede Seite des Sparbuches nur Marken eines Jahrganges geklebt werden. Gelangt die Idee zur Ausführung, so wird sich die Industrie bald in der Anfertigung von hübschverzierten, mit Sinnsprüchen und dergl. versehenen Sparmarkenbüchern überbieten und dadurch auch ihrerseits das Sparen befördern; es wird dann wenige Kinder ohne „Sparmarkenalbum" geben.

Mein Plan ist somit nicht auf die unbemittelten Klassen beschränkt, er gestattet aber auch nebenbei die Anregung diesen gegenüber zum Sparen noch in diejenigen Geldbeträge hineinzuverlegen, welche in Form von Trinkgeldern, kleinen Belohnungen, Ausmunterungen, Pathen-, Neujahrsgeschenken u. s. w. in bekanntlich sehr ausgedehnter Weise von Wohlhabenderen an Dienstboten, Kellner, Lehrjungen u. s. w. gegeben werden. Auch Prämien, mit denen Eltern, Lehrer u. s. w. die Kinder auszeichnen wollen, wären in der hier beschriebenen Art am geeignetsten ertheilt. Wir haben es ja mit nichts weiter als einer neuen Form der alten „Sparbüchse" zu thun; diese soll nur durch das Sparmarkenalbum verdrängt werden; auch hier liegt das Geld fest, aber — und das ist der große Vorzug gegenüber den Sparbüchsen — es trägt Zinsen und der Sparende weiß bereits im Voraus, wie viel er an einem bestimmten Tage zu erwarten hat. Freilich sind bei diesen Sparbüchsen die Inhaber nicht im Stande, das Geld, wenigstens so lange es sich um kleinere Beträge handelt, vor dem Fälligkeitstermine anzugreifen, dies dürfte aber eben als Vorzug bezeichnet werden.

Sobald die Einrichtung in weiteren Kreisen bekannt wäre, würde man die besitzenden Theile des Publicums auffordern, sich Sparmarken zu kaufen, dieselben wie Portemonnai-Fahrpläne oder Portemonnai-Kalender bei sich zu führen und an Stelle von baarem Gelde zu Trinkgeldern u. s. w. zu verwenden. Auch dem Trinkgeldgeber würde es einleuchten, daß er für solche Marken, die auf einen Betrag von in Summa 6 Mark lauten, nur 5 Mark zu bezahlen braucht. Mancher würde geneigt und bereit sein, in dieser Form viel häufiger ein Trinkgeld und auch oft ein höheres zu geben, als wenn es in klingender Münze geschehen müßte. Er ist sicher, daß die Gabe nicht gleich verjubelt wird, nein, daß sie sogar zum Sparen anregt, ein Sparkassenbuch begründen kann, kurz, daß sie noch sicherer und besser angelegt ist, als ein in die Sparbüchse gestecktes Geldstück. Der ein Trinkgeld oder dergl. in Form von Sparmarken Empfangende würde freilich dem baaren Gelde in den meisten Fällen den Vorzug geben, allein der Betrag ist ihm durchaus sicher und regt dazu an, mehr hinzu zu sparen.

Auch die Schulsparkassen, dem hier entwickelten Plane gemäß organisirt, dürften ihre Feinde verschwinden sehen.

Man kann nun Bedenken tragen, ob der Zeitraum von 5 Jahren, welcher den Besitzer der Marken von dem eigentlichen Besitz, dem baarem Gelde, trennen soll, nicht zu lang ist. Es können innerhalb dieser Zeit Fälle der Noth eintreten, für welche die Ersparnisse gerade in erster Linie gemacht sind; die Sparmarken werden sich wohl versilbern lassen, aber meist nur mit Verlust. Dieses Bedenken hat keine Grundlage für sehr kleine Beträge, für solche ist das Festliegen, die Unerreichbarkeit durch den Besitzer, der ja erst ein Anfänger im Sparen ist, von absoluter Nothwendigkeit; winzige Summen vermögen auch aus keiner wirklichen Noth herauszureißen. Hinsichtlich größerer Beträge wäre sofort Rath geschaffen, wenn die bereits bestehenden communalen u. s. w. Sparkassen, die Sparkarten oder Seiten aus dem Sparbuche, sobald eine bestimmte, nicht zu niedrige Summe, z. B. 3 Mark, erreicht wäre, nach Abzug der in den Marken steckenden und noch nicht verdienten Zinsen gegen ein Sparkassenbuch von entsprechendem Werth eintauschten. Für die bestehenden Sparkassen könnte ein Bedenken, die Marken zu honoriren, nur dann eintreten, wenn die in dieser Form sich ansammelnde Summe größer würde als diejenige, welche sie auch sonst durch Beleihung oder dergl. festzulegen pflegte. In diesem Falle, der jedoch kaum zu erwarten steht, dürfte eine Verständigung mit der Reichspostkasse unschwer zur Einlösung eines Markenpostens durch letztere führen. Die auf diese Weise bei den Communal- und derartigen Kassen bewirkten Einlagen verlören natürlich an Beweglichkeit für die Uebertragung von Ort zu Ort. Hier möchten dann die in den Niederlanden versuchten „Sparbankpostwechsel" zu ihrem Rechte kommen.

Das Verhältniß, in welches so die Reichspost und die bestehenden Sparkassen zu einander treten, veranschaulicht am besten, daß von keiner Concurrenz jener diesen gegenüber die Rede sein kann, sondern daß es sich mit der vorgeschlagenen Einrichtung wie bei den Pfennigsparkassen gewissermaßen um eine „Vorsparkasse" handelt, welche für die bestehenden Communal- u. s. w. Institute ansammelt und denselben dadurch neue Kunden zuführt.

Ob die im Vorhergehenden angenommenen Normen für die Höhe der kleinsten Einlagen, die Zeit, während welcher dieselben festliegen, die Höhe des Zinsfußes u. s. w. die richtigsten und empfehlenswerthesten, ob namentlich die Zeitdauer der Unverzinslichkeit (1 Jahr) nicht zu hoch gegriffen, soll durchaus nicht behauptet werden; in diesen Beziehungen sind ja am ehesten Verbesserungen anzubringen. Der Grenzbetrag von 10 Pf. wird schwerlich zu hoch gegriffen sein. In den vorhin erwähnten Pfennigsparkassen in Darmstadt, welche Einlagen bis zu 5 Pf. herab aufnehmen, wurden solche den eingezogenen Erkundigungen nach nur ganz vereinzelt gemacht. Die Mehrzahl erfolgte in der Höhe von 10 und 20 Pf.; es würde sich gewiß empfehlen, auch Sparmarken von höherem Betrage als 10 bezw. 12 Pf. anzufertigen. Bei der Feststellung des Zinsfußes, welchen ich zu etwa $3\frac{1}{2}\%$*) angenommen habe, ist zu beachten, daß höhere Zinsen gegeben werden können als von jeder der bislang bestehenden Kassen, weil die Rückzahlung ja erst nach einem längeren, der Centralpostkassen-Verwaltung genau bekannten Termine erfolgt. Dieselbe weiß immer 5 Jahre vorher genau die Summe, die dann zurückverlangt werden wird, sie kann das Geld daher auf 5 Jahre unkündbar und in Folge dessen zu einem höheren Zinsfuße belegen. Dieser Umstand schließt auch die den Postsparkassen vorgeworfene Gefahr aus, in politisch erregten Zeiten mit den Rückzahlungen in Verlegenheit zu kommen. Die Sparmarken gleichen Coupons unkündbarer Werthpapiere.

Was die Anfertigung der Marken betrifft, so müßten für jedes Jahr, ja, falls man halbjährige Perioden wählte, für jedes Semester neue Marken, zweckmäßig von verschiedenen Farben hergestellt werden; eine Vereinfachung dieses Verfahrens ließe sich jedoch dadurch bewerkstelligen,

*) 10 Pf. sind bei $3\frac{1}{2}\%$ Zinsen nach 5 Jahren auf 11,88 Pf. angewachsen.

daß man die ein für allemal gleichartig gedruckten Werthzeichen nach Bedürfniß mit dem Stempel der Jahreszahl, z. B. 86, 87, bezw. 86^a, 86^b, 87^a, 87^b u. s. w. versähe.

Man könnte beim Vergleich des hier geschilderten Markensystems mit einem wirklichen Sparbuche zu Gunsten des letzteren hervorheben, die Marken gingen den Inhabern leichter verloren, ließen sich leichter entwenden, durch Wucherer abschwindeln und dergl. Ein eigentlicher Vergleich zwischen beiden Arten ist insofern ausgeschlossen, als sie sich ja ergänzen, als die Marken nur zur Ansammlung kleiner Beträge dienen sollen. Um aber auch diese zu sichern, darf die Post- oder eine Sparkasse nur solche Marken honoriren, welche in der beschriebenen Weise, nämlich auf eine mit Namen u. s. w. versehene Sparkarte oder weit besser in ein Buch eingeklebt sind. So wenig wie Fünfpfennigmarken, welche aus einer Postkarte herausgeschnitten sind, als Freimarken respectirt werden, ebensowenig dürfen ausgeschnittene und wiederaufgeklebte Sparmarken Geltung haben. Um ein Ablösen einmal aufgeklebter Marken zu verhindern, muß der Klebstoff demgemäß gewählt werden.

Noch ein Einwand ließe sich beim Vergleich mit den Pfennigsparkassen erheben. Letztere zahlen nämlich, sobald die Höhe der Einlagen 1 Mark beträgt, Zinsen, während bei der hier in Vorschlag gebrachten Einrichtung anscheinend oft erst nach Jahresfrist unabhängig von der Höhe der Beträge Zinszahlung stattfindet. Allein die im Laufe des Jahres an Einlagen eingezahlten Summen werden in dem Maße als sie eingehen, zinstragend angelegt werden können; der hierdurch gewonnene Zinsertrag spielt bei der Feststellung des Zinsfußes (dessen Höhe ich ja nur vorläufig zu etwa $3\frac{1}{2}$ Proc. angenommen habe) eine wichtige Rolle und kommt somit den Sparenden zu gute, allerdings gleichmäßig, so daß die am Ende des Jahres gemachten Einlagen etwas besser honorirt werden als die aus den ersten Monaten. Durch Verkürzung der Perioden auf $\frac{1}{2}$ Jahr würde diese kleine Ungerechtigkeit noch weiter vermindert werden können.

Ew. Excellenz gegenüber dürfte es überflüssig sein, nachzuweisen, daß in derjenigen Sphäre, in welcher die Gesetzgebung machtlos ist, die Beförderung des Sparens, die Ausbildung des Sparsinnes einer der Haupthebel zum Wohle und zur Hebung des Proletariats, eins der wichtigsten und bedeutungsvollsten Momente im wirthschaftlichen Volksleben überhaupt bildet. Jeder mit Verstand und Herz in dieser Richtung ersonnene Vorschlag muß anregend und fördernd wirken, auch wenn man ihn in dem praktischen Ergebnisse, zu dem er schließlich führt, gar nicht mehr zu erkennen vermag.

In diesem Sinne möchte ich Ew. Excellenz die eben vorgetragenen Gedanken unterbreiten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Dr. Jul. Post,
a. o. Professor.

Göttingen, den 6. April 1881.

* * *

Hamlets Alter.

Die Rossi'sche Darstellung des Hamlet hat mich wieder an die viel ventilirte Frage vom Alter Hamlets erinnert. Daß derjenige Theil des Publicums, welcher den Shakespeare nur in der deutschen Uebersetzung liest, unserm Helden, wenn auch widerstrebend, das Alter von dreißig Jahren gibt, ist entschuldbar; Eschenburg, Voß, Schlegel und Bodenstedt (die Uebersetzer, deren Ausgaben mir gerade zur Hand sind) zwingen durch die Form, die sie hier dem Originale geben, zu jener unnatürlichen und irrigen Auslegung. Die betreffenden Stellen des Originals lauten folgendermaßen:

Hamlet. How long hast thou been a grave-maker?

First Clown. Of all the days i' the year, I came to't that day that our last King Hamlet overcame Fortinbras.

Hamlet. How long is that since?

First Clown. .... it was the very day that young Hamlet was born; ....

In derselben Scene sagt der First Clown später:

I have been sexton here, man and boy, thirty years.

Das Wort *sexton* geben die oben genannten Uebersetzer ganz wie das Wort *grave-maker* mit Todtengräber wieder; und wenn sie Recht hätten, wenn der Clown seit dreißig Jahren und zugleich seit Hamlets Geburt Todtengräber wäre, so könnte man sich vom Alter Hamlets in der That kein Jahr abhandeln lassen. Es liegt aber mit dem Worte *sexton* anders: Shakespeare gebraucht dasselbe im Ganzen acht Mal, und zwar:

Much ado about nothing.

IV. Act, 2. Scene, Zeile 1 ff. (die Zählung nach der Globe-edition):

Dogberry. Is our whole dissembly appeared?

Verges. O, a stool and a cushion for the *sexton*.

IV. Act, 2. Scene, Zeile 72:

Dogberry. God's my life, where's the *sexton*? let him write down the prince's officer coxcomb ....

V. Act, 1. Scene, Zeile 261:

Dogberry. Come, bring away the plaintiffs: by this time our *sexton* has reformed Signior Leonato of the matter ....

V. Act, 1. Scene, Zeile 267:

Verges. Here, here comes master Signior Leonato, and the *sexton* too.

Taming of the Shrew.

III. Act, 2. Scene, Zeile 171:

Gremio. . . . . .

But after many ceremonies done,
He calls for wine: 'A health!' quoth he, as if
He had been aboard, carousing to his mates
After a storm: quaff'd off the muscadel
And threw the sops all in the *sexton's* face.

King John. III. Act, 1. Scene, Zeile 324:

Bastard. Old Time the clock-setter, that bald *sexton* Time ....

Hamlet. V. Act, 1. Scene, Zeile 96:

Hamlet. Why, e'en so: and now my Lady Worm's; chapless, and knocked about the mazzard with a *sexton's* spade ....

endlich in unserer oben angeführten Stelle.

In allen diesen Fällen kann *sexton* nur bei dem letzten Citate (Hamlet V, 1, 96) mit Todtengräber übersetzt werden; bei den übrigen geben alle die oben genannten Uebersetzer *sexton* mit Küster, Schreiber oder Gerichtsschreiber wieder (die Stelle aus King John übersetzt Voß: Die alte Glöcknerin, Urmutter Zeit); *sexton* heißt also durchweg, in der Auffassung Shakespeares, nicht Todtengräber, sondern Schreiber, Kirchendiener und Aehnliches, was auch ganz natürlich, da *sexton* eine Verstümmelung von *sacristan* ist.

Lesen wir nun die Worte:

I have been sexton here, man and boy, thirty years

noch einmal prüfend durch, so werden wir, im Zusammenhange mit der früheren Erklärung des Clowns, wann er *grave-maker* geworden sei, vielleicht zu folgender Lösung gelangen: „Schon seit meiner Knabenzeit, seit dreißig Jahren, habe ich hier gearbeitet, bin dann Kirchendiener geworden, und endlich Todtengräber gerade an dem Tage, da unser Prinz Hamlet geboren ward."

Es wird damals wohl auch keine so streng bureaukratische Spaltung zwischen diesen beiden Aemtern gegeben haben, und nur der Träger derselben, den es Ehrgeizes halber interessirt, weiß genau anzugeben, wann ihm neben dem ersten Amte, das er gewiß zur Zufriedenheit seiner Obern ausgeführt hatte, das zweite übertragen wurde; und weil in den Begriffen des Publicums sich Beides verschmolz, nennt Hamlet (V, 1, 96) den Todtengräber — Küster.

Wann er Todtengräber geworden ist, das wissen wir: am Geburtstage Hamlets; wie viele Jahre aber von den dreißigen seines Kirchendienstes verstrichen waren, als der dänische Thronerbe das Licht der Welt erblickte — das ist ein Geheimniß! und es verräth uns eben nur, daß Hamlet, da er uns entgegentritt, in der That ein Jüngling ist, wie wir ihn im Herzen tragen, und kein reifer, dreißigjähriger Mann!

Berlin. F. A. Leo.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Interessante Lektüre!

Aus allen Kreisen. Humoresken von **Bernhard Stavenow.** 3. Aufl. Eleg. geh. 2 *M.*, geb. mit Goldschn. 3 *M.*

Drillinge. Humoristische Novellen von **Bernhard Stavenow.** 4. Aufl. Eleg. geh. 3 *M.*, geb. mit Goldschn. 4 *M.*

Schöne Geister. Künstler-Novellen und Skizzen von **Bernhard Stavenow.** 3. Aufl. Eleg. geh. 4 *M.*; geb. mit Goldschn. 5 *M.*

Bremen. Verlag von **Hinricus Fischer.**

Soeben erschien:

Dekamerone der Verkannten.

Mit Portraits und Illustrationen.

kl. 8. geh. 2 *M.*

Inhalt: Wieso dieses Dekamerone zu Stande kam. — Hector Neumann, Erster Heldenspieler. — Antonie Dreppler, Erste Mütter-Darstellerin. — Willibald Päpke, Erster Komiker. — Erstes Intermezzo. — Emilie Kluthuhn, Erste Soubrette. — Richard Ratze, Erster Intrigant. — Zweites Intermezzo. Theodor Kammacher, Der Skelettmensch. — Irmengard Peperona, Erste Heldin. — Louis Fellrich, Erster Liebhaber. — Adele Padde, Erste Liebhaberin. — August Dauben, deutscher Dichter und Zettelträger. — Carabella. — Finale. — Epilog.

Unter den humoristischen Produkten der neuesten Literatur nimmt das vorliegende Buch, welches sich mit den Herren und Damen vom Theater im Hauskleide beschäftigt und die Bühnenverhältnisse dem indiskreten Tageslicht preisgiebt, eine hervorragende, wenn nicht eine der ersten Stellen ein. Freunden beissender Satire und kaustischen Witzes sei das trefflich ausgestattete und lustig illustrirte Büchlein angelegentlich empfohlen als eine reichsprudelnde Quelle der Heiterkeit.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

= Gelben Java =

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee

pr. Pfd. 50 netto à *M.* 52.—

„ „ 9½ „ à *M.* 10.85

incl. Zoll, Porto resp. Fracht u. Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation.

Kaffee-Import von

A. M. Reiche & Co. in Hamburg.

Das langjährige Renommé des Hauses bürgt für reellste Bedienung.

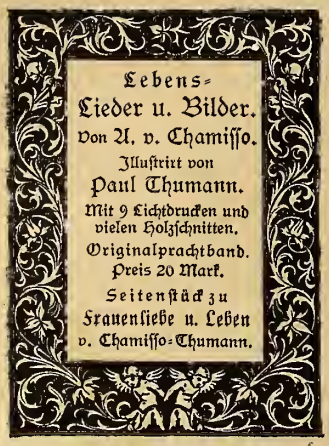
Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Schönstes Festgeschenk!

Prachtwerk ersten Ranges!



Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschienen:

Abriss

der

deutschen Silbenmessung und Verskunst.

Von Prof. Dr. **Daniel Sanders.**

192 S. gr. 8. 2 *M.* 50., gebunden 3 *M.*

Konjugationsmuster

für alle Verba der franz. Sprache, regelm. wie unregelmässige. Mit Angabe der **Aussprache** jeder angeführten Zeitform und Person.

Von **G. Langenscheidt.**

56 S. gr. 8. Preis ungebunden 1 *M.*

Berlin, SW., Möckernstr. 133.

Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg. (Prof. G. Langenscheidt).

Spannende Romane guter Autoren

werden gesucht.

Berlin SW., Zimmerstraße 91.

Julius Engelmann,
Verlagsbuchhandlung.

Bad Homburg

eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Hombnrgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** nnd **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-, Kiefernadel-, Gas-** und **Moor-Bäder.** — Orthopädisches Institut nnd Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner aus Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwasser.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit reich ausgestatteten Lesezimmern u. Conversationssälen, der schattige Park, die Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannichfaltigkeit der Unterhaltungen erhöhen die Annehmlichkeit des Anfenthaltes.

Vierteljährlich *M.* 1.60.
Oder in Heften zu 50 ₰.

Deutsches Familienblatt.

Illustrirte Wochenschrift ersten Ranges.

Redigirt von Julius Lohmeyer. Neue Romane und Novellen von: E. Lenneck, E. Juncker, Karl Heigel, Th. Fontane, Levin Schücking, und August Becker.

☛ Den am 1. April neu eintretenden Abonnenten wird der im 1. Quartal erschienene Theil **Mehalah** des Aufsehen erregenden Romans gratis nachgeliefert.

Eine Probe-Nummer oder -Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt von der Verlagshandlung **J. H. Schorer** in **Berlin,** W., Lützowstraße 6, **gratis** zu beziehen.

☛ Man abonnirt in allen Buchhandlungen und Postämtern. ☚

Redaction und **Expedition, Berlin** W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 18. Berlin, den 30. April 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Nihilismus und die Lage in Rußland. Von F. H. Geffcken. — Elsaß-Lothringen im verflossenen Jahre. Von Fr. Zelter. — **Literatur und Kunst:** Emilio Praga: Der Professor des Griechischen. Aus dem Liederbuch des Kindes. Nachdichtung von Paul Heyse. — Die geschichtlichen Wirkungen der „Kritik der reinen Vernunft". Von Johannes Volkelt. I. — Italienischer Journalismus. Von Woldemar Kaden. — Decamerone der Verkannten. Von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Der Nihilismus und die Lage in Rußland.

Von F. H. Geffcken.

Die schauerliche Episode des Kaisermordes hat mit der Hinrichtung der Mörder ihren vorläufigen Abschluß gefunden, aber kein tiefer Blickender wird sich darüber täuschen, daß damit nur ein Act des großen Dramas vorüber ist, dessen Entwicklung Europa mit athemloser Spannung folgt. Der Proceß selbst, die begleitenden Umstände, welche zeigen, daß die Verschwörer durch den Erfolg ihres gelungenen Verbrechens nur kühner gemacht sind und vor keinem Mittel zurückschrecken werden, ihr Duell mit dem Hause Romanow weiterzuführen, machen dies zweifellos. Bis jetzt kannte Rußland nur Palastrevolutionen, Peter III. und Paul I. verschwanden geheimnißvoll für die große Masse, der gesagt wurde, daß der Czar plötzlich am Schlage gestorben sei, Alexander II. ist der erste Kaiser, der durch offnen Mord in der Straße gefallen ist, hingerichtet, wie die Proclamation des nihilistischen Comités sagt, durch Urtheil der Narodnaja Wolja. Wie war das möglich bei einem Herrscher, der mehr als irgend einer seiner Vorgänger gethan hat, um in bester Absicht das Wohl seiner Unterthanen zu fördern? Um darauf die richtige Antwort zu geben, muß man auf den Anfang seiner Regierung zurückgehen. Alexander II. erbte von seinem Vater einen Krieg, den er wie die erfahrensten russischen Staatsmänner und Feldherrn mißbilligt hatte, sobald die Waffenehre es zuließ, benutzte er die günstige Stimmung Napoleons III., denselben zu beenden. Rußland ging aus dem Krimkriege besiegt, aber wesentlich ungeschwächt hervor, es fand nach Außen für seine geringen Verluste mehr als Ersatz in der Unterwerfung des Kaukasus und der mittelasiatischen Khanate, die seine Machtstellung England gegenüber gewaltig hoben; dem intelligentesten Finanzminister, den das Land gehabt, Herrn von Reutern, gelang es nach jahrelanger Arbeit, das Gleichgewicht in den öffentlichen Ausgaben und Einnahmen herzustellen, das Reich bedeckte sich mit einem Eisenbahnnetz, welches Handel und Verkehr mächtig hob. Indeß in diesen Fortschritten lag nicht der Schwerpunkt von Alexanders II. Politik. Die innere Sammlung, die Fürst Gortschakow als Wahlspruch der neuen Aera verkündete, mußte sich auf die sociale Reform lenken, welche Rußland in die Reihe der civilisirten Staaten erheben sollte; die Aufhebung der Leibeigenschaft. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten dieser großen Maßregel einzugehen. Thatsache ist, daß die Art, wie sie nach großen Schwierigkeiten durchgesetzt ward, ihren Zweck nur sehr unvollkommen erreicht hat. Der Adel erlitt schwere Verluste, da er für die aufgegebenen Ländereien nur mangelhaft entschädigt ward und die Loskauf-Obligationen nur mit 35% Schaden realisiren konnte; die Bauern hatten die Ablösungssumme und Steuern zu zahlen, während die Gutsherren nicht mehr für sie zu sorgen hatten, so daß sie für diese um niedrigen Lohn arbeiten mußten; man hatte beiden zu viel oder zu wenig gegeben. Der durch jahrhundertlangen Absolutismus entnervte Adel schmollte und verstand es nicht, sich an die Spitze einer maßvollen Bewegung zu stellen, wie eine wirkliche Aristokratie es gethan hätte, er benutzte nicht die Gelegenheit der neuverliehenen Provinzialinstitutionen, sich die Leitung und Ausbildung einer ländlichen Selbstverwaltung zu sichern, die mit der Zeit zu Reichsständen hätte führen können, sondern ließ diese Errungenschaften vegetiren und verfallen, so daß die Regierung sich bald genöthigt sah ihrerseits einzugreifen, damit nicht die Verwaltung in Stillstand gerathe. Daneben wurden Reformen in Justiz und höherem Unterricht eingeführt, für die das russische Volk in keiner Weise reif war, die Geschworenengerichte verfügten die haarsträubendsten Freisprechungen, die einseitige Betonung der naturwissenschaftlichen Studien führte die höheren Klassen zum Materialismus, während die unsinnige Disciplin der Universitäten die Studenten erbitterte. Loris Melikoff verdankte den Anlaß zu seiner Berufung zum Dictator seiner einsichtsvollen Opposition gegen das thörichte Regiment des Curators von Charkow, Gervais; mit Ausnahme Michailows sind die Mörder Alexanders II. ehemalige Studenten, die Perowska ward auf dem Frauengymnasium zu Petersburg, die Helsmann in der Entbindungsschule von Kiew gebildet. Die versteinerte Orthodoxie der Popenkirche blieb in ihrem Formalismus ohne jeden Einfluß auf Bildung und Gemüth aller Volksschichten. Daneben bestand der größte Fluch des russischen Staates, die Willkür und Käuflichkeit der Bureaukratie, ungehindert fort, wie Herzens Anklagen in dem Kolokol der Welt zeigten. Nach wie vor griff die dritte Abtheilung Sr. Majestät Höchsteigner Kanzlei überall, wo sie es gut fand, nach Belieben ein, als Correctiv unmotivirter Freisprechungen ward die Verschickung nach Sibirien und die Internirung in entlegene Orte im Verwaltungswege geübt, geheimnißvoll verschwanden Bürger, von denen nie wieder gehört ward, und solche, denen es gelang zu entkommen, erzählten haarsträubende Dinge von der Willkür der Beamten und den Drangsalen, die sie auszustehen hatten. So begann überall Mißmuth und Unzufriedenheit zu herrschen, welche den Boden für die Predigt des Nihilismus vorbereiteten. Er bedeutet die absolute Negation der bestehenden socialen und staatlichen Zustände, die nur einen großen Betrug im Interesse der besitzenden Minorität vorstellen, Regierung und Armee, Vaterland und Staat sollen aufhören, Rußland soll eine Föderation freier und autonomer

Gemeinden werden, welche sich nach ihren Bedürfnissen unter einander verbinden würden. Der Welt das Beispiel hierfür zu geben, sind die Slaven berufen, sie haben das Ideal der Zukunft zu verwirklichen, die Despotie Asiens wie den Bourgeoisstaat des Westens, namentlich Deutschlands, zu bekämpfen.*) Hierin berührte und kreuzte sich diese Bewegung mit der slavophilen, an deren Spitze Katkow, Aksakow, Illovaiski, Orest Müller u. A. standen, sie sah das ganze Unheil Rußlands in der Annahme westländischer Institutionen und verlangte Rückkehr zu den altnationalen Traditionen, Sammlung aller slavischen Völker unter der Standarte des heil. Georg, Aufrechthaltung der russischen Kirche, wobei also die 10 Millionen, welche ihr religiöses Bedürfniß in die Sektirerei getrieben, ignorirt wurden. Diese beiden Meinungen zündeten begreiflich zuerst in dem heranwachsenden Geschlecht, es las begierig die verbotenen, aber reichlich eingeschmuggelten Schriften von Herzen, Bakunin und Ogareff, noch mehr die ökonomischen des russischen Proudhon, Tschernichewsky, dessen Roman „Was thun?" das nihilistische Programm beredt verfocht. Zu spät versuchte die Regierung gegen diese Schriften einzuschreiten und schickte Tschernichewsky auf sieben Jahre in die Bergwerke von Nertchinsk, seine Ideen verbreiteten sich in den höheren Ständen, Vera Sassulitsch erklärte: sie habe in den ausländischen socialistischen Schriften nichts gefunden, was nicht von den russischen übertroffen sei. Positivismus und Materialismus wurden Mode in den Salons, die mit dem Feuer spielten wie einst der französische Adel für Voltaire, Diderot, Holbach und Rousseau schwärmte, vornehme Damen und junge Mädchen vertheidigten die Ideen der freien Liebe und des unbeschränkten Egoismus, große Herren gaben Mittel um nihilistische Zeitschriften zu begründen, welche, als die Regierung sie verbot, vom Ausland ihren Weg durch die käufliche Zollverwaltung nach Rußland leicht fanden; so gab Lavrof, ein früherer russischer Oberst, mit Buburlins, eines reichen Edelmanns Unterstützung den „Vorwärts" in London heraus, noch weiter gingen „Nabat" (die Sturmglocke) und „Land und Freiheit", welche die Wissenschaft in den Bann erklärten, weil das Volk nichts davon verstehe und es nur von der nothwendigen socialen Revolution abziehe, dem Hungernden seien Unterrichtsfragen gleichgültig, das Volk müsse erst eine bewußte Kraft werden, ehe es der Wissenschaft zugänglich sei, die außerdem jetzt von den berufsmäßigen Lehrern verfälscht und verstümmelt werde.

Die Regierung stand dieser Bewegung, die Turgeniew uns klassisch in seinen „Väter und Söhne" geschildert, ziemlich rathlos gegenüber, aber sie machte einen tiefen Eindruck auf den Kaiser. Unzweifelhaft mußte ihr gegenüber etwas geschehen, aber es geschah das, was unzweifelhaft verkehrt war, man suchte sie zu unterdrücken, ohne durch positive Maßregeln die Unzufriedenheit zu beseitigen, in der die Nihilisten den Boden für ihre Progaganda fanden. Alexander II. war entmuthigt, erzürnt und erschreckt durch den Undank, mit dem ihm seine wohlmeinenden Reformen gelohnt wurden, aber der gute Wille genügt nicht für ein großes politisches Werk, ihm fehlten der weitdringende Blick, der Charakter, die Entschlossenheit und Ausdauer, die ein Ziel trotz aller Hindernisse bis ans Ende verfolgt, er hatte kein klares Programm. Er hatte keine Staatsmänner um sich im Stil der Stein und Hardenberg und hätte er sie gehabt, so hätte er sie nicht entdeckt oder sie nicht genommen, denn er war eifersüchtig auf seine autokratische Stellung, er wollte keinen Richelieu oder Bismarck neben sich dulden, sich seinem maßgebenden Einfluß unterordnen. Hätte er damals den Entschluß gefaßt, die Nation an der Regierung theilnehmen zu lassen, so hätte er es voraussichtlich in der Hand gehabt, die politische Emancipation in bestimmte Bahnen zu lenken und sie in denselben zu erhalten. Aber ihn überkam ein geheimes Grauen vor seinem eigenen Werke, während es sich darum handelte, ein neues Rußland zu schaffen, suchte er die Zugeständnisse, die er gemacht, im Kleinen zurückzunehmen. Und auch dabei handelte er ohne festen Plan, zögernd, bald auf den Einen, bald auf den Andern hörend, bald strenge, bald milde, so daß widersprechende Maßregeln sich gegenseitig aufhoben. So war das Ergebniß nur, daß die Unzufriedenheit und der Pessimismus wuchsen, die Freunde und Feinde der Reformen gleichmäßig in schlechter Stimmung waren. Das Wiederaufleben der orientalischen Frage zog die Blicke nach Außen, die öffentliche Meinung, der inneren Stagnation überdrüssig, ließ sich von den Slavophilen für den Kreuzzug begeistern, der die Südslaven vom Joch des Halbmondes befreien sollte. Die Regierung, die von Haus aus ganz gegen den Krieg war, der sie inmitten der militärischen Reorganisation überraschte und jedenfalls das kaum hergestellte Gleichgewicht der Finanzen vernichten mußte, trieb in den Kampf, mit der Moskauer Rede hatte der Kaiser sich der Bewegung hingegeben, so daß kein Halt mehr möglich war. Aber der Krieg, weit entfernt eine Ableitung für die innere Gährung zu bieten, führte zur tiefsten Erschütterung der Autorität der Regierung und gab durch seine Enttäuschungen den revolutionären Bestrebungen einen gewaltigen Impuls. Man spottete schon zu Anfang über die Großfürsten, denen nach preußischem Vorbild der Oberbefehl übertragen ward, der Unwille stieg, als ihre Unfähigkeit offenbar ward, als Monate bis zum Donauübergang vergingen und Plewna dem geträumten Spaziergang nach Konstantinopel ein rauhes Halt gebot. Man sah, daß das System der Armeeverwaltung so unfähig geblieben war wie unter Nikolaus I., und daß die Betrügereien auf Kosten der Soldaten noch gröber geworden waren. Der Kaiser war auf das Kriegstheater geeilt, aber nicht als Anführer wie König Wilhelm, sondern mehr wie Napoleon III. als halber Zuschauer; als endlich Osman Pascha capituliren mußte und der Czar wieder nach Petersburg zurückkehrte, hatte das Prestige seiner Autokratie einen unverwindbaren Stoß empfangen. Der schließliche Sieg und der Friede von St. Stefano wurden nicht mehr mit Freude begrüßt, sondern als ein Minimum der Entschädigung für die erlittenen Niederlagen hingenommen, und eben dies Minimum ward noch durch den Berliner Congreß stark geschmälert. Unzweifelhaft handelte unter den gegebenen Umständen der Kaiser weise, als er den Vorstellungen Schuwalows und Bismarcks Gehör schenkte, da Rußland nicht in der Lage war, es auf einen Krieg mit England ankommen zu lassen, aber die ganze Unpopularität des Friedens fiel auf ihn. Was kümmerten sich die Slavophilen um den Fetzen von Bessarabien, an dem dem Kaiser so viel lag, dessen Wiedergewinnung aber die Freundschaft Rumäniens dauernd verscherzte; waren denn Kars und Batum ein hinreichender Preis für alle Opfer? Die russische Armee zog aus Bulgarien ab, die Oestreicher setzten sich in Bosnien fest, Bulgarien war mit russischem Blut befreit und erhielt eine Verfassung, für Rußland war von einer solchen keine Rede*), dazu kamen die Processe der Lieferanten, die niedergeschlagen werden mußten, weil sie drohten, Personen an den Stufen des Thrones zu compromittiren. Was alle diese Mißgriffe und Niederlagen gesäet, das erntete der Nihilismus; die Aera der Attentate begann, eins folgte auf das andere, das Schreckensregiment der Generalgouverneure blieb ohnmächtig und steigerte nur die Erbitterung durch die Zahl der unschuldigen Opfer, während die Kühnheit der Verschwörer wuchs, die Angeklagten wurden Ankläger des Systems und das Publicum nahm offen für sie Partei, als sie dessen Verrottetheit vor den Gerichten darlegten. Nachdem der Kaiser den Attentaten auf der Eisenbahn und im Winterpalast wie durch ein Wunder entgangen war, schien die Dictatur Loris Melikoffs eine Wendung herbeizuführen, aber die Klug-

*) Man vergleiche das Verfassungsproject „Die russische Gemeinde" von einem Communisten im „Vorwärts", übersetzt in dem sonst ziemlich werthlosen Buche von Lavigne, Introduction à l'histoire du Nihilisme Russe, Paris 1880. S. 252 ff.

*) Das neueste nihilistische Manifest an die Bauern sagt: „Andere Völker hat der Czar vielleicht vor den Türken geschützt, sein eignes Volk hat er hingegeben zur Ausbeutung an die Beamten und Polizisten, die schlimmer sind als die Türken, die Bauern gemartert und hingemordet haben."

heit des armenischen Generals vermochte nicht die anormale Lage aufzuheben. Es wurde wohl die Möglichkeit einer Betheiligung des Volkes an der Gesetzgebung erwogen, Miljutin empfahl eine gesetzgebende, durch allgemeines Stimmrecht gewählte Versammlung, Walujew eine nach ständischen Grundsätzen zusammengesetzte, Schuwalow einen vereinigten Landtag aus den Provinzialversammlungen gebildet, aber der Kaiser kam zu keinem Entschluß, er athmete in der Sicherheit auf, welche Loris Melikoff ihm gegeben zu haben schien und beschäftigte sich mit einer Privatangelegenheit, die ihm am Herzen lag. Auf den Tod der Kaiserin folgte so rasch seine Heirath mit der Fürstin Dolgoruka, daß man versucht war an das Wort Hamlets zu denken: „das Gebackene vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitsschüsseln". Die Katastrophe vom 1. (13.) März zeigte, wie trügerisch diese Sicherheit gewesen war, sie wäre vielleicht vermieden, wenn der von Loris Melikoff gemachte und vom Kaiser endlich bestätigte Vorschlag zur Zusammenberufung einer aus gewählten Vertretern der Territorialkörperschaften der Städte und des Adels bestehenden Redactions-Commission für die Besprechung staatlicher Fragen rechtzeitig veröffentlicht wäre. Möglicher Weise wußten die Verschwörer um diese beabsichtigte Maßregel, denn sie führen stets ihre großen Schläge, wenn sie eine Reform im Anzuge glauben. Der Proceß der Kaisermörder hat ein furchtbares Licht auf das Treiben der Verschwörung geworfen, mit Recht sagte ein in Petersburg anwesender Diplomat: „Wenn man den Nihilismus kennen lernen wollte, mußte man dieser Verhandlung beiwohnen." Die Angeklagten, welchen gestattet war ihre revolutionären Principien mit voller Unumwundenheit zu entwickeln, hatten schon nach ihrem äußeren Verhalten nichts gemein mit der Verkommenheit eines Hödel oder Moncasi, mit der verbissenen Bosheit eines Nobiling, die vier Hauptpersonen Scheljabow, Michailow, Kibaltschitsch und die Perowska traten vielmehr mit der Festigkeit und dem Selbstbewußtsein entschlossener, über die Consequenzen ihres Thuns durchaus klarer Fanatiker auf, die nicht nach augenblicklichen persönlichen Eingebungen, sondern nach Plänen gehandelt haben, welche langer Hand sorgfältig vorbereitet waren. Die Hauptrolle spielten Scheljabow und die Perowska, welche bestrebt waren, die Sache ihrer Partei mit möglichstem Nachdruck zu führen und dieselbe bei dem Publicum in Respect zu setzen. Ersterer entwickelt ohne neue Namen zu nennen seinen Antheil an dem Eisenbahnattentat wie an der letzten Katastrophe und erklärt, die Regierung selbst mache Propaganda für den Nihilismus, die Partei sei nur durch dieselbe zur Gewalt gedrängt, erst 1879 haben die Führer auf dem Congreß zu Litepsk beschlossen, zum Terrorismus überzugehen, noch sei ein friedlicher Weg möglich und die Partei sei geneigt dazu, wenn man die gerechten Forderungen des Volkes befriedige. Die Perowska strebt offenbar nach der Stellung einer russischen Charlotte Corday; von vornehmer Geburt, schließt sie sich dem Nihilismus schon mit 16 Jahren an, zur Deportation verurtheilt entspringt sie den Soldaten, indem sie Opium in deren Thee zu thun weiß, und durchzieht Rußland verkleidet und unter falschen Namen als Apostel der Partei. „Kann man," ruft sie, „Leute, die alle Opfer bringen, selbst das des Lebens, beschuldigen unsittlich zu sein? Wir wählten die Mittel, welche die geringste Gefahr für die Allgemeinheit in sich schlossen, wir wählten für die Mine die Gartenstraße, weil Niemand dort sein würde, wenn der Kaiser durchfährt, ebenso war das Katharinenufer wenig besucht. Der Werfer der Bomben war in derselben Gefahr wie sein Opfer. Berücksichtigt nicht, daß ich ein Weib bin, laßt mich hängen." Auch Michailow und Kibaltschitsch zeigen sich beflissen, Herzhaftigkeit und revolutionäre Zuverlässigkeit zu beweisen; der Vertheidiger des letzteren macht darauf aufmerksam, wie sehr das Gerichts- und Polizeiverfahren beigetragen, den Nihilismus zu fördern; sein Client war wegen Propaganda drei Jahre eingesperrt, bevor er vor Gericht gestellt und dann zu einem Monat Kerker verurtheilt ward. Ryssakow, der unreif und verderbt erscheint, gewinnt im Gerichtssaal zusehends Fassung und will seinen Genossen nicht an Entschlossenheit für den „Beruf" nachstehen; einen verlotterten, subalternen Eindruck macht nur die Helfmann, die auch demgemäß von den Andern behandelt wird. Nach dem Urtheilsspruch umarmen sie sich sämmtlich vor den Augen des Gerichtshofes, man sieht keine Thräne, kein Beben. Offenbar war in den Schilderungen der Angeklagten, namentlich Scheljabows, von der Ausdehnung der Verschwörung, von ihrer Organisation, der Menge der Freiwilligen, welche sich für die Ausführung des Planes zur Verfügung stellten, viel tendenziöse Uebertreibung. In den Verhören der Zeugen traten bei den verschiedenen Attentaten stets dieselben Namen auf; die Stärke der Verschwörung liegt weniger in der Zahl als in der Methode, der rücksichtslosen Entschlossenheit und Ausdauer. Dolch und Revolver wurden in Litepsk als veraltete Mittel beseitigt, an ihre Stelle tritt der Dynamit, dessen Techniker Kibaltschitsch wird, die Macht des Systems wurzelt in der Art, mit der diese Minorität die Gleichgültigkeit und Verstimmung der Massen ausbeutet.

Gleichzeitig erscheinen die Manifeste der Nihilisten, welche die That rechtfertigen sollen und zum erstenmal aus der bisherigen reinen Negation der Partei hervortreten. Es liegt ihnen offenbar daran zu widerlegen, daß sie Leute seien, welche ohne bestimmten Zweck, aus persönlicher Rache handeln, oder von Personen geleitet seien, die nur zerstören und nichts aufzubauen wüßten, es scheint ihnen an der Zeit, ihre letzten Ziele zu enthüllen und dem Eindrucke gegenüber, den die Katastrophe hervorgebracht, sich wegen der Mittel zu vertheidigen, zu denen sie sich gedrängt gefühlt haben. Sie verlangen die Rechte des Volkes zurück, Unverletzlichkeit der Person, Rede- und Preßfreiheit, Vereins- und Wahlfreiheit, Amnestie, vor Allem aber suchen sie die Bauern zu gewinnen. In ihrem neuesten Manifest an dieselben fordern sie diese, die klug als Rechtgläubige angeredet werden, auf, durch allgemeine Petitionen vom Czaren zu verlangen: 1) daß er eine Neuvertheilung des Landes befehle ohne Geldzahlung, 2) die Steuern herabsetze, 3) daß weder Beamten noch Polizisten sich in die Dorfgemeinde-Angelegenheiten mischen dürfen, 4) daß zur Berathung und Beschließung eine aus Abgeordneten des ganzen Volkes bestehende Versammlung berufen werde, ohne deren Zustimmung weder Steuern erhoben noch Krieg geführt werden dürfe. Dann wenden sie sich an den Czaren mit einem Schriftstück, das wohl ohne Beispiel in der Geschichte der Revolutionen ist und sich nur durch die Annahme erklären läßt, daß das Gelingen des Mordes ihre Entschlossenheit gesteigert hat und sie auf die stille Sympathie weiter Kreise rechnen. Sie verhandeln mit dem Kaiser von Macht zu Macht, weil die Regierung in letzter Instanz in einer Familie liegt, sie schreiben ihm ohne Drohungen, aber furchtlos, daß, wenn er nicht ihre Forderungen erfüllt, der blutige Krieg gegen die Dynastie mit allen seinen schrecklichen Folgen fortgehen müsse. Wenn er dagegen eine Versammlung durch allgemeines Stimmrecht gewählt berufe, welche die ganze gesetzgebende Gewalt übe, so daß in Zukunft nicht mehr die Räthe des Czaren, sondern die Bauern Herr seien, würden sie die Dynastie und ihre Werkzeuge nicht mehr angreifen, dann werde vielmehr das Recht wieder auf Erden leuchten, Unrecht und Kummer schwinden, wo nicht, bleibe das Schwert und der Schrecken über seinem Haupte schweben.

Vermessen wie dieser Appell ist, kann man doch sicher sein, daß er nicht ganz unbeachtet bleibt, ja falls Alexander III. sich überhaupt entschließen sollte, eine Legislative zuzulassen, so hätte er vielleicht das allgemeine Stimmrecht weniger zu fürchten, als das Stimmrecht der gebildeten Klassen. Aber wird er sich dazu entschließen? Seine Lage ist von der höchsten Schwierigkeit, eine Fortdauer der jetzigen Situation ist auf irgend welche Länge nicht möglich. Der Kaiser ist vielleicht die ehrenwertheste Persönlichkeit, die seit Peter dem Großen den russischen Thron eingenommen, sein Privatleben ist fleckenlos und hat sogar der Klatschsucht der Petersburger Salons nie Anlaß zu Angriffen gegeben, wir legen auch kein Gewicht auf die slavophilen Anwandlungen seiner Jugend, aber ob er die staatsmännische Intelligenz hat, die seine Aufgabe erfordert, bleibt abzuwarten. Die ersten Regierungsmaßregeln, die er getroffen, können schwer-

*

lich als glücklich bezeichnet werden; Baranow, den der Kaiser trotz seines frühern Conflictes mit demselben zum Stadthauptmann der Residenz ernannte, hat mit seinem außerordentlichen, auf seltsame Weise gewählten Gemeinderath ebenso Fiasco gemacht als mit der Errichtung von Schlagbäumen gegen die Nihilisten auf allen nach der Hauptstadt führenden Straßen, da bekanntlich die Schuldigen stets die besten Legitimationen haben und in Rußland vornehmlich das Wort zutrifft: Quis custodiet custodes? Die Entlassung der Minister des Unterrichts und der Domänen und ihre Ersetzung durch den Büreaukraten Baron Nikolai und den bekannten Exbotschafter in Konstantinopel, den „Vater der Lüge" Ignatieff sind sicher keine Beweise praktischer Staatskunst, und die Maßregelung der einflußreichsten Zeitungen Petersburgs wird die Stimmung nicht verbessert haben; ist es doch bezeichnend, daß der kaiserliche Hof nach dem lange unbewohnten Gatschina übergesiedelt, da, wie übereinstimmende Berichte melden, Loris Melikoff in dem Anitchkowpalast, in dem der Kaiser wie ein Gefangner saß, keine Bürgschaft für seine und des Thronfolgers Sicherheit mehr übernehmen wollte.

Von vorurtheilsfreiem Standpunkte wird man sicher sagen müssen, daß die größte Aufgabe der neuen Regierung die Reform und Reinigung des verrotteten Beamtenthums ist; ob es dem Kaiser, dem es damit ehrlicher Ernst scheint, gelingen wird, den Kampf gegen diesen Rattenkönig mit Erfolg zu führen, den schon Nikolaus I. als den Krebsschaden seines Reiches erkannte und der Alexanders II. beste Absichten vereitelte, steht dahin. Für den Augenblick brennt ihm die Verfassungsfrage um so mehr auf den Fingern, seit es bekannt geworden, daß sein Vater die oben erwähnte Redactions-Commission für die Besprechung staatlicher Fragen kurz vor seinem tragischen Ende sanctionirt hat. Nach dem Bericht des Correspondenten der Daily News hat der Kaiser nach langem Zögern auf Andringen Loris Melikoffs in einem Ministerrath dies Project erörtern lassen, in dem sich 9 Stimmen gegen 5 dafür aussprachen; die Minorität soll geltend gemacht haben, daß diese Maßregel nur die Verwirrung steigern werde und unverträglich mit der Autokratie sei, von der vielmehr ein festes autoritatives Vorgehen im Bunde mit der Geistlichkeit, die allein das Volk auf rechtem Weg halte, erwartet werde. Loris Melikoff dagegen soll dies entschieden bestritten und betont haben, daß die Frage nicht zu umgehen sei, und Walujeff darauf hingewiesen haben, daß dieser Schritt unumgänglich sei, um Rußland in Ideengemeinschaft mit dem übrigen Europa zu bringen. Der Kaiser habe sich darauf für die Majorität erklärt und die Einberufung einer aus allen Klassen, also nicht blos von den Territorialkörpern der Städte und des Adels, gewählten Commission genehmigt haben. Wie dieselbe das Kunststück fertig bringen wird, die Nation in irgend einer Weise an der Gesetzgebung zu betheiligen, ohne die Autokratie anzutasten, bleibt abzuwarten; daß die Maßregel den Forderungen der Bewegungspartei nicht entsprechen wird, kann als wahrscheinlich betrachtet werden, und eben darin liegt die Gefahr, daß die Versammlung, möge sie so vorsichtig zusammengesetzt sein wie möglich, zu der Rolle einer Constituante hingerissen wird. Sodann stellt sich die doppelte Frage, ist die Nation reif für ein repräsentatives Regiment, und soll die Versammlung Vertreter des ganzen Reiches umfassen? Wenn, was die erste betrifft, gesagt ist, daß die Bauern der intellectuellen, die höheren Klassen der moralischen Bildung entbehrten, so ist wohl geantwortet, daß die französischen Bauern 1789 nicht besser unterrichtet, der französische Adel ebenso verrottet gewesen sei. Gibt man dies auch zu, so muß man doch fragen, wo ist in Rußland der tiers état, der in Frankreich von vornherein die Führung übernahm, und sodann, zu welchem Ausgang hat das Experiment geführt? Was aber die Ausdehnung der Vertretung betrifft, so werden Polen, die Ostseeprovinzen und Finland schwerlich von der Aussicht erbaut sein, als Minorität der eigentlich russischen Majorität, der sie geistig weit überlegen sind, gegenüber zu sitzen, denn nichts ist gewisser, als daß die letztere die erstere weit wirksamer zu unterdrücken suchen wird, als die autokratische Regierung, bei der die Russificirungspläne der Slavophilen für jene Provinzen doch stets einen gewissen Widerstand fanden. Ausschließen aber kann man sie kaum von einer Versammlung, welche über die Interessen des ganzen Reiches berathen soll. Sollen sodann die Bergvölker des Kaukasus und das eigentliche Sibirien mit vertreten sein, von Turkestan nicht zu reden? Kann andrerseits das Reich auf die Dauer zusammengehalten werden, wenn der eherne Reifen der autokratisch-militärischen Regierung bricht, die das Reich geschaffen und ausgebildet hat? Alle diese schwerwiegenden Probleme werden sich unwiderstehlich aufdrängen, sobald ernstlich Hand ans Werk gelegt wird, aus dem bisherigen Provisorium herauszukommen, und dabei kann man kaum sagen, daß der Kaiser bis jetzt unter seinen Ministern einen Staatsmann besitze, der einer solchen Lage gewachsen wäre. Sollte sich das Gerücht bestätigen, daß er seinen alten Groll gegen den Grafen Peter Schuwalow so weit vergessen*), um ihn an die Spitze der Geschäfte zu stellen, so würde er jedenfalls den fähigsten Mann wählen, den Rußland aufzuweisen hat und der zugleich geeignet wäre, die panslavistischen Tendenzen des jetzigen Domänenministers Ignatieff niederzuhalten, aber ob überhaupt menschliche Kraft und Klugheit im Stande sein wird, den schwankenden Wagen des Staates in ein fahrbares Geleise zu bringen, das ist eine Frage, auf die heute noch nur mit einem Non liquet geantwortet werden kann.

Elsaß-Lothringen im verflossenen Jahre.

Von Fr. Zelter.

Ein Jahr und mehrere Monate sind verflossen, seitdem das Reichsland in den Besitz seiner neuen Verfassung und, mit erweiterten Rechten bekleidet, unter das Regiment der kaiserlichen Statthalterschaft getreten ist. Wenn die innere Entwickelung, die sich während dieses Zeitraumes in diesem Lande vollzogen hat, auch keineswegs eine abschließende genannt werden kann, so führt sie doch ein von der jüngsten Vergangenheit wesentlich abstechendes und in manchen größeren und kleineren Umrissen und Färbungen verändertes Bild vor unsere Augen. Eine Rück- und Umschau in Elsaß-Lothringen, seit dem Inkrafttreten des von dem Reichstag in seiner Sitzung vom 4. Juli 1879 auf Anregung des bekannten Autonomistenantrages von Schneegans, North, Dr. Rack und Lorette votirten Gesetzes, möchte daher in jeder Hinsicht erwünscht, ja sogar geboten erscheinen, da die reichsländischen Zustände und Verhältnisse möglicherweise in der jetzigen Reichstagssession zur Sprache kommen dürften und somit auch das größere Publicum ein Interesse daran haben möchte, einen Einblick in die Wandlungen zu gewinnen, die seit Jahresfrist in den Verwaltungsmaximen oder in deren Anwendung, sowie in den Parteigruppirungen oder in den dortigen, oft seltsam und anscheinend ohne Grund in- und auseinanderlaufenden Meinungsschattirungen beobachtet worden sind.

Zunächst mag der organischen Veränderungen und Reformen, die auf Grund dieses Gesetzes eingeführt wurden, in kurzen Worten Erwähnung gethan werden. Vor dem Jahre 1879 wurde die Verwaltung der Reichslande von dem Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen in Berlin, und in zweiter Instanz von dem in Straßburg residirenden, aber unter der Aufsicht des Reichskanzleramtes stehenden Oberpräsidenten geführt; der Landesausschuß besaß nur sehr eng bemessene Rechte; ganz besonders fehlte ihm das Recht der parlamentarischen Initiative; in dem Bundesrath war das Reichsland nicht vertreten. Mit dem Gesetz vom 4. Juli 1879 trat an Stelle des Reichskanzleramtes und des Oberpräsidiums der in Straßburg selbst residirende und die höchste Gewalt ausübende kaiserliche Statthalter;

*) Der Graf denuncirte als Chef der dritten Abtheilung dem Kaiser die Correspondenz des Großfürsten-Thronfolgers mit Aksakow, worauf demselben diese verboten ward.

der Landesausschuß erhielt erweiterte Befugnisse, besonders das Recht, Gesetze vorzuschlagen und Petitionen anzunehmen; seine Mitgliederzahl wurde verdoppelt; ein Staatsrath wurde zur Begutachtung und Vorbereitung der dem Landesausschuß zu unterbreitenden Entwürfe zusammenberufen; im Bundesrathe wurde Elsaß-Lothringen durch directe, von dem kaiserlichen Statthalter ernannte und beglaubigte Commissare vertreten.

Auf die Person des Statthalters, auf dessen Auftreten, auf dessen Verwaltungspraxis mußte man vor allen Dingen sein Augenmerk richten. Eine Verfassung mag sich ja auf dem Papier noch so gut ausnehmen; wenn der Geist, der sie beleben soll, ausbleibt, oder wenn er sich nicht in dem gehofften und vorgesehenen Sinne bethätigt, ist auch die beste aller Verfassungen nur ein todter Buchstabe. Freiherr von Manteuffel brachte eine lange und glorreiche Vergangenheit mit sich in das statthalterische Palais von Straßburg; nicht nur als Feldherr, fast mehr noch als Diplomat, als Vertreter Seiner Majestät des ihm in persönlicher Freundschaft zugethanen Kaisers, in den höchst schwierigsten inneren und internationalen Verwickelungen und Verhandlungen, hatte sich der greise Feldmarschall einen bedeutenden Namen erworben, und speciell in den Reichslanden erinnerte sich die Bevölkerung der Sympathien, die er sich in schweren Kriegs- und Occupationszeiten bei den französischen Lothringern, in Nancy, zu erwerben verstanden hatte. Nicht nur in Altdeutschland, wegen der dem Kaiser und dem Reiche treu und tapfer geleisteten Dienste, sondern auch noch in Elsaß-Lothringen hatte des Feldmarschalls Namen in Folge dieser Kriegserinnerungen einen guten Klang. Deutschland konnte diesem Feldherrn und Diplomaten ohne Bangen die große Gewalt, die dem kaiserlichen Statthalter in den vogesischen Grenzlanden zugetheilt ist, anvertrauen. Festigkeit und Milde, eiserne Willenskraft und kluges Wohlwollen, unerschütterliches Festhalten an den Zielen der deutschen Politik in Elsaß-Lothringen, und zugleich feines Verständniß für die Gemüthslage der dortigen Bevölkerung und für die Mittel, welche die Besänftigung der Geister und die Versöhnung mit dem neuen Zustande herbeiführen sollen: — in keinem Anderen vereinigten sich, wie in des Feldmarschalls von Manteuffel Person, diese verschiedenen, scheinbar sich widersprechenden, und bei kleiner angelegten Naturen unmöglich zu einer innigen Verschmelzung und einem harmonischen Zusammenwirken sich entfaltenden Eigenschaften des Kopfes und des Herzens, des scharfen Verstandes und des sinnigen feinfühlenden Gemüths, des Staatsmanns und des Menschen. Ein Anderes noch brachte der Feldmarschall mit sich nach Straßburg, was in dieser, zweijahrhundertlang in die glänzenden, liebenswürdigen und gefälligen Formen der französischen Gesellschaft und des französischen Wesens eingewöhnte Bevölkerung von nicht hoch genug zu schätzender Bedeutung war: die Formen, die Aeußerlichkeiten, die feine, weltmännische, großstädtische Umgangsweise, die feste, persönlich so bescheidene, im Dienste Seiner Majestät aber so sicher selbstbewußte, und überall und in allen Dingen von dem Adel, der einer hohen Abstammung und einer großen Seele entströmt, durchwebte Erscheinung des Statthalters. Alle diese, auf persönliche Einflüsse zurückzuführenden und in persönlicher Weise auch wirkenden Momente waren dazu angethan, das Ansehen des Vertreters des Reiches in den neuerworbenen deutschen Grenzlanden zu erhöhen. Obgleich in der elsaß-lothringischen Presse viel von Demokratie und Republikanismus gesprochen wird, so hat doch jenes Volk, mit Ausnahme eines kleinen Bruchtheils der städtischen Bevölkerungen, die Ansichten und die Gefühle beibehalten, die man die monarchischen zu nennen pflegt; die bürgerlich unansehnliche Einfachheit, mit welcher das Staatsoberhaupt in der benachbarten Schweiz oder in dem fernen Amerika auftritt, ist seine Sache nicht; es erwartet von dem Herrscher, oder von dessen Statthalter, ein gewisses, auch nach Außen hin und durch Aeußerlichkeiten wirkendes Imponiren, und was es in dieser Hinsicht bei dem früheren, so verdienstvollen und so pflichtgetreuen Oberpräsidenten vermißte, das bot ihm, in richtiger Erkenntniß der lokalen Nothwendigkeiten, der jetzige Statthalter. An diesen Seiten der Verwaltungsgeschichte eines Landes darf man nicht mit vornehmer Gleichgültigkeit vorbeigehen: der politische Credit einer Regierung setzt sich aus mancherlei Elementen zusammen; die eigentliche Verwaltungspraxis spielt dabei gewiß eine große Rolle; größer aber noch ist der Einfluß, den auf die in solchen Dingen unbewanderte Menge der persönliche Verkehr des höchsten Beamten ausübt, der gute oder schlechte Leumund, der sich in Folge seines anziehenden oder abstoßenden, gewinnenden oder verbitternden Wesens an seinen Namen heftet, und der nicht von heute auf morgen, nicht durch eine politisch richtige oder falsche Maßregel, sondern langsam, durch das allmähliche Sickern der von hundert Seiten zugleich in den kleinsten Fäden und Fädchen das Land durchziehenden und schließlich zu einem Strom zusammenfließenden Volksstimmung entsteht. Und nun frage man in den Reichslanden nach, klopfe man an bei jeder und bei allen Parteien, bei den Protestlern wie bei den Autonomisten, wie bei den in der Doppelbeleuchtung dieser beiden Parteien schimmernden und weitaus die Mehrzahl der reichsländischen Bevölkerung umfassenden, sogenannten „katholischen Partei"! Ueberall wird man, dem Statthalter gegenüber, auf den Ausdruck nicht nur des tiefsten Respects, sondern auch der ungeheuchelten, warmen und dankbaren Anhänglichkeit stoßen. Die Rundreisen, die der greise Feldmarschall trotz seines Alters, trotz der tiefen Wunde, die ihm das Geschick kurz nach seiner Ankunft in Straßburg geschlagen, in allen Theilen des Landes unternommen, zeugen von diesem Gefühle; denn die Aufnahme, die er überall gefunden, und die in manchen Gauen den Charakter des hingebendsten und jubelndsten Enthusiasmus annahm, war keine von den Behörden gemachte, sie war im Gegentheil der Ausfluß des Volksgedankens, des Volksgefühls. Man fühlte sich dort lange Jahre hindurch, ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben, verlassen, vergessen; man glaubte als ein brachliegendes, zu politischen und finanziellen Experimentationen mißbrauchtes Territorium angesehen zu werden; man gefiel sich in diesem Hinbrüten, das die Parteieinflüsse zu ihren Zwecken zu verarbeiten verstanden — und nun kam durch die Reisen und durch die Ansprachen des Feldmarschalls wie ein frischer Zug neuen und hoffnungsvollen Lebens in die Bevölkerung. Selbst die Städte, die anders behandelt werden wollen als die Landbevölkerung und die bis jetzt, in ihrer Majorität, sich abstoßender gegen jeglichen deutschen Einfluß gehalten haben, blieben von diesem Gefühl nicht unberührt, und ein Zeichen der Zeit muß es genannt werden, daß selbst in den feindlichsten Organen der reichsländischen Presse dem Statthalter gegenüber eine auffallende, anscheinend den Zwecken dieser Parteien entgegenstreitende Anerkennung seiner Verdienste und seines Wirkens zur Schau getragen wird. Es liegt gerade in diesem Umstand eines der bemerkenswerthesten Momente der jetzigen Verhältnisse und, indem keine Partei es wagen zu können glaubt, durch einen Angriff auf den Statthalter sich die Sympathien der Wähler zu erringen oder zu erhalten, liefern sie alle den besten Beweis dafür, daß der Vertreter des Kaisers mit seiner Person, mit seinem offen und feierlich ausgesprochenen Programm, sich in den Herzen des Volkes eine Bahn gebrochen hat, wo vor ihm nur verschlossene Thüren und mißtrauisch gegen den „Feind" aufgeworfene Verschanzungen zu finden waren.

Die Ansprachen des Feldmarschalls sind im übrigen Deutschland ebenso wenig als in der Grenzmark unbeachtet geblieben. Dieselben gipfeln in dem Gedanken, dem Seine Majestät der Kaiser schon bei seinem ersten Besuch in Elsaß-Lothringen Ausdruck gegeben hatte, daß die Gefühle dieses Volkes für sein ehemaliges Vaterland, die pietätvolle Erinnerung an sein Zusammenleben mit Frankreich von deutscher Seite begriffen und geachtet werden; daß Deutschland von den Elsaß-Lothringern weder erwartet noch fordert, daß sie diese Gefühle verleugnen; daß es aber von ihnen begehrt, daß sie sich, in Anerkennung der historischen Thatsachen, auf den Boden der durch den Friedensvertrag geschaffenen Zusammengehörigkeit zum Reiche stellen, die Hand zum Wiederaufbau ihres staatlichen Organismus bieten und als vernünftige Realpolitiker sich in redlicher Thätigkeit an den Geschäften und Interessen ihres Landes betheiligen.

Manche werden wohl ein gewisses Staunen nicht unterdrücken können, daß diese in Deutschland landläufige Maxime, welcher auch schon bei mancherlei Gelegenheiten in öffentlicher und officieller Weise Ausdruck gegeben worden war, so lange Zeit brauchte, ehe sie in Elsaß-Lothringen anerkannt und gewürdigt wurde. Der Statthalter war ja nicht der erste, der diese oder ähnliche Worte an die Bevölkerung richtete; auch von Seiten der autonomistischen Abgeordneten oder Parteiführer wurde seit mehreren Jahren schon in derselben Weise zu den Wählern gesprochen, und in dem Organ dieser Partei, dem „Elsässer Journal", wurde diese Maxime in einer für die altdeutschen Ohren fast lästigen Wiederholung breit getreten. Nichtsdestoweniger aber hat diese Parole erst heute durch das Auftreten des Statthalters den Weg zu den Herzen der Bevölkerung gefunden, und Viele sind dort, die bis dahin sich schmollend bei Seite gedrückt hatten, weil sie behaupteten, man begehre etwas ihrer Würde und ihren Erinnerungen Widerstrebendes, wenn man sie zur thätigen Mitarbeit einlud, die sich aber jetzt unter Anrufung dieser Versicherungen des Statthalters bereit erklären, aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzutreten und Hand ans Werk zu legen. Daß es dem Statthalter gelungen ist, der Bevölkerung diesen Gedanken mundgerecht zu machen, ist kein geringes Verdienst; denn, ob sie sich Rechenschaft davon ablegen oder nicht, das Mitarbeiten auf dem Boden der thatsächlichen Verhältnisse ist der erste Schritt zu Deutschland, und mögen sich die Protestler, die selbst durch die öffentliche Meinung auf diesen Boden geschoben worden sind, auch noch so sehr dagegen sträuben, mögen sie auch noch so laut erklären, ihre Mitarbeit „sei eine ganz andere Sache," so werden sie doch durch diesen ersten Schritt auf dieselbe Operationsbasis geführt, auf welche die Autonomisten sich vor mehreren Jahren schon gestellt hatten, und wird ihre Opposition folgerichtig je mehr und mehr aus dem Rahmen der antinationalen heraus, in denjenigen der deutschen, wenn auch noch so radicalen Opposition hineintreten. Es ist dies die logische Consequenz des Verlassens des für den Protest einzig richtigen Programms der absoluten Verneinung und der stummen Weigerung, irgendwie in irgend einer Form und Weise unter den neuen Zuständen mitzuwirken. Unbequem mag wohl diese jüngste Wandlung des Protestes der Regierung und auch den Autonomisten zuweilen werden, in den ersten Zeiten namentlich, aber für viele Elsaß-Lothringer gibt es eben keinen andern Weg, um auf deutsches Gebiet zu treten, als den Weg, der von dem reinen Proteste durch den Standpunkt der Frankfurter Zeitung zu demjenigen der Vossischen und weiter der Tribüne u. s. w. führt, und man braucht nur die verflossenen Jahrgänge der elsässischen Zeitungen, namentlich des „Expreß" von Mülhausen und des „Elsässer Journals" zu durchblättern, um zu sehen, daß dies die natürliche Stufenleiter ist. Der „Expreß", der vor vier Jahren noch unter einem andern Titel die autonomistischen Ansichten und das Programm des inneren Wiederbaues des Reichslandes auf das Heftigste verdammte, ist heute, nachdem er die Periode der radicalen Opposition durchgemacht, auf dem Standpunkte der Autonomisten angekommen, wird nun seinerseits von der „Presse" mit denselben Argumentationen, die er seiner Zeit gegen das „Elsässer Journal" richtete, angegriffen, und mag ruhig zuwarten, daß „die Presse" von dem gleichen Lose ereilt werde.

Daß die Politik des Statthalters die Folgerichtigkeit dieser Entwickelung einsieht, beweist der Umstand, daß sie sich dieser Entwickelung gemäß einrichtet, daß sie — und dies ist der zweite Punkt in des Feldmarschalls Ansprachen, der in allen Kreisen eine große, wenn auch nicht gleichmäßig günstige Anerkennung gefunden hat — daß sie auch den bisherigen Gegnern der Autonomie die Hand bietet, daß sie erklärt, sie wolle keine Parteipolitik sein, sondern mit allen im Lande sich vorfindenden und zum ehrlichen Mitarbeiten sich bereit erklärenden Elementen die weitere Ausbildung der Verfassung im autonomistischen Sinne anbahnen — unter einer einzigen Bedingung aber, nämlich, daß das Mitarbeiten ein ehrliches sei, und daß keine anderen Zwecke verfolgt werden, als die Constituirung des Landes auf Basis der deutschen Zugehörigkeit und der deutschen Reichsverfassung. Daß die neue Regierung nach Inkrafttreten des Gesetzes vom 4. Juli 1879 so handeln würde, so handeln müsse, war nicht von allen Führern der Autonomistenpartei erkannt worden; diese Politik war aber die einzig richtige, wenn überhaupt ein neuer Anlauf genommen werden sollte, um weitere Kreise des Landes in den Rahmen der deutschen Verhältnisse zu ziehen; die Hand mußte Allen, Allen mußte die Möglichkeit geboten werden, sich an dem gemeinsamen Werke zu betheiligen. Nur in dieser Weise war es möglich, die innere Entwickelung des Landes um einen Schritt weiter zu bringen und den Elementen, die bis dahin schon in richtiger Erkenntniß der reichsländischen Interessen mitgewirkt hatten, weitere Kräfte beizugesellen.

Auf dieser doppelten Basis, die in den Tischreden des Statthalters öfters betont wurde, hat die neue Regierung ihr Werk begonnen. Ein Staatsrath wurde zusammenberufen, und Männer, die sich bis dahin noch nicht zu dem Standpunkte der Autonomisten bekannt hatten, die auch mit einer gewissen, nach Frankreich hinüberschauenden Geflissenheit, diese letzteren als zu rasch und zu weit gehend desavouirt hatten, tagen jetzt neben diesen in dem Schooße dieser Versammlung. Schulcommissionen, wie sie seit Jahren in Blättern und Büchern von den Autonomisten verlangt worden waren, wurden eingesetzt, und hier finden wir auch wieder Elemente, die sich bis vor Jahresfrist zu der Annahme einer solchen Function nicht herbeigelassen hätten. Zur Regelung der so äußerst heikeln Optantenfrage im Sinne einer milderen Handhabung des Gesetzes, tagt ebenfalls eine nach diesen Principien zusammengesetzte Commission, deren Wirken um so bedeutungsvoller sein wird, als die aus der früheren Praxis sich herleitenden Uebelstände in alle Schichten der Bevölkerung tiefe und durch die Natur der Sache auch empfindliche Wunden geschlagen hatten. Die Straßburger Municipalfrage, eine der mißlichsten von der früheren Regierung auf die jetzige übertragenen Angelegenheiten, wurde von dem Statthalter in einer Weise angeregt, die deren befriedigende Lösung in nahe Aussicht gestellt hätte — wenn die protestlerische Presse die Leidenschaften der Bevölkerung nicht in bedenklicher Art wieder aufgerüttelt hätte. Mit den Würdenträgern der katholischen Kirche endlich, die dem Oberpräsidium gegenüber eine direct feindliche Haltung angenommen, und die sich, ob der Vernachlässigung des katholischen, die Mehrzahl im Lande bildenden Elementes, je mehr und mehr in eine Alles untergrabende Opposition zurückgezogen hatten, wurden von dem Statthalter persönliche, eine Versöhnung vorbereitende Beziehungen angeknüpft, und auch in Sachen der Priesterseminarien dieser Richtung sehr weit — Manche sagen zu weit — gehende Zugeständnisse gemacht. Auf dem ganzen weiten Gebiete der inneren Fragen ist somit durch die Regierung des Feldmarschalls und unter der persönlichen Leitung dieses letzteren die Heilung der durch die Ereignisse geschlagenen Wunden, die Reform der Verwaltung und die Weiterentwickelung der Verfassung in Angriff genommen worden; der Statthalter hat öffentlich erklärt, das Ziel, auf welches er lossteuere, sei die Vervollständigung der im Jahre 1879 dem Lande gewährten Autonomie, und von Seiner Majestät dem Kaiser selbst ist dieses Programm gutgeheißen und als dessen höchstem Willen entsprechend bezeichnet worden.

Wie verhalten sich nun die verschiedenen Parteien diesem Auftreten der Regierung gegenüber? und wie gestalten sich überhaupt seit vorigem Jahr die Parteizustände in Elsaß-Lothringen?

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Emilio Praga.

(1841—1876.)

Der Professor des Griechischen.

Der lange, magre Mann, der Griechisch lehrte
Und den Homer mir fast verleidet hätte,
Kam heut, im Atelier mich zu besuchen.*)
Grau überzog sich plötzlich die Palette,
Die Pinsel warf ich weg mit stillem Fluchen,
Als ich mich zu ihm kehrte.

Denn mit ihm kamen alte Spukgesichter,
Die ganze Qual und Langweil jener Tage,
Wo mir, dem hagern, wangenblassen Jungen,
Die Luft im dumpfen Zimmer ward zur Plage,
Wo in die Berge gern ich wär' entsprungen
Troja und seinem Dichter.

Doch als ich sah des Mannes müde Glieder,
Wie weiß sein Haupt, wie trüb sein Antlitz war,
Entwich der Groll, den ich im Busen hegte.
Traurig beschaut' ich sein erblichnes Haar,
Und er umarmte mich, wie sonst er pflegte,
Und ließ sich bei mir nieder.

Da sagt' er mir von seinen langen Leiden,
Von all der engen Dürftigkeit im Hause,
Die ihn verdammt zur immer gleichen Qual
Des öden Lehrberufs, davor ihm grause,
Der nicht einmal ihm gönn', am Sonnenstrahl
Den Lebensrest zu weiden.

Dann sah er sich in meinem Zimmer um,
Das licht und luftig war, und was ich malte,
Bilder und Skizzen, schaut' er an voll Liebe,
Da Schöpferlust ihm rings entgegenstrahlte,
Als wachten in ihm auf die jungen Triebe,
Nicht todt bisher, nur stumm.

Zu sagen schien er: Wie viel Meer' und Seeen,
Wie manchen Himmel, manch besonnte Küste
Hast du geschaut und bist doch noch so jung!
Und ich, deß trüber Tag schon geht zur Rüste —
Was bietet mir wohl die Erinnerung?
Nichts, nichts hab' ich gesehen!

Manchmal in freier Luft und Frühlingsschauern
Erquickt sich auch mein müdes Alter freilich,
Führ' ich die Kinder auf das Land hinaus.
Doch ach, die Ruhezeit, wie flieht sie eilig,
Und tiefre Trauer nur bring' ich nach Haus
In die verschloßnen Mauern! — —

Du armer Greis! Auch ich war unter Denen,
Die dir vergällt die trüben Lebensstunden.
Auf, meine Verse! Folgt ihm, sagt ihm schnelle,
Daß mit dem Griechischen mein Haß verschwunden,
Und daß ich, als er schied von meiner Schwelle,
Ihm nachgesehn mit Thränen.

*) Der Dichter war zuerst Maler, bis seine ersten lyrischen Versuche, die er unter dem Titel Tavolozza (die Palette) herausgab, ihn und seine Freunde überzeugten, daß sein dichterisches Talent das größere und eigenthümlichere war. Doch blickt aus vielen seiner Poesien das Auge des Malers hervor.

Aus dem Liederbuch des Kindes.

Albo signanda lapillo.

An jenem Morgen öffnet' er sein Fenster,
Sah auf zum Himmel, dankt' ihm für sein Blau,
Dankte den Blumen lächelnd für ihr Duften
Und sprach zur Luft: Wie hauchst du süß und lau!
Zur Schwalbe: Sei gegrüßt!
Zum Wandrer: Gott mit dir, wohin du ziehst!

Und bei dem Worte „Gott" fühlt' er die Seele
Von Ehrfurchtsschauern rein und tief durchweht
Und rief: O Allmacht, Herr der Welt, Jehovah!
Beglückt, wer lebend noch auf Erden geht!
O schaff unsterblich Sein
Und stell es in den Strom der Zeit hinein!

Dann sprach er zu sich selbst: O meine Seele,
In vollen Zügen trink den Duft und Glanz!
Verhundertfache deine Liebesfibern,
Zerfließe, löse dich in Liedern ganz!
Ein Kind ist dir gegeben,
So rein und frisch, so schön und voller Leben.

Geboren ist das Kindlein, das ersehnte,
Den Heiland hat das stille Haus empfahn.
Dort in der Wiege liegt's, schon eingebunden,
Man hat ihm schon das Hemdlein angethan,
Das weiße Hemdchen, rings
Umsäumt mit Stickereien, rechts und links.

Ja, es ist da. Schon tausend Himmelsträume
Gab mir sein lieblich bleich Gesichtchen ein.
Ich glaub' an Engel jetzt, an Kinderengel,
Gekrönt mit schönem blondem Heil'genschein.
Ihr Bücher, fahret wohl!
Heut lernt' ich, was das Weltall will und soll.

Das Weltgeheimniß! Fragt den Philosophen,
Den Priester nicht nach dieses Räthsels Sinn.
Ein Kindeswimmern ist der ganze Glaube,
Der Menschenloose Tiefstes liegt darin.
Ihr Zweifel, bleibt mir fern!
Ich seh' und fühl' und preise Gott den Herrn.

Paul Heyse.

Die geschichtlichen Wirkungen der „Kritik der reinen Vernunft".

Von Johannes Volkelt.

I. Kant und die Blüthezeit der deutschen Speculation.

Wenn man von einem hundertjährigen Geburtstage der Kantischen Philosophie sprechen will, so wird man ihn am Schicklichsten in diesem Jahre zu feiern haben. Denn 1781 war Kant nach vielfachen Verzögerungen endlich so weit, die „Kritik der reinen Vernunft", diese grundlegende Schöpfung seines umwälzenden Denkens, nachdem er im Herbste des vergangenen Jahres mit der Ausarbeitung des Manuscriptes fertig geworden war, durch seinen Verleger Hartknoch in Riga dem Urtheile der Mitwelt vorlegen zu können.

Die Gedankengänge allerdings, die theils in markig einfachem Zuge, theils auf wunderlich verwickelten Wegen direct auf die „Kritik der reinen Vernunft" hinzielten, hatten sein Denken schon im Jahre 1769 ergriffen und waren sehr bald darauf in der kleinen Schrift De mundi sensibilis atque intelligibelis forma et principiis, womit er im August 1770 seine Professur in Königsberg antrat, zu einem gewissen Abschluß ge-

diehen. Indessen war dieser Abschluß nur ein höchst relativer: keine Kantische Schrift birgt wohl so unvereinbare und so wenig auch nur durch eine versuchte Vereinigung einander nahe gebrachte Elemente in sich. Zweierlei vor Allem ist schon in dieser Schrift im Geiste der Vernunftkritik gedacht. Unzweideutig und mit großem Nachdrucke wird dem Raume und der Zeit eine ausschließlich subjective Existenz und Geltung zugesprochen; und ferner wird diesen so zu bloßen Formen unseres Anschauens gewordenen Gebilden eine aprioriſche Grundlage in den nothwendigen und allgemeinen Gesetzen unseres Geistes gegeben. So ist also schon hier an den für den naiven Menschensinn selbstverständlichen beiden Grundsäulen alles Daseins, dem Raume und der Zeit, gewaltig gerüttelt und der Geist als das auch die sinnliche Natur bestimmende Princip anerkannt. Allein hiermit verknüpft sich zugleich ein höchst auffallender Rückfall in die dogmatische Metaphysik des Uebersinnlichen, die Kant schon längst überwunden hatte: dem reinen Verstand wird in gut Wolfischer Weise das Vermögen zugeschrieben, die Dinge in ihrer wahrhaften, übersinnlichen Substanz zu erkennen.

Jetzt kam es nun darauf an, sich von diesem erneuten Banne des Dogmatismus gänzlich zu befreien, ohne doch dabei in die skeptisch gefärbte Erfahrungsgläubigkeit seines früheren Philosophirens zurückzufallen; es galt, in kühnem Vorgehen auch die Verstandesbegriffe zu blos subjectiven Kategorien herabzusetzen und so alles Erkennen auf die Erfahrung, auf Erscheinungen oder Vorstellungen einzuschränken und dabei doch das im strengsten Sinne wissenschaftliche, d. h. allgemeine und nothwendige Erkennen zu retten. Zum Zwecke der gründlichen Lösung dieser Aufgabe mußte die Frage nach der Möglichkeit des allgemeingültigen Erkennens zur Grundfrage der Philosophie erhoben und an den Anfang alles Philosophirens gestellt werden; mit anderen Worten: die Philosophie mußte durch eine von Grund aus sich vollbringende Umkehr ein kritisches oder erkenntnißtheoretisches Gepräge erhalten. Und weiter mußte die Ansicht von dem ausschließlich analytischen Charakter des Denkens aufgegeben und der Begriff des reinen synthetischen Denkens entdeckt werden, der Begriff gewisser aprioriſcher Functionen, welche die gegebenen Sinneseindrücke allgemeingültig ordnen und einigen. Waren diese verknüpfenden Functionen unserer Intelligenz entdeckt, dann mußten Erfahrung und Natur ihrer Form und Ordnung nach als Erzeugniß unseres Denkens gelten; dann stand es fest, daß unsere Begriffe nicht von den Naturerscheinungen, sondern umgekehrt diese von jenen abhängen. So lag also die gewaltige Aufgabe vor, die consequente Einschränkung des Erkennens auf Erfahrung und Vorstellung (Empirismus und Subjectivismus) in streng erkenntnißtheoretischer Weise zu begründen und mit energisch umspannendem und ineinanderarbeitendem Denken jene beiden Seiten noch durch die Entdeckung und Durchführung des synthetischen Apriori, also durch einen eigenthümlichen Rationalismus, zu ergänzen.

Eben das Vollbringen dieser wahrhaft Copernicanischen Aufgabe nun, der Schritt von dem unhaltbaren Standpunkte der lateinischen Dissertation von 1770 zu dem geschlosseneren Gedankengebäude der Vernunftkritik, war auch für Kants Denken eine harte, langwierige Arbeit. Zwar schreibt er schon den 21. Februar 1772 an Marcus Herz, er hoffe den ersten Theil einer „Kritik der reinen Vernunft" in etwa drei Monaten herauszugeben. Doch aber befand er sich, als er diesen Brief schrieb, wie Benno Erdmann wohl mit Recht annimmt, erst in einer „empfänglichen Stimmung", um mit dem Dogmatismus von 1770 vollständig zu brechen. Höchst wahrscheinlich nun wirkte in dieser empfänglichen Stimmung der schottische Denker Hume in maßgebender Weise auf ihn ein und weckte ihn aus dem „dogmatischen Schlummer". Und zwar wird es wohl vor Allem Humes skeptische Behandlung des Causalitätsbegriffes gewesen sein, was ihn, indem sie theils seine Beistimmung erzwang, theils ihn zur principiellen Opposition antrieb, den entscheidenden Schritt zum Kriticismus hin machen ließ. Besonders seine Briefe an Herz zeigen, wie angestrengt und in allen Tiefen erregt sein Denken nach dieser Krisis an den verwickelten Problemen arbeitete, wie er sich der Lösung zu wiederholten Malen ganz nahe glaubte und doch immer neue Schwierigkeiten seinem gewissenhaften Forschen dieselbe in die Ferne rückten. Endlich entschloß er sich 1780, auf Grund seiner mannichfaltigen Vorarbeiten, die jetzt in befriedigender Weise geklärten Resultate seines Nachdenkens in einem Zuge niederzuschreiben. Es geschah dies, wie er Mendelssohn gesteht, „innerhalb etwa 4 bis 5 Monaten (wahrscheinlich vom Mai bis September), gleichsam im Fluge, zwar mit der größten Aufmerksamkeit auf den Inhalt, aber mit weniger Fleiß auf den Vortrag und die Beförderung der leichten Einsicht für den Leser". Und so kann er denn den 1. Mai 1781 seinem Freunde Herz die bestimmte Nachricht melden, daß „diese Ostermesse" ein Buch von ihm unter dem Titel „Kritik der reinen Vernunft" herauskommen werde.

Die Aufnahme, welche die Vernunftkritik zunächst fand, war nicht so, wie Kant gehofft hatte. Das tiefe Stillschweigen wurde nur durch Klagen über die Dunkelheit des Werkes und durch zwei unbedeutende Recensionen unterbrochen. Erst seit dem Erscheinen der populärer gehaltenen „Prolegomena" (1783) ließen sich zahlreichere Stimmen gegen und für die Kritik vernehmen, und auch das Verständniß, mit dem sie beurtheilt wurde, wuchs von Jahr zu Jahr. Einen starken Halt erhielt die sich bildende Schule 1785 an der neu gegründeten Jenaer allgemeinen Literaturzeitung. Ihr Redacteur Schütz erklärt in dem Tone sichersten Bewußtseins: „Mit Herrn Professor Kants Kritik der reinen Vernunft, welche vor einigen Jahren erschien, ist eine neue Epoche der Philosophie angegangen. Noch wird dieses treffliche Werk von den besten Köpfen der Nation studirt; noch ist es als neu zu betrachten; die Revolution, die es stiften wird und stiften muß, ist erst im Anfang begriffen."

Indessen wollen wir bei diesen Anfängen der von der Vernunftkritik eingeleiteten Bewegung, von denen man in B. Erdmanns Schrift über „Kants Kriticismus" eine genaue Darstellung findet, nicht verweilen. Ebenso wenig wollen wir die fortschreitende Bildung und rasche Ausbreitung der Kantischen Schule, zu der auch relativ originelle Denker wie Reinhold gezählt werden dürfen, betrachten. Von unvergleichlich größerer Bedeutung für die Entwickelung der Philosophie wird die Einwirkung des Geistes der Vernunftkritik da, wo er wahrhaft originelle Denker befruchtet und zur Sprengung der von Kant gezogenen Schranken, zur „Ueberwindung" seiner Halbheiten und Widersprüche forttreibt. Dies ist das Schicksal aller philosophischen Systeme: erst dann erwachsen aus ihnen für die Bewegung des menschlichen Denkens die rechten Früchte, wenn sie von hervorragenden Geistern in ihren Mängeln durchschaut und siegreich umgebildet werden. Für Kant waren diese siegreichen Fortbildner vor Allen Fichte, der dann selbst wieder zu Schelling-Hegel weitertreibt, und Schopenhauer. So erfüllte sich für die Kantische Philosophie Hamanns Wort, der schon, nachdem er die ihm vom Verleger zugeschickten ersten 30 Bogen der Vernunftkritik „in einem Zuge verschluckt" hatte, schrieb: „Ueberhaupt ist das Werk reichhaltig an Aussichten und Sauerteige zu neuen Gährungen in und außerhalb der Facultät."

Wer Kant unbefangen in sich aufgenommen und nun in die Philosophie Fichtes und Schopenhauers oder gar Schellings und Hegels eintritt, wird sich in eine nach Ausdrucksweise, Methode und Inhalt von Grund aus veränderte Welt versetzt finden. Und dieser erste Eindruck wird auch bei näherem Eindringen in diese neue Welt keineswegs verschwinden, nur wird sich Hand in Hand damit zugleich das Gemeinsame, was Kant und seine Weiterbildner verbindet, immer deutlicher herausstellen. Fichte ergriff mit der glühenden Energie seines Denkens vor Allem Kants bleibend werthvollen Gedanken von dem aprioriſchen, selbstthätigen Einigen und Ordnen des Selbstbewußtseins, und Schelling und Hegel schritten auf dieser Bahn weiter.

In der That war damit der tiefste Punkt der Vernunftkritik erfaßt. Es gehört zu den wahrhaft erleuchtenden Gedanken der Kantischen Philosophie, daß in Allem, was uns die Erfahrung als Verhältniß, Ordnung, Einheit darbietet, der unzweideutige Hinweis auf ideelle Functionen, auf ein beziehendes, verknüpfendes

Geistiges enthalten ist. Der in der Erfahrung gegebene bloße Stoff, das Sinnliche als solches vermag sich aus sich selbst nicht über den Zustand einer isolirten, beziehungs- und regellosen Mannichfaltigkeit zu erheben; tritt kein neues Princip hinzu, so bleibt es bei dem dumpfen, blinden Stoff. Nur dadurch wird das Sinnliche von Ordnung und Einheit durchleuchtet, daß ein formendes Princip es durchdringt. Nur aus der selbstthätigen Intelligenz entspringt alle Bindung und Gliederung, die wir in der Erfahrung antreffen.

Bei Kant gewinnt dieser große Gedanke von der Herkunft aller Synthese und Einheit aus der Intelligenz um so stärkere Ueberzeugungskraft, als er mit fast peinlicher Vorsicht und mit dem Bestreben, um keinen Preis ins Dunkle und Ueberschwängliche zu verfallen, durchgeführt ist. Indessen leidet doch diese Durchführung an gar manchen Unvollkommenheiten. Die ursprünglichen Functionen der Intelligenz (die Anschauungsformen und Kategorien) sind bei Kant nicht organisch gegliedert und innerlich entwickelt, nicht in den Fluß einer übergreifenden Einheit gebracht; sie sind viel zu sehr empirisch aufgegriffen und wie etwas, das sich nur äußerlich zusammengefunden, behandelt. Auch wird durch sie der aprioriſche Reichthum der Intelligenz bei Weitem nicht erschöpft.

Diese Einsicht nun vor Allem war es, was Fichte und seine Nachfolger bei der Vertiefung der Kantischen Philosophie leitete. Kants unbeholfene und schablonenhafte Kategorientafel wird zur glänzenden, siegreich aufsteigenden Selbstentwicklung des Geistes, an die Stelle der im Sinne trockener Thatsachen hingenommenen, von Grund und Zweck losgelösten Kategorien treten productive geistige Energien, die sich mit innerer Nothwendigkeit hervortreiben und zielvoll weiterdrängen. Mag der nachkantische Idealismus auch mit waghalsiger Ueberstürzung, mit höchst einseitiger Methode und mit noch so vielen verkehrten Voraussetzungen und überspannten Zielen an die Lösung dieser Aufgabe geschritten sein, so hat er doch mit der allgemeinen Richtung, nach der er die Kantische Philosophie umzubilden suchte, vollkommen Recht. Ja es ist eine der werthvollsten Einwirkungen derselben, daß der deutsche Geist durch sie den Anstoß empfing, die Intelligenz uud das Leben des Geistes überhaupt als einen sich von innen heraus entwickelnden Organismus von synthetischen, in verschiedenartigster Weise Einheit schaffenden Functionen zu begreifen.

Doch die Umgestaltung der Vernunftkritik griff noch tiefer. Kant betrachtete das „Ding an sich", die Wirklichkeit außerhalb der subjectiven Intelligenz, als ein unnahbares, dunkles x. Alle Functionen unserer Intelligenz bethätigen sich innerhalb der subjectiven Vorstellungen („Erscheinungen"), und auch jene Functionen selbst drücken nichts Wesenhaftes, nichts Ansichseiendes aus: auch das unserer Intelligenz zu Grunde liegende Reale bleibt uns für immer unerkennbar. Der Vernunftkritik gilt es für eine unser Erkenntnißvermögen übersteigende Frage, inwiefern wir mit unseren Anschauungs- und Verstandesformen im Scheine, inwieweit in der Wahrheit leben.

Kants Nachfolgern war — und mit vollem Recht — diese Selbsteinschränkung des Denkens und Erkennens auf den Verlauf der Vorstellungen und der damit verknüpfte Dualismus von Vorstellung und Ding an sich unerträglich. Sie tilgten zunächst das ganze Ding an sich, dies unerkennbare Jenseits; doch nicht, um nun erst recht im Bodenlosen zu schweben, sondern um kühn und resolut das Ding an sich in das Denken hereinzuziehen und so das Zunächstliegende, das Element, in dem wir leben, das Ich, den Geist für das wahre Ding an sich zu erklären. Auf diese Weise wurde die Selbstentwicklung des Ich oder des Geistes ein reales, wesenhaftes Geschehen. Ja indem sich zugleich der pantheistische Zug des Denkens immer mehr ausbildete, war man überzeugt, durch die Entwicklung der productiven Thätigkeiten der menschlichen Intelligenz das absolute Ich, die Allvernunft, den Weltgeist selbst im Innersten erfaßt und vollkommen enthüllt zu haben. So war es schließlich der Reichthum und die Herrlichkeit der Weltvernunft, was bei Fichte, Schelling und Hegel aus dem bescheidenen Keime der formalen aprioriſchen Functionen des auf die Erfahrung beschränkten Verstandes triumphirend hervorstieg.

Nach dieser Seite vor Allem hat man Fichte und seinen Nachfolgern den völligen Abfall von der Lehre Kants vorgeworfen. Freilich war es eine Umwälzung dieser Lehre bis in ihre letzten Fundamente. Allein Kant selbst gab die drängendsten Antriebe dazu. Durch alle Abschnitte der Vernunftkritik hindurch läßt sich der Kampf zweier Mächte in seinem Denken verfolgen: die eine erklärt die Einschränkung auf die Vorstellungswelt als die erste Pflicht alles besonnenen, den Schein und Selbstbetrug fliehenden Denkens; doch läßt sich hierdurch die andere, verstecktere Stimme nicht ganz unterdrücken, die mit wechselndem Erfolge, doch unablässig, zum theoretischen Erfassen des Dinges an sich hindrängt. In der That finden sich überall in seiner Philosophie schwächere und stärkere Anläufe, das verbotene Reich des „Transscendenten" ins Erkennen hereinzuziehen; und dabei wird gerade auch das „reine Ich", also derjenige Punkt, woraus zunächst das zum Ding an sich erhobene „absolute Ich" der Fichte'schen Philosophie entsprang, in eine ganz besonders nahe Beziehung zum Ding an sich gesetzt. Wenn also der nachkantische Idealismus sich die von Kant dem Denken gezogenen Schranken nicht gefallen ließ, so handelte er damit nur im Sinne einer bei dem Meister selbst schon wirkenden mächtigen Triebfeder.

Und ebenso wenig darf diese Umgestaltung der Vernunftkritik ohne Weiteres als Abfall von der Wahrheit bezeichnet werden. Ein Denken, das in consequenter Weise den Bereich der subjectiven Vorstellungen nicht überschritte, wäre ein Denken ohne Gelten, ein ganz bedeutungsleeres individuelles Vorstellungsspiel. Hält sich das Denken lediglich innerhalb der subjectiven Bewußtseinsphänomene, so gibt es sich selbst auf. Sobald es sich energisch ausübt und sich dabei auf sein eigenes Thun besinnt, so muß es seiner selbst als einer über das subjective Bewußtsein hinausreichenden Potenz inne werden. So ist es also ein Vorzug des nachkantischen Idealismus, daß er dem Denken seine transsubjective, wahrhaft sachliche Bedeutung zurückgab, und auch dieser Vorzug — wie gesagt — entwickelte sich in einer gewissen Uebereinstimmung mit Kant: in Uebereinstimmung nämlich mit einer durchgängigen bedeutungsvollen Inconsequenz seiner Philosophie. Freilich ist eben dieser Fortschritt, wie wir noch sehen werden, mit sehr erheblichen Mängeln verknüpft.

Zuvor haben wir auf die Umbildung der Kantischen Philosophie durch Schopenhauer einen Blick zu werfen. Auch dieser Philosoph ergriff mit tiefer Einsicht Kants großen Gedanken von dem aprioriſchen, naturgestaltenden Charakter unserer Anschauungs- und Denkformen. Und ferner richtete sich auch bei ihm die Umbildung dieses Gedankens darauf, in diesem aprioriſchen Gebiete mehr innere Einheit und näheren Zusammenhang zu schaffen. Nur machte sich hier dieses Bestreben nicht so sehr, wie bei Fichte, in dem Sinne kühnen Vertiefens und speculativen Bereicherns, sondern mehr in dem des besonnenen Vereinfachens geltend. Endlich besteht zwischen dieser und der Fichte-Hegel'schen Umbildung der Kantischen Philosophie auch insofern Uebereinstimmung, als auch der große Frankfurter Denker die dem Erkennen von Kant gezogenen Grenzen sprengte und mit gewaltigem Griffe das Transscendente, den Kern der Welt, zu erfassen suchte. Wie dort die Lehre von der Weltintelligenz, so war hier die Verkündigung von dem lebensgierigen, schmerzvoll leidenden, doch auch Erlösung gewährenden Weltwillen die Frucht der transscendenten Bemühungen.

Wie sich auf die metaphysischen Lösungsversuche der beiden von Kant ausgegangenen Hauptrichtungen Vorzüge und Einseitigkeiten vertheilen, ist hier nicht zu erörtern. Nur dies Eine muß hervorgehoben werden, daß Schopenhauer mit allem Pathos einer starken Ueberzeugung für Kants Lehre von der ausschließlichen Subjectivität des Raumes und der Zeit eintritt. Beide Philosophen legen allen Nachdruck darauf, daß Raum und Zeit außerhalb des subjectiven Bewußtseins nirgends geduldet werden dürfen, auch nicht einmal in einer „objectiven" Erscheinungssphäre, wie dies etwa bei Hegel der Fall ist.

Meiner Ueberzeugung nach kommt es in erster Linie darauf an, sich von der Einsicht durchdringen zu lassen, daß Raum und Zeit nichts Letztes, Primäres seien, daß es eine nicht in Raum und Zeit gefangen gehaltene Wirklichkeit gebe, und daß in dieser, wenn man will, transscendenten Wirklichkeit das Schwergewicht und der Sinn der Welt ruhe. Diese Einsicht nun aber verträgt sich sowohl mit der Kant-Schopenhauer'schen Lehre von dem bloßen Vorstellungsdasein des Raumes und der Zeit, als auch mit der Ueberzeugung, daß es neben der subjectiven auch eine objective raum-zeitliche Erscheinungswelt gebe. Ich halte daher die Frage, welcher von beiden Arten des Idealismus in Bezug auf Raum und Zeit man zustimmen müsse, für vergleichsweise nur untergeordnet. Schon aus diesem Grunde sehe ich Kants Hauptverdienst in dieser Beziehung nicht sowohl darin, daß er die Lehre von dem ausschließlich subjectiven Vorstellungsdasein des Raumes und der Zeit verkündete, sondern vielmehr darin, daß er mit dieser Lehre implicite auch für die Kräftigung der allgemeineren Ueberzeugung von einer „intelligiblen", von Raum und Zeit absolut befreiten Welt gearbeitet hat. Unter denjenigen aber, die auch an jener ersteren Kantischen Lehre streng festhalten und in ihr zugleich ein Zeugniß für den heilvollen Glauben an eine intelligible Welt erblicken, steht Schopenhauer in erster Linie.

Italienischer Journalismus.

Von Woldemar Kaden.

Je mehr Seife ein Volk verbraucht, auf einer so höhern Culturstufe steht es — so wenigstens behauptet unser Liebig, und unsre Seifenfabrikanten werden, freudig gehoben, diesen Satz als eine Art Reclame für ihr Produkt unterschreiben. Wenn Andre behaupten wollten, daß man die Höhe dieser Culturstufe viel besser an dem Verbrauch der Zeitungen bemessen könne, so würde es ihnen an dem zustimmenden Echo aus den Zeitungsfabriken nicht fehlen, obschon man dort genau weiß, daß man sich in dem ziemlich hochgestiegenen Aegypten und Griechenland fast immer ohne Seife, immer aber ohne Journale zu behelfen wußte. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen Seife und Zeitung ist nicht zu erkennen, wenn hierbei auch nicht an die verschiedenen Seifenarten wie Honigseife, Theer-, Fleck- und Schmierseife besonders erinnert werden möchte. Zeitungen sind, wenn nicht immer ein reinliches, doch oft ein fast immer reinigendes Element, Erquickung und Freude also für den, der den Paradieseszustand nicht in dem ungekämmten Haarwalde, in der körperlichen oder politischen Schmutzkruste eines Volkes sucht, und der sich nicht beklagt, „wenn mit der durch journalistische Anstrengungen wachsenden Intelligenz und Activität, mit der schulgerechten, der förmlichen und politischen Bildung der Massen sich auch ihre Divination, ihre Gottesstimme und zeugende Kraft verliert". Bogumil Goltz ist es, der sich dergestalt vernehmen läßt, der da verlangt, daß man den divinatorischen Verstand des Volkes nicht laut bei Namen rufe, da er nur mit verschlossenen Augen über die Dächer klettern könne, mit offenen herabstürze. Ach was! das Volk soll die Augen offen halten, und dann: was hat der Volksverstand auf den Dächern zu thun, er mag hübsch auf ebener Straße bleiben, und dann: auch unangerufen ist er doch nicht über Gefängniß- und Zuchthausdächer hinausgekommen.

Wie herrlich doch waren jene Zeiten, wo es statt unverschämter Zeitungsblätter verschämte Feigenblätter im zartesten Hoffnungsgrün gab, wo es keine Noth gab als die um Formen, um Fässer und Schläuche, all den gährenden Lebensmost unterzubringen; wo man die „Gottesstimme" Zeit seines Lebens nur einmal befragte, nur einmal das pythische Heiligthum besuchte!

Jetzt ist Alles so anders geworden: jetzt gibt's nur noch Tintenfässer statt Lebenswein. Tinte, diese unheimliche Möglichkeit unmöglicher Gedanken, jetzt befragt man die Gottesstimme frei alle Tage, alle Stunden, und besucht das Heiligthum zu jeder Zeit, auch ohne Festgewand, im Arbeitskittel.

Das ist das Zeitalter des Journalismus, der mit Post und Telegraphie die triumphirende heilige Tirade des neunzehnten Jahrhunderts bildet, ein trauriges Zeitalter! Der wahre Freund des Vaterlandes „steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus", schüttelt den Kopf und träumt sich rückwärts .. Wie glücklich lebten die Völker, als die Post nur alle acht Tage in den Ort kam und ein Blättchen mitbrachte, groß genug, um eine nicht gar zu übertriebene Wurst einzuwickeln, aus dem an schönen Sonn- und Feiertagen an geweihetem Stammtische die ruhigen Bürger des Pfahldorfes erfuhren, wie man in London oder Paris einen ganz schlechten Kerl hingerichtet, oder, wenn's hoch kam, wie die Völker „hinten, weit in der Türkei" aufeinander schlagen.

Oder wie ruhig friedlich war jene Zeit, da dem Raubthier Presse der Maulkorb angelegt war, durch den es, nach Schopenhauer, so unschuldig war wie ein grasfressendes Thier. O schöne Zeit! wohin hast du dich geflüchtet?

Mögen Andre den Hingang jener antiken Zeiten beklagen, jenes „holden Blüthenalters der Natur", da man die heiligen Tempel der Venus Amathusia noch bekränzte: der ruhige sittsame Bürger, der Venus von der schlechtesten Seite kennt (ich denke hierbei nicht einmal an die kallipygische Venus des napolitanischen Museums), beklagt das Verschwinden der ersteren und weiß nicht, wohin er sich vor dem endlosen Gelärme der von allen Dächern und Thürmen zwitschernden Zeitungsspatzen flüchten könnte, denn auch Italien, das neben Spanien und Hinter-Rußland wohl am längsten die Wohlthat einer Presse, nun gar erst einer freien Presse entbehren mußte, hat jetzt schon lange seinen Schnabel geöffnet, um von allen Zweigen, von dürren und grünen Aesten zu singen; und wenn es auch in der Basilicata, in Calabrien, auf Sicilien noch manches Oertchen geben mag, wohin sich kaum ein Zeitungsblatt verflattert, so ist das übrige Italien jetzt so ziemlich reichlich damit versorgt, wenn man den statistischen Nachrichten darüber glauben darf, und das thut man des Anstands halber.

Läßt man die Neu- und Todtgeborenen, sowie die Verstorbenen bei Seite, so leben gegenwärtig in Italien 1454 Zeitungen und Zeitschriften, von denen 149 täglich erscheinen, während der Rest in verschiedenen Zeitabschnitten ausgegeben wird. In den dreißiger Jahren erschienen Alles in Allem 185, so hätte sich in weniger als fünfzig Jahren ihre Zahl verachtfacht. Trotzdem ist der Markt noch nicht überschwemmt, kommt ja doch auf 20,000 Einwohner eine Zeitschrift überhaupt, eine Tageszeitung auf 188,000. Da gibt es noch viel zu gründen, d. h. natürlich erst dann, wenn alle Analphabeten von der Erde vertilgt würden und der Schulzwang eine in der Philosophie des ABC erzogene Bevölkerung gezeugt hat. Provinzen, die der Zukunftspresse noch ein großes Feld verheißen, sind Trapani, Grosseto, Rovigo, Bari, Caserta, Alessandria, Como, Ravenna u. a., deren jede nur je eine, und Sassari, das im Gefolge von 34 andern Provinzen gar keine Zeitung hat.

Die Provinz Mailand ist gut versorgt mit 214 Zeitungen und Zeitschriften verschiedener Art: 44 literarisch-artistisch-wissenschaftlichen und Theaterzeitungen, 40 agronomischen, industriellen und commerciellen Inhalts, 36 humoristischen, illustrirten und Modezeitungen. Rom kommt gleich hintennach; es erscheinen nämlich in der Hauptstadt 18 Tagesblätter, 45 wissenschaftliche, Verwaltungs-, Gerichts- und technische Blätter, 18 religiöse und politisch-religiöse und 8 pädagogische.

An Lesestoff fehlt's also im heutigen Italien kaum, wohl aber an Lesern, denn leider verbleiben je einem Journale, wenn man von jenen 20,000 das Gros der Analphabeten abzieht, nur etwa 8000 Leser, von denen wiederum ein nur kleiner Theil der Zeitungslectüre Lust und Liebe entgegenbringt. Wie anders in dem glücklichen Amerika, wo eine Zeitung auf 4000 Menschen entfällt, während unser liebes Deutschland mit seinen fast 15,000 keine sehr brillante Stellung einnimmt, wenn auch eine ganz bedeutend anständigere, als der russische Nachbar, dessen Journalisten die glücklichsten Menschen der Welt sein müßten, wenn alle 150,000, die daselbst auf eine Zeitung kommen, auch Leser wären.

Wohin aber keine Zeitung dringt, da übernimmt, wie einst, das Wort Botendienst, und man muß staunen, wie rasch sich eine Kunde weiterspricht. So gut dient kein Telegraph. Ein gesungenes Lied ist doch gewiß schwerer wiegend, und wenn man's „den lustigen Winden" noch so leichtflügelig übergibt, es hängen verschiedene zu lernende Textesstrophen und noch eine Melodie an seinen Flügeln, und doch fliegt es, wie ein geflügelter Same auf die fernsten Berge, über die Berge, in die fernsten, tiefsten Thäler hinein; nicht auf geschriebenen Notenblättern, sondern durch mündliche Ueberlieferung. Ein Beispiel: In Neapel machte das Ständchen „Beatrice" aus „Boccaccio" großes Furore. „Beatrice" klang von allen Dächern, aus allen Kellern, auf allen Leierkästen, Beatrice am Abend, in der Nacht, am frühesten Morgen, gepfiffen, gesungen, gegeigt und geflötet. Eine Woche danach konnte man es schon in sämmtlichen Ortschaften der Umgebung Neapels, und mehr, durch Apulien, Basilicata, hinab bis Reggio di Calabria hören. Dies erinnert an eine Stelle in Goethes Elegien:

„So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied."

Wieviel leichter fliegt das Wort und besonders eben in Italien, wo man seine Weisheit meist auf der Straße, vor den Cafés, aus den Apotheken holt. So ist das Bedürfniß nach Zeitungen nicht sehr dringend, und wer seinen Suetonius gelesen hat, der weiß, und der Italiener lebt ja so gern in klassischen Erinnerungen und von denselben, daß die politisch so viel bedeutenden Römer auch ohne Zeitung ganz gut auskamen, wenigstens bis zum Consulat Cäsars, der bei Antritt seines Amtes die erste Staatszeitung, die Acta diurna oder die Acta populi, eine Art Tageblatt oder Volkszeitung gründete. Nun las das Volk, soweit wenigstens als man „dem ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihen" wollte, die vor dem Senate, wie vor dem Volke geführten Verhandlungen, Neuigkeiten, Familiennachrichten, die vorher einzig durch Privatthätigkeit verbreitet worden waren, in amtlich abgefaßten und verbürgten, durch zahlreiche Scribae vervielfältigten und expedirten regelmäßig erscheinenden „Blättern" und mochte sich des großen Fortschrittes freuen. Wem diese Staatsnotizen nicht genügten, der ließ sich solche auf eigene Kosten sammeln und schicken, und diese Weise, die öffentliche Neugier zu befriedigen, war bis ins späte Mittelalter hinein wohl die einzige.

Jahrhunderte vergingen. Die erste Nachricht über regelmäßig erscheinende Nachrichtenblätter hat man sonderbarerweise von Venedig. Das Bedürfniß muß sich hier wirklich sehr fühlbar gemacht haben, sonst hätte die verschlossene, in trüben Wassern politisirende, pfiffige Signoria nicht gestattet, daß man politische Nachrichten auf öffentlichen Plätzen vor allem Volke verlese, was zum erstenmal am 2. März 1555 geschah. Diesen ersten venezianischen Zeitungen rühmt man eine gewisse Ruhe, Ernst und Mäßigung nach.

Nicht so war es in Rom, das alsbald dem venezianischen Beispiele folgte. Der Römer vermochte schon damals nicht, seinen zu herber Kritik neigenden Geist zu mäßigen und stieg gar oft und zwar im Sinne seines Pasquino und Marforio bis zum persönlichen Libell herab, so daß hier, während die venezianischen „Gazettanti" (Zeitungsschreiber) sich der Freiheit eines an einen Faden gebundenen Vogels erfreuten, den römischen sans phrase der Hals umgedreht, der Kopf eingedrückt wurde. Unerhörtes mußten hier die Zeitungen und ihre Leser erdulden: mit Schlägen, Confiscation der Güter, Rad und Galgen suchte man die öffentliche Meinung zu tödten, was deutlich genug beweist, daß auch damals ihr Einfluß nicht unterschätzt ward. Damals wie heute wurden die römischen Zeitungsschreiber von den betroffenen Feinden als Habsüchtige, Lügner, böse Zungen, als Judengesindel angeschrien; damals wie heute schmeichelten ihnen die Machthaber, weil sie sie fürchteten und brauchten. Unterdrückt konnten die Zeitungen der ewigen Stadt nicht mehr werden, ja sie gewannen durch den tyrannischen Druck an Ansehen, und standen in größerem als die gleichzeitigen mailändischen und genuesischen Publicationen.

Was die Form dieser ältesten italienischen Zeitungen anbetrifft (ich entnehme diese und die folgenden Notizen zum großen Theil einer größern Arbeit, „Giornali e Giornalisti", in dem für 1881 von der Associazione della stampa periodica in Italia veröffentlichten Strenna-Album), so waren es anfangs geschriebene Blätter von meist vier Seiten, einige römische auch von acht, die am Kopfe nur Ortsnamen und Datum trugen, und in denen die Notizen bunt durcheinander standen. Diese Blätter wurden jeden Sonnabend durch die gewöhnlichen Couriere von Rom, Genua, Mailand und Venedig empfangen und weiter befördert. Das älteste dieser Blätter, wie in der Sammlung dieser Gazzetten oder Avvisi in der urbinatischen Sammlung, 22 Bände, Rom, vaticanische Bibliothek zu sehen ist, trägt das Datum „28. September 1559".

Daß die Zeitungen geschrieben waren, muß in Italien, wo die Buchdruckerkunst in Blüthe und Ehren stand, auf den ersten Blick befremden. Doch geschah dies wohl hauptsächlich deswegen, weil man auf diesem Wege die Censur umgehen konnte, oder weil Geheimnachrichten, ein Caviar fürs Volk, durch zu allgemeine Verbreitung an Werth eingebüßt haben würden. Letztere waren ausschließlich Aristokratenfutter, und man behielt deshalb solche geschriebene Nachrichten noch bei, als man längst gedruckte Zeitungen hatte. Ja, ein und derselbe Redacteur redigirte die Druckblätter allgemeinen Gebrauches und die handschriftlichen für hohe Personen. Wie sie diese Nachrichten erlangten und in welchem „Ansehen" sie standen, erhellt aus einem Briefe des Cardinals Cornelio Bentivoglio, der um 1700 päpstlicher Legat in Flandern war und von einem Veroneser „Gazzettante" um Notizen angegangen wurde. Er, sonst ein eifriger Beförderer auf dem Gebiete des Guten und Schönen, hauptsächlich der Literatur, vermochte es dennoch, jenem zu antworten: „Meine Beschäftigungen und meine Würde erlauben eigentlich nicht, eure trivialen Veroneser Zeitungen mit unsern erhabenen flandrischen Nachrichten zu versehen," und schließt, nachdem er die gewünschten Notizen doch gegeben, mit den bezeichnenden Worten: „So, jetzt nehme ich meine Person als Nuntius wieder auf und lasse Euch die Eurige als Zeitungsschreiber."

Das Volk aber fing an, mehr und mehr sich für die Zeitungen zu interessiren und diesem gesteigerten Begehren konnte man nur durch den Druck gerecht werden. 1597 hatte man in Florenz begonnen, ein regelmäßig erscheinendes Bulletin für Kaufleute zu drucken, 1636 druckte man die Gazzette, eine getreue Copie der geschriebenen venezianischen Nachrichten, vier Jahr später gab es auch in Rom und Genua eine Zeitungspresse. Die älteste erhaltene gedruckte Zeitung trägt das Datum 2. Juli 1640. Dem Beispiel der genannten Städte folgten Turin, Mailand, Rimini u. a. Dennoch liefen daneben, wie schon gesagt, in Rom und Venedig bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein geschriebene Journale.

Auch Zeitungstitel kamen auf, und zwar hieß das erste Journal, das einen solchen trug, der „Sincero" — der Aufrichtige — gedruckt in Genua gegen 1650. Der Stein war ins Rollen gekommen und rollte weiter trotz großer Hindernisse. In Modena, Parma, Piacenza, in Macerata, Foligno und Neapel erschienen zahlreiche Zeitungen, zumeist publicirt mit der Notiz: „mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung", ein erster Anfang also zu „officiellen Blättern" der verschiedenen italienischen Staaten. Bald folgten Fachblätter, literarische Journale, wissenschaftliche und artistische „Riviste". Das durch den Abate Nazarri 1668 gegründete Journal war das erste, das den Titel eines literarischen annahm, ihm ahmte der Abate Bacchini 1686 mit einem ebensolchen für Modena nach. 1696 haben wir in Venedig die „Collana di Minerva" (Minervens Halsband), in Forli das Gran Giornale, das später zum Genio dei Litterati umgewandelt wurde. Apostolo Zeno, Scipione Maffei, jener berühmte italienische Lust- und Trauerspieldichter, und Muratori, der ausgezeichnete Alterthumsforscher gaben 1710 in Venedig

das „Giornale dei Litterati d'Italia“ heraus, das als der Vater der modernen Revues angesehen wird. Ueberhaupt blieb Venedig trotz seiner excentrischen Lage das Centrum der journalistischen Bestrebungen Italiens, was später Mailand wurde, wie in unsern Tagen Turin. Achtzehn vorzügliche Zeitungen erschienen damals in der Lagunenstadt, außerdem viele untergeordneter Art. Unter jenen achtzehn Zeitungen war die „Zeitung der Zeitungen“, der „Venezianische Observator“, der „Venezianische Novellist“, der „Fortschritt des menschlichen Geistes“, ja sogar eine „Damenzeitung“.

Blieben die andern Städte auch nicht zurück, so konnten sie sich doch nirgends so frei entfalten, und in Rom stand der Journalismus auf einer tiefern Stufe als anderswo. Hier publicirte man 1716 eine Art semi-politisch-semi-religiösen Blattes unter dem sonderbaren Titel „Ungarisches Tageblatt“, welches dann zum „Ausländischen Tageblatt“, später zum „Inländischen“ und noch später zum „Römischen Tageblatt“ wurde. Dieses und die durchaus religiösen oder besser clerikalen „Tagesnachrichten“ blieben für lange Zeit die einzige politische Nahrung des Kirchenstaates. Preßfreiheit und politische Discussion waren hier gänzlich unbekannte Begriffe, und so fehlte der Staatsmaschine, natürlich auch der anderer italienischer Staaten, das, was für die Dampfmaschine die Sicherheitsvalva ist (Schopenhauer): „Denn mittelst derselben macht jede Unzufriedenheit sich bald durch Worte Luft, ja sie wird sich, wenn sie nicht sehr viel Stoff hat, an ihnen erschöpfen. Hat sie jedoch diesen, so ist es gut, daß man ihn bei Zeiten erkenne, um abzuhelfen. So geht es sehr viel besser, als wenn die Unzufriedenheit eingezwängt bleibt, brütet, gährt, kocht und anwächst, bis sie endlich zur Explosion gelangt.“ Dies aber war der Fall in Rom, ja in den meisten italienischen Staaten. Lange schon hatte es hier gebrütet, lange hatte sich der Feuerzünder gehäuft, es tobte im Dampfkessel und er platzte in der französischen Revolution.

Hier beginnt die zweite Periode des italienischen Journalismus. Hatte die erste keinen andern Zweck als interessante Notizen zu sammeln und sie zur Kenntniß des Publicums zu bringen, war ihr Treiben nichts als eine Speculation auf die menschliche Neugierde, so nimmt in der zweiten die Politik das Feld ein, vermehrt sich die Zahl der Journale und der Parteien, die in ihnen so viele kräftige Hülfsmittel sehen, keine Opfer scheuen, ein Organ zu ihrer Verfügung zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Decamerone der Verkannten.

Vor einiger Zeit erschienen, zunächst im Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatts“ und dann zu einem selbständigen Bändchen gesammelt, kleine Geschichten aus dem Leben der Wiener Hofburgschauspieler, die von diesen entweder selbst geschrieben waren oder doch die Form des Selbstgeschriebenen angenommen hatten. „Decamerone des Burgtheaters“ nannte sich dieses kleine Buch. Man weiß nicht recht, weshalb; denn ein Zusammenhang zwischen diesen und dem Werke des Boccaccio läßt sich in der That so leicht nicht auffinden. Wenn das „Decamerone“ die Lebensgeschichte der Wiener Hofburgschauspieler enthalten oder über deren Bildungs- und Entwicklungsgang das Wesentliche berichtet hätte, so hätte es einen gewissen Werth gehabt. Zu einer vollständigen Lebensschilderung mochten sich indessen die meisten nicht verstehen; bei einigen Damen dürften schon die Schwierigkeiten mit dem Datum der Geburt angefangen haben. Die allgemeine Betheiligung der Künstler konnte nur dadurch herbeigeführt werden, daß es einem jeden derselben völlig anheimgestellt blieb, zu schreiben und zu verschweigen, was er just mochte. Auf diese Weise entstand denn ein Buch, das nichts war als eine willkürliche Zusammenstellung von mehr oder minder gut erfundenen und erzählten Anekdoten aus dem Leben der Burgschauspieler, — ein harmloses Buch, das keine besondern Ansprüche machte und auch keinen besonderen Zweck hatte. Da der Ertrag dieser Anekdotensammlung für einen wohlthätigen Zweck bestimmt war, so konnte sich die Kritik auf die einfache Ankündigung beschränken und das Schwert in der Scheide lassen. Das „Decamerone“ hatte einen gewissen Erfolg und erlebte mehrere Auflagen.

Ein edles Beispiel weckt Nacheiferung. Dem Wiener Vorbilde folgte Hamburg. Zu dem „Hamburger Theater-Decamerone“, herausgegeben von Adolf Philipp und Julius Baron*), haben nicht weniger denn einundfünfzig Bühnenangehörige Beiträge gegeben. Wenn von diesen auch eine Anzahl von Künstlern in Abzug zu bringen ist, welche jetzt den Hamburger Bühnen nicht mehr angehören (wie Franziska Ellmenreich, Siegwart Friedmann, Theodor Wachtel ꝛc.), so bleiben doch noch immer so viel übrig, daß es begreiflich erscheint, wie das große deutsche Publicum an allen den Geschichten, die ihm von zum Theil wenig, zum Theil gar nicht bekannten Künstlern erzählt werden, nur ein mäßiges Interesse hat nehmen können. War also schon im „Decamerone des Burgtheaters“ die Grenzlinie zwischen dem, was ein allgemeines Interesse beanspruchen darf, und dem, was schließlich keinen Menschen etwas angeht, in bedenklicher Weise verwischt worden, so hatte man im „Hamburger Decamerone“ diese Grenze überhaupt nicht mehr anerkannt. Es war zu befürchten, daß diese Theateranekdoten, die in der lieben Eitelkeit der Erzähler und in dem Interesse des Publicums an allem persönlichen Theaterklatsch eine starke Förderung fanden, contagiös und epidemisch werden würden; und um dem vorzubeugen, hat sich ein witziger Kopf entschlossen, unter dem Titel „Decamerone der Verkannten“**) diese Specialität in sehr lustiger Weise zu persifflíren.

Das „Decamerone der Verkannten“ ist zunächst eine Satire auf die beiden eben genannten, ernster gemeinten Anekdotenbücher, dann aber auch allgemeiner auf theatralische Zustände, Einrichtungen und Persönlichkeiten der Gegenwart überhaupt. Einige Anspielungen auf bekannte Berliner Künstler oder fremde Künstler, die in Berlin aufgetreten sind, sind faustfstark, andere verborgenere mögen dem fernstehenden Leser noch entgehen. Aber nicht blos die Schauspieler, auch die Autoren der modernen Conversationsstücke und Possen, die Kritiker mit ihrer fachmännischen Bildung, die Regisseure mit ihren sinnreichen Einrichtungen und Ausstattungen, die kunstfreudigen Directoren bekommen gelegentlich ihren Hieb weg; es geht keiner leer aus.

Gleich in der Einleitung indentificirt sich der Verfasser ganz mit jenen Directoren, die in der letzten Versammlung des Cartellvereins zu Frankfurt ihre bittern Beschwerden wegen übermäßiger Honorarforderungen unersättlicher Bühnenschriftsteller erhoben haben. „Die dramatischen Koryphäen von heute thun es nicht ohne Betheiligung. Sie verlangen Tantièmen (Schreckenswort für jeden kunstsinnigen Director, dem die hohe heilige Kunst Alles ist, nur nicht die milchende Kuh); sie begehren schnöden Mammon für die Poesie, die doch das Gemeingut Aller sein müßte, wenn es Gerechtigkeit in der Welt gäbe! Wollte der Reichstag sich doch einmal mit dieser Frage ernst beschäftigen.“ Glaubt man nicht, Herrn Director Reck aus Nürnberg leibhaftig reden zu hören?

Der Verfasser hat seinem „Decamerone“ eine Art von Zusammenhang gegeben; es geht eine einheitliche Geschichte hindurch. Er erzählt uns zu Anfang, wie eine reisende Gesellschaft, die natürlich aus lauter Genies besteht, in Kyritz an der Knatter in Folge der empörenden Theilnahmlosigkeit des Publicums Schiffbruch leidet. Das einzige Zugstück, „Der Sohn der Wildniß“, kann nicht mehr gegeben werden, da die Wäscherin die Tricots als Faustpfand für den schuldigen Wäschelohn zurückhält. In der Noth beschließen die Kunstjünger in Ermanglung andrer Genüsse sich die Unsterblichkeit zu gönnen und zu diesem Behufe ein „Decamerone“ aufzusetzen, das ihre Thaten bis in die spätesten Zeiten verkünden wird. Da, als dieser Beschluß eben

*) F. W. Rademacher, Hamburg 1880.

**) Berlin 1881, Freund und Jeckel.

gefaßt ist, kommt freudestrahlend der Director. Er hat einen Compagnon gefunden. Die Wäscherin wird bezahlt, die Tricots werden eingelöst, Signor Carabella, Feuerfresser und Akrobat, tritt mit seiner Gesellschaft zu den bedrängten Künstlern. Er schießt fünfzig Mark ein. Unter diesen günstigen Auspicien ergreifen die ersten Mitglieder der Gesellschaft das Wort.

Unter diesen interessirt uns zunächst Antonie Dreppler, die ihr Programm in dem folgenden Satze ausspricht: „Ich will Euch erzählen, wie ich Mutter ward." Sie ist bei einer Anverwandten, bei einer Tante auferzogen:

„Es war eine liebe, herzige, alte Dame, die nur das Unglück hatte, täglich an Zahnschmerzen zu leiden. Sobald die Schmerzen eintraten, wandte sie ein altes bewährtes Hausmittel an. Sie nahm nämlich ein wenig guten alten Jamaica-Rum in den Mund bis sie Ruhe hatte. Oft bedurfte sie einer ganzen Flasche voll von diesem einfachen Hausmittel, ehe die Pein sich gelegt hatte. Dann schlief sie sanft wie ein Engel und ich saß an ihrem Schmerzenslager."

Die gute Tante, die mit dem Fürsten in jungen Jahren in gutem Einvernehmen gelebt hat, stirbt natürlich am Delirium. Antonie eilt zu dem gnädigen Herrn. „Mit Rührung hörte er die Schilderung meiner traurigen Lage an. 'Ja, ja', sagte er, als ich geendet hatte"; und der Verfasser fügt die Fußnote bei: „Eigene Worte Seiner Durchlaucht".

Der Fürst findet das junge Mädchen unterstützungswürdig. Antonie sagt: „Ich habe Grundsätze, denn ich bin im Kloster der frommen Ursulinerinnen erzogen worden".

„'Na, na', sagte der Fersicht", und wiederum fügt der gewissenhafte Herausgeber hinzu: „Eigene Worte Seiner Durchlaucht."

Antonie wird am Hoftheater engagirt. Sie hat eine gewisse Anlage zum Embonpoint, und der Fürst hat das nicht ungern; deswegen wendet sich seine Gunst auch von der sehr magern Heroine ab und der rundlichen Antonie zu. Das Verhältniß der beiden Rivalinnen wird ganz reizend in dem folgenden Satze geschildert: „Sie war eben eine gemeine Creatur," sagt Antonie, „doch es sei fern von mir, über Collegen auch nur das geringste Nachtheilige zu sagen." Es kommt zu einer heftigen Scene im Theater, die an gewisse Vorgänge, welche sich vor einiger Zeit hinter den Coulissen einer ersten deutschen Bühne abgespielt haben, erinnert. Der Fürst sagt zu Antonien: „Sie werden jetzt nicht mehr auftreten", und weist ihr in dem Lustschlosse Solitüde die Zimmer an, welche einst die selige Tante innehatte.

„Verstehe ich Sie ganz, Durchlaucht?" raunte ich.

„Nu natürlich!" entgegnete der Fersicht.

„Ich habe Grundsätze!" erwiderte ich darauf mit Würde . . . „und von meinen Grundsätzen lasse ich nicht."

„Ich auch nicht!" schrie der Fersicht. — „Sie wollen spielen — gut, Sie sollen spielen, aber von heute an nur Mütter!"

Das ist eben die verheißene Erzählung, wie Antonie Dreppler Mutter ward.

Durch die Verschmelzung der Carabella'schen Truppe mit den Schauspielern florirt das Geschäft. Namentlich erzielt die Vorstellung der Räuber einen großartigen Erfolg. Der kunstsinnige Kritiker des Ortes, dessen Kritik im „Decamerone" zum Abdruck gelangt, spricht sich über diese Vorstellung in günstigster Weise aus. Die folgenden Auszüge sind seiner langen Besprechung entnommen:

„Unsere Direction hat sich selbst übertroffen, öffentlich sei es anerkannt, daß unser Director den Geist des Schiller'schen Jugendwerkes in einer Weise zur Anschauung brachte, wie noch kein Theaterdirector vor ihm. Er hat das Größte geleistet und den philosophisch-ethischen Gehalt der „Räuber" zu einer tastbaren Wirklichkeit verkörpert, welche in sich selbst monumental, das Wesen der Kunst in die schwindende Flucht der Gedanken zusammenpreßt und das reine Gold des Genius in silbernen Schalen zur Unsterblichkeit emporhebt.

Bekanntlich schrieb Schiller seine „Räuber" in den Jahren 1777—78 als Karlsschüler. Was wir von Schülerarbeiten zu halten haben wissen wir zur Genüge. Plattitüden wie: „Spiegelberg ich kenne dich!" und „Dem Manne kann geholfen werden" finden sich zahlreich in den „Räubern", woraus auf das Deutlichste hervorgeht, daß Schiller noch in der Gährung begriffen war und ohne Kritik von dem Jargon, wie er unter jungen Leuten, zumal Secundanern und Primanern zu herrschen pflegt, in seinem Erstlingswerke reichlichen Gebrauch machte.

Bekanntlich haben die „Räuber" etwas Ursprüngliches nnd Ausgewachsenes an sich. Diese Auswüchse auszumerzen und das Ganze mit dem Colorit des maßvoll Poetischen, wie es die Signatur unseres von humanen Anschauungen durchdrungenen Zeitalters ist, zu umgeben, muß und bleibt die Aufgabe der Direction, des Regisseurs und der Darsteller.

Schiller konnte das Räuberwesen nicht aus eigener Anschauung kennen, denn das bekannte harte Erziehungssystem der Karlsschule, welche bekanntlich eine Lieblings-Anstalt des Herzogs Karl (gegründet 1770 und erweitert 1773) war, hinderte ihn an unordentlichem Lebenswandel. In diesem Lichte betrachtet müssen uns die Räuberscenen schief und bedenklich vorkommen.

Vom echten dramatisch-poetischen Geiste durchdrungen, hat die Direction sich die Aenderung der Räuberscenen angelegen sein lassen. Sie sagte sich richtig: Räuber kommen nicht mehr vor, seitdem die Zuchthäuser mit allem nur erfindlichen Comfort ausgestattet sind, aber fahrende Künstler, Seiltänzer, Akrobaten, die gibt es heute so gut wie damals. Herr Carabella sen. machte mit seinem Feuerfressen in der Rolle des Spiegelberg einen überwältigenden Effect, ebenso wie Herr Carabella jun. mit der dreifachen Flaschenpyramide die Zuschauer in Erstaunen setzte. Nicht ganz einverstanden können wir uns dagegen mit dem Abfeuern der Kanone erklären, welche Fräulein Darowski, genannt die Königin der Luft, an einem Trapez schwebend, in den Zähnen hielt. Doch hierüber könnte Schiller allein ein maßgebendes Urtheil fällen und somit bleibt diese Frage für den Literaturhistoriker eine durchaus offene. Der Bär, welchen Herr Carabella auf den Pater hetzte, den Herr Willibald Päpke meisterhaft sprach und dem dieser unübertreffliche Komiker durch Hinzufügung der leicht gesungenen Worte: „Du bist verrückt mein Kind, du mußt nach Berlin!" zu einem kolossalen Lacherfolg verhalf, erscheint anfangs zwar etwas ungewohnt und befremdlich, aber er ist von tiefsymbolischer Bedeutung.

Der Kritiker ist der Hüter des Schönen, er hat die Mission, seine Lanze für das Höhere zu brechen. Ich habe hiermit gebrochen und dies wird auch in Zukunft der Fall sein. Der Direction sagen wir im Namen sämmtlicher Theaterbesucher und des Dichterheroen Schiller unsern aufrichtigen Dank. Möge sie auf dem einmal betretenen Pfade unbeirrt weiter fortfahren. Arnold Zappel."

Nach dieser Episode kehrt das „Decamerone" wieder zu den Schilderungen aus dem Leben der Künstler zurück. Die Soubrette, Emilie Kluthuhn, erzählt uns eine Episode aus ihrem thatenreichen Leben. Wer sich des im vergangenen Winter im Wallnertheater aufgeführten Schwankes „Der jüngste Lieutenant" erinnert, — jenes sonderbaren Erfolges, der hauptsächlich auf die schmucke Husarenuniform des Fräulein Ernestine Wegner und auf die Liebeserklärung am Barren zurückzuführen war, — der wird ohne weiteres merken, was mit der folgenden Erzählung gemeint ist. Emilie Kluthuhn erzählt:

„Die Abschiedsvorstellung war zugleich mein Benefiz. Ich hatte das gern gesehene Stück „Der kleine Lieutenant" gewählt, das der Director mit Benutzung einiger älterer und vorhandener Stoffe selbst zusammengesetzt hatte. Die Offiziere jubelten mir stets zu, wenn ich in der strammen Husarenuniform heraustrat, mich an die Rampe stellte und militärisch grüßend ins Parquet hinunterschnarrte: „N'Morjen, Kameraden!" Dies Extempore war von mir selbst. Ich glaube daher sehr wohl die Befähigung zu haben, ein Bühnenstück zu schreiben.

Auch heute trat ich wieder vor, doch ich kam nicht zu Worte, weil Bouquetregen mich überschüttete. Das Orchester blies Tusch. „Kluthuhn hierbleiben!" schrien sie. Ach, es zerriß mir fast das Herz.

Und doch spielte ich — und wie! — Wie schlug ich die Trommel, wie turnte ich mit blutendem Herzen am Barren und Reck! Auf Verlangen mußte ich die Scheere und die Beinwelle dacapo machen. Selten hat die Kunst edlere und idealere Triumphe gefeiert. Die wahre Kunst ist eben die Tochter des tiefsten Seelenschmerzes."

Die liebenswürdige Soubrette berichtet uns dann noch zum Schluß, daß nach dem Fallen des Vorhangs die Offiziere auf der Bühne erschienen seien und einer derselben mit einer sehr

sinnigen Ansprache der scheidenden Künstlerin eine Ehrengabe überreicht habe, „ein längliches Kästchen, in welchem auf rothem Sammet ein künstlerisch vollendeter Stiefelknecht aus schwarzem Ebenholz ruhte. „Der unvergleichlichen Emilie Kluthuhn, dem Liebling der Musen und Grazien, ihre dankbaren Verehrer." war auf demselben in Perlmuttereinlage zu lesen. Ein Einschnitt für den Sporn zeigte an, daß dieser Stiefelknecht kein bloßes leeres Huldigungssymbol sei, sondern auch praktisch benutzt werden konnte."

Das Kapitel, welches dem „akademisch gebildeten ersten Intriganten" Richard Ratze gewidmet ist, erscheint mir als eine überflüssige Bosheit. Es ist offenbar an die Adresse eines bekannten Hofschauspielers gerichtet, dem es doch nicht gerade zum Schaden gereicht, daß er eine gute Vorbildung erhalten hat.

Viel harmloser und lustiger ist die Erzählung der Irmengard Peperona, eigentlich Pieper, die hochpoetisch ihre Biographie mit folgenden Worten einleitet:

„Meine Wiege stand am grünlich feine Wogen daherwälzenden Guadalquivir, in der Nähe blühender Mandelbäume, nicht weit von einer Kastanien-Allee, welche das schmucke Andalusien von einem Ende bis zum andern durchzieht, in welcher festlich gekleidete Senoritas und in feinsten Sammet kostümirte Toreadors auf- und abwandeln.

Wie kam meine Wiege dorthin, wo die Zither unaufhörlich klingt und der Fandango und der Pandero von gluthathmenden Schönen und kühnen Hidalgos unter dem Sonnenschein der südlichen Hemisphäre getanzt werden?"

Louis Fellrich, der erste Liebhaber, wird als Prototyp der herumreisenden Gäste, die im Theaterjargon den Spitznamen „Mauernweiler" tragen, verspottet. Er erzählt:

„Ich hasse daher das feste Engagement aus der Tiefe meiner Künstlerseele. Ich verschmähe es, auf dem Lotterbette eines lebenslänglichen Contracts auszuruhen....

Wie schon gesagt bin ich Gastspieler ersten Ranges. Kaum komme ich in einem Städtchen an, das ich mit meiner Gegenwart beehre, so steht bereits in jedem Blatt und jedem Blättchen zu lesen: „Der berühmte Louis Fellrich weilt in unsern Mauern."

Es gibt keinen zweiten Mauernweiler wie mich, weil es fast keine Mauern gibt, in denen ich nicht schon weilte. In jeder Kunsthandlung wird meine Photographie ausgestellt. Meine Kunst ist auch einzig."

Louis Fellrich theilt uns auch die Rede mit, die er nach Beendigung seines Gastspiels zu halten gedenkt:

„Tief gerührt von Ihrem Beifall (seelenvoller Augenaufschlag nach der Galerie) spreche ich Ihnen, hochverehrte Anwesende, meinen innigsten Dank für Ihre Güte und Ihr Wohlwollen aus und für die Nachsicht, die Sie mit meinen Leistungen haben (Blick auf Parquet und Parterre. — Pause. — Applaus). Wenn mir etwas Muth und Kraft giebt, weiter vorwärts zu schreiten in meiner schweren und doch so erhabenen Kunst, so ist es das Bewußtsein Ihrer Anerkennung. Ich berührte die größten Städte Europas auf meinen Gastspielen, aber noch nie fand ich ein so verständnißvolles und kunstsinniges Publicum wie hier in — —" folgt der Name des Ortes: Neutomischl, polnisch Lissa, Buxtehude, Vöslau, Libau, Löbau, Lauban, wie sie gerade heißen). Lege die Hand aufs Herz und verneige mich huldvoll."

Er faßt seine künstlerische Auffassung in das knappe, aber schöne Wort zusammen: „Ich bin ein Feind der Reclame, — aber was sein muß — das muß sein."

Am unverkennbarsten ist die persönliche Verspottung in der biographischen Schilderung der Adele Padde. Hier weist schon der Name auf die eigentliche Heldin, Adelina Patti, deutlich hin. Wer daran noch zweifeln könnte, den würden Adelens eigne Worte auf die richtige Spur bringen müssen. Nachdem sie uns mitgetheilt hat, daß sie mit dem jungen Cavalier, dem sie die Hand gereicht hat, nicht glücklich gewesen sei, erzählt sie weiter:

„In H. lernte ich einen äußerst talentvollen jungen Menschen kennen, der sich der Bühnencarriere widmete. Er war nicht eigentlich schön, aber kräftig; er wackelte mit der Stimme und lernte schwer, aber er hatte ein fühlendes Herz und verstand mich. Er trug den poetischen Namen Nikolaus....

Da ich fand, daß ich dann am hinreißendsten spielte, wenn er mein Partner war, zwang ich die Direction, ihm größere Rollen anzuvertrauen, damit er gleichzeitig mit mir beschäftigt sei.

Als das Publicum schließlich einsah, daß ich ohne meinen Nikolaus nicht auftrat, billigte es unsern Seelenbund und sprach seinen Segen darüber, indem es mich in jeder nur denkbaren Weise feierte und auszeichnete, und ihm, meinem Nikolchen, meinem Nikolinichen, den ich stets mit mir nahm wie einen Entoutcas, ebenfalls mit erlesener Freundlichkeit begegnete."

Während des letzten Aufenthaltes der Patti in Berlin spielte sich in einem Salon eine Episode ab, von der in den Zeitungen viel und über Gebühr die Rede gewesen ist. Ein Handschuh der „Diva" wurde in so und so viel Stücke zerschnitten, die anmuthige Wirthin theilte jedem eine Gabe aus und

„Der Jüngling wie der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus."

Dieser geringfügige Vorfall hat den Verfasser des „Decamerone" zu der folgenden Erzählung begeistert, die er seiner Adele Padde in den Mund legt:

„Die Elite der Stadt war versammelt. Bildhauer, Maler, Gelehrte, Musiker hatte man gebeten, um mir den Extract der guten Gesellschaft vorzuführen. Ich saß (Nikolchen mir zur Seite) wie eine Königin da und war enorm huldvoll. Zu meinen Füßen gruppirten sich anmuthige Damen, die mich platonisch anschwärmten, die Herren drängten sich mit Verbeugungen, so gut, wie sie jeder konnte, um mich. Es war die reine Catarina Carnaro von Makart, ein wundervolles Bild von Künstlergröße und Publicumsdemuth.

Als ich glaubte genug Huld an die guten Leute verschwendet zu haben, rüstete ich mich zum Aufbruch. Die Damen flogen, um meine Garderobe herbeizuholen, allein nach einer Weile kehrten sie schreckensbleich wieder. Es mußte Unerhörtes geschehen sein.

In der That, der eine meiner Gummischuhe war fort; die Katze hatte ihn verschleppt.

„Ich leihe Ihnen meine Ueberschuhe," sprach die Frau vom Hause, „Sie werden die Ehre, auf den Füßen der Göttlichen gesessen zu haben, bis an das Ende der Dinge bewahren!"

Den übrig gebliebenen Schuh aber nahmen die Herren und zertheilten ihn in so viele Stückchen als Gäste vorhanden waren. Jeder bekam ein Stück; der Hausherr erhielt den Absatz.

Leider konnte ich von den mir angebotenen Ersatzüberschuhen keinen Gebrauch machen, da sie alle die Größe eines mittleren Spreekahnes besaßen und verstimmt nahm ich daher Abschied ...

Nikolaus wollte in seiner großen Liebe zur Menschheit noch an demselben Abend seine sämmtlichen abgetragenen Stiefel den liebenswürdigen Galoschenanbetern zusenden, um ihnen eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Allein ich verhinderte ihn an seinem Vorhaben."

Der erwartete Schluß fehlt dem „Decamerone" nicht: der Director geht mit der Kasse durch.

Das „Decamerone" ist ein scherzhaftes und witziges Buch, das nur an einen Fehler leidet: es ist etwas zu lang.

Weil Kürze denn des Witzes Seele ist,
Weitschweifigkeit der Leib und äuß're Zierrath,

sollte sich der Verfasser dazu entschließen, einige biographische Skizzen ganz zu streichen und in den andern Manches zu kürzen. Das lustige kleine Buch würde dadurch sehr gewinnen.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Feste in Braunschweig hatten schon Wochen vorher ein gewisses Interesse weithin erregt. Sämmtliche europäische Blätter trafen ihre Vorkehrungen, theils durch Absendung von Specialcorrespondenten, theils durch Sensationserfindungen, ohne welche heutzutage die Presse nicht mehr existiren kann. Das Publicum will unterhalten sein, und

wenn nichts vorgeht, müssen ihm halbwahre oder apokryphe Nachrichten servirt werden. Lassen sich diese vierundzwanzig Stunden über Wasser halten, ist der Zweck erreicht. Nachträgliche Dementis können nicht viel schaden, werden auch stets discutirt, und bis die Polemik zu Ende, hat der zerstreute Leser die fragliche Ente längst verdaut und vergessen. In Braunschweig sollte bald die Erbfolge über Nacht geändert, bald der reuige Herzog von Cumberland, der das Welfenthum ein für allemal abschwören wollte, zu Gnaden aufgenommen werden, bald endlich der regierende Fürst zur großherzoglichen Würde avanciren. Hinterher wurde das Alles für eitel Lug und Trug erklärt. Die Geschichte Braunschweigs hatte indessen in der Vergangenheit der romanhaften Episoden genug enthalten und konnte diese neueste Zuthat entbehren. Das tragische Geschick Carl Wilhelm Ferdinands, der spätere Schloßbrand und das Exil des zum Pariser Boulevardier bestimmten Diamantenherzogs, wie so manches Andere der älteren und neueren Zeit, lieferte eine in der deutschen Fürstenchronik unerhörte Kette von packenden Ereignissen, die in die verhältnißmäßig ruhige und normale Regierung des Herzogs Wilhelm auslaufen sollten. Die Braunschweiger hatten sich nicht viel über ihn zu beklagen, lebten stillvergnügt wenn auch kleinstädtisch vor sich hin und blieben ihrer noch etwas dunklen künftigen Zugehörigkeit gewärtig. So viele Wandlungen haben ihre Vorfahren, wenn nicht sie selbst, erlebt, daß kein staatlicher Wechsel sie überraschen kann. Zahllose Aenderungen der Grenzen und Schöpfungen neuer Herrschergebiete hat das Jahrhundert auch an anderen Orten entstehen sehen. Rumänien ist soeben zum Königreich erhoben und Griechenland soll um fünfzehnhundert Quadratkilometer vergrößert werden. Die Hellenen sind freilich damit nicht zufrieden und möchten noch mehr haben. Ueber die letzten Schachzüge in dem langwierigen Streit haben Correspondenzen und Telegramme ohne Ende berichtet. Neuerdings ließ sich auch die Pariser Havasagentur in eingehenden Briefen aus Berlin über das diplomatische Coulissenspiel vernehmen. Bald darauf wurden dieselben Schreiben seltsamer Weise plötzlich aus Cöln datirt, und der indiscrete Pariser Berichterstatter eines großen englischen Blattes hat verrathen, es sei das auf Veranlassung des hiesigen französischen Botschafters geschehen, der sich bei seinem Minister beschwerte, daß man ihm die Inspiration jener anonymen, aus Berlin datirten Mittheilungen zuschreiben werde. Daher der veränderte Ursprungsort, der jedoch Niemanden über die wirkliche an der Seine sprudelnde Quelle täuschen konnte. Man erfuhr übrigens dadurch nicht viel mehr, als auch sonst schon über diesen fünften Act des orientalischen Dramas bekannt war. Der seit Ostern vorhergesehene Frieden wird sich wohl einstellen, wenn nicht die albanesischen Unruhen die Griechen zu Thorheiten verlocken, die ihnen theuer zu stehen kommen und das dargebotene Gut wieder entreißen könnten. Die Panslavisten halten sich scheinbar ruhig und studiren die noch dunklen Zeichen der neuen russischen Aera, ohne zu wissen, ob sie ihnen die Befriedigung ihrer übergreifenden Aspirationen oder die saure Nothwendigkeit des geduldigen Abwartens besserer Zeiten verkünden. Die Welt will von ihrem ungesunden Treiben nichts wissen und überwacht jeden ihrer Schritte mit unerschütterlichem Mißtrauen. Selbst diejenigen machen jetzt Chorus gegen das friedensbedrohliche Slaventhum, die vor etwa einem halben Decenium zu dem letzten Orientkriege getrieben und gehetzt hatten. Wollte man ihre heutigen an Rußland gerichteten Warnungen vor jedem auswärtigen Abenteuer mit ihrer Sprache von 1875 vergleichen, die Rußlands Einlenken als einer Großmacht unwürdig behandelte und den schwankenden Czaren in jeder Tonart zum Vorgehen ermunterte, würde es ihnen selbst vielleicht wie eine Verantwortlichkeit für die Folgen aufdämmern. Das Geschick hat, wie ihm das wohl begegnet, leichtsinniges oder schlimmeres Verfahren in Heil verwandelt und Staaten gegründet, die ob bald oder später der russischen Uebermacht sich entgegenstemmen werden. Wer aber den Brand mit angefacht hat, kann sich zu seiner Rechtfertigung nicht immer auf das neue Leben berufen, das ohne sein Zuthun aus den Ruinen blüht. Auch beanspruchen Logik und Consequenz selbst in politischen Dingen immerhin einigen Werth. Die früheren Russenfreunde werden sich auf die Folgerichtigkeit ihrer Haltung nicht zu viel einbilden und gestehen müssen, daß die Abwehr ihres Treibens vor sechs Jahren den politischen Pflichten jener Zeit vollauf entsprochen hat. Hoffentlich wird die Lehre für ähnliche Gefahren der Zukunft unverloren sein.

* * *

Dr. Edmund Dorer in Zürich (Hottingen), der Sieger unter 159 Mitstreitern, die sich gleich ihm an der Bewerbung um den Calderon-Preis betheiligt haben, ist der Sohn des bekannten Schriftstellers Dorer-Egloff (gest. 1864), der sich außer seinen Unterhaltungsschriften durch seine Monographien über „Jery und Bätely" und über „Lenz und seine Schriften" einen ansehnlichen Platz in der Reihe unserer Literarhistoriker gesichert hat. Ein Bruder Edmund Dorers ist ferner der Bildhauer Eugen Robert Dorer, ein Schüler Rietschels. Sein Entwurf zum Winkelried-Denkmal hat ihm mit Recht eine frühe Berühmtheit verschafft, und er ist in seinen späteren Schöpfungen (Nationaldenkmal in Genf, Nationaldenkmal in Bern, Museum in Bern) den Erwartungen, die man seitdem von ihm hegte, vollauf gerecht geworden. Der preisgekrönte Dichter selbst hat sich vor Kurzem durch eine Schrift: „Cervantes und seine Werke nach deutschen Urtheilen. Nebst einem Anhange: die Cervantes-Bibliographie" (Leipzig 1881, Wilhelm Friedrich) bei dem Publicum vortheilhaft eingeführt; eine zweite Studie — über Calderon —, die der fleißige Verfasser der ersten überraschend schnell folgen läßt, wird nach einer Anzeige des Buchhändler-Börsenblattes in Bälde erscheinen.

Wir bemerken übrigens, daß unter den eingegangenen Gedichten sich ungefähr zwanzig befanden, die sich durch Form und Verständniß der Aufgabe auszeichneten, und daß sich offenbar an der Bewerbung eine große Anzahl Berufener betheiligt hat. So hat diese erfreulich dargethan, daß man in Deutschland den großen Dichter Spaniens noch immer schätzt, und daß die Beschäftigung mit ihm, obwohl sie nicht mehr so laut ist, wie zu Zeiten der Romantiker, noch immer eine bevorzugte Aufgabe für den gebildeten Geschmack ist.

* * *

Der Asra.

Vor längerer Zeit ist einmal an uns die Anfrage gestellt worden, ob den Schlußversen des Heine'schen Gedichtes „Der Asra":

„Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben"

irgend eine Sage zu Grunde läge und welche? Jetzt theilt uns einer unserer Leser mit, daß diese Verse in der Erzählung „Tod eines Liebenden aus dem Stamme Uzra" in „Tausend und eine Nacht" (Uebersetzung von Weil, Gr. Ausg. IV. 739. Nacht. Pforzheim 1844) ihre Erklärung finden:

„Ein Mann aus dem Stamme der Söhne Uzra, „der keinen Tag ohne eine neue Liebe leben konnte", sieht ein schönes Mädchen aus seinem Stamme und verliebt sich leidenschaftlich in sie, ohne Gegenliebe zu finden. Er wird krank aus Liebesgram, aber erst als er dem Tode nahe ist, entschließt sich die hartherzige Schöne ihn zu besuchen. Vom Anblick seiner Leiden gerührt, zeigt sie sich bereit, ihm seinen Wunsch zu gewähren; zu spät, er stirbt und nach drei Tagen folgt sie ihm ins Grab."

Offenbar hat Heine an dieses Märchen gedacht. Daß er aus dem „Uzra" einen „Asra" gemacht hat, ist eine poetische Licenz, gegen die sich gar nichts sagen läßt. Es ist auch denkbar, daß Heine die Geschichte vor langen Jahren gelesen, einen gewissen Eindruck davon empfangen und bewahrt hatte, ohne den Namen des Stammes im Gedächtniß behalten zu haben.

In Folge des in Nr. 7 der „Gegenwart" veröffentlichten Aufrufs zu Beiträgen für das

Lessing-Denkmal in Berlin

ist ferner folgender Beitrag bei dem Unterzeichneten eingelaufen:

Frau Eugenie Georgi, Aachen, 5 *M.*

Dazu die bisher gesammelten und an den Schatzmeister des Comités abgeführten 1983.50 *M.*, zusammen 1988.50 *M.*

Ueber die bisherigen Beiträge quittirt dankend und zur Entgegennahme fernerer erklärt sich gern bereit

Paul Lindau,
Berlin, W. 1, v. d. Heydtstr.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Von der

Ueberzeugung

insbesondere der religiösen.

Eine Rede,

herausgegeben von

Karl Althaus,

Professor an der Universität zu Berlin.

Dritte, durchgesehene Auflage.

Preis *M.* 1.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

✝

Lord Beaconsfield.

Bei dem Ableben des berühmten Staatsmannes machen wir auf das unlängst in unserem Verlage erschienene Werk aufmerksam:

Lord Beaconsfield.

(Benjamin Disraeli.)

Ein Charakterbild

von

Georg Brandes.

Mit dem Jugend-Portrait Lord Beaconsfield's.

gr. 8. Elegant geheftet *M.* 6.—

Beaconsfield's Biographie aus der Feder des bekannten Literarhistorikers Georg Brandes ist nach dem einstimmigen Urtheil der gesammten Presse das bedeutendste Werk, das bisher über den grossen Staatsmann, welcher wiederholt Englands Geschicke leitete, geschrieben wurde.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie gegen Franco-Einsendung des Betrages von der unterzeichneten Verlagshandlung.

Berlin, W., den 23. April 1881.

Lützowstrasse 7. **Gebrüder Paetel.**

Spannende Romane

guter Autoren

werden gesucht.

Berlin SW., Zimmerstraße 91.

Julius Engelmann,

Verlagsbuchhandlung.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

An einer Privatschule (Internat) der Schweiz ist die Stelle eines

Philologen

auf 1. Mai zu besetzen. Bewerber haben sich über gründliche Studien u. erfolgreiche Thätigkeit als Aufseher u. Lehrer auszuweisen. Kenntniss des Französischen nothwendig. Besoldung gut. Preussen werden bevorzugt. Anmeldung mit Zeugnissen u. Photographie unter Chiffre S. 417 an die Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** in **Zürich.**

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

MUSIK-WELT.

Musikal. Wochenschrift f. d. Familie u. den Musiker.

Herausgeber und Chef-Redacteur:

Max Goldstein.

Redaction: Berlin W., Bülow-Strasse 100.
Expedition: Berlin SW., Beuth-Strasse 8.

Mitarbeiter der „Musik-Welt".

Prof. Louis Ehlert, Prof. H. Ehrlich, Prof. G. Engel, Prof. Dr. Ed. Hanslick, Prof. Louis Köhler, Rector Th. Krause, Dr. Hugo Riemann, Camille Saint-Saëns, Prof. Dr. Paulus Cassel, G. Doempke, Dr. Hans Herrig, Dr. J. Kastan, Prof. F. Reuleaux.

Dass die „Musik-Welt" die bedeutendsten Autoren als Mitarbeiter nicht nur nennt, sondern in der That besitzt, macht sie ohne Zweifel zur ersten Musik-Zeitung Deutschlands. Sie publicirte schon in ihren ersten 17 Nummern Original-Beiträge von Professor Louis Ehlert, Professor Dr. Eduard Hanslick, Prof. Dr. Paulus Cassel, Dr. Hans Herrig, G. Doempke, Th. Krause, Max Goldstein u. A., und wird demnächst ausser Beiträgen aus denselben Federn solche von Camille Saint-Saëns, Professor H. Ehrlich, Professor G. Engel, Louis Schlösser, Th. Goering u. A. bringen.

Probenummern und Prospecte sind durch die Expedition gratis zu beziehen.

Man abonnirt bei allen Post-Anstalten (Post-Zeitungs-Verzeichniss für 1881 No. 3001), allen Buch- und Musikalien-Handlungen und bei der Expedition zum Preise von *M.* 4.— pro Quartal.

Berlin SW., Beuth-Str. 8.

Die Expedition der „Musik-Welt"

H. S. Hermann.

Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Spanisch und Russisch

in kürzester Zeit ohne Lehrer nach der berühmten Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe sämmtlicher Sprachen à 50 ₰ gegen Einsendung von Briefmarken an **G. Knapp,** Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

La Mara,

Musik-Studienköpfe Band IV

Die Classiker.

Wichtig für Musiker und Laien durch die vollständigen Werkverzeichnisse d. Meister.

Preis *M.* 4.—

Leipzig. **G. Knapp,** Verlagsbuchhdlg.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Hillebrand,

Aus dem

Jahrhundert der Revolution.

8. 24 Bogen. Preis *M.* 6.—

Inhalt: 1. Montesquieu. 2. England im 18. Jahrh. 3. Fr. Albergati. 4. Katharina II. u. Grimm. 5. 1789. 6. Henry Costa de Beauregard. 7. Madame de Rémusat und Napoléon Bonaparte. 8. Metternich. 9. Nach einer Lectüre.

(Zeiten, Völker und Menschen. Band V.)

Früher erschienen von derselben Sammlung:

Bd. I. Frankreich u. die Franzosen. 3. verm. Auflage. II. Wälsches u. Deutsches. III. Aus und über England. IV. Profile.

Preis jedes Bandes *M.* 6.—

Karl Elze,

Lord Byron.

2. vermehrte Ausgabe.

gr. 8. 31¾ Bogen. Preis *M.* 6.—

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Bad Homburg

eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirknng bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des Magens nnd Unterleibs, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber nnd Milz, bei der Gelbsucht, Gicht etc.

Mineralbäder nach Schwarz'scher Methode, Sool-, Kiefernadel-, Gas- und Moor-Bäder. — Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Sonner aus Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwasser.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit reich ausgestatteten Lesezimmern u. Conversationssälen, der schattige Park, die Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannichfaltigkeit der Unterhaltnngen erhöhen die Annehmlichkeit des Anfenthaltes.

Bei **Theodor Ackermann,** k. Hofbuchhändler in **München,** erschien so eben und ist zu haben durch alle Buchhandlungen:

Rußlands Werden und Wollen.

Von **Franz von Löher.**

3 Bände elegant broschirt *M.* 9.—

Wohl selten ist ein Buch so im geeignetsten Augenblick an die Oeffentlichkeit getreten wie dieses, welches in erschöpfender Weise das richtige Verständniß russischen Wesens und russischer Zustände vermittelt.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 7. Mai 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Internationale Rechts- und Reformfragen. Von L. Geßner. — Elsaß-Lothringen im verflossenen Jahre. Von Fr. Zelter. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Kunstgelehrte contra Künstler. Von A. v. Werner. — Die historischen Wirkungen der „Kritik der reinen Vernunft". Von Johannes Volkelt. II. — Collection Spemann. Von Ludwig Ziemßen. — Zolas Assomoir. Von Alexander Moszkowski. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das undankbare Alter. Lustspiel in drei Aufzügen von Eduard Pailleron. Besprochen von Paul Lindau. — Aus dem Musikleben. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Internationale Rechts- und Reformfragen.

Von L. Geßner.

In einem Artikel über das Völkerrecht und seine Vertreter in der Wissenschaft in Nr. 11 der „Gegenwart" behielten wir uns vor, später noch einige Worte über die neuesten wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete des Völkerrechts in Kriegszeiten zu sagen und gleichzeitig eine Rechtsfrage näher zu erörtern, welche in neuerer Zeit eine erhebliche praktische Bedeutung gewonnen hat. Diese Frage läßt sich dahin präcisiren: Ist nur die Zufuhr von Kriegscontrebande den Neutralen verboten, oder enthält der Verkauf von Kriegscontrebande, welcher auf neutralem Gebiete für Kriegszwecke erfolgt, eine Verletzung der Neutralitätspflichten? Geffken bemerkt in dieser Hinsicht in der von ihm veranstalteten neuen Auflage des Heffter'schen Völkerrechts: Lebhafter Streit ist neuerlich gewesen über die Waffenlieferungen neutraler Unterthanen an Kriegführende, wesentlich auf Grund der deutschen Klagen gegen England und vielfach sind solche Lieferungen als Verletzung der Neutralität erklärt, so von Geßner (Kriegführende und neutrale Mächte, 1877, S. 71) und Kusserow (Revue de droit international, 1874, S. 77). Diese Behauptung ist, was das geltende Recht betrifft, ebenso hinfällig, wie die, daß sie die wissenschaftliche Autorität für sich habe." — Geffken sucht diese Auffassung durch die Bemerkung zu begründen, die große Zahl der Verträge, wodurch die Ausfuhr von Kriegscontrebande verboten werde, beweise, daß man ohne einen solchen Vertrag kein Recht habe, das Verbot zu verlangen. Dasselbe Argument wendet Klüber an, um zu beweisen, daß es lediglich eine vertragsmäßige Kriegscontrebande gebe, und daher auch die Wegnahme der Kriegscontrebande auf neutralen Schiffen, die auf der Fahrt nach einem feindlichen Hafen begriffen seien, nur auf Grund eines mit der betreffenden neutralen Macht geschlossenen Vertrages erfolgen könne. Diese ganz willkürliche Theorie ist auf die Praxis ohne jeden Einfluß geblieben, hat aber auch in der Wissenschaft kein Glück gemacht. Die Verträge bestätigen in diesem Falle lediglich das bestehende Recht, begründen es aber nicht. Ebenso muß der Umstand irrelevant erscheinen, daß die neutralen Mächte in ihren bei Ausbruch der Feindseligkeiten erlassenen Proclamationen ein Verbot der Ausfuhr von Kriegscontrebande in der Regel nicht ausgesprochen haben. Der berühmte französische Prisenrichter Portalis hat mit Recht gesagt, daß alle derartige auf die Neutralitätsverhältnisse bezüglichen landesobrigkeitlichen Bestimmungen und Reglements aus dem Völkerrechte hervorgehen sollen, daß aber das Völkerrecht nicht aus den Reglements hervorgehe. — Umgekehrt würde das Verbot der Zufuhr von Kriegscontrebande nicht schon dadurch den Neutralen gegenüber völkerrechtlich begründet werden, daß die kriegführenden Mächte dasselbe beim Ausbruche des Krieges ausdrücklich auszusprechen pflegen. Die Vertreter der Wissenschaft, und auch solche nicht ausgenommen, welche wie Hautefeuille der Freiheit des neutralen Handels am günstigsten gesinnt sind, haben die Zuführung von Kriegscontrebande als eine Theilnahme an der Kriegführung, als eine unberechtigte Unterstützung einer kriegführenden Macht und deshalb als eine Verletzung der Neutralitätspflichten bezeichnet.

Ist aber der bloße Verkauf von Kriegscontrebande an die Kriegführenden seitens der Neutralen eine rechtlich anders qualificirbare Handlung als die Zufuhr von Kriegscontrebande? Die älteren Publicisten unterlassen es entweder, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, oder erklären den bloßen Verkauf von Kriegscontrebande für zulässig. In diesem Sinne sprach sich bereits Bynkershoek aus und ebenso der Italiener Lampredi. Noch in neuerer Zeit haben zwei bedeutende deutsche Publicisten, Klüber und Martens diesen Standpunkt vertreten.

Es liegt dieser rechtlichen Auffassung offenbar eine gewisse Unklarheit zu Grunde. Ist die Zufuhr von Kriegscontrebande eine Verletzung der Neutralitätspflichten, so ist es nach den einfachsten Regeln juristischer Logik nicht minder der bloße Verkauf der Kriegscontrebande. Sir Robert Phillimore, welcher zur Zeit in England als die erste völkerrechtliche Autorität gilt, bemerkt daher sehr richtig: die Kanone, das Schwert, der ausgehobene Rekrut schädigen den Kriegführenden nicht weniger, wenn sie seinem Gegner zugeführt, als wenn sie ihm auf neutralen Gebiete verkauft, resp. zur Verfügung gestellt werden. Auch einige der bedeutendsten französischen Publicisten wie Hautefeuille und Pistoye und Duverdy theilen entschieden diese rechtliche Auffassung. In ähnlichem Sinne spricht sich Heffter aus. In § 148 seines Völkerrechts heißt es: „Als Verletzung der Neutralitätspflicht darf nach neuerem Brauche jedenfalls die Erlaubniß zur Annahme von Kaperbriefen und zur Ausrüstung von Kaperschiffen angesehen werden. — Desgleichen die Gestattung von Anleihen und Lieferungen." Dieser letztere Satz wird durch die folgende Bemerkung, welche § 161 enthält, illustrirt: „Der Verkauf (der Kriegscontrebande) an und für sich allein kann zwar von einem neutralen Staate seinen eigenen Angehörigen untersagt werden; allein durch die Ueberschreitung des Verbots macht sich der Einzelne nur seinem Staate verantwortlich; der Kriegführende selbst hat seinerseits keine Befugniß, die Contravention zu ahnden; nur die wissentliche Gestattung seitens der neutralen Regierung könnte er als Verletzung der strengen Neutralität rügen." — Heffter deutet hierdurch sehr richtig die verschiedenen

Wege an, auf welchen in dem einen und dem anderen Falle die verletzte kriegführende Macht Genugthuung erlangt. Auf offener See steht ihr gegen den Neutralen, welcher durch die Zufuhr von Kriegscontrebande das Völkerrecht verletzt, ein Recht der Selbsthülfe zu. Ein solches Recht kann nicht auf neutralem Gebiete gegen den neutralen Privatmann geübt werden, welcher durch den Verkauf von Kriegscontrebande eine gleiche Verletzung des Völkerrechts begangen hat. Die kriegführende Macht hat sich daher an die neutrale Regierung zu wenden und von dieser zu verlangen, daß sie ihren Unterthanen diesen das Völkerrecht verletzenden Verkauf untersagt. Weigert sie sich dies zu thun und „gestattet wissentlich" nach wie vor diesen Verkauf, so verletzt sie die Pflichten der Neutralität und macht sich dadurch der kriegführenden Macht verantwortlich; gibt dieser das Recht Repressalien zu ergreifen, und in besonders schweren Fällen auch den Krieg zu erklären. In dem Falle der englischen Waffenlieferungen, auf den Geffken Bezug nimmt, hat aber die englische Regierung der wiederholten Reclamationen Deutschlands ungeachtet, diese Verkäufe „wissentlich gestattet". Aehnlich wie Heffter äußert sich Bluntschli in seinem völkerrechtlichen Werke (§ 766): „Der neutrale Staat ist verpflichtet, Waffensendungen im Großen, welche nach den Umständen als Kriegshülfe erscheinen, auf seinem Gebiete möglichst zu hindern." In einer Anmerkung nimmt Bluntschli auf die erwähnten englischen Waffenlieferungen Bezug und bemerkt, „sie (die englische Regierung) hätte die Waffenausfuhr hindern oder doch erschweren können, ohne ihr Landesrecht anzutasten, und hätte sie es gethan, so hätte sie nicht eine wohlwollende, sondern eher eine strenge Neutralität geübt."

Abgesehen davon, daß Landesgesetze mit völkerrechtlichen Verpflichtungen nicht im Widerspruch stehen dürfen, was sogar Sir William Scott, der berühmte englische Prisenrichter, mit Entschiedenheit ausgesprochen hat, war, wie auch Bluntschli bestätigt, die englische Regierung im vorliegenden Falle durch Landesgesetze gar nicht gebunden. — Uebrigens ist es, wie aus diesen wörtlich angeführten Aeußerungen von Heffter und Bluntschli hervorgeht, geradezu unverständlich, wenn Geffken die Behauptung aufstellt, daß diese beiden Rechtslehrer den Verkauf von Kriegscontrebande auf neutralem Gebiete für zulässig erachten. Er bestreitet daher mit Unrecht die Thatsache, daß die völkerrechtliche Wissenschaft neuerdings sich für das Verbot des in Rede stehenden Verkaufs entschieden hat. — Der Herzog von Wellington führt in einem am 3. August 1826 an Canning gerichteten Schreiben, welches in dem Droit des Neutres sur mer von mir mitgetheilt worden ist, in sehr bündiger Weise aus, daß eine neutrale Regierung, welche ihren Unterthanen den Verkauf von Kriegscontrebande gestattet, sich eines Bruches der Neutralität schuldig macht. Die klaren und für den gesunden Menschenverstand einleuchtenden Ausführungen des „eisernen Herzogs" bilden einen eigenthümlichen Gegensatz zu den unter Bezugnahme auf angebliche Bestimmungen der Landesgesetzgebung geführten diplomatischen Tüfteleien, mit denen Lord Granville während des deutsch-französischen Krieges debutirte. — Richtig ist allerdings, daß, wie auch Geffken anführt, die Vereinigten Staaten während des gedachten Krieges die Neutralität noch dreister verletzten als die englische Regierung. Die Regierung der Vereinigten Staaten trug kein Bedenken, Waffen und Kriegsmunition an französische Zwischenhändler zu verkaufen. Es erhob sich jedoch gegen dieses Verfahren im Lande ein so mächtiger Sturm, daß die Regierung sich genöthigt sah, dasselbe aufzugeben. Vor Kurzem hat die Waffenlieferungsfrage in Frankreich zu lebhaften Erörterungen, sowohl in der Presse als auch in den gesetzgebenden Körperschaften Veranlassung gegeben. Die französische Regierung hat sich in Folge dessen bekanntlich entschlossen, die mit Rücksicht auf einen eventuellen Krieg zwischen Griechenland und der Türkei vereinbarten Lieferungen rückgängig zu machen. Für diesen Entschluß konnten aber, da ein Krieg noch nicht ausgebrochen war, also Frankreich nicht die Pflichten einer neutralen Macht hatte, nicht völkerrechtliche, sondern lediglich politische Erwägungen bestimmend sein.

Wir haben diese Rechtsfrage hier eingehender behandelt, weil die Entscheidung derselben für die internationalen Verhältnisse von weittragender Bedeutung ist. Es ist ein großes Verdienst der modernen völkerrechtlichen Wissenschaft, daß sie in erfolgreicher Weise bestrebt gewesen ist, die Rechte der Neutralen sicher zu stellen. Dadurch sind dem Kriege, und insonderheit dem Seekriege, viele seiner Schrecken genommen. Aber die Neutralen haben auch gewichtige Pflichten zu erfüllen, wenn ihren Rechten eine gesunde Grundlage erhalten bleiben soll. Ueber die englische Neutralitätspolitik während des deutsch-französischen Krieges äußert sich Rolin-Jacquemyns (zur Zeit in Belgien Minister des Innern) sehr charakteristisch in einer interessanten Schrift über die Neutralität Englands während des amerikanischen Bürgerkrieges. Er sagt über diese Art von gewinnsüchtiger Neutralitätspolitik: „si au debut de cette dernière et épouvantable guerre de 1870 l'Angleterre au lieu d'être obstinément *neutrarum partium*, avait clairement désapprouvé l'offensive inique de la France, est ce que les interêts de la justice et de la paix n'auraient pas été mieux servis? L'ideal du personnage *neutrarum partium* c'est le juge qui, dans l'apologue de l'huître et des plaideurs, avale le contenu du mollusque, et adjuge les écailles aux deux belligérants. Il n'est d'aucun parti, mais il s'engraisse scrupuleusement aux dépens de tous deux."

Heffters wesentliche Gedanken über die Reform des Völkerrechts sind in einem Abschnitte seines Rechtsbuches kurz zusammengedrängt, welcher die Ueberschrift führt: „Rückblick auf die Rechte der Neutralen." Diese Arbeit eines hervorragenden Juristen und philosophisch gebildeten Denkers, der ein langes und erfolgreiches Leben den Aufgaben der völkerrechtlichen Wissenschaft gewidmet hat, verdient die eingehendste Beachtung aller Staatsmänner und Publicisten. Heffter sagt am Schlusse dieses Abschnitts: „Wir sind weit entfernt, diese Sätze als ein schon gültiges Völkerrecht vorzutragen, aber wir glauben, daß man zu ihnen übergehen wird, je mehr die Völker selbst eine politische Stimmfähigkeit erlangen, und die Regierungen sich an das nationale Bewußtsein, an die Ehre und an das Wohl der beherrschten Völker gebunden halten müssen, darin aber auch ihre kräftigste Stütze finden. Hoffen wir indeß, daß das Rechtsgefühl aller Glieder des europäischen Staatenkreises sich übereinstimmend von dem morschen Kram selbstsüchtiger Maximen lossagen werde, welche noch am Anfange dieses Jahrhunderts das vermeintliche Seerecht der Neutralen bildeten, durch dessen Anwendung einst jene berühmten Prisenrichter, wie Sir Marriot, Jenkinson und Will. Scott, in patriotischem Eifer den Handel der Neutralen abschlachteten, jede andere Rechtsforderung in das Reich der Chimäre eines goldenen Zeitalters verweisend."

Die wissenschaftlichen Bestrebungen für die Reform und Weiterbildung des Völkerrechts haben bei den maßgebenden Mächten in neuerer Zeit einen erfreulichen Wiederklang gefunden, die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses, welche die Aufhebung der Kaperei aussprach, hat in dieser Richtung einen wichtigen und folgenschweren Schritt gethan. Die politische Welt hat seitdem ein richtiges Verständniß dafür bekundet, daß es bei diesem ersten Schritte für die Reform des Kriegsrechts nicht sein Bewenden haben kann. Die edelmüthigen Initiativen, welche Preußen und Deutschland in dem Kriege von 1870 durch Anerkennung der Freiheit des feindlichen Privateigenthums zur See und Rußland 1874 durch seinen Congreßvorschlag zur Reform des Landkrieges ergriffen haben, bürgen dafür, daß die von dem Rechtsbewußtsein der civilisirten Völker getragenen Wünsche für die Reform des Völkerrechts in Kriegszeiten ihrer allmählichen Verwirklichung entgegengehen.

Die Vertreter der Wissenschaft haben an der Verwirklichung dieser Aufgabe neuerdings mit besonderem Eifer gearbeitet. Die auf der Conferenz zu Brüssel im Jahre 1874 nicht zum definitiven Abschluß gelangten Arbeiten für ein allgemeines Kriegsrecht sämmtlicher civilisirter Nationen sind von dem Institut de droit international seitdem weitergefördert worden. Das Manuel des Völkerrechts, an welches das völkerrechtliche Institut im September v. J. zu Oxford die letzte Hand gelegt hat, ist kürz-

lich veröffentlicht worden und hat unserem großen Strategen Moltke zu einem an Bluntschli gerichteten Briefe Veranlassung gegeben, welcher in der „Gegenwart" bereits mitgetheilt worden ist. Moltke weist in dieser den Bestrebungen des völkerrechtlichen Instituts im Allgemeinen durchaus sympathischen Kundgebung zwar darauf hin, daß die Veredlung der Kriegführung mehr von der Sitte als von einem codificirten internationalen Kriegsrechte zu erwarten sei, weil es an einer Executive fehle, wenn eine kriegführende Macht die Vorschriften dieses Rechtes nicht befolge. Bluntschli hebt indeß in seinem gleichfalls veröffentlichten Antwortschreiben in überzeugenden Worten den Einfluß hervor, den ein solches mit Klarheit und Präcision geschriebenes Recht auf das Rechtsbewußtsein der Soldaten sowohl wie ihrer Führer üben werde. Die Bemerkungen, welche Moltke über die sittliche Wirkung des Krieges auf das Völkerleben macht, haben große Aufmerksamkeit erregt. Aehnliches hat vor 300 Jahren bereits Baco, der große Vorläufer von Cartesius und Spinoza geäußert. Der Krieg, sagt der englische Philosoph und Staatsmann, hat für die Gesundheit des Staates eine ähnliche Bedeutung, wie sie die Bewegung für die Gesundheit des menschlichen Körpers hat. Vielleicht läßt sich der Krieg richtiger mit einem hitzigen Fieber vergleichen, welches dem mit chronischen Leiden behafteten menschlichen Organismus, wenn dieser den erforderlichen Widerstand zu leisten vermag, bisweilen die Gesundheit wiedergibt. Die Aerzte sollen aber der Entwicklung des Fiebers vorzubeugen und, wenn es ausgebrochen ist, seine Wirkung zu mildern suchen. Dieselbe Aufgabe verfolgen für den Krieg die auf ein dem heutigen Rechtsbewußtsein entsprechendes allgemeines Kriegsrecht gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen, welche auch seitens der Mächte auf der Conferenz zu Brüssel eine so gewichtige Anerkennung und Nachfolge gefunden haben. Dem vom völkerrechtlichen Institute jetzt veröffentlichten Manuel für den Landkrieg wird ein ähnlicher Reformvorschlag für den Seekrieg voraussichtlich bald folgen. Das Institut beschäftigt sich seit mehreren Jahren bereits mit eingehenden Verhandlungen über die Reform des internationalen Seerechts, und es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die englischen Juristen, welche an denselben Theil nehmen, den continentalen Rechtsanschauungen auf diesem Gebiete sich mehr und mehr annähern. Ein solcher Vorschlag, von Männern ausgehend, welche den juristischen und politischen Kreisen sämmtlicher civilisirten Länder angehören, wird vielleicht darauf hinwirken, daß das durch die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses begonnene Reformwerk bald um einen wichtigen Schritt weitergefördert wird.

Elsaß-Lothringen im verflossenen Jahre.

Von Fr. Zelter.

(Schluß.)

Der Gesammteindruck, den man von einem Ueberblick über diese inneren Verhältnisse gewinnt, ist kein günstiger, und so klar, so bestimmt, so politisch richtig auf der einen Seite die Haltung der Regierung dem Lande gegenüber erscheint, einen so verschwommenen, so schwankenden, so politisch unreifen Eindruck macht auf der anderen die Haltung der Parteien. Vor der Einsetzung der neuen Regierung und vor Inkrafttreten der jetzigen Verfassung bestanden in den Reichslanden drei Strömungen, von welchen zwei in derselben äußerlichen Richtung zusammenflossen, die dritte sich ihre besonderen Wege gebahnt hatte. Die beiden ersteren kennzeichneten sich unter den Namen der Protest- und der specifisch katholischen Partei; die dritte war die autonomistische oder, wie sie sich auch nannte, die elsässische Partei. Es hatte sich diese letztere im Jahre 1873, im Gegensatz zu den Protestlern und Abstentionspolitikern, ausgebildet, war aber, obgleich sie sofort nach der Annexion ihr Programm in großen Umrissen aufgestellt hatte, erst bei den Bezirks- und kurz nachher bei den Reichstagswahlen als selbstbewußte Partei aufgetreten; ihre Parole war die Anerkennung der bestehenden Thatsachen, die Constituirung des Landes als eine selbstständige, den anderen deutschen Staaten gleichgestellte, unter der Reichshoheit sich im Sinne der größtmöglichen Autonomie entwickelnde Einheit. Die Protestpartei schrieb auf ihre Fahne die Nichtanerkennung der Friedensverträge und der Zusammengehörigkeit mit Deutschland, den reinen, immer wiederkehrenden, durch die völlige, auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens sich erstreckende Abstention sich documentirenden Protest. Dieser Auffassung der Lage hatte sich die sogenannte katholische Partei in ihren ersten Programmen angeschlossen, hatte sich aber bei dem ersten Auftreten der elsaß-lothringischen Abgeordneten im Reichstag durch die bekannte Erklärung des Bischofs von Straßburg davon losgesagt, hatte dann, in der Person ihrer im Reichstag verbliebenen Abgeordneten, eine zweischneidige, auf der einen Seite gegen des Bischofs Erklärung protestirende, auf der andern mit dem Centrum auf Erlangung einer autonomen Regierung hinarbeitende Haltung angenommen, hatte den Autonomisten den offenen Krieg erklärt, und die Vertreter der nach und nach aus der Abstention hervortretenden Protestler in ihr Bündniß gegen die Regierung und gegen die Autonomisten aufgenommen. Gedrängt von der öffentlichen Meinung, die sich je mehr und mehr, und besonders durch die Reichstagswahlen von 1877 gegen die Abstentionspolitik aussprach, waren die Protestler und die katholische Partei nach und nach aus ihren ersteingenommenen Stellungen herausgezwungen und auf den Boden der activen Arbeit geführt worden, ohne daß dieselben aber ihre schroffe Feindseligkeit gegen die Autonomisten aufgegeben hätten. In den letzten Reichstagssessionen, vor der durch das kluge und gewandte Operiren dieser letzteren wesentlich geförderten Reform der reichsländischen Constitution, war es so weit gekommen, daß die Candidaten der Protestpartei, um sich den Wählern zu empfehlen, sich als „die Autonomisten im wahren Sinne des Wortes" ausgeben zu müssen glaubten, und daß die katholische Partei, Hand in Hand mit ihnen, in dem Reichstag und in dem Lande selbst die Autonomisten dadurch zu verdrängen suchte, daß sie dieselben durch Formulirung von immer weiter gehenden, und die Grenzen der derzeitigen politischen Möglichkeit weit überschreitenden, auf dem Gebiete der Autonomie aber und der Selbstverwaltung sich bewegenden Forderungen zu überbieten trachtete. Es hatte sich somit eine Schiebung der Verhältnisse vollzogen, die weit, entfernt zur Klärung der Lage beizutragen, dieselbe im Gegentheil von Grund aus trübte, da man sich plötzlich vor Protestler gestellt sah, die heute die Zurechtbestehung des Friedensvertrages leugneten, morgen aber nichtsdestoweniger die Verleihung einer autonomen Verfassung und Regierung beanspruchten, vor einer katholischen Partei, die vorgab, ihrerseits auch, und zwar von jeher, die Selbstständigkeit des Reichslandes erstrebt zu haben, die aber Hand in Hand mit den Protestlern ging, und alle Gemeinschaft mit denjenigen, die das Programm der Autonomie von Anfang an verfochten hatten, mit äußerster Entschiedenheit von sich wies. Die Frontveränderung dieser Parteien mußte zur nothwendigen Folge haben, daß die Autonomistenpartei sich in einer mißlichen Lage fühlte, da ihre Gegner, im Augenblick wo sie den Sieg davontrug, sich in geschickter Weise ihrer Fahne bemächtigten, — freilich um davon einen andern, als den von derselben bedingten Gebrauch zu machen, und lediglich um vor den Wählern sich als diejenigen hinzustellen, die dem Lande die neu errungenen Rechte und weitere Zukunftszugeständnisse aus Berlin nach Hause mitgebracht hätten.

In dieser Lage fand die Statthalterschaft das Reichsland. In Deutschland erwartete man wohl, daß die dortige Einwohnerschaft den Führern der Autonomisten, welchen diese Reform hauptsächlich zu verdanken war, nun die größte Anerkennung zolle, daß diese Partei, die bis dahin numerisch die schwächste gewesen, den größten Theil der in den anderen Parteien vertheilten Elemente in sich aufnehme; und daß die Statthalterschaft, von dieser Meinung getragen, die Ausbildung der Verfassung in normalen Verhältnissen, und mit der offenen Beihülfe der Majorität, in die Hand nehme. Es wäre dies eine

*

logische Entwickelung der Dinge gewesen, wie man sie in älteren, politisch schon ausgebildeten Ländern und Staaten oft erlebt hat. So kam es aber nicht, und daß es anders kam, daran tragen eben die noch unreifen, politisch nicht geschulten, auch in unliebsam persönlich verbissenem Hader herumschwirrenden und überdies von Außen her bedenklich beeinflußten Zustände des Reichslandes die Schuld. Der Tag des Sieges der Autonomisten in Berlin ward nicht der Tag ihres Triumphes in Elsaß-Lothringen. Ihre Gegner nahmen gerne die Vortheile in Empfang, die ihnen aus der neuen Verfassung erwuchsen; sie ließen sich in den erwähnten Landesausschuß wählen, brachten dort selbstständige Anträge ein, gründeten Zeitungen, — beanspruchten aber für sich selber das Verdienst, diese Reform herbeigeführt zu haben und eine weitere Ausbildung der Autonomie, mit Beibehaltung des nach Frankreich hinüberschauenden Protestes, auf die den Autonomisten entwendete Fahne schreibend, zogen sie, ohne einen Mann von ihren Heerschaaren zu verlieren, mit bewunderungswürdiger Unverfrorenheit in das von den Autonomisten erbaute Haus ein. Wenn man wenigstens sicher wäre, daß diese Hausbewohner sich nicht, unter dem Deckmantel der „wahren Autonomie", mit dem Gedanken, das Dach abzudecken und die Grundsteine loszulösen, herumtragen! Die Verwirrung, die durch dieses Manöver im Lande hervorgerufen wurde, mag groß gewesen sein, und vielleicht trifft die Autonomisten der Vorwurf, daß sie ihrerseits, als sie ihre Gegner auf diesem Wege sich bewegen sahen, nicht in geschlossenen Reihen und Schulter an Schulter vorgingen, dem Lande in ihren Blättern, in Flugschriften, in öffentlichen Versammlungen die Lage klar auseinander legten und, mit gewandter Benutzung der ehemaligen Reden und Programmen der Protestler und ihrer Verbündeten, den unwiderlegbaren Beweis lieferten, daß was jetzt geschehen, nichts Anderes war als die Erreichung des von der autonomistischen Partei gleich von Anfang an sich gestellten, von den Anderen aber nicht gewollten, und mit aller Macht und mit allen möglichen Waffen bekämpften Zieles. Die Autonomisten unterließen es, eine solche Bewegung in dem Lande hervorzurufen. Sie nützten ihren Sieg nicht aus und, wie dies öfter geschieht, überließen sie ihren Gegnern das von ihnen errungene Feld. Statt sich enger unter sich zu verbinden und die willigen Elemente von den anderen Parteien loszulösen und an sich zu ziehen, lockerten sie vielmehr die Bande, die bis dahin unter ihnen bestanden auf, und traten in eine Periode der inneren Zerwürfnisse, des unentschlossenen, weder planmäßig geregelten, noch nach einem festbestimmten Zwecke hin sich bewegenden Handelns. In kleinen Gebietstheilen, die plötzlich durch die Verhältnisse ein selbstständiges politisches Leben zu führen veranlaßt sind, pflegen die persönlichen Fragen einen großen Einfluß auf die Führung der öffentlichen Geschäfte auszuüben. Man forscht nach den höheren, principiellen oder auch nur taktischen Gründen, welche diese oder jene Maßregel, diese oder jene Haltung einer Partei bestimmt haben mögen, und man stößt auf Erwägungen, die auf rein persönliche Momente hinauslaufen, und die in, wie es Weiterstehenden erscheint, ungebührlicher Weise in die Geschicke der Parteien, in die Leitung der Geschäfte eingegriffen haben. Es hält in solchen Zuständen schwerer als man es glaubt, sich zu höheren Anschauungen zu erheben und mit Hintansetzung dieser kleineren Beweggründe nur das Große, nur das Ganze im Auge zu behalten. Vielleicht mag Elsaß-Lothringen auch einem solchen, in anderen deutschen Kleinstaaten und engeren Ländercomplexen oft und viel sich entwickelnden, inneren Proceß unterliegen, der dessen Aufschwung erschwert und der die Bewohner dieses Landes noch darin hindert, im richtigen Augenblick das im allgemeinen Richtige, ohne sonstige Nebengedanken und Rücksichten zu treffen und zu erfassen. Auf eine andere Weise läßt sich kaum die auffallende Zersplitterung begreifen, die sich in dem autonomistischen Lager seit anderthalb Jahren documentirt. Nichts wäre natürlicher gewesen, als daß nach Erlaß des Gesetzes von 1879 die, wie in jeder, so auch in der autonomistischen Partei vorhandenen Nüancen sich zu einem Ganzen verschmolzen hätten, daß überhaupt Alles, was es mit der Vervollständigung der autonomen Verfassung ernstlich und ehrlich meinte, sich gesammelt und zur gemeinsamen Arbeit um diesen Krystallisationspunkt vereinigt hätte. Daß dem aber nicht so geworden ist, das ersehen wir unter Anderm noch aus einem in jüngster Zeit zwischen den beiden autonomistischen Organen, dem „Elsässer Journal" in Straßburg und dem „Expreß" in Mülhausen vom Zaune gebrochenen Streite, und aus einem, von dem letzten dieser Blätter zum Ausdrucke gebrachten Vorschlag. Beide haben gemeinsame Gegner, welche diese Blätter ohne Schonung angreifen und zu verdächtigen suchen. Beide verfolgen sie auch dasselbe Ziel. Statt aber nun einander in die Hände zu arbeiten, nörgeln sie gegenseitig an einander herum, und in den letzten Monaten brachte es der „Expreß" so weit, daß er den Vorschlag machte, eine Partei zu gründen, die sich, im Gegensatz zu den Protestlern und zu der katholischen Partei, die „constitutionelle" nennen und ehrlich und offen den Weiter- und Ausbau der Autonomie erstreben würde. Diese Partei besteht aber schon unter dem Namem der „autonomistischen", wird man einwenden; — dies ist wohl wahr; aber es gehört eben zu den elsaß-lothringischen Eigenthümlichkeiten, daß die oberelsässischen Autonomisten sich nicht den Anschein geben wollen, als unterstellten sie sich den unterelsässischen; was von Straßburg ausgeht, pflegt in Colmar und in Mülhausen auf unfruchtbaren Boden zu fallen; und weiter noch wollen die Oberelsässer durch offenen Anschluß an die von den Pariser Blättern arg angefeindeten „Autonomisten" nicht ihre guten gesellschaftlichen Beziehungen zu ihren französischen Freunden verscherzen; sie haben lange Jahre hindurch mit denselben in ein Horn geblasen, haben weidlich an der Hetzjagd gegen die Autonomisten Theil genommen, haben, um sich selber gegen alle Anfeindungen zu feien, ihr Gutes dazu beigetragen, diesen Sündenbock in die Wüste hinauszustoßen; — im Grunde strebten sie demselben Ziele zu wie die Autonomisten, und jetzt, wo der Zeitpunkt gekommen ist, öffentlich Autonomie zu treiben und sich gegen das gefährlicher werdende Auftreten der Gegner zu wehren, jetzt helfen sie sich dadurch aus ihrer Verlegenheit, indem sie mit Umgehung oder geflissentlicher Ignorirung der Straßburger Autonomisten ihre eigene, kleine, sogenannte „constitutionelle" Kirche zu erbauen erklären. Ob „constitutionell" oder „autonomistisch", der Name thut ja nichts zur Sache, und es kann uns einerlei sein, ob die Elsässer unter diesem oder unter jenem Namen sich in die Lage schicken und mit Deutschland an die politische Arbeit treten; — als Signatur jener seltsam kleinlichen Zustände mag aber doch dieser Zwischenfall betont werden. Hoffentlich kommt auch der Tag, wo die Autonomisten (oder eben die Constitutionellen, wenn ihnen dieser Name besser gefällt) einsehen werden, daß sie nur durch festes Zusammenhalten, durch ungeschminktes Anerkennen der bestehenden Ordnung, ihren Gegnern mit Erfolg werden die Stirne bieten können, daß aber das bisherige, lediglich als Captatio Benevolentiae der Pariser Politiker aufzunehmende Desavouiren des Einen durch die Andern nur den Protestlern Nutzen und Vortheil bringt und schließlich dazu führen könnte, die so schwer errungenen Zugeständnisse des deutschen Reichstags und Bundesraths wieder aufs Spiel zu setzen. Daß für diese Partei eine festere Gliederung, ein dem Ziele, das sie sich vorgesteckt hat, entsprechenderes, selbstbewußteres und consequenteres Handeln eine Lebensbedingung ist, das werden deren Mitglieder wohl aus den jüngsten Verhandlungen des Landesausschusses erkannt haben. Die rücksichtslose Entschlossenheit und die perfide Gewandtheit, mit welcher die Redner der anderen Parteien in die Schranken getreten sind, muß auch den Vertrauensseligsten alle Zweifel darüber benommen haben, daß, einer solchen Taktik gegenüber, ein weiteres Laviren und Compromittiren nur die eigene Schwächung und völlige Lahmlegung in ihrem Gefolge tragen kann. Wie die Dinge heute liegen, erscheinen uns die inneren elsaß-lothringischen Parteiverhältnisse wie eine Versumpfung, von welcher gerade diejenigen Nutzen ziehen, deren einziger Zweck, trotz aller ihrer Verklausulirungen, die Verhinderung einer allmählichen Aufbesserung der Verhältnisse und der normalen Entwickelung der Reichslande ist und

bleibt. Die Regierung hat das Ihrige gethan, sie thut es jeden Tag weiter; der Reichstag und der Bundesrath haben vor zwei Jahren ebenfalls, in weitgehender Weise, und lediglich durch das loyale Auftreten der autonomistischen Abgeordneten dazu bewogen, dem Lande das Fortschreiten auf dem durch den Reichskanzler bezeichneten Wege ermöglicht und erleichtert; — an diejenigen, die, als Vorkämpfer dieses Gedankens, dort im Reichslande und hier in Berlin aufgetreten sind, tritt nun die Anforderung auch ihrerseits, dem Statthalter ihre Unterstützung dadurch zu verleihen, daß sie mit Entschiedenheit Klarheit in jene Parteidämmerung bringen, daß sie die Gegner im Landesausschuß und in der Presse zwingen Farbe zu bekennen und aus dem schillernden Zwielichte der protestlerischen Autonomie oder des autonomistischen Protestes hervorzutreten. Hie Welf, hie Waiblingen! muß es jetzt heißen; hier die Freunde, dort die Feinde! und aufhören muß das Doppelspiel, das einigen Politikern erlaubt, sich in den Pariser republikanischen Zeitungen als Protestler, in den rheinischen ultramontanen Blättern als Mitglieder der katholischen Partei und den elsässischen Wählern gegenüber als Autonomisten vorzuführen. Vollführt sich diese Scheidung der „constitutionellen" und der „anticonstitutionellen" Elemente, so kann das Reichsland durch die Vereinigung aller derjenigen, die es ehrlich mit der autonomen Entwickelung meinen, durch das Zurückdrängen aller kleinlichen Empfindlichkeiten, durch die Unterordnung Aller unter eine richtige Parteidisciplin einer gesunden und fördernden Zukunft entgegensehen. Sollte dies aber nicht geschehen, sollte der heutige Zwitterzustand weiter fortdauern, sollten die Gegner der Autonomie unter heuchlerischer Anrufung dieses Principes es dazu bringen, daß sie durch geschickt berechnete Maßlosigkeit in ihren Forderungen die Autonomisten aus dem Felde schlügen und die Bestrebungen der Regierung lähmten, — so stünde Elsaß-Lothringen vor einer neuen Krisis, deren Folgen unberechenbar sein dürften.

Literatur und Kunst.

Kunstgelehrte contra Künstler.*)

Ueber Herrn Dr. Bodes Artikel im Aprilheft der Preußischen Jahrbücher:
Die neueste Erwerbung der Berliner Gemäldegalerie
„Neptun und Amphitrite" von P. P. Rubens.

Ich begrüßte diesen Artikel, als ich von seinem Erscheinen hörte, mit dem lebhaftesten Interesse, da ich eine scharfsinnige und unwiderlegliche Beweisführung für die vielbestrittene Echtheit, Schönheit und den Werth des fraglichen Bildes von einem in dieser Angelegenheit zunächst Betheiligten erwartete, und mich — wenn auch widerstrebend — von meiner gegentheiligen Meinung überzeugen lassen wollte. Herr Bode wendet sich in seinem Artikel auch besonders gegen die „Künstlerkreise" und will diesen und ihren Angriffen gegenüber „aus dem Bilde selbst den Nachweis seiner Echtheit wie der völlig eigenhändigen Ausführung durch Rubens führen".

Um von vornherein über meine persönliche Meinung betreffs des Bildes selbst keinen Zweifel aufkommen zu lassen, will ich hier gleich erklären: ich glaube nicht — bis unwiderlegliche Beweise beigebracht sind — daß an dem fraglichen Bilde auch nur ein Strich von Rubens Hand herrührt, und ich halte den für das Bild gezahlten Preis dem positiven Werthe desselben gegenüber für unangemessen hoch.

Ich halte das Bild seiner Malweise nach für eine Arbeit aus dem Ende des XVII. oder dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts, und nehme dies — trotz Herrn Bode — „ganz ernsthaft", da ich mich als Maler auf Stil und Technik u. dergl. mindestens ebenso gut zu verstehen glaube wie Herr Bode.

Vielleicht ist es zur Decoration eines Saales bestimmt gewesen, für welchen der Auftraggeber eine Arbeit in Rubens'schen Stile gewünscht hat; darin würde — 50 bis 60 Jahre nach dem Tode eines Meisters wie P. P. Rubens — nichts Erstaunliches oder Befremdliches liegen; Aehnliches geschieht heutzutage noch. Möglich, daß sogar das zweimalige Anstücken der Leinwand ein Beweis für meine obige Annahme ist. Das Bild hat vielleicht mehrere Male verschieden großen Wandflächen als Decoration dienen müssen, und man hat dafür mehrere Male an der bequemsten Stelle ein Stück angesetzt, ob der Autor des Bildes selbst oder ein Anderer, ist nebensächlich, weil keine übermäßige Meisterschaft, am allerwenigsten ein Rubens, dazu gehört, das Stück schwarzbraune Segel im oberen Theile des Bildes zu malen.

Aber das Alles sind Vermuthungen, welche sich weder bestreiten noch beweisen lassen. Auf solchen Vermuthungen würde ich einen Beweis für die Echtheit des Bildes oder auch nur für die Ueberweisung der Autorschaft an einen bestimmten Künstler nicht aufzubauen wagen.

Doch wodurch führt nun Herr Bode den Beweis der Echtheit aus dem Bilde selbst?

Zunächst sagt er: Ich finde die Composition schön, großartig, entzückend; wie man in den Formen und in der Zeichnung des Bildes Rubens nur einen Augenblick hat verkennen können, ist mir unverständlich; die Färbung ist voller Pracht und Harmonie und übertrifft noch die Zeichnung .....; das Alles sage ich, Dr. Bode, und darum „ist an der Echtheit, an der Eigenhändigkeit der Ausführung, an der trefflichen Erhaltung des Bildes nicht zu zweifeln".

Das ist ja Alles recht schön und gut, aber, Herr Dr. Bode — Ihre Ansichten in Ehren —, ein Beweis ist das doch noch nicht, namentlich uns skeptischen Künstlern gegenüber, die wir

*) Als der Streit um die Echtheit der neuesten Erwerbung unseres Museums „Neptun und Amphitrite" entbrannte, wandten wir uns an den Director der Kunstakademie, Herrn Professor Anton von Werner, mit der Bitte, sein wichtiges Votum in dieser Frage abzugeben und durch unser Blatt zu veröffentlichen. Professor Anton von Werner erklärte uns damals, daß seiner künstlerischen Ueberzeugung nach das Bild nicht von Rubens herrühre, und daß er keinen Anstand nehmen würde, sich in diesem Sinne öffentlich auszusprechen, wenn ihm seine Stellung als Director der Akademie nicht eine gewisse Zurückhaltung auferlegte. Für den Augenblick wolle er also nicht in die Debatte eingreifen, da bis zur Stunde die Discussion sich innerhalb der kunstkritischen Kreise bewegt habe und die Auslassung des einzigen Künstlers, der in der Sache bisher mitgesprochen, des Mitgliedes der Akademie, Fritz Werner, mehr den Charakter eines veröffentlichten Privatbriefes als den eines beabsichtigten öffentlichen Angriffs gegen die Erwerbung trage. Als nun aber der an dem Ankauf unmittelbar mitbetheiligte Dr. Bode in den „Preußischen Jahrbüchern" mit aller Entschiedenheit für die Echtheit des Bildes eintrat, und in diesem Artikel, der gewissermaßen eine officiöse Unterlage hatte, sich mit großer Entschiedenheit gegen diejenigen Künstler, welche die Auffassung der Käufer nicht theilen, wandte, durfte und mußte der Director der Kunstakademie, Professor Anton von Werner, als ein berufener Vertreter jener angegriffenen Künstler, aus seiner zurückhaltenden Stellung hervortreten. In Folge dieser veränderten Verhältnisse hat sich Professor Anton von Werner veranlaßt gesehen, nachträglich unsre früher ausgesprochene Bitte zu erfüllen und uns die obige Entgegnung auf den Bode'schen Aufsatz zur Veröffentlichung zu übergeben.

Wir bemerken noch, daß Herr Director Anton von Werner sich aus Gesundheitsrücksichten genöthigt gesehen hat, Berlin auf einige Zeit zu verlassen, und daß ihm in seiner ländlichen Abgeschiedenheit bis zum Augenblick, da wir diese Nummer redactionell abschließen müssen, die neueste Veröffentlichung über „Neptun und Amphitrite", welche aus der Feder des Directors der Gemäldegalerie der Königl. Museen, Herrn Dr. Julius Meyer, stammt und in dem amtlichen Organe der Königl. Kunstsammlungen erschienen ist, im Wortlaute noch nicht vorgelegen hat. Sollten in diesem Aufsatze neue Beweise für die Echtheit des Bildes vorgebracht sein, so würde es Herrn Director von Werner natürlich vorbehalten bleiben, seine Gegengründe geltend zu machen.

Die Redaction.

immer noch nicht recht daran glauben wollen, daß uns für die Beurtheilung solcher Dinge unseres Faches die nöthigen Fähigkeiten und die nöthige Objectivität fehlen, trotzdem uns dies schon oft genug und auch officiellerseits gesagt worden ist! Ich sage beispielsweise das gerade Gegentheil von all dem, was Sie oben zu sagen beliebten, und beanspruche dafür mindestens dieselbe Glaubwürdigkeit, wie Sie, wenngleich ich nicht die Kühnheit habe, dieselben Schlüsse daraus zu ziehen, wie Sie! (Und dann, in Parenthese, ein freundschaftlicher Rath: das Gebiet der malerischen Technik und Behandlungsweise, wie es auf Seite 425 des fraglichen Artikels gestreift wird, wo von „flüssiger Primabehandlung auf ölgetränktem Kreidegrund u. dgl. m." die Rede ist, ist für den Unkundigen ein sehr gefährliches; für den Gelehrten dürfte es keine Schande sein, von diesen Dingen, in welchen ihm jeder Schüler der Malklasse im zweiten oder dritten Semester überlegen ist, nichts zu verstehen, sondern weise Vorsicht, diesem Gebiete bei Beweisführungen möglichst fern zu bleiben!)

Als weiteres Argument seiner Beweisführung erzählt uns Herr Bode, daß P. P. Rubens sehr viele schöne Bilder gemalt hat, u. a. auch solche, welche Tiger, Löwen und andere Bestien zur Darstellung bringen, was mir allerdings nicht ganz unbekannt ist. Er führt einige 40 bis 50 davon namentlich auf, und sagt dann einfach: weil Rubens diese und diese Bilder alle gemalt hat, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß er auch unser 200,000 Mark-Bild gemalt hat. Ich kenne nun von den citirten Bildern von Rubens sehr viele und eine Menge anderer dazu, und erlaube mir gerade deswegen zu behaupten: weil Rubens diese alle, soviel wir wissen, gemalt hat, so halte ich es für unmöglich, daß er diesen „Neptun und Amphitrite" gemalt hat. Herr Bode findet auch als Beweis für die Echtheit „ein gewisses Maßhalten in der Form, ein Anlehnen an die Antike und an die klassischen italienischen Meister" in dem Bilde, als Frucht des Aufenthaltes des Meisters in Italien, von 1600 bis 1608. Ich finde leider von all dem gar nichts, sondern beispielsweise die Köpfe von Neptun und Amphitrite so langweilig und nüchtern und ihre Bewegung und ihre Gliedmaßen so gewöhnlich und geschmacklos, wie mir solche in keinem andern Werke des gewaltigen Meisters bekannt sind.

Damit hat Herr Bode also noch nichts bewiesen.

Herr Bode wird aber auch präcis in seinen Vermuthungen und stellt die Periode zwischen den Jahren 1608—1612, speziell das Jahr 1609 oder 1610 als Entstehungszeit des Bildes fest. Rubens war 1610 dreiunddreißig Jahre alt und stand in der Vollkraft seines künstlerischen Schaffens und auf der Höhe künstlerischen Ruhmes, und Herr Bode hat ganz recht, wenn er glaubt, daß Rubens in diesem Jahre keine „eigentlichen Jugendbilder" mehr gemalt hat. Das Jahr 1608 wird markirt durch die große dreitheilige Altartafel des heiligen Ildefonso im Belvedere zu Wien, das Jahr 1612 durch die Kreuzabnahme in der Kathedrale zu Antwerpen, zwei der gewaltigsten und vollendetsten Schöpfungen des Meisters, welche doch sicherlich Herrn Bode bekannt sind, obgleich er dieselben in dem langen Verzeichniß von Werken, welches er in seinem Artikel anführt, merkwürdigerweise vergessen hat — vielleicht weil sie zu bekannt sind? Und mitten zwischen diese zwei gewaltigen Schöpfungen — wollen Sie, Herr Dr. Bode, diese schwächliche Leistung „Neptun und Amphitrite" hineinverlegen und dem Rubens von 1609 octroyiren, trotzdem Sie den Vergleich mit dem St. Ildefonso-Bilde, das ja auch in Wien sich befindet, so leicht bewerkstelligen konnten? Nicht doch, das wäre ja eine Beleidigung für Rubens, und „das braucht man wohl deshalb nicht ernsthaft zu nehmen"? ....., hier liegt sicherlich nur ein Versehen oder ein Druckfehler vor, und wir streichen besser diese Jahreszahl 1609—1610 aus Ihrer Beweisführung, da sie vorläufig ja nur auf einer Vermuthung Ihrerseits oder einem Irrthum beruhen kann. Bis hierher habe ich also den angekündigten „Beweis für die Echtheit des Bildes aus diesem selbst heraus" noch nicht in dem Artikel des Herrn Bode finden können, von dem Beweis für die Güte, Großartigkeit oder Vortrefflichkeit des Bildes ganz abgesehen, denn diesen beizubringen dürfte Herrn Bode, selbst mit Aufwand aller Kunstgelahrtheit, wohl unmöglich sein. Indeß das letztere ist Geschmackssache und darüber ist nicht zu streiten.

Herr Bode sagt aber noch:

„Die Beibringung der äußeren Zeugnisse für die Herkunft des Bildes steht erst in zweiter Linie, und ist einer anderen Stelle vorbehalten."

Ja, aber warum erst in zweiter Linie? Ich gebe zwar nicht sehr viel darauf, aber ich bin doch begierig, etwas davon zu erfahren, man weiß dann doch wenigstens Wie und Wo? Selbst einen stichhaltigen Nachweis über Stoff und Webeart der Leinwand, ob holländische oder deutsche, über den Malgrund, die gebrauchten Farben u. dergl. m. würde ich nicht verachten, weil außerordentliche Fachkenntnisse zu solchen Untersuchungen gehören, und ich mich ja gern zur Erweiterung meiner Kenntnisse überzeugen lassen möchte. Ich erlaube mir indeß Herrn Bode an Eins zu erinnern: Wir haben in unserer Gemäldegalerie früher eine Reihe von Bildern als echte Velasquez, Correggio, Rubens, Van Dyk und andere Größen bewundert, und die frühere Galeriedirection hat für deren Echtheit die schönsten Beweise vorgebracht, wie sie ohne Zweifel ebenso auch die jetzige Direction oder Herr Bode für diesen sogenannten Rubens beibringen wird. Das hat indeß nicht verhindert, daß die jetzige Direction das Publicum durch eine gründliche Umtaufe, an welcher sicher Herr Bode lebhaft betheiligt gewesen ist, über die Irrthümer ihrer Vorgänger aufgeklärt hat — und wer bürgt dafür, daß die nächste Generation mit der jetzigen nicht ebenso verfahren wird? Glücklicherweise werden die Bilder dadurch weder besser noch schlechter! Herr Bode darf sich also nicht darüber wundern, wenn unser Glaube an die Autorität und Unfehlbarkeit der Galerieverwaltungen nicht zu stark ist, da er ja selbst dazu beigetragen hat, denselben zu erschüttern, und er muß mir also schon verzeihen, wenn ich auf derartige Taufen, unterstützt durch Documente, nicht gerade zu großen Werth lege, wenn es sich darum handelt, außer dem Nachweise der Echtheit, zu constatiren, ob ein Bild gut oder schlecht, werthvoll oder werthlos sei.

Durch Herrn Bodes Beweisführung bin ich also zu meinem Bedauern weder von der Echtheit, noch von der Schönheit, noch von dem materiellen Werthe des Bildes überzeugt worden, und erlaube mir demgemäß, vorläufig bei meiner Meinung zu bleiben.

Seiner Beweisführung fügt Herr Dr. Bode auch noch als Abwehr gegen die bösen „Künstlerkreise" einen Satz hinzu, die Intentionen der Galerieverwaltung betreffend, welche ihm als Mitglied derselben ja genau bekannt sein müssen. Derselbe lautet:

„Jedenfalls wird die Galerieverwaltung, unbeirrt durch die Stimmungen des rasch wechselnden Kunstgeschmacks, nach wie vor nach den Bedürfnissen der Galerie, welche die Entwickelungsgeschichte der Malerei veranschaulichen soll, wie nach den Gesetzen der Schönheit und des Geschmacks in der Vermehrung der Sammlung fortfahren."

Das ist sehr schön, und mit dem letzten Theil dieses Satzes werden Künstler und Publicum rückhaltlos einverstanden sein. Mit dem ersten Theil desselben hat es aber doch so seine Bedenken. Uns Künstlern will es scheinen, als ob der „rasch wechselnde Kunstgeschmack" eher in jenen Kreisen zu suchen ist, welchen Herr Bode angehört, als in den unsrigen, oder im Publicum, und was „die Bedürfnisse der Galerie betreffs der Entwickelungsgeschichte der Malerei" betrifft, so haben wir da auch unsere eigenen Anschauungen. Einer meiner Collegen bezeichnete einst die dahin gerichteten Bestrebungen der Galerieverwaltungen mit dem treffenden Ausdruck „kunstwissenschaftlichen Sport treiben", und dafür schwärmen wir nun allerdings nicht.

Wir sind der Galeriedirection dankbar für jedes gute Bild, welches sie erwirbt, weil es uns in unseren Studien und unserer künstlerischen Thätigkeit fördert und den Geschmack des Publicums bildet, und fragen dabei nicht viel nach Titel und Namen; das dafür verausgabte Geld wird zu einer productiven Anlage, und für ein wirklich gutes Bild wird uns darum kein Preis zu hoch erscheinen. Die Galerieverwaltung darf überzeugt sein, daß ich ihr zur Befriedigung solcher Bedürfnisse von ganzem Herzen einen

stets reich gefüllten Säckel wünsche, und dies um so aufrichtiger, als ich aus eigener Erfahrung weiß, wie schmerzlich es ist, da schmale Kost auftragen zu müssen, wo man gern einen reich besetzten Tisch bieten möchte! Aber ich gestehe, daß mir die „Entwickelungsgeschichte der Malerei" außerordentlich gleichgültig ist, wenn das Interesse für dieselbe dahin führt, zu vier guten unzweifelhaften Bildern eines Meisters noch ein fünftes schlechtes und zweifelhaftes zu erwerben, nur um es zu besitzen! Solchen „kunstwissenschaftlichen Sport" mag sich ein Privatmann erlauben, der Staat soll es nach unserer Auffassung, als unproductiv, nicht thun!

Herr Bode stellt aber ausdrücklich die Echtheit eines Bildes für die Galerie in erste Linie, während ich als Künstler mehr auf „Güte" sehe. Er betont dies besonders auf Seite 432 seines Artikels, wo von dem Ankauf des „heiligen Sebastian von Rubens" als urkundlich beglaubigter Originalarbeit die Rede ist, „welches Bild man in London fast einstimmig für eine Schülerarbeit erklärte". Nun, Herr Dr. Bode, sollten die Herren „Kenner" in London wirklich so sehr viel weniger gelehrt oder erfahren sein, als — wir hier?? Seiner Schönheit oder sonstiger Qualitäten wegen hätte dieser heilige Sebastian doch wahrhaftig nicht angekauft zu werden brauchen, ebenso wenig wie eine Anzahl ähnlicher echter Bilder von Schiavone, Tizian u. A. m., bei deren Ankauf wohl mehr auf eine Bereicherung der Galerie nach der quantitativen als der qualitativen Seite hin Rücksicht genommen worden ist. Ich, als Künstler, hätte dieselben recht gut entbehren können, und ich glaube, das Publicum — auch.

Vielleicht dienen diese Bemerkungen dazu, Herrn Dr. Bode darüber aufzuklären, was ihm in unseren Anschauungen unverständlich ist.

Die Herren Kunstgelehrten behaupten ja, daß uns Künstlern im Allgemeinen sowohl, wie speciell für diese Art amtlicher Thätigkeit, welche Herr Dr. Bode ausübt, bekanntermeise die nöthige Objectivität fehle, und sie beanspruchen umgekehrt von uns unbedingtes Vertrauen in ihre Objectivität und ihre Kennerschaft, obgleich sie wissen, daß wir der Meinung sind: mit aller Kunstgelehrsamkeit ließe sich nicht ein Quadratzoll Bildfläche schaffen, und die Herren möchten eher von uns, als wir von ihnen lernen können, weil wir die Schaffenden und sie die Registrirenden sind.

Nun, sie sollten also nicht erstaunt sein, wenn wir für Beides den Beweis verlangen, welcher meines Wissens bis jetzt noch nicht beigebracht worden ist, und für welchen Vorkommnisse wie die Erwerbung von „Neptun und Amphitrite" und Herrn Dr. Bodes Artikel darüber schwerlich die geeignetsten Mittel sein dürften.

Berlin, im April 1881. A. v. Werner.

Die historischen Wirkungen der „Kritik der reinen Vernunft".

Von Johannes Volkelt.

2. Kant und die Gegenwart.

Haben wir bisher an Fichte und seinen Nachfolgern diejenigen Seiten hervorgehoben, nach denen sie wenigstens im Allgemeinen als echte Weiterbildner des Geistes der Vernunftkritik erscheinen, so dürfen wir nun nicht länger den Punkt verschweigen, in dem sie den Vorwurf, den Sinn derselben völlig mißdeutet zu haben und auf einen von Kant, ja schon von Locke gründlich überwundenen Standpunkt zurückgefallen zu sein, vollauf verdienen.

Kant rühmt seine Philosophie, im Gegensatz zum Dogmatismus, als eine kritische, und er thut dies, weil er es für vorreilig erklärt, ohne weitere Prüfung, in gutem Glauben an die der Wirklichkeit gewachsene Beschaffenheit unseres Denkens, an das Erkennen der verschiedenen Daseinsgebiete zu gehen. Das Erkennen trete naturgemäß mit dem Anspruche auf, die Dinge an sich zu erfassen. Nun aber sei das Erkennen gänzlich außer Stande, jemals über die Vorstellungen, über das Bewußtsein hinauszugreifen, denn zwischen dem Vorstellen und dem Dinge an sich bestehe für denjenigen, der sich auf der Seite des Vorstellens befindet, eine absolute, unüberbrückbare Kluft. Wie also solle es bei solcher fundamentalen Schwierigkeit überhaupt noch zu einem objectiven Erkennen kommen? Daher müsse die Philosophie, bevor sie die Wirklichkeit zu erkennen suche, sich die Möglichkeit des wissenschaftlichen Erkennens selbst zum Probleme machen und demnach an ihre Spitze die Aufgabe stellen, Umfang, Grenzen, Bedingungen des Erkennens zu bestimmen. Man darf geradezu, wenn man sich nicht an den Wortlaut Kants hält und seine Sätze von gewissen Einengungen und dogmatischen Resten befreit, den Grundgedanken seiner Vernunftkritik so bezeichnen, daß die Erkenntnißtheorie im Sinne einer Wissenschaft, die nicht selbst schon Erkennen voraussetzen darf, die grundlegende Disciplin der Philosophie sei.

Bei Fichte und seinen Nachfolgern nun findet man kaum eine Spur von dieser erkenntnißtheoretischen Haltung der Philosophie. Der erkenntnißtheoretische Gegensatz von Vorstellung und Ding an sich, der subjective Charakter aller unserer Erkenntnißacte, die dem Erkennen überall begegnenden Schranken der Endlichkeit — dies Alles hat seine beunruhigende Kraft verloren und wird nicht zur entscheidenden Triebfeder beim Beginne des Philosophirens. Das Denken geht in der ganz unbezweifelten und ungeprüften Voraussetzung seiner weltenthüllenden Macht an seine Arbeit, als wäre ihm dieselbe vom Himmel herab garantirt. Damit hängt dann zusammen, daß die „Vernunft", die sich von allen Schranken des Subjects und der Endlichkeit überhaupt losgelöst glaubt, alles Versuchende, Abwägende, alle Behutsamkeit in der Entscheidung, alle eingehende Berücksichtigung der nächstliegenden Zweifel und Schwierigkeiten für ihrer Würde nicht entsprechend ansieht. Sie eilt sofort, ohne genügenden Unterbau, auf die höchsten Fragen los, sie mißachtet die Beschäftigung mit dem Unscheinbaren, mit den elementaren Factoren des physischen und psychischen Lebens, mit den subjectiven, anthropologischen Anfängen aller geistigen Gestaltungen. Der Contact mit der Erfahrung wird ihr zur einengenden Fessel, die sie stolz abwirft. Dies Alles bewirkt schon, ganz abgesehen von der Verschiedenheit in den Ergebnissen der Forschung, daß uns aus Fichte, Schelling, Hegel ein so durch und durch anderer Geist des Philosophirens anspricht als aus Kant. Sind jene Drei auch in der Tiefe des Blickes, in der Kraft des Zusammenfassens und Entwickelns ihrem Meister weit voraus, so fehlt ihnen doch, wie sich Liebmann ausdrückt, „das, was der Kantischen Philosophie so wohl anstand: die Keuschheit des Denkens, die logische Askese, die mit unerbittlicher Strenge jeden Schritt ihres Gedankenganges prüft und stets eine unangenehme Wahrheit selbst der schönsten Unwahrheit vorzieht".

Lange Zeit galt dieser Abfall vom Geiste der kritischen Philosophie als ausgemachter Fortschritt. Hegel sieht fast mitleidig auf die behutsam kritische Weise Kants herab. Als jedoch die Hegel'sche Philosophie, diese glänzendste Erscheinung des nachkantischen Idealismus, sich immer mehr zersetzte, als auf dem speculativen Gebiete überhaupt Verwirrung, Unsicherheit, Epigonenthum überhandnahm und die Verkündiger eines ungebildeten Materialismus immer zahlreicher und lauter wurden, da ließen sich unter denjenigen, die nach Philosophie wirkliches Bedürfniß fühlten, von Jahr zu Jahr mehr Stimmen vernehmen, die dringend auf Kant hinwiesen und in einer erneuerten und genaueren Beschäftigung mit dem allzu leicht „überwundenen" Denker das Heil der Philosophie sahen.

Nach dieser Richtung wirkte auch die Schopenhauer'sche Philosophie, die erst in den fünfziger Jahren zu größerer Wirksamkeit gelangte. Auf diese Weise steht Schopenhauer mit beiden von Kant ausgegangenen Bewegungen in engstem Zusammenhange. Er gehört zu den Hauptvertretern der älteren Bewe-

gung, zugleich aber trug er nicht wenig zur Erweckung der neuen Kant-Aera bei. Und dazu war er nicht nur dadurch befähigt, daß seine Philosophie — und eben damit auch der von ihm laut verkündete Preis des „erstaunlichen" Kant — erst so spät allgemeinere Beachtung fand, sondern vor Allem auch dadurch, weil er in vielen Stücken, so in dem subjectiven Ausgangspunkte der Philosophie, in der Lehre von Raum, Zeit und Causalität und in der Klarheit und Bestimmtheit der Sprache, Kant weit näher geblieben war als Fichte und seine Nachfolger.

Vielleicht der Erste, der in nachdrücklicher und zugleich wirkungsvollster Weise die Erneuerung des Studiums der Kantischen Philosophie verlangte, war Kuno Fischer. In seiner Darstellung derselben (1860) erklärt er den Gesichtspunkt der kritischen Philosophie für „unumstößlich"; er will die Stimmen, die von Kant als einem veralteten Standpunkte reden, zum Schweigen bringen. Kant bilde in dem Entwickelungsgange der neuen Philosophie die „höchste Spitze"; was nach ihm gekommen, sei nur ein Verfolgen seiner Entdeckungen. Und in seiner Logik erklärt er: es gebe zwei Dinge, die man in der Philosophie nicht ungestraft vernachlässigen dürfe: die Aristotelische Logik und die kritische Philosophie. Und ähnlich führte Fortlage (1869) in seinem mit wohlthuender Begeisterung für Kant geschriebenen Aufsatze „Ueber die Kantische Philosophie" den Satz aus: „Das philosophische Denken des gegenwärtigen Zeitalters ist ausgegangen von Kant, und strebt wieder zu ihm als zu seinem Schwerpunkte zurück."*) Fischer wie Fortlage sehen in dem Fichte-Hegel'schen Idealismus die einzig wahre Weiterführung des Kantischen Geistes, nur kämpfen sie gegen „das fortgesetzte Vergessen der Mutterphilosophie", das sich unausbleiblich rächen müsse.

Zwei andere Denker dagegen versuchten in wesentlich abweichendem Sinne die Kantische Philosophie in den Mittelpunkt der philosophischen Bestrebungen zu stellen. Liebmann unterwirft in seinem schlagend gehaltenen, zum Theil hinreißend geschriebenen Buche „Kant und die Epigonen" die Grundgedanken einer jeden der vier von Kant ausgegangenen Hauptrichtungen (Fichte, Fries, Herbart, Schopenhauer) einer scharfen Kritik und kommt jedesmal zu dem Schlusse: „Also muß auf Kant zurückgegangen werden." Der Cardinalfehler Kants, das Hereinziehen des Dinges an sich in das Philosophiren, sei von keinem jener Philosophen verbessert, sondern im Gegentheil ins Ungeheure vergrößert worden. „Das Wesen des Kriticismus besteht in der Einsicht, daß wir, bevor an irgend welche Speculation gegangen wird, uns Rechenschaft darüber geben müssen, was wir überhaupt zu erkennen vermögen." Zwei Jahre später erschien F. A. Langes Geschichte des Materialismus. Hier wird ausgeführt, wie der von Kant in das Bewußtsein als den Anfang, die Mitte und das Ende alles Erkennens verlegte Standpunkt der Philosophie der Fels sei, an dem der Materialismus, wie jeder Dogmatismus scheitern müsse. Kants bleibende That sei der Copernicanische Gedanke, daß unsere Begriffe sich nicht nach den Gegenständen, sondern die Gegenstände nach unseren Begriffen richten. Hiermit sei ein für alle Mal allen Speculationen, die über die Erscheinungen hinausgehen, ein Ende gemacht.

Wir haben hier nicht zu verfolgen, wie dieser Wiedererweckung der Kantischen Philosophie immer größere Kreise der denkenden Welt zustimmten, noch auch in wie verschiedener Weise man den Schwerpunkt der wiedererweckten Lehre auffaßte und dieselbe theoretisch verwerthet zu sehen wünschte. Indessen trägt doch diese ganze Bewegung einen gewissen gemeinsamen Zug. Aller Speculation, die dem Denken wie selbstverständlich eine das Vorstellen überschreitende Kraft zuspricht, begegnet man mit entschiedenstem Mißtrauen; dagegen wird die Erkenntnißtheorie in dem vorhin bezeichneten Sinne eifrig betrieben und als grundlegend für die gesammte Philosophie anerkannt. Demgemäß richtet sich die Aufmerksamkeit ganz besonders auf die Frage, wieviel in unseren zum Erkennen verwendeten Functionen lediglich subjectiver Natur sei, und wieviel darin sachliche Bedeutung habe. Das „Gegebene" wird mit genauester Sorgfalt als der Boden behandelt, zu dem sich alles Denken in dauernder Beziehung halten müsse, und damit hängt es zusammen, daß sich das Nachdenken mit besonderer Vorliebe und Genauigkeit auf das Elementare und Primitive, auf das Alltagsdasein der physischen und psychischen Erscheinungen richtet. Damit ist indessen das Gemeinsame unserer gegenwärtigen Kant-Bewegung noch nicht erschöpft. Es treten nämlich zu diesen erfreulichen gemeinsamen Seiten gewisse Schranken, Einseitigkeiten und Verirrungen hinzu, und zwar von einer Beschaffenheit, die zu den der ersten von Kant beherrschten Periode anhaftenden Mängeln in vollem Gegensatze steht.

Ehe wir jedoch diese Schattenseiten näher bezeichnen, sei noch mit einigen Worten an gewisse einzelne werthvolle und erfreuliche Erscheinungen erinnert, welche uns die gegenwärtige Kant-Strömung gebracht hat. Zunächst sei der schon erwähnten beiden Denker, Langes und Liebmanns, gedacht als Vertreter einer eigenthümlichen und fruchtbaren Verknüpfung der neuerweckten Kantischen Gedanken mit anderen Elementen (z. B. mechanistischen, Platonischen u. s. w.). Die principiellen Unterschiede zwischen ihnen dürfen nicht unterschätzt werden, doch geht durch die Philosophie beider ein freier und zugleich warmer Aufschwung, der Zug einer gewissen lebensvollen Klarheit, das Bedürfniß, durch das Philosophische zugleich menschlich zu wirken. Trotz der Ablehnung alles speculativen Denkens erheben uns doch beide in das Reich der Ideale, und sicherlich wurde durch sie dem Materialismus nicht geringer Schaden zugefügt.

Noch gefährlicher für die naiv realistische Erfahrungsgläubigkeit wurden die Veränderungen, die sich unter dem Einflusse der Vernunftkritik in manchen Gebieten der Naturwissenschaft, besonders in der Physiologie, vollzogen. Diese Veränderungen lassen sich wohl am besten dahin zusammenfassen, daß man immer deutlicher der principiellen Kluft zwischen Bewußtsein und realer Außenwelt inne wurde, sich immer mehr aus der groben Gleichsetzung von Bewußtseins- und Nervenvorgängen herausarbeitete und, wenn man sich auch nur selten geradezu zu den aprioriischen Functionen im Kantischen Sinne bekannte, doch wenigstens nach den auf Seite des Subjectes liegenden Bedingungen der Empfindungen, Wahrnehmungen u. s. w. sorgfältig fragte. So wird man z. B. in der physiologischen Optik von Helmholtz, wiewol er durchaus nicht als Kantianer bezeichnet werden darf, doch den Einfluß der Kantischen Kritik nicht verkennen. Andere Naturforscher, wie Rokitansky, Meynert, Fick, Classen u. s. w., haben ein noch näheres Verhältniß zu Kant. Meynert z. B. bezeichnet die Ansicht des Realismus, daß die Welt, welche den Gehirnen erscheint, auch vor oder nach dem Vorhandensein von Gehirnen bestehe, als eine „gewagte Hypothese". Auch die gegenwärtige Behandlung der Psychologie zeigt allenthalben Spuren der Wiederbelebung des Kant-Studiums. Wundt erklärt in seiner Psychologie, daß er in der Ausbildung seiner philosophischen Gedanken Kant am meisten verdanke.

Endlich ist es zum großen Theile unter dem Einfluß dieser Wiederbelebung geschehen, daß sich die speculationsfeindliche Richtung nicht mehr sowohl als dogmatischer Materialismus und Naturalismus zeigt, sondern sich vorzugsweise auf den kritischeren Boden des Positivismus gestellt hat. Der Positivismus zeichnet sich vor dem Materialismus in vielen Stücken aus: durch eine schärfere, kritischere Behandlung der Begriffe (z. B. der Causalität, Substantialität u. s. w.), durch ein an die Stelle zuversichtlichen Absprechens getretenes bewußtes Dahingestelltseinlassen aller die Dinge an sich betreffenden Fragen, durch die Einsicht, daß uns die Bewußtseinsvorgänge näher liegen und fester stehen als die Erscheinungen der äußeren Natur. Und dies Alles sind Punkte, die ihn zur Kantischen Philosophie in nahe Verwandtschaft setzen, und in denen sie sicherlich nicht zum kleinsten Theile seine Lehrmeisterin gewesen ist.

Andererseits ist nicht zu leugnen, daß die Wiedererweckung der Vernunftkritik in der gegenwärtigen philosophischen Bewegung

*) Sechs philosophische Vorträge von Dr. C. Fortlage. Jena 1869. S. 3—36.

einen festen Mittelpunkt für systematische, geschlossene Neugestaltungen der Philosophie bis jetzt nicht zu schaffen vermochte. Vielmehr wurde durch sie das genügsame Haften an dem Empirischen, Einzelnen und Relativen, die Angst vor aller systematischen Zusammenfassung, vor aller Rationalisirung der Erfahrung, das Zurückstellen aller auf den Weltproceß im Ganzen gehenden Fragen weit öfter befördert als eingeschränkt. Die Einen meinen, bei der Vernunftkritik als der im Wesentlichen wahren Philosophie stehen bleiben zu dürfen; die principiellen Unfertigkeiten und Widersprüche derselben existiren für sie ebenso wenig als die gewaltigen und fruchtreichen Denkanstrengungen eines Fichte, Hegel, Schopenhauer. Dazu kommt, daß selbst bei diesen strengeren Kantianern vielfach (so bei Cohen, Stadler u. A.) das Bestreben vorhanden ist, die speculativeren Elemente der Vernunftkritik, so z. B. die Apriorität der Anschauungs- und Denkformen, möglichst abzuschwächen und ins Zweideutige herabzudrücken. Für Andere wieder ist die Kantische Philosophie lediglich ein läuterndes Element, um relativistische und positivistische Ansichten kritischer zu gestalten. Auch hier ist es wesentlich der übergroße Respect vor der Erfahrung, die Einschränkung alles Wissens auf das „Gegebene", die Verachtung aller „metaphysischen" Versuche, worin man sich mit Kant Eins fühlt.

So kommt es, daß die gegenwärtige Kant-Strömung bis jetzt im Ganzen mehr in die Breite als in die Tiefe geht, mehr zu negativen und skeptischen Sätzen als zu positiven Ergebnissen, mehr zu historischen Untersuchungen als zur systematischen Weiterführung der vorangegangenen speculativen Systeme geführt hat und so zu nicht geringem Theile den Charakter des Kleinlichen, Zerfahrenen und Unfruchtbaren trägt. Besonders unerquicklich ist es zu sehen, einen wie ungebührlich breiten Raum in den letzten Jahren die philologischhistorische Beschäftigung mit Kant einnahm, und wie ihm dabei überwiegend eine einseitige Auffassung widerfuhr, die unter den wesentlichen Triebfedern und Zielen seines Denkens bald das eine, bald das andere unentbehrliche Glied herabdrückte, vernachlässigte, für unkantisch erklärte und so seine Philosophie vielleicht einfacher und consequenter, aber auch ärmer und oberflächlicher machte.

Aus allem Vorangegangenen ergibt sich, in welches Geleise ich die jetzige Kant-Strömung geleitet sehen möchte. Die erkenntnißtheoretische Grundlegung der Philosophie mit subjectivistischem Ausgangspunkte wird man als bleibende Errungenschaft Kants anzusehen haben, ja es wird die erkenntnißtheoretische Grundfrage nach der Möglichkeit des Erkennens in verschärftem Sinne genommen, d. h. *streng voraussetzungslos* beantwortet werden müssen. Darin wird uns aber keineswegs die Forderung zu liegen scheinen, alles Erkennen auf Vorstellung und Erfahrung einzuschränken, das Denken für unfähig zum Erfassen des Unbedingten und Absoluten zu erklären und so alle Metaphysik preiszugeben. Vielmehr soll die heutige Philosophie ihre Ehre darein setzen, bei aller Würdigung der erkenntnißtheoretischen Kluft zwischen Vorstellung und Ding an sich und bei aller Anerkennung der in der Subjectivität und Endlichkeit überhaupt liegenden Schranken unserer Intelligenz, sich dennoch mit den großen Systemen der nachkantischen Speculation in Continuität zu erhalten und ihre Principien, vor Allem auch ihre Vertiefung des Kantischen Aprioriſmus, in positiv fruchtbringender Weise zu verarbeiten. Mit anderen Worten: es ist unsere Aufgabe, Kants kritische Bescheidenheit mit dem kühnen systematischen Denken seiner Nachfolger zu verknüpfen.

Hier ist nicht der Ort, auch nur anzudeuten, wie ich mir die inhaltliche Ausführung der auf Grundlage der Erkenntnißtheorie errichteten Metaphysik denke. In Bezug auf ihre Methode und Form aber sei bemerkt, daß sie sich sehr erheblich von der Weise der nachkantischen Metaphysik unterscheiden wird. Das furchtlose Ueberschreiten der Erfahrung wird sich stets auf der Grundlage der Erfahrung vollziehen müssen, auf die Reize hin, die das Denken von ihr empfängt. Bei allem Bestreben, den Blick auf das Universelle, auf den inneren Weltzusammenhang zu richten und einen großen Stil in die Bewegungen des Denkens zu bringen, wird sich der Philosoph doch immer von Neuem an die in der Erkenntnißtheorie festgesetzten Bedingungen und Schranken des Erkennens zu erinnern haben. Bei jedem wichtigen Schritte, bei dem Betreten jedes neuen Gebietes wird er sich die Frage vorlegen müssen, auf welchen Grad von Sicherheit hier zu hoffen sei, inwieweit hier überhaupt von einer entschiedenen Lösung die Rede sein dürfe, wieviel von den angewendeten Begriffen und Methoden objective Bedeutung habe und gleichsam eine Abspiegelung der Sache darstelle, und wieviel davon den nur subjectiven Bedürfnissen und Unvollkommenheiten der menschlichen Intelligenz angehöre. Ueberall wird er auf die verschiedenen Lösungsmöglichkeiten, auf die auch dem gewöhnlichen Verstande aufsteigenden Schwierigkeiten Rücksicht nehmen und bei den primitiven, einfachen Erscheinungen lieber zu lange verweilen, als zu rasch zu den höchsten Fragen vorwärtsstreben. Doch werden sich ihm schon allenthalben aus der Beschäftigung mit dem Kleinen und Unscheinbaren heraus lichtvolle Perspectiven in die Tiefen und Weiten des Weltganzen eröffnen. Und endlich wird er sich stets vor Augen halten, daß das consequente Denken uns schließlich in unbeantwortbare Fragen, in Dunkelheiten, Unbegreiflichkeiten und Widersprüche führt, daß unser Forschen überall in bange Fragezeichen endigt. Indessen wird ihn diese Einsicht nicht zur Verzweiflung an aller Metaphysik führen, sondern ihn nur dazu nöthigen, das Ziel derselben nicht zu hoch zu spannen und schon zufrieden zu sein, wenn das Denken uns nur im Allgemeinen die Richtung weist, in der die uns unvereinbar erscheinenden Factoren letztlich sich doch werden vereinigen müssen. „Skeptiker voll Ernst und Treue, Zweifler voll Hoffnung": so nennt Fortlage mit schönem Ausdrucke Sokrates und Kant. In diesen Worten können auch wir das eben angedeutete Ideal des heutigen Philosophen zusammenfassen.

Die Anfänge zu einer Metaphysik mit dieser vorsichtigen und vertrauensfesten Haltung sind von den verschiedensten Seiten in verheißungsvoller Weise gemacht. Hoffen wir, daß der deutsche Geist die „Rückkehr zu Kant" immer mehr in diesem Sinne, der allein seiner würdig ist, verstehen und vollziehen werde.

Collection Spemann.

Eine deutsche Hand- und Hausbibliothek.

Ein neues Buch, das mich heute einige Stunden lang aufs Angenehmste beschäftigt hat, ruft mir ein halbvergeßnes Erlebniß in die Erinnerung zurück, das damals — Jahrzehnte sind seit jener Zeit verflossen — auf meinen jungen Eifer für die deutsche Literatur ziemlich niederdrückend wirkte und mich lange nachher noch wie ein ungelöstes Räthsel quälte.

Ich war mit einem ausländischen Freunde in das Comptoir einer der größeren Berliner Verlagsbuchhandlungen eingetreten, um mich nach dem Schicksal eines seit Jahr und Tag erschienenen trefflichen Buches, das einen werthen Bekannten von mir zum Verfasser hatte, zu erkundigen, und erhielt von dem Verleger die unerfreulichste Auskunft. Trotz seines unbestreitbaren Werthes, trotz rückhaltsloser Anerkennung seitens einer einsichtigen Kritik und mannichfachster Bemühungen von Freunden des Autors hatte das Werk gar keinen buchhändlerischen Erfolg gehabt und war somit dem Publicum, für welches der hochsinnige Verfasser es in hoffender Seele verfaßt und bestimmt hatte, fast völlig unbekannt geblieben. Er hatte eben nur für sich und eine Hand voll Freunde und Kritiker geschrieben: der ganze in dem Buche aufgehäufte Reichthum an Gedanken, Empfindungen und künstlerischen Bildungen lag so todt und ungenützt da, wie eine übersehene Silberader im Schoß des Berges.

„Ein völliger Fehlschlag, mein werther Herr," so schloß der Verleger „ein ganz eclatanter Fehlschlag! — Nicht die Hälfte der Kosten gerettet."

Ich war in der Seele des Verfassers, der auf die Wirkung des Buches ideale Hoffnungen gebaut hatte, sehr betroffen. „Das bedaure ich sehr," sprach ich bekümmert. „Aber wäre es nicht möglich, daß das Buch, das doch nicht blos für die Stunde geschrieben ist, noch einmal wieder in Bewegung käme und *dann* seinen verdienten Erfolg erntete?"

„Als alter Ladenhüter? — Während jede Messe hundert neue Sachen bringt, die sich über die älteren hinschieben, wie die Diluvialgebilde über frühere Ablagerungen! — Nimmermehr! — Oder es müßte ganz seltsam kommen. Es ist ja wahr, daß „habent sua fata libelli“ — und man soll für nichts gut sagen im buchhändlerischen Geschäft; aber dieses Buches Fatum glaube ich zu kennen: es ist bestimmt, mir auf dem Lager zu bleiben und nach Jahren vermakulirt zu werden!“

Ich seufzte verdrießlich auf. „Aber, mein Gott, warum kauft denn kein Mensch ein so gutes ideenreiches Buch?“

„Warum nicht? — Ha! — Man ist zu materiell geworden! Man hat kein Interesse am Besitz von Büchern — (ja, wenn es Cigarren und Weinflaschen oder neue Hüte und Mantillen wären!), und man hat schließlich in unserm armen Deutschland auch kein Geld dafür! — Die Antiquare,“ setzte er nach sekundenlanger Pause brummend hinzu, „die Antiquare machen noch die besten Geschäfte!“

„Und warum diese, mein Herr?“ so mischte sich plötzlich mein Begleiter, Mr. Joshua B. Starkie aus Baltimore (möchten ihm diese Zeilen, wenn er noch lebt, als ein Gruß unvergeßner Freundschaft vor die Augen kommen!), ein warmer und einsichtiger Freund des deutschen Volkes wie seiner Literatur, in unser Gespräch. „Warum die Antiquare, mein Herr, wenn Sie mir die Frage erlauben wollen?“

„Warum? warum?“ fuhr der Verleger fort. „Weil ihnen alle Welt zuläuft und ihnen das Geld zuträgt, das von Gottes und Rechts wegen dem Buchhändler zukommt.“

„Und warum läuft ihnen alle Welt zu? fragte Mr. Starkie mit unveränderter Miene von Neuem.

„Weil sie die Bücher zu Schleuderpreisen hingeben; oft drei Viertel unter ihrem eigentlichen Werth! Natürlich greifen da die Leute zu!“

„Also die Lust, Bücher zu kaufen, wäre somit genau genommen doch vorhanden?!“

„Das wohl!“ gab der Verleger halb widerwillig zu. „Wenn sie solche — versteht sich gut gebunden obendrein — um solchen Spottpreis haben können — warum nicht! Da sammelt sich mancher arme Teufel, den man's nicht zutrauen sollte, um ein paar ersparte Thaler ein ganz kleines Regal voll und ist überglücklich dabei.“

„Sehr gut!“ fuhr der junge Sokratiker ernsten Blickes fort. „Und meinen Sie nicht, wenn Sie ihm dieselben Bücher ganz neu, in Papier und Druck gut ausgestattet, und solid gebunden um denselben billigen Preis geben, daß jene Bücherfreunde auch zu Ihnen gelaufen kämen und noch weit lieber zu Ihnen?

„O gewiß! Und nicht blos die Armen!“ lächelte der Verleger. „Da würde den ganzen Tag der Laden nicht leer werden.“

„Vortrefflich!“ fuhr unbeirrt Mr. Joshua fort und ließ seine großen ruhigen Augen an den gefüllten Wandregalen entlang laufen. „Was für ein Genre von Büchern haben Sie vornehmlich auf Lager, Sir?“

„Zumeist schöne Literatur; englische, deutsche, französische, italienische, spanische Klassiker, gute neuere Dichter, Novellisten, Romanciers — dann Memoiren, Biographien, Reisen — kurz Alles, was in eine gute erlesene Hausbibliothek gehört, und was wenigstens jeder Reiche kaufen müßte!“

Mr. Starkie schwieg einen Augenblick; dann sagte er überlegend: „Welchen Preis haben durchschnittlich diese Bücher, dauerhaft und elegant gebunden?“

„Welchen Preis? — Lassen Sie sehen: der Band etwa zwischen einem Thaler und zwei und ein halb Thaler.“

Mr. Starkie runzelte die Stirn und murmelte etwas von „Also kein Wunder!“ vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Was würde wohl geschehen, wenn Sie draußen vor Ihrem Laden eine Anzeige anschlügen, daß Sie alle diese schönen Bücher in trefflichem Einband, einzeln oder zusammen, den Band für 10 Silbergroschen verkaufen wollten?“

„Was geschehen würde?“ fragte der Verleger kopfschüttelnd. „Meines Bedünkens würden mich die Leute draußen zunächst für verrückt halten; dann würden Sie mir den Laden stürmen, und binnen vierundzwanzig Stunden stände kein Band mehr in den Regalen!“

„Aus lauter Verlangen nach guten billigen Büchern?“

„Allerdings! — Aber das ist eben unmöglich, und so nützt es nichts, darüber zu sprechen!“

„Es ist möglich, Sir, und — es ist nothwendig! Billige Bücher, Sir, — shilling-books — das ist das Geheimniß, das alle Schwierigkeiten löst und alle Klagen beseitigt! Die besten Werke dort zu einem Shilling verkauft, und ein Strom von Segen ergießt sich von hier aus über das dürre Ackerland des Volkslebens, das der Bücher entbehren muß. Dieser arme Dichter hier (er wies auf den verfehmten kleinen Band, der noch auf dem Tische lag) erlebt binnen hier und einem Monat einen Absatz von fünfhundert, und binnen drei Monaten eine zweite Auflage; und Sie, Sir, Sie sind in fünf Jahren ein reicher Mann! Take my word for it!“

Er hatte mit hoher Energie gesprochen und griff nun nach seinem Hut. Der Verleger sah ihn verwirrt an. „Sie können nicht im Ernst gesprochen haben, wertheſter Herr! Der ganze Buchhandel ginge zu Grunde bei solchen Preisen!“

Mr. Starkie blickte ihn einen Augenblick durchbohrend an; dann stieß er mit steifem Zeigefinger auf das unglückliche Buch meines armen Freundes und rief nachdrücklich: „Shilling-books, Sir! — That is the matter! — Good bye!“

Und dröhnenden Schrittes verließ er den Laden. Der gute Starkie! Achselzuckender Zweifel folgte seinem Pfade; denn — die Wahrheit zu sagen — auch ich hielt es für unmöglich, die drückend hohen Bücherpreise dermaßen zu reduciren, wie er es wünschte und empfahl, wie sehr ich auch mit seinen Ansichten von dem unberechenbaren Einfluß einer solchen Maßregel auf die sittliche Erhebung des Volkes übereinstimmte.

Und heute? — Da liegt vor mir ein schöner, fest und elegant in dunkelblau glänzenden Sarsenett gebundener 240 Seiten starker Octavband, dessen Deckel in phantasievoller von Künstlerhand entworfener Pressung glänzen. Das Titelblatt trägt, wie bei sogenannten Liebhaberausgaben, die Inhaltsbezeichnung in feinem Rothdruck, das Papier ist so schön wie möglich, milchweiß und sorgsam satinirt, der Druck scharf, klar und trefflich übersichtlich; und den Inhalt dieses schönen Bandes, der keiner Fürstin Lesetisch verunzieren würde, bilden zwei geistvolle, tief poetische Novellen der trefflichen, von Gustav Freytag einst so glänzend charakterisirten Luise von François, „Phosphorus Hollunder“ und „Zu Füßen des Monarchen“. — Und der Preis dieses köstlichen Bandes?.. Eine Mark! — Es ist ein „shilling-book“, wie es der wackere Mr. Starkie wünschte und verlangte, und dieses erste soll nicht das letzte bleiben. Herr W. Spemann in Stuttgart, einer unserer einsichtigsten und kühnsten deutschen Verleger (es genügt wohl, an einige seiner monumentalen Publicationen: Hellas und Rom von Jakob v. Falke; Kostümgeschichte der Culturvölker von Jakob v. Falke; Naturgeschichte der Menschen von Friedr. v. Hellwald; Joh. Scherrs Germania ꝛc., deren jedes ein Vermögen repräsentirt, zu erinnern!) wird in der „Collection Spemann“ Hunderte von vorzüglichen Schriftwerken aller Völker und aller Zeiten in gleich musterhafter Ausstattung, den Band (auch einzeln zu kaufen) zu einer Mark publiciren und so dem bücherliebenden deutschen Hause eine „Hand- und Hausbibliothek“ um einen Preis bieten, wie er bisher noch nie so niedrig gewagt worden ist. Dem Abnehmer einer Serie von 19 Bänden wird der 20ste gratis gegeben. — Jedem Bande geht eine den Verfasser wie seine Werke charakterisirende Einleitung von berufener Feder — ich nenne Männer wie Friedr. Bodenstedt, Heinrich Düntzer, Levin Schücking, Josef Kürschner, Ferd. Lotheißen, Otto v. Leixner, Friedr. v. Hellwald, L. Pröscholdt ꝛc. — den Leser trefflich orientirend voran. — Auswahl und Redaction liegen in der feinfühligen Hand Josef Kürschners, des unlängst nach Stuttgart übergesiedelten Verfassers des mustergültigen „Jahrbuchs für das deutsche Theater“ (Leipzig, L. E. Foltz) von „Konrad Ekhofs Leben und Wirken“ ꝛc. ꝛc.

So scheint Alles vereinigt, um einen Erfolg zu sichern, wie ihn jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau im Interesse eines vertieften Geisteslebens unseres Volkes wünschen und — befördern muß. Gute Bücher Allen zugänglich machen, das ist eine Aufgabe von idealer Bedeutsamkeit; mit Recht vergleicht sie Ludwig Feuerbach mit stillen Kapellen, die, auf hohen Standpunkten gelegen, der müde Wanderer, der den Bergpfad des Lebens keuchend erklimmt, gern und dankbar betritt, nicht nur um der Ruhe, nicht nur um der weiten schönen Aussicht willen, sondern vornehmlich um sich in ihnen von den Zerstreuungen des Lebenswanderung zu sammeln und seine Gedanken von dem Sinnlichen ab auf ein anderes, ein schöneres Sein zu richten.

Ludwig Ziemßen.

Zolas Assomoir.

Deutsch von Willibald König.*)

Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, auf den Zola'schen Partialroman, welcher bereits vor längerer Zeit in diesen Blättern ausführliche Würdigung gefunden hat, und welcher jetzt im Begriff steht, das Jubelfest seiner hundertsten Auflage zu feiern, des Näheren einzugehen. Es handelt sich vielmehr Angesichts der nunmehr vorliegenden deutschen Ausgabe nur um die Frage: war es ein verdienstliches Beginnen, das Assomoir dem großen deutschen Lesepublicum zugänglich zu machen? und um die weitere: bis zu welchem Grade ist der Uebersetzer seiner Aufgabe gerecht geworden?

Die erste Frage könnte müßig erscheinen, wenn man sich die Unzahl der ohne Debatte und kritischen Einwand übersetzten französischen Romane vergegenwärtigt. Ist der Roman schlecht, so kümmert sich ohnehin Niemand sonderlich um die Verdeutschung, ist er gut, so hält man es für selbstverständlich, daß er sich auch die Gebiete anderer Länder erobert. So einfach liegt indeß die Sache keineswegs beim Assomoir, welcher sich nicht so ohne weiteres unter die Begriffe gut und schlecht bringen läßt, und dessen Eigenschaften nicht erschöpft werden können, wenn man nicht auch der Gefährlichkeit des Werkes gedenkt. Nicht wenig Beurtheiler haben diese minutiöse Darstellung eines in Elend und Alkoholismus verkommenen Proletariats für depravirend erachtet und in Folge dessen bei aller Anerkennung für die Meisterhaftigkeit in der Ausführung des im Assomoir entrollten Culturbildes über das Gesammtwerk Zeter und Mordio geschrien. Der Uebersetzer selbst hat nicht umhin gekonnt, sich mit dem Einwand der Gefährlichkeit zu beschäftigen und in der Vorrede abwehrend zu bemerken: „Zolas Buch ist ein im höchsten Grade sittliches; so wie Zola das Laster schildert, muß es Jedermann verabscheuen. Vor der großartigen Auffassung der feinen bis in die kleinsten Details gehenden Beobachtung dieses Autors entpuppt sich die Sünde in all ihrer Scheußlichkeit, erbarmungslos wird ihr der Plunder heruntergerissen, dessen Reiz so Viele verlockt." Dieser Satz, so richtig er an sich erscheinen mag, widerlegt jenen Einwand noch nicht zwingend genug; er drängt nämlich etwas in den Vordergrund, was nur embryonisch in dem Werke liegt: die Verfechtung einer beabsichtigten Moral. Zola will in erster Linie schildern, nirgends warnen, und beweisen nur insofern, als er ein physiologisches und biologisches Princip vertritt Damit contrastirt nur scheinbar, daß Zola selbst von seinem Roman sagt: „C'est la morale en action." Bei der Umsetzung der Moral in Handlung hat sich die erstere verflüchtigt, und soweit sie noch latent vorhanden ist, nimmt der Leser an ihr keinen ethischen sondern nur einen wissenschaftlichen Antheil. Das wirkliche Charakteristicum des Romans liegt vielmehr in dem folgenden Satze, den Zola der dreiundsiebzigsten Auflage vorangestellt hat: „C'est une œuvre de vérité, le premier roman sur le peuple, qui ne mente pas et qui ait l'odeur du peuple."

Hat also der objective Inhalt des Buches mit der Moral so wenig zu schaffen, daß es sich kaum verlohnt, den Verfasser nach dieser Seite hin in Schutz zu nehmen, so bleibt dennoch die Erwägung bestehen, ob sich nicht das Gemüth des Lesers beleidigt und angewidert fühlen könnte, wenn er gezwungen wird, durch einen unabsehbar großen Morast von Unfläthigkeit und Gemeinheit zu waten. Doch auch dieses Bedenken durfte nicht zu schwer ins Gewicht fallen. Derjenige Leser, der, um ein vulgäres Romanbedürfniß zu befriedigen, zum Assomoir greift, wird bald inne, daß der Zola dieses Werkes nicht sein Mann ist.

Man muß schon mit einem höheren Grad ästhetischer Reife ausgerüstet sein, um sich überhaupt in das Assomoir vertiefen zu können. Zola verwendet seine Figuren als Versuchsobjecte, denen er als ein dichterischer Vivisector gegenübersteht. Nur für denjenigen, der selbst genug künstlerisches Bewußtsein besitzt, um während der Lectüre die Methode des Verfassers zu verfolgen und diesen selbst durch das Gelesene hindurch fortwährend im Auge zu behalten, ist dieser Roman geschrieben. Einen solchen Leser wird aber auch, trotz seiner feineren Veranlagung, Form und Sprache nicht stören; er weiß, daß es bei Vivisectionen, seien dieselben künstlerischer oder wissenschaftlicher Natur, nicht ohne Blutvergießen abgeht und daß dabei unappetitliche Säfte zu Tage treten. Und während ihm diese Aeußerlichkeiten die Gewähr für die Ernsthaftigkeit der Operation bieten, wird sich sein Intellect mit Genuß auf die Kaltblütigkeit und Technik des Demonstrirenden und die Treue, mit der dieser seine Beobachtungen fixirt, richten. Für Leser dieser Gattung durfte das Assomoir übersetzt werden, und zwar mit um so größerem Rechte, als die Lectüre des französischen Originals Jedem, der nur über die landläufige Kenntniß des Französischen verfügt, sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellt.

So befand sich auch der Uebersetzer Willibald König vor einer keineswegs leichten Aufgabe, ja streng genommen vor einem Experimente, welches mit absolutem Gelingen überhaupt nicht durchgeführt werden konnte. Sollte die volle Kraft der Zola'schen Ausdrucksweise in die deutsche Ausgabe hinübergerettet werden, so mußte nicht nur dem Sinne, sondern auch den Worten nach getreu übersetzt werden, es wurde dadurch eine Menge von Neologismen nothwendig, und die deutsche Sprache gerieth in Gefahr gewaltthätig behandelt zu werden; sollte hingegen das Letztere vermieden werden, so mußte sich das Original einige Verwässerung gefallen lassen. W. König hat es vorgezogen, sich möglichst eng an das französische Werk anzuschließen, und hat hierin, meinem Gefühl nach, des Guten zu viel gethan. Das Ganze macht zu sehr den Eindruck einer Uebersetzung von Wort zu Wort, und manche Constructionen muß man geradezu aus dem Gesichtswinkel der französischen Grammatik ansehen, um sie überhaupt verstehen zu können. Hat man sich aber erst mit diesen Eigenthümlichkeiten befreundet, so wird man zugestehen müssen, daß Königs Ausgabe im Stande ist, zum vollen Verständniß der Zola'schen Absichten zu verhelfen und ein höchst schätzenswerthes Surrogat des Originals für all die Tausende, denen das Letztere verschlossen bleibt, abzugeben. Die Anerkennung über die bedeutende Leistung des Uebersetzers wird nur wenig dadurch geschmälert werden können, daß sich bei genauerer Vergleichung beider Texte einige kleine Schnitzer herausstellen; so hat König das Wort „rosée" auf Seite 17 des Originals mit „rosa" übersetzt, während es „Thau" bedeutet. Derlei geringfügige Sünden können auf die Werthschätzung der gesammten Arbeit nur von untergeordnetem Einfluß sein; daß sie in einer zukünftigen Auflage ausgemerzt werden, halte ich natürlich trotzdem für höchst wünschenswerth.

Alexander Moszkowski.

*) Berlin 1881, Verlag von Freund & Jeckel.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das undankbare Alter.

Lustspiel in drei Aufzügen von Eduard Pailleron.

Bei dem sehr großen und nachhaltigen Erfolge, welchen das Lustspiel „L'âge ingrat" von Eduard Pailleron, dem Verfasser der „Faux ménages", am Pariser Gymnasetheater gehabt hat, — es ist dort hundertundfünfzigmal hintereinander aufgeführt worden, — könnte man sich darüber wundern, daß unsere Directoren, die sich ja sonst die erfolgreichen Pariser Stücke förmlich abjagen, mehr als zwei Jahre haben verstreichen lassen, bevor einer derselben die Aufführung dieses Stückes gewagt hat. Nachdem wir das Lustspiel nun gesehen haben, hat diese Thatsache indessen nichts Erstaunliches mehr für uns. Sie beweist eben nur, daß unsre Bühnenleiter den Geschmack ihres Publicums in diesem Falle ziemlich richtig beurtheilt haben. Fälschlich bezeichnet man das Pariser Publicum als ein überaus anspruchsvolles und verwöhntes. Es ist in vielen Beziehungen duldsamer und dankbarer als das unsrige. Bietet man ihm einen brillanten Act, in dem es sich vortrefflich amüsirt, so nimmt es die andern, die unter dieser Bedingung sogar ein bischen langweilig sein dürfen, mit in den Kauf, und der eine witzige oder interessante Act genügt, um dem ganzen Stücke zu einem guten Erfolge zu verhelfen. Das deutsche Publicum hingegen vergißt, wenn es sich im dritten Acte langweilt, oder nur mäßig befriedigt wird, viel leichter, daß es sich im zweiten gut unterhalten hat. Es bildet sich sein Urtheil aus der Summe des Dargebotenen und sagt: „Das Stück ist nicht viel werth, der zweite Act ist allerdings recht hübsch"; während der Franzose

urtheilt: „Den zweiten Act muß man sehen, er ist vorzüglich! Das Andere ist allerdings weniger gut.“

So hat es hier das Pailleron'sche Lustspiel zu keinem rechten Erfolge bringen können, obschon der zweite Act entschieden durchgeschlagen hat. Dieser zweite Act ist episodisch und hat mit der Thesis, die der Dichter nach dem dem Stücke gegebenen Titel behandeln will, nicht viel zu thun.

Der Titel „L'âge ingrat“ spricht ähnlich wie Dumas' „Demimonde“, wie Uchards „Seconde jeunesse“ und Augiers „Contagion“ das psychologische Problem, das sich der Dichter zur dramatischen Bearbeitung gestellt hat, mit einem knappen Schlagworte deutlich aus.

Was ist nun das undankbare Alter? Im Deutschen bezeichnen wir damit gewöhnlich den Lebensabschnitt im Dasein eines weiblichen Wesens, in welchem dieses mit der Kindheit abgeschlossen hat und doch noch kein rechtes junges Mädchen geworden ist. Bei Pailleron ist es etwas ganz Anderes. Es ist, wenn ich ihn recht verstanden habe, die verspätete Jugend oder das verfrühte Greisenthum des Mannes. Ich muß den Vorbehalt wegen eines möglichen Mißverständnisses machen; denn ich gestehe, daß mir trotz der sehr langen und wortreichen Erklärung, die Pailleron einer Person seines Stückes über das „undankbare Alter“ in den Mund legt, der Begriff doch nicht recht anschaulich geworden ist.

Das „undankbare Alter“ ist nach Pailleron „die von Erschütterungen, Zweifeln und Bedrängnissen erfüllte Stunde, in der der Mann zwar noch jung, aber kein junger Mann mehr ist und sich mit einer gewissen Beängstigung fragt, ob er nun mit seinen lustigen Liebeleien definitiv abschließen müsse. Es ist die Zeit des Uebergangs, der Unbestimmtheit, in der der Vorname zu jung klingt, der Ueberrock zu lang und die Jaquette zu kurz ist, in der die Haare ergrauen und spärlicher werden, eine gewisse Wohlbeleibtheit oder Hagerkeit sich einstellt, kleine Erkältungen gichtisch auftreten, Halsübel leicht zur Bronchitis ausarten und arglose Liebeständeleien den Charakter der Dauer und der Gewohnheit annehmen — jenes schwermüthige Alter, in welchem die Liebe Dienste erweist und nicht mehr Befehle ertheilt, in dem man keinen Sturmlauf mehr unternimmt sondern zur Belagerung übergeht; die Zeit, in der die Einen, des lustigen Lebens übersatt, sich nach Ruhe, die Andern, der Ruhe überdrüssig, sich nach dem lustigen Leben sehnen, die alten Junggesellen sich verheirathen und die Ehemänner sich am liebsten scheiden ließen.“

So ungefähr, nur noch viel ausführlicher — fast schwatzhaft — definirt Pailleron den Begriff des „undankbaren Alters“, das mir vielmehr das unzufriedene und unbefriedigte Alter zu sein scheint. Ein solches seelisches Unbehagen hat, wie ich meine, mit dem Alter wenig zu thun, und von diesem oder einem ähnlichen Gefühl wird das Herz eines jeden Sterblichen, der in irgend einem Uebergangsstadium begriffen ist, wohl vorübergehend beschlichen, bisweilen bemächtigt es sich desselben sogar dauernd. Es scheint mir daher auch kein sehr prägnantes psychologisches Motiv zu sein, und ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß Pailleron zu einem glücklichen Schlagworte, an dem er Gefallen gefunden, ein Stück geschrieben und selbst nicht recht genau gewußt hat, was er nun mit diesem Worte anfangen soll.

Die Handlung ist in Folge dessen auch von geringem Interesse und von mäßiger Originalität, und die handelnden Figuren, welche die psychologischen Ideen des Dichters verkörpern sollen, haben, trotz der ihnen in sehr deutlicher Schrift aufgeklebten Etikette, nicht besonders Charakteristisches an sich, das sie gerade zu Vertretern des „undankbaren Alters“ qualificirte.

Da ist ein höherer Offizier, der sich zu spät mit einem jungen Mädchen verheirathet und sich nach halbjähriger Ehe, in der er seinen Junggesellengewohnheiten nicht untreu geworden ist, von seiner Frau wieder getrennt hat. Da ist ein junger Gelehrter, der sich unter der energischen Führung der bewußten Schwiegermutter viel zu früh unter das Ehejoch hat beugen lassen und nun, nach mehrjähriger philisterhafter Ehe, auf einmal eine Anwandlung hat, den jugendlichen Schwerenöther zu spielen und das tolle Leben, von dem er bisher nie etwas gesehen, in Wirklichkeit kennen zu lernen. Da ist ferner ein Diplomat, der die Fünfziger streift und den Liebesabenteuern noch gerade so nachjagt, wie der jüngste Attaché. Dieser Diplomat spielt übrigens eine recht mißliche Rolle. Er ist ein weitläufiger Verwandter der jungen geschiedenen Frau und der Freund des Offiziers. In dieser Doppelstellung wird er zum Vermittler ausersehen, und er dankt dem in ihn gesetzten Vertrauen damit, daß er die Beiden, die sich wieder zu vereinigen streben, auseinanderzubringen und sich zum Liebhaber der jungen Frau zu machen sucht. Da ist endlich noch ein unverheiratheter Mann im Alter von fünfunddreißig Jahren, der Träger eines guten Namens und der Besitzer eines guten Vermögens, — also eine „gute Partie“ —, der diese günstige Lage in ganz unerlaubter Weise als Schmarotzer ausbeutet. Er nimmt Einladungen in Familien, in denen ein junges Mädchen zu verheirathen ist, mit besonderem Eifer an, läßt sich von der Schwiegermutter seine Lieblingsspeisen kochen, läßt sich verhätscheln und schnappt in demselben Augenblicke ab, wo die Geschichte gefährlich zu werden droht, das heißt, sobald die Mutter sich nach den „reellen Absichten“ erkundigt.

In dieser Weise werden die auftretenden Personen deutlich bezeichnet, weniger deutlich gezeichnet; denn sie entsprechen dieser vorherigen Charakterisirung durch ihre Handlungen in nicht genügender Weise. Sonst wäre daraus, da die Gesellschaft sehr glücklich zusammengesetzt ist, gewiß ein besseres Stück geworden. Die Haupthandlung indessen ermangelt so vollkommen des Interesses, daß ich mir die Nacherzählung ersparen darf.

Die gelungenste und originellste Figur des Stückes habe ich noch nicht erwähnt, da diese mit dem Hauptthema unmittelbar nichts zu schaffen hat. Der Dichter nennt sie Gräfin Julia Waker. Sie tritt blos im zweiten Acte auf, der wie der berühmte Act in dem Lustspiel „Der Club“ gewissermaßen ein besonderes Stück für sich bildet und mit dem andern Stück, welches der Titel verheißt, nur in lockerem Zusammenhange steht. Dieser zweite Act ist nicht nur der beste des Stückes, er ist absolut gut, durchweg unterhaltend, lebendig geführt und im Einzelnen ganz ungewöhnlich bühnenwirksam. Julia Waker ist eine jener internationalen Abenteurerinnen, wie es deren in der Pariser Colonie zu Dutzenden gibt. Es gehört die ganze Unbefangenheit eines Franzosen dazu, um diese Dame, mit dem, wie es beabsichtigt ist, rechtmäßigen Titel einer „Gräfin“ Waker zu schmücken. Man fragt sich unwillkürlich: welchem Lande gehört diese Gräfin an? — und eine Person des Stückes antwortet darauf: „Sie ist Engländerin oder Amerikanerin.“ Wenn der Verfasser sich nur ganz oberflächlich nach den Verhältnissen einmal erkundigt hätte, so hätte er wohl in Erfahrung bringen können, daß eine englische Gräfin, die Gattin eines Earls, eine Vollblut-Lady, doch etwas ganz Besonderes ist, und daß aus diesen höchsten Kreisen der englischen Aristokratie kein Typus für jene Art von Weibern, wie sie Pailleron schildert, genommen werden durfte. Von amerikanischen Gräfinnen habe ich in meinem Leben noch nichts gehört; aus dem einleuchtenden Grunde, daß es in den Vereinigten Staaten keine Grafen und keine Gräfinnen gibt. Aber das ist am Ende nebensächlich; wenn Pailleron aus seiner unmöglichen amerikanischen Gräfin eine russische Fürstin gemacht hätte, so könnte es ja unter Umständen möglich sein.

Er zeichnet uns ein schönes, verführerisches, originelles Weib, das aus der Fremde kommt, einen vornehmen Namen trägt, die Bildung der vornehmen Dame besitzt, als Fremde aber und vermöge eines selbstertheilten Vorrechts, das sie als solche in Anspruch nimmt, sich den Teufel darum kümmert, was Landesbrauch ist. Gräfin Julia richtet sich ihr Dasein ganz nach ihrem Belieben ein. Sie gibt unbedingt viel Geld aus, aber sie glaubt Niemand Rechenschaft darüber schuldig zu sein, wo die verborgenen Quellen ihrer Einkünfte liegen. Sie ist fast Allen unnahbar, aber sie hat doch Geliebte gehabt und wird unzweifelhaft wieder welche haben. Diese nimmt und verabschiedet sie nach ihrem Gefallen, sie empfängt, wen sie will, sie hat nicht die mindeste Ambition, in die sogenannten exclusiven Kreise zu dringen; sie bildet eben ihren Kreis für sich, in dem sie sich königlich amüsirt. In Bezug auf die Achtung der Welt hat sie nicht die leiseste Prätension. Man weiß nicht genau, woher sie kommt, sie hat kein dauerndes Heim, man weiß auch nicht, wohin sie gehen wird — sie ist eben da und verschwindet wohl eines Tages wieder, ohne Spuren zu hinterlassen. Pailleron hat diese Figur vortrefflich und ohne alle Uebertreibung geschildert. Sie ist die Geliebte jenes zu spät verheiratheten Offiziers gewesen, und der junge zu früh verheirathete Gelehrte will sie zu seiner Geliebten machen.

Zu dieser Julia also führt der Diplomat die junge geschiedene Frau, und diese will von Julia erwirken, daß sie den jungen Gelehrten nicht in ihre Netze zieht. Pailleron hat da eine ganz vorzügliche Scene geschrieben. Die junge anständige Frau überwindet die Scheu, jenem sonderbaren Weibe gegenüberzutreten, um ihrer Freundin, der Frau des

Gelehrten, zu helfen. Sie hat sicherlich eine schöne Rede vorbereitet, die bestimmt ist, das Herz der Abenteurerin zu bewegen. Julia empfängt die Frau auf das liebenswürdigste. In dem Augenblicke, als diese mit ihrer Moralpredigt anfangen will, läutet Julia. Der Diener erscheint, und sie bestellt ein Glas Whisky und etwas zu essen. Mit ihrem starken Appetit entschuldigt sie in verbindlichster Weise die unliebsame Störung. Der Diener bringt das Verlangte; Julia ißt und trinkt. Wie diese einfache und natürliche Unterbrechung die arme junge Frau gänzlich aus dem Concept bringt und die beabsichtigte Moralpredigt wirkungslos macht, braucht nicht gesagt zu werden. Die Scene ist wie gesagt ein kleines Meisterstück.

Ueberhaupt hat Pailleron sehr hübsche theatralische Einfälle. Die Frau des jungen Gelehrten hat ein fremdes Taschentuch in der Rocktasche ihres Mannes gefunden, daß seiner Beschaffenheit und seinem Parfum nach auf eine weibliche Besitzerin hinweist. Die junge Frau vergießt bittre Thränen und zieht ihr Taschentuch aus der Tasche, um dieselben zu trocknen. Die Freundin tröstet sie. „Zeige mir doch einmal das verrätherische Tuch.“ Die junge Frau gibt es. „Das ist ja das deinige,“ versetzte die Freundin. — Die junge Frau hat in ihrer Trauer die beiden Tücher verwechselt und bittre Thränen in das Tuch der Rivalin geweint!

Dem Erfolge bei uns hat vielleicht auch die schlechte Uebersetzung und die in einigen Hauptrollen nicht genügende Darstellung geschadet. Aus der Uebersetzung will ich nur eine Probe anführen, die jedenfalls genügen wird. Das junge Mädchen des Stückes hat mit der typischen Naiven des französischen Repertoires, mit Molières Agnes aus der „Frauenschule“, eine gewisse Verwandtschaft; und wie Agnes einmal sagt:

Croit-on que je me flatte, et qu'enfin dans ma tête
Je ne juge pas bien, que je suis une *bête*;

— was Baudissin sehr gut so übersetzt:

Meint Ihr, ich täusche mich und fühle nicht,
Ich sei ein ganz unwissend blödes Kind —

so gebraucht auch Geneviève im Pailleron'schen Lustspiel einmal das starke Wort „bête“, als sie von jungen Mädchen spricht: „Les jeunes filles ne sont pas des *bêtes*.“ Das lautet in der Uebersetzung, die wir gehört haben, wörtlich so: „Junge Mädchen sind keine Thiere.“

Unter den darstellenden Künstlern zeichneten sich diesmal vor allen die Damen, namentlich Fräulein Wienrich (die junge geschiedene Frau) und Fräulein Eppner (Julia) aus. Leider vermißten wir auf dem Zettel den Namen des Herrn Keppler, der die schwierige, allerdings unerfreuliche, aber sehr wichtige Rolle des Offiziers sicherlich zu vollerer Wirkung gebracht hätte. Das Zusammenspiel war im Uebrigen flott und die Inscenirung sorgfältig.

Paul Lindau.

Aus dem Musikleben.

Die Liszt-Woche. Feier des Wagner-Vereins: „Festklänge“, Johanna d'Arc, Präludien ꝛc. Concert des Cäcilienvereins: „Christus“. Bülows „Liszt-Abend“.

Vierzig Jahre, nachdem Liszt hier als ausübender Künstler den höchsten Enthusiasmus erregt, fünfundzwanzig Jahre, nachdem er als Componist seine symphonischen Dichtungen vorgeführt und nicht dieselbe glänzende Aufnahme gefunden hatte, hat Liszt sich wieder in Berlin gezeigt. Wenn er auch während der Zeit Berlin betreten hat, so war es doch nur als stiller, der Oeffentlichkeit verborgener Gast befreundeter Familien. Jetzt aber ließ er sich bewegen, in die Oeffentlichkeit hervorzutreten, wenn auch nicht als unmittelbar wirkender Dirigent, doch als Gast der Aufführungen seiner Compositionen; und der alte Zauber seiner Persönlichkeit erwies sich noch als ganz ungeschwächt.

Der Cäcilienverein hatte auf Anregung seines Leiters, des Herrn Musikdirectors Holländer, beschlossen, das große Oratorium Liszts „Christus“ aufzuführen und den Componisten zur Aufführung eingeladen. Als dieser seine Zusage gab, wollte der Wagner-Verein seinerseits die Gelegenheit nicht versäumen, den Meister, zu feiern, der zuerst für Wagner in die Schranken getreten war, der „Lohengrin“ in Weimar auf die Bühne und Bruchstücke am Karlsruher Musikfeste, 1853, dem Publicum zu Gehör gebracht hatte, in einer Zeit, als Wagner selbst von Deutschland entfernt bleiben mußte, und die meisten Hoftheater sich seinen Werken gegenüber abweisend verhielten. Ein Morgen- oder vielmehr Nachmittagsconcert im Centralhotel-Wintergarten mit Liszt'schen Compositionen wurde veranstaltet und ihm folgte ein Festmahl. Das erste war eigentlich nur für geladene Gäste berechnet, an dem Mahle konnte Jeder, der sich dem Wagner-Ausschusse meldete, gegen Entgeld Theil nehmen, und auch das Concert mitgenießen. Es war unmöglich, eine andere Anordnung zu treffen, da die Oertlichkeit eine so vollständige Trennung der beiden Unternehmungen nicht zuließ. Ebenso schien auch die Feststellung bestimmter Plätze nicht thunlich gewesen zu sein; und da in Deutschland trotz des vielen Geredes vom Respect vor den Frauen und trotz der Toaste auf sie bei jedem Diner, dennoch bei den meisten Gelegenheiten sehr viele und nicht etwa nur alte Herren sitzen bleiben, und Damen stehen lassen — was in dem weniger schwärmerischen England niemals geschieht, — so waren bei dem großen und gleichzeitigen Andrange der zum Concert Geladenen und der Theilnehmer am Festmahle manche Störungen unvermeidlich.

Zur angezeigten Stunde erschien Liszt auf der Estrade des Wintergartens, die mit den Speisesälen zusammenhängt, und ward mit Orchestertusch und donnerndem Applause empfangen. Mit ihm waren die Gemahlin des preußischen Hausministers, Gräfin Schleinitz, seine und Wagners begeistertste Verehrerin, dann die Gemahlin des östreichischen Botschafters Gräfin Szechényi gekommen, einige Damen aus Weimar, dann die Grafen Schleinitz und Wolkenstein, endlich die Herren und Damen vom Comité. Das Orchester spielte zuerst unter Mannstädts Leitung die „Festklänge“, der Eichberg'sche Gesangverein führte zwei Chöre aus „Prometheus“ aus, und zuletzt gab das Orchester unter Herrn Leßmanns Leitung die „Präludien“. Zwischen diesen Stücken sang Fräulein M. Brandt die „Johanna d'Arc vor dem Scheiterhaufen“ und sprach Fräulein Clara Meyer einen von Dohm gedichteten, kurzen aber herzlichen und poetischen Willkommgruß. In den Präludien und in Johanna d'Arc hat Liszt gezeigt, welche Erfindung und meisterhafte Behandlung der Form ihm zu Gebot steht, wenn er, von den verschiedenartigsten Beschäftigungen mit kleinen und großen Klavierphantasien absehend, seine Kraft und Stimmung auf einen Punkt zusammenfaßt. Die Präludien stellen große Anforderungen an die Ausübenden, sowie auch die Johanna d'Arc nur von einer Brandt zur vollen Geltung gebracht werden kann. Liszt war sichtlich hocherfreut von dem Empfange und von der Ausführung. Als Fräulein Meyer den Gruß sprach, der im Saale den lebhaftesten Wiederhall erweckte, konnte der greise Künstler die Thränen nicht zurückhalten. (Das Wort „greise“ bezieht sich nur auf die 70 Jahre, nicht auf die physische und geistige Haltung Liszts, der alle Jüngeren an Rüstigkeit und Lebendigkeit überragt.) Dem Festmahle konnte der Gefeierte nur eine halbe Stunde lang beiwohnen, da die Generalprobe des „Christus“ um 6 Uhr in der Singakademie stattfand, und seine Anwesenheit den Dirigenten und den Ausführenden Sicherheit über die richtige Auffassung Zeitmaß u. s. w. verleihen sollte.

Am folgenden Abende wurde dann „Christus“, und mit einem für Berlin bedeutend zu nennenden Erfolge öffentlich aufgeführt. Wir haben in diesen Blättern unsere dem Gefühle entspringenden Ueberzeugungen und durch Ueberlegung festgestellten ästhetischen Ansichten über kirchliche Musik sehr oft, und erst in jüngster Zeit sehr ausführlich dargelegt, bei Gelegenheit der Aufführung von Beckers Messe, die nur durch des edlen Liszt entschiedene Vermittlung zur Kenntniß der Musikwelt gelangt ist. Wir glauben also unser Urtheil ohne Motivirung dahin fassen zu dürfen, daß „Christus“ ein Werk der modern musikalisch-katholischen Richtung ist, aber große Schönheiten enthält, deren Vorführung immer Dank verdient. Und wir sprechen hier nicht in Höflichkeits-Redewendungen für den gefeierten Gast; auch der sehr geschätzte Beurtheiler in der Vossischen Zeitung, der durch seine Stellung als Professor an der Hochschule und als warmer Anhänger moralischer Grundsätze in der Aesthetik in jeder Beziehung der Liszt-Feier als sehr ruhiger Beobachter gegenüber stand, hat jene Schönheiten anerkannt und hervorgehoben, und den Wunsch ausgesprochen, daß einzelne Theile wiederholt werden mögen. Die Ausführung war eine treffliche, welche dem Dirigenten und dem Vereine zur Ehre gereicht. Unter den Mitwirkenden haben wir vor allen Herrn Senfft von Pilsach zu nennen, der die Hauptpartie, die „Seligkeiten“, und das „Meine Seele ist betrübt“ in wahrhaft ergreifender Weise

ausführte. Den Frauen Holländer und Bindhoff waren nicht weniger schwierige Aufgaben zugefallen, nur nicht so hervortretende, sie lösten sie ganz ausgezeichnet, wie auch die Herren Hauptstein und Stange, deren Partien große Taktfertigkeit und sichere Intonation verlangen. Dem Chore gebührt großes Lob, ein ganz besonderes dem Dirigenten Herrn Holländer. Zu dem Unternehmen, in Berlin eine größere Composition Liszts mit einem Vereine zu studiren und vorzuführen, gehörte viel Muth und Ausdauer. Der Erfolg belohnte die große Mühe. Der Dirigent kann zufrieden sein. Das Publicum hörte dies lange, sehr anstrengende Oratorium mit großer Aufmerksamkeit an, und rief nach dem Ende so oft nach dem Componisten, der unter den Zuhörern saß, bis dieser sich oben auf der Erhöhung zeigte; Tusch und donnernder Beifall begrüßten ihn.

Zwei Tage nach dem Oratorium veranstaltete Hans von Bülow einen Liszt-Abend, an welchem er ausschließlich Klaviercompositionen seines Meisters vortrug. Mit Ausnahme der großen Sonate, in welcher Liszt vor 25 Jahren den geistreichen Versuch einer ganz neuen Form angestellt hatte, gehörten die Nummern sämmtlich der Salon- und Concert-Etüde-Gattung an. Unter diesen sind „au bord d'une source" und Gnomenreigen als die anmuthigsten und wirksamsten hervorzuheben; das zuletzt angeführte mußte auf stürmisches Verlangen wiederholt werden. Bülow leistete geradezu Außerordentliches in Gedächtniß, Kraft, Ausdauer und Mannichfaltigkeit des Vortrags; so anmuthig und liebenswürdig wie an jenen Abende haben wir ihn fast nie spielen hören. Von Nummer zu Nummer stieg die Leistung und der Beifall; dieser rief nach dem Schlusse auch den anwesenden Meister, und steigerte sich bis zu stürmischen Hochrufen.

Am Tage darauf hat Liszt Berlin wieder verlassen. Und wir dürfen wohl die Ueberzeugung aussprechen, er hat freundliche Erinnerungen mitgenommen.

Ueber einige Concerte, die unmittelbar vor und während dieser „Liszt-Tage" stattgefunden haben, werden wir in nächster Nummer berichten. H. Ehrlich.

Notizen.

Die Nachrichten aus Frankreich haben seit einiger Zeit ein lebhafteres Interesse erregt und die Kunst der Franzosen, die Welt mit sich zu beschäftigen, einmal wieder bewährt. Abgesehen von dem Zank zwischen dem Präsecten Andrieux und der Pariser Commune fesselten die Berichte aus Tunis, so spärlich sie anfänglich flossen, mehr und mehr die Aufmerksamkeit. Die nach Afrika geschickten Correspondenten beschwerten sich freilich über die Censur der Militärbehörde und fanden ein Echo für ihre Klagen selbst in deutschen Blättern. Hätten die Berichterstatter indessen ihre Vorschule in einer gewissen großen Hauptstadt des Continents gehabt, würden sie die ihrer Thätigkeit in den Weg gelegten Hindernisse vielleicht besser überwunden haben. In jener wohlbekannten Residenz wird, wie die betheiligten Journalisten versichern, Alles, was sie schreiben, wenigstens einer Nachcensur unterworfen, die an gründlicher Ueberwachung nichts zu wünschen übrig läßt. Die Quellen, aus welchen ihre Nachrichten fließen, werden eifrig erforscht, und was nicht in Komma und Punkt den Erwartungen entspricht, gelegentlich frischweg in Absicht und Wirkung attaquirt. Wer einmal daran gewöhnt ist, hörte man sagen, würde auch an der tunesischen Grenze den hochgespanntesten Anforderungen des französischen Generalstabes vollkommen genügen. Diese Parallele ließe sich noch weiter ausführen, aber der Hinweis wird im Vorbeigehen genügen. Allerdings wird durch die bezeichnete Procedur eine Disciplin der fraglichen Publicistik erzielt, wie sie in anderen europäischen Mittelpunkten auch nicht einmal dem Namen nach vorhanden ist. Im Uebrigen kann man den Franzosen einige Erfolge auf dem strittigen Gebiete schon gönnen. Daß sie in Tunis ein gewisses moralisches Protectorat stets ausgeübt und dem famosen Bey selbst dadurch mancherlei Noth und Sorgen erspart haben, wird sich nicht bestreiten lassen. Oeffentliche Bauten jeder Art, Post- und Telegraphenwesen, Schöpfungen von Privatbanken, ja die Zahlung der Eisenbahnzinsen weisen auf französisches Kapital hin. Die tunesische Schuld befindet sich zu Neunzehnteln in französischen Händen, wie denn auch die Ein- und Ausfuhr großentheils von und nach Frankreich stattfindet. Diese von französischer Seite vor Augen gestellten Thatsachen würden allerdings noch keine mit kurzer Hand bewirkte Annexion rechtfertigen, erklären aber einigermaßen die Verstimmung, welche italienische, gegen den französischen Einfluß in Tunis gerichtete Intriguen in Paris hervorriefen. Vielleicht hat der oft schwankende Minister Barthélemy St. Hilaire in dieser Sache zu lange gezaudert und, weil er alle Welt zufrieden stellen wollte, im Gegentheil Reclamationen von den verschiedensten Seiten entstehen lassen. Die Pariser hatten ihm, als er den Baron Ring wegen gewisser Streitigkeiten mit seinen Collegen von Aegypten abberief, das Leben sauer gemacht und ihm eine zu große Nachgiebigkeit Frankreichs gegen andere Staaten in allen Tonarten vorgeworfen. Jetzt wollte er sich fest zeigen und zugleich jeder diplomatischen Kritik zuvorkommen, was ihm indessen nicht ganz gelingen sollte. Frankreich ist jedenfalls durch diese Expedition vollauf beschäftigt und hat für andere Sorgen und Bekümmernisse keine Zeit. Auch der Eindruck des Girardin'schen Todesfalles hat darunter gelitten und schwerlich die Hoffnungen erfüllt, welche er selbst von der Nationaltrauer um sein Verschwinden gehegt haben mochte. Wie er geartet war, konnte man ihm zutrauen, daß er für seinen eigenen Nekrolog schon selbst im Voraus irgendwie gesorgt haben mochte. Es sollen ja auch in einigen großen Blättern, unter anderen in der Times, Nachrufe an berühmte Verstorbene stets nahezu fertig bereit liegen und nur noch der Ergänzung durch die Schilderung der letzten Tage und Stunden bedürfen. Man wurde an diesen gewiß vorsorglichen, wenn auch etwas kühlen Brauch durch einige sehr rasch erschienene Biographien Lord Beaconsfields erinnert, die unmöglich in den kurzen Stunden nach seinem Tode, als sie in den Druck gingen, verfaßt, gesetzt und corrigirt sein konnten. Aehnlich soll bekanntlich einmal ein Seelsorger in so ergreifender und zugleich wohlstilisirter Weise zum Begräbniß seiner Gattin gepredigt haben, daß, als er später bei dem Schwiegervater um die Hand der Schwester warb, diese mit der Bemerkung ablehnte, daß die Leichenrede zu Ehren der ersten Frau zu schön gewesen und vor ihrem Tode entworfen sein müßte! Um Beaconsfield aber hat England doch aufrichtig getrauert und selbst Punch, der ihn so oft carikirt, hatte ein schönes Bild, das die behelmte Britannia an Disraelis bekränztem Grabe in tiefem Schmerz und mit der Legende: peace with honour! zeigte. Auch ein echte Rührung athmendes Gedicht widmete das sonst schalkhafte Blatt dem großen Manne, der nicht sobald in England ersetzt sein wird. Was würde er wohl zu der Zumuthung gesagt haben, daß John Bull seine alten, freiheitlichen Gerechtsame auf einer Conferenz nach Rußlands Wünschen umformen sollte! Diese Conferenz, wie man sie wenigstens in Petersburg geplant hatte, wird vermuthlich ein Problem bleiben oder doch sehr zweifelhafte Resultate erzielen. Gegen Berlin als Ort der Versammlung hatten wir schon vor vierzehn Tagen, als die ersten Gerüchte auftauchten, Verwahrung eingelegt, oder eventuell Petersburg empfohlen. Seitdem war in Wien ein Officiöser auf den gescheidten Einfall gekommen, die Conferenz deswegen zu befürworten, weil man Rußland im Schoße derselben auf die wahre Remedur, nämlich auf die Nothwendigkeit verfassungsmäßiger Reformen zu Hause aufmerksam machen könnte. Unsere Wochenchronik hatte sich schon eine ähnliche Andeutung erlaubt, aber, offen gestanden, mehr in der wohlmeinenden Voraussetzung, daß damit das russische Conferenzproject ein für allemal aus der Welt geschafft würde.

* * *

Bernhard Rüthling †.

Am 22. April, in des Morgens Frühe, ist der zweite derjenigen Künstler, die am vorjährigen Münchener Gesammtgastspiel mitgewirkt haben, ins kühle Grab gesunken; dem liebenswerthen Friedrich Dettmer ist Bernhard Rüthling, mitten herausgerissen aus voller Schaffenskraft, aus vollstem Lebensglück, gefolgt. Er hat die schönen, hellen, muthig in die Welt blickenden Augen geschlossen für immer. Ein reiches, harmonisches, beglücktes und beglückendes Künstlerdasein, auf welches einen kurzen Blick zu werfen wohl der Mühe lohnt, ist da zum Abschluß gelangt, über einem guten, liebenswürdigen Mann, einem treuen Herzen schließt sich die Gruft und läßt in dem Innern eines Jeden, der dem Verblichenen nahe stand, Trauer und Weh zurück.

Die siebenzehn Jahre, welche Rüthling als erster Liebhaber und später bis zu seinem Ende als erster Heldenspieler dem Münchener Hoftheater angehörte, bilden eine ununterbrochene Kette von Erfolgen, und das feste Band, welches sich zwischen dem Künstler und dem Publicum

gebildet hatte, hat nicht Intrigue und Kabale zu lockern oder gar zu zerreißen vermocht. Die Münchener schworen auf „ihren Rüthling". Er war ihr Abgott und unbeschadet der langen Reihe stolzer Namen, die im Laufe der Jahre für die flüchtige Zeit eines Gastspiels an ihren Blicken vorüberzogen, immer kehrten die Münchener wieder zurück zu ihm, der sich so ganz und voll in ihre Herzen hineingespielt, der sie so oft in die reinen Höhen der Klassiker gehoben, wie er sie so oft entzückt hat in der lustigen Komödie. Verschwenderisch von der Natur ausgestattet, mit der imposanten Figur, aus deren mächtiger Brust ein herrliches markiges Organ hervordrang, dem scharfgeschnittenen Profil, der edlen vornehmen Geste, floß ihm, als dem Sohne einer Berliner Schauspielerfamilie, das echte, rechte Theaterblut in den Adern; und da er mit dem ihm von der Natur anvertrauten Pfunde zu wuchern verstand, da er studirte und immer strebte und lernte bis zu dem Augenblicke, wo sein treues Herz zu schlagen aufgehört, hat er Leistungen geboten, von denen einzelne mit goldenen Lettern in der Geschichte des Münchener Theaters verzeichnet werden. Der romantische Zug von Hendrichs und Dettmer fehlte ihm vollständig, an der Fähigkeit, eine Figur zu idealisiren, zu verklären, gebrach es ihm nicht minder; und dennoch ist er vermöge seiner reichen künstlerischen Individualität, seiner instinctiv richtigen Auffassung einer der hervorragenden Vertreter seines Faches gewesen. Das jetzt so beliebt gewordene Grübeln und Klügeln und Deuteln an einer Rolle, das Ueberladen mit Mätzchen und Pointen und Druckern, das Haschen nach Effect und „guten Abgängen" und wie all jene Taschenspielerkunststückchen in der Sprache der bemalten Leinewand heißen mögen, war seine Sache nicht; Natürlichkeit war der Spruch, den er sich auf sein Panier geschrieben, und Natürlichkeit einzig und allein das Werkzeug, mit dem er gearbeitet, und welches ihm zu so großen Erfolgen verholfen hat. Durch seines Wortes beredte Kraft, durch die aus seinen Mienen leuchtende Begeisterung, durch Feuer und Leidenschaft hat er als Posa und Egmont, als Tell und Wallenstein, als Essex und Leicester Aller Herzen entflammt. Und nicht minder hat er im Lustspiel freudigste Heiterkeit zu erwecken und wachzuhalten verstanden. Sein Petruccchio in der bezähmten Widerspänstigen, sein Benedict waren klassische Figuren, so voll und wahr aus dem Leben gegriffen. Und wie reizend wußte er im Frack zu plaudern, wie liebenswürdig wußte er als Fritz Marlow um die Gunst Eva Drossens zu werben, wie muthig und mannhaft vertheidigte er Gräfin Lea Fregges Ehre, wie warm zum Herzen dringende Töne hat er als Rolf Berndt angeschlagen! Die bis ins Extrem gehende krampfhafte Nervosität, die ihm auf der Bühne so manchen bösen Streich, dessen Zeuge ich oft gewesen, gespielt, hat ihn nun dahin gestreckt, den scheinbar kräftigen Mann mit der breiten Brust, den mächtigen Körper, der von Kraft und Gesundheit zu strotzen schien!

Eine vor Jahren plötzlich auf der Bühne auftretende Gedächtnißschwäche hatte den gewissenhaften Künstler, der von nun an stets im engsten Rapport mit dem Souffleur zu spielen für nothwendig hielt, überaus ängstlich gemacht; am Druck der Hand, am Fassen des Schwertes konnte ein geübtes Auge die fieberhafte Aufregung entdecken, der der Künstler auf der Bühne willenlos unterworfen war. Kurz nach den berühmten Mustervorstellungen, in denen er namentlich als Tell sich auch vor einem internationalen Publicum ausgezeichnet hatte, warf ihn ein schweres Nervenleiden monatelang auf das Krankenlager, welches er, durch seine die Leiden des Körpers bezwingende Willenskraft und die hingebendste Pflege seiner Familie, noch einmal verließ; das Publicum jubelte ihm zu, als er wieder erschien, aber es war nur das letzte Aufflackern des einst so glänzenden Lichtes, das nun verloschen ist. Bei einer Morphiuminjection, die sich unvorsichtigerweise der nervöse Mann mit der stets vibrirenden Rechten selbst bereitet, brach ihm die Spitze der Nadel ab; der scharfe Gegenstand ging zu schnell, bevor ärztliche Hülfe retten konnte, einen heftigen Rothlauf hervorrufend in das Blut über, und eine acute Blutvergiftung hat zu dem lethalen Ausgange geführt.

Nicht das erschöpfende Bild eines bedeutenden Schauspielers habe ich hier niedergeschrieben, sondern nur ein flüchtiges Blatt der Erinnerung auf das frische Grab eines wackeren Künstlers, eines braven Menschen niederlegen wollen. Er ruhe sanft ....

Felix Gahl.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Büchmanns geflügelten Worten.

Verehrte Redaction!

Vor sieben Jahren habe ich in der „Gegenwart" (1874, Nr. 30) im Anschluß an die reichen Beiträge, mit denen Döring u. A. Büchmanns vielbelobtes und noch mehr vielbenutztes Werk theils ergänzten, theils zu ergänzen suchten, einige kritische Einwürfe äußern dürfen. So wage ich auch jetzt, wiederum im Anschluß an die neueste reichhaltige und anregende Veröffentlichung Dörings (1881, Nr. 15) einige Zusätze durch die Vermittlung Ihres geschätzten Blattes dem allgemeinen Urtheile unterzubreiten.

1. Bei dem Satze Molières im Avare: il faut manger pour vivre et non pas vivre pour manger (suivant le dire d'un ancien) liegt am nächsten die Erinnerung an Quinctilian IX 3, 85: non ut edam vivo, sed ut vivam edo, der diese Worte für die rednerische Figur der Antimetabole anführt. Nach Stobäus, den Spaldings Commentar mit andern Schriftstellern citirt, geht der Spruch direct auf Sokrates zurück, der sich in einem vortrefflichen Worte dem großen Haufen gegenüberstelle: *Τοὺς μὲν πολλοὺς ἀνθρώπους ζῆν ἵνα ἐσθίωσιν, αὐτὸς δὲ ἐσθίειν ἵνα ζῇ.* Commentatoren des französischen Dichters habe ich weiter nicht vergleichen können.

2. Die Quelle für das bekannte relata refero glaube ich in dem Vater der Geschichte, in dem alten Herodot schon zu finden. Hin und wieder beschränkt er sich grundsätzlich auf das *τὰ λεγόμενα λέγειν* oder *γράφειν*; sein kritisches Gewissen salvirt er am liebenswürdigsten vielleicht mit den Worten VII 152: *ἐγὼ δὲ ὀφείλω λέγειν τὰ λεγόμενα, πείθεσθαί γε μὲν οὐ παντάπασι ὀφείλω.*

3. In der Wendung „auf den Hund kommen", kann ich nur ein allgemein bekanntes Sprüchwort finden, das leider bis jetzt nur aus dem laufenden Jahrhundert nachgewiesen ist. Für die Erklärung genügt mir, was Heyne im deutschen Wörterbuch beibringt, völlig, zumal wegen des auch in unserm mecklenburgischen Dialekt heimischen kam ik oever den hund, so kam ik ok oever den schwanz. Hinsichtlich der Literatur bemerke ich, daß in der zweiten Auflage der Allotria, Berlin, Denicke (1878), der Spruch fortgelassen ist. Eine literarisch umsichtige und sorgsame Erörterung desselben, wohl die allerjüngste, gibt der bekannte Freund und Kenner nicht blos des deutschen Sprüchworts, der Reichstagsabgeordnete Aloysius Mutius Ottow in Schnorrs von Karolsfeld Archiv für Literaturgeschichte, 1880, Bd. X, S. 407 ff.

Schwerin, Dienstag nach Ostern, den 19. April 1881.

Friedr. Latendorf.

Bibliographie.

Delbrück, B. Einleitung in d. Sprachstudium. Ein Beitrag z. Geschichte u. Methodik der vergleichenden Sprachforschung. 8. 141 S. Leipzig 1880, Breitkopf & Härtel.

Fellner, Stefan. Compendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im IX. Jahrhundert. gr. 8. 241 S. Berlin, Theobald Grieben

Grote, Otto Freiherr v. Lexicon deutscher Stifter, Klöster u. Ordenshäuser. I. Lfg. gr. 8. 64. S. Osterwieck a. H., A. W. Zickfeldt. à 1. —

Hahn, R. Edm. Schöne Frauen. Roman. 2 Bde. 8. 250 u. 226 S. Dresden 1881, E. Pierson. 6. —

Herbst, Wilh., Prof. Dr. Encyklopädie d. Neueren Geschichte. 1. u. 2. Lfg. gr. 8. Gotha 1880, Fr. And. Perthes. à 1. —

Kirchbach, Wolfgang. Salvator Rosa. Roman. 2 Bde. 358 u. 304 S. 8. Leipzig 1880, Breitkopf & Härtel.

Kraepelin, Emil, Dr. med. Die Abschaffung des Strafmaßes. Ein Vorschlag z. Reform der heutigen Strafrechtspflege. 8. 78 S. Stuttgart 1880, Ferd. Enke.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Rumänien.

Land und Volk.

In geographischer, historischer, statistischer und ethnographischer Beziehung, sowie in Reiseerinnerungen nach dreijährigen eigenen Beobachtungen und mit Benutzung authentischer Quellen unter bevorzugter Berücksichtigung der gegenwärtigen Lage geschildert von

Rudolf Henke.

Mit einer Karte und einer Schrifttafel.

Preis *M.* 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Spanisch und Russisch

in kürzester Zeit ohne Lehrer nach der berühmten Methode Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe sämmtlicher Sprachen à 50 ₰ gegen Einsendung von Briefmarken an **G. Knapp**, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig.**

Manuscripte

von populär wissenschaftlichen Werken aller Disciplinen werden von einer Leipziger Verlagsbuchhandlung unter sehr günstigen Bedingungen zu erwerben gesucht. Gefl. Offerten durch die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** sub **B. B. 828.**

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Bücher-Ankauf!

Grössere und kleinere Sammlungen, sowie einzelne grosse Werke sucht zu guten Preisen **Glogau Sohn, Hamburg,** 23 Burstah.

Flechten- Heilsystem, einzig bewährt. Näheres durch **C. H. Lemcke, Schwerin i. M.** Gustavstr. 7.

Bei **Ambr. Abel** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Betrachtungen

über unser classisches Schulwesen.

Preis *M.* 1.50.

Die gerade jetzt so vielseitiges Interesse erregenden Fragen über unser Schulwesen werden hier in über 100 Thesen beleuchtet von einem Gelehrten, dessen eigener Bildungsgang ihm Gelegenheit zu genauer, kritischer Beobachtung gab. Nicht nur für den Fachmann, sondern auch für Jeden wird die Lectüre der Broschüre angenehm sein, da der Verfasser es sich angelegen sein liess, jede trockene Pedanterie zu vermeiden.

Für Schriftsteller auf jedem Gebiete der Literatur,

welche ihre Schöpfungen auf eigene Rechnung drucken und im Buchhandel erscheinen lassen wollen, empfiehlt sich die unterzeichnete Firma zur versandtfertigen

Herstellung von Druckwerken

in geschmackvollster Ausstattung und gleichzeitig zur Uebernahme des **Kommissionsverlags** und buchhändl. Vertriebs zu sehr günstigen Bedingungen.

Stuttgart. **J. B. Metzler'sche** Buchhandlung u. Buchdruckerei.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse nnd allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

La Mara,

Musik-Studienköpfe Band IV

Die Classiker.

Wichtig für Musiker und Laien durch die vollständigen Werkverzeichnisse d. Meister.

Preis *M.* 4.—

Leipzig. **G. Knapp,** Verlagsbuchhdlg.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Vom Zürichberg.

Skizzenbuch

von

Johannes Scherr.

Zweite, unveränderte Auflage.

Preis *M.* 5.—

Inhalt: Der weiße Teufel. Die abenteuerliche Historie vom falschen Dmitry. Kaiser Josef. Rabelais. Hermann Kurz. Ein östreichischer Dichter. Ragaz. Zum jüdischen Krieg. Excellenz Von der Zirbeldrüse. Die Windel des Konfucius. Noten zur Zukunftsmusik. De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Der sogenannte

Animalische Magnetismus

oder

Hypnotismus.

Unter Zugrundelegung eines für die akademische Gesellschaft zu Freiburg i. B. gehaltenen populären Vortrages

von

Dr. Christian Baeumler,

Prof. d. Medicin u. Director d. med. Klinik zu Freiburg i. B.

gr. 8. 78 Seiten. Preis *M.* 2.—

Soeben erschien und wird gratis und franco auf Verlangen versandt:

Antiquarischer Anzeiger Nr. 4, 1881.

Deutsche Literatur

bis zu den Ausläufern der classischen Periode, einschliessl. Uebersetzungen, Sittengeschichte und Memoiren.

Berlin, W., 73 Jägerstr.

W. H. Kühl.

Bad Homburg

eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Hombnrgs Heilquellen sind von dnrchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit **gestörten Functionen des Magens und Unterleibs,** auch hei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz'**scher Methode, **Sool-, Kiefernadel-, Gas-** und **Moor-Bäder.** — Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner aus Appenzell hereitet.

Alle fremden Mineralwasser.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit reich ausgestatteten Lesezimmern u. Conversationssälen, der schattige Park, die Nähe des Haardtwaldes n. Taunusgehirges, die Mannichfaltigkeit der Unterhaltnngen erhöhen die Annehmlichkeit des Anfenthaltes.

Im **Verlage des Vereins für Deutsche Literatur in Berlin** ist erschienen:

Dr. Oscar Lenz, Skizzen aus Westafrika.

Selbsterlebnisse.

Mit einer Karte von Westafrika. In elegantem Leinwandbande Preis 6 *M.*

Diese Skizzen sind keine Reisebeschreibung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eine Sammlung von selbständigen Essays über die natürlichen und socialen Zustände jener wenig durchforschten und selten besuchten Küste, wie sie sich Dr. Lenz während seiner dreijährigen im Auftrage der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Afrikas unternommenen Reise dargestellt haben.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 20. Berlin, den 14. Mai 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Krumirs. Von Gustav Weisbrodt. — Ungarische Gesetzgebung und deutsches Schulwesen in Siebenbürgen. Von Albert Schiel. I. II. — **Literatur und Kunst:** Friedrich Spielhagen vor den Richtern. Von Paul Lindau. — Denkrichtungen der neueren Zeit. Von Carl Gerhardt. — Italienischer Journalismus. Von Woldemar Kaden. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Kunstausstellungen. Von Th. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die Krumirs.

Was eben jetzt in Tunis sich vollzieht, ist möglicherweise der Keim unabsehbarer Verwickelungen. Wir haben aus dem „bischen Herzogowina" die ganze orientalische Frage sich entrollen sehen, wir könnten es leicht erleben, daß das „bischen Tunis" eine vollständige Verschiebung in der Gruppirung der Mächte und zunächst der Mittelmeer-Mächte zur Folge hat. Eine französische Armee hat bereits die Grenze der Regentschaft Tunis überschritten, sie hat freilich einstweilen nur die Bestimmung, die räuberischen Stämme zu züchtigen, aber gerade den Franzosen ist (vgl. Algerien) nicht zum ersten Male der Appetit während des Essens gekommen, und sobald sie wirklich Miene machen sollten, Tunis zu verzehren, würden sich sicher Mitesser finden, die einen eben so guten Appetit und einen eben so guten Magen haben. Doch so weit sind wir noch nicht; halten wir uns zunächst an den Zweck oder an den Vorwand der Expedition, in welcher Frankreich zum ersten Mal in seiner neuesten republikanischen Häutung die ihm seit Jahren nicht mehr geläufig gewesenen Expansiv-Allüren wieder annimmt.

Die Krumirs gehören jenen Kabylenstämmen an, welche, in dem gebirgigen Norden von Tunis seßhaft, sich bis auf den heutigen Tag der Herrschaft der Araber sowohl als der Türken zu entziehen wußten. Während die Bevölkerung der Ebenen das Joch der sich einander ablösenden Eindringlinge auf sich nahm, blieben die Krumirs in ihren Bergen verschanzt und hielten dort ihre alten Gebräuche fest. Sie konnten und können keine Hirten sein, gleich ihren Nachbarn im Flachlande; sie sind seit undenklichen Zeiten Ackerbauer, Industrielle und Handeltreibende gewesen und sie sind es noch.

Die Krumirs wohnen nicht nomadenartig in Zelten, sie wohnen in festen steinernen Häusern. Ihre Dörfer, die die Gipfel der Felsen krönen, bieten einen höchst romantischen Anblick. Der kleinste Weiler ist von einer Bergkette gedeckt und bildet eine kleine Festung, die nur mit Sturm genommen werden kann. Schmale Fußpfade, oft nur von Saumthieren zu passiren, oft aber auch so steil, daß man die Thiere am Fuße des Berges zurücklassen muß, führen zur Höhe; nicht selten ist die Böschung nicht anders zu erklimmen, als daß der Kletternde sich an die Steine und Gesträuche anklammert; eine eigentliche Mauer könnte kaum größere Schwierigkeiten bieten. Ist es gleichwohl einem Feind gelungen, zum Eingang in das Dorf zu gelangen, so hat er noch eine verbarrikadirte Moschee zu bezwingen, welche den Angegriffenen eine letzte Zufluchtsstätte bietet.

Das Pulver fertigen die Krumirs selbst an. Aber nicht werden, wie bei uns, Salpeter, Schwefel und Kohle einzeln pulverisirt, sondern sie werden in einer einzigen Masse mit hölzernen Stößeln in hölzernen Mörsern und zwar mit der Hand zerstampft. Das Mengungsverhältniß der Stoffe ist kein feststehendes, der eine nimmt mehr Salpeter, der andere mehr Schwefel und Kohle. Der Salpeter wird aus der gewaschenen Erde des Grundbodens alter Häuser genommen, die Kohle aus Weiden- und Lorbeerholz bereitet, der Schwefel in Tunis eingekauft.

Sämmtliche Ortschaften eines und desselben Tribus sind im Angriff und in der Vertheidigung solidarisch. Wenn der Tribus angegriffen wird oder seinerseits angreift, so haben Alle und Jede mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln sich an der gemeinsamen Action zu betheiligen. Jeder Parteihader, jeder innere Zwist hört in demselben Augenblicke auf, wo der Appell an den Tribus erfolgt. Eine Action nach Außen — der Beispiele haben wir übrigens auch in Europa nicht allzu wenige gesehen — ist deshalb ein nicht selten in Verwendung kommender Ableiter inneren Kampfes. Sind die Gemüther aufs Aeußerste erregt, so bricht man irgend einen auswärtigen Zank — wozu wäre denn Algerien so nahe? — vom Zaune und alsbald ist unter denselben Leuten, die sich eben noch die Kehle abschneiden wollten, die Eintracht voll wieder hergestellt.

Während des Krieges ernennen die Notabeln einen „Amin". Er hat die Führer in den militärischen Operationen zu unterstützen, gibt ihnen die Zahl der waffenfähigen Mannschaft bekannt, überbringt die Befehle und dirigirt die verschiedenen Abtheilungen zu den ihnen angewiesenen Stellungen, er controlirt die Waffen, scheidet die schadhaften Gewehre aus und sorgt für ausreichende Munition, er ist der Chef des Verpflegungswesens, schafft den erforderlichen Proviant herbei und vertheilt ihn; er ist also ein Stück Generalstabschef und Intendant zugleich.

Alle Krumirs sind zum Kriegsdienst verpflichtet. In einem „heiligen Kriege" haben selbst die Marabuts zu den Waffen zu greifen, in inneren Kämpfen brauchen sie sich nicht zu schlagen.

Jeder Kämpfer hat auf eigene Kosten ein Gewehr, eine Patrontasche und eine gewisse Zahl von Patronen beizustellen. Die Armen werden von der Ortschaft ausgerüstet, der sie angehören. In jedem heiligen Kriege werden die Einkünfte der Moscheen zu Verpflegungszwecken verwendet.

Sobald der Krieg in Sicht ist, werden alle privaten Zwiste vertagt, die Blutrache ruht. Niemand darf mehr das Land verlassen und besondere Emissäre fahnden auf jeden bereits auswärts Befindlichen. Die Djema, d. h. die Versammlung aller großjährigen Einwohner, kauft Waffen, Munition und Lebensmittel ein. Da die Krumirs stets besorgen, in ihren Dörfern blokirt zu werden, versieht sich jedes Haus mit Wasser und bringt sein Vieh in den unzugänglichsten Bergen in Sicherheit. Alles

hat zu den Vertheidigungsarbeiten mitzuhelfen. Zum Schutz gegen einen plötzlichen Ueberfall ist jedes Dorf mit einer Hecke umgeben. Die mit Schießscharten versehenen Wachthäuser werden ausgebessert und verstärkt.

Der Amin des Tribus zählt die kriegstaugliche Mannschaft, bestimmt die Stärke der einzelnen Posten, normirt die Ablösungsstunden der Wachen, ertheilt das Losungswort und regelt den Tagesdienst. Jeder Posten ist einem verantwortlichen Befehlshaber untergeordnet, der die Dispositionen zur Vertheidigung zu treffen hat. Von den Leuten darf ohne Erlaubniß des Chefs keiner fehlen und keiner sich durch einen anderen vertreten lassen. Der Chef hat das Recht zu strafen. Die Mannschaft, welche zeitweise nicht auf Wache ist, hat sich immer bereit zu halten, auf das erste Zeichen des „Rufers" oder sobald ein Schuß fällt, an die ihr angewiesenen Sammelplätze zu eilen.

Die allgemeine Kriegsleitung liegt in der Hand eines Vertheidigungsausschusses, der aus Männern besteht, welche sich einen militärischen Ruf erworben haben. Dieser Ausschuß ernennt die Chefs, welche die Mannschaft ins Feuer führen, er entwirft den Feldzugsplan und hat die obere Leitung der Operationen. Braucht er „geheime Fonds", so darf er ganz selbstständig Anleihen abschließen; wenn Friede geschlossen ist, muß er freilich ihre Verwendung nachweisen und rechtfertigen.

Ist das Land ernstlich bedroht, so bilden sich bisweilen Trupps junger Mannschaft, die sich für das Gemeinwohl dem Tode weihen. Sie schwören auf die heiligen Bücher und in Gegenwart des versammelten Volks, sich einander nicht zu verlassen und, ohne Pardon zu geben und zu nehmen, bis in den Tod zu kämpfen. Wenn sie in den Kampf ziehen, stimmen die Marabuts Todtengebete an.

Wird entfernt vom Dorfe gestritten, so wird für den Transport der Todten und Verwundeten auf Tragbahren immer ein besonderer Dienst organisirt. Man verwendet dazu die Leute, die weniger kräftig sind und die, die keine Waffen besitzen. Die Verwundeten werden zu ihren Familien gebracht, aber eine besondere Pflege finden sie dort nicht; die Natur allein muß die Heilung zu Wege bringen. Die Todten werden mit großem Pomp bestattet. Die in einem heiligen Kriege Gefallenen werden nicht, wie es sonst der Ritus vorschreibt, gewaschen, sondern in ihren blutigen Kleidern begraben, die vor Allah zu Gunsten der frommen Märtyrer des Islam Zeugniß ablegen sollen.

Die Frauen bleiben im Kriege nicht unthätig. Sie gießen die Kugeln, fertigen die Munition an und richten den Proviant her. Oft erscheinen sie auch, mit ihrem Schmuck angethan, auf dem Schlachtfelde, ihr Geschrei ertönt unter dem Knattern der Gewehre und ihr Schlachtgesang facht den Kriegsmuth der Kämpfenden aufs Aeußerste an.

Die Person des andersgläubigen Feindes wird von den Krumirs scheußlich verstümmelt — eine Gewohnheit freilich fast aller barbarischen Stämme in ihren Kriegen. Vom religiösen Fanatismus hingerissen üben sie an ihren Gefangenen oft die entsetzlichsten Grausamkeiten und beschimpfen die in ihre Hände gefallenen feindlichen Leichen in empörender Weise.

Die Beute gehört im Allgemeinen dem Einzelnen, gewisse Dinge aber nimmt das Dorf in Anspruch und dazu gehören in erster Reihe Heerden, die die Bevölkerung gemeinsam verspeist.

Ihre traditionelle Unabhängigkeit geht den Krumirs über Alles und sie haben sie bisher gegen alle Eroberer, die nach einander in Afrika eindrangen, zu wahren verstanden. Ihre Kriegslieder, die gleichzeitig ihre Festlieder sind, tragen den Stempel des wildesten Hasses gegen die Araber sowohl als gegen die Türken.

Der ungleichste Kampf, den sie je bestanden, hat jetzt begonnen. Ihn siegreich zu beenden, haben sie keine Hoffnung: sie werden, wenn auch vielleicht erst nach verzweifeltem Widerstand, sich schließlich den Dictaten Frankreichs fügen müssen oder untergehen. Die Weltgeschichte ist erbarmungslos schon über größere und edlere Volkselemente hinweggeschritten.

Gustav Weisbrodt.

Ungarische Gesetzgebung und deutsches Schulwesen in Siebenbürgen.*)

Von Albert Schiel.

I.

Wer eine ethnographische Karte Ungarns zur Hand nimmt, den wird ein flüchtiger Blick auf das bunte Farbengemisch derselben belehren, wie in diesem Staate so viele verschiedene Nationen beisammen wohnen, daß ein ähnliches Mischungsverhältniß nirgends in Europa, die Türkei nicht ausgenommen, vorhanden ist. Es leben nämlich in Ungarn:

Magyaren	6,207,580
Romänen	2,321,906
Deutsche	1,816,087
Slovaken	1,825,723
Ruthenen	448,040
Serben	286,834
Kroaten	208,529
Verschiedene	104,651
Zusammen	13,219,350.

Diese Daten, entnommen dem 1871 erschienenen, „Unser Vaterland und unser Volk" betitelten Buche Karl Keletis, des Chefs des Königl. ungarischen statistischen Bureaus, liefern Zahlen in der Höhe, die das Magyarenthum gerne erreichen möchte. Adolf Ficker in seinem Buche: „Die Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie" gibt nur 5,413,000 Magyaren an. Trotzdem erreicht die Zahl der Magyaren noch nicht die Hälfte der gesammten Bevölkerung.

Das Verhältniß wird noch weit ungünstiger, wenn Kroatien, Slavonien und die Militärgrenze, Gebiete, in denen Magyaren gar nicht wohnen, mit 1,840,000 Einwohnern dem Gesammtstaate zugezählt werden. Die magyarische Bevölkerung wird auf wenig mehr als ein Dritttheil der gesammten Einwohnerzahl herabsinken.

Die Resultate der neuen Volkszählung sind nur in allgemeinen Umrissen bekannt. Demnach hat Ungarn in 10 Friedensjahren einen Zuwachs von nur 190,000 Einwohnern (1,25%) erhalten; und auch diese bescheidene Zahl dürfte in erster Linie den kinderreichen Romänen, dann den Slaven zu gute kommen. Wenn vielleicht trotzdem die Zählungstabellen ein Anwachsen der Magyaren ergeben werden, so ist dasselbe auf die zahlreichen — freilich den Wünschen nationaler Heißsporne noch viel zu geringen — Namensmagyarisirungen, die kürzlich durch Herabsetzung der Taxe von 5 Gulden auf 50 Kreuzer in patriotischer Weise prämiirt worden sind, zurückzuführen.

Seit länger als einem Jahrzehnt besitzen die Magyaren in Ungarn in unbeschränktester Weise die politische Führung. Ein Dritttheil der Gesammtbevölkerung beherrscht die andern zwei Dritttheile. Nicht in Folge hervorragender geistiger Begabung, nicht durch höhere Bildung — die große Masse des magyarischen Volkes erhebt sich wenig über Romänen und Slaven und die Deutschen stehen in dieser Beziehung entschieden oben an —, nicht durch Reichthum, nicht durch Tüchtigkeit im Handel, Verkehr, Erwerb; sondern einzig und allein dadurch, daß dieses Dritttheil im Besitz historischer Erinnerungen und Ueberlieferungen, die den meisten übrigen Völkern des Vaterlandes fehlen — denn von einer geschichtlichen Vergangenheit der ungarländischen Romänen, Slovaken, Ruthenen u. s. w. kann man doch wohl kaum sprechen —, begünstigt durch eine gewisse politische Findigkeit, die ja weithin berühmt ist, die aber im Ganzen und Großen darauf reducirt werden kann, daß jeder Magyare hinter dem Glase Wein, bei Wahlen und ähnlichen Gelegenheiten, wo man unter erträglichem Vorwande der lästigen Alltagsarbeit entkommen kann, eine stattliche patriotische Beredtsamkeit, getragen von noch größerer Begeisterung, entwickeln kann, es verstanden

*) Vergleiche unter den „Offenen Briefen" die Entgegnung auf den Aufsatz des Herrn Dr. Ambros Nemenyi. D. R.

hat, die Noth des Gesammtstaates auszubeuten, eine Sonderstellung sich zu ertrotzen und schließlich die anderen Nationen durch Spaltung zu schwächen und zur Heeresfolge zu zwingen.

In der That hat nun keine der anderen Nationen je ernstlich versucht, die politische Führung der Magyaren abzuschütteln; und hätten diese mit ihren Erfolgen in dieser Richtung sich begnügt, so könnten Slaven, deutsche Magyaren und Romänen noch immer friedlich neben und mit einander bestehen, wie es früher Jahrhunderte hindurch thatsächlich geschehen ist. Dieses friedliche Beisammenwohnen ist erst seit den letzten Jahrzehnten gestört worden.

„Mir ist kaum ein wirklicher Magyar bekannt, der, wie sehr auch sein Haar gebleicht sei, wie tief ihm auch Erfahrung und Lebensweisheit die Stirn gefurcht, nicht gleich einem Verrückten, dessen fixe Idee berührt wird, sich den Regeln der Billigkeit, ja sogar jenen der Gerechtigkeit mehr oder weniger entzöge, wenn die Angelegenheit unserer Sprache und Nationalität aufs Tapet kommt. Bei solchen Gelegenheiten wird der Kaltblütigste hingerissen, der Scharfsichtigste ist mit Blindheit geschlagen und der Billigste, Gerechteste ist bereit der ewigen Wahrheit unabänderliche Regeln erste, die man bei keiner Gelegenheit aus den Augen verlieren sollte: thue dem Andern nie, was du auch von ihm nicht gerne aufnähmest, zu vergessen oder vergißt sie auch wirklich."

Am 27. November 1842 sprach Graf Szechenyi diese Worte in der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Er ist einer der edelsten und größten Männer, die das Volk der Magyaren hervorgebracht hat, ein fleckenloser Charakter, ein begeisterter Freund seines Volkes, das ihm viel verdankt, — kurz, ein Zeuge, dessen Wort schwer wiegt.

Ungarns erster König, der heilige Stephan, hat selbst den Grundsatz ausgesprochen: Unius linguae uniusque moris regnum imbecile et fragile est. Lange Jahrhunderte hindurch hat dieser Grundsatz Geltung gehabt. Es schien natürlich und wohlthätig, daß verschiedene Völker den Boden Ungarns bewohnten, und der Magyare, der jederzeit sein Volk liebte und auf seine Nation stolz war, hat doch nie die anderen Nationen zu unterdrücken, sie mit seiner zu verschmelzen gesucht, er hat nie in so krankhaft ängstlicher Weise sein Volksthum gegen fremdes gewahrt und gehoben.

Dieser gegenwärtige Zustand, den Graf Szechenyi mit den oben angeführten Worten charakterisirt hat, ist ein Zustand der Angst.

Vor einem Jahrtausend haben die Magyaren sich als trennender Keil zwischen Nord- und Südslaven eingeschoben; ihr Erscheinen in Europa war nach Palazkys Ausspruch das größte Unglück, das die Slavenwelt je betroffen; aber seit jener Zeit hat dieser Keil keine Verstärkung erhalten, dagegen ist der Druck der Slaven von Nord und Süd, der Germanen von Westen her immer schwerer geworden, und wenn der Keil nicht zerquetscht werden soll, so muß er verstärkt werden. Aus sich selbst kann sich das Häuflein der fünf Millionen Magyaren nicht verstärken und so müssen fremde Volkselemente herangezogen werden. Aber die Magyaren haben nie sonderliche Talente gezeigt, fremde Nationen aufzusaugen. Die Fortschritte, die sie hier und da gemacht haben, z. B. in der Zips den Deutschen gegenüber — aber selbst dort sind mehr Orte slovakisirt worden, als magyarisirt — werden reichlich aufgewogen durch anderweitige Verluste. Aber selbst wenn die Magyaren diese Gabe der langsamen Assimilirung besäßen, es würde ihnen dazu an Zeit fehlen. So werden denn Mittel des Zwanges angewendet, des einzigen Zwanges, der in der Gegenwart, in einem Staate, der Culturstaat sein will, angewendet werden kann, des gesetzlichen. Mit der größten Aussicht auf Erfolg kann dieser sanfte Zwang beim Schulwesen ausgeübt werden.

Diese Tendenz wird natürlich von der Regierung nicht eingestanden, aber aus jedem neuen Gesetz leuchtet sie hervor; die gesammte nichtmagyarische Bevölkerung kennt sie und fürchtet sie, alle Magyaren sind mit ihr vertraut und billigen dieselbe und zuweilen platzt auch ein enfant terrible der Regierung mit dem Eingeständniß derselben heraus. So meinte Herr L. Mozsary in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 30. April 1879: „Denn es ist uns Allen sehr wohl bekannt, daß wir unter der Ausbreitung der magyarischen Sprache nichts Anderes verstehn, als die thunlichste Beseitigung des großen Uebelstandes, daß nämlich jene 15 Millionen Menschen, die dieses Vaterland bewohnen, nicht sämmtlich ihrem Urstamme nach Magyaren sind."

Solchen Aeußerungen, den allbekannten Thatsachen und den ebenso bekannten Absichten der Regierung gegenüber ist es begreiflich, daß alle Nichtmagyaren Ungarns die nöthigen Schritte zur Abwehr thaten, als es bekannt wurde, daß die Regierung einen Gesetzentwurf über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache an sämmtlichen Volksschulen und einen zweiten über den Gymnasial- und Realschulunterricht dem Abgeordnetenhause vorzulegen beabsichtige. Mit am meisten bedroht erscheinen durch diese Gesetze die evangelischen Schulen der Siebenbürger Sachsen.

Ich will in nachfolgenden Zeilen es versuchen, anknüpfend an zwei kürzlich erschienene Schriften: „Magyarisirung in Ungarn" (München, Theodor Ackermann); „Die deutsch-evangelischen Mittelschulen in Siebenbürgen und die denselben drohende Gefahr" (Leipzig, Otto Wigand), dem deutschen Publicum die Frage klar zu legen.

II.

Am 12. März 1779 wurde durch den Unterrichtsminister Aug. Trefort die Vorlage über den Unterricht des Magyarischen als obligater Lehrgegenstand an allen Volksschulen eingebracht, und obwohl von Seite des Landesconsistoriums der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen eine Vorstellung an den Cultusminister gerichtet wurde, obwohl die Bischöfe der griechisch-unirten und der griechisch-orientalischen Kirche ähnliche Einwendungen erhoben, so hatte doch die Vorlage bereits am 22. Mai, nachdem dieselbe im Unter- und Oberhause rasch durchberathen worden war, durch Sanctionirung des Königs Gesetzeskraft erhalten.

Der wesentliche Inhalt des Gesetzes ist folgender: Die magyarische Sprache wird an sämmtlichen Volksschulen als obligater Lehrgegenstand aufgenommen.

Niemand kann ein Lehrerdiplom erlangen, der der magyarischen Sprache in Wort und Schrift nicht der Art mächtig ist, um dieselbe in Volksschulen lehren zu können.

In jenen Lehrerseminarien, in welchen die Unterrichtssprache nicht die magyarische ist — die magyarischen Anstalten sind also von dieser Beaufsichtigung ausgenommen — werden die Jahres- und Maturitätsprüfungen unter Theilnahme des Schulinspectors oder eines vom Minister bestellten Stellvertreters vorgenommen, die Lehrerdiplome von diesem unterschrieben und nur dann ausgefolgt, wenn der Geprüfte der magyarischen Sprache wirklich mächtig ist.

So war denn in zwei Monaten ein Gesetz, das die wichtigsten Lebensinteressen von 10 Millionen Menschen berührt, den Fortbestand zahlreicher Schulen geradezu in Frage stellt, denn es gibt weite Gebiete, wo überhaupt keine Magyaren leben und Niemand die magyarische Sprache sprechen, geschweige denn lehren kann, geschaffen worden.

Mit dem Mittelschulgesetz hatte der Herr Cultus- und Unterrichtsminister nicht dasselbe Glück.

Die ersten gesetzgeberischen Versuche über Realschulen und Gymnasien reichen in die Jugendtage des Königreichs Ungarn zurück. Schon Baron Eötvös hatte 1869 hierüber einen Gesetzentwurf vorgelegt, der aber in Folge der abfälligen Kritik, der er von allen Seiten unterzogen wurde, im Abgeordnetenhause gar nicht zur Berathung kam. Ein Versuch, den Herr August Trefort im Jahre 1874 mit einer revidirten Auflage des Gesetzentwurfes seines Vorgängers machte, hatte keinen bessern Erfolg. — Endlich trat der Cultus und Unterrichtsminister am 20. März 1880 zum dritten Male mit einem „Gesetzentwurf über den Gymnasial- und Realschulunterricht" im Abgeordnetenhause hervor. Derselbe wurde einem Ausschusse zur Prüfung

*

und Durchberathung übergeben und harrt gegenwärtig des günstigen Momentes, in dem er eingebracht und — angenommen werden soll. Das Letztere durchzusetzen ist keine so ganz leichte Sache.

Denn im Jahre 1873 gab es in Ungarn (Schwicker, Statistik des Königreichs Ungarn, Stuttgart 1877, Cotta) 146 Ober- und Untergymnasien, von denen nur 7 vom Staate erhalten wurden; ebenso waren von 30 Realschulen nur 15 Staatsanstalten. Die große Mehrzahl dieser Anstalten wird also von den verschiedenen Confessionen, größtentheils ohne jede staatliche Unterstützung unterhalten; die einzelnen Gemeinden bringen schwere Opfer für ihre Schulen und sind natürlich nicht gewillt, das ihnen überdies gesetzlich zustehende Recht der Verwaltung, Leitung und Einrichtung dieser Schulen sich entziehen zu lassen. So hat denn hier die Regierung von Seiten der magyarischen Katholiken, Unitarier und Reformirten selbst eine schwere Opposition zu bestehn, die wohl nur dann besiegt werden kann, wenn den magyarischen confessionellen Anstalten das Selbstverwaltungsrecht gelassen und dasselbe nur jenen Anstalten genommen wird, deren Erhalter nicht die Sprache Arpads reden. Die Einfügung eines derartigen Paragraphen mag wohl seine Schwierigkeiten haben, beseitigt werden dieselben aber gewiß bei günstiger Gelegenheit und die Kosten der Beseitigung werden abermals die Nichtmagyaren, in erster Linie die Siebenbürger Sachsen tragen; denn gerade die Eigenschaft, auf die die Magyaren sich selbst so viel zu gute thun, die treue Pflege ihrer nationalen Selbstständigkeit, die sie sich durch die Jahrhunderte bewahrt haben, machen sie den Sachsen zum schwersten Vorwurf und jeder Schlag, der dieses kleine aber zähe Volk trifft, kann auf fast ungetheilte Billigung aller Magyaren rechnen, mögen die dann in anderer Beziehung einander auch noch so schroff im Parteikampf gegenüberstehn. (Schluß folgt).

Literatur und Kunst.

Friedrich Spielhagen vor den Richtern.

Die Geschichte wird ungefähr so verlaufen, und ich denke mir, daß wir etwa nachstehenden Bericht darüber in den Zeitungen lesen werden:

Eine glänzende Versammlung vereinigte sich am 31. vorigen Monats in den sonst von einem weniger eleganten Publicum besuchten ungastlichen Räumen unseres Gerichtsgebäudes. Die Persönlichkeit des Helden unseres neusten Criminalromans hatte gerade auf die Kreise der besser situirten Minderheit eine besondere Anziehungskraft ausgeübt; denn Friedrich Spielhagen ist nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Mensch in den Berliner Salons sehr beliebt. Wenn man um sich blickte, konnte man sich in das Schauspielhaus versetzt fühlen und glauben, daß man einer interessanten Premiere, etwa der von „Hans und Grete" beiwohne. Man fühlte sich geneigt, von einem ausverkauften Hause und geräumtem Orchester zu sprechen, und das Publicum schien sich beinahe Zwang auferlegen, daß es nicht seinem Beifall und Mißfallen den theaterüblichen Ausdruck durch Klatschen oder Zischen kundgab.

Um elf Uhr erschien der Gerichtshof. Unmittelbar vorher waren die Angeklagten, der Dichter Friedrich Spielhagen und ein mitangeklagter Redacteur des „Berliner Tageblattes", in den Saal getreten und hatten hinter ihren Vertheidigern auf der Anklagebank Platz genommen.

Spielhagen sah etwas nervös und angegriffen aus. Auf seiner hohen und bedeutenden Stirn und an den Schläfen waren die starken Adern sichtbar. Er hatte den Mund, dessen Oberlippe ein starker Schnurrbart bedeckt, fest geschlossen. Man konnte ihm eben anmerken, daß die Zuschrift der Staatsanwaltschaft die Monotonie seiner Karlsbader Kur in anmuthiger Weise unterbrochen hatte.

Die üblichen Formalitäten können umgangen werden. Der Gegenstand des Processes ist bekannt: Spielhagen hat seinen neusten Roman „Angela" gleichzeitig in den Feuilletons des „Berliner Tageblattes" und in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht. In diesem Roman ist eine lebhafte Situation mit großer Anschaulichkeit geschildert — und mit erschütternder Wahrheit. Nun ist die Wahrheit leider nackt, und da die Geschichte überdies an einem heißen Sommertage spielt, hat der Dichter nichts verhüllen wollen. Ein beliebiges Blatt hat nach dem Schutzmann seines beleidigten Sittlichkeitsgefühls geschrieen, und der Schrei ist nicht ohne Widerhall geblieben. Auf Grund jener Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuchs, welche es der Venus von Milo und dem Hermes des Praxiteles ganz unmöglich machen würden, sich in ihrer Nationalenttrachtung heut zu Tage ungestraft in einem öffentlichen Lokale blicken zu lassen, ist gegen Friedrich Spielhagen, als den Dichter des Romans, und gegen den Redacteur des Tageblattes, als den Verbreiter desselben, die Anklage erhoben worden. § 183 bedroht denjenigen, „der durch eine unzüchtige Handlung öffentliches Aergerniß gibt", mit einer Gefängnißstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis fünfhundert Mark, § 184 den Verbreiter einer unzüchtigen Schrift mit einer Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten.

Nach Verlesung der Anklage-Acte erhob sich sofort der Vertheidiger des Dichters, um Protest einzulegen gegen die Verlesung der Auszüge. Die incriminirten Stellen erhielten dadurch, daß man sie aus dem Ganzen herausschäle und aus dem organischen Zusammenhange mit dem Uebrigen risse, einen andern als den vom Dichter beabsichtigten Charakter und wirkten auch auf den Zuhörer anders als auf den Leser des Gesammtwerkes. Er mache sich anheischig, aus den klassischen Meisterwerken, aus „Faust", „Miß Sarah Sampson", „Penthesilea" nicht blos einzelne Wörter, sondern ganze Sätze zu citiren, die an sich haarsträubend seien, die sich aber im Zusammenhange nicht blos als Harmlosigkeiten, sondern sogar als wunderbare poetische Schönheiten darstellen. Er müsse also darauf bestehen, daß der ganze Roman hier vorgelesen werde; nur dann sei es möglich, die Strafbarkeit des Einzelnen zu beurtheilen.

Nach kurzer Berathung beschließt der Gerichtshof, dem Antrage der Vertheidigung keine Folge zu geben und tritt in die Verhandlung ein.

Zur Begründung der Anklage erhebt sich der Staatsanwalt und sagt etwa Folgendes:

„Sie haben, meine Herren Richter, soeben den Auszug aus dem neusten Romane von Friedrich Spielhagen vernommen, welcher die Angeklagten auf jene Bank geführt hat. Sie stehen noch Alle unter dem Eindruck des soeben Vernommenen, und ich darf es daher als überflüssig erachten, den Beweis anzutreten, daß diese Schilderung geeignet ist, die Schamhaftigkeit zu verletzen. Ich will, um auf den Antrag der Vertheidigung nur noch ein Wort der Entgegnung zu bemerken, anführen, daß diese Scene ein verständliches Ganzes für sich bildet, und als solche auch selbstständig dem Urtheil unterliegt. Sie ist absolut anstößig. Ich sehe voraus, daß man mir mit dem Schlagworte der „dichterischen Freiheit" entgegentreten wird, welche seit Menschengedenken ein Vorrecht der auserwählten Geister bilde. Wir sind auch weit davon entfernt, diese Freiheit irgendwie einschränken zu wollen. Dem, der unsere Sitten und Unsitten schildert, soll und muß es unbenommen bleiben, von dieser dichterischen Freiheit den weitesten Gebrauch zu machen. Aber wie Alles, so hat auch die Freiheit ihre natürliche Begrenzung. Die Zügellosigkeit ist keines Menschen Vorrecht, auch nicht das Vorrecht des Dichters. Daß der Dichter auf alle Fälle frei ausgehen müsse — tu missus abibis —, daß er unter allen Umständen und für alle Ausschreitungen auf einen Geleitbrief der öffentlichen Duldsamkeit zu rechnen habe, das wird wohl Niemand behaupten wollen. Wo aber ist diese Begrenzung? Wo dürfen wir die Grenze des dichterisch Erlaubten als über-

schritten betrachten, und wo erwächst uns daher die Pflicht, den Dichter in jene Schranken, über die er sich hinweggesetzt hat, zurückzuweisen? — Da, wo er uns zu einem Schauspiele einladet, das der großen Mehrheit des gebildeten Publicums die Schamröthe auf die Wangen treibt, wo er im strengsten Sinne des Wortes ein öffentliches Aergerniß erregt. Und das ist in dem Vorliegenden ganz unzweifelhaft der Fall.

Ich appellire an Sie selbst, meine Herren, und frage Sie: mit welchen Empfindungen haben Sie die Scene, welche Ihnen vorgelesen ist, vernommen? Und wir sind gereifte Männer, die schon durch ihren Beruf gezwungen sind, uns mehr um die dunkelsten Nachtseiten des menschlichen Lebens, um die Laster und Verbrechen, als um die glänzenden Lichtseiten und edlen Thaten der Menschheit zu bekümmern. Wir sind durch unsern schweren Beruf und durch eine gewisse Gewöhnung abgehärtet gegen Eindrücke, welchen der Unbefangene unterliegt; und wo dieser subjectiv mitergriffen wird, sehen wir nur noch den objectiven Thatbestand. Wenn wir aber aus unserer amtlichen Thätigkeit heraus- und in das bürgerliche Leben zurücktreten, so sind auch wir Gatten und Väter wie die Andern, und als solche müssen wir uns fragen: würden wir einen Roman, der Seiten enthält wie die eben verlesenen, unserer Frau oder gar unserer Tochter vorlegen? Ist da nicht eine ernste Gefahr vorhanden, die wir mit aller Entschiedenheit bekämpfen müssen? Denn sonst würde das Uebel verheerend um sich greifen. Bedenken Sie wohl, meine Herren, diesmal ist es ein feingebildeter, ein vornehmer Dichter, der, wie ich zugeben will, nur aus strafbarem Unbedacht seiner Phantasie die Zügel hat schießen lassen, und um seine vollen dichterischen Wirkungen hervorzubringen, das Maß des Erlaubten überschritten hat. Geht aber diese Ueberschreitung straflos aus, was werden wir dann erleben? Was werden wir erleben, wenn an die Stelle des Dichters der handwerksmäßige Speculant auf die Lüsternheit und den Skandal tritt? Hier muß ein Exempel statuirt werden, und um so entschiedener, als die Form der Darbietung jene Milderungsgründe, die sonst wohl für einen von lauteren Absichten durchdrungenen Dichter wie Spielhagen geltend gemacht werden könnten, vollkommen ausschließt.

Damit berühre ich die zweite wichtige Frage dieses Processes, die uns dazu veranlaßt hat, auch den Herausgeber des „Tageblattes" vor diese Schranken zu ziehen.

Wäre der Roman als ein selbstständiges Werk im Buchhandel erschienen, so wäre die Situation in der That eine andere und für den Dichter günstigere. Bei unsern deutschen Bücherpreisen gehört zum Ankauf eines Buches immer ein bestimmter Entschluß. Bücher werden bei uns weniger gekauft als es dem Autor erwünscht ist. Das Buch hat also wegen seines relativ hohen Preises, wegen der deutschen Kaufunlust, wegen der größeren Schwierigkeit der Beschaffung ein ungleich beschränkteres Absatzgebiet und einen kleineren Leserkreis als die Zeitung. Bei dem Buche ist daher auch die Gefährlichkeit eine verminderte. Ein Buch, das mir bedenklich erscheint, brauche ich einfach einzuschließen, um es den Blicken der wißbegierigen jungen Mädchen zu entziehen.

Die Zeitung aber — das ist etwas ganz Anderes. Da bezahle ich nicht das Fertige, das mir Bekannte, da zahle ich durch das Abonnement das, was erst im Laufe des Quartals fertig werden wird, was ich noch gar nicht kennen kann. Da muß ich der Redaction blindes Vertrauen schenken, und an Ausschreitungen der Redaction bin ich als Abonnent in keiner Weise betheiligt, nicht einmal als Aneigner, nicht einmal durch die Willensäußerung des Kaufes. Da wird mir das Gift ohne mein Zuthun ins Haus gebracht. Die Zeitung kann ich nicht unter Schloß und Riegel legen; sie ist das Gemeingut der Familie. Die Frauen und Mädchen dürfen sie lesen, um Wissenswerthes und was ihnen zu wissen gestattet ist zu erfahren. Unter Umständen müssen sie dieselbe sogar lesen, um alle möglichen praktischen Bedürfnisse des Hausstandes in bequemer Weise zu bestreiten. Und gerade das Feuilleton ist eigens dazu da, um die Frauen und Mädchen für das Blatt zu interessiren, aus gar keinem andern Grunde!

Steht nun in einem solchen Feuilleton ein anstößige, eine unzüchtige Geschichte, so sind die Gefahren, die diese für die Familie mit sich bringt, gar nicht mehr zu beschwören. Der Vorstand des Hauses, der für die Seelenreinheit der Seinigen zu sorgen hat, liest ja gewöhnlich das Feuilleton gar nicht, oder, wenn er es liest, jedenfalls später als das junge Mädchen, das dem Zeitungsboten das feuchte Blatt aus der Hand nimmt, um ja die Fortsetzung des spannenden Romans gleich lesen zu können. Die Veröffentlichung eines Romans, den ein junges Mädchen nicht in die Hand nehmen soll, durch das Feuilleton einer Zeitung, welches jenes junge Mädchen thatsächlich liest, ist ein Vertrauensbruch der Redaction gegen den Abonnenten und des Schriftstellers gegen seine Leser, die ihn in diesem Falle gar nicht aufgesucht haben, sondern denen er ortoyirt worden ist — eine unzüchtige Handlung, welche öffentliches Aergerniß erregt, und auf welche der Paragraph 183 unseres Strafgesetzbuches als auf eine strafbare Bedacht nimmt. Ich beantrage daher die Verurtheilung der beiden Angeklagen, des Dichters und des Redacteurs als Verbreiters, auf Grund der Paragraphe 183 und 184 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich. Einen bestimmten Antrag bezüglich der Bemessung des Strafmaßes behalte ich mir vor."

Nach diesem Vortrag erhebt sich der Vertheidiger und äußert sich in nachstehender Weise:

„Es wäre mir unmöglich, meine Herren, meine Ausführungen anders als mit dem Ausdruck meines staunenden Bedauerns darüber zu beginnen, daß dieser Proceß überhaupt angestrengt worden ist, und daß ich einen Mann, dessen hohe Sittlichkeit über allem Zweifel erhaben ist, einen unserer gefeiertsten und edelsten Dichter, der gerade vermöge seiner seelischen Reinheit sich dem sittlichsten Berufe: der Erziehung seines Volkes, der Läuterung des Geschmacks, der Pflege des Schönen, der Erhebung des Guten, der Brandmarkung des Rohen und Gemeinen zugewandt hat — daß ich einen solchen Mann wegen einer Handlung vertheidigen soll, deren nur eine niedrige und verderbte Seele fähig ist; daß man gegen Friedrich Spielhagen einen Paragraphen des Strafgesetzbuches anzuwenden sucht, welcher das Sittlichkeits- und Schamgefühl des Volkes gegen Beleidigungen, denen es von lüsterner Frechheit und wüster Verkommenheit ausgesetzt sein könnte, sicherzustellen bezweckt.

Ich brauche nichts als die Situation des Angeklagten in dem einen Satze thatsächlich zu charakterisiren, um klar zu machen, daß hier ein ungewöhnlicher, ein abnormer Fall vorliegt. Und bedürfte es auch eines äußerlichen Zeugnisses dafür, so brauchte ich Ihre Blicke nur auf die ungewohnte Schaar und auf die Bestandtheile unseres heutigen Auditoriums zu richten, das unsern Verhandlungen mit gespannter Aufmerksamkeit folgt und dem Ausgange des Processes mit einem fast persönlich zu nennenden Interesse entgegensieht.

Der Herr Staatsanwalt hat sich seine Aufgabe wesentlich dadurch erleichtert, daß er den Thatbestand einer begangenen unzüchtigen Handlung und eines dadurch erregten „öffentlichen Aergernisses" als objectiv vorhanden und daher als gar nicht mehr beweisbedürftig ansieht. Ich stehe auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Ich stelle das Eine wie das Andere ganz entschieden in Abrede und will vor Ihnen die Gründe meiner Auffassung in möglichster Kürze darlegen.

Spielhagen schildert eine sehr gewagte Scene; er schildert sie wie es der unbetheiligte Epiker thun soll, mit strenger Objectivität, mit vollkommener Ruhe und Klarheit. Er sucht nichts heuchlerisch zu verhüllen und stimulirt nicht durch vielsagende Andeutungen in berechneter Weise die Sinne. Er betheiligt sich nicht einmal durch die Form der Darstellung an dem verfänglichen Inhalte des Dargestellten. Er läßt die beiden handelnden Personen sprechen, wie sie voraussichtlich gesprochen haben würden, wenn sie sich in einer der geschilderten analogen Situation befunden hätten. Er ist nicht ihr Souffleur, er ist ihr Sprachrohr.

Nun habe ich mir über das Verhältniß der erdichteten Figuren zu ihren Urhebern von Leuten, die von der Materie

etwas mehr verstehen als ich — ja, ohne die Ehrerbietung, die ich dem hohen Gerichtshofe schulde, irgendwie aus den Augen zu setzen, darf ich sogar sagen: mehr als wir — von den Dichtern selbst habe ich mir sagen lassen, daß gerade wie im wirklichen Leben auch in jenem idealen Reiche, welches die Poesie bevölkert, das Geschöpf nicht für alle Ewigkeit als unselbstständiges Wesen unter der Botmäßigkeit seines Erzeugers verharrt. Das dichterische Wesen macht vielmehr ganz dieselben Entwicklungsstadien durch wie das Wesen aus Fleisch und Blut. Nachdem es zunächst ein rein parasitisches Dasein gefristet — die Dichter sprechen da gewöhnlich von ihrem „Herzblut" — und sich allmählich zu einem kleinen unbeholfenen Geschöpf für sich herausgebildet hat, stellt es sich auf seine eigenen Beine, lernt stehen und gehen, und entwickelt sich, wenn es eine genügend starke Constitution besitzt und unter der Pflege seines Erzeugers gedeiht, immer mehr — so zwar, daß es dieser Pflege allmählich ganz entbehren kann, daß es mündig wird, sich emancipirt und schließlich auch das Recht der Selbstbestimmung in Anspruch nimmt. So gewahrt der Dichter auf einmal, wie dieses Wesen, in dem er selbst den Lebensfunken entzündet hatte, nicht nur nicht mehr auf die väterlichen Gebote achtet, sondern, daß es ihn selbst, den Dichter, zur Anerkennung seines Willens zwingt. Es thut, was es selbst will, nicht das, was der Dichter will; und aus dem schöpferischen Dichter, der bisher dem erdichteten Wesen die Handlungen vorgeschrieben hat, wird nun der schildernde Dichter, der die Handlungen jenes Wesens lediglich nachzuschreiben hat. Mit einem Worte: das dichterische Geschöpf gleicht jenem Homunculus, der sich von seinem Erzeuger, Wagner, freimacht, und über den Mephisto das bezeichnende Wort sagt:

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten."

Daher wäre es nicht blos eine Thorheit, es wäre auch eine starke Ungerechtigkeit, den Dichter mit seinen Figuren zu indentificiren und für deren Handlungen verantwortlich zu machen. Wem wäre es auch wohl jemals in den Sinn gekommen, Friedrich Schiller wegen der Schurkerei eines Franz Moor zu bemängeln?

Wenn nun im Spielhagen'schen Roman Nanni eine Handlung begeht, wie sie unser Strafgesetz etwa ahnden würde, soll dafür Friedrich Spielhagen zur Rechenschaft gezogen werden? Wenn wirklich eine objectiv unzüchtige Handlung in der Dichtung vorliegen sollte, liegt dann auch schon eine subjectiv unzüchtige Handlung des Dichters vor? — Und Paragraph 183 hat nur solche Personen ins Auge gefaßt, die *selbst* eine unzüchtige Handlung begehen und dadurch ein öffentliches Aergerniß erregen. Selbst für den Fall also, daß dieser Paragraph für Nanni unter Umständen mißlich werden könnte — was ich nebenbei durchaus bestreite — so würde er doch auf Friedrich Spielhagen niemals seine Anwendung finden können. Der Dichter würde eine unzüchtige Handlung begehen, wenn er mit offenbarem Wohlgefallen das Anstößige schilderte, mit einer sichtbaren Freude an dem Anstößigen und mit der verderblichen Absicht, unerfahrene Gemüther in häßliche Verborgenheiten einzuweihen; wenn er die reine Phantasie mit widerwärtigen Vorstellungen befruchtete, wenn er mit einem Worte sein großes Talent der Unsittlichkeit dienstbar machte. Davon ist aber hier gar nicht die Rede. Hier wird das Häßliche nicht beschönigt, das Verderbliche nicht verherrlicht. Hier wird einfach eine psychologisch nothwendige, allerdings unbehagliche, meinetwegen sogar unzüchtige Handlung einer selbstständigen dichterischen Figur objectiv geschildert. Die Schilderung ist züchtig, sie ist Spielhagens Werk. Ist die Handlung unzüchtig, so kann nur Nanni, die erdichtete Figur, der Vorwurf treffen. Ueberdies wird diese Handlung sofort in entschiedener Weise von einer andern erdichteten Figur, von Angela, verurtheilt.

„*Das war häßlich*", sagt die Heldin des Romans, welche während der Scene, deren Schilderung diesen Proceß herbeigeführt hat, schon „*Entsetzen*" — dies ist des Dichters eigenstes Wort — empfunden hatte; und auf einen frivolen Einwurf der Andern entgegnet Angela — ich citire wiederum wörtlich: „*Schämen Sie sich!*" Ist das eine Beschönigung der Verirrung oder ist es eine Verurtheilung? Wenn Sie Spielhagen die Verantwortlichkeit wegen Nannis Extravaganzen aufbürden wollen, so müssen Sie ihm unbedingt auch Angelas sittliche Entrüstung zugute halten.

Aber ich bestreite überhaupt, daß die geschilderte Situation die Grenzen des dichterisch Gestatteten überschreitet. Wir berühren hier eine sehr schwierige Frage, der wir in einer Gerichtsverhandlung schwerlich auf den Grund kommen werden: die Frage der dichterischen Moral, die eine ganz andre ist als die gemein menschliche, als die gesellschaftliche Moral. Und wie summum jus summa injuria, so kann unter Umständen summa turpitudo einer erdichteten Person summa honestas des Dichters selbst sein. Ich will hier nicht an den „Oedipus" des Sophokles, auch nicht an den „Faust" erinnern; da aber ein Roman den Gegenstand unserer Verhandlungen bildet, so muß es mir gestattet sein, mich auf die grundlegenden Romane unserer Literatur zu berufen: auf die beiden erzählenden Meisterwerke unseres größten Dichters. Finden Sie, meine Herren, daß die incriminirten Scenen des Spielhagen'schen Romans an Gewagtheit der Conception und farbensatter Ausführung die bekannten Scenen in den „Wahlverwandtschaften" und in „Wilhelm Meister" überbieten? Gehört die Scene, in welcher Wilhelm Meister an den geharnischten König denkt und sich auf einmal im nächtigen Dunkel von Philinen umfangen fühlt (im fünften Buche des Romans), gehört das wunderbare Nocturno zwischen Charlotte und Eduard im elften Kapitel der „Wahlverwandtschaften" etwa auch zur Kategorie jener Dichtungen, die vorhin als „absolut anstößige" bezeichnet wurden? Es ist wirklich nicht unseres Amtes, darüber das Urtheil zu sprechen. Es thut mir leid, daß in diesen Räumen diese Fragen, welche vor ein ganz anderes Forum gehören, überhaupt aufgeworfen werden.

Aber es ist ja charakteristisch für diesen ganzen Proceß, daß wir beständig genöthigt sind, von Dingen zu sprechen, mit denen wir eigentlich nichts zu schaffen haben, daß wir das juridische Gebiet, das wir beherrschen, nur nebenher berühren, und daß wir immer auf das Gebiet der Ethik und Aesthetik gedrängt werden; daß wir uns für Analogien nicht in der Criminalstatistik sondern in der Literaturgeschichte umsehen müssen. Schon das beweist, daß wir die Sache unter einem schiefen Gesichtswinkel betrachten, und daß der Standpunkt, den die Anklage einnimmt und auf den sie den Angeklagten verweist, nicht der richtige ist.

Unter diesem schiefen Gesichtswinkel *erscheint* die Sache denn auch ganz anders als sie thatsächlich *ist*. So lange der Spielhagen'sche Roman nichts Anderes war, als was er nach der Absicht seines Urhebers hat sein sollen: ein Kunstwerk, ist es Niemandem in den Sinn gekommen, darin etwas Verbrecherisches zu erblicken. Mag Diesen oder Jenen die Scene unangenehm berührt, mag sie ihn abgestoßen haben, das hat ein Jeder mit sich selbst auszumachen, und einem Jeden steht das Recht zu, zu sagen: die Scene ist schlecht; er kann sogar den ganzen Roman schonungslos verdammen. Aber ein etwaiger dichterischer Fehlgriff, eine etwaige dichterische Sünde ist doch noch immer kein menschliches Verbrechen, wie es durch die Strafe des Gesetzes gesühnt werden soll! Macht man nun diese etwaige dichterische Verirrung zu einem menschlichen Vergehen, das nicht mehr den ästhetischen Kritiker sondern nur noch den Strafrichter zu beschäftigen hat, dann sieht auf einmal die Sache ganz anders aus. Dann sieht man auf einmal Unzüchtigkeiten, die das Auge des Unbefangenen bisher nicht erblickt hatte! Und nach einer gewissen Zeit sieht man unter diesem besondern Gesichtswinkel sogar *nur noch* diese Unzüchtigkeiten!

Ich kann meine Gedanken nicht besser als durch ein ziemlich triviales Beispiel klar machen. Sie Alle kennen die bekannte Spielerei, die sogenannten Vexirbilder. Sie sehen vor sich eine Landschaft mit menschlicher Staffage. Darunter steht: „Wo ist die Katz'?" Sie halten das Blatt nach rechts nach links vor die Augen, Sie rücken es sich nahe und fern... auf

einmal entdecken Sie, wie sich aus den Contouren eines willkürlich verzweigten und verästeten Baumstammes ganz deutlich die Gestalt einer Katze herausbildet. Haben Sie diese Katze einmal gesehen, dann sehen Sie nur noch dieses anmuthige Thier, und nichts weiter! Und so sieht man auch, wenn man das Kunstwerk sub specie criminis betrachten gelernt und darin auf einmal eine Unzüchtigkeit entdeckt hat, schließlich nur diese!

Meine Herren, lassen wir einem jeglichen Ding seine rechte Stätte! Betrachten wir das Kunstwerk als etwas Anderes, denn als eine Spielerei, schieben wir es nicht nach rechts und links, bis wir aus demselben etwas herausschauen sehen, was das Auge des Unbefangenen bisher nicht erblickt hatte! Beurtheilen wir die Dichtung wie eine Dichtung, als Leser und Kritiker, nicht aber als Criminalrichter!

Soll damit gesagt sein, daß eine jede Dichtung straffrei sei, daß die Freiheit des Dichters keine Grenze kenne, daß sich der Hippogryph in wilder Zügellosigkeit tummeln dürfe? — Keineswegs. Ich bin mit dem Herrn Staatsanwalt ganz einverstanden: auch die dichterische Freiheit hat ihre Begrenzung! Nur finde ich die Grenzlinie nicht da, wo sie der Herr Staatsanwalt erblickt hat. Das Aufsteigen der Schamröthe ist doch eine etwas individuelle Sache. Die Grenzlinie liegt für mich wo anders. Der Dichter ist frei, so lange er Dichter bleibt, das heißt, so lange er das Auge auf das Ideal gerichtet, mit dem Edelsten und Vornehmsten, das er im Busen trägt, ein Kunstwerk schafft. Er und sein Werk sind frei, selbst wenn in diesem letzteren Dinge enthalten sein sollten, die nach der allgemeinen Auffassung gemeiniglich als anstößig bezeichnet werden. Nicht aber kann die dichterische Freiheit demjenigen zugute kommen, der von dem Dichter nur das Aeußerliche, nur den Schein erborgt, nicht dem pflichtvergessenen Schreiber, der auf die Lüsternheit speculirt und ein Skandalosum mit der dichterischen Hülle vermummt. Die Grenzlinie, wo der ästhetische Richter bei Seite zu treten hat, um dem Strafrichter Platz zu machen, liegt also da, wo das Kunstwerk aufhört und das Schmutzwerk anfängt.

Nun, meine Herren, frage ich Sie: kann Ihr Votum über den Charakter der Spielhagen'schen Dichtung da ein zweifelhaftes sein? Ist „Angela" ein Kunstwerk mit dichterischer Freiheit oder ein obscönes Werk in dichterischer Vermummung? Walten wir unseres Amtes, aber lassen wir uns nicht dazu verleiten, die scharfgezogene Grenze zu verwischen. Richten wir nicht, wo die literarische Kritik zu richten hat, und geben wir nicht dem Poeten die Berechtigung uns zuzurufen: „Nolite turbare circulos meos."

Der Vertreter der Anklage hat nun freilich noch einen andern und gewichtigen Einwurf erhoben, der die Form der Veröffentlichung betrifft. Wenn sich das Kunstwerk als solches darbietet — so ungefähr sagte er — so möge es sich der künstlerischen Privilegien, der dichterischen Freiheit zu erfreuen haben. Dieser Vorzüge aber wird es verlustig, wenn es die künstlerische Form aufgibt. Das Feuilleton ist ein integrirender Theil der Zeitung; es hat keinen Anspruch auf eine Ausnahmestellung.

Ich unterschätze keineswegs das Gewichtige dieser Motive; aber ich frage mich: ist denn das incriminirte Feuilleton bedenklicher und schlimmer als Anderes, was in der Presse erscheint? Ist die Zeitung denn wirklich das harmlose Familienblatt, das uns der Herr Staatsanwalt geschildert hat, das Blatt, auf welches der oft citirte Vers seine Anwendung finden dürfte:

La mère en permettrait la lecture à sa fille? —

Nein, meine Herren, das ist es nicht und kann es nicht sein! Die Zeitung ist genöthigt, über viel verletzendere, sinnenerregendere und gefährlichere Wirklichkeiten zu berichten, als sie die keckste Dichtung jemals ersinnen könnte. Eine Zeitung kann nicht für junge Mädchen redigirt werden, es sei denn, daß sie auf ihre Aufgabe, eine Chronik der Zeitbegebenheiten zu sein, verzichtete. Es geschehen leider Verbrechen der wüstesten Art, die nicht verschwiegen bleiben dürfen, und die Zeitungen müssen dieselben so gut registriren, wie wir darüber urtheilen müssen. Und wenn nun Skandalosa, wie in dem jüngst verhandelten Proceß Kaulla, wie in dem Proceß der französischen Vitrioleusen, wenn wüste Verthierungen wie in dem jüngst zu Bordeaux verhandelten Processe oder wie die, welche zur Verhaftung des Bochumer Scheusals geführt haben, — wenn diese Dinge mitgetheilt werden müssen, die doch wahrhaftig ganz anderer Natur sind, als eine vielleicht gewagte Scene in einem dichterischen Werke, und wenn eine Zeitung mit diesen Mittheilungen einem jungen Mädchen in die Hände gegeben werden darf, — dann sollte auf einmal ein Feuilleton, das im Vergleich zu jenen offenbaren Scheußlichkeiten doch so unschuldig wie nur möglich ist, gefahrbringend für die Reinheit des Weibes und für die jungfräuliche Unerfahrenheit verderblich werden? Fangen Sie damit an, meine Herren, die Zeitungen von jenen Inseraten zu säubern, die uns Alle tief verletzen, säubern Sie die Zeitungen auch von den harmlos erscheinenden Heirathsgesuchen, durch die junge Mädchen aus Muthwillen oft zu viel bedenklicheren Streichen veranlaßt werden, als durch die schlüpfrigsten Dichtungen. Unterdrücken Sie die Chronik der Verbrechen, die Gerichtsverhandlungen, und was weiß ich noch Alles!... Und wenn Sie in einem so purificirten Blatte dann ein Feuilleton finden, das Ihr Zartgefühl beleidigt oder gar Ihr Schamgefühl verletzt, dann hören Sie auf Denunciationen und ziehen Sie die Urheber vor Ihr Forum, — aber nicht früher! Wir beanspruchen keine Ausnahmestellung für das Feuilleton, im Gegentheil: wir begehren paritätische Behandlung. Die Anklage ist es, welche für das Feuilleton eine Ausnahmestellung schaffen und es strenger behandeln will, als jede andere Rubrik der Zeitung. Wir haben auch da nicht einzugreifen, wir haben nicht mitzuredigiren. Wird im Feuilleton gefrevelt, wird im Feuilleton oder sonstwo den Erwartungen des Lesers nicht entsprochen, so folgt dem Uebel die naturgemäße Remedur auf dem Fuße und dem Vergehen die Strafe. Wenn der Leser mit seinem Blatte unzufrieden ist, so wendet er sich von demselben ab, und wenn ein öffentliches Aergerniß gegeben wird, so erhält der schuldige Theil durch den Abfall der Abonnenten eine Strafe, die als eine genügend harte betrachtet werden darf.

In dem einen Satze fasse ich meine Argumente zusammen: hüten wir uns, die Strenge des Gesetzes da anzuwenden, wo die Strenge der literarischen Kritik allein berechtigt wäre! Nicht dies ist das Forum, vor dem ethische Controversen in der Dichtkunst auszukämpfen sind, und wenn Sie sich vergegenwärtigen wollen, zu welchem Complex jene Paragraphen 183 und 184 gehören, die hier zur Anwendung kommen sollen, so werden Sie nicht einen Augenblick im Zweifel darüber sein können, daß der Dichter der „Angela", daß Friedrich Spielhagen nicht zu jenen Personen gehört, welche die unter den Abschnitt unseres Strafgesetzbuches über Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit gestellten Gesetze erreichen und strafen wollen.

Ich beantrage die Freisprechung des Angeklagten."

Paul Lindau.

Denkrichtungen der neueren Zeit.*)

Wenn die skandinavischen Länder den Aufschwung ihrer Literatur in unserem Jahrhundert hauptsächlich deutscher Anregung und deutschem Einflusse zu danken haben — denn von der Romantik empfing ihre Poesie, von Schelling und Hegel ihre Philosophie neue Anregung und neues Leben —, so haben sie uns dafür auch wieder manche schätzenswerthe literarische Gabe nach Deutschland herübergesandt. Eine solche Gabe ist auch die vorliegende Schrift Monrads, von der Schreiber dieses bekennen muß, daß sie für ihn zum Schönsten und Anregendsten

*) Denkrichtungen der neueren Zeit. Eine kritische Rundschau von M. J. Monrad, Professor der Philosophie an der Universität zu Christiania. Bonn 1879, E. Webers Verlag. VIII. 284 S. (5 M.)

gehört, was er seit längerer Zeit gelesen, und die jedenfalls als eine werthvolle Bereicherung unserer philosophischen Literatur betrachtet werden muß. Der Verfasser, Professor der Philosophie an der norwegischen Universität, der einst als Schellings Schüler seine Studien in Deutschland gemacht hat und daher in deutscher Philosophie und deutscher Literatur recht wohl bewandert ist, ist dem deutschen Publicum nicht unbekannt, da er sich bereits durch mehrere in deutschen Zeitschriften erschienene Aufsätze, namentlich ästhetischen Inhaltes, bei demselben eingeführt hat. Das Buch, das er uns jetzt vorlegt, erschien bereits vor einigen Jahren in norwegischer Sprache; da aber die geringe Kenntniß dieser Sprache im Auslande seiner weiteren Verbreitung hinderlich war, entschloß sich der Verfasser, eine deutsche Bearbeitung desselben herauszugeben. Wenn er dem Buche die Aufschrift gibt „Denkrichtungen der neueren Zeit", so beabsichtigt er doch nicht etwa, wie es nach diesem Titel scheinen könnte, darin blos einen Abschnitt aus der Geschichte der streng theoretischen Wissenschaft zu behandeln; er will vielmehr, wie er in der Vorrede sagt, „vorzüglich der Wechselwirkung gedenken, in welcher die Wissenschaft im Grunde immer mit dem Leben steht, so daß eine philosophische Richtung zuletzt stets auch als eine Lebensrichtung erscheinen wird." Bei der Entwickelung philosophischer Ideen versäumt er deshalb nicht, auch auf gleichzeitige praktische Richtungen, die zu ihrer Erklärung oder Ergänzung dienen, den Blick zu erweitern, und greift dadurch in die Discussion einer Reihe von Fragen ein, die auch für weitere als die eigentlich philosophischen Kreise von Interesse sind.

Wenn wir den Inhalt des Buches mit einem Worte angeben sollen, so können wir ihn bezeichnen als eine Darstellung und Kritik des Positivismus, dieses Wort allerdings in einem weiteren Sinne genommen, als man es gewöhnlich zu verstehen pflegt. Monrad bezeichnet mit diesem Begriff „einen jeden Versuch, außerhalb der Vernunft und der Idee Standpunkt zu nehmen, in irgend Etwas, das geradezu ponirt oder als wirklich gesetzt wird, und von welchem alles Denken zuletzt abhängig sein soll." Dieses Positive kann nun entweder in einer positiven Religion gefunden werden, oder in der sinnlichen Erfahrung und der erscheinenden Endlichkeit. Wir erhalten so zwei Zweige des Positivismus, einen rechten und einen linken, die, so verschieden sie in ihren Consequenzen sind, doch in enger Verwandtschaft mit einander stehen. Auf der rechten Seite, die Monrad auch als „religiösen" Positivismus bezeichnet, finden wir als die bedeutendsten Vertreter Schelling (in seiner zweiten Periode), Kierkegaard und Grundtvig, deren Ansichten einer ausführlichen Besprechung unterzogen werden. Wenn in Schellings neuem System, der positiven Philosophie, die Einen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem früheren sehen, Andere dasselbe, hauptsächlich wegen seiner Annäherung an das Christenthum, als ein Nachlassen von der Consequenz des Denkens betrachten, als ein Zugeständniß, das vom Philosophen Schelling dem alten, hinfälligen Menschen dieses Namens gemacht werde, ist Monrad der Ansicht, daß das neuschelling'sche System „nach keiner Seite so sehr ein Nagelneues und von dem früheren Losgerissenes ist, als vielmehr ein ergänzendes Gegenstück zu demselben, eine Art von Umkehrung, die gleichwohl von dessen ganzer Consequenz gefordert und in demselben auf vielerlei Art schon vorausbezeichnet ist." Die eingehende Kritik, die Monrad, und zwar von einem gemäßigt Hegel'schen Standpunkte aus, an dieser Philosophie übt, kommt zu dem Resultat, daß auch sie ihr Ziel, eine Philosophie der Wirklichkeit zu sein, in keiner Weise erreiche. Der Dualismus bleibt auch hier als ein unaufgehobener und unvermittelter stehen; „die Verbindung von Existenz und Vernunft, ursprünglich beiden unwesentlich und zufällig, behält immer diesen Charakter der Zufälligkeit: die Vernunft wird nie wirklich existirend und die Existenz nie wesentlich vernünftig." — Von Schellings positiver Philosophie angeregt ist der Däne Sören Kierkegaard, der, obwohl außerhalb seines Vaterlandes fast gar nicht bekannt, nach Monrads Urtheil einer der tiefsten und originellsten Denker ist und der, wenn er in einer bekannteren Sprache geschrieben hätte, schon längst als Schriftsteller eine europäische Berühmtheit geworden wäre. Nach Kierkegaard liegt zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Denken und Existenz eine unübersteigliche Kluft; kein logisches System kann nach ihm jemals das eigentlich Existenzielle erreichen. Und so verwirft er denn auch auf das Entschiedenste Schellings Versuch, das Christenthum denkend begreifen zu wollen. Das Christenthum ist ihm eben keine Lehre, kein Denksystem, sondern eine Existenzform, ein Existenzverhältniß. Die christlichen Wahrheiten trotzen jedem Verstehen oder Erklären; es ist der christlichen Offenbarung wesentlich, daß sie weder erklärt werden kann noch soll: sie will allein vom Glauben angenommen werden. Das bekannte Credo quia absurdum est drückt also nach Kierkegaard gerade das Wesen des Glaubens aus. Monrad läßt sich nun auf eine eingehende Beurtheilung dieses Standpunktes ein, die um so lehrreicher ist, da sie zugleich auch die verwandten orthodoxen Strömungen unserer Tage mit scharfer Kritik beleuchtet. Die Einseitigkeit dieser Richtung ist nach ihm die des Pietismus überhaupt, „welcher, indem er fast ausschließlich die Subjectivität betont, darüber die objective Bedeutung der christlichen Wahrheit und die damit in Verbindung stehende allgemeine gesellschaftliche Idee verkennt." Dieser ausschließliche Subjectivismus, der alles Gewicht auf die innere Spannung des Subjectes legt und den Einzelnen in sich isolirt, hat ebensowenig für die Kirche wie für die bürgerliche Gesellschaft ein offenes Auge und verfehlt deshalb auch das wahre Praktische des Lebens. Dieser einzig betonte Glaube entfaltet sich nicht zur Liebe, die sich in Handlungen bethätigt, und wird daher nothwendig ein krankhafter. Auch hält diese peinliche Anstrengung des Glaubens, wie die Erfahrung lehrt, nicht lange vor. „Die wirkliche Spannung und die ernste Bekümmerniß verliert ihren Stachel; die Zerknirschung, die Reue, der Ernst, die Entsagung verwandeln sich in Phantasiereflexe, in ein Spielen mit Gefühlen und zuletzt mit Worten; ja diese ganze Zurüstung von doctrinären Erweckungsmomenten zugleich mit dem Kopfhängen und der leisen, sanftmüthigen Rede wird ein System der Formalitäten, die anständigerweise dazu gehören, um ein Christ comme il faut zu sein." — Eine nicht weniger interessante Erscheinung ist der in Dänemark und Norwegen auftretende Grundtvigianismus, eine Denkrichtung, die auf religiösem Gebiete besonders für das frische, organische Leben des Glaubens im Gegensatze gegen die steife Orthodoxie und das mechanische Lehrgebäude eifert; noch heute bildet derselbe in jenen Ländern eine ansehnliche Partei, die auch auf politischem Gebiete eine Rolle spielt. Grundtvig hat seine hauptsächlichste Anregung — durch Steffens' Vermittlung — von der deutschen Romantik empfangen, und dieser Einfluß ist denn auch in seinem ganzen Wirken zu verspüren. Er ist wesentlich eine poetische Natur und der Standpunkt, von dem aus er die Dinge betrachtet, hauptsächlich der ästhetische; alle Seiten seiner weitverzweigten Thätigkeit können im Grunde auf die eine Haupttendenz zurückgeführt werden, die poetische Schönheit des Christenthums und des Lebens durchzuführen. Und diese Schönheit findet er eben vorzüglich im Ursprünglichen, Natürlichen, Naiven. Deshalb seine Geringschätzung des steifen, systematischen Bibelglaubens und sein Eifern für natürliches, freikeimendes Leben auf religiösem Gebiete; und eben deshalb hat er auch ein besonderes Interesse für das Leben des einfachen Volkes, wo er es liebt, die originell hervorschimmernden Lichtstrahlen des Geistes aufzusuchen, die ihm lieber sind als die entwickelteren und reflectirteren Formen desselben. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche ästhetische Auffassung des Lebens, namentlich als Reaction gegen ein todtes, mechanisches Lehrsystem, ihren Werth und ihre Berechtigung hat; aber andrerseits müssen wir doch dem Verfasser beistimmen, wenn er sie in dieser bei Grundtvig auftretenden Gestalt eine schädliche Einseitigkeit nennt. Vor Allem tadelt er daran, daß jenes Hervorheben des poetisch Wirkungsvollen im Leben zu wenig von der Zucht des Guten und Wahren in Grenzen gehalten werde. „Die Phantasie wird zu sehr losgelassen auf Kosten der Wirklichkeit; man achtet mehr auf das leere Leben, als auf dessen Inhalt, mehr auf das frische, effectvolle Erscheinen,

als auf die Beschaffenheit dessen, was erscheint, oder auf das Resultat, wozu es führt." Trotzdem aber ist Grundtvig und die von ihm ausgehende Bewegung eine der interessantesten Erscheinungen der neueren Zeit auf geistigem Gebiete; und da auch er, ebenso wie Kierkegaard, in Deutschland nur wenig bekannt ist, so müssen wir es Monrad Dank wissen, daß er uns mit den Bestrebungen dieser beiden Männer näher bekannt gemacht hat.

Dem linken Zweig des Positivismus gehört eine größere Reihe von Namen an, deren Besprechung Monrad nun die andere Hälfte seines Werkes widmet. Aus der Zahl der deutschen Schriftsteller werden vier Männer behandelt: D. Fr. Strauß, L. Feuerbach, Herbart und Schopenhauer; ihnen allen gegenüber, deren Systeme er ziemlich ausführlich darlegt und beurtheilt, verhält sich Monrad entschieden ablehnend. Der Behandlung französischer Denkrichtungen, zu der er alsdann übergeht, schickt er eine vergleichende Charakteristik deutscher und französischer Bildung überhaupt voran, worin sich sehr feine und treffende Bemerkungen finden. In Deutschland ist seiner Meinung nach die ganze Bildung von der Philosophie stark durchwirkt; und selbst bei Schriftstellern, die sich ausdrücklich von allen philosophischen Voraussetzungen lossagen, sei in der ganzen Auffassungs- und Ausdrucksweise etwas, was unwillkürlich daran erinnere, daß sie aus dem „philosophischen Lande" stammen. Von der ganzen deutschen Bildung müsse gesagt werden, daß selbst wo sie sich von der Wissenschaft, die ihre Mutter und Amme gewesen, losreißt, die Spuren dieser Abstammung noch merkbar sind. „Selbst in ihrem ausgelassensten Tanze um das goldene Kalb des Materialismus bemerkt man noch etwas von dem Ernste, der Gesetztheit und Gemessenheit der Bewegung, die an den Tempeldienst früherer Tage erinnern." Anders verhalte es sich mit der französischen Bildung. „Frankreich war wesentlich außerhalb der tiefen philosophischen Entwicklung von Kant bis Hegel stehen geblieben. Es hatte freilich die Bewegungen der Zeit mitgemacht, ja es war dabei zum großen Theil sogar an der Spitze gegangen, jedoch, wohl bemerkt, auf praktischem Wege, durch gefährliche politische und sociale Experimente und gewaltsame Erschütterungen, ohne eine entsprechende gründliche theoretische Vertiefung des Selbstbewußtseins." Unter den großen politischen Umwälzungen hatte die Philosophie in Frankreich ziemlich brach gelegen. Die wenigen Philosophen dieser Periode, einen Maine de Biran, Victor Cousin, Saint Simon behandelt Monrad nur kurz, um dann zu des letzteren Schüler Auguste Comte, dem Begründer des eigentlich sogenannten Positivismus überzugehen, dem er einen sehr breiten Raum widmet. Es würde uns zu weit führen, auch nur die Hauptpunkte dieses Abschnittes hier wiederzugeben; wir müssen vielmehr auf Monrads ausführliche Darstellung selbst verweisen, die einen klaren Einblick in die positive Philosophie verschafft und deren zweifelhafte Punkte scharf beleuchtet. Nach einer Besprechung von Comtes Schülern Littré, Taine und Renan geht Monrad zur Behandlung des Positivismus in England über, wo derselbe fast noch mehr Anklang gefunden hatte als in Frankreich. Die ganze geistige Situation war ihm dort günstig. „Das officielle Christenthum in der starren episkopalen Form und die englische Aristokratie mit ihren Traditionen sind dem Positivismus innerlich verwandt, sind selbst wesentlich positivistisch. Die englische Nation ist von Alters her vorzugsweise positivistisch angelegt. Sie hat wesentlich Sinn für die reine Thatsache als solche, the matter of fact, das reelle Resultat, den substanziellen, handgreiflichen Nutzen; die allgemeine Idee, der Gedanke um seiner selbstwillen steht nirgends in niedrigerem Course." Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß gerade hier Comte zahlreiche Anhänger fand. Der bedeutendste unter diesen ist ohne Zweifel J. Stuart Mill, den daher Monrad ausführlich bespricht. Ueber Mills philosophisches Hauptwerk, das System der Logik, fällt er das strenge Urtheil, es könnte von demselben mit etwas Heine'scher Bosheit wohl gesagt werden, daß ihm nur zwei Kleinigkeiten fehlen: das Systematische und das Logische. Ueberhaupt unterzieht er die Grundlagen von Mills theoretischer und praktischer Philosophie einer sehr scharfen Kritik, und es ist diese Besprechung wohl derjenige Punkt des vorliegenden Buches, der in Deutschland, wo Mill so viele Anhänger zählt, den meisten Widerspruch hervorrufen dürfte. — Nach einer Erörterung über den Darwinismus, welche die Unhaltbarkeit mancher aus Darwins Hypothese gezogener Schlußfolgerungen vom rein philosophischen Standpunkte aus darlegt, stellt Monrad in den letzten Kapiteln seines Buches recapitulirend die Hauptzüge des Positivismus zusammen und zeigt, welchen verderblichen Einfluß derselbe nach verschiedenen Seiten hin auf die Wissenschaft wie auf das Leben geübt hat. Der Grundmangel dieses Positivismus ist überall derselbe: das Verkennen des vernünftigen, idealen Momentes des Daseins. Und deshalb vermag er denn auch dem Gedanken nicht auf den Grund zu gehen, weil er eben seinem Princip nach als Grundlage einen Nichtgedanken, ein blind, unmittelbar, von ungefähr Daseiendes hat, und gelangt so nie zu einer Zusammenfassung der verschiedenen Wissenszweige zu einer Totalität. Er hat dadurch eine wissenschaftliche Richtung inaugurirt, die sich mit der Beobachtung und Einregistrirung der reinen Thatsache begnügt und sich alle weitergehenden theoretischen Untersuchungen fernhält, eine einseitige Specialforschung, die, so unentbehrlich sie an sich ist, doch, wenn sie sich von den großen allgemeinen Ideen, von dem Ganzen der Wissenschaft absondert, aufhört Wissenschaft zu sein und zum Handwerk herabsinkt und dann auch ihrem verdienten Loose anheimfällt, indem sie dazu herabgewürdigt wird, nur die technische Rathgeberin des Lebens, die Magd des praktischen Nutzens zu sein. Monrad zeigt uns in beredten Worten, wieweit diese verderbliche, nur dem praktischen Bedürfnisse dienende Richtung auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und des Lebens bereits um sich gegriffen hat, wie unter ihrem Einflusse die Geringschätzung gegen die klassische Bildung zunimmt, das Rechtsbewußtsein in weiten Kreisen abhanden gekommen ist, wie nur noch der materielle Lebensunterhalt und der sinnliche Lebensgenuß als der eigentliche Zweck des Lebens betrachtet wird und dadurch jene Gefahr großgezogen worden ist, der wir heute als der „socialen Frage" gegenüberstehen. Monrads Rundschau gestaltet sich so zu einem Zeitbilde, das allerdings manche nicht gerade erfreuliche Züge aufzuweisen hat, in dem aber auch die versöhnenden nicht ganz fehlen. Es finden sich in dieser Rundschau vortreffliche Gedanken, denen wir die weiteste Verbreitung wünschen.

Carl Gerhard.

Italienischer Journalismus.

Von Woldemar Kaden.

(Fortsetzung.)

Werfen wir einen Blick auf den Zustand Italiens kurz vor der Revolution, so finden wir in Piemont, im Kirchenstaate und Neapel ein strenges, unnachsichtliches Despotenregiment; in Toscana, Lombardei und Modena eine gewisse nachsichtige Milde, in Venedig eine genügende, wenn nicht durch Recht und Gesetz geschützte, so doch geduldete Freiheit. Kaum aber wehte der rothe Wind vom Westen herüber, so änderte sich das Alles mit einem Schlage: das strenge Regiment wurde zum eisernen, das milde zum strengen und die Freiheitskeime wurden von den Staatsgärtnern wie Spargel ausgestochen. Man fiel dem Triumphkarren der neuen Geschichte in die Speichen, aber er rollte zu schnell und das Triumphgeschrei seiner Insassen übertönte das ängstliche Rufen der Gefährdeten. Laut stimmten die Zeitungen in diesen Jubel ein, sie ließen schnell ihren officiellen Charakter fahren und fanden rasch die längst verlorene Sprache wieder, diese eingerostete Waffe wurde zu fröhlichem Kampfe geschliffen.

Aber wie es so kommt, daß eine gar zu strenge, pedantische Erziehung oder besser Niederhaltung unserer Söhne sich, sobald sie dieser Zügel ledig geworden, durch unbändiges Wesen rächt, so benahmen sich die neuen Blätter ganz ungeberdig und redeten eine Sprache, die sich kein Blatt vor den Mund nahm, ja in

Zügellosigkeit ausartete. Vorbilder der italienischen waren die schlechten französischen Zeitungen und Flugblätter und wie diese ergingen sich die jungen Italiener in einem Gemisch von rhetorischer Declamation, Schmähungen gegen die vertriebenen Regierungen, Aufhetzungen gegen die wahren und vermeintlichen Feinde der Republik; Alles ohne politischen Ernst, ohne Kenntniß der wahren und positiven Interessen des Landes: tönendes Erz, klingende Schellen.

Wie anders? Die Presse kam in Verruf und auch der Wohlwollende wendete sich von ihr und beklagte die Preßfreiheit als die Erlaubniß, „Gift zu verkaufen, Gift für Geist und Gemüth". So geschah es, daß in dem cisalpinischen Congreß, da man die neue Verfassung berieth, der Artikel über die Preßfreiheit gar arg bekämpft wurde, in der Schwebe blieb, bis, nachdem sich die cisalpinische Republik in eine italienische verwandelt, durch Gesetz vom 21. Januar 1803 der alte Maulkorb wieder angelegt, die Censur wieder eingeführt wurde. Und der Maulkorb hielt gut vor, er dauerte bis 1848; wenn die italienische Presse in dieser Periode manchmal ein freieres Gesicht zeigte, so war das Maske, ihr ungenirteres Gebahren Carnevalsscherz, denn Staatsverbrechen schon war jede kleine Indiscretion; wer nicht für die Regierung war, war gegen sie und wurde unnachsichtlich verfolgt. Davon, wie die Censur geübt wurde, einige kleine Proben. G. Giovio, der, als er bei Gelegenheit von dem Ordensbande der Eisernen Krone sprach, für dieses das Wort „Fettuccia", das in Wahrheit Band heißt und ein Synonym von „nastro" ist, gebraucht hatte, das aber der Herr Censor für ein Peggiorativ (die verschlimmernde Form des italienischen Substantivs, wie capello = Hut, capellaccio = ein schlechter Hut) hielt, wurde arretirt. Lampredi, der Mitbegründer von Montis „Poligrafo", mußte wegen einer Kritik von Werken königlicher Beamten die Stadt verlassen. Lattanzi, der im politischen Bulletin seiner Damenzeitung ein zukünftiges Königreich Italien angedeutet hatte, wurde in ein Irrenhaus gesperrt. Dann suchte sich die Regierung noch zu helfen durch ungeheuerliche Taxen auf Papier, ein Stempelgesetz und gesetzliche Feststellung d. h. Verminderung der Auflagen. Das war die Blüthezeit der Reaction, und sie fühlte man wohl am meisten in Mailand unter der kaiserlichen Statthalterschaft. Wehe dem, der sich da politische Nachrichten aus anderen Blättern als der „Gazzetta di Milano", dem Organ des Vicekönigs, oder dem officiellen „Giornale Italiana" geholt hätte. Alle Mailänder Zeitungen fielen beim Sturze Napoleons wie Blätter im Herbste dahin, nur die „Gazzetta di Milano" blieb. Schüchtern gründeten etwas später, angeregt durch Ugo Foscolo, der Naturforscher Brocchi, Breislak, Acerbi, Monti und Giordani die „Biblioteca Italiana". Sie erschien — die erste Nummer Januar 1816 — in monatlichen Heften von 150 Seiten und dauerte bis 1817. Das Oppositionsblatt der „Biblioteca" war der „Spettatore" Bertolottis, der die bekannten Tommaseo, Leopardi, Sartorio und Cantù zu Mitarbeitern hatte. Um diese Zeit schuf eine Gruppe von Patrioten das „Giornale bleu", so genannt von seinem blauen Papiere. Mit diesem Journale wollte man das Land durch Verbreitung wissenschaftlichen Geistes auf kommende große Ereignisse vorbereiten. Silvio Pellico, ein Mitarbeiter, mußte wegen des freien Geistes, der diese Blätter durchwehte, mehr vielleicht noch wegen des Verdachtes dem Carbonaribund anzugehören, unter dem östreichischen Gouvernement so Schweres erleiden; auch wurde das Journal bald unterdrückt. Aber Einiges war auf guten Boden gefallen und ging auf; das Haus zerfiel, der Geist blieb, die stille Gemeinde nahm täglich zu.

Auch das politische Leben, die politische Bewegung, die sich im Jahre 1821 gipfelte, neuerdings arretirt wurde und erneuter Reaction verfiel. Da wurde es still im Lande, in dem nur einige Riviste und Wochenschriften vegetirten. Aber der Gedanke der Regeneration Italiens lebte weiter, erfüllte Vieler Herzen, und die Sprache kam auch wieder zu einem gewaltsamen Ausbruch in dem „Giovane Italia", dem „jungen Italien", das jenen Gedanken zu drucken wagte. Das geschah im Geheimen zu Marseille, Lugano, Neapel, Lucca und Pisa, doch selbst auch in Mailand, und verbreitet wurde es mit Gefahr der Freiheit und des Lebens. Wie mühte sich die Regierung, diese kleine Flamme auszulöschen! Welche Strafen wurden verhängt! Es gab polizeiliche Ueberwachungen, Hausdurchsuchungen, Prämien für Denuncianten, kein Mittel blieb unversucht: aber es erschien fort und fort, war sogar sehr verbreitet, und Tausende freuten sich der kleinen Leuchte in dunkler Nacht.

So ging es bis 1848. Da wurden die Flämmchen zum verzehrenden Feuer, die Nadeln zu Schwertern, da trat der Journalismus in sein goldenes Zeitalter. Welches Material hatte sich in Herzen und Köpfen der kleinen und großen Geister aufgespeichert, und welche vorzügliche Kräfte verarbeiteten es! Sie haben noch heute nicht ihren Glanz verloren, Namen wie Mazzini, Cattaneo, Cavour, Mamiani, Minghetti, Guerrazzi, Spaventa, Centofanti, Gioberti, de Sanctis, d'Azeglio und wie sie alle heißen. Die vorzüglichsten Mailänder Blätter jener Zeit waren „L'Italia del Popolo", „L'Operaio" — Der Arbeiter — mit socialistischer Tendenz und der „Spirito folletto" — Kobold oder Irrwisch — ein humoristisches Blatt.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" und dörrte und welkte alle die jungen Blätter. Das war nach 1849, und übrig blieben in der Lombardei und im Venetischen nur die Mailänder Gazzetta und einige kleine Speichelleckerlein. Der erste Niederschlag war groß, aber als man wieder ein wenig zu athmen wagte, erschien „Il Crepuscolo" (die Dämmerung), von geistreichen Köpfen und gesinnungstüchtigen Patrioten bedient. Es war von Princip „italianissimo", durfte aber mit der Sprache nicht heraus, und wurde deshalb in einem nebulosen Stile geschrieben, den der Eingeweihte recht wohl verstand, der jedoch der Censur meist ein Räthsel blieb. Erst 1857, nachdem die Censur milder geworden, sprach auch dieses von der Leber weg. Andre Blätter strebten dasselbe an, doch blieb der lombardische Journalismus bis 1859, wo sich die Dinge so gewaltig ändern sollten, in seinem lethargischen Zustande.

Unter den Zeitungen, welche nach 1850 erschienen, seien nur kurz genannt die „Lega Italiana", „Italie nouvelle" — von der bekannten Prinzessin Belgiojoso und von Constant Jacottet gegründet, das fernerhin nach Turin übersiedelte und noch heute als „Italie" fortbesteht, ferner das Journal „Lombardo", die „Perseveranza" u. a.

Dies für Mailand und die gesammte Lombardei.

Wenn von 1847—1859 das Zeitungswesen Piemonts einen andern Charakter hatte, als in den andern Staaten Italiens, so hatte es bis dahin die gleichen Wandlungen erfahren. Bis zu Beginn der französischen Revolution gab es auch hier nur wenige und armselige Journale. Erst 1798 erschien die „Gazetta Piemontese" und 1800 die „Gazetta Nazionale Piemontese" die am Kopfe die freimaurerischen Symbole trug; dann entstanden viele andere, die alle mit Napoleon fielen. Nur die Gazzetta Piemontese überdauerte ihn, sie erscheint später unter dem Titel „Gazetta ufficiale del Regno d'Italia". So war auch Piemont stumm gemacht und nur ganz unschuldige Blättchen, wie die „Lettura di famiglia", die der Regierung als Feigenblätter dienten, durften ihre kindlichen Gedanken zum Besten geben. Der Journalismus treibt auf den Wellen der Geschichte, hob sich also bis 1848 und sank nachher wieder. Der „Messagero" blieb das einzige unabhängige politische Journal Piemonts, er konnte mit seiner wohlverdienten Popularität gar mächtig auf weite Kreise einwirken und dergestalt die Ereignisse vorbereiten. Und Turin wurde, was früher Rom, Venedig, Mailand gewesen, das Centrum der journalistischen Bewegung Italiens. Hier schlug damals das Herz des Landes, von hier aus wurde frisches Blut in die erschlafften Glieder geführt. Damals gründete Cavour mit einigen Geistesgenossen das „Risorgimento", das so großen Einfluß gewann, es entstand die „Concordia", die „Opinione", deren Redacteur, Giacomo Durando, auch anderweit, als Commandant einer Freischaar, thätig war; außerdem erschienen der „Saggiatore" (der Markscheider), die „Stimme aus der Wüste", die „Stimme der Freiheit", die „Volkszeitung", der „Italienische Bund", die „Volksstimme", das „Gesetz", die „Ita-

lienische Demokratie", die „Nation" u. v. a. Alle freisinnig. Aber auch die clerikale Partei war vertreten durch die „Harmonie", die „Glocke" und die „Katholische Standarte". Auch ein demagogisch-sociales Blatt gab es, genannt der „Smascheratore" — von smascherare = entlarven —, dessen Redacteur (ein Beispiel wie so oft „zwei Seelen, ach, in einer Brust" wohnen können) 1860 in Florenz den „Contemporaneo" (Zeitgenosse) gründete, den er selbst als das „wüthendste Organ der Reaction der Clerikalen und depossedirten Fürsten" kennzeichnete.

Groß war die Zahl der piemontesischen Journale, das war aber nicht der einzige Vorzug dieses Journalismus, der sich noch durch tiefen Ernst auszeichnete und mit Kraft und Würde sein großes Ziel zu erstreben suchte. Allerdings kam ihm das Gesetz seines Landes zu Hülfe, das, im Gegensatz zu andern Staaten wie beispielsweise dem geknechteten Neapel, mehr hielt, als es am 20. Mai 1848 versprochen hatte. So durfte die piemontesische Presse nach und nach ganz italienisch werden, durfte die Frühlingsgedanken in Erlösung und Einigung verarbeiten und verbreiten. Sie war hier thätig wie nirgends sonst: 1858 publicirte man in den sardinischen Staaten 117 Zeitschriften, wovon allein 58 in Turin, selbstverständlich vergrößerte sich die Zahl von 1860 ab. Viele Männer, die später zur Regierung berufen wurden, waren damals als Journalisten thätig, und fast die gesammte gebildete Emigration, die in Turin ihr Asyl gefunden, arbeitete mit ihnen. So gründeten Bianchi Giovini die „Union", Farini „Piemont", Scialoja den „Costituzionale Subalpino", Rattazi die „Monarchia Nazionale", Bonghi „La Croce di Savoja". Und wenn das „Risorgimento" starb, so erschienen an seiner Statt die „Legge", das „Parlamento", der „Independente", und um den „Subalpino" zu ersetzen, publicirte man die „Rivista italiana" (1846), den „Mondo illustrato" (1847) und die „Rivista Contemporanea" (1854).

Selbstverständlich wurde die süße Ruhe der Herren Despoten der andern italienischen Staaten durch diese norditalischen Stimmen arg gestört, und die Zeitungen Turins, wie Piemonts überhaupt, waren überall verboten und deshalb überall gelesen. Sogar in Toscana, dessen Bevölkerung doch nur sehr wenig und stets ungern in Politik „machte". Hier war es gewesen, wo die französische Revolution die wenigsten Anhänger gefunden hatte, wo man nicht viel nach Zeitungen fragte und sich gar gern nach der Rückkehr des Großherzogs mit der alten guten „Gazzetta di Firenze", welche die Regierung von dem Abate Pedacci, „diesem Ideal eines Dummkopfes", redigiren ließ, zufrieden stellte. Trotzdem also in Florenz vor 1846 von einer politischen Presse nicht die Rede war, wurde dieses doch der wichtige typographische Mittelpunkt Italiens. Hier erschienen Zeitschriften, welche für die Reinheit der Sprache kämpften, für Kunst und Theater arbeiteten und dabei gelegentlich einmal ein politisches Absichtchen durchblicken ließen. Eine der wichtigsten war die noch heute in Italien unübertroffene treffliche „Antologia", zuerst von 1821 bis 1832. An ihr arbeiteten zu jener Zeit Gino Capponi, Tommaseo, Romagnosi, Sclopis, Colletta, Mamiani, G. B. Niccolini, dann auch Mazzini, Lambruschini, G. Montani u. A. 1832 entschlüpften der „Antologia" einige unschuldige Worte über Tyrannei in — Rußland, und sie wurde hingerichtet.

Erst 1846 begann es sich wieder zu regen. Längst schon hatten die satyrischen Poesien Giustis, erst handschriftlich, dann von Mazzini in Lugano gedruckt, unter den Gebildeten circulirt, und manches Auge geöffnet; längere Zeit auch hatte eine Geheimpresse gearbeitet, die aber eher schädlich wirkte, so daß ihr eine Anzahl Bessergesinnter entgegenwirken wollte durch Gründung einer neuen Zeitung, in der die bewegenden Tagesfragen frei und offen behandelt werden sollten. Capponi, Peruzzi u. A. machten dem Großherzog Vorstellungen und kamen bei ihm ein um die Erlaubniß, „eine Wochenschrift gründen zu dürfen, deren Tendenz mehr moralisch als politisch sei". Aber der Großherzog wollte keine Ausnahme machen und erließ ein Edict, worin er eine freiere Censur verhieß. Diese Freiheit war nun so, wie sie war, eine Freiheit im Käfige. Dem etwas röthlich angehauchten Guerrazzi verweigerte man die Genehmigung zur Herausgabe einer Zeitung bald nachher. Dennoch nahmen nach und nach politische Zeitungen den Platz der literarischen ein, und kühn wurden sie redigirt, ja kühn, mit aller Gluth und Unklugheit der Jugend und Unerfahrenheit.

Das erste politische Journal von Florenz war „L'Alba" — „Die Morgenröthe" — dessen Gründer La Farina sein politisches Ideal mit größter Freiheit à la Marquis Posa klarlegte. Etwas versöhnlicher sprach „La Patria", die mit dem Gelde Ricasolis arbeitete für eine Partei, welche hoffte, den Großherzog zu ihren Ideen bekehren zu können. Zu dieser Zeit verwandelte sich die „Rivista di Firenze" in eine „Rivista indipendente" und erschien fortan täglich. Auch eine Menge satirischer Wespen sorgten für die nöthige Auf- und Anstachelung, so der „Lampione" — die Stadtlaterne —, die „Lanterna magica", der „Charivari", die „Vespa", der „Inferno" u. a. m.

Der Großherzog, durch die Gegenrevolution der gemäßigt liberalen Partei im Juli 1849 zurückgerufen, unterwarf sich aufs Neue mit geschlossenen Augen dem östreichischen System, und wie er die Männer der Freiheit, den Protestantismus und Aehnliches, bekämpfte, vernichtete, so vertilgte er auch die kaum zum Leben erwachte Presse. Nur die „Gazzetta di Firenze", zum „Monitore Toscano" erhoben, behauptete das Feld. 1851 wagte es die satirische Monatsschrift, „Piovano Arlotto" — der Landdechan — von G. Giusti entworfen, von Foresi und Fanfani gegründet, zu erscheinen und fiel auf guten Boden. Drei Jahre lang kämpfte er Schulter an Schulter gegen die berüchtigte „Civiltà Cattolica" und gegen die Jesuiten einen mühevollen und fruchtlosen Kampf. So siechte die toscanische Presse dahin, der sogar die Erhebung vom 27. April 1859 bis zum Frieden von Villafranca keinen Aufschwung geben wollte. In ganz Toscana erschienen im Jahre 1858 nur 27 Zeitschriften, sechs Jahre später doppelt so viel, und gegen 1870 zählte man in Florenz allein deren 100, heute 101 und für ganz Toscana 178. In Modena folgte man dem von Toscana wehenden Winde, auch hier verhinderte die strenge Censur, welche eine doppelte: eine politische und eine religiöse war, jede freisinnige Kundgebung. Nur einem einzigen Blatte war Alles erlaubt, der verrufenen ultra-clericalen und reactionären „Voce della Verità", die „Stimme der Wahrheit", von den Liberalen das „Geheul der Lüge" genannt. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Frau Eichenwald-Papendiek. Herr Hlawatsch. Fräulein Janotha. Fräulein Sciubro. Seyffardt'scher Gesangsverein. Letzter Symphonie-Abend der Königl. Kapelle: Hr. de Ahna, Chor-Phantasie, Neunte Symphonie. Mathematisches Harmonium von Prof. Engel.

Wir erfüllen heute nachträglich — wie schon unser letzter Artikel ankündigte — die Pflicht gegen die Künstler, welche unmittelbar vor, dann während und gleich nach der Liszt-Feier aufgetreten sind und denen wir bei der Schilderung der letzteren keinen richtigen Platz anweisen konnten. Frau Eichenwald geborene Papendiek, Harpistin der Kaiserl. russischen Theater und Professorin am Moskauer Conservatorium (dem durch Nicolai Rubinsteins Tod jetzt verwaisten!), hat in der Singakademie ein Concert gegeben und sich als vortreffliche Virtuosin gezeigt. Das Instrument ist für lange und wiederholte Sololeistungen ein recht undankbares. Nur der seit lange verstorbene Parish-Alvars vermochte das Interesse des Publicums auch für Concerte auf der Harfe wach zu halten; im Uebrigen wird diese wohl im Orchester als sehr brauchbare Tonfärbung verwendet werden, allenfalls im Concerte mit einem Solovortrage als selten erscheinende Abwechslung willkommene Aufnahme finden, sonst aber im Hintergrunde stehen bleiben. Immerhin muß die ausgezeichnete Virtuosität der Frau Eichenwald-Papendiek, ihre Kraft, Geläufigkeit und geschickte Behandlung der Pedale anerkannt werden.

Herr Hlawatsch, ein in Petersburg ansässiger Harmoniumspieler aus Prag, hat auf der Durchreise nach London seine Leistungen auf einem von ihm verbesserten, mit neuen Registern versehenen (von Schiedmaier in Stuttgart gebauten) Instrumente hören lassen. Er spielte die Ouverture von Rossinis Wilhelm Tell, Stücke von Bach u. s. w. Seine Geläufigkeit und Sicherheit ist, selbst vom Standpunkte des Klavierspiels betrachtet, in hohem Grade überraschend und wird ihre Wirkung nicht verfehlen. Aber auch sein Instrument gehört zu denen, die man nicht mehr als ein Mal hören will; so schön die Töne in der Mittellage klingen, so angenehme Effecte die Horn- und Fagottregister momentan erzeugen: die Bässe schnurren, die Obertöne pfeifen; und der Antheil des Hörers wird bei jeder neuen Nummer abgeschwächt.

Fräulein Sciubro, Concertsängerin, Schülerin des Herrn Leßmann, ist eine begabte junge Künstlerin, die schöne Stimme und Temperament besitzt und nur dem getragenen, ruhig empfindungsvollen Gesange mehr Aufmerksamkeit zuwenden muß, um Ausgezeichnetes zu leisten.

Fräulein Janotha, eine ehemalige Schülerin der Hochschule und der Frau Schumann, hat zwischen dem „Christus" in dem Bülow-Liszt-Abend ein Concert mit Orchester veranstaltet und Antheil erregt, wozu die Mitwirkung Joachims wohl auch beitrug. Ihre Vorträge zeugten alle von trefflicher Schulung und gründlichen Studien; ihre Technik ist ausgezeichnet correct und der Vortrag überall musikalisch richtig. Das was man in der Kunstsprache „Initiative" nennt, selbstständige Auffassung, Unmittelbarkeit der Empfindung, besitzt sie in geringem Grade; größere Werke, die ein sehr fleißiges und mit gründlicher Bildung vereintes Studium verlangen, wie das Concert von Schumann, trägt sie besser vor als kleine musikalische Gedichte, die verschiedenartige Tonfärbungen und eine gesteigerte Empfindungsfähigkeit bedingen; der „Carneval" und selbst das Andante im Concert gingen wirkungsloser vorüber, trotz der technisch durchaus untadelhaften Ausführung.

Der Seyffardt'sche Gesangsverein hat sein alljährliches Concert gegeben, dieses Mal mit besonders günstigem Erfolge. Der Chor sang rein und feurig und die gewählten Compositionen boten viel Interessantes. Rheinthalers Cyclus „Toggenburg", dessen Text durchaus nicht mit dem Schiller'schen Gedicht zusammenhängt, enthält sehr wirksame Nummern, und Hillers „Nacht", auf den etwas über-mystischen Text von Moritz Hartmann, gehört zu den bestgearbeiteten und stimmungsvollsten Schöpfungen des Componisten. Fräulein Seyffardt, die Tochter und Schülerin des Dirigenten, sang Lieder von Wuerst und Eckert mit sehr angenehmer, frischer und sehr gut geschulter Stimme und fand verdienten lebhaften Beifall.

Die Königl. Kapelle gab ihr letztes Symphonie-Concert dieses Mal im Opernhause mit der Unterstützung des Stern'schen Gesangvereins und des Herrn de Ahna. Das Programm brachte ausschließlich Beethoven'sche Werke. Zuerst die herrliche Leonoren-Ouverture, an deren Stelle wohl eine weniger oft gehörte gewählt werden konnte; die Romanze in G-dur von Herrn de Ahna entzückend vorgetragen; die Phantasie für Klavier und Chor, in welcher der Hofkapellmeister Herr Radecke die erstgenannte Partie trefflich ausführte, und die Damen Frau Müller-Ronneburger, Fräulein Seehofer, Frau Lammert, dann die Herren Ernst, Schleich und Oberhauser die Soli ausgezeichnet zu Gehör brachten. Den Beschluß bildete die Neunte Symphonie, deren treffliche Ausführung das Publicum in gehobene Stimmung versetzte.

Da wir in diesem Berichte viel von Einzel- und Chorgesang gesprochen haben, so erscheint es am passendsten, an dieser Stelle auf das „Mathematische Harmonium" des Herrn Prof. Engel hinzuweisen, das als der Anfang einer bedeutenden, langsamen aber sicheren Umgestaltung der Lehre von der Intonation betrachtet werden kann. Er hat seine Untersuchungen und Meinungen in einer Broschüre veröffentlicht: „Das mathematische Harmonium, ein Hülfsmittel zur Veranschaulichung der reinen Tonverhältnisse." Da der Inhalt mathematische Vorkenntnisse bedingt, so kann das Büchlein auf allgemeines Interesse der singenden Welt nicht rechnen; wir wollen daher hier nur auf das hochwichtige Resultat dieser Forschungen hinweisen, weil die Nützlichkeit desselben einem Jeden auch ohne jene Vorkenntnisse einleuchten muß: Die Sänger sind gewohnt nach dem Klavier singen zu lernen, dieses ist aber nicht mathematisch rein, sondern „temperirt" rein gestimmt. Es würde hier zu weit führen, wollten wir den Unterschied der Vortheile und Nachtheile dieser beiden Stimmungen genau darlegen, wir wollen hier eine Thatsache erwähnen, die dem musikalischen Leser mit Einem das Verhältniß klarer erscheinen lassen wird, als alle Deductionen. Wenn ein gut gebildeter Chor ohne Begleitung (a capella) einen Accord rein singt, und derselbe Accord mit einem Male auf dem Klavier angeschlagen wird, so kann jedes einigermaßen gebildete Ohr sofort erkennen, daß die beiden Accorde von einander verschieden sind, daß die Intervalle auf dem Klavier weit weniger scharf bestimmt klingen. Die Ursache ist die, daß die Stimmen natürlich rein singen, daß die Intervalle durch das mathematische Gesetz der Verhältnisse unbewußt geregelt werden, während daß auf dem Klaviere die künstliche „temperirte" Stimmung herrscht und auf ihm die feinen Unterschiede der Intervalle verloren gehen müssen. Bei der jetzigen Hast des Singenlernens, bei der Eile, mit welcher die Lernenden auf Engagements am Theater oder als Concertsänger drängen, ist eine langsame und sichere Ausbildung des Gehörs, eine Feststellung der reinen Intonation dem Lehrer nur selten, und nur bei besonderer Feinfühligkeit des Schülers ganz möglich. Die Folge ist, daß sicheres Reinsingen auch bei bedeutenden Opersängern nur selten angetroffen wird und daß, wie Helmholtz hervorhebt, „sie nicht im Stande sind, einen kleinen mehrstimmigen Satz, der entweder keine Begleitung hat oder nur von wenigen Accorden begleitet ist, wie z. B. das Maskenterzett in Don Juan, so zu singen, daß der Hörer die volle Freude am reinen Wohlklange haben könnte". Die Wahrheit dieses letzten (vor so vielen Jahren in Heidelberg geschriebenen) Satzes bekundet leider unser Königl. Opernhaus mehr als genügend, wo dieses überirdische Stück meistens in unangenehmer Weise verdorben wird. Auch Helmholtz schreibt diese Erscheinungen dem Lernen am Klavier zu, und weist auf die Vortheile eines rein gestimmten Harmoniums hin, welches nicht blos die gewöhnlichen temperirten Intervalle des Klaviers bietet, sondern auch die Zwischentöne, wie sie beim reinen Singen eines Chores ohne Begleitung am entschiedensten hervortreten. Der große Gelehrte hatte sich ein solches ansertigen lassen. Herr Prof. Engel, der die physikalischen Untersuchungen Helmholtz' zur praktischen Benutzung im Gesange verwerthen will, hat von dem Orgelbauer und Verfertiger akustischer Instrumente, Herrn G. Appun in Hanau, ein Harmonium erhalten, das noch viel mehr Einzeltöne enthält, als das Helmholtz'sche, und auf demselben eine Menge Opernarien analysirt, d. h. nachgesorscht, wie sie nach der gewöhnlichen temperirten Stimmung, und wie nach der reinen Stimmung klingen. Wir glauben, daß diese Untersuchungen nach und nach zu den besten Resultaten für den Gesangsunterricht, für die reine Intonation, die immer mehr zu schwinden droht, führen werden. Daß eine mathematisch ganz reine Stimmung eine Unmöglichkeit ist, gesteht Prof. Engel selbst ein; die menschliche Stimme ist den Affecten unterworfen, und die Blasinstrumente können ja vom Einflusse der Temperatur nicht ganz befreit werden. Aber ebenso fest steht, daß die jetzt herrschende Art des Stimmansatzes weit unter dem Möglichen und mit vollem Rechte zu Fordernden steht, daß in früherer Zeit, als der Kunst des Gesanges mehr Ausmerksamkett gewidmet worden, auch eine viel reinere und sicherere Intonation vorherrschte. Daß eine solche wiedergewonnen werde, daß der Sänger vor dem Affecte, vor der Empfindung, also vor dem Naturalismus die Gesetze seiner Kunst erkennen und üben lerne, ist unbedingt nothwendig; und zur Erreichung dieses Zweckes sind die Forschungen und Andeutungen des Prof. Engel ein trefflicher Wegweiser.

H. Ehrlich.

Kunstausstellungen.

Von den maunichfachen Objecten, welche mit der gewohnten stärkeren Frühlingsströmung im Gebiete der Kunst auf eine Besprechung an dieser Stelle Anspruch erheben, lenkt die in der Königlichen Nationalgalerie eröffnete dreizehnte Sonderausstellung von Malerradirungen französischer und englischer Künstler der Neuzeit vor allem Anderen die Beachtung auf sich. Dieselbe ist von der Direction des genannten Instituts und von der Direction des Königlichen Kupferstichkabinets gemeinschaftlich veranstaltet und bietet nach jeder Richtung hin, namentlich aber durch den Einblick in eins der am schwersten zugänglichen und aristokratisch vornehmsten Gehege der uns im Gegensatz zu der einstmaligen Vorherrschaft englischer „Kupfer" leider fast gänzlich entfremdeten Kunst Großbritanniens ein ebenso überraschendes als glänzen-

des Resultat. Der Gedanke, eine solche Ausstellung zu veranstalten, lag gewiß nicht nahe. Um so mehr muß das Verdienst der Männer hervorgehoben werden, welche ihn fassen konnten und über die Mittel verfügten, ihn mit der dem Zwecke allein entsprechenden strengen Kritik des vorzuführenden Materials ins Werk zu setzen. Auch dem Laien wird die Vereinigung von mehr als 700 zum Theil sehr seltenen Kunstblättern des Auslandes, welche die Wände von vier Sälen und fünf Kabineten bedecken, als eine im hohem Maße achtunggebietende erscheinen; wer aber die Zahl der ersten und frühen Abdrücke ins Auge zu fassen, die auf ihrer Qualität beruhende, ganz außerordentliche Schönheit herauszukosten vermag und, was immerhin ins Gewicht fällt, den materiellen Werth, der hier aufgehäuft ist, einigermaßen zu schätzen weiß, der wird sich gratuliren, daß die internationalen Verbindungen der betheiligten Museumsvorstände, abweichend von früherer Schneckeneingezogenheit, das Zustandekommen eines an sich schon kühnen Unternehmens in so erschöpfender Weise ermöglicht haben. Die Hauptarbeit war für die unnahbaren Engländer zu thun, denn Frankreich fand in der liberal zur Verfügung gestellten Sammlung eines deutschen Privatmannes, des Herrn Dr. H. H. Meyer in Bremen, fast vollständig die zur Erscheinung kommende Vertretung.

Als das charakteristische Merkmal der Radirung im Gegensatz zum Kupferstich im engeren Sinne kann man die Schnelligkeit der Arbeit bezeichnen. Sie hat sich allmählich alle Mittel dienstbar gemacht, durch die man in kurzer Zeit feinere, der Bewegung des Zeichenstifts, der Feder und des Pinsels entsprechende Vertiefungen auf der glatten Fläche einer Kupferplatte — denn nur in seltenen, durch den besonderen Zweck bedingten Ausnahmen bedient man sich eines anderen Metalls — hervorzubringen im Stande ist. In der Einleitung des Katalogs wird bei der Beschreibung des Verfahrens der beiden Hauptarten gedacht, in welchen der radirende Künstler die Platte bearbeitet, der Radirung im ursprünglichen Sinne, bei der die in den Aetzgrund mit der Nadel vorgerissenen Linien und Punkte durch die Wirkung des Aetzwassers vertieft werden, und der Arbeit mit der kalten Nadel, welche die Kupferplatte direct angreift. Aber der moderne Künstler, dem die Radirkunst, wie namentlich den gewaltigen englischen Virtuosen des Fachs, Selbstzweck geworden ist, verfügt noch über eine ganze Reihe anderer Hülfsmittel, die in ihrer Combination selbst dem Auge des Fachmanns und des gewissenhaftesten Forschers zum Theil räthselhaft bleiben, ähnlich den Bindemitteln so mancher um das Urwesen ihrer Technik selbstständig bemühten Maler. Da finden wir die Anwendung der Roulette, der Wiege, des Schabers, der Tonplatten, der Aquatinta und anderer Dinge, die zu nennen eigentlich überflüssig ist, wenn man ihre Merkmale nicht klar machen und an einzelnen Blättern nicht nachweisen kann. Es gehörte im vorliegenden Falle ein kleines Buch dazu, das überdies noch auf eine Menge Streitfragen stoßen würde. Der Katalog hätte vielleicht besser gethan, durch einzelne Notizen die Aufmerksamkeit des Publicums nicht wach zu rufen, und nur zur Vermeidung von Mißverständnissen wird hier auf eine lediglich die engsten künstlerischen Kreise interessirende Frage eingegangen. In einer weit größeren Anzahl von Blättern, als der Katalog vermerkt, ist die Wirkung durch vorwiegende Benutznng der kalten Nadel erzielt, und in einem Blatte (615), welches der kalten Nadel wohl durch ein Druckversehen zugeschrieben wird, sind nur unwesentliche Spuren derselben wahrzunehmen. Das Publicum dürfte daher gut thun, sich den Genuß durch weiteres Forschen nicht zu erschweren.

Die Kunst des Radirens ist auch in Deutschland schon seit längerer Zeit sich ihres umfangreichen künstlerischen Vermögens wieder bewußt geworden. Sie wird mit bestem Erfolge als Reproductions- und Verbreitungsmittel alter und neuer Kunstwerke von ausgezeichneten Fachkräften geübt und findet daneben auch unter den Malern zum unmittelbaren Ausdruck künstlerischer Ideen und Empfindungen immer weitere Verbreitung. Welche Fortentwicklung hier in Aussicht steht, läßt sich für jetzt kaum bestimmen. Nur soll man nicht mit zu großen Illusionen der Zukunft entgegensehen. Die Leistungen der Radirkunst, die uns bei dieser Ausstellung namentlich in der englischen Abtheilung so imposant entgegentreten, beruhen auf der Feinschmeckerei einer Elite von Kunstliebhabern, welche sich das beschränkte Material ohne Ansehen der geforderten Preise streitig machen. Der volle künstlerische Reiz solcher mit dem ganzen Raffinement combinirter Methoden hergestellter Blätter, deren Wirkung in letzter Instanz noch von dem entwickelten Kunstgefühl des Druckers abhängig ist, schwindet nach wenigen Abdrücken, wo die kalte Nadel die Harmonie führt, schon nach zwanzig bis dreißig. Wenn ein englischer Radirer für ein Blatt, das man bequem mit beiden Händen bedeckt, zehn Pfund fordert, so staunt Niemand, und die frühen Drucke, welche vom Sortiment nur mittelst Subscription zu erlangen sind, werden, sobald sie im Kunsthandel wieder auftauchen, von Amerika und England mit Preisen bezahlt, die hinter den Schätzungen des internationalen Kunstmarkts für die entsprechenden Arbeiten alter Meister kaum zurückbleiben. Eine solche Förderung hat die Radirkunst bei uns nicht zu erwarten. Sie wird immer auf der breiteren Heerstraße künstlerischer Verlagsunternehmungen ihren Weg verfolgen, und da sie auch hier nur dem künstlerischen Luxus vermöge ihrer geringeren Ausgiebigkeit dient, neben dem hochentwickelten Holzschnitt eine vornehme aber beschränkte Rolle spielen.

Es kann hier nicht die Charakteristik einzelner Künstler versucht werden. Bei den Franzosen finden wir 89, bei den Engländern 40 vertreten. Für die Mehrzahl der Besucher, deren Interesse sich naturgemäß in erster Reihe dem Inhalt, der stofflichen Mannichfaltigkeit zuwendet, wird die Ausstellung der Franzosen stärkere Anziehung haben. Die eigentliche Maler-Radirung steht hier im Vordergrunde. Die klangvollsten Namen der modernen französischen Malerschule bis zu den Berühmtheiten des letzten Jahrzehents hinauf treten uns zum Theil mit höchst charakteristischen Zeugnissen einer dem Ausdruck unmittelbarer Empfindung günstigen Kunstübung entgegen. Andere freilich zeigen sich auch vergebens bemüht in der neuen widerstrebenden Technik den ganzen Inhalt ihres malerischen Empfindens und Vermögens zur Erscheinung zu bringen, wie beispielsweise Corot. Für den Betrachter, dem es um die Entwicklung der Radirkunst als solcher zu thun ist, stellt sich Alphonse Legros als der Heros der französischen Schule dar. Seine ganz ins Große und Breite gehenden Bestrebungen fanden wie es scheint in der Atmosphäre Londons, wo der Künstler seit 1866 lebt, erst den vollen Spielraum. Das Bildniß des Kardinal Manning (186) gehört durch die vornehme Einfachheit der Mittel und die gleichwohl erzielte plastisch leuchtende Fernwirkung zu den eigenartigsten und hervorragendsten Leistungen der Radirnadel. Neben Legros möchte zunächst Desboutin zu nennen sein, der in seinem lebensgroßen Selbstporträt indeß schon in Manier und Virtuosenthum verfallen scheint. Das Bildniß Pius IX. zeigt den Künstler auf seiner Höhe.

In jeder Beziehung laufen die Engländer für die Theilnahme der engeren Fachkreise den Franzosen den Rang ab, schon aus dem äußerlichen Grunde, weil sie uns als absolut neue Erscheinungen entgegentreten. Mit den Franzosen haben wir die Fühlung nie verloren. Ist diesen die Radirung doch nur mehr oder weniger Mittel zum Zweck — und darin zeigt sich ihr künstlerisches Stilgefühl —, so gehen die Engländer auf die virtuosenhafte, selbstständige Entwicklung der Technik aus, ganz ähnlich wie bei der Aquarellmalerei. Es läßt sich vom Standpunkte der Theorie genau dasselbe dagegen vorbringen, was man gegen die Stilverirrung der englischen Aquarellisten zur Genüge geltend gemacht hat. Aber sollte man auch die Ueberspannung der Mittel, das Künstelnde und den damit verbundenen Manierismus als Abweg nicht acceptiren, so muß man sich doch, bei nur geringem Verständniß, von der Kühnheit, Virtuosität und den Resultaten des vor keinem Wagniß zurückschreckenden Handwerks wunderbar gefesselt fühlen. Seymour Haden, praktischer Arzt und Dilettant, Präsident der society of painter-etchers, ist wohl als die bedeutendste und zugleich erfreulichste Erscheinung vor allen übrigen zu nennen. Auf der Höhe der Technik, — der kalten Nadel und der ihr mittelst des Grats möglichen Helldunkelwirkung in einer Vollendung mächtig, die seit Rembrandt Hundert und aber Hundert vergebens angestrebt haben — bedient er sich bei der Wiedergabe seiner intimen Natureindrücke der ihm zu Gebot stehenden Mittel mit künstlerischem Maß und erzielt zaubervolle Wirkungen, welche man der Malerei der Stimmungslandschaften vorbehalten glaubt. An ihm werden unsere Künstler ihre Freude und Gelegenheit genug zu fördern dem Vergleich mit der eigenen Handführung haben. Auch C. P. Slocombe hat unsere volle Sympathie. Wenn die Combination der zur Ausstellung gelangten Arbeiten nicht trügt, so ist er unter den Lebenden der größte Meister der Aetzkunst im eigentlichen Sinne. Der Waldweg im Mondschein (560) mag den Urtheilsfähigen vor allen anderen Blättern als Anhalt für diese subjective Schätzung dienen. Tissot der Franzose und Herkomer der Deutsche, beide im künstlerischen Sinne echte Kinder ihrer Adoptivnation, erscheinen als die

Heroen des Virtuosenthums. Namentlich letzterer verliert in den Blättern, die nicht durch ihre Dimensionen die volle Entfaltung seiner zügellosen Technik gestatten, stark an Interesse. Whistler soll noch genannt werden, weil er für seine malerische Empfindung, die auf dem flüchtigsten Blick des halbgeblendeten Auges beruht, eine ganz eigene und vollständig deckende Ausdrucksweise gefunden hat.

Mehr als alle Referate muß hier der eigene Wille des Publicums das Verständniß fördern. Ein Belehrungsmaterial von solchem Umfange hat noch keine der verdienstvollen Ausstellungen geboten, deren zweites Dutzend mit der gegenwärtigen beginnt; keine neue Gelegenheit wird diese Schätze für unser Auge zum zweiten Mal vereinigen. Mit der liebevollen Betrachtung des Einzelnen findet sich bald die Fähigkeit, das Ganze im Zusammenhang zu würdigen und zu ermessen, wie weit es unserer Kunst ersprießlich wäre, auf den hier dem Blick eröffneten Bahnen selbstständig vorwärts zu streben.

In der Commandantenstraße hat Saltzmann die Studien in Oel und Aquarell ausgestellt, welche er von seiner Reise um die Welt an Bord der Corvette „Prinz Adalbert" heimgebracht hat. Man darf nicht an den blendenden Reichthum der Reiseskizzen von Eduard Hildebrandt denken, wenn man den Arbeiten Saltzmanns gerecht werden will. Warf der große Meister des Lichts seine gewaltige Künstlerindividualität in die Schale, trat bei ihm das gegenständliche Interesse zurück gegen die darstellende Virtuosität, so fühlen wir uns zu dem jugendlichen Nachfolger durch das Vertrauen hingezogen, das seine scharf individualisirende Auffassung, sein von den zartesten Empfindungen geleiteter Farbensinn uns einflößen. Jedes Land, von dem er uns farbige Ausschnitte vorführt, hat seine eigene, glaubwürdige Physiognomie, und was man, wie z. B. die formlos silhouettirenden Bäume in sattem Grün und Braun auf den Studien aus Japan, zunächst für künstlerische Unbeholfenheit zu halten geneigt ist, erweist sich durch Vergleich mit glatt gelösten Aufgaben ähnlicher Art als die treue Wiedergabe einer höchst originellen Naturerscheinung. Von außerordentlichem Reiz dünkt uns ein der Kunst neu erschlossenes Stück Natur an den Ufern der Magelhansstraße. In der Vereinigung von Alpenwelt und Meeresromantik, wie wir sie ähnlich auf norwegischen Landschaften zu sehen gewohnt sind, gesellt sich hier ein fremdartiger Farbenzauber der atmosphärischen Erscheinungen und der Vegetation und verspricht in künstlerisch componirten und vollendeten Bildern die glücklichste Wirkung zu thun. Gleichwohl wäre es zu bedauern, wenn der Künstler seiner heimischen Natur durch die zunächst eingeschlagene Richtung ein für alle Mal entfremdet würde. Er war auf dem besten Wege, unserer Ostsee und ihrem elementaren Leben ein treuer und empfindungsvoller Interpret zu werden.

Die Vereinigung der „Geisterstunde auf dem Friedhofe" von Zichy mit einer „Bacchantenfamilie" von Makart ist stark genug, um eine große Anzahl Neugieriger nach der Passage zu locken. Für die Kunst sind beide Bilder gleichgültig. Der Theaterdecoration von Zichy läßt sich wenig Gutes nachsagen. Nicht an dem Gegenstand leidet das Kunstwerk Schiffbruch, sondern der Gegenstand an der künstlerischen Schwäche. Man braucht nicht gerade kurz zuvor bei den Meisterwerken der Kasseler Galerie geweilt zu haben, um vor einer solchen Verblasenheit rathlos zu stehen. Statt einer phantasievollen coloristischen Conception fast kindliche Blendwerkseffecte, deren Anknüpfung an reale Erscheinungen der Natur sich der Hypothese entzieht. Eine Reihe von Episoden, wie sie die Phantasie im Schlafrock mühelos erfindet, je nachdem sie sich rührselig oder spukhaft angeregt fühlen will. Das Beste steuert noch der Humor bei. Das Staatsmannsgerippe, das in der selbstbewußten Haltung seiner einstigen irdischen Größe an seine Büste gelehnt auf hohem Sockel steht und dabei in der Parallele die unverkennbare Gleichheit der beiden Profile, mutatis mutandis, wahrnehmen läßt; die Alte, die ihren Erben vielleicht ein großes Vermögen hinterlassen hat, und jetzt die an dem Gitter ihres Grabes aufgehangenen Kränze ob ihrer Aermlichkeit mit geringer Genugthuung prüfend betrachtet, das sind spärliche Brocken, welche zwischen einen Wust von Trivialität und Abgeschmacktheit eingestreut sind. Ganz so schlimm, wie es hier zur Erscheinung kommt, hat der Künstler sein Bild indeß nicht beabsichtigt. Er rechnet auf eine in der Beleuchtung fein abgewogene und mit möglichstem Raffinement das Materielle der Malerei und Leinwand verdeckende Aufstellung. Gerade das Gegentheil ist ihm hier geworden. Der ganze obere Theil um den blutig rothen Mond herum geht in glitzernden Reflexen unter; man sieht dem Bilde in jeder Beziehung viel zu sehr „auf die Knochen".

Sollte ein Museum nach Jahrhunderten den Makart zu seinen übrigen erwerben, so wird sich gewiß keine Stimme gegen seine Echtheit erheben, aber nichtsdestoweniger wird man von dem Ankauf nicht sehr erbaut sein. Daß der große Künstler so frostig und lahm, oder vielleicht richtiger, so aufgewärmt erscheinen kann, muß auch seine geschworenen Gegner in Erstaunen setzen. Th. L.

Notizen.

Die Herabsetzung der bekannten Ortschaft Berlin zu einer Provinzialstadt niederen Ranges durch Dislocation der deutschen Residenz hat als Zukunftsproject entschiedene Fortschritte gemacht. Alle Welt richtet sich wenigstens im Geiste darauf ein und trifft Vorkehrungen für den Umzug. Der Gedanke hat zahllose Sarkasmen und mehr oder weniger witzige Einfälle hervorgerufen, sowie auch ernste Leitartikel mit pathetisch abmahnendem Klange. Wer mit seinem publicistischen Urtheil zögerte, hatte dafür gute Gründe. Man mußte doch, bevor man sich für oder gegen entschied, erst auspassen und warten, ob es damit dem Urheber voller Ernst war. Dies einmal festgestellt, verstand sich die Zustimmung von selbst. An mehr als einem Präcedens oder Beispiel in anderen Staaten ist kein Mangel, und die Blätter haben auch schon darauf hingewiesen. Nicht genug beachtet wurde in einem wichtigen Punkt die Analogie Washingtons. Einige bei der Unionsregierung beglaubigte auswärtige Gesandte wollten sich nämlich bequem einrichten und nahmen Wohnung in New-York, einer Stadt, die notorisch durch Comfort und sonstige Annehmlichkeiten nur nach Paris rangirt. Eines Tages aber wurden sie durch ein Rundschreiben des Staatssecretärs für das Auswärtige aufgeschreckt und zu der permanenten Uebersiedlung nach Washington veranlaßt, wohin sie sich bis dahin nur zur Abfertigung ihrer Geschäfte oder höchstens zum vorübergehenden Aufenthalt, wenn der Congreß tagte, begeben hatten. Washington jedoch soll, wie Kenner versichern, lange Monate des Jahres hindurch während der parlamentarischen Vacanz zum Sterben langweilig sein. Zu einem ähnlichen nichts weniger als amüsanten Exil könnten die hiesigen Botschafter und Gesandten verurtheilt werden, wenn Potsdam oder Kassel zur deutschen Hauptstadt erhoben würde. Das unausbleibliche Mißbehagen der diplomatischen Körperschaft ist indessen ein Uebelstand, der angesichts der enormen, officiös betonten politischen Vortheile der Umwandlung, von wegen des Berliner Fortschrittsrings und seiner Dependentien, selbstverständlich nicht ins Gewicht fallen kann. Bei der ersten Kunde des in Aussicht gestellten Wechsels mögen sich die hiesigen Vertreter auswärtiger Staaten vielleicht damit getröstet haben, daß sie anderswo den Herren Interviewern, die sie neuerdings für eine ganze Reihe in- und ausländischer Blätter in verstärktem Maße belagern, besser entgehen würden. Aber auch das könnte sich als eine Täuschung erweisen. Der hiesige griechische Gesandte weiß davon zu erzählen. Seiner Reise nach Wien zur Vertretung des Königs Georg bei der Vermählungsfeier wurden, wie erinnerlich, nach vorzüglichen Quellen allerlei hochpolitische Motive zugeschrieben, deren Interesse es keinen Abbruch thun konnte, daß sie einer bewährten lebhaften Phantasie entsprungen waren. Subtile Köpfe wollten wissen, die Reise des Herrn Rangabé habe noch einen anderen Zweck gehabt. Er wollte, hieß es, seinerseits einer größeren Menge von Journalisten entfliehen, die ihn mit Besuchen und Erkundigungen heimsuchten. Aber sie werden ihn wohl unterwegs eingeholt und an den Zwischenstationen hierher telegraphirt haben, sonst konnten nähere Drahtangaben über die Zwecke des Ausflugs kaum nach Berlin gelangt sein, bevor noch der ebenso gelehrte wie liebenswürdige Diplomat in der östreichischen Hauptstadt eingetroffen war. Und auch dort hat er, wie man die Wiener Publicistik kennt, schwerlich die gehoffte Ruhe gefunden. Ganz so dürfte es seinen Collegen ergehen, falls sie sich etwa von einem gezwungenen Wohnungswechsel infolge der bewußten Absetzung Berlins als Mittelpunkt des Reiches wenigstens eine größere Muße der neugierigen Presse gegenüber versprechen sollten. Im Gegentheil könnten sie derselben in einer kleinen Stadt weniger ausweichen, müßten vielmehr noch weit mehr Rede und Antwort stehen. Auch der Congresse und ähnlicher Zusammenkünfte würden sie nicht ledig werden. Rußland beispielsweise wäre es vollkommen gleichgültig gewesen, hätte

es neulich seine berühmte Conferenz, die ein so rasches Fiasco machen sollte, an einem anderen Orte, außerhalb Berlins, erlangen können. Den wirklichen Zweck, die Aufmerksamkeit Europas von den inneren Schäden des Czarenreichs abzulenken und die Welt glauben zu machen, das Uebel wäre draußen, in den Londoner Kneipen, auf den äußeren Pariser Boulevards und am Züricher oder Genfer See, hätte Rußland anderswo wie hier immerhin erreicht. Aber sein kluger Calcül wurde durchschaut und scheiterte an dem occidentalen, in solchen Dingen unverbesserlichen Mißtrauen. Den eigentlichen präsumtiven Autor des Conferenzunternehmens hat übrigens kein Blatt auch nur mit einer Silbe erwähnt. Es soll gutem, wenn auch unverbürgtem Vernehmen nach, wie die Zeitungen zur Deckung sich auszudrücken pflegen, in dem Kopfe eines bekannten Petersburger Professors entstanden sein, der sich viel mit Völkerrecht, oder was dafür ausgegeben wird, beschäftigt, auch bei den früheren von Rußland in Scene gesetzten Conferenzen wegen Milderung der durch Kriegswerkzeuge bewirkten Schäden sich hervorgethan hat. Seine Zunft zeichnet sich stets auch in anderen Ländern durch Vorschläge und Entwürfe aus, die nur den Nachtheil haben, daß sie in souveräner Weise unpraktisch sind und außerhalb des Katheders der Regierung, die sich zu ihrer Adoption verlocken läßt, Niederlagen und Verdrießlichkeiten ohne Ende bereiten. Die bezeichnete pseudowissenschaftliche Vaterschaft mag nur Vermuthung sein. Aber der Plan war ganz danach angethan, als ob ein grundgelehrter Professor ihn ausgeheckt hätte. Hat sich doch auch die Pariser Münzconferenz als das Opus einer Handvoll von bimetallistischen Theoretikern entpuppt, deren Geistesprodukt schlaue Banquiers zu etwas weniger doctrinären Zwecken verwerthen wollten, aber die Erfahrung machten, daß in Geldsachen Mancherlei aufhört und nicht nur hinter den Bergen, sondern auch in der märkischen Sandebene Leute wohnen, die von dem Werthverhältniß zwischen Gold und Silber eine für die Wahrung ihrer Interessen gerade ausreichende Kenntniß haben.

Offene Briefe und Antworten.

Nachschrift zu dem Streit über das Rubensbild.

Herrn Dr. Paul Lindau,
Berlin.

Wannsee, 4. Mai 1881.

Lieber Freund!

Nachdem Sie meine Bemerkungen zu Herrn Dr. Bodes Artikel über „Neptun und Amphitrite" längst in Händen haben, ist mir das officielle Jahrbuch der Kgl. Preußischen Kunstsammlungen II. Band 2. Heft zugegangen. In demselben befindet sich der Aufsatz des Herrn Director Dr. Julius Meyer über das fragliche Gemälde, welcher die von Herrn Dr. Bode angekündigte „Beibringung der äußeren Zeugnisse für die Herkunft des Bildes" enthalten soll. Letztere beschränken sich auf die Mittheilung, daß das älteste Zeugniß für das Bild aus dem Jahre 1746 im Verzeichniß der gräflich Schönborn'schen Gemäldesammlungen herrührt, also 136 Jahre nach seiner angeblichen Entstehung, und auf Mittheilungen aus der kunstgeschichtlichen Literatur, von welchen ausdrücklich gesagt wird: „wir dürfen nicht erwarten, in jenen uns überlieferten Schriftstücken und Urkunden, welche bis in des Meisters eigene Zeit zurückreichen, Auskunft zu finden."

Außerdem erklärt Herr Dr. Meyer bezüglich der das Bild betreffenden Stelle in John Smith, A Catalogue raisonné 1830: „Offenbar hat Smith weder das eine noch das andere Bild gesehen." Diese äußeren Zeugnisse sind zu dürftig, als daß sie für den Nachweis der Echtheit des Bildes in Betracht kommen könnten. Herr Dr. Meyer ist übrigens auch gar nicht bestrebt, in seinem Aufsatz den Nachweis der Echtheit zu führen, er stellt dieselbe vielmehr im vornehmsten Stile als eine gar nicht zu bezweifelnde Thatsache hin, und beschäftigt sich nur sehr eingehend mit der Beschreibung und Erklärung des Bildes. Für mich als Maler sind diese Ausführungen von geringerem Interesse, da es auf das Bild, sowie auf mein Urtheil über die Qualitäten desselben ohne jeden Einfluß ist, ob die weibliche Figur Amphitrite, Kybele, Venus, Thetis oder Libye getauft wird, und ob das Wasser im Bilde „Süßwasser" oder „Salzwasser" (s. Seite 119) darstellen soll. Der Artikel beweist nur, daß die Galeriedirection das Bild für einen echten Rubens gekauft hat, worüber ein Beweis zu führen nicht nöthig war, weil das Niemand bezweifelt hat.

Außerdem beschäftigt sich noch Herr Dr. O. Eisenmann in Nr. 115 der Kölnischen Zeitung vom 26. April mit dem Bilde. Sein Artikel ist ein getreues Echo der Ausführungen der Herren Dr. Bode und Meyer, verbrämt mit einigen niedlichen Artigkeiten gegen die bösen Künstler, welche gegentheiliger Meinung sind und für welche Herr Dr. Eisenmann aus dem Wörterbuche der Anmaßung und Ueberhebung Bezeichnungen wie: „obskure Maler ohne ernstere Vorbildung", „Sykophantenschaar voll Neid und Eifersucht", „sterile Maler", „unlautere Elemente" u. dgl. m. als die schicklichsten ausgewählt hat. Ueber das Bild selbst wird zum Theil wörtlich in denselben Ausdrücken gesprochen, welche als Schlagwörter in Herrn Bodes Artikel auftreten: vertreibende und deckende Malweise; frühe Entstehungszeit des Bildes; Leuchten im Fleisch; der allerdings ganz falsch gezeichnete Unterarm, u. s. w. Nur das „Mürbe feiner gereiftesten Pinselführung" scheint Herrn Dr. Eisenmann zum Autor zu haben.

Der Artikel bringt also auch nicht Neues zur Beweisführung, aber — ich weiß nicht, er muthet mich so eigenartig an! Ich lese gerade J. V. Scheffels Ekkehard; da heißt es im 17. Kapitel: Gunzo wider Ekkehard, am Schlusse von Gunzos Schmähschrift:

„Zeuch nun hinaus in die Welt, mein Büchlein, und triffst du auf Leute,
Die mit hämischen Zahn mein glorreich Leben benagen,
Diesen zerschmettere das Haupt und wirf sie besiegt in den Staub hin,
Bis dein Verfasser dereinst zur verheißenen Seligkeit eingeht,
Die dem Manne gebührt, der sein Talent nicht verscharrt hat."

Warum fällt mir beim Lesen von Herrn Dr. O. Eisenmanns Artikel gerade dies Kapitel aus Ekkehard ein? Wissen Sie es vielleicht, lieber Freund?

Stets der Ihrige

A. v. Werner.

Bibliographie.

Kastropp, Gustav. Heinrich von Osterdingen. Eine Mär. 8. 408 S. Stuttgart, A. Bonz & Co. Geb. 6. —

Biedermann, Karl Dr. Frauenbrevier. Beiträge zur weiblichen Bildung. 2. Aufl. 8. 537 S. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 6. —

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1881. Herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. 4. Jahrgang. 8. 312 S. Zürich 1881, Orell, Füßli & Co.

Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. 2. Aufl. 8. 166. S. Leipzig 1881, F. A. Brockhaus.

Das Dekamerone der Verkannten. Mit Porträts und Illustrationen. 8. Berlin 1881, Freund & Jeckel.

Schücking, Levin. Seltsame Brüder. Roman. 3 Thle. 8. 199, 182 u. 177 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Bondau, Adelheid. Zwölf Jahre als Diakonissin. 8. 323 S. Berlin 1881, Gustav Hempel.

Diercks, Gustav. Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit. 1. Bd. Das Alterthum. 8. 417 S. Berlin 1881, Th. Hofmann.

Lauth, F. J. Dr. Aus Aegyptens Vorzeit. Eine übersichtliche Darstellung der ägyptischen Geschichte und Cultur. Gr. 8. 520 S. Berlin 1881, Th. Hofmann.

Delbrück, Hans. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 5. Band. Schluß. Gr. 8. 711 S. Berlin, G. Reimer.

Scherr, Johannes. Allgemeine Geschichte der Literatur. 8. 1—3. Lfg. Stuttgart, Carl Conradi.

Friedmann, Alfred. Don Juans letztes Abenteuer. Drama in zwei Acten. Kl. 8. 80 S. Leipzig 1881, Carl Reißner.

Gregorovius, Ferd. Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Aufl. 8. XII u. 231 S. Leipzig 1881, F. A. Brockhaus.

Cauer, Eduard Dr. Zum Andenken an Gotthold Ephraim Lessing. Zum Besten des Lessing-Denkmals. 8. 26 S. Berlin 1881, G. Grote.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** sind soeben erschienen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Louison.

Novelle

von

Heinrich Laube.

16 Bogen. 8. geh. Preis *M.* 5.—

Das Horn von Wanza.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

14 Bogen. 8. geh. Preis *M.* 5.—

Beide Werke sind auch in eleganten Einbänden vorräthig.

ABC

von

Paul Meyerheim

27 aquarellirte Originalzeichnungen mit Reimen

von

J. Trojan.

Farbenholzschnitte von Kaeseberg u. Oertel.

Preis *M.* 7.50.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, Behrenstraße 4.

Schönstes Festgeschenk!

Prachtwerk ersten Ranges!

Sechste Auflage! Soeben erschienen!

Lebens-Lieder u. Bilder.
Von A. v. Chamisso.
Illustrirt von
Paul Thumann.
Mit 9 Lichtdrucken und vielen Holzschnitten.
Originalprachtband.
Preis 20 Mark.
Seitenstück zu
Frauenliebe u. Leben
v. Chamisso-Thumann.

Sechste Auflage! Soeben erschienen!

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Cur

und sonstige Verhältnisse des Instituts beschreibt der neue mit Jahresberichten gratis zu beziehende Prospekt von

Dr. Loh's Naturheilanstalt,
Cannstatt bei Stuttgart.

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Zu Friedrich von Raumer's hundertstem Geburtstag am 14. Mai 1881.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.

Von

Friedrich von Raumer.

Fünfte Auflage. 6 Bände. 8. geh. 18 *M.*, geb. 21 *M.*

Kupfer und Karten hierzu 6 *M.*

Seit länger als einem halben Jahrhundert behauptet Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" einen Ehrenplatz unter den Geschichtswerken der deutschen Nation. Schule und Welt vereinigten sich aufs glücklichste in dem Verfasser, der die besten Kräfte seines ungewöhnlich langen Lebens (er starb 92 Jahre alt 14. Juni 1873) auf dieses Werk verwandte und den Kern der strengen Wissenschaft in die schöne Form einer gediegenen Darstellung zu kleiden verstand.

Soeben erschien bei
Duncker & Humblot in Leipzig
und ist vorräthig
in allen Buchhandlungen:

Von
Nicolaus I.
zu
Alexander III.
Ein starker Band.
Octav. Geheftet. Preis 8 Mark.

St. Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte.

Diese Publication ist geeignet das grösste Interesse zu erwecken. Ihr letzter Abschnitt beschäftigt sich mit dem düstern Ereignisse in St. Petersburg, seinen Ursachen und Folgen.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Besser'sche Buchhandlung) **Berlin** NW., Marienstraße 10.

Soeben erschienen:

Stephan zu Putlitz. **J. P. Proudhon.** Sein Leben und seine positiven Ideen. Eleg. geh. *M.* 2.60.

Paul Heyse. **Die Weiber von Schorndorf.** Historisches Schauspiel in vier Acten. Elegant geheftet *M.* 2.60.

Ernst Zitelmann. **Gedichte.** Eleg. geh. *M.* 3.60. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 5.—

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Bücher-Ankauf!

Grössere und kleinere Sammlungen, sowie einzelne grosse Werke sucht zu guten Preisen **Glogau Sohn, Hamburg,** 23 Burstah.

Bad Homburg

eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des Magens und Unterleibs, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht etc.

Mineralbäder nach Schwarz'scher Methode, Sool-, Kiefernadel-, Gas- und Moor-Bäder. — Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner aus Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwasser.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit reich ausgestatteten Lesezimmern u. Conversationssälen, der schattige Park, die Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannichfaltigkeit der Unterhaltungen erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Albert Goldschmidt in Berlin.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 21. Mai 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die französischen Marschälle der Gegenwart. Von Hauptmann Zernin. — **Literatur und Kunst:** An Calderon. Von A. E. — Calderon de la Barca. Von Edmund Dorer. — Naturlaute in der Sprache. Von Rudolf Kleinpaul. — **Aus der Hauptstadt:** Der Ring des Nibelungen in Berlin. Von H. Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. Magdalene. Schauspiel in vier Acten von A. Weimar. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Die französischen Marschälle der Gegenwart.

Von Hauptmann Zernin.

Der bekannte von dem Schlachtenkaiser Napoleon I. herrührende Ausspruch: daß jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage, scheint heute in Frankreich viel von seiner einstigen Bedeutung verloren zu haben. Die Zahl der französischen Marschälle, welche einst sehr groß war — Napoleon I. hat deren nicht weniger als 27, Napoleon III. 17 ernannt —, ist gegenwärtig auf die Ziffer 3 herabgesunken und scheint vorläufig wenigstens sich nicht wieder heben zu sollen. Seit mehr als 11 Jahren ist in Frankreich kein General mehr zum Marschall befördert worden, und auch heute hat wohl keiner der französischen Divisionsgenerale Anwartschaft auf eine solche Ehre, wozu selbst die neuerdings unternommene tunesische Expedition keine Gelegenheit bieten dürfte. Allein es ist nicht zu bezweifeln, daß bei einem wieder ausbrechenden großen Kriege Frankreich nicht verfehlen wird, seine tapferen Heeresführer durch den höchsten Ehrentitel auszuzeichnen, hat doch unlängst der französische Senat beschlossen, der schon vor mehreren Jahren in Aussicht genommenen Regelung dieser Angelegenheit nunmehr näher zu treten und demnächst die Bedingungen zu bestimmen, unter welchen fortan wieder Marschälle ernannt werden sollen. Jedenfalls will man dort eine Einrichtung, die auf eine fast 700jährige Vergangenheit zurückblickt — die ersten Marschälle wurden 1185 ernannt, und nur von 1792 bis 1804 bestand kein solcher —, fortan nicht länger entbehren und dieselbe im Interesse des Heeres und Vaterlandes auch ferner verwerthen.

Heute besitzt die französische Armee, wie wir bereits bemerkten, nur noch 3 Marschälle von folgenden 17: Vaillant, Magnan, St. Arnaud, Castellane, Baraguey d'Hilliers, Hamelin (Admiral), Pelissier, Randon, Canrobert, Regnaud de St.-Jean d'Angely, Mac Mahon, Niel, Ornano, Forey, Rigault de Genouilly (Admiral), Bazaine und Leboeuf. Von diesen befinden sich jetzt nur noch 4 unter den Lebenden, nämlich Canrobert, Mac Mahon, Bazaine und Leboeuf; da aber Bazaine durch seine Verurtheilung aller militärischen Würden verlustig erklärt wurde, so ist die Zahl der französischen Marschälle heute auf 3 beschränkt. Wir wollen dieselben nach einander in einer kurzen Charakteristik dem Leser vorführen.

I.

Canrobert.

François Certain Canrobert ist gegenwärtig der älteste der französischen Marschälle und trägt diese Würde schon seit dem 18. März 1856. Sein Charakter wird von einem genauen Kenner seines Lebens — de Forville*) — mit folgenden Worten kurz und treffend geschildert: „beaucoup d'intrépidité, non moins de chance"! Er wurde am 27. Juni 1809 zu St. Ceré im Departement Lot (Guienne) geboren und verließ als 19jähriger Offizier die Schule von St. Cyr. Im Alter von noch nicht 47 Jahren war er Marschall von Frankreich, ohne daß er wirklich eine Schlacht gewonnen oder eine Festung erobert hatte, wozu ihm doch als Oberbefehlshaber der Armee vor Sebastopol die schönste Veranlassung geboten wurde. Dagegen ist er bei allen Gelegenheiten — und sie waren zahlreich — mit seiner Person tapfer für die Sache des Vaterlandes eingestanden; mehrmals ist er, aber stets nur leicht, verwundet worden, noch heute, in seinem 72. Lebensjahre, ist Canrobert im Besitz einer kräftigen Gesundheit.

Er begann seine militärische Laufbahn im 47. Linienregiment. In Afrika wurde er in demselben Regiment Capitain und erwarb sich dort einen solchen Ruf, daß sein braver Oberst Combe, als er auf der Bresche vor Constantine tödtlich verwundet worden, noch bevor er seinen letzten Seufzer aushauchte, zum General Vallée sagte, indem er auf Canrobert deutete: „Dieser Offizier hat eine Zukunft!" Letzterer kam dann zu den Zuaven. Ob er sich in deren Schule bildete, oder sie in der seinigen, das ist zweifelhaft geblieben, ebenso ob die Zuaven seinen Ruf begründeten oder er den ihrigen; dagegen steht fest, daß er als ihr Oberst sich bei Zaatcha so auszeichnete, daß ihm das Kreuz der Ehrenlegion und der Titel eines Generals verliehen wurde. „Es war nichts Schöneres zu sehen," sagte einer seiner Zuaven, „als dieser tapfere Offizier bei der Belagerung. Ich sehe ihn noch zum Sturm vorgehen, den Kopf hoch und stolz erhoben, an der Spitze des freiwilligen Häufleins der „enfants perdus" — 4 Offiziere und 16 „Zouzous" —, das sich dem Tode weihen wollte, um seinen Oberst zu begleiten. „Kinder! hatte Canobert zu ihnen gesagt, wenn die Hörner zum Rückzug blasen, so gilt das uns nicht!"" Jene 4 Offiziere und 12 von den 16 Zuaven wurden von dem feindlichen Feuer niedergestreckt. Canrobert hatte Glück, er blieb von den Kugeln und der Cholera, welche Franzosen und Araber decimirte, ganz verschont.

Zu Anfang des Jahres 1850 wurde er nach Frankreich zurückberufen. Beinahe 20 Jahre hatte er in Algier gekämpft, dem politischen Leben war er ganz fremd geworden. Das Schicksal hatte ihn nun zu einer halb militärischen, halb politischen

*) Derselbe hat vor wenigen Jahren im Spectateur militaire einen sehr beachtenswerthen Aufsatz erscheinen lassen: „Le maréchalat et ses quatre derniers représentants", den wir zu unserer Arbeit mehrfach benutzt haben.

Rolle bestimmt, die seiner Natur nicht angemessen war und dazu beitrug, seinen an sich guten Charakter zu verändern. Canrobert hatte bis dahin nur danach gestrebt, einer der bravsten und tüchtigsten Soldaten der afrikanischen Armee zu werden, er besaß eine außerordentliche Bescheidenheit, liebenswürdige Einfachheit und strenge Rechtlichkeit. Das Glück stieg ihm aber zu Kopf, er blieb wohl tapfer und loyal, aber — Einfachheit und Bescheidenheit verließen ihn.

Als er nach Frankreich zurückkehrte, war er der Löwe des Tags. Die Waffenthat von Zaatcha hatte auch die Aufmerksamkeit des damaligen Prinzen Louis Napoleon auf ihn gezogen. Letzterer suchte in jener Zeit, in Vorbereitung seines Staatsstreichs, solche Führer, welche auf ihre Truppen Einfluß besaßen. Canrobert gehörte zu diesen, denn der Soldat betete ihn an. Der Prinz-Präsident ernannte ihn zum Commandeur einer Brigade der Armee von Paris und begann nun ihm den Hof zu machen. Er fand ihn für zarte Schmeicheleien gar nicht abgeneigt. So begab sich der Prinz jedesmal, wenn die Brigade Canrobert auf dem Marsfeld exercirte, zu Pferde mit seinem Adjutanten dorthin und bemerkte ihm, daß er den „großen Krieg" in der Schule des Siegers von Zaatcha studiren möchte.

Für einen eitlen Charakter war es schwer, solchen Artigkeiten zu widerstehen. Später wurde Canrobert in geschickter Weise zugeflüstert, daß ihm eine bedeutende Rolle übertragen werden könne und daß sein Talent ihn für dieselbe ganz geeignet erscheinen lasse. Nun kam der Staatsstreich. Allerdings unterlag Canrobert den Verlockungen, allein er unterlag nicht ohne ernsten Kampf.*) Er schwankte so sehr, daß er dem Prinz-Präsidenten große Unruhe machte; nachdem er innerhalb seines Militärcommandos zum Siege der bonapartistischen Partei beigetragen hatte, weigerte er sich die Stelle eines Adjutanten des Prinzen Louis anzunehmen, es bedurfte erst des inständigen Zuredens eines seiner besten Freunde, des bei Inkermann gefallenen Oberst Lourmel, um ihn dazu zu bestimmen. Als Canrobert einmal am Hofe des Präsidenten und späteren Kaisers festen Fuß gefaßt hatte, fand das Gift der Schmeichelei mehr und mehr den Weg zu seinem Herzen. Im Jahre 1854 nach Ausbruch des Krimkriegs wurde er Divisionsgeneral, Generaladjutant und Günstling von Napoleon III., der ein solches Vertrauen zu ihm hegte, daß er ihn als Nachfolger des Marschalls St. Arnaud mit dem Oberbefehl der Orientarmee betraute. Er führte anfangs die 1. Division des Expeditionsheeres und reiste nach der Krim mit geheimen Befehlen versehen, welche ihm anstatt des älteren und fähigeren Generals Bosquet für den Fall den Oberbefehl sicherten, daß der damals schon leidende, ja aufgegebene Marschall St. Arnaud verschieden sein würde. Hieraus entstand eine schiefe Stellung der Generale zu einander, und die Operationen bei Sebastopol nahmen nicht den gewünschten Fortgang, weil sie durch den Antagonismus von Canrobert und Bosquet verzögert wurden. Jener besaß nicht die erforderliche moralische Thatkraft, um einen völligen Gehorsam seines alten Kameraden zu verlangen, und dieser fühlte sich in seinem Rechte gekränkt und grollte in seiner unbestreitbaren Ueberlegenheit. Hier bedurfte es der eisernen Hand eines Pelissier, um die Schwierigkeiten einer solchen Lage zu besiegen. Als die Belagerung sich in die Länge zog, überkam Canrobert doch noch einmal die Erinnerung an seine frühere Bescheidenheit: er hatte den Muth, seine Unfähigkeit zu bekennen und freiwillig den Oberbefehl einer geschickteren Hand abzutreten, indem er zugleich als einfacher Divisionsgeneral unter den Befehl des neuen Generalissimus Pelissier zurücktrat. Dieser Zug zeigt einen braven Menschen und ein großes Herz. Uebrigens erwarb sich Canrobert dennoch unter den Mauern der feindlichen Festung den Marschallstab, den er einige Monate später als der Herzog von Malakoff erhielt, und wohl auch nicht unverdient: hatte er doch das Kriegsinstrument — die Armee — durch seine Schule, sein Beispiel so geformt, daß sein Nachfolger damit Sebastopol zu nehmen vermochte, und hatte er sich doch durch seine beständige Sorge für das Wohl seiner Truppen den Beinamen des „Soldatenvaters" erworben. Die Ernennung zum Marschall hatte aber zur Folge, daß die Bescheidenheit, welche der neue Würdenträger früher bewiesen, nunmehr völlig verschwand.

Im Kriege 1859 in Italien spielte Canrobert nur anfangs eine nicht unwichtige Rolle. Es war dies damals, als die mit einiger Ueberstürzung nach Italien gesandten französischen Truppen noch nicht ihre Bestimmungsplätze erreicht hatten, während die Oestreicher schon auf dem Kriegsschauplatz standen. In Turin herrschte die äußerste Bestürzung, die königlichen Archive wurden schon eingepackt. Da war es Canrobert, welcher, nachdem er mit dem König Victor Emanuel in Susa zusammengetroffen war und denselben in großer Sorge gefunden hatte, sich bereit erklärte, die wenigen Truppen, die ihm zur Verfügung standen, auf Casale und Alessandria zu werfen und Turin scheinbar aufzugeben. Die List gelang, denn die Oestreicher stellten in Folge jener Truppenbewegung den Vormarsch auf Turin ein, die Hauptstadt Sardiniens war gerettet.*) Auch bei Magenta zeichnete

*) Interessant ist eine Erläuterung, die Marschall Canrobert neuerdings — in der Sitzung des französischen Senats vom 11. December 1879 — in Bezug auf sein Verhalten bei dem Staatsstreich gegeben hat. Er sagte u. A. Folgendes: „Man hat gesagt: der Marschall Canrobert war ein Mitwirkender des Staatsstreichs vom 2. December 1851. Mein Gott, meine Herren, diesen Staatsstreich habe ich hier nicht zu würdigen, er gehört der Geschichte an ... Ich würde gewiß nicht von ihm sprechen, wenn man mich nicht selbst von der Höhe einer anderen Tribüne herausgefordert hätte, glauben Sie mir das, meine Herren. Während meiner langen Laufbahn habe ich stets den Grundsatz befolgt: thue was Du sollst, geschehe was da will. Und niemals habe ich die Verantwortlichkeit meiner Handlungen abgelehnt. Aber Sie werden mir erlauben, nur für das die Verantwortlichkeit zu übernehmen, was auf meine Rechnung kommt. Ich hatte am 2. December erst den Grad eines Brigadegenerals. Nun also, ich bestätige Ihnen hier, daß ich damals weder im Voraus die Vorbereitung, noch die Ausführung der Ereignisse kannte, um die es sich handelte. Wenn das Gegentheil richtig wäre, so würde ich es Ihnen ebenso sagen, denn ich kann die Wahrheit nicht verheimlichen. Aber man geht in seinen Beschuldigungen weiter und wirft mir vor, daß ich das Feuer anbefohlen hätte, welches am 4. December die Boulevards blutig färbte. Nun meine Herren, der einzige Antheil, den ich an diesem Feuer nahm, bestand darin, daß ich dasselbe zum Aufhören brachte, sobald ich dies erreichen konnte, denn der Trompeter, welcher an meiner Seite auf meinen Befehl das Signal: „Stopfen" gab, fiel todt zu meinen Füßen nieder, er war von einer Kugel getroffen worden, die gewiß nicht für ihn bestimmt war. Bis zu diesem Augenblick habe ich es niemals der Mühe werth erachtet, diese Beschuldigungen öffentlich zurückzuweisen, allein endlich muß einmal die Wahrheit gesagt werden, und ich kann keine bessere Gelegenheit finden das zu thun als in diesem Augenblick, in welchem ich veranlaßt werde, darüber vor dieser großen Versammlung zu sprechen. Nun also, meine Herren, die Wahrheit über jene Ereignisse ist, daß dieses Feuer, welches von militärischem Standpunkt widersinnig, überflüssig und für diejenigen, welche es ausführten, recht gefährlich war, von Niemand befohlen worden ist. Alle Offiziere, welche mit jungen Truppen zu thun hatten, die durch tumultuarische Rufe, in Verbindung mit einigen Flintenschüssen, leicht in Unruhe versetzt sind, werden begreifen, was ich hier sage, weil sie sehr wohl wissen, daß man auf die in geschlossene Colonnen formirten Truppen nicht schießen läßt, und daß es sich in manchen Augenblicken ereignet, daß die Truppen ohne Befehl feuern."

Dieser befremdenden Aeußerung Canroberts gegenüber, daß „Niemand" das Feuer am 4. December 1851 befohlen habe, können wir nur auf den Bericht des Marschalls Magnan über die militärischen Vorgänge jener Tage an den Kriegsminister verweisen; derselbe ist vom 9. December 1851 datirt und läßt klar erkennen, daß ein entschiedenes Niederwerfen des Aufstandes mit starker Hand längst beschlossene Sache war.

*) Wir besitzen hierüber eine interessante Aeußerung von Marschall Canrobert, die derselbe vor wenigen Jahren gegen einen Herrn de Idéville gethan und die dieser in der zu Paris erscheinenden „Revue de France" veröffentlicht hat. „Unsere Armee" — so erzählte der Marschall — „sollte von der einen Seite über Genua, von der anderen

er sich aus, indem er mit persönlicher Tapferkeit 2 Bataillone auf dem rechten Flügel in einem kritischen Augenblick zum Angriff vorführte. Dagegen ist sein Verhalten bei Solferino von Tadel nicht frei geblieben, weil er — in zu ängstlicher Auffassung des ihm gewordenen Befehls, die rechte Flanke der Armee gegen Mantua zu decken — seinem Nachbarcorps (Niel), als dasselbe stark bedrängt war, nicht schnell und nachdrücklich genug Hülfe leistete. Er würde seinen Auftrag zur Genüge erfüllt haben, wenn er eine Cavalleriebrigade zur Beobachtung der Straße von Mantua, auf welcher General Urban zu erwarten war, bestimmt hätte, anstatt sein ganzes Corps mit Gewehr bei Fuß still stehen zu lassen und erst sehr spät die Division Trochu dem Niel'schen Corps, das sich beinahe verschossen hatte, zur Unterstützung zu schicken.

Gleichwohl benahm sich Marschall Canrobert fortan so, als ob er es gewesen, der die Schlacht von Solferino gewonnen hätte. Er machte eine sehr gute Heirath und wurde Corpscommandeur in Lyon. Es wird erzählt, daß bei seinem ersten Eintreffen der Präfect zu Ehren des Marschalls einen Festball gegeben, ihn am Eingange des Saales empfangen und ihm die Hand gereicht habe, worauf jedoch Canrobert, entrüstet über die Kühnheit des Präfecten, schnell den Arm seiner Frau ergriffen habe. Später erhielt der Marschall das Commando des 1. Corps und 1870, bei dem Kriegsausbruch, wurde er mit der Aufgabe betraut, im Lager von Châlons ein Reservecorps zu bilden, welche Aufgabe er nicht gut zu lösen verstand. Er commandirte dann das 6. Corps der Rheinarmee, das er besonders brav am 18. August führte, indem er St. Privat tapfer vertheidigte, wurde kriegsgefangen und kehrte nach dem Friedensschluß in seine Heimat zurück, wo er seiner bonapartistischen Gesinnung treu blieb. Der Marschall nahm die Stelle eines Mitglieds des obersten Kriegsraths, sowie des Senats an und machte in letzterer Eigenschaft auch neuerdings öfters von sich reden. In einer seiner letzten Reden hat er auch eine kleine Charakteristik von sich selbst gegeben, und mit deren Wiedergabe wollen wir unsern Artikel schließen. Er beendete damals seine Rede mit den Worten:

„ . . Ein Minister hat es für passend erachtet zu sagen: der Marschall Canrobert ist nichts in der Armee, nichts als ein Marschall von Frankreich. Mein Gott ja, meine Herren, ich bitte Sie um die Erlaubniß, mich mit diesem Titel zu begnügen. Um denselben Schritt für Schritt zu erlangen, habe ich während mehr als 50 Jahren auf den verschiedenen Schlachtfeldern unseres Zeitalters gekämpft. Das ist für mich eine außerordentliche Ehre, denn es gestattet mir, meinen Namen, meinen ehrlichen Soldatennamen mit dem großen Namen Frankreichs zu verbinden, — jenes Frankreichs, dem ich mein ganzes Leben gewidmet habe, dem ich auch meine letzten Tage hoffe weihen zu können!"

über die Alpen vorrücken. Ich stand an der Spitze der Truppen, welche (hier lächelte der Redner) nach dem Vorgange Hannibals und Bonapartes den letzteren Weg nahmen. Die Zeit drängte. Schon bedrohten die Oestreicher Turin. Endlich komme ich in Susa, am Fuße des Mont Cenis, an. Wir waren kaum fertig ausgerüstet, und ich hatte nur die Vorhut meines Armeecorps bei mir. Nun hieß es in meinen Instructionen: „Es ist dem Marschall Canrobert verboten, sich mit seinen Truppen, so lange diese nicht mit der Hauptarmee vereinigt sind, in irgend welchen Kampf einzulassen . . ." In Susa fand ich den König, der mir entgegen gekommen war, in einer schwer zu beschreibenden Unruhe. Er beschwor mich, an der Dora Baltea Stellung zu nehmen. Ich eile nach Turin und sogleich an Ort und Stelle. Ich finde eine Position, an deren Vertheidigung gar nicht zu denken war. „Aber wir hielten diese Position," sagte Victor Emanuel, der mir nicht von der Seite wich, „für äußerst wichtig und ganz geeignet, den Marsch der Oestreicher aufzuhalten." „Ach, durchaus nicht," erwiderte ich dem König, „Ew. Majestät sieht selbst, daß daran gar nicht zu denken ist; wir würden uns damit ins Verderben stürzen." „Aber die Zeit drängt, die Oestreicher sind ganz nahe," sagte der König. „Sie wollen um jeden Preis meine Hauptstadt besetzen. Wir müssen einen Entschluß fassen." Nun zeigte ich dem König meine Instructionen. Als er sie gelesen, gab er sie mir mit den Worten zurück: „Ich bin also verloren!" Nein, Sire, das sind Sie nicht. Es soll nicht gesagt werden, daß die Hauptstadt der Bundesgenossen Frankreichs im Angesicht französischer Bajonette in Brand gesteckt worden sei. Kann Ew. Majestät mir verbürgen, daß Casale und Alessandria die etlichen 1000 Mann, die ich besitze, beherbergen können? „Darauf gebe ich Ihnen mein königliches Wort." Dann, Sire, trage ich trotz der ungeheuren Verantwortlichkeit, die ich übernehme, kein Bedenken, mich auf Casale und Alessandria zu werfen, wenn Sie mich dahin begleiten wollen. Um Turin zu retten, müssen wir es im Stiche lassen. Nur diese strategische Bewegung kann, indem sie die Verbindungen des Feindes bedroht, die Hauptstadt frei halten. Der König schloß mich in seine Arme. „Ich danke Ihnen, Marschall, wir gehen noch diese Nacht ab."

Ich verließ den König, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Wir sollten bei Tagesanbruch abrücken. Um Mitternacht warf ich mich ganz angekleidet auf ein Sopha. Ich wohnte im Schloß, in einem der königlichen Gemächer. Kaum ruhte ich eine Viertelstunde, als ich an der Thür klopfen hörte. Ich öffne, und herein tritt ein mir unbekanntes, kleines, dickes Männchen mit einer Brille auf der Nase. „Ich bin der Graf Cavour," sagte er, „und komme, Herr Marschall, um Sie zu fragen, ob es wirklich wahr ist, daß Sie, ein Marschall von Frankreich, sich weigerten, Turin zu vertheidigen und daß Sie die Stellungen an der Dora Baltea in Stich lassen wollen; das ist ja ganz unmöglich!" Und gleichwohl ist dem so, Herr Graf, erwiderte ich, und das geht mich allein an. Wie ich Ihnen in politischen Dingen keinen Rath zu geben habe, so gestatten Sie mir auch, von Ihnen in militärischer Beziehung keinen anzunehmen. „Welche Verantwortung, Herr Marschall, nehmen Sie auf sich vor der Geschichte und vor dem Kaiser!" Seien Sie nur überzeugt, Herr Graf, daß ich mir die Sache wohl überlegt habe, ehe ich meinen Entschluß faßte. Ich will so gut wie Sie den König von Sardinien und seine Hauptstadt retten; darum wähle ich den einzigen Weg, der mir dazu noch übrig bleibt. Der Minister verließ mich mit einem kalten Gruß und ich kehrte auf mein Ruhebett zurück.

Zwei Stunden später verließen wir am frühen Morgen Turin. Sobald die Oestreicher unseren Abzug erfuhren, gaben sie den Marsch auf Turin auf und kehrten eiligst in unserer Richtung um. Die Stadt war gerettet, mein Plan war prächtig gelungen. Es war gewiß ein verwegener Streich, aber nur so konnte die Hauptstadt geschützt werden. Mit den Preußen, wie wir sie jetzt kennen gelernt haben, wäre ich verloren gewesen. Diese hätten sicherlich das Unzulängliche unserer Streitkräfte gekannt und sich nicht die Mühe gegeben Kehrt zu machen. Sie hätten gewußt, daß unsere Armee nur langsam, ganz langsam die Alpen herabstieg, und daß sie, ehe ein Armeecorps sich mit den zur See herübergekommenen und in Genua ausgeschifften Truppen verbinden konnte, vollauf Zeit hatten, Turin zu brandschatzen und den König sammt seiner Regierung gefangen abzuführen. (Letztere Annahme muß auf einem lapsus calami des Marschalls beruhen, denn Canrobert wollte ja den König zu dessen eigenem Schutze mit nach Alessandria nehmen. Z.)

Der König hat den Dienst, den ich ihm hier zu leisten so glücklich war, nie vergessen . . . Was Herrn von Cavour betrifft, so sah ich ihn erst in Mailand wieder. Kaum wurde er mich gewahr, als er in meine Arme eilte. „Wie hatten Sie Recht, Marschall," sagte er, „mich in einer gewissen Nacht im Turiner Schlosse an die Luft zu setzen! Ohne Ihren raschen Entschluß waren wir verloren, ehe die Franzosen gekommen wären." Und Herr von Cavour war kein Schmeichler, das wissen Sie, Herr von Idéville!"

Wir entnehmen diese Mittheilungen einem Aufsatze in Nr. 2 der „Allgemeinen Militär-Zeitung" von 1876, welchem auch eine militärische Betrachtung über die Lage der Dinge bei Beginn des Feldzuges 1859 angeschlossen ist. Es heißt darin, daß die Bemerkungen des Marschalls Canrobert in ihrem Gesammtinhalt wohlbegründet zu sein schienen.

Literatur und Kunst.

An Calderon.

Von A. E.*)

Durchs Fenster strömte süß die Maiennacht;
Ich hatte über fleißigem Studiren
Die mitternächt'ge Stund' herangewacht.

Der Puls begann mir schneller zu vibriren;
Nicht müde ward der wonnetrunkne Geist,
Sich in dem Zaubergarten zu verlieren,

Dahin des großen Spaniers Hand uns weist,
Der uns auf der Romantik blüh'ndem Pfade
Dem Druck der armen Wirklichkeit entreißt.

Jetzt, da ich aufsah, fiel mein Auge grade
Auf den Kalender drüben an der Wand,
Der folgt der Zeit stets gleichgeschwungnem Rade.

Der vierundzwanzigste des Maien stand
Darauf, und da die Mittnachtglock' erklungen,
Griff nach dem nächsten Blatte meine Hand.

Da hielt die neue Zahl den Blick bezwungen,
Und tief von Schauern, heilig wunderbaren,
Fühlt' ich die Seele mächtig mir durchdrungen.

Das war der Tag, da vor zweihundert Jahren
Des Edlen Geist den Erdenlauf vollbracht,
Als reif zur Ernte seine Garben waren.

Nicht ruhn ließ mich's im Zimmer, in die Nacht
Drängt' es mich fort mit flügelschnellem Schritte,
Die niedersah auf all die Frühlingspracht.

Und erst als ich der Burgruine Mitte
Erreicht und stand auf epheugrünem Wall,
Da mäßigt' ich die stürmisch raschen Tritte.

Ich lauschte lang dem Lied der Nachtigall,
Das durchs Gebüsch in langgezogner Weise
Hinsterbend zitterte mit süßem Schall.

Mein Auge blickte zu der Sterne Kreise,
Die seit Jahrtausenden dort oben zogen
Hoch über Menschenweh die ewigen Gleise.

Jetzt sänfteten sich der Erregung Wogen;
Es schuf die Stille rings im weiten Raum,
Daß minder stürmisch die Gedanken flogen.

Der Schlummer sank auf meiner Lider Saum,
Und seine Bilder vor mir zu entfalten
Begann ein holder, wunderbarer Traum.

Was meine Seele davon festgehalten
Und was ich durfte schauen hochbeglückt,
Will ich im Lied versuchen zu gestalten.

Ich fand mich in Elysium entrückt
Auf eine sonnbeglänzte grüne Aue,
Mit nie gesehn'nen Blumen reich geschmückt,

Die perlend blinkten in des Frühroths Thaue;
Und durch die Lorbeerbüsche leise strich,
Die Wange kühlend mir, der Wind, der laue.

Jetzt naht von fern ein Zug von Männern sich;
Gar mannichfalt an Tracht und an Gewande
Bedünkten, die geschritten kamen, mich.

Ich konnte sehn, aus ganz verschiednem Lande
Entstammte dieses seltsame Geleit,
Doch alle würdig und von edlem Stande.

Gar mancher trug der alten Griechen Kleid,
Die Römertoga blinkte mir entgegen,
Die schöne Tracht der Humanistenzeit.

Mit der Perrücke und dem Galadegen
Geschmückt ging mancher, andr' in dem Gewand,
Das wir Moderne heut zu tragen pflegen.

Bald hatt' ich einzle Mienen auch erkannt,
Und länger nicht konnt' ich in Zweifel schweben,
Daß ich genüber Denen mich befand,

Die, weihend hier der Bühnenkunst ihr Leben,
Erheitern bald durch der Komödie Spiel,
Bald durch die Tragik wecken Furcht und Beben.

Der erste, der mir da ins Auge fiel,
War Aeschylos, ihm Sophokles zur Seite,
Der der Tragödie wies ihr höchstes Ziel.

Als dritter schritt den Beiden im Geleite
Der Dichterphilosoph Euripides,
Der oft den Sieg errang im Sängerstreite.

Dahinter konnt' ich Aristophanes,
Der Grazien ungezognen Liebling, sehen,
Menander mit ihm und Antiphanes.

Terenz und Plautus sah zunächst ich gehen
Und Ennius, der einst im Römerland
Als erster ließ das Trauerspiel erstehen.

Fernher gekommen von des Ganges Strand
War Kalidasa, dem, auf Indiens Auen
Gepflückt, ein Lotoszweig die Stirn umwand.

Hans Sachs, den wackern Meister, konnt' ich schauen,
Im pelzverbrämten Rock, mit greisem Haar;
Schalkheit und Ernst umspielten seine Brauen.

Inmitten einer andern niedern Schaar
Sah ich das Haupt des hohen Britten ragen,
Der über Allen schwebt, ein edler Aar;

Ihn, dessen Kunst noch in den fernsten Tagen
Gewaltig an der Menschen Herzen rührt,
So lang dem Großen sie und Schönen schlagen.

Und wieder einen andern Reigen führt
Corneille, der von seinen Zeitgenossen
Der Große ward genannt, wie's ihm gebührt.

Zur Seit' ihm ging Racine dicht angeschlossen;
Und dann Molière, den kaum erreicht ein zweiter,
Denn er erklomm des Lustspiels höchste Sprossen.

Gesellt sah ich Moreto als Begleiter
Lope de Vega, der aus reichstem Born
Ergoß der Spiele Strom, so ernst wie heiter.

Andreas Gryphius kam, dem edler Zorn
Und Trauer auf dem Antlitz lag, geschritten;
Auf Vondels Spuren trat er kühn nach vorn.

Voltaires Gestalt erblickt' ich dort, inmitten
Geringrer Geister, die bewundernd sah'n
Zu ihm empor und folgten seinen Tritten.

*) Wer Vischers geistvollen Roman „Auch Einer" gelesen, dem wird die Bedeutung obiger Chiffre nicht unverständlich sein. Doch darf A. E. hinzufügen, daß er nicht „verschnupft" ist.

Jetzt einer dichten Schaar brach Einer Bahn,
Und Lessings edles Haupt konnt' ich gewahren,
Den Helden auf der Geisteskämpfe Plan;

Der wie ein Falke kam herabgefahren
Und alle falschen Götzen niederschlug,
Der Wahrheit Streiter schon in jungen Jahren.

Die seiner Spur gefolgt in langem Zug,
Sah ich ein Zweigestirn hoch überragen,
Das ewigen Lorbeer um die Schläfe trug.

Nach ihren Namen braucht' ich nicht zu fragen:
Aus Goethes Zeushaupt blitzt' in hellem Scheine
Ein Aug', als wolle neu der Morgen tagen.

Und Schiller neben ihm in hoher Reine,
Er, hinter dem, wie einst sein Freund es sang,
Lag, das uns alle bändigt, das Gemeine.

So schritt der hehre Zug das Thal entlang,
Nun einem schattigen Lorbeerhain entgegen,
Aus dem der Vögel Morgenlied erklang.

Dort wanderte auf einsam stillen Wegen
Der hohe Geist, dem Huldigung zu bringen
All diese Dichter freudig heut sich regen.

Jetzt sah ich sie glückwünschend ihn umringen,
Und brausend hört' ich durch die Lüft' empor
Den Jubelruf der Grüßenden erklingen.

Nun ward es still, und es vernahm mein Ohr
Die Worte, die von Schillers Lippen klangen,
Des Sprechers für der deutschen Dichter Chor.

„Gegrüßt sei uns der Tag, da dich umfangen
Elysiums Hain, ein Trauertag dort oben,
Doch hier ist hell der Morgen aufgegangen.

Vor hundert Jahren weilt' ich selbst noch droben,
Noch hatt' ich aus der Jugend wildem Gähren
Mich ins Gefild der Schönheit nicht erhoben.

Hätt' es das Schicksal wollen mir gewähren,
Daß meiner Bahn ein Führer du gewesen,
Geholfen hättest du den Geist mir klären.

So mußt' ich andre Führer mir erlesen:
Die Griechen waren's und der hohe Britte,
Die mir erschlossen der Tragödie Wesen.

Du wandeltest allein mit sicherm Tritte
Des Bühnenspieles höchsten Zielen zu,
Und niemals strauchelnd irrten deine Schritte.

Den Doppellorbeer trägst, Gewaltiger, du;
Denn, wandelnd hoch auf der Tragödie Bahnen,
Fügst des Komöden Ruhm du noch hinzu.

Kein Zweiter bei den Völkern der Romanen
Rühmt dessen sich, und dir zur Seite stellt
Sich Shakespeare nur, der Leitstern der Germanen.

In der Romantik ideale Welt
Weißt du das Menschenherz emporzuziehen,
Wo Ehre herrscht und Edles nur gefällt.

Dir hat ein Gott den süßen Mund verliehen,
Dem nie sich reiche Fülle der Gedanken,
Nie Pracht und Schmuck der Sprache sich entziehen.

Solch einen Geist umschließen nicht die Schranken
Des eignen Volks; die Welt nennt ihn den ihren,
Und alle Völker kommen, ihm zu danken.

Die Zweige, die des Dichters Schläfe zieren,
Reicht nicht nur Spanien dir, die ihren Glanz
In aller Zukunft Ferne nicht verlieren.

Auch Deutschland beut dir seinen Lorbeerkranz —
Und Schiller nahm den Kranz von seinem Haupte —
Dich strebet es sich anzueignen ganz.

Der Kranz, der frühe meine Stirn umlaubte
Und den um neue Zweige zu vermehren
Vorzeitig mir ein herbes Schicksal raubte,

Ihn weih' ich dir: so will mein Volk dich ehren
Als einen der unsterblichen Heroen,
Die zu der Menschheit Höh'n den Pfad uns lehren."

Den Kranz nahm Calderon. Ich sah den frohen,
Verklärten Blick, der aus dem Aug' ihm brach,
Und heilige Gluth auf seiner Wange lohen.

Doch nicht vernehmen konnt' ich, was er sprach,
Noch was ein andrer huldigend ihm sagte.
Vom Glanz der Morgensonne ward ich wach:

Der fünfundzwanzigste des Maien tagte.

Calderon de la Barca.*)

Wenn am 25. Mai Spanien das Gedächtniß seines berühmtesten dramatischen Dichters feiert und die Blumen des Frühlings und liebender Verehrung in reicher Menge auf seinem Grabe ruhen, wird man auch in andern Ländern diesseits und jenseits des Oceans Calderons gedenken und den Manen des Dichters auf verschiedene Weise huldigen. Ein schöner Beweis, daß nicht nur die praktischen Interessen sondern auch die geistige Macht der Poesie in unserer Zeit berufen ist, die Schranken der Nationalitäten zu brechen und die Völker jene unzerstörbare Einheit, die sie trotz aller Trennung verbunden hält, empfinden zu lassen. Vor allen Nationen haben bei diesem poetischen Familienfeste der gebildeten Welt die Völker deutscher Zunge eine besondere Berechtigung und eigene Gründe, den Tag mit Spanien festlich zu begehen. Wir feiern Calderon nicht nur als den einem uns befreundetem Lande angehörigen, großen und edlen Dichter, der durch seine Werke ein Träger der Weltliteratur geworden ist, nicht nur als Repräsentanten seiner dramatischen Zeitgenossen und als Haupt des altspanischen Theaters, das durch die Vermittelung der französischen Bühne auf die Gestaltung und Entwickelung des modernen Schauspiels so bedeutend eingewirkt hat, sondern wir feiern ihn noch in einer besonderen Hinsicht als den Dichter, der mit den Erinnerungen der klassischen und der romantischen Zeiten unserer Poesie eng und einflußreich verbunden ist und zugleich als den Dichter, dessen Ruhm nach langer Verdunkelung von Neuem auf deutschem Boden aufleuchtete und der hier gleichsam die Wiedergeburt seines Namens und seines Ansehens fand.

Als Lessing den Kampf mit dem sogenannten klassischen Theater der Franzosen und dem Zwang beengender Regeln aufgenommen hatte, um der neueren deutschen Dichtung eine freiere Entfaltung zu erringen, rief er neben dem gigantischen Schatten Shakespeares auch die Spanier Lope de Vega und Calderon als geistige Mitstreiter auf den Kampfplatz. Er erhob die Werke des früheren spanischen Theaters weit über die Produkte des herrschenden französischen Geschmackes.

„In allen echten spanischen Stücken" — schrieb der große Kritiker — „einerlei Fehler und einerlei Schönheiten, mehr oder weniger; das versteht sich. Die Fehler springen in die Augen,

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der Sieger in der Preisbewerbung um das beste Calderongedicht. D. Red.

aber nach den Schönheiten dürfte man noch fragen. Eine ganz eigne Fabel; eine sehr sinnreiche Verwicklung; sehr viele und sonderbare, und immer neue Theaterstreiche; die ausgespartesten Situationen; meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere; nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdruck.

„Das sind allerdings Schönheiten. Ich sage nicht, daß es die höchsten sind; ich leugne nicht, daß sie zum Theile sehr leicht bis in das Romanhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden, daß sie bei den Spaniern von dieser Uebertreibung selten frei sind. Aber man nehme den meisten französischen Stücken ihre mechanische Regelmäßigkeit und sage nur, ob ihnen andere, als Schönheiten solcher Art übrig bleiben? Was haben sie sonst noch viel Gutes, als Verwicklung und Theaterstreiche und Situationen?

„Anständigkeit, wird man sagen. — Nun ja; Anständigkeit. Alle ihre Verwicklungen sind anständiger und einförmiger; alle ihre Theaterstreiche anständiger und abgedroschener; alle ihre Situationen anständiger und gezwungener. Das kömmt von der Anständigkeit!"

Die von Vielen getadelte Vermischung des Tragischen und Komischen, welche sich bei den Britten wie bei den Spaniern findet, hatte an Lessing einen Vertheidiger. Wenn es wahr sei, meint er, daß uns die Natur selbst in dieser Vermengung des Gemeinen und Erhabenen, des Possirlichen und Ernsthaften, des Lustigen und Traurigen zum Muster diene, so habe der Spanier bewiesen, daß wenigstens dieser Fehler keiner sei; denn nichts könne ein Fehler sein, was eine Nachahmung der Natur sei.

Lessing hatte bei diesen literarischen Fehden gleich das praktische Interesse des deutschen Theaters ins Auge gefaßt und trug sich mit der Absicht, zwei der ansprechendsten Dramen Calderons: „Der Richter von Zalamea" und „Das Leben ein Traum", für die die deutsche Bühne zu bearbeiten. Der Plan blieb bei der vielfachen Thätigkeit Lessings unausgeführt; aber der große Schauspieler und Theaterdichter L. Schrödter, der auch Shakespeare auf die deutsche Bühne brachte, nahm theilweise den Plan seines Zeitgenossen auf und gewann wenigstens „den Richter von Zalamea" für das Repertoire der Hamburger Bühne. Den spanischen Bauer Crespo verwandelte er in seiner freien Bearbeitung des spanischen Stückes freilich nicht zu dessen Vortheil in einen Amtmann Graumann, und die hellen Farben des Gemäldes aus dem südlichen Volksleben wurden dabei grau in grau übermalt. Erst einer späteren Zeit blieb es vorbehalten, Calderon in seiner wahren, eigenthümlichen, phantasievollen Art in die deutsche Literatur einzuführen und sogar für die deutsche Bühne zu gewinnen.

Nachdem A. Wilhelm v. Schlegel und bald darauf D. Gries wortgetreue und gelungene Uebersetzungen einiger Werke Calderons geliefert hatten, wurde Goethe auf den spanischen Dichter und seine Dramen aufmerksam, deren erster Eindruck ihn hinriß und in Erstaunen setzte. Er fühlte sich bei der Lecture der Calderonischen Dichtungen in ein herrliches, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land versetzt und zugleich in die Bildungsepoche einer Nation, von der man damals kaum einen Begriff hatte. Er erkannte in seinen Theaterstücken die geistreichste Conception eines bedeutenden Gegenstandes, die Verwandlung eines Geschichtlichen in ein Fabelhaftes, die gewandteste Benutzung aller dramatischen und theatralischen Vortheile, poetische Gleichnißfülle, rhetorische Dialektik; das alles in gewissen hohen Punkten zusammentreffend, wahrhaft rührend, obgleich im Ganzen nicht aufs Gemüth abgesehen! Besonders die erkannten theatralischen Vorzüge Calderons machten Eindruck auf Goethe, der damals noch die Direction der Weimarischen Bühne inne hatte, und er faßte den kühnen Entschluß, einige Dramen Calderons nach den vorliegenden Uebersetzungen auf seine Bühne zu bringen. Seine Versuche gelangen über Erwarten; „Das Leben ein Traum" gefiel ungemein; „Der standhafte Prinz" riß die Zuschauer zur Bewunderung hin. Ueber die Ausführung des letzteren Stückes, von dem er sagte: wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen, berichtet Goethe an Zelter: „Genanntes Stück ist über Erwartung gut ausgefallen und es hat mir und Andern viel Vergnügen gemacht. Es will schon etwas heißen, ein beinahe zweihundert Jahr altes, für einen ganz andern Himmelsstrich, für ein Volk von ganz anderen Sitten, Religion und Cultur geschriebenes Werk wieder so hervorzuzaubern, daß es wie frisch und neu einem Zuschauer entgegenkomme. Denn nirgends fühlt sich geschwinder das Veraltete und nicht unmittelbar Ansprechende als auf der Bühne."

Der „standhafte Prinz" und dessen treffliche Darstellung unter Goethes Leitung wurde als ein Ereigniß in die Annalen des Weimarer Theaters eingetragen, zugleich hatte dieses Stück für viele edle Gemüther, wie für Charlotte v. Schiller, die Gattin des Dichters, zur Zeit der drangvollen Gewaltherrschaft Napoleons und der Unterdrückung des deutschen Geistes eine schmerzliche und zugleich tröstliche Bedeutung. Das Bild des Helden und Dulders, der alles Unglück und den Uebermuth des Siegers mit Muth und Gottvertrauen überwindet, stärkte die schwer gedrückten Herzen und erfüllte die patriotischen Dulder mit der Hoffnung auf einen Umschwung der Verhältnisse. Die Hoffnung wurde nicht zu Schanden. Der niedergeworfene, gefesselte deutsche Geist, der dem Sieger unterlegen war, aber sich ihm nicht beugte, erhob sich verklärt wie der Prinz Fernando in dem Drama aus seinen Todesbanden und schritt, die Fackel des Sieges in der Hand, vor den begeisterten Kriegern her, um sie in den Kampf gegen den Gewaltherrscher und zum Triumphe zu führen.

Dem Beispiele der Weimarer Bühne und Goethes folgten später K. Immermann in Düsseldorf, A. West in Wien und andere deutsche Theaterdirectoren, wobei auch neue Versuche gemacht wurden. So gingen neben den in Weimar aufgeführten Stücken „Die Tochter der Luft", „Die Andacht zum Kreuze", „Der Arzt seiner Ehre" und eine Anzahl Lustspiele in freierer Bearbeitung oder treuer nach dem Original über die Bretter.

Durch das Ansehen und die Erfolge Goethes war nämlich der Ruhm Calderons fest begründet. Die Vorlesungen A. W. v. Schlegels, die Bestrebungen der romantischen Schule, die zum Zweck ihrer eigenen Theorien Calderon erhob und nachahmte, trugen weiter dazu bei, den Namen Calderons zu Ehren zu bringen.

Mit deutschen Kränzen reich geschmückt, kehrte Calderon in sein Vaterland zurück, wo er noch unter der Herrschaft des französischen Geschmackes sehr gering geschätzt und fast in Vergessenheit gerathen war. Der deutsche Kaufmann Böhl de Faber aus Hamburg, der sich in Spanien niedergelassen hatte und nicht nur auf den Umtausch der materiellen Güter beider Nationen, sondern auf ihre geistigen Güter bedacht war, schrieb eine Reihe Aufsätze in spanischer Sprache, in welchen derselbe Calderon gegen die Mißachtung von dessen eigenen Landsleuten in Schutz nahm und die Bedeutung des alten Dichters der neuen Generation auseinander setzte. Siegreich erneuerten diese und ähnliche Bemühungen den Ruhm Calderons auch jenseits der Pyrenäen. In Anerkennung dieser deutschen Verehrung Calderons sagten wohl die Spanier von dem verstorbenen Minister und Dichter Ayala, der Calderon sehr verehrte: „Er liebt den Calderon so sehr, daß er ein Deutscher zu sein scheint."

Auch in neuerer Zeit ist in Deutschland das Interesse an Calderon nicht erloschen. Wir erinnern hier nur flüchtig an eine Anzahl Uebersetzungen aus Calderons Werken von L. Braunfels, A. Dohrn, v. Eichendorf, F. Lorinser, M. Rapp, Friedr. v. Schack, an die literatur-historischen und ästhetischen Arbeiten von Graf v. Schack, V. Schmidt und Anderen, die den Dichter erklärt und besprochen haben.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf den Einfluß Calderons auf die deutschen Dichter, so blieb zur Zeit der Romantik die Nachahmung Calderons, die sich mehr an das Conventionelle und die südlichen Formen des Spaniers, als an sein Wesen hielt, ohne dauernde Früchte; aber neuere Dichter, wie F. Halm und Frz. Grillparzer, angeregt von dem Geiste des fremden Meisters, haben geschätzte Werke im romantischen

Stile geschaffen, die auch eine Stellung auf dem Theater sich errangen.

Wenn wir nun erwägen, wie trotz der Verschiedenheit der Zeiten, Sitten und Dichtungsformen Calderons Poesie in der neueren deutschen Literatur und auf dem Theater Freunde und Bewunderer erwarb, so liegt der Grund davon wohl nicht allein in der Fähigkeit des Deutschen, allen eigenthümlichen, poetischen Offenbarungen der verschiedensten Völker und Zeiten gerecht zu werden, nicht allein in der hohen Dichterkraft des alten Meisters, dessen hohe Gestalten und Schöpfungen sich überall geltend machen, sondern die Anerkennung Calderons beruht auch auf gewissen geistigen Beziehungen, welche den fremden Dichter des siebzehnten Jahrhunderts mit der neueren Zeit und den deutschen Dichtern verbinden. Einige wahlverwandtschaftliche Punkte möge uns vergönnt sein anzudeuten.

Während Calderon in den geistlichen Festspielen das mittelalterliche Schauspiel, die allegorischen Mysterien zur höchsten Vollendung und zum künstlerischen Abschluß brachte, so deutet dagegen der Dichter, als poetischer Janus, in den weltlichen oder allgemein symbolischen Dramen auf poetische Stoffe und Strömungen der Zukunft und erinnert dabei, auch in der Behandlungsweise derselben, manchmal an die Dichter unserer klassischen Zeit.

Wie Schiller jugendlich mit seinen „Räubern" die Dichterlaufbahn begann, so hat auch Calderon die Räuber behandelt. Das Drama: „Luis Perez der Galizier" (Luis Perez el Gallego), welches man wohl mit Recht zu den früheren Arbeiten Calderons zählt, ist ein naturalistisch lebendiges Gemälde aus dem Leben, in welchem ohne besondere Einheit der Conception dargestellt wird: wie durch den Drang der Convenienzen ein biederer Mann, auf dessen Ehre und Gewissen kein Flecken haftet, dem weltlichen Gericht verfallen kann und er sich berechtigt glaubt, durch eigene Selbsthülfe und das Mittel des Räuberlebens der Gesellschaft zu trotzen. Wir haben hier den Kampf des Geistes gegen den Buchstaben des Gesetzes. Dieser Kampf wird in dem spanischen Stücke wie in Schillers „Räubern" mit gleichen Waffen geführt. Einige Scenen vor der Obrigkeit, der Uebergang zum veredelten Räuberleben und Derbheiten des Ausdruckes mögen auch an Goethes Götz von Berlichingen erinnern.*) Wir haben in dem „Galizier" von Calderon einen der ersten Stammväter der Räuberdramen und der diesen folgenden Räuberromane. Luis Perez ist, wie ihn Calderon schildert, ein ritterlicher Charakter; er besitzt die Tugenden eines Helden und beweist sich als treuer Freund und fähig der Aufopferung; zugleich aber zeigt er eine große Verachtung der Gesellschaft und der Gesetze. Die Verbindung dieser sich widersprechenden Eigenschaften führt die tragische Collision herbei, denn der ernste Hidalgo weiß sich nicht so leicht, wie der spanische Gracioso-Räuber mit dieser Collision abzufinden.

„Ihr seid Räuber?" wird dieser gefragt.

„„Ja, um Gott und den ehrlichen Menschen zu dienen.""

„Kann man Gott auf diese Weise dienen?"

„„Herr, ich mische mich nicht in theologische Fragen, aber Jeder muß in dem Stand, zu dem er berufen wird, Gott dienen.""

Ein in Deutschland bekanntes Trauerspiel von Calderon: „Der Richter von Zalamea" (El alcalde de Zalamea) behandelt auf anderem Gebiete denselben Kampf des Geistes gegen eine starre Form des Staates. Er führt uns die herrliche Gestalt des Bauern Crespo vor, der als Mann der Ehre und als Richter eines Dorfes über die Missethat eines unwürdigen, gefühllosen Edelmanns zu Gericht sitzt und den Frevler, ohne sich um die Vorrechte des Standes des Angeklagten zu kümmern, zum Tode verurtheilt. Das vollzogene Urtheil wird von dem König nachträglich gut geheißen. Calderons „Richter von Zalamea" ist nach einem Drama Lope de Vegas bearbeitet. Durch die zahlreichen Dramen dieses überfruchtbaren Dichters zieht sich wie ein rother Faden die Glorification des Bauernthums. Nicht nur fügt er mit Vorliebe in die meisten Dramen idyllische und ideale Gemälde des Landes und seiner Bewohner ein, sondern er hat auch in einer Reihe von Dramen den gesunden Verstand, die Ehrlichkeit und den Seelenadel des Bauern im Gegensatz zu der Verkehrtheit, der Charakterlosigkeit und der Entartung der Mächtigen und der Höherstehenden verherrlicht. Er hält es hierbei für eine der schönsten Pflichten des Königthums, den Bauer gegen den adeligen Herrn, den Schwachen gegen den Starken zu schützen. König und Bauer ist seine Losung und sein Ideal mochte eine freiheitliche Bauernmonarchie etwa in der Art der Staatsordnung in Schweden und Norwegen sein. Die Zeit entschied aber in Spanien gegen die Lieblingsidee Lopes und die absolute Monarchie und die Macht des Adels trugen schon bei dessen Lebzeiten einen vollständigen Sieg davon. Die Bauern wurden in Spanien wie anderswo unterdrückt und vernichtet und bewahrten nur auf dem Theater des Südens ihre wohlbegründeten Rechte und ihr Ansehen. Trotzdem, daß nun Calderon in der Zeit des absoluten Königthums auftrat — und seine Aufgabe war, die gegebenen Verhältnisse zu idealisiren und die Träger der Gewalt mit edlen Gefühlen des Standes zu erfüllen — so konnte er doch nicht umhin, den ältern spanischen Volks- und Freiheitsgeist nach Lopes Weise in dem genannten Trauerspiele zu schildern und zu rechtfertigen. Der Sieg des Volksthums über Dünkel und Anmaßung unwürdiger Edelleute, und die Gleichheit vor dem Gesetz werden eindringlich verkündigt. Es ist daher zu begreifen, daß „Der Alcalde von Zalamea" zur Zeit der französischen Revolution als Le paysan magistrat für das französische Theater bearbeitet und als Mittel benutzt wurde, die revolutionären Leidenschaften zu entfachen, so daß das Seltsame geschah und der Dichter der monarchischen Idee als Revolutionsdichter auflebte.

Im „Wunderthätigen Magus" tritt uns die Faustsage in südlicher Fassung entgegen. Calderons Drama ist die erste kunstvolle Bearbeitung eines Stoffes, der in dem Faust des nordischen Dichters seine höchste Vollendung erreichte. Die Sage von dem Bunde mit dem Bösen, welche Calderon zu einem festgegliederten Theaterdrama benutzte, wurde in den Händen Goethes zu einem allumfassenden Weltgedichte, das wie Dantes „Göttliche Komödie" Erde, Himmel und Hölle umfaßt. In dieser Hinsicht sind Goethes und Calderons Dichtungen nicht zu vergleichen; indeß lassen sich doch Anklänge einer Uebereinstimmung im Einzelnen und in der Gesammtheit nachweisen.

Während in dem Volksbuche vom Dr. Faust und in den früheren Behandlungen der Zaubersage, der Zauberer durch den Bund mit dem Bösen einer gänzlichen Zerstörung und Vernichtung anheimfällt, so lassen Goethe und Calderon den Magus durch den unheimlichen Bund zu höherer Läuterung gelangen. Dies erinnert, wie Carus*) bemerkt, an die Parabel von dem verlorenen Sohne und an die Mystiker, die der Sünde des Menschen die Bedeutung geben, durch sie für ein höheres Ziel vorbereitet zu werden. Der versöhnende Geist war überhaupt beiden Dichtern eigenthümlich und in ihrer Gemüthsart gegründet. Gern mildern sie einen grellen, tragischen Abschluß durch irgend ein versöhnendes Ende und ziehen nach den Stürmen eines zerschmetternden Gewitters den Bogen des Friedens durch die dunklen Wolken der Schuld und der Zerstörung.

Noch etwas Gleichartiges muß bei der Gelegenheit des Magus hervorgehoben werden. Es ist die hohe Bedeutung der Frauen zur Veredelung und Bildung des Mannes, welche beide Dichter in verschiedenen Dichtungen verkünden. Die Gewalt und die Selbstsucht wird durch die Milde überwunden.

Wir erinnern in Bezug auf Calderon nur auf die jungfräuliche Gestalt der Justina, deren Hoheit zur Errettung und Erhebung des Magus so viel beiträgt, und an den gewaltthätigen Sigismund in „Das Leben ein Traum", dessen wilder trotziger Sinn zuerst vor einer weiblichen Erscheinung sich beugt.

„Die gelinde Macht ist groß", sagt der Dichter und der Psycholog: Es ist die Beruhigung und stille Klarheit, wie sie

*) Vgl. V. Schmidt, die Schauspiele Calderons.

*) Vgl. Carus, über Goethes Faust.

ein edles, weibliches Wesen besitzt und besänftigend auf die Leidenschaften und Selbstsucht des Mannes ausstrahlt, wodurch dessen beruhigte Seele des wahren Glückes und des Friedens fähig wird.

Eine den Faustsagen geistesverwandte, griechische Ueberlieferung, die Mythe vom Prometheus, wurde von Calderon zuerst von allen neuern Dichtern in die moderne Dichtung eingeführt und dramatisch behandelt. In seinem opernartigen Schauspiele: „Die Statue des Prometheus“*) (La estatua de Prometeo) tritt Prometheus, der sich der Kunst und dem Studium gewidmet hat, als Bildner der Pandora, des irdischen Abbildes der Minerva, der göttlichen Vernunft, auf. Sein todtes Gebilde belebt er durch einen dem Apollo geraubten Lichtfunken. Aber die ins Leben tretende Vernunft entzündet mit dem Lichte auch die Zwietracht. Der Urne der Pandora entströmen Haß, Zwietracht und Kampf über das Menschengeschlecht, so daß am Ende Prometheus sein Gebild und seinen Raub verflucht. Doch der Streit ist des Friedens wegen entflammt, der Sonnengott, zur Gnade bewegt, steigt von seinem Lichtthrone hernieder, verwandelt den Rauch der Flamme in Licht und führt Liebe und Versöhnung herbei. Das Schauspiel schließt mit dem Gesange:

„Glücklich, wer erlebt
Wie das Schlechte wird zum Guten
Und das Gute wird zum Bessern.“

Auch Goethe hat, wie bekannt, sich vielfach mit der Sage des Prometheus beschäftigt; im Alter hat er das Schauspiel: „Prometheus und Pandora“ gedichtet, welche Dichtung ganz symbolisch und allegorisch gehalten ist. Bei Goethe wie bei Calderon nahm mit dem Alter die Lust an allegorischer Darstellung einer Idee zu; bei Calderon ging diese Neigung so weit, daß er selbst seine früheren, aus dem vollen Leben geschöpften Schauspiele ins Allegorische übersetzte. Wie ein Wanderer, auf hohem Berge angelangt, nicht mehr die einzelnen Bäume und Blumen des Thales erblickt, sondern nur Wald und Flur unterscheidet, so sahen die Dichter auf der Höhe des Lebens nicht mehr die scharf getrennten Individualitäten und Einzeldinge, sondern Abstractionen und Begriffe derselben, die für sie eine Art platonisches Ideenreich bildeten.

Uebrigens behandelte Calderon neben der Sage von Prometheus auch die übrige, reiche Fabelwelt der Griechen vielfach, indem er die Mythen theils zu bunten Märchenspielen oder symbolischen Dichtungen benutzte, theils in den geistlichen Dramen als Vorbilder christlich-religiöser Ideen deutete.

Wie im heitern Lande der Hellenen treffen sich der spanische und der deutsche Dichter auch im geheimnißvollen, phantasiereichen Orient. Goethe schrieb seinen west-östlichen Divan und athmete mit Lust die Patriarchenluft. Der Aufenthalt im Orient machte ihm, wie er selbst bemerkt, den trefflichen Calderon, der seine arabische Bildung nicht verleugnen könne, nur noch werther, wie man edle Stammväter in würdigen Enkeln gern wiederfinde und bewundere.

Nach Ninive, Babylon und Juda verlegte Calderon den Schauplatz einiger seiner bedeutendsten Schöpfungen und schilderte die sagenhaften Gestalten dieser Stätten und den religiösen phantastischen Geist des Orients mit glühenden Farben. Die Nähe der arabischen Muhamedaner, die feindliche oder friedliche Berührung mit dem Islam, den Calderon mit auffallender Milde des Urtheils behandelte, spiegeln sich in andern Dramen wieder, die den Kampf des Halbmonds mit dem Kreuze zum Inhalt haben.

Die Ideen eines Fatums und Schicksalspruches, die Erklärung der Geburt als einer Schuld, die Klage um die traumhafte Nichtigkeit des Lebens, diese mehr oder minder orientalischen Anschauungen klingen in den früheren Dramen Calderons nach und in Bezug auf Bilderreichthum scheint er mit den arabischen Dichtern zu wetteifern. Freilich vor dem lebensmüden Quietismus des Ostens und vor dessen eigenthümlichem Weltschmerze wurde er durch die thatenlustige Natur seines Volkes, durch seinen festen Glauben und durch die Macht seiner Phantasie, die alles Dunkle in lichte Bilder verwandeln konnte, bewahrt.

Wenn man nun im Großen und Ganzen die Dichtungen Calderons betrachtet, die ernsten, religiösen Schauspiele, die tragisch-leidenschaftlichen Dramen, die Lustspiele aus dem spanischen Leben, dann die märchenhaften, farbenprächtigen Bilder des Orients und der maurischen Reiche, wenn man diese mannichfaltigen bunten Gemälde, geschmückt mit den schimmernden Blumen der Phantasie, sich in einem Bilde symbolisch nahe bringen wollte, so könnte man dies wohl nicht besser thun, als wenn man sich an den Eindruck erinnerte, den der Anblick oder die Schilderung der berühmten Maurenstadt am Genil, Granada, auf uns zu machen vermag. Die Stadt mit ihren hohen, düsteren Domen und dem Maurenschlosse voll sinnlich-orientalischem Reiz und Farbenschimmer, an dessen Seite sich die Herrscherburg Karl V. und der Renaissance erhebt, die Stadt mit dem weithin sichtbaren Karthäuserkloster, das wie ein Memento mori! in alle Pracht hineinragt, und dann wieder mit den munteren, freundlichen Gassen mit Balkonen und farbigem Schmuck, und dies Alles umfaßt von der herrlichen Vega, in deren grünem Teppich rothglänzende Granatblüthen, goldene Orangen und üppige Rosen strahlen, während in der Ferne das hohe, stolze Schneegebirge der Alpujarren hinaufragt in den reinen hellen Himmel, der ruhig und klar über Trümmer und Pracht, Leben und Tod, Wohl und Wehe der schönen Erdenflur als Baldachin sich spannt — Granada in seiner Eigenthümlichkeit, mit seiner Naturpracht und seinen bunten historischen Erinnerungen und Denkmalen kann uns wohl die Poesie Calderons und die verschiedenen Werke seines Genius in einem einheitlichen Bilde nach deren Gesammteindruck vergegenwärtigen.

Daß der Schöpfer dieser Werke, dieser bunten Welt ein reichbegabter, edler Geist war, ließe sich auch ohne historische Kunde schließen. Calderon war zugleich ein einfacher und milder Mann. In den schmucklosen, beschränkten Räumen, über engen Treppen, in einem gewöhnlichen Hause einer stillen Gasse Madrids lebte er zurückgezogen und schrieb dort seine unsterblichen Dramen. Ganz hingegeben der dichterischen und religiösen Begeisterung seines schöpferischen Genius, unterbrach er seine Studien nur, wenn die Pflicht gegen Vaterland und Fürst es gebot. Wie er in seiner Jugend zuerst mit dem Schwert für die Macht seines Landes gefochten hatte, ehe er mit seiner Feder zu dessen Ruhm so Vieles beitrug, so legte er auch im Alter noch zeitweise die Feder nieder, um anspruchlos mit seinen Waffengenossen unter Spaniens Fahne in das Feld zu ziehen. Ehe er übrigens in der Jugend den Soldatenstand ergriff, hatte er sich auf der Universität in Salamanca der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet, an deren Kenntniß man in manchen seiner Stücke, die wie Rechtshändel durchgeführt sind und, in vielen Scenen, die sich in poetischen Repliken und Dupliken bewegen, erinnert wird. Stets aber hielt Calderon auch als Soldat die Wissenschaft hoch, und redete sein Vaterland an:

„O du glücklich Reich, o nochmals
Glücklich seist du und ohn' Ende,
Worin Wissenschaft und Waffen
Als die ersten Glorien gelten.“

(Schärpe und Blume, I. Act)

Und wie der Krieger anspruchlos mit den Mitsoldaten für das Vaterland kämpfte, so wetteiferte er ohne Neid und Ueberhebung mit seinen Dichterzeitgenossen, den Glanz der spanischen Poesie zu mehren. Vielfach anerkannte er in seinen Werken die Verdienste seiner berühmten Zeitgenossen Cervantes und Lope de Vega, selbst als diese heftige Anfeindungen zu erdulden hatten. Da der letztere, der große Bühnendichter, vom scharfen Tadel seiner Feinde bedrängt war, dachte Calderon nicht daran, sich selbst mit den Lorbeeren, die seinem bedeutendsten Rival entzogen wurden, zu schmücken, sondern trat für ihn öffentlich ein und richtete an ihn die Dezime:

*) Vgl. v. Schack, Geschichte des spanischen Dramas.

„Wohl mögen fürchten auch die Weisen
Den Neid, der stets zu schaden trachtet;
Doch sei von ihnen er verachtet,
Daß sie als weise sich erweisen!
O Lope, die sich selbst nur preisen,
Beneiden dich. — So kann Dich lehren
Ihr Dünkel, daß du Ruhm und Ehren
Mit Recht verdienst und magst es leiden,
Daß sie, die dich zumeist beneiden,
Am meisten deinen Ruhm vermehren."

Im Sinne des edlen Verfassers der Dezime wollen wir neidlos ihn selbst anerkennen und den glänzenden Eigenschaften des fremden und nicht selten fremdartigen Dichters unsere Huldigung nicht versagen und es als ein Glück preisen, daß der Dichter, der so oft und erschütternd von der Hinfälligkeit irdischer Macht und Pracht, von den schnellverglühten Sternen des Himmels und den baldverwelkten Blumen der Erde gesungen hat, in seinem weltbekannten Namen Spanien einen dauernden Ruhm hinterlassen hat und, wie uns, noch späte Geschlechter mit unvergänglichen Sternen und Blumen, mit den erhabenen und heiteren Spielen seines Genius erheben und erfreuen wird.

Edmund Dorer.

Naturlaute in der Sprache.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Am Hofe Ludwigs XIV. befand sich ein gewisser Philbert, ein Sänger und nebenbei ein großer Blumenkenner, aber außerdem ein sehr unterhaltender Mann. Er hatte ein eigenes Talent alle Stimmen und Laute nachzumachen. Es war ergötzlich, wie er den Accent der französisch sprechenden Fremden und das Patois der Provinzbewohner wiederzugeben wußte; wie er die Rede- und Ausdrucksweise aller Lebensalter, aller Stände und Professionen traf. Aber auch unorganische Laute und Geräusche gelangen dem sonderbaren Virtuosen. Galt es zu zeigen, wie eine Rakete platzt? Philbert ließ sie platzen — wie eine Trommel wirbelt? Philbert rührte sie — wie die Glocke läutet? Er bimbaumbimmelte, daß es eine Art hatte, und brachte, dazu mit einem Stäbchen an eine Bratpfanne schlagend, ein förmliches Glockenspiel hervor. Der Dichter Lainez, der seine Gaben bewunderte, hat ihn in einer eleganten Ode unsterblich gemacht.

Dergleichen Virtuosen gibt es auch anderwärts und gab es zu allen Zeiten: bereits Plato spricht in seiner Republik von einem, der den rollenden Donner und den heulenden Sturm, das knarrende Wagenrad und die strömenden Schloßen, Hunde, Schafe und Vögel in Gesellschaft nachäfft; und im Wilhelm Meister übt sich, wenn ich nicht irre, Serlo in dergleichen Kunststückchen. Aber überhaupt ist diese Gabe keine blos individuelle, sondern eine allgemein menschliche: wir alle sind Philberts, ohne daß wir daran denken. Jeder Jäger ist einer, wenn er die Sprache des Wildes hinterlistig annimmt und es so in die Falle lockt: Wir zippen den Drosseln, deren Lockstimme „zipp, zipp" ist, wir blätten, den fiependen Ton der Ricke auf einem Blatte nachahmend, dem Rehbock, die Tungusen blöken dem Moschusthier nach Art der Kälber; ja, jeder sprachbegabte Mensch ist einer, denn die Zahl unserer Tonmalereien ist Legion. Was wir alles zusammenbrummen und prusten, pfuchzen und fauchen, brauschen und brenschen, übersteigt jede Vorstellung, und die Quote, welche diese Naturlaute und die damit gebildeten Verba und Substantiva vom Wörterschatze ausmachen, ist gar nicht zu berechnen. Man hat die Sprache überhaupt auf solche Wörter, die man Onomatopoetica nennt, zurückführen wollen: jedenfalls spielen sie darin eine unübersehbare Rolle, wie ich einmal in diesen Blättern zu zeigen versuchen will.

Da kennen wir zunächst die Stimmen aller Vögel wie Siegfried und wie König Salomo. Der Hahn heißt bei allen Kindern der Kikerikihahn, genau so spricht der Italiener von einem chicchirichi, der Franzose von einem coquericot (womit das Wort für Klatschrose coquelicot, identisch ist, indem man den Namen des Hahnes seines purpurrothen Kammes wegen auf die Blume überträgt). Die brütige Henne gluckt oder gluckst, ein Wort das durch alle Sprachen geht: lat. glocio, gr. κλώζω, fr. glousser — während sie, wenn sie ein Ei gelegt hat, gagkt (französisch crételè): „Gack, Gack, Gack, Gack a Ga einer wunderseltsamen Hennen in dem Herzogthum Bayern, d. i. Beschreibung der Wallfahrt Maria Stern in Taxa" ist der Titel einer Schrift von Abraham a Santa Clara.

Cucurrire solet gallus, gallina gracillat,

sagt ein lateinischer Dichter. Als „Gickgack" wird auch das Gänsegeschrei bezeichnet, daher das bekannte Sprichwort:

Es flog ein Gänschen über'n Rhein
Und kam ein Gickgack wieder heim;

in dem Märchen „Die Gänsehirtin am Brunnen" schreien sie dagegen „wulle, wulle". Letzteres ist ihr Willkommen, denn die Gans hat eine Menge kurzer Laute, die sie oft wiederholt. Ihr natürlicher Schrei ist sehr lärmend, eine Art Trompeten- oder Zänkerton, ein „clangor", den sie sehr häufig und weithin hörbar ausstößt; wenn man sie angreift oder erschreckt, so streckt sie den Hals aus, öffnet den Schnabel und hat ein Pfeifen, das man mit dem Zischen der Schlange vergleichen kann. Die Lateiner sagen „gracitat, strepit, stridet anser". Im Zorn hat auch der Schwan einen ähnlichen, nur dumpferen Laut, ähnlich dem welchen das Volk in Frankreich „le jurement du chat" nennt und den die Lateiner treffend als „drensare" bezeichneten. Spanisch heißt die Gans pata, gleichsam die Patschende, platt Auftretende, πατοῦσα, jedenfalls wie picken und beccus, Schnabel (pik, pik, pik, pik) ein Naturausdruck. Der Silberfasan macht Radara Sukdukduk, der junge Marabu Tschuk, Tschuk.

Im Anfang war die Nachtigall und sprach das Wort züküht! züküht! heißt es bei Heine;

tandaradei
schône sanc diu Nachtegal;

sagt Walther von der Vogelweide, was an den Vers erinnert, wo Ennius das Schmettern der Trompete malt:

„At tuba terribili sonitu taratantara dixit"

(bei uns vielmehr tättereta).

Ganz allgemein wird der Schrei des Raben mit Kra wiedergegeben, so in dem alten Kanon:

Das Lämmchen macht mä mä!
Die Krähe macht kra kra!
Bin ich in deiner Näh,
Wie selig bin ich da.

Der helle weitschallende Paarungsruf der Wachtel lautet: Bückwerwück, der Schrei der Nachteule nach Aristophanes: Kikkabau, der Gesang des Zaunkönigs, der einige Aehnlichkeit mit dem des Kanarienvogels hat, klingt hell und heiter durch die winterliche Landschaft: Sidiriti, sidiriti; dies wird durch Pausen von fünf bis sechs Secunden unterbrochen. Wenn er, der sehr neugierig und zutraulich ist, die Lockpfeife des Vogelfängers hört, kommt er mit einem etwas tieferen Tone angeflogen: Tirit, tirit. Der balzende Birkhahn macht: Tschiochi! Der Spanier gibt das Gezwitscher des Sperlings mit Chio chio wieder (sprich tschio, den ganzen vorderen Theil der Zunge gegen den Daumen gedrückt).

Nun die vierfüßigen Thiere: hat nicht jedes wiederum ein bestimmtes Wort, auf dem es gewissermaßen sein Leben lang herumreitet, wie es der Mensch, je nach dem Grade seiner Bildung, bald auf ein paar hundert, bald auf ein paar tausend Wörtern thut? Das Geblök der Schafe und Ziegen lautet: Mäh! Mäh!, das Rindergebrüll, welches die Schweizer „muzen" nennen: Muh! Muh!, das Katzengeschrei: Mau, oder richtiger

Miau; die Italiener geben es durch gnau und gnaulare wieder. Beim Bellen macht der Hund: Hauhau, aber beim Knurren, nach einer alten Beobachtung, R-R-R-R, oft noch mit einem vorhergehenden G verbunden; der Buchstabe R hieß daher im Lateinischen der Hundebuchstabe (litera canina):

Irritata canis quod R R quam plurima dicat
(Lucilius),

und heißt es noch im Englischen (dog-letter). „R, that's the (dog's name. R is for the dog", sagt die Wärterin bei Shakespeare (Romeo und Julie II, 4).

Der Eselhengst erklärt der Eselin mit dem Worte Ja oder Chika, welchem er noch ein Dutzend Herzensseufzer anhängt, seine Liebe; die Eselbuben Kairos, denen die Stimme ihrer Brodthiere viel Vergnügen zu machen scheint, erzählt Brehm in seinem Thierleben, wecken das I-a einfach dadurch, daß sie die ersten Töne jenes unnachahmlichen, kurzgestoßenen Ji Ji Ji, welches dem Hauptinhalte der Eselsrede vorausgeht, nachahmen: dann übernimmt schon einer der Esel die Mühe, die freudige Erregung weiter fortzupflanzen. Der Italiener nennt die Stimme des Esels raglio, der Franzose braire, der Neugrieche γκαρύζειν. Die Stimme des Pferdes: Hin, Hin, woraus das lateinische hinnire, wiehern gebildet ist, klingt dagegen deutlich an das menschliche Kichern, an unser Hihi an, welches, wenn es in lautes Lachen übergeht, zu einem Haha (lat. cachinnare) wird.

Die Insecten haben wir ebenfalls auf das Genaueste beobachtet. Die Mücke macht: ssi, ssi, wie Mancher in südlichen Sommernächten mit Verzweiflung erfahren haben wird. Der Bienenzüchter weiß Folgendes von den schwärmenden Bienen zu erzählen. Will ein Volk nach Abgang des Erstschwarms noch Schwärme abgeben, so bleiben die Weiselzellen unversehrt stehen, und die erste Königin, welche die Zelle verläßt, bringt sofort Töne hervor, die wie „tüht, tüht" klingen. Wird inzwischen noch eine Königin flügge, so beißt sie den Deckel ihrer Zelle theilweise ab und bringt Töne hervor, die wie „quah, quah" klingen, da die Zellenwände die Tonwellen hemmen. Weil die Natur den Königinnen tödtlichen gegenseitigen Haß angeschaffen hat und zwischen zwei freien Königinnen sofort ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen würde, so verläßt die quackende Königin ihre Zelle nicht. Erst wenn die freie Königin mit einem Theil des Volks als Schwarm auszieht, schlüpft eine quackende Königin aus und fängt an zu tühten. Im Allgemeinen summen die Bienen.

Ein Käfer auf dem Zaune saß,
Brumm, brumm!
Die Fliege, die daneben saß,
Summ, summ!

Wir haben oben das Talent Philberts bewundert, das Glockengeläute nachzumachen. Aber auch der Römer sagt ja tinnire für klingeln, tintinnabulum für Klingel und wir selber haben doch unser ding! dong! dang! ähnlich dem tintin, womit die Franzosen das Anstoßen der Gläser bei Tafel, oder dem tintouin, womit sie ein glockenähnliches Ohrentönen bezeichnen; oder unser Bimbam, vertieft Bimbaum, durch den in unserer Sprache hergebrachten Uebergang aus Laut in Ablaut, wie bei bifbafbuf! Dergleichen Ablautformeln haben sogar in den romanischen Volksmundarten ihren Widerhall gefunden; cric-crac sagt der Franzose, wenn etwas zerbricht oder reißt, wie wir ritz-ratz! Das französische claquer, klappsen, holländisch klakken, ist eine ähnliche Onomatopöie. Kladderadatsch ist ein norddeutscher Ausruf, um einen Fall, besonders mit krachendem, klirrendem Zerbrechen verbunden, zu bezeichnen: einen Kladderadatsch machen, bedeutet in Berlin z. B. Fenster und Laternen einwerfen. Daher der Name des bekannten Witzblattes, der an P. Véron's: Ohe! Vitrier! erinnert, er schlägt gleichfalls Fensterscheiben ein. Tschambidibam! lautet die Janitscharenmusik, Rataplan der Trommelwirbel; das dumpfe Brausen einer kommenden und gehenden, heimlich redenden Volksmenge nennt der Franzose „un brou haha"; das dumpfe Donnern der Vulkane der Italiener boáto. Wahrhaft ingeniöse Tonmalereien gibt es, wer mag sich z. B. ausgedacht haben, daß die Locomotive Rababumtsching macht? daß neue Stiefel knarzen? daß das seidene Röckchen frufrut? Wenn Einer in eine Pfütze tritt, so heißt es: patsch! wenn ein schwerer Körper ins Wasser fällt: plumps! wenn Einer plötzlich in den Schnee fällt: barbauz! wenn die Milch überschweppt: schwapp! wenn es an die Thüre pocht: tick! wenn die Thüre in Schloß fällt: klapp! die Mühle geht klipp klapp, ebenso vom Klange der Pantoffeln.

Ja sogar unsere eigenen unbewußten Reflexbewegungen bis auf das aristophanische pappax, papapappax herunter artikuliren wir und verleiben sie gewissermaßen der Sprache ein. Wir wissen, daß wir beim Niesen „itzi", beim Räuspern (fr. cracher) „chrasch" machen; das Stottern wird im Italienischen durch das Wort tartagliare, das Stammeln im Holländischen durch tateren, das harte Gegeneinanderdrängen der Zähne durch knirschen (lat. stridere) gemalt; Kinder lallen bébé, daher im Französischen bébé Kind und Zwergname; zutschen = ital. ciocciare ist wie Triller (ital. trillo) ein offenbarer Naturausdruck. Alle Interjectionen der Freude und des Schmerzes, das Hu! des Fröstelnden, das Schoch! des im Wundfieber Schaudernden, die Au! und Autsch, die Uf! und Fft! registrirt der Lexikograph und bringt uns unsern eigenen Reichthum an Naturlauten zum Bewußtsein.

Sie machen, heißt es bei Kotzebue (Neue Schauspiele), glu, glu, glu, daß es eine Lust ist, — will sagen, sie zechen, denn glu ist der Ton der aus dem engen Hals einer Flasche strömenden Flüssigkeit. Genau so lautet das Ritornello eines populären italienischen Brindisi:

Messer no, non è fuor d'ora,
Vogliam bere un' altro po';
Ci riman' del tempo ancora
Per trincare e far glo, glo.

Wenn man einen Schluck guten, besonders trockenen Wein getrunken hat und dann den Mund fest schließt, um ihn plötzlich und gleichsam gewaltsam wieder aufzumachen, so klingt das, sagt der Italiener, wie sprácche; bei uns hat das Adjectivum sprack oder sprock die Bedeutung brüchig, zerbrechlich, spröde, man sagt z. B. Sprackholz lesen, d. i. Holzsplitter, Sprackweide, d. i. Bruch- oder Knackweide, und es beruht dies offenbar auf einer ähnlichen Tonmalerei, die namentlich das Plötzliche, hier des Bruches, dort des Aufmachens wiederzugeben scheint. Ja, sind nicht die Verba springen und brechen offenbare Onomatopoetica, wo die Verbindung des labialen Verschlußlauts mit r dieselbe Wirkung wie das Springen eines Glases und das Brechen eines Astes hervorbringt? Am Tage liegt die Urverwandtschaft zwischen brechen, lat. frango und griech. ῥήγνυμι = φρήγνυμι.

II.

Es führt uns dies auf die Wichtigkeit, welche dergleichen Naturlaute für die Wortbildung und die Entstehung der Sprache haben. Die Bildung eines Wortes nach dem Klange oder Laute des Dinges, welches das Wort bezeichnet, nannten die Alten Onomatopöie, was „Namengeben" oder „Wortmachen" überhaupt bezeichnet; sie mußten dies also gewissermaßen für den normalen Weg ansehen, Wörter und Namen zu gewinnen. Und wirklich bieten die Naturlaute das natürliche Material nicht nur zu zahllosen Verben dar, die wir durch Anhängen eines -en daraus entwickeln, z. B. brumm zu brummen — sondern auch zu Substantiven, zu welchen sie meist unmittelbar erhoben werden, und auf die ich noch einen flüchtigen Blick werfen will.

Es heißt, ein Engländer, der bei einem Chinesen in Kanton speiste, bekam einen Braten vorgesetzt, dessen Ursprung er gern ermittelt hätte; er meinte, es sei vielleicht Wildente und deshalb fragte er, da er kein Chinesisch sprach: Quak, quak? Man antwortete ihm: Wau, wau.

Wir selber führen unzählige Male eine ähnliche Unterhaltung, namentlich mit den Kindern, die den Hahn den Kikeriki und den Hund, nicht den Wauwau, sondern den Hauhau nennen. Auch statt „quak, quak" hätten wir wohl lieber gesagt „gack, gack"

oder nach Büffons Auffassung: kankan; denn „quak" erinnert uns vielmehr an die Frösche, welche

quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.

Auch an das auf den Ebenen Südafrikas heimische Tigerpferd könnte es uns erinnern, dasselbe besitzt nämlich eine Stimme, welche zu der Sprache der benachbarten Hottentotten Beziehungen zu haben scheint; sie lautet qua-qua, und die Silbe qua bedeutet bei den Hottentotten soviel wie Männer; Kora-qua und Nama-qua sind Hottentottenstämme. Nun wie die Hottentotten, so hat das Tigerpferd den Namen „qua" erhalten: es heißt Quagga.

Die Lockstimme der Singdrossel ist wie wir oben sahen Zipp, zipp. Gleich nennen wir sie Zippdrossel oder Zippe. Die Golddrossel schreit auf einem dichtbelaubten Baum pirol oder, wie das Volk ausdeutet „Bier hol", gleich heißt sie selbst Pirol (Bierhold, Biereſel, Bülow), ein Name, welcher allerdings auch auf das griechische πυῤῥούλας d. i. feuerfarben, feuerroth zurückgeführt wird. Die Nachteule kikkabaut, sie heißt griechisch κικκάβη, der Wiedehopf bubut, er heißt italienisch bubbola, die Krähe kräht, daher ihr Name. Ebenso ist die Turteltaube nach einem Naturlaute bezeichnet, lateinisch turtur, hebräisch tur.

In allen Sprachen tönt der Ruf des Kukuks wieder; ein Vogel, dem wir den Titel Ziegenmelker geben, heißt in Amerika nach seinem Gesange Whippoorwill; der Kiebitz nach seinem Geschrei „Kibitz", welches französisch in „dixhuit" umgedeutet wird, und das Wort Kakadu, welches fast alle Arten einer Papageienfamilien aussprechen, hat ihr den Namen Kakadu eingebracht, obgleich es nur angelernt ist, denn von ungezähmten Vögeln hört man es nie.

Unzweifelhaft wird das Rind in den indogermanischen Sprachen „Brüller" genannt; in Toskana nennt man die Kuh mucca; sollte das nicht aus einer Combination von mugire, d. i. Muh, Muh machen, und vacca, Kuh, entstanden sein? Die Mücke nennt der Italiener, offenbar nach dem Laute des Insects, zanzara; der Catalane spricht von einer Trompetenmücke (mosquit de trompa). Ja, ein Thierchen, das als Symbol der Sprachforschung dienen könnte, weil es dem redenden Menschen verwundert auf die Schultern springt, um Zunge und Zahn zu untersuchen, ein niedliches Seidenäffchen aus der Umgegend von Bahia, das nicht selten nach Europa kommt, hat seinen Namen nur von seinem Geschrei: Uistiti, welches einem Vogel anzugehören scheint; auch die Stimme der verwandten Löwenäffchen gleicht täuschend der eines Vogels.

Schön bezeichnen wir die Nachtigall als die Nachtsängerin (ahd. galan, singen), obgleich das, dem obenerwähnten „Züküht" oder „Tandaradei" gegenüber ein etwas allgemeiner Ausdruck etwa wie Regenpfeifer ist. Allerdings giebt die Stimme schon an sich ein charakteristisches Merkmal ab, wodurch wir die Thiere gern von einander unterscheiden, wie wenn wir von einem Singvogel, einem Schreiadler, einem Brüllaffen, einem Murmelthiere reden, doch liegt diesen Ausdrücken kein der Natur abgelauschter Laut, wenigstens nicht unmittelbar zu Grunde. Was vollends das Murmelthier anlangt, so murmelt es nicht einmal: es scheint seinen Namen weder von dem gesunden Schlafe, dessentwegen es sprichwörtlich geworden ist, noch von jener Kunst, die ihm die Savoyarden abgesehen haben sollen, noch von den Murmeltönen zu haben, die es angeblich beim Saufen hören läßt; obgleich die Franzosen das Zeitwort marmotter, murmeln, von dem Substantivum marmotte abgeleitet haben. Das Murmelthier ist vielmehr eines pfeifenden Tones wegen bekannt, welcher Witterungswechsel anzeigen soll: Hört ich wieder, sagt der Schweizer,

den bekannten,
Einsam schrillen Höhlenpfiff des
Heimatlichen Murmelthiers! —

Und das Wort in Wahrheit aus dem schweizerischen Murmetti (bayerisch Murmentel), dem Diminutiv von Murmeten (ahd. murmenti) durch Anlehnung entstanden; Murmeten aber identisch mit dem churwälschen murmont, welches mus montanus, Bergmaus, bedeutet.

Ueberhaupt wird man, obgleich noch unzählige andere Proben von Onomatopöien gegeben werden könnten, den Beitrag, den sie zum Wörterschatze wirklich liefern, nicht überschätzen dürfen. Der hin und wieder ausgestoßene Laut ist doch ein ziemlich unvollkommener Vertreter des ganzen Gegenstandes, das blökende Schaf durchaus nicht lauter Stimme, sondern mit tausend anderen und wichtigeren Merkmalen versehen: seine Farbe, seine Wolle, seine Schwäche, seine Geduld machen einen stärkeren und schnelleren Eindruck auf unsere Phantasie als sein monotones „Mäh". Wollte man aber auch darüber hinwegsehen und sich mit der Ungunst der Verhältnisse entschuldigen, in welcher man ohne viel Kopfzerbrechens zugreift, so bleibt immer noch das Schlimmste übrig, daß es nämlich viele Dinge gibt, die stummer sind als die Fische, die nicht wie Stimmgabeln auf unsern Schlag antworten, die man mit einem Worte nur sehen, gar nicht hören kann. Wie will man denn jemals die schweigende Natur, die stille Pflanzenwelt bezeichnen, wo der überreizte Mensch vom Lärm des Tages ausruht? Wie das feuchtverklärte Blau des Himmels, die schneebedeckten Gipfel der Berge am Horizont? Wie die Wärme des Zimmers, die Süßigkeit des Honigs und den Jäger'schen Seelenduft? Hier verläßt uns die Malerei der Töne ganz und gar, es müßte uns denn gelingen, diese Malerei symbolisch fortzusetzen und die gesammte Sichtbarkeit in ihr Reich hineinzuziehen; die Welt des Onomatopoetikers ist eine enge Welt, der eines Blinden und aller Sinne, bis auf einen, Beraubten zu vergleichen. Aber es ist vielleicht des Menschen erste Welt, die Seite derselben, die dem kindlichen Gemüth zuerst unter allen aufgeht, die sich ihm unvergeßlich einprägt, ehe es noch sehen und fühlen und schmecken und Farben und Formen unterscheiden gelernt hat, ja deren einfache Laute noch nachklingen und widerhallen bis in die reiche Sprache des hochgebildeten Mannes hinein:

O, du Kindermund, o, du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!

Aus der Hauptstadt.

Der Ring des Nibelungen in Berlin.

Fünf Jahre nach dem „Festspiele" in Bayreuth ist Richard Wagners „Tetralogie" in der Reichshauptstadt zur Aufführung gelangt, im Victoriatheater, unter Mitwirkung der besten Kräfte auswärtiger Hoftheater. Wir haben in der „Gegenwart" vom Jahre 1876 „Vorstudien" über jeden einzelnen Theil und einen Artikel über die Bayreuther Aufführung und deren Bedeutung veröffentlicht. In Bezug auf unsere Anschauung des Werkes selbst können wir auf jene Artikel zurückweisen, da unsere Meinungen über die wunderbaren Schönheiten und die Schwächen dieselben geblieben sind. Heute müssen wir der Entwicklung der Principienfrage einige Betrachtungen widmen.

Wäre die Aufführung und der Erfolg des Bayreuther Festspieles nur als Sieg Wagner'scher Kunst gepriesen worden, wären nicht seither alle möglichen Verhältnisse und Kunstrichtungen mit in die Wagnerfrage gezogen, die edelsten Künstler und Dichter in unbezeichenbarer Weise beworfen worden, so fände der Verfasser dieses Artikels gewiß das überschwänglichste Lob des Festspieles, wenn nicht durchaus gerechtfertigt, aber doch erklärlich und nicht zum Bestreiten herausfordernd. Denn Wagner ist eine einzige Erscheinung im Kunstleben. Ein Mann, der im Jahre 1849 auf den Barrikaden gekämpft hat, auf denen er ganz gewiß nicht Nutzen für sich suchte, und der im Jahre 1876 den Kaiser und die meisten Fürsten Deutschlands als Gäste in seinem Kunsthause empfängt, ohne daß ihn der Vorwurf irgend welcher unwürdigen Schwenkung und Liebedienerei treffen könne; ein Mann, in dessen Geist unter den elendesten Verhältnissen die Idee eines Werkes wie die Nibelungen entsprang, der sofort an die Aus-

führung ging (bereits 1862 waren die Texte und ein großer Theil der Composition vollendet) ohne eine leise Hoffnung der Aufführung; ein Mann, der zu dem Könige, dessen Verehrung und Großmuth ihn aus tiefster Noth zur Höhe unabhängigen sorglosen Schaffens und der Verwirklichung kühnster Hoffnungen ruft, die Worte sagt: „Du kannst Dein Werk nur krönen, wenn Du ganz an mich glaubst" (in der Widmung der „Walküre"); ein Mann, der als sein eigener Textdichter, dann als Baumeister, Regisseur bis in die kleinste Einzelheit wirkt und überall Bedeutendes zu Stande bringt, wenn auch neben manchem Absonderlichen und Unannehmbaren — ein Mann endlich, der den ersten und dritten Act der „Walküre", manche Scenen im „Siegfried" und den letzten Act der „Götterdämmerung" geschaffen hat: ist eine Erscheinung, dem die Kunstgeschichte eine starke Rechnung, ein starkes „Haben" erkennen und die Berechnung des „Soll" sehr genau führen muß; dem gegenüber die bloße Verneinung keine Berechtigung erheben kann, gegen den der Kampf nur mit den ernstesten Waffen durchgekämpft werden darf. Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung.

Unter den vielen Thorheiten, welche durch die Sprachgewohnheit als Weisheitsspruch angenommen wurden, ist der Satz, daß das Lächerlichmachen vernichten könne: „le ridicule tue". Wen denn? Vielleicht eine alte Jungfer, die sich jugendlich herausputzt, einen geistlosen Gecken, der Erfolge anstrebt, einen miserablen Dichter-, Maler- oder Musikerling, dem etwas früher der Garaus gemacht wird, als es von selbst geschähe. Aber sehen wir uns doch um! Wie viele wahrhaft Lächerliche jeglichen Faches, jeglicher Schichte, sind von den geistreichsten Leuten mit Spott und Hohn beschüttet worden — und waren doch nicht umzubringen und kamen in die Höhe. Wie vielen Halb- und Viertelfähigen, von der Clique Getragenen, vom Glücke Begünstigten, von der herrschenden Strömung auf gute Landungsplätze Gebrachten, ist von den berufensten Beurtheilern Hohlheit und unberechtigte Anmaßung nachgewiesen worden, ohne daß sie auch nur mundtodt waren? Jeder, der nur die richtige Zähheit und Ausdauer besaß, paßte ruhig den Zeitpunkt ab, wo er wieder den Sockel hinaufkroch, den er vielleicht im Momente des stärksten Angriffes verlassen; die Pfeile der berechtigtsten Satire können einem richtigen Dickhäuter nicht viel anhaben. Und wie soll dann dem Wirken eines Mannes von solch kolossaler Energie und Ausdauer wie Wagner, die Satire auf die Länge hindernd entgegentreten, selbst dort, wo sie unbedingtes Recht ausübte? Schlecht stünde mir an, hier dem Herausgeber der „Gegenwart" Complimente zu machen; aber fragen kann ich wohl: Wer kennt die „Nüchternen Briefe" nicht? Und doch! Haben sie dem Treiben der entschiedenen Parteigänger den mindesten Einhalt gethan? Haben sie irgend Einen bekehrt? Man kann einwenden, daß auch der größte Ernst das nicht vermag. Gewiß nicht! Aber die Grenze anzeigen kann er, den Pfahl einschlagen, an welchem später Messer den Scheideweg bestimmen.

Das Wagner'sche Musikdrama soll, der eigenen Erklärung des Dichtercomponisten zufolge, nicht etwa blos charakteristische Musik in höchster Kraft bieten, sondern den „jugendlich schönen", den „wahren Menschen überhaupt" dichterisch und tonlich darstellen. Sind nun Wotan, Siegmund und Sieglinde Vertreter dieser natürlichen Menschlichkeit? Die Leser, welche meine Artikel mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, werden wissen, daß ich die Aufstellung des Moralprincips vor der Aesthetik im Urtheile über Kunstleistungen immer als verfehlte Grundlage bezeichnet habe. Es muß mir nun auch die Behauptung erlaubt sein, daß die Verwerfung alles dessen, was bisher als moralisch gegolten hat, die Aufstellung des Gegensatzes als Grundlage einer Kunstschöpfung, ebenso verfehlt ist. Die Schopenhauer'sche Anschauung von der Nichtigkeit, dem Elende alles menschlichen Strebens und Wollens, von der einzigen Rettung durch die Verneinung des Willens — also eigentlich durch eine ganz unthätige Askese — mag der philosophischen Besprechung genug Stoff bieten, für die Kunst ist sie unfruchtbar; sie bietet eben nur eine Seite: das Schlechte; das von ihr als das Gute Bezeichnete, die Welt des Versenkens ins Nichts (Nirvana), ist nicht darstellbar. Wagner hat nun die ganze Schopenhauer'sche Weltanschauung in seine Kunstprincipien aufgenommen: jede Kundgebung des menschlichen Daseins ist eine der Selbstvernichtung zuführende; das ist die Grundlage in jeder bedeutenden Scene des Festspieles. Ueberall sehen wir die Lust an der Schuld mit dem Schuldbewußtsein vereint hervortreten; und dort, wo das nicht der Fall, wo Siegfried, durch den Zaubertrank bethört, unbewußt schuldig wird, sehen wir die Brutalität, die physische Gewalt des Mannes über das Weib, ein Vorwurf, dem die schuldbewußte That vorzuziehen ist! (Die unbedingten Parteigänger des Meisters wollen allerdings den Zaubertrank nur als symbolisch aufgefaßt wissen, damit entschwände auch das bischen Schimmer der Reinheit von Siegfrieds Charakter!)

Daß bei einer solchen mit großer Vorbereitung gewählten Grundlage, bei der entschiedenst ausgesprochnen Absicht, alles bisher Geltende als vollkommen ungültig erscheinen zu lassen, Gewaltsames, Unschönes, Unannehmbares erzeugt werden muß, bedarf wohl keines Beweises für den Leser, dem die Kunst als die Verkörperung der Idee des Schönen, als die Verklärerin und Läuterin der äußeren Erscheinungen erscheint; wer sie nicht von dieser Seite betrachtet, wer sie, klar oder unklar, als dienende Verwertherin der herrschenden Zeitideen betrachtet, mit dem können wir nicht rechten.

Nicht geleugnet darf werden, daß selbst in dieser Richtung Wagner mitunter Bewundernswerthes, Großartiges geschaffen hat! Kein lebender Künstler vermochte die geistige Disposition eines großen Theiles der jetzigen Generation in so gewaltiger Weise zur Darstellung zu bringen: die Uebersättigung, die Hoffnungslosigkeit nach vielen fruchtlosen Versuchen, die Besserung im Aeußerlichen zu suchen, statt in der innern Einkehr; den jähen Wechsel vom Genuß zur Askese, das hyperromantische Symbolisiren auch der einfachsten natürlichen, sinnlichen Erscheinung; endlich das Umdrehen der Begriffe: das was bisher als das Abnorme gegolten hat, ist das Normale, und nicht der Kampf gegen die Leidenschaft und das Schicksal, nicht der Sieg selbst im Untergange, die Erhebung über die Vernichtung sind die Endzwecke des höhern Menschen, sondern das Nachgeben, das sich der Leidenschaft Ueberlassen, in dem Bewußtsein, daß der Kampf doch nichts hälfe! Diese Hauptmotive der Handlung im „Ringe" gehören der Zeit an. Wagners Eigenthum ist sein großes Genie, das Genie, welches im ersten Acte der „Walküre" zu dem größten Resultate gelangt ist: daß die Kunst den Stoff verzehrt, daß wir über der Schönheit der Kunstleistung den Gegenstand vergessen. — Mit staunender Bewunderung stehen wir vor dieser Schöpfung und vor manchem Anderen, das er erdacht und ausgeführt hat. Aber in Bezug auf die Richtung, zu welcher er den Impuls gegeben, welche durch entschiedene Wortführer aufs Aeußerste gepredigt wird, sei uns erlaubt, hier die Worte zu wiederholen, die wir an anderer Stelle gesagt haben: Wenn dieses Princip die künftige Entwicklung und Kunstrichtung bestimmen soll, ein Princip, als dessen unmittelbare Folge die schlimmsten Angriffe auf Alles, was bisher als gut und edel gegolten, auf die besten Geister der Nation hervorgehen, und das unbedingte Verwerfen jeden anderen Strebens: dann ist der Ring des Nibelungen die Götterdämmerung der Kunst, die wilden Gewalten sprengen die Fesseln und bekämpfen das Gute und Schöne im grimmigsten Streite. Wohl würde, wie in der alten Göttersage, auch hier das Höhere über das Niedere zuletzt den Sieg davon tragen. Wir wollen aber dem besseren Genius der Kunst vertrauen und hoffen, daß es zum wilden Kampfe gar nicht kommen wird, daß mit der Zeit Wagners großartige Schöpfung allgemein als solche, das aus ihr gewaltsam hergeleitete Kunstprincip jedoch allgemein als unhaltbar erkannt werden wird.

Wir haben noch die Pflicht gegen die Künstler zu erfüllen, welche auf die Einladung des Herrn Directors Neumann (vom Leipziger Stadttheater) die schwere Aufgabe übernommen und so ganz vortrefflich erfüllt haben.

Frau Vogl, Königliche Kammersängerin aus München, welche abwechselnd die Sieglinde und Brünhilde sang, ist eine herrliche Künstlerin; Stimme und Schule, Vortrag, Leidenschaft und Schönheitsgefühl vereinigen sich in ihr. Ihre Sieglinde namentlich wird uns unvergeßlich bleiben. Neben ihr glänzte Frau Materna, Kaiserliche Kammersängerin aus Wien, als eine ganz großartige Brünhilde. Das mächtige Organ und die wirklich ergreifende Darstellung werden niemals entschiedene Wirkung verfehlen. Frau Reicher-Kindermann aus Leipzig war nur in der „Walküre" hervortretend beschäftigt als Fricka, hat sich aber die allgemeine Anerkennung als ausgezeichnete Künstlerin erworben. Frau Sachse-Hofmeister von Leipzig hat einmal in der „Walküre" die Sieglinde gesungen; ihre schöne Stimme und ihr vortheilhaftes Aeußere kamen zur besten Geltung, doch war der Eindruck, den Frau Vogl hinterlassen hatte, noch zu frisch und nachhaltig. Die kleineren Frauenrollen waren von Damen des Leipziger Stadttheaters vorzüglich wiedergegeben. Die Männerrollen waren ebenfalls alle von Künstlern ersten Ranges besetzt. Von Herrn Vogl, der den Loge, den Siegmund und den Siegfried mit einer einzigen Ausnahme sang, können wir nur sagen, daß Alles was wir von seiner Gemahlin rühmten, vollständig auf ihn anzuwenden ist. Seine Leistung in so verschiedenartigsten Rollen wie Loge und Siegmund an zwei dicht aufeinanderfolgenden Abenden, in wahrer Kunst des Gesanges und in lebendigster dramatischer Gestaltung, gehört zu dem Großartigsten, das wiedergebende Kunst bieten kann. In Herrn Scaria von der Wiener Hofoper, der den Wotan sang, lernten wir einen Künstler hochschätzen, der in Stimme, Vortrag und Haltung seiner Rolle eine wahrhaft imposante Geltung verlieh, und das bedeutet wahrhaftig sehr viel! denn gerade Wotan ist und bleibt eine der unsympathischsten! Herr Schelper von Leipzig, der abwechselnd den Alberich, Wotan und Hagen gab, ist ein trefflicher Sänger von bester Schule. Ein Gleiches läßt sich von Herrn Reß (Hunding und Fasolt) und Herrn Wiegand (Günther) sagen, die ihre Partien ganz ausgezeichnet sangen und spielten. Ein besonderes Lob müssen wir dem Herrn Lieban zollen, dem Darsteller des Mime, der dieser außerordentlich schweren, ja gefährlichen Partie ein ganz eigenthümliches Gepräge zu geben verstand. Die drei letztgenannten Herren, sowie alle Darsteller der kleineren Rollen, die sich als sehr gut bewährten, gehören der Leipziger Bühne an. Das Orchester, die Berliner Symphonie-Kapelle durch Mitglieder des Leipziger Stadtorchesters verstärkt, leistete unter der Leitung eines jungen Kapellmeisters, Herrn Seidl, ganz Verdienstliches, ja, wenn man bedenkt, daß im Ganzen nur wenige Proben stattfinden konnten, Vorzügliches. Dem Director Neumann gebührt der beste Dank für den Muth, für die Ausdauer und das große Geschick, mit denen er das so schwierige Unternehmen ins Werk gesetzt und so große Künstler aus verschiedenen Städten zu gewinnen vermocht hat; daß die Künstler, welche seiner eigenen Bühne angehören, sich so vortrefflich bewährten, verdient die ehrendste Anerkennung seiner Leitung.

Der erste und zweite Cyclus fanden bei vollständig gefülltem Hause statt und errangen allgemein stürmischen Beifall. Wagner, der dem ersten persönlich beiwohnte, wurde jedesmal beim Erscheinen mit Tusch und donnerndem Applause empfangen und nach dem Ende mit Hochs begrüßt. Nach der „Götterdämmerung" hielt er von der Bühne eine Ansprache an das Publicum, worin er seinem Danke für die Künstler, für Herrn Neumann und Herrn Seidl in ruhigen Worten Ausdruck gab. Ueber den Gesammteindruck des Werkes auf das Publicum läßt sich ein abschließendes Urtheil nicht fällen, da ja die Anhänger und Verehrer zu den zwei ersten Cyclen ein großes Contingent stellten, und erst die folgenden von den ganz Unbefangenen besucht werden. Wir haben nun den „Ring" viermal gehört, sind von der ungeschwächten vollsten Bewunderung erfüllt für die wunderbaren Schönheiten, die wir schon 1876 gepriesen — die Stellung gegen das Princip, welche wir damals einnahmen, haben wir jetzt noch gefestigt. H. Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

Magdalene.

Schauspiel in vier Aufzügen von A. Weimar.

Wenn ich auf dem Zettel lese: „Magdalene, Schauspiel von A. Weimar", und im Personenverzeichniß: „Dr. Olfers, Elsa, die kleine Tochter des Doctors, Magdalene von Hagen, deren Erzieherin, Baronin von Drachenfels, Professor Galle ꝛc." — dann weht mich der „Gartenlaube" ganzer Zauber an, und anstatt des üblichen Vermerks: „In Scene gesetzt von Herrn Director Deetz", lese ich unwillkürlich: „Verlag von Ernst Keil in Leipzig". Aus den Bäumen, die „der Frühling mit frischem Grün schmückt", schmettert das ganze Marlitt-Tirili mir entgegen, und es würde mir etwas fehlen, wenn nicht wenigstens eine der auftretenden Persönlichkeiten Hagen hieße.

Dieses Vorgefühl hat sich durch die Aufführung, der ich beigewohnt habe, in jedem Punkte bestätigt; sie hat ganz dieselbe Stimmung hervorgerufen, in die ich bisweilen im Sommer bei Romanen „beliebter Autoren" mich versetzt fühle — an jenen schönen langen Tagen, an denen man nicht recht weiß, wie man in dem einförmigen Dasein der Brunnenkur die Zeit todtschlagen soll, und in der Unlust, sich mit Ernsthafterem zu beschäftigen, schließlich zu einer jener Erzählungen greift, in welchen die Leiden einer aufopferungsfähigen Gouvernante gar lieblich und rührselig geschildert werden. Man kann dergleichen gar nicht oft genug erzählen und gar nicht oft genug lesen; deshalb haben wir es im Schauspielhause nun auch noch zu sehen bekommen.

Magdalene von Hagen, die übrigens auch Julie Bergen oder Elise Werner heißen könnte, ist der Typus des Genres. Der Zettel nennt sie „Erzieherin"; er läßt das Verhältniß, in dem sie zu dem Hause des Dr. Olfers steht, etwas im Unklaren, und durch das Stück werden wir nicht aufgeklärt. Von der Schwiegermutter des Dr. Olfers wird sie behandelt, als wenn sie ein höherer Dienstbote wäre, als ob sie engagirt sei und weggeschickt werden könnte, also auch ein festes Gehalt beziehe, während Dr. Olfers mit ihr nur verkehrt wie mit der Freundin seiner verstorbenen Frau, die sich gänzlich uninteressirt der Erziehung des Kindes widmet. Wie es auch sei, die Stellung des bildschönen jungen Mädchens im Hause des ganz jungen Doctors hat etwas Unaufgeklärtes, Delicates, das die boshaften Aeußerungen der Frau Schwiegermutter und das Gerede der klatschsüchtigen Welt in einem gewissen Sinne erklärlich macht — um so erklärlicher, als die Vergangenheit der jungen Dame, wenigstens wie es scheint, des so beliebten „dunklen Punktes" nicht ermangelt.

In dem Dasein Magdalenens ist ein Tag — „o, sprechen Sie nicht von diesem Tage!" sagt sie jedesmal, wenn die Rede davon ist — ist eine Stunde — „o, sprechen Sie nicht von dieser Stunde!" — die ein tiefes Geheimniß bergen. „Jener Tag", wie er beständig genannt wird, ist der 20. September, und der 20. September hat's in sich! Offen gestanden, schwärme ich nicht für Stücke, in welchen „jener Tag" eine Rolle spielt. Im Roman lasse ich mir diese wohlfeile Spannung gefallen, im Theater will ich mir den Kopf nicht zerbrechen, will in dieser Weise nicht gespannt sein.

Was ist nun an „jenem Tage" geschehen? — Dr. Olfers kehrt unerwartet von einer Reise heim. Magdalene ist bei seiner Frau zum Besuch. Da sieht er bei seiner Ankunft, wie ein junger Lieutenant, Graf Wildung, aus dem Fenster des von Fräulein von Hagen bewohnten Zimmers springt. Graf Wildung entzieht sich der Unannehmlichkeit, Aufklärung über diesen Vorfall zu geben, durch die Flucht nach Amerika. Die Geschichte muß großes Aergerniß gegeben haben; die ganze Stadt kennt sie. Ich nehme daher auch an, daß Fräulein von Hagen in dem Hause, in dem ihr diese Unannehmlichkeit zugestoßen ist, die Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch genommen hat. Zwei Jahre später nun stirbt die Frau nach der Geburt des ersten Kindes. Nun kehrt Magdalene in das Haus zurück. Es fehlt mir da eine gewisse Motivirung. Einem jungen Mädchen, von dem man überzeugt ist, daß es ein Verhältniß mit einem Lieutenant gehabt hat, übergibt man doch nicht die Pflege und erste Erziehung des einzigen Kindes. Aber Dr. Olfers ist ein toleranter Mann, der sich über alle Vorurtheile hinwegsetzt, und Magdalene dankt ihm in rührender Weise: sie pflegt das Kind in der That wie eine Mutter.

In Wahrheit verhält sich die Geschichte natürlich ganz anders. Der Lieutenant Graf Wildung hat mit der Frau des Doctors selbst auf einem unerlaubt intimen Fuße gestanden. Nachdem er abgefaßt ist, hat er sich gesagt: „Weit davon ist gut vor'm Schuß", und hat bei Nacht und Nebel das Weite gesucht. Was aus der Geschichte weiter geworden ist, hat ihn nicht mehr gekümmert. Erst nach Verlauf von fünf Jahren hat er Erkundigungen eingezogen und sich klar gemacht, daß er eigentlich in jener bürgerlichen Tragödie eine Rolle gespielt hat, die nicht eben cavaliermäßig genannt werden kann.

Magdalene hat also die Schuld der Frau auf sich genommen, und nachdem diese das Zeitliche gesegnet, hat sie es als ihre Lebensaufgabe betrachtet, Dr. Olfers in seinem Wahn zu erhalten und in seiner Erinnerung das reine Bild der Dahingeschiedenen nicht zu trüben. Das ist unzweifelhaft sehr heroisch. Daß von einer großartigen Natur ein solches Opfer allenfalls gebracht werden kann, läßt sich begreifen; weniger begreiflich erscheint es, daß es angenommen wird, und sei es auch von der kleinsten und feigsten Natur. Aber ich lasse mich da zu einer ernsthafteren kritischen Aeußerung hinreißen, und halte diese dem Gegenstande nicht für angemessen.

Also weiter! Magdalene hat sich in Dr. Olfers verliebt und Dr. Olfers liebt sie. Schon wird die Brücke geschlagen, die die Beiden über das Grab der Dahingeschiedenen zusammenführen soll, als plötzlich Graf Wildung, von Gewissensbissen gequält, aus Amerika heimkehrt. Er trifft Magdalenen bei einem Gartenfeste, das zu Ehren des nach der Residenz berufenen Dr. Olfers veranstaltet wird. Magdalene beschwört den Grafen, sich nicht zu zeigen; Graf Wildung erklärt seinerseits, daß er die Lüge nicht mehr mit sich herumschleppen und es nicht dulden könne, wie ein unschuldiges Wesen unter dem Verdacht leide. Magdalene dringt noch heftiger in ihn; sie fleht ihn an, nichts zu unternehmen, bevor sie ihn nicht gesprochen habe. Wildung erklärt sich damit endlich einverstanden. Als geeigneter Ort zu dieser gegenseitigen Auseinandersetzung wird Magdalenens Schlafgemach, als geeignete Stunde aber die mitternächtige gewählt. Man kann sich nichts Praktischeres denken, nichts Besonneneres von Seiten eines Mädchens, dessen Lebensglück schon einmal durch einen falschen Verdacht gebrochen worden ist. Magdalene gibt ihm also den Schlüssel, den Schlüssel von „Rolf Berndt".

Als der Vorhang sich zum drittenmal hebt, sehen wir das Schlafgemach vor uns: hinter einer spanischen Wand das jungfräuliche Bett verborgen, vor Aller Augen sichtbar aber das Bettchen, in dem die kleine Else schläft, eine Puppe auf dem Stuhl, eine Nachtlampe, ein weißes Deckchen, hinten die schlichte Kommode mit der altmodischen Schirmlampe. — Alles stimmungsvoll. Man kennt das Bild: Oelfarbendruck-Gratisprämie „in prachtvollem Goldrahmen gegen Nachzahlung von 1,50 *M.* versendet die Verlagshandlung".

In diesem traulichen Raum seufzt Magdalene. Das Kind wacht auf; Magdalene beugt sich noch stimmungsvoller über das Bettchen und erzählt auf den Wunsch der Kleinen ein Märchen — die jugendliche Märchentante — ein rührendes Märchen vom getreuen Eckhardt, der unverschuldet leiden muß. In dasselbe Gemach tritt der Doctor ohne anzuklopfen — und die mitternächtige Stunde ist nicht fern! Während sich zwischen den Beiden eine hochdramatische Scene entwickelt, die für den gesunden Kinderschlaf der Kleinen spricht, meldet der Diener — immer um Mitternacht, und immer im Schlafgemach: Graf Wildung. Magdalene bricht zusammen. Actschluß.

Der letzte Act spielt zehn Tage später. Während dieser zehn Tage hat sich Alles aufgeklärt. Der Doctor hat sich mit dem Grafen geschlagen, Beide sind verwundet; Magdalene ist von einer schweren Krankheit befallen; der Doctor hat in Erfahrung gebracht, wie es sich um jenen Sprung des Lieutenants in Wahrheit verhalte, und er nimmt die Sache, die Kunde von dem posthumen Ehebruch, mit verhältnißmäßig philosophischer Ruhe auf. Er sagt zwar einige Worte bittern Leides; aber diese Offenbarung erleichtert ihm ungemein die Schließung einer zweiten Ehe mit Magdalene. Daß es darauf hinauskommt, merkt man an dem bekannten: „Mädchen, was gab Ihnen Kraft, das zu thun?" — mit welchem die meisten Liebhaber zur directen Werbung überzugehen pflegen.

Das Stück ist theatralisch gar nicht ungeschickt gemacht; es hat sogar negative Eigenschaften: es hat keine Längen. Der dritte Act könnte als ein Muster von Kürze gepriesen werden: er dauert vielleicht zehn Minuten. Welchen literarischen Eigenschaften das Stück die Aufführung am Königlichen Schauspielhause zu danken hat, weiß ich nicht. Composition, Dialog und Charakteristik erheben sich nicht über das Gewöhnliche.

Die Darstellerin der Titelrolle, Fräulein Barkany, scheint sich in die Gunst unseres Publicums eingespielt zu haben. Der Beifall schien sich mit einem gewissen demonstrativen Charakter auf die jugendliche Künstlerin hinzulenken. Sie sah in der kleidsamen, einfachen Tracht, die die anmuthige Figur in den günstigsten Verhältnissen zeichnete, und mit den ausdrucksvollen großen Augen auch wirklich sehr schön aus, und sie spielte recht warm und innig. An ihrer Aussprache hat sie aber noch sehr zu feilen: diese beständigen langgestreckten Vocale sind nicht deutsch. Es heißt nicht „Bruhch", sondern Bruch, mit einem kurzen u. Von den übrigen Künstlern will ich bei einer bessern Gelegenheit sprechen. Mit aufrichtigem Bedauern mußte es Alle erfüllen, daß die köstliche Frau Frieb-Blumauer wieder einmal verurtheilt war, eine jener giftgeschwollenen Personen zu spielen, mit denen eine jede längere Unterhaltung eine Unwahrscheinlichkeit ist. Paul Lindau.

Notizen.

Die Welfen haben seit längerer Zeit nichts von sich hören lassen. Im Reichstage hat einer ihrer Führer, der wenigstens vormals dafür gehalten wurde, aber doch wohl stets eine lebhaftere Begeisterung für Rom als für eine verlorene Sache empfand, eine Compromißpolitik eingeführt, die nach der Devise des: do ut des! schon ganz artige Resultate für seine clerikalen Parteizwecke eingeheimst hat. Liberale Blätter haben oft geklagt, daß bei den hannöverschen Wahlen die conservative Gunst, im stillen Einverständniß mit den Behörden, um nicht mehr zu sagen, weit nachdrücklicher gegen die Nationalpartei und die Fortschrittsleute als gegen die Welfen aufgeboten würde. Die Richtigkeit der Behauptung vorausgesetzt, wäre jene Operation immerhin begreiflich. Höheren Orts betrachtet man ohne Zweifel die Anhänger des verstorbenen Königs Georg, soviel deren noch existiren mögen, als politisch einflußlos, hält sie daher für weniger gefährlich als die sehr lebendige und rührige Linke aller Schattirungen. Diese kann es daher nur sich selbst zuschreiben, wenn sie bei den Wahlen wie überall die Wächter der Ruhe und Ordnung auf ihrem Wege und keineswegs immer als Gönner und Freunde findet. Mit Demonstrationen ist die welfische Coterie neuerdings sparsamer geworden. Während der Braunschweiger Jubiläumsfeier vor einigen Wochen hat sie durch ihre Abwesenheit geglänzt, sei es daß ihr vorher ein bezüglicher Wink zugegangen war, oder weil die laute Beglückwünschung des Herzogs von Cumberland bei dem bekannten Fest in Kopenhagen denen, die jene verunglückte Schaustellung in Scene gesetzt, verdrießliche Erinnerungen zurückgelassen hatte. Mißtrauische Leute wollen allerdings hinter dieser Reserve ganz besondere Motive vermuthen. Man insinuirt, die Partei wolle durch ihr scheinbares Wohlverhalten dem Cumberlandischen Herzog die Nachfolge in Braunschweig sichern, vielleicht auch die Rückgabe des Welfenfonds vermitteln. Mit dem letzteren Project hat es hoffentlich gute Wege. Jedermann weiß, daß der Staat ohne solche Gelder unmöglich existiren kann. Das Versiegen dieser Quelle würde eine bezügliche Rubrik im Ordinarium des Budgets eröffnen lassen, zu welcher die gewöhnlichen Steuerzahler nothgedrungen herangezogen werden müßten. Davor möchten wir aber doch im Interesse des allgemeinen Wohles rechtzeitig warnen. Das Welfenhaus ist auch sonst vortheilhaft gestellt und kann ohne die Zinsen des Kapitals, das am Ende nur etwas über zwölf Millionen Thaler beträgt, ganz gut existiren. Sonst hätte es ja wohl gegen das berühmte Testament des Herzogs Carl zu Gunsten der Stadt Genf seiner Zeit Einspruch erhoben. Seltsam genug ist das Vermögen der exilirten Familie zersplittert. Während ein Theil für das Gedeihen eines namhaften Zweiges der periodischen deutschen Tagesliteratur verausgabt wird, erbte den anderen eine schweizerische Commune, die den unverhofften Goldregen wie Himmelsmanna empfand, denselben allerdings gewissenhaft für ein Denkmal zu Ehren des Testators verwandte, das drei Millionen Franken kostete, und den Rest außerdem für die Gründung einer ganzen Reihe wohlthätiger Stiftungen. Das Monument soll freilich schon wieder etwas

wanken Oben stehen Apostel, die es wohl schützen werden; noch höher zu Pferde der Herzog, der vielleicht zu seinem Vortheil nicht recht erkennbar ist. Reisende, die vorübergehen, schütteln den Kopf und können das Räthsel nicht lösen, wie der Herzog von Braunschweig nach Genf kommt. Dann erklärt ihnen irgend ein Cicerone, der deutsche Fürst sei auch mit seinen englischen Verwandten zerfallen gewesen. Sonst hätte er wohl ein Denkmal in London erhalten. Dort ruht ja in der Kapelle zu Windsor der Exkönig Georg, dessen Grabstein ganz vor kurzem eine Correctur erfahren hat, von welcher die sonst auf solche Dinge sehr erpichten Zeitungen auffälliger Weise fast gar keine Notiz genommen haben. Die Inschrift besagte nämlich früher im Wesentlichen, daß dort neben seinen Angehörigen Georg V., der letzte König von Hannover, ruhe, worauf dann die Daten der Geburt und des Todes sowie einige entsprechende religiöse Worte folgten. Wie die Times indessen vor einigen Tagen mittheilte, rief diese Fassung Einwendungen hervor, und es heißt jetzt nur: König von Hannover, statt des „letzten" Königs. Wer die Einwendungen erhoben hat, wird nicht gesagt. Wahrscheinlich waren es die Nachkommen, woraus folgen würde, daß diese ihren Erbansprüchen noch immer nicht entsagt haben. Das stand ja auch sonst außer Frage, und man wird darin ein nachträgliches, allerdings überflüssiges Dementi der falschen Gerüchte erblicken dürfen, die gelegentlich des Jubiläums dem Herzog von Cumberland die Braunschweiger Succession schon mit thatsächlicher Verwirklichung in Aussicht stellen wollten. Die Frage blieb offen und wird es voraussichtlich noch für längere Zeit bleiben. Inzwischen droht die Erledigung noch anderer Throne, zunächst in Sofia, wo es der Battenberger vor einigen Tagen bekanntlich nahezu satt haben sollte. Man erwartet mit Spannung den weiteren Verlauf des sonderbaren bulgarischen Dramas. Unter allen Umständen hat es der Herrscher jener von Rußlands Gnaden geschaffenen Nation mit eigenthümlichen Unterthanen zu thun. Wenn ihnen vor ganz Europa erklärt wird, sie taugten weder im Innern etwas noch nach Außen, dann bringen sie dem fürstlichen Strafprediger unter strömendem Regen Ovationen und lassen ihn hoch leben. Am meisten dadurch getroffen sind die Russen, deren Beglückung der orientalischen Völker in ihrer wahren Gestalt nunmehr enthüllt ist, und die sehr früh an ihren Früchten erkannt werden. Jene Staaten werden sich schon einmal wieder finden und zur Civilisation langsam heranreifen. Aber sie werden dann sich selbst auch fühlen lernen und von der russischen Protection nichts mehr wissen wollen.

* * *

The tragic Comedians.

Ein Beitrag zur „Quellenkunde".

Bei der Schnellfertigkeit unserer Zeit und bei ihrem Haschen nach „Actualität" — oft genug nur ein beschönigender Ausdruck für eine Sache, die man eigentlich einen Skandal nennen sollte — kann es fast als ein Wunder gelten, daß die Version, welche Helene Rakowitza von ihren Beziehungen zu Ferdinand Lassalle gegeben, bisher der „dichterischen Bearbeitung" entgangen sind. Möglich, daß diese Beziehungen in jener Darstellung schon zu viel des Romanhaften an sich trugen, um nicht jede Zuthat an Erfundenem überflüssig erscheinen zu lassen. Indeß endlich hat sich doch ein Bearbeiter gefunden. George Meredith heißt er und sein Roman The tragic Comedians; wer sich für das Werk interessiren sollte, findet es unter Nummer 1956 in der Tauchnitz edition. Interessant ist das Buch wegen der Unbefangenheit, womit der Verfasser seine Quelle ausnutzt. Treu in der Wiedergabe der geringsten Situation, folgt er seiner Vorgängerin Schritt für Schritt, nur daß er manchmal an Stellen Halt macht, wo jene hastig vorüberschreitet, und über die durchmessene Gegend sich in jenen breiten Betrachtungen auslässt, worin die englischen Erzähler sich selbst anscheinend mehr gefallen, als dem deutschen Leser. — Treue gegenüber dem Original scheint Meredith sich überhaupt zur Gewissenspflicht gemacht zu haben. Nicht genug, daß er sich keinen Zug der Geschichte entgehen läßt: er behält auch die Gespräche, wie sie Helene Rakowitza berichtet, möglichst bei. So läßt jene Baron Korff, der sie zuerst auf Lassalle aufmerksam macht, sagen: „Dann bedaure ich Sie und ihn um jede Stunde, die Ihr Euch nicht kennt, die Ihr Euch fern bleibt, denn Ihr seid wie für einander geschaffen" (Seite 29 der „Beziehungen"). Meredith gibt das folgendermaßen wieder — ein Uebersetzer kann kaum genauer sein: „I pity him, and you no less, while you remain strangers, for you were made for another." (p. 22.) Wer neugierig ist, die „Technik eines Romans" kennen zu lernen, lese die betreffende Stelle weiter: es ist äußerst merkwürdig, wie Meredith es verstanden hat, durch eine geschickte Gruppirung der Gedanken den Eindruck des wenigstens halbwegs Originellen hervorzubringen, und dabei doch nur die Worte der Rakowitza — diese aber auch vollständig wiederzugeben. Auf Seite 38 der „Beziehungen" erzählt jene ferner von der ersten Anrede Lassalles: „Wozu uns einander vorstellen lassen? — Wir kennen uns doch! Sie wissen, wer ich bin, und Sie sind Brünhilde, — Adrienne Cardoville, — der Fuchs, von dem Korff mir erzählt hat, mit einem Worte: Helena!" Die entsprechende Anrede im Roman (denn auch hier geht die erste Begegnung genau so vor sich, wie in den „Beziehungen") lautet: „Why should we two wait to be introduced? We know one another. I am Alvan. You are she of whom I heard from Kollin: who else? Lucretia the gold-haired; the gold-crested serpent, wise as her sire; Aurora breaking the clouds; in short, Clotilde!" (p. 38). Man sieht, der Verfasser hat sich wegen der Namensänderung, die er vorgenommen hat, in einige Unkosten behufs eigener Erfindung stürzen müssen — in dem wirklich Charakteristischen aber bleibt er seinem Originale treu.

Wozu ihn noch weiter begleiten? er bleibt sich überall gleich: gewissenhaft und allem Anscheine nach völlig harmlos in der Wiedergabe. Erwähnt möge noch werden, daß er auch den Bericht Lassalles über seine Zusammenkünfte mit Bismarck — ein Detail, das doch für die psychologische Entwickelung des Romans völlig gleichgültig und ohne den mindesten Einfluß auf die Handlung ist — wiedergibt; nur legt er seinem „Alvan" über den Minister „Ironside" (!) außer den von der Rakowitza aufbewahrten wohl authentischen Acußerungen Dinge in den Mund, die heute allerdings Jeder sagen kann, über deren Tiefsinn indeß Lassalle im Jahre 1864 hätte erstaunen müssen. — Denn Meredith ist nicht blos Nachbeter: er kann auch Eigenes finden. So bemerkt er zu der Episode, wo „Alvan" „Clotilden" die Treppe hinunterträgt (Seite 41 der „Beziehungen", p. 57 der „Comedians"): „She did not contest it, nor did her people, se kingly was he arrayed in the thunder of the bolt which had struck the pair. These things and many things, that islands know not of, are done upon continents etc" — und nun folgt eine lange Abhandlung über die Einflüsse des Klimas auf die Liebesgebräuche der verschiedenen Völker. Sie klingt tief genug; aber dabei wirkt es auf den Continentalen äußerst komisch, daß Meredith anzunehmen scheint, Lassalles Benehmen gelte uns Deutschen als etwas selbstverständliches. In der That: solche Dinge geschehen bei uns, aber sie geschehen bei uns, wie sie in England geschehen — ohne daß nach den Vorschriften Knigges oder Albertis gefragt wird.

Im Allgemeinen ist Meredithes Darstellung, wie erwähnt, breiter, als die Helene Rakowitzas, und er erfindet Manches zu jener hinzu, so daß man sein Buch nicht schlechtweg ein Plagiat nennen kann. Dürfte er sich doch auch mit Goethe entschuldigen, dessen Clavigo gleichfalls dem Memoire des Beaumarchais wörtlich entlehnte Stellen enthält. Und Meredith kann wohl sagen: „Die Darstellung Helene Rakowitzas ist für mich Geschichte, und für den Dichter ist Geschichte vogelfrei." Wohl! aber weshalb dann dieses Versteckspiel, diese Veränderung der Namen? Das schmeckt doch gar zu sehr nach dem Cyrus der Scudery und nach der asiatischen Banise. Ganz abgesehen davon, daß für den, der diese Kinderei — um einen milden Ausdruck anzuwenden — ernst nimmt, der Conflict unverständlich wird. Ueber das Verfahren Meredithes und seine moralische Berechtigung ein Urtheil abgeben zu wollen, liegt uns fern; es sind hier nur Thatsachen erwähnt worden. Aber eine Frage an die Verlagshandlung: war es nöthig, den deutschen Büchermarkt mit diesem Werke zu bereichern, oder wurde dasselbe unbesehen erworben? Es war zum mindesten für uns überflüssig, denn es erreicht — rein als literarische Leistung betrachtet — den Bericht Helene Rakowitzas bei weitem nicht.

Ueber diese der Curiosität halber das „Schlußwort" Meredithes — es ist des Aufhebens werth: „Von ihrem Hochzeitstage an gehörte ihr Herz Alvan. Nach Jahren gab sie ihre Darstellung der Ereignisse heraus — weniger spannend für sie, als sie selbst vorausgesetzt haben mag. Es war eine Anklage gegen das Schicksal und gegen ihre Eltern. — Allein da wir für manch' eine Aufklärung in ihrer Schuld sind, so sei es ihr denn gestattet abzutreten." Welch mildes Urtheil! Oder ist dieser Satz mit seinem etwas gezwungenen Pathos etwa eine Umschreibung für das Sprüchwort, das die Nächstenliebe der Krähen rühmt? C. G.

Inserate.

In **Carl Duncker's** Verlag in **Berlin**, Lützowstraße 2, erschien:

Lichtstrahlen aus Ed. von Hartmann's sämmtlichen Werken, herausgegeben von Oberlehrer Dr. **Schneidewin** in Hameln. Eleg. geb. 5 *M.*

Dr. **R. Koebner, Schopenhauer's Erlösungslehre.** 1 *M.*

Soeben erschien:

Dekamerone der Verkannten.

Mit Portraits und Illustrationen.

kl. 8. geh. 2 *M.*

Inhalt: Wieso dieses Dekamerone zu Stande kam. — Hector Neumann, Erster Heldenspieler. — Antonie Dreppler, Erste Mütter-Darstellerin. — Willibald Päpke, Erster Komiker. — Erstes Intermezzo. — Emilie Kluthuhn, Erste Soubrette. — Richard Ratze, Erster Intrigant. — Zweites Intermezzo. Theodor Kammacher, Der Skelettmensch. — Irmengard Peperona, Erste Heldin. — Louis Fellrich, Erster Liebhaber. — Adele Padde, Erste Liebhaberin. — August Dauben, deutscher Dichter und Zettelträger. — Carabella. — Finale. — Epilog.

Unter den humoristischen Produkten der neuesten Literatur nimmt das vorliegende Buch, welches sich mit den Herren und Damen vom Theater im Hauskleide beschäftigt und die Bühnenverhältnisse dem indiskreten Tageslicht preisgiebt, eine hervorragende, wenn nicht eine der ersten Stellen ein. Freunden beissender Satire und kaustischen Witzes sei das trefflich ausgestattete und lustig illustrirte Büchlein angelegentlich empfohlen als eine reichsprudelnde Quelle der Heiterkeit.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bad Homburg

eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-, Kiefernadel-, Gas-** und **Moor-Bäder**. — Orthopädisches Institut und Kalkwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Sennen aus Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwasser.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit reich ausgestatteten Lesezimmern u. Conversationssälen, der schattige Park, die Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannichfaltigkeit der Unterhaltungen erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin**, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Spielhagen:

Skizzen, Geschichten u. Gedichte.

Inhalt:

Von Neapel bis Syracus. Herbsttage auf Norderney. Breite Schultern. Der Vergnügungscommissar. Das Seelet im Hause. Gedichte.

Brosch. *M.* 3.50., eleg. geb. *M.* 4.50.

Hammer und Amboß.

Achte Auflage.

2 Bände. Brosch. *M.* 7.—, geb. *M.* 9.—

Verlagshandlung von L. Staackmann in Leipzig.

Zur

100jährigen Geburtstagsfeier Chr. F. Krauses.

Die

Krause'sche Philosophie

in ihrem

geschichtlichen Zusammenhange

und in ihrer

Bedeutung für das Geistesleben der Gegenwart

dargestellt von

Dr. Paul Hohlfeld.

Von der philosophischen Fakultät der Universität Jena gekrönte Preisschrift.

gr. 8. broch. *M.* 4.—

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den **sprichwörtlich hohen Preis** *der deutschen Bücher* **abzuhelfen.** *Die Anlage einer „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr Vorrecht reicher Leute, sondern Jedem möglich. Alle Buchhandlungen liefern Inhalts-*

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

verzeichnisse gratis, sowie W. SPEMANN in STUTTGART. ☞ *Für Abonnenten besondere Vergünstigungen.*

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Badeanstalt** in der Grafschaft Glatz, Preuss.-Schlesien. **Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden**, chronische Tuberkulose, Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berg-Landschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Französische Romanzeitung

zur Unterhaltung, sowie zur Vervollkommnung für Alle, welche Französisch treiben!

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint monatlich zweimal:

„Le Roman des Familles."

Revue bi-mensuelle, publiée sous la direction de

M. G. van Muyden.

Preis pro Vierteljahr (6 starke Hefte) nur 3 Mark.

Alle **Buchhandlungen**, auch die unterzeichnete, sowie alle **Postanstalten** nehmen Abonnements entgegen.

Die obige belletristische Zeitschrift, die **einzige**, welche in **französischer Sprache in Deutschland erscheint**, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens zahlreiche Freunde erworben.

Durch besonderes Abkommen ist unser Blatt in der Lage, die bedeutendsten französischen Romane schon **vor der Buchausgabe** zu publiziren; **nur decent geschriebene** Werke, **für die Familie passend**, finden Aufnahme, ausserdem **kleine Salon-Comödien, Gedichte, Räthsel, Anecdoten aus dem Pariser Gesellschaftsleben** etc. etc.

Das erste Quartal (Oktober bis Dezember 1880) publizirte unter Anderem den bedeutenden Roman von Henry Gréville: **Le moulin Frappier;** das zweite Quartal (Januar bis April 1881) brachte: Mon oncle Célestin von Ferdinand Fabre; im gegenwärtigen Quartal wird dieser Roman fortgesetzt und zugleich das in Paris mit so ausserordentlichem Beifall aufgenommene Werk von Paul Saunière: **Un neveu d'Amérique** veröffentlicht.

Gegen Einsendung von 9 Mark expedirt der Unterzeichnete alle 3 Quartale franco (auch einzelne Quartale à 3 Mark).

Der Unterzeichnete versendet **Probehefte** franco gegen Einsendung von *M.* —.50 in Briefmarken; bei Bestellung eines Quartals wird der Betrag von *M.* —.50 in Abzug gebracht. **Abonnements können jeder Zeit** begonnen werden, da die nachgelieferten Hefte von **dauerndem Werthe** und nicht veralteten Inhalts sind.

Inserate à Zeile *M.* —.30 finden grösste Verbreitung.

Berlin SW., Zimmerstrasse 91.

Die Verlagsbuchhandlung.

Julius Engelmann.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Woldemar Urban in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 28. Mai 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur tunesischen Frage. Von Gustav Diercks. — Vor zehn Jahren. Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H. IX. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Franz Dingelstedt. Eine persönliche Erinnerung. Von Paul Lindau. — Alarcons „Niño de la Bola". Von E. Hardt. — Italienischer Journalismus. Von Woldemar Kaden. (Schluß.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur tunesischen Frage.

Von Gustav Diercks.

Das Vorspiel des Dramas, das für jeden der tunesischen Verhältnisse Kundigen seit Jahren vorauszusehen war, nämlich der Besitzergreifung Tunesiens durch die Franzosen, scheint beendet zu sein, und der Schluß desselben liefert hinlänglich den Beweis für die Thatsächlichkeit des Bestehens der der französischen Regierung vorgeworfenen, von ihren Organen aber natürlich beständig in Abrede gestellten letzten Intentionen, die für ihre in der tunesischen Angelegenheit seit Jahrzehnten befolgten Politik die leitenden und maßgebenden waren. Die jüngsten Nachrichten, die letzte Circularnote Barthélemy St. Hilaires, der Vertrag, der dem Bey zur Unterzeichnung zugemuthet und von ihm unterzeichnet worden ist, weil er nicht anders konnte und nirgends eine Stütze gegen den mächtigen Gegner fand, sind die letzte Bestätigung der Richtigkeit obiger Annahme und sprechen zu deutlich, als daß jetzt noch irgend Jemand im Zweifel über die wahren Absichten Frankreichs gegenüber Tunesien bleiben könnte.

Die Franzosen haben den Schlag, den sie planten, geschickt mit langer Hand vorbereitet und die günstige Lage der Dinge benutzt, indem sie im gegebenen Augenblick die erste beste Gelegenheit ergriffen, an denen es nie fehlte, da die sogenannten Chrumirs oder Achmairs selbst die arabischen Stämme Tunesiens, wie viel mehr die in Botmäßigkeit der verhaßten Franken stehenden durch ihre beständigen Räubereien und Einfälle beunruhigten. Sie haben die Sache sehr geschickt angegriffen und ihre Handlungsweise unter solche Gesichtspunkte und auf solche Motive gestellt, die am ehesten geeignet sein mußten, sie vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, ob darum aber jeder Conflict mit den bei der Sache interessirten Staaten ausbleiben wird, ist freilich noch abzuwarten; es wäre wenigstens wunderbar, wenn Italien und England das fait accompli so ganz ruhig hinnähmen. In diesem Falle aber werden Frankreich und andere Großmächte gern in ein — dem Bey und dem Sultan abgeschlagenes — Schiedsgericht einwilligen, denn Frankreich weiß wohl, daß seine Sache dort sicher vertreten sein und siegreich hervorgehen wird. Wohl hielt sich Frankreich die Hände frei, indem es — stets im Hinblick auf die Ziele seiner tunesischen Politik — die Anerkennung des Fermans vom Jahre 1871 verweigerte, durch den neuerdings wieder die thatsächlichen Verhältnisse Tunesiens zur Pforte klar gelegt werden, trotzdem aber ist die Handlungsweise Frankreichs, vom Rechtsstandpunkte aus betrachtet, ganz entschieden als eine Rechtsverletzung zu bezeichnen, die in jedem andern Falle nicht allein zu einem Kriege zwischen den speciell betheiligten Mächten geführt, sondern auch die Intervention der andern Mächte hervorgerufen haben würde. Die bezüglichen Worte des Ferman dürfen wohl als bekannt vorausgesetzt werden; die Suzerainität Tunesiens von der Pforte ist danach unleugbar.

Daß die Franzosen sich einer Rechtsverletzung völlig bewußt waren und sind, beweisen alle Rescripte des französischen Ministers des Auswärtigen, das beweisen auch die Einleitung und Durchführung der vollzogenen Action, die ganz anders gewesen sein würden, wenn man es mit einem unzweifelhaft unabhängigen Staate zu thun gehabt, wenn nicht eine gewisse Scheu vor einer zu eclatanten Rechtsverletzung und vor einer zu großen Beleidigung einer Großmacht — die man seit lange allerdings als Spielball und als Beute der europäischen Politik behandelt — Reserve auferlegt hätte. Denn wenn wir im Folgenden die Frage vom französischen Interessenstandpunkt aus betrachten, so werden wir sehen, daß die Franzosen eine Reihe von gewichtigen Titeln für die Besitzergreifung Tunesiens kurzer Hand gehabt hätten. Indem sie diese eben nicht wagten, legten sie ein Schuldbekenntniß ab und gaben dem Bewußtsein eines Unrechts Ausdruck.

Wenn, was immer hervorgehoben wurde, der Bey und seine Regierung die Interessen der Franzosen verletzt haben, der erstere ihren Machinationen energischer als bisher oder, wie die französischen Regierungsorgane es bezeichneten, unverschämt entgegen getreten ist, so kann ja das Verhalten des Bey natürlich vom subjectiven Standpunkt der Franzosen aus so ausgelegt werden, zeigt doch die Abwicklung der tunesischen Frage im Allgemeinen wieder einmal recht deutlich, wie bequem die diplomatische Dialektik und Interpretation ist, sobald nur die Ziele fixirt sind. Nach Allem, was wir aus authentischen Berichten und Privatbriefen aus Tunis selbst wissen, war das Verhalten des Bey lediglich eine Folge der — gelinde gesagt — außerordentlichen Dringlichkeit, mit der der französische Geschäftsträger dem Bey das Aufgeben seiner Selbstständigkeit anempfahl. Auch hierin zeigt sich klar das Schuldbewußtsein der Franzosen. Sie versuchten es erst wieder mit dem friedlichsten Mittel, das sie schon seit vielen Jahren angewandt haben und dem nur durch die nöthigen drohenden Winke jetzt eine veränderte Form verliehen war, nämlich mit dem Vorschlage der Abtretung der Regentschaft an die französische Republik. Diese und alle Vorschläge ähnlichen Charakters sind keineswegs, wie man im Allgemeinen annimmt, ganz neuen Datums, sondern sind, wie bereits erwähnt, seit vielen Jahren gemacht worden, ja, der Bey hat sie in früherer Zeit sogar nicht völlig unberücksichtigt gelassen, als seine Abhängigkeit von ehrgeizigen, herrschsüchtigen Ministern, als die steigende Finanznoth seine Existenz zu einer sehr unbequemen machten, der gegenüber die sorgenfreie eines französischen Statt-

halters mit Erblichkeit dieser Würde verlockend erscheinen mochte. Der Bey hatte die letzten Bemühungen des französischen Consuls Ronstan nicht ernster genommen als die früheren, rechnete wohl auch sicher darauf, daß im Nothfall Italien ihm beistehen und doch schließlich ein Appell an die übrigen europäischen Großmächte eine friedliche und der Rechtslage entsprechende Lösung der Frage herbeiführen würde; er hatte daher auch keine Vorbereitungen für einen Kriegsfall getroffen, war auch natürlich nicht so informirt wie die Kabinete von Berlin, Wien und wahrscheinlich auch von St. Petersburg, mit denen man sich im Voraus verständigt hatte und die in dieser annexionslustigen Zeit, in der jeder Großstaat theils etwas auf dem Gewissen, theils etwas in petto hat, keine Schwierigkeiten machen wollten.

Nachdem das friedliche Mittel sich als vergeblich erwiesen, mußte eine Veranlassung zu energischerem Auftreten gesucht werden, und die bot sich ja jeden Augenblick in den Räubereien der Chrumirs; denn daß der daraus entstandene Casus belli nur durch Aufbauschung der Angelegenheit künstlich geschaffen wurde und wie in früheren Jahren, wo es sich zum Theil um viel größere Objecte als in diesem Falle handelte, hätte vermieden werden können, bedarf kaum der Erwähnung. Das Bewußtsein der Schuld legte den Franzosen, wie harmlos sie auch die ganze Sache darstellten, doch die Gefahr der gerechten Bestrafung und größerer Conflicte nahe und zwang sie zum Aufwand eines größeren Apparats, als schließlich nöthig gewesen ist. Die Sicherstellung der Interessen Algeriens und der französischen Unterthanen in Tunis erfordert nun — wie vorauszusehen war — natürlich Garantien solcher Natur, daß durch sie die staatliche Unabhängigkeit des Bey thatsächlich völlig aufgehoben wird. Die gänzliche Einverleibung Tunesiens in die Republik ist damit angebahnt und kann jeden Augenblick erfolgen, denn auch dafür bietet sich unter Anwendung der diplomatischen Interpretation der Vertragsworte und der Beachtung derselben außerordentlich leicht Anhalt.

Stellen wir uns nunmehr auf den französischen Interessenstandpunkt und betrachten wir die Ursachen für den Wunsch der Franzosen, in den Besitz Tunesiens zu gelangen. Beginnen wir mit dem, was von Seiten der Regierung immer besonders betont wird, mit den Interessen der in Tunesien lebenden Franzosen. Von dieser Seite betrachtet gestaltet sich das Ganze als eine Finanzfrage, und zwar als eine ziemlich complicirten Charakters. Es ist Tunesien ergangen wie so vielen kleinen Leuten, die gern die großen Herrn spielen möchten. Schon der Vorgänger des jetzigen Bey, Sidi Achmed, war in französischer Schule erwachsen und strebte Reformen im Sinne moderner Civilisation an, um Tunesien auf die Culturhöhe der europäischen Welt zu erheben. Diese civilisatorischen Bestrebungen waren natürlich mit großem Kostenaufwand verbunden.

Mohammed es-Sadok griff die Civilisirung noch viel energischer an und brachte sich dadurch zunächst seinen eigenen Unterthanen gegenüber in eine schwierige Lage, denn die strenggläubigen Muhammedaner waren — und von ihrem Gesichtspunkt aus mit Recht — unzufrieden mit dem Umsturz alles Althergebrachten, und das noch um so mehr, als die Reformen mit einer sehr erheblichen Erhöhung der Steuern verbunden waren und bei ihren weitgreifenden Zielen und ihrer Großartigkeit, besonders auch nach Einführung des constitutionellen und Repräsentativsystems, dauernd große Einnahmen erforderten, die die Regentschaft nicht aufbringen konnte. Kleine Anleihen wurden nothwendig, erwiesen sich aber bald als gänzlich unzureichend, und es mußten nun Schulden à la grand seigneur contrahirt werden. Binnen kürzester Zeit stieg daher die nationale Schuld dermaßen, daß die Einkünfte nicht mehr zur Deckung der Zinsen ausreichten. Da blieb nichts Anderes übrig, als immer neue Schulden zu machen, denn die geschickten und geistvollen Finanzoperationen, die zur Beseitigung der Finanznoth angewandt wurden, kamen meist nur den speculativen griechischen und jüdischen Banquiers zu gute und führten keine Besserung der Lage herbei. Die Franzosen beeilten sich nun, die Schuldscheine in ihre Hand zu bringen, so daß sie über kurz die Gläubiger der tunesischen Regierung wurden, die sich bankerott erklären mußte, sobald das Recht des Gläubigers streng gegen sie gehandhabt wurde. Das that man jedoch nicht, man ließ die tunesische Regierung vielmehr immer ruhig auf der betretenen Bahn fortschreiten, wohl wissend, daß schließlich ganz Tunesien in die Hände der Franzosen fallen mußte. Man hatte in Paris auch nichts im Verwaltungssystem, in der Anwendung der durch neue Schuldverschreibungen gewonnenen Mittel auszusetzen, die übrigens nicht zum kleinsten Theil in die Taschen der hohen Beamten, zahlloser Schmarotzer und der Juden und Griechen wanderten, die die Geldgeschäfte geleitet hatten. Durch alles das wurden die Interessen der französischen Gläubiger nicht so geschädigt, wie jetzt durch die Räubereien der Chrumirs die der algerischen Grenzer; man ließ Alles ruhig geschehen, ließ dem Bey nur zuweilen eine Mahnung zugehen und begnügte sich mit der Eintreibung gewisser Steuern, die den Gläubigern überwiesen waren. Alle Versuche der tunesischen Regierung, sich aus der Schlinge zu ziehen, die sie sich selbst geschaffen, waren vergebens; die Lage wurde immer schwieriger, und die großen Revolutionen, die hauptsächlich in Folge der Reformen entstanden waren, erforderten ebenfalls einen Aufwand großer Mittel, so daß nach der wohl etwas zu hoch bezifferten Angabe Maltzans im Jahre 1869 die Staatsschuld auf 275 Millionen Francs angewachsen war.

Eine Berechtigung, für die Wahrung der Interessen ihrer Unterthanen in Tunesien einzutreten, hatte sonach die französische Regierung, und im Hinblick auf die Ziele ihrer bezüglichen Politik richtete man sich auch in Tunis häuslich ein. Das Consulatsgebäude wurde so sicher construirt, daß es eventuell einem kräftigen Angriff längere Zeit zu trotzen vermochte; eine Eisenbahn von Tunis nach Constantine wurde von einer französischen Gesellschaft in Angriff genommen. Post, Telegraphie, viele Institute von Bedeutung — was Barthélemy St. Hilaire unter dem Begriff der civilisatorischen Wohlthaten zusammenfaßt — waren in französischen Händen und seit vielen Jahren war der Einfluß der von der Bevölkerung gehaßten, von der Regierung gefürchteten Franzosen ein sehr bedeutender. Man wußte, daß sie einst die Herren werden würden und fand doch kein Mittel, sich der Fremden zu erwehren.

Werfen wir nun einen Blick auf die nationalen Interessen, die die Franzosen den Besitz Tunesiens erstreben ließen. Was Barthélemy St. Hilaire andeutet: die Fruchtbarkeit dieses Landes, das als der eigentliche Bereich des Mutterstaats Karthago zu betrachten ist, mußte nothwendigerweise das Auge des Auslandes auf Tunesien lenken, und seit der Expedition Napoleons I. nach Aegypten, seitdem das Wort vom „lac français“ gefallen, wandte man Nordafrika stets ein großes Interesse zu, bis es dann auch den Franzosen gelang, Algier zu unterwerfen. L'appétit vient en mangeant, und da Tunis seiner Bodenbeschaffenheit und seinem ganzen Charakter nach eine organische Einheit mit Algerien bildet, so mußte man früher oder später zur Arrondirung der afrikanischen Besitzungen und der Grenzen derselben Tunesien dazunehmen. Man weiß, daß der Fruchtboden dieses Landes, von dem zur Zeit nur ein Zehntel bebaut ist, unter rationeller Cultur außerordentlich ergiebig werden könnte, und in dieser Hinsicht ist allerdings von den Tunesen an ihrem Grund und Boden furchtbar gefrevelt worden. Freilich kann man den armen Bauern nicht zumuthen, sich viel mit der Bebauung des Bodens zu beschäftigen, wenn die schmachvolle Handhabung der Steuererhebung, durch die die armen Beduinen zu Sklaven der Steuereinnehmer werden und völlig verarmen, es vorziehen, lieber gar nicht zu arbeiten, sondern durch Marodiren die nothwendigen Existenzmittel zu gewinnen. Das Litorale von Tunesien könnte gerade so bebaut werden wie das von Algerien und würde vielleicht noch größern Ertrag liefern, ob aber die Franzosen im Stande sein werden, die Resultate zu erzielen, die sie träumen und die der französische Minister des Auswärtigen in seinem Rundschreiben erwähnt, ist noch eine sehr andere Frage. Gewisse Gegenden Algeriens liefern allerdings einen großen Ertrag von der Feldarbeit, doch wiegt dieser nicht entfernt die ungeheuren Mißerfolge an andern Orten auf. Wer mit den algerischen Ver-

hältnissen vertraut ist, und zwar nicht durch französische Schriften, sondern durch lokale Studien, weiß, daß dort von vorn herein sehr viel verfehlen ist, daß die Art der Colonisation, daß die agrarischen Experimente im Allgemeinen, daß die Verwaltung daselbst sehr viel zu wünschen und zu bessern übrig gelassen haben, ob also Tunesien unter der Leitung der Franzosen wieder eine Kornkammer und nur zum kleinsten Theil so blühend werden wird, wie Karthago war, ist doch noch sehr die Frage. Freilich kommt noch ein schwer wiegender Umstand dazu, das sind die großen Schätze an Mineralien aller Art, die der tunesische Boden birgt, die noch zum größten Theil völlig unberührt sind und deren oberflächlichste Ausbeutung den Franzosen schon reichlich erstatten würde, was sie als Gläubiger von Tunesien zu fordern haben.

Ein Umstand, der bisher aber sehr wenig in Betracht gezogen worden, ist der, daß Tunis und besonders Kairowan als Horte echter Gläubigkeit gelten und als solche bei allen muhammedanischen Bewohnern Nordafrikas in sehr hohem Ansehen stehen. Im Scheich ul Islam und in den Marabuts Tunesiens — früher auch in den Beys — erkennen alle Araber-, Berbern- und Kabylenstämme u. s. w. immer noch ihre geistlichen Oberhäupter und die Worte derselben gelten demnach auch in Algerien sehr viel. Wenn auch die Presse davon nur ungenügend unterrichtet ist, so ist sich die Regierung doch dieses gewichtigen religiösen Einflusses jedenfalls ebenso bewußt, wie der wachsenden Gährung unter den Eingeborenen Algeriens; sie muß wie Jeder, der im Innern Algeriens gereist ist und die Stimmung jener Bevölkerungsmassen gegen die Franzosen an Ort und Stelle kennen gelernt hat, wissen, daß die Lage der Franzosen in Algerien keine sehr günstige ist, daß die Araber, Berbern, Kabylen und wie diese Völker alle heißen sich wieder mehr und mehr daran gewöhnen, besonders seit dem russisch-türkischen Kriege und den neuesten Verwickelungen der orientalischen Frage, den Kampf des Islams gegen das Christenthum als die erste und heiligste Lebensaufgabe anzusehen, weil sie die Eroberung ihrer Ländergebiete, weil sie die Oberherrschaft der Europäer, weil sie die Octroyirung einer ihnen unverständlichen und fremden Cultur nicht als Ausdruck der Eroberungslust und Ländergier, sondern des christlichen Bekehrungseifers betrachten. Hohe algerische Beamte, die Objectivität genug besitzen, die Verhältnisse zu durchschauen, die sich nicht durch den Schein täuschen lassen und sich nicht selbst belügen, müssen zugestehen, daß es nur des zündenden Funkens bedarf, um eine allgemeine Erhebung der algerischen Völker muhammedanischen Glaubens zu erzeugen. Und weil Tunesien viel angesehene Heilige besitzt, Kairowan und Tunis als Vororte des Islams in Afrika angesehen werden, sind manche Algerier schon seit lange der Ansicht gewesen, daß man Tunis Algerien einverleiben möchte. Tripolis ist in religiöser und materieller Hinsicht völlig bedeutungslos; Marokko ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um gefährlich zu werden und wird durch Spanien im Schach gehalten. Die Einnahme von Tunesien sichert also die Besitzungen der Franzosen in Afrika sehr wesentlich.

Frankreich hatte sich seit Jahrzehnten daran gewöhnt, Tunesien als seinen zukünftigen Besitz zu betrachten und hat dies auch ganz unverhohlen in literarischen Werken ausgesprochen; wenn es den gegenwärtigen Augenblick für die einleitenden Schritte benutzte, die nur in Folge des klugen Auftretens des Bey nicht gleich die letzten Consequenzen herbeigeführt haben, so waren außer allen vorher angeführten Gründen ferner auch noch die folgenden bestimmend. Zunächst gaben die Gährungen im Innern von Algerien Veranlassung, den eingebornen Stämmen die Macht der Republik ad oculos zu demonstriren. Ferner hat auch Italien seine Neigung für afrikanische Besitzungen in jüngster Zeit wiederholentlich der Art bekundet, daß Frankreich vielleicht fürchten durfte, wenn es nicht schnell zugriff, auf tunesischem Boden mit dem europäischen Nachbarn und Nebenbuhler in harte Berührung zu kommen. Die Entwicklung der orientalischen Frage, die Abtrennung großer Gebiete vom türkischen Reich, die Selbstständigkeitserklärung mehrerer Vasallen des Sultans, der vermeintliche Conflict mit Griechenland boten einmal ein Beispiel und zweitens eine leichte Abfertigung der nach allen Seiten hin engagirten Türkei, auf deren Einspruch man selbstverständlich gefaßt sein mußte. Mehrere Großstaaten haben sich an der Beute, die die Türkei darbietet, bereichert, weshalb sollte nicht Frankreich auch seinen Theil erhalten: speculirt doch Spanien auf Marokko, Italien auf Tripolis, England auf Aegypten!

Die Verhältnisse konnten in jeder Hinsicht nicht günstiger sein und überdies waren zwei stimmführende Mächte, Deutschland und Oestreich, wie es scheint auch Rußland gewonnen und hatten versprochen, nicht störend einzugreifen, da sie alle drei kein persönliches Interesse an Tunis haben, es sei denn das, dort bessere Zustände geschaffen zu wissen. Die an der Sache interessirten Mächte aber waren zur Zeit unvorbereitet und wurden durch die schnelle Action Frankreichs überrascht.

Ueber die Compensation für Elsaß-Lothringen können wir wohl stillschweigend hinweggehen, ein solcher Grund konnte nicht Veranlassung zu der in Frage stehenden Angelegenheit werden, ebensowenig wie der Gedanke, die Vortrefflichkeit der Heeresorganisation und Kriegsbereitschaft für alle Fälle zu zeigen. Daß das glückliche Resultat der tunesischen Expedition nun natürlich nach allen diesen Richtungen hin ausgebeutet werden wird, versteht sich von selbst; es gibt in dieser Hinsicht keine Ausnahme, der Erfolg stellt die erbärmlichsten Thaten in das vortheilhafteste Licht und heiligt sie, wie viel mehr einen Kriegszug, der ohne Blutvergießen so Großes eingetragen hat; darüber werden auch alle Vorwürfe vergessen, die vorher dem Kriegsminister gemacht wurden, darüber verstummen die Stimmen, die die Mangelhaftigkeit der Heeresorganisation an den Pranger stellten. Die kriegerischen Thaten, die Fähigkeit der dabei engagirten Generäle werden nun mit dem nöthigen Nimbus der Gloire umgeben werden, obgleich völlig objectiv betrachtet, diese „Thaten" nicht gerade einen sehr vortheilhaften Eindruck machen. Der lange Aufenthalt vor Tabarka, die völlige und absolut nutzlose Zerstörung des Fort würden unter andern Umständen beinahe als Indicien für eine geheime Convention zwischen dem Bey und der Republik, als eine Komödie gelten können, die man nur vor den Augen der Welt aufzuführen für gut fand.

Ob das Ansehn dieser glorreichen Kriegsfahrt das Ansehn der auswärtigen Politik Frankreichs sehr fördern wird, ist eine Frage, die man wohl verneinen darf.

Das Eine muß aber zum Schluß noch gesagt werden. So lange der Islam besteht, und er hat vermöge seiner dem Wesen der afrikanischen Völker angepaßten Natur dort ungleich mehr Chancen als das Christenthum in seiner jetzigen Gestalt, wird der Gegensatz gegen das letztere auch immer bestehen und sich hauptsächlich auch auf die europäische christliche Fremdherrschaft erstrecken. Und diese wiederum hat wenige Aussichten auf lange Dauer wenn sie sich nicht ebenfalls völlig den lokalen Verhältnissen entsprechend umgestaltet und mit den eingebornen Factoren in ganz andrer Weise rechnet, sie ganz anders behandelt und verwendet, als es in Algerien bisher geschehen ist.

Vor zehn Jahren.

Erinnerungen eines jetzt inactiven Offiziers, nach seinen Erzählungen aufgezeichnet von K. H.

(Schluß.)

IX.

Am 29. Januar 1871 besetzten wir nach der bekannten Convention (die Franzosen bestanden darauf, daß der Name Capitulation vermieden werden sollte) die Forts außerhalb der Stadtenceinte. Wir konnten uns von dem Zustande überzeugen, in welchen unsere Geschosse die am heftigsten beschossenen Forts versetzt hatten. Das Fort Issy war ein Trümmerhaufen umgeben von einem Erdhaufen. Unter dem letzteren hatten einige

*

noch betretbare Hangars und Hohltraversen der etwas über 1000 Mann starken Besatzung noch Schutz gewährt, die sie aber zuletzt um keinen Preis mehr zu verlassen gewagt hatte. Daher schlug uns aus diesen Räumen ein Geruch entgegen, der Jeden unwillkürlich drei Schritt zurücktaumeln ließ. Die Pocken hatten darin bereits zahlreiche Opfer gefordert. Dazu hörten diese Räume schon auf, absoluten Schutz zu gewähren. Die deckende Erde und Mauer war von unsern Granaten durchbohrt. Zwar hatte man die beginnenden Oeffnungen noch nothdürftig mit Erdsäcken verstopft, aber dies Mittel konnte nicht auf die Dauer schützen. Nach wenigen Tagen hätte, wie die französischen Offiziere sagten, die Besatzung das Fort geräumt.

Nicht alle Forts waren in so übler Verfassung. Der Mont Valérien prangte noch in jungfräulicher Schönheit. Es war unsererseits noch kein Schuß dagegen abgefeuert worden. Unsere Truppen rückten heran, um ihn zu besetzen. Aber die Besatzung war nicht Willens, ihn zu räumen, sondern machte Miene, auf unsere friedlich heranrückenden Infanteriemassen zu feuern. Ein entsetzliches Blutbad drohte diesen ahnungslosen Truppen. Da ging es an ein Parlamentiren. Der Commandant des Mont Valérien telegraphirte nach Paris und es stellte sich heraus, daß man dort vergessen hatte, den Mont Valérien von der „Convention" zu benachrichtigen. Nun zogen die französischen Truppen ab, nachdem sie in begreiflichem Aerger Möbel und Fenster der Kasernen des Forts zertrümmert hatten.

Nachdem die Forts besetzt waren, bestand unser hauptsächlichstes Geschäft in zwei Dingen, nämlich in der Uebernahme des abzuliefernden Armeematerials und in der Herstellung und derartigen Einrichtung der Forts, daß sie „Front gegen die Stadt" wirksam sein konnten.

Das erstere Geschäft ging glatt ab. Indessen es brauchte Zeit und Arbeit, denn die Pariser Armee lieferte 602 Feldgeschütze, 1200 Munitionswagen und 177,000 Gewehre ab (Generalstabs-Werk). Wer erinnert sich nicht, wie endlos ihm eine Artillerieabtheilung von 16 Geschützen vorkommt, wenn sie, in Berlin zum Exercieren marschirend, die Querstraßen der Friedrichsstraße sperrt, und wenn er mit Ungeduld auf den Augenblick wartet, wo der Weg wieder frei sei? In der Erinnerung hieran kann man sich eine Vorstellung davon machen, in wie endlosen Zügen die 1800 Fahrzeuge zu den Thoren von Paris herausmarschirten. Weit mehr Eindruck aber, als der Anblick dieser Massen, machte mir der Gesichtsausdruck der unglücklichen Offiziere, die dazu bestimmt, man kann sagen verdammt waren, uns diese schöne Artilleriemasse zu übergeben. Mit Verzweiflung im Herzen thaten sie, was befohlen war. Sie vermieden, wo es ging, uns anzusehen. Wir vermieden, wenn möglich, ihnen den Schmerz zu bereiten und sie anzureden, denn wir ehrten ihren Kummer. Die Meisten von ihnen, vielleicht gerade diese alle, waren brave, gute Offiziere, edle Patrioten, tapfere Krieger. Sie hatten weder am Krieg noch an der Niederlage Schuld. Eine rationelle Politik und Heerführung hätte ihnen unsterblichen Ruhm bringen können. Trotzdem sie ihre Pflicht gethan hatten, so gut wie wir Sieger, mußten sie jetzt diese schönsten Trophäen selbst ruhig und geschäftsmäßig in Massen dem Feinde übergeben, 600 Geschütze, und wenn sie davon im Kampfe ein einziges im Stich gelassen hätten, sie hätten das für die größte Schande gehalten. Wie mußten sie alle die Kameraden beneiden, die den Tod der Ehre auf dem Schlachtfelde gefunden hatten! Wir dachten uns in ihre Lage, und es schnitt uns ins Herz.

Außer diesem Material wurden noch 1362 Festungsgeschütze mit Lafetten und Protzen und 300,000 Geschossen den Forts entnommen und nach der Bestimmung des Kriegsministeriums verwandt und versandt.

Größer, weit größer noch als diese Arbeit war die Herstellung der Forts und ihre Einrichtung, um Front gegen die Stadt kämpfen zu können. Denn der Waffenstillstand dauerte bis zum 19. Februar Mittags 12 Uhr. Um diese Stunde konnte Frieden geschlossen sein, aber es konnten auch die Feindseligkeiten wieder beginnen. Es mußte daher um diese Stunde Alles wohl vorbereitet sein, um im letzteren Falle durch Uebermacht im kürzesten Kampfe die innere Stadt zu bewältigen. Die rückwärtigen Linien der Forts wurden daher durch Erdwälle geschlossen, angehängte Batterien verstärkten die Geschütze der Forts, und am 18. Februar standen circa 700 der schwersten Geschütze (davon $^2/_3$ französische aus den Forts) bereit, um mit lauter Stimme den Frieden zu predigen. Sie waren so aufgestellt, daß sie in Massen auf mehrere Thore zugleich gewirkt, dort den Wall binnen wenigen Stunden aus nächster Nähe weggefegt und die Stadt für unsere Truppen geöffnet hätten. Dazu gehörten kolossale Erdarbeiten, und man sah fortwährend 20,000 Soldaten, die eifrigst mit Spaten und Hacken in der Erde wühlten. Die Regimentsmusiken erheiterten sie dabei durch die schönsten Walzer und Polkas.

Mit Staunen und Schrecken sahen dies die buntgekleideten Einwohner von Paris (denn alle Bewohner, selbst die Kinder, trugen die Uniform der Nationalgarde), welche sich erst einzeln schüchtern, dann in Massen an die Demarcationslinien begaben und uns begafften. Noch mehr erstaunten sie aber über den Fleiß unserer Infanterie, mit der sie, sobald sie nicht in der Erde arbeitete, exercierte und einübte, was etwa hätte können in Vergessenheit gerathen sein. Wer von der Pariser Bevölkerung damals vom Bois de Boulogne aus an die Seine promenirte, der konnte auf der andern Seite des Flusses, auf den Promenaden an den Seiten der Chaussee St. Cloud-Suresnes-Courbevoye einzelne Mannschaften, Trupps zu drei Mann und mehr, unter einzelnen Unteroffizieren und Offizieren, sehen, wie sie im Chargiren, Marschiren, Bajonettiren geübt wurden. Die ganze eben genannte Chaussee war damit bedeckt. Seitwärts derselben aber ward tiraillirt, attaquirt und evolutionirt. Es war nöthig, denn mancher als Nachersatz angekommene Rekrut war nur nothdürftig ausgebildet. „Voilà ce qui Vous a fait vaincre," sagte mir ein Franzose. „Ceci c'est inoui chez nous. Nos soldats, victorieux, se mettraient à boire, mais pas à faire la théorie."

Auf der andern Seite konnten wir bei den Franzosen entsetzliche Bilder sehen. Die Lebensmittel waren zu Ende. Die Bevölkerung fing an zu hungern. Wenn nun auch mit dem Tage der Uebergabe der Forts der Stadt Paris erlaubt war, zu bestimmten Thoren und auf bestimmten Eisenbahnen ihren Proviant in die Stadt kommen zu lassen, und wenn auch die deutsche Heeresleitung, sobald die Capitulation wahrscheinlich ward, in Voraussicht des zu bekämpfenden Elends und aus Mitleid gegen die Masse von zwei bis drei Millionen hungernder Menschen hierzu Vorräthe bereit gestellt hatte, so konnte doch nicht gleich am ersten Tage der letzte Einwohner etwas erhalten, und Viele, sehr Viele darbten kümmerlich noch mehrere Tage. Der Verkehr der Verproviantirung, durch unsere Heeresleitung controlirt, war nur auf den in der Convention ausbedungenen Straßen gestattet, alle anderen waren abgesperrt. So durfte auch Niemand über den Pont de Neuilly. Da standen nun auf dem einen Ufer der Seine bei Neuilly die hageren verhungerten Gestalten der Bewohner von Paris, flehend und jammernd, pitié, pitié, pour la grâce de Dieu un morceau de pain. Es waren das aber nicht Bettler in Lumpen gehüllt, sondern augenscheinlich gut gekleidete Leute aus den besseren Ständen, Damen mit hungrigen blassen Kindlein auf den Armen, die in seidene Kleidchen angezogen waren. Unsere gutmüthigen Soldaten aber drängten sich von Courbevoye her an die Brücke, gaben ihr eigenes Brod, oder kauften solches und reichten es hinüber. In solchen Augenblicken aber wurden sie nicht barbares oder chiens de Prussiens genannt, wie vorher und nachher.

Da konnte man sehen, wie eine durch Hunger bezwungene Stadt aussieht, und wiederum wurde es mir klar, wie das fürchterlichste Bombardement im Vergleich hiermit eine Wohlthat genannt werden kann.

Es kam der 19. Februar, aber die Unterhandlungen waren noch nicht zu Ende. Der Waffenstillstand war verlängert. Endlich wurden die Friedenspräliminarien so weit festgesetzt, daß wir am 1. März in Paris einrücken und einen bestimmten Theil

von Paris besetzen konnten, bis die Nationalversammlung in Bordeaux den Frieden bestätigt haben würde.

Den Anfang zum Einmarsch in Paris machte eine Parade der einziehenden Truppen vom 6. und 9. Armeecorps und vom 2. bayrischen Corps auf dem Longchamps im Bois de Boulogne. Nach dem Vorbeimarsche marschirten die Truppen durchs Thor und den Triumphbogen die Champs-Elysées entlang. Es war ein eigenthümlicher Anblick, dieser prächtigste Theil der bekannten Metropole mit seinen Palästen, deren Fenster festgeschlossen nur die herabgelassenen Jalousien zeigten, hinter denen verstohlen dann und wann ein neugieriger Mädchenkopf zu sehen war, mit den Statuen, von denen diejenige weibliche Figur, welche Straßburg darstellte, in schwarzen Trauerflor gehüllt unsichtbar blieb. Die breite Straße war in der Mitte frei gehalten, rechts und links aber stand das Volk in Massen, alle Männer, einschließlich der Knaben, in Nationalgarden-Uniform. Ich sah auch Damen in denselben Farben. Es dünkte sich jede ein Mädchen von Saragossa. Gebeugt und niedergeschlagen sah Niemand mehr aus. Sie waren durch unser Mitleid wieder satt, also waren sie wieder übermüthig, diese unbedachten Pariser, die nur dem Eindruck des Augenblicks leben. Sie sahen uns trotzig und verwegen an, als ob sie uns besiegt hätten und wir ihre Knechte wären. Das kam uns kindisch und lächerlich vor. Ja sie unterließen nicht, gelegentlich ihre Witze über uns zu machen, und da diese meist gut waren, so lachten wir mit. Ein Offizier aus einem Stabe in meiner Nähe hatte Marineuniform.

Qu'est-ce-que c'est que ceci? — Mais c'est donc un marin. — Tiens, c'est l'amiral Suisse. — Und jubelnd schrie es durch die ganze Masse: „l'amiral Suisse!" Eine sehr hübsche junge Dame in Nationalgarden-Tracht streifte mein Pferd und sah mir keck ins Gesicht. Ich sah sie an, worauf sie mir die Zunge herausstreckte und sich umdrehend eine unanständige Geberde machte.

„Ah", sagte ich, „est-ce bien la fameuse grâce des Parisiennes?" Dadurch ward die Eitelkeit des Volkes so erregt, daß die Dame, von den Schimpfreden desselben begleitet, das Weite suchte. An andern Orten aber gingen die Witze in tobenden Lärm über. Ein bayrisches Bataillon sollte sogar am Weitermarschiren gehindert werden. Da riß dem Commandeur die Geduld, er ließ laden und anschlagen und sofort war die Straße von den Maulhelden gesäubert, ohne daß ein Schuß gefallen wäre.

Am 3. März fand, ebenfalls auf dem Longchamps, die Parade des Gardecorps und noch einiger anderer Truppen statt.

Die Garden zählten damals, einschließlich der Gardelandwehr, über 60,000 Mann, denn die Bataillone, nach den Verlusten durch Nachersatz auf den Kriegsfuß completirt, waren noch durch die genesenen und rückkehrenden Kranken und Verwundeten vermehrt und zählten jetzt weit über den Etat. Eine mehr als vierwöchentliche Ruhe bei guter Verpflegung und einem warmen Februarwetter hatte von den Gesichtern die Spuren der Strapazen des Feldzuges verwischt. Es blieben nur noch die von Sonne, Wind und Wetter gebräunten Antlitze mit jenem Ausdruck der Sicherheit, den das Bewußtsein vollbrachter Thaten verleiht. Die Uniformen waren aufs Beste wieder in Stand gesetzt und Knöpfe, Beschläge und Helme glänzten fleckenrein im hellen Sonnenschein. Am würdigsten sah die Gardelandwehr aus. Die Riesengestalten der Gardeinfanterie, wie man sie in Berlin und Potsdam sieht, nach zehnjährigem Aufenthalt in der Heimat fast noch gewachsen, mächtig breit geworden, im kräftigsten Mannesalter stehend, mit langen bis auf die Brust herabwallenden Bärten und den ernsten Blicken, schritten daher, ein Jeder wie der Kriegsgott selbst. „Ah mon dieu; quels géants que ces hommes-là?" hatte eine Dame erschreckt gefragt. — „C'est notre garde nationale, madame." — „Oh je vois bien, nous sommes perdus."

Ich habe unzählige Paraden in meinem Leben gesehen, aber solch eine musterhafte Parade, die einen so erhebenden Eindruck machte, doch nie für möglich gehalten.

Vor jeder andern Parade hört man in den Truppen Tadel über Unreinlichkeiten ꝛc. in allen verschiedenen militärischen und nicht militärischen Tonarten. Diesmal hörte man kein mißbilligendes Wort. Es war eben nichts zu tadeln. Ein jeder Soldat hatte sich die erdenklichste Mühe gegeben, um so gut als möglich zu erscheinen vor seinem Kaiser, und ihm zu zeigen, daß selbst der glorreiche lange Feldzug ihn nicht vernachlässigt habe. Bei anderen Paraden dauert es lange, bis die großen Massen genau und gut eingerichtet stehen. Bei dieser Parade kamen sie lautlos angezogen, man hörte nur die Commandoworte, und ein Jeder gab sich so viel Mühe und paßte so gut auf, daß im ersten Augenblicke die großen Massen so gut standen, wie sie kein Exerciermeister besser einrichten kann. Der Soldat soll, so besagt die Vorschrift, seinen Vorgesetzten frei, offen, ohne Furcht ansehen. Heute befolgten die Soldaten diese Vorschrift nicht nur pünktlich, sondern ihre Augen leuchteten ihrem Kaiser freudestrahlend entgegen, als er ankam, und das Hurrah donnerte aus der vollen Brust, die sich mehrfach schon für diesen Kaiser dem Tode preisgegeben hatte. — Beim Vorbeimarsch soll der Soldat frei, ohne Zwang, mit großem Schritt und in stolzer Haltung an seinem Vorgesetzten vorbeigehen, als ob er, wie jener Exerciersergeant instruirte, „100 Thaler in der Tasche hätte". Heute marschirte jeder Soldat vorbei, kühner, freier, freudiger und stolzer denn je, denn er hatte nicht nur 100 Thaler, sondern die halbe Welt in der Tasche, er fühlte sich als der mitwirkende Abgeordnete seines Vaterlandes, das er dem Kaiser hatte vertheidigen helfen.

Diese Parade bildete den Schluß der Besetzung eines Theils von Paris, denn die Nationalversammlung hatte den Frieden bestätigt, und danach hatten wir Paris wieder zu räumen; der größte Theil der Armee blieb aber auf dem rechten Ufer der Seine in der Nähe von Paris, bis die Ausführungsbestimmungen des Friedens festgesetzt seien. Die Forts des rechten Ufers der Seine blieben in unserer Gewalt. Wir wurden in weitläufige Cantonnements gelegt und in das Land nördlich von Paris viele Meilen weit vertheilt. Unser Kaiser und sein Hauptquartier kehrte nach der Heimat zurück, und der Kronprinz von Sachsen befehligte die in Frankreich zurückbleibende Armee.

Es schien also eine ereignißlose Zeit folgen zu sollen, bis die Friedensverhandlungen zu Frankfurt a. M. beendigt sein würden. Aber Frankreich, am allerwenigsten Paris, kann sich so lange nicht langweilen. Es sorgt schon für Abwechslung. Am 18. März erhob die Commune von Paris ihr Haupt. Die Socialisten bemächtigten sich der Stadt. Die Regierung zog sich nach Versailles zurück, und der Kampf begann.

Jetzt konnte Jules Favre einsehen, daß er bei dem Abschluß des Waffenstillstandes noch einen zweiten groben Fehler begangen hatte, außer dem, daß er eigensinnig darauf bestand, die Armee Bourbakis solle vom Waffenstillstande ausgenommen werden, wodurch sie dem Verderben überliefert ward. Denn er hatte durchaus vermeiden wollen, daß wir die ganze Stadt Paris am 29. Januar per Kapitulation besetzten. Hätte er das zugestanden, das erschöpfte Volk hätte im Januar nicht den geringsten Widerstand geleistet, wir hätten in Paris die Ordnung aufrecht erhalten, keine übeln Elemente in die Stadt gelassen, und im März der Regierung eine ruhige Hauptstadt übergeben. Statt dessen war Paris vom 29. Januar bis 3. März sich selbst überlassen. Die guten Elemente waren nach den politischen und militärischen Mißerfolgen und nach den ausgestandenen Entbehrungen einer Art von Apathie verfallen, welche die Internationale benutzte, um sich der Herrschaft der Gemüther zu bemächtigen. Freischaaren, Räuber und Mordbrenner, und was an Uebelthätern in Frankreich existirte, auch früher in Paris gelebt, aber die Gefahren einer Belagerung bei Zeiten vermieden hatte, Alles zog in diesen Wochen, in denen in Paris eigentlich gar kein Regiment bestand, massenhaft nach der Seinestadt, und bildete bald eine den Führern der Internationale zur Verfügung stehende Macht, welche zum Handeln drängte, denn ein Jeder derselben wollte bald seinen Vortheil finden und in Sicherheit bringen.

Kurz, der Kampf begann, und in Paris herrschte Anarchie.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, wie die Franzosen über Ausländer denken. Ein sehr gebildeter liebenswürdiger Franzose

aus den höchsten Ständen sagte mir: „Pourquoi ne marchez-Vous pas à Paris, pour y rétablir l'ordre.“ — „Mais nous ne sommes pas Vos Gensd'armes.“ — „Mais pourquoi ne pas sauver la première ville du monde?“ „Cela ne Vous couterait pas plus de 30,000 soldats et Vous en avez tant.“ —

Jetzt erst ward mir die französische Logik klar. Sie allein, die Franzosen, sind wirkliche Menschen. Alle andern Nationen sind Halbmenschen, die man schlachten kann, wie die Hammel, wenn es sich um das Wohl der einzigen Ganzmenschen handelt, namentlich um Paris, das allein die Welt ist. Nun ward mir erst der ganze Krieg, die ganze französische Politik erklärlich. Ich versehlte nicht, diesem Herrn zu bedeuten, daß wir keine Lust hätten, auch nur einen einzigen Soldaten für das Wohl der Franzosen zu opfern, sondern daß wir den Krieg aufgenommen hätten, um uns gegen die Franzosen zu schützen.

Bald nach dem Ausbruch der Unruhen in Paris erscholl ein Kanonendonner, der von Paris bis an die Küsten des Meeres bei Calais die Luft erschütterte. Es war eines Mittags Punkt 12 Uhr, als man in jedem Dorf dieses weiten Landes Geschützfeuer hörte, und dicht bei den feuernden Kanonen des einen Ortes hörte man den Donner rings in der Nachbarschaft. Erschreckt liefen die Bewohner des gebeugten Landes zusammen und fragten ängstlich, was es bedeute. Die Antwort gab ihnen Stiche ins Herz. Die Sieger feierten den Geburtstag ihres Kaisers und Königs. Es war der 22. März!

Die Friedensunterhandlungen fanden zwar am 10. Mai ihren Abschluß in Frankfurt a. M., aber wir verblieben noch in unsern Stellungen. Der Kampf in Paris war noch nicht entschieden, und wir blieben, blieben in Frankreich, durch eine merkwürdige Ironie des Schicksals als der Halt und Stützpunkt der Regierung des Landes, die eben mit uns im Kriege gewesen war. Sobald dieselbe eben so weit durch die zurückkehrenden Gefangenen der eigenen Armee gestärkt war (wir hatten deren ½ Million in Deutschland), daß sie den Angriff beginnen konnte, rückten wir sogar näher an die Hauptstadt heran, und schlossen sie hermetisch auf dem rechten Seineufer ab. Es würde hier zu weit führen, wollte ich den Verlauf der Ereignisse schildern. Es mag genügen, wenn ich einige Scenen erzähle, von denen ich Zeuge war.

Ich erwähnte schon, daß vom ersten Tage des Waffenstillstandes an unsere Thätigkeit der Detailausbildung unserer Mannschaft wieder zugewendet war. Sobald es sicher schien, daß die Waffen ruhen würden, wurde auch diese Ausbildung systematisch wie im Frieden betrieben. Da fanden denn im Mai Besichtigungen im Reiten und Exercieren statt, wie in den heimatlichen Garnisonen. Ich erlebte eine solche Besichtigung eines Vormittags auf dem Exercierplatz bei St. Denis. Während die Reiter galoppirten, Hiebe machten, Barrière und Graben sprangen, während die Rekruten marschirten und exercierten, während die Vorgesetzten kritisirten, lobten, tadelten, und angaben, was und wie zu vervollkommnen sei, donnerten die Kanonen, schnarrten die Mitrailleusen, knatterte das Infanteriefeuer, denn in nächster Nähe zerfleischten sich die Franzosen unter einander, als ob sie an dem zehnmonatlichen Kriege des Blutvergießens noch nicht genug gehabt hätten. Nach der auf diese Weise vielfach gestörten Besichtigung begaben wir Offiziere uns nach Enghien bei Montmorency, um dort Mittag zu essen in dem Hotel, dicht an dem malerischen See. Nach dem Essen gaben die Kapellen des 1. und 3. preußischen Garderegiments ein Gartenconcert, und die schöne Welt aus Versailles und Paris kam heraus, um friedlich bei einander zu promeniren und von den verhaßten Prussiens etwas Musik anzuhören. Ja noch mehr! Ein Omnibus hatte eine Menge Pariser aus Paris heraus zum Concert nach Enghien geführt. Die Pariser auf den Wällen hielten diesen Omnibus für ein der Regierung gehörendes Geschütz und hatten ihm Granaten zugesandt. Von den eigenen Freunden beschossen, hatte dieser Omnibus Todte und Verwundete gehabt. Das störte aber das Vergnügen der Uebrigen nicht. Als das Concert zu Ende war, fuhren wir nach der Höhe von Sannois und verfolgten von dort aus mit unsern Gläsern den Geschützkampf zwischen dem Mont Valérien und der französischen Stadtbefestigung bei Neuilly. Die Sonne ging unter und die Dunkelheit störte unsere Beobachtungen; also begaben wir uns nach St. Denis in die andere Komödie, die uns die Franzosen zum Besten gaben, denn allabendlich kamen die in Paris unbeschäftigten Bühnenkünstler, um sich wenigstens etwas zu verdienen, nach St. Denis heraus, wo die preußischen Offiziere der sämmtlichen benachbarten Cantonnements zusammenströmten, so daß die Künstler stets vor ausverkauftem Hause spielten. Wer ein Jahr vorher einen solchen Tag für möglich erklärt hätte, wäre bei uns ins Irrenhaus gesperrt worden.

Unsere Vorposten umschlossen die Pariser Stadtumwallung bis auf wenige hundert Schritt. Da waren wir Zeugen des Kampfes und der allmählichen Fortschritte der Truppen gegen die Communards. Unsere Soldaten nahmen natürlich im Herzen Partei für die regulären Truppen. Eines Tages sah man dicht vor sich einen Kampf auf dem Wall selbst. Eine Abtheilung regulärer Truppen machte eine kühne und geschickte Umgehung auf dem äußern Wall (die wir sehen konnten, während die Communards von ihr überrascht wurden) und nahmen so zwei feuernde Geschütze. Begeistert von diesem gelungenen Streich erstiegen eine Menge unserer Soldaten die Barrikade, welche an der äußern Grenze unsers Rayons die Straße sperrte, und brachten den französischen Truppen ein „Hurrah“ der Anerkennung. Die französischen Offiziere stiegen oben auf den Wall und grüßten dankend.

Ein andermal erregte eine rothe Fahne auf der nächsten Brücke über den Ourcqkanal in Paris den Zorn des bei Pantin auf Vorposten commandirenden preußischen Fähnrichs. Die Communards hatten sich nämlich bis über den Ourcqkanal zurückziehen müssen, ihre rothen Fahnen aber auf den Brücken aufgepflanzt, und mehre Male verbot das Feuer der Communards von der Butte Chaumont her und aus den nächsten Häusern den Truppen das Betreten der Brücke. Das Gefecht gestaltete sich zu einem nichts entscheidenden beiderseitigen Infanteriefeuer. Der Fähnrich lief den Kanal entlang auf dem ihn begleitenden Fußweg unter dem Wall der Festung in die Stadt, betrat die Brücke, ergriff die rothe Fahne, schwenkte sie gegen die Communards, salutirte damit gegen die Truppen, unter dem Kugelregen der Erstern und dem Hurrah der Letzteren, und trug die Fahne zum Andenken zu unsern Vorposten. Keine Kugel hatte ihn getroffen.

Die Hitze des Kampfes stieg von Tag zu Tag. Die Zerstörungswuth der Communards kannte keine Grenzen. Ueberall wurde Petroleum angewandt, um massenhafte Brände zu erzeugen. Eines Nachts waren die Flammen besonders hell. Eine große Menge der in ihre Behausungen wieder zurückgekehrten Landbewohner sammelte sich in der zwölften Stunde auf dem Bergvorsprunge, von dem aus man in Montmorency ganz Paris übersehen kann. Die Flammen leuchteten so hell, daß man bei ihrem Scheine die schwächsten Bleinotizen in den Brieftaschen lesen konnte, obgleich der Feuerherd in einer Luftentfernung von zwei deutschen Meilen von uns lag. Uns erfaßte ein Grausen über eine solche Verwüstung. Die leichtlebigen Franzosen aber sahen sich das Schauspiel an wie jedes andere, lachten und scherzten, und einer unter ihnen hielt eine große Rede über die Lösung der socialen Frage, verglich Proudhon mit Sokrates, der an der socialen Frage gestorben sei, weil er sie zu dumm angefangen, und schwatzte ähnlichen Unsinn mehr, unter dem schallenden Gelächter der Andern. Mir war, als sei ich in einem Tollhause, solchen Jubel zu hören Angesichts der fürchterlichen Schrecken, die über das Vaterland dieser fröhlichen Leute gekommen waren.

In den letzten Tagen des Monats Mai war der Aufstand niedergeworfen. Die Regierung war wieder Herrin von ganz Frankreich. Der mit ihr geschlossene Friede ward ausgeführt. In den ersten Tagen des Monats Juni wurden wir in die Militärtransportzüge verladen, die uns in ununterbrochener langsamer Fahrt binnen vier Tagen nach Berlin zurückbrachten.

Literatur und Kunst.

Franz Dingelstedt.

Eine persönliche Erinnerung.

Franz Dingelstedt ist am 14. Mai nach langen Leiden gestorben. Seine Freunde hatten dieses traurige Ereigniß längst vorhergesehen; sie wußten, daß die Krankheit, gegen die er zum letztenmal im vergangenen Jahre in Karlsbad Heilung gesucht hatte, eine tödtliche war.

Es kann nicht meine Absicht sein, die schriftstellerische und dramaturgische Thätigkeit des Dahingeschiedenen noch einmal schildern zu wollen, nachdem vor nicht langer Zeit in diesen Blättern, wie in „Nord und Süd" eine sehr umfassende Charakteristik Dingelstedts als Dichter und Leiter des Hofburgtheaters aus der feinen und geistvollen Feder Siegmund Schlesingers erschienen ist. Ich darf aber auch nicht schweigen, wenn ich gegen einen Freund, dem ich für Vieles zu tiefem Dank verpflichtet bin, nicht undankbar sein will, darf es um so weniger, als Dingelstedt selbst mich in einer jener scherzhaften Aeußerungen, hinter denen oft ein grausiger Ernst sich versteckt, dazu aufgefordert hat und wiederholt darauf zurückgekommen ist, daß ich ihm einen Nachruf schreiben solle. Als er mir heute vor fünf Jahren — es stimmt auf den Tag — am 20. Mai sein Bild schickte, schrieb er auf die Rückseite:

An Paul Lindau,
den glücklichen Verfasser meines künftigen Nekrologs in der „Gegenwart".

Wenn Ihr mich (möglichst spät) begrabt,
Laßt dies auf meinem Steine lesen:
Er hat Zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen.

Wien 20. Mai (Nivose) 1876. Franz Dingelstedt.

Die Ueberschrift über diese schönen Verse, die den Inhalt des nun abgeschlossenen Daseins vielleicht wahrer und erschöpfender bezeichnen, als es der gewissenhaftesten Studie eines Dritten gelingen könnte, ist meine Legitimation und bezeichnet zugleich den einzigen Standpunkt, auf den ich mich zu stellen habe: den rein persönlichen. Ich darf daher auch wohl hoffen, daß man mich nicht der Unbescheidenheit zeihen wird, wenn ich auf diese Weise genöthigt bin, an der Seite von Franz Dingelstedt hier zu erscheinen.

Unsere Beziehungen waren bis zum Winter des Jahres 1874 nicht die angenehmsten gewesen. Ich hatte kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus Paris im Berliner Schauspielhause die Bearbeitung des Beaumarchais'schen Lustspiels „Figaros Hochzeit" von Dingelstedt gesehen, und einige Zeit darauf war mir dieselbe in Buchform (Bibliographisches Institut, Hildburghausen) zu Gesicht gekommen. Die Erinnerung an die Aufführung desselben Lustspiels im Théâtre français, wo es Wort für Wort so gegeben wird, wie es geschrieben ist, und wo es in seiner ursprünglichen Gestalt die vollste und reinste Wirkung auch heute noch erzielt, war in mir ungetrübt geblieben. Jene deutsche literarische Specialität, die man „Bearbeitungen" nennt, war mir damals noch etwas Fremdes, und ich vermochte deren Nothwendigkeit nicht einzusehen. Ich war daher aufs Aeußerste erstaunt und aufgebracht über die Nonchalance, mit welcher der jüngere Dichter den älteren behandelte, wie er pietätlos an dem klassischen Lustspiele herumwirthschaftete, Scenen umstellte, Wichtiges und Schönes beseitigte, Eigenes hinzudichtete ꝛc., und ich sprach meine Meinung über diese Art der Bearbeitung in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" sehr unverhohlen aus.

Dieser Aufsatz erregte Dingelstedts lebhaften Unwillen und er ließ in einem Brief an einen gemeinsamen Freund einen sehr boshaften und geringschätzigen Passus über meine Kritik einfließen. Der gemeinsame Freund hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als mir den betreffenden Satz in wortgetreuer Abschrift zur Verfügung zu stellen.

Das unfreundliche Verhältniß zwischen uns wurde durch die Begründung des Wiener Stadttheaters noch gefestigt. Die Aufführung meiner ersten Stücke an der dortigen Bühne entfremdete mich dem Leiter des Hofburgtheaters immer mehr. Gleichwohl hatte ich in der Zwischenzeit einmal die Veranlassung, in meiner Eigenschaft als Redacteur der „Gegenwart" an Dingelstedt heranzutreten. Bei der Ausführung des Planes: in der „Gegenwart" eine Reihe von Selbstbiographien aus der Feder unserer angesehensten Schriftsteller zu veröffentlichen, mußte ich mich natürlich auch an Dingelstedt wenden. Ich sandte ihm die gedruckte Einladung ein, und Dingelstedt antwortete darauf:

28. März 1874.

Ihr Anerbieten ist so verführerisch, geehrter Herr, daß ich es mit der stereotypen Phrase: „zu viel zu thun", nicht abzuweisen vermag. Allein, wie Sie dasselbe nur bedingt gestellt, nehme ich es nur bedingt an. Wenn Sie zwölf Literaten zusammenbringen, die „Ja" sagen, werde ich den dreizehnten abgeben. Sie lassen mir mit der Arbeit eventuell bis zum Herbste Zeit, da ich sie während der Sommerferien machen möchte. Wie? werde ich aus den bis dahin wohl schon ausgestellten Stücken Ihrer wohlausgesonnenen Galerie sehen.

Hochachtungsvoll

Ihr
ergebener
Fr. v. Dingelstedt.

In den nächsten Monaten vollzogen sich nun im Wiener Theaterleben starke Veränderungen. Laube, an den mich die Gefühle persönlicher Dankbarkeit und persönlichen Vertrauens gefesselt hatten, trat von der Leitung des Stadttheaters zurück und ich konnte somit über mein neues Stück, „Ein Erfolg", das ich dem damaligen Regisseur des Burgtheaters, Dr. Förster, vorgelesen hatte, frei verfügen. Förster reichte das Lustspiel ein, und ich erhielt unmittelbar darauf den folgenden Brief:

Wien, 3. October 1874.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, meine Glückwünsche zu Ihrem neuen Lustspiel und den Dank des Burgtheaters für dessen Zuwendung. Ich habe das Stück gleich nach meiner Rückkehr gelesen und trotz meiner specifischen Abneigung gegen die Bühne auf der Bühne sehr wirksam gefunden. Daß dasselbe die Censur passirt hat, ausgeschrieben ist und zur Austheilung bereit liegt, wissen Sie wohl schon. Soweit wäre denn dieses „Geschäft" unter, — das erste, beileibe nicht das letzte, — in schönster Ordnung, und es erübrigt nur, daß Sie den Revers vollziehen und zurücksenden. Worauf dann meine geziemende Einladung an Sie zur Taufe der Lindauischen Erstgeburt im Burgtheater rechtzeitig erfolgen wird.

Mit bestem Gruß

Ihr
ergebener
Fr. v. Dingelstedt.

Dem gestrengen Chefredacteur der „Gegenwart" meinen Respect, und das aus England fast fertig mitgebrachte Manuscript harre nur noch einer letzten Durchsicht, um an Wohldenselben abzugehen. Bisweilen komme ich mir selbst noch langweiliger in meinem Spiegelbilde vor als meine Vorgänger in Ihrer Galerie!

Man wird noch sehen, wie dieser, von Dingelstedt im März des Jahres 1874 angekündigte und im October desselben Jahres als fast fertig bezeichnete Aufsatz als Seeschlange durch die ganze Correspondenz sich zieht. Als er endlich nach so und so vielen Jahren fertig ist, — erscheint er in einem andern Blatte.

Nach diesem letzten Brief schien es mir, als ob die Verstimmung Dingelstedts gegen den Verfasser der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" so ziemlich verflogen sei. Gutes Muthes trat ich die Reise zur ersten Aufführung des „Erfolgs" nach

Wien an, und gutes Muthes begab ich mich, nachdem ich noch durch Abgabe meiner Karte dem Director des Burgtheaters meine Ankunft gemeldet hatte, auf die Bühne, um der Probe beizuwohnen. Ich hatte mich gründlich getäuscht. Dingelstedt, dem ich durch Sonnenthal vorgestellt wurde, empfing mich mit einer so eisigen Förmlichkeit, mit einer so unnahbaren Vornehmheit, daß ich ganz aus der Fassung kam. Nachdem er noch einige Aeußerlichkeiten angeordnet hatte, ersuchte er mich mit einer unnachahmlichen Handbewegung, an dem kleinen Regietische ihm gegenüber Platz zu nehmen. Die Decoration des ersten Actes war gestellt. Links der Schreibtisch; auf diesen hatte Sonnenthal als Regisseur die schöne Kolossalbüste Molières von Houdon stellen lassen. Dingelstedt warf kritische Blicke um sich; als er den Molière sah, rief er Sonnenthal zu:

„Adolf, wer hat denn den Molière dahin stellen lassen?"

Sonnenthal antwortete, daß dies auf seine Veranlassung geschehen sei.

„Haben Sie den Dichter gefragt," fuhr Dingelstedt mit dem boshaftesten Ausdrucke fort, „ob ihm die Nachbarschaft auch nicht unangenehm ist?"

Es blieb mir nichts Anderes übrig, als mich dumm zu stellen; ich erwiderte, es genire mich gar nicht, da dieselbe Büste auch auf meinem Pulte stehe.

„Wenn es den Dichter nicht genirt," fuhr Dingelstedt, immer in derselben malitiösen Weise fort und das Wort „Dichter" jedesmal mit dem Ton der gröbsten Injurie aussprechend, „so können wir anfangen."

Die Probe begann. Bei irgend einer Stelle machte ich mit leiser Stimme eine unbedeutende Bemerkung, die lediglich für Dingelstedt, der jetzt die Probe leitete, bestimmt war. Sofort klopfte Dingelstedt auf und rief den Schauspielern mit voller Stimme zu:

„Bitte, meine Herrschaften! Der Dichter hat eine Bemerkung zu machen."

Die eintretende Stille brachte mich geradezu in Verlegenheit; denn ich hatte in der That nichts irgendwie Wesentliches zu sagen. Ich constatirte also den Irrthum, und Dingelstedt versetzte:

„Wenn der Dichter nichts zu bemerken hat, so können wir ja fortfahren."

Man kann sich meine Stimmung denken. Derselbe Scherz wiederholte sich noch einmal. Natürlich verharrte ich von nun an in tiefstem Schweigen. Als der erste Act zu Ende war, trat ich auf Dingelstedt zu und bat ihn um einen Augenblick Gehör. Wir traten bei Seite, und ich sagte ihm, daß ich die Reise von Berlin nach Wien unter der Voraussetzung gemacht hätte, auf den Proben wenn auch nicht zu nützen, so doch Freude zu haben, und daß ich zu meinem Bedauern bemerke, wie diese Voraussicht sich nicht erfülle; daß es ihm, als dem Gebieter des Burgtheaters, eine Kleinigkeit sei, mir Unannehmlichkeiten zu bereiten, und mir den Spaß zu verderben, — dessen sei ich mir wohl bewußt. Wenn er also fortfahre, die Verstimmung, die der Verfasser der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" hervorgerufen habe, den Verfasser des „Erfolg" fühlen zu lassen, so würde ich die Probe einfach verlassen, um mir und ihm alle weiteren Unannehmlichkeiten zu ersparen. Dingelstedt nahm diese Erklärung viel freundlicher auf, als ich erwarten mußte. Er sagte mir, es freue ihn, daß ich von den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" gesprochen habe, da er für nöthig halte, daß diese Sache einmal zwischen uns zur Sprache käme. Er wolle jetzt nicht darauf eingehen; übrigens befände ich mich im Irrthum, wenn ich ihm animose Absichten zuschriebe; er habe in der That angenommen, daß ich irgend welche scenischen Bemerkungen für die Schauspieler hätte machen wollen.

Vom zweiten Act an war Dingelstedt ein anderer. Er unterließ alles Sticheln, und seine sachlichen dramaturgischen Bemerkungen waren sammt und sonders eben so scharfsinnig wie geistreich. Er hörte meine Vorschläge mit Interesse an, bekämpfte sie, wenn er sie nicht billigte, und führte sie aus, wenn sie ihm richtig erschienen. Kurz und gut, im Verlauf der Probe bildete sich ein freundliches Zusammenarbeiten heraus, das mir die größte Freude gewährte. Nach Schluß der Probe legte er seine Hand gemüthlich auf meine Schulter, nannte mich Paulus, lud mich zum Kaffee ein und war überhaupt die Artigkeit selbst.

Diesen Charakter haben unsere Beziehungen bis zur letzten Stunde beibehalten. Der erste Brief, den ich nach meiner Rückkehr in Berlin empfing, zeigt die Wandlung zum Gemüthlicheren am besten.

Wien, 24. December 1874.

Am heutigen Feiertage darf ich mir wohl den Luxus, Ihnen, lieber Lindau, den Rebus eines Autographs vergunnen. Ausdrücklich bemerkt: ohne Reciprocität; mit Ausnahme des Lindau tout-court, Dingelstedt tout-long. Als Christkindel post festum schicke ich Ihnen beiliegend den Ernteberich über Ihren „Erfolg". Sie sehen, daß weder Hartmanns Eintritt für Sonnenthal noch die schlechte Theaterzeit vor Weihnachten das Stück geschädigt haben. Fortsetzung wird folgen. Eine Aufführung für den 16. dieses Monats ging leider verloren durch einen jugendlichen Fehltritt der G....., nicht auf dem Pfade der Tugend, sondern auf dem nicht minder steilen Garderobetreppchen des Burgtheaters. Jetzt zittre ich vor einer Störung durch die ..... deren petite santé eine Schneeverwehung am Semmering und ein Gastspiel in Graz durchaus nothwendig machte. „Wie Gott will, ich halte still" — und fest am „Erfolg". Ihr Erfolg wäre nicht vollständig, wenn ihm die Schlagschatten fehlten; Sie werden noch oft und noch lang für denselben büßen müssen. Was Sie aber nicht abhalten, sondern im Gegentheil antreiben soll, recht bald mit einem neuen Stücke zu kommen, für welches Sie dem Burgtheater das jus primae noctis zugesagt haben. Ich erinnere daran, damit ich Ihre Unterschrift nicht „Faul Lindau" lesen muß, wie sie fast aussieht. Ueber „Arria und Messalina" haben Sie wohl durch Briefe und Zeitungen Nachricht. Sie wissen, wie die Wolter mit ihrer wunderbaren Schöpfung sich an die Seite der Schröder und der Rettig gesetzt hat, auf einen festen Platz in der Kunstgeschichte.

Für die Nummer der „Gegenwart" mit Vischers Leben besten Dank. Mit dem meinigen hat's wohl Zeit. Es läuft Ihnen nicht davon. Eher mir! — Im Mai werden wir selbander Landhäuser und Luftschlösser bauen, doch hören wir noch von einander, ehe wir uns wiedersehen.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

der Ihrige

Fr. v. Dingelstedt.

Nachdem wieder einige Monate vergangen und Dingelstedt den nunmehr vor Jahresfrist in Aussicht gestellten Aufsatz noch immer nicht geschickt hatte, erinnerte ich ihn wieder daran. Darauf schrieb er:

Wien, 26. April 1875.

Es ist sehr liebenswürdig, daß dem „jungen Tischlermeister" die Leimsiedereien eines vom Geschäft längst zurückgetretenen Altgesellen gefallen. Aber, theuerster Gegenwärtiger, von Ihrer „Gegenwart" bleibe ich Vergangener besser fern. Unser Verhältniß muß propper sein. Mein Bildniß sollen Sie haben, sobald eine neue Auflage fertig ist, an die demnächst gedacht werden soll. Gelegentlich der Jubiläen bin ich wieder einmal nicht ausverkauft, sondern ausverschenkt worden. Da Sie mir die Wahl des Formats wohl überlassen, so sende ich mich Ihnen in Lebensgröße, deswegen in drei Lieferungen: Kopf, Rumpf, und Fortschrittsbeine, die Arme auf den Rücken gebunden, wie es sich für einen Theaterdirector ziemt.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

Fr. v. Dingelstedt.

Dingelstedt spielt in diesem Briefe auf das bekannte Heine'sche Gedicht an: „Der Ex-Nachtwächter":

Mißgelaunt, sagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarstrand,
Und zu München an der Isar
Ward er Schauspiel-Intendant. . .

Ex-Nachtwächter, Stundenrufer,
Fühlst du nicht dein Herzerglühn?
Rege dich am Isarufer,
Schüttle ab den kranken Spleen!

Deine langen Forschrittsbeine,
Heb sie auf zu neuem Lauf —
Kutten grobe, Kutten feine,
Sind es Kutten, schlage drauf!

Jener aber seufzt, und seine
Hände ringend er versetzt:
„Meine langen Fortschrittsbeine
Sind europamüde jetzt.

Meine Hühneraugen jücken,
Habe deutsche enge Schuh!
Und wo mich die Schuhe drücken
Weiß ich wohl — laß mich in Ruh'!"

Im Hochsommer überbrachte mir Dingelstedts Sohn den nachfolgenden Brief:

Scheveningen, den 3. August 1875.

Lieber Lindau,

Als mein jüngster Freund in Berlin haben Sie das Recht, meinen Sohn, den Lieutenant von Dingelstedt, bei seinem Berliner Debut zu protegiren, zu dirigiren, zu surveilliren ꝛc., das heißt: Sie sollen ihn weder einladen noch einführen, wozu er nicht die Zeit hat, viel weniger Sie, sondern ihm nur die Theater zugänglich machen, was Ihre Mittel erlauben, die seinigen erheischen. Man ist nicht umsonst Lieutenant in Oesterreich, wenn auch fast umsonst. Wollen Sie außerdem als sein Moltke oder Benedek mit einem Plane helfen, Berlin in achtundvierzig Stunden kennen zu lernen, so werden Sie ihn und mich zu höchstem Danke verpflichten.

Treulich

Ihr

Fr. v. Dingelstedt.

(An den Rand geschrieben:)

Tausend Grüße verstehen sich am Rande.

Nach einem Jahre erkundigte ich mich wieder einmal nach dem Aufsatze und that, als ob ich sehr böse wäre. Darauf erhielt ich folgenden Brief:

Wien, 20. Mai 1876.

Ich glaube so wenig an Ihren Redacteurzorn, lieber Saule-Paule, wie Sie an meine Mitarbeiter-Untreue. Doch will ich nicht unterlassen, Ihnen das gewünschte Portrait zu überschicken, zu welchem Sie sich die Brillanten hinzudenken mögen.

Treulichst, eiligst

Ihr

Fr. von Dingelstedt.

Wenige Wochen darauf war das fünfundzwanzigjährige Dienstjubiläum des Herrn von Hülsen, zu welchem Dingelstedt als Vertreter der Wiener Hoftheater selbst erschienen war. Allen Theilnehmern des Festes ist der Eindruck, den das Auftreten Dingelstedts hier machte, unvergeßlich geblieben. Dingelstedt konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und er hatte hier seine allerliebenswürdigsten Saiten aufgezogen. Er war ein wahrer charmeur, wie die Franzosen sagen. Sein Wesen hatte etwas Fascinirendes, seine Liebenswürdigkeit war ganz unwiderstehlich. Wenn man ihm gegenübertrat mit einer Beschwerde, die sachlich so begründet war wie nur möglich, in wenigen Minuten war man entwaffnet, war er der Herr der Situation. Man war von dem verführerischen Wesen dieses ungewöhnlich begabten Mannes ganz gefangen. Sein Organ hatte etwas so ungemein Melodisches, Wohlklingendes, das, was er sagte, war in der Form so vollendet, durch die Mischung von Humor und Ernst so überaus fesselnd, das Auge konnte so treu und bieder blicken, dabei war in der ganzen Gestalt etwas so Vornehmes, daß man sich ihm immer, wenn auch anfangs widerstrebend, schließlich doch ganz unterordnete; daß ihn nach einem solchen Austausch ein jeder mit dem Gedanken verließ: Andern gegenüber mag er's vielleicht weniger gut meinen, mir gegenüber ist er sicher der aufrichtigste Mensch gewesen! Hier, gelegentlich des Hülsen'schen Jubiläums, wirkte er schon bei der officiellen Feier durch sein imponirendes Aeußere sehr vortheilhaft. Als der sehr große, kräftig gebaute Mann hervortrat, im vollen Schmucke seiner zahlreichen und hohen Orden, entstand lautlose Stille, und der in wunderlichem Curialstil gehaltene Anfang seiner Ansprache brachte eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Dieser Anfang lautete — ich glaube den Wortlaut noch heute verbürgen zu können — so:

„Seiner Kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät erster Oberstthofmeister, der Geheimrath, Kämmerer und oberste Leiter der Kaiserlich-Königlichen Hoftheater, mein durchlauchtigster Chef, Fürst Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, hat mich mit dem Vertrauen zu beehren die Gnade gehabt, Eurer Excellenz die Glückwünsche des Kaiserlich-Königlichen Hofoperntheaters und des Kaiserlich-Königlichen Hofburgtheaters zu überbringen."

An diesen feierlichen Anfang schlossen sich eben so feierliche Worte der Beglückwünschung. In diesem Augenblicke war Dingelstedt eben nur kaiserlicher Beamter, war Hofrath vom Scheitel bis zur Sohle und bis zum Schluß der officiellen Feier gab er diese Haltung nicht einen Augenblick auf.

Wie umgetauscht war er bei dem Festessen. Da fühlte er sich als Mensch, da durfte er es sein. Da entzündete die mit herzgewinnendem Ton vorgetragene gemüthvolle und geistreiche Ansprache die vollste Begeisterung. Der Toast auf die Familie des Jubilars, auf die „Hülsenfrüchte", wie er sie nannte, war ein wahres Meisterstück.

Aber noch menschlicher und noch gemüthlicher zeigte er sich in den kleinen Privatgesellschaften, die ihm zu Ehren von seinen Berliner Freunden, von Schriftstellern und Verlegern gegeben wurden. Da streifte er den Hofrath und den wegen seiner schriftstellerischen und dramaturgischen Verdienste frisch erworbenen Edelmann gänzlich ab; da war er der einfache liebenswürdige College, der kosmopolitische Nachtwächter von ehedem, da beanspruchte er keinen Titel und wandte in seinen eigenen Worten keine an. Da nannte er die Schriftsteller bei ihren Vornamen, wenn er sie anredete, vertauschte das übliche „Sie" gegen das cordialere „Ihr" und verstieg sich, wenn er irgend etwas ganz Intimes zu sagen hatte, auch zu dem noch vertraulicheren „Du". „Kinder," sagte er zu wiederholten Malen, „ich bin durch meine jetzige Stellung angewiesen, in vielen Kreisen zu verkehren, in denen der Schriftsteller ein fremder Gast ist und immer bleibt. Bin ich aber einmal wieder unter Euch, dann fühle ich doch, wie tief der Schriftsteller noch immer in mir wurzelt, und unter Euch fühle ich mich noch immer am wohlsten." Da nahm er den Einen oder den Andern bei Seite und gab ihm guten Rath. Und seine Stimme hatte einen so merkwürdigen Klang, daß man davon gerührt, ja ergriffen werden konnte. Er bezauberte alle Welt, und wenn er die Gesellschaft verließ, so summte es in allen Ecken des Zimmers ihm nach: „Es ist ein ganz ungewöhnlicher, ein bestrickender Mensch."

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Paul Lindau.

Alarcons „Niño de la Bola“.

Reisende mögen sich noch so viele Mühe geben: von fremdem Volksleben sehen sie immer nur die eine Hälfte, das was ihnen anders erscheint als das zu Hause Gewohnte; einheimische Schriftsteller dagegen haben keine Veranlassung das zu schildern, was ihren Lesern allbekannt und geläufig ist. Aber es gibt Ausnahmen von dieser Regel, Schriftsteller, deren glänzende Einbildungskraft und reiches Erzählertalent sich nicht damit begnügt, einen gewöhnlichen Roman zu schreiben, sondern die ihre Verwickelungen sich von dem Hintergrunde einer Sittenschilderung ihres Vaterlandes abheben lassen. Mit einer der vorzüglichsten Ausnahmen, einem von Meisterhand entworfenem Gemälde andalusischer Sitten, haben wir es hier zu thun.

Am ersten Sonntage des April findet alljährlich in einem Kirchspiele einer andalusischen Provinzialstadt eine große Feierlichkeit statt. Nach einer feierlichen Messe am Vormittage wird Nachmittags das Bild des Knaben (nämlich Christusknaben) mit der Weltkugel von der mit seiner Verehrung sich beschäftigenden Brüderschaft aus der Pfarrkirche nach einer Kapelle getragen, und dort ein neuer Majordomus dieser Cofradia gewählt. Am Nachmittage des folgenden Tages findet dann ein öffentlicher Ball vor dem Altare des gefeierten Heiligenbildes unter freiem Himmel statt. Hierbei hat das Publicum vollständige Freiheit zu verlangen und mittelst einer Verloosung (diese uns fremde Art der Lotterie heißt spanisch rifa, italienisch riffa) oder Subhastation durchzusetzen, daß irgend eine Dame mit irgend einem Herrn tanzt oder nicht tanzt, und nachher von ihm einen Kuß erhält oder nicht erhält. Bei dieser Festlichkeit wird nämlich der echte, unverfälschte Fandango getanzt, der mit einem unerläßlichen Kusse für jedes Paar endigt. Wer nun nicht wünscht, daß der von einem Andern gewünschte und bezahlte Tanz zur Ausführung kommt, muß der Brüderschaft oder deren Heiligen eine größere als die zuerst gebotene Summe Geldes geben. Dadurch kommen bedeutende Summen für den Cultus des betreffenden Bildes zusammen.

Um diese merkwürdige Sitte, die Alarcon in den eben angeführten Worten beschreibt, dreht sich der ganze Roman. Der Vorgang selbst ist zwei Male in Alarcons Buche, aber so geschickt geschildert, daß sich nichts wiederholt, und man beide Male dieselbe Sache mit Vergnügen liest. Glänzend ist besonders die Beschreibung der Procession, ihres blumenbedeckten Weges, des Benehmens der Zuschauer und des Alles bestrahlenden andalusischen Himmels.

Ein vornehmer Bürger der Stadt geräth, durch die Ausgaben, die ihm seine Theilnahme an dem spanischen Freiheitskriege verursacht, in Schulden und in die Hände eines Wucherers. Das Haus desselben brennt ab, man glaubt es von seinen Schuldnern angesteckt, der Edelmann rettet, um sich von diesem Verdachte zu reinigen, seine eigenen Schuldverschreibungen aus dem brennenden Gebäude, und stirbt in Folge der Brandwunden. Seine Besitzungen werden verkauft, der Wucherer kauft sie für zwei Millionen Realen, während seine Forderungen drei Millionen betragen. Der Sohn des Edelmannes, Manuel Venegas, bleibt mittellos zurück und wird von einem Priester erzogen. Die Rache, die er dem Feinde seines Hauses geschworen hat, muß der Liebe zu der Tochter des Wucherers weichen, der nichts von einer Aussöhnung und Verbindung wissen will.

Gegen das Romanhafte läßt sich viel einwenden. Der Vater Manuels brauchte sich gar nicht in das brennende Haus zu stürzen, er konnte, trotzdem seine Schuldverschreibungen verbrannt waren, die Forderungen des Wucherers als valide anerkennen: dann war derselbe Zweck erreicht. Aber gegen diese natürliche Einwendung würde Alarcon sogleich das aufs Krankhafte angespannte Ehrgefühl des Edelmannes geltend machen. Er legt großes Gewicht darauf, daß die Einwohner das Stadt, wie er sagt „getaufte Mauren“ sind, daß Alles noch so in der Stadt ist, wie vor der Eroberung, wie denn der Fandango bei der vorher erwähnten Festlichkeit zum Klange maurischer Instrumente getanzt wird. Vor Allem aber ragen Manuel und sein Vater in die Jetztzeit herein wie Don Quixote unter seinen Zeitgenossen als Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit dastehend von dem Dichter geschildert wird. Alarcon läßt die Venegas von maurischen Fürsten abstammen und Manuel steht in der wilden Leidenschaftlichkeit seines Charakters, in dem starren Festhalten an einem unbeugsamen Ehrbegriffe allein unter den Bewohnern seiner Vaterstadt, wenn auch der Dichter großes Gewicht darauf legt, daß die Lebhaftigkeit ihrer andalusischen Einbildungskraft, zum Wunderbaren und Aberglauben geneigt wie sie ist, das Romanhafte der Erzählung zum Theil erst ermöglicht.

Der Knabe verliert nach dem schrecklichen, plötzlich und ungeahnt über ihn hereinbrechenden Unglücke der Verwaisung und Verarmung die Sprache. In dem Hause des Priesters lernt er die Verehrung des in der Kirche desselben befindlichen Heiligenbildes, des Christusknaben mit der Weltkugel. Der in seinem Blute schlummernde Fanatismus erwacht, er wird ein glühender Verehrer des von ihm in ganz heidnischer Weise geliebten Bildes, die Kräfte seiner Seele erwachen aus ihrem Schlafe, er gewinnt die Sprache wieder. Dieses Verhältniß zu dem Heiligen ist mit unübertrefflicher Meisterschaft und vollständiger Objectivität geschildert. Es war nicht allein, sagt der Dichter, fanatische Anbetung, Verehrung, Liebe — es war eine Liebe, wie die eines Bruders, eines Unterthanen; eine Mischung von Vertrauen, Anbetung und Beschützung, wie sie etwa die Mütter großer Männer gegen ihre ruhmreichen Söhne empfinden. Es war der ehrfurchtsvolle, zärtliche Schutz, den der starke Krieger dem jungen Fürsten gewährt, es war Identificirung des eigenen Selbst mit dem Gegenstande seiner Verehrung, es war froher Stolz, wie der, den man über sein Eigenthum empfindet. Man hätte denken können, jenes Bild stelle sein eigenes tragisches Geschick dar: seine edle Abkunft, seine frühe Verwaistheit, seine Armuth, seine Leiden, die Ungerechtigkeit der Menschen, die Einsamkeit, in der er zurückgeblieben war, ja vielleicht die Vorahnung künftiger Leiden. Für ihn gab es weder Gott noch die Jungfrau Maria, weder Heilige noch Engel, sondern nur das Kind mit der Weltkugel ohne Zusammenhang mit irgend einem religiösen Geheimniß, sondern nur für sich allein, in der Manuel gegenwärtigen Gestalt, mit seinen schönen Zügen, seinem Kleide von Goldbrokat, seiner Krone von falschen Steinen, seinem blonden Haupte und der blauen Weltkugel in der Hand, über welcher sich ein silbernes, vergoldetes Kreuz erhob, zum Zeichen der Erlösung der Welt.

Dies war der Grund (und hieraus erklärt sich der seltsame Titel des Buches) warum man in der Stadt anfing, Manuel mit dem sonderbaren Namen des Knaben mit der Weltkugel zu bezeichnen. Die größte Uebertreibung, sagt ferner Alarcon, die man in jener Stadt und ihrem Gebiete zu gebrauchen pflegte, um die Kraft und den Muth eines Mannes zu bezeichnen, besteht darin, daß man sagt: der fürchtet selbst den Knaben mit der Weltkugel nicht.

Die Gestalt Manuels, des Helden des Romans, bekommt durch eben diese Stellung etwas stark Romanhaftes. Freilich ist dasselbe durch die oft von dem Verfasser betonte Racenmischung, aus der sich so viele seltsame Gegensätze spanischen Lebens erklären, gemildert, sein Held in die Mitte eines uns so wunderbar erscheinenden Volkslebens gestellt, und im tiefsten Grunde seines Wesens mit den innersten, historischen Wurzeln desselben verwachsen. Aber dieses romantische, von einer Liebesgeschichte nun einmal unzertrennliche Element, so geschickt es auch von dem Verfasser motivirt und so maßvoll es auch verwendet ist, thut ihm doch einen gewissen Zwang an: er kann bei seinem Helden seiner Gabe urwüchsigen, liebenswürdigsten, feinsten Humors nicht so die Zügel schießen lassen, wie er gern möchte, und wie es ihm zum Beispiel in dem Sombrero de tres picos (der Dreimaster) mit fast allen seinen Figuren in unnachahmlicher Weise gelungen ist. Bei der Manuel gegenüberstehenden Figur dagegen, dem Pfarrer, der den verwaisten Knaben zu sich nimmt und erzieht, schränkt ihn nichts ein. Diese echte Figur wahrsten Volkslebens ist mit Meisterhand und der liebenswürdigsten Laune gezeichnet. Er beschreibt den Priester als mit allem Aberglauben und aller

Unbildung behaftet, die er ihm nach Lage der Sache geben konnte, aber dabei durch Adel der Seele und natürlichen Verstand seiner Aufgabe, zum Gegengewichte gegen die Leidenschaftlichkeit seines Helden zu dienen, auf das Vollkommenste gewachsen. Gerade daß er ihn als ungebildet, unfähig Lateinisch zu lernen, unwissend in der Theologie schildert, ist ein Meisterzug. Denn hierdurch bekommt er Gelegenheit, die reine Menschlichkeit und edle Einfalt eines ganz volksthümlichen Charakters ohne alle fremde Beimischung darstellen zu können, und entgeht der großen Gefahr, theologisch argumentiren zu müssen.

Diese Gestalt ist mit einer wahrhaft erschreckenden Naturwahrheit geschildert. Die rein romanischen Völker kennen jene sentimentale Art der Betrachtung dessen, was die Religion als heilig angesehen wissen will, wie sie den Germanen eigenthümlich ist, absolut nicht. Daß es bei einer kirchlichen Handlung nicht schicklich sei, z. B. zu schnupfen, würde ein italienischer oder spanischer Priester schwerlich je zu begreifen im Stande sein. So läßt denn auch Don Trinidad Muley — diesen maurischen Namen gibt der Verfasser dem Priester, wie er denn mehrfach daran erinnert, daß er auch im Aeußeren etwas stark Maurisches habe — bei einer Procession die Träger der Bahre, auf welcher das Heiligenbild steht, um welches sich die ganze Erzählung dreht, so zur Schnelligkeit antreiben, daß die ganze feierliche Procession ins Laufen kommt. Ebenso naturwahr ist der grobe — wenn auch niemals gemeine — Aberglaube des Pfarrers. Als er wünscht, daß das Heiligenbild ein Wunder thun soll, ruft er aus: „Was würde es diesem Kindchen jetzt für Mühe kosten, meinem Pflegesohne die Arme zu öffnen, wie er sie einst dem heiligen Antonius von Padua geöffnet hat?“ Als aber doch kein Wunder erfolgt, tadelt er sich selbst wegen seines unbescheidenen Verlangens, und ruft endlich gar aus: „Du hast ganz Recht, lieber Knabe! (niño mio) Du hast ganz Recht darin, mir nicht zu gehorchen!“

Die weitere Entwickelung der Fabel ist in kurzem folgende. Manuel, der, in allerdings sehr romanhafter Weise, Geld erworben hat, bietet bei dem erwähnten Balle darauf, mit der Tochter des Wucherers tanzen zu dürfen. Dieser überbietet ihn, und wirft endlich dem wüthenden Liebhaber die Schmähung ins Gesicht, er sei ihm noch eine Million schuldig. Manuel versetzt, er werde sie erwerben, droht Jedem, er werde ihn tödten, der sich, während er abwesend sei, um das Geld zu erwerben, erfrechen sollte, um die Geliebte zu freien, verläßt die Stadt und kommt aus dem Fabellande nach acht Jahren richtig mit der geforderten und noch einigen anderen Millionen zurück, um sein Wort wahr zu machen.

Einer der glücklichsten Gedanken des Verfassers ist der, der romanhaften Färbung seiner Erzählung die eigene Ironie, womit er dieselbe betrachtet, gegenüber zu stellen. Er legt dieselbe in den Mund einer vornehmen Dame aus Madrid, welche die ganze Entwickelung wie ein Drama ansieht und auf das Freimüthigste kritisirt. Freilich hütet er sich sehr wohl, sie ihr kritisches Messer an den verwundbarsten Theil seines Fabelkörpers, die Erwerbung des Reichthums, legen zu lassen.

Aber trotz der großen, unleugbaren Schwäche in diesem Theile der Verwickelung wird die Sache nicht lächerlich. Mit großer Kunst hat der Verfasser diesen ganzen Gesichtspunkt in einen etwas nebelhaften Hintergrund gestellt, so daß unser Blick mehr auf den handelnden Personen haften bleibt und nicht recht dazu kommt, den leichten Erwerb der Millionen genau zu betrachten. Und reichlich wird dieselbe aufgewogen durch wirkliche Schönheiten positiven Charakters. Wahrhaft rührend ist zum Beispiel die Schilderung des Augenblickes, in welchem der Verbannte nach achtjähriger Abwesenheit, von der Sierra herunterreitend, auf den letzten Ausläufern des Gebirges Halt macht, und die Sonne hinter der Ebene Andalusiens unter den Horizont sinken sieht. Hier, bei der Schilderung des Blickes auf seine Vaterstadt, erhebt sich der Dichter zu wahrer poetischer Schönheit, obgleich bekanntlich nach den festen Grundsätzen neuester Pedanterie den romanischen Völkern das Naturgefühl vollständig abgeht, wie denn auch offenbar die Vorliebe der Römer gerade für die schönsten Punkte Italiens aus diesem Mangel zu erklären ist.

Zurückgekehrt findet er die Geliebte natürlich verheirathet, will ihren Gatten seinem Schwure gemäß ermorden, wird jedoch durch die Bitten des Priesters erweicht, verzeiht Allen und verläßt die Stadt.

Der Kampf zwischen diesen beiden Gestalten ist mit großer dramatischer Lebendigkeit geschildert, die feinen Nüancirungen der Charaktere auf das Vortrefflichste durchgeführt. Aber das dramatische Interesse erreicht doch erst nachher durch einen neuen Zug seinen Gipfel. Manuel hat am Morgen des Tages, an dessen Nachmittage der Ball, auf dem zu erscheinen er vor acht Jahren geschworen hatte, stattfinden soll, die Stadt verlassen. Da wird ihm ein Brief seiner einstigen Geliebten nachgeschickt, in dem sie ihm die Fortdauer ihrer Liebe gesteht und ihn auffordert, nicht abzureisen. Aber das, worauf sie hinaus will, ein heimliches Verhältniß oder eine Entführung, kommt dem Manne unbeugsamer Ehre auch nicht einmal in den Sinn: er reitet zurück und nimmt sie offen, vor aller Welt, auf dem Balle für sich in Anspruch. Hier steht der Dichter auf der Höhe seiner Kunst. Daß bei dem Helden des Romans die stärkste Leidenschaft seines Lebens auch nicht im Gedanken und für einen Augenblick zu trennen ist von der Sorge für den Glanz seines Namens und die Bewahrung seiner unbefleckten Ehre, dies erweckt für ihn erst das rechte Interesse. Aber der Dichter hat in diese Handlungsweise noch einen tieferen Gedanken hineingelegt: jede wahre Leidenschaft zeigt den ganzen Menschen und ist nicht zu trennen von seinem allgemeinen Charakter; er offenbart sich in ihr ebenso wie in jeder andern Handlung. Und so kann auch Manuel seiner Leidenschaft nur insoweit nachgeben, als seine sonstigen sittlichen Eigenschaften es zulassen. Aber auch der Gegensatz hierzu ist vorzüglich durchgeführt. Als echte Frau kann Soledad den Charakter Manuels nur zur Hälfte verstehen: wie die Liebe bei einem solchen Manne sich äußern muß, ist ihr unverständlich. Sie will ihn wieder an sich fesseln, aber die Tochter des Wucherers kennt nur die Liebe, was die Ehre ist, weiß sie nicht.

Gerade hierin liegt der Hauptreiz des Romans. In diesen beiden Gestalten stoßen zwei Welten auf einander, die sich nie vereinigen werden, nähern sich zwei Pole, die sich stets abstoßen müssen. Der Form nach gehen am Ende der Erzählung beide Liebenden unter, aber in Wahrheit hat Manuel gesiegt. Die Kräfte, die in ihm lebendig sind, führen ihn dem Tode entgegen, aber sie lassen ihn seine Natur nicht verändern. Die Tochter des Wucherers wird mit den verführerischesten Farben geschildert, sie kann nicht erreichen, daß Manuel auch nur einen Augenblick sich selber untreu wird.

Wer in diesem Romane, so zu sagen, europäische Sitten und Anschauungen zu finden denkt, wird sich vollständig enttäuscht finden. Es ist Alles spanisch: wie der Held noch die andalusische Jacke und keinen Rock trägt, so hat Alles den Stempel ausgeprägter Nationalität. Die beiden Liebenden wechseln in dem ganzen Romane kein Wort! Die ganze Entwickelung in ihren sämmtlichen Phasen spielt hauptsächlich, zum Theil ganz, auf der Straße: an allen Leiden und Freuden der beiden Helden nimmt die ganze Stadt, die von Allem auf das Genaueste unterrichtet ist, den lebhaftesten Antheil. Daß sein Held uncivilisirt, ja ein halber Wilder ist, hebt der Dichter mehrfach hervor: aber gerade solche Verhältnisse schildert er besonders gern. Unübertrefflich ist in dieser Beziehung eine der letzten Scenen, in welcher der Held gezwungen wird, mit der Kokette aus Madrid in dem Augenblicke zu tanzen, in welchem die Gewalt der unbezwinglichen Leidenschaft ihn treibt, sein Geschick zu erfüllen: der Gegensatz der Natur zur leeren Formenwelt hohlster Civilisation ist auf das Meisterhafteste dargestellt.

Daß dies Alles dem Dichter in so ausgezeichneter Weise glückt, dazu sind ihm zwei Eigenschaften vor Allem behülflich: erstens eine Kenntniß des Lebens seines Vaterlandes in allen seinen Höhen und Tiefen, eine so absolute Herrschaft über dieses ganze Material von Eindrücken, Kenntnissen, Erfahrungen und

Beobachtungen, daß ihm der Leser augenblicklich sein Vertrauen schenkt und stets seiner Sache völlig gewiß ist, hier keine erlogenen, gemachten Verhältnisse kennen zu lernen, sondern nur das, was sich jeden Augenblick ereignen kann, weil es aus dem innersten Leben des Volkes geschöpft ist.

Zweitens unterstützt ihn eine seltene Herrschaft über die Sprache. Die Haupteigenschaften des Spanischen der guten Schriftsteller, körnige Einfachheit, schlagende, die Sache auf den Kopf treffende Ausdrücke, ein gewisser wohlthuender Mangel an affectirten, conventionellen Redewendungen, die besonders das Französische so mancher moderner Schriftsteller oft unerträglich werden läßt — über alle diese Eigenschaften verfügt Alarcon in hervorragendem Maße.

Wie sehr die conventionellen, europäischen Romangestalten dieser Erzählung fehlen, sieht man recht an der Gegenüberstellung des Helden und des Geldmannes. Manuel und sein Vater sind die Repräsentanten des aus starker Mischung mit dem semitischen Element der Mauro-Araber hervorgegangenen andalusischen Volkscharakters. Diese Mischlingsrace hat die großmüthigen Instinkte, die Gleichgültigkeit gegen das Geld, die edele Einfalt, die lebhafte Einbildungskraft einer höher begabten, aber in dem Kampfe um das Dasein der zäheren und gemeineren Race unterliegenden Volkskraft. Der Wucherer aber ist nicht etwa ein Jude, wie man nach üblicher Romantaktik erwarten sollte, sondern ein Riojaner: er und Andere kommen nach Adalusien, um ihr Glück durch die Künste des Gelderwerbes und der Industrie zu machen, aus la Rioja, dem fruchtbaren Thale zwischen Burgos, Soria und Alava, in Alt-Castilien, dem Lande, dessen Bewohner am stolzesten von allen Menschen auf Erden auf ihr reines unvermischtes Blut und den alten Adel ihres Volkes sind.

Der Bildungsgang Alarcons macht begreiflich, daß er den ganzen Umfang spanischen Lebens beherrscht. Im Jahre 1830 in Guadix, einer Stadt von etwa 11 000 Einwohnern, geboren, erst zum Priester bestimmt, dann als Journalist nach den verschiedensten Richtungen hin thätig, als Freiwilliger am Kriege in Afrika im Jahre 1858 theilnehmend, dabei verwundet und auf dem Schlachtfelde mit einem Orden geschmückt, eine Zeit viel in der großen Welt zu Madrid verkehrend, seit 1853 wiederholt Abgeordneter und mitten im politischen Treiben stehend — hat er alle Seiten des Leben praktisch kennen gelernt.

Die maurische Stadt aber, die er mit so rührender Liebe, so genauer Kenntniß und so glänzender Anschaulichkeit schildert, ist eben seine Vaterstadt Guadix; wie die Venegas, so hat seine eigene altadelige Familie ihr Vermögen in dem Freiheitskriege verloren; wie sein Held, erhielt auch er eine priesterliche Erziehung: daher kommt der unbeschreibliche Stempel der Wahrheit, der auf all seinen Schilderungen in diesem Romane ruht.

E. Hardt.

Italienischer Journalismus.

Von Woldemar Kaden.

(Schluß.)

Wenn das am grünen Holze geschah, was sollte am dürren geschehen, im heiligen Rom? Finsterniß deckte auch hier die Erde zur Zeit der französischen Revolution, und die Buchdruckerkunst war den Herren der Kirche noch immer die verhaßte schwarze Kunst. Zwar existirte noch das Eingangs erwähnte „Diario di Roma“, wie die „Notizie del Giorno“, auch hatten sie nur den Namen von Zeitungen und dienten als Somnifera. Nur für kurze Zeit störten diesen Schlaf die Zeitungen der ersten Periode der französischen Revolution, die „Gazetta di Roma“, die zum „Monitore di Roma“ wurde, das „Campidoglio“ (1809), das „Giornale politico del Dipartimento di Roma“ (1812). Einige Zeit danach verfiel die römische Presse wieder in die alte Lethargie, nur einige literarische und artistische Blätter erschienen. Schwerlich auch vermißte der Römer politische Zeitungen, sein Schlaf war tief. Erst 1831 erwachte er wieder für kurze Zeit, um etwas politische Nahrung, die ihm in einigen französischen und englischen Zeitungen über die Grenze geschmuggelt wurde, zu sich zu nehmen. Aber die eigentlich neue Aera des römischen Journalismus begann erst bei dem Erscheinen des „Contemporaneo“ — erste Nummer 13. December 1846 —, man verlangte fortan eine freiere Regung der Presse. Der „Contemporaneo“ wurde bald Organ der extremen Partei, doch verstand er es, seine radicalen Tendenzen unter dem Schleier der Mäßigung zu verbergen. Er hatte großen Erfolg, und dieser, der Fortschritt der revolutionären Bewegung, sowie das päpstliche Edict, das die Censur mäßigte, ließen auf römischem Boden bald eine Unmasse von Journalen und Journälchen hervorschießen, literarische wandelten sich in politische um. So geschah es z. B. mit dem „Fanfulla.“ Auch viele humoristische Blätter entstanden, unter ihnen als vorzüglichstes der „Don Pirlone.“ Andere humoristische waren, und der Curiosität wegen mögen ihre Titel hier stehen: La Bifana — Il Biricchino — Il Casotto dei Burattini — Il Cicerone — La Conversazione di alcuni giovani — La Concordia — Il Cassandrino vero — Il Cassandrino repubblicano — Il Nipoto di Cassandrino — Il Don Ciccio — Il Diavolo zoppo — Il Diavoletto — La Donna bizzarra — La Democrazia — La Frusta — Un Giornale senza titolo — La Lanterna magica — Il Lanternino del Diavolo — Il Minimpippo — Il Mentore — I Misteri di Roma — Il Nimico del Diavolo zoppo — Il Pallon volante — Il Pappagallo — Il Rozantino — Il Somaro — Lo Scontento — Il Tevere — La Torre di Babele — Il Tedesco — La Voce di un Popolano — La Voce del Campidoglio u. v. a. Man sieht, wie leicht man auch hier aus einem Extrem ins andre fiel. Es wurde zu dicht gesät, sie erstickten sich gegenseitig. Ungezählte Zeitungen gab es von allen Farben und Schattirungen; ein großer Federkrieg ward entfacht, wo statt Blutes Tinte in Strömen floß.

Als Geheimzeitungen circulirten noch vor 1847—48 die „Amica veritas“, die „Voce della Verità e della Giustizia“, die „Frusta“, die „Misteri della Polizia“, die „Sentinella dei buoni cittadini“ u. a. Ueberhaupt wurde in keinem Lande wie in Italien soviel Unfug mit den klandestinen Journalen getrieben, die klandestine Presse war thätiger als irgendwo, und waren ihre Erzeugnisse meist schlecht, so hatte sie doch das Verdienst, die kommenden Ereignisse, in Rom das Jahr 49 vorzubereiten, das, so unglücklich es ausfiel, doch den Keim späterer Ereignisse in sich barg.

Die französischen Truppen zogen in Rom ein, und wie die römischen Moccoli am letzten Carnevalstage verlöschten alle jene Publicationen mit einem Mal; ein Verbot traf sie alle, nur sehr wenige erhielten die Erlaubniß, ihre Publicationen fortzusetzen, unter ihnen der „Contemporaneo“, der in seiner Nummer vom 13. Juli 1849, nach einigen Tagen der Suspension, schrieb: „Mit obrigkeitlicher Genehmigung nimmt der „Contemporaneo“ seine Publicationen wieder auf. Die Raison der Waffen hat den Franzosen gewonnen Spiel gegeben, und wir, indem wir das Vergangene dem unbestechlichen Gericht der Geschichte überlassen, unbefleckt von sklavischer Lobhudelei wie feiger Beschimpfung, werden versuchen, unsre Leser von dem, was geschieht, zu unterrichten. Während des Belagerungszustandes werden wir Polemiken vermeiden, obschon wir unser Journal immer als Freund der Ordnung und des Fortschrittes werden erscheinen lassen, wie es sich denn als solchen seit seiner Begründung gezeigt. Das Programm der französischen Occupation enthält die Rückkehr des H. Vaters nach Rom, mit allen Garantien der bürgerlichen Institutionen. Wie das geschehen kann und wie es geschehen wird, wissen wir nicht. Die Zukunft liegt nur zu sehr in dichtestes Dunkel gehüllt.“

Die Redaction hatte recht. Nach zwei Tagen wurden alle Zeitungen mit Ausnahme des einzigen Giornale di Roma verboten und hinzugefügt, daß alle andern Journale sequestrirt und die Redacteure mit der vollen Strenge des Gesetzes gestraft werden würden. Dieser unleidliche Zustand dauerte bis 1870. Erst die Kanonen von Porta Pia erweckten auch die todte Presse wieder zu fröhlichster Auferstehung. Alles war vorbereitet, und mit einem Schlage, am gleichen Tage, an dem die

italienischen Truppen in die neue Hauptstadt einzogen, erschienen die „Libertà“, die „Gazzetta del Popolo“, die „Capitale“, der „Romano“, die „Tribune“ u. a.

Aehnlich ging es in den Provinzen, die, so lange sie unter dem Dominium Petri standen, nur zahme fromme Wurstblättchen gehabt hatten.

Wie man in Rom pfiff, so tanzte man in Neapel, und an der gleichen Krankheit wie der römische, litt auch der napolitanische Journalismus. Schon die ältesten napolitanischen Gazzetten von 1481 vegetirten nur, auch von den Blättern der französischen Revolutionsperiode ist hier durchaus nichts zu erzählen. Erwähnt sei nur, um zu zeigen, wie die Dinge standen, der „Monitore napolitano“, an dem Eleonore Fonseca-Pimentel schrieb, die bekanntlich dieses Kapitalsverbrechens wegen zum Tode verurtheilt ward. Auch nach dem Falliment der parthenopäischen Republik, von 1806—15, gab es kein politisches Blatt, als das officielle, das nach der Rückkehr der Bourbonen zum „Giornale delle Due Sicilie“ ward. Dasselbe nahm auf ein Jahr der Hoffnung, 1820—21, den kühnen Titel „Giornale costituzionale delle Due Sicilie“ an, während Garibaldis Dictatur hieß es „Giornale di Napoli“. In jener kurzen constitutionellen Hoffnungszeit erschienen noch der „Imparziale“, der „Carteggio delle Ombre“ (Briefwechsel der Schatten) und die „Minerva napolitana“, aber eine nur ephemere Existenz war ihnen beschieden.

Nachdem die Constitution, in der man auch ein ganz klein wenig Preßfreiheit versprochen, aufgehoben worden war, mußten auch die Zeitungen verschwinden, und erst 1830 wagten sie sich schüchtern wieder ans Licht. Da gab es denn den „Omnibus letteraria“ und den „Omnibus pittoresco“, das „Poliorama pittoresco“ und den „Lucifer“, die, möchte man sagen, schon in ihrem Titel ihre Hinfälligkeit zeigten. Kräftiger war der „Progresso“, der als der rechtmäßige Nachfolger der eben unterdrückten Florentiner „Antologia“ angesehen ward, deren Mitarbeiter zum „Progresso“ übergingen. Gegen 1840 gründete Mancini „Le Ore solitarie“ — Einsame Stunden — eine gute Rundschau, die bis 1847 dauerte. Danach entstand in Cosenza (Calabrien) der vorzüglich redigirte „Calabrese“, in welchem der Professor Padula, unter dem Vorwand, Land und Leute zu schildern, seine freiheitlichen Ideen verbreitete, wodurch dieses Blatt zum Organ der calabresischen Bewegung wurde. Alle diese Zeitungen bewegten sich auf dem literarischen und wissenschaftlichen Felde, denn von Politik öffentlich zu sprechen in einer Zeit, wo man an diese nicht einmal denken durfte, war absolut unmöglich, war gewisser Untergang. In diesem Sinne wagte man also den „Salvator Rosa“, „La Moda“, die „Rivista Napolitana“ und das „Museo di scienze, lettere ed arti“ zu publiciren.

Dazwischen gab es natürlich eine Menge geheimer Zeitungen, und sie waren es, die Pioniere der Freiheit, die den 1845 beginnenden eigentlich politischen Journalismus vorbereiteten. Die Geheimpresse hauptsächlich war es, welche die Constitution vom 29. Januar 1848 mit erringen half. Die erste Zeitung, die öffentlich für dieselbe eintrat, war „Il lume a Gas“ (das Gaslicht), nach der Constitution vermehrten sich diese dem Fortschritt und der Neuzeit huldigende Blätter ganz außerordentlich. An der ersten Zeitung dieser revolutionären Periode, dem „Nazionale“, arbeiteten die glühendsten und kühnsten napolitanischen Patrioten, die diesem folgende „Costituzione“ trug schon freimüthig das Motto an der Stirn: „Unità, Libertà, Indipendenza“. Ferner sind zu nennen der „Tempo“, der „Mondo vecchio e nuovo“, der „Arlecchino“, die „Libertà“, der „Indipendente“, der „Lampo“ und der „Tuono“ — der Donner, der alle Augenblicke verboten ward und dann unter immer verändertem Titel, bald als „I Tuoni“, „Che tuoni!“ (welcher Donner!), „Oh Tuoni“ u. s. w. erschien. In den Provinzen totale Windstille, außer in Calabrien regte sich da kein „Blättchen“.

Die bald sich einstellende Reaction vernichtete die eben aufschießende Zeitungssaat Neapels, und die Redacteure, die am Golfe, außer den Strafinseln, keine bleibende Stätte mehr hatten, gingen ins Exil, wenn sie nicht vorher schon festgemacht wurden. Dem Regierungsjournal schnitt man das süße Epitheton „constitutionell“ ab, das es sich bisher zweimal als Deckmäntelchen gegen das Revolutionsfieber umgehängt hatte. So blieb es bis 1855 fein still im Königreich Neapel und nur von da ab erhoben sich gebeugte Häupter wieder. Bis 1859 erschienen, erst leise, nach und nach aber lauter auftretend: der „Truffaldino“, die „Rondinella“, das „Diorama“, der „Tornese“, der „Palazzo di Cristallo“, der „Nomade“ und der „Campanello“. Kurz vor 1860, und zwar während der glücklicherweise sehr kurzen „constitutionellen“ Regierung eines Franz II., kamen dazu die „Opinione nazionale“, die „Nuova Italia“ und die „Patria“.

Das regste Leben aber begann nach Proclamation der Dictatur, das Feld lag offen und wurde überflüssig bebaut. Damals entstanden der „Pungolo“, der „Nazionale“ — von Bonghi gegründet, später nach Turin übersiedelnd —, das „Napoli d'Italia“, „Roma“, „L'Italia“ — redigirt von dem berühmten Literarhistoriker Luigi Settembrini, später von dem ebenso tüchtigen Francesco de Sanctis — und eine Menge anderer, die zumeist wegen Mangel an Ueberfluß von Abonnenten zu Grunde gingen.

Aus Sicilien schrieb Stahr im Jahre 1845, daß die Augsburger Zeitung allein das geistige Hungertuch bildet, an welchem die nach Theilnahme an dem Leben und der Bewegung des fernen Vaterlandes sich Sehnenden nagen, und daß auch diese nur mit schweren Geldopfern zu haben sei. Wie unsern Deutschen erging es den sicilianischen Franzosen und Engländern, noch schlimmer den Einheimischen. Galt schon die Kunst des Lesens als Verbrechen, so wurde Zeitungslesen als ein Staatsverbrechen angesehen. Sicilien hatte nie ein eigenes journalistisches Leben. Machte ja einmal Jemand den Versuch, mit Tinte und Druckerschwärze Politik zu treiben, so geschah es in der Weise, daß er die Personen und Dinge der alten Geschichte heraufbeschwor und auf diese die verblümten Schatten der Gegenwart oder seine kleinen modern-politischen Blendlaternen-Streiflichter fallen ließ. Zumeist hielt man sich streng auf literarischem und wissenschaftlichem Boden, wer aber gute Augen hatte und zwischen den Zeilen zu lesen verstand, der fand genug schüchterne Allusionen auf die Hoffnungen der Zukunft. 1848—49, so wie die der andern italienischen Staaten, zeigte auch einmal die sicilianische Presse eine Thätigkeit, wie sie dieselbe auch in den späteren und jetzigen günstigen Zeiten nie mehr aufgenommen hat. Der bekannte Crispi gründete in Palermo, inmitten der Barricaden, mit der Büchse auf dem Rücken, den „Precursore“ — Vorläufer —. Gleichzeitig und ebenda erschienen die „Indipendenza“, die „Lega“, die „Democrazia Italiana“, der Cittadino“, die „Falce“ — Sichel —, die „Luce“, die „Costanza“ u. v. a. Uebrig blieben nach der Restauration von allen diesen nur die „Cerere“, das officielle Journal Siciliens, und die „Armonia“, ein ultramontanes Blatt. Viele Todte erweckte zwar die Expedition von Marsala, jetzt hatten sie aber nichts zu thun, als den neuen Zustand zu bestätigen, und führen in der Gegenwart ein etwas schattenhaftes, stiefkindliches Leben.

So wären wir im Geschwindschritt durch Paradiso und Inferno zur dritten Periode des italienischen Journalismus gelangt, zur „Nuova vita“ desselben. Kein „nihil obstat“ eines Censor Theologus oder Politicus wird mehr verlangt, die Preßfreiheit wohnt nicht mehr allein auf der Marmorbrust des römischen Pasquino und Marforio, sie wurde durch das piemontesische Gesetz von 1860 ein Eigenthum aller annectirten Länder, und plötzlich flatterten hundert und tausend Zeitungsblätter, politische Vögel aller Farben, satirische Fledermäuse und zänkische Sperlinge um die Dächer und Fenster leerstehender Herrscherthrone, flatterten um den Vatican, um die exclusiven Wohnungen grollenden Adelsstolzes, wie um die Bürgerhäuser und Hütten. Bald nahm der italienische Journalismus den Platz ein, den ihm heutzutage Niemand mehr bestreitet. Eine Liste der jetzt erscheinenden Zeitungen würde mehrere Spalten füllen, es genüge, daran zu erinnern, daß in Italien jetzt 1454 Zeitungen und

Zeitschriften erscheinen. Wenn der italienische Journalismus trotzdem noch immer weit hinter dem anderer Länder zurückbleibt, wenn es noch keinem politischen Journal gelungen ist, sich ganz Italien zu unterwerfen, wie etwa der „Times" England, was man bei einer Eisenbahnfahrt durch Italien ersehen kann, wo an jedem Bahnhofe immer andere Blätter feilgeboten werden, so ist Ursache davon der immer noch herrschende Regionalismus und der Mangel an den nöthigen Mitteln. Alle Zeitungen bleiben in ihrer Region, und mit nur wenig Ausnahmen hat man im italienischen Journalismus daran gedacht, die kleine Politik von der großen, die Parteischarmützel von der nationalen Politik zu trennen oder zu unterscheiden. Genau so geht es in der Literatur, in den Wissenschaften und Künsten, die doch gewiß dem Parteihasse fern stehen sollten, auch hier verlangt man das politische Glaubensbekenntniß. Wer nicht der Clique angehört, muß viel leiden und kämpfen, um sich hörbar zu machen, sich eine Bahn zu brechen, und wird doch am Ende todtgeschwiegen oder niedergelacht. Die Polemik ist gar zu sehr en vogue, und wer die versteht, sei es auch mit geringer Wissenschaft und Bildung, hat er nur etwas Firniß, zeigt er nur ein gewisses Geschick im Schreiben, hat er etwas Verve, wird der Journalist des Tages sein. Es gibt leider nur sehr wenige Journale, die von zahlreichen tüchtigen Kräften unterstützt, von einem einzigen großen Geiste inspirirt und dirigirt werden. Auch das Annoncenwesen, der Nervus rerum unserer Journalistik, beschränkt sich in Italien auf die „quarta pagina", die vierte Seite, stärker ist in Italien keine Tageszeitung, wo nichts als Geheimmittel und — Seifen angeboten werden.

Die Circulation des Gedankenlebens, an dem man die moralische Kraft eines Volkes, die Intensität seines politischen Lebens, wie seiner bürgerlichen Tugenden ermessen kann, zeigt sich am deutlichsten in der Zahl und dem Werthe der Journale. Wenn wir daher erfahren, daß in Rußland, mit 70 Millionen Einwohnern, das Hauptblatt, der noch dazu officielle „Messager" nur eine Auflage von 15,000 hat, daß aber der englische „Daily Telegraph" eine von 170,000, der „Standard" 140,000, die „Daily News" 90,000 hat, daß es in den Vereinigten Staaten 5846 und mehr Journale und Revuen gibt, so weiß man, was von dem politischen, überhaupt dem Geistesleben dieser oder jener Nation zu halten ist.

Doch ist Italien ja ein Zukunftsstaat.

Notizen.

Die Vorgänge in Rußland haben den französisch-afrikanischen an Bedeutsamkeit und dramatischem Interesse den Rang abgelaufen. In Petersburg ist unser alter Freund Ignatieff wieder oben auf und verursacht mit seinen Ministerprogrammen und Manifesten den Politikern von Fach sowie den Publicisten viel Kopfzerbrechen. Es versteht sich, daß man ihn jetzt, wo er so gut wie an die Spitze der Geschäfte gelangt ist, wo er eine Machtfülle erlangt hat wie nie zuvor in Konstantinopel, auch bei uns ganz anders behandelt. Die Leute wundern sich, daß liberale Journalisten, die das Wiedererscheinen Ignatieffs auf der Weltbühne nicht gerade mit Jubelrufen und Hüteschwenken begleitet hatten, wegen ihrer kühlen, sogar etwas mißtrauischen Begrüßung des neuen russischen Heilands von officiöser Seite abgekanzelt wurden. Die Kritiker indessen haben die Lection verdient. Wer hieß sie vergessen, daß man mit dem einflußreichen Minister einer Großmacht, und noch dazu Rußlands, sehr respectvoll, auch wohl etwas unterwürfig umzugehen hat. Als ob wir in den Zeiten der vormärzlichen Censur lebten, wo die öffentlichen Blätter für ihr gezwungenes absolutes Schweigen bezüglich der inneren Vorgänge sich an dem raisonnirendem Sport dem Auslande gegenüber schadlos halten durften. Die Nachcensur wird heutzutage ungleich strenger und wirksamer geübt. Die Presse muß nach allen Seiten hin Ordre pariren, und es wird dadurch eine wünschenswerthe Harmonie des Urtheils über politische Vorgänge veranstaltet. General Ignatieff ist also ein großer weiser Staatsmann, ein Reformator ersten Ranges; dazu ein wahrheitsliebender, für Recht und Sittlichkeit begeisterter Mann. Von seiner Regierung wird eine neue Aera für Rußland datiren, eine Friedensepoche für den Orient und ganz Europa. Was die Zeitungen von seiner Vergangenheit im anderen Sinne erzählt haben, war böswillig erfunden. Ganz gewiß unwahr ist auch, was sie verschwiegen, nämlich daß Ignatieff vor dem letzten russisch-türkischen Kriege dem Sultan Abdul Aziz gerathen hatte, er möge doch seine verwickelte Finanzlage damit in Ordnung bringen, daß er die Zinsenzahlung einstelle. Der Herrscher aller Gläubigen folgte dem guten Rathe, entfremdete dadurch die in türkischen Fonds stark engagirten Engländer. Die Türkei wurde dann auch von ihnen, als es losging, im Stich gelassen und zog im Einzelkampf mit Rußland den Kürzeren. Dies wurde von Leuten, die es wissen mußten, damals erzählt; aber es ist, wie erwähnt, nicht wahr, oder hat sich vielmehr jetzt in der veränderten politischen Constellation als vollkommen unbegründet erwiesen. So muß Zeitgeschichte geschrieben werden, und wer daran keine Freude hat, soll davon bleiben. Etwas neugierig darf man inzwischen sein, wie Ignatieff, dessen Einfluß sich natürlich auch in auswärtigen Dingen bald verspüren lassen muß, die Balkanländer behandeln wird. Vor Allem, soweit das noch nöthig sein sollte, werden sie gehorchen lernen. Dann werden sich russische Gewohnheiten bei ihnen einbürgern, und der Frieden von San Stefano, dessen segensreiche Absicht jetzt Niemand mehr verkennen darf, wird ganz im Stillen zu Ehren kommen. Wer das für pessimistische Uebertreibung halten möchte, wird sich vielleicht erinnern, daß diese Blätter einmal prophezeit hatten, es würden ganz gewiß nach einiger Zeit officiöse Preßbüreaus in Sofia, Cettinje und Philippopel entstehen. Mancher Leser mag das damals für einen Scherz angesehen haben. Vor wenigen Tagen aber erging pünktlich ein anonymes Communiqué nach wohlbekanntem Petersburger Muster aus der Hauptstadt Bulgariens und machte unbeanstandet seinen Weg durch die Blätter. Unter den Auspicien Ignatieffs werden diese und verwandte Einrichtungen noch ganz anders gedeihen. Um officiöse Orakel zu vernehmen, bedarf die Welt allerdings keiner östlichen Quelle. Auch die Franzosen leisten darin viel. Wollte man zusammen stellen, was über die französischen Absichten und Pläne in Tunis seit einigen Wochen telegraphisch und brieflich verbreitet wurde, so würde eine hübsche Sammlung von Widersprüchen und sinnreichen Verleugnungen der Wahrheit zu Tage kommen. Amüsant waren namentlich, wenigstens im Anfang, die Kriegsdepeschen aus Tunis, worauf die Zeitgenossen übrigens seit den früheren, aus der Zeit des französisch-deutschen Krieges, schon vorbereitet waren. Dann traf freilich mit einem Male aus Paris ein Siegesbulletin ein, wichtiger und vielleicht folgenreicher als alle Botschaften aus Nordafrika. Das war der Triumph Gambettas in Sachen des Listenscrutiniums. Dem ruhigen Bürger diesseits der Vogesen mag es gleichgültig sein, ob in Frankreich die einzelnen Wahlbezirke ihre Deputirten stellen, oder das ganze Departement nach einer Gesammtliste seine Wahlparole von dem Pariser Centralcomité empfängt. Gambetta hat damit aber den Weg zur Herrschaft über Frankreich zu zwei Dritteln zurückgelegt, und die Bedeutung des Ereignisses wird früh genug auch apathischen Naturen aufgehen. Gewiß wird der Präsident Gambetta die Cherbourger Reminiscenzen des republikanischen Dauphins vor der Hand in Vergessenheit zu bringen suchen. Man soll auch den Teufel nicht an die Wand malen und zur Beunruhigung ist ohnehin noch Zeit genug vorhanden. Aber wenn Ignatieff in Petersburg und Gambetta in Paris das europäische Wetter machen, so wird der entschlossenste Optimist an anderen Orten eine gewisse vorsichtige Aufmerksamkeit, vielleicht auch die Eintracht zwischen Regierung und Volk, selbst wenn sich die erstere deswegen zu einer etwas liberalen Politik entschließen müßte, nicht für ganz überflüssig halten.

* * *

Zur heliocentrischen Philosophie.

In einer der ersten Nummern des laufenden Jahrgangs der vorliegenden Wochenschrift berichteten wir über ein größeres Werk, worin die Lehre Schopenhauers eine kritische Fortbildung erfahren hatte. Unmittelbar an sein Hauptwerk anschließend, hat der Urheber der besagten „heliocentrischen Philosophie", Dr. Alfons Bilharz in Verbindung mit dem Bautechniker Portus Dannegger, eine Darstellung der „metaphysischen Anfangsgründe der mathematischen Wissen-

schaften" (Sigmaringen 1880, Hofbuchhandlung von C. Tappen) erscheinen lassen, worin die Coincidenz der Mathematik mit der Metaphysik nachgewiesen werden soll, indem „die beiden Wissenschaften in das natürliche Verhältniß zu einander treten, wodurch eine neue intermediäre Doctrin einer metaphysischen Mathematik oder mathematischen Metaphysik geschaffen worden".

Wenn nach Voltaire die exacten Wissenschaften sich vor der Metaphysik zu hüten gehabt und auch noch Schiller in seinem bekannten Distichon „Feindschaft" zwischen ihnen verlangt, so hätte vielmehr fortan, auf Grundlage der heliocentrischen Philosophie, die exacte Forschung, mit der Mathematik an der Spitze, sich ihre wissenschaftliche Vollmacht bei der Metaphysik zu holen, denn nur diese gewähre Auskunft über die letzten Principien sowohl der mathematischen wie der unmittelbar sich daran schließenden exacten Wissenschaften. Jede von ihnen hat zum Ausgangspunkt oder führt zu Vorstellungsreihen, wo es sich um Annahmen handelt, deren wirkliche Erkenntniß die Metaphysik allein vermittelt. Genau genommen ist diese Beziehung zwischen der Metaphysik und den mathematischen Wissenschaften durchaus so alt wie die Philosophie selbst. Bei den Griechen sind die gediegenen Philosophen zugleich Mathematiker von Fach, und in der neuern Philosophie gehören deren größte Namen gleichzeitig auch der Mathematik an. Von Descartes bis Kant ist dieses Band offenbar, und auch noch in Herbart beharrt die Annäherung zur Mathematik, wogegen die übrigen Abzweigungen der an Kant anknüpfenden Philosophie ganz und gar von der Mathematik ablenken und sich mit bloßer Begriffdeduction in der Metaphysik zu behelfen suchen. Auch bei Schopenhauer ist dies noch der Fall, allein zum Zeichen, daß hier nur eine Lücke und keine Abweichung von der Bahn echter metaphysischer Erkenntniß obwalte, sucht nun die oben angeführte kleinere Schrift zur heliocentrischen Philosophie, die ja selber an die Lehre Schopenhauers anknüpft, den Nachweis zu liefern, daß nur von hier aus die Grundbegriffe zu fassen wären, in denen „sich Naturwissenschaft, Mathematik und Metaphysik die Hände reichen". Alles was sich auf höhere Mathematik bezieht, die Frage der Constanz und Variabilität, des Differential und Integral; ebenso das Gesetz der Erhaltung der Kraft und jedes der sogenannten Axiome der Physik soweit sie nicht der sinnlichen Auffassung zugänglich aber gleichwohl Inhalt wirklicher Erkenntniß sind — sie alle leiten ihren Ursprung aus der Metaphysik her, lassen sich aber nur dann nachweisen, wenn dies auf mathematischem Wege geschieht. Zwischen der Physik im umfassendsten oder antiken Sinne als der Wissenschaft der sinnlich erfaßbaren Objecte, und der Metaphysik, als der Erkenntniß des Wesens der Dinge, steht eben die Mathematik als Vermittlerin, obschon sie selbst und die Physik „aus der Metaphysik herauswachsen, letztere aber die Grundlage und höchste Instanz oder, in Wahrheit, die Königin aller Wissenschaften ist".

Es handelt sich in der neuen Schrift von Bilharz darum, die Metaphysik als Wissenschaft zu retten. Als solche gilt sie ihm aber nur insofern sie Erkenntnißtheorie ist, d. h. die Grundlagen — nicht den subjectiv-psychischen Proceß — des Wissens überhaupt aufweist. Alles Wissen fußt schließlich auf der Einsicht der zwischen Raum und Zeit obwaltenden Beziehungen. In der „Kritik der reinen Vernunft" hat Kant den wichtigsten Theil einer solchen Metaphysik geliefert, blieb aber bei dem für unkenntlich erklärten „Ding an sich" stehen, bis Schopenhauer, die Bestimmungen Kants über Raum und Zeit durchaus beibehaltend, den Weg zeigte, auch dies angebliche Räthsel zu lösen. Zu einer vollendeten Erkenntniß der Begriffe von Raum und Zeit gehört nach Bilharz, daß auch deren Beziehung zum Wesen der Dinge aufgedeckt werde, und zu diesem Behuf hat die Metaphysik in die innigste Verbindung mit der Mathematik zu treten, welcher diese Begriffe ebenfalls angehören. Um aber eine „exacte" Wissenschaft zu werden, hat die Metaphysik auch in diejenige „Sprache sich zu kleiden, welche die einfachste und vollkommenste ist, die dem menschlichen Geiste zu Gebote steht, nämlich die mathematische". Demgemäß wird nun die ganze Theorie des Erkennens streng mathematisch, mit Zuhülfenahme entsprechender Figuren, so entwickelt, als handle es sich um die Bahnbestimmung von Planeten, oder — um vom Erkennen als solchem nicht abzuschweifen — um physiologische Optik und Akustik. Alles Wissen, wie verwickelt es auch erscheinen mag, wird auf eine Grundgleichung zurückgeführt, welche der Urform entspricht, in der allein das Erkennen in das Bewußtsein des Subjects einzutreten vermag. Dieses selbst bildet gleichsam einen Kreis und das Auffassen des Objects geht nicht unmittelbar vor sich, sondern in jenen Analogien linearer und angulärer Verhältnisse, wonach sich alles Denken als nur in Tangenten statthabend erweist und wobei Zeit und Raum die Coordinaten des Erkennens bilden. So gefaßt müssen Raum und Zeit als senkrecht auf einander stehend erkannt werden, womit ihr gegenseitiges Verhältniß zur völligen Evidenz gebracht sein soll.

Ob die Mathematiker von Fach, die ihrer Wissenschaft bisher ohne Beistand der Metaphysik obgelegen, für die ihnen hier gebotenen Aufschlüsse besonders dankbar sein werden, müssen wir dahingestellt lassen, zumal auch die vorliegende Schrift anerkennt, daß die Mathematik, sobald sie den aus der Metaphysik stammenden Begriff der Constanz gewonnen, „diese Wissenschaft als solche auch verabschieden" kann, und daß „unter der sicheren Leitung des mathemathischen Instinkts das mathematische Erkennen dem philosophischen weit vorausgeeilt" wäre. Noch weniger können wir bestimmen, wie es die professionellen Metaphysiker, von denen jeder im Alleinbesitz des wahren Schlüssels zur Lösung des Welträthsels zu sein wähnt, mit der von unserm Verfasser geschaffenen „intermediären Doctrin einer metaphysischen Mathematik oder mathematischen Metaphysik" halten werden. Sicher ist aber, daß jene hartgesottenen Zweifler, die von einer Metaphysik als einem Wissen vom Wesen der Dinge und wodurch ein Erkennen höherer Potenz und größerer Gewißheit als auf dem Felde der „gewöhnlichen" Erfahrung erreichbar wäre, überhaupt nichts wissen wollen, auch durch die „exacte" und in starre Formeln gekleidete Sprache der vom heliocentrischen Standpunkte aus hergestellten Metaphysik in ihrer Ketzerei nicht wankend gemacht werden. Immerhin werden sie aber, die philosophische Geistesarbeit mit Hinsicht auf die Geschichte der Wissenschaften abschätzend, auch die vorliegende Schrift mit Nutzen und Interesse lesen, zumal dieselbe die Linie Kant-Schopenhauer in treuem Anschluß an die jedem Dogmaticismus abgewandte Richtung festhält und dabei ebenso streng wissenschaftlich wie fern von jenem marktschreierischen Gebahren verfährt, welches nunmehr in der Philosophie Mode geworden.

Wilh. Bolin.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Büchmanns geflügelten Worten.

Herr A. Döring verlangt die Aufnahme von „Kapuzinade" als Citat aus Wallensteins Lager. In den „Lettres" des Herrn von Bielfeld (Brief 53 vom 15. Octbr. 1741) kommt dies Wort bereits vor; ferner in Jean Jacques Rousseaus 1778 erschienenen „Confessions", 2; drittens heißt es in: „Der deutsche Zuschauer", Zürich, 1785—88: „Laurendius von Brundus. Thierisch-dumme Kapuzzinaden. (sic!)". Schillers Kapuzinerpredigt datirt erst von 1798.

Die Form „secunda Petri" fehlt allerdings in den „Geflügelten Worten"; jedoch findet sich die „altera pars Petri" bereits in der 11. sowie in der 12. Auflage.

„Man muß essen, um zu leben, nicht leben um zu essen" wird A. Döring unter „Wir leben nicht um zu essen, wir essen um zu leben" finden.

Wenn A. Döring sagt, „Brustton der Ueberzeugung" und „sacrificio del intelletto" sei mit Nachweis des Ursprunges aufgenommen, so ist er zu freundlich; wo bei v. Treitschke „Brustton der Ueberzeugung" vorkommt, weiß ich bis heute noch nicht, ebensowenig, in welcher Nummer der „Civiltà cattolica" des Ausdruck „sacrificio del intelletto" steht.

Georg Büchmann.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Im Verlage des **Vereins für Deutsche Literatur**, R. Hofmann, in **Berlin** ist erschienen:

Literarisches Bilderbuch

von

Franz Dingelstedt.

In elegantem Leinwandband 6 *M.*

Die Neue freie Presse bespricht das hochinteressante Buch wie folgt: Als eine Hauptzierde der Vereinspublikationen ist das **„Literarische Bilderbuch"** erschienen. Die Vorzüge der darin enthaltenen Bilder brauchen nicht erst eines Genaueren bezeichnet zu werden, denn Dingelstedt's Griffel ist bekannt. Der Reichthum an Stoffen (Shakespeare's Globus, Molière's Tartüffe, Hebbel, Mosenthal, Auerbach, Jungfrau von Orleans ꝛc.) ist darnach angethan, jedem Bedürfnisse, dem der Belehrung wie dem der Unterhaltung zu genügen.

Soeben ist erschienen:

Altes und Neues Heft 2.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

280 Seiten. gr. 8. Brosch. *M.* 5.—

Inhalt:

Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts 1875. — Gottfried Keller. — Ein italienisches Bad. — Noch ein Wort über Thiermißhandlungen in Italien.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Stuttgart.

Adolf Bonz & Co., Verlagsbuchhandlung.

Nachstehende neuerschienenen Kataloge über unser Antiquarisches Lager stehen gegen Einsendung einer 10 ₰-Marke für jeden derselben franco zu Diensten:

No. 86. Theater, Musik, Tanz.
„ 89. Deutsche Literatur- und Gelehrtengeschichte (darin eine reichhaltige Sammlung Goetheana).
„ 91. Aeltere und Neuere Deutsche Literatur. — Vlämisch und Holländisch.
„ 92. Catalogue d'une belle Collection d'Ouvrages sur les Beaux-Arts, la Littérature, la Bibliographie, l'Histoire et les Scienses Naturelles, etc., provenant de la Bibliothèque de feu M. le Baron de Wellens.

Frankfurt a. M.

Joseph Baer & Co.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

An Schriftsteller.

Für ein belletristisches Blatt werden Novelletten (3—4 Druckseiten), sowie kürzere geistr. Aufsätze, Gedankenspäne, Anekdoten, in d. Rahmen eines Feuilletons passend, gesucht.

H. Burckhardt in **Leipzig**,
Kleine Fleischergasse 21.

Eine Verlagsbuchhandlung mit Buchdruckerei in Leipzig sucht Kommissionsverlag, auch die Herstellung und den Vertrieb einer Zeitschrift unter Zusicherung sachgemäßer und thätigster Verwendung zu übernehmen. Gefl. Anerbietungen werden sub **J. N. 993** an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** erbeten.

Neue Musikalien!

Im Verlage von **Alfred Coppenrath** in **Regensburg** erschienen:

Abt, Franz, Drei Lieder für Sopran oder Tenor mit Begleitung des Pianoforte. Op. 565. *M.* 2.—.

Inhalt: Nr. 1. In deinen Augen lass mich lesen. Nr. 2. Weiss eines nur. Nr. 3. O süsser Traum.

Den Melodienreichthum und die Gefühlsinnigkeit, die Abt's Compositionen überhaupt eigen sind, verläugnen auch diese Lieder nicht. Wahre Liederperlen sind es, die Jedem, der sie singt, grosse Freude bereiten werden.

Genée, Richard, Weihelied für vierstimmigen Männerchor und Soloquartett. Op. 249. Partitur und Stimmen *M.* 2. 80, Partitur apart *M.* 1. 80, Stimmen apart à 25 ₰.

Eine ganz besonders hervorragende Composition, die allen Vereinen bei feierlichen Anlässen, namentlich bei Stiftungsfesten treffliche Dienste leisten wird.

Liebe, L., Trostlied. Duett für Sopran und Alt oder Bariton und Bass mit Pianoforte-Begleitung. Op. 69. Nr. 2. *M.* 1. 20.

——— Im Maien, Duett für Sopran und Alt oder Bariton und Bass mit Pianoforte-Begleitung. Op. 70. Nr. 1. *M.* 1. 20.

Diese zwei Duette sind leicht ausführbar, doch verbinden sie mit ihrer Einfachheit einen grossen Melodienreichthum, der ihnen gewiss überall die beste Aufnahme sichern wird.

——— Des Kriegers Rüstung. Worte nach dem Englischen der G. E. Johnstone in's Deutsche übertragen und für eine Singstimme mit Klavierbegleitung componirt. gr. 8. Op. 79. Nr. 1. *M.* 1.—.

——— Die drei Mädcher. Lied in pfälzischer Mundart von Franz Kobell. gr. 8. Op. 79. Nr. 2. *M.* 1.—.

Der Componist bietet durch vorstehende Lieder zwei vortreffliche Gaben. Beide sind von seltener Schönheit. Während erstere eine ernste Composition von tiefempfundenem Ausdruck ist, entwickelt die letztere einen köstlichen Humor, der zur Belustigung heiterer Kreise gewiss viel beitragen wird.

Mergner, Fr., Fünf Lieder von Frater Hilarius für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. gr. 8. *M.* 1.20.

Inhalt: Nr. 1. Mädchens Klage. Nr. 2. Treue um Treue. Nr. 3. Liebesglück. Nr. 4. Wanderschaft. Nr. 5. Wechsel.

Der Componist, der sich bereits durch seine geistlichen Lieder einen geachteten Namen erworben hat, liefert hier Freunden des Gesanges prächtige weltliche Melodien, die sich ganz besonders durch anmuthige Frische und Originalität auszeichnen.

Bad Homburg

eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des Magens und Unterleibs, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht etc.

Mineralbäder nach Schwarz'scher Methode, Sool-, Kiefernadel-, Gas- und Moor-Bäder. — Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner aus Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwasser.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit reich ausgestatteten Lesezimmern u. Conversationssälen, der schattige Park, die Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannichfaltigkeit der Unterhaltungen erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den sprichwörtlich hohen Preis *der deutschen Bücher* abzuhelfen. *Die Anlage einer „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr Vorrecht reicher Leute, sondern Jedem möglich. Alle Buchhandlungen liefern Inhaltsverzeichnisse gratis, sowie W. SPEMANN in STUTTGART.* ☞ *Für Abonnenten besondere Vergünstigungen.*

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Für Kinder unbedingt nothwendig!

R. Bithorn's Patent.

Lindenstrasse 20. Berlin,

Universal-Kinderschreibpulte

stellbar für jede Grösse von 6—16 Jahren. Die Kinder müssen ganz gerade sitzen und sind diese Pulte zur Vermeidung von Kurzsichtigkeit, hohen Schultern und krummen Rücken von vielen Autoritäten empfohlen.

Im Verlage von **Georg Böhme** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die

Dr. Erlenmeyerschen Anstalten

für

Gemüths- u. Nerven-Kranke

zu Bendorf bei Coblenz.

Bericht über Einrichtung, Organisation und Leistungen derselben in dem Decennium 1. Januar 1871 bis 31. December 1880, gr. 8. 60 pag. mit 3 Chromolithographien und 3 Plänen *M.* 3.—

Inhalt: I. Zur Geschichte der Anstalt. II. Die Abtheilung für Gemüthskranke. III. Die Villa für Nerven- und Rückenmarkskranke. IV. Die Colonie f. chronische Geisteskranke, Abth. mit landwirthschaftl. Betriebe. V. Statist. Mittheilungen.

Hierzu Beilagen von der Buchhandlung K. F. Koehler in Leipzig und der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 4. Juni 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Einiges über parlamentarische Kampfesusancen. Von Philosophus. — Ungarische Gesetzgebung und deutsches Schulwesen in Siebenbürgen. Von Albert Schiel. III—V. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Pfingsten. Von Ernst Scherenberg. — Weibliche Studenten. Von Karl Emil Franzos. — An Calderon. Von Edmund Dorer. — Aus neugriechischen Theatern. Von Adolf Boetticher. — Franz Dingelstedt. Eine persönliche Erinnerung. Von Paul Lindau. (Schluß.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Einiges über parlamentarische Kampfesusancen.

Von Philosophus.

Je mehr der Parlamentarismus sich ausbildet, desto mehr verliert er auch von seiner neugeborenen Harmlosigkeit; ich meine damit jene aus der Freudigkeit des Neugeborenseins entspringende und nach allen Seiten hin in liebenswürdiger Jugendfrische sich entfaltende Freundlichkeit, die auch die stärksten Contraste in den Ansichten und in deren Vertheidigung und Geltendmachung, wenigstens der äußeren Form nach, zu verwischen, abzurunden und dem Gegner so annehmbar als möglich zu machen bestrebt ist. In jener ersten Periode des Parlamentarismus sind die Gegner noch keine Feinde; man behandelt sich gegenseitig mit der Achtung und mit der Courtoisie, die wir aus der Geschichte der Ritterturniere kennen; man vermeidet und verpönt alle Kampfmittel, die gegen die Gesetze jener Ritterlichkeit verstoßen; man zeigt sich beiderseitig von einem feinfühlenden Bestreben beseelt, dem Publicum den Beweis zu liefern, daß der Austausch der gegnerischen Meinungen das freundliche, auf gegenseitiger Achtung fußende gesellschaftliche Zusammenleben weder hindert noch stört. Dieses idyllische Stillleben verschwindet aber nur zu bald; der Interessenkampf entwickelt Leidenschaften, die sich mit Rücksichtslosigkeit äußern; aus dem Turniere wird eine Schlacht; aus den Gegnern werden Feinde; mit den Waffen wird nicht mehr wählerisch verfahren; und auch zu den Mitteln, die in einem loyalen Zweikampfe nicht üblich sind, wird gegriffen. Ja, diese letzteren Mittel scheinen je mehr und mehr den andern den Vorrang abzulaufen, und in jeder Partei die Anschauung Platz zu greifen, daß es darauf ankomme, nicht sowohl die Gegner zu überzeugen, oder der Bevölkerung den Gedanken beizubringen, daß dieselben im Unrecht seien, sondern sie in den Augen der Wähler zu discreditiren, als „schlechte Kerle", wie man zu sagen pflegt, als gesinnungslose, jedes höheren und edleren Triebes baare, nur den persönlichen Interessen gehorchende, mit der Politik lediglich ein Geschäft, und zwar das möglichst unsaubere Geschäft treibende Politiciens hinzustellen. Aus den Parteien, die doch nur die verschiedenartige Auffassung der jeweiligen politischen Nothwendigkeiten ausdrücken sollten, schälen sich feindliche Kirchen heraus, von denen jede das absolute Monopol der politischen Rechtgläubigkeit für sich allein in Anspruch nimmt, die Gegner aber der Ketzerei zeiht, und diesen Ketzern gegenüber mit den von alter Zeit her bekannten, nicht sowohl Bekehrungs- als Vernichtungsmitteln zu Felde zieht.

Fast in allen Parlamenten begegnet man, in jüngster Zeit besonders, dieser Verfeindung und Verbitterung, dieser Verwandlung des Meinungsaustausches in ein weder erfreuliches, noch in irgend einer Hinsicht den Lauf der Geschäfte förderndes, wüstes Zanken und in ein gegenseitiges, in der Anwendung von unritterlichen Kniffen, von systematischem Beinstellen, von perfidem Stiletmanöver sich gefallendes, an den fünften Act des Hamlet erinnerndes Duelliren. Eines derjenigen Mittel, die sowohl in Deutschland als in Frankreich, in Italien und selbst in der republikanischen Schweiz, im Parlamente und in der Presse am meisten beliebt zu sein scheint und das in jüngster Zeit fast täglich zur Anwendung gebracht wird, besteht darin, daß man den Gegner mit sich selber, mit seiner Vergangenheit, mit den früher von ihm entwickelten Anschauungen in Widerspruch zu bringen sucht. Es ist dies ja an und für sich kein unerlaubtes, kein perfides Mittel; nichts ist natürlicher als daß, wenn man den Gegner sich in einer seinen früher gethanen Aeußerungen widersprechenden Ansicht bewegen sieht, man ihm die Frage stelle, wie er zu seiner heutigen Auffassung gekommen, was ihn veranlaßt die frühere zu wechseln; nichts natürlicher aber auch als daß man seine Antwort abwarte, die Gründe die ihn zu diesem Schritte bewogen, anhöre und prüfe, und sich sodann über die Berechtigung der einen oder der anderen Ansicht seine Meinung bilde. In dieser Weise wird aber in unseren Parlamenten und in unserer Presse mit diesen Kampfesmitteln nicht verfahren. Denjenigen, auf welcher Seite sie auch sitzen mögen, die diese Waffe handhaben, schwebt nicht der Gedanke vor, daß eine Veränderung in den Anschauungen eines Staatsmannes oder eines Politikers auf einen sehr ernsten, und von Allen, auch von den Gegnern, einer ernsten Beachtung würdigen Grund zurückzuführen sein müsse, daß man diesen Grund genau kennen, denselben sorgfältig prüfen müsse, und daß die eigene Anschauung, da sie vielleicht selber durch diesen Wandlungsproceß beeinflußt werden dürfte, auch jener Veränderung in des Gegners Denken und Handeln Rechnung zu tragen habe. Nein! Dieses Kampfesmittel gestaltet sich zu einem einfachen Beinstellen. Die moderne politische Dialektik legt sich mit den Reden, Aeußerungen, Schriften des Gegners ein kleines Zeughaus an, in das sie, bei jeder Gelegenheit und ohne dabei recht wählerisch zu verfahren, ohne für die Authenticität der in diesem Arsenal abgelagerten Antiquitätenstücke nach Beweisen zu suchen, hineingreift; dem ahnungslosen Gegner wirft sie ein altes Stück Eisen zwischen die Füße und stolpert er darüber, so freut sie sich ob des Sieges, posaunt, ohne auch nur ein Weiteres abzuwarten, ihre Schadenfreude in die Welt hinaus und behauptet, mit diesem Stolpern sei Alles aus, Alles bewiesen, Alles gerichtet. Auf der ganzen Linie erschallt ein froher Jubel: der Gegner wird einstimmig verdammt und verurtheilt, und zwar sucht man die Motivirung dieses Urtheilsspruches nicht in der betreffenden Sache, um die es sich handeln mag, selbst; nicht darin, daß der Gegner einer Ansicht huldigt, die als falsch erkannt wird, während

die frühere, von ihm vertheidigte, die richtige war; sondern darum wird der Unglückliche verurtheilt, weil er überhaupt seine Gesinnung gewechselt, weil er heute nicht mehr derselben Ansicht ist wie vor einigen Jahren; nicht sachlich, sondern principiell wird die Angelegenheit erledigt und der Urtheilsspruch lautet dahin, oder läuft dahinaus, daß der zu Bekämpfende eines Meinungswechsels überführt und folglich als ein gesinnungsloser und wohl auch, als ein in seinem eigenen, persönlichen Interesse seinen früheren Meinungen untreu Gewordener, unter die größere und kleinere Excommunication verfallen erklärt wird. Von der Sache selbst, um die es sich handelt, wird weiter nicht gesprochen; darauf kommt es auch nicht an, und danach, ob Dieser oder Jener auf diesem praktischen Gebiet Recht oder Unrecht hat, wird gar nicht mehr gefragt. Dem Gegner hat man ein Bein gestellt; man constatirt, daß er darüber gestolpert ist, und damit ist der Rest erledigt.

Wie oft haben wir nicht, in Berlin, in Paris und sonstwo, solche Auftritte vor uns sich entwickeln sehn! Im Anfange ereignete sich ein solcher Fall, in Deutschland namentlich, nur selten und sporadisch; sie vermehren sich aber zusehends, und nach und nach wird aus diesem außerordentlichen Kampfesmittel ein ganz gewöhnliches, und, da der Erfolg immer der gewünschte ist, da es sich auf diese Art am leichtesten bewerkstelligen läßt, einen Gegner wenigstens für einige Zeit zu verwirren, von dem in Discussion stehenden Gegenstande abzubringen und auf das immer verfängliche Gebiet der Personalia hineinzulocken, so wiederholt man das Spiel und gönnt sich die Freude. Da es keinen einzigen Politiker gibt, der nicht unter dem Wechsel der Verhältnisse seinen Standpunkt und seine Meinung hätte wechseln müssen, so kann sich jede Partei dies Vergnügen in infinitum offen bewahren. Die gegenseitige Erbitterung und die allmähliche gründliche Verbissenheit der persönlichen Gegensätze werden bei diesem Spiele in dem Maße sich vergrößern, als die eigentliche fruchtbringende Thätigkeit der Parlamente dabei zu Schaden kommen wird; dem Respect aber für das parlamentarische Princip und der Achtung vor dem Parlamentswirken und den Parlamenten überhaupt wird dabei kein Vorschub geleistet; im Gegentheil!

Ich habe mir oft beim Lesen solcher parlamentarischer Zwischenfälle die Frage gestellt, warum man den von gegnerischen Rednern in dieser Richtung erhobenen Einwendungen nicht dieselbe, allen Parteien gleichmäßig zu Diensten stehende und nach Rechts, nach Links, wie nach dem Centrum hin völlig erschöpfende und dem Angriff die Spitze abbrechende Antwort hat angedeihen lassen. Diese Antwort denke ich mir folgendermaßen:

„Sie beschuldigen mich heute, in Betreff der in Discussion stehenden Frage, einer Ansicht zu huldigen, die mit der Meinung, die ich früher äußerte, nicht im Einklange steht? Die beiden Meinungen sind auch grundverschieden; sie sollen und müssen es sein aus dem einfachen Grunde, weil die ganze Lage sich verändert hat und alle maßgebende Factoren sich verschoben haben. Beweisen Sie mir, daß meine heutige Ansicht falsch sei, beweisen Sie mir, daß die andere richtig sei, und ich werde mich wieder zu dieser letzteren bekennen. Können Sie mir diesen Beweis nicht liefern, so legen Sie das Bekenntniß ab, daß ich heute Recht habe, und ich werde auf meiner Meinung beharren."

Und sollte von gegnerischer Seite der allgemeine, vorhin erwähnte principielle Vorwurf erhoben und behauptet werden, ein Politiker dürfe überhaupt, ohne dem göttlichen Strafgericht zu verfallen, seine Meinung nicht ändern, so schiene mir die Antwort, nach allen Seiten hin, wieder die nämliche:

„Ein Staatsmann soll immer derselben Ansicht huldigen? niemals seinen Standpunkt wechseln? Dann bitte ich zunächst darauf hinzuwirken, daß Alles um ihn herum in derselben Lage verbleibe, daß alle Verhältnisse, die äußerlichen wie die innern, daß alle Beziehungen aller mitwirkenden Elemente zu einander auch dieselben bleiben. Können Sie dies nicht bewirken, müssen Sie zugeben, daß was uns umgibt einem ewigen Wechsel unterliegt, dann können Sie auch von einem Staatsmann nicht fordern, daß er unklug, unpraktisch und blind genug sei, an seinen einmal gefaßten Beschlüssen per fas et nefas festzuhalten und dieselben nicht den Zeitumständen gemäß umzuändern. Haben Sie denn vergessen, wie die Geschichte über diejenigen urtheilt, die ihre Handlungsweise nach der von Ihnen angepriesenen Starrheitsschablone einrichten? und haben Sie selbst nicht mit eingestimmt in den Verdammungsspruch, der gegen alle diejenigen gefällt wurde und jeden Tag gefällt wird, an welchen die Weltereignisse vorübergehen, ohne daß sie von denselben „Etwas gelernt", ohne daß sie bei denselben „Etwas vergessen" hätten?"

Ein Leichtes wäre es alsdann, aus den Reden und Schriften der bedeutendsten Staatsmänner der Jetztzeit Aussprüche herauszufinden, durch welche diese Beschuldigungen zum Voraus entkräftet würden. Ich dürfte sie, um auch den Anschein zu vermeiden, als wollte ich den deutschen Parlamentariern der verschiedenen Parteien schlecht mitspielen, aus der Geschichte der anderen Länder hervorheben, und würde sie auch, je nach dem Gegner, den ich zu bekämpfen hätte, aus den Reihen der Conservativen oder Liberalen herausfuchen; die Wahl wäre nicht schwer, denn Liberale und Conservative liefern, der Reihe nach, denkwürdige Citate, die man ihren jetzigen Nacheiferern vor die Augen halten kann. Käme der Vorwurf aus dem Lager der Rechten, so würde ich mich auf den jüngst verstorbenen Lord Beaconsfield, den Führer der englischen Conservativen berufen, der sich eines Tages folgendermaßen über diese Frage aussprach: „Ein Staatsmann ist ein Sohn der Verhältnisse, ein Geschöpf seiner Zeit. Ein Staatsmann ist wesentlich ein praktischer Charakter, und wenn er an das Ruder der Geschäfte gerufen wird, hat er nicht zu untersuchen, was seine Ansichten über diesen oder jenen Gegenstand sein können; er hat sich nur dessen zu vergewissern, was nothwendig ist, und der wohlthätigsten und ausführbarsten Methode, mittelst deren die Geschäfte zu führen sind. Ueberhaupt sollten die Haltung und die Meinungen öffentlicher Männer während verschiedener Epochen ihrer Laufbahn in einem freien und aufstrebenden Lande nicht zu strenge mit einander verglichen werden." — Auch die bekannten von dem Fürsten Bismarck gemachten Aussprüche wären den Conservativen ins Gedächtniß zurückzurufen. Käme aber der Angriff von der entgegengesetzten Seite, so dürfte es sich empfehlen mit entschieden liberalen oder auch radicalen Gewährsmännern aufzuwarten, z. B., um in den Grenzen des heutzutage von dieser Seite als das liberalst regierte Land gepriesenen Frankreichs zu bleiben, die beiden Antipoden der jungen Republik, die Herren Gambetta und Jules Simon anzuführen, von denen der erste in seiner Rede von Grenoble ausrief: „Die Nothwendigkeit allein ist das Gesetz der Republik", was er bei einer andern Gelegenheit vor seinen Wählern in Belleville noch des Weiteren, wie folgt, ausführt: „Die Politik ist und kann niemals dieselbe sein. Unsere heutige Politik von 1876 wird weder diejenige von 1877, noch diejenige von 1878 und 1880 sein; sie wird wechseln mit unseren Bedürfnissen, mit unseren Interessen, mit unseren Gegnerschaften, mit all dem, was in Europa geschehen wird, auf dem oder jenem Markt, Angesichts dieser oder jener volkswirthschaftlichen, finanziellen oder militärischen Ereignisse, welche den Schwerpunkt dieser Politik verändern dürften. Und so sage ich, daß man seine politische Haltung je nach den in der Welt vorgekommenen Veränderungen umändern muß." — So spricht der Mann, der die französische Sprache mit einem Worte, dem „Opportunismus" bereichert hat; ich sage: einem Worte, denn die Sache selbst ist ja so alt wie die Politik selbst, und auf die Vorgänger der französischen Kammerpräsidenten könnte dieser, in dem Vollbewußtsein seiner schöpferischen Kraft, mit einer kleinen Abänderung die von Frankreichs größtem komischen Dichter einer seiner komischsten Figuren in den Mund gelegten Worte anwenden: Ohne es zu ahnen haben sie Opportunismus getrieben! — Auf dem anderen Pole der französischen Republikaner treffen wir Herrn Jules Simon, Gambettas Erzgegner, der noch in schärferem Lapidarstil ausruft: „Man kann in wechselnder politischer Lage auch wechselnde Lehrsätze vertheidigen."

(Dans des situations politiques différentes, on peut soutenir des doctrines différentes.) — So sprechen die Einen wie die Anderen, die Conservativen wie die Liberalen, und schiene es somit als seien weder Diese noch Jene irgendwie berechtigt, einem Gegner, der bei wechselnder politischer Lage seine Haltung dem entsprechend wechselt, Gesinnungslosigkeit oder Wankelmuth vorzuwerfen.

Und triebe man mich noch weiter, so würde ich hinzufügen: „Alles nimmt ja, je nach dem Gesichtswinkel des Sprechenden und Urtheilenden, eine andere Färbung an; die Partei, die sich aus den Reihen der anderen einen Kampfesgenossen erwirbt, preist diesen Gesinnungswandel wie eine große, dessen Charakterstärke bezeugende That; sie sagt von ihm, er habe, wie Saulus, seinen Weg von Damaskus gefunden; sie lobt ihn wie die französischen Republikaner den Orleanisten Thiers gelobt, daß er seinem Vaterlande das größte Opfer, das Opfer seiner persönlichen Meinung gebracht habe. Für die gegnerische Partei aber ist dieser selbe Mann eine Wetterfahne, und Thiers, den die Einen einen „großen Bürger" nennen, wird von den Andern ein „sinistre vieillard" gescholten. Jeder von Euch lobt oder verdammt den Wechsel, je nachdem er Euch eine Kraft zuführt oder eine solche entführt. Laßt also ab von dem vergeblichen Suchen nach höhern, moralischen Principien in dieser Hinsicht! Kleidet Eure Freude oder Euren Schmerz nicht in den Talar einer philosophischen Doctrin, die nichts mit diesen Dingen zu schaffen hat, und erkennt, daß es Keinem zusteht, einen Andern vor den Richtstuhl einer unfehlbaren Orthodoxie zu ziehen und von ihm zu fordern, daß er, weil er einmal in gewissen Verhältnissen eine gewisse Haltung als die richtige angesehen hat, er ewig, im Wechsel der Zeiten, der Dinge und der Menschen, dieselbe Haltung als die alleinseligmachende erkennen und ewig in derselben Haltung wie ein byzantinischer Eremit auf seiner Säule verharren solle!"

So denke ich mir die Antwort auf einen jener in neuester Zeit so oft wiederkehrenden Angriffe. Freilich schmeichele ich mir nicht, durch eine solche Antwort der in allen Parteien beliebten neueren Kampfesmethode des Beinstellens ein Ende machen zu können; diese Methode ist ja so bequem, daß nicht anzunehmen ist, daß man ihr so ruhig entsage. Aber diese Erklärung könnte doch in anderer Weise eines wirksamen Erfolges nicht ermangeln, indem sie dem Publicum, das ja aus Wählern besteht, gestattet, sich ein Urtheil über diese Kampfesusancen zu bilden und einen Druck auf die Abgeordneten oder schon auf die Candidaten auszuüben. Sprächen sich die Wähler einmal recht energisch gegen diejenigen aus, welchen in den verschiedenen Parteien die Specialität dieses Duellirens obliegt, so könnte man schon auf eine Einschränkung des Beinstellens zählen. Nicht nur die Staatsmänner in der Regierung und in den Parteigruppen würden dabei gewinnen: der Parlamentarismus selbst würde seine Rechnung dabei finden; denn, gehen die Dinge weiter wie sie heute gehen und frißt sich diese Gewohnheit noch tiefer in unsere politischen Sitten ein, so dürfte das Land eines Morgens zu dem Gefühle kommen, daß der Parlamentarismus, der solche giftigen Blüthen treibt, zum mindesten kein gesunder Baum sei. Davor wolle uns Gott behüten, aber die Gefahr darf man doch ins Auge fassen! Oder wären es keine giftigen Blüthen, diese Kampfesusancen, die darauf hinausgehen, dem Volke den Glauben beizubringen, daß die Staatsmänner, die seine Geschicke leiten, nicht sowohl nach ihrer tiefinneren, durch lange Erfahrungen in ihrer Seele gereiften Ueberzeugung, als durch persönliche, interessirte Motive in ihrem Handeln, Thun und Lassen beeinflußt werden? Und kann man jene bitteren Anfeindungen, die sich gegen einen Staatsmann, der seinen Standpunkt wechselt, richten, auf einen anderen Hintergrund zurückführen, als auf diesen? Sind alle diese Angriffe nicht darauf berechnet, den betreffenden Staatsmann oder Politiker in den Augen des Volkes dadurch zu discreditiren, daß man diesem letzteren, wenn auch in verblümter Weise, zu verstehen gibt, daß der Wechsel des Standpunktes und der Ansicht, der ja an und für sich und principiell nichts Unnatürliches, nichts Verdammungswerthes hat, den im Gegentheil der gesunde Menschenverstand als etwas in gewissen Verhältnissen Logisches und absolut Nothwendiges erscheinen läßt, in diesem speciellen Falle auf einem unlauteren, unehrlichen Untergrund beruht? Diese systematische Discreditirung des Einen durch die Andern kann aber nur die einzige Folge nach sich ziehen, in dem Volke ein Gefühl des Pessimismus, des scheuen Argwohns, des Alles bemängelnden und zu Nichts und zu Niemandem Vertrauen fassenden Skepticismus zu erwecken, und wahrlich, auf Skepticismus, Argwohn und Pessimismus ist noch niemals ein Reich gegründet worden, hat sich noch niemals ein Volk zu einem gesunden und kräftigen Gesammtwesen aufzuschwingen vermocht.

Ungarische Gesetzgebung und deutsches Schulwesen in Siebenbürgen.

Von Albert Schiel.

(Schluß.)

III.

Die Siebenbürger Sachsen wissen recht wohl, daß Gesetze nicht für ewige Dauer gegeben sind, und daß, wenn veränderte Zeitverhältnisse eine Umänderung erforderlich machen, dieselbe vorgenommen werden muß. Aber sie wissen auch, daß Gesetze, die auf gewährleisteten Rechten, Verträgen, Landtagsbeschlüssen beruhn, die sich im Laufe der Jahrhunderte fortentwickelt haben, die den Bedürfnissen der verschiedenen Zeit- und Ortsverhältnisse angepaßt worden, die mit dem Rechtsgefühl des Volkes unlöslich verbunden sind, nicht in leichtsinniger Weise in ihren Grundlagen erschüttert werden dürfen.

Der Anspruch der Magyaren auf ihre Führerrolle in Ungarn beruht ja in seiner Hauptsache auf dem historischen Recht und dieses von ihnen selbst so hoch gehaltene historische Recht treten sie, wenn es ihnen bei andern Nationen unbequem wird, mit Füßen.

Nachdem schon auf dem Landtage zu Thorenburg 1557 und durch die siebenbürgische Gesetzsammlung der Approbaten die absolute Gleichberechtigung und das uneingeschränkte Selbstverwaltungsrecht in Kirchen- und Schulangelegenheiten festgestellt worden war, ist in jenem Staatsvertrag vom 4. December 1691, durch welchen Siebenbürgen seiner Selbstständigkeit entsagte und sich unter die Herrschaft des habsburgischen Hauses begab — dem diploma Leopoldinum — der Fortbestand der rechtlich bestehenden religiösen Zustände gewährleistet worden.

Auch in der Folgezeit ist bei besonders wichtiger Veranlassung diese kirchliche Autonomie immer von Neuem und ausdrücklich anerkannt worden, so vom Landtage des Jahres 1790/91, als nach der kurzen, stürmischen Reformperiode Joseph II., der alle bestehenden Verhältnisse gewaltthätig umänderte, der alte Rechtszustand wieder hergestellt wurde; so insbesondere 1867, als nach 350jähriger Trennung die Union Siebenbürgens mit Ungarn zu Stande kam. Im § 14 des 43. Gesetzartikels vom Jahre 1868 wird gesagt: „All jene Gesetze Siebenbürgens, welche auf siebenbürgischem Gebiete ..... die Religionsausübungs- und Selbstregierungsfreiheit der gesetzlich inarticulirten Religionsgenossenschaften, Kirchen und Kirchenbehörden, so auch deren Gleichberechtigung, gegenseitige Verhältnisse und beziehungsweise deren Wirkungskreis gewährleisten, werden nicht nur unberührt aufrecht erhalten, sondern gleichzeitig auf die griechisch- und armenisch-katholische, so auch auf die griechisch-orientalische Kirche ausgedehnt."

Ein Vertrag, der durch die zweiseitigen Verhandlungen der gleichberechtigten und selbstständigen Landesvertretungen Ungarns und Siebenbürgens zu Stande gekommen, der durch den König im Krönungseide gewissermaßen eine feierliche Bestätigung erhalten hat, kann wohl als ein Staatsvertrag angesehen werden, der nicht einseitig gelöst werden kann.

Sind nun wirklich die Gesetze, welche „die Religionsausübungs-, die Selbstregierungsfreiheit der Religionsgenossen-

*

schaften ..... und deren Wirkungskreis gewährleisten" durch das vorbereitete Mittelschulgesetz unberührt geblieben?!

Nach Gesetzartikel 53 von 1790/91 steht der Staatsgewalt dem confessionellen Schulwesen gegenüber das einzige Recht zu, darüber zu wachen, daß die kirchlichen Stiftungen im Sinne der Stifter verwendet werden. In jeder andern Beziehung können die Religionsgenossenschaften ihr Schulwesen selbstständig und unabhängig regeln.

Das 6. Hauptstück des Mittelschulgesetzes bestimmt dagegen § 72, daß die von Municipien und Gemeinden erhaltenen Mittelschulen unter der Amtsgewalt des Cultus- und Unterrichtsministers stehn, § 73 die Anzahl der Klassen und Jahrgänge, § 74 die Lehrgegenstände, die gelehrt werden müssen, § 75 die Anzahl der Stunden, die ein Lehrer ertheilen darf, § 79 die Anzahl der in eine Klasse aufzunehmenden Schüler, die Beschaffenheit und Ausstattung der Schulgebäude, § 82 die Anzahl der Lehrkräfte und deren Besoldung. In § 84 und folg. werden „in Folge staatlichen Oberaufsichtsrechts" noch eine ganze Reihe von Bestimmungen über statistische Daten, Vermögensausweise, Lehrbücher u. s. w. gegeben.

Ist es da nicht Ironie, wenn in dem Motivenbericht zu diesem Gesetzentwurf gesagt wird: „Den das Selbstregierungsrecht besitzenden Confessionen, insbesondere den Protestanten, hat der 26. Gesetzartikel von 1790/91 auch bezüglich ihrer Mittelschulen bedeutende Rechte gewährleistet. Es kann die Aufgabe der heutigen Gesetzgebung nicht sein, diese einzuschränken oder gerade zurückzunehmen, vielmehr dieselben auch mit andern Confessionen, Corporationen, auch Privaten zu theilen."

Der Herr Cultusminister, der im März 1879 auf eine an ihn gerichtete Interpellation, wann er wieder die Regelung des Mittelschulwesens in die Hand zu nehmen gedenke, antwortete: „Daß der Mittelschulgesetzentwurf in Hinsicht der Ausführung den Keim und Samen der Unmöglichkeit in sich trage" und der ein Jahr später diesen Entwurf vorgelegt hat, er muß wohl ein kurzes Gedächtniß für die Schwierigkeiten eines Unternehmens und ein noch kürzeres für bestehende, von ihm anerkannte Rechtsverhältnisse besitzen.

IV.

Gewiß, es müssen schwerwiegende Gründe gewesen sein, die den Herrn Cultusminister gezwungen haben, trotz der von ihm erkannten Schwierigkeiten seines Vorhabens, durch sein geplantes Gesetz so gründlich mit den bestehenden Verhältnissen zu brechen, die Autonomie der confessionellen Anstalten auf ein Minimum einzuschränken und die gesammte Kirchen- und Schulpolitik in neue Bahnen zu leiten.

Die Gründe sind auch in der That gewichtig genug, denn das Mittelschulgesetz soll nach dem Motivenbericht bezwecken „auch die confessionellen Schulen auf dem Niveau allgemeiner Bildung zu erhalten, und der Staatsgewalt die Möglichkeit bieten, die confessionellen Schulen der Art zu überwachen, daß der in ihnen vorhandene traditionelle Geist den gegen die höchsten Interessen des Staates arbeitenden Tendenzen nicht zum Deckmantel dienen können".

Nun wissen wir recht wohl, daß der Herr Minister nicht mit zu grellen Farben schildert, wenn er einen Theil der confessionellen Schulen als geradezu erbärmlich darstellt, als Schlupfwinkel der Unwissenheit und Disciplinlosigkeit. Aber sind die sächsischen Mittelschulen so beschaffen?

Die Siebenbürger Sachsen sind sich dessen wohl bewußt, daß ihre Schulen unter den bestehenden schweren Verhältnissen vielleicht nicht ganz das leisten, was die entsprechenden Anstalten Deutschlands leisten, aber sie wissen auch, daß von Seiten der Behörden, der Gemeinden und Einzelnen Alles aufgeboten wird, die Anstalten immer vollkommener zu gestalten. Es bestehen 6klassige Bürgerschulen, 3- und 4klassige Seminarien mit dem Unterbau des Untergymnasiums zur Bildung der künftigen Volksschullehrer; der Volksschullehrer, der ohne den Besitz eines Maturitäts-Prüfungszeugnisses nicht angestellt werden kann, hat Gelegenheit in Fortbildungscursen und Lehrerversammlungen Anregungen und Belehrungen mannichfacher Art zu erhalten. Die Lehrer der Mittelschulen sind verpflichtet, mindestens 3 Jahre lang an Hochschulen ihre Studien zu betreiben, sie müssen, bevor sie angestellt werden, sich strengen Prüfungen unterziehn, in denen sie ihre wissenschaftliche und pädagogische Befähigung zu bekunden haben. In den Programmen der verschiedenen Anstalten werden alljährlich Abhandlungen veröffentlicht, die in Bezug auf Ernst und Gründlichkeit wissenschaftlicher Forschung den Vergleich mit den Arbeiten anderer Anstalten nicht zu scheuen haben. Was Wissenschaft und Erfahrung in Deutschland und anderen Culturländern im Schulwesen Neues zu Tage fördert, wird aufmerksam verfolgt, und wenn dessen Einführung wünschenswerth erscheint, wird die Einführung selbst mit schweren materiellen Opfern vorgenommen, denn die Sachsen erhalten ihre Schulen vollständig aus eigenen Mitteln, aus Widmungen der sächsischen Nationsuniversität, der Gemeinden; aus Stiftungen von Privaten, endlich aus dem Ertrage von Schulsteuern, die die einzelnen Communen sich selbst auferlegen und die oft ziemlich bedeutend sind. Was der Staat beisteuert, erreicht die stolze Summe von 3500 Gulden, die durch allerhöchste Entschließung des Landesfürsten vom 19. Februar 1861 zur Unterstützung armer Volksschulen bewilligt wurden und von denen seit einigen Jahren „wegen Unzulänglichkeit der Staatsmittel" ein jährlich fünfprocentiger Abzug gemacht wird.

Als im Jahre 1850 der Commissär des Unterrichtsministeriums Ritter von Heufler die Schulen des Sachsenlandes bereiste, schrieb er an das Oberconsistorium in Hermannstadt: „Das Löbliche Oberconsistorium hat auf dem Gebiete der Schule ..... zu seinem hohen Ruhme immer die Bahn des Fortschrittes verfolgt; auf dieser Bahn ist es ihm gelungen, mit kleinen Mitteln Großes zu erreichen und hier deutsche Civilisation und Wissenschaft nahezu auf gleicher Stufe mit dem Mutterlande zu erhalten." Und der Vorgänger des jetzigen Cultusministers erklärte im Jahre 1869, daß die Sachsen ihren Lehranstalten eine Einrichtung gegeben hätten, die die schönsten Resultate lieferte.

Seit diese ehrenden Worte gesprochen wurden, sind Jahre vergangen, aber die Sachsen sind in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen, sondern haben die Bahn des Fortschritts weiter verfolgt und sie können heute wohl ohne Ueberhebung sagen, daß im ganzen Gebiete der Stephanskrone wenige Anstalten bestehen, die den sächsischen gleichkommen, noch wenigere, die sie übertreffen. Und bei dieser Behauptung werden nicht einmal die staatlichen, die unter Leitung des Herrn Trefort stehenden, ausgenommen.

Wenn das Bemühen des Herrn Ministers also ein überflüssiges ist, die sächsischen Schulen auf dem Niveau allgemeiner Bildung zu erhalten, so könnte er sich auch das Suchen nach „staatsfeindlichen Tendenzen" ersparen. Die Sachsen sind nie Revolutionäre und Verschwörer gewesen und sie sind es auch jetzt nicht. Wenn irgend etwas in ihrem Schulwesen sich fände, was einem Einschreiten der Staatsgewalt nur einen Schein von Berechtigung geben würde, das Einschreiten wäre sicher erfolgt. Ist doch im letzten Jahre ein Privatinstitut in Kronstadt, in welchem Mädchen vorzugsweise aus Romänien erzogen wurden, geschlossen worden, weil einige Schülerinnen von Hause einen Atlas mitgebracht hatten, in welchem eine Phantasiekarte eines Siebenbürgen, die Bukowina und Theile von Ungarn umfassenden großromänischen Staates sich fand.

Oder glaubt der Minister etwa, daß die Sachsen es verstünden, ihre staatsfeindlichen Tendenzen so geschickt zu verbergen, daß sie ihm verborgen bleiben könnten? Im Schuljahr 1879/80 zählten die evangelisch-deutschen Mittelschulen Siebenbürgens unter 1496 Schülern 514 Nichtsachsen und ähnlich ist das Verhältniß immer. In Kronstadt gibt es Klassen, in denen die Zahl der Magyaren, Slaven, Romänen u. s. w. die Zahl der sächsischen Schüler übertrifft. Und da sollte eine Verheimlichung möglich sein? Die jährlich veröffentlichten Programme geben auch dem Minister statistische Ausweise, geben ihm Auskunft über Lehrplan und Lehrbücher, Stundeneintheilung, Anstellung der Professoren u. dgl. Im Auftrage der Landeskirchen-

versammlung hat das Landesconsistorium im Jahre 1874 dem Herrn Minister überdies folgende Erklärung gegeben:

„Auch geben wir zu, daß das gegenwärtige, wenn auch Jahrhundert alte Rechtsverhältniß zwischen dem Staat und den siebenbürgischen Landeskirchen ein so starres nicht sein werde, daß es sich jeder Rechtsentwicklung verschlösse; es kann geschehen, daß die Entwicklung des modernen Rechtsstaates diesbezüglich zur Schaffung neuer Lebensformen drängt; gewiß ist es, daß unsere Landeskirche berechtigten Culturforderungen und wirklichen Lebensbedingungen des Staates nie als Gegner gegenüber getreten ist und nie als solcher gegenüber treten wird. Doch selbstverständlich ist es, daß der Rechtsstaat im Falle eines solchen Bedürfnisses nicht de nobis sine nobis beschließen, sondern mit der berechtigten Kirche in jene Verhandlungen und Vereinbarungen eintreten wird, die von der Natur der Sache, der Idee des Rechts und dem Wohle beider, nach der Lehre dieser Kirche gleichmäßig nicht in menschlicher Willkür, sondern in göttlicher Anordnung wurzelnder Lebensordnungen geboten sind.

V.

Leute, denen Nation und Religion nichts ist und denen ein Wechseln beider nicht mehr Gewissensskrupel macht als das Wechseln der Handschuhe; Leute, die ferner stehen und sich durch liberal klingende Redensarten und Gesetzesparagraphen täuschen lassen, mögen immerhin sagen, die Sachsen seien Angstmeier und Schwarzseher. Sie selbst aber, die Deutsche bleiben wollen, wie ihre Väter es gewesen sind; die vor drei Jahrhunderten, als fast in ganz Europa der Religion wegen blutige Kriege und Verfolgungen stattfanden, mit den Mitnationen den Grundsatz unbedingter Duldung und Freiheit aussprachen und durchführten, sie selbst sehen allerdings Gegenwart und Zukunft schwarz; aber sie haben dazu leider das Recht.

Durch Zertrümmerung des sächsischen Municipalverbandes im Jahre 1876 und durch die Neueintheilung in Comitate, wobei ohne Rücksicht auf örtliche Verhältnisse die heterogensten Gebiete zusammengeschweißt und nationale Reibungen systematisch hervorgerufen wurden, ist die politische Vereinigung der Sachsen gelöst worden, ihre Widerstandskraft natürlich verringert. Unter dem Vorwande, den verschiedenen Nationen die Möglichkeit zu Erlernung der Staatssprache zu geben, folgte die zwangsweise Einführung des magyarischen Sprachunterrichts in allen Volksschulen. Wer mit dem Wesen des Elementarunterrichts vertraut ist und wer die Schwierigkeiten kennt, die das Erlernen des so ganz fremdartigen magyarischen Idioms bereitet, der wird es sehr natürlich finden, wenn in Zukunft die Volksschulen nicht mehr das leisten werden, was sie bisher geleistet haben, und wenn in vielen Gemeinden schließlich, um die Schwierigkeiten, Kosten, Plackereien zu vermindern, die Pflege der nationalen Sprache ganz fallen gelassen wird und der ganze Unterricht nur in magyarischer Sprache ertheilt wird. Ehe es in sächsischen Gemeinden dahin kommt, dürfte allerdings noch eine geraume Zeit verstreichen.

Der dritte Schritt zur Erreichung des Zieles der Magyarisirung ist das Mittelschulgesetz. Durch dasselbe wird dem Unterrichtsminister ausdrücklich verboten, in staatlichen Anstalten eine nichtmagyarische Sprache einzuführen. In solchen Anstalten, welche einzelne Jurisdictionen oder Gemeinden erhalten, darf ebenfalls nur die magyarische Sprache die Unterrichtssprache sein, obwohl der Gesetzartikel 44 von 1868 die Bestimmung der Unterrichtssprache dem Belieben der erhaltenden Körperschaft anheimstellt. Der § 76 des Gesetzentwurfes sichert allerdings den Confessionen das Recht, in den von ihnen erhaltenen Mittelschulen die Unterrichtssprache zu bestimmen, aber dann folgen einige Bestimmungen, die zum Theil nur unbequem, zum Theil aber so beschaffen sind, daß auf die Dauer jener § 76 undurchführbar wird. Zur ersteren Gruppe gehört die Anordnung, daß die Maturitätszeugnisse magyarisch abgefaßt sein müssen, wodurch naturgemäß auch die Prüfungsprotokolle zum Theil wenigstens magyarisch sein müssen; zur letzteren die Bestimmung, daß alle Mittelschullehrer ohne Ausnahme künftig ihre Befähigungsprüfung nur in magyarischer Sprache ablegen sollen. Es ist in der That recht großmüthig, daß der Besuch ausländischer Universitäten nicht verboten ist; wer aber in deutscher Sprache zu denken, zu schreiben und zu sprechen gewohnt ist, der wird sich schwerlich im Stande fühlen, eine schwierige Prüfung in einer schwierigen Sprache abzulegen, in welcher sogar alle technischen und wissenschaftlichen Fachausdrücke, die sonst aus dem Lateinischen und Griechischen gebildet sind, durch eine magyarische Sprachfabrik, neu gebildet werden, wodurch es freilich dahin gekommen ist, daß selbst ein gebildeter Magyare ein wissenschaftliches magyarisches Werk stellenweise nicht verstehen kann. Es wird also dem Studirenden nichts Anderes übrig bleiben, als inländische, d. h. magyarische Universitäten zu besuchen. Es gibt aber Personen, welche, trotz Buda-Pest und Klausenburg, noch immer meinen, daß in Leipzig oder Berlin, in Göttingen oder Heidelberg mehr wissenschaftliche Anregung zu holen sei, als in jenen Professorenpräparandien, wo man zur zukünftigen Prüfung wissenschaftlich einexercirt wird.

Ist aber der Studirende gezwungen, eine magyarische Universität zu besuchen, so wird der Gymnasiast auch eine magyarische Anstalt vorziehen, weil ihm sonst das Studium an der magyarischen Universität zu viel Schwierigkeiten bereiten würde. So folgt denn hübsch das Eine aus dem Andern.

Fast noch hochherziger ist die Bestimmung, daß es den Confessionen gestattet ist, ihre Mittelschullehrer durch eigne Commissionen prüfen zu lassen. Aber — es gibt auch hier ein sehr einschränkendes Aber — diese confessionellen Prüfungscommissionen dürfen nur an eigenen öffentlichen Hochschulen bestehen, welche mit den Lehrkräften und Lehrmitteln einer ordentlichen Universität versehen sein müssen. Der Minister hat übrigens das Recht, zu diesen Prüfungen zwei Bevollmächtigte zu entsenden, welche mit zu prüfen und mit zu stimmen berechtigt sind.

Selbst wenn die Sachsen die Mittel zur Errichtung einer Universität besäßen, sie würden wohl wenig geneigt sein, eine solche zu schaffen und sich dadurch geistig vom Auslande zu isoliren; während jetzt gerade durch den Besuch deutscher Universitäten alljährlich ein Strom geistiger Anregung befruchtend sich über unser Volksthum ergießt.

Aber nicht in nationaler Beziehung fühlen sich die Sachsen durch das Mittelschulgesetz gefährdet, auch in religiöser. Seit Jahrhunderten sind Kirche und Schule bei ihnen vereinigt. Jeder Mittelschullehrer muß auch theologische Studien gemacht haben, einer theologischen Prüfung sich unterziehen; jeder Geistliche muß an einer Mittelschule eine Reihe von Jahren als Lehrer gewirkt haben. Kirche und Schule haben sich gegenseitig ergänzt, die kirchliche Autonomie war oft die Waffe, so zuletzt in den Concordatstagen — traurigen Angedenkens — der fünfziger und sechziger Jahre, mit welcher der Protestantismus sich und seine Schulen geschützt hat.

Diese Zustände haben sich bewährt und die Sachsen haben sich wohl befunden. Das würde sich nun wesentlich ändern. Haben die confessionellen Anstalten nicht mehr das Recht, den Bildungsgang ihrer Mittelschullehrer zu bestimmen und die Befähigungsprüfung mit denselben abzuhalten, wird die Prüfungssprache die magyarische und werden in Folge dessen die Studirenden vom Besuch fremder Universitäten abgehalten, und auf die magyarisch-katholischen Fachschulen Ungarns angewiesen, dann ist die Axt gelegt an die Wurzel des Baumes, der, wenn auch die Zeiten in unserem Vaterlande noch so trüb und stürmisch waren, immer die herrliche Blüthe nationaler und religiöser Duldung getragen hat.

Die Sachsen haben schon manchen Stoß und Sturm ertragen, sie werden auch diesen überdauern. Ein Volksthum, das so fest im Boden der Heimat wurzelt, läßt sich nicht so leicht ausrotten. Sie fürchten für ihre Existenz noch nicht. Sie fordern auch nichts Unmögliches, sie verlangen auch keine Sonderrechte, sie steifen sich nicht auf die — so sehr beliebten — wurmzerfressenen und vergilbten Pergamente ihrer Privilegien, sie sind allzeit treue Bürger des Staates gewesen und werden

es auch fortan sein; wohl aber verlangen sie, daß das gemeinsame Vaterland auch ihrem Volksthum Recht und Schutz und Achtung schuldig sei und sie sind von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Zustände in einem Staate nicht gesund und haltbar seien, in welchem 5 Millionen Menschen, die vor ihren Mitbürgern gar nichts voraus haben, 10 Millionen terrorisiren. Das ist nicht ein nationaler Schmerzensschrei, aber es ist eine Thatsache.

Kronstadt, Mai 1881.

Literatur und Kunst.

Pfingsten.

Pfingsten, Pfingsten! — Hört ihr es zittern
Leis' durch die Lüfte wie Nachtigallaut?
Lächelnd nun grüßt nach des Lenzes Gewittern
Leuchtender Himmel die Erde als Braut.
Und zu der Schöpfung herrlichster Feier
Duftet die Blume, murmelt der Strom,
Rühret der Wald seine rauschende Leier,
Hallet die Glocke vom ragenden Dom.

Pfingsten, Pfingsten! — Zaubergewaltig
Geht an die Menschen dein lockender Gruß.
Siehe, da regt es sich tausendgestaltig;
Wanderlust rieselt durch jeglichen Fuß.
Wieder wie einst zieht in seligen Schauern
Sehnsucht der Jugend das Alter hinaus;
Und wer gebannt in bedrückende Mauern,
Pflanzt sich in Maien den Frühling ans Haus.

Pfingsten, Pfingsten! — Tröstliches Klingen!
Löse, mein Volk, dich aus bänglicher Haft!
Kämpfest du auch in erbittertem Ringen,
Wie zu entfalten die schaffende Kraft:
Einmal schon sahst du in glücklichen Tagen,
Wie sich in Eintracht erfüllte dein Traum —
Einst auch im Pfingstschmuck siehst du ihn ragen,
Friedlicher Arbeit blühenden Baum!

Ernst Scherenberg.

Weibliche Studenten.

Von Karl Emil Franzos.

Die Zahl der dickleibigen Bücher, welche bereits für und gegen die Eignung der Frauen zu gelehrten Berufen geschrieben worden, ist sicherlich weitaus größer, als jene der Damen, die sich jemals ernstlich diesen Ständen zu widmen gedacht, und was vollends die Zahl der einzelnen Artikel über diese Frage betrifft, so dürften sich schwerlich von heute bis zum jüngsten Tage in allen fünf Welttheilen zusammen gleich viele weibliche Aerzte, Advocaten und Professoren finden. Wenn ich es dennoch wage, nun auch mit meinem Scherflein zu kommen, so schöpfe ich den Muth hierzu vor Allem aus dem Bewußtsein, der Frage leidenschaftsloser und kühler gegenüberzustehen als Viele, deren Ansichten man bisher hierüber vernommen. Ich vermag nämlich in dieser Berufswahl seitens der Frauen weder mit ihren Gegnern eine sündige, naturwidrige und schädliche Thorheit, noch mit ihren Verfechtern eine überaus nützliche und gerechte Maßregel, ja geradezu die Erlösung der Frauen aus unwürdigen Banden zu erblicken. Nun ist freilich Kühlheit nicht in allen Dingen gut, am wenigsten in der Behandlung von Principienfragen, und abgesehen von der geringeren Gefahr, es mit beiden Parteien zu verderben, liegt auch die größere nahe, im Laviren just den Kernpunkt der Frage zu umschiffen. Aber meines Erachtens ist die Frage durchaus keine principielle, sondern eine Frage der Individualität, deren Beantwortung daher auch von Fall zu Fall eine verschiedene sein muß, eben je nach dem Charakter, der geistigen und körperlichen Beschaffenheit des zukünftigen Fräuleins Doctor. Ich glaube, daß es Fälle gibt, wo der begeistertste Freund der „Frauen-Emancipation", sofern er nur zugleich bei gesunder Vernunft ist, sich aus Leibeskräften dagegen stemmen muß, daß eine gewisse Persönlichkeit sich zur Aerztin ausbilde, und wieder andere Fälle, wo der erbitterste Gegner dieser Richtung, sofern obige Bedingung auch bei ihm zutrifft, einem solchen Entschlusse nicht entgegen sein wird. Ja noch mehr! Der Grund für alle Wirrniß, die in dieser Frage herrscht, für die Erbitterung der beiden streitenden Parteien, für die maßlosen Uebertreibungen, in welchen sie sich gefallen, scheint mir einzig darin zu liegen, daß man die Frage fälschlich und künstlich zu einer principiellen aufgebläht hat.

So sei es mir denn gestattet, vom Individuum auszugehen, und die Erörterung über Berechtigung oder Nichtberechtigung der Frauen zu akademischen Studien und Berufen mit der Erzählung eines persönlichen Erlebnisses einzuleiten, welches an sich bedeutungslos ist, aber den Vorzug hat, mitten in die Frage hineinzuführen.

Es war im Spätherbst 1879, als mich ein literarisches Fest zu einer Reise nach Dresden verlockte. Am Tage vor Antritt derselben erhielt ich den Besuch eines lieben Schulfreundes, der jetzt als ruthenischer Pfarrer in Galizien lebt, und als er erfuhr, daß ich nach Dresden reise, fragte er mit eigenthümlichem Lächeln, ob ich nicht seinen dortigen Freunden empfohlen sein wolle. Ich verstand dieses Lächeln, denn ich wußte, daß der warmherzige, phantastische Mann trotz seines würdevollen Amtes eine Art platonischer Liebe für den Nihilismus, der übrigens damals für sein Auge noch nicht die letzten krassen Ziele enthüllt haben mochte, empfinde und mit Anhängern dieser Partei Verbindung unterhalte. Ich lehnte dankend ab, und zwar auf Grund von Erfahrungen, welche ich in Wien gemacht. Seitdem nämlich meine Culturbilder aus Rußland auch ins Russische übersetzt worden, hatten mich wiederholt durchreisende Damen und Herren dieser Partei, oder doch Individuen, welche den Zusammenhang derselben sehr geflissentlich betonten, mit ihrem Besuche beehrt, wohl deshalb, weil sie in meiner Absicht, die Schäden des Absolutismus aufzudecken, fälschlich eine antimonarchische Tendenz erkennen wollten, und ich hatte hierbei die Beobachtung gemacht, daß diese Unterredungen, auch wenn sie noch so theoretisch mit Disputationen über die beste Staatsform oder die Berechtigung des Gemeinbesitzes begannen, zum Schlusse doch immer recht praktisch und für meinen Geldbeutel abträglich wurden.

Mein Freund, der Pfarrer, mußte zwar zugeben, daß dies monotone Ende sonst so abwechslungsreicher Unterredungen auf die Dauer verstimmend wirken müsse, bestand jedoch nun um so eifriger auf der Erfüllung seiner freundlichen Absicht. „Denn," meinte er, „es wäre höchst ungerecht, eine ganze Armee nur nach den Gemeinen beurtheilen zu wollen, und Du wirst anders über sie denken, wenn Du in Dresden ihre Offiziere, ihre Generale kennen lernest!" Da ich nun allerdings nicht leugnen konnte, daß jene Mitglieder der Partei, welche ich bisher kennen gelernt, ziemlich Gemeine gewesen, so willigte ich ein, er schrieb sofort den Brief und übergab ihn mir mit den Worten: „Ich empfehle Dich gleich an die interessanteste Persönlichkeit, den „rothen Major"!"

Trotz dieser vielversprechenden Charge ließ ich in Dresden doch die Festtage vorbeigehen und fuhr erst am letzten Morgen meines dortigen Aufenthaltes nach jener entlegenen Vorstadt, wohin mich die Adresse des Briefs wies. Es war ein altes, von Proletariern bewohntes Haus. Nach vielem Suchen fand ich endlich die bezeichnete Wohnung; sie bestand aus einer ein-

zigen, kleinen Kammer. Im Bette lag ein junger, recht wüstaussehender Mann mit brennrothen Haaren. Das ist der rothe Major! — dachte ich und übergab ihm den Brief.

Er las, blickte mich ziemlich argwöhnisch an und fragte dann: „Sind Sie wirklich der Bürger, welchen der Brief empfiehlt?"

„Ja!" betheuerte ich.

„Haben Sie irgend eine Legitimation?"

Nun hatte ich allerdings ein solches Schriftstück bei mir, welches aber jedenfalls bewies, daß ich weniger ein „Bürger" in seinem Sinne, als vielmehr ein loyaler Staatsbürger sei. Es war dies nämlich eine Kaiserl. Königliche Paßkarte, welche ich allerdings nicht so sehr aus Loyalität, als der recommandirten Briefe wegen mitgenommen hatte. Fast zögernd reichte ich dem Freiheitsmanne das servile Document, welches ihn jedoch gleichwohl zu beruhigen schien.

„Gut," sagte er. „Ich kleide mich an und führe sie hin!"

„Wohin?" erlaubte ich mir zu fragen.

„Nun — zum rothen Major!"

„Sind nicht Sie selbst dieser Herr?"

„Nein!" lachte er und fand meinen Irrthum sehr lustig, denn er lachte noch lange fort, auch als wir schon in einer Droschke saßen.

Wir durchfuhren nahezu die ganze Stadt und hielten endlich vor einem „Hôtel garni" des englischen Viertels. Als mich mein Führer hier vor den richtigen „rothen Major" stellte, fand ich seine Heiterkeit begreiflich, denn vor mir stand eine junge, runde, tiefbrünnette Dame. Wir waren bald im besten Plaudern, und sie belehrte mich zunächst über die Bedeutung ihres Spitznamens. Sie war sehr radical, daher das „Roth", und hatte sich Verdienste um die revolutionäre Propaganda in der russischen Armee erworben, daher der „Major". Ich hatte Muße, sie zu betrachten; schon ihr Aeußeres bewies, daß sie jenem extremsten Flügel der Nihilisten angehöre, welcher sogar den Gebrauch von Kamm und Seife als reactionär verwirft, und ihr Kragen, ihre Manschetten waren entschieden schon lange vor Beginn der nihilistischen Bewegung zum letzten Male gewaschen worden. Aber wie trotzdem der hübsche Schnitt des energischen Gesichtes auffallend blieb, so leuchtete auch durch den Phrasendunst ein scharfer, entschlossener Geist hervor. Das war in der That ein Offizier der Armee, viel verfolgt, wie schon die Vorsicht bei meiner Einführung bewies, sie wechselte ihre Wohnung nahezu täglich. „Uebrigens bleibe ich nicht lange mehr hier," sagte sie, „ich bin Student in Bern."

„So? An welcher Facultät?"

„Ja, Teufel!" erwiederte sie ganz nachdenklich, „was studiere ich denn eigentlich? Ich glaube, im letzten Semester war ich wieder an der medicinischen Facultät inscribirt!"

Das war so drollig vorgebracht, daß ich lachen mußte.

„Was wollen Sie?" sagte sie, „wir sind ja genöthigt, uns inscribiren zu lassen! Das schützt uns zwar nicht vor den Agenten unserer Regierung, aber doch vor der Schweizer Polizei!"

Das Gespräch nahm wieder eine allgemeine Wendung und gewährte mir in der That viele Aufschlüsse über die Principien der Partei. Um mich aber nicht blos geistig zu bewirthen, fegte der „rothe Major" die Tabaksasche und die Cigarettenstümpfchen vom Tische, und stellte aus einem Wandschrank eine Flasche Schnaps, Wurst, Brod und Speck vor mich hin. Gläser gab es nicht, wohl aber ein Besteck, welches aus einem einzigen Federmesser bestand. Ich lehnte dankend ab. „Ah!" sagte sie, „Sie sind verwöhnt, Sie essen wahrscheinlich nicht ohne Tischtuch" — griff in die Tasche, zog ihr Sacktuch hervor und breitete es über den Tisch. Merkwürdigerweise kam mir der Imbiß nun auch noch nicht viel appetitlicher vor — und ich empfahl mich.

Als ich die Struvestraße entlang meinem Hôtel zuschritt, hielt vor einem Hause eine Droschke an, der eine jugendliche Dame entstieg, die mir bekannt vorkam. In der That war es eine liebe Freundin aus der Jugendzeit, Fräulein Dr. med. Rosa Welt, die ich so unvermuthet wiedertraf.

Sie ist meine Landsmännin, ich habe sie vor etwa fünfzehn Jahren in Czernowitz, selbst noch Gymnasiast, in den Anfangsgründen des Lateinischen und Griechischen unterrichtet, und schon damals zeichnete sie sich durch seltene Gaben des Geistes aus, durch eisernen Fleiß und ein ganz ungewöhnliches Pflichtgefühl. Kaum minder bedeutend erwiesen sich die Gaben ihrer jüngeren Schwester Eleonora, die zeitweise an dem Unterrichte Theil nahm. Die beiden Schwestern sind die Töchter eines Herrn Sinai Welt, der früher Fruchthändler in Czernowitz war und jetzt als Börsenagent in Wien lebt. Ich habe vor einiger Zeit Eigenart und Bildungsgang dieser beiden merkwürdigen, hochbegabten Mädchen in einer österreichischen Zeitung geschildert und muß mich daher schon aus diesem Grunde hier sehr kurz fassen. Herr Sinai Welt, von seinen orthodoxen Glaubensgenossen am Studium gehindert, hatte es sich schon in seiner Jugendzeit feierlich gelobt, daß jeder seiner Söhne ein Gelehrter werden müsse, und als ihm das Geschick nur Töchter bescheerte, machte ihn dies nicht irre an seinem Entschluß. Darum ließ er den Mädchen genau denselben Unterricht angedeihen, als wären sie als Knaben geboren und lenkte ihren Ehrgeiz früh auf Ziele, welche damals fast unerreichbar lagen: das Doctorat der Medicin, der Philosophie. Wenn die ältere dieses Ziel schon erreicht hat, die andere dicht daran ist, verdanken sie dies neben ihrer Begabung nur ihrer zähen Ausdauer; denn beide haben hart mit äußerem Ungemach kämpfen müssen.

Seit jenen Czernowitzer Schülertagen war ich meiner ebenso hübschen als talentvollen Schülerin Rosa selten und flüchtig begegnet. So 1873, als sie eben die Maturitätsprüfung mit glänzendem Erfolge absolvirt hatte. Dann 1877, als sie an der Wiener Universität einige Kliniken besuchte und sich für die Ablegung der medicinischon Rigorosen an der Berner Hochschule vorbereitete.

Da jene Droschke ihr Doctorwagen war und sie eben ihre Rundfahrt bei ihren Patientinnen, Frauen und Kindern, absolvirt hatte, so lud sie mich ein, sie heimzubegleiten; sie wohnte im Kreise einer liebenswürdigen, aus Wien stammenden Familie. Da erzählte sie mir, daß sie ihre Rigorosen mit bestem Erfolge abgelegt, eine Dissertation über „Elephantiasis arabum" geschrieben, nun in Dresden als Assistentin an einem Frauenhospital wirke und zugleich ein wenig selbstständige Praxis übe. Dann entwickelte sie mir ihre Hoffnungen für die Zukunft, die sich seither verwirklicht haben: die Errichtung einer selbstständigen Klinik in New-York im Vereine mit einer älteren Collegin.

Es ist immer eine große und reine Freude, einem ernsthaft Strebenden sein Ziel erreichen zu sehen, aber was mich an diesem klugen, hübschen, krausköpfigen Doctor im braunen Kleide am meisten erfreute, war das schlichtbürgerlich, bescheidene Benehmen. Den Eindruck echterer Weiblichkeit kann auch das behütetste Fräulein nicht machen, als dieses Mädchen, welches in der Fremde einsam und allein tapfer mit Armuth und Vorurtheil gekämpft und endlich gesiegt hatte. Ja! sie hatte Leichen secirt, hatte denselben Vorlesungen und Demonstrationen mit ihren männlichen Collegen beigewohnt und — rauchte nicht einmal die kleinste Cigarette! . . .

Ziehen wir das Resultat aus den Erlebnissen dieses einen Vormittags, stellen wir diese beiden Studentinnen derselben Facultät, derselben Hochschule noch einmal in Gedanken neben einander hin, und wir sind uns über die größte Schwierigkeit klar geworden, welche die Frage der Berechtigung oder Nichtberechtigung der Frauen zu akademischen Studien bietet: über die Unmöglichkeit nämlich, ein auch nur annähernd allgemein gültiges Urtheil auszusprechen. Denn es gibt momentan keine andere sociale Erscheinung, in welcher sich Verstand und Thorheit, Tugend und Laster, Schändliches und Heiliges gleich verwirrend mischen, und über welche daher naturgemäß auch so verschiedene Urtheile gefällt werden — im privaten Gedankenaustausch, in der Literatur und in der Gesetzgebung.

Man leite die Discussion hierüber in jeder beliebigen gebildeten Gesellschaft ein und man wird bemerken, daß sich höchst wahrscheinlich nur entweder entschiedene Gegner oder begeisterte Freunde des „weiblichen Studenten" zum Worte melden, welche sich sogar in dem Grade der Negation oder Affirmation nur wenig von einander unterscheiden. Diese Zuversicht kommt uns

sowohl aus der eigenen Erfahrung wie aus der Kenntnißnahme dessen, was hierüber geschrieben und öffentlich geredet wird. Das ist ein wahres Tohuwabohu von Meinungen! Dem Einen, oder richtiger der Einen, denn es sind die Worte einer Frau, die ich getreulich anführe, ist diese Bewegung „das neue Morgenroth der Menschheit, eine wahrhaftige, sociale Heilslehre und für die Culturentwicklung der Zukunft ebenso wichtig, wie die Lehre Christi für die der Vergangenheit gewesen!“ Dem Anderen — es ist ein deutscher Professor, den ich gleichfalls wörtlich citire — „ist die ganze Frage überhaupt nur unter Einem Gesichtspunkte bemerkenswerth: sie beweist nämlich, daß Nichts auf Erden so verrückt ist, als daß es nicht einmal unter den Frauen Mode werden könnte.“

Da haben wir eine Probe vom gröbsten Baß der Negation und vom höchsten Discant der Begeisterung; die meisten Stimmen bewegen sich leider in diesen extremen höchsten oder tiefsten Registern — nur wenige erklingen in der normalen Mittellage.

Ein ebenso buntes Bild ergibt die Uebersicht der gesetzlichen Bestimmungen der verschiedenen Länder über das Frauenstudium. Am wohlwollendsten verhalten sich Nordamerika und Rußland — also der freieste und der geknechtetste Staat der Erde. Das ist selbstverständlich keineswegs ein curioser Zufall, sondern hat seine natürlichen Gründe, die ich später klarzulegen versuche. Beide Staaten also begünstigen und fördern das Frauenstudium in thatkräftigster Weise; sie errichten eigene Mädchen-Lyceen, gewähren den von Privaten gegründeten Instituten dieser Art die Rechte öffentlicher Anstalten, und gestatten außerdem, daß Mädchen an den Knaben-Gymnasien ihre Prüfungen ablegen dürfen. Für den akademischen Unterricht bestehen in Amerika einige Frauen-Hochschulen mit einzelnen Facultäten, in Rußland eine medicinische Facultät für Studentinnen in Petersburg, außerdem ist von einigen anderen medicinischen Facultäten des weiten Reichs Vorsorge für Studentinnen getroffen — d. h. wenigstens im Princip, denn das Papier hat in Rußland die Eigenschaft, noch viel geduldiger zu sein als anderwärts!

Ebenso begünstigend verhält sich die Schweiz; nur daß die Bürger dieser Republik das Studium der Frauen etwa so betrachten wie ihre Naturschönheiten, nämlich als Sache der Fremden. Das Geschlecht begründet weder bei der Immatriculation, noch bei der Erwerbung akademischer Grade irgend einen Unterschied, und darum sind es vornehmlich diese Hochschulen, welche von Studentinnen aus aller Herren Ländern aufgesucht werden.

England kümmert sich officiell um den weiblichen Studenten nicht; die altehrwürdigen Landesuniversitäten sind kraft ihrer Statuten für Damen nicht geöffnet, wollen sich diese auf privatem Wege die erforderliche Fachbildung verschaffen und dann den betreffenden gelehrten Beruf ausüben, so steht dem nichts entgegen. In Frankreich wechselten unter den verschiedenen Regierungen auch die Systeme; die Frage der Zulassung ist jetzt den Universitäten selbst zur Beantwortung von Fall zu Fall überlassen, doch ist die Zahl der Studentinnen eine geringere. Aehnlich steht es in Italien, wogegen in den scandinavischen Ländern der weibliche Student total unbekannt ist. Als ich im letzten Sommer zu Upsala einen Professor der dortigen Universität darnach befragte, erwiederte er: „Wir kennen natürlich den Rummel nicht, denn in unserem nordischen Lande kommt ja der Sonnenstich niemals vor“. Nun, in Spanien kommt zwar der Sonnenstich vor, aber der weibliche Student doch nicht. Auch in Deutschland ist die Erscheinung nicht häufig. Die gesetzlichen Bestimmungen lauten dahin, daß zwar die Erwerbung von Maturitäts-Zeugnissen und das Hospitiren in einzelnen Collegien gestattet ist, nicht aber die Immatriculation als ordentlicher Hörer oder die Erwerbung akademischer Grade. — Was endlich Oestreich betrifft, so repräsentirt es seit zwei Jahren das Princip der strengsten Negation. Der vorletzte Cultusminister, Herr von Stremayr, hat die Frage durch zwei Erlasse fein säuberlich zu Tode geregelt. Der erste, an die Maturitäts-Prüfungscommissionen Cisleithaniens gerichtet, setzt fest, daß die Zulassung zur Maturitäts-Prüfung gestattet, auch hierüber auf Wunsch der Candidatin ein Zeugniß ausgestellt werden kann. Will aber die Commission beides nicht, so darf sie es auch bleiben lassen. Dieses Zeugniß hat jedoch im besten Falle nur dahin zu lauten, „daß sich das betreffende Individuum weiblichen Geschlechtes über dieselben Kenntnisse ausgewiesen, welche dasselbe, falls es männlichen Geschlechts wäre, zum Besuche einer Universität berechtigen würden“. Diese Berechtigung ist aber noch ausdrücklich jedesmal im Zeugnisse selbst zu negiren. Noch viel radicaler war der gleichzeitige Erlaß an die Rectorate. Er verbietet die Immatriculation von Damen, oder, wie es dort wieder heißt, von Individuen weiblichen Geschlechtes sowohl als ordentliche wie als außerordentliche Hörer, ja sogar, was sonst nirgendwo verboten, das Hospitiren. Glücklicherweise sind wir in Oestreich ja immer gemüthlich und so hat sich die Praxis milder gestaltet, als der Erlaß erwarten oder befürchten ließ. Doch ist er noch immer in voller Kraft und an eine Aenderung desselben wäre unter den gegenwärtigen Umständen wohl nur dann zu denken, wenn sich plötzlich — was aber unwahrscheinlich ist — sehr viele Czechinnen melden würden!

So spiegelt sich auch in der Gesetzgebung die ungeheure Verschiedenheit der Anschauungen ab. Worin dieselbe wurzelt, haben wir bereits konstatirt: in der verwirrenden Verschiedenheit der einzelnen Exemplare dieser neuen socialen Gattung, ferner aber in der Neuheit der gesammten Erscheinung, und endlich in der Leidenschaftlichkeit, mit der die Discussion geführt wird. Eifer ist zu vielen Dingen gut, zur Klarheit führt er nicht. Extreme Meinungen bekämpfen sich mit Erbitterung; die Vergötterung einerseits, die Verhöhnung andrerseits fordern zum Widerspruch heraus, ein Artikel ruft den anderen wach, eine Rede die andere, Broschüren und Gegenbroschüren, Werke und Gegenwerke treten geharnischt auf den Kampfplatz!

Wer den betäubenden Lärm hört, könnte glauben, daß der weibliche Doctor in der That bereits als zweiter Hannibal vor den Thoren der männlichen Privilegien steht, könnte glauben, daß uns bereits vielleicht der nächste Tag die Enthüllung einer furchtbaren Verschwörung bringt: alle jungen Damen legen einen Eid darauf ab, nicht zu heirathen, sondern Doctor zu werden. Und über all dem Lärm wird die nächstliegende Frage überhört: Ist denn die ganze Erscheinung wirklich gar so wichtig? Kann der weibliche Arzt, Professor oder Advokat wirklich jemals zu einem ansehnlichen oder gar bestimmenden Factor unseres socialen Lebens werden?

Nein! antworten wir, keineswegs mit leidenschaftlichem Hohne, sondern im Gegentheil mit jener Ruhe, welche eine gefestete, auf Thatsachen basirte Ueberzeugung gibt.

Schon die Resultate der bisherigen Erfahrungen geben ja zu denken! Wie kommt's, daß selbst in jenen Ländern, wo das Vorurtheil, die herrschende Mode, diese Berufswahl nicht behindert, sondern geradezu begünstigt, gleichwohl die Zahl der Studentinnen seit mehr als einem Jahrzehnt beiläufig dieselbe bleibt?! Der wichtigste Grund aber ist die Natur, die körperliche und geistige Beschaffenheit des Weibes, wie es war und ist und sein wird, so lange Menschen auf Erden leben! Wer den körperlichen und geistigen Organismus des Weibes kennt, wer Ehrfurcht hat vor jener heiligen Mission, welche ihm die Natur auferlegt, Gebärerin, Ernährerin und Erzieherin der nächsten Generation zu sein, der kann auch, sofern er eben seine fünf Sinne beisammen hat, gar nicht daran zweifeln, was die nächste, die natürliche Bestimmung des Weibes ist. Es ist seine Bestimmung, die geachtete, geliebte, in allen reinmenschlichen Beziehungen gleichberechtigte Gefährtin des Mannes zu sein, die Mutter seiner Kinder, die Führerin seines Hauswesens. Das gebietet die Natur, und darum, ich wiederhole darum, auch die sociale Ordnung! Denn wie weit sich auch unsere socialen Verhältnisse von der Natur entfernt haben und theilweise einer Reform durch Rückkehr zu derselben bedürftig sein mögen, die Grundlage derselben, die Familie, und in ihr die Stellung des Weibes zur Familie, ist unverrückbar, ist ehern und ewig, weil von der Natur selbst geboten, und die unerläßliche Voraussetzung aller höheren socialen Ordnungen.

Und dies wird ja auch von der Erfahrung bestätigt! Wo lenkt das Weib in andere Pfade ein, wo sucht es sich einen selbstständigen Lebenszweck? Nur dort, wo seine Anschauungen über sein Verhältniß zum Mann und zur Familie infolge abnormer socialer Verhältnisse gleichfalls abnorm und krankhaft geworden sind, so in Amerika und im östlichen Europa, oder dort, wo ihm die Erfüllung jener natürlichen Bestimmung unmöglich gemacht ist, wo der Mann es nicht ernähren kann oder will.

Die Vernunft und fast noch mehr die Gerechtigkeit gebieten es, diese beiden Kategorien schärfstens zu trennen. Man könnte sie äußerlich als die Gruppe der „Freiwilligen" und der „Gezwungenen" unterscheiden, aber nur eben äußerlich, denn auch die „Freiwilligen" folgen ja in Wahrheit einer Macht, welche stärker ist als sie, jener geistigen Strömung oder, sagen wir es offen, jener geistigen Epidemie, welche man als das Fieber der Frauen-Emancipation definiren könnte.

Einzelne Krankheitsfälle sind jederzeit vorgekommen, zu einer Epidemie ist diese Strömung erst auf amerikanischem Boden geworden. Warum gerade dort?! Aus sehr verschiedenen, ja zum Theil einander scheinbar widersprechenden Gründen, die dennoch vereint zusammengewirkt.

Vor Allem war die Zahl der Frauen auf dem neuen Continent in den Jahren der rapiden Einwanderung eine relativ geringe; die große Nachfrage erzeugte naturgemäß Ueberschätzung des eigenen Werthes! Ferner stellten die gährenden Verhältnisse des jungen Staatswesens an die Thatkraft jedes einzelnen Individuums, also auch der Frauen, erhöhte Ansprüche und schärften hiedurch ihr Selbstbewußtsein.

Hierzu kommt der excentrische barocke Zug der gesammten Lebensführung, wie er sich aus der Abenteuerlichkeit ungeordneter Verhältnisse, aus der Mischung der sonderbarsten Bevölkerungselemente herausgebildet. Auch hat es ja Amerika wirklich in vielen Dingen nicht blos anders, sondern auch besser als unser „Continent das alte" und möchte es darum in allen Dingen besser oder doch anders haben.

Aber alle diese Gründe treten an Wichtigkeit hinter dem Einen zurück: daß die Amerikanerin in der Ehe — unzählige glänzende Ausnahmen natürlich abgerechne — thatsächlich weniger findet als die Europäerin, nicht jene starke, aus tiefstem Gemüthe quellende Liebe des Mannes, welche dem Weibe selbst das schwerste Opfer leicht macht, sondern nur eine Art mehr oder minder plumper, stets gleich hohler Galanterie. Zuerst der Dollar, dann das liebe Ich und dann erst die Frau! das ist die echt amerikanische Rangordnung. Weil also das Weib in Amerika mehr zu sein glaubt als in Europa, und thatsächlich weniger ist, daraus entstand dort jenes Schlagwort und seine Vertheidigung.

„Frauen-Emancipation" — ich denke man sollte dieses Wort nie ohne Anführungszeichen schreiben und sprechen — nie ohne „Gänsefüßchen"... Denn wovon soll das Weib eigentlich emancipirt werden? Beantworten wir die Frage vom Standpunkte strengster Sittlichkeit, aber ohne jede falsche Prüderie!

(Fortsetzung folgt.)

An Calderon.*)

Zum 25. Mai 1881.

Ein stolzes Reich war Dir vergönnt zu schauen,
O Calderon, es war Dein Vaterland;
Sein Scepter reichte von Granadas Auen
Bis übers Meer an neuer Welten Strand.
Wohl durfte einst mit hohem Selbstvertrauen
Sein Herrscher sagen, was er stolz empfand:
„Wer kann in meinem weiten Reiche sehen
Des Tages Lust, die Sonne, untergehen?"

Doch was sie hoch erhoben, hat wie immer
Die Zeit gestürzt; es ward der Stunden Raub;
Dahin der Weltenreiche alter Schimmer!
Das Grab umschließt der großen Herrscher Staub.
Nur Du, ihr Dichter, zwangst den Tod und nimmer
Verwelkt auf Deinem Haupt des Lorbeers Laub;
Die mächt'ge Zeit, die Scepter bricht und Throne,
Entriß Dir nicht die hehre Dichterkrone.

Und wie man feiert eines Herrschers Tage,
Wirst Du gefeiert in des Geistes Reich;
Nicht um den Todten ziemet uns die Klage;
Wer dauernd wirkt, ist den Lebend'gen gleich.
Sieh! ewig, wie der Frühling in der Sage,
Beglückst die Welt Du, frucht- und blüthenreich;
Drum sei im Frühling Du gegrüßt zum Leben,
Ob auch ein Frühling Dir den Tod gegeben.

Gleich Sabas Land, das Du gewagt zu schildern,
Strahlt Deiner Dichtung immergrüne Flur,
Wo leuchtend sich in üppig bunten Bildern,
Im Spiegel schaut der Geist und die Natur;
Wo würz'ge Lüfte wehen, hold zu mildern
Des lichten Gottes flammenheiße Spur;
Die Blumen als der Erde Sterne blühen,
Als Himmelsblumen die Gestirne glühen.

Der so im Wesen Dich erkannte, Goethe,
Im Glanz, dem Hafis' Gluth der Osten leiht,
Er war's, der Dich zu neuem Ruhm erhöhte
Auf Weimars Bühne, die sein Sinn geweiht;
Dort glänztest Du, ein Stern in Morgenröthe,
In unsrer deutschen Dichtkunst gold'ne Zeit;
Dem Meister folgten treffliche Genossen,
Die Deines Reichthums Schätze ganz erschlossen.

Wir sahen neubelebt in Deiner Dichtung
Das Ritterthum mit rasch gezog'nem Stahl,
Des Dulders Muth in Leiden und Vernichtung,
Der Liebe Adel, Eifersucht und Qual,
Verschlung'ner Lebenswirren frohe Schlichtung,
Der Weisheit Spruch, den tollen Scherz zumal;
Verklärt von Deinem Zauber selbst die Schatten,
Die hier auf Erden hellstem Licht sich gatten.

Du trateſt nah uns: in der Jugend Jahren
Ein edler Krieger, der das Schwert gezückt;
Als Mann ein feur'ger Dichter, welterfahren,
Dem Herz und Zeit zu malen wohl geglückt;
Ein ernster Priester dann in Silberhaaren,
Der reich mit Rosen den Altar geschmückt;
Ein Geist, der, was das Leben ihm gewährte,
Mit hohem Sinn empfing und es verklärte.

Nun klingt, was einst Du Deinem Volk gesungen,
In fremden Lauten in die Zukunft fort;
Doch, ob es in die Ferne weit gedrungen,
Es bleibt zugleich dem heim'schen Land ein Hort;
Zur Höhe ruft, zu der Du Dich geschwungen,
Zu edlem Thun die Hörenden Dein Wort;
So strahlst Du stets, wie die erwählten Dichter
Den Deinen vor als Priester, Held und Richter.

Es herrscht Dein Ruhm von Tajos gold'nen Wellen
Bis zu dem weinbekränzten deutschen Rhein,
Von Südens Sternenlicht, dem tageshellen,
Bis zu des hohen Nordens Dämmerschein;
Selbst über Meeren, an La Platas Quellen
Bewundert Dich die Welt und denket Dein;
Dir ward zu Theil nun Deiner Fürsten Wonne:
In Deinem Reich sinkt nie in Nacht die Sonne.

Edmund Dorer.

---

*) Dieses Gedicht, das wir heute veröffentlichen, hat bei der Bewerbung um den Calderonpreis den Sieg davongetragen. D. R.

Aus neugriechischen Theatern.

Von Adolf Boetticher.

Ueber dem Schrecken und der Theilnahme, welche die Katastrophe in Nizza allgemein hervorrief, ist die Nachricht von einem kurz darauf erfolgten Theaterbrande fast unbeobachtet verhallt: am 7. April wurde das Phaleron-Theater bei Athen ein Raub der Flammen. Kein Menschenglück ist hier vernichtet worden: das Theater war leer; auch der Werth, der hier zu Grunde ging, mag ein unerheblicher sein, und der Verlust trifft eine Actionärgesellschaft, die ihn nicht schwer empfinden wird.

Gleichwohl wird Jeder, der dieses Theater einmal besucht hat, die Nachricht nicht ohne Trauer vernommen haben. Es war eins der kleinsten, die ich kenne; es wurde nur mittelmäßig dort gespielt; aber bei seiner Eigenart knüpfen sich gewiß für Jeden, der dort heimisch geworden, so gut wie für mich unvergeßliche Erinnerungen an diese Stätte.

Der Phaleron, in klassischer Zeit bekanntlich der älteste der drei Häfen Athens, hat heute jede Bedeutung für die Schifffahrt verloren. Ein öder menschenleerer Strand im Winter, bildet er im Sommer den Sammelplatz für denjenigen Theil der guten Gesellschaft Athens, dem es nicht vergönnt ist, die heißen Monate nach der nahen Villeggiatur des kühlen Kephissia oder nach Italien auszuwandern. Die Sonne gestattet in den Hochsommermonaten nur in frühester Morgenstunde und am Abend den Aufenthalt im Freien. Um die Mittagszeit werden alle größeren Geschäfte geschlossen; alle Jalousien sind herabgelassen, und in denkbar einfachstem Kostüm sucht Jeder seine Zeit mit Rauchen und müheloser Lectüre bis gegen 6 Uhr hinzubringen. Dann erfolgt ein allgemeiner Aufbruch der fashionableren Bevölkerung: zu Fuß und zu Wagen eilt Alles dem Bahnhofe zu, der gerade zwischen dem herrlichen Theseustempel und dem wieder aufgedeckten antiken Friedhofe bei der Aghia Triadha, Angesichts der Akropolis belegen, wie ein sonderbarer Anachronismus erscheint. In einer Viertelstunde fährt man bis zur Station Phaleron — wollte man den Weg fortsetzen, so würde man nach aber einer Viertelstunde am Endpunkte der Eisenbahn, im Piräus, anlangen und damit die gesammten Eisenbahnstrecken des Königreichs Griechenland bereist haben.

Der Phaleron hat einen weitgeschwungenen Strand mit sandigem, angenehm zu betretendem und langsam abfallendem Meeresgrunde. Die Badeeinrichtungen sind sehr einfach aus rohen, unbehobelten und ungestrichenen Brettern zusammengezimmert, aber der Wellenschlag ist gut, und das Rundbild, welches man genießt, ist trotz des mangelnden Baumwuchses ein entzückendes. Ist man in die See hinausgeschwommen und wendet man dann den Blick dem Strande zu, so hat man Athen mit der Akropolis und dem fliederfarbenen Hymettos als Folie zur Rechten, links die Felshöhen von Munychia, geradeaus den hellen Strand und dahinter den Oelwald. Bald belebt sich diese Scene mit der Menge vom Bade erfrischter Spaziergänger; die Eisenbahnzüge führen neue Schaaren herbei, man gruppirt sich vor den beiden bescheiden eingerichteten aber gute Küche bietenden Restaurants und nimmt sein Diner ein. Die Gesellschaft ist fast tagtäglich dieselbe und nicht so zahlreich, als daß man nicht bald Jedermann kennte. Uebelwollende Zungen haben uns bald mit dem Vorleben und den gegenwärtigen Beziehungen jedes Einzelnen bekannt gemacht. Man tauscht ein paar Worte, eine Cigarette, und fragt einander, ob man die Theatervorstellung besuchen werde. Die Antwort ist stets Ja. Eisenbahn, Bad und Theater gehören ein und derselben Gesellschaft; das Eisenbahnbillet, welches man in Athen löst, berechtigt zugleich zum Besuche der Vorstellung. Die Baulichkeiten bestehen lediglich in dem Bühnenhause und einigen Garderoben- und Requisitenräumen. Die Zuschauer sitzen auf Strohstühlen und Holzbänken unter freiem Himmel. Die darstellenden Künstler sind Italiener, deren Repertoire für die ganze Saison in der Regel aus nicht mehr als drei Opern besteht, die abwechselnd gegeben werden. Wie oft ich in jenem Sommer 1876 die Margarethe („*Φαῦστος τοῦ Γοῦνοδ*“ stand auf dem Theaterzettel), wie oft den Ruy Blas gehört habe, weiß ich nicht zu sagen. Aber immer und immer wieder ging man in diese Vorstellung, die von einem ganz eigenthümlichen, schwer definirbaren Zauber umwoben war. Diejenigen, welche die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachten, würden hier schwerlich befriedigt worden sein, vollauf aber der, welcher nur einige Stunden müheloſen Genusses sucht. Die mannichfachsten Factoren wirken hierbei zusammen: zunächst das Gefühl der Erlösung von der Hitze des Tages, die Reaction des köstlichen Bades und der ersten ordentlichen Mahlzeit, für den Fremdling sodann das neue Gefühl, einmal in einem Theater ohne beengende Umgebung und schlechte erhitzte Luft zu sitzen. Zu dieser körperlichen Disposition tritt der Genuß einer den Spielern und dem Orchester durch Gewohnheit völlig geläufig gewordenen Musik, die, nirgend tief oder schwer verständlich, keine Ansprüche an den Hörer macht, in ihren einschmeichelnden leichten Weisen das Ohr liebkost und das Gemüth klar und heiter stimmt. Und in diese Musikwogen mischt sich der eintönige Wiegengesang der ruheloſen Meeresbrandung, deren auslaufende Wellen fast den Fuß der Zuschauersitze netzen. Mit einer im Norden ungeahnten Pracht funkeln von dem weiten ätherklaren Nachthimmel die Sterne herab, dann steigt über dem Hymettos die volle Scheibe des Mondes auf und breitet einen weiten silbernen Fächer über das Meer. Hin und wieder gleitet eine Barke mit bunten Papierlampions geschmückt dort hinaus und verschwindet dem Piräus zueilend hinter dem Felsen von Munychia. — So war das Theater im Phaleron, das sich gewiß noch vor Anfang der im Süden spät beginnenden Badesaison aus der Asche wieder erheben wird, hoffentlich ebenso anspruchslos und anheimelnd wie ehedem.

Die Stadt Athen besitzt ein nicht großes geschlossenes Theater in der Nähe des Bahnhofs. Hier wird nur im Winter gespielt, in der Regel italienisch oder französisch. Es reicht für die Bedürfnisse der schnell wachsenden Bevölkerung nicht aus, und bereits vor Jahren hatte man auf einem schönen Platze gegenüber der Nationalbank einen stattlichen Neubau begonnen. Aber wie bei so vielen Unternehmungen der Neohellenen war auch hier der anfangs große Muth erlahmt. Im Jahre 1876 glich das im Erdgeschosse vollendete Gebäude einer Ruine, auf deren Mauern sich ein fröhlicher Pflanzenwuchs anzusiedeln begann, und man hatte wenig Hoffnung, den Bau fortsetzen zu können.

Für den Sommer besitzt die dramatische Muse zwei Tempel in den Gärten am Ilissos, beide mit Zuschauerräumen unter freiem Himmel, zwischen schönen Bäumen und blühenden Büschen. Im Apollontheater spielten, als ich in Athen war, abwechselnd zwei Truppen, eine griechische und eine französische. Bei beiden waren die Vorstellungen gut besucht, doch von zweiter Gesellschaft. Die erste besuchte ausschließlich den Phaleron. Die Griechen gaben vorzugsweise nationale Dramen; „Leonidas in den Thermopylen“ gehörte zu den beliebteren, „Rhigas Pheräos“, „Markos Botzaris“ wurden wiederholt gegeben. Diese Dramen stecken voller Schwulst und falschem Pathos und ermangeln meist des dramatischen Aufbaus und wirksamer bühnengerechter Composition. Auch die Darstellung läßt viel zu wünschen übrig. Aber der glühende Patriotismus, der aus diesen Dichtungen spricht, und die Macht einzelner, meist nur zu langer Reden des Helden reißt auch den unbetheiligten Zuschauer oft hin. Es machte einen ergreifenden Eindruck, als in „Rhigas Pheräos“ die Verschworenen jenes weit über Hellas hinaus gedrungene Lied des thessalischen Tyrtäos anstimmten, die griechische Marseillaise, die das Signal für die Erhebung des Volkes ward, und als die Zuschauer, die alten Pallikaren in Fustanella und Fez, sich nun von ihren Sitzen erhoben und in das Lied mit einer Begeisterung einfielen, als gelte es noch heut den Erbfeind aus den heiligen Mauern der Akropolis zu vertreiben:

„Das Kreuz des Heilands leuchte Hoch über Land und See,
Gerechtigkeit erscheine, Des Feindes Macht verweh'!
Der Knechtschaft harte Geißel Zerbrochen und verbrannt!
Als Freie laßt uns wohnen Im freien Vaterland!“

Und als der zu Tod getroffene Held dann hinsank mit den Worten: „So sterben Pallikaren! Ich habe die Saat gesäet, die Stunde kommt, wo mein Volk die süßen Früchte ernten wird!“ da durchbrauste ein Beifallssturm den Garten am Ilissos, der wohl minder dem Schauspieler galt, als der nimmer rastenden Hoffnung auf das Endziel aller neugriechischen Bestrebungen: ein hellenisches Reich mit der Hauptstadt Byzanz.

Neben jenen volksthümlichen Dramen behaupten sich hier die älteren Trauerspiele und Komödien eines Joannis Zambelios und Rhisos Neroulos neben den neueren Dramen Alexanders Soutsos, Angelos Vlachos' und Dimitrios Bernardakis'. Alexander Rhizos Rhangavis ist als Dramatiker in seiner Heimat nicht populär, was gewiß nicht an dem minderen dichterischen Werth seiner poetischen Gaben, vielmehr an dem Purismus seiner Sprache liegt, die der antiken immer mehr sich annähernd die Fühlung mit dem gegenwärtigen Idiom verliert. Wer bei uns ein Drama in der Sprache des Nibelungenliedes schreiben wollte, würde voraussichtlich ebenfalls keinen allgemeineren Beifall ernten. Als Lyriker nimmt Rhangavis auch in den Augen seiner Landsleute den ersten Rang ein.

Auch die abendländische dramatische Poesie erfreut sich der Pflege im Apollontheater. Die Uebersetzungen Voltaires und Molières sind correct und gut; freilich macht es zunächst einen sonderbaren Eindruck, die Scherze des französischen Lustspieldichters in der Sprache des Sophokles zu vernehmen. Ich sah den „Jatrós akoúsios“, den „Médecin malgré lui“. Man spielte recht brav, auch ließ Kostüm und Ausstattung das Verständniß der Regie für Zeit- und Lokalcharakter sehr wohl ersehen.

Mit der griechischen Schauspielergesellschaft theilte sich in jene Sommerabende des Jahres 1876 „Monsieur Frédéric“. Die liebenswürdige einnehmende Persönlichkeit des gewandten Schauspieldirectors ist im Orient ebenso beliebt wie seine sehr variable aber durch die feste Direction stets einheitlich erscheinende Truppe. Konstantinopel, Smyrna und Athen sind die Hauptschauplätze ihrer Thätigkeit. Die Mannichfaltigkeit des Repertoires und die Einfügung immer neuer Effecte in die öfters wiederkehrenden Stücke sicherten ein stets volles Haus. Am beliebtesten war damals eine kleine Zauberoperette, „La fille de l'air“, im Grunde unsinnig und gehaltlos, aber getragen durch schlagfertiges Spiel und insbesondre durch die anmuthige Erscheinung der Mademoiselle Louison, die als Trägerin der Titelrolle außer einem Paar schillernder Schmetterlingsflügel nur noch sehr wenig zur Vervollständigung ihrer Toilette bedurfte. Auch nach Beendigung der Vorstellung ward der Garten nicht leer; man brachte gern noch ein paar Nachtstunden mit den liebenswürdigen, aus allen Winden zusammengetriebenen Mitgliedern der Truppe zu und verzehrte dabei unglaubliche Massen von Gefrorenem.

In nächster Nachbarschaft, doch auf dem anderen Ufer des Ilissos, liegt das „Theater der Musen“. Hier vereinigten equilibristische und Kraftproductionen in einer Arena sich mit der Pantomime auf der angrenzenden Bühne. Hatte man sich an gelehrigen Eseln und Hunden und an Gigantinnen, die auf ihrer Brust Felsblöcke zertrümmern ließen, satt gesehen, so begann die in höchster Lebendigkeit aufgeführte Pantomime einer englischen Truppe das Publicum zur vollsten Begeisterung hinzureißen. Sie war meist von einer so drastischen Unanständigkeit, daß der selige Aristophanes seine herzliche Freude daran gehabt haben würde.

Wer nur in Athen gelebt hat, darf von sich nicht sagen, daß er Leben und Eigenheiten der Neugriechen kenne. Die Hauptstadt, hat sie gleich nicht viel über ein halbes Hunderttausend Einwohner, trägt bei ihrer immerhin beträchtlichen Anzahl fremder Bevölkerungselemente, dem Hofe und den Gesandtschaften und Consulaten, einen von den übrigen Städten des Landes ganz verschiedenen Charakter. Sie steht noch in der Reihe, wenn auch am Ende, der Städte mit allgemeingültiger Civilisation. Anders die kleineren Städte der Provinz. Erst in diesen gewinnt man einen Begriff von einer echt nationalen griechischen Theatervorstellung.

Schon in Corfu, der Sommerresidenz des Königs, ist der Charakter der Bevölkerung ein ganz anderer als in Athen, und trotz der mannichfachsten Mischung der Nationalitäten ein in seinen Aeußerungen einheitlicherer, als man annehmen sollte. Hier bestehen neben dem unbedeutenden Volkstheater zwei „philodramatische Gesellschaften“, der „Phönix“ und der „Kapodistrias“. Die bedeutendere derselben unterhält eine ganz achtungswerthe italienische Oper für eigene Rechnung. Jede einigermaßen wohlsituirte Familie hält es für Pflicht, ihre eigene Loge zu besitzen. Parquet, Parterre und die oberen Räume des Hauses werden gleichfalls an minder Begüterte vermiethet, immer aber ist das ganze Haus in festen Händen und der Charakter des Privatunternehmens gewahrt. In diesem Theater habe ich in der Loge eines befreundeten griechischen Offiziers, der zu jener Zeit der Vorsitzende der Gesellschaft war, eine der sonderbarsten Vorstellungen erlebt. Man gab „Gustav oder der Maskenball“. Die Rolle des von dem Fürsten schmählich hintergangenen treuen Freundes lag in den Händen eines Debütanten, der auf Engagement spielte. Nun sind die Statuten der Gesellschaft so stark demokratisch, daß das Engagement der einzelnen Schauspieler keineswegs dem Directorium oder einer Commission überlassen bleibt, sondern durch Plebiscit herbeigeführt wird. Dreimal muß der Unglückliche, der um eine Stellung wirbt, in verschiedenen Rollen dem gesammten Hause sich vorstellen. Von dem Verhältniß zwischen Applaus und Mißbilligung hängt sein Schicksal ab; und wie es allerorten so auch in Corfu dissentirende Ansichten über gutes und schlechtes Spiel gibt, nebenher aber auch wie überall Montecchi und Capuleti, so geht denn diese Abstimmung in Pleno zwar nicht gerade unter Blutvergießen aber doch nicht ohne einen heidenmäßigen Lärm ab. Trampelnde Füße und auf den Boden gestoßene Spazierstöcke, natürliches und durch Instrumente verstärktes Pfeifen, gelten dort wie bei uns für deutliche Zeichen der Ablehnung. Für die Beifallsbezeugungen indessen besitzt man dort außer dem internationalen Händeklatschen noch einen ganz besonderen, volkseigenen Ausdruck — das Zuckerwerk. Nicht nur händeweis wirft man es dem zu ehrenden Mimen auf die Bühne, sondern auf großen Kaffeebrettern werden Pralinés und Zuckererbsen, Kringel und Kraftmehlplätzchen kunstvoll zu hoher Pyramide aufgeschichtet, um im geeigneten Augenblick, während der Akme der künstlerischen Leistung, auf die Bühne hinabgestürzt zu werden. In den Coulissen stehen dienstbare Geister, die bei offener Bühne mit langen Besen erscheinen, um die Confetti zusammenzufegen. Sofort nach der Vorstellung erscheint der Conditor und kauft dem Gefeierten die gesammelten Schätze ab, um sie seinen Verehrern bei der nächsten Vorstellung noch einmal zu verkaufen. Es liegt, man muß es zugestehen, etwas Rationelles in diesem Verfahren, der Applaudirte hat doch einen reellen Vortheil von seinem Erfolge. Aber nicht genug mit den Zucker- und Backwerkspenden. Nein, auch lebendiges und todtes Geflügel nimmt seinen Weg auf die Bühne. Mit lautem Krähen flogen an jenem Debütabende in Corfu junge Hähne, von kräftigen Händen geschleudert, auf den Künstler ein; Tauben, mit langen seidenen Bändern geschmückt, wurden aus hochgelegenen Logen losgelassen und flatterten instinctiv dem hellen Lichte der Rampe zu, was einen in der That überaus hübschen Anblick gewährte.

In einem kleinen elischen Landstädtchen konnte ich später wieder einmal „Leonidas in den Thermopylen“ bewundern. Nach der großen Rede, die der brave Spartaner vor dem heißen Todesgange an die dreihundert Genossen richtet — es waren deren hier freilich nur sechs erschienen — sah ich den Helden plötzlich völlig eingehüllt in eine weiße Wolke, während Tausende von Zuckererbsen auf die Bühne niederprasselten. Mit großer Mühe wateten die Unglücklichen mit ihren blechernen Beinschienen durch die Haufen von Süßigkeiten dem Tode zu. Während aber der Held eben dem hinter einen Felsblock hervorgrinsenden Verräther Ephialtes den verdienten Lohn geben wollte, flog ihm mit gräulichem Geschrei ein Huhn in den Nacken. Unerschüttert wendete sich der brave Mime um, machte eine Verbeugung und erstach sodann erst den Feind.

Es mag gestattet sein, diesen flüchtigen Bemerkungen über neugriechische Theater einige Worte über die dortige Musikpflege hinzuzufügen. Man darf dieses Wort lediglich auf Athen anwenden, wo in der That viel musicirt wird, wenn freilich mehr, weil es zum guten Ton gehört, etwas Klavier spielen zu können, als weil ein wirkliches Verständniß für gute Musik vorhanden wäre. Eine freundliche Einladung führte mich in Athen zur öffentlichen musikalischen Prüfung im Arsakion. Es ist dies ein vorzüglich geleitetes Institut für die Ausbildung von Töchtern der höchsten Stände, das erste des Landes. Die jugendlichen Damen spielten meist recht geläufig, oft correct, — immer verständnißlos. Die Auswahl der Tonstücke war geradezu erschreckend, die allerelendeste „Salonmusik". Die Namen Beethoven, Mozart, Haydn, Chopin, scheinen dort noch nie gehört worden zu sein. Ein Potpourri aus „Martha" war das noch am meisten „klassische" der während dreier Stunden vorgetragenen Musikstücke. Der Gesang — Chor und Soli — war rein, aber mechanisch und ohne jede Wärme. Bei der großen Neigung, die bei Hoch und Niedrig für die Musik vorhanden ist, würde es hier nur einer so verständigen Leitung bedürfen, wie sie den andern Unterrichtsfächern zu Theil wird, um Gutes zu schaffen. Denn das Ohr der Hellenen ist von einer außerordentlichen Feinhörigkeit. Sowohl die Kirchenmusik als auch der eigentlich nationale Volksgesang unter den Hirten der Berge besitzt zwischen den halben Tönen unserer diatonischen Leiter noch jene feineren Abstufungen, die dem ältesten griechischen Gesange eigen waren. Wenn Helmholtz (Tonempfindungen S. 431. III. Aufl.) sagt: „Die Orientalen halten noch jetzt Viertelstöne fest", ... „die Griechen haben mit letzteren experimentirt, aber ihren Gebrauch bald aufgegeben und sind beim halben Tone $^{16}/_{15}$ stehen geblieben", so stützt er sich dabei wohl nur auf die von Weitzmann gebotenen Beispiele neugriechischen Volksgesanges. Ich vermag aus meinem anderthalbjährigen Aufenthalt im Innern des Landes und der steten Berührung mit den Hirten und Bauern, sowie aus dem in den Dorfkirchen oft gehörten liturgischen Gesange mit voller Bestimmtheit das Gegentheil zu constatiren. Die wirklich einheimischen Lieder und die dialogischen Improvisationen, die man häufig von zusammenwandernden Bauern hört, sind schlechterdings mit unsern üblichen Hülfsmitteln nicht zu notiren, man muß für die Zwischentöne zu neuen Bezeichnungen greifen. Neben diesen einheimischen Liedern freilich singt das Volk eine Menge ihm aus dem Abendlande zugeflossener Melodien, die denn selbstverständlich auch den bei uns geltenden Harmoniegesetzen entsprechen. An den Küsten mag man heut wohl keine einzige echt griechische Weise mehr antreffen.

Die Musik findet also bei den Neugriechen eine natürliche Disposition vor, und das erklärt ihre große Beliebtheit. Einheimische Künstler gibt es nun freilich nur in Athen. Nach den kleineren Landstädten kommen sie als Zugvögel von außerhalb, und zwar findet man in Griechenland wie im ganzen Orient fast ausschließlich böhmische Musikantengesellschaften. Die harmlose „Damenkapelle" aus Preßnitz oder Pardubitz, die bei uns nur noch auf den Messen und Jahrmärkten ihr Leben fristet, erfreut sich in den Städten des Orients eines weit besseren Ansehns. Das Publicum ihrer Vorstellungen ist auch dort wohl ausschließlich ein männliches, aber auch die bessere Gesellschaft hält es keineswegs unter ihrer Würde, diese Concerte zu besuchen, und lauscht mit großer Andacht den von uns fast vergessenen Liedern: „Zieht im Herbst die Lerche fort" und „Wenn ich mich nach der Heimat sehn'". Größern Beifall freilich ernten die Sängerinnen durch den Vortrag griechischer Lieder, und wenn sie auch sonst des Neugriechischen keineswegs mächtig sind, so lernen sie doch bald ein paar besonders beliebte Gesänge dem Klange nach auswendig. Diese Damen erfreuen sich im ganzen Orient eines untadeligen Rufes, und wie es scheint mit Recht. Manche macht dort ihr Glück: während meines Aufenthaltes in Griechenland fanden zwei dieser böhmischen Sängerinnen in achtbaren und wohlsituirten Kaufleuten einer Provinzialstadt ihre Gatten.

Von der einheimischen Instrumentalmusik, die man auf Festen und im Carneval zu hören bekommt, will ich nicht reden; sie ist barbarisch und ohrenzerreißend. Geige und Clarinette übernehmen die Melodie, eine Art von Mandoline, mit einem Fischbeinplektron geschlagen, und eine neunsaitige Guitarre die Begleitung. Letztere scheint ihre Einrichtung noch von des panathenäischen Siegers Phrynis Zeiten her bewahrt zu haben, der im fünften vorchristlichen Jahrhundert die Kithara zuerst mit neun Saiten bespannte.

Die Militärmusik habe ich überall recht brav gefunden; sie steht noch von den Tagen des Königs Otto her unter der Oberleitung eines Deutschen.

Wenn die Pflege der schönen Künste in Griechenland heut noch nicht auf der Höhe steht, deren sie sich in den anderen europäischen Staaten erfreut, wenn auch eine selbstständige Literatur erst allmählich und vereinzelte Blüthen zu treiben beginnt, so darf man bei der Beurtheilung dieser Thatsache nicht vergessen, daß das junge Reich erst seit fünfzig Jahren besteht und mit dem Ausbau seiner politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse noch vollauf beschäftigt ist. Die Zeit wird auch hier bei der reichen Begabung des Volkes glücklichere Zustände herbeiführen.

Franz Dingelstedt.

Eine persönliche Erinnerung.

(Schluß.)

Die Sommerferien des Jahres 1876 brachte Dingelstedt wie gewöhnlich auf Helgoland zu. In Schandau, wo ich an meinem Buche über Alfred de Musset für Hofmanns „Verein für deutsche Literatur" arbeitete, erhielt ich einen langen Brief von Dingelstedt, aus dem hier die folgenden Stellen mitgetheilt werden können.

Helgoland, den 15. August 1876.

Da sei Gott vor, daß ich einen so braven Brief wie den Ihrigen, lieber Lindau, vom 10. v. M. länger unbeantwortet lasse, als der Anstand es erfordert. Da diesem nun mit einer vierwöchentlichen Kunstpause ein Genüge geschehen, säume ich keine Minute länger, Ihnen und den Freunden an der Spree die Hand zu drücken, und Euch zu sagen, daß ich Euch seit den Berliner Tagen tief im Herzen trage. Ferner: daß es nach langen gegenseitigen Mißhandlungen mir gelungen ist, mit meinem rechten Hinterfuß wieder auf einen ziemlichen Fuß zu gelangen. Ich hinke kaum noch soviel wie ein „feiner" Hofschauspieler als Mephisto. Endlich: daß ich, nachdem ich drei Generationen meiner Weiber, Frau, Töchter, Enkelin, im Römerbade patriarchalisch installirt, der Länge nach durch Deutschland gehumpelt bin und mich in die Nordsee gestürzt habe. Hier sitze ich seit vier Wochen, langweile mich heilsamlich, trotz des liebenswürdigen Gouverneurs — und denke nun an Aufbruch. Am 1. September muß ich zu Hause sein. „Zu Hause?" frage ich mit Clärchen ... Die Saison droht streng zu werden ... Dazu die Vorarbeiten für den wachsenden Neubau des Burgtheaters, der mir viel Sorge macht. „Abgelöst!" möchte ich rufen ... Was thun Sie in Schand-Au? Für Hofmanns Mumiencabinet arbeiten? — das überlassen Sie uns alten jungen Deutschländern, die wir keine lebendigen Jungen mehr zur Welt zu bringen vermögen ... Die Badestunde schlägt. Ein herzliches Lebewohl denn! Möge es Euch gut gehen, Ihr Guten! In Liebe und Treue

Ihr

Fr. v. Dingelstedt.

Helgoland hatte den liebenswürdigen Mann wie man sieht, besonders zärtlich gestimmt; wenigstens hatten alle seine Briefe aus dieser Zeit denselben warmherzigen Ton. Aber bei seiner leichten Auffassung der Menschen und Dinge mußte man das nicht allzu ernsthaft aufnehmen. Man mußte sich sagen, daß

für den, wie ich immer wiederholen muß, so überaus liebenswürdigen Mann schon das Bewußtsein, mit diesen Herzenstönen Andern eine wenn auch nur vorübergehende Freude zu bereiten, genügen konnte, um dieselben anzuschlagen.

Seit dem Tage, an dem er mir seine Autobiographie zugesagt hatte, waren nun zwei und ein halbes Jahr verflossen, und da ich das Manuscript immer noch nicht in Händen hatte, schrieb ich ihm wieder einmal: er möge mir doch etwas Anderes geben, irgend etwas! Darauf antwortete er:

Wien, 16. November 1876.

Sie antworten immer, daß Sie nächstens antworten werden, lieber Lindau. Um feurige Kohlen auf Ihrem leider immer noch blond gelockten Haupte zu sammeln, antworte ich dagegen ordentlich, um- und eingehend: nehmt ein Exempel dran! Ich verspreche Ihnen feierlichst, in der Charwoche 1877 Ihnen meinen Beitrag zur „Gegenwart" zu geben. Mich selbst zu binden verpflichte ich mich hiermit auf mein Wort, daß dieser Beitrag Ostermontag, den 2. April, von hier an Sie abgehen soll. Nur Fälle höherer Gewalt, Tod, Krankheit und dergleichen, sollen als Entschuldigung gelten, wenn ich nicht liefere. Tausend Grüße von

Ihrem

Fr. v. Dingelstedt.

Diesmal löste Dingelstedt das gegebene Wort auf die Stunde ein. Er schickte mir das geistvolle Feuilleton über Mosenthal, ein wahres Abbild seiner selbst, liebenswürdig und bestechend, und gespickt mit versteckten und offnen Sarkasmen. Der Begleitbrief, den ich gerade erhielt, während ich hier die Vorstellung des „Wintermärchens" mit Barnay, Possart, den Damen Ellmenreich, Claar-Delia, Mathilde Ramm u. s. w. zum Besten des Vereins „Berliner Presse" organisirte, und zu dem auch die zur Zeit hier gastirende Charlotte Wolter ihre Mitwirkung zugesagt hatte, lautete so:

Wien, 1. April 1877.

Leider darf ich Sie nicht in den April schicken, verfluchter Shylock, obwohl heute Bismarcks Geburtstag ist. Da haben Sie Ihr Pfund Fleisch! Die Knochenbeilage — enthaltend einen zweiten Artikel, welcher den Dichter behandelt, nachdem der erste den Menschen getroffen, — geht heut in acht Tagen ab. Wie sehr ich mich für Sie geplagt habe, werden Sie erst einsehen, wenn Sie meinen Nekrolog schreiben.

Im Uebrigen möge Ihnen das „Wintermädchen" (wie Scabell sel. constant sagte) leicht sein! Gruß unserer Charlotte. Treulichst

Ihr

Fr. v. Dingelstedt.

Acht Tage später folgte dann der zweite Aufsatz, dazu der nachstehende Vierzeiler:

Sonntag Quasimodogeniti 1877.

Von nun an, lieber Paul,
Halt ich bestimmt das Maul
Und schwör': ich will's nie wieder thun;
Vielmehr auf Deinen Lorbeern ruhn.
Amen.

F. D.

Ich will hier gleich die Bemerkung anschließen, daß Dingelstedt die durch mich angeregte autobiographische Skizze inzwischen ebenfalls vollendet und unter dem Titel „Münchener Bilderbogen" in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht hatte.

Den Inhalt der folgenden zahlreichen Briefe übergehe ich, sofern sich derselbe auf meine am Burgtheater aufgeführten Stücke bezieht. In einigen Briefen sind indessen noch manche Aeußerungen, die für Dingelstedts Auffassungen charakteristisch und deswegen mittheilenswerth erscheinen. Ein französischer Agent hatte sich an mich gewandt und mich gefragt, ob ich ein neues Stück übersetzen und für den Autor mit den beiden Hoftheatern von Berlin und Wien abschließen wolle. Ich antwortete darauf, daß ich diese Frage nicht entscheiden könne, bevor ich das Manuscript nicht gelesen, und daß ich deshalb auch den beiden Hoftheatern einen auf die Aufführung bezüglichen Antrag zu machen nicht in der Lage sei. Der Agent antwortete mir später, daß bei Stücken von so bedeutenden Autoren eine vorherige Prüfung überflüssig erscheine, und daß er sich also an einen andern vertrauensvolleren Uebersetzer wenden werde. In einem Briefe an Dingelstedt berührte ich diese Frage gelegentlich, und Dingelstedt antwortete darauf:

Wien, 28. October 1878.

Sie haben Recht, lieber Lindau, wir können die Katze nicht im Sack kaufen, auch nicht Verträge machen, die gegenstandslos sind. Herrn Augier gegenüber verpflichte ich mich zu gar nichts. Er hat sich in der Sache „Fourchambault" schlecht benommen. Ich hatte seine schriftliche Zusage, nicht eher abzuschließen über das Stück, bis ich es gelesen. Er verkauft es an einen Dritten. Diesen französischen Afterpoeten liegt gar nichts daran, wo und wie sie aufgeführt werden, auch nicht, wer sie übersetzt. Sie haben nur Sinn für die Prime, die Tantième. Ich brauche sie alle nicht und halte es tief unter der Würde des Burgtheaters, wie gegen mein Gewissen als deutscher Schriftsteller, ihnen nachzulaufen, in die Wette mit ... basta cosi! Treulichst

Ihr

Fr. v. Dingelstedt.

Als ich das Material zu einem Aufsatz über dramatische Preisgerichte sammelte, schrieb ich auch an Dingelstedt und bat ihn um die Statuten der Grillparzerstiftung. Er antwortete mir eine Zeile, daß er wegen Erkrankung seines langjährigen Secretärs, des inzwischen verstorbenen Herrn Fuß, eine ungewöhnliche Correspondenzlast abzutragen habe. Nach einiger Zeit kam er in einem Brief auf die Sache zurück und schrieb mir:

„Statuten und Chronik der Grillparzerstiftung lasse ich für Ihren löblichen Zweck ausheben, excerpiren, copiren. Ich secundire Ihnen gelegentlich, mein „theurer" Paul — ohne Anspielung auf die Tantième — durch einen Essay gegen alle Preis-Schwindeleien. Aber die Arbeit braucht Zeit, zumal da mein Fuß, der, wie Sie wissen, meine Hand ist, seit vollen sechs Wochen von der Gicht gelähmt darniederliegt. Totus tuus. Vale faveque!

F. D.

Der Inhalt des folgenden Briefes bedarf keines Commentars:

Wien, 23. Januar 1879.

Also Schlesinger soll mich in „Nord und Süd" interviewen? Lieber Lindau, ich danke Ihnen von ganzem Herzen; aber ich bitte Sie, Ihr Vorhaben liegen zu lassen, bis ruhigere Zeiten und Zustände kommen. In dem jetzigen Wirrwarr größter Interessen mit kleinen Personalien zu kommen, erscheint mir, namentlich für uns alte Leute, eine unziemliche, zudringliche Eitelkeit. Ich habe in diesem Augenblick ohne jede Affectation eine krankhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit, so daß ich nur mit tiefem Widerstreben, nur in Erfüllung einer festen Zusage der „Deutschen Rundschau" ein Bruchstück aus meinen Tagebüchern gegeben habe. Ginge es mir nach, so würden alle Theater zu Kasernen oder Spitälern verwandt, alle schöngeistigen Bücher und Blätter à la Omar zu Pferdestreu oder zu Heizmaterial benutzt. Die Welt gehört noch auf fünfzig Jahre den Soldaten und Staatsmännern. So spricht nicht versteckter, nicht gekränkter Hochmuth, sondern tiefe Ueberzeugung. Ich beneide .... und gebe mit tausend Freuden all meinen „Ruhm" auf der Bühne für einen frischen fröhlichen Krieg auf der Tribüne, wenn ich mitthun darf ... Seien Sie gegrüßt von

Ihrem

Fr. v. Dingelstedt.

Auch dieser pessimistische Ausruf darf nicht gar zu ernst genommen werden. Vier Wochen vorher hatte Dingelstedt an mich von einem gemeinsamen Freunde, der als Staatsmann die hier von Dingelstedt so ersehnte parlamentarische Campagne

mitmachen darf und muß und der nebenbei auch schriftstellerisch mit Erfolg thätig gewesen ist, das Folgende geschrieben:

„Grüßen Sie ...., der sich in kurzer Zeit die Haare aus dem Kopfe reißen wird, nachdem er inne geworden, daß er in der Literatur mehr verloren hat, als er in der Politik je gewinnen kann."

Ich bin überzeugt, daß es Dingelstedt beide Male ganz aufrichtig gemeint hat. Er folgte eben seinen augenblicklichen Stimmungen, die ja nicht nothwendigerweise Spiegelbilder einer tief wurzelnden Ueberzeugung zu sein brauchten. Er war in jeder Beziehung eine leichtlebige, sich dem Augenblick hingebende Natur, ein „junger Mensch" trotz seiner Jahre, auf die er im vertraulichen Gespräch beständig wie auf die schwerste aller Lasten hinwies.

Alle die Briefe, welche mir bis zum Ausgang des Jahres 1879 zugingen, oder fast alle bis auf die kurzen geschäftlichen Anzeigen, waren von ihm selbst geschrieben. Vom December 1879 an erhielt ich nur noch Dictate mit eigenhändigen Nachschriften, und der letzte Brief von ihm, vom 14. December 1880, weist in der Unterzeichnung eine vollkommene Veränderung der Handschrift auf. Sie ist kaum leserlich, die Buchstaben stehen in einer ganz andern Richtung. Wahrscheinlich hat Dingelstedt diesen Brief im Bette liegend unterschrieben. Aus den öffentlichen Blättern und von Wiener Freunden hatte ich inzwischen erfahren müssen, daß der Zustand Dingelstedts zu ernsthaften Besorgnissen veranlasse. Manchmal kamen Nachrichten, die den Stillstand der verheerenden Krankheit meldeten, bisweilen sogar erfreulichere Mittheilungen über eine scheinbare Besserung; aber im Allgemeinen konnte der stete Niedergang den Freunden leider kein Geheimniß mehr sein.

Der Tod hat Dingelstedt von seinen schweren Leiden befreit. Ein Mann mit ungewöhnlichen Geistesgaben und mit gesellschaftlichen Vorzügen seltenster Art ist von uns geschieden. War er auch nicht frei von manchen Schwächen, so gibt das Dahinscheiden des geistvollen und bestrickenden Mannes den Ueberlebenden nach dem milden Worte, daß man den Todten nur das Gute nachsagen solle, doch die Berechtigung, darüber hinwegzusehen; wir können seiner in Freuden gedenken als eines Mannes, der durch seine frischen Gedichte, durch seine kühnen und geistvollen dramaturgischen Bearbeitungen und durch den Zauber seines persönlichen Umganges Tausenden und aber Tausenden nur Freude bereitet hat.

Das Burgtheater, an dem er mit Leib und Seele hing und dem er seine besten Kräfte widmete, hat in ihm einen Verlust erlitten, der unersetzlich erscheint. Wenn wir unter den zu seiner Erbfolge etwa Berufenenen Umschau halten, so wüßte ich wenigstens keinen zu nennen, der die zur Leitung eines so vornehmen Kunstinstituts erforderlichen Eigenschaften: eine solche literarische Bildung, eine so feinfühlige poetische Empfindung, einen solchen Geschmack in Bezug auf alles Aeußerliche, so gewinnende äußere Formen und zugleich eine solche Energie und Autorität mit einer so großen praktischen Erfahrung in dem Maße vereinigte, wie es bei Dingelstedt der Fall war. Trotz aller seiner Erfolge hat er aber, und in dieser Beziehung sind seine Aeußerungen in den Briefen und ist das Geständniß in seinen Versen wörtlich zu nehmen, die rechte innere Befriedigung nie ganz und voll empfunden. Er war eine faustische Natur:

„Im Weiterschreiten fand er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick."

Im Grundgedanken ist das ja kaum etwas Anderes als das, was er selbst auf seinen Stein gesetzt wissen wollte:

„Er hat Zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen."

Paul Lindau.

Notizen.

Die freie Stadt Hamburg hat vor etwa einer Woche, gerade am Himmelfahrtstage, ihre zollvereinliche Verlobung mit dem deutschen Reiche gefeiert. Der Contract wurde durch Procuration unterschrieben, war allerdings damit nicht perfect. Aber man zweifelte nicht, daß die vormundschaftlichen Behörden entweder sogleich, oder doch im schlimmsten Falle nach einem zeitweiligen Widerstreben jener Verbindung zustimmen würden. Es handelte sich freilich um eine Vernunftheirath, von welcher die wenn nicht schönere doch schwächere Hälfte längere Zeit nichts wissen wollte, und die nur durch Anwendung von nicht durchweg sanften Pressionsmitteln seitens des reichsländischen Bewerbers durchgesetzt wurde. Im letzten Augenblick drohte sogar im Parlament, das sich des verfolgten Freifräuleins annahm, der Ausbruch eines Conflicts, der anderswo größere Dimensionen angenommen hätte, bei uns jedoch nach einigen Reden im Hause, sowie entsprechenden Protesten der Blätter im Sande verlief. Der bei seiner Gründung wie ein Palladium der Einheit Deutschlands begrüßte Reichstag soll neuerdings etwas in Mißcredit gerathen sein. Das Fundament wurde mit liberaler Hülfe gelegt, aber es nimmt sich fast so aus, als hätte die freiheitliche Schaar ihre Schuldigkeit gethan und könnte nunmehr gehen. Die Zukunft wird trotzdem unabhängigen Geistern, die das Selbstdenken nicht ganz verlernt haben, keine großen Besorgnisse einflößen. In einem Moment des Unmuthes mögen Worte fallen, als ob man nöthigenfalls auch ohne die Volksvertretung bestehen und regieren könnte. Aber am Vorabend der Entscheidung würde sich doch die Parallele mit Bulgarien, wo der Fürst die Kammern vor die Thür setzt und nebenher, nur zum Schein, wie der erste beste Minister die Kabinetsfrage mit der Alternative seines Bleibens oder Gehens stellt, nicht verwirklichen lassen. Das nun einmal in die Welt gesetzte deutsche Parlament hat eine zähe Vitalität und würde nöthigenfalls noch ganz andere Stürme überdauern. Auch der Eindruck, welchen ein ernster Zwiespalt im Innern Deutschlands bei den neidischen und schadenfrohen Nachbarn hervorrufen würde, kann nicht ganz unbeachtet bleiben. Ein Beispiel der jüngsten Zeit hat bewiesen, wie man uns so zu sagen auf den Dienst paßt, und wie selbst falsche und als solche anerkannte Gerüchte gegen die deutsche Politik ausgebeutet werden. Die sattsam in den Zeitungen besprochene Erfindung, die Italien wegen Tunis die Vermittlung der Mächte, namentlich Deutschlands, anrufen ließ, wurde zwar von allen zuständigen Seiten nachdrücklich dementirt, aber gerade an Stellen, wo man gar nicht einmal dabei interessirt war, hartnäckig festgehalten. Es handelte sich äußerlich nur um eine der gewöhnlichen journalistischen Streitigkeiten, durch welche das Universum selten aus den Angeln gehoben wird. Vater der Ente war einmal wieder Herr Blowitz von der Times, der schon manche Lorbeeren von dem Märchenbaum eingeheimst hat. Als aber Alles vorbei war, zeigte sich, daß die Ausstreuungen doch nicht ganz wirkungslos geblieben waren. Punch veröffentlichte ein häßliches Bild, das Deutschlands Kanzler als Jago darstellte, der Frankreich und Italien an einander gehetzt hatte und Shakespeare die Verse nachcitirte, die seine Gleichgültigkeit darüber ausdrückten, wer von beiden den anderen todtschlagen werde. Die übereifrige Versicherung gewisser Stimmen, Deutschland habe Frankreich bei dieser Gelegenheit den größten Dienst erwiesen, während es doch nur mit der ganzen Affaire so wenig wie möglich zu thun haben wollte, haben zu der Vorstellung, daß man von hier aus an der vermeintlichen Beschädigung Englands und Italiens eifrig mitgewirkt habe, das ihrige beigetragen. An irrthümlichen und falschen Nachrichten war die letztere Zeit ohnehin überreich. Sich dagegen stets zu schützen, mag schwer sein. Ein erfahrener Journalist hat uns zwei Mittel anvertraut, welche er in den Klippen der täglichen Zeitungsfluth für die Abwehr bedenklicher Angaben und Erzählungen als zuverlässig erprobt habe. Das eine, meinte er, bestehe darin, jede gedruckte Mittheilung, so lange sie nicht genügend controlirt und bestätigt, als bodenlos ersonnen anzusehen. Ganz ähnlich wie sich der Polizist darin von dem sentimentalen Alltagsmenschen unterscheide, daß dieser Jedermann bis zum Beweise des Gegentheils für ehrlich halte, während jener, der Polizist nämlich, das entgegengesetzte System vorziehe und damit die Gesellschaft vor Nachtheil bewahre. Außerdem, fuhr unser Freund ganz vertraulich fort, pflege er jedes Blatt, jeden Collegen, jede Informationsquelle, die ihn einmal irre geführt, mit einem unsichtbaren

enormen Fragezeichen zu bezeichnen, das ihm bei der Begegnung oder der Lectüre stets sofort entgegentrete. Dadurch sei er mancher Gefahr entgangen. Es fragt sich allerdings, ob das Publicum Jemandem für solche Vorkehrungen Dank weiß. Soll doch der Leiter eines großen auswärtigen Blattes seinem hiesigen Correspondenten gelegentlich bemerkt haben, er möchte unter allen Umständen interessante Nachrichten melden; wo möglich richtige, aber jedenfalls solche, die Aufsehen machten. Dies ist die amerikanische Praxis. Ob sie sich dauernd lohnt und nicht den Einfluß der Presse im Gegentheil außerordentlich schädigt, das zu untersuchen ist nicht unsere Sache. Sehe Jeder wie er's treibe. Die Entscheidung der Frage kann getrost Fachmännern oder den betheiligten Firmen überlassen werden.

* * *

Vor kurzem erst haben wir Gelegenheit gehabt, auf die Publication der im Besitz der Münchener Sammlung befindlichen Kupferstiche Dürers hinzuweisen. Heute haben wir die Freude, ein Werk ähnlicher Tendenz ankündigen zu können. Es sind die **„Radirungen Rembrandts"**, nach den Münchener Exemplaren in unveränderlichem Lichtdruck von J. B. Obernetter reproducirt, von Hans E. v. Berlepsch mit Text begleitet und bei Max Kellerer in München herausgegeben. Die Reproduction ist eines Ateliers würdig, dessen unbestrittener Virtuosität in Bewältigung derartiger Aufgaben schon neulich rühmend gedacht wurde. Sie liefern ein vollkommen treues Abbild der Originale, so daß einem beim Anblick dieser gelben Papierstreifen, die scheinbar die Spuren älterer Jahrhunderte an sich tragen, schier andächtig zu Muthe werden möchte. Den Text hat Berlepsch in richtiger Würdigung des Bedürfnisses auf eine knappe Beschreibung jedes Blattes und auf einen Nachweis der betreffenden Stellen in den Handbüchern beschränkt. Die erste Lieferung enthält vier Blätter, darunter die ebenso schönen wie interessanten „Christus im Tempel predigend" und „Kopf eines orientalischen Greises". — Dem Vernehmen nach bereitet der Verlag von Kellerer außer dieser noch eine Reihe entsprechender Publicationen vor. Das ist eine schöne Nachricht, deren wir uns nur aufrichtig freuen dürfen. Ich bin überzeugt, daß der Herausgeber wie Verleger sich nicht verhehlen, daß ihr Unternehmen ein gewagtes ist und ihnen schwerlich Gewinn, viel eher Verlust eintragen wird. Trotzdem an dasselbe heranzugehen, dazu gehört viel Opfermuth und ein Grad von Idealismus, dem man seinen Respect nicht versagen kann. Ihr Schaffen ist eine Ehre für unser Vaterland. Dadurch, durch ein Werk wie die jüngst angezeigten Kupferstiche Dürers und so manche ähnliche, wird endlich auch in Deutschland eine Popularisirung durch und durch vornehmer Kunstwerke angebahnt, wie sie andere, reichere Nationen längst besitzen. Für uns wurde es Zeit, auf diesem Pfade nachzuschreiten. Möge das Publicum nicht vergessen, daß seine eigene Ehre ihm gebietet, den Bahnern desselben durch eifrige und freigebige Theilnahme ihre gewiß dornenvolle Aufgabe zu erleichtern. Dadurch erweist es sich ja selbst den besten Dienst. Denn auch die eifrigsten Bewunderer modernen künstlerischen Schaffens — zu denen ich mich voll und ganz rechne — werden nicht verkennen, daß erst im liebevollen Studium der alten Meister aus der Zeit der Renaissance der untrügliche Maßstab für Schätzung der Kunstwerke, das feine Auge zum Verständniß derselben gebildet wird. Die Bilder derselben gehören der Oeffentlichkeit an — sich eine Galerie davon heute noch anlegen zu wollen, wäre Thorheit; daß sich dagegen ein Jeder eine Sammlung untadelhaft genauer Nachbildungen ihrer kleineren Werke anlegen kann, das ist einer der stolzesten Triumphe, eine der herrlichsten Segnungen unserer modernen Technik. Wer sich das zu Nutze macht, wird es nie bereuen. Solche Werke prunken nicht; aber sie sind eine unversiegliche Quelle des Genusses und reinster Erhebung — es hat sich noch Keiner an ihnen satt gesehen! C. G.

Offene Briefe und Antworten.

Herrn Dr. Paul Lindau.

Verehrter Herr und Freund!

Da haben Sie mal wieder ein treffendes Beispiel von poetischen Parallelen, wie kürzlich an dieser Stelle A. T. Brück mir eine solche mit Weißenbach nachwies.

Am 20. Mai 1876 schreibt Dingelstedt an Sie in seiner eigenen künftigen Grabschrift:

Er hat Zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen.

Sie wissen am besten, daß ich diese Zeilen nie gelesen habe, und doch schrieb ich vier Jahre später im „Tannhäuser" Band II, Seite 96:

Wohin ich wie von Sturmes Besen
Gefegt, Glück hatt' ich überall,
Recht glücklich bin ich nie gewesen.

Also derselbe Gedanke in ziemlich denselben Worten, eine poetische Parallele in optima forma!

Freundlichen Gruß von

Ihrem

ergebenen

Berlin, den 28. Mai 1881. Julius Wolff.

Bibliographie.

Adelmann, Alfred Graf. Schwert und Feder. Roman. 8. VIII u. 219 S. Jena 1881, Hermann Costenoble.

Geiger, Ludwig. Goethe-Jahrbuch. II. Bd. gr. 8. 536 S. Frankfurt a. M. 1881, Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Schweitzer, Dr. Heinr. Molière und seine Bühne. III. Heft. gr. 8. 164 S. Wiesbaden 1811, Selbstverlag d. Herausgebers.

Serpa Pintos, Wanderungen quer durch Afrika. Frei übersetzt von H. v. Wobeser mit vielen Illustrationen. 1. u. 2. Bd. gr. 8. XII, 352 u. 335 S. Leipzig 1881, Ferd. Hirt & Sohn.

Leixner, Otto von. Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung herausgegeben, mit zahlreichen Illustrationen. 1—3. Lfrg. gr. 8. Leipzig 1881, Otto Spamer.

Hart, Heinrich & Hart, Julius. Allgemeiner deutscher Literatur-Kalender für d. Jahr 1881. III. Jahrgang. 8. 490 S. Bremen 1881, Hinricus Fischer.

Lorm, Hieronymus. Der Abend zu Hause. Betrachtendes Verweilen bei Wissenschaft und Leben. 8. 335 S. Berlin, A. Hofmann & Co.

Bächtold, Jacob. Aus dem Herderschen Hause. Aufzeichnungen v. Joh. Georg Müller 1780—82. 8. 123 S. Berlin 1881, Weidmann. 2.50.

Voß, Richard. Die Patricierin. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 223 S. Frankfurt a. M. 1881, C. Koenitzer.

Böcker, Ewald. Burggraf Friedrich. Schauspiel in 4 Aufzügen. 8. 195 S. Frankfurt a. M. 1881, C. Koenitzer.

Machaneck, Dr. Ignatz. Gedichte. 8. 283 S. Wien 1881, L. Rosner.

Hillebrand, Karl. Geschichte des Julikönigthums 1830—1848. II. Aufl. I. Lfg. 8. CXL S. Gotha 1881, Fr. Andr. Perthes.

Lang, Georg. Hausschwalben. Gedichte, der Jugend und ihren Freunden gewidmet. Mit 2 Zeichnungen von Alb. Hendschel. gr. 8. 120 S. Wiesbaden, August Nicol.

Betrachtungen über uns. klassisches Schulwesen. gr. 8. 56 S. Leipzig 1881, Ambr. Abel.

Püschel, Robert. Le livre du chemin de long estude, par Christine de Pizan; publié pour la première fois d'après sept manuscrits de Paris, de Bruxelles et de Berlin. 8. 270 u. 31. S. Berlin, R. Damköhler.

In Folge des in Nr. 7 der „Gegenwart" veröffentlichten Aufrufs zu Beiträgen für das

Lessing-Denkmal in Berlin

sind ferner folgende Beiträge bei dem Unterzeichneten eingelaufen:

Fräulein Amalie Köhne, Danzig, 10 *M.* Herr Ludwig Volkening, Blotho, 3 *M.*, zusammen 13 *M.*, die der Expedition der „Vossischen Zeitung" zugesandt worden sind.

Dazu die bisher gesammelten 1988.50 *M.* zusammen 2001.50 *M.*

Hiermit sei die Liste geschlossen. Weitere Beiträge wolle man an die Expedition der „Vossischen Zeitung" Berlin C, Breite Nr. 8 richten. Paul Lindau.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Im Verlage des **Vereins für Deutsche Literatur**, R. Hofmann, in **Berlin** ist erschienen:

Literarisches Bilderbuch

von

Franz Dingelstedt.

In elegantem Leinwandband 6 *M.*

Die Neue freie Presse bespricht das hochinteressante Buch wie folgt: Als eine Hauptzierde der Vereinspublikationen ist das „**Literarische Bilderbuch**" erschienen. Die Vorzüge der darin enthaltenen Bilder brauchen nicht erst eines Genaueren bezeichnet zu werden, denn Dingelstedt's Griffel ist bekannt. Der Reichthum an Stoffen (Shakespeare's Globus, Molière's Tartüffe, Hebbel, Mosenthal, Auerbach, Jungfrau von Orleans ꝛc.) ist darnach angethan, jedem Bedürfnisse, dem der Belehrung wie dem der Unterhaltung zu genügen.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** erschien am 200jähr. Todestag Calderons:

Klassische

Bühnendichtungen der Spanier

herausgegeben und erklärt von

Dr. **M. Krenkel.**

I. Band.

Calderon: Das Leben ist Traum. — Der standhafte Prinz.

8. 304 Seiten. Preis 4 *M.* 50 ₰.

Das in Deutschland bisher zu wenig gepflegte Studium der klass. Literatur Spaniens durch correcte, mit Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgaben der besten Dramen zu fördern ist der Zweck des durch obigen Band begonnenen Unternehmens. — In allen Buchhandlungen vorräthig.

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

verzeichnisse gratis, sowie W. SPEMANN in STUTTGART. ☞ *Für Abonnenten besondere Vergünstigungen.*

beabsichtigt, den Klagen über den **sprichwörtlich hohen Preis** *der deutschen Bücher* **abzuhelfen.** *Die Anlage einer „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr Vorrecht reicher Leute, sondern Jedem möglich. Alle Buchhandlungen liefern Inhalts-*

3% Prämien-Anleihe der Stadt Amsterdam.

Gross 21 Millionen Gulden.

Laut Rathsbeschluss (genehmigt durch die Resolution der Gedeputeerde Staaten der Provinz Nordholland) hat die Stadt Amsterdam über obiges Capital eine Anleihe entrirt, bestehend aus 210,000 Obligationen à 100 Gulden, ablösbar in 68 Jahren.

Ausser einer Rente von 3% pro anno geniessen die Inhaber der Obligationen die Chance auf Prämien von Gulden: 100,000, 50,000, 25,000, 10,000, 1000, 500, 200, 150, 140, so dass die kleinste Prämie den Kaufreis übersteigt. Bis zum Jahre 1884 finden alljährlich drei Prämien-Ziehungen statt, und zwar am 15. Januar, 15. April und 15. August, verbunden mit Amortisation. Die bedeutendste Prämien-Ziehung ist die vom 15. August, indem in selbiger 1 Prämie à 100,000 Gulden, 1 à 1000 Gulden, 2 à 500 Gulden, 9 à 200 Gulden und 12 à 150 Gulden verloost werden.

Die Obligationen dieser Prämien-Anleihe sind an allen Börsen zugelassen, so dass der Verkauf und Erwerb derselben ungehindert geschehen kann. Die Auszahlung der ausgeloosten und amortisirten Obligationen, sowie der Rente, erfolgt alljährlich am 1. Januar und 1. Juli ohne Abzug. Die Prämien-Ziehungen geschehen öffentlich in Gegenwart des Magistrats. Ich verkaufe obige Obligationen zum Tages-Course unter Berechnung einer kleinen Provision und liefere solche auch gegen monatliche Anzahlungen von 10 *M.*, wobei man bereits nach der ersten Anzahlung Anspruch hat auf die Chancen der bevorstehenden Prämien-Ziehung vom 15. Augutst a. c. Da die Theilnahme an obiger Anleihe voraussichtlich eine lebhafte werden wird, so beliebe man sich mit Aufträgen baldigst zu wenden an das

Effecten-Comptoir **J. Weinberg** in **Amsterdam** (Holland).

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Franz Liszt, Gesammelte Schriften.

Herausgegeben von **L. Ramann.**

Band II.

Essays und Briefe eines Baccalaureus der Tonkunst.

8. VIII. 262 S. Subskriptionspreis brosch. *M.* 6.—. Eleg. geb. *M* 7.50.

Diese kleinen Schriften geben zum ersten Male ein Bild der weitverzweigten schriftstellerischen Thätigkeit, welche Liszt in seiner Sturm- und Drangperiode in einer hohen und geistvollen Auffassung der Kunst zur Hebung des Künstlerstandes und zu neidloser Förderung seiner Kunstgenossen entfaltet hat.

Prospekt über Liszt's ges. Schriften, Biographie, themat. Verzeichnis und musikalische Kompositionen gratis.

Bei **Theodor Ackermann**, k. Hofbuchhändler in **München**, erschien so eben und ist zu haben durch alle Buchhandlungen:

Rußlands Werden und Wollen.

Von **Franz von Löher.**

3 Bände elegant broschirt *M.* 9.—

Wohl selten ist ein Buch so im geeigneten Augenblick an die Oeffentlichkeit getreten wie dieses, welches in erschöpfender Weise das richtige Verständniß russischen Wesens und russischer Zustände vermittelt.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Vom Zürichberg.

Skizzenbuch

von

Johannes Scherr.

Zweite, unveränderte Auflage.

Preis *M.* 5.—

Inhalt: Der weiße Teufel. Die abenteuerliche Historie vom falschen Dmitry. Kaiser Josef. Rabelais. Hermann Kurz. Ein östreichischer Dichter. Ragaz. Zum jüdischen Krieg. Excellenz Von der Zirbeldrüse. Die Windel des Konfucius. Noten zur Zukunftsmusik. De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag der **Haude & Spener**'schen Buchhandlung (F. Weidling) in **Berlin**, Dessauerstrasse 34a, durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geflügelte Worte.

Von **G. Büchmann.**

12. vermehrte Auflage. Geh. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—, mit Goldschn. *M.* 6.25.

Sentenzenschatz

aus alten und neuen Klassikern.

Gesammelt von **M. Lehmann.** 2. verm. Aufl. Eleg. geh. *M.* 2.—, eleg. geb. *M.* 3.—

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vantier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Ludwig Feuerbach's sämmtliche Werke.

10 Bde. gr. 8. brosch. 62 *M.* 75 ₰.

I. Bd. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. gr. 8. 6 *M.* 76 ₰.

II. Bd. Philosophische Kritiken u. Grundsätze. gr. 8. 6 *M.* 75 ₰.

III. Bd. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. 3. umgearb. Auflage. gr. 8. 6 *M.* 75 ₰.

IV. Bd. Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. 2. umgearb. u. verm. Aufl. gr. 8. 6 *M.* 75 ₰.

V. Bd. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. 2. umgearb. u. verm. Aufl. gr. 8. 4 *M.* 50 ₰.

VI. Bd. Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. 2. umgearb. u. verm. Aufl. gr. 8. 4 *M.* 50 ₰.

VII. Bd. Das Wesen des Christenthums. 3. umgearb. u. verm. Auflage. gr. 8. 6 *M.* 75 ₰.

VIII. Bd. Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen. gr. 8. 8 *M.*

IX. Bd. Theogonie nach den Quellen des classischen, hebräischen und christlichen Alterthums. gr. 8. 7 *M.*

X. Bd. Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. gr. 8. 5 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 24. Berlin, den 11. Juni 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Versöhnung oder Judaskuß? Von Walter Rogge. — Die französischen Marschälle der Gegenwart. Von Hauptmann Zernin. II. Mac Mahon. — Zur Reform des höheren Schulwesens. Von einem Laien. — **Literatur und Kunst:** Dramatische Dichtungen. Hans Herrig — Heinrich Kruse. Von Carl Groddeck. — Weibliche Studenten. Von Karl Emil Franzos. (Fortsetzung.) — Hans Makarts neuestes Bild. Von Siegmund Feldmann. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Versöhnung oder Judaskuß?

In diese Alternative läßt sich das Resultat der zweiten Reichsrathssession unter dem Grafen Taaffe zusammenfassen. Wohl gibt es keinen trostloseren Anblick, als den Journalisten, der sich wie ein Talmi-Staatsmann drapirt, und dennoch wünsche ich mich diesmal der objectivsten Kritik zu befleißigen, weil sich ja auch auf deutscher Seite sehr ehrenhafte liberale Männer befinden, die allen Ernstes glauben, mit dem Compromisse in der Frage der czechischen Universität die Zauberformel zur Beschwörung des Nationalitätenhaders entdeckt zu haben. Mir will das wenig einleuchten, aber noch weniger möchte ich, so lange auch nur ein Fünkchen von Hoffnung vorhanden ist, daß der Irrthum auf meiner Seite, den Vorwurf auf mich laden, irgend zur Durchkreuzung dieser sanguinischen Erwartungen beigetragen zu haben. Die Frage, mit der ich anhub, läuft auf zwei andere heraus: Hat Professor Süß Recht gehabt, als er in seiner großen Rede gegen den Antrag Lienbacher, der allgemein, nicht blos im liberalen Lager verbreiteten Ansicht offenen Ausdruck gab, Graf Taaffe sei mit seiner vermeintlichen Vermittlungsmission gescheitert, weil ihm der Ausgleich gar nicht Hauptsache gewesen, sondern er mindestens „unter Einem" die Geschäfte der Reaction auf politischem und namentlich auf kirchlichem Gebiete habe besorgen wollen? In den Reihen der Deutschen hat darüber niemals der leiseste Zweifel geherrscht. In denen der Clerikalen ebenso wenig: sonst hätte der Linzer Bischof Rüdigier nicht wagen dürfen, die Braut des Kronprinzen Rudolph an der Grenze Oestreichs mit einem Hirtenbriefe des Inhaltes zu empfangen: Die Art der Ehe, die in Belgien allein legal, der gemäß ihr eigenes Aufgebot in Brüssel auf der Mairie erfolgt, sei „Concubinat"; hoffentlich werde jetzt in ihrem neuen Vaterlande der Unfug der Nothcivilehe auch mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Sonst hätte der Prager Cardinal Fürst Schwarzenberg dem erlauchten Brautpaare am Traualtare nicht eine Philippika gegen die Auffassung der Ehe als eines bürgerlichen Vertrages zum Besten gegeben. Daß im Cesky- und im Polenclub einige Abgeordnete anders denken, als die Clerikalen, ändert nichts an der Thatsache, daß der „autochthone" Hochadel Böhmens und die Krakauer Feudalen, lauter vollblütige Jesuitenzöglinge, die den Römlingen noch ein Doublée vorgeben können, im nationalen Lager souveraine Herrschaft und strammste Disciplin üben. Was will es bedeuten, wenn die Andersdenkenden ohnmächtig die Faust in der Tasche ballen, so daß ein Hausner nur durch die wirkliche Einreichung seiner Demission vom Polenclub die Erlaubniß ertrotzt, sich bei der Abstimmung über den Antrag Lienbacher absentiren zu dürfen; und der freisinnige Jungczeche Celakowski von der Wahlliste des Comités für die Universitätsvorlage gestrichen wird, weil er dem Ausgleiche mit den Deutschböhmen das Wort geredet?

Graf Taaffe mag also seine Sendung mit den besten Vorsätzen von der Welt angetreten haben, der thatsächliche Erfolg ist und bleibt, daß nach zwei Jahren seiner Amtsführung die Reaction allein in ihrer schlimmsten, clerikalen Form das Feld behauptet. Das zeigt unwiderleglich das Schicksal des Antrages Lienbacher und der Nachdruck, womit die Regierung für denselben sowohl durch das Versprechen, seine Sanction zu erwirken, wie durch das Votum der vier Minister, die zugleich Abgeordnete sind, eingetreten ist. Wenn die Czechen und Polen für die erste Fassung dieses Antrages stimmten, den Landtagen die Herabsetzung der Schulpflicht um zwei Jahre zu gestatten, so mochte das eine Folge ihres Strebens nach Erweiterung der Landtagscompetenz sein. Als aber diese Bill im Herrenhause Schiffbruch erlitten, was konnte da die Nationalen bewegen, für die „vernewerte" Lex Lienbacher zu stimmen, die einfach die achtjährige Schulpflicht um zwei Jahre reducirte, indem sie es den Eltern — in den Städten unter gewissen Cautelen, auf dem Lande (o des Hohnes!) unbedingt — überließ, ob sie die Kinder nach sechsjährigem Schulbesuche noch länger zum Lehrer schicken wollten? Jeder föderalistische Aufputz war gestrichen; es handelte sich um die nackte Reaction ohne ein nationales Feigenblatt, um den ersten Generalsturm auf die „Neuschule", der einst selbst die Czechen Anerkennung gezollt, indem sie anstandslos, auch zur Zeit des passiven Widerstandes, in die Schulräthe eintraten. Ja, diese Bill hatte eine Seite, die sie zu einer offenen Carricatur aller „autonomistischen" Bestrebungen stempelte. Galizien, Bukowina, Dalmatien, Krain, Görz und Istrien haben, mit Rücksicht auf ihre Besonderheiten, im Volksschulgesetze selbst das Recht erhalten, sich die Dauer der Schulpflicht nach Belieben zu regeln; und ihre Landtage haben das längst gethan, so daß die Vertreter dieser sechs Kronländer die ganze Sache absolut nichts anging. Dennoch waren es 66 Polen, Walachen, Slovenen aus diesen völlig unbetheiligten sechs Provinzen, die unter Beihülfe der Czechen und der „auchdeutschen" Römlinge den elf Kronländern Inneröstreichs und der böhmischen Territorien den ersten Rückschritt zum Concordate octroyirten. Bringt man die völlig unbetheiligten Deputirten in Abzug, so ist der Antrag nicht mit sieben Stimmen Mehrheit angenommen, sondern mit 90 (statt 156) Voten gegen 149 in der Minorität geblieben. So unbedingt beherrschen 20 Römlinge die Situation, daß Hofrath Beer den Polen und Czechen mit vollem Rechte zurief: „Die gleichberechtigten Alliirten der Deutschliberalen zu sein, haben Sie verschmäht, jetzt müssen Sie dafür den Deutschclerikalen die Schleppe nachtragen!" Das Alles sind ebenso unbestreitbare

Facta, wie daß Graf Taaffe förmlich provocirend, gerade als diese Constellation sich krystallisirte, dem Hause erklärte: Jetzt könne seine Regierung sich, und zwar mit viel größerer Beruhigung als vor einem Jahre, auf die Rechte stützen! Das in eben dem Momente, wo hinter der Lex Lienbacher der Antrag des Tyrolers Dipauli auf Wiederherstellung der confessionellen Schule, und der des Fürsten Liechtenstein auf „Revision" des Volksschulgesetzes auftaucht! Ob also von dem Programme des Grafen Taaffe das biblische Wort gilt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", thut nichts zur Sache; über diese Früchte selber jedoch kann nicht der leiseste Zweifel obwalten. Weder bezüglich der Haltung des Reichsrathes, noch in Betreff des ministeriellen Vorgehens. Lienbachers „Rechtspartei" droht, in der dritten Lesung gegen das Finanzgesetz zu stimmen, wenn das Kabinet nicht Alles aufbiete, um den Lienbacher'schen Antrag im Herrenhause durchzubringen, und Graf Taaffe fügt sich auch diesem Machtgebote. Der jüngere Pitt drohte wohl einmal dem Hause der Gemeinen: „Sie können die Steuern verweigern; ich aber werde Jeden vor Gericht ziehen, der sich weigert, sie zu zahlen, und ihn um Landesverrath belangen lassen." Allein Graf Taaffe ist ein viel zu strenge geschulter Parlamentarier, um sich Aehnliches zu erlauben — wohlgemerkt gegen eine reactionäre Majorität. Einer liberalen, einer verfassungstreuen Mehrheit des Abgeordnetenhauses gegenüber würde natürlich der gegenwärtige Premier ebenso wie vor zehn Jahren Graf Hohenwart die weise Antwort in Bereitschaft haben: „Meine Herren! das Budget bewilligen Sie dem Staate und nicht der jeweiligen Regierung; es zu votiren ist nicht blos Ihr Recht, sondern auch Ihre Pflicht!" Aber freilich, wenn nun schon zwei Jahre das gottlose verfassungstreue Regiment beseitigt ist und die frommen Herren wild werden, daß noch immer kein Stück ausgiebiger Reaction für die „heilige Kirche" abgefallen ist, da muß man streng constitutionell sein.

So gelangen wir denn zu dem Schlusse, daß Graf Taaffe, und wenn er zehnmal von der nationalen Versöhnung ausgegangen, doch an der Klippe der simplen Reaction Schiffbruch gelitten hat. So weit klare Facta vorliegen, sind jene 15 bis 20 fanatischen und meist auch hochgeborenen Römlinge Herren der Reichsrathsmajorität und damit auch der Regierung, die unter Bach erklärten, im Concordate habe der Kaiser von Oestreich seinen Völkern ganz andere Garantien der politischen Freiheit gegeben, als alle Constitutionen und Kammern der Welt sie zu bieten vermöchten! die nach Belcredis Sturz sich trösteten, so lange das Concordat unberührt dastehe, sei noch nichts verloren! in deren Namen vor sieben Jahren, als Stremayrs confessionelle Gesetze eingebracht wurden, Fürst Liechtenstein auf dem Generaltage der katholischen Vereine vor 3000 Zuhörern donnerte: „Unsere Meinung ist an der für uns höchsten Stelle auf Erden, in Rom, gebilligt worden; und für diese Meinung vergießt man nicht nur Tinte, sondern auch Blut!" Thatsächlich dominirt jenes Fractiönchen den Reichsrath und durch ihn die Regierung, dem Professor Süß neulich zurief: „Sie und wir leben wie in zwei verschiedenen Welten; wir begreifen einander einfach nicht; jede Versöhnung nicht nur, auch die bloße Verständigung erscheint da vollständig ausgeschlossen!" Wo die heutigen parlamentarischen Machthaber dieser Römlingsgruppe hinsteuern, ist klar. Ebenso klar aber, was gerade von *ihren* Tendenzen die Deutschen in Oestreich halten. Als nach dem Tage von Königgrätz überall in Oestreich der Ruf erscholl: „Der preußische Schulmeister hat uns geschlagen!" als der Gemeinderath von Wien noch vor Abschluß des Prager Friedens die Fonds für Errichtung eines Lehrerseminars nach norddeutschem Muster bewilligte und Belcredi sein Veto einlegte, weil die Klerisei in Hirtenbriefen lamentirte, man wolle die frommen Wiener zu einer Horde „ketzerischer Strolche und Mordbrenner" erziehen — da protestirte auf dem niederöstreichischen Landtage ein Wiener Kind: „Wir wollen nicht, daß unsere Söhne unter der Herrschaft des Krummstabes in eine Menagerie von Trotteln ausarten; wir wollen nicht, daß die Dynastie des Hauses Habsburg mit Rudolph dem Kinde ausgehe." Genau so steht die deutsche Bevölkerung noch heute den Bestrebungen der Lienbacher, Liechtenstein, Dipauli gegenüber, ja, die Empörung ist ein viele erbittertere, der Groll ein ungleich intensiverer geworden. Wenn irgend etwas geeignet ist, den Oestreichern den höchsten Respect im Auslande zu erwerben, so ist es die Hingebung und Opferfreudigkeit, womit sie — namentlich in Wien und ganz Niederöstreich — willig die kolossalsten Summen für die Hebung ihres Unterrichtswesens, für Verbesserung der Lehrergehalte, für den Bau gesunder Schulhäuser aufbrachten. Wer sich jemals mit den einschlägigen Berichten beschäftigt, der kann nur einfach sagen: „Hut ab!" vor dieser Pflichttreue während voller zwanzig Jahre, seitdem nur der erste Lichtstrahl in die tiefe Finsterniß der Thun'schen Concordatsnacht fiel. Und nun kommen die Römlinge daher, um im Bunde mit den Nationalen und unter Assistenz der Regierung die junge Saat zu zertreten. Stellt es auch der Finanzminister noch nicht in das Belieben der Bauern, ob sie die erhöhten Steuern zahlen wollen, so gibt es doch der Unterrichtsminister ihrem Gutdünken anheim, ob sie ihre Kinder das Schulgesetz erfüllen lassen wollen! Die Wiener Vororte zählen zum Lande, und so war es keine leere Thuerei, wenn sie — insbesondere Sechshaus, das für seine Schulen Schulden contrahirt hat — die Straßen und Häuser mit schwarzen Trauerwimpeln beflaggten, wo eben erst die glänzendsten Decorationen den Triumpheinzug der Prinzessin Stephanie aufs Freudigste begrüßt hatten. Die Schulen der Landdistricte *sind* ruinirt, wenn das Herrenhaus zustimmt!

Aber mit alledem soll freilich Eines *nicht* gesagt sein: daß Graf Taaffe den Völkerfrieden *nicht* acceptiren würde, wenn ihm derselbe etwa doch in den Schoß fiele, jedoch *ohne* mit jener Dosis clerikaler Reaction verkittet zu sein, wie die Lienbacher und Greuter, die Lobkowitz und die Thun es verlangen. Und hier sind wir nun bei der zweiten entscheidenden Frage: Ist es lediglich Sanguinismus auf der einen, Verschlagenheit auf der anderen Seite, wenn man in beiden Lagern die Hoffnung nährt, oder doch zu nähren scheint, als ob mit der Verständigung in Sachen der Prager Universität eine solche Wendung eingetreten sei? Oder stehen wir in allem Ernste vor einer Umwandlung der nationalen in politische Parteien, womit dann der Stein der Weisen entdeckt wäre, der eigentlich erst ein regelrechtes Verfassungsleben in Oestreich ermöglichen würde? Eine solche Metamorphose aber wäre absolut nothwendig, wenn die Hegemonie jener ultramontanen Fraction gebrochen werden soll, deren Alleinherrschaft über die Rechte eben jeden Gedanken an Versöhnung zur Lächerlichkeit stempelt! die Suprematie jener Fraction, in deren Namen Greuter, Doblhammer, Lienbacher den Bauern Tyrols, Oberöstreichs, Salzburgs erklärten: „Vor der Erhöhung der Grundsteuer konnten wir Euch nicht erretten, weil wir den eisernen Ring der drei coalirten Clubs nicht sprengen durften — aber Euer Seelenheil werden wir wahren, indem wir, als Abschlagzahlung bis zur vollen Wiederherstellung des Concordates, die Neuschule in Trümmer legen — *da* sollen und müssen die Nationalen *uns* Heeresfolge leisten, wie *wir* Böhmen die Entlastung in der Grundsteuer um zwei Millionen, und Galizien die Herabdrückung der ihm gebührenden Mehrbelastung von vier Millionen auf eine Million haben erringen helfen, leider nicht blos auf Kosten der verfassungstreuen Bevölkerung von Niederöstreich und Steiermark, die nichts Besseres verdient, sondern auch zum Schaden der gut clerikalen Alpenländer." Ist nun in dieser Beziehung wirklich ein so radicaler Umschwung eingetreten, wie die Officiösen behaupten, einzelne Verfassungstreue verkünden und selbst die czechischen Organe zu glauben mindestens vorgeben? Eingetreten in eben dem Augenblicke, wo das Häuflein der Clerikalen seinen höchsten Trumpf mit vollstem Erfolge ausgespielt hat? wo Polen und Czechen sich ihrem Commando am unbedingtesten unterordneten, indem sie den Deutschen aus reinem Muthwillen den Antrag Lienbachers octroyirten, da Galizien seine Transversalbahn bereits mit Hülfe der Linken erhalten *hatte* und der Ceskyclub ganz genau wußte, daß die Liberalen der Vorlage bezüglich der Prager Universität ebenfalls nicht entgegentreten würden? So müßte denn gerade der Höhepunkt der Krisis zugleich als Katharsis der Leidenschaften gedient haben. Das Bewußtsein, sich noch einmal, in

den Zügel der Parteidisciplin knirschend, den äußersten Forderungen der Reaction gefügt zu haben, müßte den Nationalen Kraft und Muth geben zur Abschüttelung des clerikalen Joches. Wegen zu straffer Anspannung wäre die Sehne am Bogen der Römlinge gerissen, aber wunderbarer Weise erst nachdem sie mit ihrem Meisterschusse ins Schwarze getroffen! Es müßten endlich auch die Deutschen bereit sein, in die Hand, die ihnen eben erst einen vollen Faustschlag ins Gesicht versetzt, treuherzig einzuschlagen, jetzt da sie sich ihnen scheinbar zur Versöhnung entgegenstreckt, nachdem die Nationalen der Verfassungspartei das Schlimmste angethan, was sie ihr auf lange Zeit hinaus überhaupt zu Leide thun können. Rechte wie Regierung haben sich selber eben vorläufig außer Gefecht gesetzt — jene indem sie den Antrag Lienbacher votirte; diese indem sie schlankweg seine Sanction verhieß. Rettung kann da nur noch vom Herrenhause kommen; wenn die Deutschliberalen heute noch auf eine Versöhnung eingehen, so thun sie das rein um des idealen Zweckes willen ohne jede Nebenabsicht.

Allerdings schreibt Rieger heute in seinem czechischen und in seinem deutschen Prager Blatte: „Der Starrsinn der Fraction Liechtenstein dürfe als gebrochen angesehen werden; diese fünfzehn Mann würden zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß ihre Unentbehrlichkeit und damit ihre Selbstüberhebung zu den überwundenen Standpunkten gehören; und es sei hohe Zeit, ihnen öffentlich bemerklich zu machen, daß die Rechte nicht gesonnen sei, ferner politische Capricen mit ihrer Autorität zu decken.“ Nun, dazu war eine vortreffliche Gelegenheit bei dem Antrage Lienbacher, warum hat die Rechte sie nicht benutzt? Was soll man von jenem Stolze sagen, der einen Act maßlosester Selbstüberhebung ruhig über sich ergehen läßt, um sich hinterdrein prahlerisch an die Umstehenden zu wenden: „Der soll mir noch einmal kommen!“ Dazu in dem gegebenen Falle: der Vorwurf, daß sie wohl zu siegen, den Sieg aber nicht zu gebrauchen verstehen, paßt doch wahrlich auf die Römlinge am wenigsten; in wie ferne also soll der große Triumph, den sie davon getragen, ihren „Starrsinn gebrochen“; soll der Helotendienst, den Czechen und Polen ihnen widerwillig geleistet, sie zu der „Ueberzeugung“ gebracht haben, daß sie für die Coalition der Rechten und für die Regierung, die sich eben erst alle beide in einer vitalen Frage von ihnen haben ins Schlepptau nehmen lassen, nichts weniger als „unentbehrlich“ sind? Mir ist das einfach unverständlich. Indessen darf und soll mich der Mangel an Logik in dieser Behauptung keineswegs taub machen für Riegers Zusicherung: „Wenn der Compromiß in der Universitätsfrage der Anfang wäre zu einer Verständigung auf der ganzen Linie, würden wir kein Opfer scheuen“; und für die Betheuerung des jungczechischen Organes, das in diesem Compromisse „den ersten Grundstein zum künftigen Frieden“ erblickt, wie derselbe „zum materiellen Wohle und zur Freiheit beider Stämme errichtet werden müsse“. Aber vergessen dürfen und wollen wir auch nicht, daß — ganz abgesehen von der ultramontanen „Rechtspartei“ Hohenwarts — die „Freiheit“ und zwar die confessionelle genau so wie die politische, bei den Lobkowitz und den Clam-Martinic, bei den Sapieha und Czartoryski, die im Czechen- und Polenclub dominiren, nicht im Geringsten weniger schlimm aufgehoben wäre, als bei den Liechtenstein und Lienbacher. Haben nun die Polen und die Czechen auch nur den Willen, geschweige denn die Macht, sich von der Führung dieses ihres feudalen und hochkirchlichen Adels zu emancipiren? gar nicht davon zu reden, daß ja, um eine wirkliche Umbildung der Parteiverhältnisse herbeizuführen, die freisinnigeren Elemente nicht blos jenes Joch abschütteln, sondern sich mit den Deutschliberalen alliiren müßten? Die sogenannten Jungczechen haben sich bei jeder Gelegenheit als vollständig ohnmächtig, fast nur von der Gnade der Altczechen existirend erwiesen: ein solcher Schritt müßte einfach ihre Verwehmung in der eigenen Heimat provociren. Der Chef der Altczechen aber, Rieger, steuert nicht nur willenlos im Fahrwasser der Hochtories; er hat auch auf dem Prager Landtage ausdrücklich erklärt, die Schule müsse wieder in die Hände des Clerus gelegt werden, weil die neuen Einrichtungen viel zu kostspielig seien. Die Polen wieder halten sich an das Wort des Kaisers, der sie im November 1878 für „ihre wahrhaft staatsmännische correcte Haltung“ lobte und dann fortfuhr: „Das gereicht, ich versichere Sie, zum Vortheile Ihres Landes — um so bedauerlicher sind die letzten Vorgänge, welche durch die Secession die bisherige Einmüthigkeit der galizischen Abgeordneten störten; ich hoffe auf die Wiederherstellung des früheren Zustandes.“ Der kleinen Secessionistengruppe der Hausner, Wolski, Skrzynski, die sich dem Machtgebote der Krakauer Feudalen entziehen wollten, war seitdem der Kappzaum so fest angelegt, daß sogar an Skrzynskis Leichenbegängnisse nur wenige seiner polnischen Collegen theilnahmen. Ist da Raum für eine Umwandlung der nationalen Clubs in politische Parteien? „Ja, möglich ist's schon, aber wahrscheinlich nein!“ auch nicht, wenn selbst Organe der Fortschrittspartei betheuern, zum Zwecke der Versöhnung „gerne mit vollen Händen geben“ zu wollen.

Walter Rogge.

Die französischen Marschälle der Gegenwart.

Von Hauptmann Zernin.

II.

Mac Mahon.

„Wer behaupten wollte, Mac Mahon sei ein Genie, würde einen schweren Irrthum begehen; wer aber sagte: der Herzog von Magenta sei der ehrlichste Mensch von Frankreich und der tapferste Soldat der Welt, würde das Richtige treffen,“ — so schreibt Herr de Forville, dessen Urtheil wir bereits bei Gelegenheit unserer Charakteristik des Marschalls Canrobert angezogen haben. Nur möchten wir noch hinzusetzen, daß Mac Mahon oft, sehr oft glücklich, ja unverdient glücklich im Kriege gewesen ist.

Die Geburt Mac Mahons zu Anfang des 19. Jahrhunderts erscheint als ein Anachronismus: er war eigentlich ein Held für das 16. Jahrhundert. Er wäre ein zweiter Ritter Bayard oder ein guter Connetable gewesen. Unter Ludwig XIV. wäre er ein zweiter Catinat, unter dem ersten Kaiserreich ein anderer Macdonald geworden. Heute ist Mac Mahon eine verschollene Größe, trotz der unbezweifelten Ehrlichkeit seines Charakters, der ausgezeichneten Eigenschaft seines Degens.

Marie Edme Patrice Maurice von Mac Mahon wurde am 28. November 1808 auf Schloß Sully bei Autun (Saône und Loire) geboren. Er stammt aus einer Familie, welche ihren Ursprung von dem irischen Königshause ableitet und nach dessen Fall nach Frankreich übersiedelte. Von seinem Vater, einem General und Freunde König Karls X., wurde er anfangs für die Kirche bestimmt, doch konnte er sich mit einem solchen Lebensberuf nicht befreunden und trat als Freiwilliger in die Schule von St. Cyr, früher wie noch heute die Hauptpflanzstätte der französischen Marschälle. Seine Militärlaufbahn war eine musterhafte, Führung und Beförderung gleich ausgezeichnet. Mit zwanzig Jahren kam er als Unterlieutenant in das 4. Husarenregiment und bestand sehr bald die Feuerprobe in Algerien. Er war schon bei der Einnahme Algiers gegenwärtig und wurde dort decorirt. Im Jahre 1832 kehrte er nach Frankreich zurück, um die Belagerung von Antwerpen mitzumachen, wo er sich das Leopoldkreuz holte. Nun ging er wieder nach Afrika und blieb dort zwanzig Jahre hinter einander, während er an allen kleinen und großen Expeditionen Theil nahm. Sein Name wurde in allen Bulletins genannt, so bei den beiden Belagerungen von Constantine (1836 und 1837), nach den Kämpfen von Milianah (1840), bei der Schlacht von Isly (1844), der Einnahme von Tlemsen, bei den Zügen gegen die Traras ꝛc.. Er wurde inzwischen Generalstabsoffizier, doch zog er diesem halb activen, halb bureaumäßigen Dienst den in der Truppe vor und erhielt zu seiner Freude im Jahre 1840 das Commando des 10. Jägerbataillons von Vincennes, das damals in Algier stand. Später

*

wurde er Oberstlieutenant der Fremdenlegion, dann Oberst des 41. Linien-Infanterieregiments, hierauf Brigade- und endlich Divisionsgeneral. Während seines zwanzigjährigen Aufenthalts auf dem afrikanischen Boden hatte er es verstanden, sich bei den Truppen außerordentlich beliebt zu machen, sie legten ihm den Ehrennamen „Vater Mac" bei und trugen ihn auf den Händen.

Zu Anfang des Jahres 1853 wurde er in das Lager von Boulogne geschickt. Kaum war er dort eingetroffen, so versammelte er die Offiziere seiner vier Regimenter um sich, stellte sich in ihre Mitte und wollte nun in seinem Auditorium die Erinnerungen an das erste Lager von Boulogne (1804) wachrufen, von welchem bekanntlich einst die „große Armee" ihren berühmten Vormarsch durch ganz Europa antrat. Er begann eine prächtige Rede. Bald jedoch überhaspelte er sich in so bedenklicher Weise, daß er sich nicht anders helfen konnte, als indem er seine Zuhörer ganz plötzlich entließ. Allerdings ist er kein Redner wie z. B. General Trochu. Einige Augenblicke später ließ er die Division in Schlachtfront aufmarschiren, setzte sein Pferd in Galopp und ließ die Truppen manövriren; er hatte die Sprache wiedergefunden, kannte kein Stocken und Zaudern mehr und hatte wie der Fisch im Wasser sein Element wiedererlangt.

Im Lager zu Boulogne empfing der General plötzlich den Befehl, sich nach Sebastopol zu begeben. „Sie haben ebensoviel Glück wie Geschick," sagte einer seiner Offiziere zu ihm, „um gerade recht zur Einnahme des Malakoff zu kommen!" „Ich nehme die Prophezeihung an!" erwiederte lächelnd der General. Aehnlich wie Cäsar kam, sah und siegte, gelangte Mac Mahon auf den Kriegsschauplatz, warf sich als einer der Ersten in das wichtigste Werk auf der Südostseite von Sebastopol mit seinem furchtbaren Reduit und nahm dasselbe. Der Tag des 8. September 1855, welcher dem General Pelissier den Marschallstab und zugleich den Titel „Herzog von Malakoff" brachte, machte ebenso auch Mac Mahons Namen zu einem kaum weniger berühmten. Noch am Abend vorher hatte dieser zu seinem Kameraden Niel gesagt: „Ich werde in den Malakoff hineinkommen, seien Sie überzeugt, daß ich lebend nicht aus ihm weichen werde!" Er sollte mehr Recht behalten, wie ein anderer französischer General fünfzehn Jahre später (General Ducrot) bei dem großen Ausfall aus Paris am 30. November 1870, welcher bekanntlich geschworen hatte, nur siegreich oder todt nach Paris zurückzukehren und der gleichwohl lebend und geschlagen wieder in die Thore von Paris einzog.

Eine kurze Beschreibung des 8. September 1855 wird nicht ohne Interesse sein. General Pelissier hatte für diesen Tag einem Sturm in mehreren Colonnen auf die feindliche Festung angeordnet. Gelingen oder Nichtgelingen der Nebenangriffe war gleichgültig, wenn sie nur überhaupt stattfanden und zur richtigen Zeit erfolgten; sie waren bloße Diversionen, um Kraft und Aufmerksamkeit der Russen vom Gegenstande des Hauptangriffs — der Bastion Korniloff (Malakoff) — abzulenken. Das Vorgehen gegen letztere war der Colonne des linken Flügels unter Mac Mahon übertragen worden. Dieselbe drang in das Reduit des Malakoff ein und kam hier mit der Besatzung und den Reserven in ein fürchterliches Handgemenge. Als General Mac Mahon sich im Innern des Thurmes befand, ließ er den General Vinoy, einen seiner Brigade-Commandeure, kommen und sagte ihm ganz einfach: „Wir werden das Werk halten. Wenn es in die Luft gesprengt wird, so wird die Brigade Decaen unsere Stelle einnehmen." Er schrieb hierauf mit Bleistift auf ein Blättchen Papier ein Billet an den Oberbefehlshaber: es enthielt dieselben Worte, die der spätere Marschall als Präsident der Republik in Bezug auf diese seine Stellung gesprochen, nämlich „J'y suis et j'y resterai!" Das Glück war ihm günstig, er hielt den Malakoff gegen alle Angriffe der zum Schutz des Werkes herbeieilenden russischen Truppen unter General Chrulew, und am Abend desselben Tages war der Thurm endgültig in französischem Besitz und damit das Schicksal der Festung besiegelt.

Auch in der Schlacht von Magenta — 4. Juni 1859 — wurde General Mac Mahon auffallend vom Glück begünstigt. Wenige Tage vorher hatte er Befehl erhalten, den Tessin zu überschreiten, er war bei Turbigo auf dessen linkes Ufer übergesetzt und sodann im Laufe des 4. Juni, dem Schall des Kanonendonners folgend, gegen die rechte Flanke der Oestreicher marschirt, anstatt die ihm anfangs vorgeschriebene Bewegung fortzusetzen. So kam er gerade recht, um die Franco-Sarden, welche durch die erneuten Angriffe der Kaiserlichen stark in Verlegenheit gesetzt worden waren, zu entlasten und die höchst langsam sinkende Schale der Siegeswage in etwas schnellere Bewegung zu setzen. Mit kurzen Worten gesagt: er spielte am 4. Juni 1859 eine ähnliche Rolle wie Blücher am 18. Juni 1815 bei La Belle Alliance oder der Kronprinz von Preußen am 3. Juli 1866 bei Königgrätz; er verhalf dem Kaiser Napoleon zu einem wichtigen Siege und wurde daher schon am 5. Juli zum Marschall befördert (er und der tapfere General Regnaud de St. Jean d'Angely, der Commandeur des Gardecorps) und durch den Beinamen des „Herzogs von Magenta" noch besonders ausgezeichnet. — In der Entscheidungsschlacht bei Solferino — 24. Juni 1859 — war es der Marschall Mac Mahon, welcher das Centrum der französischen Schlachtstellung befehligte und auch hier wesentlich zur Entscheidung des Tages beitrug. Im Verlaufe des blutigen Kampfes, fast im Augenblick seiner Krisis, ersuchte Kaiser Napoleon den Marschall, durch sein 2. Corps die Angriffsbewegung gegen Solferino zu unterstützen. Derselbe verweigerte dies aber ziemlich unartig. „Wenn ich das thäte," erwiederte er, „so würde ich zwischen dem General Niel und mir eine Lücke entstehen lassen. Ew. Majestät mögen Solferino durch die Garde nehmen, ich werde sodann Cavriana, den Schlüssel der Stellung, erobern!" Und so geschah es: nachdem Solferino und Cassiano um 3 Uhr Mittags von stürmender Hand den Oestreichern entrissen worden, gelang es dem Marschall Mac Mahon etwa eine halbe Stunde später, sich in den Besitz von Cavriana zu setzen; bald darauf traten die Kaiserlichen den Rückzug an, welchem der Friedensschluß von Villafranca folgen sollte.

Damals stand der Herzog von Magenta auf der Höhe seines Ruhms. Er war ein besonderer Günstling des Kaisers Napoleon III. und vertrat denselben als außerordentlicher Botschafter bei der Krönung des Königs Wilhelm in Königsberg im Jahre 1861, bei welcher Gelegenheit er einen blendenden Glanz im Auftreten entfaltete. In demselben Jahre übernahm er das Commando des 2. Corps in Lille und wurde auch Befehlshaber der Truppen des Lagers von Châlons, für welche er eine besondere Schrift unter dem Titel „Instructions pour le camp de Châlons" herausgab. Auf Befehl des Kaisers wurden damals alljährlich auf die Zeit von drei Monaten 3 Infanterie- und Kavalleriedivisionen unter dem Befehl eines Marschalls von Frankreich zusammengezogen, um verschiedene Manöver auszuführen. Man hoffte damit eine gute Pflanzstätte für den militärischen Geist des Heeres geschaffen zu haben und den Führern eine gute Schule in der Truppenführung zu geben, zumal da die damaligen Kriegsschauplätze — Afrika und das östliche Asien — hierzu keine rechte Gelegenheit boten, allein man faßte die Sache nicht richtig an. Die Uebungen auf dem Lager von Châlons waren nichts weniger als kriegsmäßig, sie boten kein Vorbild für den Ernstfall, sondern ein Zerrbild, eine Zusammensetzung von unechtem Glanz und leerem Schein, und führten eine Begriffsverwirrung bei Führern und Mannschaften herbei, welche die schwersten Folgen haben sollte.*)

*) Der bekannte französische Militärschriftsteller Baron A. du Casse, welcher mehrmals den Lagerübungen bei Châlons persönlich beiwohnte, hat uns in seinem Werke: „La guerre au jour le jour 1870—71, suivie de considérations sur les causes de nos désastres, Paris 1875" eine sehr drastische Schilderung jener Manöver hinterlassen. Er beschreibt darin eine Episode des Lagers aus dem Jahre 1869, resp. die große Schlacht, welche der Kaiser alljährlich bei seinem Eintreffen im Lager „zu gewinnen nicht ermangelte", in folgender Art: „Auf der durch eine Linie von Schützengräben geschützten Hochfläche, die weißen Werke genannt, errichtete man ein prachtvolles Zelt, in welchem sich schon am

Im December 1864 erhielt Mac Mahon das Generalgouvernement von Algerien. Er hatte auf diese Ehrenstelle einen gewissen Anspruch, da er einige Jahre vorher die letzte große Expedition gegen die Kabylen geleitet und letztere durch die Erstürmung der Bergstadt Ischeriden in der Jurgura gänzlich unterworfen hatte. Mehrere Jahre blieb er nun wieder auf afrikanischem Boden; er entfremdete sich dem rein militärischen Berufe, und Jagd und Sport bildeten fast seine ausschließliche Beschäftigung. So kam es, daß er, als bei Ausbruch des Krieges von 1870 ihm der Oberbefehl über das 1. Corps im Elsaß übertragen wurde, von einer für Europa geeigneten Kriegführung nicht viel verstand. Sein Auftreten bei Wörth und Sedan ist bei uns Allen noch frisch im Gedächtniß, zum Ruhm kann ihm dabei nur seine Tapferkeit gereichen, seine Führung war dagegen herzlich schlecht.

So ist z. B. gleich bei Eröffnung des Krieges Marschall Mac Mahon in erster Linie für die Niederlage seiner 2. Division (Abel Douai) bei Weißenburg verantwortlich zu machen. Wie ein Offizier vom Stabe des 1. Corps mittheilt, hat der Marschall in der Nacht vom 3. zum 4. August vom Kaiser Napoleon folgende Depesche erhalten: „Vous serez attaqué aujourd'hui ou demain.“ Hätte nun Mac Mahon Schritte gethan, seine zu weit vorgeschobene, ja gleichsam in der Luft stehende 2. Division rechtzeitig zu unterstützen, so wäre dieselbe nicht der Uebermacht erlegen.*) Auch sein Verhalten bei Wörth war nichts weniger als tadelfrei, jedoch kam dem Marschall hier wenigstens in den Augen der Franzosen sehr zu Statten, daß er gegen eine starke Uebermacht zu kämpfen hatte. Es soll feststehen, daß Mac Mahon mit großer Sorglosigkeit und festem Siegesbewußtsein den Kampf am 6. August aufgenommen habe. Als er am Morgen dieses Tags im Park der gräflich Dürkheim'schen Besitzung nach dem Frühstück seine Cigarre rauchte, soll er auf die Bemerkung seines Herren Wirths, der Kanonendonner vor Wörth schiene sich zu verstärken, erwiedert haben: „Meine Truppen werden mit den Herrn Preußen schon fertig werden!“ Im Laufe der mit steigender Heftigkeit sich entwickelnden Schlacht that der Marschall seine Schuldigkeit und verdient das Lob, das ihm der General von Blumenthal (gegenwärtig commandirender General des 4. Armeecorps) gezollt hat, in vollem Maße. Letzterer äußerte sich sehr bald nach der Schlacht über ihn wie folgt: „Die Franzosen fochten magnifik, das muß ich zugestehen. Niemals in der ganzen Welt ist heftiger gekämpft worden als bei Reichshofen und Froschweiler. Aber sie hatten keine Chance. Sie hatten die Uebermacht gegen sich. Gesetzt, sie ließen 60,000 Mann in Linie aufmarschiren, nun dann würden wir sie mit ebenso vielen in der Front angreifen und sie doch noch mit je 20,000 Mann auf jeder Flanke überflügeln und umgehen mit sammt ihren Reserven. Wären die Bayern ein wenig früher zur Stelle gewesen, oder wären sie schneller marschirt, dann sehe ich nicht ein, wie Mac Mahon hätte entkommen können. Der arme Kerl! Er ist ein guter Soldat und wehrte sich tüchtig. Seine Frontveränderung war sehr geschickt!“*)

Nicht ohne Geschick und Glück bewerkstelligte Mac Mahon auch seinen Rückzug durch das Gebirge und kam in das Lager von Châlons, wo er an die Spitze einer neuen Armee von 120,000 Mann gestellt wurde. Alles jedoch, was er nun unternahm, war nichts weniger als wohlgethan, zeigt ihn vielmehr als den Aufgaben der Heeresführung durchaus nicht gewachsen. Am 17. und 21. August wurde im Lager Kriegsrath gehalten, in Folge dessen der Marschall den verhängnißvollen Marsch nach Osten antrat, um Bazaine die Hand zu reichen. Er faßte den Entschluß hierzu, nachdem er eine Depesche Bazaines vom 19. August empfangen hatte und meldete am 22. Vormittags, daß er seine Maßregeln ergreifen würde, um über Montmedy mit Bazaine auf dessen Marsch aus Metz sich zu vereinigen. Demnach war dieser Entschluß Mac Mahons ein allerdings von Bazaine beeinflußter, im Uebrigen aber ein ganz freiwilliger, so daß der Marschall auch allein dessen Folgen zu tragen hat. Freilich empfing er noch am 21. aus Paris die Mahnung, nach Metz zu marschiren, doch war damals schon der Zug selbst eine beschlossene Sache. Auffallend ist nun, daß Kaiser Napoleon in seiner bekannten Schrift die Sache anders darstellt und Mac Mahon mehr als Opfer bestimmter Befehle aus Paris als aus freiem Entschluß handelnd erscheinen läßt.**) Wahrscheinlich wollte der Kaiser seinen Heerführer möglichst gegen Vorwürfe zu schützen

---

Abend vorher der kaiserliche Mundkoch mit einer Menge von Champagner, Backwerk ꝛc. einrichtete. Gegen Mittag besetzte eine feindliche Armee, welche von 3—4 Bataillonen mit einer Batterie vorgestellt wurde, die weißen Werke. Um 12½ Uhr stiegen der Kaiser, sein Gefolge und die Hundert-Garden zu Pferde, die Kaiserin folgte zu Wagen mit dem kaiserlichen Prinzen. Se. Majestät begab sich um 1 Uhr in den Mittelpunkt der übrigen Lagertruppen, welche weiter unterhalb in der Entfernung von 1 Kilometer von der Höhe der weißen Berge aufgestellt waren. Die 3 Infanteriedivisionen des Lagers formirten sich in doppelte, die sogenannte Angriffscolonne von Bataillonsmassen. In ihrer Mitte rückte die schöne Kavalleriedivision in geschlossener Escadronscolonne auf, die Helme blitzten, die Kürasse spiegelten sich in der Sonne. Voran ritten die nicht weniger glänzenden Hundert-Garden, es folgte der prächtige Stab des Kaisers, des Ministers, des commandirenden Generals, während auf den Flanken der Schlachtordnung die Artillerie mit deployirten Batterien auffuhr. Auf ein bestimmtes Zeichen setzte sich das Ganze mit vollkommener Uebereinstimmung in Bewegung; die Tambours schlugen, die Hörner und Trompeten bliesen mit hinreißender Macht zum Angriff. Die weißen Werke eröffneten das Feuer, doch die Angriffscolonne würdigte dasselbe kaum einer Antwort, außer etwa den Tirailleurs, die ihr vorausgingen. Nach einem glänzenden Vormarsche von 25 Minuten konnten dann die in der Nähe des kaiserlichen Pavillons haltenden Zuschauer: die Kaiserin, der junge Prinz, die Damen Ihrer Majestät, die Minister, die Gesandten und die mit ihnen gekommenen elegantesten Damen von Paris das entzückende Schauspiel genießen, ein Armeecorps die Höhen einnehmen und den Feind verjagen zu sehen. Letzterer hatte Befehl, mit der Uhr in der Hand bei dem Rückzug bis zu einer bestimmten Stunde zu kämpfen. Der letzte Act dieser himmlischen, dem Circus im großen Maßstabe nachgeahmten Komödie bestand in einem Reiterangriff in Linie, wobei die Kavalleriedivision die Erde unter den Hufen ihrer prächtigen Renner erbeben ließ. Es wurde sodann Ruhe befohlen, die Gewehre wurden auf der eroberten Linie zusammengesetzt, und Freund und Feind versammelte sich um das Zelt des Monarchen, um fröhlich auf das Wohl des Kaisers und den Erfolg des großen Manövers zu trinken.“

*) Näheres hierüber findet sich in einem interessanten, allerdings für Marschall Mac Mahon in recht feindlichem Sinne abgefaßten Werke: „Froeschwiller, Châlons, Sedan, par Alfred Duquet, Paris, 1880.“ Derselbe Verfasser hat sich bereits durch eine ähnliche Arbeit: La légende de Magenta, rectifiée d'après les documents officiels bekannt gemacht.

*) Man vergleiche William Russels Kriegstagebuch, mit Genehmigung des Verfassers bearbeitet von Max Schlesinger, Leipzig, 1874. S. 20.

**) Diese Schrift ist: „Campagne de 1870. Des causes qui ont amené la capitulation de Sedan par un officier attaché à l'état-major général, Bruxelles 1870.“ General Reille, der Begleiter Kaisers Napoleon in der Gefangenschaft auf Schloß Wilhelmshöhe, schrieb mir damals (Herbst 1870), daß der Kaiser der Verfasser sei. Es heißt darin in Betreff des Entschlusses des Marschalls zum Marsch nach Osten Seite 14 wie folgt: „ . . . Le duc de Magenta reçut du conseil des ministres, auquel s'étaient adjoints le conseil privé et les présidents des deux chambres, l'injonction la plus pressante de marcher dans la direction de Metz. Le maréchal de Mac-Mahon, homme de devoir avant tout, obéit et résolut de courir la chance qui lui était présentée, tout ce qui ressemblait à un sacrifice pour le bien public allait à son âme élevée et il était flatté de l'idée qu'en attirant à lui toutes les forces ennemies il délivrait momentanément la capitale et lui donnait le temps de terminer ses moyens de defense.“ Das ist Alles recht schön und gut, aber um der eigenen Hauptstadt Zeit zu geben, sich in besseren Vertheidigungszustand zu setzen, darf ein Oberbefehlshaber keinen abenteuerlichen Zug unternehmen und seine eigene Armee nicht gefährden. Er brauchte dem Pariser Drängen nicht nachzugeben und mußte eher selbst den Oberbefehl niederlegen.

suchen, doch ändert das an der heute als feststehend zu betrachtenden Thatsache nichts, daß Marschall Mac Mahon für die Folgen seines verhängnißvollen Marsches allein verantwortlich zu machen ist.

Auch die Ausführung dieses Marsches verdient Tadel: durch das zaudernde und langsame Vorgehen des Marschalls gewannen seine Gegner einen wichtigen Vorsprung, drängten ihn nach Norden ab auf das rechte Maasufer und umzingelten ihn, als er sich auf die kleine antiquirte Festung Sedan zurückgezogen hatte, die ihn nicht zu schützen vermochte. Gleich im Anfang der Schlacht erhielt er eine schwere Verwundung, die ihn nöthigte, den Oberbefehl an General Ducrot abzugeben, der ihn bald darauf an den älteren General Wimpffen abtreten mußte, und wodurch er zugleich das Glück erlangte, nichts mit dem Abschluß der Capitulation zu thun zu haben. Er ging in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland und genas langsam von seiner Verwundung.

Wieder hergestellt kehrte er nach Versailles zurück und hatte das Glück, hier zu derselben Zeit einzutreffen, wo l'armée nouvelle zusammengesetzt wurde, um im Kampf gegen die eigenen Landsleute jene Kriegslorbeeren zu pflücken, welche im Kriege mit dem auswärtigen Feinde versagt geblieben waren. Marschall Mac Mahon empfing den Oberbefehl der Armee von Versailles, deren Generalstabs-Chef sein früherer Adjutant der General Borel war, einer der tüchtigsten Generale Frankreichs, und schlug mit demselben im Mai 1871 den Aufstand der Commune nieder. Ueber diese nicht gerade schwierige Waffenthat verfehlte der Marschall nicht eine besondere Schrift herauszugeben, welche den Titel führt: „L'armée de Versailles depuis sa formation jusqu'à la complète pacification de Paris, par le maréchal de Mac Mahon, duc de Magenta, commandant en chef, Paris 1871", dagegen hat der Marschall über die Schlachten von Wörth und Sedan kein besonderes Werk herausgegeben. Bei der Reorganisation des Heeres behielt Mac Mahon das Commando über die um Paris, Versailles und Lyon versammelten Truppen und wurde am 24. Mai 1873 an Stelle von A. Thiers zum Präsidenten der Republik gewählt. Nun sah er sich an der Spitze der Gewalt und wiederholte — als am 20. November desselben Jahres das bekannte Septennat seine Präsidentschaft auf sieben Jahre verlängert hatte — seinen früheren Ausspruch: „J'y suis et j'y reste!", allein noch vor Ablauf dieser Zeit — am 31. Januar 1879 — veranlaßte ihn die liberale Strömung zur Niederlegung seines Amtes.

Seit jener Zeit lebt Marschall Mac Mahon das Leben eines stillen Mannes. Er steht gegenwärtig in seinem 73. Lebensjahre und ist körperlich noch sehr rüstig, ja er scheint eine eiserne Gesundheit zu besitzen. Irgend eine hervorragende Rolle scheint er jedoch nicht mehr spielen zu sollen und auch nicht zu wollen; er war ein vortrefflicher Divisions- und guter Corpsführer, dagegen niemals ein guter Heerführer, wie er auch als Präsident der französischen Republik sich nicht bewährt hat. Dagegen war Marschall Mac Mahon stets ein ausgezeichnet tapferer Soldat und ein rechtlicher unbescholtener Charakter; — als solcher hat er ein Recht zu sagen: Je suis et je resterai — un honnête homme!

Zur Reform des höheren Schulwesens.

Von einem Laien.

Der Herr Cultusminister hat in der letzten Schuldebatte sich sehr zurückhaltend über die sehnlichst erwartete Reform der höheren Lehranstalten ausgesprochen und namentlich betont, daß sich die öffentliche Meinung über diesen Punkt noch nicht hinreichend geklärt habe.

Dieser Appell an das Urtheil des großen Publicums läßt mich als Laien das Wort in einer Frage ergreifen, in der ich als „zahlreicher Familienvater" sehr nahe interessirt bin und in der bedauerlicher Weise bisher fast nur Zünftige sich haben vernehmen lassen — meist praktische Schulmänner, die, in der Sache stehend, nur zu leicht dazu gelangen, das Lernen in etwa als Selbstzweck zu betrachten —, deren auf werthvolle Sachkenntniß gegründete Anschauung daher immerhin die Ergänzung durch eine unbefangenere, die Forderungen des Lebens voranstellende Auffassung vertragen wird. Dazu kommt, daß die polemische Schärfe, mit welcher von den Schulmännern der freiwillig eingenommene oder durch die Verhältnisse aufgedrungene Standpunkt in dem zwischen Gymnasium und Realschule entbrannten Streite meist vertheidigt wird, die Verständigung erschwert und zahlreiche Unversöhnliche geschaffen hat, die jeden Compromiß ablehnen, namentlich aber die Schaffung einer Einheitsschule, welche naturgemäß das Ideal des beschränkten Laienstandes bildet.

Auch ich bekenne mich unumwunden zu ihr und halte das Nebeneinanderbestehen zweier gleich hoch führenden Bildungsanstalten mit wesentlich verschiedenem Lehrgebäude für einen Nachtheil, zunächst, weil es die Kinder zwingt, in einem nicht urtheilsfähigen Alter sich über ihren Beruf zu entscheiden.

Ich gebe zu, daß dieser Uebelstand abgemildert würde durch die jetzt vorgeschlagene Bifurcation, d. h. das Auseinandergehen der beiden Richtungen als Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes, oder durch die angestrebte völlige Gleichberechtigung der Abiturienten beider Anstalten, da in dem ersteren Falle die Berufswahl erst einige Jahre später stattzufinden braucht und in dem zweiten nur ergänzende Studien fordert, falls die Schulgattung nicht richtig getroffen war; in beiden Beziehungen bietet jedoch die Einheitsschule — ihre schultechnische Möglichkeit einmal angenommen — viel mehr und verhütet der letzterwähnten Eventualität gegenüber einen Aufwand relativ unfruchtbarer, weil der einzuschlagenden Richtung nicht zugewandter geistiger Arbeit.

Das ist aber noch nicht Alles, und ich mache als zweiten Punkt geltend, daß die jetzigen Zustände in den höheren Volksklassen einen für das gegenseitige Verständniß, für das Zusammenwirken in Arbeit und Muße nicht günstigen Unterschied in den Grundlagen der Bildung herbeiführen.

Kein Volk ist so geneigt, wie das deutsche — und vielleicht auch keins durch seinen Entwickelungsgang in gleichem Maße darauf geführt — das Wissen an sich allzu hoch zu schätzen; der stubengelehrte Deutsche ist eine typische Figur im Culturleben und es wird kaum in einem andern Parlament vorkommen, daß man den politischen Gegner durch Bezweifeln seiner „Latinität" zu schädigen sucht — so wird denn, nach wie vor, auch bei formeller Gleichberechtigung beider Anstalten der auf dem Gymnasium erzogene Gelehrte oder Staatsdiener auf den wissenschaftlichen Standpunkt desjenigen herabsehen, der auf der Realschule seine Studien mehr der Vorbereitung für ein praktisches Schaffen zugewandt hat.

Nun scheint dies an und für sich kein Unglück zu sein und könnte füglich von manchen Männern der letzten Richtung erwidert werden, welche ein bewährtes Können einem oft todten Wissen gegenüber in die Wagschaale zu legen haben; man könnte einwenden, daß die Besseren auf beiden Seiten von solchen unreifen Eifersüchteleien frei seien, — aber das sind Alles beschönigende Worte, und man braucht nur an die Debatten und die Facultätsgutachten über die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin zu denken, um sich das Vorhandensein und die höchst ungünstigen Folgen der erwähnten Verhältnisse für unsere Jugend klar zu machen; es ist unter dem Beifall der meisten Betheiligten ausgesprochen worden, daß man nicht durch die erbetene Zulassung „Aerzte zweiter Klasse" schaffen wolle, was — wie ich zugeben muß — nach der augenblicklichen Sachlage der Berechtigung nicht ganz entbehrt.

Nun liegt aber die Sache so: Weil von dem Herrn Doctor — schon hierin liegt eine Mittelalterlichkeit — eine gewisse Gelehrsamkeit im alten Stile gefordert wird, lernt der zukünftige Mediciner zu einer Zeit, in der ihm gründliche Studien in den Naturwissenschaften sehr nützlich sein würden, die Formenlehre der alten Sprachen in einer Ausdehnung, die wohl nur für

den Philologen erforderlich ist; umgekehrt entbehrt vielleicht der die Realschule besuchende künftige Kaufmann, Offizier, Forstmann u. s. w. allzu sehr des Geist und Gemüth schulenden Einflusses einer eingehenden und gut geleiteten Beschäftigung mit den Alten, während er mit Realien und besonders mit Mathematik übersättigt wird, die in dem gebotenen Umfange fast nur dem Techniker zu Gute kommen — beide Schulen sind zu einseitig, um als allgemeine Bildungsanstalten befriedigen zu können.

Trotz, oder vielleicht in Folge dieser Einseitigkeit, welche unseren Schulen in etwa den Charakter der Fachschule, oder wenigstens der Fachvorschule für den gelehrten resp. betriebsamen Theil der Gesellschaft aufdrückt, haben aber beide ihren Lehrstoff in einer Weise anwachsen lassen, daß eine Durchschnittsnatur schon in seiner äußerlichen Bewältigung ihre Kraft verbraucht, und daß daher für die harmonische Durchbildung von Geist und Charakter, sowie für die körperliche Entwickelung der Schüler nicht häufig günstige Verhältnisse bei ihnen obwalten; es ist dies um so bedauerlicher, als eine genügende Ergänzung in diesen Richtungen durch die häusliche Erziehung heute gewiß zu den Ausnahmen gehören wird, wo das Ringen um die Existenz die Kraft der Eltern gerade in den Schuljahren ihrer Kinder meist völlig in Anspruch nimmt.

Damit habe ich den dritten und wichtigsten Punkt berührt — unsere Söhne lernen zu viel, — und dies Mißverhältniß wird sich mit der Rivalität bei voller Gleichberechtigung beider Anstalten eher noch verschlimmern, — jedenfalls aber lernen sie schon jetzt mehr, als sie der Mehrzahl nach geistig und körperlich vertragen.

Nach meinen Erfahrungen kommt eigentlich nur der begabte, faule Schüler, der doch nicht die Regel bildet, ohne Schaden davon, während die große Masse, ganz abgesehen von der bereits beklagten mangelhaften Durchbildung und den verschiedenartigen Schulübeln, unter denen die erschreckend zunehmende Kurzsichtigkeit obenan steht, nachweislich mit beeinträchtigtem, oder doch nicht kräftig entwickeltem Nervensystem die Schule verläßt, wenn auch die alarmirenden Behauptungen des Irrenarztes Dr. Hasse sich glücklicher Weise als stark übertrieben herausgestellt haben. Es ist dies zum größten Theil die Folge des zu frühen, angespannten Arbeitens, das ungestraft, wie überall, nur dem fertigen Organismus zugemuthet werden darf, dann aber auch in den Leistungen reichlich die Schonung in der Entwickelungszeit zu vergelten pflegt.

Wer dies zugibt, wird mich nicht der Uebertreibung zeihen, wenn ich es als ein großes Uebel bezeichne, daß dem so ist, und die Befürchtung ausspreche, daß der Schatz an Nervenkraft, auf den unsere ganze Lebensführung lossündigt, der schon unserer Generation nicht mehr ungeschmälert erhalten ist und deshalb wie ein nationales Heiligthum zu hüten wäre, bei der Fortdauer der schädigenden Einwirkungen in unseren Nachkommen geradezu verloren geht, — hier muß schleunigst Wandel geschafft werden, und in diesem Sinne mache ich für die hierbei obenan stehende Schulfrage frischweg einen Vorschlag, hoffend, daß demselben bald ein besserer von berufenerer Seite folge.

Vor Allem möchte ich die allgemeine Bildungsanstalt einerseits und die Fachschulen jeder Art andererseits möglichst auseinander gehalten wissen.

Jene soll dem Knaben nebst den dazu nöthigen Vorkenntnissen das Verständniß für die Errungenschaften unserer Cultur auf allen allgemein zugänglichen Gebieten verschaffen, dessen Besitz den Gebildeten unserer Tage kennzeichnet, ganz besonders aber Geist und Gemüth durchbilden, Willen und Urtheil entwickeln und durch dies Alles die feste Grundlage herstellen, auf der in angestrengter Arbeit alsdann das Gebäude der besondern Lebensstellung zu errichten ist; — hier setzt die Fachschule ein und hat naturgemäß viel mehr mit der Aneignung positiver, in ihrem Umfange gegebener Kenntnisse als unentbehrlichen Rüstzeuges für den Wettkampf im Beruf zu rechnen, als jene, bei der das Lernen in höherem Grade Mittel zum Zweck ist, und daher sehr viel mehr Freiheit für die Gestaltung des Studienplanes obwaltet; das auf der Bildungsanstalt erworbene Wissen kann ohne Schaden großentheils wieder vergessen werden, nachdem die geistige Verdauung desselben ihren erziehlichen Einfluß ausgeübt hat, wie denn von den hochgebildeten Männern aller Berufskreise gewiß nicht viele das Abiturientenexamen, wohl aber die meisten die abgelegten Fachprüfungen noch einmal bestehen würden.

Weit entfernt von der Anmaßung, den schon für den Fachmann überaus schwierigen Entwurf für einen sochen Studienplan liefern zu wollen, möchte ich doch einige Gesichtspunkte für denselben aufstellen und vor Allem darauf hinweisen, daß nöthigenfalls mit Entsagung das Schöne dem Guten, das Erwünschte dem Nothwendigen geopfert werden muß. Die Organisation kann nur mit Durchschnittscapacitäten rechnen, und diese vermögen nicht zugleich die überlieferten klassischen Grundlagen unserer Cultur und die Ergebnisse des hauptsächlich der Naturerkennung zugewandten wissenschaftlichen Strebens der Neuzeit voll zu umfassen und zu durchdringen, während andrerseits doch mindestens ein Orientirtsein auf beiden Gebieten, eine gewisse Vertrautheit mit dem Geiste derselben und die Bekanntschaft mit dessen prägnantesten Erscheinungsformen gefordert werden muß; es erscheint mir für den Anspruch auf Bildung ebenso bedenklich, den Vorgängen des täglichen Lebens, wie Athmungs-, Verbrennungsproceß ꝛc. verständnißlos gegenüber zu stehen, wie einem klassischen Citat, einem lateinischen Rechtsgrundsatz ꝛc.

Mein Vorschlag geht nun dahin, daß man an der Hand der freilich nicht in Kürze aufzählbaren Forderungen, welche an das Wissen, oder besser an das Verständniß aller Gebildeten heute gestellt werden, eventuell für die Zukunft gestellt werden sollen, eine Sichtung des auf beiden Schulen behandelten Lehrstoffes vornehme und nach Aussonderung alles hiernach überhaupt Entbehrlichen, oder der Fachschule Zuzuweisenden, auf dem Verbleibenden eine einheitliche Bildungsanstalt begründe.

Dem Fachstudium kann aber das überlassen werden, was ohne Gebrauchswerth für die große Mehrzahl und zugleich ohne wesentliche Bedeutung für die formale Bildung ist; ich glaube in diesem Sinne z. B., daß man auf die Beherrschung der Grammatik zweier alter Sprachen verzichten kann und daß das gründliche Studium einer derselben nach Form und Geist, das bis zum mühelosen Genuß ihrer Literaturschätze führt, von nachhaltigerem sittigendem Einfluß sein wird, — mögen die Fachmänner entscheiden, welche Sprache dies sein soll, und ob etwa die andere noch nebenher soweit getrieben werden muß, um zur Herleitung der aus ihr entlehnten, in unserm Gebrauch befindlichen Wörter zu befähigen.

Ich glaube andrerseits ebenso, daß nicht jeder Gebildete zwei lebende Sprachen neben seiner Muttersprache sein eigen nennen muß, und ziehe aus inneren und äußeren Gründen die Beherrschung der einen — und dann wohl der französischen — dem jetzt auf der Realschule die Regel bildenden halben Resultat in beiden vor; ich glaube, daß die Einführung in das Studium der Philosophie und andrerseits der höheren Mathematik, die doch nur für den in diesen Fächern Weiterstrebenden wirklich fruchtbringend sein kann, auf die Akademie gehört, daß man in der Physik und Chemie nicht bis zu den Tagesergebnissen vorzudringen braucht, um den erforderlichen Einblick in die Vorgänge des kosmischen oder animalen Lebens u. s. w. zu gewähren, daß der Religionsunterricht nach erfolgter kirchlicher Mündigsprechung nicht mehr in das Schulpensum aufgenommen zu werden braucht, und daß in fast allen Disciplinen eine Befreiung vom Wissensballast stattfinden kann, worunter ich z. B. das Beschweren des Gedächtnisses mit einer Menge nur für den Historiker interessanter Einzelheiten und Zahlen aus der Geschichte uns fern liegender Völker und Zeiten verstehe.

Wenn statt dessen die ältere Geschichte in ihren weniger ergiebigen Perioden nur in großen Zügen, aber unter Betonung des Naturnothwendigen und Gesetzmäßigen in ihrer Entwickelung zur Darstellung gebracht, dafür die neuere Geschichte recht eingehend und möglichst geistvoll behandelt würde, und der betreffende Unterricht seinen Abschluß darin fände, die demnächst ins Leben tretenden jungen Männer in das Verständniß für die Grund-

lagen unseres heutigen Staatslebens einzuführen, dann — so glaube ich — würde man auch auf diesem Gebiete den Uebergang von der als gemeinsamer Bildungsanstalt veralteten Gelehrtenschule zu der zeitgemäßen Gebildetenschule finden, die uns die Schöpfung der Realschule nicht zu bieten vermocht hat.

Der wesentlich verringerte Umfang des in diesem Sinne gesichteten Lehrstoffes wird eine Verkürzung der Gesammtschulzeit an unserer Einheitsschule um vielleicht ein Jahr und eine Beschränkung der täglichen auf etwa fünf, eine größere Pause umschließenden Vormittagsstunden gestatten; man mache dann jeden Nachmittag gymnastische Uebungen, Turnen, Exerciren, Fechten, Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen, Bewegungsspiele oder Excursionen unter Aufsicht der Lehrer, und man wird bei größerer Freudigkeit der letzteren eine körperlich und geistig frischere Jugend haben, die mit Widerstandskraft in die Stürme des Lebens hinaustritt, — deren Geist sich als wohlgepflegtes, triebkräftiges Feld jeder Fruchtbestellung darbietet, statt daß, wie jetzt häufig, der zu stark in Anspruch genommene Boden geradezu des Brachliegens bedarf, oder erst von dem Unkraut des Viel- und Halbwissens und den Steinen unfruchtbarer Gedächtnißschätze befreit werden muß.

Neben dem obligatorischen Pensum sollen freiwillige Curse die Gelegenheit zur Erwerbung besonderer, dem Einzelnen erwünschter Kenntnisse bieten, falls die bereits erfolgte Berufswahl hierin den nöthigen Anhalt gibt, oder nur besondere Lernlust und Lernfähigkeit Nahrung fordert. So kann schon während der Schulzeit der künftige Philologe weitere Sprachen, der Theologe speciell Hebräisch, der Kaufmann Englisch u. s. w. studiren, ohne es zu müssen und was wesentlicher ist, ohne daß die Andern es ihretwegen thun müßten, — Alle, ob sie einem späteren akademischen Studium entgegengehen, oder nicht, vermögen mit Vortheil einen gemeinsamen, den Durchschnittsbedürfnissen und Durchschnittskräften angepaßten Bildungsgang zu verfolgen und in der Regel zu dem so werthvollen Abschlusse zu bringen, ohne für ihren Beruf zu alt zu werden.

Dem letzten Gesichtspunkt kommt das frühere Abhalten des Abiturientenexamens entgegen, dessen Ablegung dann in immer weiteren Berufskreisen als Eintrittsbedingung gefordert werden kann und sicher zum Vortheile des Standes und der Einzelnen; außerdem wird dadurch in höherem Grade wie jetzt vermieden, daß junge Männer mit den berechtigten Ansprüchen ihres Lebensalters in derselben Anstalt mit kleinen Knaben die Schulbank drücken, — das vielbeklagte Verbindungswesen auf den Gymnasien ist eine Frucht, die auf dem Boden dieser Verhältnisse gewachsen ist und, wenn auch im Verborgenen, weiter wachsen wird, so lange ihr dieser Boden nicht gänzlich entzogen ist.

Wir müssen mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und bedenken, daß unsere rasch- und frühlebige Zeit den jungen Mann von circa 18 Jahren gesellschaftlich mündig spricht; sorgen wir dafür, daß er bis zu diesem Alter körperlich und geistig kräftig entwickelt sei, und spannen wir ihn dann getrost in das Joch der ernsten Berufsarbeit, die das völlige Ausreifen am meisten fördert.

Selbst die Ungebundenheit und Verführung des Universitätslebens, die doch nur für eine Minderzahl in Frage kommt, fürchte ich für den vorgeschlagenen Bildungsgang nicht mehr, wie für den bisherigen, da jedes Zutrauen den Sinn adelt, und ich als Resultat einer gesünderen Entwickelung zum vollberechtigten und vollverantwortlichen jungen Manne mehr sittlichen Ernst und damit mehr Widerstand gegen das Verbummeln erwarte, als von einem um ein Jahr höheren Lebensalter, dessen Erreichung durch die geschilderten Mißstände erkauft ist.

Die gewonnene Zeit soll, wo nöthig, dem Fachstudium zugelegt werden, für welches eine Verlängerung schon jetzt hier und dort gefordert wird; entsprechend dem examen physicum der Mediciner wäre nach Bedarf künftig auch in andern Fächern durch eine auf der Akademie abzulegende Prüfung der Besitz der nöthigen Kenntnisse in den Hülfswissenschaften nachzuweisen.

Ich höre im Geist schon Zeter schreien über diese banausischen und pietätlosen Vorschläge, welche im Interesse der Gleichmacherei unsern Bildungsstandpunkt herabschrauben und an dem ehrwürdigen Gebäude des überlieferten humanistischen Gymnasiums rütteln wollen, auf dem nach den Worten des Ministers „unsere geistige Aristokratie" großgezogen wird; das erstere will ich gewiß nicht, und ich beuge mich mit Ehrfurcht vor dem selbstlosen, auf die Erwerbung idealer Güter gerichteten Streben unserer Gelehrten, denen ich im allgemeinen Culturinteresse, sowie in voller Anerkennung ihrer Bedeutung für die Würde und Wohlfahrt der Nation jede Förderung wünsche, — aber ich will auch nicht, daß die Erziehung der gesammten übrigen Jugend, der die rauhe Nothwendigkeit in erster Linie andere Aufgaben stellt, sich nach den Bedürfnissen dieser Wenigen richte. Andrerseits wünsche ich aber auch, daß die geistige Vornehmheit, welche allgemein bildende, nicht lediglich dem künftigen Broderwerb zugewandte Studien zu erzeugen vermögen, in möglichstem Umfange Gemeingut des nicht auf Handarbeit angewiesenen Theiles unseres Volkes werde, und in diesem Streben scheue ich mich nicht vor dem zweiten, denn „der Lebende hat Recht"; — ich will unsern jungen Männern die besten Waffen in die Hand geben, um einen Platz im Leben zu erkämpfen, und diese nehme ich, wo ich sie finde, diese wage ich allerdings auch aus einer vielleicht mühsam zusammengebrachten Collection herauszugreifen, statt aus einem Uebermaß von Pietät und historischem Sinn die jungen Kämpen gleich mit der ganzen Sammlung zu umgürten und — sie dadurch zu lähmen, statt wehrhaft zu machen.

Der letzte Punkt kann nicht stark genug betont werden, die banale Wahrheit nämlich, daß die beste Waffe nichts nützt ohne die Kraft, sie zu führen; es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß das Fassungs- und Aneignungsvermögen der menschlichen Natur, auf deren Energie so manche Einflüsse zunehmend schädlich wirken, nicht in gleichem Maße wächst, wie der Umfang des Lehrstoffes durch die Ausgestaltung der vorhandenen Fächer und das Hinzutreten neuer, und daß deshalb eine Sichtung von Zeit zu Zeit geboten ist, um Ueberlastung zu verhüten; man betrachte die nicht allzu viel lernende, durch körperliche und geistige Frische ausgezeichnete Jugend Englands und zugleich die hervorragenden englischen Leistungen auf allen Gebieten, auf denen die Tüchtigkeit des Individuums besonders zur Geltung gelangt, — womit ich selbstverständlich nicht ein Copiren des auf ganz andern Grundlagen beruhenden englischen Erziehungswesens empfohlen haben will.

Damit habe ich gesagt, was ich auf dem Herzen hatte und will nur noch hinzufügen, daß — so berechtigt ich mich auch in meiner Würde als Laie bei der Behandlung der Schulfrage nach wie vor fühle — ich doch die Durchführbarkeit der hier niedergelegten oder besser: hingeworfenen Ideen in aller Bescheidenheit nur zu erhoffen wage; eine wohlwollende Prüfung derselben in diesem Sinne von fachkundiger Seite würde mir der höchste Lohn für den Muth sein, mit dem ich in einer so schwierigen Frage ohne äußere Berufung das Wort ergriffen habe.

Literatur und Kunst.

Dramatische Dichtungen.

Hans Herrig — Heinrich Kruse.

„Ich ahnt' es wohl; es mußte so verlaufen:
Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen."

Mit diesem tiefsinnigen Reimspruch schließt Raupach die endlos eintönige Jambenreihe — Immermann vergleicht dieselbe einmal mit Pappelchausseen — irgend einer seiner Hohenstaufentragödien wirkungsvoll ab.

Was er von seinen Helden sagt, das gilt auch von den Dramen, welche dieselben behandelt haben: das Glück ist niemals mit ihnen gewesen. Und so ist man von der Theorie der Romantiker, daß die Hohenstaufengeschichte gerade so gut den Vor-

wurf zu einem Cyclus vaterländischer Schauspiele müsse abgeben können, wie ihn Shakespeare in den englischen Rosenkriegen gefunden hat, gründlich zurückgekommen. Jener Lehrsatz beruhte auf einer falschen Analogie: Shakespeare stand den Yorks und Lancasters anders gegenüber als unsere deutschen Dichter den Schwabenkaisern. Er dichtete zu einer Zeit, wo die Kämpfe zwischen den beiden Häusern kaum abgeschlossen waren, für ein Publicum, dem die letzten Vorgänge noch ziemlich lebendig vor Augen standen, dessen geliebte Herrscherin in dem letzten der Königsdramen als der gemeinsame Sproß jener beiden in ihrer Person vereinigten Familien gepriesen werden durfte. Uns dagegen liegen die Hohenstaufen unendlich fern; je eingehender sich unsere Geschichtsforschung mit ihnen beschäftigt, um so mehr zerstört sie die einheitliche Tradition, wodurch Dichter und Publicum einen historischen Stoff anschauen müssen, und zeigt statt deren die Helden in unsicherer, wechselvoller Beleuchtung.

Am deutlichsten tritt der Unterschied vor die Augen, sobald das Papstthum in das Spiel kommt. Auf die Engländer, die noch kaum der frisch gewonnenen Unabhängigkeit von Rom gewiß geworden, muß die Figur des Nuntius im Johann beinah wie aus der Zeit gegriffen gewirkt haben; bei uns hat der Culturkampf auch manches Hohenstaufendrama inspirirt: aber bei der Verschiedenheit der einstigen und der gegenwärtigen Verhältnisse sind die Dichter höchstens zu falschen Gesichtspunkten, wo nicht gar zu billigen Prophezeiungen jüngster Tagesereignisse verführt worden.

Doch trotz der Erfahrung, die man nun seit mehr als zwei Menschenaltern mit diesem Stoff hat machen können, läßt der Deutsche nicht von ihm ab. Besonders Konradin scheint für den Idealisten unwiderstehlich lockend zu sein: jener Tragödiendichter, dessen Typus Kossack so treffend gezeichnet, hat in seinem Schrank sicherlich auch ein Trauerspiel über diesen unglücklichen Knaben zu liegen gehabt.

Zu solcher marktgängiger Waare gehört nun freilich der „Konradin"*) Hans Herrigs nicht. Herrig ist eben ein wirklicher Dichter, und sein Werk enthält Schönheiten, die dasselbe über den Bann des Gewöhnlichen weit hinausheben; obwohl freilich auch sein Stück dem Stoff kein rechtes dramatisches Leben abgewinnt.

Schon die ersten Anfänge der Exposition spinnen sich aus einem äußerst glücklichen scenischen Einfalle heraus. Ein Vorspiel stellt dar, wie Karl von Anjou in den Dom von Palermo einzieht, wie vom Nuntius der Bann über die Hohenstaufen erneuert wird, und wie die französischen Ritter in Karls Gefolge die Fahnen von den Gräbern der dort bestatteten Hohenstaufenkönige herunterreißen und in den Staub treten. Ein alter Sänger, einst König Manfreds Günstling, und seine Enkelin Violanta, sind Zeugen dieses Vorgangs, und über der trüben Frage Violantas:

Wann, junger Kaiser, kommst du in dein Reich?

fällt der Vorhang. Sofort, ohne Zwischenact beginnt nun der erste Aufzug, der vor der Burg des jungen Konradin spielt: dieser Scenenwechsel müßte, wenn er gut und schnell ausgeführt würde, von großer Wirkung sein.

Leider steht der Fortgang des ersten Actes nicht auf dieser Höhe. In den nun folgenden Auftritten, in denen die Aufforderung an Konrad, Neapel zu befreien, sein Schwanken und sein Entschluß vorgeführt wird, erlahmt die Handlung in der klappernden Fessel eines endlosen Dialogs. Natürlich läßt Konradin eine Braut, die ebenso natürlich Marie heißt, in Thränen zurück; die Mutter Elisabeth ist historisch gegeben, und so entsteht zwischen diesen auf der einen, Friedrich von Oestreich und dem italienischen Abgesandten Lancia auf der anderen Seite ein Hin und Wieder, das ermüdend wirkt, als ob man im Sande watete. Die Sprache Herrigs ist freilich wundervoll; allein der Dichter schwelgt zu sehr in diesem Wohlklang und in der Fülle von Bildern: die lyrischen Stellen überwuchern.

Der zweite Aufzug führt uns gleich mitten in die Vorbereitungen zur Entscheidungsschlacht. Der Nuntius knüpft vergeblich Unterhandlungen an, Konradin weist ihn mit gerechter Entrüstung ab und läßt zum Angriffe blasen.

Und nun findet sich wiederum zwischen dieser Scene und der folgenden, die auf Elisabeths Burg spielt, eine äußerliche Verkettung: nach der scenischen Vorschrift „erklingt der letzte Trompetenstoß bereits nach geschehener Verwandlung". Elisabeth und Maria treten auf, und jene sagt:

Horch die Trompete vor dem Thor der Burg!
Botschaft vielleicht von Konrad, süßes Mädchen!

Natürlich ist es eine Botschaft von Konrad! Der Ueberbringer berichtet von dem Einzug in Rom. Doch Maria ist ganz in Trübsinn befangen. Als der Abend einbricht, erfüllt das Mondlicht sie mit trüben Ahnungen: in namenloser Angst schreit sie das ganze Haus zusammen. Im Geist sieht sie Konrad auf der Flucht, über Berghänge kletternd: der Sturm, der seine Gewänder peitscht, ist ihm noch ein Freund, denn er hemmt die Verfolger. Und da Elisabeth sie beruhigen will, ruft sie:

Du hörst nichts? — Seine Mutter — und du hörst nichts?
So tobe weiter Sturm, damit die Welt
Die bangen Staufenseufzer überhört —
Du wilder Sturm, hab Mitleid, tobe weiter!

Und darauf: schnelle Verwandlung, wilde Gegend, heftiger Donner; Konrad und Friedrich flüchtend. Und Konrad hebt an:

Hab' Mitleid, tobe weiter, wilder Sturm,
Daß Niemand hört, wie wir hier feige jammern!

Das ist ja recht hübsch eingerichtet; aber wenn man dafür eine völlig überflüssige Scene, welche die Handlung nicht nur aufhält, sondern zurückdreht, in den Kauf nehmen muß, so ist der Preis doch etwas hoch. Ueberhaupt können alle die großen Schönheiten, womit Herrig sein Stück zu überkleiden weiß, nicht darüber hinweghelfen, daß demselben doch die eigentliche dramatische Gliederung fehlt — um von der ebenso nöthigen Gedrängtheit ganz zu schweigen, von der natürlich bei den vielen Abschweifungen in das Lyrische nicht die Rede sein kann.

Der alte Sänger und Violanta zum Beispiel — Figuren übrigens, die in fataler Weise an Mignon und den Harfenspieler erinnern — sind im Grunde vollkommen überflüssig, sind nichts weiter als eine lyrische Einlage. Daß der Alte in einem richtigen Sonett das letzte Wort des Stückes spricht, sei der Merkwürdigkeit halber erwähnt: es ist ein sonderbarer Einfall, der an sich die Brauchbarkeit des Dramas weder hebt noch herunterdrückt. Aber da wir einmal bei den Reminiscenzen sind: die Scene zwischen Karl und dem gefangenen Konradin findet ihr Seitenstück in der Maria Stuart; und der Besuch Violantas in Konradins Kerker erinnert an das Auftreten Ferdinands im letzten Act des Egmont, nur daß bei Goethe diese Situation doch noch immer organischer mit dem Stück verarbeitet ist als bei Herrig.

Solche Uebereinstimmungen fallen dem Leser unwillkürlich auf, wie sie sich dem Dichter, ihm unbewußt, als Reminiscenzen aufgedrängt haben. Für diesen mag es sehr schwer sein, dergleichen zu vermeiden, sehr häufig scheint es ganz von selbst aus der Aehnlichkeit des Stoffs oder der Charaktere hervorzuwachsen; und wenn der Nachfolgende wirklich bemerkt, daß er in die Spuren eines Vorgängers tritt, und es sich dann schwer werden lassen muß, wieder auf eigenen Pfad zu kommen — so mag er wohl darüber unwirsch sein, daß ihm seine besten Scenen schon weggedichtet worden sind —: aber wenn man Schiller oder Goethe zum Vordermann hat, würde sich eine Aenderung doch empfehlen; denn ein Vergleich muß da nothwendig unliebsam ausfallen.

Herrig besitzt entschieden dramatisches Talent: ihm fehlt nur das, was man Bühnenkenntniß nennt, eine Eigenschaft, die sich erwerben läßt. Deshalb muß man das bittere Motto bedauern, das er seinem „Konradin" vorgesetzt hat: „Die Poesie ist nicht dazu da, das Theater zu bedienen; vielmehr soll das Theater

*) Berlin 1881, Friedrich Luckhardt.

sich die Poesie aneignen, sich zu ihr erheben." Solche Einfälle können verhängnißvoll werden: eine Weile spielt man mit ihnen; und unmerklich wachsen sie, mehren sich und drücken einen zwingend in ihre Bahn. Gegen Herrigs Satz spricht die Geschichte: es hat nie einen großen Dramatiker gegeben, der nicht im engsten Zusammenhang mit der Bühne gestanden hätte, wofern er nicht gar Schauspieler war; ebenso natürlich, wie die Bühne sich nur dann in raschem Emporsteigen befunden hat, wenn die besten Köpfe der Nation darstellend oder dichtend an ihr Theil nahmen. Dramatiker und Bühnenleiter müssen einander entgegenkommen und ihre Interessen, die durchaus nicht dieselben sind, in Einklang bringen: dieser darf sich freilich nicht dem Schlendrian hingeben, der bequem ist und einträglich scheint; jener aber muß sich mit seinen Anforderungen an die Bühne dem anpassen, was auf der Bühne möglich ist, und darf der Fassungskraft des Publicums nicht zu viel zumuthen. Daß in Frankreich Einrichtungeu bestehen, um den Dichter, der wenigstens einmal ein Stück auf das Theater gebracht hat, die Erwerbung der Bühnenkenntniß zu erleichtern und ihn im Zusammenhange mit dem Bühnenleben zu erhalten, das ist der segensreichste Vorzug, dessen sich die französische Nationalbühne vor der deutschen erfreut.

In Frankreich würde es zum Beispiel nicht vorkommen, daß ein Dichter wie Heinrich Kruse, dessen Erstlingswerk schon einen nachhaltigen Erfolg davongetragen hatte, Jahr für Jahr, oder doch ein Jahr um das andere ein tüchtiges Stück schreiben könnte, ohne daß die Bühnen davon Notiz nähmen. Hier liegt eben ein offenkundiger Fehler in unserer Organisation dieser Verhältnisse vor: Kruse ist trotz seinem ersten und glücklichen Wurf und trotz manchem späteren Gelingen niemals in lebendigen Connex zur Bühne getreten. Das ist um so niederschlagender, als er unverwandt die praktischen Anforderungen der Bühne im Auge behält — ganz abgesehen davon, daß er ein Dichter und ein Dramatiker allerersten Ranges ist.

Seine Eigenschaften sind oft genug gewürdigt und allgemein bekannt, da er — wie übrigens auch Herrig — einer der wenigen Dramatiker ist, deren Werke viel gelesen werden. Scharf bis zur Erbarmungslosigkeit in der Charakteristik, bildet er seinen Stoff so gewissenhaft und vollkommen durch, wie kaum ein zweiter; consequent genug darin, um vor keinem Wagniß, falls es sich organisch aus dem Gegebenen entwickelt, zurückzuscheuen. Die Sprache — gedrungen, von jener Art männlicher Schönheit, deren Erscheinung in Kraft und Schwung besteht — wird von gesundem, ungesuchtem Realismus beherrscht: ihr Ausdruck geht nicht lange um den Gegenstand herum, sondern packt ihn geradezu an der Gurgel. Diese dichterischen Eigenschaften sind schon die vornehmsten des Dramatikers; und da Kruses Stücke, wie gesagt, sämmtlich spielbar sind, so ist die ablehnende Haltung der Bühnen ihnen gegenüber schwer zu begreifen: es werden in Deutschland nicht viel Trauerspiele geschrieben, in denen sich alle diese Vorzüge vereinigten. Wäre man nicht Kruse die Probe schuldig, ob seine mächtigen Charaktere nicht an sich schon hinreichten, die Theilnahme des Publicums zu erwecken, selbst wenn der Vorwurf des Stückes oder Einzelheiten darin, die dünne Haut der Modernen hin und wieder verletzen sollten?

Kruses neueste Tragödie „Raven Barnekow"*) spielt in Stralsund, der Vaterstadt des Dichters. Die Zeit der Handlung bildet die Mitte des 15. Jahrhunderts: jene Periode, wo Territorialgewalt und freies Bürgerthum sich feindlich gegenüber standen. Die Geschichte jener Tage löst sich in eine Reihe kleinlicher Kämpfe auf, die dem Auge des Fernstehenden nur ein wirres Bild bieten und nur den liebevollen Forscher erkennen lassen, daß hier, wo um die höchsten Interessen der Nation — wenn auch auf kleinen Gebieten — gerungen wurde, sich Kräfte entfaltet, Ereignisse abgerollt haben, die einer solchen Aufgabe entsprachen.

Herzog Wratislav erbt von einer ausgestorbenen Seitenlinie Vorpommern. Indeß Stralsund, die Perle des ihm zugefallenen Besitzes, macht die Leistung der Huldigung von Bedingungen abhängig. Eine jener Kraftnaturen, wie sie Kruse zu zeichnen liebt und versteht, der Bürgermeister Otto Voge, rücksichtslos energisch, rechtliebend, im Dienste seiner Stadt, deren Gedeihen ihm das höchste Ziel ist, zu jedem Opfer bereit, weiß den widerstrebenden Herzog so einzuschüchtern, daß dieser sich zu der geforderten, beträchtlichen Erweiterung der städtischen Gerechtsame versteht — allerdings mit dem Hintergedanken, den sein Rath Raven Barnekow in ihm nährt, die abgezwungenen Zugeständnisse möglichst bald zu Nichte zu machen.

Die Gelegenheit dazu liegt so zu sagen auf der Straße. In einem Kriege mit Mecklenburg, worein der Herzog verwickelt wird, versagen die Stralsunder ihm den Zuzug. Raven hat sich inzwischen mit den Gegnern Voges im Rathe in Verbindung gesetzt: ihr Anschlag, die Stadt dem Herzog in die Hände zu spielen, wird nur mit knapper Noth vereitelt. Der Krieg zieht sich in die Länge; Verhandlungen werden angeknüpft, Verträge geschlossen, doch unter ihnen zuckt immer wieder die Flamme auf.

So ist wieder einmal ein Frieden zu Stande gebracht worden, allein durch ein falsches Gerücht von dem Abbruch der Handlungen getäuscht, läßt der Herzog bei der Verfolgung eines plündernden Haufens sich verleiten, trotz der Waffenruhe in mecklenburgisches Gebiet einzufallen.

Raven soll dieses Versehen gütlich beilegen und dazu nach Stralsund, das den Frieden vermittelt hat, und wo augenblicklich ein Landtag zusammengetreten ist, gehen. Trotz inneren Widerstrebens läßt er sich überreden und bedingt sich nur aus, vorher seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken. Diese Verzögerung wird sein Verhängniß.

An dem Morgen, wo er nach Stralsund aufbricht, wird von Neuem eine Verschwörung in Stralsund entdeckt, und Otto Voge läßt infolge dessen die Thore schließen. Trotzdem gelingt es Raven, in die Stadt und sogar bis in die Sitzung des Landtags zu dringen. Voge empfängt ihn mit der Anschuldigung, daß der Herzog und er die Verschwörung angezettelt. Während Raven sich dagegen aufrichtig verwahrt, wird dem Bürgermeister eine Nachricht gebracht, auf die hin er plötzlich den Gang der Rede ändert. Das nun folgende Zwiegespräch ist von einer unvergleichlichen Kraft.

Otto Voge.

Nun, Raven Barnekow —

Raven.

Nun, Otto Voge!

Otto Voge.

Wir haben uns wie Ringer jetzt gefaßt,
Und Einer von uns muß den Boden küssen.

Raven.

Wie unnatürlich glänzen Eure Augen!
Was wollt Ihr? Sprecht!

Otto Voge.

Wo ist der Herzog, Raven?

Raven.

— — — — — — —

Ich kann's nicht sagen.
Was blickst Du mich so triumphirend an,
Gleich einem Löwen, dem man Futter vorwarf?
Dein Blick ist Schrecken, und Dein Lächeln Blut!

Otto Voge.

Der Herzog — hört es, Stadt und Land — der Herzog —
Zugbrücken auf! die Thore zugeschlossen! —
Der Herzog steht — er steht mit Mann und Roß
Hier vor den Thoren unsrer guten Stadt! (Bewegung.)
Verräther!

Raven.

Meint Ihr mich? Ich weiß von nichts.

Otto Voge.

Du Tugendblümchen! Ja, Du weißt von nichts!
Stadtknechte, faßt ihn!

*) Leipzig 1880, S. Hirzel.

Landstände.
Wen? Um Gottes Willen!

Otto Voge.
Den Schelm! Wer wagt es noch zu fragen? — Den!

Eine ungeheure Aufregung bemächtigt sich der Versammlung. Aber auf den entsetzten Einwurf der Landstände:

Ihr wollt des Herzogs höchsten, treusten Diener
Gleich einem Missethäter foltern lassen?

erwidert Voge verstockt:

Und hängen, meine Herren! Hängen! Rädern!
Wer sich betreten läßt auf unserm Weichbild,
Den greifen wir und richten ihn nach Recht.

und als man fleht, er möge sich Ravens erbarmen lassen, antwortet er einfach:

Ich erbarme mich der Stadt!

Ja die Richter verhandeln ihm zu lange: vor der Rücksicht auf die Sicherheit Stralsunds scheint ihm die Rechtsfrage kleinlich:

„Gerechtigkeit geschehe," sagen sie,
„Wenn auch die Welt vergehe!" Narrethei!
Das ist nicht mehr Gerechtigkeit, wobei
Die Welt vergehen muß.

Kein Fortschrittsmann, dieser Voge, wie man sieht, aber ein Mann aus Einem Guß. Und er setzt es durch, daß Raven verurtheilt wird. Der Herzog, der von einer unbestimmten Ahnung getrieben herbeigeeilt war, um Raven, den er in die Stadt geschickt, zu retten und dessen plötzliche Ankunft diesen in das Verderben gestürzt, muß, da man ihm den Einlaß verweigert hat, sich von einem Bauer erzählen lassen, daß sein Rath binnen einer Stunde verurtheilt und hingerichtet, und zwar fürchterlich hingerichtet worden sei:

Sie schirrten ein Gespann ihm vor die Füße
Und schleiften ihn die Straßen auf und ab.
An jeder Ecke rief der Henker aus:
„Hier dieser ist ein schändlicher Verräther
An unsrer guten Stadt, gleich seinem Herrn!"
Doch richtet, wie er kann, mit halbem Leib
Der Landvogt sich empor und spricht: „Das lügt
Ihr über mich und meinen frommen Herrn,
Wie böse Wichte und ehrlose Schelme!"
Die Rosse aber zogen wieder an,
Und weiter ward er durch die Stadt geschleppt.
Sie banden ihn zuletzt, kaum lebend, ab
Und stießen ihn aufs Rad. Mir grauft! Mir grauft!

Und dem Leser grauft es auch. Wir sind an solche Vorstellungen kaum mehr gewöhnt und kehren uns entsetzt von dem Bilde ab, so großartig dasselbe auch sein mag, wie dieser Mann den zerfetzten Leib von dem blutigen Pflaster hebt, um mit seinem letzten Hauche die Ehre seines Fürsten, dessen Planlosigkeit ihm den Tod bereitet, zu wahren.

Natürlich schwört Wratislav für diese unerhörte That Rache zu nehmen; und der Kampf beginnt von Neuem. Stralsund kann, wie damals jede freie Stadt, den langen Krieg nur schwer ertragen; und Voge muß die äußerste Strenge anwenden, um sich in der Herrschaft zu erhalten. Denn auf ihn wird natürlich die gesammte Schuld gewälzt. Schließlich dringen seine Feinde, die er in die Verbannung getrieben, von Neuem in die Stadt, Alles fällt ihnen zu, und es gelingt ihm und seiner Frau nur mit Mühe in schneller Flucht das nackte Leben zu retten.

Als er nach Jahren heimkehrt, ein halbgebrochener Mann — seine Frau ist längst den Anstrengungen des unsteten Lebens erlegen — findet er den Krieg endlich beigelegt. Herzog Erich, Wratislavs Nachfolger, hat es übernommen, Ravens Ehre wieder herzustellen und die Nachkommen desselben zu entschädigen. Denn Voges einstige Gegner freilich haben, kaum in seine Stelle eingerückt, seine Politik fortgesetzt und weigern hartnäckig jede Sühne. Ja, als sie von seiner Rückkehr vernehmen, laden sie ihn sogar ein, wieder unter sie zu treten. Doch er, angeekelt von dem menschlichen Treiben, sucht bei seinem ehemaligen Mündel, der Herzogin von Mecklenburg, Zuflucht, um im Frieden ihres jungen Familienglücks den einst so wild wogenden Strom seines Lebens glatt auslaufen zu lassen.

So geht Kruses Stück nach all' den Gräueln beinahe idyllisch aus: die mächtig dramatische Wirkung der Landtagsscene und der Volksaufläufe, die Voges Sturz herbeiführen, erreicht der fünfte Act nicht: er wirkt im Grunde ziemlich episch. Die Tragödie, für die Raven Barnekow nur den Namen hergegeben hat, während der Bürgermeister Voge die Mittelfigur ist, entbehrt — im strengen Sinne — der Geschlossenheit. In den ersten Acten haftet das Interesse ausschließlich auf dem Ringen dieser beiden Männer untereinander, worin ihr Charakter sich so prächtig und sympathisch entfaltet und steigert. Man weiß nicht, für welchen von beiden man sich entscheiden; Voge sagt selbst:

Wir dachten groß von uns.
Er war ein Gegner, meiner würdig.

Jeder von beiden vertritt eine Sache, die von seinem Standpunkte aus berechtigt ist — hat doch auch die Geschichte Deutschlands gezeigt, daß vollständiger Sieg entweder der Territorialgewalt oder des Bürgerthums durchaus nicht ein Segen gewesen ist, und daß wir es als ein Verhängniß beklagen müssen, daß die Entwickelung unserer Verhältnisse diese beiden Mächte einander einmal feindlich gegenüberstellen mußte. Wenn Raven untergeht — und untergehen muß, so liegt es nicht an der schlechteren Sache, die er vertritt, sondern, daran daß er nicht selbstständig handelt, einem Herrn, und einem beschränkten, dient und daß er sich genöthigt sieht, schlechte Mittel anzuwenden.

Aber auch Voge hat nicht frei gehandelt; und es ist nur consequent, daß das Stück nicht mit Ravens Tod, der die Verwickelung erst zum Unentwirrbaren schürzt, abschließt, sondern weitergeführt wird, bis die Zeit allmählich Alles löst, und die Punkte für ruhige Betrachtung sich wiederfinden.

So ist das Stück nicht eine Tragödie im landläufigen Sinne — aber ein Lebensbild voll Bewegung, figurenreich, kühn in der Zeichnung und tief von Farbe. Neben den Hauptfiguren der Herzog, sein gekränkter, trübsinniger Sohn, bei dem das Gerechtigkeitsgefühl plötzlich so herrlich durchbricht, Darne, der sich aus der Rolle des halunkischen Verschwörers so schnell in die des protzigen Stadtherren hineinfindet — die Volkstypen — Alle sind lebendig erfunden und kräftig charakterisirt. Nicht minder die Frauen, Voges Gattin Elsbeth und die Herzogin von Mecklenburg: beide haben den männlich energischen Zug, den Kruse auch den meisten seiner Frauengestalten zu geben liebt, und der sich ganz gut mit weiblicher Anmuth verträgt.

Man kann das Buch nicht ohne ein Gefühl tiefer Ergriffenheit aus der Hand legen. Von der dramatischen Wirkung wird die dürftige Inhaltsangabe keine Vorstellung vermitteln: diese gibt nur Lectüre — oder noch besser eine Aufführung. Aber wenigstens ist hier Gelegenheit gewesen, von der Großartigkeit der Diction einige Proben zu geben. Kruses Sprache, gegen deren zupackenden Realismus man häufig übertrieben eifert, ist von einer seltenen Keuschheit. Wie eine züchtige Frau Fremden die Schönheit ihres Leibes nur unbewußt verräth, so breitet sich sein Dialog nicht selbstgefällig aus: ungesucht brechen die echten Dichterworte und Bilder auf einmal hervor und wirken dafür freilich um so stärker. Eines der schönsten Beispiele hiervon — die Stelle, wo Elsbeth das Wesen der beiden Helden mit einander vergleicht — möge diese Zeilen abschließen:

Sein Blut ist schuldig, doch unschuldig steigt
Daraus hervor des Unglücks sanfte Tochter,
Das Mitleid. Raven lächelte so gütig,
Und seine Höflichkeit verschmähte Keinen.

Doch Du bist hart, und Dein gewalt'ger Geist
Stößt alle kleinen Künste weit von sich.
Du lebst für sie, das dünket Dir genug,
Die Menschen aber nehmen süßes Gift
Oft lieber an als bittre Arzenei.*)

Carl Groddeck.

Weibliche Studenten.

Von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

Soll das Weib von der Erfüllung seiner natürlichen Mission befreit werden? Dann müßte das Menschengeschlecht aussterben! Oder von der Ernährung und ersten Erziehung des Kindes? Auch das vermögen wir Männer nicht zu leisten! Oder soll es von den Banden der Ehe principiell emancipirt werden? Das hieße die Frauenwürde in den Koth treten!

Es kann sich also nur um eine Emancipation innerhalb der Ehe, innerhalb der Familie handeln, aber worin soll diese bestehen? Soll die Frau davon befreit werden, daß der Mann sie beschütze und ernähre? Das wäre allerdings auch eine Emancipation, der Männer nämlich, aber sie wäre erstens höchst ungerecht, weil ja die häuslichen Pflichten gerade genügend groß sind, und zweitens nicht durchführbar, denn das Gedeihen des einzelnen Haushalts, und damit der Gesammtheit, ist ja nur durch Arbeitstheilung möglich. Oder soll das Weib von der unwürdigen Behandlung des Mannes befreit werden? Aber unsere Frauen haben ja im Allgemeinen als Gattinnen, als Mütter, genau jene Stellung in Haus und Gesellschaft, die ihnen gebührt, und gegen die Rohheit des Einzelnen schützt das Gesetz hinlänglich.

Was also heißt Emancipation und wer ist eine Emancipirte? Dem Sprachgebrauch dürfen wir nicht folgen, denn er ist sehr trügerisch. So versicherte mich z. B. erst vor Kurzem eine wackere Frau in Stettin, die eine große Haube trug: „Die Wienerinnen sind sehr emancipirt!" und als ich erstaunt um den Grund fragte, erwiederte sie: „Die beiden Wienerinnen, die ich kenne, tragen immer runde Hüte und bringen zum Kaffee nie den Strickstrumpf mit!" Erzählt man hingegen in der guten Wiener Gesellschaft, daß die norddeutschen Fräulein allein ausgehen, so hört man wieder: „Ah! — die sind emancipirt!" und damit geschieht diesen blonden, so tugendhaft durch die Welt schreitenden Damen sicherlich schweres Unrecht!

So bleibt uns denn nur übrig, die Vorkämpferinnen jener Richtung selbst zu fragen und sie antworten: „Vollständige Gleichberechtigung mit den Männern in jeder, auch in social-politischer Beziehung!"

Aber ist dies auch durchführbar? Ist es im Interesse fortschreitender Cultur und Sitte wünschenswerth? Ist es überhaupt nur denkbar?

Jenes „Nein", welches jeder Wohlmeinende, ja noch mehr: jeder Vernünftige auf diese Fragen bereit hat, bedarf an dieser Stelle sicherlich nicht erst der Begründung. Das hieße dem Bildungsgrade jener Leser, an welche sich diese Zeilen wenden, Unrecht thun!

So ist es denn auch durchaus nicht etwa pathetisch gemeint, wenn wir an das Schlagwort von den gleichen Rechten die Frage knüpfen: Können denn aber die Frauen auch gleiche Pflichten erfüllen, können sie etwa Kriegsdienste thun? Der Sultan von Dahomey hält sich zu seinem Schutze ein Amazonencorps; europäischen Fürsten wäre dies kaum anzurathen — und ein weiblicher Moltke ist undenkbar, selbst wenn wir von seiner Eigenschaft als „großer Schweiger" absehen. Aber ernsthaft gesprochen, nimmt man das Wort in seinem radicalen Sinne, dann bedeutet die „Emancipation" der Frauen — es klingt ungalant, aber es ist wahr — die Emancipation von der Vernunft.

Das haben die Frauen in Europa nie verkannt und die amerikanische Heilslehre hat nur im Osten, in Halb-Asien, günstigen Boden gefunden.

Warum dort?

Weil sich auch in dieser Erscheinung wieder einmal die Wahrheit des Dichterworts bewährt, daß nicht der Freie zu fürchten ist, sondern der Sklave, wenn er die Ketten gebrochen, weil auch hier wieder einmal jener Gegensatz zu Tage tritt, der durch die gesammte Entwicklungsgeschichte der Menschheit geht; der Gegensatz zwischen dem „liber" und dem „libertinus", dem Freigeborenen und dem Freigelassenen. In jenen Ländern schmachtete das Weib in der That unter schlimmstem socialem Drucke, es wurde nicht als denkendes, fühlendes Wesen behandelt, sondern als Arbeitsthier oder als Luxuswaare. Die Reaction mußte eintreten, sobald es zum Bewußtsein seiner Menschenwürde gelangte, und je schlimmer der Druck gewesen, um so leidenschaftlicher ward diese Reaction; das Weib will nun nicht blos den Druck abschütteln, sondern auch naturnothwendige Bande! Und so erklärt es sich auch, warum Amerika und Rußland die meisten Studentinnen stellen!

Hätten wir es nur mit dieser Kategorie zu thun, wir würden die ganze Erscheinung nur etwa so betrachten, wie die neueste Pariser Damensitte, sich das Haar am Scheitel à la Sarah Bernhardt blau zu färben, also als eine Mode, die um so rascher vorbeigeht, je excentrischer ihr gefröhnt wird. Wir würden dann für die Braven unter diesen Studentinnen Interesse, für die Schlimmen Verachtung empfinden, jedoch die ganze Bewegung weiter nicht ernsthaft nehmen. Aber es gibt noch eine Kategorie von Frauen, die nach Selbstständigkeit streben, jene, die nothgedrungen darauf verzichten müssen, in der Ehe versorgt zu werden, oder es vorziehen, sich ihr Brod selbst zu erwerben, um nicht genöthigt zu sein, dereinst vielleicht einem Ungeliebten, ja Unwürdigen folgen zu müssen, nur um des Stücklein Brodes willen!...

Auch solche Frauen stellen ihr Contingent zum weiblichen Studententhum, die Frage des Frauenstudiums ist zugleich eine der Fragen der zu steigernden Erwerbsfähigkeit des Weibes, und von diesem Gesichtspunkte aus verlangt sie von uns den vollen Ernst, die volle, vorurtheilslose Theilnahme, weil sie ein ethisches Problem und eine Magenfrage zugleich ist!

„Wie kann die Erwerbsfähigkeit des Weibes gesteigert werden?" Keines der beiden Geschlechter trägt die Schuld daran, daß diese Frage allmählich leider Gottes eine brennende geworden ist; sie ist eine natürliche Folge der Verhältnisse, wie sie sich im modernen Culturstaate herausbilden, jener scharf zugespitzten Verhältnisse, welche den Kampf um's Dasein für das einzelne Individuum immer mehr erschweren. Wäre also selbst heutzutage die Zahl der unverheirathet gebliebenen Mädchen und derjenigen Frauen, welche durch ihren Gatten nicht die nöthige Versorgung finden, dieselbe, wie vor fünfzig Jahren, so stünden wir heute doch vor

---

*) Es bleibt zu erwähnen, daß Kruse sein vorletztes Stück „Den Verbannten" in einer zweiten, umgearbeiteten Auflage herausgegeben hat (Leipzig, S. Hirzel). Die Aenderungen bestehen hauptsächlich darin, daß am Schlusse des vierten und zu Anfang des fünften Actes (welcher letztere besonders dadurch gewinnt) zwei Scenen eingeschoben sind. Ueberraschend ist eine Mittheilung, die Kruse in der Vorrede macht. Danach hat das „Athenäum", Londons vornehmste literarische Zeitschrift, behauptet, in seiner „Rosamunde" lasse er die Königin sich auf offener Scene einem Knechte preisgeben. Darüber zur Rede gestellt, hat sich die Redaction mit einem Fehler der Uebersetzung entschuldigt, weigerte sich aber, eine Berichtigung aufzunehmen. Im freien Albion kann man dazu eine Zeitung nicht zwingen; in der Beziehung sind wir doch besser daran, obwohl unser Preßgesetz noch manchen Chicanen die Thüre offen läßt. Wir auf dem Continent können nur von dieser Weigerung des Engländers, eine Pflicht einfach collegialer Höflichkeit zu erfüllen, Act nehmen. Diese Weigerung macht das, was Anfangs ein Versehen gewesen sein mag, zu einer schmählichen Verleumdung —; als ob ein Versehen solcher Art nicht schon schlimm genug wäre, um sowohl auf die Treue englischer Uebersetzungen als auf die Gewissenhaftigkeit englischer Redactionen ein recht eigenthümliches Licht zu werfen!

jener Frage, eben weil die Erwerbszweige, die damals zur Behauptung im Kampf ums Dasein ausreichten, heute nicht mehr genügen. Nun ist aber zudem die Zahl jener Erwerbsbedürftigen heute eine unendlich größere, weil die Zahl der Männer, die sich neben der Sorge um die eigene Existenz jene für Weib und Kind aufbürden wollen und können, in rapider Abnahme begriffen ist.

Diesen traurigen Verhältnissen kann weder der Prediger, noch der Wohlthätigkeitsverein mit Erfolg begegnen, sondern einzig der Volkswirth, indem er der Gesellschaft die Erfüllung ihrer Verpflichtung gegen diese Frauen nahelegt. Diese Verpflichtung besteht darin, den Frauen im erschwerten Kampfe um die Existenz auch schärfere, zweckdienlichere und vermehrte Waffen zu gönnen — man braucht sie ihnen nicht einmal in die Hand zu geben, das werden sie, von der Nothwendigkeit getrieben, schon selbst besorgen.

Wenn heute diese Verpflichtung so vielen Gebildeten noch nicht klar ist, so liegt dies hauptsächlich daran, weil von der Gesellschaft bezüglich des Frauenloses gewöhnlich in Einem Athemzuge Vernünftiges und Unvernünftiges gefordert wird, Nothwendiges und Ueberflüssiges, das tägliche Brod und — das Wahlrecht für die Reichsvertretung. Gott schütze diese armen, sorgenbeladenen Geschöpfe vor ihren hysterischen, überspannten, blaustrümpfelnden Freundinnen, vor ihren Feinden wird sie die Gerechtigkeit ihrer Sache schützen! Denn sonnenklar ist ihr Anspruch darauf, daß die Gesellschaft ihnen nicht aus thörichtem Vorurtheil Hindernisse in den Weg lege, sondern sich einzig auf die Beantwortung der Fragen beschränke: „Ist der betreffende Beruf honett? Ist er so geartet, daß Frauen seine Pflichten vollständig zu erfüllen vermögen?"

Können diese Fragen bejaht werden, so haben alle anderen Bedenken zu schweigen!

Das wird freilich vielfach bestritten. Der Staat, wendet man ein, habe die Pflicht, über die Aufrechterhaltung der natürlichen Ordnung zu wachen. Schon die Rücksicht der Selbsterhaltung zwinge ihn, dafür zu sorgen, daß das Verkehrte, das Abnorme nicht zur Norm werde. Das Weib sei dazu geboren, Gattin und Mutter zu sein, nicht etwa Arzt, Professor ꝛc. Gebe man den Frauen die Möglichkeit, sich diesen Berufen zu widmen, so entfremde man Viele, ja voraussichtlich, kraft des Nachahmungstriebes, Unzählige ihrem einzig natürlichen Berufe, und das müsse schon an sich, ohne Rücksicht auf alle weiteren Folgen, ein großes Unglück bedeuten.

Wie plausibel derlei klingen mag, es ist in Wahrheit eitel Dunst. Die natürliche Ordnung bedarf keines besonderen Schutzes, eben weil sie die natürliche ist. So wenig der Staat sich darum sorgen darf, daß auf den Winter der Frühling folge, oder daß die Sonne täglich aufgehe, so wenig darf ihn auch die Furcht bedrücken, daß jemals ein Tag kommt, wo das Weib vergißt, daß es sein bestes, ja einzig vorbestimmtes Glück ist, einen geliebten Mann zu beglücken und von ihm beglückt zu werden. Gegen die Natur, welche das Weib geschaffen, wie es ist, kommt keine Modenarrheit, kein Nachahmungstrieb auf, und eher könnte es den „Individuen weiblichen Geschlechts" beifallen, die Hände zum Gehen zu gebrauchen, als zu erklären: „Wir wollen nicht heirathen, sondern Aerzte werden!"

Alles, nur das nicht! Denn so weit reicht kein menschlicher Wille, um uns ohne den größten äußeren Zwang zu einem Bruche mit unseren angeborenen Trieben, mit unserer natürlichen Beschaffenheit zu bewegen. Der Wunsch zum Heirathen wird nie im Mädchenherzen erlöschen, niemals, und jeder Adam wird seine Eva finden können, so von Anbeginn der Welt bis heute, so von heute bis in alle Ewigkeit.

Aber jede Eva hat ihren Adam?

Wir wollen nicht sentimental werden und der Tausende gedenken, welche suchen und nicht finden, und nicht noch sentimentaler, indem wir der Millionen gedenken, die nicht suchen und einsam dahinwelken. Wir begnügen uns nur zu constatiren, daß es wirklich Tausende, daß es Millionen sind, die ihren natürlichen Beruf nicht erfüllen können. Verfehlen müssen sie ihn also jedenfalls, es fragt sich daher nur: wie?

Zugegeben also, daß es nicht der natürliche Beruf der Frau ist, Arzt oder Professor zu werden, aber ist es etwa ihr natürlicher Beruf, als unnütze, verbitterte alte Jungfrau zu sterben oder zu verhungern, oder von ihrer Schande zu leben? Doch wohl mindestens ebenso wenig! Nun denn, ist einmal die Frau genöthigt, ihren Beruf zu verfehlen, so hindere du, Staat, der du ein Uebereinkommen Aller zu Aller Wohl bist, sie nicht daran, ihn in einer Form zu verfehlen, welche angenehmer und menschenwürdiger ist, als die obengenannten bisher üblichen Arten, welche du stillschweigend duldest!

Wie der Staat nicht aus Rücksicht auf die „natürliche Ordnung" sein Veto einlegen darf, ebenso wenig ist auch der Einzelne berechtigt, aus dem Umstande, daß Frauen nie vorher den betreffenden Weg gegangen, Kapital zur Befriedigung seiner Lachlust zu schlagen. Wüßte er, wie bitter ernst oft der Zwang war, der zu solchem unbegangenen Pfade hingeleitet, ihm würde das Lachen vergehen. Wir wiederholen: ist der neue Beruf honett, ist er zweckdienlich, das heißt, vermag er genügenden Unterhalt zu gewähren, so kommt nur die Frage in Betracht, ob Frauen seinen Pflichten nachzukommen vermögen.

Unter diesem Gesichtspunkte wollen wir erörtern, welche Berufe mit gelehrter Vorbildung für die Frauen taugen.

Einer der wichtigsten ist ihnen durch eherne Satzungen verschlossen: Priester, Pastor oder Rabbi kann das Weib nicht werden. Ein anderer Beruf wieder ist unmöglich, weil er öffentliches Aergerniß erregen würde: das ist die unbeschränkte ärztliche Praxis der Frauen, also auch an Männern geübt. Und endlich sind die Frauen von allen jenen Berufen ausgeschlossen, bei welchen es unendlich viel darauf ankommt, daß gegen den Verderbten, den Rohen oder den Uebermüthigen die Würde des Gesetzes, die Würde des Wissens gewahrt werde. Es ist kein Vorurtheil, wenn wir sagen, daß das Weib nicht zum Untersuchungsrichter taugt, der den Raubmörder zum Geständniß bringen soll, nicht zum Anwalt, der über Leben oder Tod zu plaidiren hat, nicht zum Lehrer in einem Knaben-Gymnasium; kein Vorurtheil, sondern Respectirung jener Grenzen, welche durch die Natur selbst gezogen sind.

Und so ist denn also dem Weibe nur in jenen gelehrten Berufen zu walten möglich, wo es sich um das geistige oder leibliche Wohl seiner Schwestern verdient machen kann: als Lehrerin, als Frauenarzt, ferner als Kinderarzt.

Da wir kein Wort über die Berechtigung des Weibes zum Lehrberufe zu verlieren haben, so ist nur die praktische Frage zu erörtern: Welche Chancen hat die akademisch gebildete Lehrerin?

Derzeit höchst geringe! Denn zu einem Posten als Gouvernante braucht man keine Universitätsbildung, ja sie könnte vielleicht hier und da bei der Bewerbung um eine solche Stelle hinderlich werden. Und Mädchen-Lyceen, an welchen akademisch gebildete Lehrerinnen nothwendig wären, gibt es kaum.

Werden sich die Chancen erheblich steigern?

Das hängt natürlich von der Richtung ab, welche die Erziehung der weiblichen Jugend nehmen wird. Nach drei Richtungen ist sicherlich eine Aenderung zu erwarten, weil der gesunde Menschenverstand gebieterisch eine Reform fordert.

Heute gebietet es die Mode, auch das musikalisch total untalentirte Mädchen zur Ausübung dieser Kunst anzuhalten — ohne Rücksicht auf den enormen Zeitverlust, ohne Rücksicht auf die Qual, welche hieraus dem Mädchen und ihrer Lehrerin erwächst und nebenbei auch allen Mitmenschen, die in ihre Nähe kommen. Das muß aufhören, es gibt auch ohnehin genug Dinge auf Erden, welche Steine erweichen und Menschen rasend machen können.

Ebenso zählt die unmotivirte Präponderanz (ich sage Präponderanz und nicht etwa Pflege!) des französischen und englischen Sprachunterrichts sicherlich nur noch nach Jahren, auch die französische und englische Gouvernante als alleinige Erzieherin dürften ihre Rolle bald ausgespielt haben. Endlich werden die höheren Töchter unserer derzeitigen höheren Töchter gewiß nicht so viele Dinge lernen, aber das Wenige dafür gründlicher. Ob aber die Richtung der Erziehung eine derartige

werden wird, um akademisch gebildete Lehrerinnen unbedingt nöthig zu machen, ist sehr fraglich; fraglich ist sogar, ob es wünschenswerth ist.

Auch die Frage der Mädchen-Lyceen gehört zu jenen, zu welchen schwer Stellung zu nehmen ist. Denn es ist klar, daß sich diese Institute ja nicht etwa blos durch das Geschlecht ihrer Lehrerinnen und Schülerinnen von den Knaben-Gymnasien unterscheiden dürfen. Es müßte also ein Lehrplan construirt werden, welcher die Pflege der antiken Sprache mit jener der modernen und die gründliche Pflege der humanistischen und realen Fächer mit jener der specifisch weiblichen Fertigkeiten verbindet. Und dabei wäre nicht zu vergessen, daß auch für diese Schülerinnen der Tag nur 24 Stunden hätte! Gelänge aber die Errichtung solcher Anstalten, so würden jedenfalls schon wenige dem Bedürfnisse völlig genügen. Also auch nach dieser Richtung hin sind die Erwerbschancen der akademisch gebildeten Lehrerin sehr problematische.

(Schluß folgt.)

Hans Makarts neuestes Bild.

Es ist noch kein Jahr her, daß ich Anlaß hatte, in der „Gegenwart" über Hans Makarts „Jagd der Diana" zu berichten. Damals bildete die Vollendung dieses Werkes das Ereigniß der Wiener „Saison" — jetzt hat der kleine Mann mit den großen Erfolgen wieder ein neues Bild im Folioformate der monumentalen Malerei ausgestellt: jedenfalls eine Probe erstaunlicher Arbeitskraft und hingebenden Fleißes. Es heißt „Der Sommer" und macht seinem Namen gemäß schönes Wetter in den Kassen des „Künstlerhauses". Den Vorwurf dieses Gemäldes zu erzählen ist eigentlich müssiges Beginnen. Denn Vorwurf und Handlung, Mythos und Geschichte, Trachten und Menschen fließen bei Makart in eine märchenhafte Traumwelt zusammen, in welcher der wägende Verstand keine Macht hat und die ausschließlich von Gestalten belebt ist, die nichts sind und nichts bedeuten, die einfach sich präsentiren, jede die Apotheose ihrer selbst, beleuchtet und verklärt von den bengalischen Flammenpasten seiner Palette. Das Bild heißt „Der Sommer", vor Allem, weil es einen Namen haben mußte, und erst in zweiter Linie, weil wir darin einige badende Frauen überraschen. Diesen gehört die linke Hälfte des Bildes. In einem kühlen Bassin steht, bis zur Hüfte im Wasser, eine junge Mutter, die ihren kleinen Jungen vom Arme herab in die Fluthen gleiten lassen will. Aber das Kind scheint ebenso wasserscheu als sein Vis-à-vis, ein kaum erblühtes Mädchen von zarten, knospenden Formen, das regungslos am Rande sitzt und träumerisch in die Ferne blickt. Die beiden Hauptfiguren dieser Gruppe haben jedoch das Bad bereits verlassen. Die eine, die dem Beschauer den Rücken kehrt, steht im Begriffe, ihr Hemd überzuwerfen; die andere hat der Maler vermuthlich als die Herrin aufgefaßt, denn er hat ihr den Hauptplatz im Bilde angewiesen und ihr in einer weiten, von einem rothen Vorhange abgeschlossenen Nische der etwas phantastischen Architektur ein Lager, einer Königin würdig, bereitet. Mit sichtlichem Behagen streckt die reizende, glückselig lächelnde Blondine die erfrischten Glieder auf das Ruhebett, während die erhobene Hand spielend den Flug einiger Schmetterlinge begleitet.

Auf der rechten Seite des Bildes geht es züchtiger her. Vier Damen in reichem Renaissancecostüme gruppiren sich um ein Schachbrett, das gerade eine sehr schwierige Constellation darbieten mag. Wenigstens stützt die eine der Spielenden den pikanten brünetten Kopf — eines der wenigen beseelten Gesichter, die Makart gemalt hat — sinnend in die Hand, während die zwei stehenden Zuschauerinnen ihre Meinung über das Spiel austauschen; von rechts aber nähert sich eine fünfte, nur in einen Bademantel gehüllte Gestalt, faßt resolut eine der Figuren und zeigt, welcher Zug noth thut. Eine hohe Thüre, deren Oeffnung eine mächtige Portière aus blauem Sammet verschließt, gibt dieser Gruppe ein effectvolles Relief.

Also kein Gemälde, auf dem sich ein dramatischer Vorgang abspielt, wie in der „Jagd der Diana", sondern eine Scene ruhigen, leidenschaftslosen Gehabens, deren Helden nichts weiter zu thun haben als Zeugniß zu geben von der schönheitserfüllten Phantasie ihres Schöpfers. Es fällt mir nicht bei, dem Künstler daraus einen Vorwurf zu machen. Die ganze so überreiche venetianische Malerei des Quatro- und des Cinquecento ist bis zur „Assunta" Tizian's dem Affecte, ja jeder „Handlung" aus dem Wege gegangen und hat sich fast ausschließlich in ruhigen Zustandsbildern ohne alle dramatische oder epische Abfolge bethätigt. So typisch war diese Richtung in der venetianischen Kunst, daß die „Santa Conversazione" eine Specialität derselben geworden ist, und so stark war die Neigung zu diesen Stoffen, daß sie sich aus dem Gebiete der kirchlichen Malerei auch in das der weltlichen übertrug. Oder sind die Gruppenbilder des ältern Palma, sind die zahlreichen mythologischen Fabeleien von Bellini an bis auf Paul Veronese, sind die spärlichen Ueberreste von Giorgiones Hand — ich will hier nur an das berühmte „Concert" der Galerie Pitti, als typisch für diese Gattung, erinnern — nicht ebenfalls ruhige Zustandsbilder voll geistiger Genügsamkeit und ohne alle stoffliche Prätension — jedes einzelne eine „Conversatione Profana"? Seit drei Jahrhunderten bilden diese Werke das Entzücken aller Künstler und Kenner, seit drei Jahrhunderten predigen wir den Epigonen, sie als unschätzbare Muster aus dem Zeitalter der Blüthe anzusehen, und jetzt, da wir einem Kinde unserer Zeit gegenüber stehen, das von den alten Meistern den orgiastischen Schönheitsdrang geerbt hat und nur den Trieb fühlt, seiner Begabung in edel geschwungenem Liniament und visionären Farbengebilden Ausdruck zu geben, jetzt stellt man sich plötzlich auf den kritischen Kothurn und sagt, Makart hätte keine „Ideen" und seine Gemälde seien geist- und inhaltslos. Gewiß, seine Gestalten tragen nur selten ihre Seele in den Zügen, und seinen Compositionen fehlt jener unergründliche Tiefsinn, der in der höchsten Kunst selbst dem unbedeutendsten Vorwurfe immanent ist. Das wird auch ihn für die Nachwelt richten, wird mit dem Glanze seiner Farben auch den Glanz seines Namens erblassen machen. Aber darf das die Mitwelt veranlassen, ungerecht gegen den Künstler zu sein? Wenn seine Menschen nicht durch ihre geistige Würde bezwingen, so fesseln und erfüllen sie doch den Beschauer durch den unsagbaren Liebreiz der Erscheinung — und das ist schließlich doch auch etwas! Wie oft mußten wir heuer wieder hören, Makart würde langweilig mit seinen „ewigen schönen Weibern", seine Schöpfungen werthlos durch die fortwährende Behandlung ein und desselben Sujets. Wie doch!? Wir bezahlen gegenwärtig eine Legion von Stilllebenmalern, die zeitlebens nichts Anderes auf die Leinwand gesetzt haben als Trinkgläser, Schinkenbeine, Maulkörbe und ähnliche erhabene Gegenstände; wir wägen die Tafeln einer Rachel Ruysch, die nur Blumen malte, mit Gold auf und kaufen zu Unsummen Thierstücke, in denen die Erscheinung der niedern Creatur getreu und wirksam zum Ausdruck gebracht ist. Und nachdem man alles das genugsam bewundert und gepriesen, nimmt man keinen Anstand, über Makart die Nase zu rümpfen, weil dieser „nur" schöne Frauen male und seinen Sinn berausche an dem Zauber ihrer Gestalt, dem Rosenduft ihres Incarnats und der Musik ihrer Bewegungen! Uebrigens wissen wir, daß sein Pinsel nicht nur diese allgemein bemeistert, sondern, soweit die sinnliche Erscheinungswelt reicht, sie zu fassen und darzustellen vermag.

Dieses Vermögen hat der Künstler im „Sommer" wieder im vollsten Maße offenbart, wenn dieser auch nicht so hoch steht wie seine zwei letzten großen Bilder. Immerhin bleibt der jüngste Schößling seiner Kunst eine imponirende Leistung und besonders im Colorit und im Zusammenfluß der Contouren von jener bestechenden Harmonie, die den Anblick einer Makart'schen Leinwand zu einem Feste für das Auge gestaltet. Dabei ist die technische Aufgabe, die er sich hier gestellt hat, von großem Interesse. Das Bild zerfällt, wie aus der Beschreibung ersichtlich, in zwei gesonderte Gruppen, eine nackte zur linken Seite und eine bekleidete zur rechten. Nun hat die erstere einen mächtigen rothen, die letztere einen ebensolchen blauen Vorhang zum Hintergrund, der für jede derselben gewissermaßen die coloristische Stimmgabel bildet, nach welcher jeder einzelne Ton nüancirt und harmonisirt wird. Man muß sich erst darüber Rechenschaft geben, um diese Schwierigkeit zu würdigen. Makart hat sie natürlich überwunden und wieder seine unerreichte Meisterschaft in der Carnation wie in der Hervorbringung leuchtender, transparenter Schatten erwiesen. Das blinkt und schimmert, gleißt und dämmert wieder auf dem Bilde, daß wir gleich merken, wir sind in jenes weltfremde Inselreich eingetreten, in dem die Phantasie ihr blühendes Scepter schwingt und Generalpardon ertheilt für alle Sünden gegen — „Moral und Logik".

Was eine rechte Makart-Kritik sein will, darf natürlich nicht schließen, ohne von den „Zeichenfehlern" gesprochen zu haben. So denn, ja, auch im „Sommer" gibt es deren einige, und sogar solche, die thatsächlich stören. Aber sie stören nicht, weil der Meister dadurch unfertig erscheint, sondern gerade deshalb, weil wir wissen, daß er zu zeichnen versteht und es besser hätte machen können. Wer Makarts frühere Werke aufmerksam angesehen, wird darüber nicht im Zweifel sein. Wenn er dennoch mit dem Stifte leichtsinnig und nachlässig verfährt, so erklärt sich das aus der Eigenart seiner ganzen Veranlagung. Er ist eben Colorist κατ' ἐξοχήν, und seine Phantasie ist nicht von formal festen Gestalten, sondern von Farbenmassen und Farbenfluthen erfüllt, die nach Veräußerlichung ringen. Er sieht und träumt Farbentöne, welche die Natur nicht auf ihrer Palette hat oder die in ihrer Zusammenstellung ein neues künstlerisches Problem bilden. Das arbeitet nun in ihm und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Hat er aber einmal die erstrebte Wirkung „heraus" und das Problem gelöst, so sinkt alles Andere zur Nebensache herab, und es beschwert den Maler gar nicht, daß ein Arm zu dünn gerathen sei, ein gespannter Schenkel keine Muskulatur zeige oder ein Daumen herabhänge, als wäre er ein leerer Handschuhfinger. Das ist abnorm, gewiß, und im Allgemeinen keinesfalls zu billigen. Aber im Grunde ist jeder Künstler von wirklicher Originalität eine abnorme Erscheinung, und die, meine ich, hat ihre Sonderrechte neben der normalen Mittelmäßigkeit, die uns mit künstlerischer Hausmannskost versorgt.

Wien, Mai 1881. Siegmund Feldmann.

Notizen.

Die Beziehungen des deutschen Reiches zu England sind bekanntlich ganz befriedigend, unbeschadet sehr häufiger Attaquen unserer Presse gegen das Inselreich, die wie inspirirte aussehen, oder sich wenigstens als solche gebehrden. Die ungenannten Verfasser nehmen besonders gern das Ministerium Gladstone aufs Korn, welchem sie alle sieben Todsünden und noch einige mehr nachsagen. Gewiß war das frühere Toryregiment nach außen hin sympathischer, und auch diese Blätter sind Gladstone und seinen Collegen namentlich für ihre fehlerhafte Orientpolitik, die mit allen guten englischen Traditionen in Widerspruch gerieth, gelegentlich die Wahrheit nicht schuldig geblieben. Man konnte sich indessen ein solches Vergnügen nur in der Voraussetzung gönnen, daß die Gerechtigkeit dabei keinen Schaden erlitt. Gladstones Einverständnisse mit Rußland mußten bekämpft werden, aber doch nur, soweit sie mit einiger Wahrscheinlichkeit als wirklich vorhanden und friedensgefährlich vermuthet werden konnten. Auffällig war schon, in den Reihen der eifrigsten Kritiker diejenigen zu erblicken, die zur Ermunterung Rußlands am Vorabende des letzten Krieges vollauf das Ihrige beigetragen hatten. In bestimmten Fällen waren die gegen England auf diesem Gebiet erhobenen Anschuldigungen ohnehin grundlos. So wurde vielfach erzählt, Frankreich sei in der griechischen Frage von England vorgeschoben worden. Die Sache verhielt sich in Wirklichkeit anders. Als ein englischer ehrenwerther General, der sich als Sachverständiger zu der Conferenz von 1878 begab, auf der Reise nach Berlin einen Tag in Paris verweilte, bekämpfte er nachdrücklich das ihm mitgetheilte französische Grenzproject als zu weitgreifend, und seine Einwendungen ließen es von vorn herein erheblich einschränken. An und für sich ist sehr fraglich, ob Englands Parteinahme für Griechenland in Petersburg willkommen war und nicht vielmehr als antislavisch unangenehm empfunden wurde. Jedenfalls aber war das Ministerium Gladstone damals in seiner philhellenischen Haltung ungleich bescheidener als die Herren Franzosen, die wie gewöhnlich den Mund sehr voll nahmen und im Moment der Entscheidung Griechenland im Stich ließen. Es ist auch nicht ihre Schuld, vielmehr eine Folge anderweitiger, sonderbar genug diesmal englisch-deutscher Bemühungen, wenn Griechenland schließlich mehr erhielt, als seine Freunde zu hoffen wagten. Frankreich hatte mit einemmale geglaubt, es solle von Deutschland im Orient engagirt werden und zog sich zurück, nicht zu Gunsten seines Prestige im Osten und anderswo. Die Nemesis für diesen Mangel an Treue gegen sich selbst und gegen den schwachen Staat, der Frankreich getraut hatte, ließ nicht auf sich warten. Bald darauf wurde Frankreich nun doch nach außen hin, nämlich in die tunesische Expedition verwickelt und wird dort trotz seiner scheinbaren Erfolge vielleicht länger zu thun und zu kämpfen haben, als ihm lieb sein dürfte. Bei dieser Gelegenheit namentlich hatten gewisse publicistische Commentare hier zu Lande, soweit England in Frage kam, ihre komische Seite. Man verspottete Gladstone, daß ihm Frankreich am Mittelmeer den Rang abgelaufen habe. In London selbst machten die conservativen Blätter mit dieser Verhöhnung Chorus. Als aber die Blaubücher auf den Tisch des Parlaments niedergelegt wurden, zeigte sich, daß ein Einvernehmen zwischen England und Frankreich bestand und dieses gerade von den Tories während ihrer Regierung und bei der Cypernaffaire angebahnt war. Zwar stellte sich als eine von Parteizwecken beeinflußte Uebertreibung heraus, daß Salisbury während des Berliner Congresses Frankreich die Annexion von Tunis ohne Weiteres angeboten habe. Aber daß England zu jener Zeit gegen eine Wahrnehmung der französischen Interessen in der fraglichen Region keine Einwendungen erhoben hatte, war actenmäßig bewiesen. Die Toryblätter verstummten und Gladstone hatte die Lacher auf seiner Seite. Auch auf dem Continent fehlte es nicht an verblüfften Gesichtern. Unbegreiflich ist auch bei anderen Vorkommnissen erschienen, welchen denkbaren Vortheil wir in Deutschland von dem Zwiespalt zwischen den Westmächten haben sollten. England hat sich während des Krieges von 1870 nicht gerade sehr freundlich gegen uns erwiesen, aber es ist zu sehr an dem Weltfrieden interessirt, als daß dieser bei Frankreichs Zusammengehen mit England nicht seine Rechnung finden sollte. Die gegen England oft genug vom Zaune gebrochenen Angriffe haben denn auch in Wahrheit nicht immer ethische Gründe. Man verzeiht unseren großbritannischen Vettern nicht ihre freiheitlichen Institutionen und ihr, trotz irländischer Wunden und auswärtiger meist selbstgewollter Niederlagen, unerschütterliches Gedeihen. Daß man in der oberen Region vorkommenden Falles den Werth der englischen Action anerkennt, bewies die Verständigung mit Herrn Goschen während der letzten Phase der griechisch-türkischen Verwickelung. Als Herr Goschen vor kurzem wieder Berlin passirte und den Reichskanzler besuchte, konnte er sicherlich auf die frühere Conferenz und ihre Resultate mit einigem Behagen zurückblicken, wenn auch Deutschland damals keine Initiative in der Sache ergreifen wollte und die neue griechische Grenze auch im Einzelnen hier nicht festgestellt wurde. Weniger glücklich mochte sich Gortschakoff fühlen, als er fast um dieselbe Zeit in der Wilhelmsstraße empfangen wurde. Mit seiner Gesundheit steht es schlecht, und Jedermann weiß, daß Rußland trotz aller Vertuschungen und Beschönigungen sich nicht viel besser befindet.

Bibliographie.

Gedichte eines alten Schulmeisters. 8. 328 S. Detmold 1881, Meyer'sche Hofbuchhdlg.

Wernick, Fritz. Städtebilder. V. Bd. gr. 8. 455 S. Leipzig, Louis Senf, Pr. 4. —

Giesebrecht, Wilh. v. Geschichte der deutschen Kaiserzeit. I. Bd. Gründung des Kaiserthums. V. Aufl. gr. 8. 934 S. Braunschweig 1881, C. A. Schwetschke & Sohn.

Vischer, Friedr. Theod. Altes und Neues. II Heft. gr. 8. 280 S. Stuttgart 1881, Ad. Bonz & Co.

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht des Entwicklungsganges der bildenden Künste v. d. frühesten Werken bis auf die neueste Zeit. Volksausgabe. II. Aufl. Bearbeitet von Wilh. Lübke u. Carl v. Lützow. I. Lfg. gr. Folio. 10 Tafeln nebst Text, Bogen 1—3. Stuttgart 1881, Ebner & Seubert.

Helfgott, Tobias. Mein erster Tag. Schulhumoreske. II. Aufl. kl. 8. 61 S. Wien 1881, L. Rosner.

Schwarz, Karl. Ebbe und Fluth, deren Ursache experimentell nachgewiesen. 8. 87 S. München 1881, M. Kellerer.

Braun, Dr. Karl. Die Männer des Zollvereins. gr. 8. 68 S. Berlin 1881, Leonhard Simion.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. Jahrhunderts
in Neudrucken herausgegeben
von
Bernhard Seuffert.

Unter diesem Titel ist beabsichtigt, aus Einzeldrucken, Sammelwerken und Zeitschriften eine Auswahl von Dichtungen, Abhandlungen und kritischen Anzeigen, welche für die Kenntniss der deutschen Litteratur von Gottsched bis zu den Romantikern von Bedeutung, ihrer Seltenheit wegen aber schwer erreichbar sind, in diplomatisch getreuen Abdrücken zu veranstalten.

Das erste der nach Zeit und Umfang zwanglos erscheinenden Hefte:

Otto, Trauerspiel von **F. M. Klinger** wurde soeben vollendet; weiter sollen zunächst erscheinen:

Voltaire am Abend seiner Apotheose, von **H. L. Wagner**
Faust's Leben, von **Maler Müller**
Preussische Kriegslieder von einem Grenadier, von **Gleim.**

Ferner:

Sammlung französischer Neudrucke

herausgegeben
von
Karl Vollmöller.

Unter vorstehendem Titel werden seltene und schwer erreichbare französische Schriftwerke aus dem 16., 17., 18. Jahrhundert: Dichtungen, Grammatiken (so vor allem die wichtigen des 16. Jahrh.) und litterarhistorische Abhandlungen zum Abdruck kommen.

Zunächst erscheinen:

de **Villiers' Festin de Pierre, 1660,** (Unter der Presse.)
Jacobi Sylvii ambiani in linguam gallicam Isagwge, 1531,
Traité de la Comédie et des Spectacles, 1667.

Frankfurter Dramenkonkurrenz.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Die Patricierin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen
von
Richard Voß
(Verfasser der „Scherben".)
Preis: 2 *M.* elegant broschirt.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Die Patricierin ist das einzige Stück, welches — von den Preisrichtern zur Aufführung empfohlen — sich bei derselben eines vollen Erfolges zu erfreuen hatte. Die Heldin „Metella" ist ein Seitenstück zu Wilbrandt's „Messalina".

Frankfurt a. M., Theaterplatz 3.
C. Koenitzer.

Für Kunstfreunde.

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Kabinetts-Bibliothek der antiken Litteratur. 8 Bde. *M.* 23.—

Inhalt und Einzelpreise:

Mähly, Geschichte der antiken Litteratur. 2 Teile in 1 Band. . . . . *M.* 4.50
Homers Ilias, von Ehrenthal. . . . . „ 4.—
Homers Odyssee, von Ehrenthal . . . . . „ 3.—
Äschylos' Dramen, von Oldenberg . . . . . „ 2.—
Sophokles' Tragödien, von Viehoff . . . . . „ 4.—
Euripides' Ausgewählte Tragödien, von Mähly . . . . . „ 2.—
Griechische Lyriker, von Mähly . . . . . „ 1.75
Römische Lyriker, von Mähly. . . . . „ 1.75

Die heutige Bildung hat so viele ihrer Elemente aus dem Altertum geschöpft, dass der einzelne die Kenntnis desselben nicht entbehren kann und sich nach Hülfsmitteln umsehen muss, wenn ihm seine Fachstudien nicht die zur Erlernung der alten Sprachen notwendige Zeit übrig lassen. Ihm diese Hülfsmittel zu bieten, ist der Zweck unsrer „Kabinetts-Bibliothek", welche, durch eine Geschichte der antiken Litteratur aus der gewandten Feder des gelehrten Baseler Professors *Mähly* eingeleitet, das *Wesentlichste* der *altklassischen Litteratur* enthält und das Ziel, dem nicht philologisch Gebildeten einen ebenso genussvollen wie unterrichtenden Überblick über dieses Gebiet zu verschaffen, vollauf zu erreichen verspricht.

Rabelais' „Gargantua und Pantagruel", aus dem Französischen von **F. A. Gelbcke.**
2 Bände. Geb. *M.* 6.50.

Nie hat ein Satiriker die Geissel des Spottes kühner und furchtloser geschwungen als Rabelais, dieser ungezogene Liebling der Grazien. Den Kampf gegen die Scheinheiligkeit und Dummpfiffigkeit des Pfaffentums, die Rechtsverdrehungen der Advokaten, den marktschreierischen Charlatanismus der Ärzte, die Willkür der Beamten, die Ausschreitungen d. weltlichen Macht, den Uebermut und die Unbildung der grossen Herren führt er in diesem Roman mit der erlegenen Heiterkeit unerschöpflichen geistigen Reichtums.

Altenglisches Theater, von **Rob. Prölss.** 2 Bände. Geb. *M.* 6.—

Inhalt: Kyd, Spanische Tragödie. — Marlowe, Eduard II. — Webster, Der weisse Teufel oder Vittoria Accorombona. — Ford, Perkin Warbeck. — Massinger, Der Grossherzog von Florenz.

Diese höchst interessante Sammlung von Dramen aus der Shakespeareschen Epoche bildet einen wertvollen und wesentlichen Beitrag zum Verständnis *Shakespeares* und seiner Zeit und zu der Beweisführung, dass dieses strahlende Gestirn nicht wie ein Meteor vom Himmel gefallen ist, sondern dass ihm die Gesetze des Werdeprozesses innewohnen wie dem Genius eines Euripides aus dem Vorausgang eines Äschylos und Sophokles, oder wie unser Schiller sich auf den Schultern eines Lessing erhoben hat.

Freunden der klassischen englischen Litteratur wie allen Shakespeare-Verehrern muss diese Novität willkommen sein.

Die Preise verstehen sich für einen schönen **Bibliotheksband** in Leinwand, für **Kalblederband mit Goldschnitt** sind sie um die Hälfte höher.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Die Collection Spemann

beabsichtigt, den Klagen über den **sprichwörtlich hohen Preis** *der deutschen Bücher* **abzuhelfen.** *Die Anlage einer „Hand- und Hausbibliothek" ist nun nicht mehr Vorrecht reicher Leute, sondern Jedem möglich. Alle Buchhandlungen liefern Inhaltsverzeichnisse gratis, sowie W. SPEMANN in STUTTGART.* ☞ *Für Abonnenten besondere Vergünstigungen.*

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

3% Prämien-Anleihe der Stadt Amsterdam.

Gross 21 Millionen Gulden.

Laut Rathsbeschluss (genehmigt durch die Resolution der Gedeputeerde Staaten der Provinz Nordholland) hat die Stadt Amsterdam über obiges Capital eine Anleihe entrirt, bestehend aus 210,000 Obligationen à 100 Gulden, ablösbar in 68 Jahren.

Ausser einer Rente von 3% pro anno geniessen die Inhaber der Obligationen die Chance auf Prämien von Gulden: 100,000, 50,000, 25,000, 10,000, 1000, 500, 200, 150, 140, so dass die kleinste Prämie den Kaufpreis übersteigt. Bis zum Jahre 1884 finden alljährlich drei Prämien-Ziehungen statt, und zwar am 15. Januar, 15. April und 15. August, verbunden mit Amortisation. Die bedeutendste Prämien-Ziehung ist die vom 15. August, indem in selbiger 1 Prämie à 100,000 Gulden, 1 à 1000 Gulden, 2 à 500 Gulden, 9 à 200 Gulden und 12 à 150 Gulden verloost werden.

Die Obligationen dieser Prämien-Anleihe sind an allen Börsen zugelassen, so dass der Verkauf und Erwerb derselben ungehindert geschehen kann. Die Auszahlung der ausgeloosten und amortisirten Obligationen, sowie der Rente, erfolgt alljährlich am 1. Januar und 1. Juli ohne Abzug. Die Prämien-Ziehungen geschehen öffentlich in Gegenwart des Magistrats. Ich verkaufe obige Obligationen zum Tages-Course unter Berechnung einer kleinen Provision und liefere solche auch gegen monatliche Anzahlungen von 10 *M.*, wobei man bereits nach der ersten Anzahlung Anspruch hat auf die Chancen der bevorstehenden Prämien-Ziehung vom 15. Augutst a. c. Da die Theilnahme an obiger Anleihe voraussichtlich eine lebhafte werden wird, so beliebe man sich mit Aufträgen baldigst zu wenden an das

Effecten-Comptoir **J. Weinberg** in **Amsterdam** (Holland).

Neueste Lieder von Eduard Lassen.

Im Verlage von **Julius Hainauer,** Kgl. Hofmusikhandlung in **Breslau,** erschienen:

Eduard Lassen, Sechs Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. Op. 71. Preis *M.* 3.50.

Inhalt: Die grossen stillen Augen (B. Scholz). Sei stille (H. Nordheim). Ich seh' dich heut zum ersten Mal (Hamerling). Mit den Sternen (Hamerling). Mondmythus (Lingg). Des Woiewoden Tochter (Geibel).

Sechs Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. Op. 72. Preis *M.* 3.50.

Inhalt: Das Aelternhaus (Claus). Heimath und Liebe (Claus). O selig (Hamerling). Reisebild (Hamerling). Gebet auf den Wassern (Strachwitz). O willkommen (Prutz).

Hierzu eine Beilage von Levy & Müller in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 18. Juni 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Land-Reform und das irische Vendeerthum. Von Karl Blind. — Auswanderung und Kolonisation. Von J. B. Westerkamp. — **Literatur und Kunst:** Emilio Praga: Begegnung im Walde. Nachdichtung von Paul Heyse. — Russisches. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Inge von Rantum. Eine Sylter Novelle von E. Oswald. Besprochen von Felix Dahn. — Weibliche Studenten. Von Karl Emil Franzos. (Schluß.) — Ein Volksdichter. Von Rudolph Genée. — Vom diesjährigen Düsseldorfer Musikfest. Von G. W. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Münchener. Der Protzenbauer. Bauernposse mit Gesang von Fr. Hartl-Mitius. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die Land-Reform und das irische Vendeerthum.

Von Karl Blind.

Die sogenannte „irische Frage" kann nimmermehr verstanden werden, wenn man sich nicht klar macht, daß sie einen dreifachen Inhalt hat: einen religiösen, einen sog. nationalen und einen volkswirthschaftlichen. Diese dreierlei Bestrebungen hängen theils so zusammen, theils durchkreuzen sie sich wieder in einem so unerquicklichen Mischmasch, daß es dem Parlament und der Regierung des Reiches eben so unmöglich wird, die Unzufriedenheit der Iren zu heben, wie andererseits diese selbst sich außer Stand sehen, ihre höchst sonderbaren, dem wahren Fortschritt und der geistigen Aufklärung grundfeindlichen Ideale zu erreichen.

Es ist in Irland eine große, unzweifelhafte, die Aufmerksamkeit jedes wahren Staatsmannes in Anspruch nehmende Beschwerde vorhanden: sie betrifft das Landwesen. Dieselbe Frage besteht allerdings in England und Schottland. Ja, in einigen Theilen des nordwestlichen Schottland herrschen, in Folge von Austreibungen zahlreicher Hübner- und Kossäthen-Familien und harter Aussaugung der Kleinpächter durch die Gutsherren, genau dieselben Zustände, wie in den ärmsten Theilen von Mayo und Connemara. Im eigentlichen England ist es die Million Feldarbeiter — die naturgemäß den Bauernstand bilden sollte —, welche aufs Unwürdigste ins Joch gespannt ist. Aber auch die Pächterschaft Englands leidet schwer, und doppelt seit den anhaltenden Mißernten und der stets zunehmenden amerikanischen Mitbewerbung. Die Zahl der Pächter-Vergantungen und der Auswanderungsfälle in diesem Stande nimmt seit mehreren Jahren in einem erschreckenden Maße zu. Gleichwohl wehren sich die Argyll, die Derby, und wie die andern sogenannten „Liberalen" oder neugebackenen Liberalen des hohen Grundadels heißen, gegen jede Verbesserung eines Landwesens, das ganz jenem römischen gleicht, über welches das schicksalsvolle Wort geschrieben wurde: „Latifundia perdidere Italiam."

Wenn nun der Aufschrei gegen diese ungerechten Zustände seit längerer Zeit mit ganz unverhältnißmäßiger Heftigkeit auf dem grünen Eilande jenseits des St. Georgs-Kanals erscholl, so liegt dies an mehr als einer Ursache. Die Gemüthsverfassung der Vollblut-Iren ist eine aufbrausendere, leidenschaftlichere, freilich auch flackerhaftere, als die des Engländers und des Schotten. Es ist in ganz England bekannt, daß ein Ire, wenn ihm wehe gethan wird, zwanzigmal lauter nnd eher aufschreit, als die übrigen Landeskinder. Trotz diesem mehr frauenhaften Zug, und trotz seiner Plauderhaftigkeit, neigt der Ire andererseits stark zur Geheimbündelei. Durch Fehm-Vereine, wie die „Eichenherzen", die „Dämmerungsgesellen" (Peep o' Day Boys), die „Vertheidiger", die „Stahlherzen", die „Rockiten", die „Weißbuben" und neuerdings die „Molly Maguires" (was eigentlich ein Frauenname ist), haben die mit den Ackerbau-Zuständen unzufriedenen Iren häufig massenhaft den Schrecken zu verbreiten gewußt, während in Wales und England nur selten die „Söhne der Mutter Rebekka" und ein paar andere namenlose Vereine in großen Zeitabständen aus der Dunkelheit auftauchten.

Ferner ist der Ire des Westens und Südens — denn im Norden und theilweise auch in der Mitte der Insel sitzt eine beträchtliche englisch-schottische Bevölkerung — schon darum zur heftigeren Klage geneigt, weil er arbeitsscheuer, zum Trunk, Tanz und Schwatzen geneigter ist, als die diesseitige Einwohnerschaft. Eine ganz bedeutende Rolle spielt aber bei dem irischen Grundeigenthumskampfe der Römlingshaß gegen den protestantischen Gutsherrn.

Dieser Haß wird aufs Eifrigste durch die Priester geschürt. Meistentheils dem Bauernstande entsprossen, empfinden sie eine natürliche Theilnahme für denselben, um so mehr, da ihre eigene leibliche Wohlfahrt davon abhängt. Anderntheils ist es das Bestreben dieser, den krassesten mittelalterlichen Aberglauben fördernden Pfaffen, das ihnen unterthänige Volk in der tiefsten geistigen Umnachtung zu erhalten; und dazu ist die Hetze gegen die Ketzer erforderlich. So sehen wir denn einen römisch-katholischen Geistlichen, wie den hochwürdigen Pater Tormey, auf einer Versammlung, in welcher das Unterhausmitglied und jetzige Liga-Haupt Sexton eine Rede hielt, im Namen der Religion die „Verbannung" der Gutsherren verlangen, während ein anderer Diener des Wortes Gottes, der gleich hochwürdige Pater Kenny, den Minister Forster, nebst dessen Kindern und Kindeskindern, unter dem Jubel der Menge dem „ewigen Höllenfeuer" überweist.

Ein Verdienst des englischen Parlaments war es gewesen, vor mehr als 35 Jahren in Irland „National-Schulen" gegründet zu haben, in welchen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses der Volksunterricht ertheilt werden sollte. Gegen diese Errichtung hat die irische Priesterschaft unablässig gewühlt, bis sie eine gänzliche Ummodelung der Schulen im pfäffischen Sinne erzielte. In neuerer Zeit geht ihr Trachten dahin, aus Staatsmitteln die Herstellung einer römisch-katholischen Hochschule zu erreichen, auf welcher die Wissenschaft im vaticanistischen Sinne gefälscht und zur Magd der jesuitischen Theologie erniedrigt werden soll. Für jeden Home-Ruler ist die Unterschreibung dieser schmachvollen Forderung die Bedingung seiner Wahl. Auch die paar Protestanten der Partei müssen sich der Bedingung unterwerfen; und es macht dem leitenden Jesuitenthum

natürlich eine ganz besondere Freude, sogen. Protestanten, wie Parnell, auf diese Weise zu Kreuz kriechen zu lassen.

Ja, Blätter, wie das von dem protestantischen Home-Ruler Gray geleitete „Freemans Journal", müssen sich sogar bequemen, auf die italienische und deutsche Nationaleinheit, auf die französische Republik, auf das Andenken Cavours und Ricasolis, auf Garibaldi und Jeden, der nicht ins Horn der römischen Hohenpriester stößt, in den unsagbarsten Ausdrücken Hohn und Spott zu ergießen und dabei anscheinend gläubig die lächerlichsten Wunder hinzunehmen, mit denen das zaubernde Hierarchenthum die irische Menge narrt. Solche Mirakel werden gegenwärtig Tag für Tag von dem marmornen Muttergottesbilde zu Knock gemeldet, das vor den Pilgern die Augen und die Arme bewegt. Mit dem in Wasser aufgelösten Mörtel der dortigen Kirche werden unter der Oberaufsicht des Dekans Kavanagh die unglaublichsten Heilungen vollzogen. Das Alles ist mit dicken Lettern in spaltenlangen Berichten der Home-Ruler-Presse zu lesen; und kein Mitglied der Partei wagt das leiseste Wörtlein gegen den abgefeimten Schwindel.

Wahrlich, Irland bedürfte, neben der Besserung seiner Grundeigenthums-Verhältnisse, vor Allem eines richtigen Culturkampfes. Diesen kann es nur unter Beibehaltung der staatlichen Verbindung mit den vorgeschritteneren Reichstheilen erlangen. Andernfalls würde es vollends zum Sonderbund oder zur Vendée herabsinken.

An dem religiösen Gegensatze zu England wird von einem großen Theile der Presse der angeblich nationale Gegensatz genährt. Hier ist nun vor Allem der Irrthum zu berichtigen, als scheide sich das Reich, in seinem irischen Theile einer- und seinem englisch-schottisch-walisischen Theile andererseits, in eine keltische und eine germanische Einwohnerschaft.

Geschichtlich gesprochen enthält Irland turanische, semitische, keltische und germanische Bevölkerungsschichten, die noch heute leicht erkennbar sind. Schon zu Römerzeiten wohnten in Irland germanische Stämme von demselben Namen, wie die in Belgien befindlichen, das nach Cäsars Zeugniß in seiner Mehrzahl — wie noch heute — von germanischem Volke erfüllt war. Germanische Nordmänner fielen wiederholt auch seit dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Irland ein. Norweger, Dänen, Ostmänner beherrschten einen großen Theil der Insel vom achten bis zum zwölften Jahrhundert. Keltisirt in der Sprache mag die irische Bevölkerung zu einer Zeit wohl gewesen sein. Entkeltisirt in der Sprache ist es längst, was die ungeheure Mehrzahl seiner Bewohner betrifft. Man redet Erisch unter dem Volke nur noch in einigen Gegenden, namentlich in den schwerer zugänglicheren bergigen Bezirken. Englisch ist die Landes- und Schriftsprache; eine lebende erische Literatur gibt es nicht mehr.

Hoch-Schottland ist noch viel keltischer als Irland. Wales hat ein lebendes kymrisches Schriftthum. Irland dagegen ist gleichsprachig mit England, und was die Abstammung betrifft, nicht sowohl vorwiegend keltisch, als vielmehr ein krauses Gemisch von iberischem, wahrscheinlich phönikisch-semitischem, keltischem und germanischem Blute. Von den nicht ganz fünf und ein halb Millionen seiner Einwohner, welche die Zählung von 1871 aufwies, sind überdies volle anderthalb Millionen von englisch-schottischer Abkunft und protestantischem Bekenntniß. Im Nordosten ist das, von Uralters her stets allen Einfällen zugängliche, geschichtlich nie wirklich unabhängig gewesene Eiland nur durch einen schmalen Wasserstreifen von Schottland getrennt.

Ja, einer der entschiedensten Mitkämpfer Parnells, Hr. T. P. O'Connor, Abg. für Galway, sagte erst unlängst auf einer Versammlung in der englischen Stadt Newcastle am Tyne, als es sich darum handelte, die dortige öffentliche Meinung gegen die Schutz-Bill zu stimmen: „Das irische Volk sei nicht ein Volk von fremdem Ursprung; nicht ein Volk von anderer Sprache, als das englische; nicht ein Volk, das von dem letzteren durch tausende oder auch nur hunderte von (engl.) Meilen getrennt sei, sondern ein Volk, das man die Bewohner der Schwester-Insel nenne".

Was soll es da mit der Mär von dem reinen Keltenthum und den Ansprüchen auf eigene Nationalität?

Nichtsdestoweniger hat Herr Parnell in Ansprachen auf amerikanischem und irischem Boden, wie auch im Parlament zu London, wiederholt Drohungen mit bewaffnetem Aufstand ausgestoßen und erklärt: „man dürfe nicht ruhen, bis das letzte Band mit England durchschnitten sei." Ab und zu hat er sich dann wieder nach echt irischer Weise umgeredet. Dasselbe Schauspiel der übermäßigen Leidenschaftlichkeit und des nachträglichen Wankelmuthes, auf welchen dann wieder ein hitzköpfiger neuer Anlauf folgt, boten mehrere seiner bedeutendsten Genossen dar. Auf dieser Charakterschwäche der Vollblut-Iren — wenn man bei so gemischter Abkunft von „Vollblut" reden kann — beruht ein gut Theil der Stärke Englands. Einen anderen Theil seiner Stärke macht die Unverträglichkeit der Iren unter einander aus; ja, es liegt darin geradezu eine Herrschaftsberechtigung für England. Nicht zu reden von der Pflicht, welche England zu erfüllen hat, die stammverwandte protestantische Bevölkerung der Insel gegen das inquisitorische Toben der ultramontanen Dunkelmänner zu schützen, die, einmal an die Herrschaft gelangt, im Sinne des Syllabus der religiösen Gleichberechtigung den Garaus machen würden.

Die wesentlich vom religiösen Gegensatz genährte „nationale" Bewegung in Irland hat sich seit etwa fünfzig Jahren bald durch offene, bald durch geheime Verbindungen kundgegeben. Die Gesellschaft der „Vereinigten Irländer" des vorigen Jahrhunderts, welche sich unter Anlehnung an die Grundsätze der französischen Staatsumwälzung zum Aufstand gegen das damals kraß aristokratisch regierte Reich erhob, muß als eine Sache für sich betrachtet werden. Was in neuerer Zeit, seit O'Connell, als „Repealer", „Jung-Irländer", „Phönix-Männer", „Fenier", „Nationalisten", „Home-Ruler" und „Scharmützeler" auftrat, hat mit ganz geringen Ausnahmen durchweg enge Fühlung mit dem Ultramontanismus gehabt. Das gilt auch von der Parnell-Dillon'schen „Land-Liga", die unter der Agrar-Maske der Losreißung vom Reich vorarbeitet, diese Maske aber mehrmals, unter dem Druck der sie umdrängenden nebenbuhlerischen Agitatoren, abzunehmen sich gezwungen sah.

Einen Begriff nun zu geben von dem kochenden, brodelnden, zischenden Durcheinander der verschiedenen unzufriedenen oder gegen England aufrührerisch gesinnten Parteien: das vermag die Feder kaum im engen Rahmen einer kurzen Abhandlung. Home-Ruler und ligistische Ultras; Fenier, welche dem bewaffneten Aufstand unter günstigen Verhältnissen zustreben; und Scharmützeler, oder „Clan-na-Gael"-Männer, die einfach die Niederbrennung Londons und anderer englischer Großstädte auf ihre dunkle Heldenfahne geschrieben haben, befehden sich unablässig aufs Ingrimmigste. Gleich dem Franzosen, wenn er geschlagen ist, schöpft der Ire leicht selbst gegen seinen leiblichen Bruder den schwärzesten Verdacht. Die Sinnesart der Iren ist eine merkwürdig getheilte: gutmüthig, mittheilsam, vertraulich; und doch wieder versteckt, mißtrauisch, jäh auffahrend. Nach eben erfolgter freundschaftlicher Umarmung stempelt man sich da im Nu zum „Verräther", zum „Lügner", zum „Dieb" und „Schuft". Solche Redeblüthen kamen soeben in dem Egan'schen Falle vor, durch welchen die innere Zerrissenheit der sogenannten irischen Partei enthüllt und die ganze Gemeinheit der Schimpfworte, mit welchen man sich in diesem Kreise gegenseitig erniedrigt, an die große Parlamentsglocke gehängt wurde.

Um das Maß voll zu machen, theilte einer der schmählich Beschimpften, dessen Missethat einfach darin bestand, daß er für die zweite Lesung der Landbill gestimmt hatte, dem erstaunten Unterhause mit, wie er insgeheim von angeblichen Ultras der Land-Liga angegangen worden sei, seinen Einfluß bei der Regierung geltend zu machen, um für dieselben schwadronirenden Personen ein Pöstchen als Kronanwalt und dergleichen zu erwirken!

Der Ruf nach dem „Verräther" erklärt sich da allerdings einigermaßen. Ein Abfall von der anscheinend äußersten Stellung als irischer Vaterlandsfreund zur Uebernahme eines Amtes unter der englischen Krone war früher sehr häufig. Nach einer „patrio-

tischen" Zwischenpause von der Dauer mehrerer Jahre scheint nun die alte Uebung wieder von dem und jenem versucht zu werden. Mit der inneren Zerrüttung einer Partei tritt leicht die Ueberläuferei ein. Und diese Zerrüttung wird unter den Home-Rulern des Unterhauses in dem Maße immer sichtbarer, je wirrer sich die Zustände in Irland selbst gestalten.

Die Führerschaft Butts an der Spitze jener Partei war eine von Eifersüchteleien und Gegnerschaften viel umstrittene. Kaum war Shaw auf den Schild erhoben, so ging gegen ihn dasselbe böse Spiel los. Ihm folgte Parnell, der mit 64 Genossen ins Unterhaus einzog; heute besteht das Häuflein seiner näheren Anhänger höchstens noch aus 22. Da die gesammte Volksvertretung Irlands im Unterhause 103 Mitglieder in sich faßt, so spricht dies kaum für die Fähigkeit des Führers. Er hat mit thörichten Aufstandsdrohungen geprahlt, wohl wissend, daß ihm der Muth und die Mittel zur That fehlen; und er besitzt andrerseits nicht den parlamentarischen Anstand, Parteimitglieder, die lediglich Skandalmacher sind, in die gebührenden Schranken zu weisen.

So fällt denn von ihm ab, was noch auf gesetzgeberischen Anstand irgendwie hält, und es bleibt nur ein zappelnder Rumpf von wüsten Lärmgeistern. Im Uebrigen verschiebt sich das Bild der homerulerischen Fractionsgestaltung von Woche zu Woche, manchmal von Tag zu Tag. Es wäre eben so leicht, die Welle in ihrem Lauf mit der Hand aufhalten zu wollen, als den fluthenden, ewig wechselnden Sinn dieser unmöglichen irischen Politiker zu fassen. Sie loben die Landbill an einem Tage; am andern verdammen sie sie und jeden, der ihrem eigenen Lobe nachträglich zustimmt, in den Abgrund der Hölle. Dies Volk hat eine verderbliche Fähigkeit, sich in Alles hinein und wieder heraus zu reden. Es ist kein Bestand in seinem Geist, ausgenommen den dumpfen, priesterlich gepflegten Glaubens- und Stammeshaß gegen die englischen Nachbarn, die es doch nicht abzuschütteln vermag.

Die schlimmste Folge der Feindseligkeit der Stock-Iren gegen England als Nation ist die, daß sich für die Lösung der im ganzen Reich dringlich gewordenen Grundeigenthumsfrage kein Zusammenwirken der dortigen Landreformer mit der Masse der diesseitigen Radicalen erzielen läßt. Der in London im vorigen Jahre gegründete Landreform-Verein wird von den Iren thatsächlich zurückgestoßen, weil an der Spitze desselben ein bekannter Freidenker steht. Obgleich dieser bei der Verhandlung über die Zwangsbill im Unterhaus die Verwerfung der Gesetzesvorlage beantragte und auch sonst den Iren stets sogar über die Maßen entgegengekommen ist, will man nichts von ihm wissen, feindet ihn vielmehr an. Seine Ansichten in religiösen Dingen genügen, um ihn drüben zu verfehmen. Mit vereinigten englischen, schottischen und irischen Kräften sollte das aristokratische Landwesen gestürzt werden. Da jedoch die irischen Bewegungsmänner noch mehr ultramontan, als landreformerisch gesinnt sind und im Hintergrunde aller ihrer Bestrebungen als Hauptabsicht stets den Sturz des Reiches hegen, so wird jedem Ansatze zum gemeinsamen Wirken sofort die Spitze abgebrochen.

Unter diesen Umständen ist die Landbill wahrlich noch besser, als man sie nach der Stellung der Whig-Partei zu den vorgeschrittenen Liberalen des Kabinets hätte erwarten mögen. Grundsätzlich bleibt sie indessen wenig befriedigend. So geht denn die mit einer trüben Finsterlings-Strömung ganz durchsetzte Bewegung in Irland ihren stoßweisen Gang unter allerhand abscheulichen Gräueln und unter Vorantragung von pfäffischen Bannern und von reactionären Rebellenfahnen, so daß da und dort, um der öffentlichen Sicherheit willen, mit Gewalt eingeschritten werden muß. Unverwandt muß gleichwohl die englische Fortschrittspartei die Landreform im Auge behalten, und beklagen kann sie nur, daß die Kuttenträger und politischen Guy Fawkses der Insel ihr das Werk der Besserung so außerordentlich schwer machen.

Auswanderung und Kolonisation.

Von J. B. Westerkamp.

Vor 233 Jahren wurde in den Städten Osnabrück und Münster der Westfälische Frieden abgeschlossen. Er beendete einen dreißigjährigen Glaubenskrieg, der Deutschland unsägliches Elend, grauenhafte Verwüstung und zwei Jahrhunderte nationaler Zerrissenheit und Ohnmacht gebracht hat. Er löste die frühere Verbindung mit den Niederlanden, zu beiderseitigem Nachtheil, — zu unserm Nachtheil, denn wir haben mit den Niederlanden unsern Antheil an der See- und Weltherrschaft verloren, zum Nachtheil der Niederlande, denn allein in Deutschland hätten sie das zur dauernden Aufrechthaltung ihrer See- und Weltherrschaft erforderliche Hinterland finden können. Die so erfolgreiche deutsche Kolonisation des Mittelalters, welche uns namentlich die Mark Brandenburg gegeben hat, also den Keim desjenigen Staates, von dem unsere nationale Wiedergeburt ausgegangen ist, war zu Ende. So lange Deutschland lediglich ein geographischer Begriff war, so lange unsere nationalen Verhältnisse der festen Ordnung entbehrten, war uns die Kolonisation, die Ausbreitung der Kraft und Herrlichkeit des deutschen Namens in Landstrichen jenseits des Meeres, verschlossen, alle Kräfte mußten gesammelt und aufgespart werden für die nächste dringendste Aufgabe: unsere nationale Einheit.

Erst als in unsern Tagen ernstlich und schließlich mit Erfolg die nationale Einheit angestrebt wurde und es sich darum handelte, ein Programm dessen aufzustellen, wozu wir die nationale Einheit verwenden wollten, konnte und mußte die Auswanderung und Kolonisation die Aufmerksamkeit der Patrioten auf sich ziehen. Die Frankfurter Reichsverfassung vom 28. März 1849 überweist in § 136, in dem Abschnitte, welcher von den Grundrechten des deutschen Volkes handelt, die Auswanderungsangelegenheit dem Schutze und der Fürsorge des Reiches. Der Kolonisation wird noch nicht gedacht; erst der preußische Entwurf zur Reform der Bundesverfassung vom 10. Juni 1866, welcher unmittelbar vor Ausbruch der deutschen Krisis des Jahres 1866 veröffentlicht wurde, nennt neben der Auswanderung auch die Kolonisation. Aus diesem Entwurfe ist hervorgegangen die Bestimmung unserer Reichsverfassung im Art. 4, Z. 1 am Ende, wonach die Zuständigkeit des Reiches sich auch auf die Kolonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern erstreckt. Bei Berathung dieser Klausel im constituirenden Reichstage wurde hervorgehoben, daß es sich in erster Linie um den Erwerb von Flottenstationen handle, aber der Bundescommissar machte folgenden Zusatz: „Wir können unmöglich schon jetzt dem vorgreifen, ob nicht seitens der Regierungen einerseits oder des Reichstages andererseits d. h. seitens der öffentlichen Meinung, die ihren Ausdruck im Reichstage finden wird, das Bedürfniß geltend gemacht wird, in dieser oder jener Form das Kolonisationswesen zu ordnen oder selbst anzuregen." Also die Kolonisationsfrage ist vorbehalten, sowohl den verbündeten Regierungen als auch der öffentlichen Meinung und ihrem legitimsten Organ, dem Reichstag des deutschen Volkes. Ist die Zeit für deutsche Kolonisation gekommen? Bedürfen wir der Kolonien? Besteht die Möglichkeit des Erwerbs von Kolonien? Welche Rückwirkungen würde die Kolonisation voraussichtlich auf unsern wirthschaftlichen, socialen, politischen und nationalen Zustand ausüben?

I.

Bedürfen wir der Kolonien? Das Beispiel beinahe aller Culturvölker spricht für Bejahung dieser Frage. Die wichtigsten Culturvölker haben von jeher zur Zeit ihrer höchsten Blüthe und Machtentfaltung zahlreiche Kolonien entsendet, so im Alterthum Griechenland, Karthago und Rom, im Mittelalter Deutschland, gleich nach Beendigung des Mittelalters Spanien und Portugal, im 17. Jahrhundert und seitdem die Niederlande und England. England, dem jetzt die leitende Stellung in der Kolonisation zukommt, kolonisirt in allen Erdtheilen; die Ver-

*

einigten Staaten von Amerika haben im Laufe des letzten Jahrhunderts das weite Mississippithal und das Gebiet zwischen dem Mississippi und dem Stillen Meere kolonisirt, aus den ursprünglichen 13 Unionsstaaten sind 38 geworden, vorzugsweise durch Gründung neuer Staaten auf bislang unbesiedeltem Gebiete; Rußland kolonisirt in Asien, Frankreich in Afrika; die Niederlande wahren sorgsam die Reste ihres früher so bedeutenden Kolonialbesitzes; selbst das kleine Dänemark hat Kolonien. Wäre die Entsendung und der Besitz von Kolonien nicht ein nationales Bedürfniß eines gesunden kräftig sich entwickelnden Volkes, so würden wir nicht die Kolonisation gleichmäßig bei den Culturvölkern des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit finden.

Indessen will ich mich nicht aufhalten bei Aufsuchung der Gründe, welche andere Völker zur Kolonisation veranlaßt haben und nicht prüfen, ob diese Gründe auf uns Anwendung finden; ich will gleich übergehn zu dem Grunde, welcher die Kolonisation für uns zu einer wichtigen und dringenden Aufgabe macht, nämlich der Zustand und die Entwicklung unserer Bevölkerung und die dadurch erforderte Auswanderung.

Die Bevölkerung der alten Provinzen des preußischen Staates hat sich in den Jahren 1816 bis 1875 mehr als verdoppelt, die Bevölkerung der andern deutschen Staaten hat sich in ähnlicher Weise vermehrt, die Bevölkerung des deutschen Reiches ist nach den bislang bekannt gemachten Ergebnissen der letzten Volkszählung in den fünf Jahren vom 1. December 1875 bis 1880 um 2,466,800 Seelen, also um durchschnittlich jährlich ½ Million, gewachsen, ungeachtet der Auswanderung. Wir dürfen daher auch für die Zukunft den durchschnittlichen jährlichen Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle für Deutschland auf mindestens ½ Million veranschlagen. Nun ist diese rasche ziemlich constante Vermehrung des deutschen Volkes gewiß ein Zeichen von Gesundheit und Kraft, aber sie bringt auch die höchst wichtige und peinliche Frage: Bietet Deutschland der so rasch wachsenden Bevölkerung ausreichenden Nahrungsspielraum? Leiden wir nicht bereits an Uebervölkerung? Ist nicht zu befürchten, daß das wirthschaftliche und sociale Elend von Jahr zu Jahr zunimmt?

Unter den patriotischen Phantasien eines sehr erfahrenen und weitsehenden Staatsmannes und Geschichtsschreibers des vorigen Jahrhunderts, Justus Möser aus Osnabrück, findet sich ein geistreicher Aufsatz mit der Ueberschrift: „Also sollte man die Einimpfung der Blattern ganz verbieten." Das Argument ist: Die weise Vorsehung hat die Blattern nicht umsonst in die Welt geschickt, sie sind das einzige natürliche Mittel, der Uebervölkerung vorzubeugen, würde nicht die Hälfte der Kinder unter dem zehnten Lebensjahre dahinsterben, so müßte entweder die Bevölkerung durch gewaltsame Mittel, Krieg, Mord und Todschlag vermindert werden oder die durchschnittliche Lebensdauer würde herabgehen. Am Schlusse des Aufsatzes heißt es: „Ich halte es mit den natürlichen Blattern, die so fein aufräumen und auf jedem Hofe grade ein Pärchen übrig lassen, was sich fein satt essen und dem lieben Gott recht viele Engel liefern kann." Aber glücklicher Weise ist der Satz unrichtig, den Möser ebenfalls aufstellt: Die Völkerwanderungen haben aufhören müssen, weil Alles besetzt ist. Die ungemein verbesserten und vervollkommneten Communicationsmittel unserer Zeit haben uns die andern theilweise nur spärlich besetzten Erdtheile leicht zugänglich gemacht und eine neue noch lange nicht abgeschlossene Völkerwanderung von größerem Umfange als irgend eine der früheren ermöglicht.

Das führt zu der deutschen Auswanderung.

Ueber die deutsche Auswanderung haben wir keine ganz genaue Zahlen. Vieles beruht auf Schätzung. Zwar werden die deutschen Auswanderer aus deutschen Häfen seit Jahren registrirt, aber manche Deutsche, namentlich solche, welche sich der Wehrpflicht entziehen wollen, verlassen Europa aus außerdeutschen Häfen. Die Zahl der deutschen Auswanderer der letzten fünfzig Jahre wird zu mindestens 3½ Millionen veranschlagt, von diesen ist der weitaus größte Theil nach den Vereinigten Staaten von Amerika ausgewandert. Das durchschlagende Motiv bei der so starken und anscheinend immer wachsenden Auswanderung — im vorigen Jahre haben nach Bericht des Reichscommissars für das Auswanderungswesen 106,190 Personen Deutschland verlassen, für dieses Jahr ist nach allen vorliegenden Berichten eine noch weit stärkere Auswanderung zu erwarten — ist das Streben, die wirthschaftliche Lage zu verbessern. Die Auswanderer suchen günstigere Arbeitsbedingungen, als Deutschland zu bieten vermag. Nun will ich die Frage: Ist nicht Deutschland bereits übervölkert? — eine Frage, die nur nach eingehender Untersuchung der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse der einzelnen Gegenden beantwortet werden kann — nur eben streifen; in manchen Theilen Deutschlands, z. B. Oberschlesien, wo nach der Erklärung der preußischen Regierung bei Berathung der Nothstandsfrage im Winter 1879 bis 1880 eine Bevölkerung von über 100,000 Seelen wohnt, bei der Nothstand eintritt, sowie Kartoffeln und Kraut mißrathen, in dem sächsischen Erzgebirge, auf dem Eichsfelde besteht gewiß Uebervölkerung; darüber kann kein Zweifel sein: hätten wir keine Auswanderung, lebten die Millionen Deutschen, welche in den letzten fünfzig Jahren ausgewandert sind, mit ihren Kindern und Kindeskindern noch in Deutschland, so würde unser Nahrungsspielraum für die Bevölkerung lange nicht ausreichen, die Ueberfüllung so mancher Berufszweige, die sociale Noth, das wirthschaftliche Elend, Pauperismus und Vagabundenwesen würden ungleich größer sein. Wir bedürfen der Auswanderung als des nothwendigen Abflusses überschüssiger Kräfte, denen es im Inlande an ausreichender ergiebiger Arbeitsgelegenheit fehlt. Wäre dem nicht so, so wäre unsere Auswanderung ein unerklärliches Phänomen. Unsere Auswanderung geht zum allergrößten Theil nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Bieten die Vereinigten Staaten dauernd die Vorbedingungen für Aufnahme der deutschen Auswanderung? Wäre es nicht, vom wirthschaftlichen und nationalen Standpunkte aus wünschenswerth, daß mindestens ein Theil unserer Auswanderer andere Bahnen einschlüge?

Gegen die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten sprechen meines Erachtens drei Gründe.

Zunächst: die deutschen Auswanderer haben in den Vereinigten Staaten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denen Tausende erliegen. Sie kommen aus einem Lande mit sehr straffer Ordnung, mit weit eingreifender Regierungsthätigkeit, mit manchen Resten der früheren polizeilichen Bevormundung, sie sind gewohnt, sich in vielen Dingen von der Obrigkeit leiten und bestimmen zu lassen. Die Vereinigten Staaten sind das Land der Freiheit, der Selbstbestimmung, der Selbstregierung, des Vertrauens auf die eigene Kraft, in keinem civilisirten Lande wird weniger regiert. Unsern Auswanderen ist dort Alles fremd. Sie verstehen nicht die Sprache des Landes, sie kennen nicht die staatlichen, geschäftlichen, gewerblichen Einrichtungen und Gewohnheiten, sie müssen umlernen, beinahe völlig umlernen. Wie oft ist mir während eines längeren Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten gesagt: die Deutschen bringen es erst zu etwas, nachdem der letzte deutsche Thaler ausgegeben ist, so lange das deutsche Geld noch in ihrer Tasche ist, halten sie fest an den Gewohnheiten, Anschauungen, Geschäftssitten des eigenen Landes, und diese führen bei uns nicht zu Erfolg. Nun ist das Umlernen ein schweres Ding, wobei Mancher Schiffbruch leidet. Viele unserer Landsleute scheitern jenseits des Meeres, weil ihnen die Einordnung und Einfügung in die dortigen Verhältnisse nicht gelingt. Eine Folge der natürlichen Schwierigkeiten, womit unsere Landsleute in den Vereinigten Staaten zu kämpfen haben, zeigt sich darin, daß nur wenige einen hervorragenden Platz in der Regierung der Vereinigten Staaten erringen. Der Senat der Vereinigten Staaten, welcher aus zwei Senatoren von jedem Staate unter Vorsitz des Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten besteht, enthält gegenwärtig sechs Mitglieder fremder Abkunft, vier Irländer und je einen Schotten und Engländer, aber keinen Deutschen; nur ein Deutscher, Karl Schurz, ist jemals Bundessenator oder Mitglied des Ministeriums

(Cabinet) gewesen. Ich folgere aus dem Gesagten nur: es wäre wünschenswerth, wenn unsern Auswanderern ein Landstrich jenseits des Meeres ermittelt werden könnte, wo sie mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wo sie namentlich keine neue Sprache zu lernen brauchen.

Weiter: die Aufnahmefähigkeit der Vereinigten Staaten für deutsche Auswanderer ist keine gleichmäßige, constante, bald, wie in der Gegenwart, ist Platz für Hunderttausende, bald stocken die Geschäfte, die deutsche Auswanderung sinkt, uns versagt der nothwendige Kanal für Ableitung der überschüssigen Bevölkerung. In der Inauguraladresse des gegenwärtigen Präsidenten Garfield vom 4. März d. J. wird mit Recht auf die ungeheure Entwickelung der Vereinigten Staaten hingewiesen; das gegenwärtige Unionsgebiet ist fünfzigmal größer als das der ursprünglichen 13 Staaten, die Bevölkerung hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts verzwanzigfacht, noch rascher als die Bevölkerung ist der Reichthum des Landes gewachsen. Aber ihre Entwickelung ist keine gleichmäßige, ruhige, sie ist bislang durch mancherlei Krisen unterbrochen gewesen, und voraussichtlich werden Krisen in der Zukunft nicht ausbleiben. In dem Saale eines amerikanischen College findet sich über drei Thüren die Ueberschrift: Be bold!, aber die Ueberschrift der vierten Thür: Be not too bold! wird oft vernachlässigt. Daher die Ueberproduction, so in der Mitte des vorigen Jahrzehnts in der Anlage von Eisenbahnen, die neuen Eisenbahnen zahlten nicht, der Eisenbahnbau wurde beinahe sistirt, mit den Eisenbahnen lagen darnieder alle Geschäfte der Eisenbranche, der Verfall theilte sich andern Geschäftszweigen mit, Folge eine ziemlich allgemeine Geschäftsstockung. Die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten ist von etwa 150,000 im Jahre 1872 und von etwa 130,000 im Jahre 1873 auf reichlich jährlich 30,000 in den Jahren 1876 bis 1878 gesunken. Warum dies Herabsinken? Die Arbeitsbedingungen waren in Deutschland in den Jahren 1872 und 1873 ungleich günstiger und folgeweise das Auswanderungsbedürfniß ein geringeres als in den Jahren 1876 bis 1878, dennoch die starke Herabminderung unserer Auswanderung; aus gar keinem andern Grunde, als weil die Aufnahmefähigkeit in den Vereinigten Staaten gerade in den Jahren eine relativ geringe war, wo wir der Auswanderung zur Milderung unserer wirthschaftlichen und socialen Noth sehr dringend bedurften. Es ist daher nicht gut, daß wir zur Ableitung unserer überschüssigen Bevölkerung ganz vorzugsweise auf die Vereinigten Staaten angewiesen sind, es wäre wünschenswerth, wenn mindestens ein Theil unserer Auswanderer sich solchen Landstrichen zuwendete, die eine regelmäßigere weniger durch Krisen unterbrochene Aufnahmefähigkeit haben.

Und der dritte, unstreitig wichtigste Grund: die deutschen Auswanderer nach den Vereinigten Staaten gehen der deutschen Nationalität verloren. Sie müssen, wie ich schon vorhin sagte, umlernen, wenn sie es zu einer angesehenen einflußreichen Stellung bringen wollen, sie müssen sich den dortigen Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten anpassen, nicht mit Unrecht nennen die Amerikaner das Erlernen der englischen Sprache und die Eingewöhnung in die dortigen Einrichtungen ihre erste Pflicht. Mit alledem verlieren sie aber mindestens ein Stück ihrer deutschen Nationalität, in zweiter, spätestens dritter Generation werden sie volle Amerikaner, mit kaum nachweisbarer Rückwirkung der Nationalität ihrer Eltern und Großeltern. Ich gehe nicht ganz soweit wie Roscher in dem oft citirten Ausspruche: „Unsere Auswanderer, mögen sie nun nach Canada oder den Vereinigten Staaten, nach Australien oder Algerien ziehen, gehen dem Vaterlande mit Allem, was sie sind und haben, regelmäßig verloren. Sie werden Kunden und Lieferanten fremder Völker, oft genug unsere Nebenbuhler und Widersacher.“ Die deutschen Auswanderer sind der alten Heimat von Nutzen, in wirthschaftlicher und politischer Beziehung. In wirthschaftlicher Beziehung: der deutsche Exporthandel wird ganz wesentlich gefördert und getragen durch die deutschen Firmen, welche über den ganzen Erdkreis vertheilt sind, deutsche Auswanderer unterstützen häufig bedürftige Angehörige in der alten Heimat, manche Deutsche kehren nach dem Lande ihrer Geburt zurück, nachdem sie im Auslande Vermögen erworben haben. In politischer Beziehung: die Deutschen im Auslande vergessen nicht ganz die alte Heimat. Wenige Tage nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges hörte ich eine Rede von Karl Schurz auf einem freien Platze in Baltimore vor vielen Tausenden Deutschen folgenden Inhalts: „Wir sind Bürger der Vereinigten Staaten, wir leben in einem freien Lande, der Eckstein der Freiheit ist der Gehorsam gegen die Gesetze. Die Gesetze der Vereinigten Staaten, denen wir Gehorsam schuldig sind, verbieten uns die thätige Theilnahme an dem eben ausgebrochenen Kriege, aber sie verbieten uns nicht die Aeußerung und die Bethätigung von Sympathien durch Sammlungen für die verwundeten und erkrankten Krieger und für die Wittwen und Waisen derer, die in dem Kriege fallen werden. Auf welcher Seite sind unsere Sympathien? Wer das vierte Gebot bei Seite setzt, wer Vater und Mutter in ihrer Noth verläßt, den straft mit Recht die Mißachtung seiner Mitbürger. Deutschland, das Land unserer Geburt, ist für uns in politischer Beziehung Vater und Mutter, Friedensbruch und Feindschaft sind wahrlich nicht auf seiner Seite. Darum wollen wir, die amerikanischen Bürger deutscher Abkunft, die gute gerechte deutsche Sache innerhalb der Schranken der Gesetze der Vereinigten Staaten fördern.“ Und was Karl Schurz hier so beredt aussprach, war die werkthätige Ueberzeugung Hunderttausender; als Se. Majestät unser König bald nach Ausbruch des Krieges, am 25. Juli 1870, seinen Dank aussprach für die zahlreichen Aeußerungen und Beweise der Hingebung und Opferwilligkeit an das gemeinsame Vaterland, da konnte er rühmend die Kreise des deutschen Volkes jenseits des Meeres hervorheben. Aber allerdings ist der wirthschaftliche und politische Nutzen unserer Auswanderer kein ausreichender Ersatz für die ungeheuren Verluste wirthschaftlicher, geistiger und physischer Art, welche die Auswanderung in ihrem gegenwärtigen Zustande für uns mit sich bringt. Der Durchschnittswerth eines Auswanderers, an Erziehungs- und Unterhaltungskosten und an Kapital was er mit auf die Reise nimmt, kann zu mindestens 2000 Mark veranschlagt werden, das ergibt, die künftige Auswanderung zu jährlich 100,000 angenommen, einen Jahresverlust für unsere Volkswirthschaft zu dem ungeheuren Betrage von 200 Millionen Mark. Gesunde, kräftige junge Männer, die auf ihre Kraft Vertrauen setzen, die glauben, auch unter schwierigen Verhältnissen es zu etwas bringen zu können, entschließen sich ganz vorzugsweise zur Auswanderung, und die lebenslustigen kräftigen Mädchen folgen ihnen nach, weil sie das Loos der alten Jungfern nicht für beneidenswerth halten. Solche schwere Verluste wird eine Nation auf die Dauer kaum ertragen können; ohne Schädigung unserer eigenen Nationalität können wir nicht auf die Dauer die Brutstätte fremder Nationen sein, indem wir ihnen alljährlich ohne regelmäßigen nachhaltigen Ersatz höchst werthvolle Bestandtheile unserer Jugend abgeben. Hier liegt der meines Erachtens durchschlagende Grund für deutsche Kolonien. Wir müssen darnach streben, daß unsere Auswanderer compact mehr und mehr nach Landstrichen auswandern, wo sie sich und ihren Kindern und Kindeskindern deutsche Nationalität erhalten können und ein lebenskräftiger Zweig an dem großen Baume des deutschen Volkes bleiben. Dieser Gedanke hat auch zur Zeit unserer nationalen Erhebung und Einigung die Verfassungsbestimmungen veranlaßt, welche ich vorhin anführte. Die Grundrechte waren noch zaghaft; nur die Auswanderungsangelegenheit sollte dem Schutze und der Fürsorge des deutschen Reiches überwiesen werden; noch wagte man sich nicht heran an den großen Gedanken eines neuen Deutschlands jenseits des Meeres; erst unser größter Staatsmann nahm den Gedanken der Kolonisation in den Entwurf zur Reform der Bundesverfassung und demnächst in die Bundesverfassung selbst auf.

Wir bedürfen daher der Kolonien, worunter ich Landstriche jenseits des Meeres mit compacter deutscher Bevölkerung in wirthschaftlicher Verbindung mit der Heimat verstehe,

weil der Zustand und die Entwickelung unserer Bevölkerung die Massenauswanderung nothwendig macht,

weil die Vereinigten Staaten wenigstens nicht in jeder Be-

ziehung unsern Auswanderern eine geeignete Aufnahmestätte bieten, und

weil das Wohlergehen des deutschen Volkes eine dauernde Verbindung mit seinen auswandernden Volkstheilen erfordert.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Emilio Praga.

Begegnung im Walde.

Heut, da ich frühe ging den Wald entlang,
Nachdichtend einer Nachtigall Gesang,
Stieß auf ihr kleines Nest herab ein Weih
Und stieg dann wieder auf mit stolzem Schrei.
Die Stimme war verhallt,
Die flötend hinzog durch die schwanken Aeste,
Und schweigend trauerte der grüne Wald
Ob dem verwais'ten Neste.

Da sieh, ein Schwarm von Knaben kommt gerannt
In muntren Sprüngen, wo ich sinnend stand,
Der alle Zweige knickt' auf seinem Pfad,
Das Gras zusammt den Blumen niedertrat. —
Wohin, du wildes Heer?
Mußt du denn Alles tödten so unbändig?
Der Keckste spricht: O nein, Herr! Seht nur her:
Ich fange sie lebendig.

Seht! — Und drei Täubchen, eine Grasemück',
Zwei Drosseln zeigt er mir und strahlt vor Glück.
— Wir sind erst Mitt' April, und Nest an Nest!
Kein Zweig, wo nicht ein Paar sich niederläßt.
Den ganzen Juni lang
Gibt's nun in Busch und Thal genug zu jagen. —
Und in der Faust hat er den armen Fang
Vergnügt davongetragen.

Ein rosig Fäustchen, Augen hell erglüht,
Goldhaar und Lippen, drauf ein Lächeln blüht;
Recht eine Pagenfaust, die Lilien pflückt
Und einer Fürstin Kinder damit schmückt.
Horch! Aus dem Blau herab
Hat wie ein höhnischer Narr der Weih geschrieen,
Und seinen Hunger und sein Morden hab'
Ich trauernd ihm verziehen.

* * *

Und da ich mit dir ging, du blasses Kind,
Mein Herz war wie ein Kirchlein voller Glocken.
Das klang so lind!
Und wie ein Wald, drin tausend Vögel locken,
War dieses Herz, das immer sehnt und sinnt,
Heut, da ich mit dir ging, du blasses Kind.

Die Messe sang ein Cherub, lichtbeschwingt,
Und Tauben nisteten und Nachtigallen.
Wie lieblich blinkt
Das reine Weiß, wie süß des Weihrauchs Wallen!
Wie Brod und Wein so voller Gnaden winkt,
Wenn leis ein Cherub drin die Messe singt!

Paul Heyse.

Russisches.*)

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Meines Erachtens verfahren wir nicht richtig, wenn wir die gegenwärtige russische Krisis nur von den beiden einseitigen Gesichtspunkten betrachten: erstens, welche Rückwirkung dieselbe auf das übrige Europa, insbesondre auf Deutschland, haben wird oder kann, zweitens, ob es gerathen sei, für Rußland eine constitutionelle Verfassung zu erlassen, oder etwas dergleichen. Dies trifft nicht den Kern der Frage. Wir werden versuchen, dieselbe richtig zu formuliren. Denn „Richtig gefragt ist halb beantwortet" sagt ein bekannter englicher Autor.

Eine von dem Verfasser des unter 1 genannten Werkes soeben veröffentlichte Denkschrift, welche zu Anfang des Jahres 1875 im Auftrage des damaligen russischen Justizministers Grafen Pahlen ausgearbeitet, und nur dem damaligen Czar, dem jetzigen (damals Thronfolger), und den höchsten Würdenträgern und Vertrauensmännern des Czaren zugestellt, im Uebrigen aber streng geheim gehalten worden ist, belehrt uns, daß der russische Nihilismus keineswegs das plötzliche Werk einer handvoll Verschworener ist, welcher eines jeden Zusammenhanges mit der Nation entbehrt und nur im Bewußtsein seiner Isolirung und Rathlosigkeit zu den desperatesten Mitteln greift, sondern daß schon seit einigen Lustren diese subversive Bewegung existirt; daß er nicht das künstliche Produkt eines einheitlichen Planes Weniger, sondern aus einer verbreiteten Mißstimmung hervorgegangen ist; daß er demnach auch nicht von einem Punkte aus geleitet wird, sondern sich in verschiedenen Gestaltungen um mannichfache lokale Centren und abweichende Anschauungen gruppirt; daß endlich keineswegs zwischen diesen Desperados und dem russischen Volk ein unüberbrückbarer Abgrund klafft, sondern daß Unternehmungen, welche auf den gänzlichen Umsturz des zur Zeit bestehenden Regimentes gerichtet sind, wie der Herausgeber jener Denkschrift (und Verfasser des Werkes 1) sagt, nirgends in Rußland auf erheblichen Widerstand gestoßen, von einem erheblichen Theil der gebildeten Gesellschaft vielmehr mit unverhohlenen Sympathien begrüßt worden sind.

Die Denkschrift des Justizministers Pahlen stützt sich auf eine große Reihe von Thatsachen und bemerkt:

„Durch diese Beispiele wird bestätigt, daß die Erfolge der verbrecherischen Propaganda nicht sowohl durch die Thätigkeit der Betheiligten als durch die Leichtigkeit bedingt gewesen sind, mit welcher ihre Lehren bei den verschiedenen Gesellschaftsklassen Eingang gefunden haben, und durch die Sympathien, die ihnen entgegengebracht worden sind."

Nicht erwähnt in der „Denkschrift", wohl aber von anderen vertrauenswürdigen und wohlmeinenden Autoritäten (z. B. in dem vortrefflichen Reiseberichte von Franz von Löher, der zuerst in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und dann in Buchausgabe erschien) bekundet, ist die Unwissenheit und Indifferenz der Massen. Dieser in Rußland herrschende Indifferentismus, diese, um ein berühmt gewordenes geflügeltes Wort zu gebrauchen, „absolute Wurstigkeit", offenbart sich z. B. auch in dem Worte „Nitschewo" (das macht nichts oder das ist einerlei), das uns dort auf Schritt und Tritt entgegentönt und das sogar der Henker der Nihilisten mit lauter Stimme ausrief, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß er die Schlinge des Strickes auf der unrichtigen Seite angebracht und dadurch die Todesqualen der Gehenkten in eben so grausamer als rechtswidriger Weise verlängert hatte. (Beiläufig bemerkt, war darin das deutsche Mittelalter humaner; denn es gab den Delinquenten frei, sobald der erste Versuch des Scharfrichters mißglückte.)

*) 1) Von Nikolaus I. zu Alexander III. St. Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. Leipzig 1881, Duncker & Humblot. — 2) Alphons Thun, Landwirthschaft und Gewerbe in Mittelrußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Leipzig 1880. — 3) Oscar Peschel, Europäische Staatenkunde, herausgeg. von Otto Krümmel, Band I, Abth. 1, enthält u. A.: Das Russische Reich. Leipzig 1880.

Wenn wir uns die Sympathien oder wenigstens die Gleichgültigkeit und die Widerstandsunfähigkeit der Bevölkerung gegenüber den nihilistischen Bestrebungen, für welche uns Deutschen geradezu das Verständniß fehlt, begreiflich machen wollen, so müssen wir Land und Leute studiren; und auch die deutsche Literatur bietet uns dazu vortreffliche Führung.

Was das Land anlangt, so bietet uns der unter Nr. 3 erwähnte erste Band, Abtheilung 1, der „europäischen Staatenkunde", welche Otto Krümmel, Docent der Erdkunde an der Universität Göttingen, mit Benutzung der hinterlassenen Manuscripte des, der Wissenschaft leider zu früh entrissenen Professors Oscar Peschel, sowie nach den seitdem zugänglich gewordenen besten Originalquellen bearbeitet hat, eine vortreffliche Darstellung des umfangreichen russischen Reiches in Asien und in Europa. Hier wird uns namentlich das Flachland oder „Tiefland", welches das europäische Rußland bildet, mit seinen verschiedenen Produktionszonen geschildert, von den sogenannten „Tundren", jenen Cladonienfeldern im äußersten Norden, welche für den Menschen nur deshalb bewohnbar sind, weil sie den Rennthieren, und weil diese den Menschen eine kärgliche Nahrung gewähren, zu den Wald- und Ackerbaugebieten, welche uns in drei Abstufungen vorgeführt werden, dann zu den Steppen, und endlich ganz im Süden, in der Krim und in dem alten Kolchis, zu den mediterraneen Gebieten.

Das unter 2 erwähnte Werk von Alfons Thun schildert uns Landwirthschaft und Gewerbe in Mittelrußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Es zeigt uns den Rückgang der russischen Landwirthschaft seit 1861, die großen Fehler, welche bei dem Vollzuge der Bauernemancipation gemacht worden sind, den Mangel an Getreide, die Höhe der auf den Bauern lastenden Abgaben und Steuern, die solidarische Haft Aller für Einen, den Unterschied zwischen dem Einzeln- und dem Gemeinbesitz, die Häufigkeit der allgemeinen Umtheilungen u. s. w., — alles Dinge, welche in Deutschland nur sehr wenig bekannt sind.

Das unter 1 aufgeführte Werk endlich — last not least — verdanken wir jenem „bekannten Unbekannten", welcher, den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit mit kundigen und staatsmännischen Blicken folgend, von Zeit zu Zeit die Personen und Zustände, die Auffassungen und Stimmungen, die Minen und Contreminen in der „Gesellschaft" und in den herrschenden Kreisen des nordischen Reiches dem deutschen Publicum vorführt und erläutert.

Wir nennen von seinen Büchern: „Aus der Petersburger Gesellschaft", (5. Aufl.) — „Aus der Petersburger Gesellschaft. Neue Folge", (3. Aufl.) — „Rußland vor und nach dem Kriege" (2. Aufl.) — „Berlin und St. Petersburg. Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen" (2. Aufl.).

Das neueste dieser mit einander im engsten Zusammenhang stehenden, denselben Gegenstand von dem nämlichen Standpunkt aus, aber mit immer neuem Material und aus immer neuen Gesichtspunkten behandelnden Bücher, „Von Nikolaus I. zu Alexander III.", welches ebenfalls in kürzester Frist schon mehrere Auflagen erlebt hat, bringt uns mancherlei Belehrendes und Neues über Hof, Staat, Gesellschaft und „Verschwörung" in Rußland.

Ich erwähne namentlich die Mittheilungen „aus der dritten Abtheilung", in specie „die Aufzeichnungen des Gendarmerie-Obersten Sgotow" und die Aufzeichnungen des Gutsbesitzers Setiwanow, ferner die Geschichte der „Petraschewski'schen Verschwörung (1848—1849)", und endlich die „Russische Emigration in London", welche von Alexander Herzen, Kelßiew und Bakunin, daneben aber auch von Ledru-Rollin, Ludwig Kossuth, Victor Hugo, Karl Marx, Gottfried Kinkel, Arnold Ruge u. s. w. in nichtallzu wohlwollender Weise handelt. Mehrere bis jetzt noch nicht veröffentlichte russische Denkschriften verbreiten einiges retrospective Licht über die russischen Beziehungen zum Auslande in 1864 und 1869. Eine Beleuchtung der Lage der Dinge vor und nach dem 13. März 1881 darf natürlich nicht fehlen.

Zur Ergänzung dieser literarischen Nachweisungen möchte ich noch anführen die zwar nicht sehr umfangreiche, aber auch heute noch höchst beachtenswerthe Schrift von Dr. Karl Walcker: „Die russische Agrarfrage mit besonderer Berücksichtigung der Agrar-Enquete von 1873. Nebst einer Kritik der Schriften „Aus der Petersburger Gesellschaft" und „Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" (Berlin 1874, Bock)". Die zuletzt erwähnte „Kritik" enthält im Wesentlichen Zusätze, Randglossen, Ergänzungen, Anekdoten und Notizen zu dem Buche „Aus der Gesellschaft". Letzteres — das will ich ganz en passant nur erwähnen — enthält eine, schon 1873 geschriebene ebenso treffende als sarkastische Skizze über den jetzigen Minister Ignatieff, von welchem man nicht weiß, ob er nicht 1881 als Minister noch verhängnißvoller sein wird für die Russen, als er es 1877 und 1879 als Botschafter für die Türken gewesen. Karl Walcker macht dazu (S. 108), unter Bezugnahme auf die „Allgemeine Zeitung" Nr. 157 von 1874, die Bemerkung, daß Ignatieff „eine bulgarische Secundo-Genitur für Rußland" anstrebe, — eine Bemerkung, die damals wenig beachtet wurde, aber doch ziemlich interessant ist für den heutigen Tag, wo man behauptet, gewisse Leute seien bestrebt, den Prinzen Alexander in Bulgarien unmöglich zu machen, weil er sich Mühe gibt, in seinem Lande die Ordnung herzustellen und es nicht zum Werkzeuge und Opfer panslavistischer Phantastereien werden zu lassen.

Kommen wir nun, nach dieser literarischen Umschau, wieder zurück auf die Formulirung der Frage über die augenblicklich in Rußland herrschende Krisis.

Unserer Ansicht nach ist die Frage nicht auf die Eingangs genannten beiden Punkte, sondern auf den wirthschaftlichen und socialen Zustand der russischen Gesellschaft zu richten. Nur eine Untersuchung dieses Zustandes vermag uns Aufschluß über die Krankheit, sowie über die Möglichkeit und die Mittel der Heilung zu geben.

Im Großen und Ganzen gerechnet gibt es in Rußland nur Regierende und Regierte, d. h. Adel und Bauern. Der dritte Factor, welcher in allen übrigen Staaten Europas eine so große Rolle spielt, die breite und mächtige Schichte, welche man das Bürgerthum nennt und die auf die Regierung einen gewissen Einfluß übt, oder sie wenigstens controlirt, — vacat. Sie fehlt.

Man sagt, der Czar regiere autokratisch, oder er sei allmächtig. Dies ist eine Täuschung. Der absolute Herrscher ist der aller abhängigste, denn dieser Herrscher wird beherrscht von seinen Dienern, die Niemand controliren kann, auch der Czar selbst nicht. Die Herrschaft dieser Diener wird durch kein Gegengewicht ausgeglichen, weder durch ein aristokratisches noch durch ein demokratisches. Diese Diener besetzen alle Stellen mit den Ihrigen und lassen nur das, was ihnen dienlich ist, an den Czaren gelangen. Im äußersten Falle machen sie Palastrevolutionen. Von einer dieser Revolutionen schreibt einer der Verschworenen in seinen Memoiren: „Wäre nur ein einziger treuer Offizier oder Soldat dagewesen, wir waren verloren."

Und Alexander Herzen schreibt in der Vorrede zu der autorisirten deutschen Ausgabe der „Memoiren der Kaiserin Katharina II., von ihr selbst geschrieben" (Hannover 1859, Rümpler):

— „Wenn die Einwohner Petersburgs zu Bette gingen, wußten sie nie, unter wessen Regierung sie erwachen würden."

Der russische Adel aber ist das Gegentheil des englischen. Ihm fehlt jeder historische, conservative, grundherrliche Charakter. Er hat eben nichts wahrhaft Aristokratisches, keine Vergangenheit und keine Traditionen. Er wird durch den Besitz einer Uniform oder eines Staatsamtes erworben. Der vormalige altrussische wirkliche Adel ist ganz in den Hintergrund gedrängt worden, seitdem Peter der Große den „Tschin", d. h. den Beamtenadel geschaffen und denselben mittels seiner „Rangtabellen" in vierzehn Klassen getheilt hat.

Diese äußerlich aristokratisch angestrichene Bureaukratie hat aber ebenso wenig historischen Sinn, als historische Traditionen. Nicht zufrieden damit, daß sie selbst keine Vergangenheit hat, respectirt sie auch nicht die Vergangenheit und die wohl er-

worbenen Rechte der Anderen. Sie führt in Polen, in den Ostseeprovinzen, in Finnland und wo sonst noch etwas Historisch-gewordenes, Ueberliefertes, natürlich Gewachsenes existirte, einen erbitterten und unablässigen Krieg gegen dasselbe, im Interesse der Uniformirung, der Nivellirung, der Radicalisirung.

Kaum „das Mütterchen Moskwa, die weißsteinerne, die vielkuppelige" hat ein wenig von ihrem hieratisch-archaistischen Wesen zu retten vermocht, dagegen will es nun aber auch den in der Cultur vorgeschritteneren Territorien sein zurückgebliebenes Altrussenthum aufoctroyiren, das für jene paßt, wie eine Faust auf das Auge.

Nirgends ein consequent durchgeführtes System! Nirgends Continuität oder Traditionen! Ueberall politische und sociale Experimente. Gelegenheitsgedichte inspirirt von den Launen verschiedener Rathgeber und der wechselnden Stimmung des Tages!

Wenn wir uns z. B. die radicale Verfassung betrachten, welche die russische Bureaukratie ihrem Lieblingskinde, dem Fürstenthume Bulgarien, gegeben — eine Verfassung mit welcher irgend ein Anderer eben so wenig wird regieren können, als der Fürst Alexander —, dann begreift man solche Typen wie Michael Bakunin, der halb Scheusal halb Kindskopf, doch nur eine Consequenz des russischen Radicalismus war, und zugleich ein Vorläufer des Nihilismus.

Zum Schluß ein Wort über die Bauern. Der russische Bauer (Muschik) besitzt Talent und Anstelligkeit, trotzdem befindet er sich wirthschaftlich in einer elenden Lage. Er hat weder Heimatsinn noch Liebe zur Arbeit. Der Nomade steckt ihm noch in den Knochen. Der Grund und Boden gehört in vielen Theilen des Reiches der Gemeinde und wird periodisch nach gleichheitlichen Losen neu ausgelost und ausgetheilt unter die vorhandenen „Seelen". In Folge dessen befindet sich die Landwirthschaft auf einer sehr niedrigen Stufe, — ein schlagender Beweis gegen den Socialismus und Communismus. Die Großgrundbesitzer, welchen übrigens nur ein Sechstel des nutzbaren Bodens gehört, anlangend, so kann man auf sie den Bibelspruch anwenden: „Sie säen nicht, sie ernten nicht" u. s. w.; sie pflegen ihr Land nicht selbst zu bebauen, sondern Andern gegen Pacht, Theilung des Ertrags oder des Erlöses u. s. w. zu übertragen. In neuerer Zeit verkaufen auch Viele.

Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft sind verhängnißvolle Fehler mit untergelaufen. Man hat z. B. den Bauern meist nur Ackerland zugetheilt, aber nicht auch Wald, Wiese u. s. w. Dadurch sind sie ganz abhängig von den Besitzern der letzteren, von dem Staat und den Großgrundbesitzern geworden, welche diese Lage der Dinge gehörig ausbeuten. In Folge dessen sind die Bauern gründlich mißvergnügt; und bei ihrer außerordentlichen Unwissenheit werden sie beunruhigt durch allerlei Furcht und allerlei Hoffnung. Bald fürchten sie, man werde ihnen das, was sie haben, wieder nehmen, bald hoffen sie, man werde auch alles übrige Grundeigenthum unter sie vertheilen (siehe Alphons Thun, S. 83 u. ff. und 138 u. ff.).

„Mehr Land und weniger Abgaben!" ist ihr Feldgeschrei geworden. Sie halten den Czaren für allmächtig. Deshalb erwarten sie von ihm Alles und machen ihn verantwortlich für alles Uebel, — eine nothwendige Folge des Staats-Socialismus.

Die Heilung kann nur darin bestehen, daß man dem russischen Bauer Liebe zu seiner Heimat, zu seinem Boden, zu seiner Arbeit beibringt, wie solche z. B. der deutsche Bauer hat.

Man muß die Feldgemeinschaft, die Verlosung der Grundstücke, die Steuerprivilegien und die solidarische Steuerhaft aufheben und damit die Vernachlässigung der Landwirthschaft, die Erschöpfung des Bodens, die Hungersnöthe und die Bauernaufstände beseitigen. Man muß die enormen Industrie-Schutzzölle abschaffen, welche das Land aussaugen und schwer auf die Landwirthschaft drücken. Man muß die Valutastörung beseitigen. Man muß für guten Unterricht der bäuerlichen Bevölkerung sorgen.

Kurz, man muß unten anfangen, nicht oben. Eine Constitution nach westeuropäischem Muster würde für Rußland kaum besser passen, als für die Bulgaren. Das wäre: „Steine statt Brod".

Man muß die Hindernisse beseitigen, welche der wirthschaftlichen Freiheit, dem Wohlstande und der Bildung im Wege stehen.

Dazu bedarf es freilich anderer Beamter; und es ist schwer zu sagen, woher die zu nehmen. Auch geht das Alles nicht von heute auf morgen.

Die Türken haben ein Sprüchwort: „Bei einem zerbrochenen Wagen stehen viel Wegweiser."

Das will sagen: Rath sei leichter zu ertheilen, als zu vollziehn. Und das ist wahr.

Gleichwohl glauben wir: Die Heilung liegt auf dem oben bezeichneten Wege der innern wirthschaftlichen und culturellen Reform, nicht aber in auswärtigen Abenteuern, wie man sie 1877 mit so unglücklichem Erfolg unternommen, und nicht in constitutionellen Spielereien, welche doch nie zu einer Wahrheit werden würden.

Der Rath, welchen (in Goethes „Iphigenie in Tauris" Act IV, Scene 2) der umsichtige Arkas seinem König gibt, ist auch für Rußland der beste. „Denn," sagt Arkas,

„Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menschlicher Gestalt vom Himmel kommt,
Ein Reich sich schneller als, wo trüb und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Kraft und Muth,
Sich selbst und banger Ahnung überlassen,
Des Menschenlebens schwere Bürde trägt."

Inge von Rantum.

Eine Sylter Novelle von E. Oswald.*)

Die Erzählung hat vielfach Aufsehn erregt und neben warmem Beifall auch lebhafte Anfechtung erfahren. Beides ist wohl erklärlich: das kleine Buch bekundet ein das Gewöhnliche hoch überragendes Talent, einzelne Partien sind geradezu glänzend und doch bleibt die Vollwirkung auf den mächtig angezogenen Leser schließlich aus. Die Geschichte soll hier nicht nacherzählt werden: sie ist höchst einfach: ein junger Mann, Dichter, wird auf der Insel Sylt hin und her gezogen zwischen einer herausfordernd schönen und heißen Russin und einer Schifferwittwe, deren Reiz vor allem in herber schweigsamer Insichgeschlossenheit liegt und ertrinkt durch einen Zufall, den freilich seine fieberwirre Aufregung herbeiführt. Das ist Alles. Aber mit welcher Virtuosität, ja — man darf das fast immer ohne Berechtigung gespendete Wort hier brauchen — mit welcher Meisterschaft ist — stellenweise wenigstens — diese simple Fabel erzählt, ist die Malerei der Oertlichkeit, der See- und Strandbilder, der ländlichen Staffage, aber auch der Hauptgestalten ausgeführt! Es gibt sehr wenige Leute in Deutschland, welche einzelnen Partien dieses kleinen Buches gleich Vortreffliches an die Seite zu stellen vermöchten. Ein schwerwiegendes Lob glauben wir damit auszusprechen, daß wir in dieser Sylter Geschichte ein tief verständnißvolles Studium von George Elliot finden, gefördert durch eine gewisse Wahlverwandtschaft der Talente und der Individualität: manches gemahnt hier an „Adam Bede" und „The mill on the Floss": überhaupt steht das Buch englischer Schriftstellerei nahe. Zu dem Vorzüglichsten zählt die Einkleidung der Erzählung: ein vortrefflich geschilderter gemüth- und geistvoller Mann in mittleren Jahren, verwachsen und krank, berichtet die Geschehnisse (mit herzgewinnender Selbstironisirung seiner Neigung zu der schönen Russin) brieflich seiner fernen Schwester. Warum vermag nun der Leser, der die Natur- und Seelen-Malerei mit jener Freude genoß, welche nur feingebildete Künstlerschaft zu bereiten versteht, doch am Schluß nicht den unzerpflückten Kranz dem Werk zu weihen, warum wird er nur hie und da, — aber nicht selten, — ein Lorbeerblatt auf den schönen Torso werfen? Antwort: weil die Handlung, weil

*) Frankfurt a. M. 1881, M. Diesterweg.

die Architektur der Geschichte nicht befriedigt. Auch darin gleicht die Erzählung gar mancher englischen Novelle, deren virtuose Schilderungen den Mangel der künstlerischen Nothwendigkeit in der Handlung nicht zu verhüllen vermögen.

Es ist immer unbefriedigend, ja den Haupteindruck erstickend, läßt der Dichter den Leser im Ungewissen, auf welche Seite bei einem Conflict er sich mit seiner Sympathie, mit seinen Wünschen stellen soll. Das passirt aber in diesem Buch dem Leser nicht einmal, sondern sogar zweimal. Die vor unsern Augen verlaufende Geschichte ist nur eine Wiederholung der alten Sylter-sage von Ingburg und Ekke: und wie man bei der hier gegebenen Erzählung der Sage beim besten Willen nicht weiß, ob man mit dem Menschenmädchen oder mit dem Meerweiblein sympathisiren soll — hier liegt eine bei dem außergewöhnlichen hervorragenden Talent geradezu unbegreifliche Ungeschicklichkeit des Aufbaus — genau so ergeht es dem Leser bei der 1879 passirenden Geschichte: nachdem die Sylterin unverkennbar den Helden abweisen wird, beklagt man, daß er durch sie von der berauschenden „Sascha" abgezogen worden. Die eingestreuten Verse — der Held bringt jene Sage in ein Gedicht — sind zum Theil von erstaunsamer Schönheit (starker Einfluß von Theodor Storm!): zum Theil freilich muß man sich, um ihre Holprigkeit und allgemeine Gewaltthätigkeit zu entschuldigen, daran erinnern, daß der arme Junge elendiglich ertrunken ist, bevor er sie nochmal durchfeilen konnte, sodaß Er die Verantwortung dafür nicht zu tragen hat.

Ist es nun nicht seltsam, daß ein Talent, welches in Schilderung und Charakteristik so Außerordentliches leistet, im Bau der Handlung Fehler begeht, die der ganz gewöhnliche gewerbemäßige Novellen-Fabrikant vermeiden würde? Gewiß ist es seltsam. Einigermaßen aber erklärt es sich daraus — wohl gemerkt, ich bin nicht so ungalant, zu sagen, es erkläre sich daraus völlig oder nothwendig! — daß E. Oswald so wenig ein Mann ist wie es George Elliot war, sondern — eine Dame. Da ich dies Geheimniß nicht anvertraut erhalten habe, verletze ich kein Vertrauen, indem ich es verrathe. Fort und fort mußte ich, bei der Lectüre der Erzählung, bei Mißfallen und Beifall, daran denken: Alles, was Arabeske, was Decoration, was Feinheit der Beobachtung von Naturleben und Menschenleben ist — vorzüglich: dagegen der einfache Aufbau, das eherne Gerüst, der schicksalnothwendige Schritt der Handlung, kurz Alles, was viel minder begabten männlichen Geistern nicht schwer wird, nicht voll gelungen. Ich meine, diese Motivirung der nicht ganz erreichten Vollkommenheit kann die Verfasserin am Wenigsten verletzen. Denn die Eigenart des Geschlechts haben Sappho und George Sand und George Elliot und Annette von Droste auch nicht verleugnen können: sie hängt mit den höchsten Vorzügen weiblicher Begabung zusammen und: omnis determinatio negatio, sagt der Altmeister Spinoza.

Aus seinem Geschlecht kann man so wenig fahren wie aus seiner Haut. Weh den Weibern, die es wagen: Mann werden sie nicht und Weib zu sein haben sie aufgehört.

Bei diesem Anlaß mache ich gerne merksam auf eine kleine Novellensammlung der gleichen Verfasserin, welche vor etwa zehn Jahren erschien und weniger Beachtung fand als sie verdiente: „Fern von der Welt Getriebe" enthält eine Erzählung, wie eine edle Frau, welche durch Betrug ihres Vaters dahin gebracht worden ist, ihren Geliebten für treulos zu halten, und nun, diesen Vater zu retten, einen reichen, ungeliebten, aber sehr tüchtigen Mann geheirathet hat, nach mehrjähriger Ehe von dem zurückgekehrten, als schuldlos erkannten Geliebten sich entführen lassen will, aber im letzten Augenblick durch ihr erwachendes Kind, das weinend nach der Mutter ruft, bei der Pflicht zurückgehalten wird. Wenn bei „Inge von Rantum" der feste männliche Strich der Zeichnung fehlt, muß man bewundernd anerkennen, daß jene Geschichte nur ein Weib so zart und feinfühlig schreiben konnte.

Felix Dahn.

Weibliche Studenten.

Von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Wir haben nun noch die Eignung des Weibes zum ärztlichen Berufe zu prüfen. Sie wird mit Heftigkeit und aus verschiedenen Gesichtspunkten bestritten. Hören wir vor Allem den wichtigsten Einwand.

„Wir Alle," sagen die Gegner, „der Staat wie der Einzelne, dürfen nicht dulden, daß Frauen als diplomirte gleichberechtigte Aerzte fungiren, weil es sträfliche Nachlässigkeit wäre, eine Thätigkeit, durch welche Wohl und Wehe der Menschen berührt wird, von Jemand üben zu lassen, welcher dieser Thätigkeit von vornherein nicht gewachsen ist und voraussichtlich Schaden anrichten wird. Die Frau steht, wie die Psychologen und Physiologen unwiderleglich nachweisen und wie obendrein die tägliche Erfahrung lehrt, an geistiger und körperlicher Kraft hinter dem Manne zurück. Darum hat die Natur selbst sie von solchen Berufen ausgeschlossen, welche die volle geistige und körperliche Kraft des Mannes erfordern. Der weibliche Arzt wäre also eine permanente Lebensgefahr für seine Mitmenschen." Nur ganz nebenbei machen sie darauf aufmerksam, daß die vermählte Aerztin vollends ein Nonsens wäre, schon wegen der Unterbrechungen ihrer Praxis, zu denen sie die Erfüllung ihrer natürlichen Mission zwänge.

Das sind immerhin ernste Gründe, welche nicht verdienen, so leichthin und höhnisch abgefertigt zu werden, wie dies von den Vertheidigern des „Fräulein Doctor" geschieht. Sie leugnen die geistige Präponderanz des Mannes rundweg und über die körperliche, die sie nicht gut leugnen können, helfen sie sich mit der Phrase hinweg, „daß ja der Arzt kein Drescher sei ꝛc." Bezüglich jener Unterbrechungen aber meinen sie, daß ja auch die Herren Doctoren durch kein Arcanum vor der Gefahr längerer Krankheit geschützt seien.

Eine ruhige Abwägung dieser Argumente führt sicherlich zu dem Schlusse, daß beide irrig. Wer sich aufs Gerathewohl ein Dutzend Männer und ein Dutzend Frauen desselben Alters und derselben Gesellschaftsklasse einander gegenübergestellt denkt, kann nicht zweifeln, daß er in Summa die größere Körper- und Geisteskraft auf Seiten der Männer finden wird. Folgt aber daraus, daß jede dieser Frauen hinter jedem dieser Männer in beiden Beziehungen zurückstehen muß? Keineswegs — bezüglich der geistigen Begabung ist das Gegentheil beinahe gewiß und bezüglich der körperlichen immerhin denkbar. Denn es gibt ja genug Frauen, welche stärker oder ebenso stark sind, wie ihre Männer, und geradezu unzählige, welche geistig begabter sind. Für unsere Deduction folgt also aus der Thatsache, daß im Durchschnitt Intellect und Körperkraft der Männer überwiegen, blos die begründete Vermuthung, daß der ärztliche Stand auch in Zukunft unter den Männern eine größere Zahl geeigneter Jünger finden wird, als unter den Frauen. Keineswegs aber folgt daraus, was die Gegner aufstellen. Denn wer zugibt, daß es einzelne Frauen gibt, die in beiden Richtungen den Männern mindestens ebenbürtig sind, muß auch zugeben, daß diese Frauen als Aerzte keine „permanente Lebensgefahr" wären. Mit einem Worte: principiell können die Frauen aus diesen Gründen natürlicher Begabung nicht vom ärztlichen Berufe ausgeschlossen werden, wohl aber darf man sagen, daß wahrscheinlich nur selten ein weibliches Individuum für denselben taugen wird.

Und um dieser Wenigen willen, hören wir einwenden, soll keine principielle Schranke aufgestellt und dadurch zu unserem Schaden, zu unserer Gefahr auch den Untauglichen die Bahn offen erhalten werden?

Gemach! Für diese ist die Bahn ohnehin durch die geistigen und körperlichen Anstrengungen verrammelt, welche gerade dieses Studium mit sich bringt. Könnt ihr euch eine Frau, welche zuerst die Maturitäts-Prüfung, dann die strengen medicinischen Rigorosen bestanden, so einfältig denken, daß sie später als Arzt aus purer Dummheit Patienten tödtet? Oder

glaubt ihr, daß ein weibliches Wesen, welches jenen abnormen Kraftverbrauch, den die jahrelange Arbeit in den Secirsälen mit sich bringt, ohne Schädigung überstanden, später nach erhaltenem Diplome zu schwach sein wird, die gewöhnliche ärztliche Praxis auszuüben? Dazu gehört ja keine Riesenkraft, wie ja auch der männliche Arzt nicht immer ein Riese ist.

Was aber jene „Unterbrechungen" betrifft, so haben natürlich die Gegner Recht. Und zwar kommt hierbei noch viel weniger die einmalige oder mehrmalige Pause von neun bis zehn Monaten in Rechnung, als die fortwährende Collision der Pflichten in und außer dem Hause. Gattin, Mutter und Arzt zugleich — das führt gewiß nur zu der Alternative: „Entweder eine pflichtvergessene Gattin und Mutter oder ein pflichtvergessener Arzt!" Wenn aber die Gegner nun gewöhnlich fortfahren: „Es müßte also für das Fräulein Arzt die Ehelosigkeit statuirt werden, wie für den katholischen Geistlichen," so schießen sie über das Ziel hinaus. Was sich gleichsam von selbst statuirt, braucht nicht erst durch das Gesetz vorbestimmt zu werden. Das Mädchen, welches auf die Hochschule geht, hat eben dadurch auf die Erfüllung ihrer natürlichen Mission verzichtet. Wird sie später, nachdem sie ihr Ziel erreicht, von Reue darüber erfaßt, so wird diese Reue wahrscheinlich zu spät kommen. Gelingt es ihr aber dennoch, einen Gatten zu finden, der das Kinderpäppeln übernimmt und sich darüber hinwegsetzt, daß die Gattin naturgemäß die häuslichen Pflichten nicht erfüllen kann, dann — werden sich eben die Patienten die Sache überlegen!

„Zweien Herren kann man nicht dienen!" Vor einiger Zeit ging die sonderbarliche Nachricht durch die Blätter, die russische Regierung trage sich mit dem Gedanken, nur verheiratheten Frauen die Ausübung der Heilkunde zu gestatten! Das wäre die zweck- und naturwidrigste Verfügung, die je irgendwo getroffen worden . . . .

Eine zweite Gruppe von Argumenten für und gegen die Frau als Aerztin basirt auf dem weiblichen Charakter. „Die Frau," meinen die Ankläger „ist launenhaft, von geringer Ausdauer, ohne Ernst und Tiefe; selbst ihre Begeisterung ist eigentlich nur Schwärmerei, ein flackerndes Strohfeuer. Mögen diese Schwächen auch anderweitig durch noch so viele Tugenden überstrahlt sein, für den ärztlichen Beruf bleiben sie Todsünden!"

„Lüge und Verleumdung!" erwiedern die Vertheidiger. „Es gibt natürlich auch launenhafte und oberflächliche Frauen, aber sind denn alle Männer ernst und ausdauernd? Aus den Schwächen der Einzelnen darf keine Waffe gegen das ganze Geschlecht geschmiedet werden. Wohl aber ist andererseits die milde Geduld, die Barmherzigkeit eine so unbestrittene Tugend des Weibes, und die Zahl der Frauen, die ihrer entrathen, ist so gering, daß wir sie wohl als Argumente in unserem Sinne verwerthen dürfen, denn diese Tugenden prädestiniren die Frau, wie bisher zur Krankenpflege, so künftig zum ärztlichen Berufe."

Hier steht die Wahrheit von vornherein bei den Vertheidigern. Denn wenngleich Launenhaftigkeit und „Strohfeuer" Schwächen sind, denen wir bei Frauen ungemein oft begegnen, so darf man ja nicht vergessen, daß nicht jede beliebige Modedame von heute auf morgen Arzt werden kann. Dazu gehört ein Diplom, und dieses will verdient sein, durch eine, die Vorbildung eingerechnet, nahezu vierzehnjährige unausgesetzte, angestrengte Thätigkeit verdient! Man wird zugeben, daß Weiberlaunen selten vierzehn Jahre währen, und wenn ein Weib solche Ausdauer bewährt, dann brennt ihm im Herzen kein Strohfeuer, sondern die Flamme echter Begeisterung! . . . . . Die Barmherzigkeit und Geduld aber sind in der That echt weibliche Tugenden und daher ein Argument für das „Fräulein Doctor".

Eine dritte Gruppe von Argumenten betrifft die Frage: „Sprechen Gründe der öffentlichen Sittlichkeit für oder gegen die Zulassung der Frauen als Aerzte?" Aber diese Frage ist für uns dadurch bereits in ihrer wichtigsten Beziehung erledigt, indem wir die Beschränkung der Aerztin auf Frauen- und Kinderpraxis als unbedingt nothwendig ausgesprochen haben. Selbst die begeisterten Freunde des „Fräulein Doctor" dürften gegen eine Verfügung des Staates, welche den Frauen die Praxis an erwachsenen Männern kurzweg verbietet, nichts einzuwenden haben. Läßt man diese Einschränkung gelten, dann wird die Sittlichkeit von der Aerztin nicht gefährdet, sondern wohl sogar gefördert. Denn es ist zweifellos, daß jede Dame, sofern sie die Wahl zwischen einem tüchtigen Arzte und einer gleich tüchtigen Aerztin hat, sich in unzähligen Fällen lieber der Letzteren anvertrauen wird.

Noch leichter wird man mit einem andern Einwand fertig, der aus Gründen der Sittlichkeit gegen die „Studiosa medicinae" erhoben wird.

„Es ist notorisch," sagen die Gegner, „daß sich da, wo die Studentin grassirt, zum Beispiel in Rußland, auch Viele darunter finden, die nicht blos mit den „Vorurtheilen der Gesellschaft", sondern auch mit den Grundsätzen der Sittlichkeit gebrochen haben. Den Anlaß hierzu hat sicherlich das medicinische Studium geboten, welches dem Weibe das Schamgefühl, das keusche Empfinden zu nehmen geeignet ist. Die Gesellschaft hat nun freilich nicht die Verpflichtung, das einzelne Individuum vor dem Verderben zu schützen, aber sie würde pflichtvergessen handeln, wollte sie einen Weg offen halten, der sicherlich zum Verderben führt."

Die Erwiderung ist gleichsam von selbst gegeben. Nicht das medicinische Studium hat unter den russischen Studentinnen so viele Unsittlichkeit hervorgerufen, sondern der Nihilismus. Diese Frauenzimmer wären geworden was sie sind, auch wenn sie nie einen Hörsaal betreten hätten. Aus Amerika hört man keine Klage dieser Art, und die wenigen, auf deutschem Boden prakticirenden Aerztinnen erfreuen sich des denkbar besten Rufes, der höchsten Achtung. Auf den Duft keuscher Naivetät, wie er das sechszehnjährige Pensionsmägdlein umweht, müssen diese Jüngerinnen der Wissenschaft verzichten, nicht aber auf ernste Sittlichkeit. Die Wissenschaft hat noch nie ein Herz verderbt und bösen Lüsten geöffnet.

Aber nicht blos die Sittlichkeit der Studentinnen selbst soll, wenn man gewissen Stimmen trauen darf, durch die medicinischen Studien der Frauen bedroht sein, sondern weit Wichtigeres: die Würde der Wissenschaft, die Wirksamkeit des Unterrichtes. Die Anwesenheit junger Leute beiderlei Geschlechts bei gewissen Vorträgen und Demonstrationen gebe den Letzteren den Beigeschmack des Pikanten, der den wissenschaftlichen Zweck illusorisch mache und die Stätte der Wissenschaft entweihe.

Auch dies klingt plausibel und ist doch zum größten Theil unbegründet. Man muß zunächst feststellen, daß es sich hier einzig um einige klinische und anatomische Vorträge handelt. Nun ist aber dem Reinen Alles rein, mit anderen Worten: derjenige Hörer, der die Vorlesung seiner wissenschaftlichen Ausbildung wegen besucht, muß ein leichtfertiges, unwürdiges Subject sein, um gewisse Präparate mit frivolem Blicke anzuschauen, gewisse Erörterungen mit unsauberen Randglossen zu begleiten. Unwürdig und leichtfertig aber ist unsere akademische Jugend nicht, und wer dies im Vorhinein von ihr annimmt, thut ihr schweres Unrecht. Außerdem kann man sich diesbezüglich auf eine praktische Erfahrung berufen. Die Wiener Mediciner haben in solchen gemeinsamen Collegien ihr Anstandsgefühl glänzend documentirt, und nie haben die Professoren Veranlassung gehabt, auch nur über die leiseste Störung zu klagen.

Es wird hier überhaupt des Ortes sein, der Erfahrungen zu gedenken, welche man bisher bezüglich des Verhältnisses der Studentinnen zu ihren männlichen Collegen und zur Alma mater, die ihnen ihre Pforten geöffnet, gemacht hat. Es ist nicht zu leugnen: man hat leider die Gelegenheit gehabt, zu erproben, daß die unbedingte, unbeschränkte Zulassung der Frauen mit mancherlei Gefahren verbunden wäre, ja sogar — wenigstens, wie die Dinge jetzt liegen — zu krassen Unzukömmlichkeiten führen würde. Es sei mir gestattet, dies aus den Verhältnissen der Hochschule meines Wohnorts Wien zu deduciren.

Auf die Kunde, daß man in Oestreich nicht abgewiesen werde, machten die meisten Studentinnen aus Rußland in Wien

Halt und versuchten es, hier unterzukommen, ehe sie nach Bern oder Paris gingen. Es waren das fast ausnahmslos Studentinnen der Medicin.

Nun denn — bei vielen, bei sehr vielen von ihnen ergab schon eine flüchtige Prüfung ihres Wesens und und ihrer äußeren Lebensführung, daß ihnen das Studium keineswegs der Hauptzweck sei. Den Einen war es ein Mittel, um — ich drücke mich sehr vorsichtig aus — desto ungenirter ein zwangloses Leben führen zu können, den Anderen ein Deckmantel für radicalpolitische, für nihilistische Umtriebe. Sie wurden nach und nach weggewiesen; einige klagten laut über engherziges Philisterthum, aber gerade an diesen wurde es klar, daß man ihnen kein Unrecht gethan. Denn obgleich sie nun nichts in der Stadt zu suchen hatten, blieben sie doch im lustigen Wien und trieben es da so lustig, daß es der ernsten Polizei mißfiel.

An den Wenigen aber, welchen man den Besuch der Collegien und Secirsäle fortdauernd gestattet, erwies es sich andrerseits, wie schweres Unrecht man ihnen durch eine principielle Abweisung gethan hätte: denn diese Mädchen widmeten sich dem Studium mit so ernstem, verständnißvollem Eifer, wie er an ihren männlichen Collegen nicht immer zu rühmen ist und benahmen sich dabei in ihrem Privatleben, wie während des Unterrichts, so bescheiden, so anstandsvoll, daß keine Klage, auch nicht die leiseste, laut wurde. Und es waren junge, hübsche, arme Mädchen darunter, die hunderte von Meilen von der Heimath fern, in der üppigen, fröhlichen Großstadt keinen andern Schutz und Halt hatten, als das eigne, brave Herz. Die Aermste von ihnen, eine Schönheit ersten Ranges, hat während ihres ganzen Wiener Aufenthaltes fast nur von trockenem Brode gelebt, und ihre Wohnstube war eine elende, nicht heizbare Dachkammer, welche sie Nachts mit zwei gleich braven Wiener Arbeiterinnen theilte. Nicht blos jede Versuchung, auch jede Gabe wies das Mädchen als eine Beleidigung zurück, sie lebte — in Wien! — von den zehn Rubeln, welche ihr ihre Mutter monatlich schickte, und als man ihr eine Uebersetzungsarbeit anbot und gut zu honoriren versprach, resüsirte sie dankend — sie müsse ihren Wiener Aufenthalt für ihre Studien ausnützen und wolle lieber schlecht leben, als diese kostbare Zeit durch andere Beschäftigung vergeuden! . . . . .

Wie bereits erwähnt, hat sich die östreichische Regierung trotzdem bewogen gefunden, um der schwarzen Schafe willen auch die weißen zu verstoßen und sich auf den Standpunkt der unbedingten Negation zu stellen.

Es ist dies ein bequemes, aber wenig gerechtes und sicherlich nicht nachahmungswürdiges Vorgehen. Der Staat hat keinen Grund, seine Hochschulen allen Studentinnen principiell zu verschließen, und er wahrt die Würde seiner höchsten Bildungsstätten genügend, wenn er die Frage der Zulassung der Candidatinnen nicht zu einer principiellen, sondern zu einer individuellen macht, das heißt: wenn er den Rectoraten aufträgt, die Immatriculation nur dann vorzunehmen, wenn die Candidatin in geistiger und sittlicher Beziehung den Bedingungen, die man gerechter Weise an sie zu stellen hat, entspricht.

Bezüglich der geistigen Befähigung bedarf dies keiner weiteren Ausführung: man fordere von der Bewerberin denselben Ausweis über genügende Vorbildung und geistige Reife, wie dies bei Jünglingen üblich. Was aber die Sittlichkeit betrifft, so wird man sich freilich vor allen lächerlichen Uebertreibungen hüten und nicht etwa an einen hochlöblichen akademischen Senat dieselben Anforderungen stellen dürfen, welche Maria Theresia der Wiener Keuschheitscommission tragikomischen Angedenkens aufgebürdet. Hier muß das Taktgefühl entscheiden! — und damit: sapienti sat — zu näherem Eingehen auf dies heikle Thema ist hier wahrlich nicht der Ort!

Als Resultat unserer Ausführungen können wir aussprechen, daß weder der Staat einen Grund hat, den Frauen die Hörsäle seiner medicinischen Facultäten zu verschließen, noch im Allgemeinen ein principielles Bedenken gegen die Eignung der Frauen zum ärztlichen Berufe berechtigt ist. Es handelt sich hierbei überhaupt um kein Princip, sondern einzig um die Individualität der Candidatin. Die Anforderungen aber, welche an dieselbe gestellt werden müssen, sind so groß und vielseitig, daß sie heute und in alle Zukunft nur von Wenigen werden erfüllt werden können. Denn neben seltener geistiger, körperlicher und moralischer Stärke muß die Candidatin noch seltene Ausdauer und die Seelenkraft besitzen, freiwillig den Freuden der Familie zu entsagen.

Wie aber stellen sich die praktischen Erwerbschancen?

Gleichfalls wenig ermunternd! Die junge Aerztin kann nur solche Orte wählen, wo eine blos auf Frauen und Kinder beschränkte Praxis lohnend ist, also größere Städte. Trifft sie diese wenige Orte bereits von Colleginnen besetzt, so ist sie trotz langjähriger Mühen noch immer nicht vor Noth geschützt, geschweige denn versorgt. Auch die Erfahrung mahnt zur Vorsicht! Nur wenige Frauen haben sich bisher als Aerztinnen in Europa eine auskömmliche Existenz zu schaffen gewußt.

Ueberblicken wir nun nochmals das Gebiet, welches wir unbefangenen Blicks durchwandert, so sehen wir, daß sich das weibliche Studententhum unserer Tage aus zwei Gründen erklärt, aus einer geistigen Strömung, welche nicht blos geographisch lokalisirt ist, sondern auch zeitlich eng begrenzt sein dürfte, und aus einer herben Nothwendigkeit, der es aber nicht zweckdienlich zu entsprechen vermag, da die Erwerbschancen ungünstige sind. Und daraus folgt denn als letzter Schluß, daß es nur eben eine curiose, eine interessante, aber keine social folgenschwere Erscheinung ist, der wir diese Erörterungen gewidmet.

Ein Volksdichter.

Nürnberg hat in diesen Tagen einem seiner populärsten Volksdichter, Konrad Grübel, ein Denkmal gesetzt. Man hatte dazu den 3. Juni, als den 145. Geburtstag dieses echten Nürnberger Poeten gewählt, der für seine Vaterstadt als der Hans Sachs des achtzehnten Jahrhunderts gelten kann. Auch Grübel gehörte dem Handwerkerstande an; er hatte in der Werkstatt seines Vaters die Flaschnerprofession (Klempnerei) erlernt, und der intimste Freund seines langen Lebens — Grübel starb im 73. Lebensjahre — war der wackere Schneidermeister Leib.

Grübel ist heute in Nürnberg fast noch populärer, als Hans Sachs; seine Poesien sind ganz und gar nur von den Eindrücken und Beobachtungen eingegeben, die der lokale Nürnberger Boden bei ihm hervorrief. Ich möchte sagen, wer ihn in seinem ganzen Wesen kennen lernen will, muß ihn in Nürnberg lesen. Außerdem steht Grübel dem heutigen Nürnberg um zweihundert Jahre näher als Hans Sachs. Aber die lokale Bedeutung und Popularität Grübels erklärt es auch, daß er im großen deutschen Vaterlande weniger bekannt ist, als er es zu sein verdient. Den größten Theil der Schuld daran trägt freilich wohl der Umstand, daß Grübel alle seine Gedichte — und es sind deren etwa dreihundert — in dem alten Nürnberger Volksdialekt schrieb, welcher in Nürnberg selbst nur noch in gewissen Volkskreisen gesprochen wird, außerhalb Nürnbergs aber dem Verständnisse die größten Schwierigkeiten bereitet. So konnten denn auch diejenigen Gedichte Grübels, welche in Deutschland populär geworden sind — ich nenne hier nur die wahren Perlen echten deutschen Volkshumors: „Peter in der Fremde" und die Geschichte „Vom Schlosser und seinem Gselln" — nur durch Uebertragungen ins Hochdeutsche, theilweise sogar recht freie Bearbeitungen, zu solcher Anerkennung gelangen.

Goethe sagte von Grübel bei einer Beurtheilung seiner Gedichte: „Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern Alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser."

Sein kräftiger Volkshumor allein hätte ihn allerdings ohne diese ruhige Klarheit und Tiefe seines Gemüthes, ohne die unvergleichliche Gesundheit seiner Betrachtungsweise zu solcher Popularität nicht gelangen lassen. Die Sinnigkeit in seinen Betrachtungen von Welt und Menschen ist oft wahrhaft überraschend. Ich kann mir's nicht versagen, bei dieser Gelegenheit hier eines seiner kleinen Gedichte dieser Art wieder aufzufrischen. Ich habe bei der Uebertragung desselben aus dem Nürnberger Dialekt mich bemüht, das Gedicht nur von den unverständlichsten Ausdrücken zu befreien. Es heißt:

Der Käfer.

Da sitz ich, seh an Käfer zu,
Thut in der Erden kriech'n;
Jetzt kriecht er auf a Gräslein nauf,
Da thut sichs Gräslein bieg'n;
Er gibt sich aber alle Müh
Und rafft sich wieder auf,
Und hält sich an dem Gräslein an,
Will wieder kriechen nauf.
Bald kriecht er nauf, bald fällt er ab,
Beinah a halbe Stund,
Und wenn er halb oft droben ist,
So liegt er wieder drunt.
Und wie er sieht, daß's gar nit geht,
Und daß er gar nit kann,
So breit't er seine Flügel aus
Und fliegt jetzt ganz davon.
Jetzt denk ich, wie's dem Käfer geht,
So thut's dir selber gehn,
Der hat doch gleichwohl mehr der Füß,
Du aber hast nur zween.
Du kriechst schon rum so lange Zeit
Die Läng und in die Quer,
Und kommst deswegen doch nit weit,
Und wirst auf d'letzt wie der:
Wennst' lang genug da in dem Gras
Bist krochen, hast nit g'wußt, um was,
So wirst, nach Sorgen, Müh und Streit,
Fortfliegen in die Ewigkeit.

Nürnberg hat längst schon seinen Dichter dadurch geehrt, daß es einer Straße seinen Namen gab. Dort in der engen Gasse, im östlichen Theile der Sebaldus-Seite der Stadt, befindet sich auch das einstige Wohnhaus des Volksmannes. Als ich zum ersten Male mich für längere Zeit in Nürnberg aufhielt — es wird im Jahre 1863 gewesen sein — führten mich Freunde in das Haus „zum Grübel", wo eine vortreffliche Bierstube war. Der Wirth gab aber nicht nur gutes Bier, sondern war auch berühmt wegen der gebackenen Karpfen, die man dort bekam. Als ich eines Abends in kleiner Gesellschaft dort saß, und der Karpfen für uns schon bestellt war, kam der Wirth in die Gaststube, warf den großen, eben dem Wasser entnommenen Karpfen mitten unter die Gäste auf den Tisch, daß es klatschte. Ohne ein Wort dabei zu sprechen, ging er dann mit dem lebendigen Karpfen wieder hinaus, um ihn zu schlachten und zu backen.

Aber noch mehr Werth, als Bier und Karpfen und Wirth, hatte damals des Wirthes Töchterlein Elise, ein schönes, kluges, treuherziges Mädchen. Jetzt ist sie längst verheirathet; damals aber war ihr Schatz ein dicker Band, welcher die sämmtlichen Grübel'schen Gedichte enthielt. Als ich zuerst an einem Vormittag in diese Grübelstube gekommen war, rief mein Nürnberger Cicerone das Mädchen herein und ersuchte sie, mir doch ein paar Grübel'sche Gedichte vorzulesen; ich sei ein Fremder und hätte davon gehört. Elise blitzte mit ihren großen dunkeln Augen und ihren vollen Reihen weißer Zähne mich freundlich an, wischte ihre Hände (sie war gerade in der Küche beschäftigt) schnell an der Schürze ab, und holte ihren Band Grübel vom Schrank. Ohne Ziererei setzte sie sich zu uns und fragte: was ich gern hören wolle? Vielleicht die Tabackspfeife? oder sonst was? — Mir war's gleich, und so trug sie denn ein paar ihrer Lieblingsgedichte vor, treu in der alten Nürnberger Mundart, so kräftig humoristisch und lebendig, wie's ihr schwerlich ein Vorleser hätte nachmachen können. Und als sie fertig war, gings nach einem kräftigen Händedruck wieder in die Küche.

Das Denkmal, was der alte Dichter in Nürnberg jetzt erhalten hat — ich kenne es noch nicht. Wie es aber auch sein möge, so wird es nicht nachdrücklicher für sein Verdienst Zeugniß geben können, als es für mich damals im Grübel-Haus durch das Vorlesen seiner Gedichte geschah, durch die Thatsache seines fortdauernden lebendigen Daseins im Gemüthsleben des Nürnberger Volkes.

Rudolph Genée.

Vom diesjährigen Düsseldorfer Musikfest.

Die Bedeutung, welche sich die niederrheinischen Musikfeste in der gebildeten Welt der Rheinlande und weit über deren Grenzen hinaus erworben haben, beruht im Wesentlichen auf der imposanten Stärke und der vorzüglichen Schulung, durch welche sich die Chöre auszeichnen. Die Zahl der Mitwirkenden bedingt hier nicht nur einen quantitativen Unterschied: vielmehr kommen die Gedanken manches großartigen Musikwerkes erst durch einen solchen Chor, wie er hier geboten wird, zu vollendetem, klarem Ausdruck und vollem Verständniß.

Und gerade bei dem Oratorium, dessen Cultus hier wie bei allen Musikvereinen, deren Stärke in den Chören liegt, am meisten gepflegt wird, kommt diese Bedeutung der niederrheinischen Musikfeste zu voller Geltung. Wir glauben nicht, daß Händels „Samson" jemals in vollendeterer Gestalt aufgeführt worden ist, als bei dem diesjährigen Feste. Hier ist nur unbedingte und volle Anerkennung am Platze.

Wir setzen voraus, daß die Leser dieser Zeitschrift im Wesentlichen durch die Tagesblätter von dem Verlaufe der drei Concerttage unterrichtet sind und können uns daher mit wenigen Bemerkungen begnügen. Wir sehen ein Hauptmoment der Bedeutung der Musikfeste auch darin, daß es sich dieselben vor Allem angelegen sein lassen die klassische Musik zu pflegen und sich von jeder Concession an die ephemere Modenmusik fernzuhalten. Dabei aber hat doch keine Einseitigkeit Platz gegriffen, welche sich etwa ausschließlich auf den Cultus Bachs, Händels und Haydns beschränkte. Neben ihnen und vor Allem neben Beethoven finden doch auch deren Epigonen Beachtung: von Schumann bis zu unserm Zeitgenossen Niels W. Gade finden wir alle Hauptrepräsentanten klassischer und gediegener Musik vertreten, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß auch eine Novität irgend eines bedeutenden Zeitgenossen zur Aufführung kommt.

So auch diesmal. Neben Händels Samson und Mendelssohns Lobgesang gelangte eine neue Composition des dänischen Componisten Niels Gade zur Aufführung.

Ohne zu den einseitigen Verehrern desselben zu gehören, sind doch auch wir der Ueberzeugung, daß Gade'sche Musik zu allen Zeiten warme Freunde finden wird. Seine Compositionen sind zu bedeutend und tief, als daß sie das Schicksal mancher andern jetzt vielbewunderten Größen theilen sollten, welche bald verdienter Vergessenheit anheimgefallen sein werden.

Man hat Gade oft seine Neigung zum Sentimentalen, ja Weichlichen vorgeworfen und gesagt, derselbe sei nur ein Componist für zarte und empfindsame, nicht aber für kräftige und mannhafte Naturen. Wir können diesem Urtheil nicht beistimmen. Finden sich schon in seinen Symphonien, in denen wir seine hervorragendste Begabung zu erblicken meinen, viele Stellen von großer Kraft und Bestimmtheit — wir erinnern nur an das Andante aus der Bdur- und den zweiten Satz der Cmoll-Symphonie —, so tritt männliche Kraft und geistige Stärke noch mehr in seinen Ouverturen und vokalischen Compositionen hervor. Allerdings liegt über vielen seiner Werke ein eigenthümlicher Hauch von Wehmuth, aber es ist nicht jene schwächliche und verweichlichende Melancholie der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts, es ist mehr jene echt deutsche zarte Empfindsamkeit, die mit hehrer Kraft gepaart ist und dieser das Rohe und Abstoßende nimmt, welches die rauhe Kraft allein besitzt. Wer wollte sagen, daß in der herrlichen Ouverture zu Michel Angelo keine Kraft liege? Daß die Empfindsamkeit oder gar Melancholie nicht das vorherrschende Element in seinem Charakter bilden, kann man schon daraus entnehmen, daß er im Allgemeinen den

Dur- vor den Moll-Tonarten den Vorzug gibt. Es liegt etwas Kerniges und echt Deutsches in dieser Musik. Das Titanenhafte eines Bach, das gewaltig Göttliche eines Beethoven wird man allerdings nur an wenigen Stellen seiner Werke wiederfinden, aber doch erinnert er oft genug durch die Fülle und Macht der Instrumentation und die Vollendung der äußeren Form an den ersteren, durch die Tiefe der Empfindung und die Größe des seelischen Schwunges an den letzteren, ohne daß man ihn darum als einen Nachahmer des einen oder des anderen bezeichnen könnte. Die meiste Aehnlichkeit dürfte er vielmehr mit Mendelssohn haben, hinter dem er allerdings an Fülle und Mannichfaltigkeit der Melodien zurücksteht, den er aber um ebenso viel durch die mächtige und meisterhafte Instrumentation übertrifft. Dagegen hat Mendelssohn wieder den Vorzug größerer und feinerer Modification der Tonarten, während bei Gade in dieser Beziehung eine gewisse Einseitigkeit nicht abzuleugnen ist. Unzweifelhaft aber dürfte es sein, daß ihm auf dem Gebiet der symphonischen Dichtung unter unsern noch lebenden Zeitgenossen neben Brahms die Palme gebührt.

Dagegen will es uns scheinen, als wenn das Oratorium nicht seine eigentliche Domäne wäre. Bescheiden nennt er sein neuestes Werk „Zion", welches auf dem Musikfeste zum ersten Male in die Oeffentlichkeit trat, ein „Concertstück", aber Inhalt und Form weisen es doch der Gattung der Oratorien zu. Nun wollen wir keineswegs verkennen, daß auch in dieser Composition großartige und schöne Momente enthalten sind, aber der ganze Tenor der Musik erinnert doch zu sehr an die Oper, als daß eine wirklich religiöse Stimmung Platz greifen könnte. Wir sind in dieser Beziehung durch Bach und Händel zu sehr an gewisse Normen der Oratorienmusik gewöhnt: dieselben erscheinen uns als unentbehrliche Eigenthümlichkeiten derselben, eine Abweichung von denselben als eine Abweichung von dieser Gattung der Musik überhaupt. Schon der Verzicht auf jede fugenartige Anordnung der Chöre hat seine Bedenken; auch wirkt das fortwährende Stehenbleiben bei einer und derselben Tonart — überhaupt eine Eigenthümlichkeit Gade'scher Musik — bei einem Oratorium doppelt störend. Der Chor: „Und er gab sich in die Hände der Heiden" ist eine der schönsten Perlen seiner sämmtlichen Compositionen: mit voller Kraft und Bestimmtheit schreiten die mächtigen Cdur-Accorde daher; aber ein Oratorium-Chor ist das nicht; er würde ebenso gut in einer Heldenoper seine Stelle finden können.

Und doch freuen wir uns auch über dies Product Gadescher Muse; es steht doch weit über dem Durchschnitt sonstiger moderner Compositionen, ist voll von großen und kühnen Gedanken, ohne darum der Phantasie des Zuhörers allzu jähe Sprünge in den Empfindungen zuzumuthen, so daß die großen und glänzenden Vorzüge die theoretischen Bedenken doch einigermaßen in den Hintergrund zu drängen geignet sind.

Der äußere Erfolg war ein überaus glänzender. Der Componist, der die Aufführung selbst leitete, wurde durch stürmischen Applaus und die üblichen äußeren Ehren- und Gunstbezeugungen belohnt. Und in der That kann Gade von Glück sagen, daß sein neues Werk mit einem solchen Chor zur ersten Aufführung gelangte Der Chor wurde durch Herrn Engen Gura, der die Solopartie übernommen hatte, in musterhafter Weise unterstützt. Und so gebührt mit vollem Rechte an dem stürmischen Beifall der Aufführung selbst ein erheblicher Antheil; der Componist hatte auch davon ein lebhaftes Gefühl: durch Mienen und Gesten überwies er dem Orchester und dem Chor, sowie Herrn Gura den ihnen gebührenden Antheil des äußeren Erfolges.

Ueber den Solis des Samson, welche den so bewährten Künstlerinnen und Künstlern Frau Sachse-Hofmeister (Sopran), Fräulein Marianne Brandt (Alt), Herrn Winkelmann (Tenor) und Herrn Gura (Baß) anvertraut waren, waltete ein eigenthümlicher Unstern, indem Herr Winkelmann und Fräulein Brandt am ersten Tage des Festes an einer starken Indisposition litten, die sich zu unserer Freude am zweiten Tage erheblich verminderte und am dritten völlig wich, so daß der reiche Beifall, der ihnen für die Vorträge des dritten Tages gespendet wurde, ein wohlverdienter war. Frau Sachse-Hofmeister und Herr Eugen Gura waren an allen drei Tagen gleich vortrefflich disponirt und leisteten Vorzügliches.

Unbedingte Anerkennung verdient auch das aus 120 Musikern, zum großen Theil hervorragende Künstler aus Rheinland und Westfalen, bestehende Orchester, vor Allem aber dem Leiter der gesammten Aufführung, Herrn Musikdirector Julius Tausch, dem ein großer Theil des glänzenden Erfolges zuzuschreiben ist. G. W.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Münchener.

Der Protzenbauer.

Bauernposse mit Gesang von Fr. Hartl-Mitius.

„Die Mitglieder des Königlichen Theaters am Gärtnerplatz unter Leitung des Königlich bayerischen Hofschauspielers, Herrn Max Hofpauer," wie es auf dem Zettel heißt, oder wie wir kürzer sagen: die „Münchener" sind zu einem leider nur kurzen Gastspiel in Berlin wieder eingetroffen. Sie gehören seit drei Jahren zu den beliebtesten Sommergästen der Reichshauptstadt, und diese Beliebtheit war auch schon äußerlich durch den Anblick des bis auf den letzten Platz ausverkauften Hauses erkennbar.

Die großen Vorzüge dieser ausgezeichneten Schauspielergesellschaft sind allerdings im vorigen Jahre, wie sich nicht in Abrede stellen läßt, noch glänzender zum Vorschein gekommen als es diesmal möglich sein wird. Im vorigen Jahre brachten sie uns ein gutes Stück mit: den „Herrgottschnitzer von Ammergau" von Ganghofer und Neuert, — ein Volksstück, das schon an sich warm ansprach, das einem jeden der Darsteller dankbare Aufgaben zuwies und ein echtes Spiegelbild der liebenswürdigen süddeutschen Sitten und Gebräuche war. Ihr diesjähriges Stück, „Der Protzenbauer", ist weniger gut, und diesmal ist es die Darstellung hauptsächlich, fast ausschließlich, die das Interesse der Zuschauer erwecken und wachhalten muß.

Charaktere, Situationen und Handlung des „Protzenbauers" — wir kennen das Alles schon seit geraumer Zeit von andern Dorfgeschichten und Bauernstücken her! Den geldstolzen, starren Bauern, in dessen Vergangenheit ein dunkler Fleck ist, das reiche Bauernmädchen, das einen armen Teufel liebt und an einen reichen Dummkopf verheirathet werden soll, den unheimlichen Hausfreund, der wie immer Mathies heißt, der den dunkeln Punkt im Leben des Protzenbauern kennt, daran unter unangenehmen Bedingungen gemahnt, des Hofes verwiesen wird und aus Rache den Bauernhof in Brand steckt, die Beschuldigung eines Unschuldigen — wir kennen wie gesagt diese braven Leute schon längst und kennen auch die Situationen, in die sie gedrängt werden. Die Versuchung liegt für den Kritiker nahe, ein solches Stück, gegen das sich in der That sehr viel sagen läßt, schonungslos zu verdammen. Aber gerade hier erscheint eine Schonung doppelt berechtigt zu sein; denn zunächst macht das Stück wenig Ansprüche und sodann bleibt seine Wirkung auf einen engen Kreis beschränkt. Es wird schwerlich von andern Schauspielergesellschaften noch gegeben werden als von der Münchener; und schon der Umstand, daß es das der Natur der Sache nach kleine Repertoire dieser Künstlergesellschaft wenigstens numerisch bereichert, soll zur Milde stimmen. Ueberdies wäre es auch unbillig, zu verkennen, daß das Stück im Einzelnen einige sehr glückliche Wendungen und sogar einige recht gelungene Scenen enthält, so namentlich die Scene im zweiten Act zwischen der Wirthschafterin und dem Bauernsohn Wolfgang, der trotz seiner Bestimmung zum geistlichen Herrn die weltlichsten Gesinnungen hegt, die sehr hübsche Liebesscene zwischen Liesl und dem thörichten Sohn des Blasius und die hübsche Volksscene im dritten Acte: die Kindtaufe. Wenn diese letztere auch an Eigenthümlichkeit und landschaftlicher Besonderheit mit der Hochzeitsscene im „Herrgottschnitzer" nicht zu vergleichen ist, so gibt sie doch ein bewegtes, lebensvolles Bild süddeutscher Art. Wir hören die Zither und die lustigen Jodler erklingen und den sonderbaren Schuhplattl-Tanz so unverfälscht und echt, wie wir ihn nur in irgend einer bayerischen Schenke sehen könnten. Da ist nichts virtuosenhaft Ausgebildetes, nichts, was auf besondere Kunst irgend welchen Anspruch macht. Es ist nicht möglich, den Realismus auf der Bühne weiter zu treiben.

Dieser starke realistische Zug, der durch die ganze Darstellung der Münchener geht, ist auch eine Erklärung für den ganz ungewöhnlichen Erfolg, dessen sie sich hier zu erfreuen haben. In jeder Einzelheit: im Anzuge, in den Bewegungen, in der Sprache ist das Bestreben dieser Künstler deutlich wahrnehmbar, nur durch „der Natur getreues Bild" zu gefallen und auf alle künstlerischen Verfeinerungen, auf alles Beschönigen und Idealisiren vollkommen zu verzichten. Wenn sie ihr Bier getrunken haben, so wischen sie sich mit dem Rockärmel die letzten

Tropfen vom Barte, gerade wie es der wirkliche Bauer am Stammtisch thut, und wenn der Eine zu hastig getrunken und sich verschluckt hat, so klopft ihm der Andre auf den Rücken, daß es nur so schallt. Sie schnäuzen sich mit Geräusch, und in Ermanglung des Taschentuches bedienen sie sich des Ersatzes, den die Natur dem Menschen gegeben hat. Und gleichwohl wirken alle diese Wagnisse, deren Besprechung schon gewisse Schwierigkeiten darbietet, in der Veranschaulichung auf der Bühne durchaus nicht widerwärtig und abstoßend. Bei den Münchenern gehört es dazu; es ist eben Alles echt und unverfälscht, und Dinge, die unter andern Verhältnissen ein empfindsames Auge gröblich verletzen würden, wirken hier nur frank und frei komisch.

Wir müssen ja das liebe lange Jahr hindurch soviel Conventionelles, Geschraubtes und Steifes sehen und hören, daß uns hier der Anblick der ungeschlachten Naturwahrheit schon durch den wohlthätigen Gegensatz freundlich und heiter stimmt. Es kommt noch dazu der Reiz des Dialektes. Ich habe darüber gelegentlich des vorjährigen Gastspiels der Münchener schon eingehend gesprochen und könnte nur wiederholen, was ich damals gesagt habe. Den Norddeutschen berührt der süddeutsche Dialekt ganz entschieden sympathisch. Harmlose Aeußerungen, die in unserer gewöhnlichen Sprache gemacht, völlig unbeachtet bleiben würden, gewinnen, sobald sie in den Lauten des süddeutschen Dialektes an unser Ohr schlagen, etwas Neckisches, Komisches, Gefälliges.

Das Süddeutsche, das Ungewohnte, der starke Realismus in der Darstellung und das vorzügliche Zusammenspiel sind die erklärlichen Ursachen für den großen und verdienten Erfolg der Münchener.

Bei diesem trefflichen Zusammenspiel müßten eigentlich alle Künstler, die mitgewirkt haben, mit denselben freundlichen Prädicaten namhaft gemacht werden; ich will mich indessen in dieser kurzen Notiz darauf beschränken, diejenigen, die mir doch besonders hervorzuragen scheinen, hier zu nennen: nämlich Fräulein Elise Bach (Liesl), eine sehr anmuthige, frische und hübsche Schauspielerin, Fräulein Schönchen, die vorzügliche komische Darstellerin der Wirthschafterin, die immer gerührt ist, immer Thränen vergießt und zwischen zwei Seufzern ein Seidel Bier trinkt, Herrn Max Hospauer, einen ausgezeichneten Komiker, der die Dümmlinge meisterhaft spielt, und Herrn Neuert, einen der Dichter des „Herrgottschnitzers", der das Charakterfach, die Rollen des Wurzelsepp und Mathies, mit großem Talent ausfüllt. P. L.

Notizen.

Der Reichstag war seit Pfingsten fast nur noch wider seinen Willen versammelt und wäre schon früher gern nach Hause gegangen. Es ist seitdem auch nicht viel mehr zu Stande gekommen. Das im Großen und Ganzen negative Ergebniß der Session wurde weiterhin ergänzt und gleichsam vollständiger abgerundet. Ueber die Frage, wer die Schuld trägt, daß die parlamentarische Campagne so geringe Resultate erzielt hat, konnten sich die Parteien nicht einigen. Nur darüber bestand kein Zweifel, daß der Mangel einer festen und homogenen Majorität bei jeder wichtigen Entscheidung sich fühlbar machte und den Mißerfolg der diesjährigen Reichstagsarbeit hinlänglich erklärt. Dem Uebelstande sollen nun die Wahlen abhelfen. Ueber den Ausfall derselben werden nach wie vor die verschiedenartigsten Rechnungen aufgestellt. Alle Welt macht sich auf einen heißen Kampf gefaßt. Selbstverständlich träumt keine Partei von einem ausschließlichen Siege, wozu die Dinge bei uns nicht angethan sind. Man calculirt nur, wieviel der Gegner wohl einbüßen dürfte und gruppirt darnach die Zahlen mit Rücksicht auf künftige Coalitionen, über welche man schwerlich hinauskommen wird. Das Centrum wird nach aller Wahrscheinlichkeit unversehrt bleiben, die Linke einen Zuwachs erhalten, die Mittelpartei einen harten Stand haben. Von einem Verlust, welchen erfahrene Parlamentarier auf zwanzig Stimmen anschlagen, soll die conservative Rechte bedroht sein. Dadurch würde sich Manches ändern und man müßte mit den Liberalen einigermaßen rechnen. Jedenfalls könnte man sie nicht mit demselben Comfort und Behagen, wie bisher zuweilen geschah, an die Wand drücken. Zum Glück bleibt das Alles bei uns auf die inneren Fragen beschränkt, während die auswärtige Politik, deren wechselndes Schicksal anderswo den Angelpunkt der Parteikämpfe bildet, für unsere Volksvertretung nicht existirt. Nach außen hin wird die Dictatur ohne Widerrede anerkannt, während die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Segen derselben diesseits der Reichsgrenzen noch Fortschritte zu machen hat. In dem übrigen Europa sieht es verworren genug aus, und unsere Abgeordneten, vergangene wie künftige, beklagen sich schwerlich darüber, daß sie so wenig wie möglich mit dem zu thun haben, was in Frankreich, Rußland und im Orient vorgeht. Gambetta hat im französischen Senat mit seinem Listenscrutinium eine empfindliche Niederlage erlitten, die seinen etwaigen Revanchegelüsten wohl eine Zeitlang eine andere Richtung geben wird. Seine Reden in Cahors, oder wo er sie sonst vernehmen ließ, sind umsonst gewesen. Von mancher wird es heißen, sie wäre besser nicht gesprochen worden. Etwa wie ein sarkastischer Kritiker seine Recension eines Trauerspiels von zweifelhaftem Erfolge damit schloß, der Autor wäre um so weniger zu entschuldigen, als mit aller Anerkennung der Schwierigkeiten, welche er überwinden mußte, es doch viel leichter wäre, eine Tragödie in Versen und fünf Acten nicht zu schreiben. Gambetta hatte zu viel auf diese eine Karte gesetzt und muß nun mit dem Schaden auch den Spott seiner Landsleute in den Kauf nehmen. Er wird jetzt gegen den Senat losgehen und die Parole der Verfassungsrevision für die nächsten Wahlen ausgeben. Aber der erweiterte Feldzug verlangt ganz andere Vorbereitungen. Der als allmächtig angesehene und gefürchtete Mann wird sich gerade in Frankreich, wo der Erfolg mehr noch als in jedem anderen Lande den Ausschlag gibt, nicht sobald wieder von diesem unerwarteten Echec erholen. Auch in Europa wird Gambettas vorläufiges Waterloo nicht ohne Rückwirkung bleiben. Wer etwa in Petersburg auf ihn für eine künftige Allianz speculirt haben sollte, wäre es auch nur um nach Gortschakoff'schem Vorbilde jederzeit mit dem Ausspielen dieses Trumpfes drohen und von Deutschland oder Oestreich dafür allerlei Vortheile erzwingen zu können, wird sich nach anderen Zügen auf dem europäischen Schachbrette umsehen müssen. Auch der Sultan wird aufathmen. Niemand besser als er verstand, was die Erscheinung seines guten Freundes Ignatieff an der Spitze der russischen Geschäfte für den Osten und vor Allem für die Türkei zu bedeuten hatte. Allen Mächten war freilich das osmanische Reich seit geraumer Zeit nur noch ein Object der Theilung geworden. Das bewiesen neuerdings einmal wieder die Hymnen, mit welchen Fürst Milan von Serbien auf seiner Reise nach Petersburg unterwegs von conservativen Blättern wegen seiner kriegerischen Großthaten gefeiert wurde. Vergessen schien dabei, daß er gegen seinen rechtmäßigen Oberherrn revoltirt hatte, und obendrein, was dem poetischen Schwung der Siegespsalmen erheblichen Abbruch thun mußte, von den verachteten Türken durchweg geschlagen war, bis ihm die Russen zu Hülfe kamen. Die später von der überwältigenden Ueberzahl nach tapferer Gegenwehr geschlagene Türkei kann natürlich auf keine Rücksichten mehr rechnen. Aber so lange Rußland nicht mit eingreift, hat der Sultan verhältnißmäßig Ruhe. Das isolirte Czarenreich ist für lange Zeit Niemandem sehr gefährlich. Rußland und Frankreich bleiben vorerst, jedes für sich, innerlich getheilt und ohnmächtig. Schlimm genug, daß der Weltfrieden für die nächsten Jahre auf diesen negativen Voraussetzungen ruht. Thatsächlich jedoch bieten sie eine ungleich größere Sicherheit als Verträge oder Bündnisse, die für die Bedürfnisse des Augenblicks scheinheilig abgeschlossen werden, und welche das veränderte Interessenspiel der nächsten Stunde in alle Winde streut.

* * *

Konrad Maurer: Zur politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze. Leipzig 1880, Schlicke.

Konrad Maurer ist bekanntlich in Deutschland die erste Autorität auf dem Gebiete der hochinteressanten und auch für die Erkenntniß der deutschen Rechtsentwickelung hochwichtigen altnordischen Rechtsgeschichte. Konrad Maurer ist aber nicht nur in Deutschland als erste Autorität auf jenem Gebiete anerkannt, sondern auch in Norwegen und auf Island selbst, wie die vor einigen Jahren erfolgte Berufung des deutschen Rechtsgelehrten nach Christiania, um hier akademische Vorlesungen über altnordische Rechtsgeschichte zu halten und der ungeheure Erfolg dieser vor König und Ministern abgehaltenen Vorlesungen bezeugt. Konrad Maurer ist aber weiter nicht nur der erste Kenner der altnordischen Rechtsgeschichte, sondern zugleich ein warmer und treuer Freund jener kernigen skandinavischen Stämme, deren Rechtsgeschichte ihm zur Lebensaufgabe geworden und ganz besonders des tüchtigen und zähen Stammes, der fern an der Grenze des Eismeeres die einsame Insel Island bewohnt, aus deren Schneegefilden die herrlichsten Blüthen deutscher Sage hervorsproßten und deren eisige Gletscher und sturmgepeitschte Fjorde einst die letzte Zuflucht für die Freiheit norwegischer Männer

waren. Wen, der auch nur oberflächlich die tiefsinnigen Gebilde der germanischen Götterlehre, und die vielfach geradezu ergreifende Geschichte jener fernen einsamen Insel kennt, ergreift es nicht mit warmer Sympathie für das sagenumrauschte Eiland am Rande des ewigen Eises? Seit Ende des XIII. Jahrhunderts (1256—1264) hatte die Insel ihre Freiheit verloren und war unter die Botmäßigkeit der norwegischen Könige gekommen; 1814 wurde Island vom Stammland Norwegen getrennt; während letzteres mit Schweden in Personalunion verbunden wurde (seit 1330 war Island sammt Norwegen mit Dänemark verbunden gewesen), blieb Island bei Dänemark. Aber auch nachdem die freien Isländer das Haupt dem norwegischen König gebeugt, wahrten sie sich doch in der Hauptsache die alten Freiheitsrechte und die Selbstregierung ihres Landes. Die Zeit der Verbindung mit Norwegen war keine unglückliche für Island. Wohl aber darf dies für den größeren Theil derjenigen Zeitperiode behauptet werden, während deren Island mit Dänemark verbunden war. Man hatte in Kopenhagen kein Verständniß für die Interessen und die so reizvolle und großartige historische Tradition der Insel; man gab sich auch keine Mühe, dieses Verständniß sich anzueignen, sondern brutalisirte vielmehr die Insel und gab ihr bei jedem Anlaß zu kosten, daß sie nur eine Last für die dänische Staatskasse sei, eine Behauptung von sehr zweifelhafter Richtigkeit (vgl. S. 185, 206 des Maurer'schen Werkes). Während die historische Genesis des isländischen Staatsrechtes ergibt, daß die Verbindung der Insel mit Norwegen — und in der gleichen Rechtslage kam Island an Dänemark — lediglich Personalunion war unter im Uebrigen vollkommener Bewahrung der staatlichen Selbstständigkeit für die Insel (Maurer weist dies zur Evidenz nach), glaubte man von Kopenhagen aus der auf ihre staatsrechtliche Stellung im höchsten Grade eifersüchtigen Bevölkerung eine Verfassung octroyiren zu können, nach welcher Island einfach Provinz des dänischen Gesammtstaates und zwar eine Provinz mit wesentlich geringeren Rechten als die übrigen war. Genau zu der nämlichen Zeit, als man von Kopenhagen aus die deutschen Elbherzogthümer in ähnlicher Weise brutalisirte. Das actuelle Interesse, welches gerade nach dieser Richtung die isländischen Verfassungsconflicte für uns Deutsche früher boten, besteht, Dank der glücklichen Entwickelung der deutschen Frage, die auch den Elbherzogthümern Rettung von der Fremdherrschaft brachte, heute nicht mehr. Dennoch aber bieten jene Kämpfe auch jetzt noch eine Fülle staatsrechtlich interessanter Punkte und können in jedem Falle ein dauerndes historisches Interesse beanspruchen. Konrad Maurer erörtert diese Kämpfe in den sechs uns gesammelt vorliegenden Aufsätzen*) in der ihm besonders eigenen streng gewissenhaften Art. Alle einzelnen Streitpunkte werden aufs sorgfältigste geprüft und die warme Liebe, die Verfasser dem isländischen Stamme entgegen trägt, verführt ihn nicht, auch nur um Fingers Breite von der Linie des Rechtes abzuweichen. „Die hier fraglichen Aufsätze," sagt der Verfasser in der Vorrede, „wurden von mir s. Z. mit ungemeiner Liebe und mehr als gewöhnlichem Fleiße gearbeitet und sie sind mir schon darum mehr werth, als so manche andere umfangreichere Schrift; sie sind mir doppelt werth, weil ich ihnen meine Beziehungen zu einer großen Zahl vortrefflicher isländischer Männer aus allen Ständen und zumal zu Jon Sigurdsson verdanke, mit welchem befreundet gewesen zu sein zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens zählt." (S. X.) Die Materialien zur Schilderung jener Verfassungskämpfe, durchweg in isländischen Zeitungen und Zeitschriften zerstreut, finden sich auf dem Continent kaum in einer andern Hand als der Konrad Maurers. Hätte Verfasser sich entschließen können, die vorliegenden Aufsätze durch Umarbeitung einheitlich zu gestalten, so würde der Werth der Sammlung gewiß nicht unwesentlich gewonnen haben; doch sind die in der Vorrede (S. IX f.) ausgeführten Gründe, warum diese Ueberarbeitung nicht erfolgte, allerdings triftig. Indeß Konrad Maurer in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und Sybels „Historischer Zeitschrift" auf literarischem Wege die Rechte der Isländer gegen Dänemark verfocht, stand in Kopenhagen und Reykiavik Maurers intimer Freund, der Isländer Jon Sigurdsson, im Vordertreffen des parlamentarischen Kampfes. Ihm insbesondere ist es zu danken, wenn die Verfassungsfrage jetzt eine die isländischen Interessen altererbter Freiheit wahrende Erledigung durch die Gesetze vom 2. Januar 1871 und 5. Januar 1874 fand. Der um sein Vaterland so hochverdiente Mann ist vor kurzem vom Tode dahingerafft worden; auf sein Grab legt Maurer in pietätvoller Erinnerung die Blätter, die er der isländischen Verfassungsfrage gewidmet, denselben einen tiefempfundenen Nachruf an den geschiedenen Freund beifügend. Maurer wollte „mit dem Buche diesem ausgezeichneten Manne, dessen Name nahezu auf jeder Seite desselben zu nennen war, ein ehrendes Denkmal setzen, welches die Erinnerung an seine so gewaltige und doch so schlichte Persönlichkeit auch außerhalb seines Heimatlandes wach zu halten im Stande wäre". „Mit Jon Sigurdsson beginnt und schließt," so bemerkt der Verfasser am Schlusse der Vorrede, „was ich über den isländisch-dänischen Verfassungskampf zu berichten habe."

Wir aber möchten die hochinteressanten Blätter durch diese Anzeige auch deutschen Lesern, die sich für die Geschichte Islands interessiren, warm empfohlen haben!*) Philipp Zorn.

*) Island und das dänische Grundgesetz (1856); Islands Verfassungskampf gegen Dänemark (1859); zum isländischen Verfassungsstreite I. (1870), II. (1874); zum Jubelfest Islands (1874); Jon Sigurdsson (1880).

*) Sollte diese Anzeige, wie Schreiber derselben lebhaft wünschen möchte, einen oder den andern Leser dazu anregen, die rechtlichen, politischen, culturhistorischen, wirthschaftlichen, literarischen Gesammtverhältnisse Islands — alle diese verschiedenen Seiten des isländischen Lebens bieten ein hohes dauerndes Interesse — näher kennen zu lernen, so sei hierfür auf das zum tausendjährigen Jubelfeste Islands erschienene Werk Konrad Maurers über Island (München 1874 bei Christian Kaiser) verwiesen.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Büchmanns geflügelten Worten.

Erwiderung.

Daß Herr G. Büchmann (in Nr. 22 d. Bl.) in Abrede stellt, die Worte „Brustton der Ueberzeugung" und „sacrificio del intelletto" seien in die Geflügelten Worte mit Nachweis des Ursprunges aufgenommen, ist mir nicht ganz verständlich. Wenigstens steht in der 12. Auflage S. 445: „Von Treitschke hat in den „Historisch-philosophischen Blättern" einmal das viel wiederholte „Brustton der Ueberzeugung" gebraucht." Und S. 475: „Die bekannten Conciliumsbriefe der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" citiren und verspotten den von dem Jesuitenblatt „Civiltà cattolica" gebrauchten Ausdruck Sacrificio del intelletto."

Wenn demnach Herr B. in der angeführten Nummer der „Gegenwart" erklärt, bis heute noch nicht zu wissen, wo bei v. Treitschke resp. in welcher Nummer der Civ. catt. die besagten beiden Dicta stehen, so scheint mir daraus doch nicht die Berechtigung zu fließen, meine Behauptung, die beiden Dicta seien aufgenommen und zwar mit Nachweis des Ursprungs aufgenommen, zu bemängeln.

Die „altera pars Petri" findet sich allerdings in der 12. Auflage S. 339, was ich ebenso wie das „Wir leben nicht um zu essen u. s. w." wegen der abweichenden Form übersehen habe. Ersteres Citat wird aber bei Büchmann auf die Logik (richtiger Dialektik) des Petrus Romus zurückgeführt, was mir weit weniger wahrscheinlich ist, als die Zurückführung auf Petrus Lombardus, da die Dialektik des Petrus Romus niemals eine so universelle, so zu sagen kanonische und langdauernde Geltung behauptet hat, wie das Werk des Magister sententiarum, der eben von dieser Schrift seinen Beinamen erhielt.

Und da eine Liebe der andern werth ist, so füge ich rasch noch ein paar Kleinigkeiten bei, die in der 12. Auflage noch fehlen. Es sind 1) „Labyrinth" und „Ariadnefaden"; 2) „Jammerthal" (aus Luthers Kl. Katechismus, 3. Hauptstück, 7. Bitte); 3) „Denkzettel" (wohl aus Matth. 23, 5). A. Döring.

Abonnement der „Gegenwart"
pro III. Quartal 1881.

Mit der nächsten Nummer (26) schliesst das II. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das III. Quartal 1881 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.**

Original-Einbanddecken in Leinwand

zu dem mit der Nummer **26** schliessenden **XIX. Bande** der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pf. durch jede Buchhandlung** bezogen werden.

Berlin W., Behrenstrasse 4.

Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Inserate.

Soeben ist erschienen:

Altes und Neues Heft 2.

Von

Friedr. Theod. Vischer.

280 Seiten. gr. 8. Brosch. *M.* 5.—

Inhalt:

Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts 1875. — Gottfried Keller. — Ein italienisches Bad. — Noch ein Wort über Thiermißhandlungen in Italien.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Stuttgart.

Adolf Bonz & Co., Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erscheint:

National-Oekonomie.

Ein Hand- und Lehrbuch für Jedermann

von

Dr. **Heinrich Contzen.**

Zweite Auflage.

Mit vollständigem Namen- und Sachregister.

Volksausgabe

in 31 wöchentlichen Lieferungen à 30 ₰.

Soeben erschien:

Die Arbeiterfrage

mit besonderer Berücksichtigung der

Deutschen (Hirsch-Duncker) **Gewerkvereine.**

Von

Dr. Karl Walcker,

Docent der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig.

Preis 3 *M.*

Dieses interessante Werk ist die erste neuere und eingehendere, auf gedrucktes und ungedrucktes Material gestützte Untersuchung über die Denk- und Gefühlsweise der gemäßigten, anti-socialistischen Arbeiter. Der Vers. erörtert auch die Frage der sog. Halbbildung und der wahren politischen Volksbildung.

Verlag von **J. Baemeister** in **Eisenach.**

Opern-Text.

Gesucht wird ein Text zu einer kleineren komischen Oper. Mittheilungen vermittelt die Annoncen-Expedition v. **Adolph Voges** in **Altona.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Besser'sche Buchhandlung) **Berlin** NW., Marienstraße 10.

Stephan zu Putlitz. **J. P. Proudhon.** Sein Leben und seine positiven Ideen. Eleg. geh. *M.* 2.60.

Paul Heyse. **Die Weiber von Schorndorf.** Historisches Schauspiel in vier Acten. Elegant geheftet *M.* 2.60.

Ernst Zitelmann. **Gedichte.** Eleg. geh. *M.* 3.60. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M.* 5.—

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Baumbach, Sommermärchen. kl. 8. 18 Bogen mit Bild des Verfassers. *M.* 5.40. Das Buch ist auch in Pergament gebunden mit Gold- und Blaudruck vorräthig.

Soeben erschien bei

Duncker & Humblot in Leipzig

und ist vorräthig

in allen Buchhandlungen:

St. Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte.

Von

Nicolaus I.

zu

Alexander III.

Ein starker Band.

Octav. Geheftet. Preis 8 Mark.

Diese Publication ist geeignet das grösste Interesse zu erwecken. **Ihr letzter Abschnitt beschäftigt sich mit dem düstern Ereignisse in St. Petersburg, seinen Ursachen und Folgen.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** W., Behrenstraße 4.

Ed. Hildebrandt's Aquarelle

Neue Folge.

Chromo-Facsimiles von **R. Steinbock**

nach Originalen a. d. Privatbesitze Sr. Maj. d. Kaisers und Sr. Durchl. d. Herzogs v. Ratibor 5 Blatt auf groß Folio-Cartons in künstlerisch ausgestattetem Umschlag in japanischem Geschmack.

I. **Markt in Cairo.** II. **Pyramiden von Gizeh und Sphinx.** III. **Genua.** IV. **Villa d'Este in Tivoli.** V. **Sörören. Mitternacht.**

Preis 50 Mark.

Eine elegante, reich verzierte Mappe hierzu in demselben Geschmack kostet **20 Mark.**

Zwei größere Sammlungen erschienen früher:

I. Serie.

Reise um die Erde.

Nach Original-Aufnahmen in Aegypten, Indien, China, Japan, Amerika u. s. w.

34 Blätter auf gr. Folio-Cartons, 306 *M.*, in eleg. reich verzierter Mappe 324 *M.*, in eleg. Kasten in Buchform mit Portrait 360 *M.*

Einzeln kostet jedes Blatt aus einer dieser drei Sammlungen **12 Mark.**

II. Serie.

Aus Europa.

Nach Originalen aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers.

14 Blätter auf groß Folio-Cartons, 126 *M.*, in eleganter reich verzierter Mappe, 144 *M.*

Bei Abnahme von mindestens 6 Blatt ist der Preis nur **9 Mark** pro Blatt.

Soeben ist erschienen:

Briefe aus der Bretterwelt.

Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters.

Von

Adolf Palm.

330 Seiten. 8. broch. *M.* 3.—

In frischer lebendiger Darstellung gibt der Verfasser auf kultur-geschichtlichem Hintergrunde eine Reihe von Schilderungen aus dem Bühnenleben, scharfumrissene Künstler-Charakteristiken, Anekdoten und eine kritische Beleuchtung der früheren und aktuellen Theaterzustände. Die Geschichte des Königlichen Hoftheaters in Stuttgart, eines der bedeutendsten in Deutschland, bietet dem Sittenschilderer wie dem Kritiker ein ungewöhnlich reiches Material. Vermöge der geschickten Behandlung dieses Stoffes liest das Buch sich wie eine Erzählung und empfiehlt sich deshalb keineswegs blos für Theaterkreise, sondern für jeden Freund der Kunst und einer geistig anregenden, unterhaltenden Lektüre. Die genaue Detailkenntniß des Verfassers gibt dem Ganzen eine typische Bedeutung.

Verlag von **Adolf Bonz & Co.** in **Stuttgart.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 26. Berlin, den 25. Juni 1881. Band XIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die innern Kämpfe in Frankreich. Von Wilhelm Singer. — Auswanderung und Kolonisation. Von J. B. Westerkamp. II. III. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Emilio Praga: Schwalben. Brianza. Die heiligen drei Könige. Terzinen. Nachdichtungen von Paul Heyse. — Kant und seine Ausleger. Von Ludwig Noiré. — Rheinische Lieder. Von Sophie Hasenclever. Besprochen von Ferdinand Hiller. — Die culturgeschichtliche Bedeutung der Illustration. Von Max Schasler. — **Aus der Hauptstadt:** Ernesto Rossi in seinen letzten Shakespeare-Darstellungen. Von Rudolph Genée. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die innern Kämpfe in Frankreich.

Wenn es sich blos um die Form der Wahl gehandelt hätte, aus welcher die nächste, im October zusammentretende französische Kammer hervorgehen soll; wenn die Frage einfach so gestanden wäre, ob künftighin, wie bisher, jeder Wahlbezirk seinen Abgeordneten, oder, nach dem Scrutin de liste, jedes Departement so viele Abgeordnete, als es Wahlbezirke hat, jeder Wähler also statt nur eines Deputirten die ganze Liste zu wählen hat, wären wohl die tiefen Erschütterungen begreiflich gewesen, welche die politischen Kreise Frankreichs in den letzten Tagen aus diesem Anlaß durchzumachen hatten? Selbst das lebhafte französische Temperament ins Auge gefaßt, hätten damit allein die leidenschaftlichen Drohungen und Revancherufe nach der Niederlage des von der Kammer votirten Listenscrutins im Senat einen stichhaltigen Erklärungsgrund gefunden? Nein! Hinter der Formfrage barg sich eben der eingefleischte Streit zweier großer republikanischer Parteien und ihrer Führer um die Oberherrschaft im Lande. Denn trotz Ableugnungen und Vertuschungen bleibt wahr, daß in dem Kampf zwischen Senat und Kammer der Präsident der Republik, Jules Grévy, der Vertreter des Stabilitätsprincipes, der ruhigen, stetigen Entwickelung mit Ausschluß aller glänzenden Elans einerseits und der Präsident der Kammer, Léon Gambetta, diese Personificirung des republikanischen Sturms und Drangs und, wenn es sein muß, der genialen Abenteuer andrerseits als Streiter gegenübergestanden waren. Obzwar schwächer an Talenten, aber stärker an Zahl, ist die Partei des Republikpräsidenten Siegerin geblieben; Gambetta hat eine ihn empfindlich berührende Niederlage erlitten und sie mit scheinbarer Unterwürfigkeit einbekannt. Die persönlichen Rancunen, welche dabei mit unterliefen, haben ihre Befriedigung gefunden und nebenher haben Legitimisten und Bonapartisten ihren Seitenkrieg geführt. Die Ersteren stimmen für die Arrondissementswahl, zunächst natürlich um Gambetta einen Streich zu versetzen, dann aber auch darum, weil die Wahlbezirke ihrer Candidaten meist der Majorität nach in republikanischen Departements liegen. Hätte das ganze Departement nach Listen gewählt, wären die meisten Legitimisten in trauriger Minorität geblieben. Umgekehrt haben die Bonapartisten noch ganze Departements für sich, in welchen die Republikaner, die sich in den darin gelegenen einzelnen Wahlbezirken durchzusetzen gewußt, sicherlich durchgefallen wären. Die Bonapartisten sahen daher im Scrutin de liste einen Vortheil und stimmten dafür. Allein dieser Seitenkrieg war nicht sonderlich interessant. Denn trotz der Zerwürfnisse im republikanischen Hause ist weder für den geschmeidigen Bolingbroke, Jerôme Napoleon, der vorläufig auf die Präsidentschaft der Republik speculirt, die Zeit gekommen, als Prinz-Präsident ins Elysée einzuziehen, noch für den Einsiedler von Frohsdorf den Billardstock mit dem Scepter zu vertauschen und als Henry V. die weiße Fahne allüberall in Frankreichs Gauen aufzuhissen.

Seltsam! Allgemein wurde angenommen, Scrutin de liste werde in der Kammer keine Majorität finden. Wie wäre es denn möglich, fragt man, daß mindestens zweihundert Abgeordnete, die durch das neue Wahlsystem wenn nicht sicher, so doch voraussichtlich ihren politischen Tod fänden, ihr eigenes Todesurtheil aussprechen würden? Und wußte man nicht, daß der Präsident der Republik ein eifriger Vertheidiger der bestehenden Wahl nach Arrondissements sei und welche Mühe, welche Drohungen und Einschüchterungen es gekostet, die Hartnäckigkeit des Ministerpräsidenten zu beugen, welcher Namens der Regierung gegen das Listenscrutin auftreten wollte? Trotz seines unbesiegbaren Optimismus sah sich ja Gambetta selbst genöthigt, vor dem großen Turnier in der Kammer vorsichtsweise zu erklären, Scrutin de liste sei eine Form und kein Princip, wie immer die Kammer entscheiden werde, die Republik werde dabei nicht zu Schaden kommen. Allein so sicher ist er, wir wollen nicht sagen der überzeugenden, aber doch der verführerischen Gewalt seiner Rede, daß er sich auch in das Abenteuer stürzte, und man kann es bei den vorhanden gewesenen Dispositionen doch nicht anders nennen, das Listenscrutin in der Kammer durchzusetzen, wie ein Hazardspieler all seinen Einfluß, sein Prestige, seine Verantwortlichkeit auf eine Karte setzt. Und sein oft bewährtes Glück blieb ihm auch diesmal nicht aus. Trotz geheimer Abstimmung errang das Princip des Gesetzes nach Gambettas Rede — eine andere wurde nicht mehr angehört — eine Majorität von 8 Stimmen. Seine Anhänger brachen in einen fanatischen Jubel aus; seine Gegner warfen muthlos die Flinte ins Korn. Bei der öffentlichen Abstimmung über den ersten Paragraph zählte die Majorität bereits 63 Stimmen. Kleinmüthig war der Ministerpräsident, kleinmüthig die Partei des Präsidenten der Republik. Ein Kämpfer für die Arrondissementswahl nach dem andern sagte sein Peccavi und bekundete seine Resignation. Die öffentliche Meinung bezeichnete Gambetta als nunmehrigen Herrn der Situation. Unter seiner Patronanz wurden schon Listen angefertigt, welche den Wählern baldigst insinuirt werden sollten. Der Präsident der Republik war ein stiller Mann geworden, von welchem die Sieger nur mit einem Lächeln des Mitleids sprachen. An den Senat dachte Niemand. „Das ist eine Angelegenheit der Kammer," wurde allgemein behauptet, „in welche sich der Senat nicht einzumengen hat." „Er

wird vielleicht," meinten Manche, „einige schwächliche Bemerkungen machen, aber Listenscrutin ist fertig." Einen ernsten Widerstand des Senates hielt man für eine kaum discutirbare Möglichkeit.

Und so war denn für den Augenblick im Gegensatz zur Kammer die Zustimmung des Senates für das Listenscrutin eine ausgemachte Sache. Als sich nun, anfangs freilich schwächlich, bei den alten Herren einiger Widerstand zeigte, legte man demselben keine große Bedeutung bei. Von wem ging er aus? Von Jules Simon, diesem viel zu offenbaren Feind Léon Gambettas. Was vermag ein Jules Simon? O, viel zu früh warf die republikanische Partei dieses bedeutende Rednertalent, diesen unermüdlichen Gelehrten, der sich heute noch im Vollbesitz seiner parlamentarischen Fähigkeiten befindet, unter die Todten. Viel zu sehr unterschätzte sie seinen Einfluß, sonst hätte sie die Gegnerschaft Simons nicht so von oben herab, so geringschätzig behandeln können. Bald gesellte sich der ehemalige Ministerpräsident Waddington zur Opposition, der übrigens mit Gambetta auch ein Hühnchen zu pflücken hatte, weil dieser einmal in einer Kammerdebatte behauptet hatte, er wäre nicht zum Congresse nach Berlin gegangen, wodurch er Waddingtons Erfolge daselbst compromittirt hat; bald stellte sich auch der greise Dufaure ein, der unter Mac Mahon mit fester Hand die Republik geleitet, bis Grévy Präsident geworden und er sie außer aller Gefahr wußte — lauter Republikaner alten Schlages, welche schon ihre republikanische Gesinnung darthaten, als noch Gefahr damit verbunden war, und ehe noch kaum der Schulstube entwachsene Maulhelden und struppige Wirthshausdemokraten sich vermessen durften, sie mit roher Schonungslosigkeit und ungerechter Weise als alte Reactionäre zu verschreien. Hier liegt Gambettas Hauptfehler oder vielleicht Hauptschwäche, daß er entweder nicht den Willen gehabt oder nicht die Mittel gefunden, dieses anständig republikanische Element, diese conservativ-republikanischen Kräfte zu gewinnen und festzuhalten, anstatt sie nebulosen Allerweltsbeglückern oder trockenen, aller Grazie des Lebens und aller feinen Gefühle und hochherzigen Anschauungen baren Ambitiösen zum Opfer hinzuwerfen. Diese conservativen Republikaner wurden gegen ihren Willen der Rechten zugedrängt, welche natürlich ihre Bundesgenossenschaft entzückt empfing. Und so entstand dem Listenscrutin gegenüber eine Phalanx, deren Stärke weder Freund noch Feind mit Sicherheit erkannte, die aber leichthin zu besiegen man im Palais Bourbon sich immer noch der schmeichelhaften Hoffnung hingab.

Dann die Reise Gambettas nach Cahors! Vielleicht war es anfangs wirklich Gambettas Absicht, seine Eltern zu besuchen, seine alten Freunde und Studiengenossen wiederzusehen und das bisher noch bonapartistisch angekränkelte Departement ganz für die Republik zu gewinnen. Allein, wollte er oder nicht, die Reise nahm durch die ihr verliehene, im höchsten Grade ungeschickte und provocatorische Publicität einen ganz anderen Charakter an, als sie den Umständen nach haben durfte. „Das ist die Reise eines Präsidenten der Republik," bemerkten mißvergnügt viele Republikaner und ihre Augen wendeten sich unwillkürlich gegen den Senat. „Da habt Ihr Euren Cäsar", höhnten die Reactionäre, angesichts der faustdicken Schmeicheleien, die in Gambetta ergebenen Journalen geschmacklos aufgehäuft wurden. Auf dem ganzen Wege schon nichts als feierliche Empfänge des Militärs, der Richter, des politischen Beamtenstandes, Reden und Gegenreden, in Cahors selbst Entwickelung politischer Programme, Ansprachen ans Militär. Je berechtigter der Jubel des Volkes war — und warum sollte ein Volk nicht seinem liberalen Führer, der für die freiheitliche Republik so viel gethan, zujubeln? — desto sorgsamer mußte jedem officiellen Apparat ausgewichen werden, desto mehr mußten die publicistischen Marktschreier sich hüten, ihren überschwänglichen Berichten die zwar nicht geäußerte aber handgreiflich angedeutete Moral anzuhängen: „Seht das Modell eines Präsidenten der Republik! Der weiß sein Metier anders, wie der kalte, hölzerne Franz" — Grévy. . . . Wie tief mußte sich Jules Grévy durch eine solche Behandlung, was auch Gambetta zu seinem Lobe öffentlich gesagt haben mag, verletzt fühlen; wie sehr wurde auf diese Art auch die Empfindlichkeit des Senates gereizt. Zu früh, zu früh trat Gambetta seine Herrschaft an, noch hatte der Senat das zustimmende Wort nicht gesprochen.

Hauptsächlich aber wurde der Senat durch die unpolitische Haltung eines Theils von Gambettas Umgebung gegen das Listenscrutin beeinflußt. Es versteht sich, daß in Gambettas nächster Nähe, unter seinen Freunden, Gesinnungsgenossen und Helfern, auch noble, uneigennützige, gelehrte und patriotische Männer von Ruf und Bedeutung zu treffen sind. Aber leider zu viele unausstehliche Klopffechter und politisch unerzogene Leute, welche ihre trockene Gewaltthätigkeit für Genialität, ihren bornirten Radicalismus für Schneidigkeit und Energie ausgeben möchten. Ihr Blick geht nicht über die Grenzen Frankreichs, kaum über die von Paris hinaus. Ihnen ist maßgebend, was auf den Boulevards, in den Parteijournalen, in den Cafés und Clubs gesprochen, erfunden und gekannegießert wird. Durch Drohungen, ungeberdiges, rücksichtsloses Benehmen würden sie sich gerne zu harten Herren von Frankreich ausspielen. Sie selbst aber sind zu schwach und unbedeutend, zu unbeliebt und ungeschickt, um sich rasch genug emporzubringen. Sie tragen deshalb die Fahne: Gambetta vor. Er ist ihr Stürmer und er erhält die ersten Wunden, wenn der Sieg nicht sein ist. Mit was für Drohungen, Prahlereien, Großthuereien und Verspottungen überhäuften sie den Senat. Und für den Ausfluß ihres ungezügelten Eifers wurde Gambetta selbst verantwortlich gemacht. Obendrein beging der geistreiche und schneidige Halb-Intransigeant Clemenceau den taktischen Fehler, vor dem Votum des Senats mit mehr Offenherzigkeit als Klugheit in der Kammer zu erklären, die logische Folge der Annahme vom Scrutin de liste sei die Revision der Constitution, worunter er die Abschaffung des Senates in erster Linie, vielleicht aber auch die Abschaffung der Präsidentschaft der Republik verstand. Unwillkürlich wurde die Frage: Hie Grévy, dem Beschützer des gegenwärtigen Wahlsystems, hie Gambetta, dem Champion für Scrutin de liste gestellt. Der Senat antwortete mit 148 gegen 114 Stimmen zu Gunsten Grévys und des gegenwärtigen Systems. Das Listenscrutin fiel unerwartet und bereitete Gambetta eine Niederlage. Die Rechte, um ihm dieselbe nur noch empfindlicher zu machen, leugnete gar nicht, daß es ihr um einen directen Schlag gegen Gambetta — Revanche für den 16. Mai — zu thun war und der schöne Traum von Reformen, Größe und Macht war plötzlich jäh verschwunden wie ein Nebelbild.

Was war denn mit dem Listenscrutin zunächst beabsichtigt? Strebte Gambetta jetzt schon nach der Präsidentschaft der Republik? Hatte er kriegerische Absichten? Und welches waren die verheißenen Reformen? Natürlich ist es Niemandem vergönnt, in das Innere seines Herzens zu schauen, ob und welche Pläne nach Wiedervergeltung darin schlummern. Aber nach alledem, was man von ihm weiß, war es augenblicklich ihm darum zu thun, die Ministerpräsidentschaft zu übernehmen. Mit den Wahlen nach Scrutin de liste wäre, wie man sich euphemistisch ausdrückte, eine homogene Regierungsmehrheit oder, wie die scharfsichtigen Gegner sagten, eine Gambetta in Allem ergebene Majorität zu Stande gekommen, die alles Interesse daran gehabt hätte, ihren Patron groß und mächtig zu machen, weil mit der Vergrößerung seines Machtkreises auch das Anwachsen des ihrigen gleichen Schritt gehalten hätte. Er konnte demnach als Ministerpräsident selbst die kühnsten Pläne durchsetzen, ohne fürchten zu müssen, plötzlich im Stiche gelassen, durch Coalitionen von Rechts und Links gestürzt zu werden, wie es den bisherigen Ministern nicht selten geschehen. Ob er dann an den Revanchekrieg gedacht hätte? Da kann nur individuelles Empfinden eine, obendrein unsichere, Antwort geben. Ich selbst, wenn es erlaubt ist, von mir zu sprechen, habe aus gemachten persönlichen Beobachtungen die Ueberzeugung, daß gerade Gambettas Ministerschaft einem Revanchekrieg eher hinderlich als zuträglich wäre und ich glaube, die Zukunft, die trotz alle und alledem ihm gehört, wird mir Recht geben. An dem Willen, einen solchen Krieg zu führen, fehlt es Gambetta sicherlich nicht. Allein

er weiß zu gut, daß mit dem unglücklichen Ausgange einer derartigen Unternehmung er mit Leib und Leben und dazu die Republik verloren ist. Kaum Jemand wie er kennt die Kräfte und Dispositionen des Landes. Er weiß, daß es dem Nationalgefühl schmeicheln würde, könnte Frankreich in der europäischen Politik wieder eine hervorragende Stelle einnehmen. Daher seine Einmischung in alle europäischen Fragen, seine Allianzgelüste, seine militärischen Allüren. Allein von da bis zu einem Kriege ist noch ein weiter Schritt und so leichtsinnig ist er nicht, ihn ins Unsichere hinein zu wagen. Er hätte dabei viel zu viel zu verlieren. Und was die Reformen betrifft, so wäre es besser gewesen, sie vorher scharf zu bezeichnen, als sie mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen. Allein auf dem Gebiete der Eisenbahnverstaatlichung, der Rentenconversion, der Regelung der Arbeitslöhne gibt es in der That soviel in Frankreich zu thun, daß eine starke Majorität vonnöthen ist. Er strebte also vorläufig nach der Ministerpräsidentschaft, denn die Präsidentschaft wäre doch bald von selbst gekommen. Jules Grévy hätte nach der Pfeife der gambettistischen Kammer und diese wiederum nach Gambettas Pfeife getanzt. Wie lange hätte Jules Grévy wohl diese Schattenregierung geduldig zu ertragen vermocht?

Da aus alledem nichts geworden, welche Wuth bemächtigte sich der Besiegten! Welcher Mangel an Würde in der Haltung! Nieder mit dem Senat! Nieder die Republikaner, welche es gewagt, gegen Listenscrutin zu stimmen, das Tafeltuch entzwei zwischen Republikaner und Republikaner, zwischen Republik- und Kammerpräsidenten! Aus dem armen Grévy wurde ein bösartiger Philister gemacht, von dem kein Mac Mahon ein Stück Brod mehr annehmen durfte, aus dem reactionären 16. Mai der 9. Mai, der Tag der Niederlage im Senat. Nichts als Kopflosigkeit, Brutalität, Rachedurst und vor Allem: fort das Ministerium! Nach den ersten Wuthausbrüchen aber einsehend, wie sehr sie Mangel an politischer Voraussicht an den Tag gelegt, begannen die extremen Gambettisten einzulenken; die gemäßigten waren ihnen so nicht gefolgt. Das Ministerium wurde nun pardonnirt, weil man ein besseres für diese Zeit nicht gefunden hätte, aber die Kammer sollte sofort geschlossen und die Wahlen sollten heiß auf die Frage des Listenscrutins und der Revision gemacht werden. Die Kammer wies jedoch mit 250 gegen 70 Stimmen dieses Ansinnen zurück und sie hat, glauben wir, den Gambettisten damit einen großen, großen Dienst erwiesen. Denn das Land und die ganze Wählerschaft blieb bisher von den Streitigkeiten ihrer Delegation unberührt und geht ihren arbeitsamen friedlichen Weg weiter. Keineswegs hätte das Land so scharf die Frage beantwortet, als sie die extremen Gambettisten gestellt hätten. Wenn nun Ueberstürzung, Mangel an Vorbereitung, oder zu ungestümes Vorgehen eine neue Niederlage Gambettas herbeigeführt, so enthielte dieselbe ein entscheidendes Urtheil, welches seiner Popularität und seinem Einfluß einen schweren Streich versetzt hätte. Denn mögen ihm auch einige Streber jetzt abgefallen sein, mag ihn das Votum des Senates in seiner Eigenliebe, in seinen Lieblingsideen getroffen haben, seine populäre und agitatorische Kraft hat es nicht merklich geschmälert. Gambetta selbst, der verwundete Löwe, ist schweigsam, vorsichtig, läßt nicht in sein Inneres blicken. Die künftigen Wahlen im September werden von seiner Partei aufs Listenscrutin und von den radicaleren Elementen auch auf die Verfassungsrevision gemacht werden. Gewinnt er die Majorität, dann wird er die Regierung wahrscheinlich an sich nehmen und die Listenscrutin-Angelegenheit mit erneuter Kraft vor die Kammer bringen. Der Senat dürfte dann kaum dem klar ausgesprochenen Landeswillen widerstehen; obendrein wird das republikanische Element in dieser Körperschaft bei nächster Drittelerneuerung um ein Bedeutendes gestärkt, also dem Listenscrutin günstiger gestimmt werden. Alsdann hätte die künftige Kammer nur eine geringe Lebensdauer und würde von einer mit dem Listenscrutin gewählten abgelöst werden. Siegen jedoch die Anhänger des status quo, dann wird es heißen, Sammetpfötchen zeigen und die Majorität wieder an sich bringen. Auch dann ist's möglich, daß Gambetta das Ministerium übernimmt. Allein die Majorität wird im Bewußtsein, daß er ihr nicht wohl will, zu keinem Behagen kommen und auch Gambetta wird, nach dem banalen Sprichwort, „ein Haar in der Suppe finden". Dies ist das Prognostikon, wenn alles seinen natürlichen Weg geht. Frankreich ist aber das Land der Ueberraschungen, und der systematische Mensch, der hier die Politik wie ein mathematisches Problem lösen wollte, könnte leicht in seinem Calcul scheitern. Und gerade Gambettas Ruhe ist beunruhigend. Er lauert. Holt er ein nächstes Mal zum Sprunge aus, so ist es seiner Opfer sichrer Tod.

Wilhelm Singer.

Auswanderung und Kolonisation.

Von J. B. Westerkamp.

(Schluß.)

II.

Schwieriger ist die zweite Frage: Besteht die Möglichkeit des Erwerbs von Kolonien? Allerdings ist die Erde noch nicht völlig getheilt, noch nicht ganz weggegeben, namentlich in Afrika finden sich noch weite Landstriche, welche der Kolonisation harren. Indessen würde die directe Entsendung deutscher Kolonisten nach solchen Landstrichen, wo sich noch keine europöische Niederlassung findet, ein im Erfolge mehr als zweifelhaftes Unternehmen sein. Die Amerikaner haben im Laufe des letzten Jahrhunderts ihre Herrschaft von der Küste des Atlantischen Meeres nach dem Mississippithal und von dort bis zum Stillen Meere ausgedehnt; die europäische Herrschaft ist von der ursprünglich kleinen Kapkolonie aus über weite angrenzende Landstriche ausgedehnt; Australien wird von den dort bereits vorhandenen Niederlassungen aus allmählich aber stetig der europäischen Herrschaft und Cultur erschlossen; aber in allen diesen Fällen handelte es sich um Ausdehnung einer bereits vorhandenen Herrschaft; die Kolonisten, welche die Herrschaft und Cultur ausgebreitet haben, waren bekannt und vertraut mit dem Klima und der Bodenbeschaffenheit des neu angesiedelten Landes; sie besaßen bereits die Eigenschaften, welche zu Erfolg in den erweiterten Niederlassungen führten. Unsere Auswanderer, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, haben nicht die Eigenschaften der amerikanischen backwoodsmen, sie gedeihen am besten, wo bereits die Anfänge einer Ansiedelung vorhanden sind. Sagt schon Machiavelli mit Recht von der Umänderung bestehender Staaten, von der Gründung neuer Herrschaften und Fürstenthümer: „Man muß bedenken, wie es nichts Schwierigeres im Beginne, nichts Zweifelhafteres im Erfolge, nichts Gefährlicheres im Verlaufe gibt, als sich an die Spitze der Gründung einer neuen staatlichen Ordnung zu stellen", — um wie viel größer sind die Schwierigkeiten und Gefahren, wenn es sich um Gründung eines ganz neuen Gemeinwesens ohne die Grundlage einer bereits vorhandenen Herrschaft, die nur umgeändert wird, handelt. Daher halte ich den gegenwärtigen Zustand: unsere Auswanderer suchen Landstriche, wo bereits der Anfang einer Niederlassung besteht, sie thun nicht die erste, die Pionierarbeit, sondern die zweite Arbeit, sie verbessern den bereits gewonnenen Boden und erweitern die Ansiedelungen, für den richtigen und gesunden. Aber es ist weder nöthig noch wünschenswerth, daß unsere Auswanderung sich immer Landstrichen zuwendet, wo diese doch auch wichtige und nöthige zweite Arbeit dem Vaterlande nur geringen Nutzen bereitet. In Folge unserer vielhundertjährigen Leidensgeschichte haben andere Nationen vor uns einen weiten Vorsprung in der Kolonisation; die beste Zeit für germanische Kolonisation, das 17. und 18. Jahrhundert, haben wir ungenutzt verstreichen lassen. Nordamerika und Australien ist definitiv von den Angelsachsen gewonnen; jeder Auswanderer, den wir dorthin abgeben, ist im Endresultate ein Machtzuwachs für das angelsächsische Element. Aber dieses ist ungeachtet all seiner Tüchtigkeit, seines Fleißes, Muthes und Organisationstalentes schwerlich der riesigen Auf-

*

gabe einer Kolonisation in allen Erdtheilen gewachsen; England ist bereits mit Kolonien übersättigt. In Südamerika und Südafrika finden sich noch weite, erst spärlich besetzte Landstriche. Die Deutschen, welche nach Südamerika auswandern, haben dort mit einer Grundbevölkerung spanischer und portugiesischer Abkunft zu concurriren; die Erhaltung ihrer Nationalität wird ihnen in dieser Concurrenz nicht schwer werden. Je mehr das deutsche Element sich in Südamerika verdichtet, um so geringer wird die Gefahr, daß unsere Einwanderer von der eingebornen Bevölkerung absorbirt werden. Der Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande hat bereits seit längerer Zeit und gewiß mit Recht die öffentliche Aufmerksamkeit auf den südlichen Theil von Südamerika gelenkt und in zahlreichen Publicationen gezeigt, daß dort ein guter Boden für deutsche Auswanderung ist. Aehnlich liegen die Dinge in Südafrika. England hat im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts seine Herrschaft auch über Südafrika ausgedehnt. Aber das englische Element ist dort nur spärlich vertreten, eine einzelne Nation kann eben nicht in der ganzen Welt kolonisiren. In Südafrika finden sich neben den Engländern zahlreiche Holländer und Deutsche. Unter den verschiedenen Nationalitäten, welche dort neben einander wohnen, besteht keineswegs völlige Eintracht. Beweis der neuerdings durch gerechte und weise Nachgiebigkeit Englands beendete Kampf der Transvaalboeren um ihre Unabhängigkeit. Die Herrschaft in Südafrika wird schließlich der stärkeren Nationalität zufallen. Wäre nur die Hälfte, ja nur ein Viertheil der Auswanderer, die wir an die Vereinigten Staaten abgegeben haben, nach Südafrika ausgewandert, so würde das Ueberwiegen und folgeweise die Herrschaft des niederländisch-deutschen Volksstammes schon jetzt nicht zweifelhaft sein. Früher, vor Eröffnung des Suez-Kanals, war Südafrika eine wichtige Station auf dem Wege nach Ostindien, seitdem hat die Kapkolonie erheblich an Bedeutung für England verloren. Es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß nach und nach in England die Ansicht die Oberhand gewinnen wird: die Aufrechthaltung unserer Herrschaft in Südafrika lohnt nicht der ungeheuren Opfer, die sie bislang bereits gefordert hat und in Zukunft voraussichtlich fordern wird.

Die Möglichkeit des Erwerbs deutscher Kolonien dürfte daher nicht ausgeschlossen sein. Aber es handelt sich um ein weitaussehendes Unternehmen, das sich nicht auch einmal in einem Jahre oder auch nur in einigen Jahren in Ausführung bringen läßt. Rom ist nicht in einem Tage gebaut! Der große Kolonialbesitz der Engländer und Holländer ist nach und nach aus kleinen Anfängen entstanden. Der erste und nöthigste Schritt deutscher Kolonialpolitik würde sein, daß die deutsche Auswanderung sich nach und nach in solchen Landstrichen concentrirt, wo die Möglichkeit demnächstiger deutscher Herrschaft besteht. Unsere Reichsregierung kann diesen Schritt nicht thun, wohl aber unterstützen. Die erfolgreiche Kolonisation ist weit mehr Sache des Volkes als der Regierung. Südamerika und Südafrika bedürfen beide der Einwanderer; während wir an Uebervölkerung leiden, hat dort die europäische Bevölkerung noch nicht denjenigen Umfang, welcher zur Ausnutzung der Hülfsmittel des Landes und zum Schutz gegen die eingeborene Bevölkerung erforderlich ist. Die Staatsgewalten in Südamerika und Südafrika dürften Verträgen nicht abgeneigt sein, wodurch deutschen Einwanderern der Erwerb von Landeigenthum erleichtert, ihnen die Beibehaltung ihrer Sprache ermöglicht und — was nur für Südamerika in Betracht kommt — ihnen die Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte von dem Glaubensbekenntniß zugesichert wird. Zugleich könnte die Reichsregierung, nach englischem Vorbilde, mit Dampfschifffahrtsgesellschaften Verträge abschließen, wodurch den deutschen Auswanderern die Ueberfahrt nach Südamerika und Südafrika erleichtert wird. Solche Verträge würden bewirken, daß namentlich in solchen Jahren, wo die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten wegen wirthschaftlicher Krisen stockt, das deutsche Element in Südamerika und Südafrika sich verdichten würde. Das weitere würde von den Willensentschlüssen unserer Landsleute in Südamerika und Südafrika abhängen müssen. Suchen sie eine nationale Verbindung mit der alten Heimat, so würden wir einem solchen Streben freundlich entgegenzukommen haben, von der Anwendung von Zwang gegen Landsleute jenseits des Meeres kann selbstverständlich keine Rede sein. Wir dürfen aber wohl sagen, daß bei unseren ebenso wie bei den englischen Auswanderern wohlverstandener, gegenseitiger Vortheil zu einer lange, wenn auch nicht immer dauernden nationalen Verbindung führen würde.

III.

Und jetzt noch einige Bemerkungen über den letzten Theil meines Themas, die voraussichtliche Rückwirkung deutscher Kolonien auf unsern wirthschaftlichen, socialen, politischen und nationalen Zustand.

In Deutschland besteht viel Mißbehagen, vornehmlich wirthschaftlicher Art, und leider gibt unsere Zeit nur zu sehr Anlaß zu unbehaglichen Betrachtungen. Wir sind in Gefahr, von andern Nationen wirthschaftlich überflügelt zu werden. Was uns Noth thut, ist Vermehrung der Arbeitsgelegenheit. Die Bedeutung der Gesetzgebung für Vermehrung der Arbeitsgelegenheit wird meines Erachtens häufig überschätzt; sie kann die Arbeit fördern und schützen und von Hemmnissen frei machen, aber sie kann nicht unsere natürlichen Hülfsmittel, die Fruchtbarkeit unserer Aecker, Wiesen und Felder, unsern Vorrath an Kohlen, Erzen und andern Mineralien vermehren. Dagegen sind Auswanderung und Kolonisation für Vermehrung unserer Arbeitsgelegenheit Fragen ersten Ranges. Die Auswanderung mindert die inländische Arbeitsconcurrenz, die Kolonisation würde der deutschen Industrie und dem deutschen Handel neue Absatzgebiete schaffen. In dieser Beziehung will ich nur auf das Beispiel Englands verweisen. Die sichere Grundlage für Englands weltherrschende Industrie und Schifffahrt ist der ungeheure Kolonialbesitz, welcher mit großem Geschick und tiefer Weisheit über alle Theile der Erde verbreitet ist. Zwar beansprucht England, belehrt durch die herben Erfahrungen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, nicht mehr ein Handels- und Schifffahrtsmonopol gegenüber seinen Kolonien; deutsche Waaren und deutsche Schiffe werden dort neben den englischen zugelassen; aber die Stellung des englischen Handels und der englischen Schifffahrt ist die ganz überlegene, weil die Regierung der Kolonie in englischen Händen ist, weil dort englische Sprache und englische Geschäftssitten vorherrschen und weil zahlreiche persönliche Bindeglieder zwischen dem Mutterlande und den Kolonien bestehen. Nur deutsche Kolonien würden unserer Industrie und unserm Handel sichere dauernde Absatzgebiete jenseits des Meeres, deren wir so dringend bedürfen, eröffnen.

Zu den wirtschaftlichen Vortheilen der Kolonien kommen noch gewichtigere sociale Vortheile. Kein Patriot denkt ohne bange Sorge an die sociale Entwickelung des Vaterlandes. Die Gräuelthaten, welche zu unserm Socialistengesetz den äußern Anlaß gegeben haben, die Gräuelthaten, welche in einem großen Nachbarreich einem gütigen und wohlwollenden Herrscher das Leben gekostet haben, sind in Aller Erinnerung. Könnten wir das wirthschaftliche und sociale Elend beseitigen oder mildern, so würde die Gefahr der Umsturztheorien verschwinden oder sich doch mindern. Warum fehlen ähnliche Gefahren in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika? Der Engländer, welcher in der Heimat keine Arbeit findet oder welchem die Einrichtungen seines Landes z. B. das System der Vererbung und Veräußerung von Grundeigenthum mißfallen, kann leicht nach einer englischen Kolonie auswandern, da findet er reichliche Gelegenheit zu gutem Erwerbe, wenn er nur arbeiten will, da hat er auch Gelegenheit zur Aufstellung, Verbreitung und Verwirklichung neuer Theorien; — nur daß alle Theorien, welche gegen das Recht der Arbeit und dessen Folge, die Unverletzlichkeit des Eigenthums gerichtet sind, in Gemeinwesen, wo aller Erfolg auf Arbeit beruht, keine Aussicht auf Erfolg haben. Zu den zahlreichen Gründen der höchst erfreulichen Stabilität der englischen Verfassungsentwickelung gehört auch

der Umstand, daß Jedermann, der mit den heimischen Verhältnissen unzufrieden ist, leicht nach einer Kolonie auswandern kann. Aehnlich in den Vereinigten Staaten von Amerika. Wem es in den relativ dicht bevölkerten Staaten am atlantischen Meere mißfällt, der kann leicht nach dem fernen Westen wandern, da findet er Arbeitsgelegenheit, Landeigenthum, auch einen fruchtbaren Boden für neue, selbst absonderliche Theorien. Wie lange haben nicht schon die Vereinigten Staaten gegen den Unfug und das Verbrechen des Mormonenthums gekämpft, und bislang mit nur geringem Erfolge! Wollte Gott, wir könnten allen Arbeitslosen, Unzufriedenen, Mißvergnügten sagen: Wir wollen das Recht unseres Landes nicht abändern, noch weniger umstürzen, aber dort sind deutsche Kolonien, da könnt ihr es zu Reichthum, Ehre und Ansehen bringen, wenn ihr nur arbeiten wollt, da könnt ihr auch neue Theorien versuchen, sofern ihr nur eine Majorität dafür gewinnt!

Und ebenso erwarte ich von deutschen Kolonien eine günstige Rückwirkung auf unsern politischen Zustand. Goethe sagt den Vereinigten Staaten in seinen Sprüchen:

„Amerika, du hast es besser,
Als unser Continent, der alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit."

Unsere Auswanderer würden in deutschen Kolonien manche Sitten und Einrichtungen der alten Heimat abstreifen, wie das auch die englischen Kolonisten von jeher gethan haben. Eine nationale Verbindung mit Gemeinwesen, deren Einrichtungen nicht beeinflußt sind durch die verfallenen Schlösser, das unnütze Erinnern und den vergeblichen Streit der Vergangenheit, würde uns nur nützlich sein. Unser Blick würde weiter, freier werden, wir würden wachsen mit unsern größern Zwecken; würden wir sehen, daß unsere Kolonisten mit manchen Fragen, die uns verfolgen und quälen, leichter fertig werden, so würden wir lernen von ihrer Erfahrung und manche Dinge weniger tragisch nehmen, als wir es zu thun gewohnt sind. Beispiele zur Illustration dieser Sätze rufen naturgemäß Widerspruch hervor; ich will indessen ungeachtet der Gewißheit des Widerspruches sagen: mit den kirchlichen Fragen, die uns seit Jahrhunderten erschüttert haben, würden wir besser fertig werden, wenn wir das Beispiel und die Erfahrung deutscher Kolonien hätten, die gewiß alsbald den Grundsatz des ersten Zusatzartikels zur amerikanischen Unionsverfassung annehmen würden: „In dieser Kolonie soll keine Staatskirche bestehen, Niemand soll in der freien Religionsübung gehindert werden." In unserm Culturkampf ist eben mancher Ueberrest der verfallenen Schlösser, des unnützen Erinnerns und des vergeblichen Streites der Vergangenheit.

Den letzten Punkt, die Rückwirkung von Kolonien auf unsern nationalen Zustand, habe ich bereits wiederholt berührt. Die deutsche Nationalität, so sagte ich, leidet Schaden, daß wir Jahr aus Jahr ein höchst wichtige und werthvolle Bestandtheile unserer Jugend an fremde Nationalitäten abgeben, in einem Umfange, wie es nie zuvor bei einem kräftigen gesunden Volke vorgekommen ist; wir müssen darnach streben, daß unsere Auswanderer ein lebenskräftiger Zweig an dem großen Baume des deutschen Volkes bleiben. In der That, es ist einer großen Nation kaum würdig, daß sie den Millionen, welche die alte Heimat verlassen und häufig verlassen müssen, wenn sie das ihnen anvertraute Pfund recht nutzbar machen wollen, keine neue Heimat jenseits des Meeres zu bieten vermag. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die chauvinistischen Bestrebungen, deren uns die Welt nach unseren glänzenden Siegen im Beginne des vorigen Jahrzehnts verdächtigte, unbegründet sind; wir haben respectirt und wollen immer respectiren die Grenzen und Rechte unserer Nachbarn. Aber nebenher mag der Gedanke gehen: wir haben seit Jahrzehnten eine Massenauswanderung, diese Massenauswanderung ist eine wirthschaftliche und sociale Nothwendigkeit, wir wollen darauf hinwirken, daß diesen Auswanderern ein Theil der noch nicht völlig besetzten Erde zufällt, vorausgesetzt, daß sie denselben gewinnen nicht durch Gewalt und Eroberung, sondern durch den besten Titel, worauf neue Gemeinwesen beruhen, durch Ansiedelung, durch Urbarmachung des Landes, durch nachhaltige harte, schwere, friedliche Arbeit. Das Streben, unsern Auswanderern eine neue deutsche Heimat jenseits des Meeres zu schaffen, ist daher ein durchaus legitimes. Indem wir so verfahren, folgen wir nur dem Beispiel anderer Nationen. Die Engländer, deren Bevölkerung gleich der unsern rasch zunimmt, während der Bevölkerungszustand der romanischen Nationen weit stabiler ist, haben ihr Neu-England in manchen Erdtheilen. Vergessen wir nicht, daß Entwickelung die große Pflicht unseres Landes nach den Siegen der Jahre 1870 und 1871 ist, und daß, wenn wir nicht in unserer ganzen Entwickelung, auch in der Kolonisation, auf gleicher Stufe mit den andern Völkern stehen, wir schwerlich dauernd den hervorragenden Platz behaupten können, den wir gegenwärtig unter ihnen einnehmen; nehmen wir daher, so lange es noch Zeit ist, Bedacht auf ein Neu-Deutschland!

Literatur und Kunst.

Emilio Praga.

Schwalben.

Vier Sommer lang war stumm das Nest geblieben,
Wo mich der kleinen, lieben,
Geschwätz'gen Schwalbenbrut mein Mütterlein
Geheim zuschauen lehrte.
Doch im vergangnen Lenz meerüber kehrte
Der Vater heim, allein.
Er flog zu Nest an jedem Abend spät,
Und einsam sang er dort
Sein Liedchen fort und fort,
Es klang wahrhaftig oft wie ein Gebet.
Zu klagen schien er um sein trautes Lieb,
Das in Aegypten blieb,
Auf einer Pyramide First begraben.
Wohl mocht' er Mühe haben,
Im Herbst den Flug zu thun zum fernen Lande,
Dacht' er, wie er verdorrt sie finden würde
Im heißen Wüstensande.
Doch eine Schaar von Schwälblein kam geflogen,
Schön, munter und verwogen,
Auch dieses Jahr zum traulichen Verstecke
An meines Daches Ecke,
Und zwitscherten und lärmten dort wie toll.
Die Kinder waren's wohl
Des Wittwers, der im Meer ertrank vor Harm,
Nebst ihrer Vettern Schwarm,
Die hier zum väterlichen Neste kehrten,
Zu feiern da mit kindlich frommem Triebe
Des armen Großpapas verstorbne Liebe.

* * *

Brianza.

Wie ist so schön der Abend in den Bergen!
Entsinnst du dich? Wenn hinter Felsenhöh'n
Wir plötzlich sahn den Gluthball sich verbergen
Und flüsterten im Wandern: O wie schön!
Wie ist so schön der Abend in den Bergen!

O einsam süße Ruh' in den vier Wänden!
Du stemmtest an den Herd die Füßchen an
Und kos'test mir das Haupt mit weichen Händen,
Das muntre Heimchen war Gevattersmann. —
O einsam süße Ruh' in den vier Wänden!

Wer konnt' an reinem Glück mit uns sich messen
In jener tiefverstohlnen Liebeszeit?
Hast du der goldnen Pläne wohl vergessen,
Noch ungetrübt von rauher Wirklichkeit?
Wer konnt' an reinem Glück mit uns sich messen?

Du sahst den Kranz schon mir im Haar erglänzen,
Ich öffnete dir eines Edens Thür.
Du sahst mit Lorbeern meinen Namen kränzen,
Mit ew'ger Liebe lohnt' ich dir dafür .....
Du sahst den Kranz schon mir im Haar erglänzen!

O heil'ge Freuden! O ihr Himmelsträume!
Wie manche Täuschung, Herz, hast du beweint!
Doch nein, nicht alles Glück verwelkt' im Keime,
Wenn wir noch heute flüstern treuvereint:
O heil'ge Freuden! O ihr Himmelsträume!

Sie blüht noch einmal auf, verscheuch die Sorgen,
Die Zeit, da wir uns einzig angehört.
Du weißt's ja, in der Engel Schutz geborgen,
Du Gute, deren Flehn der Himmel hört:
Sie blüht noch einmal auf; verscheuch die Sorgen!

Wer raubt uns einen stillen Fleck auf Erden,
Wo wir, da Herz und Leben wir erkannt,
Die Welt vergessen und vergessen werden
Und uns zum Abschied rüsten Hand in Hand?
Wer raubt uns einen stillen Fleck auf Erden?

O einsam süße Ruh' in den vier Wänden!
Ich werd' am Herd dich wieder sitzen sehn,
In Traum versenkt, gekos't von deinen Händen,
Das Heimchen singt, als wäre nichts geschehn .....
O einsam süße Ruh in den vier Wänden!

* * *

Die heiligen drei Könige.

An meine Mutter.

Die schönen Greise mit dem goldnen Scepter,
Die durch den Schnee hin unter heitrem Himmel
Ich in der heiligen Dreikönigsnacht
Sich nähern hörte meiner Thüre sacht,
Erfroren sind sie oder krank geworden
In ihren Sonnenlanden,
Die schönen Greise mit dem goldnen Scepter.

Wenn sich mein kleiner Schuh am Söller draußen
Ganz welk zusammenzog, vom Thau gebadet,
Du aber ihn mit königlichen Gaben
Am Morgen füllteſt, Mutter, deinem Knaben,
Da war mein Haar gelockt, rein meine Seele,
Und jeder Morgen brachte
Mir einen Tag, der mich zum König machte.

Ein junger Herrscher ohne goldnes Scepter,
Doch den mit Düften Erd' und Himmel nährten,
Und ein Gefolg von Hoffnungen und Träumen
Umringte huldigend in heitren Räumen,
War ich in jenen Tagen;
Nun muß ich mein verlornes Reich beklagen!

Die schönen Greise mit dem goldnen Scepter,
Die durch den Schnee hin unter heitrem Himmel
Ich in der heiligen Dreikönigsnacht
Sich nähern hörte meiner Thüre sacht,
Erfroren sind sie, oder krank geworden
In ihren Sonnenlanden,
Die schönen Greise mit dem goldnen Scepter!

* * *

Terzinen.

Wenn rings die Abendglocken leis verklingen,
Beginnen Lieb' und Frieden sanft verklärt
Ein Chorlied stillen Seelen vorzusingen.

Der Mann ist schaffensmüde heimgekehrt,
Des Weibes Auge schmachtet schlummertrunken,
Und einem goldnen Kirchlein gleicht der Herd.

Und während seine Gluth mit rothen Funken
Aufflammt und sinkt und mit dem Kerzenlicht
Und Mondschein kämpft, darein die Welt versunken,

Das schwarze Kätzchen horchend sein Gesicht
Zur Schwelle kehrt in regungslosem Schweigen,
Das nur ein träumend Schnurren unterbricht:

Dann, wie zum Meergrund Taucher niedersteigen,
Versenk' ich mich ins eigne Herz und find' es
Voll Perlen, und den Weg zu ihnen zeigen

Die Athemzüge des entschlafnen Kindes.

Paul Heyse.

Kant und seine Ausleger.

Von Ludwig Noiré.

Die „Nationalzeitung" vom 10. Juni brachte einen Aufsatz: „Zum Jubiläum der Kritik der reinen Vernunft." Der Verfasser sagt im Eingange, nur solche Schriftwerke könnten den Anspruch erheben, in so hervorragender Weise, wie dies bei der „Kritik der reinen Vernunft" geschehen, überall gefeiert zu werden, „welche in irgend einem Gebiet des menschlichen Lebens für längere Zeit neue Bahnen eröffnet, die geschichtliche Entwickelung ihres Jahrhunderts beherrscht, einen deutlichen, von weitem erkennbaren Grenzstein zwischen einer alten und einer neuen Zeit gebildet haben." Er stellt sodann die Frage: „Worauf beruht nun diese allgemeine Anerkennung, welche der Bedeutung eines Buchs gezollt wird, dessen tiefgründiger nur in ernster Denkarbeit zu bewältigender Gehalt so wenig, wie seine streng wissenschaftliche, herbe, aller Popularität sich absichtlich versagende, dem heutigen Leser schwer zugängliche Form dazu angethan zu sein scheint, es zu einem Gegenstande des allgemeinsten, weit über die wissenschaftlichen Kreise hinausreichenden Interesses zu machen?"

Die richtige, kurze und bündige Antwort auf diese Frage wäre: Weil dies Buch sich nicht etwa mit einem besonderen philosophischen Thema, nicht mit irgend einem speciellen Theile der Erkenntnißtheorie, sondern mit dem, was für alle Menschen Gegenstand des allerhöchsten Interesses ist, mit dem Erkenntnißproblem selbst beschäftigt. Was vermögen wir zu erkennen und wie erkennen wir? Diese Frage wollte Kant beantworten. Daß es die Fundamentalfrage, die Frage aller Fragen ist, ist Jedem einleuchtend. Alles menschliche Wissen, aller Inhalt der Erkenntniß, aller stolze Dogmatismus wie aller verzweifelnde Skepticismus muß schließlich an dieser einen Frage geprüft werden, an ihr seine Bestätigung erhalten oder zu Schanden werden.

Kant stellte aber nicht nur die Frage, sondern er löste sie auch, löste sie vollständig und ohne Rest, löste sie, indem er die menschliche Vernunft bis in ihre letzten Elemente zergliederte, indem er in ihre dunkelsten Tiefen hinabtauchte, bis zu denen noch niemals ein menschlicher Geist sich gewagt und dann ihren unendlich einfachen Besitz, die Urformen aller ihrer Erkenntniß von dort zu Tage förderte, sie der staunenden Menschheit entgegenhielt und ihr zurief:

Tecum habita et noris quam sit tibi curta suppellex.

Mit Recht nennt daher Schopenhauer die Kritik der reinen Vernunft die höchste Leistung menschlicher Besonnenheit und sagt, daß sie das Schwierigste in der Welt enthalte, nämlich eine große metaphysische Entdeckung.

Wir verstehen deshalb sehr wohl, daß eine dunkle Ahnung von der titanischen Größe jenes wunderbaren Sterblichen schon die große Masse der Denkenden ergriffen hat, und daß es daher nicht der Anregung der Philosophie-Professoren bedurfte — diese hätte wohl auch lange auf sich warten lassen und wäre, wie die Dinge nun einmal liegen, ganz sicher ohne jegliche Wirkung geblieben —, sondern daß fast alle Blätter der gebildeten Welt bei der Säcularfeier jenes unsterblichen Werkes bald mehr, bald weniger verständig und verständlich Worte der Bewunderung und des Dankes stammelten.

Das Buch Kants ist ein Leuchtthurm inmitten des wildflutenden Meeres menschlicher Ansichten, Meinungen, Strebungen und Ueberzeugungen, auf den für alle Zukunft der Blick des kühnen Seefahrers gerichtet sein wird, der die Schätze des menschlichen Wissens zu vermehren auszieht und dabei des rechten Weges nicht verfehlen will. Mit gerechtem Stolze dürfen wir sagen, daß Kant einer der unsern, daß er ein Deutscher gewesen, aber nicht an diese Zufälligkeit der Geburt ist seine Größe geknüpft, er ist ein Mann der Menschheit gewesen, wie Sokrates, wie Platon, wie Galilei, und seine Schriften werden, so lange es denkende Menschen gibt, fortleben und seinen Namen verewigen.

Wie thöricht ist es demnach, wenn der Verfasser des erwähnten Artikels seine Lobpreisung mit den Worten schließt: „daß wir auch nach dieser (der ethischen) Seite hin allen Grund haben, in dem Erscheinen des Werkes, in dem Kant sein neues System zuerst proclamirt hat, ein literarisches Ereigniß zu sehen, das epochemachend, wie wenige, nicht allein in die wissenschaftliche, sondern auch in die allgemeine Culturgeschichte unseres Volkes eingegriffen hat."

Wer so reden kann, der hat auch nicht entfernt eine richtige Ahnung von der Größe des Mannes, den er preisen möchte; er legt an ihn einen engherzigen, ja pygmäenhaften Maßstab an. Was würden wir sagen, wenn Jemand einen Platon, Kopernikus, Carteſius, Spinoza, Leibniz in solcher Weise rühmen wollte, daß sie „nicht allein auf die wissenschaftliche, sondern auch auf die allgemeine Culturgeschichte ihres Volkes mächtig eingewirkt hätten!" Würden wir dies nicht augenblicklich als eine höchst unziemliche Degradation jener großen Männer empfinden? Größer aber als Platon und Kopernikus, größer als Carteſius, Spinoza und Leibniz, größer und mächtiger als alle diese Geister war der Genius Kants.

Geht nun aus dem Gesagten hervor, daß der Verfasser von der Größe und Bedeutung des Mannes und seines Werkes keinen richtigen Begriff hatte, so muß ich leider hier auch noch den Beweis liefern, daß er für die wahre Leistung, für den eigentlichen Inhalt des unsterblichen Werkes kein wahres Verständniß hat.

Kant selber hat diese Leistung mit der des Kopernikus verglichen. Die Analogie lag nahe und es wäre dem großen bescheidenen Manne niemals in den Sinn gekommen, dieselbe hervorzuheben, wenn er nicht von der unerschütterlichen Ueberzeugung der gleichen Wahrheit, der gleichen Wichtigkeit seiner Lehre, der gleichen fundamentalen Umkehrung alles bisherigen Denkens durchdrungen gewesen wäre.

Mit der Verkündigung der Kopernikaniſchen Lehre hörte der Himmel auf, als eine steinerne Decke oder ein ehernes Gewölbe über unserer Erde zu lasten, ahnungsvoll senkte sich der Blick in die unermeßlichen Tiefen des Weltalls; der Gedanke wurde frei, da seiner Genossin, der Phantasie, ein unendlicher Flugraum gewährt war, in welchem selbst die Schwungkraft ihrer mächtigen Fittige ermattete. Die großen luminaria, die Gott am Himmel aufgesteckt, um dem Tage und der Nacht zu leuchten, wurden zum Kindermärchen; in erhabener, fast furchtbarer Majestät trat das Räthsel der Welt vor die Seele des Menschen. Da ward ein Markstein gesetzt in der Gedankenentwickelung der Menschheit, mit Sicherheit konnte vorausgesagt werden, daß von da an eine neue Weltanschauung beginnen und sich unaufhaltsam Bahn brechen werde.

Größer noch und gewaltiger war die Gedankenrevolution, die mit Kant ihren Anfang nahm. Diese unermeßliche Welt, die uns mit staunender Bewunderung erfüllt, sie ist in gewissem Sinne unsere eigene Schöpfung, die Schöpfung des menschlichen Gedankens. Denn Zeit und Raum sind nichts Wirkliches, sie sind nur unsere eigenen Vorstellungen; also ist auch Alles, was sich in Zeit und Raum unendlich, unermeßlich vor uns entfaltet und aufthut, nur unsere Vorstellung. Hatte Kopernikus den Mittelpunkt gefunden, um den wir uns drehen, so bestimmte Kant den Mittelpunkt, um welchen die ganze Welt mit all ihren Sphären und Riesenbällen sich bewegt, von dem alle Linien ausstrahlen, in denen sie sich ordnen und verbinden und so eigentlich erst zu einer Welt werden.

Das Welträthsel blieb stumm wie zuvor; aber das Geheimniß des menschlichen Denkens war durch Kant entschleiert worden. Und daran, so lehrte er, müssen wir uns genügen lassen. Die Kraft und das Wesen des Gedankens bestimmen, heißt auch seine Grenzen bestimmen. Wer die unendlichen Irrgänge des menschlichen Denkens, seine tausendjährigen Versuche, aus dem Meer des Irrthums aufzutauchen, bei denen es sich immer mehr und immer unentrinnbarer zu verstricken schien, ruhig erwägt, der muß einsehen, daß Kant, der ihm zuerst die sichere Bahn anwies, damit den Anspruch auf den Namen des größten Wohlthäters der Menschheit erworben hat.

Davon scheint nun allerdings der Verfasser des Jubiläums-Artikels eine gewisse Ahnung zu haben; denn er sagt:

„War aber so schon die Aufstellung des Problems, mit dem Kants Kritik der reinen Vernunft sich beschäftigt, von der höchsten Bedeutung, so war auch ihre Lösung desselben von keiner geringeren Wichtigkeit. Die Erfahrung selbst ist an Bedingungen geknüpft, die aller Erfahrung vorangehen; nur der Inhalt unserer Vorstellungen wird uns durch die Objecte gegeben, ihre Form stammt aus uns selbst — in diesem Satze ist eine Wahrheit ausgesprochen, deren Entdeckung sich an Wichtigkeit und Originalität, gerade je einfacher und einleuchtender sie ist, um so mehr, den größten culturwissenschaftlichen Entdeckungen zur Seite stellen darf."

„Culturwissenschaftliche Entdeckungen!" Wenn man doch nur wüßte was man darunter zu verstehen hat! Gibt es denn eine Wissenschaft, die nicht die Cultur fördert? Aber der edle, einfache Name der Wissenschaft genügt nicht mehr: überall muß die abgestandene Phrase der „Cultur" eingeschmuggelt werden.

Der Verfasser fährt fort: „Die nähere Ausführung und Begründung dieses Satzes hat allerdings in dem Jahrhundert, seit ihn Kant zum erstenmale aufstellte, manche Ergänzung erfahren."

Wir dürfen nun mit Recht gespannt sein, inwiefern denn die große Kant'sche Lehre durch die Folgezeit sogar schon eine „ergänzende nähere Ausführung und Begründung" erhalten hat. So hoch gingen bekanntlich Kants Erwartungen nicht, der vielmehr seine Leser nur aufforderte, mitzuwirken, daß der Fußsteig den er gefunden zur allgemeinen Heerstraße werde, damit das, was die vorausgehenden Jahrhunderte vergeblich gesucht, noch vor Ablauf seines Jahrhunderts sich vollziehe, nämlich die Vernunft in Bezug auf ihre wichtigste Frage zur völligen Befriedigung zu führen.

Die angebliche nähere Ausführung und Begründung besteht nun in Folgendem: „Die heutige Sinnesphysiologie und

Erkenntnißtheorie hat gezeigt, daß nicht blos die Formen, unter denen wir die Empfindungen verknüpfen, sondern auch schon die Empfindungen selbst an gewisse subjective Bedingungen geknüpft sind, von denen die Qualität der Empfindungen abhängt, sie hat nicht blos die Vollständigkeit sondern auch die Apriorität der von Kant angenommenen Formen der Anschauung aufs Neue zur Discussion gestellt; sie hat eine vielfache Berichtigung und eine bedeutende Vereinfachung der Kant'schen Kategorien nöthig gefunden."

Wenn der Ausspruch Vauvenargues': „La clarté est la bonne foi des philosophes" richtig ist, so kann man wohl sagen, daß obiger höchst abstruse und verworrene Satz so unphilosophisch als möglich ist. Doch muß der Verfasser sich etwas dabei gedacht haben und er kann doch kaum etwas Anderes gedacht haben, als er mit Worten auszusprechen für gut fand. Wir wollen deshalb suchen seine Gedanken zu analysiren.

„Die heutige Sinnesphysiologie und Erkenntnißtheorie hat gezeigt" kann nichts Anderes bedeuten, als „eine auf Sinnesphysiologie begründete Erkenntnißtheorie". Denn daß es eine „heutige Erkenntnißtheorie" geben könne, die eine andre als die Kant'sche wäre, die also neue Offenbarungen gebracht hätte, wird wohl kaum Jemand zu behaupten wagen. Leider ist vielmehr die Kant'sche Erkenntnißtheorie — auch nach Ablauf des Jahrhunderts — für Viele noch immer nicht die heutige.

Was aber eine „auf Sinnesphysiologie gegründete Erkenntnißtheorie" zu bedeuten habe, das wollen wir hier kurz erörtern.

Die Sinnesphysiologie ist eine empirische Wissenschaft. Nun besteht gerade das Wesen der Kant'schen Lehre darin, daß er gezeigt hat, daß die Philosophie die aprioriſchen oder erfahrungsfreien Elemente der Erkenntniß nachzuweisen habe. Es gehört kein großer Scharfsinn dazu um einzusehen, wie unkantisch d. h. unlogisch es ist, von einer Erfahrungs-Wissenschaft Aufklärung über das zu erwarten, was vor aller Erfahrung gewiß ist und feststehen muß.

Die Sinnesphysiologie hat zum Objecte das materielle Substrat unserer Sinnes-Affectionen. Nun gibt es unter den heutigen Naturforschern allerdings noch Viele, die vermeinen, wenn sie den Sehnerven und seine Veräſtelungen, den akustischen Apparat u. s. w. bloslegen, sie hätten „die Seele in der Hand" und sie wären die eigentlichen Philosophen, die uns über das Wesen unseres Erkenntnißvermögens zu belehren vermöchten. Von solchen Einbildungen und Schwächen sind nur die wirklichen Denker unter den Naturforschern — ihre Zahl ist nicht groß! — befreit, wie z. B. Dubois-Reymond, der klar und ehrlich die „Grenzen des Naturerkennens", d. h. den Eingang zum Gebiete der Philosophie und Metaphysik bestimmt und anerkannt hat. Was ein Langwieser und ähnliche kleine Geister dagegen vorgebracht haben, ist einfach pitoyabel. Nun frage ich: was thut ein Philosoph, der sich auf eine aus der heutigen Sinnesphysiologie hergeleiteten Erkenntnißtheorie beruft? Er überliefert die Philosophie mit gebundenen Händen und Füßen dem Materialismus, von welchem Kant sie auf ewige Zeiten befreit hat, indem er unwiderleglich bewiesen hat, daß so etwas wie Materie erst das Produkt des denkenden Geistes ist, daß also alle Naturforschung erst ihre Berechtigung von der Philosophie, oder, was seit Kant dasselbe ist, der Erkenntnißtheorie abzuleiten hat, keineswegs aber umgekehrt diese von jener. Auf diesen hochwichtigen Charakter seiner Lehre hat Kant an verschiedenen Stellen mit dem größten Ernste hingewiesen, und ein Philosoph, der sich bemüht sein Lob zu singen, sollte diesen Punkt, der in künftigen Geistesschlachten, die sich schon jetzt vorbereiten, von höchster Entscheidung sein wird, so leichtfertig preisgeben! Man möge doch nicht blind sein gegen die Gefahren des uns von allen Seiten — von der Romanliteratur der feinsten Gesellschaft bis herab zu den Petroleusen — bedrohenden Materialismus und möge, so lang es noch Zeit ist, ernstlich erwägen, wo die Waffen geschmiedet werden müssen, mit denen er allein erfolgreich bekämpft werden kann!

Was ist nun aber nach des Verfassers Meinung die neue Offenbarung, die uns von der „heutigen Sinnesphysiologie und Erkenntnißtheorie" zu Theil geworden ist? Man höre und staune: „daß auch schon die Empfindungen selbst an gewisse subjective Bedingungen geknüpft sind, von denen die Qualität der Empfindungen abhängt." Hoc quidem vere palmarium est. Denn das heißt ja doch wohl nichts Anderes, als daß wir ohne Augen nicht sehen, ohne Ohren nicht hören, ohne Nase nicht riechen und ohne Zunge und Gaumen nicht schmecken können. Das also ist des Pudels Kern! Nun dazu hätte man die „heutige Sinnesphysiologie" nicht zu incommodiren brauchen, das hätte uns schon jeder Bauer am Pfluge, ja jeder sechsjährige Knabe lehren können. Oder sollte wirklich ein tiefer Sinn, eine geheime Weisheit in dieser anscheinenden Plattheit verborgen sein? Daß Empfindungen subjectiv sind, das hat man doch wohl zu allen Zeiten gewußt, und zum Ueberfluß hat Locke es ja bekanntlich noch streng wissenschaftlich formulirt in der Absicht, dadurch die wahrhaft objectiven Eigenschaften der Dinge auszusondern, indem er also zeigte, daß was wir roth oder süß empfinden, nur in unserer Sinnlichkeit und nicht in dem Dinge selbst liege. Nun kam Kant und zeigte, daß auch jene vermeintlichen objectiven Eigenschaften nur aus unserer Subjectivität, den Anschauungsformen unserer Sinnlichkeit herzuleiten sind, wozu freilich ein staunenswerther Tiefsinn nöthig war. Wenn also der Verfasser sagt: „daß nicht nur die Formen ..... sondern auch schon die Empfindungen selbst an gewisse subjective Bedingungen geknüpft sind", so ist dies das tollste Hysteron Proteron, das man sich zu Schulden kommen lassen kann.

Wir vernehmen weiter: „daß die heutige Sinnesphysiologie und Erkenntnißtheorie nicht nur die Vollständigkeit, sondern auch die Apriorität der von Kant angenommenen (!) Formen der Anschauung aufs Neue zur Discussion gestellt hat."

Was nun zuerst die Vollständigkeit der beiden Anschauungsformen betrifft, so kann ich wieder einfach den Verfasser auf die Erklärungen der denkenden Naturforscher verweisen, die, wie es scheint — wenn auch ohne es zu wissen — von dem Kant'schen Geiste weit tiefer ergriffen sind, als die Philosophen. Das ist in der That die glänzendste Bestätigung der Wahrheit, daß die Naturforschung, nachdem sie sich mit Ingrimm von dem, was man ein ganzes Menschenalter hindurch für Philosophie ausgab, dem Schelling-Hegel'schen Schwindel abgewandt, und ihre klar vorgezeichneten Wege ging, endlich genau zu der Stelle gelangte, die Kant vor hundert Jahren bezeichnet hatte, daß sie gleichsam die Kant'schen Wahrheiten noch einmal entdeckte. Wenn Dubois-Reymond in dem bereits erwähnten trefflichen Schriftchen sagt: das Causalitätsbedürfniß des Naturforschers sei befriedigt, wenn er Alles, was als bunte Erscheinung uns umgibt, also die klingende, leuchtende, farbige, duftende Welt in ihrer ungeheueren Mannichfaltigkeit als reine Bewegungsformen aufgelöst habe, daß er aber damit durchaus nicht das Wesen der Materie ergründet, daß er niemals zu sagen im Stande sei, was hier, wo Materie ist, im Raume spukt („Niemand," fügt er einsichtsvoll hinzu, „der etwas tiefer nachgedacht hat, kann die transscendente Natur des Hindernisses, das sich uns hier entgegenstellt, verkennen"): was ist dies anders, als die richtige Einsicht dessen, was Kant schon vor einem Jahrhundert fast mit den nämlichen Worten gesagt hatte: „Die Materie ist das, was sich uns in den Formen von Zeit und Raum, das heißt als reine Bewegung darstellt. Die Aufgabe des Naturforschers ist, immer tiefer einzudringen, bis er endlich alle Erscheinungen in diesen reinen Formen, das heißt mechanisch oder in mathematischer Bestimmtheit erklären kann. Was aber die Dinge an sich, die Materie selbst sei, das können wir niemals ergründen; Körper ist für uns nur das Bewegliche im Raum oder das x, das sich unserer Sinnlichkeit in den Formen von Zeit und Raum darstellt." Die Frage wird wohl hier erlaubt sein: Was der Naturforscher aus seinen eigenen Mitteln — nur unter der allgemeinen Einwirkung des Kant'schen Geistes — zu ergründen im Stande war, sollte das dem Philosophen, dessen eigentlicher

Beruf es doch ist, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, unzugänglich oder unverständlich bleiben?

Uebrigens wäre ich wirklich neugierig zu erfahren, welche andern Formen außer Zeit und Raum der angeblichen Unvollständigkeit der von Kant angenommenen Anschauungsformen zu Hülfe kommen sollen. Vierdimensionale Wesen und Slade'sche Knotenentwirrer können kaum gemeint sein, denn die sind doch immer noch räumlich. Sollte vielleicht der Verf. den „Seelengeruch" als eine dritte Anschauungsform der Sinnlichkeit gewittert haben?

Alles Gesagte ist aber bei weitem nicht so schlimm, als der Punkt, den ich jetzt zu berühren habe und an dem gezeigt werden kann, wie schwer und verhängnißvoll man sich auch mit wenigen Worten versündigen kann. Was immer „die heutige Sinnesphysiologie und Erkenntnißtheorie" verschuldet haben mag, es wäre ihr zu verzeihen — nur das Eine nicht, was der Verf. leichten Herzens und wie eine geringfügige Sache erwähnt, daß sie die Apriorität von Zeit und Raum aufs Neue „zur Discussion gestellt hat". Was das heißt, soll hier mit kurzen, schlichten Worten gesagt werden.

Die Apriorität von Zeit und Raum in Zweifel ziehen, heißt einfach den festen Grund, den Kant für alle Zeiten gelegt hat, wieder hinwegziehen; es heißt die alten Spukgestalten und Irrlichter der ihre Grenzen überfliegenden schwärmenden Vernunft aufs Neue herbeibeschwören; es heißt der Chemie den Rath geben, wieder zu den alchimistischen Formeln zurückzukehren; es heißt eben einfach behaupten, daß Kant nicht Kant ist.

Um wieder die Vergleichung mit Kopernikus heranzuziehen: Genaue, eingehende Beobachtungen der Gestirne und ihrer Bewegungen waren ja wohl vor Kopernikus gemacht worden, ein großes empirisches Material war vorhanden: was der große Astronom leistete, war eine Geistesthat, eine Theorie, die mit einem Male die unendlich verwickelten vor- und rückläufigen Bahnen der Himmelskörper in großartiger Klarheit entwirrte und in der einfachsten und natürlichsten Weise erklärte. Was würden wir nun sagen, wenn es Jemandem einfiele zu behaupten, die neuere empirische Astronomie, also z. B. die Entdeckung der Asteroiden habe das Kopernikanische System aufs Neue „zur Discussion gestellt"? Wahrlich kein geringerer Muth gehört dazu, zu versichern, die „heutige Sinnesphysiologie und Erkenntnißtheorie habe die Apriorität der Kant'schen Anschauungsformen aufs Neue zur Discussion gestellt".

Sind Zeit und Raum nicht aprioriſch, so können sie eben nur empiriſch sein. Was daraus folgte, wenn diese Möglichkeit zugelassen wird? Das soll der unbefangene Leser beurtheilen.

Wenn Zeit und Raum empirisch sind, dann ist es denkbar, daß wir einmal die Erfahrung machen, daß der Raum irgendwo ein Ende hat und daß die Zeit einmal einen Anfang genommen hat; dann ist es denkbar, daß wir an die Grenze gelangen, wo der Raum aufhört theilbar zu sein; dann wird uns einmal die Erfahrung sagen, welches Zeittheilchen denn das kleinste ist und nicht wieder getheilt werden kann. Alle diese Absurditäten sind möglich, wenn Zeit und Raum wirklich Gegenstände der Erfahrung, d. h. nicht aprioriſch sind. Wenn dieses einmal zugegeben werden sollte, dann wird die jetzt schon vielfach delirirende Mathematik wahre Orgien feiern; dann wird man nicht mehr, wie jetzt, höchst bescheiden von einem ganz, ganz geringen Krümmungsmaß des Raumes und der Zeit, von einer ganz unbedeutenden dynamischen Wirkung des Raumes reden, sondern man wird dreist und keck behaupten, daß Zeit und Raum wirklich krumm sind, daß der Raum wirklich im Stande ist, einem ruhenden Körper einen Stoß zu versetzen oder einen bewegten zu retardiren. Warum sollten sie auch nicht, wenn sie wirklich Gegenstände der Erfahrung sind? Alle Erfahrung ist noch lange nicht gemacht und jede künftige kann die frühere aufheben. Nothwendigkeit und Allgemeinheit kann niemals aus der Erfahrung fließen.

Für die tollen Sprünge, die ihr dann erlaubt sind, wird freilich die Mathematik ihren großartigen Charakter der reinen Geisteswissenschaft einbüßen. Die Mathematiker werden sich Telegraphenstationen anlegen, um sich gegenseitig Mittheilungen zu machen, ob auch überall die Summe der Winkel in einem Dreiecke gleich zwei Rechten ist oder ob einmal die Erfahrung das Gegentheil lehrt: sie werden scharfe Beobachtungen anstellen müssen, damit nicht irgend welcher Sprung, den es einmal der Zeit gefällt zu machen, ihnen entgeht; denn für diesen Fall werden ja z. B. sieben und fünf nicht mehr zwölf sein können, sondern man wird wie bei dem Gregorianischen Kalender etwa sagen müssen: eins und eins sind elf, und die Russen werden sich einbilden dürfen, daß sie außer der Verschiedenheit ihrer Zeitrechnung auch wirklich eine andere Zeit in ihrem Reiche haben.

Apriorität von Zeit und Raum heißt nichts Anderes, als: Es gibt nur eine Zeit und einen Raum. Diese beiden Formen haben allerdings nur auf Wirklichkeit und Erfahrung Anwendung; aber sie sind ausschließlicher Besitz des Geistes und könnten niemals aus der Wirklichkeit, aus der Erfahrung gewonnen werden. Die Welt ist eben mannichfaltig, unser Denken aber strebt nach Einheit. Schon Aristoteles hatte eine Ahnung der großen Kant'schen Wahrheiten, als er tiefsinnig die Frage aufwarf, ob es eine Zeit geben könne, wenn keine Seele wäre und diese Frage verneinte.

Wäre es also wirklich wahr, was der Verf. uns versichert, daß die große Kant'sche Entdeckung, nämlich die Apriorität von Zeit und Raum, aufs Neue „zur Discussion gestellt sei", so hätten wir Ursache, statt eines Jubiläums ein allgemeines Trauerfest zu veranstalten.

Was nun den Schluß des erwähnten Satzes betrifft, welcher dahin lautet, daß „die heutige Sinnesphysiologie und Erkenntnißtheorie eine vielfache Berichtigung und eine bedeutende Vereinfachung der Kant'schen Kategorien nöthig gefunden hat", so kann ich mir kaum denken, daß es dem Verf. Ernst damit gewesen ist. Denn zu meiner Kunde ist wenigstens noch nicht gedrungen, daß ein Physiologe in den Nervenfäserchen reine Denkformen gesucht oder etwas dergleichen angetroffen hätte.

Soviel über die „nähere Ausführung und Begründung", die nach des Verf. Versicherung die Kant'sche Lehre in dem abgelaufenen Jahrhundert erhalten hat.

Ich schließe mit dem wohlgemeinten Rathe: Wenn man jubiliren will, so muß man vor allen Dingen wissen, warum man jubelt; denn sonst kommt man in Gefahr gerade der Sache empfindlich zu schaden, der man dienen möchte.

Rheinische Lieder.

Von Sophie Hasenclever, geb. v. Schadow.*)

Man sagt, unsere Zeit sei der lyrischen Dichtkunst abhold. Wie es in Wahrheit damit beschaffen, könnte eigentlich nur durch Angaben der Verleger klar gestellt werden — und auch durch diese nicht mit Sicherheit. Unser gesellschaftliches Leben holt allerdings seinen Gesprächsstoff hauptsächlich aus dem öffentlichen Leben und den Wagner'schen Musikdramen — der Lectüre dienen vor Allem Roman und Novelle, an- und aufregend. Doch spielt daneben die Musik, gerade in ihren lyrischen Erzeugnissen, eine große Rolle. Und wenn man auch die gesungenen Verse selten versteht, oft genug kaum erräth — man berauscht sich mit Vorliebe in den sehnsuchtsvollen, glutherfüllten Tönen, die sie umfluthen. Sollte nun die Anzahl derer, die in den selteneren Stunden stiller Einsamkeit sich einem lyrischen Dichter zuwenden, um in seinen Worten ausgesprochen zu finden, was unser Innerstes bewegt und was wir nicht aussprechen können — sollte die Anzahl derselben eine so geringe sein? — man darf hoffentlich daran zweifeln.

Jedenfalls muß es für Alle, die in einer oder anderer Weise es versuchen, sich poetischgestaltend zu beschäftigen, vom

*) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

ernstesten Interesse sein, das kennen zu lernen, was im Bereich der lyrischen Dichtkunst geleistet wird. Das Schale, Unbedeutende ist schnell erkannt, das Sympathische findet nicht minder schnell herzliche Aufnahme, ein schönes Gedicht entschädigt für hundert schlechte. Enthüllt sich aber dem Lesenden aus Schönem, Tiefem, Gutem, ja auch aus Geringerem, eine edle Gestalt, dann ist er reichlich belohnt. Ergötzend wirkt jedes Talent — erhebend, bereichernd wirkt es wenn es ausspricht, was eine schöne Seele denkt und empfindet. — Vor Allem ist es nun die Aufrichtigkeit der Dichterin, der diese Zeilen gelten, die so überaus wohlthut. Vollständige Aufrichtigkeit ist nicht nur ehrenwerth, sie ist auch eigenthümlich. Nichts findet sich in diesen Gedichten, was den Eindruck machte angeeignet zu sein — nichts, was aus dem Triebe hervorgegangen wäre, es Diesem oder Jenem nachzuthun — nichts was gefallsüchtig. Nirgends begegnet man dem Bestreben bedeutsam, tief, originell sein zu wollen — jeder Schein liegt der Dichterin fern. Nur was ihr Herz bewegt, ihr Nachdenken herausfordert spricht sie aus in einfach edler Weise und weit genug ist der Umfang des Kreises, in welchem sie poetische Anregung findet. Die Natur (Wald und Strom, Gebirge und Meer), die Liebe (die Liebenden, die Gattin, die Mutter), der Glaube (ewiges Leben, Pantheismus, Asketismus) — sie ersehnt ein stilles Plätzchen im Leben, ein Lorbeerblatt nach dem Tode. Ueberall ist ihr Streben den Bewegnissen, in welchen wir athmen, zu entfliehen, sich zu freiem Gleichmuth zu erheben, durch den Zweifel zur Hoffnung, durch den Schmerz zur Festigkeit zu gelangen. Sie liebt es Dissonanzen zu lösen, allzu stolzem Streben frei zu entsagen. Ohne alle Uebertreibung versucht sie die Pein zu verklären, die Freude zu umfrieden. Aus lokalen Erlebnissen hervorgehend, entlockt ihr die, die schöne Natur zerstörende Macht der Industrie manchen Seufzer, manche Thräne — trotzdem verherrlicht sie die Kraft, mit der das Dampfroß über Berge und Abgründe hinsaust.

So innig und warm der poetische Gedanke ihrer Seele entströmt, es wird ihr nicht immer leicht, die feste sprachliche Form dafür zu finden — hier und da wird die gewissenhafte Arbeit, die sie sich auferlegt, nicht vom Siege gekrönt — ein Schicksal, was sie gemeinschaftlich erduldet mit manchen der Besten. Und doch bringt sie der „Metrik" in der Form eines wohlgelungenen Sonettes ein von Ueberzeugung geweihtes Opfer dar. Auch in einer Folge von Balladen zeigt sich das vielseitige, das Beste erstrebende und häufig erreichende Talent der bedeutenden Frau.

Sollte es befremden, daß der Musiker es unternimmt einen Band Gedichte öffentlich zu besprechen, so stehe ich nicht an die Erklärung zu geben, daß ich mich der Freundschaft der trefflichen Dichterin rühmen darf. Daß sie es in solchem Grade sei, erfahre ich aber selbst aus dem vorliegenden Bande und es ist die Freude, die ich darüber empfinde, die mich drängt in die Befugnisse des literarischen Kritikers einzugreifen, nicht die Freundschaft.

Einige Stücke, die hier folgen und die mehr dem Zufalle als kritischer Forschung ihre Wahl verdanken, werden besser für meine Worte sprechen, als diese es für „die rheinischen Lieder" zu thun die Kraft haben mögen.

Abendlied.

Ich bin vom Lärm des Tages müde,
In meiner Seele ist kein Friede,
Mein Geist ist wirr, mein Herz beschwert,
Was ich erstrebt, was ich vollendet,
Mir schien es gut, eh' ich's beendet,
Nun dünkt's mich arm und ohne Werth.

Ach diese Oede, diese Leere
Befällt mich, weil ich dein entbehre,
Mir ahnet, mehr hätt' ich vollbracht,
Wenn ich am Waldesrand, im Korne
Umweht vom Blüthenschnee der Dorne,
Dir einen Blumenstrauß gemacht!

Dann hätte wohl aus ihrem Neste
Die Nachtigall uns wie zum Feste
Ein Lied geträllert auf der Flur!
O alles Wirken, alles Thuen
Ist werthlos gegen solch ein Ruhen,
Im Arm der Liebe und Natur.

Metrik.

Wie oft erwünschtest du im heißen Drange,
Dein Denken, dein Empfinden auszuströmen,
Der Metrik Regeln, die den Dichter zähmen,
Wie oft vor Unmuth glühte deine Wange.

Gesetze, die uns fesseln im Gesange,
Du nanntest Ketten sie, den Geist zu lähmen;
O sieh, ob deines Zorns mußt du dich schämen,
Denn wahrlich Segen ruht in solchem Zwange.

Ein Feuerroß ist Phantasie, und wagen
Willst du, solch Roß ganz ohne Zaum zu reiten?
Das Fesselose wird nicht lang' dich tragen,

Bald wirft's dich ab und schwärmt in alle Weiten.
Dein Dichten sei kein zügelloses Jagen,
In schönen Rhythmen sei's ein maßvoll Schreiten.

Ferdinand Hiller.

Die culturgeschichtliche Bedeutung der Illustration.

Im weiteren Sinne des Wortes versteht man unter „Illustration" überhaupt die graphische Ausschmückung eines Buches mit auf den Text bezüglichen Bildern, sei es, daß dieselben aus besonderen Blättern in Kupferstich, Lithographie oder Holzschnitt bestehen, sei es, daß sie sich blos auf verzierte Anfangsbuchstaben der Kapitel oder auf Randarabesken u. dergl. beschränken; im engeren Sinne dagegen — und von dieser Klasse von illustrirten Werken ist ausschließlich in den folgenden Bemerkungen die Rede — bedeutet „Illustration" nur diejenige graphische Ausschmückung eines Buches, in welcher die Bilder in den Text selbst und gleichzeitig mit demselben auf der Buchdruckpresse gedruckt sind. Dieser Unterschied erscheint auf den ersten Blick hinsichtlich der Ausschmückung selbst unwesentlich; culturgeschichtlich aber ist er von der größten Bedeutung. Zunächst ist er rein technischer Natur, d. h. er beruht auf dem Umstande, daß die Kupferdruck-, bezw. die lithographische Presse eine von der typographischen Presse wesentlich verschiedene Construction haben, indem dort nicht, wie bei der letzteren, die in der Druckfläche erhabenen Stellen mit Druckerschwärze versehen werden und also auch allein zum Abdruck gelangen, sondern entweder, wie bei der Kupferdruckpresse, die vertieften Stellen drucken, oder, wie bei der lithographischen Presse, der Druck auf eine gewissermaßen chemische Weise hergestellt wird. Es ist mithin unmöglich, Kupfer- (und Stahl-) Stiche oder Lithographien gleichzeitig mit dem Texte und in den Text zu drucken, man müßte denn solche Druckplatten in surrogativer Weise wie Holzschnitte behandeln. Allein selbst in diesem Falle ist ein erfolgreicher Ersatz — abgesehen von künstlerischen Differenzen — schon deshalb nicht zu erzielen, weil sowohl die Kupferstich- wie die Steindruckplatten eine verhältnißmäßig nur geringe Anzahl guter Abdrücke liefern, da sie sich leichter abnutzen, während von einem guten Holzschnitte hunderttausende von guten Drucken gewonnen werden können; ein Umstand, der natürlich für die Größe der Auflage, also für die Verbreitung des Werks, sowie für die billige Herstellung desselben von entscheidender Bedeutung ist. Schon hierin liegt ein wesentliches culturgeschichtliches Moment.

Diese technischen Vorbemerkungen waren für das Verständniß des Folgenden nothwendig. Bekanntlich ist der typographische Buchdruck aus dem xylographischen Druck hervorgegangen. Gutenberg selbst bediente sich lange Zeit des Tafeldrucks, d. h. des

Drucks mittelst ganzer in Holz geschnittener Tafeln, in welche ganze Seiten mit verkehrt stehenden Buchstaben erhaben geschnitten waren, ehe er auf den Gedanken kam, diese Tafeln in einzelne Wörter und die einzelnen Wörter in Buchstaben zu zerschneiden, welche letztere dann beliebig wieder zu Wörtern und diese weiter zu Columnen zusammengesetzt werden konnten. Es ist leicht einzusehn, welch ungeheurer Vortheil sowohl hinsichtlich der billigeren als auch der schnelleren Herstellung der Druckwerke, z. B. der Bibel, dieser Fortschritt vom Tafel- zum Typendruck gewähren mußte. Denn während früher ebenso viel Seiten, wie das Werk enthielt, in Holz geschnitten werden mußten, konnte man die in Buchstaben zerlegten Tafeln nach dem Drucke auseinander nehmen und jene stets wieder aufs Neue verwenden; namentlich wurde dies Verfahren dadurch bedeutend erleichtert, daß Gutenberg nach seiner Verbindung mit Fust die Typen aus gegossenen Lettern herstellte; denn erst hiermit war die eigentliche Erfindung des typographischen Buchdrucks vollendet.

Was nun die culturhistorische Bedeutung zunächst des typographischen Buchdrucks selbst, sodann der damit verbundenen Illustration in der damaligen Zeit, d. h. um die Mitte des 15. Jahrhunderts betrifft, so genügt es, an die Weltlage in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu erinnern, um ihre außerordentliche Tragweite zu erkennen. Der deutsche Volksgeist, dominirt einerseits von der Autorität des hierarchischen Despotismus, andererseits von der Autorität des feudalen Despotismus, vermochte nicht eher zu einer freieren und selbstständigeren Entwickelung zu gelangen, als bis er die Fesseln dieser zwiefachen Autorität gebrochen hatte. In politischer wie in kirchlicher, ja auch in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht, vollendete sich, im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts, die Emancipation des deutschen Volksgeistes in jenem gewaltigen Umschwunge des nationalen Bewußtseins, der ganz im allgemeinen Sinne mit dem Worte „Reformation" bezeichnet werden kann. Derselbe trat durchaus nicht plötzlich ein, sondern gab sich lange vor seiner Culmination in der Reformation Luthers in einzelnen Symptomen als ein unabweisbares Zeitbedürfniß kund. Jene ungeheure Krisis, welche den Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnet, kündigt sich durch eine Reihe bedeutungsvoller Erscheinungen — wunderbarer, ungeahnter Entdeckungen und großartiger Erfindungen — an, welche sich auf einen verhältnißmäßig geringen Zeitraum zusammendrängen und die gewissermaßen als die Glieder einer Kette zu betrachten sind. Nur das 19. Jahrhundert mit seinen Eisenbahnen, elektrischen Telegraphen und dem so großartig entwickelten Maschinenwesen überhaupt, läßt sich annäherungsweise damit vergleichen, und dennoch dürften die Errungenschaften jener Zeit mit noch größerem Gewicht in die Wagschale fallen, wenn es sich um die Frage ihrer culturgeschichtlichen Tragweite handelt; man erwäge: der Sturz des Ritterthums und der Feudalherrschaft, als nothwendige Folge davon die mächtige Entfaltung eines freien Bürgerthums — die Auffindung des Seewegs nach Ostindien — die Entdeckung Amerikas — die Erfindung des Schießpulvers — die kirchliche Reformation — und endlich, nicht das geringste Glied in dieser Kette: die Erfindung des Buchdrucks. Denn man darf dabei nicht übersehen, daß ohne ein Mittel, das durch alle jene bedeutungsschweren Ereignisse geweckte Bedürfniß nach umfassender Ideencommunication zu befriedigen, jener große Umschwung weder jene Tiefe noch jenen Umfang gewinnen konnte, die ihn zu einem so gewaltigen, die ganze civilisirte Welt erschütternden machten.

Vor Ausbildung der Gutenberg'schen Erfindung waren die Bücher meist illustrirt, denn es war ja — da doch Alles, Buchstaben und Zeichen, in Holz geschnitten wurde — ebenso leicht, ja leichter, Zeichnungen wie Wörter zu schneiden; namentlich verwandte man viel, zum Theil barocke Erfindung auf Initialen und Arabesken. Aber auch illustrative Bilder kommen, besonders in Andachts- und Fabelbüchern, vielfach vor. Es gibt sehr merkwürdige Publicationen darunter, z. B. die „ars memorandi", der „Entchrist", der „Beichtspiegel", der „Kalender des Johannes von Gmünd", die „Legende des heil. Meinrad", das „Boner'sche Fabelbuch", die „Armenbibel" u. m. a., welche fast sämmtlich der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören; etwas später (1470) datirt das sonderbare „defensorium inviolatae virginitatis b. Mariae virginis", in welchem auf ganz materiell physiologische Weise die Belege für die Möglichkeit der unbefleckten Empfängniß theils aus der antiken Mythologie, theils aus der Naturgeschichte der Fische (!) entnommen werden. — Alle diese illustrirten Bücher, wozu namentlich auch verschiedene Darstellungen des „Todtentanzes" gehören, waren ohne Zweifel bereits Jahrhunderte lang im eigentlichen Sinne als Volksbücher eingebürgert, die von den sog. Briefmalern („Brief" von breve, wie in Kaperbrief, Steckbrief, Lehrbrief u. s. f.) hergestellt worden waren und nun durch die neue Erfindung des Buchdrucks in großen Auflagen verbreitet wurden.

Eine ganz andere Bedeutung aber erhielt die Illustration mit der Ausbreitung der Reformation, namentlich am Herde derselben, in Deutschland; aber auch in Italien, Frankreich, den Niederlanden, später auch in England und der Schweiz gewann dieselbe von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. In Italien war es namentlich Venedig und Florenz, wo die illustrative Formschneidekunst blühte. Hier waren es nicht blos Heiligenlegenden und Andachtsbücher, sondern auch wissenschaftliche Werke, namentlich naturgeschichtliche, sodann Uebersetzungen der antiken Klassiker, besonders Ovids Metamorphosen, die mit zahlreichen Holzschnitten, meist in Chiaro-scuro-Manier, geschmückt wurden. In Frankreich waren es vorzugsweise die unter dem Namen heures bekannten Andachtsbücher, die zu Illustrationen Anlaß gaben. Dieselben verrathen vielfach den Stil der van Eyck'schen Schule, welcher durch die flandrische Miniaturmalerei nach Frankreich hinübergebracht worden war. Die Technik war meist der sog. Intaglioschnitt, welcher wie bei der verwandten manière criblée des Kupferstichs schwarze Hintergründe mit weißen Punkten anwandte, während in Deutschland fast durchgängig der kunstgemäßere Kreuzschnitt zur Anwendung kam. — In letztgenanntem Lande war die Menge von illustrirten Werken größer, als man es sich gewöhnlich vorstellt und — wenigstens in der Zeit von Dürer bis Holbein — von hohem künstlerischem Werthe. Das einmal geweckte Bedürfniß nach Anschaulichkeit der Darstellung war so gebieterisch, daß nicht nur populäre Werke profaner und religiöser Natur, sondern auch wissenschaftliche Werke der verschiedensten Art, um einen größeren Leserkreis zu finden, wenigstens arabeskenartig verzierte Titel, figurirte Initialen u. s. f. haben mußten, die sämmtlich von Formschneidern ausgeführt wurden. Besonders in der Figurirung der Anfangsbuchstaben suchten sie — da sie gewöhnlich auch tüchtige Zeichner (und umgekehrt) waren — ihr Talent zu zeigen und verwandten eine Fülle von architektonischem Witz und ornamentaler Satire auf ihre Composition. Der Umfang der am Ende des 15. und im Laufe des 16. Jahrhunderts publicirten illustrirten Werke ist ein so großer, daß eine Anführung auch nur der wichtigsten uns zu weit führen würde. Was an Chroniken, Romanen, Reisebeschreibungen, volksthümlichen Gedichtsammlungen, medicinischen, namentlich anatomischen, an naturwissenschaftlichen Werken, an Andachts- und Gebetbüchern, einschließlich der Bibel, an Abhandlungen über verschiedene Künste und Gewerbe, an klassischen Autoren in der Urschrift und in Uebersetzung u. s. f. geschaffen ward — und deren Zahl war eine Legion — wurde auf die mannichfachste Weise durch mehr oder minder passende Holzschnitte erläutert und commentirt. Freilich läuft viel Aberglauben dabei mit unter. Aber der Anstoß, welchen das Volk dadurch erhielt, um sich über die Welt und die Natur, über Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und öffentliches Leben zu informiren, ist nicht hoch genug anzuschlagen; ebenso wenig die Förderung, welche die zeichnende Kunst selbst und die Reinigung des Geschmacks dadurch gewonnen.

Ueber die zeichnende Kunst in Verbindung mit dem Holzschnitt und die civilisatorische Bedeutung dieser Verbindung mag hier, im Verhältniß zu den übrigen bildenden Künsten, eine kurze Zwischenbemerkung gestattet sein. Dieselbe ist — vielleicht steht diese Behauptung im Widerspruch mit der Ansicht vieler unserer Leser — höher als die irgend einer andern Kunst anzuschlagen.

Es soll damit selbstverständlich nicht gesagt sein, daß die Illustration eine künstlerisch höhere Stufe einnimmt als die übrigen Künste, sondern nur, daß sie als populäres Bildungsmittel einen ungleich tieferen und weiteren Umfang beansprucht. Es läßt sich dies sowohl geschichtlich wie ästhetisch sehr leicht erklären. Denn es liegt in der Natur jeder Kunstthätigkeit — und namentlich gilt dies von den bildenden Künsten —, daß sie in ihrer Entwicklung bis zu einer Culminationsepoche fortschreitet, über die hinaus ihre organische Lebensentwicklung im positiven Sinne aufhört. Jede Kunst hat ihre Kindheit, ihre Blüthezeit, ihr Alter: schließlich bleibt von ihr nichts übrig als die Erbschaft der technischen Mittel, welche aber den erlöschenden Prometheusfunken nicht zu neuer Flamme zu beleben vermag. So culminirte die Plastik, in welcher Idee und Form zur harmonischen Gleichberechtigung gelangte, in dem entsprechend organisirten, nämlich ebenfalls harmonisch gearteten Hellenenthum, so culminirte ferner die religiöse Malerei im Cinquecento — und keine Anstrengungen vermögen in diesen Gebieten die verloren gegangene Kraft der Vollendung zu erreichen, geschweige darüber hinauszugehen. Das Höchste, was darin erreicht werden kann und was man zum Lobe eines späteren Werkes der Plastik und der religiösen Malerei sagen mag, ist, daß jenes der Antike, dieses den Werken der Cinquecentisten nahe komme, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, in deren „Stil" gearbeitet sei.

Ohne mich hier auf die näheren Nachweise einzulassen, glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß, was die Technik, d. h. das Gebiet der Darstellungsmittel betrifft, die moderne Kunstentwicklung diese specifische Eigenthümlichkeit zeigt, daß sie bereits einen Schritt über die Malerei hinausgethan hat — zur Zeichnung, d. h. zur Illustration. In der neueren Kunst tritt dies noch schärfer hervor als in der früheren Zeit; Thatsache ist, daß in zweifacher Beziehung die Zeichnung mehr und mehr eine hervorragende Stellung einnimmt, in der großen Kunst der Carton, in der kleinen Kunst die Illustration. Gerade unsere größten Künstler, ein Carstens, ein Cornelius, ein Kaulbach, ein Schwindt sind dies nicht durch ihre Gemälde, sondern durch ihre großartigen Cartonzeichnungen geworden, und wo sie diese Cartons in Gemälde umsetzten, stehen diese weit hinter den farblosen und oft rohen Zeichnungen an künstlerischer Großheit und Adel des Eindrucks zurück. Es scheint gewissermaßen ein künstlerisches Naturgesetz, daß in dem modernen Kampf zwischen Colorit und Composition schließlich die letztere den Sieg davon tragen muß: Composition aber ist Zeichnung. Die Zeichnung nun ist etwas viel Abstracteres als die Farbe, schließt sich also als Darstellungsmittel viel adäquater dem sich geistig mehr zuspitzenden Gedankeninhalt des Kunstschaffens an.

Was aber die populäre Bedeutung der Zeichnung in der Form der Illustration betrifft, so bedarf es kaum besonders betont zu werden, daß dieselbe ungleich größer ist als die der Künste ersten Ranges: Bauwerke, Statuen, Gemälde sind der Luxus des gebildeten Kunstgefühls, und so vielfach in neuerer Zeit durch Museen, Gemäldesammlungen, Ausstellungen u. s. f. für die Popularisirung des Kunstgeschmacks gesorgt wird — Einrichtungen, die ohnehin der früheren Zeit gänzlich unbekannt waren —, einen wahrhaft civilisatorischen Einfluß auf die Gesammtbildung können sie schon deshalb nicht gewinnen, weil sie meist auf die größeren Städte, als die Centren der künstlerischen Bildung, beschränkt sind. Wenn die Werke jener Künste, wie gesagt, als der Luxus des gebildeten Kunstgefühls betrachtet werden müssen, so ist dagegen die Illustration als das eigentliche tägliche Brod des künstlerischen Geschmacks oder sagen wir des intellectuellen Anschauungsbedürfnisses im Volke zu bezeichnen. Denn die Anschauung haftet zunächst an dem reinen, formalen Bilde dessen, was die Natur oder die ihr nachbildende Phantasie schafft; die Hinzuthat der Farbe ist angenehm, macht die Anschauung lebendiger, aber sie ist keine nothwendige Bedingung derselben; mit einem Worte: durch die Illustration wird ein absolutes Lebensbedürfniß der geistigen Existenz des Volkes befriedigt. Vom illustrirten Abcbuch bis hinauf zum illustrirten Shakespeare und Goethe gibt es für jede Alters- und Bildungsstufe eine ungeheure Zahl illustrativer Werke, welche schon dadurch von außerordentlichem Einfluß auf die allgemeine Bildung sind, daß sie durch die Anschaulichkeit der Bilder das Interesse an der Literatur selbst erhöhen.

Im Allgemeinen kann man bei der Betrachtung der culturgeschichtlichen Bedeutung der Illustration hinsichtlich des Inhalts drei Seiten unterscheiden: die künstlerische im engeren Sinn des Wortes, die novellistische und die didaktische. Rücksichtlich der Form muß die periodische von der nichtperiodischen getrennt werden. Was die künstlerische Seite, d. h. die Bildung des allgemeinen Geschmacks betrifft, so würde eine einfache statistische Betrachtung zahlreiche Beweise dafür liefern, daß der Einfluß der Illustration als populären Bildungselements viel höher anzuschlagen ist als der Einfluß der Malerei aller Zeiten, geschweige denn der Plastik und Architektur. Dank unseren Kunstvereinen werden alljährlich einige Tausend mehr oder weniger mittelmäßiger Bilder in die Welt, d. h. auf die Ausstellungen geschickt, welche zum großen Theil den Geschmack des Publicums wenn nicht zu verderben, so doch jedenfalls nicht zu bilden geeignet sind. Entsteht dann und wann ein wirkliches Meisterwerk, so kommt es wohl in der Residenz einigen bevorzugten Kunstkennern vor die Augen, aber wenn die illustrirten Zeitungen nicht davon Abbildung gäben, würde der überwiegend größere Theil der gebildeten Nation nichts davon erfahren. In der Illustration dagegen wird dem gesammten Volke, bis in die untersten Schichten hinab und bis in die entlegensten Winkel des Landes, geboten, was es versteht und was es interessirt. Von berühmten und interessanten Kunstwerken, mögen diese nun der Architektur, der Malerei oder der Plastik angehören, erhält es die Abbildungen nebst den betreffenden Beschreibungen dazu, und sein Gefühl sagt ihm, daß, wenn der Eindruck des Originals auch nicht dadurch ersetzt werden kann, doch die Anschauung von dem wesentlichen Charakter und Inhalt des Werkes befriedigt ist. Dazu kommen die Porträts der Künstler selbst, überhaupt hervorragender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Darstellungen wichtiger Zeitereignisse, z. B. aus dem Kriegsleben, u. s. f.: kurz, die ungeheure Summe der Anregung, welche wöchentlich blos die illustrirten Zeitungen aller civilisirten Länder in vielen Millionen aus allen Ständen und aller Orten hervorgerufen wird, steht in gar keinem meßbaren Verhältniß zu der Summe der sporadischen Eindrücke, welche den übrigen Künsten zu verdanken ist.

Unabhängig von dieser Stellung translatorischer Dienstbarkeit zu den sogen. produktiven Künsten gewinnt die Illustration noch eine besondere Tragweite durch ihre Verbindung als freie Composition mit den Werken der klassischen Dichtkunst und Novellistik. Es existirt heutzutage kaum ein bedeutenderes Dichtwerk, von den „Nibelungen" bis zum „Cid", von Dante bis Goethe, Schiller und Lessing, von Cervantes und Shakespeare bis Immermann, das nicht eine oder mehrere illustrirte Ausgaben aufzuweisen hätte. Wie aber gerade hier durch die prägnante Anschaulichkeit in der Composition, sowie in der Darstellung des Zeitcharakters und in der Individualisirung der dichterischen Gestalten ein unberechenbarer Einfluß auf das Verständniß und die Liebe zu älteren und neueren Werken der Dichtkunst in der Nation im Großen und Ganzen ausgeübt wird, bedarf keines besonderen Nachweises. Es ist daher besonders rühmend anzuerkennen, daß an dieser Seite der Illustration sich unsere namhaftesten Meister mit besonderer Vorliebe betheiligt haben; wer kennt nicht die reizenden und charakteristischen Compositionen Kaulbachs (z. B. zum „Reineke Fuchs"), Neureuthers, Ludw. Richters, Adolph Menzels, Paul Thumanns und vieler anderer ausgezeichneter Künstler. Und keine Seite des dichterischen Geistes geht dabei leer aus: der heroische Stil des ernsten Epos und der Tragödie, wie der satirische Humor und die Komik des Lustspiels, das sinnige Lied wie die Idylle, alle haben gleichen Theil an dieser Verlebendigung, die durch ihre anschauliche Unmittelbarkeit viel mehr als Wort und Ton auf das populäre Bewußtsein und den nationalen Geschmack einwirken.

Nach einer gewissen Seite, wenn man nämlich den Accent auf das Wort „Bildung" legt, ist die civilisatorische Wirkung der Illustration auf dem didaktischen Gebiete noch größer als auf dem ästhetischen. Es gibt, wie schon bemerkt, keine Altersstufe, von der das Alphabet buchstabirenden Kindheit bis zu dem der ernsten Wissenschaft sich widmenden Mannesalter, und fast keine Disciplin von der concreten Naturgeschichte, die ihre Beschreibungen durch die naturgetreue Darstellung der Thiere, Pflanzen und Mineralien veranschaulicht, bis zur abstracten Mathematik, welche nicht in der Illustration einen wesentlichen und unentbehrlichen Hebel des Verständnisses, ja des Interesses selbst fände. Für den mittleren Schulunterricht könnte, meinen wir, in dieser Beziehung noch mehr gethan werden. Was die höheren, sogen. akademischen Studien betrifft, so gibt es außer den rein abstracten Wissenschaften keine Disciplin, welche nicht in der Illustration ein wesentliches Vehikel des Verständnisses fände: Astrologie, Geologie, Chemie und Physik (durch Darstellung der chemischen und physikalischen Apparate und Constructionen), Anatomie (durch Veranschaulichung der Knochen-, Muskel- und Nervensysteme), Maschinenbaukunde, das gesammte Kunsthandwerk u. s. f. bilden allein schon große Gebiete, auf denen die Illustration kaum noch entbehrt werden kann. Dazu kommen die verschiedenen geschichtlichen Disciplinen, vor Allem die Kunstgeschichte im Allgemeinen, die Geschichte der Architektur, der Plastik, der Malerei, der Münzkunde, der Goldschmiedekunst, der Keramik u. s. f.

Es sind dies nur kurze Andeutungen, aber sie dürften genügen, um die hohe Wichtigkeit der Illustration als allgemeinen Bildungselements außer Zweifel zu setzen. In dieser Beziehung, d. h. in Beziehung auf ihre culturhistorische, bezw. civilisatorische Bedeutung dürfte jede andere Kunst eher entbehrt werden können, als die Illustration.

Max Schasler.

Aus der Hauptstadt.

Ernesto Rossi in seinen letzten Shakespeare-Darstellungen.

Wenn man die Erfolge des großen italienischen Schauspielers nach der langen Dauer seines hiesigen Aufenthaltes schätzen wollte, so müßten diese Erfolge ganz erstaunlich sein. Seit dem 7. April, also jetzt im dritten Monat, spielt Rossi mit seiner italienischen Truppe in der deutschen Hauptstadt, und hat während dieser Zeit mehr als sechsmal sein letztes Auftreten angekündigt. Es müssen wohl äußere Umstände zwingender Art den Künstler zu diesem für die deutschen Gewohnheiten nicht ganz üblichen Verfahren bewogen haben. Denn seit den ersten drei Abenden, an welchen Rossi im Königl. Opernhause bei gänzlich gefüllten Räumen spielte, hat sich ihm der erfreuliche Anblick eines vollen Hauses — obwohl er drei verschiedene Theater Berlins zu diesem Zwecke erprobt hatte — nur an ein paar vereinzelten Abenden noch wiederholt. Die kleine Gemeinde, die der außerordentliche Künstler um sich versammelt hatte, und an deren Spitze das Kronprinzliche Paar sich befand, ist ihm auf allen seinen Wegen gefolgt und kam jeder neuen Rolle mit freudiger Spannung entgegen. Für die größern Kreise des Publicums und für jene Leute, die es für eine Sache des guten Tons halten, „dabei" zu sein, hatten die ersten Abende im glänzenden Opernhause genügt.

Und mehr kann man eigentlich auch nicht verlangen; denn Rossi und seine Landsleute haben die Gewohnheit, italienisch zu sprechen, und Berlin ist eine deutsche Stadt. Das Letztere ist weniger zu bedauern, als daß Rossi — kein deutscher Schauspieler ist, den wir ganz bei uns behalten könnten. Denn das deutsche Theater besitzt gegenwärtig keinen Schauspieler, welcher die Kunst der dramatischen Darstellung in so vollendeter Weise als eine Kunst ausübte, wie Rossi. So oft wir auch — namentlich bei den Shakespeare'schen Rollen — mit der Auffassung des Italieners uns im Widerspruch befinden mochten, so fesselnd war er doch in allen seinen Darstellungen schon allein durch die vollendete technische Fertigkeit, mit der er seine Kunst ausübt. Wenn unsere deutschen Schauspieler von diesem Manne wenigstens lernen könnten, zu gehn und zu stehn, — ihre tiefsinnigen Auffassungen der Rollen würden dadurch gewiß nichts an ihrem Werthe verlieren.

Außer sieben Shakespeare'schen Tragödien — Othello, Hamlet, Lear, Romeo und Julie, Macbeth, Coriolan und Richard III. — spielte der italienische Tragöde ein paar französische Stücke: Kean, Ludwig den Elften und Montjoye, und ein italienisches Drama „Nero" von Costa. Einige dieser Rollen hat er häufig wiederholt; aber gerade die beiden vollendetsten — Macbeth und Nero — hat er bisher nur einmal gespielt.

Rossis Macbeth steht schon dadurch über allen seinen andern Shakespeare-Darstellungen, weil wir gerade diesen Helden niemals auch nur annähernd so im Geiste der Dichtung haben verkörpert gesehn. Othellos hat das deutsche Theater vorzügliche gehabt — ich nenne nur Dessoir und Dawison — und Hamlet-Darsteller gibt es seit Brockmann und Schröder sehr viele, die als „ausgezeichnet" gelten. Von den andern Shakespeare-Rollen Rossis überraschte sein Romeo vielleicht am meisten, weil er hier in bewunderungswürdiger Weise zeigte, wie er auch die widerspänstige Natur der Kunst zu unterwerfen vermag.

In den letzten Wochen hat der Künstler seinen Shakespeare-Darstellungen zwei neue hinzugefügt: Coriolan und Richard III. Sie gehören beide nicht zu seinen bedingungslos zu acceptirenden Leistungen, aber sie boten doch auch wieder vieles Bewundernswerthe. Daß Rossi als Coriolan das römische Gewand zu tragen wisse, wie Keiner außer ihm, war zu erwarten, und es war hier schon allein ein Hochgenuß, ihn zu sehn. Der Trotz des aristokratischen Helden, seine Verachtung der Masse und seine uns berückende Mannhaftigkeit — das Alles war in unvergleichlich schöner Weise verkörpert, und wer auch kein Wort Italienisch verstünde, müßte davon hingerissen sein. Leider nur war dem Helden selbst ein großer Theil seiner Größe durch eine unerhörte Verunstaltung der Tragödie von vornherein geraubt. „Coriolan" gehört allerdings zu jenen Stücken Shakespeares, welche der scenischen Darstellung auf der modernen Bühne die größten Schwierigkeiten bereiten. Namentlich gilt dies von den ersten zwei Acten mit ihren fortwährenden Veränderungen des Schauplatzes, mit dem unruhigen Wechsel der Schlacht- und Volksscenen. Wie aber der italienische Bearbeiter — er hätte eigentlich sagen müssen: „mit theilweiser Benutzung Shakespeares" — mit diesem riesigen Werk verfahren ist, gehört zu den Unbegreiflichkeiten. Mochte er den Schauplatz durch Zusammenziehung von Scenen vereinfachen so viel er wollte, mochte er auch weglassen, was ihm für die Darstellung nicht paßte: seine Hauptsünde war doch durch keinerlei Rücksichten auf die scenische Darstellung geboten. Daß das schweigend liebende Weib Virginia — Corolian nennt sie so schön „mein lieblich Schweigen" — zu einer „Rolle", zu einer äußerst redseligen Gattin gemacht ist, die überall dazwischen spricht und lange Jammer- und Zornesreden hält, ist an sich schon eine lächerliche Verhunzung. Geradezu empörend ist es aber, wie der italienische Autor — noch dazu ein „Conte" — in der Scene, die mit der Verbannung Corolians endet, dem Helden selbst die Sehnen durchschnitten hat. Hier, wo Coriolan wie ein trotziger Titan allein der brüllenden Meute sich entgegenstellt, läßt der italienische Autor die beiden Weiber Volumnia und Virginia nicht nur schützend, jammernd und schreiend ihm stets zur Seite stehn, sondern auch fortwährend zum Volke reden! Wenn man im „Macbeth" die Ermordung des Königs, Banquos u. s. w. aus dem Stücke gänzlich tilgte, und den Helden ohne Schuld zu Grunde gehn ließe, der Unsinn wäre kein größerer, als jene widerwärtige Entmannung eines Coriolan. Es war daher auch kein Wunder, daß Rossi, gedrückt durch dies fortwährende Lamentiren der beiden Weiber, den Schluß dieser Verbannungsscene im Ton verfehlte, indem er die letzte Rede, die er dem Volke zuschleudert, nicht mit rasender Wuth, sondern mit viel zu ruhiger Ueberlegung, fast mit Resignation sprach, so schön das schließliche „qui non finicse il mondo!" auch klang. Was Rossi als Coriolan Großes leistete, beschränkte sich denn auch auf jene Scenen, in welchen Weib und Mutter ihm nicht nachlaufen konnten. Herrlich war namentlich die große Scene mit Aufidius.

Nicht so schlimm wie mit „Coriolan" war von dem italienischen Uebersetzer und Bearbeiter mit „Richard dem Dritten" verfahren. In den Weglassungen und Veränderungen war wenigstens nichts geschehen, was gegen den Sinn der ganzen Dichtung verstoßen hätte. Es war dies den Darstellern einiger Rollen vorbehalten, von denen namentlich die Figur der Margarethe, die hier den Rache-Chor der antiken Tragödie

zu vertreten hat, von der sonst sehr begabten Sga. Piamonte ganz verfehlt in der Haltung war. Unter allen übrigen Darstellern hervorragend trefflich war das Kind, welches die Rolle des Prinzen Eduard entzückend sprach. Was Rossis Darstellung betrifft, so hatte man an diesem Abend erst von seiner Grundauffassung des Charakters abzusehen, um die außerordentliche künstlerische Ausführung bewundern zu können. Der Künstler nahm Richard entschieden zu alt; in der Gesichtsmaske wie in der Haltung erinnerte er zu sehr an Ludwig XI. Richard muß in seiner glühend dämonischen Natur auch die volle Spannkraft der Jugendlichkeit haben. Rossi betonte den tückischen Heuchler mehr als den genialen Schauspieler, als welchen Richard selbst sich mit Vorliebe betrachtet. Daß der Darsteller trotz der erwähnten ungünstigen Vorbedingungen die schwierige Scene mit Anna zu so hinreißendem Ausdruck brachte, war ein um so größerer Triumph seines außerordentlichen Könnens. Wenn ihm in vielen Momenten die entsetzliche Schneidigkeit seines dämonischen Wesens fehlte, so stieg er dagegen in der letzten Scene auf dem Schlachtfeld zur äußersten Höhe seiner Kunst empor. In diesem Rufe „un cavallo!“ war der lakonischen Kürze, mit der hier der Dichter die ganze Situation der Verweiflung kennzeichnet, ein Ausdruck und eine Weite gegeben, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Hier wurde der geniale Schauspieler im Nachempfinden des Dichters auch zum „schaffenden“ Künstler im besten, im berechtigten Sinne.

Rudolph Genée.

Notizen.

Die politischen Sommerferien stehen bevor oder sind vielmehr schon so gut wie eingetreten. Eine gewisse Verlegenheit wegen interessanten Stoffes tritt in den Zeitungen entgegen und das Entengewölk wird für den scharfen Blick mehr und mehr über dem publicistischen Gewässer sichtbar. Erfindungen wechseln mit Dementis und die Officiösen sind ihrerseits froh, wenn ihnen in der allgemeinen Dürre die Gelegenheit zum Berichtigen und zum Zurechtweisen nicht ganz ausgeht. Redselig wie gewöhnlich bleiben die Agence russe in Petersburg und das Preßbureau in Wien. Das letztere namentlich arbeitet mit anerkennenswerthem Fleiß und versorgt sogar die Blätter anderer Hauptstädte, wo die officiösen Quellen spärlicher fließen, mit regelmäßigen Premiers, deren Ursprung erkennbar ist und die sich in der fremden Umgebung oft eigenthümlich genug ausnehmen. Die Russen operiren vorzugsweise mit telegraphischen Depeschen, die noch immer viel von verdächtigen Minen, aufgefangenen Proclamationen und verhafteten Nihilisten zu erzählen wissen. Man sollte wirklich glauben, daß sich die braven Leute da hinten in Petersburg auf solche Dinge etwas einbilden, als ob kein anderer Staat mit ihnen in derartigen Erscheinungen wetteifern könnte. Die russischen Zustände werden noch für lange Zeit ein Gegenstand des Studiums und der aufmerksamen Beobachtung für das übrige Europa sein. Die öffentlichen Organe dürften auch gern in der stillen Saison ihre Spalten mit den Schauerberichten aus allen Gegenden des Czarenreiches füllen. Sonst wird mancher zurückgelegte Artikel, manches auf Lager gebrachte Feuilleton demnächst während der bevorstehenden Hitze und deren Folgen in einer selbst für die schon halbwegs resignirten Verfasser unerwarteten Weise durch wenn auch späte Publication zu Ehren kommen. In Paris war seinerzeit ein angehender Journalist, der die Erstlinge seiner politischen und literarischen Thätigkeit an verschiedene Blätter sandte, die durchweg keine Notiz davon nahmen. In der Unterhaltung mit seinen Freunden citirte der Autor jedoch diese Geistesprodukte regelmäßig nach den Zeitungen, für welche er sie bestimmt hatte. Er habe Das und Jenes, hörte man ihn sagen, dem Siecle, dem National oder dem Journal des Debats geschrieben. Fragte man, wann das Opus erschienen sei, so gestand der gute Mann achselzuckend, es sei kein Platz vorhanden gewesen, oder half sich mit einer ähnlichen Entschuldigung. Auch bei uns fehlt es nicht an solchen sehr stillen Mitarbeitern großer Blätter und Zeitschriften, die jetzt, wo die Parlamente feiern und die Abonnenten in die Bäder oder auf Reisen gehen, einige Berücksichtigung in den durch Inhaltsmangel klaffenden Zeitungsspalten erwarten dürfen. Im Uebrigen beherrscht die schreckliche Leere, um ernsthaft zu sprechen, nur den Augenblick. Mit jedem nächsten Moment kann irgend ein packendes Ereigniß die Welt erschüttern. Im Orient gährt es nach wie vor. Was aus dem Proceß Midhat Paschas und seiner angeblichen Mitschuldigen werden soll, weiß noch Niemand. Vielleicht wird derselbe, wenn diese Blätter erscheinen, schon in Scene gehen, vielleicht auch niedergeschlagen werden oder wirkungslos verlaufen. Seit der einst so mächtige Reformator am Boden lag, hat es ihm natürlich an den traditionellen Fußtritten nicht gefehlt. Russische Scribenten, die aus bekannten Gründen niemals gut auf Midhat zu sprechen waren, der es mit der Wiedergeburt der Türkei ernst meinte, beschuldigten ihn sogar der Conspiration mit England, das ihn zur Bearbeitung Syriens im Interesse Großbritanniens bestochen habe. Solche Verleumdungen gegen den Mann, der vereinzelt unter den Paschas nach langem öffentlichen Dienst arm geblieben war, wurden dann an anderen Orten kritiklos nachgebetet. Jedermann erinnert sich, daß auf der Conferenz in Konstantinopel, am Vorabende des Krieges, Midhat Pascha im Gegentheil von Salisbury im Stich gelassen wurde. Der schlaue Ignatieff hatte den edlen Lord in einer für die Türkei und die englischen Interessen verhängnißvollen Weise einzufangen gewußt. Wer den Midhatproceß angezettelt hat, ist noch in Dunkel gehüllt. Sicherlich war es kein Freund des osmanischen Reiches. Der Osten war stets an Räthseln überreich. Wußte doch zuerst Niemand recht, was hinter der Battenberger Entreprise im Bulgarien stand. Die Zuschauer schwankten mit ihrer Theilnahme zwischen dem angeblichen Wiederhersteller der Ordnung und den liberalen Vorkämpfern der Verfassung. Die letztere hatte einen verdächtigen slavischen Ursprung, während man auch wieder bei dem Vorgehen des Fürsten Alexander russische Eingebungen vielleicht nicht mit Unrecht vermuthete. Bald genug stellte sich jedoch heraus, daß an der Newa ganz wie zur Zeit des serbisch-türkischen Vorspiels zum letzten Kriege eine doppelte Regierung besteht, eine officielle, die sich für den fürstlichen Staatsstreich erklärte, und eine officiöse, die eine Dictatur auf kurze Zeit wünscht, damit die panbulgarischen Projecte inzwischen reifen könnten. Die beiden Lager werden bei aufrichtigen Gemüthern ungefähr das gleiche Interesse erregen. Für die öffentliche Moral wäre aber ein Vortheil, und vielleicht würden die Regierungen selbst nicht schlecht dabei fahren, wenn einmal versuchsweise in den europäischen Dingen während einiger Monate die Wahrheit gesagt und die permanente Täuschung, welche man hohe Politik nennt, für denselben Zeitraum suspendirt würde.

* * *

Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 1. Band. 5. Aufl. Braunschweig 1881, C. A. Schwetschke & Sohn.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war die Geschichte des deutschen Mittelalters selbst in den gebildeten Kreisen unseres Volkes eine terra ignota: durch eine scheinbar unüberbrückbare Kluft von demselben getrennt glaubte man auch seiner Geschichte keine wesentliche Bedeutung beimessen zu dürfen.

Wenn nun das Werk Wilhelm von Giesebrechts, welches die Zeit des deutschen Kaiserthums in seiner eigentlichen Glanzperiode, unter den Ottonen, Saliern und Hohenstaufen, zum Gegenstande einer überaus umfangreichen und dabei lebensvollen Darstellung gemacht hat, gegenwärtig bereits die fünfte starke Auflage erlebt hat, so ist dies das beste Zeichen dafür, daß es dem Verfasser gelungen ist, Sinn und Interesse für jene Zeit in dem deutschen Volke zu erwecken.

Um sich die Anlage und das Eigenartige des Buches zu vergegenwärtigen und verständlich zu machen, muß man sich der Zeit erinnern, in der es entstanden und zum ersten Male in das Licht der Oeffentlichkeit getreten ist. Die Vorrede zur ersten Auflage ist vom Jahre 1855 datirt. Noch waren die Hoffnungen und Wünsche, welche die Besten der Nation an die nationale Erhebung von 1848 geknüpft hatten, in Aller Gedächtniß. Wieder einmal war die heiße Sehnsucht des deutschen Volkes nach einer einheitlichen Organisation, nach einer Wiederherstellung oder Neuaufrichtung des deutschen Kaiserthums bitter getäuscht worden. Man fing an an der Zukunft der deutschen Nation zu verzweifeln. Unter diesem Eindruck ist der erste Band der „deutschen Kaiserzeit“ entstanden, ist die wehmüthig und doch zugleich zuversichtlich geschriebene Vorrede verfaßt worden. Der Verfasser wollte den sich stets widersprechenden Vorschlägen für eine Reform des deutschen Staatslebens gegenüber die Blicke der Zeitgenossen auf jene Zeiten lenken, in denen deutsche Macht und Kraft das bestimmende Element in der europäischen Staatengeschichte

gewesen sind. Er meinte mit Recht darauf hinweisen zu müssen, daß nur eine authentische Kunde jenes Kaiserthums, dessen Wiederherstellung in der alten Form man ja natürlich nicht erstreben könne, doch die einzige methodische Vorschule für die Möglichkeit einer Neugestaltung des nationalen Lebens repräsentire. Mit diesem Hinblick auf die praktische Wirkung einer nationalen Geschichtschreibung hat er sich daran gemacht, auf Grund der bis dahin zu Tage geförderten neuen Quellen und quellenmäßigen Detailforschungen eine zusammenhängende Geschichte jenes ersten Kaiserthums deutscher Nation zu zeichnen. In diesem echt nationalen Gesichtspunkt liegt die ganze Größe des Werkes, welches eine fast unerschöpfliche Fundgrube reicher Schätze des historischen Wissens ist und mit jeder neuen Auflage mehr geworden ist — aber auch seine Beschränkung. Indem der Verfasser auf die universale Bedeutung des Kaiserthums und dessen Stellung im europäischen Staatensystem den Hauptnachdruck legte, mußte er von der für unsere Zeit mindestens ebenso wichtigen culturellen und rechtlichen Entwickelung des deutschen Volkes als solchen einigermaßen abgezogen werden: nicht als ob nun die verfassungsmäßige Seite des nationalen Lebens ganz in den Hintergrund gedrängt worden wäre — lag doch auch deren Darstellung in dem Plane und der Tendenz des Werkes —, aber der Verfasser hat doch das eigentliche Volksleben weniger berücksichtigt, sondern sich mehr auf den politischen Gesichtspunkt beschränkt und dadurch seinem Werke den Charakter einer gewissen Einseitigkeit verliehen. Man braucht dasselbe nur mit der so überaus gründlichen und gediegenen deutschen Verfassungsgeschichte von Waitz zu vergleichen, um diesen Mangel lebhaft genug zu empfinden.

Gleichwohl aber lassen die großen Verdienste und die allgemein anerkannten vortrefflichen Eigenschaften des Buches diese Bedenken einigermaßen schwinden und uns eine hohe Genugthuung darüber empfinden, daß das Buch in immer weitere Kreise des gebildeten Publicums eingedrungen ist. Es ist dies von um so größerer Bedeutung, als der Verfasser bei jeder neuen Auflage — so auch bei der uns vorliegenden fünften — durch genaues Studium der inzwischen weiter geförderten Detailuntersuchung das Werk stets auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten bemüht ist und trotz der dadurch bedingten immer größeren Ausdehnung desselben doch keineswegs ermüdet oder durch gelehrte Pedanterie langweilt. Georg Winter.

* * *

Ein Freund unseres Blattes theilt uns das untenstehende Gedicht Dingelstedts mit, das, in dem Nachlasse einer ehemaligen Hofdame am Stuttgarter Hofe vorgefunden, bis jetzt kaum bekannt sein dürfte. Die „Sämmtlichen Werke" wenigstens enthalten es nicht; und doch verdienen diese einfachen, wehmüthigen Zeilen sicherlich Verbreitung.

An W. v. B.

Weißt du, wie die Wandrer heißen,
Jene wilden, wüsten Wandrer,
Die da ziel- und haltlos kreisen
Durch gemeß'ne Bahnen Andrer?

Plötzlich in die Welt getreten,
Plötzlich aus der Welt getreten,
Sind's am Himmel die Kometen,
Sind's auf Erden die Poeten.

Liebster Stern, aus deinem Frieden,
Sende einen sanften Schein,
Wann er spurlos ist geschieden,
Hinter solchem Wandrer drein!

Am „stillen" Freitag. Franz Dingelstedt.

* * *

Eine Anekdote von der kürzlich verstorbenen Gemahlin Ludwig Uhlands.

Wir saßen vor etwa dreißig Jahren in Tübingen in dem Garten Ludwig Uhlands in fröhlicher Tafelrunde, Angesichts der malerischen schwäbischen Alb. Frau Uhland, die treue Lebensgefährtin des Dichters, später auch die Biographin desselben, war besonders guter Laune. Ich weiß nicht in welchem Zusammenhang der Unterhaltung es geschah, daß Uhland mit großer Bestimmtheit den Satz aussprach: „Es gibt eben kein Ding auf der Welt, das nicht seine zwei Seiten hätte."

Doch, sagte Frau Uhland lächelnd, es gibt eins.

„Das wär' ich doch begierig zu hören. Was ist's denn?" fragte der Dichter. „Was hat denn nur eine Seite?"

Das sind Deine Briefe, die haben niemals mehr als eine Seite.

Uhland bekannte sich besiegt; und die Heiterkeit der Gesellschaft wollte schier kein Ende nehmen.

Offene Briefe und Antworten.

Wir empfingen folgende Zuschrift:

Sehr geehrter Herr!

Obgleich ich im Allgemeinen kein Freund von Berichtigungen bin, so möchte ich doch um die Erlaubniß bitten, gegen eine Auffassung Ihres Recensenten meines „Konradin" protestiren zu dürfen. Das Motto dieses Dramas — „die Poesie ist nicht dazu da, das Theater zu bedienen, vielmehr soll das Theater sich die Poesie aneignen, sich zu ihr erheben" — ist weder bitter gemeint, noch liegt ein Gegensatz zum Theatralischen an und für sich darin. Ein unaufführbares Drama ist kein Drama; von jeher habe ich die Ursache des schnellen Verfalles unseres Theaters darin gesucht, daß unsere Klassiker von Anfang an Stücke schrieben, die für die Bühne erst „eingerichtet" werden mußten. Hieraus ist der Gegensatz zwischen Poesie und Bühne entstanden, der schließlich dahin geführt hat, daß die Bühne sich um die Poesie der Lebenden gar nicht mehr bekümmert. Das Schicksal der Kruse'schen Dramen, über das Ihr Recensent doch selber erstaunt, hätte ihm sagen können, wie mein Motto gemeint ist. Es will nur besagen, daß der Dichter, wenn er nun einmal so geartet, weder bei der Wahl seiner Stoffe noch seiner Formen sich an die augenblicklichen Ansprüche der Theaterdirectoren kehren soll, die natürlich wünschen, ihn auf ihr Niveau herabzuziehen. Die wirkliche Bühne wird er deshalb, so weit dies mit der Phantasie möglich ist, doch immer im Auge haben, und sich damit trösten, daß, wenn sein Stück überhaupt Poesie enthält, es nicht untergehen kann und schließlich doch einmal die Empfänglichen kommen werden, die sich an ihm erfreuen. Die Wirksamkeit der Poesie im Theater hat noch niemals von jenem Abstractum abgehangen, das unsere Theoretiker „dramatisch" nennen, sondern davon, ob die Dichtung sich in Form eines anschaulichen Geschehens entwickelt, aus dem sich Lyrik und Gedanke natürlich ergeben. Daß ich gerade einem „Konradin" das obige Motto vorsetzen zu müssen glaubte, ist leicht begreiflich; der Titel genügt, um ein Vorurtheil gegen das Stück zu erwecken. Ich bin indessen der Ansicht, daß weder der Umstand, daß jeder Primaner einen „Konradin" schreibt, noch das Schicksal der bisherigen Hohenstaufendramen einen Dichter von der Beschäftigung mit diesem Stoffe abhalten sollen, wenn derselbe ihn einmal ergriffen hat, und wenn er hoffen darf, das Tendenziös-Historische in das Allgemein-Poetische auszulösen. Ob dies mir gelungen, wage ich nicht zu behaupten; jedenfalls weiß ich, daß ich nach Kräften jede tendenziöse Phrase vermieden und weder den Patriotismus noch den Kulturkampf zur Hülfe gerufen, sondern versucht habe, die Tragik des jugendlichen Hoffens zu schildern, welches Alles von der Zukunft hofft, obgleich es sich nur auf eine todte Vergangenheit stützt. Meine Persönlichkeit und meine eigene Arbeit ist mir gleichgültig, nicht aber die Ueberzeugung, daß wir früher oder später auf diesem Wege wieder zu einem höheren poetischen Drama kommen werden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Hans Herrig.

Berichtigung.

Durch ein Versehen sind die zwei Gedichte Emilio Pragas, in Nr. 25, die in keiner Beziehung zu einander stehen, dergestalt aneinandergefügt worden, daß sie als ein einziges Gedicht erscheinen.

Paul Heyse.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschienen:

Abriss
der
deutschen Silbenmessung und Verskunst.
Von Prof. Dr. **Daniel Sanders.**
192 S. gr. 8. 2 *M.* 50., gebunden 3 *M.*

Konjugationsmuster
für alle Verba der franz. Sprache, regelm. wie unregelmässige. Mit Angabe der **Aussprache** jeder angeführten Zeitform und Person.
Von **G. Langenscheidt.**
56 S. gr. 8. Preis ungebunden 1 *M.*
Berlin, SW., Möckernstr. 133.
Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.
(Prof. G. Langenscheidt).

Schönstes Festgeschenk!
Prachtwerk ersten Ranges!
Sechste Auflage! Soeben erschienen!
Frauen-Liebe u. Leben.
Von A. v. Chamisso.
Illustrirt von
Paul Thumann.
Mit 9 Lichtdrucken und 18 Holzschnitten in Originalprachtband.
Preis 20 Mark.
Cabinetausgabe:
9 Bilder ohne Text in reicher Mappe.
Preis 10 Mark.
Sechste Auflage! Soeben erschienen!
Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Soeben erschien:
v. Varnbüler, Buchenheim. Ein Roman. 17 Bogen. Broch. *M.* 4.—, eleg. geb. *M.* 5.—
Max Schmidt, Johannisnacht. Dorfgeschichte aus den bayerischen Vorbergen. 14 Bogen. Broch. *M.* 2.40., eleg. geb. *M.* 3.—
Hermine v. Hillern, Jugendträume. Broch. *M.* 2.40., eleg. geb. *M.* 3.—
v. Günthert, Barbablanca. Eine Rhapsodie. Dem deutschen Volk gewidmet zur Erinnerung an sein Heer von 1870. 17 Bogen. Broch. *M.* 4.—, eleg. geb. *M.* 5.—
Alf. Cleß, Das Ideal der Menschheit. Nach C. Chr. Fr. Krause's Schrift: „Das Urbild der Menschheit". 9 Bogen. Brosch. *M.* 2.—, eleg. geb. *M.* 2.50.
Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Verlag von
J. A. Barth, Leipzig.
Sommersprossen
oder
Gesichtspunkte
von
?
La recherche de la paternité est interdite!
Reizende Neuheit für literarische Feinschmecker!
Preis eleg. geb. 2½ M.
Vorräthig i. all. Buchhdlgn.

Weit über **70 Tausend** Abonnenten.
Einzige Berliner Zeitung, welche ein illustrirtes Witzblatt **gratis** ihren Abonnenten als Beigabe liefert.
Auf Wunsch **Probe-Nummern** gratis und franco.

„Berliner Tageblatt"

nebst seinen **3** werthvollen Beiblättern
illustrirtes Witzblatt: **„ULK"**, belletristisches Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"** und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"**
ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts
die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands
geworden, indem es sich **seit mehreren Jahren einen festen Stamm** von weit über **70 Tausend** Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des **„Berliner Tageblatt"** bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt", wodurch das **„B. T."** in der Lage ist, alle Nachrichten **stets 12 Stunden früher** als jede nur ein Mal täglich erscheinende Zeitung zu bringen. Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Spezial-Telegramme.** Ein eigenes parlamentarisches Bureau liefert dem **„B. T."** schnelle und zuverlässige Berichte. Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere. Ausgedehnte Anwendung des Telegraphendrahts und deshalb frühzeitigste Meldung aller wichtigen Ereignisse. Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. Sorgfältig gepflegtes Feuilleton unter Mitarbeiterschaft der ersten Schriftsteller. Das Roman-Feuilleton des III. Quartals bringt folgende 4 interessante und spannende Erzählungen:
Otto Girndt, „Cato". L. Ziemssen, „Die Preisbewerbung".
„Luttra." Crim.-Nov. von Dr. Lortzing. **„Ein Irrlicht."** Von L. Westerfeld.
Ermuntert durch die bereits erreichten großen Erfolge ist das **„Berliner Tageblatt"** bestrebt, seinen Inhalt stets zu erweitern und zu vervollkommnen, um seinen Lesern die thunlichst beste Zeitungslektüre zu bieten ungeachtet des
enorm billigen Abonnementspreises von nur **5 Mk. 25 Pf.** **für das Vierteljahr für alle 4 Blätter zusammen.**
Man abonnire **schleunigst** bei dem nächsten **Postamt,** damit die Uebersendung vom Beginn des Quartals ab pünktlich erfolge.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**
Soeben erschien:
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.
Vierte, aufs Neue durchgesehene und vermehrte Auflage.
Erster Band,
mit dem Goethe-Schiller-Denkmal von Rietschel in Holzschnitt als Titelbild und dem Facsimile eines Schillerbriefes.
gr. 8. 370 Seiten. *M.* 3.50.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!
Deutsches Montags-Blatt.
Dieses beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte literarisch-politische Wochenblatt zählt die **ersten Autoren Deutschlands** zu seinen ständigen Mitarbeitern, es interessirt seine Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen Informationen des **„Deutschen Montags-Blattes"**, die Frische seiner literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, machten es bald zum
Lieblingsorgan der geistigen Aristokratie
und der **billige Abonnementspreis** von 2 *M.* 50 ₰ pro Vierteljahr erleichterte seine Verbreitung in den gebildeten Kreisen deutscher Zunge. Alle **Buchhandlungen und Postanstalten** (Nr. 1251 der Post-Zeitungs-Preisliste) nehmen Bestellungen entgegen.
Probe-Nummern versendet auf gefl. Verlangen die **Expedition des „Deutschen Montags-Blattes", Berlin SW.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Zwanzigster Band.

(Nr. 27—53.)

Berlin 1881.

Verlag von Georg Stilke.

Königin Augusta-Straße 12.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Register.

Zwanzigster Band.

Seite

Agrippa, Der Parlamentarismus wie er ist 81
Al Hafi, Die Tragödie des Wählers 321
— Berliner Salons 353
— Glossen vom Zeitungsrand 408
— Auf Befehl des Kalenders 446
Anzengruber, L., Verderbtes Leben. Novellette 271
Bauer, B., Martin Luther und die neueste päpstliche Encyklika . 67
Björnson, Björnstjerne, Norwegische Verfassungskämpfe . . . 310
Blind, Karl, Tunis und die französische Republik 17
— Englische und irische Zustände 229
Bluntschli, Tröstlicher Gedanke. Englische und deutsche Art . . 161
Bobertag, G., Zur Communalsteuerfrage in der Reichshauptstadt 49
— Das neue Innungsrecht 361
Bodenstedt, Friedrich, Heimkehr 249
Boettcher, Friedrich, Die Lage im Reiche. 433
Bohlmann, Otto, Ueber den „Diamantenherzog 311
Bolin, Wilh., Zur Begründung des Optimismus 28
— Philosophischer Feuilletonismus 154
Brahm, Otto, Der Schillerpreis 296
Brandes, Georg, Björnstjerne Björnson 310
Braun-Wiesbaden, Karl, Aus dem Leben des Gründers einer deutschen Buchhändler-Dynastie 11
— Signatura temporis, sonst und jetzt 209
Breitinger, H., Die Weinlese der Toskana. 231
Bürde, E., Die erste Aufführung der Antigone auf der Bühne am Kärnthner Thor 13
— Louison. Novelle von Heinrich Laube 118
Bukovics, E., Ein neues Stück von Victorien Sardou 391
Capitolinus, Zur italienischen Königsreise 325
Carriere, M., Aesthetik im Verhältniß zur Literatur- und Kunstgeschichte 233
Dahn, Felix, Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken von Amélie Sohr 74
Daudet, Alphonse, Ein kleinstädtischer Club 220
Dornblüth, F., Die Ueberbürdung der Schuljugend . . . 400. 418
Ebe, G., Drei deutsche Architekten der Neuzeit 44. 57. 77
— Der Neubau für das Kunstgewerbe-Museum in Berlin . . . 256
— Ein Votum für die Weltausstellung in Berlin 426
Ehrlich, H., Musikleben in Mailand 59
— Drei Opern- und ein Operettentheater 109
— „Der Gascogner" von Suppé 221
— Aus dem Concertsaale 298. 407
— Aus den Theatern 319
— Opern und Concerte 337
— Königliche Oper. 445
Eyssenhardt, F., Carlo Porta 91
Falke, J. v., Entstehung und Bedeutung der Mode . . . 285. 348
Feldmann, Siegmund, Basil Vereschagin 335
Fontane, Theodor, Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow 52. 70. 86. 99
Frensdorff, E., Farbige Bücher 397
Geibel, Emanuel, Pfarrhausidyll 7
— Erinnerungstraum 281
Geiger, Ludwig, Frau von Rémusat 102. 120
— Drei Briefe der Corona Schröter 268
Geiger, Wilhelm, Merv, die Königin der Welt 93
Geßner, L., Russische Stimmen über die Einführung eines internationalen Kriegscodex 69
Gneist, Rud., Ein- und Zweikirchensystem im deutschen Staatsverband 129. 145

Seite

Göring, Hugo, Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie 40
Gregorovius, Ferdinand, Der Bildhauer Eduard Mayer . . 437
Grosdeck, Carl, Aus den Theatern 188
— Jean Baudry. Schauspiel in 3 Acten von August Vacquerie . 202
Groß, F., Das Kind in der französischen Dichtung 422
Groth, Klaus, Ein neuer Musenalmanach 318
Hardmeyer, J., Vincenzo Vela 156
Hartmann, Eduard von, Unsere Parteien 1. 20
Hellwald, Friedrich v., Nordafrikanische Probleme 247
Heyse, Paul, Edmondo de Amicis: Skizzen aus dem literarischen Leben 38
— Edmondo de Amicis: Junge Liebe. Erinnerungen aus Afrika . 54
— Vittorelli: Auf eine Nonne. Carlo Redaelli: Der sterbende Dichter 73
Holtzendorff, F. v., Zur Erinnerung an Johann Kaspar Bluntschli 277
— Sylvesterabschied vom Weihnachtsbaum 437
Holzerland, Franz, Das Ergebniß der Reichstagswahlen vom 27. October 1881 293
— Die Zusammensetzung des neuen Reichstages 341
Honegger, J. J., Ein holländischer Novellist 423
Jensen, Wilhelm, Hochsommernacht 25
— Im Eilzug 215
Jhering, Rudolf von, Das sociale Motiv der Mode 113
Kalle, Fritz, Zur Einrichtung des preußischen Staatshaushalts-Etats 193
Kaufmann, Richard, Unter den modernen Troubadours . . . 168
Kinkel, Gottfried, William Hogarth und seine Zeit 266. 298. 369
Kleinpaul, Rudolf, Der Diebstahl in der Sprache 441
Kollm, Georg, Zukunftsbahnen in Asien 115. 133
Koppel, Ernst, Die Gemäldegalerie des Grafen von Schack in München. 123
Kruse, Heinrich, Bellmanns Tod 102
Lindau, Paul, Eine junge Dichterin 7
— Das fünfzigjährige Walzerjubiläum von Johann Strauß . . 106
— Nana im deutschen Gewande 170
Lingg, Hermann, Shakespeare und Elisabeth 166
— „Skizzen und Culturbilder aus Italien." Von Woldemar Kaden 270
— Antikes Theater. 329
Löher, Franz v., Die Schönste der Canaren 263
Lorm, Hieronymus, Meditationen 151
— Deutsche Sitten und Unsitten 249
Lübke, W., Die Denkmäler der Kunst 108
— Ein deutscher Mäcen 344
Meißner, Alfred, Spätherbsttage in Venedig 389. 405
Merrlich, Paul, Die Frau Bürgemeisterin 443
Noiré, L., Zum Ursprung der Vernunft 420
Oppenheim, Josef, Journalisten auf der Bühne. 287
Philosophus, Frankreich und der Protestantismus 97
Pietsch, Ludwig, Die akademische Kunstausstellung zu Berlin 172. 190. 222. 240. 290
Prel, Carl du, Die Frage nach dem Zweck des Weltalls . . . 365
Ranzoni, Em., Sarah Bernhardt in Wien 351
Regnet, Carl Albert, Münchener Kunstbericht 29
— Kunst und Kunstgewerbe in der württembergischen Landesausstellung 200
Renan, Ernest, Die Religion der Zukunft 330
Rogge, Walter, Nach dem Sturme 65
Rolfs, W., Ausgewählte kleinere Dichtungen Chaucers 138
Singer, Wilhelm, Das Interregnum in Frankreich 261
— Die Meetings-Seuche in Paris 363
Seydlitz, G. v., Angela. Roman von Friedrich Spielhagen . . 346

Seite
Schack, Adolf Friedrich Graf von, In Granada 385
Schasler, Max, Ueber mythologische und allegorische Plastik und Malerei 88
— Die materialistischen Tendenzen der heutigen Zeit 312
Scherer, Wilhelm, Die Anfänge des modernen Geschmackes in der deutschen Literatur 216
— Anfänge des modernen Theaters in Deutschland 402
Scherr, Johannes, Ein Memento 182. 197
— Ein literarisches Gespräch 386
Schläger, E., Das Attentat auf den amerikanischen Präsidenten und die Civildienstreform 34
— Thomas A. Scott als Typus eines amerikanischen Großeisenbahn-Leiters 83
— Die Fenier und ihr Dynamit-„Privatkrieg" mit England . . 132
— Ein neues Blatt oder —? Eine Schicksalsfrage 201
— Die Botschaft des Präsidenten Arthur 417
Schmidt, Julian, Conrad Ferdinand Meyer 332
Schrattenholz, Josef, Das nationale Wettsingen in Wiesbaden 187
Schwebel, Oskar, Die Aachenfahrt ehedem und 1881 140
Speidel, Ludwig, Bierphilosophie 425
Sterne, Carus, Sind die Pflanzen beseelt? 25
— Darwinismus und Mythologie 134
Stinde, Julius, Der Chemiker in der Gemäldegalerie 74
Studnitz, Arthur von, Kosmopolitische Zeit 343
Thaler, Karl von, Die czechische Sündfluth 245
— Freiherr von Haymerle 279
— Austriacae Res 381
Unruh, H. V. von, Die politischen Parteien im Lichte der Philosophie des Unbewußten 178. 195
Vischer, Friedrich, Ein italienischer Sonettendichter 252
Voges, Ernst, Die Entstehung der Korallenriffe 383
V., K., Aucassin und Nicolette 55
Vogt, Carl, Eine Woche am Eingange der Sahara . . . 4. 22. 35
— Zur Vivisectionsfrage 213. 327
Waldmüller, R., „Fern im Süd, das schöne Spanien!" . . . 39
Weisbrodt, Gustav, Der Spielberg bei Brünn 148
Welser, R., Internationale Hetzereien 33
— Süditalienische Skizzen 164. 179
Wittmann, Hugo, Johannes Erdmann. Schauspiel von Adolph Wilbrandt 238
— Ueber die Zukunft der Gelehrsamkeit 303
Woas, Franz, Von der internationalen Ausstellung für Elektricität 184
XX, Ein neues Geschichtswerk über den Krimkrieg 151
Zabel, Eugen, Karl Frenzels neuer Roman 404
Zacharias, Otto, Wilhelm Roschers Nationalökonomik 434
Zedlitz-Neukirch, v., Die dringlichen Aufgaben der Reichsgesetzgebung 375
Zola, Emile, Zur jüngstfranzösischen Lyrik 301
Zolling, Theophil, Maxime Du Camp 217
— Ein Porträt zum Kleist-Tage 236
— Die Geier-Wally. Schauspiel von Wilhelmine von Hillern . . 254
— Die Karolinger. Trauerspiel von Ernst v. Wildenbruch . . . 305
— Ein neuer Roman von Alphonse Daudet 315
— Die Patricierin. Trauerspiel von Richard Voß 320
— Die Idealisten. Schauspiel von Gustav zu Putlitz 337
— Neue Lyrik 371
— Die Prinzessin von Bagdad. Schauspiel von Alexander Dumas fils 373
— Nord- und Südfrankreich 394
— Die Parteien im Reichslande 398
— Sonderausstellung in der Nationalgalerie 427

Notizen.

Adelmann, Schwert und Feder 127. Appell, Werther und seine Zeit 394. Avenarius, Festzug 63. Wandern und Werden 355. Bartsch, Alte französische Volkslieder 375. Bauer, Disraeli und Bismarck 354. Baumgarten, Der Orient 409. Baumbach, Sommermärchen 426. Berlioz, Lettres intimes 410. Bismarck-Anthologie 291. Böcker, Burggraf Friedrich 94. Bornhak, Literaturgeschichte 410. Böttticher, Zur Ausstellung der Akademie der Künste 205. Bourdeau, Schopenhauer 31. Brandes, Moderne Geister 410. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 355. Brandes, Literatur des 19. Jahrhunderts 243. Brockhaus' Conversations-Lexikon 243. Castner, Militärlexikon 410. Claretie, Vie à Paris 143. Conrad, Französische Charakterköpfe 62. Coquelin, Monologue moderne 15. Creizenach, Fausts Bühnengeschichte 62. Deutsch, Erzählungen 15. Deutsche Jugend 411. Doehn, Amerikanischer Dichterwald 47. Doremwell, Welt im Kleinen 411. Du Bois-Reymond, Zwei Vorträge 375. Falke, Costümgeschichte 410. Fastenrath, La Walhalla 95. Fernau, Thierleben im Sprichwort 96. Festschrift des Kunstgewerbe-Museums 393. Friedmann, Ersetzter Verlust 429. Gätschenberger, Aufgeklärte Selbstherrschaft 374. Gensichen, Studienblätter 111. Geibel, Echtes Gold wird klar im Feuer 447. v. Gerold, Spanien 61. Geschichte der Kunst 63. Giese, Feuerproben 15. GoetheJahrbuch 15. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde 375. Götz, Die Zähringer in Baden 323. Goncourt, Maison d'un artiste 393. Groß, Nichtig und flüchtig. Mit dem Bleistift 111. Grünstein, Wegerich 409. Gurlitts Kunstsalon 274. Hackländers Werke 243. Hanslick, Vom musikalisch Schönen 243. Hare, v. Bunsen 258. Harmening, Overstolz 127. Hart, Italienisches Novellenbuch 410. Hassel, Preußische Politik 110. Heiberg, Plaudereien 159. Hermann, Allg. Geschichte 410. Heyse, Weiber von Schorndorf 95. Hirschberg, Lear 410. Hirts Weihnachtsnovitäten, Bildertafeln, Nordlandfahrten 429. Jensen, Stimmen des Lebens 409. Kalisch, Pariser Leben 62. Katsch, König Winter 375. Kayserling, Sturmhexe 127. Keck, Iduna 429. Kletke, Gedichte 375. Kinderwelt 411. Klosterzell, Ella 410. König, Frauenleben 410. Köppen, Männer und Thaten 411. Laistner, Novellen aus alter Zeit 409. Lang, Auf schwäbischem Boden 158. Lang, Sonnenblicke 411. Leander, Träumereien 411. Lewinski, Vor den Coulissen 126. Lindau, Abschied 205. Linke, Milesische Märchen 355. Liszt, Des Bohémiens et leur musique 275. v. Löhner, Victor Hugos „Königslaune" 31. Loménie, Les Mirabeau 78. Mauthner, Sonntage der Baronin 127. Meyers Fachlexika 205. Moynet, En famille 15. Murad Effendi, Dramen 79. Ortmann, Fünfzig Jahre 243. Papst, Lessings Nathan 126. Pecht, Deutsche Künstler 158. Peter, Alte Geschichte 410. Pletsch, Spielgefährten 411. Preller, Odysseelandschaften 411. Proelß, Emancipirte Novellen 127. —r, Zur Eröffnung des Reichstags 338. Ranke, Weltgeschichte 374. v. Reden-Esbeck, Neuber 355. Regnet, Pilotys neues Bild 322. Reichel, Zehn Jahre 354. Reißmann, Handlexikon der Tonkunst 410. Richter, Schwarze Tante 411. Rosenthal-Bonin, Diamantschleifer 393. Rümelin, Reden und Aufsätze 126. Samosch, Aretino 111. Sartorius, Psalmen 411. Scherer, Wilh., Geschichte der deutschen Literatur 259. Noch einmal der Schillerpreis 338. Schmidt-Cabanis, Pythia-Kalender 291. Scholz, Eine literarische Erinnerung an Alexander II. Schulze, Physikalische Kräfte 429. Siegfried, Walpurgisnacht 94. Spamers Jugendschriften 394. Spielberg, Bilderbuch 111. Stanislas, Wandervögel 410. Stern, Körners Schriften 375. Steub, Novellen 158. Stinde, Waldnovellen 127. Stöckl, Meinen Sie mich? 111. Storm, Herr Etatsrath 374. Sturm, Märchen 411. Vely, Irrwege 127. v. Waldersee, Musikalische Vorträge, bespr. von H. Ehrlich 409. Westermanns Monatshefte 243. Wilbrandt, Robert Kerr 94. Woermann, Kunst- und Naturskizzen 62. A. v. Wurzbach, Lieder an eine Frau 393. Zöller, Rund um die Erde 159. Politischer Wochenbericht 14. 142. 174. 204. 242. 274. 306. 354. 392. 428. 447.

Offene Briefe und Antworten.

Blind, Karl, 411. Bucher, Bruno, 95. Ebe, G., 307. Franzos, K. E., 63. Irländer 339. Kirchbach, Wolfgang, 259. Lassen, Hartwig 430. Saunier, Jean, 394. Werner, A. v., 47.

Bibliographie.

Seite 63, 79. 111. 127. 159. 223. 243. 323. 376.

№ 27. Berlin, den 2. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Unsere Parteien. I. Der Liberalismus. Von Eduard von Hartmann. — Eine Woche am Eingange der Sahara. Von Carl Vogt. — **Literatur und Kunst:** Pfarrhausidyll. Von Emanuel Geibel. — Eine junge Dichterin. Von Paul Lindau. — Aus dem Leben des Gründers einer deutschen Buchhändler-Dynastie. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Die erste Aufführung der Antigone auf der Bühne am Kärnthner Thor. Von E. Bürde. — Notizen. — Inserate.

Unsere Parteien.

Von Eduard von Hartmann.

Es ist ein allgemeines Gefühl, daß unser politisches Leben sich in einer kritischen Gährung befindet, daß die überkommenen Parteien und Stichwörter vor den Aufgaben der Gegenwart nicht mehr ausreichen wollen und daß uns ein gewisses Etwas in unserem Staatsleben fehlt, dessen Mangel dasselbe nicht zur Ruhe und Klarheit kommen läßt. Dieses mangelnde Etwas ist eine Partei, die den Bedürfnissen der Gegenwart entsprungen auch diesen Bedürfnissen und der Eigenart des deutschen Volkslebens volle Rechnung trägt. Allerwärts Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen, an vielen Stellen ein unklares Regen und Streben nach einem Neuen, doch nicht genau zu Bezeichnenden — das ist die Signatur der augenblicklichen Lage. Und doch dürfte die Beantwortung der Frage, was uns noththut in Betreff der politischen Parteibildung, nicht zu schwierig sein; die Schwierigkeit beginnt erst bei der Beantwortung der Frage, wie das, was uns noththut, verwirklicht werden könne. Denn die alten Parteien, die aus den Bedürfnissen vergangener Zeiten entsprungen sind und mit der Zähigkeit ihres geschichtlichen Beharrungsvermögens das occupirte Feld behaupten, widersetzen sich der Umwandlung aus Gründen, die ebenso leicht zu erkennen sind, wie das, was uns noththut. Die Regeneration unseres politischen Lebens kann darum nur vom Volke aus erfolgen, insofern dieses die alten Parteien entthront; die Vorbereitung hierzu aber ist die Gewinnung der richtigen Einsicht über das, was uns noththut und über die Unzulänglichkeit sämmtlicher bestehenden Parteien ohne Ausnahme.

I.

Der Liberalismus.

Das politische Leben in Deutschland begann erst mit dem preußischen vereinigten Landtag; die constitutionellen Exercitien verschiedener Kleinstaaten vor 1848 waren ebenso wie die preußische Städteordnung nur formelle Vorübungen ohne selbstständige geschichtliche Bedeutung. Die Tendenzen der ersten preußischen und deutschen Parlamente bestimmten sich durch Gefühlsreactionen gegen die Metternich'sche Wirthschaft und den Glauben an die allein selig machende Kraft des vorbildlichen englischen Constitutionalismus. Daß das Volk der Souverain sei, welcher in erster Auslese durch seine Abgeordneten, in zweiter Auslese durch das Ministerium als Ausschuß der Parlamentsmajorität sich selbst regiere, das war das Dogma, um welches der Liberalismus sich drehte. Das deutsche Volk sah in dem deutschen Parlament zugleich den Hort seiner Einheit und seiner Freiheit, kurz das Organ zur Verwirklichung seiner idealen politischen Träume, in den Regierungen hingegen die finstern Despoten, welche aus angestammter Herrschsucht dem Volk seine natürlichen Rechte mißgönnten. Der Liberalismus, als der Kampf um das Recht des Volkes, wurde so zum Kampf um die Macht des Parlaments; liberal war jeder zur Stärkung des Parlaments, oder was dasselbe sagen will: zur Schwächung der Regierung dienende Schritt, und das unverrückbare Ziel des liberalen Strebens war die parlamentarische Regierungsform, d. h. die verfassungsmäßige Nöthigung der Krone zur Wahl der Minister aus der Parlamentsmehrheit, und zwar genauer aus den anerkannten Führern derselben.

Der Traum des deutschen Einheitsreiches zerrann, wie er an den unüberwundenen Widersprüchen seiner damaligen thatsächlichen Voraussetzungen zerrinnen mußte; das Volk aber maß dem üblen Willen der Regierungen die Schuld davon bei und hielt um so fester an dem Glauben, daß das deutsche Volksparlament der Hort der deutschen Einheit gewesen sei und auch künftig wieder werden würde. Der Liberalismus setzte sein Streben nach Installirung der parlamentarischen Regierungsform fort, welcher in der octroyirten preußischen Verfassung allerdings keine Rechnung getragen war. Aber auch die englische Verfassung enthält ja keine Bestimmung, welche die geschichtliche Usance des parlamentarischen englischen Lebens ausdrücklich sanctionirt; die Forderung des Liberalismus ging eben dahin, die Usancen des constitutionellen Vorbilds ebenfalls als gültig für die politische Praxis Preußens anzuerkennen, weil ohnedieß der Konstitutionalismus aus einem echten zu einem bloßen Scheinconstitutionalismus verfälscht werde. Gegenüber dem Widerstand der Regierung, welche sich auf den Mangel einer hierzu zwingenden Vorgeschichte in Preußen berufen konnte, mußte das Streben des Liberalismus sich naturgemäß darauf richten, diesen in der Vorgeschichte mangelnden politischen Zwang nachzuholen, d. h. die Regierung zu schwächen und die Parlamentsgewalt so zu stärken, daß die Regierung schließlich zur Bewilligung der Forderungen des Parlaments genöthigt wurde.

Indem aber das preußische Abgeordnetenhaus diesen Kampf aufnahm, befand es sich von Anfang an in dem Irrthum, seine bereits innehabende Macht bedeutend zu überschätzen und die Macht der Regierung zu unterschätzen, und jede neue Erfahrung, welche dazu beitrug, es von diesem Irrthum zu überführen, wurde wie ein neu angethanes Unrecht empfunden, welches die Erbitterung und Verbitterung gegen

die Regierung steigerte. Die Regierung, welche nur die vorgefundene geschichtliche Position des Verfassungsrechts vertheidigte, hatte dabei den Vortheil der Defensive; dem Liberalismus aber fiel die Offensive in diesem Kampfe zu, insofern er die Krone zu zwingen versuchte, die ihm mißliebigen Minister durch andre ihm genehme zu ersetzen, und jede nur ersinnbare Schädigung der Regierungsgewalt als Kampfmittel benutzte. Die Regierung konnte sich auf den Buchstaben der Verfassung stützen, der Liberalismus wies auf den Geist derselben hin; aber dieser Hinweis war doch nur beweiskräftig unter der dogmatischen Voraussetzung, daß jede Staatsverfassung ohne parlamentarische Regierungsform einen bloßen Schein- und After-Constitutionalismus begründe.

Während so das liberale Abgeordnetenhaus das Volk mit doctrinären Verfassungsfragen aufgeregt und gegen die Regierung erbittert hatte, hatte die letztere gerade durch den Widerstand gegen die constitutionellen Zumuthungen des Liberalismus in aller Stille die Mittel geschaffen, um die thatsächlichen geschichtlichen Hindernisse, welche der nationalen Einheit im Wege standen, auf die einzig mögliche Art zu beseitigen. Wie der Liberalismus diese Vorbereitungsmittel verweigert hatte, so sträubte er sich auch gegen den Austrag des alten Antagonismus zwischen Preußen und Oestreich und verblendete durch seine gefärbten Schilderungen über die Stimmung des preußischen und deutschen Volkes die Augen der östreichischen Regierung in dem Maße, daß sie einen Kampf aufzunehmen wagte, zu dem sie in keiner Weise vorbereitet war. Heute segnen die Oestreicher jenen „deutschen Bruderkrieg" ebenso wie die Preußen, weil er zuerst ihre Regierung von falschen Zielen ab- und auf die wahrhaft fruchtbaren Staatsaufgaben hingelenkt hat. Die heutige, hoffentlich dauernde Freundschaft zwischen Oestreich und Deutschland konnte um keinen geringeren Preis erkauft werden, als mit dem Blute der Kämpfer von 1866; wäre dieses Blut damals gespart worden, so bestände auch heute noch zwischen Oestreich und Preußen die alte Eifersucht und Mißgunst. Hätte aber der Liberalismus in der preußischen Conflictszeit den Sieg über die Regierung davon getragen, so wäre diese gar nicht im Besitze der Rüstung zur Bekämpfung Oestreichs gewesen, und die deutsche Zerrissenheit bestände noch heute, höchstens verstärkt durch eine Degradirung Preußens zum Mittelstaat.

Der Prager Friede, der das Preußen von 20 Millionen zum norddeutschen Bunde von 30 Millionen, d. h. zu einer wirklichen Großmacht verstärkte und außerdem uns die Schutz- und Trutzbündnisse mit den Südstaaten und das deutsche Zollparlament brachte, bezeichnete das Maximum an deutscher Einheit, welches ohne kriegerische Abrechnung mit Frankreich, beziehungsweise ohne Gebietsentschädigung desselben zu erreichen war. Der Liberalismus mäkelte daran, daß die Regierung nicht mit einem Schlage das Unerreichbare erreicht hatte, und beharrte darauf, vor dem Volke das Parlament als den wahren Hort des deutschen Einheitsideals im Gegensatz zu der hohenzollerschen Interessenpolitik bloßer Hausmachtsvergrößerung glänzen zu lassen. Die Lasker'sche Interpellation über den Eintritt Badens in den norddeutschen Bund, welche natürlich aus Rücksicht auf Frankreich vom Kanzler nur mit Umschweifen beantwortet werden konnte, war der Hauptzug, in welchem der opportunistische Flügel des Liberalismus diese Tendenzen zur Geltung brachte, während der doctrinäre Flügel von vornherein die Verfassung des norddeutschen Bundes abgelehnt hatte. Aber diese Ablehnung war, wie die nachherige Ablehnung der deutschen Reichsverfassung bewies, doch nur beiläufig durch die Unzulänglichkeit der nationalen Einheit, in der Hauptsache jedoch dadurch motivirt, daß dem doctrinären Liberalismus der alleinseligmachende Glaube an die parlamentarische Regierungsform höher stand, als die Verwirklichung der Sehnsucht nach einem deutschen Nationalstaat; dies wurde in die Worte gekleidet, daß die Einheit ohne die „Freiheit" zu verschmähen sei, daß der allein annehmbare Weg zur Einheit durch die „Freiheit" zu gehen habe, und nicht auch umgekehrt der Weg zur „Freiheit" durch die Einheit annehmbar sei, wie der opportunistische Liberalismus meinte.

Der doctrinäre Liberalismus, die Fortschrittspartei im engeren Sinne, blieb dem Dogma der 1848er Revolution treu, daß im parlamentarischen Constitutionalismus allein die Panacee für alle politischen Wunden und Gebrechen zu sehen sei, daß die Erlangung dieses höchsten Gutes mit der Erlangung des wahren politischen Heils gleichbedeutend sei, daß darum aber auch kein anderes politisches Gut denkbar sei, dem dieses höchste, wenn auch nur vorübergehend geopfert werden dürfe. Staatliche Ohnmacht nach außen und particularistische Zerrissenheit nach innen, Knechtschaft unter fremden Eroberern und Anarchie mögen schlimme Uebel sein; aber sie sind bei weitem nicht schlimm genug, um zu ihrer Abwehr zeitweilig auf parlamentarische Regierungsform freiwillig zu verzichten, wie die „Gesinnungsniedertracht" des opportunistischen Liberalismus es gethan hat. So hielt die Fortschrittspartei fest an der alten Parole der Conflictszeit, alle politische Arbeit auf den Sturz der Regierung zu concentriren und zu diesem Zweck kein Bündniß zu scheuen mit den Reichsfeinden aller Art: den Polen, Welfen und elsässischen Protestlern, den conservativen sächsischen Particularisten und der preußenfeindlichen süddeutschen Volkspartei, den Socialdemokraten und Ultramontanen. Ihr einziges Programm war und ist: „Fort mit dem Ministerium Bismarck!", wenn sie es auch nicht immer für gleich opportun hielt, dieses Programm als solches auszusprechen; sie hat die Indemnität für die Conflictsperiode nicht blos bei der Abstimmung im Jahre 1866 verweigert, sondern hat diese Weigerung seitdem täglich im Herzen wiederholt. Sie ist die unversöhnliche Opposition, oder doch die nur durch Eins zu versöhnende: durch Revision der Verfassung im Sinne der parlamentarischen Regierungsform.

Der opportunistische Flügel des Liberalismus hielt es für nothwendig, sich auf den Boden der vollzogenen Thatsachen zu stellen, die nationale Einheit zunächst auch ohne die parlamentarische Regierungsform anzunehmen und den Kampf um die letztere auf eine gelegenere Zeit zu vertagen. Der Ausbau des Reiches, die Vereinheitlichung des Geldes, Maßes und Gewichts, der Justiz- und Gewerbegesetzgebung, der aufgezwungene Kampf gegen die Uebergriffe der katholischen Kirche, in Preußen außerdem die Reform der Verwaltung und vieles Andere bot zunächst ein gewissermaßen neutrales Terrain, auf welchem der opportunistische Liberalismus ganz wohl mit der Regierung Hand in Hand gehen und wirken konnte, ohne seiner principiellen Differenz über die Nothwendigkeit einer Verfassungsrevision im Sinne der parlamentarischen Regierungsform etwas zu vergeben. Das Jahrzehnt von 1867—1877 war recht eigentlich die Aera des Nationalliberalismus in unserm politischen Leben, insofern die nationalliberale Partei die Signatur der Gesetzgebung bestimmte, auch ohne im Ministerum selbst vertreten zu sein. Sie wirkte segensreich, soweit sie sich auf den Boden des Reiches stellte, d. h. als reichsconservative Partei am Ausbau des Reichs, an der Stärkung seiner Macht nach außen und innen arbeitete; sie wirkte segensreich gerade insoweit, als sie vergaß oder zu vergessen schien, daß sie eine liberale Partei sei, d. h. die parlamentarische Regierungsform zum höchsten idealen Ziel habe. Allen positiven Nutzen, den sie gestiftet, hat sie als nationale und opportunistische Partei, nicht als liberale gestiftet; alle Leistungen, auf welche sie zurückweisen kann, sind durch Unterdrückung, Zurückstellung und zeitweilige Verleugnung ihres liberalen Princips erkauft. Das Volk, soweit es für die Ausbildung des Reiches im Bereiche der sich darbietenden Möglichkeit ein Herz hat, hat der nationalliberalen Partei diese reichsconservative Haltung und Thätigkeit gedankt; die doctrinär-liberalen Kreise haben nicht aufgehört, dieselbe eben deshalb zu verhöhnen und zu verketzern.

Die nationalliberale Partei hatte in den letzten Jahren die Wahl, entweder das liberale Ziel der parlamentarischen Regierungsform fallen zu lassen, sich von dem doctrinären

Flügel des Liberalismus gänzlich loszusagen, und auch in der Theorie das zu werden, was sie in der Praxis zehn Jahre lang gewesen war: reichsconservative Partei, — oder aber die vorläufige opportunistische Haltung im Sinne eines principiellen Liberalismus zu revidiren und nach zehnjährigem Ausbau des Reiches die Zeit zum Besinnen auf ihr eigentliches Programm für gekommen zu erachten. Die Partei hatte sich an Zahl verringert, eben deshalb, weil das unsichre Schwanken zwischen obiger Alternative manchem Wähler die Lust verdarb, für einen nationalliberalen Candidaten zu stimmen; wenn die Partei ihre Stärke noch benutzen wollte, um einen maßgebenden Einfluß nicht nur auf die Regierung, sondern auch in der Regierung zu gewinnen, so schien es zu einem solchen Versuch die höchste Zeit. Der Versuch scheiterte bekanntlich daran, daß die conservativen und liberalen Elemente der Partei schon vor der Secession keine homogene Einheit mehr bildeten, daß aber der conservative Flügel allein nicht mehr compact genug schien, um eine parlamentarische Majorität sicher zu verbürgen. Der politische Liberalismus war gewohnt, mit dem wirthschaftlichen Liberalismus Hand in Hand zu gehen, und als es galt, einer steigenden Zollabschließung der Nachbarländer durch Erhöhung des deutschen Tarifs Rechnung zu tragen, da sträubte sich der wirthschaftliche Liberalismus, die gebieterischen Bedürfnisse der Situation anzuerkennen, und stärkte durch die Opposition in wirthschaftlichen Fragen die Neigung der Partei zur liberalen Opposition im Allgemeinen. Der politische Liberalismus war mit Recht ein Gegner aller Ausnahmegesetze gegen politische Parteien, die auf dem Boden eines gemeinsamen Patriotismus stehen; aber er verkannte, daß diese Abneigung aufhören muß Parteien gegenüber, welche die Zerstörung des Staats mit gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln zum Ziel haben. Die Ablehnung des ersten Ausnahmegesetzes gegen die Socialdemokratie war ein schwerer Fehler der Parteitaktik; die durch denselben erlittene Einbuße beim Volke hätte aber von der Partei noch wieder gut gemacht werden können, wenn sie bei den darauf folgenden Neuwahlen im Sommer 1878 entschieden mit dem Liberalismus als solchen gebrochen und ein reichsconservatives Programm aufgestellt hätte. Daß das Gegentheil hiervon geschah, daß die liberale Parteileitung ein stark liberales Wahlprogramm in die Welt sandte und Anlehnung bei der Fortschrittspartei suchte, das hat der nationalliberalen Partei einen großen Theil ihrer Sitze gekostet. Wie damals das Ausnahmegesetz, so scheint jetzt der Anfang der positiven Socialgesetzgebung zum Fallstrick werden zu sollen, an welchem die Partei scheitert; wenn sie das Buhlen um den Beifall der sie verhöhnenden und verachtenden Fortschrittspartei fortsetzt, anstatt auf die conservativen Wünsche der nationalliberalen Wählerkreise zu lauschen und zu achten, so wird sie als einflußloser Torso einer einst maßgebenden Partei aus den Neuwahlen hervorgehen.

Diejenigen Wähler, welche heute noch in der parlamentarischen Regierungsform, also in dem eigentlichen Ziel des Liberalismus, das politische Heil erblicken, sind wenig geneigt, die conservativen Leistungen des opportunistischen Liberalismus anzuerkennen; sie erheben vielmehr in ihrer gegenwärtigen pessimistischen Verbitterung den Vorwurf des Verraths der liberalen Fahne gegen die Opportunisten und meinen, daß es besser um uns stehen würde, wenn der „gesinnungstüchtige" d. h. doctrinäre Liberalismus im Besitz der Parlamentsmajorität geblieben wäre. Diese liberalen Kreise gewinnt also die nationalliberale Partei durch eine oppositionell liberalisirende Wendung heute doch nicht mehr; dieselben stimmen consequenter Weise lieber gleich für einen Fortschrittsmann oder Secessionisten. Aber die große Mehrheit der nationalliberalen Wählerschaft neigt gerade nach der entgegengesetzten Seite; sie will von dem doctrinären Liberalismus in keiner Gestalt mehr etwas wissen. Sie sucht nach reichsconservativen Candidaten, und in dem Maße, als die nationalliberalen Parlamentarier ihre conservative Mitarbeit am Reich verleugnen und ihre so lange in die Tasche gesteckte liberale Fahne wieder entfalten, in dem Maße verweigert sie ihnen ihre Stimmen und gibt sie schließlich in Ermangelung andrer Candidaten aus bloßer Verlegenheit denen der bestehenden conservativen Parteien, so wenig ihr dieselben auch sonst behagen mögen.

Die Parlamentarier sind sich wohl klar darüber, daß das Volk von dem ersehnten deutschen Parlament sehr enttäuscht ist, aber sie irren sich gänzlich in Betreff der Gründe dieser Enttäuschung, wenn sie die Schuld auf Seiten der Regierung suchen. Die Sache liegt gerade umgekehrt: das Volk, so weit es nicht unter der Herrschaft reichsfeindlicher Parteien steht, sieht in der heutigen Regierung ein offnes Verständniß für die Bedürfnisse der Gegenwart und ein reges, eifriges und redliches Streben, denselben nach bestem Wissen Genüge zu thun, — in dem heutigen Parlament dagegen sieht es den Hemmschuh aller guten Regierungsabsichten, der die bestdurchdachten Gesetze entweder ablehnt, oder in Commissionen begräbt oder verstümmelt und verballhornisirt. Das Volk sieht in der Krone und ihren Räthen die Factoren, welche ihm trotz des preußischen Parlaments zur nationalen Einheit verholfen haben und dieselbe fort und fort auszubauen und straffer anzuziehen bemüht sind, in dem heutigen Parlament dagegen den Hort der deutschen Zerrissenheit und Kleinstaaterei, welcher die wichtigsten Fortschritte zur Stärkung der Reichsmacht (z. B. die Samoavorlage und den deutschen Volkswirthschaftsrath) oder zur Vollendung der Einheit (z. B. den Zollanschluß der Hansestädte) verhindert oder doch nach Kräften erschwert, und die Regierung jeden Augenblick vor die Alternative stellt, auf die wichtigsten Vorlagen entweder ganz zu verzichten, oder sie in particularistischer Verkümmerung zu acceptiren (z. B. die Beibehaltung der Matricularbeiträge beim Zolltarif, die Staatsversicherung an Stelle der Reichsversicherung). Da keine Partei die Mehrheit hat, so kommt Alles auf Compromisse der Parteien unter einander an, und dieser Handel mit wechselseitigen Concessionen gestaltet sich nicht selten zu einem sachwidrigen, kleinlichen Interessenschacher (z. B. beim Zolltarif). Sobald die reichstreuen Parteien sich unter einander nicht einigen können, entscheidet die Stimme der reichsfeindlichen Parteien, natürlich in einem dem wahren Reichsinteresse zuwiderlaufenden Sinne, sei es durch Ablehnung, sei es durch Verstümmelung und Entstellung der Vorlage. Die werthvollsten Gesetze scheitern nicht selten daran, daß jedes Amendement Majoritäten andrer Art gegen sich vereinigt (z. B. das preußische Schankstättengesetz); so wird jedes Ergebniß zu einem unberechenbaren Würfelspiel. Ist es da ein Wunder, daß das Volk längst müde ist, diesen unsachlichen Parteihader und dieses unfruchtbare Parteigezänk zu verfolgen? Wer kümmert sich um stenographische Berichte, wer liest auch nur die ausführlicheren Berichte der Zeitungen, wem sind nicht die gedrungensten Auszüge aus Parlamentsverhandlungen schon viel zu lang, es sei denn, daß gerade ausnahmsweise ein besonders wichtiger Gegenstand vorliegt? Wer athmet nicht erleichtert auf, wenn die Parlamentsferien beginnen und das Auge mit den Spalten parlamentarischen Gezänks verschont bleibt?

Der Parlamentarismus hat längst aufgehört, ein Ideal des deutschen Volkes zu sein, seit es mit demselben praktisch vertraut geworden ist; es würde ihn nicht wieder fortgeben wollen, aber es trägt ihn doch nur als ein nothwendiges Uebel. Es sieht in den Intentionen der Regierung Einheit, Stetigkeit des Willens, planvolle Ansicht und technische Tüchtigkeit, in den Durchkreuzungen des Parlaments Uneinigkeit, Unklarheit, Unsicherheit, Schwanken und Unberechenbarkeit, nicht selten gepaart mit unsachlichen Entscheidungsmotiven und Unzulänglichkeit des technischen Wissens und Könnens. Es hat deshalb im Ganzen Vertrauen zur Regierung, aber ein gerechtfertigtes Mißtrauen gegen die Ergebnisse des parlamentarischen Parteischachers und Abstimmungswürfelspiels. Bei solcher Stimmung ist es weit davon entfernt, sich mit dem Liberalismus für eine Stärkung der Parlamentsmacht und eine Schmälerung der Regierungsgewalt zu begeistern und auf solche hinarbeiten zu wollen. Wenn in der älteren Generation, zu

*

welcher ja meist auch die Parlamentarier gehören, noch solche Neigungen bestehen, so finden sie unter der jüngeren Generation, welche die Zeit vor 1866 ohne politisches Verständniß durchlebt hat, desto weniger Boden.

Das Streben nach Durchsetzung der parlamentarischen Regierungsform ist nun aber nichts Anderes, als die stärkste Anspannung jener Neigung nach Vermehrung der Parlamentsmacht und Verminderung der Regierungsgewalt; man darf deshalb annehmen, daß diese höchste Spitze des liberalen Ideenkreises für die Mehrheit der jetzigen Generation selbst in den Schichten der städtischen Bildung gänzlich ihren Zauber eingebüßt hat, den sie auf unsere Väter so umstrickend ausübte. Die Beispiele von Italien, Oestreich, Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien haben doch eine wesentlich andere Meinung über den Werth der parlamentarischen Regierungsform verbreiten helfen, als unsere Väter Gelegenheit gehabt hatten, sich zu bilden. Ja sogar der Musterstaat des Constitutionalismus hat uns erst kürzlich in dem plötzlichen Umsturz der gesammten äußeren Politik durch einen Wechsel der Parlamentsmajorität die Schattenseiten des Systems kennen gelehrt, und zeigt uns drohend im geschichtlichen Hintergrunde nach Beendigung des unvermeidlichen Fortgangs der Wahlreform eine Zeit, wo das System auch da aufhören muß passend zu sein, wo es naturgemäß erwachsen ist. Frankreich, das stets als praktischer Lehrmeister des deutschen Parlamentarismus galt, wie England als theoretischer, gibt uns eben jetzt wieder das Beispiel, daß der Genius des französischen Volks immer von Neuem danach strebt, die doctrinären Fesseln der parlamentarischen Schablone zu zerbrechen und das Volksgeschick einem Dictator anzuvertrauen, der durch einen zuverlässigen Wahlmodus sich mit einem Parlament von Applaudirenden umgibt.

Das deutsche Volk besinnt sich nachgerade darauf, daß darum etwas noch nicht das wahre Heilmittel seiner politischen Schäden zu sein braucht, weil es unter ganz anderen Voraussetzungen in England dafür gegolten hat; es fängt an zu ahnen, daß es seiner würdiger ist, die Formen seines Staatslebens organisch aus seinen eignen geschichtlichen Voraussetzungen zu erzeugen, als sie von auswärts zu beziehen. Es begreift nach und nach, daß ein Hauptvortheil seiner Politik gegen diejenige anderer Länder in der Stabilität seiner Regierung (ganz abgesehen von der Persönlichkeit und Leistungsfähigkeit der Minister) liegt, und daß es diese allein dem Umstande verdankt, daß es keine parlamentarische Regierungsform besitzt. Es erkennt an, daß die technische Tüchtigkeit eines Beamtenministeriums gegenüber dem savoir faire eines parlamentarischen Ministeriums denn doch auch einen nicht zu unterschätzenden Werth hat. Vor Allem aber wünscht es sich Glück, daß es zu dem sonstigen parlamentarischen Fractionstreiben nicht noch jene persönlichen Aspirationen, Intriguen und Cliquenbildungen mit in den Kauf zu nehmen hat, wie sie bei der parlamentarischen Regierungsform unvermeidlich sind, und daß es vor Eventualitäten gesichert ist, wie die, daß der Kaiser genöthigt wäre, ein ultramontan-welfisch-elsässisch-polnisch-socialdemokratisches Coalitionsministerium mit der Regierung des Reiches zu betrauen.

Die parlamentarische Regierungsform kann nur da ersprießlich wirken, wo, wie im bisherigen England, nicht mehr als zwei Parteien, die beide gleich national und gleich conservativ sind, im Besitz der Parlamentsmehrheit abwechseln; schon da ist sie höchst bedenklich, wo, wie im katholischen Kleinstaat Belgien, eine ultramontane und eine liberal-conservative Partei gegen einander ringen. Wo gar keine einzelne Partei, sondern nur wechselnde Parteicoalitionen über die Mehrheit verfügen, da wird sie zum Fluch des Landes selbst bei noch so großen Einschränkungen des Wahlgesetzes; wo aber gar eine starke Minorität reichsfeindlicher Elemente stationär ist und die reichstreue Mehrheit in unvereinbar gegen einander prallende Bestandtheile zerfällt, da wäre sie eine reine Absurdität und ihre Annahme einem politischen Selbstmorde gleich zu achten. In dieser Lage aber ist das protestantische deutsche Kaiserreich angesichts der römischen Partei, welche nur auf den günstigen Augenblick lauert, um das Steinchen ins Rollen zu bringen, das den Koloß zerschmettern soll, angesichts ferner einer socialdemokratischen Bevölkerungsschicht, die schon heute eine ganz ansehnliche parlamentarische Partei ins Feld stellen würde, wenn nicht ihre Organisation gewaltsam unterbunden wäre, angesichts so vieler deutschfeindlicher Grenzbevölkerungen und preußenfeindlicher Ueberbleibsel der Vergangenheit, angesichts endlich eines Volkscharakters, der aus doctrinärem Idealismus stets unzufrieden mit dem Gebotenen, und aus hyperkritischer Besserwisserei stets uneinig über die Mittel zum Zweck ist.

Diese Einsicht ist noch fern davon, im Volke allgemein durchgedrungen zu sein; aber sie ist im Begriff sich Bahn zu brechen und dämmert bereits in den dunkelsten Schichten. Nur wenn die nationalliberale Partei ihr Rechnung trägt, darf sie hoffen, ihre bisherige Stellung zu behaupten; dieses Aufgeben des einstigen Ideals der parlamentarischen Regierungsform ist aber auch das einzige, was sie sachlich noch hindert, reichsconservative Partei zu sein, nachdem diejenigen Elemente, denen die liberale Wirthschaftsdoctrin höher steht als die Postulate der politischen Situation, sich ohnehin von ihr getrennt haben. Aber leider ist die Aussicht gering, daß dieses letzte sachliche Hinderniß weggeräumt wird, welches die nationalliberale Partei abhält, die wahre Partei der gegenwärtigen Lage zu werden. Theils ist auch bei den in der Partei verbliebenen Mitgliedern die Hinneigung zum wirthschaftlichen Liberalismus zu groß, um nicht durch Opposition gegen die Zoll-, Steuer- und Gewerbepolitik der Regierung sich in eine oppositionelle Stimmung im Allgemeinen hineindrängen zu lassen; theils hat, wie oben gezeigt, das lange unsichere Schwanken über den einzuschlagenden Weg und das Schwinden des Ansehens und Einflusses der Partei eine pessimistische Verstimmung gezeitigt, welche die Schuld dieser Decadence den Maßnahmen der Regierung anstatt den eigenen Fehlern beimißt; theils endlich und hauptsächlich sind es die persönlichen Reminiscenzen der älteren Mitglieder, welche einen principiellen Bruch mit den obsoleten Idealen ihrer Jugend unmöglich machen und dadurch die Partei zwingen, den absteigenden Ast ihres Lebenslaufes zu vollenden.

Das ist ein wehmüthiges Schauspiel, gerade weil es so echt menschlich ist, doppelt wehmüthig für den Patrioten, der mit der Partei auch das ganze Staatswesen kranken und leiden sieht, welchem diese Partei zu dienen in einem Maße wie keine andere befähigt und berufen war. Denn diese Partei war recht eigentlich die Vertretung der intelligentesten und gebildetsten Schichten des deutschen Volkes, des wohlsituirten Bürgerthums; sie vor allen Parteien verfügte über eine Reihe hervorragender parlamentarischer Kräfte, sie vor allen bildete den parlamentaren Kitt zwischen den älteren und neueren preußischen Provinzen, zwischen der preußischen und der kleinstaatlichen Bevölkerung des deutschen Reichs. Sie endlich hatte die parlamentarische Hauptarbeit an dem Aufbau und Ausbau des Reiches geleistet und ihr vor allen wäre es darum zu gönnen gewesen, die dauernden Früchte dieser Arbeit im Dank und Ansehen des Volkes zu ernten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Eine Woche am Eingange der Sahara.

Von Carl Vogt.

Ach, der Krieg verdirbt die besten — nämlich Reisepläne! Man hat sich abgehetzt, wie ein Hund, auf schrecklichen Wegen, in schauderhaften Diligencen Alles erlitten, was grundlose Straßen, mit Rollsteinen erfüllte trockene Flußbetten, Staubwirbel und Gewitterschauer über die Insassen einer Diligence

bringen können, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts ihren Dienst als Coucou auf einer Seitenstraße der Bretagne begonnen zu haben scheint, um schließlich als hülfloses Wrack im Sandmeere der Sahara zu stranden — und nachdem man dieses Alles mit heiler Haut und ungequetschten Rippen überstanden und mit vielem Bedauern sich von Biskra, der Palmenoasis, von Kantara, dem goldenen Thor der Wüste, und von Constantine, dem Felsenneste arabischer Gerber, Störche, Schuster und Aasgeier losgerissen hat und mit Dampfeseile dem Hafen von Philippeville zugeeilt ist, von wo ein Schiff uns am 11. Mai nach Marseille hinüber tragen sollte, muß man die Schreckensnachricht hören, daß die Regierung den Dampfer zu Kriegstransporten requirirt hat und man somit zu 24stündigem Aufenthalte in Philippeville verdammt ist. Hole der Teufel die Krumirs und den Bey von Tunis dazu! Die Reisegefährten zetern und fluchen, am ärgsten zwei fromme Leute aus Lille, die in Constantine nicht im Gasthofe, sondern im bischöflichen Palaste logirten und von einem Priester zur Eisenbahn geleitet wurden. Es ist aber auch keine Kleinigkeit! Sie können frühestens am 15. Mai um Mittag in Marseille eintreffen und um Mitternacht desselben Tages hört ihr Freibillet für die Rückfahrt auf den Eisenbahnen auf! Während sie noch mit dem Agenten der Dampfschiffe sich herumzanken, fasse ich mich als Ungläubiger in Geduld, lasse mir im Gasthofe ein Zimmer mit Aussicht auf das Meer geben, das ganz unbehaglich stürmt und gegen die Hafendämme aufspritzt, und denke: Vielleicht ist ein solcher Ruhetag doch ganz zweckmäßig! Das Wetter ist zu schlecht, als daß man die landschaftlichen Schönheiten außerhalb von Philippeville, den alten Hafen Nora und das neue Schloß des Herrn Landon aufzusuchen sich ermuthigt fühlen könnte — also mag es angemessen sein, einen Rückblick auf das Erlebte zu thun und zu Nutz und Frommen der künftig reisenden Menschheit Einiges zu Papier zu bringen.

Ich hülle mich also in meinen Mantel und fühle mich fast versucht, zur Erwärmung des inneren Menschen einen Schluck Cognac zu nehmen. Und dies sei die erste Nutzanwendung meiner Excursion in die Wüste — gehe keiner dorthin ohne Mantel und Reisefläschchen. Ich will nicht sagen, daß die Hitze in der Sahara eine Mythe sei — aber die Kälte in Algerien ist eine Wahrheit bis tief in den Wonnemond hinein, und auf den Hochebenen von Setif und Batna, deren baumlose Flächen tausend Meter über der Meeresfläche liegen und die man doch überschreiten muß, pfeift es noch im Mai ganz grimmig. Wir brachten die Walpurgisnacht in Batna zu, nachdem wir am Nachmittage in Lambessa unter den wenig bedeutsamen und fast gänzlich zerstörten römischen Ruinen bei starker Hitze nach Eidechsen, Skorpionen und Tausendfüßen Jagd gemacht hatten. Am frühen Morgen waren alle Wasserpfützen mit einer etwa einen Millimeter dicken Eiskruste überzogen, die meisten Laubbäume und Gemüse erfroren und ein eiskalter Nordost fegte über die Gerölle, durch welche die schwer bepackte Diligence sich einen Weg suchte. Eine solche Nacht in leichter Kleidung oben auf einer Banquette oder unter der Wagendecke zwischen Koffern und anderem Gepäck zuzubringen, gehört nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Aus Biskra selbst aber notirt mein Tagebuch vom 1. bis 7. Mai unausgesetzt Kühle Morgens und Abends, zuweilen selbst den ganzen Tag kühl. Man speiste nach Sonnenuntergang unter einer Reblaube im Freien, fand aber einen Shawl oder leichten Ueberzieher durchaus den Umständen angemessen.

Was aber den Cognac betrifft, so ist er fast ein nothwendiges Gegenmittel gegen die Blödigkeit oder den Magnesiagehalt des Wassers. Die Hygiene Afrikas steht in directem Gegensatze zu derjenigen Europas. Einer unverbürgten Sage nach soll das Buch, welches van Swieten als Resultat seiner fünfzigjährigen ärztlichen Praxis einem Fürsten um schweres Geld verkaufte, nur den Vers enthalten haben:

Kopf kalt, die Füße warm! Die Hinterthür laß offen stehn,
Friß nicht zu voll den Darm! So kann dein Arzt spazieren gehn!

Von allem diesem befolgt der Eingeborene Afrikas das Gegentheil. Selbst im kalten Winter, bei Schnee und Eis, geht er mit bloßen Beinen bis zu den Knien hinauf, wickelt sich aber ellenlange Shawls um den Kopf als Turban, deckt noch eine Kapuze darüber — kurz, er deckt sich von oben und entblößt sich von unten. Zwei Araber essen ein Schaf, wenn sie es umsonst haben können, sagt das Sprichwort, nur aus Geiz essen sie wenig, wenn sie es bezahlen müssen. Die ganze Ernährung ist aber gegen jede Erschlaffung der Eingeweide gerichtet — nur trockne Nahrungsmittel, mit solchen Mengen rothen Pfeffers gewürzt, daß ein europäischer Gaumen vor diesem brennenden Feuer zurückschaudert. Wer in Biskra Abweichung oder gar Durchfall bekommt, mag nur getrost die nächste Reisegelegenheit nach Norden benutzen, und wer viel von diesem lauen, etwas salzigen Wasser trinkt, kann darauf rechnen, daß die gänzlich ermattenden und jede Freudigkeit raubenden Folgen nicht lange auf sich warten lassen. Die Civilisation hat freilich zwei Hülfsmittel, außer dem Cognac, in die Wüste gebracht — einerseits die trefflichen, kohlensäurehaltigen Tafelwässer von St. Galmier in Frankreich und von Takituat in Algerien selbst (letzteres etwas eisenhaltig), anderseits eine mäßige Kühlung der Getränke durch Ueberstrümpfe aus Kameelhaaren, welche über die Flasche gezogen und etwas feucht gehalten werden. Diese für Biskra und El Kantara eigenthümliche Sitte veranlaßte zu der Bemerkung, daß europäische und afrikanische Civilisation sich am besten durch den Gebrauch der Strümpfe unterscheide; in Europa lasse man die Bouteillen nackt, bestrumpfe aber die Beine, während in Afrika die Flaschen mit Strümpfen bekleidet, die Beine aber strumpflos seien. Wahrscheinlich sind die Strümpfe, welche fromme Missionsfrauen für die armen, barfuß gehenden Negerkinder strickten, zu diesem Zwecke der Flaschenbekleidung verwendet worden!

Eine zwölfstündige Fahrt soll von Batna nach Biskra führen. Wahrlich eine lange Zeit für sechs Menschen, die in einem Raume, welcher kaum für vier hinlänglich wäre, so zusammengepfercht sitzen, daß die beiden glücklichen Besitzer der Eckplätze an der Thüre ihre Beine hinaushängen müssen. Aber diese Häringsstauung bietet wenigstens den Vortheil, daß die Stöße des Wagens nicht auf den Einzelnen, sondern auf das ganze Coupé als Gesammtheit wirken — kein Theil, der auch nur um eines Haares Breite Spielraum hätte! So durchhumpelt man eine Reihe abgestufter, von Nordost nach Südwest streichender, durch festere Bergkämme getrennter Muldenthäler — Zeugen einer ungeheuren Verwitterung und Erosion, denn sie bestehen wesentlich aus Anhäufungen von Kalksteinen bis zu Tonnengröße, die in der Tiefe wieder zusammengebacken, an der Oberfläche nur lose durch Sandlehm verbunden sind. In der Mitte der Bach oder Oued, meist wasserleer, von hohen Lehnen eingeschlossen, die überall eingefressen und minirt sind. Das breite Bette selbst hat sich in zahlreichen Schlangenwindungen durch die Ebene geführt. Wo Wasser vorhanden, hat sich auch eine Ansiedlung gebildet — die Erde bedeutet in diesen Gegenden nichts, das Wasser ist Alles. Ebenen wie Hügelketten sind wie mit gelber Lehmfarbe angestrichen — die ursprünglich blauen, festen Ketten zeigen bis tief in das Innere diese Farbe der Verwitterung und Oxydation ihres geringen Eisengehaltes. Wo die Ebene mehr sandig wird, erscheint sie aus der Ferne wie ein gesflecktes Pantherfell, in der Nähe wie mit grauen Warzen besetzt; elende Gesträuche, stachliches Zeug, das nur von dem Kameel benagt, von den übrigen Thieren aber verschmäht wird, haben Wurzel gefaßt und sich immer wieder aus dem überwehenden Sande hervorgearbeitet, so daß sie kleine, zwei bis drei Fuß hohe Hügel bilden, in welchen gelbgraue Springmäuse, gelbgraue Wüstenvögel und gelbgraue Eidechsen einen Unterschlupf finden. Mit Ausnahme der meist schwarzen Käfer ist die ganze Thierwelt in gelbgraues Gewand gekleidet.

Nach mehrstündiger Fahrt steigt am Horizonte eine hohe, in weitem Halbkreise das Thal schließende Felsmauer empor. Je näher man kommt, desto drohender stellen sich die fast senkrecht aufgerichteten, in tiefem, goldigem Roth erglänzenden Schich-

ten auf. Nirgends eine Lücke. Aber wir wissen schon aus alter Erfahrung, daß die der mittleren Kreide zugehörigen Schichten, zu welchen diese ohne Zweifel den darin gefundenen Versteinerungen nach gehören, keine Wasserscheiden bilden, sondern von den Bächen und Flüssen quer durchbrochen werden und neben der Straße rieselt ein Bach gerade auf die Felsmauer zu. Wir drehen um eine Ecke — ein Wirthshaus, einige andere Privathäuser, ein Wachtposten der Douane und der Gendarmerie im üppigsten Grün südlicher Fruchtbäume, Feigen, Maulbeeren, Pfirsiche, Mandelbäume, Néfliers du Japon u. s. w. versteckt, neben welchen einige niedere Dattelpalmen hervorragen — an und für sich schon ein lieblicher Anblick nach all der Oede, die man durchmessen.

Wenige Schritte weiter reißt das Felsenthor sich auf, nur dem in der Tiefe rauschenden Bache Platz machend. Die Straße auf dem linken Ufer des Baches, übrigens vortrefflich unterhalten, ist theils in die Felsen gesprengt, theils von hohen Stützmauern getragen. Die Felsschichten selbst, die steil nach Süden einfallen und dem von Norden kommenden Reisenden ihre zerrissenen Schichtenköpfe zuwenden, sind in furchtbarer Weise zerklüftet und durch Wasser und andere atmosphärische Einflüsse tief gefurcht und zersägt. Eine lebhafte Phantasie könnte aus den Spitzen und Höhen, welche in die Luft ragen, eine ganze Sammlung von historischen Porträts herausfinden. Das Colorit ebenso auffallend. Selbst aus den tiefsten Schatten leuchtet ein tiefes, goldiges Roth oder röthliches Braun, während im Sonnenlichte alle hellen Tinten, gelb, roth und blau fast unvermittelt aus dunkelschwarzen Schlagschatten hervorbrechen. Der Hintergrund dieses Thalrisses ist ausgefüllt mit einer wenig hohen, theilweise aus zart zinnoberroth gefärbten Felsen gebildeten Hügelkette, zu deren Füßen sich die Ebene ausbreitet; der Mittelgrund wird von der Oase gebildet, deren Palmenwipfel, hell im Sonnenscheine glänzend, den Boden und die Wohnungen gänzlich verdecken.

Das ist El Kantara, die Brücke an und für sich, Fum-es-Sahara, der Mund der Sahara in der bilderreichen Sprache der Araber. Der Anblick wäre noch schöner, wenn er nicht durch Napoleon III. und das Genie der Armee verhunzt worden wäre. Die dritte römische Legion, welche so viele Spuren ihres Dienstes in Nordafrika hinterlassen hat, konnte einen so bedeutenden Posten nicht außer Acht lassen; eine alte römische Brücke führte über den Strom, denn die römische Straße lief an der Felswand des rechten Ufers und setzte in der Mitte der Schlucht auf das linke über, während die neue Straße ganz an der Felswand herläuft. Statt nun diese alte noch gangbare Brücke zu lassen wie sie war, hat man sie erhöht, überwölbt, aufgeputzt, mit einem in einen Lorbeerkranz eingefaßten N geschmückt und damit ein Werk geschaffen, das ebenso unnütz wie störend in der Landschaft ist.

El Kantara hatte mir bei der Reise nach Biskra einen zu tiefen Eindruck gemacht, als daß ich der Versuchung hätte widerstehen können, auf der Rückreise dort einen Tag zu verweilen. Der Gasthof ist klein aber reinlich; die Betten gut, die Küche der Madame Bertrand mit Recht wohlgerühmt. Ein schweizerischer Maler, Sandoz aus Neuenburg, habe drei Monate dort mit Malen und Jagen zugebracht, sagte man mir. Ich traf ihn nicht mehr — er war am Morgen meiner Ankunft abgereist — aber ich brauchte meinen Entschluß, die 20,000 Palmbäume zählende Oasis näher kennen zu lernen, nicht zu bereuen. Es sind drei verschiedene Anhäufungen von Lehmhäusern, von einer etwa mannshohen Lehmmauer umgeben, einem Scheik unterstellt, der ein schöneres Haus hat als die Uebrigen und von einer an die Felsen gelehnten kleinen Moschee, die eher einem Marabut ähnlich ist, gekrönt.

Guter Himmel! Ich dürfte es eigentlich nicht sagen, aber hinsichtlich des Materials haben mich diese arabischen Häuser in den Oasen lebhaft an meine liebe Vaterstadt Gießen erinnert. Der zähe Thon des Lahnthales wurde dort ebenso wie hier am Rande der Wüste mit Wasser zu einem Teige geknetet, häufig mit zerschnittenem Stroh gemischt, in viereckige Formen gepreßt und an der Sonne getrocknet. Die „Leimensteine" spielten eine große Rolle in den architektonischen Bestrebungen unserer Jugend und in der Bauart Gießens, und ihre Fertigung und Benutzung hat uns manche Püffe eingetragen, wenn wir über und über befleckt und beschmutzt nach Hause kamen! Nur war hier der Unterschied, daß das Haus ein Gerippe von Holzsparren erhielt, während in den Oasen die Lehmziegel ohne Zwischenwerk aufeinandergehäuft werden, ohne daß in dem Viereck eine andere Oeffnung gelassen würde, als die Thüre. Nur hie und da bleiben Löcher, durch die man etwa eine Faust oder einen Flintenlauf durchstecken kann. In den meisten Wohnungen kann man nur zur Noth aufrecht stehen; die Thüre ist fast immer so niedrig, daß die Araber sich eine ganz eigene Wurfbewegung des Körpers angewöhnt haben, womit sie gebückt sich hineinschwingen. Das Dach ist von gespaltenen Palmstämmen getragen, zwischen welche Palmblätter eingeflochten werden, die man schließlich mit gestampften Lehm zu einer von einer Brüstung umgebenen Terrasse umwandelt, auf welcher die Familie im Sommer schläft. Die Gänge, denn Straßen kann man es nicht nennen, zwischen diesen Wohnwürfeln sind so eng, holprig als wirklich nur möglich — was sich drinnen befindet, spottet aller Beschreibung. Oasen mit zweistöckigen Häusern, wie Oumach bei Biskra, sind höchst selten.

Ich saß ruhig auf dem rechten Pfeiler der Brücke im Schatten der Felsen, mit Schauen und Zeichnen beschäftigt, als furchtbare Gurgeltöne an mein Ohr schlugen. Kein Volk der Welt, selbst die Deutsch-Schweizer und Bretonen nicht, können so harte r und ch, so tief hervorgeholte ao und u hervorbringen. Ich blickte auf. Einige Araber liefen, die Burnusse hoch geschürzt, andere nur mit der hemdartigen Gandura bekleidet, laut schreiend und lebhaft gestikulirend, von der Oase her die Straße herauf. Sie waren mit Flinten bewaffnet und trugen die kleine Tasche mit Pulverhorn und Kugeln an der Seite. Zuweilen drehten sie sich gegen die Oase hin, mit Winken und Rufen die Nachkommenden aufmunternd. Es quoll förmlich von bewaffneten Männern die Straße herauf. Lange Türkenflinten, doppelläufige Jagdflinten, kurze Trabucos mit eckigen Handgriffen, wie sie zu den Zeiten des Prinzen Eugen erbeutet wurden, lange Reiterpistolen mit Steinschloß wurden heulend geschwungen und in stürmischem Laufe den Berg hinan getragen. Einige hatten lange, französische Reitersäbel ohne Scheide — ich sah sogar einen etwa 16jährigen Schlingel, der mit einem Holzsäbel wie wüthend in der Luft umherfuchtelte. Ich zählte zwischen 60 und 70 Flinten, die so an mir vorbeirannten.

Hm! dachte ich einen Augenblick, wie es scheint, soll es losgehen! Man hatte uns in Algier und Constantine den Kopf so gefüllt mit gefährlicher Stimmung der Araber, einige Journale hatten sogar so zuversichtlich von Ueberfällen bei Biskra und Kantara gesprochen, daß ein solcher Gedanken wohl einen Augenblick Platz greifen konnte. An Flucht wäre nicht zu denken gewesen, die Kerle rannten wie Windhunde. Ich bleibe also muthig sitzen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Aber ich sah den Haufen der Straße entlang zwischen dem Wirthshaus und dem Wachtposten hindurch höher hinauf in die Berge stürmen und war sofort überzeugt, daß hier ebenso wenig, wie sonst während meiner ganzen Reise, von einem Ueberfalle oder einem Aufruhr die Rede sein könne. Ein Junge, der sich zu mir gesellte, aber fast nur arabisch sprach, wälschte verworrenes Zeug von einem Scheik Ali. „Vielleicht hält der Scheik Revue über seine Truppen für den Fall eines Aufgebotes, „dachte ich," das willst du dir doch ansehen," — zottelte also langsam und würdevoll dem Trupp nach, hinter welchem immer noch einige Nachzügler dreinliefen. Der Douanier saß ruhig, eine Cigarette rauchend, vor seiner Hütte, die Fuhrleute spielten Domino in der Laube vor dem Wirthshause und Madame Bertrand tändelte mit ihrem Enkelkinde. „Was ist denn los?" fragte ich den Duanier. „Weshalb laufen alle diese Kerle mit Flinten? Will Ali sie mustern?" — „Ah bas," antwortete der Zollwächter lachend, „sie laufen einigen hundert Stück Ziegen nach, die ihrem Scheik im Gebirge gestohlen worden sind

und wollen das Pulver gegen die Diebe sprechen lassen! Damit sind sie gleich bei der Hand! Weshalb sollte der Scheik sie denn mustern? Wegen der Krumirs, die Niemand finden kann? Wenn diese Schelme kommen wollten, würde man sie mit Flintenschüssen begrüßen. Die Kantaresen wissen recht gut, daß sie alle Räuber sind!"

Ich kehrte auf meinen Posten an der Brücke zurück. Nach einer Stunde etwa kam die bewaffnete Bande ebenso eilig, Flintenschüsse in die Luft feuernd, die Straße herunter. Ich hörte dann im Wirthshause, der Ziegenhirt Alis habe die Geschichte mit den Dieben erfunden, um seinen Schlaf zu beschönigen, während dessen die Ziegen sich verlaufen hätten; man suche dieselben unbewaffnet, habe aber einstweilen den Hirten halb todt geprügelt, so daß er schwerlich im Stande sein werde, die Suchenden in ihren Nachforschungen nach den verlaufenen Ziegen zu unterstützen.

Am auffallendsten erscheint die Bildung des Kantarakammes auf der Südseite, wo das Wasser in die Oberfläche der aufgerichteten Schichten fast regelmäßige Rinnen ausgehöhlt hat, die sich nach unten verbreitern, so daß nach dem Ausdrucke meiner Reisegefährten der halbkreisförmig gebogene Wall fast einem gestreiften und in regelmäßige Falten gelegten Unterrocke gleicht. Der junge Mann, der diese Vergleichung anstellte, war unverheirathet! Aber richtig ist dieselbe nichts destoweniger und an dem Engpasse der Porte de fer, den ich einige Tage vorher auf dem Wege von Algier nach Setif passirt hatte und der für Reisende, welche die Schweiz gesehen haben, in keiner Hinsicht das Gewöhnliche überschreitet, ist die Wasserwirkung noch schärfer in Wirkung getreten. Dort sind die Lagen des festeren Gesteines, welche zwischen den verwitterten, weicheren Schichten stehen geblieben sind, so tief eingeschnitten, daß sie riesigen Kämmen gleichen, deren Zinken in die Luft ragen.

„Seht doch die riesige römische Ruine dort auf dem Hügel," ruft Einer, auf ein Felsgebilde von rother Farbe deutend, das man schon von dem Engpasse Kantaras aus in der Ferne erblickt. Es gleicht in der That einem riesigen Gemäuer mit Resten von Thoren, Fenstern und Zinnen. Ganz Algerien ist, besonders im Osten, so voll von Ruinen aus der römischen Kaiserzeit, trotz der riesigen Zerstörung durch alle späteren Eroberer, die sich dort das Material für die Mauern ihrer Bauten holten, daß ein solcher Irrthum erklärlich ist; um so mehr, als noch Reste von alten vorgeschobenen Wachtposten existiren, auf welchen die speculatores zur Signalisirung etwaiger Einfälle der Wüstenbewohner aufgestellt waren.

Von Kantara über El Outaja bis zum Col de Sfak, dem letzten Ringgebirge vor der Wüste, dieselbe Schauerfahrt wie vorher. Die Fahrten der Diligencen sind jetzt leider so eingerichtet, daß man den steilen Kamm des Passes von Sfak, dessen Schichten, umgekehrt wie die der vorhergehenden Erhebungen, nach Norden einfallen und gegen die Wüste, nach Süden hin, ihre abgerissenen Köpfe wenden, stets nur bei Nacht passirt. Als ich auf der Rückfahrt am frühen Morgen mit eigenem Wagen den Paß erreichte, begriff ich vollkommen die ersten französischen Truppen, welche dort angekommen, begeistert riefen: Das Meer! Das Meer! Thalatta! Thalatta! Ihre Mühen fingen erst an, während die der Zehntausend Xenophons am wirklichen Meere endeten. Endlos dehnt in weitem Kreise der Horizont sich aus, wie die Fläche des Meeres, in feiner, hell lichtblauer oder röthlicher Färbung; die hier und da sich hinziehenden Oasen erscheinen nur wie Striche, auf welchen der Wind die Wellen aufregt und eine grünliche Färbung erzeugt. Alle Unebenheiten und Bodenverschiedenheiten der weiten Wüste gegen Tuggurt und Wargla hin verschwinden vor dem Auge von diesem erhöhten Standpunkte aus — nur die nächste Oasis von Biskra mit ihren hunderttausend wogenden Palmenwipfeln stört die Täuschung.

Wir kreuzen bei El Outaja große Züge von Lastthieren, alle mit Salz beladen, welche vor dem links am Wege aufsteigenden, merkwürdig zerklüfteten Salzberge kommen, der ganz Afrika mit Salz versorgen könnte. Die Sonne sinkt und bald humpeln wir bei stockfinsterer Nacht durch die von tiefen Sandrillen gefurchte Steinwüste, wo die Straße nur dem geübten Auge bei Tage erkenntlich ist. Einige außergewöhnlich starke Stöße, einige Flüche des Postillons und des Conducteurs — der Wagen hält. Wir werden gebeten, auszusteigen — der Wagen steckt im Sande fest. Zugleich ist die Packung locker geworden und droht herabzustürzen. Die Gesellschaft beschließt, unter Leitung eines der Gegend kundigen Führers voranzugehen. Nach wenigen Schritten zwischen den, in der Nacht kaum wahrnehmbaren Dornsträuchern erkenne ich die Unmöglichkeit, mit einem den Dienst versagenden Fuße weiter zu hinken und kehre zu dem Wagen zurück, um den beiden Bediensteten bei der Umpackung zu helfen. Unter der Wagendecke war ein Dutzend Passagiere so zusammengepfercht worden, daß ihnen die Luft ausging. Sie hatten die Stricke gelockert, die Decke zurückgeschlagen, das Gepäck war nach hinten gerutscht; Fässer, Felleisen, Koffer, Mantelsäcke kollerten über unsere Köpfe weg in den Sand. Wir hatten wohl eine Stunde zu thun, um die Dinge aufzulesen, aufzupacken und zu befestigen. Statt um acht Uhr, trafen wir erst kurz vor elf Uhr in Biskra ein und nicht Jeder war so glücklich, ein Bette zu erhaschen, denn die Gasthöfe waren ebenso überfüllt wie die Diligencen.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Pfarrhausidyll.

Der Samstagabend dämmert. Draußen flockt
Der Schnee herab. Im Zimmer dunkelt's tief
Und nur des Ofens Flackerschein umspielt
Den großen Schreibtisch und den Bücherschatz,
Der, Band an Band, sich an den Wänden reiht.
In seinem Armstuhl ruht, zurückgelehnt,
Der junge Prädikant und übersinnt
Den Text noch einmal, den er andern Tags
Erläutern soll. Die Predigt hat er schon
Vollendet in der Früh', und eben jetzt
Schwebt ihm der Uebergang zum Amen vor,
Der Segensspruch, mit dem er schließen will,
Wie wohl ein Gärtner den gelung'nen Strauß
Zuletzt noch krönt mit einer Lilie.
Bewegt in tiefster Seele findet er
Das rechte Wort und hoch und höher trägt
Ihn des Gedankens Adlerflug hinan.
Da tritt sein junges Weib herein mit Licht,
Doch wie sie des geliebten Mannes Stirn
Vom Strahl des Geistes überleuchtet sieht,
Erscheint er plötzlich schöner ihr, wie sonst,
Voll fremder Hoheit, fast wie ein Prophet,
Und zaudernd bleibt sie auf der Schwelle stehn.

Emanuel Geibel.

Eine junge Dichterin.

Gedichtbände, deren Verfasser dem weiblichen, und sogar dem unverheiratheten weiblichen Geschlechte angehören, pflegen in den Kreisen der Unbefangenen von vornherein ein gelindes Mißtrauen zu erwecken; und wenn ein solcher Band noch dazu „Jugendträume" heißt, so läßt sich unter gewöhnlichen Be-

dingungen hundert gegen eins wetten, daß sich die Leser nicht darum reißen werden. Diesmal dürfte indessen die Persönlichkeit der jungen Dichterin sieghaft gegen die Voreingenommenheit ankämpfen. Mit dem besten Empfehlungsschreiben, das die Natur auszustellen vermag, mit dem Anrecht auf einen erblichen Sitz im dichterischen Oberhause tritt die junge Hermine von Hillern als Enkelin der hochbegabten dramatischen Schriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer und als Tochter der mit noch reicherem Talent ausgestatteten Romandichterin Wilhelmine von Hillern an die Oeffentlichkeit.*)

Wozu soll ich leugnen, daß mich die hier wieder einmal beglaubigte Thatsache der Vererbung des Schriftstellerblutes von Geschlecht auf Geschlecht angenehm berührt und dem jüngsten Sproß dieses Dichterstammes sympathisch gestimmt hat? „Wohl dir, der du ein Enkel bist!" habe ich beim Durchlesen dieser Gedichte das eine oder andere Mal citirt.

Victor Hugo läßt in seinem neuesten soeben veröffentlichten poetischen Werke „Les quatre vents de l'esprit" den Menschengeist von vier Winden durchbrausen: dem satirischen, dem dramatischen, dem lyrischen und dem epischen Winde. Drei dieser Winde wehen auch in der Familie Birch-Hillern, in der Großmutter der dramatische, in der Mutter das epische, in der Tochter, bezw. Enkelin der lyrische; es wäre grausam, wenn die Kritik den vierten Wind, den satirischen, hinzublasen wollte. Und zur Satire fordern diese Dichtungen auch gar nicht heraus; denn sie bekunden ein ganz entschiedenes und ergiebiges Talent, das freilich noch nicht ganz fertig ist, das seine Kräfte noch nicht voll zu ermessen vermag und an Aufgaben herantritt, denen es nicht gewachsen, das doch aber ein Talent ist. Und wie wäre Reife und Fertigkeit auch möglich bei einem blutjungen Mädchen, das nach meiner Schätzung das zwanzigste Lebensjahr kaum erreicht haben kann?

Die Gedichte, welche den Band „Jugendträume" bilden, sind ungleichartig und ungleichwerthig. Einzelne sind geradezu überraschend. Da findet man eine echte poetische Empfindung, einen schlichten kräftigen Ausdruck, da erzittert zwischen den Zeilen wirklich jenes Sonderbare, Unaussprechliche, das man eben Poesie und Stimmung nennt. Anderes freilich läßt uns kalt, da es uns entweder durch ein unglückliches Füllwort, das der Reim nach sich zerrt, aus der Stimmung reißt, oder der gelegentliche Vorwurf unsere Theilnahme nicht erregen kann. Gar manche dieser Gelegenheitsgedichte, die zur Zeit ihres Entstehens ohne Zweifel ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan und in den betreffenden Kreisen oder bei den betreffenden Persönlichkeiten gewiß den wohlverdienten Erfolg gehabt haben, scheinen hier in dem für die Oeffentlichkeit bestimmten Bande an ungehöriger Stelle zu stehen und sich nicht behaglich zu fühlen. Sie sind eben für eine discretere Wirkung bestimmt gewesen.

Wenn etwa in einer befreundeten Familie lebende Bilder gestellt werden und einer der Gäste des Hauses als begleitenden Text dazu so hübsche Verse macht, wie sie Hermine von Hillern zu schreiben vermag, so kann ich mir schon denken, wie die Gesellschaft in aufrichtiges Entzücken geräth und der glücklichen Dichterin sagt: „Das müssen Sie drucken lassen, es ist zu reizend"; — wenn wir Fernstehenden aber, die wir die Bilder nicht gesehen haben und von der gehobenen Stimmung jener geselligen Vereinigung nicht mitergriffen worden sind, nüchternen Sinnes diese Verse in einem Bande Gedichte finden und sie lediglich auf ihren poetischen Werthgehalt hin und, ohne in unserm Urtheil von der gütigen Gelegenheit beeinflußt zu werden, beurtheilen, so lautet unser Spruch naturgemäß viel frostiger und, wir verspüren in uns sogar die Anwandlung, uns zu dem guten Rathe, den wir höflicherweise in die Form der Frage kleiden, zu versteigen: ob es nicht überhaupt besser gewesen wäre, diesen harmlosen Dingen, die in gemüthlichen Kreisen Freude und Frohsinn geschürt, ihren vertraulichen Charakter zu lassen?

*) Jugendträume. Von Hermine von Hillern. Stuttgart 1881, Carl Krabbe.

Freilich, wenn alle durch die Gelegenheit angefachten Gedichte im handschriftlichen Album der Dichterin verblieben und nicht durch den Druck veröffentlicht wären, so würde das ohnehin schon in seinem Umfang bescheidene Bändchen sich schließlich in einige lose Blätter aufgelöst haben. Aber mußte es denn durchaus ein Band sein?

„Un sonnet réussi vaut seul un long poème"

sagt ein großer dichterischer Gesetzgeber, und wenn die Quantität irgendwo als gleichgültig bezeichnet werden darf, so ist es ganz gewiß in der Dichtkunst. Durch eine strengere Auswahl und Sichtung würde dieser Band „Jugendträume" und durch eine noch schärfere Prüfung, durch die Beseitigung des nicht ganz Gelungenen würden die einzelnen Gedichte meines Erachtens erheblich gewonnen haben.

Die bequeme Lebensregel: unter Umständen fünf gerade sein zu lassen, ist in allen Fällen bedenklich, aber geradezu halsbrecherisch im Falle der Poesie. Jedermann, der Gedichte schreibt, muß sich sagen, daß er nicht nur die wirkungsvollste und edelste, sondern auch gerade ihres Adels wegen anspruchsvollste Form wählt, und daß der Adel der Form ihm drückende Verpflichtungen auferlegt. Der Dichter darf sich nicht dabei beruhigen, daß er seinen Gedanken oder seinen Empfindungen den ungefähr entsprechenden Ausdruck gegeben hat, daß es „beinahe klappt"; es muß ganz klappen. Er darf sich nicht eher für befriedigt erklären, als bis er für das, was er zu sagen hat, den schönsten, richtigsten und erschöpfendsten Ausdruck gefunden hat. Ein einziges schändliches Flickwort, das das Reimbedürfniß mit sich gebracht hat, genügt, um ein ganzes, sonst wohlgelungenes Gedicht zu entstellen. Eine einzige prosaische Wendung reicht hin, um den Zauber der Poesie zu verscheuchen.

Hermine von Hillern ist nicht frei von diesem Fehler: aus dem gehobenen poetischen Ton in den niedrigen der Prosa zu verfallen und dadurch den Leser um den ungetrübten Genuß zu bringen. Sie hebt voll und kräftig an, es gelingt ihr, uns zu fesseln, uns empfänglich zu stimmen für das, was sie uns anvertrauen will; und da, in dem Augenblick, da die Stimmung sich zu befestigen scheint, kommt irgend etwas Unerwartetes, das die Gemeinschaft zwischen uns und der Dichtung löst und uns, die wir uns eben zu erwärmen anfingen, wieder abkühlt. Ich spreche nicht von den schalkhaften und beabsichtigten Sturzbädern, als deren Prototyp noch immer Heinrich Heines: „Doctor, sind Sie des Teufels!" gelten kann. Auch zu diesem Scherz hat sich Hermine von Hillern — um dies gleich hier zu erwähnen — einmal verstanden, und die Situation, in der sie sich diese dichterische Laune gönnt, ist der Heine'schen ganz analog. Das Gedicht, das ich meine, heißt „Träumerei" und ist in vieler Beziehung für unsre jugendliche und talentvolle Dichterin charakteristisch. Es beginnt wie viele ihrer Gedichte stimmungsvoll und schön:

Rosig sinkt die Sonne nieder,
Rosig, golden strahlt die See,
Möven schweben auf und nieder,
Ihr Gefieder glänzt wie Schnee.

Plätschernd tauch' ich in die Welle
Meine Ruder leise, leise,
Tropfen fallen silberhelle
Davon nieder, bilden Kreise.

In dem Schifflein sitzt am Steuerruder ein unheimlicher Mann. Sie betrachtet ihn aufmerksam, und es kommt ihr zum Bewußtsein, daß dieser Sonderling kein Sterblicher sein kann. Endlich erkennt ihn die Dichterin:

Mußt' dein Bild ja immer schauen,
Deinen Namen oftmals nennen,
„Fliegender Holländer", — Grauen
Bringst du Allen, die dich kennen.

Es thut mir leid, daß ich genöthigt bin, hier schulmeisterlich Halt zu machen; aber diese Freiheit in der Behandlung des

Metrums scheint mir denn doch das Erlaubte zu überschreiten. „Fliegender Holländer" bildet nach unserer gewöhnlichen Betonung zwei richtige Daktyle (– ∪ ∪ | – ∪ ∪), aus denen sich für unser Ohr niemals drei Trochäen (– ∪ | – ∪ | – ∪) herausbilden lassen. Nun ist mir durchaus nicht unbekannt, daß unter Umständen gewisse beabsichtigte Willkürlichkeiten im Metrum von großer Schönheit und Wirksamkeit sein können. Als Muster kann dafür die letzte Strophe des bekannten Freiligrath'schen Gedichtes „Prinz Eugen, der edle Ritter" gelten. Das ganze Gedicht ist in den strafften Trochäen bis zum Schluß durchgeführt:

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Carabiner schwer.

Und so geht's im schärfsten Rhythmus bis zum Schluß. Da auf einmal tritt ein jäher Wechsel des Rhythmus und des Metrums ein. In der drittletzten Zeile zwingt der Dichter in den ersten Trochäus zwei kurze Füße ein und skandirt anstatt – ∪ so: – ∪ ∪ ∪. Der Vers lautet also:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Das ist eine rhythmische und metrische Kühnheit, die man bewundern muß. Da vernimmt ein jedes Ohr im Schmettern der Trompete das Uebermüthig-Lustige, das in dem Verse steckt.

Vielleicht hat unsre Dichterin auch eine bestimmte Wirkung, also die des Schaurigen und Grausigen mit ihrer metrischen Abweichung beabsichtigt. Aber dann hat die Wirkung diesen Absichten nicht entsprochen. Wenn das Wort „Fliegender Holländer" die trochäischen Schranken durchbricht, so wirkt das wirklich nicht unheimlich und schauerlich!

Nach diesem Excurse kehren wir also zu dem Gedichte selbst zurück. Die Dichterin wendet sich an den „fliegenden Holländer" mit den Worten:

„Armer, bist du mir erschienen
Um Erlösung von der Erde,
Flehn mich an die ernsten Mienen,
Daß ich dir zur Senta werde?

Armer Irrender, ich glaubte,
Daß schon lang in Meerestiefe
Dein Gebein, dem Ruh einst raubte
Grauser Fluch, nun ruhig schliefe...

Soll dies Schifflein denn zerschellen,
Das du uns erwählt zum Sterben,
Laß uns dann in Meereswellen,
Stolz auf treue Lieb', verderben!"

Plötzlich schlägt's an meine Ohren,
Doch mit menschlich, heitrem Lachen:
„Liebe, bald sind wir verloren,
Wenn wir solche Streiche machen.

Ruhig treibt der Strom uns weiter
Und du läßt die Ruder sinken,
Nächstens, machst du's nicht gescheidter,
Werden Beide wir ertrinken"

Auf die sprechende Aehnlichkeit mit dem bekannten Heine'schen Gedichte will ich hier nicht weiter verweisen. Hier ist der jähe Umschlag aus dem Poetischen in das Prosaische beabsichtigt. An vielen andern Stellen aber ist er es nicht, und das sind bei weitem die schlimmeren. Die Dichterin erzählt uns z. B. in dem sonst sehr stimmungsvollen Gedichte „Herbstliche Liebe", wie Zwei, die sich in der Jugend geliebt haben, vom Geschick geschieden sind und sich nach langen Jahren wiedersehen. Der ungeliebte Mann des früher geliebten Mädchens ist gestorben; sie sind jetzt beide frei, es steht nichts ihrem Glück entgegen, aber es ist nun zu spät:

Sie reichten, als könnt's nicht anders sein,
Die Hand sich zum Bund für's Leben.
Warum durchschauert es sie nicht,
Wie einst, mit Wonnebeben?

Daran schließt sich nun folgender Vers, der mir vollkommen die Stimmung nimmt:

Sie wollten ja so gerne nun
Nachholen verlorene Tage.

In der Ballade „Jung Arthur", die übrigens sehr hübsch erfunden und durchgeführt ist — wenn man will, eine kunstvolle Erweiterung des „Fichtenbaums, der einsam auf kahler Höh' steht" — heißt es einmal:

Die Jungfrau naht zu retten,
Wenn Rettung sie vermag.

Vorher steht allerdings das unglückliche Wort „Schlag", das die vorsichtige Einschränkung der zugesagten Rettung: „Wenn Rettung sie vermag" — verschuldet. Das sind Wendungen, die schlechterdings in einem Gedicht nicht vorkommen dürfen. Ebenso heißt es in der Ballade „Sängertod" — der Dichter findet in dem finstern Kerker seine Leyer:

Seine kunstgeübten Finger
Haben ohne Licht gefunden
Ihre Saiten, und bald ist ihm
Alles ringsumher entschwunden.

Das geht nicht! Diese Verse haben mich lebhaft erinnert an die eines eben so jungen, aber viel weniger begabten Mädchens, das mir vor einiger Zeit seine ersten poetischen Versuche zuschickte. In einem derselben war von einem Sohn die Rede, der von seinem Vater ein Lied gelernt hatte, das ihn in allen schweren Lagen des Lebens tröstete. Da hieß es:

Als des Vaters treu Vermächtniß
Sang der Sohn dies schöne Lied,
Sang es gar aus dem Gedächtniß...

Wenn Hermine von Hillern diese Verse liest, wird sie vielleicht auch lächeln und sie entsetzlich prosaisch finden; aber der Ausdruck, daß der Sohn das Lied des Vaters aus dem Gedächtniß singt, ist schließlich nicht nüchterner als der: daß ein Sänger die Saiten ohne Licht rührt. Gleich zu Anfang derselben Ballade „Sängertod" ist auch so ein durch den Nothreim herbeigeführter gewöhnlicher Ausdruck. Da ist die Rede von

Walter, jenem wackern Sänger,
Den betrauern die Genossen...

Das ist doch nicht gerade ein charakteristisches Merkmal für einen Sänger! Und wenn man weiter nichts von ihm zu sagen hat, als daß seine Genossen ihn betrauern, wenn es ihm schlecht geht, dann braucht man gar nichts zu sagen. Ich rüge alle diese Fehler sehr eindringlich, weil ich die Ueberzeugung habe, daß der unzweifelhaft sehr begabten jungen Dichterin eine schonungslose Selbstkritik, zu der sie durch diese Kritik eines Andern aufgefordert werden soll, eine Wohlthat sein würde.

Aus demselben Grunde sehe ich mich veranlaßt, noch von einigen Aeußerlichkeiten zu sprechen. Auf eine metrische Freiheit habe ich schon hingewiesen; ich könnte noch andere Beispiele dafür finden. Für das Gedicht „Ausgleichung" hat die Verfasserin die bekanntesten der antiken Verse, die Distichen ge-

wählt; aber da finden sich auch ganz wunderliche Abweichungen vom Gewöhnlichen. Gleich der erste Hexameter lautet so:

„Göttliche Vorsehung, Großes verliehst du dem Menschengeschlechte."

Und wenn ich fünf Jahre skandiren würde, ich würde nicht herausbekommen, wo da die Cäsur steckt — und der Schluß-Pentameter lautet:

„Milde des Göttlichen Hand dem traurigen Erdengeschlecht."

Und wenn ich noch weitere fünf Jahre meines Lebens daransetzte, ich würde nicht wissen, wie ich diesen Vers in das Maß eines Pentameters einzwängen könnte. Das Wort „dem" wird immer irgendwo überschießen.

Auch die Reime sind oft nicht ganz tadellos. Wenn man es sich schon so bequem macht, in einer vierzeiligen Strophe nur zwei Zeilen zu reimen, so müssen diese Reime doch ungefähr rein sein. „Erkannte" und „Lande", „Helden" und „Welten" — das ist doch zu wohlfeil, fast so wohlfeil wie die Reime „Liebe", „Triebe", „Schmerz", „Herz". Es hat mir geradezu imponirt, daß Hermine von Hillern die Courage gehabt hat, diese beiden abgenütztesten Reime in einer Strophe zusammen zu gebrauchen. Das ist die frische Keckheit holder Jugendlichkeit. Der Vers lautet wirklich so:

Die sich nie geeint in Liebe,
Einet nun getheilter Schmerz,
Bindet mit der Freundschaft Triebe,
Unzertrennlich Beider Herz.

Aber nun will ich des grausamen Spiels genug sein lassen und versuchen, die Dichterin von einer freundlicheren Seite dem Leser vorzustellen. Wie hübsch ist das folgende Gedicht „Mädchenliebe":

's ist keine wilde Liebe,
Die mir das Herz bewegt,
Die, wie verzehrend Feuer,
Empor zum Himmel schlägt.

Es ist ein stilles Sehnen,
Ein tiefes, mildes Weh,
Ein heilig ernstes Denken,
Wenn ich in's Aug' dir seh.

Und gehst du, möcht' ich weinen,
Weil du so fremd, so kalt,
Dann faßt's mich, dir zu künden
Der Liebe Allgewalt.

Doch nein, du sollst's nicht ahnen,
Ihr Lieder, die ihr's wißt,
Laßt es ihn nie erfahren,
Wie theuer er mir ist.

Und der Anfang eines Sonetts:

Sieh mich nicht an, mit kummerschwerem Blick,
Was willst du mir das weiche Herz bewegen?
Nicht Mitleid darf für dich die Seele regen,
Denn selbstverschuldet hast du dein Geschick.

Noch ein andrer:

Es ist vorbei! So sind sie denn geschieden,
Geschieden ohne liebend Abschiedswort,
Und ohne sie zu sehen, ging er fort,
Als hätten sie sich nie geliebt hienieden.

Das Sonett „Der alte Jäger und sein Hund" will ich hier ganz mittheilen:

Du, der mit mir einst theilte Hunger, Durst,
Der keine Mühen scheute, noch Gefahr,
Mein treuster Freund, mein einziger mir war,
Mir jagen halfst in Wald und Feld und Hurst,

Du siehst mich wedelnd an, mein Thier, und knurrst;
Dich quält, wie mich, das Alter manches Jahr,
Nun bleicht in Müssiggang noch ganz mein Haar,
Und du liegst an der Kett', wie du auch murrst.

Sei still, — es währt noch eine kurze Stund',
Dann ruft der Herr in's himmlische Revier
Uns beide, denn du gehst mit mir, mein Hund,

Und läßt St. Peter dich nicht ein mit mir,
Dann kehr' ich um und sag' ihm kurz und rund:
„Ein alter Jäger bleibt bei seinem Thier."

Für das bedeutendste Gedicht der Sammlung halte ich das letzte: „In der Brandung", dessen Wiedergabe hier aus räumlichen Rücksichten unterbleiben muß.

Durch die meisten dieser Dichtungen geht ein trüber, trauriger Zug. Die talentvolle Jugend hat, wenn sie producirt, gewöhnlich etwas Schmerzhaftes. Der Weltschmerz ist eminent jung. Aus einem jungen Herzen, das von der Bosheit der Welt noch nichts weiß, lachende Fröhlichkeit — das Reizendste und Erfrischendste auf der Welt — die wird immer seltener. Aus voller Kehle zu lachen ist eine Wohlthat, die nur wenigen Menschenkindern, die die Kindheit verlassen und die Schwelle des reifen Alters noch nicht überschritten haben, beschieden ist. Die fröhlichen Leute im reiferen Alter lächeln nur noch, und ihr Lächeln hat etwas Sieghaftes, Ueberlegenes; es ist der Ausdruck einer Weltanschauung, der Ausdruck des Bewußtseins des guten Rechts gegenüber dem hämischen Grinsen des Verzagten. Es ist das Lachen des Demokrit, das Lachen des Figaro: „Je me hâte de rire de tout, de peur d'être obligé d'en pleurer." Wenn der Jugend das Lachen über alle Begriffe reizend zu Gesicht steht, so sitzen ihr auch die Thränen recht locker, und der Schmerz hat besonders für junge Mädchen, namentlich wenn sie schreiben, etwas sehr Verführerisches. Mir ist es oft zugestoßen, daß ich Gedichte gelesen habe, deren unbekannte Verfasserinnen mir kreuzunglücklich erschienen; das mußten unbedingt arme gebrochene Herzen sein, für die Alles hienieden vorbei war, Spiel und Tanz! Es waren junge Mädchen, die sich in ihren Gedichten dem muntern Treiben ihrer Gespielinnen entzogen und an irgend einem einsamen Orte höchst ernsthaft weinten. Die armen Mädchen konnten mir wirklich leid thun! Aber dann geschah es auch wohl, daß ich über Jahr und Tag einmal mit einer so jugendlichen Trägerin schwerer Leiden zusammentraf — und wie angenehm wurde ich dann immer enttäuscht! Diese Dulderin — es war ein freundliches, freudiges, echtes junges Mädchen wie es im Buche steht, ein junges Mädchen, das sich gerade so gern putzt wie alle andern und sich gerade so gern den Hof machen läßt wie die Freundinnen, auf deren leichtfertiges Treiben es von der Höhe seines geschriebenen und gereimten Schmerzes herabgesehen hatte. Es war ein frisches, liebenswürdiges Kind, dem es kein Mensch ansehen konnte, wie es sich einen einsamen Ort für seine Thränen aufsuchte.

Und dann kam mir der Gedanke, ob der kluge Jules Janin doch nicht Recht gehabt habe, als er eines Tages schrieb: „Alle Lyriker sind Lügner!" Der wahre Schmerz ist ja wirklich nicht rhythmisch und nicht prosodisch richtig, und bis der Ausdruck für den Schmerz in die gebundene Sprache mit schwierigen Reimen gebannt ist, ist der Schmerz längst vorüber. — Ob sich nicht manche junge Dichterin selbst ein bischen etwas vorlügt und sich unbewußt in die Rolle der Unglücklichen hineinspielt, in der sie sich so interessant, so rührend, so ungewöhnlich, so überlegen und edel vorkommt?

Natürlich wird sie es nicht Wort haben wollen, und sie ist ja auch ganz aufrichtig, so weit sie sich eben selbst beurtheilen kann; aber ihre Selbstprüfung wird am Ende da aufhören, wo das Resultat mit der Aufrichtigkeit ihrer Trauer nicht mehr recht in Einklang zu bringen ist. Die Oberfläche ist ja auch stürmisch bewegt, und sie liebt den Sturm und die Bewegung; da mag sie gar nicht erst in die Tiefe tauchen, wo es hübsch ruhiger ist! Kurzum, ich kann es nicht verhehlen, daß ich zu

dem jugendlichen Weltschmerz nicht das volle Vertrauen hege; und ich bin nicht abgeneigt, zu glauben, daß alle jugendlichen Winterstürme dem Wonnemond weichen, und daß es für die schmerzdurchzuckten Seelen, die im Frühling des Lebens stehen, unter allen Umständen doch Frühling werden muß!

Unserer liebenswürdigen jungen Dichterin, die ja zu den bevorzugtesten ihresgleichen gehört, und auf die ich ihre eigenen Verse beziehen will:

Nimmer kann der Genius sterben,
Nein, von Kind auf Kindeskinder
Wird er weiter sich vererben —

hat ja auch vollauf Grund, recht heiter und fröhlich zu sein. Als Kind und Kindeskind bevorzugter Naturen ist sie ins Dasein getreten — da soll sie die Trauerharfe an die Weiden von Babylon hängen und mit hellem frischen Klang nun, da sie sich als sangeskundig bewährt hat, ein anderes und fröhlicheres Lied anstimmen. Einer theilnahmvollen Zuhörerschaft darf sie versichert sein.

Paul Lindau.

Aus dem Leben des Gründers einer deutschen Buchhändler-Dynastie.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Was ist der deutsche Buchhandel?

„Der deutsche Buchhandel ist eine Gewerbsklasse, die, unter der demagogischen Führung dieses oder jenes Individuums und unter dem Schilde der Freiheit der literarischen Republik, sich in dem Mittelpunkte von Deutschland (das ist in Leipzig) willkührlich constituiren und ihren eigentlichen Zweck verfolgen will."

So definirt den deutschen Buchhandel der Fürst Metternich in einer Denkschrift, welche er am 20. Mai 1820 den Wiener Conferenzen der deutschen Regierungen vorlegte. Das Ganze dieser Denkschrift lief auf einen staatssocialistischen Vorschlag hinaus. Es sollte in Leipzig eine „Centralbehörde für den deutschen Buchhandel", mit einem von dem Frankfurter Bundestag angestellten und besoldeten „Generaldirector des deutschen Buchhandels" an der Spitze, eingesetzt werden, welche den Beruf hatte, das geistige Leben Deutschlands nach dem Herzen Metternichs zu lenken, das heißt zu unterdrücken. Glücklicher Weise ist aus diesem sublimen Project, das der bekannte Renegat und Apostat Adam Müller (damals östreichischer Generalconsul in Leipzig) ausgeheckt hatte, in Folge der Uneinigkeit der Regierungen und der Unbeholfenheit der Bundestagsmaschinerie, nichts geworden. Es würde auch den deutschen Buchhandel vollständig ruinirt haben. Das ist leicht zu begreifen. Heut zu Tage, wo die staatssocialistischen Projecte zahllos, gleich Pilzen, über Nacht aus der Erde schießen, ist es nicht unnütz, an die Denkschrift vom 20. Mai 1820 zu erinnern, welche man in dem Buche von Dr. Ilse: „Protokolle der deutschen Ministerialconferenzen, gehalten zu Wien in den Jahren 1819 und 1820", vollständig, nebst Zubehör, abgedruckt findet.

Heute würde man einen Metternich, der uns mit ernsthaftem Gesichte versichert, der deutsche Buchhandel sei „ein revolutionäres Institut, an dessen Spitzen demagogische Führer ständen", einfach auslachen. Und doch hatte Metternich 1820 nicht so ganz Unrecht. Es ging damals ein liberaler und oppositioneller Zug durch den ganzen deutschen Buchhandel. Aber warum? Einfach nur deshalb, weil Metternich und Consorten mit einem Raffinement und einer Beharrlichkeit, welche eines besseren Zieles würdig gewesen wären, sich bemühten, die Buchhändler nutzlos zu quälen und zu mißhandeln. Seitdem man dieses, mit Unrecht für „conservativ" ausgegebene „System" abgeschafft hat, ist der Buchhandel bei uns wie bei Andern; ja es gibt heute Buchhändler, welche aus aufrichtiger Ueberzeugung der conservativen Sache anhängen und sogar solche, welche ein Geschäft aus dieser Sache machen. Das wäre vor sechzig Jahren — zu jener Zeit, da Metternich mit maßloser Frechheit und doch nicht ohne eine gewisse Berechtigung schrieb: „Seit den Wiener Conferenzen sehen mich die deutschen Regierungen als den obersten Gesetzgeber Deutschlands an und seit 1821 als den Vertilger der Revolutionäre; jeder Fürst bittet mich, auch ihm die Seinigen umzubringen, oder ihm wenigstens mein Recept mitzutheilen" (siehe „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren", Band IV, Wien 1881, Braumüller) —, das wäre damals rein unmöglich gewesen. Ja, damals war sogar das Bücherkaufen mißliebig; mein Vater wenigstens pflegte seine neuen Bücheranschaffungen, die nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen ausgenommen, heimlich zu halten. Vielleicht haben wir es u. A. auch Metternich zu verdanken, daß selbst heute noch die deutsche Nation, dieses „Volk der Dichter und Denker", weniger Bücher kauft als die übrigen Culturvölker Europas.

Zu diesen culturwissenschaftlichen Randglossen veranlaßt mich ein Buch, daß soeben seinen Abschluß erhalten. Es ist die Lebensgeschichte von Friedrich Arnold Brockhaus, dem Gründer der buchhändlerischen Dynastie Brockhaus in Leipzig, geschrieben von seinem Enkel Dr. Eduard Brockhaus. Es sind drei stattliche Bände. Der erste ist 1872, der letzte 1881 erschienen. Es ist das Werk eines halben Menschenalters und enthält eine Masse culturgeschichtlicher Belehrung über Dinge, um welche sich, trotz ihrer Wichtigkeit, unsere Historiker leider gewöhnlich nicht kümmern.

Friedrich Arnold Brockhaus hat sich nur während des kurzen Zeitraums von achtzehn Jahren dem Buchhandel gewidmet, und die Hälfte dieser Zeit war angefüllt mit aufreibenden Kämpfen. Was würde aber ein Mann, der in diesem kurzen Zeitraum so Großes theils vollbracht und theils angebahnt hat, geleistet haben, wenn er sich ganz der wissenschaftlich- und wirthschaftlich-produktiven Arbeit hätte widmen können, wenn er nicht gezwungen gewesen wäre es zu machen, wie die Leute beim Aufbau des Tempels, von welchen der Prophet Nehemia schreibt: „Die eine Hälfte that die Arbeit mit der Kelle, die andere aber hielt Panzer und Bogen, Schild und Spieß; und ein Jeglicher, der da mit half an dem Werke, hatte sein Schwert um die Lenden gegürtet."

Brockhaus starb einundfünfzig Jahre alt am 20. August 1823, und man kann und darf seinem Enkel beipflichten, wenn er sagt: Die Natur hatte ihn zu einem längeren Leben erschaffen, aber jene Kämpfe haben ihm sein Leben verbittert und sein Ende beschleunigt. Aus dem Wege gehen konnte er ihnen nicht. Er war der richtige hartköpfige und beharrliche Westfale, unentwegt im „Kampf um das Recht".

Noch wenige Tage vor seinem Tode, als der preußische Minister Graf Lottum ihn mit diplomatisch-dilatorischen Redensarten hinhalten wollte, betonte er mit allem Nachdruck den rechtlichen Standpunkt.

„Mein Hauptbeschwerdepunkt," schreibt er, „ist eben der, daß durch die preußische Ausnahme-Maßregel einer nochmaligen Censur (der Bücher nämlich, die schon die sächsische Censur glücklich überstanden hatten), durch diese Maßregel, welche blos gegen meinen Verlag ergriffen wird und durch die ich thatsächlich außer dem allgemeinen Gesetz gestellt und mir allein die allen Andern gewährten Wohlthaten desselben entzogen werden, ohne daß mir durch Urtheil und Recht irgend ein Vergehen nachgewiesen worden, — daß durch diese Maßregel das Völkerrecht, das Staatsrecht des deutschen Bundes und das preußische Landrecht auf die schreiendste Weise verletzt sind. Dies ist der Punkt, um den sich Alles dreht. Das bloße Belieben gibt keinen Rechtstitel. Der Staat oder die Regierung, welche sich einem Privatmann gegenüber lediglich ihrem Belieben blindlings und leidenschaftlich hingibt, das Recht aber nicht achtet, gleicht einer asiatischen Despotie."

Er bittet, seine Verlagsartikel entweder unbehelligt zu lassen oder geradezu zu verbieten; nicht aber Beschlag zu legen und dann die Sache zu verschleppen.

Ich will aus der Reihe jener zahllosen Kämpfe eine kleine Episode herausgreifen, welche mehr einen komischen Charakter

trägt als einen tragischen. Ich hoffe, sie wird den Leser erheitern, vielleicht auch veranlassen, unsere Zeit mit der damaligen zu vergleichen. Wir werden dabei nichts verlieren.

Im Herbst 1821 erschien im Brockhaus'schen Verlag ein Büchlein, betitelt: „Taschenbuch ohne Titel für das Jahr 1822."

Wenn wir das Ding mit heutigen Augen ansehen, so finden wir dasselbe einfach: läppisch. Vielleicht sollte es eine Satire sein auf die damals üppig wuchernde Taschenbuchs- und Almanachs-Wirthschaft. Allein uns ist diese Sorte Literatur zu wenig bekannt, um Geschmack an deren Verspottung zu finden. Jedenfalls aber würde heut zu Tage selbst der scharfsinnigste Staatsanwalt darin nichts Strafbares entdecken, und kein Richter würde ein Schuldig darüber sprechen. Damals freilich behalf man sich ohne Richter; und nichtssagende Kleinigkeiten genügten, um das harmloseste Buch zu verdammen und selbst dessen Verleger lebenslang zu verfolgen.

Der Verfasser war Friedrich Ferdinand Hempel, weiland Advokat in Altenburg.

Hempel hatte unter dem Namen „Spiritus asper" allerlei „satirische" Sachen verübt, in welchen wir heut zu Tage nicht viel Witz zu finden vermögen. In Altenburg spielte er eine große Rolle bei Hofe und in der Gesellschaft. Bei Hofe trieb man Luxus, und die Anderen ahmten ihm nach, wie es so in kleinen Residenzen zu gehen pflegt. Einige der lokalen Celebritäten haben sich dadurch finanziell zu Grunde gerichtet. Hempel gehörte zu den elegantesten Schöngeistern. Er machte ein Haus. Seine Gutmüthigkeit wurde mißbraucht von Schmeichlern und Schmarotzern. Er wurde auch ausgeplündert im Hazardspiel. Wachsende Geldverlegenheiten suchte er durch gesteigerten Luxus zu maskiren. Seine wirklichen Freunde suchten ihm zu helfen. Allein Alles war vergeblich. Während er ein Loch schloß, öffneten sich ein Dutzend neue. Die Katastrophe wurde unvermeidlich. Er floh vor derselben nach Pest, wo er bis zum 4. März 1836 unter dem Namen Friedrich Hannack gelebt und geschriftstellert hat, unterstützt von Brockhaus, der ihn unter seine Freunde gezählt hatte und ihn auch in seinem selbstverschuldeten Unglück nicht im Stich ließ. Hempel war und blieb ein harmloser Mensch. Er war kein „politischer Flüchtling", sondern nur ein „socialer".

Man rühmte damals seinen Geist; und ich vermuthe deshalb, er sah selbst ein, daß sein „Taschenbuch", das sachlich nicht viel bot, durch allerlei formelle Allotria interessant gemacht werden müßte. Er suchte das mit dem Umschlag zu bewerkstelligen, auf welchem allerlei Embleme sinnlos durcheinander geworfen waren: ein Anker, eine Krone, ein Herz, eine Maske, ein Schädel, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, u. dgl.

Auf der Rückseite finden sich acht Silhouetten, sieben Männer und eine Dame vorstellend. Es war damals bekanntlich noch die Zeit der „physiognomischen" Spielerei mit Silhouetten, welche Kortüm in seinem „Hieronymus Jobs" und der Göttinger Lichtenberg in seiner illustrirten Abhandlung über Sauschwänze und Mettwürste so geistreich verspottet. Diese acht Köpfe, oder vielmehr deren Inhaber, werden als die „geheime humoristische Brüderschaft", die „Fraternitas humoristica" bezeichnet, welcher das Taschenbuch seinen Ursprung verdanke.

Diese Geheimnißkrämerei sollte die Neugierde reizen. Sie war damals Mode.

Eine Vorrede sollte das Alles erläutern. Allein wenn man dieselbe gelesen hat, ist man nicht klüger als vorher. Daß während der zwanziger Jahre in Deutschland vielfach eine gewisse Geschmacklosigkeit herrschte, ist keine Neuigkeit für uns. Das wußten wir schon auch ohne die Vorrede.

Politisches findet sich im Taschenbuch wenig. Denn ein paar allgemeine Redensarten von einem „Noth-" oder „Schmerzensschrei" kann man als solches wohl schwerlich bezeichnen. Das Schlimmste was ich fand, waren schlechte Witze über die Zustände in Neapel. Freilich damals war auch das schon bedenklich. Denn es konnte den Fürsten Metternich kränken. Derselbe hatte nämlich damals in Neapel jenes „ewig unvergängliche System des conservativen Princips" aufgerichtet, welches schon nach etwas mehr als einem Menschenalter die dortige Dynastie, gleich so mancher andern, die sich zu Metternichs allein selig machenden Grundsätzen bekannte, ihres Thrones beraubt hat.

Das also war das Taschenbuch.

Und dies, keiner Beachtung würdige, jedenfalls aber politisch unschädliche Machwerk beschwor über Brockhaus und sein Verlagsgeschäft einen Sturm herauf, dessen Ende er nicht mehr erleben sollte.

Brockhaus versandte das Büchlein auch nach Preußen; und obgleich der Bundesstaat Sachsen es hatte die Censur passiren lassen, wurde es in Berlin einer nochmaligen Censur unterworfen, die es verdammte. Brockhaus ergriff Beschwerde an das Obercensurcollegium; er erbot sich sogar, Anstößiges, wenn man es ihm bezeichne, zu entfernen und dafür andere Blätter einzufügen. Darauf ließ sich aber das Obercensurcollegium nicht ein. Es bestätigte das Verbot und erklärte das Büchlein obenhin für „frevelhaften und verwerflichen Inhalts", ohne sich irgendwie auf eine Begründung dieses vagen Urtheil einzulassen, oder irgend eine einzelne Stelle anzuklagen.

Es scheint, daß das unglückliche „Taschenbuch ohne Titel" schon vorher zum Gegenstande diplomatischer Correspondenzen geworden. Denn nun fielen sie Alle zugleich darüber her mit jenen nichtssagenden allgemeinen Redensarten, welche der Fürst Metternich erfunden, und deren Hauptkunststück darin bestand, Jeden, der nicht blind auf die Weisheit Metternichs schwor, als „subversiv" und zügellos, oder gar als einen „Revolutionär" oder „Jakobiner" zu bezeichnen. Heut zu Tage scheint es beinahe, als ob diese Geschmacklosigkeit in Deutschland wieder aufkommen wollte.

Am 17. December 1821 schrieb der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den preußischen Gesandten am sächsischen Hofe, um den letzteren gegen Brockhaus aufzuhetzen:

„Der Buchhändler Brockhaus in Leipzig," beginnt das Schreiben, „hinlänglich bekannt durch das Bestreben, die öffentliche Meinung auf jede Weise gegen die bestehende Ordnung aufzuregen, — hat ganz neuerlich eine Schrift unter dem Titel „Taschenbuch ohne Titel" herausgegeben, welche — — —"

Und nun folgen die bezeichneten Redensarten, ohne irgend einen factischen Nachweis. Die Reaction verabscheute alle Facta, sie hatte sich berauscht in einem Meere von Phrasen.

Die Aufforderung ging dahin, „die sächsische Regierung möge endlich jenem Treiben ein Ziel setzen".

Man sieht, der Antrag ist ebenso inhaltslos, wie die Begründung.

Ein paar Wochen später folgte der preußischen Note eine östreichische. Zwei Leoparden auf einmal!

Metternich schreibt, das „Taschenbuch ohne Titel" enthalte „die schlimmsten Dinge" und fordert auf, gegen den Censor, der solches verbrochen, energisch einzuschreiten. Von Brockhaus wird gesagt, daß „man von diesem Verlage das Schlimmste zu erwarten, schon seit lange gewöhnt sei".

Der sächsische Kirchenrath — es scheint, diesem lag in oberster Instanz die Censur ob — forderte von der Universität in Leipzig Bericht, wer denn um Gottes willen dies Taschenbuch censirt habe, welches „mehrere anzügliche, beleidigende, revolutionäre und in religiöser Hinsicht höchst anstößige Stellen enthalte". Welches diese Stellen seien, wird auch hier mit Sorgfalt verschwiegen.

Und was stellte sich nun heraus?

Der verbrecherische Censor war: Gottfried Hermann, der berühmteste Philologe der damaligen Welt, das glänzendste Licht der Universität Leipzig.

Was war da zu machen? Man durfte Hermann nichts zu Leide thun. Er hätte dann Leipzig den Rücken gewandt und jede andere Universität hätte ihn mit offenen Armen aufgenommen.

Aber, man mußte doch irgend etwas thun, um Oestreich und Preußen zufrieden zu stellen. Man fand einen Mezzo termine, einen Mittelweg; er war aber auch danach.

Das Censoramt war kein Vergnügen, aber es trug Geld ein. In Leipzig hatte sich, da dort mehr als sonst irgendwo in Deutschland Bücher gedruckt und verlegt wurden, für nichtpolitische Schriften die Praxis so gestaltet:

Man wollte den ohnehin schon geplagten Censor nicht auch noch mit dem Lesen der Manuscripte langweilen und plagen. Man druckte daher das Buch und sandte ein gedrucktes Exemplar dem Censor, welcher für jedes Buch, das er passiren ließ, eine ansehnliche Gebühr zu beanspruchen hatte. Wenn nun der Censor die Quittung über diese Gebühr schickte und das Geld hob, so betrachtete der Drucker das als den symbolischen Act, daß das Buch die Censur passirt habe, und ließ es guten Glaubens von Stapel.

Der große Hermann war der Censor für „Belletristik". Dazu gehörten auch die Taschenbücher. Der jüngere Brockhaus, Friedrich, der Sohn unseres Helden, hatte als Drucker ihm das Taschenbuch geschickt. Hermann hatte es zwar schwerlich gelesen — wie kann denn auch ein so großer Gelehrter solche Dummheiten lesen? —, aber er hatte die Gebühren quittirt und erhalten, und darauf hin hatte der Drucker und der Verleger das Buch als censirt in die Welt geschickt. Nach der bisherigen Praxis war also Alles in Ordnung.

Man fand indeß, daß dies Verfahren, welches in der That als die allgemein herrschende Praxis festgestellt wurde, dem Geist der Censur nicht enspreche. Es gab eine lange Untersuchung gegen Friedrich Brockhaus, den Drucker, wegen „Verabsäumung der Censur". Er wurde wegen dieses Verbrechens zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt, welche schließlich der König im Stillen in 25 Thaler Geldstrafe verwandelte. Jene Verurtheilung wurde officiell nach Berlin und Wien gemeldet, aber dort nicht genügend befunden.

Dem großen Gottfried Hermann wagte man kein Haar zu krümmen. Friedrich Arnold Brockhaus war über der langwierigen Procedur längst gestorben. Man hatte aber schon vor seinem Tode und vor dem Ausgange der Untersuchung aus dem unglücklichen und doch so unschuldigen „Taschenbuch ohne Titel" Anlaß genommen, ihm die größten Geschäfts-Störungen und -Schädigungen zu bereiten. So war's vor sechzig Jahren in Deutschland.

Die erste Aufführung der Antigone auf der Bühne am Kärnthner Thor.

Mit einem Ereigniß schließt die Burg das Theaterjahr: mit einer ersten Aufführung der Antigone.

Seitdem die Hofbühnen zu Berlin und Wien während des Sommers mehrere Monate schließen, sollten sie stets bedacht sein, Anfang, Ende und Höhepunkt der Saison durch die neu einstudirte Darstellung eines jener der ganzen Welt als höchste Muster geltende Werke scharf zu markiren. Das jetzt begrenzte Theaterjahr erhielt dadurch auch noch in sich eine künstlerische Gliederung. Diese Darstellungen, die die größte Anstrengung herausfordern und das künstlerische Vermögen der Schauspieler am vollständigsten offenbaren, müßten jedem Theaterjahr seine eigene Signatur verleihen, nach ihnen müßten dieselben gleichsam zählen. Die Sorgfalt und die Zeit der Vorbereitung, die Vertiefung des Studiums nach jeder Seite, die gerade an den besten deutschen Bühnen nicht auf jede Vorstellung in gleicher Weise verwendet werden kann, seitdem dieselben alle Tage spielen und demungeachtet zu einem universellen Repertoire verpflichtet sind, würde jenen bevorzugten Vorstellungen ein Erregung erzeugendes Element in erhöhtem Grade verleihen und Publicum und Künstler vor jenem Schlendrian bewahren, in den der Mensch bei dem alltäglich auf dieselbe Weise Gebotenen nur zu leicht verfällt. Wie jedes andere Jahr, so verlangt auch das Theaterjahr seine Feste.

In welche Bewegung hat Publicum und Künstler hier in Wien nicht schon die bloße Vorbereitung jenes ihm von seiner ersten Bühne so lange vorenthaltenen Werkes des größten griechischen Tragikers versetzt. Es war bekannt geworden, daß die Regie das auf der großen Bühne der Oper zur Aufführung gelangende Werk, abweichend von der bisher üblichen Weise, nicht in antiker sondern in moderner Scenirung, wie die Goethe'sche Iphigenie, zur Darstellung bringe. Ein sachkundiger Artikel der „Neuen freien Presse", der sich vor der Aufführung sehr billigend über die gewagte Scenirung ausließ, von der Redaction aber mit der Bemerkung begleitet wurde, daß eine entgegengesetzte Beurtheilung doch wohl auch ihre Berechtigung habe, entflammte die das rege Theaterleben Wiens so vortheilhaft charakterisirenden Debatten zu noch leidenschaftlicherer Heftigkeit.

Gelänge es der Regie, den Geist der Dichtung mit Hülfe aller der Mittel, die die Scenirungskunst seit der ersten Aufführung im Palais zu Potsdam (28. October 1841) gewonnen hat, hier so energisch wie damals zum Ausdruck zu bringen, so war ich der Meinung, hätte die Kritik gegen den Wiener Versuch ebenso wenig wie gegen die moderne Behandlung Shakespeare'scher Stücke einzuwenden.

Auf unserer Bühne können wir alles Aeußere, was das Wesen der Dichtung berührt, durch Decorationen: Auf- und Einbau, so angemessen zur Erscheinung bringen, daß, was dem Begriff der antiken Darstellung etwa doch noch widerspräche, sehr gering im Vergleich zu dem wäre, was auch bei den bisher üblichen Darstellungen dagegen verstieß.

Haben wir nicht annähernd die Größe des griechischen Zuschauerraums, nicht den offenen Himmel über uns, spielen die Schauspieler nicht mit Maske und Kothurn, behalten wir die zwar schöne aber durchaus moderne Musik Mendelsohn's bei, so scheinen mir alle kleineren Abweichungen von der bisher gebräuchlichen und als griechisch angenommenen Bühnenarchitektur ziemlich unwesentlich. Ich bin sogar der festen Ueberzeugung, daß es unseren Schauspielern auf einer Scene, auf der sie sich zu Hause fühlen, viel leichter gelingen muß, die Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften der griechischen Dichtung zum Ausdruck zu bringen. Jedenfalls durfte man den Gegnern solcher Ansichten, bevor die große Schlacht geschlagen, zurufen: Abwarten.

Nach dem Eindruck, welchen die von Herrn Gabillon in Scene gesetzte Antigone bei der ersten Aufführung am 18. Juni hervorgebracht hat, bin ich der festen Ueberzeugung, daß die dramatischen Dichtungen der Alten bei Anwendung der modernen Bühnenmittel eine viel gewaltigere Wirkung auf unser Publicum machen, als bei Nachahmung der antiken Scene. Es ist gar nicht zu sagen, wie uns die Dichtung auf die neue Weise menschlich so viel näher gerückt wird, wie viel tiefer sie unser Gemüth ergreift.

Und wie es bei solch einem neuen Versuch das erste Mal wohl immer zu gehen pflegt, waren die reichen Mittel der modernen Scene weder vollständig, noch durchgehends auf die vortheilhafteste Weise zur Anwendung gekommen.

Der glücklichste Gedanke war es, das landschaftliche Element mit dem architektonischen auf dem Bühnenschauplatz zu verbinden, und durch Wechsel der Beleuchtung den Tag in seinem Auf- und Niedergang, die Verfinsterung des Himmels während der Katastrophe zur Anschauung zu bringen. Der Wechsel der Beleuchtung hat auf unser Gemüth eine Macht, der nicht ganz unähnlich, die der Wechsel der Farbe in den Tönen, die Bewegung in der Musik und Rede hervorbringt.

Aber freilich trat das Architektonische hier gegen das Landschaftliche zu sehr zurück, und gewährte die Bühne auch einen sehr malerischen Anblick, so fehlte ihr doch jenes Erhabene, Majestätische, was der Schauplatz für die Handlungen der griechischen Tragödie unbedingt verlangt.

Schon der Vorhang aus leichtem Stoff, der, in der Mitte getheilt, nach beiden Seiten auseinander ging, entsprach nicht genug der Würde des Gegenstandes. Wie viel imponirender stellte sich in Berlin nach dem feierlichen „Niedergang" des Vorhangs die Bühne dar mit dem die ganze Breite des Hintergrundes einnehmenden Königspalast, seinen drei Pforten, seinem geräumigen Vorbau, den zwei großen Treppen, die zu dem Platz führten, auf dem der Altar in der Mitte angebracht war und auf dem der Chor sich gruppirte. Hier kommt der Palast nur als ein kleiner Seitenflügel rechts zwischen der ersten und zweiten Couliffe zum Vorschein. Aus schmaler Thüre führt eine zu unbedeutende Treppe auf die offne Straße, die im Hintergrund in sehr schöner Weise die Aussicht auf die Stadt gewährt. Die übrigen Couliffen zeigen reichbelaubtes Buschwerk, rankenumschlungenes Gemäuer, einen sprudelnden Quell und hohe Bäume, deren gewaltige Aeste zur Herstellung der malerischsten Soffiten benutzt sind. Am wenigsten kann man sich wohl mit der Art und Weise befreunden, wie der Altar angebracht ist, und namentlich, wie er verwendet wird. Man gewinnt daraus aber eine sehr interessante Belehrung. Obgleich sich der Altar nur auf ein paar

schmalen Stufen in der Mitte der Straße erhebt, so wurde er doch von allen Darstellern stets bei den bedeutungsvolleren Stellen als Rednertribüne benutzt. Er wurde dadurch zu einem profanen Möbel, wie ein ganz gewöhnlicher Tisch; aber deutlich ergab sich daraus, wie sehr in der antiken Tragödie für die Darsteller ein sie von dem Chor deutlich abhebender höherer Standpunkt Bedürfniß ist. Dies gehört zu dem Wesentlichsten der Darstellung der griechischen Tragödie. Der Abstand zwischen den Personen von Rang, den Berichtenden und dem Chor muß auch für das Auge zur Erscheinung kommen.

Jedem Kenner des Theaters mußte aber sofort einleuchten, daß allen diesen Mängeln auf einer geräumigen und mit reichen Mitteln ausgestatteten Bühne ohne allzu große Schwierigkeiten abzuhelfen sei. Der Palast könnte sich z. B. über die ganze Breite des Hintergrundes lagern, und erhübe sich nur sein Mittelbau zu mächtiger Höhe, so bliebe über seine niederen Seitenpartien noch immer die Aussicht auf die Stadt. Ein geräumiger Vorplatz für die Hauptpersonen, die Glieder des königlichen Hauses, zwei breite Treppen für den Wächter, den Seher und den Boten, ein weiter Raum zu ebener Erde im Vordergrund der Bühne für den Chor und den Altar in der Mitte, schließt die reichste Verwendung lebendigen Grüns und quellenden Wassers nicht aus. Bei solcher Anordnung bliebe dann auch, was sehr wichtig ist, der Altar für die leidenschaftliche Scene der Antigone reservirt.

Und wenn nun, demungeachtet Darstellung und decorative Umrahmung bei der ersten Aufführung noch nicht das Bedeutendste leisteten, was das Burgtheater zu geben im Stande ist; wenn nun, obgleich sämmtliche Rollen, mit Ausnahme einer einzigen, in Berlin, Dresden und München gewiß schon ebenso gut und besser dargestellt wurden, der Totaleindruck dieser Aufführung dennoch den jeder anderen überbot, so spricht das jedenfalls sehr entschieden für das von der Wiener Regie zur Anwendung gebrachte neue Princip.

Zwei Umstände hemmten sichtbarlich die Darsteller in der freien und unbefangenen Entfaltung der Rede: der Gedanke an den Trimeter und an die Größe des ungewohnten Hauses. Nichts schädigt so die Unmittelbarkeit der dramatischen Rede, als merkliches Streben nach materieller Deutlichkeit. Auf nichts paßt Tassos Wort besser: „Man fühlt die Absicht und man ist verstimmt." Fast Alle sprachen mit zu scharf ausgeprägter Artikulation und mit zu einschneidender Interpunktion, besonders zu Anfang ihrer Rollen. Die Schärfe der Artikulation schädigte die Geschmeidigkeit und den Wohllaut der Rede; die zu langen Pausen, namentlich bei den Kommata, erschwerten das Verständniß mehr, als es eine leichtere Behandlung der Silben und Laute gethan hätte. Ueberwiegend vernahm man deshalb einen zu gestoßenen Ton und eine zu gelockerte Satzverbindung. Der schweren Accente gab es zu viel, sie befanden sich in zu naher Nachbarschaft. Die Rede entfernte sich oft zu sehr von dem Boden des natürlichen Gesprächs, das nun einmal die Grundlage für den Dialog jeder dramatischen Dichtung bleiben muß. Man darf auch beim Sophokles nicht vergessen, was Aristoteles sagt: Die dramatischen Dichter haben den jambischen Vers für den Dialog gewählt, weil dieser der gewöhnlichen Rede am nächsten kommt. Wir wissen jetzt, daß auch die Griechen in der dramatischen Rede den rein rhythmischen Accent dem logischen und rhetorischen unterordneten, und einseitig gebildete Philologen, ohne feineres Gehör, werden uns nicht mehr überreden, daß dies geistreichste Volk, welches in allen Künsten nach höchster Einfachheit und Wahrheit strebte, einen Reiz darin gefunden haben sollte, in der Tragödie im Widerspruch mit dem Sinn der Rede zu betonen.

So wie sich die Schauspieler im Verlauf der Rolle, hingerissen, freier ihrem natürlichen Gefühl überließen, war zwischen diesen und den anderen Stellen ein Unterschied von Tag und Nacht.

An Herrn Schönes Wächter trat dies am deutlichsten hervor. In der Schauspielkunst ist die Grenze zwischen vollkommen Gelungenem und hinter dem Gewollten Zurückbleibenden eine äußerst schmale. Während die erste Scene nur die vortrefflichen Intentionen des Künstlers zur Anschauung brachte, kam in der Schilderung von dem Ergreifen der Frevlerin die angestrebte Charakteristik mit einem Anflug von Humor in vollkommener Rundung und Glätte der Sprache zu natürlichem Ausdruck.

Auch bei dem Hämon des Herrn Kraftel machte sich in den ersten Reden, die allerdings dem Tone eine erzwungene Zurückhaltung auferlegen, ein doch etwas zu sorgfältiges Setzen der Silben und Worte bemerkbar; aber das Pedantische schwand, sowie den Jüngling die Leidenschaft der Mäßigung beraubte.

Herr Klein, der Führer des Chors, und Fräulein Wessely, Ismene, versahen sich nicht mit genügendem Athem für den langen Vers, und während ihnen daher zwar die erste Hälfte desselben gelang, sank seine zweite meistens in eine zu matte und klanglose Tiefe hinab. Wurde bei ihnen ein zu gleichförmiges Auf- und Niedersteigen in jedem Verse vernehmbar, so erhielt sich bei Herrn Hallenstein, dem Darsteller der unsympathischen Rolle des Kreon, die Rede in zu gleichmäßiger und zu geradliniger, der Modulation zu sehr entbehrender Stärke. Herrn Gabillon, Teiresias, und Herrn Robert, dem Boten (welchem auch der den Tod der Königin meldende Diener angefügt war), gelang es in vorzüglicher Weise, die Rede natürlich und zugleich ergreifend zu gestalten. Etwas zu jugendlich bewegt erschien mir die Königin der Frau Röckel.

Die musikalische Ausführung war, so weit ich es zu beurtheilen vermag, eine vorzügliche; demungeachtet glaubte ich zu bemerken, daß die Composition nicht mehr die frühere Wirkung auf das Publicum hervorzubringen vermag.

Und nun zu Frau Charlotte Wolter. Zuletzt von ihr, um mit einem Päan die Besprechung von der Aufführung der griechischen Dichtung beschließen zu können.

Ueber die erste Scene eile ich hinweg, wie die Künstlerin da über die Verse. Erst bei der aufopfernden That hatte sich die künstlerische Weihe an ihr vollzogen. Als Antigone wieder auf der Bühne erschien, war sie eine Andere. Auf dem Wege von der Bestattung hatte sie Apollo berührt, und ergriffen von göttlichem Wahnsinn, in dem nach der Vorstellung der Alten der Künstler allein das Ungewöhnliche zu schaffen vermag, führte Charlotte Wolter fortan die Rolle in menschlich wahrer und — ich finde kein anderes Wort dafür — in grandioser Weise durch.

Gleich die ersten Worte auf die Frage Kreon's: „Bekennest oder leugnest Du die Missethat?" — „Ich that es, ich bekenn' es und verleugne Nichts!" wurden mit so viel Hoheit, mit so erhabener Einfachheit und Würde gesprochen, Ton, Geberde und Miene verbanden sich darin so vollkommen zu Einem, daß Jedem eine Leistung sich ankündigte, die die Schauspielerin vollständig vergessen macht. Die Kritik braucht daher auch nicht ins Einzelne zu gehen — ja sie darf es nicht einmal, denn bei einem so harmonischen Kunstgebilde hört die Analyse auf. In stummer Verwunderung verharrte ich auch am liebsten über das stumme Spiel der Künstlerin, als sie Abschied vom Leben nimmt, wenn ich mich nicht zu einer Bemerkung gedrängt fühlte. Nur wenn die Liebe zum Leben in den letzten Augenblicken der Antigone so energisch zum Ausdruck gelangt, ermißt der Zuschauer die ganze Größe des Opfers, welches die Schwester dem Bruder bringt.

Nun, es war Jemand in der Vorstellung, der, was Charlotte Wolter in der mimisch-plastischen Kunst an diesem Abende geleistet hat, zu würdigen im Stande ist, wie unter allen Lebenden kein Zweiter. Die größte mimische Künstlerin der neueren Zeit, die von ewiger Grazie verklärte Fanny Elsler. Gewiß, sie windet der Antigone der Wolter einen Kranz.

E. Bürde.

Notizen.

Die Ministerveränderungen sind etwa vierzehn Tage alt, stehen aber in unserer verwöhnten Zeit kaum noch auf der Tagesordnung der öffentlichen Debatte. Das richtige Urtheil solchen Vorgängen gegenüber könnte zuweilen durch einigen Aufschub offenbar nur gewinnen. Welches täglich erscheinende Blatt würde indessen die Zumuthung wagen, der Leser möge sich nur einige Wochen gedulden, er werde dann die wohlerwogene Meinung der Redaction bestimmt erfahren. Bei der gegenwärtigen Procedur, die mit der Kritik oft genug dem Ereigniß sogar voranläuft, sind Widersprüche und Selbstberichtigungen allerdings unvermeidlich. Das zutreffende Verständniß des Ministerwechsels ist auch jetzt noch um so schwieriger, als die fraglichen hohen Beamten vielleicht selbst noch nicht ganz genau wissen, was ihre Beförderung eigentlich bedeute, und welches Programm darin seinen Ausdruck finde. Man kann zehn gegen eins wetten, daß, sollte Herr von Puttkamer oder Herr von

Goßler einen Leitartikel darüber schreiben, sie beide in keine geringe Verlegenheit gerathen würden. Der Minister des Innern hatte es sogar vor einigen Tagen im Reichsanzeiger versucht und einen seiner früheren Berichte als retrospective Illustration seiner Absichten beigelegt. Es half nichts. Die Blätter commentirten die Erklärung in sehr verschiedenem Sinne und das Publicum war hinterher genau so klug als wie zuvor. Das Verfahren war überdies hier zu Lande etwas ungewöhnlich und auch sicherlich nur auf die Wähler berechnet, vor deren Tribunal Niemand geradezu als reactionär erscheinen will. Nebenher ist dadurch erwiesen, daß der bewußte conservative Hauch von der politischen Wetterwarte nicht mehr überall bemerkbar sein muß. Auch der neue Cultusminister wollte nicht gesagt haben, daß er ausschließlich zur leichteren Pflasterung des Canossaweges berufen sei. Die etwas zu warm gerathenen ultramontanen Empfangsgrüße waren ihm nicht angenehm, und die heftige officiöse Polemik, die sich daran knüpfte, fand sicherlich nicht ohne sein Einverständniß statt. Bis zu den Wahlen wird die ganze Situation, also auch der wirkliche Stand der Beziehungen zu Rom, der Natur der Sache nach nebelhaft bleiben. Während dieser Periode wird es zum guten Ton gehören, dem Urwähler etwas Sand in die Augen zu streuen, womit nicht gesagt sein soll, daß das stets nach directen Befehlen der Machthaber geschehen werde. Man wird bezüglich der Art und Weise, wie eine Parole ausgeführt wird, mancherlei auf Rechnung des Uebereifers oder des Ungeschicks derer setzen dürfen, die damit beauftragt sind. Nach den Wahlen jedoch wird die Welt jedenfalls anders aussehen, und wir wollen dem Wort eines liberalen süddeutschen Fürsten vertrauen, der lächelnd meinte, die Bäume der Reaction würden nicht in den Himmel wachsen. Am Ende entspräche es sogar einer richtigen Taktik, einen Minister, der nicht für ultrafeudal oder clerikal gelten will, beim Wort zu nehmen und ihm dadurch den Pakt mit den Gegnern zu erschweren, was ja eine angemessene Reserve seinen Versicherungen und Versprechungen gegenüber sowie ein scharfes Beobachten seiner Amtspraxis keineswegs ausschließt. Dieselbe Methode hat sich oft nach außen hin bewährt, wenn eine Regierung sich friedlich vernehmen ließ. Die gegenseitige diplomatische Behandlung ist ja nun einmal auch bei uns im Innern, man weiß durch welche Initiative, eingeführt. Die Engländer und Franzosen machen es, wenigstens bei ihren Wahlcampagnen, auch nicht viel anders. Den letzteren allerdings geht das heißblütige Naturell oft genug durch. Sonst hätte Gambetta nicht so viele falsche Manöver mit seinem Listenscrutinium gemacht. Er wird die Fehler seines Ungestüms im Stillen wohl erkannt haben und sich künftig vorsehen. Die kühle Manier seines Gegners und Frankreichs augenblicklicher, unter den Auspicien Grévys und Barthelemy St. Hilaires in Tunis errungener, übrigens wohlfeiler Triumph, thaten Gambettas Plänen Abbruch und brachten ihn einigermaßen aus der Fassung. Frankreichs Erfolg in Afrika wird viel bewundert, glänzt aber jedenfalls nicht durch correcte Haltung und durch Wahrheit. Wer die Geduld hatte, das letzte lange Rundschreiben Barthelemy St. Hilaires zu lesen, wird sich des Eindrucks nicht erwehrt haben, daß wohl selten in einem amtlichen Schriftstück mit ähnlichem Gleichmuth offenkundige Thatsachen nicht gerade entstellt, aber doch im Gegensatz zu dem Sachverhalt behandelt wurden. Während England und Italien sich darüber ärgern, daß ein bisher untergeordneter französischer Agent in Tunis jetzt thatsächlich mit ihnen als des Beys Minister des Auswärtigen verhandelt, versichert Herr Barthelemy ganz treuherzig, Frankreich wolle dort nur der Civilisation etwas aufhelfen und denke an keine Annexion. Die Italiener haben sich bei der Sache, wenigstens in ihren Journalen, nicht sehr klug verhalten. Die Behandlung jedoch, die ihren Landesangehörigen in Marseille und an anderen Orten widerfuhr, hat einmal wieder aller Welt gezeigt, wessen die Franzosen in solchen Fällen fähig sind. Deutschland kann aus guten Gründen wegen etwaiger Revanchegelüste bis auf weiteres ruhig sein. Aber der aufmerksame Beobachter jener widerwärtigen Vorgänge wird gestehen müssen, daß mit aller Achtung vor französischen Friedensmanifesten diejenige Regierung, die mit einiger Erweiterung des bekannten Spruches auch einer Republik nicht über den Weg traut und ihr Pulver trocken hält, gegen unliebsame Ueberraschungen am besten geschützt sein wird.

* * *

Im Verlag der literarischen Anstalt (Rütten & Löhning) in Frankfurt a. M. ist soeben der zweite Band des von Ludwig Geiger herausgegebenen **Goethe-Jahrbuches** erschienen. Für die, welche es angeht, genügt sicher diese kurze Notiz, um sie aufmerksam zu machen. Das Goethe-Jahrbuch hat sich schon mit seinem ersten Bande so vortheilhaft eingeführt, daß es hier keiner Empfehlung bedarf. Es reicht aus, wenn angeführt wird, daß der vorliegende Jahrgang seinem Vorgänger entspricht. Uebrigens ist er umfangreicher als dieser. Ein Aufsatz von Georg Brandes „Goethe und Dänemark", der den Band eröffnet, verdient allgemeine Beachtung.

* * *

Eine Specialstudie interessanter Art ist **Das Thierleben im Sprichwort** der Griechen und Römer von Carl S. Köhler; Leipzig, L. Fernau. Das Buch gibt, alphabetisch nach den Thiernamen geordnet, eine Zusammenstellung der betreffenden Sprichwörter im Originaltext (mit Stellennachweis) und in der Uebersetzung und kurzer Erklärung; in dem häufigen Fall, daß ein deutsches Sprichwort dem klassischen entspricht, wird auch dieses angeführt. Man sieht, es ist eine anscheinend trockene Aufzählung; indeß wirken diese lakonischen Paragraphen gerade deshalb, weil der Autor sich jeder eigenen Reflexion enthält, äußerst anregend. Man findet feine Beobachtungen in dem Buche, die beweisen, wie innig der Verkehr der antiken Welt mit der Natur war, und wie viel Nutzen daraus gezogen wurde. Mancherlei curiosen Aberglauben trifft man allerdings auch: aber Alles in Allem, man fühlt sich von dem Buche angenehm unterhalten und dankbar gegen den Verfasser gestimmt, der so viel Denkstoff in so anspruchsloser Form darbietet.

* * *

Seit einiger Zeit hört man ununterbrochen, sobald von Paris die Rede ist, von der neuesten dort herrschenden Mode, dem Monolog und von Coquelin dem Jüngeren als dessen unerreichtem Vertreter. Dieser hat kürzlich in einem von Luigi Loir sehr niedlich illustrirten Heftchen, Le monologue moderne (Paris, Paul Ollendorff) eine hübsche Plauderei veröffentlicht, worin er von dem Aufkommen und den Erfordernissen eines guten Monologes anmuthig erzählt. Recht erschöpfend ist seine Behandlung allerdings natürlich nicht: es scheint (was er aber nicht ausdrücklich sagt) daß in allen Fällen der Vortragende zu dem Erfolg des Stückes das Beste beisteuert. Ein Mustermonolog (En famille par G. Moynet, Dessins de A. Sapeck, Paris, Paul Ollendorff) bestätigt diese Annahme: das Ding ist von groteskem Übermuth, fein in der Form, und es läßt sich denken, daß es hinreißt, wenn es gewandt, vor Allem mit Mimik vorgetragen wird — liest man es, so wirkt es matt. Immerhin ist es ein kennenswerthes Beispiel dieser allerneuesten Literaturgattung.

* * *

Feuerproben von Marie Giese nennt sich ein Band Novellen, der vor kurzem im Verlag von Schulze u. Co. in Leipzig erschienen ist. Die beiden Geschichten „Ohm Franz" und „Nur keine Wittwe" zeigen die Verfasserin als eine liebenswürdige und unterhaltende Erzählerin. Anspruchslos gegeben, voll gesunder Empfindung bieten sie eine angenehme Unterhaltungslectüre — anständiger jedenfalls als Manches, was einen Augenblick auf diesem Gebiete „Sensation macht", um dann schnellem Vergessen anheimzufallen. Wir hoffen gelegentlich auf die Verfasserin zurückkommen zu können.

Caroline Deutsch erweist sich in ihren **Erzählungen** (2 Bände, Otto Meißner, Hamburg) gleichfalls als ein erfreuliches Talent. Zwei ihrer Novellen erwecken schon durch den Boden, worauf sie spielen — die Gegend der letzten Alpenausläufer in die ungarische Ebene, wo im jahrhundertelangem Nebeneinanderwohnen von Deutschen, Slaven und Magyaren sich allerlei absonderliche Zustände und Typen ausbilden durften — Interesse. Hat man ewig lange keine Dorfgeschichte gelesen, die nicht in Schwaben oder Oberbayern spielte, so sind diese eine erquickende Abwechselung. Eine dritte Novelle beschäftigt sich mit der Blaustrumpffrage — und die Verfasserin findet dafür eine recht liebenswürdige Lösung. Anmuthige und lebhafte Schilderungen sind das Charakteristische ihres Buches und verleihen der Lectüre desselben einen eigenthümlichen Reiz.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Louison.
Novelle
von
Heinrich Laube.
16 Bogen. 8. geh. Preis *M.* 5.—

Das Horn von Wanza.
Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.
14 Bogen. 8. geh. Preis *M.* 5.—
Beide Werke sind auch in eleganten Einbänden vorräthig.

Best frequ. Fach-Schule im Königr. Preussen **Buxtehude** b. Hamburg f. Maschinen- u. Bau-Techniker, Tischler und Maler. — Billige Pensionen. — Prüfungen. — Eintritt April, Mai, Octbr. u. Novbr. Monatl. Extrakurse jederzeit. Programme gratis.
Director Hittenkofer.

Nordlandfahrten.
Malerische Wanderungen
durch
Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England,
enthaltend
Irland
von
Francis Broemel in Wien.

Indem wir bemerken, daß der Essay dieses berühmten Feuilletonisten und hervorragenden Kenners Irlands von ihm an Ort und Stelle redigirt worden, machen wir aufmerksam, daß dieses Prachtwerk ersten Ranges, dessen Text von den berufensten, mit Land und Leuten langjährig bekannten Autoren geschrieben ist und an dessen Illustrirung die bewährtesten Künstler betheiligt sind, in 18 bis höchstens 24 Lieferungen, jede 6—8 Bogen stark, zum Preise von 2 *M.* erscheint, und nehmen alle Buchhandlungen Subscriptionen an.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Soolbad Nauheim
b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Grossherzoglich Hessische Bade-Direction Bad Nauheim.
Jäger.

MEYERS REISEBÜCHER.

Neueste Ausgaben 1880

Kollektionspreis 3 M. der Band, braun gebunden.

NORD-DEUTSCHLAND, Östlicher Teil (Berlin und Potsdam — Königreich Sachsen — Böhmische Bäder — Riesengebirge — Schlesien — Posen — Preussen — Pommern — Ostseebäder — Rügen). Mit 13 Karten, 17 Plänen, 1 Panorama und 68 Ansichten.

NORD-DEUTSCHLAND, Westlicher Teil (Hamburg — Mecklenburg — Schleswig-Holstein — Kopenhagen — Nordseebäder — Hannover — Westfalen — Hessen — Harz — Thüringen). Mit 20 Karten, 15 Plänen 1 Panorama und 31 Ansichten.

THÜRINGEN, von Schwerdt. Mit 12 Karten, 6 Plänen und 4 Panoramen.

DEUTSCHE ALPEN, Westlicher Teil (Oberbayern, Nordtirol, Vorarlberg, Ötzthaler Alpen, Brennerbahn, Südtirol). Mit 16 Karten, 4 Plänen, 11 Panoramen und 14 Ansichten.

DEUTSCHE ALPEN, Östlicher Teil (Salzburg-Berchtesgaden, Tauern, Dolomiten, Salzkammergut, Steiermark, Kärnten, Krain). Mit 9 Karten, 3 Plänen, 8 Panoramen und 21 Ansichten.

PARIS UND NORD-FRANKREICH. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Die Römische Frage
unter Pippin und Karl dem Grossen.
Eine geschichtliche Monographie von
Wilhelm Martens,
Dr. der Theologie und der Rechte, Regens a. D.
8. (XI und) 379 Seiten. *M.* 6.—

Für Literaturfreunde!

Unter dem Titel:

LITERARISCHER MERKUR

erscheint seit October v. J. monatlich zweimal ein vornehm ausgestattetes

kritisches Organ der populär-wissenschaftlichen Literatur.

Dasselbe bringt neben fesselnden Essays über die verschiedensten literarisch interessanten Ereignisse unparteiische Besprechungen beachtenswerther Erscheinungen der

Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte (inclus. Kunst-, Literatur- u. Kulturgeschichte), Politik, Länder- und Völkerkunde, sowie der Schönen Wissenschaften.

Ausserdem enthält jede Nummer ein fortlaufendes, systematisches Verzeichniss der auf folgenden Gebieten in den letzten 14 Tagen erschienenen Neuigkeiten — und zwar aus der deutschen Literatur vollständig, aus der englischen und französischen soweit dieselben für Deutschland von Interesse sind:

Literaturgeschichte. Bibliographie. Sammelwerke.
Theologie und Philosophie.
Rechts- und Staatswissenschaft. Politik. Statistik. Verkehrswesen.
Medizin. Thierheilkunde.
Naturwissenschaften. Pharmazie.
Mathematik. Astronomie.
Erziehungs- und Unterrichtswesen.
Philologie. Orientalia.
Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur.
Geschichte u. deren Hülfswissensch.
Länder- und Völkerkunde. Reisen.
Kriegswissenschaft. Pferdekunde.
Bau- und Gewerbkunde. Maschinenwesen. Handelswissenschaft.
Haus-, Land- und Forstwirthschaft.
Belletristik.
Schöne Künste. Prachtwerke.

Der „Literarische Merkur" ist also für jede Bibliothek wie für jeden Privatmann, welcher für die literarischen Neuigkeiten eines oder mehrerer der oben bezeichneten Gebiete ein Interesse hat, von Wichtigkeit.

Zu beziehen durch jede Sortimentsbuchhandlung oder franco von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung zum Preise von 75 Pf. pro Quartal.

Die Verlagshandlung von **Franz Neugebauer** in **Berlin,** W.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 9. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Tunis und die französische Republik. Von Karl Blind. — Unsere Parteien. Von Eduard von Hartmann. II. Der Conservatismus. — Eine Woche am Eingange der Sahara. Von Carl Vogt. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Hochsommernacht. Von Wilhelm Jensen. — Sind die Pflanzen beseelt? Betrachtungen bei Darwins neuem Buche. Von Carus Sterne. — Zur Begründung des Optimismus. Von Wilh. Bolin. — Münchener Kunstbericht. Von Carl Albert Regnet. — Notizen. — Inserate.

Tunis und die französische Republik.

Von Karl Blind.

Der neueste Versuch, das Mittelmeer zum „französischen See" umzugestalten, versetzt das Capitol in begreifliche Unruhe. Uns liegt von Italienern verschiedener freisinniger Gruppen eine Reihe brieflicher Aeußerungen vor, aus denen die Heftigkeit des Widerstreites mit schärfster Gewalt hervorbricht. Die Männer, die sich dem savoyischen Königshause anschlossen, um die Staatseinheit zu gründen, sprechen sich ebenso entschieden aus, wie die alten Mitkämpfer Mazzinis. Es ist ein Sturm der Entrüstung, gleich als hätte Brennus das Schwert wieder einmal in die Wagschale geworfen. Und von allen Seiten richten sich die Blicke nach dem, freilich auch mitbetheiligten England; doch dieses hat auf der unruhigen Schwesterinsel mit anderen sogenannten Kelten genug zu schaffen und muß daher vorerst „die Hände weg" halten von den großen auswärtigen Fragen.

Die Sorge der Italiener ist begreiflich. Ihr Nationalstaat ist von junger Schöpfung. Die Grundlage dazu wurde in einem Kampfe gelegt, bei welchem das für die Deckung der Nordwestgrenze wichtige Savoyen, ja sogar die Heimat Garibaldis an den Bundesgenossen als Zahlung abfiel. Geschichtlich gesprochen, haben die italienischen Einheitsbestrebungen an Frankreich nie einen Freund gehabt. Dagegen sind im Norden und Süden Italiens, bis auf die neueste Zeit herab, zahlreiche französische Eingriffe erfolgt, von denen mancher von dem Plan einer förmlichen Festsetzung ausging oder auf die Schutzherrschaft abzielte. Zur Niederwerfung des römischen, von Mazzini, Saffi und Armellini verwalteten Freistaates, der den Keim einer italienischen Einheit in sich trug, vereinigten sich unter Ludwig Napoleons Präsidentschaft verschiedene Parteien. Falloux und Thiers, Tocqueville und Morny gingen da Arm in Arm. Vergebens suchte Ledru-Rollin mit einem Bruchtheil der republikanischen Partei die Unthat der tückischen Niederstoßung eines Freistaates durch einen Freistaat abzuwenden. Mit zweiundzwanzigjähriger Verbannung büßte er seine bessere Gesinnung.

Napoleons III. Bündniß mit Victor Emanuel fußte geradezu auf dem Gedanken, ein schwach vergrößertes Piemont mit einer Anzahl französischer Vasallenstaaten zu umgeben. Im päpstlichen Gebiet herrschte das Zweite Kaiserreich schon durch seine Besatzung. Toskana sollte an Jerome Napoleon, der Süden an einen Murat kommen. Wir wissen, daß noch 1860 dieser muratistische Entwurf mit Eifer betrieben wurde. Die von Mazzini auf Sizilien angelegte, zuerst von Rosolino Pilo geführte, von Garibaldi bis nach Neapel zum Sieg gebrachte Erhebung beseitigte die Gefahr. Die ganze Beharrlichkeit bonapartistischer Schutzherrschaftspläne zeigte sich indessen noch 1870, wo trotz der dringlichsten Lage die Verwandelung Roms in die Hauptstadt Italiens nicht gestattet werden sollte. „Niemals — niemals — niemals!"

Toulon ist ein Ausfallsthor nach Nord-Italien. Korsika richtet sich gegen die Mitte. Auf Sardinien wollen die Italiener mancherlei ihnen verdächtige französische Versuche erkannt haben; darauf bezieht sich u. A. einer der neuesten Briefe Garibaldis.*) Nun tritt der Uebergriff nach dem, Sizilien gegenüber gelegenen Tunis hinzu, dessen alt-karthagischer Hafen der bedeutendste an der ganzen nord-afrikanischen Küste ist. Kann man sich da wundern, wenn der noch kaum recht in sich gefestete, junge italienische Staat von Besorgniß für die Zukunft erfüllt wird?

Wer bürgt in der That dafür, daß die Heranziehung einer neuen Schule afrikanischer Feldherren nicht für Frankreichs eigene Freiheit eines Tages wieder verderblich werden wird? Sind nicht aus dieser afrikanischen Schule die Staatsstreichs-Generale hervorgegangen, die das zweite Kaiserreich schufen? Und bringt es nicht die unvermeidliche Verkettung der Dinge mit sich, daß eine Willkürherrschaft in Frankreich sich immer von Neuem in auswärtige Abenteuer stürzen muß, um dadurch die inneren Zündstoffe abzuleiten? Wäre damit nicht eine neue Bedrohung Italiens durch das zu seiner überlieferten Eingriffspolitik zurückkehrende oder zurückgedrängte Frankreich gegeben?

Hören wir nun vor Allem die Stimme eines Mannes, der, wie 1849 als Mitglied der römischen Dreimänner-Regierung, so auch heute noch mit an der Spitze der republikanischen Partei

*) „Sie fürchten" — schreibt Garibaldi an General Fabrizi — „für Sardinien, und Sie haben Recht. Wofern die französische Republik, wie ich nicht zweifle, die unter Napoleon III. in Sardinien eingeleiteten Verführungskünste fortsetzt, wird diese unsere Herrin des Mittelmeers leicht in die Klauen unserer ..... Nachbarin fallen. Es wird dann das gelingen, was in Nizza unter dem Zuthun des großen Mannes der Gemäßigten gelang und von 220 Abgeordneten der damaligen Vertretung gebilligt wurde. Im Jahre 1860 liehen meine eigenen, tief angeekelten Mitbürger den Versprechungen der Franzosen ihr Ohr; und bei dem von Cavour angeordneten Volksbeschluß benutzten die Priester, die immer Feinde Italiens waren, unter dem Schutze des Kaiserreichs die herrschende Unzufriedenheit, um an der Spitze der Bauern einherzuziehen und eine der Vereinigung mit Frankreich günstige Abstimmung in die Urne zu legen. Ich überlasse es dem Nachdenken, welch guter Bissen Sardinien für die Gebieter des „französischen Sees" wäre, und wie tief niedergedrückt Italien von so viel Verlust würde, den zu würdigen unsere Regierungen gar nicht fähig scheinen."

Italiens steht. Aurelio Saffi schreibt in einem mir zur Verfügung gestellten Briefe:

„Ich bin überzeugt, daß die öffentliche Meinung Englands, ohne Unterschied der Parteien, nicht mit günstigem Auge das Uebergreifen Frankreichs im Mittelmeer betrachten kann. Es ist das eine nicht blos für Italien nachtheilige Politik; sie verletzt zugleich jeden Grundsatz der völkerrechtlichen Billigkeit und der Gegenseitigkeit der Interessen, wie auch des wohlanständigen Betragens zwischen Völkern, die einig zusammengehen sollten auf dem Pfade des wirthschaftlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Fortschrittes.... Mit seinen Eroberungsgelüsten wird Frankreich zum Verräther nicht blos an den Grundlehren, auf die es seine gegenwärtige Regierungsform aufgebaut zu haben behauptet, sondern auch an seiner wahren Wohlfahrt und seinem sittlichen Einfluß, und es verurtheilt sich zu einer Vereinzelung inmitten der Feindschaft, die es unsinniger Weise gegen sich hervorruft: eine Vereinzelung, die — wenn es nicht durch den Gang der Dinge im Staat zu weiseren, vorschauenderen Rathschlägen zurückgeleitet wird — ihm nicht weniger verderblich ausschlagen kann, als seine frühere vereinsamte Stellung, durch die es unter dem Kaiserreich nach Sedan und zur deutschen Belagerung von Paris geführt wurde (potrà riuscirle non meno funesto di quello che la condusse, coll' Impero, a Sedan e all' assedio germanico di Parigi)."

Nicht minder entschieden wirft sich der greise General Nicola Fabrizi, einer der Mitschöpfer der italienischen Einheit, gegen Frankreich in den Harnisch. Er ist Mitglied des italienischen Abgeordnetenhauses. Den Worten, welche der verdienstvolle Kämpfer unlängst dort sprach, lauschten die Volksvertreter mit der höchsten Spannung. Auch er ist ein Freund Englands. Deutschland wurde er in einem neulichen Rückblick auf den Ausgang des Krieges von 1870—1871 in vollem Maße gerecht. Indem er daran erinnerte, daß bei Beginn des Krieges ruhmredig gesagt worden war: „der französische Besenstiel genüge ja schon, um das deutsche Heer zu Paaren zu treiben", fuhr er in seinem an die Presse gerichteten Briefe fort: „Wie sollte man aber nicht, vom politischen Gesichtspunkte aus, die von Deutschland im vollen Siege bewiesene Mäßigung bewundern, da es sich doch, in Bezug auf die Gebietsfrage, damit begnügte, ein ehemals von Frankreich erobertes Stück deutscher Erde zurückzunehmen, und gleichzeitig — obwohl selbst unter der Monarchie lebend — das besiegte Frankreich sich zur Republik gestalten ließ?"

General Fabrizi ist ein Gegner jedes französischen Bündnisses. Er will überhaupt sein Land nicht unter stehende Bündnißverpflichtungen gebracht sehen. Sein umfangreiches Schreiben — gleich dem Saffi'schen ursprünglich an Herrn Vitale de Tivoli in Oxford gerichtet und mir freundlichst zur Veröffentlichung mitgetheilt — behandelt diese Fragen in eingehender Weise. General Fabrizi wünscht ein Zusammengehen mit England, ohne an dasselbe Forderungen zu stellen, die über die englischen Interessen hinausgehen, also Italiens eigene Würde beeinträchtigen würden. Scharf drückt er sich gegen die französische Schutzherrschafts-Politik aus, die den Mantel des Wohlthäters um sich schlägt.

„Stets" — schreibt General Fabrizi — „trat ich gegen Frankreich in den politisch-völkerrechtlichen Beziehungen auf, so sehr, daß, als mir ein Franzose einmal vor 1848 sagte: 'Sie lieben Frankreich nicht, weil es 1831 nicht thätig eingriff!' ich antwortete: „Ich liebe es vielmehr nicht wegen jedes einzelnen Falles seiner Einmischung!" Und da er auf England hinwies, das gar keine Einmischung vornehme, erwiderte ich: 'Gerade darum zähle ich auf die Uebereinstimmung seiner Interessen mit den unserigen, und zwar innerhalb der Grenzen der Nothwendigkeit!'"

General Fabrizi war denn auch — wie er bemerkt — zwischen 1848 und 1859 durchaus nicht mit denen einverstanden, welche auf Piemont rechneten, da dieses, wegen seiner nordwestlichen Lage am Fuße der Alpen, nichts thun konnte, ohne einer französischen Einmischung entgegensehen, ja, auf sie ihre Pläne gründen zu müssen. Auch Mazzini, von dem er verehrungsvoll als dem „berühmten Meister" spricht, habe seiner Ansicht nach darin geirrt, daß er seine Versuche im Norden gemacht und dadurch politisch und kriegerisch zu denselben Folgen beigetragen habe. Fabrizis Trachten war vielmehr auf den Süden gerichtet, wo man freundschaftlich mit den englischen Interessen zusammentraf und mit Frankreich weder als mit einer gefährlichen Stütze, noch als mit einem Hindernisse zu rechnen hatte.

Werthvolle Andeutungen sind in dem Fabrizi'schen Schreiben über die früheren italienischen Beziehungen zu der englischen Diplomatie gemacht. Ich übergehe sie hier, um nur noch hinzuzufügen, daß der Verfasser gegen jede Hinneigung zu Frankreich warnt, sowohl um Italiens selbst willen, als auch weil man nicht jenem Streben nach Uebermacht in die Hände arbeiten dürfe, durch welches das napoleonische Kaiserthum sich dem französischen Volke wieder aufzudrängen wußte. Nicht minder wachsam — meint General Fabrizi — müsse man sein, wenn auch die Aussaugungspolitik im täuschenden Gewand der Heuchelei einhertrete, anstatt sich offen als Gewalt zu geben (quell' assorbimento che ha il danno dell' ipocrisia, sostituita all' aperta prepotenza).

Der italienische Freund, Herr Vitale de Tivoli, an welchen diese Briefe geschrieben sind, spricht sich fast noch entrüsteter über das französische Vorgehen aus. „Es ist," schreibt er, „wahrhaft beklagenswerth, daß die französische Nation, so oft sie die republikanische Verfassungsform annahm, dieselbe stets herabgewürdigt hat, indem sie in innerer wie in äußerer Politik die Gebote der Ehre verletzte. Wie verächtlich machen sich ihre Führer vor Freund und Feind! Sicherlich thun sie der Demokratie mehr Harm, als alle Könige und Kaiser es je vermöchten. Nun, non ragionam di lor — mit Dante zu sprechen."

Gewiß sind das Worte so stark wie sie nur sein könnten. Und daß sie von einem ehemaligen Freunde und Genossen Mazzinis herstammen — der allerdings auch oft genug gegen das Uebermachtsstreben Frankreichs warnte, von welchem er alle Parteien des Landes ergriffen glaubte — gibt Tivolis Aeußerungen eigenthümliche Bedeutung. Der freundschaftliche Verkehr, in welchem der letztere mit Führern der verschiedensten freisinnigen Richtungen Italiens steht — von der demokratischen an bis zur verfassungsmäßig liberalen — läßt seine Empfindungen als die durchschnittlich unter seinen Landsleuten herrschenden erscheinen.

Bei solcher Stimmung wird man kaum darüber erstaunt sein, daß selbst so gemäßigte Blätter, wie die römische „Riforma", bereits Winke über die Berechtigung Italiens auf den Besitz von Korsika und Nizza geben.

II.

Wir haben obige Auszüge lediglich zu dem Zwecke mitgetheilt, ein italienisches Stimmungsbild zu liefern. Nichts könnte uns ferner liegen, als unnöthig die öffentliche Meinung gegen den westlichen Nachbarn Deutschlands aufzuregen. Weniges liegt uns im großen Völkerleben vielmehr näher, als die französische Republik in friedsamer Entwickelung zu einem leuchtenden Vorbilde sich gestalten zu sehen. Der beste Freund aber ist nicht der, welcher schweigt, während der Andere dem Abgrunde zurennt. Auf die Gefahr hin, mißkannt zu werden, sei daher die Wahrheit gesagt. Gestalten sich doch neuerdings die Dinge in Frankreich zwischen der Richtung Gambettas einer- und der Grevy'schen andererseits so, daß die Besorgniß derer, welche der Republik wohlwollen, leider nur allzu gerechtfertigt ist.

Wir sahen den Freistaat in Frankreich 1848 erstehen; und 33 Jahre der vielfältigsten Erfahrungen haben uns die Begeisterung jener Tage nicht vergessen machen. Wir waren auch Zeuge und Theilnehmer bei jenem leider mißglückten Versuche von 1849 in Paris, den gewaffneten Ansturm gegen die römische Republik abzuwenden, auf welchen die von Montalembert ersehnte, am 2. December 1851 schnöde ins Werk gesetzte „Unternehmung im Innern" (l'Expédition à l'intérieur) folgte. Nochmals wurde es, Dank den deutschen Siegen von 1870, möglich, den Freistaat in Frankreich zu gründen. Und keine Erinnerung an das, was während jener weltgeschichtlichen Kämpfe thörichterweise gegen

unser Volk gehöhnt wurde, soll uns je hindern, die wärmsten Wünsche für das Gedeihen der französischen Freiheit zu hegen.

Nicht den Deutschen auch kommt es zu, irgend welche Mißgunst über das Vordringen der Franzosen in Nord-Afrika zu fühlen. Franzosen, wie Italiener, vermögen dort Bildungskeime auszustreuen. Die Frage ist nur: ob das neueste Verfahren Frankreichs nicht in bedenklicher Weise dazu angethan ist, zu einem Rückschlag gegen dessen eigene Freiheit zu führen und dadurch wiederum die Sicherheit Mittel-Europas zu gefährden?

Wohl gibt es Viele, die scheinklug das Wort nachreden: „Frankreich sei nun einmal nicht zufrieden, wenn es nicht alle paar Jahre sein Heer irgendwo einmarschiren lasse; und da müsse man es auch für Deutschland ganz zuträglich halten, daß dies weit weg — in Afrika — geschehe." Diese Klugheit erinnert uns an jenes andere große Wort von dem „bischen Herzegowina", das unmöglich den Orient in Brand stecken könne. Wie bald aber sahen wir nach dem russisch-türkischen Krieg ein Rennen und Laufen, gleich als brenne schon das nächste Ucalegon! Wie irrig erwies sich da das frühere ruhige Zuschauen, oder gar das stille Fördern des Angriffs auf die Türkei!

Die kühne Würflerpolitik mag eine Zeit lang Glück haben; sie mag wiederholt knapp an der Vernichtung vorbeikommen, sogar große Gewinnste einstreichen. Auf die Dauer aber muß der wahre Staatsmann — wenigstens sofern er den wirklichen Völkerfortschritt erstrebt und nicht gegen die Sintfluth gleichgültig ist, die nach seiner persönlichen Regierung kommen mag — anders rechnen. Für den Fortschritt ist es nun nicht gleichgültig, ob Frankreich sich eine neue Schule afrikanischer Generale heranzieht, die dem Staatsstreich und dem zur Niederhaltung einer inneren Opposition nöthigen auswärtigen Abenteuer zustreben. Für den Fortschritt nicht gleichgültig ist es, ob die echte bürgerliche Gesinnung, die gesetzlich parlamentarisch vorgehende Richtung, in Frankreich von der demagogisch-cäsaristischen überwältigt wird, die einerseits bombastisch von „Volksbeschlüssen" und „Großwählerschaften" redet, andererseits mit den Gallifets zusammenhängt und daher dem Heere und dem eroberungssüchtigen Ausdehnungstriebe schmeichelt. Für den Fortschritt nicht gleichgültig ist es, ob Frankreich sich gewöhnt, auf offenem, verfassungsmäßigem Wege auch seine auswärtige Politik in Zukunft zu betreiben, anstatt sich nach wie vor Ludwig XI., Mazarin, Richelieu, Ludwig XIV., Napoleon I. und Napoleon III. zum Muster zu nehmen, die die Heuchelei und die Lüge zum Grundsatz erhoben und stets zuerst unter einer Maske vorgingen, bis sie die Maske abwerfen konnten.

Der Sinnesart des französischen Volkes, wenigstens seiner politischen Parteien, hat es tief geschadet, daß es Jahrhunderte hindurch unter solcher Führung stand. Wohl erzeugen die Völker oft ihre Regierungen. Nicht minder häufig aber verstehen es einflußreiche Männer und Gruppen, welche durch Gewalt oder die Gunst der Umstände emporgebracht wurden, den Sinn der Menge zu mißleiten, zu fälschen, sie an entscheidenden Punkten auf den Irrweg zu führen, von welchem auf lange hinaus keine Rückkehr möglich ist. So vermögen die Einzelnen oft schicksalsvoll in das Leben kommender Geschlechter einzugreifen. Vergeblich macht sich der Geschichtsforscher später klar, daß eine entgegengesetzte Wendung an einem Haare hing.

Zwei sich widersprechende Richtungen sind heute wieder in Grevy und Gambetta verkörpert. Wie im richtigen Trauerspiel, ist auch der oberste Beamte des Freistaates in der tunesischen Angelegenheit von Schuld nicht ganz frei zu sprechen. Er hat es zugelassen, daß Frankreich mit einem Male wieder in die Politik der Gewalt, des Uebergriffs und des auf Täuschung berechneten, sozusagen katzenhaften Vorgehens zurückgeworfen wurde. Durch den eigenen Bruder, den Statthalter von Algerien — dem, als einem bürgerlichen „Pekin", die soldatische Partei hart zusetzte — sah der Präsident der Republik sich gewissermaßen die Hände gebunden. Um des Bruders Stellung zu wahren, mußte er den afrikanischen Generalen die Zügel schießen lassen. Daß aber nicht Grevy der eigentliche Urheber des Krieges war, daß vielmehr hinter den Bühnenwänden ein Anderer darauf hintrieb, der an Grevys Stelle zu gelangen sucht, unterliegt keinem Zweifel.

Dem Nationalstolze zu schmeicheln, um die Masse desto besser für seine Zwecke der Selbsterhöhung zu kirren, das verstand nicht Ludwig Napoleon allein. Es ist vielmehr die Kunst aller derer, die durch das Plebiscit, oder durch eine plebiscitarisch verwendbare Listenabstimmung, zur Dictatur zu gelangen suchen. Ist die Dictatur einmal thatsächlich da, so findet sich das Weitere mit unentrinnbarer Nothwendigkeit; auch in der Richtung nach Außen hin. Und darum sagen wir nochmals: es ist eine kurzsichtige Politik, die Frankreich den Tunis-Brocken gern zuwarf. An solchen Bissen nährt sich ein alter verderblicher Hang, der schließlich von Afrika her wieder den Weg nach Paris, und von da „an die Grenzen" („Aux Frontières!") nehmen kann. So gelangt man oft unversehens zu neuen furchtbaren Kämpfen, die wohl Deutschland mit vereinigten Kräften abermals siegreich durchfechten würde, bei denen aber auch der gründlichste Sieg einer schweren Einbuße gleichkommt.

Frankreich zum ruhigen Ausbau seiner inneren Freiheit anzuhalten, die Sinnesart großer Schichten mittelst der so furchtbar vernachlässigten Volkserziehung zum Besseren zu wenden, ist die wahre Aufgabe republikanischer Führer. Wie aber sprach der ehemalige Dictator von Tours unlängst beim Gastmahl des Vereins für Abschaffung der Sklaverei?

„Frankreich" — rief Gambetta aus — „wird niemals groß, niemals bevölkert genug sein. So oft man die Zahl seiner Bürger vermehrt, sei es an den Thoren des Vaterlandes selbst oder in seinen Pflanzstätten jenseits des Meeres, erhöht man Frankreichs Größe!"

„Sei es an den Thoren des Vaterlandes selbst!" — kann dies anderswohin deuten, als nach Deutschland oder Belgien; von der Schweiz und Italien nicht zu sprechen? Gegenwärtig sind allerdings diese Aussichten verbaut. Was bleibt also übrig, um Frankreich so groß, so bevölkert wie möglich zu machen?

Für die Vermehrung seiner Einwohnerzahl schiene es wohl das Einfachste, zu einem natürlichen Familienleben zurückzukehren, d. h. jene künstliche Beschränkung aufzugeben, von welcher die französischen Statistiker klagend sagen: sie sei soweit gediehen, daß zu befürchten stehe, es würden bald die Geburten nicht mehr die Sterbefälle decken. Mit einem dahin zielenden Rath beschäftigte sich jedoch der Redner beim Bankett der Abolitionisten nicht. Er sprach vielmehr von einer Vergrößerung Frankreichs nach Außen hin. Mit anderen Worten: er hielt es für nützlich, daß eine fruchtbare, arbeitsame, kriegerisch tüchtige fremde Bevölkerung „an den Thoren des Vaterlandes" in die Grenzen Frankreichs hineingezogen werde, während in Frankreich selbst die Einzelnen, Dank jener künstlichen Beschränkung in der Erzeugung der Volkszahl, dem Genusse besser nachgehen könnten.

Da nun „an den Thoren des Vaterlandes" augenblicklich nichts zu machen ist, so bleibt nur die Vergrößerung der „Pflanzstätten jenseits des Meeres" übrig. Hier ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß die große Mehrheit der Auswanderer nach den französischen Ansiedelungen nicht aus Franzosen von Abkunft und Sprache besteht, deren Zahl ja im eigenen Lande fest stehen bleibt, vielmehr aus Elsässern und eigentlichen Deutschen, aus Italienern und Spaniern zusammengewürfelt ist. Sind doch zwei von den drei Provinzen in Algerien selbst eher italienisch und spanisch, was Einwohnerzahl anlangt, als wirklich französisch! Was soll es da mit der Vermehrung der Pflanzstätten, wo doch kein Ueberschuß an Bevölkerung vorhanden ist?

Der Ursprung des, mit Gambetta zu reden, zur Vergrößerung Frankreichs bestimmten, von der „Republique Française" nach errungenem Erfolg lärmend belobten Krieges gegen Tunis ist ganz in Dunkel gehüllt. Nach der Ansicht aller denkenden Freunde der Republik ist das eines der gefährlichsten Merkzeichen der Unternehmung. Wohl sprach Gambetta zu Cahors, bei Einweihung des Denkmals für die Mobilgarden, zur Abwechselung wieder einmal Worte des Friedens, wie er überhaupt zur Erreichung seines Zieles sich im Zickzack bewegt — bald dem Heere schmeichelnd, bald das Ausland beruhigend; bald den

„neuen gesellschaftlichen Schichten" sich als Führer anbietend, bald die ordnungsliebenden Tuchhändler als Muster im Staate hinstellend. Wohl sagte er auch zu Cahors: über Friede und Krieg könne jetzt in Frankreich keine Entscheidung getroffen werden, als durch den Willen des Volkes. „Frankreich ist entschlossen, seine Würde im Frieden aufrecht zu halten; denn es bedarf des Friedens. Ihr seid die Herren; nichts kann ohne den Willen der Nation geschehen!"

Sehr schön gesprochen. Und doch ist Krieg gegen Tunis geführt worden; Krieg ohne Befragung der Nation; Krieg von geheimnißvollem Ursprung; Krieg, der zuerst von den entschiedensten Republikanern als unmöglich verspottet wurde; Krieg, den man als mit den Wünschen des Präsidenten der Republik nicht übereinstimmend bezeichnete. Dieser Krieg, bald darauf halbamtlich, dann amtlich, als ein bloßer Spaziergang zur Züchtigung eines Grenzstammes und nicht im mindesten als der tunesischen Regierung feindlich dargestellt, wurde trotz des schattenhaftesten Widerstandes der Krumir (oder Kmir), und trotz der völligen Unthätigkeit des Beys, bis an den Palast des letzteren fortgesetzt und schließlich, im Widerspruch mit allen früheren Betheuerungen, zur Gründung einer förmlichen Oberherrschaft ausgebeutet. Mit Erstaunen sah Europa zu, daß die königliche und kaiserliche Politik Frankreichs unter der Republik wieder in der alten Gestalt auftauchte.

Wo war da, in all diesem, eine „Befragung der Nation" zu finden? Und wer waren die eigentlichen Urheber des Krieges? Man ahnt es wohl; aber eine gesetzliche Verantwortlichkeit ist nicht festzustellen.

Diese Vorgänge sind nicht beruhigend für die Zukunft der Republik; nicht beruhigend für ihre Beziehungen zum Ausland, auch wenn der einflußreichste Staatsmann Europas sein „Placet" ertheilt. Der Pfad, auf welchem Gambetta das französische Volk in äußerer, wie in innerer Politik zu führen sucht, leitet zu einer persönlichen Regierung zurück, die zu neuen gewaltsamen Zusammenstößen führen müßte, wenn nicht — um mit Rochefort zu sprechen, denn auch Rochefort hat manchmal Recht — noch zu guter Zeit „Schach dem König!" geboten wird, wie es soeben glücklicherweise durch den Senat geschah.

Wir leben in einer Zeit der raschen Entwickelungen. Die Ereignisse folgen sich schnell. Ihr Zusammenhang ist ebenso schnell vergessen. Da mag Mancher sich nicht mehr daran erinnern, daß die Republik vor einigen Jahren in der französischen Nationalversammlung mit der Mehrheit einer einzigen Stimme gegründet wurde. Es war ein merkwürdiger Sieg — lediglich das Ergebniß des Zwiespaltes unter den monarchischen Parteien, welche in Folge der unklugen Verlängerung des Krieges von 1871, und des dadurch erzeugten Umschlages der Meinung unter den Volksmassen, in der Landesvertretung der Zahl nach die Oberhand erlangt hatten.

Hätte sich der bourbonische Prätendent damals von einem seiner nutzlosesten mittelalterlichen Vorurtheile in Bezug auf die dreifarbige Fahne losmachen können, so wäre ohne Zweifel eine Wiederherstellung des Königthums beschlossen und die Nation damit in neue innere Kämpfe geworfen worden. Sogar nachdem diese große Gefahr vorüber war, entging man später einem beabsichtigten Mac Mahon'schen Staatsstreich fast nur durch Zufall. Seitdem und in Folge von Grevys Ernennung sind die reactionären Parteien niedergehalten worden; und wohl mag sich Frankreich heute Glück dazu wünschen, daß ein so selbstloser, von wahrem Bürgersinne erfüllter Mann an der Spitze des Landes steht.

Noch oft genug ist aber auch seit Grevys Amtsführung der ungestüme, rachsüchtige Geist bonapartistischer Heißsporne und das hitzige Blut royalistischer „leichter Reiterei" in parlamentarischen Stürmen hervorgebrochen. Dabei ist die republikanische Mehrheit innerlich nicht stark gefestigt. Sie enthält in ihren Reihen manche nur durch die Verhältnisse zeitweilig Bekehrte, die einfach nach dem Grundsatze handeln, daß „die Republik die Regierungsform ist, welche Frankreich gegenwärtig am wenigsten spaltet". Die einzelnen republikanischen Gruppen der Kammer stehen überdies stark nebenbuhlerisch einander gegenüber. Außerhalb des Parlamentes setzen die zurückgekehrten Verbannten von der Pariser Gemeinde ihre unversöhnliche Bewegung fort, so daß der furchtsamere Theil des Mittelstandes schon etwas geneigt ist, sich nach einem „starken Mann" umzusehen, der zum „Retter der Gesellschaft" werden könnte.

Im Heer aber sind die höheren Stellen meist von Bonapartisten und königlich Gesinnten besetzt. Endlich lastet auf der ländlichen Bevölkerung, welche die Ueberzahl der Wähler bildet — besonders im Westen und theilweise auch im Süden — noch vielfach geistige Nacht in Folge des vernachlässigten Volksunterrichtes. Für wen freilich Paris „ganz Frankreich" ist, der mag diese Dinge auf die leichte Achsel nehmen. Die Geschichte dagegen ertheilt dem in ihr Forschenden eine ernste Lehre.

Bei solcher Lage sind alle wahrhaft fortschrittlichen Männer Frankreichs seit einer Reihe von Jahren der Ueberzeugung, daß kriegerische Verwickelungen auf lange hinaus vermieden werden müssen, und daß man an die schwankende Menge nicht mit gefährlichen Plebiscit-Versuchen herantreten darf. Beides aber ist Gambettas neueste Politik. Er hat den Kriegsmantel von Tunis herausgehängt; und in überstürzender Hast hat er, aus Freude über den Triumph, den er in der Kammer — eigentlich gegen den Willen der Kammer — mit einer Mehrheit von nur 8 Stimmen in Sachen der Listenabstimmung errang, zu Cahors fast schon den plebiscitarischen Purpurmantel herausgehängt. Mit einer Mehrheit von 34 Stichen wurde ihm indessen der Mantel unerwartet im Senat zerfetzt.

Jetzt sucht Gambetta sein eigener Marc Anton zu sein und die Menge zu mißleiten, indem er den „9. Juni" mit dem „16. Mai" vergleicht. Der Krieg zwischen Gambetta und Grevy, der den ehemaligen Dictator vollkommen versteht, ist nun erklärt. Gespannt blickt Europa auf den Ausgang; denn auch für Europa liegt in den Zipfeln des Gewandes, das der ehemalige und sogenannte „kommende Dictator" gern umhängen möchte, eine bedeutsame Entscheidung.

Unsere Parteien.

Von Eduard von Hartmann.

II.

Der Conservatismus.

Wie steht es nun aber mit unseren conservativen Parteien? Ist denn in ihrer Gesammtheit oder in einzelnen von ihnen nicht jene reichsconservative Partei gegeben, zu der die nationalliberale sich hätte entwickeln sollen und leider bisher nicht entwickeln konnte?

Die conservative Partei vor 1866 setzte sich aus drei verschiedenen Elementen zusammen: aus monarchischen Legitimisten, feudalen Aristokraten und absolutistischen Bureaukraten. Die Legitimisten haßten den Constitutionalismus, weil er in seinem Kampf um die parlamentarische Regierungsform auf Schmälerung der Rechte der Krone abzielte, die Feudalen haßten ihn, weil er den Sieg der nivellirenden Bourgeoisie über die ständischen Gerechtsame repräsentirte, die Bureaukratie haßte ihn, weil er ihre Cirkel störte und neben ihrer bisherigen Alleinherrschaft ein neues unbequemes Element in das Staatsleben einführte. Die Legitimisten betonten die unantastbaren Rechte der Krone von Gottes Gnaden und stützten diese auf die Solidarität von Thron und Altar, weil mit dem Wanken der Altäre auch der Glaube an die göttliche Legitimität der Kronen seinen Halt verlieren müßte. Die Feudalen stützten sich auf die Kirche als das letzte ihnen übrig bleibende Mittel, um das aufsässige Bauernvolk von revolutionären Ideen abzusperren und in Zucht und Ordnung zu halten. Beide suchten durch Ausdehnung des kirchlichen Einflusses insbesondere auf die Jugenderziehung die heranwachsende Generation vor dem Gift der liberalen Miasmen zu schützen, und die Bureaukratie mußte sich ihnen anschließen, da sie keine andere Anlehnung fand.

Wie überall und jederzeit (z. B. wieder augenblicklich in Rußland) die conservativen Parteien in ihrer Verlegenheit, wie sie sich einer revolutionären oder radicalen Strömung erwehren sollen, zur kirchlichen Frömmigkeit als dem letzten Rettungsanker alter guter Zucht und Sitte greifen, so auch damals. Selbstverständlich konnten nur solche kirchliche Richtungen als Bollwerk gegen den Liberalismus in Betracht kommen, welche selbst jedes Paktiren mit den liberalen Zeitideen verschmäht hatten. So wurde die kirchliche Positivität zum Kennzeichen des verläßlichen Staatsbürgers, zur conditio sine qua non einer persona grata und in Folge dessen zum eifrig cultivirten Mittel bureaukratischen und militärischen Streberthums. Die Frömmelei und religiöse Heuchelei schoß so üppig ins Kraut, wie seit Wöllners Zeiten nicht; in die preußischen Schulen und Seminarien zog jener finstere Geist der Regulative ein, durch dessen Nachwehen noch heutigen Tages jede höhere oder niedere preußische Schule sich so unvortheilhaft von gleichartigen kleinstaatlichen Anstalten (die mecklenburgischen ausgenommen) unterscheidet. Die kirchliche Orthodoxie, deren Wiederaufleben man im Anfang dieses Jahrhunderts einfach für ein Ding der Unmöglichkeit gehalten hätte, erntete nun die von 1820—1850 in aller Stille gestreute Saat und schleuderte im Bewußtsein ihrer wohlverschanzten Stellung dem Zeitgeist ihren Handschuh um so höhnischer in's Angesicht.

Nichts hat das gebildete Bürgerthum von 1850—1870 so aufgebracht und erbittert, als diese ihre innersten Gefühle verletzende gewaltsame Restauration der kirchlichen Orthodoxie, als die systematische Verdummung des unmündigen Volkes und der unmündigen Jugend durch die Staatskirche, gegen welche es völlig machtlos und wehrlos war. Niemals würde der constitutionelle Conflict solche Schärfe angenommen haben, wenn nicht die Erbitterung über die Reaction auf dem Gebiete der Kirche und Schule das Volk so willig gemacht hätte zu dem Glauben, daß eine Regierung, die sich solcher Mittel bediente, auf jedem Gebiete eine schlechthin reactionäre Regierung sein müsse. Nichts hat so sehr den Abscheu der kleinstaatlichen Bevölkerungen gegen Preußen genährt und gesteigert, als die Mißachtung und Verletzung der religiösen Ueberzeugungen in der Besetzung der Kanzeln und der kirchlichen Verdummung der Schuljugend und als der Vorsprung, den die zur Schau getragene (gleichviel ob wahre oder erheuchelte) Kirchlichkeit in allen Staatscarrieren verschaffte.

Heute noch treibt jedem Preußen die Erinnerung an jene Zeit die Schamröthe ins Antlitz, und heute noch muß er verstummen gegenüber der Frage eines Ausländers oder kleinstaatlichen Deutschen, was denn in Ermangelung der parlamentarischen Regierungsform das preußische Volk für Mittel besitze, um der Wiederkehr ähnlicher Bedrückungen und Demüthigungen vorzubeugen. Heute noch überläuft jeden gebildeten Preußen eine Gänsehaut bei dem Gedanken an diese Möglichkeit, und das ganze seit dem Rücktritt des Ministers Falk erhobene Geschrei über Reaction zieht seine Kraft nur aus diesem Grauen vor dem Alp der religiösen Reaction in Kirche und Schule. Ohne die Erfahrungen jener Zeit würde heute Niemand sich mit dem Popanz der Reaction schrecken lassen, denn die Zeiten sind andere geworden, und eine politische Reaction wäre für die Regierung selbst jetzt am unvortheilhaftesten; aber das Gespenst der Reaction in Kirche und Schule läßt die Furcht vor Reaction überhaupt nicht zur Ruhe kommen und ist Wasser auf die Mühle des Liberalismus, welcher als einzigen Schutz gegen solche Gefahr die parlamentarische Regierungsform anpreist. So ist die religiöse Reaction der Conflictsperiode der allereigentlichste geschichtliche Grund für die Fortdauer des Liberalismus trotz der Reichsgründung geworden, und die den conservativen Parteien verbliebene größere oder geringere Hinneigung zur religiösen Reaction darf mit Recht als das künstliche Mittel bezeichnet werden, von dessen Gnaden der Liberalismus sein eigentlich mit der Reichsgründung verwirktes geschichtliches Leben von Jahr zu Jahr weiter fristet.

Zur politischen Reaction war das Jahr 1866 der letzte geeignete Moment; da die Regierung sie damals trotz des Drängens der Conservativen verschmähte und die Stetigkeit der geschichtlichen Entwickelung für wichtiger hielt, als den zeitweiligen Gewinn eines freieren Operationsfeldes, so brauchen wir heute uns um etwaige Velleitäten des kleinen Häufleins der Altconservativen kaum noch zu kümmern; die Deutschconservativen und Freiconservativen haben selbst schon zu viel Geschmack am parlamentarischen Wirken gefunden, um diese Gelegenheit zur Bethätigung gern wieder aufzugeben oder sich erheblich beschränken zu lassen. Etwaige kleinere auf verfassungsmäßigem Wege vorzunehmende Aenderungen der Verfassung aber (wie z. B. die Verlängerung der Legislaturperioden und das seltenere Tagen des Parlaments) würden unser Volk sehr viel kühler lassen als die liberalen Parteiführer glauben, und nur das über dem Haupte des Volkes hängende Damoklesschwert der Reaction in Kirche und Schule ist es, was das Mißtrauen desselben gegen alle Fractionen der conservativen Partei zu einem schlechthin unüberwindlichen macht, und es nolens volens immer wieder in die Arme des Liberalismus zurücktreibt.

In der That hat keine unserer conservativen Fractionen bisher etwas gethan, um das Vertrauen zu rechtfertigen, daß sie dem Versuch einer solchen Reaction sich mit allen Kräften bis auf das Aeußerste widersetzen werde. Die altconservative Partei hat kaum noch einen anderen Daseinszweck als das Streben nach der Herbeiführung einer solchen Reaction und würde bei einem großen Theil der Deutschconservativen jederzeit der Unterstützung ebenso sicher sein wie bei dem Centrum und seinem Anhang. Der Rest der Deutschconservativen hat zwar keine Neigung, die Regierung zu einer solchen Reaction zu drängen, würde aber einer Regierung, welche seine Unterstützung zu solcher Reaction verlangte, dieselbe keinenfalls verweigern, und dasselbe gilt sicherlich von einem Theil der freiconservativen Partei. Wie sehr auch die letztere sich seit Jahren bemüht hat, den Glauben zu erwecken, daß sie aus solcher Prüfung siegreich als unnachgiebige Oppositionspartei hervorgehen würde, so hat sie doch damit ziemlich tauben Ohren gepredigt; das Höchste, was man zu glauben geneigt ist, läuft darauf hinaus, daß ein kleiner Theil ihrer Mitglieder solcher Reaction sich widersetzen würde, d. h. daß die Partei an solcher Eventualität zersplittern und zerschellen würde. Die Partei als Ganzes liebäugelt viel zu sehr mit den positiv kirchlichen Richtungen, als daß man ihr die nöthige Rückgratsfestigkeit zum Bestehen einer solchen Probe zutrauen könnte.

Thatsächlich hat die Regierung mit Hülfe des Centrums, der Conservativen und des Gros der Freiconservativen jederzeit die Parlamentsmajorität für die Reaction in Kirche und Schule zur Verfügung und es hängt nur von ihrer Willkür ab, ob und wann sie von derselben Gebrauch macht. Noch ist sie stark genug, um sich dem Drängen des Centrums und des rechten Flügels der Conservativen zu widersetzen; wie aber, wenn die Conservativen so gestärkt, die Nationalliberalen so geschwächt aus den Neuwahlen hervorgehen, daß das Schaukelspiel zwischen katholisch-conservativer und nationalliberal-conservativer Majorität aufhört? Wird bei dem gänzlichen Versagen einer conservativ-liberalen Majorität die Regierung nicht schließlich *gezwungen* sein, kirchlich-reactionäre Gesetze als Compensationsobjecte für die Bewilligung ihrer Forderungen einzubringen? Nicht so sehr die Regierung unmittelbar, wenigstens die des Fürsten Bismarck, ist es, gegen welche sich die Furcht einer kirchlichen Reaction in erster Reihe geltend macht, als vielmehr das Parlament, insofern eine Stärkung der conservativen Partei die conservativ-clerikale Coalitionsmajorität unternehmungslustig genug macht, um die Regierung durch parlamentarische Taktik zur Bewilligung von reactionären Maßregeln und Gesetzen zu zwingen.

Dies ist der Grund, warum Niemand, der die kirchliche Reaction fürchtet, für einen conservativen Candidaten stimmen kann und darf; hier allein, nicht in deren politischen Haltung liegt der Grund, warum die gebildete städtische Bevölkerung

alle bestehenden conservativen Parteien haßt und fürchtet. Wie die Verquickung des wirthschaftlichen mit dem politischen Liberalismus ein Hauptgrund geworden ist, den letzteren zu Falle zu bringen, so ist die Verquickung des religiösen mit dem politischen Conservatismus der Erbfluch des letzteren, der ihn für immer bei dem gebildeten Bürgerthum unmöglich macht. Wie hoch auch die Hochfluth der conservativen Bewegung bei diesen und den nächsten Wahlen schwellen möge, es wird ihr eine um so raschere Ebbe nachfolgen; denn mehr als je stützt die conservative Wahlagitation sich auf das kirchliche Christenthum, und desto rascher und vollständiger wird der Rückschlag des Widerwillens bei den Wählern kommen, welche sich durch den Ueberdruß an der Impotenz des Liberalismus haben bestimmen lassen, es einmal mit der andern Seite zu versuchen.

Durch ihre Verquickung mit dem christlich-religiösen Conservatismus beweisen alle conservativen Fractionen, daß sie noch „Conservative der Vergangenheit", nicht der Gegenwart sind, daß sie keine Reichsconservativen in dem Sinne sind, wie wir sie heute brauchen, im Sinne eines zugleich erhaltenden und entwickelnden Ausbaues der Reichsinstitutionen, der sich ebenso energisch einer etwaigen reactionären Tendenz von oben wie einer radical-liberalen Tendenz von unten widersetzt. Weder die freiconservative noch die nationalliberale Partei als solche bietet die Möglichkeit, eine „reichsconservative Entwickelungspartei" in diesem Sinne zu werden, und noch weniger würde die Vereinigung beider, falls sie möglich wäre, die solide Grundlage einer solchen zeitgemäßen Partei liefern. Wohl aber enthalten gerade diese beiden Parteien schätzbare Elemente, welche nur die wahren politischen Forderungen der Gegenwart zu erkennen brauchen, um sich von den bestehenden Fractionen abzulösen und eine „reichsconservative Entwickelungspartei" zu schaffen. Eine solche Partei mit dem Programm einerseits des definitiven Verzichts auf parlamentarische Regierungsform und andrerseits des unbeugsamen Widerstandes gegen jede reactionäre Velleität der Regierung wie der Parteien, würde genau in die Mitte zwischen den genannten beiden Mittelparteien fallen, also recht eigentlich das Centrum aller reichstreuen Parteien darstellen; es wäre eine wirkliche „deutsche Centrumspartei" gegenüber jenen reichsfeindlichen Römlingen, welche dem deutschen Volk zum offenen Hohn ihre Vereinigung im deutschen Parlamente „Centrumspartei" genannt haben. Sie würde als das parlamentarische Gegenbild des deutschen Einheitsgedankens ohne Zweifel bald den centralen Krystallisationspunkt bilden, um den viele der besten Kräfte des Reiches anschießen würden, namentlich ein großer Theil derer, die jetzt aus Ueberdruß am widerspruchsvollen Parteigetriebe dem politischen Leben fern bleiben.

Es kommt nur darauf an, diesen centralen Kern mit deutlicher Erkenntniß als eine erst noch zu verwirklichende Neuschöpfung zu erfassen und zu dem Behufe einzusehen, daß alle unsere bisherigen Parteien solche der Vergangenheit, nicht der Gegenwart sind, und daß auch die beiden am besten an die Aufgaben der Gegenwart accommodirten doch nur halb accommodirt, zur andern Hälfte aber in der Vergangenheit stecken geblieben sind. Es kommt darauf an, sich endlich einmal von dem Zauber veralteter Stichworte und Phrasen freizumachen, der liberalen Idee der parlamentarischen Regierungsform einerseits und der conservativen Idee des christlichen Staats andrerseits. Es kommt darauf an, die Worte „Freiheit" und „liberal" als hohle Phrasen anzuerkennen im Bereiche des äußeren Staatslebens, wo nur die gesetzliche Ordnung und die gesetzestreue Gesinnung Werth hat, den Zwang und die Reglementirung aber als widersinnig in sich zu verwerfen auf dem Gebiete des inneren religiösen Lebens, wo nur die freie, aufrichtige Ueberzeugung Werth hat. Nur eine Partei, die zugleich politisch-conservativ, religiös-liberal und volkswirthschaftlich-opportunistisch ist, kann die Partei der Gegenwart sein, um welche die deutsche Jugend sich willig und vertrauensvoll schaart.

Eine Woche am Eingange der Sahara.

Von Carl Vogt.

(Fortsetzung.)

Hunderttausend Palmbäume, 1700 Einwohner, worunter 230 Franzosen, 102 andere Europäer, 56 Juden und der Rest Eingeborene; das ist die Statistik von Biskra und es geht aus diesen einfachen Zahlen schon hervor, daß das europäische Element nur ein Anhängsel des arabischen ist, angeklebt mit einigen Straßen und einer verkümmerten Gartenanlage an eine Ecke der weitläufigen Oase. Diese selbst aber hat in dem alten Biskra den ursprünglichen Charakter beibehalten und zur Seite hat sich an dem Ufer des meist wasserlosen Flusses ein Negerdorf angesiedelt, das die Lehmbauten in ihrer ganzen Nacktheit zeigt, ohne von Palmen überschattet zu sein, während rings herum, auf einigen öden Flächen arabische Zelte, Gurbis, zerstreut sind mit ihren unentbehrlichen Zugaben von grunzenden Kameelen, bissigen Hunden und nackten, bettelnden Kindern. Die ganze, weit ausgedehnte und noch eine ziemliche Anzahl von isolirten Oasen einschließende eingeborene Gemeinde zählt über 100,000 Araber. Der Biskri, in dessen Händen früher ein großer Theil des Handels mit dem inneren Afrika lag, gilt bei den übrigen Arabern für einen schlauen, geriebenen Kaufmann; für denjenigen Theil der arabischen weiblichen Bevölkerung, der sich eine Mitgift durch die Prostitution zu verdienen sucht (er ist nicht gering!), ist Biskra die hohe Schule der Vervollkommnung; die Uled-Naïl von Constantine und Algier rühmen sich, in Biskra ihre Studien gemacht zu haben.

Das Betteln ist in der Provinz Constantine verboten! Große Warnungstafeln mit dieser Inschrift finden sich auf allen Straßen, an allen Thoren der Städte und nirgends wird man so sehr vom Bettel belästigt, als in den arabischen Gegenden. Aus weiter Ferne, sobald sie nur die Diligence erblicken, rennen junge Hirtinnen und Hirten herzu und verfolgen den im Trabe davon eilenden Wagen halbe Stunden weit mit ausgestreckten Händen und betäubendem Geschrei — Ahi Adi! Wo diese Kröten den Athem herholen, ist mir ein Räthsel; um besser laufen zu können, nehmen sie den Zipfel ihres Rockes in die eine Hand oder gar zwischen die Zähne und umkreisen den Wagen wie Stechfliegen. Nirgends kann man sich retten vor dieser Bettelei. Vor den Thüren der Gasthöfe stehen Haufen von Jungen und Alten; die ersteren schlagen Räder, die andern hinken herbei — aber alle strecken die Hand aus: Di! Soldi! Geht man durch ein Dorf, so hat man in wenigen Minuten einen Schwarm von bettelnden Kindern um sich, umkreist von bellenden Hunden; sogar die Möppel, welche von den Frauen auf dem Rücken getragen werden, strecken die Hand aus! Man kann sich am Ende des Gesindels nicht anders als mit dem Stocke entledigen, hat es aber nichts desto weniger beständig auf den Hacken. Dazu gesellen sich in Städten die Trödler und Zwischenhändler. Der ansässige Kaufmann sitzt in einem kleinen, engen Loche, zu niedrig und zu eng, als daß ein Mensch sich in irgend einer Richtung darin ausstrecken könnte, hinter einem unbeweglichen Ladentische, über welchen er sich mit einer eigenen Bewegung hinüberschwingt; vor dem Ladentische sind zwei niedrige Sitze angebracht, stets von schwatzenden Freunden besetzt, zwischen deren gekreuzten Beinen eine Person gerade Platz hat, in den Laden zu treten — diese ansässigen Händler sind schweigsam; die Trödler dagegen preisen mit betäubendem Geschrei ihre Waaren an, meist Erzeugnisse einer heruntergekommenen Industrie; Pfeifen aus Rohr, die nur einige klagende Töne gestatten, schlecht ausgestopfte Eidechsen mit rothen Bändchen geschmückt, Fliegenwedel, einer Kinderfahne ähnlich, Hörner von Gazellen und Antilopen, vielleicht auch einige rohe Messer oder Dolche, Schmuck, meist recht geschmacklos, aus Silber oder Tombak mit Glasperlen gebildet, bunt ausgeschmückte Ledertaschen für Tabak und Pulver, Teppiche aus Kameelhaar gewoben, mehr oder minder fein gearbeitete Burnusse. Es wird ebenso unverschämt überfordert, als unverschämt gefeilscht; die

Zeit hat für den Araber keinen Werth; er kommt hundertmal während eines Tages wieder, um Sou für Sou von den geforderten zwanzig Franken abzulassen, bis er schließlich den Gegenstand für einen Franken gibt, welchen man ihm anfänglich geboten hat.

Pfiffig, anstellig und gelehrig sind diese lungernden, hosenlosen Jünglinge. Am Morgen nach unserer Ankunft beschließen wir, uns den Reisestaub in den „fontaines chaudes", die man in der Zeit einer Stunde im Wagen von Biskra aus erreicht, von dem Körper zu waschen. Die etwas Schwefelwasserstoff und Salze enthaltende Quelle bricht mit großer Fülle am Fuße eines Hügels hervor, wird in mehrere Piscinen geleitet und dort während der Nacht abgekühlt, so daß das Wasser am Morgen die richtige Badetemperatur besitzt. Höchst primitive Einrichtungen gestatten, frisches heißes Wasser in das Becken hereinströmen zu lassen. Die Offizierspiscine ist so geräumig, daß wir zu Dreien darin herumschwimmen konnten, recht reinlich gehalten und die Tasse arabischen Kaffees, welchen der Wirth nach dem Bade bietet, ist mit diesem selbst ein Genuß für Götter! Es ist die Rede davon, die Quellen, welche jetzt nur von einigen Fremden, von wenig zahlenden, mit Hautkrankheiten behafteten Arabern beiderlei Geschlechts und Abends von Uled-Naïls und ihren Anbetern besucht werden, nach Biskra selbst zu leiten und dort eine Badeanstalt für Wintergäste herzustellen — ob das Project zur Ausführung kommt, ist eine andere Frage.

In dem Bache, welchen die Quellen nach kurzem Laufe bilden, leben kleine, etwa halbfinger lange Fischchen, welche zu der Familie der Zahnkarpfen (Cyprinodontes) gehören und wahrscheinlich lebendig gebärend sind. Die Art sollte nach dem Reisehandbuche von Playfair nur noch in der Oase des Jupiter Ammon vorkommen — ich hatte mich also mit einem Netze bewaffnet, das sowohl zur Jagd von Insekten als zum Fange solcher Fischchen gebraucht werden konnte. Wir hatten einen jungen, intelligent aussehenden Araber mitgenommen, der als Cicerone dienen sollte. Er sah mir aufmerksam zu, als ich das Netz an seinem, in einem Stocke untergebrachten Stiele befestigte und sagte dann: „Während Du Dein Bad nimmst, will ich Dir Cicindelen fangen!" — „Was Teufel, Junge, wo hast Du den Namen her?" — „Oh!" antwortet er lächelnd, „unser Lehrer, Herr Colombo, beschäftigt sich mit Insekten und wir sammeln für ihn. Ich kenne die meisten Käfer: Melasomen, Bupresten, Carabiden" — er citirt eine ganze Nomenclatur. „Gut! Fange Cicindelen!" Er bringt wirklich welche, hilft dann beim Fange der Fische und von diesem Augenblicke an habe ich ein halbes Dutzend von Kammerjägern zu meiner Disposition. „Gib mir Deine Zange, ich will Skorpionen fangen! — Ich weiß, wo ein Varan steckt (so heißt die gelbe, große, an Palmen kletternde Eidechse), leihe mir Deine große Zange! Gib mir ein Glas, ich will Käfer suchen!" — So boten sich eine Menge Helfer an. Es wäre mir nicht schwer geworden, bei längerem Aufenthalte eine ziemlich vollständige Sammlung der um Biskra vorkommenden Insekten und Reptilien aufzubringen. Als ich aber unserem Cicerone auseinandersetzte, daß diese Dinge immer in Europa ihren Werth hätten, daß er sich darauf verlegen solle, ein förmliches Naturaliengeschäft in Gang zu bringen, wozu ich ihm gerne behülflich sein wolle, fand ich nur taube Ohren. Es war ihm durchaus unverständlich, daß er einige Monate Arbeit und einiges Geld einsetzen müsse, um später einen Gewinnst zu erzielen; auf jede Auseinandersetzung folgte die Frage: Wer bezahlt mir morgen die Dinge, die ich heute sammle?

Die regelrecht geviertelten Gartenanlagen längs der französischen Straße von Biskra haben als Acclimatisationsgarten, wozu sie ursprünglich bestimmt waren, keinen Werth. Eine wundervolle Schöpfung dagegen ist der etwa zehn Minuten von dem Ort, jenseits des Negerdorfes gelegene Park eines Herrn Landon, dessen Vater, wie es scheint, die Specialität von Gärten und Schlössern in entlegenen Ländern cultivirte. Ein prachtvoll ausgestattetes Schloß in der Nähe von Phillippeville konnte ich, des bei meinem dortigen Aufenthalte andauernden Regenwetters halber, nicht besuchen — in dem Garten bei Biskra habe ich einige genußvolle Nachmittage zugebracht. Das Haus ist unbedeutend, der Park aber um so anziehender, als große Tafeln am Eingange verkünden, daß dem herumführenden Araber unter keiner Bedingung ein Trinkgeld verabreicht werden, der Fremde aber sich so lange aufhalten dürfe, als es ihm beliebe. Das habe ich mir denn weidlich zu Nutzen gemacht. Mit dem Araber, einen jungen Schriftgelehrten oder Taleb, hatte ich bald Freundschaft geschlossen und sein Herz durch das Geschenk eines Faber'schen Bleistifthalters mit zugehörigen Stiften gänzlich gewonnen. Der junge Mann kannte die lateinischen Namen aller im Parke gepflegten Gewächse, die theils aus nördlicheren Gegenden, theils aus dem Sudan stammen; aber diese Kenntnisse hatten seinen Glaubenseifer nicht im geringsten Abbruch gethan. Eine angebotene Cigarre schlug er mit der Bemerkung aus, der Koran verbiete das Rauchen. „Warum nicht gar," rief ich aus. „Ich habe noch keinen Araber oder Türken gesehen, der nicht rauchte!" — „Es sind unmoralische Menschen," sagte er seufzend, „die ihren Lüsten zu Liebe das Gesetz mit Füßen treten! Du kannst rauchen, denn Dein Gesetz verbietet Dir das nicht — aber diese begehen eine Sünde!"

Ich habe manche Nachmittagsstunde dort zugebracht im Schatten der Pfefferbäume, der Akazien, Lautanen und Palmen, zeichnend und schreibend, denn mein Taleb brachte mir Tisch und Stuhl und war sogar so aufmerksam, die Besucher nicht an den Punkt der Terrasse zu führen, wo ich weilte; vor mir das weite, öde, mit Kiesgeröll gefüllte Bett des Oued Biskra, das häufig von Karawanen durchkreuzt wurde und in dem Kameele, Ziegen und Schafe ärmliche Nahrung suchten; links das Negerdorf mit dem bewegten Treiben zwischen seinen Lehmhütten, rechts die Kubba irgend eines Marabut mit ihrer weißen Kuppel auf viereckigem Unterbau, über dem Flußbette drüben die Oase Laliah, „die ragende", so genannt wegen ihrer hohen Lage auf der Lehne des Flußbettes, und im Hintergrunde zur linken Seite die wunderbare Bergkette der Aures, auf der eines Tages ein starkes Gewitter sich austobte, das auch bis nach Biskra einige wenige Tropfen entsandte — die ersten nach fünfjähriger Trockenheit, wie man versicherte.

Ueber das Flußbett hinüber und an Laliah vorbei führt der vielfach befahrene Weg nach der Oase von Sidi Okba, der kirchlichen Hauptstadt der Ziban, 20 Kilometer von Biskra entfernt und nur 40 Meter über dem Meeresniveau gelegen. Wir fuhren eines Morgens nach dem Frühstück dorthin in leichtem Wagen und hatten Mühe, zum Diner zurückzukommen, denn ein wüthender Sirocco hatte sich erhoben und wirbelte solche Staubwolken uns entgegen, daß wir zuweilen unsere Noth mit den Pferden hatten, welche nicht weiter wollten. Sidi Okba, nach einem berühmten heiligen Eroberer benannt, der dort begraben liegt, soll die älteste Moschee Algeriens besitzen — ein plumpes Gebäude, dessen innerer Raum von massiven, niedrigen Säulen getragen wird. Das Grab des Heiligen, das mit einem rothen Teppich bedeckt in einer Art Zelle steht, dürfen Ungläubige nur durch eine Ritze der Thür ansehen. Von architektonischer Bedeutung ist nur die mit einer Kuppel versehene und mit bunten Fayenceplatten ausgelegte Gebetnische, die mit geschnitzten Arabesken verzierte Kanzel und eine stets verschlossene Eingangsthüre, deren Ornamente mich seltsamer Weise an den Schmuck des Domes von Drontheim in Norwegen erinnerten. In der Vorhalle wurde Schule gehalten — ein lebendiger Decamps! Im Dämmerschein des himmelblau angestrichenen Raumes, der sein Licht von dem Gange aus erhielt, saßen oder hockten vielmehr etwa 50 Knaben eng aufeinander, in bestimmten Tonfall auernd, ihnen gegenüber der Vorleser oder Vorsänger mit einem langen Rohrstecken, womit er den Unachtsamen auf den Kopf schlug oder den Takt angab. Derselbe näselnde Ton, dieselben Modulationen wie bei dem Thoralesen der Juden, dem Messelesen der Christen, dem Gebetableiern der alten Weiber in katholischen Kirchen. Unsere Ankunft störte offenbar die Aufmerksamkeit der Schüler sehr — der Vorleser sang lauter, schlug häufiger zu — aber die jungen Talebs hatten nur halbe Ohren für ihn und zwischen ihrem Schreien streckten sie die Hände nach hinten und flüsterten: Didi! Soldi!

Eine enge ärmliche Marktstraße, eine durchaus verkommene Bevölkerung, von Krankheiten geplagt und täglich abnehmend, da die dem Gebirge entstammenden Quellen, welche vorher andere, höher gelegene Oasen speisen, mit jedem Jahre abnehmen. Hautkrankheiten, welche die medicinische Statistik als in Sidi Okba besonders häufig verzeichnet, wollten sie nicht zugestehen, sogar den „clou de Biskra“ nicht, einen bösartigen Furunkel, dem Anthrax ähnlich, der vielleicht von einem Schmarotzerwurme erzeugt wird und zuweilen tödtlich endet — aber die Augenkrankheiten konnten sie nicht ableugnen — zu viele Opfer derselben tappten auf der Straße herum! Sie boten uns guten Kaffee und gutes, frisches Trinkwasser — als wir uns gelabt, ging die Kanne im Kreise unter den im Kaffeehause Versammelten herum. „Heute,“ sagten sie, „könnten sie uns einen solchen Trunk bieten, denn die Colonne, die weiter oben am Rande des Gebirges marschire, habe die Schleußen geöffnet; aber sonst sei Noth und viele Palmbäume seien schon des Wassermangels wegen zu Grunde gegangen und manche Familie ausgewandert. Wenn der Prophet sich seiner Gläubigen nicht erbarme, so müsse Sidi Okba, dieses Juwel der Kirche, verlassen werden!“

Die Franzosen werden vielleicht diesem Untergange des von fanatischen Muselmännern bewohnten Sidi Okba trockenen Auges entgegensehen; denn wie man behauptet ist das verkommene Nest ein Centralpunkt für alle Meutereien und Verschwörungen, die östlich und südlich unter den Nomadenstämmen angezettelt werden und von hier nach Westen ausstrahlen. Noch in diesem Jahre mußte sich der Generalgouverneur von Algerien, Herr Albert Grévy, persönlich in Paris vor der Kammer gegen die Anklage vertheidigen, er habe widerrechtlich eine Anzahl von Würdenträgern aus Sidi Okba als Anstifter von Meutereien im Gefängnisse gehalten. Nach dem, was man uns sagte, könnte man jeden Einwohner der frommen Oase am Schopfe packen aus diesem Grunde, ohne ihm Unrecht zu thun — aber zum Aerger der strafenden Gerechtigkeit machen es die Kerle wie die Grenadiere des alten Dessauers und räsonniren nur innerlich!

Nach wenigen Tagen hat man in Biskra die stereotypen Figuren, die überall wiederkehren, von den durchreisenden und mehr individualisirten Typen zu unterscheiden gelernt. Einige zerlumpte Bettlerinnen, die aber stets Halsschmuck, Arm- und Beinringe tragen, mit einem Kinde auf dem Rücken, in dessen Ohren, Nasenlöchern und vereiterten Augenwinkeln Haufen von Fliegen und Fliegenmaden sitzen, ohne daß das arme winselnde Wesen nur eine Bewegung machte, um sie zu scheuchen; bis auf die Knochen vertrocknete, mit eiternden Wunden an den Hintertheilen bedeckte Esel, welchen man die Nasenlöcher bis gegen die Augen hin aufgeschlitzt hat unter dem Vorwande, sie könnten dann besser schnaufen, und die außer einem Bündelchen Holz und Gewürzel zum Verkaufe, das man mit der Hand umspannen kann, noch ein oder gar zwei Kerle tragen müssen, von deren lehmfarbenen Burnussen man nicht weiß, welches componirende Element das Uebergewicht hat, das ursprüngliche Gewebe oder die Stricke, Fäden und Flicklappen, mit welchen die Stücke zusammengehalten werden; eleganter gekleidete Müßiggänger, die auf Strohmatten vor einem maurischen Kaffeehause sitzen, zwei mit einem Damenbrette beschäftigt, auf dem sie mit Griffen versehene Steine bewegen, während ein halbes Dutzend, unbeweglich wie Statuen, an der Wand lehnen oder umherhocken, stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit dem Spiele folgend; auf den breiteren Gassen im Schatten der Häuser an der Erde liegende Kerle, die man zu allen Stunden des Tages und der Nacht in derselben Stellung unbeweglich wieder zu sehen glaubt, so sehr gleicht eine dieser in weißes Gewand gewickelten Gestalten der andern; hier und da ein Reiter, meist auf einer elenden, klapperdürren Schindmähre sitzend, deren Leib beiderseits von den scharfen Ecken der Steigbügel roth gepflügt ist, wie ein Ackerfeld — an den Thüren der Häuser, der Kaufläden, der wenigen Werkstätten mit süßem Nichtsthun beschäftigte Männer, während drinnen Gewerbe, Handel und Wandel ihren einförmigen Gang gehen — das ist etwa die Staffage der Gassen von Biskra in ihrem Alltagsgewande. Man kennt sie bald und hat dann wenig Freude daran, so überraschend auch der erste Anblick sein mag.

Auf dem Markte, einem von Arkaden umgebenen Doppelhofe mit weitem, überdachtem Viereck in der Mitte, kann man schon besser das Leben und Treiben der aus der Wüste kommenden Käufer und Verkäufer beobachten; am besten aber in einigen Winkeln der alten Stadt und auf den weiten Flächen der Oasis von Bulacraß-ben-Gana, einem der Feudalfürsten Biskras oder vor dem Garten Landon, wo sie unter einzeln stehenden Palmen ihre Zeltlager aufschlagen und mit ihren Pferden, Maulthieren, Eseln, Kameelen, Hunden und Ziegen zusammen unter dem Dache von Kameelhaar ihr Wesen treiben. In der Nähe der Moschee von Biskra fand ich eine wahrhaft idyllische Ecke — erst nachdem ich einen Morgen hindurch versucht hatte, ein Bild davon zu entwerfen, sah ich, daß einer meiner Begleiter, Herr Jeanmaire, ein tüchtiger Künstler aus Genf, einige prächtige Studien davon aufgenommen habe. Rechts eine hohe Gartenmauer, von gewaltigen Feigenbäumen überragt, an deren Fuße ein kleiner Bach hinströmt; im Grunde der Ecke ein riesiger Palmbaum, dessen Blattwedel um einen entlaubten Pfropfen geordnet ist — der Rest des Stammes, welcher in Folge des Abzapfens des Saftes zu Palmwein die weitere Triebkraft verloren hat; links eine Reihe von Lehmsteinhäusern, an deren Fuße einige Zelte aufgeschlagen sind; das vorderste ist von Arabern, die beiden hinteren von Negern bewohnt. In der Thüröffnung des letzten Zeltes sitzt den ganzen Tag ein feistes Negerweib, in blau und roth, die traditionellen Farben der Jungfrau Maria gekleidet; auf den schmutzig lila-braunen, mit rothen und gelben Streifen gezierten Zelten liegen Haufen von Wäsche, weiße Burnusse, rothe Tücher und Schärpen, brennend gelbe Strohmatten, die zum Gebete auf den Boden gebreitet werden; vor jedem Zelte hängt an einem aus rohen Stecken zusammengenestelten Dreifuße der braune, aus einem Ziegenfelle gemachte Wasserschlauch, neben welchem das kupferne Wassergefäß steht. In und vor den Zelten reges Durcheinander. Die Insassen treiben Holzhandel. Grunzend und stöhnend kommt ein Dutzend Kameele, mit den kleinen Holzbündeln beladen; auf Commando knien sie nieder; die stets mit heiseren Gurgeltönen schreienden Treiber werfen die Bündel auf einen Haufen; man feilscht, schwört, schimpft, bis man endlich Handels einig geworden. Die Kameele ziehen wieder ab, häufigen Staub aufwirbelnd. Der Platz wird von einigen Arabern eingenommen, deren einer ein schönes Pferd am Zügel führt. Lauter Zank, heftige Gegenreden zweier Parteien; die Einen schaaren sich um den älteren Besitzer des Rosses, die Andern um einen, scheinbar nur wenig jüngeren, aber ihm auffallend ähnlichen Mann. Die Gestikulationen werden stets heftiger, das Gurgeln lauter und mißtönender. „Sidi,“ sagt einer zu mir, „kannst Du arabisch?“ — „Nein!“ — „Das ist schade! Du hättest ein Wort zur Beilegung des Streites sagen können!“ — „Um was handelt es sich denn?“ — „Der Vater will das Pferd verkaufen. Er ist nicht reich, die Ernte ist mißrathen, er fürchtet den Hunger. Der Sohn aber will das Roß behalten, er will fantasia machen, das Pulver sprechen lassen. Darum zanken sie. Du bist groß und dick, Dein Wort würde viel Gewicht haben.“

Während der gut französisch sprechende Araber mir in dieser Weise die Scene erklärt, hat der Alte dem Flehen seines Sohnes, dem Geschrei der Freunde desselben nachgegeben. Der Sohn wirft sich vor ihm auf den Boden, küßt den Zipfel seines Burnus, springt auf, umarmt stürmisch den Alten, küßt ihn auf die Augen, die Stirne, die Nase und schließlich zieht die ganze Gesellschaft ab, um vor einem benachbarten maurischen Kaffeehause den Streit in einer Schale Mokka zu ersäufen.

Ich setze mich in die Thürnische eines, diesem Winkel gegenüberstehenden Hauses und beginne zu zeichnen. Ein Araber kommt und stellt sich vor mich hin: „Guten Tag, Herr!“ — „Guten Tag,“ antworte ich, ihn mit dem Arme bei Seite schiebend, denn er hindert die Aussicht. „Wie befindest Du Dich?“ fragt er. „Danke, gut. Und Du?“ — „Ich befinde mich, Gott

sei Dank, wohl!" Ich lasse das Gespräch fallen und zeichne emsig weiter. Die Sonne steigt höher. Nach anderthalb Stunden sind die Schatten und Lichteffecte so verändert, daß ich aufhören muß. Ich erhebe mich, klappe mein Album zu und stecke eine Cigarre an. Jetzt erst erblicke ich meinen Araber, der unbeweglich wie eine Statue, mit über die Brust gekreuzten Armen an der Mauer gelehnt hat. Er grüßt mit einem Kopfnicken, tritt in die Nische, die ich verlassen, zieht einen Schlüssel hervor und verschwindet in der Hausthüre, die er hinter sich schließt. — Es war der Hausherr, den ich durch mein Sitzen in der Nische an dem Betreten seines Heim gehindert hatte! Welche Geduld! Ein Franzose würde mich wahrscheinlich unter gleichen Umständen höflich versichert haben, es thue ihm leid, mich für einen Augenblick beunruhigen zu müssen, und ein Westfale würde in dem urgermanischen Bewußtsein, dem ersten Culturvolke der Welt anzugehören, mich mit einem Rippenstoß aus *seiner* Nische herausbefördert haben — der Araber wartete ruhig stundenlang, als müßte es so sein. Ueberdenkt man aber die Sache genauer, so ist das Höflichkeitsverdienst des Arabers doch nicht so groß, als es scheinen möchte. Die Zeit existirt für ihn nicht, ob er außer seinem Hause im Sonnenschein, der noch nicht lästig war, oder in dem Hause im Schatten mit Nichtsthun sich beschäftigte, war ihm völlig gleichgültig.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Hochsommernacht.

Wenn nach ermattendem Tage zuletzt aus azurenem Köcher
Nun seiner Strahlen Geschoß Phöbus Apollo versandt,
Dann zwischen rankendem Laub des Balcons um den kühlenden Nachttrunk
Sammelt zu traulichem Kreis seine Bewohner das Haus.
Drunten im Garten verstummt das Gelärm und Gelächter des Spieles,
Lustmüd', flatternden Haars, drängen die Kinder herzu.
Dämmernder Schleier verhüllt in der Weite die Gipfel des Wasgaus,
Nächtig zum Himmel empor schattet das Heimatgebirg;
Schweigen befriedet die Welt und es bannt auf den Lippen der Kinder
Auch das Gespräch, und sie schau'n stiller ins Dunkel hinaus.
Sternlicht flimmert herab, und es murmelt verschlafen die Dreisam,
Leis aufschauernder Wind neiget die Wipfel; doch süß
Schwillt eine Woge herauf von der Duft ausströmenden Heumahd,
Die ein behörntes Gespann langsam zur Scheuer bewegt.
Weiß durchs Zwielicht glänzen die Stirnen des wandelnden Zugviehs,
Hoch auf des weichen Geflocks Ruhestatt, gliedergelöst
Liegen die Mägde gestreckt, und es schimmert das Roth ihres Kopftuchs,
Nickendem Mohnkelch gleich, über die Wimpern herab.
Ruhvoll zieht es vorbei, und es folgt auf das Gehen ein Kommen
Anderer Heimkehr, doch immer im gleichenden Bild.
Jetzt nur mischt sich ein lauterer Ton, wie ein Seufzergeächz fast,
In den bedächtigen Gang; lang auf dem schweren Gefährt
Uebereinander gestaut, von den riesigen Tannen des Schwarzwalds
Rollt eine schütternde Last mächtiger Stämme dahin.
Dunkler verschwimmen die Berge gemach, und es mahnet die Thurmuhr,
Mälig zur nächtlichen Ruh' schwinden die Kinder hinweg.
Kleiner nun schließt sich der Kreis, doch es hebt sich vom östlichen Bergkamm,
Bläulich und silbernen Scheins, höher und heller empor;
Zaudernd hält es noch an, dann umgießt wie mit plötzlichem Aufglanz
Rings die versunkene Welt nächtliches Strahlengeleucht.
Horch, da klingt auch ein Ton fernher noch herauf durch die Mondnacht,
Und in beflügelter Hast klirrt es und rollt es heran,
Dumpfaufdröhnenden Hufs, und es rasselt die Post vom Gebirg her,
Vierfach bespannt, auf dem Dach Menschen-bethürmt noch, vorbei.
Schmetternd begrüßt noch die Stadt altmodisch frohlockender Hornruf,
Der von den Bergen umher rinnendes Echo erweckt;
Hastig verbraust das Gelärm, und die schwellenden Töne verhallen,
Gipfel und Thäler bekränzt wieder die schweigsame Nacht,
Doch aus dem summenden Laub des Balcons jetzt schweift der Gedanke,
Schweifet das wechselnde Wort mit in die Weiten hinaus.

Wilhelm Jensen.

Sind die Pflanzen beseelt?

Betrachtungen bei Darwins neuem Buche.*)

Von Carus Sterne.

Darwins Arbeiten besitzen die Eigenthümlichkeit, daß sie uns auch dann, wenn sie von den „letzten Fragen" scheinbar weitabliegende Dinge behandeln, sofort zu den tiefsten Problemen des menschlichen Forschens geleiten. Welcher denkende Mensch könnte sein neues Buch in die Hand nehmen, ohne alsbald, und mit gebundener Marschroute, zu jener alten (in dem Buche nirgends aufgeworfenen) Frage geführt zu werden, welche in dem Titel dieses Aufsatzes, ich gestehe es, recht schlecht ausgedrückt ist! Wenigstens unzulänglich ausgedrückt, denn wenn Einer käme und parirte diese Frage mit der andern: „Ja, besitzen denn die Thiere eine Seele?" so würde ich gezwungen sein einzugestehen, daß die Erfahrungswissenschaft über das Dasein eines besondern Wesens, genannt „Seele", in Thieren oder Pflanzen gar nichts auszusagen weiß, und daß die obige Ausdrucksform nichts als eine Abkürzung des Fragencomplexes ist. Geben die Pflanzen Anzeichen von Empfindungsvermögen, von dadurch angeregten Trieben, oder gar von Intelligenz zu erkennen? Ganz klar wird uns die Frage werden, wenn wir vorher kurz ihre Geschichte betrachten.

Naturvölker, welche alle ihre Antworten auf schwierige Fragen aus der Phantasie schöpfen, haben gedacht, daß die Pflanzen ihr ganzes Leben hindurch, und die Thiere wenigstens so lange, bis sie zu „eignem Verstande" kommen, von übernatürlichen Mächten auf Schritt und Tritt geleitet würden. So unterhielten die Römer, wie uns *Arnobius*, *Augustinus* und andere alte Schriftsteller erzählt haben, eine große Schaar von Göttern und Göttinnen für diese Zwecke. Da hatte man eine Göttin Seja, deren ganzes Geschäft darin bestand, die Pflanzensamen unter der Erde zu beschützen, eine Segetia, welche die Keimung leitete, den Gott Nodotus, der die Knoten bildete, eine Volutina für die unentwickelten Knospen, eine Patella und Patellana für die Spelzen- und Aehrenbildung des Getreides u. s. w. Ebenso war es bei den Thieren, ja hier ging die übernatür-

*) Das Bewegungsvermögen der Pflanzen von Charles Darwin mit Unterstützung von Francis Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Mit 196 Holzschnitten. Stuttgart 1881, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).

liche Einwirkung noch früher an. Augustinus stellt eine ganze Gesellschaft von Göttern und Göttinen an den Pranger, welche bei den Römern der Zeugung präsidirten, dann trat Diespiter und Lucina in Thätigkeit, eine Göttin Ossipaga leitete die Knochenbildung der ungeborenen Thiere, und weiter specificirt er eine ganze Schaar von Gottheiten, die jede einzelne Phase des kindlichen Alters zu überwachen hatten. Erst nachdem die Fortuna Barbata dem Mann zu seinem Barte verholfen, wurde er gleichsam mündig gesprochen und aus den Händen der bildenden Gottheiten entlassen. Die Griechen schrieben den Pflanzen, wie den Menschen, eine Art Genien in Gestalt der Dryaden Hamadryaden und Schutzgeister zu, denen man die vernünftige Leitung ihres Lebens anvertraut dachte.

Natürlich faßten die Philosophen das Problem tiefer. Empedokles scheint in Vorahnung der neuen Anschauung der Dinge geneigt gewesen zu sein, eine Anzahl von Lebensäußerungen der Pflanzen von äußeren Reizen abzuleiten; so sagte er, was erst in unserem Jahrhundert experimentell bestätigt worden ist, daß es wohl dieselbe Kraft sei, welche alle schweren Körper zur Erde zieht, die auch das Keimwürzelchen der Pflanzen veranlasse, in die Erde hinabzusteigen, während der Stamm, der Flamme gleich, in die Höhe strebe. Aristoteles antwortete ihm, in seiner Schrift über die Seele, es müsse doch ein Etwas da sein, welches diese diametral auseinanderstrebenden Kräfte zusammenhalte, welches die Heranziehung der geeigneten Nahrung und das jeder Pflanze eigene Wachsthum regle, und dieses Etwas könne nur eine Seele der niedersten Stufe, also eine Anima vegetativa sein, der weder Empfindungsvermögen noch Trieb zur Bewegung, die Kennzeichen der höheren Thierseele, innewohnen. Man könne diese Pflanzenseele der Seele des thierischen Embryo vergleichen, welcher ohne Empfindung und Bewußtsein sich nähre und wachse, die Pflanzenseele liege gleichsam in einem tiefen Schlummer, aus dem sie nicht zu erwecken sei, aber der darum kein wirklicher Schlaf sei, weil überhaupt nur das mit Empfindung begabte, zeitweise wachende und sich ermüdende Thier, nicht aber die Pflanze des Schlafs bedürfe. Die letztere Folgerung war sehr glücklich, dagegen hat die strenge Scheidung der Pflanzen- und Thierseele ihre Bedenken. Aristoteles wußte nichts von den wunderbaren Bewegungen der Schlingpflanzen, die sich in weitem Umkreise Stützen suchen und mit sicherem Griffe erfassen, er ahnte nicht, daß es „insektenfressende Pflanzen" gibt, die zum Theil mit hastigen Bewegungen ihre Beute ergreifen, ja eine Stecknadel fangen, die man ihnen zuwirft, wie es die Aldrovanda thut, und noch weniger, daß alle Pflanzen von ihrem ersten Auskeimen an, so zweckmäßige, den zufälligen Verhältnissen ihres Standortes angepaßte Bewegungen zeigen, daß es zum Erstaunen ist.

Bereits dem Kirchenvater Tertullian († 220) waren an keimenden Pflanzen Erscheinungen aufgefallen, welche der Ansicht des Aristoteles, daß die Seele der Pflanzen ohne Erkenntnißvermögen sei, zu widersprechen schienen. Im neunzehnten Kapitel seiner Schrift über die Seele sucht er zu zeigen, wie die Seele eines lebenden Wesens niemals ohne Intelligenz sei, die Bäume und Kräuter zeigten bereits beim ersten Auskeimen deutliche Spuren von Intelligenz, und wenn also sogar das Holz in seiner ersten Jugend Zeichen von Erkenntnißvermögen gäbe, werde man solches doch dem jungen Thiere nicht absprechen dürfen. Von dieser „Intelligenz der Keimpflanze" haben uns die neueren Beobachtungen Darwins und anderer Forscher in der That lehrreiche Beweise gebracht. Spätere Philosophen, wie Daniel Sennert († 1637), Baptist Morin († 1656) u. A. haben es sogar fertig gebracht, der Keimseele eines Wesens z. B. des Menschen, eine unbewußte, höhere „Wissenschaft" beizulegen, als dem erwachsenen Wesen, denn während das letztere sich nur zu erhalten brauche, müsse die Keimseele wissen, wie sie ihren gesammten Körper auszubauen habe, und diese Wissenschaft sei so unfehlbar, daß jeder Same immer wieder dieselbe Blüthe und Frucht hervorbringe, wie die Eltern.

Die moralische und juristische Gleichberechtigung der Pflanzenseelen mit den Thierseelen wurde zuerst feierlich anerkannt von der christlichen Sekte der Manichäer, welche demnach auch das Mähen eines Getreidefeldes für einen ebenso schrecklichen Massenmord ansah, wie das Hinschlachten einer Armee Soldaten, und ihren Gläubigen der höheren Grade schlechterdings das Tödten von Pflanzen verbot. Consequenter als Hindus und unsre Vegetarianer, welche die Tödtung der Thiere zum Zwecke der menschlichen Ernährung verabscheuen, aber die Tödtung der doch nicht weniger lebenden Pflanzen für ein Recht des Menschen ansehen, verdammten sie beides; nur der Nothwendigkeit gehorchend, erlaubten sie der niedern Klasse ihrer Anhänger, dem mit dem Ackerbau verbundenen Massenmorde zu fröhnen, und hofften für die Theilnahme am Genusse der unschuldigen Opfer einst dadurch Vergebung zu finden, daß in ihrem Leibe Theile jener gemordeten Gewächse und ihrer Seelen zum Genusse der ihnen selbst allein vorbehaltenen ewigen Seligkeit gelangen würden. Es ist leicht, mit dem heiligen Augustin über solche Thorheiten, die übrigens auch von späteren religiösen Sekten, z. B. den Albigensern, getheilt wurden, zu spotten, ich finde diese Anschauung der Manichäer viel consequenter, als die aller Vegetarianer, sofern sie das Fleischessen für Sünde halten.

Der Erste, welcher der Erforschung der Pflanzenseele auf dem Wege der Beobachtung nachgegangen ist, war meines Wissens der englische Arzt und Dichter Erasmus Darwin († 1802), der Großvater unseres Charles Darwin. Er hatte die Sinnpflanzen zum Gegenstande eines eingehenden Studiums gemacht, und war auch durch zahlreiche Betrachtungen an diesen und anderen Pflanzen zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Seelenvermögen der Pflanzen nur im Zustande der Samenruhe schlummere, sich bei und nach dem Keimen aber unverkennbar in der Empfindung und Unterscheidung von Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, Licht und Dunkelheit, sowie in dem Vermögen der Wurzel, die passende Nahrung auszuwählen, ausspreche. Er schrieb den Pflanzen ferner Tastgefühl und Liebessehnsucht zu und außerdem ein Vermögen, sich durch Ausbildung von Dornen, Drüsen, Haaren, klebrigen Ausschwitzungen, ekelhaften Gerüchen und Giftstoffen gegen die Angriffe und Plünderungen der Thiere zu schützen. Diesen Ansichten entsprechend suchte er bei den Pflanzen nach Organen, in denen sich die seelischen Fähigkeiten der Empfindung und Reizbewegung centralisirt haben könnten, wie beim Thiere, nämlich nach Ganglien oder kleinen Gehirnen und dazu gehörigen Nervenbahnen. Da er den Pflanzenleib ganz richtig einem zusammengesetzten Korallenstocke verglich, so mußte er ein solches Centralorgan jedem einzelnen Sproß zuschreiben.

Aehnliche Speculationen über Vorhandensein und Sitz der Pflanzenseele wiederholte der berühmte Botaniker und Amerikareisende Ph. von Martius in einer kleinen, 1838 veröffentlichten Studie über die Pflanzenseele. Er glaubte sogar deren Hauptsitz ermittelt zu haben. „Die Pflanze," sagte er, „hat ihr Seelenorgan überall, durch alle Grade ihrer gegliederten Organisation verbreitet. Sofern aber die pflanzliche Seele ihrer Natur nach bildend, plastisch wirkt, können wir sagen, daß sie vorzugsweise im Knoten wohne, in demjenigen Theile des Gewächses, worin die pflanzlichen Möglichkeiten schlummern." Er dachte hierbei wohl auch an die knotenartigen Blattpolster, welche die Blätter der Sinnpflanzen an der Basis ihres Stieles besitzen und von denen allerdings ihre Bewegungen bewirkt werden. Zehn Jahre später schrieb der berühmte Psychophysiker Th. Fechner in Leipzig, sein „Nanna" betiteltes Werk über die Seele der Pflanzen, in welchem besonders die Lebensäußerungen der Sinnpflanzen und die Reizbewegungen derselben zum Beweise der Beseelung zergliedert wurden. Diese und die Martius'sche Arbeit veranlaßten den sonst so feinsinnigen Schleiden in einer unglücklichen Stunde zur Abfassung einer Spottschrift, die unbedingt zu den schwächsten seiner „Studien" zählt.

Zu einer Anzahl der im Vorhergehenden berührten Punkte bietet nun das neue Buch von Charles Darwin die lehrreichsten Illustrationen, im Besondern zu dem, was der Kirchenvater Tertullian als die Intelligenz der Keimpflanze bezeichnet hat, und zu dem, was sein Großvater über die Centralisirung seelischer

Eigenschaften an bestimmten Stellen des Pflanzenkörpers vermuthete. In meinem Buche über Erasmus Darwin habe ich gezeigt*), nach wie zahlreichen Richtungen derselbe der Vorläufer seines Enkels gewesen ist, und dasjenige geahnt hat, was dieser durch mühsame und geduldige Beobachtungen zur höchsten Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit erhoben hat. In der That haben des Letzteren Versuche ergeben, daß in der Pflanze einige Stellen vorhanden sind, in denen die Empfindlichkeit für äußere Reize dermaßen centralisirt ist, daß man jede dieser Stellen mit dem Kopfe eines Thieres vergleichen möchte, der innen das Gehirn und außen die Sinnesorgane trägt. An der einfachen Pflanze, wie sie ein junger Keimling darstellt, gibt es zwei solcher „Gehirne", welche die beiden Pole der Pflanze bilden, das eine tief unten an der Wurzelspitze, das andere in der Spitze des Keimlings über der Erde; die junge Pflanze gleicht also jenen Amphisbänen oder zweiköpfigen Schlangen, von denen schon die Alten (und auch noch neuere Naturvölker) fabeln; das eine Haupt strebt zum Zenith, das andere zum Nadir, aber bald verwandelt sich die zweiköpfige Schlange in jene vielköpfige Hydra mit zahllosen Centralorganen, wie sie schon Erasmus Darwin vermuthete.

Wir alle wissen längst, daß die Wurzel das Dunkle sucht, in die Erde hineindringt, auf ihrem Wege befindliche Hindernisse umgeht, die Feuchtigkeit aufspürt und die passende Nahrung auswählt, aber was wir bisher nur aus vereinzelten Beobachtungen wußten, nun aber durch Darwins Versuche über alle Zweifel erhoben wurde, ist die merkwürdige Thatsache, daß in der Wurzelspitze ein empfindliches Zellgewebe enthalten ist, welches die schon von Empedokles geahnten Einwirkungen der Schwerkraft empfängt, der Dunkelheit und Feuchtigkeit nachgeht, den Druck harter Körper empfindet, und sich daher von denselben fortwendet ꝛc. Wird die Wurzelspitze abgeschnitten, so gleicht die Wurzel einem niedern enthaupteten Wurme, sie empfindet nicht mehr die Schwerkraft, und wendet sich nicht wie sonst direct dem Erdmittelpunkte zu, sie wächst rathlos nach der ihr gegebenen Richtung weiter, bis sie sich (was glücklicherweise bei so niedern Organismen innerhalb weniger Tage geschieht) ein neues Sensorium — wie soll man es anders nennen? — ausgebildet hat, und nun wieder finden kann, was sie braucht. Sehr merkwürdig sind die Ergebnisse der zahlreichen Versuche, die Darwin über die Empfindlichkeit der Wurzelspitze gegen Druck angestellt hat. Um den Druck dauernd und einseitig wirken zu lassen, klebte er kleine Quadrate von hartem Sandpapier an die eine Seite der Wurzelspitze von Keimpflänzchen, worauf sich in jedem Falle die ganze Wurzel von der Druckseite hinweg zu wenden suchte, so daß sie sich schließlich, da der Druck immer in demselben Sinne der fliehenden Spitze nachfolgte, wie ein Wurm zur Spirale krümmte. Man sieht also, daß die Empfindung des Druckes von der Spitze zu den darüberliegenden Theilen fortgepflanzt wurde, denn erst in diesen wurde die schroffe Wegkrümmung der Spitze von der Druckstelle ausgeführt. Diese darüberliegenden Theile der Wurzel bewiesen sich gegen den Druck harter Körper ebenfalls nicht ganz so unempfindlich, als sie es bei der enthaupteten Wurzel für Schwerkraft, Feuchtigkeit und andere Reize sind. Sie wenden sich aber nicht ab, sondern drängen sich, sobald nur der Druck von der Spitze abgewendet ist, vielmehr an den harten Körper heran. Machen wir uns nun deutlich, was da geschieht, wenn die von der Schwerkraft, Dunkelheit und Feuchtigkeit nach dem Erdinnern gezogene Wurzelspitze auf ihrem Wege einem Stein oder andern Hindernisse begegnet. So wie die Spitze fühlt, daß sie auf dem geraden Wege nicht weiter kommt, wendet sie sich alsbald fast unter einem rechten Winkel von dem Hinderniß weg, während der obere Theil der Wurzel sich an den harten Körper anpreßt, so daß die Wurzelspitze sich immerhin nicht weit entfernen kann. Auf diese Weise wächst die Wurzel, um das Hinderniß, wenn es nicht allzu groß ist, herum, und die Wurzelspitze gelangt dahin, sobald als möglich wieder ihren directen Weg nach unten aufnehmen zu können. Man findet daher häufig Wurzeln, die in scharfer Krümmung, wie der Henkel eines Centrumbohres, um einen Stein oder Scherben herumgewachsen sind, und so sehen wir, wie die Wurzelspitze gleich dem Kopfe eines Maulwurfs in die Erde hineinwühlt, das Wasser und ohne Zweifel auch andere Nährstoffe ausfindig macht, und Hindernisse auf dem kürzesten Wege umgeht.

Ein ganz ähnliches Empfindungsvermögen, wie es sich in der Wurzelspitze lokalisirt zeigt, konnte nun Darwin auch in der Spitze des über der Erde emporsteigenden Triebes nachweisen. In der Oberwelt sucht die Pflanze natürlich vor Allem Licht, und so groß zeigte sich die Empfindlichkeit der Triebspitze für die geringsten Lichtspuren, daß sie sich innerhalb weniger Stunden in einem dunklen Raume haarscharf nach einer geringen Spalte richtete, durch welche ein wenig Tageslicht einfiel, und sogar die Richtung einer fünfzehn bis zwanzig Fuß entfernten Oellampe so sicher, wie die Magnetnadel den Nordpol fand. Das Merkwürdige aber bleibt auch hier, daß nur die Triebspitze diese Empfindlichkeit besitzt, denn so lange sie selbst im Dunklen erhalten wird, kann man den Trieb unterhalb derselben so viel beleuchten wie man will, ohne daß er sich dem Lichte zuwendet, er empfindet das Licht ebenso wenig wie ein Mensch, dem man eine dichte Kapuze über den Kopf gezogen hat. Aber auch hier leitet die vom Lichte getroffene Spitze den Reiz weiter, denn die Krümmung des Triebes nach dem Lichte hin findet natürlich in seinen tiefer liegenden Theilen statt. Nach Sinnesorganen, um die äußeren Reize zu empfangen, und nach Nerven, um sie nach einem Centrum fortzuleiten, würde man bei den Pflanzen ebenso vergeblich suchen, wie man bei den niedersten Thieren nach dergleichen sensiblen Organen gesucht hat. Hier wären sie auch um so überflüssiger, als sich ja sogar die „Sensorien" selbst nach den äußersten Vorpostenplätzen des Pflanzenkörpers verlegt haben, alle ihre Zweig- und Wurzelspitzen gleichen ebenso vielen ausgestreckten Fühlern, und sobald sie ihren Dienst richtig versehen, ist für das Wohlbefinden der Pflanze, so weit es von innen heraus geschehen kann, bestens gesorgt. So wenig man aber niedern Thieren, weil sie weder Gehirn noch Nerven besitzen, die „Beseelung" in dem allgemeinen Sinne des Aristoteles absprechen wird, so wenig kann man es den Pflanzen gegenüber; daß man ihnen ebenso wenig wie den niedern Thieren, Bewußtsein zuzuschreiben braucht, versteht sich von selbst. Auch insofern bietet ihre nicht an Nervenleitungen gebundene Reizbarkeit eine interessante Parallele mit der thierischen, als sie sich z. B. an Sinnpflanzen durch Betäubungsmittel, wie Aether und Chloroform, ebenso stark herabstimmen läßt wie letztere.

Die völlige Selbstständigkeit der jungen Keimpflanze im Samen, die noch mehr als die meisten jungen Thiere darauf angewiesen ist, sich durchweg selbst zu helfen, bedingt, daß gerade diese, um im Sinne Tertullians zu sprechen, die auffallendsten Beweise von „Intelligenz" geben muß. Dahin gehört die von Darwin genau untersuchte Befestigung im Boden, um der in die Tiefe dringenden Wurzel den gehörigen Widerstand nach oben zu geben, und ohne den Samen zu heben, auch in einem dichten Boden vordringen zu können; die Sprengung der oft harten Samenschalen, die unter Umständen durch eine an einen Austernbrecher erinnernde Vorrichtung erfolgt; die Erhebung der Keimblätter, falls mehrere vorhanden sind, über den Boden, in Gestalt eines Ω-förmigen Bogens, der sich erst gerade streckt, wenn das Knöspchen in dieser abwärts hängenden Gestalt sicher und unverletzt aus der Erde herausgezogen ist; die Beschützung des Knöspchens gegen Nachtkühle durch nächtliches Zusammenschließen der Keimblätter über demselben, und viele andere, in dem Buche ausführlich erörterte, oft sehr erstaunliche Bethätigungen der „Intelligenz", die bei der eingewurzelten und erwachsenen Pflanze im Allgemeinen weniger auffällig werden.

Indessen finden auch bei der erwachsenen Pflanze, selbst wenn man von den oft höchst lehrreichen Bewegungen der Blüthentheile, um die Befruchtung zu sichern, absieht, so viele Aeußerungen der Selbsthülfe in allerlei zweckmäßigen Bewegungen statt, daß man nur genau hinzusehen braucht, um an die in der Pflanze

*) Deutsche Ausgabe. Mit Einleitung von Charles Darwin. Leipzig 1880. S. 76 und 177.

wohnende Hamadryade zu glauben. Ich will hier nicht an die Sinnpflanzen und „Insektenfresser" erinnern, sondern nur an die Schößlinge der Schlingpflanzen, die in manchen Fällen außerordentlich weite Gebiete in regelmäßiger Kreisschwingung absuchen, bis sie eine Stütze finden, an der sie sich emporwinden können, oder an die Ranken mancher Kletterpflanzen, die für Berührungen ebenso empfindlich sind, wie die Wurzelspitze, aber statt sich von dem berührenden Körper zu entfernen, alsbald zufassen und ihn festhalten, wenn sie nämlich einen fremden Stengel oder Ast erfaßt haben — die eigenen Aeste unterscheiden sie dabei, und lassen sie wieder los —, oder an die gefiederten Blätter vieler Kräuter und Holzgewächse, die sich des Nachts dicht zusammenlegen, aber nicht zum Schlafe, der den Pflanzen, wie schon Aristoteles erörterte, unnöthig ist, sondern um sich, wie Darwin durch Versuche wahrscheinlich gemacht hat, besser gegen Reif und Nachtfrost zu schützen.

Die Frage, wie die Pflanzen so außerordentliche Fähigkeiten der Bewegung erlangt haben können, bildet die Kernfrage des Darwin'schen Buches. Höchst sorgfältige, an Hunderten von Pflanzen angestellte Beobachtungen zeigten ihm, daß die Pflanze überhaupt nicht jenes unbeweglich im Boden festgeankerte Wesen ist, an welches wir zu denken pflegen, sondern daß vielmehr alle im Wachsthum begriffenen Spitzen der Wurzeln, Stengel, Aeste und Blätter beständig kleine Curven beschreiben, die meist schmale Ellipsen darstellen. Durch welche geistvolle und Ausdauer beanspruchende Beobachtungsmethoden dieses wohl den Meisten unerwartete Ergebniß gewonnen wurde, muß der geneigte Leser in dem Buche selbst nachlesen, uns genügt hier zu wissen, daß die Pflanze selbst das beweglichste Thier an allgemeiner Beweglichkeit übertrifft, indem alle ihre Endungen über und unter der Erde, so lange sie wachsen, beständig langsam umherkreisen, während ein Thier selbst seine wenigen Bewegungsorgane zeitweise völlig ruhen läßt.

Die Ursache dieser beständigen Ringsherumbeugung (Circumnutation) der wachsenden Pflanzentheile beruht in einer regelmäßig im Umfange derselben herumgehenden einseitigen Anschwellung der Zellen, denen gewöhnlich ein Wachsthum an derselben Stelle auf dem Fuße folgt. Die Seite, auf welcher die Zellen augenblicklich anschwellen und wachsen, wölbt sich, und der betreffende Theil neigt daher stets nach der nichtwachsenden Seite hinüber, da aber dieser Vorgang beständig um die Achse des Organs herumwandert, so folgt daraus, daß sich das Organ stets nach allen Seiten herum beugen und bewegen muß. Wir haben also hierin eine mit dem Pflanzenwachsthum im engsten Zusammenhange stehende Fundamentalbewegung vor uns, aus der sich die augenfälligeren und besondern Zwecken dienenden Bewegungen mancher Organe leicht ableiten lassen, und nach dem bekannten Principe vom Ueberleben des Passendsten leicht gesteigert haben können. In der That werden wir bei genauerer Betrachtung erkennen, daß diese Kreisbewegungen vielen Organen sehr nützlich werden können, so den Wurzelspitzen, um eine Richtung des geringsten Widerstandes im Boden zu finden, in der sie z. B. in Sprüngen oder Wurmlöchern, leichter hinabdringen können, oder der bogenförmig gekrümmten resp. geraden Keimspitze, um die darüber befindliche Erde zu lockern und sich leichter emporzuschrauben. Das Umherschwingen der Schößlinge von Schlingpflanzen in weiten Kreisen ist geradezu eine einfache Erweiterung der Fundamentalbewegung, welche diese Pflanzen befähigt, eine Stütze zu finden, an der sie sich, ohne einen dicken Holzstamm bilden zu müssen, zum Lichte emporheben können. Die Blätter vieler Pflanzen haben sogar die Fähigkeit einer Bewegung über die Wachsthumsperiode hinaus erlangt, indem sich an der Basis ihres Blattstiels ein Polster ewig jugendlicher Zellen entwickelt hat, die periodisch an- und abschwellen, ohne nachher auszuwachsen, und dadurch bewirken, daß die Blätter sich periodisch (oder bei eintretenden Reizen auch plötzlich) öffnen und schließen können, wie es der Pflanze nützlich geworden sein mag.

Wir können hier natürlich nicht weiter in das Detail dieses weiten, eine unübersehbare Perspective darbietenden Forschungsfeldes eindringen, welches uns der unermüdlich fortarbeitende Reformator der Biologie neu eröffnet hat. Das Bewunderungswürdige besteht, wie in allen seinen Arbeiten, in jener Universalität und Tiefe des Blickes, welcher die räthselhaftesten Erscheinungen auf einfache Fundamente zurückzuführen weiß. In der Ferne sehen wir die Pflanzenseele mit ihrer Intelligenz mechanischen Gesetzen unterworfen werden, indessen — zur Beruhigung der Gegner einer mechanischen Weltanschauung sei es gesagt — es bleibt immer noch ein unauflösbarer Rest für Gemüthsbedürfnisse: die Reizbarkeit der organischen Substanz und ihre Fähigkeit sich zu ernähren und zu verjüngen, mit einem Worte: das Leben oder die — „Seele" derselben.

Zur Begründung des Optimismus.

Anläßlich des soeben abgelaufenen Jahrhunderts seit dem ersten Erscheinen von Kants Vernunftkritik ist mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die deutsche Philosophie noch immer unter der Herrschaft dieses Denkers stehe, und zwar in den letzten Decennien sich merklich wieder genähert habe, während die nächsten Ausläufe aus seiner Lehre eine Ablenkung von derselben versucht. Vorwiegend gilt diese bedeutsame Thatsache mit Bezug auf die Erkenntnißtheorie. Es ist aber auch hinsichtlich der ethischen Wissenschaften nicht außer Acht zu lassen, daß eine neuere Richtung innerhalb derselben auf Kant sich beruft und ihn sogar zum „Vater des Pessimismus" hat proclamiren wollen, wiewohl sonst ein Betonen der Modernheit eben dieser Weltanschauung beliebt gewesen zu sein scheint. Ob die fragliche Vaterschaft begründet oder nicht, dürfte es immerhin statthaft sein den Pessimismus, namentlich wie er in einem vielfach aufgelegten und übersetzten Werk der neuesten philosophischen Literatur sich präsentirt, nach seiner Stichhaltigkeit etwas genauer zu prüfen als wie es in denjenigen Widerlegungen geschehen, welche derselbe bisher zumeist erfahren.

Einer solchen, im Interesse der philosophischen Forschung sicherlich verdienstvollen Aufgabe hat sich Julius Duboc in seinem neuesten Buche: „Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös ethische Bedeutung für die Gegenwart" (Bonn 1881, Emil Strauß) unterzogen. Ohne die Beliebtheit zu bestreiten, deren sich der Pessimismus laut den direct und indirect zu Gunsten gewisser Publicationen auf dem betreffenden Gebiete gemachten Reclamen zu erfreuen hat, hält der Verfasser die Zahl derer für gering, „deren Herz und Sinn der Pessimismus selbst schaffenskräftig erfüllt". Während nämlich für ihn „die Anzahl der Pessimisten oder derer, die es genannt zu werden einzig verdienen, eine beschränkte ist", meint er, daß es „in den weiten Kreisen, welche es mit der Sache nicht genau nehmen und zu nehmen nicht im Stande sind", sich blos um ein „Phantom des Pessimismus" handelt. Ueber allem Zweifel ist „das Gebiet des Pessimismus und die Anzahl derer, die dem wirklichen Princip Heeresfolge leisten, weit überschätzt worden. Nicht jeder buntscheckige Hause, der dem Klang der Trommel nachläuft, ist schon eine Armee". Der Anklang, welchen der Pessimismus gefunden, ist unserem Verfasser nur ein Symptom der in unserer religiösen Weltanschauung vor sich gegangenen Wandlung, während die pessimistische Theorie selber für ihn einfach eine Sinnlosigkeit bildet, indem „dieselbe implicite und als Consequenz gerade das verneint, was als nachweisbarer Sinn des Weltprocesses festzuhalten ist".

Wenn also der Optimismus, welcher nach Duboc allein die Gültigkeit einer Weltanschauung beanspruchen darf, „sich beweist und begründet, erweist er zugleich seinen Gegensatz, den Pessimismus, als Sinnlosigkeit".

Freilich darf man sich beim Optimismus, wie ihn unser Verfasser vertritt, nichts von jener „rosenfarbigen Laune flacher eudämonistischer Behaglichkeit" denken, welche man mit jener Bezeichnung häufig zu verbinden pflegt. Von der „vulgären

Zufriedenheit mit dem jeweiligen Stand der Dinge", die im Grunde nur aus einer „Mischung von Sanguinismus und Egoismus" besteht und das Leid, „namentlich wenn es das Individuum selbst nicht trifft, möglichst auf die leichte Achsel nimmt", ist der philosophische Optimismus himmelweit entfernt. Wie der Pessimismus die Entwicklung zum Bessern im und am Leben durchweg in Abrede stellt, so kennzeichnet den Optimismus die „Ueberzeugung von einem Fortschreiten in der innerlichen Weltbewegung zu einem höheren vollkommneren Lebensinhalt". Diese Entwicklung zum Besseren sucht nun der Verfasser in dem Abschnitt „der Sinn des Seins im Optimismus" zu begründen. Seinen Ausführungen hierin zu folgen müssen wir uns bei dieser Gelegenheit ebenso wie die Wiedergabe seiner gegen den Pessimismus geführten Polemik versagen. Voraussichtlich wird man ihm seitens der angegriffenen Richtung die Antwort nicht schuldig bleiben und somit wäre eine interessante Controverse bevorstehend, welche zur Klärung der gerade in diesen Fragen vielfach schwankenden Ansichten wesentlich beitragen dürfte. Besonders wichtig ist in solcher Hinsicht der nächstfolgende Abschnitt des Buches, der von der „Preisgebung des Individuums im Weltproceß" handelt. Ob man seitens des Pessimismus darin eine Widerlegung und nicht vielmehr ein Zugeständniß finden wird, bleibt dem unbetheiligten Beobachter lediglich abzuwarten. Nebenbei hat es dieser als einen äußerst bemerkenswerthen Umstand zu verzeichnen, daß Dubocs Optimismus, der keineswegs für einen Gottglauben Partei nimmt, in seinen Betrachtungen über das Weltleid und all die Beschwerniß, welche das Individuum während des Lebens über sich ergehen lassen muß, genau die Anschauungen festhält, welche Leibniz seiner Zeit in der Theodicee entfaltet hat. Wie dieses der philosophirenden Königin von Hannover zu Gefallen verfaßte Buch die Mängel und Uebel der Welt in eine „höhere Harmonie" aufzulösen suchte und all diese Ungelegenheiten für bloße „Negativitäten" erklärte, so auch stellt sich unserem Verfasser „der Weltproceß als Ganzes betrachtet" nur dar als ein Vorgang, „der das Weltübel in sich überwindet und von sich abstreift, — als ein Herausarbeiten des Lichts aus dem Dunkel, der Ordnung aus dem Chaos, als ein Ueberwinden von Noth und Knechtschaftsbanden, um zur Freiheit, zum Wohlsein zu erstehen".

Es ist dem Verfasser zur Begründung des Optimismus vor Allem um den Nachweis zu thun, „daß der Mensch, indem er sinnend und anschauend sich in das Weltgetriebe versenkt, das ihn in den unermeßlichen Verhältnissen der Leben schaffenden und sich selbst im Lebensproceß gestaltenden Gewalten umbraust, — daß er da einem Etwas gegenübertritt, das geeignet ist, ihn mit gebundener Scheu und feierlicher Sammlung zu erfüllen". Eine solche Weltauffassung bezeichnet der Verfasser als religiös, und daß „die Potenzen für diesen religiösen Eindruck objectiv vorhanden sind", gilt ihm für eben so ausgemacht wie „daß das etwaige Fehlschlagen und Ausbleiben desselben nur subjectiver Unzulänglichkeit beizumessen ist". Diese subjectiven Bedingnisse entwickelt er namentlich im ersten Abschnitt seines Buches, welches „die Erschütterung des Jenseits" überschrieben worden. Unsere gegenwärtige Weltanschauung, meint er, habe gar zu einseitig das „Diesseits", das blos erfahrungsmäßig und begrifflich zugängliche Seinsgebiet umspannt und sich halsstarrig von dem dieses weit überragenden anderen Weltgehalt abgekehrt, das gleichwohl vorhanden und als Seinstotalität das unserem Wissen und Erkennen zugängliche Bereich als bloßen Bruchtheil in sich faßt. In dieser Bedeutung, also jeder Art mythischen und symbolischen Begriffsprojection entrückt, erklärt er sich für ein „Jenseits", das dem denkenden Bewußtsein als ein „hehres Geheimniß" gegenüber tritt. Demnach behauptet er: „wenn das Bewußtsein, das wir mitten in einem solchen Geheimniß, das nicht blos unsern Scharfsinn, unsere Gelehrsamkeit, unser Wissen, sondern unser Wesen überschreitet, das uns als ein Gewaltiges umspannt, weil wir es eben selbst nicht umspannen können, dem wir mehr angehören, als daß wir von ihm in gleicher Bedeutung sagen könnten, daß es uns angehört —, wenn dies Bewußtsein erschüttert und verdunkelt ist, so ist eben dadurch auch die mächtige Strömung abgeleitet, die aus diesem Verhältniß sich für Gemüth und Phantasie ergeben müßte und die alles religiöse Wesen kennzeichnet". Beim Erfassen der optimistischen Weltanschauung ist ein solcher Mißstand selbstverständlich behoben und zugleich stellt sich auch, wenn anders wahrhafte Ueberzeugung obwaltet, eine Lebensführung ein, welche von der strengsten Gewissenhaftigkeit geadelt ist. Näher entwickelt findet sich dies in dem Schlußkapitel, welches „der Optimismus und das Gewissen" betitelt ist und die Tragweite des religiösen Optimismus in Bezug auf das praktisch-sittliche Verhalten überhaupt erörtert und seine Stärke zu begründen sucht. Ohne auf die Einzelheiten dieser Darstellung irgend einzugehen, wollen wir nur beiläufig anführen, daß die Bestimmungen des Verfassers über das Gewissen und die Bedeutung einer dem entsprechenden sittlichen Gesinnung und Handlungsweise mehrfach an die betreffenden Auseinandersetzungen Kants in dessen „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" anklingt.

Dem angeblichen „Vater des Pessimismus" in einem dieser Weltauffassung aufs Entschiedenste entgegen tretenden Werk zu begegnen, dürfte den heutigen Anwalten ethischer Forschung eine hinlängliche Veranlassung bieten, sich mit Dubocs neuem Buch eingehender zu befassen. Eine Kenntnißnahme desselben ist auch lohnend wegen der ebenso seinen wie geistvollen Detailuntersuchungen über Schadenfreude, Beseelung, Mitleid, Furcht, Unendliches, Egoismus, Gewissen und manche andere dem gewöhnlichen Vorstellungsgebiet angehörende Begriffe, die einer genauern Sinnbestimmung wohl bedürftig sind. Von Interesse sind ferner die zahlreichen, stellenweise vielleicht etwas gar zu ausgedehnten Erörterungen über wichtige Fragen aus dem Gebiete der neueren Philosophie, wie solche durch Ludwig Feuerbach, Albert Lange, Gustav Fechner, Max Müller und Kuno Fischer angeregt worden. Wird man auch wohl nicht allen Einwänden, die der Verfasser den genannten Autoren entgegenstellt, unbedingt beipflichten können, so wird man aus der durch ihre Gelassenheit, wie durch eine volle Ueberzeugung ausgezeichneten Discussion immerhin eine förderliche Belehrung und Anregung schöpfen. Allen Freunden seiner Feder aber dürfte Dubocs neuestes Werk auch ohne jede weitere Empfehlung erwünscht sein, sobald ihnen kund wird, daß dasselbe an seine früheren Bücher, namentlich „Das Leben ohne Gott" und die sich ihm anschließenden Abhandlungen über „Ehrfurcht" und das „Erhabene" in seinen beiden Sammlungen Essays mehrfach anknüpft.

Wilh. Bolin.

Münchener Kunstbericht.

Von Carl Albert Regnet.

Die Neue Pinakothek hat nunmehr Defreggers „Sturm der Oberländer Bauern auf den rothen Thurm in der Mordweihnacht 1705" aufgenommen. Es ist dieses Bild des berühmten Meisters als ein abschreckendes Beispiel dafür zu betrachten, wohin bureaukratische Pflege die Kunst führt.

Als sich die bayerische Staatsregierung entschloß, einen beträchtlichen Theil der ihr für Hebung und Förderung der Kunst zur Verfügung stehenden Mittel auf Erwerbung eines Bildes von Franz Defregger zu verwenden, konnte es sich für sie wie für den bayerischen Staat nur darum handeln, ein Werk zu beschaffen, das einerseits der Sammlung in der Neuen Pinakothek würdig war und andererseits die Eigenart des berühmten Künstlers möglichst darlegte.

Dieses Ziel konnte auf zwei verschiedenen Wegen erreicht werden, von denen keiner irgend welche Schwierigkeit bot.

Entweder erwarb die Regierung ein schon vorhandenes charakteristisches Werk des Künstlers oder aber sie setzte denselben von ihrer Absicht in Kenntniß und ging ihn darum an, ein erst noch auszuführendes zunächst ihr zum Kaufe anzubieten. Auf dem einen wie dem anderen Wege gelangte die Regierung in den Besitz eines den Künstler wirklich repräsentirenden Werkes, denn der Künstler hatte in beiden Fällen volle Freiheit des Schaffens.

Die Regierung dagegen oder, richtiger gesagt, der Bureaukratismus schlug einen anderen Weg ein: er wählte den zu behandelnden Stoff selber aus und octroyirte ihn dem Künstler. Dabei vergaß sie nur die Kleinigkeit, daß der Künstler kein Handwerker ist, bei dem man einen Rock oder ein Paar Stiefel bestellt. Seine Kunst beruht auf der persönlichen Freiheit, die am allerwenigsten nach dieser Seite ungestraft eine Beschränkung erträgt. Lassen doch auch Preisausschreiben für dramatische Arbeiten dem Dichter die freie Wahl.

Und der bayerische Bureaukratismus begnügte sich nicht einmal mit diesem ersten Mißgriffe. Er hatte Defregger, den vorwiegend lyrisch angelegten Künstler, zum Professor der Historienmalerei an der Akademie ernannt und wollte nun von ihm auch ein historisches Bild. Aber wer par ordre du mufti zum Professor der Historienmalerei gemacht wird, der wird damit nicht zugleich ein Historienmaler. Wüßte man das nicht längst, so bewiese es Defreggers neuestes Bild.

Durch sein „Letztes Aufgebot", seine „Heimkehr der Sieger" und seinen „Todesgang des Andreas Hofer" freilich ging ein historischer Zug, doch war auch in ihnen das lyrische Element vorherrschend; er malte eben mit dem Herzen. Bei dem „Sturm auf den rothen Thurm" hatte dieses nichts zu schaffen; dabei hatte nur sein Verstand zu arbeiten. Aber auch die von diesem entwickelte Thätigkeit hat kein befriedigendes Ergebniß zur Folge gehabt. Ein geschichtlicher Moment mußte sorgfältig erforscht werden. Vor Allem mußte der Künstler wissen und berücksichtigen, daß der Kampf um den rothen Thurm um Mitternacht stattfand; er mußte ferner den Thurm in seiner historischen Gestalt geben, was nicht schwierig war, da es an gleichzeitigen Abbildungen desselben — er wurde erst zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts abgebrochen — keineswegs fehlt. Er mußte weiter bedenken, daß die Darstellung eines Kampfes gegen einen unsichtbaren Feind unter allen Umständen etwas Bedenkliches hat und darum wenigstens ein paar todte Oestreicher, etwa an Stelle des Bräuerwagens in der rechten Ecke seines Bildes, anbringen Dem Künstler mußte dann auch noch der Verstand sagen, daß Festungs-Thorflügel nicht aus einfachen Brettern zusammengefügt sind und daß, wer ein Thor mit einer Deichsel einstoßen will, diese nicht über dem Kopfe schwingt, am allerwenigsten in einem Gedränge wie das, in welchem Defregger seinen Schmiedbalthes zeigt! Endlich mußte der Künstler, sollte sein Werk nicht der Glaubwürdigkeit entbehren, auch wirkliche Oberländer Bauern den Thurm stürmen lassen und nicht zur einen Hälfte von Tyrolern und zur andern von Münchener Modellen. Dies Alles und noch manches Andere mußte Defregger sein Verstand sagen, wenn er auch als geborener Oestreicher nicht mit seinem Herzen bei der Sache sein konnte.

Und es ist leider nicht das Angedeutete allein, was uns zwingt, dem fraglichen Bilde Defreggers seinen Platz weit hinter früheren Leistungen anzuweisen. Wir vermissen auch die rhythmische Anordnung der Composition, die harmonische Färbung und die Lauterkeit der Durchbildung, welch letzte bei einem verhältnißmäßig kleinen Bilde mit gutem Rechte zu erwarten war. Sagen wir es nur unverhohlen: Defreggers Kunst leidet unter seinem Ruhme. Kunsthändler geben in seinem Atelier einander die Thüre in die Hand und drängen den Künstler zur Eile. Und Aussicht auf raschen Gewinn ist es, welche den Künstler nicht minder dazu bestimmt. Dabei kann die Kunst nur verlieren und die Sache wird um so bedenklicher, wenn der künstlerische Gesichtskreis ein enger. Daher die Wiederholungen an sich unbedeutender Motive, die nur durch charakteristische Mache Werth bekommen. Wer Defreggers Thätigkeit während der letzten Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, der kann sich nicht mehr verhehlen, daß seine Kunst in eine Periode des Stillstandes eingetreten ist, und der pflegt die des Rückschrittes zu folgen.

Ebenso wenig wie Defregger seinen „Sturm auf den rothen Thurm" hat L. v. Langenmantel seine „Luxuspredigt des Savonarola" mit dem Herzen gemalt. Die natürliche Folge davon ist, daß seine Arbeit den Beschauer ebenso kühl läßt. Auch hier trifft die Schuld nicht den Künstler allein: L. v. Langenmantel war ein Schüler Pilotys und sein Bild entstand — wenigstens in seiner heutigen Gestalt — unter dem beherrschenden Einflusse des Directors der Münchener Akademie, der sich, im Gegensatze zu früherer Zeit, um so energischer geltend macht, je mehr der berühmte Künstler altert. Daraus erklärt es sich auch leicht genug, warum das Bild Langenmantels nicht die etwaige Signatur dieses Künstlers trägt, sondern den allgemeinen Typus der Pilotyschule überhaupt. Jeder andere, in seiner Ausbildung gleich weit vorgeschrittene Schüler Pilotys hätte das Bild in gleicher Weise gemalt wie Langenmantel — von Eigenartigkeit zeigt sich nirgends eine Spur. Vor Allem fehlt es der Composition an jener Leidenschaftlichkeit, welche nach den Chronisten jene Vorträge des asketischen Mönches und seiner zerknirschten Zuhörer charakterisirte. Langenmantels Figuren zeigen vielfach völlige Gleichgültigkeit, höchsten Falles den Ausdruck der Trauer. Liegt vielleicht der Grund darin, daß namentlich deutsche Modelle selten im Stande sind, den Schein leidenschaftlicher Erregung anzunehmen? Unsere deutschen Frauen sind bekanntlich um einige Grade kühler angelegt als ihre Schwestern jenseits der Alpen: aber sie rissen sich in den Luxuspredigten des Johann von Kapistran das Geschmeide von den Fingern, vom Halse und den Ohren, daß sie bluteten und warfen es dem Prediger zu Füßen. Langenmantels Italienerinnen dagegen entledigen sich ihrer Werthsachen so kühlen Blutes, als spendeten sie einen Peterspfennig. Wie soll da der Beschauer warm werden? Außerdem finden sich unter den vielen Figuren kaum ein paar, welche an den Lippen des Redners hängen; die meisten scheinen mit sich selber beschäftigt, ja unfern von ihm begrüßt sich ein Pärchen wie daheim oder etwa auf der Gasse. Als echter Pilotyschüler arbeitete Langenmantel vor Allem auf den Effect hin. Daher die goldstrotzende Kirche — nebenbei bemerkt der gelungenste Theil des ganzen Bildes; daher der vor Savonarola aufgehäufte Schatz von Kostbarkeiten aller Art, bei deren Anblick man sich unwillkürlich fragt, woher die Zuhörer während der Predigt all die Dinge, wie die vergoldete mediceische Venus, den Decamerone, die Prachtteppiche, die Spielkarten 2c. genommen haben. Allem Anscheine nach ist es dem begabten Künstler weniger um die geistige Seite des Vorganges zu thun gewesen als um harmonisches Colorit und glänzende Technik, und darin hat er auch unleugbar schöne Erfolge erzielt und kann also von seinem und seines berühmten Lehrers und Vorbildes Standpunkt aus mit seiner Leistung vollkommen zufrieden sein. Daß ein so geartetes Bild vom Vereine für historische Kunst erworben worden, kann wenigstens diejenigen befremden, welche die vorjährige Ausstellung der einschlägigen Concurrenzarbeiten sahen: Langenmantel hat sie alle unendlich weit hinter sich gelassen.

Wer bezüglich der neuesten Leistungen der Münchener Kunst auf dem Laufendem bleiben will, darf den Besuch der Salons der Fleischmann'schen Hofkunsthandlung nicht versäumen. Dort sah man dieser Tage Keysers „Puppenwäsche". Es läßt sich kaum mehr zum Lobe dieses Bildes sagen, als daß es von mehreren Kunstfreunden beim ersten Herantreten für eine Arbeit von Knaus gehalten wurde. Und auch dann, wenn man sich über den Künstler näher orientirt hat, kann man nicht umhin, sich der charakteristischen Feinheiten, der Naturtreue, des frischen Lebens in der Composition, der anheimelnden Naivetät und der hohen coloristischen Vorzüge seines Werkes herzlich zu freuen. Ebendort ist eine Wiederholung von Gabr. Max' „Gretchen auf dem Blocksberg" zu sehen. Das Sujet ist ein peinliches, um ein schärferes Wort zu vermeiden, aber es charakterisirt Max vollständig. Dazu kommt, daß das namhaft kleinere Format, in welchem die Wiederholung gehalten ist, den Eindruck wesentlich mildert und daß das Colorit dem ersten Originale gegenüber sehr bedeutende Vorzüge besitzt. Verehrern des melancholisch-mystisch angelegten Künstlers, dessen Arbeiten sich fast ausschließlich in den größten Maßverhältnissen bewegen, dürfte dieses Salonbild doppelt willkommen sein. Kurzbauers künstlerischer Nachlaß befindet sich mit wenigen Ausnahmen in fester Hand. Zu diesen Ausnahmen gehört eine fast vollendete überaus charakteristische Arbeit des Verstorbenen: „Zwei Schwarzwälder Bauern beim Wein", deren Einer der Mittheilnng des Anderen mit jener scheinbaren Gleichgültigkeit zuhört, hinter welcher der schlaue Schwabe seine gespannteste Aufmerksamkeit zu verbergen pflegt, wenn es die Umstände zu erheischen scheinen. Eine Rinder- und Schafherde mit ihrem Hirten in voller Bewegung zeigt die hohe Meisterschaft Zügels, der mit Braith im Gegensatze zum älteren Meister Friedr. Volgt das Thier gerne in einer gewissen Erregtheit darzustellen liebt und damit einen tiefen Blick in dessen Seelenleben gewährt. Damit ersteigen denn auch Zügel und Braith die höchste Stufe der Thiermalerei, deren unterste das einfache Thierporträt bildet, in welchem das Thier dem Beschauer nicht als Individuum, sondern nur als Gattung entgegentritt. Zwischen diesen beiden Stufen steht die Thiermalerei, welche die Thiere in, man möchte sagen, blos mechanischer Bewegung darstellt, die über das blos vegetative Sein hinausgeht, ohne zu höherer, ein individuelles Leben bekundender, an die Neigungen und Abneigungen

und Leidenschaften des Menschen erinnernder seelischer Regung hinanzureichen.

Albert Keller behandelt mit derselben Feinheit das antike, wie das moderne Frauenleben. Nachdem er uns erst kürzlich ein paar köstliche Scenen aus römischen Bädern gebracht, variirte er nun ein anderes nicht minder pikantes Thema: eine junge, elegante und schöne Dame der Gegenwart, eben in ihr blauseidenes Salonkleid schlüpfend. Und dort wie da die gleiche Anmuth des Gedankens, dieselbe Durchgeistigung der Form, dieselbe Harmonie der Farbengebung, dieselbe Meisterschaft der Technik.

Für die Mehrzahl der Münchener Künstler der Gegenwart sind Cornelius und Schwind überwundene Standpunkte. Man sagt ja: sie konnten nicht malen. Im heutigen Sinne des Wortes freilich nicht. Es müßte auch ein wunderlicher Anblick sein, das jüngste Gericht in der Weise des Piloty'schen Rathhausbildes gemalt oder Schwinds „Melusine" à la Alexander Wagner. Um so erfreulicher war es im Kunstvereine, jüngst einer Aquarelle zu begegnen, die formenschön zugleich bei aller Originalität doch der Empfindung nach an Schwind erinnerte. Es war das die (dramatische, lyrische und kirchliche) Musik von E. Unger, eine wahre rara avis natans in gurgite vaste, um mit Horaz zu sprechen. Nicht geringere Freude bereitete uns Liers prächtiges Bild: „Aus dem Freisinger Moos". Mit demselben ist der wackere Künstler von den Irrwegen des Hypernaturalismus zurückgekehrt, auf denen sein Genius sich für alle Zeiten verirren zu wollen schien. Jetzt haben sein feines Gefühl und sein klarer Geist den Sieg über die Mode davon getragen und der echten Kunst einen echten Künstler wiedergewonnen.

Als eine Erinnerung an schöne Tage begrüßten wir auch Dr. M. Haubtmanns „Blick auf Girgenti". Haubtmann, ursprünglich Jurist, hat vor wenig Jahren der anwaltschaftlichen Praxis Valet gesagt und sich ganz der geliebten Kunst gewidmet. Während die moderne Münchener Landschafterschule Schleichische und französische Reminiscenzen nicht eben glücklich mit einander verquickt und schließlich dahin gelangt, die Form auf Kosten der allein seligmachenden Farbe zu vernachlässigen und das Ideale hinter der möglichsten Naturwirklichkeit (nicht Naturwahrheit) zurückzusetzen, huldigt Haubtmann feinfühlig der idealen Richtung wie sie C. Rottmann und zuletzt noch Willers vertraten, betont in hervorragender Weise die klassische Schönheit der Linien und widmet dabei der Wirksamkeit der Farbengebung nicht mindere Ausmerksamkeit.

In München findet die Kunst des Malens mit Wasserfarben keine sonderliche Pflege und so kam es, daß die Münchener mit derselben eigentlich erst durch die internationale Ausstellung des Jahres 1879 vertrauter wurden, in welcher Passini, Herkomer, Bishop Kate, Joris, Coirodi, Ferrari u. A. glänzend vertreten waren. An die ersten Leistungen in diesem Fache reiht sich J. Falats in größten Maßverhältnissen — die Figuren sind lebensgroß — ausgeführtes Aquarell „Am Aschermittwoch" ebenbürtig an und kommt namentlich Passinis hochberühmtem Werke „Eine Messe in Chioggia" an Tiefe der Empfindung und völliger Versenkung in dem Stoff gleich, wogegen der Vortrag mehr an den Herkomers erinnert, der mit breiterem Pinsel zu arbeiten und fleißig vom Radirmesser Gebrauch zu machen liebt. Im Uebrigen spielt die Scene gleichfalls in einer oberitalienischen Kirche, wie die trefflich charakterisirten Köpfe und die Kostüme zeigen.

Man sieht unsere heutigen Künstler ungewöhnlich oft den Mißgriff machen, daß sie für innerlich unbedeutende Stoffe die größten Maßverhältnisse wählen. Das begegnete auch Herm. Schneider, der uns „Michelangelo, Vittoria Colonna seine Gedichte vorlesend" in voller Lebensgröße geben zu müssen glaubte. Dadurch erhält das Bild etwas Anspruchsvolles, das mit dem Gegenstande nicht stimmen will. Schneiders Prinzessin Vittoria ist eine wenn auch etwas kolossale, doch immerhin edle Erscheinung, neben welcher Buonarotti, der im Leben bekanntlich von gedrungener Statur war, nach des Künstlers Auffassung geradezu schmächtig erscheint. Außerdem trug seine Nase zwar bis ans Ende die Spur des ihm in seiner Jugend von Benvenuto Cellini versetzten Faustschlages, aber nichts von dem gnomenhaften Wesen, das ihr Schneider andichtet. Auch hätte der Maler wohl fühlen können, daß der dargestellte Moment weder durch die gewaltige architektonische Umgebung, noch durch den Moses-Koloß gehoben wird, daß vielmehr beide nur dazu beitragen, den an sich unbedeutenden und mit so ungerechtfertigten Ansprüchen auftretenden Gedanken noch unbedeutender erscheinen zu lassen. „Erlaubt ist, was sich schickt," sagt Goethe irgendwo und Spielter fand das Schickliche, indem er für seine köstliche Parodie „Amor und Psyche" ein entsprechend kleines Format wählte. Sein Amor ist ein stattlicher preußischer Dragoner, seine Psyche ein schmuckes Kindsmädchen. Und sie plaudern unter dem Gartenthor so weltvergessen, daß man seine Freude daran haben muß. Dabei hat sich der Künstler seine Aufgabe nichts weniger als leicht gemacht: den blauen Dragoner mit dem hell gekleideten Mädchen, dem weißen Kinderwagen, den weißen Thorpfeilern und dem sonnigen Kiesweg in Harmonie zu setzen, war ein kleines coloristisches Meisterstück, das dem jungen Künstler alle Ehre macht.

Notizen.

J. Bourdeau, ein französischer Gelehrter von Verdienst und mehr als dortzulande gewöhnlichem Wissen, ein Mann vor Allem, der eine selbst in den Gelehrtenkreisen seines Vaterlandes seltene Vorurtheilslosigkeit an den Tag legt, indem er sich mit Eifer dem Studium und der Popularisirung deutscher Philosophie widmet, veröffentlicht in der Bibliothèque de philosophie contemporaine (Paris, Germer Baillière & Cie.), nachdem dieselbe schon früher einzelne Schriften Schopenhauers von ihm gebracht hat: Pensées, Maximes et Fragments Schopenhauers, mit Anmerkungen und Biographie aus seiner Feder. Zugleich kündigt er das baldige Erscheinen von Le monde comme volonté et comme objet de représentation an. — Abgesehen von der lebhaften Sympathie, die eine solche Thätigkeit erwecken muß, ist diese insofern bemerkenswerth, als sie beweist, welches Interesse der große Frankfurter Philosoph auch jenseits des Rheines erregt hat. Jedenfalls mit Recht, da er einmal von unseren modernen Philosophen der charakteristischste ist. Kein Zweifel, daß er den Franzosen vielfach zusagen muß; und so dürfen wir uns vielleicht darauf gefaßt machen, daß Zola, der neulich schon den frommen Lesern des Figaro eine überschwemmende Invasion des protestantischen Geistes in der französischen Literatur denuncirt hat, demnächst auch gegen Schopenhauer, der doch jedenfalls ein stramm consequenter Protestant ist, eine seiner originellen Philippiken schleudert. — Hoffentlich läßt Bourdeau sich von dieser Aussicht nicht abhalten, in seiner Mission, der jeder Unbefangene aufrichtig Erfolg wünschen muß, fortzufahren. Schließlich wird auch er den unverwüstlichen esprit gaulois, dessen Dämpfung Zola eben beklagt, nicht todtmachen.

* * *

Le roi s'amuse von Victor Hugo ist unter dem Titel Eine Königslaune von H. v. Löhner metrisch übersetzt worden (Leipzig, Oswald Mutze). Die Verwahrung „den Bühnen gegenüber Manuscript" ist wohl blos eine akademische Formel, wie man sie auf dem Deckblatt jeder dramatischen Dichtung nun einmal anzubringen gewohnt ist — der Uebersetzer wird sich schwerlich mit dem Gedanken tragen, daß Hugos Werke in Deutschland aufgeführt werden können. Unsere Bühnen zeigen sich ja gerade gegen diesen Dichter ganz besonders spröde — eine Vorsicht, die man schwerlich anders als weise nennen wird. — So scheint denn Löhners Uebertragung auf den Theil unseres Lesepublicums berechnet zu sein, der sich allenfalls für Victor Hugo interessirt, ohne des Französischen hinreichend mächtig zu sein, um ihn in der Ursprache zu lesen — sicherlich eine verschwindende Minderheit. Man kann wenigstens kaum annehmen, daß seine Arbeit nur den Zweck haben soll, das Verständniß des Originals zu erleichtern — wozu hätte dann der Verfasser sich die Mühe gegeben, Verse nachzudichten? Die Verdeutschung ist übrigens ganz wohlgelungen, obschon sie natürlich Jemanden, der mit dem französischen Text vertraut ist, bei der Lectüre manche Schönheiten vermissen läßt. Victor Hugos Sprache mit ihrer, trotz manchen Geschmacklosigkeiten, imponirenden Kraft und stellenweis großartigen Gedrungenheit nachzubilden, ist eben keine gewöhnliche Aufgabe, und wenn man sich dieser auch nur so entledigt, wie der Uebersetzer der „Königslaune", so ist das schon eine recht achtbare Leistung.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

sociale Steuerreform

als die

conditio sine qua non,

wenn der socialen Revolution vorgebeugt werden soll.

Von

Constantin Frantz.

gr. 8. (VII, 206 S.) geh. Preis *M.* 3.—. Unter Kreuzband franco *M.* 3.20.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Der Optimismus als Weltanschauung

und

seine religiös-ethische Bedeutung

für die Gegenwart

von

Dr. Julius Duboc.

Preis 7 *M.*

Dieses Werk des geistreichen Philosophen besitzt dieselben Vorzüge wie sein vielgelesenes „Leben ohne Gott": Originalität, philosophische Gedankenkraft, psychologischen Tiefblick, Gefühlswärme und glänzende Darstellung. Der Verfasser geht dem sich breit machenden krankhaften Pessimismus entschieden zu Leibe und versucht auf dem Boden des Atheismus stehend, das religiös-ethische Element vor der Verflachung des Materialismus zu wahren. Es wendet sich nach Form und Inhalt an die in höherem Sinne gebildeten Kreise des deutschen Publicums.

☞ Gegen Franco-Einsendung von *M.* 7.— versendet der Unterzeichnete das Buch überallhin franco.

Bonn. **Emil Strauss**
Verlagsbuchhandlung.

Zu den untenstehenden billigen Preisen werden in vollständigen, guten Exemplaren folgende Werke, deren Preise die Verleger für die Auflagereste ermäßigten, geliefert: Denkmäler d. Kunst, herausg. v. Kugler u. Lützow. 2. Aufl. 3 Bde. mit 156 Tafeln Abbild. u. Text, statt 120 *M.* für 80 *M.* — Hogarth u. s. Zeit. Eine Sammlg. von 40 feinen Stahlstichen in 4° nach Hogarth's Origin., statt 10 *M.* für 5 *M.* — Weber's ill. Kriegschronik 1870/71, statt 16 *M.* für 8 *M.* — Brümmer's dtsch. Dichter-Lexicon. Biogr. u. bibliogr. Mitth. üb. dtsch. Dichter aller Zeiten, statt 25 *M.* für 15 *M.* — Gräsſe, Lehrbuch d. allg. Literärgesch. aller bekannten Völker in 12 Abthlg. 1837—1859, statt 150 *M.* für 100 *M.* — Graef's groß. Handatlas 72 Kart. in Kupferst., eleg. Lederbd., 1878/79, statt 90 *M.* für 60 *M.* — Peregr. Syntax, Allg. dtsch. Reimlexikon, 2 Bde. 1826, statt 18 *M.* f. 12 *M.* — Immermann's ausg. Schrift. 7 Bde. statt 22½ *M.* für 12 *M.* — Buch der Erfindungen. 7 Bde. eleg. gebd., statt 61 *M.* für 40 *M.* — ꝛc. Auf Frankoeinsendg. d. Betr. oder geg. Nachnahme versendet diese Werke (Auskunft a. Anfr. bereitw.)

Franz Roddewig's Buchhdlg. in **Insterburg.**

Verlag von **Frdr. Andr. Perthes** in **Gotha.**

Der christliche Glaube

und die menschliche Freiheit.

1. Theil: Präliminarien.

Mit einem offenen Briefe

an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort.

Zweite Auflage.

Preis 4 *M.*

MEYERS REISEBÜCHER.

Neueste Ausgaben 1880

Kollektionspreis 3 M. der Band, braun gebunden.

NORD-DEUTSCHLAND, Östlicher Teil (Berlin und Potsdam — Königreich Sachsen — Böhmische Bäder — Riesengebirge — Schlesien — Posen — Preussen — Pommern — Ostseebäder — Rügen). Mit 13 Karten, 17 Plänen, 1 Panorama und 68 Ansichten.

NORD-DEUTSCHLAND, Westlicher Teil (Hamburg — Mecklenburg — Schleswig-Holstein — Kopenhagen — Nordseebäder — Hannover — Westfalen — Hessen — Harz — Thüringen). Mit 20 Karten, 15 Plänen 1 Panorama und 31 Ansichten.

THÜRINGEN, von Schwerdt. Mit 12 Karten, 6 Plänen und 4 Panoramen.

DEUTSCHE ALPEN, Westlicher Teil (Oberbayern, Nordtirol, Vorarlberg, Ötzthaler Alpen, Brennerbahn, Südtirol). Mit 16 Karten, 4 Plänen, 11 Panoramen und 14 Ansichten.

DEUTSCHE ALPEN, Östlicher Teil (Salzburg-Berchtesgaden, Tauern, Dolomiten, Salzkammergut, Steiermark, Kärnten, Krain). Mit 9 Karten, 3 Plänen, 8 Panoramen und 21 Ansichten.

PARIS UND NORD-FRANKREICH. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern. Preis pro Band *M* 12.—.

Mit der soeben erschienenen Nr. 1 des 40. Bandes beginnt das 2. Semester von 1881, auf welches Abonnements zum Preise von *M* 12.— durch jede Buchhandlung und Postanstalt vermittelt werden.

Probenummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden.

☞ Für Literaturfreunde! ☜

Unter dem Titel:

LITERARISCHER MERKUR

erscheint seit October v. J. monatlich zweimal ein vornehm ausgestattetes

kritisches Organ der populär-wissenschaftlichen Literatur.

Dasselbe bringt neben fesselnden Essays über die verschiedensten literarisch interessanten Ereignisse unparteiische Besprechungen beachtenswerther Erscheinungen der

Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte (inclus. Kunst-, Literatur- u. Kulturgeschichte), Politik, Länder- und Völkerkunde, sowie der Schönen Wissenschaften.

Ausserdem enthält jede Nummer ein fortlaufendes, systematisches Verzeichniss der auf folgenden Gebieten in den letzten 14 Tagen erschienenen Neuigkeiten — und zwar aus der deutschen Literatur vollständig, aus der englischen und französischen soweit dieselben für Deutschland von Interesse sind:

Literaturgeschichte. Bibliographie. Sammelwerke.
Theologie und Philosophie.
Rechts- und Staatswissenschaft. Politik. Statistik. Verkehrswesen.
Medizin. Thierheilkunde.
Naturwissenschaften. Pharmazie.
Mathematik. Astronomie.
Erziehungs- und Unterrichtswesen.
Philologie. Orientalia.
Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur.
Geschichte u. deren Hülfswissensch.
Länder- und Völkerkunde. Reisen.
Kriegswissenschaft. Pferdekunde.
Bau- und Gewerbkunde. Maschinenwesen. Handelswissenschaft.
Haus-, Land- und Forstwirthschaft.
Belletristik.
Schöne Künste. Prachtwerke.

Der „Literarische Merkur" ist also für jede Bibliothek wie für jeden Privatmann, welcher für die literarischen Neuigkeiten eines oder mehrerer der oben bezeichneten Gebiete ein Interesse hat, von Wichtigkeit.

Zu beziehen durch jede Sortimentsbuchhandlung oder franco von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung zum Preise von 75 Pf. pro Quartal.

Die Verlagshandlung von **Franz Neugebauer** in **Berlin,** W.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 16. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Internationale Hetzereien. Von R. Welser. — Das Attentat auf den amerikanischen Präsidenten und die Civildienstreform. Von E. Schläger. — Eine Woche am Eingange der Sahara. Von Carl Vogt. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Edmondo de Amicis: Skizzen aus dem literarischen Leben. Nachdichtung von Paul Heyse. — „Fern im Süd, das schöne Spanien!" Von R. Waldmüller. — Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie. Von Hugo Göring. — Drei deutsche Architekten der Neuzeit. Von G. Ebe. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Internationale Hetzereien.

Von R. Welser.

Es wird in jüngster Zeit in unserm alten Europa wieder weidlich „gehetzt", wie man zu sagen pflegt: in Frankreich gegen die Italiener, in Italien gegen die Franzosen, in Böhmen und Ungarn gegen die Deutschen, ohne der Hetzjagden auf die Krumirs und anderes, mehr oder weniger authentisches afrikanisches Gesindel zu gedenken. Eine gewisse Raufluft scheint sich wieder gewisser Völker zu bemächtigen. Die Generationen, welche zur Zeit der letzten großen Kriege noch in den Kinderschuhen umherliefen, sind herangewachsen und ihr jugendliches Blut wallt und tobt. Man könnte fast glauben, daß sie des „langen Friedens" schon müde seien und daß sie durch die internationale Ruhe nervös wurden — eine recht schlimme Antwort, welche die Menschen den gutmüthigen Schwärmern des ewigen Friedens zu Theil werden lassen! Denn kaum zehn Jahre halten es die betreffenden Völker ohne irgend welches Fieber aus, und schon zuckt es in allen Fingerspitzen, schon juckt es in allen Gelenken, schon schlägt die alte, kaum einen Augenblick zurückgedämmte Elektricität nach allen Seiten Funken. In Frankreich zuerst hat der Funken eine Flamme erzeugt. Man wollte sich auswärts Beschäftigung geben und so bemerkte man glücklicherweise, daß Frankreich durch die Krumirs beleidigt worden sei, wobei man auch die tunesische Regentschaft glücklich unter das französische Protectorat brachte. Im Vorbeigehen sei daran erinnert, daß Frankreich zur Zeit in ein gewaltiges Lob seiner selbst einstimmte, als es sich rühmte, mit leeren und reinen Händen aus dem Berliner Congreß herausgegangen zu sein; als England Cypern und Oesterreich Bosnien nahmen, konnte Frankreich Tunis nehmen; es verschmähte aber Tunis damals, weil seine Politik, wie es prahlte, keine Eroberungspolitik sei; dieses Prahlen hätten wir nun glücklich hinter uns, da Tunis nachträglich doch annectirt oder, wie man sagt, protectorirt wurde, was ja auf dasselbe herauskommt; nur begreift man eigentlich nicht recht, warum man vor zwei oder drei Jahren so großartig generös that, wenn man heute doch nach Tunis geht. Das können freilich die Franzosen mit sich selber ausmachen. Was die so rechtzeitig entdeckten Krumirs anbetrifft, so boten dieselben, bei all ihrer sonstigen Mangelhaftigkeit, den französischen Generalen die Gelegenheit, ihren Soldaten einen kleinen Triumpheinzug in Marseille zu bereiten, und dort gab es weiter Gelegenheit, eine Hetzjagd gegen die Italiener zu unternehmen, was ja die Italiener wohl verdienten, da sie mit der Besitznahme der Regentschaft durch Frankreich nicht zufrieden waren und dies öffentlich zu sagen sich unterstanden hatten. Die Hetze war eine recht gründliche; die Italiener wurden verfolgt, geschlagen, ein bischen verwundet und sogar getödtet, endlich verjagt. Nun ging es natürlich in Italien auch los; man manifestirte, man schrie, man wurde von den Gendarmen verhindert, vor die französische Gesandtschaft und vor die Consulate zu ziehen, man verklebte die französischen Namen auf den Schildern der Kaffeehäuser, aus den Hôtels wurden plötzlich Alberghi und aus den Restaurants Ristoranti, Niemandem aber wurde ein Härchen gekrümmt. Dies hindert nun freilich die Franzosen nicht, ein großes Geschrei zu erheben und die Italiener vor Gott und der Welt anzuklagen. Die Italiener werden in allen Blättern an Magenta, an Solferino und an alle Wohlthaten, die ihnen die Franzosen erwiesen haben, erinnert; Montanas und Roms wird dabei natürlich mit keiner Silbe gedacht, ebensowenig als Savoyens und Nizzas; Frankreich allein hat Italien zu seiner Einheit verholfen; 1866 und 1870 haben keine historische Bedeutung und den Franzosen schulden die Italiener ewige Dankbarkeit, folglich ewige Heeresfolge; selbstständiges Denken, selbstständiges Fühlen ist ihnen verboten, selbstständige Interessen zu haben ist ihnen nicht erlaubt; mit Allem, was Frankreich thut, müssen sie sich einverstanden erklären; man bläst ihnen Tunis vor der Nase weg, und sie sind gebeten „Merci!" zu sagen; man schlägt ihnen in Marseille ein paar Knochen entzwei, und es wird von ihnen erwartet, daß sie ihre noch ganzen Knochen zu einer graziösen Verbeugung zusammenraffen und „Servo umilissimo" antworten. In Frankreich hat man wahrlich eine ganz besondere Art Geschichte zu schreiben und Politik zu treiben!

Wollten die Deutschen auf diesen Gebieten mit den Franzosen wetteifern, so könnten sie wohl auch über die Undankbarkeit der Ungarn und der böhmischen Tschechen Zeter und Mordio rufen. Ohne Königgrätz, wo wären Ungarn und Tschechen? Und dennoch wird heute das Deutschthum in Pest und in Prag gerade in derselben Weise wie die Italiener in Marseille verfolgt und geächtet. Die slavischen Studenten haben in jüngster Zeit einen Streit vom Zaune gebrochen, gerade wie die französischen Arbeiter in der Phokäerstadt, und deutsches Blut ist in Prag gerade wie italienisches in Marseille geflossen. Die Franzosen aber, welche ob der an ihnen von den Italienern verübten Undankbarkeit in die höchste sittliche Entrüstung gerathen, fänden es ganz in der Ordnung, daß die Deutschen aus Böhmen und Ungarn herausgeprügelt würden, und selbst Blätter wie der „Temps" jubeln über die Deutschenhetze in Prag, weil die tschechische Bewegung ein „Keil in die große deutsche Einheit" sein soll. Vielleicht wäre es angebracht, die Franzosen bei dieser

Gelegenheit an ein gewisses Schreiben ihres Ministers des Aeußern zu erinnern und sie darauf aufmerksam zu machen, daß auch sie an einer Undankbarkeitskrankheit leiden, indem sie ja, wie es Herr Barthélemy St. Hilaire, der doch etwas davon wissen muß, ausgesprochen, bei der deutschen Regierung eine große Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit, ihnen nirgends Steine in den Weg zu legen, ja, sie aufs Möglichste in ihren Unternehmungen zu unterstützen, gefunden haben. In Frankreich hat man aber nicht gleiches Maß und Gewicht für sich und für die Andern. Dies ersehen wir auch an der Art und Weise, in welcher die italienischen Manifestationen, die doch nur eine Antwort auf die Marseiller Ausschreitungen waren, in Paris und in der Provinz aufgefaßt wurden. Die Italiener, die sich, mit Recht oder mit Unrecht, durch die tunesische Frage beleidigt glauben und die in Folge der Marseiller Thaten etwas aufgebracht sind, haben in ihren Zeitungen erklärt, sie könnten zwar heute nichts thun, um ihrer gekränkten Ehre Genugthuung zu verschaffen und um ihre Interessen zu wahren, sie würden sich aber sammeln und die Gelegenheit abwarten, diese Scharte auszuwetzen. Den französischen Journalen erscheint nun eine solche Sprache als etwas ganz unerlaubt Frevelhaftes; der „Figaro" ruft den Italienern zu, sie setzten sich der sofortigen Bestrafung ihres ungebührlichen Benehmens aus, und sie seien gar thörichte Leute, wenn sie glaubten, daß Frankreich warten würde, bis es ihnen gefiele bereit zu sein und ihre Armee und ihre Finanzen zu einem Kriege wiederhergestellt zu haben; sie dürften sich nicht wundern, wenn Frankreich, bei dieser Sachlage, den Augenblick wählte, den es selber als angemessen halten würde. Aber, nun fragen wir die Franzosen, was haben sie denn seit zehn Jahren Deutschland gegenüber tagtäglich erklärt? Haben sie nicht, auch bei dem nichtigsten Anlaß, von Revanche gesprochen? Haben wir nicht in allen Tonarten gerade dieselbe Sprache, dieselben Drohungen hören müssen, die Frankreich jetzt von Seiten Italiens zu hören bekommt? Ja, noch viel mehr! Während in Italien nur die Journale also sprechen, die Staatsmänner aber Frankreich gegenüber die besänftigendste und correcteste Sprache führen, waren es in Frankreich Beamte, Generale, Abgeordnete, ja der allmächtige Präsident der Deputirtenkammer selbst, die Deutschland auf eine kommende Wiedervergeltung im Namen der immanenten Gerechtigkeit verwiesen. Und was hätte man in Frankreich gesagt, wenn wir diesen Drohungen gegenüber erklärt hätten, es falle uns gar nicht ein zu warten bis Frankreich bereit sei, wir zögen es vor, da wir nun von den Plänen der Franzosen unterrichtet wären, sofort loszuschlagen und dem ruhestörenden Nachbar gegenüber das Prävenire zu spielen? Hätte Deutschland seit zehn Jahren nur ein einziges Mal also gesprochen, es wäre in Frankreich kein Ende gewesen von Zetern und Klagen, und uns hätten die Nachbarn über den Vogesen als die ewigen Ruhestörer, als die beutelustigen Barbaren vor das Forum der Weltgeschichte geschleppt. Deutschland hat nicht so gesprochen, hat nicht so gehandelt; es hat Vertrauen in die besänftigende Macht der Zeit und der Verhältnisse, und die Hoffnung, mit Frankreich auf gutem Fuße zu leben, hat es trotz Sedan und Elsaß-Lothringen um so weniger aufgegeben, als Frankreich trotz Waterloo und St. Helena nach vierzigjähriger Frist mit England ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen ist. Erlaubt wird es aber den Deutschen sein, bei Anlaß der Italienerhetze den Franzosen zuzurufen: Was dem Einen recht, ist dem Andern billig, und:

Was du nicht willst, das man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu!

Was die internationalen Hetzen anbetrifft, so werden dieselben hoffentlich, wie so vieles Andere, auch im Sande der Saurengurkenzeit verlaufen. Eine gewisse Beunruhigung können diese Vorgänge nur insofern erwecken, als sie von dem nach irgend welcher auswärtigen Action sich umsehenden Wiedererwachen der Thatenlust gewisser heißblütiger Nationen Zeugniß ablegen. Diese Thatenlust kann aber, ohne Europa direct zu gefährden, nach andern Regionen abgelenkt werden, und die algerischen Ereignisse sind gerade dazu angethan, ihr auf dem afrikanischen Continent ein Bett zu eröffnen, in welchem sie einen, vielleicht gar für die allgemeine Civilisation recht erwünschten Abfluß finden dürfte.

Das Attentat auf den amerikanischen Präsidenten und die Civildienstreform.

Von E. Schläger.

Die im Wartesaal des Bahnhofs in Washington am Morgen des zweiten Juli auf den Präsidenten Garfield gefeuerten Schüsse sind über die Welt gehört. Die Presse aller Länder hat dem Entsetzen und der Trauer Ausdruck gegeben, welche dieser zum ersten Mal in den Vereinigten Staaten auftretende politische Mordversuch nothwendiger Weise wachrufen mußte. Man hat über die Motive desselben, über mögliche Mitschuldige, sich in Muthmaßungen ergangen, denen bis jetzt jeder auch nur einigermaßen feste Anhaltepunkt fehlt. Von anderer Seite hat man sich bemüht, das Grausen der That durch den Schleier des Wahnsinns zu mildern, den man dem Thäter überwirft. Aber selbst wenn der Geisteszustand dieses seit dem Februar in Washington als Aemterjäger hangenden und bangenden kanadischen Franzosen Guiteau zuletzt sich jener schwierig festzustellenden Grenze genähert hat oder nicht, welche die persönliche Verantwortlichkeit von der fatalistischen Leidenschaft der den Revolver in die Hand zwingenden Rache trennt: die Thatsache wird trotz alledem bestehen bleiben, daß dieser „Wahnsinn" jedenfalls großentheils auf Rechnung der umgebenden politischen Parteiverhältnisse und namentlich der immer höher gestiegenen Spannung zwischen den beiden Fractionen zuzuschreiben ist, in welche die republikanische Partei seit Jahren, und nicht etwa erst seit der Chicagoer Convention von 1880, wir fürchten dauernd zerfallen ist. Wenn man nach den Aussagen Guiteaus selbst als eine mit- oder allein beabsichtigte Wirkung seiner That die Erhebung des Vicepräsidenten Arthurs, dieses bloßen Adjutanten des Senators oder Exsenators Conkling annehmen muß, so erscheint sie in dem Lichte eines „Staatsstreichs von Unten", der eben nur in den amerikanischen Verhältnissen seine Wurzel und Erklärung finden kann. Wenn es einmal dahin gekommen ist, daß die nach Hunderttausenden zählenden Politiker von Profession sich so sehr zu Herren der Situation gemacht haben, daß sie sich für das Volk selbst ansehen, muß eine Denkweise sich ausbilden, welche in der Beeinträchtigung der Aemterchancen einer Faction durch die andere einen Verrath an der ersteren erblickt, der den Rächerarm herausfordert. Die Scenen in Albany mit ihren seit Monaten fruchtlosen Abstimmungen, die vom Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten im Interesse Conklings ebendaselbst zum Staunen und Ekel aller anständigen Elemente getriebenen Wahlbeeinflussungsversuche, die amtlich gegen Anhänger der Gegenfaction (der Robertson-Blaine-Garfield) erhobene Bestechungsanklage haben ohne Zweifel den nur über seine vermeintliche Zurücksetzung brütenden Guiteau noch mehr erhitzt und seinem politischen Rachegelüste jene Hülle der Rechtfertigung durch höhere, allgemeinere Interessen geliefert, hinter welcher sich der politische und sonstige Mord von Alters her, um sich zu beschönigen, zu verstecken pflegte. Es lassen sich allerdings eine Anzahl Gesichtspunkte finden, um die That auch aus der rein persönlichen Vorgeschichte des Verbrechers erklärlich zu finden. Sein Anschluß an die communistische Oneida-Gesellschaft beweist eine krankhafte Richtung, eine in den Vereinigten Staaten ungewöhnliche Unselbstständigkeit im Alter des jungen Mannes. Aber dieser selbe Zug drängt ihn auch, sich an einen politischen Körper anzulehnen, wie die Genossenschaft der Conkling-Grant-Faction es ist, und Alles, was er ist und hat, auf die zweifelhafte Karte ihres Erfolges zu setzen. Nachdem sie fehlgeschlagen, schon in Chicago durch die Nichtaufstellung Grants und die Niederlage Conklings, und jetzt seit

Monaten die letzte Aussicht auf Wiederwahl Conklings zum Bundessenator für New-York eine immer mehr verschwindende wurde, faßt dieser zum Grant-Conkling-Fanatiker zuletzt erhitzte politische Laufbursche den Plan, selbst die Initiative zu ergreifen, durch das Verbrechen das Glück zu corrigiren, durch den Mord des Führers der Gegenfaction die für ihn aus den Fugen gegangene politische Welt wieder einzurichten. Diese Erscheinung hat etwas grausig Unheimliches, sie deutet auf einen Boden, der unterminirt ist, sie ist ein Symptom von Zuständen, die zu bessern es vielleicht kaum noch Zeit ist. Und sie datiren wahrlich nicht erst von gestern. Schon im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts donnert der alte Quincy, dieser unerschütterliche und unerschrockene vornehme Vertreter von Boston im Congreß, nicht nur gegen die Corruption unter seinen Kollegen; noch weit schärfer geißelt er den übrigen Bettelhaufen der Aemterjäger, die er mit einer Ferkelherde vergleicht, die sich mit gräulichem Lärmen um einen zu engen Futtertrog drängt. Unter der zweimaligen Präsidentschaft Jacksons erreicht das Uebel jenen Höhegrad, nimmt es jenen chronischen Charakter an, daß von da ab von einem Niedergange der politischen Moral, des politischen Lebens und damit der Nation als sittlichen Gemeinwesens von dem Geschichtschreiber gesprochen wird. Dr. v. Holst zeichnet bereits die Gegenwart, wenn er in seiner ausgezeichneten Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten das Kapitel über Andrew Jackson mit den Worten schließt: „Ein Volksstaat, in dem die Allgemeinheit in ein dolce far niente hinsichtlich der Politik verfällt, in der Wahl der Gesetzgeber, dem allgemeinen Stimmrecht und dergleichen mehr an und für sich Garantien der Freiheit sehend, ist stets auf abschüssiger Bahn, auf der das Umkehren immer schwer ist und auch im günstigsten Fall nur sehr allmählich geschehen kann. Die Voraussetzung eines gesunden Volksstaates sind aber nicht die Rechte, sondern die Uebernahme und vernünftige Erfüllung der Pflichten, wodurch die Rechte erst vernünftige Mittel zur Erreichung der Staats- und Gesellschaftszwecke werden. Wenn in einem Volksstaate die Politik zu einem mißachteten Gewerbe wird, so ist er bereits vor die Existenzfrage gestellt, denn so weit jenes wirklich geschehen, ist die Selbstregierung (d. h. selfgovernment) nur noch Schein ohne Wesen; ein gesunder Volksstaat ohne wahres selfgovernment ist aber ein Widerspruch in sich. Der Lebensproceß eines Staates spielt sich aber nicht nach Tagen oder einzelnen Jahren ab. Bei einem Volke, das in hohem Grade die Bedingungen zur Bildung eines gesunden Volksstaates in sich trägt und ihn auch zum Theil bereits verwirklicht hat, müssen auch im ungünstigsten Falle Jahrzehnte darüber hingehen, ehe es politisch so weit sinkt, daß eine breite Kluft das sociale und politische Leben scheidet und die organisirte Bande der Gewerbspolitiker vollständig seiner Herr wird."

Diese letzten Worte sind jetzt wirklich der Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten geworden. Nachdem das sich glorreich und herrlich 1862 aus den Banden seiner Philister-Politiker losreißende Volk die durch jene an den Abgrund geführte Union noch einmal vor dem gebietlichen und sittlichen Untergange gerettet, verfiel es nach dem Kriege wieder in jene gefährliche Gleichgültigkeit dem politischen Treiben gegenüber, und wurde in Folge davon die oben gleichfalls vorhergesagte Scheidung von „Gesellschaft" und „Staat" so vollständig vollzogen, daß z. B. in letzter Woche noch die Bevölkerung von New-York dem entwürdigenden Schauspiele in Albany wie einem pikanten Ringkampfe zusah, auf dessen Ausgang es vielleicht Wetten anstellte, aber bei dem es sonst nur wenig oder gar nicht sich interessirt glaubte. So weit ist es mit der Verflachung und Materialisirung selbst der besseren Klassen gekommen, jener Klassen, die in den Krisen einer Nation die rettende Entscheidung zu geben berufen sind. „Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?"

Doch vielleicht wird gerade das Acutwerden des alten chronischen Uebels den Patienten zu einem Radicalkurversuche aufschrecken. Gleichviel ob Garfield, wie es scheint, und wie wir hoffen, am Leben bleibt, oder ob die Incarnation des politischen Beute-Systemes, in der Person des im Fall seines Todes ihm folgenden Arthur die jetzigen Zustände noch tiefer herabdrücken wird, das Bewußtsein der acut gewordenen Krankheit wird jedenfalls die besten Elemente der republikanischen Partei zu einem Reformversuch an Haupt und Gliedern emportreiben.

Die Geschichte der Sklavereifrage liefert die warnende Parallele. Als mit der Verhandlung über den Missouri-Compromiß zuerst der erste Schritt zur offenen Entfesselung der in der Verfassung zusammengekoppelten feindlichen Brüder, der Sklaverei und der Freiheit geschah, stieß der alte Madison seinen Kassandraruf aus, indem er den Eindruck jener Nachricht auf sich schilderte wie eine das Feuer signalisirende Sturmglocke um Mitternacht. Seine Warnung verhallte und erst als jener erste Schritt volle vierzig Jahre später den Süden und Norden in Waffen gegenüber gestellt hatte, büßte das Volk leider mit unsäglichen Opfern seine den politischen Leitern gegenüber eingehaltene Gleichgültigkeit und Mangel an Wachsamkeit. Was damals die Sklavereifrage, ist heute die Civildienstreform-Frage. In der Noth der Partei wiederholt auf das Banner geschrieben, vergaß man die übernommenen Versprechungen, sobald der Sieg erreicht und die Heuchelei nicht mehr nöthig war. Alle vier Jahre seit 1872 hat sich jetzt das elende Spiel dieser Heuchelei erneuert. Schlimmer als die römischen Auguren, die sich wenigstens nicht ansahen, um nicht in Lachen auszubrechen, lachen die politischen Führer offen über die Thorheit derer, welche an die Möglichkeit politischer Wahlkämpfe mit andern und höheren Zielen als die der Beute, der Befriedigung der gemeinen Habgier, noch Glauben bewahrt haben. Wird die den Abgrund nach mehr als einer Seite öffnende Mordthat eines der Tempeldiener jener Auguren den ehrlichen Leuten den Muth und die Ausdauer verleihen, jenen Krebsschaden auszurotten, der bereits die edleren Theile des politischen, wenn nicht sogar des socialen Körpers angegriffen hat?

Eine Woche am Eingange der Sahara.

Von Carl Vogt.

(Schluß.)

Während in den maurischen Städten und in den Zeltlagern das weibliche Element nur wenig hervortritt, sich vielmehr dem Auge des Besuchers fast gänzlich entzieht, sucht es im Gegentheile in dem Negerdorfe die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich habe bei öfteren Besuchen auch nicht eine einzige Negerin gesehen, welche nur anziehend hätte sein können. Die älteren Frauen, unförmig feist oder erschreckend mager, keine goldene Mittelstufe; die jüngeren Mädchen mit häßlich vorstehenden Backenknochen, platten Flügelnasen, wurstförmigen Lippen und furchtbarem, hervorstehendem Affengebiß — alle ohne Ausnahme mit wadenlosen Beinen, als hätte man zwei schwarz gewichste Stecken unter die über und über mit bunten Lappen behängte Gestalt gesteckt. Himmelblau, kirschroth, königsgelb, papageiengrün sind die beliebtesten Kleiderfarben, alle so schreiend als möglich; das Gesicht, Arme und Beine sind immer entblößt und tätowirt; an den Ohren hängen Geschmeide, welche die Ohrläppchen, oft auch das ganze Ohr bis auf die Schultern durch ihr Gewicht herabziehen; um den Hals herum klirren Ketten, meist von aneinandergereihten Geldstücken; um die Oberarme, die Handwurzeln und die Knöchel sind gewichtige Ringe gelegt, meist so zusammengenietet, daß sie nicht abgezogen werden können. Ganz nackte oder nur mit einem blauen oder rothen Hemde bekleidete Kinder tummeln sich vor den Lehmhäusern im Staube herum, bieten allerlei Kleinigkeiten zum Verkaufe aus; die Weiber laden freundlich grinsend ein, hereinzutreten. Einer meiner Bekannten in Biskra behauptete, die Neger könnten noch weit eher zur Civilisation und Cultur herangezogen werden, als die Araber; sie seien arbeitsam und fleißig, hätten Sinn für höhere Bedürfnisse, für bessere Wohnungen, Ausschmückung der-

*

selben, für feinere Küche, kurz, lernten nach und nach das Geld, welches sie verdienten, gebrauchen, während die Araber nichts weiter damit zu thun wüßten, als es aufzusparen und zu vergraben. Cultur und Civilisation, sagte er, beruhen auf Bedürfnissen und durch deren Befriedigung bewirkte Circulation der Zahlungsmittel; der Araber hat keine Bedürfnisse und die Circulation des Geldes stockt in seinen Händen. Deshalb faullenzt der Araber selbst bei seinen Vergnügungen, während der Neger seine Befriedigung in Muskelthätigkeit findet.

„Heute Abend in dem großen arabischen Kaffeehause am Markte Extra-Vorstellung der Uled-Naïl mit hochobrigkeitlicher Bewilligung und unter polizeilicher Aufsicht!" So lautet die Tagesordnung, die beim Mittagessen ausgeboten wird. Etwa zwanzig Congreßmitglieder mit einigen Damen folgen der Einladung.

Schon aus der Ferne hören wir den Klang einer Pfeife oder Flöte, deren einförmige, aber durchaus unfaßbare, fortlaufende Melodie von einer Trommel und einer großen Neger-Castagnette, einem sogenannten Yuh-Yuh unterstützt wird. Wir erkennen den viele tausend Jahre alten Urtypus der fortlaufenden Melodie der Zukunftsmusik, die nach kurzer Aufregung eine Art hypnotischer Träumerei erzeugt und so wenig variirt ist, daß man sich auf Stunden entfernen und doch sicher sein kann, beim Wiederkehren immer noch dieselbe Melodie zu hören.

Wir treten ein. Das Kaffeehaus besteht aus einer langen, niedrigen, schmalen Halle mit zwei tiefen, in der Mitte angebrachten Seitennischen, in welchen die Honoratioren Platz nehmen. An den Wänden laufen aufgemauerte, mit Strohmatten belegte Sitze hin, auf welchen dichtgedrängt die Araber hocken, jeder seine Kaffeetasse neben sich. An der Ecke der einen Nische steht auf erhöhter Estrade die Musik, zu ihren Füßen kauern einige Tänzerinnen. Gegenüber, an den Ecken der anderen Nische, sitzt die Polizei von einem Diener in französischer Uniform und einem Araber in halb griechischer Tracht (Strümpfe, Turban, Zuavenjacke und Lämmerschwanzhose) repräsentirt. Beide Polizeidiener haben lange Stöcke in den Händen. Alles ist in dichten Tabaksdampf und Kaffeeschwalm eingehüllt, so daß die im Hintergrunde bei dem Herde hockenden Araber in ihren weißen Burnussen schemenhaft, wie Geistererscheinungen, in verschwommenen Umrissen sich zeigen.

Auf ein Zeichen setzt die Musik ein und erhebt sich eine der Tänzerinnen. Ihre buntfarbige, reiche Toilette ordnend, schreitet sie erst langsam gegen das Ende der Halle, nimmt die Stellung an, die sie während des ganzen Tanzes beibehalten will und taucht nun allmählich aus dem Nebel hervor, indem sie gewissermaßen auf dem in der Mitte der Halle gespreiteten Teppich sich vorwärts schraubt.

Die Uled-Naïls sind die Töchter eines in der Wüste lebenden Nomadenstammes, der vorzugsweise (viele machen Concurrenz) die Sitte hat, seine Mädchen auf die hohe Schule des tanzenden Prostitutionsgewerbes nach Biskra zu senden. Den arabischen Begriffen zufolge ist das Gewerbe ebenso ehrenhaft, als das jedes Gevatters Schneiders und Handschuhmachers; die Mädchen sind sogar, nachdem sie sich oft eine ziemlich namhafte Summe in Ausübung des Gewerbes verdient haben, sehr gesucht zum Heirathen und stehen in dem Rufe, treffliche Gattinnen und Mütter zu werden. Sie sind meist schlank gewachsen, leicht kaffeebraun, einige von angenehmer Gesichtsbildung, viele aber geradezu häßlich. Stirn, Wangen, Nase und Kinn sind mit blauen, blumenähnlichen Figuren tätowirt; die Augenbrauen mit schwarzer Farbe (Chohl) über der Nasenwurzel zusammengemalt, die Augen selbst von einem breiten, schwarzen Ringe umgeben, die Hände mit Hennah gefärbt, so daß die Nägel tief orangegelb, das Innere der Hände aber dunkel gelbbraun erscheint. Sonst sind sie, bis auf die nackten, ebenfalls mit Hennah gefärbten Füße, durchaus verhüllt, ja so sehr mit Gandurahs, Shawls und Haïks behängt, daß ihre Figur sich kaum erkennen läßt. Man liest in manchen Beschreibungen von „entfesseltem Haar, das auf den nackten, bronzefarbigen Busen herabfällt" — ich habe die Uled-Naïls in Biskra, Constantine und Algier gesehen, bei ihren Tänzen und in ihren Häusern, und habe sie stets bis auf Gesicht, Hände und Füße nicht nur bekleidet, sondern sogar übermäßig verhängt und verhüllt gesehen. Stets aber ist der Rock, die Gandurah, durch Schärpen und Gürtel so geordnet, daß den Falten, welche den Bauch bedecken, große Beweglichkeit gestattet ist.

Der Tanz selbst ist etwas für den Nichtkenner außerordentlich Monotones und sogar Langweiliges. Er besteht in der That nur in einer ganz außerordentlichen Gymnastik der Bauchmuskeln. Die Tänzerin componirt sich die Stellung ihres Oberkörpers, die Haltung ihres Gesichtsausdruckes, die durchaus nicht freundlich ist, und behält diese unverrückt bei. Ohne den leicht erhobenen Arm zu rühren, ohne mit einem Muskel des Gesichtes zu zucken, schraubt und schiebt sie sich auf dem Teppich mit den Sohlen vorwärts, bald nach links, bald nach rechts sich drehend. Die Füße werden nie von dem Boden erhoben. Dabei arbeitet aber der Bauch, als wäre er von dem Körper losgelöst, mit heftigen Drehungen und Stößen — „la danse de moulin-à-café" nannten es bezeichnend die Franzosen. Je unbeweglicher Büste, Kopf, Arme und Beine gehalten werden, je heftiger der übermäßig vorgestreckte Bauch wirbelt und hüpft, desto lauter sind die Beifallsbezeugungen der arabischen Kenner.

Nachdem so einige Almeen ihre Kunst, eine nach der andern, zur Schau gestellt, erscheint ein Paar kaum erwachsener Personen, wenn nicht vollständige Neger, so doch stark mit Negerblut gemischt, ein Junge und ein Mädchen. Anfangs hält sich das en avant deux in den Grenzen des Kaffeemühlentanzes; bald aber wird das Tempo der Musik schneller; die Bewegungen lebhafter und demonstrativer; die Bedeutung des Tanzes wird stets klarer, deutlicher ausgeprägt und endlich geht unter dem wildesten Jagen der Musik, den ungeregeltesten Zuckungen und Verdrehungen die Symbolik in die nackte, concrete Wirklichkeit über. Es war geradezu scheußlich, ekelerregend, und das Auffallendste war, daß die europäischen Damen bei diesem Anblicke Stand hielten und ihre Plätze nicht verließen. Etudes de moeurs! Die Thätigkeit der zur Wahrung der guten Sitten commandirten beiden Polizeisoldaten beschränkte sich darauf, daß sie mit ihren langen Stöcken die Hemdenzipfel über allzu entblößte Körpertheile zurückzuschieben suchten.

„Kapitän," schrie ein umherhinkender Tourist am andern Morgen einen ihm bekannten Offizier an, „ich muß einmal arabisch essen, arabisch gekochten Kuskussu kneten, Schaffleisch mit den Fingern zerreißen und Sie müssen mir dazu verhelfen. Eine wahre Lumperei, diese Reisen in Algerien," fügte er hinzu. „Ich hätte einen Angriff von Krumirs auf unsere Diligence gewünscht, um meine Büchse und meinen Revolver an ihnen zu erproben und wir sind gefahren, wie von Paris nach Compiègne, ohne Gefahr, ohne Bedeckung; ich wollte Löwen schießen — es gibt keine mehr; Panther — aber Bonbonnel hat sie alle getödtet oder verjagt; hier lebe ich in einem Hôtel à la française; reiten und laufen kann ich nicht wegen meines verrenkten Fußes — wenn Sie mir nicht den Genuß eines arabischen Diners ohne Messer und Gabel verschaffen, Kapitän, so schreie ich in ganz Frankreich herum, daß dieses Algerien einer Reise nicht werth ist!"

„Beruhigen Sie sich, mein Lieber," sagte lächelnd der Kapitän, „Sie sollen befriedigt werden! Ich gehe zum Scheik und bitte ihn, Sie zum Essen einzuladen!"

Später erzählte uns der heitere Kapitän das lustige Stückchen. „Kapitän," hatte ihm der Scheik gesagt, als er diesem sein Anliegen vortrug, „Du weißt, daß ich ein civilisirter Mensch bin, einen französischen Koch habe und mit Messer und Gabel speise, wenn ich bei mir zu Hause bin. Ich will gerne Deinen Freund einladen, aber ich kann mir vor meinen Dienern nichts vergeben!"

„Das sollst Du auch nicht," antwortete der Kapitän. „Wir wollen uns mit dem Narren belustigen. Ich werde ihm sagen, Du könnest nicht mit ihm essen, da Du den Rang eines Sultans von Biskra habest; dagegen habest Du die Würdenträger zum Feste geladen. Laß ihn mit Deinen Knechten den gewöhn-

lichen Kuskussu essen, ziehe ihnen aber rothe, schwarze und grüne Burnusse an, damit sie wie Kaids, Scheiks und Talebs aussehen!"

Der Scheik ging auf den Vorschlag ein und belustigte sich höchlich an den Benehmen des Gastes, dem ranziger Kuskussu mit höllischer Pfefferbrühe eingestopft und saure Milch als Getränk vorgesetzt wurde, und der später trotz lebhaften Bauchgrimmens nicht müde wurde, von dem würdevollen Betragen der Autoritäten zu erzählen, mit denen er gespeist habe. Wie Schade, daß keiner ein Wort französisch verstand! Es sei eine Schande für die französische Regierung, daß sie diese Seite der patriotischen Erziehung vernachlässige und Leute zu hohen Stellen berufe, welche der schönen Sprache des Mutterlandes nicht mächtig seien!

Die Zeit der Abreise naht heran. Unsere Gläser sind mit kleinen Eidechsen, Schlangen, Skorpionen, Fischen und Insekten gefüllt; in einem kleinen Proviantkörblein sind einige lebende größere Eidechsen, unter anderen ein bissiger Waran und ein friedlicher Dornschwanz (Uromastix) auf den kleinsten Raum zusammengedrängt; wir haben alle übrigen Genüsse und Vergnügungen, die das durch beständig ab- und zureisende Congreßmitglieder in Athem erhaltene Biskra nur irgend bieten kann, vor unsern Augen vorüberziehen sehen: Schlangenbeschwörer, welche die braungelben Hajes, die Aspis der Kleopatra, bei dem Tone eines Dudelsackes nach ausgerissenen Giftzähnen tanzen und sich von ungiftigen großen Nattern zum Entsetzen der Zuschauer in die Zunge beißen lassen; Gaukler, die in abenteuerlichen, mit Hauern von Ebern und Muscheln gezierten helmartigen Masken Schrecken zu erregen und einige Sous zu verdienen suchen; wir haben außer Sidi Okba einige andere Oasen sowie die Sanddünen und das Fort Saint-Germain in nächster Nähe besucht und überall dieselbe Physiognomie der Wohnungen, der Palmbäume und der Bewohner gefunden; wir sind einigen Karawanen begegnet, die stets dieselbe Zusammensetzung zeigten, einige wenige bewaffnete Männer als Führer und Befehlshaber zu Pferd, ärmere, unbewaffnete Araber, oft zu zweien oder gar dreien, auf Eseln; bepackte Esel, Maulthiere und Kameele; auf einem oder höchstens zwei Kameelen hohe, mit Zeltteppichen überspannte, fast gänzlich geschlossene Palankine, in welchen tief verschleiert die Frauen des vornehmen Führers sitzen, während die übrigen Weiber, Araberinnen und Negerinnen, barfüßig im Sande laufen und auf dem Rücken ein oder zwei Kinder in einem Sacke neben anderen Lasten tragen; mit ihnen zu Fuße gehende Männer, meist ohne Lasten, die den Stock quer auf den Schultern tragen und die beiden Vorderarme daran aufhängen, was ihnen aus der Ferne ein sonderbares, einer Vogelscheuche ähnliches Ansehen gibt; das Ganze umgeben von halbwüchsiger, nur mit einem kurzen Hemde bekleideter Jugend beiderlei Geschlechts, von weiß- und gelbgefleckten Wachhunden, welche der in den Pyrenäen heimischen Schäferhundrasse ziemlich ähnlich sehen und von einigen, meist paarweise gekuppelten, grauen, struppigen Windhunden (Slugis), welche unglaublich stupid aussehen und nur zur Jagd von flüchtigem Wild benutzt werden.

Das Alles haben wir gesehen und uns überzeugt, daß der großartige und befremdende Eindruck, welchen die Wüste auf Jeden macht, der sie zum ersten Male sieht, hauptsächlich von den weiten Dimensionen der Fläche, der Eintönigkeit der Farben und der Lebenserscheinungen und der Lautlosigkeit der Umgebung hervorgerufen wird. An und für sich, im Einzelnen betrachtet, sind alle Elemente, welche das Bild zusammensetzen, geradezu unschön und wenig erquicklich für das europäische, an bunte Mannichfaltigkeit und Wechsel der Stimmungen gewöhnte Auge; zusammen zu einem Bilde vereinigt, das bis in das Einzelne hinein zu einander paßt, fügen diese Einzelheiten sich zu einem harmonischen, durch seine Größe und Unbeweglichkeit imponirenden Ganzen zusammen. Der Boden hat stets denselben gelben Grundton des Lehms oder gelben Ockers, bald mehr mit Grau, bald mehr mit Braun gemischt; selten nur zeigt sich ein grünlicher Anflug, und die Luftperspective ist so gering, daß nur der äußerste Horizont eine geringe Abtönung zeigt. Die tiefblaue Farbe des Himmels ist ebenso intensiv im Zenith, wie an dem Horizonte — nur am frühesten Morgen und am späten Abend zeigen sich für einige kurze Augenblicke die bekannten Gluthfarben des Auf- und Niederganges. Aber nach dem, was ich gesehen, läßt sich ein Sonnenaufgang oder Untergang in der Wüste nicht im entferntesten vergleichen mit der Pracht, die sie in unseren Gegenden oder gar in dem hohen Norden, an den norwegischen Küsten entfalten; es fehlen die Bedingungen fast gänzlich, den Horizont einhüllende Dünste und widerstrahlende Wolken.

Der Farbe des Bodens hat sich Alles angepaßt, was da kreucht und fleucht; der Räuber sucht seine Annäherung ebenso durch die Farbe weniger bemerklich zu machen, als die Beute in derselben ihren Schutz findet. Kein Laut; die Karawanen gleiten ebenso lautlos über die Fläche, wie der Vogel lautlos von Strauch zu Strauch schwirrt, und die Sträucher und Stachelpflanzen, welche in der Wüste ein kümmerliches Dasein fristen, sind entweder blattlos oder so mit Staub und Sand bedeckt, daß das Graugrün ihrer Blätter gänzlich unter dieser Bedeckung verschwindet.

Wenn nun nach tagelangem Wandern der Reisende, geblendet von einem absolut weißen Sonnenlichte, das von einer hellgelben Fläche widerstrahlt, in dem Rinnsale eines Baches einige grüne Sträucher, Oleander oder Lentisken, oder endlich eine Oase mit tausenden von grünen Palmenwipfeln mit Entzücken begrüßt, sein Auge daran weidet und ein Paradies auf Erden zu sehen glaubt, so kann das wahrlich nicht Wunder nehmen. Aber deshalb darf man doch nicht wähnen, daß es möglich wäre, diejenigen, welche an den Anblick der Palmen sich gewöhnt haben, zu der Anschauung zu verleiten, als ob dieselben, sei es an und für sich, sei es in ihrer Vereinigung zu einem Walde, ein schöner Typus seien. Humboldt, Bernardin de Saint-Pierre und nach ihnen gar manche andere in den Tropen reisende Schriftsteller haben uns Nordländern ihre übertriebenen Anschauungen in das Blut geimpft; wir sind Alle wie Heine's Tannenbaum, der von einer Palme träumt! Humboldt hat den Satz aufgestellt, die Palme sei die edelste Pflanzenform und wir beten diesen Glaubenssatz vertrauensselig nach. Er ist aber, wie so manche andere Glaubenssätze, durchaus falsch; es gibt nichts Steiferes als diese über und über mit Stümpfen abgebrochener Blätter besetzten Stämme, die ohne Verzweigung von oben bis unten gleich dick sind; nichts Einförmigeres als diesen Wedel von Blättern, der die Krone bildet. Eine einzelne Palme oder eine kleine Gruppe von Palmen, welche Laubbäume überragt, wirkt durch den Contrast — aber ein nur aus Palmen bestehender Wald, wie die Oasen ihn über den Lehmmauern zeigen, welche die übrigen Gewächse am Boden verhüllen, hat an Monotonie nicht seines Gleichen. Man sucht vergebens jene Mannichfaltigkeit der Formen und Gestalten in Stämmen, Aesten und Laubmassen, jenen Reichthum an verschiedenen Abstufungen der Schatten- und Lichteffecte, jene Verschiedenheit in den Farbentönen, die einem mitteleuropäischen Walde eigen sind; ein Stamm ist wie der andere, ein Blatt wie das andere und die Farbe so eintönig, als sei sie von einem Anstreicher hingemalt.

Man hat die Sahara das Land des Durstes genannt und Fromentin hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß man sie auch das Land ohne Schatten nennen könnte. Der Palmenwald zeigt keine Schattenmassen — er beschattet nur den Boden zu seinen Füßen.

Mit solchen Eindrücken erfüllt kehren wir von Biskra zurück, nicht ohne den Wunsch zu hegen, dieselben durch späteren, längeren Aufenthalt vielleicht vervollständigen zu können.

Literatur und Kunst.

Edmondo de Amicis.

Skizzen aus dem literarischen Leben.

1. Der Blaustrumpf.

Um sechs Uhr täglich pfleg' ich aufzustehen.
Mein Frühgebet ist ein Gesang des Dante;
Er scheint mir erst, seit ich ihn mehr erkannte,
Zu riesenhaft, ihn ganz zu übersehen.

Dann schreib' ich — Ihnen darf ich's wohl gestehen —
Ein paar Artikel für die „Elegante",
Besuche eine sehr interessante
Vorlesung und durchstreife die Museen.

Um Sieben geht's nach Haus, und unterm Essen
Blättr' ich in Zeitungen, schreib' ein Sonett,
Den neuesten Roman nicht zu vergessen.

Um Zehn pfleg' ich zum Schlummer mich zu rüsten,
Doch jeden Abend fast geh' ich zu Bett
Mit einem Dichter oder Prosaisten.

2. Ein Lebenslauf.

Als zwanzigjähr'ger Jüngling absolvirt' er
Mit vierter Note das Gymnasium
Und ging zur Bühne. Doch das Publicum
Blieb kalt, und nur den Damen imponirt' er.

Alsdann beim Militär sein Glück probirt' er,
Trieb sich ein Jahr im Lazareth herum,
Ward Makler, Spieler, Virtuos, kurzum
In allen freien Künsten hospitirt' er.

Dann gab ihm ein Gelehrter abzuschreiben,
Der fand unorthographisch sein Gekritzel;
Da hing er sich, — sollt' aber leben bleiben.

So tauscht' er den Beruf ein dutzendmal
Und gründet' endlich, da er auch als Spitzel
Kein Glück gehabt, ein kritisches Journal.

3. Literarischer Erfolg.

Mein Büchlein kaufte sich ein Musensöhnchen,
Von dem es dann der Herr Professor lieh.
Dann bei acht Damen circulirt' es, die
Besitzen — Jede — so ihr halb Milliönchen.

Drauf kam es zum Präfecten vom Cantönchen,
Der eifrig liest geborgte Poesie;
Und die Beamten dann, wie rissen sie
Sich um das Buch! Ein wahres Sensatiönchen!

Der Letzte, der es las von diesen Braven,
Schickt' es nach Syrakus an seine Holde,
Die sandt' es nach Turin an einen Grafen.

Der sagt mir heut: Sie bringen was zu Stande!
Man wiegt ihr Buch ja förmlich auf mit Golde. —
(Spitzbuben! Einen Franc die ganze Bande!)

4. Ein Bewunderer.

I.

Mich treibt die Sympathie, der tiefe Drang
Der Liebe, die ich längst zu Ihnen trage,
Daß ich an Sie, mein Herr, zu schreiben wage
Wie Freund dem Freund, als kennten wir uns lang.

Als Pfand, wie innig mich das Band umschlang,
(Und traun, ich fühle wärmer, als ich's sage)
Folgt ein Sonett hier: „Vico's letzte Tage"
Und schüchtern frag' ich an, ob mirs gelang.

Sie sollen mich mit klarem Wort bescheiden;
Toll werd' ich, wenn es Ihren Beifall hat,
Und nennen Sie mich Esel, muß ich's leiden.

O schicken Sie mir alle Ihre Werke,
Ihr Bild, ein Autograph und guten Rath —
Fast werd' ich unbescheiden, wie ich merke.

II.

Zwei Wochen wartet' ich umsonst, und war
In Sorg' um mein Sonett, ich sag' es offen.
Nun ist Ihr Urtheil endlich eingetroffen,
Ein wenig hart und äußerst — sonderbar.

Leute, die sehr belesen, meinen zwar,
Noch hätt' ich nicht Petrarca übertroffen,
Doch lasse mein Gedicht das Schönste hoffen,
Und ein Journal nannt' es sublim sogar.

Was also war der Grund wohl, der geheime,
Daß Sie so bitterbösen Spruch gethan?
Wohl gar Poetenneid auf meine Reime?

Mich wundert's gar nicht; Menschen sind wir alle.
Doch glauben Sie: mir liegt den Teufel dran,
Ob Eseln und Idioten ich gefalle.

5. Crescit eundo.

Alles was recht ist: Ihr Talent ist groß,
Allein — mit schuldigem Respect zu sprechen
(Ein jeder Autor hat ja seine Schwächen):
Ihr Stil ist hart, zu wenig mühelos.

Das nennen Andre schwülstig. Nun, verbos
Und incorrect — sind allerdings Gebrechen,
Die bei so viel Talent ins Auge stechen;
Sonst fehlt es Ihnen an Empfindung blos.

Nicht an Erfindung, Plan und tieferm Sinn,
Doch an Geschmack. Mit Recht hat man gescholten,
Sie seien gar zu leer, zu schwach, zu dünn.

Wohl hie und da ein Blitz — auch das nicht immer.
Wenn Sie nur nicht so schamlos stehlen wollten!
Kein Mensch, bei Gott! stiehlt dreister oder dümmer.

6. Aufmunterung.

Geist haben Sie, nur noch unausgegohren,
Und wenn Sie's erst zu mehr Erfahrung bringen,
Sich sammeln lernen, in die Tiefe dringen
Und mit der Sonde bis zum Herzen bohren,

Dann an der Hand der großen Prosatoren
Gesundes Urtheil und Geschmack erringen,
Ein rein'res Sprachgefühl vor allen Dingen,
(Den echtitalischen Stil, der fast verloren);

Wenn Sie dann ferner keine Mühe sparen,
In andre Bahn der Prosa einzulenken,
Und ja mit Vers und Reim sich nie befassen:

So werden Sie der Welt — in zwanzig Jahren —
Zwar auch noch keine Meisterwerke schenken,
Doch Sachen, die sich eher sehen lassen.

7. Abendröthe der Liebe.

Ich seh' dich schon in unsern alten Tagen,
Wenn deine Locken weiß geworden sind.
Mit ihren weichen Ringeln spielt der Wind,
Und einen Strauß wirst du im Gürtel tragen.

Vom Lesen blick' ich auf, um dir zu sagen:
Ich liebe dich, und du bist reizend, Kind! —
Dann lächelst du und eilst hinweg geschwind
Und sagst, ich soll vernünftig mich betragen.

Und wenn wir schlendern in der Abendfrische,
Sehr langsam, räum' ich dir mit meinem Stabe
Die Steine fort, zum Ritterdienste noch tüchtig.

Ein achtzigjähr'ger Pfarrer kommt zu Tische.
Er hat das Podagra, der alte Knabe;
Du bist vergnügt, und ich bin eifersüchtig.

Paul Heyse.

„Fern im Süd, das schöne Spanien!"

Von R. Waldmüller.

Es wäre noch ein interessantes Buch zu schreiben: der Nachweis über die Art und Weise, wie die Phantasie der namhafteren Dichter, Musiker und bildenden Künstler aller Länder und Zeiten sich zu der Produktion selbst verhalten hat; wie das Gedicht, die musikalische Composition, das Bild, die Statue im Kopf und Herz ihrer Schöpfer sich vorbereiteten; welche äußeren Einflüsse dabei thätig waren und durch welche Wandlungen und Umschmelzungen der geistige Stoff allmählich das wurde, als welches er nun die Gesammtheit bewegt und lebendig anspricht. Was wir darüber hie und da verstreut finden, trägt den Stempel des blos anekdotisch Ueberlieferten oder, wo es gut begründet und nicht als Curiosität behandelt ist, steht es doch zu vereinzelt da, um nicht mit dem Charakter des Absonderlichen behaftet uns wenigstens zu erscheinen. Ein Psycholog, der zugleich tief in den Brunnen der Kunst hinab geblickt hätte, müßte diesen Schatz zu heben als eine ernste Forscheraufgabe wählen, und seine Arbeit, wenn sie aus solchem Geiste hervorgegangen wäre, könnte nicht Gefahr laufen, von dem himmelhohen Fluge des Genius uns auf die Erde hinab zu ziehen; im Gegentheil, wir würden mit Beschämung inne werden, daß unsere Empfänglichkeit ihm nachzufliegen nur allzu oft der ausreichenden Flugkraft entbehrt.

Ein merkwürdiger Dichter ist wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste, das wir Angesichts der von uns mit eisernem Griff umklammerten Seine-Metropole feierten, — am 22. December 1870 — jenseits der Pyrenäen aus diesem Leben geschieden; nur erst 34 Jahre alt; ein sehr begabtes, tief beklagenswerthes, psychologisch höchst interessantes Menschenkind. In der Vorrede zu dem einzigen Werke*), das wir von ihm besitzen, gibt er Andeutungen, welche auf die Quelle seiner poetischen Schöpfungen zurückweisen. Die Vorrede datirt von 1868, also ist sie zwei Jahre vor seinem Scheiden aus dieser Welt geschrieben worden. Selten hat ein Mensch die abschüssige Bahn, auf welche er gerathen ist, klarer selbst erkannt und in herzbewegenderen Worten darüber geschrieben. Und dabei haben wir es nicht mit Opiumnachwehen zu thun, wie sie einige der deutschen und französischen Romantiker in Zustände verwandten Charakters versetzten. Vielmehr berechtigt die überreiche Fülle der Gesichte, die dem Dichter aufgehen und seinen Legenden einen eigenartig bestrickenden Zauber leihen, zu dem Schlusse, daß, wie er selbst es beurtheilt, in seinem geistigen Haushalt in der That ein zu Viel und ein zu Wenig vorhanden ist, an dem der Mensch zu Grunde gehen muß, ein Ueberschuß an Phantasie und ein Mangel an Gestaltungsvermögen, zwei Factoren, die nur, wo sie im Gleichgewicht stehen, den Poeten zu voller Entwicklung der ihm verliehenen Himmelsgabe gelangen lassen.

„In den dunklen Winkeln meines Gehirns," so beginnt die Vorrede, „schlummern nackt und zusammengekauert die tollen Kinder meiner Phantasie und harren schweigend, daß die Kunst sie in Worte kleide, damit sie sich anständig auf der Bühne der Welt sehen lassen können." Er vergleicht sie dann den „Miriaden von Keimen, die im Innern der Erde in ewigem Werden erzittern und gähren, ohne die nöthigen Kräfte zu finden, um an die Oberfläche empor zu steigen und sich im Kuß des Lichtes in Blumen und Früchte zu verwandeln. Sie gehen mit mir," klagt er, „bestimmt mit mir zu sterben, ohne eine andre Spur zu hinterlassen als sie ein Traum der Mitternacht zurückläßt, auf den man sich am Morgen nicht mehr besinnen kann." Aber sie haben den Trieb zu leben, sie lassen sich nicht abfinden mit dem Troste, daß es für sie wie für vieles Andere eben kein Leben entwickelterer Art gibt, sie wollen gestaltet sein. Was thun? „So habe ich bisher, wenn auch schlecht, gelebt und habe unter der gleichgültigen Menge diesen schweigenden Sturm im Kopfe umhergeführt. So lebe ich weiter; aber alle Dinge nehmen ein Ende und auch dieses muß zu Ende geführt werden ... So geht denn, geht und lebt in dem einzigen Leben, das ich euch geben kann! Mein Verstand wird euch so weit ernähren, daß ihr greifbar sein werdet, er wird euch genugsam bekleiden, wenn auch nur mit Lumpen, daß eure Nacktheit nicht die Scham verletze."

Und er schließt:

„Vielleicht werde ich sehr bald schon mein Bündel für die große Reise schnüren müssen. Von einer Stunde zur andern kann der Geist sich von der Materie lösen, um in reinere Regionen empor zu steigen. Ich möchte nicht, wenn das eintrifft, der buntscheckigen Ausrüstung eines Seiltänzers gleich, diesen Schatz von Lumpen und Flittergold, den meine Phantasie in den Vorrathskammern des Gehirns aufgespeichert hat, mit mir forttragen müssen."

Schon diese Einleitung, deren glänzendste Partien hier nicht einmal Platz fanden, läßt erkennen, daß der Dichter, indem er sich des Mangels eines höheren Gestaltungsvermögens anklagte, Ansprüche ungewöhnlichster Art erhob. Seine acht Prosalegenden sind denn auch in ihrer Art nicht minder wohlabgerundete kleine Kunstwerke, und selbst da, wo sie — wie in Meister Perez der Organist — an einigen Stellen zu breit, an andern zu knapp behandelt sind, versetzen sie immer doch mit zwingender Gewalt in jene fremdartig romantische Welt, für welche es in den spanischen Kirchen und Abteien einen dem Wunder und dem Spuk sich so trefflich anbequemenden Hintergrund gibt.

Und dennoch hat jene Selbstanklage einige Berechtigung. Wie aus dem halben Hundert lyrischer Ergüsse hervorgeht, welche den Legenden folgen, war dem Dichter die Fähigkeit versagt, seine Empfindungen durch den Wohlklang des Reims auf die Höhe seines eignen Bedürfnisses nach lyrischem Wohllaut zu heben. In der That, hier vermißt wenigstens das deutsche Ohr Vieles, zumal wenn uns Anklänge an Heine, Geibel, Rückert, Lenau auf die vielleicht irrige Vermuthung bringen, daß dieser Gustavo Adolfo Becquer seinen Vorfahren nach nicht nur deutschen oder deutsch gemischten Ursprungs war, nein, daß er auch die deutsche Poesie anders kannte als blos aus Uebersetzungen. Ist dem so? hätte er eigentlich Gustav Adolph Becker heißen dürfen? Der Uebersetzer berührt diese Frage nicht. Wir erfahren nur, daß Becquer, als Sohn eines geachteten Malers, in Sevilla geboren wurde, daß er Kaufmann werden und als solcher eine reiche Pathin beerben sollte, daß sein poetischer Drang ihn aber, unter Verzicht auf diese ihm zugedachte Wohlthat, nach dem Centrum aller geistigen Bewegung Spaniens, nach Madrid trieb, wo er nach manchen Enttäuschungen und Entbehrungen wenige Monate nach dem Tode seines geliebten Bruders Valerio, eines Malers, gleich diesem aus dem Leben abgerufen wurde, als den Brüdern eben die Sonne ruhmvoller Anerkennung aufzugehen begann. — Hier einige der kürzeren Gedichte:

*) Becquer, ausgewählte Legenden und Gedichte aus dem Spanischen übersetzt von O. Meinhardt. Leipzig, W. Friedrich.

Es trat ihr in die Augen eine Thräne,
Mir auf die Lippe ein Verzeihungswort;
Da sprach der Stolz; — es trocknete die Thräne,
Das milde Wort auf meiner Lipp' erstarb.

Ich geh' auf einem Wege, sie auf anderm;
Doch denken wir an unsre alte Lieb',
Dann sage ich: weshalb hab' ich geschwiegen?
Und sie wird sagen: weshalb weint' ich nicht?

* * *

Was ist Poesie? fragst du und hefteſt
Fest auf mein Auge dein blaues Aug';
Was ist Poesie? Kannst du mich fragen?
Poesie . . . bist du.

* * *

Heute lächeln mir Erde und Himmel;
Heute scheint mir die Sonn' bis ins Herze;
Heut' sah ich sie . . . ich sah sie und sie mich . . .
Heut' glaub ich an Gott!

„Heut' glaub' ich an Gott!" Also nur heute? also nur ausnahmsweise? also sind die Legenden nicht ernsthaft gemeinte katholische Legenden? etwa welche im Geschmacke unseres Gottfried Keller?

Das Letztere trifft nicht zu. Becquer ist zwar ein ganz moderner Mensch und hat keine Ader von der kirchlichen Rechtgläubigkeit Caballeros, unserer berühmten ehemaligen Landsmännin, aber er hält sich einfach an die poetische Seite der von ihm verwertheten Legendenstoffe und will die Bezeichnung Legende auch so wenig im herkömmlich kirchlichen Sinne verstanden wissen, daß eine seiner besten Erzählungen: „Der Smaragdschmuck", sogar ohne alle Beziehung zum kirchlichen Wunder ist. Es läßt sich ihr Inhalt mit wenigen Worten skizziren. Sie geht von dem uns bis zum Schlusse der Erzählung vorenthaltenen Titel eines Buches aus, das Méry zum Verfasser hat. Der Dichter hat diesen Titel am Schaufenster eines Buchladens gelesen. Der Titel ist ihm unverständlich. Ein Freund, der neben ihm geht, sagt ihm: Machen wir einen Spaziergang rund um die Fuente Castellana; ich erzähle dir eine Geschichte, deren Hauptperson ich selber bin. Du wirst hernach den Buchtitel vollständig begreifen. — Und nun erzählt der Freund, wie er, vor einem Juwelierladen stehend, unter Anderm von der Pracht eines Smaragd-Halsbandes gefesselt worden sei. Im selben Augenblick sei eine Dame aus dem Laden gekommen und habe geäußert: „Was für wunderschöne Smaragden!" Damit sei sie in ihre Equipage gestiegen und fortgefahren. — Er hat das Wappen ihres Wagens sich gemerkt und von dem Zauber ihrer Stimme und ihrer Erscheinung berückt, ermittelt er, nach vielem vergeblichen Forschen, wer sie ist: — die untadelhafte Gattin eines vornehmen Taugenichts. Aber warum forschte er ihr nach? Weil ihm die hirnverbrannte Idee gekommen ist, ihr den Smaragdschmuck zu schenken. Geld fehlt ihm nämlich durchaus, sonst hätte die Sache ja einen Sinn haben können. Was thun? Er schreibt ein Buch. Dafür erhält er 3000 Realen. Immerhin ein Heckgroschen. Aber der Schmuck kostet 14—15,000 Duros. Was weiter? Sehr einfach: man spielt. Und dabei ist gar nicht viel gewagt. Er hat nämlich eine Beobachtung gemacht, die ihm jeder Tag neu bestätigt: „Setzt man mit der vollkommnen Sicherheit, daß man gewinnen muß, so gewinnt man auch; man muß mit Aplomb setzen, als gälte es sein Eigenthum zu holen." Richtig, er setzt mit Aplomb und gewinnt. Der Schmuck gelangt nun anonym in das Boudoir der schönen Frau. Aber lange, lange Zeit vergeht, ehe sie denselben öffentlich zeigt. Endlich sieht er sie damit geschmückt. Nun wird in seiner Nähe der Ruf der Smaragddame angetastet. Er kann nicht als ihr Kämpe für sie eintreten, weiß aber mit einem ihrer Verlästerer dennoch zu einem Ehrenhandel zu gelangen, erschießt ihn, wird selbst auch in die Brust getroffen, fällt in ein hitziges Fieber und erhält plötzlich den Besuch einer verschleierten Dame . . . „sie lüftete den Schleier, der ihr Antlitz bedeckte, und in ihren langen, dunklen Wimpern sah ich eine Thräne schimmern. Sie war es!"

„Mit erschreckten Blicken richtete ich mich empor, und in diesem Augenblick stand ich gegenüber dem Hause von Duran . . ."

„Was!" unterbricht ihn der Zuhörer, „warst du denn nicht verwundet und lagst im Bett?"

„Im Bett! — Ach, was Teufel! Ich habe ganz vergessen dir zu sagen, daß ich mir dies Alles nur auf dem Wege vom Laden Samparc bis zur Allee San Jeronimo, wo der Ellbogenstoß eines Lastträgers mich gegenüber dem Hause von Duran aus meiner Versunkenheit aufriß, gedacht habe. Im Ladenfenster bemerkte ich ein Buch von Méry mit diesem Titel: Histoire de ce qui n'est pas arrivé. Verstehst du es nun?"

Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie.*)

Mit Freuden begrüßt man jede Arbeit Kuno Fischers, dieses — wie ein geistvoller Kirchenhistoriker sagt — „geborenen Professors der Philosophie". Ist er es ja, der durch seine künstlerische Darstellung der erhabensten aller Wissenschaften, die eine echte Weltmission hat, den philosophischen Interessen einen Aufschwung verliehen hat, den man ehemals in der Zeit geistiger Erschlaffung nicht erwarten konnte. Aus dem schwerfälligen Hoplitenstile der Hegelianer, der nicht immer in harmonischer Proportion zur Schwere der Gedanken stand, hat er eine philosophische Sprache geschaffen, die mit der romanischen Eleganz geistreicher Conversation und der Anmuth künstlerischer Plastik die gewandteste Geistesdialektik, die überraschendste Tiefe und Schärfe des Gedankens wunderbar verbindet. Wer das Glück gehabt hat, durch Kuno Fischer in die Philosophie eingeführt zu werden, der wird sich zeitlebens mit Freuden des Genusses erinnern, mit dem er den beredten Interpreten Platos, Kants, Lessings und der Faustdichtung hörte, der die in dem philosophischen Jena berühmten Nachmittage zu Stunden echter Weihe gestaltete. Wer das schöne Bild seines ersten Meisters in sich bewahrt, der der Jugend mit stets jugendlicher Frische gegenübertrat, der wird das Ideal der akademischen Welt wieder vor sich sehen, wenn er sich in ein neues Buch von ihm vertieft. Dieses liest er dann nicht einmal, sondern behandelt es mit der Achtung, die einem treuen Lehrer gebührt, von dem er immer neu lernt. Das lebendige Wort des akademischen Redners steht in harmonischer Beziehung zu dem lebenschaffenden Worte des geistvollen Schriftstellers, dessen Vorzüge man zu würdigen lernt, wenn man die individuelle Eigenart des Autors kennt. Was Kuno Fischers Schriften und Vorträge so interessant macht, das ist das wahrhaft dramatische Leben, welches beide durchdringt, die innere Frische und geistige Elasticität, welche beide auszeichnet. Seine Methode der Darstellung ist eine individualisirende und eine genetische. Er bietet nicht in abstracter Dürre wie der dürftig reproducirende Encyklopädismus die Hauptsätze der Philosophie von Thales bis zur Gegenwart, sondern er entfaltet den ganzen Reichthum eines besonders hervorragenden Systemes, um welches sich viele andere gruppiren: dieses reconstruirt er bis in die letzten Einzelheiten; dazu bietet er in großen Zügen die Vorgeschichte der philosophischen Individualität, deren Vorbedingungen in den früheren Denksystemen, in den umgebenden politischen Verhältnissen und der allgemeinen Culturströmung liegen. So gibt er an einem Beispiele Alles, regt stets das Denken an und weist wirksam auf die Probleme hin, zu deren Lösung die selbstständige Arbeit der Gegenwart beitragen muß.

---

*) Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer. Erster Band. Erster Theil (XVI und 440 Seiten). Dritte neu bearbeitete Auflage. München 1878, Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann. Preis 9 M. — Zweiter Theil. 1880. (XVI und 556 Seiten.) Preis 10 M. 50 Pf.

Die Feinheit der psychologischen Analyse verleiht Kuno Fischers Darstellung einen Reiz, der unwiderstehlich auf den Leser wirkt: darin liegt der Vorzug seiner genetischen Methode. Den Gedanken, für den er den Leser oder Hörer interessiren will, läßt er natürlich *entstehen*: und indem er ihn ableitet, erklärt er ihn. Das ist der künstlerische Werth, der in seinem Geschichtswerke der Philosophie liegt. Ein solcher Nachweis des tieferen Zusammenhanges der Weltprobleme wird zu einer Psychogenesis der Menschheit, zu einer Völkerpsychologie im höchsten Sinne des Wortes. Ein Gemälde der Cultur, wie es Kuno Fischers „Geschichte der neueren Philosophie" darbietet, kommt durch bloße Excerpte nicht zu Stande: diese liefern nur das Rohmaterial zu dem harmonischen Kunstwerk des denkgewandten Meisters, der aus dem Staube vergangener Jahrhunderte neues Leben quellen läßt, indem er mit staunenswerther Objectivität die Processe des geistigen Lebens nachbildet, welche naturgesetzlich die Denksysteme schaffen mußten. In diesem Momente liegt der Grund für den Umfang, welchen im Rahmen solcher Gemälde der biographische Hintergrund einnimmt: sobald der Künstler individualisirt und ontogenetisch entwickelt, muß er mit den Thatsachen des intellectuellen Lebens auch die des moralischen und ästhetischen ins Auge fassen, da eines das andere bedingt.

Das in so großem Stile angelegte Werk erscheint jetzt in dritter Auflage. Als Kuno Fischer den ersten Band zum zweiten Male herausgab, war seine Geschichte der neueren Philosophie bis zu Kant gediehen. Seitdem sind Fichte und seine Vorgänger, Schelling und sein Zeitalter hinzugekommen. Hegel und seine Schule, die Gegner derselben und der Entwicklungsgang der Philosophie in der nachhegel'schen Zeit bis auf die heutigen Tage sind das Thema, welches ihm noch übrig bleibt. Bei der ungemeinen Schwierigkeit der Objecte mußte der Verfasser, um die belehrende Wirkung der Deutlichkeit zu erreichen, die Darstellung so ausführlich behandeln, daß sich der Umfang und Aufwand des Werkes über das beabsichtigte Maß vergrößerte. „Man kann," so sagt er, „die Schwierigkeiten der eigenen Arbeiten erst schätzen, wenn man sie erfahren und zu überwinden gesucht. Trifft es sich dann so gut, daß man den mühevollen Weg zum zweiten Male machen darf, so wird man, wie es bei großen und beschwerlichen Reisen der Fall ist, die Kraft gewonnen haben, leichter und schneller fortzukommen. Die Kürze ohne jeden Eintrag der Deutlichkeit ist eine Frucht, die man nur von der ausführlichsten Arbeit und Darstellung erntet. Bei meiner Darstellungsweise kann ich die Kürze nicht durch Streichungen, sondern nur durch eine entsprechende Einwirkung auf alle in einander gefügten Theile des stilistischen Gebäudes erreichen. Darin liegt ein Grund und ein wesentlicher Theil dieser neuen Bearbeitung; der andere liegt in der Vermehrung des Inhalts, die theils in Betreff der Einleitung, namentlich in den Abschnitten über das Zeitalter der Renaissance und Reformation wünschenswerth schien, theils durch die Rücksichtnahme auf einige Ergebnisse neuerer Forschungen über Descartes gefordert wurde."

Das ist der Standpunkt, den der Verfasser in seiner neuen Arbeit einnimmt. Mit Genugthuung kann er an dem Bedürfniß der literarischen Welt nach einer dritten Auflage seines umfangreichen und keineswegs leicht zugänglichen Werkes den Beweis finden, daß seine Lebensarbeit den Zeitgenossen zur Belehrung gedient hat. Mag die philosophische Weltanschauung mit jedem Menschenalter sich vertiefen und umgestalten, eine historische Leistung von der Gediegenheit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, wie sie die von Kuno Fischer auszeichnet, behält den Stempel der Klassicität. Hier begegnet man keinem übereilten Urtheil, keiner Tagesparole der Leidenschaft, nur dem Ausdruck eines erfahrungsreichen innern Lebens, eines tiefernsten Nachdenkens über die höchst entwickelten Formen menschlicher Culturarbeit.

Wie Kant das schwierigste aller Probleme, das der Erkenntniß, sich in ganz neuer Formulirung vorlegte und dadurch die Philosophie reformirte, so hat Kuno Fischer das Verdienst, mit dem alten skeptischen und eklektischen Standpunkte der Philosophie-Historik gebrochen zu haben, als er die Frage aufwarf: *Wie ist Geschichte der Philosophie als Wissenschaft möglich?* — In dem kritischen Geiste exacter Naturforschung faßt er die geschichtlichen Erscheinungen des menschlichen Bewußtseins nicht als ein fertiges Factum, sondern als natürliche Producte eines inneren *Werdens*, einer geistigen Entwickelung auf. Dieser Auffassung gemäß ist in dem menschlichen Bewußtsein jede wahre Vorstellung eine *gewordene*; jede Wahrheit hat ihre Geschichte, ohne welche sie nicht zu Stande kommt; diese Geschichte bildet einen wesentlichen Theil in dem geistigen Bildungs- und Entwicklungsgange des Individuums. Je größere Schwierigkeiten zu überwinden, je mehr Aufgaben zu lösen sind, wenn die Wahrheit ans Licht gebracht werden soll, um so länger dauert ihr Bildungsproceß; ganze Zeitalter bleiben in Irrthümern befangen, die einzusehen, zu berichtigen, zu überwinden, die Kraft neuer Zeiten erfordern wird. An einem solchen Bildungsprocesse arbeiten Jahrhunderte. Eine solche Wahrheit hat eine Geschichte im Großen. Die menschlichen Wissenschaften sind alle geschichtlich geworden und konnten nur durch eine allmähliche Ausbildung werden, was sie sind. Das Weltgebäude in seiner Verfassung, seinen Gesetzen, seiner mechanischen Ordnung bleibt als ein Gegenstand menschlicher Anschauung unverrückt dasselbe, aber die Astronomie mußte eine Reihe von Vorstellungen ausbilden und befestigen, wieder erschüttern und aufgeben, um auf diesem Wege nach so vielen Jahrhunderten die wahren Einsichten zu erreichen. So unrichtig ihr altes System war, so bildete es doch die nothwendige Vorstufe zu dem neuen und richtigen.

Die Welt als Gegenstand unserer Betrachtung, als Aufgabe unserer Erkenntniß, ist nur möglich unter der Bedingung eines Wesens, welches sie zum Gegenstande macht, also eines anschauenden, vorstellenden, mit einem Wort selbstbewußten Wesens. Dieses gehört als einzelnes Ding, als Theil der Welt unter die Objecte, die angeschaut, vorgestellt, gegenständlich gemacht werden müssen, also ein ursprüngliches Selbst voraussetzen, welches den innersten Kern unseres Wesens bildet. Nun ist die Welt unser Gegenstand, unsere Vorstellung, sie ist nichts, soweit sie unabhängig von unserer Vorstellung ist, diese ist nichts, unabhängig von unserem Selbst. Die Welt sind wir selbst. Wie der menschliche Geist selbst, so ist auch die Philosophie einer geschichtlichen Entwicklung fähig und bedürftig, sie nimmt lebendigen Antheil an den Bildungssystemen, welche Zeitalter und Völker erfüllen, sie unterliegt deshalb auch dem Gang und den Schicksalen derselben. *So ist sie die menschliche Selbsterkenntniß im Großen. Der Mensch im Großen ist die Menschheit auf der Höhe einer ihrer Entwicklungsstufen unter der Herrschaft einer bestimmten und ausgeprägten Bildungsweise.* Die Philosophie hat die Aufgabe, diese Bildungsformen zu durchschauen, sie aus ihrem innersten Motiv heraus zu begreifen und klar zu machen, was sie ist und erstrebt. In der Philosophie entstehen herrschende Systeme einer doppelten Art, die tiefsinnigen, die in das Innerste des menschlichen Geistes eindringen, und die populären, die nur soviel begreifen, als die Meisten begehren. Doch ist die Aufklärung des geschichtlichen Geistes in der Philosophie mehr als ein bloßes Abbild: *Die Philosophie verhält sich zu dem geschichtlichen Menschengeiste wie die Selbsterkenntniß zu unserm Leben.* Die Selbsterkenntniß entscheidet in unserm Dasein den Moment, der eine Lebensperiode abschließt und eine neue eröffnet, sie bildet eine Krisis in der Entwicklung, einen Wendepunkt oder eine Epoche des Lebens. Sie ist nicht blos ein Abbild, sondern zugleich eine Umwandlung unseres Lebens. Sie verwandelt unseren Zustand in unseren Gegenstand, sie stellt die Macht, unter der wir gelebt haben, als Object uns gegenüber. So ist die ernste Selbsterkenntniß jedesmal eine gründliche Befreiung und Erneuerung unseres Lebens, sie ist die Krisis, in welcher die Gegenwart sich von der Vergangenheit scheidet und die Zukunft sich vorbereitet. Die Acte der Selbsterkenntniß sind in unserm Leben, was die Monologe in einem Drama: die Handlung zieht sich aus dem

bewegten Schauplatz der Außenwelt in das innerste Gemüth zurück, und hier in der Mitte der Selbstbesinnung löst und bildet sie ihre Probleme. Solche tief eingreifenden Momente fehlen in keinem geistig bewegten Dasein, Jeder findet sie in der eigenen Erfahrung. Was in der Entwicklung des Individuums die bedeutungsvollen Selbstbetrachtungen sind, das sind in dem Gesammtleben der Menschheit die hervorragenden Systeme der Philosophie; sie begleiten nicht blos den fortschreitenden Menschengeist, sondern sie greifen still, aber mächtig in diesen Fortschritt ein, sie machen durch ihre denkende Betrachtung das zum Gegenstande, was vorher Zustand war, sie befreien die Welt von dieser Herrschaft und wirken dadurch vollendend auf die vorhandene, vorbereitend und begründend auf eine neue menschliche Bildung ein, sie wirken als weltgeschichtliche Factoren, in denen die großen Culturysteme sich ausleben und die großen Culturkrisen von innen heraus ausgemacht werden. Die Menschheit ist ein Problem, welches in der Geschichte immer deutlicher zum Vorschein gebracht und immer tiefer begriffen wird: das ist der ganze Inhalt der Geschichte der Philosophie, ein Inhalt wieder von größter geschichtlicher Bedeutung. Erst dann sieht man die Geschichte der Philosophie im richtigen Lichte, wenn man in ihr den Entwickelungsgang erkennt, in welchem die nothwendigen Probleme der Menschheit mit aller Deutlichkeit bestimmt und so gelöst werden, daß aus jeder Lösung immer neue und tiefere Probleme entspringen.

Das ist der große ontogenetische Gesichtskreis, von welchem aus Kuno Fischer die philosophischen Probleme der Menschheit ins Auge faßt, ein Standpunkt, den er in aller Schärfe und Präcision in seiner unübertrefflich geistvollen, gedankenreichen Einleitung (I, S. 1—15) kenntzeichnet. Er orientirt den Leser auf das Klarste über den Entwicklungsgang der Philosophie nach ihren großen Grundzügen, um den Punkt festzuhalten, an welchem seine umfassende Darstellung einsetzt. In diesem Sinne geht er von der griechischen Philosophie aus, die in der Gestaltung und Reihenfolge ihrer Probleme ein bewundernswürdiges und unvergleichliches Beispiel einer tiefsinnigen und zugleich höchst naturgemäßen, einfachen Entwicklung darbietet. „Nichts ist hier gewaltsam erkünstelt; nirgends findet sich in dem fortschreitenden Ideengange ein Sprung, überall die verknüpfenden Mittelglieder durchdacht und ausgeprägt, ein Zusammenhang der lebendigsten Art verbindet die Glieder dieser weit ausgedehnten Reihe zu einem Ganzen, in dessen großartigen Formen wir den bildnerischen Geist der klassischen Kunst wiedererkennen. Diesen Eindruck macht nur die griechische Philosophie. Sie hat ihre Gedankenwelt aus einem Volke, aus einer Sprache geboren und darum nichts von der Zerstückelung solcher philosophischen Zeitalter, in deren Ausbildung verschiedene Völker zusammenwirken. Und welche inhaltvolle und reiche Entwicklung erlebt die griechische Philosophie! In ihren Anfängen berührt sie noch die kosmogonischen Dichtungen der Naturreligion, in ihrem Ende finden wir sie dem Christenthum gegenüber, welches sie nicht blos als ein wesentlicher Factor miterzeugen, sondern als ein wesentliches Bildungsmittel miterziehen hilft." (S. 17).

In geistvoller Darstellung des tieferen Zusammenhanges der einzelnen Philosopheme erörtert Kuno Fischer die großen Probleme, welche das Denken der Griechen beschäftigen: das Weltproblem, das der Erkenntniß, der Freiheit und der Religion. Dann charakterisirt der Autor treffend den bedeutsamen Wendepunkt, der mit dem Christenthum in die Welt der philosophischen Interessen eintrat. Mit überzeugender Klarheit deckt er die Keime späterer mächtiger Denkrichtungen in den ersten Elementen der Kirchenlehre auf, um darnach den Entwicklungsgang der mittelalterlichen Philosophie zu verfolgen, die ihn zu der Gegenströmung der Renaissance und der Reformation führt. Das Alles sind die psychologischen Vorbedingungen für das eindringende Verständniß derjenigen Philosophie, mit welcher die Neuzeit beginnt und welcher der erste Theil des großen Geschichtswerkes gewidmet ist. Sie wird durch einen Mann repräsentirt, der in hohem Grade als Typus jener ganzen Denkrichtung gelten kann, wie sie sich nach der trostlosen Geistesfinsterniß des Mittelalters mit den beiden Lichtströmungen der Renaissance und Reformation anbahnen konnte. Mit der Individualität dessen, in welchem man den Begründer der neueren Philosophie anerkennt, mußte sich dem Geschichtsforscher die Aufgabe der Darstellung naturgemäß in der Weise darbieten, in der sie Kuno Fischer gelöst hat. In der Gestalt eines Descartes mußte sich dem klaren Blicke des philosophischen Menschenkenners das charakteristische Bild der Menschheit in einer bestimmten Epoche seiner Entwicklung offenbaren: der feinsinnige Psychologe konnte nichts Interessanteres thun, als an einem so unvergleichlichen Muster der Menschheit die Wahrheit des ontogenetischen Gesetzes auf dem Gebiete des psychischen Lebens anschaulich bestätigen.

Ueberall wo Kuno Fischer solche Musterbilder der Philosophie, so unvergängliche Menschheitstypen darzustellen hat, da muß nothwendig das biographische Element in den Vordergrund treten. Immerhin ist es bei der weisen Oekonomie, die ein so erprobter Schriftsteller einzuhalten weiß, der Stoff so vertheilt, daß das Wichtigste, die Reproduction der Ideen, den größten Raum einnimmt. Diese Methode der Geschichtsdarstellung ist unter allen die instructivste, vorausgesetzt, daß ein gründlicher Kenner der Philosophie und Culturgeschichte sie übt. Wir finden daher die hier und da auftretende Bemäkelung dieses Verfahrens vollkommen unberechtigt, ja oberflächlich, weil sie nicht aus einer objectiven Erkenntniß der charakteristischen Eigenschaften des Fischer'schen Geschichtswerkes hervorgeht. Bei so bedeutenden Philosophen, die Kuno Fischer schildert, ist die Philosophie nicht ohne das Leben und das Leben nicht ohne ihre Philosophie zu begreifen.

Glänzend tritt die schriftstellerische Eigenschaft Kuno Fischers in der Ausführung des Bildes hervor, welches unser Autor von dem Leben und Denken des Begründers der neueren Philosophie, Descartes, entwirft. „Bei den Männern", so sagt er (I, S. 147), „die das neue Zeitalter der Philosophie begründen, ist diese nicht eine Sache des Lehramtes und der Schule, sondern des innersten Berufes und freier, unabhängiger Muße. Es gilt nicht mehr, eine überlieferte Lehre fortzupflanzen, sondern die Elemente und Grundlagen einer neuen zu schaffen; daher liegt das „munus professorium" scholastischen Andenkens nicht in der Lebensrichtung dieser ersten Philosophen, die genug zu thun haben, um mit dem eigenen Denken und Wahrheitsbedürfniß ins Reine zu kommen. Entweder leben sie außerhalb ihrer philosophischen Muße auf dem Schauplatz der großen Welt und verfolgen Ziele, die ihren Ehrgeiz und Erfahrungsdurst mehr befriedigen als ein Lehramt, oder sie widmen sich ganz dem stillen Dienste der Erkenntniß: sie werden entweder Weltmänner, wie Bacon und Leibniz, oder Einsiedler, wie Descartes und Spinoza. Indessen finden sich in Descartes die Züge beider Typen gewissermaßen vereinigt. Mit Bacon und Leibniz verglichen, erscheint er als ein Eremit der Philosophie, der aus innerster Neigung den Glanz und die Pflichten einer Weltstellung verschmäht und das Bedürfniß nach Erkenntniß so mächtig empfindet, daß jeder Ehrgeiz dagegen verstummt, sogar das Streben nach wissenschaftlichem Ruhm. „Ich habe gar keine Lust," sagt er am Schluß seiner Selbstschilderung, „in der Welt angesehen zu sein und werde den Genuß ungestörter Muße für eine größere Wohlthat halten als die ehrenvollsten Aemter der Erde." Aus diesem Zuge spricht eine Aehnlichkeit mit Spinoza, doch erscheint diesem gegenüber Descartes als der vornehme und begüterte Weltmann, der in der Gesellschaft der Großen seinen Platz findet, eine kurze Zeit sich in ihren Lebensgenüssen ergeht, für immer in den Sitten derselben einheimisch bleibt, auch äußere Uebereinstimmung mit den Weltzuständen, in denen er lebt, sorgfältig wahrt und jeden Conflict mit ihren Ordnungen vermeidet, sogar ängstlich flieht: Kämpfe, die Spinoza zwar nicht sucht, aber hinnimmt und muthig erträgt; endlich der reich genug ist, um seinen brennenden Durst nach der Welt und Erfahrung in einem vielbewegten Leben, in großen und mannichfaltigen Reisen zu befriedigen. In Spinozas Leben haben die Wanderjahre gefehlt, deren Schule Descartes in aus-

gedehntem Umfange durchgemacht hat. Wie seine Lehre die Keime enthält, aus denen die Systeme hervorgehen, die Spinoza und Leibniz ausbilden, so vereinigt sein Charakter und Lebenstypus Züge von beiden, aber in solcher Weise, daß sich hier der Weltmann dem Einsiedler unterordnet und der Erkenntnißtrieb die Grundrichtung und Form seines ganzen Lebens entscheidet."

„Es ist das Wahrheitsbedürfniß selbst, welches Descartes in das Treiben der großen Welt mitgehen und einen fast abenteuerlichen Lebensgang machen läßt; er will die mannichfaltige Natur der Dinge und Menschen kennen lernen, um Stoff und Aufgaben für sein Nachdenken zu sammeln. Es ist nicht das Weltgetriebe selbst, welches ihn lockt, sondern die Contemplation desselben, die ihn befruchtet und nach gesättigtem Erfahrungsdurste in der vollen und freien Muße des einsamen Denkens ihre wahre und befriedigte Lebensform findet. Er lebt immer nur sich und seiner intellectuellen Selbstbildung. Alle äußeren Kämpfe hat er aus Neigung und Grundsatz sich zu ersparen gewünscht, sie ganz zu vermeiden hat er nicht vermocht, gesucht hat er sie nie. Er wußte, warum er sich der Welt gegenüber friedlich verhielt, seine conservative Haltung war ebenso durchdacht wie natürlich, sie war nicht blos durch Methode und Grundsätze bestimmt, sondern eine nothwendige Folge seiner Gemüthsart, denn die intellectuelle Unruhe seines Geistes war so groß, daß er die äußere Ruhe bedurfte und um keinen Preis aufopfern wollte. Von den innern Kämpfen, welche die größten und gewaltigsten sind, hat er sich keinen erspart." Und diese Kämpfe schildert Kuno Fischer mit bewundernswerth dramatischer Lebendigkeit, mit so plastischer Anschaulichkeit, daß man in dem Bilde jenes Ringens ein großes historisches Culturgemälde vor sich hat. Hier wird das biographische Moment zur psychologischen Reconstruction und die philosophische Analyse gestaltet sich zur Biographie. Wie viel inneres Interesse gewinnt doch die Lebensskizze jenes Kämpfers und redlichen Forschers, der an der Schwelle zweier Denkepochen das mächtige Ringen ehrlichen Zweifels in sich erfahren mußte, wie es gerade die tüchtigsten Köpfe jener Zeit ergriff, wenn Kuno Fischer in geistvoller Parallele das Beispiel des wissenschaftlichen Denkers mit jenem gewaltigen Typus der Dichtung zusammenstellt und dadurch ein helles Licht über zwei literarische Documente verbreitet, die als typische Erzeugnisse des einheitlichen Menschengeistes gleich groß dastehen: welch' imposante Analogie zwischen Descartes' „Meditationen" und Goethes „Faust"! „Hier ist jener übermächtige Drang nach Erkenntniß, jener Ueberdruß an der Büchergelehrsamkeit, jener Zweifel an allem Gelernten, jener Widerwille gegen alles Belehren und Bessern Anderer, jener Durst nach Welt und Leben, jene Sehnsucht nach einer geistigen Selbsterneuerung von Grund aus, lauter Züge, die in einer solchen Großheit nur noch in einer deutschen Dichtung ausgeprägt sind. Vergegenwärtigen wir uns in dem Goethe'schen Faust den tiefsinnigen Grübler und Denker, der nach Erkenntniß ringt, in einen Strudel von Zweifeln geräth, die Wahrheit fortan nur in sich selbst und in dem Buche der Welt suchen will, aus dem Studirzimmer in die weite Welt flieht, die er hastig und abenteuerlich durchstreift, ohne von ihr gefesselt zu werden; suchen wir zu diesem Bilde in Wirklichkeit einen Mann, der diese Züge alle erlebt, die Kämpfe und Wandlungen durchgemacht hat, so erscheint noch in der Nähe des Zeitalters, welches die Faustsage zu gestalten begann, diesem erhabenen Typus keiner so ähnlich als Descartes. Ist doch in seinem Leben selbst ein Moment des Suchens gewesen, wo er sich von der Hoffnung auf magische Hülfe anwandeln ließ."

Nach diesen Umrissen gruppirt Kuno Fischer die Hauptmomente der Entwicklung Descartes' in so natürlicher Ordnung, daß sich die ersten sechzehn Jahre als Periode der Lehrjahre, die folgenden sechzehn als die der Wanderjahre, die letzten zweiundzwanzig als die Zeit der Meisterschaft und der Werke ergeben. Schon hier erfährt man so viel von den tiefen philosophischen Interessen, die den kühnen Denker bewegten, daß man durch das biographische Moment unwillkürlich auf das philosophische gelenkt wird. Wie charakteristisch ist die Stelle, an welcher Kuno Fischer von den Schulstudien des Descartes spricht! „Zuletzt," sagt er I, S. 153 f., „kam die Mathematik, die seinen wißbegierigen Geist ganz einnahm und unter allen Disciplinen der Schule die einzige war, die ihn erfüllte und zur Fortbildung reizte. Dieser Zug erleuchtet uns seine wissenschaftliche Geistesart. Es war ihm nicht um Vielwisserei, sondern lediglich um die Sicherheit, Klarheit und Deutlichkeit des Wissens, d. h. um wirkliche Erkenntniß zu thun, nicht um die bunte Menge der Objecte, sondern um die Art der Erkenntniß. Sein Wissensdurst war gar nicht zur Polyhistorie angelegt, sondern durchaus philosophisch. Was er suchte, waren nicht Kenntnisse, diese oder jene, sondern Wahrheit, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe, einleuchtende Folge und Ordnung der Gedanken. Darum ergreift und befriedigt ihn vor allen Wissenschaften die Mathematik, sie macht ihn durch ihr eigenes Beispiel klar, was Wissen heißt und worin sich die wahre Erkenntniß von der falschen unterscheidet, sie zeigt ihm die Richtschnur, welche das Denken befolgen muß, um die Wahrheit zu finden. So wird schon dem Geiste des Schülers die Mathematik bedeutend nicht blos durch ihre Aufgaben, die ihn lebhaft beschäftigen, sondern vor Allem durch ihre Methode. Nach dem Vorbilde dieser Methode beurtheilt er die Wissenschaft überhaupt; in demselben Maße, als sich sein Geist an die Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen, an den erfinderischen Gedankengang der Mathematik gewöhnt, fällt ihm das Gegentheil davon in den übrigen Wissenschaften auf, in der Syllogistik der Mangel eines erfinderischen und entdeckenden Denkens, in der Moral die Unfruchtbarkeit der Theorien, in der Physik und Metaphysik die unklaren, dunkeln, schwankenden Vorstellungen, aus denen die Lehrgebäude bestehen auf unsichersten Grundlagen. Man sieht, daß dieser Geist nicht etwa an der Mathematik haften blieb als an dieser besondern Wissenschaft, die seiner Begabung am meisten entspricht, sondern daß er sich an ihr orientirt, bildet und zu einem freien und großen Umblick über das menschliche Wissen als solches erhebt. Die Mathematik wird ihm der Probierstein, an dem er jede Erkenntniß prüft und deren Echtheit beurtheilt, sie weckt in ihm den philosophischen Geist, der nach der Art seines Erkenntnißbedürfnisses in der Mathematik seine erste Befriedigung findet und hier seine ersten Früchte trägt. Die Vorliebe für diese Wissenschaft ist in Descartes der erste Zug des methodischen Denkens, die Abneigung gegen die Schulphilosophie der erste des skeptischen. Und so reift schon in dem Schüler die Aufgabe, der sein ganzes Leben gewidmet wird: die gründliche Reformation der Wissenschaften durch eine neue Methode nach dem Vorbilde der Mathematik. Zunächst liegt das Ziel noch fern und dunkel vor ihm, aber schon ist ihm klar, daß der einzige Weg zur Wahrheit die richtige Methode des Denkens sei, daß diese Methode gefunden oder, was dasselbe heißt, daß der Geist der Mathematik fruchtbar gemacht werden müsse auf dem Gebiete der Philosophie."

Das ist die lebensvolle Form, in welcher Kuno Fischer das Interesse des Lesers ungezwungen auf die tieferen Fragen der Philosophie lenkt. Wie instructiv führt er mit der Erzählung des Vorfalles zwischen Descartes und Chandoux ein Moment aus der großen Geschichte der Wahrheit und des Irrthums vor! (I, S. 178.) Wie fein ist sein Sarkasmus über die Sophistik der Gegner unseres Philosophen, wie geistvoll sind die Bemerkungen über das Leben des Denkers, wie gemüthvoll das künstlerische Bild, welches der Autor von der wahrhaft idyllischen Privatexistenz des einsamen Forschers zeichnet! Und wie vollkommen ist die Abrundung, in welcher Kuno Fischer den Bau des Descartes'schen Denksystems darstellt! Was nur dazu dient, eine so wichtige Geistesarbeit zu erhellen, das benutzt er mit Meisterschaft und vereinigt es zu einem harmonischen Gemälde.

In ungezwungen systematischem Zusammenhang, in natürlich schöner Ordnung behandelt Kuno Fischer von S. 273—440 die Lehre Descartes'. Die neue Methode der Philosophie, der Weg zum System, der Anfang der Philosophie als der methodische Zweifel, das Princip der Philosophie und das

Erkenntnißproblem, das Dasein Gottes, die menschliche Selbstgewißheit und Gottesgewißheit, der Ursprung des Irrthums, Verstand und Wille, die menschliche Freiheit, der Gegensatz zwischen Körper und Geist, die Probleme der Naturphilosophie, die Verbindung zwischen Seele und Körper, die Leidenschaften der Seele, das natürliche und sittliche Menschenleben, die erste kritische Probe, die Einwürfe gegen das System Descartes' und dessen Erwiderungen, endlich die Beurtheilung des Systems, der Nachweis der ungelösten und der neuen Probleme, das ist der reiche Inhalt, welcher die zweite Hälfte des ersten Theiles ausfüllt. Ueberall der treue Spiegel des entwickelungsgeschichtlichen Ganges der Philosophie, in welchem kein Gedanke übersprungen ist, der zur innern Festigung des logischen Gefüges dient.

An diese vortreffliche Darstellung des Lebens und der Philosophie des Descartes schließt sich im zweiten Theile der umfassende Bericht über die Fortbildung der Lehre des Descartes an. Hier verweilt der Verfasser mit besonderer Ausführlichkeit bei Arnold Geulinx und Malebranche (II, S. 3—84), um mit der Charakteristik Spinozas den Höhepunkt seiner Kunstleistung zu erreichen. Noch einmal stellt der Verfasser die Probleme hin, wie sie formulirt waren, ehe Spinozas schöpferisches Denken sie ergriff (S. 87—93). Nach einer äußerst scharfsinnigen Kritik der biographischen Quellen geht der Autor zu der Darstellung des Lebens und Charakters des einsamen Denkers über, in welcher wieder die ganze Tiefe, philosophische Erfahrung und wissenschaftliche Kritik des Historikers bewundernswürdig hervortritt (S. 93—186). Man könnte auf jeder Seite einen bemerkenswerthen Ausspruch notiren, der für den Biographen und seinen großen Gegenstand charakteristisch ist (z. B. S. 109 f., 169, 185). Die Krone des Werkes ist die darauf folgende Analyse des ganzen Systems Spinozas in seiner allmählich fortschreitenden Entwicklung. Eine orientirende Uebersicht über die Zeitfolge der philosophischen Werke des originalen Denkers und eine einleitende Charakteristik derselben erleichtert das Verständniß des inneren Zusammenhanges des Ganzen (S. 196—204, 204—316). Auf das Klarste ist das Verhältniß der Gedanken Spinozas zu denen seines großen Vorläufers Descartes dargelegt, von den ersten Anfängen an, in denen Spinoza nur dem tieferblickenden Leser die Abweichungen von Descartes verräth (S. 137), bis zu der Vollendung des großen Systems, in dem nur der Scharfblick eines geübten Kenners den tieferen Ursprung nachweisen kann. Gegenüber einem Kritiker, der in Kuno Fischers ungezwungenem Nachweis jenes Zusammenhanges ein künstliches Umdeuten der Sätze des einen oder andern Philosophen sehen wollte, weisen wir auf das vortreffliche Schlußwort hin, mit welchem der Verfasser seine geistvolle Parallele zwischen Descartes'schen Sätzen und Spinozas Ideen begleitet (S. 264 ff.): „Die angeführten Stellen sind nicht zufällige Aussprüche des Philosophen, sondern durch den Charakter seiner Lehre bedingt und unwillkürliche Beziehungen ihrer Richtung und Tragweite, wie ich in der Beurtheilung des cartesianischen Systems eingehend nachgewiesen habe. Auch will ich nicht behaupten, daß es gerade diese Sätze gewesen sind, die den Spinoza geleitet; sie erleuchten nur innerhalb der cartesianischen Lehre den Weg, den er ging. Er war nicht der Mann, der sich an einzelne Worte und Aussprüche eines Andern hängen mußte, um fortzukommen, ein solches Sichgängelnlassen wäre die verfehlteste Art gewesen, um auf dem Wege Descartes' fortzuschreiten und nach dessen Vorbilde zu philosophiren. Auf diesem Wege finden wir ihn als einen Selbstdenker. Hier mußte er dazu gelangen, die allgemeine Substantialität Gottes zu bejahen, und darum mit der Substantialität der endlichen Dinge auch die des menschlichen Willens d. h. dessen Freiheit zu verneinen. Er hat den Begriff der göttlichen Alleinheit nicht von Bruno, die Verneinung der menschlichen Freiheit nicht von Creskas entlehnt und zu empfangen nöthig gehabt. Wäre er in dem letzten Punkt dem gläubigen Rabbiner gefolgt, so wäre er nie ein Rationalist oder Pantheist geworden. Hätte er den Pantheismus Brunos angenommen, so hätte er nie in Rücksicht auf das Verhältniß zwischen Denken und Ausdehnung ein Dualist werden und bleiben können. Die Frage, ob er je Cartesianer war, muß in einem engen und in einem erweiterten Sinne verstanden werden, damit die Antwort richtig ausfalle. Sonst bleibt die Frage zu unbestimmt und schwankend. Daß er ein Cartesianer im engen Sinne des Wortes war, ist literarisch nicht zu beweisen, aber es ist die natürlichste Annahme, daß es ein Entwicklungsstadium gegeben hat, in welchem sein Ausgangspunkt auch sein Standpunkt war. Wird dagegen die cartesianische Denkart in dem erweiterten Sinne genommen, dessen Bedeutung und Tragweite wir schon erörtert haben, so heißt unsere Antwort: Spinoza war nicht nur Cartesianer, sondern er hat (in diesem Sinne) nie aufgehört einer zu sein."

In der zusammenhängenden Reconstruction des Systems Spinozas (S. 319—530) gruppirt Kuno Fischer den umfangreichen Stoff in überraschend übersichtlicher Ordnung, welche die tiefe Durchdringung dieser exacten Gedankenarbeit bekundet. Es sind die Kapitel: „Die Stellung der mathematischen Methode in der Lehre Spinozas; der Gottesbegriff, der Begriff des Attributs, die zahllosen Attribute, die Attribute des Denkens und der Ausdehnung, die wirkende Natur, die unendlichen und endlichen Modi, die bewirkte Natur, die Ordnung der Dinge, Geist und Körper, die menschlichen Leidenschaften, thätige und leidende Affecte; die menschliche Gesellschaft und der Staat; die Lehre vom menschlichen Geist, von der menschlichen Erkenntniß, vom menschlichen Willen und von der menschlichen Freiheit." Den Abschluß des Werkes bildet eine Charakteristik und Kritik der Lehre Spinozas (S. 530—556).

Leider müssen wir uns gegenüber dem uns zugemessenen Raume die Beschränkung auferlegen, nur eine Seite der Kunstdarstellung Kuno Fischers zu charakterisiren. Dafür behalten wir uns vor, nach dem Erscheinen des dritten und vierten Bandes des Werkes, die das Leben und Denken Kants enthalten und uns nächstens in dritter Auflage vorliegen werden, die Art der philosophischen Analyse Kuno Fischers in demselben Umfange darzulegen, in welchem wir über das biographische Moment berichtet haben, zumal da dieser Theil des Werkes den glänzenden Mittelpunkt des Ganzen bildet.

Das Werk, dem wir unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben, gehört nicht nur in die Bibliothek des Fachmannes, sondern ist dazu berufen, als eins der besten Bildungsmittel allen denen zu dienen, die den höchsten Aufgaben und idealen Interessen der ganzen Menschheit ihre Aufmerksamkeit zu widmen im Stande sind.

Hugo Göring.

Drei deutsche Architekten der Neuzeit.

Von G. Ebe.

Schon wieder einmal von Architektur und Architekten, diesen dienstbaren Geistern des großen weltbauenden „Ichs"? — Gewiegte Belletristen sagen zwar: Das Publicum würde diese Sachen ebenso gern lesen wie andre, wenn sie ebenso gut geschrieben wären. Schön gesagt und gewiß auch richtig, nur ebenso vieldeutig wie ein delphisches Orakel! Sollte das aber auf die Methode des hochweisen Polonius hinauskommen: „Weniger Inhalt und mehr Kunst des Vortrags," so wäre nicht viel gebessert. Doch lassen wir diese ungelösten Fragen für den Oedipus der Zukunft bei Seite. Mag es die Muse der Kunstschriftstellerei — wenn es eine gibt — zum Besten wenden; vielleicht war es die seinerzeit von Oeser in Leipzig, dem Lehrer Goethes, gemalte, wie sie eben im Begriff ist ein Licht mit der Lichtscheere zu putzen, oder auszulöschen —?

Die drei Architekten, von deren Wirken hier berichtet werden soll, sind Semper, Strack und Oppler. Die Veranlassung, gerade diese drei zusammenzustellen, liegt in ihrer Zeitgenossenschaft und in dem bedeutsamen Umstande, daß ihre Richtungen trotzdem weit auseinander führen. Dies ist wohl geeignet, den Hauptcharakter unserer Zeit, das Nebeneinanderlaufen conträrer Strömungen scharf zu beleuchten und zwar durch einfache Thatsachen, die des weiteren Aufputzes nicht bedürfen.

Echte Zeitgenossen waren diese drei erst vor kurzem abberufenen Meister, besonders Semper und Strack, deren Lebensanfänge ebenso nahe bei einander liegen wie ihre Todestage; Oppler war allerdings bedeutend jünger, aber sein Schaffen schließt gleichzeitig mit dem der Vorigen. Was diese Männer trennt und was sie verbindet, Eins wie das Andre, zeichnet mit deutlichen Zügen die Bestrebungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Baukunst. Vor Allem fragwürdig sind die Keime des Neuen, welche ihr Wirken etwa ausgestreut hat, denn diese allein bilden den Gewinn, der der Folgezeit zuwächst. Aus den Thaten der Vergangenheit keimt das Schaffen der Gegenwart und die große Frage: „Was kommt nun?" — ist nur aus dem eben Dagewesenen zu beantworten.

Also keine Biographie ist hier beabsichtigt, auch keine vollständige Aufzählung der geschaffenen Werke, sondern eine Parallele zwischen verschieden bedingten künstlerischen Entwicklungsbahnen. Allerdings ein bedenklich einfaches, leidenschaftsloses Thema, weitab von der dramatischen Spannung, mit der man beispielsweise politischen Actionen gern zu folgen bereit ist. Unsere Meister machen auch höchstens Kunstgeschichte und diese ist: „der Tropfen am Eimer" der Weltgeschichte; aber dieser Tropfen kann blitzen und leuchten, gleich dem Karfunkel, wenn er einen Lichtstrahl eingesogen hat. — Ehrliche Arbeit sollte gleich hoch geschätzt werden, auf allen Gebieten des Volkslebens, gleichviel ob es sich um Politik, wirthschaftlichen Betrieb, Wissenschaft oder Kunst handelt. Selbst das Heroenthum ist nothwendig in jedem Arbeitszweige vertreten. Der sausende Webstuhl der Zeit verarbeitet nicht immer glatt und ohne Anstoß die Fäden, zu denen alles Denken und Schaffen der Menschheit den Stoff liefert, es gibt Hemmungen und Knoten, die irgend ein Held zerhauen muß. Wo und mit welchen Mitteln der Kampf geführt wird, gilt gleich, ob draußen auf dem Felde der Ehre mit wuchtigem Keulenschlage, oder mit scharfem Geisteesschwerte im Atelier und Studirzimmer. Der Sieg auf geistigem Gebiete wird vielleicht doppelt schwer errungen, denn hier droht der Feind nicht allein von Außen; der Kämpfer von heute ist als Kind seiner Zeit tief in ihre gegeneinander laufenden Richtungen verstrickt, die verhängnißvoll ihn mitzureißen streben und von denen er sich zuerst selbst frei machen muß. — Das Ringen mit den wirbelnden Fluthen moderner Kunstzerrissenheit blieb selbstverständlich auch unsern Meistern nicht erspart, sie sollen deswegen nicht zu Heroen heraufgeschraubt werden; aber ebenbürtig anderen gleichzeitigen Führern auf anderen Gebieten geistigen Lebens, sind sie sicher zu schätzen. Nicht jedem Künstler ist es beschieden als Phöbus-Apollo eine neue Sonne heraufzuführen, und es bedarf auch dieser Voraussetzung der höchsten Leistung nicht, um den Anspruch auf allgemeineren Antheil zu begründen. In jedem Falle bleibt das Suchen nach dem Funken des Genius, wie er im Menschenwerk aufblitzt, eine erfreuliche Aufgabe.

Jeder der drei Architekten, von denen hier die Rede sein soll, hat seine Hauptthätigkeit einem anderen Baustile gewidmet, und um diese unsere Zeit bezeichnende Confusion vollständig zu machen, ist der Einzelne nebenbei noch in anderen Stilarten thätig gewesen; dabei läßt sich aber doch eine Hauptrichtung erkennen, welche vorzugsweise den Mann charakterisirt, darnach war Strack Hellenist, Oppler Romantiker und Semper Vertreter der Palladio'schen Renaissance. In diesem ausgeprägten Vertreten verschiedener historischer Stilrichtungen liegt das Trennende, und zwar so scharf Trennende, wie es noch im vorigen Jahrhundert unter Zeitgenossen, und noch dazu in einem Lande lebenden, unmöglich gewesen wäre. Man darf auch diese durchaus moderne Erscheinung nicht mit ähnlichen Zuständen früherer Jahrhunderte, bei Gelegenheit der Bildung neuer Stilarten, in Vergleich stellen, denn damals handelte es sich um Uebergangsformen, um ein unvermeidliches Unterliegen des Aeltern, während heute die fertigen Stile in unentschiedenem Kampfe und mit dem Anspruche auf gleiche Zukunftsberechtigung nebeneinander gehen. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß sich dieser Anspruch immer auf die zeitgemäße Fassung gründet, die Jeder seiner gewählten historischen Form zu geben wußte, oder doch mindestens zu geben meinte; denn das phantastische, oder auf Tendenzen, die außerhalb der Kunst liegen, zurückzuführende Bestreben mancher Kunstliebhaber nach unverfälschter Wiedergabe eines historisch-klassischen Ideals, konnte niemals in den Köpfen praktisch schaffender Architekten Platz finden. In den bewußt und unbewußt aufgenommenen Keimen des Neuen findet sich das Verbindende, Gemeinsame, das sich bei unseren Meistern ebenso stark bemerkbar macht, wie die vorher hervorgehobene Trennung. Alle drei gehören der neuesten realistischen Schule an, weder „das Land der Griechen mit der Seele suchend", noch den Hippogryphen sattelnd zum Ritt in das alte romantische Land. Ueberhaupt haben sich die älteren Schulgegensätze von klassisch und romantisch abgeschliffen, allerdings nicht nach dem Willen der gelehrten Systematiker, zu einem höheren Dritten vereinigt; vielmehr hat sich im Einvernehmen mit unseren neuesten Kunstbeschützern die etwas prosaische, aber zutreffende Praxis herausgebildet, den Stil den Umständen anzupassen. Auf diesem Boden finden wir im Allgemeinen auch unsere Meister wieder, unbeschadet ihrer festeren Anlehnung an eine bestimmte historische Richtung. Dieser ausgesprochene Realismus läßt sie nur vortheilhaft abstechen gegen das falsche Autodidaktenthum, das übertriebene subjective Belieben in der Benutzung der Werke früherer Bauperioden, wie es in den vierziger und fünfziger Jahren besonders in München und Wien — weniger in Berlin, wo die Schinkel'sche Schule Widerstand leistete — in Uebung war, und das als eine Fortsetzung der Romantik der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts gelten kann. Der Fehler dieser Männer, zu denen übrigens große Talente, wie van der Nüll und Siccardsburg in Wien gehörten, war der, zu viel erfinden zu wollen und das allzu sichere Vertrauen auf eigenes geniales Können, womit sie den Formelkram der verknöcherten Klassicisten ungescheut über den Haufen werfen zu können glaubten. Diesen Titanentrotz hat nun die historische Schule gründlich gebändigt, mit ihr hat wieder die Macht der Tradition gesiegt. Die Nothwendigkeit davon muß man zugeben, aber in gewissem Sinne doch nur mit Bedauern, denn es deutet auf die enge Grenze menschlicher Erfindungskraft und auf das Schiller'sche: „Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme." Auch den auf die Spitze getriebenen Grundsatz der puren Realisten: „Das Höchste was der moderne Mensch in der Baukunst leisten kann, ist die künstlerische Beherrschung, die Harmonisirung der Massen," wird man doch nicht ohne Einschränkung unterschreiben wollen; denn hätten frühere Jahrhunderte so gedacht, so fehlten uns heute die zahllosen Geist und Leben sprühenden Stilvarietäten, die auch in der Ausprägung des kleinsten Details den Geist ihrer Zeit athmen; — man braucht nur an das siebenzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu denken. Im Grunde genommen dreht sich der Streit der Schulen, nur um die zarte Grenze des „Zuviel oder Zuwenig"; ausschließlich kann keine der Richtungen herrschen, denn wenn man einerseits die hohe Berechtigung der Tradition zugibt, so fordert man andererseits mit ebenso viel Recht neue prägnante Formen für die zeitbewegenden Zwecke. Besonders der Genius soll sich in der Kunst legitimiren, indem er den auftauchenden Ideen a priori vollendete Gestalt gibt, während noch der Kampf der Geschichte unter Hemmungen und Gegenströmungen bestrebt ist, sie ins Leben einzuführen. — Der von diesem Streben Unberührte ist höchstens ein handfertiges Talent — und diese Forderung wird es unmöglich machen, enge Schranken aufzurichten, die den erfindenden Geist in spanische Stiefel zwängen.

Unsere Meister leben so recht mitten in der Zeit des Schwankens zwischen einem historischen Ideal und einem neu zu findenden, und danken es dieser Ungunst des Geschicks, daß sie als Künstler nicht aus einem Guß sind. Wirklich sehen wir ihre Werke, je nach der Begabung, ja für den Einzelnen nach der Lebensperiode wechselnd, voller hierhin oder dorthin deutend. Ein weiterer Unterschied ergibt sich zwischen ihnen aus dem Maße des Antheils, der jedem von den Hauptfactoren künstlerischen Schaffens, der nachhaltigen schöpferischen Gedankenarbeit

und dem sicheren handlichen Können zugefallen war, denn sobald der eine Factor überwiegt, und dies ist wohl die Regel, so wird hierdurch das specielle Gepräge bestimmt. Beispielsweise war bei Strack die zeichnerische Fähigkeit am höchsten entwickelt, er besaß die angeborene Gabe, Alles ohne Anstrengung, in elegantem Fluß der Linien zu Papier zu bringen, seine Zeichnungen haben deshalb in hohem Grade eine mühelose, feine Grazie der Erscheinung. Das Letzte der vollendeten Darstellungsmanier ist aber ebenso wenig zu erlernen wie eine schöne Handschrift, um von etwas Geringerem aber Zutreffendem den Vergleich zu machen, und ist für den Architekten von derselben Wichtigkeit, wie für den Maler und Bildhauer die Führung des Pinsels oder Modellirholzes. Das flotte Zeichnen erleichtert das Erfinden und das elegante Zeichnen wird nicht ohne Einfluß auf die Feinheit der Detailbildung bleiben; aber das Uebermaß beider Eigenschaften kann die nachtheilige Folge haben, daß die zeichnerische Darstellung als selbstständiges Kunstwerk gelten will, während sie nur schematisches Vorbild mit steter Rücksicht auf Ausführbarkeit sein soll. In solchen Fällen, wenn die Ausführung hinter dem, was der Entwurf verspricht zurückbleibt, pflegt es im Volksmunde zu heißen: „Das Papier ist geduldig." Man denkt hierbei unwillkürlich an die Mode gewordnen Architekturaquarellen mit den effectvoll construirten, schön blau gemalten Schlagschatten und an die Kehrseite mit den durch die graue Wirklichkeit bereiteten Enttäuschungen. Ganz spaßhaft wurde die Sache, wenn man so weit ging auch diese corrigiren zu wollen, und hierzu lieferte eine früher bei Nürnberg befindliche Villa eine gelungene Illustration. Man hatte nämlich die sehnlich gewünschten Schlagschatten, die jedenfalls auf dem Papier vorhanden waren, aber von der eigensinnigen Sonne am Bau selbst nicht hervorgebracht wurden, frischweg mit klarem Blau aufgemalt. — Das konnte denn freilich helfen! — Das eben Gesagte ist eine kleine Abschweifung; selbstverständlich haben unsere Meister mit so groben Ausschreitungen nichts zu thun. — Zu Strack zurückkehrend darf man allenfalls aussprechen, daß die ihm natürliche Eleganz der Zeichnung doch wohl seine Neigung begünstigte, ein allzufeines Material — etwa pentheliſchen Marmor — für die Ausführung zu denken, und für die Schattenwirkung einen griechisch klaren Himmel vorauszusetzen. Ganz anders Semper, den man im Atelier-Jargon wohl als „Schmierer" bezeichnen hörte, allerdings von nicht grade günstig gesinnten Zeitgenossen, und unter dieser Einschränkung kann es auch von uns nur wiedergegeben werden. Zu Sempers Natur, wie sie uns aus seinen Werken entgegentritt, würde es aber gut passen, wenn er kein eleganter Zeichner im gewöhnlichen Sinne gewesen wäre, denn unleugbar überwiegt bei ihm die geniale Begabung nach der Seite der schöpferischen Gedankenarbeit. Diese innersten Eigenthümlichkeiten klingen in dem an, was den Meistern ihren populären Ruf verschafft hat: Strack ist berühmt geworden durch seine unübertroffene Feinheit in Bildung der Einzelformen, Semper durch die charakteristische Gestaltung im Großen, die ihm speciell mit dem Bau des alten Dresdner Hoftheaters allgemeine Sympathie erwarb; endlich verdankt Oppler seine über Hannover hinausreichende Geltung seiner speciellen Begabung für die brillante Ausschmückung von Innenräumen. Bei dem Letzteren müßte deswegen hervorstechendes malerisches Talent vermuthet werden; indeß ist dem Verfasser hierüber nichts Sicheres bekannt.

Johann Heinrich Strack war zu Bückeburg im Jahre 1805 geboren, er stammte aus einer Künstlerfamilie, sein Vater war Hofmaler. Ausschließlich in Berlin gebildet, kam er als Schüler und Gehülfe zu Schinkel, als solcher hauptsächlich bei der Einrichtung der Zimmer für den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., im königlichen Schlosse zu Berlin thätig. Diese Zimmer, besonders das für Vorträge bestimmte, mit dem großen halbrunden Sopha, haben in der Hauptsache — nicht im Detail — eine gewisse Verwandtschaft mit dem französischen Neo-Grec. Strack machte die regelrechte preußische Beamtencarrière, die ihm anfänglich keine bedeutende Praxis bot, ein Mangel, den spätere günstige Umstände nicht voll auszugleichen vermochten. Er baute dann auch als Privatarchitekt, aber von den Kämpfen, die dem berufsmäßigen Privatarchitekten beschieden sind, hat Strack nichts erfahren, davor wurde er durch seine Stellung als Geheimer Oberhofbaurath glücklich bewahrt. Ganz anders ist der Ausbildungsgang des im Jahre 1831 zu Oels gebornen Edwin Oppler; er beginnt als einfacher Zimmerlehrling in Bremen, und wird später Schüler und Gehülfe Hases in Hannover, der ihn bei Restaurationen mittelalterlicher Gebäude beschäftigte. Sein darauf erfolgender Eintritt in das Atelier Viollet-le-Ducs in Paris war nur ein consequentes Fortschreiten auf der begonnenen Bahn, denn es handelte sich hier ebenfalls um die Restauration gothischer Kathedralen. Seit 1859 war Oppler dauernd in Hannover thätig, und man erkennt sofort an seinen ersten Bauten die französische Schulung. Also „urgermanisch" und Reichensperger'schen Anregungen folgend war diese Neugothik nicht, sie war einfach in ihrem speciellen Gepräge aus Frankreich importirt, und es ist von erheblicher Wichtigkeit darauf hinzuweisen, daß dieser Vorgang keineswegs vereinzelt dasteht. Was sich in der Malerei schon seit etwa dreißig Jahren, genauer seit 1855, dem Jahre der ersten Pariser Weltausstellung bemerklich machte, die Präponderanz der französischen Schule, das droht nun auch über die Baukunst hereinzubrechen. Vorläufig erleidet der Traum von dem auserwählten deutschen Künstlervolke noch einige bedenkliche Einschränkungen. Die Neugothiker sind nicht am wenigsten bei diesem Import betheiligt, ist doch für sie Viollet-le-Ducs Architektur des Mittelalters das klassische Lehrbuch geworden; doch soll ihnen beileibe nicht das ganze Verschulden, wenn man es als solches auffassen will, zugeschoben werden, denn unsere neueste Renaissance versteht es augenscheinlich ebenso gut den Franzosen nachzugehen. Wahrhaft komisch wirkt aber der krasse Gegensatz zwischen Speculation und Wirklichkeit, wenn man beachtet, wie die bei uns herkömmlichen Erörterungen über den echt deutsch-nationalen Zukunftsstil unbarmherzig als windiges Nichts bei Seite geschoben werden, während wir mit der Sicherheit unaufhaltsamer historischer Entwicklung ins französische Fahrwasser treiben. Es war ein Irrthum, wenn man meinte, der Krieg von 1871 könnte hierin eine Wendung bringen; um die Kunst national zu machen, dazu gehören andere Impulse. — Um auf Oppler zurückzukommen, so markirt seine erste Hauptleistung, die Ausbildung des gothischen Privathauses im Innern und Aeußern, mag sie nun französisch sein oder nicht, einen bedeutenden Fortschritt gegen die älteren dornigen und mageren Formen. Zunächst gibt er seinen Façaden Fleisch und Fülle durch den ausgesprochenen Flächencharakter, und seine mächtigen Wasserschläge wirken höchst glücklich als wuchtige horizontale Gliederungen. Es gelingt ihm durch diese Mittel den kirchlichen Eindruck des unmäßig Emporstrebenden zu beseitigen und durch das ruhig Gelagerte zu ersetzen, das dem Etagenbau des Wohnhauses jedenfalls besser entspricht. — Gottfried Semper, im Jahre 1803 in Altona geboren, studirte in Göttingen Mathematik, fühlte sich aber zur Baukunst hingezogen und ging deshalb zur Akademie in München, doch ohne hier lange zu verweilen. Sein Hauptbildungsort ist ebenfalls Paris, wohin er bald übersiedelte und wo er vier Jahre hintereinander blieb. Man kann keinen deutschen Meister als eigentlichen Lehrer Sempers bezeichnen; Frankreich und später Italien bei Gelegenheit einer größeren Studienreise gaben ihm seine künstlerische Bildung. In Paris tobte damals der Streit der Klassiker und Romantiker, der alles Schöngeistige, schließlich auch Haarkünstler, Zuckerbäcker und Köche in seine tollen Wirbel zog. Die derzeitige französische Literatur enthält höchst ergötzliche Schilderungen dieser zur Caricatur gewordenen Zustände. Semper mußte wohl von dem Ernste dieses Kampfes, aber gleich darauf von dem erfolgenden Umschlage ins Lächerliche berührt werden; jedenfalls schloß er sich einem Romantiker, dem Kölner Architekten und Gothiker Gau enger an, und erst die von ihm später unternommene längere Studienreise nach Italien und Griechenland machte die Schale wieder nach der Seite der Antike sinken. Von 1834 ab finden wir Semper in Dresden mit Bauten beschäftigt, von denen weiter unten die Rede sein soll. — Soviel was den Bildungsgang unserer

Meister anbelangt, und er ist bedeutsam genug für ihre fernere Entwicklung, da er wenigstens bei zweien die freie Wahl der Stilrichtung einigermaßen auszuschließen scheint. Wirklich ist und bleibt Strack ein Schüler Schinkels, und Oppler baut später gothisch wie seine Meister in Hannover und Paris. Bedeutsam für den Einfluß, den die Schulen verschiedener Nationen auf einander gewinnen, ist die Pariser Lehrzeit Sempers und Opplers, obgleich dieser „internationale Ideenaustausch", wie schon oben erwähnt, vorläufig nur einseitig zu sein scheint, denn die Franzosen haben wohl bisher keinen der Ihrigen von Bedeutung zu verzeichnen, der einen wesentlichen Theil seiner Ausbildung in Deutschland gewonnen hätte; — natürlich ist dabei von Deutschen, die sich in Frankreich naturalisirt haben, abzusehen. Semper nimmt trotzdem eine eigne Stellung ein, er hat zwar keinen deutschen Meister, aber er hält sich auch frei von französischen Reminiscenzen, ihm ist es von den Dreien vorzugsweise beschieden, nicht schulmäßig zu verharren, sondern in freier Gedankenarbeit seine Richtung zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Mit dem vor kurzem erschienenen Buche: „Aus dem amerikanischen Dichterwald", literar-historische Skizzen von Dr. Rudolf Doehn*), ist endlich der Mangel einer umfassenden, historischen und kritischen Darstellung der amerikanischen Literatur in unserer Muttersprache beseitigt worden. Es mußte in der That auffallend erscheinen, daß bei der sonst so innigen Verbindung Amerikas mit Deutschland, und angesichts der Thatsache, daß gerade die Vertreter Amerikas bei unserer Nation in der letzten Zeit vor Allem durch ihre literarische Bildung und Befähigung sich auszeichneten, die literarischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten nicht schon früher eine eingehende Untersuchung und Beurtheilung erfuhren. Wir sind daher dem Verfasser des oben genannten Buches zum besonderen Dank verpflichtet und freuen uns constatiren zu können, wie günstig er die Gelegenheit benutzt hat, welche ein zwölfjähriger Aufenthalt und die verschiedenste Thätigkeit in der Union ihm geboten haben, nicht blos das politische Leben des amerikanischen Volkes kennen zu lernen — Zeugniß davon gibt seine frühere Schrift: „Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten" —, sondern auch den geistigen Entwickelungsgang der Nation zu studiren.

Ohne den Anspruch auf vollständige Erschöpfung des reichhaltigen Materials zu erheben, unter Vermeidung der leider so oft üblichen sinnlosen Häufung von Namen und Daten, gibt das Werk Doehns in den drei ersten Abschnitten eine Uebersicht über die drei Perioden, welche man in der amerikanischen Literatur unterscheiden kann: die Kolonialperiode, die Periode der Revolutionszeit, welche alle bedeutenden Geister der Nation aufrüttelte und Jedermann an den richtigen Ort stellte, endlich die eigentliche Literaturperiode der Vereinigten Staaten, welche an Reichhaltigkeit und bunter Mannichfaltigkeit sich den neueren Literaturepochen der europäischen Nationen ebenbürtig zur Seite zu stellen bemüht ist. Das vierte Kapitel führt uns sechs Einzelstudien vor, welche sich mit einigen der bedeutendsten Schriftstellern der Union beschäftigen. Es sind dies: Richard Henry Dana, der dichterisch begabte Sproß der hervorragenden, an berühmten Persönlichkeiten so reichen Familie der Dana, John Greenleaf Whittier, der Quäkerdichter, Joaquin Miller, ein junger Vertreter der das wilde kalisornische Leben wiedergebenden west-amerikanischen Literatur, ferner William Cullen Bryant, Henry Wordswooth Longfellow und Bayard Taylor.

Das Urtheil Doehns ist durchweg selbstständig und unparteiisch, einige Einzelheiten bei Bret Harte und Edgar Poe finden hoffentlich Abänderung bei einer zweiten Auflage, namentlich ist für letzteren die Kenntnißnahme des Buches von John G. Ingram: „Edgar Allan Poe, His Life, Letters and Opinions" durchaus nothwendig, da dasselbe manche der bestehenden Urtheile und Vorurtheile über Poe umstößt.

Auf ein schönes Moment in der amerikanischen Literatur sei noch hingewiesen, welches die Lectüre des Doehn'schen Buches wieder in uns wachgerufen. Die große Verehrung der vom Volke geschätzten Dichter, die ihnen dargebrachten Beweise von Dankbarkeit, schon bei Lebzeiten, nicht erst nach dem Tode — ob in dem so übel wegen „Dollarbrüten" verschrienen Amerika auch wohl hundert Jahre verfließen müßten, ehe einem amerikanischen Lessing in der Hauptstadt ein Denkmal gesetzt würde? Wir bezweifeln es.

p. D.

*) Leipzig 1881, Otto Wigand.

Offene Briefe und Antworten.

An Herrn Bruno Bucher
in Wien.

Mein Herr!

Sie erweisen mir die Ehre, sich in einem Artikel der Wiener „Presse" vom 3. Juni, welchen das Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst vom 23. Juni reproducirt, mit meiner Person als Verfasser des Aufsatzes „Kunstgelehrte contra Künstler" in Nr. 19 der „Gegenwart" zu beschäftigen. Es geschieht dies Ihrerseits zu meinem Bedauern in einem Tone, wie er vielleicht für Schmähschriften niedrigen Ranges geeignet sein mag, nicht aber in jener Weise, welche es selbst dem Gegner als ein Vergnügen oder eine Ehre erscheinen lassen kann, von einer entgegengesetzten richtigeren Meinung widerlegt und überzeugt zu werden. Wollen Sie dadurch etwa die Bedeutung und den Nutzen der Kunstwissenschaft ad oculos demonstriren? der Kunstwissenschaft, von welcher Sie behaupten, daß selten noch naiver die völlige Unbekanntschaft mit Wesen und Aufgabe derselben dargethan worden ist, als von mir in dem erwähnten Aufsatz? Glauben Sie, daß Ihr Artikel dazu beiträgt, mir Respect vor derselben und ihren Zielen einzuflößen, oder sollte umgekehrt nicht eher eine sehr eingehende Bekanntschaft meinerseits mit den Erzeugnissen derselben und ihrer Vertreter das entgegengesetzte Resultat bei mir hervorgebracht haben?

Ich würde es nicht der Mühe für werth erachten, mich mit Ihrem Artikel und Ihren unpassenden Vergleichen vom „lyrischen Dichter und Schreiblehrer", vom „Grüneberger Weinbauer und Weintrinker", vom „Schusterstandpunkt" und „Bierbankredner" zu beschäftigen, wenn es mir nicht im Interesse der Sache und der Personen, welche ich in meinen Aufsätzen in der „Gegenwart" behandelt habe, zu liegen schiene, die unwürdigen Insinuationen Ihres Artikels zurückzuweisen.

Sie schreiben: „Der Director der Berliner Akademie und ein die nämliche Melodie blasender Correspondent der „Augsburger Allgem. Zeitung" verrathen, daß die Lanzen, welche gegen die Leinwand geschleudert wurden, eigentlich Personen treffen sollten, welche man hinter jener vermuthet." Sie kennen mich schlecht, mein Herr, wenn Sie annehmen, daß ich so viel Umstände machen würde, wenn es sich darum handelte, „eine Person zu treffen"! Ich bin in jedem Falle ein offener und ehrlicher Gegner, mit dem zu kämpfen keine Schande ist! Mein Aufsatz in der „Gegenwart" beschäftigt sich mit Herrn Dr. Bodes Anschauungen und Aeußerungen in seinem Artikel über „Neptun und Amphitrite". Herrn Dr. Bode und seine sonstige Thätigkeit kenne ich viel zu wenig, um zu der „persönlichen Animosität", welche Sie mir unterschieben, irgendwelche Veranlassung zu haben, und die Thätigkeit unserer Galerieverwaltung weiß ich, wo sie erfolgreich ist, aufrichtig zu schätzen und zu würdigen, um so mehr, als ich in meiner amtlichen Stellung ein sehr naheliegendes und eingehendes Interesse an derselben habe. Ich habe über ein Kunstwerk meine persönliche Meinung ausgesprochen, und an einem kunstwissenschaftlichen Artikel Kritik geübt; das ist etwas, was Sie und Ihre Genossen uns Künstlern, alten und modernen, und unserer Thätigkeit gegenüber ja tagtäglich thun. Die Berechtigung dazu leiten Sie aus „besonderer Anlage, besonderer Neigung, besonderer Schulung", wie es bei Ihnen heißt, oder „aus angeborenem Sinn für Form und Farben", wie Herr Dr. O. Eisenmann sich ausdrückt, her; wollen Sie mir diese Eigenschaften absprechen? Herrn Dr. Bodes Sache wäre es gewesen, meine Anschauungen zu bekämpfen und meine Irrthümer nachzuweisen, aber ich glaube nicht, daß er Sie zur Unterstützung herbeigerufen hat, um durch Schmähversuche zu ersetzen, was an sachlichen Gründen mangelt.

Sie haben der von Ihnen vertretenen Kunstwissenschaft einen schlechten Dienst geleistet, wenngleich die Redaction der Zeitschrift für bildende Kunst findet, daß Ihr Artikel mit „so viel Witz und Geist geschrieben sei, daß ihm ein dauernder Platz in der Kunstliteratur eingeräumt werden müßte". Welche Künstlerbekanntschaften müssen Sie haben, daß Sie es wagen dürfen, zu behaupten, „daß ein aller Wissenschaft, ja aller höheren Bildung feindseliger Geist nicht nur unter dem Train des Künstlerheeres immer mehr um sich greift"?! Wollen Sie nicht die Güte haben, hier, wo es so sehr am Platze wäre Personen zu nennen, jene Künstler, an welchen Sie diese Erfahrungen gemacht haben? Sie dürfen nicht fürchten, auf Unbekanntschaft mit den Namen derselben seitens des Publicums zu stoßen, wenn es wirklich Künstler sind, man wird dann zweifellos in der Lage sein, Ihre Behauptungen beurtheilen zu können.

Es scheint mir, mein Herr — so sehr Sie auch von Ihrer Ueberlegenheit uns Künstlern gegenüber als Mann der Wissenschaft überzeugt sein mögen —, als wenn Sie selbst von mir, obgleich Sie mich zu jenen „aller Wissenschaft, ja aller höheren Bildung feindseligen" Elementen zählen mögen, noch lernen könnten, wie man eine Polemik, wenn auch scharf aber doch mit Anstand führen kann, und daß Schmähungen kein Ersatz für Beweise oder Gründe sind.

Wannsee, den 7. Juli 1881. A. v. Werner.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

T. O. Weigel in Leipzig.

Murad Effendi,

Dramatische Werke.

Drei Bände.

Geheftet 15 *M.*, fein geb. 18 *M* 60 ₰.

Inhalt: Band I. Selim der Dritte. Marino Faliero. Auf dem Kreuzhof. — Band II. Ines de Castro. Mirabeau. Johanna Gray. — Band III. Durch die Vase. Bogadil. Professors Brautfahrt. Mit dem Strom.

—— Erste Gesammtausgabe. ——

Verlag von Frdr. Andr. Perthes in Gotha.

Der christliche Glaube

und die menschliche Freiheit.

1. Theil: Präliminarien.

Mit einem offenen Briefe an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort.

Zweite Auflage.

Preis 4 *M.*

Soeben erschien:

Idealisten.

Roman

von

M. Reinow.

Preis 6 *M.*

Verlag von Franz Wahlen in Berlin.

Neuer Verlag von Franz Fues in Tübingen.

Die

Willensbestimmungen

und ihr Verhältniss zu den

impulsiven Handlungen.

Eine forensisch-psychologische Untersuchung

von

Dr. **Heinrich Spitta,**

Privatdocent der Philosophie an der Universität Tübingen.

gr. 8. 138 S. Preis *M.* 2.80.

Frankfurter Dramenkonkurrenz.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Die Patricierin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Richard Voß

(Verfasser der „Scherben".)

Preis: 2 *M.* elegant broschirt.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Die Patricierin ist das einzige Stück, welches — von den Preisrichtern zur Aufführung empfohlen — sich bei derselben eines vollen Erfolges zu erfreuen hatte. Die Heldin „Metella" ist ein Seitenstück zu Wilbrandt's „Messalina".

Frankfurt a. M., Theaterplatz 3.

C. Koenitzer.

Neue Musikalien!

Im Verlage von **Alfred Coppenrath** in **Regensburg** erschienen:

Abt, Franz, Drei Lieder für Sopran oder Tenor mit Begleitung des Pianoforte. Op. 565. *M.* 2.—.

Inhalt: Nr. 1. In deinen Augen lass mich lesen. Nr. 2. Weiss eines nur. Nr. 3. O süsser Traum.

Den Melodienreichthum und die Gefühlsinnigkeit, die Abt's Compositionen überhaupt eigen sind, verläugnen auch diese Lieder nicht. Wahre Liederperlen sind es, die Jedem, der sie singt, grosse Freude bereiten werden.

Genée, Richard, Weihelied für vierstimmigen Männerchor und Soloquartett. Op. 249. Partitur und Stimmen *M.* 2. 80, Partitur apart *M.* 1. 80, Stimmen apart à 25 ₰.

Eine ganz besonders hervorragende Composition, die allen Vereinen bei feierlichen Anlässen, namentlich bei Stiftungsfesten treffliche Dienste leisten wird.

Liebe, L., Trostlied. Duett für Sopran und Alt oder Bariton und Bass mit Pianoforte-Begleitung. Op. 69. Nr. 2. *M.* 1. 20.

—— Im Maien. Duett für Sopran und Alt oder Bariton und Bass mit Pianoforte-Begleitung. Op. 70. Nr. 1. *M.* 1. 20.

Diese zwei Duette sind leicht ausführbar, doch verbinden sie mit ihrer Einfachheit einen grossen Melodienreichthum, der ihnen gewiss überall die beste Aufnahme sichern wird.

—— Des Kriegers Rüstung. Worte nach dem Englischen der G. E. Johnstone in's Deutsche übertragen und für eine Singstimme mit Klavierbegleitung componirt. gr. 8. Op. 79. Nr. 1. *M.* 1.—.

—— Die drei Mädcher. Lied in pfälzischer Mundart von Franz Kobell. gr. 8. Op. 79. Nr. 2. *M.* 1.—.

Der Componist bietet durch vorstehende Lieder zwei vortreffliche Gaben. Beide sind von seltener Schönheit. Während erstere eine ernste Composition von tiefempfundenem Ausdruck ist, entwickelt die letztere einen köstlichen Humor, der zur Belustigung heiterer Kreise gewiss viel beitragen wird.

Mergner, Fr., Fünf Lieder von Frater Hilarius für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. gr. 8. *M.* 1.20.

Inhalt: Nr. 1. Mädchens Klage. Nr. 2. Treue um Treue. Nr. 3. Liebesglück. Nr. 4. Wanderschaft. Nr. 5. Wechsel.

Der Componist, der sich bereits durch seine geistlichen Lieder einen geachteten Namen erworben hat, liefert hier Freunden des Gesanges prächtige weltliche Melodien, die sich ganz besonders durch anmuthige Frische und Originalität auszeichnen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Orient.

Geschildert von

Amand von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen.

—— In 30 Lieferungen à 30 Kr. = 60 Pf. ——

Monatlich erscheinen drei Lieferungen. — Das Werk ist im October 1881 vollständig.

Diesem glänzend ausgestatteten Werke liegt die bedeutsame Aufgabe zu Grunde, in Wort und Bild ein Gemälde jener Gebiete zu liefern, deren klassische und culturgeschichtliche Vergangenheit seit jeher das Interesse der gebildeten Welt für sich beansprucht hat und deren Gegenwart und Zukunft die regste Theilnahme erwecken.

Der Name des durch seine Reisen im Orient und durch seine diesbezüglichen Schriften bestens bekannten Autors bürgt ebenso für die treffliche Gediegenheit des textlichen Theiles des Werkes, wie die Zahl ausgewählter Künstler für den illustrativen.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Volkskunde der Juden

von

Richard Andree.

Mit einer Karte über die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa.

8. VIII und 296 Seiten. Preis M. 5.—

INHALT. Einleitung: Das Rassenelement im Völkerleben. I. Die Semiten. II. Physischer Habitus. III. Mischung der Juden mit anderen Völkern. IV. Biotische Verhältnisse der Juden. V. Pseudo-Juden. VI. Die Juden und die Sprache. VII. Jüdische Namen. VIII. Sitten und Gebräuche. IX. Verbreitung der Juden. X. Statistische Uebersicht der Juden.

Hierzu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin, betr. „Kursbuch der Deutschen Reichs-Postverwaltung".

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 23. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Communalsteuerfrage in der Reichshauptstadt. Eine steuerpolitische Studie. Von G. Bobertag. — Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow. Ein märkisches Kapitel von Theodor Fontane. — **Literatur und Kunst:** Edmondo de Amicis: Junge Liebe. (Fra cugini.) Erinnerungen aus Afrika. Nachdichtungen von Paul Heyse. — Aucassin und Nicolette. Von K. B. — Drei deutsche Architekten der Neuzeit. Von G. Ebe. (Fortsetzung.) — Musikleben in Mailand. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Zur Communalsteuerfrage in der Reichshauptstadt.

Eine steuerpolitische Studie.

Von G. Bobertag.

Bekanntlich hat der Fürst-Reichskanzler in der Reichstagssitzung am 4. März d. J. das Steuerwesen der Gemeinde Berlin in schärfster Form angegriffen. Er warf dem Magistrate vor, fast die Hälfte des Steuereinkommens durch eine Steuer zu erheben, welche „eine der unvollkommensten, drückendsten, eine nach unten hin wachsende, sogenannte degressive Steuer, eine der unbilligsten, die überhaupt gefunden werden könne," sei und er illustrirte diesen Vorwurf noch damit, daß schon im Jahre 1869 der Berliner Magistrat selbst bestritten habe, daß diese Steuer „die verschiedenen Einwohner und Einwohnerklassen auch nur im ungefähren Verhältniß zu ihrem Einkommen" belaste. Diese Steuer ist die durch Kabinetsordre vom 26. Januar 1815 eingeführte Berliner Miethssteuer.

Bei der überall herrschenden Communalsteuercalamität gewinnt der durch seine Form recht wenig erquickliche Streit über die Berliner Miethssteuer eine weit über die Grenzen der Reichshauptstadt hinausgehende Bedeutung und es kann vielleicht zur Klärung der großen ganzen Communalsteuerfrage etwas beitragen, wenn man sich bemüht, die acuten Erscheinungen in Berlin rein sachlich zu erläutern.

Wir sind fest davon überzeugt, daß in der Gegenwart eine gedeihliche Lösung der Communalsteuerfrage überhaupt nicht mehr möglich ist ohne eine billige Auseinandersetzung, eine finanzielle Grenzregulirung zwischen Staat und Gemeinde, vornehmlich auf den Gebieten der Armenlast und der Schullast. Dies gilt für die Landgemeinde ebenso wie für die Großstadt, und es versteht sich von selbst, daß die Verbände der Provinzen, Kreise und Amtsbezirke dabei eine wesentliche Rolle spielen werden. Es wird eine lange, schwierige Auseinandersetzung sein, tief eingreifend in das gesammte öffentliche Leben der Nation, aber ehe man sich nicht zu ihr entschließt, werden die Bestrebungen, einseitig die Communalsteuern gesetzlich zu regeln, in dem Stadium der Entwürfe verbleiben und deshalb halten wir es für so hoch bedeutsam, daß der Fürst-Reichskanzler gelegentlich seiner scharfen Verurtheilung der Berliner Miethssteuer nicht hinwies auf diese oder jene neue Gemeindesteuer, durch welche Berlin die Miethssteuer ersetzen solle, sondern daß er hinwies auf Sublevationen seitens des Staats für Elementarschule und Armenpflege.

Aber wenn irgend eine Frage der Gesetzgebung die sachgemäßeste, objectivste Behandlung erheischt, wenn irgend eine Frage durch das Hineinbringen politischer Parteitendenzen und Parteifeindschaften verwirrt und geschädigt wird, wenn irgend eine Frage nicht benutzt werden sollte zu dem ungesunden Treiben politischer Wahlagitationen, so ist dies in besonderem Grade bei dieser Grenzregulirung zwischen Staat und Gemeinde der Fall, und der Himmel behüte unser Vaterland davor, daß die Lösung dieser großen Frage unter so ungesunden, so feindselig zugespitzten Parteiverhältnissen, wie sie die Gegenwart bietet, in Angriff genommen werde. Nichts hat diese große Communalsteuerfrage mit dem Kampfe der momentan bestehenden politischen Parteien zu thun, schon die kleine Berliner Miethssteuerfrage leidet genug darunter, daß sie zur politischen Parteifrage aufgebauscht wird mit dem unnatürlichen Feldgeschrei: „Hie Bismarck! hie Magistrat!"

Der Reichskanzler hat mit keinem Worte angedeutet, wie der Magistrat von Berlin den Mängeln der Miethssteuer abhelfen solle, er hat nur um höhere Steuern für den Staat und zwar um indirecte Steuern auf „Tabak, Branntwein und andere Luxusartikel" gebeten, um dadurch die Mittel zu den erwähnten Staatssublevationen zu erhalten, welche die Miethssteuer unnöthig machen sollen. Da nun aber der Magistrat von Berlin mit der Bewilligung dieser Steuern gar nichts zu thun hat, so muß er entweder abwarten, bis der Fürst-Reichskanzler ihm die nöthigen Gelder offerirt, oder er muß in der Erkenntniß, daß die Schäden der Miethssteuer brennende, jene Staatssublevationen aber noch recht fern liegende sind, zu einer provisorischen Lösung der Communalsteuerfrage sich entschließen. Wir halten das Letztere für geboten. Die Miethssteuer, wie sie in Berlin besteht, ist nun einmal eine „nach unten hin wachsende, sogenannte degressive Steuer" und sie verdient mit Fug und Recht den Vorwurf der größten Unvollkommenheit, der härtesten Unbilligkeit.

Die Berliner Miethssteuer belastet mit ein und demselben Steuerfuß ($6^2/_3$ Procent) die Miethe beziehungsweise den Miethswerth des Palais und die Miethe des Dachstübchens, und da es genugsam erwiesen und anerkannt ist, daß je kleiner das Einkommen desto größer im Verhältniß der für die Wohnung nöthige Aufwand, so wird man zugeben müssen, daß die Berliner Miethssteuer in ausgezeichnetem Sinne zu denjenigen Steuern gehört, welche, weil sie unentbehrliche Lebensbedürfnisse besteuern, nach Dr. Engels Ausspruch „mögen sie directe oder indirecte sein, Progressivsteuern im umgekehrten Sinne sind, d. h. sie treffen das geringere Einkommen härter als das höhere". — Thatsächlich ist denn auch nachgewiesen, daß diese veraltete Steuer die Einkommen unter 900 Mark bis zu 2 Procent, 900 Mark mit 1,66 Procent, 6000 Mark mit 1,0 Procent,

18,000 Mark mit 0,66 Procent und 60,000 Mark mit 0,33 Procent belastet, und erwägt man nun noch, daß neben diesem Kardinalfehler, welchen sie mit der Mahl- und Schlachtsteuer und mit den Kornzöllen vollkommen gemeinsam hat, die Miethssteuer außerdem mit der ganzen Unliebenswürdigkeit der directen Steuer, mit der Härte der baaren Erhebung und Execution, den Steuerzahler trifft, so ist die Frage wohl gerechtfertigt namentlich warum man eine so üble Steuer nicht längst reformirt oder beseitigt hat.

Die ganz auffallende Duldung, welche der Miethssteuer trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit der Mahl- und Schlachtsteuer in der Berliner Stadtverwaltung geworden ist, kann nur dadurch erklärt werden, daß man namentlich seit Anfang der Sechzigerjahre die Natur der Steuer von einem etwas einseitigen Gesichtspunkte aus zu beurtheilen sich gewöhnte und sie schließlich als eine „Art der Erhebung der communalen Grundsteuer" proclamirte, als eine Realsteuer, die entsprechend dem Princip von Leistung und Gegenleistung vorzüglich als Communalsteuer sich eigne. Die Abwälzung auf den Grundbesitzer wurde als volkswirthschaftliches Naturgesetz hingestellt und darüber vergaß die damals herrschende Freihandelsschule, denn sie war es, welche von jener Zeit an die Vertheidigung der Miethssteuer in Berlin besonders übernahm, vollständig jene düstre Verwandtschaft mit der Mahl- und Schlachtsteuer. Man bekämpfte diese als degressiv und man begeisterte sich für jene, obgleich sie ganz gerade so degressiv wirkte. Und diese Unklarheit wirkt noch heute. Es ist uns nie recht begreiflich gewesen, warum man als liberaler Mann sich für directe Steuern und als conservativer für indirecte begeistern soll, aber ganz verworren und unnatürlich erscheint es uns, wenn man in Berlin verlangt, der liberale Mann müsse für die Miethssteuer gegen die Schlachtsteuer und der conservative Mann für die Mahl- und Schlachtsteuer gegen die Miethssteuer auftreten. „Hie Magistrat! Hie Bismarck!", unter solchem Feldgeschrei muß die Berliner Miethssteuerfrage, muß die Haupt- und Residenzstadt überhaupt zu Schaden kommen.

Als die Miethssteuer im Jahre 1815 eingeführt wurde, bestand bereits eine eigentliche Grundsteuer, die Haussteuer, und man faßte damals und bis zu jener Vergewaltigung ihrer Natur durch die Freihandelsschule die Miethssteuer als die directe Personalsteuer der Gemeinde im Gegensatz zu der Haussteuer einerseits und im Gegensatz zu der indirecten Mahl-, Schlacht- und Braumalzsteuer andererseits auf. Da die Erträge dieser indirecten Steuern ausschließlich zur Amortisirung und Verzinsung der alten Stadtschuld aus der Kriegszeit verwendet werden durften, so kamen eigentlich für den immer mehr wachsenden Stadthaushalt nur die Haussteuer und die Miethssteuer in Betracht, jenes die alte communale Grundsteuer, dieses die alte communale Einkommensteuer. In der That erkannte man auch die Miethssteuer bis in die Fünfzigerjahre hinein unbestritten als die alte Berliner Einkommensteuer an, wenn man auch bald genug sich sagen mußte, daß sie höchst primitiv, höchst oberflächlich angelegt, daß die Miethshöhe nicht immer proportional dem Einkommen sei. Diese Unverhältnißmäßigkeit trat eben nicht so unangenehm hervor, so lange die Steuererträge geringe waren und ihr Verhältniß zu denen der Haussteuer ein acceptables blieb. Die Miethssteuer brachte 1815: 135,171 Thaler, 1820: 182,419, 1830: 253,780, 1840: 325,810, 1850: 438,329 und die Haussteuer in den entsprechenden Jahren: 93,209, 123,253, 127,587, 170,563, 211,670. Aber als dann 1870 der Miethssteuerertrag auf 1,390,500 Thaler stieg, während die Haussteuer auf 498,430 Thalern zurückblieb, da lohnte es sich schon zu fragen, ob diese bedeutende Summe nach gesunden Besteuerungsprincipien aufgebracht werde, und man hätte damals schon dem Ministerium zugeben sollen, daß die Miethssteuer eine Art Einkommensteuer sei, wenn auch noch eine recht schlechte, unverhältnißmäßige, reformbedürftige Art, man hätte sich nicht damit aus der Affaire ziehen sollen, daß man einfach erklärte: die Miethssteuer ist keine Einkommensteuer, sie ist ein ganz eigenartiges, mystisches Zwittergebilde aus Personal- und Realsteuer und als solches darf sie sich schon jene, dem gesunden Menschenverstande freilich unfaßlichen Unverhältnißmäßigkeiten erlauben. Damals hätte man die Miethssteuerfrage lösen sollen und leichter lösen können, aber eben weil man ihre Einkommensteuernatur verkannte, deshalb setzte man neben diese alte nun noch eine neue Gemeinde-Einkommensteuer, welche namentlich nach Wegfall der Mahl- und Schlachtsteuer bald in ihrem Ertrage dem der Miethssteuer nahe kam. Im Jahre 1874, in welchem die Mahl- und Schlachtsteuer zum letzten Male zur Erhebung kam, stellten sich die Steuereinnahmen der Reichshauptstadt wie folgt: Miethssteuer: 8,784,561 Mark, Haussteuer: 2,634,138, Mahl- und Schlachtsteuer: 3,358,254, Wildpretsteuer: 83,864, Braumalzsteuer: 374,345, Hundesteuer: 230,895, Communal-Einkommensteuer: 6,662,820. Im Jahre 1875 sind dann die Mahl- und Schlachtsteuer und leider auch die Wildpretsteuer ausgefallen, im Ganzen also 3,442,118 Mark, eine Summe, welche, zumal wenn man den Mahlsteuerertrag davon abrechnet, gegen den Ertrag der Miethss- und Einkommensteuer, die nahezu auf je 10 Millionen angewachsen sind, nicht allzu schwer ins Gewicht fällt. Im Jahre 1878/79 bezifferte sich der Ertrag der Miethssteuer (alte Einkommensteuer) auf 9,586,479 Mark, derjenige der (neuen) Gemeinde-Einkommensteuer auf 9,562,289 und diesen sehr hohen Einkommensteuererträgen steht ein Grundsteuerertrag (Haussteuer) von nur 3,528,669 Mark gegenüber. Daß bei solchen Erträgen die Unverhältnißmäßigkeiten und Härten einer ganz veralteten, oberflächlich angelegten Einkommensteuer immer schärfer hervortreten müssen, liegt auf der Hand.

Die entsetzlichste Verwirrung hat es in die Discussion über die Miethssteuer hineingebracht, daß man auf der Seite ihrer Angreifer durch die Liebhaberei für indirecte Steuern sich verführen ließ, den Mängeln der Miethssteuer behauptete Vorzüge der Mahl- und Schlachtsteuer entgegen zu halten. Der Fürst-Reichskanzler hat, wie gesagt, nicht verlangt, daß man in Berlin die Erträge der Miethssteuer durch indirecte Communalsteuern decken solle, aber er hat durch einen Hinweis auf das gelobte Land der indirecten Communalsteuer, Frankreich, und auf die schönen Tage der Mahl- und Schlachtsteuer bei uns, durch die Behauptung namentlich, das Leben in Berlin sei durch die Aufhebung der indirecten Steuern „theuer und schlecht" geworden, ganz wesentlich zur Verwirrung der Discussion in den betheiligten Kreisen beigetragen. Es ist deshalb recht dringend nöthig darauf aufmerksam zu machen, daß jene gepriesenen, auf unentbehrlichen Lebensbedürfnissen lastenden indirecten Steuern, also vor Allem die Mahl- und die Schlachtsteuer, ganz denselben Fehler haben, den der Fürst-Reichskanzler so scharf an der Berliner Miethssteuer tadelt, daß sie ganz ebenso degressiv wirken wie diese. Das Dogma von der Abwälzung ist beim Schutzzöllner doch nicht mehr werth als beim Freihändler! Wir haben uns vergeblich abgemüht es zu verstehen, warum die Abwälzung des Getreidezolls auf den ausländischen Kornproducenten, die der Mahl- und Schlachtsteuer auf den Bäcker und Schlächter — abgesehen von den momentanen Conjuncturen — mehr Anspruch auf die Anerkennung als volkswirthschaftliches Naturgesetz machen darf als die Abwälzung der Miethssteuer auf den Vermiether. Der alte Hoffmann hatte ganz Recht, wenn er sagte: „Das Gesetz muß bestimmen, wer die Steuer entrichten soll, aber es bemüht sich vergebens festzusetzen, wer die Steuer tragen müsse"; die Abwälzung, wie sie hüben und drüben behauptet wird, ist gar kein volkswirtschaftliches Naturgesetz, sie ist das Resultat momentaner zufälliger Conjuncturen und will der Gesetzgeber die Steuer- und Zollgesetze nicht für den Moment in die Welt setzen, will er durch sie einen wenigstens einigermaßen stabilen Zustand begründen, so darf für ihn jenes unglückliche Abwälzungsdogma gar nicht existiren. Wir haben für den Kornzoll immer nur einen einzigen Grund verständlich gefunden: die Absicht, unsern Landwirthen höhere Preise zu verschaffen, — ob oder wie lange das gerechtfertigt ist, das ist hier nicht zu untersuchen — und für die Mahl- und Schlachtsteuer haben wir nur die Erwägung verstehen können, daß durch sie Steuern von Bevölkerungsschichten

eingetrieben werden, von denen baares Geld auch der strengste Executor nicht herausbekommen könnte, und vielleicht noch den Gedanken, daß bei dieser Erhebungsart der arme Mann nicht merkt, nicht berechnen kann, was er eigentlich für die Gemeinde, oder den Staat, oder das Reich leistet. Wir wünschen dringend, daß durch Besteuerung entbehrlicher Verzehrungszustände recht bedeutende Mittel aufgebracht werden, aber davon gönnen und wünschen wir den Löwenantheil dem Staate; der Gemeinde dürfte immerhin nur ein geringer Spielraum für selbstständige indirecte Steuern bleiben, wenn man eben nicht die allernothwendigsten Nahrungsmittel heranziehen will. Wir hoffen, daß die indirecte Gemeindebesteuerung durch jene nicht abzuweisende Entlastung der Gemeinden durch den Staat überhaupt von der Tagesordnung verschwinden möge. Und wenn vorläufig einzelne große Stadtgemeinden die Schlachtsteuer noch beibehalten haben, so ist uns dies aus den bereits angeführten Gründen immerhin verständlich, zumal da eine alte Steuer, selbst wenn sie viele Fehler hat, immer leichter getragen wird als eine neue, aber wir müssen es bestimmt als völlig verfehlt erklären, wollte man die Communalsteuerfrage im Allgemeinen und die Berliner Miethssteuerfrage im Besonderen durch Neu- beziehungsweise Wiedereinführung der Mahl- und Schlachtsteuer oder auch nur der Schlachtsteuer zu lösen versuchen. Man mochte vor 50 Jahren das Fleisch noch mehr als Luxusartikel ansehen und hinsichtlich seiner Steuerfähigkeit dem Bier und dem Tabak nahe rangiren, man mag auch heute noch in einigen rein landwirthschaftlichen Bezirken das Fleisch für ziemlich entbehrlich halten, aber in der großen Stadt braucht der arme Mann heut zu Tage durchaus eine regelmäßige Fleischnahrung und eine Verringerung des Fleischgehalts ist für ihn gleichbedeutend mit Verschlechterung der Nahrung. Mag immerhin ein Rückgang des Schlachtgewichts des in Berlin verzehrten Viehes seit Aufhebung der Schlachtsteuer eingetreten sein, darüber kann uns die erfreuliche Thatsache, daß der Fleischconsum per Kopf seitdem ganz erheblich gestiegen ist, vollständig trösten. Da leider Thatsachen heut zu Tage nur vom Standpunkte der Partei betrachtet werden, so fügen wir hinzu, daß diese Thatsache von einem Manne constatirt ist, welcher nicht nur der berufenste Urtheiler ist, sondern seiner Zeit gegen die Aufhebung der Schlachtsteuer in Berlin war, von dem Director des städtischen statistischen Bureaus, Dr. Böckh.

Wenn wir die Berliner Miethssteuer für so unerträglich halten, daß uns der status quo selbst als Provisorium bis zu der Uebernahme gewisser Lasten durch den Staat nicht mehr haltbar erscheint, so können wir auf Verständniß hierfür überhaupt nur dann hoffen, wenn man seitens der Stadtverwaltung die Einkommensteuernatur der Miethssteuer wieder anerkennt, wenn man die Verquickung mit der Haussteuer aufgibt, und in dieser Richtung ist von einer Meinungsäußerung Franz Dunckers, welcher unlängst die Berliner Stadtverwaltung gegen die ministeriellen Angriffe gerade auch hinsichtlich der Miethssteuer in einem Aufsatze in der „Gartenlaube" vertheidigte, mit einer gewissen Genugthuung Act zu nehmen. Duncker gibt dort den Einkommensteuercharakter zu, und gibt dies erst einmal auch die Partei, die er vertheidigen will, zu, dann, meinen wir, muß man in Berlin gerade ganz energisch an die Beseitigung einer Steuer heran gehen, die nichts mehr voraus hat vor Kornzoll, vor Mahl- und Schlachtsteuer.

Die Miethssteuer erscheint uns deshalb unerträglich, weil sie ebenso wie die Mahl- und Schlachtsteuer degressiv wirkt, indem sie die hohe Miethe mit demselben Procentsatz besteuert wie die niedrige. Es liegt auf der Hand, daß diese degressive Wirkung durch eine Progression des Steuerfußes nach oben beseitigt oder gemildert werden kann. Primitive Anfänge einer Progression des Miethssteuerfußes finden wir z. B. bereits in Prag, Frankfurt a. M., Halle, und auch Lemberg schickt sich an, seine bisherige 5procentige Miethssteuer in eine progressive umzuwandeln, um dadurch die degressive Wirkung zu beseitigen. Professor von Bilinski in Lemberg ist ein warmer Freund der Miethss- und Wohnungssteuer als Gemeindesteuer und dieser Freundschaft verdankt es auch die Lemberger Miethssteuer, daß man einen Rettungsversuch wagen will. Es ist im Hinblick auf diesen praktischen Versuch interessant zu hören, was von Bilinski in seinem bedeutenden Werke „Ueber die Gemeindebesteuerung und deren Reform" (Leipzig 1878) sagt, und wir müssen gestehen, daß bei der Durchführung einer derartigen Reform die Bewohner herrschaftlicher oder gar fürstlicher Wohnungen bei weitem schlechter davon kommen als bei der jetzigen Berliner und Lemberger Einrichtung. Er sagt wörtlich: „Soll die Wohnungs- und Miethssteuer als städtische Personalsteuer ihren theoretischen und praktischen Aufgaben genügen, soll sie in letzterer Beziehung im Stande sein, dem Communalbudget die vielen heutigen irrationellen Steuern zu ersetzen, so muß sie ganz nothwendig progressiv sein. Es müßte also namentlich, um beispielsweise Ziffern anzugeben, etwa bis 600 fl. Wohnungs- und Miethswerth ein bedeutend erniedrigter (degressiver) Steuerfuß bestehen, von da an in starker Progression wachsen, um dann in den höchsten Klassen noch durch andere Zusatzsteuern verstärkt zu werden." Es fragt sich sehr, ob man einen so durchgreifenden Rettungsversuch, eine so tiefgehende Umformung für die Berliner Miethssteuer empfehlen darf, ob es dann nicht näher liegt, diese alte Gemeinde-Einkommensteuer mit der neuen von 1869/74 zu vereinigen, mag man diese immerhin vorher von ihren Fehlern nach Kräften befreien müssen, damit sie fähig werde den Ertrag ihrer veralteten Schwester mit auf die Schultern zu nehmen, statt fast 10 Millionen dann fast 20 Millionen zu tragen.

Es erscheint uns durchaus nicht erfreulich, 20 Millionen Mark durch eine Einkommensteuer aufbringen zu müssen, es erscheint uns sogar für die Dauer ganz unhaltbar und deshalb ersehnen wir eine recht baldige gerechte Auseinandersetzung zwischen Gemeinde und Staat. Wir rechnen darauf, daß der letztere nach Ablauf eines Jahrzehnts spätestens mit 10 Millionen zu Hülfe komme und dann die Communalsteuercalamität endlich nach Recht und Billigkeit beseitigt werde, bis dahin aber, während des Provisoriums, scheint uns eine möglichst gute Gemeinde-Einkommensteuer für die Aufbringung der 20 Millionen Mark immer noch besser als zwei Einkommensteuern, von denen eine wenig gut und die andere sehr schlecht ist, und es scheint uns die eine einzige verbesserte Einkommensteuer auch noch klarer, einfacher, zweckmäßiger zu sein als das Nebeneinanderbestehen einer progressiv reformirten Miethssteuer und der Einkommensteuer von 1874. Daß aber dann in recht krasser Weise das eigenthümliche Verhältniß der Personalsteuer zu der einzigen Berliner Realsteuer, der Haussteuer, hervortritt, das begrüßen wir nur mit Freuden, weil wir der ketzerischen Ansicht sind, daß die noch nicht 4 Millionen betragende Grundsteuer gegenüber den fast 20 Millionen Einkommensteuer, zu denen noch die Hundesteuer und Braumalzsteuer hinzukommen, nicht eine genügende Mehrbelastung des Grundbesitzes repräsentirt, wie sie für eine gesunde Communalbesteuerung geboten ist. Die Grundsteuer sollte nach richtigen Principien der Einkommensteuer wenigstens gleich kommen.

Wir haben eines beliebten Klagepunktes gegen die Berliner Miethssteuer bisher nicht gedacht: der gleichmäßigen Belastung von Wohn- und Geschäftsräumen. Die ganze Steuer ist primitiv, unverhältnißmäßig, aber für die Bevorzugung der Geschäftsräume innerhalb dieser plumpen Besteuerung vermögen wir uns dennoch nicht sehr zu erwärmen. Die Theilung zwischen Wohnraum und Geschäftsraum ist sehr schwierig und wir möchten durchaus eine ungerechte Erleichterung des im Gewerbebetriebe thätigen Kapitals ganz ebenso wie des im Grundbesitz fixirten gegenüber dem nur aus persönlicher Arbeit hervorgehenden Einkommen gerade in der Commune vermieden wissen. Auch für das im Gewerbebetriebe thätige Kapital ist, so schwierig sie auch sein mag, eine Mehrbelastung in der Gemeinde durchaus gerechtfertigt, und so lange man die Wohnung der Arbeiter, die es noch nicht zum selbstständigen Geschäftslokale gebracht haben, so plump besteuert, so lange nehme ich auch die plumpe Belastung dieser in den Kauf.

Möge die Lösung der Berliner Miethssteuerfrage ein guter Verläufer sein für die große Communalsteuerfrage im Staate, möge

*

die Einwohnerschaft der Reichshauptstadt die schädigende, verwirrende Wirkung der Parteigehäßigkeit auf die Lösung dieser Fragen erkennen, möge vor Allem der „kleine Mann" in der großen Stadt sich durch gehässige Agitation nie das Vertrauen rauben lassen, daß das Staats- wie dies Stadtregiment gleichmäßig beseelt sind von dem Wunsche, den unser erhabener Kaiser bereits vor mehr als zwei Menschenaltern seinem königlichen Vater mit den schlichten Worten vortrug: „die reicheren Klassen der Nation und die höher besoldeten Beamten zur Erleichterung des ärmeren Volkes mehr heranzuziehen".

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow.

Ein märkisches Kapitel von Theodor Fontane.

Zwischen dem Spreewald und der wendischen Spree (der Dahme) liegt das Land Beeskow-Storkow, ein wenig gekannter Winkel, der nichtsdestoweniger seine Schönheit und seine Geschichte hat. Beiden beschloß ich nachzugehen und wählte dazu die Woche vor Ostern, eine Zeit, in deren greller, oft schattenloser Beleuchtung ich die märkische Landschaft noch nicht gesehen hatte. Von den alten Familien dieses ehemalig lausitzischen Landestheiles interessirten mich am meisten die Löschebrands, in Betreff deren ich nur wußte, daß sie seit vielen hundert Jahren um den großen Schermützel-See herum ihre Sitze hatten. Ihr Name schon klang mir prächtig im Ohr und ich sah eigentlich alles was Löschebrand hieß, hoch zu Roß irgend einen Brand mit geweihter Lanze löschend. Jeder ein Ritter Sankt Georg. O das mußte ein himmlicher Tag werden, und ich gab mich dieser Vorstellung um so voller und sichrer hin, als ich, ein paar Notizen abgerechnet, keinen „Wissenskram" in mir beherbergte, der meine Phantasie hätte zügeln können.

Der Abend vorher schon hatte mich nach Fürstenwalde geführt, von wo die Fahrt in aller Morgenfrühe beginnen sollte. Diese Morgenfrühe war nun da, der Wagen kam und hielt, und über das holprige Pflaster der ehemaligen Bischofsstadt hin ging es in das „romantische Land" hinein. In das romantische Land Beeskow-Storkow.

1. Rauen und die Markgrafensteine.

Es ging, weil die Spree hier sieben Arme hat, über sieben Brücken, und als die letzte Brücke hinter uns lag, lag auch schon die weite Landschaft vor uns, hell und klar und sonnig, und so trocken, daß der Staub aufwirbelte, wie zur Sommerzeit. Aber ein Blick auf die Bäume zeigte zur Genüge, daß der Sommer noch ausstand, und daß nichts heraus war als ein paar ärmliche Palmsonntagskätzchen.

Ich hatte gleich anfangs meinen Platz neben dem Kutscher genommen, der eigentlich kein Kutscher war, sondern ein Fuhrherr, und durch gute Haltung in jedem Augenblicke den Beweis führte, daß er bei den Potsdammer Ulanen gestanden. Er hieß Moll, entsprach durchaus seinem Namen, und gab was auf Bildung, Bücher und Zeitungen. Aber er hatte sich seinen guten Verstand und sein eigenes Urtheil nicht weggelesen und hielt vielmehr umgekehrt mit einem gewissen Eigensinn an seinen einmal gefaßten Ansichten fest. Selbstverständlich immer unter Wahrung artiger Formen. Er war gesprächig und mittheilsam, aber doch zugleich auch reservirt und lächelte viel.

Als wir aus der Flußniederung auf die Höhe gekommen waren, wies ich auf einen Hügelzug, der sich in geringer Entfernung vor uns ausdehnte: „Was sind das für Berge?"

„Die Rauenschen?"

„J, die Rauenschen. Wo die Braunkohlen herkommen?"

Er stimmte zu.

„Das ist mir lieb, die mal zu sehen, obwohl ich keine brenne; sie stauben zu sehr. Dann ist wohl auch Rauen selbst hier ganz in der Nähe?"

„Versteht sich. Der dicke Thurm da. Das is es."

„Na, dann vorwärts. Aber in Rauen müssen wir einen Augenblick halten. Ich glaube, da gibt es was."

Er war einverstanden und zeigte nur dann und wann mit dem Peitschenstock auf das eigenthümliche Treiben an dem uns immer näher kommenden Hügelabhang. Ein einziges Pferd zog eine lange Reihe von Wagen und ließ mich erkennen, daß dort ein aus irgend einem Bergstollen herausführendes Schienengeleise liegen mußte. Von der entgegengesetzten Seite her kamen leere Wagen zurück, und in einem dem Höhenzuge vorgelegenen Sumpfstücke stand ein Storch und sah sich ernst und nachdenklich um. Es war, als such' er nach einem Wahr- und Erkennungszeichen und könne nicht einig mit sich werden, ob es auch die rechte Gegend sei.

Moll, dem ich meine Bemerkung mittheilte, fand es auch und verbreitete sich dann eingehender über Störche, namentlich aber darüber, daß es doch eigentlich ein merkwürdiger und zugleich auch höchst anspruchsloser Vogel sei, der immer wieder ins Beeskow-Storkowsche komme, während ihm doch die ganze Welt offen stehe.

All das sprach er in sehr gebildetem Deutsch, mit einem Dialektanklange, der weder märkisch noch berlinisch war, obwohl er von beiden einen Beisatz hatte. Dies fiel mir natürlich auf und ich sagte: „Sie sprechen so anders, Moll; wo sind Sie eigentlich her?"

„Ich? Ich bin aus Hinterpommern."

„Ist es möglich?"

„Ja, was will man machen."

„Und von wo denn?"

„Von Cöslin. Das heißt ein bischen ab, so nach'm Gollenberg zu."

„Da sind Sie ja Nachbar von Bismarck."

„Nei, der liegt mehr rechts weg, so zwischen Rummelsburg und Schlawe. Meine Gegend ist doch noch anders. Und ich sag' Ihnen, eine propre Gegend."

„Ich dacht immer, es wäre da nicht viel los."

„Ja, das haben mir schon Viele gesagt. Aber es is nicht so. Da is mehr los als hier. Denn was haben Sie denn hier? Eine Kussel und dann wieder 'ne Kussel. Und mal 'ne Kräh und wenn's hochkommt 'ne Bockmühle."

„Nu gut. Aber was haben Sie denn? Ist es denn besser bei Ihnen?

„Nu, besser is es schon, denn schlechter is nich möglich. Und das macht alles der Charakter. Der Charakter is immer die Hauptsache. Sehen Sie, bei uns gibt es lauter orntliche Menschen."

„Und alle zehn Schritt 'nen Edelmann."

„Ach, lieber Herr, ein Edelmann is gar nich so schlimm. Ich bin auch für Freiheit; aber was so'n richtiger Edelmann is, na, viel thut er woll freilich auch nich, aber er thut doch immer was. Und der Bauer is auch janz anders bei uns."

„Ich hab' immer gefunden, der Bauer ist überall derselbe. Der Bauer ist überall hart."

„Is schon richtig. Aber doch alles mit'n Unterschied. Un warum is er hier so hart, ich meine so schlimm-hart? Weil er selber nichts hat. Es is ja die reine Hungerleiderei. Sehen Sie sich doch diesen Weg und diese Schonung an. Der reine gelbe Sand. Und wo der reine gelbe Sand is, is auch immer der reine gelbe Neid. Und gönnt keiner dem andern was. Und von was geben oder helfen steht nu schon garnichts drin."

„Hören Sie, Moll, ich bin zwar selber ein Märker, aber ich glaube wahrhaftig, Sie haben ein bischen Recht."

„J, freilich hab' ich Recht. Es is alles pauvre hier und von's Pauvre-sein is noch nie nich was Gutes gekommen."

Unter solchen Gesprächen waren wir bis in Rauen selbst hineingefahren. Auch dieses, wie der Hügelabhang draußen, zeigte den Bergwerkscharakter; alle Häuser sahen rußig und schmucklos aus, und nur eine modische Petroleumlampe mit blauem Ständer und weißer Milchglasglocke war überall als einziges Zierstück in die Fenster gestellt.

In der Kirche, die für das Fest geputzt und gesäubert

wurde, trafen wir einen Ortsangesessenen, an den ich mich alsbald mit der Frage wandte: „was die Rauen'sche Kirche denn wohl habe?"

„Wir haben gar nichts als den alten Grabstein vorm Altar. Alles was in Schnörkelbuchstaben darausstand, ist weggetreten; aber die Rauener sagen, es wär ein Bischof gewesen. Und ich denke mir, es wird wohl ein Bischof gewesen sein."

„Ein Bischof? Hören Sie . . ."

„Ja, warum soll es kein Bischof gewesen sein? Es waren ihrer ja so viele. Welche liegen in Fürstenwalde, welche liegen in Beeskow, und warum soll nicht wenigstens einer in Rauen liegen? Er kann ja 'ne Vorliebe für Rauen gehabt haben."

„Glauben Sie?"

Diese letzten Worte waren schon vor dem vorerwähnten Altar gesprochen worden, und wir schoben jetzt eine längliche Strohdecke fort, unter der der angebliche Bischofsstein gelegen war. Er war wirklich ganz abgetreten, bis auf eine einzige den Schriftzügen oder Buchstaben nach aus der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts herstammende Zeile, die durch einen schmalen, nur etwa zwei Zoll breiten Vorsprung der Altarstufe geschützt und gerettet worden war. Diese Zeile lautete: „v. Wulffen, Tempelb...." Es war also ein Tempelberger Wulffen, der hier begraben lag und kein Bischof dieses Namens. Wie denn solcher überhaupt nicht existirt hat, was sich aus dem vollständigen, uns von Wohlbrück in seinem Geschichtswerke gegebenen Verzeichnisse der Lebuser Bischöfe mit Sicherheit ersehen läßt.

Aus dem Dorfe Rauen fuhren wir abermals in eine Schonung ein, zwischen deren Krüppelkiefern eine Fahrstraße sich ängstlich hin und her schlängelte, fast als ob jeder einzelne Baum zu schonen gewesen wäre. Wo so wenig ist, ist auch eine Kiefer etwas. Endlich aber passirten wir eine halb offne Stelle, die durch mehrere hier sich kreuzende Waldwege gebildet wurde.

„Das ist er," sagte Moll, und hielt sein Fuhrwerk an.

„Wer?"

„Der große Stein."

„Der Markgrafenstein?"

Er nickte blos und überließ mich meinem Staunen, das weniger an den rechten Flügel der Bewunderung als an den linken der Enttäuschung grenzte. Wirklich, ich war enttäuscht und würde wenn es Moll vorgezogen hätte schlechtweg daran vorüber zu fahren, im günstigsten Falle gedacht haben: „ei, ein großer Stein." Und das sollte nun einer der berühmten Markgrafensteine sein, eines der sieben märkischen Weltwunder! Ich hatte mir diese Steine halb memnonssäulenartig oder doch wenigstens als ein paar von der Natur gebildete Riesen-Obelisken gedacht und sah nun etwas Zusammengekauertes daliegen, das genau den Eindruck eines todten Elephanten auf mich machte. Nun sind Elephanten ja unzweifelhaft große Thiere, wenn ihnen aber obliegt, als Berg- und Felstrümmer landschaftlich zu functioniren, so kommt die Landschaft und kommen sie selber zu kurz.

„Ist er es denn wirklich?" bracht' ich endlich heraus. „Es ist wohl blos der kleine; es sollen ja zwei sein."

„Ja zwei sind es, und der andre war auch größer. Aber den haben sie ja zersprengt, und was nu noch davon da is, das is nich viel, un is blos Scheibenständer und Kugelfang, wenn die Rauener ihr Freischießen haben."

„Aber im Granit kann sich doch keine Kugel fangen."

„Is schon richtig. Aber das ist ja gerade das Gute. Sehen Sie, so'n richtiger Kugelfang is eigentlich gar kein Kugelfang. Das heißt, er is es zu sehr."

„Wie denn?"

„Ja, wie soll ich es sagen? Es is damit wie mit dem Schiffsjungen, dem der silberne Theekessel ins Meer gefallen war, und der dann ängstlich und pfiffig fragte: „Is das verloren, wovon man weiß, wo's is?" Und so kann man auch beim richtigen Kugelfang fragen. In'n Sand stecken sie drin, und jeder weiß ganz genau, wo sie sind. Aber weg sind sie doch. Und nun sehen Sie sich die klugen Rauener an! An den Granit schlägt die Kugel und klatsch, da liegt sie. Und wenn sie mit Schießen fertig sind, suchen sie die platten Kugeln wieder auf. Und liegen alle da wie die Pflaumenkerne."

„Hören Sie, Moll, das gefällt mir. Können wir diesen Kugelfang nicht sehen? Ich meine den Stein."

„O gewiß. Er liegt ja hier gleich nebenan. Und ich brauch' auch nicht abzusträngen. In den Sand hier stehen die Pferde wie'ne Mauer."

Diese prusteten und rieben sich vergnügt und wie zum Zeichen des Einverständnisses die Köpfe, Moll und ich aber gingen nach rechts in das Gehölz hinein, wo wir alsbald auch den andern Stein fanden, der mal der größere gewesen war. In seiner Front erkannt' ich leicht die beiden Erdwandungen einer mehr als hundert Schritt langen Schieß-Allee, während sich am Stein selber unzählige Kugelspuren zeigten.

„Und dies ist also der große Stein. War er viel größer als der andre?"

„Nein, ich hab' ihn zwar nicht mehr gesehn, aber die Leute sagen es ja."

„Was?"

„Nu, daß er nich viel größer war . . Und so um die 20er Jahre rum wurd' er in drei Stücke gesprengt, gerad so wie Sie 'ne Birn' in drei Stücke schneiden: links 'ne Backe un rechts 'ne Backe, und in der Mitte das Mittelstück. Un aus 's Mittelstück haben sie ja nu die große Schale gemacht, die jetzt auf'n Berliner Lustgarten steht, und die linke Backe, das is das Stück, das wir hier sehen, un die rechte Backe, die werd' ich Ihnen nachher zeigen."

„Ist es nöthig, sie zu sehen?"

„Ja, die müssen Sie sehen. Ich zeig Ihnen alles, wie sich's gehört. Und es heißt auch die „Schöne Aussicht"."

Alsbald saßen wir wieder in unsrem Wagen und fuhren jetzt im Zickzack auf eine sandige Höhe hinauf. An höchster Stelle hielten die Pferde wie von selbst und Moll sagte: „Hier ist es. Dies ist die „Schöne Aussicht"."

„Und die Backe?"

„Die liegt hier." Und dabei wies er auf ein sonderbares Granitmobiliar, das mich, auf den ersten Blick wenigstens, an Stonehenge erinnerte, jenen alten Druidenplatz in der Nähe von Salisbury, den man in Kunstatlassen und illustrirten Architekturgeschichten abgebildet findet. Im Quadrat standen vier Steinbänke, dazwischen präsentirte sich ein großer, runder Steintisch, alles aus dem Granitstück gefertigt, das man von dem Stein unten abgesprengt hatte.

Der Wagenplatz, auf dem ich saß, war höher als das Steinmobiliar und gönnte mir einen freieren Umblick. Alles in der Welt aber hat sein Gesetz, und wer auf der „Schönen Aussicht" ist, hat nun mal die Pflicht sich auf den Steintisch zu stellen, um von ihm aus und nur von ihm aus die Landschaft zu mustern. Und so that ich denn wie mir geboten und genoß auch von diesem niedrigeren Standpunkt aus, eines immer noch entzückenden Rundblicks, ein weitgespanntes Panorama. Die Dürftigkeiten verschwanden, alles Hübsche drängte sich zusammen und nach Westen hin traten die Thürme Berlins aus einem Nebelschleier hervor.

Aber mehr als die Fernsicht interessirte mich, was in verhältnißmäßiger Nähe gelegen war und ich rief Moll, auf daß er mir die Namen der bunt umhergestreuten Ortschaften nenne.

„Da der Thurm hier hinter dem Rauenschen," hob er ciceronehaft an, „is der von Markgraf-Piesk, und der hier unten über die Pieskesche Haide weg, das ist der von Schermeusel-Piesk."

„Ich glaube, Sie spaßen."

„I, wie werd' ich denn! Es gibt hier lauter solche Namen, un is einem orntlich ein bischen genirlich."

„Und hier links der Thurm zwischen den zwei Pappeln?"

„Das is Pfaffendorf; na das geht noch. Aber das andere, gleich dicht daneben, das is Sauen, und hier rechts weg is 'ne Colonie von des alten Fritzen Zeiten her und heißt Schweinebraten!"

„Aber Moll ist es denn möglich?"

„Ach Gott, hier is alles möglich. Und warum heißt es

so? Weil sie keinen haben. Und wollen sich wenigstens einen vorstellen oder dran erinnern."

„Aber warum sich erinnern an das, was man nicht haben kann. Ich finde das ist gegen die Lebensweisheit. Freilich jeder hat so seine eigne. Und nun sagen Sie mir, das große Wasser hier vor uns, was ist das?"

„Das ist der Schermützel."

„Ah, das ist schön. Und das daneben, das sind wohl die Güter, die die Löschebrands hier hatten?"

Er bejahte.

„Nun sehen Sie, da müssen wir hin. Ich denke mir, daß ich da vielerlei finden werde: Gräber und Türkenglocken, und Denkmäler und Inschriften. Und vielleicht auch einen Pfeiler mit ein paar eingemauerten Nonnen, oder 'ne Sacristei mit 'nem vergrabenen Schatz."

Er lachte. „Nei, so viel finden Sie nich. Un 'nen vergrabenen Schatz erst recht nich. O, du meine Güte . . ."

„Nun, wir wollen sehen, Moll."

Und damit fuhren wir weiter auf den Schermützel zu.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Edmondo de Amicis.*)

Junge Liebe. (Fra cugini.)

Ich ging noch in der Jacke, Lena im kurzen Kleide,
Lena war blond und reizend, nicht garstig schien ich ihr.
Noch schrieben wir zuweilen unorthographisch Beide,
Mein Griechisch malträtirt' ich und Lena ihr Klavier.

Wie unter Spiel und Singen die vorschnell jungen Flammen
Entbrannt im stillen Herzen, ich weiß es nicht fürwahr.
Im dunklen Zimmer stießen wir laufend einst zusammen;
Seit jener Stunde waren wir ein verliebtes Paar!

O schöner schatt'ger Garten! Wie dort, statt mich zu quälen
Mit den verhaßten Büchern, mein Herz in Wonne schmolz,
Konnt' ich an ihrem Händchen die feinen Adern zählen,
Demüthig wie ein Page und wie ein König stolz!

Du liebes blaues Kleidchen, mit Sternen übergossen,
All deiner tausend Fältchen gedenk' ich bis zum Grab,
Des frischen Mädchenduftes, der ihren Arm umflossen,
Der Locke, die ihr golden hing bis ans Herz hinab.

Und einst sah ich im Fluge im schatt'gen Laubengange
Ihr weißes Knie, das runde (es blies der Wind mit Macht).
Ich zittert' und erröthet' und floh und habe lange
Tiefsinnig diesem großen Geheimniß nachgedacht.

Seit jenem Tag ergoß sich in Liedern meine Seele,
Ich las ihr jeden Abend Gedichte seitenlang.
Die allerschlechtsten Verse, sie fand sie ohne Fehle,
Stolz, daß ihr junger Liebster so herrlich sie besang.

Doch dann an meine Schulter wie auf ein Ruhekissen
Das Köpfchen lehnend, sprach sie gedämpft in tiefem Harm:
Was hilft uns alle Liebe? Jung werd' ich sterben müssen! —
Und schälte weinend eine Orange mir im Arm.

Wirst du mich freien? fragte sie einst in tiefem Sinnen.
Und ich: O Lena! schwur ich, bei Gott, nur du wirst mein!
Hab' ich ein Amt, so werd' ich zur Gattin dich gewinnen,
Wo nicht, soll ganz Italien mich des Verrathes zeih'n! —

Einst wollten wir die Flamme begraben tief in Asche
Und schwuren weinend: Morgen giebt Jedes sich den Tod!
Mein Mühmchen wollt' ihn trinken aus einer Tintenflasche
Ich mit Papa's Stockdegen kühn enden alle Noth.

Doch war am nächsten Tage ein Fest in der Familie,
Zum „großen Kaffee" führte Mama uns alle Zwei,
Und dort — vor dem Gefrornen (ein crême à la vanille)
War's mit der Todessehnsucht und unserm Schwur vorbei.

Und denkst du noch des Tages, da wir den Eltern grollten
Und, in dem Atlas blätternd, beschlossen zu entfliehn,
Und wie wir nur in England ein Grab uns suchen wollten,
Weil Englands ros'ge Farbe so reizend uns erschien?

Entsinnst du dich, wie eifrig Romane wir studirten,
In Worten und Geberden den Helden gleich zu sein,
Wie wir nur kleine Bissen bei Tisch zum Munde führten,
Als däuchte grobe Nahrung brutal uns und gemein?

Und wie wir endlich, müde der elfenhaften Mahle,
(Wir konnten kaum vor Hunger noch auf den Füßen stehn)
Ein Jedes sieben Brödchen verschlang mit Einem Male
Und suchten ohne Lachen uns dabei anzusehn?

Und jenes Regentages, wo wir die Flucht genommen
Zum flachen Dach, uns bergend vor strengem Mutterblick,
In deinem blauen Shawl uns einmummend, süß beklommen,
Dort wie im warmen Nestchen ausbrütend unser Glück?

Und wie du einst, als litteſt du ein verschwiegnes Wehe,
Die Stirn gesenkt, dich hieltest im Schatten an der Wand,
Daß Niemand meines Kusses purpurnes Brandmal sähe,
Das auf dem weißen Hälschen wie eine Blume stand?

Und wie dein grimmer Vater, da er mich in den Büschen
Einst fand an deiner Seite, ganz unerwartet rief:
Nimm dich in Acht, du Schlingel! Sollt' ich dich je erwischen —
O jener Tag! noch weiß ich, wie hurtig ich entlief!

O meine Engels-Lena! Unwirsch und müd' entrann ich
Des alten Herrn Professors tabakbefleckten Klau'n,
Doch aus befreitem Herzen zu jauchzen hell begann ich,
Durft' ich nur aus der Ferne ihr weißes Schürzchen schau'n.

Und kam die Nacht, so flog ich mit schwermuthsvollen Sinnen
Verstohlen auf den Zehen zu der verschloßnen Thür.
Das Schloß küßt' ich von außen und Lena küßt's von innen,
Und meine Seufzer sandt' ich durchs Schlüsselloch zu ihr.

Und manchmal auch, als ob sie mir plötzlich böse wäre,
Mit ihren Kinderhändchen stieß sie mich flehend fort:
Um Gotteswillen! raube mir ja nicht meine Ehre! —
Und band ein Tuch ums Hälschen und barg den Fuß sofort.

Einst sagt' ich ihr: O wenn ich im Flug nur dich erhasche,
Ein Strom geheimer Düfte berauscht mir dann den Sinn. —
's ist ein Parfüm, versetzt sie, für einen Franc die Flasche! —
Und hielt ihr weißes Schnupftuch zum Riechen gleich mir hin.

Auch frug sie wohl im Ernste: Kann ich dir ganz vertrauen?
Gehört ein jeder Tropfen von deinem Herzblut mir?
Liebst du nicht andre Mädchen? schielst nie nach schönen Frauen?
Nicht eine einz'ge Untreu' beging ich je an dir! —

Oft ist sie den Gespielen stumm und verträumt erschienen
Und that, als wandle heimlich ein großes Leid sie an;
Und auf der Schulbank saß ich und zeigt' in meinen Mienen
Die Langweil' eines alten blasirten Don Juan.

So unter Lachen, Weinen, Liebkosungen und Schwüren
Entfloh ein Jahr des Glückes uns Beiden blitzgeschwind.
Wir zählten, bis zur Kirche die Braut ich würde führen,
Voll Ungeduld die Tage, doch stolz und treu gesinnt.

*) Poesie. Seconda edizione. Milano, Fr. Treves, 1881.

Dann kam ein Tag — und unsanft ward ich hinweggetrieben,
Des süßen Mägdleins Vater verbannte mich von ihr.
Ach! unser holdvertrautes, geheim gepflegtes Lieben
Zerriß ein grauses Schicksal, und elend wurden wir.

Geheim? Ach nein! Vor Allen, in jenen Trennungswehen,
Verrieth ich mein Geheimniß und schluchzt' es laut hinaus.
Wie rauh Papa sein Drohwort ließ in Erfüllung gehen —
Nein! breiten wir den Schleier des Mitleids drüber aus!

* * *

Erinnerungen aus Afrika.

1.

's ist Mittag. Glühend sengt das dürre Land
Afrika's Sonne; ringsum schweigt die Welt.
Zur Feueresse wird mein leichtes Zelt,
Und das Metall des Bechers brennt die Hand.

Kein Lüftchen kühlt, kein Schlummer übermannt
Das Haupt, das auf die glüh'nden Kissen fällt.
Es tönt weit übers todtenstille Feld
Kein Laut von Menschenstimmen, wohlbekannt.

Der Boden klafft, wie um Erquickung flehend;
Der weiße Himmel widerhallt vom rauhen
Hundegebell und Wiehern müder Pferde.

Und ich, stumm durch des Zeltes Löcher spähend,
Betrachte matten, heißen Blicks voll Grauen
Dies ungeheure Räthselland der Erde.

2.

Und an die Frische denk' ich, die der Wind
Auf feuchten Schwingen bringt den stillen Hainen,
An dunkle Keller, wo von grauen Steinen
Ein eisig Wasser, leise tropfend, rinnt;

Und wie in Gläsern, die beschlagen sind,
Kühl schäumt das Bier, und denk' der frischen, reinen
Quellen des Canavese und des feinen
Gefrornen, das im Mund zergeht so lind;

Und denk' ans Meer, in das ich oft als Knabe
Den Kopf getaucht, und wie die Fluth, die blanke,
Der Sturmwind aufgejagt, ein wilder Jäger;

Und schwitz' und stöhn' und schmacht' im heißen Grabe,
Indeß vielleicht — empörender Gedanke! —
Nimmt seine Douche jetzt mein Herr Verleger.

Paul Heyse.

Aucassin und Nicolette.*)

So bezwungen ist Aucassin, der blauäugige, blondlockige Sohn des Grafen von Beaucaire, von der allbewältigenden Liebe, daß er weder Waffen tragen, noch Turnire besuchen, noch seines Vaters Land gegen die andringenden Feinde vertheidigen will, wenn man ihm nicht Nicolette gibt, sein süßes Mädchen, das er von Herzen liebt. Nicolette aber ist eine Gefangene, aus fremdem Lande hergebracht, von den Sarazenen gekauft, nicht würdig, des Grafensohns ehelich Gemahl zu werden. Kein so mächtiger Mann wohnt in Frankreich, dessen Tochter Aucassin nicht begehren könnte. So sprechen Vater und Mutter. Doch der Jüngling läßt von seiner Liebe nicht ab. Da treten die Eltern mit Gewalt dazwischen: Nicolette verschwindet plötzlich, sie wird eingekerkert. Aucassin stellt man Himmel und Hölle vor, aber er will von all dem nichts hören. Wenn er nur Nicolette hat, verzichtet er mit Freuden auf die ewige Seligkeit. Er will gar nicht ins Paradies, denn dahinein kommen nur alte Pfaffen, alte Krüppel und Lahme, die Tag und Nacht vor Altären und in Krypten kauern, in alten abgeschabten, schmutzigen Kutten, barfuß und mit Geschwüren bedeckt, die vor Hunger und Durst, Kälte und Elend sterben. Diese kommen ins Paradies, aber mit ihnen hat er nichts zu thun, sondern in die Hölle will er gehen. Denn dahin kommen die weisen Meister und die schönen Ritter, die in Turniren und gewaltigen Kämpfen gefallen sind und die Knappen und die freien Mannen. Dahin kommen ferner die schönen, höfischen Damen, und das Gold und das Silber und Pelz- und Grauwerk, und Harfner und Sänger, und die Könige dieser Welt. Mit ihnen will er gehen, nur muß Nicolette bei ihm sein.

Nun wird die Burg von den Feinden hart bedrängt, aber Aucassin hilft erst, wie man ihm verspricht, daß er nach der Rückkehr aus dem Kampf Nicolette sehen und küssen darf. Doch selbst im Kampfgewühl ist er so in süßes Gedenken an sein Lieb verloren, daß er mitten unter die Feinde geräth und nur seiner großen Tapferkeit die Rettung verdankt. Aber der Vater hält sein Wort nicht, sondern läßt wie Nicolette so auch den Sohn einkerkern. Beide schmachten nun im Gefängniß. Es war zur Sommerzeit, im Mai, wo die Tage lang, warm und klar sind, und die Nächte ruhig und still. Da lag eines Nachts Nicolette in ihrem Bett und sah den Mond hell durch das Fenster scheinen, und hörte die Nachtigall im Garten, und sie dachte an Aucassin, ihren Freund, den sie so sehr liebte. Es gelingt ihr zu entfliehen; sie eilt nach dem Thurm, wo Aucassin gefangen ist, und sagt ihm Lebewohl; denn sie will in ein fremdes Land gehen, nicht länger Ursache des Familienhaders sein. Ueber Mauer und Graben entkommt sie zerschunden und zerschlagen in den nahen Wald.

Und aus Gras und Blättergrün,
Und aus Lilien, die dort blühn,
Bildet sie mit schwankem Dach
Ein geflochtnes Laubgemach,
Und sie schwört bei Gottes Gnade:
„Kommt mein Freund auf diesem Pfade,
Ohne daß sein Herz ihm kündet,
Wer dies blum'ge Haus gegründet, —
Wird er meiner nicht gedenken
Und vorbei die Schritte lenken, —
Dann ist falsch, was er verspricht,
Und er soll mich länger nicht
Seine Freundin heißen!"

Hierauf verbirgt sie sich nah dabei im Gebüsch, um zu sehen, was Aucassin thun werde. Mittlerweile war dieser, da Nicolette verschwunden, aus dem Gefängniß entlassen worden. Um ihn zu zerstreuen, veranstaltet der Graf von Beaucaire ein großes Fest. Aber Aucassin kann sich nicht mit den Andern freuen, traurig steht er abseits in einen Erker gelehnt. Auf den Rath eines Ritters reitet er in den Wald. Den ganzen Tag bis in die Nacht hinein irrt er umher, Kleider und Leib von Dornen zerfetzt, so daß man seine Spur an dem Blut verfolgen kann, welches auf das Gras tropft. Die Nacht war schön und ruhig, und Aucassin ritt, bis er zu den sieben Wegen kam, die sich kreuzen. Da sah er die Laube, er hielt stille und das Mondlicht fiel hinein. „Bei Gott," rief er aus, „hier war Nicolette, und das hat sie mit ihren schönen Händen gemacht. Er kriecht in die Laube und sieht durch eine Oeffnung oben hinaus nach dem Himmel und den Sternen. Er erblickt einen, der heller leuchtet als die andern und beginnt zu singen:

*) Aucassin und Nicolette, neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier. Paderborn 1878. 2. Aufl. 1881. — Aucassin et Nicolette, chantefable du douzième siècle traduite par A. Bida, révision du texte original et préface par Gaston Paris. Paris 1878. — Hugo Brunner, Ueber Aucassin und Nicolette. Halle a/S. 1880. Die Verse entnehmen wir der deutschen Uebersetzung von Wilhelm Hertz (Aucassin und Nicolette, altfranzösischer Roman aus dem 13. Jahrhundert. 2. Aufl. Leipzig, Brauns).

„Heller Stern, im Liebesbann
Zieht der stille Mond dich an.
Mit dir durch die Nacht so lind
Wallt mein blondgelocktes Kind.
Wollte Gott, ich wär mit ihr
Fern der schlimmen Welt bei dir.
Wenn ich dann auch später wieder
Stürzte zu der Erde nieder,
Hätt' doch einmal ohne Bangen
Küssend Mund an Mund gehangen,
Hätt' doch einmal ungestört
Deine Minne mir gehört,
Schwester, holdes Liebchen!"

Jetzt tritt Nicolette herein, umschlingt ihn mit ihren Armen, küßt und herzt ihn. Um den Nachforschungen des Vaters zu entgehen, beschließen sie weiter zu ziehen. Aucassin schwingt sich auf sein Roß, nimmt sein Lieb vor sich auf den Sattelbogen und so reiten sie mit Küssen und Umfahen durch die Mondnacht hin. Am nächsten Morgen gelangen sie an das Meeresufer, steigen zu Schiffe, und kommen nach dem Land Torelore mit seinen närrischen Bewohnern, wo sie drei Jahre bleiben. Dort werden Beide von Saracenen geraubt und getrennt zu Wasser weggebracht. Das Schiff, auf dem Aucassin sich befindet, treibt der Sturm in der Nähe des Schlosses von Beaucaire ans Land. Dort waren inzwischen Aucassins Eltern gestorben und die Bewohner empfangen ihn mit Freuden als Herrscher. Er waltet seines Landes in Frieden, schmerzlich gedenkend der verlorenen Geliebten.

Nicolette war nach Karthago gekommen, wo ihr Vater als König herrschte. Er erkannte in ihr seine verlorene Tochter wieder. Man will sie mit einem Heidenkönig vermählen, aber sie denkt nicht an heiraten, nach Aucassin allein steht ihr Sinn. Sie lernt die Fiedel spielen und eines Nachts schleicht sie davon nach dem Hafen. Dort nimmt sie Herberge bei einer armen Frau am Strand, färbt sich Kopf und Antlitz braun, läßt sich Rock, Mantel, Hemd und Hosen machen und kleidet sich so als Spielmann. Hierauf nimmt sie ihre Fiedel und fährt übers Meer nach Provence. Dort zog sie spielend durch das Land, bis sie nach Beaucaire kam. Eines Tags saß Aucassin vor dem Schloß mit seinen Baronen. Ringsum dufteten die Blumen, sangen die Vögel. Da gedachte er an Nicolette, die er so sehr liebt, um die er klagt und weint. Plötzlich steht Nicolette unerkannt vor ihm und singt:

„Hört mich an, Ihr edlen Herrn,
Hört mich an von nah und fern,
Duldet Ihr in Eurem Kreise
Meines Sanges schlichte Weise,
Künd ich Euch die Liebesmäre
Von dem Jungherrn von Beaucaire,
Wie er lange Zeit geminnt
Nicolette, das fremde Kind,
Wie sie vor des Vaters Drohn
Durch den tiefen Wald entflohn,
Wie zu Torelor im Schloß
Sie geraubt ein Heidentroß.
Wo der Jungherr hingekommen,
Hab ich seitdem nicht vernommen.
Aber Nicolette fand
Ueberm Meer ihr Heimatland,
Das sie lange Zeit entbehrt,
In Karthago hochgeehrt
Weilet sie zu dieser Frist,
Wo ihr Vater König ist;
Dieser will sie nun fürs Leben
Einem Heidenfürsten geben.
Anders stehts in ihrem Sinne,
Denn des Kindes ganze Minne
Ist nur Einem zugewandt,
Der ist Aucassin genannt.
Und sie schwört, nur ihm allein
Sich mit Seel' und Leib zu weih'n,
Der ihr Wunsch und Sehnen."

Wie Aucassin das hört, wird er froh, zieht den vermeintlichen Spielmann bei Seite, beschenkt ihn reichlich, fragt ihn des Näheren über Nicolette und heißt ihn zu ihr ziehen und ihr sagen, daß er aus Liebe zu ihr keine Frau nehme, sondern ihrer harre, denn nur sie will er zum Weibe haben. Sie geht von dannen mit dem Versprechen, ihm binnen kurzem Nicolette zu bringen. Sofort eilt sie in die Stadt, in das Haus der Vizgräfin, ihrer Pathin, gibt sich zu erkennen, läßt sich waschen und baden und rastet acht Tage lang. Dann bestreicht sie sich mit einem Kraut und wird schöner als je zuvor. Hierauf kleidet sie sich in Seide und läßt Aucassin sagen, daß das Wesen, das er am meisten liebt auf der Welt, Nicolette, sein süßes Lieb, übers Meer gekommen ist, ihn aufzusuchen.

„Als Jung Aucassin vernommen,
Daß sein Lieb ins Land gekommen,
Ward er aller Sorgen bar,
Fröhlich, wie er niemals war.
Und in ungeduld'ger Hast
Eilt er in der Frau Palast.
In die Kammer trat er ein,
Und das holde Mägdelein
Sprang empor mit flinken Füßen,
Um ihn jubelnd zu begrüßen.
Aucassin, der sel'ge Mann,
Zog mit Armen sie heran,
Hielt sie fest und eng umfangen,
Küßt ihr Augen, Mund und Wangen. —
— Also ließen sie's die Nacht,
Aber als der Tag erwacht,
Führt der Graf in prächt'ger Schaar
Die Geliebte zum Altar,
Und das Kind in Glanz und Ehre
Ward zur Dame von Beaucaire.
— Und sie lebten sonder Klage
Lange wonnereiche Tage.
Alles Glück, das sie begehrt,
War den Beiden voll beschеert. —
Mehr zu sagen weiß ich nicht,
Darum end ich mein Gedicht
Und die holde Märe.

Dies ist der Inhalt der wunderbaren Novelle, einer der herrlichsten Blüten der reichen altfranzösischen Poesie.

Ueber den Ursprung der Geschichte ist nichts Sicheres bekannt. Byzantinische Einflüsse mögen bei der Entstehung der Fabel mitgewirkt haben. Vielleicht hat sie ein Kreuzfahrer aus dem Orient mitgebracht, und so hätten wir hier eines der zahlreichen Beispiele der Uebertragung eines griechischen Romanstoffs aus dem Orient nach dem Occident: Eine Prinzessin wird von Seeräubern geraubt, fern von der Heimat an einen Königshof gebracht, wo sie dem Sohn des Fürsten eine tiefe Neigung einflößt. Die Eltern entfernen sie und suchen dem Sohn einzureden, sie sei todt. Aber er eilt ihr nach, findet sie, verliert sie wieder, — endlich, nach vielen Mühsalen und Gefahren gelingt es ihr, ihre Eltern wieder zu finden, und sie wird schließlich Königin an der Seite ihres Geliebten. Das ist ganz der allgemeine Umriß eines byzantinischen Romans. So stellt sich unsere Novelle dem Roman von Floire und Blanceflor an die Seite, welcher dem Dichter möglicherweise sogar als Quelle gedient haben kann.

Aucassin und Nicolette hat von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Schon durch die eigenthümliche äußere Form, Prosa mit Versen untermischt, wodurch unser Denkmal in der altfranzösischen Literatur einzig in seiner Art dasteht. Der Verfasser selbst nennt es Chantefable, ein Name, der sonst in der französischen Literatur nicht vorkommt (das Italienische hat cantafavola in etwas anderem Sinn), und der sich auf kein anderes altfranzösisches Werk als auf Aucassin und Nicolette anwenden läßt. Er bezeichnet die Mischung von Prosa und Versen, von Stücken, wo man dit und conte und fable, eine

Mischung, die sich nur hier findet. Eine ganze Dichtungsgattung dieser Art muß vorhanden gewesen sein; wir haben von ihr nur noch diese einzige Probe. Die Chantefables wurden öffentlich, wahrscheinlich von mehreren Personen vorgetragen, es heißt or dient et content et fablent, wobei aber nicht ausgeschlossen war, daß ein einziger Jongleur die Prosa recitiren und die Verse singen konnte. Letzteres geschah unter der Begleitung der Vielle (Fiedel), wie auch die Tiraden (Strophen) des Volksepos vorgetragen wurden. Die Verse assoniren. Es sind das die einzigen Tiraden in siebensilbigen Versen, welche wir bis jetzt in der altfranzösischen Literatur kennen, was uns Wunder nehmen darf, da der kurze Vers sich besonders gut zu lebhafter Schilderung und leidenschaftlichen Monologen eignet. Die Tirade endigt auf einen kleinen viersilbigen Vers mit weiblichem Ausgang, wie in gewissen Volksepen die Tiraden auf einen sechssilbigen Vers ausgehen. Es wurde dadurch eine Reihe nach gleicher Melodie gesungener Verse passend abgeschlossen. So ist denn auch in der Handschrift, welche uns die Noten zu den Versen überliefert, die Musik für den letzten Vers eine ganz besondere. Diese Noten sind für uns sehr werthvoll, weil wir zu keinem einzigen Volksepos Noten haben, und es ist doch anzunehmen, daß auch für diese im allgemeinen wenigstens dieselben Grundsätze galten. — Die Frage, ob der poetische Theil zugleich mit der Prosa concipirt, oder ob letztere aus einer Art Commentar zu den Versen hervorgewachsen sei, also später als diese eine feste Gestalt erhalten habe*), möge hier nicht weiter erörtert werden.

Die Sprache ist in Aucassin und Nicolette von seltener Vollendung, meisterhaft namentlich der Dialog behandelt; die Darstellung einfach und fließend, anschaulich und lebendig, von reizender, oft schalkhafter Naivetät.

Abweichend von dem Geschmack der Dichter damaliger Zeit, die sich in der Beschreibung wunderbarer Abenteuer und großer Kampfscenen gefallen, schildert unser Dichter mit Grazie und naivem Humor Personen und Begebnisse am Hof von Beaucaire, also mehr das Kleinleben; und seinen warmen, lebensvollen Schilderungen ist in der ganzen mittelalterlichen Literatur Frankreichs kaum etwas Aehnliches an die Seite zu stellen. Trefflich ist das Wesen der jugendlichen Leidenschaft gezeichnet, die Aucassin nicht nur seine Pflichten als Ritter und Sohn vergessen, sondern ihn auch Himmel und Hölle trotzen läßt. Hier haben wir ein Beispiel von dem Haß der von den Festen und Turnieren, von den Vergnügungen und oft auch von den Lastern der Ritter und Damen lebenden Jongleurs gegen die Geistlichkeit, die immer nur Enthaltsamkeit, Barmherzigkeit, Fasten und Almosengeben predigte, und oft die hungernden Spielleute um ihren Verdienst brachte. So war denn der Dichter wohl sicher einer aus der großen Zunft der fahrenden Leute, ein Spielmann, kaum adeliger, sondern niederer Herkunft, wie aus mehreren Zügen in seiner Dichtung geschlossen werden darf. Er muß um das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts gelebt haben, war Nordfranzose, kannte aber die Provence, wohin er den Schauplatz seiner Dichtung verlegt, sicher aus eigener Anschauung. Mehr wissen wir von ihm nicht, und nur als Curiosität möge erwähnt werden, daß 1824 Vanderbourg in einem von ihm selbst abgefaßten, aber einer fingirten Dichterin des 15. Jahrhunderts zugeschriebenen Buche, Poésies de Marguerite-Éléonore Clotilde de Vallon-Chalis, in denen er eine ganze Genealogie von ihm erfundener französischer Dichterinnen aufstellt, als Verfasserin von Aucassin und Nicolette eine angebliche „troubadouresse“ aus der Zeit des heiligen Ludwig, Barbe de Verrue, erdacht hat.

Der reizende Stoff hat Nachahmer und Uebersetzer nicht ruhen lassen. Vom 14. Jahrhunderte bis in unsere Tage hinein ist derselbe wirksam geblieben, und, abgesehen von den vielen Uebersetzungen, in Novellenform, mehrfach als Oper, von Platen in „Treue um Treue“, 2c. behandelt worden. Die Krone aller Neubelebungen aber ist Wilhelm Hertzs, des genialen Neudichters von Tristan und Isolde, unübertroffene und unübertreffliche Uebersetzung, ein Meisterwerk deutscher Uebersetzungskunst, die nur deshalb eine verhältnißmäßig geringe Verbreitung gefunden hat, weil sie in bescheidenem Cartonnage-, nicht in Prachtband auftritt, und — billig ist.

Bidas Uebersetzung ist eine freie. Und wie der Verfasser des Originals den Text und die Musik dazu gemacht hat, so liefert uns sein Nachdichter Text und Illustrationen. „Man wird kaum glauben wollen,“ sagt Gaston Paris in seiner trefflichen Einleitung mit Recht, „daß Leier und Stift in einer Hand so vortrefflich vereinigt sein können.“ Von Bidas Bildern ist das erste entschieden das beste. Vater und Mutter bemühen sich, ihrem Sohn das Thörichte seiner Liebe zu Nicolette auszureden. Der aber steht halbabgewendet von Beiden da, sein Blick schweift schwärmerisch-trotzig in die Ferne; man sieht, er hört gar nicht auf der Eltern Worte, seine Gedanken weilen bei Nicolette. Die übrigen Bilder stellen dar, wie Aucassin sich zum Kampf wappnen läßt, wie ein kranker Pilger beim Anblick von Nicolettes schönem Fuß gesund wird, wie Nicolette durch den mondhellen Garten geht, wie sie zu den erstaunten Hirten spricht, die sie für eine Fee halten, so schön ist sie. Auf dem sechsten Bild wandern Aucassin und Nicolette wonneselig am Meeresufer, auf dem siebenten singt Nicolette als Spielmann verkleidet vor Aucassin. Auf dem letzten haben die Liebenden sich wiedergefunden: Aucassin schließt die entzückte Nicolette unter seligen Küssen stürmisch in die Arme.

Jetzt lernen die deutschen Studenten an Aucassin und Nicolette Altfranzösisch, und sehr eifrig, wie aus der nach zwei Jahren schon nöthig gewordenen neuen Auflage von Suchiers vortrefflicher Edition hervorgeht. So möge denn unsere Betrachtung mit diesen zwei neuesten größeren Publicationen auf dem Gebiet der Aucassinliteratur schließen.

Beide Bücher sind epochemachend, jedes in seiner Art. Bida hat mit Glück den Stoff zu seinen Bildern aus der mittelalterlichen Dichtung Frankreichs geschöpft, Suchier hat zum ersten Mal in Deutschland eine Ausgabe eines altfranzösischen Textes geliefert, die bei aller Wissenschaftlichkeit auch auf das Privatstudium des Anfängers im Altfranzösischen Rücksicht nimmt, ihm alles Nöthige an die Hand gibt und ihn den Mangel einer altfranzösischen Grammatik vergessen läßt. K. V.

*) Ten Brink, Dauer und Klang, S. IV.

Drei deutsche Architekten der Neuzeit

Von G. Ebe.

(Fortsetzung.)

Verschaffen wir uns nun einen gedrängten Ueberblick über die praktische Thätigkeit unserer Architekten, über ihr Wirken als Meister. Strack baute zuerst selbstständig das von Schinkel begonnene Schloß Babelsberg für den damaligen Prinzen von Preußen, unseren jetzigen Kaiser Wilhelm, weiter. Der Bau enthält manches Anmuthig-Decorative und hat viele Nachahmungen veranlaßt; aber doch lag der dabei befolgte Stil, für den die Zeit verantwortlich zu machen ist, zu sehr außer der inneren Richtung Stracks, als daß er dabei etwas Bedeutendes hätte leisten können. Eher dürfte man sich wundern, daß er bei den Erweiterungen des kaiserlichen Palais in Berlin nicht Besseres geschaffen hat, denn in dem Langhans'schen Bau mußte er sich auf seinen eigentlichen Boden wiederfinden; indeß erreichen die Strack'schen Zusätze das von Langhans Gegebne nicht, die Formengebung ist dünn und kraftlos. Die Petrikirche in Berlin bildet, abgesehen von allem Stil, einen schönen Innenraum; aber das Uebrige fällt unter die Rubrik „Berliner Gothik“; denn Strack verleugnete auch hier seinen im Fundament der Antike wurzelnden Standpunkt nicht, er konnte nicht anders, als über dem ihm roh und willkürlich Erscheinenden die allerdings den Stil vernichtende Gesetzlichkeit

der Antike walten zu lassen. Der Umbau des Kronprinzen-Palais, wobei der ältere Spätrenaissancebau wesentlich erhalten bleiben mußte, ist nicht besonders glücklich zu nennen; dergleichen läßt sich nicht ungestraft vergriechen, der schwere Porticus erdrückt die ganze Façade. Und doch muß man Strack im feineren Privatbau aufsuchen, um sein schönes und reiches Talent zu erkennen; gleich die Raczynski'sche Gemäldegalerie, im Stil an die römische Villa Medici erinnernd, zeigt in ihrer leichten anmuthigen Gruppirung die wahre Begabung Stracks; nicht minder die Räume der Borsig'schen Villa in Moabit, wenn auch diese jetzt unglaublich klein erscheinen, sind sie doch für das damalige Berlin Muster des feineren Innenbaus. Der kleine Maßstab der Räume steigerte vielleicht noch das Talent des Architekten. Für einige Malereien des Aeußern ist Strack nicht verantwortlich, sie sind nur erwähnenswerth, weil sie, im Sinne dieser Zeit das Griechische übergriechend, die modernsten Fabrikhantierungen im archaistischen Gewande darstellen. Es sind Borsig'sche Arbeiter in antikem Kostüm, man könnte etwa sagen: Sokrates am Schraubstock und Plato an der Drehbank; doch das nur nebenbei, auch hatte der unterdeß verstorbene Besitzer bereits die Absicht, dieselben durch andere Bilder von L. Burger zu ersetzen. — In anderer Weise sehr bemerkenswerth, und zwar als Muster eines fein behandelten Wandbaus, ist das Taglionische Haus in der französischen Straße; die schmale Façade zeigt die bekannten hellenischen Formen in meisterhaft abgemessenem Relief. Die Anwendung des über die ganze Breite gehenden Tempelgiebels, als eines dem deutschen Hause fremdartigen Elements, ebenso die hinter den feinen Akroterien unvermittelt hervortretenden Schornsteine, drücken demselben den bei dieser Stilnüance allerdings unvermeidlichen Stempel des subjectiv willkürlich Gewählten auf; aber dennoch ist hier, wenn auch mit anderen Mitteln, das Beste erreicht, das unsere alten Renaissancehäuser auszeichnet, nämlich die Geschlossenheit zu einem Ganzen, dem nicht nach Belieben eine „Axe" abgenommen oder hinzugefügt werden kann. Das Bier'sche Haus oder „Palais" am Leipzigerplatze ist jedenfalls der vornehmste Strack'sche Privatbau; sowohl nach der Durchbildung des Innern wie des Aeußern wird hier die größte Höhe erreicht, zu der das Privathaus innerhalb des Rahmens hellenischer Formengebung gehoben werden kann. Die Gesammtfassung ist edel und das Einzelne frisch empfunden, wir wollen nur an die klassische Bildung der Eingangsthür mit ihrem figürlichen Consolenschmuck erinnern. Sollte es wahr sein, was man sich erzählt, daß Strack die Absicht hatte, die mit Dreiviertel-Säulen geschmückte Wand des oberen Geschosses in eine ringsumlaufende Halle zu verwandeln, und daß die Ausführung nur am Widerstande des Bauherrn gescheitert wäre; vielleicht ließe es sich noch durch eine vorhandene Zeichnung feststellen, so würde dies ganz zu der sonst kundgegebenen Richtung des Meisters stimmen, der für das Zweckliche-Charakteristische wenig übrig hatte. Abgesehen von dem praktischen Schaden, den eine solche überall durchgeführte Halle den hinterliegenden Zimmern wegen der mangelhaften Beleuchtung gebracht hätte, auch der Ausdruck des städtischen Etagenwohnhauses wäre damit in die Brüche gegangen, sonst könnte man die allgemeine malerische Wirksamkeit eines so grandiös künstlerischen Motivs wohl zugeben. Wirklich lag es nicht im Wesen Stracks, auf das Zweckliche-Charakteristische auszugehen, dafür liefert der Bau der Borsig'schen Berliner Fabrik einen weiteren Beweis. Das Bureaugebäude und die anschließenden Hallen sind im Einzelnen recht schön, besonders ist in dem letzteren, im Sinne der tektonischen Grundsätze, eine Ausbildung der Bogenform im griechischen Sinne mit Glück versucht; aber die Gesammtform ist mehr für ein leichtes Garten-Casino passend, als für das Zubehör einer Werkstätte Vulkans. Zwei bedeutende öffentliche Bauten schließen die Wirksamkeit Stracks ab: das Siegesdenkmal auf dem Königsplatze und die Nationalgalerie. Ueber diese wichtigen Monumentalbauten ist bis zur jüngsten Zeit hinreichend und zwar mehr contra als pro geschrieben, und dürften diese Auslassungen noch frisch genug im Gedächtniß der Leser sein, als daß es nöthig wäre, hier Aehnliches zu wiederholen. Das Endergebniß der Betrachtung wird immer bleiben, daß es beiden Werken an durchschlagend Originellem fehlt, obgleich Niemand das Vorhandensein vieler schöner Einzelnheiten wird bestreiten wollen. Außerdem hebt die geniale Mitwirkung der „Schwesterkünste" diese Bauten von selbst in die Sphäre des Bedeutenden, aber die malerischen und plastischen Leistungen darf man doch nicht dem Architekten auf das Conto setzen, um so weniger als sie nicht überall in Folge seiner Intentionen zu Stande gekommen sind. Beim Siegesdenkmal wird man das Bedauern nicht unterdrücken können, daß sein Entwurf nicht Gegenstand einer öffentlichen Concurrenz gewesen ist, und betreffs der Nationalgallerie wird man für den mangelnden organischen Bezug zwischen Aeußerm und Innerm, wohl nicht die bekannte Entschuldigung von dem „früheren Stüler'schen Plane", an dem festgehalten werden mußte, stichhaltig finden, denn eine anders geartete Natur, glücklicher beanlagt für das Erfinden des großen Hauptgedankens, hätte auch wohl die vorliegende Schwierigkeit besiegt. Nicht Jedem ist es gegeben, auf dem langen Wege, den ein architektonischer Entwurf von der Skizze bis zur endlichen Vollendung zu durchlaufen hat, Schritt vor Schritt mit gleicher Energie vorzudringen, und Strack übersprang wohl gern die seiner Natur weniger gemäßen Staffeln, wo es galt, eine durchgreifende Hauptidee in großen Zügen zu gestalten, um bald bei der feineren Durcharbeitung als Meister zu verweilen. In seiner lange geübten Lehrthätigkeit an der Bauakademie und Kunstakademie, das Entwerfen der Gebäude betreffend, drang Strack immerfort auf durchgebildete, gehörig motivirte Formen und bei der Plananlage auf strenges Festhalten des Axensystems. Das außerordentliche Talent des Lehrers für verständliche und elegante Darstellung des Details im kleinsten Maßstabe, kam dem Schüler um so mehr zugute, weil Strack in seiner großen persönlichen Liebenswürdigkeit unermüdlich war, die dabei zu befolgende Methode den Schülern durch directes Vorzeichnen nahe zu bringen. Allerdings konnte dies nur so nebenbei geschehen, denn die Ausbildung der zeichnerischen Fertigkeit gehörte nicht in das vorgeschriebene Unterrichtsprogramm. Leider, darf man sagen, denn es blieb hiernach den Lernenden überlassen, diese werthvolle Fertigkeit erst später in den praktischen Ateliers zu erlernen. Auch die Projectirübungen hätten vielleicht noch nützlicher wirken können, wenn Strack mehr Werth darauf gelegt hätte, überall eine feste innere Ueberzeugung zur Geltung zu bringen; aber wenn er auch selbst keineswegs dem Ideal der Zeit folgte, in die mindestens seine Jugendperiode fällt, welche gern einem schrankenlosen Belieben ohne festen historischen Hintergrund Spielraum ließ, so übte er seinen Einfluß als Lehrer nach dieser Seite doch mehr negativ, indem er die seinem feinen Naturell nicht zusagenden Auswüchse der Schülerarbeiten beschnitt, aber sonst freie Bahn ließ. Unter Umständen könnte dies Verfahren zu den Vorzügen eines Lehrers gerechnet werden; aber jedenfalls wandelt man jetzt andere Bahnen und ersichtlich zum Vortheil der Lernenden. Von einer sehr anmuthenden Seite lernt man Strack in seinen Publicationen kennen. Mit dem Maler Ed. Meyerheim gab er malerische Ansichten der Backsteinbauten in der Mark Brandenburg heraus; eine spätere Publication des bacchischen Theaters zu Athen gibt Kunde von seinem Erfolge als glücklicher Entdecker. Um das persönliche Bild Stracks zu zeichnen genügen wenige Striche; er war anspruchslos, äußerliche Ehrenbezeugungen ängstlich ablehnend, und mercantile Anlagen besaß er gar nicht. Dies zu erwähnen ist hier ganz in der Ordnung, denn es ist gar nicht gleichgültig, ob der Künstler sein Talent nutzt, um den Großen der Erde zu schmeicheln, oder um sich Reichthümer zu erwerben, oder aber ob er der Kunst um ihrer selbst willen dient. Es ist nicht gleichgültig, wenn Baukünstler ihr Fach nicht als Börsengeschäft behandeln und mit reinen Händen von der Erde scheiden.

Von Opplers ersten Privatbauten in Hannover ist schon die Rede gewesen. Es waren Ladeneinrichtungen, Wohnhäuser und Villen, anfangs in allen historischen Nuancen des gothischen Stils gehalten; erst später wird die Formgebung historisch streng im

Sinne der guten französischen Frühgothik. Ein großes Feld der praktischen Bethätigung öffnete sich Oppler im Bau der Synagogen für seine Glaubensgenossen; über diese seine besten Leistungen hier nur ein paar Worte, sie sollen weiter unten umständlicher gewürdigt werden. Oppler wählt dafür den Rundbogenstil mit spätromanischer oder frühgothischer Detaillirung, die letztere wohl deshalb, weil sie ihm als Gothiker nahe lag. Der Kernpunkt seiner Auffassung, das centralisirende Planschema, hat veranlaßt, daß man ihm mit Unrecht eine byzantinische Richtung zugeschrieben hat; aber wirklich handelt es sich hier nur um das Zweckdienliche ohne Beimischung archäologischer Tendenzen. Jedenfalls sind die von ihm in Hannover, Breslau, Schweidnitz, Hameln und Bleicherode erbauten Synagogen von ausgesprochenem Kunstwerthe. Zu den späteren Leistungen des Meisters gehört der innere Ausbau der, ursprünglich von Hase entworfenen, Marienburg bei Nordstemmen für die Königin Marie von Hannover. Seine Zeitschrift für Kunstgewerbe war schon vor seinem Tode eingegangen.

Sempers besonders populäre Stellung wird mit einem Schlage durch den Bau des alten Dresdener Hoftheaters errungen, und dieser große Erfolg beweist wieder einmal, daß man die Urtheilskraft des Volkes in Kunstsachen, sogar in Angelegenheiten der scheinbar isolirten Baukunst, durchaus nicht unterschätzen darf. Hier war die goldene Frucht in silberner Schale geboten, zum ersten Male der charakteristische Ausdruck des Theatergebäudes eng verbunden mit der vollen Schönheit künstlerischer Erscheinung. Gerade die Knappheit des Grundrisses war eine Bedingung dieser Harmonie, und man muß zugeben, daß die bei dem nach dem Brande erfolgenden Neubau hervortretenden Forderungen an glänzende Foyers und bequemste Treppenhäuser ein Hinderniß bildeten, um etwas ähnlich Vollendetes wieder zu erreichen. Andrerseits war eine nach dem Vorgange der Wiener und Pariser Oper vorzunehmende Weiterentwicklung kaum abzuweisen, obgleich in Paris bereits erkennbar die Harmonie der Theile verletzt ist, denn die prunkvolle Entwicklung der Nebenräume rückt dort den Zuschauerraum, der immer der Hauptraum bleiben sollte, in die zweite Linie. — Von anderen Semper'schen dieser Zeit angehörenden Bauten, namentlich den Privatbauten, ist dasselbe zu rühmen wie von seinem Theater; sie sind immer in hohem Grade charakteristisch. Seine Villen sind poetisch gedacht und mit der Natur in intimen Bezug gebracht, seine Stadtpalais wirken in hohem Grade monumental, ohne die zweckliche Bestimmung als Wohnhaus aus dem Auge zu verlieren. Später folgte der Museumsbau in Dresden, den er nicht vollendete; derselbe erinnert gar zu sehr an verschiedene klassische Muster, auch ist die Anlage der Haupttreppe verfehlt, und erreicht deshalb den Werth des alten Theaters nicht. — Durch die Revolution entgleist, nach Paris flüchtend, dann nach England zur Weltausstellung berufen, genoß Semper einige Jahre unfreiwilliger Muße, welche die Vorarbeiten zur Herausgabe des „Stils" ausfüllten. Der berühmte Architekt durfte indeß nicht allzu lange feiern, bald bot ihm Zürich die Professur der Baukunst am dortigen Polytechnikum, die sich später zum Directorat der Bauabtheilung erweiterte. An diese Stellung knüpfte sich der Neubau des Züricher Polytechnikums, der Sternwarte ebenfalls für Zürich, des Rathhauses für Winterthur und Anderes. Der „Stil" wurde in Zürich publicirt; ebenda entstanden die Pläne für das Münchener Festtheater, für den Wiederaufbau des Dresdener Hoftheaters, für das Hofschauspielhaus in Wien. In den letzten Jahren seines Lebens war Semper dorthin übergesiedelt, um mit Hasenauer die Pläne für die Hofmuseen und das Hofschauspielhaus definitiv zu bearbeiten. — Sempers Schöpfungen zeichnet ein großartiger Zug aus, obgleich die Raumbildung in ihrem Zusammenhange vielleicht noch nicht den gleichmäßig kühnen Schwung der besten Franzosen erreicht. Dieser bei deutschen Architekten fast durchgehends ersichtliche Mangel dürfte hinreichende Erklärung in der geringen Uebung, in der dürftigen Praxis finden, die den meisten beschieden ist. Wie selten ist bei uns demselben Meister die Gelegenheit geboten, sich mehrfach in großzwecklichen Profananlagen zu ergehen! Deshalb müssen wir Deutsche, die Hauptdisposition anbelangend, immer noch von Italiern und Franzosen lernen. Wo gibt es zum Beispiel in Deutschland einen modernen Profanbau, der wie das Louvre in Paris eine Reihenfolge edler Räume aufzeigte, deren Folge niemals durch kleinliche störende Anordnungen unterbrochen wäre? Es fehlt eben bei uns an Mitteln und Niemand ist im Stande das Höchste zu erreichen, wenn diese fehlen. Kaum, daß ein Theil der öffentlichen Bauten beginnt sich über das Niveau der Alltäglichkeit zu erheben, da werden auch schon Stimmen in unserem Reichstage laut, welche die angebliche Verschwendung tadeln; — als ob das Geld für stilvolle Bauten fortgeworfen wäre; als ob nicht die Fortentwicklung der Baukunst als „Kunst" zu den ersten Erfordernissen eines auf der Culturhöhe stehenden Volkes gehörte! — Mit ähnlicher Ungunst der äußeren Verhältnisse hatte auch Semper zu kämpfen und man muß ihm dies bei manchen seiner Bauten, unter anderen dem Polytechnikum in Zürich, zugute rechnen; — denn aus nichts wird eben nichts.

(Schluß folgt.)

Musikleben in Mailand.

Noch vor wenigen Jahren wurde Mailand nicht blos in der deutschen, sondern auch in einem Theile der italienischen Presse als die Stadt bezeichnet, welche sich der schiefsten musikalischen Urtheile rühmen durfte, welche „Norma" kalt aufgenommen, nachdem sie die „Straniera" mit Fanatismus begrüßt hatte, welche der mittelmäßigsten Oper Donizettis, „Maria Padilla", eine viel günstigere Aufnahme zu Theil werden ließ, als der „Lucrezia Borgia", die Rossinis Meisterwerk „Tell" nicht verstand, und die noch in neuester Zeit den „Mephisto" von Boito und „Lohengrin" von Wagner mit Pfeifen und Zischen abgelehnt hat, während in Bologna diese beiden Opern, in Venedig, Turin und Rom die erstgenannte Triumphe feierten. Das Alles ist wahr, feststehende Thatsache. Aber ebenso unleugbar ist es, daß Mailand jetzt das beste Orchester in Italien besitzt, daß sein Conservatorium dem altberühmten von Bologna zum wenigsten gleichsteht, daß Bazzini, der Leiter jenes Conservatoriums, der in Deutschland bestgeachtete italienische Künstler ist, daß die Mailändische Quartett- und Chorgesellschaft binnen wenigen Jahren der deutschen Musik viele Anhänger gewonnen hat, daß die zwei bei weitem größten Musikverlagshandlungen Italiens, Lucca und Ricordi, in Mailand gegründet sind und daselbst noch heute wirken, und daß der einflußreichste Kritiker Italiens Filippo Filippi, der Redacteur und Musikberichterstatter der Mailänder „Perseveranza" ist. Wie soll man solche Widersprüche erklären? Wir wollen es versuchen.

Was die musikalische Urtheilskraft Mailands in früheren Zeiten betrifft, so mag sie allerdings nicht bedeutend gewesen sein; doch wollen wir hier auch anführen, daß andere große Städte Italiens sich nicht immer als unfehlbare Kunstrichterinnen erwiesen haben, daß in Neapel Rossinis „Barbier" bei der ersten Aufführung an das Fiasco streifte und die „Semiramide" in Venedig auf stärkste Gegnerschaft stieß. In Italien wird noch heute die Oper von sehr vielen Besuchern als eine Art von gesellschaftlicher Versammlungsort betrachtet, die Logen der großen Damen können als Miniaturempfangssalons gelten, in welchen die gewohnten Besucher des Hauses ihre Abendhuldigungen darbringen; die Musik wird von diesem seinen Theile des Publicums in den Kauf genommen. Ist es da zu verwundern, wenn die Urtheile über ein neues Werk von Stimmungen und anderen Zufälligkeiten mitbestimmt werden?

Diese Bemerkungen gelten jedoch nur den Mißerfolgen der vergangenen Zeiten, nicht denen des „Mephistophele" und des „Lohengrin"; hier wirkten andere wichtigere und mächtigere Hebel als die Tagesstimmung. Die Opernproduktion (fast könnte man sagen Fabrikation) steht in Italien noch immer auf einem Standpunkte, von dem man in Deutschland einen richtigen Begriff gar nicht fassen kann. Alljährlich werden 30—40 neue Opern „componirt" und aufgeführt und zwar nur während der „stagione", d. h. während der drei oder vier Monate, in welchen die Opernhäuser der einzelnen Städte ihre Vorstellungen geben. Von diesen verschwinden die meisten in das Nichts, und seit den letzten zehn Jahren haben neben der „Aida" von Verdi kaum drei oder vier länger

gelebt als die Zeit der „stagione“, wenn sie nicht schon vorher verblichen. Unter diesen die Stagione überlebenden ist meines Wissens „Ruy Blas“ von Marchetti die einzige, welche auch außerhalb Italiens in Paris und London Erfolg errungen hat.

Da nun die meisten neuen italienischen Opern so wenige dauernde Lebenskraft bewiesen, kamen die „Impresarii“ zuletzt auf den Gedanken, mit fremden, ausländischen Opern ihr Glück zu versuchen. Selbstverständlich durften sie fremde Waare nur aus Frankreich einführen, denn was deutsch war, erregte noch immer den Ingrimm eines jeden Patrioten, und es wird wohl noch lange dauern, bis der Begriff des „Tedesco“ vor dem des „Germano“ verschwindet. Gounod, Halévy, Meyerbeer (dessen Opern zu den französischen gezählt werden) kamen auf die italienischen Theaterzettel, ihre Werke machten volle Häuser, befriedigten das Publicum und bereicherten die Impresarii. Und so wagten diese zuletzt den schüchternen Versuch, auch deutsche Werke vorzuführen, Webers „Freischütz“, Goldmarks „Königin von Saba“, Brülls „Goldenes Kreuz“. Zur selben Zeit begann auch die Mailänder Quartett- und Orchestergesellschaft deutsche Instrumentalwerke wiederzugeben. Das war den „Patrioten“ zu viel! Französische Erzeugnisse kamen doch wenigstens von dem stammverwandten lateinischen Brudervolke, aber deutsches Element, dessen politische Herrschaft kaum vom vaterländischen Boden verdrängt war, sollte nie in italienischen Theatern und Concertsälen ein künstlerisches Uebergewicht gewinnen. Und als nun gar des Schreckensmannes Wagner Werke in Sicht kamen, da brach der Sturm los und es erstand eine große Partei, welche sich die Aufgabe stellte, alles Fremdländische auf das Entschiedenste zu bekämpfen. Ihr Hauptquartier ist in Mailand, wo auch denn andererseits die entschiedensten reichsten, thätigsten und einflußreichsten italienischen Anhänger deutscher Musik wohnen. Frau Lucca, die Wittwe und Erbin des großen Musikverlegers, des einzigen, der neben dem Hause Ricordi zu Reichthum und Einfluß gelangen konnte, ist eine enthusiastische Verehrerin Wagners und eine aufrichtige, immer thätige und bereite Freundin deutscher Musik. Sie hat — im Gegensatze zur Berliner Meyerbeerstiftung — ein Stipendium für junge talentvolle italienische Musiker behufs Studienreisen nach Deutschland bestimmt. In ihrem ersprießlichen und erfolgreichen Wirken wird sie von dem unbestritten einflußreichsten und bedeutendsten Kritiker Italiens, dem bereits erwähnten Dr. Filippi, Redacteur und Kritiker der „Perseveranza“, unterstützt, dem die deutschen Musiker zu aufrichtigem Danke verpflichtet sein müssen; denn er war der Erste, der für deutsche Musik die Stimme erhoben hat und den Gegnern alles Fremden das Komische ihrer einseitigen Richtung mit Muth und Witz vorhielt. In einer Reihe von Artikeln, die später als Buch (unter dem Titel „Musik und Musiker“) erschienen sind, hat er die Meisterwerke deutscher Kunst, die Opern von Weber, Beethovens „Fidelio“ und Symphonien, Brahms' Requiem verherrlicht, und eine „Reise in die Regionen der Zukunftsmusik“ (Weimar und Bayreuth) beschrieben, worin er der Größe Wagners Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ohne sich den blinden Verehrern anzuschließen. Ebenso hat er der Mailänder Quartettgesellschaft, auf die wir noch zurückkommen werden, in ihren Bemühungen, die Mailänder mit deutscher Kunst und Künstlern zu befreunden, thatkräftig unterstützt. Und wohlgemerkt! Zu der Zeit als Filippi mit seinen Ansichten hervortrat, war das Unternehmen in Italien für deutsche Musik und nun gar für Wagner zu schreiben, ein sehr gewagtes, ja sogar literarisch gefährliches, ganz vereinzeltes. Heute, wo Filippis Ansichten Verbreitung und Sinnesgenossen gefunden haben — unter diesen den kenntnißreichen, geistvollen und liebenswürdigen Grafen Franchi-Verney, den unerschrockenenen, ganz unabhängigen Kritiker der Turiner Zeitung — heute, wo Filippi großen Ruf und einflußreiche Stellung erlangt hat, wo er nunmehr sagen kann was er will, und sicher ist sehr beachtet zu werden, heute mag Mancher behaupten, es sei nicht schwer gewesen, mit witzigen Feuilletons für irgend eine Sache Partei zu machen und Anhänger zu gewinnen, mag Mancher über Gründe u. s. w. glossiren; wir in Deutschland wollen nicht vergessen, unter welchen Verhältnissen Filippi zuerst für die deutsche Musik eingetreten ist.

An der Spitze der „Patrioten“ steht das große Haus „Ricordi“ mit seiner Musikzeitung, in welcher unter der Fahne des Kampfes gegen den Musikverderber Wagner Angriffe gegen alles Deutsche gerichtet werden. Ob hierbei der Umstand, daß die Verdi'schen Opern im Verlage Ricordis erschienen sind, oder eine tief wurzelnde Ueberzeugung maßgebend wirkt, läßt sich nicht bestimmen. Nebenbei sei bemerkt, daß der jetzige „Ritter“ Ricordi mir allgemein als guter Musiker und Musikkenner bezeichnet ward.

Wenn nun die Polemik Ricordis und sonstiges Wirken gegen deutsche Musik in der anständigen Weise geführt wird, die einem großen Hause ziemt, so kennen dagegen viel andere Patrioten keine Grenze ihres Eifers. Ein Genueser Componist hat an Verdi in einem offenen Briefe die bittersten Vorwürfe gerichtet, daß er in seiner „Aida“ und dem „Requiem“ Concessionen an den fremden, barbarischen, zukünftlerischen Stil gemacht habe und sich gleichzeitig erboten, den Text der „Aida“ und des „Requiems“ besser zu componiren, als der berühmte Maestro. Durch diese lächerliche Ueberhebung ward der größte Theil der Wirkung des Briefes von vornherein beseitigt; aber in die Vorwürfe selbst stimmten gar viele Italiener ein, wenn auch nicht laut. Verdi war zu berühmt, die „Aida“ hatte zu glänzende Erfolge im Auslande errungen, als daß irgend ein Angriff seinen Ruhm verdunkeln konnte. Dagegen wurden die patriotischen Principien, welche auf ihn nicht wirksame Anwendung finden konnten, mit verdoppelter Kraft gegen einen jüngeren kühneren Neuerer gerichtet, gegen Arrigo Boito, den Verehrer Bachs, dessen Kunst der Fuge noch heute sein tägliches Studium bildet, Kenner der deutschen neueren Musik, nach der er seine Instrumentation entwickelt, Anhänger Wagners, den er insofern nachahmt, als er sein eigener Textdichter war, und sogar den zweiten Theil des Faust in seinen „Mephisto“ mit hineinzog. Die Oper wurde total ausgepfiffen. Zwar enthält sie viele Längen, manches Bizarre, Gesuchte, Gekünstelte, aber auch gar Manches, das von hoher Begabung zeugt und jedenfalls dem weniger Gelungenen Gleichgewicht bietet; und Boito war doch auch ein Schüler des Mailänder Conservatoriums. Aber dieses steht bei den Patrioten im Rufe der Ketzerei. Sein künstlerischer Leiter, Bazzini, hat Programm-Ouverturen geschrieben (König Lear, Saul ꝛc.), liebäugelt also mit der Zukunftsmusik, und ist den Deutschen freundlich gesinnt, bei denen er und seine Composition immer achtungsvolle Aufnahme gefunden; der Klavierprofessor Andreoli ist ein sehr tüchtiger Musiker, der Bach und Beethoven gründlichst kennt und den jetzigen italienischen Contrapunktisten vorzieht, und der es sogar gewagt hat, den Leuten in seinen Concerten Brahms vorzuführen! „Der See raste und mußte sein Opfer haben“ und Boitos Oper fiel, obwohl Ricordi sie verlegt hatte, der doch nicht zu den Beschützern germanischer Richtung gezählt werden darf. Die echten Patrioten jubelten; Filippi aber stand entschieden auf der Seite des so ungerecht Verurtheilten, der allerdings später überall die glänzendste Genugthuung fand.

In diesem Parteikampfe gegen die deutsche Musik und deren Anhänger ist die Erklärung des Mißgeschickes der Boito'schen Oper und des Falles von „Lohengrin“ zu suchen, der allerdings gleich dem „Freischütz“ sehr schlecht gegeben worden ist; nicht in der jetzigen Geschmacksrichtung der Mailänder, die sich täglich veredelt. Ich habe selbst eine Aufführung von Boitos „Mephisto“ beigewohnt, in welcher die Schönheiten trotz mangelhafter Wiedergabe mit großem Beifalle begrüßt wurden.

Aber nicht blos gegen die deutsche Oper wurden damals die Angriffe gerichtet, selbst gegen die deutsche Instrumentalmusik und deren Verbreiter, die „Quartettgesellschaft“!

Diese, im Jahre 1864 gegründet, hatte sich die schöne Aufgabe gestellt, die Meisterwerke älterer und neuerer Instrumentalmusik der Kenntniß des Publicums zu vermitteln; daß sie bei der Erfüllung dieser Aufgabe größtentheils an die deutsche Kunst und an deutsche Künstler gewiesen war, mußte von vornherein selbstverständlich erscheinen. Sie berief zuerst das Becker'sche Quartett und lud große Solisten ein: Bülow, Essipoff, Mehlig, Piatti, Rubinstein, St. Saëns, Wilhelmj, im verflossenen Jahre Joachim. Sie setzte sich mit dem Orchester der Scala in Verbindung, und brachte die Symphonien von Beethoven, Schumann, Mendelssohn, dann von Goldmark, Liszt, Raff, St. Saëns u. A. zu Gehör. Die hundertjährige Geburtsfeier Beethovens ward unter Bülows Leitung in glänzendster Weise vollbracht, bald darauf kam die Neunte Symphonie unter dem Scala-Kapellmeister Faccio zur trefflichen Aufführung. Neben und mit dieser „Quartettgesellschaft“ in gleicher Richtung wirkend, war eine Chorgesellschaft entstanden, deren Gründer und erster Leiter der jetzt in Berlin lebende Componist und Kapellmeister Martin Röder (Verfasser mehrerer interessanter Broschüren und Skizzen) gewesen ist; ihm verdanken die Mailänder Musikfreunde die Bekanntschaft mit manchen altitalienischen Kirchenmusikern, mit Bachs Magnificat, mit Mendelssohns und Schumanns oratorischen Werken, Brahms Requiem

u. A. Jetzt steht sie unter Andreolis Leitung. Die gedeihliche Entwicklung dieser Gesellschaften und die gute Aufnahme, welche sie bei dem musikalischen Publicum fanden, erregten immer mehr den Mißmuth der „Patrioten" und alle möglichen offenen und versteckten Angriffe. Es gelang den Gegnern, das Orchester der Scala von der Gesellschaft zu trennen, um unter der Aegide des Hauses Ricordi „nationale" Instrumentalconcerte zu veranstalten, an welchen nur Werke italienischer Componisten zu Gehör gebracht werden sollen. (Ausnahmsweise kam unlängst Beethovens Septuor zur Aufführung, als erstes Symphoniestück eines Tedesco!!!) Außerdem gab es noch andere, hier nicht weiter zu erörternde Manöverchen. Eine Zeit lang schien das Fortbestehen der „Quartettgesellschaft" in Zweifel gestellt. Dank den energischen Bemühungen eines deutschen gediegenen Kenners und Musikfreundes, des Consul Struth und einiger Gleichgesinnter, hat sie sich auf ihrer Höhe erhalten und kann mit Stolz auf die Nachahmung blicken, die sie in allen bedeutenden Städten Italiens gefunden hat; sie war die erste Veranlasserin der Vereine für klassische Musik in Turin, Florenz, Bologna, die sich immer gedeihlicher entfalten und immer mehr Anerkennung finden. In Mailand gehört es jetzt zum guten Ton, in den Concerten der Quartettgesellschaft gesehen zu werden; sie finden im Conservatoriumssaale statt, nur für Abonnenten, einzelne Karten werden nicht verkauft.

Allerdings können gewisse Patrioten sich noch immer nicht beruhigen und wo nur immer sich Gelegenheit bietet, werden der Gesellschaft einige Süßigkeiten aufgetischt. In einem erst kürzlich erschienenen, vortrefflich geschriebenen Buche über Mailand las ich in dem Abschnitte „die Musik in Mailand" folgenden Satz: „Jemand, der sich mit physiologischen Studien beschäftigt, behauptet, daß die vortretende Leitung der Gesellschaft von einem Italiener-fressenden Geiste (italianofobo) beseelt sei; daß sie Alles verabscheut, was italienisch riecht. Für sie muß Alles, Musik und Künstler, aus Deutschland kommen, diese nur bieten Bürgschaft, daß sie Gutes bringen. Es ist ein wahres Wunder, daß St. Saëns, der Franzose ist, zugelassen worden." Dann kommen lange Klagen über die Zurücksetzung der italienischen Instrumentalmusik, die mit dem Satze enden: „Warum sollten wir nicht auch Sinfonisten erzeugen? (creeremo). Können wir nicht mit den Fremden wetteifern?" Man sollte meinen, es bedürfe nur einer Bestellung, und die Brahms' wüchsen aus der Erde, wie Gras nach den Regen! Warum betonte der patriotische Jeremias nicht die Nothwendigkeit, Organisten und Kirchenmusik-Komponisten zu erzeugen, die ja nur den großen Vorbildern des eigenen Landes vom 16. und 17. Jahrhundert nachzustreben hätten, anstatt daß er von Symphonisten spricht, welche die fremden ersetzen könnten? Ich hörte einmal in einer Kirche Etwas, das eine Orgelfuge sein sollte — fast wäre mir eine schöne Bellinische Melodie, gut vorgetragen, lieber gewesen! Hier haben die Italiener anzufangen, ein großes Feld zu bebauen, nicht gegen deutsche Instrumentalwerke zu eifern!

Die Parteikämpfe werden und sollen noch fortdauern, denn gerade sie befördern die Energie und den Wetteifer auf beiden Seiten. Nach allen praktischen Erfahrungen, die ich während eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Mailand gesammelt, darf mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, daß die Stadt, welche alle Vertreter, der Schwesterstädte den Rang des geistigen Hauptortes (capitale morale) Italiens zuerkannt haben, auch auf musikalischem Gebiete den stärksten und besten Impuls geben wird. Die Mittel sind in reichlichem Maße vorhanden. Das Orchester der Scala spielt mit großer Sicherheit, Fertigkeit und Virtuosität, und die Streichinstrumentalisten entwickeln manchmal ein Feuer und eine Schönheit der Tonfärbung, welche selbst die des berühmten Pariser Conservatorium-Orchesters übertrifft. Ich habe ein sogenanntes „Italienisches" Symphonieconcert gehört, in welchem Cherubini'sche, Mercadante'sche, Rossini'sche, Verdi'sche Ouverturen und ein Ponchielli'sches Präludium aufgeführt wurden, und habe der Probe des Beethoven'schen Septuors beigewohnt, bei welchem alle Streichinstrumente beschäftigt waren. Die Auffassung war in manchen Theilen eine für den Deutschen unannehmbare; aber die Wiedergabe war eine so schöne, zeugte von einem solchen liebevollen Eingehen in jede Einzelheit, die Bässe spielten manchmal mit einer solchen Tonfülle und dabei ohne unbescheiden hervorzutreten, daß man unwillkürlich über der Schönheit der äußeren Erscheinung die mancherlei Sünde gegen den Geist vergaß.

Und es wurde mir von deutschen Musikfreunden versichert, daß die Ausführung der Achten Symphonie unter Bülow die schönsten, die sie je im Vaterlande gehört, an Klangfülle, an Feuer und Nüancirung übertroffen habe, man sah es den Mitwirkenden an, wie sie begeistert waren, und das Publicum sei in ein Entzücken gerathen, das Tage lang nachhielt. Der Kapellmeister Faccio, ein noch junger Mann, leitet mit großer Umsicht, Festigkeit und Feuer und hat bei der Ausführung der Neunten Symphonie gezeigt, daß er auch den höchsten Anforderungen zu genügen vermag; daß er jetzt mehr zur „italienischen" Partei neigt, ist durch die Verhältnisse bedingt; soll doch er die einheimischen Symphonisten zur Geltung bringen!

Die Vorzüge des Scala-Orchesters sind auch dem Chore nachzurühmen. Er singt rein, sicher und ist immer an der Handlung lebhaft mitbetheiligt. Hierdurch wird das Interesse des Hörers und Zuschauers in einem Maße gehoben, von dem man bei uns keinen Begriff haben kann — und seufzend dachte ich einmal: Bei uns wird so viel und so schön geredet über alles Mögliche und Unmögliche — aber das Thun? Warum machen wir nicht unsere Sache so gut wie die Italiener die ihre? Warum singen ihre Chöre so gut und mit so viel Ausdruck, selbst in der „Somnambule", und unsere manchmal so schlecht und so gleichgültig, selbst in der „Zauberflöte" und im „Don Juan"?

Allerdings von den Solosängern ist nicht viel Rühmliches zu berichten, und die Klagen über Mangel an guten Schulen, noch mehr aber an guten Schülern, die Talent, Auffassung, Geduld und Ausdauer haben, die nicht gleich nach einem Jahre erste Rollen auf ersten Theatern singen wollen, ist in Mailand ebenso allgemein als anderswo. Dieses Lied hat kein Ende!

Von dem musikalischen Congresse, der im Juni stattgefunden hat, ist nicht sehr viel zu sagen; es wurden Fragen verhandelt, die in Deutschland schon lange außer aller Erörterung liegen, wie z. B. die Einführung der viersaitigen Contrabässe, die Entfernung der cornetti a pistone, welche bisher anstatt der Trompeten gebraucht wurden, die Einführung der Baßtuba, die Gleichheit der Stimmung. Wenn der Deutsche sich verwundern durfte, daß dergleichen Fragen heutzutage noch zu besprechen waren in einer Stadt wie Mailand, und er hat diesen Gedanken im Congresse selbst Ausdruck gegeben, so mußte er doch wieder anerkennen, daß die Verhandlungen mit vielem Ernste, mit großer Klarheit der Ausdrucksweise und genauestem praktischem Beobachten der Einzelheiten geführt wurden. Es herrscht eben ein reger Geist im Musikleben Mailands und wir wollen bestimmt hoffen, er wird die deutsche Kunst ganz erkennen und ehren, wie ja in Deutschland alles gute Italienische schon seit lange gekannt und gewürdigt wird. H. Ehrlich.

Notizen.

Zur Reiseliteratur.

Unter dem Titel **Eine Herbstfahrt nach Spanien** (Wien, Carl Gerold's Sohn) veröffentlicht Frau Rosa von Gerold ein Tagebuch, das sie während einer zweimonatlichen Reise geführt hat. „Um für Euch unsere gemeinsamen kleinen Erlebnisse und so angenehmen Rückerinnerungen an die schöne Reise zu bewahren und festzuhalten, schrieb ich sie nieder und ließ ich sie (ich möchte fast sagen aus Bequemlichkeitsrücksicht, um mir das Abschreiben zu ersparen) drucken" — so beginnt die Widmung an die Reisegefährten. Wäre Frau von Gerold nicht in der für eine Schriftstellerin glücklichen Lage gewesen, einen der ersten Wiener Verleger ihren Gatten zu nennen und infolge dessen solchen kleinen „Bequemlichkeitsrücksichten" nachgeben zu können, so wäre dies zu bedauern gewesen. Ihr Buch, das sich ganz anspruchslos gibt, ist wirklich eine angenehme Lectüre. Die Verfasserin kann zwar nur eine völlig subjective Schilderung liefern; allein ihre Natur ist so liebenswürdig, daß auch ein kaltes Urtheil von ihrer Begeisterung hingerissen wird. Denn Frau von Gerold schwärmt für Spanien: Alles, was sie da sieht, ist eitel Licht, Spanien, so lange das Land ihrer Träume, wird auch in ihrer Darstellung eine Art Traumland, ein Feenreich, wohin man sich beim Lesen fast manchmal wünschen möchte. Und dann muß man doch wieder über diese Schwärmerei lächeln. Aber es ist ein freundliches Lächeln, mit dem die böse Kritik wenig zu thun hat: allerlei Kleinigkeiten, die einen sonst recht stutzig machen können, läßt man sich gefallen — zwischen den Zeilen sieht man ein so freundliches Gesicht, daß man

den Bleistift, der den Fehler anmerken sollte, wieder aus der Hand legt. An ein Buch, das unter so außergewöhnlichen Bedingungen entstanden ist, stellt man eben keine strengen Anforderungen; ist es doch eigentlich nur halb und halb öffentlich! Und unter dieser Voraussetzung kann man der Verfasserin wirklich auf das Wärmste Glück wünschen: sie verräth ein gar nicht verächtliches Talent; ihre landschaftlichen Schilderungen sind hier und da so gelungen, daß sich auch ein Schriftsteller von Fach ihrer nicht zu schämen haben würde, und auch ihre Erzählung ist behaglich, nicht ohne Stimmung und reich an charakteristischen Zügen.

Darüber, daß wir der dilettirenden Dame gebührendermaßen den Vortritt gelassen, wird Carl Woermann, der Verfasser der **Kunst- und Naturskizzen aus Nord- und Südost-Europa** (L. Voß & Co., Düsseldorf) sich hoffentlich nicht beschweren. Sein Buch will allerdings ernster betrachtet werden. Zu einer eingehenden Würdigung fehlt freilich der Raum. Hier kann nur bemerkt werden, daß dasselbe nur der unwesentlich redigirte Abdruck des Tagebuches ist, welches der bekannte Kunstgelehrte auf einer wissenschaftlichen Reise geführt hat. Sein Zweck bei jener war gewesen, Material zu einer zusammenfassenden Darstellung der Landschaftsmalerei zu sammeln; und wenn er auch natürlich nicht diese Notizen gibt, so ist es doch klar, daß dadurch sein Werk gleichfalls etwas durchaus subjectives wird. Nicht durch die Art, wie er sieht; wohl aber in der Auswahl dessen, was er aufsucht. Sein Buch ist nichts weniger als eine Schilderung der durchreisten Länder. Aber es ist durch den Zweck seiner Reise bedingt, daß er den Leser gerade an die Stellen führt, die dem Gebildeten am interessantesten sind, entweder weil sie sich durch Naturschönheit auszeichnen, oder weil sie Stätten der Kunst sind. So zieht das Buch, obwohl der Verfasser auf den Reiz einer eigentlich künstlerischen Darstellung verzichtet, schon stofflich auf das Lebhafteste an. Daß Woermann gut sieht und klar beschreibt, ist selbstverständlich, denn das sind die beiden ersten Vorbedingungen seiner Wissenschaft. Infolge dessen gibt er ein ganz vorzügliches Repertorium jedes Sehenswerthen in Kunst und Natur. Und nicht nur in jenen Gegenden, die Jedermann kennt, wie etwa Italien oder Paris, die bis zum Banalen abgelaufen und beschrieben sind (obwohl er auch da Frisches zu finden weiß und selbst Altbekanntes unter neue Gesichtspunkte bringt), auch nicht allein in den großen Städten der Niederlande oder in den Museen Londons hat er sich umgesehen: sondern er hat auch die Provinzen höchst gründlich abgestreift und wo er nur hoffen durfte, Bemerkenswerthes finden zu können, gewissenhaft Halt gemacht. Sogar die Privatgalerien auf den englischen Landsitzen, sonst bekanntlich auf das Eifersüchtigste verschlossen, haben sich ihm aufthun müssen. Doch nicht nur das: auch Skandinavien und Petersburg hat er studirt, er ist bis zu Orten gedrungen, die selten ein Kunstforscher, kaum ein Vergnügungsreisender besucht: Moskau, Odessa, Konstantinopel hat er bereist. Daß Hellas, das Vaterland der Kunst, nicht vergessen worden ist, ebenso wenig wie Spanien, braucht kaum erwähnt zu werden: kurz Woermann hat sein Pensum ganz außerordentlich gründlich abgearbeitet. Selbst heutzutage, wo das Reisen so sehr erleichtert ist, steht er unter seinen Fachgenossen in Bezug auf die Masse des Selbstgesehenen unerreicht da, und seine Urtheile erhalten, ganz abgesehen davon, daß sie häufig genug Dinge betreffen, die unter zehntausend Deutschen kaum einer geschaut hat, dadurch, daß ihm zum Vergleich so ungewöhnlich zahlreiche Stützpunkte zu Gebote stehen, einen ungewöhnlichen Werth.

Es mag hier gleich noch zweier Bücher Erwähnung gethan werden, die freilich nicht eigentlich zur Reiseliteratur gehören, die sich aber doch gleichfalls mit Land und Leuten beschäftigen. Das eine ist **Pariser Leben** von Ludwig Kalisch (Mainz, Victor von Zabern), eine Sammlung von Feuilletons älteren und jüngeren Datums. Kalischs Art, seine Gegenstände anzusehen, ist nicht unangenehm, wenn auch vielleicht ein wenig altmodisch. Denn erstens ist Paris und speciell die Seite des Pariser Lebens, die er schildert, doch schon so häufig und auch so gut dargestellt worden, daß jeder fleißige Leihbibliothekabonnent dort fast ebenso gut Bescheid weiß, wie der Verfasser: man kann nicht gerade sagen, daß dieses Buch einem dringend empfundenen Bedürfniß abhilft. Und zweitens, was die Hauptsache ist: unser ganzes geistiges Leben und besonders unser Verhältniß zu unserem Nachbarlande ist doch nachgerade ein sehr viel ernsteres geworden. Die Mehrzahl derer, die sich heute um Frankreich bekümmern, wünscht doch ganz andere Dinge zu erfahren, als die alten Geschichten von Antiquaren, Nähterinnen, Sonderlingen u. s. w. Auch die Schilderungen literarischer Berühmtheiten, die Erinnerungen an Heine, Frau Strauß, die Freundin Börnes — sind ziemlich unbedeutender Natur. Der Verfasser, dessen Buch sich im Uebrigen ja ganz angenehm liest und für harmlose Leute recht geeignet sein mag, scheint die Fühlung mit dem Deutschland Bismarcks so ziemlich verloren zu haben.

Anders steht die Sache mit M. G. Conrad, dem Verfasser der **„Französischen Charakterköpfe"** (Leipzig, Carl Reißner). Der weiß ganz genau, was für Waare auf unserem Büchermarkte guten Absatz findet. Und er ist ein guter Geschäftsmann, der seine Lieferung gehörig zu appretiren versteht. Sein Buch wird dem, der in der eigentlichen Tagesliteratur einigermaßen belesen ist, wenig Neues bieten; aber für die große Mehrzahl der Leser ist es jedenfalls fesselnd genug. Ueber die Koryphäen der Politik und Literatur hat er alle ihm erreichbaren Nachrichten zusammengestellt und servirt sie in einer pikanten Schüssel Da ist mancher Brocken drunter, den der Deutsche noch nicht kennt — aber auch Vieles, was man mit einem gewissen Mißtrauen aufnimmt: es ist natürlich, daß sich unter die Anekdötchen aus der Geschichte noch Lebender eine nicht geringe Dosis Klatsch, Uebertriebenes, Entstelltes und Erfundenes einmischt, Dinge, für die Conrad nicht gerade verantwortlich ist, weil sie sich heutigen Tages noch nicht untersuchen lassen. Aber mag der absolute Werth seines Buches ein größerer oder geringerer sein: entschieden tadelnswerth ist der Ton, den der Verfasser sich erlaubt. Es mag ihm noch hingehen, daß er, wo er auf deutsche Schriftsteller zu reden kommt, diese mit einer unglaublichen Ueberlegenheit abfertigen zu können meint — das ist einfach komisch. Auch seine Grobheit kann man damit entschuldigen, daß er sich unserer Umgangsformen entwöhnt haben mag. Unerträglich ist jedoch der Vorwurf, den er dem deutschen Publicum und der deutschen Kritik macht, daß die Erzeugnisse der Landsleute hinter denen der Ausländer zurückgesetzt würden. Das ist nicht wahr, ist außerdem eine Redensart von Anno Dreißig, die heute noch weniger paßt, als damals. Und speciell Conrad dürfte sich eine solche Bemerkung, die geradezu beleidigend ist, am allerwenigsten erlauben, denn die Kritik ist ihm stets mit ungewöhnlicher, fast möchte man sagen unverdienter Freundlichkeit begegnet. Sie zu reizen, ist sehr unvorsichtig von ihm: sie könnte ihn einmal ernst nehmen, ohne sich von den angelernten Pariser Kunststückchen blenden zu lassen. Wenn er meint, er hätte vielleicht weise gehandelt, sein Buch französisch erscheinen zu lassen: denn wäre es übersetzt worden, und der Deutsche lese einmal nur Uebersetzungsdeutsch, so hat er allerdings insofern Recht, als wir in Sachen des Stils ziemlich anspruchslos sind — aber er mag sich beruhigen: wenn ein Buch absolut schlecht stilisirt sein muß, um zu gefallen, so werden seine „Französischen Charakterköpfe" sicher Freunde finden.

C. G.

* * *

Seit den vorjährigen Faustaufführungen im Victoriatheater nimmt **die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust** einen beträchtlichen Theil der Goethe-Literatur ein. So hat neuerdings Wilhelm Creizenach unter diesem Titel ein Schriftchen veröffentlicht, das bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienen ist. Nachdem sich der Verfasser erst über die Entstehungsgeschichte des Faust, soweit dieselbe für sein Thema in Betracht kommt, verbreitet hat, untersucht er das Werk selbst auf die Schwierigkeiten hin, die es der Aufführung bietet, wobei er sehr treffend auf die beschreibenden Elemente des Dialoges hinweist, welche die Bühnenwirkung zerstören. Der lehrreichste Theil seiner Darstellung ist indessen die Schilderung der vor dem Jahre 1829 (in das man gemeinhin die erste Inscenirung des Faust zu setzen pflegt) veranstalteten Aufführungen. Hier fügt Creizenach die vorhandenen Nachrichten zu einer Kette zusammen, welche einen fast völlig neuen Schluß bildet. Goethes Beschäftigung mit einer Bühnenbearbeitung des Dramas während des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, die Radziwill'sche und die Breslauer Aufführung, dann eine in London und eine in Paris — natürlich in der frevelhaftesten Verstümmelung — endlich Holteys „Surrogat-Faust", wie Creizenach das Stück, das auf dem Königsstädter Theater in Berlin in Scene ging, sehr glücklich nennt: das Alles ist hier mit einer Vollständigkeit abgehandelt, wie sie bisher noch keiner unserer Goethe-Forscher erreicht hat. Mit der Braunschweiger Aufführung lenkt Creizenach dann wieder in die bekannten Geleise ein, um mit einer Chronologie der Aufführungen des zweiten Theils und mit einer gedrängten Kritik der verschiedenen Bearbeitungen desselben zu

schließen. — Das Buch ist vorzüglich geschrieben und wird auch den, der sich sonst nicht gerade gern mit Goethe-Philologie abgibt, angenehm fesseln.

* * *

Als Textbuch zu den Kunsthistorischen Bilderbogen erscheint in A. Seemanns Verlag in Leipzig eine gedrängte **Geschichte der Kunst im XIX. Jahrhundert.** Durch seine Bestimmung ist dem kleinen Schriftchen die Methode der Behandlung auf das Bestimmteste vorgezeichnet. Unbefangen und in der Anordnung sehr übersichtlich, ist es auch als Hand- und Nachschlagebüchlein nützlich zu verwerthen. Ein fleißig gearbeitetes Register, das außer auf den Text auch auf die Bilderbogen hinweist, ist geeignet, einen solchen Gebrauch ungemein zu erleichtern. Es gibt in Deutschland stockgelehrte Werke, die ein solches Register noch weit nöthiger haben und deren Verfasser trotzdem dieser verhältnißmäßig geringen Mühe aus dem Wege gegangen sind!

* * *

Historischer Festzug, veranstaltet bei der Feier der Vollendung des Kölner Domes am 16. October 1880. In 10 Lieferungen. Nach den Original-Aquarellen von Tony Avenarius. Köln, Leipzig 1881, K. F. Köhler.

Der 15. und 16. October waren nicht allein Jubel- und Festtage für die Stadt Köln, sondern auch Ehrentage für das ganze deutsche Reich. Waren doch diese beiden Tage der Einweihung des erhabensten und ehrwürdigsten deutschen Bauwerkes, dem Kölner Dom gewidmet. Und in Aller Erinnerung sind noch die Berichte über das zaubervolle Fest, welches die alte Patrizierstadt Köln ihren höchsten und hohen geladenen Gästen bereitet hat.

Der erste Tag war der kirchlichen Feier geweiht, der zweite galt der weltlichen Freude.

Es war ein sehr glücklicher, wenn auch nicht fernliegender Gedanke, die Entwickelung des Baues durch einen Festzug zur Anschauung zu bringen, der die verschiedenen Bauperioden des Domes umfaßte. Wie überaus gelungen und großartig dieser Festzug war, wie er alle Theilnehmer jener Feier entzückt und zur Bewunderung hingerissen hat, ist allgemein bekannt.

Nach dem Vorgange des Wiener Festzuges, den zur silbernen Hochzeitsfeier des östreichischen Kaiserpaares Hans Makart veranstaltet hatte, und der in vorzüglicher Wiedergabe chromolithographisch im Bilde festgehalten worden ist, übergibt nun der Maler Tony Avenarius auch den Kölner Festzug der Nachwelt als schönes und dauerndes Erinnerungszeichen.

Das Werk zerfällt in 10 Lieferungen, wovon die erste soeben erschienen ist. Jede Lieferung enthält 3 Blatt, so daß die ganze Publication also 30 Blatt umfassen wird.

Der Anfang des Zuges versetzt uns in das 13. Jahrhundert und eröffnet, auf Tafel I, ein berittenes Trompetercorps den Zug. Diesem folgt der Stadtherold und der Reichsbannerträger; dann rückt ein Trupp Reisiger heran, inmitten der Stadtbannerträger zu Pferde, dann zwei Bürgermeister, Schöffen und Rathsherren.

Tafel II zeigt den Schrein der heiligen drei Könige, welcher von Goldschmiedegesellen getragen wird, ihn begleiten Kölnische Patrizier und Bürger nebst Frauen und Kinder.

Auf Tafel III sieht man, voran ein Trompetercorps zu Fuß, den Stadtgraf, den Stadtvogt, begleitet von Reisigen zu Pferde, sowie den Reichssturmfahnenträger, den königlichen Bannerträger, sowie den König Wilhelm von Holland, unter dessen Regierung die Grundsteinlegung des Domes stattfand, sowie seinen Rathgeber den Cardinal Capocci folgen.

Die folgenden Blätter sollen nun sämmtliche im Zuge dargestellten und erschienenen Figuren und Begebenheiten getreu, wie die Wirklichkeit sie zeigte, zum Ausdruck bringen, durch die folgenden Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit. Die Darstellung kann man im Allgemeinen nur loben, die Figuren sind mit außerordentlichem Fleiß und großer Sorgfalt gezeichnet, die Gesichtszüge, die fast sämmtlich Porträts, sind nach Photographien recht charakterisch zur Anschauung gebracht. Die Wiedergabe durch Chromolithographie, aus dem Atelier der Herren Mühlmeister und Johler in Hamburg hervorgegangen, ist, wenn sie hier und da auch einige Härte zeigt und in der Farbe Tiefe vermissen läßt, im Ganzen eine wohlgelungene. Ohne Zweifel wird das Werk besonders denjenigen, welche an dem Festzuge theilgenommen haben, eine liebwerthe Erinnerung sein. B.

Offene Briefe und Antworten.

„Weibliche Studenten."

Der Zuschrift eines freundlichen Lesers der „Gegenwart" in Södertelje (Schweden) entnehme ich, daß jene Auskunft, welche ich im vorigen Jahre an Ort und Stelle über die Betheiligung schwedischer Damen an gelehrten Studien erhalten und in meinem kürzlich in diesem Blatte veröffentlichten Artikel mitgetheilt habe, mehr satirisch, als correct gewesen. Wie die erwähnte Zuschrift mittheilt, gestattet bereits ein königlicher Erlaß von 1870 den Frauen die Ablegung der Maturitätsprüfung, den Besuch der Hochschulen, und die Ausübung der ärztlichen Praxis. In der Theorie ist also die Bahn völlig frei, in der Praxis scheint sie jedoch wenig beschritten zu werden. Auch mein Gewährsmann in Södertelje kann nur auf eine einzige Studentin der Medicin hinweisen, und gesteht ausdrücklich ein, daß noch keine Dame als Arzt promovirt. Das ist sicherlich eine lehrreiche und bezeichnende Thatsache. Der Widerstand, die Engherzigkeit der Staatsgewalt wird oft und immer als die Hauptursache ins Treffen geführt, warum sich so wenige Damen dem ärztlichen Berufe widmen. In Schweden ist seit elf Jahren die Bahn völlig frei und in diesen elf Jahren hat sich eine einzige Dame zu dem Studium entschlossen!

Besser steht es, wie die Zuschrift hervorhebt, um die Frequenz an der philosophischen Facultät, und haben bereits einige weibliche Hörer das philosophische „Candidaten-Examen" abgelegt.

Gmunden, 8. Juli 1881. Karl Emil Franzos.

Bibliographie.

Schneidewin, Dr. Max. Lichtstrahlen aus Ed. v. Hartmanns sämmtlichen Werken. 8. 341 S. Berlin 1881, Carl Duncker.

Koeber, Dr. Raphael. Schopenhauers Erlösungslehre. 8. 51 S. Berlin 1881, Carl Duncker.

Karlowitsch, Wasili. Zar Alexander II. als Mensch und Herrscher. Mit einem Stahlstich-Portrait. 8. 68 S. Dresden, R. v. Grumbkow.

Cleß, Alfred. Das Ideal der Menschheit. Nach C. Chr. Fr. Krauses Schrift „Das Urbild der Menschheit". 8. 99 S. Stuttgart 1881, Carl Krabbe.

Amyntor, Gerhard von. Ein Priester. Historie in 6 Gesängen. kl. 8. 206 S. Breslau 1881, Eduard Trewendt.

Thiele, Richard. Eva Lessing. Ein Lebensbild. 8. 109 S. Halle a/S. 1881, Buchhdlg. des Waisenhauses.

Pecht, Friedrich. Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. III. Reihe. 8. 379 S. Nördlingen 1881, C. H. Beck.

Was ist der Nihilismus? Eine sachgemäße Darlegung seines Wesens und seiner Entwickelung von einem Eingeweihten. 8. 96 S. Leipzig 1881, Carl Reißner.

Bobertag, Georg. Die Handwerkerfrage im Jahre 1880. Beiträge zur Beurtheilung des Verlangens nach Abänderung der Reichsgewerbeordnung. 8. 220 S. Bernstadt, Paul Oertel.

Schebek, Dr. Edmund. Die Lösung der Wallensteinfrage. gr. 8. 612 S. Berlin 1881, Theodor Hofmann. 12. —.

Mainzer, Dr. J. Die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Humes und Kants theoretischer Philosophie nachgewiesen. 8. 86 S. Jena 1881, Ed. Fromann. 2. 40.

Lippert, Julius. Die Religionen der europäischen Culturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer, in ihrem geschichtlichen Ursprunge. 8. 496 S. Berlin 1881, Theodor Hofmann. 8. —.

Lange, Dr. Max. Der Meister im Schachspiel. Theoretisch-praktische Anweisung von den Anfangsgründen bis zur Meisterschaft im Schachspiel zu gelangen. 7. Aufl. 8. 235 S. Weimar 1881, Bernhard Friedr. Voigt.

Weech, Dr. Friedrich von. Badische Biographien. III. Thl. 8. 213 S. Karlsruhe 1881, G. Braun.

Dove, Alfred. Die Forsters und die Humboldts. Zwei Paar bunter Lebensläufe. 8. 136 S. Leipzig 1881, Duncker u. Humblot.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschien:

Idealisten.

Roman

von

M. Reinow.

Preis 6 *M.*

Verlag von **Franz Wahlen** in **Berlin.**

Neue Werke von Hans Hopfen.

Mein Onkel Don Juan.

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert

von **Hans Hopfen.**

2 Bände in 8. 560 Seiten.

Geheftet 9 *M.*, elegant gebunden 11 *M.*

Kleine Leute.

Drei Novellen

von Hans Hopfen.

Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudels Ball.

Zweite Auflage. Ein Band in 8. 370 Seiten.

Geheftet 5 *M.*, eleg. gebunden 6 *M.*

Die Geschichten des Majors

von **Hans Hopfen.**

Der verlorene Kamerad. Schabernacks Wette. Flinzerls Glück und Ende.

Zweite Auflage. Ein Band in 8. 294 Seiten.

Geheftet 5 *M.*, eleg. gebunden 6 *M.*

Verlag von **Richard Wilhelmi**

in **Berlin** S.W., Bernburgerstr. 14 pt.

MUSIK-WELT.

Musikal. Wochenschrift f. d. Familie u. den Musiker.

Herausgeber und Chef-Redacteur:

Max Goldstein.

Redaction: Berlin W., Bülow-Strasse 100.

Expedition: Berlin SW., Beuth-Strasse 8.

Mitarbeiter der „Musik-Welt".

Prof. Louis Ehlert, Prof. H. Ehrlich, Prof. G. Engel, Prof. Dr. Ed. Hanslick, Prof. Louis Köhler, Rector Th. Krause, Dr. Hugo Riemann, Camille Saint-Saëns, Prof. Dr. Paulus Cassel, G. Doempke, Dr. Hans Herrig, Dr. J. Kastan, Prof. F. Reuleaux.

Dass die „Musik-Welt" die bedeutendsten Autoren als Mitarbeiter nicht nur nennt, sondern in der That besitzt, macht sie ohne Zweifel zur ersten Musik-Zeitung Deutschlands. Sie publicirte schon in ihren ersten 17 Nummern Original-Beiträge von Professor Louis Ehlert, Professor Dr. Eduard Hanslick, Prof. Dr. Paulus Cassel, Dr. Hans Herrig, G. Doempke, Th. Krause, Max Goldstein u. A., und wird demnächst ausser Beiträgen aus denselben Federn solche von Camille Saint-Saëns, Professor H. Ehrlich, Professor G. Engel, Louis Schlösser, Th. Goering u. A. bringen.

Probenummern und Prospecte sind durch die Expedition gratis zu beziehen.

Man abonnirt bei allen Post-Anstalten (Post-Zeitungs-Verzeichniss für 1881 No. 3001), allen Buch- und Musikalien-Handlungen und bei der Expedition zum Preise von *M.* 4.— pro Quartal.

Berlin SW., Beuth-Str. 8.

Die Expedition der „Musik-Welt"

H. S. Hermann.

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart.**

Soeben erschien:

Die Römische Frage

unter Pippin und Karl dem Grossen.

Eine geschichtliche Monographie von

Wilhelm Martens,

Dr. der Theologie und der Rechte, Regens a. D.

8. (XI und) 379 Seiten. *M.* 6.—

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern. Preis pro Band *M* 12.—.

Mit der soeben erschienenen Nr. 1 des 40. Bandes beginnt das 2. Semester von 1881, auf welches Abonnements zum Preise von *M* 12.— durch jede Buchhandlung und Postanstalt vermittelt werden.

Probenummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden.

Französische Romanzeitung

zur Unterhaltung, sowie zur Vervollkommnung für Alle, welche Französisch treiben!

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint monatlich zweimal:

„Le Roman des Familles."

Revue bi-mensuelle, publiée sous la direction de

M. G. van Muyden.

Preis pro Vierteljahr (6 starke Hefte) nur 3 Mark.

Alle **Buchhandlungen**, auch die unterzeichnete, sowie alle **Postanstalten** nehmen Abonnements entgegen.

Die obige belletristische Zeitschrift, die **einzige**, welche in **französischer Sprache** in **Deutschland erscheint**, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens zahlreiche Freunde erworben.

Durch besonderes Abkommen ist unser Blatt in der Lage, die bedeutendsten französischen Romane schon **vor der Buchausgabe** zu publiziren; **nur decent geschriebene** Werke, **für die Familie passend**, finden Aufnahme, ausserdem **kleine Salon-Comödien, Gedichte, Räthsel, Anecdoten aus dem Pariser Gesellschaftsleben** etc. etc.

Das erste Quartal (Oktober bis Dezember 1880) publizirte unter Anderem den bedeutenden Roman von Henry Gréville: **Le moulin Frappier;** das zweite Quartal (Januar bis April 1881) brachte: Mon oncle Célestin von Ferdinand Fabre; im gegenwärtigen Quartal wird dieser Roman fortgesetzt und zugleich das in Paris mit so ausserordentlichem Beifall aufgenommene Werk von Paul Saunière: **Un neveu d'Amérique** veröffentlicht.

Gegen Einsendung von 9 Mark expedirt der Unterzeichnete alle 3 Quartale franco (auch einzelne Quartale à 3 Mark).

Der Unterzeichnete versendet **Probehefte** franco gegen Einsendung von *M.* —.50 in Briefmarken; bei Bestellung eines Quartals wird der Betrag von *M.* —.50 in Abzug gebracht. **Abonnements** können **jeder Zeit** begonnen werden, da die nachgelieferten Hefte von **dauerndem Werthe** und nicht veralteten Inhalts sind.

Inserate à Zeile *M.* —.30 finden grösste Verbreitung.

Berlin SW., Zimmerstrasse 91.

Die Verlagsbuchhandlung.

Julius Engelmann.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XIX. Bande der „Gegenwart",

sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,

werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 30. Juli 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nach dem Sturme. Von Walter Rogge. — Martin Luther und die neueste päpstliche Encyklika. Von B. Bauer. — Russische Stimmen über die Einführung eines internationalen Kriegscodex. Von L. Geßner. — Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow. Von Theodor Fontane. 2. Am Schermützel. — **Literatur und Kunst:** Jacopo Vittorelli: Auf eine Nonne. Carlo Redaelli: Der sterbende Dichter an seine Gattin. Nachdichtungen von Paul Heyse. — Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken dargestellt von Amélie Sohr. Besprochen von Felix Dahn. — Der Chemiker in der Gemäldegalerie. Von Julius Stinde. — Drei deutsche Architekten der Neuzeit. Von G. Ebe. (Schluß.) — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Nach dem Sturme.

Um die Situation richtig zu würdigen, welche die Prager Excesse dem Ministerium Taaffe und der parlamentarischen Majorität bereitet, worauf der Conseilpräsident sich beim Beginn der Budgetdebatte „mit vollem Vertrauen" zu stützen erklärt, muß man die eigentliche intellectuelle Urheberschaft jener Skandale ins Auge fassen und die unmittelbaren Wirkungen derselben von den weiteren Consequenzen unterscheiden. Der erste Punkt wäre für jeden Unbefangenen constatirt auch ohne das unbedachte Geständniß der „Narodni Listy", des jungczechischen Organs: „Die Intelligenz der Nation war in Kuchelbad." Geistig war sie allerdings dort, und ihr wohlüberlegter Zweck war, durch eine recht hussitische Eruption einen Druck in ihrem Sinne auf den Gang der politischen Action auszuüben. „Mit Koth bedeckt und blutend suchten die armen Teufel von Studenten Schutz in den umliegenden Dörfern; aber er ward ihnen verweigert", fahren dieselben „Narodni Listy" wörtlich fort. Es ist die gleiche Gluth des Hasses, die immer zwischen den beiden Stämmen unter der Asche fortgeglommen und jeder Zeit zur hellen Flamme angefacht werden konnte. Als vor sechshundert Jahren der große Ottokar deutsche Gewerke massenweise nach Prag zog, da grollte ein slavischer Reimchronist in grimmem Hohne: Nahe sei, Gott sei Dank, die Zeit, „wo man nicht mehr wird sehen Czechen über unsre Brücken gehen". Welch eine „Intelligenz der Nation" hatte nun aber ein Interesse daran, gerade jetzt in die verdeckte Gluth zu blasen? und welches war dies Interesse? Die feudalen Böhmen sind trotz ihrer innigen Verklitterung mit den hochkirchlichen Prälaten doch nur Generale ohne Armee, wenn sie nicht die Nationalen hinter sich haben, die auch weit mehr dem Banner der czechischen Hetzkapläne und hussitischen Sympathien folgen, als dem nach Rom weisenden Sterne des Episkopates. Kommt also jemals eine Verständigung zwischen dem czechischen Mittelstande und dem liberalen deutschen Bürgerthum auf verfassungstreuer und josephinischer Basis zu Stande, so sinken im selben Augenblicke diese maßlos stolzen Hochtories zum bloßen Hofadel herab. Eine solche Aussöhnung um jeden Preis zu verhindern, ist also das Alpha und Omega aller Bestrebungen dieser Aristokratie, die sich gerne „autochthon" nennen läßt, deren meiste Mitglieder aber kein Wort oder doch blutwenig von dem czechischen Idiome verstehen, weil ihre Vorväter aus Franken oder Schwaben eingewandert sind, als Ferdinand II. sie vor 260 Jahren mit den Gütern der Rebellen begnadete, die dem Blutgerichte am Altstädter Ring zum Opfer gefallen waren. Selbst dem Cardinal Fürsten Schwarzenberg werfen die Czechen vor, daß er sich nach dreißigjähriger Amtirung in ihrer Hauptstadt nichts von ihrer Sprache angeeignet, und er donnerte letzthin seine widerspänstigen Alumnen an: „Wer heute nicht deutsch versteht, ist in der Gesellschaft ein todter Hund!" Je unnatürlicher also das Bündniß ist, eine um so sorgfältigere Pflege erfordert es um seiner Unentbehrlichkeit willen. Als vor elf Jahren Ringer und Zeithammer sich mit Herbst und Schmeykal in Prag über einen Ausgleich fast verständigt, den das Kabinet Potocki im voraus approbirt hatte, sprengte der Feudaladel mit Einer Mine die ganzen Verhandlungsresultate in die Luft, indem er der famosen Declaration des czechischen Staatsrechtes beitrat, der er bisher aus Rücksichten für den Hof ferne geblieben war. Potocki hatte Thränen in der Stimme und beinahe auch in den Augen, als er im Herrenhause diese Enttäuschung „den größten Schmerz seines Lebens" nannte; sogar der Kaiser soll damals gesagt haben: „Das werde ich den Herren nicht vergessen!" Aehnliches war allerdings jetzt für den Hochadel kaum zu befürchten, da gerade am Schlusse der Session die Erbitterung beider Nationalitäten ihren Gipfel erreicht, weil die Czechen lieber mit den Ultramontanen für die Zerstörung der „Neuschule" stimmten, als das Gesetz über die Errichtung einer eigenen Universität für ihre Landsleute aus den Händen der Verfassungspartei entgegennehmen wollten. Demungeachtet hatte schon das bloße Suchen nach einer Verständigung, obschon sie nicht gefunden war, als Alarmschuß im Lager der Hochtories und Hochkirchler gewirkt. Darum ließ „die Intelligenz der Nation" jene Mine auffliegen, die alle Versöhnungsphrasen auf lange Zeit hinaus zur Lächerlichkeit stempelt und den Grafen Taaffe in die wunderliche Lage versetzt, sich bei seiner Jagd nach einer „Mittelpartei", ohne die seine Ministertage denn doch gezählt sein dürften, „mit vollstem Vertrauen" auf eine Majorität stützen zu müssen, deren autokratische Führer es als ihre politische Lebensaufgabe erkennen, eine solche Aussöhnung um jeden Preis und mit allen Mitteln zu hintertreiben.

Aber noch ein näheres, rein praktisches Ziel schwebte der „Intelligenz der Nation" vor, als sie jenen Ausbruch veranstaltete, der Prag volle acht Tage lang im Athem hielt, in den Raufereien am Weinberge begann, in dem Ueberfall von Kuchelbad culminirte und am Graben sein blutiges Nachspiel fand. Die Feudalen wollten einen frischeren Zug in die politische Action bringen, indem sie die Entfernung des Baron Weber von dem Prager Statthalterposten, die ihnen Graf Taaffe beharrlich verweigert, erzwangen. Der Angriffspunkt war gut gewählt, da hier die Antipathien der Czechen und des „historischen Adels" Hand in Hand gingen. Weber ist bei Leibe kein Liberaler; er hat unter Hohenwart als Statthalter Niederöstreichs fungirt und

dort im Landtage Ordnungsrufe beantragt, die Prälat Helfertorffer, auch gerade kein Rother, als Landesmarschall verweigerte. Aber bei aller Anerkennung seiner Gerechtigkeit hassen die Czechen Weber als ein Erbstück des Ministeriums Auersperg und als einen, von den Traditionen der Bureaukratie durchdrungenen Beamten. Der Hochadel wieder ist außer sich, jetzt, da das Kronprinzenpaar auf dem Hradschin Hof hält, nicht endlich auch in das Statthaltereipalais einen vollwichtigen Magnaten als „Oberstburggrafen", wie es im vormärzlichen Jargon heißt, bringen zu können. Die politischen Folgen einer solchen gesellschaftlichen Umwälzung, die man als Vorbereitung zur Krönung des „Königs von Böhmen" auslegen würde, wären um so weittragender, da Graf Chotek, der „Oberstburggraf" unter Hohenwart, am Brüsseler Hofe die Sympathien der Prinzessin Stephanie gewonnen und somit alle Aussicht hat, eventuell auf seinen Prager Posten zurückberufen zu werden. Aber die Vorbedingung von alledem war die Entfernung des Statthalters. Sollen die Lobkowitz und Harrach etwa in den Salons des „Baron" Weber ihre Aufwartung machen? oder sollen gar ihre erlauchten Gemahlinnen sich der Frau „Baronin" vorstellen lassen — noch dazu einer Dame bürgerlicher Abkunft? Die verstorbene Fürstin Lori Schwarzenberg sprach einmal in dem Badeorte Hall den Inspector in gnädiger Laune darauf hin an, daß er Gedichte in oberöstreichischer Mundart herausgegeben und wünschte dieselben zu sehen. Jener bemerkte, daß sie meist von gemeinen Leuten handeln, und unwillkürlich krampfte sich die Hand Ihrer Durchlaucht, um selbst die Schleppe ihrer Robe aus der Nähe des Poeten zu entfernen, während den gekräuselten Lippen ein „fidonc" entschlüpfte. Darum gab „die Intelligenz der Nation" in Kuchelbad implicite auch die Losung aus: „À bas der Statthalter Baron Weber!"

Unzweifelhaft hat die feudal-nationale Ligue ja auch in dieser Richtung einen sehr bedeutsamen Sieg erfochten, wenngleich einstweilen noch kein Mitglied des „historischen" Adels, sondern ein General in das Statthaltereipalais seinen Einzug gehalten hat. Mit dem Abgange Webers ist die so oft und vergeblich von den Czechen verlangte „Purification des Beamtenthums" — ein Gedanke, den Minister Conrad noch vor achtzehn Monaten als eine destructive Ungeheuerlichkeit mit Abscheu zurückwies — tüchtig in Fluß gerathen: der Vicepräsident der Statthalterei, Grüner, folgte seinem Chef auf dem Fuße. Aber auch noch in anderer Richtung liegt es in der Natur der Dinge, daß der dauernde Vortheil der Excesse auf Seiten der Czechen bleibt. Wie in Hussens Tagen, als sie den Exodus der Deutschen nach Leipzig erzwangen, haben sie ein weithin sichtbares Warnungssignal für Jeden, der noch irgendwie deutsches Selbstgefühl hat, gegen den Besuch der Carola-Ferdinandea aufgesteckt. Die hochherzige Berliner Jugend zwar will gerade daraus eine Aufforderung zum Massenzuzuge nach Prag erblicken; die „Herren Eltern", die dabei doch das entscheidende Wort, des „Wechsels" wegen, mitzusprechen haben, werden wohl denken: „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Bis zu einem gewissen Grade also wird die Purification der Hochschule mit der des Beamtenthums ganz von selber Schritt halten. Auch daß die deutschen Studenten ihre Verbindungsabzeichen nicht mehr tragen dürfen, ist ja ein Erfolg der Czechen, die keine Corps bilden. Ja, sogar die Hinausschiebung der Errichtung einer eigenen Universität für ihre Nation kommt nur ihnen zu Statten. Die Zweitheilung der Carola-Ferdinandea acceptiren sie ja blos als ein pis-aller, da sie dabei leicht in ihres Nichts durchbohrenden Gefühle blosgestellt werden mögen: ihr eigentliches Ziel ist die utraquistische Universität, die als Brutstätte der gewaltsamen Czechisirung dient, während die deutsche Wissenschaft der czechischen Propaganda als Feigenblatt dient. Und dieser Utraquisirung rückt die Prager Universität, je weiter die Gründung einer abgesonderten Hochschule hinausgeschoben und dafür natürlich ein czechischer Professoren-Massenschub nach dem anderen an die gemeinsame Universität inscenirt wird immer näher. Der Gesetzentwurf über die Zweitheilung der Carola-Ferdinandea wird bald zu den Todten geworfen werden können. Aber auch sonst ist dafür gesorgt, daß die Würfel immer gegen die Deutschen rollen müssen. Als Pacificator erscheint Feldmarschall-Lieutenant Kraus in Prag: aufgeregt aber und also ein Object militärischer Beruhigung sind, nachdem die Czechen ihr Müthchen gekühlt und ihre momentanen Zwecke erreicht haben, nur die Deutschen in Böhmen. Ebenso können sich auch nur gegen sie alle die Pressionsmittel richten, die der soldatische Beschwichtigungsapparat scheinbar spielen lassen muß: Beschränkung der Preßfreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechtes, Verbot der Meetings und Manifeste von Abgeordneten, sowie Zeitungs- und Telegramm-Confiscationen, das sind sammt und sonders Suspendirungen von Befugnissen, deren eine, im Besitze der Regierungsmaschinerie befindliche parlamentarische Majorität ganz wohl geraume Zeit entbehren mag, deren Sistirung aber einer minderheitlichen Opposition geradezu den Lebensathem abschneidet. Allen Respect also vor dem Gerechtigkeitsgefühle des Baron Kraus: es liegt in der Natur der Dinge, daß sein Regiment ungleich schwerer auf den Czechen, als auf den Deutschen lasten muß! Wie nach der Katastrophe Hohenwarts General Koller als Statthalter die czechischen Agitationen niederhielt, bis ein verfassungstreuer Landtag in Prag installirt und Raum für einen deutschen Beamten im Statthaltereipalais war, so soll Kraus den Boden für einen feudalnationalen Landtag und für einen Hochtory als „Oberstburggrafen" vorbereiten.

Ob nun aber alle diese momentanen Erfolge des Czechismus auch, von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, Siege des Systems Taaffe sind? Man drehe und wende die Thatsache, daß General Kraus seine Berufung nach Prag direct durch ein Handschreiben des Monarchen aus Ischl erhalten hat: immer bleibt doch das Factum bestehen, daß auf jenem weitaus wichtigsten Posten nicht mehr Graf Taaffe durch einen Statthalter vertreten ist, sondern daß dort in Specialmission ein kaiserlicher Vertrauensmann schaltet und waltet, der vor seiner Abreise von Wien zu Bekannten sagte: „Das kommt von dem Versöhnungsdusel; nach Prag gehört ein entschiedener Parteimann, sei es ein Liberaler, sei es ein Czeche oder ein Militär." Eine Fortsetzung der Ausgleichsmeierei also scheint der neue Statthaltereileiter von Böhmen keinesfalls als seine Aufgabe zu betrachten. Natürlich! hat doch auch in den Conferenzen, die seiner Sendung vorausgingen, der neue Generalstabschef Beck dem Minister Prazak recht kategorisch darauf hingewiesen, daß es unter dem Regime der allgemeinen Wehrpflicht kein Spaß sei, wenn deutsche und czechische Reservisten, sei es auch nicht in Uniform, sich daran gewöhnten, in der Umgegend und den Straßen Prags auf einander einzuhauen. Ueberdies ist man in Wien bereits vollständig im Reinen, daß socialistische Elemente auf der Lauer standen, aus den nationalen Excessen Vortheile für ihre Sache zu ziehen und bei einer längeren Fortdauer der Tumulte eine Chance für Plünderungsversuche zu ersehen. Auch damit wäre, gerade weil Oestreich bisher von solchem Unfuge so ziemlich unberührt geblieben, nicht zu scherzen in einer Zeit der Judenkrawalle in Rußland und Antisemiten-Agitation in Norddeutschland. Böhmen hat ebenfalls sein „Hepp-Hepp"-Geschrei gehabt unter Belcredi, wo es so ausgedehnte Dimensionen annahm, daß die Nothwendigkeit, die Israeliten zu schützen, im Frühjahr 1866 den ersten Vorwand für die Truppenconcentrationen an der preußischen und sächsischen Grenze Oestreichs abgab. Das System Taaffe als solches ist wohl gerichtet, so daß es sich bald nur noch darum handeln kann, ob sein Urheber selbst geneigt ist, einem ganz entgegengesetzten Programm zu dienen, und ob die natürlichen Repräsentanten dieses letzteren geneigt sind, ihn als Mitarbeiter oder gar als Pfadfinder zu acceptiren. Von der nationalen „Versöhnung" kann man doch heute, nach dritthalb Jahren Taaffe'scher Administration, füglich nicht mehr reden, ohne ausgelacht zu werden. Wir meinen damit keineswegs blos die Kuchelbader Rohheiten, sondern fast mehr noch die Art, wie seitdem fortgearbeitet wird. Wagt es doch der czechische Stadtrath Prags, den deutschen städtischen Schulen aufzugeben: sie hätten in allen Concursausschreibungen für vacante Lehrerstellen ausdrücklich zu bemerken, daß die Can-

didaten mit gründlicher Kenntniß des Czechischen den Vorzug haben. Warum? weil sich in diesen Schulen auch Kinder „gewissenloser" czechischer Eltern befinden, die nichts darnach fragen, daß ihre Sprößlinge daselbst „geistig verkümmern und moralisch verlottern". Deshalb wird eine permanente Commission des Stadtrathes diese Verhältnisse „prüfen" und „aufs strengste" darüber wachen, daß für diese unglücklichen verwahrlosten Kinder eine „eigene Lehrabtheilung" an den betreffenden deutschen Schulen errichtet und ihnen der „ausgiebigste" Unterricht im Czechischen ertheilt werde. Gewisse Ungeheuerlichkeiten werden durch jeden Commentar nur abgeschwächt. Aber der Leser begreift einerseits, was eine „Versöhnung" auf solcher Basis für den Deutschböhmen heißen will, und andererseits, wie den Czechen im Unterrichtswesen der Utraquismus die Hauptsache ist, der alle Lehranstalten von der Volksschule bis zur Universität und wissenschaftlichen Instituten in ebenso viele Brutstätten der Czechisirung verwandelt. Die sprachliche Sonderung paßt ihnen durchaus nicht in den Kram.

Eine Politik, die solche Früchte zeitigt, kann nur noch in ganz anderer Tendenz fortbestehen, wenn sie sich als Ring in die große Kette einfügt, die sich jetzt um ganz Europa nördlich von den Alpen und östlich von den Vogesen mit dem ausgesprochenen Zwecke schlingt, den Liberalismus und den damit namentlich in Oestreich so innig zusammenhängenden Josephinismus auszurotten. Dies System nun wird allerdings in der Monarchie der Habsburger, seitdem der byzantinisch-centralistische Concordats- und Militär-Absolutismus rettungslos Bankerott gemacht, sich immer auf den Slavismus als seine Hauptsäule stützen müssen. Aber eine Ausbeutung der Czechen, wie Schwarzenberg und Windischgrätz sie vor drei Jahrzehnten in diesem Sinne betrieben, hat doch auch nicht einmal den Namen mehr gemein mit dem Versöhnungsprogramm, das den Amtsantritt Taaffes marquirte! Was letzteres anbetrifft, so liegt das Fiasco offen vor, nachdem es eine geradezu unerhörte Verhetzung der Nationalitäten hervorgerufen, die zu den ernstesten Bedenken für die Integrität der bewaffneten Macht und für den Bestand der socialen Ordnung geführt hat; ja, auch jene Einheit der Währung gefährlich bedroht, die der Monarch selbst noch bei dem Ausgleiche mit Ungarn vor drei Jahren als „Rühr-mich-nicht-an" proclamirte. Oder kann da noch ernsthaft von Einheit der Geldwirthschaft die Rede sein, nachdem an der Leitha der offene Finanzkrieg erklärt und das Reich in seinem Innern wie dem Auslande gegenüber vor ein Chaos gestellt worden ist, mit dem doch gerade Oestreich, in Erinnerung an die Kossuthnoten und den pecuniären Wirrwarr der ersten fünfziger Jahre, zu spielen sich doppelt hüten sollte. Dem Executivcomité der parlamentarischen Majorität zu Liebe wagt Dunajewski nicht, den kindischen, aber darum bei Leibe nicht harmlosen Sport mit den czechisch überstempelten neuen Zehnguldennoten zu stören und befiehlt ihre Annahme bei allen östreichischen Staatskassen, während sein Pester College dieselbe allen ungarischen Staatskassen verbietet. Pester Geschäftsleute remittiren also solche czechisirten Noten als unanbringlich nach Wien; die Börsenkammern von Dresden und Leipzig haben sie bereits in die Acht gethan, selbst in Böhmen weist das Brüxer Landesgericht als Depositenamt Zahlungen darin für Waisenfonds zurück. Die Bank erklärt als „autonomes" Institut kraft ihrer Statuten: die überschmierten Noten, wie alle anderen lädirten Noten, sei es vom Staate, sei es von Privaten, blos im Wege der Consignation anzunehmen, vorbehältlich des Abzuges, der von Fall zu Fall nach der Größe der Verletzung festgestellt wird. Sie vernichtet jede, bei ihren Kassen einlaufende verletzte Note und muß für den Neudruck ihren Actionären bereits 6000 fl. ins Debet bringen, da im Juni die Ziffer der eingehenden Noten mit czechischer Stampiglie „plati deset zlatyoh" — gültig für 10 fl. — bereits von 39,000 auf 95,000 gestiegen ist. Ein reclamebedürftiger Geschäftsmann in Prag weiß wohl nicht, welch furchtbarer Ernst hinter seinem taktlosen Witze steckt, für jede überstempelte Note Ein Procent Agio zu bewilligen! Aber haben östreichische Staatsmänner Ursache, ein Disagio verschiedener Geldzeichen der Monarchie gegeneinander aufkommen zu lassen? oder läßt sich die Situation kräftiger kennzeichnen, als dadurch, daß der Generalrath der Bank bei Tisza, Szapary und bei Szlavy, dem Reichsfinanzminister, der nun die Emission der neuen Fünfer-Noten beschleunigen wird, ehe Dunajewski mit neuen Projecten wegen Ausgabe polyglotter Noten vorrückt, Schutz für die Einheit der Noten und der Währung gegen eine föderalistische Regierung der Erblande suchen muß?

Walter Rogge.

Martin Luther und die neueste päpstliche Encyklika.

Die vorliegenden Zeilen beschäftigen sich mit der katholischen, jetzt auch wieder in der neuesten Encyklika des Papstes Leo XIII. aufgestellten Behauptung, daß die Führer der Reformation die weltliche wie die kirchliche Gewalt bekämpft haben. Zur Erläuterung von Luthers Auftreten werden wir zugleich die von römischer Seite öfters aufgestellte Ansicht untersuchen, daß die vor einigen Jahren vollzogene Absonderung einiger Katholiken vom Papstthum eine Wiederholung der protestantischen Reformation ist, und daneben die Berechtigung derjenigen preußischen Abgeordneten prüfen, welchen jene der Oberherrschaft Roms entrissenen Katholiken als Bahnbrecher für die religiöse Bekenntnißfreiheit gelten. In allen drei Punkten handelt es sich um die Eroberung der öffentlich anerkannten Glaubensfreiheit.

Für die Erörterung dieser Frage kommt es vor Allem darauf an, ob das Individuum, welches nach solcher Freiheit verlangt, sich ganz einzeln der Welt oder irgend einer Kirche entgegenwirft. Es fragt sich, wie kommt es zu diesem Gegensatz? Was für Interessen werden von ihm vertreten? Warum übernimmt es einen Kampf, der sowohl ihm selbst, wie für die Ordnung, die es bestreitet, Gefahren bringen kann? Steht es ganz kahl da? Oder ist es mit der Organisation, die es sich durch sein Auftreten zum Feinde macht, innerlich verwickelt und dadurch sein Kampf berechtigt?

Nun, — nach dem Zeugniß der Geschichte, soweit sie von großen Umwendungen der öffentlichen Ordnung und Ueberzeugungen berichtet, stellt der Einzelne, der Neuerer, das Bestehende auf die Probe, ob es seiner Anregung entgegenkommt, für sie empfänglich ist, ihm beistimmt und sich ihm ergibt. Worauf gründet er aber eine so hoch gespannte Forderung? Doch nur auf die Thatsache, daß er es nicht nur mit einem nackten Feind, sondern mit einem Verwandten zu thun hat, der sich mit denselben Fragen, die ihm keine Ruhe lassen, beschäftigt und ihnen nur nicht mit der gleichen Entschiedenheit, mit der er die Lösung des Problems betreibt, zu Leibe gegangen ist. Sein Gegner ist in diesem Falle nicht die Person, der geistliche Oberherr und dessen weit verbreitetes Reich mit den vielen Mitteln der Gegenwehr, Unterdrückung und Verurtheilung an Leib und Seele, sondern der Ruhepunkt, auf dem der mächtige kirchliche Regent sammt seinen Vorgängern stehen geblieben sind und sie Alle die Keime der Entwicklung verdorren lassen wollten.

Der Eine, der sich zum Aufstand erhebt, schöpft den Muth zu seiner Störung jenes Ruhepunktes aus der Gewißheit, daß er alles Verwandte in der bisherigen Reihe der geschichtlichen Stadien tiefer und umfassender als seine ganze Umgebung concentrirt und in sich selber erlebt, aber auch Kraft dieser Concentration das Ziel erfaßt hat, auf welches jene Entwickelung trotz der störenden Eingriffe der Sucht nach Ruhe und Hemmung gerichtet war.

Er ist darauf gefaßt, weiß es vorher, daß seine Entdeckung und persönliche Erfahrung die Forschung in Verruf bringen und die kirchlichen und weltlichen Häupter zu dem Vorwurf berechtigen wird, er sei ein Gegner des Glaubens, der Ueberlieferung und aller Autorität. Trotz dieser Aussicht, ja Gewißheit läßt er es auf den Kampf ankommen und vertraut darauf, daß er die gefährliche Probe bestehen und die neue Welt seines Innern auch gegen seine Widersacher im Völkerleben ins Dasein rufen wird.

*

Das ist das gewöhnliche Schicksal der Neuerer, wie es im Laufe der Geschichte erscheint. Sie bereiten sich selbst ihr Loos, mag es ihnen Erfolg oder den Untergang mit sich bringen und einem späteren innerlich Reicherem und Muthigerem den Triumph vorbehalten. Fassen wir nun diejenigen ins Auge, die vom Arm des Staates in das Land der Freiheit getragen wurden.

Ein halbofficieller Aufsatz der Wochenschrift „Im neuen Reich" erläuterte Ende des Januar 1873 die Absicht der preußischen Regierung und ihrer damaligen kirchenpolitischen Vorlagen dahin, daß das System, welches sie innerhalb des römischen Kirchenverbandes in den preußischen Landen durchführen wollte, kurzweg als „die kirchliche Freiheit des Individuums" charakterisirt werden kann. Demnach wird der Staat der kirchlichen und „despotischen Alleinherrschaft eines einzelnen, jetzt mit göttlichen Attributen geschmückten Menschen" die Freiheit des Bürgers entgegenstellen. „Auf dogmatischem Gebiet will der Staat diese (römische) Corporation nach Belieben schalten und walten lassen, aber jedem Bürger die Gelegenheit geben, sich der kirchlichen Genossenschaft zu entziehen, ohne daß seine bürgerliche Rechtssphäre dadurch beeinträchtigt wird." Gleichzeitig begrüßte Herr Virchow in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 30. Januar 1873 dieselben kirchlichpolitischen Vorlagen als den Beginn der neuen Aera der „Gemeindefreiheit und der wirklichen religiösen Freiheit des Individuums". „Wir wollen das natürliche Recht der Gemeinde gründen ohne die Bischöfe und ohne Rom," rief er in der Sitzung vom 24. November 1877.

Sobald aber die wenigen Geistlichen und sonstigen von Rom abhängigen Beamten, die dem Ruf der Regierung folgten, sich kurzweg ihrer bürgerlichen Rechte gegen Papst und Bischof bedienten, so ruhte auch von selbst auf ihnen die päpstliche Excommunication. Das war ein kurzer Proceß, und auf dieses schleunige Verfahren zwischen Befreiung und Verurtheilung beschränkte sich seit dem Jahre 1873 bis zum heutigen Tage die Lebensgeschichte dieser Gemeindefreiheit. Das Reich der Freiheit und des Glaubens hat in dem kurzen Zwiegespräch zwischen Rom und den freigewordenen Individuen keine Bereicherung erfahren. Die Regierung hat die römische Corporation „auf dogmatischem Gebiet unbehelligt gelassen" und die freien Gemeinden haben die Ruhe desselben Gebiets nicht gestört. Die Neuerung war eine bloße Titelfrage, sofern die Reformer sich nicht mehr Diener des römischen Pontifex nannten.

Die ganze, nun achtjährige Geschichte, von deren gewaltigem Verlauf Virchow die Geburt eines neuen kirchlichen Gemeindelebens erwartete, bestand in einer einförmigen Selbsttäuschung. Die wenigen Emancipirten verließen sich darauf, daß die Regierung gegen Rom eine deutsche Nationalkirche als Rückhalt für das Wagniß der paar muthigen und entschlossenen Vorläufer ins Leben rufen würde; die Regierung rechnete auf das Wachsthum der individuellen Freiheitsregungen zu einer großen, neuen nationalen Gemeinde. Keine dieser beiden Erwartungen ging in Erfüllung.

Luthern dagegen hatte kein Staatsgesetz von dem Gehorsam gegen die Bischöfe und gegen die Bullen des Papstes losgesprochen und zum Kampf gegen die römische Obermacht autorisirt. Durch seine officielle Stellung, dazu noch vom Mönchsgelübde gebunden, als Doctor der Theologie auf die kirchliche Autorisation der Universität bestallt, befand er sich mit den bedeutendsten Richtungen seiner Zeit im intimsten Zusammenhange und fühlte er die Verwandtschaft seines Denkens und Fühlens mit denselben. Gerade aus dieser Verwandtschaft zog er jedoch sein Recht zum Krieg.

Asketismus, Werkthätigkeit hatte er wie irgend Einer in der ersten Zeit seines Klosterlebens gesteigert und mit ihrer Hülfe nach dem Ruhme menschlicher Vollkommenheit gerungen. Die Bilder der Heldenhaftigkeit, mit denen ihn während jener Zeit die Dichtungen und Historien der alten Autoren entzückten, hatten ihn für eine gleiche Virtuosität der Persönlichkeit begeistert. Er hatte sich in die Speculationen der Scholastiker vertieft und aus den Philosophemen der griechischen Denker die Kraft des natürlichen Lichts geschöpft, um sich das Universum zu erhellen und die Einheit von dessen Triebwerk zu erfassen. Alle diese Entzückungen überwand er jedoch schon in der Klosterzelle als Anfechtungen und Versuchungen und im Kampf mit denselben gewann und stärkte er sein wahres Ich. Die Lebhaftigkeit und Sicherheit, mit der er sich von seinem ersten öffentlichen Auftreten an (im Jahre 1517) gegen die Selbstherrlichkeit des Menschen erhob, erklärt sich zum Theil aus der Erinnerung an die Erschütterungen, in denen er seinen neuen Menschen dem Zauber dieser Welt und ihrer Weisheit abgerungen hatte.

Im Jahre 1516 war er in sich selbst fertig geworden; seine Briefe aus dieser Zeit kündigen seine Entwickelung zu voller Mannhaftigkeit an. Laut seinem Brief vom 8. Februar 1516 an Lange brennt er vor Begier, „den Komödianten Aristoteles, welcher die Kirche mit seiner griechischen Larve unsäglich geäfft hatte, recht Vielen in seiner wahren Gestalt zu zeigen," — er fühlt die Kraft in sich, in die Scholastik und in die Macht des Herkommens den Brand zu werfen und der Verzauberung, die Aristoteles über die geschicktesten Leute geübt habe, ein Ende zu machen.

Es war ihm zu wenig, daß verwandte Geister, die Freunde der „guten Wissenschaften", den Scholasticismus wegen seines Formelwesens verspotteten und ihn am Ende doch nur beweglicher und brauchbarer machten. Er wollte den ganzen Wald der Formeln lichten und das Ursprüngliche, den Glauben, aus dem Gewebe der Schlingpflanzen, in dem sie ihn erstickten, wieder herausziehen.

Etwas Aehnliches haben wir erlebt, als Schelling und Hegel Kunst, Religion und Philosophie in den Zug eines einförmigen Weltwesens warfen, im Strom als Metamorphosen desselben und als ineinander verschwimmende Inseln auftauchen ließen und keiner dieser Offenbarungen erlaubten, in ihrer Eigenthümlichkeit sich zur Geltung zu bringen. Diese Philosophen wollten die Religion ebenso retten, wie die Scholastiker des Mittelalters, um die Kirche gegen Widerspruch und Zweifel zu sichern, die Glaubensformeln in die Bande der Aristotelischen Dialektik schlugen.

Unter den verwandten Geistern, denen Luther die Aufgabe stellte, ihre Arbeit als unzulänglich aufzugeben und in eine neue Welt zu treten, war ihm Erasmus nicht der verwandteste, aber mit dem Umfang seiner Bestrebungen, wegen der Gleichheit der Themas und als Meister des deutschen Humanismus, stand er ihm am nächsten. Um so mehr fühlte er den Gegensatz ihrer Geister, um so peinlicher war für Erasmus die Forderung, dem Neuerer die Arbeit eines langen Lebens zu opfern oder es auf einen Kampf ankommen zu lassen, in welchem sein Ansehen bei allen Großen Europas auf dem Spiele und der wissenschaftliche Werth seiner Leistungen in Frage stand.

In den Briefen jenes Entscheidungsjahres spricht Luther seine brennende Bekümmerniß darüber aus, daß diejenigen der verwandten Geister, die aus allen Kräften nach Gerechtigkeit streben, über die wahre Gerechtigkeit vor Gott noch in tiefster Unkunde leben. Auch er, schreibt er den 7. April 1516 an den Augustiner Spenlein, hätte sich einst in diesem Irrthum befunden und kämpfe noch dagegen. Nach dem Briefe an Spalatin vom 19. October desselben Jahres macht ihm des Erasmus Auslegung der paulinischen Lehre von der Werkgerechtigkeit „zu schaffen".

Für Erasmus war die Bibel ein Bilderbuch, das man wie die poetischen Fabeln der Heiden allegorisch, durch die Ausscheidung des innern Sinnes aus der Hülle der Bilder, erklären müsse. In seinem „Handbuch für den christlichen Krieger" (vom Jahre 1501) führt er von der „dicken Religiosität", vom Körper der Sacramente, von den todten Reliquien zu den geistigen Mysterien in der eigenen Brust, vom „Aberglauben der elenden Ceremonien zur Innerlichkeit des Gottesdienstes". Aber die Kluft zwischen beiden Männern war die große Thatsache, daß Erasmus die paulinische Verurtheilung des Gesetzes der Werke nur auf die Knechtschaft des Ceremoniendienstes, der sinnlichen Bilder und Symbole von geistigen Uebungen beschränkte,

während Luther im paulinischen Sinne alle Werkthätigkeit des Gesetzes, nicht nur die Ceremonialübung für ein äußerliches auf den Anschein und auf Selbstgefälligkeit hinausgehendes Gethue hielt. Er wollte einen neuen Menschen, einen neuen Glauben, eine erneute Welt.

Es war eine große Action, als er am 25. September 1516, obwohl nicht Dekan, bei der Promotion und Disputation eines seiner Schüler ausnahmsweise den Vorsitz führte. Die Thesen waren aus seinen Vorlesungen genommen; er selbst hatte sie durch weitere Ausführungen erläutert. Einer dieser Sätze lautete: „Da nach Christi Ausspruch dem Gläubigen Alles möglich ist, so ist es abergläubisch, dem Menschenwillen und andern Heiligen (außer Christo) einen Beistand zuzuschreiben." In diesem Satze liegt schon seine Verwerfung der Seelenmesse für die Seelen im Fegefeuer, die doch von der Intervention des Sacraments nichts wissen, und sein Sieg über das opus operatum, welches der Priester am Altar in dem Opfer Christi Gott darbringt, während doch Christus diese Gabe des Sacraments vielmehr dem Glauben und dem gläubigen Genuß vermacht hat. „Fällt aber die Messe," schreibt Luther später dem König Heinrich VIII. von England, „so fällt mit ihr auch das Papstthum."

Papst Leo XIII. wird demnach ermessen, welchen geringen Eindruck der Satz seiner neuesten Encyklika, „daß Luther die kirchliche Gewalt durch neue Lehren von Grund aus bekämpft" hat, auf Protestanten und Kenner des Luther'schen Werkes machen wird.

Die protestantischen Theologen haben sich angestrengt, den Glauben, wie ihn Luther an die Stelle des Gehorsams gegen die kirchliche Autorität setzte, möglichst eng mit dem Innern des Menschen in Verbindung zu bringen. Der philosophisch gebildete Meister der Tübinger Schule, Chr. Ferd. Baur, bemüht sich, in dieser Beziehung das Aeußerste zu leisten. Er glaubt im Sinne des Protestantismus zu sprechen, wenn er den Glauben als eine vom „einseitigen Interesse des dialektisch reflectirenden und argumentirenden Verstandes unabhängige Sache des Herzens" erklärt, in dem es sich um das „lebendigste Interesse des ganzen seiner selbst bewußten Menschen" handelt. Um die Sache noch inniger zu fassen, sagt er, der „Glaube im protestantischen Sinne gehe aus dem unmittelbarsten religiösen Interesse des Menschen, aus seinem tiefsten Bedürfnisse hervor, sich mit Gott Eins oder versöhnt zu wissen". In demselben Athemzuge steigt er noch tiefer in den eigentlichen Sitz des Geheimnisses und entdeckt im Glauben „das innerste Bewußtsein des Geistes von seiner Endlichkeit und Bedürftigkeit, während es gleichwohl zu seinem Wesen gehört, in seiner Endlichkeit zugleich unendlich zu sein".

Alle diese philosophische Formalität ist aber noch nicht „innerlich" genug. Ein und derselbe Act des Menschen ist es vielmehr, daß er seine Selbstischkeit und Unfreiheit als unendlich und die Ueberwindung derselben in seiner Freiheit und Unendlichkeit erkennt. Von einem „gleichwohl" und „zugleich" kann hier nicht die Rede sein. Die Unfreiheit und Natürlichkeit des Selbstischen kann nur im Lichte der Freiheit und Unendlichkeit offenbar werden und die Sonne der Freiheit steigt im Brande des natürlichen Selbstes auf.

Luthers Glaube ist ein Schöpfungsact, ein Urheber der Unendlichkeit des Geistes und stößt die Attentate zurück, die ihm seinen Werth beschränken oder verschaffen wollen. Ablaß, kirchliche Ceremonien, das opus operatum der Messen, — „aller dieser äußerlichen Dinge", schreibt Luther in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen (1520), „reicht keins bis an die Seelen, sie zu befreien oder fahen, frumm oder böse zu machen".

Nehmen wir dazu noch seine im Studium der lateinischen Dichter und Historiker für ausdrucksvolle Diction, Sicherheit und Besonnenheit der Darstellung, Erhabenheit nnd Natürlichkeit der Antithesen gebildete deutsche Sprache, so können wir von ihm sagen, daß er, der erregteste, umfassendste und ursprünglichste Geist seiner Zeit, für die Reproduction des Glaubens im Material der Sprache vollbracht hat, was nach ihm die holländische Malerei im Glanz der Farbe mit ihrer Darstellung der gütigen Theilnahme im Auge und Antlitz einfacher Menschen nach den immer noch starren und unbelebten Madonnen- und Heiligen-Gesichtern der Italiener leistete und zuletzt Sebastian Bach ausführte, als er die Gnade des Evangeliums in Tönen sang.

Den Krieg, als dessen Schürer und Urheber Leo XIII. Luthern anklagt, — ihn hat er, wie seine frühen Briefe an Spalatin beweisen, bereits gesehen, als er die Forschung auf den Universitäten in Gang brachte, die Studien erneuerte, den Bund zwischen Aristoteles und der Theologie zerriß und den Glauben mit den Waffen der Schrift und Vernunft aus der römischen Formelwelt befreite; er wußte, daß die weltlichen und geistlichen Gewalten in seiner Neuerung den Aufruf zu einem Vernichtungskampf gegen ihn sehen würden. Aber, obwohl er allein stand und darauf gefaßt war, daß auch die verwandten Kreise der Humanisten, Erasmus obenan, sich zuletzt wieder mit den Vertheidigern der alten Satzungen gegen ihn verbinden würden, so sah er doch der Prüfung um des Evangeliums willen unerschrocken entgegen.

Wie er in jenem wichtigen Jahre 1516 seinen Freunden aus der Fülle seiner Erfahrungen einzelne Hauptpunkte mittheilte, und sie auf die Probe stellte, ob sie, was er am Ende doch nur allein leisten konnte, die Folgerungen ziehen wollten, so trat er auch vor Papst und Kaiser und stellte ihnen die Frage, ob sie für seine Neuerung einen Platz in ihrer weiten Welt hätten.

In seinem Schreiben an den Papst Leo X. vom 6. April 1520 meldet er demselben, daß er sich „durch die Wuth der päpstlichen Schmeichler gezwungen gesehen habe, ohne Scheu vor dem entgegengesetzten unberechtigten Verbot seiner Vorgänger Pius und Julius an ein künftiges Concil zu appelliren", läßt es aber auf die Probe ankommen, ob der Pontifex sich von ihm „aus der Löwengrube und dem Abgrund, in den die römische Curie versunken sei, retten lassen wolle".

Sein gleich würdig und groß gefaßtes Schreiben an Kaiser Karl V. vom 15. Januar 1520 geht von der Voraussetzung aus, sein Wagniß, daß er, „von der niedrigsten und geringsten Art, den Herrn der Herrscher auf Erden anspricht, werde den nicht wundern, der die Größe der Sache betrachtet, daß es sich um die Vertheidigung der evangelischen Wahrheit gegen die verderblichen Meinungen menschlicher Ueberlieferung handelt". Auch gegenüber dem Kaiser läßt er es auf die Probe ankommen, ob der mächtige Herrscher mit der Gewährnng freien Wortes und Wettstreites, bis er in der Rechenschaftsverhandlung als Sieger hervorgeht oder als überwunden unterliegt, seine Regierung schmücken und das Andenken seines Jahrhunderts für die Nachkommen unsterblich machen wolle.

Nun aber die Schuld, daß weder Kaiser noch Papst sich retten oder ihr Andenken verewigen wollten und auf den Krieg losgingen, den Luther von Anfang voraussah, letzterem allein aufbürden, ist ein Unternehmen, welches jeder Protestant oder Kenner der Geschichte für ebenso unnütz und überflüssig, wie verfehlt halten wird. Es ist ein opus operatum des jetzigen Pontifex, gegen welches sich höchstens schwache Protestanten und Geschichtskenner ereifern können.

B. Bauer.

Russische Stimmen über die Einführung eines internationalen Kriegscodex.

Die in der „Gegenwart" ausführlich mitgetheilte Correspondenz zwischen Moltke und Bluntschli über den von dem Institut de droit international kürzlich veröffentlichten Entwurf eines internationalen Kriegscodex hat die allgemeine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch genommen. Sehr bemerkenswerth ist es, daß die von dem berühmten deutschen Strategen vertretene Ansicht, daß ein solches Kriegsrecht in der Praxis sich nicht bewähren würde, auch in militärischen Kreisen auf Wider-

spruch gestoßen ist. Das neueste Heft der in Gent erscheinenden Revue de droit international veröffentlicht ein Schreiben, welches von dem Herzog Nikolaus von Leuchtenberg, der in der russischen Armee eine hohe Stellung bekleidet, an ein Mitglied des völkerrechtlichen Instituts, den Staatsrath und Professor des öffentlichen Rechts an der Universität St. Petersburg v. Martens gerichtet worden ist. Es heißt in diesem Schreiben: „Ich bin entschieden der Meinung, daß die heutige Civilisation sich vollständig auf der Höhe der humanen Principien befindet, welche das von dem völkerrechtlichen Institute entworfene kriegsrechtliche Manuel in die Praxis einführen will. Die Verwirklichung dieser Principien hängt ausschließlich von den militärischen Chefs ab, von ihrer sittlichen Bildung, von ihrer Vertrautheit mit der Gesetzgebung und den Anforderungen, welche die Führung eines hohen Commandos an sie stellt. Die Ausnahmefälle, welche Abweichungen von den Vorschlägen des in Rede stehenden kriegsrechtlichen Codex rechtfertigen könnten, sind sehr selten, wenn sie überhaupt vorhanden sind."

Der Herzog fährt fort, daß er während des letzten Krieges gegen die Türkei sich in einer ganz exceptionellen Stellung befunden habe, die besonders geeignet gewesen sei, die Grundsätze der militärischen Disciplin, der Humanität und Gerechtigkeit auf die Probe zu stellen. Er bedauert, daß das Manuel des völkerrechtlichen Instituts nicht damals bereits in Wirksamkeit gewesen sei. Bei dem ersten Uebergange über den Balkan habe er unter dem General Gourko die gesammte Kavallerie commandirt und sei später zu Eski-Zagra Commandant der Avantgarde gewesen. Ohne Verbindung mit dem Gros der Armee und ohne Vorräthe seien seine Truppen genöthigt gewesen von den Hülfsquellen des Landes zu leben, welches seit Beginn der Occupation sich im Zustande der vollständigsten Anarchie befunden habe. Seine Armee sei nach allen Richtungen von Mord, Brandstiftung und Raub umgeben gewesen, und durch Verstümmlung der Verwundeten seitens der türkischen Truppen sei dieselbe in große Erbitterung versetzt worden. Gleichwohl sei es ihm gelungen die Disciplin aufrecht zu erhalten. Nur zwei Räubereien seien von seinen Soldaten begangen und diese seien gebührend bestraft worden. Auch Verletzungen des Kriegsrechts und der Humanität seitens des Feindes könnten nicht berechtigen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der wesentliche Fehler liege zur Zeit darin, daß die große Mehrzahl der militärischen Befehlshaber das heutige Kriegsvölkerrecht nicht kenne, und daß dessen Vorschriften überhaupt nicht für sie verbindlich seien. — Der Herzog meint daher, die Befürchtung Moltkes sei unbegründet, daß ein allgemeines codificirtes Kriegsrecht sich in der Praxis nicht bewähren sollte. Er ist vielmehr überzeugt, daß dadurch die Kriegführung viel von ihren Schrecken verlieren werde und schließt mit den Worten: „Möchte Rußland den Anfang machen. Wenn es den Entwurf des völkerrechtlichen Instituts annehmen und dessen Vorschriften für sich als verbindlich erklären würde, gäbe es der civilisirten Welt ein gutes Beispiel. Ich wünsche dies meinem Vaterlande aufrichtig."

Die internationale Revue veröffentlicht auch das an den Herzog von Leuchtenberg gerichtete Antwortschreiben von Martens, welches sich in voller Anerkennung der großen Autorität des deutschen Strategen mit einer eingehenderen Widerlegung der von Moltke aufgestellten Grundsätze beschäftigt. Dieser hatte den Gedanken ausgesprochen, daß nur die Sitte im Stande sei die Kriegführung zu veredeln, daß aber jede Regierung zwei Mittel besitze, um Excesse zu verhindern: eine strenge Disciplin und ein wohlgeordnetes Verpflegungswesen. Martens erwiedert hierauf: „Sitten und Gewohnheiten begründen nur eine gleichmäßige Handlungsweise. Diese selbst aber hängt ab von dem geistigen und sittlichen Bildungsgrade einer Nation, von ihren geschichtlichen Traditionen, ihren Fehlern und Fähigkeiten. — Die Sitten bilden und verändern die Gewohnheiten und Gebräuche, in ihnen findet das Rechtsbewußtsein seine erste und vorzugsweise Quelle. Die Sitten sind das lebendige Gesetz der Völker, und gute Sitten erzeugen, wie Beccaria sagt, gute Gesetze. Wenn aber die Sitten dahin führen sollen, rohe Kriegsgebräuche zu mildern, so müssen sie geläutert, genau festgestellt und zu Gesetzen formulirt werden. Die Geschichte der Civilisation ist die Geschichte der Bestrebungen, welche von den Menschen gemacht worden sind, um ihre Beziehungen zu einander zu ordnen, ihre Gewohnheiten, Gebräuche und Sitten in der Form geschriebener Gesetze fest zu regeln. — — — Der Unterschied zwischen diesen beiden Auffassungen ist folgender: Graf Moltke wünscht die bestehenden Gewohnheiten und Gebräuche nicht durch Codification zu fixiren, weil er den militärischen Autoritäten eine unbedingte Freiheit des Handelns sichern will; die Juristen dagegen haben den Beruf, sich zu bemühen die nothwendigen Formeln aufzufinden für die Beziehungen der Nationen in Kriegszeiten. — — — Eine solche Abneigung gegen die Codificirung der Kriegsgebräuche dürfte unvereinbar sein mit der Ueberzeugung, daß eine strenge Disciplin das geeignetste Mittel ist, die Leiden des Krieges zu mildern. — Die Disciplin wird um so fester und wirksamer sein, jemehr eine Armee von dem Bewußtsein durchdrungen wird, daß es die Autorität des Gesetzes ist, welche Allen, vom höchsten Befehlshaber bis zum niedrigsten Soldaten, unbedingten Gehorsam auferlegt. — Die Disciplin verlangt, daß jedes Glied einer Armee weiß, welche Rechte und welche Pflichten ihm im Kriege und im Frieden zustehen. Die Gesetze und Gewohnheiten des Kriegs nehmen darunter die erste Stelle ein, und die sorgfältige Beobachtung derselben sichert die militärische Disciplin, die Ehre und das Interesse der Armee. Die Armee muß nicht blos ihre Rechte, sondern auch ihre Pflichten kennen. Nur wo ein Pflichtbewußtsein vorhanden ist, gibt es Rechte." Martens schließt mit der Bemerkung, daß er, seiner abweichenden Ansichten ungeachtet, das Schreiben von Moltke für ein im hohen Grade gewichtiges und lehrreiches Document hält.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit noch auf den ferneren interessanten Inhalt des neuesten Heftes der Genter Revue, welche bekanntlich das Organ des internationalen Instituts ist, kurz aufmerksam machen. Dasselbe enthält noch einen Aufsatz des bekannten griechischen Publicisten Saripolos über die griechische Frage. Diese in entschieden griechisch-patriotischem Sinne abgefaßte Arbeit wird von Arntz, Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Brüssel, sehr gründlich beantwortet. Arntz verfolgt mit großer Schärfe die rechtliche Entwicklung dieser Frage seit dem Berliner Congresse. Es folgt ein Aufsatz von Geßner: Les tribunaux des prises et leur réforme und ein anderer von Eugen van der Rest: L'union monitaire latine, son origine et ses phases diverses. L. Geßner.

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow.

Von Theodor Fontane.

2. Am Schermützel.

Nur von dem höchsten Punkte der „Schönen Aussicht" aus hatten wir den See vor Augen gehabt, als wir nun aber, am Hügelabhange hin, ihm direkt zufuhren, verschwand er wieder und überließ mich auf eine halbe Stunde nicht nur dem mahlenden Sande, sondern auch allerhand philosophischen Betrachtungen, in denen Moll so stark war. Er sprach unter anderm eingehend über das Glücksrad und den Wechsel aller Dinge, wovon auch der Schermützel, übrigens zu seinem und der Anwohner Vortheil, ein Lied zu singen wisse. Jetzt bring er zum Beispiel 2000 Thaler Pacht und werd' es bald noch höher bringen, um die Zeit aber als die Franzosen im Lande gewesen seien, sei der ganze See, der damals dem Fiskus gehört, um die Summe von 2000 Thaler an einen Meistbietenden verkauft worden. Und noch dazu wie? Der Meistbietende sei nämlich ein Herr von Löschebrand auf Saarow gewesen (nicht der alte Rittmeister, der jetzt auf dem Reichenwalder Kirchhof liege, sondern sein Vater oder Großvater), ein pfiffiger alter Junker, der sich denn auch einen richtigen Junker-Spaß gemacht und die ganzen 2000 Thaler in lauter ihm selber aufgezwungenen Bons und Lieferungs-

scheinen ausgezahlt habe. Natürlich seien die Scheine von dem Beamten untersucht und nachgezählt worden, und als sich bei der Gelegenheit ergeben, daß es nur 1998 Thaler seien, habe der alte Saarowsche mit einem Gesicht, als ob es ihm nicht drauf ankomme, noch zwei blanke Thaler zugelegt und dabei herzlich gelacht. Und so sei denn der ganze See damals für den tausendsten Theil von dem was er jetzt Pacht bringe, verkauft worden.

Unter solchem Geplauder waren wir, immer noch am Hügelabhange, bis an ein halb pavillon- halb tempelartiges und zugleich völlig einsames Gebäude gekommen, das zwischen Kiefern und Laubholz hindurch auf den hier plötzlich wieder sichtbar werdenden See sah. Ich erfuhr, daß ein Herr von Bonseri dies Mausoleum (denn ein solches war es) errichtet habe, war aber unaufmerksam auf alles Weitre, weil die Schönheit des Schermützel und seiner Dörfer mich ausschließlich zu fesseln begann. Das nach rechts hin gelegene mußte Saarow sein. Ich erkannte deutlich das hohe rothe Herrenhaus-Dach, das über die Wirthschaftsgebäude wegragte, während ihm gegenüber, alles Pappelgestrüpps unerachtet, der kleine Pieskower Kirchthurm immer deutlicher hervortrat.

Beide Dörfer lockten mich, das eine wie das andere, da das Fuhrwerk aber geschont werden mußte, so berieth ich mit Moll und proponirte, daß er mit den Pferden unmittelbar auf das an unsrer eigentlichen Reise-Linie gelegene Pieskow fahren solle, während ich meinerseits erst nach Saarow marschiren und von dort aus in einem kleinen „Seelenverkäufer" über den See herüberkommen wolle. Das fand denn auch seine Zustimmung, wie jede den Weg kürzende Proposition, und während er sofort auf einem Schlängelwege bergab und auf die linke Schermützel-Seite zufuhr, hielt ich mich rechts, um auf einem am See hinlaufenden Wiesenpfade bis an den Fahrdamm und demnächst auf die große Saarower Dorfstraße zu kommen.

Es war ein wundervoller Weg; über dem blauen Wasser wölbte sich der blauere Himmel und zwischen den spärlichen Binsen, die das Ufer hier einfaßten, hing ein eben so spärlicher Schaum, der in dem scharfen Ostwinde beständig hin und her zitterte. Holz und Borkestücke lagen über den Weg hin zerstreut, andre dagegen tanzten noch auf dem flimmernden See, der im Uebrigen, all diesem Flimmern und Schimmern zum Trotz, einen tiefen Ernst und nur Einsamkeit und Stille zeigte. Nirgends ein Fischerboot, das Netze zog oder Reusen steckte, ja kaum ein Vogel, der über die Fläche hinflog. Oft hielt ich an, um zu horchen, aber die Stille blieb und ich hörte nichts als den Windzug in den Binsen und das leise Klatschen der Wellen.

Und endlich auch die Schläge, die vom Pieskower Thurm her zu mir herüber klangen. Ich zählte zwölf, es war also Mittag, und ehe der letzte noch ausgesummt hatte, war ich auch schon bis an die Stelle heran, wo mein Fußweg in die vorerwähnte Saarower Dorfgasse mündete.

Dicht am Eingange saß ein Mütterchen auf einem Strauch- und Reisigbündel, das sie sich aus der Heide geholt, und grüßte mich. Alte Weiber sollen kein Glück bringen, aber wenn sie freundlich sind und einem einen Guten-Tag bieten, so hat es mit der ganzen Jägerweisheit nicht viel auf sich. Und so blieb ich denn auch stehen und sagte: „Na Mutterchen, is wohl ein bischen schwer? Und die Sonne sticht heut so. Sie müssen die Kinder in den Wald schicken. Oder haben Sie keine?"

„Woll, Kinner hebb ick, un Enkelkinner ook. Awers se wulln joa nich. Un se künn' ook nich. Se möten joa all in de School."

„Ja, ja. Alles muß in die Schule. Haben Sie denn auch 'ne Kirche in Saarow?"

„Nei. Wi möten nach Reichenwald."

„Richtig. Ich erinnre mich. Das ist da, wo sie den alten Rittmeister begraben haben. Haben Sie den noch gekannt?"

„O wat wihr ick nich? He wihr joa so in mine Joahr. Woll hebb ick em kennt."

„Und wie war er denn?"

„Na, he wihr joa so wiet janz goot. Bloot man en beeten schnaaksch un wunnerlich, un ook woll en beeten to fihr för de Fruenslüd. Awers nu is he joa dod."

„Und hat wohl ein Denkmal? Ich meine so was von Stein oder Eisen. Eine Figur oder einen Engel mit 'nem Spruch oder Gesangbuchvers."

„Ne. För so wat wihr he nich."

„Und is sonst noch was in Saarow zu sehn?"

„Ick glöw nich. Veel is hier nich in Saarow. En nijen Koh-Stall . . ."

„Aber drüben in Pieskow?"

„Joa in Pieskow. O woll, versteiht sich. In Pieskow da möt wat sinn."

„Na, dann werd' ich mal sehn. Ich dank' auch schön, Mutterchen." Und damit ging ich weiter in das Dorf hinein.

Wirklich in Saarow war nicht viel, und als ich mich genugsam davon überzeugt hatte, hielt ich mich auf den See zu, wo nach meiner Meinung eine Fähre sein mußte. Nach einigem Suchen sah ich ein angeketteltes Boot liegen, und dicht daneben ein Häuschen, an das drei, vier Ruder angelehnt waren. Also hier war es muthmaßlich. Ich trat denn auch ein und fand eine Frau, die sich, auf eine Stuhllehne gestützt, von hinten her über ihren etwa zwölfjährigen Jungen bog und ein Exempel mit ihm rechnete, das diesem blutsauer zu werden schien. Als ich ihr mein Anliegen vorgetragen hatte, sagte sie kurz aber nicht unfreundlich „sie habe nur den Jungen zu Haus, ob ich mit dem fahren wolle?"

„Gewiß."

Und so stieg ich denn ins Boot und setzte mich so, daß ich dem Jungen, der rückwärts saß, grad' in die Augen sah. Als wir schon abstießen, kam auch noch seine jüngere Schwester, nahm rasch ein zweites Ruder und setzte sich neben ihn. Ich sah bald, daß der Junge seiner Sache vollkommen sicher war und den Schermützel ohne sonderliche Mühe bezwingen würde, trotzdem uns der Wind entgegenwehte.

Dieser, anstatt stärker zu werden, wurde schwächer, aber je mehr er sich legte, desto blendender wurde die Sonne, so daß ich im Sonnenlicht, das überall hinflimmerte, bald nichts weiter sah als das Eingreifen der Ruder und die klugen und energischen Köpfe der beiden Kinder. Es entging ihnen auch nicht, daß sie mir gefielen, aber ich sagte nichts, und wir waren schon bis über die Mitte des Sees, als ich endlich fragte:

„Wie tief ist denn eigentlich Euer See?"

„Na, wie uns' Huus."

„O, mihr, mihr," flüsterte die Schwester.

„Und könnt' ihr denn auch schwimmen? Oder Du wenigstens?"

„Nei."

„Ja, da kannst Du ja mal ertrinken."

„O, ick wihr doch nich."

„Nu nimm mal an, wenn euer Boot umkippt."

„Uns' Boot kippt nich."

Und dabei sahen sie sich an und kicherten und ruderten weiter.

Eine Weile verging so, während der Junge nachzusinnen schien, was nun er wohl zur Unterhaltung beisteuern könne. Dann sah er mit eins in die Höh und sagte: „Dat 's 'ne Möw'."

„Freilich. Ich kenne Möven. Aber woher kennst Du sie? Sie sind ja nur selten hier."

„Wi hebben een."

„Lebendig."

„Ne, utstoppt. Un wi hebben ook en Reiger, un is ook utstoppt un hatt 'ne Schlang in't Muul."

„Aber Vögel ausstopfen ist nicht leicht. Wer macht denn das hier?"

„Mien' Vader sien Vader. De künn all so wat."

„Ist er todt?"

Er nickte. Da wir aber bereits in der Nähe des dichten Schilf-Ufers waren, an dem er den Einfahrtspunkt nicht verfehlen durfte, so schwieg er jetzt, und sah bei jedem Ruderschlage nach rückwärts. Und nun war er heran, gab dem Boote geschickt eine Wendung und glitt zwischen dem knisternden Schilf hin auf die Pieskower Landungsstelle zu.

Das Ufer war nicht hoch und erkletterte sich leicht. Als ich oben war, grüßt' ich noch einmal zurück und schlenderte dann zwischen zwei Heckzäunen hin auf einen Grasplatz zu, der allem Anscheine nach die Mitte des Dorfes bildete. Häuser und Gehöfte faßten ihn ein, unter denen ich gerade der Kirche gegenüber auch ein preußisches Schulhaus in seiner eigenthümlichen Mischung von Backstein-Sauberkeit und Stil-Jammer erkannte. Die Nachmittagssonne stand prall auf die Scheiben und sah stechend und inspektionsmäßig in die langweilig leeren Räume hinein.

Es kam niemand als ich klopfte. „Wohnt hier der Lehrer?" fragt' ich endlich eine vorübergehende Frau. „Geihen's man in'n Goarden." Und richtig da stand er in Front eines Bienenschobers und grub ein von ein paar kleinen Kirschbäumen eingefaßtes Stück Land um.

Ich fand einen freundlichen Mann, der auch gleich bereit war mir das zu zeigen, um was sich's einzig und allein für mich handeln konnte: die Kirche. Diese war keine von den alt-ehrwürdigen aus Feldstein, die stets einen Reiz und eine Schönheit haben, sondern ein Neubau, den man hier unter Benutzung der alten Fundamente vor länger oder kürzer errichtet hatte. Von rechts her lehnte sich ein Thurm an, eigentlich nur ein Thürmchen von der Art, wie man ihnen auf Weinbergen und Wirthschaftshöfen als Eingang in Sprit- oder Eiskeller begegnet.

Es war also mit nur geringen Erwartungen, daß ich die Kirche betrat. Aber freilich auch dies Wenige sollte kaum erfüllt werden. An der einen Wand hingen ein paar Todtenkronen und Immortellenkränze, während über dem Altar ein Abendmahlsbild paradirte, darauf Judas um kein Haar breit schlimmer aussah als die zwölf andern, Christus mit eingerechnet. Ich übersah rasch, daß hier wenig zu machen sei, wollt' aber das Meine gethan haben und sagte: „Sie wissen doch, daß es früher eine Löschebrandsche Kirche war und daß viele Löschebrands hier begraben wurden?"

„Ich habe davon gehört, unser alter Emeritus . . ."

„Und da wundert es mich, hier nichts als kahle Wände zu finden. Einer aus der Familie war mit Feldmarschall Illo verschwägert, ein andrer fiel bei Fehrbellin, und ein dritter soll sich gegen die Türken ausgezeichnet und dem Kuprili die große Prophetenfahne mit eigner Hand entrissen haben. Ich nenne nur diese drei. Nach meinen Erfahrungen nun auf diesem Gebiete, geht man in unsren märkischen Familien über solche Dinge nicht gleichgültig fort, und wenn auch selbstverständlich die großen Geschichtsbücher nicht Zeit und Platz haben ein Aufhebens davon zu machen, so thuen es doch die Kirchen und Krypten überall da, wo solche Schwertmagen und Kriegsgurgeln zu Hause waren. Und da gibt es denn immer allerlei Fahnenfetzen und zerbröckelte Feldmarschallsstäbe, Kettenkugeln und Stulpstiefel, und unter Umständen auch wohl rostige Degen, mit denen ein Bruder den andern über den Haufen gestochen. Ist denn garnicht so was hier? Es ist doch eigentlich genable für eine berühmte alte Familie, wenn all dergleichen bei Todten und Lebendigen fehlt. Es darf nicht fehlen. Es muß dergleichen geben."

„Und es hat auch dergleichen gegeben. Hier in dieser Kirche. Wenn ich sage „dergleichen", so mein' ich nicht Degen mit Brudermord, denn ich will mir nichts an den Hals reden. Aber Grabsteine mit Inschriften und Engelsköpfen, und einen kupfernen Sarg mit einem Kuckfenster oben, all das und manch andres noch war da. Darüber ist kein Zweifel."

„Und Sie haben das alles selber noch gesehn?"

„O, nein. Es war das alles lange vor meiner Zeit, und das Wenige, was ich davon weiß, weiß ich von unsrem alten Emeritus und von der Mutter Rentschen, die noch die frühere Steinkirche gekannt hat und mal mit unten in der Gruft war, als sie die Särge schoben und zusammenrückten, um Platz für den letzten zu schaffen. Denn die Pieskowschen gingen eher ein als die Saarowschen. Und der mit dem Kuckfenster habe ganz bös ausgesehn und den Kopf geschüttelt, als ob er's nicht leiden wolle. Denn er sei schon bei Lebzeiten immer sehr stolz gewesen und habe sich nicht gerne bei Seite schieben lassen. Es ist natürlich alles Dummheit und ungebildet, aber die Leute machen sich nun mal solche Geschichten."

„Und thuen auch Recht daran. Es liegt doch immer was drin. Und ist denn die Gruft nicht mehr da? Den mit dem Kuckfenster säh' ich gerne."

„Nein, die Gruft ist nicht mehr da, sie haben sie zugeschüttet. Aber hier rechts neben dem Altar, wenn Sie mit Ihrem Stock aufklopfen wollen, da können Sie's noch deutlich hören. Es klingt alles hohl."

Ich ließ auf diese Weisung hin meinen Stock auch wirklich fallen, und als ich mich überzeugt hatte, daß er Recht habe, dankt ich ihm und verließ die Kirche mit dem Hoch- und Vollgefühle, die Löschebrandsche Gruftstelle nicht blos hypothetisch ermuthmaßt, sondern sie mit Hülfe des „hohlen Klanges" über jeden Zweifel hinaus historisch festgestellt zu haben.

Es war nun Zeit, mich nach unsrem Wagen umzusehn, und ich hatt' auch nicht lange danach zu suchen. Er hielt drüben an der andern Seite des Kirchplatzes, vor einem sehr niedrigen Hause, von dessen Dache sich das Moos mit der Hand wegfegen ließ. Es war ganz ersichtlich der Krug, auch ein Schild schimmerte herüber, aber die Pferde waren nicht ausgespannt und fraßen einfach aus einer Stehkrippe. Neben der Thür bemerkt' ich Moll, und als er mich kommen sah, kam er mir entgegen und lüpfte melancholisch den Hut.

„Ich dachte, Sie wollten ausspannen, Moll."

„Ich wollt' auch. Man blos es ging nicht. Is das eine Gegend! In Saarow is nichts, das kenn' ich, und hier in Pieskow is garnichts."

„Aber die Leute werden hier doch einen Stall haben?"

„Is schon richtig. Aber keinen Pferdestall. Alles, was sie haben, is 'ne Zieg' un wenn's hoch kommt 'ne Kuh. Und wer ein paar Pferde hat, na, der hat auch ein bischen Acker, und krügert nich und hat nich Lust zu dienern un zu katzenbuckeln und einem groben Knecht einen doppelten Bittern einzuschenken."

„Ich versteh. Aber wissen Sie, mich friert hier trotz aller Sonne. Kommen Sie, Moll, wir wollen es drin versuchen. Es wird doch wohl warm sein."

Und so traten wir in die Krugstube.

Drinnen war es auch wirklich warm. Aber außer der dicken Luft rührte sich nichts, trotzdem sich drei Menschen in der Stube befanden. Auf einer Ofenbank, die Füße weit vorgestreckt, saß eine Frau von vierzig oder mehr und hatte beide Hände hoch unter ihre Schürze gelegt, als verberge sie was. Es war aber nur Angewohnheit. Ihr zur Seite räckelte sich ihre vierzehnjährige Tochter, ein hübsches, schlank aufgeschossenes Ding, und beschäftigte sich damit einen blauen Wollfaden um ihren Zeigefinger herum und dann wieder abzuwickeln. Am erfreulichsten war das jüngste Mitglied der Familie, das auf einer Hutsche ritt und einem hölzernen Pferde das Wenige von Haaren auszog, womit des Bildners Hand es an Hals und Hintertheil ausgestattet hatte.

Mein „Guten-Tag" war nicht unfreundlich aber doch gleichgültig beantwortet worden, und es schien in der That nicht als ob wir weiter kommen sollten. Endlich faßt' ich mir ein Herz und sagte: „Die Sonne will auch gar kein Ende nehmen. Ich glaube Regen wäre gut."

„I, Sünn is ook goot."

„Oh gewiß. Aber alles zu seiner Zeit. Wir haben die Sonne nun schon vier Wochen, und nichts kommt 'raus und eigentlich müßte doch alles schon in Blüthe stehn."

„Joa. Man blot in Pieskow nich."

„Aber das klingt ja, liebe Frau, wie wenn hier überhaupt nichts blühte."

„Na, binoah is et ook so."

Moll mischte sich hier in's Gespräch und entwickelte seine Lieblings-Ideen über den Segen des Kapitals und den Unsegen der Kapitalisten. Geld sei gut, das sei keine Frage, ja Geld sei sogar sehr gut. Ohne Geld ging' es eben nicht. Aber die reichen Leute, die blos reich wären und kein Herz und kein

Gewissen hätten und blos immer reicher werden wollten, die verdürben alles und plünderten alles, und eh nicht ein richtiger Edelmann hier wieder in's Pieskowsche käm' . . ."

„I wo," unterbrach ihn die Frau heftig und zog ihre Hände von der Schürze weg. „I wo. Wat salln wi mit'n Edelmann? Wat is Edelmann! In olle Tiden, na doa gung dat un doa wihr dat nich anners. Awers nu? Du mien Jott, de hebben joa alleen nix. Un wenn se wat hebben, na denn hebben se wat, un denn sinn se groad so, as de annern sinn, de wat hebben."

Moll wollte repliciren. Aber sie ließ ihn nicht dazu kommen und sagte: „Nei, nei, loaten's man, wi weeten dat; t'is all dumm Tüg; un man blot Geld hebben, is nich dumm Tüg. Un wenn wi so wat Adligs herkreegen, wat ook man ümmer upp Moseſſ'n passen deiht, na dat helpt uns nich. De schinn uns blot. Glöwens man, ick weet dat . . Een von mine Schwistern is dröwen . . ."

„In Saarow?"

„I wo. Dröwen in Amirika. Doa verstoahn se't. Un worümm? Wiehl se wat hebben. Un wo se wat hebben, doa künn se ook wat. Un ick woll, ick wihr ook all doa. Joa, mien Seel. Un et kümmt ook noch so. Man blot, dat man ihrst röwer wihr. Nei, nei, mit Pieskow is nich veel."

Und dabei steckte sie die Hände wieder unter die Schürze.

Literatur und Kunst.

Iacopo Vittorelli.

(1774—1835.)

O nahe nicht der Urne,
Die meinen Staub empfangen!
Mein Sehnen und Verlangen
Kühlt' heil'ger Boden ab.
Nicht kann mich deine Klage,
Dein frischer Kranz versöhnen:
Zwei Blumen und zwei Thränen —
Was frommen sie im Grab?

Du Arge! Hättst du früher
Gezeigt ein hold Erbarmen,
Als Tag für Tag mich Armen
So herber Jammer traf!
Warum mit leerem Stöhnen
Den Wiederhall ermatten?
Ehre den trüben Schatten
Und gönn ihm seinen Schlaf!

Auf eine Nonne.*)

(Gedichtet im Namen eines Vaters, dem kurz vorher seine eben erst vermählte Tochter gestorben war, und gerichtet an den Vater der Novize.)

Zwei holde Töchter, sinnig und bescheiden,
Hat uns der Herr zu Glück und Gram beschert,
Dann sah er, daß sie edlern Looses werth,
Und nahm uns wieder die geliebten Beiden.

Die meine mußte jäh vom Leben scheiden,
Da kaum erst Hymen ihr entflammt den Herd.
Die deine, Franz, hat jüngst sich abgekehrt,
In ewiglicher Haft die Welt zu meiden.

Du aber, an der eifersücht'gen Schwelle,
Die nie zurückgibt anvertrautes Gut,
Kannst lauschen doch dem Gruß aus zartem Munde.

Ich, wenn mir strömt der bittren Thränen Quelle,
Eile zur Gruft, darin die Tochter ruht,
Und poch' und poche, — Niemand gibt mir Kunde!

*) Auch von Lord Byron übersetzt:

Of two fair virgins, modest, though admired,
Heaven made us happy; and now, wretched sires,
Heaven for a nobler doom their worth desires,
And gazing upon *either*, *both* required.

Mine, while the torch of Hymen newly fired,
Becomes extinguish'd, soon — too soon expires:
But thine within the closing grate retired,
Eternal captive, to her God aspires.

But *thou* at least from out the jealous door,
Which shuts between your never-meeting eyes,
Mayst hear her sweet and pious voice once more:

I to the marble, where *my daughter* lies,
Rush, — the swoln flood of bitterness I pour,
And knock, and knock, and knock — but none replies.

In der berühmten Schlußzeile hat der englische Dichter den italienischen überboten, dessen Gedicht hier im Original zur Vergleichung mitgetheilt werden mag:

Di due vaghe donzelle, oneste, accorte,
Lieti e miseri padri il ciel ne feo;
Il ciel, che degne di più nobil sorte
L'una e l'altra veggendo, ambo chiedeo.

La mia fu tolta da veloce morte
A le fumanti tede d'Imeneo.
La tua, Francesco, in suggellate porte
Eterna prigioniera or si rendeo.

Ma tu almeno potrai da la gelosa
Irremeabil soglia, ove s'asconde,
La sua tenera udir voce pietosa.

Io verso un fiume d'amarissim' onde,
Corro a quel marmo, in cui la figlia or posa,
Batto e ribatto, ma nessun risponde.

Paul Heyse.

Carlo Redaelli.

(1754—1853.)

Der sterbende Dichter an seine Gattin.

Zur Neige geht mein Leben;
Höre mein letztes Wort!
Laß dir die Blume geben,
Die lange schon verdorrt.

Warum sie mir so theuer,
Dir ist es wohl bewußt:
Am Tag der schönsten Feier
Trugst du sie an der Brust.

Damals ein Bild der Treue,
Ein Pfand des Schmerzes nun,
O laß sie nun aufs Neue
An deinem Herzen ruhn!

Ein ew'ges Darumwissen
Sei in dies Herz gesenkt,
Wie sie dir ward entrissen,
Wie dir zurückgeschenkt.

Heinrich Rückert

in seinem Leben und Wirken dargestellt von Amélie Sohr.*)

„Herz gewinnend" ist dies Buch: lieb gewinnen muß man die greise Verfasserin, welche im sechzigsten Lebensjahr zum ersten Mal die Feder der Schriftstellerin ergreift, einen Wunsch der Verwandten des verstorbenen Freundes zu erfüllen in Zeichnung dieses Lebensbildes: lieb gewinnen und bewundern muß man den edeln, reinen, selbstlosen, nur dem Vaterland und der Wissenschaft lebenden Mann, dessen Geschichte hier erzählt wird: und Alles, was man von den übrigen Gliedern dieser Familie aus dem Buch erfährt, erweckt oder vertieft ihnen unsere Liebe oder Verehrung.

Das einzige Schmerzliche — aber freilich bitter Schmerzliche — was dieses Buch, wie das ganze kämpfereiche Leben des Verewigten, durchzieht, soll hier nicht weiter berührt, nur mit einer Andeutung abgethan werden: es ist das unaussprechliche System, welches einen vortrefflichen Gelehrten, den Sohn eines der Klassiker deutscher Nation, Jahre lang in unwürdiger Lebensstellung harren und leiden ließ deshalb, weil der Sohn des „weisen Brahmanen" unfähig war, seine Geistesfreiheit zu opfern, seine Ueberzeugung zu verleugnen. Mögen die Tage nie wiederkehren, in welchen Preußen, berufen, die Fahne freier Forschung allen deutschen Staaten voran zu tragen, unter dem Hohn seiner Feinde die Wissenschaft der Orthodoxie zu unterwerfen trachtete. H. Rückert hatte, der Wahrheit gemäß und durchaus nicht als der Erste, gesagt, daß die heidnischen Franken durch die äußerliche Annahme des (wenig verstandenen) Christenthums sittlich nicht gebessert wurden, sondern vielmehr, unter Beibehaltung der alten Fehler ihrer barbarischen Rohheit, manches neue Laster: z. B. die Heuchelei, den Mißbrauch der Religion zu verwerflichen Zwecken, hinzu gelernt hatten. Das zu sagen war eine Sünde gegen den unheiligen Geist des Fanatismus, und eine solche wird bekanntlich noch viel weniger vergeben als die gegen den wirklich heiligen Geist: den Geist der Wahrheit.

Es ist richtig, der „Kampf um das Dasein" stählt den Mann: aber dieser Kampf, unter allzu ungünstigen Umständen geführt, verzehrt die Lebenskraft vor der Zeit: Minister Falk, der sofort das nicht von ihm Verschuldete gut machte, kam allzu spät — Heinrich Rückert erreichte nur zweiundfünfzig Jahre. — —

Die meisten von Gelehrten oder berufsmäßigen Schriftstellern verfaßten Lebensbilder entarten in Panegyriken: dies schlichte Buch einer schlichten Frau enthält keine einzige Phrase, keine Uebertreibung im Lob: es ist ein Spiegel, der das Objective zeigt, nicht verschönt. Es war nicht nöthig, hier zu verschönen.

Die einfache, schmucklose Darstellung einfacher, wackrer, tiefer, nicht eben sehr gewandter Naturen — das ist gerade das Reizvolle an dieser Biographie. Wir sehen, wie schlicht, wie anspruchlos und wie gesund in der Bedürfnißlosigkeit der deutsche Mittelstand, die deutschen Gelehrten und Dichter vor einem halben Jahrhundert, ja vor wenigen Jahrzehnten noch lebten: ich kann nicht finden, daß, wie die Lebensführung, so auch die Leistungen seither „vornehmer" oder „reicher" geworden sind: man macht unvergleichlich höhere Prätensionen und man leistet gewiß nicht entfernt so viel wie Friedrich Rückert, der Vater, und Heinrich Rückert den Sohn, übertrifft man am Leichtesten in Ruhmrede und Hohlrede: denn beide fehlten ihm ganz. Wahrscheinlich ist es ohne viel Absicht und bewußte Kunst gelungen, daß die Verfasserin, mit geringster eigener Zuthat aus Briefen und Gesprächen ihren Stoff zusammen tragend, eine Wirkung erzielt, wie sie die Meisterschaft vollendeter Schriftsteller-Technik nicht besser erreichen könnte: die psychologische Nothwendigkeit: wir sehen Großeltern, Vater, Mutter, Geschwister, Haus und Garten, Freunde, zuletzt die Gattin des Mannes uns vorgeführt und wir empfinden, wir begreifen, daß aus diesen Voraussetzungen, aus dieser Gruppe von Menschen und Beziehungen ganz nothwendig diese Individualität und diese Lebensgestaltung erwachsen mußte. Wie wahrhaftig und natürlich und gesundfühlend sind alle diese Leute! Gleich die Kinderzeit in Coburg und Neuseß, das Stillleben in dem großelterlichen Hause (von der Mutterseite her: Archivrath Fischer in der Schloßgasse zu Coburg) ist ein werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte unserer nächsten Vorfahren. Auch für die Biographie Friedrich Rückerts liegen hier noch unverwerthete Schätze. Eine rührende Gestalt ist die feine, immer zarte, später leidende Gattin des Dichters, die Luise seines Liebesfrühlings. Wie echt mütterlich sorgt sie für den fernen Sohn, für sein äußeres Wohlbefinden, ja wie echt weiblich auch für seine Erscheinung, seine Kleidung und Wäsche! Zu dem jungen Privatdocenten in Jena wandern aus dem Elternhause, aus der Hand der Mutter nicht nur die herzerfreuenden heimischen Vorräthe — auch die mütterlichen Mahnungen, sich ja immer und zumal auf dem Katheder hübsch säuberlich und sorgfältig zu tragen.

Es soll hier auch von der Eintheilung, der Gliederung des Buches nichts weiter gesagt werden: der Leser soll es selbst genießen. In diesen Blättern zu lesen, das ist wie durch die Thüringer Waldberge hin zu wandern: erquickend weht uns vom Goldberg bei Neuseß, aus den Fluren und Wiesen der Lauter der Athem der unverfälschten Natur entgegen: der Natur in der Landschaft, der Natürlichkeit, der Frische und Wahrheit in den Menschen.

So lang im deutschen Volke noch solche Menschen leben, Männer und Frauen, wie sie hier vor uns hintreten, so lange steht es noch gut um die Gesundheit deutscher Nation.

Hoffentlich ist es nur meine wehmüthige Einbildung, daß sie immer seltener werden.

Felix Dahn.

*) V u. 318 S. Weimar 1880, Hermann Böhlau.

Der Chemiker in der Gemäldegalerie.

Von Julius Stinde.

Wenn die Herren Künstler auch gerne unter sich sind, sobald es Fragen zu behandeln gibt, die sich auf die Kunst beziehen, so kann es doch auch nicht ausbleiben, daß Sterbliche, welchen der Kuß der Muse in den akademischen Lehrsälen nicht zu Theil ward, hin und wieder als Sachverständige hinzugezogen werden, wenn es sich um das Material handelt, in welchem die mehr oder minder ewigkeitsberechtigten Gedanken der Künstler zum Ausdruck gelangen.

Vornehmlich ist es der Chemiker, an den Fragen von größter Wichtigkeit gestellt werden, wenn der Zahn der Zeit den geistigen Gehalt der Kunstwerke nihilistisch verachtet und sich an dem Material, aus dem dieselben hervorgingen, rücksichtslos gütlich thut.

In unseren Großstädten, deren Essen tagtäglich Rauch entströmt, der gerade soviel schweflige Säure enthält als hinreicht, die Marmorstatuen, welche auf öffentlichen Plätzen stehen, Brücken zieren oder in Häusernischen vergeblichen Schutz suchen, anzufressen, ist diese Wahrnehmung mühelos zu machen. Mit der Zeit bildet sich auf den Marmorfiguren eine dünne Kruste von schwefelsaurem Kalk, die, innig gemischt mit Ruß und Staub, dem besten carrarischen Marmor das Aussehen von ordinärem Sandstein verleiht, das weder dem emsigen Bürsten frühmorgendlich thätiger Scheuerweiber, noch dem Abschleifen auf die Dauer weicht, sondern die so lange stets von neuem erzeugt wird, bis das Kunstwerk zum Opfer gefallen ist und von jeder gut unter Oelfarbe gehaltenen Gipspuppe, wie solche an den Façaden mittelbilliger Miethskasernen kleben, ausgehöhnt wird.

Den Fresken ergeht es ähnlich wie den Marmorbildern. In halboffenen Hallen fristen sie allerdings ihr Dasein länger als an Außenwänden und bedürfen nur von Zeit zu Zeit der Retouche. An den Außenwänden jedoch schwinden sie rasch dahin, so daß z. B. von den Fresken, welche vor nicht einem Menschenalter auf die Außenseite der Münchener neuen Pinakothek und das obere Giebelfeld des Münchener Theaters gemalt wurden, heute nicht einmal mehr in den Umrissen zu erkennen sind und

nur mit einigen schwachen Farbentönen, deren Wind und Wetter noch nicht ganz Herr geworden sind, von der Vergänglichkeit der Freskomalerei ein leider unanfechtbares Zeugniß ablegen. Selbst die Fresken in italienischen Kirchen und Klöstern zeigen, daß der Zahn der Zeit ihnen nicht fern blieb, obgleich sie der Unbill der Witterung nicht direct ausgesetzt sind. Die Fresken in den Stanzen, welche Rafael an die Wände zauberte, die gewaltigen Deckengemälde von Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle und das jüngste Gericht des letzteren an demselben Orte, machen auf den unbefangenen Zuschauer den Eindruck des Verschimmeltseins. Von der ehemaligen Farbenfröhlichkeit, die man noch an einzelnen Stellen wahrnimmt, ist wenig übrig geblieben und nur aus wehmüthig stimmenden Resten läßt sich die einstige Herrlichkeit erkennen.

Es ist recht traurig, Kunstwerke, welche ewig dauern sollten, schon in der Zeit vergehen zu sehen, und es wird daher die Aufgabe sein, der langsamen Zerstörung alter Werke auf rationellem Wege Einhalt zu thun und technische Methoden für die neuen Kunstwerke zu ermitteln, welche ihnen eine möglichst lange Dauer verleihen, wenigstens eine solche Haltbarkeit, wie sie ein Theil ältester Werke aufweisen. Hierzu wird man des Chemikers bedürfen. Dies gilt besonders von den Oelgemälden, welchen Formates dieselben auch sein mögen.

Die Technik der ältesten Meister ist verloren gegangen, man weiß nicht mehr, wie sie gemalt haben, welche Farben sie anwandten, welcher Bindemittel, welcher Firnisse sie sich bedienten. Die gegen zweitausend Jahr alten Wandgemälde in Pompeji, und die auf dem Palatin gefundenen Decorationen der Gemächer haben sich merkwürdig gut erhalten. Einerseits mag wohl die Schuttdecke sie conservirt haben, andererseits aber darf wohl dem Bindemittel, mit welchem die Farben angerieben wurden, ein großer Teil der Haltbarkeit zugeschrieben werden. Ob dies nun Feigenmilch oder, wie anzunehmen, durch Kalk- oder Borsäureverbindungen in eine Art Firniß verwandelter Quark (Casein) war, muß dahingestellt bleiben. Die theilweise pastose Behandlung der Wanddecorationen legt die Vermuthung nahe, daß sich die pompejanischen Zimmermaler einer ziemlich dickflüssigen Farbe bedienten und ihre Arbeiten keineswegs nach dem heutigen Verfahren der Freskomalerei ausführten, deren Vergänglichkeit ihr eigenes Urtheil spricht. Wenigstens überlebten die pompejanischen Fresken ihre Schöpfer, während die heutigen Maler ihre Fresken mit Leichtigkeit überleben.

Dasselbe gilt leider auch bereits von vielen Staffeleibildern der Neuzeit, die, mit Fleiß gemalt, in ihrer Jugendzeit dem Künstler Ruhm und Ehre brachten, jetzt aber schon so greisenhaft verfallen sind, daß sie statt Freude nur Trauer erwecken. Etliche derselben sind vor der Zeit nachgedunkelt, etliche sind mit Sprüngen übersäet, bei einigen scheint der weiße Grund durch die Risse, bei anderen liegt ein Netzwerk von Sprüngen derart über dem Bilde, daß nur noch wenig auf demselben zu erkennen ist. Die Berliner Nationalgalerie und die neue Münchener Pinakothek, welche beide Werke jüngerer Meister enthalten, besitzen leider mehrere Beispiele zu diesen verschiedenen Arten einer Selbstzersetzung der Bilder, die in dem angewandten Material, in der Grundirung, in den Farben und Firnissen, sowie in der Technik der Malerei ihren Grund hat. Wie es die alten deutschen Meister machten, um Bilder von der bewundernswertheften Haltbarkeit zu erzielen, wie und womit u. A. Hans Memling malte, dessen Bilder noch heute den Eindruck machen, als kämen sie frisch aus der Werkstatt — namentlich sei auf das Flügelbild im Dom zu Lübeck (gemalt 1491) hingewiesen — das ist heute ein Räthsel, gerade wie einzelne rothe Töne, welche die alten Glasmaler hervorbrachten, welche den heutigen Glastechnikern nicht ganz gelingen wollen. Schon seit Jahren arbeitet ein Engländer darauf hin, ein gewisses Scharlachroth sowie das Silberweiß, die auf den Glasgemälden der Lorenzkirche in Nürnberg häufig wiederkehren, nachzuahmen, allein bis jetzt resultatlos.

Wir haben alte Bilder, die sich trefflich gehalten haben, deren Farbentöne von einer Zartheit und Frische sind, daß an eine bedeutsame Veränderung derselben durch die Zeit nicht gedacht werden darf, denn wenn ein gemaltes Fleisch auf einem solchen Bilde so aussieht wie Fleisch heute in der Natur noch immer erscheint, wenn der Teint eines Mannes um so viel kräftiger und dunkler gehalten ist, wie der einer Frau oder eines Kindes, so kann man aus diesen Farbentönen, die fortwährend durch die Natur controlirt werden können, schließen, daß auch die übrigen Töne nicht übermäßig alterirt worden sind. Andererseits haben wir neue und neueste Bilder, die so nachgedunkelt sind und an Selbstzerstörung gelitten haben, daß sie nur noch ahnen lassen, wie sie frisch ausgesehen haben mögen. Hier wäre die Catarina Cornaro von Makart (Nationalgalerie) zu nennen, die 1873 eine Farbensymphonie genannt wurde, während jetzt, schon nach 7—8 Jahren, das damals vielgepriesene Fleisch, das helle leuchtende, sich schwartenartig bräunt. Diese Töne stimmen nicht mehr in der einstigen „Symphonie", oder man muß damit zufrieden sein, sie aus einer anderen Tonart zu hören, in einer anderen Farbenstimmung zu sehen. Zwischen diesen ältesten Bildern von vorzüglicher Haltbarkeit und solchen Neuschöpfungen, die sichtlichem Verfall entgegeneilen, rangirt nun die große Zahl der in Galerien vereinigten Meisterwerke, die sich alle mehr oder minder im Laufe der Zeit verändert haben, deren Schönheiten unter einer Patina verborgen sind, welche die Zeit heranbildete, oder deren Schönheit in eben dieser Patina besteht, die sich aus gelb und matt gewordenem Firniß, nachgedunkeltem Oel, aus Staub und jenen undefinirbaren, ungehörigen Kleinigkeiten zusammensetzt, welche eine verständige Hausfrau Schmutz zu nennen pflegt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß manches alte Bild unter der ehrwürdigen Kruste einen bedeutsamen Eindruck macht und der Phantasie des Beschauers den weitesten Spielraum gewährt, wie etwa eine Ruine, die vergangene Zeiten mit Zubehör wachruft, an Ritter, Knappen, Burgfräulein und alle die Requisiten denken läßt, die zur sogenannten Romantik gehören, aber als der Meister den letzten Pinselstrich an dem Werke gethan und es für vollendet hielt, sollte es wirken wie es da war, nicht wie es einst sein werde.

Die alten Meister werden durchschnittlich nach ihren Werken beurtheilt, wie selbe jetzt aussehen. Kunstgelehrte haben die trefflichsten Abhandlungen über das Colorit der alten Meister geschrieben, von den goldigen Tönen, von den warmen Tönen, von dem unerreichbaren Farbenzauber und den Farbenharmonien, aber dies Alles gilt von Bildern mit dem mehr oder minder gelb gewordenen Firniß, mit dem theils trübe gewordenen Firniß, mit der vorhin erwähnten Patina.

Um zu erkennen, wie stark ein Bild ungefähr vergilbt sein mag, genügt es, gegen die hellsten Lichter im Weiß ein weißes Taschentuch, gegen die Fleischtöne die Hand zu halten; man wird zu überraschenden Erscheinungen gelangen. Bei einem nicht vergilbten modernen Bilde wird man, wofern der Maler sich an die Natur hielt, zwischen der Farbe der beiden realen Dinge und den entsprechenden gemalten Tönen immer noch eine Verwandtschaft entdecken, und sei das Colorit noch so tief, die, wenn der Firniß gelb geworden nur dann gefunden wird, wenn man die natürlichen Gegenstände durch ein entsprechend gelb gefärbtes Glas betrachtet.

Der Künstler und Kunstgelehrte sieht diese Divergenzen natürlich ohne derartige Hülfsmittel, an die der nicht vom Genius begnadete Laie sich klammert, um aus dem Dilemma zwischen hergebrachter kunstanschaulicher Meinung und der Autopsie einen rettenden Weg zu finden.

Die hergebrachte Meinung nennt das Colorit des Meisterwerkes X warm, des Gemäldes Y goldig, der Riesenleinewand Z sonnig. Der Chemiker sieht statt dessen auf allen dreien nur die bewußte Patina. Er fragt sich, ob die alten Meister blaublind gewesen sein können, welche Frage er aus einer Reihe von philosophischen Gründen verneint. Ebenso zweifelt er daran, daß die Leute, welche gemalt wurden, dasselbe Gelübde abgelegt haben könnten, welches die Königin Isabella in einem unüberlegten Momente that, und kann somit die Gelbheit der Wäsche u. s. w.

nur dem Alter des Bildes, nicht aber den einstigen Modellen der Maler zuschreiben. Er vermag sich ferner nicht vorzustellen, daß die Maler der jugendlichen Märtyrinnen, der Liebesgöttinnen und Susannen aus frommer Scheu den Pinsel in Lederfarbe getaucht haben können, wo ihnen die höchste Aufgabe, die Wiedergabe des Nackten mit seinem Lichtzauber, gestellt worden war.

Wo nun gar in dunklen Kirchen, mäßig belichteten Sälen und sonstigen schattigen Räumen Bilder seit Menschenaltern hängen, dunkeln die Farben bis zur Unkenntlichkeit nach, da ihnen die bleichende, dem Verdunkeln entgegenarbeitende Einwirkung des vollen Tageslichtes ganz fehlt. Ein großer Theil der in italienischen Privatsammlungen ausgestellten Bilder hängt an den Schattenseiten. Die in dem unteren Sale der Scuola di San Rocco in Venedig befindlichen Tintorettos sind mittlerweile dunkle Flächen geworden, auf denen wegen der schlechten Beleuchtung unter den gewöhnlichen Bedingungen wenig zu erkennen ist. Selbst wenn der Custos ein Wachskerzlein anzündet und einzelne Köpfe beleuchtet, kann der Genuß dieser Bilder nur ein höchst zweifelhafter genannt werden, den die Zuhülfenahme einer Trittleiter um ein Mäßiges erhöht.

Der Laie steht nun den inkrustirten Meisterwerken wie verrathen und verkauft gegenüber, da ihm das Auge des begnadeten Künstlers fehlt und es ihm an dem durchdringenden Verstande des Kunstgelehrten mangelt. Wohl sucht er sich mit Hülfe des Schöngesagten der gar viel enthaltenden Handbücher in das ihm Unfaßbare hineinzuarbeiten: allein sein Aug ist zu, sein Herz bleibt todt, und schließlich betet er vertrauensvoll nach, was in den betreffenden Büchern steht, wie ein Kunstgelehrter sich vertrauensvoll an seinen Vorgänger lehnt.

Es gibt aber auch Künstler, denen die altgewordenen Bilder, nicht aber die alten Meister zur Richtschnur dienen, die ihren neuzeitlichen Schöpfungen das Aussehen geben, als hätten dieselben bereits seit Hunderten von Jahren in den Gemäldegrüften gemodert. Man betrachte in Hinsicht darauf z. B. die Gemälde Lenbachs. Wie solche Bilder nach geraumer Zeit aussehen werden, wenn zu der künstlichen Kruste sich die Patina gesellt, welche ihnen die Zeit verleiht, ist mit Bestimmtheit nicht vorauszusagen, aller Wahrscheinlichkeit werden sie dann nur noch „Ton" sein. Und das ist doch immer etwas. Vergebens sucht man diese „Patinatöne" in der Natur, und ihre schrullenhafte Falschheit dient nur dazu, Verwirrung zu schaffen. Wie fern die Alten einer Uebersetzung der Natur in das Angeräucherte standen, hat die Chemie auf das Schlagendste dargethan und zwar durch das Verfahren Pettenkofers, das an zahlreichen Bildern alter Meister in der Münchener Pinakothek mit überraschendem Erfolg in Anwendung gebracht worden ist.

Der Hauptsache nach besteht dies Verfahren in Zuführung von kalten Alkoholdämpfen auf die trübe und gelb gewordene Firnißschicht, welche wieder klar wird und das Bild in der ursprünglichen Frische erscheinen läßt. Daß jedes einzelne Gemälde nach seiner Individualität behandelt werden muß, daß andere Handgriffe pietätvoller Restauration von demselben nicht ausgeschlossen bleiben, darf als selbstverständlich gelten, ebenso wie es sich versteht, daß die Wiederbelebung der alten Bilder eine Kunst ist, die Geschick, Erfahrung und eine Technik erfordert, von der zu wünschen ist, daß sie Schule bilde und nicht das Gut eines einzelnen tüchtigen Restaurators bleibe.

Die vom Schmutz befreiten, durch das Pettenkofer'sche Verfahren regenerirten alten Gemälde der Münchener Pinakothek sind nun klassische Zeugen gegen manche schiefe Ansichten, die in den Anschauungen über die alten Meister herrschen, an denen die Patina Schuld war. Nun erst tritt die Farbenfröhlichkeit zu Tage, nun leuchten die Bilder wie einst, das Fleisch ist nicht mehr Leder, die Wäsche nicht mehr isabellenfarbig, der Himmel ist licht, die Schatten sind klar: das sogenannte Warme, Goldige und Sonnige ist verschwunden wo es eine Folge des Alters war, und zu erhöhtem Glanze gelangt wo der Maler es ursprünglich gemalt hatte, weil die vom Firnißrost befreiten Gegensätze zur Wirkung gelangen. Nun hat man doppelte Freude an den Werken der Meister, die verständnißvoll in den hellen Sälen vereint sind, so daß je eines einzelnen Meisters Schöpfungen ungetrennt, seine ganze Individualität vor Augen führen, wie in keiner anderen Sammlung. Eine Welt des Schönen ist wieder gewonnen, vor der ein trüber Schleier hing, dessen Nebel merkwürdiger Weise sogar für nachahmenswerth gehalten wurde.

Das Pettenkofer'sche Verfahren hat jedoch auch seine Gegner. Es sind anfangs einige Bilder durch dasselbe verdorben worden, ehe die nöthige Erfahrung gesammelt wurde, allein in Hinsicht auf das Gesammtresultat haben diese Opfer keine Bedeutung: besser der Verlust einiger Werke als das Vergrabenbleiben vieler in dem Moder, der leider manche kunstästhetische Blüthe sonderlicher Art zeitigte.

Gelingt es dem Chemiker, die Werke der alten Meister, so weit dies überhaupt möglich, in ihren einstigen Zustand zu versetzen, zu ihrer ursprünglichen Wirkung zu verhelfen, so muß es auch seine Aufgabe sein, den neueren Meistern Material zu schaffen, das die Tugenden der Haltbarkeit besitzt, von denen weiter oben die Rede war. Die Theilung der Arbeit hat Farben und Malmittel zu einem Handelsartikel werden lassen, dem, wie zahlreiche Beispiele zeigen, nicht immer unbedingtes Vertrauen geschenkt werden dürfte. Die mündlichen Ueberlieferungen der alten Meister sind verloren gegangen, die schriftlichen Aufzeichnungen bieten nur vage Anhaltspunkte. Man malt heute mit einer Anzahl von Farben, die den Alten unbekannt waren, wie z. B. Cadmiumgelb — das Cadmium wurde erst 1817 entdeckt — und verschiedene Chrompräparate, die nicht älter sind als 1797, und die Händler werfen fast alljährlich Novitäten in Farben mit verführerischen Namen auf den Markt, deren Zubereitung und Zusammensetzung nicht bekannt ist. Das Cadmiumgelb, von dem man wußte, daß es mit Kupferfarben, Grünspan und dergl. gemischt sich verändert, ist neuerdings in den Verdacht gekommen, mit Bleiweiß allmählich braun zu werden; bei den künstlichen Gemengen der Farbenfabrikanten fehlt jeder Anhaltspunkt, ebenso wie ihre Pâtes, Trockenöle, Medien, Lacke u. s. w. unter dem Schleier des Fabrikgeheimnisses dargestellt werden. Welche Veränderungen diese Farben und Compositionen, deren wahre Natur zu ermitteln dem Chemiker nicht immer gelingen dürfte, im Laufe der Zeit erleiden, wie sie in Mischungen aufeinander wirken mögen, darüber können ebensowohl sorgsame Beobachtungen an den Bildern wie rationell ausgeführte chemische Experimente Anhalt geben, und wo dieselben angestellt worden sind, haben sie der modernen Farbenwirthschaft nicht immer das Wort geredet.

Es möchte daher an der Zeit sein, daß dem Geheimmittelunwesen auf dem Farbenmarkte ein Ende gemacht werde, damit der Künstler genau wisse, mit welchen Substanzen er malt, und nicht Stoffe untereinanderrührt, die sich im Laufe der Zeit gegenseitig zersetzen.

Für den Chemiker eröffnet sich auf diesem Gebiete ein weites, wenn auch mühsam zu bebauendes Feld, und zwar insofern, als er von den verschiedenartigsten Wünschen der Maler genau unterrichtet sein muß. Kommt es diesen auf die Haltbarkeit ihrer Gemälde an, in denen sich die Natur mit ihrer ganzen Herrlichkeit wiederspiegelt, so ist ihm eine andere Aufgabe gestellt, als wenn der Rost des Alters, die Patina der Jahrhunderte, das Ruinenhafte das Ziel ist, dem der Künstler zustrebt. In dem letzteren Falle würde dasjenige Material das beste sein, welches am raschesten der Zersetzung unterliegt, wenn nicht vorgezogen werden sollte, die Patina gleich über das Bild zu streichen. Dann allerdings würde dem Chemiker nichts übrig bleiben, als seinen Weg zu wandeln und die Galerien nur als Sterblicher zu betreten, den die Musen nicht zu den von ihnen Begnadeten zählen.

Drei deutsche Architekten der Neuzeit.

Von G. Ebe.

(Schluß.)

Versuchen wir nun, die Stellung unserer drei Architekten innerhalb ihrer Zeit zu zeichnen, fragen wir, wie weit ihr Wirken für die zukünftige Entwicklung von Folge sein kann, so ergibt sich ungefähr Folgendes.

Strack hat manches Neue an reizvollem Detail geschaffen, aber im Großen war ihm die Gabe, neue Aufgaben in charakteristische Formen zu kleiden, nur sparsam zugemessen. Er war unzweifelhaft Epigone, die letzte Blüthe einer beendeten Epoche. Die hellenische Renaissance, wie sie das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts begründete und die in Schinkel einen so genialen, für die Baukunst maßgebenden Vertreter fand, war zu ihrer Zeit eine wahre Erlösung aus dem deutschen Kunstelend des achtzehnten Jahrhunderts, welches durch das rückhaltlose Hingeben an den französischen Einfluß verschuldet war. Heute kann man kaum im ganzen Umfange nachempfinden, wie verschollen die Kunde vom eignen deutschen Geistesleben etwa noch zur Zeit Friedrichs des Großen war. Damals stand die Opposition gegen diese Versumpfung geradezu vor einer leeren Bildfläche, und die ausschließliche Wendung zum Griechenthum war ein gesunder Gegensatz und mußte alle Geister beherrschen. Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik hat hauptsächlich den Wettkampf mit der Antike vor Augen, Goethe kommt aus der Nachahmung Shakespeares in der Dichtkunst, aus der glühenden Bewunderung mittelalterlicher Baukunst, doch wieder auf die antike Form zurück. Soviel ist aber sicher, daß Niemand für seine Nation dauernd Gültiges schaffen kann, der seine Ideale ganz aus einer fremden Zeit und von einem fremden Volk holt, dessen symbolische Formensprache für uns unpassend und sogar unverständlich ist. Stracks Richtung ist nicht mit dieser soeben geschilderten identisch; aber der Pulsschlag der Neuzeit ist in seinen antikisirenden Werken nicht stark genug vernehmbar und außerhalb Berlins wird denselben deshalb wenig Sympathie entgegen getragen. Strack brachte außer der äußersten Eleganz der Formengebung kein neues Princip in die Behandlung der hellenischen Renaissance und konnte deshalb keine Schule machen. Wenn er Anläufe zum Neuen nimmt, so wurzeln diese in der für das eigentliche Kunstschaffen unfruchtbaren, weil die Kunst nur von der Seite der structiven Idee fassenden Böttcher'schen Schule. — Vergleicht man die Ausbildung der Detailformen mit dem Lyrischen, die großen Raumcombinationen mit dem Dramatischen in der Dichtkunst — wenn auch der genaue Vergleich hinkt, so wird man doch eine gewisse Analogie zugeben — dann wird man es zutreffend finden, wenn Strack als der Meister der architektonischen Lyrik bezeichnet wird. Es bleibt noch zu erwähnen, was Strack als Künstler ablehnte, denn dies ist von Wichtigkeit, weil das Schaffen positiv ist und nur aus positiven Ueberzeugungen fließt, und die Negation demzufolge die Begränzung des ausübenden Talents bildet. Er theilte mit den Griechen die Abneigung gegen das Wölben, und geradezu verhaßt waren ihm die sogenannten „späten Formen", weshalb er denn auch selbstverständlich niemals das Gebiet der deutschen Renaissance berührt hat.

Opplers innerste Richtung soll, nach den Aeußerungen von Fachgenossen, die ihm im Leben nahe standen, besonders durch den streng befolgten Grundsatz charakterisirt werden, sich stets eng an einen historisch gegebenen Stil anzuschließen und die in jedem Falle gewählte Nuancirung treu durchzuführen. Seine archäologischen Kenntnisse, für welche seine bedeutenden Sammlungen alter Kunstgegenstände ein Zeugniß geben, werden sehr hervorgehoben. Sollte sich Oppler wirklich auf die genaue Wiedergabe historischer Stilarten beschränkt haben, so wäre ihm dies nicht als ein Vorzug anzurechnen, denn damit hätte er sich den Weg zur höchsten Leistung jedes Künstlers von vornherein abgeschnitten; aber diese Angabe ist auch keineswegs voll zutreffend. Für die Decoration von Innenräumen älterer Gebäude, einem von Oppler mit besonderer Virtuosität gepflegten Genre, mag sie wohl richtig sein, doch besonders bei seinen Synagogenbauten kommt ein höheres Ziel zum Ausdrucke. Seine Auffassung dieser Aufgaben beruht auf einer neuen, von gesucht historischen Anlehnungen freien Motivirung. Die Caprice der maurischen Stilisirung verwirft er für die Synagoge mit Recht, weil sie kein reelles Fundament hat und einzig auf demselben Scheingrunde beruht, der auch die modernen französischen Maler veranlaßte, die alttestamentarischen Scenen im arabischen Kostüme abzubilden. Aber Oppler wählt auch nicht die gothische Gestaltung, obgleich er selbst Gothiker war, und trifft auch hierin das Richtige, um eine Verletzung des stilistischen Gefühls zu vermeiden. Der Eindruck, den ein Bauwerk hervorbringt, beruht im Wesentlichen auf den Ideenverbindungen, die wir traditionell gewöhnt sind mit den hierbei zur Anwendung gebrachten Formen zu verbinden; deshalb ist es besser für Synagogen, die bei uns für christliche Kirchen allgemein übliche Formen nicht zu gebrauchen. Das von Oppler gewählte byzantinisirende Centralschema in Verbindung mit romanischer Detaillirung erscheint wenigstens bei uns fremdartiger, und nicht von vornherein von der Tradition für einen anderen Zweck gestempelt. Der Centralbau an sich ist jedenfalls für die Gestaltung der Synagogen sehr geeignet, man muß freilich abwarten, ob die specielle Oppler'sche Fassung soweit durchschlagend ist, um sich typische Geltung zu verschaffen. Es ist z. B. die Frage angebracht, ob nicht der Centralbau mit Renaissanceformen in diesem Falle eine größere Zukunft vor sich hat? — Bei Gelegenheit der schon erwähnten Privathäuser hat Oppler viel zur Entwicklung der hannöverischen, gothischen Schule beigetragen, und seine außergewöhnliche Begabung für das Decorative hat eine bis dahin in der neugothischen Schule fühlbare Lücke ergänzt. Die Gothik knüpfte zunächst wieder an die Kirchenbauten an; beispielgebend waren zunächst die alten Kathedralen, deren mächtiger Wirkung wir allerdings kaum etwas zur Seite zu stellen haben. Auf die Profanarchitektur und ebenso auf das Kunstgewerbe war die Gothik bis auf die neueste Zeit noch ohne große Wirkung geblieben; aber nun begann sie mit der Renaissance um den zukünftigen Besitz zu kämpfen. Unsere Zeit muß es sich gefallen lassen, diese Hauptstilrichtungen nebeneinander gehen zu sehen, wenn auch nicht allzu friedlich. Unzweifelhaft gehört keiner Stilrichtung allein das Feld, denn thatsächlich ist bereits die Herrschaft der Renaissance im Kirchenbau verloren; eine Renaissancekirche von Bedeutung ist in neuerer Zeit auf deutschem Boden nicht geleistet und auch nicht so bald denkbar.

Das Streben Sempers ist von Anfang an ein sehr hoch gemessenes. Nach seinem eignen Ausspruche ist es die höchste Aufgabe der Baukunst, „den künstlerisch monumentalen Ausdruck der religiösen, politischen und gesellschaftlichen Zustände einer Zeit zu verkörpern". Es macht gerade Sempers überragende Größe aus, daß er nicht den historischen Stilcharakter, als Type für bequeme Nachahmung, in den Vordergrund stellt, sondern die weit schwierigere Entwicklung des Bauwerks nach seinem künstlerischen Gesammtcharakter aus den jetzt gegebenen Bedingungen fordert. Deshalb auch wird bei ihm die Form als ideelle Erscheinung dem Stoffe vorangestellt, sehr im Gegensatz zu dem Grundsatze der Neugothiker, welche die constructive Bedingung auch als maßgebend für die Gesammterscheinung betonen. — Indeß bewahrt Semper in seinem Streben nach dem Neuen und Zeitgemäßen vor Allen das rechte Maß; indem er die Bedeutung der historischen Formen achtet, versucht er nicht dieselben willkürlich zu mischen. Die Formensprache, deren er sich bedient, gehört der zwischen Bramante und Borromini liegenden Zeit, also der eigentlichen Hochrenaissance an. Mit dieser Richtung stand der Künstler anfangs etwas fremd in dem damals vorzugsweise gräcisirenden Deutschland. Wie die alte Renaissance nahm Semper die Römer als Ausgangspunkt und verstieß damit derb gegen die herrschende Richtung, welche den Römern kaum eine eigne Kunst zugestehn mochte; aber Semper fand das Neue, Originale in den mittelst des Gewölbebaues ins Leben gerufenen

römischen Raumbildungen. In Folge dieser Auffassung hält er die hierbei erfolgte Anwendung des Säulenschemas für keine ungelöste Dissonanz, für kein äußerlich mechanisches Ankleben, sondern für ein ganz geeignetes, echtes Kunstmittel zum Ausdrucke der Stimmungen. Eigentlich rettete Semper hiermit für uns das Princip der Renaissance, denn wirklich sind dies die bewußten und unbewußten Anschauungen, welche der italienischen Renaissance ihre mächtige Bahn eröffneten, und in folgerichtiger Weiterentwicklung zu Bildungen führten, wie sie den veränderten ideellen Zielen der modernen Zeit entsprachen. Ebenfalls dieser Erkenntniß entsprechend ist es nur consequent, wenn Sempers Schaffen in seiner letzten Zeit auch die Formen des Barockstils nicht ausschließt, denn wer den Geist der Renaissance in oben erwähntem Sinne auffaßt, der kann nicht mit Schulwillkür an irgend einem Punkte Halt machen und die späteren Ideenreihen einfach verneinen. Die puristischen Kunstrichter, welche allem Nach-Michelangelesken das Verdammungsurtheil zuschleudern, thun dies aus einseitiger Tendenz und sind in der Regel nicht in der Lage, das Kunsttödtende ihrer Theorien am praktischen Schaffen zu erproben. — Eine Besonderheit, in der Semper mehr der Frührenaissance folgt, und welche sich überall in der seitdem betonten Gesammtrichtung der modernen Architektur ausprägt, das ist die liebevolle Durchbildung des Ornaments, das Wiederheranziehen der Schwesterkünste Malerei und Skulptur zur organischen Durchdringung des Bauwerks. — Prüfen wir nun an diesen allgemeinen Grundsätzen seine wirklich ins Leben getretenen Schöpfungen, so werden wir zugeben müssen, daß diese nicht ganz dem vorgezeichneten Ideal entsprechen, daß sich mitunter eine recht erhebliche Minderleistung ergibt; aber wo wäre das jemals anders? Zum Beispiel ist das Rathhaus für Winterthur in diesem Sinne nichts weniger als gelungen, denn es ist kein Rathhaus weder nach den berechtigt hergebrachten, noch nach modernen Begriffen. In der Praxis bewährt sich die alte Erfahrung, daß auf dem unbequemen Wege vom Kopfe bis zur Hand Manches verloren geht, besonders bei den so mannichfach complicirten und von so vielen fremdartigen Bedingungen abhängenden Architekturwerken. Sein bester Bau bleibt wie schon erwähnt das alte Dresdener Hoftheater, packend durch die verständliche Betonung der für ein Theater charakteristischen Momente, die sich in dem klar zu Tage tretenden Halbrund des Zuschauerraums und dem zweckentsprechend für sich behandelten Bühnengebäude auch im Aeußern aussprach. Ein Vorläufer in dieser Art war allerdings schon das von Moller erbaute Mainzer Theater, und die gemeinschaftliche Quelle findet man in einem von dem Italiener Sangiorgi veröffentlichten Entwurf, aber es bleibt genug übrig, was der eignen Erfindung unseres Architekten zuzuschreiben ist.

Sempers Schriften, namentlich „Der Stil", fallen neben seinen Bauten bedeutend ins Gewicht. Man kann wohl sagen, daß er den Gesichtskreis der Kunstgeschichte wesentlich erweitert hat, indem er die in der Monumentalkunst üblich gewordenen Zierformen in ihrem Ursprunge aus den primitiven technischen Künsten nachwies. Und noch ein Anderes wird für die künftige Bearbeitung der Kunstgeschichte von Wichtigkeit sein: Semper erkennt den schöpferischen Antheil der einzelnen bewußten Stilgründer, und das Hervortreten des Individuellen gilt ihm nicht als Willkürlichkeit, wie es die Vertreter der unpersönlichen systematischen Kunstgeschichte, an ihrer Spitze Kugler, zu nennen belieben. Außerordentlich wichtig für Sempers Anschauung der antiken Kunst sind seine Forschungen über Polychromie und die daher fließende Erkenntniß der Lücke in der modernen Reconstruction der Antike. Sein weiterer Schluß, daß die in ebenso mangelhafter Erkenntniß schaffenden Renaissancekünstler mit unbewußter Feinheit das Fehlende durch plastische Bewegung und Schattenwirkung zu ersetzen suchten, wirft ein scharfes Licht auf diese Meister. Man muß auch hier die Einschränkung machen, daß die Wiederanwendung der Polychromie Semper praktisch ebenso wenig ganz gelungen ist wie Andern. Das Gesetz der Färbung, wie es für unsern Farbensinn und unsern Himmel paßt, ist eben noch nicht gefunden. Auch bei Semper treffen wir auf eine bewußte Negation, welche sein Kunstschaffen näher begrenzt: es ist das in seinen letzten Jahren, zum Beispiel anläßlich seiner Function als Juror bei der Berliner Dombau-Concurrenz, sehr herb hervorgetretene Abweisen des gothischen Bausystems. Die Consequenz desselben, das nach Außenwenden des structiven Schemas, war ihm geradezu unerträglich, und diese Einseitigkeit unterscheidet ihn wesentlich von Schinkel, dem die Gothik nach der nationalen Seite stets ein gleichberechtigtes Ideal blieb. Was uns endlich Semper hinterläßt, ist ein freier Ausblick auf ungehemmte künstlerische Entwicklung. Sein Ausspruch: „Die Kunst muß der Ausdruck unserer Zustände sein", wirft die Schablone einer historisch auswärmenden Richtung zum Gerümpel verzopfter Kunstgelahrtheit. Es weht ein frischer Hauch aus den Semper'schen Schöpfungen, kein Archaismus, keine Verkümmerung, keine geheuchelte Ehrfurcht vor einer etwa officiell beliebten Richtung. Sein Streben nach dem charakteristischen Ausdruck in der Gesammtform der Gebäude hat Schule geschaffen und bleibt ein dauerndes Vermächtniß seines Geistes.

Damit wäre die beabsichtigte Parallele zwischen den drei deutschen Architekten beendet, aber zum Schlusse mag es noch erlaubt sein, eine kurze Bemerkung oder einen Wunsch auszusprechen in Bezug auf die Conservirung der nachgelassenen Originalzeichnungen bedeutender Architekten. Diese werden jetzt meist zerstreut und gehen unbeachtet zu Grunde; jedenfalls ist dies sehr zu bedauern, weil damit ein bedeutendes Lehrmaterial verloren geht. Wie schön wäre es, wenn auch bei uns wie in den Uffizien zu Florenz eine Sammlung derartiger Handzeichnungen zum öffentlichen Gebrauche vorhanden wäre? Welche reiche Belehrung würde der Kunstjünger nicht schon aus der Darstellungsmanier der früheren Meister schöpfen können, anderer Vortheile gar nicht zu gedenken? Aber wir müssen immer wieder erleben, daß Paris in solchen Dingen vorangeht. In der vorjährigen Pariser Ausstellung der Union centrale des Beaux-Arts appliqués à l'Industrie fanden sich verschiedene Säle mit architektonischen Plänen verstorbener Architekten, bestimmt dem Museum einverleibt zu werden. Ein ähnlicher Anfang ist ja in Berlin auch schon gemacht und man fragt vergebens, warum derselbe auf den einzigen Schinkel beschränkt geblieben ist?

Notizen.

Das letzte Werk Loménie's.

Es gab eine Zeit, wo das Interesse, das man so lebendig für das achtzehnte Jahrhundert im Allgemeinen fühlt, sich ganz speciell auf die Geschichte der „großen Revolution" concentrirte. Es war die Periode von 1830 bis zur Märzrevolution. Und man erzählt sogar, daß noch später, während des ersten Landtages, mancher unserer Volksvertreter auf die Königliche Bibliothek zu gehen pflegte, um dort in den alten Jahrgängen des Moniteurs nach Funken zu suchen, die seine eigenen Reden entflammen sollten. Für einen unpolitischen Forscher soll es damals zeitweis ganz unmöglich gewesen sein, jener Bände habhaft zu werden. Es herrschte damals eine unreife Begeisterung für jene Komödie voll Schmutz und Blut — eine Begeisterung, die sich noch nicht darum kümmerte, tiefer auf den Grund zu gehen und sich zu fragen, wie es dabei hinter den Coulissen ausgesehen haben möchte. Aber sie hat wenigstens zwei köstliche Früchte getragen: die Geschichte der französischen Revolution von Dahlmann und die von Carlyle. In Anlage und Ausführung so verschieden, haben diese beiden Werke den Zug gemeinsam, daß sie Mirabeau, „den großen Mirabeau", „Mirabeau den Tribunen" in den Mittelpunkt der Scene stellen. Ist er erst abgetreten, so scheint bei beiden Historikern das Interesse an ihrem Gegenstand merklich abzunehmen. Sie haben beide als Künstler gefühlt, daß Mirabeau unter den Führern jener Bewegung derjenige ist, den man sich am ersten menschlich nahe rücken kann: ein Mann, der nicht hohle Abstraction ist wie Robespierre oder Sieyes, nicht blinde Leidenschaft wie Marat oder rasselndes Pathos wie Danton, sondern ein starker Kopf, der sich bemüht,

die Politik des Möglichen zu treiben, und ein nur zu schwaches Herz, dessen Irrgängen wir unsere Theilnahme nicht versagen. Aber obwohl Carlyle wenigstens, als der große Dichter, der er war, darnach strebte, sich auch das Persönliche seines Helden möglichst lebendig zu machen, so stand doch er sowohl wie Dahlmann seiner Aufgabe zeitlich noch zu nahe und andererseits dem eigentlichen Schauplatze zu fern, als daß sie jenen Standpunkt hätten gewinnen können, von wo der Geschichtsschreiber Ueberblick wie Einblick gleich bequem gewinnt. Es sollte unseren Tagen, und es sollte einem Landsmanne Mirabeaus vorbehalten bleiben, dem großen Tribunen das würdige Denkmal zu setzen.

Louis de Loménie, dem die Literatur schon das ausgezeichnete Buch über Beaumarchais sowie die Studie über Frau von Rochefort und ihren Freundeskreis verdankt, wurde noch in den ersten Anfängen seiner schriftstellerischen Laufbahn durch einen Zufall auf die Bearbeitung dieser Aufgabe hingewiesen. Er lernte damals den fils adoptif, Lucas de Montigny kennen, und dieser gewährte ihm vollen Einblick in die Familienarchive der Mirabeaus, die er selbst gebührend für die Memoires auszunützen durch begreifliche Rücksichten verhindert gewesen war. Loménie hat von dieser Erlaubniß den ausgiebigsten Gebrauch gemacht; und einmal in diesen Kreis hineingestoßen, hat er sich mit dem so Erlangten nicht begnügt, sondern im Laufe seines Lebens das denkbar vollständigste Material zu einer Familiengeschichte der Mirabeaus, deren Krone natürlich die Biographie Honorés bilden sollte, gesammelt.

Es sollte ihm nicht vergönnt sein, dieses Werk zu vollenden; und wir haben wieder einmal das Schauspiel sehen müssen, das tragischste, das es gibt, wie der fleißige Arbeiter in der Blüthe seiner Kraft von der ungelösten Aufgabe seines Lebens weggerissen wird. So Viele freuen sich ungestört ihres nutzlosen Daseins — und den Mann, der etwas seiner Zeit zur Ehre schaffen kann und will, den packt die plumpe Faust und lähmt ihm das Gelenk!

Die beiden ersten Bände des Werkes hat Loménie druckfertig hinterlassen, und seine Freunde haben sie nach seinem Tode herausgegeben.*) Sie führen die Geschichte gerade bis zum Tode der Eltern Honorés: dieser, die interessanteste Figur des Buchs, kommt bisher nur hie und da — und natürlich nicht auf das Vortheilhafteste zur Erwähnung.

Und doch tragen auch diese Theile der Erzählung Manches dazu bei, uns jenen allerseltsamsten Charakter aus seinen Vorgängern verständlich zu machen. Waren sein Vater, l'ami des hommes, und sein Ohm, der Bailli, schon früher hinlänglich bekannt, so rückt nun auch die Mutter, deren Züge man bisher nur schattenhaft im Halbdunkel gesehen, in volles Licht. Das ist ein Kopf! Wenn ihr großer Sohn und sein Geschick, das den mit jedem Brandmal Gezeichneten einen Augenblick an das halbzerbrochene Steuer der sinkenden Monarchie führte, nur in jener Zeit des allgemeinen Zusammensturzes denkbar ist, so gehört sie zu jenen Erscheinungen, die in jeder einzelnen Epoche das einzige, nach einer bestimmten Richtung hin mögliche Extrem darstellen. Sie ist das Extrem, wohin unbegreifliche Sinnlosigkeit gestachelt von jedem schlechten Triebe führt. Man stelle sich das vor und bedenke jene Zeit, die dem Schlechten so gefällig die Grenzen abgesteckt hatte! Das Gesicht dieses Weibes finden wir in den häßlichsten Zügen Mirabeaus wieder. Nachdem der Verfasser die erste genaue, die Documente erschöpfende Darstellung des berüchtigten Scheidungsprocesses gegeben, wobei er zeigt, wie dabei Honoré verächtlich von Partei zu Partei hinüber herüberschwankt, führt er das Ende der Unglücklichen vor: die vielumstrittenen Renten mit Beschlag belegt, fortwährende Bedrängniß durch Gläubiger, die Angst, daß man sie von ihrem Strohlager, aus der unbezahlten Kammer, die sie mit ihrer Kammerzofe und ihrem Lakaien (muß man doch die Ehre des Standes wahren!) theilt, nach dem Schuldgefängniß abführe. Die Jagd nach einigen Louis, die ihr von mitleidigen Freunden zugesagt werden, und Haß gegen ihren Mann sind die letzten Triebfedern ihres Thuns — ihr letztes Lebenszeichen ein hysterischer Schrei der Entrüstung über ihren Sohn, von dessen Sterbelager man sie verbannt hat — ein Brief an den Tonnen-Mirabeau, der sie noch einmal scharf charakterisirt: leidenschaftlich, confus und verlogen.

Eine merkwürdige Partie des Buches ist auch die Untersuchung über die Abstammung der Mirabeaus. Das protzige Wort, daß die Mirabeaus nur ein einziges Mal eine Mißheirath gemacht, und zwar indem sie sich mit den Medicis verschwägerten, wird durch den Nachweis, daß sie in den Riquets recht bescheidene, bürgerliche und ziemlich jung datirte Anfänge gehabt, schlagend widerlegt. Nicht minder anziehend ist die Laufbahn des Bailli beschrieben, wobei sich zeigt, wie sich in damaliger Zeit das Leben eines „jüngeren Sohnes" gestalten konnte, wofern dieser nur Streben und Talent besaß.

Was in dem Werke besonders wohlthut, das ist das Fehlen des gelehrten Apparats, der sonst so oft ein Zeichen des Unfertigen ist oder, noch schlimmer, ein prunkendes Toilettenstück sein soll. Loménies Buch ist nach dieser Seite hin ein vollendetes Kunstwerk. Und wenn man es auf sein Entstehen hin untersucht, so muß man sich sagen, daß man hier ein Muster moderner Geschichtsforschung vor sich hat. Vollständige Berücksichtigung des Materials und jene Schärfe der Analyse, die dem Stoff bis in seine verwickeltsten Verbindungen folgt und ihn um so klarer zu erkennen meint, je genauer sie seine Beziehungen zum Allgemeinen verfolgt. Den Boden, woraus jene Leute hervorgewachsen sind, und diese selbst hat Loménie sich bis zum Greifbaren anschaulich gemacht; und er hat es verstanden, das Bild unabgeschwächt in sein Buch zu übertragen.

Die Vorrede des Herausgebers verspricht eine Fortsetzung des Werkes. Loménie habe sämmtliche Untersuchungen abgeschlossen hinterlassen, und es sei nur noch erforderlich, diese Papiere für den Druck zu redigiren. Wir sehen der Veröffentlichung des Restes mit Spannung entgegen: sollte derselben auch jenes persönliche Element fehlen, das der Künstler seinem Werke erst mit der letzten Feile gibt, so darf man doch hoffen, daß die Bearbeitung des Stoffes trotzdem nicht die Hand des Meisters verleugnen werde; der Vorwurf selbst verspricht das bisher Behandelte an Interesse weit zu übertreffen. C. G.

*) Les Mirabeau. Nouvelles études sur la société française au XVIIIe siècle. Paris, E. Dentu.

* * *

Murad Effendi gibt seine **dramatischen Werke** in drei Bänden gesammelt heraus (Leipzig, T. O. Weigel; Leyden, E. J. Brill). Man hat so Gelegenheit, sich über das dramatische Talent des Verfassers, dessen Stücke, soweit sie überhaupt aufgeführt worden, doch nur flüchtig über die Bretter gegangen sind, in aller Ruhe ein Urtheil zu bilden. Und dieses Urtheil wird wohl dahin ausfallen, daß, wenn diese Stücke sich für die Bühne nicht recht brauchbar erwiesen haben, das Theaterpublicum dadurch keinen allzu schweren literarischen Verlust erlitten hat. Geradezu befremdend wirken die Lustspiele, die mit ihren conventionellen Typen an Benedix, manchmal wohl gar an eine weit frühere Zeit erinnern und vor Allem häufig eine völlige Unkenntniß unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens verrathen. Professors Brautfahrt zum Beispiel, ein Schwank, bei dem man übrigens nur schwer lustig werden kann, schildert einen Gelehrtenhausstand, wie ihn Weiße oder Mylius zopfigen Angedenkens auch nicht anders dargestellt haben würden. Der Autor hat sein Buch in Haarlem drucken lassen, was leider zur Folge gehabt hat, daß lateinische Lettern verwandt sind, ein Umstand, der bei einem Werke schöngeistigen Inhalts stört. Schlimmer ist, daß der möglicherweise sprachunkundige Corrector mehr Druckfehler hat stehen lassen, als recht und billig wäre.

Bibliographie.

Kaufmann, Leopold. Albrecht Dürer. Erste Vereinsschrift für 1881, herausgegeben v. d. Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. 8. 111 S. Köln, J. P. Bachem.

Sach, Dr. August. Asmus Jacob Carstens' Jugend- und Lehrjahre nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 8. 277 S. Halle a. S. 1881, Buchhandlung des Waisenhauses.

Steuerwald, Wilhelm. Lyrisches im Shakspeare. 8. 161 S. München 1881, Th. Ackermann.

Jensen, Wilh. Aus stiller Zeit. Novellen. 8. 205 S. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Hoffmann, Hans. Unter blauem Himmel. Novellen. 8. 236 S. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erscheinen:

Noten-Beilagen

zum dritten Bande der

Geschichte der Musik

von

August Wilhelm Ambros

meist nach den hinterlassenen Vorlagen des Verfassers zusammengestellt, redigirt und mit Nachträgen versehen

von **Otto Kade.**

In ca. 10 vierzehntägigen Lfrgn. à *M.* 1.—

Der Zweck der hier dargebotenen Sammlung ist, ein möglichst getreues Culturbild jener schöpferisch so reichen Musikperiode des 15. und 16. Jahrhunderts, in deren glänzender Darstellung gerade das Ambros'sche Werk gipfelt, zu geben, die im Text niedergelegten Kunstanschauungen mit **Documenten** zu belegen. Es vereinigt dieses Urkundenbuch eine reiche Sammlung **geistlicher** wie **weltlicher Tonsätze** vom einfachsten, unscheinbaren, für gesellige Zwecke bestimmten **Liedlein** bis hinauf zu den erhabensten, der Andacht gewidmeten ausgeführtesten Kunstwerke der **Motette** und **Messe**, meist wahre **Kabinetstücke seltenster** Art und **von unschätzbarem Werthe, die durch Neudruck noch nie an die Oeffentlichkeit getreten sind.**

Soeben erschien:

Nationalökonomik

des

Handels- und Gewerbefleißes.

(Dritter Band des Systems der Volkswirthschaft.)

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

gr. 8. (X und) 823 Seiten. *M.* 12.—

Stuttgart, Juli 1881.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue Werke von Hans Hopfen.

Mein Onkel Don Juan.

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert

von **Hans Hopfen.**

2 Bände in 8. 560 Seiten.

Geheftet 9 *M.*, elegant gebunden 11 *M.*

Kleine Leute.

Drei Novellen

von **Hans Hopfen.**

Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudels Ball.

Zweite Auflage. Ein Band in 8. 370 Seiten.

Geheftet 5 *M.*, eleg. gebunden 6 *M.*

Die Geschichten des Majors

von **Hans Hopfen.**

Der verlorene Kamerad. Schabernacks Wette. Flinzerls Glück und Ende.

Zweite Auflage. Ein Band in 8. 294 Seiten.

Geheftet 5 *M.*, eleg. gebunden 6 *M.*

Verlag von **Richard Wilhelmi** in **Berlin** S.W., Bernburgerstr. 14 pt.

Verlag von **Louis Ehlermann** in **Dresden.**

Wandern und Werden.

Gedichte

von

Ferdinand Avenarius.

In reicher Renaissance-Ausstattung. Brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Als Zeugen des **geradezu einstimmigen Beifalls**, welchen diese Gedichte fanden, folgen hier einige Aeusserungen unserer **ersten** Organe:

Deutsche Rundschau (hrsg. v. **J. Rodenberg**). Der Dichter gibt Wander- und Scheidelieder, er besingt die Abenddämmerung und den Sturm, die Alpen und das Meer, bald nachdenklich und beschaulich im Tone Uhlands, bald feierlich, in freien Rhythmen, nach Art von Klopstock, Goethe und Hölderlin, dann wieder ironisch und phantastisch, mit grotesken Vergleichen, in der Weise von Heine und Scheffel, alles mit **entschiedener Begabung** und mit **entschiedenem Formtalent** . . . . .

Unsere Zeit (hrsg. v. **R. v. Gottschall**). . . . An originellen, ja genialen Wendungen fehlt es nicht bei diesem lyrischen Doppelspiel seiner Muse, ... in den Hymnen herrscht Kraft des Ausdrucks und der Schilderung; einzelne Lieder athmen tiefes Naturgefühl und haben anmuthende Pointen. Mag auch die Sammlung Spuren von Sturm und Drang tragen, ... sie zeigt doch kein alltägliches Toilettengesicht.

Nord und Süd (hrsg. v. **P. Lindau**). Avenarius ist ein **ausgesprochenes lyrisches Talent** . . . . . .

Deutsches Literaturblatt. („**Ein Wort über echte Lyrik**" von **H. Keck.**) Der Inhalt schmiegt sich gleichsam von selbst in die Form . . . ., und den Hörer verlässt das Gefühl nicht, dass hier ein **Meister der Technik** aufgetreten ist . . . . . (Die Gedichte) packen, sie lassen nicht wieder los, sie erwärmen und erheben das Gemüth . . . . Wahrhaft entzückend sind die Naturschilderungen aus den Alpen und von der Nordsee, zumal da sie immer nur Folie sind für echte Empfindungen des Herzens . . . . **Das ist echte, goldene Poesie! Da haben wir einen Künstler von Gottes Gnaden!**

Literarischer Merkur (hrsg. v. **Ph. Stein**). . . . . Frischer Humor, gesunde Sinnlichkeit, kecke Jugendlust und daneben ein tiefes Erfassen der Probleme der Menschheit . . . . zeichnen diese Gedichte aus. . . . . Gedichte, wie das „Originalität" überschriebene, gehören zu dem **Besten, was die neuere Lyrik hervorgebracht hat.**

Nationalzeitung (**Feuilleton**, red. v. **K. Frenzel**). . . . . Avenarius sucht uns nicht mit „erlogenen Gefühlen" heim, ihm quillt das Lied aus der Seele. . . . Doch tönt keine Weltschmerzstimmung aus diesen Liedern; sie haben nichts krankhaftes, nichts gemachtes. . . . . Seine Bilder sind treffend und natürlich, seine Verse volltönig und schwungvoll; seine Muse schreitet nicht blos pathetisch einher, sie kann auch schalkhaft blicken, und zeigt nicht selten anmuthvollen Humor. . .

Vossische Zeitung (**Sonntagsbeilage**, red. v. **H. Kletke**). . . . Je länger, je mehr lässt uns der Dichter erkennen, dass er der fremden Tonart nicht bedarf, um auch im eigenen Anschauen und Empfinden Natur und Welt aus sich selber zu gestalten. . . . .

Magdeburger Zeitung. Das kleine Buch macht einen sehr liebenswürdigen Eindruck . . . . ., es enthält Viel, was dasselbe weit über die grosse Masse poetischer Maculatur hinaushebt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 6. August 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Parlamentarismus wie er ist. Von Agrippa. — Thomas A. Scott als Typus eines amerikanischen Großeisenbahn-Leiters. Von E. Schläger. — Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow. Von Theodor Fontane. 3. Groß-Rietz. — **Literatur und Kunst:** Ueber mythologische und allegorische Plastik und Malerei. Von Max Schasler. — Carlo Porta. Von F. Eyssenhardt. — Merv, die Königin der Welt. Von Wilhelm Geiger. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Parlamentarismus wie er ist.*)

Vor einigen Monaten ist von Lothar Buchers Schrift „Der Parlamentarismus wie er ist" eine zweite veränderte Auflage erschienen. Die zu ihr verfaßte Vorrede läßt erkennen, daß die Beweggründe für die neue Edition völlig außerhalb der Interessen des Verfassers gelegen haben, der nicht mehr und nicht weniger thun konnte, als auf Begehren des Verlegers seinen vertragsmäßigen Pflichten nachzukommen. Das ist auch durchaus begreiflich. Das Bucher'sche Werk war seinem Inhalte nach nicht zu einer Erneuerung in vermehrten und verbesserten Auflagen bestimmt. Es ist eine in vieler Beziehung höchst werkwürdige Streitschrift, die mit Allem, was sie bedeutete und bedeuten sollte, nur im Rahmen des Zeitabschnittes, wo sie erschien, ganz zu verstehen war. Heute ist ihr thatsächlicher Inhalt, in England wie in Deutschland, durch neue großartige Ereignisse theilweise überholt. Und wenn sie nichtsdestoweniger noch für eine ferne Zukunft lehrreich und bedeutungsvoll bleiben wird, so hat sie doch schon angefangen, der historischen Beurtheilung zu verfallen, sie hat das Schwergewicht ihres Werthes bereits nach dieser Seite verlegt. Gerade die historische Bedeutung des Buches wird aber vielleicht zuletzt den größeren Theil seines Werthes ausmachen. Als es vor nahezu dreißig Jahren erschien, in jener Epoche, wo eine kleine Gruppe von Politikern den unverstandenen Zeitgeist auszurotten trachtete, da war die Schrift des preußischen Steuerverweigerers kaum im Stande, einen durchgreifenden Einfluß zu üben, nicht einmal auf diejenigen, für die sie zunächst verfaßt sein konnte. Gewiß war sie eine hochinteressante Erscheinung, die manchem Kundigen in die Augen stach, Vielen Belehrung im Einzelnen brachte, von nicht Wenigen auch, denen der Inhalt unwillkommen war, nach echter deutscher Art ungläubig und spöttisch verworfen wurde. Heute ist dieses Werk zu etwas ganz Anderem geworden. Es gehört mit zu jenen Wahrzeichen, aus denen ein künftiges Geschlecht ein Stück von dem Ringen und Drängen des merkwürdigen Zeitalters der Wiederherstellung Deutschlands wird entnehmen können. Wie einer der besten und edelsten Kämpfer dieser mehrere Jahrzehnte umfassenden Periode zu verschiedenen Zeiten in den Kampf eingriff, wie er gerungen hat, um sich hinaufzudrängen zu der ihm einleuchtenden Höhe der Anschauung, was er dabei erfahren hat und gelitten, wie überhaupt der Kampf und des Kampfes Ziele sich in den Köpfen der Einzelnen wiederspiegelten — das wird an der Hand dieses Buches und der Geschichte seines Verfassers der künftige Geschichtsschreiber studiren können.

Im Jahre 1848 trat der Regierungsassessor Lothar Bucher, irgendwoher aus Pommern, in die Berliner Nationalversammlung ein. Er war ein Bürgerssohn, ausgerüstet mit allem theoretischen Wissen, dessen ein so feiner Kopf, wie der seinige, sich bemächtigen konnte. Seit 1789 hat der Bürgerstand angefangen, neben den anderen Ständen gleichberechtigt aufzutreten; seit dieser Zeit hat er sich auch Alles erworben, was zur Sache gehört: Wissen, Bildung, Reichthum. Nur Eines fehlt ihm noch und hat ihm vor fünfunddreißig Jahren noch weit mehr gefehlt: eine individuelle Verbindung mit der historischen Tradition, und die Würdigung des Werthes einer solchen. Aus den Knabenjahren und den Erinnerungen, welche man von Eltern und Großeltern überkommt, überliefert sich dem Bürgerssohn einstweilen noch nicht jenes individuelle Verhältniß zum Staate und der Staatsordnung, welches jeder Sproß einer blutarmen Militäradelsfamilie wie ein Vermächtniß bewahrt. Daher ereignet es sich, daß der von der Hochschule zurückkehrende Bürgerssohn in Fragen von Recht und Staat die Eltern oft übermüthig schulmeistert, während der Sohn des Adligen sich gar zögernd entschließt, den in der gleichen Beziehung vom Elternhause überkommenen Anschauungen neue Gesichtspunkte überzuordnen. Diese grundsätzliche Difformität mag die ersten Gesichtspunkte abgegeben haben, welche für die Parteibildung der preußischen Parlamentarier im Anfang ihrer Thätigkeit maßgebend wurden. Diesseits und jenseits der hieraus sich ergebenden Grenzlinie erwuchsen nach und nach die bewußten Parteiführer, entwickelten sich die schroffsten Gegensätze, wurde der Kampf von jenen edlen und allezeit bewunderungswürdigen achtundvierziger Idealisten bis zu den letzten Consequenzen ausgekämpft. Bucher kämpfte ihn auf der Seite des Bürgerstandes; von Rechten der Arbeiter war derzeit noch nicht die Rede. Er stritt mannhaft bis zum Aeußersten, er wurde vor Gericht gestellt, er theilte zuletzt das Schicksal der vielen wackeren Männer, welche im Auslande Zuflucht suchen mußten. Aber in dem, was er von da an that, unterschied er sich wesentlich von einer großen Zahl der Genossen. Er wurde weder verbittert, noch mürbe. Er wandte sich nicht unwillig ab von den Problemen der Politik, noch viel weniger wählte er den materiellen Besitz zum neuen Ziele seines Strebens. Auch war ihm nicht beschieden, was manchem seiner Kampfgenossen widerfuhr, daß eine junge thatkräftige Gattin an seiner Seele ein für die Interessen des Hausstandes und der Familie heilsames Reformwerk vollzog. Er ging nach England, dem gelobten Lande, um das, was er davon zu wissen glaubte, mit eigenen Augen zu erschauen. Was er dort erfuhr, war nicht eine Enttäuschung, aber eine tiefgreifende Belehrung. Er fand den politischen Zustand Englands so, wie er sich ihn eigentlich schon zu Hause hätte vorstellen müssen, wenn er nicht, wie die große Mehrzahl seiner Landsleute, be-

*) Von Lothar Bucher. 2. Aufl.

fangen von der Wahnvorstellung gewesen wäre, daß die berühmte Staatsmaschine Englands ein Zauberwerk sei. Als solches erwies sie sich ihm nicht. Es ging Alles mit natürlichen Dingen zu. Der Parlamentarismus war zwar vorhanden, oder wenigstens noch bedeutende Reste von ihm, aber unter den Voraussetzungen, auf denen er ruhte, verstand er sich gewissermaßen von selbst. Diese Voraussetzungen waren ein Parlament, von dessen Composition man in Deutschland entweder keine Ahnung hatte, oder für welche den deutschen Politikern doch der Maßstab gänzlich fehlte. Wie völlig verschieden nahm sich nicht blos der englische Lord, sondern auch das englische Unterhausmitglied aus, je nachdem es Bucher an der Spree mit dem Fernrohr, oder an den Ufern der Themse mit unbewaffneten Augen betrachtete. Dieses Parlament deckte sich vielleicht nicht mit der Aristokratie, aber es stand ganz unter ihrer Herrschaft. Die Aristokratie entsandte den einen Theil ihrer Mitglieder in das Haus der Lords, den andern in das Unterhaus. Sie beherrschte nicht blos die neutrale Regierung, sondern ebenso diejenigen der Grafschaften und Bezirke. Sie herrschte nicht, um sich zu bereichern, sondern aus Stolz und Patriotismus. Sie herrschte, weil sie der Theilnahme an der Herrschaft von jeher gewohnt war. Sie gebot über die Presse, über die Flotte, über die Vertretung im Auslande — sie war die Erste im Dienste von Allem, was seit Jahrhunderten Englands Ruhm ist. Daß die auf solchen Voraussetzungen erbaute parlamentarische Regierung auch haltbar oder nur denkbar wäre in einem Staate, der, weil nicht vom Meere, sondern von mächtigen Nachbarn eingeschlossen, zur Unterhaltuug einer großen Armee gezwungen ist, und dessen Gesellschaft eine politische Superiorität der Aristokratie aus dem Grunde, weil eine solche im englischen Sinne gar nicht besteht, unmöglich machen würde — das ist zum mindesten in England selbst nicht erprobt, und aus englischen Verhältnissen nicht zu beweisen. Man kann sich vorstellen, mit welchem Ungestüm ein Mann von der geistigen Tiefe und Gründlichkeit Lothar Buchers diese Thatsachen beobachtete und in sich aufnahm, wie sehr es ihn drängte, seinen Landsleuten mitzutheilen, was er wahrgenommen, und wie er glauben mochte, daß alle Anderen so willig wie er sich der besseren Erkenntniß erschließen würden. Wer die Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkscharakters kennt, weiß freilich, daß darauf nicht zu rechnen war. Seit dreißig Jahren ist unendlich viel geschrieben worden, um die Deutschen über den Mechanismus des englischen Staatswesen aufzuklären. Die Einzelnen haben auch viel gelernt, aber die öffentliche Meinung predigt noch heute wie ehemals, daß englische Institutionen das höchste Ziel seien. Es gibt eine große Zahl angesehener Politiker in Deutschland, welche sich einbilden, dem deutschen Constitutionalismus fehle nur das Alter des englischen Parlamentarismus, um diesem gleich zu kommen. Und wie einst ein Witzblatt die bescheidene Anfrage an die Weltgeschichte richtete, ob es sich nicht auf irgend eine Weise arrangiren ließe, daß der Vater Wrangel die Schlacht bei Leipzig gewonnen hätte, so wünschen viele von diesen Politikern nichts sehnlicher, als daß es möglich wäre, dem deutschen Constitutionalismus ein lumpiges Jahrhundert Anciennität beizubringen. Könnte man dann noch für die großen politischen Parteien in Deutschland Spitznamen erfinden, die sich baldigst zu Bezeichnungen gleich denen von „Whigs" und „Tories" zu gestalten hätten, so wäre, meint Mancher, der deutsche Parlamentarismus fertig. Vor Jahr und Tag brachte die „Gegenwart" einen interessanten Artikel mit der Ueberschrift: „Was es kostet, ein M. P. (Member of Parliament) zu werden." Darin war zu lesen, daß die gesammten für die Wahlen des Jahres 1874 ausgegebenen Kosten 21,000,000 Mark betragen hatten, daß von 350 Conservativen jeder durchschnittlich 21,800, von 250 Liberalen jeder durchschnittlich 19,600 Mark ausgegeben, daß die billigste Gruppe der ländlichen Wahlen, wo Gegencandidaten gar nicht vorhanden gewesen waren, einen Kostenaufwand von je 6600 Mark verursacht hatte, während von den 4 Candidaten, deren Candidatur die kostspieligste war, jeder im Durchschnitt 141,010 Mark hatte opfern müssen. Selbst unter der Voraussetzung, daß das Leben in England viel theurer ist als in Deutschland, müßten solche Ziffern wohl Jedem die Augen öffnen. Aber das geschieht nicht; die große Masse ist unempfänglich für diese Aufklärungen. Ein Mann wie Bucher war es natürlich nicht. Ihn dürstete danach, seine neue Erkenntniß kund zu geben, er wollte mit Feuer und Schwert auftreten gegen die Grundirrthümer der politischen Anschauung in Deutschland. So schrieb er sein Buch, von dem Wahn befangen, seine Landsleute würden es ihm danken, daß er durch eigenes Bemühen die bessere Erkenntniß fördere. Denjenigen, die nichts Idealeres kannten, als daß die Whigs heute den Tories weichen, um über Jahr und Tag die Herrschaft wieder zurückzugewinnen, bis sie diese gemäß der wechselnden Strömung der öffentlichen Meinung unfehlbar wieder in die Hände der Tories liefern — diesen Politikern rief er aus vollster Ueberzeugung zu, „daß, wie auch immer die Geschicke Deutschlands sich wenden mögen, niemals zwei Cliquen von gestern, sei es von oben oder von unten, die Gewalt in Deutschland geschenkt bekommen würden, um sich behaglich darin zu schaukeln". So bedeutend übrigens das Buch ist, so ist es doch keineswegs ein vollendetes Werk. Es genießt sich stellenweise wie ein ausgezeichneter Wein eines vortrefflichen Jahrganges, den man nur etwas zu zeitig entkorkt hat. Ja man muß zuweilen lächeln über den Feuereifer des Verfassers, z. B. wenn er sagt, die innere Rechtsgeschichte Englands erzähle den tausendjährigen Verfall eines einfachen großen Gebäudes; denn ein tausendjähriger Verfall läßt sich im Bereich menschlicher Dinge kaum denken. Aber das sind nur Einzelheiten, an denen kein besonnener Beurtheiler, wenn er nicht sehr übelwollend ist, den Werth dieser Schrift messen kann; ihre Abfassung war eine schöne und manhafte That. Und man erwäge nur, zu welchen Consequenzen ein politischer Kopf auf der Basis solcher neuen Anschauungen getrieben wird. Muß man das englische Ideal verwerfen, so steht man mit der politischen Führung vor ungebahnten Pfaden. Erkennt man, daß das Wesen des englischen Parlamentarismus gerade darin besteht, daß die Politik in England in einer unbegrenzten Verehrung der historischen Tradition wurzelt, so ist die nächste Folge eine mildere Beurtheilung der historischen Entwickelung des eigenen Staates. Nicht daß man gezwungen wäre, sich von dem Begriff der modernen Freiheit, der Repräsentativverfassung, oder gar von den humanen Principien der neuen Zeit loszusagen; aber man wird zu der Erkenntniß geführt, daß unser Volk unter dem Banner dieser neuen geistigen Errungenschaften seine eigenen Wege gehen muß. Diese Erkenntniß war auch Lothar Bucher aufgegangen, der, nach Deutschland zurückgekehrt, sie seinen ehemaligen Kampfgenossen predigen wollte. Nun aber erfuhr er eine bittere Enttäuschung. Er wollte neue Lehren verkündigen, die nicht in dem Programm der neu formirten politischen Partei der ehemaligen Freunde standen. Das galt als durchaus unzulässig. Wollte er sich darauf berufen, daß er noch der Alte, nur der besser Informirte sei, so hörte man ihn nicht. Erklärte er sich bereit zum Anschluß an die fest formulirten Dogmen, so war er recipirt, und sein Schicksal aus der achtundvierziger Zeit garantirte ihm den politischen Adelsbrief; wollte er das Alles nicht — anathema sit! Mit Unwillen wandte er sich ab; er suchte strenge, fruchtbare Arbeit, und der deutsche Staatsmann von heute, welcher, damals noch in den Anfängen seiner Thätigkeit stehend, die hervorragenden Eigenschaften seines ehemaligen politischen Gegners wohl kannte, erwarb ihn für den Dienst des Staates.

Seitdem ist Bucher für die Oeffentlichkeit ein stiller Mann geworden; er ist untergetaucht in jene Anonymität, welche man „vortragender Rath" nennt. Nur muthmaßen kann man, wie sein glänzendes Wissen in allen Zweigen des Rechts, sein Scharfsinn, seine blendende Dialektik dem Dienste, den er versieht, zugute kommt. Es heißt, er sei bis zum Aeußersten discret, reservirt und schweigsam, still und zurückhaltend in der Gesellschaft, er hänge in unbegrenzter Liebe an dem deutschen Reichskanzler, der eine wahre Freundschaft für ihn hege, und absolutes Vertrauen sowohl in seine Kenntnisse, als in sein Urtheil und seine Ergebenheit setze. Aber alles dies wird nicht bekannt ge-

macht, sondern transpirirt höchstens aus den Sphären des auswärtigen Amtes. Officiell liest man seinen Namen selten, wenn es sich nicht um eine Rangerhöhung oder eine Ordensverleihung handelt. Und so wird er wohl auch bleiben. Denn es ist das allgemeine Schicksal derjenigen, welche in den höchsten Sphären des Staatsdienstes als Beamte arbeiten, daß ihre Verdienste nur ihrem speciellen Chef und dem engen Kreise der Collegen bekannt werden. Was aber Bucher ehedem erstrebt und geleistet hat, wird nicht vergessen werden können, wenn künftig die Geschichte unserer Zeit sich entrollt. Alles in Allem wird man von ihm zu sagen haben, er war einer von den Wenigen, „die was davon erkannt und ..... ihr volles Herz nicht wahrten".

Agrippa.

Thomas A. Scott als Typus eines amerikanischen Großeisenbahn-Leiters.

Von E. Schläger.

Die Vereinigten Staaten sind das klassische Land der Eisenbahnen. Wer das Wesen und die Wirkung dieser größten aller Umwälzungsmaschinerien erkennen will, hat die Geschichte der Ausbreitung und Entwickelung des amerikanischen Eisenbahnsystems zu studiren. Erst dann begreift man den eigentlichen Sinn jener Aufhebung der Entfernung zwischen weit auseinander liegenden Theilen eines Continentreiches, erst dann staunt man mit Verständniß über jene vor 1846 unerhörte Art der Colossalkolonisation, durch welche, man möchte sagen über Nacht, die Zelte der Gold- und Silbergräber in große und prachtvolle Städte verwandelt wurden. Als 1859 die Nachricht von wunderbaren Silbererzfunden aus dem damaligen „fernsten Westen", dem bis dahin wüsten und menschenleeren Gebiet Nevada nach dem Osten drang, traf fast gleichzeitig die Schiene mit dem Strom jener Abenteurer ein, welche in wenigen Jahren einen neuen Staat der Sternenzahl auf dem Unionsbanner hinzufügen sollten. Aehnliche Wunder verrichtete das Dampfroß während des großen Bürgerkrieges im Anfang der sechziger Jahre. Das Problem, die Hälfte eines Continents zu besiegen, war nur durch eine außerordentliche Anspannung und Vereinigung von Mitteln möglich, welche die enormen Entfernungen in einer bis dahin unbekannten Weise zu besiegen verstanden. So wurden zwei ganze Armeecorps mit Munition und einem Theil ihrer Artillerieparks in sieben Tagen vom östlichen Kriegsschauplatze in Virginien nach dem westlichen in Tennessee geschafft, eine Entfernung von 1300 englischen Meilen. So machten nur die seine Verproviantirungslinie sichernden Eisenbahnen den kühnen Zug Shermans durch ganz Georgia möglich, welcher das Rückgrat der Rebellion zerbrach und die Kapitulation Lees zur Folge hatte. So waren es schließlich die während des vierjährigen Krieges sich immer weiter westwärts schlagenden Eisenwege des Nordens, welche die Produktion in solchem Grade steigerten, daß man sich im Norden, trotz entwertheten Papiergeldes und Soldatenaushebung nie erinnerte, bessere Zeiten gesehen zu haben.

Seit jenen Tagen hat sich die Meilenzahl der amerikanischen Bahnen mehr als verdoppelt. Am Schluß des Krieges (1865) waren 35,085 englische Meilen im Betrieb; in diesem Jahre gibt es in den Vereinigten Staaten über 90,000 Meilen, und die Erweiterung des Schienennetzes, welche im vorigen Jahre bereits 7150 Meilen betrug, verspricht in dem laufenden die bis dahin unerreichte des Jahres 1872 zu übertreffen, in welchem nicht weniger als 7440 Meilen neue Schienen gelegt wurden.

Wenn man einen Augenblick das Kapital und die Jahreseinnahmen dieser Riesenbahnen mit ihren jedes Jahr wachsenden Zahlenreihen betrachtet, so bekommt man eine Vorstellung von der gewaltigen Macht dieser modernen Factoren und eine Ahnung ihres alle früheren gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse verändernden und umstürzenden Einflusses. Im Jahr 1878 belief sich Kapital und fundirte Schuld sämmtlicher Eisenbahnen auf $4\frac{1}{2}$ Tausend Millionen Dollars, die Bruttoeinnahme des Jahres auf 490 Millionen, der Reingewinn auf 187 Millionen, die Dividenden der Actionäre auf $53\frac{2}{3}$ Millionen.

Von Zeit zu Zeit dringt die Kunde großartigen Ringens zwischen den vier Großeisenbahnen des Ostens zu uns herüber. Wir sehen hartnäckige Kämpfe um den Besitz eines westlichen Transportgeschäfts geführt, von dessen Bedeutung uns selbst die Riesenzahlen der Ausfuhrlisten nur eine theilweise Vorstellung zu geben vermögen. Wir sehen bis dahin unbekannte Namen sich plötzlich an die Spitze mächtiger Corporationen emporschwingen, denen die Gesetzgebung ihres Staates und anderer Staaten sich zu Füßen legt. Wir hatten von 1869—71 in New-York das erschreckende Schauspiel hoher Richter, welche die Gewaltthätigkeiten jener modernen Raubritter der Schienenstraßen mit der Form des Rechts zu decken corrupt genug waren. Aber der in all diesem titanischen Treiben sich kundgebende Individualismus ist für diese blitzartige Schnelle der amerikanischen Entwickelung ebenso segensreich und unentbehrlich, wie er nach einer andern Seite hin zu einer Gefahr für die bisherigen Fundamente von Staat und Gesellschaft geworden ist. Die Vereinigten Staaten haben ihr Mittelalter noch vor sich. Die neuen Feudalmächte, welchen darin die Rolle der früheren Fürsten und Ritter zufallen wird, werden zu ihrer Bekämpfung größeren Scharfsinn und größere Charakterstärke erfordern, als die europäische Welt zur Niederwerfung ihrer Feudalherren aufwandte. Vor der Hand steht die amerikanische Gesellschaft und der amerikanische Staat den großen Corporationen, welche die letzten zwanzig Jahre ihre Fangarme um und über das ungeheure Land schlingen ließen, beinahe ebenso hülflos gegenüber, wie der Kaufmann der alten Hansa dem Geleitzoll heischenden Burgherrn am Rheine oder dem weniger verschämten Stile des Raubritters jener Tage, dem auf offener Straße ihn anhaltenden adeligen Wegelagerer.

Die Geschichte einer dieser Corporationen wäre der beste Einblick in das innere Getriebe amerikanischen Lebens und Strebens. Das Material dazu liegt leider zerstreut und wenig vorbereitet umher. Selbst in den Vereinigten Staaten hat man bis jetzt nur wenige Monographien über Eisenbahnen und ihre Kämpfe unter einander, wenngleich in neuester Zeit als Zukunftsparole „der Kampf gegen die großen Monopole" bereits ausgegeben wird. Man muß sich an dem Lichte vorläufig genügen lassen, welches die Verfolgung der Lebenslaufbahn einzelner dieser Eisenbahnfürsten auf die von ihnen geleitete Welt wirft. Vor einigen Jahren war es der cäsaristische Vanderbilt von New-York, dessen Erfolge im Erwerben ganzer Bahnlinien ihm zur Grundlage unerhörten Börsenspiels und kolossalen Reichthumgewinns dienten. Für heute ist es ein in gewisser Beziehung zwar verwandter, in anderer jedoch vortheilhaft abweichender Typus eines Eisenbahnherrschers, des vor einigen Wochen auf seinem Landsitz bei Philadelphia gestorbenen Thomas A. Scott, an dem wir das Riesenwachsthum einer jener vier großen Eisenbahnlinien des Ostens skizziren wollen, indem wir seine eigene, damit parallele Laufbahn erzählen.

Scott wurde im December 1823 in Loudon, einem kleinen Orte in Franklin County, Pennsylvanien, geboren. Sein Vater, von schottisch-irischer Abkunft, hielt eine Fuhrmannswirthschaft, die sehr besucht war, weil sie an der großen Landstraße lag, welche damals den Frachtenverkehr zwischen Philadelphia und dem „fernen Westen", nämlich Pittsburg, vermittelte. Wie noch heute in manchen Landgegenden, gab es im Sommer keinen öffentlichen Unterricht. Scott arbeitete während der warmen Jahreszeit auf der Farm, und besuchte im Winter die Dorfschule. Im Jahre 1833 warf der Tod seines Vaters den zehnjährigen Jungen auf seine eigene Kraft. Er suchte sein Brod zuerst als Treiber der Pferde auf dem Leinpfade des Staatskanals. Später erlernte er die Kaufmannschaft. 1839 wurde er von seinem Schwager Patton, einem thätigen Parteigänger Van Buren's, als Gehülfe im Kanalzollamt zu Columbia an-

*

gestellt. Schon damals zeichnete sich „Aleck" (Abkürzung von Alexander) durch seine Lebhaftigkeit und Energie aus. 1841 beförderte der neue Zolleinnehmer, ein Dr. Given, den jungen Mann zum ersten Buchhalter mit dem für jene Zeiten bedeutenden Gehalt von 45 Dollar monatlich. Zwei Jahre später gründete Scott ein eignes Geschäft in Gemeinschaft mit Dr. Given. Aber es glückte ihm nicht mit der Sägemühle, auf welche hin er im 23. Jahre geheirathet hatte. Mit echt amerikanischer Zähigkeit und Gewandtheit versuchte er gleich darauf seine Hand in etwas Anderem. Er baute ein Eishaus und versorgte des Sommers Baltimore mit den durchsichtigen Würfeln. Aber auch das wollte nicht recht einschlagen. Bald darauf finden wir ihn als ersten Buchhalter im Staatszollamt zu Philadelphia, zwei Jahre später als Vertreter eines großen Speditionsgeschäfts in Columbia. Mittlerweile hatte die Pennsylvania-Eisenbahngesellschaft, in welcher Scott eine so bedeutungsvolle Stellung einzunehmen bestimmt war, sich aus kleinen Anfängen (im Jahre 1831 hatte sie erst 30 englische Meilen in Betrieb) weiter entwickelt. Im Jahre 1847 wurde der Bau der Linie zwischen Harrisburg und Pittsburg in Angriff genommen. Die erste Section derselben, von Harrisburg bis Lewistown, wurde im September 1849, ein Jahr später die Strecke bis zur Portage-Eisenbahn eröffnet. Edgar Thomson, der spätere Präsident der Bahn, damals Oberingenieur derselben, suchte einen zuverlässigen Mann für den verantwortlichen Posten eines Stationsagenten in Duncansville, von wo ab die Verladung auf die Staatsbahn vor sich ging. Scott wurde ihm dazu empfohlen und angestellt. Er drang mit überraschender Schnelligkeit in das ihm neue Fach ein und zeichnete sich darin bald so sehr aus, daß er zum technischen Leiter der westlichen Abtheilung des bis Pittsburg bereits ausgedehnten Bahnkörpers ernannt wurde. 1857 trat er an die Spitze der technischen Leitung der Gesammtbahn, welche sich nun von Philadelphia bis Pittsburg erstreckte und dadurch für Scott den Spielraum darbot, um sein eigenthümliches Talent in vollem Glanze zu zeigen. Thomson, der jetzt zum Präsidenten vorgerückt war, erkannte den Werth Scotts in solchem Grade, daß er, nach dem 1860 erfolgten Tode des Vicepräsidenten, Scott mit der Mittheilung überraschte, er, Thomson, werde ihn zum ersten Vicepräsidenten vorschlagen. Als Scott darauf bemerkte, daß das ja gar nicht gehe, weil dazu der Besitz von 10,000 Dollar Actien sechs Monate vor der Wahl vorgeschrieben sei, erwiderte Thomson ruhig: „Seit länger als sechs Monaten stehen 10,000 Dollar Actien in den Büchern der Gesellschaft auf Ihren Namen eingetragen." Von da ab begann jene rastlose Thätigkeit Scotts zur Erweiterung des Bahngebiets durch Erwerb verschiedener anstoßender Bahnen in und außerhalb des Staats. Jetzt erhielt die alte Linie erst die Fangarme, um das Gütergeschäft der großen Binnenseen des Nordwestens wie das des Südens an sich heranzuziehen. Die nach dem letzteren gerichtete Cumberland-Valleybahn wurde gekauft, ebenso die bankerrott gewordene Sunbury- und Eriebahn mit dem Ausläufer am Eriesee. Bis in den Staat New-York hinein, bis Canandaigua und Elmira, die New-York- und Eriebahn selbst bedrohend, erstreckten sich in wenigen Jahren die der Pennsylvanierin botmäßigen Linien, während zugleich mit der Northern-Central eine der wichtigsten Verbindungslinien zwischen Norden und Süden (Baltimore) in ihre Hände fiel.

Das Frühjahr 1861 rief den ersten Vicepräsidenten der Pennsylvaniabahn auf einen noch größeren Schauplatz. Die Truppen der Conföderirten sammelten sich in den Thälern Virginiens, die Hauptstadt des Landes, Washington war bedroht, die Verbindung mit dem Norden durch den Verrath der Baltimore- und Ohiobahn unterbrochen, welche ihre Waggons und Locomotiven in die Hände des Feindes geliefert hatte. Kriegsminister Cameron beschied Scott telegraphisch nach Washington und beauftragte ihn mit dem Truppentransport von Harrisburg nach Baltimore und von da auf der von ihrer secessionistischen Verwaltung im Stich gelassenen Baltimore- und Ohiobahn nach Washington. Wenige Tage darauf dröhnte der Marschschritt der Freiwilligenregimenter von Massachusetts durch die Straßen des im Herzen rebellischen Baltimore. Präsident Lincoln drückte dem Organisator überrascht die Hand, als er auf seine Frage, ob General Butlers Truppen bald ankommen würden, zur Antwort erhielt, daß ein Theil derselben sich bereits in der Hauptstadt befinde. Scott erhielt den Befehl über alle Eisenbahnen- und Telegraphenlinien, deren Betrieb die Regierung in die Hand genommen hatte, und in weniger als einem Monate war die Beförderung von Truppen, Munition und Proviant so systematisch regulirt und in Ordnung wie eine algebraische Gleichung. Den in Virginien vorrückenden Bundestruppen schob Scott fast gleichzeitig die eisernen Schienen nach. Er stellte zerstörte Linien wieder her und baute neue in den verschiedensten Richtungen. Zwei Tage vor der Schlacht bei Bull's Run war es durch seinen Rath und seine rasche Action gelungen, daß die eben in Washington angekommenen New-Jersey-Regimenter noch rechtzeitig in die Front geschafft wurden. Die Ausbeutung des Sieges seitens der Rebellen wurde dadurch verhindert. Nach dem Zusammentritt des Congresses im Sommer 1861 wurde Scott zum Unterstaatssekretär des Krieges ernannt. In dieser Eigenschaft bewährte er sich als eine Art Moltke der Technik in der Beherrschung der ihm unterstellten Eisenbahnmittel des ganzen Nordens. Im Januar 1862 beauftragte ihn der neue Kriegsminister Stanton mit einer Inspectionsreise durch den Westen und Südwesten, um Maßregeln zur rascheren Bewegung der Armeen vorzuschlagen und vorzubereiten. Er legte in sechs Wochen 5000 Meilen zurück und wurde sofort nach seiner Rückkunft mit einem ähnlichen Befehle nach dem Osten gesandt. Die Versetzung der Potomacarmee nach Tennessee geschah unter seiner Leitung. Im Juni 1862 legte er sein hohes Bundesamt nieder, von dem höchsten Lobe der beiden erwähnten Kriegsminister begleitet. Von dem Muthe Scotts nur ein Beispiel. Kurz vor der Schlacht bei Antietam fehlte es den Bundestruppen an Munition. Scott unternahm die Beförderung der Pulverwagen in eigener Person. Es war keine Zeit zu verlieren. Der Zug sauste mit einer so rasenden Geschwindigkeit dahin, daß die Achsen der Räder in Brand geriethen. Scott achtete nicht darauf. Ohne anzuhalten dampfte plötzlich der Zug, in eine Rauchwolke gehüllt, mitten unter die wartenden Soldaten. Im Sommer und Herbst 1863 wurde er nochmals auf den Kriegsschauplatz gerufen. Die Beförderung ganzer Armeecorps wurde ihm übertragen. Mit dictatorischer Gewalt bekleidet, nahm er hier Eisenbahnen in Beschlag, dort rief er neue wie durch Zauber hervor. In unglaublich kurzer Zeit gelang es ihm, 50,000 Mann in die Front zu werfen, um bei Chattanooga das entscheidende Wort zu sprechen.

Durch seine großartige Thätigkeit während dieser drei ersten Jahre des Krieges hatte sich Scott auf ein nationales Piedestal geschwungen und wurde eben deshalb von da ab noch mehr als früher der gesuchte Organisator neuer und Retter alter Eisenbahnlinien.

Sein Hauptaugenmerk blieb natürlich auf seine Pennsylvania-Bahn gerichtet, deren Geschichte mit dem Jahre 1869 in ein neues Stadium eintritt. Blicken wir einen Augenblick zurück. 1831 waren 31 Meilen im Gange; 1854 bereits 210 Meilen, von Harrisburg bis Pittsburg. Ihre Einnahmen betrugen damals $3^1/_2$ Millionen bei einem Kapital von etwas unter 20 Millionen Dollar. In den folgenden sechzehn Jahren (bis 1869) hatte sich die Bahnverwaltung darauf beschränkt, eine Menge größerer und kleinerer Linien innerhalb des Staates Pennsylvanien unmittelbar oder mittelbar (durch Uebernahme des Betriebes, ewige Pacht) sich einzuverleiben. Das Gesellschaftskapital war dabei auf hundert Millionen gestiegen, 400 Meilen standen unter ihrem directen Betriebe, 450 Meilen unter ihrer Controle. Das Jahr 1869 bildete einen Wendepunkt in der Geschichte des amerikanischen Eisenbahnwesens überhaupt. Die New-Yorker- und Eriebahn, unter dem Namen Erie auf den europäischen Börsen (speciell der Londoner) als Spielpapier sehr bekannt, war in die Hände zweier Abenteurer gefallen, Fisk und Gould (der letztere ist jetzt der Eisenbahn- und Telegraphenkönig vom atlantischen bis zum stillen Ocean, beeinflußt große

New-Yorker Zeitungen ꝛc.) und die Art der Geschäftsführung war eine so beispiellose, daß die Gerichte zuletzt einschreiten mußten. Ehe dies jedoch geschah, schlossen die beiden Leiter der Eriebahn eine Menge Contracte mit verschiedenen Bahnlinien, unter Anderem auch mit solchen, welche als westliche und nördliche Zufuhrlinien für die Pennsylvaniabahn von größter Wichtigkeit waren. Eine Zeit lang waren diese Manöver erfolgreich. Da mit einem Male verwandelte sich die Scene. Die große pennsylvanische Corporation entwickelte plötzlich eine Thätigkeit, eine Schnelligkeit, deren man sie bis dahin nicht für fähig gehalten hatte. Gesetzentwürfe auf Gesetzentwürfe wurden in ihrem Interesse von der Staatsgesetzgebung angenommen und sofort vom Gouverneur bestätigt. Contracte, welche die Eriedictatoren mit den Verwaltungsräthen anderer Bahnen abgeschlossen hatten, wurden plötzlich von den Actionären derselben abgelehnt. Die Verbindungen der Eriebahn mit dem Westen wurden sogar bedroht, kurz der Stiel vollständig umgedreht. Eine ganze Reihe von Bahnen außerhalb des Staates wurden von der Pennsylvanierin für immer in Pacht genommen. Sie streckte mittelst derselben ihre eisernen Arme gleichzeitig nach den drei wichtigsten Handelsplätzen des großen Westens aus, nach Chicago, Cincinnati und St. Louis. In St. Louis knüpfte sie Verbindungen an, die bis zur Küste des stillen Oceans hinzielten. Eine eigene Gesellschaft wurde unter dem Namen der Pennsylvania-Company gebildet, an der Spitze Directoren der Pennsylvaniaeisenbahn, um diese gegen 2000 Meilen langen, außerstaatlichen Linien zu verwalten. Das jährliche Einkommen aller dieser in und außerhalb Pennsylvaniens befindlichen Bahnen betrug schon im Jahre 1870 40 Millionen, wovon 10 Millionen als Reingewinn angesehen wurden! Aber selbst mit diesen Erfolgen waren die Leiter der großen Corporation noch nicht zufrieden. Sie verschafften sich die Herrschaft über Bahnen in Michigan und Minnesota, welche über ungeheure Congreßlandschenkungen verfügten. Die Nord-Pacific, jene Bahn, die neue Weizenländer im Norden erschloß, rief sie in ihren Verwaltungsrath. Die eben vollendete erste Continentbahn, die Union-Pacific, unter den vielfachen und verwickelten Verpflichtungen ihres Baues (Credit mobilier) erliegend, stellte Scott an ihre Spitze, um Ordnung in ihre Finanzen zu bringen. Die zu diesen Bahnen gehörigen Landstrecken beliefen sich auf 80,000 (engl.) Quadratmeilen, eine Oberfläche, welche der von vier europäischen Königreichen gleich kommt.

Als die Union-Pacific 1872 in den Besitz Vanderbilts überging, legte Scott die Präsidentschaft derselben nieder. Er faßte seitdem die südliche Pacificlinie ins Auge und wurde die Seele der zu dem Zwecke gegründeten Texas- und Pacific-Eisenbahngesellschaft.

Um Gelder für ihren Bau flüssig zu machen, befand er sich 1873 in England und war eben im Begriff vortheilhafter Abschlüsse, als die Nachricht von Jay Cooke's Falliment und der darauf unmittelbar ausbrechende amerikanische Eisenbahnkrach seinen Verhandlungen in London ein Ende machte. Er selbst wurde zur Liquidation genöthigt. Seine Passiva betrugen 17 Millionen, darunter figurirte sein Freund und Vorgesetzter, Edgar Thomson, mit $1\frac{1}{2}$ Million. Scott erbot sich zur Niederlegung aller seiner Aemter, aber man wollte nichts davon hören. Seine Gläubiger überließen ihm die Verwaltung seiner Activa und er täuschte die Hoffnung nicht, welche sie auf seine Fähigkeit und Ehrlichkeit setzten. Mächtige Freunde kamen ihm zu Hülfe. Cameron, der frühere Kriegsminister und politische Beherrscher des Staats, lieh ihm eine Million, andere Millionäre ähnliche Summen. Nach Thomsons Tode wurde Scott im Mai 1874 an die Spitze der Pennsylvaniabahn als Präsident gestellt. Dieselbe war damals schon die größte Eisenbahncorporation der Erde und vor kurzem wurde durch das Kabel der Ankauf der Philadelphia- und Baltimorebahn gemeldet, wodurch jene die Herrin aller Verbindungen im Osten zwischen Norden und Süden geworden ist. Die nächsten Jahre waren jedoch schwere für die Bahn, wie für ihren neuen Präsidenten. Die Kämpfe zwischen den vier Großeisenbahnen des Ostens, der New-York-Central-, der Erie-, der Baltimore- und Ohio- und der Pennsylvaniabahn, führten durch das System fortgesetzter gegenseitiger Unterbietung im westlichen Personen- und Gütergeschäft zu ungeheuren Verlusten. Der Riesenstreik des Sommers 1877 verursachte durch die Zerstörung der Bahnmagazine und Werkstätten in Pittsburg einen Schaden von mehr als zwei Millionen. Nur der rastlosen Energie Scott's gelang es, noch größeres Unheil zu verhüten und den Streik durch Bundesmilitär zu ersticken. Aber alle diese Anstrengungen und Aufregungen hatten seine Kräfte erschöpft. Er hatte während seiner ganzen Laufbahn es durchgesetzt, zwei Menschenleben oder die Arbeitskraft zweier Menschen in ein einziges hineinzupressen. Früher oder später mußte der Rückschlag erfolgen. Dazu kam die Nachwirkung einer Lähmung der einen Seite, welche durch einen Eisenbahnunfall vor 25 Jahren hervorgerufen war. Obgleich wieder verschwunden, traten doch von Zeit zu Zeit Folgen jener Erschütterung wieder auf. Ein Schlaganfall mahnte ihn endlich gebieterisch an die Nothwendigkeit einer Ruhepause.

Man gab ihm auf unbestimmte Zeit Urlaub. Er durchreiste 1879 Europa, verbrachte den Winter in Nizza und erstreckte seine Touren bis zu den Katarakten des Nils. Er kehrte gekräftigt, aber nicht hergestellt, nach Philadelphia zurück. Er sah sich genöthigt, ein Amt nach dem andern niederzulegen. Am 1. Mai 1880 schickte er der Pennsylvaniabahn seine Resignation zu. Es heißt in dem Schreiben: „Nach einer Dienstzeit von mehr als 30 Jahren sehe ich mich gezwungen, mein Amt als Präsident und Director des Verwaltungsraths niederzulegen und zwar soll die Resignation mit dem 1. Juni in Kraft treten." George B. Roberts, der wie er von der Pike auf gedient und den er selbst zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, trat an seine Stelle. Am längsten behielt er die Präsidentschaft der Texas-Pacificbahn, 1881 verkaufte er seine Actien daran an den oben erwähnten Gould für 2,400,000 Dollar und zog sich nun ganz von den Geschäften zurück, wenn er auch für ihn kleine Aemter, wie das eines Directors einer Stahlfabrik und das eines Directors des Fairmount Parks in Philadelphia bis zu seinem am 21. Mai 1881 eintretenden Tode zu bekleiden fortfuhr. Schon am 4. Mai hatte ihn ein Schlaganfall an das Ende gemahnt. Auf einer Fahrt zur Hochzeit eines alten Freundes in Philadelphia ereilte ihn ein zweiter. Er ließ sich nach seinem Landsitze bringen und verschied dort, bis zu Ende die Heiterkeit und Beweglichkeit seines Geistes bewahrend, am Abend des 21. Mai. Sein Vermögen wird auf 17 Millionen geschätzt. In der letzten Zeit seines Lebens war er im großen Stil wohlthätig.

Wenn man auch nur diese flüchtige Skizze dieses vielleicht bedeutendsten Eisenbahnorganisators unserer Zeit überblickt, wird man eine Ahnung von der Kraft, dem Scharfsinn und der Arbeit bekommen, die im amerikanischen Geschäftsleben steckt. Man wird dann zugleich begreifen, wo man das specifisch amerikanische Genie, das technisch-praktische, zu suchen und zu finden hat. Was Freytag einmal vor Jahren als Motto seinem „Soll und Haben" voranstellte: „Man muß den Deutschen bei seiner Arbeit aufsuchen", gilt in noch weit höherem Grade von den Vereinigten Staaten. Denn in ihnen sind die dirigirenden, die den Ausschlag gebenden Mächte da zu suchen, wo überhaupt der Ausschlag bis jetzt noch liegt, d. h. im Geschäftsleben, in der Gesellschaft (im Gegensatz zum Staat), nicht in den gesetzgebenden Versammlungen weder der Einzelstaaten noch der ganzen Nation. Vor den neuen Großmächten der Eisenbahnen verwandeln sich die Gesetzgebungen der Einzelstaaten in gehorsame Schatten, wie ja auch die Clienten der vornehmen Römer Schatten genannt wurden. Allerdings wird schon eine nicht ferne Zukunft den Kampf gegen diese Großmächte von heute, die in den Rahmen der alten Verhältnisse sich nicht einfügen lassen, aufnehmen müssen und große und eingreifende Veränderungen des ganzen Staatswesens werden zuletzt die Folge sein. Man wird alsdann im Congresse Fragen wie Staatsbahnen, Reichseisenbahn-Amt, Tarifmaximum ꝛc. verhandelt sehen. Aber noch zögert die „Gesellschaft" ihre staatlichen Vertreter zu dieser Arbeit aufzufordern. Die Reform der Nationalvertretung, d. h. die Reform des

Civildienstes, muß vorhergehen. Die Lösung der Eisenbahnfrage in den Vereinigten Staaten verlangt eben die Mitwirkung jener Männer, die es bis jetzt vorgezogen haben, statt sich um Congreßsitze zu bemühen, selbst Königreiche und (Eisenbahn-) Staaten innerhalb des Staates ins Leben zu rufen.

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow.

Von Theodor Fontane.

3. Groß-Rietz.

Eine halbe Stunde später verabschiedeten wir uns und fuhren aus dem unwirthlichen Pieskow, in dem nicht mal mehr ein Grabstein von besseren Zeiten redete (wenn es bessere Zeiten waren) in die sandig hüglige Feldmark hinaus.

„Hören Sie, Moll," hob ich an, „das war 'ne forsche Frau."

„Woll, forsch war sie. Man blos zu sehr, un eigentlich wüthig; un nahm ja gar keine Raison an."

„Ja hören Sie, das sagen Sie wohl; Sie sind ein behäbiger Mann. Aber solch armes Volk, das jeden Tag seine Noth fühlt, das wird eben wüthend und muckisch und starrt vor sich hin. Uebrigens lassen wir's, und sagen Sie mir lieber, was ist das mit dem alten Emeritus? Der Pieskowsche Lehrer konnte ja garnicht von ihm los. Ist er denn noch bei Wege?"

„Freilich. Und wir kommen sogar an dem kleinen Hause vorbei, das er sich aus Feldstein hat aufmauern lassen. Und hat selber mitgeholfen. Und wenn ich es so liegen seh' in Kapperfolium und Epheu, muß ich immer an Robinson und Freitag denken."

„Und da wohnt er? Und ist schon sehr alt?"

„Sehr alt und weiß alles. Er hat noch den Kaiser Napoleon gesehn, als er aus Rußland kam, und als Studente war er mit in Griechenland und ist auch mal mit in die Luft geflogen. Aber sie haben ihn wieder 'rausgefischt. Und ich hab' ihn öfter sagen hören: Ein jeder hat so sein Schicksal, und wer Pastor in Pieskow werden soll, an den kann kein Türke 'ran. Und Feuer und Wasser auch nich."

„Ei, das muß ja ein reizender alter Herr sein, und wohl sehr aufgeklärt und freisinnig. Oder vielleicht auch ein bischen zu sehr. Ist es so was? He?"

Moll lächelte vor sich hin und schien ausdrücken zu wollen: auf eine so feine Frage laß ich mich nicht ein.

Eine kleine Weile danach erreichten wir einen Wald, über dessen schmalen Fahrweg von rechts und links her eine Menge Wurzelwerk gewachsen war. Das gab nun ein entsetzliches Geholper und Gestolper, und ich flog hin und her, aber ich freute mich doch, aus Wind und Sonne heraus zu sein.

Es waren hochstämmige Kiefern und Tannen gewesen, womit der Wald begonnen hatte; bald aber kam Laubholz und inmitten desselben eine moorige Lichtung, auf deren höher gelegenen Stellen allerlei vertrocknete Büsche von Besen- und Haidekraut standen. Auch Elsen- und Birkenholz lag hier in Klastern am Wege hin, und auf einer dieser Klaftern, die schon bis auf wenige Kloben abgefahren war, saß ein alter Herr mit Käpsel und Staarbrille, neben sich ein Kind, eine zehnjährige Kleine, während sich ein großer Bastard-Neufundländer, dem die Schäferspitzkreuzung noch ein Erhebliches an Intelligenz und Entschlossenheit zugelegt hatte, zu Füßen beider ausstreckte. Die Keline war reizend und schien dem Alten etwas zuzuflüstern.

Als wir vorüber waren, sagte Moll mit halblauter Stimme: „Das war er."

„Wer?"

„Nu, der Emeritus. Er geht hier öfter . . ."

Aber eh' er noch aussprechen konnte, war ich schon vom Sitz herunter und lief die paar Schritt zurück, um dem Unbekannten und doch bereits so Bekannten, unter Entschuldigungen über meine Zudringlichkeit, einen Platz auf dem Wagen anzubieten, immer vorausgesetzt, daß er denselben Weg mit mir habe.

„Danke," sagte der Alte. „Das Aufsteigen ist mir zu schwer und zu gefährlich; ich sehe schlecht, und die scharfe Brille hilft auch nicht viel. Aber die Beine sind noch in Ordnung. Ist es Ihnen recht, so gehen wir ein Stück zusammen und plaudern ein bischen. Ich plaudere gern. Irme steigt auf den Bock, das Kind kennt nichts Lieberes, und wir marschiren auf dem Fahrdamm hinterher."

Er schien meine Zustimmung als selbstverständlich voraussetzen, erhob sich also und nahm meinen Arm, und als gleich danach auch Irme zu dem artig bei Seite rückenden Moll hinaufgeklettert war, setzte sich unser Zug in eine langsame Bewegung. Eine Fühlung zwischen dem Emeritus und mir war rasch gewonnen, und so nannt' ich ihm meinen Namen und den Zweck meiner Fahrt.

„Ah, das freut mich, daß jemand in unsere wenig gekannte Gegend kommt. Es ist ein eigen Land, ich kenn es und lieb es, und möcht' es für die Tage, die mir noch beschieden, mit keinem andern vertauschen; aber es ist arm und unfruchtbar in jedem Betracht und ich fürchte fast, daß es auch an Historischem Ihnen nicht viel herausgeben wird."

„Es ist leider, wie Sie sagen. Ich war ein paar Stunden in Pieskow und dachte da wenigstens von den Löschebrands allerlei zu hören. Aber die Gruft ist zugeschüttet und die Grabsteine sind fort. Und es muß doch seinerzeit eine berühmte Familie gewesen sein."

„Gewiß, gewiß, und ich habe sie selber noch in guten Umständen gekannt, wenigstens unsre Pieskowsche Linie, trotzdem es schon auf die Neige ging. Und das alles seit Anno 93."

„Ei, das klingt ja gerad' als ob wir in Frankreich wären. In Frankreich, wie Sie wissen, datirt alles von Quatre-vingt-treize. Steht es damit in irgend einem Zusammenhange?"

„Nicht in dem geringsten. Es handelt sich bei diesem Anno 93 um nichts mehr und nichts weniger als um die Pieskowsche Glocke, von der eine alte Prophezeihung sagte: „so lange die klingt, so lange dauert der Löschebrandten Glück". Und die Prophezeihung hielt auch Wort, und die Löschebrands waren nicht blos die Herren hier um den Schermützel herum, sie waren auch große Herren überhaupt und galten bei Hof und waren versippt und verschwägert mit allem, was reich und vornehm im Lande war. Ihr Liebstes aber war der „Dienst", und weil es immer schöne, stattliche Leute waren, so waren ihnen auch die schönsten und stattlichsten Regimenter immer nur gerade gut genug, und alles, was als Löschebrand in der Saarow-Pieskowschen Taufliste stand, stand zwanzig Jahre später in der Rangliste der Garde du Corps und Gensdarmes. Es waren ächte Junkers, eigensinnig und hochmüthig, und ließen die Leute reden, und trotzdem sie nach Sitte jener Zeit über ihre Mittel hinaus lebten und eine wunderliche Wirthschaft führten, erhielten sie sich doch in einem guten und zuletzt wenigstens in einem leidlichen Vermögens-Zustande, weil sich in alten Familien immer wieder was zusammenerbt."

„Aber freilich . ."

„. . Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, und als Pfingsten 93 kam und am Abend vorher das Fest eingeläutet werden sollte, da klapperte die Glocke, die beim Volke seit lange nur „der Löschebrandten Glück" hieß und sieben Menschenalter lang über den Schermützel hin geklungen hatte. Das gab nun ein Kopfschütteln im Dorf und allerlei Sorg' und Furcht im Schloß, aber Sorg' und Furcht konnte den Spuk nicht bannen, und obwohlen der alte Gottlob Ernst von Löschebrand, der erst Anno 19 starb und den ich selber noch gekannt habe, die Glocke mit sechs Pferden und einer schwarzen Decke darüber (als ob es ein Leichenzug wäre) nach Berlin fahren und einen frommen Spruch miteingießen ließ — einen frommen Spruch an den er nicht recht glaubte — so war es doch von dem Tag an vorbei mit der „Löschebrandten Glück" und ist seitdem auch nicht mehr aufgekommen."

All die Zeit über war mir der Neufundländer unausgesetzt zur Seite gewesen und nur ein paar Mal bis an den Wagen vorgesprungen, um nach Irme zu sehn. Der Emeritus aber öffnete mir immer mehr das Schatzkästlein seiner Erinnerungen,

und als er hörte, daß ich zunächst nach Groß-Rietz wollte, rieth er mir bei seinem alten Freunde dem Cantor vorzusprechen und ihm Grüße zu bringen, „der werde mir mit Rath und That behülflich sein und mir zeigen, was zu zeigen sei".

Dabei waren wir aus dem Walde heraus und bis in die Front eines etwas zurückgelegenen und hinter Epheu halbversteckten Steinhäuschens gekommen, über dessen Heckenzaun fort ein kleiner Pfirsichbaum blühte.

„Wie schön," sagt ich. „Wem gehört dies Idyll an der Heerstraße?"

Der Alte lächelte vor sich hin. „Es wird wohl das des alten Emeritus sein." Und wirklich, es war es.

Eine Minute später schritten Großvater und Enkelin auf das Häuschen zu. Der Neufundländer folgte, verstimmt über die zu rasch abgebrochene Bekanntschaft. Irme drehte sich noch einmal um und nickte; dann verschwanden alle drei hinter dem Heckenzaun und Moll und ich waren wieder allein.

„Er ist auch nur arm," sagte mein Philosoph in ernster Betrachtung. „Und dabei neunundsiebzig. Es is doch eigentlich eine traurige Geschichte."

„Warum? Er sah ja nicht traurig aus. Ganz und gar nicht. Aber Sie sind ein Mammonsjäger, Moll; Ihr drittes Wort ist immer Geld, und da kann ich schließlich nicht mehr mit. Ich hab Ihnen heute früh Recht gegeben, aber sie gehen ja viel zu weit und vergessen, daß ein Unterschied ist zwischen Pauvre-sein und Arm-sein. Arm-sein ist nicht so schlimm. Achten Sie mal darauf, immer die, denen das Leben das Leben schwer macht, das sind die tüchtigsten und klügsten. War nicht die Pieskowsche Wirthin eine kluge Frau?"

„Ja, ja."

„Nun sehen Sie, so viel Schneit ist immer nur bei der Armuth. Die Noth lehrt beten, sagt das Sprüchwort, aber sie lehrt auch denken, und wer immer satt ist, der betet nicht viel und denkt nicht viel."

„Ich bin aber doch lieber satt."

„Ehrlich gestanden, ich auch. Darin stimmen wir nu wieder zusammen. Aber es ist doch auch was mit der Armuth, oder wenn man so will, sie hat auch ihre Vorzüge."

„Man blos nich viele..."

„Nein, viele nicht. Aber doch welche. Sehen Sie, Sie haben viel gelesen und sind eigentlich, wenn es nicht grad ihre schwache Stelle trifft (Sie wissen schon welche) für einen gebildeten Fortschritt. Und nun frag ich Sie, wo säßen wir noch und wo wären wir noch, wenn es keine Noth in der Welt gäbe. Die Noth ist der große Treiber oder der eigentliche „Motor", wie manche sagen, und daß ich hier jetzt mit Ihnen herumkutschire trotz Ostwind und dieser Stichsonne (fühlen Sie mal wie mir die Haut schon abschülbert) ist eigentlich auch blos aus Noth."

„I nu ja, man kann es auch so sagen. Aber ich bin doch mehr fürs Amoene. Sehen Sie den hübschen Thurm da vor uns? Das ist Groß-Rietz; da kann man doch wieder ein Glas Bier kriegen und ein Rührei mit Schinken."

„Und da finden wir auch was in Schloß oder Kirche. Ja, Sie lachen Moll und denken „ach das sagt er schon den ganzen Tag"; aber Sie sollen sehen, hier gibt es was. In Groß-Rietz nämlich hat der Minister Woellner gewohnt, freilich erst als er in Ungnade gefallen war und ist auch bald nachher gestorben. Wer in Ungnade fällt, heißt es, der lebt nicht mehr lange. Nu mir könnt' es nicht passiren; in Ungnade-fallen und gut Pensionirt-werden ist eigentlich immer mein Ideal gewesen. Aber der eine denkt so und der andre so... Haben Sie schon mal von dem Minister Woellner gehört?"

„Nein. Wer war er denn? Ich habe blos noch von die Manteuffels gehört. Und einer hieß der kleine Manteuffel. Es muß also wohl schon vorher gewesen sein."

„O lange vorher. Er war Minister bei Friedrich Wilhelm II., oder wie die Leute sagen beim dicken König. Und sie sagen auch, er hätt' ihm immer Hocuspocus vorgemacht, und Geister und Gespenster, und alles immer mit Weihrauch und Glasharmonika. Na, vielleicht war es nicht so schlimm. Und das können Sie glauben, Moll, er war gescheidter als manche, die jetzt über ihn lachen. Is auch gar nicht zu verwundern. Denn wie ging es denn? Erst war er blos Hauslehrer und soll auch ein paar Mal gepredigt haben und noch dazu ganz gut; aber zuletzt dacht' er doch wohl „es käme nicht viel dabei heraus" und heirathete lieber ein junges Fräulein von Itzenplitz. Auch die Mutter, heißt es, war ihm nicht unhold. „Nicht unhold" darf man am Ende sagen und ist ein statthafter Ausdruck. Und als er nun das junge Fräulein geheirathet hatte (die Mutter nahm es alles in die Hand) da wurd' er Minister und regierte den preußischen Staat. Und das kann doch schließlich nicht all und jeder."

Ich hatte hierbei Molls unbedingte Zustimmung erwartet, aber diese blieb aus, und während er es vorzog hin und her zu diplomatisiren, fuhren wir bereits in Groß-Rietz ein und hielten alsbald vor einem Häuschen, das uns als das des Herrn Cantors bezeichnet worden war.

Ich stieg ein paar Stufen hinauf bis in den Flur und wollte klopfen, aber ein Choral der eben auf einem kleinen Klavier gespielt wurde, hielt mich davon ab. Endlich schwieg es drin und ich trat ein.

Ein alter würdiger Herr empfing mich und hörte wohlwollend aber verlegen meinem Vortrage zu, was mich schließlich selber verlegen machte. So sehr, daß ich, wie gewöhnlich in solcher Lage, vom hundertsten aufs tausendste kam. In diesem Momente höchster Bedrängniß erschien die Frau Cantorin und sah mit dem den Frauen eigenen Scharfblick auf der Stelle, daß es sich hier unmöglich um etwas Bedenkliches handeln könne. Sie lud mich also zum Sitzen ein, was seitens ihres Mannes noch nicht geschehen war, und stellte nun ihre Fragen so geschickt und so freundlich, daß ich mich rasch wieder zurecht fand. „Ich fürchte nicht, Ihre Zeit allzu lang in Anspruch nehmen zu müssen, eine Stunde wenns hoch kommt. Ohnehin hängt die Sonne schon über den Dächern drüben und wenn wir auch Mondschein und sogar Vollmond haben, so lassen sich doch alte Bilder in solcher Beleuchtung nicht allzu gut studiren, die Fenster mögen so hoch und breit sein wie sie wollen. Oder irr' ich mich, wenn ich annehme, daß sich die beiden Woellner-Portraits in Ihrer Kirche befinden?"

„Eines war in der Kirche, das in rother Uniform. Aber der Herr v. d. Marwitz hat es, als er das letzte Mal hier war, ins Schloß bringen lassen, und da hängen sie nun alle zusammen."

„Ich wußte nur von zweien."

„Ja, zwei Woellner-Bilder... Ede, Du könntest ins Schloß gehen und um den Saal-Schlüssel bitten; es wär' ein Herr da, der die Bilder sehen wollte.... Ja, zwei Woellner-Bilder, eines als Minister und eines aus seiner Hauslehrer-Zeit, als er noch in Groß-Behnitz war. Ach Du lieber Himmel, Groß-Behnitz! Wie sich doch alles ändert im Leben. Das war das Itzenplitzische Lieblingsgut, und nun hat es Borsig, und der hat es auch nicht mehr, und ist blos noch Sommersitz und Villa für seine Wittwe. Kennen Sie Groß-Behnitz?"

Ich nickte.

„Das also sind die beiden Woellner-Bilder. Und auf dem zweiten, in einem Talar oder Roquelaur, sieht er eigentlich aus, als ob er ein Beichtvater wär oder sonst was Katholsches. Und auch sehr hübsch. Es sind aber außerdem noch zwei Bilder da, die mit dazu gehören, zwei Frauen-Bilder, und die Leute sagen, das eine sei die Frau Generalin v. Itzenplitz, die ja so große Stücke von ihm hielt, und das andre sei das Fräulein v. Itzenplitz (die Tochter der Gnädigen), die dann der Hauslehrer Woellner, oder vielleicht war er auch schon Domainenrath, geheirathet hat. Aber da kommt Ede. Bringst Du die Schlüssel?"

„Nein. Aber es sei schon gut. Und der Herr solle nur kommen."

Auf diese Zusage hin erhoben wir uns, die Frau Cantorin und ich, und gingen nunmehr auf das Schloß zu, das mir seiner großen Renaissance-Treppe nach aus der Zeit König Friedrichs I. zu stammen schien. Ein Diener wartete schon und schloß einen

Hochparterre-Saal auf, aus dessen Fenstern ich einen Blick auf einen von Treibhäusern eingefaßten Garten hatte. Dieser Blick war hübsch, aber der Saal selber zeigte nichts als eine Steh-Uhr, eine Portrait-Büste Friedrich Wilhelms II. und jene vier Bilder, über die mir die Frau Cantorin einen vorläufigen kurzen Bericht gegeben hatte.

Der letzte Gluthschein der untergehenden Sonne fiel auf drei Bilder; das vierte (kleinere) hing an einer Schmalwand unmittelbar daneben und war das Woellner-Bild aus seiner Ministerzeit. Er trägt auf demselben gepudertes Haar, einen rothen Uniformrock und einen blauen mit Silber gestickten Kragen. Eben solche Rabatten und Aufschläge. Die Nase dicklich, die Lippen wulstig, die Augen groß und hervortretend. Alles in allem entschlossen und charaktervoll, aber ohne Wohlwollen.

Auf diesem kleineren Portrait ist er ein mittlerer Fünfziger; auf dem größeren, im rechten Winkel daneben hängenden aber erscheint er als ein jugendlicher und in der That schöner abbéhafter Mann, wie man ihnen auch heute noch innerhalb der katholischen Geistlichkeit in Oestreich und Süddeutschland zu begegnen pflegt. Er zeigt sich, seinen damaligen Studien entsprechend, mit einem Mikroskop beschäftigt, zwischen dessen Gläser er eben einen zu beobachtenden Gegenstand gelegt zu haben scheint. Eine Verwandtschaft zwischen den beiden Bildern ist unverkennbar: derselbe sinnliche Mund, dazu dieselben großen Voll-Augen. Und doch welch ein Unterschied! Auf dem Minister-Portrait alles abstoßend, hier alles anziehend bis zum Verführerischen. Dazu gut und soweit meine Kenntniß reicht in einzelnen Partien sogar vortrefflich gemalt. Von welcher Hand, würde sich durch Kunstverständige leicht feststellen lassen, da, nach Antoine Pesnes Tode, wohl nur wenige Maler in Berlin existirten, die so zu malen im Stande waren.

Die beiden Itzenplitzischen Frauen-Portraits, die dieselbe Wand schmücken, sind in Ausdruck und Vortragsweise nur Durchschnitt. Alles Interesse verbleibt also ihm, und wer die Geschichte dieses vielfach verkannten und unterschätzten Mannes dermaleinst zu schreiben gedenkt, wird an diesen Groß-Rietzer Bildnissen nicht vorübergehen dürfen. Sie lehren uns manches in seinem Leben und Charakter verstehn.

Inzwischen war die Sonne gesunken, und als wir jetzt aus dem Saal auf die große Freitreppe hinaustraten, stand der Vollmond bereits in aller Klarheit am Himmel. Ihn als Leuchte zur Seite, gingen wir auf die nahgelegene Kirche zu, hinter deren Fenstern ich ein paar Epithaphien und Trophäen in ihrem flimmernden Schmucke von Waffen und Goldbuchstaben erkannte. Dieser flimmernde Schmuck aber war nicht das, was meine Schritte hierher gelenkt hatte, vielmehr hielt ich mich jetzt auf die Mitte des Kirchhofs zu, wo von einer Gruppe von Ahorn-Platanen umstellt, ein großer Granit, ein Doppel-Grabstein lag, auf dem einfach die Namen standen: „J. C. v. Woellner und C. A. C. v. Woellner, geb. von Itzenplitz." Sonst nichts, weder Spruch, noch Inschrift. Um die Stätte her war braunes Laub hoch zusammengefegt und predigte wie der Stein selber von der Vergänglichkeit irdischer Dinge.

Moll war uns auf den Kirchhof gefolgt. Er schien einen Augenblick zu Reflexionen in dem eben angedeuteten Sinne geneigt, gab es aber doch auf und begnügte sich schließlich mit einer einfachen Wetterbetrachtung: „Ich dachte der Wind würd' uns einen Regen zusammenfegen. Aber es is nichts. Sehen Sie sich blos den Mond an; er hat nich mal 'nen Hof und steht so blank da wie'n Zehnmarkstück."

„Es is richtig. Aber Moll, warum sagen Sie blos Zehnmarkstück?"

„Jott, ich dachte, vor die Gegend . . ."

Und damit gingen wir auf das Gasthaus zu, wo mein Mammon- und Adelsfreund schon ein Zimmer für mich und zwar „auf der rechten Giebelseite" bestellt hatte.

„Gott, Moll, das ist ja die Mondseite."

„Na, denn tauschen wir. Ich hab es gern, wenn er mir so prall aufs Deckbett scheint."

Literatur und Kunst.

Ueber mythologische und allegorische Plastik und Malerei.

Eins der unheilvollsten Vor- oder vielmehr Mißurtheile ist die vielfach unter den Künstlern verbreitete Ansicht, es sei für die bildende Kunst, namentlich für die Malerei, ziemlich gleichgültig, welchen Inhalt ein zu wählendes Motiv habe, wenn dieser Inhalt nur auf „geniale Weise" zur Darstellung gebracht werde. Das Wort „Genialität" ist leider zu einem Stichwort geworden, das im Laufe der Zeit dadurch eine ganz schiefe Bedeutung erlangt hat, daß man es als positiven Gegensatz zu Allem, was Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Regel heißt, auffaßt; als ob letztere Ausdrücke lediglich pedantisches Formelwesen bedeuteten und als ob die wahre Genialität nicht gerade in jener inneren Nothwendigkeit des Schaffens bestände, welche ohne immanente Gesetzmäßigkeit gar nicht denkbar ist. Wenn dann nachträglich die ästhetische Kritik diese Gesetzmäßigkeit, welche das Genie instinktiv schafft und befolgt, in die Form einer Regel faßt, so kann nur die falsche Genialität, d. h. diejenige, welche in der absoluten Willkür regelloſen Producirens sich ergehen zu dürfen vermeint, solche Regel als einen äußeren Zwang perhorresciren, der durchbrochen werden müsse, um der Phantasie, d. h. hier: dem subjectiven Belieben, freien Spielraum zu schaffen. Verhielte sich dies wirklich so, d. h. dürfte man der Kunst, dem künstlerischen Schaffen die innere Gesetzmäßigkeit absprechen, so hörte nicht nur die Aesthetik auf eine Wissenschaft zu sein — was von jenem „genialen" Standpunkt aus schwerlich bedauert werden würde —, sondern die Kunst überhaupt würde sich selbst zu jener niedrigen Stufe degradiren, auf welcher die abstracte Virtuosität, die wesentlich auf äußerlichen Effect tendirende Fingerfertigkeit, als das letzte Ziel alles künstlerischen Schaffens zu proclamiren wäre. Diejenigen, welche das oben erwähnte Mißurtheil als ihre Ueberzeugung hinstellen, ahnen gar nicht, daß sie damit nicht nur ihrem eignen Produciren, sondern der gesammten Kunstproduktion ein klägliches Armuthszeugniß ausstellen.

Die Franzosen geben jenem Satze, daß die Wahl der Motive gleichgültig sei, wenn nur die Durchführung den Stempel der „Genialität" an sich trage, ihrem specifischen Nationalcharakter gemäß, eine etwas andere Wendung durch das bekannte Bonmot: Tout le genre est bon, excepté le genre ennuyeux. Im Grunde bedeuten beide Aussprüche dasselbe, weil sie beide an die Stelle der inneren Gesetzmäßigkeit und Wahrheit die subjectiv-schrankenlose Willkür setzen, nur daß die Franzosen den Accent mehr auf die äußere Wirkung legen: statt „genial" sagen sie interessant und stellen damit das Ungewöhnliche, das Auffallende, das Neue, kurz den momentanen Effect als letztes Ziel aller Kunstwirkung hin. Daß freilich dies Ungewöhnliche aufhört Interesse zu erregen, sobald der Reiz der Neuheit schwindet, kümmert sie nicht; es sei eben Sache des Künstlers, immer wieder Neues zu erfinden, den Reiz stets zu steigern, gleichviel was den Inhalt dieses Reizes ausmache, und ob darin eine Wahrheit sei oder nicht. Daß durch solche unwürdige Auffassung der künstlerischen Wirkung der Kunst überhaupt jede objective Berechtigung entzogen, das Ewige in ihr, nämlich die absolute, von der Zeit unabhängige Idealität vernichtet wird, darüber machen sich die genialen Fingervirtuosen natürlich keine Sorge.

Die in diesem Herbst bevorstehende große akademische Kunstausstellung in Berlin wird es vermuthlich ebensowenig wie die ihr voraufgehenden an Belägen für das oben Gesagte fehlen lassen; und es dürfte daher wohl zeitgemäß sein, auf die Unzuträglichkeit gewisser, wie es scheint seit einiger Zeit mit besonderer Vorliebe gewählter Motive für die heutige Kunst aufmerksam zu machen. Es handelt sich dabei keineswegs um bloße Geschmackssachen, über die man mit dem wohlfeilen Spruch de gustibus non est disputandum ablehnend hinweggehen kann, sondern es handelt sich — um es mit einem Worte zu be-

zeichnen — um die Alternative zwischen künstlerischer Wahrheit und künstlerischer Lüge. Aus dem großen und mannichfaltigen Bereich der künstlerischen Motive mögen hier nur zwei, übrigens sehr verwandte Gebiete herausgegriffen werden, deren innere Unwahrheit unschwer nachzuweisen ist: die mythologischen und die allegorischen Darstellungen. Man könnte die Frage noch allgemeiner fassen, nämlich als die: welche Stellung nimmt das moderne Kunstbewußtsein überhaupt zum Inhalt der antiken Idealwelt ein?

Man wird es natürlich in gewissen Kreisen kurzweg als Barbarei bezeichnen, wenn ich die Schwärmerei für die Antike überhaupt — ich sage absichtlich „Schwärmerei", um damit jenen überspannten Grad von Bewunderung zu bezeichnen, der das antike Schönheitsideal in jeder Beziehung und für alle Zeiten als absolut berechtigt, d. h. als höchsten Maßstab für alle und jede Kunstform anerkannt wissen will — als einen durchaus einseitigen Standpunkt betrachte, sich gründend auf eine Anschauung, die uns durch unsere Gymnasial- und Universitätsbildung künstlich eingeimpft ist. Um nicht mißverstanden zu werden, will ich bemerken, daß es ja über allen Zweifel erhaben und sowohl durch die Kunstgeschichte wie durch die Aesthetik längst constatirt ist, daß das Gefühl für plastische Idealität der Form in der Antike zum reinsten und meinethalben absoluten Ausdruck gekommen ist. Daß unsere Bildhauer mithin in dieser Beziehung das antike Ideal als mustergültig zu betrachten haben, ist selbstverständlich. Daraus aber folgern zu wollen, daß damit auch Alles, was die Antike in dieser Form an Ideen versinnlicht hat, also die specifisch-nationalen Vorstellungen von Göttern und Göttinnen, Heroen und mythologischen Gestalten überhaupt, welche den concreten und ausschließlich im antiken Volksbewußtsein wurzelnden Inhalt der hellenischen Plastik in ihrer Blüthezeit bilden, die nothwendigen Vorlagen und Objecte für die moderne Bildhauerei abgeben müssen, ist völlig widersinnig und liefert eigentlich nur ein Armuthszeugniß für die moderne Plastik — von der Malerei, auf die ich sogleich zu sprechen komme, zu schweigen. Der Grund davon ist einfach der, daß wir heute nicht mehr an die antike Idealwelt, d. h. an ihre Götter und Göttinnen (auch poetisch nicht) glauben; und darum ist eine derartige moderne Aufgalvanisirung antiker Ideen für das moderne Kunstbewußtsein einfach eine auf künstlicher Selbsttäuschung beruhende ästhetische Lüge.

Die Wahrheit ist, daß wir uns den antiken Ideen gegenüber nur als zu einer märchenhaften Phantasiewelt verhalten und daß wir uns auf ähnliche Weise und aus gleichem Grunde daran erfreuen, wie wir uns auch an den Märchen erfreuen, die wir unsern Kindern erzählen, und an dem naiven Glauben, welchen diese jenen poetischen Erzählungen entgegenbringen. Es ist schlechterdings unmöglich, daß wir die Antike — nämlich ihren Inhalt — in gleichem Maße au sérieux nehmen wie etwa christliche Ideen, selbst wenn wir nicht mehr auf das specifisch-christliche Dogma zu schwören im Stande wären. Es liegt dies viel tiefer als blos in der religiösen Ueberzeugung, nämlich in der durch und durch verschiedenen Weise des Anschauens und Empfindens des antiken und des modernen Menschen. Anselm Feuerbach nennt einmal (in seinem „Vaticanischen Apollo") sehr bezeichnend die griechischen Götter blutleer, an einer andern Stelle seelenlos. Darin liegt's; dieser Mangel an Empfindsamkeit — um diesen Ausdruck zu brauchen, der nicht mit „Sentimentalität" verwechselt werden darf, welcher letztere besser durch Empfindelei zu übersetzen wäre — charakterisirt die ganze antike Welt, Götter wie Menschen, und dieser Mangel wird das antike Ideal stets nur als ein Formenideal, als kalt, fremd und unsympathisch für die moderne Anschauung und Empfindung erscheinen lassen. Für solch blutleeres Formenideal ist der kalte farblose Marmor das richtige Material. Wo daher moderne Bildhauer die antiken Ideen zum Vorwurf nahmen, haben sie stets bei aller Formvollendung ein Stück Empfindsamkeit mit hineingearbeitet — ich erinnere nur an Thorwaldsen und Rauch, an den „Jason" und die „Venus mit dem Apfel" des ersteren, an die „Victorien" des zweiten —, weil es ihnen platterdings, als modern fühlenden Menschen, unmöglich war, die vollkommene „Blutleere" der antiken Götter wiederzugeben.

Folgt daraus, daß die moderne Bildhauerei das antike Formenideal überhaupt verleugnen müsse, um nicht in künstlerische Unwahrheit zu verfallen? Keineswegs. Das ganze weit umfassende Reich der abstracten Ideen, d. h. das Gebiet der Allegorie, für welches die edle Form der Antike wie geschaffen erscheint, steht ihr zu Gebote und hat ihr stets in ergiebiger Weise zu Gebote gestanden. Nur wo sie specifisch moderne Vorwürfe behandelt, wie in der Statuenplastik und in dem kleinen Genre, soll sie nicht mit antiken Formen kokettiren, sondern, entsprechend der Natur der Motive, im strengen Sinne des Wortes zeitgemäß, d. h. modern bleiben.

Wenn hier für die Plastik in Bezug auf die Zulässigkeit der Motive ein Unterschied zwischen mythologischen und allegorischen Vorwürfen behauptet wird, so gibt es doch auch der antiken Mythenwelt gegenüber für das moderne Kunstbewußtsein eine Stellung, welche die Wahl solcher Motive gerechtfertigt erscheinen läßt: das ist der Standpunkt der humoristischen Auffassung. Gerechtfertigt aber ist derselbe dadurch, daß er eben die Antike nicht au sérieux, sondern im Gegentheil unter dem Gesichtspunkt einer leisen, aber natürlich stets in den Grenzen reizvoller Anmuth sich haltenden Ironie auffaßt. Denn würde diese Grenze überschritten, so erschiene die Antike, wie es etwa in der Musik von Offenbach (in seinem „Orpheus") geschehen, persifflirt und ins Triviale herabgezogen; eine Versündigung an der Antike, die sich am allerwenigsten die Plastik, diese im prägnantesten Sinne antike Kunstform, zu Schulden kommen lassen darf. In der humoristischen Auffassung antiker Motive dagegen stellt sich das moderne Kunstbewußtsein zwar ebenfalls über die Vorstellungswelt der Antike — und dazu hat es ein Recht, da es thatsächlich darüber steht — aber es läßt sie in ihrer Schönheit und Wahrheit unangetastet bestehen. Daß diese Ansicht übrigens nicht isolirt dasteht, dafür liefert die moderne Plastik selber schon vereinzelte Belege; ein Beweis, daß die modernen Bildhauer — wenigstens die intelligenteren unter ihnen — instinktiv das Bedürfniß fühlen, sich der Antike gegenüber nicht blos receptiv und reproduktiv zu erhalten, sondern eine selbstständige, gleichsam reflexionsmäßige und damit produktive Stellung einzunehmen. Mir schweben dabei hauptsächlich zwei Werke vor, in denen die humoristische Auffassung antiker Motive in einer ebenso geistvollen wie anziehenden Form zur Geltung gebracht ist, nämlich die beiden überaus reizenden Arbeiten von Reinhold Begas: „Pan die Psyche tröstend" und „Venus, den verwundeten Amor beschwichtigend". Wenn man diesen durchaus humoristisch behandelten und doch im echt antiken Sinn behandelten Gruppen den Vorwurf der Genrehaftigkeit im tadelnden Sinne des Worts gemacht hat, so hat man ihre Bedeutung durchaus verkannt. Nichts wäre fehlerhafter und der künstlerischen Intention — nämlich diese Motive humoristisch zu behandeln — widersprechender gewesen, als sie in dem strengen Stil des heroischen Ideals zu gestalten. Wenn ich mir diesen merkwürdigen Conceptionen gegenüber einen leisen Einwurf gestatten darf, so wäre es höchstens der, daß der Meister, entsprechend der nothwendig unter das Niveau des heroischen Stils herabgehenden Auffassungsweise, den Maßstab etwas niedriger, d. h. die Figuren nicht ganz lebensgroß hätte halten können.

Wie verhält sich nun die Malerei zu den mythologischen und allegorischen Motiven? Hat sie eine größere oder eine geringere Berechtigung dafür als die Plastik? Offenbar eine viel geringere oder vielmehr so gut wie gar keine. Was zunächst die mythologischen Motive betrifft, so liegt der Grund davon, daß sie für die Malerei ungeeignet sind, nicht nur in der weitaus concreteren Natur dieser Kunst — nämlich der Plastik gegenüber, weil in dieser die reine Form gerade von Dem, was zunächst in die Anschauung tritt, d. h. von der Farbe, abstrahirt und sie darum entschieden abstracterer Natur ist —, sondern hauptsächlich auch darin, daß überhaupt die antike Kunstanschauung wesentlich plastischer und nicht, wie die nachantike Kunstanschauung, malerischer Art ist; so sehr, daß in der Antike die Plastik nicht

nur als Hauptkunst auftritt, sondern daß diese specifisch-plastische Anschauung auch auf die übrigen Künste, ja auf das antike Leben überhaupt einen formal bestimmenden Einfluß ausübt und hier ähnlich dominirt, wie in der altorientalischen Kunst die architektonische, in der nachantiken die malerische Anschauung. Muß dies aber als eine durch die Kunstgeschichte bestätigte Thatsache zugegeben werden, so folgt von selbst, daß, sofern die organische Einheit von Motiv und Mittel der Darstellung eine Nothwendigkeit ist, die Malerei für die Darstellung antiker Ideen, eben weil sie plastische Ideen sind, d. h. auf wesentlich plastischer Anschauung beruhen, durchaus ungeeignet ist. Man entgegne nicht, daß in der antiken Zeit ja doch auch antike Motive gemalt worden seien. Ich will dabei gar nicht urgiren, daß es sich dabei immerhin nur um Wandgemälde handelt — denn andere kennen wir nicht —, ein Wandgemälde aber, da es sich der Architektur als Ornament unterzuordnen hat, einen wesentlich andern Standpunkt der Beurtheilung erfordert als das auf sich selbst beruhende, selbstständig abgeschlossene Staffeleigemälde; viel mehr fällt bei der antiken Malerei der Mangel an jener concreten Darstellungsweise, welche man in der nachantiken Malerei Colorit nennt, ins Gewicht: die antike Malerei war selber mehr plastischer, d. h. formaler, als malerischer Natur, im specifischen Sinne dieses Worts, und ließ deshalb den Widerspruch gegen die zur Darstellung gebrachten Ideen auch weniger fühlbar werden. Aber auch in der heutigen Zeit wäre es ein Fehler — und oft genug ist er begangen worden —, Wandgemälde in ähnlicher Weise coloristisch zu behandeln wie Staffeleigemälde, namentlich wenn es sich dabei, wie z. B. in der Vorhalle des Berliner Museums, um antike Motive handelt. Es widerspricht dies durchaus der nur secundären (ornamentalen) Natur des Wandgemäldes, welches entschieden eine leichtere, abgetöntere Stimmung erfordert, wenn es nicht mit seiner Bestimmung, der Architektur als Schmuck zu dienen, in Widerspruch gerathen soll.

Aber nicht nur die differente Natur der künstlerischen Anschauungsform der Antike, sondern der Inhalt der antiken Motive selber widerspricht der malerischen Behandlung. Daß die unverfälschte ästhetische Empfindung — und diese ist nicht immer gerade bei den Künstlern zu suchen — instinktiv diese tiefe Differenz fühlt, dafür spricht unter Anderem der Umstand, daß sich mit dem Gegensatz antiker und nachantiker Idealtypen, z. B. „Apollo" und „Christus", „Venus" und „Madonna", bei den ersteren Gliedern (Apollo und Venus) sofort die Vorstellung eines Skulpturwerks, bei den zweiten (Christus und Madonna) die eines Gemäldes verbindet; und zwar nicht etwa blos deshalb, weil jene vorwiegend in plastischer, diese in vorwiegend malerischer Weise verwerthet worden sind, sondern weil die ihnen zu Grunde liegenden, ihr Wesen kennzeichnenden Ideen an sich dort plastischer, hier malerischer Natur sind. Das Seelenhafte, was sich im Incarnat des Antlitzes, im Ausdruck des Auges ausspricht und das für die Vorstellung von „Christus" und „Madonna" unerläßlich ist, fällt für die Vorstellung von „Apollo" und „Venus", bei denen es sich wesentlich nur um charakteristische Körperschönheit überhaupt handelt, fort; und dieser Mangel des Seelenhaften, der bei der „Blutleerheit" der plastischen Form nicht fühlbar wird, tritt bei der wesentlich auf den seelischen Ausdruck tendirenden Malerei sofort ins Bewußtsein. Wenn man dagegen den Einwurf erhebt, daß ja doch gerade die alten großen Meister ebensowohl die christlichen Idealgestalten skulpirt als die antiken gemalt haben, so frage man sich ernsthaft, ob es den alten Meistern — wenigstens ist dieser Zweifel gewiß bei der Malerei gerechtfertigt — wirklich bei ihren antikisirenden Gemälden auf Versinnlichung der antiken Ideen und nicht vielmehr auf die Darstellung nackter, namentlich weiblicher Formenschönheit zu thun gewesen? Sie haben allerdings unzählige Mal die „Venus" gemalt, aber dieser Titel bedeutete bei ihnen nichts weiter als ein schöner Frauenleib, den sie zum Theil mit sehr modernem Beiwerk verbanden, z. B. mit der Darstellung eines venetianischen Edelknaben, der solcher angeblichen, auf ein Ruhebett hingestreckten Venus etwas auf der Mandoline vorspielt, und Aehnliches. Was ist bei solchen Darstellungen von antiken Ideen zu spüren?

Es ist daher eine bloße Sophistik, wenn man zur Rechtfertigung ähnlicher Verirrungen in der heutigen Kunst sich auf den Vorgang der alten Meister beruft. Die alten Meister sind groß und in vieler Beziehung unerreichbar, aber nicht weil, sondern obgleich sie dergleichen gemalt, oder vielmehr ihren ganz im Zeitgeschmack dargestellten Gemälden antike Titel gegeben haben. Ebenso wenig ist es nun aber auch den modernen Malern Ernst mit der Antike, wenn sie derartige Motive zum Vorwurf ihrer Bilder nehmen; es ist eben auch bei ihnen nichts weiter als die künstlerische Lust an der Schönheit des nackten weiblichen Körpers, der sie ein klassisches Mäntelchen umhängen möchten, indem sie das Etikett des antiken Titels darauf heften. Wenn sie wenigstens ehrlich wären und nicht die antiken Titel mißbrauchen wollten, in der respectvollen Erkenntniß — diese wenigstens könnten sie vor den alten Meistern voraus haben —, daß die antiken Ideen denn doch zu gut dazu sind, um für solche ganz modernen und zum Theil frivolen Inhalte als Aushängeschilder zu dienen. Die Geschmacklosigkeit, moderne Figuren in die antikisirenden Compositionen hineinzumalen, was die naiven alten Meister oft thaten, sucht man heute allerdings zu vermeiden; wenn man aber glaubt, genug gethan zu haben, wenn man etwa einem im Walde hingestreckten nackten Weibe ein Pantherfell unterlegt, um damit den Titel „Bacchantin" zu rechtfertigen, dann befindet man sich in einem großen Irrthum. In der That glaubt der Maler auch selber nicht an die Wahrheit solcher Bacchantin; und damit kennzeichnet sich diese ganze Richtung als ein frivoles Spiel mit antiken Vorstellungen, kurz um eine ästhetische Heuchelei, welche, weil sie offenbar aus dem Mangel an eigenen originalen Ideen hervorgeht, überdies der modernen Kunst ein trauriges Armuthszeugniß ausstellt.

Malerisch verwerthbar ist meiner Ansicht nach die Antike nur dann, wenn sie nicht in der Form einer angeblich antiken Vorstellungsweise, sondern als Object der modernen Kunstanschauung selber behandelt wird. Hier sind nur zwei Fälle denkbar: entweder wird das antike Leben selbst — etwa wie es Alma Tadema auffaßt*) — als Motiv gewählt; eine Richtung, die insofern freilich etwas Bedenkliches hat, als die Darstellung nicht auf eigener Anschauung beruht, sondern Resultat wissenschaftlichen Studiums ist (etwa wie, im Bereich des Romans, die Darstellung des ägyptischen Lebens von Ebers); oder aber es tritt derselbe Fall wie bei der Plastik ein: die Antike wird humoristisch aufgefaßt. Wie oben für die Plastik als Beispiele zwei interessante Werke von Reinhold Begas angeführt wurden, so erinnere ich in Bezug auf Malerei an das auf der vorjährigen akademischen Ausstellung ausgestellte Genrebild von Schneider „Ein Cyniker vor dem Tempel der Cythere", meines Wissens der erste gelungene Versuch in dieser Richtung. Rechtfertigen lassen sich diese beiden Verwerthungsweisen antiker Motive dadurch, daß sich in ihnen das heutige Kunstbewußtsein über die Antike stellt, indem es dieselbe lediglich als Object für die moderne Anschauung behandelt.

Schlimmer noch als mit der antikisirenden ist es mit der allegorisirenden Malerei bestellt. Hier ist eine Ausnahme überhaupt gar nicht zulässig, weil der Widerspruch zwischen der Farbe, als dem allerrealsten Darstellungsmittel, mit dem Begriff des Symbols, das nur als Ausdruck der Beziehung

*) Alma Tademas antikisirende Gemälde kennzeichnen sich übrigens auch dadurch als Meisterwerke, daß der Künstler mit sehr richtigem Takt die Antike in coloristischer Beziehung so zu sagen plastisch behandelt, ja zuweilen, wie in seiner vortrefflichen „Siesta", selbst im Format dem immerhin fremdartigen Eindruck Rechnung trägt, indem er das Gemälde fast friesartig, also dem Wandgemälde entsprechend, arrangirt hat, wie es denn auch in der Farbenwirkung mehr einer Freske als einem Oelgemälde ähnlich ist. Auch die Genelli'schen Gemälde mit antiken Motiven, obschon Staffeleigemälde, haben meist eine freskoartige oder, wenn man will, aquarellartige Tönung, d. h. eine Herabminderung der coloristischen Wirkung auf eine abstraktere Tonskala.

eines realen Dinges auf eine abstracte Idee etwas bedeutet, absolut unlösbar ist. Schon der alte Goethe, der doch jenem Zeitgeschmack, welcher die Allegorie vorzugsweise cultivirte, noch ziemlich nahe stand, bemerkt gelegentlich — in Bezug auf seinen „Fischer", der öfters gemalt wurde (und leider auch heute noch wird) —: „Die Künstler bedenken nicht, daß ich damit nichts weiter habe schildern wollen, als die lockende Kraft des Wassers in der Sonnengluth. Wie kann man das malen!" — Nämlich, was in der Allegorie, z. B. in der „Parabel vom Sämann", gemalt wird: d. h. ein Saamen ausstreuender Bauer, ist gar nicht gemeint, und was gemeint ist: nämlich die Verbreitung der christlichen Lehre, kann nicht gemalt werden, wenigstens in dieser Form nicht. Ein Kreuz, das etwa nur aus zwei Strichen besteht, kann als Symbol des Todes Christi aufgefaßt werden. Wird es gemalt als reales Holzkreuz, so verliert es um so mehr an symbolischer Bedeutungskraft, je naturwahrer es dargestellt wird, so daß man etwa die Holzart erkennen kann: es ist eben die Farbe als solche, welche durch ihre Realistik der abstract-idealistischen Bedeutung, die doch bei allen allegorischen Motiven allein in Frage kommt, widerstrebt und sie in demselben Grade vernichtet, als sie der unmittelbaren Naturwahrheit sich nähert. In der Poesie ist das anders. Wenn wir eine Allegorie lesen oder eine Metapher in der Rede anwenden, so verwandelt sie sich für die Vorstellung sofort in Das, was sie indirect zu verstehen gibt, während ihre directe Bedeutung eliminirt wird. Lesen wir z. B. in einem Roman die Worte: „der junge Frühling streute aus seinem Füllhorn zahllose Blüthen über die wiedererwachende Natur", so denkt doch kein vernünftiger Mensch sich den „Frühling" etwa als einen Knaben, der ein großes, mit Blüthen gefülltes Füllhorn trägt, das er auf die „Natur", etwa ein aus dem Schlafe erwachendes Weib, ausleert. Solche Vorstellung wäre ebenso geschmacklos wie albern. Wird sie aber dadurch geschmackvoller und tiefsinniger, wenn sie so gemalt wird? — Und doch müßte — wollte man diese Methapher malen — sie ungefähr so dargestellt werden. Allein dies wäre in der That etwas ganz Anderes als was gemeint, d. h. für die Vorstellung wirklich vorhanden ist. Man müßte es also erst aus der farbigen Realität in die abstracte Bedeutung übersetzen: und darin liegt der ästhetische Unsinn. Daher kommt es, daß alle Allegorien, z. B. auch die biblischen Parabeln, während sie auf den Leser und Hörer, durch die dabei vorhergehende continuirliche Verwandlung in den ideelen Sinn, der ihr eigentlicher Inhalt und Zweck ist, so poetisch wirken, sofort — durch die Fixirung ihrer directen, gar nicht gemeinten Wirklichkeit in der farbigen Darstellung — trivial, prosaisch, ja lächerlich werden. Handelt es sich bei dem „Sämann" etwa um Ackerwirthschaft? Oder bei dem „guten Hirten" um Schäfereibetrieb? — Solch' Hineingeheimnissen von abstracten Ideen in Vorstellungen directer Realität, die damit in nur ganz äußerlicher Beziehung stehen, ist schon an sich eine niedrigere Form der gedanklichen Darstellung, die selbst in der Poesie nur sehr vorsichtig angewendet werden sollte, obschon hier, wie bemerkt, die durch das Denken selbst stetig sich vollziehende Transposition in den eigentlichen Gedanken den Widerspruch nicht fühlbar macht; in der Malerei dagegen wird sie eben durch die Fixirung der realen Vorstellung einfach zu einem hölzernen Eisen. Eines der bekanntesten und technisch wie compositionell betrachtet bedeutendsten allegorischen Gemälde ist die in der Nationalgalerie befindliche „Jagd nach dem Glück" von Henneberg. Als poetische Metapher für die Wortdichtung würde das Motiv keinen Anstoß erregen. Selbst wenn es nur gezeichnet — d. h. in abstracter Darstellungsform gegeben — oder (aus demselben Grunde) als Relief componirt, etwa sogar als Wandgemälde in leichtem Halbfarbenton (also zu einem decorativen Zweck) ausgeführt, oder allermindestens als Dämmerungs- oder Mondscheinbild (d. h. mit totaler Aufhebung aller Lokalfarbenwahrheit) behandelt wäre, so ließe es sich allenfalls ertragen; aber in dieser taghellen Realistik gemalt — nimmermehr: je realistischer, je technisch vollendeter, desto unwahrer, widerspruchsvoller, kurz unmalerischer erscheint es. Was stellt es dar? Eine Brücke, die über einen Abgrund führt, zum Theil zerstört und verkohlt, vorn in der Luft schwebend eine große schillernde Glaskugel (oder Seifenblase?), darüber ein nacktes Weib, Goldstücke niederstreuend und ihr Antlitz verlockend rückwärts wendend; hinterherjagend zwei Reiter, der eine, ein junger Mann, die Hand verlangend nach dem „Glück" ausstreckend (die einzige reale Figur auf dem Bilde), der andere ein leibhaftes Skelett, der Tod, auf einem krepirten Pferde — die gebrochnen Augen und die aus dem Maul hängende Zunge, wie das ganze Aussehn deuten darauf hin. Im nächsten Augenblick werden die Reiter auf dem verkohlten Balken und dann im Abgrund sein. Da ist nun Alles Beziehung und nur Beziehung, aber alle diese Beziehungen erscheinen nicht als solche, sondern in directer Naturwahrheit und verwandeln sich dadurch in ihr Gegentheil: sie werden kindisch oder widerwärtig. Die Glaskugel z. B. ist keine Glaskugel, sondern soll bedeuten: „Glück und Glas, wie bald bricht das!" 2c. Wie außerordentlich trivial! Allen Respect vor der Metapher und ihrer poetischen Kraft, aber sie muß latent bleiben, wenn sie wirken soll. Mit dem plumpen, profanen Finger der Naturwirklichkeit gepackt, löst sie sich in leeren Dunst auf, und es bleibt die bloße — Maske, hinter der nichts ist als der baare Widerspruch.

Das Tollste, was Henneberg in diesem Genre geleistet, lieferte wohl sein auf einer früheren Berliner Ausstellung vorhandenes Bild, das in überlebensgroßem Maßstabe die Worte des Fürsten Bismarck: „Wenn Deutschland erst einmal im Sattel sitzt, wird es schon von selber reiten", illustriren sollte: Bismarck in Kürassieruniform als St. Georg dargestellt, der den Drachen, ganz realistisch als feuerspeiendes Schuppenungethüm gemalt, überwunden hat und den Zügel von dem Rosse hält, auf dem die Jungfrau Germania sitzt! — Uebrigens hat die allegorisirende Malerei in letzter Zeit, ebenso wie die antikisirende, so sehr um sich gegriffen, daß nothwendiger Weise bald ein Umschlag erfolgen muß, wenn nicht die ästhetische Empfindung ganz und gar verfälscht und die Kunst auf Irrwege gelenkt werden soll, aus denen nur schwer eine Rückkehr zum Echten und Wahren zu finden ist. An nichts gewöhnt sich die große Menge leichter als an den Unsinn. Dies ist der Grund, warum ich versucht habe, diese ungesunden und verkehrten Richtungen hier ihrem wirklichen Wesen nach zu charakterisiren. Ob die Künstler darauf hören werden, ist eine andere Frage; im Publikum dürfte sich aber doch dafür wohl einiges Verständniß finden; und das kann vorläufig genügen.

Max Schasler.

Carlo Porta.

In den „Giardini Pubblici" Mailands hat man mit Recht einem der bedeutendsten Dichter Italiens eine Statue errichtet, wenn derselbe auch außerhalb seiner Vaterstadt kaum bekannt ist. Carlo Porta steht unter den italienischen Dichtern unerreicht da durch die unwiderstehliche Kraft naturwüchsiger Komik, schlagenden Witzes und unerschöpflicher Sprachgewandtheit. Von der Originalität seiner Erfindung möge folgendes Gedicht eine Probe geben, dem man freilich nicht das Unrecht anthun darf, die Gewandtheit des Ausdruckes und die körnige Kraft des schlagenden Witzes aus der sehr ungelenken Uebersetzung zu beurtheilen:

Die Sonnenfinsterniß.

Neugierig stand das Volk und dumm erwartend,
mit aufgeriss'nem Mund nach oben starrt's,
zu sehen, ob die Allmacht sich entschließe,
den Mond zu treiben in der Sonne Bahn.

Dem einen hilft die Brille dunkeln Glases,
der andre hat ein Glas mit Rauch geschwärzt,
ein dritter steigt zum Thurm auf vielen Stufen,
ein vierter will die Sache schaun im Faß.

Das Wunder, schon war's nah sich zu begeben,
als plötzlich der Ausrufer schnell herbei
eilt, und dem Volk die Nachricht laut verkündet:

Die Sonnenfinsterniß ist aufgehoben
von der Regierung: traurig ging man heim
und sagte: Bonaparte hat's uns verdorben.

Schwerlich hat es jemals einen populäreren Dichter gegeben als Porta: die besten seiner Gedichte kann fast jeder Mailänder auswendig. Der Grund hierfür ebenso wie für die Vortrefflichkeit seiner Dichtungen liegt zum großen Theile in der Meisterschaft, womit er den Mailändischen Dialekt beherrscht, und in der Beschaffenheit dieser Mundart selber.

Der Mailändische Dialekt wird in Mailand selbst das Meneghin genannt. Man weiß nicht, woher das Wort kommt, denn die Behauptung, es sei eine Abkürzung von Domenichino, womit man z. B. in Rom einen nur für den Sonntag angenommenen Diener bezeichnet, ist sprachlich ebenso falsch wie sachlich, da einmal der Sonntag Mailändisch domenega heißt und absolut kein Grund vorliegt, warum das Wort hätte vorn verstümmelt werden sollen, und andrerseits der Meneghin als Person gar nicht einen solchen Diener bezeichnet, sondern den Hanswurst der Mailändischen Volkskomödie. Wie dem auch sei, dieser Dialekt wird am reinsten bei Porta Ticinese und dem Gemüsemarkt (Mailändisch Verzee von verz = Wirsigkohl) gesprochen, beherrscht aber außer der Stadt und dem eigentlichen Gebiete von Mailand ein sehr großes Gebiet in dem alpinen und subalpinen Hinterlande der Stadt. Er ist von fast unerschöpflichem Reichthum in seinem Wortschatze, denn schwerlich wird z. B. ein anderes menschliches Idiom zwei und neunzig Synonyme für Dummkopf (Mailändisch badée) haben, wie sie das vortreffliche Lexikon von Cherubini aufzählt.

Freilich italienisch ist dieser Dialekt — und daraus erklärt sich vieles, auf den ersten Blick Unbegreifliche im literarischen Leben Mailands — im strengen Sinne allerdings nicht. So fühlte sich auch Porta kaum als Italiener: der nationale Gedanke lag ihm so fern, daß sein berühmtestes Gedicht („Giovanni Bongee's Leiden") einen Mailänder Pfahlbürger lächerlich macht, der erst von der französischen Ronde hart angefahren, dann von einen französischen Soldaten beleidigt und geprügelt wird, ohne eine Entgegnung zu finden als — allerdings unwiderstehlich komische — Ausdrücke seiner Wuth. Wenn man das Gedicht liest — und dies ist nur ein Beispiel — so wird man jedes italienische Nationalgefühl vollständig vermissen.

Es kann hier nicht auf die andern tiefgreifenden Unterschiede hingewiesen werden, welche das Mailändische vom Toscanischen trennen, nur das mag kurz angedeutet werden, daß keine romanische Schriftsprache in reiner, volksthümlicher Entwickelung aus dem zu romanischer Mundart sich umbildenden Latein entstanden ist: sie alle haben eine zum Theil sehr starke Einwirkung des neben den Volksdialekten schriftlich und literarisch fortwährend weiterbestehenden Lateinischen zu erleiden gehabt. Dieser bedeutende Einfluß des zwar ursprünglich in engster Verwandtschaft mit ihnen stehenden, ihnen aber durch den ganzen Gang der Dinge grammatisch entfremdeten Idioms hat ohne Zweifel dazu beigetragen, den Dialekten das Dasein zu fristen: je fremder die Schriftsprache der Bevölkerung gegenüberstand, desto inniger schloß man sich an die heimische Mundart an.

Schwerlich aber gibt es einen Dialekt im ganzen Gebiete der romanischen Sprachen, der sich so frei von jeder gelehrten, lateinischen Beeinflussung gehalten hat wie das Mailändische. Dies zeigt sich in der Flexion ebensowohl wie im Wortschatze, so daß man denselben wie eine gleichberechtigte Sprache zwischen dem Toscanischen und dem Provençalischen ansehen darf. Und daraus erklärt sich die Stellung Portas eben so wie der Antagonismus des größten Mailändischen Dichters gegen seine vaterstädtische Mundart. Manzoni war nur deswegen der eifrigste Vorkämpfer für das Toscanische als Einheitssprache, weil er darin das Mittel erkannte, Italien politisch zu regeneriren: die Sprache sollte hier, wie im alten Rom, in den Dienst des politischen Gedankens treten. Von irgend einer wirklichen, persönlichen Abneigung gegen den Dialekt war er weit entfernt, macht sich vielmehr in den Verlobten auf seine Weise über die Abneigung der Toscaner gegen das Mailändische lustig, wenn er bei Gelegenheit des dialektischen Wortes für Krücke (Toscanisch gruccia, Mailändisch scansc) ironisch sagt, das mundartliche Wort sei so abnorm, phantastisch und ungebildet, daß die Sprache in ihrem Alphabet gar keine Buchstaben habe, um es wiederzugeben.

Freilich hat Porta noch eine andere, wichtige Bedeutung für Mailand wie für die italienische Literatur und ihre Entwickelung überhaupt. In Mailand lebte und wirkte Monti als gefeierter Vorkämpfer der alten mit den überlieferten Schulbegriffen der klassisch-italienischen Poesie operirenden Dichtung. Bot schon das Leben dieses hochbegabten Dichters viele Blößen, und hatte er als Renegat, der erst die französische Revolution, dann die Reaction und Restauration feierte, viele Anfeindungen zu bestehen — so kam zu Portas Zeit zu diesen Gährungsstoffen im literarischen Leben Mailands noch die Aufregung hinzu, welche die außeritalienische Dichtung in die Gemüther warf. Manzoni vor Allen brach mit der conventionellen Poesie, deren Formen und Begriffen, und es traten die Romantiker den Klassikern gegenüber.

In den erbitterten Kämpfen dieser beiden Parteien spielte Porta eine wichtige Rolle. Er bekämpfte den Klassicismus mit allen Waffen unerschöpflichen Spottes und unerbittlicher Satire, half auf diese Weise den Sieg der Romantiker vorbereiten, trug das Verständniß für die literarischen, zur Discussion stehenden Fragen auch in diejenigen Kreise, die dem Schrift-Italienisch mehr oder weniger fremd gegenüber standen, und machte den ganzen Kampf sowie die an demselben betheiligten Personen zu populären Gestalten des Mailändischen Lebens. Ihm ist ohne Zweifel der große Erfolg, mittelbar wenigstens, zum Theil zu verdanken, den der größte Romantiker, Manzoni, errungen hat.

Es hatten sich die Verhältnisse hier so wunderbar verschlungen, daß der Vorkämpfer der dialektisch schreibenden Schriftsteller dem Manne und seinem Wirken zur größten Stütze wurde, welcher schon in einer sehr frühen Periode seines langen literarischen Wirkens zu der Ueberzeugung kam, Italien müsse eine Einheitssprache, und zwar die Toscanische bekommen.

Denn die klassisch schreibenden Dichter begingen den großen Fehler, die Romantiker zusammenzuwerfen mit den Liebhabern des Mailändischen Dialektes, und ihn und seine Literatur lächerlich zu machen. Was Manzoni nur aus politischen und patriotischen Gründen für nothwendig hielt, das Zurücktreten der Mundarten, erschien Leuten wie z. B. dem Abbée Pietro Giordani als Vorbedingung höherer Cultur überhaupt. Für Männer, die in den Schulformeln der alten Poesie befangen waren, hatte der Dialekt ebenso wenig eine Berechtigung der Schriftsprache gegenüber als die subjectiven Empfindungen der romantischen Dichter gegenüber den durch Jahrhunderte langen Gebrauch zu bequemer Münze ausgeprägten Göttern und Göttinnen, die die poetische Maschinerie Montis und seiner Schule in Bewegung zu setzen fortfuhren, wie sie einst Filicaja und Metastasio bedient hatten.

Dies rief eine sehr starke Opposition hervor. Kein Volk hat einen stärkeren Municipalismus als die Italiener. Ein Mailänder hängt an seinem Dialekte, seiner Stadt und ihren Gewohnheiten mit einer, den germanischen Völkern kaum verständlichen Zähigkeit. Und diesem Gefühle gab Porta in einer Reihe von Gedichten Ausdruck, die ihn allein schon so volksthümlich in Mailand gemacht haben würden wie schwerlich jemals ein andrer Dichter in einer Stadt gewesen ist. Hierher gehört besonders eins seiner bekanntesten Gedichte, in welchem er in äußerst gewandten Versen alle Männer aufzählt, auf welche die Stadt der busecconi (so nennen die Mailänder sich häufig im Scherze von dem beliebten Nationalgerichte busecca = Kaldaunen) in Kunst und Wissenschaft besonders stolz zu sein Veranlassung hatte.

Einen Nachtheil freilich hat Porta von seiner und seines Dialektes Volksthümlichkeit auf sich nehmen müssen: er ist dem Niedrig-Komischen mehr zugewandt als man von einem so bedeutenden Manne erwarten sollte.

Von Portas Leben ist nicht viel zu sagen. Er starb als Kassirer des Mailänder Leihhauses im Jahre 1821. Geboren im Jahre 1776 litt er von seinem siebenzehnten Jahre an heftig an der Gicht, und neigte, wie so viele Humoristen, in seinem Privatleben und seiner Unterhaltung stark zu melancholischen und ernsten Gedanken hin. Seine ersten dichterischen Versuche erschienen in zwei von ihm herausgegebenen Jahrgängen eines Almanachs, und zogen ihm eine — wie ihm schien — so vernichtende Verurtheilung in einem andern, und zwar von einem Perrückenmacher publicirten Kalender zu, daß er beschloß, auf jeden ferneren literarischen Versuch gänzlich zu verzichten. Eine Reihe von Jahren blieb er seinem Vorsatze treu, dann übermannte ihn aber der Drang poetischen Schaffens: seine Gedichte wurden zuerst handschriftlich in der Stadt verbreitet, bis er dann die Stelle einnahm, die ihm bis jetzt noch Niemand hat streitig machen können, die nämlich des größten Mailändischen Lokaldichters.

F. Eyssenhardt.

Merv, die Königin der Welt.

Von Wilhelm Geiger.

Die politischen Ereignisse in Centralasien lenken neuerdings wieder in hohem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Von Jahr zu Jahr hat Rußland in den Gebieten am Kaspi- und Aralsee an Territorium gewonnen, und seine Grenzen sind denen Afghanistans näher und näher gerückt. Seit der Eroberung von Khiva aber war kaum eine Unternehmung von größerer Tragweite als die von so glänzendem Erfolge gekrönte Expedition des General Skobeleff gegen die Tekke-Turkmanen von Akhal, welche mit der Erstürmung von Gök-tepé ihren glorreichen Abschluß fand.

Die Folgen dieses Triumphes der russischen Waffen haben sich schon hinlänglich bemerkbar gemacht, dürften aber früher oder später wohl noch mehr bemerkbar werden. Vor kurzem ging durch unsere Tagesblätter die Nachricht, daß nunmehr auch die Tekke von Merv, der tapferste und mächtigste aller Turkmanenstämme, sich geneigt zeigen, in ein freundliches Verhältniß zu den Russen zu treten, eine Nachricht, deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf. Es ist aber auch nicht wahrscheinlich, daß Rußland jetzt plötzlich alle Operationen in Mittelasien sistiren und sich mit den bisherigen durch große Opfer errungenen Erfolgen zufrieden geben sollte, die doch nur eine sichere Basis für weitere Unternehmungen zu bilden scheinen.

Unser Interesse concentrirt sich gegenwärtig vornehmlich auf Merv und auf die Absichten, welche Rußland bezüglich seiner Occupation hegt. Es ist somit gewiß höchst dankenswerth, wenn Marvin in seinem neuesten Werke*) mit umfassender Verwerthung nicht nur der älteren und jüngeren Reisebeschreibungen, sondern auch der schon wegen ihrer Sprache schwer zugänglichen russischen Tagesliteratur ein weiteres Publicum über die Lage und Wichtigkeit von Merv, über das Gesammtgebiet der Turkmanen, über die Sitten und Bräuche seiner Bewohner, wie über den ganzen Stand der mittelasiatischen Frage überhaupt in anschaulicher und fesselnder Weise orientirt.

Vom Ostufer des Kaspisees bis zum Mittellauf des Oxus erstreckt sich das Land der Turkmanen, theils aus Steppe bestehend mit vereinzelten fruchtbaren Oasen, wo genügend Wasser sich findet, theils aus absolut unbebaubarer Wüste. Seine Bewohner sind zumeist Nomaden, ein unbändiges, raublustiges, blutdürstiges Reitervolk. Auf ihren oft weit ausgedehnten Plünderungszügen suchen sie die an ihr Steppengebiet im Süden angrenzende persische Provinz Khorasan heim, berauben die Karawanen, verwüsten die Saaten, brennen die Dörfer nieder und schleppen Männer, Weiber und Kinder mit sich fort in ihre unzugängliche Wüste. Früher verkauften sie die gefangenen Perser als Sklaven nach Khiva und Bokhara; seit aber Rußland daselbst dem scheußlichen Handel ein Ende gemacht hat, müssen sie ihre Beute zu eigenem Dienste verwenden.

Die Furcht vor den Turkmanen verursacht es, daß ganze Bezirke Nordkhorasans entvölkert sind und nicht mehr bebaut werden. Niemand wagt es, den an sich äußerst ergiebigen Boden zu bestellen, viele Dörfer und Weiler sind verlassen und liegen in Ruinen, allenthalben begegnet man den Spuren erschreckender Verödung.

Ungefähr mitten im Turkmanengebiet bildet Merv eine Oase von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, ringsum von Wüste umgeben. Es liegt am nördlichen Ende des Murghabflusses, der aus den Gebirgen Afghanistans herabkommt und wenig unterhalb Merv im Wüstensand versickert. Zuvor hat er aber mit seinem durch zahlreiche Kanäle zertheilten Wasser dieser Oase die nöthige Feuchtigkeit zugeführt, so daß ihr Boden den Anbau reichlich lohnt.

Merv befindet sich gegenwärtig noch in der Gewalt der Tekke-Turkmanen. Diesem Stamme gehören auch die Bewohner der Oase Akhal an, welche seit der Erstürmung von Gök-tepé von den Russen occupirt ist. Akhal liegt westlich von Merv zwischen diesem und dem Kaspisee und besteht in einem langen aber schmalen Streifen culturfähigen Landes, welcher sich längs des Nordabhanges des Kopet-Dagh zwischen Gebirge und Wüste hinzieht.

Ueber die strategische Wichtigkeit von Merv sind die Ansichten sehr getheilt. Einerseits bezeichnet man es als „den Schlüssel" zu der wichtigsten Position in Afghanistan, zu Herat, das man mit Recht „die Pforte von Mittelasien" nannte; andrerseits glaubt man, daß der Besitz von Merv für einen eventuellen Angriff auf Herat keinerlei Bedeutung habe, da die Verbindungsstraßen zwischen beiden Punkten wenig praktikabel seien. Ich für meinen Theil bin allerdings der Ansicht, daß der beste und kürzeste Weg, welchen die Russen einschlagen dürften, um in das Herz von Afghanistan vorzudringen, vom Südostufer des Kaspisees ausgeht, da die hier errichteten Forts ihren Operationen ohnehin eine feste Basis bieten. Dieser Weg, der seit der Niederwerfung der Tekkes von Akhal wieder wesentlich an Sicherheit gewann, führt in südöstlicher Richtung durch das Gebiet des Atrek und Gurgan über Mesched und Serakhsch in das Thal des Herirud.

Gleichwohl ist der Besitz von Merv gewiß nicht bedeutungslos. Die Oase liegt gerade in der Mitte zwischen den wichtigsten Städten Centralasiens, Khiva, Bokhara und Samarkand, Balkh, Herat und Mesched. Sie ist so weit in die Turkmanenwüste vorgeschoben, daß sie eine natürliche Verbindung zwischen Afghanistan und den russischen Gebieten am Oxus bildet. In ihr kreuzen sich auch die hauptsächlichsten Karawanenstraßen, welche durch die Wüste führen. Wenn somit als die stärkste Angriffslinie der Russen auf Herat jene Straße über Mesched angesehen werden muß, so scheint doch mit der Einnahme von Merv eine neue Parallele eröffnet zu sein, welche die feindliche Position nun auch vom Norden her bedroht, die Wucht des Angriffs so wesentlich verstärkt und vor Allem, wenn Herat eingenommen sein wird, dessen dauernden Besitz zu sichern geeignet ist.

Die Oase von Merv hat schon frühzeitig eine bedeutende Rolle gespielt; noch jetzt zeugen die Ruinen mehrerer Städte von ihrer dereinstigen Herrlichkeit, welche ihr den etwas hochtrabenden Beinamen „Königin der Welt" eintrug. Zuerst wird Merv, was Marvin nicht erwähnt, im Awesta, dem alten Religionsbuche der Ostiranier, genannt und zwar als eine reiche und mächtige Provinz. Alexander legte dort eine Militärkolonie an, Antiochos I. umgab die ganze Landschaft zum Schutz gegen die Einfälle nördlicher Barbaren mit einer Mauer. Griechische Schriftsteller preisen die üppige Fruchtbarkeit ihres Bodens. Bei der Ausbreitung des Islam über Persien kam Merv in die Gewalt der Araber; im elften Jahrhundert eroberten es die Seldschuken. Auf diese folgten die Mongolen, welche der Blüthe Mervs ein Ende machten, auf die Mongolen die Uzbeken und Perser. Im Jahre 1834 eroberten Tekke-Turkmanen, die von Akhal ausgewandert waren und sich zuerst am Herirud niedergelassen hatten, die vielumstrittene Oase am Murghab. Die Perser versuchten mehrmals ihnen dieselbe zu entreißen, erlitten aber infolge der Unfähigkeit ihres Führers im Jahre 1861 eine so totale Niederlage, daß sie seither allen Unternehmungen gegen die Tekkes entsagten.

Marvins Buch über Merv, um schließlich auf dasselbe zurückzukommen, besteht zum größten Theil aus wörtlichen Anführungen aus den Schriften solcher, welche das Land zwischen Oxus und Kaspisee aus eigener Anschauung kannten. Sein Werth besteht somit, wenn wir von der Benutzung der jüngsten russischen Berichte absehen, vornehmlich darin, daß es das vorhandene Material in erschöpfender und in allgemein verständlicher Weise zusammenstellt. Sehr anerkennenswerth ist die wirklich musterhafte Objectivität, doppelt anerkennenswerth an einem Engländer, dessen Nation doch unmittelbar betheiligt ist an den centralasiatischen Vorgängen. Marvin perhorrescirt

*) Merv, the Queen of the World and the Scourge of the Man-stealing Turcomans with an exposition of the Khorassan Question, by Charles Marvin. London 1881, W. H. Allen & Co.

nicht von vornherein die Besetzung des Turkmanengebietes durch die Russen, noch stimmt er in den Ton derer ein, welche die turkmanischen Greuel zu vertuschen und zu beschönigen suchen, um die armen Steppenbewohner als die unschuldigen Opfer russischer Brutalität hinzustellen. Er erkennt die Niederwerfung der Turkmanen als eine geschichtliche Nothwendigkeit an, aber er warnt seine Landsleute in eindringlicher Weise vor ihrer allerdings geradezu unbegreiflichen Sorglosigkeit und Unbefangenheit. Rußlands civilisatorische Aufgabe in Mittelasien ist in der That eine große und ehrenvolle; wenn aber auch der Vortheil bei ihrer Lösung wesentlich Rußland selbst zufällt, so ist das doch wohl nur billig. Bedenken wir, daß die gesegnetsten Provinzen Persiens unbewohnt und unbebaut liegen, lediglich wegen der Raubüberfälle der Turkmanen; bedenken wir ferner, daß Tausende von Persern, losgerissen von ihrer Heimat und ihren Familien, in harter, oft grausamer Sklaverei schmachteten — warum sollten wir es nicht mit Freude begrüßen, wenn diesen elenden Zuständen ein Ende gemacht wird? Warum sollten wir nicht auch Rußland unsere Sympathien entgegen bringen, weil es einem scheußlichen Menschenhandel steuert, in einer Zeit, wo wir für die persönliche Freiheit der ganzen Menschheit, auch ihrer geringsten und armseligsten Glieder, eintreten?

Notizen.

Neue Dramen.

Die letzten Wochen haben ein Lustspiel gebracht, das als eine seltene Erscheinung begrüßt werden muß. In Versen — und wirklich poetisch geschrieben; romantisch und dabei doch gesund: solche Komödien findet man selten heutzutage. Schade nur, daß es damit noch nicht gethan ist. F. Siegfrieds **Walpurgisnacht** (Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow) krankt an einem Punkte, auf den es gar zu wesentlich ankommt. Um es mit einem Worte auszudrücken: das Stück ist nach dem Typus des Sommernachtstraumes gebaut. Nicht nur die Anlage der Verwickelung und gar manche Aeußerlichkeiten erinnern an dieses Vorbild, sondern auch die Stimmung, die in dem Stücke herrscht, das ganze poetische Schauen des Verfassers — was eigentlich gar kein so übles Zeugniß ist, obschon es dem Stücke selbst schadet. Die Elfen kommen freilich nur als Figuren einer Maskerade vor: diese Concession ist der modernen Anschauung gemacht worden; aber wenn Puck sich hier Rose rufen läßt und den Diener des Verliebten spielt, so kann er doch seine Abstammung nicht verläugnen. Neben diesem Mangel an Originalität finden sich indessen so viel rühmliche Eigenschaften, daß man unwillkürlich wünscht, F. Siegfried möchte so ein blutjunger Anfänger sein, dem man es vergibt, wenn er nach klassischen Mustern schaffen gelernt hat und nun die schulmäßigen Handgriffe noch nicht ablegen kann; weil man hoffen darf, daß der zweite Wurf weiter, in völlig eigenes Gebiet trägt. Es wäre ein Jammer, wenn dem nicht so sein, und sich zu so viel schöner Begabung nicht auch noch die echte Schaffenskraft, die sich ja immer erst als Letzte regt, einfinden sollte. Jedenfalls aber verdient dieses Lustspiel — und der Verfasser desselben — entschiedene Beachtung.

Ein Anfänger ist Ewald Böcker, der Verfasser von **Burggraf Friedrich** (Frankfurt a. M., Verlag von C. Könitzer) schon lange nicht mehr. Seine Kypseliden haben schon den Dramatiker gezeigt und ihn der Aufmerksamkeit der Literaturfreunde in einer Weise empfohlen, daß man seiner nicht mehr vergessen konnte. Burggraf Friedrich ist als ein Gelegenheitsstück entstanden. Der Dichter, der den schönen Stoff wohl nicht hat umkommen lassen wollen, hat das Drama später um zwei Acte ausgebaut. Den Ursprung merkt man demselben wohlgefällig an. Es ist ein festlicher, warm vaterländischer Ton darin. So ein Stück, das wirklich einmal unserer eigenen, der engsten märkisch-preußischen Geschichte entnommen ist, wirkt doch ganz anders, als sonst das weithergeholte Historienwerk, das man meistens vorgesetzt bekommt. Es läßt sich kaum eine dankbarere Heldenfigur ersinnen als Friedrich, der Stifter der preußisch-hohenzollernschen Dynastie. Und auch alle die übrigen Handelnden haben etwas, was verwandt anspricht; der Conflict und die Verhältnisse, woraus derselbe herauswächst, sind dem Leser so vertraut, jede Stimmung so verständlich und sympathisch, daß man mit mehr als gewohntem Mitgefühl der Entwickelung von Schritt zu Schritt folgt. Böcker hat hier entschieden einen Glücksgriff gethan.

Was noch erfreulicher ist: der Stoff ist in die würdigste Hand gerathen. Die Scenenführung ist sehr geschickt; zumal die Volksscenen, die das Stück enthält (und die dasselbe schon in seiner ersten Form zu einem Festspiel besonders empfahlen) sind bewegt und dabei klar und von dem glücklichsten Humor getragen. Die Charaktere sind gesund und kräftig; die Sprache gedrungen, verräth dabei aber doch, obwohl sie nie im Selbstgefallen verweilt, den echt dichterischen Ursprung. Wenn wir dabei noch auf einen Punkt besonders aufmerksam machen möchten, so geschieht das in dem aufrichtigen Wunsche, ein Werk, das uns viel Theilnahme abgewonnen, möglichst vollkommen zu sehen. Eine Mißgeburt, die wie der folgende Vers (S. 21):

Ihr eiltet ihm voran; bringt er ein stattlich Heer —

auf zwölf Füßen hinkt, stört zu sehr! Daß dafür dem Verse (S. 48):

So lacht nicht! Pfui schämt euch! Schlagt die Zeit —

eine Silbe fehlt, macht die Sache nicht besser. Auf Seite 80 ist gar ein dreizehnsilbiger, auf Seite 107 ein achtsilbiger Vers zu lesen. Auch die acht Einsilber hintereinander (S. 114):

Wie mir von euch einst ist zu Theil geworden —

klappern mißtönig für ein nur einigermaßen verwöhntes Ohr. Dergleichen ist freilich Schiller auch begegnet, und Goethe in seiner olympischen Heiterkeit hat sogar dem jungen Voß, der ihm in Hermann und Dorothee einen Heptameter nachwies, erklärt: da es nun einmal in der Welt sei, so möge das Ungethüm auch so weiter laufen; von Böcker aber hoffen wir, daß er darüber weniger großartig denken und die kleine Mühe einer Aenderung nicht scheuen werde.

Zuletzt erwähnen wir noch zwei Dramen von Dichtern, die längst ihren festen Platz auf dem Parnaß — wenn auch leider nicht ganz den gebührenden auf der Bühne — haben. Das eine, von Paul Heyse, heißt **Die Weiber von Schorndorf** (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz) und behandelt die bekannte Episode aus den Raubkriegen Ludwigs XIV. Zu der Anekdote von den heldenmüthigen Frauen hat er eine seiner anmuthigsten Liebesgeschichten hinzuerfunden. Eine Reihe prächtiger Charaktere zeichnet er mit liebenswürdigen Zügen hin. Der schwäbische Dialekt, den er im Dialog fortwährend anklingen läßt, gewinnt bei ihm wieder jene Frische, die zu empfinden uns schon längst die Birch-Pfeiffer abgewöhnt hatte und den eigenen Heyse'schen, herzwarmen Wohllaut, der den Sinn in gefällige Träume wiegt.

Adolf Wilbrandt — der in letzter Zeit eine in Deutschland seltene Fruchtbarkeit beweist — ist der Verfasser des anderen Stückes. **Robert Kerr** (Wien, Verlag von L. Rosner) ist eine Liebestragödie, die am Hofe Jakobs I. spielt. Es ist uns unbekannt, ob dem Stoff etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, jedenfalls ist das gleichgültig, denn er trägt die Wahrheit in sich. Die Art, wie die Handlung rein aus den Charakteren heraus entwickelt wird, ist ganz meisterhaft, wie auch diese selbst mit sicherer Hand gezeichnet sind. Die beiden Liebenden, der ausgesottene Hösling Overbury sind vorzüglich; sogar der König, den die Geschichte nur als einen unschönen Pedanten kennt, gewinnt ein sympathisches Wesen, ohne daß dabei jener historische Zug verwischt würde. Auch die Episoden sind klar herausgearbeitet. Die Entwicklung mit ihrem Alles fortreißenden Schwunge ist mit der sicheren Kenntniß herbeigeführt, die man von einem bühnenfesten Praktiker, wie Wilbrandt, erwartet. Die Sprache ist tadellos, der Dialog vom lebenswahrsten Rhythmus. — Auch über diesem Stücke brütet jene versengende Leidenschaftlichkeit, die für unseren Dichter nun einmal kennzeichnend ist. Aber es ist keine Lust, die ungesund wäre: es geht Alles mit ganz rechten Dingen zu; und wenn Wilbrandt sich auch in der Vorfabel einige Voraussetzungen erlaubt hat, die im Leben nicht gerade häufig eintreten mögen, so spielt er nachher durchaus ehrliches Spiel. Was er hier darstellt, die Leidenschaften, die Fehler und die Frevel, das schlummert in eines jeden Seele; und damit ist der Dichter vollauf gerechtfertigt. Es steht zu hoffen, daß das Stück nicht blos eine interessante Studie zum Lesen bleiben, sondern auch auf der Bühne, nach der es mit jeder Faser drängt, seine Wirkungsfähigkeit erproben wird. Für den nächsten

Winter ist ja Berlin eine Bühne mit ernsthaften Zielen versprochen worden: Wilbrandts Stück und diejenigen Böckers und Heyses sollte sie sich nicht entgehen lassen!

* * *

La Walhalla y las Glorias de Alemania. Noticias de todos los personajes que alcanzaron honrosa celebridad é imperecedera fama, así en la guerra como en la política, así en las ciencias como en las artes y en las letras, etc. por D. Juan Fastenrath, natural de Colonia, é hijo adoptivo de Sevilla. Madrid, Aribau y Cª. 1874—1878. 4 Bände 8°.

Als ich vor Jahren nach Spanien kam, war das erste Wort, welches einer der bedeutendsten spanischen Dichter der Jetztzeit an mich richtete: „Kennen Sie auch Dr. Fastenrath, der besser Spanisch schreibt als wir?" Nun sind allerdings die Spanier als überschwänglich im Ausdruck bekannt, und in Fastenrath, wie sich neulich bei der Calderonfeier wieder gezeigt hat, geradezu vernarrt, aber es ist unbestreitbar, daß der Kölner Schriftsteller das nicht leicht ganz und gar zu beherrschende Spanisch in einer Vollkommenheit schreibt, die wohl in Deutschland sicher ihres Gleichen nicht hat, ja daß er der einzige Ausländer ist, welcher Anspruch darauf erheben kann als spanischer Schriftsteller zu gelten.

Geradezu hervorragend aber ist er als geistiger Vermittler zwischen Deutschland und Spanien, als Herold deutscher Geschichte, Literatur und Kunst, kurz deutschen Wesens bei einer Nation, die Deutschland und die Deutschen liebt und hochschätzt, wie namentlich weiß wer 1870 beim Bekanntwerden der deutschen Siege die Freudendemonstrationen in den Madrider Straßen miterlebt hat oder sich doch davon erzählen lassen konnte.*)

Seit Jahren hat Fastenrath in der Revista de España einzelne Theile des großen Werkes veröffentlicht, das er uns nun in einer Reihe von stattlichen Bänden vorführt. Für uns Deutsche bietet dasselbe natürlich nichts Neues, sodaß es hier genügt, den Inhalt der mir vorliegenden vier ersten Bände kurz zu skizziren, um zu zeigen, welche Stofffülle der in Spanien sehr gelesene Schriftsteller seinen Adoptivlandsleuten bietet. Das Werk beginnt mit der Schilderung der Kaiserberge Hohenstaufen und Hohenzollern, der Walhalla, welche dem Ganzen den Namen gegeben hat, der Befreiungsfalle bei Kehlheim ꝛc. Daran schließen sich Biographien der Königin Luise, unseres Kaisers, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, Bismarcks, Moltkes und Roons ꝛc., der Helden der Befreiungskriege, der deutschen Dichter und Schriftsteller von Klopstock bis Fritz Reuter und Emanuel Geibel.

Band IV ist beinahe ausschließlich alten und neueren deutschen Künstlern gewidmet. Das Werk ist noch nicht abgeschlossen; mehrere Bände sind in den letzten Jahren erschienen, die mir augenblicklich nicht vorliegen.

Karl Vollmöller.

Offene Briefe und Antworten.

Zu unserem Bedauern nimmt die Discussion über die Echtheit des Rubens-Bildes den Charakter einer gereizten persönlichen Debatte an. Unsere Unparteilichkeit nöthigt uns, die nachstehende Entgegnung des Herrn Dr. Bruno Bucher in Wien auf den Brief unseres verehrten Freundes Herrn Directors Anton von Werner zu veröffentlichen.

Wir hoffen aber, daß damit die Streitfrage für uns wenigstens erledigt ist. Durch malitiöse Bemerkungen herüber und hinüber wird sich an der Sache nichts ändern.

An Herrn A. v. Werner
in Berlin.

Mein Herr!

Da der Abdruck eines Aufsatzes von mir in der „Kunst-Chronik" den Anlaß zu Ihrem offenen Brief an mich in Nr. 29 der „Gegenwart" gegeben hat, wollte ich mich ursprünglich auf eine kurze Berichtigung in der zuerstgenannten Zeitschrift beschränken, in welcher meine Situation insofern eine günstigere ist, da die Leser den Inhalt meiner Aufsätze kennen. Doch glauben Freunde, es werde als Mangel an Höflichkeit gedeutet werden, wenn ich auf so viele Fragezeichen gar keine directe Antwort gäbe, und einem solchen Vorwurfe will ich mich doch nicht aussetzen. Auf alle Ihre Fragen einzugehen, werden Sie mir indessen wohl erlassen. Sie behaupten, sich in Nr. 19 der „Gegenwart" nur mit Herrn Dr. Bodes Anschauungen und Aeußerungen in seinem Artikel über Neptun und Amphitrite beschäftigt zu haben, — eine abermalige Lectüre Ihres Artikels würde Sie vor einer solchen Behauptung gewarnt haben; mir aber werfen Sie vor, mich unberufener Weise mit Ihrer Person beschäftigt zu haben, während mein Aufsatz sich wirklich nur an die Anschauungen und Aeußerungen hielt, welche Sie gethan haben mit ausdrücklicher Berufung auf Ihre amtliche Stellung, mithin förmlich die Erwägung provocirend, was von den Schülern zu erwarten sei, wenn der Lehrer eine solche Sprache führt. Sie imputiren mir die Einbildung der Ueberlegenheit gegenüber den Künstlern: nicht ein Wort meines Artikels berechtigt Sie dazu. Ich trat dem unter Ihren Berufsgenossen ziemlich verbreiteten Aberglauben entgegen, daß durch das Malen allein schon Kunstkennerschaft erworben werde, wozu doch besondere Anlagen, besondere Neigung, besondere Schulung vonnöthen seien, und Sie antworten mit der Frage, ob ich Ihnen „diese Eigenschaften' absprechen wolle? Darauf kann ich wahrheitsgemäß Ihre Worte anwenden: ich kenne Sie und Ihre sonstige Thätigkeit viel zu wenig, um mir darüber ein Urtheil anzumaßen. Meine bei dieser Gelegenheit gebrauchten Vergleiche finden Sie unpassend, ohne zu sagen, weshalb sie nicht passen: wahrscheinlich liegt das im Wesen der mir empfohlenen „Polemik mit Anstand". Uebrigens kann ich auch mit Parallelen aus anderen Regionen dienen: es mag z. B. Jemand ein ganz geschickter Münzgraveur, und dennoch keineswegs geeignet oder gar allein geeignet sein, ein Münzkabinet zu verwalten, wogegen Sie, wie ich vermuthe, Herrn Dir. Friedländer durch das Verlangen, er solle einen Markstempel schneiden, in einige Verlegenheit bringen würden. Da Sie aber im Tone der Entrüstung von der gesammten Künstlerschaft beider Hemisphären den Verdacht der Feindseligkeit gegen das Wissen scheinen abwehren zu wollen, so wird es gestattet sein darauf hinzuweisen, daß Sie in demselben Athem erklären, eine sehr eingehende Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der Kunstwissenschaft und ihrer Vertreter (ich weiß nicht ob hierbei an verschiedene Arten von Erzeugnissen gedacht werden soll, oder an diejenigen, welche dem Umgange der Kunstwissenschaft mit deren Vertreten das Dasein verdanken) habe das Gegentheil von Respect bei Ihnen hervorgebracht, und weiter: Herr Dr. Bode „und seine sonstige Thätigkeit" seien Ihnen viel zu wenig bekannt. Einigermaßen begreiflich werden diese seltsamen Widersprüche dadurch, daß Ihnen unverkennbar wissenschaftliche Arbeit und schöngeistige Tageskritik gleichbedeutend sind. Für alle Fälle wird es Sie interessiren zu erfahren, daß Dr. Bode nicht blos Mitarbeiter der „Preußischen Jahrbücher," sondern nebenher noch Director der königlichen Sammlung mittelalterlicher und Renaissance-Skulpturen, Directorial-Assistent der Gemälde-Galerie, und als Forscher und Schriftsteller überall hochgeschätzt ist, wo die Kunstwissenschaft gepflegt wird. Die Aufforderung, Ihnen bildungsfeindliche Künstler zu denunciren, ist eine artige Schäkerei, die ich zu schätzen weiß. Sollten Sie nach solchen gar zu weit zu suchen haben? Was meine Künstlerbekanntschaft anbelangt, so umfaßt dieselbe hochverehrte Männer, deren Blick über den Atelierhorizont hinausgeht, aber auch Andere. Bekanntschaft ist eben ein weiter Begriff. Und wollte ich Ihnen alle hierher passenden Aussprüche bekannter Künstler citiren, wie den „geschickten Dilettanten Tizian", die „alten Schwarten", für welche der Maler der Gegenwart keine Zeit übrig hat u. dgl. m., so würde die verehrte Redaction mir kaum den erforderlichen Raum gewähren. Vielleicht erinnern Sie selbst sich noch, bei der Einweihung des Akademiegebäudes in Wien aus dem Munde eines bekannten Malers die Worte gehört zu haben: „Wir Andern sind froh, daß Schinkel todt ist, und Der möchte ihn wieder ausgraben."

Gern wüßte ich wohl, worin meine wiederholt beklagten „Schmähungen" bestehen? Ob es Schmähungen waren, daß ich Sie nicht auf eine Stufe mit Rubens stellte, Ihre „malerischen" Ansichten von Zweck und Nutzen öffentlicher Kunstsammlungen beklagenswerth fand, und Ihre Erfindung „geschmackloser Gliedmaßen" vor der Vergessenheit zu retten suchte? Ob es einen Maler schmähen heißt, wenn man in einer Gesellschaft von lyrischen Dichtern und Schreiblehrern spricht? u. s. w. Doch ich will nicht fragen, denn Ihnen macht, wie ich zu meinem Leidwesen erfahre, die Correspondenz mit mir kein „Vergnügen", und würde mir auch deren Fortsetzung ehrenvoll und gewinnbringend sein, so bin ich doch zu sehr beschäftigt, um mich solchem Genusse nach Wunsch hingeben zu können. Deshalb sei nur noch mit Befriedigung von dem wesentlichen Punkt in Ihrem Sendschreiben, der feierlichen Versicherung Act genommen, daß meine Vermuthung, auch Sie hätten beabsichtigt, den Credit Ihrer Museenverwaltung zu erschüttern, irrig war.

Wien, 23. Juli 1881. B. Bucher.

*) Die taktlosen Ausfälle von Menendez Pelayo bei der Calderonfeier, der klägliche Angriff auf deutsches Universitätswesen, welchen ein gewisser Laureano Calderon in der Revista ilustrada vom 1. Juni d. J. gemacht hat, sind ganz vereinzelt und nur deshalb nicht auffallend, überdies ist Menendez Pelayos Auftreten von spanischer Seite gebührend gebrandmarkt worden.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

In Heuser's Verlag in Neuwied erschien:

Wohin steuert Fürst Bismarck mit seiner inneren Politik?

Bei Einsendung von 90 ₰ in Briefmarken erfolgt franco Zusendung per Post.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erscheinen:

Noten-Beilagen

zum dritten Bande der

Geschichte der Musik

von

August Wilhelm Ambros

meist nach den hinterlassenen Vorlagen des Verfassers zusammengestellt, redigirt und mit Nachträgen versehen

von **Otto Kade.**

In ca. 10 vierzehntägigen Lfrgn. à *M.* 1.—

Der Zweck der hier dargebotenen Sammlung ist, ein möglichst getreues Culturbild jener schöpferisch so reichen Musikperiode des 15. und 16. Jahrhunderts, in deren glänzender Darstellung gerade das Ambros'sche Werk gipfelt, zu geben, die im Text niedergelegten Kunstanschauungen mit **Documenten** zu belegen. Es vereinigt dieses Urkundenbuch eine reiche Sammlung **geistlicher** wie **weltlicher Tonsätze** vom einfachsten, unscheinbaren, für gesellige Zwecke bestimmten **Liedlein** bis hinauf zu dem erhabensten, der Andacht gewidmeten ausgeführtesten Kunstwerke der **Motette** und **Messe**, meist wahre **Kabinetstücke seltenster Art** und **von unschätzbarem Werthe**, die **durch Neudruck noch nie an die Oeffentlichkeit getreten sind.**

Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Dekamerone der Verkannten.

Mit Portraits und Illustrationen

kl. 8. geh. **2** *M.*

Inhalt: Wieso dieses Dekamerone zu Stande kam. — Hector Neumann, Erster Heldenspieler. — Antonie Dreppler, Erste Mütter-Darstellerin. — Willibald Päpke, Erster Komiker. — Erstes Intermezzo. — Emilie Kluthuhn, Erste Soubrette. — Richard Ratze, Erster Intrigant. — Zweites Intermezzo. Theodor Kammacher, Der Skelettmensch. — Irmengard Peperona, Erste Heldin. — Louis Fellrich, Erster Liebhaber. — Adele Padde, Erste Liebhaberin. — August Dauben, deutscher Dichter und Zettelträger. — Carabella. — Finale. — Epilog.

Unter den humoristischen Produkten der neuesten Literatur nimmt das vorliegende Buch, welches sich mit den Herren und Damen vom Theater im Hauskleide beschäftigt und die Bühnenverhältnisse dem indiskreten Tageslicht preisgiebt, eine hervorragende, wenn nicht eine der ersten Stellen ein. Freunden beissender Satire und kaustischen Witzes sei das trefflich ausgestattete und lustig illustrirte Büchlein angelegentlich empfohlen als eine reichsprudelnde Quelle der Heiterkeit.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Volkskunde der Juden

von

Richard Andree.

Mit einer Karte über die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa.

8. VIII und 296 Seiten. Preis M. 5. —

INHALT. Einleitung: Das Rassenelement im Völkerleben. I. Die Semiten. II. Physischer Habitus. III. Mischung der Juden mit anderen Völkern. IV. Biotische Verhältnisse der Juden. V. Pseudo-Juden. VI. Die Juden und die Sprache. VII. Jüdische Namen. VIII. Sitten und Gebräuche. IX. Verbreitung der Juden. X. Statistische Uebersicht der Juden.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Neuhochdeutsche Grammatik mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht an höheren Schulen, zugleich als Leitfaden für akademische Vorträge. Von Dr. **Ludwig Frauer,** k. Professor in Stuttgart. gr. 8. brosch. *M.* 6.—

„.... Können wir erwarten, daß die Gebildeten anderer Nationen unsere Sprache ernstlich studiren, daß sie sich mit unsern meist sehr weitläufigen, unübersichtlichen, von Formalismus starrenden Grammatiken bekannt machen, so lange wir — die gebildeten Deutschen selbst — unsere Sprache nicht in unser wissenschaftliches Bewußtsein aufgenommen haben, so lange uns ihre Formen, ihre Gesetze, ihr ganzer wohlgebildeter Organismus nicht durchsichtig geworden sind, so lange wir selbst unsere Sprache nicht sicher, gewandt und geschmackvoll zu handhaben wissen? ... Die Muttersprache ist das Feld, auf dem eigentlich erst das höhere wissenschaftliche Erkennen der Sprachen überhaupt geübt und gelernt wird.... Es wäre daher an der Zeit, daß die Deutschen dem alten, oft wiederholten Gemeinplatz: man lernt seine eigene Sprache, indem man eine fremde lernt, endlich einmal den andern, ebenso wahren Satz zur Seite stellten: man lernt fremde Sprachen erst recht, wenn man seine Muttersprache wirklich versteht." (Aus dem Vorwort.)

Soeben erschien:

Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes.

(Dritter Band des Systems der Volkswirthschaft.)

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

gr. 8. (X und) 823 Seiten. *M.* 12.—

Stuttgart, Juli 1881.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** erschien am 200jähr. Todestag Calderons:

Klassische

Bühnendichtungen der Spanier

herausgegeben und erklärt

von

Dr. **M. Krenkel.**

I. Band.

Calderon: Das Leben ist Traum. — Der standhafte Prinz.

8. 304 Seiten. Preis 4 *M.* 50 ₰.

Das in Deutschland bisher zu wenig gepflegte Studium der klass. Literatur Spaniens durch correcte, mit Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgaben der besten Dramen zu fördern ist der Zweck des durch obigen Band begonnenen Unternehmens. — In allen Buchhandlungen vorräthig.

Neuer Verlag von **Franz Fues** in **Tübingen.**

Die

Willensbestimmungen

und ihr Verhältniss zu den

impulsiven Handlungen.

Eine forensisch-psychologische Untersuchung

von

Dr. **Heinrich Spitta,**

Privatdocent der Philosophie an der Universität Tübingen.

gr. 8. 138 S. Preis *M.* 2.80.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Der Optimismus als Weltanschauung

und

seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart

von Dr. **Julius Duboc.**

Preis 7 *M.*

Dieses Werk des geistreichen Philosophen besitzt dieselben Vorzüge wie sein vielgelesenes „Leben ohne Gott": Originalität, philosophische Gedankenkraft, psychologischen Tiefblick, Gefühlswärme und glänzende Darstellung. Der Verfasser geht dem sich breit machenden krankhaften Pessimismus entschieden zu Leibe und versucht, auf dem Boden des Atheismus stehend, das religiös-ethische Element vor der Verflachung des Materialismus zu wahren. Es wendet sich nach Form und Inhalt an die in höherem Sinne gebildeten Kreise des deutschen Publicums.

☞ Gegen Franco-Einsendung von *M.* 7.— versendet der Unterzeichnete das Buch überallhin franco.

Bonn. **Emil Strauss**
Verlagsbuchhandlung.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 13. August 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Frankreich und der Protestantismus. Von Philosophus. — Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow. Von Theodor Fontane. 4. Blossin. — Literatur und Kunst: Bellmanns Tod. Von Heinrich Kruse. — Frau von Rémusat. Von Ludwig Geiger. — Das fünfzigjährige Walzerjubiläum von Johann Strauß. Von Paul Lindau. — Die Denkmäler der Kunst. Von W. Lübke. — Aus der Hauptstadt: Drei Opern- und ein Operettentheater. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Frankreich und der Protestantismus.

Von Philosophus.

Emil Zola ist nicht nur ein Romanschriftsteller und zwar, was man auch gegen seine Tendenz und gegen seine Form einwenden mag, einer der bedeutendsten der französischen Literatur; er schreibt noch für den Figaro belletristische und philosophische Essays, die jedenfalls zu dem Anziehendsten gehören, das diese so vielgegliederte Zeitung ihren Lesern bietet. Unter diesen Essays, deren Vorwürfe gewöhnlich aus dem echt französischen, noch besser aus dem Pariser Leben gezogen sind, bemerke ich einen, der uns in Deutschland besonders interessirt. Zola hat nämlich der im Grunde des französischen Volkes liegenden Abneigung gegen den Protestantismus und das protestantische Wesen überhaupt das Wort reden zu müssen geglaubt, und er hat damit in der ihm eigenthümlichen scharfen und drastischen Weise ein recht merkwürdiges Kapitel zur Charakteristik des französischen Denkens und Fühlens geliefert. Es ist aber diese Arbeit Zolas um so bemerkenswerther, als derselbe in den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Urtheilen keineswegs vereinzelt dasteht; er gibt uns im Gegentheil in diesen Zeilen ein ganz getreues Spiegelbild der Anschauungen, die in dem weitaus größten Theile des französischen Volkes dem Protestantismus gegenüber sich geltend machen, und ich glaube kaum, daß man dort eine nennenswerthe Anzahl von Nichtprotestanten finden würde, welche sich nicht bereit erklärten, mit beiden Händen das Zola'sche Glaubensbekenntniß, wenn man sich so ausdrücken darf, unterzeichnen. Gerade dieser Umstand ist es auch, der diesem say seinen besonderen Stempel aufdrückt und der mich bewegt, s deutsche Publicum davon zu unterhalten.

Die Franzosen waren es bekanntlich, die im Jahre 1870 d deutsch-französischen Kriege den Charakter eines Religionskri s anzuheften bedacht waren; von Paris war schon im Jal 1866 die Parole ausgegangen, man könne den Sieg der „pr stantischen" Preußen über das „katholische" Oestreich nicht dult ; und vier Jahre später erklärte die Kaiserin Eugenie mit rem ganzen Anhang, es gelte Revanche an dem Protesta mus zu nehmen. Man lese die französischen Zeitungen der l naligen Zeit durch, und man wird erstaunen über die Hartn igkeit und über die Verbreitung dieses Gedankens in allen kksschichten und in allen Parteien. Es zieht derselbe wie ein ther Faden durch die ganze Kriegsgeschichte. Als nun die in directer Weise herausgeforderten „Protestanten" sich zur Weh. setz und den ihnen hingeworfenen Handschuh aufhoben, und als n gar der Sieg verblieb, da freilich änderte sich plötzlich das Bild und sie wurden beschuldigt, die Fahne des Religionskrieges entfaltet zu haben.

Ein belgischer Schriftsteller, Emile de Laveleye, Professor in Lüttich, veröffentlichte kurz nach dem Kriege eine Broschüre, die in Frankreich kein geringes Aufsehen machte; dieselbe war betitelt: De l'avenir des peuples catholiques, und suchte mit Objectivität und Sachkenntniß den Beweis zu liefern, daß man Unrecht habe zu sagen, die Völker der lateinischen Rasse seien im Niedergange begriffen, daß man viel richtiger sagen sollte, die katholischen Völker könnten mit den protestantischen nicht Schritt halten. Diese Schrift wurde in Frankreich viel gelesen, noch mehr perhorrescirt, um so mehr, als der Verfasser selbst Katholik war, folglich nicht des Religionshasses und des Sectirens geziehen werden konnte. Liest man heute die Zola'schen Artikel gegen den Protestantismus und nimmt man jene Broschüre wieder zur Hand, so könnte man wirklich glauben, der Romanschriftsteller habe Lavelayes Ausführungen noch auf dem Herzen und sein Essay sei eine Antwort auf die Schrift des belgischen Professors. Geht man aber der Sache auf den Grund, so wird Einem klar, daß, wenn nicht jene Broschüre, die wohl von den Meisten schon vergessen sein mag, doch jedenfalls die auf den Protestantismus und dessen Culturbedeutung bezüglichen, nach dem Kriege in so mancherlei Gestalt zu Tage getretenen Panegyriken den Franzosen insgesammt heute noch auf dem Herzen liegen; dem Protestantismus das Wort reden ist für sie gleichbedeutend mit der Anerkennung eines moralischen Vorranges der deutschen, beziehentlich der preußischen Cultur, und einen solchen Vorrang erkennt kein Franzose an, und richtet sich die ganze Geistesthätigkeit dieses Volkes, wenn es auf dieses Gebiet geführt wird, darauf, in den Andern den Gedanken der Möglichkeit einer solchen Unterordnung Frankreichs unter Deutschland zu bekämpfen. So tief wurzelt dies Gefühl in den Herzen aller Franzosen, daß man selbst französische Protestanten findet, die sich in diese Denkweise hineingearbeitet haben und die heute aus lauter sogenanntem Patriotismus ihren in früheren Jahren oft und scharf betonten Protestantismus verleugnen und sich, nur um den unliebsamen Laveleye'schen Folgerungen zu entgehen, aus dem verpönten Lager des an Preußen erinnernden und Preußen zu Gute kommenden Protestantismus entfernen und sich Freidenker, Libres-penseurs, betiteln. Zola ist zwar keineswegs von Geburt Protestant; dieser letzteren freidenkerischen Richtung aber gehört er an und derselben spricht er das Wort. Seine Ausführungen fallen mit dem Gedankenzug zusammen, der gerade diesen Protestanten eigen ist; und dieser Gedankenzug andererseits schmeichelt der französischen Eigenliebe so sehr, daß es ein Wunder wäre, wenn er nicht von dem ganzen französischen

Volke angenommen würde. Der Protestantismus, heißt es da, war freilich im 16. Jahrhundert ein Fortschritt; damals standen die protestantischen Staaten, wie man in Paris zu sagen pflegt, an der Spitze der Civilisation. Heute ist aber die Menschheit schon weiter vorgerückt; Frankreich hat die protestantischen Staaten überflügelt, indem es durch die Revolution von 1789 und durch die derselben vorausgegangene philosophische Bewegung das Princip der unconfessionellen Libre-pensée aufgestellt hat. Die Schranken, die der Protestantismus dem menschlichen Denken gesteckt hatte, sind übersprungen; der Protestantismus selbst ist nicht mehr der Fortschritt, sondern die Reaction, und gerade dadurch, daß die katholischen Völker diese Schranken nicht kennen, sind sie besser als die protestantischen in der Lage, zu dem reinen Freidenkerthum überzutreten, besser als die letzteren, die in der Halbheit ihrer Glaubensbefreiung sich im Besitze der Gedankenfreiheit wähnen und für welche dieser Wahn zur Kette wird, welche sie an längst überwundene Principien fesselt, den geistigen Fortschritt hemmt und sie geradezu zu Verfechtern einer neuen Reaction stempelt. Emil Zola führt dies in der diesem Schriftsteller eigenen grellen und scharfen Weise aus, indem er sagt: „In den Augen der heutigen Freidenker war die Reformation, als sie ausbrach, ein Schritt vorwärts auf dem Wege zur Wahrheit. . . . Die Anfänge waren ein prachtvoller Heroismus, ein gewaltiges Hoffen. . . . Und siehe! nach drei Jahrhunderten ist aus dem Protestantismus eine Schranke geworden, ein Felsblock, der sich quer über den Weg der Wahrheit gelegt hat, schwerer, querköpfiger, gefährlicher als die Religionen, deren Verbesserer zu sein er sich schmeichelt. Es mußte so kommen; und so kommt es auf allen Gebieten: wenn das Bessere sich in den Kopf setzt der definitive Abschluß zu sein, so schließt es die Zukunft ab und ist nur noch verabscheuungswürdig. Heute wird sich ein wissenschaftlicher Kopf leichter mit einem Katholiken als mit einem Protestanten abfinden; er begegnet bei dem ersteren einer größeren Humanität, einer größeren Geschmeidigkeit, während dem zweiten die grießgrämig tölpische Starrheit des Mannes, der glaubt, er trage die Wahrheit in seiner Tasche herum, innewohnt. . . . Die Liberalen, die Revolutionäre des 16. Jahrhunderts sind die Reactionäre des 19. geworden."

Und weiter führt Zola aus, daß der protestantische Genius in den Völkern und in den Menschen, die sich zu ihm bekennen, den Kunst- und Schönheitssinn tödtet, die Wissenschaft selbst lähmt, alle Originalität, alle Produktionsfähigkeit ausrottet. In England, in Amerika, in der Schweiz und besonders in Deutschland, meint Zola, „les résultats sont désastreux". „In Deutschland," fügt er ausdrücklich hinzu, „seufzt die Literatur unter dem Joche der religiösen Secten und in den Nebeln der Metaphysik. Die Deutschen besitzen keinen dramatischen Dichter, keinen Romanschriftsteller von eigentlichem Werth. Die religiöse Polizei unterdrückt die Originalität. Die Moral der Deutschen verwandelt sich in Heuchelei; sie fordern von ihren Büchern und von ihrem Theater, daß dieselben über die Krebsschäden, die an ihnen nagen, schweigen (ils exigent dans les livres et au théâtre, le silence sur les chancres qui les divorent)."

Fast scheint es, als habe sich Zola über die deutschen literarischen Verhältnisse bei dem bekannten Herrn Tissot orientirt; bestände in Deutschland eine Societé des gens de lettres, so könnte ihm dieselbe, als Antwort auf diese mit Unliebenswürdigkeit gepaarte Unwissenheit, die Adresse einiger unserer hervorragenden Schriftsteller, wie Auerbach, Spielhagen, Lindau, Wilbrandt, Paul Heyse u. s. w. schicken und ihm auch das Verzeichniß der Werke von Goethe, Schiller, Lessing, Kant, Humboldt und einiger anderer nicht ganz unbekannter Vertreter der deutschen protestantischen Literatur und Wissenschaft auf buchhändlerischem Wege übermitteln. Einigen Nutzen dürfte der Verfasser von „Nana" denn doch vielleicht aus dieser Lectüre ziehen. Derselbe hat freilich eine sehr charakteristische Antwort bereit; denjenigen, die ihm, wie aus einem zweiten Artikel über den Protestantismus erhellt, die Namen Goethe, Kant u. s. w. zum Beweise, daß die protestantischen Völker nicht so vollständig alles Kunst- und Wissenschaftssinnes ledig sind, anführen, erwidert Zola mit bewunderungswürdiger Fertigkeit, diese Namen beweisen gerade das Gegentheil, da Goethe und Kant, um Treffliches zu liefern, sich zuerst von den Banden des Protestantismus befreien mußten; er bedenkt aber dabei nicht, daß gerade die protestantische Erziehung und Schule die Erscheinung von Männern wie Goethe, Lessing, Kant, Humboldt und so vieler anderer möglich machte, und daß der Geist, der die ganze Literatur und Philosophie der großen Dichterperiode Deutschlands durchströmt und belebt, der reine Geist des Protestantismus ist.

Zola schließt seinen Artikel mit folgenden Sätzen: „Am Ende muß man sich empören (révolter)! Diese Protestanten sind weder die Wahrheit noch die Freiheit. Ich ziehe ihnen die Katholiken vor, denn diese sind wenigstens Künstler. Unsere ganze Rasse wird angewidert durch dieses Einregimentiren des Willens, durch dieses Niederdrücken der Individualitäten, die sich unter dem Vorwand einer scheinheiligen Moral breit machen. Wir wollen freie und stolze Männer sein und auch das thun, was man das Schlechte nennt, wenn eine eclatante Lebensäußerung daraus entspringen soll (s'il doit en sortir une affirmation éclatante de la vie). Sie mögen (die französischen Protestanten nämlich!) uns verlassen, wenn es sie dürstet nach Metaphysik und Disciplin! Wir sind in Frankreich, und nicht in Deutschland!"

So Herr Emil Zola.

Ich will nun absehen von den speciell die französischen Protestanten berührenden politischen Anzüglichkeiten. Es ist nicht das erste, wird auch nicht das letzte Mal sein, daß an dieselben diese recht freundliche Mahnung ergeht, das katholische Frankreich zu verlassen; merkwürdig ist nur, daß diese Mahnung nicht mehr blos von den Vertretern des Katholicismus, sondern auch von denjenigen der Libre-pensée ausgesprochen wird. Beiden sind die Protestanten ein Dorn im Auge; den Einen sind sie die schlimmsten Revolutionäre, weil sie mit der alleinseligmachenden Kirche gebrochen haben; den Andern sind sie die „verabscheuungswürdigsten" Reactionäre, weil sie sich „wie ein Felsblock quer über den Weg der Wahrheit gelegt haben". Von beiden Seiten zugleich wird das Feuer auf die Unglücklichen eröffnet und ihnen mit grobkörniger Derbheit der Rath ertheilt, sie mögen, da sie doch keine Franzosen seien, nach Deutschland gehen. Die Mahnung ist merkwürdig und für die Geistesentwickelung des französischen Volkes in seiner Gesammtheit bezeichnend. Sache der französischen Protestanten ist es, sich mit ihren Gegnern abzufinden; wir in Deutschland schauen dem seltenen, selbstmörderischen Getriebe „kühl bis ans Herz hinan" zu und machen unter uns unsere Glossen.

Was nun den Grundgedanken dieses Protestantenhasses betrifft, so gibt uns dessen so naiv unzweideutiger Ausdruck durch Emil Zola Gelegenheit, die seltsame Auffassung der protestantischen Principien durch die Franzosen, sowie die nicht minder seltsame Auffassung der Weltentwickelung, wie sie den Franzosen eigen ist, ad majorum gloriam Galliae zu bewundern. Von dieser letzteren muß man ausgehen, um den ganzen Gedankengang nicht nur des Herrn Zola, sondern der überaus großen Mehrzahl der Franzosen dem Protestantismus gegenüber zu begreifen. Fest muß zunächst stehen, daß Frankreich allein an der Spitze der Civilisation marschirt; kommt ein Ereigniß vor, durch welches dieses Axiom geschädigt oder gar umgestoßen wird, so muß sofort ein Mittel gesucht werden, dasselbe so zu deuten, daß das Axiom sich wieder aufrichten und in vorherigem, unbeflecktem Glanze seine Strahlen auf die bewundernde Welt aussenden könne. Ein solches Ereigniß war nun der plötzliche Aufschwung eines in der Mehrzahl protestantischen Landes und die von Unparteiischen daran geknüpften Bemerkungen. Was sollten diejenigen in Frankreich, die in dem Katholicismus weder die Freiheit, noch den Fortschritt, noch die Wahrheit erkennen können, thun, um sich aus dieser unangenehmen Lage herauszuwinden? Sie haben gethan was Zola thut; sie haben dem Protestantismus eine Deutung gegeben, die nicht auf denselben paßt, die aber ihre Eigenliebe befriedigt und deren sie zu ihrer Beweisführung nöthig haben; sie haben erklärt, derselbe sei in seiner

Art ein neuer starrer, in gewissen unüberschreitlichen Schranken eingekeilter Katholicismus; sie haben daraus gefolgert, daß diese Schranken jetzt schon überschritten, daß dieselben in Frankreich zuerst überschritten worden seien, daß folglich der Protestantismus veraltet, seine Vorkämpfer Reactionäre und nur die Vorkämpfer der Libre-pensée eigentliche Liberale seien, und da diese Freidenker ihren Sitz in Paris und Frankreich hätten, so war der Schluß ganz natürlich der, daß Frankreich wieder an der Spitze der Civilisation einherschreitet und daß das protestantische Deutschland von ihm völlig in den Hintergrund zurückgedrängt sei. Quod erat demonstrandum.

Um zu dieser Schlußfolgerung zu kommen, muß aber Zola und Frankreich mit ihm, was den Protestantismus betrifft, von einer Voraussetzung ausgehen, die wohl von den orthodoxen Altlutheranern als annehmbar angesehen werden dürfte, die sich aber mit dem Geiste des Protestantismus, wie sich derselbe von den ersten Anfängen der Reformation an offenbart, nicht deckt. Die Reformation war nicht, wie die im Katholicismus erzogenen und in katholischen Begriffen großgewachsenen Franzosen es glauben, eine neue alleinseligmachende, streng nach allen Seiten verschlossene, der Protestantismus verknöchert sich auch heute keineswegs in einer den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung absprechend gegenüberstehenden Kirche. Was in dieser Hinsicht von dem Katholicismus mit Recht behauptet werden darf, da derselbe sich, im Gegensatz zu dem Protestantismus, seiner traditionellen Unwandelbarkeit rühmt, und diese Unwandelbarkeit als seine erste Bestehungsbedingung betrachtet und betrachten muß, das paßt nicht auf den Protestantismus, der im Gegentheil seine Lebensbedingung in einer ewigen fortschreitenden Bewegung findet und finden muß. Emil Zola beweist in jeder Zeile seines Essays, daß er eine katholische Erziehung genossen hat, daß er sich die Dinge durch katholische Brillen ansieht; denn auf den Protestantismus, der der Antipode des katholischen Geistes ist, überträgt er die Begriffe, die nur auf diesen letzteren, keineswegs aber auf den ersten anwendbar sind. Den protestantischen Geist hätte Zola und Frankreich zuvörderst begreifen müssen; diesen Geist der freien Forschung, der Lossagung von den durch den Klerus den katholischen Gewissen auferlegten Fesseln, der selbstständigen, ungehinderten Bewegung auf denjenigen Gebieten, welche die römischen Satzungen dem Laien verschließen. Dieser Geist war es, aus welchem die Reformation entsprungen ist; dieser Geist war es, der seit drei Jahrhunderten den Fortschritt in der alten und in der neuen Welt ermöglichte; und Kinder dieses Geistes sind gerade die größten Denker, Dichter und Gelehrten unserer Zeit. Was speciell Frankreich anbetrifft, so hat dasselbe nach dem Krieg und seinen inneren clerikalen Nachwehen das protestantische, im Jahre 1870 schwer bedrohte Element in auffallender Weise in den Vordergrund gedrängt; viele Protestanten sitzen im Senat und in den Kammern, und nicht unbemerkt ist es geblieben, daß unter den Ministern sich sehr viele Protestanten befinden; ich nenne nur Jules Ferry, den jetzigen Premierminister, Waddington, Freycinet. Daß die katholischen Blätter darüber empört sind, dürfen wir recht begreiflich finden, wir fühlen uns aber betroffen, wenn die sogenannten Freidenker in dasselbe Horn blasen. Um diese letztere Erscheinung zu verstehen, müssen wir auf die von Grund aus katholische Erziehung auch des liberalen und republikanischen Theiles des französischen Volkes zurückdenken, müssen wir uns vergegenwärtigen, wie sehr auch die republikanische Partei von dem katholischen Geiste durchtränkt ist. Ich habe dies in früheren Essays schon wiederholt betont und will nur vorbeigehend daran erinnern. Gerade aber dies protestantische Element, das wir jetzt noch in so ungewöhnlicher Anzahl und Macht in den höchsten Regierungskreisen antreffen, ist dasjenige, das die heutige Republik vor den Gefahren des Umkippens bewahren kann; so lange sich Elemente, die man mit Recht die eigentlich liberalen, gemäßigten und im wahren Sinne des Wortes conservativen nennen darf, in der ihnen jetzt eingeräumten Stellung verbleiben, können der Jakobinismus und der Cäsarismus, diese beiden feindlichen und doch zu demselben Ziele hinarbeitenden Brüder, zurückgedämmt werden. Befürchten muß man aber, besonders nach solchen freidenkerischen Manifestationen, wie die Zola'schen Artikel, daß der alte katholische Geist in dem französischen Volk doch wieder die Oberhand gewinne. Handelte es sich dabei nur um Frankreich, so könnten wir dieser Entwickelung ganz objectiven Auges zusehen; es handelt sich aber dabei auch um Europa und um Deutschland. Denn für das Ausland ist diese mehr protestantische Regierung eine Bürgschaft des Friedens, während mit dem Wiederhervorbrechen des katholischen, cäsaristischen, meinetwegen auch unter republikanischer Firma einherfahrenden Geistes, auch die Friedenszuversicht zu Schaden kommen würde.

Eine Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow.

Von Theodor Fontane.

4. Blossin.

In aller Frühe brachen wir auf und machten den Weg vom Tage vorher wieder zurück, einzig und allein mit dem Unterschiede, daß wir statt um die Nordspitze des Schermützel um seine Südspitze herum fuhren.

Es waren dieselben Bilder, und Wagen und Gespräche mahlten ruhig und unverändert weiter. Aus der Reihe der letztern war eins über Zahnweh unbedingt das wichtigste, weil Moll ein Mittel angab, wie diesem Urfeinde der Menschheit beizukommen sei. Man müsse sich nämlich alle Morgen beim Waschen *erst* die Hände trocknen und *dann* das Gesicht; das sei probat und er wenigstens habe seitdem Ruhe.

Gegen Mittag erreichten wir Storkow, eine der beiden Hauptstädte dieser Gegenden, und fuhren eine Stunde später um den großen Wolziger See herum, an dessen Westufer ich in einiger Entfernung unser eigentliches Reiseziel erkannte: Dorf Blossin.

Dieses, trotzdem es nur klein und bloßes Filial zu Friedersdorf ist, ist doch nichtsdestoweniger als *der* Punkt im Beeskow-Storkowschen anzusehn, dem der Ruhm einer eminent historischen Oertlichkeit in erster Reihe zukommt. Es wohnten hier nämlich die Queiße, von deren Schloß oder Herrnhaus aus die berühmte Fehde des *Nickel Minckwitz* ihren Ursprung nahm, eine Fehde, die mit der derselben Epoche zugehörigen des *Michel Kohlhaas* eine gewisse Verwandtschaft hat.

Ich schildre nunmehr diese Minckwitz-Fehde nach den Aufzeichnungen Wohlbrücks und Engels.

Ursach der Fehde. Heinrich Queiß auf Plössin (jetzt Blossin) führt Beschwer über seinen Schäfer und erhält kein Recht.

Der beinah achtzigjährige Heinrich v. Queiß, Gerichtsherr zu Plössin und Lehnsträger des Bischofes von Lebus, war aus einem unbekannt gebliebenen Grunde mit seinem Schäfer in Streit gerathen, so daß dieser letztre sich an seines Guts- und Gerichtsherrn Familie thätlich vergriff. Aber nicht genug damit, er ging in seiner Rache weiter, überfiel — nachdem er vorher die Flucht ergriffen und in Friedersdorf und Dolgenbrod einen Bauernhaufen um sich versammelt hatte — Dorf und Feldmark Plössin und trieb seines Herren Schafe fort. Heinrich v. Queiß verklagte nunmehr den Aufrührer bei dem Bischofe von Lebus, der denn auch seinem zu Storkow ansässigen Amtshauptmann Ordre zugehen ließ, nicht nur die weggetriebenen Schafe wieder herbei, sondern auch den Schäfer selbst vor seines Grundherrn Gericht zu schaffen. Der Amtshauptmann aber erwies sich als säumig in seiner Pflicht und da mittlerweile von Seiten des rachsüchtigen Schäfers wiederholentlich versucht worden war Plössin in Feuer aufgehn zu lassen, so wurde der von Queiß immer dringlicher in seinen Vorstellungen beim Bischofe.

Dieser, so wenigstens scheint es, war anfänglich zu helfen aufrichtig bereit und sandte Befehl über Befehl an seinen Storkower Amtshauptmann; als dieser letztre jedoch in seiner Säumigkeit beharrte, schob es der v. Queiß auf Unaufrichtigkeit und

*

bösen Willen beim Bischofe selbst und wandte sich deshalb an Heinrich Tunckel, obersten Münzmeister des Königreichs Böhmen und derzeitigen Landvogt der Niederlausitz, der in dieser seiner letztren Eigenschaft unstreitig die nächste höhere Behörde war.

Und der Landvogt unterzog sich denn auch seiner Pflicht und ersuchte selbigen Tages noch den Bischof „sich seines Vasallen, des v. Queiß, mit größrem Nachdruck annehmen und ihn gegen den Uebermuth und die Schädigungen des rachsüchtigen Schäfers schützen zu wollen". Der Brief, in dem dies Ersuchen gestellt wurde, war, wie die Chronisten melden „in schicklichster Weise" geschrieben, nichtsdestoweniger empfand der stolze Bischof einen Groll darüber und äußerte sich einmal über das andre „daß er dem Queiß den gethanen Schritt nicht vergessen und ihn seinerzeit zu züchtigen wissen werde".

„Der stolze Bischof" nennt ihn die Geschichte der Bischöfe von Lebus, und es mag hier eingeschaltet werden, wer dieser stolze Bischof war.

Georg v. Blumenthal, geb. 1490 auf dem Rittergute Horst in der Priegnitz, war nach dem Ableben des Bischofs Dietrich v. Waldow seitens der Lebusischen Domherrn einstimmig zum Nachfolger v. Waldow's erwählt worden, was als eine durchaus gerechtfertigte Wahl gelten konnte. Denn in früher Jugend schon hatte sich der nunmehr Erwählte durch Klugheit und Charakter hervorgethan. Er war mit 17 Jahren Secretair im Dienste seines Vorgängers, mit 23 Jahren Rector an der Universität zu Frankfurt gewesen, und hielt als solcher eine Rede, darin er die Studirenden zu Fleiß und gutem Betragen ermahnte. Bald danach empfing er den Grad eines Doctors beider Rechte.

1520 erwählte man ihn, den erst Dreißigjährigen, zum Bischofe von Havelberg, in welche Wahl jedoch Kurfürst Joachim, als Landesherr, nicht willigte, trotzdem die Wahl bereits die päpstliche Bestätigung erfahren hatte. Dies führte zu Weiterungen, aus denen der Kurfürst anscheinend als Sieger, in Wahrheit aber als Besiegter hervorging, indem er dem Erwählten und durch die Curie Bestätigten zum Ausgleich für einen freiwilligen Verzicht auf Havelberg nicht blos das alsbald zur Erledigung stehende Bisthum Lebus zusagte, sondern ihm nebenher auch noch seine geflissentlichste Verwendung für das mecklenburgische Bisthum Ratzeburg in Aussicht stellte. Der Verzicht geschah, ebenso hielt der Kurfürst Wort, und wenige Jahre später war Georg v. Blumenthal ein Doppel-Bischof geworden: ein Bischof von Lebus und Ratzeburg.

Heinrich Queiß verbündet sich mit Nickel Minckwitz und Otto v. Schlieben und rächt sich an dem Bischofe, der ihm sein Recht verweigert.

Aus solchen Erfolgen und solchem Besitzstande konnte schon ein „stolzer Bischof" geboren werden, und Georg v. Blumenthal in seinem nur zu begreiflichen Unmuth über die Kränkung, die der Appell an den niederlausitzischen Landvogt ihm bereitet hatte, beschloß jetzt den kleinen Vasallen, der ihm diesen Tort angethan, seine starke Hand fühlen zu lassen. Bis dahin war alles mehr oder weniger unverschuldete Säumniß gewesen, wenigstens so weit der Bischof in Person mitspielte, nunmehr aber schob auch dieser die Rechtsgebung absichtlich hinaus, behauptete daß den Abgaben des Queiß nicht ohne Weitres Glauben zu schenken sei, und verlangte von ihm (dem Queiß), daß er sich dem Gerichts-Zuge nach Friedersdorf, allwo der Schäfer einen Unterschlupf gefunden, anschließen solle, damit gleich an Ort und Stelle Kläger und Beklagter einander gegenüber gestellt und ihre Sache gehört werden könne. Dieser Aufforderung aber, weil er dem Bischof nicht traute, widerstrebte der v. Queiß, und verlangte nur immer eindringlicher und hartnäckiger eine Verhaftung des Schäfers.

Eine Folge davon war, daß der Zug selbst unterblieb.

Erbittert über dies Verfahren, entschloß sich Queiß „wegen ihm verweigerten Rechtes" Rache zu nehmen und wandte sich an Otto v. Schlieben auf Baruth und den Ritter Nickel v. Minckwitz auf Sonnenwalde, mit welchen beiden er übereinkam, den wegen seines Stolzes überall im Lande wenig geliebten Bischof in seiner Stadt Fürstenwalde heimzusuchen und nach Sonnenwalde hin gefangen zu setzen.

Alle drei: Minckwitz, Schlieben und Queiß (welcher letztre von jetzt ab zurücktritt) hatten in Kürze 60 Reiter beisammen, mit denen sie den 7. Juli 1528 aufbrachen. Unterwegs aber vergrößerte sich ihr Zug bis auf 400 Berittene, darunter auch ein Kracht von Lindenberg und die beiden Löschebrands von Saarow und Pieskow.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli hielten sie vor Fürstenwalde. Die Thore waren selbstverständlich geschlossen, und Minckwitz ersann eine List, um ohne Lärm und Gefahr in die Stadt hinein zu kommen. Er hatte nämlich erkundschaftet, daß einige polnische Frachtfuhrleute, die zu früher Morgenstunde weiter östlich auf Frankfurt und die Oder zu wollten, in einer Vorstadts-Ausspannung Quartier genommen hätten, und schickte deshalb den Herrmann Schnipperling, einen v. Schliebenschen Diener, in eben diese Vorstadts-Ausspannung ab, um sich daselbst den Fuhrleuten als einer der ihrigen anzuschließen. Es gelang auch über Erwarten, und der Schliebensche, der durch Geld und gute Worte die Polacken leicht zu gewinnen gewußt hatte, war mit unter den Ersten, die bei Tagesanbruch in das eben geöffnete Thor einritten. Unmittelbar hinter dem Thore floß ein breiter und sumpfiger Spree-Graben, und als der Schliebensche des hier seines Dienstes wartenden Thorwächters ansichtig wurde, ritt er an diesen heran und bat ihn, ihm den Sattelgurt etwas fester zu schnallen. Der Thorwächter war auch bereit, eh er aber den Riemen fassen und scharf anziehen konnte, stieß ihn der böse Schnipperling ins Wasser und schoß im selben Augenblick ein Pistol ab. Das war das verabredete Zeichen für die bis dahin in einem Kussel-Busch versteckt gehaltenen Reiter, die nun in raschem Trabe das Thor passirten und über die lange Holzbrücke in die Stadt eindrangen. Anfangs versuchten hier die grade bei der Frühsuppe sitzenden Bürger einen Widerstand und schlugen sich tapfer mit dem Reitervolk herum, als ihnen Minckwitz aber zurief: „es gelte dem Bischof und nicht ihnen" ließen sie vom Kampf ab und gaben den Weg nach der bischöflichen Burg hin frei. Freilich ohne daß man auf Minckwitzischer Seite noch irgend einen Vortheil davon gezogen hätte, denn als die Rotte bald danach in die Burg einstürmte, fand sie nur noch das leere Nest. Der Bischof hatte Zeit gefunden seine Flucht zu bewerkstelligen, und nur wenige Dienstleute wurden zu Gefangenen gemacht, darunter Matthias v. Blumenthal, des Bischofs Bruder.

Das däuchte nun den Minckwitzischen zu wenig, und wenn es ihnen anfänglich unzweifelhaft nur um die Person des Bischofs zu thun gewesen war, so ließ sie jetzt der Aerger alle guten Vorsätze vergessen, und Minckwitz selber ertheilte Befehl oder gestattete doch wenigstens, daß das bischöfliche Schloß, die Domkirche, das Rathhaus und das Domherrn-Viertel geplündert werde. Was sich denn auch unverzüglich ins Werk setzte. Selbst die kirchlichen Gefäße, die Patenen und Abendmahlskelche, wurden nicht verschont und das Zerstörungswerk geschah um so gründlicher und rücksichtsloser, als sich unter den Plünderern bereits sehr viele befanden, die Gegner und Verächter der katholischen Kirche waren. Im Kreise der Anführer aber richtete sich das Hauptaugenmerk auf ihre beim Domkapitel aufbewahrten Verschreibungen und Schuldscheine, die nun, soweit sie zur Stelle waren, entweder vernichtet oder mitgenommen wurden. Weniger glücklich war Minckwitz in Person, der den im Dom aufbewahrten Domschatz in seine Gewalt zu bringen hoffte. Die Sakristei, darin er ihn muthmaßte, wurde bis unter den Fußboden untersucht, aber ein Fleckchen übersah er: den durch die geöffnete Sakristei-Thür gebildeten Winkel. Und gerade hier stand der Kasten, der den Domschatz bewahrte.

Zuletzt richtete sich die Stimmung, wie man kaum anders erwarten konnte, gegen die Stadt selbst, und als einer aus der Rotte bemerkte, „daß die Bürgerschaft an dem Scheitern ihres Anschlages eigentlich Schuld sei, weil ihr Widerstand dem Bischofe Zeit zur Flucht gegeben habe" fiel man ohne Weitres über die Bürger

her. Einer, der sich widersetzen wollte, verlor sein Leben, und nur zwei Häuser entgingen der allgemeinen Plünderung: eines dadurch, daß der Brauer, der es bewohnte, die heiße Malzbrühe den Anstürmenden auf die Köpfe goß, ein andres dadurch, daß man von innen her ein langes weißes Laken aushängte, wie wenn ein Todter im Hause sei. Nach ein paar Stunden endlich hatte sich das Unwesen ausgetobt, und der ganze Zug zog wieder heimwärts und nahm des Bischofs Bruder gefangen nach Sonnenwalde mit.

Der Bischof Georg von Blumenthal sucht Schutz beim Kurfürsten und Nickel von Minckwitz wird flüchtig.

Der geflüchtete Bischof eilte geraden Weges nach der Grimnitz, wo sich Kurfürst Joachim eben aufhielt. Dieser, nach empfangenem Bericht, befahl einem seiner Diener, dem Martin Böhme, mit acht Reitern den Räubern nachzusetzen, um wenigstens in Erfahrung zu bringen, wo sie den Raub zu bergen gedächten. Dies märkische Detachement aber, das für seine Aufgabe viel zu schwach war, wurde zu Dobrilug von den Minckwitzischen überrascht, und Martin Böhme selbst fiel, als er eben sein Pferd besteigen wollte, durch einen Dolchstoß von Schliebens Hand. Seine Reiter wurden gefangen genommen und erst nach Jahresfrist von Sonnenwalde wieder entlassen.

All dies machte den größten Lärm, und als Luther in Wittenberg davon hörte, war er höchst unzufrieden und schrieb an einen Freund: „Ich habe hier weiter Nichts erfahren, als daß Nikolaus von Minckwitz mit einer zusammengebrachten Schaar die Stadt Fürstenwalde, den Sitz des lebusischen Bischofs, überfallen hat. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde und zu welchem Zweck. Es mißfällt mir aber außerordentlich, wenn gleich es heißt, daß Alles ohne Mord und Brand geschehen und daß vielmehr nur geplündert worden sei. Wenn ich von Mißfallen spreche, so heg' ich ein solches nicht blos darum, weil sich das Unternehmen gegen die staatliche Gewalt richtete, sondern namentlich deshalb, weil es das Evangelium mit einer neuen großen Gehässigkeit belastet. So zwingt man uns, die Unschuldigen, für die Frevelthaten anderer zu büßen. Gäbe doch Christus, daß dem ein Ende sei, vor allem aber daß jener Minckwitz nicht noch Schlimmeres begehe. Was übrigens den Lebuser Bischof betrifft, so soll er in der ganzen Mark überall verhaßt sein."

In dieser Annahme „von dem allgemeinen Verhaßtsein des Bischofs" mochte Luther im Großen und Ganzen Recht haben; andrerseits aber war es nicht minder gewiß, daß er, der Bischof, beim Kurfürsten Joachim in hohen Gnaden stand. Ungesäumt ließ dieser letztre denn auch einen Befehl ergehen, in welchem er das ganze märkische Land aufforderte, seine Kraft einzusetzen, um vor Sonnenwalde zu ziehn und das alte Minckwitzen-Schloß zu zerstören. Es fehlte nicht an Geneigtheit, diesem Befehle nachzukommen, und blos aus der Stadt Wittstock erschienen 140 wohlbewaffnete Bürger, die der Havelberger Bischof in Person dem Kurfürsten und seinem Heere zuführte, welches letztre sich bei Berlin zusammenzog und nach der Angabe mehrerer in dem spätern Prozeß als Zeugen auftretenden Edelleute, aus 6000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk bestand. Aber auch Minckwitz war nicht müßig. Er suchte nicht blos sein Schloß, das ohnehin für fast uneinnehmbar galt, in noch besseren Vertheidigungszustand zu setzen, sondern ging auch außer Landes, um Truppen anzuwerben, mit denen er, wenn Joachim vor Sonnenwalde zöge, seinerseits in die Mark einfallen wollte.

Keinenfalls war Minckwitz gefährdeter als der Kurfürst, eine Meinung, die Luther theilte. „Dem Anscheine nach," so schrieb er, „befindet sich der Markgraf in größerer Gefahr, als Minckwitz, denn dieser hat seine Burg befestigt und ist bereit den Angriff des Markgrafen auszuhalten. Er selbst soll jedoch außer Landes gereist sein und will vielleicht, während der Markgraf belagert, allerlei anderes in's Werk setzen. Und wer weiß, ob nicht Gott damit anfängt, den Markgrafen heimzusuchen wegen seiner schamlosen Pläne, deren er so viele hegt und so ohne Ende. Ich bitte Gott um Frieden, und hätte dem Markgrafen alles andre als den Krieg gerathen. Alle Leute sagen, die Burg des Minckwitz sei nicht einzunehmen, wenn die Soldaten sie treu vertheidigen wollen."

Dieser Ansicht schien sich schließlich der Kurfürst selber zuzuneigen, denn anstatt das erwähnte stattliche Heer, dessen Zusammenziehung ihm 50,000 Gulden gekostet hatte, gegen Sonnenwalde marschiren zu lassen, ließ er es nach 14tägigem Zusammensein wieder auseinandergehn und entschloß sich, zu Minckwitzens Bestrafung, einen andern, ungefährlicheren Weg einzuschlagen. Er reichte nämlich Klage gegen ihn als Landfriedensbrecher beim Reichskammergericht zu Wetzlar ein und hatte denn auch die Genugthuung die Reichsacht über denselben ausgesprochen zu sehn.

Der Verklagte war nun vogelfrei, dem Anschein und dem Wortlaute nach ein todter Mann. Aber über bloße Worte kam es nicht recht hinaus.

Der Bischof Georg von Blumenthal dringt in den Kurfürsten Joachim auf energisches Einschreiten gegen Nickel Minckwitz.

Nickel Minckwitz, während die Reichsacht über ihn verhängt war, trieb sich in deutschen Landen umher und suchte bald hier bald dort Sicherheit vor den Nachstellungen des Kurfürsten und des Bischofs von Lebus. Im Jahre 1532 durchzog er Niedersachsen und Holstein. Eine Zeitlang hielt er sich bei dieser Gelegenheit in Lübeck auf, dessen Magistrat ihn aber auf ein von Cölln an der Spree her erhaltenes Warnungsschreiben „einem bekannten Aechter keinen Aufenthalt gestatten zu wollen" zu schleuniger Abreise veranlaßte. Minckwitz begab sich nun ins Mecklenburgische, woselbst ihn Eggert v. Quitzow auf Vogtshagen und die Parkenthine zu Dossow in Schutz nahmen. Einst sah er sich hier durch den bischöflich Ratzeburgischen Hauptmann — der als solcher in direkten Diensten des Bischofs Georg stand — in der Gegend von Vogtshagen überrascht, war aber glücklich genug, uneingeholt das Schloß erreichen zu können, dessen Brücke nun hinter ihm aufgezogen wurde.

So viel Glück dies einerseits war, so war doch andrerseits des Minckwitzen Aufenthalt durch eben diesen Vorfall verrathen worden, und Bischof Georg forderte, sobald er davon gehört hatte, des Kurfürsten ernste Verwendung bei den Herzögen Albrecht und Heinrich von Mecklenburg. Joachim zeigte sich auch willig und alsbald wurde der Hauptmann zu Ruppin, Matthias v. Oppen, ferner der Hauptmann zu Zehdenick, Hans v. Hake, und der kurfürstliche Rath Franz Neumann an den Mecklenburgischen Hof abgesandt, nicht um Minckwitzens directe Verhaftung und Auslieferung, sondern nur um einen Befehl an den Eggert Quitzow und die Parkenthine „den Geächteten nicht länger bei sich hausen zu lassen" auszuwirken. Aber aller angewandten Mühen ungeachtet, gelang es der Gesandtschaft nicht, die Herzöge nach Wunsch umzustimmen, die sich vielmehr einer um den andern aus der Residenz entfernten. Als sich die kurfürstlichen Räthe schließlich überzeugen mußten, daß sie den Zweck ihrer Sendung nicht erreichen würden, entschlossen sie sich ebenfalls zur Abreise. Joachim benachrichtigte nunmehr den Georg v. Blumenthal von diesem entschiedenen Mißerfolg, empfing aber nur ein in herben und doch zugleich klug berechneten Ausdrücken abgefaßtes Antwortschreiben, worin er seitens des Bischofs zu ferneren und kräftigeren Maßregeln in dieser Angelegenheit aufgefordert wurde. „So nun Herzog Heinrich," schrieb der Bischof, „nicht begnügig Antwort gibt, so achten wir dafür, daß statt seiner wenigstens Herzog Albrecht etwas thu, auf daß Eure churfürstliche Durchlaucht nicht in Schimpf besitzen bleib und bei die Leut verachtet werd, dieweil der eine Parkenthin zu unserm Hauptmann gesagt hat: „er acht' Eure churfürstliche Durchlaucht nicht besser als seine Bauern"."

Nickel Minckwitz demüthigt sich vor dem Kurfürsten und der Streit wird geschlichtet.

Es war dies Schreiben, wie schon angedeutet, auf die Schwächen und Empfindlichkeiten des Kurfürsten sehr geschickt berechnet, und wohl möglich, daß es in dem gewünschten Sinne gewirkt und energischere Schritte veranlaßt hätte, wenn nicht

eben jetzt von andrer Seite her ein Ausgleich gekommen wäre. Die Zeit war nämlich nun da, wo der seit Jahren beim Reichskammergericht schwebende Prozeß, über die bereits stattgehabte Reichsachts-Erklärung hinaus, einer endgültigen Entscheidung entgegensah, einer Entscheidung, von der nicht blos Nickel Minckwitz, sondern, was wichtiger war, auch die verschiedenen Freunde, die sich für ihn verbürgt, allerlei zu befürchten hatten. Und dies wurde schließlich Grund, daß man Minckwitz bestimmte, sich vor dem Kurfürsten zu demüthigen. Es geschah dies ceremoniös, im Stil einer Staatsaction, und am 22. October 1534 erschien Beklagter auf dem Schlosse zu Cölln an der Spree vor großer und feierlicher Versammlung, um zunächst vor dem Kurfürsten einen Fußfall und gleich danach vor dem Bischof und der Gesammtheit der Stände „demüthiglich Abbitte zu thun". Und nachdem dies vorüber, erklärten Minckwitzens in Person anwesende Freunde: Graf Mansfeld, Graf Eberstein-Naugard, vier Grafen Schlick, Johann Burggraf zu Dohna auf Königsbrück, ein Herr von Biberstein, Jan von Schönburg zu Hoyerswerda, acht Ritter und fünfundzwanzig andre angesehene Edelleute „daß sie sich verpflichteten, dem Kurfürsten mit zweihundert wohlgerüsteten Pferden auf ihre Kosten und Gefahr vier Monate lang getreue Kriegsdienste leisten zu wollen, eine Verpflichtung, die durch Minckwitzens Tod nicht aufgehoben werden solle". Zugleich verbürgten sie sich für diesen letzteren dahin, daß er (Minckwitz) sich an Niemandem rächen, auch alle Orte, wo der Kurfürst verweile, desgleichen auch die Stadt Fürstenwalde für immer meiden solle.

Die Handlung schloß damit, daß der Kurfürst und der Bischof ihm Verzeihung angedeihen ließen und ihn wieder in Gnaden annahmen. Ja Joachim, so wenigstens wird erzählt, soll entzückt von der klugen Art, die der Beklagte während all dieser Vorgänge gezeigt, ihn schließlich zur Tafel gezogen haben. Und als sie nun becherten und der Kurfürst ihn fragte: „was er denn wohl gethan haben würde, wenn ihm die geplante Gefangennehmung des Bischofs geglückt wäre", soll er im Uebermuthe geantwortet haben: Si pervenisset in meam potestatem testiculis episcopales ipsi amputassem, — eine Antwort, die, nach Sitte der Zeit, unter allgemeinem Ergötzen, und nicht zum wenigsten des Kurfürsten selbst, entgegen genommen wurde.

So verlief die Fehde.

Der alte Queiß war längst vorher hingestorben, und längst hingestorben seitdem ist der Queißen altes Geschlecht. Auch von dem Herrenhause, darin der Streit entstand, ist nichts mehr da; was jetzt diesen Namen führt, ist ein verhältnißmäßig moderner Bau, wahrscheinlich aus der Zeit Friedrich Wilhelms I.

Alles, was auch nur entfernt an Mittelalter und Ritterthum und Auflehnung erinnern könnte, hat die Zeit getilgt und nichts ist mehr vorhanden, als ein „Institut", in Betreff dessen ich in einem Nachschlagebuche das Folgende fand: „Das für weibliche Erziehung strebsame Fräulein Michelsen hat 1856 in Blossin eine Näh- und Strickschule errichtet."

Tempora mutantur.

Literatur und Kunst.

Bellmanns Tod.

Von Heinrich Kruse.*)

Bellmann hatte gelebt, wie er seine Gesänge gedichtet,
In fortwährendem Rausch. Nun fühlt' er, es ginge zur Neige.
Darum bat er die Freunde noch einmal zusammenzukommen,
Mit ihm fröhlich zu sein und Bellmann, sagt' er, noch einmal
Anzuhören. Sie kamen zu ihm mit traurigem Herzen,
Aber mit heiterem Blick, und er schüttelte Jedem die Rechte
Wärmer wie sonst, als dankt' er dafür, daß Keiner ihm fehlte.
Und sie stellten, wie oft, mit einander ein frohes Gelag an.
Bellmann, welchem verliehen der Gott wie den Sängern der Vorwelt,
Daß ihm Wort und Gesang zugleich auf den Lippen entstanden,
Und sein Lied wie ein Schwan auf eigenem Strome dahinzog,
Raffte noch einmal zusammen die Kräfte des fliehenden Lebens,
Sang so herrlich wie je, wenn auch leise schon bebte die Stimme,
Sang unablässig die Nacht: von dem Laufe des fröhlichen Lebens,
Das er hienieden gehabt, von dem Lobe des mildesten Königs,
Welcher so oft ihm gelauscht. Und er pries mit freudiger Rührung,
Daß ihm gefallen das Loos bei dem herrlichen Volke der Schweden,
Unter der Heldenschaar im Norden geboren zu werden;
Pries sein nordisches Land und die Stadt am Mälar, die schöne,
Wo er so oft und so froh mit seinen Genossen gesegelt
Unter Musik, mit Kränzen am Mast: und er selber am Steuer
Jubelte laut Dithyramben dazu, ein seliger Bacchus!
Schweifte noch einmal im Geist an des Mälars Gestaden und Inseln,
Wo er gelebt und geliebt und die trautesten Freunde gefunden.
Und dann wendet er sich an seine versammelten Lieben,
Dichtet auf Jeden ein eigenes Lied in besonderer Tonart,
Wechselnd das Maß nach des Freundes Gemüth und besonderer Weise,
Streuet darein manch witzigen Rath und heitere Scherze
Und manch ernsteres Wort. So nimmt er den ewigen Abschied.
Niemals wollte der glühende Strom der Begeisterung enden.
Und schon dämmert der Morgen; es schwimmen in Thränen die Freunde,
Und sie bitten und flehen ihn an, sich doch endlich zu schonen;
Aber der Sänger, Verklärung im Blick, ruft: „Lasset mich sterben,
Wie ich gelebt: in Musik!" Hoch schwingt er den schäumenden Becher,
Leeret ihn aus, und singet den Schluß zum Schwanengesange.
Preisend den Herrn, der Leben und Tod gibt, singt er noch einmal
Lob und glühenden, jubelnden Dank. Und es schallt noch von bleichen
Lippen ein herrlicher Hymnus empor. Dann verstummt er auf ewig.

*) Aus einer größeren Dichtung: „Die Rose der Geliebten." Bellmann (1740—1795), und nicht Tegnér, halten die Schweden für ihren größten Dichter. Er war durch seine Lieder und durch seine manchmal derben Späße der Liebling des geistvollen Königs Gustav III. Jedes Jahr am 26. Juli wallen die Stockholmer hinaus mit Musik zu Bellmanns Kolossalbüste von Byström, die im Thiergarten errichtet ist, singen seine Lieder und besprengen mit Champagner die bekränzte Büste des alten Zechers und volksthümlichen Sängers.

Frau von Rémusat.

I.

Die Sittlichkeit feierte zur Zeit des ersten Kaiserreichs in Frankreich keine großen Triumphe. War, wie man wohl geistreich gesagt hat, der Ehebruch unter Ludwig XIII. ein Zeitvertreib, unter Ludwig XIV. eine Regel gewesen, zur Zeit der Regentschaft, der vormundschaftlichen Regierung für Ludwig XV. und während der Herrschaft dieses Königs, eine Pflicht geworden, so war zwar durch Rousseaus eifervolle Vertheidigung der Ehe eine Besserung, aber doch nur eine Besserung von kurzer Dauer eingetreten. Die auf die von Rousseau unmittelbar beeinflußte Zeit folgenden Verwirrungen der französischen Revolution und die Unsicherheit der Zustände, welche durch das schnelle Wachsen der Riesenmacht Napoleons hervorgerufen wurden, waren der ruhigen Gestaltung socialen Lebens und der gesunden Ausbildung sittlicher Zustände nicht eben günstig. Und wollte nun Leichtsinn und Frivolität,

wie sie es lieben, sich mit einem Deckmantel schützen, so brauchten sie nur auf das Vorbild hinzuweisen, welches der Kaiser durch die rasche Lösung eines Ehebündnisses, für welche politische Beweggründe und die Lust eheliche Nachkommen zu erhalten doch nicht allein maßgebend waren, und durch die rücksichtslose wahrhaft sultanische Befriedigung seiner Gelüste gab.

Mitten in dieser Wüste moralischer Versunkenheit gab es gewiß mehr als eine Oase reinen sittlichen Glücks. Sie zu schauen ist dem Beobachter früherer Zeiten vergönnt, wenn er einen Blick in das musterhafte eheliche Leben wirft, das Herr und Frau von Rémusat mit einander führten. Er (geb. 28. Aug. 1762, gest. 15. Mai 1823) war erster Kammerherr des Kaisers Napoleon und hatte außer den mannichfachen Geschäften, die sich unmittelbar auf die Person des Herrschers bezogen, vornehmlich für die kaiserlichen Vergnügungen, insbesondere für das Theater zu sorgen, sie, Claire (geb. 5. Jan. 1780, gest. 16. Dec. 1821), war Palastdame der Kaiserin Josephine, wurde von der Herrscherin durch wahrhafte Freundschaft geehrt und vergalt dieselbe durch innigste Anhänglichkeit und treueste Ergebenheit. Die künftigen Ehegatten hatten sich 1794 kennen gelernt, kurz bevor Claires Vater, Charles Gravier de Vergennes, sein Leben auf dem Schaffot geendet hatte (24. Juli); gleich beim Beginn der Bekanntschaft hatte Rémusat, der mit dem Enthaupteten in ziemlich nahen Beziehungen gestanden, sich als Beschützer der hinterbliebenen Frau und Töchter zu bewähren. Aber der Beschützer war nicht alt genug, um nur ein väterlicher Freund zu sein, und da er der Mutter und den Töchtern — die andere, Alix, heirathete später den General von Nansouty — nach St. Gratien bei Montmorency folgte, gemäß einem Decret der revolutionären Machthaber, das die Adeligen aus Paris verbannte, so wurde aus dem Beschützer bald ein Liebhaber. Anfangs 1796 wurde Claire de Vergennes seine Gattin, nach einem schönen, wenn auch von einzelnen Stürmen heftig bewegten Liebesfrühling, in welchem das frühreife Mädchen wacker standhielt und für dessen Süße und Herbigkeit die reife Frau eine treue und erquickliche Erinnerung bewahrte. Ihre Ehe wurde mit zwei Söhnen gesegnet. Von diesen ist der ältere, Charles (1792—1875), der bekannte Philosoph und Historiker, Journalist und Diplomat, der zweimal, am Anfang und Ende eines Menschenalters 1840 und 1871 durch seinen Freund Thiers an die Spitze eines Ministeriums gerufen wurde —, der jüngere, Albert (1801 bis 1830), der körperlich und geistig stets ein Kind blieb und, um nur zu vegetiren, der sorgsamsten Pflege bedürftig war. Beiden Kindern wurde Frau von Rémusat eine zärtliche Mutter, dem rüstig fast über seine Jahre fortschreitenden Aeltern eine stolze Lobrednerin und eine eifrig Mitstrebende, dem schwächlichen Jüngern eine nachsichtige Pflegerin, nicht murrend über die Unannehmlichkeiten, welche der Kränkliche ihr bereitete, sondern selig über jedes Lächeln, das der Unentwickelte dankbar ihr spendete.

Charles sammelte gewissenhaft die geistige Hinterlassenschaft der Mutter, unterließ aber die Veröffentlichung derselben, da er in seinen Mannesjahren den von der Mutter geschilderten Ereignissen zu nahe zu stehen meinte und in seinem spätern Leben zur Zeit der Herrschaft Napoleons III. nicht wagen durfte, die schonungslosen Urtheile über den Begründer der Dynastie zu wiederholen. Aber er bereitete die Herausgabe vor, Briefe und Memoiren durch seine geistvollen Urtheile und Reminiscenzen begleitend, denn er war, so jung er damals gewesen, ein Zeuge der allgemeinen Verwirrung der Zeit, wie des friedlichen Zustandes der Einzelnen, besonders des ehelichen Glückes seiner Eltern. Er war daher der berufenste Biograph seiner Mutter, entwarf aber nur eine kurze Charakteristik von ihr, die Jedem, der nun die Werke jener Frau kennt und den köstlichen Stich, den Lalauze nach einem Gemälde Isabeys von ihr gemacht, mit Entzücken betrachtet, sofort als treffend und wahr erscheint.

Diese Charakteristik lautet etwa so: „Sie war nicht sehr groß, aber gut gebaut, frisch und stark. Sie hatte schöne, ausdrucksvolle Augen, schwarz wie ihre Haare, regelmäßige aber etwas zu starke Züge. Ihr Gesichtsausdruck war ernst, fast gebietend, diese Würde indessen wurde durch das verständnißinnige Wohlwollen, das ihre Züge belebte, anmuthig gemildert. Ihr Geist war gerade, gründlich, selbst fruchtbar, bewahrte aber trotz einiger männlicher Eigenschaften vermöge ihrer äußerst lebhaften Einbildungskraft seinen weiblichen Charakter. Sie besaß Urtheil, Beobachtungsgabe, Natürlichkeit in Manieren und Ausdruck und war bei einer gewissen Spitzfindigkeit durchaus klar und vernünftig. In ihrer Jugend war sie nicht recht fröhlich und nicht ungezwungen genug, konnte pedantisch erscheinen, weil sie ernst, gezwungen, weil sie schweigsam, zerstreut und gegenüber fast allen Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Lebens gleichgültig war. Aber in Gesellschaft ihres Mannes und ihrer Mutter, deren fröhliche Laune sie manchmal verwirrte, während sie den einfachen Geschmack und den gefügigen Geist ihres Mannes nie beunruhigte, war sie nicht ohne Beweglichkeit und Ungezwungenheit, ja zeigte selbst eine Art von Heiterkeit, die mit den Jahren zunahm und sie ihrer Mutter ähnlicher machte; ja hätte sie lange genug gelebt, um in völlig erfreuliche und behagliche Verhältnisse zu kommen, so wäre sie wohl unter den Fröhlichen die Fröhlichste geworden."

Der Sohn konnte nach sorgfältigem Studium der geistigen Hinterlassenschaft der Mutter ein vollständiges Bild ihres Wesens geben, die Mutter, die bereits starb, ehe der Sohn die Vorbereitungen zu seinem Berufe vollendet hatte, vermochte nur seine künftige Bedeutung zu ahnen und sich an seiner Lebhaftigkeit und an seiner raschen vielseitigen Entwicklung zu erfreuen. Diese Freude aber genoß sie voll und ganz. Sie wurde nicht müde, die Gaben und Fähigkeiten des Sohnes anzustaunen, sie wollte ihn jede Stunde um sich haben, erwartete mit Bangen die Zeit, da sie sich von ihm trennen mußte, um ihn in die Schule zu schicken, und zählte, nachdem sie seiner Ausbildung dies schwere Opfer hatte bringen müssen, mit Ungeduld die Tage bis zum Beginne der Ferien. Aber die rechte Freude empfand sie erst dann, wenn sie im Vollgefühl des mütterlichen Stolzes sich Anderen zeigen, wenn sie von ihren freudigen Empfindungen Anderen berichten konnte. Daher war sie beständig bemüht, den Vater von den Fortschritten des Knaben zu unterhalten, von seinem Gedächtniß und seiner raschen Fassungsgabe, von der Grazie und Kraft seiner Bewegungen, von seiner Leichtigkeit Verse abzufassen und von seiner Geschicklichkeit Theater zu spielen. Am liebsten aber berichtete sie von solchen Geschichtchen, in denen sich die zärtliche Empfindung für den Vater bekundete. Ein derartiges Geschichtchen ist die Mittheilung von einem „Todtengespräche" (dialogue des morts) zwischen Nero und Talma, das Charles improvisirte. In der Rolle Talmas nun rühmte der Kleine — er war damals acht Jahre alt — seinen Vater als Vorsteher des Schauspielwesens, seine Mutter, die eine sehr gute Frau sei, und fuhr dann, zu dem angeblich vor ihm stehenden Nero redend, mit gewichtiger Miene fort: „Majestät, wenn Sie mein Geheimniß bewahren wollen, so will ich Ihnen anvertrauen, daß er eine Schwiegermutter hat, die in ihren Enkel gänzlich vernarrt ist." Zur Mutter aber, die ihn fragte, warum sie ihn eigentlich so lieb hätte, sagte er selbigen Tages: „Weil ich der Sohn Papas bin."

Denn eben dem Vater, dem Gatten war ihre innigste Zärtlichkeit geweiht. Ein ungemeines und trotz der beständigen Wiederholungen immer neues und echtes Glücksgefühl durchströmt alle ihre Aeußerungen: sie wird nicht müde zu versichern, daß sie die glücklichste der Frauen, wie ihr Gatte der vollkommenste der Männer ist, sie bewahrt trotz der Entfernung von dem Geliebten und trotz der Lockungen der Welt dem Gatten unverbrüchliche und untheilbare Neigung, und ist auch von seiner unwandelbaren ehelichen Treue überzeugt. Von diesem blinden Zutrauen berichtet sie einmal Folgendes: „Frau von Lameth sagte mir gestern: Sie haben Ihren Mann mitten unter allen Schauspielerinnen gelassen und sind gar nicht ängstlich? — Nein, antwortete ich. — Wie, nicht eifersüchtig? — Nein. — Und warum? — Ach, warum? warum? ich weiß keinen Grund, aber Thatsache ist, daß ich nicht unruhig bin."

Ein paar Monate später entwirft sie eine Charakteristik ihres Mannes. Sie schreibt: „Ich sagte gestern, als wenn ich

etwas Selbstverständliches ausspräche: ich kenne einen Mann, den ich am meisten achten würde, selbst wenn ich ihn nicht am innigsten liebte, einen Mann, der vollkommen frei ist von Vorurtheilen, der keine vorgefaßte Meinung besitzt, nachsichtig gegen menschliche Schwächen, selbst aber keiner derselben fähig ist, der das Betragen der Anderen zu entschuldigen weiß und die Menschen nicht nach einer beliebigen Handlung ihres Lebens beurtheilt. Dieser Mann hat ein natürlich philosophisches Wesen: er ist gleichmüthig ohne kalt, weise ohne streng zu sein, er zeigt alle Merkmale einer innerlichen Natur. Wäre er ledig, so würde ich zu allen Frauen sagen: Ihr müßt ihn heirathen; wäre er verheirathet und seine Frau mir bekannt, so würde ich zu ihr sprechen: Lieben Sie ihn mehr als Alle, denn Ihr Glück beruht in dieser Liebe; wäre sie aber gar so thöricht, nicht meiner Meinung zu sein, so würde ich ihr rathen: Vertrauen Sie sich wenigstens ihm an; er bleibt der einzige Freund, der Sie lieben und aus einer vollständigen Verirrung zu befreien vermöchte. Dieser Rede klatschte meine Freundin Beifall und wollte den Namen der liebenswürdigen Person wissen, ich versprach, dieselbe ihr eines Tages vorzustellen. Möchtest Du es mir wohl erlauben, mein Freund?"

Ob sich wohl in der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts viele derartige anmuthige Plaudereien finden, die dem Gatten und zwar nach vierzehnjähriger Ehe, und nicht etwa dem Liebhaber gelten?

Die beständig wiederkehrende Lobpreisung ihres häuslichen Glücks, die Verkündung nimmer rastender Liebe zu Mann und Kindern ist der hauptsächlich charakteristische Inhalt der Briefe der Frau von Rémusat, welche ihr Enkel neuerdings herausgegeben hat.*) Wollte man aus diesen 197 Briefen der Gattin an den Gatten — denn nur eine verschwindend kleine Zahl ist an den älteren Sohn Charles gerichtet — alle Liebesversicherungen und Sehnsuchtsbetheuerungen streichen, so würde von den zwei stattlichen Bänden höchstens ein mäßiger Band übrig bleiben. Noch kleiner aber wäre dieses Bändchen geworden, wenn man die vielen Details über Gesundheitszustände und ökonomische Verhältnisse, die zahlreichen gleichgültigen Bemerkungen über unwichtige Personen ausgelassen hätte. Ein solches Verfahren wäre aber sicherlich nicht zum Nachtheil des Buches ausgeschlagen. Der Enkel, der die Briefe seiner Großmutter herausgibt, zumal wenn er durch diese Veröffentlichung dem Verlangen eines über Alles geliebten Vaters nachkommt, hat selbstverständlich kein richtiges Urtheil über Werth und Interesse dieser Briefe. Ihm, der unter diesen Schriftstücken gleichsam aufgewachsen ist, erscheint ein jedes als ein kostbares Document, ihm sind die in ihnen ausgesprochenen Gefühle zu eigenen geworden und die darin erwähnten Persönlichkeiten so vertraut, als wandelten sie noch neben ihm. Der Fremde dagegen, selbst wenn er noch so großes Interesse an dem Schreiber und dem Angeredeten nimmt, muß in erster Linie nach dem Werthe der Sachen und erst sodann nach der Bedeutsamkeit der Personen fragen, und hat keine Veranlassung, mit der pietätsvollen Gesinnung des Herausgebers sich zu begnügen. Ungedruckte Briefe sind an und für sich wenig werth; wirkliche Bedeutung erlangen sie erst durch einen der Bekanntmachung würdigen Inhalt.

Vergleicht man nun aber den Inhalt dieser Briefe mit dem Inhalt der Memoiren, deren Veröffentlichung den Namen der Frau v. Rémusat, die bis dahin als Schriftstellerin so gut wie gar nicht bekannt war, mit Recht allgemein berühmt gemacht haben, so fühlt man sich unangenehm enttäuscht: statt der freien, kühnen, oft rücksichtslos ausgesprochenen antikaiserlichen Gesinnung, statt der klar hervortretenden Tendenz, den napoleonischen Nimbus zu zerstören, ertönen hier Lobeshymnen auf den ruhmgekrönten und siegreichen Kaiser, daneben höchstens schüchterne Klagen über das ewige Kriegesspiel und leise Sehnsuchtswünsche für den Frieden; statt der scharfen Beobachtung eines gewaltigen Mannes und der ihn umgebenden Großen hier leichte Plaudereien über die wackeren aber nicht hervorragenden Genossen eines kleinen in die Welthändel wenig oder gar nicht eingreifenden Kreises. Freilich die Memoiren waren zur Veröffentlichung bestimmt oder wenigstens zur Belehrung für den Sohn, der während des Geschehens der großen Begebenheiten zu jung gewesen war, um ihre Bedeutung zu begreifen, die Briefe dagegen sind an den Mann gerichtet, der, mitten in den Ereignissen lebend, von der fernweilenden Frau gewiß ganz Anderes verlangte als politische Darlegungen; die Memoiren wurden zu einer Zeit geschrieben, die den geschilderten Ereignissen fern genug lag, um den Beobachter zu einem ruhigen Urtheil kommen zu lassen, und der früheren Zeit unähnlich genug war, um ein freies Wort über dieselbe zu dulden, die Briefe dagegen wurden zu einer Zeit geschrieben und abgeschickt, in der einerseits die rasche Aufeinanderfolge der großartigen Ereignisse ein unbefangenes Urtheil schwer oder geradezu unmöglich machte, und andererseits das Aussprechen eines freien oder auch nur freischeinenden Wortes für Redner und Angeredeten sehr bedenkliche Folgen haben konnte.

Denn die Briefe — zumal die aus Paris geschriebenen und an Personen in unmittelbarer Nähe des Kaisers gerichteten — wurden ohne weiteres geöffnet. Einer derselben, in denen Frau v. Rémusat von ihrer Vertraulichkeit mit der in Ungnade gefallenen Frau v. Damas sprach, zog dem Manne Ungelegenheiten zu und veranlaßte die Correspondenten zu großer Vorsicht, zur Wahl von Abkürzungen und seltsamen nur ihnen verständlichen Bezeichnung von Personen. So wird z. B. Mad. Devaines, von der man nicht offen reden durfte, als maîtresse de Sobek, d. h. als Herrin des Hündchens S. bezeichnet (II, 281). Ein andermal (II, 105) schreibt Frau von Rémusat geradezu, nachdem sie gefragt, ob die Kaiserin etwa ihre Anwesenheit gewünscht: „Antworten Sie mir, aber ohne in Einzelheiten einzugehen, denn wir müssen in Briefen sehr vorsichtig sein und ich finde, daß Sie sich manchmal sehr gehen lassen und philosophische Phrasen gebrauchen, die übel gedeutet werden können. Es ist ein neuer Kummer, bei solcher Entfernung sich nicht einmal frei aussprechen zu können, aber man muß zu allen Opfern bereit sein und hoffen, daß dieses uns einen langen Frieden bereiten wird." Sie gibt dann, da sie in diesem Briefe offen reden kann, ihrer Friedenssehnsucht und dem Friedensbedürfniß der Nation Ausdruck und meint, der damalige Krieg, der gegen Preußen, über welchen sie selbst wenige Wochen vorher gejubelt

*) Lettres de Madame de Rémusat 1804—1814 publiées par son petitfils Paul de Rémusat sénateur de la Haute-Garonne. Avec un portrait de Mad. de Rémusat gravé par A. Lalauze. 2 Bände. Paris 1881, Calmann Lévy. XV, 411 und 499 S. Das Buch scheint in Paris großen Erfolg zu haben, wenigstens sind von dem ersten Band mehrere Anflagen erschienen. Der Herausgeber, der die Auswahl getroffen, hat der ganzen Sammlung eine Einleitung vorausgeschickt, die kurz und gut einzelne Notizen über das Leben der Verfasserin und über die Aufbewahrung der Briefe gibt und fast jedem Briefe Anmerkungen beigegeben, die über die behandelten Persönlichkeiten, Ereignisse und literarischen Werke die nöthigen Erklärungen mit Sachkenntniß und verständiger Beschränkung auf das Nothwendige bringen. Daß die Anordnung der Briefe eine chronologische ist, muß selbstverständlich gebilligt werden, nur hätten die einzelnen Jahre nicht den Eintheilungsgrund für die größeren Abschnitte abgeben dürfen, sondern die Veranlassungen, in Folge deren die Briefe geschrieben wurden. Demgemäß hätten z. B. die Briefe, die an den in Italien oder in Deutschland weilenden Mann gerichtet sind, einen Abschnitt ausmachen müssen, gleichviel ob sie in dasselbe Jahr gehören oder nicht; dann wäre auch der seltsame Uebelstand vermieden worden, daß der 2. Band mit Briefen anhebt, die zwar an den ersten Tagen des J. 1806 geschrieben sind, aber inhaltlich vollkommen zu denen des 1. Bandes gehören. — Versteht man den Titel des Werkes buchstäblich, so würde man zu den zwei gleichzeitig ausgegebenen Bänden noch einen dritten erwarten. Denn der Titel verspricht Briefe von 1804 bis 1814, der letzte Brief des 2. Bandes ist aber vom 27. Juli 1813. Erwägt man die Daten, so muß man sich selbst sagen, daß dieser etwa noch ausstehende Band voll Briefen, geschrieben in der Zeit des vollen Niedergangs der napoleonischen Macht, der interessanteste sein müßte, aber ich finde weder in der Einleitung noch sonst irgendwo eine bestimmte Andeutung, daß ein dritter Band in sicherer Aussicht steht. — Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

(vgl. unten), rufe keine Bewunderung, nicht einmal Erstaunen hervor, man sei durch alle vorhergegangenen Wunder blasirt, man könne sich eines peinlichen Eindrucks nicht erwehren, und lege alle Maßregeln zum Schlechten aus. Freilich setzt sie hinzu: „Ich theile nicht ganz diese Ansicht, vielmehr habe ich das Bedürfniß zu bewundern und mich der Gewalt hinzugeben, die das Geschick alles dessen, was mir theuer ist, nach sich zieht." Daher möchte der Herausgeber die Ansicht geltend machen, daß in den durch die Post gesendeten Briefen erheuchelte Meinungen ausgesprochen würden, und nur in den durch sichere Gelegenheiten beförderten die wirklichen Meinungen zum Ausdruck kämen. Indessen diese Ansicht ist, ganz abgesehen davon, daß man an eine so consequent bewahrte Selbstbeherrschung schwer glauben kann, schon deswegen nicht anzunehmen, weil ein so gewaltiger innerer Unterschied zwischen den auf verschiedenen Wegen beförderten Briefen gar nicht existirt.

Die Frage, ob die in den Briefen ausgesprochene politische Ansicht der Frau von Rémusat eine andere als die damals von ihr gehegte ist, erscheint vielleicht unwichtig, ist aber von großer Bedeutung für die Glaubwürdigkeit der Memoiren.*) Diese nämlich sind in der Fassung, in der sie nun gedruckt vorliegen, 1818 geschrieben, rasch hintereinander, ohne bestimmte Vorlagen, ohne Studium zeitgenössischer Quellen und Berichte, sondern auf Grund einer lebendigen Erinnerung. Diese historische Darstellung, nicht nur nach den Ereignissen selbst, sondern auch nach dem Untergang des mächtigen Urhebers der Ereignisse geschrieben, sollte an die Stelle wirklicher Tagebuchaufzeichnungen treten, welche von dem Eintritt des Rémusat'schen Ehepaars in den kaiserlichen Hof die Ereignisse begleitet, bei der plötzlichen Wiederkehr Napoleons von Elba vernichtet worden waren. Entsprachen nun jene Aufzeichnungen den jetzt gedruckten Memoiren? War Frau von Rémusat zu der Zeit, da Napoleon in dem vollen Glanze seiner Macht sich sonnte, wirklich die Seherin, die seinen Untergang verkündete, die politische Gegnerin, gleichviel ob Royalistin oder Republikanerin, welche die Herrschaft des Corsen nur äußerlich fügsam aber innerlich unwillig ertrug? Oder gehört sie zu den Vielen, die während der Macht Napoleons an ihn glaubten, den Glauben erst aufgaben, als seine Macht dahin war und nun sich und Anderen einreden wollten, sie hätten den Glauben niemals besessen?

Man kennt die Aeußerungen aus den Memoiren, die bekanntlich nur bis 1808 reichen und schon in dieser Zeit voll sind von den bittersten Anklagen und dictirt sind von dem heftigsten Mißmuth, und nun höre man theils aus jenen Jahren, theils noch aus späterer Zeit, in der das Gefühl der Abneigung, wenn es überhaupt vorhanden gewesen, sich doch nur gesteigert, nicht abgeschwächt haben kann, Aeußerungen wie die folgenden: „Welch gewaltiger Mann ist der, der ein so ungeheures Reich mit seiner Hand allein zusammenhalten kann! Wie wenig derartige Beispiele bietet die Geschichte dar!" (15. Juni 1805). Oder: „Der Erste, den ich am Morgen erblicke, ist der Kaiser, der sich am spätesten niederlegt, am frühesten aufsteht, immer thätig, stets bereit. Der Himmel begleite ihn und wache über ihn; das ist, wie Sie sich denken können, der Inhalt meines Morgengebets" (17. Sept. 1805). Ferner: „Dies ist ein wunderbarer Feldzug und ich rufe, wie ein biederer Landmann gestern an meine Mutter schrieb: Im Vergleich zu unserm Kaiser wären Cäsar und Alexander nur simple Offiziere gewesen" (9. Nov. 1805). Sodann die Schilderung des mächtigen Eindrucks der Schlacht von Austerlitz. Die Schreiberin erzählt (11. Dec. 1805), sie sei zur Prinzessin Louis Bonaparte gerufen worden und habe von dieser die Nachricht erhalten, Napoleon habe in der Schlacht selbst den Oberbefehl geführt und habe die beiden Kaiser vollständig geschlagen. Darauf sei sie zu ihrer Mutter, zu Mad. Devaines, zu Frau von Houdetot gefahren, überall als Siegesbotin, Freude verkündend und Jubel erweckend, um so größeren, da man wegen des seit einigen Tagen andauernden Stillschweigens bereits angefangen, sich ernsten Besorgnissen hinzugeben. Dann fährt sie fort: „Die Franzosen gleichen einigermaßen den Frauen, sind hastig und drängend und durften es diesmal mit einem Anschein von Recht sein, weil der Kaiser uns in diesem Feldzug etwas verwöhnt und wie ein gefügiger Liebhaber die ausschweifendsten Wünsche seiner Geliebten rasch erfüllt hat. „Sie wollen einen raschen Marsch?" — Da haben Sie ein Heer, das von Boulogne aus binnen drei Wochen sich in Deutschland befindet. — „Ihnen beliebt die Einnahme einer Stadt?" — Hier ist Ulm, das sich freiwillig ergibt. — „Sie sind nicht zufrieden und wünschen noch andere Siege?" — Da haben Sie sie, außerdem noch Wien, das Sie begehrten, endlich eine große Feldschlacht, damit keine Art von Erfolg uns fehle. — Dazu kommen noch eine Reihe edler und großmüthiger Handlungen, Worte, voll von Größe und Güte, immer zur rechten Zeit und am rechten Ort gebraucht, so daß auch das Herz sich an diesem Ruhme erfreut und der nationale Stolz zu einem echt menschlichen wird." Oder endlich folgende Aeußerung, die uns um so schmerzlicher berührt, als sie über den Krieg gegen Preußen handelt (27. Oct. 1806): „Die eingetroffenen Kriegsberichte haben uns für das lange, bedenkliche Vermuthungen erzeugende Stillschweigen entschädigt. Das sind schöne Geschichtsblätter, die man ihrem Wortlaut nach in das große Weltbuch einreihen sollte und die alle früheren Ereignisse auslöschen werden. Diese manchmal verwegene Kühnheit, die immer vom Glück begleitet wird, diese Kaltblütigkeit inmitten der Gefahr, diese weise Voraussicht und diese rasche Entschlossenheit, alles dies erregt stets erneute Gefühle einer Bewunderung ohne Gleichen."

Derartige Aeußerungen ließen sich häufen, aber die mitgetheilten beweisen wohl genugsam, daß die Schreiberin zur Zeit der Abfassung jener Briefe mitten in dem Siegestaumel sich befand, den die Nachrichten von den unerhörten Schlachten und Siegen erregten, daß sie mit denselben zur Erzeugung und Vergrößerung der Napoleonlegende beitrug, welche sie in ihren Memoiren zerstören half. Man muß die Frage aufwerfen, aber man kann sie nicht leicht entscheiden: wo zeigt Frau von Rémusat ihr wahres Gesicht, in den Memoiren oder in den Briefen?

Man erwarte nun aber in den Briefen nicht viele politische Erörterungen und historische Mittheilungen.

Jene kommen selten genug vor. Da schreibt Frau von Rémusat einmal, sie lese römische Geschichte, aber sie wende sich mit Unzufriedenheit von den strengen Republikanern ab, habe kein Gefallen an den äußerlich zur Schau getragenen Tugenden und betrachte, ihrem Lehrmeister St. Evremond folgend, die bäurische Einfachheit der ältesten Bewohner Roms nicht als ein Zeichen von antiker Tugend, sondern als eine Folge der Unkenntniß anderer Art der Lebensführung. Und als sie sich mit französischer Geschichte beschäftigt, verficht sie zwar den richtigen Gedanken, daß ihre Nation eitel, unbeständig, ungerecht, und ebenso grausam, wie die anderen sei, setzt aber dann hinzu, sie sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß Frankreich nach all den Unruhen, in welche es sich gestürzt hätte, weniger als andere Länder dazu geschaffen sei, durch freisinnige Gedanken regiert zu werden. Sie gesteht zwar, daß sie durch solche Gesinnungen Geschmack für den Despotismus bezeige, aber sie tröstet sich mit dem Gedanken, das sei ja die allgemeine Neigung der Frauen. Und diese Frau sollte schon damals (die angeführten Aeußerungen sind aus dem J. 1805) die Zerstörung des imperialistischen Regiments geahnt und im Stillen die Vernichtung des Despotismus gewünscht haben!?

Noch seltener sind geschichtliche Mittheilungen. War doch Paris, in Folge der schlechten Verbindungen mit dem Hauptquartier, oft wochenlang ohne Nachrichten (am 26. Oct. 1806 wußte man z. B. noch nichts von der am 14. geschlagenen Schlacht bei Jena, II, 43), oder jedenfalls ohne authentische Berichte, denn Gerüchte, freilich oft unbegründete und ungünstige

*) Vgl. über letztere den vortrefflichen Aufsatz von A. Schneegans: Napoleon nach den Memoiren der Frau von Rémusat, Gegenwart Band XVII, Nr. 7, S. 97—101, der die kritische Frage unerörtert läßt und das historische Werk nur eben als einen Beitrag zur Zerstörung der Napoleonlegende auffaßt.

schneller als günstige kamen schnell nach der Hauptstadt; daher erwarteten die Hauptstädter eher historische Berichte, als daß sie im Stande waren, solche zu spenden. Nur wenn ein Reisender aus entlegenen Ländern kam oder wenn ein Verwandter, der mancherlei mitgemacht, zur Heilung seiner Wunden in Paris verweilte, oder wenn ein Mitkämpfer ausführliche briefliche Darstellungen sandte, erfuhren die Pariser Dinge, deren Kenntniß den Entfernten von Interesse sein konnten. Dazu gehören u. A. Berichte über russische Zustände, sodann Mittheilungen des Eugène de Montesquiou, der durch Zufall sich im preußischen Lager befand, über die Stimmung des Heeres unmittelbar vor der Schlacht bei Jena (II, 52 fg.).

Auch die Erwähnung des damals 4jährigen Napoleon III. möchte in diesem Zusammenhang von Interesse sein. Die Königin Hortense, die Tochter der Kaiserin Josephine, war mit ihren Kindern 1812 in Aachen und war mit der dieselben Bäder brauchenden Frau von Rémusat viel zusammen. Deren zweiter Sohn Albert spielte viel mit dem künftigen Kaiser, machte, unbekümmert um das monseigneur, dessen Anwendung ihm wohl eingeprägt war, sein Alter und seine Stärke gegen den jüngern Spielkameraden geltend und gab ihm einmal, da der Kleine ihn sehr quälte, eine Ohrfeige, für die er zwar öffentlich Recht, aber heimlich eine Zurechtweisung empfing. Napoleon behielt diese Ohrfeige oder wenigstens den schlagenden Kameraden im Gedächtniß und als er, noch Präsidentschaftscandidat, 1848 Charles de Rémusat, freilich den Bruder, traf, erinnerte er ihn an ihre alte Bekanntschaft von Aachen her (II, 419).

Ludwig Geiger.

Das fünfzigjährige Walzerjubiläum von Johann Strauß.

Ein Sechsundfünfziger, der sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feiern kann, ist unter allen Umständen eine seltene Erscheinung; und wenn dieser Jubilar nun gar Johann Strauß ist, dann verlohnt es sicherlich der Mühe, die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf diesen denkwürdigen Tag im Leben eines seiner verzogensten Lieblinge hinzulenken.

Es sind nun gerade fünfzig Jahre her, daß in Sallmannsdorf bei Wien des berühmten Kapellmeisters Johann Strauß gleichnamiger sechsjähriger Sohn den ersten Walzer schrieb. Der Tag ist nicht mehr ganz genau festzustellen. Wer konnte ahnen, daß derselbe dereinst im Leben eines großen Meisters ein wichtiges Datum bilden werde? Der alte Johann Strauß ahnte es sicherlich am wenigsten. Er meinte, daß er allein genug für den musikalischen Ruhm des Namens Strauß gethan habe, und er war fest entschlossen, seinen drei Söhnen Johann, Josef und Eduard eine andere als die künstlerische Ausbildung zu geben: sie sollten „praktische Menschen" werden. Unser Johann, der Componist der „Fledermaus", hat ja in der That auf väterlichen Befehl die Vorschule eines rechtschaffenen Technikers durchmachen müssen und gegen den Widerspruch des Vaters die Künstlerlaufbahn gewählt. Er und seine Brüder sind nach den Auffassungen des Vaters aus der Art geschlagen, weil sie bei der Art geblieben sind.

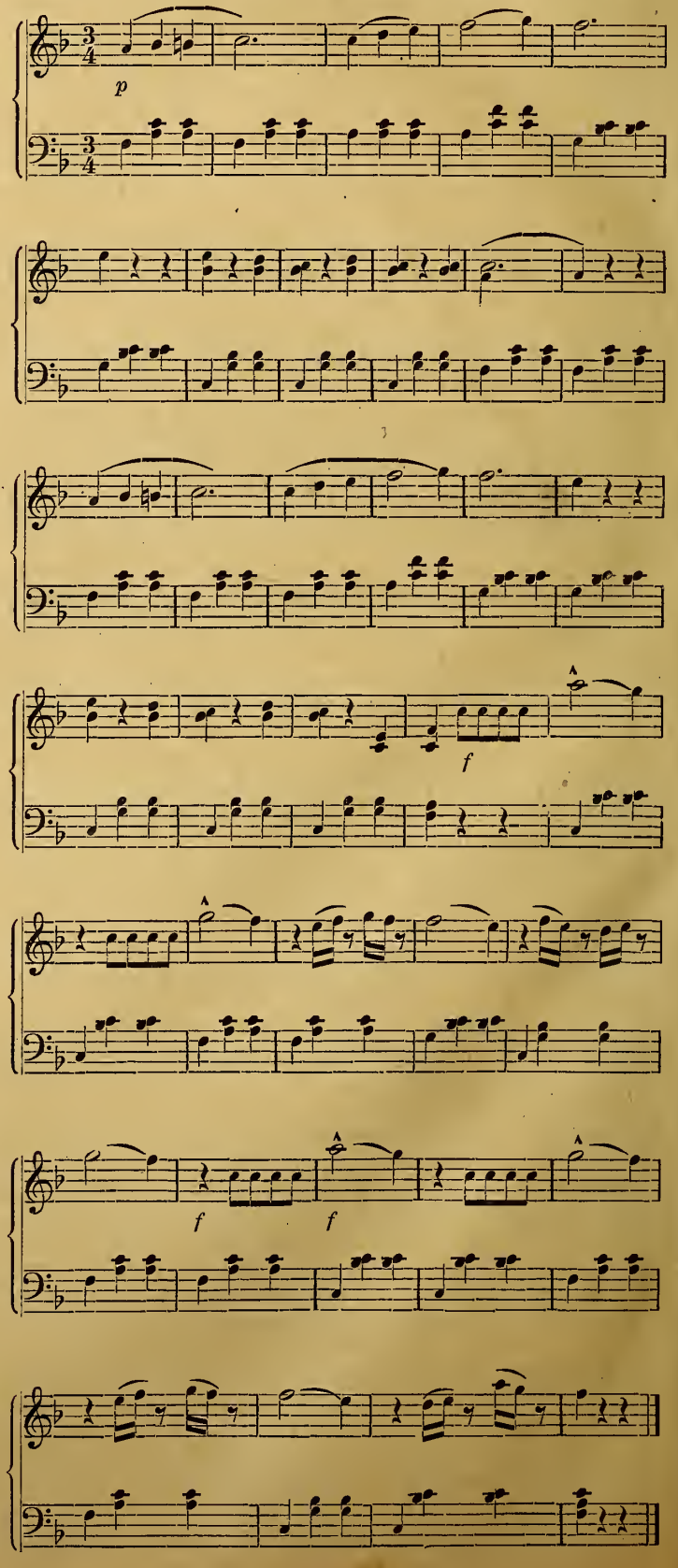
Aber wie hätte auch ein väterlicher Machtspruch das künstlerische Feuer ersticken können, das in der Brust des jungen Johann loderte, und das in dem sechsjährigen Kinde schon die ersten Funken sprühen ließ?

Im Hochsommer des Jahres 1831 war es, nach den eigenen Erinnerungen von Johann Strauß und nach den Erinnerungen alter Freunde in der ersten Hälfte des August — sagen wir, da ein Jubiläum nun doch ein bestimmtes Datum haben muß, am 15. August —, daß Johann Strauß seinen ersten musikalischen Gedanken auf dem alten, klapprigen, tafelförmigen Klavier des Vaters Ausdruck zu geben suchte.

Der Liebenswürdigkeit der schönen und jungen Frau des Meisters verdanke ich die Mittheilung dieser ersten Composition. Wollte ich behaupten, daß man in derselben schon die Klaue des Löwen erkennt, so würde ich mehr sagen, als ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Es ist ein harmloses und nicht sehr erhebliches Musikstück, wohl auch nicht ganz correct im Rhythmus, aber immerhin als der untrügliche Beweis eines frühzeitigen Talentes interessant und anmuthig in seiner lieblichen Kindlichkeit. Und es gewährt ja immer eine besondere Freude, den ersten Schritt zu beobachten, den ein großer Künstler auf dem Wege zum Ruhm gethan hat. Hier ist also

Der erste Walzer von Johann Strauß,

componirt in Sallmannsdorf bei Wien, im August des Jahres 1831.



Es ist nicht meine Aufgabe, an die Mittheilung dieser ersten Composition eine Würdigung des Componisten zu knüpfen. Dieser Aufgabe könnte sich nur die fachmännisch gebildete musikalische Kritik unterziehen, und die begabtesten der Musikkritiker, Leute wie Eduard Hanslick und Hans Ehrlich, haben sich derselben zu wiederholten Malen in dankenswerthester Weise unterzogen.

Die Erwägung, daß Johann Strauß nur das leichteste Genre der Musik: in erster Linie die Tanzmusik und seit einigen Jahren auch die Operette pflegt, hat diese ernsthaftesten Kritiker verständiger Weise in der Gerechtigkeit ihrer Würdigung und in ihrem Gefühle der Hochachtung vor dem großen Künstler nicht beeinträchtigen können. Die Geringschätzigkeit des Leichten und Lustigen in der Kunst ist ein wenig beneidenswerthes Vorrecht der Philisterhaftigkeit und Thorheit. Jeder verständige Künstler und jeder Aesthetiker weiß, daß man im Lustigen sehr ernsthaft und im Kleinen sehr groß sein kann.

Johann Strauß hat der Tanzmusik, die sein Vater und der alte Lanner schon zur wahren Kunst geadelt hatten, ganz neue Bahnen erschlossen. Er hat sie durch die warme Sinnlichkeit der Empfindung, durch die nie versiegende Quelle der immer sprudelnden Melodie, durch den wollüstigen Zauber seiner Harmonie und die kecke Flottheit des lebendigen Rhythmus zu einer vornehmen Kunstform erhoben. Wer in den Walzern von Johann Strauß nicht das echte, warme Künstlerblut fühlt, wer von dem inneren Leben, das in ihnen pulsirt, nicht mit ergriffen, von der wahren und lautern Fröhlichkeit, die aus ihnen sprüht, nicht hingerissen wird, der ist zu bedauern! Dem fehlt die Empfänglichkeit für das Echte und Wahre dieser so liebenswürdigen, so erheiternden Kunst. Nichts ist gesucht und gewählt in ihr, Alles ist echt in der Empfindung und echt im Ausdrucke. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß die größten Musiker, die durch die Eigenartigkeit ihrer Begabung auf ein ganz anderes, viel ernsthafteres Gebiet verwiesen werden, für Johann Strauß den tiefsten Respect empfinden; daß sie, die von hochbegabten Mitbewerbern auf demselben Gebiete mit zweifelhafter Achtung, bisweilen sogar mit offenbarer Geringschätzung sprechen, die sympathische Künstlernatur des Johann Strauß aufrichtig lieben und nach ihrem vollen Werthe würdigen. Richard Wagner ist ganz consequent, wenn er von Meyerbeer und den italienischen Componisten nur mit mitleidigem Achselzucken spricht, Johann Strauß aber ohne Bedenken als einen der bedeutendsten und liebenswerthesten Künstler unserer Zeit hinstellt. Der ernsthafte Brahms zieht vor dem lustigen Johann Strauß, der ihm auch persönlich befreundet ist, seinen Hut bis auf die Erde und nennt ihn mit derselben aufrichtigen Hochachtung „Meister", wie der ernsthafte Schauspieldichter Emile Augier seinen ausgelassenen Collegen von der Akademie, Eugène Labiche, den genialen Verfasser der anmuthigsten Possen.

Von allen lebenden Künstlern ist Strauß wohl der populärste. Man kann sich kein volksthümliches Concert denken, das auf seinem Programm nicht einige Nummern von Johann Strauß enthielte. Jede Drehorgel hat einige davon auf ihrer Walze. Auf jedem Klavier liegen so und soviel Hefte mit Strauß'schen Compositionen. Dabei spreche ich noch nicht einmal von den Bällen, in denen Johann Strauß als unbestrittener Herrscher gebietet. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß sein Ruhm die Welt erfüllt und von der Hütte bis zum Palaste reicht. Die traurigsten Dorffiedler spielen die „blaue Donau", wenn auch nicht so gut, aber mindestens ebenso beharrlich, wie die kaiserlichen und königlichen Hofkapellen. Von einem Freunde, der lange Zeit unter halbwilden Völkern in Afrika zugebracht hatte, hörte ich einmal die charakteristische Aeußerung, daß in ihm das Heimweh nach Deutschland erweckt worden sei durch die Erinnerung an Strauß'sche Walzer. Johann Strauß hat den musikalischen Ruhm seines Namens, den der Vater begründet hatte, ausgedehnt über alle Lande und befestigt für alle Zeiten. Und so lange man in der Welt tanzt und guter Dinge ist, werden die Weisen des Meisters erklingen zum Entzücken der Jugend, zur wehmüthigen Freude des Alters, an dessen Ohr die lustigen Töne schlagen wie das Lied „aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit", von dem Rückert singt. So viel echte und wahre Freude wie Johann Strauß hat wohl kaum ein anderer Künstler entfacht.

In unserer Zeit, in der die Kunst, sofern sie bedeutend ist, fast ohne Ausnahme nach strengen Formen und nach ernstem Ausdrucke sucht, hat die des Meisters Strauß immer nur heiter, froh, liebenswürdig und erfreulich sein wollen. Und sie ist es geblieben vom ersten Takt, den er geschrieben, bis auf den heutigen Tag.

Sein Wirken ist eine lange Kette ununterbrochener und unerhörter Erfolge. Seit Jahren ist man daran gewöhnt zu hören: der letzte Walzer, den Strauß geschrieben hat, ist der beste! Aber was sind das auch für Walzer! Man braucht sich nur die Titel zu vergegenwärtigen, um heiter gestimmt zu werden. Man braucht nur zu denken an die „Nachtfalter", „Morgenblätter", „Wein, Weib und Gesang", „Juristenballtänze", „Geschichten aus dem Wiener Wald", „Wiener Blut", „Neu Wien", „An der schönen blauen Donau" und wie alle die Meisterwerke noch sonst heißen mögen! Nicht weniger als 400 Walzer hat Johann Strauß bis jetzt geschrieben, den einen immer lustiger, immer frischer und origineller als den andern! Hört man irgendwo einen Walzer, dessen kosende Melodie sich in das Ohr einschmeichelt, dessen temperamentvoller, nervöser Rhythmus in die Füße fährt und zum Tanzen geradezu aufstachelt, so braucht man nicht erst nach dem Programm zu sehen; man kann darauf schwören, es ist ein Walzer von Johann Strauß.

Von den andern Compositionen will ich hier, da es sich um ein Walzerjubiläum handelt, gar nicht sprechen, will auf die anmuthigen und reizenden Operetten, auf „Indigo", „Fledermaus", „Carneval in Rom", „Cagliostro", „Prinz Methusalem", „Spitzentuch der Königin" gar nicht verweisen; die köstlichen Walzer, die in diesen Operetten enthalten sind, gehören aber allerdings zu den Perlen der Strauß'schen Composition, und der letzte „Rosen aus dem Süden", der aus Motiven der Operette „Das Spitzentuch der Königin" zusammengestellt ist, ist vielleicht wirklich der schönste von allen.

Der schönste der bisher erschienenen! Denn es sollte mich gar nicht wundern, wenn auch dieser wieder überboten würde durch den Walzer in seiner neuesten Operette, an der er jetzt arbeitet.

An diesem Werke, zu dem die unermüdlichen und überaus geschickten Operettendichter Camillo Walzel (F. Zell) und Richard Genée den Text geschrieben haben, arbeitet Strauß jetzt auf seinem herrlichen Landsitze zu Schönau bei Leobersdorf. Da lebt er unter den angenehmsten und bequemsten Bedingungen des Daseins, in der herrlichsten Natur, unbehelligt und ungestört, in der anregenden Gesellschaft seiner schönen, blühenden Frau Lili, die den Werth des bescheidenen und genialen Gatten vollkommen erkannt und den eigenthümlichen, anspruchslosen und in allen Dingen des Lebens unerfahrenen Mann hegt und pflegt wie ein großes Kind. Er liebt die Einsamkeit. Das gesellschaftliche Leben und Treiben macht ihn nervös und er geht ihm aus dem Wege, soviel er irgend kann. In der Zurückgezogenheit und unter der besänftigenden Einwirkung der schönen Natur hat sich seine Reizbarkeit gelegt; er ist frischer, heiterer und jünger denn je. Jugendlich und elastisch ist auch seine Erscheinung. Man sieht es dem schlank gebauten, lebhaften Manne, dessen Scheitel noch mit dichtem, schwarzem Haar vollbesetzt ist, und aus dessen dunklen Augen die Lebendigkeit sprüht, nicht an, daß er ein fünfzigjähriges Jubiläum, und wäre es auch das seiner Geburt, feiern kann. Er ist glücklich in seinem Einsiedlerleben zu Zweien. Und unter den rauschenden Bäumen des wunderschönen Parkes von Schönau, den das Wasser der Triesting durchrieselt, läßt er sich die Melodien zuflüstern, über die wir Alle uns im kommenden Winter freuen werden.

Paul Lindau.

Die Denkmäler der Kunst.*)

Es kann auf den ersten Blick seltsam erscheinen, wenn ich öffentlich das Wort ergreife über ein literarisch künstlerisches Unternehmen, an welchem ich selbst seit einem Vierteljahrhundert wesentlich betheiligt bin. Allein da ich nicht die Ehre in Anspruch nehmen kann, der Urheber und Begründer desselben zu sein, kein Anderer aber im Stande sein dürfte so genaue Auskunft zu geben über Entstehung und Entwicklung eines der wichtigsten unsrer Denkmälerwerke, welches vielleicht mehr als irgend ein anderes dahin gewirkt hat, die Anschauung und das Verständniß der Entwicklungsgeschichte in den bildenden Künsten den weiten Kreisen der Gebildeten zu vermitteln, so wird man es gewiß nicht unziemlich schelten, wenn ich einmal öffentlich beim kunstliebenden Publicum das Monumentalwerk in Erinnerung bringe.

Als Kugler vor beinahe vierzig Jahren in seinem epochemachenden Handbuch der Kunstgeschichte den Versuch wagte, die unabsehbare Fülle künstlerischer Schöpfungen vom ersten noch unklaren Lallen bis zu den widerstreitenden Bestrebungen der Gegenwart in einem riesigen Rundgemälde zusammen zu fassen, war bei der damaligen Schwierigkeit der Communicationen die allgemeine Anschauung der Kunstdenkmäler eine sehr spärliche. Ebenso knapp war man hinsichtlich der Reproductionen der wichtigsten Monumente gestellt. Das heutige Geschlecht, welches längst die nicht zu beneidende Virtuosität erlangt hat, ganz Italien in vierzig Tagen zu durchjagen, und dem es heute fast leichter gemacht wird Griechenland, Aegypten und den Orient zu durchreisen als es damals möglich war nur Deutschland in allen seinen Theilen kennen zu lernen, kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Schwierigkeiten in unsrer Jugend sich dem Studium der Kunstgeschichte entgegenstellten. Kugler, der diese Hemmnisse selbst erfahren hatte und klar erkannte, daß ein Denkmälerwerk seinem Handbuche zur Seite gehen müsse, um die allgemeine Wirkung desselben zu vertiefen, faßte in Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung von Ebner und Seubert in Stuttgart, bei welcher sein Werk erschienen war, den Gedanken, ein solches Unternehmen ans Licht zu fördern. In dem damaligen Architekten, späteren Oberbaurath Voit zu München, gewann man die künstlerische Kraft für die Herstellung der Tafeln. Berlin, Stuttgart und München, also Nord und Süd in treuem Bunde, schufen das Werk, das im Jahre 1845 seinen Anfang nahm. Als Voit nach Erscheinen der ersten Lieferung durch andere Arbeiten an der Fortführung verhindert wurde, übernahm Ernst Guhl die wissenschaftliche Leitung, während die künstlerische Ausführung den bewährten Händen des Kupferstechers und Bibliothekars der Berliner Kunstakademie Joseph Caspar anvertraut wurde.

Heut zu Tage, wo die Photographie verschwenderisch ihr Füllhorn über uns ausschüttet, hat man keine Vorstellung von den Schwierigkeiten, welche damals die Auswahl und Zusammenstellung eines solches Werkes begleiteten. Mit unbeugsamer Energie, die sich auf eine umfassende Kenntniß der literarischen und artistischen Publication stützte, führte Guhl das Werk zu Ende und gab ihm eine Grundlage, auf der seine Nachfolger leicht weiter bauen konnten. Das Verdienst des liebenswürdigen, zu früh gestorbenen Gelehrten muß immer wieder von Neuem gepriesen werden.

Das unabsehbare Material zu sammeln und zu sichten, in passender, übersichtlicher und zugleich geschmackvoller Weise auf die Tafeln zu vertheilen, für präcise und getreue Ausführung der Zeichnungen und der Stiche zu sorgen, war eine schwierige und complicirte Aufgabe. Kugler hatte als Muster der Atlas von Oesterley zu Carl Ottfried Müllers Handbuch der antiken Kunst vorgeschwebt. Das neue Werk blieb hinter seinem Vorbilde nicht zurück, übertraf es vielmehr noch an Feinheit und Reiz der Ausführung. Die zuverlässigsten künstlerischen Kräfte wurden herangezogen; ich will nur bemerken, daß A. Becker die Figurentafeln, Riefstahl die architektonischen Blätter zeichnete, und daß unter den Stechern Namen wie Merz und Ritter hervortreten. Als das Werk in zwei Bänden vollendet vorlag, durfte Deutschland sich rühmen einen Bilderatlas für die Kunstgeschichte zu besitzen, der das bekannte Werk von D'Agincourt weit überholte und an Universalität und Vollständigkeit seines Gleichen nicht fand.

Als ich in der Mitte der fünfziger Jahre die Redaction übernahm, galt es zunächst die Darstellung der Kunst bis zu den Standpunkten der Gegenwart fortzuführen, was in einer stattlichen Reihe von Tafeln für alle drei Küuste, für Architektur, Skulptur und Malerei vollbracht wurde. Bald darauf machte sich die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage geltend, bei welcher mir für die Abfassung des Textes Carl von Lützow in dankenswerther Weise zur Seite trat. Inzwischen hatte der große Umfang des Werkes dazu geführt, in Separatausgaben die einzelnen Künste zu behandeln, namentlich eine kleinere Auswahl als Volksausgabe zu publiciren. Diese hatte hauptsächlich die Aufgabe, meinen Grundriß der Kunstgeschichte ähnlich zu begleiten, wie das große Werk dem Kugler'schen Handbuch zur Seite getreten war.

So hatten beide Werke, das größere wie das kleinere, in nachdrücklicher Weise zur Verbreitung kunstgeschichtlicher Anschauungen beigetragen, als gegen Ende der siebziger Jahre sich die Nothwendigkeit einer neuen Auflage herausstellte. Ich ging, wiederum mit Unterstützung Carl von Lützows, ans Werk, die Aufgabe war eine doppelte: einerseits die Darstellung der modernen Kunst bis in die unmittelbare Gegenwart fortzuführen, andrerseits der durch die neueren Forschungen bereicherten, berichtigten und vertieften Denkmälerkunde Rechnung zu tragen. So wurde eine große Anzahl von Tafeln eingeschalten, manches Ungenügende unter Heranziehung neuer Aufnahmen durch Besseres ersetzt, namentlich aber auch dafür gesorgt, daß jede der großen Kunstepochen durch eine in Farbendruck reich ausgeführte Tafel in ihrer Polychromie zur Anschauung komme. Künstler wie Richard Lucä und Gnauth gaben Beiträge, Bogler und Baldinger führten die architektonischen Zeichnungen aus, und für die figurlichen Tafeln, bei welchen früher Ludwig Pietsch seine Kraft erprobt hatte, wurden Zeichner wie Gisela, Süß u. A. herbeigezogen. So entstand ein Werk, das auf nicht weniger als 193 Foliotafeln weit über zweitausend einzelne Abbildungen in musterhaftem Stahlstich vorführt.

Der große Erfolg der Denkmäler und das immer gesteigerte Bedürfniß nach Hülfsmitteln für kunstgeschichtliche Studien hatte inzwischen die Entstehung ähnlicher Werke hervorgerufen, unter welchen namentlich die von der E. A. Seemann'schen Verlagshandlung herausgegebenen kunsthistorischen Bilderbogen große Verbreitung gefunden haben. Diese bestehen aus einer stattlichen Anzahl von Tafeln, auf welchen die ansehnliche Menge von Holzschnittclichés, über welche jener Verlag gebietet, mit Geschick zusammengestellt sind, aber bei diesem Verfahren gibt sich eine unkünstlerische Richtung darin zu erkennen, daß Holzschnitte, die als Illustrationen im Text kunstgeschichtlicher Bücher völlig am Platze sind, aus ihrem Zusammenhange herausgerissen und, in ziemlich willkürlicher Weise zusammengewürfelt, einen nichts weniger als harmonischen, vielmehr einen buntscheckigen Eindruck machen. Dazu kommt eine gewisse Derbheit der meisten dieser Holzschnitte, die zwar im Architektonischen in der Regel genügt, bei den plastischen Werken schon häufig Manches zu wünschen läßt, in der Darstellung der Gemälde aber meistens als verfehlt zu bezeichnen ist. Hier treten in bedenklichster Weise die Uebelstände des modernen Holzschnitts, wenigstens des deutschen hervor, der bei massenhafter, fabrikmäßiger Arbeit von einem seineren Verständniß der Form fast nirgends eine Ahnung hat und deshalb die menschliche Gestalt in übelster Weise mißhandelt. Es kommt dazu noch die dem modernen Holzschnitt eigene Verirrung, vermöge deren er durch gekreuzte Strichlagen und gesteigerte malerische Effecte mit dem Werk des Grabstichels zu wetteifern sucht, wobei dann solche Holzschnitte meistens rohen Caricaturen von Kupferstichen gleichen. Wer viel mit modernen Illustrationen zu thun hat weiß aus eigner Erfahrung, welchen schlimmen Stand man gegenüber so vielen ungeschulten Hülfskräften hat, die ohne künstlerische Vorbildung sich zum Holzschneiden herandrängen. So sind denn in der That die meisten unter diesen Abbildungen der Art, daß sie, vollends aus der Isolirung herausgerissen und zu dichten Massen zusammengeballt, unser Publicum zu einer feineren ästhetischen Bildung schwerlich anzuleiten vermögen.

Und doch ist der allgemeine Ruf nach Billigkeit nicht zu überhören; es ist ein lobenswerther Zug unsrer Zeit, die Quellen der Bildung möglichst weiten Kreisen zu erschließen. Daher wird es auch mit allgemeiner Anerkennung begrüßt werden, daß der eben vollendeten dritten Auflage der Denkmäler eine neue Volksausgabe auf dem Fuße folgt,

*) Denkmäler der Kunst, zur Uebersicht ihres Entwickelungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von W. Lübke und C. von Lützow. Stuttgart 1879, Ebner und Seubert. 2 Bände Fol. und ein Textband in hoch 4.

welche um den mäßigen Preis von 30 Mark in 98 Stahlstichtafeln und etwa 30 Bogen Text eine vorzügliche Uebersicht der wichtigsten Kunstdenkmale von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart gewähren wird. Was diesem Unternehmen den Vorrang vor allen ähnlichen sichert, ist neben der planmäßigen Sorgfalt und Umsicht, die in der Auswahl und Zusammenstellung des Ganzen herrscht, die künstlerische Vollendung in der Ausführung der Tafeln, die einer Reihe tüchtiger Stecher anvertraut sind. Wer feinerer Unterscheidung fähig ist, wird die Schönheit und die harmonische Wirkung dieser Stahlstichtafeln, namentlich im Vergleich mit jenen robusten Holzschnitten, zu würdigen wissen. Die Kunst aber ist nichts Plebejisches, sie ist etwas Vornehmes. Sie hat nicht die Aufgabe, sich zu den Massen herabzulassen, sondern sie zu sich heraufzuziehen. Das kann sie nicht, wenn sie den groben Neigungen der Menge, dem Bedürfniß nach derben stofflichen Wirkungen nachgibt, sondern nur wenn sie Adel des Inhalts und der Form behauptet. Daß die „Denkmäler der Kunst" unbeirrt an diesem Grundsatze fest halten, gibt ihnen den vornehmen, echt künstlerischen, alles Aehnliche überragenden Charakter; daß die Volksausgabe lieferungsweise erscheint, macht auch dem minder Bemittelten ihre Anschaffung möglich. Somit werden die Denkmäler auch fernerhin den ersten Rang unter allen ähnlichen Publicationen behaupten. W. Lübke.

Aus der Hauptstadt.

Drei Opern- und ein Operettentheater.

Kroll. Italienische Operngesellschaft. „Das verwunschene Schloß" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Ob in der Welt noch eine Stadt existirt, in welcher während des Hochsommers drei (bei der nächst bevorstehenden Eröffnung der Königlichen sogar vier) Opern- und ein Operettentheater volle Thätigkeit entfalten, weiß ich nicht. Aber bestimmt weiß ich, daß jeder Leser meiner Behauptung Recht geben wird: es sei für den Berichterstatter, der noch auf festen Füßen steht (nicht metaphorisch gemeint!), jetzt besser in ewigem Schnee und Eis zu wandeln, als in den Asphaltstraßen der Reichshauptstadt, und sein schwindelfreies Auge blicke lieber vom Weißthore oder in eine 1000 Meter tiefe Eisspalte bei den grands mulets, als auf die Berliner Anschlagesäulen. Denn selbst die beste Musik, und wenn sie auch gut ausgeführt wird, verliert ein wenig von ihrer Herrlichkeit, wenn man sie nach Juli- oder Augusttages Gluthitze im geschlossenen, dicht gefüllten Raume hören muß, und mit dem wahrhaft schreckhaften Gedanken: Morgen bei vielleicht 24 Grad Reaumur im Schatten, mußt Du darüber schreiben!

Nach diesem indirecten Anrufe des Mitgefühls der freundlichen Leser darf ich auch auf ihre Nachsicht rechnen, wenn von mir nur das Wichtigste hervorgehoben, und daher nur von zwei Operntheatern und dann von der neuen Operette berichtet wird.

Ueber des Kroll-Theaters oft vorzügliche Leistungen und dessen thatkräftige und ersprießliche Leitung hat die „Gegenwart" schon im verflossenen Jahre gesprochen und ihre Anerkennung kundgegeben. Sie hat auch in diesem Jahre ihre Tüchtigkeit bewahrt, wenn auch vielleicht das Orchester nicht immer im selben Maße sicher und rein spielt und die Bläser zu oft menschlich irren. Mit besonderem Vergnügen heben wir hervor, daß als die besten Leistungen die zu bezeichnen sind, in welchen nur die Mitglieder der Bühne, nicht fremde mehr oder weniger berühmte Gäste wirkten. Herr Reichmann, der gefeierte Baritonist, und Herr Nachbauer, der wohlgeschulte Tenorist, haben auch in diesem Sommer bei Kroll gastirt, und besonders der Erstgenannte mit demselben enthusiastischen Entgegenkommen des Publicums; sein Gastspiel nahm angeblich wegen plötzlichen Unwohlseins ein unerwartet rasches Ende. Die Vorzüge der beiden Künstler sind in diesen Blättern ebenfalls schon in genauer Besprechung anerkannt worden, und haben sich wieder in glänzendem Lichte gezeigt; aber das Zusammenspiel litt während ihrer Anwesenheit, wie das auch gar nicht anders sein kann, wo die ganze Aufmerksamkeit des Publicums sich auf berühmte Gäste zusammenfaßt, wo diese das genau wissen, und auch nur bedacht sind, allen Beifall für sich einzuheimsen. Vor und nach ihnen sind Herr Feßler von Frankfurt am Main und Herr Dr. Krauß, früher in Köln jetzt in Wien, als Gäste aufgetreten, beide Baritonisten, jener ein tüchtiger verwendbarer Künstler, dieser ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Sänger mit vorzüglicher Stimme, sehr schönem Vortrage und wirksamem Spiele. Aber die besten und auch nach jeder Richtung erfolgreichen Leistungen der Oper waren die zwei, in vier Tagen aufeinander folgenden, von uns besuchten Vorstellungen der „Zauberflöte", welche in den meisten Theilen des hehren unvergänglichen Hochwerkes deutscher Tonkunst würdig waren und eine wahrhaft gehobene Stimmung der Hörer erzeugt haben. Fräulein Alt war eine ausgezeichnete Königin der Nacht, Fräulein Bettaque kann mit ihrer Tamina auf jeder Bühne des Erfolges sicher sein, Fräulein Schletterer war eine anmuthigste Papagena, die Damen Pessiack, Zell und Maurer als Begleiterinnen der Königin, und Fräulein Maerra u. A. als Knaben sangen rein und sicher und mit richtigem Ausdruck. Herr Wessel war einer der besten Sarastro, den wir je gehört, Herr Menz ein trefflicher Tamino, Herr Stäger ein ganz tüchtiger Papageno. Alle kleineren Rollen waren ganz gut besetzt, Chor und Orchester wirkten mit Lust und Liebe. Wenn das Kroll-Theater in solcher Weise weiter thätig ist, wird diese „Garten-Sommer-Einrichtung" zuletzt manchen dem Namen nach viel höher stehenden Instituten als Muster dienen können.

Am 6. August hat eine italienische Operngesellschaft ihre Vorstellungen begonnen, und zwar in dem Central-Skating-Ring im Rollschlittschuhlauf-Saale. Die Actiengesellschaft, welche dieses Lokal gegründet hat, strebt höhere Lorbeeren an, und hat einen italienischen Impressario mit der Bildung einer Oper in all ihren Theilen beauftragt. Und man muß der Wahrheit gemäß eingestehen, das Unternehmen ist trotz manches sehr Bedenklichen im Ganzen als ein gelungenes zu betrachten, die Künstler, welche sich zuerst im „Ernani" vorgestellt haben, sind zu den besten Sängern der jetzigen Schule, mit deren Vorzügen und Gebrechen, zu rechnen. Signora Emma Viziak-Nicolesco, von Geburt eine Kroatin mit einem reichen Rumänier vermählt und nur aus Künstlerehrgeiz noch der Bühne angehörend, besitzt eine sehr umfangreiche, kräftige, sehr wohlgebildete und besonders in der Höhe wohlklingende Stimme, reinen Tonansatz, Feuer und dramatischen Vortrag, auch wirksames Spiel, selbstverständlich im italienischen Opernsinne gemeint. Der Tenorist Giannini, ein noch junger Sänger, der mit einer selten schönen Stimme begabt ist, die nur leider hier und da in das leidige Tremuliren verfällt, singt meistens ganz rein und sicher und sehr feurig. Feinerer Vortrag ist ihm fremd; auch sein Spiel zeigt eben den Mann, der nur die schöne Stimme zur Geltung bringen will und keine weitere Aufgabe kennt. Ein ganz vortrefflicher Sänger ist der Baritonist Brogi, mit einer der schönsten, reichsten und vollklingendsten Stimmen begabt, die wir je gehört, und der auch, seinem Vortrage nach zu schließen, einige musikalische Studien gemacht hat. Leider vermag auch er sich nicht von der Unmanier des Uebertreibens, des Ziehens, des Verweilens auf den hohen Tönen, des Hervorstoßens mancher Verzierungen, also der wenigst vornehmen Effecthascherei zu entschlagen. Wir bedauern das um so mehr, als in ihm der Stoff zu einem sehr bedeutenden Künstler in reichem Maße vorhanden ist. Der Bassist Herr Gasperini gehört ebenfalls zu den besten der Jetztzeit, auch er besitzt schöne Stimme und feurigen Vortrag, und ebenso viel Anlage zum Forciren. Die kleineren Rollen waren überraschend gut; das Zusammenwirken genügend. Das Publicum erwies sich sehr angeregt, und spendete stürmischen Beifall und Hervorruf fast nach jeder Scene.

Die Vertreter des lyrischen und Coloraturgesanges haben wir erst am 8. in der „Sonnambula" gehört, nachdem unser obiger Bericht bereits nach Leipzig zum Drucke abgesandt war; wir wollen unter dem ersten ungünstigen Eindrucke dieser Vorstellung nicht gleich entschieden urtheilen und die weiteren Leistungen abwarten.

„Das verwunschene Schloß", Operette von Berla, Musik von Millöcker, unterscheidet sich insofern von den meisten andern Erzeugnissen der Gattung, als sie zum Theil Tyroler Kostüm und Gewohnheiten darstellt, oder darstellen soll, und die Musik selbstverständlich auch die nationalen melodischen und harmonischen Wendungen vorbringt. Der Stoff ist, wenn ich nicht sehr irre, theilweise einem alten französischen lustigen Roman von Paul de Kock nachgebildet und nicht ohne Geschick bearbeitet. Die Handlung spielt im verflossenen Jahrhundert. Graf Geiersberg, ein alter Roué, besitzt in Tyrol an einem See ein Schloß, das von der Landseite immer verschlossen ist, dagegen vom See aus einen ihm allein bekannten be-

quemen Zugang bietet. Während er ostensibel in einem einfachen Hause am Berge wohnt, versammelt er öfters im Schlosse eine lustige Gesellschaft; um das Treiben zu verbergen, läßt er allen möglichen Spuk bereiten, und in dieser Weise den Bewohnern der Umgebung den Glauben beibringen, in dem alten unbewohnten Schlosse hausten Gespenster und böse Geister. Zwei junge Bauern, die vom Militärdienste nach Hause kehren, hören die Fabeln erzählen, verlachen sie und werden als Freigeister verpönt und geächtet; ja der eine, der die Tochter des reichsten Bauern der Gegend heirathen sollte, muß auf die Hand des Mädchens verzichten, weil deren Vater keinen Gottlosen als Schwiegersohn annehmen will. Die beiden Burschen beschließen nun das verwunschene Schloß aufzusuchen, um dem Ursprung des Spukes nachzuforschen. In einer Nacht, als die Fenster von unheimlichen Flammen beleuchtet erscheinen, steigen sie über Felsenpfade hinauf, dringen durch ein Fenster und sehen nun allerdings eine Menge ganz ungewohnter Erscheinungen: schöne Weiber mit gepuderten Haaren in phantastischen Anzügen, Männer in gestickten Röcken, Bacchanten und Tänzerinnen, denen gegenüber ihre Freigeisterei wankend und der Glaube an Teufeleien wach wird. Eine der schönen Damen findet Geschmack an dem jüngeren schmucken Burschen, der einen starken Gegensatz bildet zu den alten Cavalieren, den Gästen des alten Grafen. Sie weiß es einzurichten, daß die beiden Eindringlinge durch Champagner und Tanz ganz berauscht, dann plötzlich durch allerhand Erscheinungen wirklich in den Glauben versetzt werden, sie seien unter böse Geister gerathen; dann wird der eine, ein guter, recht beschränkter Bauernjunge, der in tiefen Schlaf verfällt, in die Hütte zu einem alten Weibe gebracht, das im Geruche der Zauberei steht und bei der er unmittelbar vor der Wanderung nach dem Schlosse sich aufgehalten hat; sie, die mit dem Schloßherrn im Einverständnisse steht, soll dem dummen Jungen weißmachen, er habe geträumt; sein Gefährte, der Schmucke, wird auf dem Schlosse von den Damen zurückgehalten. Durch einen Zufall kommt aber der Dumme der Wahrheit auf die Spur und führt die Braut des Freundes, die von diesem, trotz dem Verbot des Vaters, nicht lassen will, über geheimen Wegen auf das Schloß, die Bauern folgen ihnen, dringen ein, und der Spuk hat ein Ende.

Zu diesem losen Textgewebe hat Herr Millöcker eine Musik geschrieben, die neben Trivialem, Althergebrachtem, Offenbach-Strauß-Suppé'schem, doch manche Nummern bietet, die eine entschiedene Begabung für die Gattung bekunden. Der zweite Act namentlich ist reich an anmuthigen und lebhaften Melodien; das kleine Duett der beiden Bauernjungen, als sie, auf der Fensterbrüstung sitzend, sich die beleuchteten Säle betrachten, ist originell und anregend. Ein Lachwalzer, von allen Hauptpersonen und dem Chore gesungen, ist ebenso hübsch als wirksam. Die musikalische Arbeit, die Instrumentation und Behandlung der Harmonie zeugt von guten Studien und Fleiß. Durch einige Kürzungen im ersten Acte wird das Ganze noch gewinnen. Gespielt wurde vortrefflich. Fräulein Kopka, die Heldin des Schlosses, war ausgezeichnet in Gesang und Spiel, Fräulein Stubel, die eine ebenso einfältige als verschlagene und gutmüthige Bauerndirne, die Muhme jener alten „Hexe" darstellte, übertrieb vielleicht hier und da ein wenig, gab aber im Ganzen ein recht drolliges und unterhaltendes Genrebild. Das talentvolle Fräulein Seebold, die als „Bocaccio" und in derartigen Rollen wirklich Vortreffliches leistet, stand als Tyrolerin, als Tochter des reichen Bauern, nicht im rechten Wirkungskreise; je mehr sie sich Mühe gab, der Rolle gerecht zu werden, um desto unverständlicher war ihr Jargon und koketter die Haltung und der Gesang. Unter den darstellenden Herren haben wir vor Allen den Gast aus Dresden, Herrn Rüdinger, zu nennen, der den dummen Bauern Andresl unübertrefflich gab, in Spiel, Gesang, Haltung, Geberde und Bewegung. Neben ihm bewährten sich Herr Swoboda (der schmucke Sepp) und Herr M. Schulz, der Unerschöpfliche (Graf Geiersberg), als festeste Stützen. Alle kleineren Rollen trugen zum vortrefflichen Zusammenspiele bei. Ueber den Erfolg der ersten Vorstellung können wir nicht berichten, da am selben Abende die italienische Oper begann; doch glauben wir nach der angeregten Stimmung des Publicums am zweiten Abende, der Operette eine günstige Aufnahme vorhersagen zu können.

H. Ehrlich.

Notizen.

Paul Hassel, Geschichte der preußischen Politik von 1807—1815. Erster Theil (1807, 1808). 6. Band der Publicationen aus den preußischen Staats-Archiven.*)

Seit dem Erscheinen des großen und grundlegenden Werkes von Häusser hat sich die deutsche Forschung mit immer größerer Intensivität jener traurigen Epoche preußischer Geschichte zugewendet, in welcher des französischen Gewalthabers, Napoleons I., Machtgebot für die Schicksale unseres Staates eine nur allzu traurige Bedeutung erlangten.

Mit großer Spannung hatte dann die gebildete Welt dem Erscheinen der Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Hardenberg entgegengesehen, deren Herausgabe keinem Geringeren als Leopold von Ranke anvertraut worden war. Aber auch nach dem Erscheinen dieses epochemachenden Werkes blieben der Zweifel und Unklarheiten über die Details der politischen Lage noch genug, so mannichfache und großartige Gesichtspunkte auch durch Ranke eröffnet worden waren. Daneben brachte Dunckers Werk „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III." mannichfaltige neue Kunde.

Und eben jetzt ist ein neues Werk, aufgebaut auf authentisch archivalischen Nachrichten, der Oeffentlichkeit übergeben worden; dasselbe ist durch die Königlich preußische Archivverwaltung, die unter H. von Sybels Aegide schon so manchen archivalischen Schatz dem Publicum zugänglich gemacht hat, veranlaßt: wir meinen den ersten Band der von Paul Hassel herausgegebenen „Geschichte der preußischen Politik von 1807 bis 1815", welcher die Zeit vom Tilsiter Frieden bis zu der durch Napoleon erzwungenen Entlassung des Freiherrn von Stein, d. h. also die Jahre 1807 und 1808, umfaßt. In correcter und authentischer Form sind hier eine Fülle bisher unbekannter archivalischer Documente theils vollständig, theis in Auszügen mitgetheilt, welche über viele Vorgänge der schmählichen napoleonischen Gewaltpolitik ein neues Licht verbreiten und die Tücke und Hinterlist seines Systems grell beleuchten. Dem bisher bei den archivalischen Publicationen beobachteten Usus entsprechend hat Hassel dann in einer anziehenden und das höchste Interesse erweckenden Darstellung die Hauptresultate, die sich aus den von ihm gesammelten Documenten ergeben, zusammengefaßt. Und wenn durch dieselbe die ganze Perfidie, mit welcher Napoleon die Existenz der preußischen Monarchie durch die furchtbare Ueberbürdung mit Kriegscontributionen und durch die, den Bestimmungen des Tilsiter Friedens offen Hohn sprechende fortgesetzte Occupation der preußischen Provinzen durch französische Truppen systematisch zu untergraben suchte, zu vollständiger Evidenz gebracht wird, so hat der Verfasser auf der andern Seite sich bemüht, dieses herausfordernde und völkerrechtswidrige Verfahren Napoleons aus den weiteren Complicationen der europäischen Politik, die seinem abenteuerlichen und nimmer rastenden Geiste vorschwebten, wenigstens psychologisch verständlich zu machen.

Wenn Napoleon im Laufe der mit der preußischen Friedensvollziehungs-Commission gepflogenen Verhandlungen die ursprünglich geforderte Kriegscontribution trotz der riesigen Anstrengungen, die Preußen zu deren Abtragung machte, und trotz des nicht unbedeutenden Theiles, den es in der That schon getilgt hatte, immer höher hinaufschraubte, wenn er den bis an die äußerste Grenze des Möglichen hinangehenden Anerbietungen des bedrängten Staates gegenüber mit dem Abschluß einer definitiven Convention immer und immer wieder zögerte, so ist das nicht allein aus seinem tödtlichen Hasse gegen die Monarchie Friedrichs des Großen zu erklären, so viel Bedeutung man auch diesem persönlichen Motive beimessen mag, sondern es wird erst recht verständlich durch den Zusammenhang, in welchem sich in den Augen Napoleons die Geschicke Preußens mit der Entwickelung der russischen und orientalischen Politik darstellten. Denn wenn auch Napoleon damals noch in einem vertragsmäßigen und selbst freundschaftlichen Verhältniß zu Czar Alexander zu stehen schien, so war es doch einsichtigeren Zeitgenossen schon damals kein Zweifel, daß für die Dauer ein Conflict zwischen diesen beiden ihrem innersten Wesen nach entgegengesetzten Potenzen nicht zu vermeiden war. Die Absicht des russischen Selbstherrschers, die Donauprovinzen zu besetzen, schien für Napoleon eine Gefahr in sich zu schließen, gegen die er sich zu decken wünschte. Und so sehr er scheinbar auf jenen russischen Gedanken einging, so sehr suchte er ihn doch thatsächlich zu hintertreiben: fast zu derselben Zeit, zu der er ohne Vorwissen Preußens Rußland den Besitz der Donaufürstenthümer anbot, wenn der Czar dann seinerseits nichts gegen die Occupation Schlesiens (!) durch Frankreich einwenden wolle, hat er der Pforte wiederholte Versicherungen über die Erhaltung ihrer Integrität gegeben. Und eben für den Fall, daß sich aus diesen Verhältnissen ein Conflict zwischen ihm und Rußland ergeben sollte, wollte er durch die fernere Besetzung preußischer Festungen einen vorgeschobenen Stützpunkt für seine etwaigen Operationen gegen Rußland gewinnen. Daher die ungeheuerlichen Prätentionen des französischen Unterhändlers in Preußen, Daru, welche nicht, wie man früher wohl annahm, aus dessen eigener Initiative hervorgingen, sondern diesem bis in die kleinsten Einzelheiten durch den Imperator selbst vorgeschrieben waren. Daher auch der vollständige Mißerfolg der Sendung des Prinzen Wilhelm, zu der sich der König trotz anfänglichen inneren Widerstrebens

*) Gr. 8. VIII, 587. Leipzig 1881, S. Hirzel.

auf Anrathen des Freiherrn vom Stein entschloß. So großes Wohlwollen er auch gegen den Prinzen zur Schau trug, so zuvorkommend und scheinbar liebenswürdig er demselben entgegenkam, so hat derselbe in den für die Existenz Preußens entscheidenden Fragen doch so viel wie nichts zu erreichen vermocht. Auch diese Sendung des Prinzen Wilhelm erscheint bei Hassel zum ersten Male in ihrem richtigen und klaren Zusammenhange mit der übrigen Politik Napoleons.

Für die Beibehaltung dieses Systems war die Thatsache des aufgefangenen Briefes des Freiherrn vom Stein an den Fürsten Wittgenstein, welche in letzter Consequenz des erstern erzwungene Entlassung zur Folge hatte, nicht, wie Napoleon glauben machen wollte, der Grund, sondern nur ein willkommener Vorwand.

Bei der Darstellung der Entlassung Steins hat Hassel durch einen an dieser Stelle zuerst veröffentlichten Brief des Grafen Goltz, welcher als preußischer Bevollmächtigter auf dem Congresse in Erfurt anwesend war, an den Freiherrn vom Stein den Beweis erbracht, daß der Vorwurf, welchen man Goltz gemacht hat, er habe aus persönlicher Animosität und Eifersucht gegen Stein zu dessen Entlassung gerathen, völlig unbegründet ist. Im Gegentheil bemüht sich Goltz, der aus den Aeußerungen Napoleons mit Recht die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Entlassung Steins eine politische Nothwendigkeit sei, in jenem Schreiben, Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie die Kraft Steins, welche er für den preußischen Staat und dessen innere Reorganisation für unentbehrlich erklärt, dem Staate trotz seiner formellen Entlassung erhalten bleiben könne. Dies schien ihm möglich, wenn derselbe zwar in ostensibler Weise Königsberg verlasse, sich aber an einen der Residenz benachbarten Ort zurückziehe und von dort aus nach wie vor dem Könige mit Rath und That zur Seite stehe.

Es ist in dem Rahmen einer Besprechung nicht möglich und, da eine solche die Lectüre eines Buches selbst zu ersetzen überhaupt nicht geeignet und nicht bestimmt ist, auch nicht erforderlich, alle die neuen Gesichtspunkte, welche das eminent wichtige Werk eröffnet, zu eingehender Darstellung zu bringen.

Dasselbe schließt sich der Reihe der bisher erschienenen Publicationen aus den preußischen Staats-Archiven würdig an, und Jeder, der sich mit der Geschichte jener Zeit eingehender beschäftigt hat, wird mit uns wünschen, daß der zweite Band dem ersten nach nicht allzu langer Zeit folge. Denn eben in den nun folgenden Jahren ist das großartige Werk der inneren Reorganisation des preußischen Staates erfolgt, auf welches ebenfalls, wie sich erwarten läßt, durch die Publication der amtlichen Materialien manch neues Streiflicht fallen wird. G. K.

* * *

Essays und Feuilletons.

Feuilletonsammlungen gehören schon zu den ständigen Erscheinungen unserer Literatur, und man hat sich beinahe daran gewöhnt, ihnen ein besonderes Fach zuzuweisen. Von Zeit zu Zeit schreit dann einmal irgend Jemand, der lange mit verdrossener Miene am Schlagbaum der Kritik gesessen hat, und will solch vagabondirendem Volk, das keinen rechten Gewerbeschein hat, den Weg sperren; aber jene sind für ihn zu leichtfüßig und vor Allem zu zahlreich. Und da in Deutschland auch ohnedies viel, viel mehr Bücher verlegt werden als nöthig oder auch nur heilsam wäre, so ist eigentlich nicht recht einzusehen, warum man es für passend hält, gerade gegen diese Gattung dann und wann Haro! zu rufen. Der Feuilletonist wendet reichlich so viel Geist und Mühe auf seine winzige Arbeit wie jeder andere Schriftsteller, der gleich von vornherein an einen stattlichen Band denkt. Und wenn jenen seine Kinder, die ihn doch auch Wehen gekostet haben, dauern — will man es ihm verdenken, wenn er sie nicht in dem großen Findelhause der Zeitung, die sie den ersten Tag beherbergt, zwischen längstverrotteter Politikasterei und verschimmeltem Klatsch verkümmern lassen mag? Wer menschlich fühlt, der müßte jeden solchen Band als einen Beweis von Vaterliebe mit Rührung — und unter Umständen mit Nachsicht in die Hand nehmen.

Beginnen wir unsere heutige Uebersicht mit jenen, die eine ernstere Unterhaltung zum Ziele haben.

Otto Franz Gensichen hat einen Band cultur- und literarhistorischer Skizzen unter dem bescheidenen Titel **Studienblätter** vereinigt (Berlin, Eugen Grosser). Es ist ziemlich bunte Reihe: Phryne und Manon Lescaut finden sich neben Desdemona und Emilia Galotti, Horaz neben Saint-Just, Kleist und Musset behandelt. Aber Alles ist sehr hübsch und mit wirklicher Sachkenntniß geschrieben, und wenn man einmal — wie in dem interessanten Aufsatze über den Tod Ludwigs XV. — unwillkürlich an die Quelle gemahnt wird, woraus der Verfasser geschöpft, so läßt man sich das gern gefallen: ist doch der Trank rein und die Schale, worin derselbe dargereicht wird, schön geformt. Sehr anziehend ist der Aufsatz über Horaz, und der Zur Weltliteratur verdient deswegen eine ganz besondere Beachtung, weil Gensichen sich hier sehr einsichtig über die Art, die Dichter der Alten zu übersetzen, äußert und — was den Werth dieser Gabe verdreifacht — seine Sätze durch Proben eigener Uebertragung — sehr gelungene Proben, die seines Rufs als feinsinniger Verskünstler würdig — belegt.

Schon weniger buntscheckig ist Siegfried Samoschs Sammlung, deren Inhalt durch den Titel **Pietro Aretino** und Italienische Charakterköpfe hinreichend gekennzeichnet wird (Berlin, B. Behrs Buchhandlung). Außer dem berüchtigten Aretino, welcher, dem großen Zuge der Neuzeit breitspurig vorangehend, so viele Eigenschaften derselben zum seltsamsten Zerrbild vereinigt, sind von den Aelteren Goldoni, Alfieri, von den Allerneuesten Cossa und Carducci behandelt. Diese Studien reihen sich denen über die Satiriker Frankreichs und Italiens, die im vorigen Jahre so vielen Beifall gefunden, glücklich an. Samosch beherrscht seinen Stoff und weiß das viele Interessante, was darin liegt, richtig hervorzuheben. Man kennt in Deutschland, trotzdem daß die italienische Sprache verhältnißmäßig häufig verstanden wird und trotzdem von den Werken der italienischen Literatur eine Reihe geradezu vollendeter Uebersetzungen vorhanden sind, dieselbe zu wenig. Vor Allem die ältere, die von so gesunder Kraft und Freude schwillt, verdiente mehr Liebe. Hoffentlich, daß Samoschs Buch recht Vielen zur Anregung dient, sich selbst darum zu bekümmern. Wer das nicht mag, kann sich wenigstens einige Hände voll gesellschaftlicher Scheidemünze daraus zusammenlesen. Das Buch ist so hübsch geschrieben, daß ihm die Anstrengung nicht allzuschwer fallen wird. — Der Aretin übrigens sowohl als die Studienblätter sind sehr gediegen und gefällig ausgestattet.

Der leichteren Gattung gehören zwei Bände an, die Ferdinand Groß zusammengestellt hat: Blumen, die man so am Wegrande pflückt. Zwischen beiden, dem einen, bei Heinr. Pfeil in Leipzig erschienen, **Richtig und Flüchtig**, dem anderen, aus Carl Reißners Verlag in Leipzig, **Mit dem Bleistift**, besteht kein innerer Unterschied. Es sind allerlei kleine Geschichten, Weihnachtsbilder, Skizzen aus der Welt der Literatur des Theaters, Erinnerungen an eine Reise durch Frankreich und Belgien: lauter Dinge, worauf die Welt nicht übermäßig bänglich hat zu warten brauchen, die sich aber sehr hübsch lesen. Das ist ihr Zweck, und den erreichen sie vollständig. Viel Talent und noch mehr Schule haben aus Groß einen Feuilletonisten gemacht, der in der leichten Form jeden Vergleich aushalten kann. Nur wirken bei ihm die zopfigen Austriazismen unbehaglich. Hat er doch lange genug im Reiche gelebt, um sie verlernt zu haben. Man verzeiht sie ihm zwar gerne als angeborene Eigenthümlichkeiten, nachdem man hat wahrnehmen müssen, wie angesehene deutsche Schriftsteller, die ihr Lebelang auch gar nichts in Oestreich zu suchen gehabt haben, mit diesen häßlichen Abweichungen zu liebäugeln anfangen. Aber Einspruch muß man doch gegen diese Entstellung des reinen Schriftdeutsch erheben. Wenn die Oestreicher ihren Anspruch auf eine provinziale Sonderliteratur durch Sonderbildungen in ihrem Wortschatz bethätigen, so sind sie vollkommen in ihrem Recht und wir Norddeutschen werden jede wirkliche Bereicherung der Art mit Freuden aufnehmen. Unsere Syntax jedoch, besonders die Zeitenfolge, sollen jene nicht antasten: was sie uns da bringen, das sind nur Entlehnungen aus dem alten Kanzleistil, und für dieses zweifelhafte Geschenk müssen wir danken.

Schließlich bringt Fr. Bassermanns Verlag in München zwei freigebig ausgestattete Heftchen, **Mein Bilderbuch** von Otto Spielberg und **Meinen Sie mich?** von H. Stöckl. Jener erzählt eine Reihe kleiner Geschichten, frisch und mit vielem Talent. Warum Herr Biedermann keine Zeitung mehr liest, der Sachsenhausener und der Satan, das sind sehr hübsche Einfälle, die leicht und glücklich behandelt sind. Die umfangreichste dieser Skizzen **Das Idyll eines Professors** verräth sogar ausgesprochene dichterische Eigenschaften: Stimmung und farbige Weltanschauung. Stöckls Buch dagegen ist eigentlich eine große Sammlung von Paradoxen. Aber der Verfasser hat nicht Unrecht, wenn er meint, es seien launige Fragen launig beantwortet. Er hat in der That Humor und man gefällt sich gut in seiner Gesellschaft. Beide Bücher sind tadellos geschrieben und unterhaltend genug, um mit ihnen einen Nachmittag schmerzlos zu tödten.

Bibliographie.

Gesscken, F. Heinr. Zur Geschichte des orientalischen Krieges 1853—1856. gr. 8. 336 S. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Hahn, R. Edmund. Im Park zu Rodenstein. Roman. I. u. II. Bd. 8. 263 u. 199 S. Dresden 1881, E. Pierson.

Felice, ländliches Drama in 5 Acten, nach der Hospitaliere des Ferdinand Fabre übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet v. A. von Gilsa. 8. 152 S. Kassel 1881, Theodor Kay. 2.—

Doornkaat Koolman, J. ten. Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 12. Heft. 8. Norden 1881, Herm. Braams.

Kirchmann, J. H. von. Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. 8. 5. Aufl. 720 S. Leipzig 1881, Erich Koschny. 3.—

Sammlung französischer Neudrucke. Herausgegeben von Karl Vollmöller. 1) De Villiers le Festin de Pierre ou le Fils criminel. Neue Ausgabe von W. Knörich. 8. 88 S. Heilbronn 1881, Gebr. Henninger.

Wagner, H. L. Voltaire am Abend seiner Apotheose. Aus dem Französischen. Neu herausgegeben von Bernhard Seuffert. 8. XI u. 19 S. Heilbron 1881, Gebr. Henninger.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

ABC

von

Paul Meyerheim

27 aquarellirte Originalzeichnungen mit Reimen

von

J. Trojan.

Farbenholzschnitte von Kaeseberg u. Oertel.

Preis *M.* 7.50.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, Behrenstraße 4.

Soeben erschien:

Idealisten.

Roman

von

M. Reinow.

Preis 6 *M.*

Verlag von **Franz Vahlen** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Die griechischen Inschriften.

Zwei Aufsätze

von

Charles Thomas Newton,

Kustos der griech. und röm Altertümer des Brittischen Museums.

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. J. Imelmann,

Professor am Kgl. Joachimsthal-Gymnasium bei Berlin.

gr. 8. Preis 2 *M.*

Hannover. **Helwing**'sche Verlagsbuchh.

In **Heuser's Verlag** in **Neuwied** erschien:

Wohin steuert Fürst Bismarck mit seiner inneren Politik?

Bei Einsendung von 90 ₰ in Briefmarken erfolgt franco Zusendung per Post.

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

v. Barnbüler, Buchenheim. Ein Roman. 17 Bogen. Broch. *M.* 4.—, eleg. geb. *M.* 5.—

Max Schmidt, Johannisnacht. Dorfgeschichte aus den bayerischen Vorbergen. 14 Bogen. Broch. *M.* 2.40., eleg. geb. *M.* 3.—

Hermine v. Hillern, Jugendträume. Broch. *M.* 2.40., eleg. geb. *M.* 3.—

v. Günthert, Barbablanca. Eine Rhapsodie. Dem deutschen Volk gewidmet zur Erinnerung an sein Heer von 1870. 17 Bogen. Broch. *M.* 4.—, eleg. geb. *M.* 5.—

Alf. Cleß, Das Ideal der Menschheit. Nach C. Chr. Fr. Krause's Schrift: „Das Urbild der Menschheit". 9 Bogen. Brosch. *M.* 2.—, eleg. geb. *M.* 2.50.

Gebr. Behre's Verlag in **Hamburg** und **E. Behre's Verlag** in **Mitau.**

Romane aus dem baltischen Leben

von

Th. H. Pantenius (Theod. Hermann):

Soeben neu erschienen:

Das rothe Gold . . . . . brosch. *M.* 6.—, geb. *M.* 7.50.

Früher erschienen:

Wilhelm Wolfschild . . . . . „ „ 6.—, „ „ 7.50.

Allein und Frei, 2 Bde. . . . . „ „ 12.—, „ „ 15.75.

Im Gottesländchen, 2 Bde. . . . . „ „ 10.—, „ „ 11.75.

I. Turgénjew's ausgewählte Werke; autorisirte Ausgabe:

Soeben neu erschienen:

Bd. XI.: **Stillleben. — Faust. — Die erste Liebe** . . . . brosch. *M.* 4.50, geb. *M.* 6.—

Bd. II. 2. Aufl.: **Eine Unglückliche. — Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow. — Ein Briefwechsel. — Assja.**

Früher erschienen:

Bd. I—IX. . . . . brosch. à *M* 4.50, geb. à *M.* 6.—

Bd. X.: **Neuland** . . . . . „ „ 6.—, „ „ 8.—

Dr. J. S. Warneck,

Das Princip der politischen Gleichberechtigung und die modernen Emancipationsfragen. brosch. *M.* 7.—

Früher erschien von demselben Verfasser:

Ehret die Frauen. — Beiträge zum modernen Culturleben der Frauenwelt. brosch. *M.* 3.— geb. *M.* 4.—

Soeben ist erschienen:

Briefe aus der Bretterwelt.

Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters.

Von

Adolf Palm.

330 Seiten. 8. broch. *M.* 3.—

In frischer lebendiger Darstellung gibt der Verfasser auf kultur-geschichtlichem Hintergrunde eine Reihe von Schilderungen aus dem Bühnenleben, scharfumrissene Künstler-Charakteristiken, Anekdoten und eine kritische Beleuchtung der früheren und aktuellen Theaterzustände. Die Geschichte des Königlichen Hoftheaters in Stuttgart, eines der bedeutendsten in Deutschland, bietet dem Sittenschilderer wie dem Kritiker ein ungewöhnlich reiches Material. Vermöge der geschickten Behandlung dieses Stoffes liest das Buch sich wie eine Erzählung und empfiehlt sich deshalb keineswegs blos für Theaterkreise, sondern für jeden Freund der Kunst und einer geistig anregenden, unterhaltenden Lektüre. Die genaue Detailkenntniß des Verfassers gibt dem Ganzen eine typische Bedeutung.

Verlag von **Adolf Bonz & Co.** in **Stuttgart.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Neue Werke von Hans Hopfen.

Mein Onkel Don Juan.

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert

von **Hans Hopfen.**

2 Bände in 8. 560 Seiten.

Geheftet 9 *M.*, elegant gebunden 11 *M.*

Kleine Leute.

Drei Novellen

von Hans Hopfen.

Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudels Ball.

Zweite Auflage. Ein Band in 8. 370 Seiten.

Geheftet 5 *M.*, eleg. gebunden 6 *M.*

Die Geschichten des Majors

von Hans Hopfen.

Der verlorene Kamerad. Schabernacks Wette. Flinzerls Glück und Ende.

Zweite Auflage. Ein Band in 8. 294 Seiten.

Geheftet 5 *M.*, eleg. gebunden 6 *M.*

Verlag von **Richard Wilhelmi** in **Berlin** S.W., Bernburgerstr. 14 pt.

Königl. Technische

Hochschule zu Aachen.

Beginn d. Semester: Anfang Oktober u. nach Ostern. Bergbau-Abtheilung eröffnet am 1. October v. J.

Programm vom Rectorat.

Im Verlage des **Vereins für deutsche Literatur,** R. Hofmann, in **Berlin** ist erschienen:

Literarisches Bilderbuch

von

Franz Dingelstedt.

In elegantem Leinwandband 6 *M.*

Die Neue freie Presse bespricht das hochinteressante Buch wie folgt: Als eine Hauptzierde der Vereinspublikationen ist das **„Literarische Bilderbuch"** erschienen. Die Vorzüge der darin enthaltenen Bilder brauchen nicht erst eines Genaueren bezeichnet zu werden, denn Dingelstedt's Griffel ist bekannt. Der Reichthum an Stoffen (Shakespeare's Globus, Molière's Tartüffe, Hebbel, Mosenthal, Auerbach, Jungfrau von Orleans 2c.) ist darnach angethan, jedem Bedürfnisse, dem der Belehrung wie dem der Unterhaltung zu genügen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 34. Berlin, den 20. August 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das sociale Motiv der Mode. Von Rudolf von Ihering. — Zukunftsbahnen in Asien. Von Georg Kollm. I. II. — Literatur und Kunst: Louison. Novelle von Heinrich Laube. Besprochen von E. Bürde. — Frau von Rémusat. Von Ludwig Geiger. II. — Die Gemäldegalerie des Grafen von Schack in München. Von Ernst Koppel. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Das sociale Motiv der Mode.

Von Rudolf von Ihering.

Untersuchungen, welche ich in letzter Zeit über die Sitte angestellt und deren Ergebnisse ich in einem Aufsatz in „Nord und Süd" über die Sitte im Munde der Sprache (Bd. 17, April 1881) veröffentlicht habe, und auf die ich zur Ergänzung der folgenden Darstellung verweise, führten mich auf den Unterschied der Mode von der Sitte. War der Sprachgenius der modernen Völker in seinem Recht, wenn er den Sprachschatz um einen neuen Ausdruck bereicherte, den die früheren Völker nicht kannten, that es Noth, die Mode von der Sitte abzuscheiden? War es blos das äußere Moment der Abweichung beider, das er damit zu betonen gedachte: eine eigenthümliche äußere Art der Gestaltung der Sitte, die uns nicht hindern würde, die Mode der Sitte zuzuzählen, oder ein inneres Moment, welches sie dem Bereich der Sitte enthebt und sie zu ihr qualitativ in Gegensatz stellt, mit andern Worten: bildet die Mode eine Art der Sitte oder einen Gegensatz zu ihr?

Auf diese Frage sollen die folgenden Ausführungen Antwort ertheilen, indem sie das eigenthümlich sociale Motiv der Mode, das Zweckmoment derselben im Gegensatz zur Sitte darlegen.

Unter der Sitte verstehe ich diejenigen Normen, welche die Gesellschaft im Interesse ihres gedeihlichen Bestehens aufstellt und durch die Zwangsgewalt der öffentlichen Meinung verwirklicht. Von dem Recht unterscheidet sich die Sitte dadurch, daß ersteres durch die Staatsgewalt mittelst äußeren Zwanges, letztere durch die Gesellschaft mittelst des psychologischen Zwangsmittels der öffentlichen Meinung verwirklicht wird. Dieses letztere Kriterium theilt sie mit der Moral, sie unterscheidet sich von ihr dadurch, daß letztere das durch die Zwecke der Gesellschaft unmittelbar Gebotene zum Gegenstand hat, während die Sitte dasselbe nur mittelbar fördert. Ich überhebe mich der genaueren Ausführung dieses Unterschiedes, den ich an anderer Stelle weiter begründen werde, und theile nur die Formel mit, in die ich die Resultate meiner darauf gerichteten Untersuchungen concentrirt habe: die Sitte ist die Sicherheitspolizei des Sittlichen. Wie die Sicherheitspolizei sich zur Strafrechtspflege, so verhält sich die Sitte zur Moral, beide haben lediglich einen prophylaktischen Zweck, sie verbieten nicht das Schädliche, sondern das Gefährliche. Die Uebertretung der Sitte enthält nicht schon an sich das Unmoralische, aber das Unmoralische kann leicht daraus entstehen, und dieser Gefahr sucht sie vorzubeugen in derselben Weise, wie die Sicherheitspolizei dem Verbrechen — beide verstellen den Abweg zum Schädlichen. Der Besitz von Giften, das Betreten von Lagerräumen, Scheunen u. s. w. mit offenem Licht und vieles Andere, was die Polizei verbietet, ist nicht an sich schädlich, alles dies ist möglich, ohne daß sich die geringste nachtheilige Folge daran knüpft, während das Verbrechen stets Schaden stiftet. Aber die Polizei weiß, warum sie es dennoch verbietet, und ebenso weiß die Sitte, warum sie Handlungen verbietet, die nicht an sich unsittlich sind — beide zielen damit auf einen Zweck, der über sie selbst hinausgeht.

Eben durch diesen wichtigen Dienst, den die Sitte der Gesellschaft leistet, charakterisirt sie sich als eine social werthvolle Institution, als eine Ergänzung des Rechts und der Moral, und eine Lockerung der Sitte ist, wenn letztere auch das Sittliche nicht direkt zum Inhalt hat, doch nicht möglich ohne Gefährdung der Sittlichen, wie die Sprache richtig erkannt hat, indem sie Sitten-losigkeit und Un-sittlichkeit identificirt.

Damit haben wir den Maßstab, um die Mode zu messen und die Frage zu entscheiden, ob sie zur Sitte gehört. Ist die Mode eine social werthvolle Institution?

Die Mode stimmt darin mit der Sitte überein, daß sie für diejenigen Kreise, für welche sie überhaupt in Betracht kommt, eine zwingende Gewalt ausübt, sie ist also nicht der Gewohnheit zuzuzählen, deren Charakter sich dadurch bestimmt, daß sie nicht verpflichtender Art ist. Ob Jemand die in einer Gegend allgemein verbreitete Art der häuslichen Einrichtung und des häuslichen Lebens befolgen will, ist ganz seinem individuellen Belieben überlassen, das öffentliche Urtheil nimmt an einer Abweichung von dieser Weise keinen Anstoß, es respectirt innerhalb des Hauses die individuelle Freiheit, indem es diese Dinge als Geschmackssachen bezeichnet, über die nicht zu rechten sei (de gustibus non est disputandum). Ganz dasselbe, sollte man sagen, müsse auch gelten in Bezug auf die Art, wie Jemand sich kleidet*), denn wer hat ein Interesse daran, sofern nur nicht die Rücksichten des Anstandes außer Acht gelassen werden? Bekanntlich gilt aber das Gegentheil, auch die Kleidung bildet einen Gegenstand der gesellschaftlichen Anforderungen, und Niemand, der den Kreisen angehört, für welche das Gesetz der Mode überhaupt existirt, kann sich denselben entziehen, ohne anzustoßen, die öffentliche Meinung zwingt ihn, den jeweiligen Typus, den die Mode für die Kleidung aufgestellt hat, zu befolgen, die

*) Ich beschränke mich bei der folgenden Untersuchung auf den Hauptgegenstand der Mode: die Kleidung, obschon die Mode sich bekanntlich auch auf andere Gegenstände erstreckt. Es hat für mich nicht das geringste Interesse, den Umfang der Mode festzustellen, es genügt mir, an der Hauptart derselben das eigenthümliche Motiv derselben klar zu stellen.

Mode gehört also, soweit dieses ihr Geltungsgebiet reicht, zu den von mir in dem obigen Aufsatz angenommenen vier gesellschaftlichen Imperativen (Mode, Sitte, Moral, Recht).

Von der Mode ist wohl zu unterscheiden die Tracht. Beide sind obligatorischer Art, aber das Motiv beider ist ein gänzlich verschiedenes, bei der Tracht ist es ein gesundes, social berechtigtes, sie gehört der Sitte an, bei der Mode ein ungesundes, social unberechtigtes, sie gehört nicht zur Sitte in dem soeben von mir entwickelten Sinn. Damit hängt als zweiter Unterschied die Verschiedenheit ihrer Dauerhaftigkeit zusammen: die Tracht ist bleibend, die Mode vorübergehend. Und als dritter, daß die Tracht nicht blos durch die Sitte, sondern auch durch Gesetz vorgeschrieben sein kann.

Das Gemeinsame beider besteht darin, daß sie der Person durch das Kleid einen Stempel aufprägen, welcher die Kategorie von Personen, zu der sie gehört, äußerlich sichtbar macht ähnlich wie das Gepräge der Münzen den Metallgehalt derselben. Die Unterschiede, welche die Tracht accentuirt, sind berechtigter, die der Mode unberechtigter Art.

Der wichtigste Unterschied, den die Tracht signalisirt, ist der des Geschlechts. Die Kundgebung desselben durch die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Tracht gehört zu den überall sich wiederholenden Erscheinungen, und ich brauche dem Leser nur anheim zu geben, sich den Zustand der Gesellschaft auszumalen, wenn beide Geschlechter sich derselben Tracht bedienen würden, um ihm die eminente sociale (im obigen Sinne sittlich prophylaktische) Bedeutung der Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Tracht klar vor Augen zu führen.*)

Ein zweiter Unterschied, den die Tracht zum Ausdruck bringt, ist der der staatlichen Dienststellung: die Amtstracht der Beamten, Geistlichen und die Uniform des Militärs, aber sie gehört nicht der Sitte, sondern dem Gesetz an.

Eine dritte Art ist die Volkstracht. Ihr Gebiet hat sich im Laufe der Zeit mehr und mehr verringert, und bei den modernen Culturvölkern ist sie für die höheren Kreise vollständig durch die Mode verdrängt worden. Wo sie noch besteht, hebt auch sie sich wie die beiden vorhergenannten deutlich von der Mode ab. Einmal durch ihr Motiv. Sie hat zum Zweck die Kundgebung der Volks- oder Stammesgemeinschaft**) und bildet eins der äußeren Bande, welche dieselbe aufrecht erhält, einen Träger der historischen Continuität des Volkslebens. Der Angehörige eines Volksstammes, bei welchem eine Volkstracht zur Zeit noch besteht, würde durch Lossagung von derselben eine Mißachtung des Volksthümlichen, eine Geringschätzung der Weise seiner Väter documentiren, die er dem Widerstande der öffentlichen Meinung gegenüber schwer würde aufrecht erhalten können. Das zweite Moment, welches die Volkstracht von der Mode unterscheidet, ist ihre Dauerhaftigkeit. Manche Volkstrachten haben sich durch viele Jahrhunderte hindurch behauptet, während die Moden oft kaum nach Jahren zählen; die Volkstrachten der Montenegriner, Albanesen u. A. haben unzählige Moden der civilisirten Völker überlebt.

In diesem Moment der Dauerhaftigkeit ist das große Uebergewicht gelegen, welches der Volkstracht in ästhetischer Beziehung der Mode gegenüber zukommt. Jene hat Zeit, einen gewissen Typus der Kleidung vollständig durchzubilden und etwas wirklich Schönes und Charakteristisches zu schaffen, während die Mode, die aus einem Grunde, den wir unten kennen lernen werden, stets ihr eigenes Werk rasch wieder zerstört und von einem Extrem ins andere springt, die etwaigen Ansätze zum Schönen nie weiter verfolgen kann, sondern, kaum erfaßt, wieder fallen läßt.

*) Im mosaischen Recht ist die Innehaltung dieser Verschiedenheit ausdrücklich vorgeschrieben, 5. Mos. 22, 5: Ein Weib soll nicht Mannesgeräthe tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleidung anthun. Denn wer solches thut, ist dem Herrn, deinem Gott, ein Gräul.

**) Darum war bei den Römern der Gebrauch der römischen Volkstracht, der Toga, den Fremden und Sklaven untersagt, und selbst der Exilirte mußte sie sofort ablegen, weil er aufgehört hatte römischer Bürger zu sein.

Wir gehen zur näheren Betrachtung der Mode über. Während die Tracht dauernd ist, irrt die Mode unausgesetzt ruhelos umher, um stets Neues aufzusuchen. Aber nicht etwa ein solches, welches geschmackvoller wäre, als das Bisherige, sondern ihr ist es nur um das Neue als solches zu thun, sie schrickt selbst davor nicht zurück, das gefundene Schöne und Geschmackvolle mit dem Häßlichen und Geschmacklosen zu vertauschen und Formen der Kleidung zu erfinden, die mit den von der Natur durch die Gestalt des menschlichen Körpers vorgezeichneten Grundlinien der Bekleidung im schroffsten Widerspruch stehen. Während sonst jede Cultur auf der Continuität der Entwicklung beruht, auf dem Festhalten und der sorgsamen Pflege und Fortbildung des einmal Gewonnenen, sagt sich allein die Mode davon los, um im regellosen Zickzack, im wilden Taumel hin- und herzuspringen, jede ebengewonnene Position sofort wieder opfernd, und selbstmörderisch ihr kaum erdachtes Werk zerstörend. Die Chinesen bezeichnen eine Art der Sitte, die ihrem Sinn nach unserer „Tagesströmung" gleichkommt, als Wind (fung)*), die Bezeichnung wäre wie gemacht für die Mode.

Worin hat diese seltsame Verirrung ihren Grund? Offenbar muß derselbe zwingender Art sein. Ist es die Freude an der Veränderung, der Reiz der Neuheit? Es ist ja richtig, daß der Mensch die Veränderung liebt, daß er von Zeit zu Zeit etwas Neues sehen und erleben muß, wenn er frisch bleiben soll, sowie ferner, daß dieser Trieb sich mit fortschreitender Cultur steigert. Der Gebildete ist unstäter, veränderungsbedürftiger als der Ungebildete, er verlangt ewig neue Anregung, neue Eindrücke, wenn ihm das Leben nicht schaal werden soll, und dieser Charakterzug bewährt sich wie bei Individuen so auch bei Völkern. So könnte man es ja vielleicht erklären, daß die Volkstracht bei ungebildeten, die Mode bei gebildeten Völkern ihren Sitz aufschlägt. Allein wenn dies der richtige Grund wäre, so müßte sich die Mode bei allen Völkern auf einer gewissen Culturstufe wiederholen, und doch haben die Römer selbst auf der höchsten Stufe ihrer Cultur die Mode in unserem heutigen Sinne nicht gekannt. Man hat zwar auch bei ihnen von einer Mode gesprochen**), allein meines Erachtens mit Unrecht. Man verwechselt dabei das allmähliche Aufkommen des Neuen, das Erfinden und das Nachahmen fremder Trachten, von dem uns allerdings die römischen Schriftsteller zu berichten wissen, mit der Mode. Ich kenne kein einziges Zeugniß, welches uns die beiden charakteristischen Züge derselben: die Kurzlebigkeit und die zwingende Macht derselben für die entsprechenden Gesellschaftskreise namhaft machte. Keine römische Matrone war, wie es unsere heutige Frauenwelt der gebildeten Kreise in der That ist, genöthigt, die Mode mitzumachen; nicht diejenigen Frauen fielen in Rom auf, welche an der hergebrachten Tracht festhielten, sondern diejenigen, welche sie verließen, und daß erstere dies vermochten, zeigt, daß es eine Mode in unserem heutigen Sinne nicht gab, heutzutage wäre dies unmöglich. Damit verträgt sich vollkommen, daß auch das Neue in Rom seinen Reiz ausübte, daß der Geschmack, der Schönheitssinn und die Erfindungskraft des weiblichen Geschlechts in Schmuck und Kleidung sich aufs ausgiebigste bethätigte, und daß selbst die althergebrachte Tracht im Laufe der Zeit allerhand Wandlungen erfuhr. Alles dies hat mit der Mode in unserem heutigen Sinn nichts zu schaffen.

Um das Wesen der heutigen Mode zu begreifen, darf man nicht auf Motive individueller Art zurückgreifen, wie es die bisher aufgeführten sind: Veränderungslust, Schönheitssinn, Putzsucht, Nachahmungstrieb. Es ist zweifellos, daß diese Motive sich zu den verschiedensten Zeiten in extravagantester Weise an der Gestaltung der Kleidung, und zwar in erster Linie der weiblichen, versucht haben, sie haben den Satirikern aller Culturvölker von jeher den reichsten Stoff dargeboten. Aber die Mode

*) Nach einer Mittheilung, die ich der Güte des Barons von Gabelentz, Professor in Leipzig, verdanke.

**) Marquardt, Röm. Privatalterthümer, Abth. 2, Leipzig 1867, S. 177.

in unserem heutigen Sinne hat keine individuellen Motive, sondern ein sociales Motiv, und auf der richtigen Erkenntniß desselben beruht das Verständniß ihres ganzen Wesens. Es ist das Bestreben der Abscheidung der höheren Gesellschaftsklassen von den niederen oder richtiger den mittleren, denn die unteren kommen dabei nicht in Betracht, da die Gefahr einer Verwechselung mit ihnen sich schon von selbst ausschließt. Die Mode ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche sich die vornehme Welt von der mittleren Region der Gesellschaft abzusperren sucht, es ist die Hetzjagd der Standeseitelkeit, bei der sich ein und dasselbe Phänomen unausgesetzt wiederholt: das Bestreben des einen Theils, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinen Verfolgern trennt, und das des andern, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen.

Daraus erklären sich die charakteristischen Züge der heutigen Mode. Zuerst ihre Entstehung in den höheren Gesellschaftskreisen und ihre Nachahmung in den mittleren. Die Mode geht von oben nach unten, nicht von unten nach oben, die höheren Kreise sind die „tonangebenden", wie es heißt. Ein Versuch der mittleren Klassen, eine neue Mode aufzubringen, würde selbst mit Hülfe noch so wirksamer ästhetischer Motive niemals gelingen, den höheren würde nichts erwünschter sein, als wenn jene ihre eigene Mode für sich hätten.*)

Sodann der unausgesetzte Wechsel der Mode. Haben die mittleren Klassen die neu aufgebrachte Mode adoptirt, so hat sie aus dem angegebenen Grunde ihren Werth für die höheren verloren, das Unterscheidungsmerkmal hat aufgehört es zu sein, wie das Feldgeschrei, das dem Feinde bekannt geworden ist, es bedarf daher eines neuen. Darum ist Neuheit die unerläßliche Bedingung der Mode, wenn sie ihren Zweck erreichen soll. Selbst das Häßlichste und Geschmacklose findet um diesen Preis Zutritt, wenn das Schöne sich erschöpft und den Vorzug der Neuheit verloren hat. Die Lebensdauer der Mode bestimmt sich im entgegengesetzten Verhältniß zur Raschheit ihrer Verbreitung, ihre Kurzlebigkeit hat sich in unserer Zeit in demselben Maße gesteigert, als die Mittel zu ihrer Verbreitung durch unsere vervollkommneten Communicationsmittel gewachsen sind. Zur Zeit als es noch keine Eisenbahnen gab, welche täglich Tausende von Kleinstädtern in die großen Städte bringen und die neuen Moden in Gestalt von Modejournalen und Mustern sofort über die ganze Welt verbreiten, war das Tempo der Mode ein ungleich langsameres als heutzutage, wo dasselbe eine rapide Geschwindigkeit angenommen hat, welche sich zu der früheren verhält wie die heutige Eisenbahn zur alten Reichspost.

Aus dem angegebenen socialen Motiv erklärt sich endlich auch der dritte charakteristische Zug unserer heutigen Mode: ihre vielgescholtene und doch willig ertragene Tyrannei. Die Mode enthält das äußere Kriterium, daß man, wie der Ausdruck lautet, „mit zur Gesellschaft gehört". Wer darauf nicht verzichten will, muß sie mitmachen, selbst wenn er aus ästhetischen oder Zweckmäßigkeitsgründen eine neu aufgekommene Gestaltung derselben noch so sehr verwirft. Eben darauf, daß die Mode die Unterordnung der eigenen besseren Ueberzeugung unter das als verkehrt Erkannte erfordert — das sacrificium intellectus in Sachen des Geschmacks und der Zweckmäßigkeit — beruht es, daß der Sprachgebrauch ihre Herrschaft ganz zutreffend als „Tyrannei" und diejenigen, die sich ihr willenlos unterordnen, als „Sklaven" der Mode bezeichnet, sie ist nicht eine bloße Herrin, wie es die Schönheit und die Wahrheit ist, der man sich unterordnet, weil ihre Herrschaft eine berechtigte ist und als solche erkannt wird, sondern sie ist eine Tyrannin, deren Macht man als unberechtigt anerkennt und die man dennoch schwach genug ist zu ertragen.

Damit ist der Mode ihr Urtheil gesprochen. Die Macht der Sitte theilend, die der Moral vielfach überbietend, verdankt sie die Macht, welche sie ausübt, nicht gleich ihr gesellschaftlich berechtigten Motiven, sondern dem unlautern Zuge der Standeseitelkeit. Gelangten die Stände, welche schwach und thöricht genug sind sie nachzuahmen, zum Gefühl ihrer Würde und Selbstachtung, welches sich daran bewährt, daß man nichts anderes vorstellen will, als was man ist, so wäre es um die Mode geschehen, und die Schönheit könnte wiederum ihren Sitz aufschlagen, wie sie ihn bei allen Völkern behauptet hat, welche die Mode in unserem heutigen Sinn nicht kannten, weil sie entweder nicht das Bedürfniß fühlten, die Standesunterschiede durch die Kleidung zu accentuiren oder, wo es geschah, verständig genug waren, sie zu respectiren.

*) Was sie aber gleichwohl nicht abhält, in der Kloake des Pariser Demimondethums nach neuen Mustern zu suchen und Moden aufzubringen, welche den Stempel ihres unzüchtigen Ursprungs deutlich an der Stirn tragen, wie Fr. Vischer in seinem, wegen der unverhüllten Art, wie er die Sache beim rechten Namen nennt, vielgetadelten, meines Erachtens aber eben darum höchst verdienstlichen Aufsatz über die Mode in „Nord und Süd" 1878, Bd. 4, S. 365 u. fl. schlagend nachgewiesen hat.

Zukunftsbahnen in Asien.

Von Georg Kollm.

I.

Neben der orientalischen Frage, deren friedliche und befriedigende Lösung noch für lange Zeit ein schwieriges Problem für die europäische Politik verbleiben wird, steht ebenfalls seit langem auf der Tagesordnung der politischen Discussion die centralasiatische Frage, hervorgerufen durch die allmähliche Ausdehnung der russischen Machtsphäre bis nach dem Hindukusch und Afghanistan, sowie durch die bei den Engländern hierdurch erweckte Besorgniß einer directen Bedrohung ihres indischen Reiches und des Verlustes der Handelshegemonie in Asien.

Mögen nun auch die leitenden Motive für die centralasiatische Politik Rußlands nicht in etwaigen geheimen Absichten auf Britisch-Indien zu suchen sein, wie sowohl Prof. F. Mertens in seinem Essay: „Rußland und England in Centralasien" als auch D. Mackenzie Wallace in dem kürzlich erschienenen Werke: „Rußland" (Kap. 35) sich nachzuweisen bemühen, sondern vielmehr in der Nothwendigkeit der Sicherung seiner asiatischen Grenzen gegen unruhige und räuberische Grenzstämme, welche das stete Fortschreiten Rußlands in Centralasien bedingt — auch in diesem Falle kann Rußland seinem Vordringen nicht eher Einhalt thun, als bis es sichere Grenzen erreicht. Da von den vorhandenen centralasiatischen Staaten keiner diese Bedingung erfüllen kann, so ist wohl mit größter Sicherheit anzunehmen, daß die russischen und britischen Grenzen eines Tages zusammentreffen werden.

Doch nicht blos die eben berührten politischen Gründe, sondern auch Rußlands Handelsinteresse zwingt es zu diesem steten Vorgehen. Bis jetzt sind die ungeheuren Erwerbungen in Asien kaum als Wohlthaten zu bezeichnen; sie kosteten mehr, als sie einbrachten: das jährliche Deficit in Centralasien beträgt jetzt mindestens 10 Millionen Rubel. Rußland muß daher productionsfähigere Gegenden zu erreichen suchen, in denen es für seine bisherigen Opfer und Kosten entschädigt werden kann. Eine Berührung der Interessensphären beider Reiche wird daher auch in dieser Beziehung unausbleibliche Folge sein.

Ergibt sich nun aber hieraus die Nothwendigkeit der Lösung der centralasiatischen Frage mit den Waffen in der Hand?

Es liegt nicht in unserer Absicht, diese Frage zu beantworten; soviel ist jedoch unzweifelhaft, daß ein Krieg zwischen Rußland und England in Centralasien eine unberechenbare Calamität für beide Mächte wäre — in Wirklichkeit würden nur die eingeborenen Stämme den Nutzen von den Siegen ziehen, die eine der kriegführenden Parteien davon trüge. Ihre wahren und wirklichen Interessen rathen beiden Mächten, sich über dem Gipfel des Hindukusch die Hand zu reichen und durch offene, maßvolle Politik die beiderseitigen Interessen wirksam zu schützen.

*

Freilich wird ein Kampf zwischen beiden Mächten jedenfalls in Zukunft auszufechten sein, der jedoch mit friedlichen Waffen durchgeführt werden kann: das ist der Kampf um die Handelshegemonie in Asien. Die Vorbereitungen und Rüstungen zu demselben haben bereits auf beiden Seiten seit längerer Zeit begonnen; denn als solche kann man wohl jene Projecte bezeichnen, welche die Herstellung von Schienenwegen zur Verbindung Europas mit Mittelasien, Indien und China bezwecken — russischerseits durch das asiatische und europäische Rußland, von englischer Seite durch Persien und die asiatische Türkei nach dem Mittelmeer. Wenn es auch noch nicht an der Zeit erscheint, die Chancen dieses russisch-englischen Eisenbahnkrieges genauer festzustellen, so ist es doch wohl angezeigt, die verschiedenen, immer wieder in den Zeitungen auftauchenden Projecte klarzustellen und den Beweis zu liefern, in wie bewußter Weise von den betheiligten Staaten die Zukunft ins Auge gefaßt wird. Wir beginnen zunächst, an das vorhandene Eisenbahnnetz Rußlands anknüpfend, mit denjenigen Projecten, welche dieses Land berühren.

II.

Schon vor zwei Decennien nahm die russische Regierung darauf Bedacht, das Bahnnetz des europäischen Rußlands möglichst bis an die asiatische Grenze auszudehnen nnd eine Schienenverbindung mit den asiatischen Besitzungen vorzubereiten. So schritt sie zunächst in den siebziger Jahren, um die Producte des erz- und kohlenreichen Urals den einheimischen Märkten zugänglicher zu machen, zu dem Bau der Uralbahn. Diese seit Jahresfrist vollständig dem Betriebe übergebene Bahn steht zwar mit dem europäischen Bahnnetz noch nicht in directer Verbindung; sie führt nur von Jekaterinburg bis nach Perm an der Kama, so daß die Hüttenprodukte bis zum Anschluß an das russische Bahnnetz der Flußschiffahrt übergeben werden müssen, auf die freilich der langen Winter wegen nur für sechs Monate im Jahre gerechnet werden kann.

Ebenso unentbehrlich erwies sich im Süden des Urals die Fortsetzung des russischen Bahnnetzes bis nach Orenburg. Seit seiner Gründung im vorigen Jahrhundert ist Orenburg der Ausgangspunkt für alle nach Mittelasien, namentlich nach Chiwa, Buchara, Taschkent, Kokan u. s. w. gerichteten Handelsunternehmungen, diplomatischen Sendungen und Kriegsoperationen gewesen; seiner durch die geographische Lage bedingten Wichtigkeit wegen ist es deshalb bereits seit drei Jahren über Ssamara, Pensa, Rjasan mit Moskau und St. Petersburg durch einen Schienenweg verbunden. Seitdem nun die in Centralasien neueroberten Länder zum asiatischen Rußland hinzugetreten sind, beschäftigt sich Rußland mit dem Gedanken, diese Ausläufer seines europäischen Bahnnetzes mit den neuerworbenen Gebieten in Verbindung zu bringen.

Bevor wir jedoch auf die, solche Verbindung bezweckende Projecte eingehen, vergegenwärtigen wir uns noch den derzeitigen Stand der Entwicklung des Bahnnetzes im kaukasischen Gebiete, jener anderen Berührungsstelle des europäischen Rußlands mit Asien. Hier hatten schon in den sechziger Jahren vorwiegend strategische Gründe die Nothwendigkeit einer Bahnverbindung des Kaukasus mit dem Reiche ergeben. Der Bau der Linie Rostow-Wladikawkas war die Folge hiervon, mit deren Eröffnung im Jahre 1875 eine directe Verbindung zwischen St. Petersburg über Moskau bis in das Terekgebiet hergestellt wurde.

Ebenso ist die Entstehung der bereits im Jahre 1872 fertiggestellten Bahnstrecke Poti-Tiflis auf die vom Fürsten Barjatinsky, damaligen Statthalter des Kaukasus, betonte Nothwendigkeit einer Schienenverbindung zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere zurückzuführen, von welcher jedoch aus politischen und pecuniären Rücksichten zunächst nur die Strecke Poti-Tiflis zur Ausführung kam. Nachrichten aus Tiflis zu Folge scheint man nunmehr auch mit den Hochbauten auf der Strecke Tiflis-Baku begonnen zu haben.

Das dringende Bedürfniß nach einer Bahnverbindung zwischen dem nördlichen Kaukasus und Transkaukasien hat zur Aufstellung verschiedener Projecte geführt; nach demjenigen, welches die größte Wahrscheinlichkeit auf Verwirklichung besitzt, wird die Trace von einer nördlich von Wladikawkas gelegenen Station der kaukasischen Bahn nach Alagir zum Engpaß Ardona und dann über Liachwa zum Anschluß an die Bahn Poti-Tiflis führen. Auch soll die russische Regierung bereits von Persien die Concession zum Bau einer Bahn Baku-Resht erhalten haben.

Das Interesse Rußlands an der Fortsetzung des kaukasischen Bahnnetzes bis zur persischen Grenze wird noch mehr gesteigert werden, wenn Persien den beabsichtigten Bau einer Eisenbahn von Enseli-Resht am Kaspischen Meere über Teheran bis nach Bender-Buschehr am persischen Golfe wirklich einmal in Angriff nimmt. Noch größere Bedeutung würden die Kaukasusbahnen erreichen, wenn es bei dem erwähnten persischen Bahnproject nicht sein Bewenden hat; im Wunsch, die persische Bahn von Teheran über Mesched, Herat und Kandahar, 2300 Kilometer weiter, bis nach Schikarpur am Indus zu verlängern, ist Persien eines Sinnes mit Rußland und England. Sie würde die nächste Verbindung zwischen Indien und den europäischen Meeren herstellen, außerdem die reichen kaukasischen und kaspischen Provinzen Persiens dem Weltmarkt öffnen. Aus politischen Gründen dürfte freilich vorläufig an die Ausführung dieses letzteren Projectes noch nicht zu denken sein; immerhin liegt jedoch eine Herstellung dieser Linie in ferner Zukunft nicht außer der Möglichkeit.

An die persischen Bahnprojecte anknüpfend, sei hier ferner der vom Hofrath von Hochstetter projectirten asiatischen Ringbahn gedacht, die von Moskau über Nischnii-Nowgorod, Kasan, Jekaterinburg, Ischim, Omsk, Semipalatinsk, durch das Sieben-Strom-Land im Süden des Balkasch-Sees, über Kopal und die Festung Wernoje, durch den Kastekpaß nach Tschemkent und Taschkent führen und über Chodschent, Samarkand, Balch, Mesched und Teheran bei Tiflis oder Baku wiederum das russische Bahnnetz erreichen soll. Die große Bedeutung dieser circa 10,000 Kilometer großen Ringbahn für die Entwickelung des centralasiatischen Handels, die Hebung der russischen Industrie und die Befestigung der russischen Macht in Asien legt Hochstetter in seiner Studie: „Asien, seine Zukunftsbahnen und seine Kohlenschätze“ in eingehender Weise dar.

Es ist klar, daß diese großartige Ringbahn durch die event. Ausführung transasiatischer Bahnen nach China resp. centralasiatischer nach Indien noch beträchtlich an Werth gewinnen würde.

Von transasiatischen Bahnprojecten verdient zunächst dasjenige des russischen Obersten Bogdanowitsch Erwähnung. Seine Linie führt von Jekaterinburg über Omsk, Tomsk, Krasnojarsk nach Irkutsk, überschreitet die Selenga im Süden des Baikal-Sees, alsdann bei Tschita das Jablonowoi-Gebirge und erreicht in südöstlicher Richtung Peking.

Unser berühmter Landsmann Ferd. von Richthofen zeigt uns dagegen einen andern Weg für eine Bahn von Rußland nach China, welcher nicht nur verschiedene volksreiche und productive Gebiete Centralasiens berührt, sondern auch die Hauptproductionsorte Chinas durchschneidet. Seine Bahn würde sich mit ihrem westlichen Ende an die Uralbahn anschließen, über Omsk und östlich vom Balkasch-See durch das Sieben-Strom-Land und das Kuldscha-Gebiet führen, über den Tian-Schan in die Becken des Lob-Nor und Kuku-Nor hinabsteigen, die Oase Hami mit Chamil berühren, Kansu, die größte Provinz im Westen des chinesischen Reiches passiren; alsdann müßte sie sich von Singan in der Provinz Schensi südlich vom Hoangho über Honan fortziehen und sich gabeln, um theils nordöstlich Tiantsin, den Hafen von Peking, theils südlich über Wutschang durch das Thal des Jangtsekiang Shanghai zu erreichen. Das hohe Interesse, welches die russische Regierung dem Projecte einer sibirisch-chinesischen Bahn entgegenbringt, documentirt sich darin, daß sie bereits vor wenigen Monaten den Bau der Linie Jekaterinburg-Tjumen angeordnet hat.

Es ist nun ferner eine ganze Reihe von Projecten zu berühren, welche die Herstellung centralasiatischer Bahnen bezwecken. Ein Project faßt zunächst eine Verbindung des Ost-

ufers des Kaspischen Meeres mit Indien ins Auge; diese Linie soll von Krasnowodsk im transkaspischen Gebiet beginnend über Kyshl-Arwat, dem Kopet-Dagh und den turkmenischen Forts entlang bis zum Thal des Heri-Rud führen und sich dann in der Richtung der Atrek-Linie bis zur Indus-Mündung fortsetzen. Für Rußland würde die Herstellung dieser Linie immerhin großes Interesse haben, da sie an der natürlichen Grenze seiner turanischen Besitzungen hinführt; für den internationalen Verkehr kann sie jedoch schon deshalb keine Bedeutung gewinnen, weil am Kaspischen Meere eine Umladung der für Europa bestimmten Güter stattfinden müßte.

Krasnowodsk wird ferner in einem andern Project zum Ausgangspunkt einer Bahnverbindung zwischen Rußland und den Flußgebieten des Amu- und Syr-Darja gemacht, welche dem Usboj, dem alten Bette des Amu-Darja (Oxus) folgen, Chiwa, Buchara und Samarkand berühren soll. — Dieser Linie ist kaum eine günstige Aussicht für die Zukunft zuzusprechen, da sie vorwiegend durch wasser- und menschenarmes Steppengebiet führt; die geplante Erweiterung der Oase Chiwa und die Hoffnung, damit einen neuen lohnenden Markt für europäische Producte zu schaffen, wird davon abhängen, ob es gelingen wird, den Usboj durch Hineinleiten des Amu-Darja wieder genügend mit Wasser zu füllen.

Von höherer Bedeutung sowohl für Rußland als auch für Mitteleuropa sind dagegen diejenigen Projecte, welche an die östlichen Ausläufer des russischen Bahnnetzes anknüpfen und eine directe Verbindung zwischen den europäischen und indischen Bahnen herzustellen suchen.

Zunächst ist ein Project von Baranowski zu verzeichnen, das, von Saratow an der Wolga ausgehend, das Ust-Urt-Plateau durchschneidet, Chiwa berührt und dem Laufe des Amu-Darja entlang bis Balch am Nordabhange des Hindukusch führt. Um diese Linie zu einer internationalen zu machen, soll der Hindukusch mit einem Tunnel durchbrochen und durch das Thal des Kabul die indische Grenzstation Peschawur erreicht werden. Diese Linie stellt allerdings die kürzeste Verbindung zwischen London und Kalkutta her, berührt jedoch nicht den Mittelpunkt des russischen Handels in Asien, Taschkent, und geht über den holz- und wasserlosen Ust-Urt.

Wenden wir uns weiter nach Nordosten, so kommen wir in ein Gebiet, das vorzugsweise von Projectenmachern aufgesucht worden ist. Eine große Menge von imaginären Linien ist bereits durch die Kirgisensteppe nach Turkestan u. s. w. geplant worden. Hier mögen nur die Projecte des Baron de Lesseps, des berühmten Erbauers des Suez-Kanals und Agitators für die Erbauung des Panama-Kanals, erwähnt werden, welcher die Mittel zu Vorstudien hergab, denen sich sein Sohn Victor de Lesseps in Begleitung des englischen Ingenieurs Stuart von Indien aus unterzog, während der französische Ingenieur Cotard von Rußland aus mit der Recognoscirung des in Frage kommenden Gebietes begann. Lesseps will nun von Jekaterinburg entweder über Troisk oder über Tjumen direct nach Süden gehen; Cotard schlägt dagegen die Linie Orenburg-Orsk vor. Bei Turgai (Orenburgskoje), nordöstlich vom Aral-See, vereinigen sich alle drei Linien und gehen alsdann am Rande der „Hungersteppe" über den Ort Turkestan nach Taschkent. Eine Verlängerung der Linie über Chodschent, Samarkand, Karschi, Balch und Kabul bis nach Peschawur ist ebenfalls in Aussicht genommen. Nicht zu den geringsten Schwierigkeiten in der Ausführung des Projects gehört das Passiren des Himalaya und Tian-Schan, welche Lesseps in nicht weniger als acht Tunnels durch Bergrücken von mehr als 3—4000 Meter Höhe durchkreuzen will.

Keines der angeführten Projecte hat jedoch den kürzesten Weg von Orenburg nach Taschkent gewählt, weil man die mit dem Namen „Kara-Kum" bezeichnete Sandwüste als ein unüberwindliches Hinderniß vermeiden zu müssen glaubte. Als solches hat sie sich nach den Berichten der in jene Gegenden abgesandten russischen wissenschaftlichen Expeditionen in den Jahren 1877—79 jedoch keineswegs erwiesen.

Der westliche Theil derselben, durch welchen der Karawanenweg von Orenburg nach Mailibasch am Syr-Darja führt, verdient zwar die Bezeichnung als vegetations- und wasserlose Flugsandwüste, die allerdings dem Bau einer Eisenbahn die größten Schwierigkeiten entgegensetzen würde; der nordöstliche Theil der Kara-Kum dagegen ist wesentlich anderer Beschaffenheit. Der Flugsand ist hier durch kräftige Vegetation fixirt, die Winde können ihn nicht mehr bewegen, der schmelzende Schnee kann ihn nicht mehr in die flachen Thäler schwemmen. Dieser Theil der Kara-Kum hat auch keinen Wassermangel und ist an vielen Stellen culturfähig.

Auf Grund dieser Ergebnisse ist für die erste Strecke der centralasiatischen Eisenbahn Orenburg-Taschkent folgende Trace festgestellt: von Orenburg zieht sie sich über das Mugadshar-Gebirge an der Wasserscheide der Flüsse Ural, Ilek, Orj und Irgis hin, durchschneidet die Kara-Kum, Kara-Kuduk berührend, geht über Kara-Tugai, am Syr-Darja entlang, über Perowsk und Turkestan nach Taschkent; die Entfernung von Orenburg bis Taschkent beträgt ca. 1700 Kilometer. Abgesehen von dem Vortheil der kürzesten Trace besitzt diese Linie Orenburg-Taschkent namentlich strategische Vorzüge: sie berührt den Syr-Darja nahe seiner Mündung in den Aral-See, sie beherrscht alle Wege, welche in das Syr-Thal führen, sie gestattet mit möglichst großer Schnelligkeit eine Armee in das Herz von Asien zu werfen.

Was nun die Fortsetzung der Bahn nach Indien anbetrifft, so ist dieselbe vorläufig in der Weise geplant, daß sie über Tschinas am Syr und Dschisak zunächst bis Samarkand, von dort in südlicher Richtung über den Amu nach Balch und bis Bamian an den südlichen Ausläufern des Hindukusch geführt wird; durch den Schibr-Paß gelangt sie nach Kabul und erreicht im Kabul-Thale entlang gehend bei Peschawur das indische Eisenbahnnetz.

Wenn immerhin die Fortsetzung der Bahn Orenburg-Taschkent nach Peschawur und damit die Herstellung einer directen Verbindung zwischen Europa und Indien im allgemeinen europäischen Interesse liegt, so würde doch selbstredend Rußland den größten Nutzen aus derselben ziehen. Denn die centralasiatische Eisenbahn erschließt die weiten und theilweise reichen Gebiete Centralasiens dem russischen Handel und schafft hier, sowie in Indien und auf indirectem Wege auch in China und den anderen ostasiatischen Ländern einen Rußland fehlenden Markt für den Absatz seiner Landesproducte und Industrieerzeugnisse.

Während Rußland jetzt seinen Bedarf an Baumwolle, Thee, Colonialwaaren u. s. w. zum allergrößten Theil durch Import über seine europäischen Grenzen decken muß und somit auf den europäischen Zwischenhandel angewiesen ist, wobei diese Producte bereits beinahe die Reise um die Welt gemacht haben, wird es diese alsdann mit der centralasiatischen Eisenbahn direct beziehen und anstatt mit russischem Gelde mit russischen Producten und Industrieerzeugnissen bezahlen können. Der Abfluß des russischen Geldes wird zum großen Theile aufhören, was dem inländischen Handel und der inländischen Industrie nur in hohem Maße zum Vortheil gereichen muß.

Wir dürfen ferner nicht außer Acht lassen, daß die centralasiatische Eisenbahn einem großen Theile des Handelsverkehrs zwischen Europa und Asien einen neuen, bequemern und billigern Weg durch Rußland hindurch weisen wird. Die Erzeugnisse von Persien, Mittelasien, den nördlichen Provinzen des indischen Reiches, von Tibet und Westchina nehmen alsdann unzweifelhaft ihren Weg über Moskau nach Europa, da die Transportkosten kaum die Summe betragen möchten, welche jetzt die Unkosten des Hinschaffens der Waaren nach dem nächsten Hafenorte ausmachen. Auf demselben Wege wird Europa gegen die Producte und Erzeugnisse des Ostens die seinigen austauschen. Der Durchgangshandel ist aber die Quelle nationalen Reichthums und Gedeihens, wofür Großbritanniens Entwicklung das beste Zeugniß abgibt. Daher läßt sich wohl mit größter Gewißheit annehmen, daß sich der Transithandel Rußlands, welcher im Jahre 1878 nur einen Werth von 3,9 Millionen Rubel repräsentirte, ganz besonders heben und namentlich Moskau sich sehr bald zur Metropole im zukünftigen Continenthandel aufschwingen wird.

Freilich kann vor der Klärung der Machtverhältnisse in Mittelasien kaum an eine Herstellung der Schienenverbindung zwischen Rußland und Britisch-Indien gedacht werden, und wird sich Rußland daher begnügen müssen, vorläufig den ersten Theil der centralasiatischen Bahn, soweit sie innerhalb seiner Machtsphäre liegt — bis Taschkent — fertig zu stellen, welcher ihm auch schon wesentliche Vortheile in politischer und commercieller Beziehung gewähren möchte.

Literatur und Kunst.

Louison.

Novelle von Heinrich Laube.*)

In dieser Erzählung heißt es einmal: „Der Charakter des Schauspielers bildet sich nach seinem Berufe."

Diderot verlangte bekanntlich, daß man versuchen solle, statt der Charaktere die Verschiedenheit des Berufs zur Hauptsache in der Komödie zu machen. Auch dieser Gedanke des bedeutenden Mannes ist, wie so vieles Andere, was die Bühne betrifft, innerhalb gewisser Grenzen zur Ausführung gelangt. In modernen, Stoffe der Gegenwart behandelnden Stücken tritt wohl kaum noch eine Person von Wichtigkeit auf, deren Beschäftigung uns nicht schon der Zettel mittheilte.

In dieser Zeit der allgemeinen Arbeit, wo selbst die Frauen immer zahlreicher sich einem bestimmten Berufe widmen, übt die gewöhnlich schon bei der Erziehung ins Auge gefaßte Erwerbsthätigkeit einen solchen Einfluß auf das Denken und Empfinden der meisten Menschen, daß auch ihr Handeln mit dadurch bestimmt wird und ihr Charakter davon ein besonderes Gepräge empfängt.

Kann der Beruf nun auch nicht in dem, Handlungen zur Darstellung bringenden Drama an Stelle des Charakters treten, weil er zu dessen Bildung nur beiträgt, so geschieht dies doch in solchem Grade, daß er in den meisten Fällen bei der Motivirung der Handlung nicht mehr außer Acht gelassen werden darf. Wie dieser Mensch gerade so handeln konnte, erklärte sich uns heute oft zum großen Theil aus seinem fortwährenden Thun in seinem Berufe. Der Vor- und Familienname genügt uns heute nicht mehr. Ganz genau wollen wir über die Beschäftigung der Personen unterrichtet sein. Die bloße Bezeichnung „Offizier," „Beamter" ist uns in den meisten Fällen schon zu ungenau; was für eine Charge, was für einen Posten sie bekleiden, welchen Handel, welche Kunst sie treiben, verlangen wir zu wissen.

Besondere Arten des Dramas, wie z. B. die Künstler-, die Malerdramen aus der Berufsthätigkeit abzuleiten, war allerdings eine arge Verirrung. Nur ein einziges Drama besitzen wir, dem man diesen Namen mit Recht beilegen könnte, insofern nämlich das Schicksal des Helden ganz aus seiner Kunst, aus seinem Dichten hervorgeht. Das ist der Tasso!

Am wenigsten eignet sich der Maler und Dichter als solcher zum Helden des Dramas. Weit weniger noch als der Schauspieler, weil es bei diesem immer noch leichter als bei jenem gelingen kann, uns sichtbar zu machen, wie auf sein Handeln seine Beschäftigung den entscheidenden Einfluß übt, wie sein Charakter eben, wie Laube von der „Louison" sagt, ganz nach seinem Berufe gebildet wurde.

Aber das Alles läßt sich viel besser schildern und erzählen, als darstellen, und deshalb ist der Roman und besonders die Novelle auch diejenige Form, in der es am besten gelingt, das Schicksal des Menschen mit dem des Künstlers so unlösbar zu verbinden, daß wir uns Eins von dem Anderen getrennt nicht vorzustellen im Stande sind. In diesem Sinne hat Laube in seiner „Louison" eine echte Künstlernovelle, eine echte Schauspielernovelle geschaffen.

Kein Anekdotenbuch ist diese Louison, wie es derartige Erzählungen gewöhnlich zu sein pflegen. Wir erhalten einen tiefen Einblick in die Natur des Schauspielers und in das Wesen seiner Kunst. Man zeigt uns, aus welchem Holz der Schauspieler geschnitzt sein muß, was er aber auch in seinem Gemüth durchleben muß, wenn sich seine Nachbildungen je vertiefen, wenn sie nicht ewig an der Oberfläche haften sollen.

Das Talent ist wie in jeder Kunst, so auch in dieser die unentbehrliche Grundlage, aber nur der, dem das Leben die Seele gewaltig durchschüttert hat, vermag der Freude und dem Schmerz den Ausdruck zu verleihen, der das in uns erregt, was die höchste Absicht der dramatischen Dichtung ist: Furcht und Mitleid.

Die Louison ist trotz ausgeprägtester Individualität eine typische Gestalt. Darum ist die Novelle so belehrend. Jede Schauspielerin findet sich in ein paar Zügen in der Louison wieder: sie ist ein Spiegel für Alle. Einen Leitfaden gibt der Verfasser aber allen denen, welche, ohne die Bühne selbst zu betreten, doch zu derselben gehören. Directoren, Regisseure, Bühnendichter, Recensenten, die Professoren der Conservatorien und alle die, welche die Kunst und die Künstler protegiren, mögen sich desselben bedienen zur Ergründung des chamäleonartig schillernden Wesens, Schauspieler genannt.

Wie uns durch die Schilderung von Louisons Persönlichkeit und ihrer Art sich zu geben, das Talent des jungen Mädchens und zwar zunächst für ein ganz bestimmtes Fach gleich lebendig zur Anschauung gebracht wird, das muß als geradezu meisterhaft bezeichnet werden. Und ebenso ist es dem Verfasser gelungen, die Entwicklung des Talentes in einer der Natur Louisons angemessenen Weise von einer niederen, rein naturalistischen Manier, zu einem höheren, idealeren Stil überzeugend klar darzulegen. Niemand kann das übrigens überraschen, der mit Laubes dramaturgischer Thätigkeit nur einigermaßen bekannt ist. Müssen ihm doch selbst die entschiedensten Gegner seine unvergleichliche Spürkraft für das schauspielerische Talent und seine nicht mindere Begabung, demselben die ihm eignenden Wege und Ziele zu weisen, zugestehen.

Sehr hat es mich aber überrascht, daß man nicht nur in der Louison, sondern auch in Rambert, dem Pariser Professor, der des Mädchens ersten Unterricht übernimmt, Porträts, und zwar in letzterem Laubes eigenes erkennen will. Daß er wie zu jener, von ihm genau gekannten Schauspielerinnen, so auch für den Professor der Geschichte von sich selbst einzelne Züge entlehnt hat, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aber dies ist doch nicht weiter geschehen, als es gut war, den typischen Figuren jenes Leben einzuhauchen, das sie wie Personen erscheinen läßt, denen man schon wirklich einmal begegnet ist.

Einzelne Reden des Professor Rambert könnte Laube allerdings gerade so gesagt haben. Die kurzangebundne Weise ist ganz die seine. Wie hätte sich Laube aber wohl selbst in dieser Person gezeichnet, wenn es nicht zugleich in seiner Absicht gelegen hätte, sich auch selbst ad absurdum zu führen? Geht es aus der Novelle nicht ganz deutlich hervor, daß Laubes Standpunkt (einige Dinge abgerechnet, über die unter Vernünftigen kein Zwiespalt sein kann) ein ganz anderer als der des Professors ist? Rambert ist Anhänger des alleinseligmachenden akademischen Stils. Wie paßt das auf Laube? Jener ist auf dem Wege, das Talent seiner Schülerin in bestem Glauben zu Grunde zu richten. Und der gute Genius Louisons, oder vielmehr ihr richtiger Instinkt, heißt sie denn auch, trotz aller Verehrung für ihren Lehrer, ihm und ihren Eltern durchbrennen. Von einem alten praktischen Director in St. Quentin profitirt Louison auf einigen Proben mehr als von dem ganzen Unterricht des gelehrten Professors. Auf ihr hübsches Aeußere und ihre natürliche Art sich zu geben, engagirte sie dieser Theaterprakticus auf der Stelle. Welchem Director wässerte aber auch nicht bei solcher Schilderung der Mund?

„Rabenschwarze Haare, schwarze Augenbrauen schattirten ein Antlitz und einen Hals von blendender Weiße. Die Röthe

*) Ein Bd. 8. 16 Bgn. Braunschweig 1881, George Westermann.

auf den Wangen und dem kleinen schwellenden Mund forderten gleichsam zum Kusse heraus, und wenn sie die Lippen öffnete beim Sprechen oder Lachen, und die kleinen blendenden Zähne zeigte, da gefiel sie Jedermann über die Maßen. Und über all' diese Aeußerlichkeiten strahlte eine unschätzbare Eigenschaft: sie war sympathisch, man hatte sie sogleich lieb."

Ihre Bekanntschaft hatte der Professor in Brüssel im Hause ihrer Eltern, einfachen Gärtnersleuten, gemacht. Er hielt sich dort historischer Studien halber auf. Nach Paris zurückgekehrt, stellt er Recherchen nach der verschwundenen Schülerin an. Einem Freund von ihm gelingt es, sie in St. Quentin aufzutreiben, und sammt der Mutter muß sie nun nach Paris in das Haus des Professors und aufs Neue den Unterricht wieder bei diesem beginnen. Dem letzteren fügte sie sich nicht gern, denn sie wußte, wie viel mehr sie bei ihrem Director gelernt hatte, der ihr gleich bei der ersten Rolle gesagt hatte, Alles zu vergessen, was ihr der Professor „eingetrichtert", sich ganz ihrem Naturell zu überlassen und vorerst ganz zu sprechen, wie ihr der Schnabel gewachsen. Dies Recept unsrer guten alten deutschen Schule hatte auch in St. Quentin glänzende Früchte schnell gereift. Nach einigen Wochen war Louison der erklärte Liebling des Publicums. Aber desto lieber ließ sie sich den Luxus und Comfort in Ramberts Hause, Champs Elisées, gefallen. Sie nahm von allem Anfang Alles was ihr geboten so hin, als wenn es sein müßte. Eigentliches Gefühl des Danks empfand sie, wie sie selbst sehr aufrichtig äußerte, gegen Niemand. Daß ihr erstes Debut bis zu Beginn der nächsten Saison hinausgeschoben wurde, war ihr nicht recht, sie hätte am liebsten auch in Paris gleich drauflos gespielt.

Nicht nur verschiedene Directoren hatten ihre Bühne der glänzenden Erscheinung gleich zur Verfügung gestellt, sondern auch einer der beliebtesten Autoren hatte sich sofort erboten, ihr für das Gymnase ein Stück zu schreiben, das ihre eigne Geschichte zum Inhalt haben sollte.

In den Unterrichtsstunden geht es nicht mehr ohne Widerspruch ab. Louison nimmt Alles an, was die reine Aussprache betrifft, aber schon in Bezug auf die Betonung läßt sie sich nicht viel drein reden, und den herkömmlichen Tonfall läßt sie sich nicht octroyiren. Von Versen will sie überhaupt noch nichts wissen.

So bekümmert es Rambert z. B. auch nicht wenig, daß sie für das Théâtre français keinen Enthusiasmus empfindet. Die hohe Tragödie läßt sie ganz kalt, aber selbst das Conversationsstück macht hier nicht den erwarteten Eindruck auf sie. Die richtigen Bemerkungen über die Darsteller setzten den Professor hingegen mitunter in angenehmes Erstaunen.

Ein viel größeres Vergnügen bereiteten Louison die Vorstellungen im Gymnase, in den Variétés und selbst in den entfernteren Boulevardtheatern. Mit Schrecken erfüllte ihren Gönner aber das Entzücken, welches ihr die Clowns im Circus bereiteten.

Es ist dies ein außerordentlich feiner Zug in der Charakteristik Louisons. Dieses Wohlgefallen an der naturwüchsigen, drastischen Komik der Clowns wirft auf das eigne Talent des jungen Mädchens, für das dem Professor so ganz das Verständniß fehlte, ein sehr helles Licht. Wie ihr die volle Ursprünglichkeit an Anderen das größte Vergnügen bereitet, so beruht ihr eignes Talent jetzt auch noch allein auf der ungehemmten Entfaltung ihrer unverkünstelten Natur. Es ist kein Zufall, daß wir jetzt auf unsrer Bühne am meisten Ursprünglichkeit und technisches Können bei den Komikern und Soubretten finden. Unsere Aufmerksamkeit und Achtung für dieses Genre beweist unsere Fortschritte in der Erkenntniß des schauspielerischen Elementes. Ich freute mich ungemein, als ich von Laube vor einigen Jahren in der „Wiener freien Presse" eine ähnliche Ansicht ausgesprochen fand. Aus den Clowns und Volkssängern sind übrigens in Frankreich sowohl als in Deutschland einige ausgezeichnete Komiker hervorgegangen.

Bei Louison kam jetzt Alles darauf an, sich mit der Rolle vollständig zu identificiren. Dazu bedurfte es ihrer Individualität entsprechender Rollen. Für das energische Empfinden einer tragischen Rolle hatte sie noch nicht genug mit ihrer eigenen Seele durchlebt.

Malevy, der für das Stück gewonnene Schriftsteller, hatte sogleich begriffen, daß die für Louison zu creirende Rolle ihr, wie der Bühnenausdruck lautet, auf den Leib geschnitten sein mußte. Er lud sich zu diesem Zweck: zum Charakterstudium Louisons, auf mehrere Wochen auf das Gut Ramberts ein, wohin dieser von Paris mit seinem ganzen Hausstand übergesiedelt war.

Wie es der Schilderung Laubes gelungen ist, uns von Louisons Treiben auf dem Lande, in Paris und in dem Bade Biarritz ein so lebendiges Bild zu entwerfen, daß wir ihren Ton zu hören, jede ihrer Bewegungen zu sehen vermeinen, so konnte es einem so gewandten Bühnenschriftsteller wie diesem Malevy auch nicht mißglücken, ein aus dem Spiegel gestohlenes Porträt von ihr zu Stande zu bringen. Die Louison seines Stückes wurde die wirkliche Louison wie sie leibt und lebt. Ein fröhliches, munteres Geschöpf, anmuthend wie ein lachender Maientag, anstellig zu Allem, schnell in der Auffassung, geschickt in der Ausführung, aber abspringend, das Neue mit Lebhaftigkeit ergreifend, um es dann schnell für etwas Anderes wieder fallen zu lassen. — Sie ist ohne Tücke und ohne Falsch. — Aber wie kennt Laube seine Leute! Diese Louison ist für das Theater geboren. Sie, die nie lügt, die keines Verrathes fähig ist — als es ihren Erfolg auf der Bühne gilt, kostete es ihr nur ein kurzes Besinnen, ihren Wohlthäter dem öffentlichen Gelächter preiszugeben.

Malevy braucht für sein Stück einen schmachtenden Liebhaber. Nach der Situation scheint ihm der Professor als Lehrer am passendsten dafür.

Von Malevy überzeugt, daß er für den Erfolg ihres Stückes des Professors als schmachtenden Liebhabers bedarf, gibt Louison ihre Einwilligung zu dieser indiscreten Licenz. Das Stück wird hinter dem Rücken Ramberts in dieser Weise poetisirt, Louison erhält heimlich ihre Rolle, und der Dichter reist ab mit dem Gelöbniß unverbrüchlichen Schweigens. In Bezug auf Erreichung des Zweckes herrscht zwischen Schauspielern, Politikern und Jesuiten kein großer Unterschied. Keiner von ihnen, der sich in der Wahl der Mittel genirte. Und freilich, wer am Theater nicht zwischen Ambos und Hammer kommen will, der darf persönliche Rücksicht nicht kennen.

Der Erfolg Louisons in Malevys Komödie „Louison" war ein durchschlagender. Der Director engagirt sie sofort mit hoher Gage. Das Stück wird jeden Abend vor ausverkauftem Hause gespielt. Louison ist ein neuaufgehender Stern am Pariser Theaterhimmel.

Die Methode des Professors erhält eine glänzende Widerlegung. Nicht der Akademismus, das glücklich in Scene gesetzte Naturell Louisons verschafft ihr den ersten Sieg auf den Brettern. Die Tendenz der Novelle, es lassen sich nicht alle Talente in derselben Weise dressiren, tritt deutlich hervor.

Das Schauspielerthum, wie es in echt deutschem Sinne von Laube gefaßt wird, ist, abgesehen von der Technik, auf die inneren Erlebnisse gestellt. Eine Louison konnte nur das ergreifend wahr darstellen, was sie innerlich schon selbst einmal durchempfunden hatte. Von keiner Kunst gelten mehr als von der Schauspielkunst die Worte: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen ꝛc."

Der weitere Verlauf der Novelle lehrt Louison nun auch wie sie das Publicum weinen mache.

Wo ein volles, rundes Organ, eine energische Aussprache, einiges Feuer und etwas rhetorisches Talent vorhanden ist, da findet das große Publicum an der Darstellung tragischer Rollen meist vollständiges Genügen. Treten ihm aber diese Gaben nicht von der Bühne entgegen, so verlangt es in diesen Rollen die größte Verinnerlichung des Worts, die vollkommenste Durchgeistigung der Bewegung. Nichts darf conventionell bleiben, Alles muß hörbare und sichtbare Seele werden. Wer für tragische, gefühlvolle Rollen nicht mit der Phantasie des Genies begabt ist, wer nicht alle äußeren Mittel dafür mitbringt, der muß von den Gefühlen, die er darzustellen hat, wenn er sie zu großer Wirkung bringen will, schon starke Anklänge daran in seiner eigenen Seele gehabt haben.

Louison, die bisher nur gelacht hatte, sie sollte nun auch das Weinen lernen.

Das von ihr so heiß ersehnte, so wunderbar schnell verwirklichte Glück ward für sie die Quelle erst zahlreicher Verlegenheiten, dann tiefen Schmerzes und banger Angst, endlich dem Wahnsinn nahebringender Verzweiflung.

Der sie aus ihren Drangsalen errettet, ist derselbe, der sie zur Erkenntniß des Idealen auch in ihrer Kunst führt, der sie lehrt, Verse sprechen, der ihr die „neue Louison" schreibt, welche ihr dasselbe Renommée im ernsten wie im munteren Fache verschafft, und der sie für das Alles zum Schlusse dann als Gattin in seine Arme schließt.

Das was den Künstler zum Künstler macht, ihn vom bloßen Handwerker unterscheidet, das läßt sich auch in den Schauspieler nicht von außen hineintragen, das muß in ihm vorhanden sein und läßt sich durch richtigen Unterricht nur heraus-, hervorholen. Auch die Technik muß gleichsam von Innen herausgebildet werden. Wie wir ein Goethe'sches Wort schon brauchten, so wollen wir jetzt mit einem Schiller'schen schließen: „Es ist der Geist, den sich der Körper baut." Die Worte der beiden großen Dichter sind es, die die dramaturgische Weisheit Laubes in dieser Novelle lehrt. E. Bürde.

Frau von Rémusat.

II.

Trotz des Triumphes, den Frau von Rémusat über die Großthaten ihrer Nation empfindet und trotz des Frohgefühls, das sie aus ihrer Liebe schöpft, ist sie doch nicht immer fröhlich, sie wird ernster und strenger in ihrer Lebensauffassung und möchte diese Veränderung naiv genug auf ihr zunehmendes Alter schieben, trotzdem sie bei Beginn des Briefwechsels kaum 24 und bei Beendigung desselben noch nicht 34 Jahre alt ist. Ihr Optimismus verschwindet, obgleich sie sich dagegen sträubt, „den goldenen Schleier, durch welchen man in der Jugend das Menschengeschlecht betrachtet, abzuwerfen", und ein gesunder Pessimismus beginnt sich zu bilden, der sie nöthigt, den Dingen auf den Grund zu gehen und den Glauben an das Wohlwollen und die durchweg gütige Theilnahme der Nebenmenschen aufzugeben. Sie faßt einmal (I, 356 fg.) ihre neugewonnene Anschauung vom Leben in das hübsche Bild zusammen: „Das Leben erscheint mir wie ein Weg, auf dem man, ungefragt hineingeschoben, vorwärts gehen muß, gleichviel ob Willen und Kräfte ausreichen. Zuerst beginnt man sich auf einem Pfade fortzubewegen, der bequem aussieht, weil man nur wenig davon erkennt und das Mitleid sowie die Hülfsbereitschaft der Begegnenden bemerkt. Allmählich sieht man, daß der Weg ziemlich steil wird, aber man erfreut sich an den Blumen, welche die Abgründe verbergen, geht schneller, fester, obgleich der Pfad unsicher und die Aussicht verschleiert wird, erfreut sich an Allem, was man auf dem Wege trifft, und betrachtet das mitleidig überlegene Lächeln der Vorübergehenden, die nicht mehr daran denken, dem Irrenden Unterstützung zu gewähren, als ein Zeichen des Wohlwollens. Immer höher steigt man, endlich gelangt man auf den Gipfel, da zerfließt der Schleier und der Horizont breitet sich aus: die Blumen sind nun verschwunden und die Blicke verlieren sich in dem Abgrund, in den uns ein öder Weg geleitet und zu dem wir uns doch mächtig hingezogen fühlen. Glücklich, hundertmal glücklich diejenigen, die wie ich einen liebenswerthen und sichern Führer gefunden, der sie vor so vielen gefährlichen Abgründen behütet."

Diese Liebe zu ihrem Gatten ist der feste Punkt in ihren moralischen Anschauungen überhaupt: sie verlangt von den Frauen Bescheidenheit, Zurückhaltung, eheliche Treue, rühmt sich zwar nicht ihrer Tugend, sondern gesteht, daß es sie, in Folge der liebevollen Gesinnung und Behandlungsweise ihres Gatten, wenig gekostet habe dieselbe zu erlangen, aber sie erkennt doch, daß andere Frauen weit hinter ihr zurückstehen. Namentlich in Aachen, wo sie ihrer schwachen Gesundheit wegen zweimal war, und woher sie über deutsche Verhältnisse weniger berichtet als wir wünschen möchten — nur gelegentlich spöttelt sie über die barbarische Sprache und das wilde Land —, hatte sie Veranlassung, ihre gesicherte Lage mit der unsichern einer Freundin zu vergleichen und ihre moralische Stärke auf Kosten von deren moralischer Haltlosigkeit zu erheben. Jene Frau nämlich war in ihrer Ehe unglücklich und suchte sich für die Widerwärtigkeiten, die sie von ihrem Manne zu erdulden hatte, durch ein Liebesverhältniß zu trösten, das ihr zwar Genuß verschaffte aber auch Qualen bereitete, theils durch die Furcht vor Entdeckung, theils durch die Ungewißheit über das Schicksal ihres im Heere dienenden Geliebten. So sehr nun Frau von Rémusat derartige Verhältnisse mißbilligt und der untreuen Gattin ins Gewissen zu reden versucht, so läßt sie sich doch einmal durch die Qualen der Unglücklichen, die sie täglich mitansehen muß, zum Mitleid bewogen zu der sehr bedenklichen Aeußerung hinreißen, daß die Frauen ein ähnliches Recht beanspruchen müßten, wie die Männer es sich häufig usurpiren, das Recht nämlich, ihren Herzen außerhalb der pflichtmäßigen Verbindung, in welche sie gezwungen seien, Nahrung zu verschaffen.

Die Liebe zum Gatten, die ihre moralische Gesinnung bestimmt, neigt die Briefschreiberin auch der Frömmigkeit zu, sie betet, wie sie einmal anmuthig schreibt, um durch das Beten erneute Veranlassung zu haben, an den Entfernten zu denken. Aber auch in diese Frömmigkeit mischt sich eine gewisse Nuance von Frivolität. Zwar las sie mit großer Erbauung Pascal und Massillon nebst manchen anderen frommen französischen Schriftstellern, und war eifervoll genug, um für ihre Ansichten Proselyten zu werben; sie beobachtete ziemlich streng die kirchlichen Gebräuche, zuerst aus Gewohnheit, sodann, als die körperlichen Uebel sich steigerten, aus innerm Drange. Trotzdem ist ihr katholisches Glaubensbekenntniß nicht sonderlich fest, denn da sie (1810) Heß' Leben Zwinglis liest, empfängt sie durch diese Lectüre „eine gewisse Neigung zum Protestantismus" und unmittelbar nachdem sie sich an einer christlich frommen Predigt Bourdaloues erbaut, liest sie einen Dialog des heidnischen Spötters Lucian, „eines Schriftstellers, der mir ganz unbekannt war, der mich aber durch seinen Geist unterhält".

Man sieht, die fromme Lectüre füllte die Tage der reichbegabten und geistig beweglichen Frau nicht aus. Vielmehr gab sie sich einer mannichfaltigen Beschäftigung hin, die Vielseitigkeit ihrer Thätigkeit und ihrer Lectüre setzt oft in Staunen. „Ich bin," so heißt es in dem Briefe vom 26. Juli 1807, „mit dem 4. Gesang Virgils zu Ende," — denn sie lernte lateinisch, um dem geliebten Sohne in seinen Studien beizustehen — „schreibe den vorletzten Brief meines Romans, bin mit meinem gestickten Sessel bald fertig, mache Fortschritte im Zitherspielen und werde im Whist ein kleiner Herzog von Laval. Nur in der Zärtlichkeit für Dich vermag ich kaum mehr eine höhere Stufe zu erklimmen."

Theilweise ist es wieder die Liebe zu ihrem Gatten, die ihr geistiges Interesse und ihre Theilnahme an den literarischen Bestrebungen bestimmt. Denn so gern sie sich auch mit Geschichte beschäftigte, in römische Geschichte und die darüber handelnden Betrachtungen St. Evremonds und Montesquieus sich vertiefte, die Geschichte Alexanders des Großen studirte und ihrem Söhnchen Begeisterung für ihren Lieblingshelden einflößen wollte, während dieses durch die menschlich widerwärtigen Züge des Eroberers abgestoßen wurde, Revolutionsgeschichte Englands und die französischen Memoiren früherer Epochen las, unter denen die Glanzzeit Ludwigs XIV. ihr, der angeblichen Despotenfeindin, als würdigste und staunenswertheste erschien, — am liebsten berichtete sie doch von neuen dramatischen Ereignissen, von Theaterautoren, und von dem lebhaft erregten Schauspielervölkchen, das, der Herrschaft ihres Mannes unterstellt, während der Abwesenheit desselben mit seinen Verlegenheiten und Eifersüchteleien sich häufig an Frau von Rémusat wandte und in ihr eine freundliche Beratherin fand. Gar viele freilich, von denen berichtet wird, sind vergessene Größen, wenn sie überhaupt jemals Größen

waren, aber auch Talma gehörte zu den Leuten des Herrn von Rémusat und manche kleine Notiz über ihn mag für große Berichte über unbedeutende Nebenbuhler entschädigen. Unter den dramatischen Autoren nimmt Lemercier (21. April 1772 bis 8. Juni 1840) die erste Stellung ein; am meisten ist von seinen beiden Dramen: die Tempelherrn und Plautus die Rede; und es ist nicht uninteressant, außer dem Urtheile einer geistreichen Frau, das man immer gern hört, die Entstehungsgeschichte solcher Dramen zu verfolgen, die Wünsche und Hoffnungen ihrer Autoren und Gönner gleichsam mitzuerleben und dadurch, fast zwei Menschenalter nach Abfassung jener Dramen, Neugier und Aufregung der Zeitgenossen mitzumachen. Von besonderm Interesse ist in Lemerciers Trauerspiel eine auf die damaligen Ereignisse gedeutete Anspielung, die Stelle einer Rede nämlich, in der es vom König von England heißt: „Der Schrecken meines Namens verfolgt ihn in seine Insel", eine Stelle, die selbstverständlich auf Napoleon und dessen damals beginnende Feindseligkeit gegen Großbritannien bezogen wurde. Es war natürlich, daß in der napoleonischen Zeit, die sich eben, da sie so durchaus gewaltsam und revolutionär war, niemals recht sicher fühlte und die, trotzdem sie einen vollkommenen Bruch mit der Vergangenheit darstellte, aus vergangenen Zeugnissen eine Ankündigung ihres Erscheinens entnehmen und eine Berechtigung ihrer Existenz herzuleiten wünschte, die Dramen der vergangenen Zeit von den eifervollen Anhängern des neuen Regiments begierig durchgesehen wurden, um Vorhersagungen aufzuspüren, und von mißtrauischen Wächtern sorgsam angeschaut wurden, um Anzüglichkeiten, die Bedenken erregen konnten, rechtzeitig zu entdecken. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist ein leiser Spott der Frau von Rémusat gegen ihren Gatten. Sie macht sich über ihn lustig, daß er den Wunsch des Kaisers, in seinen Flitterwochen nach der zweiten Heirath mit der Erzherzogin Marie Louise von Oestreich eine Darstellung des Britannicus von Racine zu sehen, so unbeanstandet befriedigt habe. Napoleon hatte bekanntlich seine unfruchtbare Ehe mit Josephine getrennt unter dem Vorgeben, er bedürfe einer Nachkommenschaft für die Zukunft des Reiches, hatte aber trotz der politischen Pläne, die das neue Ehebündniß erheischten, die alte Hinneigung zu der langjährigen Gefährtin seines Geschicks nicht aufzugeben vermocht. Nun kamen aber in der Racine'schen Tragödie die Verse vor, welche der jungen Ehefrau, welche die Verhältnisse gar wohl kannte, verrätherisch klingen mußten: „Nicht daß ein Ueberbleibsel von Zärtlichkeit mich an ihre Ehe knüpft und mich ihre Jugend beklagen läßt; kein Liebespfand ist unserm Lager entsprossen; vergeblich verlangt das Reich einen Erben." Talma, der diese Worte zu sprechen hatte, wurde verwirrt, die Zuhörerschaft peinlich berührt, Napoleon that, als wenn er schliefe.

Nicht von Theaterdingen allein spricht die Correspondenz, und nicht nur dramatische Schriftsteller machten den Cirkel geistreicher Menschen aus, der sich allabendlich in dem Salon der Frau von Rémusat und ihrer Mutter versammelte, vielmehr fanden sich hier Würdenträger des Staates und der Kirche, angenehm plaudernde, verständig zuhörende Frauen und hervorragende Schriftsteller zusammen. Von ihren Unterhaltungen berichtet Frau von Rémusat häufig und erregt durch ihre Mittheilungen Erstaunen darüber, daß inmitten der furchtbaren Kriege, die Staat und Gesellschaft so vollkommen umwälzten, die Art der geistreichen, von den Zeitverhältnissen sich völlig entfernt haltenden Plauderei doch noch dieselbe geblieben war, wie in den friedeathmenden Salons des 18. Jahrhunderts, daß man über literarische und moralische Fragen so eingehend und mit so wichtiger Miene verhandelte, als lebte man in Verhältnissen und Zeiten, in denen nicht täglich auf den Schlachtfeldern das Geschick der Nationen gewaltsam umgestaltet würde.

Unter den Theilnehmern dieser Gespräche ist der Abbé Morellet (1727—1819) einer der bekanntesten. Morellet war praktischer Philosoph, auch Politiker, ein thätiges Mitglied der Gesellschaft der Encyklopädie, einer jener literarischen Feinschmecker, der sich lieber an den Thorheiten Anderer ergötzte als durch seine Schriften die Kritik der Uebrigen herausforderte. Seine Memoiren, die zwei Jahre nach seinem Tode herausgegeben wurden, entwerfen ein Bild der Gesellschaft, in der er sich bewegte, aber freilich nicht ein Bild, wie es wirklich war, sondern wie er es sah. Von einer seiner charakteristischen Aeußerungen erzählt Frau von Rémusat. Er sprach von dem Wörterbuch der Akademie, an dem er beschäftigt war, und klagte darüber, daß die Feststellung der Bedeutung der einzelnen Worte durch Rücksichtnahme auf die Schriften von Frauen, besonders der Frau von Sévigné, sehr erschwert würde. „Da er keinen sonderlichen Werth legt auf alle die kleinen Aeußerungen des Gefühls, in denen der Hauptreiz der Schriften von Frauen besteht, so würde er gern in die Verbrennung der vorhandenen einwilligen und in Zukunft den Frauen verbieten, literarisch thätig zu sein."

Es würde zu weit führen, alle die Namen der Männer und Frauen aufzuführen, welche die Tafelrunde der geistreichen Frau ausmachten — auch politische Persönlichkeiten sind darunter, z. B. der „Erzkanzler" Cambacérès und der geniale Diplomat Talleyrand, doch sind die Mittheilungen über beide dunkel und unbedeutend, vielleicht weil es bedenklich war sich offen über derartige Männer zu äußern —; übrigens würde eine solche Aufzählung nur für Literaturkundige einiges Interesse haben. Nur drei seien daher aus der großen Zahl von Männern und Frauen hervorgehoben, die aus den verschiedensten Gründen besondere Beachtung verdienen.

Die erste ist Adelaide von Souza (1761—1836), die in erster Ehe mit dem Grafen Flahault vermählt, durch diese Verheirathung mit Frau von Rémusat verwandt wurde, durch ihre zweite Ehe mit dem portugiesischen Gesandten in Paris mit dem Kaiser in mannichfache Berührung kam, trotz mancher Gunstbeweise aber, die sie vom Kaiser erhielt, durch unvorsichtige Reden, wie es scheint, Veranlassung zur Abberufung des Mannes gab (1805). Dann ging sie, nur widerwillig ihre Heimat verlassend, mit ihrem Manne nach Berlin und wurde 1811, von dort zurückgekehrt, von Napoleon mit der sehr verfänglichen, zudem in barschem Tone herausgestoßenen Frage begrüßt, ob man in Preußen die Franzosen liebe. Sie aber als geistreiche Frau zog sich sehr fein aus der Verlegenheit durch die Antwort: On y aime la France comme les vieilles femmes aiment les jeunes, und selbst der Kaiser konnte dieser klugen und muthigen Erwiderung seine Anerkennung nicht versagen. Sie lebte inmitten der Revolutionszeit, die ihrem ersten Gemahl das Leben kostete, und der kaiserlichen Herrschaft, die ihrem zweiten Gemahl Verdrießlichkeiten bereitete, und da sie in beiden Romane schrieb, die damals großen Erfolg fanden, so hätte sie Gelegenheit genug gehabt, ihre Klage und Trauer über die verwirrten Verhältnisse der Zeit zum Ausdruck zu bringen. Aber von solchen Klagen ist in den Romanen nichts zu finden. Nur einmal läßt sie eine Klage hören — und in dieser spricht ihr eigener Schmerz —, daß die armen Mütter ihre Söhne aufziehen, nicht um eine Stütze ihres Alters in ihnen zu erlangen, sondern um sie in das Heer zu entlassen, einem unsichern Schicksal entgegen; sonst hält sie es für Aufgabe der Frauen, sich von Politik zu entfernen: Adèle von Sénanges, die Heldin des nach ihr benannten Romans (1793), antwortet auf politische Anfragen und Anspielungen: „Mein Mann hat einen Gichtanfall und ich bin sehr betrübt darüber", und Mathilde (in Eugénie et Mathilde, 1811), in deren Familie die Revolution viele Opfer gefordert, vielleicht ein Abbild der Schriftstellerin selbst, lehnt jede Besprechung politischer Dinge ab, denn sie sei davon ennuyée à l'excès. Vielmehr schreibt sie wie mitten im Frieden als Schülerin und Nachahmerin der moralischen englischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, von Liebe redend ohne Leidenschaft, bedenkliche Verhältnisse streifend ohne jemals anstößig zu werden, z. B. in aller Ehrbarkeit von der aus Jugendfreundschaft erwachsenen innigen Zärtlichkeit eines jungen Mannes zu einer Frau sprechend, die gleichsam unter Autorisation des alternden Gatten derselben erwiesen wird; sie schildert, in Rousseaus Spuren wandelnd, mit Rührung und Anschaulichkeit die Herrlichkeit der Natur und die Wirkung landschaftlicher Eindrücke auf das Ge-

müth; sie gibt eine Darstellung des Lebens der Gesellschaft, aber nicht wie es war, sondern wie es ihr in ihren Träumen am liebsten erscheinen mochte: schöne melancholische junge Männer und zurückhaltende, etwas nonnenhafte junge Mädchen.

Noch weniger als diese Frau, die mitten im Strome lebte und doch von dem Leben um sie her so wenig mittheilte, wußte ein seltsamer Philosoph Azaïs etwas von seiner Zeit, der 1806 großes Aufsehen in Paris machte und auch Frau von Rémusat bekannt wurde. Er ist 1766 geboren und 1845 gestorben, war während des Kaiserreichs Aufseher der Buchhandlungen und machte sich durch ein philosophisch-physikalisches System bekannt, in welchem er die Wechselfälle des menschlichen Geschicks durch das Gesetz der Vergeltung, und die wunderbaren Erscheinungen der Natur durch das Gesetz des Gleichgewichts erklärte. Man erzählte von ihm die seltsamsten Dinge, daß er die Frauen aus Sauerstoff, die Männer aus Wasserstoff construiren wolle, daß er sich mit dem Kaiser vergleiche, denn er sei dasselbe in der moralischen Welt, was jener in der politischen; sie müßten sich daher kennen lernen, um sich und die Welt zu stützen. Mit ihm bekannt zu werden und ihn reden zu hören war damals ein Ereigniß; Frau von Rémusat gibt über ihre Zusammenkunft mit ihm einen merkwürdigen Bericht, dessen Mittheilung wohl von Interesse sein wird. Sie leitet diesen Bericht mit dem von Portalis über La Harpe gebrauchten Witzworte ein: „Ich hatte Halsschmerzen, nachdem ich ihn so lange hatte reden hören," und fährt dann fort: „Dieser Mensch ist offenbar ein Narr, umsomehr da er in das unrechte Jahrhundert gerathen ist und in dem jetzigen weder den Altar erlangen wird, den er zu verdienen vorgibt, noch die Verfolgung erleiden, auf die er sich vorbereitet. Denken Sie sich ein Wesen von 50 Jahren, mager, blaß, mit träumerischer, etwas kalter Miene, einen Menschen, der die Weltereignisse nicht kennt und Unterhaltungen, die seinen Gegenstand nicht berühren, fern bleibt. Nur wenn man sein System berührt, wird er lebhaft: da erhebt er sich mit leuchtendem Antlitze, beginnt seine Grundsätze zu entwickeln und spricht, ohne daß ihn etwas aufzuhalten vermag, zwei, drei, vier Stunden hinter einander mit wunderbarer Leichtigkeit, glücklicher Beredtsamkeit, vollkommener Ueberzeugung. Auf Einwände entgegnet er nur: „Sie werden mir glauben, wenn Sie meine 10 Bände gelesen haben werden"; in diesen 10 Bänden will er nun darlegen und erklären, was die Gelehrten vor ihm nur entdeckt haben. Er bekämpft Newton und alle Physiker, zerstört einen Theil des astronomischen Systems, regelt nach seiner Manier das Weltall, um zu seinem Lieblingsgrundsatze, seinem einzigen Ziel zu gelangen, nämlich dem Nachweise, daß Ordnung und Tugend für das organische Weltsystem nothwendig sind und daß der Mensch um so gesünder wird, je mehr edle Handlungen er vollbracht hat. Diese Moral, dem Begriffsvermögen eines Jeden angepaßt, soll, seinem Vorgeben nach, die Macht der dem Untergang nahen Religion und die Autorität der Regierung siegreich verdrängen. In seinem religiösen System erkennt er einen Urheber an, den er den großen Eigenthümer nennt, sonst ist er vollkommen materialistisch, faßt die Seele auf als eine Masse von Ideen, die Ideen als Körper, die in uns durch Mitwirkung irgendwelcher Fluida entstanden sind, hin- und herfließen und in unserm Gehirn das Bild des Gegenstandes erzeugen, der uns getroffen hat."

Aus dieser Nebelreligion führt Alexander von Humboldt in die wirkliche Welt, in die Welt des Wissens und der Erkenntniß zurück. Humboldt war am 3. August 1804 nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit von Europa in Bordeaux ans Land gestiegen und bald darauf nach Paris gekommen, um in ruhiger Gelehrtenarbeit die großartigen Entdeckungen seiner Reisezeit zu begründen und zu verwerthen; wenige Wochen später war Frau von Rémusat mit ihm zusammen. Schon am 16. September schreibt sie — es ist leider die einzige Erwähnung des genialen Deutschen —: „Ich aß vor einigen Tagen mit Humboldt zusammen und brachte den ganzen Abend damit zu, seinen Unterhaltungen voll Vergnügen zu lauschen. Er ist einfach und bescheiden wie das wahre Verdienst, er hat die Dinge vortrefflich gesehn, hat ein gutes Gedächtniß und weiß seine Erzählungen wie ein ausgezeichneter Schriftsteller anzubringen. Denn wirklich ist seine Redeweise so gewählt und fließend, daß man eher meint, der Vorlesung eines gut geschriebenen Buches beizuwohnen, als eine mündliche Erzählung anzuhören." Natürlich sprach Humboldt französisch — und es ist merkwürdig, daß eine so feine und kenntnißreiche Richterin des Stils schon damals nichts an seiner Aussprache und seinem Stil zu bemängeln fand —; hätte er deutsch gesprochen, so würde er in Frau von Rémusat keine verständnißvolle Zuhörerin gefunden haben.

Denn sie kannte kein Deutsch und zeigte trotz ihres mehrmaligen Aufenthalts in deutschen Bädern keine Lust die Sprache zu erlernen; sie beantwortete die Ankündigung ihres Mannes, er treibe Deutsch, um sich die Zeit seines gezwungenen mehrwöchentlichen Aufenthalts in Mainz zu vertreiben, mit der Bemerkung, sie finde ein solches Verfahren sehr höflich, aber sie hielte es für angemessener, daß die Deutschen Französisch lernten; ja sie erschrak vor dem Gedanken, daß ihr Mann etwa die Absicht haben könnte, nach seiner Rückkehr dem Sohn cette triste langue tudesque, mit deren Entzifferung sie sich nicht quälen würde, mitzutheilen. Um so merkwürdiger berührt dann ein Citat aus dem Werther. Denn wenn Frau von Rémusat schreibt — sie hatte vorher von einem Schriftsteller gesprochen —: Au reste si cela l'amuse, qu'importe, comme dit Werther pourvu qu'on soit heureux qu'on se plaise à enfiler des pois ou des fèves (I, 387), so hat sie ohne Zweifel eine französische Uebersetzung der Stelle aus Werthers Brief vom 21. Juni im Sinn, in dem es heißt: „Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgang hinausgehe nach meinem Wahlheim und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfädne u. s. w." Aber eine Erwähnung Goethes, die man nach solchem Citat etwa erwarten möchte, findet man nicht; selbst der Aufenthalt des Kaisers und seines Kammerherrn in Erfurt entlockt ihr keine Frage; ist ihr doch Weimar nur eine der kleinen deutschen Residenzstädte, welche von dem Siegeszug der französischen Armeen berührt werden.

Die beiden letzterwähnten Männer, Azaïs und Humboldt, sind für Frau von Rémusat wegen ihrer Fremdartigkeit Gegenstände der Neugier, und auch die vorerwähnten Frauen sind nur gute Bekannte, bei deren Erwähnung das Herz der Berichterstatterin nicht höher schlägt; Frau von Houdetot dagegen ist eine Frau, die als geliebte und verehrte Freundin der Briefschreiberin allezeit nahestand. Schon in den Memoiren war ihrer mehrfach gedacht; ihr Bild, das einer der würdigsten Repräsentantinnen des 18. Jahrhunderts, darf bei der Schilderung einer Frau nicht fehlen, die in so anziehender Weise das Gute aus der scheinbar feindlichen Cultur zweier Jahrhunderte friedlich in sich vereinigt.

Sophie d'Houdetot war 1730 geboren, wurde 1748 mit einem ältern Manne, der „häßlich wie der Teufel" war, verheirathet und starb 1813. „Ich verheirathete mich," so soll sie zu Diderot gesagt haben, „um in die Welt zu gehen, Bälle und Promenaden, Oper und Schauspiel mitzumachen, aber ich ging nicht in die Welt, ich sah nichts und so kam ich um meine Kosten." Und da die Gesellschaft über die letzten Worte lachte, fügte sie hinzu: „Mein Nachbar trinkt den Wein und ich werde berauscht davon." Doch diese frivole Aeußerung trifft ihr Wesen nicht. Vielmehr war ihr Wesen Liebe, Güte, Aufopferung und unerschöpfliche Lebenskraft. 1757 schrieb sie: „O Liebe und Freundschaft, so lange ihr für mich da seid, werdet ihr mir meine Tage verschönern und sie mir theuer machen. Die Pflichten der Gesellschaft, der ich wider meinen Willen angehöre, erfülle ich ohne Interesse. Aber meine liebste, häufigste und erquickendste Beschäftigung ist, mich den Empfindungen meines Herzens hinzugeben, an sie zu denken, mich an ihnen zu stärken und sie dem auszusprechen, der sie mir gibt." Und 50 Jahre später sprach sie aus: „Meine Bekümmernisse bestehen in Erinnerungen, und sie verschönern noch mein Dasein." Sie liebte das Leben, liebte die Vergnügungen und hatte nach ihnen noch Sehnsucht, selbst als sie dieselben nicht mehr ertragen konnte, dann tröstete sie sich wohl mit dem Worte: „Die Vergnügungen haben mich

verlassen, aber ich brauche mir nicht vorzuwerfen, auch nur eines müde geworden zu sein." Hochbetagt wurde sie mehrmals krank; bei der letzten Krankheit merkte sie, daß sie sterben müsse. Aber sie bewahrte ihre unverwüstliche Heiterkeit und Güte. „Vergeßt mich nicht", rief sie den Umstehenden zu, „ich würde größern Muth besitzen, wenn ich euch nicht zu verlassen brauchte, aber ich darf wohl die Hoffnung hegen, in eurem Andenken zu leben." Das letzte Wort aber, mit dem sie schied, war j'aime: ich liebe.

Sie liebte mit Kraft und Innigkeit, freilich nicht ihren Mann, der dieser Liebe nicht würdig war, sondern den damals vielgenannten und vielbegehrten St. Lambert, den Dichter und Krieger, und bewahrte in dieser Geistes- und Herzensehe eine seltene Hingebung und Beständigkeit. Ihre Liebe glich einem ruhigen, hellstrahlenden, wärmenden Licht. Eine Zeit lang suchte Rousseau mit seiner Gluthseele sie zur verzehrenden Flamme anzufachen, mit der ganzen Wuth seiner Leidenschaft begehrte er die Frau, obwohl er wußte, daß sie seines Freundes war, aber bei aller Begeisterung für den Dichter und Philosophen trat sie aus ihrer himmlischen Ruhe nicht heraus, zeigte sich niemals der Begehrlichkeit des Stürmers geneigt, sondern blieb dem Geliebten treu bis zum Ende.

Wie ihr Gemüth, so blieb auch ihr Geist stets jugendfrisch. Sie war voll Empfänglichkeit und Verständniß für die großen Schriftsteller der Zeiten, die sie durchlebte, hatte aber nicht das Verlangen ihnen gleichzustehn; sie machte Verse, aber nur für sich und ihre Freunde, voll Liebesseligkeit, voll feiner Beobachtung der Natur, voll Kraft gegen die Blutmänner der Revolution: „Unsere Enkel," so sang sie, „werden jene Verbrechen nicht glauben, und wir, wir konnten sie dulden!?"

Am liebsten aber schwelgte sie in den schönen Erinnerungen ihrer Jugend und öffnete für theilnehmende jugendliche Freundinnen ihre Reliquienschreine. Unter diesen Freundinnen ist Frau von Rémusat eine der vertrautesten. Sie lebte mit der Greisin Jahre lang während des Sommers auf einem Landgut, sie verkehrte mit Jener wie mit einer Gleichaltrigen und Gleichgesinnten. Sie konnte mit der Alten auch von ihrem Gatten und allen ihren Freunden sprechen, da horchte und redete Frau von Houdetot nicht mit einem Gefühle von Bitterkeit und Unzufriedenheit, sondern mit wahrem und warmem Mitgefühl; eben weil sie selbst glücklich gewesen war in der Liebe, erfreute sie sich an jedem Glück, das ein Anderer genoß.

Wie oft mag in jenen Gesprächen das Bild jener großen Zeit vor ihnen aufgestiegen sein, jener Zeit vielseitigsten, regen Geisteslebens des 18. Jahrhunderts, wie oft mögen die Namen der hochbedeutenden Schriftsteller wiedergekehrt sein, Diderot, Rousseau, Voltaire, welche die Greisin alle persönlich gekannt hatte und in deren Geiste sie noch lebte. Aber die Zeit hatte sich verändert und die Ideale waren andere geworden.

Frau von Rémusat war genährt und großgezogen mit den Ideen der Philosophen des 18. Jahrhunderts, und doch lebte sie in den Anschauungen einer neuen Zeit. Ehedem hatte sie Rousseau geliebt, nun da sie ihn wiederlas (1808), konnte sie sich häufig nicht enthalten laut zu rufen: „Aber das ist nicht wahr, er lügt ja," und wurde ganz traurig, da sie ihre Abweichung von dem Ideale ihrer Jugend klar erkannte. Voltaire war in der frühern Zeit gewiß ihr Lieblingsautor gewesen; als sie später seine Correspondenz wieder zur Hand nahm, hatte sie für seine Freiheitskämpfe kein Interesse, spürte lebhafte Abneigung gegen seine Frivolitäten und schüttelte den Kopf über seine politischen Vorhersagungen. Nur an einzelnen seiner Aussprüche erfreut sie sich, und mit freudiger Rührung citirt sie seinen Spruch: „Das Leben ist wie ein Kind, das man sanft wiegen muß, bis daß es einschläft."

Man mag nicht unzutreffend den Spruch auch auf ihr eigenes Leben anwenden. Wohl fehlte es in demselben nicht an äußeren Stürmen und Gefahren, aber die gefährlicheren inneren Stürme blieben aus; mäßig und ruhig floß es dahin, sanft eingewiegt von schwärmerischer Zuneigung ihrer Freunde, inniger Hingabe ihrer Kinder und von herzerquickender, unerschöpflicher Gattenliebe.

Ludwig Geiger.

Die Gemäldegalerie des Grafen von Schack in München.

Das goldene Zeitalter des Mäcenatenthums ist längst dahin. Es gehört heute, zumal in Deutschland, zu den seltensten Erscheinungen, daß ein großes Vermögen Zwecken der Kunst und Wissenschaft dienstbar gemacht wird. Eine vornehmere Verwendung aber ist kaum denkbar, als es Künstlern und Gelehrten zuzuwenden, die doch auch heute noch, ungeachtet einzelner Ausnahmen, nicht mit Glücksgütern gesegnet zu sein pflegen und in Sachen des praktischen Lebens, aller modernen Erfahrung zum Trotz, stets mehr oder weniger Kinder bleiben. Die Humanität ist in unserm Jahrhundert weit vorgeschritten, eine ihrer erfreulichsten Aeußerungen ist der zunehmende Wohlthätigkeitssinn, der sich in großartiger Weise offenbart, allein dahin sind wir in Deutschland noch nicht gelangt, die Kunst als eine Wohlthat in höherm Sinne aufzufassen und ihr dementsprechend eine öffentliche Pflege angedeihen zu lassen, damit sie Gemeingut Aller werde. Was der Staat in dieser Hinsicht leistet, ist gewiß anerkennenswerth, allein es reicht nicht aus, wenn nicht der mit Glücksgütern Gesegnete oder sonst Einflußreiche die Kunst als hohes Bildungselement erkennt und demgemäß in seiner Sphäre wirkt, ihr eine weitere und schließlich allgemeine Bedeutung zu verschaffen. Wenn wir erst dahin gelangt sein werden, den klugen Alten gleich, eine entsprechende künstlerische Ausschmückung für die Sammelpunkte unsres öffentlichen Lebens, Gasthäuser, Cafés, Bahnhöfe, Markthallen u. s. w. zu verlangen, oder wenigstens einen Mangel in dieser Hinsicht zu empfinden, so ist ein großer Schritt zur Verallgemeinerung jener künstlerischen Erziehung gethan, die um so wünschenswerther ist, als uns die letzten Jahre einmal wieder mit erschreckender Deutlichkeit enthüllten, welcher Bodensatz von Rohheit und Gemeinheit, trotz aller Errungenschaften der Cultur, trotz aller Verbreitung der stetig fortschreitenden Bildung, noch im großen Volkskörper vorhanden ist, dem, als die innere Wohlfahrt und Entwicklung vergiftend, alle idealen Mächte in ihrer ganzen Gewalt entgegenzustellen sind und unter ihnen nicht in letzter Reihe die bildenden Künste, die bei uns heute in diesem großen Sinne noch am meisten vernachlässigten.

Wie viel Großes und Schönes, in weiteste Kreise Wirkendes ein richtig angewendetes Mäcenatenthum zu gestalten vermag, hat vor Allem die glänzende Periode der Renaissance bewiesen, und wie ein Nachklang jener Zeit berührt es, einem Mäcen im großem Stil in unsrer nüchtern gewordenen Zeit zu begegnen. Ein solcher Förderer der Kunst im besten und würdigsten Sinne aber ist Graf A. F. von Schack, dessen gleichzeitige Bedeutung als Dichter und Kunsthistoriker von den Zeitgenossen bisher nicht genügend gewürdigt worden. Er hat in seiner in der Briennerstraße in München belegenen, im reichsten deutschen Renaissancestil erbauten, mit den Büsten Raphaels, Michel-Angelos und Titians an der Frontseite geschmückten Villa der Malerei ein Asyl gegründet, das Besucher von nah und fern mächtig anzieht, da es mit großartiger Liberalität dem Besuch Tag für Tag offen steht.

Was dieser in ihrer Art einzigen Privatsammlung aber neben ihrem künstlerischen Werth noch eine besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß sie mit der Entwicklung der neueren deutschen Malerei nach einer Seite hin im Zusammenhange steht, während sie gewisse Richtungen derselben gänzlich ausschließt. Die Sammlung erhält ihr charakteristisches Gepräge durch Künstler wie Genelli, Schwind, Feuerbach, Böcklin, Lenbach, denen sich, zwar nicht in derselben Reichhaltigkeit, aber immerhin charakteristisch für das Wesen der Meister, Cornelius, Führich, Steinle, Rottmann, Preller, Rahl, Schnorr von Carolsfeld u. s. w. anschließen. Die glänzendsten Vertreter der neueren realistischen Schule, wie Richter, Menzel, Knaus, Vautier, Defregger u. s. w., den einzigen Piloty ausgenommen, fehlen gänzlich und ist diese Thatsache nur auf einen Plan des Stifters und Besitzers der Galerie zurückzuführen, der diese scheinbare Einseitigkeit für nöthig erachtete, um eine Sammlung hohen Stils in auf das Ideale in der Kunst

gerichteten Schöpfungen zusammenzubringen. Man begreift diese Richtung des hochsinnigen Mäcens umsomehr, wenn man sein literarisches Wirken in Betracht zieht, das sich im Allgemeinen als Gedankendichtung voll hohen Schwungs und pathetischer Größe darstellt. Die Meister, die seiner Galerie ihr Gepräge verleihen, sind entweder durch Schönheit der Form, durch Hoheit der Gedanken oder poetische Verklärung des Stoffes ausgezeichnet. Die neueste Richtung der modernen Malerei, die sich mehr und mehr von der historischen Kunst zum Genrebilde neigt, die die Erscheinungen des täglichen Lebens und der umgebenden Natur zum Gegenstande der Darstellung erwählt, ist absichtlich ausgeschlossen, da sie sich nicht mit den Ansichten des Stifters über das Wesen der wahren Kunst vereinigt. Unbeschadet der unbestrittenen Vorzüge der Meister der realistischen Schule, die in der bildenden Kunst die auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gegenwärtig herrschende Richtung verkörpern, besteht nach wie vor der ewig gültige Grundsatz, daß die höchste Aufgabe echter Kunst die Darstellung der Schönheit ist, wie die größten Meister aller Zeiten beweisen, so verschieden ihr Schönheitsideal auch sein mag. Die realistische Richtung in der Kunst aber, wie sie die Gegenwart zeitigt, strebt bekanntlich nach Verkörperung des Charakteristischen in jeder Erscheinung, während ihr die Schönheit als solche gleichgültig ist und dieselbe nur zum Ausdruck gelangt, wo sie sich mit den Absichten des Künstlers berührt, also ebenfalls nur da, wo sie charakeristisch zu wirken bestimmt ist.

Die erwähnte Eigenthümlichkeit der Sammlung, die, wenn sie schon als Einseitigkeit, so doch als eine beabsichtigte und nach dem eben Gesagten durchaus gerechtfertigte aufzufassen ist, tritt noch deutlicher hervor, wenn man die große Anzahl von Copien berühmter Meisterwerke, die sie einschließt, in Betracht zieht. Zahlreiche Nachbildungen von Schöpfungen Murillos, Titians u. s. w. erhellen die Stellung des Stifters der Galerie der Kunst gegenüber vollkommen, wie sie sich schon in den Originalen der unschätzbaren Sammlung deutlich verkörpert.

Bei aller Fülle des Schönen, welche diese Galerie in sich schließt, sind es vor Allem die in ihr enthaltenen Gemälde Genellis, Schwinds, Feuerbachs, Böcklins und Lenbachs, die in gleicher Reichhaltigkeit und Bedeutung wohl nirgends sonst vereinigt angetroffen werden. Es ist das besondere Verdienst des kunstverständigen Edelmannes, daß er die Bedeutung großer Talente zu würdigen verstand, lange ehe die Welt sein Urtheil bestätigte. Vom Verständniß zu liebevoller Theilnahme dem Künstler und Menschen gegenüber war aber bei ihm stets nur ein Schritt und so ist er ihnen Allen ein Freund und Förderer im wahren Sinne des Worts geworden, auf diese Weise seinem Mäcenatenthum das vollgültige Siegel aufdrückend.

Die Entstehungsgeschichte der merkwürdigen Sammlung ist einfach genug und hat dieselbe sich, wie jedes von künstlerischem Geist getragene Unternehmen, organisch wie ein Kunstwerk entwickelt.

Schack, der bekanntlich häufige und weite Reisen, allein wie als Begleiter des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, besonders in den Orient unternommen, dem er wiederholt den Stoff zu seinen Dichtungen entlehnte, lernte im Jahre 1857 den Maler Carl Roß in Griechenland kennen. Dieser vermittelte in München, das bereits damals von Schack zu dauerndem Aufenthalt erwählt war, dessen Bekanntschaft mit Buonaventura Genelli, zu dessen eifrigsten Bewunderern der kunstsinnige Dichter gehörte. Genelli befand sich, obgleich bereits dem sechzigsten Lebensjahre nahe, auch damals noch in drückender Lage, aus welcher er durch Schack insofern befreit wurde, als dieser die Ausführung einer Zeichnung des Künstlers: „Die Vision des Ezechiel" bestellte, welcher Arbeit noch in demselben Jahre der Auftrag für das große, ungemein figurenreiche Gemälde: „Der Raub der Europa" folgte, an welchem Genelli zwei Jahre arbeitete und zwar nach der zweiten Idylle des Moschus. Dieses Werk, das heute eine der Zierden der Galerie bildet und als deren künstlerischer Grundstein betrachtet werden kann, war neben anderen Gründen die Veranlassung, daß Genelli nach Weimar berufen wurde, und so hat Schack auf dieses hart bedrängte Künstlerdasein den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Nachhaltig insofern, als er Aufträge auf Aufträge folgen ließ, so das große, ursprünglich für die Wand eines Saales im Hertel'schen Hause in Leipzig bestimmte Gemälde: „Herkules und Omphale". Dann folgten in kurzen Zwischenräumen die übrigen in der Galerie befindlichen Gemälde dieses Meisters, so „Abraham und die drei Engel, welche ihm die Geburt des Isaak verkünden", auf den Wunsch des Künstlers selbst lebensgroß gemalt, was jedoch nicht seine Stärke war, wie die nicht zureichende Ausführung beweist, ferner die „Schlacht des Lykurgos mit Bacchus und den Bacchantinnen", der „Theatervorhang" und endlich „Bacchus unter den Musen", das erst ein halbes Jahr vor dem Tode des Meisters vollendet wurde.

Der stets rege Kunsteifer Schacks hatte in dem Verkehr mit Genelli die reichste Nahrung gefunden und es reifte damals in ihm der Plan, seine Schätze zu vermehren und in besonders dazu hergerichteten Räumen in günstiger Beleuchtung den Genuß derselben zu erhöhen. So entstand im Jahre 1863 der hintere Saal, in dem sich jetzt die Copien berühmter venetianischer Gemälde befinden. In kurzer Zeit erschien jedoch eine Erweiterung angezeigt, die denn auch erfolgte. Der ungemein schnelle Zuwachs an bedeutenden Werken war das Resultat des fast unausgesetzten persönlichen Verkehrs des Stifters mit bedeutenden Meistern, wie zunächst mit Schwind, der die „Rückkehr des Grafen von Gleichen aus dem Kreuzzuge" für die Sammlung malte, ein Gemälde von großem Umfange, wie wenige Staffeleibilder des ungemein productiven Künstlers. Schack befolgte auch in der Verbindung mit Schwind sein oft angefeindetes Princip, nicht sowohl fertige Gemälde anzukaufen, als solche nach vorhandenen oder neu entstehenden Entwürfen zu bestellen, so zu neuem Schaffen anregend. Der Erfolg hat ihm in den meisten Fällen Recht gegeben und sein Vertrauen in die Kraft der Meister mit wenigen Ausnahmen belohnt.

Schwind ist mit zahlreichen, dem Umfange nach meist bescheidenen Arbeiten in der Galerie vertreten, die übrigens die charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieses Romantikers unter den Malern vollständig zur Anschauung bringen, vor Allem die Märchen- und Geisterwelt, welcher trotz aller Härte und Trockenheit des Colorits die lieblichsten Blüthen Schwind'scher Kunst entsprossen, so „Der Elfentanz", „Der Erlkönig", „Die Erscheinung im Walde", „Tritonen und Nereiden", „Elementargeister, welche den Mond anbeten", „Rübezahl" u. s. w.

Wie die Werke dieser beiden Heimgegangenen zu den hauptsächlichsten Zierden der Galerie gehören, so auch die zahlreichen Arbeiten eines Künstlers, der nun bereits auch dem Schattenreiche angehört und dessen Tod seine wahre und große Meisterschaft den Zeitgenossen, die ihn während seines Erdendaseins nicht genügend gewürdigt, zuerst klargelegt. Es ist kein Anderer als Anselm Feuerbach, dessen Werke, vor nicht langer Zeit in der Nationalgalerie in Berlin zu einer Ausstellung vereinigt, ihm endlich die lange versagte allgemeine Anerkennung errungen zu haben scheinen, leider abermals zu spät, denn dieser frische Kranz findet nur noch ein Grab. Auch die Geschichte dieses Künstlerlebens ist mit der Schack'schen Sammlung eng verknüpft. Erst im Jahre 1862 sah der hochherzige Mäcen auf einer Ausstellung in Köln das bekannte Dantebild und einige Kinderscenen des Künstlers und diese bewogen ihn zu einer Anknüpfung mit demselben, die Dr. Theodor Heyse, der Onkel Paul Heyses, zunächst mit der herrlichen Mutter Feuerbachs bewerkstelligte. Von dieser erfuhr Schack, daß derselbe sich in großer Noth befinde und sie schickte ihm das Gemälde: „Der Garten des Ariost" zur Ansicht ein, welches dann auch käuflich erworben wurde. Ferner brachte Schack das „Porträt einer Römerin", jenen bekannten Frauenkopf, der sich auf zahlreichen Bildern des Künstlers wiederfindet, in seinen Besitz und bestellte die Zeichnung: „Madonna mit Engeln". Schon im Herbst 1863 wurde auf der Münchener Ausstellung die „Pietà" angekauft, die zu den herrlichsten Schöpfungen Feuerbachs zu rechnen ist und auch auf der Berliner Ausstellung allgemeine Bewunderung erregte.

In den Winter von 1863 auf 1864 fällt die persönliche Bekanntschaft Schacks mit Feuerbach in Bonn und diesem Ver-

kehr verdankt die Galerie die successive Erwerbung der herrlichen Bilder „Musicirende Kinder, von einer Nymphe belauscht", „Badende Kinder", „Laura in der Kirche von Avignon, wie Petarca sie zum ersten Male erblickt", „Francesca von Rimini und ihr Geliebter Paolo" (nach Dantes Hölle, Gesang V), „Hafis am Brunnen", „Eine Mutter mit spielenden Kindern an einem Springbrunnen" und „Idylle aus Tivoli". Diese Gemälde zeigen alle Vorzüge des großen Künstlers, wie seine Entwicklung zum stilvoll Großen in unvergleichlicher Weise und würden durch sich allein schon den Beweis liefern, daß der Schwerpunkt seiner schöpferischen Kraft nach der Seite idealer Charakteristik und weihevoller, plastischer Ruhe, nicht aber in dramatischer Kraft und Bewegung liegt; wie in der „Amazonenschlacht" und im „Titanenkampf", die ein tragisches Künstlergeschick besiegelten. Auf der Mehrzahl der hier angeführten Schöpfungen ist auch das später bekanntlich in grauen und grünen Tönen schwelgende Colorit noch gesund und lebensvoll und zeigt ihn auch nach dieser Seite hin als einen Meister von künstlerisch maßvoller, ja hin und wieder klassischer Vollendung.

Nur zwei von den Meistern, welcher der Galerie ihr hauptsächliches Gepräge verleihen, gehören noch zu den Lebenden, beide heute Künstler ersten Ranges; ersterer von Tausenden, letzterer von einer kleineren, aber auserwählten Gemeinde bewundert. Wenn die Bedeutung der Schack'schen Galerie heute nach zwei verschiedenen Richtungen auseinandergeht, so ist der Grund dafür hauptsächlich in Lenbachs einziger Kunst des Copirens fremder Meisterwerke zu suchen, welche Veranlassung wurde, daß die Sammlung eine bedeutende Anzahl herrlicher Copien von ihm und Anderen enthält. Kaum ein Zweiter versteht es, wie der große Meister des Porträts, sich in fremde Schöpfungen einzuleben und ihnen ihre innerste Eigenthümlichkeit abzulauschen. Es ist dieselbe wunderbare Macht dieses scharf und durchdringenden Künstlerauges, die ihn bis auf den Grund der Persönlichkeit blicken läßt, welche ihn befähigt, die Schöpfung Anderer so wiederzugeben, daß man die Orginale vor sich zu haben glaubt und sich gern und willig dieser magischen Täuschung überläßt. Es ist geradezu die Wiedergabe der fremden künstlerischen Persönlichkeit, die Lenbach mit jeder seiner Copien vollzieht. Schon die erste Copie nach Rubens, die Schack von dem damaligen Schüler Pilotys sah, erweckte ihm ein derartiges Vertrauen in das Können des jungen Künstlers, daß er ihn im Jahre 1863 nach Italien reisen ließ, wo er in Rom das unter dem Namen „Die irdische und die himmlische Liebe" bekannte Gemälde Titians im Palast Borghese, die „Madonna" von Murillo im Palast Corsini und die „Herodias" des Palma Vecchio, in Florenz aber die berühmte „Venus" der Tribune von Titian copirte. Im Jahre 1867 reiste er, ebenfalls im Auftrage Schacks, nach Spanien und lieferte dort sein Meisterstück in der Copie des großen Reiterporträts Karls V. von Titian in der königlichen Gemäldesammlung zu Madrid, sowie das Porträt König Philipps IV. von Velasquez. Diese Copien sind nebst anderen in einem Saale befindlich, dessen schöner Holzplafond mit zwei großen Nachbildungen von Michel Angelos Deckengemälden in der Sixtinischen Kapelle im Vatican geschmückt ist, nämlich: „Die Erschaffung des Adam" und „Der Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradiese", beide von der Hand Carl Schwarzers, von dem noch Copien von anderen Deckengemälden der Sixtina in der Galerie vorhanden sind.

Auf der spanischen Reise wurde Lenbach von einem jungen Maler, Namens Liphart begleitet, hauptsächlich deshalb, weil er sich nur mit äußerster Mühe in einer fremden Sprache auszudrücken vermochte; Liphart ist in der Galerie ebenfalls durch mehrere vortreffliche Copien, namentlich von Gemälden aus dem Louvre vertreten. Im Frühling 1868 traf Schack mit beiden Künstlern in Madrid zusammen und reiste mit ihnen nach Andalusien, wo Lenbach die Landschaftsbilder von Granada, die einzigen Landschaften von seiner Hand, malte. Dieselben sind übrigens im skizzenhaften Zustande geblieben, als Versuche eines großen Künstlers auf einem ihm fern liegenden Gebiete aber von höchstem Interesse.

Nach der Rückkehr im Jahre 1869 entstand das erste Porträt Schacks von der Hand Lenbachs, dem das zweite erst im Jahre 1876 folgte; das Selbstporträt des Künstlers in Rembrandts Manier, welches 1867 auf der Pariser Ausstellung figurirte und auf dem besonders die tiefen und machtvollen Augen unwiderstehlich fesseln, datirt schon aus früherer Zeit.

Wie die skizzenhaften Landschaftsbilder Lenbach von einer durchaus unbekannten Seite zeigen, so auch sein Gemälde: „Ein Hirtenknabe". Eigenthümlich ist es, daß auf diesem Genrebilde des großen Porträtkünstlers gerade das Antlitz des Knaben nicht sichtbar ist, indem derselbe, im grellen Sonnenscheine auf dem Rücken liegend, dasselbe mit der Hand beschattet. Dieses Bild ist trotz oder vielleicht eben wegen des urkräftigen und doch kunstverklärten Realismus voll poetischen Zaubers, reich und gesättigt im Colorit und läßt es bedauern, daß nicht zahlreichere Arbeiten dieser Art von der Hand des Meisters vorhanden sind.

Eigentliche Porträts hat die Galerie außer den genannten nur wenige von Lenbach aufzuweisen, so das Bildniß eines Franziskaners, zwei männliche Portraits und ein weibliches, die zweite Gattin Paul Heyses darstellend, sowie einen Studienkopf, die aber bedeutend genug wirken, um das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit zu vervollständigen.

Im Jahre 1870 entdeckte Lenbach in dem jungen Maler August Wolf aus Heidelberg, einem Schüler Canons, ein beachtenswerthes Talent, welches derselbe in der Folge vorzugsweise in zahlreichen Copien für die Galerie bethätigte, die theils unter ungünstigen Verhältnissen in musterhafter Weise ausgeführt wurden. In erster Linie ist hier Titians „Tempelgang der Maria", in der Akademie zu Venedig befindlich, zu erwähnen, ein Bild von kolossalem Umfange und ungewöhnlichem Reichthum an Figuren in Lebensgröße. Die einzelnen Arbeiten dieser Art aufzuzählen ist bei der Uebersülle derselben kaum statthaft, erwähnt sei nur, daß Lenbach den Copien Wolfs fast ohne Ausnahme die vollste Anerkennung zollt, wohl der beste Beweis für deren großen und bleibenden Werth. Der Künstler ist bis heute fast unausgesetzt für Schack thätig, und zwar vorzugsweise in Italien.

Hart am Eingang der Galerie fallen sofort zwei Gemälde durch fast unheimlich düsteres Colorit in die Augen. Es sind Arbeiten des Wundermannes Arnold Böcklin. Besonders das eine derselben: „Ideale Landschaft", ein südlicher Wald, in dessen Mitte an einer Quelle eine Nymphe ruht, ist von eigenthümlichem Zauber, eines Poussin in jeder Weise würdig. Es wurde bald nach der Anknüpfung Schacks mit dem Künstler in München angekauft und ist diese Verbindung seit nun ungefähr zwanzig Jahren lebendig geblieben. Böcklin gehört zu jenen dämonischen Künstlernaturen, die Haß und Liebe in reichstem Maße entfesseln, zu jenen Unberechenbaren, denen neben Schöpfungen voll genialen Tiefsinns, voll berauschender Poesie und tiefster Blicke in die Natur und die Welt der Erscheinungen, oft ganz unzureichende, fast schülerhafte Arbeiten entspringen. Die Schack'sche Galerie freilich, die einige seiner frühesten Arbeiten in sich schließt, hat fast ausschließlich Bedeutendes von ihm aufzuweisen. Böcklin ist ein Dichter in Farben und sein Gebiet ist die lyrische Malerei, wenn man diesen Ausdruck, der das Wesen der Sache nicht ganz erschöpft, gebrauchen darf. Es spricht eine Stimmung aus seinen Bildern, die unmittelbar fesselt. Er zieht Alles in das Bereich seiner Schöpfungen, Himmel und Erde, Luft und Wasser, Menschen und Thiere, Geister und Ungeheuer, und die unausgesetzte, fast unheimliche Thätigkeit dieser glühenden Phantasie erzeugt oft Schöpfungen, die bizarr und regellos sind, ohne den Zauber echter Kunst deshalb zu verleugnen.

Er verfügt über ein Colorit, das von einziger Wahrheit und zugleich blendender Leuchtkraft, aber auch hin und wieder von unkünstlerischer Härte und grellen Unnatur ist. Böcklin bietet mit einem Wort den Anblick einer grenzenlos genialen Künstlernatur mit ihren glänzenden, hinreißenden Vorzügen wie mit ihren sich manchmal bis zur Krankhaftigkeit steigernden Launen und Schwächen. Die Schack'sche Galerie besitzt nicht weniger als sechszehn Gemälde des Meisters, unter denen der

berühmten „Villa am Meer" unstreitig der Preis gebührt, da es Geist und Technik des Künstlers zum reinsten Ausdruck bringt. Es ist in zwei durch geringe Abweichungen sich unterscheidenden Exemplaren vorhanden, welche beide den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck hervorrufen. Die vom Wind geschüttelten uralten Cypressen, das graue, in trostloser Einförmigkeit heranbrandende Meer, die vom Ufer auf die Fluth starrende, in schwarze Gewänder gehüllte weibliche Gestalt vereinigen sich zu einer Wirkung, die das Herz mit kalten Schauern durchbebt. Das weite Reich, das den Künstler mit seiner genialen Kraft beherrscht, wenn ihm nicht bizarre Launen den klaren Blick trüben, wird durch die lange Reihe seiner in der Sammlung befindlichen Arbeiten treffend illustrirt, es sind außer den genannten: „Pan erscheint einem Hirten", „ein Anachoret in einer Felsenlandschaft", „eine Hirtin bei ihrer Heerde", „eine altrömische Weinschenke im Frühling", „die Klage des Hirten" (nach der dritten Idylle des Theokrit), ein Bild, auf dem die menschliche Gestalt in bei Böcklin ungewöhnlicher Größe mit wahrer Meisterschaft behandelt ist, „ideale Landschaft mit dem Gang nach Emaus als Staffage", „ein heiliger Hain," „ein Mörder, dem nach vollbrachter That die Furien erscheinen und den Weg versperren", ein Bild von großartig schauriger Wirkung, „wilde Felsgegend" nach Goethes: „Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg", ein unklares, phantastisch regelloses Bild u. s. w.

Auch in einigen dieser Arbeiten zeigt sich die bereits betonte Härte des Colorits, die wenig künstlerische Abtönung der Farben, doch verschwinden diese Mängel vor dem berauschenden Gesammteindruck, den man von dem Schaffen dieser eigenartig wunderbaren Individualität erhält.

Neben diesen fünf eingehend besprochenen Meistern, gleichsam das künstlerische Grundkapital der ganzen Sammlung, ist noch eine Anzahl neuerer Künstler mit bedeutenden Arbeiten vertreten, so Cornelius mit einem seiner so äußerst seltenen Staffeleibilder „Die Flucht nach Egypten", ferner Führich, Steinle, Rottmann u. A., wie sie schon oben angeführt wurden. Sie bilden im Verein mit den meisterhaften Copien nach älteren Meistern ein ungemein werthvolles und anziehendes Ganze, das als abgeschlossen zu betrachten ist, da neue Anwerbungen von hervorragender Bedeutung kaum noch zu erwarten sein dürften. Die noch disponibeln Räume der Galerie sind ihrer Feuchtigkeit wegen zur Aufnahme von Gemälden wenig geeignet und so zeigt sich die seit dem Jahre 1873 in ihrer jetzigen Anordnung bestehende Sammlung in ihrer endgültigen, glänzenden Gestalt, in der sie auch auf kommende Geschlechter fortzuwirken bestimmt ist.

Ernst Koppel.

Notizen.

Rudolf Baumbach ist einer von den Echten — das ist eine längst allgemein anerkannte Thatsache. Und wie jeder echte Dichter, nach dem Ausspruche des bekannten Aesthetikers, so fühlt auch er von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, seiner Phantasie einmal völlig die Zügel schießen und dieselbe, unbekümmert um die Grenzpfähle jener Convention, die unsere Terminologie Wahrscheinlichkeit nennt, dahinbrausen oder sich ergehen zu lassen. Jetzt erzählt er, was er jenseits derselben gesehen hat in seinen **Sommermärchen** (Leipzig, A. G. Liebeskind). Es sind so echte Märchen, wie sie nur heutzutage einer erfinden kann — auch nicht ganz frei von Ironie, dafür aber wenigstens nicht von jenem gekünstelt kindlichen Ton angekränkelt, der die meisten Dichtungen dieser Gattung, sogar viele Andersens unerträglich macht. Sie sind auch nicht modern, sondern führen, alle bis auf eines, den Leser in eine Zeit zurück, da für das Märchen noch Platz in der Welt war. Daß ein Dichter der Gegenwart sie geschaffen, das merkt man nur daran, daß er jedes einzelne in Stimmung versetzt und mit Schilderungen ausgestattet hat, wie wir sie nun einmal zu erhalten gewöhnt sind. Immerhin, ohne sich dabei in allzu große Unkosten zu versetzen. Denn der Boden, auf den er den Leser führt, die Thüringer Landschaft, ist für solche Unternehmungen gar bequem: sie trägt die Poesie schon in sich, in dem sanften Fluß ihrer Linien und in ihren breiten, etwas matten, beinahe schwermüthigen Farbenflächen — und Jeder von uns hat das schon einmal empfunden. Und weiter hat Baumbach sehr glücklich an unsere Mythologie angeknüpft. Nicht an die nebelig unbestimmte Wagners, sondern an all den Aberglauben, der wenigstens denen, welche auf dem Lande aufgewachsen sind, in Küche und Kinderstube und Stall anerzogen ist und noch immer still in den Gliedern steckt. Das gibt seinen Märchen den heimlich ansprechenden Reiz, der sonst so selten erreicht wird, und der sie ähnlich wirken läßt, wie die wirklichen, gewachsenen, die unsere Jugend bunt gemacht haben. Daß unsere Dichtung, wie man an Julius Wolff und Anderen sieht, sich in diesen Boden einwurzelt, muß man auf das Freudigste begrüßen: da liegt noch dichterischer Stoff die Menge, und solcher, der ganz anders lebendig ist, als die alten Wagnergötter, die schwerlich jemals in unserem Volk gelebt haben und jedenfalls nun völlig todt sind. Und bei diesen gemüthlichen Kobolden und Geistern findet sich doch auch noch Gelegenheit zu innerlichem Humor! Wie frisch dieser übrigens bei unserem Dichter quillt, dessen ist seine letzte Geschichte, die von seinem Hausschlüssel, wieder ein höchst erfreulicher Beleg. In Summa, es ist ein Buch, Kindern zur Lust, Erwachsenen zur Erbauung. Wer in der dumpfigen Stadt sitzt, dessen Seele führt es mächtig hinaus; und wer es draußen liest, im Wald, am Strand oder auf der Höhe, und die Echtheit seiner Stimmung auf das Strengste prüfen kann, der wird es wohl auch nicht falsch befinden. — Der Verleger, dessen Ausstattungen sich gerechten Rufes erfreuen, hat dem Buche ein würdiges Gewand gegeben: untadeliger Druck in Antiqua, für das Auge gefällig, Kopfleisten und Initialen zur Abwechselung einmal blau, geschmackvoll wenn auch einfach; das Papier schwer und fest, in einem Elzevierformat, das sich bequem hält und allenfalls auch in die Tasche schieben läßt. Die Ausgabe ist eine Freude für den Bücherliebhaber.

* * *

Von Gustav Rümelins **Reden und Aufsätzen** erscheint eine neue Folge bei J. C. B. Mohr, Freiburg und Tübingen. Die ersteren, Festreden, zu denen der Verfasser als Kanzler der Universität Tübingen von Amts wegen verpflichtet ist, erörtern in schöner Form und reich an Gedanken allgemein wissenschaftliche Fragen. Die Aufsätze, aus Zeitungen wieder abgedruckt, behandeln Stoffe der verschiedensten Natur. Unter Anderem enthält dieser Band den Artikel über die Uebervölkerungsgefahr und die Erinnerungen an Robert Mayer, die beide erst vor wenigen Jahren, als sie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen, bedeutendes Aufsehen erregten.

* * *

C. R. Pabsts **Vorlesungen über Lessings Nathan** gibt Fr. Edinger, ein Landsmann des Verstorbenen, in Bern bei B. F. Haller heraus. Wer akademische Vorlesungen der Art kennt, wird sich die Anlage des Werkes ungefähr vorstellen können: die Hälfte des Ganzen eine breite, gründliche Einleitung, die keinen einzigen Punkt übergeht, dann eine Untersuchung des Gedichtes selber (die der Vortragende häufig nicht mehr recht erledigen kann, weil ihm die Einleitung den besten Theil des Semesters weggenommen). So ist es ungefähr hier auch. Aber das Buch ist in der That sehr lehrreich, gibt genügend Aufschluß über Lessings Stellung zu den religiösen Fragen seiner Zeit und über Entstehung und Geschichte des Gedichtes. Seine Benutzung als Hülfsmittel beim Selbststudium wird nur durch das Fehlen eines Registers ein wenig erschwert.

* * *

Da ist nun wieder ein neuer Theater-Decameron erschienen, **Vor den Coulissen**, Originalblätter von Celebritäten des deutschen Theaters, herausgegeben von J. Lewinsky, Berlin, A. Hofmann & Comp. Protestiren hilft nichts; so lange noch irgend ein deutscher Mime nicht wenigstens einmal in so einem Buche Unterschlupf für seinen Styl gefunden, wird die Plage nicht aufhören. Die Beiträge müßten denn so langweilig werden, daß sie selbst die unreine Neugier des Publicums abtödteten. Leider läßt sich nicht annehmen, daß Lewinskys Sammlung diesen wünschenswerthen Erfolg haben werde. Es enthält eine Menge völlig interesseloses und albernes Zeug (meist von zarter Frauenhand), aber daneben auch eine ganze Reihe Skizzen, die man mit dem Gefühle, wirklich unterhalten oder belehrt zu werden, lesen kann.

* * *

Fritz Mauthner hat für seine Novellensammlung **Die Sonntage der Baronin** (Zürich, Cäsar Schmidt) die klassische Form gewählt, das Erzählen in einer Gesellschaft reihum gehen zu lassen. Schade nur, daß er der Muse dieses Kreises, die als Preis für die beste Novelle ihre Gunst aussetzt, gar so widerwärtige Züge gegeben. Dadurch kommt ein Grundton von Ironie in das Ganze, der sich für die Wirkung jeder einzelnen Novelle recht unvortheilhaft erweist. Man hat von vornherein keinen Glauben an die Sache, am wenigsten an den guten Willen der Erzähler. Die Novellen an sich sind gar nicht übel, besonders die, welche den Titel Um die schwarze Eiche führt, zeigt einen gesunden Realismus.

* * *

Julius Stinde — der Vielseitige — tritt mit einem Bändchen **Waldnovellen** auf (Berlin, Freund & Jeckel). Es sind leichte Skizzen, welche die Entwickelung eigentlich nur im Umriß angeben. Dafür tritt die Naturschilderung sehr in den Vordergrund. Sie ist durchweg mit Verständniß und offenbarer Liebe ausgeführt, und das bringt ein stimmungsvolles Element in die Erzählung, das einen höchst ansprechenden Eindruck macht.

* * *

Der Roman **Schwert und Feder** von Adolf Graf Adelmann (Jena, Hermann Costenoble) führt in actuelle Verhältnisse. Er schildert die eigenthümlichen Conflicte, welche die Regung der persönlichen Mannesehre dem Offizier bereiten kann, und den Widerstreit, den der Culturkampf unserer Tage auch in einzelne Familien getragen hat. Neben dem Talent, das der Verfasser offenbart, berührt sein warmes Vaterlandsgefühl äußerst wohlthuend. Daß die letzten zehn Jahre uns Großes geschaffen haben, das findet man in unserer Literatur allzu selten widergespiegelt, und deshalb verdient ein Dichter, der sich über all dem Kleinlichen, was auf der Oberfläche treibt, die Freude an unserer Zeit bewahrt, doppelte Anerkennung. — Der Verleger hat das Buch mit Schwabacher Lettern, Kopf- und Schlußstücken sehr schön ausgestattet, auffälliger Weise aber — gänzlich vergessen, dasselbe heften zu lassen.

* * *

Der dreibändige Roman von E. Bely: **Auf Irrwegen** (Herzberg a. H., C. F. Simon) fällt in die Gattung der Gouvernantenromane. Ein überaus edelmüthiges Mädchen, das um seiner Schwester willen seiner Liebe entsagt, später noch einmal von dem Manne ihrer Wahl übersehen wird, bis sie sich dann bei obligatem Frühlingssonnenschein am Ende des dritten Bandes mit ihm zusammenfindet. Daß ihr außerdem von schlechten Menschen das Leben sehr sauer gemacht wird, ist selbstverständlich. Dazu kommt dann der gebräuchliche schöne, geistvolle Mann, in den alle Frauen vernarrt sind, als Held, eine emancipirte Prinzessin, eine komische Hofdame, eine ränkesüchtige Professorsfrau, andere Bösewichter und Statisten — endlich noch die rührende Episode von dem Kämpfen und Lieben eines jungen Lyrikers, der mit Rücksicht auf die jüngsten Verhältnisse zu einem Idealisten jüdischer Abstammung gemacht wird. Aus diesen bekannten Ingredienzien hat die Verfasserin einen sehr lesbaren Roman zusammengebaut. Hübsche Schilderungen, flotter Dialog und feste Charakteristik machen ihrem alten Rufe alle Ehre. Und da das Ganze auch geschickt componirt und spannend ist, so wird es sicher bei dem zahlreichen Publicum naiver und weicher Seelen den gebührenden Beifall — vielleicht auch die Thränenspende finden, wonach die Dichter vor und nach Klopstock so sehnlich begehren. — Aber weshalb nennt denn die Verfasserin nur nicht Berlin als Ort ihrer Handlung? Muß denn jeder Roman in der ominösen „norddeutschen Residenz" spielen? An einigen Stellen bekundet sie Blick genug für Lokalfarbe: wenn sie dergleichen feiner ausführte, würde ihr Buch einen ganz neuen Reiz ausüben.

* * *

Die Gräfin M. Keyserling, deren Erstlingswerk Lucciola seiner Zeit in diesen Blättern besprochen worden ist, behandelt in der **Sturmhexe** (Stuttgart, Eduard Hallberger) einen im Grunde ziemlich ähnlichen Vorwurf wie dort. Wieder mit ausgesprochenem Talent; und wieder spielt der Roman in Italien, diesmal in der Umgegend von La Spezia. Aber für solche junge Talente, die sich erst einen Leserkreis gewinnen wollen, ist es doch eigentlich sehr gewagt, immer wieder auf den Boden Italiens zurückzukehren, worüber schon alle die Großen gewandelt sind und mit breiter Sichel das Beste weggerafft haben. Für all das Ausländische kann doch in Deutschland nur ein sehr beschränktes Interesse herrschen — weshalb wendet sich die Verfasserin nicht dem nimmer versiegenden Heimatsboden zu?

* * *

Freunde historischer Romane wird es interessiren zu erfahren, daß Emil Harmening einen Roman aus der Kölner Stadtgeschichte, **Mathias Overstolz** geschrieben hat (Mülhausen i. E., Bufflebsche Hofbuchhandlung). Für diejenigen allerdings, die sich nicht darüber trösten können, daß Ebers nun die Feder aus der Hand gelegt, wird diese Geschichte, die erst im 13. Jahrhundert nach Chr. spielt, nichts sein. Anspruchsloseren Naturen, denen auch schon ein Alter von 600 Jahren achtungswerth erscheint, wird das sehr frisch und ganz gewandt geschriebene Buch eine hübsche Unterhaltung gewähren. In der That ist die Stadtgeschichte ziemlich der einzige mittelalterliche Stoff, der die Theilnahme unserer Zeit recht anzieht; und da die Chroniken dessen noch unendlich viel bieten, so wird daran kein Mangel eintreten, so lange das augenblickliche Verlangen nach Historischem auch vorhalten mag. Dieses ist in dem Buche übrigens mit weisem Maß behandelt; man stößt nirgends auf jene zwecklose Archäologie, die anderwärts so häufig ermüdet.

* * *

Bei den **Emanzipirten Novellen** von Joh. Proelß (Leipzig, Carl Reißner) klingt der Titel gefährlicher, als der Inhalt ist. Das Buch gehört keineswegs in den Giftschrank. Wie der Verfasser aber zu diesem verzweifelt zweideutigem Titel gekommen ist, darüber gibt er in einem sehr anmuthig geschriebenen Vorwort Rechenschaft. Anmuthig sind auch die Novellen selbst: das erzählende Talent des Autors hat einen ganz leisen weiblichen Zug. Die Composition ist überall von wohlthuender Einfachheit, die Durchführung fein und verständig.

Bibliographie.

Rabl, Dr. Josef. Ein Dutzend Zeitblüten. Steuerbrevier. 2. Aufl. 8. 38 S. Wien 1881, L. Rosner.

Thenen, J. Fräulein Doctor im Irrenhause. Eine Begebenheit aus unserer Zeit. 8. 93 S. Wien 1881, L. Rosner.

Versing-Hauptmann, Anna. Jugendlieder und Lebensbilder. kl. 8. 267 S. Wien 1881, L. Rosner.

La Mara. Sommerglück. 8. 192 S. Leipzig, G. Knapp u. E. Nowák.

Schmidt-Weißenfels. Zwölf Weber. Biographisch-novellistische Bilder. kl 8. 160 S. Berlin, Abenheimsche Verlagsbuchhdlg.

Europäische Wanderbilder. Heft 12, 15, 16. Nyon am Genfer See, Thusis, Luzern und seine Umgebung. 8. Zürich, Orell, Füßli & Co.

Herrig, Hans. Drei Operndichtungen. 8. XVI u. 192 S. Berlin 1881, Friedr. Luckhardt.

May, Andreas. Heimkehr. Schauspiel in vier Aufzügen. 8. 102 S. München 1881, Theodor Ackermann.

— Das Stammschloß. Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. 70 S. München 1881, Theodor Ackermann.

Artemidoros. Aus Daldis Symbolik der Träume. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich S. Krauß. 8. 333 S. Wien 1881, A. Hartleben.

Evers, Georg Gotthilf. Katholisch oder protestantisch? oder: Wie war's möglich, daß ein orthodox-lutherischer Pastor „nach Rom gehen konnte?" 8. 434 S. Hildesheim 1881, Franz Borgmeyer.

Reichenau, Wilhelm von. Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage. Gekrönte Preisschrift. gr. 8. 348 S. Köln und Leipzig 1881, Ed. Heinr. Mayer.

Heman, C. F. Die Erscheinung der Dinge in der Wahrnehmung. gr. 8. 170 S. Leipzig 1881, J. C. Hinrichs'sche Bchhdlg.

Meding, Oskar. (Gregor Samarow) Memoriren zur Zeitgeschichte, II. Abthlg. Das Jahr 1866. 8. 388 S. Leipzig 1881, F. A. Brockhaus.

Tagebuch auf Reisen (Sicilien, Athen, Constantinopel). Herausgegeben zu Gunsten des Bazars für „the foreigners in distress", von einem „foreigner not in distress". 4. 137 S. London J. W. Kolckmann. 20 sh.

Rümelin, Gustav. Reden und Aufsätze. Neue Folge. 8. 624 S. Freiburg und Tübingen 1881, J. C. B. Mohr.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4,
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Karl Hillebrand,
Aus dem
Jahrhundert der Revolution.
8. 24 Bogen. Preis *M.* 6.—
Inhalt: 1. Montesquieu. 2. England im 18. Jahrh. 3. Fr. Albergati. 4. Katharina II. u. Grimm. 5. 1789. 6. Henry Costa de Beauregard. 7. Madame de Rémusat und Napoléon Bonaparte. 8. Metternich. 9. Nach einer Lectüre.
(Zeiten, Völker und Menschen. Band V.)
Früher erschienen von derselben Sammlung:
Bd. I. Frankreich u. die Franzosen. 3. verm. Auflage. II. Wälsches u. Deutsches. III. Aus und über England. IV. Profile.
Preis jedes Bandes *M.* 6.—

Karl Elze,
Lord Byron.
2. vermehrte Ausgabe.
gr. 8. 31¾ Bogen. Preis *M.* 6.—

Im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** sind erschienen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Louison.
Novelle
von
Heinrich Laube.
16 Bogen. 8. geh. Preis *M.* 5.—

Das Horn von Wanza.
Eine Erzählung
von
Wilhelm Raabe.
14 Bogen. 8. geh. Preis *M.* 5.—
Beide Werke sind auch in eleganten Einbänden vorräthig.

Verlag von
J. A. Barth, Leipzig.
Sommersprossen
oder
Gesichtspunkte
von
?
La recherche de la paternité est interdite!
Reizende Neuheit für literarische Feinschmecker!
Preis eleg. geb. 2½ M.
Vorräthig i. all. Buchhdlgn.

Gebr. Behre's Verlag in Hamburg und E. Behre's Verlag in Mitau.

Romane aus dem baltischen Leben
von
Th. H. Pantenius (Theod. Hermann):
Soeben neu erschienen:
Das rothe Gold . . . . . broſch. *M.* 6.—, geb. *M.* 7.50.
Früher erschienen:
Wilhelm Wolfschild . . . . . „ „ 6.—, „ „ 7.50.
Allein und Frei, 2 Bde. . . . . „ „ 12.—, „ „ 15.75.
Im Gottesländchen, 2 Bde. . . . . „ „ 10.—, „ „ 11.75.

I. Turgénjew's ausgewählte Werke; autorisirte Ausgabe:
Soeben neu erschienen:
Bd. XI.: **Stilleben. — Faust. — Die erste Liebe** . . . . broſch. *M.* 4.50, geb. *M.* 6.—
Bd. II. 2. Aufl.: **Eine Unglückliche. — Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow. — Ein Briefwechsel. — Assja.**
Früher erschienen:
Bd. I—IX. . . . . broſch. à *M* 4.50, geb. à *M.* 6.—
Bd. X.: **Neuland** . . . . . „ „ 6.—, „ „ 8.—

Dr. F. S. Warneck,
Das Princip der politischen Gleichberechtigung und die modernen Emancipationsfragen. broſch. *M.* 7.—
Früher erschien von demselben Verfasser:
Ehret die Frauen. — Beiträge zum modernen Culturleben der Frauenwelt. broſch. *M.* 3.— geb. *M.* 4.—

MEYERS REISEBÜCHER.
Neueste Ausgaben 1880
Kollektionspreis 3 M. der Band, braun gebunden.

NORD-DEUTSCHLAND, Östlicher Teil (Berlin und Potsdam — Königreich Sachsen — Böhmische Bäder — Riesengebirge — Schlesien — Posen — Preussen — Pommern — Ostseebäder — Rügen). Mit 13 Karten, 17 Plänen, 1 Panorama und 68 Ansichten.

NORD-DEUTSCHLAND, Westlicher Teil (Hamburg — Mecklenburg — Schleswig-Holstein — Kopenhagen — Nordseebäder — Hannover — Westfalen — Hessen — Harz — Thüringen). Mit 20 Karten, 15 Plänen 1 Panorama und 31 Ansichten.

THÜRINGEN, von Schwerdt. Mit 12 Karten, 6 Plänen und 4 Panoramen.

DEUTSCHE ALPEN, Westlicher Teil (Oberbayern, Nordtirol, Vorarlberg, Ötzthaler Alpen, Brennerbahn, Südtirol). Mit 16 Karten, 4 Plänen, 11 Panoramen und 14 Ansichten.

DEUTSCHE ALPEN, Östlicher Teil (Salzburg-Berchtesgaden, Tauern, Dolomiten, Salzkammergut, Steiermark, Kärnten, Krain). Mit 9 Karten, 3 Plänen, 8 Panoramen und 21 Ansichten.

PARIS UND NORD-FRANKREICH. Mit 7 Karten, 30 Plänen, 33 Ansichten und 1 Panorama.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XIX. Bande der „Gegenwart“,
sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf.,
werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 27. August 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein- und Zweikirchensystem im deutschen Staatsverband. Von Rud. Gneist. I. — Die Fenier und ihr Dynamit-„Privatkrieg" mit England. Von E. Schlaeger. — Zukunftsbahnen in Asien. Von Georg Kollm. III. — **Literatur und Kunst:** Darwinismus und Mythologie. Von Carus Sterne. — Ausgewählte kleinere Dichtungen Chaucers. Besprochen von W. Rolfs. — Die Aachenfahrt ehedem und 1881. Von Oskar Schwebel. — Notizen. — Inserate.

Ein- und Zweikirchensystem im deutschen Staatsverband.

Von Rud. Gneist.

I.

Wir haben den Culturkampf herzlich satt! — so lautete ein ehrliches Geständniß märkischer Kirchthurmspolitik im preußischen Landtage, welches sympathisch zur äußersten Linken hinüber klang. Beide Seiten haben von ihrem Standpunkt aus Recht. Der einen Seite wird es klar, daß sie dem alten Bündniß zwischen dem Kirchenpatron und dem Dorfpfarrer, auf welchem die ständische Ordnung unserer Gesellschaft einst beruhte, untreu geworden ist. Der andern Seite, der doctrinären Demokratie, aber muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie von Anfang an ein Gefühl dafür hatte, wie man mit diesem Streit nach dem confidentiellen Ausdruck eines hervorragenden Führers „einen großen politischen Fehler" begehe. Anfangs sehr zögernd, hat sich die Demokratie erst betheiligt, als unter den Extravaganzen Pius IX. das Schlagwort eines „Culturkampfes" hervorsprang, — ein bon mot, welches in Frankreich zu einem guten mot werden könnte, während man in Deutschland damit nur ausdrückt, daß man entweder den Ernst der Frage für unsere Kirche und unsere nationale Existenz nicht versteht, oder daß man mit dem frivolen Wort seinen animus hostilis gegen das deutsche Reich verdecken will.

Der hohen Bildung des 19. Jahrhunderts ist nichts schwerer geworden, als das Verständniß für die Macht und Bedeutung der Kirche als Institution. Man gestattet allenfalls dem Geschichtschreiber die Behauptung, daß die Kirche des Mittelalters den selbstsüchtigen, gewaltthätigen Sinn der Germanen umgewandelt, daß ihre Fundation von unten herauf — von der Ortspfarre und der klösterlichen Ansiedelung bis zur einheitlichen Spitze des Papstthums — die sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters wirklich gebessert, die germanischen Stämme mit andern Völkern, sowie die Stände unter sich, zu einem friedlichen Gesammtleben vereinigt, daß — mit einem Worte — die Kirche die staatsbildende Macht des Mittelalters par eminence gewesen. Man läßt das wohl als geschichtliche Wahrheit gelten. Vielleicht wird die nächste Generation, mit einem Rückblick auf den Nihilismus, die Socialdemokratie, das Fenierthum der Gegenwart, sogar anerkennen, daß das Christenthum jene Macht noch heute ist. Die Gegenwart vermag es schon aus dem Grunde nicht, weil in dem Parteitreiben des Ultramontanismus und des orthodoxen Lutherthums die versittlichende und versöhnende Macht des Christenthums allerdings nicht zu erkennen ist.

Der Grund der habituellen Unterschätzung kirchlicher Machtverhältnisse liegt in den Nachwirkungen der französischen Revolution. Jene gesellschaftliche Umwälzung war nicht gegen die Kirche gerichtet, sondern gegen die kirchlichen Besitz- und Machtverhältnisse. Die freche Pariser Posse, welche der Göttin der Vernunft Altäre errichtete, hat nicht länger gedauert, als viele anderen Entreacts in diesem Centrum der theatralischen Welt. Der wirkliche Gegenstand des Angriffs war der Besitz und der Regierungsapparat der römisch-katholischen Kirche. Dies kirchliche System in seiner unabänderlichen Richtung auf Macht und Besitz war nur allzu tief verwachsen mit allen Interessen der privilegirten Stände. Die Hauptmassen des concentrirten kirchlichen Besitzes waren zu adligen Dotationen und Rentenanstalten geworden. In Deutschland bildete der kirchliche Großgrundbesitz noch weiter hinaufgehend das Stammvermögen, mit welchem nach der Reichsverfassung die Kosten der Landesregierung der geistlichen Fürstenthümer bestritten werden mußten. Die römische Kirche hatte ihr letztes Ziel, die Erlangung der höchsten äußeren Macht, hier wirklich erreicht, und um so mehr ihren eigentlichen Beruf verloren. Die „Kirche" lebte zwar noch, aber nur in der stillen Wirksamkeit der ärmlich besoldeten Ortsgeistlichkeit, deren wirklich kirchlicher Besitz sich nicht säcularisiren ließ und nirgends säcularisirt worden ist.

Der Angelpunkt der Bestrebungen und der Erfolge der französischen Revolution war demnach die Säcularisation. Napoleon I. hat danach seine Maßregeln gegen den Papst, gegen den Kirchenstaat und gegen die kirchlichen Herrschaftsgebiete getroffen. In diese Bewegung wurde nun auch Deutschland hineingezogen. Schon längst vor der Auflösung des römischen Reichs deutscher Nation war unser Land in drei locker zusammenhängende Großstaaten auseinander gefallen: in Oestreich, Preußen und das in späterer Zeit so genannte „Reich", d. h. jenes Drittel Deutschlands, in welchem der regierende geistliche und weltliche Adel mit einer Anzahl von Reichsstädten einen Föderativstaat bildete, der für die ständische Ordnung der europäischen Gesellschaft noch immer den Muster- und Normalstaat darstellte. An diesem Föderativstaat vollzog sich nun am sichtbarsten die Neubildung der Staats- und Gesellschaftsordnung. Aus der Kassirung des ganzen Regierungsapparats der römischen Kirche und seiner Dotation ging vorzugsweise die Neuformation der deutschen Mittelstaaten hervor — zum Theil willkürliche Neugebilde, zum Theil so gewaltige Erweiterungen, daß der alte dynastische Besitz nur den Stamm und den Namen für einen neuen Territorialstaat hergab. Mit wenigen Gewaltschlägen ist die ganze Reihe der regierenden kirchlichen Fürsten verschwunden, die reichen Besitzungen der Domkapitel und Stifte sind zu Staatsdomänen geworden, die Mehrzahl der Bisthümer sogar zeitweise erledigt und deren Geschäfte durch Verweser nothdürftig versehen. Theologische Schulen

und eine Berufsbildung der katholischen Geistlichkeit gab es nicht mehr. Die Weise, in der der französische Empereur mit dem Papst, mit seinen Bischöfen und deren Besitz verfuhr, — die völlige Entkleidung der Kirche von allen äußeren Machtverhältnissen gerade in dem Mittelpunkte ihrer glänzenden Stellung, in Deutschland, — und das Alles ohne Widerstand in dem Strom einer großen gesellschaftlichen Bewegung sich vollziehend: mußte das nicht in der öffentlichen Meinung Europas den Glauben erzeugen, daß es mit der Macht der Kirche unwiderruflich am Ende, daß die theokratischen Ideen des Mittelalters für immer zu Grabe getragen seien?

Um so unbedenklicher und eifriger ging die Restauration an die Wiederaufrichtung der römischen Kirche. Die jetzigen Herrscher empfanden tief die Erschütterung aller Autorität, welche die Revolution und das napoleonische Regime zurückgelassen hatten. Die Ideen der heiligen Allianz und des sich daran knüpfenden christlich-legitimistischen Idealismus sahen in der Wiederaufrichtung des Papstthums, in der Wiederbesetzung und festen Organisation der kirchlichen Provinzen, Bisthümer und Kapitel, in dem Wiederaufleben des kirchlichen Ordenswesens, in der vollen Restauration des Kirchenregiments nur das Wiedererstehen der „bewährtesten" Stütze aller weltlichen Autorität. Auch bei den protestantischen Mächten und der griechisch-katholischen Kirche wie bei den leitenden Staatsmännern der Zeit ist kein anderer Gesichtspunkt erkennbar, als der einer Kräftigung der jetzigen Ordnung durch das Autoritätssystem der „Kirche".

Mit der Wiederaufrichtung des gesammten Regierungsorganismus der römischen Kirche kehrte naturgemäß auch ihr Anspruch auf die Herrschaft über die Familie und die Schule, auf die kirchliche potestas jurisdictionis, auf die Herrschaft über die getaufte Christenheit an Haupt und Gliedern wieder. Allein man sah auch darin keine Gefahr für die im Vollbesitz aller äußeren Gewalten befindlichen Staaten, am wenigsten in denjenigen Staatsgebilden, die sich auf dem Höhepunkt des Absolutismus mit einem neu gekräftigten Beamtenthum befanden. Die alsbald hervortretenden Forderungen der Curie wurden von den praktischen Staatsmännern als Prätensionen angesehen, die kaum ernst zu nehmen seien.

In dem ersten Menschenalter nach der Restauration von 1815 gestaltet sich danach das Verhältniß zur Curie sehr verschieden und wechselnd. Ueber diesen Wechsel der Erscheinung hat man lange Zeit das übersehen, was gleichmäßig für die Machtstellung jeder Kirche, am meisten der römisch-katholischen Kirche, maßgebend sich in stiller Wirksamkeit vollzog. Zunächst die Fundation von unten herauf, welche durch die dauernde Organisation der Lehre und Seelsorge ihren täglichen Einfluß auf das Leben und Denken der Nationen übt und bestimmungsmäßig üben soll — in der römischen Kirche verstärkt durch den Cölibat, der alles leitende Personal im Dienste der Kirche von den Interessen der Familie und des Privatvermögens ablöst —, weiter verstärkt durch die Macht des Besitzes, indem die Kirche die schweren Verluste der Säcularisation durch den Neuerwerb bald wieder auszugleichen begann.

So war auf den Trümmern des französischen Cäsarenthums kräftiger als seit den Zeiten der Gegenreformation die römische Kirche wiedererstanden, die für alle Zeiten das mustergültige Vorbild einheitlicher Staats-Organisation darstellt, — nur vergleichbar dem Regierungsapparat des spätern römischen Kaiserreichs, dem er in der That entlehnt ist.

In allen Staaten Europas, in denen die Mehrzahl der Bevölkerung der alten Kirche treu geblieben, zeigt sich nunmehr die Aufrechterhaltung des confessionellen Charakters dieser Staaten trotz aller gottlosen Lehren und Ideen der Revolution. Die neugestaltete staatsbürgerliche Gesellschaft hatte zwar die völlige Gleichheit aller Glaubensbekenntnisse zu ihrem Lebensprincip und Grundrecht erhoben. Allein schon die französische Revolution fand eine gewaltige Kluft zwischen dem Ausspruch solcher Postulate und ihrer Ausführung. Es zeigte sich, wie unabänderlich die Kirche in ihrer Lehre und Seelsorge mit dem Denken und Fühlen der Nation verwachsen war. Der Versuch, die Kirche zu ignoriren und die Kirchengemeinschaft nur als Privatgesellschaft zu behandeln, ließ sich nur in einem Schreckensregiment auf kurze Zeit verwirklichen. Der dauernde Erfolg beschränkte sich auf eine äußerliche Auseinandersetzung, in welcher die historische Staatskirche mit ihren Aemtern und lokalen Fundationen allein als „Kirche" stehen blieb, neben ihr aber den einzelnen Bekennern anderer Denominationen die bürgerliche Rechtsgleichheit, den einzelnen Gemeinden die Religionsübung, im günstigen Fall auch ihren größeren Verbänden ein gewisses Maß der Selbstverwaltung gewährt wurde. Dagegen war im Verwaltungsrecht des Staates und in dem Familienrecht der Nation die „Kirche" wesentlich in ihrem Besitzstand geblieben, die kirchlichen Behörden ausschließlich mit einer obrigkeitlichen Würde bekleidet, ihre Geistlichkeit im Besitz der alten Immunitäten. Das alte Staatskirchenrecht (in Frankreich selbst sogar la loi canonique), soweit es nicht ausdrücklich durch Gesetze abgeändert war, galt noch als gemeines Landesrecht. Im Staats-Ceremonial, in der Feier der Sonn- und Festtage, in allen öffentlichen Einrichtungen und Volksanschauungen blieb der confessionelle Charakter des Staatsverbandes stehen. Man braucht nicht lange Zeit in Italien, Frankreich, Belgien, Spanien und in dem größten Theil der östreichischen Erbstaaten zu leben, um sicher zu wissen, daß man in einem „katholischen Lande" lebt und daß trotz alles Streites um die Herrschaftsansprüche der Kirche, trotz aller Feindseligkeit zwischen kirchlichen und antikirchlichen Parteien, die römische Kirche von unten herauf mit dem Volksleben und Volkscharakter verwachsen bleibt. Die einzelnen akatholischen Familien und Gemeinden stehen daneben als Enclaven, und kein Buchstabe der Grundrechte hat dort mehr als eine Gleichheit der Einzelberechtigung zu schaffen vermocht. Die alte Kirche, unter deren Leitung die Nation erwachsen ist, bleibt verwachsen mit dem Geist des Familienlebens und der Erziehung der Jugend auch in der neuen Entwickelung der Gesellschaft. In dem Bewußtsein dieser Nationen lebt die Kirche als ein Stück ihres individuellen Lebens fort.

Allerdings hat die freiere Entwickelung der neuen staatsbürgerlichen Gesellschaft auch in diesen Ländern das Bewußtsein erzeugt, daß das äußerliche Bekenntniß zur „Kirche" nicht mehr Bedingung der bürgerlichen Rechtsfähigkeit sein könne, daß die Gewissensfreiheit ebenso wie die Preßfreiheit und das Vereinsrecht zu den Lebensbedingungen der heutigen Culturvölker gehören, daß namentlich eine freiere Behandlung der Ehehindernisse (deren Bedeutung zum großen Theil mit den veränderten Volkssitten eine andere geworden), eine minder strenge Aufrechterhaltung der sacramentalen Unauflöslichkeit der Ehe, eine freiere Entwickelung des Unterrichts und der Wissenschaft, auch gewisse Beschränkungen der Erwerbung zur todten Hand und des Ordenswesens, im Interesse der heutigen Gesellschaftsordnung zu verlangen seien. Alle diese Forderungen gestalten sich indessen zu Compromissen zwischen der Staatsgesetzgebung und der kirchlichen Ordnung der Nation. Sobald dagegen andere Bekenntnisse sich in Gestalt einer Gegenkirche mit der Tendenz einer Umgestaltung des nationalen Lebens erheben, so bricht in den romanischen Völkern ein leidenschaftliches, gewaltthätiges Nationalgefühl hervor, welches seit den Zeiten der Waldenser, seit der Bartholomäusnacht bis heute das Schicksal aller kirchlichen Reformationsversuche bezeichnet. Der akatholische, insbesondere protestantische Theil der Bevölkerung kennt die Gefahren, die ihm aus dem Erwachen dieser Leidenschaften drohen. Der einsichtige Theil der Dissidenten erhebt daher keine Ansprüche auf Gleichberechtigung einer Gegenkirche, sondern begnügt sich mit der Berechtigung des Einzelnen, der Einzelgemeinden und einer gewissen Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Kein noch so kategorisch gefaßter Grundrechtsparagraph hat dies Verhältniß zu ändern vermocht.

In der politischen Parteibildung ergiebt sich daraus bei diesen Nationen ein Gegensatz von kirchlich und liberal, oder in den extremen Parteistellungen ein Gegensatz zwischen Jesuitismus und Freimaurerthum (wie in Belgien), den man unberechtigter Weise auf Deutschland zu übertragen versucht. In

jenen Ländern der katholischen Nationalkirche wurzeln in der That die Antithesen gegen den Katholicismus nicht wie in Deutschland in gleichberechtigten religiösen Ueberzeugungen einer andern Kirche, sondern in Postulaten der heutigen Gesellschaftsordnung, die den positiven Inhalt des „Liberalismus" bilden. Beide Seiten des Volkslebens stehen bei diesen Nationen in ungefährem Gleichgewicht. Der Streit zwischen den Parteien ist daher vergleichbar einem ehelichen Zwist, in welchem Action und Reaction in einem ziemlich begrenzten Streitgebiet um etwas vorrücken oder zurückweichen. Erbittert, heftig, nicht selten gewaltthätig tritt auch dieser eheliche Zwist auf. Er steigert sich bis zu dem Gedanken einer Ehescheidung, für welche die französische Julirevolution das Schlagwort einer „Trennung von Kirche und Staat" erfunden hat. Dennoch bleiben diese politischen Parteien auf dem gemeinsamen Boden ihres nationalen Staates stehen. Auch der extremste Parteimann hört nicht auf, sich als Franzose, Belgier, Italiener zu fühlen. Ja Pio Nono selbst hat in entscheidenden Momenten sich als Italianissimo gefühlt. Und in Wechselwirkung damit steht, daß die römische Curie selbst in Ländern, in denen sie herrscht, trotz aller starken Worte, welche zum Curialstil gehören, stets ein gewisses Moderamen inne hält, auch gegen starke und gewaltsame Maßregeln der Staatsgewalt. Es war dies eine Bevorzugung, die auch dem östreichischen Kaiserstaate zu Theil wurde und an der selbst Deutschland einigen Theil nahm, so lange die Dynastie Habsburg die deutsche Kaiserkrone trug und so lange Oestreich die anerkannte Präsidialmacht des deutschen Bundes blieb.

Diese Gestaltung der Kirchenpolitik und ihrer Parteien gilt übrigens nicht von der römisch-katholischen Kirche ausschließlich, sondern liegt in der Stellung jeder einheitlichen Staatskirche, sobald dieselbe mehrere Generationen hindurch mit dem Leben und Denken einer Nation verwachsen ist. Ein analoges System gilt daher für die Stellung der anglikanischen Kirche in England, der lutherischen Kirche in den nordischen Reichen, der griechischen Kirche in Rußland, — mit Abweichungen, die hauptsächlich auf dem etwas höheren Maß der Duldsamkeit beruhen, welche anderen Kirchensystemen innewohnt. Man kann kurzweg sagen, daß dies Grundverhältniß waltet in sämmtlichen Staaten Europas, — mit Ausnahme von Deutschland.

Macht man sich nun aber klar, was von diesen Grundverhältnissen für Deutschland zutrifft: so gelangt man in jeder wesentlichen Beziehung zum Gegentheil, und ebendeshalb finden wir uns außer Stande, von Frankreich, Belgien oder England wohlgemeinte Rathschläge für unsere Kirchenpolitik anzunehmen. Es ist bekanntlich nicht einerlei, wenn zwei Personen dasselbe thun. Alle theologischen und kirchenpolitischen Raisonnements der Völker mit einheitlicher Staatskirche können unmöglich Anwendung finden auf eine Nation mit einer voll entwickelten Kirche und Gegenkirche, die mit einander in dem schroffsten Gegensatz stehen, der unter den großen Kirchensystemen des Christenthums sich überhaupt entwickelt hat, weil er in Deutschland unmittelbar aus der Spaltung einer Kirche in zwei Kirchen hervorgegangen ist.

Die Eigenartigkeit der deutschen Kirchenpolitik beruht darauf, daß seit der Reformation eine Mehrheit von Kirchen mit den deutschen Landeshoheiten verwachsen ist, auf Kosten unserer nationalen und staatlichen Einheit. Seit dem westfälischen Frieden zertheilt sich Deutschland in geschlossene, einigermaßen abgerundete Gebiete verschiedener Fürsten, Herren und Städte, welche einerseits der alten Kirche, andererseits dem Bekenntniß der Augustana mit mehrfachen Unterscheidungen zugehört. Es wäre lehrreich, auch für die heutigen Verhältnisse, eine in der üblichen Weise colorirte Karte des „confessionellen Deutschlands im Jahre 1648" vor Augen zu haben.

Die schärfsten Gegensätze der staatskirchlichen Formation (wie sie sich im europäischen Staatsverbande etwa zwischen England und Frankreich darstellen) waren hier mitten in den Körper des deutschen Reichs hineingelegt. Nach den Grundanschauungen des Jahres 1648 sah aber die Volksstimmung im „katholischen" Einzelstaat die Protestanten wenig anders an, als die Hugenotten in Frankreich; im „protestantischen" Staat die Katholiken wenig anders, als zur Zeit Karls I. in England; die Reformirten im „lutherischen" Staat ungefähr so, wie das orthodoxe Lutherthum die heutigen Protestantenvereine. Diesen Vorstellungen entsprechend gab es nun in jedem deutschen Lande nur eine Kirche, welche alle Rechte der „Kirche" und ihre Herrschaft über Familie, Schule und alle Dependenzen des kirchlichen Lebens übt. Die Bekenner der anderen Kirche sind an dieser Stelle rechtlos, können zur Auswanderung gezwungen werden, und werden nur gegen gewisse Rechtschicanen und rechtliche Zurücksetzungen durch den westfälischen Frieden geschützt. Dies sind die „wohlhergebrachten Rechte der Kirche", auf welche sich heute ebenso der römisch-katholische Clerus wie die lutherische Pfarrgeistlichkeit berufen, um dem Staat die Linien seiner Berechtigung und seines Berufs vorzuzeichnen und ihre Theorien vom „christlichen" Staat zu fundamentiren. Es entgeht diesen theologischen Anschauungen freilich, daß das Recht des westfälischen Friedens im Laufe von sechs Menschenaltern in Deutschland Schritt für Schritt umgewandelt und in verfassungsmäßigem Wege zu dem heutigen deutschen Staatskirchenrecht geworden ist.

Das Recht des westfälischen Friedens ist nach seinen Buchstaben glücklicherweise nie zur Ausführung gekommen. Die wirklich vorgekommene „Transplantation" akatholischer Unterthanen sind so singuläre Ausnahmen, daß die Geschichte sie als Extravaganzen notirt hat. Die unzähligen Chicanen und kleinlichen Quälereien der herrschenden Kirchensysteme gegen Einzelgemeinden und deren Bekenner aber wurden meistens durch Reichstagsgravamina, Repressalien, Compromisse nach kürzerer Zeit beseitigt, schlimmsten Falls durch den Regierungsnachfolger gut gemacht.

Das dynastische Interesse, welches Deutschland in mehr als 300 Landesgebiete zerspaltete, hatte auch den guten Erfolg, daß katholische, lutherische und reformirte Gebiete ziemlich oft unter einem Landesherrn vereinigt wurden, der in der Regel nicht gesonnen war, seine Landeskinder in rechte Kinder und Stiefkinder zu scheiden. Aber auch abgesehen davon, war als Folge des unabsehbaren Elends des dreißigjährigen Krieges mit der Erschöpfung auch ein Indifferentismus eingetreten, von welchem nur wenige Staaten eine Ausnahme machten. Erst etwa in der dritten Generation beginnen die gebildeten Klassen der Nation in jene weiter gehende Richtung einzulenken, die man als die „Aufklärungsperiode" zu bezeichnen pflegt. Was in der Behandlung kirchlicher Fragen sich unter den Aufgeklärten Europas als Gallicanismus, Josephinismus, Episcopalismus geltend macht, verbindet sich in Deutschland mit dem Gefühl, daß die Ueberwindung des confessionellen Staatenthums Lebensbedingung der Existenz einer deutschen Nation und eines deutschen Gesammtstaates geworden war. Die Dissidenz der kirchlichen Bekenntnisse, welche in allen übrigen Staatsbildungen Europas als geduldete Exemtion die Substanz des nationalen Staates nicht gefährdet, gestaltete sich hier zu einem Gegensatz, in welchem jeder Theil nicht Duldung, sondern Alleinherrschaft seines kirchlichen Bekenntnisses verlangte und mit Aufgebot alles theologischen und juristischen Scharfsinns die äußersten Consequenzen dieser Alleingeltung zu ziehen wußte. In dem internationalen Verhältniß confessionell verschiedener Staaten wird ein connubium der beiderseitigen Unterthanen ziemlich leicht genommen. In dem engeren Gebiet rivalisirender Kirchen ein und desselben nationalen Verbandes dagegen kehrten sich die schroffsten Gegensätze in den Vordergrund. Es konnte hier kaum ein Hirtenbrief erlassen werden über die christliche Ordnung der Familie ohne vor der „Pest der gemischten Ehen", ohne vor dem „Eindringen gottloser Irrlehren" in Schule und Haus zu warnen, und auch dem toleranteren Theil blieb nichts übrig, als eine Erwiderung in ungefähr gleichem Stil. Und gerade in dem Maße, in welchem der tägliche Wandel und Verkehr die verschiedenen Religionstheile aneinander zu bringen und zu vermischen anfing, steigerte sich, vom kirchlichen Gesichtspunkt aus, das Gefühl einer Gefahr des Indifferentismus oder des Abfalls vom rechten Glauben. Dieser täglichen Erscheinung gegenüber konnten die größeren Landes-

*

regierungen sich der Frage nicht entziehen, was aus der deutschen Nation werden sollte, wenn zwischen ihren Religionstheilen keine Ehe, keine Verwandtschaft, keine sittliche Gemeinschaft von der Taufe bis zum Grabe, keine Gemeinschaft der Erziehung, der Bildung, der Humanitätsanstalten mehr bestehen können? Das naturgemäße Verwachsen des Staates mit der historischen Kirche, das Verwachsen der politischen mit den kirchlichen Gemeinden, welches allen andern Völkern Europas zum Segen, zum Einheitsband für Staat und Gesellschaft geworden war, wirkte in Deutschland als ein stetiges, mächtiges, mit der Macht der Kirche wachsendes Element des Zwiespalts der Nation.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Fenier und ihr Dynamit-„Privatkrieg" mit England.

„Die Welt wird zuletzt eine große Krankenstube," meinte neulich ein berühmter Kritiker derselben, als ich ihm meine Absicht mittheilte, über das Höllenmaschinentreiben der Fenier in den Vereinigten Staaten einige Betrachtungen anzustellen. Rußland hat seine Verderben drohenden Nihilisten, Deutschland und Frankreich haben ihr Socialisten-„Päckchen" zu tragen, und England muß zehntausende von Augen Tag und Nacht offen halten, um nicht eines Morgens auf den Ruinen seiner Großstädte aufzuwachen. Es fürchtet sich weder vor Nihilisten noch vor Communisten, aber die immer stärker werdenden Wespenstiche der Fenier versetzen selbst den ruhigen Engländer in eine Aufregung, die ihn selbst vor dem Verlangen nach einer Zügelung der Preßfreiheit in den Vereinigten Staaten nicht Halt machen läßt und welche die Verurtheilung des Herrn Most wegen Aufreizung zum Monarchenmorde zu sechs Monaten Gefängniß zur Genüge erklärt. In der That verschwindet die Sprache des Redacteurs der „Freiheit" hinter der schäumenden Wuth, mit welcher die glücklicherweise nur alle acht Tage einmal donnernden Organe der Fenier in New-York und Philadelphia gegen den „Erbfeind" auftreten. Da heißt es z. B. im O'Donovan Rossas „United Irishman": „Wir sind der Ansicht, daß in dem Kampfe gegen England die Irländer London, Liverpool und die englischen Flotten niederbrennen könnten, und wir setzen hinzu, niederbrennen sollten, falls England sich ferner weigert, Irland gerecht zu werden." Kein Wunder, daß die englische Presse diese Brandreden mit den erfolgreichen oder versuchten Bränden in Causalverbindung setzt und die neulich über zwei erfolglose Brandstifter in Liverpool verhängte, ungewöhnlich schwere Strafe (der eine wurde auf Lebenszeit, der andere auf 15 Jahre in das Zuchthaus geschickt) mit nervösem Beifall begrüßt und sich jede Begnadigung solcher „politischen Verbrecher" verbittet, die in O'Donovans Falle so schlimme Früchte getragen habe. Dieser Führer der Dynamitfraction der Fenier kleidet den Mord sogar in das Gewand einer Theorie, wenn er schreibt: „Die „moderne Wissenschaft" kommt jetzt den verbannten Irländern zu Hülfe und verschafft ihnen eine Stimme bei den internationalen Angelegenheiten der Welt." Ein anderer Irländer, Namens Crowe, seines Zeichens städtischer Lampenanzünder in Peoria, einer mittleren Stadt im Staat Illinois, führt diese Theorie noch weiter aus, indem er für sich das Recht in Anspruch nimmt, mittelst Dynamituhrmaschinen „Privatkrieg" gegen England zu führen. Er erklärt sich sogar offen für den Anfertiger jener Höllenmaschinen die im Juli auf verschiedenen amerikanischen Dampfschiffen im Hafen von Liverpool von den allerdings schon drei Wochen vorher von ihrer Absendung in Kenntniß gesetzten englischen Behörden so rasch in Beschlag genommen wurden, daß ihnen dadurch die Gelegenheit entging, die Personen in die Hände zu bekommen, an welche jene Maschinen adressirt waren. Der Umstand, daß die Zündhütchen derselben sorgfältig eingewickelt neben denselben lagen, daß ferner die auf sechs Tage oder Stunden berechnete Uhr gar nicht gestellt war, so daß an ein Losgehen der Ladung während der Oceanfahrt gar nicht zu denken war, hat der Vermuthung Raum gegeben, daß die Namen der Adressaten ebenso erdichtete waren wie die der Absender im Hafen von Boston, kurz daß es nur darauf abgesehen war, die Engländer zu schrecken, nicht aber alle ihre Schiffe wirklich in die Luft zu sprengen. Der Pariser „Figaro" läßt sich in demselben Sinne von seinem Londoner Correspondenten vor einigen Tagen schreiben: „In Woolwich wurde in der Nähe des Pulvermagazins eine Kiste entdeckt, welche mit einer braunen Masse gefüllt war, welche jedoch die Sachverständigen nicht in Brand zu setzen vermochten. Ein Dynamit, der nicht zum Explodiren zu bringen ist, wenn ihn nicht ein Fenier unter die Finger nimmt, ist allerdings der Dynamit wie er sein soll." Es steckt in der That in diesen Maschinen wie in dem ganzen Treiben der Fenier ein schaurig-komisches Moment. Ist doch die ganze Geschichte dieser durch die Jahrhunderte sich ziehenden irischen Verschwörungen daran so reich! Man könnte in der That sagen, daß das Verschwörerthum bei den Irländern nicht nur zu einem Geschäft, sondern zu einem Theil ihres Wesens geworden ist, und daß diese fieberhafte Anspannung, welche bei den politischen Flüchtlingen anderer Nationen nur einige Jahre anhält, bei jenen sich in Permanenz erklärt hat. Das Leben des Irländers ist eine Ellipse mit zwei Centren- oder Doppelsonnen, der katholischen Religion und der Vaterlandsliebe, und diese letztere besteht wesentlich nur aus dem Hasse gegen England. Und in dem amerikanischen Fenier haben wir diesen Haß potenzirt. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Fractionen der Fenier beziehe sich nur auf die gegen England ins Feld zu führenden Mittel, im Hasse selbst sind Alle einig, und zwar nicht allein die katholischen, sondern auch die protestantischen Irländer in den Vereinigten Staaten und Canada. Glücklicherweise ist der Muth und die Selbstlosigkeit der Fenier nicht ebenso groß und der Charakter ihrer Führer ihnen selbst so wenig Vertrauen einflößend, daß die Hauptsummen, welche zur Agitation in Irland dienen, direct an die Landliga daselbst abgeführt werden. Der skandalöse Streit auf der in der zweiten Woche des August in Chicago tagenden Fenier-Convention drehte sich einzig um die Verwendung, bezw. den Mißbrauch und die Unterschlagung des sogenannten Scharmützel- oder Plänklerfonds, der sich auf etwa 100,000 Dollar belaufen haben soll. Ein Theil desselben ist für den Bau eines Torpedoboots in New-York ausgegeben, welches bei seiner ersten Probe mit einem komischen Fiasco endigte. Als man nämlich damit unter dem Wasser fuhr, ging der aus ein paar Leuten bestehenden Mannschaft die Luft aus und sie wäre beinahe erstickt. Dies von einem Irländer erfundene Boot ist somit harmlos, weil unbenutzbar. Daß die Frage, ob Dynamit im Kampfe mit England zu verwenden sei oder nicht, in Chicago zur Verhandlung gekommen sei, leugnet zwar ein Theil der dort versammelt Gewesenen, aber der Austritt einer Anzahl Abgeordneter, die zu Rossas Fahne schwören, deutet doch darauf hin, sowie die Erklärung dieses Führers selbst, in New-York demnächst eine neue und zwar die allein berechtigte Fenierversammlung berufen zu wollen. Diese Uneinigkeit unter den Führern wie unter ihren Anhängern ist ein wahres Glück für England. Ihr ist es zu verdanken, daß die amerikanische Presse die Fenier immer mit einer gewissen Verachtung behandelt und sie in Folge dessen vielleicht zu leicht nimmt. Die New-Yorker Times z. B. steht nicht an, in jener Dynamitmaschinensendung nach England nur ein Mittel zu sehen, um den Strom der Beiträge in die Fenierkassen wieder reichlicher fließen zu machen. Es sei ein zwar schauriges Spiel, eine Art tragikomischer Farce, aber doch immer nur eine Farce gewesen, nie ein ernstes, auf wirkliche Explosionen in England abzielendes Unternehmen. Die bisherige Geschichte der Fenieragitation unterstützt allerdings diese Annahme. Sie hat ihre Ebbe und Fluth immer gehabt und die Führer haben es auch schon früher verstanden, durch Kunst nachzuhelfen, wenn der Eifer des Zahlens nachließ. Die Massen verlangen von Zeit zu Zeit Erfolge, Sensationen, oder sie geben die Sache auf oder schieben sie doch auf die lange Bank. Als im Februar 1866 die Habeascorpus-Acte für Irland suspendirt wurde und unter den Verhafteten sich auch viele amerikanische

Bürger irischer Abkunft befanden, wurden in den Vereinigten Staaten überall irische und andere Entrüstungsversammlungen gehalten und der Congreß mit Petitionen bestürmt, sich für die Freilassung der Verhafteten zu verwenden. Das geschah denn auch mit großem Erfolg und führte unter Anderm auch zu der Aenderung der veralteten Naturalisationsgesetze Englands und des ganzen europäischen Continents. Damit waren aber die Fenier noch lange nicht zufrieden. Der Lärm dauerte fort, die Gelder flossen, man kaufte Gewehre, man exercirte, kurz diesmal sollte es dem brittischen Löwen ans Leben gehen. Aber es dauerte Monate, ehe der Schlag geführt wurde, und als er geführt wurde, war es ein Schlag ins Wasser. Eine Anzahl bewaffneter Fenier marschirte auf canadisches Gebiet. Aber statt es zu erobern, wurden sie durch ein Regiment canadischer Milizen rasch entwaffnet und ins Gefängniß gesteckt. Nur der Verwendung der Vereinigten Staaten-Regierung verdankten sie es, daß sie mit einem blauen Auge davon kamen und, was die seitens der amerikanischen Regierung gegen die ergriffenen Fenier gestellte Anklage auf Verletzung der Neutralitätsgesetze betraf, so ließ man mit Rücksicht auf den politischen Einfluß der über 6 Millionen zählenden Irländer in den Vereinigten Staaten Gnade walten, um welche der Congreß den Präsidenten am 23. Juli 1866 ausdrücklich ersucht hatte. Von jenem Mißerfolge in Canada erholte sich die fenische Sache lange nicht, zumal da auch damals zwei Fraktionen und deren Führer um die Gelder sich in den Haaren lagen und gegenseitig der Unterschlagung beschuldigten. Erst die in Irland seit einem Jahre in Kraft gesetzte Zwangsbill hat den Enthusiasmus der amerikanischen Fenier wieder in Thätigkeit gesetzt. Ihr politischer Einfluß ist allerdings groß genug, um jede neue Gesetzgebung zu verhindern, welche ihrer Agitation gegen England engere Grenzen zu ziehen geeignet wäre. Was die Preßfreiheit betrifft, so werden die Rossas in New-York auch ferner so viel zu Mord und Brand auffordern können, wie sie wollen. (Uebrigens hat auch die Londoner „Daily News" sich nicht gescheut, eine Blumenlese solcher Aufforderungen zu veröffentlichen.) Die amerikanische Presse mißbilligt dieselben ebenso wie die englische, aber sie hält sie bei der geringen Verbreitung jener Wochenblätter für ungefährlich. Was die Versendung von Dynamitmaschinen betrifft, so steht auf dergleichen allerdings eine Strafe von 2000 Dollars oder Gefängniß bis zu 18 Monaten, aber einerseits wird eine derartige Strafe Niemanden abschrecken, andererseits ist bei aller Wachsamkeit das Einschmuggeln solcher Kisten unter unschuldigen Namen in die Schiffsfracht nicht zu verhindern, es würde sonst der Handel unerträglichen Verzögerungen unterworfen werden. Die Amerikaner sind geneigt, diese Feniergefahren durch die Zwietracht und das Ungeschick der Fenier selbst paralysiren zu lassen.

Nur auf diplomatischem Wege wäre eine neue Bestimmung der Acte zu erzielen, durch welche die Neutralität eines Landes durch dessen Einwohner einer befreundeten Macht gegenüber verletzt wird. Bis jetzt wurde unter solchen Handlungen nur die Ausrüstung militärischer Unternehmungen verstanden und England hat ja für die aus seinen Häfen während der sechziger Jahre ausgelaufenen conföderirten Alabamas 13 Millionen Entschädigung an die Vereinigten Staaten zahlen müssen. Falls ein wirksames Torpedoboot von New-York nach England gelangte, würde England zu einer ähnlichen Klage auf Entschädigung berechtigt sein. Die Absendung einer Dynamitmaschine fällt vor der Hand noch nicht unter den Begriff einer militärischen Unternehmung, wenn sie auch in ihren verderblichen Wirkungen jener nicht nachstehen würde. Hier ist offenbar eine Lücke im Völkerrecht, die mit der jetzt gleichfalls neu ventilirten über den Begriff und die Ausdehnung politischer Verbrechen und des Asylrechts der Aufmerksamkeit des im nächsten Monat in Köln zum neunten Male sich versammelnden internationalen Vereins für Reform und Codification des Völkerrechts sich empfehlen würde.

E. Schlaeger.

Zukunftsbahnen in Asien.

Von Georg Kollm.

III.

Politische Nothwendigkeit und commercielle Interessen wiesen den Russen bei ihrem steten Vordringen in Centralasien den Weg; dieselben Motive veranlaßten sie, wie wir gesehen, sich allen Ernstes mit Projecten von Eisenbahnen zu befassen, welche in erster Linie die eroberten Gebiete durchfurchen, dann aber später den Anschluß an das Bahnnetz Indiens erstreben oder bis an den persischen Golf fortgeführt werden sollen. England verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die russischen Pläne, durch deren Verwirklichung sein politischer Einfluß auf die central- und vorderasiatischen Verhältnisse annullirt, seine Handelsinteressen sehr schwer geschädigt werden würden. Eine Schranke von militärischer, politischer und commercieller Bedeutung dagegen wäre nun in einer Bahn zwischen dem mittelländischen Meere und Indien, resp. dem persischen Meerbusen zu schaffen; sie würde den Wall bilden, welcher die Russen in ihrem Vordringen nach dem Süden aufzuhalten vermöchte, auf welchem England die Vertheidigung seiner Handelsherrschaft in Asien führen könnte.

Die Idee einer solchen Verbindung zwischen Indien und Europa durch die vorderasiatischen Gebiete hat auch in der That bereits wiederholentlich englische und auch türkische Staatsmänner beschäftigt. So brachte W. P. Andrew auf Anregung von Musurus Pascha im Jahre 1863 eine Linie in Vorschlag, welche Belgrad mit Basra am persischen Golfe verbinden sollte, Konstantinopel berührend. In einem andern Projecte wollte man Trapezunt, die alte Handelsstadt am Schwarzen Meere, als Ausgangspunkt für eine Bahnlinie wählen, welche über Erzerum durch Persien nach Indien gehen sollte, während der Anschluß an das europäische Bahnnetz auf dem Wasserwege (Schwarzes Meer — Donau) herzustellen sein würde. Nach Eröffnung des Suezkanals schien es freilich, als wenn England von der Herstellung eines continentalen Weges nach seinen asiatischen Besitzungen Abstand nehmen wollte; der Ankauf eines großen Theils der Suezkanal-Actien vor einigen Jahren schien für den Entschluß der britischen Regierung zu sprechen, sich mit dem Seewege nach Indien zu begnügen. Die politischen Ereignisse haben jedoch die Ansichten geändert. Seitdem einerseits die Russen in Batum, Kars und Chiwa festen Fuß gefaßt haben und Erzerum, Teheran und Merw bedrohen, andrerseits Großbritannien von Cypern Besitz ergriffen und die Schutzherrschaft über Kleinasien übernommen hat, ist man in England wiederum der Frage ernstlich näher getreten, sich neben dem Seewege auch eine Schienenverbindung nach Indien zu schaffen. Die natürliche Basis für die hierauf bezüglichen Projecte bildet jetzt die Insel Cypern; man scheint von einer directen Ueberlandslinie über Konstantinopel zunächst Abstand zu nehmen und die durch Cypern beherrschte Küste des nördlichen Syriens als Anfangspunkt von Bahnen auszuersehen, die man je nach der von ihnen vorzugsweise verfolgten Richtung mit dem Namen „Euphrat- resp. Tigris-Bahnen" bezeichnet findet.

Wir wollen nur zwei aus den vorliegenden zahlreichen Projecten hervorheben, die durch die ihnen zu Grunde liegenden wissenschaftlichen Recognoscirungen, sowie durch ihre politische und commercielle Bedeutung Anspruch auf Beachtung für die Zukunft verdienen.

Andrew, dessen wir bereits oben Erwähnung gethan haben, plaidirt zunächst in seiner Schrift „India and her Neighbours", sowie in einem Vortrage, den er im Februar 1880 in der Londoner Gesellschaft der Künste und Wissenschaften hielt, für die Euphratthal-Route nach Indien. Seine projectirte Bahn soll von der kleinasiatischen Hafenstadt Iskanderun (Alexandrette) ausgehen, von wo sie über Aleppo, Balis, Hit, Kerbela, Nedschef, Semaua und Sukesch dem Euphrat bis zum

Chat-el-Arab folgen soll, um in der Nähe von Basra bei Koeit an der Spitze des persischen Golfes ihren Endpunkt zu erreichen. Die Verbindung von hier nach Bombay kann alsdann durch die bereits von den Engländern errichtete Euphrat-Dampfschiffahrtgesellschaft bewirkt werden. Man könnte jedoch auch die Trace unter Umgehung des sehr ungesunden Mündungsgebietes des Chat-el-Arab direct auf Bender-Buschehr, den Haupthafen Persiens, und von dort dem Meere entlang bis Karrantschi führen; die hier endende Industhal-Bahn vermittelt alsdann die Verbindung mit dem Netze der indischen Bahnen. Außerdem würde eine Zweiglinie, welche von Skutari (Konstantinopel) abginge und sich mit der Euphratlinie etwa bei Aleppo vereinigte, diese an das europäische Bahnnetz anschließen.

Nach den von competenter Seite gegen diese Route erhobenen Einwendungen scheint zunächst schon die Wahl von Iskanderun als Endstation am Mittelmeere nicht glücklich, da die Verbesserung dieses schlechten Hafens nur mit sehr großem Kostenaufwand zu ermöglichen wäre. Der etwas südlicher gelegene gute Hafen Sueidie (das alte Seleukia Pieria) verdient vielmehr den Vorzug; hierdurch ließe sich noch der Vortheil erreichen, daß die Bahn dem unteren Laufe des Orontes folgen und in seinem Thale das Küstengebirge Syriens bequemer passiren könnte. Einen Haupteinwurf gegen die Euphratthal-Route bildet unseres Erachtens jedoch der Umstand, daß sie auf dem größten Theile ihres Laufes, im Euphratthale nämlich, auf der einen Seite von der syrischen Wüste, auf der andern von der mesopotamischen Wildniß begleitet wird, so daß einmal schon dem Bau und dem Betriebe der Bahn sehr große Schwierigkeiten in den Weg gestellt werden, dann aber auch England, abgesehen von dem nicht anzuzweifelnden strategischen Werth dieser Bahn überhaupt, unter gewöhnlichen Umständen keinen sehr großen Nutzen aus dieser Verbindung ziehen würde.

Uns scheint es daher geboten, daß England seine Aufmerksamkeit mehr einem Projecte zuwendet, das in den Jahren 1872—74 von dem östreichischen Ingenieur Wilhelm Pressel auf Grund von Ergebnissen der von ihm geleiteten wissenschaftlichen Expeditionen sorgfältig bearbeitet worden ist. W. Pressel erhielt damals von der Pforte den Auftrag, ein Programm auszuarbeiten, nach welchem ganz Vorderasien mit einem Netze von Schienenwegen überspannt werden sollte. Hochfliegende Pläne, von denen nur die kurzen Strecken von Skutari nach Ismid, sowie von Smyrna aus einerseits nach Kassaba, andrerseits nach Aidin-Güselhissar wirklich zur Ausführung gekommen sind.

Von besonderem Interesse ist nun derjenige Theil jener Vorarbeiten, welcher sich auf die Herstellung einer Tigrisbahn bezieht; an der sorgfältigen Bearbeitung dieses Projects nahmen ganz besonders die Ingenieure Czernik und Otto Schütt — letzterer auch durch seine Forschungen in Aequatorial-Afrika, wohlbekannt — bemerkenswerthen Antheil. Zum vorläufigen Endpunkt dieser 1625 Kilometer langen Tigrisbahn-Linie ist die Stadt Bagdad ausersehen worden, da von hier über Basra regelmäßiger Dampferverkehr nach Indien stattfindet. Von Bagdad durchzieht die Trace das zwischen Tigris und Dijala gelegene Oasenland, an den zahlreichen sassanidischen Ruinenstätten vorüber, durch das Hamrin-Defilee über Kefri nach der Kurdenstadt Kerkuk; im weitern Verlaufe passirt die Linie das kurdische Gebirgsland, Erbil — das alte Arbela — berührend, überschreitet den großen Zerb bei Salia, an derjenigen Stelle, wo nachweislich die Kriegsbrücke des Darius Kodommanus während der Schlacht von Gaugamela sich befand, und wendet sich über Kermelis — das alte Schlachtfeld von Gaugamela — nach Mosul. Der Tigris wird beim Nestorianer-Dorf Feysch-Chabur, in dessen Nähe sich große Kohlenlager befinden, überschritten; über Mardin gelangt man nach Diarbekr, dem politischen und ethnographischen Centrum Kurdistans, und erreicht über Ursa bei Biredschik den Euphrat. Für den syrischen Theil dieses Projectes sind einige Varianten aufgestellt, unter ihnen eine Linie über Aleppo nach Sueidie, die aus den früher entwickelten Gründen vorzuziehen sein möchte.

Die commerciellen Vortheile dieser Tigrisbahn liegen klar auf der Hand. Diese Trace passirt fast durchweg wohlbebautes, oder wenigstens cultivirbares Land mit stellenweise recht dichter Bevölkerung — nur die Strecke vor Mosul, wo die Linie die nördlichen Vorberge Süd-Kurdistans auf ca. 100 Kilometer berührt, sowie das Bergland zwischen Mardin und Diarbekr ist als besonders unfruchtbar und dünn bevölkert hervorzuheben. Die wichtigsten Punkte und Handelscentren Mesopotamiens, Kurdistans und Syriens werden von der Tigrisbahn berührt, so daß die Rentabilität derselben in bedeutend erhöhterem Maße gesichert erscheint, als wie bei der Euphratlinie, was namentlich mit Rücksicht auf die zu erwartende Concurrenz einer russisch-centralasiatischen Bahn nicht außer Acht zu lassen sein möchte.

Während man sich in Vorderasien über das beste Bahnproject noch nicht hat schlüssig werden können und der Bau einer Euphrat- resp. Tigrisbahn noch in weiter Ferne schwebt, haben die Engländer jedoch von Indien aus, wo der afghanische Krieg die Eisenbahnbauten recht in Fluß gebracht hat, den Bau einer Bahn in das Gebiet von Beludschistan in Angriff genommen. Dieselbe zweigt sich bei Shikarpur von der Industhal-Bahn ab, geht über Jakobabad am Rande der Katschaebene und ist bereits bis nach Quetta im Bolanpaß fortgeführt. Der Ausbau der Linie Quetta-Kandahar scheint mit Rücksicht auf die dortigen politischen Verhältnisse vorläufig sistirt zu sein. Diese Linie soll später durch das nördliche Persien bis nach der syrischen Küste — ebenfalls nach Sueidie — fortgesetzt werden. Eine sich im Taurus abzweigende Nebenlinie wird in Skutari münden. — Doch schon durch den Bau der Linie Shikarpur-Quetta entsteht für die Vertheidigung Afghanistans und der Nordwestgrenze Indiens ein wesentlicher Gewinn, der noch erheblich wächst, wenn die Bahn in der That bis Kandahar fortgesetzt wird.

Während wir bis jetzt die verschiedenen Projecte einer Verbindung Indiens mit dem Westen beleuchtet haben, mögen noch der Vollständigkeit wegen in Kürze diejenigen Projecte berührt werden, welche Indien mit Ostasien verbinden sollen. In Bezug hierauf ist zunächst das Project der Assambahn zu verzeichnen, die sich von der Nord-Bengalbahn bei Rangpur abzweigen und über Gowalpara, im Thale des Bramaputra entlang, durch Assam bis an die Grenze der chinesischen Provinz Yunnan geführt werden soll; auf ihr können alsdann europäische Güter bis nach dem Südwesten des himmlischen Reiches transportirt werden.

Dann ist ferner die Britisch-Birma durchschneidende Rangun-Irawadi-Bahn zu erwähnen, die bereits in einer Länge von 260 Kilometer von Rangun bis Prome in Betrieb gesetzt ist und welche zunächst noch 68 Kilometer weiter bis Alanmyo ausgedehnt werden soll. Es liegt in der Absicht, sie später bis Kalkutta fortzusetzen, um so auch Hinterindien mit dem vorderindischen Bahnnetz in Verbindung zu bringen. Auch soll noch von Rangun eine andre, auf 260 Kilometer berechnete Staatsbahn nach der an der Grenze von Birma belegenen Stadt Tongu erbaut werden, als Anfang für eine Saluen-Bahn, die uns durch Birma hindurch in das südliche China hineinführen würde.

Schließlich ist noch ein französisches Project zu erwähnen, welches Saïgon in Cochinchina durch eine 290 Kilometer lange Bahn mit der am Me-Khong gelegenen Stadt Penom-Penj in Kambodja verbinden will. Auch diese Bahn würde später durch Tongking nach der chinesischen Provinz Yunnan fortgeführt werden.

Von allen soeben erwähnten Projecten verdient unzweifelhaft die Route zwischen dem mittelländischen Meere und dem persischen Golf wegen ihrer commerciellen und strategischen Wichtigkeit unser größtes Interesse. Da ihre Länge 2000 Kilometer nicht überschreiten würde, so könnte der Weg durch den persischen Golf, verglichen mit demjenigen durch den Suezkanal und das rothe Meer, die Ueberfahrt von London nach Bombay ungefähr um sieben Tage abkürzen. Hierdurch würde in Friedenszeiten eine Concurrenz mit dem Suezkanal hervorgerufen, welche dem letzteren jedoch keineswegs Nachtheil bringen würde. Jede der

beiden Linien würde ihre besondern Vortheile haben, den Jahreszeiten und der Natur der transportirten Güter entsprechend; sie würden sich gegenseitig ergänzen und die commerciellen Transactionen durch Vermehrung der Handelsbewegungen erleichtern. Freilich ist der Transitverkehr einer indo-mediterranischen Bahn nicht zu hoch in Anschlag zu bringen, da immerhin in Folge des Umladens und Verschiffens der Waaren am Mittelmeer die Auslagen und das Risico so groß werden dürften, daß ein großer Theil des Waarenverkehrs entweder die zukünftige directe Continentalroute durch Rußland oder den Seeweg durch den Suezkanal vorziehen würde. Für die Deckung der Bau- und Betriebskosten muß daher in erster Linie auf den lokalen Verkehr gerechnet werden, weshalb auch schon vorher für die Tigrislinie als diesem Zwecke am besten entsprechend plaidirt wurde. Doch auch auf die Ergebnisse dieser letzteren darf vorläufig die Hoffnung nicht zu hoch gespannt werden, da bei der namenlosen türkischen Mißwirthschaft Handel und Industrie in jenen von der Natur so reich bedachten Gebieten vollständig darniederliegen. Auf eine Besserung solcher traurigen Zustände ist freilich erst nach Schaffung einer starken und ehrlichen Regierung zu rechnen, wozu die Türkei nicht geeignet erscheint.

So groß immerhin auch unter den jetzigen Verhältnissen das pecuniäre Risico für eine anglo-indische Bahnlinie sein mag, so wird doch bei dem großen strategischen Werthe derselben die Nothwendigkeit ihres Zustandekommens, seitens der Anhänger dieses Projectes, ganz besonders betont. Die Möglichkeit eines Conflictes zwischen Rußland und England in Asien ist nicht ausgeschlossen, und dann möchte für diese Eventualität der Suezkanal den Engländern nicht genügen, der mit wenigen Torpedos oder durch versenkte Schiffe sehr leicht unbrauchbar zu machen ist; dann würde der Landweg, welcher den Engländern eine gesicherte Verbindung mit ihrem indischen Kaiserreiche gestattet, auf welchem sie nach Belieben europäische und indische Truppen befördern können, von allergrößter Wichtigkeit sein. Diese indo-mediterranische Bahn würde dann nicht nur den Suezkanal zu schützen vermögen, sondern wäre auch ein Mittel, den Fortschritten Rußlands in Centralasien Halt zu gebieten.

Möge jedoch maßvolle Politik auf beiden Seiten die von uns besprochenen Zukunftsbahnen in Asien niemals als Mittel zum kriegerischen Austrage zwischen beiden europäischen Kolossen in Verwendung bringen, sondern sie ihre Bestimmung allein in der Erfüllung ihrer friedlichen Zwecke finden lassen!

Literatur und Kunst.

Darwinismus und Mythologie.

Von Carus Sterne.

Die heutzutage das philosophische Scepter schwingende Schule der Kriticisten, welche, ihren Ursprung von Kants „Kritik der reinen Vernunft" herleitend, soeben ihren hundertjährigen Geburtstag gefeiert hat, muß, wenn sie das Erbe ihres Meisters getreu bewahren und vermehren will, vor Allem das Ziel im Auge behalten, eine objective Weltanschauung an die Stelle der verschiedenen subjectiven zu setzen, die sich überlebt haben. Natürlich wird ihr das niemals ganz gelingen, und wenn es gelänge, würde sich vielleicht die Frage aufdrängen, ob eine so ganz „entmenschte" Weltanschauung noch ein Gewinn für Menschen wäre, allein auch hier heißt die Parole: „sich selbst überwinden", und wer soll denn in die Tiefe graben, wenn es der Philosoph nicht thun wollte? Um nun diese höchste Aufgabe der Philosophie zu erfüllen, nämlich die Dinge, wie sie sind, so nahe als möglich zu erkennen, muß der Philosoph zunächst bei dem Psychologen in die Schule gehen, er muß sich von diesem zeigen lassen, wie die Psyche arbeitet, um erkennen und ausscheiden zu können, was diese vor ihrer Schulung in den Teppich des Weltgemäldes hineingewebt hat, was in unsrem Wissen von den Dingen seinem Ursprunge nach subjectiv und was objectiv ist.

Dieser Läuterungsprozeß des Goldes von den Schlacken hat selbstverständlich bereits in den ältesten Philosophenschulen begonnen. Als Xenophanes in seinen derben aber nur zu begründeten Versen die Götterwelt Homers und Hesiods verspottete:

— — es denken sich Thoren die Götter wie Menschen geboren,
Auch mit Gewändern wie sie, mit Stimme und Körper versehen;
Hätten die Ochsen und Löwen wie wir nur Körper und Finger,
Würden die Ochsen sich Ochsen, die Löwen sich Löwen, die Pferde
Pferde zu Göttern sich bilden und so sie mit Körpern begaben,
Ganz nach ihrer Gestalt und so wie sie selber gemacht sind.
— — — — — — — — — — — — — —

und als Protagoras aussprach, der Mensch sei das Maß aller Dinge, da begann jener zuerst bei der Weltanschauung des Volkes einsetzende Reinigungsproceß langsam, ist dann mit langen Unterbrechungen vorwärtsgeschritten und hat endlich, sich überstürzend, zu jenen Extravaganzen der letzten Jahrhunderte geführt, in denen mit allem nur möglichen Ernste behauptet wurde, die Welt existire überhaupt nur in der menschlichen Vorstellung; jene Vorwelt, in der es noch keine Menschen gab, sei erst zur Wirklichkeit geworden, seit wir sie aus ihren Trümmern neu aufgebaut haben, und was der Delirien mehr sind. Leider ist das Umgekehrte wahr; die Welt draußen existirt wirklich, während die innere Welt immer nur bedingtermaßen vorhanden ist, sonst hätten ja die Götter Griechenlands wirklich gelebt und alle die wachen Träume der Menschheit, die sich zu unendlichen Mythenkreisen verdichtet haben, wären ebenso wahr und hätten nicht weniger Anspruch auf Realität, als die Welt irgend eines phantasiereichen Philosophen. Es wäre ein Vorwurf für einen tiefsinnigeren Dichter, eine Götterdämmerung zu schreiben, in dessen Vorspiel Indra, Osiris, Zeus und Wotan ihre jährliche Götterversammlung abhalten und berathen, wie der Götternoth abzuhelfen sei. Eine höhere Macht hat in ihnen die Ideen und Wünsche der Menschen verkörpert und jedem Volke die Götter verliehen, die es verlangte. Indra ist des ewigen Kampfes müde, Zeus liebessatt, Osiris findet keinen Gefallen mehr an dem ständigen Umgang mit Mumien und Wotan ginge seiner windigen Natur entsprechend gerne auf Reisen. Indessen, sie alle müssen die Gedanken ihres Volkes verkörpern, so lange noch ein einziger Mensch an ihre Existenz glaubt. Mit ganz andern Gefühlen als jener Jupiter Tragödus des Lucian, der in seiner Noth zu beten anfing, als einige Philosophen seine Existenz zu leugnen begannen, blicken sie mit Hoffnung auf alle ähnlichen Bestrebungen, die ihren Bann zu lösen versprechen; sie ahnen nicht, daß sie nach den Ansichten gewisser scharfsinniger Philosophen in Amt und Würden auszuhalten hätten, so lange es noch einem alten Mütterchen gefiele, weiter an sie zu glauben. Indessen wollen wir die Exposition dieser dramatischen Satire auf die idealistische Philosophie nicht weiterführen, sondern uns vielmehr zu den Fortschritten der Philosophie wenden, die ihr Bund mit dem Darwinismus gezeitigt hat.

Wenn man früher darnach strebte, das menschliche Irren aus der Weltansicht zu entfernen, das Weltgemälde von Anthropomorphismen zu reinigen, so waren es zunächst doch meist nur die aus Mißdeutung der sinnlichen Eindrücke, nicht aber die aus der gesammten Vorstellungsform eines in sich abgeschlossenen Wesens folgenden Irrthümer, die man zu beseitigen mit Erfolg versuchen konnte. Aber die neuere Schule der Völkerpsychologen, der Waitz, Geiger, Caspari, Lubbock, Tylor, Spencer u. s. w. hat einen Schritt weiter gethan, indem sie sich in den Geist des Naturmenschen zu vertiefen suchte, um zurück zu verfolgen, wie er zu jenen mythischen Anschauungen gelangt ist, die noch bei uns den Sinn für die reine Erfahrungswissenschaft so oft fälschen, eine Erbschaft des Blutes, deren Niemand so leicht ledig wird. Man sieht, die Aufgabe ist eine wesentlich psychologische, aber auch auf die Völkerpsychologie muß, um sie fruchtbringend zu machen, jenes genetische Princip angewendet werden, welches nach der Anregung Darwins auf den verschiedensten

Gebieten zu den bedeutendsten Erfolgen geführt hat. Der französische Philosoph Taine und Darwin haben durch die Veröffentlichung zweier anspruchslosen Tagebücher über die Geistesentwicklung kleiner Kinder eine neue, besonders von William Preyer in Jena und Fritz Schultze in Dresden gepflegte Wissenschaft ins Leben gerufen, die Psychogenesis oder Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Eine wie bedeutende Rückwirkung diese Wissenschaft auf die Psychologie und durch diese auf die Philosophie äußern wird, kann man leicht nach den ersten Anwendungen voraussehen, welche ein italienischer Psychologe, Tito Vignoli in Mailand, in seinem Buche „Mythus und Wissenschaft"*) davon gemacht hat, und auf welche wir hier mit einigen Worten näher eingehen wollen.

Reisende Ethnologen haben bekanntlich überall bei Naturvölkern die Neigung angetroffen, nicht nur Thiere und Pflanzen, sondern auch die gesammte unbelebte Natur, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, Wasser und Feuer, Fels und Stein beseelt zu denken, eine Anschauungsform, die man als Animismus bezeichnet hat. Vignoli bemüht sich nun, und wie mir scheint mit Erfolg, zu zeigen, daß dieser Animismus eine secundäre Erscheinung ist, die auf einer allgemeineren Auffassungsform beruht, welche auch dem Thiere eigen ist. Wenn man von einer Psychogenesis spricht und sich zu dem Standpunkte emporgeschwungen hat, daß man nicht nur dem lebenden Körper, sondern auch jenem innern Ausdrucke desselben, den man als Geist bezeichnet, eine Entstehung, ein Werden zuerkennt, so wird man nicht mehr glauben, daß die menschliche Intelligenz ohne Werdeproceß, wie die gerüstete Minerva aus dem Haupte des Zeus entsprungen sei, wir sehen sie ja im Kinde heranwachsen, und erfreuen uns alle Tage an den Aeußerungen ihrer Vorstufen im Thiere. Kein denkender Mensch, der sich mit den Forschungen unsrer Tage — ich erinnere nur an die schönen Arbeiten von Fritsch, Hitzig und Munck in Berlin über die functionelle Homologie der Gehirntheile bei Menschen und Säugethieren — beschäftigt hat, kann heute daran denken, andere als graduelle Unterschiede zwischen der Intelligenz des Menschen und der höhern Thiere statuiren zu wollen. So ungeheuer hoch die menschliche Intelligenz über diejenige des begabtesten Thieres sich zweifellos erhebt, jedenfalls ist kein specifischer Unterschied vorhanden. Die neueren paläontologischen Untersuchungen von O. C. Marsh in New-Haven haben gezeigt, daß die Hirnkammern der Pferde und aller Thiergeschlechter, die sich durch längere Epochen zurückverfolgen lassen, von den ältesten Zeiten an schrittweise an Umfang zugenommen haben, so daß sich das Wachsthum des psychischen Apparates paläontologisch nachweisen läßt.

Welcher Unterschied besteht zwischen der thierischen und menschlichen Intelligenz? Dieser wichtigen Frage hat Vignoli in einem vor einigen Jahren erschienenen Buche: „Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche" (Bd. XXXVI, derselben Int. Bibliothek) einen Ausdruck gegeben, dem man im Allgemeinen zustimmen kann; er sagt nämlich, die geistige Thätigkeit sei im Wesentlichen bei Mensch und Thier dieselbe, nur fehle dem Thiere die innere Anschauung seiner Anschauungen, d. h. dasjenige, was wir als das Selbstbewußtsein bezeichnen. Das Thier macht Wahrnehmungen mit Sinnen, die größtentheils schärfer sind als die unsrigen, es macht Schlüsse, es erinnert sich vergangener Dinge, aber alle diese Thätigkeiten werden bei ihm wahrscheinlich nur durch äußere und innere Processe, die nicht unter dem Einflusse des Willens stehen, geweckt, es kann diese Processe nicht leiten, zergliedern, nicht Erscheinungen willkürlich herbeirufen, gegeneinander abwägen, was eine geistige Selbstbeobachtung, eine Verdoppelung des Intellects voraussetzt, wie sie schon das alte Wort homo duplex! bezeichnet. So träumt ein Hund ganz wie ein Mensch, ja er kann durch fortgesetzten Absynthgenuß schnell in Säuferwahnsinn mit Phantasmen versetzt werden, aber er wird niemals den Traum von der Wirklichkeit unterscheiden lernen, oder die Phantome seines Fiebers als solche erkennen, was der Mensch bis zu einem gewissen Grade sehr wohl vermag.

Wenn wir zu einer solchen Anschauung vorgedrungen sind, müssen wir uns den menschlichen Geist aus dem thierischen hervorgegangen denken, und für die Sprachforscher ist das Mittel, durch welches dieser Aufschwung stattgefunden hat, längst kein Geheimniß mehr, es ist die Ausbildung der Sprache, mit welcher die Intelligenz gewachsen ist, die den Menschen zur Bildung abstracter Begriffe und damit zum Selbstbewußtsein geführt hat, wie wir noch heute Völker finden, deren Sprache und Geist in gleicher Armuth an abstracten Begriffen verharren. Wollen wir also die Anfänge des menschlichen Geistes, seine Genesis studiren, so müssen wir bei seiner Vorbedingung, dem Boden aus dem er erwachsen ist, dem thierischen Intellect anfangen; wollen wir die Weltanschauung des primitivsten Menschen uns neu construiren, so müssen wir zuvor uns in den Horizont des Thieres zu versetzen suchen. Ein schweres Problem, was dennoch versucht werden muß.

Jemand, der Thiere genauer beobachtet hat, wird bald nicht mehr daran zweifeln, daß sich des Thieres gesammtes Sinnen und Trachten um seine Sicherheit, Ernährung und Fortpflanzung dreht, also ungefähr um dasselbe, was auch das Dasein niederer Menschen völlig ausfüllt. Da für ihn kein Auge der Polizei wacht, so ist es mit wenigen Ausnahmen solcher Thiere, die sich überall sicher fühlen, stets auf seine Sicherheit bedacht; wie der Naturmensch mißtraut es allem und jedem Außendinge, so lange die Neugier, oder das Gefühl eigener Stärke oder Sicherheit (wie bei den Vögeln) nicht überwiegt. Die ganze Natur theilt sich ihm in Feinde und Freunde, alles Neue wird mit argwöhnischen Blicken betrachtet und, sobald es sich bewegt, mit doppelter Vorsicht beobachtet. Obwohl das Pferd sich unter der Leitung des Menschen, wo ihm beinahe nie eine ernste Gefahr entgegentritt, seine stete Besorgniß abgewöhnt haben könnte, ist es dennoch in vielen Fällen ohne Scheuklappen gar nicht zu gebrauchen: vor einem weißen Chausseesteine, einer wehenden Fahne, ja vor einem Papierblatt, welches der Wind treibt, springt es entsetzt zur Seite. Selbst der intelligente Hund bellt den Mond an, der in seine Hütte leuchtet und springt wie besessen hinter dem Steine her, den sein Herr wirft. Er sieht, wie der Stein vom Boden aufgenommen und geworfen wird, aber Niemand, der sein Gebahren bei der Verfolgung beobachtet, wird daran zweifeln, daß er ihn für ein lebendes Wesen hält. Vor einer Reihe von Jahren habe ich in Davos einen Hund beobachtet, der es verstand, die Steine selber lebendig zu machen, um sich dann hinter ihnen matt und müde zu hetzen. An einem steilen Abhange, der mit bequemen Wegen versehen ist, liegen dort eine Menge loser Steine, die man nur zu lockern braucht, um sie in starken Sprüngen weite Strecken hinunterpoltern zu sehen. An diesen Waldwegen trieb der in Rede stehende Hund, wie ich mehr als einmal aufmerksam beobachtet habe, stundenlang ein nachdenkliches Spiel. Mit der Schnauze oder mit der Vorderpforte stieß er die Steine hinab und sprang dann in gewaltigen Sätzen und mit lautem Gebell hinterdrein, und da der Sport für die Spaziergänger an der 6—700 Fuß hohen Bergwand schließlich lebensgefährlich wurde, mußte dem Eigenthümer verboten werden, den Hund frei herumlaufen zu lassen. Wer die Erregung des Thieres bei diesem Spiele sah, konnte nicht daran zweifeln, daß es die Steine als seinesgleichen, als lustige Gesellen und Spielkameraden ansah, die nur eines geringen Anstoßes bedurften, um aus ihrer trägen Ruhe geweckt zu werden und dann munter mit ihm um die Wette zu springen. Und wie sollte er auch nicht? Unsere gelehrtesten Physikprofessoren wissen bis auf diese Stunde nicht, was die Schwerkraft ist, wie sollte es der Hund begreifen! Ganz ähnlich aber wird es den Thieren mit den andern Naturerscheinungen gehen, das Feuer ist ihm ein beißendes Thier wie dem Urmenschen; Winde, Blitz und Donner, Hagel und Regen sind Aeußerungen belebter Wesen, alles was sich bewegt, lebt. Vignoli scheint mir darum das Richtige zu treffen, wenn er schließt, die Intelligenz des Thieres gehe nirgends über einen dunklen Begriff seines eigenen

*) Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. XLVII. Leipzig 1880, Brockhaus.

Wesens hinaus; es könne sich nicht klar von der übrigen Natur unterscheiden, und Alles was ihm in irgend einer Weise als handelnd, oder selbst nur Widerstand leistend, entgegentrete, werde deshalb von ihm für ein mit Willen begabtes Wesen, von seiner eigenen Natur, d. h. als thierisches Individuum, gleich denen, die ihm sonst im Kampfe entgegentreten, angesehen. Sogar die Pflanzen, die der Wind bewegt, mögen von ihm als thierische Wesen aufgefaßt werden, wenn auch als solche, die sich für gewöhnlich nicht zur Wehre stellen. Kräuterfresser, die mit ihrer Schnauze ein ungewöhnlich fest im Boden gewurzeltes Gewächs, oder einen ausnahmsweise fest am Stamme sitzenden Zweig erfaßt haben, gerathen in Wuth, als wenn sie es mit einem widerspänstigen Gegner zu thun hätten; eine Nessel oder ein dorniges Gewächs zeigt ihnen auch, daß stille Wässer oft tief sind, und die Giftgewächse, die sie meist sorgfältig vermeiden, sind ihnen vielleicht als unheimliche, in ihrem Magen rumorende Feinde bekannt. Die Eigenthümlichkeiten der sogenannten Sinnpflanzen kann man sich kaum anders erklären, als wenn man annimmt, daß ihre Fähigkeit, sich plötzlich bei Berührungen zusammenzufalten, ihnen nützlich geworden ist, indem sie damit Thiere erschreckten und verscheuchten, die sich von dem zarten Laube nähren wollten, und in der That schützen sich die meisten ihrer nähern Verwandten, soweit sie ebenfalls niedrige Gebüsche darstellen, durch Dornen oder purgirende Stoffe in den Blättern. Kurz, das Thier hat alle Ursache, sich überall von feindlichen Gewalten umgeben zu denken, und daß es dieselben stets als verwundbare und sterbliche Thiere betrachtet, beweist z. B. jede Schlange und Eidechse, die wüthend in den hingehaltenen Stock beißt, als ob sie denselben verwunden oder vergiften könnte.

Mit anderen Worten, es entspricht dem geistigen Horizonte des Thieres, Alles was ihm in den Weg tritt, zu *personificiren*, oder — wenn wir dieses Wort für Vermenschlichungen reserviren wollen, — zu *entificiren*, d. h. zu lebendigen Wesen zu machen. Die Entification ist eine Grundthätigkeit niederer Intelligenzen, deren ganzes inneres Erkenntnißvermögen sich auf ihr Selbst beschränkt. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst", sagt der Erdgeist zu Faust, und ähnlich könnte man zu jedem intelligenten Wesen sagen: „Du suchst in allen Dingen Deinesgleichen". Daß dieser Schluß im Allgemeinen richtig ist, das wird man um so leichter zugeben, wenn man sich erinnert, wie sehr noch immer Naturmenschen, wie sehr vor Allem unsre Kinder zu Personificationen aller Naturdinge neigen. *Taine* erzählt uns in den oben erwähnten Beobachtungen, die an einem kleinen Mädchen angestellt wurden, daß es unaufhörlich mit allen Dingen sprach und Antwort erwartete. Es frug unausgesetzt: Was sagt das Pferd? was sagt der große Baum? u. s. w. Das schimmernde Wasser fesselte stets seine Aufmerksamkeit, und als man ihm sagte, der Mond, dessen Nebenherspazieren auf Reisen alle Kinder interessirt, gehe unter (la lune se couche), frug es sogleich, wo die Bonne des Mondes sei? Aehnliche Beobachtungen werden alle Personen gemacht haben, die sich mit Kindern beschäftigt haben, indessen wir dürfen nur an unsere täglichen Redensarten von „gutem" und „schlechtem" Wetter, von dem „treulosen" Meere, dem „störrischen" Felsen, von der Sonne, die auf- oder untergehen „will", von dem See, der sein Opfer „verschlingt", von der „durstigen" Erde, die das Wasser „auffaugt", erinnern, um uns zu überzeugen, wie tief in unsrem ganzen geistigen Mechanismus die Sucht zur Personification aller und jeglicher Objecte und Naturvorgänge steckt. *Vignoli* nennt das eine thierische Erbschaft im Menschengeiste, und ich glaube, er hat Recht. Ebenso wie das Thier, wird der wenig über dessen geistigen Horizont emporragende primitive Mensch mit Naturnothwendigkeit dazu geführt, sein unvollkommenes Ich in allen Dingen, die ihn umgeben, zu spiegeln, und darin liegt die Ursache jener weit und breit bei allen Naturvölkern gefundenen Allbeseelung, die man als Animismus bezeichnet hat.

Während aber das Thier wahrscheinlich stets nur die Dinge personificirt, die ihm leibhaftig entgegentreten, kann der Mensch vermöge seines Erinnerungsvermögens seine Befürchtungen und seine Hoffnungen dauernd auf ein bestimmtes Object richten, mit diesem eine Art Bund schließen und es zu seinem *Fetisch* erheben, eine weitverbreitete niederste Cultusform, die, wie es scheint, von Vignoli nicht genügend erörtert und erklärt worden ist. So viel ist sicher, der Fetischismus ist, wie der Thierdienst, mit dem er häufig zusammenfällt, indem ein bestimmtes Thier als Fetisch oder Totem gewählt wird, eine Unterwerfung des Menschen unter ein bestimmtes Einzelnobject, dem man zauberhafte Kräfte zuschreibt, es ist ein höchster Grad von Personification, indem auf das erwählte Object alle Macht gehäuft wird, deren sich der Fetischanbeter selbst ledig und benöthigt fühlt. Unter die verführerischsten Fetischobjecte muß man die reißenden Thiere, und besonders die gefährliche Schlange rechnen — daher die weite Verbreitung des Schlangendienstes —, ferner das Feuer und die Sonne, die selbst bei verhältnißmäßig fortgeschrittenen Völkern Gegenstand der Verehrung und Anbetung werden.

Nach und nach entdeckt der Mensch seine Superiorität den übrigen Naturobjecten gegenüber, er entdeckt ferner, was wir seine „Duplicität" nennen können, indem er aus seinen Traumerfahrungen und aus einigen andern Erscheinungen schließt, daß in ihm noch ein gleichgestaltetes ätherisches Wesen stecke, welches fremde Gegenden besucht, wenn der Körper schlafend liegt, ins Wasser steigt, wenn der Mensch am Ufer wandelt, und welches endlich nach dem Tode den zerfallenden Körper überdauert, und dem Ueberlebenden im Traume und sonst erscheint, kurz es entwickelt sich, was man den *Seelencult* oder *Manendienst* genannt hat. Von diesem Augenblicke an werden zwar alle Gegenstände für beseelt gehalten, da die Seele gleichsam als das einzig Wirkende in den Körpern, als deren Quintessenz betrachtet wird, aber die Personificationen nehmen nunmehr durchweg menschliche Gestalten an. Es ist dies um so leichter, als fortan nicht die Einzelndinge personificirt werden, sondern nur noch daraus abstrahirte *Begriffe*.

Der tiefststehende Naturmensch kennt nur Einzelndinge, seine Sprache hat Namen für alle Pflanzen und Thiere, die in seinem Leben eine Rolle spielen, aber keine Begriffsworte für Baum, Kraut, Vogel, Thier, Gewässer oder gar für noch höhere Abstractionen. Sobald aber solche Abstractionen in Sprache und Vernunft entstanden sind, erstehen auch Personificationen dieser Begriffe in menschlicher Gestalt, Gottheiten der Erde, der Gewässer, der Winde, des Himmels, des Feuers, des Gewitters und aller Dinge, die sich als Collectivbegriff personificiren lassen, — Thiere und Pflanzen sind meist zu selbstständig für solche Begriffe. Aus dem Fetischismus stieg der Polytheismus empor. Hier hat nun die Einbildungskraft im Dienste der Poesie eingesetzt, um die gleichsam wesenlosen Personificationen der Naturobjecte und Kräfte mit lebendigem Fleisch zu umkleiden, ihnen Charaktereigenthümlichkeiten, Attribute, Hofstaat, nach dem Vorbilde irdischer Häuptlinge und Könige beizulegen. Es ist grundverkehrt, mit dem berühmten Sprachforscher *Max Müller* und anderen Gelehrten zu glauben, hinter dem Polytheismus habe immer der Monotheismus gestanden, weil sich unter den Göttern des Olymp meist eine Figur über die andere als Götterkönig erhob; sobald dies geschah, war vielmehr der Uebergang zum Monotheismus bereits angebahnt und der Gottbegriff in seiner Reinheit abstrahirt, aber in allen Mythologien der verschiedenen Völker malt sich der *Kampf* um die Oberherrschaft, das Götterepos wird zum Drama, und ehe im Zeus der höhere Götterbegriff personificirt wurde, mußte er seinen eigenen Vater entthronen, die Titanen bekämpfen u. s. w. Bis zu welchem Grade die Personificationstendenz des menschlichen Intellects im Polytheismus geht, sieht man daraus, daß zuletzt sogar die äußersten Abstractionen, wie Schicksal, Gerechtigkeit, Fortuna, Victoria, Sapientia, ja die Wissenschaften und Künste in den Musen personificirt wurden, nachdem Liebe und Gegenliebe, Fruchtbarkeit, Schönheit, Schlaf und Tod lange vorhergegangen waren.

Aber noch eindringlicher vielleicht zeigen uns die Philosophen, wie tief das Personificationsbedürfniß in der menschlichen Natur steckt. Die alte Philosophie war ganz und gar nichts

Anderes als ein gereinigter Mythus, als eine Personification höherer Ideen von dem Zusammenhange der Dinge, und die Geschichte der Philosophie ist im Wesentlichen eine fortschreitende Erkenntniß dieser Menschlichkeiten in unsern Gedanken und ein Ausscheiden derselben. So sind in der lange und nicht durchaus wohlthätig wirksamen platonischen Philosophie die „ewigen Ideen" nichts Anderes als Personificationen von Art- und Gattungsbegriffen, und der harte Kampf der Nominalisten und Realisten im Mittelalter bedeutete nichts Anderes als die Beseitigung dieser irreführenden Personificationen. Kant endlich hat die größte Arbeit hier geleistet, indem er zeigte, daß der Mensch in allen seinen Vorstellungen steckt und sich dessen bewußt werden muß, um seine Vorstellungen nicht für identisch mit den Dingen zu halten, wie sie wirklich sind. Sich dessen bewußt werden ist Alles, was zunächst zu erreichen ist, im Uebrigen wird die Personificationstendenz, eben weil sie so tief ererbt ist, und seit so lange in unserem Blute steckt, auch wohl mit den Grundlagen des intellectuellen Processes eng verwachsen ist, schwerlich je völlig zu besiegen sein. Immer wird dem Menschen die „heimtückische" Krankheit, die ihn plötzlich „anfällt", die Pest und das „schleichende" Fieber, eine Person bleiben, mit der sein Ich ringt, immer wird er in der Elektricität und in dem Dampf, die seine Maschinen treiben, „Mächte" erblicken, die er in seinen Dienst gezwungen hat, und noch weniger wird er — last not least — in demjenigen, was in ihm denkt, aufhören, eine Person zu sehen, und wahrlich, was so viele Persönlichkeiten erschaffen hat, sollte doch wohl selber eine solche heißen dürfen. Aber sicher steigt sie in ihrem Range und in ihrer Selbstachtung, wenn sie ihre Neigung zur Schaffung von Begriffen, die dem Selbstbegriffe ähnlich sind, beobachten und durchschauen lernt: „Erkenne dich selbst" lautete das goldene Wort am Tempel des delphischen Apoll, in welchem die Griechen alle Erkenntnißgabe verkörpert dachten.

Ausgewählte kleinere Dichtungen Chaucers.*)

Es ist eine zwar nicht tiefsinnige, aber immerhin nicht uninteressante Frage, die man geneigt ist, sich bei diesem Werkchen des der Wissenschaft wohlbekannten Dr. Koch vorzulegen. Was würde der nunmehr bald ein halbes Jahrtausend im Grabe ruhende gute Chaucer wohl sagen, wenn er dies trefflich und geschmackvoll ausgestattete Büchlein sähe, das einige Kinder seiner frischen Muse in eine Sprache überträgt, die es zu seiner Zeit noch nicht einmal gab? Würde um den geistreich geschnittenen Mund nicht jenes humorvolle Lächeln spielen, das uns so oft aus seinen Schriften entgegenwinkt; würde er nicht selbst über das Treffende seiner eigenen Verse staunen?

> Denn wie von alten Feldern, sagt man, neu
> Das Korn entsteht, Jahr ein Jahr aus in Aehren,
> So wächst aus alten Büchern, meiner Treu
> Auch neu die Wissenschaft, uns zu belehren.**)

Denn etwas „Wissenschaft" — um es gleich zu sagen (und recht verdienstliche!) — haftet dem zarten Buche, das einem Geschenke für junge Mädchen, „auf den Salontisch zu legen", ähnlich sieht, nun einmal an, und nicht unwahrscheinlich dürfte der Backfisch — ohne Präjudiz für seine sonst über allen Zweifel erhabene Bildung und Einsicht, — das Köpfchen schütteln bei den subtilen Untersuchungen über die Abfassungszeit der einzelnen Gedichte, und das befremdende Gefühl wird ebenbesagte für unsere schöne Literatur durchaus unentbehrlich gewordene Persönlichkeit auch nicht verlassen, wenn im Anhange mit Hülfe von x und der Umlaufszeit des Mondes — „das Datum der Canterbury-Geschichten" festgestellt wird, wenn man nun definitiv erfährt, an welchem Tage die lustige Gesellschaft des Tabard Inn zu der berühmten Pilgerfahrt nach Canterbury aufbrach, welche den prächtigen Rahmen der wohlbekannten „Geschichten" bildet.

Wohlbekannt?

„Wir wollen weniger gepriesen und fleißiger gelesen sein," dürfte Chaucer mit Andern meinen. Und weil man denn doch den noch mit modernem Englisch Ringenden nicht zumuthen kann, sich in das Mittelenglische hineinzuarbeiten — denn anders ließe sich doch kein poetisches Verständniß erzielen —, in das Mittelenglisch, das man selbst drüben nicht ohne die crux des Wörterbuches bewältigt, so gilt diese Bemerkung weniger Chaucer, als seinem berühmten Uebersetzer der Canterbury-Geschichten, Herzberg.

Ich verzeihe meinem bei diesem abermaligen „berühmt" endlich ungeduldig werdenden Backfische. Es ist nichts leichter und zugleich nichts unleidlicher, als bei andern Leuten eine Kenntniß vorauszusetzen, die zu erwarten man nicht die allergeringste Berechtigung hat. Das erinnert lebhaft an jene Art Reisende, die sich nicht, bei Leibe nicht! darüber unterhalten, was man auch gesehen, sondern mit ängstlicher Geschicklichkeit herausfinden, wo nur sie „gewesen", mit welchem Momente man dann sich ruhig als Opferlamm selbstzufriedenen Monologen hingeben mag.

Nun, wenn dann Herzbergs vortreffliche Uebersetzung der Canterbury-Geschichten, die sich fast wie eine Originaldichtung liest, weniger bekannt ist, als sie es verdient, so sind wir ja wohl berechtigt, nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß in Chaucer ein solcher Reichthum echter, natürlicher Poesie enthalten ist — nämlich jener Poesie, die sich ebensowenig um einige Hundert Jahre wie um den Geheimrathstitel kümmert —, daß der Literaturfreund nicht zu befürchten braucht, von dem Fremdartigen abgestoßen zu werden.

Herzbergs Canterbury-Geschichten schließt sich nun*) unsere Uebersetzung von zehn kleineren Dichtungen, wir möchten nicht sagen ebenbürtig, aber jedenfalls nicht unwürdig an. Irren wir nicht, so wird ihre Lectüre dadurch gewinnen, daß der mit Chaucer noch unvertraute Leser zunächst jene, und diese erst dann vornimmt, wenn er sich in den eigenthümlichen Reiz seiner Dichtungen, Ernst und Innigkeit gepaart mit schalkhaftem Humor bei markiger, holzschnittartiger Zeichnung, eingelebt hat.

Es thut uns leid, den Leser durch eine nicht sehr einladende Pforte in den kleinen blumenfrischen Garten unserer Dichtungen einzuführen: Nr. 1 „Klage an Frau Mitleid" ist in der Form nicht befriedigend, dem Inhalte nach aber dem modernen Verständniß zu fern, um bei andern Leuten als Gelehrten mehr als ein oberflächliches Interesse zu wecken. Niemand dürfte die einleitenden Verse schön finden:

> Frau Mitleid, die gesucht ich hab so lange
> Mit wundem Herzen und mit bittern Plagen**),
> Daß nie es Einem war so weh und bange
> Hier ohne Tod — ꝛc.

Das „Hier ohne Tod" (= außer beim Tode) erfordert eine Zeit des Besinnens, die für den Genuß einer Dichtung verhängnißvoll sein dürfte. Ebenso unschön ist ein „Da", das zwar mit Absicht gesetzt erscheint, um den „Ton" herauszubringen, nichtsdestoweniger aber wegen seiner Vieldeutigkeit, = weil, wo, dann, dort, stört:

> Und wieder fiel ich, als den Sarg ich sah,
> Todt wie ein Stein, da Ohnmacht mich umfing ...

Und dem zur Seite:

> Um für die Seele ein Gebet zu sagen:
> Jetzt war ich ganz verloren, ohne Fragen.

*) Im Versmaße des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen von Dr. John Koch. Leipzig 1880, Friedrich. 3 Mark.

**) S. 9.

*) „Um das Bild zu vervollständigen," wie Anglia IV 2, 47 treffend gesagt ist.

**) Das Wort ist gar zu beliebt bei Koch: es findet sich sechsmal im Reime, zweimal im Verse.

Das ist doch — ohne Fragen — etwas hölzern! — Vers 49 unterscheidet sich von seinen Mitversen durch einen überflüssigen Fuß. Und bei der folgenden Strophe dürfte den Uebersetzer das heilige Feuer des (Nach-)Dichters ganz verlassen haben:

So laß ich jene all, nur Mitleid nicht,
Die Leiche hütend, wie ihr habt gesehen,
Um welche Grausamkeit ein Bündniß flicht,
Die einig sind, wenn ich hier soll vergehen*)
Und berge wieder meiner Bittschrift Flehen:
Denn Feinde sollen schau'n nicht meine Klage,
Von der den Inhalt ich hier kurz euch sage.

Herr Dr. Koch wird hoffentlich nicht an unserem Wohlwollen zweifeln und uns nicht unter die Feinde rechnen, die „seine Klage nicht schau'n sollen", sonst hätte er sie nicht drucken lassen müssen. Hier aber ist Chaucers naiver Ton zur Ungefügigkeit geworden.

Schnell zu Besserem!

Das ist nun freilich auch kaum das kurze „Geleit an den Schreiber Adam". Vor allen Dingen legt ein Conjunctiv wie

Wenn, Schreiber Adam, je Dirs wiederfahre
Boëz und Troïlus zu schreiben neu,
Dann fahr' der Grind in deine Lockenhaare ꝛc.

zu deutliches Zeugniß für Reimnoth ab.**)

Mit Nr. 3 kommen wir an die längste und zugleich vortrefflichste Uebersetzung, „Das Parlament der Vögel", die auch inhaltlich schönste Blume in dem Sträußchen. Aber was in aller Welt soll der Anfang bedeuten?

Das Leben kurz, die Kunst so lang zu lernen,
Die harte Prob', der Sieg schwer zu gewinnen,
Die Freude, schnell bereit, sich zu entfernen:
Dies ist die Liebe, die mein ganzes Sinnen
Verwirrt ꝛc.

Mein's auch, Herr Doctor! —

Doch nun genug des Mäkelns: der Born fließt lustig und frisch — lassen wir uns durch einige welke Blätter, die hastig vorbeischwimmen, bei dem Genusse des köstlichen Trankes nicht stören.

In ernste ununterbrochene Lectüre versenkt, zeigt sich uns der Dichter.

Von Alters her zur Lust bald, bald zur Lehre
Les' ich in Büchern oft, wie ihr schon wißt.

Das Buch aber, das nun sein ganzes Interesse in Anspruch nimmt, hat folgenden Titel (der gerade einen schlechten Vers ausmacht):

Tullius vom Traumgesicht des Scipio.

Dies enthält nun,

wie Scipio gekommen
Nach Afrika, und Masinissa fand,
Der freudvoll in die Arme ihn genommen,
Und ferner, wie sie sprachen voll Verstand,
Und selig waren, bis der Tag entschwand;
Wie Afrikanus dann, sein Vorfahr werth,
Im Traume nächtlich bei ihm eingekehrt.

Diese und auch die folgenden Verse sind in schöner, fließender Sprache und, was besonders werthvoll ist, mit Chaucer'schem Colorit wiedergegeben. Ueber all das Wunderbare, das er liest, wird er müde und schläft ein. Im Traume sieht er den Afrikan, wie „Scipio ihn vor Zeiten hat gesehen", und der führt ihn an einen Park. Auf der Pforte stehen nach Außen und Innen Verse „verschiedener Meinung" — „eine Parodie auf Dantes bekannte Ueberschrift der Höllenpforte" —*)

Durch mich gehst ein du in das Land der Wonnen,
Der Herzen Heil, die sich in Schmerz verzehren,
Durch mich gehst ein du zu dem Gnadenbronnen
Da grüner lust'ger Mai soll ewig währen,
Dies ist der Weg, beim Glücke einzukehren!
Sei, Leser, froh, wirf deine Sorg' bei Seite:
Sieh offen mich: Hinein du munter schreite!

Das Gegentheil will der andere Spruch, und voller Zweifel bleibt der Dichter stehen, wie ein Stück Eisen zwischen zwei Magneten. Endlich schiebt ihn Afrikan durch das Thor; diese Schrift gilt ja nicht ihm, er ist nur noch ein Zuschauer im Reiche der Liebe:

„Nur dem, der Amor diente für und für"

gilt sie,

„Doch du verlorst Geschmack für Lieb' und Küsse,
Wie Kranke oft für Bitterkeit und Süße."

Staunend betritt er den prächtigen Wald; bei einem Baume findet er Amor, der mit seiner Tochter Pfeile wetzt — wohl eine Erinnerung an den Roman de la Rose —, auch Anmuth, Putz, Lust, Höflichkeit u. s. w. finden sich dort, und es ist wunderbar, wie sehr Chaucer die Allegorie mit all ihrer Langweiligkeit uns annehmbar zu machen weiß. — Auf Jaspispfeilern erhebt sich ein erzener Tempel und darin findet er unter Anderen „wonnig im verborgenen Winkel" Frau Venus, behütet von ihrem vornehmen und dünkelhaften Pförtner Reichthum.

Die güld'nen Locken waren aufgelöst,
Es hielt ein gold'ner Faden nur ihr Haar,
Sie war vom Haupte bis zur Brust entblößt,
Wie jeder sah, und ich berichte wahr.
Das übrige bedeckte ganz und gar
Ein feiner Schleier von Valenzer Spitzen —
Es war nichts dicht'res, ihren Leib zu schützen.

Aber draußen erst, auf grünem Plan, erblickt er die schönste der Frauen, Chaucers angebetete und tiefverstandene Göttin Natur.**)

Auf einem Blumenberg, in einem Thale,
Saß sie, die edle Göttin, Frau Natur.
Von Zweigen war ihr Haus, und ihre Halle
Gebaut nach eig'ner Kunst und Weise nur,
Und keinen Vogel gab's in Wald und Flur,
Der nicht dort wär', ihr Urtheil zu begehren,
Und jedes Sache pflegte sie zu hören.

Es ist Sanct Valentin, jener noch heute in England von allen Liebenden hochgefeierte Tag; alle Vögel sind zusammengekommen, um sich Gatten zu suchen. Ich muß es mir versagen, eine Analyse des nun folgenden an originellen Ideen und Humor reichen „Parlaments" zu geben, deren Mittelpunkt die schöne und züchtige Adlermaid ist, umworben von drei mächtigen und stolzen Freiern. Welche geschichtlichen Beziehungen der Darstellung — dem Gedichte überhaupt — unterliegen, setzt Dr. Koch in seiner trefflichen kleinen Einleitung auseinander. Diese seltsame Mischung von Realität, Phantasie, Allegorie und Humor ist bezaubernd und mit seltenem Glücke durch den Uebersetzer wiedergegeben. Wie prächtig ist z. B. die Schüchternheit des Adlerweibchens geschildert, als Mutter Natur ihr die Wahl anheimstellt:

So roth wie eine frische Rose neu
Gefärbt ist bei der Sommersonne Schein,
So ward das Weibchen bald vor zarter Scheu,
Als sie vernommen diese Rede sein,
Sie sprach nicht, sagte weder ja noch nein —
So schämte sie sich, bis Natur ihr Muth
Zusprach: „Sei furchtlos, Kind, in meiner Hut!"

*) „vergehen" dürfte erstlich dem als Refrain in Nr. 10 dreimal wiederkehrenden: „So muß ich stracks verenden" vorzuziehen sein.

**) Ebensowenig befriedigen „Nur der ist elend, der es meine" und „Nicht will ich sagen, daß es sei die Kette des Satanas, an der er ewig nage".

*) Schon von der Anglia a. a. O. citirt.

**) „Natur, die Gottes Stell' auf Erden hält."

Das Ganze schließt mit einem Rundlied — „in Frankreich, glaub ich, war erdacht die Weise", das wohl noch einer Citation werth ist:

1.

Willkommnen Sommer! Sanft mit Sonnenschein
Hast du des Winters Wetter überwunden,
Vertrieben auch der langen Nächte Stunden!

2.

Sanct Valentin, Preis sei der Hoheit dein!
So singen Vöglein, dankbar dir verbunden:
Willkommen Sommer! sanft ꝛc. ꝛc.

3.

Wohl haben Ursach sie, vergnügt zu sein;
Da jedes den Gefährten hat gefunden,
Mag froh es singen, wenn der Schlaf entschwunden:
Willkommen Sommer! ꝛc. ꝛc.

Ernster, obgleich nicht ohne den Anflug von Humor, der Chaucer charakterisirt, sind die nun folgenden, auch in Form an den Nachdichter ganz bedeutende Anforderungen stellende Stücke, denen meistens, wenn auch nicht immer, mit Glück entsprochen wird.

Damit mag's genug sein: wer Vergnügen an guter, inniger, lebenswarmer Poesie hat, wird das Büchlein nicht ungelesen lassen und nicht vergessen, dem Verfasser für die kleine Gabe zu danken. Auch der Verleger dürfte zu seiner Idee, in Antiqua zu drucken, zu beglückwünschen sein.

W. Rolfs.

Die Aachenfahrt ehedem und 1881.

Von Oskar Schwebel.

Es ist ein Stück echten, reichbewegten und farbenprächtigen Mittelalters, welches, durch die Macht der römischen Kirche wiedererweckt, augenblicklich während des Hochsommers 1881 die Gemüther innerhalb der katholischen Welt in einer dem Andersgläubigen kaum verständlichen Weise anzieht und fesselt. Wir weilen zu Aachen in der Karolingerstadt. Aber selbst die großartigen Erinnerungen an die weltliche Herrlichkeit des römischen Reiches, selbst die glänzenden Reminiscenzen an den gewaltigen Imperator der germanischen Völker und das wehmüthige Gedächtniß des schönen, unglücklichen Sachsenjünglings Otto, der hier, ein thatenloser neben dem thatenreichsten Manne, sein Grab fand, haben nicht Macht genug, die Herrschaft über uns zu behaupten unter diesen unermüdlich über die Stadt hinklingenden Glockentönen und den wechselvollen Bildern, welche Morgenfrühe und Abendkühle dem Fremden vorführen. Durch die Straßen und über die Plätze wogt's vielgestaltig und vielsprachig, wie Volksgewühl bei einem Reichstage, einer Kaiserkrönung alter Zeit! Indessen sind es nicht die leise klagenden Klänge von der romantischen Glanzesfülle des römisch-deutschen Reiches, welche uns zum Ohre dringen; wir vernehmen nicht den vielgesungenen hymnusartigen Reim:

„Urbs Aquensis, urbs regalis,
Regni sedes principalis,
Prima regum curia!"

nein, es ist Psalmenecho, es ist das leise Murmeln frommer Beter, welches die leuchtende Helle der Juliluft durchtönt. Am 12. März 1881 hat nach altem Brauche — denn die bestimmten sieben Jahre seit der letzten Fahrt waren verflossen — Leo XIII. wiederum „die Wallfahrt nach Aachen geboten" und unter der Verheißung großen Segens dazu gemahnt, „die hehre Gottesmutter mit besonderem Eifer zu verehren". Uralte deutsche Reime erschallen von Neuem in der sanft getragenen Weise des „Kyrie eleis'"; und es ist uns, als ob wirs aus den Schaaren der Pilger, welche jeder neue Tag bringt, vernähmen, was die Alten sangen:

„Nun ist die Betefahrt allhier
Gen Aachen in die Stadt;
Zum großen Heilthum fahren wir,
Das uns der Heiland hat
Zum Trost allda gelassen.
Das hilf, Maria, reine Frau,
Und Sankt Johannes klar
Durch eurer Kleider heil'ge Schau
Sammt aller Engel Schaar; —
Führt uns zum Heil die Straßen!"

Ein so hervorragendes Ereigniß aber innerhalb des religiösen und culturgeschichtlichen Lebens der Nation, wie die Aachenfahrt, verdient lebhafte Beachtung auch außerhalb der katholischen Kreise Deutschlands, und so versuchen wirs denn auf Grund der besten Quellen dem Leser ein Bild der Geschichte und des Verlaufes der Aachenfahrt zu entrollen.

Nachdem Karl der Große durch den kunstverständigen Abt Ansegisus von St. Vandrille das berühmte Octogon zu Aachen, die capella imperii, hatte aufführen lassen, war es sein lebhafter Wunsch, dies Gotteshaus nicht nur mit den Spolien der alten Welt, mit antiken Erzgüssen und den Marmorsäulen von Ravenna geschmückt zu sehen; auch Reliquien von ganz hervorragender Bedeutung und heilwirkender Kraft sollten seiner Residenz eine Fülle der Gnaden verleihen, wie sie sonst nur die Wallfahrtsstätten des heiligen Landes, Rom und das Apostelgrab in Compostella besaßen. Es ward dem großen Imperator nicht allzu schwer, solche Reliquien zu beschaffen; der Kalif Harun al Raschid und der Patriarch von Jerusalem, die Kaiser von Konstantinopel und die römischen Päpste wetteiferten mit einander, dem Herrscher des Abendlandes die von ihm so hochverehrten Schätze zu überreichen. So konnte denn schon am 23. Juni 809 eine feierliche Vorzeigung der wunderwirkenden Reliquien in Gegenwart des Kaisers stattfinden. Das ist die älteste Erwähnung der Aachenfahrt.

Wir wenden uns, ehe wir Geschichte und Verlauf des Wallfahrtszuges schildern, den Heil- oder Heiligthümern selbst zu, welche in der „hohen Zeit" des Sommers allsiebenjährlich den Gläubigen gezeigt werden. Das erste Stück derselben sind die panni infantiae Domini, — die Windeln des Herrn —, selbstverständlich in Form und Beschaffenheit sehr verschieden von ähnlichen Tüchern der heutigen Zeit. Sie bestehen aus fast bräunlichem, filzartigem Wollenzeuge, welches mehrfach zusammengefaltet ist. Windeln Christi sind außerdem auch in S. Maria Maggiore zu Rom, im Dome von Orvieto, in der Kathedrale von Namur und in St. Marien zu Augsburg vorhanden; die zu Aachen befindlichen aber rühmen sich vor allen anderen der Echtheit. Der Bischof Juvenal von Jerusalem schenkte sie einst nebst dem Gürtel der Jungfrau und einem in grünen Achat geschnittenen, angeblich von dem Evangelisten Lukas herrührenden Bilde Marias an die Kaiserin Eudoxia, die Gemahlin Theodosius des Großen. Von Eudoxia erhielt die heilige Pulcheria die Reliquie zum Geschenke. Erst unter Karl dem Großen kamen durch die politischen Beziehungen des Occidents zum Oriente diese Windeln Christi nach Aachen. Die Legende weiß auch die merkwürdige Beschaffenheit des zu ihnen verwendeten Stoffes zu erklären: nach ihr sind diese groben Tücher im Stalle zu Bethlehem aus der Fußbekleidung des heiligen Joseph geschnitten worden.

Als der Erlöser am Kreuze hing, so erzählt die Tradition weiter, erhielt er von einem der Armen, welche ihm gefolgt waren, ein Stück grober, grauweißer Leinewand zur Bedeckung seiner Blöße. Aus diesem Stoffe besteht das Perizonium, das Lendentuch oder die Umgürtung Christi; — nach der Auffassung der römischen Kirche ist diese Reliquie das Stück eines Kittels, welcher dem einen oder dem anderen der mit dem Erlöser gekreuzigten Schächer angehört hat. „Denn auch im Tode," sagt die kirchliche Symbolik, „sollte der Heilige das Gewand des Verbrechers tragen." Das Kleidungsstück ist zum großen Theile mit Blut getränkt; niemals daher wird diese Reliquie entfaltet.

Das dritte Stück unter den großen Heiligthümern bildet der Chiton der Jungfrau, das aus Byssus gefertigte Untergewand derselben, würfelförmig gemustert und mit zarter, mäandrischer Stickerei am Halsausschnitte und an dem unteren Saume angeblich von Maria selbst geschmückt. Ein feines Linnengewebe endlich, mit Blutspuren reichlich versehen, gilt als das Tuch, in welchem die Jünger des Täufers den Leib ihres Meisters begruben. Auch diese Reliquie stammt der Ueberlieferung nach von Konstantinopel her.

Neben diesen großen Heiligthümern zählt der Aachener Domschatz eine Menge von gothischen Schaugefäßen, Reliquiarien und Monstranzen, ja selbst von Heiligengestalten, welche zur Bergung der mannichfachsten Reliquien von frommer Andacht gestiftet worden sind. Aus der Fülle dieser Kunstwerke erwähnen wir zunächst zwei zierliche, monstranzartige

Gefäße mit den Gürteln des Erlösers und der Jungfrau. Uns Deutschen stehen von all dem blinkenden, in herrlicher Goldschmiedearbeit und in dem strahlenden Feuer edler Steine prangenden Geräthe natürlich jene Stücke voran, welche die Ueberreste der Gebeine Karls des Großen enthalten. Bekanntlich sah noch Kaiser Otto III. mit dem Grafen von Laumel den Imperator in seiner düstern Herrlichkeit auf dem Thronsessel in der Aachener Krypta sitzen. Erst Barbarossa bettete die zu Staub zerfallenen Reste Karls in ein sarazenisches Gewebe von außerordentlicher Schönheit, während er die wohlerhaltenen Theile des Knochengerüstes zur „Verehrung" dem Kapitel übergab. Ein prächtiger gothischer Reliquienschrein enthält mehrere kleinere Knochentheile; der herrliche Karlsschrein mit der ungemein zierlichen Architektur birgt die größeren Skelettstücke des Kaisers. Ein Theil des rechten Arms ruht in dem zwölf Pfund schweren, vergoldeten Silbergefäße, welches König Ludwig XI. von Frankreich im Jahre 1481 dem Münster verehrte; das drei Fuß hohe und zwei Fuß breite silberne Brustbild des Kaisers endlich, welches uns ein edelgezeichnetes, von lockigem Haar und dichtem Bart umwalltes, von offener Krone überragtes, aber sicherlich nur von der Phantasie componirtes Haupt Karls zeigt, umhüllt den Schädel des ersten deutschen Kaisers. Neben diesen, sicherlich echten Reliquien des Aachener Münsters verschwinden die zahllosen anderen Stücke. Unschätzbare Reliquien, freilich nicht der Kirche, sondern der deutschen Geschichte, sind das Pectoralkreuz, sowie das Jagdhorn Karls des Großen, welches letztere indessen wohl einem späteren Kaiser angehört haben mag, das Meßgewand, in welchem St. Bernhard zu Weihnachten 1146 das Kreuz begeistert auch auf dieser Stätte predigte, das Krönungsscepter und der bekannte, von byzantinischem Rankenornamente überkleidete marmorne Sessel der deutschen Könige, der Evangelienstuhl, welchen Heinrich der Heilige im Jahre 1002, und der berühmte romanische Kronleuchter, welchen Herr Friedrich der Rothbart im Jahre 1165 der allerseligsten Jungfrau schenkte.

Den Heiligthümern und Kostbarkeiten des Aachener Domschatzes gesellen sich die Kleinodien von St. Adalbert, des Augustinerklosters, der Kirchen zu St. Peter, St. Paul, St. Foilan, zum h. Kreuze und zu St. Stephan. Beim h. Johann Baptist von Burtscheid vermag auch heute noch der Gläubige Stücke selbst von der Ruthe Aarons und vom Stabe Mosis zu schauen, ja selbst ein Füßlein eines der unschuldigen Kinder! Zu Cornelimünster befindet sich der leinene Schurz, mit welchem Christus seinen Jüngern die Füße getrocknet, sowie die Tücher, welche er im Grabe getragen hat. Rechnen wir dazu die Heiligthümer von Köln, woselbst 1132 die Gebeine des heiligen Ritters Gereon, 1160 die zahlreichen Reliquien des Comitats der h. Ursula erhoben, wohin am 23. Juli 1164 durch Reinald von Dassel auch die Gebeine der h. Dreikönige aus Mailand übertragen worden sind, sowie die Reste der heiligen Märtyrer zu Kapellen, zu München-Gladbach, zu Graefrath, zu Düsseldorf, zu Tongern, woselbst St. Maternus, der von Christus erweckte Jüngling zu Nain, angeblich auch Verkündiger des Evangeliums im Elsasse, seine Ruhestätte gefunden hat: erinnern wir uns ferner, daß zu Mastricht die Gebeine der Bischöfe Martin und Valentin von Tongern, sowie die in kostbarem Schreine verschlossenen Reste des Servatius, sein Bischofsstab, Becher und Wanderstock, ja auch Partikel von der Dornenkrone und dem Schweißtuche des Heilandes aufbewahrt werden: vergegenwärtigen wir uns, daß an mehreren Stellen des uferfränkischen Landes sich die Reste jener Glaubensboten befinden, welche hier das Kreuz verkündigt haben, Reste Wilibrords, Suitberts, Plechelms, Wiros, Tilmons, Otgers, des weißen und des schwarzen Ewald, sowie der frommen Gemahlin Pippins des Kleinen, der heiligen Plektrudis, so ergibt sich eine fast kaum irgendwo auf anderer Stelle Deutschlands vorhandene Fülle von Heiligthümern, welchen die Theilnehmer der Aachenfahrt am Niederrhein ihre Verehrung bezeugen konnten, und zu welchen noch heut gewallfahrtet wird.

Unter den Ottonen, nachdem die verheerenden Einfälle der Normannen ihre Endschaft erreicht hatten, wurde aller Wahrscheinlichkeit nach die Einrichtung getroffen, die Reliquien zu Aachen dem Volke nur alle sieben Jahre öffentlich zu zeigen. Einen besonders großartigen Aufschwung nahm die Heiligthumsfahrt jedoch erst im 14. Jahrhunderte, nachdem die Christenheit den Gedanken an eine Wiedereroberung der heiligen Stätten des Morgenlandes aufgegeben hatte. Die furchtbaren Heimsuchungen des Zeitalters, das entsetzliche Elend jener Tage des schwarzen Todes und der Geißelfahrten, trugen dazu bei, daß man in hellen Haufen die Rettung aus dem Elende der Welt hier suchte, auf den Abhängen der hohen Veen und im Thalgrunde des mächtig dahinströmenden Rheins. Durch die Eichenwälder des Landes der Uferfranken wallten glänzende Ritterzüge, gepanzerte Fürsten oder Bischöfe mit fliegenden Kirchenfahnen voran; auf den breiten Straßen zog das gemeine Volk dahin, bei welchem natürlich die fahrenden Leute, die Fiedler und Geiger, die rechtlosen Frauen, die Springer und Seiltänzer nicht fehlten. Wo am Wege der Stern oder der Krug und das Paßglas im grünen Kranze ausgehängt war, da schäumten die Wogen der Fröhlichkeit und des Volkshumors: „die Luft des Rheines macht frei" nach altem deutschen Worte, nicht allein von Sorgen, sondern nach dem Glauben der alten Wallfahrer auch von Sünde und von Schuld! Ein Zweifel an der Echtheit der Reliquien ward niemals erhoben, und an Opfern eines begeisterten religiösen Sinnes, an Thaten und Stiftungen christlicher Liebe fehlte es nicht, denn auch für jene Zeit galt's: „Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah'!" Die Religiosen Aachens im Cölestiner- und Marienthal-Kloster, sowie der Rath reichten den armen Pilgern Kost, und die regierenden Bürgermeister, stolze Patrizier wie nur irgend welche im Reiche, verschmähten es nicht, die frommen Betefahrer in eigener Person zu bedienen. Gar seltsame Gäste mit gebräunten, schwarzbärtigen Gesichtern und blitzenden Augen, funkelndes Geschmeide am Barett und auf den verschnürten Wämmsern, die schneeige Reiherfeder in der Agraffe, kamen mit der „Wiener Procession" und ließen die Sprache der Pußta laut durch die Galerien der dichtbesetzten Herberge erklingen. Trotz der Thätigkeit ihrer Reformatoren erschienen auch die Böhmen in Menge bei den von ihnen gestifteten Slavenaltären und brachten mit gebeugten Knieen der gnadenreichen Himmelskönigin die geweihten Kerzen dar. Daß auch die seeanwohnenden Männer vom Westen nicht fehlten, bedarf kaum der Erwähnung; wer konnte den flandrischen Schiffer in Wetter und Sturm besser schützen als Maria, die stella maris lucida? Das Votivgeschenk eines Holländers, die große, fast zwei Fuß hohe silberne Statue der Jungfrau, wurde ehedem als Kleinod der Stadt Aachen betrachtet. Selbst Fremde, welche zu dem Reiche nie in engerer Verbindung gestanden hatten, beteten an dem Hochaltare der Jungfrau; noch heut wird jene Krone gezeigt, welche Margarethe von York hier zu Mariens Füßen opferte.

Doch schildern wir den Verlauf der Festlichkeit. Wenn zu Anfang des Frühjahrs das Kapitel dem Propste nach altem Brauche die Erlaubniß ertheilt hatte, die Heiligthümer in dem laufenden Jahre zu zeigen, so ward durch Boten dem niederrheinischem Lande die Wallfahrt angesagt. Hatte doch Kaiser Karl einst nach den Worten des Chronisten von St. Denys „Boten in alle Welt gesandt, daß die Völker zum 13. Juni nach Aachen kommen sollten!" Am Vorabende des Festes der Sonnenwende und des Täufers (23. Juni) wurden sodann die Tücher ausgehängt, d. h. der Vicepropst und die Stiftsmusiker begaben sich auf den Glockenthurm, und unter hellklingenden Fanfaren breitete der Prälat an den beiden Fenstern der Heiligthumskammer, auf der Galerie, der Brücke und an der Heiligthumskapelle selbst die mit dem Wappen des regierenden Papstes geschmückten Wachstücher aus, welche den Reliquien bei der öffentlichen Vorzeigung als Hintergrund dienen sollten. Sowie das erste Tuch befestigt war, erklang von der Kuppel des Octogons her fröhliche Musik; die Glocken sämmtlicher Stadtkirchen fielen ein, und Böllerschüsse dröhnten, das Echo erweckend, zu den die heilige Stadt umringenden Höhenzügen hin: die Festzeit war eröffnet. Sehr bedeutsam ist dieser Zeitpunkt des 23. Juni. An ihm hatten die Vorfahren die hochbegnadigte Nacht des Mittsommerfestes gefeiert; alle Heilkräfte regten sich in Wasser und Wald; die Gnade der Himmlischen und der Segen der Wolkenjungfrauen träufelte im Johannisthaue auf die Erde nieder, die gebannten Geister wurden frei, und auf allen Höhen leuchteten die reinigenden Feuer: an die Stelle dieses hehren, heidnischen Festes war die Aachener Heiligthumsfahrt getreten.

Indessen war bis zum Feste selbst noch manch Ding zu ordnen. Der Proclamator der Heiligthümer wurde ernannt; die Personen wurden erwählt, an welche die Seide verschenkt werden sollte, in welcher die Reliquien sieben Jahre lang geruht hatten; der Rath der Stadt wurde zur Theilnahme an dem Feste geladen; die Kirchendiener und die Bewachungsmannschaften des Münsters erhielten ihre Instructionen. Am 9. Juli gegen Mittag wurde die Kirche und der Umgang derselben von zwei Domherren mit Ketten und Vorhängeschlössern auf das Sorgfältigste verschlossen, nur die Thür zum Rathhausgang ward mit einem einfachen Schlüssel abgesperrt.

Dann — es war zwei Uhr Nachmittags — hallten plötzlich von der Höhe des Münsterthurmes die Klänge der Liebfrauenglocke in zwei Pulsen herab. Von der Dechanei aus begab sich das Kapitel mit dem Clerus in prangenden Chorgewandungen zum Münster, dessen Pforten sich ihm öffneten; der Magistrat, welcher durch einen bedeckten, sonst unbenutzten Gang in die Kirche gelangt war, sowie einzelne geehrte Gäste, welche durch das „Drachenloch" zugelassen worden waren, schlossen sich der Procession der Geistlichkeit an. Unterdessen hatte der in Eid genommene Stiftsgoldschmied sich an dem kostbaren romanischen Marienschreine eingefunden; die Stiftsherren überzeugten sich von der Unversehrtheit des Schlosses, dann ward dasselbe gewaltsam gesprengt. Demnach trat der Dechant an den Schrein und empfing aus den weiß behandschuhten Händen des ihn begleitenden Priesters die sorgfältig in Seide gehüllten und mit dem Reliquiensiegel verschlossenen Heiligthümer. Dieselben wurden in jenen kostbaren Behälter gelegt, welchen König Wilhelm von Holland einst für die Kleinodien des deutschen Reiches hatte fertigen lassen. Im St. Marienschreine stand auch ein silbervergoldetes Kästchen: dasselbe trug die Inschrift „Noli me tangere", ward aber trotzdem geöffnet und enthielt Stoffreste, — Reliquien von den Kleidern des Erlösers und Jungfrau. Mit ihm ertheilte der Dechant dem inzwischen erschienenen Volke den Segen. In ähnlicher Weise vollzog sich auch in diesem Jahre die Feierlichkeit der Erhebung der Reliquien. Von den fackeltragenden Herren des Stadtrathes geleitet, brachte das Kapitel die Heiligthümer auf den Auslegetisch vor dem Hochaltar; unter Böllerschüssen und Glockengeläute wurden sie enthüllt, das Magnificat ertönte; der Senior des Stiftes, ein Sohn des Hauses, welchem Deutschland den Dichter der „Trutznachtigall" und den kühnen Gegner der Hexenprocesse verdankt, der Graf von Spee, hielt die Anrede an die Gläubigen, und in feierlicher Procession wurden die Reliquien, nachdem sie in der Mitte des Octogons den Gläubigen gezeigt worden waren, zur Heiligthumskammer zurückgetragen. Was die römische Kirche an Reichthum von Gesängen, an herzerhebender Liturgie besitzt, diente natürlich dazu, die Feier zu einer wahrhaft imponirenden zu gestalten.

In alter Zeit bliesen die Stadtwächter vor dem Rathhause und vor den Wohnungen der Bürgermeister, nachdem die Reliquien enthüllt waren, „die Freiheit" aus, d. h. die Verbannten und Vervesteten durften für die Dauer der Heiligthumsfahrt, bis zum 25. Juli, wiederum unter dem Stadtbanner von Aachen und dem Adler des Reiches verweilen. Die Reliquien selbst werden heut wie ehedem des Nachts und den Tag über, so lange sie nicht zum Cultus verwendet werden, in der Heiligthumskammer von vier Geistlichen bewacht.

Vom 11. Juli bis zum Schlusse der doppelten Octave werden nun die Heiligthümer täglich zweimal den Gläubigen gezeigt. Um 10 Uhr Morgens erscheint der Proclamator mit seinem Assistenten auf der Galerie des Münsterthurmes. An neun verschiedenen Stellen rund um den Thurm herum werden die Heiligthümer unter den Klängen des Chorgesanges und einer feierlichen Musik dem auf dem Münsterplatze harrenden Volke vorgewiesen. Im Tone der Orationen erschallen dann von oben herab die uralten Formeln der Abkündigung, z. B.:

„Man wird euch zeigen das Tuch, das heilige Kleid, welches der Herr Jesus Christus getragen, da er am Kreuze den bittern unschuldigen Tod für uns gelitten hat. Bittet Gott den Herrn, daß wir dies unschätzbare Heiligthum so anschauen mögen, daß sein Lob ausgebreitet und seine Ehre erhöhet werde, und daß sein Leiden und sein unschuldiger Tod, durch welchen wir von allen Sünden befreit sind, an uns kräftig bleiben möge. Amen!"

Mit Gebeten, dem Ave Maria, Psalmengesange und dem Segen, welcher mit dem blutgetränkten Perizonium ertheilt wird, schließt die Feier des Morgens.

Um ein Uhr Nachmittags werden während der Wallfahrtszeit die Reliquien zum zweiten Male und zwar im Innern des Münsters den Gläubigen vorgezeigt. Dann hängt das Muttergotteskleid frei mitten im Chore; zur Linken von demselben befinden sich die Windeln des Erlösers und das Grabtuch des Täufers, zur Rechten das Lendentuch und der lederne Gürtel Christi. Auf beiden Seiten des Chores befinden sich die hervorragenderen der kleinen Reliquien. Langsam ziehen die Pilger über den Chor. Erst um acht Uhr Abends werden die Reliquien wieder abgenommen; in seidene Hüllen gewickelt, bleiben sie die Nacht über in dem Kroninsignienbehälter Wilhelms von Holland innerhalb des Heiligthumsschrankes liegen.

Wir haben oben bereits das 14. Jahrhundert als die Glanzzeit der Aachener Heiligthumsfahrt bezeichnet. Aus dieser Zeit liegen uns genaue Berichte auch über den Besuch der Gnadenstätten in der Kaiserstadt vor. Im Jahre 1353 mußte man die Thore der Stadt mehrmals schließen, weil es unmöglich war, neue Pilger aufzunehmen, ehe die alten abgezogen waren; trotzdem wurden mehrere der Wallfahrer im Gedränge erdrückt. Im Jahre 1496 will man einmal 142,000 Wallfahrer gezählt haben. So stark ist der Besuch der Heiligthümer zu Aachen später nimmer wieder gewesen; in den Tagen der französischen Revolution sind die Aachenfahrten sogar gänzlich eingestellt worden; welch eine Macht aber die römische Kirche in Deutschland sich zurückerobert hat und wie unbedingt dieselbe auf den Gehorsam ihrer Bekenner rechnen darf, davon haben die Aachenfahrten der neuesten Zeit ein glänzendes Zeugniß abgelegt. Auch die von 1881. Es war ein großartiger Festzug, welcher sich am Nachmittage des 9. Juli durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte, Bürger von Aachen und Burtscheid, Polytechniker, katholische Vereine und Pilger, und wohl darf das Kapitel des Stiftes mit den Opfern zufrieden sein, welche den Heiligthümern der alten deutschen Kaiserstadt auch diesmal dargebracht worden sind. Schätzt man doch die Anzahl der Pilger, welche am 17. Juli innerhalb der Stadt sich befanden, auf beinahe 90,000! Wie in der alten Zeit bedeckten auch diesmal die Schaaren der Wallfahrer die Dächer der Häuser am Münsterplatze.

Freilich die einstige Poesie der Aachenfahrten wird sich nimmermehr durch eine Encyclika wieder hervorrufen lassen. Wir besitzen eine alte Beschreibung der Wallfahrt des Jahres 1510 von einem Sieur Philippe de Vigneulles. Dem Edelmanne schien, als er von den letzten Höhen vor Aachen auf die Stadt hinblickte, der hehre Dom in Feuer und Flammen zu stehen; so groß war die Zahl der Lampen und Fackeln, welche im Umkreise der Kirche brannten. In enthusiastischer Weise erzählt der Herr von Vigneulles ferner, wie gewaltig ihn der Augenblick ergriffen habe, da das Gewand der Jungfrau gezeigt wurde und die Schaaren der Pilger das „Kyrie eleison!" riefen; Thränen traten auch ihm in die Augen. Noch das skeptische 16. Jahrhundert glaubte Wunder zur Verherrlichung der Aachenfahrt zu sehen: in jenem Jahre 1510 stand grad' zu Mittag, Allen sichtbar, ein Stern am dunkelblauen Himmelsdome. Dies Wunderzeichen — wer anders konnte es gesendet haben als Maria, die reine Magd? So gläubig auch heute noch die Pilger zu „Unserer Lieben Frau von Aachen" wallen — diese naive Poesie der Wallfahrt ist den Menschen des 19. Jahrhunderts unwiderbringlich verloren! Wir Evangelischen im deutschen Reiche aber möchten unsern katholischen Brüdern, abgesehen von der Erbauung, welche die großen Reliquien der Münsterkirche, mag man nun über sie denken wie man will, hervorrufen, noch einen andern Gewinn der Aachenfahrt wünschen. Man kann diese Stadt nicht betreten, ohne ernst über das imperium des großen Karl nachzudenken. Und wenn wir die Schöpfung des Jahres 800 mit der von 1871 vergleichen — müssen wir nicht, wenn wir gerecht sind, auf Ergebnisse kommen, die unser Herz mit freudigem Stolz erfüllen? Das neue Kaiserthum ist friedlicher, ist milder, ist gerechter, ist vor Allem in sich gefestigter und nationaler! Da möge denn die ehrwürdige Kaiserstadt ihren andächtigen Gästen und frommen Pilgern vor Allem zur Heimat auch mitgeben unwandelbare und opferfreudige Liebe zu Kaiser und Reich! Nichts eint sich ja im Charakter des Mannes schöner mit der Gottesfurcht als jene tiefe und starke Vaterlandsliebe, zu welcher Aachens großartige Denkmäler uns mahnen!

Notizen.

Die Wahlbewegung geräth nach und nach ersichtlich in ein lebhaftes Tempo. Der herrliche Sommer hatte während der letzten Wochen dem Interesse des Publicums für die Neubildung der parlamentarischen Majorität Abbruch gethan. Die Badeorte waren überfüllt, die Luftkurhöhen, namentlich in der Schweiz, dicht besetzt. Das hoch und kühl gelegene Engadin hatte mehr noch als gewöhnlich seine Anziehungskraft bewährt. Die stets urwüchsig geschriebenen Graubündener Blätter versicherten, das Land laufe in Punkto Schönheit dem Paradiese den Rang ab und den Wirthen in St. Moritz und Pontresina wurde nachgesagt,

sie schnitten Göttergesichter. Wer mochte sich da aus der glücklichen Ferne um die Diatriben der conservativen und feudalen deutschen Zeitungen kümmern, um die Wahlaussichten der antisemitischen Führer und Hetzer, um die Lage des Culturkampfes und die Chancen des Tabackmonopols. Vielen waren die polemischen Turniere, wie sie sich zu Hause eintönig durch die Presse schleppten, so gut wie gar nicht zu Gesicht gekommen, und sie wußten davon nur durch Hörensagen und zeitweilige Citate ausländischer Organe. Unabweisbar allerdings war die Beobachtung des Eindruckes, welchen die heimischen Vorgänge auf die Außenwelt machten, auf unsere englischen Vettern und die aus bekannten Gründen in solchen Fällen Deutschland gegenüber besonders aufmerksamen Franzosen. Die trotz irischer und überseeischer Sorgen noch immer kerngesunden und prosperirenden Söhne Großbritanniens fühlten sich natürlich über unser kleinliches Gezänke, unsere ökonomischen Anläufe und mittelalterlichen Rückfälle gewohnheitsmäßig erhaben. Man war dagegen schon von anderen Zeiten her abgehärtet. Aergerlicher war jedenfalls das Behagen, welches die wenn auch nur scheinbaren und ganz gewiß nur vorübergehenden Enttäuschungen des jungen Reiches dem französischen Nachbar verursachten. Nicht umsonst ließen sich Pariser Blätter Tag für Tag in zahlreichen Briefen und Telegrammen über die angeblich von den stolzen Germanen nach Canossa zurückgelegten Etappen und die ruhmreichen pommerschen Emeuten berichten. Das also waren die Früchte der vielgepriesenen, mit Strömen Blutes errungenen Einheit und der hohen, von den Vätern ererbten wissenschaftlichen Bildung! Niemand mochte sagen, wie sich die Revanchepolitiker, die eine Zeitlang ihre Fahne in der Tasche verborgen gehalten, dadurch in immerhin thörichter Verblendung ermuthigt fühlen konnten, wie sie auf die deutsche Zerrissenheit speculiren und das vermeintliche Fiasco unserer nationalen Hoffnungen in ihre falsche Rechnung aufnehmen mochten. Hat doch Gambetta, trotz seiner anderweitigen Vorsicht vor kurzem in der Belleviller Rede wieder der Erwartung Ausdruck gegeben, daß Frankreich dereinst seine verlorenen Söhne, das heißt die Elsaßlothringer, zurückerhalten werde! Allerdings, wie der Dauphin der Republik hinzufügte, sollte es im Frieden und durch einen Vergleich mit dem Sieger geschehen. Diese Blätter hatten früher einmal in ihrer politischen Wochenchronik jene absonderlichen Gedanken Gambettas auf sichere Informationen hin zu enthüllen gewagt. Kundigen war längst kein Geheimniß, daß Gambetta sich mit derartigen Projecten des Rückerwerbs der Reichslande allen Ernstes trug. Unklar blieb nur, und auch seine neueste rednerische Leistung gibt keinen Aufschluß darüber, ob der Preis für einen solchen Handel ein paar Milliarden oder etwa nach bonapartischem Vorbilde eine Transaction auf Kosten Anderer, beispielsweise Belgiens, sein würde. Die Gefahr des trügerischen Calcüls springt in die Augen. Selbstverständlich wird keine deutsche Regierung, weder jetzt noch später, zu einem solchen schmachvollen Geschäft die Hand bieten. Gambetta jedoch wäre Frankreich gegenüber engagirt und würde sich bald durch ein kriegerisches Abenteuer Luft machen. Wir sind denn auch mit Frankreich so wenig fertig wie mit den Jesuiten, und es thut Noth, daß das in Parteien zerrissene Deutschland sich wiederfinde und sich auf seine geschichtliche Mission besinne. Man verspürt davon für den Augenblick wenig. Vielleicht aber bessert sich die Stimmung nach den Wahlen. Auch die Beziehungen zu Rom dürften sich dann einigermaßen klären. Kindisch wäre die Vorstellung, daß die Ernennung des Trierer Bischofs und vereinzelte ähnliche Zwischenfälle den Kirchenfrieden schon wieder hergestellt hätten. Noch für lange Zeit wird hüben und drüben gehandelt und gefeilscht werden. Auch dem Clerus ist es notorisch keineswegs durchweg um ideelle Güter zu thun. Sein Verfahren erinnert nur zu oft an die Gewohnheit römischer Hausfrauen, die beim Ave Maria andächtig den Rosenkranz beten, aber an den Körnern desselben gelegentlich auch ihre Einkäufe berechnen und abzählen. Das Schachspiel zwischen Berlin und dem Vatican wurde durch die Stille der Sommersaison nicht unterbrochen und wird auch noch weiterhin manchen Zug erfordern. So hatte die deutsche Politik diesmal nur halbe Ferien, und der englischen Regierung erging es nicht besser. Gladstone, der seine Landbill schon im Hafen glaubte, sah sich plötzlich vor eine Krisis gestellt, die seine ganze Energie in Anspruch nahm. Das Ausland schaute im Ganzen gleichgültig zu, empfand sogar theilweise angesichts der englischen Verlegenheiten eine gewisse Schadenfreude. Die Tories waren dem Festlande sympathischer gewesen. Noch in der letzten Zeit hatten zwei Maßregeln des whiggistischen Ministeriums den continentalen Beobachter verstimmt. Man begriff nicht, daß die stolzen Britten für ihre von türkischen Räubern gefangenen Landsleute kein Lösegeld mehr zahlen wollten. Noch kleinlicher und krämerhafter erschien, daß der englische Schatzmeister die für die Pflanzung des gegen das Sumpffieber schützenden Eucalyptus auf Cypern die nöthigen Fonds versagte, weil England die Insel vielleicht doch nicht behalten würde. Wer die Freude der in der Abtei Tre Fontane bei Rom noch vorhandenen Mönche gesehen hat, als der neu entdeckte Zauberbaum ihnen den Aufenthalt auch während des Sommers in dem früher während jener Jahreszeit verrufenen Kloster gewährte, der versteht die Bestürzung der armen Cyprioten, welche die finanzielle Weigerung des englischen Gouvernements zu dem tödtlichen Malariafieber auch für die Zukunft verurtheilte. Vielleicht war es nicht das letzte Wort der Gladstone'schen Verwaltung. Vielleicht auch wird einmal an anderen Orten ein sittlicher Eucalyptus gefunden, der die politischen Krankheiten des Socialismus, des Nihilismus und der feudalen Reaction verschwinden läßt.

* * *

Die Pariser Feuilletonisten sind gut daran. Wenn sie ein Jahr durch sich in der Zeitung ausgebreitet haben, so sammeln sie schließlich alle diese Aufsätze und dürfen sich versprechen, ein Publicum zu finden, das auch dem Buche sein Interesse schenkt. So brauchen sie jene Furcht, die dem Journalisten nur zu häufig die eigentliche Befriedigung an seinem mühevollen Berufe raubt, nicht zu hegen: daß das, was sie für heute geschrieben, von der Welle des kommenden Tages spurlos hinweggespült werde. Ihnen braucht man nicht, sieht man sie das beste Werk ihres Geistes für den ewig klaffenden Schlund der Zeitungsspalte vorbereiten, das „so viel Arbeit um ein Leichentuch!" entgegenzurufen. Es ist wahr, sie haben an ihrer Stadt und an dem Leben derselben einen Stoff von bleibendem Werth; und sie wissen, was aus diesem Stoff zu machen ist. Kürzlich ist der liebenswürdige Jules Claretie dem Beispiel, das ihm Zola, die anmuthige Verfasserin des Carnet d'un mondain, das ihm der bekannte Monsieur de l'Orchestre gegeben, nachgefolgt und hat die Causeries, die er im vergangnen Jahre im „Temps" veröffentlicht, in einem Bande zusammengestellt, den er **La vie à Paris 1880** nennt (Paris, Victor Havard). Man kann sich keinen glücklicheren Titel denken. Denn in der That geben diese Aufzeichnungen, von Woche zu Woche geschrieben, eine vollständige Uebersicht alles dessen, was während jener Zeit die Pariser Gesellschaft beschäftigt hat. Sie bilden ein förmliches Handbuch des Pariser Lebens, in dem man nur zu blättern braucht, um Seite für Seite eine Erinnerung zu finden. — Indeß blättern ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck: in einem Werke Claretie's blättert man nicht. Man schlägt auf, man sieht auf einen Satz, und man ist gefesselt. Das ist der Triumph der Form über den Stoff. Denn so interessant auch alle hier behandelten Ereignisse gewesen sein mögen: der Mehrzahl nach sind sie doch kleinlicher Natur. Sie beschäftigen einen Augenblick; kennt man sie aber einmal, so glaubt man eigentlich nicht, daß es sich der Mühe verlohnen sollte, darauf zurückzukommen. Und doch tritt hier der Fall ein: Claretie erzählt so frisch, und die Betrachtungen, die er anknüpft, sind so anregend, daß man sich gefesselt fühlt. Es ist der Stilist und der Mann von Geist, der immer reden kann, wovon er will, und der der Aufmerksamkeit allemal sicher ist. — Uebrigens finden sich auch manche seine Züge, Anekdoten und Bemerkungen, die völlig neu sind, in dem Buche. So wird zum Beispiel Niemand den Nekrolog Flauberts lesen, ohne zu finden, daß ihm dieser seltsame Dichter näher gerückt worden ist. Der Nekrolog ist keine prosunde Untersuchung gleich dem von Zola geschriebenen: aber er skizzirt ein wohlgetroffenes Menschenbild. — Das Titelblatt des Claretie'schen Buches trägt den Zusatz première année: verspricht also eine hoffentlich lange Reihe von Nachfolgern. In der That müßte es für jeden Freund der schönen Seine-Stadt eine Annehmlichkeit sein, alljährlich einen solchen Band erwerben zu können, der ihm die jüngste Vergangenheit in die Erinnerung zurückruft. Wobei es der Nachwelt unbenommen sein soll, die Serien der Vie à Paris auch einmal als „Quellen" zu betrachten.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Die

Thier-Ornamentik im Norden.

Ursprung, Entwickelung und Verhältniss

derselben zu gleichzeitigen Stylarten.

Von Dr. **Sophus Müller.**

Aus dem Dänischen übersetzt von **J. Mestorf.**

Mit 96 Abbildungen. 5 *M.*

Dr. Sophus Müller in Kopenhagen ist kein Fremder auf dem deutschen Büchermarkt. Obiges Werk unterscheidet sich insofern von den früheren, als es seine Leser nicht nur unter den Archäologen, sondern namentlich auch unter den Kunsthistorikern finden wird. Wie wenig Auskunft die Literatur bis jetzt über den Ursprung und die Entwickelung der ornamentalen Thierfiguren gewährt, zeigt das einleitende Kapitel. Die Erörterungen über die verschiedenen Stylrichtungen der Thier-Ornamentik bei keltischen, germanischen, romanischen, slavischen Völkern u. s. w. verleihen dem Buche ein allgemeines Interesse.

Verlag von

J. Guttentag (D. Collin) in **Berlin u. Leipzig.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Künstlerbriefe

übersetzt und erläutert von

Dr. **Ernst Guhl.**

Zweite umgearb. und sehr verm. Auflage

von

Dr. **Adolf Rosenberg.**

Lex.-8. 18 *M.*

In Renaissancestil in halb Kalbleder geb. 21 *M.*

Deutsche Bücher und andere Scripturen correct ins **Englische zu übersetzen,** erbietet sich ein an einer höhern Unterrichtsanstalt in England als Lehrer der franz. u. deutschen Sprache wirkender gebildeter Mann. Anfr. sub **M. c. 62150** erb. man durch **Haasenstein & Vogler in Frankfurt a. M.**

Im Verlage von **J. J. Weber** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katechismus der Farbwarenkunde.

Von

Dr. **G. Heppe.**

Preis in eleg. Original-Einband 2 *M.*

Der große Verbrauch und die vielseitige Verwendung der Farben in den Künsten, der Industrie und den Gewerben rechtfertigen es gewiß, wenn der Farbwarenkunde in der stattlichen Reihe der Weberschen Katechismen ebenfalls ein Platz zugeteilt wurde, umsomehr als im Katechismus der Allgemeinen Warenkunde bei der großen Menge der zu beschreibenden Waren den Farbwaren nur ein geringer, ihrer Wichtigkeit und merkantilischen Bedeutung nicht entsprechender Platz vergönnt werden konnte. Der Zweck des vorliegenden Werkchens ist, sowohl dem Händler mit Farben, als auch dem Konsumenten derselben Gelegenheit zu bieten, sich schnell über die Natur und das Wesen, die Eigenschaften und die Gewinnungsweise der verschiedenen Farbwaren zu orientieren und einen, wenn auch kurzen, so doch für die meisten Fälle genügenden Aufschluß zu erhalten.

Verlag von **Louis Ehlermann** in **Dresden.**

Wandern und Werden.

Gedichte

von

Ferdinand Avenarius.

In reicher Renaissance-Ausstattung. Brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Als Zeugen des **geradezu einstimmigen Beifalls,** welchen diese Gedichte fanden, folgen hier einige Aeusserungen unserer **ersten** Organe:

Deutsche Rundschau (hrsg. v. **J. Rodenberg**). Der Dichter gibt Wander- und Scheidelieder, er besingt die Abenddämmerung und den Sturm, die Alpen und das Meer, bald nachdenklich und beschaulich im Tone Uhlands, bald feierlich, in freien Rhythmen, nach Art von Klopstock, Goethe und Hölderlin, dann wieder ironisch und phantastisch, mit grotesken Vergleichen, in der Weise von Heine und Scheffel, alles mit **entschiedener Begabung** und mit **entschiedenem Formtalent** . . . . .

Unsere Zeit (hrsg. v. **R. v. Gottschall**). . . . An originellen, ja genialen Wendungen fehlt es nicht bei diesem lyrischen Doppelspiel seiner Muse, ... in den Hymnen herrscht Kraft des Ausdrucks und der Schilderung; einzelne Lieder athmen tiefes Naturgefühl und haben anmuthende Pointen. Mag auch die Sammlung Spuren von Sturm und Drang tragen, ... sie zeigt doch kein alltägliches Toilettengesicht.

Nord und Süd (hrsg. v. **P. Lindau**). Avenarius ist ein **ausgesprochenes lyrisches Talent** . . . . . .

Deutsches Literaturblatt. (**„Ein Wort über echte Lyrik“** von **H. Keck.**) Der Inhalt schmiegt sich gleichsam von selbst in die Form . . . ., und den Hörer verlässt das Gefühl nicht, dass hier ein **Meister der Technik** aufgetreten ist . . . . . (Die Gedichte) packen, sie lassen nicht wieder los, sie erwärmen und erheben das Gemüth . . . . Wahrhaft entzückend sind die Naturschilderungen aus den Alpen und von der Nordsee, zumal da sie immer nur Folie sind für echte Empfindungen des Herzens . . . . **Das ist echte, goldene Poesie! Da haben wir einen Künstler von Gottes Gnaden!**

Literarischer Merkur (hrsg. v. **Ph. Stein**). . . . . Frischer Humor, gesunde Sinnlichkeit, kecke Jugendlust und daneben ein tiefes Erfassen der Probleme der Menschheit . . . . zeichnen diese Gedichte aus. . . . . Gedichte, wie das „Originalität“ überschriebene, gehören zu dem **Besten, was die neuere Lyrik hervorgebracht hat.**

Nationalzeitung (**Feuilleton**, red. v. **K. Frenzel**). . . . . Avenarius sucht uns nicht mit „erlogenen Gefühlen“ heim, ihm quillt das Lied aus der Seele. . . . Doch tönt keine Weltschmerzstimmung aus diesen Liedern; sie haben nichts krankhaftes, nichts gemachtes. . . . . Seine Bilder sind treffend und natürlich, seine Verse volltönig und schwungvoll; seine Muse schreitet nicht blos pathetisch einher, sie kann auch schalkhaft blicken, und zeigt nicht selten anmuthvollen Humor. . .

Vossische Zeitung (**Sonntagsbeilage**, red. v. **H. Kletke**). . . . Je länger, je mehr lässt uns der Dichter erkennen, dass er der fremden Tonart nicht bedarf, um auch im eigenen Anschauen und Empfinden Natur und Welt aus sich selber zu gestalten. . . . .

Magdeburger Zeitung. Das kleine Buch macht einen sehr liebenswürdigen Eindruck . . . . ., es enthält Viel, was dasselbe weit über die grosse Masse poetischer Maculatur hinaushebt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und Holland. 15. Aufl. 1880. 5 *M.* — **Mittel- und Norddeutschland.** 19. Aufl. 1880. 7 *M.* — **Süddeutschland und Oesterreich.** 18. Aufl. 1879. 7 *M.* — **Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen.** 17. Aufl. 1878. 5 *M.* — **Südbaiern und die österr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 19. Aufl. 1880. 6 *M.* — **Ober-Italien.** 9. Aufl. 1879. 6 *M.* — **Mittel-Italien.** 6. Aufl. 1880. 6 *M.* — **Unter-Italien.** 6. Aufl. 1880. 7 *M.* — **London.** 6. Aufl. 1878. 6 *M.* — **Paris und Umgebungen.** 10. Aufl. 1881. 6 *M.* — **Rheinlande.** 21. Aufl. 1881. 6 *M.* — **Schweiz.** 19. Aufl. 1881. 7 *M.* — **Schweden und Norwegen.** 1879. 8 *M.* — **Unter-Aegypten.** 1877. 16 *M.* — **Palästina und Syrien.** 2. Aufl. 1880. 16 *M.*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hierzu eine Beilage, betr. „Tägliche Rundschau“, Zeitung für Nichtpolitiker.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 36. Berlin, den 3. September 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ein- und Zweikirchensystem im deutschen Staatsverband. Von Rud. Gneist. II. — Der Spielberg bei Brünn. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Meditationen. Von Hieronymus Lorm. — Ein neueres Geschichtswerk über den Krimkrieg. Von XX. — Philosophischer Feuilletonismus. Von Wilh. Bolin. — Vincenzo Vela. Von J. Hardmeyer. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Ein- und Zweikirchensystem im deutschen Staatsverband.

Von Rud. Gneist.

II.

Die Natur des Zweikirchensystems, welches für Deutschland eine durchaus eigenartige Staatspolitik bedingt, ist für uns Deutsche selbst nicht leicht erkennbar, weil in der Mehrzahl unserer Landesgebiete und Gemeinden die Bevölkerung heute noch unter den Erinnerungen und Gewohnheiten einer herrschenden Kirche aufgewachsen ist, und nach der Weise des deutschen Particularismus auch bei dieser Frage zunächst immer nur an sich, zuletzt erst an das gemeinsam Nothwendige denkt. Darauf beruht die eigenthümliche Verwirrung unseres Kirchenstreits.

In den Staaten des Einkirchensystems hat auch die römische Kirche ihren modus vivendi in jedem Menschenalter zu finden gewußt. Wo ihre Herrschaft unbestritten feststeht, concedirt sie befreundeten Staatsmächten die bürgerliche Gleichberechtigung der Minoritäten und nach Umständen noch mehr. Wo ihre Mitglieder eine geduldete, bescheidene Minorität bilden, fügt sie sich unter Protestationen der Gewalt „mit Rücksicht auf die Zeitumstände". Wo aber Kirche und Gegenkirche in einem Staatswesen einander direct gegenüberstehen mit gleichen Ansprüchen auf Alleinherrschaft über das nationale Leben: da ist weder ein Rechtsverhältniß noch ein Compromiß zwischen den Kirchenregierungen möglich. Jeder Versuch zu einem billigen Ausgleich unter Kirchen genügt keinem Theile. Gegen jeden solchen Versuch weiß die theologische und juristische Beweisführung die Anforderungen der Confessionalität stets ins Unendliche zu verfeinern und zu steigern, bis die letzten Fäden einer sittlichen Gemeinschaft der Religionstheile zerschnitten sind. Schon die alten Römer haben mit Erfolg das Experiment gemacht, die ihnen entgegenstehenden Nationalitäten aufzulösen, indem man unter den verschiedenen Schichten der Bevölkerung die Möglichkeit der Ehe (das connubium) aufhob. Viel tiefer gehend war die Methode der Separation in Deutschland entwickelt. Bei uns galt die Ehe zwischen dem Katholiken und dem Protestanten nicht nur als Sünde, „welche die Kirche jederzeit als verboten, einem Concubinat gleich, ansehen muß", sondern die Scheidung der beiden Theile erstreckte sich auf jede Lebensgemeinschaft von der Taufe bis zum Grabe. Die bloße Berührung des rechtgläubigen Kindes mit andern Kindern, die bloße Theilnahme an einem biblischen Gebet oder Kirchenliede einer andern Confession wurde der „Berührung einer Pestbeule" verglichen, welche Tod und Verderben bringt. Gar mancher Geistliche dachte darüber wohl milder: das Kirchenregiment auf beiden Seiten niemals.

Es war der Instinct der Selbsterhaltung, der bei dieser Sachlage die deutschen Landesregierungen seit dem westfälischen Frieden allmählich zu dem Gedanken einer Gleichberechtigung der Kirchen hinführte. Es war ein wohlberechtigtes Gefühl, welches ihnen sagte, daß jener sogenannte Friedensschluß von 1648 in weiteren Generationen zur Zersetzung ihrer Landeshoheit, zur Zerreißung der schon an allen Punkten zwiespältigen Reichsverfassung, zu einem Zerfall der deutschen Nation führen müsse. War doch die stärkste aller Landesregierungen, die der Hohenzollern, gezwungen, den unablässigen Hetzereien der lutherischen Geistlichkeit gegen die Reformirten mit sehr drastischen Mitteln Stillschweigen zu gebieten.

Die Maßregeln des 18. Jahrhunderts entsprachen nun aber den gegebenen Mitteln des Absolutismus. Es war das durch keine Rechtsschranke begrenzte „Aufsichtsrecht", mit welchem der Staat sich über die kirchlichen Oberen stellte, um die streitenden Theile zum Frieden zu nöthigen. In der evangelischen Kirchenverfassung verschmolz das Aufsichtsrecht mit der äußeren Kirchenregierung selbst zu einer staatlichen Leitung der Kirche im Sinne der Toleranz, und hie und da schon Gleichberechtigung des anderen Theils. Auf der römisch-katholischen Seite beanspruchte das landesherrliche Regiment eine Art von Controlamt, welches für alle Verordnungen, Erlasse, Anweisungen und Maßregeln des Kirchenregiments eine Genehmigung des Landesherrn oder der Staatsbehörden in Anspruch nahm (das sogenannte placetum regium). Ursprünglich von Oestreich, Kurbrandenburg und andern größeren Staatsverbänden eingeführt, geht dies placet als gleichmäßige Staatsraison durch das 18. Jahrhundert hindurch, wie auch durch die nach 1815 entstandenen Landesverfassungen. Ergänzend trat dazu eine Beschwerdeinstanz bei dem Landesherrn (recursus ab abusu) und ein starker Einfluß auf die Besetzung der kirchlichen Aemter. War damit den Waffen des Kampfes die Spitze abgebrochen, so sorgte nun die Kleinheit der Gebiete und der Eifer des neuen Beamtenstandes dafür, dies Aufsichtsrecht in das Ungemessene auszudehnen zu einer administrativen Vormundschaft, welche auf beiden Kirchen mit schwerer Hand ziemlich gleichmäßig lag, und nicht blos die kirchliche Feindseligkeit, sondern das kirchliche Leben selbst zu ersticken drohte.

Es war der beherrschende Geist Friedrichs des Großen, welcher zuerst erkannt hat, daß eine Gleichberechtigung unter unversöhnlichen Kirchen nicht durch bloße Maßregeln der Abwehr, der Censur und der Bevormundung zu begründen sei, sondern daß es der positiven Grundlegung eines einheitlichen Rechts für diejenigen Elemente des gesellschaftlichen Lebens bedürfe, von welchen die Einheit der Nation und die Fortbildung ihres individuellen Geistes abhängt: Familienrecht und Schule. Die Einheit des Familienrechts für beide Religionstheile und eine

Gemeinschaft der geistigen Bildung, unbeschadet des Gegensatzes der Religionslehre, gehören zu den größten Schöpfungen des Allgemeinen Landrechts und der Friedericianischen Gesetzgebung am Wendepunkt des Jahrhunderts. Jene Ehegesetze und Schulreglements waren Schöpfungen gewissenhafter Männer beider christlichen Bekenntnisse, hervorgegangen zunächst aus dem Wunsch, dem neuerworbenen Lande Schlesien die Gewähr voller Gleichberechtigung der katholischen Glaubensgenossen im „protestantischen" Staat zu gewährleisten. Allein die Staatsraison, aus der sie hervorgingen, war eine so zwingende, daß dieselbe nach der Auflösung des Reichs in dem neu zusammengesetzten Gebiet Bayerns und anderer deutschen Staaten, in ihrer Neubildung aus confessionell gemischten Landestheilen, Nachfolge fand, und damit übereinstimmende Grundlagen für das neue deutsche Staatskirchenrecht gewonnen wurden.

Der später empfundene Mangel des Friedericianischen Systems lag nicht in den Principien, sondern in der Weise der Ausführung. Indem man die Ausführung des einheitlichen Familien- und Schulrechts (in schonender Rücksicht auf Herkommen und Volkssitte) der Geistlichkeit beider Kirchen überließ, vertraute man der Allgewalt des absoluten Regiments, dem der Geistliche als Unterthan seines Landesherrn Folge leisten werde. Man hielt die staatliche Disciplin und den Verwaltungszwang auch für diese Zwecke ausreichend. Diese Voraussetzung erwies sich auch als zutreffend, so lange die unmittelbar staatliche Leitung der evangelischen Kirchensysteme fortdauerte, so lange die eiserne Hand des französischen Machthabers auf der Curie, so lange die Verwaisung der bischöflichen Sitze und Kapitel, so lange der demüthigende Druck der weltlichen Macht auf allen Organen der römischen Kirchenregierung lag.

Als nun aber seit 1815 die Restauration des päpstlichen Stuhls, der Bischofssitze und des ganzen Apparats römischer Kirchenregierung erfolgt war, verkannte man auch in Preußen nur zu lange den Ernst der neuen Lage, bis man nach zwei Jahrzehnten überrascht vor einem offenen Widerstand des katholischen Kirchenregiments gegen die preußische Ehe- und Schulgesetzgebung stand, dem der Absolutismus nicht anders als mit den gewaltsamsten Mitteln des Verwaltungszwanges entgegenzutreten wußte.

Von da an traf Alles zusammen, um den Streit des paritätischen Staats mit dem päpstlichen Kirchenregiment zu einem unaufhaltsamen Siegeszuge des Romanismus zu gestalten. Der Rückzug des preußischen Staats von seinen Ansprüchen auf Befolgung seiner Ehe- und Schulgesetze; die idealistische Auffassung Friedrich Wilhelms IV. von der „Freiheit der Kirchen", welche nun auch die evangelische Geistlichkeit zum Widerstande gegen die Landesgesetze ermunterte; der Niedergang des absoluten Regierungssystems und das Aufsteigen der demokratischen Grundidee, welche die Freiheit in der Entfesselung aller Kräfte der Gesellschaft (zu denen man auch den Organismus der römischen Kirche rechnete!) suchte, und dem entsprechende „Grundrechte" formulirte, die mit der zugesicherten „Selbstständigkeit" der römischen Kirche jedem kirchlichen Herrschaftsanspruch freie Bahn machten. Der Publication der Verfassung folgte ein demüthiger Appell der preußischen Minister an die römisch-katholischen Bischöfe, dem Staat behülflich zu sein zur Wiederaufrichtung der umgestürzten göttlichen und menschlichen Ordnung, und als Preis dafür der Verzicht der preußischen Ministerverwaltung auf die Handhabung fast aller gesetzlichen Schranken der kirchlichen Gewalt. So ergab sich schrittweise jene Entmündigung des Staats, von deren Folgen ein Mitglied des Cultusministeriums selbst ein vorsichtig gehaltenes aber sprechendes Bild gibt (Richter in Dove's Zeitschrift für Kirchenrecht 1861). Der durch Anordnungen und Unterlassungen der Behörden entstandene neue Zustand wurde seitdem von den ultramontanen Parteimännern wie von denjenigen Rechtsverständigen der Volksvertretung, für welche das preußische Landrecht und die preußischen Verwaltungsgesetze überhaupt nicht vorhanden sind, als der normale gesetzliche Zustand dargestellt, wie denn die ultramontane Partei das heutige Staatskirchenrecht überhaupt erst von den Reden und Rednern des Jahres 1848 an datirt.

Inzwischen war mit dem Jahre 1848 nicht nur für Deutschland, sondern für die gesammte europäische Culturwelt eine zweite Epoche des Niedergangs der Staatsautoritäten eingetreten. Unter stetigen Verfassungskämpfen, Verfassungs- und Ministerwechseln begannen die zeitigen Machthaber sich überall an die vermeintlich „conservative" Macht der römischen Kirche anzuklammern, ohne sich daran zu erinnern, daß das Papalsystem jederzeit eine Schwächung und Desorganisation geordneter Staatsgewalten erstrebt hat. Von allen Seiten wuchsen nunmehr dem Curialsystem neue Machtelemente hinzu, wie solche seit den Zeiten des Mittelalters nicht günstiger zusammengetroffen waren:

Ausdehnung und Befestigung des römischen Kirchensystems von unten herauf, vor Allem durch die Erlangung der Gleichberechtigung der Katholiken in allen civilisirten Ländern, begleitet von der Errichtung zahlloser neuer Pfarrsysteme und Bisthümer, — ein durchschlagender Erfolg „liberaler" Theorien, der freilich römischer Seits keine Erwiederung fand.

In Deutschland insbesondere eine intensive Stärkung des katholischen Bewußtseins durch das Aufblühen einer katholischen Theologie, welche ebenbürtig der protestantischen, eine geachtete Stellung auch in der Wissenschaft zu erkämpfen wußte, und welche den heutigen kirchlichen Parteien die landläufigen Streitargumente geschaffen hat. Je mehr der deutsche Katholicismus der religiösen Anlage der Nation gerecht zu werden wußte, um so tiefer mußte gerade in Deutschland das Gefühl katholischer Ausschließlichkeit und Alleinberechtigung in der Familie, in der Jugenderziehung, in dem gesammten Volksleben wiederum Fuß fassen.

Sodann die Ausdehnung der Klöster, des geistlichen Ordenswesens und der Congregationen mit ihrem streitbaren Personal, welche wie befestigte Lager in Feindesland vorgeschoben, unter geschickter Benutzung der „liberalen" Theorien vom freien Vereinsrecht jeder staatlichen Controle sich zu entledigen wußten.

Weiter die stetig fortschreitende Aufhäufung des kirchlichen Besitzes, der von dem Reichthum der modernen Gesellschaft alsbald seinen Antheil gewonnen hat, und nicht nur in Belgien und in den Vereinigten Staaten Amerikas, sondern überhaupt im Ganzen und Großen die Besitzverluste der Säcularisation zu ersetzen im Stande war.

Weiter die hochgesteigerte Macht der römischen Centralregierung, als Folge der Unselbstständigkeit der Bischöfe, die mit der Auflösung der ständischen Ordnung den nationalen Halt verloren hatten, der ehemals in dem ständischen Besitz der Bischöfe und Kapitel lag.

Kraft dieser Stärkung der Centralregierung sodann die Wiederbelebung der päpstlichen Gesetzgebung und Regierungsgewalt, welche in ostentatiösen Versammlungen und Proclamationen der gläubigen Christenheit verkündet wurde.

Weiter die Heranziehung aller Machtmittel der modernen Gesellschaft, insbesondere der Tagespresse zum Dienst der neu aufgerichteten Centralmacht, unter einheitlicher Ueberwachung und Leitung des römischen Kirchenregiments.

Schließlich das tägliche Zusammenwirken von mehr als einer Million Männern, welche durch die Ehelosigkeit dem ausschließlichen Zwecke der Erhöhung der kirchlichen Macht dienen, unter einer Leitung, welche jetzt, stetiger als jemals, ihren Schwerpunkt in dem Cardinalscollegium findet, und welche gerade durch den Verlust des weltlichen Gebiets unverantwortlicher, unangreifbarer, unabhängiger von dem Einfluß weltlicher Mächte geworden ist als in irgend einem früheren Jahrhundert.

Es ist damit im letzten Menschenalter eine Großmacht erwachsen, deren Bedeutung nicht blos von den älteren politischen Theorien, sondern anscheinend auch noch immer von der Diplomatie verkannt wird. Und selbst um die letzte Illusion, daß eine so organisirte Macht ihr Gegengewicht in den materiellen Interessen der Gesellschaft finde, sind wir in Deutschland ärmer geworden. Wir sind im letzten Jahrzehnt belehrt worden, daß auch Handel, Gewerbe, Fabrikation und Kundschaft sich confessionell im Dienste der römischen Kirche organisiren lassen. Die

Vereinigten Staaten haben schon früher die Erfahrung gemacht, wie die Interessen einer höchst materialistischen Generation kein Hinderniß bieten, Millionen von Gewerb- und Handeltreibenden nach Bekenntnissen und Sekten hermetisch abzuschließen.

Wir sehen nun die heutigen Culturvölker sich der drohenden Uebermacht dieser Neubildung, jedes nach seiner Weise, erwehren.

Die romanischen Nationen suchen mit gewaltsamen Eingriffen in den kirchlichen Besitz und die kirchliche Organisation von Zeit zu Zeit des schwer empfundenen Alpdrucks sich zu entledigen.

Die anglikanische Kirche und Amerika glauben durch möglichst langes Ignoriren der römischen Weltmacht dem Kampf ausweichen zu können.

Für Deutschland ist weder der eine noch der andere dieser Wege zugänglich.

Wir können keine Gewalt gegen den äußeren Organismus der römischen Kirche üben, ohne Gewissensverletzung gleichberechtigter Mitbürger.

Wir können noch weniger die Augen vor einer Organisation verschließen, die bei uns seit Jahrhunderten Staat und Volk in unversöhnlichem Gegensatz auseinander zu reißen strebt.

Wir können unter allen Nationen am wenigsten auf freundliche Nachsicht und versöhnliche Concordate mit der Curie rechnen, welche keinem Staatskirchensystem feindseliger gegenübersteht als dem der Gleichberechtigung einer andern Kirche, und keinem Bekenntniß unversöhnlicher als dem der evangelischen Kirche! Wer mit der römischen Kirche einen modus vivendi finden will, muß sich vor Allem klar machen, daß sie die Gleichberechtigung einer andern Kirche nicht anerkennen kann, ohne sich selbst aufzugeben. Dies ist ein wirkliches non possumus für die Curie.

Uns bleibt zur Erhaltung der evangelischen Kirche wie unserer nationalen Einheit keine andere Weise der Abwehr übrig, als die Befestigung im eigenen Hause, d. h. das unerschütterlich feste Zusammenhalten der maßgebenden Elemente nationaler Einheit, an deren Zerreißung das Kirchenregiment der einen wie der andern Seite unablässig arbeitet, und seinem Wesen nach nicht anders als im Sinne der Trennung arbeiten kann. Der „christliche" Staat konnte in Deutschland niemals aus den zwiespältig theokratischen Ideen unserer Kirchenmänner hervorgehen, sondern nur aus dem religiösen Sinne und gemeinsam christlichen Sittengesetz, unter welchem unsere Nation und ihre Organe der Gesetzgebung und Regierung in einer höheren Einheit aufwachsen und leben. Die Wege und Mittel dazu waren in dem hundertjährigen Gange der deutschen Landesgesetzgebung bis zur Unmöglichkeit des Verkennens vorgezeichnet. Nur konnte die Gesetzgebung nicht in den alten Fehler des Absolutismus, in eine allbevormundende „Staatsaufsicht" zurückfallen. Der Staat mußte der katholischen wie der evangelischen Kirche ein freies Walten im Kreise ihrer Lehre und Seelsorge zugestehen. Er konnte zu dem Anspruch auf ein placet so wenig zurückkehren, wie zum Censurzwang. Er konnte für die weltlichen Behörden nicht mehr ein unbegrenztes Eingreifen in die einzelnen Maßregeln kirchlicher Verwaltung vorbehalten. Er konnte keinen unmittelbaren Zwang gegen das Personal der Geistlichkeit üben zur Vornahme von Handlungen, die mit den Kirchengesetzen im Widerspruch stehen. Er konnte daher die Ausführung seiner Ehe- und Schulgesetze nicht mehr kraft gesetzlicher Regel Geistlichen überlassen. Aber abgesehen von der veränderten Weise der Ausführung, bleiben unverändert und unabänderlich die drei Grundprincipien der deutschen Kirchenpolitik.

Das Erste ist die unbedingte Aufrechterhaltung eines einheitlichen Ehe- und Familienrechts, ohne welches die Existenz einer deutschen Nation undenkbar ist. Nachdem wir die Zerreißung der Nation durch ein zwiespältiges Familienrecht in schwerer andauernder Arbeit vieler Menschenalter überwunden haben, ist es ein unmögliches Beginnen, der Selbstherrlichkeit der einen oder anderen Kirche zu Liebe, ein neues zwiespältiges Eherecht schaffen zu wollen. Ebenso sinnlos ist deshalb das Bestreben, unter unserem Zweikirchensystem, die Eheschließung durch verantwortliche Staatsorgane (Civilehe) wieder aufheben, d. h. die Bedingungen der Eheschließung sowie die Anerkennung ihrer Gültigkeit von den Grundsätzen des einen oder anderen Clerus abhängig machen zu wollen. Die Wiederaufhebung der Civilehe würde in Deutschland dahin führen, daß der Staat entweder durch Verwaltungszwang die Geistlichkeit zur Trauung zwingen, oder sein eigenes Gesetz preisgeben müßte, um jede rechtlich gültige, aber von der einen oder anderen Kirche nicht gutgeheißene Ehe als ein Concubinat beschimpfen zu lassen, und bei der gemischten Ehe es fernerhin zu dulden, daß den Eheleuten widersprechende Bedingungen gestellt werden, welche mit der Ehre und dem Gewissen eines deutschen Christen unvereinbar sind. Die Haltung der Regierung gegenüber dieser Frage ist stets das maßgebende Kennzeichen gewesen, wie es mit der staatskirchlichen Politik in Preußen steht.

Das Zweite ist die Aufrechterhaltung des einheitlichen Systems einer nationalen Erziehung, wie solches in Preußen für eine Bevölkerung mit gleichberechtigten Kirchen seit einem Jahrhundert zur Entwickelung gekommen ist. Das deutsche System gleichberechtigter Kirchen kann den confessionellen Charakter der öffentlichen Unterrichtsanstalten nur für den Religionsunterricht festhalten, muß aber im wissenschaftlichen Unterrichte der Jugend alles die Glaubenslehren anderer Bekenntnisse Verletzende, alles zum Haß und zur Verachtung anderer Bekenner Aufreizende an jeder Stelle fern halten. Der confessionelle Eifer gegen Andersdenkende hat seinen Platz in Predigt, Seelsorge, Familie, Confirmandenunterricht, nicht in der „öffentlichen" Schule. Das in dieser Richtung am Wendepunkte unseres Jahrhunderts fundirte System ist das im deutschen Zweikirchensystem allein anwendbare. Eine Losreißung des Religionsunterrichts von dem wissenschaftlichen ist in der Elementarschule unausführbar und nur ein oberflächliches Auskunftsmittel rationalistischer Methode. Unser Gesetzgeber hat sich die Sache so leicht nicht gemacht, sondern in gewissenhafter Anerkennung der historischen Berechtigung beider Kirchen die Vereinigung des confessionellen Religionsunterrichts mit der nichtconfessionellen Lehre der Wissenschaft in der Schule ebenso erzwungen, wie diese Vereinigung im Gesammtleben des deutschen Volkes zur Nothwendigkeit geworden ist. Auch unsere Pädagogik hat dabei ihren nothwendigen Antheil an der Lösung unserer nationalen Aufgaben zu übernehmen. Die Schwierigkeiten der Ausführung werden allerdings fühlbar genug in den Unterrichtsanstalten, in welchen Zöglinge verschiedener Confessionen thatsächlich theilnehmen, d. h. nach ungefährer Schätzung in mehr als einem Viertel unserer Volksschulen und in beinahe allen höheren Bildungsanstalten. Allein eben darin zeigt sich die Nothwendigkeit einer neutralen Leitung der Schule, die nur der Staat übernehmen kann, während die Forderungen des einen wie des anderen Kirchenregiments stets dem in Deutschland rechtlich Nothwendigen widerstreben werden. Der staatlich nothwendige Schulzwang, der vom Staate geübte Zwang gegen die Gemeinden zur Unterhaltung der Schulen ohne Unterschied des Bekenntnisses ist gleich unvereinbar mit den kirchlichen Ansprüchen evangelischer Generalsynoden wie katholischer Bischöfe. Der Staat darf seine Angehörigen nicht zwingen, ihre Kinder in Schulanstalten zu schicken und diese Schulanstalten zu unterhalten, welche unter der Leitung eines Kirchenregiments stehen, dessen höchste Aufgabe die Bekämpfung des Glaubens jener Eltern und jener Kinder ist. Hier ist der Punkt, an welchem der theologische Eifer zum Pharisäerthum wird. Derselbe „christliche" Standpunkt, der jede Berührung der Kinder seines Bekenntnisses mit Lehrern oder Schülern einer anderen Confession als „Sacrilegium" und „religionslose Schule" darstellt, trägt kein Bedenken, die Kinder der Minoritäten in „confessionell" feindselige Anstalten hineinzuzwingen! Theologie und Pädagogik sind in Deutschland noch immer gewohnt, ihre Schulsysteme wie auf einer tabula rasa aufzubauen, unbekümmert darum, wie der Staat seinen Schulzwang durchführen, wie die Gemeinden ihre Schule unterhalten, wie die 50,000 Kleingemeinden des preußischen Staats ihre besonderen Schulen für verschiedene Confessionen einrichten sollen. Eine viel bedenklichere Erscheinung ist es aber, wenn auf Seite der Staatsverwaltung die seltsame Ausflucht versucht wird,

*

daß diese Mischung der Bekenntnisse doch nur in „einigen tausend Schulen" vorkomme und oft nur eine „recht geringe Zahl" von Kindern treffe. Als ob es nicht gerade die Aufgabe der Staatsgewalt wäre, für den Schutz der Minoritäten zu sorgen, — ganz abgesehen davon, daß in dem deutschen Großstaat mit der Freizügigkeit die Zahl der gemischten Schulen buchstäblich mit jedem Tage wächst. Gewiß bilden die confessionell gemischten Kleingemeinden zur Zeit noch die Minderzahl, ebenso wie die gemischten Ehen wohl jederzeit eine geringe Minderzahl bilden werden. So wie aber die Preisgebung der gemischten Ehe in Deutschland das sichere Kennzeichen der Verleugnung des Staatsberufs, so ist es die Preisgebung der gemischten Schulen an das eine oder andere Kirchenregiment. Wir kennen bereits zur Genüge jene Bewegung auf schiefer Ebene, in der sich unser nationales Unterrichtswesen von unten nach oben in kirchlich gespaltene Elementarschulen, gelehrte Schulen und Universitäten auflöst, die sich mit jeder Generation in immer tieferen Gegensätzen einander entfremden.

Das Dritte ist die sichere Begrenzung des staatlichen Aufsichtsrechts. Abgesehen vom Eherecht und öffentlichen Unterrichtswesen, für welches dem Staat die positive Organisation und Leitung zukommt, lassen sich die Rechte des Staats gegenüber den mündig gewordenen Kirchen auf ein klar begrenztes Aufsichtsrecht zurückführen, zur Abwehr solcher äußeren Einrichtungen der Kirchen, welche in die Rechte anderer Bekenntnisse und in den confessionellen Frieden einer kirchlich zwiespältigen Bevölkerung störend eingreifen. Es gehören dahin diejenigen Orden der römischen Kirche, welche zum Zweck der Kriegführung gegen den Protestantismus gestiftet und organisirt sind, und solche Einrichtungen, welche mit dem Polizei- oder Schulrecht des paritätischen Staats sich widerspruchsvoll durchkreuzen. Wohin sollte Deutschland kommen, wenn die evangelischen Kirchensysteme eine kriegerische Gegenorganisation gegen die römische Kirche nach römischem System, unter Direction und mit den Mitteln einer außerstaatlichen Großmacht zu betreiben anfingen? Es wäre damit nicht blos die Existenz einer deutschen Nation am Ende, sondern auch der Religionskrieg vor der Thür, wie ja auch der dreißigjährige Krieg aus eben dieser Art von Organisation und Gegenorganisation hervorgegangen ist. — In dies engbegrenzte Gebiet des Aufsichtsrechts gehört auch die Betheiligung des Staats an der Vorbildung der Geistlichkeit beider Kirchen. Der Staat muß die Berufsbildung zum Pfarramt in den Priesterseminarien der Leitung der Kirche überlassen, um so mehr aber darauf bestehen, daß die wissenschaftliche Vorbildung des Clerus sich nicht kastenmäßig losreiße von dem geistigen Leben der Nation, für welche die Geistlichkeit einen so tiefgehenden Lehrberuf zu erfüllen hat. Erst seitdem die deutsche Landesgesetzgebung sich dieser Vorbildung angenommen hat, ist eine würdige und wirksame Entfaltung der katholischen Theologie in Deutschland möglich geworden, im seltsamen Contrast mit der Berufsbildung des Clerus in Italien. Erst nachdem im letzten Menschenalter auch diese Maxime aufgegeben, und eine kastenmäßige Abschließung der Jugenderziehung des Clerus zugelassen ist, hat sich die heutige Feindseligkeit gegen den deutschen Staat in den jüngeren Clerikern in früher unbekannter Weise entwickelt.

Diese und nur diese Gesichtspunkte sind für unsere neuere Kirchengesetzgebung maßgebend gewesen. Sie bewegt sich in den Linien, die der protestantische Staat seit Friedrich dem Großen, der katholische Territorialstaat seit dem bayrischen Religionsedict von 1818 eingeschlagen hat. Beide Richtungen begegnen sich und decken sich heute bereits in ihren Grundlinien.

Die Eigenthümlichkeit des neueren preußischen Systems besteht nur in der Befestigung des Verwaltungsrechts, welches im constitutionellen Staat nicht von der persönlichen Meinung des zeitigen Cultusministers und nicht von seiner Auslegung der Gesetze unter dem Einfluß wechselnder Parteien abhängig sein kann. Selbst die französische Gesetzgebung hat diese Fragen aus der wechselnden Ministerverwaltung herausgezogen und der Rechtsprechung des Staatsraths überwiesen. Noch weiter gehend hat die preußische Gesetzgebung die Handhabung dieser Grundsätze unter eine feste „Rechtscontrole" gelegt, die unter jedem Verwaltungschef ein und dieselbe bleibt. Sind die gezogenen Grenzlinien für den deutschen Zweikirchenstaat nothwendig, so müssen sie auch jederzeit innegehalten werden. Soweit es der Gegenstand zuließ, sind deshalb die für den Staat nothwendigen Gebote nach dem System der „Uebertretungen" unter Buße gestellt, und werden durch die ordentlichen Gerichte gehandhabt. Es ist das eine Handhabung der Gesetze, wie sie für unser Polizeirecht, Schulrecht und jeden anderen Zweig der Verwaltung jetzt möglichst weit durchgeführt ist, nicht aber eine „diocletianische Christenverfolgung", wie unsere Seelenhirten das preußische Verwaltungsrecht ihren Pfarrkindern darstellen. Soweit das System der Uebertretungen nicht anwendbar, ist die Rechtscontrole der staatlichen Verfügungen unter einen Verwaltungsgerichtshof gestellt, der nicht mehr und nicht weniger als den Rechtsschutz der Unterthanen wie der Geistlichkeit gegen die Willkür der Behörden darstellt, analog dem französischen Staatsrath. Und auch diese Einrichtung ist nicht etwa eine Erfindung der französischen Revolution, sondern eine alte Institution der Monarchie, umgeben mit allen Garantien einer unparteilichen Entscheidung, wie sie in Deutschland seit den Zeiten des Reichshofraths als vollgenügende Rechtsinstitutionen anerkannt sind. Eben deshalb werden die Angriffe des Ultramontanismus sich immer zunächst gegen diese feste Stütze der Staatshoheit richten; denn die erste Vorbedingung für neue Siege ist die Rückkehr zu einem schmiegsamen Verwaltungssystem, dem die Partei ihre wichtigsten Erfolge verdankt.

Eine so gestaltete Organisation kann nicht Gegenstand wechselnder Regierungssysteme und Compromisse der Parteien werden. Der Vorzug unseres Systems beruht eben darauf, daß keine Ministerverwaltung die so gesetzten Rechtsschranken fernerhin durch eine Selbstinterpretation der Gesetze beseitigen kann. Zu jeder Aenderung derselben bedarf es neuer Gesetze, bei deren Verhandlung die ganze Tragweite der Fragen noch einmal vor Augen treten würde — das heißt die Wahrheit, daß es sich bei den staatskirchlichen Fragen in Deutschland nicht um „Conservativ" und „Liberal" handelt, sondern um die Existenz der protestantischen Kirche und der deutschen Nation.

Der Spielberg bei Brünn.

Es ist ein Bild aus halbvergangener Zeit, welches wir hier zu entrollen unternehmen. Ein volles Jahrhundert hindurch gab es keinen Ort in Oestreich, an den sich so zahlreiche und so entsetzliche — wir möchten wünschen, wir könnten blos von Sagen sprechen — so zahlreiche und entsetzliche, so spannende und so abenteuerliche Erinnerungen knüpften, als an den Brünner Spielberg, dessen Ruf seine Schatten weit über die Grenzen Oestreichs hinaus warf. Wer zählt alle die Persönlichkeiten aus aller Herren Ländern, die vom Jahr 1742 an, wo der Spielberg als Staatsgefängniß etablirt wurde, bis zum Jahr 1855, wo Kaiser Franz Joseph ihn als solches aufhob, in den furchtbaren Kasematten der alten Veste schmachteten, die sich über ihren Opfern meist für immer schlossen!

Die ehemalige Festung Spielberg steht, 280 Meter über der Meeresfläche, auf einer mäßigen Anhöhe, die sich im Westen der Landeshauptstadt von Mähren kegelförmig erhebt, gegen die Stadt zu sich allmählich senkt, in der Richtung des Rothen Berges dagegen steil in einen Hohlweg abfällt — ein Conglomerat von Baulichkeiten, Wällen und Gräben aus den verschiedensten Epochen und zu den verschiedensten Zwecken. Schon in frühen Zeiten krönte den Berg eine Festung, der Zufluchtsort der ganzen Umgebung und namentlich der in der Vorburg am Fuße des Berges angesiedelten Bevölkerung, welche den Grund zum heutigen Brünn gelegt. Schon im Jahr 1028 finden wir sie als Gauveste verzeichnet und im 13. Jahrhundert war sie der Sitz der Theilfürsten Mährens, die den einen oder den anderen Theil des Landes von der böhmischen Krone als Secundogenituren besaßen.

Nachdem dort zuerst die Fürsten von Brünn und dann die Markgrafen von Mähren residirt hatten, fiel die Burg im Jahr 1547 an König Ferdinand I., von welchem die mährischen Stände und später die Stadt Brünn sie erwarben. Aber als Brünn zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs an der ständischen Rebellion Theil genommen, zog der Generalgouverneur Cardinal Fürst Dietrichstein die Festung (1621) für den Kaiser ein und seitdem ist sie Eigenthum des Staats geblieben. Die Tage des Glanzes, als noch die einheimischen Fürsten dort residirten, waren so wie so unwiederbringlich dahin, als (1411) Markgraf Jodok zu Grabe getragen wurde.

Aber eine wechselvolle und ruhmreiche militärische Geschichte hat der Spielberg aufzuweisen. Als König Sigismund im Jahre 1421 eine Gesandtschaft Ziskas, die mit ihm zu unterhandeln gekommen war, auf dem Spielberg empfing, um während des Empfanges ihre Diener und Knechte in Brünn hinrichten zu lassen, brachen rächend 1428 die Hussiten unter Ziskas Nachfolger, Prokop dem Großen, in Mähren ein und belagerten den neben der königlichen Besatzung auch von den Brünner Bürgern vertheidigten Spielberg; sie zogen indeß unverrichteter Sache ab, als die verlorene Schlacht bei Schlappanitz sie von dem Mutterlande abzuschneiden drohte. Genau vierzig Jahre später legten sich die Ungarn unter Magyari und Kinisy vor die Burg; neun Monate hindurch leistete dieselbe den tapfersten Widerstand, aber im Jahre 1469 mußte die erschöpfte und aller Lebensmittel baare Garnison sich ergeben. Im Jahre 1578 wurde Schloß Spielberg durch einen großen Brand fast gänzlich zerstört, aber fünfzehn Jahre später wurde es von der Stadt Brünn, seiner damaligen Besitzerin, größer und stärker wieder aufgebaut. Der dreißigjährige Krieg brachte neue Kämpfe. Im Jahre 1643 erschienen die Schweden unter Torstensohn vor dem Spielberg, aber die Besatzung behauptete sich siegreich und der Feind räumte das Feld, nachdem er die Vorstädte Brünns in Brand gesteckt. Schon zwei Jahre später jedoch war Torstensohn wieder da und vermaß sich diesmal, „die kalte Kuchel", wie er den Spielberg spottend nannte, in acht Tagen zu erobern. Aus den acht Tagen wurden acht Monate und die kleine Besatzung, allerdings täglich durch 300 bewaffnete Bürger und einen Theil der Studentenlegion aus dem durch einen unterirdischen Gang mit der Festung in Verbindung gebrachten Brünn unterstützt — Brünn feiert zum Andenken daran noch heute alljährlich am Tage Mariä Himmelfahrt das sogenannte Schwedenfest — hielt sich noch immer und abermals mußten die Schweden die Belagerung aufheben. Im Jahre 1742 wurde der Spielberg zwei Monate hindurch von den Preußen und Sachsen erfolglos berannt und den letzten Feind sah er, als die Franzosen in den Jahren 1808 und 1809 Brünn besetzten. Damals wurden seine Kasematten und Festungsgräben zur Unterbringung der Maroden benutzt, und im letztgenannten Jahre wurden seine meisten Werke gesprengt. Ohnehin war freilich die Bedeutung des Spielbergs als Festung in dem Maße eine geringere geworden, als die modernen Belagerungsmittel sich vervollkommnet hatten. Dafür freilich sollte er alsbald als Gefängniß zu einer traurigen Berühmtheit gelangen.

Schon nach der Schlacht am Weißen Berge schloß der Spielberg einzelne Theilnehmer an der ständischen Revolution ein, und ab und zu beherbergte er auch Robotverweigerer und dergleichen halbpolitische Verbrecher. Aber zum eigentlichen Staatsgefängniß wurde er erst im Jahre 1742 „erhoben," wenn auch freilich nebenbei alle Sträflinge aus den Erblanden und aus Galizien, die wegen schwerer Verbrechen auf mehr als acht Jahre verurtheilt worden und zu schwach waren, um zum Schiffsziehen verwendet werden zu können, ihre Haft dort zu verbüßen hatten. Die Festungsmauern wurden seitdem doppelt gezogen, eine Pallisadenumzäunung neu angebracht und auch im Innern der Festung eine Menge von Sicherheitsbauten aufgeführt.

Eine bunte Reihe von „Verbrechern" hat der Spielberg im Laufe der Zeit eingeschlossen: Rebellen und gemeine Mörder, Feldherrn und Räuber, Carbonari und Fälscher, aus den höchsten und aus den niedersten Ständen. Im Anfang des dreißigjährigen Kriegs sah er zahlreiche Edelleute — unter ihnen einen Kaunitz und einen Waldstein — und Bürger, der Betheiligung an der ständischen Empörung bezichtigt, später von den Genossen des Friedländers den Oberst Schärffenberg und den Baron Schaaffgottsche zum Tode führen; in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schloß er die Mitglieder der mährischen Sternkreuz-Brüderschaft ein, die den Stein der Weisen suchten; zu Anfang der 20er Jahre des laufenden Jahrhunderts nahm er 35 Carbonari auf — unter ihnen Silvio Pellico —, die zum Tode verurtheilt und dann zu langjährigem schwerem Kerker begnadigt waren; in den 40er Jahren schmachteten dort die Führer des galizischen Aufstandes von 1845. Auf dem Spielberg war der Feldzeugmeister Graf Bonneval aus der Armee des Prinzen Eugen eingekerkert — er trat nach überstandener Haft zum Islam über und starb als Achmed Pascha in Constantinopel —, der Feldmarschall Graf Wallis, der 1739 jenen Frieden abgeschlossen, welcher Belgrad wieder in die Hände der Türken gab, der Pandurenoberst Trenk, einer der gefürchtetsten und tapfersten Parteigänger unter Maria Theresia, der sächsische Secretär Menzel, der die geheimen Depeschen Oestreichs dem großen Friedrich verrieth und damit den siebenjährigen Krieg herbeiführte, die Gräfin Filanghieri (wegen Hochverraths), die Tochter des berühmten italienischen Finanzmanns und Juristen gleiches Namens, der ständische Secretär David, der 1743 mit den Bayern gegen Maria Theresia conspirirte, der französische Postmeister Drouot, der in St. Menehould die Flucht Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens vereitelte, der noch heute im Munde des Volkes lebende böhmische Räuberhauptmann Babinski ꝛc. ꝛc.

Sehen wir uns jetzt den Spielberg etwas genauer an und dringen wir in die Tiefen seiner furchtbaren Geheimnisse.

Wenn man von Brünn aus die Spielberg-Lehne hinansteigt, so fällt auf der ersten Terrasse, zur Linken, eine Statue des heiligen Johannes von Nepomuk ins Auge; rechts von dieser Statue war ehemals der Begräbnißplatz für die Spielberger Sträflinge und an der Johannessäule pflegten die Verurtheilten, bevor die Mauern der Festung sie aufnahmen, den Abschied von der Freiheit zu nehmen, der nur zu oft gleichbedeutend war mit dem Abschied vom Leben. Etwas höher hinauf steht ein Gartenhaus, einst ein wohlbefestigtes Wachthaus, und auf der Terrasse darüber das Gasthaus „Zur hohen Warte", bis 1754 ein Pulvermagazin. Eine Allee führt dann zum Einfahrtsthor hinauf. Links sieht man noch die Reste von Vorsichtsmaßregeln gegen etwaige Fluchtversuche der Häftlinge, geradeaus ragt eine steile Festungsmauer in die Höhe, die oben einen modernen Bau — die ehemaligen Beamtenwohnungen — mit einem Kirchthurm trägt. Durch ein gedecktes Stiegenhaus gelangt man, an der Militärwache vorüber, zu einer über einen tiefen Graben — links Wallgraben, rechts Turngraben genannt — gelegten Brücke und von dieser, durch eine gewölbte Durchfahrt, in den ersten kleinern Hof, der mit seinen ihn einschließenden verfallenen Bauten der älteste Theil des Spielbergs ist und wahrscheinlich noch jener Zeit angehört, wo dort die Markgrafen residirten. Rechts im Hofe steht die im Jahr 1693 vom Commandanten Grafen Zinzendorf an Stelle der bei der schwedischen Belagerung von 1645 zerstörten alten Burgkapelle erbaute Kirche der allerheiligsten Dreifaltigkeit, deren Merkwürdigkeiten jetzt aber in die Brünner Garnisonskirche übertragen sind.

Ein erst im Jahr 1835 zugebauter Quertrakt — die bisherigen Räumlichkeit genügten nicht mehr, die Gefangenen unterzubringen — trennt den ersten von dem zweiten, weit größeren Hof. Dort befindet sich links der merkwürdige Brunnen, 6 Klafter tief gemauert und 54 Klafter tief in den Felsen gebohrt, also von einer Gesammttiefe von 60 Klaftern = 114 Metern; mit der früheren primitiven Hebemaschine hatten die Sträflinge eine volle Viertelstunde zu arbeiten, bevor ein Eimer Wasser an das Tageslicht befördert wurde. Die ganze rechte Längenseite des Hofes nahm früher ein Zeughaus ein, welches im Jahr 1809 von den Franzosen zerstört wurde.

Unter den beiden Längenseiten des Spielbergs liegen, unter der Erde zwei Stockwerke bildend, die Kasematten — nordöstlich die Josephinischen, südöstlich die Leopoldinischen — d. h. die für

das sogenannte „harte" Gefängniß bestimmten Räume. Ihre Insassen waren an Händen und Füßen mit zugelötheten eisernen Schellen gefesselt, überdies mit einem um die Mitte des Körpers gezogenen eisernen Leibgurt an die Wand geschmiedet, und von diesem Leibgurt reichte eine eiserne Kette zum Halse und war dort in einen eisernen Halsring eingefügt; Leibgurt und Halsringe wurden bisweilen abgenommen, Hand- und Fußfesseln nie. Während der Nacht wurde durch sämmtliche Zellen noch eine große Kette gezogen und an sie die Ketten der einzelnen Sträflinge befestigt; die Hauptkette war ins Wachtzimmer geleitet, so daß man dort jede Bewegung der Unglücklichen sofort bemerken und controliren konnte. Das Lager war eine hölzerne Pritsche, die Nahrung Brod und Wasser, nur zweimal in der Woche Fleisch.

In dem Josephinischen Trakt treten wir in einen langen, durch Lichtfugen im Gewölbe spärlich erleuchteten und von Modergeruch starrenden Gang; er bildet den Zutritt zu den einzelnen Zellen. Gleich links die Zelle bewohnte der Panduren-Oberst Baron Trenk, der sich übrigens einer privilegirten Haft erfreute; daneben lag ein Wachtzimmer mit einem hoch oben angebrachten Fenster. Die nächste Zelle beherbergte den Carbonaro und Dichter Maroncelli, bis er erkrankte und ihm ein Fuß amputirt werden mußte; dann wurde er in einem oberirdischen Gefängniß seinem Landsmann und politischen Genossen Silvio Pellico zugesellt. Neben dem mit einem Gewölbfenster versehenen Gefängniß Maroncelli's büßte, in einer ganz dunklen Zelle ohne Fenster, die Gräfin Filanghieri ihre 10jährige Haft. Weiter folgt abermals eine vollständig dunkle und fensterlose Zelle, welche zuerst Silvio Pellico aufnahm, bis er zwei Jahre später in ein Gefängniß über der Erde versetzt und nach 8jähriger Haft gänzlich begnadigt wurde. Nur durch eine Vorzelle von der früheren getrennt, befindet sich eine mit einem Fenster versehene Zelle, in welcher, das Opfer eines Justizmordes, ein Revierförster Anton von den ihm zuerkannten 20 Jahren volle 18 Jahre verbrachte; noch jetzt sieht man die Striche, mit welchen er sich jedes abgelaufene Jahr an der Wand markirte. In der nächsten hellen Zelle, von der Förster-zelle nur durch einen gemeinschaftlichen Kerker und zwei dunkle Vorzellen getrennt, wurde 15 Jahre lang der berüchtigte Räuberhauptmann Wenzel Babinski verwahrt; als im Jahr 1855 der Spielberg aufhörte Gefängniß zu sein, wurde er nach der Strafanstalt Karthaus in Böhmen gebracht.

Der Leopoldinische Trakt enthält nur gemeinschaftliche Zellen, die meist mit weiblichen Gefangenen belegt wurden. Aber in diesem Trakt liegt die Folterkammer mit allen ihren grausigen Apparaten zur Bändigung störrischer Gefangener, mit ihren Daumenschrauben, ihrer Folterleiter, ihren Schraubstiefeln, ihren Schnürvorrichtungen und vor allen Dingen mit der — noch jetzt vorhandenen — Aufzugmaschine, die den an Händen und Füßen gebundenen und an den Füßen mit Gewichten belasteten Verbrecher bei den Händen in die Höhe hob und ihm die Muskeln im Leibe brach.

Aber was ist das Alles gegen die Martern, welche die Gefangenen des unterhalb der Kerkerzellen des Josephinischen Trakts gelegenen zweiten Stockwerks zu erdulden hatten! Durch eine Oeffnung in der Nähe der Försterzelle wurden die schwersten Verbrecher in die grabähnlichen Kerkerlöcher dieses untersten Erdgeschosses hinabgelassen und nur in den seltensten Fällen sahen sie jemals wieder das Licht des Tages. Diese untersten Kasematten waren eigentlich ein in den Felsen gehauener Gang ohne Licht und ohne Luft; in zwei Reihen standen in ihm hölzerne Verschläge neben einander und in ihnen mußte, an die Wand geschmiedet, der Verurtheilte leben. Die Ketten und Schellen hier waren noch weit schwerer als in den oberen Kasematten und von dem eisernen Leibringe und Halsgurt, die in die Mauer eingelassen waren, zog sich je eine starke Kette hinauf zur Wölbung, wo sie von einer Eisenstange aufgenommen wurde. Um das Anschmieden des Verbrechers noch empfindlicher zu gestalten, wurden für den Kopf und den übrigen Körper des Opfers Vertiefungen, die man theilweise heute noch sieht, in die Mauer gesprengt. Der Angeschmiedete konnte sich somit nicht einmal bewegen und seine Hände reichten nur bis zur gegenüberliegenden Thür, in deren höchster Höhe durch eine Oeffnung Brod und Wasser hineingeschoben wurde. So zur fast totalen Bewegungslosigkeit verurtheilt, ohne Licht und ohne Luft, an die wassertriefende Felswand gekettet, waren die Unglücklichen den Ratten und Fröschen preisgegeben, bis ihnen allmählich die Sinne schwanden, bis sie taub und blind wurden und, von der Gicht gelähmt, kein Glied mehr gebrauchen konnten, um endlich, nach nicht sehr langer Zeit, im Tode die Erlösung zu finden, denn lebend gaben diese Gräber so leicht Niemanden heraus. Indeß thatsächlich wurden diese Marterzellen nur bis zum Jahre 1791 benutzt; seitdem wurden nur in sehr seltenen Fällen und immer nur auf kurze Zeit Disciplinarstrafen dort verbüßt ... Am äußersten westlichen Ende des Ganges sind übrigens neuestens einige Zellen bloßgelegt, in welchen man menschliche Gebeine fand; einzelne besonders schwere Verbrecher scheinen dort lebendig eingemauert worden zu sein.

Es war zur Zeit Josephs II., als Lord Howard im Auftrage der englischen Regierung das Gefängnißwesen auf dem Continent studirte und im Verlaufe seiner Reise auch nach Wien kam. Der Kaiser empfing ihn in Audienz. Lord Howard nahm keinen Anstand, die Frage, wie er die Gefängnisse in Oestreich gefunden, mit edlem Freimuth dahin zu beantworten, sie seien die abscheulichsten, die ihm noch vorgekommen. „Und das sagt mir ein Engländer," meinte der Kaiser, „in dessen Heimat man die Verbrecher zu Dutzenden henkt, während wir sie doch nur einkerkern?" „Gewiß," entgegnete Lord Howard unerschrocken; „aber ich will lieber in England gehangen, als in Oestreich gefangen sein. ..." Der Kaiser schwieg, aber der Eindruck dieser Unterredung war ein nachhaltiger. Einige Monate später — es war im Jahre 1783 — sah man in Brünn eine Hofequipage — Niemand wußte wen sie führe — den gewundenen Fahrweg zwischen den damals noch vorhandenen doppelten Festungsmauern zu der Berghöhe hinan sich bewegen, von welcher die Citadelle und die Bastion des Spielbergs wie ein düsteres Geheimniß herunterblickten. Vor der Wohnung des Commandanten „ob der Vestung Spielberg" (das war der amtliche Titel) hielt der Wagen und es entstieg ihm, von einem Adjutanten begleitet, Kaiser Joseph in Person. Nur von dem Schließer begleitet, besichtigte er die sämmtlichen Kerker, zuletzt die Kasematten — wir haben sie oben beschrieben — des obersten Stockwerks unter der Erde. Der Kaiser schauderte, als er in den langen Doppelgang mit seinen eisenbeschlagenen und mit Schlössern versehenen Thüren in unabsehbarer Reihe eintrat. Der Schließer wollte, nachdem er erklärend bemerkt, es seien das die schweren Gefängnisse, aber unter diesem Stockwerk befinde sich noch ein zweites, wieder aufwärts steigen, aber der Kaiser gebot ihm, den Weg zu den untersten Kasematten einzuschlagen. Durch einen abwärts führenden Gang gelangte er in ein wiederum in zwei lange Gänge sich zweigendes Gewölbe; die dumpfste Kerkerluft erfüllte die in die dichteste Finsterniß gehüllten Räume, kein Laut, kein Windhauch regte sich, nur zuweilen klang es wie dumpfes Kettengerassel. Der Kaiser gebot, von den vielen Zellen, in welche der Gang durch Balken und Pfosten abgetheilt war, eine unbewohnte zu öffnen; die schweren Hängeschlösser fielen, die Klammern wurden aus den Kolben gehoben, die niedere verrostete Thür drehte sich in ihren Angeln und tiefgebückt trat der Kaiser ein. Es war die Zelle Nr. 3, noch heute genau in ihrem damaligen Zustande erhalten, nur einige Fuß im Umfange messend, die Bohlenwände an den Seiten dicht an die schwarze Rückwand anschließend, die die Mauer der Gefängnisses bildete, kein Mobilar darin als eine rohgezimmerte, hart an die Mauer stoßende Holzbank, zugleich zu Sitz und Lager bestimmt, in der Mauer selbst eine für Kopf und Rücken des Angeschmiedeten cylinderförmig ausgehöhlte Vertiefung. In dem gleichen Gewahrsam befanden sich damals 30 Verbrecher. Wir haben schon früher bemerkt, daß jeder Zellenbewohner mit eisernem Gürtel und Halsband an die Mauer gekettet war, während von Hand und Fuß eine andere lange Kette zu einer Querstange lief, die durch kleine Ringe an der Decke durch die ganze Zellenreihe reichte.

Der Kaiser ließ die Zellenthür schließen, die Laterne entfernen und gebot, ihn nach einer Stunde abzuholen. Und so geschah es. Festen Schrittes und aufrechter Haltung, aber sichtlich angegriffen, trat er, als die Stunde verflossen war, ins Freie; die Haarrollen an den Schläfen hatten sich theilweise losgelöst und hingen schlaff herab; die Stirne war feucht geworden. Der Commandant mußte erscheinen. „Ich war," sprach der Kaiser, „der letzte Lebendige in diesen Räumen; von nun an soll kein Gefangener des Spielbergs diese Schwelle mehr überschreiten." Er verabschiedete sich und alsbald erhielt der Commandant von Wien aus eine kaiserliche Resolution des Inhalts:

„Und geben ihme hiermit gnädigst zu vernehmen und befehlen: alle inhaftirten Uebelthäter und Malefizpersonen, so annoch in den Gefängnißzellen der unteren Kasematten am Spielberge befindlich sind, allsogleich und ohne Verschub zu delogiren und selbe nach Thunlichkeit in die oberen Gefängnißtrakte unterzubringen. Annebst aber sind die erwähnten Kasematten von jetzo an hinter Schloß und Riegel unter ewigen Verschluß zu behalten. Hiernach hat sich Seiner R. k. k. R. M. Oberster und Commandant ob der Vestung Spielberg zu richten und unsern gnädigst gemessenen Befehl, Willen und Meinung zu vollziehen. Josef."

Gustav Weisbrodt.

Literatur und Kunst.

Meditationen.

1. List der Natur.

Was ist das Wort, das tiefste? Heißes Ringen,
Den Schmerz zu zeigen.
Was kündet, daß nicht Schmerz mehr zu bezwingen?
Des Todes Schweigen.

Dem Herzen graut vor solch beglücktem Schweigen,
Es muß ihm fluchen;
Indeß die Wünsche, die ihm heiß entsteigen,
Nichts Andres suchen.

So listig hält Natur das Herz gefangen
Auf Erdenschollen:
Es ahnt nicht, daß sein Abscheu und sein Bangen, —
Sein tiefstes Wollen.

2. Ziel des Willens.

Vermag das Herz vom Willen sich zu trennen?
Ein eitel Scheinen!
Die Weisheit wär', des Willens Ziel erkennen,
Nicht ihn verneinen.

Verborgen ist sein Ziel dem blöden Willen,
Und seine Thränen
Doch einst durch Dinge dieser Welt zu stillen,
Sein trüg'risch Wähnen.

Der Wille ist der Wille, nicht zu wollen,
Und all sein Werben:
Im überird'schen, ew'gen, ruhevollen
Erkennen sterben.

3. Die Schwere.

Was ist, das will zum Mittelpunkt der Erde
Sich immer wenden,
Der Körper fällt: die Schwere ist Beschwerde —
Wann wird sie enden?

Der Mittelpunkt der Welt hat selbst nicht Schwere,
Ist nicht im Raume,
Sonst sänk' er selbst, so daß kein Ende wäre;
Er ist im Traume.

Der Mittelpunkt der Welt ist ein Gedanke,
Der nicht zu fassen;
Was ist, das fällt ihm zu, will ohne Schranke
In ihm erblassen.

4. Das Nichts.

Die Welt ist Nichts in ihrem tiefsten Grunde,
Ein Nichts, das ruhevoll ein Gott genoß.
Ihm schlug der Erdgeist tückisch eine Wunde —
Und alles Sein ist Blut, das ihr entfloß.

Und alles Trachten ist Versuch, zu heilen,
Daß sich die Schmerzenswunde schließe zu,
Daß wieder Nichts die Welt, nur ein Verweilen,
Nur eine unermess'ne Gottesruh.

Hieronymus Lorm.

Ein neueres Geschichtswerk über den Krimkrieg.*)

Dem vor wenigen Monaten erschienenen neueren Geschichtswerke Geffckens über den Orientalischen Krieg von 1853—1856 verleihen die jüngsten Ereignisse im Mittelmeer ein besonderes Interesse. Die orientalische Frage, die nichts Anderes ist als die Fortsetzung der durch den Einbruch einer fremden, nicht christlichen, nicht europäischen Cultur hervorgerufenen Kämpfe zwischen dem Osten und dem Westen, bricht heute am mittelländischen Meere hervor, wie sie vor Jahren auf der Balkanhalbinsel und 1854 in der Krim hervorbrach. Der tunesische Feldzug der Franzosen ist ein Kapitel dieser, seit Jahrhunderten spielenden Geschichte der Abwehr Europas gegen die muselmännische Eroberung. Nachdem die gewaltige Fluth des Muhamedismus von Süden und Osten bis an das Herz Frankreichs und bis vor die Mauern der alten Kaiserstadt Wien vorgedrungen war, wird sie, in langsam zurückweichendes Ebben sich verwandelnd, von Küste zu Küste verdrängt, und beginnt Europa, wenn auch nicht in geschlossener Front, wenn auch unter eifersüchtiger Geltendmachung der verschiedenen Sonderinteressen seiner Staaten, die wiedergewonnenen Gebiete mit neuen Culturpflanzungen und Staatenbildungen zu befestigen, zugleich in den von den Muselmännern noch stark besetzten nordafrikanischen Küstenländern, einen Damm gegen die von dort aus immer drohende Gefahr einer, wenn auch nur sporadischen Störung des europäischen Besitzthums aufzurichten. Zur Zeit des Krimkrieges warf sich der Westen zum vorübergehenden Vertheidiger des türkischen Reiches auf, und zwar um zu verhindern, daß die Sonderinteressen einer einzigen Großmacht von dem Zusammensturze der Türkei einen einseitigen, den übrigen Mächten verhängnißvoll entgegentretenden Nutzen ziehen möchten. Dieselbe Sorge um die Wahrung des europäischen Gleichgewichtes bedingte, nach dem Balkankriege, das Auftreten der europäischen Mächte dem Vertrage von San Stefano gegenüber. Bemerkenswerth aber dürfte es erscheinen, daß Rußland seinerseits, als es sich im Jahr 1853 in den Krieg gegen die Türkei stürzte, mit Eifersucht und als handle es sich auch in dem Mittelmeere schon um seine eigenen Interessen, den eventuellen Ansprüchen Frankreichs auf Tunis entgegenzutreten bemüht war. Frankreich, bemerkt Geffcken, war die einzige Macht gewesen, die gleich bei Beginn der diplomatischen Verwickelungen, „mit richtigem Blicke die geheimen Absichten des Czaren durchschaute, während fast alle anderen Kabinete noch glaubten,

*) Zur Geschichte des Orientalischen Kriegs 1853—1856 von F. Heinrich Geffcken. Berlin 1881, Verlag von Gebrüder Paetel.

es handle sich nur darum, den Zank über die heil. Stätten von der Welt zu schaffen". Und Geffken setzt des Weiteren auseinander, daß Frankreich seine Gegner zu entwaffnen beschloß, indem es jene Frage thatsächlich fallen ließ, „in der Ueberzeugung, daß dann der russisch-europäische Charakter der Verwickelung hervortreten würde". Die französischen Vorschläge wurden in Petersburg „formell höflich" aufgenommen, aber, setzt Geffken hinzu, „der Kaiser ließ dem Sultan melden, er stehe ganz zu seinen Diensten, wenn er seines Beistandes gegen die Drohungen der Franzosen bedürfe, und bemerkte dem englischen Gesandten, es sehe so aus, als ob die französische Regierung eine allgemeine Verwickelung im Orient herbeizuführen trachte, in der Hoffnung, auf diesem Wege um so besser ihre eigenen Ziele zu erreichen, deren eines ohne Zweifel der Besitz von Tunis sei" (S. 12). An Rußlands Stelle sind heute in der tunesischen Frage andere Staaten getreten, England und das damals als Staatsgebilde noch nicht bestehende Italien, und so sehen wir durch die verschiedenen Gestaltungen der orientalischen Verwickelungen die Haltung der europäischen Mächte gegen- und untereinander in einer fortwährenden Wechselbewegung sich verschieben, sich verändern, und je nach der Umwandlung der Interessen der Einen und der Anderen die Allianzen sich lösen und in neuer Gruppirung wieder auferstehen. Die Geschichte der Allianzformationen während des Krimkrieges ist von Geffcken meisterhaft geschildert; es ist dies auch der eigentliche Zweck und Vorwurf dieses Werkes, das in unserer modernen Geschichtsschreibung eine besondere Stelle zu beanspruchen das Recht besitzt, da bis jetzt kein anderer Geschichtsforscher die Entwickelung der internationalen Combinationen, welche zum Krimkriege führten, welche sich während desselben in fortwährendem Wechseln ablösten, welche aus dem Pariser Friedenswerke hervortraten, mit so sorgfältiger Genauigkeit, so gewissenhafter Sachkenntniß und so klarer Objectivität wiederzugeben verstand, oder vermochte. Wer freilich in diesem Buch eine Geschichte der militärischen Ereignisse an der Donau oder von Sepastopol suchen wollte, würde sich außerordentlich enttäuscht finden; diese Ereignisse werden von Geffken nur vorbeigehend erwähnt, so weit es eben nothwendig ist, um den Zusammenhang der diplomatischen Begebenheiten festzuhalten; er selbst erklärt in dem Vorwort: „die militärischen Ereignisse habe er als Nichtfachmann nur so weit berührt, als der Zusammenhang es nothwendig machte, zumal sie von Rousset (Histoire de la guerre de Crimée) vortrefflich geschildert sind"; wir haben somit die Geschichte eines Krieges vor uns, in welcher der Krieg selbst nur als Nebensache behandelt wird, und das ganze Gewicht des Schriftstellers sich auf die hinter den Coulissen wirkende Thätigkeit der Diplomaten legt, die geheime Maschinerie der Verhandlungen zwischen den verschiedenen Höfen und Kabineten aufdeckt, und uns den Einblick in das seltsame Schaffen derjenigen Faktoren eröffnet, von welchen im Grunde alles Andere abhängt, und in deren Hand die Drähte ruhen, welche Feldherren, Flotten und Heere in Bewegung setzen. Eine interessantere, eine nützlichere, und ich möchte auch sagen eine ernsthaftere Aufgabe dürfte sich kaum ein Historiker stellen; denn wenn wir an den Erzählungen von Schlachten und Belagerungen ein gewisses, mehr neugieriges und poetisches Gefallen finden, so lehren uns dieselben doch wenig, während wir in diesem Buch die Kunst der Diplomatie erlernen können, diese von manchen Seiten so gefürchtete, so verrufene Kunst, die sich aus dem harmonischen Zusammenwirken von Umsicht, Scharfsinn, Gewandtheit, Biegsamkeit und feinem Taktgefühl entfaltet, und die nichts Anderes ist als die auf dem Gebiete der internationalen Angelegenheiten sich praktisch bethätigende Weltweisheit des Weltmannes und des Mannes von Welt.

Auf eine besonders aufmerksame Charakteristik der französischen Diplomatie war der Verfasser schon durch den Vorwurf seines Werkes hingewiesen. Frankreich war damals die bewegende Macht. „L'Europe va rentrer en mouvement", hatte Cavour nach dem Staatsstreich gesagt. In dem Kaiser Napoleon III. aber personificirte sich Frankreich, und auf des Kaisers merkwürdige Auffassung der Welt, der Politik, der Rolle des französischen Reiches und seiner eigenen fatalistischen Rolle in den Geschicken Frankreichs und in den Weltgeschicken, wird Geffken immer wieder zurückgeführt. Die Ereignisse bringen die Persönlichkeit des Kaisers Napoleon immer wieder in den Vordergrund, und aus dieser Geschichte des Krimkrieges können wir ein Bild des damaligen Herrschers der Franzosen herausschneiden, wie es schärfer und charakteristischer kaum aus einem anderen Geschichtswerke hervortreten dürfte.

Nach den vielen, meistentheils von widerwärtigem Parteihaß dictirten oder wenigstens beeinflußten Charakterschilderungen des Kaisers Napoleon III. sehnt man sich nach einem leidenschaftslosen sachlichen Urtheil über die politische Begabung und Thätigkeit dieses einst so mächtigen, in so furchtbarem Sturze untergegangenen Cäsars. Dieses Urtheil tritt uns, ohne daß der Verfasser dasselbe zu formuliren braucht, kühn und in schärfsten Umrissen in diesem Buch entgegen. Es könnte sich in den Worten, die ein bedeutender französischer Historiker, Tocqueville, aussprach, zusammenfassen lassen: „L'empereur ne sait pas faire la différence entre rêver et penser". Nach dem Staatsstreiche war Napoleon im Interesse seiner Selbsterhaltung darauf hingewiesen, das Land, das er in seine Gewalt gebracht hatte, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu beschäftigen. Rußlands Vorgehen im Oriente gab ihm die Handhabe dazu. Nur eine Handhabe aber, nur eine willig ergriffene Gelegenheit „Europa in Bewegung zu setzen", war der Krimkrieg für den französischen Kaiser. Gleich von Anfang an trug sich derselbe mit ganz anderen Plänen herum; und wie oft treffen wir im Verlaufe dieser drei Jahre auf seinen bei jedem Anstoß wieder betonten Hintergedanken, umfassende „remaniements territoriaux" auf der Karte Europas vorzunehmen und die alte napoleonische Politik, wenn auch unter anderen Allianzgruppirungen und mit Zuhülferufung andrer Factoren, wieder aufzunehmen. Die Verträge von 1815, die später in einer berühmt gewordenen Rede als veraltet und revisionsfähig bezeichnet werden, schweben, gleich nach 1852 dem Kaiser als das Object seiner äußeren Politik vor. Veränderungen sollen vorgenommen oder angebahnt werden, im Westen und im Osten, im Norden und im Süden. Preußen soll in Deutschland, Oestreich auf der Balkanhalbinsel zu besonderer Thätigkeit ermuntert werden. Man läßt in Paris die Frage aufstellen, „was für Italien geschehen könne", ob die Donaufürstenthümer nicht vereinigt werden sollten, und mit der polnischen Emigration findet ein Gedankenaustausch statt. Im Hintergrunde — das haben andere Geschichtsforscher in Frankreich selbst zur Genüge hervorgehoben — steht die Absicht des Kaisers, Belgien zu annectiren, ein Plan, der schon am Tage nach dem Eintritt Napoleons in die höchste Gewalt in der abenteuerlichsten Fassung vor den damaligen Ministerrath trat und deren Veröffentlichung im „Moniteur" nur durch das energische Dazwischentreten der einflußreichsten Rathgeber des Kaisers verhindert wurde. In diesem fieberhaften Haschen nach unerreichbaren, phantastischen Idealen, sucht sich die napoleonische Politik tastend, und die Fühlhörner nach allen Seiten ausstreckend, einen Weg zu bahnen. Die eingegangenen Allianzen ruhen nicht auf sicherer Basis; mit den Feinden wird während des Krieges selbst unterhandelt; die Verbündeten haben das Gefühl, daß Bündnisse mit dem Gegner in der Luft schweben, und am Ende des Krieges steht Frankreich auf besserem Fuße mit den Russen als mit den Engländern. Die diplomatischen Züge und Gegenzüge lassen uns in ein seltsames Doppelspiel blicken, in ein schillerndes Farbengemisch, in ein wechselndes Liebäugeln nach rechts und nach links; man steht mit Napoleon auf schwankem Grunde, und aus dem Ende dieses Krieges kann man mit sicherem Blicke neue Verwickelungen, neue Kriege herauslesen, — Verwickelungen und Kriege, deren einziges Ziel und Zweck die Möglichmachung der geträumten remaniements territoriaux ist. Es tritt dies Moment ganz besonders klar bei der Zusammenberufung des Pariser Congresses vor unsere Augen. Nicht nur um den Frieden zwischen den kriegführenden Mächten zu Protokoll zu bringen, versammeln sich die Diplomaten in der französischen Hauptstadt; dies Protokoll ist noch nicht unter-

zeichnet, als auch schon alle möglichen anderen „Fragen" unter den Füßen des Congresses auftauchen. Warum würde man nicht die Gelegenheit des Zusammentagens der Vertreter aller Großmächte dazu benutzen, um diesen anderen napoleonischen Traum eines europäischen Schiedsgerichtes, das endgültig, wie der Kaiser es träumte, die Grenzen der verschiedenen Staaten festzustellen hätte, zu verwirklichen? In späteren Jahren ist auch dieser Gedanke, wie derjenige des Außerkraftsetzens der Verträge von 1815, in concreter Form von dem Kaiser formulirt worden. Im Jahre 1856 aber schon wähnte Napoleon, daß derselbe zur Ausführung reif sei. Der Reihe nach werden dem Congresse Pläne vorgelegt zur Beilegung der polnischen, zur Regelung der italienischen Frage; der Reihe nach scheitern die Vorschläge alle, wie es vorauszusehen war, an der Opposition der direct betheiligten und bedrohten Mächte, und das Einzige was erreicht wird ist eine allgemeine Beunruhigung. Beim Schlusse des Pariser Congresses fürchtet Oesterreich schon für seine Sicherheit in Italien, fragt sich England wie es um die französische Allianz stehe, bleibt Rußland zögernd und ungewiß zwischen den auf die Anbahnung eines intimen Verhältnisses zu Frankreich hinweisenden Eröffnungen des Pariser Kabinets, und den aus den polnischen Erörterungen hervorblickenden Drohungen, fühlt sich Preußen durch die durchsichtigen Anspielungen oder durch das directe Hinweisen auf die Nothwendigleit seiner Präpotenz in Deutschland und auf die Arrondirung seiner Grenzen auf Kosten Sachsens oder Hannovers beunruhigt. Ein jeder Staat muß das Gefühl haben, daß noch andere nicht ausgesprochene Pläne sich hinter diesen, nach allen Seiten hin sich vorstreckenden Fühlern verbergen dürften, und jeder muß sich sagen, daß Napoleon für sich selbst einen directen Vortheil sucht, von dem er noch nicht spricht, der aber, gerade weil unausgesprochen, ein solcher sein dürfte, der für die Einen oder für die Andern das angebotene Eingehen in diese nebelhaften Zukunftspläne unmöglich machen dürfte. Napoleon steht nach Beendigung des Krimkrieges vor den versammelten Vertretern Europas wie ein Spieler, der alle Karten untereinander gemischt hat, von dem Partner und Gegner nicht mehr wissen, was er beginnen wird, von dem aber auch Partner nnd Gegner den Eindruck haben, daß er etwas zu beginnen gedenkt. Besonders auffallen müssen uns heute, in den damals anscheinend so verwirrt sich durchkreuzenden Schachzügen des französischen Kaisers, die Anträge, die er in mehr oder minder diplomatischer Form an Preußen ergehen ließ. Geffcken macht uns hierüber äußerst interessante Mittheilungen. In der diplomatischen Correspondenz zwischen den beiden gegen Rußland verbündeten Mächten und dem preußischen Ministerium wird immer wieder hervorgehoben, Rußland habe Preußen oft in seiner Entwickelung gehemmt, demselben seinen Willen aufgedrängt und es verhindert, in Deutschland die Stellung einzunehmen, die ihm dort gebührte. Frankreich ganz besonders betont bei dieser Gelegenheit, und als es sich darum handelte, Preußen in die Allianz der Westmächte einzuführen (S. 86), „die Integrität Deutschlands sei ihm heilig, Frankreich wolle nie eine Aenderung zu seinen Gunsten, lasse aber eine solche zu Gunsten anderer deutschen Staaten zu und mische sich nicht in die Einzelheiten". „La Prusse," sagt wörtlich der Kaiser in einer hierauf bezüglichen Unterhaltung, „c'est la puissance de l'intelligence en Allemagne, les sympathies de la population lui appartiennent," und Napoleon fügt hinzu: „er wünsche ein starkes Preußen, und hoffe, dasselbe werde die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, „pour élargir ses bases en Allemagne et s'arrondir autour d'elle; la Prusse doit se caser en Allemagne comme bon lui semble, l'Autriche résoudra en attendant le problème Danubien, où dès à présent ses intérêts se concentrent"; dadurch werde die Zukunft Deutschlands sich in materieller Beziehung in nicht geahnter Weise entfalten. Für solche deutsche Dynastien, welche einer neuen Abgrenzung Preußens zum Opfer fallen müßten, würden sich Ausgleichungsobjecte in Polen finden. Er fragte lachend, ob Preußen lieber Sachsen oder Hannover nehmen möchte? Er könne zwar jetzt Englands wegen keine bestimmten Aussichten geben; aber es sei doch natürlich, daß eine thätige und erfolgreiche Theilnahme Preußens territoriale Vortheile bringen müsse." Indem Geffcken dieser Vorschläge Napoleons, was die Stellung Preußens in Deutschland und Oestreichs an der Donau betrifft, erwähnt, betont er, „man sehe, daß die Grundzüge dieser Anschauungen dieselben sind, welche später Bismarck für seine kluge und kühne Politik Frankreich gegenüber benutzt hat"; andererseits dürfte noch hervorgehoben werden, daß im Jahre 1866 die französische Politik, Preußen und Oestreich gegenüber, Anfangs wenigstens, auch dem im Jahre 1853 ausgesprochenen Gedankengange des Kaisers folgte. Damals erklärte Napoleon in der Rede von Auxerre, am 6. Mai 1866, „er verabscheue jene Verträge von 1815, die man heute zur einzigen Grundlage unserer (der französischen) auswärtigen Politik machen wollte". Es war dies eine Antwort auf jene Rede Thiers' in dem gesetzgebenden Körper, deren Spitze sich gegen Preußen richtete und in welcher Thiers verlangte, daß Frankreich Preußen erkläre, „dasselbe wolle ein germanisches Reich in Berlin errichten und sich mit Italien verbünden; dies sei gefährlich für ganz Europa, und der Politik Frankreichs, die darauf in keinem Falle sich einlassen könne, zuwider". Thiers hatte zugleich vorgeschlagen, dem Königreich Italien „eine den französischen Interessen zuwiderlaufende Politik geradezu zu verbieten". Des Kaisers Politik war eine andere, und während die Opposition unter Thiers und die Partei der Kaiserin Eugenie gegen Preußen und für die Allianz mit Oestreich arbeiteten, verfolgte der Kaiser seine vor zwölf Jahren schon verkündeten Pläne. Wenigen mögen vielleicht die damaligen Verhältnisse in Frankreich und die Stellungnahme der verschiedenen Parteien in Erinnerung geblieben sein; für die Entwickelung der französischen Regierungs- und Parteizustände sind aber jene Begebenheiten von Wichtigkeit, indem dieselben den Beweis liefern, daß bis zu der Schlacht von Königgrätz der Einfluß des Kaisers, von diesem Tage an aber der Einfluß der Kaiserin und der mit ihr verbündeten und unter ihrem Protectorate arbeitenden sogenannten „katholischen Partei" die Oberhand und die Führung der französischen Politik hatte. Die demokratische und, mit Ausnahme des „Temps", die liberale Presse erklärten sich zu Anfang im Einverständniß mit den Regierungsorganen für ein Zusammengehen mit Preußen und Italien; gegen diese Politik machten die specifisch katholischen, die legitimistischen und die orleanistischen Blätter Front. Von dieser letzteren Seite wurde die Parole ausgegeben, dem protestantischen Preußen dürfe Frankreich nicht unter die Arme greifen; von der anderen Seite wurde sofort geantwortet, der protestantischen Cultur gehöre die Zukunft, und gegen Oestreich, als dem Vertreter des Katholicismus, müsse Frankreich unter der Führung des sogenannten demokratischen Cäsars in die Schranken treten. Nicht nur in den Leiborganen des Kaisers, nein! auch, und besonders in der demokratischen Presse, im „Siècle", in der „Opinion Nationale", wurde diese Politik wie ein Kreuzzug gegen den Clerikalismus gepredigt, und nicht unbemerkt blieb es, daß die Berichterstatter dieser Zeitungen mit dem preußischen Heere in Böhmen einzogen.

Mit Unrecht wird heutzutage in Deutschland allgemein angenommen, daß die öffentliche Meinung in Frankreich damals eine preußenfeindliche war; sie wurde es erst und in langsamem Aufsteigen nach Königgrätz, nach den Bündnissen mit den Südstaaten, nach der Offenbarung der französischen Ohnmacht in Nikolsburg. Von diesen Tagen an hieß es, Bismarck habe Frankreich betrogen, — weil Napoleon die, wohl im Jahre 1853 schon, in seinen stummen Träumen für sich als selbstverständliches „dédommagement" in Anspruch genommenen Territorialabrundungen nicht erhalten, und des Kaisers Politik nur den von Thiers vorausgesagten, für Frankreich negativen Erfolg gehabt hatte, ein einiges starkes Deutschland an der Ostgrenze neben einem einigen Italien an den Alpen dem französischen Staate gegenüberzustellen. Daß Napoleon III. schon bei Ausbruch des Krimkrieges an eine Verschiebung der Grenzen Frankreichs im Osten, und daß er dabei an die Mitwirkung des durch anderweitige Gebietsvergrößerungen gewonnenen Preußens dachte, liest sich deutlich aus der damaligen Geschichte heraus. Später,

im Jahre 1866, mochte wohl Napoleon hoffen, eine Mediationsrolle zwischen den von einem voraussichtlich langen Kriege entkräfteten deutschen Nebenbuhlern zu spielen, und dabei ohne Schwertstreich die Rheingrenze zu erobern. Es kam anders; in seinen eigenen Träumen sah sich Kaiser Napoleon gefangen, die „remaniements territoriaux", von denen er im Jahre 1853 schon seine Minister, im Jahre 1856 die Congreßmitglieder unterhalten hatte, wurden zwar vorgenommen, aber nicht in dem von ihm gewünschten und erstrebten Sinne. Preußen, dem er so ausdrücklich die erste Rolle in Deutschland zuerkannt und von dem auch die liberalen und demokratischen Zeitungen in Paris und in der Provinz erklärt hatten, es sei wünschenswerth, daß es als protestantische Macht diese Führerschaft übernehme, denn sein Sieg sei ein Sieg des liberalen Princips und des allgemeinen Fortschritts der europäischen Cultur, — Preußen gründete das einige Deutschland und setzte die Kaiserkrone auf das Haupt seines Königs.

Wie eine Vorrede zu diesen Weltereignissen liest sich heute Geffckens Geschichte des Krimkrieges; wie das erste, den Cyklus eröffnende Drama einer modernen, an antiken Anklängen aber reichen Trilogie, in welcher nicht mehr Halbgötter, Helden und Könige, aber die gesammten Staaten und Reiche Europas handelnd, leidend oder siegend auf der Weltbühne erscheinen.

Dem Geschichtsforscher jener Periode des französischen Kaiserreichs, einerlei welcher Nation er angehört und welchen Ansichten er huldigt, wird Geffckens Werk — und es scheint dies das schönste Lob, das man überhaupt einem Geschichtsbuche machen kann — ein unentbehrliches Vademecum sein; einheitlich in sich abgeschlossen, erschöpft es die diplomatische Geschichte des Krimkrieges, und liefert uns ein vollständiges Bild der politischen, internationalen Zustände, die sich nach dem Staatsstreiche entwickelten, und die in immer rascher auf einander folgenden Schlägen, von 1853 auf 1857, von 1857 auf 1866, von 1866 auf 1870, zur endlichen Katastrophe des französischen Kaiserreichs führten. XX.

Philosophischer Feuilletonismus.

Was haben sich die Leute nicht alles unter Philosophie gedacht! — Als Herr Jourdain vornehm geworden, verschaffte er sich einen Lehrer der Philosophie, um durch ihn mit der Rechtschreibung seiner Muttersprache auf einen vertrauteren Fuß zu kommen als ihm seine äußerst „bürgerliche" Erziehung bisher gestattet hatte. Der Kaiser Nikolaus leitete aus der Philosophie die achtundvierziger Bewegungen her und schaffte diese Disciplin von den sämmtlichen Universitäten seines Reiches ab. Zu Anfang unseres Jahrhunderts galt die Philosophie bei einigen ihrer vornehmsten Vertreter in Deutschland für das Selbstbewußtsein des Weltgeistes, das nur wenigen Auserlesenen unter den Staubgeborenen sich enthüllte; aber schon im Jahrzehnt des Gründerthums hatte der europäische Büchermarkt ein philosophisches Hauptwerk aufzuweisen, welches nahezu ebenso viele Auflagen wie die bekannten Gesundheitsbroschüren von Laurentius und Retau erlebte und wie diese Elaborate der weitesten Verbreitung sich zu rühmen liebte. Demnach dürfte also Philosophie einem allgemeineren Verständniß zugänglich sein, so daß etwa „gesunder Menschenverstand" für eine richtige Auffassung derselben ausreichen müßte.

Die deutsche Lesewelt ist kürzlich durch Herrn Lazar B. Hellenbach mit einem Werk beschenkt worden, welches es unternimmt, den Leser „bei einigem guten Willen und wiederholtem Lesen mit sehr geringen Vorkenntnissen" — — „zum Philosophen zu machen". Besagtes Werk, bei L. Rosner in Wien erschienen, betitelt sich „Die Vorurtheile der Menschheit", war 1879 auf zwei Bände berechnet, wurde aber 1880 noch mit einem dritten bereichert. In dem Schlußwort dieses dritten Bandes hatte sich der Verfasser von seinem Leser „auf längere Zeit, vielleicht für immer verabschiedet". Allein schon die Ostermesse 1881 brachte aus dem nämlichen Verlag ein neues Buch des Herrn Lazar B. Hellenbach, das sich als theilweise Ergänzung zu den „Vorurtheilen" ankündigt, „Aus dem Tagebuch eines Philosophen" benannt ward und geständig ist, gleichsam aus einem gedanklichen „Bummeln" entsprungen und anfänglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen zu sein, in welche es dennoch gelangte, indem der Verfasser „zur Ueberzeugung kam, daß die Aufzeichnungen, wenn auch fertig und abgeschlossen im Pulte, doch noch immer im Kopfe lagen", worauf er denn „das Bedürfniß fühlte, diesen Ballast aus seinem Gedankengang hinauszubringen", was nur auf dem Wege des Buchhandels erreichbar gewesen zu sein scheint.

Aus dem Titel des Hellenbach'schen Hauptwerkes erräth man leicht, daß es in der Philosophie um das Beseitigen von Vorurtheilen sich handelt. Wer möchte sich mit derlei umherschleppen? — Nach Herrn Lazar B. Hellenbach „soll die Philosophie nur aus dem eigenen Denken hervorgehen und darf keine fremde Autorität anerkennen". „Erst die Erfahrungen, die ich an den Recensionen des ersten Bandes gemacht," sagt er in der Vorrede zum zweiten, „haben mir bewiesen, daß es noththut, den Begriff der Vorurtheile festzustellen." So erfahren wir denn hier: „ein Vorurtheil ist ein auf die Autorität Anderer — in der Regel unserer Vorgänger — sich stützendes, geerbtes oder anerzogenes, jedenfalls fremdes Urtheil, das längere oder kürzere Zeit, je nach Pietät, Gedankenlosigkeit oder Unkenntniß der Nachkommen in Ansehen steht." Wir müssen ehrlich gestehen, daß wir beim Worte Vorurtheil bisher etwas ganz Anderes gedacht und obige dem Herrn Verfasser erst abgenöthigte Definition nur auf jenes unkritische Verhalten anwendbar finden, welches ganz einfach Autoritätsglaube heißt. Hiervon ist aber der Ausdruck Vorurtheil kein Pleonasmus. Denn bei denen, so da als Autoritäten gelten, wird „eigenes Denken" sicherlich anzutreffen sein, dessen Ergebnisse aber nicht blos durch jene unkritische Annahme seitens der auf „eigenes Denken" Verzichtenden zu Vorurtheilen werden. „Eigenes Denken" allein macht das Gedachte noch lange nicht stichhaltig, und wenn unter den Dingen, die auf Autorität hin eine längere Gültigkeit besessen, gar Manches um diese Gültigkeit kommt, so geschieht es wahrlich nicht deshalb, daß mehr „eigenes Denken" stattgehabt, sondern weil dieses auf eine andere Art verfährt als dasjenige, welches die betreffende Autorität befolgt gehabt. Auch eine solche kann, trotz „eigenem Denken", ganz erhebliche „Vorurtheile" selbstthätig ausbrüten, und so dürfte der Sprachgebrauch, wonach Vorurtheil mit ungenügendem und ungenauem Urtheil gleichbedeutend, den Sachverhalt richtiger treffen als der Philosoph Herr Lazar B. Hellenbach, der übrigens, nachdem er im oben gedachten Vorwort seine Definition vom Vorurtheil der Annahme, als sei dieses Wort „mit unrichtigem oder übereiltem Urtheil gleichbedeutend zu halten", entgegen gestellt, auf Seite 43 des nämlichen zweiten Bandes ganz unbefangen hinschreibt: „aus . . . voreiligen Schlüssen sind die religiösen und wissenschaftlichen Vorurtheile entstanden."

Vielleicht ist es aber auch nur ein „Vorurtheil" unsererseits, diesenfalls auf Consequenz und eine größere Genauigkeit in der Begriffsbestimmung zu dringen. Wollten wir das Werk des Herrn Lazar B. Hellenbach auf diesen Maßstab hin prüfen, so könnten wir unsere Einwände und Bedenken wohl nur in einem eben so umfassenden Schriftstück wie sein dreibändiges Hauptwerk erschöpfen. So möge denn der uns hier verfügbare Raum zu einer summarischen Uebersicht seiner philosophischen Leistung aufgespart bleiben, wobei wir uns bemühen werden, unsere eigenen „Vorurtheile" möglichst in Zaum zu halten.

„Die Vorurtheile der Menschheit" — — — ohne Zweifel ein kühner Titel! Andere Sterbliche — sie gehören freilich jener Berufsklasse an, welche unser Autor „wissenschaftliche Vereinsmeier" und „Urpächter der irdischen Weisheit" zu nennen beliebt — begnügen sich damit, das „Beseitigen von Vorurtheilen", welches ihnen als eine Aufgabe der Wissenschaft überhaupt, nicht der Philosophie allein gilt, auf je einem bestimmten Wissensgebiete zu betreiben; Herr Lazar B. Hellenbach, der den Vortheil einer gänzlichen Autoritätsfreiheit genießt, macht sich sofort über „die Vorurtheile der Menschheit" sammt und sonders her. Ueberall will er aufräumen: ein neuer Herakles übernimmt er es, den Augiasstall der Vorurtheile auf den Gebieten der Volkswirthschaft, Politik und Gesellschaft, der Religion und Wissenschaft und des gemeinen Verstandes überhaupt zu reinigen, um sowohl eine von diesen Ungehörigkeiten „losgelöste oder philosophische Naturbetrachtung", als auch eine darauf sich stützende glücklichere Gestaltung unseres Lebens herbeizuführen. Was er in letzterer Hinsicht entwickelt und aufstellt, um all dem Elend zu steuern, welches durch Pauperismus, Krieg und die socialen Mißstände der Alltagsverhältnisse bedingt ist, können wir ebenso wenig hier darlegen wie

seiner theoretischen Richtigkeit oder seiner praktischen Durchführbarkeit nach abschätzen; doch liegt uns das unumwundene Geständniß ob, daß aus diesem Theil seines Werkes ein offener Sinn für die Schäden der vorwiegend europäischen Culturzustände spricht und daß seine Verbesserungsvorschläge von einem warmen, wohlmeinenden Herzen zeugen. Was uns aber nicht recht einleuchten will, ist der Zusammenhang, den der Verfasser zwischen diesen zweifellos durchaus beherzigenswerthen Mißständen innerhalb der ohne jegliches „Vorurtheil" jedem Erdenkinde ersaßbaren „Wirklichkeit" und der von ihm durch „eigenes Denken" ergründeten „transcendentalen" Seinsverhältnisse festhält. Unserem Dafürhalten nach müßte es die Einsicht von dem Vorhandensein der fraglichen Nothstände und von dem Erforderniß einer Abhülfe derselben in keinerlei Weise behindern, ob man der eigentlichen Philosophie des Herrn Lazar B. Hellenbach zustimmt oder nicht, ja ob man überhaupt eine mit „Vorurtheilen" behaftete oder von diesen „losgelöste" Naturbetrachtung besitzt, da es sich bei dem Verhalten gegenüber den Schäden des Alltagslebens um Dinge handelt, für deren Verständniß das Innehaben einer durch „eigenes Denken" erworbenen Philosophie uns ganz entbehrlich scheint. Aber vielleicht sind wir auch hierin von einem „Vorurtheil" befangen, dem jedoch Herr Lazar B. Hellenbach uns leider auch nicht zu entrücken vermocht hat.

Es will uns bedünken, als lägen dem Herrn Verfasser die Nothstände lange nicht so sehr am Herzen wie die Bekehrung seiner Zeitgenossen von jenen „Vorurtheilen," die bisher den Leistungen und Behauptungen der amerikanischen Spiritisten und ihrer wissenschaftlichen Anwälte in der alten und neuen Welt entgegen gestanden. Während „die volkswirthschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Vorurtheile" in seinem ersten Bande zur Erledigung kommen und die religiösen Vorurtheile in einigen sehr knapp gehaltenen Kapiteln des zweiten Bandes abgethan werden, ist der übrige Theil desselben, gegen ein Vierteltausend Seiten, und der ganze dritte Band ausschließlich der Darlegung jener Schlußfolgerungen gewidmet, welche der Verfasser auf den Spiritismus und was damit zusammenhängt gründet. Mit Hülfe der von hier aus gebotenen Thatsachen und Erklärungen will Herr Lazar B. Hellenbach die Entdeckung einer „Wesensreihe" gemacht haben, neben welcher unsere gemeine Wirklichkeit ein nur vorübergehendes, von unserer Gebundenheit in einem „Zellenleib" herrührendes Phänomen ist, dem eine eigentliche Realität ebenso wenig zukommt wie den Banknoten eines in seinen Finanzen erschütterten Staates oder für ihren ehemaligen Besitzer die Baarschaft, die er am grünen Tisch verspielt hat. Wie die beim Hazardspiel umgesetzten Werthe nicht durch dieses geschaffen werden und bei solcher Verwendung nur vorübergehend einen effectiven Erwerb abgeben können, während ihre eigentliche Bedeutung mit der dem Spieler durchaus fremden Arbeitsthätigkeit zusammenhängt, genau so soll die eigentliche Baarschaft unserer Existenz einem ganz andern Daseinsgebiet angehören, wogegen selbige hier auf Erden, in die Schranken des nur dreidimensionalen Raumes gebannt, keine wahrhafte Realität hat. Wenn gleichwohl unser Dasein uns reell erscheint, so geschieht dies nur durch das ihm zu Grunde liegende Substrat, welche gemeinhin Seele genannt wird und dieser Vorstellung gemäß durchaus unvergänglich im Wesen und der Existenz nach vom Zellenorganismus ganz unabhängig ist. „Unser ganzes Leben," sagt der Verfasser, „ist nicht die eigentliche Function, sondern nur der phänomenale, dreidimensionale Abklatsch des eigentlichen Lebens; so wie wir auch nicht zu träumen vermöchten, wenn wir bei Tage nicht ebenfalls und weit wirklicher fungirten." Wenn die auf „wirkliche" Existenz monopolisirten Seelen den „Zellenfrack" anlegen, findet eine Geburt statt, während der Tod im Ablegen jener Bekleidung besteht, wobei die Seele natürlich ganz unversehrt bleibt, um zeitweise den irdischen Mummenschanz wieder zu betreiben. Jede unserer Seelen hat muthmaßlich das Erdendasein mehrfach durchgemacht, bei dessen Dauer ihr in der Regel keine Erinnerung ihrer früheren Daseinsweisen verbleibt. Hingegen dürfte eine solche Erinnerung wohl nach stattgehabtem Abstreifen der dreidimensionalen Existenz obwalten, wie dies durch die „Spirits" hinlänglich dargethan ist, die bei ihrem Verkehr mit den Erdenkindern sich diesen verständlich machen und über einstige Vorgänge sowie deren etwa bevorstehende Folgen Aufschluß geben können. In den Spirits, die uns durch Vermittelung der bisher nur aus Amerika herzugereisten Medien allein zugänglich gemacht worden, haben wir einfach jene wirklich und schrankenlos existirenden Seelen zu erkennen, von denen jede eine bestimmte, obwohl eine gewisse Entwickelung durchmachende Individualität besitzt. Zusammen bilden diese ewig bestehenden Wesen die „intelligibele Welt," welche unserem phänomenalen Erdendasein zu Grunde liegt.

Auch in Herrn Lazar B. Hellenbachs Philosophie haben wir, wie schon aus der Entgegensetzung des phänomenalen und intelligiblen Daseins ersichtlich, einen Ausläufer aus der Lehre Kants zu erkennen. Er beansprucht durchaus Einer von den Wenigen zu sein, für welche „der alte Kant" nicht „umsonst gelebt". In der Besteuerung dieses Denkers zu Gunsten einer transcendentalen Verwerthung des Spiritismus steht unser Herr Verfasser allerdings nicht allein, sondern erklärt sich unumwunden für einen Bundesgenossen des Professor Friedrich Zöllner in Leipzig, dessen bekannte „wissenschaftliche Abhandlungen" von dem auf „eigenes Denken" dringenden Herrn Lazar B. Hellenbach mit großem Fleiße herangezogen werden. Was der Leipziger Professor als Forscher, als Physiker vorliegendenfalls geleistet, das will Herr Hellenbach als Philosoph begründen. In dieser Eigenschaft treibt er die Forderung des „eigenen" Denkens nicht so weit wie der Engländer Thomas Hobbes, der da behauptete, er würde gerade so dumm wie die meisten Gelehrten geworden sein, wenn er so viele Bücher gelesen hätte wie sie. Herr Lazar B. Hellenbach hat viel und eifrig gelesen und ist billig genug auch den Herren „Hartmann, Drosbach, Mainländer und Bahnsen den Namen echter Philosophen" nicht zu entziehen, die er, obwohl „sie sich an Schopenhauer und Herbart anlehnen", auch recht fleißig besteuert hat. Dessen ungeachtet behauptet er den Genannten gegenüber eine ganz selbstständige Stellung einzunehmen, indem er, den Bestimmungen Kants hinsichtlich des „Ding an sich" weit genauer als jene folgend, durchaus keine Deutung desselben versucht, wie solche in den Philosophemen Schopenhauers und seiner nächsten Nachfolger oder in sonstigen philosophischen Speculationen geboten worden, sondern sich nur auf das Erkennen der unmittelbaren Unterlage der phänomenalen Welt beschränkt. „Ihr dürft nicht glauben," ruft er den von ihm als echt anerkannten Philosophen zu, „daß Ihr das „Ding an sich" durch Eure Hypothesen erschlossen, so wie ich nicht behaupten darf und auch nicht behaupte, daß Eure Ansicht unbedingt unmöglich sei. Möglich, daß Einer von Euch Recht hat, wenn das „Ding an sich" uns klar werden wird; aber zwischen uns und dem „Ding an sich" liegt noch sehr Vieles! Das uns Zunächstliegende ist es nicht. Ich werde mich daher nie mit Bestimmtheit für eine der bestehenden Philosophien erklären, welche über Kant hinausgeht."

Ob es Herrn Lazar B. Hellenbach hinsichtlich der von ihm aufgewiesenen „intelligibeln" Welt bei Andern besser als bei uns gelingen wird, den Staar zu stechen, müssen wir dahingestellt lassen. An Argumenten und Raisonnements, an Berücksichtigung wirklich erhobener oder etwa zu machender Einwände hat er es in directer Darstellung und in zahlreichen Auszügen aus der spiritistischen Literatur wahrhaft nicht fehlen lassen. Eine solche Ueberfülle von Belegen dürfte aber schwerlich dazu angethan sein diejenigen zu überführen, die zur ganzen Frage selbst eine andere Stellung als der Verfasser und dessen Gesinnungsgenossen einnehmen. Ohne die Haltung derer zu billigen, welche sich von dem hier unzweifelhaft vorliegenden Problem als lediglich auf bloße Bethörung hinauslaufend abgewandt, will es uns bedünken, daß die dem Spiritismus entstammende wissenschaftliche Angelegenheit eine ganz andere Prüfung erheischt, als wie selbige seitens ihrer bisherigen Sachwalter — mögen sie „Forscher" oder „echte Philosophen" sein — erfahren hat. Zur Orientirung über diese Materie hat aber Herr Lazar B. Hellenbach durch sein dreibändiges Werk wie durch sein „Tagebuch" einen gewiß schätzbaren Beitrag geliefert. Unter der Leitung eines geistvollen Plauderers, dessen gewandter Feder man einen weniger burschikosen, stellenweise ins „Bummelhafte" verfallenden Ton freilich empfehlen möchte, erhält man über die hier einschlagenden Fragen Kunde ohne sonderliche Mühe beim Lesen, wie man es in unserem Zeitungssäculum durch das Feuilleton gewohnt ist. Als solcher Art Leistung haben wir — es mag freilich auch an einem „Vorurtheil" unsererseits liegen — seine philosophischen Elaborate hingenommen und uns dabei gedacht: „Es muß auch solche Käuze geben."

Wilh. Bolin.

Vincenzo Vela.

Jede neue Ausstellung beweist den Niedergang der italienischen Kunst. Zwar erweckten die ultramontanen Maler und Bildhauer noch 1867 in Paris schöne Hoffnungen, aber diese erwiesen sich schon 1873 in Wien als trügerisch, und der Verfall wurde 1878 abermals in Paris und neulich wieder auf der Esposizione Nazionale in Mailand bestätigt. Trotz zahlreicher und bedeutender Talente ist die italienische Kunst auf Irrwegen, und es hat nicht den Anschein, als sollte sie bald wieder zu der guten alten und obendrein nationalen Tradition zurückkehren. Thatsache ist es, daß in Rom und Florenz, in Venedig und Mailand ein naturalistischer Eklekticismus eingerissen ist, der seine Inspirationen und Stoffe hauptsächlich von Paris bezieht. Daher die übergroße Anzahl von italienischen Künstlern, die an der Seine wohnen oder selbst in ihrer kunstverklärten Heimat nach französischem Chic arbeiten. Sogar die Bildhauer, im Stiche gelassen von der Regierung, welche kein Geld für die Ermunterung der Kunst hat, schaffen fast lediglich für die Massenausfuhr. Das Genrehafte siegt auf beiden Gebieten. Während die italienischen Maler entweder, wie der Neapolitaner De Nittis, im Sinne des Impressionismus kleckſen oder, wie Pasini, à la Fortuny oder Meissonier tupfen und stets dem Modegeschmack der bilderkaufenden Amerikaner huldigen, so meißeln und kneten Tassara, Branca, Dal Negro, Ximenes, Spertini e tutti quanti nur noch schockweise, wenn auch mit dem Aufgebot einer brillanten Marmorbehandlung, die gangbaren, zierlichen Traganthpüppchen der sogenannten Mailänder Schule. Will man sich aber davon überzeugen, daß es trotz dieses allgemeinen Zuges jenseits der Alpen noch Männer gibt, welche das Ideal hochhalten, ohne im akademischen Schlendrian zu verknöchern, so muß man den italienischen „Salons" den Rücken kehren und etwa den großen Vincenzo Vela besuchen, den Altmeister der italienischen Skulptur, der von der ganzen kindischen Industriekunst angeekelt ist und die Ausstellungen selten mehr beschickt.

Jüngst unternahm ich diese Pilgerfahrt nach der wahren Kunst Neuitaliens. Den Luganersee verlassend, schlug ich mich seitwärts durch Kastaniengehölz und an Maulbeerpflanzungen vorbei in die südlichste Ecke der italienischen Schweiz und kam in das liebliche Dörfchen Ligornetto, den Heimats- und Aufenthaltsort des berühmten Bildhauers, welchen zwei Länder als ihren Sohn in Anspruch nehmen: Italien, weil er seiner Nationalität angehört, und die Schweiz, deren treuer Bürger er ist.

Vincenzo Vela ist als armer Leute Kind im Mai des Jahres 1822 im genannten Tessiner Dorfe geboren. Das einfache Haus seiner Eltern, wo der Knabe seine ersten Zeichnungen an die nackten Wände mit Kohle kritzelte, ist für Vela noch heute Gegenstand kindlicher Pietät. Die ganze Umgegend ist reich an Steinbrüchen, die das meiste Material zu den Prachtbauten der lombardischeu Städte geliefert haben, und aus diesen Thälern kommt auch ein reiches Künstlergeschlecht, von den Steinmetzmeistern der Anfänge des Mailänder Dombaus bis zu dem Manne, dem diese Zeilen gewidmet sind. Auch Vincenzo trat im nahen Dorfe Besazio als Steinhauerlehrling in Dienst und reiste bald der lombardischen Hauptstadt zu, wo bereits sein Bruder Lorenzo als Modelleur für Architekten und Goldschmiede arbeitete. Der Dom sollte sein erstes Arbeitsfeld werden, denn der Bruder brachte ihn bei einem der Bildhauer in die Lehre, welche im Dienste der Baubehörde stehen. Täglich durchkletterte nun der junge Vela das Thurm- und Bogengewirr des Domes, stieg oft bis zur obersten Galerie des Kuppelthurmes, zu den Füßen der weit über das Land hinglitzernden Madonna hinauf, wo die Marmorwelt des Tempels unter ihm lag und das bewegte Leben der großen Stadt gedämpft empor tönte, indessen aus der Ferne die schneebedeckten Alpenhöhen der Heimat herübergrüßten. All das Maßwerk des gothischen Waldes um ihn her, all die Ornamente entzückten ihn; aber etwas Anderes hatte es ihm noch mehr angethan: die Bildsäulen; und er ruhte nicht, bis sein Bruder von dem wackern Meister ihm täglich zwei Freistunden ausgewirkt erhielt, damit er in der Kunstakademie der Brera dem Zeichnungs- und Modellirunterrichte beiwohnen konnte. Mit Beben und Zagen betrat er die Hallen der mailändischen Kunstschule, wo so viele Professoren lehrten, deren Namen er, wie man ihm sagte, nur mit dem Hute in der Hand aussprechen dürfe. Unerhört schnell errang er sich unter den zahlreichen Schülern Auszeichnungen und Preise. Zwei Lehrer der Akademie waren in verschiedener Weise von entscheidendem Einflusse auf ihn: Cacciatori, ein etwas pedantisch an Theorie und Regel hängender Mann, und Sabatelli, ein Künstler mit freiem Blicke und Achtung vor individuellem Streben. Letzterer errieth in dem jungen Manne den Künstler, ermuthigte ihn auf alle mögliche Weise und benutzte dessen Namen zu dem ruhmverheißenden Wortspiele: „Vela spiegherà vela" (Vela wird mit vollen Segeln dreinfahren). Als Preisaufgabe wurde eines Tages die Herstellung eines Reliefs ausgeschrieben, wo der in die Heimat zurückgekehrte Ulysses von der Amme Eurykleia beim Fußwaschen an einer Narbe erkannt wird, während er noch unerkannt bleiben möchte. Der Held, um den Freudenausruf der Alten zu hemmen,

„Hielt in mächtigem Druck ihr die Kehle gefaßt mit der Rechten
Und mit der anderen zog er sie näher sich, also beginnend:
Mutter, willst du mich verderben . . ."

Es widerstrebte Vela, den milden Dulder so darzustellen, als wollte er der guten Alten an die Kehle. Dem Texte zuwider, legt sein Odysseus sanft die rechte Hand auf die Lippen der hocherfreuten Dienerin, während er sie mit der linken liebevoll an sich zieht und einen verstohlenen Blick auf Penelope wirft. Sabatelli, dem beim Anblick des Reliefs der moderne Bildhauer hoch über dem griechischen Dichter zu stehen schien, umarmte seinen Schüler und spendete ihm einen Lobspruch, der für ihn viel höhern Werth hatte, als der errungene Preis. — Vela hatte auch den Muth, sich an einer bedeutenden venetianischen Preisaufgabe zu betheiligen und vollendete in kurzer Zeit das vorgeschriebene Relief von Jairi Töchterlein. Der pedantische Cacciatori fand aber an dem Werke Alles tadelnswerth, weil es sich an der heiligen Schablone versündigte. Die Auffassung der drei Apostel, welche in gleicher Haltung und in der nämlichen Spannung auf die Todte schauen und das Wunder erwarten, wurde aufs Schärfste mißbilligt. Cacciatori wollte den einen der Jünger von vorn, den zweiten etwas von der Seite, den dritten ganz im Profil und jeden mit einem besonderen Ausdruck dargestellt wissen. Die Haltung der zu den Füßen des Heilandes knieenden und ihn mit erregter Geberde anflehenden Eltern war in ihrer Unruhe, wie Cacciatori meinte, gegen allen Geschmack. Velas Muth war ob solchen Ausstellungen vernichtet; er glaubte beinahe an die Richtigkeit des harten Urtheilsspruches und sah sich schon dazu verdammt, ein gemeiner Steinhauer zu bleiben. Weinend verließ er den Lehrsaal. Die strengen Worte des Bruders wiesen ihn barsch aber wohlmeinend auf den rechten Weg zurück, und als sein Gemüth sich beruhigt hatte, erfolgte der Rückschlag. In wenigen Tagen war das Relief in einer den Grundsätzen Cacciatoris noch widersprechenderen Weise abgeändert. Es wurde ihm einstimmig der erste Preis, eine goldene Medaille und sechzig Zechinen zuerkannt. Velas Jugendtraum fing an in Erfüllung zu gehen: der arme, unbekannte Tessiner Steinhauer war zum anerkannten und gesuchten Künstler vorgerückt und ein sechsmonatlicher Aufenthalt in Rom sollte von unermeßlichem Nutzen für ihn sein.

Ueber dem Künstler hatte aber Vela den Bürger nicht vergessen. Als Vorläufer des Revolutionssturmes, der im Jahre 1848 über Europa hereinbrach, erhob sich in der Schweiz der Geist des Fortschrittes und der modernen Anschauung gegen die clerikale Reaction. Vela eilte der Heimat zu, um den Meißel mit der Flinte zu vertauschen. Er trat in die Reihen der Freiwilligen, welche sich zum Schutze der bedrohten Bundeseinheit dem Lande zur Verfügung stellten, und ging erst nach Italien zurück, als der Sonderbund bezwungen war. Bei der Rückkehr

nach Mailand wurde der feurige Vela nun auch von der nationalen Bewegung Italiens gegen die Fremdherrschaft mit fortgerissen. Er zog als Freiwilliger mit der italienischen Jugend ins Feld und glänzte unter seinen Kameraden durch Muth und Ausdauer. Doch Italien war umsonst aufgestanden. Oestreich kehrte zurück, und der alte Druck der Fremdherrschaft lag wieder auf dem schönen Lande. Da trat der Künstler vor die erbitterte Nation mit einem Werke, das der lebendigste Ausdruck der nationalen Stimmung war, mit seinem „Spartakus", dem thrakischen Sklaven, der, nachdem er seine Ketten gebrochen, in wildem Muthe seine Gefährten zum Kampfe wider die Unterdrücker aufruft. Der Erfolg war ein ungeheurer. Stürmischer Beifall tönte dem Künstler aus allen Schichten des Volkes entgegen und Schaaren begeisterter Bewunderer erfüllten sein Atelier. Mit mißtrauischen Augen sah die Militärgewalt auf Velas Standbild als den gefährlichen Ausdruck des zürnenden Nationalgeistes. Der Meister war mit einem Schlage zu einem der populärsten Männer des Landes geworden. Unter solchen Verhältnissen fand es die Regierung angezeigt, durch einen Act der Klugheit der von Vela erzeugten Aufregung die Spitze abzubrechen: sie ernannte ihn zum Mitgliede der Mailänder Akademie der schönen Künste. Allein Vela wies die ihm zugedachte Ehre zurück. Das war zu viel, und die Militärbehörde stellte dem kühnen Schweizer den Befehl zu, das lombardisch-venetianische Königreich zu verlassen. Vela zog sich nach den heimatlichen Bergen zurück, wo ihn die Liebe der Seinen, deren Stolz er war, die Aufmunterung der Freunde und der Genuß der Freiheit von dem harten Schlage aufrichteten.

Noch zu jung und zu thatkräftig, um an einem kleinen Orte, abgeschieden von der Welt, sein Leben zu verbringen, folgte er zu Ende des Jahres 1852 einem Rufe als Professor an die Accademia Albertina in Turin. Hier fühlte er sich an seinem Platze. Seine Schüler verehrten ihn; er pflegte intimen Verkehr mit den Staatsmännern des national gesinnten Piemont und mit den zahlreichen Emigranten aus andern Theilen Italiens. Eine große Zahl seiner herrlichen Schöpfungen ist damals entstanden, z. B. der betende „Rosmini" für die Kirche der Rosminianer zu Stresa am Langensee, eine Minerva für die Universität Lissabon, „Cavour" für Genua; das herrliche Denkmal „Donizettis" mit den sieben musikalischen Noten als Genien (Bergamo), die beiden Königinnen Maria Adelaide und Maria Teresa, Mutter und Gemahlin Victor Emanuels, für Turin, eine „Primavera" für Triest, die Kolossalstatue eines Fähnrichs vor dem Palazzo Madama, „Victor Emanuel" für das Stadthaus und „Carl Albert" für den königlichen Palast in Turin, „Murat" für Bologna, „Dante und Giotto" für Padua. Eines der Hauptwerke Velas, „Der sterbende Napoleon", bildete bekanntlich an der Pariser Ausstellung von 1867 den Glanzpunkt der Skulpturabtheilung und nimmt gegenwärtig im Versailler Nationalmuseum den Ehrenplatz ein. Nach diesem Erfolge zog sich der Meister vom Lehramte zurück und kehrte heim nach Ligornetto, wo er sich am Hügelabhange eine reizende Villa bauen ließ. Rastlos arbeitet er hier bis auf die heutige Stunde. Zu seinen neuesten Arbeiten gehört das Denkmal Correggios (Antonio Allegri), für dessen Vaterstadt Correggio, welche, zum Lohne für das wohlgelungene Werk, Vela mit dem Ehrenbürgerrechte beschenkt hat. Eine der großartigsten Schöpfungen unsers Künstlers wäre, nach den vorliegenden Modellen zu urtheilen, das Braunschweig-Denkmal für Genf geworden; aber von unberechtigten Einreden und Ansprüchen angewidert, trat er von dem begonnenen Werke zurück.

Seinen freisinnigen Grundsätzen treu, übte Vela stets aufs Gewissenhafteste seine republikanischen Bürgerpflichten. Als Mitglied des tessinischen großen Rathes hielt er der mächtigen clerikal-conservativen Partei gegenüber, welche seit einigen Jahren mit starrer Rücksichtslosigkeit am Ruder steht, fest zur Opposition, bis es letztes Frühjahr den Gegnern gelang, auch ihn aus dem Rathe zu entfernen.

Vela ist jetzt ein überaus rüstiger Sechziger. Er hat in seiner äußern Erscheinung wenig vom Südländer. Man würde in dem schlichten Manne eher einen behäbigen Dorfammann aus einem der Urkantone vermuthen. Ueppiges blondes Haar bedeckt den mächtigen Kopf mit der hohen Stirn, ein blonder Vollbart, mit dem Weiß des Alters vermischt, umrahmt das breite Gesicht, und mit sanftem Ausdrucke blicken die hellblauen Augen in die Welt hinaus. Vela spricht gerne, allein nicht mit der sprudelnden Hast des Italieners, sondern gemächlich, mit dem Ausdruck heiterer Gemüthlichkeit. Sein Italienisch ist stark tessinisch gefärbt, und wenn er sich im ungezwungenen Gespräche gehen läßt, so verfällt er ganz in seine heimische Mundart. Man fühlt sich in des Künstlers Nähe sofort behaglich, denn ein einfacheres, gemüthlicheres Wesen läßt sich kaum denken. Als ich ihm mein Erstaunen über die Fülle von Arbeiten aussprach, die mir in seinem Atrium entgegentrat, wo alle seine Werke in Modellen, Abgüssen und Copien ausgestellt sind, da sagte er: „So oft man mir von der Menge meiner Sachen spricht, tönt mir der berechtigte Vorwurf entgegen, daß ich zu viel geschaffen habe und Manches besser hätte machen sollen. Ma che volete? Ein armer Teufel, wie ich war, und dazu meine Gutmüthigkeit!... Da stürmten in hellen Haufen die vornehmen Herren von Mailand daher: „Vela, il busto di mio Papà, Vela, la statuetta del mio Filippino! Vela, mia moglie, la prego!" Und ich arbeitete wie ein Narr und strich die gelben Vögel ein. Ich kam mir manchmal vor wie Rossinis Figaro. Daß es mir aber in den besten Jahren flink von der Hand lief, dessen darf ich mich wohl rühmen, und dazu gelang mir das Meiste so ziemlich. Dann hatte ich auch stets gute Gehülfen, besonders von hier herum; da noi gli artisti nascono fra i cespugli (die Künstler wachsen bei uns in allen Hecken)!" Dabei sprach er das u des letztern Wortes ganz tessinisch freundlich als ü aus.

Als ich das Gespräch auf den sterbenden Napoleon brachte, meinte er: „Ja, das Werk ist mir wohl gelungen. Ich hatte mir schon längst die Aufgabe gestellt, einen Gewaltigen dieser Erde im Momente äußerster Hinfälligkeit nachzubilden und doch den Eindruck einer machtvollen Persönlichkeit hervorzubringen." Von seiner Columbusgruppe unterhielt er mich mit einer Einläßlichkeit, die deutlich bewies, daß sie sein Liebling ist. Er machte auch kein Hehl daraus, daß es ihn zu dem Entdecker einer neuen Welt mächtiger hingezogen habe, als zu dem gewaltthätigen Corsen. Vela hatte die Gruppe: „Frankreich und das dankbare Italien", das Geschenk der Mailänder Damen an Kaiserin Eugenie, selbst nach Paris gebracht, wo ihm in den Tuilerien ein warmer Empfang zu Theil wurde. Er schilderte in scherzhaftem Tone ein Hofdiner, an dem er, trotz seines Widerstrebens, hatte theilnehmen müssen. Bei diesem Anlasse bestellte ihm die Kaiserin einen „Columbus" als Geschenk für Kaiser Maximilian von Mexico. Es sollte das Werk nach dem Wunsche der Auftraggeberin in Bronzeguß ausgeführt und auf dem Hauptplatze von Vera-Cruz aufgestellt werden. Im Uebrigen wurde ihm vollständig freie Hand gelassen mit den Worten: „C'est vous qui êtes l'artiste." Aber der trotz aller Idealität sehr realistische Künstler wollte keinen Columbus mit einem Anker, einem Globus oder sonstigen landläufigen Symbolen verüben, die ebenso gut auf Vasco de Gama, oder Galilei oder sonst einen Astronomen passen und zur Vermeidung von Mißverständnissen den Namen auf dem Piedestal erfordern würden. Nichts ist ihm aber so zuwider, als solch ein Wegweiser. Das Werk sollte sich selbst erklären. Anstatt einer Statue schuf er eine Gruppe. Er dachte sich Amerika als eine schöne, jugendliche Wilde. Columbus nimmt sie nach Spanien mit und stellt sie dem Könige und dem Hofe, oder, wenn man will, Europa vor. Aus Columbus spricht gerechter Stolz und hohes Siegesgefühl. Die Wilde, halb scheu, halb ingrimmig, ist geblendet von dem auf sie einstürmenden Glanze der üppigen alten Welt, und Staunen durchbebt ihren schönen Leib. „Ich arbeitete an der Gruppe," sagte Vela, „mit einem Eifer, als wäre ich noch ein Jüngling, und triumphirend sandte ich das fertige Modell nach Paris. Schon sah ich im Geiste den Kaiser erfreut auf dem Platze von Vera-Cruz vor der Bronzegruppe stehen und war

stolz darauf, zur Verherrlichung des großen Entdeckers auf amerikanischem Boden etwas beigetragen zu haben. Aber o weh! Fast am nämlichen Tage mit meinem Modelle traf in Paris die Trauerkunde ein, daß Kaiser Maximilian im Festungsgraben von Queretaro standrechtlich erschossen worden sei. Mein armer Columbus kam mit seiner Wilden nicht nach Mexico, sondern wurde vom französischen Hofe der Republik Columbia geschenkt, worüber ich mich natürlich trösten kann."

Nur ungern schied ich von dem trefflichen Manne, seiner edlen Frau und seinem talentvollen Sohne, der sich der Malerei widmet, und konnte mich nicht enthalten, mein Bedauern darüber auszudrücken, daß Vela seinem segensreichen Wirken an der Turiner Akademie so früh entsagt hatte. Wie sehr bedürfte die italienische Kunst noch ihres treu am Ideale hangenden Altmeisters, welcher im regen Verkehr mit den Mitstrebenden durch lehrendes Beispiel und Wort die heimische Skulptur von dem Fluche des eklektischen Industrialismus vielleicht noch befreien könnte!

J. Hardmeyer.

Notizen.

Die Verlagshandlung von Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart erwirbt sich das Verdienst, uns die **Gesammelten Novellen** Ludwig Steubs zu geben. Es ist freilich nur ein kleiner Band, der uns als Ausbeute eines vierzigjährigen dichterischen Schaffen geboten wird; aber wenn das wenig ist, so ist dafür auch jedes einzelne Stück meisterhaft. Nachdem vor einigen Jahren Berthold Auerbach in diesen Blättern eine so prächtige Anzeige der Rose von der Sewi (die diesen Band beschließt) gegeben, wäre es mehr als überflüssig, noch einmal rühmend auf Steub zurückzukommen. Die Nachricht, daß seine erzählenden Schriften nun gesammelt erschienen und daß in dieser Sammlung unter Anderem auch der berühmte Staatsdienstaspirant, die Trompete in Es und die falsche Muttergottes — die beide schon halb und halb für klassisch gelten — aufgenommen sind, genügt vollkommen.

Der nämliche Verlag versendet das Erstlingswerk eines neuen Novellisten, Paul Lang, welcher unter dem Titel **Auf schwäbischem Boden** vier historische Erzählungen vereinigt hat. Die vier Stücke sind an Werth natürlich durchaus nicht gleich, allein man erkennt in allen mit Befriedigung die Spuren eines ernsthaften Talentes. Von hervorragender Bedeutung ist das zweite, Regiswindis, eine Heiligengeschichte aus der Karolingerzeit (837). Das feine Gefühl, womit der Verfasser dem trostlosen Sektengezänk, worein er uns anfänglich einführt, die menschliche Seite und der allgemeinen Wüstheit jener Zeit das immer gleichmäßige und immer ansprechende Bild menschlicher Leidenschaft und menschlicher Güte abzugewinnen weiß, verdient volle Würdigung. Langs Technik ist eine bescheidene; aber sie reicht vollkommen aus, um den Leser festzuhalten und in Stimmung zu versetzen. Er ist ein Führer, der seinen Boden und die Geschichte desselben aus dem Grunde kennt: die Liebe, womit er beides behandelt, trägt nicht am Wenigsten dazu bei, Behagen an der Lectüre seines Buches zu erwecken.

* * *

Friedrich Pecht veröffentlicht den dritten Band seiner **deutschen Künstler des neunzehnten Jahrhunderts** (Nördlingen, C. H. Beck). Indeß hat er in denselben drei Studien über Rafael Mengs, Asmus Carstens und Chodowiecki aufgenommen —: den Grund für diese Ueberschreitung der durch den Titel gesteckten Zeitgrenze erklärt er in der Vorrede. Er will das Werk zu einer Sammlung der Lebensläufe aller bedeutenden deutschen Künstler der neuesten Zeit, also zu einem deutschen Vasari erweitern. Unzweifelhaft besitzt Pecht, als Kunstkritiker unser aller Altmeister, in hervorragendem Maße die Eigenschaften, die zu einem solchen Werke, der Darstellung unserer heutigen Kunstblüthe in Einzelbiographien der bedeutendsten Meister, erforderlich sind. Zwei Menschenalter hindurch hat er an dieser Entwickelung Theil genommen, hat die Leute alle gekannt und ihre Werke gesehen. Das ist nun allerdings heutigen Tages, wo das Reisen viel bequemer ist, und wo auch die Kunstwerke reisen, sehr viel leichter als zu Vasaris Zeiten; aber trotzdem wird es kaum einen Zweiten geben, der, Schriftsteller und Kenner zugleich, so viel gesehen hätte. Das ist eine Frucht, die das Alter pflückt. Pecht besitzt aber noch einen besonderen Vorzug, der für seine Aufgabe unerläßlich ist, und welchen Leute vorgerückten Alters selten sich erhalten können: das ist die frische Empfänglichkeit, das warme Herz für das Große, was ein nach ihm kommendes Geschlecht an das Licht tragen zu dürfen das Glück hat. Es würde zu unnatürlich sein, wollte er, wie Horaz sagt, den Lobredner vergangner Zeiten spielen, denn die Zeit, worin seine Jugend fiel, ist eine arme gewesen; aber seine Freude an der Gegenwart ist doch ein ihm besonderer und ein schöner Zug seines Wesens. So hat er ganz neuerdings mit offener Anerkennung den herrlichen Aufschwung Berlins gepriesen und hat dabei eine Klarheit des Blickes gezeigt, die man bei manchem Jüngeren, Einheimischen nicht findet, und deren Vorurtheilslosigkeit den Süddeutschen ausnehmend kleidet. Diese Frische verspricht sicher genug, daß es ihm vergönnt sein wird, das Werk, das noch zwei weitere Bände bringen soll, zu Ende zu führen und sich in einer solchen Gesammtdarstellung einer großen Periode ein würdiges und bleibendes Denkmal zu setzen. Für das Publicum und für kommende Zeiten ein köstliches Geschenk!

Außer den Biographien der drei Genannten — die selbstverständlich in die Geschichte der neuesten deutschen Kunst hineingehören (sagt doch Menzel von Chodowiecki: „er componirt und zeichnet mit in der ganzen heutigen Malerei!") enthält der dritte Band diejenige Führichs, die der drei Wiener Baumeister Hanen, Ferstel und Friedrich Schmidt, endlich die von Piloty, G. Max, Bendemann, Lessing, A. Achenbach und Vautier. Diese Biographien sind alle so authentisch wie nur möglich: d. h. sie beruhen größtentheils auf eigenen Mittheilungen der Geschilderten. Die Aufzählung der bedeutendsten Werke jedes Meisters ist eine möglichst vollständige, ihre Beurtheilung feinsinnig und vorurtheilsfrei, wie es von Pecht nicht anders zu erwarten war. Sollte Jemand hie und da nicht völlig mit dem Verfasser übereinstimmen, so fällt die Meinungsverschiedenheit eben auf das Gebiet des Geschmacks; ein Gebiet, das, so lange es sich um moderne Werke handelt, ja zu keiner Zeit völlig sicheren Boden gebildet hat. Kenntniß und Ehrlichkeit zeigt Pecht — und das ist das Einzige, was man billiger Weise von einem solchen Buche zu verlangen hat.

* * *

Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Von Hermann Heiberg. Hamburg 1881, Karl Grädener.

Die leidige Titelnoth! Da setzt sich ein gescheidter Mensch hin, schreibt ein wunderhübsches Buch und nennt es schließlich Plaudereien mit der Herzogin von Seeland! — Plaudereien! eine Bezeichnung, die so zum Ekel abgebraucht ist, daß selbst die Chroniqueurs Pottschappels und Stallupönens sich besinnen, ob sie nicht einen besseren Titel für ihre Sonntagsfeuilletons suchen sollen.

Und nun heißt der Verfasser jener Plaudereien gar Heiberg! Unwillkürlich denkt der Leser zunächst an den berühmten dänischen Schriftsteller, meint, er halte ein nachgelassenes Werk desselben in der Hand — womöglich gar Memoiren, Aufzeichnungen nach Unterhaltungen mit einer wirklichen Herzogin, deren Vorleser Heiberg etwa gewesen. So eine Voraussetzung wirkt nicht gerade ermuthigend. Wer interessirt sich denn für Dänemark oder für eine völlig unbekannte Herzogin von Seeland? Ist Jemand nur mit einiger Phantasie ausgestattet, und nimmt er, durch den Namen des Verfassers irregeleitet, die besagte Herzogin ernsthaft, so wird er sich dieselbe zunächst als eine verwittwete Prinzessin etwas trägen Wesens denken, zwischen vierzig und fünfzig, eine schwarzgekleidete, brave, blonde, glatthaarige Frau mit schwachgerötheter Stumpfnase, schlaffen Zügen und weißen patschigen Händen. So ein Frauenbild macht nicht neugierig auf Unterhaltung: dergleichen spricht vom Pastor, von den Ortsarmen, von halbvergessenen Festen oder Skandalen — kommt es hoch, von einem halbverstandenen Buche.

Hat man solchen Vorstellungen nachgehangen, schlägt alsdann das Buch erwartungslos auf und findet etwas ganz Anderes, viel Besseres, als man sich vermuthet: soll man dann den Titel nicht unglücklich finden und meinen, daß ein Mensch, der so schreiben kann, wie Heiberg, wohl auch einen besseren hätte finden sollen?

Freilich stimmt ja der Titel! Das sind Plaudereien, wirkliche, anmuthige, wohl werth, eine Herzogin, oder was besser, eine sehr schöne, feinsinnige Frau zu unterhalten. Aber deshalb darf man es doch nicht

gleich so nennen! Das Vorurtheil ist nun einmal da, daß wir Deutschen allesammt nicht plaudern können; ist sich einer bewußt, ausnahmsweise diese seltene Gabe zu besitzen, so darf er sie mindestens nicht ankündigen: er pflanzt sonst eine Warnungstafel auf, die jeden Vorsichtigen mißtrauisch macht.

Indeß, da das Unglück einmal geschehen ist, muß die Kritik gerade daraus die Pflicht ableiten, einen so talentvollen Dichter, wie Heiberg ist, gegen solches Mißverständniß in Schutz zu nehmen und ihn um so wärmer zu empfehlen. Denn es kann kein Zweifel sein, daß jener bedeutende und seltene Eigenschaften besitzt: Feinheit des Empfindens, Darstellungskraft für den zarten, die Erscheinungen einschleiernden Duft des Lebens, den das gewöhnliche Ausdrucksvermögen, selbst wenn es ihn wahrnimmt, meistens plump zerreißt.

Doch anstatt so trockener Ausführungen ist es vielleicht angemessener, den Autor selber seine Sache führen zu lassen. Hier ist eine seiner Beschreibungen:

„Herr Heinrich Bengel hatte nichts Anziehendes — gar nichts Anziehendes.

Schon seine äußere Erscheinung war abstoßend.

Sein breiter Mund, der sich beim Sprechen unbegreiflich weit ausdehnte, schien die Untersuchung eines Zahnarztes zu erwarten; und seine Augen waren wie bei den Sträußen so stark hervorgequollen — hingen so zum Verlieren lose, scheinbar so unbefestigt in den Augenhöhlen, daß ich oft unwillkürlich die Hand ausstreckte, um sie aufzufangen, oder die Frage sich auf meine Lippen drängte, ob er schlimmsten Falles ein anderes Paar bei sich habe?

Dabei hatte der Sekretär bleiche, mädchenhafte Gesichtszüge, und auch sein Wesen hatte etwas Zimperliches, Unmännliches.

Er sprach mit Vorliebe von seinen Krankheiten, war ein arger Pedant und hatte im Uebrigen Realschulbildung. Er schwärmte für Lieferungswerke, die ihm wöchentlich ins Haus gebracht wurden. Populärer Medicin und populärer Naturwissenschaft konnte er nicht widerstehen.

„Sie wollen notiren," schrieb er seinem Buchhändler, „daß ich ohne besondere Bestellung alle Supplemente wünsche."

Das ist sehr gut beobachtet: jeder einzelne Zug ist glücklich aufgefaßt, und sie alle, scheinbar willkürlich, vereinigen sich zu einem zwar grotesken, aber treffenden Bilde. Auch die Natur sieht Heiberg auf seine eigene, sehr gefällige Weise. Das Schwächste in dem Buche sind einige eingestreute Erzählungen: sie erheben sich kaum über das Mittelmaß. Alles in Allem aber sind diese Plaudereien recht unterhaltend, reich an anziehenden Schilderungen und drolligen Einfällen.

* * *

Rund um die Erde. Von H. Zöller. 2 Bde. gr. 8. Köln, M. Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung.

Als im Jahre 1879 die Eröffnung der ersten Weltausstellung auf australischem Boden bevorstand, da entsendete die Kölnische Zeitung einen ihrer Berichterstatter nach dem fernen Continent. Es war ein stolzes Unternehmen; denn Hugo Zöller sollte nicht nur den vulgären Ausstellungsreporter spielen, wenn es hoch kam, die Aussichten deutscher Industrieller auf Absatz, die deutscher Auswanderer auf Fortkommen untersuchen; sondern da sich gerade damals die allgemeine Aufmerksamkeit der Colonisationsfrage zuzuwenden begann, so sollte er die Verhältnisse auf dem polynesischen Archipel, dem einzigen für die deutsche Colonisation noch freien Gebiete, studiren und sich schließlich mit den beiden großen Colonisationssystemen, dem der Engländer und dem der Holländer bekannt machen. Es war das erste Mal, daß eine deutsche Zeitung einen Berichterstatter auf eine so große Reise schickte. Zöller reiste nach Amerika, quer über den Continent, besuchte Australien und die Inseln, berührte auf der Rückreise Indien, hielt sich besonders lange auf den Sunda-Inseln auf — er ist der erste Nichtholländer gewesen, der Atschin bereist hat — und betrat endlich, nach mehr als einjähriger Abwesenheit in Triest wieder deutschen Boden. Die Correspondenzen, die er während dieser Reise an sein Blatt gerichtet, hatten mittlerweile eine Aufmerksamkeit erregt, die über den gewöhnlichen Leserkreis desselben hinausreichte. Man fand in ihnen gediegene Kenntnisse, offenes, durch keine Phrasenbrille getrübtes Auge und vor Allem Beobachtungen auf einem Gebiete, das — außer vielleicht einigen Specialisten — niemandem bekannt geblieben war. Rechne man dazu noch ein gut Theil rein schriftstellerisches Können, und man wird nicht erstaunt sein über den Beifall, den jene Briefe gefunden haben. Dieser letzte Punkt verdient übrigens ganz besondere Beachtung. Es ist schon keine Kleinigkeit, wenn Jemand, der jahrelang unterwegs, seinem Auge die Frische gegenüber dem rastlosen Wechsel der Eindrücke zu erhalten weiß. Diese Eindrücke aber auch noch in einer gefälligen Form zu Papiere zu bringen, während man auf der Reise die Ruhe und die Bequemlichkeit des Arbeitszimmers entbehren muß, theilweise dem Einflusse eines entnervenden Klimas ausgesetzt ist: das ist wirklich ein Heldenstück. Jene Berichte sind jetzt, wie sie in zwei Bänden gesammelt vorliegen, wenig verändert. Einiges ist gestrichen worden, was seitdem schon völlig veraltet ist: aber von den Studien zur Colonisationsfrage ist das Meiste stehen geblieben. Zöller befürwortet natürlich (wie die Meisten, welche diese Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen) sehr lebhaft die staatliche Regelung der Colonisation und ist der Ansicht, daß unser Ausfuhrhandel erst dann eine feste Zukunft haben werde, wenn er durch jene eine gesicherte Hauptbahn angewiesen erhalte. Allein abgesehen von diesen handelspolitischen Untersuchungen und von den gleichfalls interessanten und neuen Berichten über die socialen Zustände auf dem australischen Festlande, bietet das Buch eine Reihe äußerst anziehender Schilderungen. Amerika und sein Barbarenleben wird zwar nur flüchtig behandelt, dann aber um so eingehender Australien und Polynesien. Auch von den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Dampferlinien wird bei dieser Gelegenheit Bericht abgestattet. Die Glanzpunkte des Buches sind indessen die Bilder aus Holländisch-Indien. Zöller steht dem holländischen Systeme sehr wohlwollend gegenüber und hat auch von so überaus freundlicher Aufnahme zu erzählen, daß es kein Wunder ist, wenn er mit offenbarer Liebe darüber schreibt. Dazu kommt aber noch, daß er hier über beinahe völlig unbekannte Länder und Zustände schreibt, und daß ihm die reiche Natur der Tropen Gelegenheit gibt, in einigen Landschaftsschilderungen sein Talent gerade für diese Art der Darstellung zu zeigen. Ein Umstand, den er berichtet, verdient vielleicht besondere Erwähnung. Die Holländer sehen die Missionäre unter den Eingeborenen ihrer Länder nicht gerne? Warum? um diese unbeobachtet knechten zu dürfen? Nein, der Malaie arbeitet nicht mehr, wenn er getauft ist. Gewiß eine neue und beachtenswerthe Wirkung, die das Christenthum in jenen Ländern entfaltet; unter solchem Himmel ist es allerdings leicht, den Spruch von den Lilien auf dem Felde wörtlich zu nehmen.

Bibliographie.

Friedel, Ernst. Die deutsche Kaiserstadt Berlin. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswerthes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung. Mit 110 Textillustrationen und 3 Tonbildern. 8. 256 S. Leipzig, Otto Spamer. 3. —

Günthert, Julius Ernst von. Barbablanca. Eine Rhapsodie. Stuttgart 1881, Carl Krabbe.

Thudichum, Dr. Georg. Traube und Wein in der Kulturgeschichte. 8. 106 S. Tübingen 1881, H. Laupp.

Marius, Dr. Emanuel. Die Persönlichkeit Jesu Christi. Mit besonderer Rücksicht auf die Mythologien und Mysterien der alten Völker. 2. Aufl. gr. 8. 395 S. Leipzig 1881, Richard Eckstein.

Loehnis, H. Die europäischen Kolonien. Beiträge zur Kritik der deutschen Kolonialprojekte. 8. 103 S. Bonn 1881, Emil Strauß.

Schmoller, Gustav. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reich. 5. Jahrgang. 2. u. 3. Heft. gr. 8. 554 S. Leipzig 1881, Duncker & Humblot.

Reinow, M. Idealisten. Roman. 8. 438 S. Berlin 1881, Franz Vahlen.

Stinde, Dr. Julius. Waldnovellen. 8. 168 S. Berlin 1881, Freund & Jeckel.

Baumbach, Rudolf. Sommermärchen. kl. 8. 280 S. Leipzig 1881, A. G. Liebeskind.

Ballestrem, Gräfin Eufemia. Memoiren des Freiherrn Dubislav Gneomar v. Natzmer, Königl. Preuß. Feldmarschall. 8. 199 S. Berlin, Theobald Grieben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Behrenstrasse 4.

Berlin W.

Inserate.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Die

Thier-Ornamentik im Norden.

Ursprung, Entwickelung und Verhältniss

derselben zu gleichzeitigen Stylarten.

Von Dr. **Sophus Müller.**

Aus dem Dänischen übersetzt von **J. Mestorf.**

Mit 96 Abbildungen. 5 *M.*

Dr. Sophus Müller in Kopenhagen ist kein Fremder auf dem deutschen Büchermarkt. Obiges Werk unterscheidet sich insofern von den früheren, als es seine Leser nicht nur unter den Archäologen, sondern namentlich auch unter den Kunsthistorikern finden wird. Wie wenig Auskunft die Literatur bis jetzt über den Ursprung und die Entwickelung der ornamentalen Thierfiguren gewährt, zeigt das einleitende Kapitel. Die Erörterungen über die verschiedenen Stylrichtungen der Thier-Ornamentik bei keltischen, germanischen, romanischen, slavischen Völkern u. s. w. verleihen dem Buche ein allgemeines Interesse.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Johannes Scherr's Werke.

Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Volks-Ausg. 2. Aufl. 3 Bde. *M.* 7.50. Gebunden *M.* 10.50.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 7. Aufl. *M.* 8. Gebunden *M.* 9.50.

Dämonen. 2. Aufl. *M.* 4.—

Farrago. *M.* 6.—

Vom Zürichberg. Skizzenbuch. 2. unveränderte Aufl. *M.* 5.—

Geschichte der deutschen Frauenwelt. 4. Aufl. 2 Bde. *M.* 9.— Gebunden *M.* 10.50.

Geschichte der Religion. 2. Aufl. *M.* 4.—

Geschichte der englischen Literatur. 2. Aufl. *M.* 4.—

1848. Ein weltgeschichtliches Drama. 2. Aufl. 2 Bde. *M.* 13.— Gebunden *M.* 15.50.

1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. 2 Bde. 2. Aufl. *M.* 16.— Eleg. gebunden *M.* 18.50.

Drei Hofgeschichten. 3. Aufl. *M.* 4.50. Gebunden *M.* 5.50.

Mixed-Pickles. *M.* 4.—

Schiller und seine Zeit. Der illustrirten Ausgabe neue verbesserte Auflage. *M.* 13.50. Eleg. gebunden *M.* 17.—

—— —— Volks-Ausg. 4. Aufl. Gebunden *M.* 4.50.

Sündflutzeit. *M.* 4.—

Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien und Bilder. 3 Bde. *M.* 18.—. Gebunden *M.* 22.—

Trauerspiel in Mexiko. *M.* 4.—

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Mit 45 Bildern. 2. Aufl. Pracht-Ausgabe. *M.* 8.— Gebunden *M.* 9.50.

Aus dem Amerikanischen Dichterwald. Literarhistorische Skizzen. Von Dr. **Rudolf Döhn.** gr. 8. *M.* 4.—

Geschichte der geistigen Entwickelung Europas. Von **John William Draper.** Deutsch von A. Bartels. 2. Aufl. gr. 8. *M.* 10.—

Geschichte des Amerikanischen Bürgerkrieges. Von **John William Draper.** Deutsch von A. Bartels. 3 Bde. mit 77 Karten. gr. 8. *M.* 20.—

Geschichte und Theorie der Pariser revolutionären Kommune des Jahres 1871. Von **Bernhard Becker.** gr. 8. *M.* 7.50.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Der Selbstmord.

Ein Kapitel aus der Moralstatistik.

Von **Heinrich Morselli.**

Mit einer lithographirten Karte. 8. geh. 6 *M.*, geb. 7 *M.*

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 50. Band.)

Mit diesem Werke liefert der Verfasser, Professor der Psychiatrie an der Universität Turin, einen äusserst wichtigen Beitrag zur Socialwissenschaft; noch nirgends ist so umfangreiches und zuverlässiges statistisches Material über den Selbstmord dargeboten und in so vielseitiger, lichtvoller Weise verarbeitet worden.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch Meyer u. Müller in Berlin, Französischestrasse 38.)

Die galvanischen Elemente von Volta bis heute.

Eine gemeinfassliche Abhandlung nach der „Traité élémentaire de la pile électrique“ par **Alfred Niaudet.**

Deutsch bearbeitet und mit Zusätzen versehen von **W. Ph. Hauck.**

Mit 95 in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. geh. Preis 7 *M.*

Jeder Band 1 M. **Die Collection Spemann** Jeder Band 1 M.

ist in der Absicht begründet, den guten alten Brauch einer eigenen

„Hand- und Hausbibliothek“

wieder zu Ehren zu bringen. Neben dem vollberechtigten Interesse an der anziehenden Zeitungslektüre wollen wir die Freude an dem abgeschlossenen Buche wieder zu wecken suchen.

Das deutsche Buch ist fast sprichwörtlich geworden durch seine hohen Preise, die nur Wenige zu erschwingen im stande sind. Fünf bis sieben Mark ist der gewöhnliche Preis eines Oktavbandes. Wir wagen es und geben unsere Bände

gebunden für 1 Mark

ein Preis, wie er noch nie und nirgends aufgestellt ist.

Jeder Band ist einzeln käuflich. Wir eröffnen aber auch ein Abonnement auf eine Serie von 20 Bänden. Alle zwei bis drei Wochen soll ein Band erscheinen und jeder Abonnent einer Serie erhält

den 20. Band gratis.

Damit ist Gelegenheit geboten, eine musterhafte Bibliothek für sich und die Familie für einen Betrag zu erhalten, welcher kaum den Abonnementsbetrag einer größeren Leihbibliothek überschreitet.

Inhalt der ersten Serie.

Mit Einleitungen von **Joseph Kürschner, Levin Schücking, Otto von Leixner, Heinrich Düntzer, Friedr. Bodenstedt, Ferd. Lotheißen, L. Pröscholdt, Johannes Scherr, Jakob Mähly, Robert Boxberger.**

Louise von François, Zwei Erzählungen. Zwei Kabinetsstücke vollendeter Erzählungskunst.

Karl Immermann, Der Oberhof. Die vorzüglichste deutsche Dorfgeschichte, voll realistischer Wahrheit, anmutender Frische, zum Herzen sprechender Poesie.

M. de Cervantes, Moralische Novellen. Durch Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit der Stoffe ausgezeichnete Leistungen des berühmten Verfassers des „Don Quichotte“.

J. Ch. Biernatzki, Die Hallig. Mit fesselnder Anschaulichkeit geschriebene Nordseegeschichte, welche die Sturmflut von 1825 mit ergreifender Wahrheit schildert.

August Becker, Auf Waldwegen. Eine durch Einfachheit der Charakterzeichnung wie Naturwahrheit der Scenerie gleich ausgezeichnete Erzählung.

Nicolas Gogol, Russische Novellen. Enthalten u. A. die vollendetste Leistung Gogols „Taraß Bulba“.

Sophie Junghans, Die Erbin wider Willen. Eine Familiengeschichte im besten Sinne des Worts.

Alain René Lesage, Der hinkende Teufel. Lebendigste und köstlichste Schilderungen von Scenen verschiedenster Art.

A. Schroot, Der Dampf im Dienste der Menschheit. Mit zahlreichen Illustrationen.

J. F. Cooper, Der Bravo. Diese der Geschichte Venedigs entnommene Erzählung erregt bis zum Schluß anhaltende Spannung.

Ludwig Achim von Arnim, Die Kronenwächter. Bedeutender historischer Roman aus dem Zeitalter Maximilians.

Levin Schücking, Etwas auf dem Gewissen. Eine der besten neueren Leistungen des gefeierten deutschen Erzählers.

Washington Irving, Alhambra. Eine der reizendsten Schöpfungen Irvings.

E. T. A. Hoffmann, Elixire des Teufels. Für die Geschichte der romantischen Schule hochbedeutsame Nachtstücke.

Homers Odyssee. Uebersetzt von Voß. Das hervorragendste und unvergänglichste Epos der Weltlitteratur.

Charles Dickens (Boz), **David Copperfield.** Der beste Roman des berühmten Romanschriftstellers und vorzüglichen Humoristen.

Ludovika Hesekiel, Von Lieb' und Treue. Erzählungen. Eine ganze Reihe höchst origineller Erzählungen.

Wunderbare Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen. Die höchst amüsanten, unglaublichen Lügengeschichten des Freiherrn Hieronymus von Münchhausen.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Eines der schönsten Vermächtnisse des unvergänglichen Dichterpaares.

☛ Für die nächste Zeit sind von neuen Werken moderner Autoren solche von **Balduin Möllhausen, August Silberstein, August Becker, Maximilian Schmidt** u. A. in Vorbereitung.

Hierzu eine Beilage: Abonnements-Einladung auf die „Tägliche Rundschau“, Zeitung für Nichtpolitiker.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von F. H. Teubner in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 10. September 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Tröstlicher Gedanke. Englische und deutsche Art. Von Bluntschli. — Süditalienische Skizzen. Von R. Welser. — **Literatur und Kunst:** Shakespeare und Elisabeth. Von Hermann Lingg. — Unter den modernen Troubadours. Von Richard Kaufmann. — Nana im deutschen Gewande. Von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. — Notizen. — Inserate.

Tröstlicher Gedanke. Englische und deutsche Art.

Von Bluntschli.

Bei dem unerfreulichen und leidenschaftlichen Parteihader, der sich gegenwärtig in Versammlungen und in der Presse laut vernehmen läßt, ist es nicht leicht, den ungetrübten Blick in die wirklichen Zustände zu bewahren. Mißmuth, Aerger, Nervosität drücken in weiten Kreisen die Stimmung nieder und verdüstern die Aussichten. Eine unbefangene Meinungsäußerung wird ungerne und ungläubig gehört. Nur das nehmen die Parteien freudig auf, was ihrem Eifer schmeichelt und ihrer Richtung huldigt und was benutzt werden kann, um die Gegner zu verwunden. Die innere Auflösung und Gährung in den Parteien und die heftigen Wandlungen in der politischen Leitung haben eine solche Verwirrung hervorgebracht, daß sehr viele, selbst viele redliche und verständige Männer sich mit sich selber nicht mehr zurechtfinden können und von dem Widerspruch ihrer Gefühle und Meinungen hin und her geworfen werden.

Dabei vergessen die politischen Parteigegner zu oft, daß sie doch alle Kinder desselben Vaterlandes und Glieder Eines Volkes sind, dessen Wohlergehen für Alle ein Bedürfniß und eine Aufgabe ist, und dessen Leiden Alle als ein Uebel empfinden.

Dennoch wenn wir die heutige Bedeutung des deutschen Reiches in der Welt mit der innerlich zwiespaltigen, nach außen ohnmächtigen Stellung des früheren deutschen Bundes vergleichen, so erscheint uns der pessimistische Jammer über das Elend der Gegenwart höchst unverständig. Vergleichen wir ferner das Maß und den Inhalt der heutigen Volks- und der Privatfreiheit in Deutschland mit den Zuständen vor einem Menschenalter, als die Polizei des deutschen Bundes und der Landesregierungen noch jede freie Regung der Kammern, der Vereine, der Presse wie Verbrechen verfolgte, so werden uns die Wehklagen über die freiheitsmörderische Reaction der Gegenwart ebenso wenig schreckhaft erscheinen.

Halten wir endlich die Zustände des Deutschen Reiches mit denen der anderen europäischen Großstaaten zusammen, so werden wir uns wiederum überzeugen, daß wir keinen Grund haben, irgend eine andere große Nation zu beneiden, wohl aber in manchen sehr wesentlichen Dingen uns in einer glücklicheren und gesicherteren Lage befinden, als die Meisten.

Daran darf wohl erinnert werden, nicht um von den Streitfragen der Gegenwart abzulenken, noch um die vorhandenen Uebel zu verschleiern, aber um auf trostreiche Wahrheiten hinzuweisen und vor ganz ungerechtfertigter Verzweiflung zu warnen.

Nur die letzte Vergleichung soll in diesem Artikel kurz besprochen und vorzugsweise gegenüber der Nation erwogen werden, welche im Rufe steht, die politisch freieste in Europa und die in der Selbstregierung geübteste zu sein, deren Staatsverfassung als nachahmungswerthes Vorbild auch für uns gepriesen wird, welche wie keine andere über die Reichthümer der Erde gebietet und deren Macht über alle Welttheile sich erstreckt. Dennoch dürfen wir uns kühn auch dem stolzen Großbritannien zur Seite stellen und behaupten, daß unsere nationalen Zustände gesunder, die Grundzüge unsrer deutschen Verfassung mindestens der englischen Parlamentsregierung ebenbürtig, in wesentlichen Beziehungen vollkommener als diese und daß auch die Basis unsrer Macht gesicherter sei als die Englands.

Daß wir in Gesittung, Bildung, Volksfreiheit der russischen Nation überlegen sind und noch auf lange Zeit hin bleiben werden, und daß unser Staat nicht von so schwerer innerer Krankheit heimgesucht ist, wie das gegenwärtige russische Reich, bedarf so wenig einer Ausführung, als der Vorzug unsrer nationalen Einheit vor dem östreichisch-ungarischen Doppelwesen aus dem inneren Widerstreite der verschiedenen Nationalitäten.

Die einzige Nation, welche neben der englischen mit uns vergleichbar erscheint, ist die französische, unsere alte Rivalin, die uns trotz ihres romanischen Grundcharakters doch nicht blos räumlich, sondern auch in der Cultur, dem Recht, den wirthschaftlichen und politischen Beziehungen noch näher steht als die englische. Während Jahrhunderten haben Franzosen und Deutsche mit einander in blutigen Kriegen gerungen, zum Schaden beider Länder und zum Vortheil der Engländer und der Russen, die sich, während jene um einige Fetzen des Grenzgebietes stritten, inzwischen ganzer Welttheile bemächtigten. Man kann wohl fragen: Werden unsre Nachkommen klüger sein als unsre Vorfahren und Zeitgenossen? Aber daß das deutsche Reich gegenwärtig der französischen Republik nicht nachsteht, und jeden Vergleich mit derselben wohl aushält, wird schwerlich von Jemand bezweifelt werden.

Den Vortheil der Lage hat allerdings das insulare Großbritannien vor dem continentalen Deutschland voraus. Das Meer schützt England vor feindlichen Angriffen und eröffnet den Engländern bequemste Verkehrsstraßen in allen Richtungen und einen weiten Umblick über die Welt. Wir dagegen, in der Mitte Europas gelegen, sind genöthigt, fortwährend auf der Wache zu sein und uns gegen feindliche Unternehmungen zu rüsten. Wie die Engländer über den deutschen Militarismus spotten und uns rathen, die großen Kosten für unser Heer lieber für friedliche Lebensgenüsse und Kapitalersparnisse zu verwenden, so sind jener Spott und dieser Rath ebenso

wohlfeil wie überflüssig. Wir haben auch eine zu knapp begrenzte Seeküste und es fehlt noch Vieles, um dem beginnenden deutschen Weltverkehr auch eine ebenbürtige Seemacht und fast Alles, um uns gesicherte Stationen und Colonien in fremden Welttheilen zu verschaffen.

Und dennoch trauen wir uns, sogar in diesem für uns ungünstigsten Grundverhältniß der Lage, den Kampf ums Dasein auch mit dem begünstigten England siegreich durchzuführen. Eben um seiner insularen Lage willen ist England ausschließlich Seemacht geworden und hat es bisher versäumt, eine Landmacht zu werden. Deutschland aber ist gerade um seiner gefährdeten Lage willen veranlaßt worden, seine ganze Manneskraft auszubilden und so die stärkste Kriegsmacht der heutigen Welt zu werden. Die großen Volkskriege von heute können aber nicht mehr auf dem Meere und an der Küste, sondern nur in der Landschlacht und durch Besitznahme ganzer Länder entschieden werden. Deshalb muß im Verhältniß zur Landmacht die Bedeutung der Marine allmählich sinken. Daß aber auch die englischen Inseln vor einer Invasion nicht gesichert seien, haben die alten Zeiten oft gezeigt und wird vermuthlich die Zukunft wieder zeigen. Die englischen Colonien aber sind jedenfalls auch den Angriffen zu Lande ausgesetzt. Gerade wegen ihrer ungeheuren Ausbreitung in allen Welttheilen ist das britische Reich viel angreifbarer geworden als früher und sind die Kräfte des Mutterlandes schwerlich ausreichend, um gleichzeitig in einem ernsten Kampfe mit einem großen modernen Staate alle diese entlegenen Gebiete zu schützen. Das Mißverhältniß zwischen der englischen Basis und dem schweren Aufbau darüber von Herrschaft über Fremde und entlegene Nationen kann urplötzlich einmal zu Tage treten und den Zusammensturz einer so künstlichen Weltherrschaft offenbaren.

Das Gefühl dieser Gefahr ist auch in dem englischen Parlamente und in der englischen Presse bei Gelegenheit der Motion von Henry Richard vom 29. April dieses Jahres bereits deutlich ausgesprochen worden. Mit Recht warnte das friedliebende Mitglied vor der verderblichen und verfassungswidrigen Praxis der neuern Zeiten, wonach englische Agenten und Commandanten von kleinen Truppenkörpern oder einzelnen Kriegsschiffen sich anmaßen, ohne Erlaubniß der Regierung, wie ohne Vorwissen und Zustimmung des Parlamentes England in Kriege zu verwickeln mit fremden überseeischen Staaten und Stämmen und ganze weite Länder an das Reich zu annexiren.

Von dieser Gefahr ist Deutschland gegenwärtig noch ganz befreit. Wir leiden noch an dem entgegengesetzten Uebel, viel zu wenig betheiligt zu sein an dem Besitze auswärtiger Gebiete. Uns fällt es noch schwer, auch nur die ersten bescheidenen und vorsichtigen Schritte zu thun, welche uns über die engen Grenzen Europas hinaus eine Theilnahme sichern an den großen civilisatorischen und Culturaufgaben in überseeischen Ländern. Aber diese ersten Versuche und Anfänge bewegen sich doch in aufsteigender Linie und sind durch die Hoffnungen auf die Zukunft gehoben; die englischen Besitznahmen sind bereits über die Höhe des Zulässigen hinausgekommen und neigen sich in absteigender Richtung dem Verfalle zu.

Sehr viel günstiger für uns fällt der Vergleich aus, wenn wir an die persönlichen Kräfte und Eigenschaften der beiden Nationen und Völker denken:

Die deutsche Nationalität im deutschen Reiche ist nicht blos sehr erheblich größer als die englische Nationalität in Großbritannien, sie ist, was wichtiger ist, gleichartiger und einheitlicher als diese. Der Gegensatz von Norddeutschen und Süddeutschen, obwohl spürbar und zum Wetteifer anregend, ist doch lange nicht so schroff als der zwischen Engländern und Schotten. Das deutsche Volk im deutschen Reiche hat nur ganz unbedeutende Bruchstücke von fremden Nationalitäten in sich, wie Polen, Littauer, Dänen, Wenden, Welsche; während in Großbritannien insbesondere die zahlreiche irische Nationalität der herrschenden angelsächsisch-normannischen feindlich entgegen steht, das Reich fortwährend mit Abfall und Empörung bedroht. Das deutsche Reich ist in weit höherem Grade und unbestrittener ein wesentlich nationaler Staat als Großbritannien. Wir haben in Deutschland nichts, was dem englischen Erbübel der irischen Frage vergleichbar wäre. Die Schwierigkeit das Elsaß allmählich wieder zu assimiliren ist entfernt nicht so groß, wie die, Irland auch innerlich für England zu gewinnen.

Wohl sind uns die Engländer zwar nicht an Fähigkeit und Arbeitskraft aber an Kapitalbesitz und Einkommen noch weit überlegen. Sie haben unverhältnißmäßig mehr reiche Leute als wir, und bei ihnen bedeutet Reichthum ein weit größeres Maß von Vermögen als bei uns. Unsere Reichen wären in England im Durchschnitte kaum wohlhabend zu nennen. Die englische Industrie hat sich früher entwickelt als die deutsche, und der englische Handel und die englische Colonienherrschaft rasch die Schätze aller Welt auszubeuten und zu sammeln verstanden.

Aber so hoch man die Vorzüge schätzen mag eines auf Reichthum gegründeten feinen und wohlthätigen Lebens, so ist doch die Vermögensvertheilung in der deutschen Nation gesunder als in England. Wir haben zwar wenige Reiche aber auch wenige Arme und eine verhältnißmäßig viel zahlreichere Mittelklasse von Leuten, die zwar nur geringes Kapital, aber mittelst ihres Erwerbs ein anständiges Auskommen haben, welches ihnen die Möglichkeit gewährt, sich und ihre Familie ausreichend zu ernähren, zu kleiden, ihre Kinder gut zu erziehen und heranzubilden und auch noch für manche bescheidene Lebensgenüsse etwas übrig behält. Das normale Menschenleben wechselt fortwährend zwischen Arbeit und Erholung, Anstrengung und Genuß, und durchschnittlich hat die große Menge in Deutschland einen vollen Antheil an diesem Wechsel. Sie arbeitet kaum weniger aber sie genießt mehr als die großen Volksklassen in England, wo sogar Essen und Trinken häufig wie ein Geschäft betrieben wird, das möglichst rasch, wenn auch noch so unbehaglich, abgethan werden muß.

An idealen Gütern, die doch dem Leben erst einen wahren und hohen Wert verleihen, sind wir entschieden reicher. Die deutsche Volksschule unterrichtet und bildet in Deutschland alle Volksklassen, die englische Primarschule doch nur einen freilich wachsenden Theil der Nation. Unsere Gymnasien sind zahlreicher und leisten mehr, und die Wirksamkeit der Universitäten und polytechnischen Schulen ist doch sehr viel bedeutender für das geistige Leben der Nation als die der englischen höheren Schulen und Universitäten. In der schönen Literatur sind die deutschen Schriftsteller und Dichter den englischen ebenbürtig. Die deutsche Kunst ist der englischen sehr überlegen und die deutsche Wissenschaft hat viel mehr Leistungen von Bedeutung aufzuweisen, wenngleich auch die Engländer nicht arm sind an gründlichen und geistvollen Werken.

Dieser Unterschied zeigt sich sogar auf dem Gebiete der individuellen Freiheit zu Gunsten der Deutschen. Neidlos und dankbar erkennen wir an, daß das englische Volk in dem Kampfe für persönliche Freiheit wider die Tyrannei und gegen den Absolutismus der Gewalt uns voraus gegangen ist und zuerst rechtliche Schutzwehren der bürgerlichen wie der Volksfreiheit erstritten und ausgerüstet hat, die wir spät erst von ihm bekommen haben. Der einzelne Engländer ist sich seiner Freiheit wie seines Werthes wohl bewußt und allezeit bereit und entschlossen, jeden Angriff auf dieselbe mannhaft abzuwehren. Nur vor der Autorität des Gesetzes hat er Respect, und nur dem Gesetze beugt er sich. Aber derselbe Engländer, der sein gesetzliches Recht mit zäher Ausdauer verficht, ist doch zugleich ein Höriger der steifen und engen englischen Sitte und fügt sich ohne Widerstand ihren tyrannischen Geboten. Einem Deutschen ist es schwer verständlich, weshalb Stuart Mill in seiner Schrift über die Freiheit mit so lebhaftem Eifer gerade für Befreiung von der Tyrannei, der Sitte und der Mode kämpft. Wer einmal einen Sonntag in England zugebracht oder gesehen hat, wie sogar Knaben aus gutem Hause den Cylinderhut tragen müssen, der weiß wie schwer diese Art von Unfreiheit auf Jedermann drückt. Wir kennen dieselbe

in Deutschland nicht. Wir haben auch der Sitte und der Mode gegenüber viel mehr individuelle Freiheit.

Aber vor allen Dingen haben wir Deutsche die wichtigste aller Freiheiten, die religiöse des eigenen Gewissens und die geistige des selbstständigen Denkens viel früher errungen als die Engländer und üben sie auch heute noch weit ungehinderter und voller aus. Die Gewissensfreiheit und die Geistesfreiheit ist aber die Wurzel und die Krone aller menschlichen Freiheit überhaupt. Diese Freiheit mit ihrem Herzblute und mit den größten Opfern erkämpft und als ein heiliges Gut der Menschheit behauptet zu haben ist doch die höchste Ehre der Deutschen. Dafür haben sie mehr gethan als irgend eine andere Nation.

Sollte endlich die englische Parlamentsregierung auch für das deutsche Volk das unerreichte aber anzustrebende Vorbild sein und sollte diese Staatsform mehr Garantien für ein freies Staatsleben und für die Wohlfahrt des deutsches Reiches gewähren, als die wesentlich deutsche Verfassung, die wir haben, d. h. die Staatsform einer königlichen Beamtenregierung mit Controle der Volksvertretung und eines Zusammenwirkens jener mit dieser für die Gesetzgebung?

Viele glauben das und beklagen es, daß unsere Ministerien nicht aus den wechselnden Majoritäten der Kammern oder des Reichstages hervorgehen wie die englischen, daß bei uns noch nicht die Wahlsiege der Parteien diese Leitung des Staates bestimmen, daß unser Parlament nicht die Zügel der Staatsregierung in der Hand halte. Darin, meinen sie, sei England uns noch weit überlegen. Ist das wirklich wahr? Schätzen wir nicht unsere Eigenart zu gering, die der Fremden zu hoch?

Eine Verfassung wird niemals richtig begriffen, wenn man nur die äußere Rechtsform, das geschriebene Gesetz beachtet, wie es unsre Legisten und Doctrinäre zu thun pflegen. Die Form der Verfassung ist doch nur der Leib, in welchem die Volksseele lebt, so wenig der Mensch begriffen wird, wenn man ihn blos physiologisch und nicht vornehmlich psychologisch betrachtet, so wenig ein Staat, wenn man den entscheidenden Volksgeist nicht kennt.

Der Form nach regiert in England die königliche Regierung mit verantwortlichen Ministern, wie bei uns, und übt das Parlament eine mächtige, nur eine wirksamere Controle aus über die Regierung, als bei uns, und dennoch wie grundverschieden ist der Sinn dieser Worte in England und in Deutschland.

In Wahrheit regiert in England eine reiche, angesehene, in öffentlichen Geschäften geübte Aristokratie. Diese Aristokratie beherrscht die Wahlen zum Parlament zum Theil mit ihrem Gelde, zum Theil mit ihrem Ansehen in der Gesellschaft. Sie sitzt in zwei Hauptparteien geschieden im Parlament, auf erblichen Stühlen im Oberhause, auf Wahlsitzen im Unterhause. Die Buchstaben M. P. (Member of Parliament) hinter dem Namen geben dem Träger einen hohen Rang in der Gesellschaft, denn Jedermann weiß, daß das M. P. mindestens die Eintrittsgebühr von 20,000 Mark bezahlt hat, um seinen Sitz zu erhalten und zu der herrschenden Aristokratie gehört, welche über das Reich verfügt und alle öffentlichen Stellen vergibt. Aus der siegreichen Partei gehen die Minister der Königin hervor, aber sie bleiben, wenn sie im Amte sind, die Führer der Partei im Parlament, die ihnen Folge leistet, weil sie nur durch die Minister regieren kann. Die Minister können stürzen, aber dann fällt mit ihnen die Partei von den Regierungsstühlen und beide setzen sich auf die Oppositionsbank. Die Aristokratie bleibt fortwährend in der Herrschaft. Nur die beiden Theile derselben wechselu mit einander ab, sei es im Amte, sei es außer dem Amte. Der König ist selbst nur die Spitze der Aristokratie. Die Krone gibt derselben Halt und Weihe und deckt sie mit dem Glanze ihrer heiligen Würde. Auch die beiden englischen Universitäten Oxford und Cambridge, auf denen so viele Parlamentsmitglieder ihre Schulbildung erlangen, sind ganz wesentlich nur Erziehungsanstalten für den Nachwuchs der herrschenden Aristokratie, bevor die jungen Herren auf Reisen gehen und sich in der weiten Welt umsehen.

Wer in Deutschland über das Wesen dieser Aristokratie und über die leitenden Kräfte und Triebfedern, insbesondere auch über den mächtigen Einfluß ehrgeiziger und herrschsüchtiger Damen Aufschluß erhalten will, dem empfehlen wir, den politischen Roman „Endymion" von Lord Beaconsfield (d'Israeli) zu lesen. Er wird einen tieferen Einblick in die Natur des englischen Staates bekommen, als durch das Studium der besten Werke über englisches Staatsrecht.

Wo eine solche Aristokratie die herrschende Macht ist, da ist die parlamentarische Regierungsform durchaus naturgemäß und selbst die Gefahr, daß die Parteiregierung parteiisch und daher unstaatlich werde, ist sehr gering. Weil die beiden Parteien doch zusammen zu derselben Aristokratie gehören und jede von ihnen sich bewußt bleibt, daß sie von Zeit zu Zeit einander in der Herrschaft ablösen und daß sie sich wechselseitig — trotz bitterer Worte, die gelegentlich fallen — achten und schonen müssen, daß, wenn sie das nicht thäten, die Herrschaft der Aristokratie selber zusammenbrechen würde.

Eine solche Aristokratie haben wir nicht in Deutschland. Unser Adel kann entfernt nicht weder in Reichthum, noch in politischer Regierungsgeübtheit, noch in Volksthümlichkeit und Ansehen mit der englischen Aristokratie wetteifern. Im Mittelalter noch war es auch in Deutschland ähnlich. Aber seither ist unsere Geschichte von ganz andern Kräften bestimmt worden, und in unsern heutigen Zuständen wirken andere Factoren entscheidend ein. Die deutsche Nation würde, selbst wenn es möglich wäre, eine ähnliche herrschende Aristokratie künstlich zu schaffen, sich derselben nicht mehr unterordnen wollen, sie würde sich unter solcher Leitung nicht glücklich, nicht befriedigt fühlen. Alle ihre Ideen wie ihre Instincte und ihre Erfahrungen würden energischen Protest dagegen erheben.

Was in England die vornehme und reiche Aristokratie bedeutet, welche sich fortwährend neu erfrischt aus emporsteigenden, reich und angesehen gewordenen bürgerlichen Familien, das bedeutet bei uns der Beamtenstand, der hinwieder England fehlt und gegen dessen Heranbildung heute noch die Engländer sich sträuben, obwohl sie auf die Dauer denselben nicht mehr ganz entbehren können.

Dieser Beamtenstand, dem in weitem Umfange der Offizierstand der Armee ergänzend zur Seite tritt, steht zwar an selbstständigem Reichthum der englischen Aristokratie weit nach. Er bedarf der Staatsbesoldung, auf welche diese verzichtet. Aber er ist ihr an Ehrenhaftigkeit und an Ansehen in der Gesellschaft durchaus ebenbürtig, an wissenschaftlicher Bildung und an Geschäftstüchtigkeit und Amtsfleiß entschieden überlegen. Dieser Stand ist durch die Gymnasial- und Universitätsbildung oder durch die Militärschule erzogen und zum öffentlichen Dienste herangebildet worden. Er recrutirt sich keineswegs nur aus der Aristokratie, sondern aus allen Volksklassen, vorzugsweise aber immerhin aus gebildeten Familien. Seine Wurzeln sind tief in das Erdreich gesenkt, welches die bürgerliche Gesellschaft inne hat. Er ist eine immer neu aus dem Volk durch höhere Bildung, Cultur und öffentlichen Dienst hervorgehende Geistes- und Amtsaristokratie, von den wechselnden Parteistimmungen und Volkswahlen unabhängig, mit pragmatischen Rechten ausgestattet und daher in seinem Lebensberufe gesichert, dem Könige, von dem er die Aemter empfängt und in dessen Namen er sie verwaltet, ergeben und treuverbunden. Aus diesem Beamtenkörper geht auch heute noch, seit der Einführung der constitutionellen Monarchie, das Ministerium hervor, nicht aus den Kammern. Diese Beamtenregierung ist nicht Parteiregierung und soll nicht Parteiregierung sein. Vielmehr soll sie gerade deshalb, weil sie nicht nothwendig aus Parteiführern besteht und dem ganzen „Staate und allem Volke" zu dienen hat, unparteiisch regieren. Diese Eigenschaft entspricht aber unzweifelhaft dem Ideal der Staatsregierung weit besser, als eine noch so gemäßigte Parteiregierung. Wie

*

der Fürst über und außer den Parteien steht, so auch die monarchische Beamtenregierung.

Der große Fortschritt, den die deutschen Länder und später das deutsche Reich durch die Annahme der Repräsentativverfassung mit Volksvertretung gemacht haben, hat nicht den Sinn, daß nun die Staatsleitung von dem Monarchen und den Beamten weg in das Parlament verlegt worden wäre. Für diese Verlegung war kein Grund, da der Beamtenstand durch seine Fähigkeit und seine Geschäftsübung weit mehr Garantie gibt für eine gute und unparteiische Verwaltung und Staatsleitung als irgend ein deutsches Parlament, das in mehrere Parteien und Parteifractionen gespalten ist, von denen keine in vollem Maße regierungsfähig ist, und deren große Majoritäten gar keine Neigung haben, zu regieren, wohl aber das Recht in Anspruch nehmen, Controle zu üben gegenüber der Regierung und der Verwaltung, und mitzustimmen, wenn neue Gesetze erlassen, Steuern erhoben, Militärpflichten auferlegt werden.

Seitdem es Kammern gibt, welchen ein sehr erheblicher Antheil an der Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten zukommt, sei es in Form des Gesetzes, sei es in Form der Controle, ist die deutsche Verfassung wieder, wie sie es im Mittelalter in ständischer Form gewesen war, freier und sie ist volksthümlicher geworden. Seither hat auch der Beamtenstand gelernt, mehr als früher auf die Regierten und Verwalteten Rücksicht zu nehmen. Auch er ist heute freier und volksthümlicher als früher.

Der Beamtenstand bildet auch in unserer Volksvertretung einen sehr gewichtigen Bestandtheil und erfüllt dieselbe mit seiner Bildung und Geschäftskenntniß. Aber als Regierung (Ministerium) steht er dennoch nicht wie in England, mitten im Parlament, ist nicht Führer der Partei, welche die Mehrheit der Stimmen hat, sondern etwa wie in Nordamerika außerhalb des Parlaments (Reichstag) oder doch sind seine Mitglieder, die Minister, nur zufällig zugleich Mitglieder einer Kammer und werden dann eher von den übrigen Mitgliedern derselben sicher nicht als Führer, sondern eher mit Reserve und Mißtrauen angesehen. In England sind Parlament und Ministerium eng verbunden und Eins; in Deutschland stehen Volksvertretung und Regierung einander als zwei selbstständige, wesentlich verschiedene Mächte gegenüber.

Der deutsche Grundgedanke ist ebenso naturgemäß aus der deutschen Geschichte und den deutschen Volkszuständen erwachsen, wie die englische Parlamentsregierung aus der Geschichte der englischen Aristokratie.

Entspricht aber jener weniger dem Ideal eines freien und gut geleiteten Staates als diese? Diese Frage muß entschieden verneint werden. Ganz im Gegentheil, er bietet mehr Gewähr sowohl für die allgemeine Volksfreiheit und Volkstheilnahme an dem öffentlichen Leben als für eine unparteiische, sachkundige und zweckmäßige Regierung und Verwaltung. Der moderne Staat bedarf einer Leitung und Verwaltung durch vorgebildete Berufsbeamte; es genügt nicht eine auf die Aristokratie beschränkte Ehrenbeamtung.

In manchen Dingen werden wir daher wohl noch von den Engländern zu lernen haben. In vielen Stücken wird die Controle der Volksvertretung noch wirksamer zu machen sein und der Antheil deshalb an der Gesetzgebung vervollkommnet und verstärkt werden können. Aber der Grundgedanke der deutschen Verfassung ist nicht etwa auf einer untergeordneten Stufe der Entwickelung des modernen Staates, sondern er ist höher und dem Staatsideale näher als die parlamentarische Parteiregierung Englands.

Das einzusehen, hat doch auch in dieser verwirrten Zeit etwas Tröstliches.

Süditalienische Skizzen.

Von R. Welser.

Wer über Süditalien schreibt, denkt zuvörderst an die Hitze, an die glühende Sonne Neapels, Calabriens, Palermos, an des homerischen Sonnengottes sengende und leuchtende Strahlengeschosse; und wahrlich, nach einer anderen Richtung können unsere Gedanken auch zunächst nicht schweifen! mit dieser blendenden, aus dem tiefblauen Meere in doppeltem Glanze wiedergespiegelten Sonne müssen die Nordländer sich vorerst vertraut machen, ehe sie daran gehen, sich unter den, in jenem reichen, schönen, lieblichen und doch wieder unheimlich, vulkanisch drohenden Lande wohnenden Menschen umzusehen, deren Sitten und Gebräuche, deren Sprache und Lieder, deren in seltsamer Mischung von griechischen, römischen, sarazenischen und normännischen Erinnerungen und Anklängen sich bewegende Eigenarten und Eigenthümlichkeiten, zu beobachten und zu studiren. Die Natur entwickelt hier eine Kraft, von der man im kühlen Norden keine Ahnung hat; der Mensch erwehrt sich ihrer nur mit Mühe; sie herrscht mit einer Allgewaltigkeit, die den Fremden zuerst in Staunen versetzt und der er sich, wie die Eingeborenen, bald zu fügen verstehen muß. Schon auf dem Wege von Rom nach Neapel, wo die Eisenbahn während langer Stunden durch von Ueppigkeit strotzende Ländereien führt, und wilde Reben und Schlingpflanzen von allen Seiten her die dicht aneinander gereihten und wie ein dickes graugrünes Dach bildenden Oelbäume überwuchern, überfällt den Reisenden dies Gefühl der Alles beherrschenden und durch ihre Fruchtbarkeit selbst dem menschlichen Willen Trotz bietenden Allmacht der Elementarkräfte. Wie im Norden der Kampf des Menschen zu führen ist, um die träge, kümmerlich ausgestattete, gegen den Mangel an Wärme und Licht sich wehrende Natur zu zwingen ihre Productionskraft anzuspannen und das Aeußerste, wozu sie überhaupt fähig ist, zu leisten, so tritt uns im Süden die Nothwendigkeit des entgegengesetzten Kämpfens vor die Augen, des Kämpfens des Menschen, um die wild emporstrebende, von Sonne, Luft, Meer, und noch von der im Schoße der Erde gährenden, vulkanischen Kraft zu unendlichem Wachsthum getriebene Natur zu dämpfen und in die der Gesellschaft nutzbringenden Schranken einzudämmen. Von den tropischen Ländern liest man, daß der Mensch in jenen Gegenden über die Elementarkräfte noch nicht zur Herrschaft zu gelangen vermag; hier aber, in Süditalien, betreten wir die Schwelle, auf welcher dieser Kampf beginnt, und je weiter wir nach Süden vordringen, in desto größerem Maßstabe entwickelt sich zusehends vor unsern Blicken, und auch den für solche Zustände Unempfindlichsten direct berührend und in Mitleidenschaft ziehend, jene dem menschlichen Schaffen mehr und mehr durch ihre Urproductivität widerstrebende, dieselbe lähmende, ja zuweilen schon bezwingende Gewalt. Unter diesem dunkelblauen, wolkenreinen, im Glanze der Sonne zu uns herunter strahlenden Himmel, scheinen die Kräfte des Menschen, wie dessen Wille, allmählich einzuschlummern; dieselben Italiener, deren Arbeitskraft und Zähigkeit wir im Norden bewundern wenn sie, mit Brod und Wasser und höchstens noch einer Zwiebel sich begnügend, den ganzen Tag ohne Unterbrechung an den Eisenbahnbauten arbeiten —, in Rom, in Neapel, und gar erst in den weit von dem Meere entfernten und von der Sonne ausgebrannten Städten und Dörfern, legen sie sich, am frühen Morgen schon ermattet, hin, suchen sich, wo es auch sein mag, und wäre es mitten auf einem mit Bäumen bepflanzten Platze oder auf den Marmortreppen eines Palazzos, ein kühles Schattenplätzchen aus, und pflegen dort des wiederbelebenden Schlummers. Der Fremde, der mit einem Vorrath von nordischer Energie in diese Länder eintritt, zehrt noch eine Weile, Monate, ja vielleicht Jahre lang von diesem Kapital; dann erliegt er aber auch, und es behaupten sogar die Einheimischen oder die nach langer Gewohnheit hier eingelebten Fremden, seine Erschlaffung sei eine viel größere, seine Niederwerfung eine viel vollständigere, als es bei den Italienern selber der Fall ist. Zu ihrem Siege über

ihren nordischen Feind scheint sich bei der südlichen Natur eine gewisse Rache zu gesellen, die sich darin gefällt, den überwundenen Gegner zu demüthigen und ihm mit aller ihr innewohnenden Kraft den Fuß auf den Nacken zu drücken. Einen Verbündeten findet aber glücklicherweise der Mensch, findet besonders der Fremde in diesem Kampfe gegen die Sonne des Südens; dieser Verbündete ist die frische, Kühlung fächelnde Seeluft, der man es auch allein zu verdanken hat, daß in Neapel und noch weiter im Süden, in Messina besonders, wo der zweimal täglich wiederkehrende Luftzug der Meerenge die Hitze bedeutend mildert, die Sommermonate viel erträglicher sind, als im Innern des Landes, in den alten etruskischen Ortschaften, in dem mit Fieberdunst und Malaria geschwängerten Rom, und selbst in den mitten in der lombardischen Ebene gelegenen, dem Sonnenbrande ohne irgend welchen Schutz ausgesetzten Städten, wie Turin und Mailand. Nichtsdestoweniger bedrückt aber den Fremden die südliche Hitze auch in diesen an der Küste liegenden Städten, und es überfällt ihn zuweilen, wenn er nach Sonnenuntergang, im Monat Juli und August, durch die lavagepflasterten Straßen wandert, und die weißen Mauern die während des Tages eingesogene Wärme wieder aushauchen, das Gefühl, das Einer empfinden mag, der sich in der unmittelbarer Nähe eines Backofens befinden würde; die Hitze strömt Einem in des Wortes vollster Bedeutung entgegen; sie umhüllt Einen wie mit unsichtbaren Wellen; vom Wirbel bis zur Zehe wird man darin gebadet und aus allen Poren bricht der Schweiß hervor. Diese Sonne ist unerbittlich; im Norden bringen die Morgenstunden Kühlung, hier nicht! Mit ihren ersten Strahlen glüht sie schon wie in der Mitte des Tages, und umsonst würde der Fremde von der im Norden sprüchwörtlich gewordenen frühen Arbeitsstunde das „Gold im Munde" erwarten! Was bleibt ihm übrig, als sich in die Lage zu schicken? Er muß eben sein Leben einzurichten lernen, wie es die Einheimischen thun; von elf bis zwei oder drei Uhr der Ruhe pflegen, sich in die Siesta eingewöhnen, sich eines langsamen Gehens befleißigen, sich der Strammheit des Nordens im Handeln und auch im Denken entwöhnen, und dem Far niente huldigen, wie schwer es ihm auch fallen mag! Wer nicht in diesen Ländern gelebt hat, beurtheilt sie in dieser Hinsicht mit Ungerechtigkeit, und nur derjenige, der selbst die heißen Monate des Jahres in einer südlichen Stadt zugebracht, kann begreifen, daß die Ansprüche, die man an nordische Länder und Völker zu erheben das Recht hat, hier nicht mehr passen. Sähe zum Beispiel ein preußischer Offizier mit einem Male und wie durch ein Fernrohr, eine Compagnie italienischer Soldaten vor sich vorbeiziehen, so würde er wohl in unbändigem Zorn aufbrausen, so schlotterig, lodderig und entsetzlich zerfahren drücken sich diese Leute, unter Tornister und Flinte gebeugt, einher; und nicht minder ergrimmt würde ein deutscher Arzt gegen den Apotheker vorgehen, der von zwölf bis drei Uhr seine Thüre schließen und sich zur Ruhe begeben würde; hier aber, kann man wohl etwas Anderes von den Leuten erwarten? Soldaten und Apotheker sind Menschen wie die Anderen; ultra posse, nemo tenetur heißt es da, „und die Sonne Homers siehe! sie lächelt auch uns!" Das Lächeln kleidet sich freilich hier in ein ganz eigenthümlich grelles Gewand!

Ist der Mensch gezwungen, sich diesen Elementarkräften gegenüber in das Unvermeidliche zu schicken, das Unerträgliche zu ertragen und den, dem Titanensprößling eigenen Trotz durch die gelassene Ergebung in sein Schicksal zu ersetzen, so strebt er doch darnach dies Schicksal so angenehm als möglich umzuformen. Die ärmeren Leute suchen sich ein Plätzchen im Schatten, legen sich der Länge nach hin und schlafen; die Kinder laufen, so nackt als möglich, am Strande des Meeres herum; fährt ein Wassersaß vorüber, womit die Straßen begossen werden, so geht Alt und Jung hinterdrein und läßt den Sprühregen, lachend und jauchzend, auf Beine und Füße fallen. Daß sie Alle mit nackten Füßen herumspazieren, ist selbstverständlich; und öfters reicht die Nacktheit noch weit über die Füße hinauf! In unserem ganzen Leben im Norden sehen wir nicht soviel nackte Füße und nackte Körperchen, als in einem einzigen, im Süden verbrachten Tage, und wahrlich für einen Maler oder Bildhauer muß es eine wahre Augenweide sein, in diesen Ländern umherzuwandeln. Denn, wenn auch der südliche Gesichtstypus, bei den Frauen insbesondere, nichts mit dem Ideal, das wir uns nach den Bildern Rasaels und Corregios von diesen Menschen entworfen, gemein hat, die Füße jedenfalls zeigen sich in der ursprünglich schönen, von Schuhen, Stiefeln und anderem Lederwerk noch nicht verunstalteten Form; es zeigt sich uns hier die Natur in ihrer ganzen urwüchsigen Schönheit, und — es mögen mir unsere Berliner Damen, die die Schönheit des Fußes in einer langen und schmalen Niedlichkeit zu suchen pflegen, diesen Ausspruch verzeihen! — ein solcher Fuß, mit seinen gerade gewachsenen, derb auftretenden Zehen, mit seiner gesunden Formation, mit seinem starken Knöchelbau, ist wirklich schön. In unserem modernen Leben ist der Fuß, wie so vieles Andere, durch allerlei chinesische Verfeinerungsapparate zu einer häßlichen Zwerggestaltung zusammengeschrumpft, die man mit vollem Rechte mit Leder oder Tuch bedeckt und versteckt; wo aber die Natur noch allein herrscht, da stehen die Dinge anders. Während die ärmeren Leute auf der Straße, auf den Plätzen, in den Vorhöfen der Paläste und Kirchen nach Kühle und Schatten lechzend herumlagern, verschließen sich die Anderen in ihre luftigen, hohen Zimmer, pflegen der Ruhe und halten Siesta. Erst bei Anbruch des Abends beleben sich die während des Tages und besonders der Mittagszeit menschenleeren Straßen wieder; Alles zieht heraus, an die Marine, wenn man das Glück hat am Meeresstrande zu wohnen, sonst auf die öffentlichen Plätze, in die Corsos, auf die Largos oder in die großen, breiten Straßen, wo die Equipagen fahren, die Zeitungen ausgerufen werden, die Wasser- und Eis- oder Schneebuden stehen, und Aqua fresca, Graniti und Gelati verkauft werden. Ohne Eis und Schnee könnte man es überhaupt in Süditalien nicht aushalten. Auf dem Continent bis nach Neapel und in Sicilien bis Palermo ist es das Eis, das das Trinkwasser erfrischt; in den östlichen Städten Siciliens und in Calabrien wird es durch den von den Höhen des Aetna und von den calabrischen Gebirgen herbeigeholten Schnee ersetzt, und dort hat man auch eigene Gefäße eingerichtet, durch welche das Trinkwasser fortwährend abgekühlt werden kann. Es sind dies die sogenannten Bozzas, ein hölzernes oder auch blechernes Faß, das zwischen zwei Pfosten hängt und in Schaukeln gebracht werden kann; in dem Innern dieses Fasses steht ein anderes, gewöhnlich blechernes Gefäß, in welches das zum Trinken bestimmte Wasser gegossen wird und das in einem, durch die untere Faßwand hervortretenden Hahnen endigt; in den Raum, der zwischen diesem Gefäße und den inneren Wänden des Fasses leer bleibt, wird der Schnee hineingelegt und zwei- bis dreimal täglich erneuert, so daß das Wasser auch bei der größten Hitze kalt bleibt. Den Schnee selbst gewinnt man dadurch, daß man während des Winters ungeheuere Löcher in den Gebirgsthälern damit anfüllt, ihn zusammenstampft und die Löcher dann wieder schließt; diese Vorräthe dauern den ganzen Sommer hindurch und sie sind es, die dem Südländer das größte, das einzige Labsal während der drückenden Hitze des Juli und August gewähren. Mit welcher Gier sich die lechzenden, braunen Gestalten um die Wasserbude drängen! mit welcher Wollust sie den durch die Kälte des Wassers mit Thauperlen überzogenen Becher hinabstürzen! und wie begreift man hier den, für uns Nordländer oft so seltsam befremdend klingenden Ausruf des Pindar: Das Beste ist das Wasser! Das Erste, nach dem hier in einer Stadt, in einem Dorfe gefragt wird, ist das Wasser; wo habt Ihr es her? sind die Quellen tief im Thale oder liegen sie am Bergesabhang? ist das Wasser klar? ist es rein? ist es nicht zu schwer? Es gibt Brunnen, weit oben im Gebirge, die sich eines besonderen Rufes erfreuen und zu welchem täglich Bauern auf fässerbeladenen Eseln wandern, um das Wasser stundenweither in die Städte zu tragen. Der Anblick, den diese Esel mit ihren beiden langen Fäßchen an der Seite bieten, wenn sie, einer hinter dem andern, mit ihrem trippelnden Gang den Berg herunterziehen, ist äußerst originell; hinterdrein folgt, auf dem

letzten Esel sitzend, der Bauer in zerrissener Jacke, mit zerfetzten Hosen, eine große phrygische Mütze auf dem Kopfe, ein Masaniello oder Fra Diavolo vor dem Ausbruch der Revolution oder vor dem Abmarsch der Banditen, — ein recht gutmüthiger Menschenschlag überdies, hinter dem man in den gewöhnlichen Zeiten kaum einen Banditen oder Revolutionsmann vermuthen könnte! Leider werden aber die guten Brunnen selbst in den Bergen immer seltener; die Gebirge, die in früheren Zeiten im schönsten Wälderschmuck prangten, stehen kahl und nackt da; jedes Gewitter schwemmt ein Stück Erde in die brausenden Fiumaren, welche es zum Meere tragen, und allmählich versiegen die kostbaren, unersetzbaren Quellen. In manchen Städten Siciliens bewundert man, auf den Plätzen an den Straßenecken prachtvolle, in Marmor gehauene Brunnen, Meisterwerke von den Schülern Michel Angelos; die Löwen aber, die Sphinxe und anderes mythologisches Gethier gähnen uns vergebens entgegen; aus dem weit geöffneten Rachen strömt kein Wasser mehr! Daneben bäumt sich eine Brücke über einen mit starken Lavaquadern versehenen Riungraben, es ist das Bett eines Baches, eine Fiumare; das Bett aber ist trocken und nur nach einem Gewitter tost plötzlich, mit ungeheuerem Schwall, der wüthende, Alles verheerende Bach von den Bergen herunter ins Meer. Werden die Forstgesetze nicht besser gehandhabt — denn Gesetze, die die Ausrottung der Wälder verbieten, bestehen schon, nur bleiben sie lediglich auf dem Papier — so kann man den Tag schon voraussehen, wo kein Gras und kein Strauch mehr auf diesen, früher so üppig grünen Bergen wachsen wird, wo die Quellen im Thale versiegen werden und das Land sich in ein steiniges Arabien verwandeln wird. Manche Jahrzehnte können freilich noch darüber hingehen, und unsere Kinder und Kindeskinder werden wohl noch das Wasser von Calabrien und Sicilien kosten! Und wenn die Sicilianer und Calabrier sich nicht um ihre Zukunft kümmern, warum sollten wir uns an ihrer Stelle die Köpfe darüber zerbrechen?

Zieht nach den heißen Tagen des Juli und des August endlich ein Gewitter über diese durch die lange Hitze verdorrten Gegenden, rollt der langersehnte Donner in langgedehntem Dröhnen über Berg und Meer, und fällt endlich der, nicht wie bei uns zu Lande langsam tröpfelnde, sondern sofort wolkenbruchartig sich ergießende Regen — so entspinnt sich ein wunderbar bewegtes und zauberhaft wirkendes Leben. In einem Nu haben sich die Gewässer in den Thälern zu reißenden Strömen vereinigt, die in mächtigem Schwung durch die Fiumaren herunterschießen; Brücken trifft man, außer in den Städten, nur wenige an, und es führen die Straßen ganz einfach durch die im Sommer ausgetrockneten Fiumaren; sowie nun diese Fiumaren wieder ihre richtige Verwendung finden und zu dem werden, zu was sie geschaffen, nämlich zu Bächen, und zwar zu recht reißenden, so steht der Verkehr auf den Straßen still, insofern wenigstens die nach ihrem Dorfe eilenden Bauern es nicht vorziehen, durch das Wasser zu waten, was nicht selten mit großer Gefahr verbunden ist. Dem Durchwaten steht aber auch bei dem besten Willen und dem größten Muthe der Bauern ein anderes Hinderniß entgegen; da die Bauern in der Mehrzahl sich auf Eselsrücken in die Stadt begeben, so muß nämlich zum Durchwaten die Erlaubniß der Esel eingeholt werden, und bekanntlich sind diese, übrigens in anderer Hinsicht auf das Schändlichste verleumdeten Thiere, ziemlich eigensinnig; — oder soll man sagen energisch? man hat ja noch nicht feststellen können, wo die Energie, die eine gute Eigenschaft sein soll, aufhört, und wo der Eigensinn, den man eine Unart nennt, anfängt. Wie dem auch sein mag, der Esel besitzt, sagen wir, den Eigensinn, nicht gern durch ein Gewässer zu waten, das um ihn herum aufschäumt, dessen Tiefe er nicht ermessen kann, und das übrigens noch dazu sehr schmutzig ist. Er bleibt also — oder besser sie bleiben also stehen, denn es sind ihrer immer eine ganze Menge, die sich in demselben Gefühle, sagen wir diesmal, der Energie weigern, durch die Fiumare zu gehen. Die Bauern und Bäuerinnen in ihren malerisch zerfetzten Trachten rufen und schlagen; die Esel lassen sich Alles gefallen und bleiben, in dem Bewußtsein ihres Rechtes und mit dem Selbstgefühl ihrer Pflichterfüllung, ruhig stehen, indem sie die Ohren spitzen und das Wasser beobachten. Von einem Weitergehen wäre in solcher Lage überhaupt keine Rede, und ständen die Bauern seit Anfang der Welt vor den Fiumaren, bis eben der Bach wieder von seinem Berufe zurückgekommen und sich in einen Stein- und Sandweg verwandelt haben würde, — wenn nicht in den süditalischen Städten die Sippschaft der Ragazzis oder auf gut deutsch der Straßenjungen in großer und besonderer Blüthe stände.

Diese Straßenjungen, die in anderer Hinsicht nicht eben zu dem High-Life der Gesellschaft gehören, auch keinen Anspruch darauf erheben, leisten nun in solchen Fällen dem Gemeinwesen ganz ausgezeichnete Dienste. Etwa wie die Hunde im Orient, die ja auch zuweilen an die Stelle der abwesenden Polizei und Sanitätsbehörde treten und die Reinlichkeit in den Straßen, wenn auch auf ganz besondere Weise, wiederherstellen, so stellen die sicilianischen Ragazzis bei Ausbruch eines Gewitters die Wegbarkeit durch die Fiumaren wieder her. Sie versammeln sich nämlich in Schwärmen an den Stellen, wo die Straße durch die Fiumare zieht, springen mit Geschrei in dem zischenden Wasser hin und her, und zeigen den Wagen und Reitern den Pfad, auf welchem sie, ohne in eine plötzlich eröffnete Untiefe zu versinken, durchkommen können. Freilich ist es schon öfter passirt, daß einige von diesen Jungen, meistens Kinder von Lazzaronis oder armen Schiffern, einen Fehltritt thaten und von dem reißenden Strom ins Meer getragen wurden; dies hindert aber die Anderen nicht, ihr gefährliches Handwerk weiter zu treiben! Steht nun eine Anzahl von Eseln vor der Fiumare, die sich weigern durch das Wasser zu waten, so sieht man diese Kleinen sich wie ein Schwarm von Fliegen auf die Thiere stürzen; der Eine faßt den Esel bei dem Schwanz, der Andere beim Zaum, ein Dritter drückt, ein Vierter zieht; dabei heulen sie dem Esel wohlgemeinte Aufmunterungsworte zu, beloben seinen Muth, suchen seine Aengstlichkeit durch Witze zu beseitigen, und nach kurzer Bedenkzeit gehorcht auch der Esel, gerade als ob er in diesen Gesellen Freunde und Leidensgenossen erblickte; sind die Ragazzis nicht wie das arme Thier den Hieben und dem Schelten der großen Lazzaronis und der alten Schiffer ausgesetzt? und wer möchte behaupten, daß der Esel nicht mit seinem klugen Auge und, man mag darüber sagen was man will, mit seinem hellen Thierverstande eine geheime Sympathie zwischen sich und diesen Parias der Menschenwelt herauswittert? Er weiß jedenfalls, daß sie ihn nicht irre führen werden, und daher gehorcht er ihnen da, wo er seinem eigenen Herrn, der auf seinem Rücken sitzt, nicht traut. Von Ragazzis umgeben, umhängt, umschrien, tritt der Esel mit behutsamem Schritt, den Kopf bedächtig heruntergesenkt, in das schäumende Wasser; die feinen Füße heben sich bei jedem Schritt hoch über die Wellen; die Ohren stehen hoch erhoben, wie es die Esel bei wichtigen Gelegenheiten zu thun pflegen; — ist der letzte Schritt gethan, so jubelt das ganze Volk zusammen hell auf, und der Esel stimmt mit der ganzen Macht seines melodischen Tenors in den Jubel ein.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Shakespeare und Elisabeth.

Park.

Elisabeth
(während Shakespeare eintritt und sich verneigt, für sich).

Sein Feuerblick und seine hohe Stirne
Verkünden den gebornen Dichter. (Laut.) Ihr
Seid also Meister William Shakespeare, der
So mächtige Tragödien und mit Glück
So manches muntre Lustspiel schrieb.

Shakespeare.

Er steht vor Euch, erhab'ne Königin.

Elisabeth.

Mit vielem Wohlgefallen hab' ich Eure
Komödie „Sommernachtstraum" angesehn
Und manches andre. Etwas aber fehlt Euch,
Das Haupterforderniß des wahren Dichters:
Gelehrsamkeit. Könnt Ihr Latein?

Shakespeare.

Ich darf
Behaupten, daß ich etwas mächtig bin
Der Sprache Roms und seiner Helden.

Elisabeth.

Gut!
Allein, Ihr solltet es verstehn, wie Johnson,
Der mit soviel Geschicklichkeit die Fabeln
Der Alten, ihre Redekunst und Weisheit
In seinen Stücken einzuflechten weiß.

Shakespeare.

Ich fürchte, wenn ich mit dem Kenntnißreichthum
Ben Johnsons, meines Freundes, mich belüde,
Ich würde kaum mich zum Parnaß erschwingen.
Doch Johnson ist ein Adler, welcher kühn
Zur Sonne fliegt, ich bin der Falke, nur
Gehorsam den Befehlen meiner Dame.

Elisabeth.

Ei, Eurer Dame? nun wer ist sie denn?
Gewiß ein hübsches Töchterchen in einer
Der lustigen Tavernen an der Themse.

Shakespeare.

Verzeihen, Majestät!

Elisabeth.

Ich hört' es sagen.

Shakespeare.

Ihr wißt, erlauchte Herrin, stets entweder
Erfindet Fama oder schmückt Vorhandnes
In übertriebnen Farben aus; doch wahr ist,
Daß wer die bunten Scenen dieser Welt
Auch auf der Bühne zeigen will, nicht nur das Hohe
Und Große kennen, sondern auch das Niedre
Beachten muß, um wahr und treu zu schildern
Was in der wechselvollen Wirklichkeit
Dem Spiel des Lebens dient.

Elisabeth.

Man sagte mir,
Ihr hofftet in den Adelsstand erhoben
Zu werden. Ist das wahr, und welches Recht
Glaubt Ihr zu haben, Meister Shakespeare, da Ihr
Schauspieler seid?

Shakespeare.

Erlauchte, gnädigste
Gebieterin, und dieser stolzen Insel
Erhabne Majestät, es kämpften ruhmvoll
Zur Zeit der alten Kön'ge meine Ahnen,
Und ihre Tapferkeit erwarb in Schlachten
Den Vorzug edlen Bluts, da sie es muthig
Vergossen für die Krone, aber Ungunst
Der spätern Jahre brachte das Geschlecht
In Armuth und in Dunkelheit — was mich
Betrifft und meine Leistung auf der Bühne,
So ist sie so geringer Art, so wenig
Beachtenswerth, daß ihr Gewicht nicht einmal
Zu meinem Nachtheil zählen dürfte.

Elisabeth.

Dies
Kommt hier nicht in Betracht; sobald der Spieler
Den falschen Purpur, den er ein paar Stunden
Getragen, ablegt, legt er auch die hohen
Gesinnungen von sich, und sinkt vor Andern
Und sich nur um so tiefer, weil er als
Der Narr sich einer Höhe fühlt, die ihm
Nur in der Täuschung eigen war, durch sie.
Dem falschen Stein gleicht seine Ehre, der
Nur in der Nacht, beim trügerischen Licht
Der Lampen echt erschien.

Shakespeare.

Wenn das Gefühl
Für seine Kunst und deren wahre Höhe
Ihn nicht erfüllt, dann wohl — doch besser so,
Als wenn er einen Narren oder Schurken
Nicht nur zu spielen hätte, sondern müßte
Auch einer sein; jedoch das reichste Leben
Das stolzeste, was ist es denn? Es ist
Nicht dauernder als unser Spiel, ein Nachbar
Des Moders, über ihn hinweg nur gleitend,
Ein flüchtig Schattenbild.

Elisabeth.

Ihr seid sehr kühn,
Doch will ich's Euch verzeihn. Ihr seid gewöhnt
So überstark Euch auszudrücken, sagt mir,
Wie kommt das, könnt Ihr Eure Menschen denn
Nicht auch wie andre reden lassen? Da
Muß alles poltern, donnern, feuerspeien.

Shakespeare.

Das Menschenherz von Leidenschaft bewegt
Wirft stürmisch seine Wogen nach dem Haupt,
Und zeugt darin die tiefen, blitzschnell sich
In kühnen Bildern gipfelnden Gedanken,
Und Worte wie Titanen überbieten
Sich selber, Fels auf Felsen thürmend.

Elisabeth.

Eure
Mit Bildern überladne Weise mögt Ihr
Indeß beschränken, rath' ich, haltet Maß!
Zum mindesten soll auch die Art zu reden
Den Unterschied der Herrn und Edelleute
Vor dem gemeinen Volke zeigen.

Shakespeare.

Ich werd' es mich bestreben, Majestät.

Elisabeth.

Verdiente Herrn an meinem Hofe haben
Mit großem Lobe mir von Euch gesprochen,
John Spielmann, unser Juwelier besonders,
Der Euer Freund ist, und deß Wort mir gilt.
Ich will Euch wohl, wenngleich schon manche Klagen
Von Dienern meiner Kirche gegen Euch
Schauspieler an den Thron gelangten. Geht nun,
Und schreibt ein Stück, worin der dicke Ritter
Sir Falstaff, über den wir Alle lachten,
Die erste Rolle hat. Hier meine Hand,
Ihr dürft sie küssen, oft bei Eurem Spiele
Gab sie den ersten Beifall. William Shakespeare,
Ich bin Euch eine gnäd'ge Königin.

Shakespeare.

Hoch lebe meine gnäd'ge Königin!

Hermann Lingg.

Unter den modernen Troubadours.

Von Richard Kaufmann.

Es geht mit den Volksphysiognomien, wenn man sie im Abstande sieht, wie mit den Bergen, denen man sich nähert. Der erste Eindruck, den das Auge erlangt, ist eine große Ebene, wo das Ganze in graugrüner Einförmigkeit verschmilzt; aber nach und nach, je nachdem man sich nähert, wird die Einförmigkeit unterbrochen; es springen hohe Punkte hervor, es öffnen sich Klüfte, das Graugrüne löst sich in hundert Farbennuancen auf. Gerade so verhält es sich auch mit dem Volke, das man persönlich kennen lernt: statt der unbeweglich steifen Maske, die von den historischen Phänomenen gebildet worden ist, sieht man ein lebendiges Gesicht, auf dem jede seelische Bewegung sich mit verschiedenen Ausdrücken abspiegelt.

Niemals vielleicht möchte sich dieses Bild besser eignen, als gerade in Betreff Frankreichs. Der Ausdruck des Volkscharakters ist so groß und so bestimmt, daß man vermeint, die Maske, die sie ausdrückt, müsse absolut entsprechen. Aber es ist nur ein Ausdruck, wie er sich in der Ferne zeigt; es ist die Maske der Mehrheit, die man sieht, doch in der Nähe schauen die Sachen ganz anders aus.

Es ist beispielsweise als eine unbestreitbare Thatsache betrachtet worden, daß Südfrankreich die Wiege des Radicalismus sei. Man denkt sich dasselbe als nur mit rothen Revolutionsmachern bevölkert, als eine anarchische Pulvertonne, in deren Nähe nur ein Funke zu fallen braucht, um sofort zu explodiren. Und diese allgemeine Vorstellung scheint sich auch sichtlich auf volkspsychologische und historische Phänomene zu stützen. Der Südfranzose ist ausgeprägter Romane, sagt man, leicht beweglich, leicht entflammt, eine Natur, in deren seelischer Wirksamkeit die Phantasie weit mehr entwickelt ist als das ruhige Raisonnement. Er bleibt dadurch in den äußern Formen — wenn auch in seiner liebenswürdigen Weise — ein Stück eines „posseur“ und Schauspielers, und er geht einher mit einem permanenten, unbedingten Drange, das triviale Alltagsleben dramatisch und in großem Stile zu arrangiren. Die politische Revolution befriedigt diesen Drang; die Volksdemonstrationen, die Barrikadenkämpfe, Hotel-de-Ville-Eroberungen und dergl. mehr bilden sein rechtes Element. So lautet die Deduction, und die Geschichte übernimmt es stets, Beweise für ihre Zuverlässigkeit zu liefern. Seit 1789 hat keine Revolution in Frankreich stattgefunden, ohne daß Marseille, Lyon, Bordeaux, kurz gesagt, alle größeren südfranzösischen Städte augenblicklich hinter der Allarmtrommel einhermarschirten. Sie arrangiren socialistische Arbeitercongresse, sie wählen Communarden zu ihren Vertretern in die Kammer, sie stecken jeden Augenblick die rothe Fahne aus, wenn sie nur dazu kommen können, und sie thun alles dies mit einem Eclat, mit lautem Geschrei, mit einer Massenwirkung, daß man, wenn man diese Manifestationen im Abstande sieht, unmöglich anders glauben kann, als daß diese aus einer ganz compacten Bevölkerung hervorgegangen seien. Derjenige indeß, der nach den südlichen Provinzen Frankreichs mit einem Gefühle reist, sich einem kochenden Krater zu nähern, von dem die Lava der Revolution stets am heißesten und wildesten sich herabwälzte, wird, wenn er dorthin gelangt, durch die wirklichen Verhältnisse im höchsten Grade überrascht sein. Natürlich wird er sowohl Typen als Strömungen, die zu den conventionellen Vorstellungen passen, finden — das Urtheil der Geschichte beruht niemals auf reinen Phantasiebildern —; aber er wird neben dem rothen Gespenst, das er von Allen angebetet zu finden erwartet, einem Conservatismus von Fleisch und Blut, voll ausgerüstet mit scharfen Worten und offenem Visir, begegnen, einem Conservatismus, der nicht auf Phlegma, sondern auf Leidenschaft beruht.

Dieser Conservatismus hat seine eigene Geschichte. Es gab eine Zeit, als Südfrankreich in einem gewissen Sinn im Begriff stand, Europas Centrum zu werden. Die hochentwickelte Cultur des alten Galliens war, wie die ganze antike Welt, von den hereinbrechenden Barbaren vernichtet worden; aber aus dem Schutt der begrabenen Ruinen schien ein neuer Vogel Phönix emporzusteigen. Das reiche Land zwischen der Loire und dem Mittelmeere war, rein materiell genommen, wieder zu Kräften gekommen, seine freien Handelsstädte blühten, seine glänzenden Höfe gaben den Ton an, wie Paris es heute thut; und von seinen stolzen Ritterburgen zogen Troubadours hinaus auf die Wanderung, überall den Preis ihrer herrlichen Heimat und ihrer schönen Frauen in dieser weichen, melodischen, seltsam berauschenden Sprache singend. Während einer ganzen Periode des Mittelalters ist es die Troubadourpoesie, um die sich Alles sammelt; sie fängt gleich einem Brennpunkt alle Ausstrahlungen ihres Lebens in sich auf, und indem sie das ganze Zeitalter hindurch dominirt, umgibt sie gleichzeitig die südfranzösische Sprache mit einem Glanz, der fast nicht geringer war, als ehemals der der Römer. Sie ertönte in allen Ecken der Welt, wohin die Cultur jener Zeit gelangte, und wo ihre großen Götzen, die Rittertugenden und die Anbetung der Frauen auf dem Throne sitzen; Könige und Fürsten aus den fernsten Ländern dichteten in dieser Sprache, und durch diese nimmt sie geradezu einen universellen Charakter an.

Aber da brachen die Albigenserkriege aus. Nordfrankreich wirft sich über den Süden, wie früher die Barbaren von Osten her sich über Gallien warfen, Handel und Verkehr gehen zu Grunde, die stolzen Ritterburgen werden vernichtet, die Troubadours werden arm und heimatlos, ihr Gesang verstummt und mit ihnen hört auch die Propaganda für die schöne südfranzösische Sprache auf. Selbst von ihrer Heimat suchen die neuen Herren sie zu verjagen: sie dringen dem Rechtswesen, der Kirche, dem ganzen öffentlichen Leben ihre eigene Sprache auf und nach und nach sinkt denn die hochentwickelte, fast die Welt beherrschende Sprache der Troubadours herab, um ein einfacher Provinzialdialekt zu werden, der keine Literatur mehr aufzuweisen hat und nur von Bauern und dem niedern Volke gesprochen wird.

Bis zu unserm Jahrhundert, sogar während mehrerer Decennien desselben, ist das Verhältniß so gewesen. Die südfranzösische Zunge, „die romanische Sprache“, unter welchem Namen die Linguisten die von einander nur wenig abweichenden Dialekte sammeln, welche in der Provence und in Languedoc, sowie in den angrenzenden Provinzen Spaniens und Italiens gesprochen werden, hat keinen einzigen Verfasser gehabt, sie ist von keiner Kanzel herab erklungen, sie ist in keiner öffentlichen Versammlung gehört worden; aber nichts desto weniger hat sie fortgefahren zu leben. Noch heutigen Tages wird sie in Frankreich von über acht Millionen Menschen gesprochen, und wenn man die Dialekte von Catalonien und Ligurien mitzählt, so erreicht diese Zahl sogar zwölf Millionen. In allen südlichen Departements, besonders in den Provinzen Provence und Languedoc ist sie nicht blos die Volkssprache in so ausschließlicher Ausdehnung, daß viele Landbewohner in die Kirche gehen, ohne ein einziges Wort von der französischen Rede des Geistlichen verstehen zu können. Diese Sprache wird sogar mit Vorliebe von der gebildeten Bevölkerung der Stadt gebraucht, es fehlt ihr nur der officielle Stempel, um im Handumdrehen die absolut alleinherrschende zu sein. Aber man versagt ihr diesen officiellen Stempel, es ist ihr nur gestattet, ihr stilles bescheidenes Dasein als Bauerndialekt weiter zu fristen.

Es liegt in diesem Verhältniß etwas Verkehrtes, etwas Unnatürliches, das unmöglich in einer Zeit ungerügt fortbestehen kann, welche gerade auf jedem Gebiete das Recht zu leben für Alle und Alles, was noch Kraft zum Leben in sich hat, fordert. Die zähe Liebe zur Muttersprache, welche die vielen Jahrhunderte hindurch die romanische Sprache beschützt hat, so daß sie aus der Periode des Vegetirens herausgetreten ist, ohne das Geringste eingebüßt zu haben, weder an ihrer Schönheit noch an ihrer Lebenskraft, sie hat endlich in unseren Tagen in einem energischen Protest gegen die Erniedrigung dieser Sprache und in einem energischen Bestreben, sie wieder emporzuheben, wenn auch nicht zu ihrem früheren Glanze, so doch jedenfalls zu einem gleichberechtigten Platz neben den anderen modernen Culturssprachen, Ausdruck gefunden.

Die Seele dieser Bewegung sind die Erben der Troubadours in unserer Zeit, die sogenannten „Felibres", ein selbstständig erfundener, und, soweit mir bekannt, von der ersten Stadt, wo sich der Dichterkreis versammelte, entnommener Name, der nach und nach zu dem gleichbedeutenden Begriff: „Poet" geworden ist. In dem schönen Lande der Troubadours sind die Töne der Troubadours sicherlich stets gehört worden; die Quellen der provencalischen Volkspoesie haben niemals, selbst in der trockensten Perrückenzeit, nicht gänzlich zu fließen aufgehört; aber erst in unseren Tagen sind Versuche gemacht worden, diese Volkspoesie in die Tracht der Kunstliteratur zu kleiden und dadurch wieder der Volkssprache Ansehen und Rang zu verschaffen. Statt nach Paris zu gehen, um Weltruf und Millionen zu gewinnen, sind die Dichter der Provence und von Languedoc daheim in ihren Dörfern geblieben; sie haben dort gesagt, was sie zu sagen hatten, in ihrer eigenen Sprache, sie haben hier wie die Troubadours von ihrer herrlichen Heimat und ihren schönen Frauen gesungen; sie haben auf Villen und Schlösser und auf den Lehnstuhl der Akademie verzichtet und sich bescheiden darein gefunden, ihr Brod als Buchhändler, Bäcker, Landleute u. s. w. zu verdienen, während sie gleichzeitig der Poesie wegen dichteten. Sie sind freilich persönlich weniger berühmt worden, als sie unzweifelhaft geworden wären, wenn sie wie ihre Landsleute Daudet und Zola die Wahl getroffen hätten, in französischer Sprache und in der Modeform der Poesie zu schreiben. Aber sie haben es erreicht, eine Aufmerksamkeit für ihre Sprache zu erwecken, die von Tag zu Tag sich steigert, und sie haben dadurch den tiefsten und wärmsten Drang ihres Herzens befriedigt. Deutschland besitzt bereits zwei Zeitschriften, welche sich ausschließlich mit der romanischen Sprache und Poesie beschäftigen; es werden hierüber Vorlesungen an deutschen Universitäten gehalten und die neuen Hauptwerke der provencalischen Poesie findet man in guten, von wirklichen Dichtern besorgten deutschen, englischen und italienischen Uebersetzungen. In Frankreich selbst hat man freilich — vielleicht theils aus Eifersucht, theils weil die Pariser Blätter die provencalischen Dichter durch die Beschuldigung separatistischer Tendenzen verhaßt machten — lange sich dagegen gesträubt, der neuen romanischen Poesie seine Anerkennung zu gewähren, aber die Akademie hat doch nicht umhin können, mehrere ihrer meist hervorragenden Arbeiten mit dem Preise zu krönen, und nachdem Kritiker, wie Pontmartin und Merimée geradezu erklärt hatten, daß der Provencale Mistral unbedingt zu den größten Dichtern unserer Zeit gehöre und vielleicht seit der Odyssee kein so schönes klassisches Werk wie seine epische Dichtung „Mirèio"*) geschaffen sei, ist jedenfalls dieser Dichter von dem französischen Nationalstolze adoptirt worden, und das einzige Mal, als er von seinem Dorfe Maillane nach Paris reiste, war er der Gegenstand stürmischer Ovationen, wie denn auch alle Notabilitäten Frankreichs fortwährend nach diesem Winkel zwischen Vaucluses Bergen hinabreisen, um ihn zu besuchen und ihm in aller Stille eine Huldigung darzubringen, die er auf die liebenswürdigste und bescheidenste Weise von der Welt annimmt.

Nicht wenige von den anderen provencalischen Dichtern, besonders Roumanille**) und Aubanell***), welche beide als Buchhändler in Avignon leben, Felix Gras†), der Friedensrichter, und Anselm Mathieu††), der in derselben Stadt ein Hotel besitzt, sowie William Bonaparte Wyse†††), der, obschon geborener Engländer, die Liebe zu dem Lande und der Sprache seiner Mutter, Lutetia Bonaparte, nicht hat verleugnen können, sind auf gutem Wege, gleichfalls reiche Anerkennung innerhalb der südfranzösischen Bevölkerung, für die sie zunächst schreiben, zu erlangen. In nicht vielen Jahren werden vielleicht die „Felibres" die Dichter sein, die vorzugsweise gelesen werden. Ihre Gesänge sind mild in der Blasirtheit der Gegenwart, eine reich strömende Quelle von frischer und unmittelbarer Poesie.

Sie haben sich vorläufig in einem Verein zusammengethan, der sich freilich nach außen hin nur als mit einem überwiegend gesellschaftlichen Charakter kennzeichnet, der aber daneben stark für die Lebenssache der „Felibres" in allen Punkten Propaganda macht: für die romanische Sprache. Die Provence hat ihre felibristische Gesellschaft, Languedoc die seinige, beide mit zahlreichen Mitgliedern, unter welchen viele südfranzösische reiche Leute und Notabilitäten sind, deren Einfluß die dürftigen Verse, welche sie schreiben, ersetzen muß. Hin und wieder versammeln sich diese Vereine, die von einem noch stärker prononcirten brüderlichen Geist des Zusammenhaltens durchdrungen sind, als irgend ein Freimaurerbund, zu einer Art Sängerfest im Troubadourstil, bei welchem jedes Mitglied seinen poetischen Beitrag mitbringen muß, und welche nicht selten Preisbelohnungen aus der Hand der schönsten Frau vertheilen. Man trinkt „Felibres-Wein", den ältesten von allen Weinen, behaupten die Dichter selbst, von welchen ein Glas genügend sein soll, um Begeisterung hervorzurufen; man preist in Versen und Reden das schöne Land, das sie bewohnen, und lobt dessen theure Sprache; man belobt die gegenseitigen Produkte und berauscht sich an dem Wein, an der Poesie und an den Lobreden. Aber gleichzeitig gebären diese Zusammenkünfte dennoch auch eine wirkliche Frucht. Sie haben schon die Initiative zur Errichtung eines Theaters ergriffen, das vor kurzer Zeit in Montpellier eingeweiht worden ist und in welchem nur Stücke in romanischer Sprache aufgeführt werden sollen; sie haben eine Zeitschrift errichtet, um die Interessen dieser Sprache wahrzunehmen und die Idee zu einem großen Blatt wie Paris-Murcia in romanischer Sprache ergriffen, um dem romanisch sprechenden Bruderstamm auf der Balkanhalbinsel zu Hülfe zu kommen, und sie haben, was vielleicht das Wichtigste ist, umfassende philologische Studien beschlossen, mit dem Zwecke, der Volkssprache feste wissenschaftliche Formen zu geben und die verschiedenen Dialekte zu einer Schriftsprache mit bestimmten, allgemein geltenden Regeln zu verschmelzen. Mistral hat sogar die Herausgabe einer kolossalen lexikographischen Arbeit begonnen, die ein romanisches Seitenstück zu Litrés Werk sein soll.

Nach und nach, je nachdem nun diese ursprünglich rein sprachliche Bewegung emporgewachsen ist, nach und nach, je nachdem sie immer stärkern Anschluß bei den gebildeten Klassen und Sympathie bei dem Volke gefunden hat, hat sie zugleich andere Elemente in sich aufgenommen und ist allmählich die Grundlage für einen durchgehenden Conservatismus auf allen Punkten geworden. Die Liebe zu der alten Sprache flammt äußerlich auch zum nationalen Selbstgefühl an, das übrigens in Betreff Südfrankreichs stets stark ausgeprägt gewesen ist und oft genug historisch geradezu einer feindlichen Position gegenüber dem Norden Ausdruck verliehen hat. Dieses Selbstgefühl ruft das natürliche Anhangen an Allem, was dem Heimatslande eigenthümlich ist, zum Bewußtsein, und es umgibt die alten Sitten und Gebräuche, welche sich auf Grund der Entlegenheit des Landes von der Hauptstadt erhalten haben, mit einem Schein von etwas Heiligen, das nicht berührt werden darf, weil es eins von den Momenten ist, um zu zeigen, daß man ein eigenes Volk ist, das ein Recht hat, seine eigene Sprache zu besitzen. Dieses Selbstgefühl hält fest an der Nationaltracht und äußert sich in dem Grade, daß selbst Frauen aus den Städten, verheirathet mit Männern in hervorragenden Stellungen, stets diese Tracht beibehalten und sie nicht einmal ablegen, wenn die Amtsstellung ihrer Männer eine Versetzung nach anderen Gegenden des Landes mit sich führt. Dieses Gefühl nährt in seiner Bewunderung für die Zeit, wo die nationale Sprache geehrt und mächtig war, eine tiefe

*) Seine Hauptarbeit ist „Mirèio", der Name des jungen provencalischen Mädchens, das die Hauptperson des Gedichts bildet, ebenso seine andere große epische Dichtung „Calendau", wo die Handlung gleichfalls in der Provence spielt, nehmen indessen einen nicht weniger hohen Rang unter den modernen Dichterwerken ein. Von beiden Arbeiten findet man verschiedene französische Uebersetzungen.

**) „Les Oubreto" und andere Arbeiten in Versen und in Prosa.

***) „La Miougrano eutre-duberto" und andere lyrische und epische Gedichte.

†) „Li Carbounié" sowie mehrere größere epische Dichtungen.

††) „La Faroudoulo", lyrische Gedichte.

†††) „Li Parpaioun bleo", lyrische Gedichte.

Liebe zu Allem, was alt ist und an eine entschwundene Zeit erinnert.

Die Bewegung führt indessen auch andere Folgen mit sich. Indem die „Felibres" sich als Bannerführer für das Recht ihrer Sprache an die Spitze stellen, finden sie die Literatur, die ihre natürliche Feindin wird, weil ihre Sprache es ist, welche ihre eigene unterdrückt, von den materialistischen und atheistischen Tendenzen der Zeit durchdrungen. Der Kampf ist für sie ebenso hart als ernst, und es ist ganz natürlich, daß er sie auf allen Punkten in das Lager derjenigen führt, die gegen ihre Widersacher scharf Fronte machen. Gleichzeitig entwickelt ihr stilles, abseits gelegenes Dasein auf dem Lande, die lichte, frohe, romantische Natur ihres Heimatlandes, die Poesie, deren Tradition sie als Erbe antreten, gerade eine antimaterialistische und antiatheistische Lebensanschauung, welche gleich einem rothen Faden durch ihre ganze Dichtung geht. Diese Lebensanschauung bringt von der populären Poesie, welche in jedem Fall die einzige geistige Nahrung der niedern Volksklassen ist, in die ganze Bevölkerung ein, wird in ihr Bewußtsein aufgenommen und befestigt die bei jeder Landbevölkerung eigenthümliche Neigung zum Conservatismus und zur Religiosität und verbreitet auf diese Weise immer mehr diese stille, aber zähe und langsam sich ausbreitende Propaganda.

Dies ist die Erklärung des Conservatismus, dem der Fremde mit Erstaunen dort unten in dem Lande der rothen Anarchisten begegnet. Daß diese so umfassende Bewegung sich nicht gleichzeitig auf dem rein politischen Gebiete wiederfinden sollte, würde sehr auffallend sein. In der Wirklichkeit offenbart sie sich denn auch auf eine nicht weniger in die Augen fallende Weise als auf allen anderen Gebieten. Es ist schließlich die Staatsmacht, welche die Sprache, die diese Menschen lieben und für die sie kämpfen, niederhält; sie ist es, welche vor ihnen als Repräsentantin für alle Ideen steht, welche ihnen verhaßt sind und ihnen täglich immer verhaßter werden wird, weil sie von den Anhängern und Beamten der siegenden Regierung aufgestachelt und gereizt werden, und es liegt daher in der Natur der Dinge selbst, daß diese Menschen Fronte gegen diese Staatsmacht machen und sie nach und nach in die intensive Erbitterung drängt, welche dem Kampfe für eine wirkliche Lebensfrage gewöhnlich folgt.

Trotz des Conservatismus, den die „Felibres" offen zur Schau tragen, sind sie indessen Kinder des Südens; ihre Natur gestattet ihnen nicht, sich mit akkordirenden Mitteln oder Zwischenformen zufrieden zu geben, sie müssen hinaus in das Extreme, und sie gelangen auf diese Weise dahin, dem politischen System anzugehören, das der bestehenden Regierung absolut entgegengesetzt ist. Wenn man Nizza und Cannes, mit dem sie nächst umgebenden Auflande, ausnimmt — zwei Städte, welche im Grunde nur eine Art Vorstädte für die elegante Welt von Paris sind — wird man im ganzen Süden fast keinen einzigen Bonopartisten finden; dagegen erstaunt man über die ungewöhnlich große Zahl Legitimisten, die man hier antrifft und dazu Legitimisten von reinstem Wasser, hartnäckige Vertheidiger der weißen Fahne mit all ihrem Zubehör. Jede Stadt hat ihren legitimistischen Club und ihr legitimistisches Café neben dem radicalen; bei jedem Schritt, den man macht, sieht man Damen mit Lilien übersäeten Kleidern, ja, selbst auf den Tüchern, die die Bauerfrauen auf dem Kopfe tragen, sieht man die königliche Blume eingewebt. Jeder kleine District hat sein legitimistisches Blatt von so ausgeprägter Farbe und mit so scharfen Artikeln, daß sie fast kindlich naiv werden, und jeder zweite, dritte Mensch, mit dem man spricht, betrachtet die Treue gegen König und Kirche als die nothwendigste Bedingung, um ein normaler und rechtschaffener Mensch zu sein. Südfrankreich kann sogar die Seltsamkeit aufweisen, daß es kleine Städte gibt, deren Communalrath legitimistisch ist. Dies ist um so auffallender, als man in der Vendée und Bretagne vergebens nach ähnlichen Verhältnissen suchen würde. In diesen Gegenden gewinnt die Republik so zu sagen tagtäglich Terrain, und es dürfte kaum einem Zweifel unterworfen sein, daß „der König" nun seine zahlreichsten und treuesten Anhänger im Süden hat. Die Republikaner sind freilich auch dort in der Majorität; sie halten mit allen erdenklichen Mitteln die Bewegung nieder; sie verbieten legitimistische Prozessionen, sie schließen ihre Cafés und führen gleichzeitig selbst das große Wort so laut, daß man sie im Abstande bemerken muß. Aber dies ist es gerade, was den Widerstand herausfordert.

Es kann vielleicht, wenn man den Grund zu dem ganzen Zustand dieser Sache in dem Kampfe für die nationale Sprache sehen will, der Einwand gemacht werden, daß sogar unter den Vorkämpfern dieser Sache, unter den „Felibres" sich ausgeprägte Radicale neben Legitimisten befinden. Eins der hervorragendsten Mitglieder der „Mantenencia" (Felibres-Gesellschaft) in Languedoc, Xavier de Ricard, hat gleichzeitig, als er seinen Marquistitel niederlegte und sein Vermögen zu wohlthätigen Zwecken verwandte, sich ziemlich unverhüllt auf die Seite der Commune gestellt. Fragt man indessen die Leiter, wie es ihnen möglich war, mit ihm und ähnlichen Rothen zusammen zu gehen, dann erhält man die Antwort, daß beide Parteien doch in letzter Instanz gegen die bestehende Regierung kämpfen, und daß der Kampf für die Sprache jedenfalls die Hauptsache sei. Dieses Einverständniß zwischen den verschiedenen Parteien hat doch vielleicht auch ein anderes Motiv, wenn auch dies zum Theil bisher nur unbewußt vorhanden ist: die Rothen wollen Frankreich zu einem Bunde von kleinen Republiken umbilden, und die Bewegung der „Felibres" geht, wie mehrere ihrer Hauptleiter unzweideutig zugestanden haben, auf ein Losreißen von Paris aus, wenn ihre Sprache nicht auf andere Weise zu ihrem Rechte kommen kann, in Verbindung mit einem Förderativanschluß an Spaniens nördliche Provinzen unter einem Bourbon.

Hier liegt eine Gefahr vor, für welche die französische Regierung kein richtiges Verständniß hat. Es würde sicherlich leicht sein, diese antirepublikanische Strömung zu unterminiren, wenn man den „Felibres" in diesem Punkte, der jedenfalls für ihre Führer das unbedingt Entscheidende ist, ein wenig entgegenkommen würde. Jetzt sehen diese modernen Troubadours in der Wiederaufrichtung des traditionellen Königthums die einzige Rettung und neuen Ruhm für die theure Sprache. Sie schließen sich an den Chambord-Prätendenten und seine Lilien aus keinem andern Grunde an. Würde die Republik ihnen geben, was man vom „König" erwartet, weil er der absolute Widersacher derselben ist, würde die Regierung ein wenig Entgegenkommen der romanischen Sprachbewegung, ein wenig Interesse für die Bewahrung des jedenfalls schönen und hoch entwickelten provancalischen Dialekts zeigen, dann würde sie sehr bald ihre Feinde dort im Süden in Freunde verwandeln. Die moderne französische Sprache hat nichts zu fürchten, sie ist unter allen Umständen stark genug, um jeder Concurrenz zu begegnen.

Nana in deutschem Gewande.*)

In deutschem Gewande? Wenn ich diese bei Uebersetzungen häufig gewählte Wendung hier gebrauche, so weiß ich wohl, daß sie nicht ganz zutreffend ist, „in deutscher Entkleidung" wäre vielleicht geeigneter. Denn nun, da die immer mehr oder minder reizvolle fremdländische Hülle gefallen ist, wirkt der Inhalt des Zola'schen Romans noch abstoßender und widerwärtiger.

Ja, diese Uebersetzung macht einen noch roheren und unanständigeren Eindruck als das Original, und das will etwas sagen. Allerdings hat der Uebersetzer den vergeblichen Versuch gemacht, Einzelheiten zu bemänteln und zu verschleiern. Diese Aeußerungen des intermittirenden Schamgefühls lassen aber die Schamlosigkeit des Ganzen nur um so deutlicher erkennen. Ich gehöre nicht zu jenen zimperlichen Leuten, die die Werke der Dichtung und Kunst durchaus vom Gesichtspunkte der bürgerlichen Wohlanständigkeit aus betrachten und deren Sittlichkeit nach den

*) Nana. Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen von Armin Schwarz. Budapest 1881, Gustav Grimm.

Auffassungen der höheren Töchterschulen bemessen wollen. Ich begreife sogar, daß Emile Zola ernsthafte Vertheidiger findet, die selbst seine verwegensten Werke vom Standpunkt der Sittlichkeit aus — ich meine: der höheren dichterischen Sittlichkeit — in Schutz nehmen. Und auch diejenigen, welche den crassen Realismus Zolas auf das Entschiedenste bekämpfen und über seine Werke den Stab brechen, werden das große Talent dieses scharfsinnigen Beobachters, dieses mit einer seltenen Anschaulichkeit begabten Erzählers willig anerkennen müssen und wenigstens die Möglichkeit zulassen, daß Zola bei seiner Dichtung von vornehmen und lauteren Motiven beseelt sei und das Wahre anstrebe; sie werden eine Verirrung für denkbar halten.

Aber anders steht es mit dem Uebersetzer. Sein Werk ist aller dichterischen Leidenschaft baar. Es ist eine nüchterne technische Arbeit; und daß sich auch für „Nana" — für diese gewiß bedeutendste, aber ebenso gewiß auch schauerlichste Schilderung der sinnlichen Verirrungen und unsagbaren Laster einer durch und durch verfaulten Gesellschaft — ein solcher nüchterner Arbeiter finden würde, das habe ich mir nicht träumen lassen. Diese Verschleppung der blondgelockten Nana und ihrer Busenfreundin Satin aus dem Pariser Patschuli- und Kloakendunste nach Deutschland — diese Uebersetzung, bei der keine philosophische Tendenz und keine dichterische Inspiration mitgewirkt haben, die lediglich als das Resultat der kaufmännischen Speculation auf die Skandalsucht und Lüsternheit des Publicums zu betrachten ist, dünkt mich weit unsittlicher und verwerflicher als das Werk Zolas. „Nana" hat keinen Anspruch darauf, Aufnahme in die deutsche Uebersetzungsliteratur zu finden. Mag man über das französische Original urtheilen, wie man wolle, im Deutschen ist „Nana" nichts als ein Schmutzwerk.

Ich muß gestehen, daß es mich einigermaßen interessirt hat, zu untersuchen, wie der Uebersetzer sich seiner Aufgabe zu entledigen bemüht gewesen ist. Daß das Werk nicht getreu wiedergegeben werden konnte, muß einem Jeden einleuchten, der das Original gelesen hat. Selbstverständlich ist es mir nicht in den Sinn gekommen, mir das zweifelhafte Vergnügen zu machen, den Zola'schen Roman noch einmal von Anfang bis zu Ende zu lesen und die Uebersetzung mit dem Urtext zu vergleichen. Mein Wissensdrang ist vollkommen befriedigt worden dadurch, daß ich auf gut Glück hie und da einige Seiten im Original gelesen habe. Das hat aber auch genügt, um mir eine klare Vorstellung von dem Werthe der Uebersetzung zu machen und um mir ein Urtheil darüber zu erlauben.

Die Uebersetzung ist durchaus nicht gleichwerthig in ihren verschiedenen Theilen. Einzelne sogar recht schwierige Seiten sind ganz correct und in gutem Stil sorgfältig wiedergegeben, bei vielen andern aber wird diese Sorgsalt durchaus vermißt, und wenn auch nicht allzu große Mißverständnisse zu tadeln sind, so stören doch zahlreiche kleine Versehen, ungelenke Wendungen und plumpe Wörtlichkeiten, die den Sinn entstellen. Es ist zum großen Theil Fabrikarbeit. Zwischen den Zeilen liest man den Vertrag, den der Buchhändler mit dem Uebersetzer abgeschlossen hat, so und so viel Druckbogen innerhalb der und der Zeit zu liefern. Dem Uebersetzer scheint mehr daran gelegen gewesen zu sein, die Fristen innezuhalten, als gute Waare abzuliefern. Das Einzige also, was wenigstens vom literarischen Standpunkt aus zu Gunsten dieser Arbeit sprechen könnte: die gute Eigenschaft der Uebersetzung, fällt auch noch weg.

Der Uebersetzer hat sich die Arbeit so bequem wie nur möglich gemacht. Alle schwierigen Stellen, deren Wiedergabe Kopfzerbrechen verursachen konnte, hat er einfach weggelassen; und da steht ihm nicht etwa die heuchlerische Entschuldigung zur Seite, daß er diese Stellen mit Rücksicht auf das Schamgefühl des deutschen Lesers unterdrückt habe. Gerade einige der harmlosesten und saubersten Seiten sind unterschlagen. Man weiß, daß Zola in stimmungsvollen Schilderungen ein Meister ist. Diese Schilderungen gewähren dem Leser des französischen Originals das einzig ungetrübte Behagen; aber diese Schilderungen sind allerdings sehr schwierig zu übersetzen. Der Uebersetzer hat seine Unzulänglichkeit gefühlt und im Bewußtsein seiner Unfähigkeit das einfachste Mittel gewählt: er ist darüber hinweggegangen. Die schönsten Schilderungen sind oft bis auf die Hälfte, bis auf ein Viertel zusammengeschmolzen, und von den charakteristischen Details, die Zola so fein beobachtet, ist oft gar nichts übrig geblieben.

Andere Stellen sind allerdings blos deshalb unterdrückt worden, weil sie „zu stark" sind. Daraus will ich dem Uebersetzer keinen Vorwurf machen. Man könnte ihm im Gegentheil vielmehr vorwerfen, daß er in dieser Beziehung nicht radical genug zu Werke gegangen ist. Hätte er wirklich Rücksicht auf seine Leser genommen, so würde er mit dem Striche auf der ersten Seite angefangen und auf der letzten aufgehört haben. Es dauert bei Herrn Schwarz oft ein bischen lange, bis er roth wird. Wenn man den Unflath pfundweise um sich schleudert, dann kann es doch auf ein Quentchen Gemeinheit mehr oder weniger, das man im französischen Original liegen läßt, auch nicht mehr ankommen.

Aber die tugendhaften Anwandelungen des Deutschen zeigen sich nicht blos in der Unterdrückung, sondern auch in der Umschreibung des Anstößigen. Zola gebraucht Wörter, deren Uebersetzung an sich gar keine Schwierigkeit darbietet, die man aber nicht niederschreiben darf, weil es einfach in dem deutschen Buche unmöglich ist, den deutschen Ausdruck des Begriffs zu gebrauchen. Es sind Wörter, die nie gedruckt worden sind, — nicht einmal in dem objectiv wissenschaftlichen Wörterbuche, das keine Schamhaftigkeit zu besitzen braucht und keine Schamhaftigkeit besitzen soll. Ich halte diese Kraftausdrücke allerdings auch in dem französischen Original für durchaus unnöthig und entbehrlich und habe schon früher in meiner Recension des Zola'schen Romans meine Meinung dahin ausgesprochen, daß in allen Fällen ein weniger unfläthiges Wort stark genug gewirkt haben würde. Wenn aber der Dichter über die Stränge schlägt, so ist das Recht des Uebersetzers, den Ungefügen in Zucht zu bringen, noch immer ein zweifelhaftes.

Der Uebersetzer muß, wenn er literarischen Anspruch macht, als oberstes Gesetz aufstellen: den Charakter des Originals treu wiederzugeben. Gelingt ihm das, so kommen kleine Incorrectheiten nicht in Betracht. Für das Original aber, wie es Zola nun einmal geschrieben hat, sind diese Zoten und Rohheiten durchaus charakteristisch. Und wer sich einmal dazu entschließt, Zola zu übersetzen, muß wohl oder übel diese charakteristischen Unsauberkeiten respectiren. Angenehm mag es nicht sein, das will ich gern zugeben. Wem aber an der Reinhaltung seiner Hände gelegen ist, der soll eben den Schmutz nicht ansassen. Was nützt es da abzuschwächen? Was hat es für einen Zweck, wenn ab und zu an die Stelle eines schauerlichen Ausdrucks ein lammfrommes Wörtchen tritt? Ein Trunkenbold, den man von der Gasse aufgelesen hat, wird dadurch noch nicht salonfähig, daß man dem von Unrath starrenden Gesellen eine weiße Binde um den Hals legt.

Uebrigens darf man deswegen noch immer nicht glauben, daß der Uebersetzer allzu zimperlich gewesen sei. Es kommt ihm gar nicht darauf an, ab und zu ein recht starkes Wörtlein zu gebrauchen. Auf Seite 308 heißt es z. B.: „Ist es möglich, daß eine ehrbare Frau ihren Gatten betrügt? und obendrein mit diesem Saukerl Fauchery." („Si c'est possible, une femme honnête tromper son mari, et avec cette *roulure* de Fauchery.") Auf der folgenden Seite wird das Wort *„bête"*, das Nana ihrem Freunde gemüthlich an den Kopf wirft, recht anmuthig mit „Rindvieh" übersetzt. Für den Ausdruck Zolas, daß Nana „rentière de l'*ordure* des mâles" sei, findet der Uebersetzer keine geschmackvollere Uebersetzung als die folgende: „Die Schweinerei der Männer war ihr tägliches Brod." Von den stärkeren Stellen habe ich hier die gelindesten gewählt.

Nun vergleiche man das Deutsche mit dem Französischen! Die französische Sprache besitzt für Zweideutigkeiten eine merkwürdige Eleganz, ja sogar einen gewissen Charme; und selbst das ganz Unzweideutige, das Widrige und Ekelhafte besitzt noch einen gewissen mildernden Wohlklang. Die Begriffe sind dieselben hüben und drüben. Aber in unserer schönen und geist-

vollen Sprache besitzen die gemeinen und rohen Begriffe auch einen gemein und roh lautenden Ausdruck. In der französischen Sprache ist dies Gebiet viel cultivirter. Es lassen sich noch mancherlei Dinge französisch sagen, die deutsch unmöglich sind. Die französische Sprache besitzt dabei für Begriffe dieser Klasse einen Reichthum von Umschreibungen, an welchen die deutsche Sprache in dieser Beziehung nicht heranreicht. Das bemerkt man erst, wenn man für diese Gruppe von französischen Worten den deutschen Ausdruck gebrauchen will; dann bleibt eben nichts als die nackte Gemeinheit übrig. Uebrigens läßt sich der Uebersetzer auch in dieser Beziehung sinnentstellende Versehen zu Schulden kommen. Die *„coquine“* in dem Sinne, wie Zola sie auf Seite 344 gebraucht (traîter Nana en coquine) heißt auf deutsch „lüderliches Frauenzimmer“, und nicht, wie der Uebersetzer es wörtlich und falsch wiedergibt „Betrügerin“. Für den häufig wiederkehrenden Ausruf des Pariser Argot: *„zut“* gibt es allerdings im Deutschen kaum eine Uebersetzung. Er bedeutet etwa eine energische Negation, eine höhnische Abwehr, eine freche Provocation; er darf aber jedenfalls nie und nimmer, wie es der Uebersetzer thut, mit „Pst!“ wiedergegeben werden. Da hat der Uebersetzer, vielleicht weil der Druckerjunge gerade wartete, „zut“ mit „chut“ verwechselt. Wie leichtsinnig der Uebersetzer verfahren ist, erkennt man aus vielen anderen Versehen. In dem Roman ist oft von dem Gute die Rede, welches den Namen „Les Fondettes“ führt. Zola gebraucht diesen Namen gewöhnlich im Dativ, er spricht von einem Leben auf „Les Fondettes“ und schreibt da natürlich „Aux Fondettes“. Der Uebersetzer hat gar nicht bemerkt, daß das ein Dativ ist und meint, daß „Aux Fondettes“ ein Nominativ sei, er nennt also das Gut ganz gemüthlich: „Aux Fondettes“.

Aber wie werde ich denn eine solche Arbeit eingehender kritisiren und auf Einzelheiten hin prüfen! Ich wollte ja nur an einigen wenigen Beispielen die Beschaffenheit dieser Arbeit klar legen. Vielleicht wird man schon finden, daß ich dem Uebersetzer mit seiner Arbeit überhaupt viel zu viel Ehre erweise, von derselben Notiz genommen zu haben. Ich halte es indessen für eine falsche Vornehmheit, derartige Dinge todt zu schweigen. Es soll nicht gesagt werden können, daß man den Versuch gemacht hat, ein so durch und durch unsauberes Buch, wie dieses, in unsere Leihbibliotheken einzuschmuggeln, ohne daß auch nur ein Wort des Protestes dagegen laut geworden wäre.

Bei dem, der „Nana“ im Französischen liest und versteht, ist, wenn auch nicht gerade Bildung, so doch schon die genaue Kenntniß einer fremden Sprache vorauszusetzen, und das ist immerhin etwas. Nun aber ist der ungelehrtesten Nähterin, dem unerfahrensten jungen Mädchen, das eben aus der Volksschule entlassen ist, die bequeme Gelegenheit geboten, das schöne Buch von Anfang bis zu Ende ohne Schwierigkeiten in der Muttersprache zu lesen. Und für diese Errungenschaft muß dem Verleger und dem Uebersetzer doch gebührend gedankt werden.

Zum Glück ist dafür gesorgt, daß das Buch nicht in weite Kreise dringen wird. Das französische Original kostet 3 Mark, die deutsche schlechte Uebersetzung 7,50 Mark. Im Französischen ist Nana auf alle Fälle durch die Meisterschaft der Darstellung wenigstens in literarischer Beziehung fesselnd, im Deutschen ist dasselbe Buch wegen der Unbeholfenheit und Widerwärtigkeit des Ausdrucks langweilig und abstoßend. Außerdem ist die deutsche Ausgabe noch durch eine Reihe von miserablen Clichés, welche die Hauptfiguren und die widerwärtigsten Situationen darstellen, verunziert. Der Verleger hat also sein Mögliches gethan, um vor dem Ankauf zu warnen.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

I.

Das Jahr hat wieder einmal seinen Rundgang vollendet. Der Sommer ist vorüber und — die Berliner Kunstausstellung ist eröffnet. Am 4. September hat diese Eröffnung in gewohnter Weise, ohne jede besondre Feierlichkeit, stattgefunden. Das Lokal ist noch immer der „provisorisch“ für diesen Zweck vor fünf Jahren errichtete Fachwerkbau am Cantianplatz auf der nördlichen Spitze der Museums- und Packhofinsel, für welchen neuerdings als definitiver Ersatz der nach Vollendung der Stadtbahn überflüssig werdende Lehrter Bahnhof in Vorschlag gebracht worden ist. Möge derselbe bald zur Annahme und die Einrichtung jener Hallen zu einem anständigen Kunstausstellungspalast zur Ausführung gelangen! Der Gedanke ist ein so glücklicher, daß er die kräftigste Förderung wohl verdient.

Die mancherlei unzuträglichen Eigenschaften, welche Künstler und Publicum an dem bisherigen Gebäude zu tadeln finden, haben den Ersteren die Lust an der Beschickung der Ausstellung dennoch so wenig zu verleiden vermocht, daß die Zahl der zur Aufnahme gelangten Einsendungen diesmal sogar die der vorjährigen um 71 Nummern übertrifft. Enthält der diesjährige Catalog doch deren 1118, darunter 934 Oel- und Aquarellgemälde und Zeichnungen. Die Klagen der Künstler, besonders der Maler, über die mangelnde Kauflust auch des kunstfreundlichen und kauffähigen Publicums sind lebhaft und allgemein. Aber daß dieser Mangel einen hemmenden Einfluß auf die künstlerische Produktion bis jetzt geübt hätte, läßt sich nicht behaupten. Ebenso wenig hat derselbe die Neigung, sich dem Künstlerberufe zu widmen, in der Jugend gedämpft oder gar erstickt. Doch das gilt schließlich von *allen* Berufszweigen — überfüllt sind sie sämmtlich, aber der Andrang zu jedem derselben wächst trotzdem fort und fort.

Von den berühmtesten deutschen Malern der Gegenwart — die *fremden* haben die Berliner Ausstellung immer stiefmütterlich behandelt — hielten sich sehr auffälliger Weise so manche von der diesjährigen fern, die bisher seit ihrem ersten künstlerischen Debut nicht *eine* zu beschicken versäumten. Ein Berliner „Salon“ ohne Menzel, ohne Knaus, ohne Carl Becker, ohne Fritz Werner, ohne Andreas Achenbach! — der ausgebliebenen Süddeutschen, der Defregger, Lenbach, F. A. Kaulbach, Böcklin ꝛc., gar nicht einmal zu gedenken. Aus dem edeln Motiv „place aux jeunes!“ machen zu wollen, ist diese Zurückhaltung schwerlich abzuleiten. Zufälligkeiten tragen sicher viel mehr die Schuld daran, als ein überlegter Entschluß, eine hochherzige Resignation oder gar eine Rancune gegen Berlin. Das Resultat dieses Verhaltens aber ist, da unter den „Jungen“ und Unbekannten eben auch keine neuen blendend strahlenden Lichter, wenn auch eine und die andere außerordentliche Kraft (wie z. B. *Stauffer aus Bern*, der Bildnißmaler) zu bemerken sind, ein gewisser Mangel an besonders frappirenden Schöpfungen, wenigstens auf dem Gebiete der Malerei. Das Gros der ausgestellten Gemälde ist unvergleichlich besser als ehedem. Aber solche Werke, welche der Künstler und der wirkliche Kenner rückhaltlos bewundert, während die von dem Anblick ergriffene Menge sie schaubegierig umdrängt, sind nur sehr wenige vorhanden.

Fast gänzlich verschwunden ist, nach den zugelassenen Gemälden zu schließen, das den deutschen Malern ehedem charakteristische technische Ungenügen. Die große Mehrzahl derselben kann heut wirklich malen. Keinem fällt es gar noch ein, wie es in Alt-München bei Künstlern und Aesthetikern Mode war, aus der Noth eine Tugend zu machen und im Nichtmalenkönnen einen der stärksten Beweise der höheren idealeren Künstlernatur und echten Größe zu erkennen und zu preisen. Das heutige Geschlecht hat sich ehrlich bemüht, jenen Mangel, den man endlich als solchen ganz allgemein erkannt hat, zu beseitigen, und es ist ihm gelungen. Gerade die einstige heilige hohe Burg der idealistischen Cartonzeichner, *München*, welche das Malen nicht viel anders denn als gleichgültig nebensächliches Coloriren oder „Austuschen“ der Zeichnung ansahen und dem entsprechend behandelten, ist der Sitz und Ausgangspunkt einer echten *Maler*- und Coloristenschule geworden. Seit Jahrzehnten ist es nun das bevorzugteste Ziel der Kunstjünger, welchen das Studium und

Erlernen der am sichersten seligmachenden Maltechnik besonders am Herzen liegt.

Daß es der heutigen deutschen Malerei nicht ganz an solchen größeren öffentlichen Aufgaben fehlt, welche sie vor dem Versinken in Kleinlichkeit und vor der bloßen Hingebung an die Launen der Mode, an die Liebhabereien der Privatsammler und vor der Anbequemung an den Geschmack des großen bürgerlichen Publicums und der Kunstvereine am sichersten bewahren, daran wird man auf dieser Ausstellung wenigstens durch drei für solche monumentalen Zwecke bestimmte Gemälde von O. Knille, A. v. Heyden und Plockhorst erinnert. Manches andre Werk in dieser Art ist neuerdings entstanden, von dem hier freilich nicht einmal Entwürfe und Skizzen eine Anschauung geben. Aber viel mehr noch bleibt auf demselben Gebiet für Staat und Communen zu thun, wenn ein merkbarer wohlthätiger Einfluß auf unsere gemeinsame Malerei daraus resultiren soll.

Die heutige Bildhauerkunst in Deutschland hat über einen Mangel an Gelegenheit zu Schöpfungen monumentalen großen Stils noch weniger zu klagen. Die Neigung zum Errichten von plastischen Denkmalen zum ehrenden Gedächtniß großer Männer und Thaten der vaterländischen Kriegs- und Culturgeschichte steht in so hoher Blüthe, wie je in früheren Zeiten. Unsere Ausstellung läßt es an bedeutenden Zeugnissen dafür nicht fehlen. In dem großen Skulpturensaal drängen sich die Kolossalmodelle von Denkmalsstatuen, Schapers Lessing für Hamburg und Moltke für Köln, Hartzers Spohr für Kassel. In anderen Galerien untergebracht, finden wir die schönen Flachreliefs von Siemering für die architektonisch durchgebildete Hintergrundswand des Denkmals für A. v. Gräfe, dessen Kolossalstatue er dafür ausgeführt, deren Modell er aber hier eben so wenig ausgestellt hat, als irgend eines von seinem gewaltigen Kriegs- und Siegesmonument für Leipzig; das kleinere Hülfsmodell einer Gruppe für das Kriegerdenkmal vor dem Schloß Bensberg von Reusch; die Modelle der in Sandstein ausgeführten Kolossalstatuen Peter Vischers und Hans Holbeins für das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin von Sußmann-Hellborn; das Modell der Kolossalstatue König Friedrichs II. für die Herrscherhalle des neu umgestalteten Berliner Zeughauses von Brunow; Eberleins kleine Modelle der Statuen des Plato und Hippokrates für die Kieler Universität. Unleugbar geht auch durch manche derjenigen ausgestellten deutschen Bildhauerwerke, welche, freie Schöpfungen ihrer Meister und aus deren eigner Initiative entstanden, keine öffentliche Bestimmung haben, nicht für monumentale Zwecke ausgeführt sind, ein großer und kühner Zug, der im hohen Grade erfreulich berührt. Reinhold Begas hat die plastische Abtheilung mit einer der genialsten Schöpfungen solcher Art beschickt, während er die Modelle seiner großen Monumentalwerke für das Berliner Zeughaus zurückhielt. Jenes ist eine Centaurengruppe, ein liebender Stammesgenosse des unglücklichen Nessus, der einem sich ihm anvertrauenden reizenden jungen Weibe zärtlich schmiegsam beim Aufsitzen auf seines Roßleibes Rücken hilft. Joh. Pfuhl, den wir sonst fast nur als correcten Darsteller moderner Porträtfiguren und von Reliefbildern militärisch-patriotischer Thaten und Scenen kennen, hat sich diesmal zu einem Bildwerk von überraschender Größe und Kühnheit der Composition und rühmlicher Tüchtigkeit der Gestaltung aufgeschwungen, einer Kolossalgruppe: Perseus befreit die Andromeda, indem er mit dem Medusenhaupt in seiner Rechten das Meerungeheuer erstarrt. Der Bote von Marathon von Kruse; der Tod Abels von v. Römer; der h. Sebastian von Tüshaus; Achill und Antilochos von Brodwolf; der sterbende Achill von Herter, und die nun in Bronze gegossene grandiose Gruppe von Klein „Germane im römischen Circus", der Löwenerwürger, deren Modell wir dort vor drei Jahren bewunderten, sie können neben den Genannten als bezeichnende Proben jener in unsrer diesjährigen Skulpturausstellung zu Tage tretenden Richtung auf das Mächtige und Bedeutende gelten. Der Sinn für heitre Anmuth und lieblichen Reiz ist darum nicht verloren gegangen, dafür zeugt manch gefälliges und graziöses Werk unter diesen 135 plastischen Bildwerken; wie die lebensgroße nackte Gestalt der griechischen Flötenbläserin von Eberlein, die kleine Bronzestatue des, Liebesgötter zum Kauf ausbietenden, Mädchens von Sommer, der Bachantin, welche die Pansherme umschlingt und ihr die Weinschale darbietet, von demselben, die Psyche von Moser, die kleine Marmorgruppe: „lebendig gewordene Satyrherme" von J. Kopf u. a. m.

Von dem architektonischen Kunstschaffen in Deutschland während des letzten Jahres gibt die betreffende Ausstellungs-Abtheilung mit ihren 29 Nummern, unter denen sich diesmal nur ein Modell befindet (das eines Erbbegräbnisses von Gérard und Hildebrandt) nur einen wenig erschöpfenden Begriff. Von bekannteren Baumeisternamen sind Ebe und Benda, Ihme und Stegmüller, Jacobsthal, Schütz, H. Stier, Seeling, Ziller durch Projecte vertreten; der Mehrzahl nach keine Concurrenzentwürfe und architektonische Träume, sondern wirklich zur Ausführung gelangte, resp. bestimmte, Bauzeichnungen.

Das preußische „Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Abtheilung für Bauwesen" stellt als unpersönlicher Autor von mancherlei Staatsbauten die betreffenden Projecte zu denselben aus: Gymnasien, Seminarien, Gerichts- und Verwaltungsgebäude. Sie lassen immerhin die löbliche Tendenz erkennen, auch auf diesem Gebiet mit der altherkömmlichen Armseligkeit, Nüchternheit und nur auf das Nothwendigste sich beschränkenden Knappheit, welche manche Parlamentsredner neuerdings wieder eifrig befürworten und verlangen, zu brechen, und auch in der Gestaltung solcher Gebäude daran zu erinnern, daß die Architektur zu den schönen Künsten zählt.

Die Abtheilung der Arbeiten des Kupferstichs, der Lithographie und des Holzschnittes ist etwas spärlich bedacht worden. Der Katalog zählt 20 Nummern, zu denen noch zwei nicht darin aufgeführte Radirungen des tiefen, originellen und seltsamen Künstlers Max Klinger kommen. Es sind höchst eindrucksvolle Meisterleistungen dieser interessanten vervielfältigenden Technik, einfache und doch ergreifende Naturbilder, welche die Schärfe und Kraft ihres Zeichners in der Anschauung und in der Schilderung der landschaftlichen Wirklichkeit nicht minder außerordentlich erscheinen lassen, als es der Reichthum seiner erfinderischen poetisch-malerischen Phantasie ist. Hans Meyer, Ernst Forberg, B. Mannfeld bewähren sich auch hier wieder als treffliche geistreiche Radirer, als welche sie längst geschätzt sind. Einen Linienstich von hervorragender Bedeutung hat Rudolf Stang ausgestellt: die Rafaelische Fornarina. Dieser ganzen Section aber merkt man es an, daß unsre Stecher und Xylographen der Berliner Ausstellung keine besondre Wichtigkeit beimessen. Der Kunst- und Buchhandel scheint ihnen genügend, um ihre Leistungen bekannt werden zu lassen. Vielleicht auch hält sie die Erfahrung einer gewissen Indifferenz unseres Ausstellungspublicums gegen die Arbeiten dieser Kunst von lebhafter Betheiligung zurück.

Zu jenen, nicht eben zahlreichen Gemälden, welche gleich sehr durch den glücklich gewählten Gegenstand und die Bedeutsamkeit des Inhalts, wie durch die Trefflichkeit ihrer gesammten malerischen Darstellung fesseln und interessiren, gehört in erster Reihe Anton v. Werners „19. Juli 1870". König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg am Tage der französischen Kriegserklärung! Man weiß, daß der hohe Herr damals an das Grabmonument seiner verklärten Mutter getreten ist und eine zeitlang vor demselben, in tiefernste Betrachtung und stille Andacht versenkt, verweilt hat. Diese in ihrer Einfachheit so ergreifende historische Scene vergegenwärtigt A. v. Werners Bild in schlichter Wahrheit und mit eindringlichster Macht. Das Innere des Mausoleums ist treu und genau nach der Natur gemalt in jenen kalten Tönen des Marmors und des in den dämmerigen Seitenwänden zur Rechten durch blaue Scheiben einfallenden gefärbten Lichtes. Auf dem Antlitz und dem Oberkörper des Marmorbildes Luisens spielen hellere Sonnenlichter und lassen sie wie verklärt aus dem kühlen Halbdunkel des Raumes hervorleuchten. Mehr gegen das Fußende hin steht des Königs Gestalt diesseits des Marmorkatafalks, den abgenommenen Helm in den Händen haltend, das edle Haupt gesenkt, den Blick zu dem der Mutter hingewendet. Alle Gefühle und Stimmungen, die Gedanken und Entschlüsse, welche in jener Stunde des Monarchen Seele in sich bewegt haben mögen, meint man aus den Zügen und dem Blick dieses Profilkopfes ablesen zu können. Die fromme gottergebene Demuth und die fest in sich ruhende, dem Siege der Gerechtigkeit und des redlichen Willens vertrauende Kraft, wie innig verschmolzen prägen beide charakteristischen Eigenschaften des Kaisers sich hier in seiner Gestalt und ganzen Haltung aus! Hier ist einmal ein echt historisches Bild geschaffen. Ein großer, einziger Moment in der Geschichte des Vaterlandes, der zum Quell gewaltiger folgenschwerer Entschlüsse, ungeheurer Thaten und Entscheidungen geworden ist, wurde darin durch die Kunst zur lebendigen Anschauung gebracht und für alle Zeiten festgehalten. Durchaus realistisch geschildert, ein getreues Bild des Vorganges, wie er sich wirklich begeben haben kann und begeben hat, wirkt diese Darstellung doch zugleich mit der vollen Wucht des seelischen und symbolischen Gehalts, dessen der Beschauer sich in ihrem Anblick bewußt wird.

Ein andres unter den hervorragendsten Bildern, dessen großer Eindruck allerdings fast ausschließlich auf seinen rein malerischen Qualitäten beruht, ist von einem berühmten fremdländischen Meister eingesendet, dem treuen Gast der Berliner Ausstellungen, Alma Tadema in London. Sappho sollen wir nach dem Titel im Katalog in der jugendlichen griechischen Frauengestalt sehen, welche hier, versunken in den Anblick des jungen bräunlichen Sängers, im marmornen Lehnsessel des antiken Theaters oder Concertsaals, im Freien auf der Berghöhe über der Meeresküste sitzt, seinem Gesange und den Tönen lauschend, die er den Saiten der prächtig mit Perlmutter ausgelegten Lyra entlockt. Seine Hörerin, in deren Seele die Begeisterung für den Künstler bereits mit der erwachenden Leidenschaft für den Jüngling zusammenfließt, lehnt weit vorgebeugt, mit den Armen auf einem Kissen, welches auf einem bronzenenen Tischchen oder Pultgestell mit einer Nikestatuette an seinem Fuß, zugleich mit einem dem Sänger bereit gehaltenen großen Lorbeerkranz liegt. Der Kopf dieser Sappho ist auffällig groß im Verhältniß zu der in Bezug auf weibliche Fülle wohl gar zu sparsam ausgestatteten Gestalt. Neben ihr, wenig weiter zurück, steht ein junges Mädchen von entzückender, halb kindlicher Anmuth, mit innigem Vergnügen dem Gesange zuhörend und den Sänger betrachtend. In den, ebenso wie die erste untere Lehnsesselreihe, den Halbkreis aneinander schließenden Sitzen der zweiten obern Reihe sieht man noch drei andre weibliche Gestalten von edlem keuschem Liebreiz, dem Genuß der bezaubernden Lieder hingegeben. Der hier singt, sitzt ziemlich indifferent in seinem hölzernen altgriechischen Stuhl zurückgelehnt da, im Mittelpunkt des Kreises dieses offenen „Odeons" am Fußgestell eines Obelisken aus grün geflammtem Marmor. Sein eigner Gesang scheint ihn wenig zu entflammen und für die Reize jener Zuhörerinnen scheint er blind zu sein. Für sein braunes Haupt und seinen Oberkörper bildet das ferne tief blaugrünliche Meer, das am Fuße dieser Uferhöhe wie eine Wand zum hohen Horizont hinsteigt, den schönsten Hintergrund. Eine am steil abfallenden Berghange wurzelnde Pinie hebt ihre vielgeschwungenen Aeste hoch über die Marmorplatten und Schranken dieses Musenheiligthums. Die Scene, von der die Beleuchtung ausgeht, ist so stehend angenommen, daß sämmtliche Gestalten uns die beschattete Seite zukehren. Diese Schattenmassen aber werden durch den Reflex der energisch beschienenen Platten des weißen Marmors, welche den Boden bedecken, und den Sitzplatten der Lehnsessel so aufgelöst, daß sie als das klarste Halblicht wirken. Vollkommener, wahrer, körperlich greifbarer, schöner ist Marmor, selbst von Alma Tadema nie gemalt worden als hier, wo derselbe einen fast zu bevorzugten und beherrschenden Platz im Bilde einnimmt. Dasselbe aber gilt ebenso von allen Theilen und Elementen der Scenerie, wie von den Gewändern der Personen. Diese staunenswerthe Kunst der zugleich im höchsten Grade materialistischen und vornehmen Malerei und Tongebung muß hier freilich für eine gewisse Starrheit und Leblosigkeit des Ausdrucks an den menschlichen Köpfen und Gestalten entschädigen.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Das Ergebniß der Wahlen, mit welchen die Franzosen uns zuvorgekommen sind, läßt sich jetzt ziemlich klar übersehen, wenn sich auch die weiteren Folgen des viel besprochenen Ereignisses der zuversichtlichen Berechnung noch entziehen. Die Republikaner haben gesiegt, und Gambetta, der den Intransigenten gegenüber eine Art moralischer Schlappe erlitten, bleibt räthselhaft für sich selbst und für Andere. Besonders auch für sich selbst. Denn schwerlich wird er jetzt schon wissen, wohin ihn die dem Wind und Wetter ausgesetzte Volksstimmung einmal fortreißen mag. Inzwischen verkündet er sich als gemäßigt und durch Frankreichs Stimme, wie er sie gehört haben will, zur Regierung berufen. Daß er sich aber gleich dem ersten besten Minister an die Spitze einer wie auch immer scheinbar compacten Kammermajorität stellen und damit der Gefahr irgend einer unvorhergesehenen gegnerischen Abstimmung exponiren sollte, daran wird man erst glauben, wenn eine solche Gambettas bisheriger Haltung gar nicht entsprechende Combination sich thatsächlich bewährt hat. Jedenfalls würde Gambetta schwerlich für lange Zeit nur als einfacher Ministerpräsident figuriren. Ueber den französischen Zuständen schwebt noch immer ein gewisses Dunkel, und sie werden sich für unsere eigenen Parlamentswahlen nicht so leicht ausnutzen lassen, wie das officiöse Lager speculirt haben mag. Einigkeit thut uns angesichts der auswärtigen und inneren Gegner unzweifelhaft Noth. Aber Deutschland ist denn doch vor keine unmittelbare Gefahr gestellt, die eine zeitweilige Aufhebung der constitutionellen Freiheiten zu Gunsten einer Dictatur nach altrömischem Vorbilde rechtfertigen könnte, wird auch niemals in eine solche Zwangslage gerathen. So war es nicht gemeint, wenn aus den liberalen Reihen der Ruf nach dem Zusammenschließen der nur nach Schattirungen getrennten Gruppen ertönte und vielfach ein harmonisches Echo fand. Das interessirte Geschrei nach einem mit nahezu absoluter Gewalt ausgestatteten Retter des Vaterlandes wurde in seinen Hintergedanken wohl verstanden und ließ die Nation in charakteristischer Weise kalt. Die treue Wahrung der in jahrelangen heißen Kämpfen errungenen Bürgschaften und Volksrechte schließt die Wachsamkeit zum Schutz der vor einem Jahrzehnt nothgedrungen erweiterten Grenzen keineswegs aus. Unser Heer wird stets und überall an Tapferkeit, Mannszucht und hochbegabter Führung unübertroffen bleiben. Aber die Geschichte lehrt, daß gerade diejenigen Truppen draußen unaufhaltsam siegen, die zu Hause zufrieden sind. Das Thema ist jetzt im Uebrigen nichts weniger als dringlich oder auch nur opportun. Die befestigte französische Republik erscheint nach reichskanzlerischem Zeugniß, wie dasselbe in den Arnim-Depeschen niedergelegt ist, im Großen und Ganzen nicht kriegsbedrohlich. Die wachsenden Chancen einer der französischen monarchischen Oppositionsparteien hätten uns ungleich mehr Sorgen bereitet. Zu den interessantesten Zügen jenes Wahlresultats gehört aber die schließliche Niederlage der Bonapartisten. Kaum daß ihrer in den Berichten noch Erwähnung geschieht, von den schattenhaft verblichenen Legitimisten und Orleanisten zu schweigen. Was ist aus den Visionen gewisser deutscher Blätter geworden, die noch vor wenigen Jahren eine napoleonische Restauration als selbstverständlich, als eine Frage der Zeit, und einer nicht sehr langen, behandelt hatten. Von den Bewohnern Hindostans wird jeder Brahmane, der dreimal falsch prophezeit hat, ohne Weiteres abgesetzt. Wollte man ein ähnliches Verfahren bei einer bestimmten Kategorie öffentlicher Organe anwenden, würden sie bald verschwinden oder nur noch in der Wüste predigen. Um die Unmöglichkeit einer neuen Aera unter dem Zeichen der Napoleoniden am Nachmorgen der Schmach von Sedan zu erkennen, dazu fehlte den falschen Sehern der gesunde Haß gegen den Bonapartismus, der unter anderem Namen nicht selten auch sonstwo zu finden war, überall jedoch nach kurzer Dauer von der historischen Nemesis ereilt wurde. Schlimm genug, daß hier zu Lande vor Allem conservative Blätter Jahre hindurch in Verleugnung dessen, was sie ihre Principien nennen, mit den französischen Bonapartisten kokettiren konnten. Ein ähnliches Phänomen trat dem Beobachter entgegen, wo unsere guten Freunde, die Panslavisten in Frage kamen, deren Verwandtschaft mit der exkaiserlichen Partei im Westen durch die Mißachtung der Wahrheit, die Verdunkelung des moralischen Sinnes und durch die politische Corruption bekannt ist. Als Kaiser Alexander von ruchlosen Händen hingemordet war und Rußlands Zukunft umwölkter als je erschien, erinnerten wohlmeinende deutsche Publicisten an die sichere Garantie, welche das deutsch-östreichische Bündniß dem Centrum Europas gewähren müsse. Das war jedoch den Herren zur Rechten nicht willkommen. Man gefiel sich dort in der Erinnerung an den Dreikaiserbund, ohne zu bedenken, daß Rußland diese schwankende Allianz stets nur für seine Sonderzwecke ausgebeutet hatte und die Voraussetzungen für die Wiedergeburt derselben auf herzlich schwachen Füßen ruhten. Bald genug sollte sich zeigen, daß der Panslavismus seine friedensgefährlichen Projecte höchstens vertagt hatte und seine bekannten mächtigen Chefs nur auf die Gelegenheit der Verwirklichung warteten. Schon sind die Vorläufer in Gestalt von Spionen, welche das hohe russische Offiziercorps geliefert, auf galizischem Boden erschienen. Auch an anderen in erster Linie für Oestreich beunruhigenden Symptomen hat es nicht gefehlt, und die czechische Coterie nebst ihren slavischen Protectoren in der Regierung wie am Wiener Hofe wird früh genug inne werden, für wen sie mit der geduldeten oder gar im Stillen begünstigten Deutschenhetze gearbeitet hat. Ein Berliner ministerielles Blatt hat einmal auf die Berührungspunkte der Panslavisten und Nihilisten hingewiesen. Es war zu der Zeit, wo wir mit Rußland

nicht auf bestem Fuße standen und Gortschakoff um jeden Preis los sein wollten. Gegen die Parallele war nicht viel einzuwenden. Um so seltsamer nahm es sich aus, als die gegenwärtige russische Regierung mit ihrem auf das Asylrecht gemünzten Conferenzproject die freiheitlichen Staaten Europas allarmirte. Hinterher wollte man in Petersburg die Verurtheilung des Herrn Most in London und die vor kurzem erfolgte Ausweisung des Fürsten Krapotkin aus der Schweiz als einen vorläufigen Erfolg, als eine Abschlagszahlung ansehen, oder doch in diesem Sinne auslegen. Man wollte damit vertuschen, daß England und die Schweiz im Gegentheil mit jenen Maßnahmen auswärtige Reclamationen abgewendet haben, und daß zwischen dem Urtheilsspruch inländischer Gerichte, sowie der selbstständigen Vertreibung turbulenter Anarchisten und der von Rußland verlangten Auslieferung an seine verdächtigen administrativen Instanzen eine Kluft besteht, welche diplomatische Redensarten und journalistische Klopffechtereien niemals überbrücken werden.

* * *

1823—1881.

Eine literarische Erinnerung an Alexander II.

Am 11. September (30. August a. St.) 1823 brachten die in St. Petersburg von dem Journalisten Bulgarin herausgegebenen „Literarischen Blätter" ein Gedicht, welches durch die Freimüthigkeit seines Tones in ganz Rußland das größte Aufsehen erregte. Dasselbe rührte von dem schon damals allgemein bekannten patriotischen Dichter K. Rylejew her und war an den fünfjährigen Großfürsten Alexander Nikolajewitsch gerichtet, dessen Namensfest an jenem Tage gefeiert wurde. Nicht ganz drei Jahre später erlitt der Verfasser des Gedichtes den Tod von Henkershand; Kondratij Rylejew hatte sich an die Spitze der Dekabristenverschwörung von 1825 gestellt und fiel der grausamen Rache des Selbstherrscherthums anheim. 58 Jahre nach jener Veröffentlichung fiel auch Alexander Nikolajewitsch, der unterdessen als Alexander II. den Thron von Rußland bestiegen hatte, dem blutigen Verhängniß zum Opfer, welches über der Geschichte des mächtigen nordischen Reiches von jeher waltet. Noch lebt die Gegenwart unter dem Eindruck jener gewaltigen Katastrophe, welche den einst von dem freisinnigsten russischen Dichter Gefeierten hingerafft hat. Von doppeltem Interesse dürfte es daher auch für Nichtrussen sein, dieses Gedicht, welches wie ein verirrter Nachhall aus der liberalen Aera Alexanders I. in unsere Zeit hineinklingt, gerade jetzt kennenzulernen. Dasselbe lautet:

Das Traumbild.*)

Ode zum Namensfeste seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Alexander Nikolajewitsch.

Was ich im Traume jüngst gesehen,
Das will ich künden aller Welt:
Der Morgenlüfte leises Wehen
Durchzog das blaue Himmelszelt;
Und sieh! Ein Weib mit stolzen Mienen
Schwebt hin auf steilem Wolkenpfad —
Verwundert seh' ich Katharinen
Erscheinen ob der Peterstadt.

Und von der weisen Zarin Munde
Sich leis' ein sanftes Lächeln stiehlt —
Vor ihr in rauher Krieger Runde
Ein goldgelockter Knabe spielt.
Jetzt sucht ein Schwert er aufzurichten,
Greift dann zum schweren Helme gar,
Und freudig lauscht er den Berichten
Der kampfergrauten Heldenschaar.

Rumjanzow, Suworow und Münnich —
Wie dieser Namen stolzer Klang
Mit Ruhmessehnsucht tief und innig
Die junge Seele ihm durchdrang!

Das Auge blitzt, es glüh'n die Wangen —
Mit Jermolow im Kaukasus
Triumph und Ehren zu erlangen,
Das dünkt ihm herrlicher Genuß!

Und auf dem leichten Wolkenthrone
Schwebt näher ihm die Herrscherin,
Und nach dem holden Enkelsohne
Blickt lächelnd Katharina hin.
Da wandelt plötzlich sich ihr Wesen:
Minerven gleicht sie an Gestalt,
In ihrem Antlitz ist zu lesen
Der Götterweisheit Allgewalt.

Ihr Arm berührt den holden Knaben,
Und so der Hehren Wort erklang:
„Wohl seh' ich's: deine Seele laben
Nur Kampfeslust und Thatendrang.
Doch dieses rauhen Nordlands Grenzen
Sah'n schon genug der Herrlichkeit,
Genug an stolzen Siegeskränzen
Vermacht' uns die Vergangenheit.

„Schon hüllte Rußland seine Fahnen,
Die stolzen, ruhmgeschmückten ein —
Dir sind erschlossen andre Bahnen,
Und andre Thaten harren dein!
Sieh — dort am Himmelszelte breiten
Sich dichte Nebelwolken aus —
Betrug und Wahrheit siehst du streiten
In ungestümem, hartem Strauß.

„Der Geist der Freiheit ist erstanden,
Schon wankt und bebt der Herrscherthron —
Es bricht das Volk aus seinen Banden
Hervor und spricht den Zaren Hohn.
Drum, Knabe, wenn des Schicksals Mächte
Vielleicht die Krone dir verleih'n:
O lieb' dein Volk und seine Rechte,
Lern' früh, ein echter Zar zu sein!

„Die treuen Völker zu beglücken,
Das sei dir Pflicht zugleich und Lohn!
Laß nicht von Heuchlern dich berücken,
Nur dem Verdienste reich' die Kron'!
Gieb weise, leuchtende Gesetze!
Bewirke, daß im Reußenland
Man Wissens Kraft in Zukunft schätze,
Und festige des Glaubens Band!

„Dich vor der Wahrheit hehrem Lichte
Zu beugen, seist du stets bereit!
Den Geist des Sklaventhums vernichte,
Und ahnde jede Schändlichkeit!
So sorgst du, Andren Segen bringend,
Am besten für dein eignes Glück,
Und deiner Weisheit Licht, durchdringend
Dein Rußland, strahlt auf dich zurück.

„Beachte des Jahrhunderts Treiben,
Verfolg' des Zeitengeistes Spur!
Tracht' unter Menschen Mensch zu bleiben,
Sei Bürger unter Bürgern nur!
Such' stets zu handeln und zu sinnen,
Wie Antonin einst that und sann —
Dann wirst du höh'ren Ruhm gewinnen,
Als je ein Kriegsheld noch gewann."

August Scholz.

*) Die Uebersetzung ist einer vom Verfasser vorbereiteten Gesammtübertragung der Rylejew'schen Dichtungen entnommen. In Deutschland sind die — höchst interessanten — Schriften des jugendlichen, unglücklichen Dekabristenführers bisher so gut wie unbekannt geblieben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Behrenstrasse 4.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Concerte von Joh. Seb. Bach

für 2 Pianoforte mit 4 Händen

bearbeitet von **G. Krug.**

		M.
Nr. 1.	**Concert** f. 2 Bratschen, 2 Gamben, Violoncell, Violine und Cembalo. Bdur	4.25
Nr. 2.	**Concert** für Trompete, Flöte, Oboe u. Violine m. Begleitung. Fdur	3.50
Nr. 3.	**Concert** für Pianoforte mit Begl. von 2 Violinen, Viola und Continuo. Edur	4.50
Nr. 4.	**Concert** f. Pianoforte m. Begl. von 2 Viol., Viola, Vcell. u. Bass. Dmoll. (Arr. v. L. Röhr)	5.50
Nr. 5.	**Doppel-Concert** für 2 Pianoforte mit Begl. von 2 Viol., Viola und Bass. Cmoll	3.75
Nr. 6.	**Tripel-Concert** Nr. 1. Für 1 Violine und 2 Flöten mit Begleitung. Gdur	5.—
Nr. 7.	**Tripel-Concert** Nr. 2. Für Pianoforte, Violine u. Flöte mit Begleitung. Ddur	5.25
Nr. 8.	**Tripel-Concert** Nr. 3. Für 3 Pfte. m. Begl. Dmoll	4.50
Nr. 9.	**Tripel-Concert** Nr. 4. Für 3 Pfte. m. Begl. Cdur	4.50

Die Tonkunst.

Zeitschrift f. den Fortschritt in der Musik.

Monatlich 2 Nrn., 1—1½ Bogen stark.

Preis pro Quartal nur 1 M. 20 Pf.

Billigste und populärste Musikzeitung. Probenummern gratis.

Verleger: **A. Frantz** in **Demmin.**

Viele hundert Mark jährlich

ersparen grössere Haushaltungen, Hotels, Café's, Specereiwaarenhändler u. a. indem dieselben ihren Bedarf an Kaffee und Thee direct von unseren Lagerhäusern zu Rotterdam in der Original-Verpackung zu unseren folgenden Engros-Preisen beziehen.

			M.
10	Pfund	Afric. Perl Mocca	7.50
10	-	bester Maracaibo	- 8.75
10	-	I°. Guatemala	- 9.25
10	-	vorzügl. Perl Santos	- 10.—
10	-	feinster Plant. Ceylon	- 10.75
10	-	hochfeinster Java	- 12.—
10	-	echt Arabischer Mocca	- 13.—
4	-	vorzügl. Congo Thee	- 6.50
4	-	feiner Souchong Thee	- 8.—
4	-	feinster Imperial Thee	- 9.50
4	-	hochf. Mandarin Pecco Thee	- 12.—
4	-	beste Qual. rein entöltes Cacaopulver	- 9.—
Beste holl. Bauernbutter, 25 Pfd. Kübel			- 22.—

Aufträge von 20 Mark und darüber werden franco und zollfrei nach ganz Deutschland versandt. (Deutsche Banknoten und Briefmarken in Zahlung genommen.) Alle unsere Producte sind an Ort und Stelle von unseren eigenen Factoreien ausgewählt und wird für vollständigste Reinheit und richtigstes Gewicht die gewissenhafteste Garantie geleistet.

Es ist unser Bestreben unsere Kunden in jeder Hinsicht völlig zufriedenzustellen und bitten wir sich durch einen Probeauftrag zu überzeugen.

Bernhardt Wijprecht & Cie.,
Rotterdam, Wijnstraat 98 & 100.

Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus *ist die billigste u. am reichsten illustrirte deutsche Monatsschrift. Ihr Abonnement empfiehlt sich der gesammten deutschen Lesewelt: namentlich denen, welche bei bevorstehendem Quartalsschluss ihre Lektüre wechseln wollen. »V. F. z. M.« hat Mitarbeiter ersten Ranges auf allen Gebieten u. enthält das Beste von Unterhaltendem u. Belehrendem, Ernstem u. Heiterem; praktisch Werthvolles aller Art. — Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen zu haben. — Preis per Heft nur 1 Mark.* — „Vom Fels zum Meer" bietet die vorzüglichste Insertions-Gelegenheit. Annoncen-Tarif gratis und franko durch W. Spemann in Stuttgart.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Neuhochdeutsche Grammatik mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht an höheren Schulen, zugleich als Leitfaden für akademische Vorträge. Von Dr. **Ludwig Frauer,** k. Professor in Stuttgart. gr. 8. brosch. M. 6.—

„.... Können wir erwarten, daß die Gebildeten anderer Nationen unsere Sprache ernstlich studiren, daß sie sich mit unsern meist sehr weitläufigen, unübersichtlichen, von Formalismus starrenden Grammatiken bekannt machen, so lange wir — die gebildeten Deutschen selbst — unsere Sprache nicht in unser wissenschaftliches Bewußtsein aufgenommen haben, so lange uns ihre Formen, ihre Gesetze, ihr ganzer wohlgebildeter Organismus nicht durchsichtig geworden sind, so lange wir selbst unsere Sprache nicht sicher, gewandt und geschmackvoll zu handhaben wissen? ... Die Muttersprache ist das Feld, auf dem eigentlich erst das höhere wissenschaftliche Erkennen der Sprachen überhaupt geübt und gelernt wird.... Es wäre daher an der Zeit, daß die Deutschen dem alten, oft wiederholten Gemeinplatz: man lernt seine eigene Sprache, indem man eine fremde lernt, endlich einmal den andern, ebenso wahren Satz zur Seite stellten: man lernt fremde Sprachen erst recht, wenn man seine Muttersprache wirklich versteht." (Aus dem Vorwort.)

Collection Spemann

Band 9 *enthält* Arnim's „Kronenwächter", *mit einer biographisch-kritischen Einleitung von* Johannes Scherr.

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Französische Romanzeitung

zur Unterhaltung, sowie zur Vervollkommnung für Alle, welche Französisch treiben!

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint monatlich zweimal:

„Le Roman des Familles."

Revue bi-mensuelle, publiée sous la direction de

M. G. van Muyden.

Preis pro Vierteljahr (6 starke Hefte) nur 3 Mark.

Alle **Buchhandlungen,** auch die unterzeichnete, sowie alle **Postanstalten** nehmen Abonnements entgegen.

Die obige belletristische Zeitschrift, die **einzige,** welche in **französischer Sprache in Deutschland erscheint,** hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens zahlreiche Freunde erworben.

Durch besonderes Abkommen ist unser Blatt in der Lage, die bedeutendsten französischen Romane schon **vor der Buchausgabe** zu publiziren; **nur decent geschriebene** Werke, **für die Familie passend,** finden Aufnahme, ausserdem **kleine Salon-Comödien, Gedichte, Räthsel, Anecdoten aus dem Pariser Gesellschaftsleben** etc. etc.

Das erste Quartal (Oktober bis Dezember 1880) publizirte unter Anderem den bedeutenden Roman von Henry Gréville: **Le moulin Frappier;** das zweite Quartal (Januar bis April 1881) brachte: Mon oncle Célestin von Ferdinand Fabre; im gegenwärtigen Quartal wird dieser Roman fortgesetzt und zugleich das in Paris mit so ausserordentlichem Beifall aufgenommene Werk von Paul Saunière: **Un neveu d'Amérique** veröffentlicht.

Gegen Einsendung von 9 Mark expedirt der Unterzeichnete alle 3 Quartale franco (auch einzelne Quartale à 3 Mark).

Der Unterzeichnete versendet **Probehefte** franco gegen Einsendung von M. —.50 in Briefmarken; bei Bestellung eines Quartals wird der Betrag von M. —.50 in Abzug gebracht. **Abonnements** können **jeder Zeit** begonnen werden, da die nachgelieferten Hefte von **dauerndem Werthe** und nicht veralteten Inhalts sind.

Inserate à Zeile M. —.30 finden grösste Verbreitung.

Berlin SW., Zimmerstrasse 91.

Die Verlagsbuchhandlung.
Julius Engelmann.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 38. Berlin, den 17. September 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die politischen Parteien im Lichte der Philosophie des Unbewußten. Von H. V. von Unruh. — Süditalienische Skizzen. Von R. Welser. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein Memento. Von Johannes Scherr. I. II. — Von der internationalen Ausstellung für Elektricität. Von Franz Woas. — Das nationale Wettsingen in Wiesbaden. Von Josef Schrattenholz. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Theatern. Von Carl Groddeck. — Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. II. — Inserate.

Die politischen Parteien im Lichte der Philosophie des Unbewußten.

Von H. V. von Unruh.

Unser berühmter Landsmann Eduard von Hartmann hat in Nr. 27 und 28 dieser Zeitschrift einen Artikel mit der Ueberschrift: „Unsere Parteien" veröffentlicht, der, wie Alles was aus seiner Feder kommt, mit Geist und Eleganz geschrieben und eine ganze Anzahl unbestreitbarer Wahrheiten und eine Menge treffender Bemerkungen enthält, aber auch Aussprüche, die mit historisch feststehenden Thatsachen nicht übereinstimmen und wohl geeignet sind, das Urtheil unbefangener Wähler irre zu führen. Es dürfte daher nicht überflüssig erscheinen, einige wichtige Punkte des Aufsatzes und die darauf gegründeten Schlüsse etwas näher zu betrachten.

Vollkommen richtig ist es, daß unser politisches Leben sich in einer kritischen Gährung befindet, daß die überkommenen Parteien und Stichwörter nicht mehr ausreichen wollen und daß uns ein gewisses Etwas in unserem Staatsleben fehlt, dessen Mangel dasselbe nicht zur Ruhe und Klarheit kommen läßt, aber es ist die Frage und bedarf der Erörterung, ob dieses Etwas wirklich in der Neubildung einer Partei bestehe, welche E. v. Hartmann die reichsconservative nennt und deren Programm er entwickelt.

Ebenso wahr ist es, daß nicht nur in den ersten preußischen und deutschen Parlamenten, sondern schon lange vor 1848 auf der liberalen Seite der Glaube an die allein seligmachende Kraft des vorbildlichen englischen Constitutionellen herrschte, dem die parlamentarische Regierungsform zu Grunde liegt. Es kommt nicht darauf an, daß dieser Glaube durch Dahlmann und andere Professoren hervorgerufen und verbreitet war. Die Meisten übersahen, daß Staatseinrichtungen, die im Laufe von Jahrhunderten auf nur England eigenthümlichen Grundlagen nach und nach unter den heftigsten Kämpfen entstanden sind, sich nicht ohne weiteres auf ein anderes Volk und einen anderen Staat übertragen lassen, der sich auf ganz verschiedener Basis entwickelt hat. Es heißt aber doch diese Entwickelung verkennen, wenn E. v. Hartmann meint, die constitutionellen Experimente verschiedener deutscher Kleinstaaten seien ebenso, wie die preußische Städteordnung von 1808, nur formelle Vorübungen ohne selbstständige geschichtliche Bedeutung gewesen. Die Städteordnung, die das Bürgerthum von dem bureaukratischen Druck befreite und wirkliche Selbstverwaltung einführte, bildete doch nur ein Glied jener großen Gesetzgebung von 1808 bis 1811, welche die Hörigkeit der ländlichen Bevölkerung aufhob, Millionen von bäuerlichen Pächtern in freie Eigenthümer verwandelte, die verknöcherten Zünfte beseitigte und den Aufschwung und die rege Theilnahme der ganzen Bevölkerung am Staate im Jahre 1813 erst möglich machte. Jene tief einschneidenden Gesetze bildeten die historische Grundlage des regenerirten Preußens und haben ganz unzweifelhaft die größte geschichtliche Bedeutung.

Zugestanden muß Herrn v. Hartmann werden, daß die parlamentarische Regierung eine Schwächung der Regierung in gewissem Sinne ist, aber eine solche tritt nothwendig bei dem Uebergange eines absoluten Staates in einen constitutionellen ein, auch ohne parlamentarische Regierung: denn dieser Uebergang ist doch nur möglich durch Uebertragung gewisser Rechte, die bis dahin der Krone allein zustanden, auf das Parlament, es müßten denn diese Rechte ganz bedeutungslos sein. Dann bleibt der Staat ein absoluter. Die Schwächung, nicht sowohl der Regierung als der Krone, durch Uebertragung gewisser wirksamer Rechte auf das Parlament, bedingt keineswegs eine schwache Regierung. Die englische parlamentarische Regierung hat unleugbar in langen Geschichtsperioden große Energie entwickelt. Wer jede Schwächung der Krone vermeiden will, muß beim absoluten, unbeschränkten Staat stehen bleiben oder auf den Uebergang zum Imperialismus sich gefaßt machen.

Unbestreitbar erscheint, daß das preußische Abgeordnetenhaus seine Macht, namentlich in der Conflictsperiode, bedeutend überschätzt hat. Das Frankfurter Parlament und die preußische Nationalversammlung von 1848 trifft derselbe Vorwurf.

E. v. Hartmann macht dem Liberalismus den Vorwurf, daß er die Vorbereitungsmittel verweigert habe, um die thatsächlichen geschichtlichen Hindernisse, welche der nationalen Einheit im Wege standen, zu beseitigen, und daß er sich auch gegen den Austrag des alten Antagonismus zwischen Oestreich und Preußen gesträubt habe. Unzweifelhaft konnte dieser Austrag und die Einheit nur durchgesetzt werden durch Blut und Eisen und es ist das allergrößte Verdienst von Bismarck, dies Ziel Jahre hindurch ins Auge gefaßt und unter den größten Schwierigkeiten erreicht zu haben. Aber der obige Vorwurf klingt so, als hätte die liberale Mehrheit von Hause aus die Wahl gehabt, entweder die antiöstreichische Politik Bismarcks zu acceptiren und die Mittel dazu zu bewilligen oder dieselben zu verweigern und dadurch jene agressive Politik Bismarcks unmöglich zu machen.

Der historische Hergang ist ein anderer gewesen. Die Armeereorganisation, d. h. die Verdoppelung der Armee, kam zuerst 1861 zur Zeit der neuen Aera zur Sprache und ging vom Könige aus, als Bismarck Gesandter in Petersburg war und nur sehr wenige Personen auf seinen auf Beseitigung des Dualismus und Herstellung der deutschen Einheit gerichteten Plan kannten. Die

neupreußische und die einflußreiche Hofpartei waren Freunde Oestreichs und dem Könige lag ohne Zweifel ein Angriff auf Oestreich ganz fern. Für die liberale Partei lag also die oben erwähnte Alternative gar nicht vor. Es handelte sich einfach um eine sehr bedeutende Mehrbelastung des Landes ohne die Aussicht oder gar die mindeste Garantie, daß die verdoppelte Armee zur Grundlage einer kräftigen äußern Politik dienen würde. Dazu konnten sich die liberalen Abgeordneten nicht entschließen. Unter diesen Umständen erfolgte die erste Ablehnung der Militärvorlage.

Wie sehr damals der Zweifel an einer besseren auswärtigen Politik begründet war, ergibt sich daraus, daß Fürst Bismarck in meiner Gegenwart 1866 erzählte, der König habe ihn schon im Jahre 1861 zum Ministerpräsidenten ernennen wollen. Darauf habe er dem Könige seine antiöstreichische Politik entwickelt, die abgelehnt wurde. Deshalb sei er als Gesandter nach Paris gegangen, von wo er erst im Herbst 1862 telegraphisch ohne eine einschränkende Bedingung zum Ministerpräsidenten berufen wurde.

Schon im Jahre 1859 hatte ich die Freude, daß Fürst Bismarck mir bei einem Gespräch im Hôtel Royal seine antiöstreichische, auf die deutsche Einheit gerichtete Politik ausführlich auseinandersetzte. Ich unterließ nicht, als Bismarck Ministerpräsident wurde, dies Gespräch meinen näheren politischen Freunden mitzutheilen, aber es blieb durchaus zweifelhaft, einmal ob Bismarck jenen Plan noch verfolge und dann, ob er in der Lage sei, denselben gegen die Hofpartei und die abweichende Ansicht des Königs durchzusetzen. Das provocatorische Auftreten des Ministerpräsidenten im Abgeordnetenhause, die Verwandlung des Streits um die Militärvorlage in einen wirklichen Verfassungsconflict und die Ablehnung jedes Vergleichs ließen befürchten, daß die im Jahre 1859 im Privatgespräch entwickelte große active Politik nach außen aufgegeben sei. Eine Interpellation war offenbar ausgeschlossen und eine öffentliche Erklärung Bismarcks über die Tendenz seiner Politik unmöglich.

Indessen hatten doch die Nachrichten von 1859 und gewisse Symptome einen Schimmer von Hoffnung aufrecht erhalten. Dazu kam, daß bei den meisten Abgeordneten, die äußerste Linke ausgeschlossen, eine entschiedene Neigung vorhanden war, den Conflict auszugleichen. Um festzustellen, ob dies möglich sei, richtete ich in der Budgetcommission an den damaligen Kriegsminister von Roon die Frage, ob die Regierung geneigt sei, den Conflict auszugleichen? Es könne bei einem solchen Streite der eine Theil neun Schritte thun, der andere müsse aber einen entgegenkommen. Geschähe dieses nicht, so könne nicht mehr von Ausgleich, sondern nur noch von Unterwerfung die Rede sein. Dazu werde sich die Majorität niemals entschließen, wohl aber sei sie nach meiner festen Ueberzeugung zu einem billigen Ausgleich bereit. Die Antwort lautete so ausweichend, daß sie einer Verneinung gleich kam.

Die Erklärung dieses wichtigen Vorganges brachte eine Nachricht aus wohl zuverlässiger Quelle. Danach hatte eine hochgestellte und einflußreiche Person der Hofpartei geäußert, Bismarck sei gut, das Abgeordnetenhaus unter die Füße zu treten und die Armeereorganisation durchzusetzen, aber dann müsse er beseitigt werden; bliebe er in seiner Stellung, so gäbe es einen Krieg mit Oestreich, den die conservative Partei, wenn sie am Ruder bleiben wolle, um jeden Preis vermeiden müsse (Olmütz). War die Nachricht richtig, woran kaum zu zweifeln, so lag klar auf der Hand: Bismarck brauchte den Conflict, um sich in seiner Stellung zu erhalten.

So ging der Streit weiter; selbst Männer wie Simson, Twesten, Gneist verweigerten die Mehrausgaben, aber es läßt sich nicht behaupten, daß sie beabsichtigt hätten, die preußische Politik lahm zu legen. Vielleicht war dennoch die Geldverweigerung ein Fehler, vielleicht hätte sie Bismarck beseitigt, seine großen Pläne nicht zur Ausführung kommen lassen und das Land ohne politischen Erfolg belastet. Hätte Bismarck bei Ausbruch des Krieges, statt das Abgeordnetenhaus aufzulösen, von demselben zur Kriegsführung Geld gefordert, so würde dasselbe bewilligt worden sein, weil es sich in jenem Augenrlick nicht mehr um einen innern Streit, sondern um die Existenz handelte. 1866 bei Ausbruch des Kriegs habe ich dem Ministerpräsidenten selbst gesagt: ich hätte den Abgeordneten sehen mögen, der das Geld damals verweigert haben würde, es sei denn, daß er sicher war, in der Minorität zu bleiben.

Man war damals allgemein der Meinung, daß es ein gewagtes Spiel sei, den Krieg zu beginnen bevor der Conflict ausgeglichen sei. Die Stimmung sogar unter der Landwehr und den Kriegsreserven war flau, aber die Würfel waren gefallen, es kam darauf an, ob der Staat Friedrichs des Großen zertrümmert werde, oder ob er durch Sieg an die Spitze Deutschlands kommen sollte.

Die nationalliberale Partei, welche E. v. Hartmann den opportunistischen Flügel des Liberalismus nennt, existirte damals noch gar nicht, sie entstand erst gleichzeitig mit der Lösung des Conflicts, man kann sagen zum Zwecke derselben. Ich war der Erste, der aus der großen Oppositionspartei austrat; es folgten zunächst wenig über ein Dutzend Mitglieder. Erst die Neuwahlen brachten die Verstärkung, namentlich aus den neuen Provinzen. So wahr es ist, daß die nationalliberale Partei sich auf den Boden der vollzogenen Thatsachen stellte, und mit der Regierung Hand in Hand bei der Gesetzgebung mitwirkte, so wenig kann zugestanden werden, daß sie den Kampf um die parlamentarische Regierungsform, die als liberale Partei ihr höchstes ideales Ziel sei, nur auf gelegenere Zeit vertagte, daß sie den Nutzen, den sie gestiftet, nicht als liberale, sondern als nationale und Opportunisten-Partei gestiftet und alle ihre Leistungen durch Unterdrückung und Verleugnung ihres liberalen Princips erkauft habe, wie E. v. Hartmann behauptet.

Man hatte drei Jahre hindurch hinlänglich Gelegenheit gehabt, Bismarck von seiner glänzenden und seiner dunkeln Seite kennen zu lernen und wußte genau, daß unter ihm niemals von Durchsetzung parlamentarischer Regierung die Rede sein könne, daß auch in der allerhöchsten Person ein unüberwindliches Hinderniß liege. Die parlamentarische Regierungsform ist weder bei der Stiftung der Partei, noch später als höchstes ideales Princip und Ziel aufgestellt worden und von einer Vertagung des Kampfs um dasselbe niemals gesprochen worden. Man war froh, die Opposition aufgeben und mit der Regierung fruchtbringend am Auf- und Ausbau des neuen Staats im liberalen Sinne arbeiten zu können, nicht nur auf neutralem, sondern auf recht eigentlich politischem Gebiet. Es lag nicht die mindeste Veranlassung vor, die liberalen Gesinnungen zu suspendiren. Die Vorlagen der Regierung waren eine lange Periode hindurch, bis zum Abgange Delbrücks, liberale. Die Partei blieb als liberale ganz in ihrem Fahrwasser. Damit steht nicht im Widerspruch, daß sie, wo die ganze Forderung nicht zu erreichen war, auch Theilzahlungen annahm. Die Conservativen glaubten, Bismarck sei liberal geworden, während er doch nur liberale Gesetze und Maßregeln acceptirte, um sich seinem Ziele: der Einigung ganz Deutschlands zu nähern.

Es ist nicht recht verständlich, wie E. v. Hartmann bei solchem Hergange die oben angeführten Behauptungen aufstellen konnte. Wie viel taktische Fehler die Partei auch gemacht haben mag, sie war von Hause aus liberal und ist es geblieben bis sie durch den Umschwung der Regierung ins Schwanken gerieth und dadurch die Secession herbeiführte. E. v. Hartmann hat Recht, daß die Partei schon vor der Secession keine homogene Einheit mehr bildete. Ganz homogen ist die Partei eigentlich niemals gewesen, ihr Zusammenhalt beruhte wesentlich in dem Zusammengehen mit einer liberalen Regierung; aber in der Alternative, entweder sich in eine reichsconservative Partei zu verwandeln oder zu ihrem eigentlichen Programm „parlamentarische Regierung" zurückzukehren, ist sie nie gewesen, weil sie ein solches Programm niemals aufgestellt, nicht einmal besprochen hat. Sie machte keinen Anspruch, daß Minister aus ihren Mitgliedern genommen werden sollten und enthielt wirklich keine Streber.

Zu den Verhandlungen mit Herrn von Bennigsen 1878 ergriff Fürst Bismarck vergeblich die Initiative.

Die Partei hat auch nicht daran gemäkelt, daß die Re-

gierung 1866 nicht mit einem Schlage das Unerreichbare erreicht hatte. Dies ist allerdings von Seiten der Fortschrittspartei durch Virchow geschehen, der wunderbarer Weise nicht erkannte, daß es eines der größten Verdienste und eine der größten Leistungen Bismarcks war, beim Friedensschluß Oestreich und die süddeutschen Staaten zu schonen. Ohne diese weitsichtige und weise Politik hätte Deutschland 1870 unmöglich einig werden können. Ebenso hat die Fortschrittspartei, die E. von Hartmann den linken doctrinären Flügel des Liberalismus nennt, die Indemnität und die Verfassung des norddeutschen Bundes, sowie später die deutschen Justizgesetze abgelehnt. Es kann ihr überlassen bleiben, sich vor der Geschichte darüber zu rechtfertigen. Solche Schritte würden die jetzigen Secessionisten niemals gethan haben und schon deshalb ist es unzulässig, sie mit den Fortschrittsleuten in einen Topf zu werfen, wie es von E. von Hartmann wenigstens scheinbar geschieht.

Die bedeutende Verringerung der Zahl der Nationalliberalen bei der Wahl 1878 erklärt E. von Hartmann einmal durch das Schwanken der Partei zwischen der obenerwähnten Alternative (die freilich gar nicht vorlag), dann durch den Mangel an Homogenität, ferner durch das Sträuben, auf volkswirthschaftlichem Gebiet den (angeblichen) Bedürfnissen der Nation Rechnung zu tragen, endlich durch die Ablehnung des ersten Ausnahmegesetzes gegen die Socialdemokratie.

Daß die Partei ins Schwanken gerieth, wenn auch nicht zwischen jener Alternative, als die Regierung feindlich gegen sie auftrat, und daß es ihr an Homogenität fehlte, ist bereits zugestanden. Anders verhält es sich mit dem Stimmen gegen den neuen Zolltarif. Vielleicht war es ein Fehler, daß die Partei nicht von Anfang an das Festhalten an dem bisherigen, bewährten Zollsystem in ihr Programm aufnahm und dadurch homogener wurde; aber es ist unbestreitbare Thatsache, daß die Partei auf diesem Felde jedem Mitglied völlig freie Hand ließ und niemals Beschlüsse über Abstimmungen in volkswirthschaftlichen Dingen vornahm. Man ging von der Ansicht aus, daß Jemand liberal und doch Schutzzöllner und umgekehrt, ganz conservativ und zugleich Freihändler sein könne. Waren doch früher fast alle Landwirthe, auch die großen Besitzer, ebenso die neupreußische Partei Freihändler, bis sie durch die Getreide- und Viehzölle eingefangen wurden.

Die Wähler hatten also gar keine Veranlassung, Nationalliberale deshalb nicht zu wählen, weil sie gemäßigte Freihändler waren. Sie konnten als Nationalliberale beliebig Freihändler oder Schutzzöllner sein, und in der That waren beide in der Partei vertreten, wenn auch die Zahl derer überwog, die nicht dem radicalen Freihandel, sondern dem bisherigen System mäßiger Schutzzölle anhingen und einen Kopfsprung aus diesem in das gerade entgegengesetzte System hoher Schutzzölle und die Vertheuerung von Lebensmitteln, Lebensbedürfnissen, Rohstoffen und Halbfabrikaten keineswegs für ein gebieterisches Bedürfniß der Nation hielten. Es ist hier nicht der Ort, über Schutzzölle und Freihandel zu polemisiren; aber um die Frage zu entscheiden genügt nicht die einfache Hinweisung auf das vielbestrittene Reciprocitätsprincip. Wer die Berichte der, in ihrer Mehrzahl ursprünglich schutzzöllnerischen, Handelskammern für das Jahr 1880 ansieht und vielfache sonstige Symptome mit Sach- und Fachkenntniß beobachtet, kann nicht verkennen, daß die Vortheile, die man sich von Schutzzöllen versprach, bisher nicht eingetreten sind, dagegen Nachtheile, vor denen 1879 dringend gewarnt wurde, an allen Ecken und Enden eintraten.

Das erste Gesetz gegen die Socialdemokratie wurde von der nationalliberalen Partei und sehr vielen Abgeordneten außer ihr nicht principiell abgelehnt, sondern weil es, selbst nach dem Urtheile einer ganzen Anzahl tüchtiger, ruhiger Juristen (von Bernuth), so flüchtig und mangelhaft verfaßt war, daß es sich durch Amendements nicht annehmbar machen ließ. Dies wurde bei der Discussion im Reichstage von den Nationalliberalen ausdrücklich hervorgehoben und erklärt, daß sie bereit seien, ein besser gearbeitetes Gesetz anzunehmen. Auf meine Frage, ob die Regierung den Reichstag auflösen werde, antwortete mir ein jetzt in hoher Stellung befindlicher Jurist, die Regierung werde sich hüten, eine solche tiefeinschneidende Maßregel gegenüber der großen Majorität, die das Gesetz abgelehnt habe, zu ergreifen, habe es auch gar nicht nöthig, weil sie ja bestimmt wisse, daß ein besserer Entwurf angenommen werden würde.

Dennoch erfolgte die Auflösung und Neuwahl des Reichstages und es wurde nun mit guten Gründen behauptet, die Ablehnung des Socialistengesetzes sei wohl nur der Vorwand zur Auflösung, deren Zweck vielmehr die Umgestaltung des Stimmenverhältnisses im Reichstage. Hat E. von Hartmann niemals von dem Ausspruch gehört, die Nationalliberalen sollen an die Wand gedrückt werden? Er spricht wenigstens kein Wort von dem Hauptfactor bei den Wahlen von 1878, nämlich von der Regierung, d. h. vom Fürsten Bismarck: denn die Regierung in Preußen und in Deutschland ist Fürst Bismarck. Bei früheren Wahlen hatte die Regierung die Nationalliberalen zwar nicht kräftig unterstützt, aber auch nicht gerade bekämpft. 1878 arbeitete der große wohlorganisirte Regierungsapparat mit Hochdruck gegen die Wahl von Nationalliberalen. Gleichzeitig trat die Fortschrittspartei mit wahrer Wuth bei den Wahlen gegen die Nationalliberalen auf, man muß sagen: selbstmörderischer Weise. Centrum und Conservative waren von je an ihre entschiedenen Gegner. Die Partei war ringsum von Feinden umgeben und ihr gefährlichster war die Regierung. Da braucht man nicht lange nach Aufklärung zu suchen, wodurch sich die Zahl der Mitglieder so sehr verminderte.

(Schluß folgt.)

Süditalienische Skizzen.

Von R. Welser.

(Schluß.)

Nicht blos bei solchem Anlaß aber leisten diese jungen Taugenichtse der Gesellschaft lobenswerthe Dienste. Wer einige Zeit in einer süditalischen oder noch besser in einer sicilianischen Stadt gelebt hat, der wird nicht umhin können, den Ragazzis eine gewisse Bewunderung zu zollen, obgleich er in mancher Hinsicht gegen die eigenthümlichen Zustände, aus welchen diese Leistungen hervorwachsen, Verwahrung einlegen zu müssen glauben wird. Bei der Alles beherrschenden, bis zu einem gewissen Grad durch das Klima erklärlichen Trägheit und Arbeitsscheu ist der Ragazzo, d. h. der aus den ärmeren untersten Schichten des Volkes hervorgegangene, acht- bis zwölfjährige Knabe, zu einem der wichtigsten Faktoren des gewöhnlichen Lebens geworden. Die Ragazzis sind im eigensten Sinne des Wortes die südlichen Heinzelmännchen, — freilich weder unentgeltlich arbeitende, noch der Tugend oder Schönheit allein zu Gebote stehende dienstbare Geister, sondern eben die richtigen, emsigen, lustig umherlaufenden, eilig schaffenden und am Ende mäßig bezahlten Dienstboten. Noch treffender würde man sie die Diener der Dienstboten nennen; denn dies ist eben das Seltsame bei diesen Zuständen, daß Niemand, der sich in einer südlichen Stadt häuslich niederläßt, daran denkt, einen oder mehrere solcher Knaben direct in seinen Dienst aufzunehmen; diese aber durch die von dem Hausherrn regelmäßig angestellten Diener sofort in das Haus eingeführt werden, und nun unter des Dieners Leitung die Arbeiten verrichten, die eigentlich jener verrichten sollte. Nimmt man zum Beispiel einen Koch (Köchinnen gibt es keine, und jedes Haus, das sich respectirt oder respectirt werden will, muß seinen Koch haben), so ist die erste Bedingung, daß ein Ragazzo mit dem Koch ins Haus trete, der dem Meister behülflich ist, die groben Arbeiten für ihn verrichtet, die von ihm eingekauften Vorräthe nach Hause trägt, das Feuer anzündet und unterhält u. s. w. Der eigentliche Diener, der Kammerdiener, macht es nicht anders; er muß seinen Ragazzo zur Hand haben, und wird der erstere von der Hausfrau zur Stadt geschickt, irgend was zu besorgen, die Lampen zum Lampen-

*

putzer, die Schuhe zum Schuhmacher, die Kleider zum Schneider zu tragen, so ist es der Ragazzo, der diese Dinge über die Straße trägt, während der Diener in würdevoller Weise daneben her stolziert. Es ist diese Sitte oder Unsitte so sehr bei diesem Volke in Fleisch und Blut übergegangen, daß der Fremde, den dies Gebahren wohl zuvörderst in Staunen setzt und auch in Harnisch bringt, sich nolens volens fügen und bald daran gewöhnen muß, dem Arbeitssystem der Ragazzos zu huldigen, die von ihm bezahlten Diener als Herren in zweiter Instanz ihre Befehle ertheilen und die Arbeit durch diesen Schwarm von Heinzelmännchen ausführen zu sehen. Ist dieses Hereinbringen eines untergeordneten Dienstboten einzig und allein der, durch das Klima diesen Leuten aufgedrungenen Trägheit zuzuschreiben? Es könnte wohl noch ein anderer, in dem Süden ebenso wichtig auftretender Factor dabei mitwirken, nämlich der den südlichen Völkern lateinischer Rasse angeborene Größenwahn. Keiner will vor dem Andern als Diener figuriren; Jeder will eben selbst Befehle ertheilen, und ist er durch die Umstände gezwungen bei einem „Herrn" in Dienst zu treten, so richtet er sich so ein, daß er noch einen Dienstboten unter sich habe, den er vor den Leuten, auf der Straße, in den Kaufläden als seinen Untergebenen behandeln, auch zuweilen mißhandeln kann. Er selbst wird sich, in richtiger Anwendung dieses Princips, nicht als den Kammerdiener des Herrn X, sondern als dessen Intendanten, nicht als den Laufburschen, sondern als den Secretär, nicht als den Bureaudiener, sondern als den Dolmetscher aufspielen, wird auch möglichst oft mit den Händen in den Taschen vor der Thür stehen und sich dem Nachbarvolk in der Würde seiner Unthätigkeit zeigen: während dieser Zeit arbeitet eben der flinke Ragazzo, der von der Hitze noch nichts verspürt, von dem Größenwahn noch nichts kennt, mit kindlicher Freude seine paar Soldis verdient, rechts und links nascht und auch stiehlt, und sich schon in die schönen Jahre hinüberträumt, wo auch er Diener sein wird, wo er seinen arbeitenden Ragazzo haben wird, und wo er als Intendant, Secretär oder Dolmetscher vor den Nachbarinnen erscheinen wird.

Daß, um diese Zustände zu ermöglichen, von Schulzwang keine Rede ist, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden. Die Kinder des Volkes wachsen hier auf wie kleine Halbwilde, und obwohl die jetzige Regierung schon viel, sehr viel gethan, um die durch die Bourbonenmißwirthschaft so tief heruntergekommene süditalische Bevölkerung zu heben, so lag diese doch so tief, daß der Fortschritt in den Augen eines an ganz andere Zustände gewöhnten Deutschen noch gar weit hinter den Grenzen zurückbleibt, bei welchen überhaupt bei uns erst von Cultur und Bildung gesprochen werden kann. Die Schule wird, freilich erst nach einer langen Reihe von Jahren, in den kommenden Generationen, dieses Lazzaroniunwesen wenn auch mit langsamem Erfolg, dennoch in derselben Weise bekämpfen und vernichten, wie der Bau der Eisenbahnen in Sicilien und in Calabrien das vor zwanzig Jahren noch so reich blühende, jetzt beinahe ausgerottete Brigantenthum zum Aussterben brachte.

Lazzaronis und Briganten, in diesen zwei Begriffen verkörpert sich heutzutage noch für viele Fremde das ganze süditalische Leben und Wesen, obwohl was das Letztere, die Briganten anbetrifft, seit etwa zwanzig Jahren eine so vollständige Aenderung in den Zuständen und Verhältnissen dieser Gegenden eingetreten ist, daß eigentlich vom Brigantenthum als von einer bestehenden, organisirten, so zu sagen officiell in dem nationalen Civilstandsregister eingetragenen Einrichtung, außer für die Umgegend von Palermo, kaum die Rede sein kann. Die kleinen, unbequemen, holprigen Eilwagen werden zwar noch, besonders diejenigen, die eben in die Provinz Palermo fahren, von Carabinieris begleitet; man hört auch noch von Zeit zu Zeit erzählen, daß einer oder der andere der reichen in Palermo ansässigen Banquiers in die Hände einer bewaffneten Bande gefallen, von ihr weggeschleppt und nur durch Einzahlen eines starken Lösegeldes in Freiheit gesetzt worden sei. Befragt man aber die Leute in Sicilien über diese Vorgänge, so wird es Einem klar, daß man es hier mit einer ganz besonderen Art von Brigantenthum zu thun habe, das mit unseren landläufigen Begriffen vom Räuberwesen gar nichts oder nur blutwenig gemein hat. Ein sicilianischer oder calabresischer Banditenhauptmann ist ein ganz anderes Ding, als ein deutscher Schinderhannes, und könnte viel eher dem Schiller'schen Carl Moor zur Seite gestellt werden, womit gewiß nicht gesagt werden soll, daß jene Herren Banditen oder Briganten von hohen humanitarischen Motiven geleitet, noch viel weniger, daß sie der Bewunderung ihrer Mitbürger werth seien! Das Brigantenthum leitet eben seinen Ursprung von den so eigenthümlichen früheren Zuständen dieser Länder her, und obgleich diese Zustände sich heute gebessert haben, so lebt es auf Grund der in jenen Verhältnissen geschöpften Impulsionskraft weiter. Früher, unter bourbonischer Herrschaft, spielte sich das Brigantenthum als eine aus dem Volke hervorgegangene, für das Volk und dessen Recht kämpfende Macht auf. Wie die fahrenden Ritter behaupteten auch die Brigantenhäuptlinge, die armen unterdrückten Volksklassen gegen den Bedrücker in Schutz zu nehmen und sie an den mit diesen verbündeten reicheren Volksklassen zu rächen. Das Gesetz kannten sie nicht, wollten es nicht kennen; über dem Gesetz stand für sie wie für das ganze Volk das, was sie als ihr Recht betitelten, und heute noch finden sie es ganz natürlich, auch gegen das Gesetz, gegen die gesetzliche Landesobrigkeit vorzugehen. Es ist dies ein besonderes Merkmal des süditalischen Volkscharakters, daß er für die Hoheit des Gesetzes keinen Sinn hat, sondern überall, auch in den geringsten Dingen, auch da, wo es sich nicht um Brigantenthum handelt, auf Selbsthülfe rechnet, die Selbsthülfe anruft und auch durch Anwendung dieses Princips das Gesetz lahm legt, dessen Ausführung unmöglich macht. Man hat diesem Gefühle oder diesem Streben nach Selbsthülfe einen Namen gegeben, den man öfters wiederkehren hört, sobald von den inneren Verhältnissen dieser Länder die Rede ist: es ist dies in Sicilien die Maffia; auf dem Festlande trägt es wieder andere Namen, in Neapel heißt man es die Camorra. Diese Leute sind von Alters her gewöhnt, sich unter einander zu helfen, und es mag wohl dies Gefühl mit den Eroberungen zusammenhängen, die während langer Jahrhunderte dies Land und Sicilien ganz besonders, heimgesucht, und die Autochtohnen darauf hingewiesen haben unter sich geheime Verbindungen zu gründen, um dem jeweiligen Unterdrücker, den sie nicht über die Grenzen zu werfen vermochten, durch eine latente, bis in das Kleinste sich erstreckende Opposition mürbe zu machen. Die Maffia besteht heute noch, wie in den bourbonischen Zeiten; in jeder Stadt gibt es eine oder auch mehrere Maffien oder geheime Comités, die sich bei jedweder Gelegenheit ihrer Verbündeten, ihrer Freunde annehmen, die ihre Verzweigungen bis in die höchsten Verwaltungen hinauf werfen, den Gang der Administration und selbst der Gerechtigkeit zu hemmen in der Lage sind, in alle möglichen, auch ganz privaten Verhältnisse eingreifen, und unter der bestehenden Regierung eine neue Art von Regierung bilden, welche, was das Seltsame und eben auch das Bedenkliche bei der Sache ist, von dem Volke wie eine viel mächtigere Gewalt als die eigentliche Regierung angesehen und deshalb auch gefürchtet, unterstützt und bewundert wird. Wie oft geschieht es nicht, daß ein Proceß, obgleich er in allen Instanzen gewonnen wird, zu keinem praktischen Erfolg führt, noch führen kann! wie öfter noch, daß die Advokaten der nicht mit der Maffia befreundeten Partei rathen, die Klage einfach fallen zu lassen, da die ganze Macht der Maffia sich gegen sie auflehnen würde und die Richter selbst vielleicht nicht in der Verfassung wären, ein gerechtes Urtheil zu fällen! Erfährt man im Norden etwas von solchen Dingen, so begreift man sie nicht und frägt mit Staunen, wie denn solches möglich sei? Die Maffia oder Camorra gibt uns den Schlüssel dazu; überall hin sich verzweigend, Alles mit ihrem unheimlichen Netze umstrickend, stellt diese an den Carbonarismus erinnernde und wohl auch aus ihm hervorgegangene Macht der Regierung, der Verwaltung, den Gerichten, in dem Reiche, in den Provinzen, in den Städten und Dörfern eine neue Macht entgegen, die noch Niemand zu brechen vermochte, da sie sich auf das Einverständniß des Volkes, auf die Furcht von ihr betroffen zu

werden, und auf das instinctive, obgleich in den jetzigen Verhältnissen falsche Gefühl stützt, als ob die Maffia die Beschützerin des Unterdrückten sei. Das Brigantenthum, insoweit es eben nicht, wie es ja auch öfter geschieht, eine einfache Diebesbande ist, könnte als eine bewaffnete Maffia bezeichnet werden, als der Auswuchs jener geheimen Verbindungen zu einer, auch vor der offenen Gewaltthätigkeit nicht zurückschreckenden Gegenregierung. Es ist oft bemerkt worden, daß die Briganten, auch in der Provinz Palermo, sich vorzugsweise an reiche, in dem Lande begüterte, weithin bekannte Banquiers oder Geschäftsleute halten, die Fremden aber unbehelligt lassen; unser großer Historiker Mommsen, der so oft und so lange Sicilien nach allen Richtungen durchwanderte, konnte auch in dieser Hinsicht mit vollem Rechte erklären, er fühle sich in Sicilien viel sicherer, als Nachts in dem Berliner Thiergarten. Die Maffia oder das Brigantenthum hat nämlich mit den Fremden nichts zu thun, sie bleiben außerhalb der Sphäre seines Unwesens; ihre Interessen collidiren nicht mit den Interessen dieser, nur innere Geschäfte verfolgenden Gesellschaften. Man muß sich nämlich die Dinge so vorstellen, daß die Maffia oder die geheime Regierung Geld braucht, daß sie deshalb, wie die officielle Regierung, an Steuererhebung denkt und daß sie sich nun, da das kleine Volk von den officiellen Steuern entsetzlich gedrückt wird, an die Reichen wendet, um diese im Verhältniß zu ihrem Besitze auszupfänden. Hat sich einer dieser reichen Besitzer in irgend einer Weise erlaubt, gegen einen der Maffiosen schroff oder feindlich aufzutreten, so verfällt er einem geheimen Bannspruch, dessen Vollstreckung die Vehmgerichtsvollzieher der Maffia übernehmen; es ergeht an ihn das in höflichster Form verfaßte Ersuchen, so und so viel tausend Lires an den und den Mann auszuzahlen, der an einem gewissen Tage sich bei ihm einstellen werde; weigert sich der Betreffende, so geht man zu Drohungen über; er wird bei einem Spaziergang mit blinden Schüssen begrüßt; gehorcht er dieser schon bedenklicher auftretenden Forderung nicht, so schießt man ihm einen Diener zusammen, und am Ende schleppt man ihn selbst in Gefangenschaft, um ihn auszupfänden. Von einheimischen Schriftstellern wurde schon oft der Umstand betont, daß das Volk im großen Ganzen diesem Brigantenthum nicht feindlich gegenübersteht, sondern daß der Brigante mit einem gewissen Nimbus umgeben ist, der ihn den Helden der Befreiungskriege, der Revolutionen zur Seite stellt. Zwischen Garibaldi und dem Banditenhäuptling Leone, der vor einigen Jahren noch die Provinz Palermo unsicher machte, fühlt es keinen Unterschied heraus, wenigstens keinen bemerkenswerthen: Beide sind in seinen Augen seine Vertheidiger und die Vorkämpfer seiner Rechte, der Eine auf diese, der Andere auf eine andere Weise. Dies Volk hat übrigens von jeher, wie alle südlichen und lateinischen Bevölkerungen, eine besondere Vorliebe für das Märchenhafte, für das Geheimnißvolle gehabt; der Südländer kommt mit einem Hange nach Carbonarismus zur Welt; es steckt in ihm von Kindesbeinen etwas von dem Verschwörer. Andererseits übt nichts auf seine leicht erregbare Phantasie einen größeren Reiz aus, als das Märtyrerthum, als die Leiden eines Unterdrückten. In keiner Geschichte treffen wir mehr Verschwörer und Märtyrer, als in der Geschichte der südlichen Völker. Selbst die Regierung oder der Staat, der aus einer Verschwörung hervorgegangen ist, findet sofort nach seinem Siege eine der seinigen ähnliche unterirdische Bewegung vor, die sich nun auf dieselbe Weise gegen ihn wendet und ihn bedroht. War das Christenthum selbst in Italien in seinen Anfängen nicht mit einem gewissen politischen Carbonarismus vermischt? und man darf wohl, ohne dem religiösen Momente irgendwie Abbruch zu thun, jene rein italienische, oder lateinische, oder auch südeuropäische Seite der Verbreitungsgeschichte des Christenthums in dem alten Rom hervorheben, die mit ihren Katakomben, geheimen Zusammenkünften, mysteriösen Verbindungen und mit ihren, bis in die höchsten Gesellschaftskreise sich verzweigenden, der bestehenden Ordnung aufs Heftigste opponirenden und dieselbe endlich zu Gunsten der neuen Religion umstürzenden Verschwörung der Geister, in so naher Verwandtschaft zu den späteren, freilich ohne Vermischung mit einem religiösen Princip auftretenden Zuständen Süditaliens zu stehen scheint. Es mögen wohl diese beiden Momente, der Reiz des Geheimnißvollen und der instinctmäßige Trieb, überall irgendwelchen „Befreier" oder für die „Unterdrückten" kämpfenden Ritter zu sehen, die inneren Triebfedern für die dem Brigantenthum von der Bevölkerung Süditaliens entgegengetragene heimliche Connivenz, oder jedenfalls für die Toleranz, mit welcher dasselbe von ihr beurtheilt wird, bilden. Eine Connivenz bestand augenscheinlich in frühren Jahren; wie wäre es anders möglich gewesen, daß die Briganten Palermos unter der Führung des in Sicilien heutzutage noch populären Leone so lange Zeit hindurch der Verwaltung, den Gerichten, den Carabinieris Trotz bieten konnten? Wie könnte man sich anders das an das Gebiet des Romans und der Dichtung grenzende Gebahren jener Banditenhäuptlinge erklären? Eine Legende hat sich schon um die Geschichte Leones geworfen; aber der Legende braucht es gar nicht, um aus diesem Manne eine für uns Nordländer ganz unbegreifliche, für die Südländer aber heldenhafte Persönlichkeit zu machen. Weiß man doch, daß Leone, als er schon Monate lang vogelfrei erklärt worden und in allen Winkeln von den Carabinieri verfolgt war, eines schönen Tages nach Palermo kam, sich in das Theater begab, seinen Platz in der Nähe des commandirenden Gouverneurs nahm, mit diesem ein interessantes Gespräch über Kunst, Literatur, Volkswirthschaft anknüpfte, und sich endlich die Erlaubniß erbat, ihm am folgenden Tage einen Besuch abzustatten, was ihm sofort mit großer Bereitwilligkeit zugestanden wurde. Am andern Morgen begab sich Leone in den Palast des Gouverneurs, und, da er seinen Theaternachbar nicht zu Hause antraf, ließ er ihm seine Karte zurück, auf welcher stand: „Leone, Banditenhäuptling, wird sich immer mit Freuden der Unterhaltung erinnern, die er gestern Abend im Theater mit Sr. Exc. dem Herrn Gouverneur von Palermo gepflogen." Als dem Gouverneur diese Karte wenige Minuten nachher eingehändigt wurde, war Leone natürlich nicht mehr im Palais. Umsonst wurden die Thore Palermos geschlossen, die Carabinieris nach allen Windgegenden herausgeschickt, — Leone war verschwunden! Es dauerte noch Monate, ehe man seiner endlich habhaft werden konnte; er wurde am Ende umzingelt und niedergeschossen. Bei dem Volke aber lebt Leones Name als derjenige eines Ritters ohne Furcht und auch ohne Tadel fort, und rathsam wäre es wohl nicht, seiner als eines Verbrechers oder Missethäters zu erwähnen. Solche und ähnliche Zwischenfälle beweisen aufs Handgreiflichste, daß zwischen den Banditen und der Bevölkerung damals eine intime, weit hinauf reichende Connivenz bestand; stände die Bevölkerung der Regierung und den Carabinieris zur Seite, so wären solche Vorgänge absolut unmöglich gewesen. Heute mag sich wohl Vieles zum Bessern gewendet haben; der Kern des Uebels kann aber nicht als beseitigt angesehen werden, so lange in der Bevölkerung das Gefühl wach bleibt, daß man sich auch gegen das Gesetz durch Selbsthülfe zur Wehr zu setzen berechtigt sei, so lange das Unwesen der Maffia nicht gründlich ausgerottet sein wird. Gegen solche Zustände kann freilich nur die Zeit helfen; die Eisenbahnen, die man erbaut, die Schulen, die man eröffnet, wirken zwar, aber denn doch nur langsam. Es muß durch diese verschiedenen Factoren eine neue Auffassung der Rechte und besonders der Pflichten des Einzelnen dem Staat gegenüber in den aufwachsenden Generationen zum Durchbruch kommen, und gerade in einem Lande, wo die klimatischen Verhältnisse so liegen wie in Süditalien, wo die Natur einen so lähmenden Druck auf die Willenskraft, auf die Widerstandsfähigkeit ausübt, mögen diesem Proceß noch größere Schwierigkeiten entgegenstehen als in unseren nordischen Ländern.

Literatur und Kunst.

Ein Memento.

Von Johannes Scherr.

Das Wort wird That, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm — wer zweifelt daran?
Chamisso.

I.

Wenn man das 19. Jahrhundert als die Epoche des materiellen Schwindels stigmatisiren wollte, so könnte man das 18. als die des intellectuellen bezeichnen. Denn wie dermalen die Leute sich anstellen, als wären sie lauter Materie, so bildeten sie dannzumal sich ein, sie wären lauter Geist. Es war eine jener in der Geschichte der Menschheit ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Zeiten, wo die Gesellschaft gänzlich unfähig sich erweist, hinter dem Schein das Sein, hinter den Worten die Dinge zu sehen, — so eine Zeit, wo die Leute sich an Illusionen überessen und mit Phrasen berauschen.

Der große Idealist und größere Sophist Rousseau hatte mit einer Beredtsamkeit sondergleichen die lächerliche Lüge von der „allgütigen Mutter Natur" und vom paradiesischen „Naturzustand" zu einem Evangelium hinaufgeschwindelt. Das wucherte dann nach Unkrautsart mit geiler Ueppigkeit weiter. Myriaden von begeisterten Missionären sorgten für die Verbreitung des befruchtenden Blüthenstaubes und Hunderttausende von Gläubigen genossen die narkotischen Früchte, als wären diese das wahre „Brod des Lebens".

So wurden zu Menschengeschicke bestimmenden Mächten der traumselige Optimismus, die breiherzige Sentimentalität, die größenwahnsinnige Phantasterei, die Vervollkommnungslegende, das Völkerbrüderschaftsmärchen und die Glückseligkeitsfabel.

Nachdem man ein ganz willkürliches Ideal von Menschheit in die blaue Luft hineingemalt hatte, schuf man den Phantasiestaat und ließ denselben durch den unbeirrbaren Abstractor Jean-Jacques im „Contrat social" construiren.

Die würdige Krönung des prächtigen Luftschlosses bildete das Dogma von der unfehlbaren Volkssouveränität. Denn die Menschen müssen und wollen nun einmal infallible Päpste haben, seien es dreifach gekrönte Priester oder dreifach umnebelte Begriffe, welche letzteren für kecke und schlaue Volksbetrüger wie eigens gemacht sind.

Zu dem und für den abstracten Staat erfand man den abstracten Menschen.

Wie leicht und, so zu sagen, anmuthig die Herren Philosophen, die Encyklopädisten, die Rationalisten, die Illuminaten, mit dieser sinnreich zusammengeplätzten und hübsch angezogenen Gliederpuppe handirten! Wie geschmeidig ließ sich die Marionette von Mensch und Menschheit unter die Schablone der Theorie bringen! Wie fügten sich alle ihre Glieder so nett und niedlich in den Rahmen des Systems! Seht ihr? Der Mensch braucht blos zu wollen, um frei und glücklich zu sein und die Erde aus einem Jammerthal in einen Freudenberg umzuschaffen.

Die Herren Philosophen waren beflissen, ihrem Abstractum dies Wollen einzublasen. Der in der Retorte des Optimismus erzeugte Homunculus blies und blähte sich demzufolge gewaltig auf und sprang dann mit einem Salto mortale aus der Theorie in die Praxis hinüber.

Dieser Salto mortale heißt sonst die französische Revolution.

Sie war die logische Schlußfolgerung eines culturgeschichtlichen Syllogismus, dessen Voraussetzung die Philosophie des 18. Jahrhunderts, und diese ihrerseits ist nur die logische Consequenz der Prämisse jener mühsäligen ideellen und materiellen Arbeit gewesen, welche die europäische Gesellschaft von der Verwitterung des Mittelalters an gethan hatte. Der Umsturz war vorgefühlt, sehnsüchtig gewünscht, mit Bestimmtheit vorhergesagt worden und kam dann doch so überraschend wie alles wahrhaft Schicksalsmächtige.

Auch als der furchtbare Kataklysmus vorüber, hatte die Erinnerung daran noch immer etwas so Erstaunendes und Erstarrendes oder auch etwas so Blendendes und Ueberwältigendes, daß von einer unbefangenen Werthung und einem gerecht abwägenden Urtheil unter den Menschen noch lange keine Rede sein konnte.

Was die Geschichtschreibung angeht, so hatte sie gegenüber dem Phänomen der Revolution etwa das Gefühl des Göthe'schen Faust gegenüber dem Erdgeist: —

„Ach, die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich so recht als Zwerg mich fühlen sollte!"

Dann bemächtigten sich die Parteien des geschichtlichen Stoffes, dem an unerschöpflich dramatischem Interesse nur noch einer gleichkommt: die innere Zernagung des römischen Reiches durch das Christenthum und die äußere Zertrümmerung des Kolosses durch die Germanen. Die Parteibornirtheit hat es, wie Jeder weiß, glücklich dahin gebracht, die Revolutionsgeschichte zu mehr oder minder gelungenen Leistungen der Zerrbildnerei zu gestalten. Die Einen verhimmelten die Revolution, die Andern verhöllisirten sie. Die Vorwärtser machten aus ihr eine Art von goldflitterigem Bambino, die Rückwärtser einen gruseligen Butzemann.

Ganze Büchereien wurden darüber geschrieben und gedruckt. Denn alle civilisirten Nationen empfanden das Bedürfniß, mit dem Phänomen historisch sich zurechtzufinden und auseinanderzusetzen. Auf die Erforschung und Klarlegung der ganzen und vollen Wahrheit kam es dabei zunächst gar nicht an, sondern nur auf die parteiliche Nutzanwendung. Dem Liberalismus mußte die Revolution als leuchtendes, dem Conservatismus als abschreckendes Exempel dienen. Wie der brittische Toryismus und der christlich-germanische Absolutismus mit der Geschichte der Revolution umsprangen, zeigen drastisch die bezüglichen Bücher von Walter Scott, Archibald Alison und Heinrich Leo. Wie auf der andern Seite der französische Liberalismus und Radicalismus den gigantischen Stoff in ihrem Sinne kneteten und formten, das zeigen nicht weniger drastisch die Werke von Thiers, Michelet und Blanc. Die achtbändige Revolutionsgeschichte von Thiers ist nur eine Apologie des Parlamentarismus von 1789, die sechsbändige von Michelet eine Apologie des Dantonismus, die dreizehnbändige von Blanc eine Apologie des Robespierreismus. Obzwar ebenfalls in einer Illusion, der constitutionell-parlamentarischen, befangen, hat eine Zeitgenossin der Umwälzung, Frau von Staël, in ihren „Considérations sur les principaux événements de la révolution" an Schärfe der Beobachtung wie an Treffsicherheit des Urtheils die genannten Historiker weit hinter sich gelassen.

Ein Deutscher war es, Wilhelm Wachsmuth, der es zuerst unternahm, vom Standpunkt wissenschaftlicher Unbefangenheit aus die Geschichte der Revolution anzusehen und zu schreiben. Sein Buch, i. J. 1840 in 4 Bänden erschienen, durfte dazumal eine musterhafte Arbeit genannt werden. Heute ist es zahlreichen Berichtigungen zu unterziehen und, was einzelne Partieen angeht, schon ganz veraltet. Das macht, seit 40 Jahren ist neues quellenmäßiges Material von ungeheurem Umfang aufgegraben worden. Wie sehr dadurch unsere Kenntniß der Revolution im Ganzen und im Einzelnen, im Großen und im Kleinen bereichert worden, kann eine Vergleichung von Wachmuths Buch mit dem dreizehn Jahre später (1853) veröffentlichten von Heinrich von Sybel augenscheinlich und handgreiflich darthun. Die absolute Wahrheit hat freilich auch Sybel keineswegs überall zu finden und zu geben vermocht. Kein Wissender und Billigdenkender wird ihm das zum Vorwurf machen — „errare humanum" — und nur Kinder und Narren, welche an das Märchen von der absoluten historischen Objectivität glauben, werden das Sybel'sche Buch darum verwerfen, weil der Verfasser durchweg von monarchisch-conservativen Gesichtspunkten ausgegangen ist. Es kann eben kein Mensch — und die Historiker sind doch so zu sagen auch Menschen — aus seiner Haut heraus. Anständige Leute sollten sich daher nachgerade schämen, das Gerede von der absoluten historischen Objectivität nachzuplappern. Historische

Gerechtigkeit, ja wohl! Die ist möglich und soll sein, unter allen Umständen, überall und immer. Aber gerade die Objectivitätsschwätzer, welche eine Unmöglichkeit sich selber und Anderen vorflunkern, lassen in ihren „objectiv" gehaltenen Büchern die historische Gerechtigkeit nur allzu häufig vermissen.

Den Verlauf der französischen Staatsumwälzung zu einem literarischen Kunstwerk geschichtlichen Stils zu gestalten, hat bislang nur ein Autor versucht und vermocht, der Schotte Carlyle. Seine mit Recht berühmte „French Revolution" ist eine „Historie" im malerisch-technischen Sinne, aber nicht Historie im wissenschaftlichen. Trotzdem wird kein Kenner leugnen, daß viele von Carlyle mit Worten gemalte Revolutionsscenen an geistklärender und herzbewegender Wahrheit selbst genaueste und siebenfach beurkundete Darstellungen übertreffen. Es sind Seiten in diesem Buch, welche fraglos mit zu den besten im 19. Jahrhundert geschriebenen gehören und sogar weniger Empfänglichen deutlich spürbar machen, wie thurmhoch ein Dichter-Prophet über gelehrten Sammlern und Sichtern stehe.

Lange hat es gewährt, bis die Franzosen dazu gekommen sind, der Revolutionslegende kritisch zu Leibe zu gehen. Sie konnten sagen, sie hätten keine Zeit gehabt, das Wesen ihrer ersten Revolution zu ergründen, da sie ja etliche weitere hätten machen müssen: die eine, damit sie Louis Philippe in sein Jobber-Portefeuille, die andere, damit sie ein nachgemachter Bonaparte in seinen Banditen-Schnappsack steckte. Endlich, unter dem zweiten Empire, hatten sie Muße, über eine Vergangenheit nachzudenken, welche eine so schmachvolle Gegenwart zur Folge gehabt, und die historische Kritik schickte zwei Denker und Forscher vor, welche durch die Revolutionsphrase hindurch das Revolutionsding erkannten und selbiges nach der Natur zeichneten: — Alexis de Tocqueville und Hippolyte Taine.

Tocqueville hat die reichen, so außerordentlich aufhellend wirkenden Resultate seiner Erforschung der Ursachen und des Wesens der Revolution in einen schmalen Band zusammengedrängt („De l'ancien régime et de la révolution", 1856). Jeder, d. h. Jeder, welcher mit der in Rede stehenden Sache ernstlicher sich befaßt hat, kennt diesen kostbaren Band und gesteht dankbar, daß er demselben gediegene Belehrung verdanke. Taine hat sein Werk („Les origines de la France contemporaine") auf breiterer Basis angelegt und führt es in größeren Dimensionen aus.*) Er ist an die Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, mit dem vollen Bewußtsein herangetreten, daß sein Unternehmen, die Vernichtung des Revolutionsmythus und der revolutionären Mythologie, seinen Landsleuten mißfallen werde („J'ai le regret de prévoir que cet ouvrage déplaira à beaucoup de mes compatriotes." T. III, Préface). Das war für einen Franzosen wahrlich nichts Kleines, sondern etwas Großes. Eine so mühsälige Arbeit unternehmen und durchführen, nur um der Wahrheit zu dienen, der Lüge, dem Vorurtheil und der Nationaleitelkeit einen offenen Absagebrief schreiben, von vornherein klarsein, daß statt Dankes nur Mißfallen und Unpopularität zu ernten sein werde, das bezeugt ein Wahrheitsgefühl, einen Rechtssinn und eine Gewissenskraft, wie sie gewiß nicht allzu häufig in einem Franzosen oder in einem Menschen überhaupt vereinigt sich finden. Vollends in unserer Zeit der sittlichen Schlaffheit, welche, schamloser Stirne, mit ihrem „Opportunismus" als mit einem Vorzug, ja als mit einer Tugend staatmacht. Taine hatte schon mittels seiner Geschichte der englischen Literatur den Beweis erbracht, daß er es vermöge, über das Gallierthum sich zu stellen. Das vorliegende Werk zeigt ihn als einen freien Menschen und Mann, nicht im Sinne des Parteijargons, aber im Hochsinne des Wortes.

II.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß der Umbau eines großen, in seinen Fundamenten angefaulten, durch und durch wurmstichigen und vermorschten Hauses zu den schwierigsten Aufgaben gehört, welche einem Architekten gestellt werden können. In 99 Fällen von 100 mißlingt die Lösung und muß sie mißlingen. Im hundertsten, also im glücklichsten Falle kommt nur ein trauriges Flickwerk zuwege.

Ein Haus der bezeichneten Art war das Frankreich der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und so, wie es war, wurde es einem zwölfhundertköpfigen Architekten, der constituirenden Nationalversammlung von 1789, zum Umbau überliefert.

Sybel, also ein Historiker, welchen selbst der wildeste Fanatiker des Syllabus nicht im Verdachte revolutionärer Anschauungen haben kann, hat im ersten Bande seines Werks über das französische Staatswesen unmittelbar vor der großen Umwälzung desselben gesagt: „Hier war alles Bestehende in seinem Wirken erbärmlich und, was vielleicht noch schwerer wog, in seinen Rechtstiteln ungewiß. Es gab in dem ganzen französischen Staatsrechte keinen unangefochtenen Punkt; es war (also) ganz natürlich, daß die Neuerung von vornherein ihren Ausgangspunkt im Natur- und Menschenrecht suchte" (d. h. mit der Stange der Theorie im Nebel der Abstraction herumfuhr). „Der Wunsch, das Bestehende zu verbessern, der bei gesunden Nationen sich erst bei äußerstem Mißlingen in den Drang der Zerstörung umsetzt, war hier von Anfang an hoffnungslos."

Zu diesen Sätzen des deutschen Geschichtschreibers liefern die zwei ersten Bände von Taine einen authentischen, actenmäßigen, unwidersprechlichen, aber trauervollen Commentar. Im ersten Bande weist der französische Culturhistoriker nach, daß und wie das Ancien Régime vollständig abgewirthschaftet hatte und daß der Einsturz des unterwühlten, angefaulten Hauses voll Wurmfraß und Moder unvermeidlich und nahebevorstehend war. Im zweiten Bande thut er dar, wie das der constituirenden Nationalversammlung zum Umbau überlieferte Staatsgebäude unter den Händen des Architekten, aller Wohlmeinenheit und theilweisen Geschicklichkeit desselben zum Trotz, aus den Fugen ging, zerbröckelte, zerkrachte und schließlich in einen ungeheuren Trümmerhaufen, in ein Chaos von Anarchie zusammenstürzte.

Aus diesem wüsten Trümmerhaufen erwuchs der Jakobinismus, zuerst ein aus Rousseau'schen Orakelsprüchen zusammengeflicktes Theorem mit der liebsüßen Devise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Dann die Verwirklichung des Gedankens der Pöbelherrschaft, ein hunderttausendarmiger Riese, welcher, den Antrieben vonseiten einer Hand voll Phantasten, Größenarren oder Schurken blind gehorchend, seine Losung: „Wer nicht an mich glaubt, der stirbt!" zu einer schrecklichen Wirklichkeit machte. Man hat bekanntlich die Adepten des Jakobinismus damit zu entschuldigen gesucht, daß man sagte, sie hätten gemordet, um nicht gemordet zu werden. Wohl! Aber wer hat einen Zustand vorbereitet, ermöglicht, herbeigeführt, wo nur noch die Wahl blieb, Henker oder Opfer zu sein? Eben der Jakobinismus.

Noch sind seitdem keine hundert Jahre verflossen und doch wären wir geneigt, das, was dazumal geschah, für einen wüsten vorzeitlichen Mythus zu halten, so uns nicht tausende unverwerflicher Zeugnisse die anwidernde Gewißheit gäben, wie tigeräffisch Voltaires „Tigeraffen" die Carmagnole um den ehernen Stier des jakobinischen Schreckens her getanzt, geraft haben. Um diesen Tanz zu begreifen, muß man sich erinnern, was für Gaillarden, Gavotten und Menuetts in Fontainebleau, in Saint-Germain, in Versailles, in Marly, im „Parc aux cerfs", in Louveciennes und in Trianon vordem getanzt worden waren. Der größenärrische gallische Jakobinismus war ja auch nur die Consequenz der Prämisse des größenärrischen gallischen Sultanismus. Eine Ahnung vom Kommen dieser Consequenz scheint sogar schon einen der literarischen Lakaien des Sultans, welcher Ludwig der Vierzehnte hieß, angeschauert zu haben. Man lese nur, das zu erfahren, mit Verstand die „Athalie" des Schmeichlers Racine, namentlich die letzte Strophe vom Chorlied, welches den zweiten Act beschließt.

(Schluß folgt.)

*) Den bis jetzt (1876—81) veröffentlichten 3 Bänden („L'ancien régime" — „La révolution", a) „L'anarchie", b) „La conquête jacobine") sollen, wie es scheint, noch drei oder vier weitere folgen.

Von der internationalen Ausstellung für Elektricität.

Vor wenigen Tagen war es, als ich im Menschengedränge der Pariser Boulevards mich vorwärts bewegte in der halb unbewußt angenommenen Richtung nach den elysäischen Feldern. Es gibt für Alle, welche keine Menschenfeinde sind, nichts Reizvolleres als solch einen Gang auf den breiten Asphalttrottoirs, auf welchen Hunderte von Personen an kleinen zierlichen Tischchen trinkend, schwatzend und lachend vor den Cafés sitzen. Der Glanz der Gaslichter fällt aus den Sälen heraus und vereinigt sich mit dem Lichte der zahllosen Gaslaternen, um eine angenehme Helle zu erzeugen, welche seltsam gegen das dunkle Grün der Baumkronen und den Nachthimmel absticht. Wie in einem großen Festsaale, an dessen Decke der Himmel sammt den Sternen gemalt ist und an dessen Wänden grüne Reiser lehnen, wandelt es sich da. Stundenlang kann man gehen, ohne dessen müde zu werden. Ja, stundenlang selbst wenn man immer vorwärts strebt; denn mehr als eine Stunde weit erstreckt sich ja dieser prächtige Laubengang durch das Herz jener schönen Stadt, welcher nur leider, wie auch sonst so oft, die Schönheit nicht ungetrennt vom Leichtsinn zu Theil geworden ist. Aber endlich hat die Helle ein Ende, die Straßen hüllen sich in Zwielicht, nur wie ein schwacher Abglanz der bisherigen Herrlichkeit fällt hin und wieder ein heller Lichtstrahl auf den Weg, welcher nun auf jenem unheimlich großen Concordienplatze einmündet, den selbst die vielen Hunderte auf ihm verstreuten Gasflammen nicht dem Schooße der Nacht zu entrücken vermögen.

Hier ist es geradezu einsam; verschwommen streckt der Obelisk sich hier in den Nachthimmel hinein; kaum hebt er sich von diesem ab; man verliert ihn unversehens am Firmamente. Jetzt wandte ich mich nach rechts, um aus dem Dunkel wieder nach den lichten Punkten hinzukommen, welche mir aus dem Gehölze der Champs Elysées entgegenwinkten. Schon war ich hier unter den Bäumen, da wandte sich zufällig mein Blick nach rückwärts: Welche Veränderung war mit dem Obelisken vor sich gegangen!

Scharf wie eine Eisnadel hob er sich nun vom dunklen Himmel ab; er sah aus als wenn er innerlich glühe und brenne! Aber doch ist es kein gewöhnliches Glühen! Es ist ein Licht wie vom Monde herabgeholt, hellweiß, bleich, gespensterhaft! „Das ist von der Ausstellung", sagte Jemand neben mir und wies nach dem Orte, wo der Industriepalast der elysäischen Felder zu suchen war. Ja, von da her kam das seltsame Licht. Wie ein greifbares Bündel fielen von dem hohen Dache des Gebäudes die Strahlen elektrischen Lichtes über die dunklen Kastanien des Gehölzes weithin bis nach dem einsamen Concordienplatze, daß das Denkmal aus dem Dunkel der Nacht heraustrat gleich einer effectvollen Theaterdecoration.

Wie erglänzte erst Alles in der nächsten Umgebung des Gebäudes! Auf dem weiten Vorplatze stand auf erhöhtem Sockel ein erzenes Weib, mit beiden Händen eine Fackel gegen den Himmel streckend, welche in tausenden von blitzenden Strahlen ein Licht, heller als die Sonne, im weiten Umkreis auf die Erde warf. Die Leute standen kopfschüttelnd davor; sie zogen wohl ihre Zeitung aus der Tasche und lasen. „Genau wie am Tage!" hörte man sie dann sagen und sah sie in das Licht blicken, welchem diese Helle entströmte.

Der Zudrang zu dem Eingange war ein erstaunlicher; wie ein Meer wogte es vor dem Portale auf und ab, Niemand konnte die Zeit erwarten, wo er hineingelassen wurde. Endlich betrete ich die Vorhalle, einen weiten Raum, in welchem rechts und links im Vordergrunde breite Treppenläufe münden. Im ersten Augenblicke, wo man aus dem halben Zwielichte des Vorplatzes diesen hell erleuchteten Raum betritt, fällt die Helle nicht besonders auf, da man sich sofort der Täuschung überläßt, als wäre das Gebäude durch das Tageslicht erleuchtet. Man muß sich erst besinnen, daß diese Helle künstliches Licht ist und blickt alsdann erstaunt zu der Lichtquelle auf. Es ist dies ein mächtiger Kronleuchter mit jenen massigen Formen, welche jetzt in Berlin leider so beliebt sind. Aber auf den Geschmack der Form kommt es jetzt nicht an; was interessirt, ist die große Fülle prächtigen Lichtes, welche den Lampen dieses Kronleuchters entströmt. Es sind Siemens'sche Lampen; sie brennen mit entzückender Gleichmäßigkeit und Ruhe, auch zeigen sie die angenehme Seite, daß man ihnen ungestraft ins Antlitz sehen kann, was man bei den meisten der andern Systeme nicht wagen darf.

Tritt man nun weiter vor und in das hohe basilikenartige Schiff des Gebäudes hinein, so kann man laute Rufe des Staunens und der Bewunderung fast nicht unterdrücken. Der Gesammteindruck dieses mächtigen Raumes, der sich bis in die letzten Winkel hinein, bis hoch hinauf an die Sparren des Glasdaches hell und ohne den geringsten Schatten zeigt, ist ein solcher, wie man ihn mit etwas Anderem gar nicht vergleichen kann. Eine solche Lichtfülle ist noch auf keinem Orte der Erde zu sehen gewesen; selbst das hellste, klarste Sonnenlicht kann so etwas nicht, denn wo dasselbe hinfällt wirft es auch Schatten; hier aber sorgen die überall fast gleich stark durch den Gesammtraum vertheilten Lichter dafür, daß es eine schwer zu lösende Aufgabe wird, einen Schatten zu finden. Aus tausend Quellen fällt hier das Licht in den unermeßlichen einheitlichen Raum; am ehesten könnte man diesen Anblick vielleicht mit dem des gestirnten Himmels vergleichen, aber der Glanz der Sterne ist ja nichts gegen die Helligkeit dieser Lichter.

Genau im Mittelpunkte des Gebäudes erhebt sich aus einem die Lichter vielfältig wiederspiegelnden, grünumbordeten Wasser ein massiger Leuchtthurm, dessen Krone sich langsam dreht und auf die Hochwände des Gebäudes strahlenförmig bunte Lichtflecke wirft, welche hier auf- und abspazieren und plötzlich da oder dort, auf diesem oder jenen Gegenstande erscheinen, um gleich darauf zu verschwinden und in ganz anderen Ecken wieder aufzutauchen. Der erste Eindruck des Raumes wird dadurch ein noch mehr gespenstiger, als er es ohnehin schon ist. Aber lange hält dieses Gefühl nicht Stand; dazu ist es doch zu heimlich in dem weiten Raume, in welchem man gleichsam hundert Sonnen über sich fühlt und beinahe das Gefühl einer davon ausgehenden angenehmen Wärme hat.

Wenn man genugsam hier unten auf- und abgewandelt ist, die zur Seite des Hauptschiffes in einer besonderen ausgedehnten Halle stehenden mächtigen Dampf- und Gasmaschinen bewundert hat, welchen jene Fülle elektrischer Kraft entstammt, geht man unwillkürlich den in starken Strähnen von hier aus in die Höhe steigenden Drahtleitungen nach, um den Ort zu suchen, wo dieselben ihre elektrische Spannung sichtbar werden lassen.

Theilweise führen sie zu den elektrischen Lampen, welche in ununterbrochener Reihe in der Höhe der Saalgalerie hängen und deren Licht mit zu der so effectvollen Erleuchtung des Saales dient, theilweise jedoch verlieren sie sich auch in der großen Zahl kleinerer Säle, welche sich in der Etagenhöhe der Saalanbauten befinden und zu Zwecken der Ausstellung hergerichtet sind. Man steigt hier auf einer breiten, aus Holz provisorisch aufgebauten Treppe direct aus dem Saale empor und gelangt vorerst in diejenigen Räume, welche den besten und anheimelndsten Eindruck von allen machen, welche überhaupt hier zu finden sind. Es sind dies einige große als Wohn- und Repräsentationsräume hergerichtete Säle, welche bis auf das letzte Stück bewohn- und benutzbar eingerichtet sind, mit so viel Luxus ausgestattet wurden, wie man sich dies überhaupt denken kann, und darin so viel Geschmack zeigen, wie man es von Pariser Künstlern nur erwarten darf. Das ganze Arrangement hat ursprünglich den Zweck, zu zeigen, in welcher Weise man sich heute bereits bei häuslichen Einrichtungen die Elektricität nutzbar machen kann. Wir finden deshalb die einzelnen Räume unter einander durch elektrische Glockensignale verbunden und durch elektrisches Licht erleuchtet; aber die Pariser Firmen wären thöricht gewesen, wenn sie diese prächtige Gelegenheit hätten vorübergehen lassen, ohne sich im höchsten Glanze zu zeigen und zugleich bei den Millionen von Besuchern Reclame zu machen. Sie stritten sich um den Vorzug, diese Räume ausstätten zu dürfen, und nach dem zu urtheilen, was heute den Besuchern gezeigt wird, hat die Ausstellungscommission die beste Auswahl unter den Con-

currenten getroffen. So groß der Reiz dazu ist, so gehörte es doch nicht hierher, wenn ich mich auf die Beschreibung dieser Ausstellungsstücke einlassen wollte; unterdrücken kann ich aber nicht die Erwähnung jener wunderbar schönen gemalten Gobelins, welche fast allen diesen Räumen als Wandbekleidung zur höchsten Zierde gereichen. Diefelben stammen von M. Salagnad, 10 rue Royale, und können mit den echten getrost concurriren, ja unter der Einwirkung des elektrischen Lichtes scheinen sie noch besondere Reize zu gewinnen, welche jenen abgehen.

Diese Repräsentationsräume bestehen aus mehreren Salons, einem Musik- und Billardzimmer und einem Speisesaal; daran schließen sich ein Badezimmer und eine Küche, in welcher jedoch nicht, wie man vermuthen könnte, elektrische, sondern die bisher gebräuchlichen Kochapparate installirt sind. Elektrische Leitungen dienen hier nur zur Entzündung einiger Gasflammen, eine Einrichtung, welche im Grunde doch recht nahe an Spielerei grenzt, denn Niemandem wird es einfallen, um ein einzelnes Licht gelegentlich elektrisch entzünden zu können, permanent eine elektrische Leitung und die dazu gehörige Batterie zu unterhalten, während dieselbe Methode z. B. bei der Entzündung schwer zugänglicher Kronleuchter unentbehrlich sein mag.

Im Allgemeinen wichtiger vom Standpunkte der Elektriker ist die Einrichtung zweier weiteren Räume, welche sich noch an die Repräsentationsräume anschließen. Es sind dies der Theatersaal, die Bildergalerie und die Telephonzimmer. Ersterer enthält zwar keinen regelrecht hergerichteten Zuschauerraum, aber eine kleine reizende Bühne, welche dazu dienen soll, nachzuweisen, welche Vortheile das elektrische Licht für Bühnenzwecke bietet.

Ich selbst habe in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, wieder einmal auf die schon so oft betonte große Gefährlichkeit unserer gesammten Bühneneinrichtungen hinzuweisen. Es geschah dies vor fast zwei Jahren*) und seit jener Zeit haben leider die Schlag auf Schlag bis in die letzten Wochen einander folgenden Theaterbrände bewiesen, daß das Bild, welches ich von der Gefährlichkeit jener Zustände entworfen, kein carrikirtes war. Die große Gefahr liegt für jede Bühne in der nahen Berührung, in welcher sich fortwährend so leicht entzündliche Stoffe wie Coulissen, Soffiten ꝛc. mit offenen Flammen befinden. Seit Jahrzehnten strebt man danach, die Entzündlichkeit jener nun einmal unentbehrlichen Requisiten zu vermindern, indem man sie aus unverbrennlichen Stoffen herstellt oder sie in passender Weise imprägnirt. Leider ist man auf diesem Wege noch sehr wenig vorwärts gekommen, weil sich in der Praxis alle vorgeschlagenen Mittel so gut wie gar nicht bewährten. Dagegen scheint die Hülfe, welche heute von der anderen Seite her durch die Verwendung des elektrischen Lichtes geboten wird, wirklich eine weniger fehlbare zu sein. Das elektrische Licht besitzt die für unseren Zweck kostbare Eigenschaft, daß es mit der äußeren Luft nicht in Berührung gebracht zu werden braucht; dasselbe bedarf keiner Luftzuführung, da die Lichterscheinung nicht die Folge eines chemischen Processes, d. h. einer Oxydation des Brennmaterials, sondern vielmehr nur eine Folge des physikalischen Widerstandes ist, welchen ein elektrischer Strom in gewissen Körpern findet. Wenn man eine angezündete Kerze oder eine Gasflamme luftdicht mit einer Glocke umgeben wollte, so würde deren Licht alsbald erlöschen; thut man dasselbe mit einem elektrischen Lichte, so befördert man eher noch die Brennzeit. Es gilt dies für alle beide Arten, welche man heute vom elektrischen Lichte kennt; wenige Worte werden genügen, um dies erklärlich erscheinen zu lassen.

Die ältere Art, auf welche man elektrisches Licht erzeugt und industriell verwerthet, besteht darin, daß man einen metallischen Stromkreis, in welchem ein starker elektrischer Strom circulirt, an der gewünschten Stelle öffnet und an die beiden so entstandenen Enden kerzenförmige Kohlenstücke befestigt. Letztere leisten dem elektrischen Strome einen größeren Widerstand als der Metalldraht, sie gerathen in Folge dessen in starkes Erglühen und zwischen ihnen bildet sich ein Lichtbogen, wobei die Kohlenstücke sich verzehren, da sie durch die umgebende Luft oxydirt werden. Schließe ich die äußere Luft durch eine Glocke ab, so hemme ich durchaus nicht die Wirkung des elektrischen Stromes auf die Kohlen, sondern nur die Oxydirung der glühenden Theile.

Nicht viel anders liegt die Sache bei der zweiten Art, auf welche man elektrisches Licht erzeugt. Hier veranlaßt man keine Oeffnung des elektrischen Stromkreises, sondern nur eine Schwächung der Leitung. Während man im Ganzen die metallische Leitung, durch welche der Strom circulirt, stark genug macht, daß letzterer sie nicht erhitzt, daß also der Widerstand, welchen der Strom findet, nur ein möglichst geringer ist, vergrößert man an den Stellen, wo man die Entstehung eines Lichtes beabsichtigt, den Widerstand dadurch, daß man den Metalldraht bedeutend dünner nimmt oder eine Leitung aus anderem Material einfügt. Somit geräth die Leitung an diesen Stellen, je nach der Stärke des Stromes und der Beschaffenheit der Leitung, in mehr oder weniger starkes Erglühen. Auch hier tritt ein chemischer Proceß nicht ein; man kann das Licht in jedem beliebigen Gas erzeugen; man kann es sogar im luftleeren Raume herstellen, ja gewisse Systeme machen sogar ausdrücklich von dem luftleeren Raume Gebrauch. Edison, der Erste, welcher die praktische Verwendbarkeit dieser Art elektrischen Lichtes nachwies, war dazu gezwungen, seine Lichter mit luftleeren und luftdicht geschlossenen Glasglocken zu umgeben, weil er zu jenem, den Widerstand des Stromes vergrößernden Zwischenstück in der Leitung ein hufeisenförmig gebogenes Papierschnitzchen verwandte. Dieses war es, welches ins Glühen gerieth und das Licht erzeugte. Es wäre alsbald zu Kohlensäure verbrannt, wenn er es hätte in freier Luft brennen lassen, erst durch den luftdichten Verschluß gelang es ihm, seine Glühlichter so sicher herzustellen, daß sie nun monatelang brennen.

Man erkennt sonach, daß man in der That über ein jedes elektrische Licht eine geschlossene Glasglocke decken kann, ohne dem Effect desselben etwas zu schaden. Diese besondere Eigenschaft macht dasselbe ungemein geeignet zum Gebrauche in Gruben oder in Fabriken, in welchen man die offene Flamme wegen Explosionsgefahren vermeiden muß, während man zugleich die so schlechtes Licht abgebenden Sicherheitslampen ihres schlechten Lichteffectes wegen nicht verwenden kann; sie erlaubt auch die Verwendung unter Wasser, als Taucherlicht, oder in Gasen, in welchen sonst Lichter nicht brennen. Vor Allem aber macht diese Eigenschaft das elektrische Licht zu Theaterzwecken unschätzbar; damit wird vielleicht endlich von den Stätten Melpomenes und Thalias der entsetzliche Bann genommen, welcher bis jetzt noch immer über ihnen schwebte. Welcher große Unterschied in der Feuersicherheit zwischen der neuen Beleuchtungsart und den alten Methoden wirklich herrscht, das kann man glücklicherweise in der Ausstellung selbst dadurch erkennen, daß Garnier und Nuitter, die Architekten der großen Oper, und Th. de Lajarthe, der Bibliothekar derselben, in demselben Saale eine Sammlung veranstaltet haben, welche die bisher gebräuchlich gewesenen Theaterlampen in chronologischer Reihe, von der alten unbewehrten Oelflamme an bis zur letzten Form der Gasflamme mit complicirtester Drahtmaske, vorführen.

Daß der Effect der Decorationen unter dem elektrischen Lichte nicht leidet, davon mag man sich nur an Ort und Stelle überzeugen, wenn man nicht glauben will, was deutsche Professoren vor kurzem überzeugend nachgewiesen haben, daß nämlich mit Ausnahme des Gelb alle Farben im elektrischen Lichte deutlicher wahrzunehmen seien, als im Gas- und sogar im Sonnenlichte. In Wirklichkeit verliert auch weder die Prosceniums-Decoration, von der Hand Lavastres des Jüngeren gemalt, und unter der Beleuchtung des Saalkronleuchters stehend, noch die Bühnendecoration von Rube und Chaprou etwas von ihrer reizvollen Erscheinung.

Wenn man endlich daran denkt, daß die elektrische Beleuchtung zur Erhöhung der Temperatur der Umgebung sehr wenig beiträgt, so wird man wohl Gründe genug gefunden haben, um diese Neuerung aus voller Ueberzeugung willkommen zu heißen. Die Theaterdirectoren würden nicht unklug handeln, wenn sie

*) Nr. 3 Band XVII Theaterbrände.

sich für das elektrische Licht interessirten. Ich glaube, daß ihre Räume sicher eine neue Zugkraft gewinnen würden, wenn die Zettel verkündeten: „Vorstellung bei elektrischem Lichte!" Mit dem Reiz der Neuheit vereinte sich dann ein angenehmes Gefühl der Sicherheit, wie man es seit den letzten entsetzlichen Theaterunglücken schmerzlich vermißt.

Die Bildergalerie, in welche man von dem Theatersaale aus gelangt, hat man zu dem Zwecke eingerichtet, um die Wirkung des elektrischen Lichtes auf Gemälde zu studiren. So lange man Gemälde bei Tageslicht malt, wird für die Beleuchtung derselben kein anderes Licht im Grunde so günstig sein, wie wiederum das Tageslicht. Aber das gilt nur so lange, als man nur wenige Gemälde zugleich in einem Raume aufhängt; in einer Gemäldegalerie ist es schlechterdings unmöglich, allen Bildern gleichmäßig die volle Wirkung des Tageslichtes zu Theil werden zu lassen. Hier wäre deshalb die künstliche Beleuchtung durchaus am Platze; nur hat leider eine jede einzige der bisher verwendbar gewesenen den Nachtheil, daß sie den Eindruck der Farben mehr oder weniger ändert. Oel-, Petroleum- und Gaslicht haben an sich schon eine bestimmte Nuance, welche die bei Tageslicht aufgesetzten Farben ganz anders erscheinen läßt, wenn nicht gerade von vornherein für eine bestimmte unter diesen künstlichen Beleuchtungsmethoden gemalt worden ist. Wie oben bereits erwähnt worden, ist vom elektrischen Lichte bereits nachgewiesen, daß es die natürliche Wirkung der Farben auf das menschliche Auge so gut wie gar nicht und zwar noch weniger als das Sonnenlicht beeinflußt. Ein Zweifel darüber, daß dasselbe an sich für Gemäldegalerien sehr geeignet sein muß, kann also gar nicht mehr aufkommen; nur die praktische Ausführbarkeit machte bisher noch Schwierigkeiten. Die gewöhnlichen elektrischen Lampen werfen ihre kräftigen Lichtstrahlen nach allen Richtungen hin, diese reflectiren von allen Seiten des erleuchteten Raumes und dadurch entsteht an jeder Stelle desselben ein zerstreutes Licht, wie es für die Beleuchtung von Gemälden gänzlich unbrauchbar ist. Um dies zu vermeiden, ist eine besondere Lampe erfunden worden, welche „Lampe Soleil" genannt wird, da sie gleich der am Himmel stehenden Sonne ihr Licht in milderen Strahlen herniedersendet. Diese Lampe wird von mehreren Firmen und in mehreren Ländern ausgeführt; die in der Bildergalerie der Ausstellung angebrachten Exemplare stammen von der Brüsseler Compagnie générale belge de Lumière électrique. Das System der Lampe steht eigentlich in der Mitte zwischen den beiden oben von einander als scharf geschieden dargestellten, denn es benutzt die Kohlenstücke der Kerzenlichter und das Erglühen von Elektricitätsleitern; es fügt nämlich zwischen die in gewisser Entfernung nebeneinander senkrecht oder etwas zu einander geneigt angebrachten Kohlenspitzen ein Stück derben Marmors. Derselbe erglüht gleich den Kohlen in sehr schönem, ruhigem Lichte und verzehrt sich allmählich, so daß er zeitweise ersetzt werden muß. Diese Lampen sind von ausgezeichneter Wirkung auf die Gemälde; sie hängen ziemlich hoch über denselben, dicht unter der Leinwanddecke, welche man bisher anzubringen pflegte, um das von oben einfallende Tageslicht auf die verschiedenen Seiten der Räume zu vertheilen. Man kann nicht sagen, daß man in der nunmehrigen Farbenwirkung der Gemälde gegen die am Tage beobachtete einen Unterschied bemerken könnte, und doch sind diese Gemälde bei Tageslicht gemalt und für dasselbe bestimmt. Das Tageslicht unterscheidet sich glücklicher Weise nur sehr wenig von dem elektrischen Lichte und deshalb wird es auch durchaus angänglich sein, die bei Tageslicht gemalten Bilder in Galerien auszustellen, welche durch elektrisches Licht erleuchtet werden. Natürlich wird es Niemandem beikommen, unsere Bildergalerien überhaupt nur für die abendliche Beleuchtung und Benutzung einrichten zu wollen, nur darin liegt ein wesentlicher Vortheil, daß man jetzt in den Stand gesetzt ist, sie, wie sie sind, auch Abends zu benutzen. Daß man hierbei noch bessere Effecte erzielt, als sich unter gewöhnlichen Umständen erreichen lassen, ist ein günstiger Nebenumstand.

Aus der Bildergalerie gelangt man, die Flucht der Repräsentationsräume durchschreitend, in einen Theil des Gebäudes, wo alle lauten Geräusche erstorben sind; man wandelt auf dicken Matten, und schwere Teppiche hängen überall an den Wänden, um jeden Laut zu ersticken. Hier ist es, wo jene vier Kammern, etwa je von der Größe eines Berliner Zimmers, eingerichtet sind, in denen man auf so weite Entfernung hin der Musik der großen Oper und den Recitationen des Théâtre français lauschen kann. Von der durch Leinwandbekleidung nach außen hin abgeschlossenen Decke hängt in jedem dieser Räume ein Kronleuchter herab, welcher 20—30 jener kleinen elektrischen Glühlämpchen trägt, welche oben beschrieben wurden. In Kopfhöhe hängen längs der Umfassungswände zwanzig Paar Hörapparate für die Telephonleitungen, welche von hier aus in zwei elektrisch erregten Kabeln nach der großen Oper, beziehungsweise nach dem Théâtre français führen. Auf der Bühne münden sie zur Seite des Souffleurkastens in telephonische Transmetteure, welche feinfühlig genug sind, um in gleicher Treue die süß girrenden Töne der Liebe, den Timbre von Haß und Rache, die Triller der Patti und den Chorgesang den in den Ausstellungskammern lauschenden Ohren blinder Theaterbesucher zuzusenden. Im Ganzen ist die Meinung über das wirklich Gehörte getheilt; unglücklicher Weise kann Niemand beweisen, wessen Meinung die richtige ist. Als ich zum ersten Male ihrer zwanzig, darunter den Präsidenten der Republik und all dessen erlauchte Gäste an den Telephonen lauschen sah und sie dann sämmtlich in laute Töne der Bewunderung ausbrechen hörte, da konnte ich mir nicht helfen, ich mußte laut lachen. Man denkt nun einmal nicht selten gerade in den ernsthaftesten Situationen an die spaßhaftesten Geschichten; so dachte ich hierbei an folgendes schnurrige Erlebniß: Gar nicht so unweit von dem Ausstellungsgebäude (so weit davon etwa wie deutsche Geschütze reichen) war es, wo wir 1871 zu fünf oder sechs an einem recht unangenehm naßkalten Abend nach einem weiten Marsche um den Kamin unseres Quartiers saßen; ein Jeder spürte das Bedürfniß nach einem erquickenden Trunke; da brachte einer unter uns eine Feldflasche hervor, roch daran, schnalzte mit der Zunge und trank. Dann reichte er die Flasche an seinen Nachbar; derselbe that einen tiefen Schluck und sagte: „Ein vorzüglicher Stoff!" So machte die Flasche die Runde, bis sie endlich an mich kam und ich zu meinem Staunen und Aerger merkte, daß sie nichts als reines Wasser enthielt.

Es hatte aber doch seinen guten Grund, daß mir diese Geschichte einfiel; dieselbe illustrirte nur das Gefühl der Unsicherheit, welches entschieden über den wahren Werth der Einrichtung noch herrscht. Erst wenn man so weit sein wird, daß man der „Empfänger" oder „Recepteurs", welche man heute noch braucht, entbehren kann, und die Töne unvermittelt in den offenen Raum hinein quellen, wird sich diese Lautübertragung auch wirklich allerseits voller und unbezweifelter Anerkennung erfreuen. Ich glaube auch, daß man es dahin bringen wird, und zwar liegt diese Zuversicht um so näher, als es ja schon gelungen ist, die frei im Raume schwingenden Töne zur Einwirkung auf das Telephon zu bringen, es hierbei also nicht mehr nöthig ist, daß man in ein Telephon hineinspricht.

Es prickelt mich die Versuchung, gestützt auf diese Zuversicht, einige Blicke in die Zukunft zu thun; aber leider haben dies die Witzblätter früher schon allzu reichlich gethan, als daß man dabei auf ein ernsthaftes Publicum rechnen könnte.

Jedenfalls steht fest, daß wir noch ganz erstaunlichen Umwälzungen im Verkehrswesen auf Grund der Erfindung der Telephonie und der noch stoffloseren Photophonie entgegengehen, Umwälzungen, welche selbst mit denen durch die Telegraphie erzeugten nicht verglichen werden können, denn jetzt handelt es sich um das Eindringen der elektrischen Uebermittelung bis in die letzten Kanäle des Verkehrs, bis in das Haus und die Familie des letzten Bürgers. Daß es unter solchen Umständen den Staatsgewalten noch lange möglich sein wird, die Telephonie als zum Telegraphenwesen gehörig und als Staatsmonopol zu behandeln, ist sehr zu bezweifeln. Wenn man zur Lautübertragung auch bis auf die weiteste Entfernung hinaus weiter nichts mehr bedarf, als die Strahlen der Sonne, ein Stück Selen und einen elektrisch afficirten Empfänger, dann hat für den Staat die Mög-

lichkeit offenbar aufgehört, den unberechtigten Gebrauch des Monopols zu verhindern. Wenn das Telephon vor dem Telegraph erfunden wäre, hätte man letzteren gar nicht erfunden, denn er wäre dann kein Bedürfniß gewesen; wahrscheinlich hätten wir dann aber auch kein Telephon-Monopol. Letzteres mußte festgehalten werden, weil einmal das Telegraphen-Monopol existirte und das Telephon seinem ganzen Wesen nach noch sehr an den Telegraph erinnert. Diese Aehnlichkeit verschwindet jedoch zusehends bei dem Photophon. Es hat noch nicht verlautet, wie die verschiedenen Regierungen sich diesem gegenüber zu stellen beabsichtigen, so interessant es wäre, darüber etwas zu erfahren.

Es ist erklärlich, daß auch außer den soeben beschriebenen Einrichtungen das Telephon und das Photophon in der Ausstellung noch sonst eine reiche Vertretung gefunden haben; haben doch diese beiden diesmal die erste Gelegenheit sich auf einer großen Ausstellung in vollkommener Form und voller Wirksamkeit zu zeigen. Die Zahl der ausstellenden Fabrikanten ist eine große; Frankreich überwiegt hierbei in der Eleganz und Handlichkeit der Ausführungen; Amerika in der praktischen Form; Deutschland aber fordert ein besonderes Interesse dadurch, daß es die Urform des Telephons, wie sie von Ph. Reiß erdacht worden, unter seinen historischen Sammlungen ausstellt.

Das elektrische Licht und die Telephone sind es hauptsächlich, welche den Nichtfachmann in der Ausstellung interessiren; dazu treten vielleicht noch einige andere Anwendungen, welche man in der neuesten Zeit von der Elektricität gemacht hat. Dieselben betreffen die Möglichkeit der Uebertragung von Kraft vermittelst der Elektricität, die auffallende Eigenschaft des elektrischen Lichtes, den Wuchs der Pflanzen unter gewissen Umständen zu befördern, die Planté'sche Erfindung, welche eine Aufstapelung elektrischer Kraft in fast unbegrenzter Weise möglich macht, sowie die Verwendung der Elektricität in der Heilkunde. Alle in diese Gebiete fallende Ausstellungsobjecte, die elektrische Eisenbahn, die elektrisch betriebene Maschinenwerkstätte (Ateliers Ducommun), das Trouvé'sche Boot, welches ohne sichtbar werdende Kraft sich bewegt, der Tissandier'sche „lenkbare" Luftballon, der Sohier'sche Glaspavillon, in welchem Pflanzen abwechselnd dem Sonnen- und dem elektrischen Lichte ausgesetzt werden, der elektrische Kugelsucher — alle diese Gegenstände erregen das Interesse der zu Tausenden in die Ausstellung strömenden Besucher. Keines dieser Objecte aber hinterläßt in denselben jedenfalls einen solch tiefen und bleibenden Eindruck wie die Fülle elektrischen Lichtes, welche ihnen hier entgegenströmt.

Darin wird deshalb diese in ihrer Art einzige Fachausstellung ohne Zweifel gipfeln, daß das elektrische Licht von nun an beginnt Allgemeingut der Nationen zu werden. Die Periode der ausnahmsweisen oder gelegentlichen Anwendung ist für das elektrische Licht nunmehr wahrscheinlich überstanden; es wird sich jetzt ohne Zweifel bald für alle öffentlichen Zwecke unentbehrlich machen und auch in das Haus und in die Familie eindringen. Die fremden Nationen sind hierin schon jetzt ziemlich weit und schnell vorgegangen; nur Deutschland, welches sich doch mit Recht rühmen darf, so Wesentliches zur Ausbildung der elektrischen Lampen beigetragen zu haben, blieb auffallend in der Verwendung derselben zurück; hoffen wir, daß es dem durch die Ausstellung gegebenem Impulse nunmehr desto eifriger folgt. Der Gesundheit und Schönheit von Haus und Stadt, kurz dem allgemeinen Wohlbehagen kann dies nur zum Vortheil gereichen.

Franz Woas.

Das nationale Wettsingen in Wiesbaden.

Ein Nachwort.

Einer unserer witzigsten Tondichter beantwortete mir einmal die Frage nach dem künstlerischen Zweck der deutschen Männergesangvereine mit der kaustischen Negation: „Sie helfen Bismarck die Brausteuer durchbringen." Und Max Stägemann, der liebenswürdige poetische Sänger, dem ich vor einigen Tagen bei der Prüfung eines den Reihen des deutschen Männerchors entsprungenen phänomenalen Tenoristen assistirte, erging sich bei dieser Gelegenheit in Richtersprüchen über den sangeskunstverderblichen Einfluß der deutschen Liedertäfler, die ich am besten verschweige. Aehnlicher absprechender Urtheile über den edlen Männergesang könnte man eine ganze Liste sammeln. H. Ch. Koch, einer unserer denkendsten Künstler, der sich um die encyklopädische Behandlung der Musikwissenschaft durch sein musikalisches Lexikon unvergängliche Verdienste erworben hat, ließ seine geringschätzige Meinung über den Männergesang sogar drucken. „Für höhere Kunstzwecke" — so sagt er in dem genannten vortrefflichen Werke — „hat man den Männergesang nur sehr selten nutzbar zu machen gesucht, sein eigentlicher Bereich bleibt das einfache Chorlied, innerhalb dessen ihm denn auch eine Popularität zu Theil geworden ist, deren ungemeine Ausdehnung ihren Grund freilich bei weitem mehr in allen möglichen gesellschaftlichen, als in irgend welchen Kunstinteressen hat."

Die Mehrzahl unserer Männergesangvereine ist leider nicht im Stande, solche degradirende Aussprüche zu entkräften. Kunstgemäße Leitung, ernstes Studium und künstlerische Ziele sucht man bei ihr umsonst und von der Technik der schönen Gesangskunst: Tonbildung, Accentuation, Aussprache, Nüancirung, Athemübung und wie die guten Dinge alle heißen, haben meistens weder die Dirigenten noch die Choristen auch nur eine blasse Ahnung. Beurtheilt man aber die Entwickelungsstufe einer Kunst nicht nach den Leistungen der großen Armee, sondern, was wohl richtiger, nach den Thaten der Führer im Streit, dann kommt unser Männergesang entschieden glimpflicher weg. Das große, nationale Wettsingen — meines Wissens überhaupt das erste wirklich bedeutende — welches der vortreffliche, auf vier Decennien ernsten Strebens zurückblickende Wiesbadener Männergesangverein in den letzten fünf Augusttagen in Wiesbaden veranstaltete, lieferte dafür den besten Beweis. Zweiundzwanzig der künstlerisch zahlungsfähigsten Vereine aller Gaue unseres Vaterlandes hatten sich in jenen Tagen in dem reizenden Badeorte Rendezvous gegeben. Die weinfrohen Rheinstädte Mannheim, Mainz, Bonn, Köln, Düsseldorf, Aachen, Solingen, Rheydt, das mainbegrenzte Frankfurt und Offenbach, Kassel, die schmucke frühere Hessenresidenz, das elegante Hannover, die alten bayerischen Handelsmetropolen Nürnberg, Regensburg, Würzburg und das auf der äußersten deutsch-östreichischen Sprachgrenze postirte Graz — sie alle kamen herangezogen, einzelne sogar mit zwei Vereinen, alle in fröhlichem Kampfesmuth und alle in der bestimmten Hoffnung und Ueberzeugung — Selbsterkenntniß ist ja beim Einzelnen wie bei der Gesammtheit die höchste wie die seltenste Tugend — mindestens einen hervorragenden Ehrenpreis an ihre Fahnen heften zu dürfen. Selbst dann, wenn nur erste Preise bei dem Wettstreit zu vergeben gewesen wären, würde eine allgemeine Befriedigung der Sangesconcurrenten unmöglich gewesen sein. Das durch die Herren Preisrichter (Abt, Gernsheim, V. Lachner, Dr. Langer, Lüstner, Mangold, Möhring, Reiß und Wolff — alle Träger bedeutsamer Künstlernamen —) verkündete Endresultat*) wurde erklärlicherweise von den Concurrenten wie von der Tagespresse vielfach angegriffen. Auf der Rheinfahrt nach dem Nationaldenkmal bei Rüdesheim, die den Schluß des animirten Festes bildete, erzählte der greise Möhring mir eine gelungene, hierhin gehörende Scene. Als bei dem Wettstreit der ersten Abtheilung der Richterspruch den Sängerchor des Turnvereins in Offenbach leer ausgehen ließ, trat eine alte Frau an den Preisrichtertisch, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie: „Das ist aber eine Sünd' und Schand'! Die Offenbacher haben auch einen Preis ver-

*) Die Sieger der ersten Abtheilung waren: der Frankfurter Lehrerverein (erster Preis), Regensburger Liederkranz (zweiter) und Kölner Sängerkreis (dritter Preis); die Sieger der zweiten Abtheilung: die Hilaria aus Aachen erster, Nürnberger Singverein zweiter und Mainzer Liedertafel dritter Preis; die der dritten Abtheilung: Männergesangverein aus Hannover erster, Männergesangverein aus Graz zweiter und Männergesangverein aus Mainz dritter Preis. Die Gewinner der unwesentlichen vierten Preise übergehe ich. Aus dem engern Wettstreit, an welchem nur die in den verschiedenen Abtheilungen mit dem ersten und zweiten Preise gekrönten Vereine theilnehmen durften, gingen der hannöversche Verein mit dem ersten und der Grazer mit dem zweiten Preise, 1800 bez. 1200 Mark nebst einer goldenen Medaille, als Sieger hervor. Der Gesammtbetrag der Geldpreise erreichte die hübsche Summe von 7100 Mark. Die Grazer haben ihren Geldgewinn in lobenswerther Generosität sofort einem bedürftigen östreichischen Tonkünstler überwiesen.

dient, das kann doch Jeder hören! Die Preisrichter sind Schafsköpfe!" Einer der Herren Richter besaß Humor genug, die Invective mit einer ironisch-gemüthlichen Antwort abzufertigen. Einen unliebsameren Eindruck machte dagegen das Benehmen des Mainzer Liederkranzes. Diesem Verein wurde kein Preis, sondern eine ehrenvolle Erwähnung zuerkannt. Zum Dank dafür lehnte derselbe das betreffende Diplom, „weil er keinen Gebrauch, davon machen könne", telegraphisch ab. Auch die Städte Köln und Bonn lieferten ihren kleinen Skandalbeitrag und zwar durch zwei an das Festcomité adressirte Schreiben, worin die Zusammensetzung verschiedener Concurrenzchöre als unstatthaft und reglementswidrig angegriffen wurde. Und doch glaubte man durch die Instruction für die streitenden Vereine und die Herren Preisrichter allen derartigen Fatalitäten einen so sicheren Riegel vorgeschoben zu haben! Das Richtercollegium hatte zur Feststellung seiner Urtheile gedruckte Fragebogen empfangen, auf denen es neben allgemeinen Bemerkungen seine Ansichten über Intonation, Aussprache, Dynamik, Rhythmik, Auffassung und Schwierigkeit der vorgetragenen Compositionen verzeichnen mußte. Die betreffenden Rubriken wurden mit den Zahlen 0 bis 3 ausgefüllt. 0 wurde bei ungenügenden, 1 bei mittelmäßigen, 2 bei guten und 3 bei vorzüglichen Leistungen gegeben. Das Resultat, d. h. die höchste Additionszahl, berechtigte den betreffenden Verein zum ersten, den folgenden zum zweiten Preis u. s. w., eine ebenso einfache als sichere Manipulation. Die Entscheidung mußte durch absolute Stimmenmehrheit getroffen werden und wenn bei der ersten Abstimmung kein definitives Resultat erzielt wurde, so kamen diejenigen Vereine, welche die beiden höchsten Stimmzahlen, eventuell gleich hohe Stimmenzahl auf sich vereinigten, so lange zur engeren Wahl, bis sich eine absolute Majorität ergeben hatte. Der Ausfall dieser geheimen Abstimmungen, denen ein jeder Verein unterlag, entzieht sich im Einzelnen leider unserer Erfahrung. Wie ich von verschiedenen Preisrichtern erfuhr, divergirten die Urtheile in manchen Fällen ganz erheblich und mußten oft wiederholt Stichwahlen vorgenommen werden. Das alte Tot capita tot sensus bewahrheitet sich eben auch an Preisrichtercollegien. Mehr als das factische Ergebniß der Preisvertheilung, das so viele tausend Herzen so lange Zeit in fieberische Spannung versetzte, mehr auch als all jene kindischen Nergeleien und Reibereien, interessirte mich das künstlerische Gesammtresultat des Festes, das natürlich nur der Kritiker ziehen konnte. Da ist denn den Gesammtleistungen entschieden ein äußerst befriedigender Charakter zuzusprechen. Absolut rein hat eigentlich keiner der auftretenden Vereine gesungen, es ist das auch in solchen kritischen Momenten beim a capella Singen kaum möglich; in Bezug auf Virtuosität der Leistung und musikalische Auffassung wurde dagegen im Durchschnitt höchst Achtungswerthes, im Einzelnen — wie von dem ausgezeichneten Hannover'schen Verein und der Aachener „Hilaria" — sogar wirklich Vollendetes geleistet. Unter einsichtigen Dirigenten und bei ernstem Studium können die deutschen Männerchöre nicht nur ebenso Gutes, sondern weit Besseres leisten, als irgend welche andere, und selbst die unter ungleich günstigeren Bedingungen, aber mit schwächerem Material wirkenden, durch ihre virtuosen Leistungen berühmten belgischen Chöre müssen dann vor ihnen die Segel streichen. Ich halte es überhaupt für fehlerhaft, beim Männergesang, wie ein bekannter Tonsetzer es jüngst zu Gunsten des belgischen gethan, die Ausbildung der rein virtuosen Seite als eine Haupttugend zu bezeichnen. Dem Männergesang ist schon durch die Monotonie seiner Klangfarbe und den geringen Umfang seiner Stimmen das virtuose Gebiet verschlossen. Auf einem Contrebaß soll man kein Violinconcert spielen. Woran die deutschen Männerchöre heute hauptsächlich kranken, das ist die Lust des Zehrens von früheren Errungenschaften, der Mangel an Ausdauer und die oberflächliche, unfruchtbare Dilettirensucht, das sind die nationalen Erbübel, welche uns in den letzten Jahrzehnten sowohl in der Musik wie in der Literatur mit einer Sintfluth von Eintagsproductionen überschwemmen und Herz und Geist des Volkes verflachen und verschlechtern. Die politische Bedeutung, welche der deutsche Männergesang in den vierziger Jahren besaß, wird auch heute noch zum Schaden seiner künstlerischen von ihm beansprucht. Und doch wirkt nichts lächerlicher, als dieses Salbadern über den freiheitlichen, stämmeeinenden, reactionbekämpfenden Einfluß des deutschen Liedes, dieses Ueberschäumen von nationalen und liberalen Gefühlen und Gefühlchen, dieses ungeschlachte Kokettiren mit der Staatsgefährlichkeit des deutschen Männergesangs und teutonischen Sangesbrüderschaft, wie es in den oratorischen Glanzleistungen solcher Feste noch immer zu Tage tritt. Wollte man manchen Liedertafel-Rednern glauben, so wäre der letzte deutsch-französische Krieg ganz überflüssig gewesen. Das deutsche Lied hätte die Einigung Deutschlands eben so sicher, wenn auch nicht so schnell zu Wege gebracht. Hier in Wiesbaden waren es namentlich die deutschen Sangesbrüder aus Graz, welche derartige hyperpatriotische Redeeruptionen heraufbeschworen. Die wackeren Leute wurden fetirt, cajolirt und betoastirt, als ob man sie morgen annectiren wolle, und hatten überdies noch das Unglück, auch bei dem Preisrichtercollegium politische Sympathien zu erregen. Durch einen anderen Grund läßt sich das Resultat des engeren Wettstreites, welches ihnen den zweiten Preis zuerkannte, nicht begreifen und erklären. Hätte man nur nach den künstlerischen Leistungen geurtheilt, so wäre gewiß die Aachener Hilaria damit bedacht worden. Der Act politischer oder gastfreundschaftlicher Galanterie, den man mit jenem Erkenntniß beging, und die deutsch dümmelnde Bierrede, die auf dem großen Schlußcommers von Stapel gelassen wurde, brachten schrille Mißtöne in die schöne Feier, welche im Uebrigen durch die aufopferungsvolle Theilnahme der Bürgerschaft, der Kur- und Theaterbehörden, die in dem großen Festzug der Zünfte, dem brillanten Feuerwerk im Kurgarten, dem Volksfest auf dem Neroberge und der Festvorstellung im königlichen Theater so reizend hervortrat, selbst verwöhnten Augen anziehende Höhepunkte darbot. Möchte man doch bei ähnlichen Festen das politische Element strenge verbannen und der Einschmuggelung desselben unerbittlich entgegentreten. Die deutschen Männergesangvereine besitzen gegenwärtig nur noch eine künstlerische Existenzberechtigung und sie können sich dieselbe erhalten, wenn sie ihre Thätigkeit nach strengen, kunstgemäßen Principien regeln. Nehmen die Vereine, bei der Wahl ihrer Dirigenten, wie es von einzelnen schon geschehen (ich erwähne nur den festgebenden Verein, der sich in der Person des hochbegabten Componisten und Geigers L. Wolff einen von den besten Capacitäten gebildeten Sangesmeister gesichert hat) auf die Anstellung wirklich sangeskundiger Musiker Rücksicht, und unterziehen sie sich den zur Erreichung künstlerischer Leistungen nothwendigen, technischen Uebungen, dann wird der deutsche Männergesang bald diejenige Vollendungsstufe erklimmen, die man ihm wünschen muß, und der hegenswerthe ideale Zug: die nationale Liebe zum Gesange, die Lust an musikalischer Kräftigung und Erholung, die durch die kolossale Vermehrung der Männergesangvereine in unserem Volke so greifbar hervortritt, die rechte Richtung und Form, den echten, wahren Ausdruck gewinnen. Dann wird auch der unkünstlerische Charakter, welcher den heutigen Preissingen anhaftet, durch Erhöhung der künstlerischen Anforderungen getilgt werden können und der Areopag der Preisrichter sich weniger mit der äußerlichen, monatelang vorher eingedrillten Wiedergabe der sogenannten Preischöre, als mit der inneren musikalischen Tüchtigkeit und Leistungskraft der Vereine zu befassen haben. „Kunst hat keinen Feind, als der's nicht versteht!" Das gilt nicht nur bei den Künstlern, das gilt auch bei den Dilettanten, deren thätigem, anhaltenden Interesse allein die Erwerbung und Hegung des Gartengrundes zu danken ist, auf dem die zarte Blume der Kunst zu kräftigem Leben, zu duftender Blüthe gelangt.

Josef Schrattenholz.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Theatern.

Residenztheater: Der Ingenieur, Schauspiel in 4 Acten von H. Herwig. — Wallnertheater: Kalte Seelen, Lustspiel in 4 Acten von G. von Moser.

Was sollten die Dramatiker wohl beginnen, hätten sie nicht die Ehe? — Der liebe, dankbare Stoff! er ist unerschöpflich.

So sahen wir im vorigen Jahre auf dem Residenztheater in Ibsens Nora eine Ehe auf ganz neue Art unglücklich enden, blos weil das „Wunderbare" nicht erfolgte; und in Herwigs Ingenieur, den uns neulich dieselbe Bühne vorgeführt hat, verläßt die Frau ihren Mann, weil sie erfährt, daß dieser zur Zeit ihrer Verlobung in Verbindung mit einem Heirathsagenten gestanden hat.

In Deutschland hat sich die Heirathsvermittelung durch Leute von Beruf noch nicht sehr eingebürgert; indeß immerhin hat Herwig eine Frage auf die Bühne gebracht, die auch bei uns Beachtung verdient.

Leider hat er dieses Motiv nicht so kräftig durchgeführt, daß es das ganze Stück beherrscht hätte. Er hat noch andere zugelassen, die sich als so stark erweisen, daß sie die Einheitlichkeit der Handlung zu ersticken drohen. Eine kurze Wiedergabe des Stückes selbst wird das am raschesten beweisen.

Ludwig Menzer, ein reicher Eisenfabrikant, lebt mit seiner Frau Charlotte in einer jener glücklichen Ehen, wie die höheren Stände unserer Tage sie kennen. Das heißt: er arbeitet wie ein Galeerensklave und hat kaum Nachts vor seinen Geschäften Ruhe; und sie ist ein schönes, ungebildetes Ding, das vor einem Kleiderständer nicht viel mehr als die Fähigkeit, zu gehen, und die Gefallsucht voraus hat.

Diesem zweifelhaften Glücke drohen indeß Trübungen. Wir erfahren das gleich in einer der ersten Scenen aus einer Unterredung Menzers mit dem Ingenieur seiner Fabrik, einem Jugendfreunde, der auf den einfachen aber passenden Namen Stahl hört. Jener hat seine Geschäfte übermäßig ausgedehnt, so daß sein ganzes Kapital darin festliegt: der kleinste Zufall, jede unvorhergesehene Forderung kann seinem Credit verderblich werden und ihn zu einer Liquidation zwingen, deren Zwangsvollstreckungen Alles verschlingen würden. Und dabei kostet ihn noch sein Hausstand, um den die Herrin sich nicht bekümmert, und der Kleideraufwand seiner Frau und seiner Schwägerin Eva unerschwingliche Summen.

Aus dieser peinvollen Lage scheint ihm nur ein Ausweg möglich. Ein alter Geschäftsfreund, Nicolas Blackston in Glasgow, hat seinen Sohn Bob als Volontair in Menzers Geschäft eintreten lassen; wobei man insgeheim übereingekommen ist, daß Bob Eva heirathen und dann mit einer Einlage von 60,000 Pfund Theilhaber der Fabrik werden solle. Mit eben diesen 60,000 Pfund denkt Menzer das schwankende Gleichgewicht derselben wieder zu befestigen.

Er macht Stahl diese Mittheilungen, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Denn dieser, der ein Patent auf eine Verbefferung in der Locomobilenfabrikation in der Tasche hat, will das Geschäft verlassen. — Man merke sich übrigens dieses Patent: es kommt noch einmal entscheidend vor. Nun beschwört unter Darlegung seiner mißlichen Verhältnisse Menzer ihn, auf dessen alte Freundschaft mit Eva er rechnet, seinen Einfluß bei dem zum Eigensinn neigenden Mädchen zu Bobs Gunsten aufzubieten.

Für den scharfsinnigen Leser bedarf es nicht erst der Erklärung, daß Stahl selbst Eva liebt. In der That gibt er denn auch durch düstere Blicke und durch die sonst gebräuchlichen Mittel stummen Spiels deutlich genug zu erkennen, daß ihm Menzers Zumuthung sehr hart ankommt; gleichwohl siegt schließlich, wie der Leser ebenfalls errathen haben wird, der Edelmuth, und Stahl sagt zu.

Um diesen Faden der Handlung vollends zu schürzen, ist es natürlich nöthig, daß Bob und Eva der Gedanke einer Verbindung mit einander verleidet wird. Das besorgt Bob. Er hat sich ganz regelrecht in die Buchhalterin der Fabrik verliebt und hat auch schon seinem Vater einen Wink davon gegeben. Nur hat er sich in seiner Schüchternheit so unbestimmt ausgedrückt, daß jener annehmen muß, die Neigung seines Sohnes gelte Eva. Papa Blackston ist von dieser erwünschten Wendung hell entzückt; als dagegen seine Antwort aus Glasgow eintrifft: „Ausgezeichnet! Meinen Segen! Komme selber!" geräth Blackston Sohn in die äußerste Bestürzung und weiß, da ihn seine Geliebte drängt, das Mißverständniß aufzuklären, seiner geängsteten Seele keinen anderen Rath, als Eva direct zu sagen, daß er sie unter keinen Umständen heirathen wolle.

Das ist eine sehr heikle Aufgabe; und der biedere Bob verrennt sich denn auch so gründlich darin, daß Eva und ihre hinzukommende Schwester aus seinen verwirrten Reden durchaus nicht klug werden können. Und nun naht das Unheil: Stahl sucht die nach Bobs Abzuge allein zurückgebliebene Eva auf und hält ihr einen längeren Vortrag über das Glück der Ehe. Er weiß das sonst oberflächliche Mädchen so in der Tiefe zu treffen, daß sie, ganz erregt, nur seinen Schluß erwartet, um ihm um den Hals zu fallen. Man kann sich denken, welchen Eindruck die Werbung für Bob als Schlußeffect dann hervorbringt.

Jedoch nun ist es Zeit, Eva ihrer Entrüstung über die erlittene Enttäuschung zu überlassen und uns auch einmal nach Frau Charlotten umzusehen. — Auf sie hat die Art Ehe, die sie führt, natürlich nicht gerade vortheilhaft gewirkt. Zu der geistig vereinsamten Frau hat sich, wie es der Lauf der Welt ist, der Tröster gesellt, Herr von Lanken, ein verschuldeter Salonbummler, geistig und social der Typus des Lumpen in Handschuhen und Lackstiefeln. Nachdem er zunächst Charlottens und Evas Köpfe mit Schopenhauer'schen Phrasen verdreht gemacht, sucht er einen Bruch zwischen jener und ihrem Gatten herbeizuführen, um die beiden dann hülflosen Frauen für seine Pläne auszunutzen.

Im unglückseligsten Momente führt er sein Vorhaben aus. Bekannt mit Charlottens Abscheu vor dem Gebrauch, Ehen durch Vermittelung abzuschließen, spielt er ihr den Umschlag eines Briefes in die Hand, den ihr Mann zur Zeit ihrer Verlobung an einen Heirathsagenten geschrieben und weiß sie durch allerlei Andeutungen so mißtrauisch zu machen und zu erregen, daß sie von ihrem Manne im heftigsten Tone eine Erklärung fordert. Nach einigem Zögern will dieser dieselbe auch geben, als sie sich zu neuen, so maßlosen Anschuldigungen hinreißen läßt, daß er, beleidigt, jede Antwort verweigert. Und in diesem Augenblicke erfährt Charlotte von der weinend hereinstürzenden Schwester, daß Stahl in Menzers Auftrage bei ihr für Bob gesprochen habe. — Eine zweite Vermittlung also? Kein Ende dieser Erniedrigungen? — Sie verläßt den ehelichen Herd mit der Drohung, daß sie sich bemühen werde, das Geld, um dessen willen sie geheirathet worden sei, möglichst bald zu vergeuden.

Der dritte Act zeigt die Schwestern in Baden-Baden. Lanken, der ihnen gefolgt ist, hat die völlig unschuldige Charlotte so zu compromittiren gewußt, daß Alles sich scheu von ihr zurückzieht. Als sie ihn auffordert, den Irrthum aufzuklären, entgegnet er kaltblütig, das sei unmöglich, die Lästersucht lasse sich durch Erklärungen ein Opfer nicht entreißen. Wohl aber gebe es einen Ausweg. Ihre Schwester müsse ihm die Hand reichen: an ein Liebesverhältniß zwischen Schwager und Schwägerin werde die Welt nicht glauben.

Diese Scene entbehrt der Wahrscheinlichkeit. Solche Leute sind überhaupt zu vorsichtig, um selbst beim sichersten Spiele ihre Karten offen auf den Tisch zu legen; und außerdem würde ein Mann, der die Menschen nur einigermaßen kennte, seinen Vorschlag nicht bei Charlotten, die ihrer Schwester ein solches Opfer nicht zumuthen kann, angebracht, sondern dieser selbst die Lage angedeutet und es ihr nahegelegt haben, jenen Ausweg, vor dem ihre Großherzigkeit nicht zurückgeschreckt haben würde, selbst zu finden. Ein nur halbwegs gescheidter Halunke müßte so handeln; wenn man dagegen Lanken als dumm annehmen soll, so verliert er und der ganze Vorgang alles Interesse.

Indeß Herwigs Lanken handelt nun einmal auf seine eigene Weise. Charlotte ihrerseits schwebt, wie begreiflich, in härtester Seelenangst — da erscheint auf einmal Stahl, um ihr mitzutheilen, daß ihr Gatte vor dem Concurs stehe. Und nun kommt die schöne Stelle des Stücks. In überquellender Regung will Charlotte zu ihrem Manne eilen, an dessen Seite jetzt unzweifelhaft ihr Platz ist. Sie freut sich über die Gelegenheit, den übereilten, längst bereuten Schritt zurückzuthun; über den vielleicht drohenden Kummer und Mangel kann sie gar nicht traurig sein —: auf einmal entsinnt sie sich ihrer Lage. Entehrt! Und wenn sie es wirklich wagt, so vor ihren Mann zu treten — wenn dieser auch an ihre Reinheit glaubt — ist die erbarmungslose Gesellschaft nicht da, sie, die solche dunkle Punkte in keiner Ehe duldet?

Das ist eine sehr schöne Scene. Leider vermag Herwig die nun folgenden nicht darüber hinaus zu steigern. Wie Charlotte ihrer Schwester und Stahl Alles erzählt, wie diese sich trotz allem Abreden zu dem Opfer entschließt — das wirkt matt. Ebenso Stahls Schlußrede, worin er energisch die Kabale des Bösewichts aufdeckt und die in der Vorfreude auf neuen Skandal zusammenströmende Badegesellschaft von Charlottens Unschuld überzeugt.

Hier fehlt überhaupt etwas. Lanken hat ja ganz Recht: in solchen Fällen fruchten Erklärungen gar nichts, am wenigsten bei einem so gemeingesinnten Zuhörerkreis, der sich eben noch über alle Grenzen der Sitte und Wahrscheinlichkeit hinaus so pöbelhaft gegen die alleinstehende Frau benommen hatte. Bewiesen mußte die Unschuld jenen werden. Und auch dem Publicum im Saale, das in solchen Augenblicken aus der Seele der Handelnden heraus richtet. So mag Stahls Rede eine hübsche rhetorische Uebung sein, indeß Niemand wird durch sie überzeugt.

Ueber den Schlußact können wir uns kurz fassen. Das, wofür man sich interessirt, was man erwartet, und was dankbar gewesen wäre: die Scene der Versöhnung zwischen den beiden Gatten, bringt er überhaupt nicht. Dagegen schildert er, worum kein geübter Theaterbesucher sich die mindeste Sorge gemacht: die Rettung des Geschäfts, die recht gut in wenigen Schlußworten nach jenem Auftritte hätte erledigt werden können, auf das Ausführlichste. Freilich kommt dabei sehr viel Edelmuth an den Tag — vor Allem das Geheimniß jenes Couverts, das sich auch

als Beweis der Uneigennützigkeit Menzers herausstellt. Er hat nämlich allerdings seine Frau durch Vermittelung geheirathet; indeß hat er dabei keineswegs auf die Mitgift gerechnet, denn Charlottens Vater ist während der Brautzeit plötzlich verarmt. Er aber, anstatt zurückzutreten, hat es dem Schwiegervater sogar möglich gemacht, seine Töchter bis an sein Ende in dem Glauben an seinen Reichthum zu erhalten, und hat diesen pünktlich die Zinsen ihres längst nicht mehr vorhandenen Vermögens ausgezahlt. Sei ihm also der Agent verziehen! und Bob bekomme seine Minna, und Stahl, der soeben mittels Schenkung seines Patents, welches von Sachverständigen als unschätzbar erkannt worden, die Fabrik gerettet hat, bekomme seine Eva, und Alles sei glücklich.

Vielleicht hat diese Wiedergabe doch nicht deutlich genug hervortreten lassen, daß Herwigs Stück zwar nicht ein gutes ist, aber als Erstlingswerk viel Gutes verspricht. Man kann dabei nirgends recht warm werden, aber man empfindet häufig Respect. Die Fehler darin — außer den oben angedeuteten manche rein technische — sind die des Anfängers, dessen neue Maschine noch in allen Rädern knarrt; was hier noch mangelt, das läßt sich Alles noch lernen. Dagegen zeigt Herwig einige Eigenschaften, die mit dem Dramatiker geboren sein müssen: Blick für den Stoff, Gefühl für das Neue, Zeitgemäße. Ferner weiß er schon jetzt die dramatisch packenden Momente anschaulich herauszuarbeiten und solche Scenen spannend zu führen. Vor Allem aber besitzt er ein hervorragendes Talent für Charakteristik. Wohlgemerkt: wie es bei Anfängern die Regel, und wie es auch in einzelnen Trivialitäten der Handlung sich zeigt, sind die Figuren dieses Stückes diesmal noch sammt und sonders durch die Schablone gezeichnet. Dabei ist aber Einiges schon jetzt ganz vortrefflich; zumal die Episode des alten Blackston, dem es auf ein paar tausend Pfund nicht ankommt, der aber auch für seinen besten Freund nicht einen Penny in ein schlechtes Geschäft stecken würde, weil man „Geld nicht ins Wasser werfen dürfe". Denn „Geld", sagt er sentenziös zu Eva, „bedeutet nicht Kleider: es ist ein Ding an sich". Das ist eine gut wiedergegebene Anschauungsweise.

Nachdem wir mit dem Wunsche baldigen Wiedersehens von dem begabten Dichter Abschied genommen, bleibt noch ein Wort über die Darstellung zu sagen. Leider war die Besetzung keine ganz glückliche. Hat man Fräulein Jolanda, eine sehr schöne Erscheinung, und Herrn Kober, die sich beide mit ihren Rollen gut abfanden, genannt, so kann man die Liste des Erwähnenswerthen wohl für abgeschlossen halten.

Daß unter den Mängeln dieser Darstellung auch der Erfolg des Stückes litt, ist begreiflich. Das Publicum, welches dasselbe von vornherein mit offenbarer Theilnahme empfangen hatte, ließ denn auch vom dritten Acte an mit seinem Beifalle sichtlich nach.

Die zweite Novität der Woche, Mosers kalte Seelen, läßt sich kürzer erledigen. Moser ist mit allen seinen Fehlern und Vorzügen so bekannt und so oft hier besprochen worden, daß ein Eingehen auf diesen Punkt eitel Wiederholung sein müßte. Und es nützt ja auch rein gar nichts! Zwanzig Mal hat ihm die Kritik seine Lustspiele als unbrauchbare Arbeit in kleine Stückchen zerschnitten — hat er darum die folgenden anders geschrieben?

Mit seinem einfachen Programm: Unterhaltung bei möglichst wenig Anstrengung des Verstandes! bleibt er doch immer Sieger gegen uns, und wir sind die Ersten, die sich dieser unermüdlichen Frische erfreuen.

Der Gang der Handlung dieses Lustspieles ist wieder ein überaus einfacher. In einer großen Stadt leben zwei Freunde, ein Bankier und ein Professor der Philosophie. Das sind die „kalten Seelen". Jener hat einen Neffen, dieser eine Tochter, die natürlich in einander verliebt sind. Den Widerstand der Alten besiegt das Pärchen mit Hülfe einer jungen Wittwe, die in das Vertrauen gezogen wird und nun mit jenen beiden so lebensgefährlich kokettirt, bis sie windelweich werden. Natürlich gibt es dann zum Schluß die obligate Verlobung, oder vielmehr deren zwei; denn auch die Wittwe wird für ihre aufopfernden Dienste durch die Hand eines liebenswürdigen jungen Schweden belohnt.

Das ist ein ziemlich trockener und nicht eben überraschend neuer Stoff. Aber man muß sehen, was Moser daraus gemacht hat. Wie er die Handlung führt, bald aufhält, bald schiebt, wie er die tollsten Episoden einfügt, das bildet ein Gewirr von Heiterkeit und Uebermuth, das jeder Beschreibung spottet.

Möglich, daß das Stück zu lesen ein ganz klein wenig langweilig sein würde; zu sehen ist es aber unstreitig äußerst kurzweilig. Und besonders in der Darstellung, die es hier gefunden, und welche zu dem Erfolge des Abends jedenfalls ihr volles Theil beitrug. Man wird schwerlich eine deutsche Bühne nennen können, die solche Dramen besser zu besetzen vermöchte als das Wallnertheater. Da ist Jedermann an seinem Platze, und Jedermann füllt seinen Platz aus. Die Palme des Abends gebührte indeß Herrn Engel, der seinen Professor zu einer prächtigen Figur gestaltet hatte, völlig lebenswahr und völlig fern von Uebertreibung, die für den ausgezeichneten Chargenspieler so lockend sein müßte.

Carl Groddeck.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

II.

Ein zweites Gemälde von Alma Tadema, ein kleines zierliches Kabinetstück, erweckt und verdient nicht geringere Bewunderung als jenes zuletzt besprochene Werk des Meisters. Eine Scene aus antik römischem, oder richtiger pompejanischem Leben. Eine noch junge Mutter, im Begriff den vor der geöffneten Thür haltenden Wagen zu besteigen, umarmt und küßt zum Abschied mit inniger Zärtlichkeit ihr schon ziemlich hoch aufgeschossenes schlankes Töchterchen, das, mit dem Ausdruck herzlichster Kindesliebe zu ihr aufblickend, sich fest an sie schmiegt. Durch die vom Sklaven geöffnete Hausthür steht man jenseits der Straße das blaue Meer des Golfs. Das Ganze ist von einem bestrickendem Zauber der poetischen Stimmung und von einer Kunstvollendung in der malerischen Durchführung, an deren Erreichung jeder andere unter den lebenden Künstlern verzagen dürfte.

Die ganze Masse der Gemälde, auf welchen nicht das Leben der Natur, sondern die menschliche Gestalt den Hauptgegenstand der Darstellung bildet, läßt sich kaum anders als in solche gliedern, deren Gegenstände einer geträumten Phantasie- und Idealwelt, und solche, welche der gegenwärtigen, oder doch der einmal gewesenen und historisch gewordenen Wirklichkeit angehören. Charakteristisch für die moderne Malerei ist es, daß die Schilderungen der ersteren Gattung immer entschiedener das Bestreben der Künstler offenbaren, auch den der reinen Phantasiewelt entstammenden Gestalten den überzeugenden Anschein der Realität durch alle Mittel der Kunst zu verleihen. Darin besteht der bezeichnende Unterschied zwischen den heutigen deutschen Malern dieser Richtung und den Idealisten aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Die religiöse Malerei — wie immer auf unseren Kunstausstellungen nur durch eine geringe Zahl von Bildern vertreten — bietet ein besonders interessantes und merkwürdiges Beispiel solcher realistischen Darstellung eines Vorgangs aus der idealen Welt in Graf Harrachs „Versuchung Christi". Die Stärke dieses originellen Meisters lag immer mindestens ebenso in der Landschafts- wie in der Figurenmalerei. Die „Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit", welche der Versucher dem Heiland von der Höhe des Berges zeigt, auf den er ihn geführt hat, schildert das Bild in der Tiefe weithin bis zum Meer ausgebreitet, halb von den weißlichen und und schwefelfarbenen Dämpfen, die den Bösen tragen, und den Nebeln der Thäler verdeckt, halb wieder im vollen Glanz der Morgensonne oder im kühlen Schatten gewaltiger Gebirgsrücken sichtbar, eine Landschaft von großartiger Conception und so überzeugender natürlicher Wahrheit zugleich, als ob sie direct nach der Wirklichkeit gemalt wäre. In den nächsten Vorgrundpartien besonders der kahlen, starren Gipfelklippe, auf welcher Christus steht, ist dieser Realismus der Darstellung bis zum Aeußersten getrieben. Das Gestein ist durch Zeichnung, Farbengebung und technische Behandlung zum täuschenden Schein greifbarer körperlicher Wirklichkeit gebracht. Der Christusgestalt fehlt es nicht an einfacher schlichter Hoheit. Sie wirkt um so eindringlicher, als sie in dem Ausdruck und in der Geberde der zornigen Abweisung des Versuchers frei gehalten ist von allem theatralischen Pathos. Wenn ihr Kopf im Verhältniß zur Gestalt ein Weniges kleiner wäre, würde die Gestalt an Majestät noch gewonnen haben. Satan ist ganz originell gebildet und eine besonders glückliche Inspiration des Künstlers. Die Gestalt, unmittelbar hinter der des Heilands schwebend, entwickelt sich aus jenen gelblichen Nebeln wie ein nur aus solchen entstandenes Gebilde von ähnlichem Ton und von annähernd weiblichen Formen. Das mit Rosen gekrönte Haupt mit dem verlockend lächelnden bleichen Antlitz ist durchaus das eines schönen und schlimmen Weibes. Durch die ganze Atmosphäre ist der gelbliche Glanz des Morgens ergossen. Das Bild ist die kühnste Befreiung von der conventionellen herkömmlichen altgeheiligten Behandlungsweise religiöser Stoffe. Die Schöpfung eines ebenso feinen und edlen als originellen Künstlergeistes interessirt es unvergleichlich

mehr, als es eine, in den von den alten großen Meistern geschaffenen überlieferten und von den Epigonen bis zum Ueberdruß nachgeahmten abgebrauchten Anschauungs- und Ausdrucksformen des religiös biblischen Inhalts gehaltene, vermöchte.

Neben Graf Harrach ist als Maler solcher Gegenstände eigentlich nur noch von Gebhardt in Düsseldorf zu nennen. Seine ganze Kunstweise freilich entspringt wesentlich anderen Quellen: denen des eigenen innig gläubigen Gemüths und des hingebenden Studiums der großen germanischen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts. In dem großen Bilde der „Himmelfahrt Christi" auf dieser Ausstellung sind die beiden klar genug erkennbar. Es ist ein für das tiefe energische Gemüthsleben dieses Meisters und sein Verhältniß zur Religion und ihren Stifter sehr bezeichnender Zug, daß er den, von Wolken dem himmlischen Glanze entgegengetragenen, Heiland im Gegensatz zu allen Himmelfahrtdarstellungen, die ich kenne, Blick und Seele immer noch der auf der trüben Erde zurückgelassenen Menschheit zugewendet sein läßt. Nicht aufwärts zur göttlichen Quelle der ihn umfließenden Lichtströme richtet er das entzückte Auge, sondern das Haupt weit vorgebeugt hinab zu der treuen Schaar, welche im Gebet, die Einen in frommer Zerknirschung, die Anderen in seliger Verklärtheit das Wunder schauen und dem Aufsteigenden nachblicken. In diesen Gestalten finden wir alle jene Typen wieder beisammen, denen wir auf Gebhardts biblischen Bildern wiederholt begegnet sind. Einfache Menschen, meist mit herben und eckigen Formen, ohne Anspruch auf ideale Anmuth, Hoheit, Grazie der Erscheinung, ganz nur erfüllt von dem Einen, was Noth thut; die echten Bekenner, deren Glaube die Welt erobert und Tod und Hölle überwindet. Wenn diese Charaktertypen schon durch ihre Verwandtschaft mit denen jener alten deutschen Meister eine starke Aehnlichkeit des v. Gebhardt'schen Gemäldes mit religiösen Darstellungen ihrer Epoche hervorbringen, so wird diese noch gesteigert durch die Wahl der Costüme, in welche ihr moderner Nachfolger seine heiligen Männer und Frauen kleidet, wie durch die Farbe und die Art der Malerei, zu der er durch das eifervolle Studium der alten flandrischen und deutschen Kunst gelangt ist.

Das Bild „Judas" von Wellner in Weimar ist in der Auffassung von bemerkenswerther Eigenthümlichkeit. In öder trauriger Landschaft in tiefer Abenddämmerung sitzt einsam am Fuße eines kahlen Baumes die Gestalt des Verräthers. Man erkennt in dem allgemeinen Halbdunkel kaum die Züge seines Gesichts. Aber die Stimmung seiner Seele liest man trotzdem deutlich genug aus seiner gesammten Haltung. Der Baum dort hat ihn mit unheimlicher magnetischer Kraft zu sich herangezogen. An dessen Ast wird sich der Verzweifelnde, von Gott und Menschen Verlassene erhängen.

Auf dem Gebiet der Profan-Geschichtsmalerei fehlt es nicht an einigen bemerkenswerthen Erscheinungen, wenn man auch solche, welche durch die Größe und Macht der Conception wie durch eine ganz ungewöhnliche Kunst und Meisterschaft der malerischen Gestaltung zu Schöpfungen ersten Ranges unter den modernen geprägt wären, vergebens suchen würde. O. Knilles drittes Friesbild, für die Treppenhauswand der Berliner Universitätsbibliothek, welches in Gruppen geschichtlicher Gestalten des 16. Jahrhunderts den Kern des deutschen Geisteslebens in der Epoche der Reformation veranschaulicht, ist hier vor Allen mit großer Anerkennung zu nennen. Es ist, wie die beiden früher vollendeten Gemälde desselben Meisters für die gleiche Bestimmung, auf Goldgrund in jenem seinem Autor eigenthümlichen vornehmen Stil gemalt, welcher dem symbolischen Charakter und der monumentalen Aufgabe gemäß doch nicht auf die lebendige Wahrheit und Zeitbestimmtheit der Gestalten, noch auf reiche und energische Farbenwirkung verzichtet. Luther, der Mönch vom Wormser Reichstag, neben dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen an der Spitze der theologischen Genossen seines Werkes stehend, wird von den großen Humanisten und den ritterlichen Vorkämpfern des neuen Geistes, Hutten, Sickingen, Crotus, Erasmus, Eoban Hesse begeistert begrüßt. Tetzel der Ablaßkrämer, verspottet von einem Landsknecht, dem Vertreter der kriegerischen Kraft des Volkes, bildet auf der rechten Seite den Abschluß der reliefähnlich disponirten Composition. — A. v. Heyden war eine ähnliche Aufgabe geworden: die Ausführung einiger Wandbilder von so langgestrecktem verhältnißmäßig niedrigem Format wie die Knille'schen zur bedeutsamen Decoration des Schwurgerichtssaales im Landgerichtsgebäude zu Posen. Die Gegenstände sollten, für das Deutschthum in der ehemals polnischen Provinz besonders wichtige, historische Acte geben. Das eine dieser Gemälde ist hier ausgestellt: „Die Herzöge Primeslaus und Bobeslaus ertheilen den deutschen Gründern der Stadt Posen, speciell dem Bürger Thomas aus Guben unter Anwesenheit des Bischofs Bogusal das Magdeburger Stadtrecht im Jahr 1253." Es ist ein gut erfundenes, tüchtig gemaltes historisches Ceremonienbild, in dem alle Vortheile, welche Costüme und Verschiedenheit scharf ausgeprägter Nationalcharaktere, der polnischen und deutschen, dem Darsteller boten, geschickt benutzt und verwendet sind, um dem Vorgang ein gesteigertes malerisches Interesse zu verleihen. Die beiden Regenten zur Linken im Schatten des gelbseidenen Zeltes thronend, der Bischof unter seinem Baldachin und der Kanzler im reichen Ornat ihrer Aemter, die deutschen Bürger, welche kniend das wichtige Document aus den Händen des letzteren empfangen, hinter ihnen derbe mittelalterliche Volks- und Kriegergestalten, — so ordnet und gliedert sich ungezwungen in gutem Rhythmus die Composition der langen Tafel nicht auf Goldgrund, sondern vor dem Fond der offenen Landschaft, in welcher die im Bau begriffenen ersten Stadtgebäude aufragen. — Carl Gehrts (Düsseldorf) wählte eine nicht gerade ehrenhafte Handlung eines Fürsten aus germanischem Stamme zum Gegenstande eines ziemlich umfangreichen Bildes. Markgraf Gero, Herzog der Ostmark unter Otto dem Großen, bediente sich eines ähnlich probaten Mittels, sich seiner unbequemen Feinde, der heidnischen Slavenhäuptlinge zu entledigen, wie es seiner Zeit Mehemed Ali anwandte, um der Herrschaft der Mamelucken ein Ende zu machen. Er lud diese vertrauensvollen Seelen freundlich zu seiner Veste ein, machte sie dort, was der Aegypter Dank dem Gesetz des Propheten nicht vermochte und auch nicht nöthig hatte, sinnlos betrunken, und ließ die des Bewußtseins und der Widerstandsfähigkeit Beraubten durch seine Mannen in aller Bequemlichkeit ermorden. Das Bild, in düster röthlichem Licht- und Fackelbeleuchtungston gehalten, schildert die Situation kurz vor dem Beginn des blutigen Werkes, als die Opfer trunken am Boden hingetaumelt liegen und die bewaffneten Executoren des herzoglichen Beschlusses eben in den Festsaal eintreten. Gero selbst steht mit einem christlichen Priester, welcher ihm das Schwert als Gottes Wille empfiehlt, aufrecht hinter der Tafel, finster und fest, eine Gestalt, der man den Gedanken einer solchen That und die Kraft ihrer Durchführung zutrauen mag. Die über und neben einander hingewälzten Slavenführer sehen in der Schattendämmerung des vom flackernden röthlichen Licht kaum erhellten Raumes selbst etwas schattenhaft und körperlos aus. Der Charakter eines barbarischen Zeitalters und eines wilden, harten, gewaltthätigen Geschlechtes ist in der ganzen Darstellung recht gut zum Ausdruck und zur Erscheinung gebracht. Aber daß ein deutscher Maler diesen Gegenstand wählte, zeugt von einer schwer verständlichen — Objectivität. — Helmquists, des schwedischen Malers (München) „Tod des schwedischen Regenten Sten Sture auf dem Eise des Mälarsees" gehört zu den am wenigsten phrasenhaften und theatralischen Historienbildern. Um so tiefer und stärker berührt es den Beschauer. Schwer verwundet in der Schlacht von Bogesund eilt der ruhmvolle Reichsregent, sich zur Reise eines armseligen Bauernschlittens bedienend, nach Stockholm über den gefrornen Mälarsee, um die Vertheidigung der vom Feinde hartbedrängten Hauptstadt zu leiten. Unterwegs erliegt er der Todeswunde (3. Februar 1520). Vorzüglich ist die öde winterliche Landschaft gegeben, der Eindruck der ungeheuren, grenzenlosen gefrorenen, vom Schnee überwehten Fläche in derselben erreicht. Es ist ein echtes nordisches Winterbild, die erstarrte Natur in all ihrer Erbarmungs- und Trostlosigkeit. Dort auf dem, von Schneewehen fast verschütteten Wege, über die weißlichen Flächen unter dem blaugrau verhangenen Himmel hält der Schlitten, mit einem rauhhaarigen Schimmel bespannt. Im Innern, im Schatten des darüber gespannten leinenen Plans, auf Strohbündeln sitzt, in sich zusammengebrochen, der sterbende Regent im zerspalteten Panzer, dem das rothe Lebensblut entquillt. Der Führer des Schlittens und ein bewaffneter Begleiter stehn rathlos, wie von Schreck, Schmerz und Mitleid gelähmt, neben dem haltenden Gefährt. Das Ganze ist wie mit drei Farbentönen, wie grau in grau, in feiner und doch kraftvoller Harmonie gemalt. Licht- und schattenlos modelliren sich die Figuren und Gegenstände dennoch in voller Körperlichkeit und treten plastisch aus der öden Landschaft hervor. Eine wahrhaft virtuose Leistung ist die Malerei des Schnees und der vereinzelt liegenden Eisblöcke auf dem Bilde.

Berichtigung: Im vorigen Ausstellungsbericht ist in den letzten Spalten „Sonne" statt Scene und „naturalistischen" statt materialistischen zu lesen.

Ludwig Pietsch.

Inserate.

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Ueber die Uebung.

Rede am 2. August 1881 gehalten von

E. du Bois-Reymond.

1881. 8. Preis 1 *M.* 20 ₰.

Viele hundert Mark jährlich

ersparen grössere Haushaltungen, Hotels, Café's, Specereiwaarenhändler u. a. indem dieselben ihren Bedarf an Kaffee und Thee direct von unseren Lagerhäusern zu Rotterdam in der Original-Verpackung zu unseren folgenden Engros-Preisen beziehen.

10 Pfund		Afric. Perl Mocca	*M.* 7.50
10	-	bester Maracaibo	- 8.75
10	-	I°. Guatemala	- 9.25
10	-	vorzügl. Perl Santos	- 10.—
10	-	feinster Plant. Ceylon	- 10.75
10	-	hochfeinster Java	- 12.—
10	-	echt Arabischer Mocca	- 13.—
4	-	vorzügl. Congo Thee	- 6.50
4	-	feiner Souchong Thee	- 8.—
4	-	feinster Imperial Thee	- 9.50
4	-	hochf. Mandarin Pecco Thee	- 12.—
4	-	beste Qual. rein entöltes Cacaopulver	- 9.—
Beste holl. Bauernbutter, 25 Pfd. Kübel			- 22.—

Aufträge von 20 Mark und darüber werden franco und zollfrei nach ganz Deutschland versandt. (Deutsche Banknoten und Briefmarken in Zahlung genommen.) Alle unsere Producte sind an Ort und Stelle von unseren eigenen Factoreien ausgewählt und wird für vollständigste Reinheit und richtigstes Gewicht die gewissenhafteste Garantie geleistet.

Es ist unser Bestreben unsere Kunden in jeder Hinsicht völlig zufriedenzustellen und bitten wir sich durch einen Probeauftrag zu überzeugen.

Bernhardt Wijprecht & Cie.,
Rotterdam, Wijnstraat 98 & 100.

Verlag von
Heinrich Keller in **Frankfurt a. M.**

Trachten,
Kunstwerke und Geräthschaften
vom
frühen Mittelalter
bis zum
Ende des 18. Jahrhunderts
nach gleichzeitigen Originalen
von
Dr. J. H. von Hefner-Alteneck,
Director d. Bayerischen National-Museums.

Zweite vermehrte u. verbesserte Auflage.

Erscheint in 120 Lieferungen, wovon 17 vorliegen. Preis der Lieferung *M.* 10.—. Der erste Band von 12 Lieferungen kann in solidem Halbfranzband bezogen werden, Preis *M.* 130. Erste Lieferungen des Werkes sowie ausführliche Prospekte sind in jeder größeren Buchhandlung vorräthig. Statt aller weiteren Empfehlung dieser schönen und werthvollen Publikation sei auf die Besprechung derselben in Nr. 46 dieses Blattes, Jahrgang 1880, verwiesen.

Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus *ist die billigste u. am reichsten illustrirte deutsche Monatsschrift. Ihr Abonnement empfiehlt sich der gesammten deutschen Lesewelt: namentlich denen, welche bei bevorstehendem Quartalsschluss ihre Lektüre wechseln wollen. »V. F. z. M.« hat Mitarbeiter ersten Ranges auf allen Gebieten u. enthält das Beste von Unterhaltendem u. Belehrendem, Ernstem u. Heiterem; praktisch Werthvolles aller Art. — Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen zu haben. — Preis per Heft nur 1 Mark.* — „Vom Fels zum Meer" bietet die vorzüglichste Insertions-Gelegenheit. Annoncen-Tarif gratis und franko durch W. Spemann in Stuttgart.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

C. H. Bitter, Preuss. Finanz-Minister, **Beiträge zur Geschichte des Oratoriums.** Mit Notenbeilagen. gr. 8. LVI u. 503 S. Preis *M.* 10.—

Musikalisches Conversations-Lexikon. Eine Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften. Unter Mitwirkung der hervorragendsten Fachmänner herausgegeben von **H. Mendel** und Dr. **A. Reissmann.** 11 Bde. gr. Lex.-8. geh. *M.* 62.—, fein geb. *M.* 78.—

W. Langhans, Dr., **Das musikalische Urtheil** und seine Ausbildung durch die Erziehung. gr. 8. 42 Seiten. Preis *M.* 1.—

Emil Naumann, Prof. Dr. u. Kgl. Hofkirchen-Musik-Direktor. **Deutsche Tondichter.** Von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Vorträge, gehalten an dem, unter dem Protectorat Ihrer k. k. Hoheit der Frau Kronprinzessin von Deutschland stehenden Victoria-Lyceum zu Berlin. Vierte wohlfeile Aufl. 8. XVI u. 377 Seiten. Preis geh. *M.* 5.—, fein geb. *M.* 6.—

—— —— Pracht-Ausgabe, Ihrer k. k. Hoheit der Kronprinzessin des deutschen Reiches Victoria gewidmet. gr. 8. XXII u. 402 S. auf feinstem Velinpapier. Mit 6 Photographien. Preis *M.* 12.—, fein in Goldschnitt geb. Preis *M.* 15.—

—— **Italienische Tondichter.** Von Palästrina bis auf die Gegenwart. Vorträge. 8. XII u. 570 Seiten. Preis *M.* 8.—, fein geb. *M.* 10.—

—— —— Pracht-Ausgabe. gr. 8. VIII u. 570 Seiten auf feinstem Velinpapier. Mit 4 Photographien. Preis *M.* 17.—, fein in Goldschnitt geb. Preis *M.* 20.—

—— **Nachklänge.** Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. 8. VIII u. 344 Seiten. Preis *M.* 4.50.

—— **Musikdrama oder Oper?** Eine Beleuchtung der Bayreuther Bühnenfestspiele. 8. 60 Seiten. Preis *M.* 1.—

—— **Darstellung** eines bisher unbekannt gebliebenen Stylgesetzes im Aufbau des classischen Fugenthemas. 8. 69 Seiten. Preis *M.* 1.50.

Albert Quantz, Leben und Werke des Flötisten Johann Joachim Quantz, Lehrers Friedrich des Grossen. Nach den Quellen dargestellt. 8. IV u. 56 Seiten. Preis *M.* 1.—

Otto Tiersch, Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musik-Instituten, Seminarien u. s. w. und zur Aufklärung für jeden Gebildeten. Gegründet auf des Verfassers Harmoniesystem. gr. 8. VIII u. 172 Seiten. Preis *M.* 3.—

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern. Preis pro Band *M* 12.—.

Mit der soeben erschienenen Nr. 1 des 40. Bandes beginnt das 2. Semester von 1881, auf welches Abonnements zum Preise von *M* 12.— durch jede Buchhandlung und Postanstalt vermittelt werden.

Probenummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden.

Soeben ist erschienen:

Briefe aus der Bretterwelt.

Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters.

Von

Adolf Palm.

330 Seiten. 8. broch. *M.* 3.—

In frischer lebendiger Darstellung gibt der Verfasser auf kultur-geschichtlichem Hintergrunde eine Reihe von Schilderungen aus dem Bühnenleben, scharfumrissene Künstler-Charakteristiken, Anekdoten und eine kritische Beleuchtung der früheren und aktuellen Theaterzustände. Die Geschichte des Königlichen Hoftheaters in Stuttgart, eines der bedeutendsten in Deutschland, bietet dem Sittenschilderer wie dem Kritiker ein ungewöhnlich reiches Material. Vermöge der geschickten Behandlung dieses Stoffes liest das Buch sich wie eine Erzählung und empfiehlt sich deshalb keineswegs blos für Theaterkreise, sondern für jeden Freund der Kunst und einer geistig anregenden, unterhaltenden Lektüre. Die genaue Detailkenntniß des Verfassers gibt dem Ganzen eine typische Bedeutung.

Verlag von **Adolf Bonz & Co.** in **Stuttgart.**

—— Zu beziehen durch jede Buchhandlung. ——

Hierzu eine Beilage von L. Voß & Co. in Düsseldorf.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 24. September 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Einrichtung des preußischen Staatshaushalts-Etats. Von Fritz Kalle. — Die politischen Parteien im Lichte der Philosophie des Unbewußten. Von H. V. von Unruh. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein Memento. Von Johannes Scherr. III. (Schluß.) — Kunst und Kunstgewerbe in der württembergischen Landesausstellung von 1881. Von Carl Albert Regnet. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Jean Baudry. Schauspiel in 3 Acten von August Vacquerie. Besprochen von Carl Groddeck. — Notizen. Zum Abschiede. Von Paul Lindau. — Inserate.

Zur Einrichtung des preußischen Staatshaushalts-Etats.

Von Fritz Kalle.

Eine gute Staatswirthschaft setzt neben genauer Kenntniß der finanziellen Ansprüche und Leistungen jedes einzelnen Zweiges einen klaren Ueberblick über die Gesammtlage und die dieselbe bestimmenden Zahlen voraus. Es genügt nicht, daß bei Aufstellung von Staatshaushalts-Etats die einzelnen Einnahmen und Ausgaben der Specialetats möglichst richtig angesetzt werden, sondern die Gruppirung der Zahlen sowohl in den Specialetats als ganz besonders im Hauptetat muß derart sein, daß Jedermann sich schnell, ohne weitläufige Rechnung, ein klares Bild von der zeitigen Sachlage machen und dieselbe mit derjenigen der früheren Finanzperioden vergleichen kann.

An der Erreichung dieses Zieles haben Volksvertretung und Staatsregierung das gleiche Interesse. Die Volksvertretung wird ihre verfassungsmäßigen Rechte bei Feststellung des Etats um so besser auszuüben vermögen, je mehr ihre Mitglieder den Gegenstand beherrschen, und jede Regierung, der es nicht darum zu thun ist, die Dinge zu verschleiern, um sich Geld zu verschaffen, welches das Parlament bei klarem Einblick in die Verhältnisse nicht bewilligen würde, jede ehrliche Regierung muß den Wunsch haben, sich einer wohlinformirten Volksvertretung gegenübergestellt zu sehen, denn nur bei einer solchen wird sie nicht dem Mißtrauen begegnen, das ihr stets diejenigen mehr oder weniger entgegen bringen, die den Zusammenhang der Dinge nicht verstehen, wird das Andrängen auf Nachlaß von Steuern, auf Erhöhung von Beamtengehältern und dergleichen die vernünftigen Grenzen nicht überschreiten, wird der Beherrschung der Majorität durch eine kleine Zahl von zum Theil durch Parteiinteressen geleiteten Etatskundigen vorgebeugt.

Wenn ich mir nun gestatte, den preußischen Staatshaushalts-Etat vom oben gekennzeichneten Gesichtspunkte aus einer Kritik zu unterwerfen und einige Abänderungsvorschläge dazu zu machen, so erhebe ich durchaus nicht den Anspruch, daß diese Vorschläge, selbst wenn sie überall als an und für sich gut und zweckmäßig anerkannt würden, nun ohne weiteres als Norm für die gewünschte Reform dienen sollen, ich will vielmehr lediglich die öffentliche Discussion des Gegenstandes anregen und erachte die thatsächliche Durchführung der Reform erst dann für an der Zeit, wenn man sich über einen Plan geeinigt hat, der nicht nur den augenblicklichen Bedürfnissen entspricht, sondern eine gewisse Garantie in sich trägt, daß er auf längere Zeit hinaus verwendbar bleibt. Eine stückweise Reform ist entschieden unzweckmäßig, weil jede Veränderung die für Bildung eines Urtheils so unendlich wichtige Vergleichung der Etats verschiedener Jahre mit einander und mit den Rechnungen wesentlich erschwert. Meines Erachtens ist in dieser Richtung schon etwas gesündigt worden.

Sieht man sich unsere Staatshaushalts-Etats an (ich spreche hier nur von den Hauptetats), so fällt zunächst auf, daß während bei den Ausgaben unterschieden wird zwischen „dauernden" und „einmaligen und außerordentlichen", eine entsprechende Scheidung bei den Einnahmen nicht besteht, was um so verwunderlicher ist, wenn man findet, daß in den den Vorberichten zu den Etats beigegebenen tabellarischen Zusammenstellungen zum Vergleiche der Einnahmen und Ausgaben des betreffenden Budgets mit denjenigen des letztvorhergegangenen, wenigstens einzelne Posten als „außerordentliche Einnahmen" von den übrigen getrennt aufgeführt werden. Nun ist doch erster Grundsatz wie eines gesunden Privathaushalts, so auch jedes Staatshaushalts, daß die laufenden Einnahmen mindestens so hoch sein müssen, daß sie die laufenden Ausgaben decken; ein Blick auf die Abschlüsse muß genügen, um zu zeigen, ob dies der Fall ist. Wie ist das aber möglich, wenn in den Einnahmen mitten zwischen den laufenden Beträgen auch die Summen stehen für Ueberschüsse aus Vorjahren, für Ablösungen und Verkäufe von Domänen und Forstgrundstücken, für Rückzahlungen auf Darlehne und ähnliche Posten, ja sogar für die zur Ausgleichung des Deficits aufzunehmenden Anleihen? In früheren Etats ließ man wenigstens letzteren fort, so daß man aus dem Totalabschluß doch ersehen konnte, ob und welches Deficit da war, während die balancirenden Abschlüsse, wie sie jetzt üblich sind, nicht einmal mehr das ohne weiteres ersehen lassen. Was der Grund dieser Neuerung ist, weiß ich nicht, es scheint beinahe, als wenn man sich dadurch der Form der kaufmännischen Bilanzen habe anschließen wollen; was aber dort bei doppelter Buchführung unvermeidlich ist, hat hier keinen Sinn. Ein geordneter Haushalt erfordert unbedingt, daß man außerordentliche Einnahmen auch als solche bezeichnet und behandelt. In Ausnahmefällen wird man ja auch außerordentliche Einnahmen zur Deckung laufender Ausgaben verwenden können; scheidet man sie aber nicht aus, so gewöhnt man sich, besonders wenn sie mehrere Jahre hintereinander wiederkehren, nach und nach daran, sie als dauernde anzusehen, man glaubt eine Rente zu haben, auf Grund deren man sich eine Vermehrung der Ausgaben, Steuererlasse oder dergleichen erlauben darf, während man in Wirklichkeit Kapital verzehrt.

Um später nicht noch einmal auf das Extraordinarium zurückkommen zu müssen, will ich gleich hier dasjenige anschließen, was ich sonst noch darüber zu bemerken habe. Unser Ausgabe-Extraordinarium enthält neben Summen für Ankauf und Herstellung von Gebäuden und Anlagen von bleibendem Werthe

und für Darlehen auch Beträge für Reparaturen und Hochbauten an Schleusen, Brücken, Dämmen, für Wasserbauten, welche wesentlich den Zweck haben, das Fahrwasser im früheren Umfange offen zu halten, für Anschaffung von Pferden für die Gestüte und Aehnliches mehr. Zur Deckung der Ausgaben für die zuerst genannten Zwecke läßt sich die Aufnahme einer Anleihe rechtfertigen, nicht nur in soweit es sich um direct rentirende Anlagen, wie Eisenbahnbauten handelt, oder um solche, welche wie manche Wasserbauten eine indirecte Rente durch Hebung der Volkswirthschaft und somit der Steuerkraft bringen, sondern auch wenn es sich um Dienstgebäude, Staats-Unterrichtsanstalten ꝛc. handelt, so lange die betreffenden Anlagen nöthig und nicht über das Bedürfniß hinaus kostspielig sind, denn wenn der Staat derartige Anlagen nicht auf eigene Kosten herrichtete, müßte er sie miethweise beschaffen, also Rente dafür zahlen. Selbst zinsfreie Darlehen, wie diejenigen an Bergleute für Hausbauten und Nothstandsdarlehen kann man aus Anleihen bestreiten, da wenigstens das Kapital nach einiger Zeit wieder einkommt; für die vorhin in zweiter Reihe genannten Dinge ist dies aber ganz unzulässig. Will man also den Grundsatz aufstellen — und das scheint neuerdings der Fall zu sein —, daß „einmalige und außerordentliche" Ausgaben aus Anleihen gedeckt werden dürfen, so muß man entweder die Summen für Reparaturen und Aehnliches in das Ordinarium bringen, oder man muß sie als besondere Kategorie behandeln. Je mehr man übrigens dazu übergeht, Dinge, deren Werth problematisch, gefährdet oder nicht dauernd ist und welche nicht die normale Rente bringen, aus Anleihen zu bezahlen, desto mehr wird man, wenn man nicht die späteren Generationen überbürden und unter Umständen sogar Gefahr laufen will, den Staatskredit zu erschüttern, auf rasche Amortisation der Anleihen sehen müssen.

Nun zu einem zweiten Punkte. Die laufenden Einnahmen und Ausgaben in den beiden letzten Etats sind in je drei große Gruppen getheilt: A „Einzelne Einnahmezweige" resp. „Betriebs-, Erhebungs- und Verwaltungskosten der einzelnen Einnahmezweige", B „Allgemeine Finanzverwaltung" resp. „Dotationen und allgemeine Finanzverwaltung", C „Staatsverwaltungs-Einnahmen" resp. „Staatsverwaltungs-Ausgaben". Daß eine Zusammenfassung der verschiedenen Zweige des Haushalts des Staates zu großen Gruppen zweckmäßig ist, liegt auf der Hand, man gewinnt dadurch einen leichteren Ueberblick und befördert die Vergleichung mit dem Früheren. Voraussetzung dabei ist aber, daß die Gruppirung stattfindet nach den richtigen Gesichtspunkten und daß sie überall consequent durchgeführt wird. Diesen Voraussetzungen scheint mir aber die bei uns beliebte Eintheilung nicht zu genügen.

Schon die Gruppe A enthält zwei ganz verschiedene Objecte, nämlich die wirthschaftlichen Betriebe des Fiscus, wie Domänen, Forsten, Bergwerke, Eisenbahnen, Fabriken, kaufmännische Unternehmungen, und daneben directe und indirecte Steuern. Noch bunter aber ist das Gewirr der in der zweiten Gruppe untergebrachten Gegenstände. Da finden sich in den Einnahmen (abgesehen von einigen durchlaufenden Posten, vor Allem „Hinterlegungsgelder", deren Aufführung im Etat selbst, als das Verständniß der Totalsummen verdunkelnd, unzweckmäßig erscheint) neben der Summe der etwa zur Ausgleichung des Deficits aufzunehmenden Anleihe und dem Antheil an dem Ertrage der Zölle und der Tabaksteuer, unter Anderem Zinsen von Staatsactivkapitalien, Rente von der Reichsbank, Rückzahlungen auf Vorschüsse und Darlehen aufgeführt. In den Ausgaben finden sich in der Unterabtheilung „Dotationen" Ausgaben für Verzinsung und Tilgung der öffentlichen Schuld, Zuschuß zur Rente des Kronfideicommiß-Fonds und einige andere Renten, sowie Kosten des Landtags, während in der Unterabtheilung „Allgemeine Finanzverwaltung", welche also das eigentliche Complement der Gruppe B der Einnahmen bildet („Dotationen" kommen nur in Ausgabe vor), neben den Matricularbeiträgen und den Provinzialfonds-Beiträgen, Ausgaben für Apanagen, Entschädigungen an Standesherren, Entschädigungen für aufgehobene Zölle und andere Berechtigungen, Zuschüsse an einzelne Städte und Bezirke zur Schuldenverzinsung und Tilgung ꝛc. Der Antheil an dem Ertrage der Zölle, die Zinsen der Staatsactivkapitalien wie der verschiedenen Darlehen und die Rente von der Reichsbank sind ja wohl als laufende Einnahmen zu betrachten, die Anleihen, die Ueberschüsse aus Vorjahren, die Kapitalrückzahlungen auf Vorschüsse und Darlehen, sowie die Privatrenten-Ablösungskapitalien gehören aber zu denjenigen, welche ich vorhin als solche bezeichnete, welche unbedingt in einem besonderen „Extraordinarium der Einnahmen" auszuscheiden sind. Unter den Ausgaben der Gruppe B findet sich allerdings keine, die zu den außerordentlichen zu rechnen wäre, ein innerer Zusammenhang der dort aufgeführten Posten besteht aber ebenso wenig wie bei den Einnahmen. Die Gruppe B ist nicht nur falsch zusammengesetzt, sie ist überhaupt überflüssig, oder vielmehr sie ist, da sie die Durchsichtigkeit des Etats nicht fördert, sondern umgekehrt erschwert, schädlich. Keine von den dort eingeführten (ordentlichen) Einnahmen und Ausgaben widerstrebt ihrer Natur nach der Einfügung in die Gruppe C „Staatsverwaltungs-Einnahmen resp. Ausgaben", bei vielen ist die Ausscheidung sogar geradezu widersinnig.

Die Unterabtheilung „Dotationen" der Ausgabegruppe B besteht schon eine Reihe von Jahren; wie man dazu kam, sie zu bilden, konnte ich aus dem mir zur Verfügung stehenden Material nicht feststellen, ich vermuthe aber, daß man durch eine etwas engherzige Auffassung des Wortes „Staatsverwaltung" sich zur Ausscheidung der Ausgaben für die Krondotation und den Landtag, welche, wenn man jenes Wort im weiteren Sinne faßt, doch in allererster Linie darunter einzubegreifen wären, veranlassen ließ, und daß man, als die Abtheilung einmal beschlossen war, die Ausgaben der Staatsschuldenverwaltung und einiges Andere in sie einreihte. Besonders befremdlich erscheint die Trennung der Dotationen von den Staatsverwaltungs-Ausgaben gegenüber der Thatsache, daß in den bereits erwähnten Tabellen zu den Vorberichten viele Jahre lang beides unter der Ueberschrift „Dotationen und Staatsverwaltung" zusammengefaßt wurde (indem man diese Ueberschrift auch im Etat selbst wählte, hätte man ja alle bureaukratischen Scrupel beseitigt). Eine Gruppe „Allgemeine Finanzverwaltung" findet sich überhaupt zum erstenmale in dem Etat pro 1880/81. Früher trug nur einer der nach dem verschiedenen Ressorts gebildeten Abschnitte der Gruppe Staatsverwaltungs-Ausgaben, beziehungsweise ein Kapitel in der Einnahme des Abschnitts „Finanzministerium"*), diese Bezeichnung. Ueber die Gründe dieser Neuerung findet sich kein Wort in dem Vorberichte zum eben erwähnten Etat und ich kann auch mit dem besten Willen meinerseits keine vernünftige Erklärung dafür finden.

Meines Erachtens hat überhaupt die Ausscheidung von „Dotationen" oder „Dotationen und allgemeine Finanzverwaltung" keine innere Berechtigung, wie sie auch in keiner Weise die Durchsichtigkeit des Etats erhöht. Viel gerechtfertigter und zweckmäßiger wäre es, die jetzt in der Gruppe A aufgeführten Steuern, einschließlich natürlich der vom Reiche überwiesenen Beträge aus den Zöllen und der Tabaksteuer, als besondere Gruppe zu behandeln, aber auch dies halte ich nicht für geboten, bin vielmehr dafür, daß die Einnahmen und Ausgaben gleichmäßig in zwei Gruppen eingetheilt werden, von denen die eine sämmtliche Betriebsverwaltungen (d. h. also alle fiscalischen commerciellen und industriellen Unternehmungen), die andere sämmtliche Etatsposten des eigentlichen Staatshaushalts umfaßt. Die erstgenannte Gruppe würde sich also decken mit der jetzigen Gruppe A, wenn man aus dieser die Steuern herausnimmt, während die andere von mir vorgeschlagene Gruppe die jetzigen Gruppen B und C und die Steuern enthielten. Ueberall wären aber in der oben bezeichneten Weise die extraordinären Einnahmen und Ausgaben sorgfältig von den laufenden zu trennen.

Eine solche Gruppirung würde, däucht mir, das Verständniß der jeweiligen Finanzlage und der bedingenden Umstände

*) Früher waren nämlich nur die Ausgaben in Gruppen getheilt, die Einnahmen nicht, was jedenfalls ganz falsch ist.

wesentlich erleichtern. Ob die Ausscheidung der für die Provinzen, Kreise, Gemeinden, Anstalten ꝛc. geleisteten Zuschüsse innerhalb der Gruppe A gut durchführbar ist, wird der weiteren Erwägung bedürfen, interessant wäre es jedenfalls auf diese Weise übersehen zu können, was die eigentliche Staatsverwaltung kostet.

Daß Rechnungen wie diejenige der Porzellanmanufaktur in die Gruppe der Betriebsverwaltungen gehören, versteht sich von selbst. Der Betrieb der Porzellanmanufaktur ist und bleibt, wenn auch gleichzeitig damit die Förderung des vaterländischen Gewerbes im Allgemeinen bezweckt wird, der Hauptsache nach doch ein Industriebetrieb, und es erscheint daher durchaus ungerechtfertigt, wenn man die betreffenden Etatsposten neuerdings aus den Betriebsverwaltungen ausschied und in den Etat des Cultusministeriums in der Gruppe der Staatsverwaltungen einstellte. Der Umstand, ob eine Verwaltung Ueberschuß ergibt oder eines Zuschusses bedarf, kann für die Stelle, die man ihm im Etat anweist, nicht maßgebend sein. Wollte man danach verfahren, so hätte man consequenterweise auch in den fünfziger Jahren und dann wieder in der Mitte und am Ende der siebenziger Jahre die Eisenbahnverwaltung, da sie die Zinsen des für die Bahnen aufgewandten Kapitals nicht deckte, unter die Staatsverwaltungen bringen müssen.

Ob man die Betriebsverwaltungen ebenso behandelt wie die Staatsverwaltungen, oder ob man ähnlich wie im Reichshaushalts-Etat*) verfährt, und sie in den Abschluß nicht mit ihren Einnahmen und Ausgaben, sondern lediglich mit den Ueberschüssen resp. Deficits einstellt, ist eine Frage von geringerer Bedeutung, ich bin aber, da ich möglichst wenig verändert sehen möchte, für Beibehaltung des bis jetzt im preußischen Staatshaushalts-Etat üblichen Modus, der auch seine guten Seiten hat, insbesondere die, daß er schon im Hauptetat eine gewisse Specialisirung gestattet.

Bezüglich der Specialetats will ich hier nur kurz bemerken, daß diejenigen der Betriebsverwaltungen nach Möglichkeit Einsicht in die finanziellen Resultate jeder einzelnen selbstständigen Unternehmung gewähren müssen. Specialetats, welche mehrere Werke derselben Art umfassen, wird man daher, soweit sich die betreffenden Zahlen nicht im Etat selbst anbringen lassen, wo es praktisch durchführbar ist, Anlagen beigeben müssen, aus denen das Verlangte zu ersehen ist, wie dies unsere Berg-, Hütten- und Salinen-Verwaltung in recht zweckmäßiger Weise thut. Von diesem Gesichtspunkte aus ist allerdings die neuerlich beim Eisenbahnetat beliebte Eintheilung nach Directionsbezirken, statt nach Bahnlinien, resp. zusammengehörigen Complexen keine glückliche zu nennen.

*) Im Reichshaushaltsetat findet überhaupt keine Gruppeneintheilung statt, die verschiedenen Verwaltungszweige werden einzeln aufgeführt; die auch im Extraordinarium der Ausgaben gleichmäßig durchgeführte Scheidung und die Zusammenfassung wenigstens der wichtigsten extraordinären Einnahmen in dem Abschnitte „Außerordentliche Zuschüsse", lassen aber diesen Etat, trotz seiner sonstigen Unvollkommenheiten, im Ganzen als rationeller angelegt erscheinen als den preußischen.

Die politischen Parteien im Lichte der Philosophie des Unbewußten.

Von H. V. von Unruh.

(Schluß.)

Unbedenklich muß man E. von Hartmann zustimmen, daß das Volk von dem ersehnten deutschen Parlament sehr enttäuscht ist, aber er sucht die Schuld nicht auf Seiten der Regierung, sondern gerade umgekehrt, ausschließlich auf der des Parlaments. Das Volk, behauptete er, sieht in der heutigen Regierung ein offenes Verständniß für die Bedürfnisse der Gegenwart, ein reges eifriges Streben, im heutigen Parlament dagegen den Hemmschuh aller guten Regierungsabsichten, das die bestdurchdachten Gesetze ablehnt oder verstümmelt und verballhornisirt, den Hort der deutschen Zerrissenheit und Kleinstaaterei, während die Krone und ihre Räthe die deutsche Einheit fort und fort auszubauen und straffer anzuziehen bemüht sind.

Es mag dies die Anschauung E. von Hartmanns sein, aber im Volke, auch in den gebildeten Klassen, steht die Sache für jeden unbefangenen Beobachter doch anders. Die ganze Bevölkerung hat zur auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck ganz unbedingtes Vertrauen und erkennt seine außerordentlichen Verdienste auf diesem Felde und um die deutsche Einheit nach wie vor bereitwillig an, aber in Betreff seiner inneren Politik gehen die Ansichten weit auseinander. Die schutzzöllnerischen Fabrikanten sind Gegner der Zölle auf unentbehrliche Lebensbedürfnisse und haben diese nur nothgedrungen zugestanden, um die Stimmen der Landwirthe für Industriezölle zu erlangen. Die Verstaatlichung wichtiger Industriezweige erregt zum Theil auch auf conservativer Seite große Bedenken. Die vom Fürsten Bismarck angekündigte Absicht, den Städten die Polizei-, die Armen- und Schulverwaltung abzunehmen, also die Selbstverwaltung der Städte wieder aufzuheben, stößt die Stadtbevölkerung vor den Kopf. Die Erklärung des Fürsten gegen den Professor Wagner, er wolle das Tabaksmonopol durchführen (was ohne große Anleihe nicht geschehen kann) und den Ertrag von Hunderten von Millionen nicht zur Aufhebung bestehender oder zur Compensation neu aufgelegter indirecter Steuern, sondern zur Alters- und Invalidenversicherung verwenden, macht gerade die besitzende Klasse sehr besorgt, die für das Interesse ihres Geldbeutels sehr viel Verständniß hat. Das Gesetz über die Miethsteuer von Dienstwohnungen erregte großen Anstoß, nicht minder die Ausfälle gegen den Richterstand und die Communalverwaltung Berlins. Die großartigen Ideen des Fürsten Bismarck namentlich über totale Umgestaltung unseres ganzen Steuersystems ohne Vorlegung eines klaren Plans und ohne Nachweis der Ausführbarkeit rufen ein Gefühl der Bangigkeit und Ungewißheit in großen Kreisen hervor. Die alte bewährte Finanzverwaltung Preußens, die zu der Größe des Staates so viel beigetragen, scheint nicht mehr auf festen Füßen zu stehen, die Staatsschulden vermehren sich rapide. Man beginnt zu fürchten, daß die Begabung des Fürsten auf volks- und finanzwirthschaftlichem Gebiet hinter der für große auswärtige Politik weit zurückstehe. Auch der größte Mann kann unmöglich Alles mit gleicher Sicherheit erfassen. Die Volks- und Finanzwirthschaft ist eine Erfahrungswissenschaft, die man nicht allein durch scharfes Denken beherrschen kann, die vielmehr gründliches Studium und eigene Erfahrung erfordert.

Niemand oder nur eine sehr kleine Partei will den Fürsten Bismarck beseitigen, aber Eins ist nicht zu verkennen: Fürst Bismarck hat an Popularität, an allgemeiner freudiger Zustimmung erheblich verloren.

Auch außer den oppositionellen Parteien folgt man ihm in großen Kreisen in der innern Politik nicht mehr mit der alten Zuversicht, sondern mit Sorge und Bangigkeit, welche durch die rasche Abnutzung und Beseitigung bewährter Männer, wie Delbrück, Camphausen, Falk, Friedenthal, Hobrecht, Müller, Eulenburg, Herzog noch gesteigert wird. Ohne jede Veranlassung von Seiten des Parlaments traten rasch hintereinander Ministerwechsel ein. Die Zustimmungsadressen aus schutzzöllnerischen Kreisen sind ohne Bedeutung. Gerade umgekehrt, wie E. von Hartmann, finden Juristen und Kenner des Staatsrechts die Gesetzvorlagen keineswegs bestdurchdacht, vielmehr im Vergleich mit früherer Zeit nicht gründlich gearbeitet und oft schwach in den Motiven.

E. von Hartmann tadelt die Ablehnung der Samoavorlage und des deutschen Volkswirthschaftsraths, welche zur Stärkung der Reichsmacht gedient hätten. An der Samoavorlage hatten auch diejenigen kein Interesse, die Colonien für deutsche Auswanderer erwerben wollen. Zu diesem Zwecke sind die Samoainseln ihres Klimas wegen absolut unbrauchbar. Man wollte eine Privatgesellschaft unterstützen, die in Concurrenz mit andern deutschen Unternehmern auf denselben Inseln steht. Die

Zusammensetzung des preußischen Volkswirthschaftsraths, in dem die Seestädte so gut wie nicht vertreten sind, und dessen Leistung gestatteten nicht anzunehmen, daß Besseres von einem deutschen Volkswirthschaftsrath zu erwarten sei, der unmöglich hervorragende Sachverständige für alle Zweige in genügender Zahl enthalten konnte, wie ad hoc berufene Enquetecommissionen, deren Kosten niemals verweigert worden sind. Es war vorauszusehen, daß der Volkswirthschaftsrath entweder der jedesmaligen Regierung unbedingt zustimmen oder daß sein Widerspruch nicht beachtet werden würde. Man kann verschiedener Ansicht über diese Frage sein, aber schwerlich wird sich nachweisen lassen, daß die Zustimmung zu diesen Vorschlägen die Reichsmacht hätte stärken können.

Auch die Beibehaltung der Matricularbeiträge beim Zolltarif legt E. von Hartmann der liberalen Opposition zur Last, obgleich die nationalliberale Partei mehrfach erklärt hat, daß sie die Matricularbeiträge gern beseitigen und zu dem Zweck Reichssteuern bewilligen wolle, allerdings ohne das Budgetrecht aufzugeben. Die Beibehaltung dieser Beiträge war die nothwendige Folge des vom Centrum eingebrachten Amendements Frankensteins, wonach von den eingehenden Zöllen dem Reiche nur 130 Million Mark verbleiben sollen, der Mehrbetrag aber in echt particularistischem Sinne an die Einzelstaaten zu vertheilen ist. Gegen diesen Beschluß hat sich die liberale Partei mit Hand und Fuß gewehrt, aber Fürst Bismarck stimmte unerwarteter Weise zu. Das Amendement Frankenstein ging aus einem Compromiß zwischen dem Centrum und den Conservativen hervor. Von den Liberalen haben nur einzelne schutzzöllnerische Mitglieder sich bei der Abstimmung angeschlossen.

Ganz und gar muß man E. von Hartmann darin beitreten, daß er den kleinlichen Interessenschacher beim Zolltarif verdammt. Der Handel mit wechselseitigen Concessionen erstreckt sich auch auf andere Gebiete, namentlich auf den Culturkampf.

Aber hat die liberale Partei dies widerliche Geschäft betrieben oder als Partei auch nur daran Theil genommen? Gewiß nicht, höchstens einige schutzzöllnerische Mitglieder, die sich dann von der Partei trennten.

E. von Hartmann gehört doch sicher nicht zu denen, welche, wie er richtig anführt, weder stenographische, noch längere oder kürzere Zeitungsberichte über die Parlamentsverhandlungen lesen. Man muß also annehmen, daß ihm die oben angeführten thatsächlichen Vorgänge bekannt sind. Er läßt in der That am Schlusse des ersten Theils seines Aufsatzes der nationalliberalen Partei alle Gerechtigkeit widerfahren, sowohl in Betreff ihrer Zusammensetzung als ihrer Leistung beim Aufbau und Ausbau des Reichs, und beklagt nur, daß sie sich schwerlich zu einer reichsconservativen Partei in seinem Sinne umgestalten werde.

Im zweiten Theil seines Aufsatzes zerlegt E. von Hartmann die conservative Partei in drei Elemente: die monarchischen Legitimisten, die feudalen Aristokraten und die absolutistischen Büreaukraten, die alle drei den Constitutionalismus, wenn auch aus verschiedenen Gründen, hassen. Er charakterisirt die beiden ersten Elemente als die Träger der kirchlichen Reaction, von der sie auch auf politischem Felde sich großen Erfolg versprechen. Nichts habe, sagt E. von Hartmann, das gebildete Bürgerthum von 1850—70 so aufgebracht und erbittert, als die gewaltsame Restauration der kirchlichen Orthodoxie, niemals würde der constitutionelle Conflict solche Schärfe angenommen haben, wenn nicht die Erbitterung über die Reaction auf dem Gebiete der Kirche und Schule das Volk so willig gemacht hätte zu dem Glauben, daß eine Regierung, die sich solcher Mittel bediene, auf jedem Gebiete eine schlechthin reactionäre sein müßte; das ganze seit dem Rücktritt des Ministers Falk erhobene Geschrei über Reaction zieht seine Kraft nur aus diesem Grauen vor dem Alp der religiösen Reaction in Kirche und Schule; ohne diese Erfahrungen jener Zeit würde heute Niemand sich von dem Popanz der Reaction schrecken lassen, die mit Recht als das künstliche Mittel bezeichnet werden dürfte, von dessen Gnaden der Liberalismus sein eigentlich mit der Reichsgründung verwirktes, geschichtliches Leben von Jahr zu Jahr weiter fristet.

Man kann die Charakteristik der conservativen Partei im Wesentlichen anerkennen und großes Gewicht auf die Wirkung der kirchlichen Reaction legen, aber in keiner Weise E. von Hartmann zugestehen, daß die Furcht vor politischer Reaction ein Popanz sei und daß der Liberalismus seine Existenzberechtigung durch die Reichsgründung verloren habe. Die Behauptung E. von Hartmanns erinnert an den Herbst 1848, als das Frankfurter Parlament noch keine Reaction sah, nachdem sein Mitglied Blum in Wien standrechtlich erschossen und die preußische Nationalversammlung durch Wrangel gesprengt worden war. Es mag sein, daß die unteren Schichten des Volks und manche Gebildete wenig Gewicht auf zweijährige Budgets und selteneres Tagen des Parlaments legen, aber ein so scharfer Denker wie E. von Hartmann kann doch kaum verkennen, daß darin eine Schwächung des Reichstags und seines Einflusses unzweifelhaft enthalten ist. Dieselbe Wirkung müßte auch die Durchführung anderer laut ausgesprochenen Pläne des Fürsten Bismarck haben, wie z. B. Verlegung des Parlaments aus der Hauptstadt nach Potsdam oder Brandenburg, die Aufhebung der directen Steuern und Ersatz derselben durch indirecte, die das Steuerbewilligungsrecht illusorisch machen, Aufstellung der Theorie des Fortbestandes des Zollvereins, der außerhalb der Reichsverfassung und der Competenz des Reichstags existiren soll. Nicht der Eintritt Hamburgs und Bremens in den Zollverband an sich stößt bei den Nationalliberalen auf Opposition, sondern die Beseitigung eines verfassungsmäßigen Rechts dieser Handelsplätze durch eigenthümliche, zum Theil gewaltsame Mittel und die an die Conflictszeit erinnernde eigenthümliche Auslegung gesetzlicher, bisher allgemein anerkannter Bestimmungen. Nimmt man die Sistirung der Organisationsgesetze für die Provinzen und die schon erwähnten, von Fürst Bismarck ausgesprochenen Zukunftspläne hinzu, so wird sich kaum verkennen lassen, daß die politische Reaction leider kein Gespenst, sondern im vollen Anmarsch ist.

Gewiß hat E. von Hartmann recht, daß eine solche Reaction jetzt für die Regierung selbst am unvortheilhaftesten wäre, aber wie oft ist diese Wahrheit von den Regierungen verkannt worden. Man muß es bewundern, daß Fürst Bismarck gegen seine Neigung länger als zehn Jahre auf liberalen Wegen gegangen ist, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Jetzt scheint er anzunehmen, daß er dabei angelangt sei. Er ist wieder der alte Bismarck und seiner großangelegten, gewaltthätigen Natur, die ja zum großen Theile seinen außerordentlichen Erfolg erklärt, ist jedes Hinderniß, jeder Widerstand zuwider, derselbe mag von selbstständig denkenden Ministern oder vom Reichstage herrühren. Er sucht mit allen Mittel durchzudringen.

Noch weniger kann eingeräumt werden, daß der Liberalismuß durch die Reichsgründung sein geschichtliches Leben verwirkt habe. So lange moderne Culturstaaten bestehen, wird es in denselben liberale und conservative Elemente und Parteien geben, es kommt nur darauf an, daß jene nicht radical und revolutionär und diese nicht reactionär werden. Stürben diese Elemente ab, so wäre der Staat im Rückgange: denn sie erhalten ihn lebensfähig. Den Liberalismus unterdrücken, heißt nichts Anderes, als den Radicalismus fördern und den Zündstoff für revolutionäre Bewegungen sammeln. E. von Hartmann nennt die Verquickung des religiösen mit dem politischen Conservatismus den Erbfluch des letztern, der ihn für immer dem gebildeten Bürgerthum unmöglich macht. Wenn dasselbe aus Ueberdruß an der Impotenz des Liberalismus es einmal mit der anderen Seite versuchen wollte, so würde der Rückschlag des Widerwillens bei den Wählern gegen die künftige Reaction rasch und vollständig eintreten. Nun läßt sich aber kaum bestreiten, daß bei vielen oder gar den meisten Conservativen die kirchliche Reaction nur das Mittel ist, die politische durchzusetzen, und daß das gebildete Bürgerthum gegen diese mindestens denselben Widerwillen hat, wie gegen die kirchliche.

Wir brauchen, sagt E. von Hartmann, nicht jene Conservativen der Vergangenheit, sondern Reichsconservative, die dies im Sinne eines zugleich erhaltenden und entwickelnden Ausbaues der Reichsinstitutionen sind und sich ebenso

energisch einer etwaigen reactionären Tendenz von oben, wie einer radicalliberalen Tendenz von unten widersetzen.

Man kann die jetzige Aufgabe der Nationalliberalen kaum richtiger und klarer fassen, als es in diesen Worten geschieht. Sie haben, was E. von Hartmann selbst zugesteht, mit Eifer und Erfolg an dem Aufbau und Ausbau des Reichs mitgewirkt und sind auch jetzt gerne dazu bereit, sobald die Regierung sie nicht zurückstößt; sie haben sich auch allen radicalen Bestrebungen stets energisch widersetzt und dadurch den Haß der Fortschrittspartei zugezogen. Auf den Namen kann es ja nicht ankommen, es ist ohne Bedeutung ob man sie Reichsconservative oder Nationalliberale nennt; aber E. von Hartmann verlangt natürlich nicht allein den Namenswechsel, die Nationalliberalen sollen sich von den bestehenden Fractionen ablösen und nicht nur dem angeblichen liberalen Ideal der parlamentarischen Regierung, sondern überhaupt dem Liberalismus entsagen und die Worte: „Freiheit und liberal" als hohle Phrasen anerkennen. Nur eine Partei, die zugleich politisch-conservativ, religiös-liberal und volkswirthschaftlich-opportunistisch ist, kann die Partei der Gegenwart sein. Zu solcher Umwandelung werden sich die Nationalliberalen freilich nicht entschließen und wenn es Einzelne thäten, so können sie ganz sicher sein, daß sie weder von der Rechten noch von der Linken gewählt werden. Man würde sie von beiden Seiten als Apostaten betrachten. Solche Mitglieder würden im Reichstage von allen Parteien zurückgewiesen, jedenfalls ohne jeden Einfluß bleiben und nur als Stimmvieh betrachtet werden. Frei gewählte Abgeordnete sollen die Repräsentanten der im Lande vorhandenen Parteien sein und im Lande sind Reichsconservative im Sinne E. von Hartmanns nicht vorhanden, wohl aber auch heute noch Nationalliberale in großer Zahl. Denkt man sich den Fall, daß Fürst Bismarck nicht etwa gestürzt würde, sondern abginge und der Druck von oben aufhörte, so würden die Wahlen in ihrer Mehrzahl liberal ausfallen. Dieser Fall liegt nicht vor; Fürst Bismarck, wenn er auch an Popularität verloren hat, besitzt immer noch große Sympathien in der dankbaren Bevölkerung; der Druck von oben wird fortdauern. E. von Hartmann fragt nun mit Recht, was werden soll, wenn die Conservativen so gestärkt, die Nationalliberalen so geschwächt aus den Neuwahlen hervorgehen, daß das Schaukelspiel zwischen katholisch-conservativer und nationalliberal-conservativer Majorität aufhört? Ob dann nicht die Regierung schließlich gezwungen sein würde, kirchlich reactionäre Gesetze als Compensationsobjecte für die Bewilligung ihrer Forderungen einzubringen? Nun, es ist nach den neuesten Vorgängen auf kirchlichem Gebiet nicht wahrscheinlich, daß es eines großen Zwanges bedürfen würde. Bestätigt sich bei den Wahlen die Besorgniß von E. von Hartmann, was sehr leicht geschehen kann, dann gehen wir muthmaßlich einer schlimmen Reactionsperiode, nicht allein auf kirchlichem, sondern auch auf politischem Gebiet entgegen. Wir haben eine Schmälerung der Rechte und der Bedeutung des Reichstags, in Preußen eine wesentliche Einschränkung der Selbstständigkeit der Städte, keine Weiterbildung in der Organisation der Provinzen und Kreise, keine Landgemeindeordnung, aber halsbrechende Experimente auf volks- und finanzwirthschaftlichem, namentlich auf socialpolitischem Gebiet zu erwarten.

Jemehr der Reichstag an Ansehen und Einfluß einbüßt, gleichviel, ob durch die Schuld der Parteien oder der Regierung, desto trüber wird der Blick in die Zukunft. Der Reichstag ist ein wesentliches Fundament der deutschen Einheit, ein kräftiges Bindemittel zwischen den Einzelstaaten und ohne Zweifel hat ihn Fürst Bismark zu diesem Zweck geschaffen; aber nur ein Parlament mit bedeutenden, unantastbaren Rechten, großem Ansehen und Einfluß ist eine wirksame Stütze für eine reichstreue Regierung. Die Chambre introuvable hat den Sturz Louis Philipps nicht verhüten können, ebensowenig das Corps legislativ den Fall Napoleons. Die englische Monarchie dagegen ruht mit großer Sicherheit auf dem Parlament. Positive Leistungen sind nur von einem starken Parlament zu erwarten, dessen Mehrheit mit der Regierung zusammen wirkt. Diese Uebereinstimmung darf aber nicht durch freiwillige oder erzwungene Unterwerfung des Parlaments erkauft werden, vielmehr ist es Sache der Regierung, wenn sie auch keine parlamentarische ist, die Mehrheit, wie sich dieselbe bei wiederholten freien Wahlen herausstellt, zu respectiren und nicht künstlich durch Anregung egoistischer Interessen oder andere Mittel zu sprengen. Für eine kräftige, mit großer Gewalt ausgestattete Regierung ist es nicht gar zu schwierig, eine einzelne Partei zu schwächen und in die Opposition zu treiben. Sehr viel größer ist die Aufgabe, eine constante Mehrheit hervorzurufen. Eine unterdrückte Partei wird in Bezug auf positive Leistungen als impotent erscheinen, sie mag liberal oder conservativ sein, aber deshalb kann man weder von der Impotenz des Liberalismus, noch der des Conservatismus reden.

Wären die Anschauungen E. von Hartmanns richtig, so befänden sich alle Wähler, die nicht reactionär sind, in einer sehr schlimmen Lage. Die jetzigen Conservativen können sie nicht wählen, weil diese kirchliche (und politische) Reaction fördern; den Freiconservativen fehlt es an der nöthigen „Rückgratsfestigkeit", um der Reaction Widerstand zu leisten; die bisherigen Nationalliberalen sind unbrauchbar wegen ihres politischen Ideals parlamentarischer Regierung und ihres Liberalismus; von den Fortschrittsleuten und den Secessionisten kann gar nicht die Rede sein, und Reichsconservative im Hartmann'schen Sinne gibt es im Lande nicht.

Wer sich nicht auf das für praktische Politik bedenkliche Feld speculativer Philosophie begibt, sondern scharf und ruhig beobachtet, wird finden, daß kein Mangel an liberalen Männern aller Schattirungen im Lande ist und daß unter diesen die gemäßigten vorherrschen. Was uns fehlt, sind wirkliche Conservative, d. h. solche, die nicht reactionär sind, weder kirchlich noch politisch, solche, die wie die englischen Tories jeder Ueberstürzung entgegentreten, aber zur rechten Zeit Concessionen machen, und niemals daran denken, dieselben bei günstiger Gelegenheit wieder zurückzunehmen und die Staatsmaschine rückwärts zu lenken, abgestorbene, unhaltbare Einrichtungen und Zustände wieder zu beleben. Conservative Wähler mögen nach den seltenen Exemplaren suchen und werden dieselben noch am ersten unter den wirklich großen, unabhängigen, nicht überschuldeten Grundbesitzern finden, die, wie der Staat selbst, ein wesentliches Interesse daran haben, politische Erschütterungen zu verhüten.

Die Aufgabe der liberalen Wähler und Gewählten ist eine sehr klare. Es kommt jetzt darauf an, der heranziehenden Reaction mit Ruhe und Festigkeit entgegen zu treten, die Rechte des Parlaments zu vertheidigen und die liberalen Gesetze aufrecht zu erhalten, gewagte Experimente auf volks- und finanzwirthschaftlichen und socialpolitischem Gebiet zu bekämpfen. Auf Fortschritte in der Gesetzgebung und Verwaltung wird vorläufig, bis wieder andere Zeiten eintreten, verzichtet werden müssen, wenn nicht die Regierung die Hand dazu bietet. Principielle Opposition gegen jede Vorlage der Regierung wäre verderblich.

Literatur und Kunst.

Ein Memento.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

III.

Ganz dumme oder ganz unwissende oder ganz verlogene Leute ausgenommen, wird Niemand mehr sich einfallen lassen, leugnen und bestreiten zu wollen, daß die Revolution, in ihrer Totalität gefaßt, eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen sei, — ebenso unausweichlich, unlenkbar und unerbittlich wie irgendeine

große Katastrophe des Naturlebens. Dadurch werden jedoch die mithandelnden Personen und Parteien von ihren im Einzelnen begangenen Fehlern, Vergehen und Verbrechen nur in den Augen von Solchen entlastet, welche die menschliche Willensfreiheit leugnen, demnach keinen Unterschied von gut und bös, recht und schlecht anerkennen und folglich das unbequeme Princip der Verantwortlichkeit aus dem Leben und aus der Geschichte weggewischt wissen wollen.

Kein Wissender sodann wird verneinen, daß die Idee der Revolution, d. h. die Illusion, mittels grundstürzender Beseitigung des Bestehenden für eine neue, „menschenrechtlich" zu organisirende Gesellschaft Raum, Luft und Licht zu schaffen, für die Phantasie wie für das Gemüth etwas unabweisbar Bestechendes hatte.

Aber wie gestaltete sich die Sache, als man daran ging, die blendend-schöne Idee aus den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen", auf den staubigen oder kothigen Boden der Wirklichkeit zu verpflanzen? So, daß einer der zahllosen Sophismen, welche der „Citoyen de Genève" gepredigt hatte, zu einer furchtbaren Wahrheit wurde: — „Alles entartet in den Händen des Menschen" (tout dégénère entre les mains de l'homme).

Was wurde aus dem verheißungsvollen, von Millionen Herzen mit inbrünstiger Andacht empfangenen, geglaubten und nachgebeteten revolutionären Evangelium: „Liberté, egalité et fraternité"?

Die brutale Thatsache einer räuberischen und mörderischen Pöbeltyrannei.

Die Seele, der Bildner und Leiter dieser in größewahnwitzigem Wüthen schließlich sich verzehrenden Pöbeltyrannei war der Jakobinismus, in welchem man, so man ihn schärfer ansieht und die Summe seiner Wollungen und Strebungen zieht, einen legitimen Sohn des Jesuitismus unschwer erkennt.

Wie der Vater auf vollständige Vernichtung der freien Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit zu Gunsten der Gesellschaftsallmacht abzielte und ausging, so auch der Sohn. Jeder, selbstverständlich, in seiner Art und mit seinen Mitteln, die natürlich, mochten sie sein, welche sie wollten, „der Zweck heiligte". Auch die Aushängeschilde, hinter welchen Vater und Sohn für die Erlangung der Omnipotenz fochten, waren zwar verschieden bemalt, aber doch aus demselben Metall geschmiedet. Der jesuitische hieß Theokratie, der jakobinische Demokratie. Da nun bekanntlich „vox populi vox dei", so war mit den verschieden lautenden Worten nur ein und dasselbe Ding gemeint: Herrschaft, unbedingte, widerspruchslose Herrschaft.

Nicht umsonst hatte der Heiland Robespierres, Rousseau, die Lehre von der Volkssouveränität den Jesuiten abgelernt, welche ja, wie Jedermann wissen könnte und sollte, den modernen Begriff derselben zuerst gefunden und formulirt haben.

Am 21. April von 1793 that der „grünaderige Unbestechliche" im Allerheiligsten des Jakobinismus, in der Stiftshütte der „Mère-Société" in der Rue Saint-Honoré, den Orakelspruch: „Das Volk ist der Herr (le souverain), die Regierung ist sein Werk und seine Sache (sa propriété), die Beamten sind seine Diener (ses commis); das Volk kann, so oft es ihm beliebt, die Regierung ändern und seine Bevollmächtigten abberufen."

Als der Kohen hagadol des Cultus der „Sainte Terreur" dieses Dogma ex cathedra verkündigte, war die „jakobinische Eroberung" Frankreichs bereits eine bluttriefende Thatsache.

Wie sie das geworden, zeigt und erklärt uns trostlos-lehrreich Taine in seinem dritten Bande. Trostlos-lehrreich, weil selbstverständlich auch diesmal die Geschichte nur lehren wird, daß die Menschen nichts aus ihr lernen wollen. Hegel, von dem das traurig-wahre Wort herrührt, hat ja selber nichts aus ihr gelernt. Sonst müßte er sich wenigstens geschämt haben, sich zum Vertheidiger der Karlsbader Beschlüsse zu erniedrigen.

Der Jakobinismus begann seine Thätigkeit zugleich mit der constituirenden Nationalversammlung. Rasch bemächtigte er sich der entzügelten Presse und der brodelnden Klubbs. Die Danton, Desmoulins, Loustalot, Fréron, Pétion, Brissot, Marat liehen ihm ihre Lungenkraft und ihre Fingerfertigkeit. Mit der ganzen Selbstgefälligkeit und Unverfrorenheit der Mittelmäßigkeit, aber auch mit der ganzen Zähigkeit des Fanatikers wußte sich Robespierre zum Propheten des Jakobinismus zu machen, dessen Dogmatiker Saint-Just wurde. Alle diese Macher und Streber, bald von einer zahlreichen Clientel umgeben, trugen, so zu sagen, ihren möglichst verlockend aufgeputzten unfehlbaren Fetisch Volkssouveränität fortwährend in Procession durch Paris. Sie wußten, wer Paris hatte, der hatte Frankreich. Das Mittel, die Herrschaft in der Hauptstadt zu erlangen, war die Umformung des dortigen Proletariats in eine fanatisirte, auf allerlei Wegen besoldete, vom Jakobinerklubb aus organisirte, disciplinirte und commandirte, blind gehorchende, blind zugreifende und zuschlagende Pöbelbande, welcher von überall her, aus dem Lande selbst wie aus der Fremde bedeutende Verstärkungen zugingen. Denn alle Catilinarier Frankreichs, Europas und Amerikas trugen ihre zertrümmerten Hoffnungen und erlittenen Demüthigungen, ihre Laster und Verbrechen, ihre Begierden und Gelüste, ihren Haß und Rachegrimm nach dem revolutionären Paris, allwo, wie vormals im cäsarischen Rom, alles Schändliche und Scheußliche als in einer Riesenkloake zusammenrann. Zu dieser riesenhaft anschwellenden Gesindelschaft stellte die Unzucht ein sehr zahlreiches, thätiges und wirksames Dirnencontingent. Es war ja so leicht und lockend, der Lüderlichkeit die Marke des Patriotismus aufzuheften und den Altar der Venus Vulgivaga dreifarbig zu drapiren.

Man hat den Führern der liberal-reformistischen Evolution von 1789 vorgeworfen, daß sie es nicht versucht oder nicht verstanden hätten, sich populär zu machen oder populär zu verhalten. Als ob anständige Menschen mit Leuten vom Stamme Catilina um die Volksgunst wettbuhlen möchten, könnten! Und wenn sie es auch hätten versuchen wollen, so würden sie doch keinen Erfolg gehabt haben. Denn in solchen Bewegungen sind gemeiniglich nur die Catilinarier populär, weil eben nur solches Geschmeiß gemein und schamlos genug ist, den wechselnden Launen der urtheilslosen und wankelmüthigen Menge sich anzubequemen und den schlechten Instincten des Pöbels zu schmeicheln. Aus Kernholz geschnittene Menschen, Männer vom Schlage der Mose, Perikles, Thukydides, Sokrates, Tacitus, Muhammed, Dante, Michelangelo, Shakespeare, Cromwell, Milton, Molière, Washington, Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, Beethoven, Der vom Stein, sie alle und alle Ihresgleichen haben immer und allenthalben mit Verachtung auf die Dirne geblickt, von welcher geschrieben steht:

„La popularité? C'est la grande impudique
Qui tient dans ses bras l'univers."

Uebrigens ist es thöricht, zu sagen, die Gemäßigten hätten sich eben auch populär machen sollen. Womit denn? Etwa mit dem Hexeneinmaleins ihres Constitutionalismus und Parlamentarismus? Mit dieser sinnreich ausgetiftelten und kunstvoll zugedrechselten Doctrin, welche sich auf den Schreibtischen gewiegter Staatsrechtslehrer und auf den Lippen gewandter Parlamentsredner so hübsch zurechtlegen läßt? Bah! Da hatte der Jakobinismus leichtere Arbeit. Seine Doctrin war von bewunderungswürdiger Einfachheit, Kürze und Deutlichkeit: — „Der Volkswille ist das höchste, das einzige Gesetz; der Volkswille aber bin Ich!" Der getreue Widerhall von Ludwigs des Vierzehnten „L'état c'est moi!" Größewahn drüben und hüben.

Und bei wem hätten sich die Gemäßigten populär machen und erhalten sollen? Wenige Monate nach dem Losbruch der Revolution gab es für sie keinen Populus mehr. Es ist ja wahr, der anständige Populus, das besitzende und gebildete Bürgerthum, hat sich in Paris und in ganz Frankreich allzu frühe von der Theilnahme an den öffentlichen Versammlungen, von den Wahlacten, vom Dienst in der Nationalgarde u. s. w. abschrecken lassen. Aber man muß doch auch sagen, daß angesichts der rücksichtslosen und gewaltthätigen Frechheit, womit

der Jakobinismus seine Abschreckungspraxis in Scene setzte, dieser Rückzug der anständigen Leute von den öffentlichen Angelegenheiten immerhin sehr begreiflich war. Konnten sich Intelligenz, Wohlanständigkeit, Besonnenheit und Mäßigung noch Gehör und Geltung verschaffen der systematisirten Pöbelei gegenüber, diesen vom Jakobinismus gestimmten, weinrauhen und schnapsheiseren Kehlen, diesen vom Jakobinismus gelenkten knotigen Knitteln in Schwielenfäusten gegenüber? Nein! Der Grundirrthum des Constitutionalismus und Moderantismus ist gewesen, zu wähnen, es ließe sich eine halbe, ja eine Viertels-Revolution machen. Das hieß meinen, eine rollende Lawine ließe sich aufhalten mitten auf ihrem Wege vom Gletscherbusen der Jungfrau hinab zum Trümletenthal. Die Lawine faßte, verschüttete, begrub die Thoren.

Schon im Hochsommer von 1789 war der Jakobinismus thatsächlich in Paris Herr und Meister. Jetzt kam, zum ersten Mal in der neuzeitlichen Geschichte, so recht zu Tage, welche Fülle von Unheil für die Menschheit die Großstädte in ihrem wüsten Schooße bergen. Die kolossale Giftblase entleerte ihren Ueberschuß in tausendfacher Veräderung über ganz Frankreich hin. Zur Zeit, als der Jakobinismus zum Guillotinismus ausgereift war, zappelte das ganze Land angstvoll und hülselos in dem dreißigtausendmaschigen Netz, dessen Lenk- und Zugschnüre in der „Muttergesellschaft" der Rue Saint-Honoré zusammenliefen. Dort brauchte man blos zu ziehen und rings in Frankreich thaten etliche hunderttausend Marionetten von jakobinischen Rothmützen ihre brüllenden Mäuler auf und erhoben mordlustige Fäuste.

Man muß anerkennen, daß der Jakobinismus auf seinem Wege zur Herrschaft über Frankreich ebenso geschickt und schlau als fest und rastlos vorging. Wie es immer und überall der gewissenlosen Demagogie Art und Brauch, blökte er als Schaf oder heulte er als Wolf, je nach den Umständen. Während er in so zu sagen officiellen Acten noch die Gesetzmäßigkeit heraushing, predigte er in seinen Ecksteinreden, Klubbresolutionen und Winkelblättern schon die wildesten Gewaltsamkeiten. So ging es weiter. Ohne sich später die Zeit zu nehmen, das Blut von seinen Händen zu waschen, griff er zu seinem vergötterten Jean-Jacques, um ein Kapitel sentimentaler Liebeständelei aus der Neuen Heloise oder das warmbrüderliche Glaubensbekenntniß des savoyischen Vikars aus dem Emile zu declamiren. Fouquier Tinville war ein „empfindsamer" Mensch comme il faut: wann er, der Ankläger beim Revolutionstribunal, sein tägliches „Gebäck" (fournée) von 30, 40, 50, 60 Köpfen für „Dame Guillotine" zurechtgemacht hatte, ging er nach Hause, um seinen Kindern die Idyllien von Geßner vorzulesen. Robespierres drittes Wort war: „la vertu". Die Lippen der ärgsten Blutmenschen trosen immersort von Ausdrücken wie: „humanité" und „sensibilité". Am schamlosesten trieb es der steinherzige Heuchler Barère, der Süßholzraspler des Schreckenssystems, welcher, nachmals ein Reptil im Solde Napoleons, die Guillotine mit anakreontischen Redeblumen umwand, wie Lamartine in seiner Gedankenlosigkeit dieselbe später noch „vergoldet" hat.

„Das Wort wird That —"

Am 14. Juli von 1789 hat sich der Jakobinismus zum ersten Mal gezählt, gemustert und im Handeln versucht. Mit Erfolg. Die „Heldenthat" dieses Tages gehörte, an und für sich betrachtet und die symbolische Bedeutung des Ereignisses beiseite gestellt, freilich mehr in die Opera buffa als in das Epos, falls das Entsetzen über die infamen, von den „Bastille-Siegern" verübten Mordthaten den Eindruck des Komischen aufkommen ließe. Die gesammte Pöbelmasse von Paris, wohlbewaffnet und reichlich mit Geschütz versehen, zwingt 138 Invaliden mit 2 Säcken Mehl als Proviant zur Capitulation — voilà tout. Allein der Jakobinismus wußte die Legende vom Bastille-Sturm so aufzublasen und aufzuflittern, daß sie noch heute unzählige Hohlschädel schwindeln macht. Im also glücklich begonnenen Stile wurde das jakobinische Wort weiter zur That am 6. October desselben Jahres zu Versailles. Dieser Octobertag und was drum und dran hing, bewies klärlich, daß Monarchie und Bourgeoisie gleichermaßen nur noch Spielzeuge in den Händen des in seine Flegeljahre getretenen Jakobinismus waren.

„Das Kind wird Mann —"

Am 10. August von 1792 nämlich, nachdem das „Kind" die Knabenschuhe schon am 20. Juni total vertreten hatte. Der Jakobinismus nimmt, als „Commune" von Paris verkleidet, förmlich und feierlich von der Herrschaft Besitz und fängt sofort an, seinen bisherigen Mitarbeitern, den schönschwatzenden und wolkenwandlerischen Girondisten zu zeigen, was es hieße, de travailler pour le Saint-Jacques. Gerade aus den blumigsten Phrasen der armen Wolkenwandler wußten die Jakobiner die festesten Stricke zu drehen, um ihre Nebenbuhler damit zu erwürgen, und die Sibylle der Gironde, Manon Roland, wird bald zu spät ihr Klagewort: „O heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!" sprechen und wird, aufs Fallbrett der Guillotine geschnallt, schmerzlich spüren, was für ein Unterschied sei zwischen dem holden Ideal einer „vernunftgemäßen" Demokratie, wie sie es sich zurechtgeträumt hatte, und der grausamen Wirklichkeit einer stupiden Pöbelherrschaft. In der Verblendung ihrer abstracten Freiheitsschwärmerei hatte Manon Roland nicht wenig, nein, viel dazu gethan, den Kopf der Marie Antoinette dem Jakobinismus zu überliefern. Zum Dank dafür schlug jetzt der Jakobinismus ihr den eigenen ab. Sie hatte ja Unverzeihliches gethan: sie war schaudernd stillgestanden und hatte nicht weiter in das Blut- und Kothmeer mithineinwaten wollen.

„Der Wind wird Sturm —"

Der jakobinische Phrasenwind, welcher von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit so verführerisch gesäuselt, schwoll zum Frevelsturm an in jenen grauenhaften Tagen und Nächten vom 2.—7. September 1792. Marat, aus einem schlechten Vieharzt zur bösesten Bestie der Revolution geworden, hatte in seiner Kanibalenseele den Gedanken des politischen Massenmordes ausgeheckt und die Commune von Paris machte den Gedanken zur That, indem sie die fünftägige Schlächterei, das Morden im Taglohn, anordnete, überwachte und bezahlte. Das Furchtbarste an diesem Furchtbaren war nicht die Masse der Opfer, waren auch nicht die haarsträubenden Scheusäligkeiten, von welchen die Mordacte begleitet wurden, sondern das Furchtbarste war vielmehr die eisige Grausamkeit, womit der ganze Gräuel geplant, ins Werk gesetzt und durchgeführt worden ist. Der Sturm, welcher dazumal Paris durchraste, war nicht der Gluthwind aus der Sahara, sondern der Eishauch von den Polargletschern. Nicht wie aus Glaubenswuth tollgewordene Inquisitoren und Hexenrichter, nein, sondern als kaltrechnende „Staatsmänner" haben die Jakobiner die Septemberschlächterei gewollt und verübt.

Der gallische Tigeraffe war jetzt los. Er schwelgte im Blut und badete sich in Thränen. Der Massenmord vom September war das Einweihungsopserfest des „Schreckens". In diesen Wahnsinn brachte der Jakobinismus Methode und machte daraus seine Regierungsmaschine. Die beiden Haupttriebräder derselben waren der Wohlfahrtsausschuß und das Revolutionstribunal. Wie die sich drehten! Rastlos, unaufhaltsam, zermalmend. Eine Weile arbeitete die ganze Maschine unwiderstehlich, schreckhaft, mit jakobinischem Dampf. Dann kamen Frictionen. Die einzelnen Theile der Schreckensmaschine, die Stangen, Stifte, Hebel, Räder, kehrten sich wüthend gegen einander. Der Jakobinismus begann den Jakobinismus aufzufressen. Blut! Blut! Mehr Blut! Noch mehr Blut! brüllte der Guillotinismus. Nach den Royalisten, Clerikalen, Constitutionellen, Orléanisten und Girondisten wurden die Hébertisten, Dantonisten und Robespierreisten der unersättlichen Tochter Guillotins in die tödtlichen Fangarme geworfen.

Derweil hatte, wie früher die vom Constitutionalismus beherrschte Nationalversammlung den französischen Staat in einen chaotischen Trümmerhaufen verwandelte, der vom Jakobinismus tyrannisirte Convent seinerseits die französische Gesellschaft in einen wüsten Klumpen von Elend und Seelenstumpfheit, Ekel und Verzweiflung zusammengepreßt. Der Jakobinismus hatte sich so voll Blut geschlungen, daß er gleich einer vollgefressenen Abgottschlange sich nicht mehr recht zu rühren vermochte. Er verfaulte bei lebendigem Leibe. Aber mit der Schlange starb

nicht ihr Gift. Sterbend zeugte der Jakobinismus den Bonapartismus. Der war so recht der legitime Erbe und Nachfolger von jenem. So namenlos elend hatte die jakobinische Freiheitslüge die Franzosen gemacht, daß sie, um nur endlich aus den Fäusten der sansculottischen „Tappe-durs" loszukommen, mit Entzücken in die Hände der Prätorianer des Cäsars vom Brumaire sich gaben. Um nur endlich wieder das so lange und so schmerzlich entbehrte Gefühl der Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu haben, stürzte sich die ganze Nation mit Wollust in die Knechtschaft und spannte sich jubelnd vor den Siegeswagen des fremden Glückssoldaten, der mit cynischer Offenheit der ungeheuren Verachtung Ausdruck gab, welche er, freilich nicht ohne Grund, für die Menschen im Allgemeinen und für die Franzosen im Besonderen hegte.

Das hat der Jakobinismus zuwegegebracht, welcher, um der Tyrann des Volkes werden zu können, sich für den Retter und Beglücker desselben ausgegeben hatte, — der Jakobinismus, welcher den Franzosen Brod und Wein in Fülle versprach und ihnen dafür nur Noth und Pein ohn' Ende gab, — der Jakobinismus, welcher der armen bethörten Menge Freiheit, Wohlfahrt und Bildung in sichere Aussicht stellte und dafür Knechtschaft, Armuth und Barbarei brachte .....

Ist der Inhalt der vorstehenden Warnungstafel verständlich?

Ich denke wohl.

Wird derselbe beherzigt werden?

Nein!

Warum nicht?

Weil es das Loos der Menschen und der Völker ist, nicht hören zu wollen, sondern fühlen zu müssen. Weil sie dazu verdammt sind, in dem ewigen Zirkel von Täuschung und Enttäuschung, Hoffnung und Entmuthigung, Verschuldung und Büßung sich herumzubewegen. Weil sie nicht aufhören können, aus dem Glauben in den Zweifel, aus der Furcht in die Ueberhebung zu fallen und umgekehrt. Weil — Alles in Allem zu sagen — noch der letzte Mensch das arme, beklagenswerthe, aus unversöhnbaren Gegensätzen und Widersprüchen zusammengesetzte Geschöpf sein wird, welches schon der erste war.

„Wer zweifelt daran?"

Kunst und Kunstgewerbe in der württembergischen Landesausstellung von 1881.

Von Carl Albert Regnet.

Es sind nun neunundsechzig Jahre verflossen, seit auf Veranlassung König Friedrichs die erste württembergische Kunst- und Gewerbeausstellung stattfand. Ihr Zweck war, inhaltlich Verfügung vom 14. December 1811, „fortdauernde Unterhaltung und immer höhere Vervollkommnung der bildenden Künste, so wie mehrere Ausbreitung der Industrie unter den Professionisten und Handwerkern und Erweckung einer zweckmäßigen Nacheiferung unter denselben durch öffentliche Anerkennung und Belohnung des Talents". Vier Jahre später folgte eine zweite Gewerbeausstellung und acht Jahre später die dritte, die erste seit der Thronbesteigung des Königs Wilhelm. Und von da an kehrten solche Ausstellungen alle drei Jahre regelmäßig wieder, um 1842 mit der letzten allgemeinen Landesausstellung zu schließen. Nachmals sah Württemberg zahlreiche Lokal- und Bezirksausstellungen, desgleichen Specialausstellungen, und endlich 1871 die allgemeine schwäbische Industrieausstellung in Ulm, welche auch von dem benachbarten bayerischen Schwaben, den altschwäbischen Districten Badens und von den Fürstenthümern Hohenzollern beschickt wurde. Von allen Landesausstellungen aber steht keine in besserem Andenken als gerade sie, bei der sich selbst ein amtlicher Vertreter des industriestolzen Englands einfand, um lerngierig zu sehen, was das kleine schwäbische Königreich zu leisten im Stande sei.

Zwischen der Thronbesteigung des Königs Karl und der in Württembergs wirthschaftlichem Leben Epoche machenden Landesausstellung in Ulm liegt eine interessante Periode des bewegten Ueberganges aus dem primitiveren zum reicher entwickelten Industrie- und Verkehrsleben. In diese Periode fielen die Wiedererneuerung der Zollvereinsverträge und die Annahme des französischen Handelsvertrages, welcher den Horizont mancher Industriezweige erweiterte. Namhaften Vorschub leisteten der Industrie auch die Industrie- und die gewerblichen Fortbildungsschulen. Der ersteren zählte Württemberg schon im Jahre 1867 nicht weniger als 1471 mit 52744 Schülerinnen und 1519 Schülern, der letzteren 122 mit 8168 Schülern.

Aber auch an den Weltausstellungen nahm Württemberg lebhaften Antheil, Dank insbesondere dem Scharfblicke und der rastlosen Thätigkeit des Geheimen Rathes von Steinbeis, des langjährigen Leiters der Centralstelle für Handel und Gewerbe, der das moderne Institut des Ausstellungswesens von seinen Anfängen an in seiner vollen Bedeutung erkannte.

So wichtig Einrichtungen und Anstalten wie die vorgenannten und die Thätigkeit der erwähnten Centralstelle und ihres Leiters für das gewerbliche Leben Württembergs im Allgemeinen ohne Zweifel sind, so erscheint doch für das von uns besonders ins Auge gefaßte Kunstgewerbe Württembergs die vor vier Jahren erfolgte Gründung des Kunstgewerbevereins in Stuttgart, der in Förderung seiner Interessen außerordentlichen Eifer entwickelt, von ganz besonderer und unmittelbarer Bedeutung. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit scheint uns in der Veranstaltung einer fortdauernden Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse zu liegen, welche in bunter Abwechselung Bilder der Entwickelung aller kunstgewerblichen Zweige bietet, so daß der Kunsthandwerker darin Altes und Neues vereinigt findet, an dem er seinen Geschmack bilden kann.

Von weitestgehendem Einfluß aber auf Kunst und Kunstgewerbe war und ist die sorgsame und liebevolle Pflege, welche sie durch den königlichen Hof von jeher fand und noch findet. Es mag genügen an die prächtigen Kunstsammlungen zu erinnern, welche die Königsschlösser enthalten, und an die hervorragenden Bauten, durch deren Aufführung und stilvolle künstlerische Einrichtung König Karl die Initiative ergriff.

Die dermalige Landes-Gewerbeausstellung in Stuttgart bietet mehr als ihre officielle Bezeichnung sagt: sie enthält zugleich auch Abtheilungen für Kunst und Alterthümer.

Fassen wir zunächst die Abtheilung für Kunst ins Auge.

Die Verhältnisse der schwäbischen Kunst lassen sich mit denen anderer auch nicht annähernd vergleichen; die Hauptstadt Württembergs ist nicht wie die Bayerns eine Kunststadt. Besaß Württemberg auch seit langer Zeit eine Kunstschule, so fand die schwäbische Kunst doch ihre Hauptpflege nicht an der Stuttgarter Kunstschule, sondern im benachbarten München, wohin die einheimischen Kräfte zur höheren Ausbildung sich zu wenden pflegten und wo viele derselben bald eine hervorragende Stellung errangen.

Eine so auffällige Thatsache wie die einer förmlichen Auswanderung der Künstler, deren nur wenige in späterer Zeit in ihre alte Heimat zurückkehrten, wie Bernh. v. Neher, Gegenbauer, Grünenwald u. A., muß einen tieferen Grund haben. Dieser Grund aber war in dem Mangel an Verständniß für die bildende Kunst zu suchen, der auffälliger Weise sich bei einem sonst trefflich angelegten Volke findet, das seinem großen Vaterlande, ja der Welt Männer geschenkt hat, deren Namen als Stern erster Größe am Himmel der Poesie und Wissenschaft in unvergänglichem Glanze strahlen. Unter solchen Umständen mußten sich die Besten in der Heimat isolirt fühlen — das schlimmste Loos, das einen Künstler treffen kann, dessen Streben und Schaffen ja durch das Bewußtsein der Theilnahme seines Volkes bedingt ist.

Es wäre lächerlich, dem Schwaben Bildung abzusprechen, die Wahrheit aber ist, daß diese an einer bedenklichen Einseitigkeit leidet. Als Hauptquelle der wissenschaftlichen Bildung für Württemberg gilt mit Recht das berühmte Tübinger Stift, bezugsweise die dortige Landesuniversität. Zur Förderung ästhetischer Studien stehen den Professoren außer der Bibliothek lediglich ein

Münz- und ein Antiquitätenkabinet zur Verfügung, beide von nur sehr bescheidenem Umfange.

Angesichts dessen läßt sich von Tübingen unmöglich erwarten, daß es der Ausgangspunkt kunstwissenschaftlicher Bildung für Württemberg sei, und es erklärt sich leicht genug, daß die wissenschaftlich Gebildeten des Landes an einer gewissen Einseitigkeit kranken.

So lange diejenigen geistigen Factoren, welche in Tübingen sich ihre allgemeine Bildung geholt, ausschließlich den Ton angaben, war für eine Hebung der schwäbischen Kunst begreiflicher Weise nichts zu hoffen, denn in Folge der erwähnten Einseitigkeit ihrer Bildung ist ihr Blick für künstlerisches Denken, Fühlen und Gestalten tief verhüllt und dicht umschleiert. Und wenn mein verehrter Freund, Herr Alfred Freihofer, anläßlich der gegenwärtigen Landesausstellung in die klagenden Worte ausbricht: „Wenn einer bei uns in Schwaben überall der einfachen Wahrheit Glauben verschaffen könnte, daß es, um Kunst zu verstehen, nicht genügt, Griechisch und Lateinisch gelernt zu haben, er hätte den schlimmsten Feind, der einem fröhlich aufblühenden Kunstleben bei uns noch entgegen steht, den Garaus gemacht, denn darunter haben unsere Künstler seitdem gelitten und ein jämmerliches Kunstdasein gefristet" — so kann man bei einiger Kenntniß der Verhältnisse demselben nur beistimmen.

Doch hat glücklicher Weise die bessere Erkenntniß auch in der That begonnen und ist aus den Kreisen der Großindustriellen hervorgegangen. Geistliche und Beamte sind durch ihren Beruf in engere Lebenskreise gebannt als Großindustrielle, darum ist auch im Allgemeinen ihr Gesichtskreis weniger weit als der jener Männer, welche die Welt kennen und mit ihr verkehren. Im Hause der Großindustriellen, welche die Kunst draußen kennen und schätzen gelernt, hat sie die erste Heimat gefunden, und Staat und Kirche haben sich bemüht, mit Jenen gleichen Schritt zu halten. Und aus dem, was sie mit nun vereinten Kräften geschaffen, hat sie — deß ist die gegenwärtige Ausstellung ein glänzendes Zeugniß — ihren Weg auch in das Gewerbe gefunden.

Daß unter den oben angedeuteten Verhältnissen, welche die württembergischen Künstler bislang zum größten Theile in andere Länder trieben, von einer typisch schwäbischen Kunst eine Rede nicht sein kann, bedarf keiner Ausführung.

Der Strömung unserer Zeit folgend cultiviren die württembergischen Künstler die kirchliche und profane Historienmalerei nur ausnahmsweise. So der in London lebende Carl Bauerle mit seinem fein empfundenen Bilde „Hagar und Ismael", Heck in seiner „Antigone", die freilich mit ihrer Sophokleischen Namensschwester nur den Namen gemein hat.

Weit stärker ist das Genre in seinen verschiedene Nuancen vertreten. Zieht hier auch Faber du Faurs „Kampf des Grenadier-Regiments Königin Olga am Park von Coeuilly, 30. Nov. 1870" durch seinen Umfang die Aufmerksamkeit des Publicums zunächst auf sich, so erfreut doch Haeberlins „Prinz Karl Alexander von Württemberg erstürmt mit kaiserlichen Truppen das türkische Lager in der Schlacht bei Peterwardein, 5. Aug. 1776" durch die treffliche Anordnung, schlagende Charakteristik und ein harmonisches Colorit. Von des Meisters guter Schule zeugt Zweigles „Erzherzog Karl auf der Cannstadter Brücke im Gefecht, 1796". Louis Braun ist durch ein „Mecklenburgisches Erntefest" und „Kronprinz Fritz nach der Einnahme von Fröschweiler", sein Bruder Reinhold Braun durch „Ein schwäbisches Dorfwirthshaus" ehrenvoll vertreten. Friedr. Keller schickte seine prächtigen „Steinbrecher", Keller-Reutlinger einen köstlichen „Sonntag auf Santa Lucia" mit leider schwarzen Schatten, Laupheimer ein allerliebstes Bildchen „Folgen eines Kusses", Gust. Mayer einen melancholisch ansprechenden „Mönch", Speier eine gut modellirte aber unruhige „Brunnenscene aus dem 17. Jahrhundert".

Von Thiermalern wären zu nennen: Meister Hermann Baisch mit seinem figurenreichen und charakteristischen „Oberbayerischen Viehmarkt", Braith mit seinem „Brennenden Stall" und „Abtrieb von der Alm", Grünenwald mit seinen „Kinder mit Gaisen", Chr. Mali mit zwei köstlichen Idyllen „Dorfleben" und „Am Bache" und Rohde mit einem farbenreichen „Hühnerhof".

Im Porträt thaten sich hervor C. Buchner, Graf Wartenleben, Emilie Weißer, Zach u. s. w.

In der Landschaft leisteten Bedeutendes: Kappis (Auf Isola Bella), Nestel (Nervi bei Genua), Wiedmayer (Aus dem Bopserwald); in der Marine Dill und v. Malchus sammt Schoenleber; im Aquarell Baldinger, Bonzelius, Auguste Schmidt und Stieler.

Von plastischen Arbeiten wären zu nennen: Bachs „Pifferaro" und „Spinnerin", Capellers „Sakuntala", Dauschs „Winter" und „Herbst", Schwenzers „Gefesselte Psyche" u. s. w.

Wer einen tieferen Blick in die Entwickelung des modernen Kunstgewerbes thun will, beschaue sich vorerst die Werke früherer Culturperioden, was in der württembergischen Landesausstellung durch Einfügung einer gut arrangirten Alterthümer-Abtheilung namhaft erleichtert ist. Wir können uns dann freilich nicht darüber täuschen, daß wir Epigonen es noch nicht zu selbsteigenem Schaffen gebracht, uns vielmehr noch immer aufs Engste an jene Vorbilder aus alter Zeit halten. Aber wir haben Angesichts der wenigen Jahrzehnte unseres Strebens keinen Grund uns dieser Abhängigkeit zu schämen; auch borgen wir ja nicht, wie so lange Zeit vorher, bei Fremden, sondern schöpfen gewissermaßen aus unserm Eignen, dessen Bedeutung wir vordem nur verkannt haben.

Die Stuttgarter Ausstellung gibt uns eine neue Gewährschaft dafür, daß die lebhafte Bewegung, von welcher Kunst und Kunstgewerbe ergriffen erscheint, nicht eine bloße Scheinbewegung ist. Dafür bürgt uns auch das steigende Interesse der Künstler für das gewerbliche Schaffen und nicht minder das in industriellen Kreisen immer lebendiger zu Tage tretende Bedürfniß und Verlangen nach künstlerischer Hülfe und Unterstützung.

Und dieser künstlerische Sinn macht sich schon in der Aufstellung bemerkbar. Noch in der Münchener Ausstellung von 1876 war das ganz anders gewesen. Dort hatte man noch unbedeutende Schülerarbeiten oder selbst noch unbedeutendere Tafeltücher und Servietten mit haarsträubend realistischen Mustern an die besten Wände befestigt und Oelbilder hoch darüber gehängt gesehen, wohl auch plastische Werke auf schlechtbeleuchteten Tischen. Und heute ist es gerade das künstlerische Arrangement, der noble Gesammteindruck, den sachverständige Besucher als einen der Hauptvorzüge der Ausstellung anerkennen. Die Geschicklichkeit, mit der auch die kleinen Aussteller vom Lande selbst die langweiligsten Gegenstände wie Küchengeräthe u. s. w. in wohlgruppirten, dem Auge gefälligen Auslagen zu ordnen wußten, verdient alles Lob.

Schon der Eingang zur Ausstellung von der Schellingstraße her bietet einen überraschend schönen Anblick. Aus den Zeiten Herzog Christofs her haben sich die Traditionen der italienischen Gartenkunst im Lustgarten beim herrlichen 1848 abgebrochenen Lusthaus in Stuttgart erhalten; an den Stil von Versailles und den Tulpensport erinnert u. A. der Schloßgarten in Ludwigsburg; Hohenheim vertrat den älteren englischen Stil und die Stuttgarter Anlagen König Friedrichs repräsentiren in würdigster Weise den neueren englischen Stil. Und die Gärten des Rosenstein, der Wilhelma, der Villa bei Berg, des Schloßplatzes darf man geradezu als mustergültig bezeichnen. So läßt denn auch der als Entrée dienende Stadtgarten alles bei ähnlichen Gelegenheiten Gesehene weit hinter sich.

Anlangend die Fabrikation von Porzellan und Steingut, so zeichnet sich darin die Fabrik in Schramberg auf das Vortheilhafteste aus; sie liefert unter Mitwirkung namhafter Kräfte namentlich treffliche Majoliken nach Vorbildern der Renaissance.

Weniger Hervorragendes (vom künstlerischen Standpunkte) leistet die Glasproduktion und Glasmalerei, welch letztere im 15. Jahrhundert in Ulm mit bestem Erfolge betrieben wurde.

Von den meist im Staatseigenthum befindlichen Eisenwerken verfolgt insbesondere jenes zu Wasseralfingen auch künstlerische Zwecke.

Auf einer ungewöhnlich hohen Stufe der Entwickelung steht die württembergische Gold- und Silberschmiedekunst, welche schon

im 13. Jahrhundert in Ulm und im 15. in Gmünd blühte. In unseren Tagen zeigt sich überall das Bestreben, der hoch entwickelten Technik eine künstlerische Unterlage zu geben. Sehr beachtenswerth ist es, daß an die Stelle der Semilorschmucksachen Silberschmuck getreten ist, wobei weniger durch Stanzen und Pressen als durch Treiben und Drehen Form gegeben wird. Man behandelt das Silber vielseitiger; es wird oxydirt, niellirt, tauschirt, vergoldet, mattirt, ciselirt und gravirt. Auf diese Weise werden künstlerisch schöne Schmucksachen hergestellt, welche — ein nicht zu unterschätzender Gewinn — auch weniger Bemittelten zugänglich sind.

Da sind z. B. B. P. Bruckmann & Söhne in Heilbronn, deren silberne Tafelgeräthe in ganz Europa solchen Absatz finden, daß ein Jahresumsatz von 2 Millionen Mark erzielt wird und 300 Arbeiter mit der Anfertigung dieser stilvollen Edelwaare beschäftigt sind. Noch weit bedeutender in ihrer Gesammtheit steht natürlich die Collectivausstellung der Gmündener Juweliere, Gold- und Silberschmiede vor dem Beschauer. Da haben wir die Renaissance-Bijouterien von G. Bauer, die Silber-Filigranarbeiten von M. Betz, die Emails von J. F. Bundschuh, guillochirte Silberwaaren von Gehwayer, Nielloketten von G. Hauber, Tauschirarbeiten von diesem und H. Bauer, Rosenkränze und kostbar beschlagene Gebetbücher von Schütz und Doll, Korallenschmuck von Woehler u. s. w. Da sind ferner die kostbaren, fein stilisirten Renaissance-Schmucksachen in Gold, Silber und Juwelen von E. Föhr in Stuttgart, dessen Geschäft bald hundert Jahre zählt, und die prächtigen Silbergeräthe für kirchliche und Tafelzwecke von Osterberg ebenda. Aber noch mehr als der Stoff gibt die edle Form einer Goldschmiedwaare Kostbarkeit; das lehrt uns die reiche Ausstellung von A. Stotz in Stuttgart. Wir finden da cuivre poli, dem man seinen bescheidenen Rang im Reich der Metalle nicht ansieht, so glänzend ist es vergoldet, versilbert, emaillirt, so fein und geschmackvoll ornamentirt. Nicht minder Treffliches liefert auf einem anderen Gebiete die Metallwarenfabrik Geislingen in ihren neusilbernen plattirten und kupferbronzirten Waaren.

Zu den glänzendst vertretenen Gewerbszweigen gehört die Kunstschreinerei, die schon im 15. Jahrhundert in den Ulmern Sürlin Vorgänger ersten Ranges hatte, an welche sich Peter Lohkorn in Hall, ihr Zeitgenosse, Heinr. Schickhardt von Herrenberg u. A. anschlossen. Als Hauptsitz dieses Gewerbes muß allerdings Stuttgart mit den großen Firmen Brauer, Wirths Söhne, Gerson & Weber u. s. w. genannt werden, doch ist die Tüchtigkeit der Leistungen über das ganze Land verbreitet, wie die Arbeiten der Landschreiner beweisen, welche den bescheidenen bürgerlichen Bedürfnissen entsprechen und so ein interessantes Seitenstück zu dem fürstlichen Prunk der Kabinete zu beiden Seiten der Haupthalle bilden. Eine Erscheinung auf dem Gebiete des Gewerbelebens, die sich in keinem anderen Lande der Welt wiederholen dürfte.

Es hat dem Schwaben nie an gutem Geschmack und einem Sinne für das Solide und Dauerhafte gefehlt, so ist er doch im Allgemeinen nicht wohlhabend genug, um bei Anschaffung von Hausrath nicht vor Allem auf billige Preise sehen zu müssen. Um die Möbelfabrikation auf ihre jetzige Höhe bringen zu können bedurfte es darum der großartigen Schloßbauten König Wilhelms in den vierziger und fünfziger Jahren und der Ausstattung derselben im edelsten, noch heute mustergültigen Renaissancestil. Es bedurfte auch der umfassenden Thätigkeit der Centralstelle für Gewerbe und Handel, welche gerade nach dieser Seite besonders segensvoll eingriff und der ganzen Entwickelung einen sicheren Halt gab. Ihr verdankt Württemberg namentlich auch, daß sich die Möbelindustrie fast ausschließlich der Pflege der Renaissance zuwandte als derjenigen Stilform, welche den größten Reichthum an Mustern aufzuweisen hat und zugleich dem Verlangen nach Nationaleigenartigem am meisten entsprach.

Und dazu kommt noch etwas Anderes: der dem Schwaben angeborene Sinn für behagliche Häuslichkeit, trauliche Abgeschlossenheit von der Menge, für das Eigenartige und Originelle, der hier weiten Spielraum fand.

Seidenzucht und Seidenmanufaktur datiren in Württemberg schon aus dem 17. Jahrhundert und wurden nach dem dreißigjährigen Kriege zum Beginn des 18. von den Waldensern wieder ins Land gebracht, brachten es aber nie zu der Höhe, auf welche sich die Leinenindustrie hob. Und gegenüber der Maschinenweberei kann sich noch heute ein tüchtiger Arbeiter auf dem Jaquard- und Damastwebstuhl ein vom Großbetrieb unabhängiges Feld sichern. Dort aber wie hier haben die häßlichen realistischen Muster solchen in schönen Stilformen fast durchgehends Platz machen müssen. Es ist das namentlich eine Folge der Errichtung der Laichinger Webschule im Jahre 1874.

Die Buchbinderei hat sich besonders in den Geschäften der großen Verlagsbuchhändler in Stuttgart auf eine hohe Stufe geschwungen, und die Herstellung von gepreßten und verzierten Decken unter Theilnahme von Zeichnern, Graveuren und Lithographen zu einem selbstständigen Gewerbe ausgebildet, dessen Produkte in Deutschland unübertroffen dastehen.

Ganz besonders eifrige Pflege findet der Lichtdruck in seiner Anwendung auf Vervielfältigung von Kupferstichen, Handzeichnungen, Holzschnitten ꝛc. berühmter alter Meister, welche der Kunstwissenschaft und dem Kunstgewerbe trefflich zu statten kommt.

Anlangend die Lithographie, so datirt die älteste Anstalt dieser Art in Württemberg (die Cottaische) von 1807, und 1821 begann Strixner in Stuttgart sein großes Werk nach der Boisserée'schen Gemäldesammlung. In der Neuzeit wird namentlich die Chromolithographie mit gutem Erfolge betrieben.

Andererseits darf Stuttgart mit gutem Rechte unter die Hauptstädte der nun eine zweite Blüthezeit feiernden Holzschneidekunst gerechnet werden: zählt es doch nicht weniger als 16 derartige Anstalten, darunter die von Cloß, Hallberger, Neff ꝛc.

Muß die ganze Anlage eines Volkes und dessen Eigenart mit der Gewerbethätigkeit desselben in Einklang stehen, um dieselbe zu einem glücklichen Ziele zu führen, so dürfen wir auch voraussetzen, daß, wo sich dieser harmonische Einklang findet, das Ziel auch sicher erreicht werden wird. Und darum glauben wir auch angesichts der speciellen Befähigung des schwäbischen Stammes für bestimmte Gebiete geistigen Schaffens und handwerklicher Arbeit annehmen zu dürfen, daß sich das Kunstgewerbe auf schwäbischem Boden noch zu fröhlicherer Blüthe entwickeln wird.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Jean Baudry.

Schauspiel in 3 Acten von August Vacquerie, aufgeführt im Residenztheater.

Eine solche Aufnahme hat wohl selten ein Stück gelegentlich seiner ersten Aufführung gefunden wie Vacqueries „Jean Baudry". Sonst wird doch entweder geklatscht oder gezischt, oder auch beide Meinungsäußerungen mischen sich und bezeugen jedenfalls die Theilnahme der Zuschauer. Hier aber regte sich nach dem ersten Acte auch nicht eine einzige Hand; nach dem zweiten vielleicht ein halbes, nach dem dritten ein ganzes Dutzend Hände — gezischt wurde gar nicht.

Was dieses klanglose Hinabsteigen bedeutet? — Daß man glaubte ein Stück vor sich zu haben, von manchen guten Eigenschaften, das aber, verfehlt im Grundgedanken, als Ganzes unbefriedigt ließ.

Bevor dies näher ausgeführt wird, ist es nöthig, die Handlung, wenn auch nur gedrängt, ungefähr anzugeben. — Bruel, ein Großkaufmann in Havre, steht vor dem Bankrott. Nachdem sein Geschäft schon lange in Gefahr geschwebt, ist ihm jetzt ein Schiff untergegangen, dessen Fracht seine letzte Hoffnung gewesen — und dieses Schiff war in Folge eines Versehens unversichert geblieben. Zur Befriedigung seiner ungestüm mahnenden Gläubiger fehlen ihm etwa 200,000 Francs. Diesen Ausfall erbietet sich sein ältester Freund, Jean Baudry, zu decken. Als

Bruel sich weigert, selbst von ihm eine Summe anzunehmen, die er wiedererstatten zu können keine Aussicht hat, da wirbt Baudry um die Hand der von ihm längst im Stillen geliebten Andrée, der einzigen Tochter Bruels, so daß dieser ihm nun nicht mehr verwehren kann, jenes Geldopfer, jetzt für den Namen seiner Braut, darzubringen.

Andrée hat dem Manne, den sie stets geschätzt hat, und in welchem sie jetzt den Retter ihres Vaters verehrt, ihr Jawort gegeben, obwohl sie bereits eine andere Neigung im Herzen trägt. Sie liebt Olivier, einen jungen Arzt, dessen sich Baudry schon als Knaben wie eines Sohnes angenommen hat, und wird von ihm wieder geliebt. Dieser, der bisher im Bewußtsein seiner Mittellosigkeit zu stolz gewesen, um sich der reichen Erbin gegenüber zu erklären, eilt denn auch auf die Nachricht von ihres Vaters Verlusten herbei, um zu erfahren, daß ein Anderer und zwar gerade sein Pflegevater schon seine Hoffnungen zerstört habe.

Eine ungewöhnliche, heikele Nebenbuhlerschaft — aber sie schlummert still bis zum Vorabende der Hochzeit. Baudry hat keine Ahnung von ihr, bis er auf einmal jetzt aus Oliviers auffälligem Benehmen Mißtrauen schöpft, das sich rasch bis zur Gewißheit steigert. Als er sich völlig überzeugt, meint er, daß die Entsagung ihm zukomme, und entschließt sich, das Opfer, um nicht zwei junge Herzen unglücklich zu machen, auf sein eigenes, schon ergrauendes Haupt zu nehmen.

Aus diesem kurzen Abrisse möchte man vielleicht schließen, daß die Geschichte recht schön und rührend sein müsse. Leider enthält sie indessen zwei Punkte, welche die Sache doch wesentlich anders stellen, und die nun hervorgehoben seien.

Der eine ist Baudrys Werbung. Ihm bleibt keineswegs, um Bruel zu retten, nicht Anderes übrig; denn was hinderte ihn zum Beispiel, wenn er einmal sein Geld einwerfen wollte, für einige hunderttausend Francs Wechsel auf Baudrys Namen stillschweigend aufzukaufen und zu vernichten? Aber davon abgesehen —: mag er mit seiner Großmuth noch so viel Zartheit verbinden, mag der Conflict noch so zwingend dargestellt werden: dieser Hergang streift doch zu nahe an das Geschäftsmäßige. Trotzdem, daß nur von Opferwilligkeit, von Entsagung und Ehrenhaftigkeit die Rede ist, kommt man um das Gefühl nicht herum, daß hier um Herzen geschachert wird. Schließlich bleibt es doch ein Kauf; und dergleichen mundgerecht zu machen, kann in einer Novelle, wo man Alles bequem vorzubereiten vermag, ausführbar sein: hier, wo außer der Hast der Entwickelung auch noch die Anschauung jeden Eindruck verstärkt, wirkt es verletzend — und zwar in dem Grade, daß man für sämmtliche Betheiligte die rechte Sympathie verliert, für den Mann sowohl, der sich mit Geld den Muth erkauft, sein Geständniß anzubringen, wie für das Mädchen, das sich für einige Tausendfrancsnoten hingibt.

Und wüßte man nur, wem man seine Sympathie denn schenken soll? Jene beiden sind doch sonst noch liebenswürdige Naturen; der andere Liebhaber ist dagegen ein so verpfuschtes Stück Mensch, daß man in der Neigung Andrées zu ihm nur eine Verirrung sehen kann. Nicht nur, daß es ihm an Charakter mangelte: er ist geradezu schlecht. Es mag verzeihlich sein, als die Handlung eines von Leidenschaft Verblendeten, daß er, obwohl er Andrée das Versprechen gegeben hat, sie zu meiden, sich seiner Zusage entbunden und berechtigt glaubt, seinem Pflegevater heimlich Trotz zu bieten, als dieser (jetzt aufgeklärt) ihm andeutet, daß er nun nicht mehr mit Andrée unter einem Dache weilen dürfe. Daß er aber in diesem Trotze Andrée zu einer Zusammenkunft bei nachtschlafender Zeit zu zwingen versucht, daß er schließlich unverhohlen droht, das brave Mädchen in den Augen der Dienerschaft zu compromittiren — das ist nur ein Beweis von niederträchtiger Gesinnung, nicht von Liebe.

Und diesem Menschen wird der hohe Preis, Andrées Hand, zu Theil! er siegt über den Mann, den er so tief gekränkt, obwohl er ihm Alles verdankt! Ueber das Widerstreben gegen diesen Schluß täuscht keine Sophistik hinweg. Mag Baudry auch sagen: „Ich habe ihn aus dem Laster aufgelesen, ich habe ihm ein Gewissen gegeben — wenn er jetzt haltlos wird und zurückfällt, so sinkt er moralisch um so tiefer — ich bin verpflichtet, das, wenn auch durch ein Opfer, zu verhindern!“ Man glaubt ihm nicht; man fragt höchstens: „Ist denn nun Andrées Besitz ein so fester Halt? ist es nicht vielmehr leichtsinnig, das Mädchen diesem unsichern Arme anzuvertrauen?“

Nein, ein solcher Schluß kann nimmermehr befriedigen. Selbst in Frankreich, wo man die spitzfindig herbeigeführten Conflicte liebt, und wo eine gewisse Neigung zu verlogner Sentimentalität stark verbreitet ist, hat man daher Vacqueries Schauspiel kühl aufgenommen; in Deutschland aber, wohin es vielleicht zur Zeit der Rührstücke gepaßt hätte, wirkt es, noch dazu im Jubeljahre des kategorischen Imperativs, zum mindesten befremdend. Für dergleichen sind wir allmählich doch zu kühl und auch zu ehrlich geworden.

Früher hatte das Stück übrigens einen andern Schluß. Da fühlte Olivier nicht blos Reue und Scham, sondern er bethätigte sie auch, indem er auswanderte. Baudry entsagte zwar darum nicht minder. Aber dennoch war dies ein richtigerer, ein ehrlicher Schluß: Olivier hat nun einmal sein Glück verspielt; Baudry darf aber auch das seinige sich nicht erkauft haben. —

Die neue Bearbeitung scheint das eigentlich aus dem Jahre 1863 stammende Stück, abgesehen von der angegebenen Aenderung und von der Zusammenziehung zweier Acte, wenig berührt zu haben — weniger vielleicht als die Verdeutschung, die nicht sehr gelungen erscheint. Allerdings sind wir es gewöhnt, in solchen Verdeutschungen nicht mehr Muster zu suchen. So wundert man sich denn nicht, wenn beispielsweise der Ausdruck Oliviers, da er von seinem Vorsatz spricht, mit fremdem Gelde an der Börse zu spielen: „Si je perds —“ zu der Drohung: „Wenn ich verliere, weiß ich ein Mittel —“ (nämlich den Selbstmord) vergröbert wird. Daß die Uebersetzung den ursprünglich lebhaften Dialog überhaupt verwaschen hat — als ob man mit einem eingeseiften Schwamme über ein Oelgemälde gefahren wäre — und daß auch manche schöne und nicht unbedingt überflüssige Stellen ganz unerklärlicher Weise einfach ausgelassen worden sind, sei nur beiläufig erwähnt.

Aber der Uebersetzer hat sich sehr viel wichtigere Eingriffe erlaubt (denn es ist doch kaum anzunehmen, daß der Dichter selber bei der zweiten Bearbeitung sein eignes Werk so sinnlos verstümmelt haben sollte)! So sind zwei Aeußerungen Bruels, die im ersten Act den Zuschauer auf den Eintritt der Katastrophe vorbereiten sollten, einfach unter das Pult gefallen, infolge wovon man nach einer endlos schleppenden Exposition die Unglücksnachricht ganz ahnungslos auf den Kopf bekommt. In derselben Weise ist die Theescene im dritten Acte durch die Streichung weniger Worte, die kaum einige Minuten in Anspruch genommen haben würden, willkürlich entstellt, so daß das plötzliche Erwachen des Mißtrauens in Baudry ganz unverständlich wird. Bei der hiesigen Aufführung lehnt nämlich Olivier den ihm von Andrée angebotenen Thee ab und setzt sich abseits auf einen Stuhl — um sich da ganz thöricht zu geberden. Bei Vacquerie dagegen sieht die Sache ganz anders aus. Als nämlich Olivier die ihm von Andrée gereichte Tasse nicht annimmt, redet Baudry ihm zu, es zu thun. Darauf gießt jener sich selbst den Thee (eigentlich ist es bei Vacquerie Kaffee) ein und antwortet auf die Bemerkung seines Pflegevaters: „Aber Fräulein Andrée hat Dir schon eingeschenkt“ — höchst kaltblütig: „Gewiß!“ — Wenn nun in der folgenden Scene Baudry nachdenklich fragt: „Er hat die Tasse, die Andrée ihm eingeschenkt hatte, nicht genommen?“ so bezieht er sich doch auf einen weit auffälligeren Vorgang!

Uebrigens ist Jean Baudry bei der hiesigen Aufführung nicht so sehr an seinen eigenen Mängeln gescheitert als an denen der Darstellung, die ihm zu Theil geworden. Französische Stücke sind freilich für den Deutschen überhaupt schwieriger zu spielen als einheimische. Bei ihnen kommt fast Alles auf das Sprechen an; dem Franzosen aber ist die rollende Phrase und die hackende Geste gewissermaßen angeboren, und danach richtet der Dichter selbstverständlich seinen Dialog ein. Wir aber sind für die Geste zu schwerfällig und für die Phrase zu nüchtern; in Folge dessen muß der deutsche Schauspieler alles das abdämpfen, bis es einfach genug für unsere Gewohnheit ist. Die frühere Gesellschaft des Residenztheaters hatte es darin unter consequenter Regie beinahe bis zur Meisterschaft gebracht — manchmal that sie sogar des Guten zu viel. Die jetzige dagegen scheint keine Ahnung davon zu besitzen; und da die meisten ihrer Mitglieder obendrein jene abscheuliche Manier an sich haben, die Sätze zu zerstückeln und ohne jeden Grund die Tonlage zu wechseln — was an manchen kleineren Bühnen für ausdrucksvoll gilt — so kam diesmal Alles höchst geschraubt und absonderlich heraus. Der einzige, der wenigstens meist so sprach, wie ein vernünftiger Mensch sonst zu sprechen pflegt, war Herr Kober. Was aber dem Stücke den Todesstoß gab, das war der Mißgriff, die wichtige Rolle des Olivier mit Herrn Waldeck zu besetzen — eine wahre Versündigung. Ihm, einer sonst gewiß recht brauchbaren Kraft, fehlt zum Liebhaber so ziemlich

Alles — vor Allem die Erscheinung und der warme Ton. Olivier aber muß in erster Linie ein interessanter Mann sein (im Sinne der Damen — „ein Fressen für die Logen", wie Jene zu sagen pfleget), sonst wirkt das Stück doppelt unglaubwürdig und widerwärtig. Diesem Olivier wird es indeß wohl schwerlich Jemand zugetraut haben, daß er Herzen im Sturme zu nehmen vermöchte: er sah höchstens aus wie ein tüchtiger Arzt — und das ist doch gar zu wenig!

Carl Groddeck.

Notizen.

Die Danziger Entrevue ist das große Ereigniß des diesjährigen Herbstes und kann schließlich nirgends unbesprochen bleiben. Wer an allgemeinen Redewendungen keine sonderliche Freude hat, würde sicherlich ein beredtes Stillschweigen vorziehen. Aber es würde das kaum schicklich sein. Als wir vor kurzem den Panslavisten gelegentlich wieder einmal unsere offenherzige Meinung sagten, wurde die rasch berühmt gewordene Zusammenkunft aus mehreren Gründen mit keiner Silbe von uns erwähnt. Mißtrauische Leser mögen vermuthet haben, daß, als jene antislavischen Betrachtungen in den Druck gingen, der Verfasser das Schicksal berufener, auf derartige Informationen angewiesener Leute getheilt und von dem, was bevorstand, absolut nichts gewußt habe. Der Verdacht müßte schon ertragen werden. Aber auch trotz der etwaigen Kenntniß des angeblich welthistorischen Vorganges wäre eine vorläufige Reserve ohne Zweifel rathsam gewesen. Sonst war die Beschuldigung leichtsinniger Indiscretion oder noch schlimmeren Verraths unvermeidlich. Auch konnte dann über die russischen Neigungen und Antipathien sowie über die an der Newa unter allen Wechselfällen und äußerlichen Wendungen der Politik festgehaltenen Projecte keine so unumwundene Aeußerung, wie wir sie uns gestattet, frischweg gewagt werden. Es versteht sich, daß wir jetzt wieder für eine gute Zeit russenfreundlich schwärmen und in Bewunderung über den scheinbaren Umschwung unserer auswärtigen Beziehungen aufgehen werden. Wie derselbe so plötzlich vollzogen, und wohin er zielt, das zu untersuchen ist nicht unsere Sache. Genug, daß die Parole gewechselt hat und ein cordiales Verhältniß zu dem östlichen Nachbar das Mißtrauen, welches die in Petersburg zur Herrschaft gelangte moskowitische Partei erwecken mußte, abgelöst hat. Man mag daraus erkennen, welche Machtfülle einigen bevorzugten Sterblichen vom Schicksal gewährt ist. Es genügt, daß sie einen kurzen Ausflug über die Grenze ihres Landes unternehmen und zu einer freundlichen Begrüßung von wenigen Stunden die nöthige Muße erübrigen, damit die lang ersehnte Friedenssonne den Erdball beglücke und die politischen Zukunftswolken hinwegscheuche. Denn von allen Seiten ertönt ja die Versicherung, daß seit dem denkwürdigen Danziger Tage der Weltfrieden für eine unübersehbare Periode befestigt und neu begründet ist. Die eifrig wiederholte Meldung könnte allerdings in dem schlichten Sinne des in die Mysterien solch hoher Combinationen uneingeweihten Bürgers den Gedanken aufsteigen lassen, daß der nunmehr gesicherte Frieden also wirklich bedroht war und es eines großartigen fürstlichen Schaustückes zu seinem Schutze bedurfte. Die panslavistischen Wühlereien auf der Balkanhalbinsel waren also doch keine Erzeugnisse pessimistischer Phantasie, sondern thatsächlich vorhanden und in erster Linie gegen die Garantien des Berliner Friedensvertrages gerichtet. Was jetzt im anderen Sinne verheißen wird, ist sehr erfreulich, muß sich indessen erst noch bewähren. Wie war es doch vor bald zehn Jahren, als die Kaiser von Deutschland und Oestreich ein Rendezvous in Berlin verabredet hatten und der Czar sich dann ebenfalls anmelden ließ. Ströme von Prophezeiungen einer glücklichen Völkeraera ergossen sich durch die Blätter. Bald jedoch hörte man von einer seltsamen Aeußerung Gortschakoffs, der sich freute, daß wenigstens nichts Geschriebenes vorhanden wäre. Das vermeintliche Bündniß hinderte denn auch weder die Zwischenfälle von 1875 mit ihren auch heute noch immer nicht ganz aufgehellten Räthseln, noch den orientalischen Krieg mit seinen bedenklichen Folgen. Die von ihrer Beute nicht befriedigten Russen behaupteten später, wir hätten sie hineingetrieben, wozu ja auch die Sprache einer gewissen Reihe deutscher, sogar liberaler Blätter eine Handhabe bot. Die skandalöse Petersburger Chronik setzte den Krieg mit seinen in Rußlands Augen ungenügenden Ergebnissen auf unser Conto. Inzwischen war die europäische Türkei in die Brüche gegangen. Rußland unternahm Zettelungen mit Frankreich und es kam zu der deutsch-östreichischen Nothwehr vom September 1879. Jetzt soll der Kreislauf nun wieder geschlossen, der verlorene Sohn heimgekehrt, der Dreibund wieder hergestellt sein. Wir haben die Botschaft vernommen und sind der Früchte des neuen Einverständnisses gewärtig. Die Witterung steht nun einmal jetzt nach allen Seiten auf Frieden. Zwischen Berlin und Rom soll die Streitaxt begraben sein. Die Fürsten reichen sich die Hand und man sagt den Völkern, sie könnten beruhigt ihre Geschäfte wahrnehmen. Gewiß werden nun bald auch im Innern die Parteiorgane friedliche Grüße austauschen und sich wundern, wie sie so lange sich mit bitteren Schmähungen heimsuchen konnten. Die Sehnsucht nach Ruhe wird wohl auch die südlichen Völker erfassen. Frankreich wird seiner Revanche entsagen und Italien seinen irredentischen Gelüsten. Schon ist der Besuch des Königs Humbert in Wien angekündigt, in diesem Augenblick wenigstens durch die Blätter, und er würde dann Berlin nicht verschmähen. Vielleicht wird Italien wieder versichern, es wolle Trient und den Triester Hafen nur mit moralischen Mitteln erstreben. Ganz ähnlich hatte König Victor Emanuel seiner Zeit von der Eroberung Roms gesprochen. Als darauf 1870 die Bresche bei Porta Pia geschossen war und die sardinischen Kanonen nach einem Umwege durch den Corso rollten, wiesen die Päpstlichen spöttisch darauf hin und nannten sie Piemonts moralische Mittel. Möglich, daß solche auch Deutschland und Oestreich, und zwar von mehr als einer Himmelsgegend her, zugedacht sind. Aber auch wir verfügen darüber und werden sie nicht preisgeben. Feldmarschall Moltke veranschlagte bekanntlich die Zeit, wo wir stets gefaßt sein müßten, nach zwei Seiten hin zu schlagen, auf beiläufig ein halbes Jahrhundert. Sollte der große Schlachtendenker jetzt, wo die officiösen Friedensschalmeien erklingen, wegen einer Abkürzung des Termins befragt werden, würde er gewohnheitsmäßig schweigen. Deutschland aber würde ihn verstehen und die bewußten moralischen Mittel zur Vertheidigung seiner Grenzen bereit halten.

* * *

Zur 55. Ausstellung der Königl. Akademie der Künste.

Der Quintaner Fritz Wörtlich saß eifrig vor seinem Diarium. „Der Küster wollte läuten und fiel von der Leiter", das war der letzte Satz des ins Lateinische zu übersetzenden Exercitiums. Wie leicht das ist! „Custos volebat hominibus et multum de scala." Da stand's; befriedigt klappte er das Buch zu und widmete sich dem Genusse seines Vesperbrodes.

Fünfzehn Jahre später saß der ehemalige Quintaner, nunmehr Dr. Fritz Wörtlich, in seinem Studirzimmer und verfaßte im Auftrage der Verlagsfirma eine Uebersetzung des officiellen Katalogs der großen akademischen Kunstausstellung. Die deutschen Ueberschriften der Kunstwerke sollten ins Englische und Französische übertragen werden. Die englische Uebersetzung war vollendet, nun kam die französische dran.

„Schneepflug" stand da. „Schneepflug? weiß ich nicht! fragen wir einmal das Lexikon."

Fritz griff nach dem guten alten Lexikon von Schwan vom Jahre 1807. Schneepflug stand nicht darin. Warum gab es auch Anno 1807 noch keine Schneepflüge! „Nun Pflug ist Pflug; schreiben wir „charrue". So! nun weiter!"

„Morgen im Walde." Nichts leichter als dieses. Morgen matin, im dans, Wald forêt; also „matin dans la forêt". Das geht ja vortrefflich!

„Mädchen mit Taube." „Fille avec pigeon."

„Wird's reichen?" „Reichen? riche geht hier wohl nicht, auch nicht empire; schlagen wir wieder einmal nach: „reichen", ah richtig! „suffire", da kommt ja unser deutsches „süffisant" her! nun das Futurum, also „suffisera-t-il?"

„Treibendes Wrack." „Débris d'un navire" sagt der alte Schwan für Wrack. Das wird zu lang; ein Titel muß kurz sein. Nun, was ist denn ein Wrack? Ein Wrack ist ein Schiffsrumpf; ein „Schiffsrumpf ohne Planken" heißt carcasse; schreiben wir also carcasse! Und nun „treiben"? „chasser, pousser, faire avancer — — — halt hier! vorzüglich! „ein Schiff vor dem Winde oder mit der Strömung treiben lassen" „aller à la dérive, dériver". Also „carcasse dérivante".

Während Dr. Wörtlich die letzten Worte laut hersagte und niederschrieb, trat sein alter Freund Anton Ehrlich ins Zimmer, der bis Tertia

die Schulbank mit ihm getheilt, sodann aber sich der Spezereibranche zugewendet hatte.

„Gut, daß Du kommst, Anton! Du weißt als Geschäftsmann mit den modernen Sprachen ja wohl noch besser Bescheid, als so ein klassischer Philologus! was meinst Du: „carcasse dérivante“ heißt doch „treibendes Wrack“, nicht wahr?“

Anton sah den gelehrteren Freund ernst und zweifelnd an. „Sehr weit ist es mit meinem Französisch auch nicht gerade her; ich würde aber „carcasse dérivante“ lieber mit „ableitendes Gänsegerippe“ übersetzen.“

„Das ist dem Sinne nach hier unmöglich; lassen wir also stehen was steht! Du kannst mir etwas helfen, ich werde um so eher fertig. So, nun nimmt jeder einen Band des Lexikons! „Bayrische Alm“, im Englischen habe ich „a bavarian mountain“ gesagt, das ist doch gut, nicht wahr?“

„Mountain heißt ja wohl eigentlich Berg,“ wagte Anton zu repliciren.

„Nun ja, mountain heißt Berg. Eine Alm ist eine Bergwiese; sage ich nun im Französischen einfach prairie, dann ist das Gleichgewicht wieder hergestellt! „Une prairie en Bavière.“ Imprimatur! und weiter: „Ländliche Idylle“; Du hast den Band mit L, schlage einmal „ländlich“ auf!“

„Ländlich, champêtre, rural.“

„Gut, nehmen wir rural, es scheint mir feiner, also „Idylle rurale“. „Gartenidylle.“ „Garten, zum Gartenbau gehörig“ „horticole“. Also Idylle horticole.“

„Ich weiß doch nicht,“ warf Anton schüchtern ein, „horticole kommt mir hier wirklich nicht recht passend vor.“

„Nun meinetwegen denn, lassen wir das Epitheton ganz weg; schlechthin „Idylle“ so! honny soit qui mal y pense! „Löwin mit Jungen“ „Lionne avec petits“.“

„Ein Löwenjunges heißt auch lionceau.“

„Mag sein, petits ist jedenfalls viel netter; mit heißt avec!“

„Sieh da, ein Kaffee trinkendes, vergnüglich dreinschauendes Mütterchen! Unterschrift „Behaglich“.“

„Behaglich — comfortable; sehr gut! so heißt es ja im Englischen auch! Nun das letzte von den Gemälden: „Die zwölfte That des Herkules“ „La douzième action d'Hercule“.“

„Une action heißt auch eine Actie,“ warf der Geschäftsmann ein, „man könnte vielleicht travail gebrauchen?“

„Nein, nein! action ist gut, aber Du hast dabei doch recht, der Artikel wird anders werden müssen; eine That ist immer etwas männliches, schreiben wir also: „*le* douzième action d'Hercule“. So, nun nur noch eins: „Erbbegräbniß“, „sépulture héréditaire“; bei Krankheiten könnte man anstatt héréditaire auch constitutionel sagen. Besten Dank, Anton! Nun laß uns ausgehen!“

Auch uns geht nun etwas aus, und zwar die Lust weiter zu scherzen. So reden wir denn einmal im Ernste: wie eng die Herstellung des officiellen Kataloges für die diesjährige akademische Kunstausstellung im Zusammenhang steht mit der ihm vorgedruckten Kundgebung, der Chronik der Königlichen Akademie der Künste, weiß ich nicht. Ich erlaube mir daraus den Schluß zu ziehen, daß es auch viele Andere gibt, die es nicht wissen, und die daher der Ansicht sein werden, die Redaction beider Theile ruhe in einer Hand. Und das Letztere halte ich für wünschenswerth: auch wenn die Herstellung des Kataloges ein lediglich kaufmännisches Geschäft sein sollte, müßte es dem Königlichen Institut doch nicht gleichgültig sein, mit welcher Waare zusammengepackt seine Kundgebungen in alle Welt gehen. Der Umschlag, welcher die Blätter deckt, in denen der Trauer um die Besten Ausdruck gegeben ward, die das verflossene Jahr dahingerafft hat, die Kunde geben von dem Fleiße und Eifer der Nachstrebenden und von dem ihnen gewordenen königlichen Lohne, derselbe Umschlag sollte nicht zugleich Blätter umschließen, die in irgend einer Weise die Ignoranz eines subalternen Kopfes documentiren, den Spott des Auslandes herausfordern, uns aber die Schamröthe ins Gesicht treiben.

Aus dem kolossalen Unsinn, den die Uebersetzungen der Bildtitel, englische wie französische, enthalten, habe ich nur eine ganz kleine Blüthenlese gegeben und überlasse dem Leser, sich einen größeren Strauß daraus zu binden. Fast bei jeder Gelegenheit zeigt sich, daß dem Uebersetzer der Geist der beiden fremden Sprachen völlig fremd ist. Wo nicht absoluter Unsinn steht, ist wenigstens arg gegen den sprachlichen Geist gefrevelt. Am wenigsten aber sollten wir Deutsche, die wir uns auf unsere universelle Bildung gern etwas zu gute thun und oft genug über die mangelhafte Sprachkenntniß unserer westlichen Nachbarn spotten, solche Blößen zeigen. „Glücklich die Menschen, welche nur solche Fehler machen, die ein Quartaner verbessern kann,“ das ist gewiß ein wahres Wort, und es hätte sich nicht verlohnt, von diesen Schnitzern Aufhebens zu machen, wenn sie nicht an solcher Stelle ständen. Unsere deutsche Kunst ist zu gut, um mit der Dummheit Arm in Arm zu gehen.

Adolf Boetticher.

* * *

Meyers Bibliographisches Institut in Leipzig macht sich durch das Schaffen wirklich handlicher Nachschlagebücher immer von Neuem zum Wohlthäter der Menschheit. Wie Viele durch den Besitz des kleinen Meyer beglückt sind, das wird wohl blos die Verlagshandlung genau anzugeben wissen; sollte man danach urtheilen, daß man die beiden Bände fast auf jedes arbeitenden Menschen Schreibtische stehen sieht, so müßte man die Verbreitung des Buches für eine so ungeheure halten, wie das Verdienst, dasselbe geschaffen zu haben, wirklich ist. Was der kleine Meyer als Encyklopädie ist, das sollen Meyers neue Fachlexika für die einzelnen Zweige des Wissenswürdigen werden. Sie sollen dem, der sich mit einem einzelnen Fache besonders beschäftigt, als Nachschlagebuch dienen; die dafür gewählte lexikalische Anordnung ist jedenfalls durch lange Proben als die zweckmäßigste anerkannt worden. Indeß sind in das Programm über die Zusammenstellung dieser Bücherserie auch einige aufgenommen worden, die sich nicht so sehr an das Interesse des Einzelnen als an das größre Publicum wenden. Zu diesen gehört der erste bis jetzt erschienene Band: das **Staatslexikon**, das, bearbeitet von Karl Baumbach, dem bisherigen Reichstagsabgeordneten, Alles enthält, was man nur über Staatsleben zu wissen verlangen kann: von der Verfassung des deutschen Reiches bis zum Civilstandsgesetz der Patagonier. Deutschen Angelegenheiten ist allerdings, und mit Recht, der weiteste Raum eingeräumt worden. Das Buch ist äußerst empfehlenswerth: vollständig und übersichtlich, und in der bekannten Meyer'schen Art ausgestattet. — Die Verlagsbuchhandlung meint, daß dasselbe zu den bevorstehenden Wahlen gerade gelegen komme: hoffen wir, daß es sich später erst recht einbürgert!

Zum Abschiede.

Es ist ganz natürlich, daß sich aus einem zehnjährigen, fast unausgesetzten geistigen Verkehre zwischen den Lesern und dem Redacteur eines Blattes eine Art von persönlichem Verhältniß herausbildet; und so würde es mir mit Recht übel vermerkt, es würde mir vielleicht als eine Unart, am Ende gar als eine Undankbarkeit gedeutet werden können, wenn ich ohne Weiteres die Redactionsmappe schlösse und ohne Sang und Klang davon ginge.

Das einzige Wort, das ich in dieser letzten von mir redigirten Nummer der „Gegenwart“ zu sprechen habe, kann Niemanden überraschen. Ich habe den Lesern, deren Wohlgesinnung mir bis zu dieser Stunde erhalten geblieben ist, den Mitarbeitern, die mich zu jeder Zeit treulich unterstützt haben, und dem Verleger, mit dem ich stets und in allen wichtigen Fragen ohne Ausnahme Eines Sinnes gewesen bin, herzlich zu danken.

Als wir, Georg Stilke und ich, vor nunmehr zehn Jahren den Plan faßten, eine Wochenschrift ins Leben zu rufen, die, ohne den Bestand der Illustration und ohne das kräftige Zugmittel der erzählenden Dichtung, lediglich der ernsthaften Besprechung der politischen, kirchlichen, nationalökonomischen Tagesfragen, dem wissenschaftlichen Essay, der literarischen und künstlerischen Kritik gewidmet sein sollte, — da erlebten wir zunächst nur bittere Enttäuschungen. Die einsichtigsten und wohlwollendsten unserer Freunde erklärten ein solches Unternehmen in Deutschland für hoffnungslos.

Die lebendige Antheilnahme der Schriftsteller, die an der Erhaltung eines Blattes, wie es „die Gegenwart“ sein wollte, gewissermaßen ein solidarisches Interesse hatten, machte diese bösen Vorhersagungen indessen bald zu Schanden. Mit ihrer Hülfe überwanden wir die sprüchwörtliche Apathie des Publicums, warben uns Freunde in den weitesten Kreisen, und schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit stand die „Gegenwart“ — ungeachtet der mißlichen Bedingungen des deutschen Büchermarktes — auf eigenen Füßen.

Die Zahl der deutschen Schriftsteller, denen ich heute nicht mehr danken kann, ist erschreckend groß, und noch größer als die Zahl das Gewicht der Namen. Der Tod hat von der Liste der Mitarbeiter an der „Gegenwart" gestrichen: Franz Dingelstedt, dessen Nekrolog über Mosenthal zu den geistvollsten Aufsätzen gehört, die wir veröffentlicht haben, Ferdinand Freiligrath, der in unserm Blatte durch die zahlreichen Uebersetzungen der Bret Harte'schen Gedichte und die Charakteristik des „Californiers" den bedeutenden amerikanischen Dichter in Deutschland eingeführt, Karl von Gebler, den der Wissenschaft so früh entrissenen jungen Gelehrten, Karl Gutzkow, der die Skizze seines vielbewegten Lebens und eine Reihe literarischer Aufsätze, Anastasius Grün, der eine seiner letzten Dichtungen in diesen Blättern veröffentlicht hat, F. W. Hackländer, dessen letzte novellistische Skizze in der „Gegenwart" erschienen ist, Georg Hiltl, den Biographen des nun gleichfalls verstorbenen Schauspielers Doering, Karl von Holtei, den Veteranen der schlesischen Dichter, Ernst Kossak, den Vater des Berliner Feuilletons, Ferdinand Kürnberger, einen der originellsten Feuilletonisten Oestreichs, Fr. Kreyssig, den feinsinnigen Gelehrten und wohlwollenden Kritiker, S. v. Mosenthal, den Dichter der „Deborah", deren Geschichte er den Lesern der „Gegenwart" zugleich mit der Geschichte seines Lebens erzählt hat, Hugo Müller, der Verfasser einiger unserer wirksamsten Volksstücke, Wolfgang Müller von Königswinter (Justus Dorn), von dem wir eine Reihe scharfer Epigramme und satirischer Zeitgedichte veröffentlicht haben, H. B. Oppenheim, den ausgezeichneten Publicisten, der von der ersten Nummer der „Gegenwart" an bis zu seinem Tode unser treuster Mitarbeiter — und der allseitig verehrtesten Einer — gewesen ist, Karl Rosenkranz, den Königsberger Philosophen, dessen bedeutsame Aufsätze in der „Gegenwart" nun als letztes Werk des Gelehrten gesammelt sind, Arnold Ruge, den Begründer der „Hallescheu Jahrbücher", der uns verschiedene Aufsätze über englische Verhältnisse, Wilhelm Rüstow, den bekannten Militärschriftsteller, David Strauß, der uns in den letzten Jahren seines fruchtbaren Lebens noch vier klassisch zu nennende Beiträge gegeben hat, Wilhelm Wackernagel, den Mitredacteur der „Nationalzeitung", einen unserer tüchtigsten Mitarbeiter am politischen Theile, den verdienstvollen Kunstgelehrten Alfred Woltmann und viele, viele Andere!

Sind diese Verluste auch groß und unersetzlich, so bleibt uns doch der Trost, daß die „Gegenwart" unter den lebenden Schriftstellern Deutschlands noch heute die namhaftesten und angesehensten zu ihren Mitarbeitern zählen darf, und daß deren Sympathien uns bis zu dieser Stunde stets begleitet haben. Wohl oder übel wird sich dieses Abschiedswort zu einer Art von Rechenschaftsbericht gestalten. Es ist ja menschlich so natürlich, daß man beim Scheiden noch einen letzten Blick wirft auf das, was man zurückläßt. Es ist gewiß erklärlich, daß ich in den zwanzig starken Bänden noch einmal blättere und gewissermaßen das Facit daraus ziehe, bevor ich das Amt des Leiters mit der unamtlichen Stellung des Lesers vertausche.

Es sammelt sich innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren in einer politisch literarischen Wochenschrift wie dieser eine recht erkleckliche Summe geistiger Arbeit an, und die Schaar derer, die diese Arbeit vollbracht haben, ist stattlich. An den 504 Nummern, die ich redigirt habe, haben sich nahezu 600 Mitarbeiter betheiligt. Ich brauche nur diese Ziffer anzuführen, um es zu erklären, daß es mir unmöglich ist, sie alle hier namentlich aufzuführen. Ich will hier nur einige nennen, und ich verwahre mich von vornherein gegen die Annahme, daß ich vollständig sein wolle, — es ist nicht blos möglich, es ist wahrscheinlich, daß ich so manchen übersehe, der füglich nicht übersehen werden sollte.

An dem politischen Theile haben mitgearbeitet: für **staatsrechtliche Fragen** besonders Bluntschli, der in der „Gegenwart über 70 Aufsätze veröffentlicht hat, F. H. Geffcken, Franz v. Holtzendorff ꝛc.

Die Besprechung der politischen Verhältnisse in den einzelnen Staaten vertheilt sich so: **Preußen und Deutschland:** Ludwig Bamberger, Karl Braun, E. Frensdorff, Rudolf Gneist, Hermann Löwenfeld (Agrippa), Alexander Meyer, Ludolf Parisius, A. Schneegans, der sich auch an der Redaction des französischen Theiles stark mitbetheiligt hat, v. Unruh, v. Zedlitz-Neukirch ꝛc. (Eines unserer fleißigsten Mitarbeiter, Wilhelm Wackernagels, ist schon Erwähnung geschehen.)

Oestreich-Ungarn: Wilhelm Goldbaum, Ambros Nemenyi, H. M. Richter, Walter Rogge ꝛc.

Frankreich: Emil Landsberg, Rudolph Lindau ꝛc.

England: H. Bartling, Karl Blind.

Rußland: der Verfasser der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft".

Amerika: Udo Brachvogel, Rudolf Elcho, Friedrich Kapp ꝛc. Wissenschaftliche Essays, die die politischen Fragen streifen, haben u. A. geschrieben: J. Baron, Karl Hillebrandt, Eduard Lasker.

Nationalökonomische Beiträge: Karl Braun, Ernst v. Eynern, A. Lammers, Schulze-Delitzsch und vor allen unser verstorbener Freund H. B. Oppenheim.

Militaria: Max Jähns, Fedor v. Köppen, v. Marées, G. Scheibert, v. Zernin, v. Zobeltitz (sämmtlich active oder gewesene Offiziere).

Wissenschaftliche Aufsätze: Philosophische von M. Carriere, Dühring, E. v. Hartmann, Rudolf v. Ihering, J. H. v. Kirchmann, M. Lazarus, Jürgen Bona Meyer, Max Müller, Ludwig Noiré, du Prel ꝛc. Ethnologische, geographische und ähnliche von Fr. v. Hellwald, Kiepert, Gustav Nachtigal, Julius Payer, Fr. Ratzel, Bruno B. Schwarzbach ꝛc. Naturwissenschaftliche, astronomische, mathematische und verwandte von Paul Börner, Bruhns, M. Cantor, Richard Liebreich, Carus Sterne, S. Kalischer, Julius Stinde, Karl Vogt, W. Zenker ꝛc.

Am größten ist natürlich die Zahl der Dichter, Kritiker und Literarhistoriker, deren Beiträge in dem **„Literatur und Kunst"** überschriebenen Theile der „Gegenwart" erschienen sind. Da begegnen wir: Ludwig Anzengruber, Berthold Auerbach, Karl Bartsch, Eduard v. Bauernfeld, Victor Blüthgen, Friedrich Bodenstedt, Georg Brandes, Felix Dahn, Ernst Dohm, Julius Duboc, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, K. E. Franzos, Emanuel Geibel, Rudolph Genée, Martin Greif, Klaus Groth, Robert Hamerling, Hans Herrig, Hermann Hettner, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Gottfried Keller, Gottfried Kinkel, Heinrich Kruse, Heinrich Laube, Hermann Lingg, Hieronymus Lorm, Fritz Mauthner, Alfred Meißner, Emil Rittershaus, Julius Rodenberg, Ernst Scherenberg, Daniel Sanders, W. Scherer, Johannes Scherr, Levin Schücking, Friedrich Spielhagen, Karl Stieler, Karl v. Thaler, Albert Traeger, Johannes Trojan, Gisbert v. Vincke, Friedr. Vischer, Robert Waldmüller, Ludwig Walesrode, Feodor Wehl, Ernst Wichert, Adolph Wilbrandt, Julius Wolff, Eugen Zabel ꝛc. Diesen schließen sich noch die **Humoristen** an: Wilhelm Busch, D. Spitzer, Julius Stettenheim ꝛc.

Kunstkritiken haben geschrieben, über **bildende Künste** (einschließlich der Architektur): Bruno Bucher, Konrad Dielitz, C. E. Doepler, G. Ebe, Gustav Floerke, Theodor Levin, Wilhelm Lübke, Bruno Meyer, Fr. Pecht, Ludwig Pietsch ꝛc. (außerdem haben wir noch Beiträge von den Malern Emil Hünten, Paul Meyerheim und Anton v. Werner veröffentlicht). Ueber **Musik:** A. H. Ehrlich, E. Hanslick, Ferdinand Hiller, Krigar, Wilhelm Mohr ꝛc.

Von den Dichtern des Auslandes haben der „Gegenwart" Originalbeiträge gegeben: der dänische Märchendichter Andersen, der Norweger Björnstjerne Björnson, der russische Romandichter Iwan Turgenjeff, und die Amerikaner: Bret Harte und Mark Twain.

Die fleißigsten Mitarbeiter sind gewesen — außer dem anonymen Verfasser der politischen Notizen — H. Ehrlich, der über hundert Aufsätze geschrieben hat, Karl Braun, Karl Blind und Bluntschli (zwischen 70 und 90), Moritz Carriere, Rudolph Lindau, H. B. Oppenheim, L. Pietsch (zwischen 50 und 70).

Endlich habe ich hier noch der Herren zu gedenken, die sich mit mir nach einander an der Redaction betheiligt und während der Zeit auch für das Blatt selbst viel geschrieben haben; es sind: Max v. Szeliski, M. Meyer, Otto v. Leixner, Julius Grosser und Karl Groddeck.

Meine eigene Thätigkeit für die „Gegenwart" ist der Natur der Sache nach die weitaus umfangreichste gewesen; ich habe über 450 Aufsätze, deren Gesammtumfang 2000 Spalten übersteigt, geschrieben.

Mag diese Aufzählung von Namen auch etwas Nüchternes haben, so wird man es mir doch vergeben, wenn ich durch diese trocknen Angaben dem Leser vergegenwärtige, wie viel bedeutende Männer durch die „Gegenwart" zu ihm gesprochen haben. Es ist gewiß nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, daß ein nicht unwesentlicher Theil der geistigen

Unterhaltung in Deutschland während der letzten zehn Jahre in der „Gegenwart“ geführt worden ist.

Daß ich von einem Blatte, dem ich den Verkehr mit allen diesen Männern zu verdanken habe, nicht leichten Herzens scheide, wird man mir glauben, ohne daß ich es noch zu betheueren brauchte. Die Veranlassung zu meinem Austritte aus der Redaction kann für die Oeffentlichkeit kein Interesse haben, denn sie liegt in einer rein internen Personalsrage. Man hat die Nachricht verbreitet, daß politische Meinungsverschiedenheiten einen Bruch zwischen dem Verleger und mir herbeigeführt hätten. Das ist durchaus nicht der Fall. Bei der gütlichen Lösung unseres Verhältnisses ist das Wort Politik nicht ausgesprochen worden. Ich habe die irrige Mittheilung seiner Zeit berichtigt. Es hat natürlich nichts genützt. Die falsche Nachricht hat ihren Flug durch viele Blätter genommen, die Richtigstellung ist ungehört verhallt.

Und nun, Gott befohlen, lieber Leser! Das tröstliche Wort, das Freunde sagen, wenn sie auseinander gehen, — soll ich dies Wort, das sich über die Lippen eines jeden Scheidenden drängt, hier aussprechen? Machen wir den Abschied kurz! Wir sind bisher gut mit einander ausgekommen, und so soll's auch in Zukunft zwischen uns bleiben. Und so sage ich Dir denn als letztes Wort, zwar nicht so tragisch, aber gerade so herzlich wie der Held der Müllerlieder:

Ade, Ade! Und reiche mir
Zum Abschied Deine Hand!

Paul Lindau.

An unsere Leser!

Mit dem neuen Quartal erscheint die „Gegenwart“ unter der Leitung von Dr. Theophil Zolling, bisher Pariser Feuilleton-Correspondent der „Neuen Freien Presse“.

Freisinnig und echt deutschen Geistes, gediegen im Inhalt, unterhaltend in der Form, im besten Sinne des Wortes **modern**, wird die „Gegenwart“ auch fernerhin alle hervorragenden Erscheinungen des socialen und künstlerischen Lebens unserer Zeit in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen.

Außerhalb einer politischen Partei und eines bestimmten literarischen oder gelehrten Kreises stehend, wird unser Blatt in anziehender Mannichfaltigkeit politische und staatswissenschaftliche Essays, ästhetische und literarische Feuilletons, naturwissenschaftliche und philosophische Abhandlungen, ethnographische Aufsätze und Reiseberichte, nationalökonomische und medicinische Artikel, sowie Aufsätze über Musik, Theater und Kunst veröffentlichen. Ab und zu werden novellistische Skizzen den belehrenden Text unterbrechen; Poesie und auch der Humor sollen Berücksichtigung finden, und die hervorragendsten Momente im politischen, gesellschaftlichen und geistigen Leben der Weltstädte sollen durch ständige Mitarbeiter in Paris, London, Wien, St. Petersburg, Rom, New-York fixirt werden, wobei natürlich auch unsere Reichshauptstadt und die wichtigsten geistigen Centren Deutschlands nicht vergessen werden sollen. Um ein möglichst umfassendes Bild der Weltliteratur zu erreichen, wurden die besten ausländischen Autoren gewonnen, so daß schon die ersten Nummern des neuen Quartals eigens für die „Gegenwart“ geschriebene Beiträge von

Théodore de Banville, Bret Harte, Björnstjerne Björnson, Alphonse Daudet, E. Legouvé, Ernest Renan, H. Taine, Iwan Turgenjew

in sorgfältigen Uebersetzungen bringen werden.

Dies umfassende Programm wird die neue Redaction um so eher erfüllen können, als nicht allein die bewährten alten Mitarbeiter ihre fernere rege Betheiligung versichert und bereits durch werthvolle Beiträge bethätigt haben, sondern auch zahlreiche erste Kräfte, die bisher dem Blatte ferner standen, für dasselbe neu gewonnen wurden.

In den nächsten Nummern werden u. A. folgende Aufsätze zum Abdruck gelangen:

Anzengruber, L. „Verderbtes Leben.“ Novellette.
Banville, Théodore de. „Der falsche Paganini.“
Blind, Karl. „Englische Parteikämpfe.“
Braun-Wiesbaden. „Glossen zur Tagesgeschichte.“
— — „Ein Tag auf Bornholm.“
Breitinger, Heinrich. „Ein italienischer Dorfgeschichtenschreiber.“
— — „Weinlese in Toskana.“
Börner, Paul. „Gesundheitspflege und Gesundheitsamt.“
Björnson, Björnstjerne. „Das Haus Bernadotte und die Freiheit Norwegens.“
Carriere, M. „Aesthetik im Verhältniß zu Literatur und Kunstgeschichte.“
Daudet, Alphonse. „Ein kleinstädtischer Club.“
Droysen, J. G. „Die Wallensteinfrage.“
Duboc, Julius. „Moderne Idyllen.“
Du Prel, Carl. „Die Frage nach dem Zweck des Weltalls.“
— — „Die Weltstellung der Menschen.“
Falke, Jacob von. „Zur geschichtlichen Entwicklung des Costüms.“
Floerke, Gustav. „Hochsommerbild.“
Goldbaum, Wilhelm. „Eine slavische Literaturgeschichte.“
Hellwald, Friedrich von. „Nordafrikanische Probleme.“
Jensen, Wilhelm. „Im Eilzug.“
Kinkel, Gottfried. „Hogarth.“
Kleinpaul, Rudolf. „Der Diebstahl in der Sprache.“
Koeppen, Fedor von. „Preußische Originale.“
Kolisch, Siegmund. „Talleyrand über Metternich.“
Kompert, Leopold. „Geschichten vom Monte Pincio.“
Lauser, Wilhelm. „Die catalanische Bewegung.“
Legouvé, Ernest. „Scribe und seine Mitarbeiter.“
Lingg, Hermann. „Antikes Theater.“
Lorm, Hieronymus. „Deutsche Sitten und Unsitten.“
Löher, Fr. von. „Die Schönste der Canaren.“
Meyer, Conrad Ferdinand. „Phantasie.“
Oppenheim, Josef. „Journalisten auf der Bühne.“
Ranzoni, E. „Wiener Frauen.“
Schasler, Max. „Die dramatische Behandlung historischer Charaktere.“
— — „Die materialistischen Tendenzen unserer Zeit.“
Scherer, Wilhelm. „Die Anfänge des modernen Geschmacks in der deutschen Literatur.“
Schmidt, Erich. „Diderot und Lessing.“
Singer, Wilhelm. „Die Zukunft der Revanche-Idee.“
Speidel, Ludwig. „Die schöpferische Kritik.“
Thaler, Karl von. „Die czechische Sündfluth.“
Vincenti, C. von. „Die ägyptische Raubdynastie.“
Vischer, Fr. Th. „Ein italienischer Sonettendichter.“
Vogt, Karl. „Zur Vivisectionsfrage.“
Wehl, Fedor. „Aus meinen Erinnerungen.“
Wittmann, Hugo. „Zukünftige Gelehrte.“
Zola, Emile. „Jüngstfranzösische Lyrik.“
Zolling, Theophil. „Ein Porträt zum Kleist-Tage.“
— — „Das Parlament in Paris.“

Wir ersuchen höflichst um baldigste Erneuerung des Abonnements, wofern dasselbe mit dieser Nummer abläuft. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen pro IV. Quartal zum Preise von 4 Mark 50 Pfg. entgegen.

Verlag der „Gegenwart“.
Georg Stilke.

Inserate.

„Berliner Tageblatt“

mit seinen 3 werthvollen Beiblättern:

illustrirtes Witzblatt: „ULK“, belletr. Sonntagsblatt

„Deutsche Lesehalle“ u. „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“

Man abonnire schleunigst bei dem nächstgelegenen Postamt, damit die Uebersendung vom Beginn des Quartals ab pünktlich erfolge. Probe-Nummern gratis und franco.

Einzige Berliner Zeitung, welche ein **illustrirtes Witzblatt ihren Abonnenten als Beigabe gratis liefert.**

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich **seit einer Reihe von Jahren einen festen Stamm** von **ca. 70 Tausend** Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des **„Berliner Tageblatt“** bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt“, wodurch das **„B. T.“** in der Lage ist, alle Nachrichten **stets 12 Stunden früher** als jede nur ein Mal täglich erscheinende Zeitung zu bringen. Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Spezial-Telegramme.** Ein eigenes parlamentarisches Bureau liefert dem **„B. T.“** schnelle und zuverlässige Berichte. Umfassende Handelszeitung u. Courszettel der Berliner Börse. Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere. Ausgedehnte Anwendung des Telegraphendrahts und deshalb frühzeitigste Meldung aller wichtigen Ereignisse. Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. Sorgfältig gepflegtes Feuilleton unter Mitarbeiterschaft der ersten Schriftsteller. Im Roman-Feuilleton des IV. Quartals erscheint u. A.:

„Ein neuer Ahasver“, Roman von Fritz Mauthner.

Dieser erste größere Roman des bekannten Verfassers von: **„Nach berühmten Mustern“** ist dem bewegten Treiben unserer Tage entnommen und schildert mit scharfer Satyre und dichterischer Kraft mancherlei wunde Stellen unserer heutigen Berliner Gesellschaft.

Ermuntert durch die bereits erreichten großen Erfolge ist das **„Berliner Tageblatt“** bestrebt, seinen Inhalt stets zu erweitern u. zu vervollkommnen, um seinen Lesern die thunlichst beste Zeitungslektüre zu bieten ungeachtet des **enorm billigen** Abonnementspreises **für das Vierteljahr für alle 4 Blätter zusammen, von nur**

5 Mark 25 Pfg.

Mit dem 1. October 1881 beginnt das 4. Quartal der

„Hamburger Nachrichten“

und bitten die Unterzeichneten die Bestellungen für dasselbe **möglichst frühzeitig** zu machen, damit die Nummern vollständig geliefert werden können.

Die **„Hamburger Nachrichten“** (gegründet 1792), bekanntlich die größte, bedeutendste und verbreitetste politische Zeitung namentlich des nordwestlichen Deutschlands, erscheinen täglich in **2 Ausgaben** Morgens um 7 und Abends um 6½ Uhr; am Sonntag erscheint nur die Morgen-, am Montag nur die Abendausgabe. Die Versendung geschieht mit erster Post nach der Ausgabe. Abonnementspreis im deutschen Postgebiet incl. Postaufschlag ℳ 10 per Quartal. Sämmtl. Postanstalten nehmen Abonnements an.

Für Anzeigen beträgt der Insertionspreis die Petitzeile 40 Pfennige Reichsmünze. Die Einsendungen von Inseraten sind franco an die Expedition der „Hamburger Nachrichten“ zu adressiren, welche auch franco Anfragen betr. Preis ꝛc. umgehend Auskunft franco ertheilt. Gleichfalls nehmen die am Kopf des Blattes bezeichneten Annoncen-Bureaux auswärtige Anzeigen für die „Hamburger Nachrichten“ an.

Hamburg, September 1881.

Hermann's Erben,
Herausg. u. Verl. d. „Hamburger Nachrichten“.

Ein junger Schriftsteller,
tüchtiger Feuilletonist, Mitredacteur eines sehr angesehenen Provinzialblattes und Mitarbeiter an hervorragenden Zeitungen, wünscht sehr gern unter bescheidenen Ansprüchen **in die Redaction einer Berliner politischen Zeitung oder eines Unterhaltungsblattes einzutreten.** Offerten an die Expedition d. Bl.

50 Pfg. vierteljährlich.

Der Kapitalist.

Finanzblatt für Jedermann.

Erscheint jeden Sonntag.

50 Pfg. vierteljährlich.

Herausgegeben von der

Redaktion der „Ziehungsliste sämmtl. ausloosbaren Effecten“,

gegründet in Grünberg 1855.

Inhalt jeder Nummer: Leitartikel über alle finanziellen Tagesfragen, über neue Emissionen ꝛc. — Wochenschau der deutschen Börsen. — Mittheilungen über alle wissenswerthen Vorgänge auf dem Effectenmarkte. — Dividenden-Tabellen. — General-Versammlungen. — Coupons-Ausreichungen. — Briefkasten (finanzielle Raths-Ertheilung für alle Abonnenten). — Courszettel der Berliner und Frankfurter Börse. — Inserate.

Dieses im Interesse des Privatpublikums herausgegebene Journal wird streng unparteiisch und objektiv gehalten und seinen Lesern ein solider und zuverlässiger Wegweiser auf dem schwierigen Gebiete der Kapital-Anlage sein.

Man abonnirt bei allen Postämtern (Postzeitungs-Preisliste XI. Nachtrag Nr. 2234a) für nur **50 Pf.** vierteljährl.

Redaction und Expedition des „Kapitalist“ in Berlin W., Magdeburgerstr. 22.

Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus *ist die billigste u. am reichsten illustrirte deutsche Monatsschrift. Ihr Abonnement empfiehlt sich der gesammten deutschen Lesewelt: namentlich denen, welche bei bevorstehendem Quartalsschluss ihre Lektüre wechseln wollen. »V. F. z. M.« hat Mitarbeiter ersten Ranges auf allen Gebieten u. enthält das Beste von Unterhaltendem u. Belehrendem, Ernstem u. Heiterem; praktisch Werthvolles aller Art. — Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen zu haben. — Preis per Heft nur 1 Mark.* — „Vom Fels zum Meer“ bietet die vorzüglichste Insertions-Gelegenheit. Annoncen-Tarif gratis und franko durch W. Spemann in Stuttgart.

Sämmtlichen Exemplaren der heutigen Nummer liegt eine Abonnements-Einladung bei, des seit dem 1. September in Berlin erscheinenden Blattes, betitelt „Tägliche Rundschau“, Zeitung für Nichtpolitiker.

Redaction und Expedition, Berlin W., Behrenstraße 4. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 1. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Signatura temporis, sonst und jetzt. Aus Anlaß der bevorstehenden Reichstagswahlen. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Ein neues Blatt oder —? Eine Schicksalsfrage an das Volk der Vereinigten Staaten. Von E. Schlaeger. — Zur Vivisectionsfrage. Von Carl Vogt. — **Literatur und Kunst:** Im Eilzug. Von Wilhelm Jensen. — Die Anfänge des modernen Geschmackes in der deutschen Literatur. Von Wilhelm Scherer. — Maxime Du Camp. Von Theophil Zolling. — Ein kleinstädtischer Club. Von Alphonse Daudet. — **Aus der Hauptstadt:** Wiedereröffnung des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters: „Der Gascogner" von Suppé, Text von Genée und Zell nach einem Romane von Eugen Sue. Schluß der Italienischen Oper im Skating-Rink. Von H. Ehrlich. — Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. III. — Bibliographie. — Inserate.

Signatura temporis, sonst und jetzt.

Aus Anlaß der bevorstehenden Reichstagswahlen.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

Wie ganz anders war es doch früher, wenn die deutsche Nation zu der Urne schritt, um für den Reichstag zu wählen!

Jede Partei rüstete sich mit Ernst und Eifer für den entscheidenden Gang. Man appellirte nicht an die schlechten Leidenschaften und die Begehrlichkeiten der Masse. Man gebrauchte nicht Beweisgründe, die nur auf die Unwissenheit und den Unverstand berechnet sein können. Man warf einen Rückblick auf die Vergangenheit, indem man in Druckschriften, welche auf die einsichtige und leidenschaftslose Bevölkerung berechnet waren, Rechenschaft ablegte über Das, was man gethan hatte. Man warf zugleich auch einen Blick auf die Zukunft, indem man gewissenhaft prüfte, was noch zu thun übrig bleibe für „Kaiser und Reich", für die weitere Einigung Deutschlands, für das Gesammtinteresse aller Deutschen, aller Staaten und Stämme, welches Interesse man für ein gleichmäßiges und harmonisches hielt, das nicht irgend einem Sonderinteresse zum Opfer gebracht werden dürfe. Diese Rechenschaftsberichte wurden an die Wähler vertheilt und von denselben mit Sorgfalt gelesen und geprüft. Denjenigen Volksschichten aber, welche für das Studium so eingehender Berichte entweder keine Zeit oder kein Verständniß hatten, wurde deren Inhalt in großen Versammlungen vorgetragen und durch freie volksthümliche Erörterung näher gebracht. Keine Partei erging sich gegen die andere in rohen Schmähungen und gemeinen Hetzereien. Die Parteien hatten nicht blos Duldung für einander, sondern auch Achtung vor einander. Und diese wechselseitige Achtung war damals noch möglich. Es gab damals unter den Ordnungsparteien noch keine, welche die ganze Grundlage anfocht, auf welcher sich das preußische und deutsche Staatswesen aufgebaut hat. Diese Grundlagen sind bekanntlich die großen Reformgesetze des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, in der Periode von 1808 bis 1818; — diese Reformen bilden zugleich die Grundlage des Zollvereins, und der Zollverein ist der Vorläufer und die Grundlage der politischen Einheit.

Der schlichte, bescheidene, sparsame, bürgerliche König, der mit seinem Volke gelitten und mit demselben triumphirt hat, schrieb, als er am 19. September 1818 auf dem Kreuzberg bei Berlin den Grundstein legte zu dem eisernen Siegesdenkmal, er errichte dieses Monument „ehrend die Tapferkeit seines Volkes". Der große Sieg hatte den edeln König nicht übermüthig, sonder womöglich noch bescheidener gemacht.

Heutzutage, nach den weit größeren Siegen des ganzen deutschen Volkes in den Jahren 1870 und 1871, haben wir es so weit gebracht, daß in der officiösen, oder vielmehr „freiwillig-gouvernementalen" Presse gar keine Rede mehr ist von dem deutschen Volke und auch nur noch ausnahmsweise von dem deutschen Kaiser, sondern nur noch von einem einzelnen Beamten und Unterthanen des letztern; und es werden verdammt alle diejenigen, welche auch heute noch festhalten an den Grundsätzen und Ueberzeugungen, welche König Friedrich Wilhelm III. in seinen Reformgesetzen zur Ausführung gebracht, zu welchen sich sein glorreicher Sohn, unser jetziger Kaiser, tausend Mal öffentlich und privatim bekannt (ich erinnere nur an seinen kürzlich erschienenen Briefwechsel mit dem Prinzen Albert, dem unvergeßlichen Gemahl der Königin von England und dem Vater der Kronprinzessin von Deutschland), und welchen auch der Fürst Bismarck sein ganzes Leben lang gehuldigt, bis er endlich von einem süddeutschen Particularisten und Schwarzgelben, der im Jahre 1866 sein „Wehe den Besiegten" über Preußen gerufen, eines Besseren belehrt ward. Wer heute noch derselben Meinung ist, welcher der Reichskanzler in dem segensreichen Jahrzehnte von 1866 bis 1876 gewesen, der ist ein Reichsfeind, ein persönlicher Gegner des Kaisers. So schreibt die reptilische Presse.

Wer einen Vergleich zieht zwischen den wirthschaftlichen Zuständen unter Friedrich dem Großen und den großen Reformen Friedrich Wilhelms III., welcher in Preußen ein allgemeines Staatsbürgerthum begründet, die Bürger selbstständig gemacht, die Bauern von der Leibeigenschaft erlöst, das Grundeigenthum, das Gewerbe und den Handel von den Fesseln des Mittelalters befreit, Gleichheit vor dem Gesetz, Abschaffung der Feudallasten, ein gerechtes System directer Steuern, Beseitigung der Monopol-, Zwangs- und Bannrechte durchgesetzt, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit eingeführt hat: — wer diesen Vergleich zieht und dem Systeme Friedrich Wilhelms III., das aus Sklaven (über welche zu herrschen Friedrich der Große müde war, wie er kurz vor seinem Tode bekannte), Menschen und Bürger gemacht hat, vor dem des vorigen Jahrhunderts den Vorzug gibt, der wird, mag er auch im Uebrigen noch so sehr die großen Eigenschaften und Leistungen Friedrichs des Einzigen anerkennen, von einem gewissen Zehlicke in des großen Doctors Strusberg „Kleinem Journal" als ein „moderner Herostrat" besungen, und die sogenannten „conservativen" Wurstblättlein beeilen sich, diesen Unsinn nachzudrucken, ohne zu wissen, was sie thun.

Nun wohlan, wir können dieses Bekenntniß acceptiren. Es ist das Geständniß, daß man zurück will nicht etwa nur hinter das Jahr 1866, nicht etwa blos bis hinter Achtundvierzig, son-

dern hinter das Jahr 1808, hinter die Reformperiode von Stein-Hardenberg. Zurück bis in das vorige Jahrhundert, wo der Junker sein Ideal, die Grundsteuerfreiheit, genoß, und der Bürger und Bauer für ihn bezahlte; — wo, statt der Gewerbefreiheit, verkommene und verknöcherte Zünfte existirten, welche den Menschen die Arbeit verboten und auf dem platten Land jedes Gewerbe mit Gewalt unterdrückten; — wo statt der Freizügigkeit die Leibeigenschaft gedieh, bei welcher Jedermann an die Scholle gefesselt war, und die Söhne und die Töchter der Bauern für ein Spottgeld dienen und sich die schlimmste Ungebühr gefallen lassen mußten, zumal wenn sie den nothwendigen gutsherrlichen Heirathsconsens einholen wollten; — wo endlich statt der freien Arbeit die Zwangsarbeit florirte, wo der Bauer für den Grundherrn Frohnden und Robot verrichten mußte, daß er kaum Zeit hatte, seinen eigenen Acker zu bestellen; — wo es in einem schlesischen Gutslasten-Verzeichniß (Urbarium) hieß: „In Ermangelung von Pferden müssen sich die Hofleute zu Zweien (ehepaarweise) vor den Pflug spannen und den Acker der Herrschaft bestellen"; — wo der an die Scholle des Gutsherrn gefesselte Bauernsohn vier Thaler und die Bauerntochter nur zwei Thaler jährlichen Lohn erhielt; — wo das Wild des Grundherrn die bäuerlichen Saaten zerstörte und das, was es übrig ließ, der herrschaftlichen Schafheerde zum Opfer gebracht werden mußte. (Siehe „Schlesische Provinzialblätter". Neue Folge, Band III, Seite 513.)

Früher, vor der Periode der junkerlichen „Steuer- und Wirthschafts-Reform", trat in der That bei den Reichstagswahlen nicht eine einzige Partei auf (nicht einmal die socialdemokratische oder communistische that es), welche die Grundlagen bekämpfte, auf welchen Friedrich Wilhelm III. seinem Lande aus dem tiefsten Verfall zur Wiedergeburt verholfen, auf welchen er das preußische und das deutsche Staatswesen und den Zollverein aufgerichtet.

Wenn uns unsere heutigen Rückschrittsmänner und Contrerevolutionäre versichern, man habe mit dem plötzlichen Bruch in 1879 nur an die Gesetzgebung Friedrich Wilhelms III. wieder anknüpfen und zu derselben zurückkehren wollen, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als den edeln Schatten des Königs herauf zu beschwören, damit er Zeugniß ablege wider unsere Gegner.

In der auf seinen Befehl am 26. November 1808 an sämmtliche preußische Regierungen erlassenen Instruction heißt es wörtlich:

„Die Wirksamkeit der Regierungen muß nicht blos auf die Abwendung von Gefahren und Nachtheilen und Erhaltung dessen, was schon da ist, sondern auch auf Mehrung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt sich erstrecken. Dies kann nur durch möglichste Gewerbefreiheit, sowohl in Absicht der Erzeugung und Verfeinerung, als des Vertriebs und Absatzes der Produkte geschehen.

Es ist dem Staate und seinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gang zu überlassen, das heißt: keine derselben vorzugsweise durch besondere Unterstützungen (also: kein „Schutz der nationalen Arbeit!") zu begünstigen und zu heben, aber auch keine in ihrem Entstehen, ihrem Betriebe und Ausbreiten zu beschränken. Neben dieser Unbeschränktheit ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowohl im Innern als mit dem Auslande, ein nothwendiges Erforderniß, wenn Industrie, Gewerbefleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel, sie zu befördern. Es werden sich alsdann diejenigen Gewerbe von selbst erzeugen, die mit Vortheil betrieben werden können, und dieses sind wieder diejenigen, welche dem jedesmaligen Produktionszustande des Landes und dem Culturzustande der Nation am angemessensten sind. Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei dem Staate vortheilhaft, Sachen dann noch selbst zu verfertigen, wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche die eigene Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein anderes Gewerbe angelegt worden, reichhaltigen Gewinn bringen. können. Es ist eine schiefe Ansicht, man müsse in einem solchem Falle das Geld im Lande zu behalten suchen und lieber nicht kaufen. Hat der Staat Produkte, die er ablassen kann, so kann er sich auch Gold und Silber kaufen und es münzen lassen. Es ist nicht nothwendig, den Handel zu begünstigen, er muß nur nicht erschwert werden. Freiheit im Gewerbe und Handel schafft zugleich die möglichste Concurrenz in Absicht des producirenden und feilbietenden Publicums und schützt daher das consumirende am sichersten gegen Theuerung, Betrug und übermäßige Preissteigerung. Das Augenmerk der Regierungen muß dahin gehen, die Gewerbe- und Handelsfreiheit soviel als möglich zu befördern und darauf Bedacht zu nehmen, daß die verschiedenen Beschränkungen, denen sie noch unterworfen ist, abgeschafft werden."

Wer heute solche Gedanken ausspricht, der wird zerfleischt von der freiwillig-gouvernementalen Meute. Er wird nicht nur als Dummkopf behandelt, sondern auch als schlechter Mensch, als Vaterlandsverräther, als „Cobden-Clubbist" u. s. w.

Dem Cobden-Club gehören hervorragende Männer aus allen Culturstaaten der Welt als Ehrenmitglieder an. Kein Land und kein Staat in Europa hat darin etwas Unrechtes gefunden; im Gegentheil, Jedermann freute sich, daß seine Landsleute eine solche Auszeichnung jenseits des Kanales gefunden. Deutschland allein — doch nein, nicht Deutschland, sondern die freiwillig-gouvernementale Meute, welche in Roheit des Stils und der Gesinnung wetteifert mit dem „Père Duchesne" zur Zeit der Pariser Commune im Jahre 1871 — findet in dem, was alle übrigen Nationen für eine Auszeichnung halten, eine Schande. In den Augen des Auslandes dagegen gilt unsere Judenhetze als ein Schimpf und eine Schande.

Damals, 1808 und 1809, waren die agrarischen Junker ganz dieselben wie heute. Sie bekämpften auch damals die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Emancipation der Bürger und Bauern, die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit, bis auf das Messer.

Auf ihre reactionären Vorstellungen hat ihnen König Friedrich Wilhelm III. eine klassische Antwort gegeben; in dem Edict vom 5. März 1809 sagt der König:

„Die von den Rittergutsbesitzern geäußerten Besorgnisse, daß die Unterthanen nach erlangter Freiheit
a) sich von dem Landbau entfernen und in die Städte drängen,
b) lieber als Taglöhner, denn als Gesinde arbeiten,
c) übermäßiges Lohn und bessere Kost fordern, und
d) sich dem Müßiggange ergeben und vagabundiren würden,
sind unbegründet; denn

zu a) entsteht durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit kein Erwerbszweig mehr in den Städten; es können daher auch dort nicht mehr Menschen als bisher Unterhalt finden. Ein häufigeres Anziehen der Landleute nach den Städten würde zudem das Arbeitslohn daselbst bald so sehr herabsetzen, daß alle Neigung in die Städte zu wandern dadurch verschwinden müßte. Ueberhaupt ist nicht abzusehen, wie der Hang der Landbewohner, in die Städte zu ziehen, dadurch vermehrt werden kann, daß ihnen der Aufenthalt auf dem Lande durch persönliche Freiheit angenehmer gemacht wird; viel eher zu erwarten steht, daß mehr städtische Arbeitsleute auf das Land ziehen werden, weil die Nahrung in den Städten steckt, und die Beschränkungen der persönlichen Freiheit aufgehoben sind, welche vormals den Städter vom Landbau zurückschreckten.

Zu b) ist ebenfalls die Masse der Tagelöhnerarbeit durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit keineswegs vermehrt. Wollen mithin mehr Menschen als bisher sich durch Tagelöhnerarbeit nähren, so wird durch ihren Zutritt das Lohn erniedrigt, und mithin der Reiz, sich der Tagelöhnerarbeit zu widmen, bald vermindert werden. Ueberdies kommt das Gesinde durch die Aufhebnng des Dienstzwanges in eine weit bessere Lage, und es kann daher weniger als sonst Veranlassung finden, das Dienen gegen das Tagelöhnergewerbe zu vertauschen.

Zu c) so wird freilich da, wo dem Zwangsgesinde zeither

nicht so viel gereicht worden ist, daß es ohne Beihülfe seiner Eltern hätte bestehen können, einige billige Erhöhung nothwendig eintreten. Aber eine übermäßige Erhöhung des Lohnes und der Zehrungskosten ist nicht zu besorgen, denn durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit ist nicht ein Mensch weniger und nicht eine Arbeit mehr geworden; auch braucht der Mensch, der kein anderes Kapital hat, als seine körperlichen Kräfte, eben so dringend, und wohl noch dringender Nahrung, als der Gutsherr Arbeit. Mit Wahrscheinlichkeit läßt sich sogar annehmen, daß der Preis der freien Arbeit sich erniedrigen werde, indem jetzt alle die Menschen, welche vormals in Zwangsverhältnissen standen, freie Arbeit suchen müssen, mithin die Concurrenz dazu vermehrt wird, und weil freie Leute mit mehr gutem Willen arbeiten und mithin mehr Arbeit mit weniger Händen verrichtet werden kann, als vormals. Der Entwurf zu einer Gesindeordnung aber, wie solcher von den Rittergutsbesitzern eingereicht worden ist, geht von Zwangsverhältnissen aus, die dem Geiste des Edicts vom 9. October 1807 durchaus entgegen sind, und kann daher keines Falles in Anwendung kommen.

Zu d) ist es eine durchaus unrichtige Behauptung, daß der Mensch, welcher sich freier und glücklicher fühlt, mehr Neigung zur Unsittlichkeit habe, als der, welcher in der Knechtschaft lebt.

Im Gegentheil ist größere Sittlichkeit und erhöhter Fleiß eben gerade in den Provinzen zu finden, in welchen der gemeine Mann freier ist und wohlhabender, wie Schlesien selbst einen Beweis dieses Satzes in verschiedenen Districten darbietet. Diejenigen Unglücklichen, welche, durch knechtische Behandlung und Mangel verwildert, anfangs die erlangte Freiheit zu Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung mißbrauchen sollten, werdet Ihr durch gesetzliche Zwangsmittel in die Schranken der Ordnung und des Gehorsams zurück zu weisen Euch angelegen sein lassen." (Rabe, Sammlung der preußischen Gesetze und Verordnungen, Band X, S. 60—62.)

In dem, zur Ergänzung des Edicts vom 27. October 1810 erlassenen Edict vom 7. September 1811 sagt Friedrich Wilhelm III.:

„Die Grundlagen, auf welchen das im vorigen Jahre ausgesprochene Abgabensystem und die neuere Gesetzgebung beruhen: — Gleichheit vor dem Gesetz und Eigenthum des Grundes und Bodens, — freie Benutzung desselben und freie Verfügung über solchen, — Gewerbefreiheit — Aufhören der Zwang- und Banngerechtigkeiten und der Monopole, Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann, Vereinfachung derselben und ihrer Erhebung — wollen Wir nicht verlassen. Wir wollen den Zweck auf einem langsamen, aber sichern Wege erreichen und sind entschlossen, gegen Diejenigen mit Ernst und Nachdruck zu verfahren, die sich aus bloßem Privatinteresse unsern landesväterlichen Ansichten entgegensetzen möchten."

Man sieht, mit welchem sittlichen Ernste der König die privilegirten Kasten tadelt, welche mit schamlosem Egoismus nur ihre Privatinteressen verfolgen und dieselben höher stellen, als das Wohl der Gesammtheit. Des Königs Worte sind gerichtet wider die Junker, welche die Gewerbefreiheit und die Freizügigkeit bekämpften, um die Erbunterthänigkeit und die Leibeigenschaft aufrecht zu erhalten, und wider die Großindustriellen, welche für die von Napoleon I. während der Fremdherrschaft eingeführte Continalsperre schwärmten und sich der Verwirklichung der durch die Regierungsinstruction von 1808 aufgestellten Grundsätze widersetzten.

Durch sein ruhiges und planmäßiges, echt conservatives Vorgehen hat Friedrich Wilhelm III. in Deutschland die Reformen durchgeführt, welche in Frankreich durch den revolutionären Beschluß vom 4. August 1789 eingeleitet wurden. In Frankreich folgte ein Menschenalter von Staatsumwälzungen; in Deutschland hat ein weiser König, der seine Zeit verstand, uns das traurige Schicksal erspart, durch ein Meer von Blut und Thränen zu waten, um diesen Erfolg zu erzielen.

Heute aber will man das Alles wieder umstürzen; und die es wollen, nennen sich Conservative.

Der Augenblick ist ernst, und wenn die Wähler sich nicht vorsehen, wenn sie Großgrundbesitzer und Großindustrielle wählen, welche auf dem Wege des bekannten Schachers eine fortgesetzte Steigerung der Getreide- und Eisenzölle durchsetzen, d. h. eine progressive Vertheuerung der Werkzeuge und der Nahrung, dann dürfen sie sich nicht darüber wundern, daß der „kleine und mittlere Mann" in Zukunft Steuern bezahlen muß nicht nur an Staat und Gemeinde, sondern auch an die Reichen, und sich der Hoffnung getrösten mag, daß irgend ein Projectenmacher durch Tabakrauchen ihn wieder reich machen will, nachdem er ihn durch Monopole und Steuern arm gemacht hat.

Es wird nicht lange dauern, dann werden wir Alle — Liberale, wie Conservative, Freihändler wie Schutzzöllner — uns einer aufrichtigen Heiterkeit nicht erwehren können, wenn wir uns daran erinnern, was für Menschen sich bei der Reichstagswahl von 1881 als antifortschrittliche „Conservative" aufgespielt haben. Der Hamburger Correspondent charakterisirt sie treffend mit folgenden Strichen:

„In Herrn von Liebermann tritt uns der Antisemitismus par excellence, in Herrn Stöcker die unter dem christlich-socialen Deckmantel um Herrschaft im Staate ringende Orthodoxie, in Herrn Julius Schultze das politische Streberthum, in Herrn Wagner der zur Zeit salonfähig gewordene Staatssocialismus, in Herrn Cremer der wieder in Gnaden aufgenommene Ultramontanismus, in Herrn Meier das mit Versprechungen aller Art geköderte, von den übrigen conservativen Gruppen als brauchbares Stimmmaterial über alle Maßen gehätschelte Kleinhandwerkerthum entgegen. Aus diesen Gruppen setzt sich der heutige Conservatismus von Jung-Berlin zusammen. Zu welcher Farce ist die conservative Bewegung ausgeartet."

Damit aber das Uebermaß der Komik nicht fehlt, kommt endlich auch noch der Berliner „Volkswirthschaftsrath" und Webermeister Ehrenreich Hessel, der das vorige Mal socialdemokratisch stimmte und jetzt ebenfalls „conservativ" ist, und beantragt, in Gemeinschaft mit einigen andern binnenländischen „Schweizer-Admiralen", das deutsche Reich wollte für Förderung des Heringsfanges vierzig Millionen hergeben. Lumpige vierzig Millionen für einen Hering, den allerdings Herr Hessel wohl nöthig hat in jenem nicht mehr allzu fernen Augenblick, in welchem auf den Zustand der Aufregung der Zustand der Depression folgt.

Difficile est satiram non scribere.

Ein neues Blatt oder —?

Eine Schicksalsfrage an das Volk der Vereinigten Staaten.

Man erinnert sich der zwei letzten Wochen des April 1865. Die feierlich aufgebahrte Leiche des ermordeten Lincoln bewegte sich durch die Straßen der großen Städte des Ostens, Hunderttausende standen entblößten Hauptes zu Seiten des Zuges, der ganze Norden war eine Trauerversammlung und als zuletzt im fernen Westen in Springfield der Märtyrer-Präsident beigesetzt wurde, vermischte sich mit dem Gefühl des unersetzlichen Verlustes die bange Frage: Wird der Nachfolger das von seinem großem Vorgänger unvollendet gelassene Werk fortführen wollen und können? Vier Jahre erbitterter Kämpfe zwischen dem republikanischen Congreß und dem die Ergebnisse des Krieges gefährdenden Johnson gaben die Antwort.

Auch jetzt hat sich wieder ein Leichenzug durch das Land bewegt, in schwerer Trauer hat sich das Capitol zu Washington gefüllt; und nicht nur der Norden, auch der Süden beugte das Haupt, als man Garfield in jenem Lake View Friedhof in Cleveland einsenkte, an welchen die Wellen des Eriesees tröstend anschlagen.

Und wieder erhebt sich die bange Frage: Wird Chester A. Arthur die kaum angefangene Arbeit seines Vorgängers

*

weiterführen, die Nation aus dem faulen Sumpfe zu retten, in dem sie seit Jahrzehnten versunken und immer tiefer zu versinken droht? Die Antwort darauf ist schwer, weil man die Stärke und Energie der Factoren nicht zum Voraus berechnen kann, aus deren förderndem oder feindlichem Drängen dasjenige resultirt, was man geschichtliche Entwicklung zu nennen pflegt. Wenn die orkanartige Entrüstung, welche sich des Volkes nach dem Attentat des 2. Juli bemächtigte, eine dauernde Wirkung in den Gemüthern haben würde, könnte man auf Erweiterung und Vertiefung der Reform rechnen, um die es sich handelt, der Trennung der Aemterbesetzung vom politischen Parteidienst, der Aufbauung eines dauernden und unabhängigen Berufsbeamtenthums. Aber man kann eine Stimmung nicht in eine feste Organisation verwandeln und von den zwei Seelen, die in des Amerikaners Brust sich einander bekämpfen, wird die dem Staat zugewandte nach kurzem Vorherrschen stets wieder von der andern zurückgedrängt, welche in den materiellen Interessen, in der bekannten Jagd nach dem allmächtigen Dollar wurzelt und lebt. Man wird nach einiger Zeit Washington und den Congreß sich selbst überlassen, man wird auf die Corruption der Gewerbspolitiker schimpfen, sich auch vielleicht vornehmen, ihrer Herrschaft bei den nächsten Wahlen ein Ende zu machen, aber bis diese herangekommen, haben die politischen Leiter Zeit gewonnen und damit Alles. Sie werden in der Zwischenzeit sich natürlich hüten, die öffentliche Ausmerksamkeit durch zu anstößigen Gebrauch ihrer Macht neu aufzuregen. Sie werden im Gegentheil durch Anstellung von Leuten von äußerlicher Respectabilität die öffentliche Kritik allmählich einschläfern, abgesehen davon, daß die mittlerweile sich vollziehende Umwandlung des republikanischen Bundessenats in einen demokratischen mit demokratischem Vorsitzer eine solche Taktik ihnen ohnedem aufzwingt. Es ist eine Art poetischer Gerechtigkeit in dieser Veränderung des politischen Parteicharakters des Senats, insofern dieselbe durch den frevelnden Uebermuth desselben Conkling herbeigeführt wurde, der jetzt sich und seine Anhänger durch Arthur wieder in warme Nester zu bringen hofft. Durch seinen und seines Genossen Platt Austritt aus dem Senat sind die Demokraten in die Mehrheit gekommen, während gleichzeitig durch Arthurs Einzug ins Weiße Haus den Republikanern die ausschlaggebende Stimme des bisherigen Vicepräsidenten verloren geht. Am ersten December werden die Demokraten einen aus ihrer Mitte zum Vorsitzer des Senats wählen, der als solcher beiläufig auch der Nachfolger Arthurs sein würde, falls den letzteren ein Unfall hinwegraffte oder zur Wahrnehmung der Geschäfte unfähig machte. Jedenfalls werden die Dinge im neuen Senat so stehen, daß die Bestätigung der Ernennungen des neuen Präsidenten leicht von den Demokraten, mit oder ohne Hülfe republikanischer Gegner Arthurs und Conklings verhindert werden können. Conkling wird also von der neuen Macht seines Günstlings Arthur voraussichtlich wenig Vortheil haben, man wird seine Candidaten im Senat verwerfen und die durch Arthur etwa abgesetzten Beamten werden in ihre Stellen zurückkehren, deren sie nur auf einige Monate bis zum Zusammentritt des Congresses beraubt waren. Eben daher die geringe Wahrscheinlichkeit großer Veränderungen in denjenigen Aemtern, deren Inhaber der Bestätigung durch den Senat bedürfen. Anders steht es freilich mit den zahlreichen Unterbeamten in den Ministerien zu Washington. Daß der zu Blaine haltende Theil des Kabinets mit diesem fallen wird, unterliegt keinem Zweifel, und daß dann auch mit den Unterbeamten aufgeräumt werden wird, um Platz für die hungrige Meute der Anhänger Conklings zu schaffen, ist vorauszusehen. Die Folge davon wird eine erbitterte Fehde im republikanischen Lager selbst sein, zwischen Blaine auf der einen und Conkling auf der andern Seite. Falls dieselbe zur Bildung einer neuen Partei führte, die aus den besten Elementen der republikanischen Partei sich zusammensetzte, würde das Land den größten Vortheil davon haben. Aber so rasch vollzieht sich die Entwicklung nicht. So lange der Kampf sich auf Partei- und Fractionshäupter beschränkt, die wie die Montecchi und Capuletti nur sich im Auge haben, wird das Volk mit dem von Verona ausrufen: „Die Pest auf beide Häuser!“ Es müssen neue Führer ins Vordertreffen rücken oder vielmehr von neuen und erneuerten Massen vorwärts gestoßen werden.

Die Umwälzungen müssen von unten kommen, wenn sie dauernde Wirkungen erzeugen sollen. Der Antisklavereikampf bestätigt diesen Satz. Als in den vierziger und fünfziger Jahren die Nation in stumpfem Materialismus nur ihren Geschäften nachjagte, als selbst ihre größten Staatsmänner das sogenannte „höhere Gesetz“ verspotteten und als constructiven Hochverrath bezeichneten, war ein Häuflein Abolitionisten die letzte Zuflucht der Menschlichkeit, schlug nur in ihnen das der Nation fast abhanden gekommene Gewissen. Aber aus den Liberty Men von 1844 wurden die Freesoilers von 1848—1852, und 1856 eroberten sie als regierende Partei den ganzen Norden, um 1860 mit Lincoln ins Weiße Haus einzuziehen. Der Krieg machte der Sklaverei ein Ende.

Denselben Gang wird die jetzige Reformbewegung zu nehmen haben. Das Gefühl der Unerträglichkeit des Uebels muß zunächst in der geistigen Elite der Nation sich geltend machen, von da in die mittleren Schichten sich verbreiten, um zuletzt in jenem „unschlichtbaren Conflict“ zwischen Volk und Gewerbspolitikern zu gipfeln, der alle Compromisse zurückweist, und nicht eher zur Ruhe kommt, bis ein neues System an die Stelle des faul und allseitig als unmöglich erkannten alten getreten ist. Bis jetzt hat der Kampf nur in Plänklergefechten bestanden. Die eigentliche Burg des Feindes ist vollständig unbestürmt geblieben. Sie liegt in der ganz in die Hände der Politiker gerathenen Parteilage in Stadt, Staat und Nation. Von unten muß aufgeräumt werden, nicht von oben. Die Congreßmitglieder, diese Vasallen der Bundessenatoren, die sich zu ihnen etwa verhalten wie Fürsten zu ihren lehnspflichtigen Rittern, sie müssen durch eine neue Klasse von Männern ersetzt werden, welche nach Washington mit dem ausdrücklichen Auftrage zu entsenden sind, ein Civildienstreformgesetz zu Stande zu bringen und dadurch dem Treiben der Fachpolitiker zu Hause den Boden unter den Füßen zu entziehen und die natürlichen Mehrheiten der Parteigenossen an Stelle der künstlichen jener alten Drahtzieherbanden zu setzen. Dieselbe Reform hat auf die sogenannten Nationalconventionen sich zu erstrecken. Wie sie jetzt bestehen, ist es den wirklichen Staatsmännern unmöglich gemacht, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Die Conventionen sind in den Händen der Politiker, deren innerstes Geheimniß jener republikanische Delegirte aus Texas, O'Flanagan, auf der letzten Chicagoer Convention mit den Worten losplatzte: „Wozu denn sonst sind wir hier, als um der Aemter wegen?“ Das ist es. Jedes Mitglied einer solchen Convention betrachtet sich als eine Waare, für welche der Candidat, der seine Stimme haben will, einen möglichst hohen Preis bezahlen muß in Aemterversprechungen. Wenn man die Wurzel, den letzten Grund der Tragödie aufsucht, die am 19. September auf Long Branch ihren Abschluß fand, so wird man ihn in diesem System der Conventionen finden, gegen das schon vor und seit Jahren protestirt ist und das im Anfang der Republik nicht existirte. Garfields Ernennung zum Präsidenten war das Ergebniß eines Compromisses zwischen den Heerhaufen Blaines und Shermans, und zuletzt noch mußte für die Unterstützung Conklings und seiner Schaaren in der Ernennung Arthurs für das Amt des Vicepräsidenten der theure Preis gezahlt werden, welcher jetzt vielleicht auf Jahre hinaus zum Schaden der gesunden Entwickelung ausschlagen wird. Mit Blaine als Führer im Kabinet — und diesen Verpflichtungen konnte sich Garfield nicht entziehen — war dessen Reformarbeit von oben herein mit schweren Hypotheken belegt und gelähmt. Man kann nicht vergessen, daß der jetzige Zolldirector Robertson in New-York vor Allem Blaines Mann war, und daß in dem Kampfe zwischen Garfield und Conkling es immer Blaine war, der die einzelnen Schachzüge leitete. Daß dieser Kampf durch seine Heftigkeit und Langwierigkeit eine der Ursachen war, welche dem Guiteau den Revolver in die Hand drückte, ist nicht in Abrede zu stellen. Wie gewisse Sprengstoffe nur in höherer Temperatur explodiren, so bedarf auch der Ver-

brecher einer gesteigerten Hitze der moralischen Atmosphäre. Wenn man auf die Geschichte der letzten fünfzig Jahre zurückblickt, so wird man empfinden, daß im Grunde Jackson der letzte wirkliche Präsident der Vereinigten Staaten war, d. h. ein Mann, der seinen eignen Willen bei der Verwaltung der Amtsgeschäfte zur Richtschnur nahm, der selbst die Initiative zu großen Maßregeln ergriff und durchführte. Seine Nachfolger wie Polls, Pierce, Fillmore, Buchanan waren nur die Werkzeuge der damaligen Großpolitiker des Südens. Seit 1860 sind die Großpolitiker des Nordens die Majordomusse der modernen rois fainéants geworden. Wenn einer von ihnen, wie Hayes, sich zu emancipiren versuchte, so scheiterte er und endete in politischer Isolirung. Auch Garfield kam im ersten Monat seiner kurzen Verwaltung mit der republikanischen Senatorenjunta in Conflict und nur durch die Hülfe politischer Gegner im Senat überwand er jenen Widerstand. Darin steckt immer etwas von jenem gefährlichen Recept, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Nur indem das Volk in diese eigentlichen Burgen der Fachpolitiker eindringt, nur wenn es sich zu der uninteressanten, aber unentbehrlichen Arbeit der Reinigung der kleinen Augiasställe bei sich zu Hause in den einzelnen Städten und Congreßdistricten entschließt, kann es darauf rechnen, zuletzt jenen Riesen-Augiashof auszuräumen, der in Washington über jenen und auf ihnen als überall verbreiteter Stützpunkte ruht und wurzelt. Es ist eine neue Form der Sklaverei, deren Abschaffung die große Frage der nächsten Kämpfe bilden muß und hoffentlich bilden wird. Die Freiheit von Fachpolitikern zu erkämpfen, gibt es kein anderes Mittel als früher:

„Wer frei sein will, muß selbst den Schlag führen."

E. Schlaeger.

Zur Vivisectionsfrage.

Von Carl Vogt.

Während meines Aufenthaltes in Algier in der letzten Hälfte des Monats April dieses Jahres bei Gelegenheit des Congresses der Association française pour l'avancement des sciences hatte ich das Glück, einige Tage unter dem gastlichen Dache der Heilanstalt von Dr. Landowski mit einem Manne zuzubringen, den die Geschichte einst als einen der größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes in unserem Jahrhundert verzeichnen wird. Ich habe damit den berühmten Chirurgen Dr. Martin Lister genannt.

Mancher meiner Leser wird vielleicht staunen ob dieser Bezeichnung, denn Lister hat sich weder durch großartige Stiftungen und Vermächtnisse wie Peabody, noch durch philosophische oder religiöse Systeme einen Namen gemacht, obgleich er Hunderte von Aposteln gebildet hat, die seiner Fahne folgen; vielleicht ist sogar dieser Name nicht weit über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus in die Masse des Volkes gedrungen. Aber wer könnte mehr die Bezeichnung eines Wohlthäters verdienen, als der Mann, der auf genaue Versuche und scharfsinnige Schlüsse aus denselben eine Methode der Operationen und der chirurgischen Behandlung abgeleitet hat, die jetzt schon Tausenden von Menschen das Leben gerettet, Hunderttausenden die Schmerzen einer langen Nachbehandlung erspart hat? Wenn man jetzt eine Menge von chirurgischen Operationen mit Glück durchführen kann, an deren Möglichkeit vor wenigen Jahren noch selbst der kühnste Chirurg nicht denken konnte und die zum Resultate haben, eine Schädlichkeit zu beseitigen, welche früher unausweichlich zum Tode führen mußte; wenn man heute die meisten Wunden durch erste Vereinigung in wenigen Tagen heilt, an deren Vereiterung und Verjauchung die Kranken früher Wochen und Monate lang unter namhaften Schmerzen siechten, so verdanken wir diese unleugbaren Wohlthaten der Lister'schen Methode, auf deren nähere Beschreibung ich hier nicht eingehen kann, die aber zu dem Zwecke hat, die Krankheitskeime, welche in Gestalt unendlich kleiner Pilze in der Luft herumfliegen, an den Instrumenten, dem Verbandzeuge, ja den Händen des Arztes festsitzen, gänzlich zu beseitigen und zu ertödten.

„Ich habe meine Methode," sagte mir Lister eines Tages im Gespräche, „nicht leichtfertig auf einige wissenschaftliche Voraussetzungen hin bei dem Menschen angewendet. Erst nachdem ich acht Jahre lang unausgesetzt an Thieren experimentirt, alle Fehler beseitigt, alle Resultate gründlich geprüft hatte, erst dann bin ich daran gegangen, diese Resultate auf den Menschen zu übertragen. Es ist richtig, daß ich von bestimmten Voraussetzungen ausging, die mir einestheils durch meine Erfahrung, anderntheils durch die Forschungen Anderer eingegeben waren; aber wie leicht konnten diese Voraussetzungen in irgend einem Punkte irrig sein! Meine Versuche waren Anfangs unvollständig; erst nach und nach lernte ich die Fehlerquellen erkennen, ihren Einfluß vermeiden; als ich aber dann nach Jahre langer Arbeit zum Abschlusse gekommen war, konnte ich keinen Zweifel mehr hegen, daß die Methode auch bei dem Menschen zu dem gewünschten Ziele führen müsse!"

„Sie sind also auch Einer jener Thierquäler," sagte ich lächelnd, „auf welchem der Fluch der Verdammniß lastet!"

„Sprechen wir nicht davon," antwortete er, „denn ich könnte nicht ohne Bitterkeit gegen mein Land fortfahren, das durch eine stupide Gesetzgebung dem Fortschritte einen Hemmschuh angelegt hat, welche zur Folge haben wird, daß wir Engländer hinter anderen Nationen zurückbleiben müssen!"

„Nun," warf ich ein, „so arg wird es doch nicht sein!"

„Oh!" seufzte er, „Sie haben gut reden und den Ungläubigen spielen. Aber können Sie sich denken, daß ich außer Landes gehen, mich für einige Zeit verbannen, meine Kranken verlassen und nach Frankreich übersiedeln mußte, um einige Versuche an Pferden anzustellen, die ich zur Vollendung einer begonnenen Arbeit für nöthig hielt? Ich hatte mich mit den Behörden in Verbindung gesetzt; ich wollte diese Versuche, zu welchen die Laboratorien der Universitäten nicht eingerichtet sind, in meinem eigenen Stalle machen; man sagte mir, man wolle ein Auge zudrücken, aber wenn es einem fanatischen Clergyman oder einer vertrockneten alten Jungfer einfiele, mich vor Gericht zu verklagen, so könne man mich vor hohen Geldstrafen, ja, vor Gefängniß nicht schützen. So war ich denn gezwungen, an die Thierarzneischule nach Toulouse zu gehen, wo man mir bereitwillig mit größter Zuvorkommenheit alles Material zu Gebote stellte — denn glücklicher Weise hat Frankreich noch keine Gesetzgebung wie wir, welche verbietet, an Thieren Versuche zu machen, durch welche man dem Menschen Wohlthaten zu erzeigen hofft!"

„Ist es nicht möglich die Lage der Dinge bei Ihnen zu ändern," fragte ich.

„Jetzt halte ich es nicht für möglich," antwortete er. „Einstweilen darf ich nur hoffen, daß das Beispiel Englands nicht ansteckend auf andere Länder wirken möge, wo man denselben Hebel ansetzt. Wir könnten ein Jeder uns gezwungen sehen, bis in die Sahara zu flüchten, um an der Lösung eines wissenschaftlichen Problems oder einer physiologischen Frage arbeiten zu können!"

„Erfinden Sie eine Lister'sche Methode gegen diese Art der Ansteckung. Es glückt Ihnen vielleicht abermals!"

„Lassen wir das," sagte er kopfschüttelnd. „Da helfen keine Verstäubungsapparate!"

Das Gespräch kam mir lebhaft in die Erinnerung, als ich die ersten Berichte über den großen internationalen Congreß der Aerzte las, der im August in London abgehalten wurde und zu dem über 2500 Mitglieder aus allen Ländern der Welt sich gesammelt hatten. Das Comité hatte mir die Ehre erwiesen, mich zu ersuchen als Vicepräsident an diesem Congresse mitzuwirken; ich hatte leider mir versagen müssen, neben andern dort meine Stimme gegen die Rückschraubung der Wissenschaft zu erheben.

Es ist doch wohl keine Kleinigkeit, wenn 2500 Aerzte und Wundärzte einstimmig protestiren!

Der Kern des ganzen Congresses war aber ein Protest gegen die Wühlereien der Gegner der Vivisection und es mag erlaubt sein, hier der Frage etwas näher auf den Leib zu gehen, indem wir zuerst das auf dem Congresse von verschiedenen Rednern Gesagte analisiren.

**

Virchow trat als Vorkämpfer auf den Plan. Es ist ihm das hoch anzurechnen, denn es gehörte gewiß Muth dazu, gerade in England offen dem Gezeter der Frommen entgegen zu treten und ihm in kräftigen Worten die Stirne zu bieten. Wenn die Wirkung seiner Rede gewiß tiefen Eindruck auf die Mitglieder des Congresses machte, so mag dieser Eindruck vielleicht in dem Publicum dadurch abgeschwächt werden, daß es gerade ein Deutscher war, der den Handschuh aufhob. Ist ja doch die Unkirchlichkeit der Deutschen im Allgemeinen von jeher ein Aergerniß für den richtig geschulten John Bull und noch mehr für seine theure Ehehälfte gewesen und gilt ihm ja doch jeder Germane für einen „infidel", weil nur Wenige Sonntag Morgens zur Kirche, fast Alle aber Sonntag Nachmittags in das Wirthshaus gehen! Was läßt sich also anders erwarten von einem Menschen, der Sonntag Morgens nicht mit dem „prayer-book" unter dem Arme in steifer Haltung zur Kirche pilgert, um bei der Predigt zu gähnen und Nachmittags beim Lesen „of the book" einzuschlafen? Man weiß ja, welche Rotte Korah diese deutschen Professoren sind! Keine Gentlemen, denn die erste Pflicht eines solchen ist der Kirchenbesuch, der ebenso von der Sitte vorgeschrieben ist, wie der Frack und die weiße Cravatte im Theater von her majesty!

Wenn aber Virchow den Muth besitzt, seinen Gegnern gleich beim Anfange seiner Rede den Satz in das Gesicht zu schleudern: „Wer die Vivisection angreift, hat nicht den mindesten Begriff von der Wissenschaft überhaupt und noch weniger von der Wichtigkeit und Nützlichkeit der Vivisection für die Heilkunde," — wenn er, sage ich, diesen Muth besitzt, so möchte man doch bei Lesung seiner Rede glauben, daß es gewissermaßen nur der Muth der Verzweiflung ist, den er bethätigt, und daß er, wie Lister, große Furcht hat, die Sache, für die er kämpft, könnte doch eine verlorene sein.

Sie treiben es freilich arg genug. Der Thierschutzverein in Leipzig, sagt Virchow, verlange in einer am 8. März dieses Jahres dem Reichstage übergebenen Petition, daß alle die, welche unter dem Prätexte wissenschaftlicher Untersuchungen Grausamkeiten gegen Thiere ausüben, mit Gefängniß von fünf Wochen bis zu zwei Jahren und mit dem Verluste der bürgerlichen Rechte bestraft werden sollen. Warum nicht gleich ausgewiesen wie die Socialisten? Und dann, was nennt man Grausamkeiten?

Es wäre ein großer Irrthum, meint Virchow, zu glauben, daß diese Wühlerei, eben ihrer Uebertreibung wegen, keine Aussichten auf Erfolg habe. Gewisse Anzeichen beweisen im Gegentheile, daß sie mächtige Verbündete haben und hier oder dort durchschlagen können. Warum nicht, da sie in England schon einen halben Erfolg gehabt hat (denn das dort Erreichte genügt den Eifrigen noch lange nicht), warum nicht in allen denjenigen Staaten, in welchen man überhaupt bemüht ist, Contredampf zu geben gegen die fortschreitende Bewegung? Warum sollte diese Agitation nicht in einem gegebenen Augenblicke ebenso erwünscht kommen, wie eine andere unerwünscht, als sie zu weit ging? Nichts ist unmöglich in unserer Zeit und wir möchten es nicht verschwören, daß nicht eines Tages in einer Wahlcampagne die Thierschutzvereine angerufen würden, um mit ihrem ganzen Gewicht in die Wagschale zu Gunsten eines genehmen Candidaten zu drücken.

Dann dürfte Virchow vergebens an die Regierungen appelliren, wie er es jetzt und hoffentlich mit Erfolg thut. Vielleicht berührt er nur etwas zu flüchtig einen der Cardinalpunkte, auf den wir uns berufen können: auf die außerordentlichen Dienste, welche die Experimentation an Thieren der Menschheit in Beziehung auf die Wahrung der allgemeinen Gesundheit und auf die Vorbeugung von Krankheiten geleistet hat. Das Gespräch mit Lister, das ich im Eingange dieses Artikels wortgetreu wiedergab, legt Zeugniß davon ab, daß diese Methode, deren unendlichen Segen für die leidende Menschheit man nicht genug hervorheben kann, nun und nimmermehr in Wirksamkeit hätte treten können, wenn ihr nicht jahrelange Versuche an Thieren vorausgegangen wären. Man darf der Loyalität, womit die Gegner der Vivisection sich stets brüsten, vielleicht entgegenstellen, daß ohne das Opfer von Hunderten von Thieren das Leben der Kaiserin Augusta nicht hätte gerettet werden können, denn unter keinen Umständen hätten die älteren Chirurgen die nöthige Operation gewagt, unter keinen Umständen sie glücklich durchgeführt! Was aber die öffentliche Gesundheitspflege betrifft, so kann man ebenso dreist behaupten, daß sie erst durch die Versuche an Thieren, die von Pasteur und seinen Genossen angestellt wurden und täglich angestellt werden, eine wahrhaft rationelle und factische Grundlage erhalten hat, deren Basis täglich breiter wird.

„Sollen die Hygienisten," fragt Virchow, „dazu verurtheilt werden, an sich selbst die nöthigen Versuche über Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit, Staub, schädliche Gase, Infusorien und Bacterien anzustellen, um ihre Wirkung zu ergründen und die bezüglichen Gesetze aufzustellen?"

„Die einsichtigen Regierungen werden begreifen, daß es wahnsinnig wäre, das Opfer von Menschenleben deshalb zu fordern, weil eine kleine Zahl von Leuten in dem Opfer von Thieren ein Verbrechen sehen. Sind die Aerzte nicht schon über die Maßen ausgesetzt in den verschiedenen Epidemien, in der Ausübung ihres Berufes in Spitälern, in den Krankenbesuchen bei Nacht, bei den Operationen und Leichenöffnungen, und bedarf es noch der Verblendung fanatischer Thierfreunde, um von ihnen zu verlangen, daß sie an sich selber die Wirkung der Heilmittel und der Giftstoffe erproben, um durch persönliche Beobachtungen die Dosis zu bestimmen, in welcher sie gereicht werden dürfen?"

Das hängt ja wohl von der Schätzung des Werthes eines Menschenlebens ab. Wie, wenn die Aerzte zu jenem bekannten scrophulösen Gesindel gehörten, das beseitigt werden muß, statt durch einen frischen, fröhlichen Krieg durch wissenschaftliche Vergiftung und methodische Experimentirung von Heilmitteln? Die Anekdote von jenem General (versteht sich, aus früherer Zeit!) ist zu bekannt, der nach der Schlacht den Bericht über den Verlust an Menschen sehr gleichgültig hinnahm, aber außer sich gerieth, als er den Verlust an Pferden erfuhr. Ein Königreich für ein Pferd! ruft Richard; aber es ist noch keinem dramatischen Dichter eingefallen, einen seiner Helden ein Königreich für einen Menschen anbieten zu lassen!

Ich liebe die Berufung auf die Einsicht der Regierungen sehr. Aber sie hat leider ihr Gegengewicht in dem beschränkten Unterthanenverstand und es dürfte manchmal schon vorgekommen sein, daß die Regierungsintelligenz auf einen Wunsch des beschränkten Unterthanenverstandes antwortete: „Nun gerade nicht! Weil Ihr es verlangt, deswegen nicht!" — Ich erinnere mich auch, daß bei einer lebhaften Discussion über politische Fragen ein Professor der Rechtswissenschaft in die Worte ausbrach: „Anderwärts gilt das Sprichwort: „„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er den Verstand"", aber hier muß es heißen: Wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er den Verstand!" Aber das war in der republikanischen Schweiz, wo man, auch ohne Strafantrag gewärtigen zu müssen, manche Dinge laut sagen kann, die man anderwärts nicht einmal leise denken darf.

Weniger einschneidend scheint mir eine streng logische Beweisführung Virchows, wonach Qual und Tortur weniger zu fürchten seien als der Tod, und die Gegner der Vivisection demnach Unrecht hätten zu verlangen, daß das Thier, das zu einem Versuche gedient habe, getödtet werden müsse. „Wo ist da die Logik, wo die Moral," fragt er. „Wie? Wir sollen also das Recht haben ein Thier ohne den geringsten Vorwand des öffentlichen Nutzens zu tödten, sein Fleisch zu essen, seine Haut zu verkaufen, aus seinen Knochen Dünger für unsere Felder zu bereiten, und wir dürften es nicht zu wissenschaftlichen Untersuchungen benutzen, die rein idealen Zwecken oder der öffentlichen Wohlfahrt gewidmet sind, selbst dann nicht, wenn wir Gefahr laufen zu unterliegen! Gewiß wird Niemand behaupten wollen, daß wir über die Rinderpest, über die Ansteckungsgifte Versuche anstellen, nur um uns zu belustigen oder die Zeit zu vertreiben und ohne die großen Gefahren der Ansteckung zu kennen ....

Nein! Das ist keine Frage des objectiven Rechtes. So lange man einem Jeden das Recht läßt, ein Thier zu tödten, das ihm gehört, mag es nun wild oder zahm sein, so lange wird man auch die zu wissenschaftlichem Zwecke angestellten Versuche an lebenden Thieren gestatten müssen. Der Forscher allein hat über die Nothwendigkeit seiner Versuche zu entscheiden. Man kann allenfalls zugeben, daß er sich mit einem Aufseher über den Ort, die Zeit und die Zuschauer verständigen müsse; aber die Regelung des Versuches muß ihm überlassen bleiben. So verstehen wir dir Freiheit der Wissenschaft."

Ich muß offen gestehen: so verstehe ich die Freiheit der Wissenschaft nicht. Man überläßt es dem Chirurgen, zu entscheiden, ob und wie er eine, vielleicht lebensgefährliche Operation ausführen will, wen er dabei zuziehen will; man läßt ihm und seinem Messer das Recht über Leben und Tod eines Menschen oder über lebenslängliche Leiden desselben, denn es wird Niemandem einfallen behaupten zu wollen, daß es ein Vergnügen sei, nur mit einem Beine z. B. seinen Lebensweg fortzusetzen, und man sollte es einem Manne der Wissenschaft nicht überlassen, ob er es für nöthig findet, an einem Thiere eine Operation vorzunehmen? Man überläßt es einem Arzte, zu entscheiden, ob er ein Brechmittel oder ein anderes, Leiden und Schmerzen hervorrufendes Mittel, ja selbst ein gefährliches Gift, Arsenik oder Morphin, anwenden will bei dem Menschen, und er sollte es nicht bei einem Thiere versuchen dürfen? Laßt sehen, ihr Jünger Aeskulaps, was für ein Geschrei durch die ganze gebildete und ungebildete Welt gehen würde, wenn man von Euch verlangen wollte, daß Ihr vor der Vornahme einer Operation, vor dem Verschreiben eines heftig wirkenden Mittels mit einem, vom Staate angestellten Inspector über Ort, Zeit, Zahl der Gehülfen und Zuschauer Euch benehmen müßtet! Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, und wenn man voraussetzt, daß der Arzt, der Chirurg nach bester Einsicht, nach Maßgabe ihrer Kenntniß und ihrer moralischen Verantwortung handeln, nicht in das Blaue hinein operiren und mediciniren werden, so haben die Forscher das Recht, gleiche Voraussetzung zu beanspruchen.

Mit der Logik aber kommen wir bei unsern Gegnern nicht durch. Ich habe schon in früheren Kundgebungen darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Heuchelei ihren Aberwitz und ihre totale Unkenntniß weit überragt. Unsere ganze landwirthschaftliche Fleischproduktion lebt von der Verstümmelung der Thiere. Gegenüber einigen Tausenden von Thieren, wenn's hoch kommt, welche die Wissenschaft verstümmelt, werden Millionen und Millionen von Thieren verstümmelt dem Magen zum Opfer gebracht. Aber dieselben Gleißner und Heuchler, die sich einen Hammelschlegel, einen Ochsenbraten, einen Kapaun wohlschmecken ließen und die Fleisch von einem Schafbock, einem Stier oder einem Eber mit Entrüstung zurückstoßen würden, schreien über einen Hund oder eine Katze, die zur Entdeckung einer wissenschaftlichen Wahrheit gedient haben und zerdrücken eine Thräne im Auge über unschuldige Kaninchen, die nicht auf ihrer Frühstückstafel, sondern auf dem Operationstische dieses Jammerthal mit einem besseren Jenseits vertauscht haben.

Was hilft da die Logik? Was hilft es, wenn Virchow den Besitzern von Pferden, Schoßhündchen und Lieblingskatzen sagt, er theile ihre Entrüstung über die Zumuthung, daß ihren geliebten „Viechern" ebenso mitgespielt werden könne, wie den Thieren unserer Laboratorien? „Wir zwingen Niemand, uns diese Lieblinge zu überantworten; wir stehlen sie nicht. Aber was wir verlangen, ist, über Thiere, die unser legitimes Eigenthum sind, schalten und walten zu können nach unserm Belieben, ohne deshalb als grausame, unmoralische, barbarische, ja verbrecherische Menschen verschrien zu werden!"

Was hilft solche Berufung auf das gute Recht, das jeder Andere in Anspruch soll nehmen dürfen, nur der Mann der Wissenschaft nicht? Sie werden fortfahren zu schreien, wir seien grausame Barbaren, die heutige Wissenschaft sei unmoralisch, wir erzögen unsere Schüler zu blutgierigen Bestien und Alles, was aus unseren Laboratorien komme, sei nicht einen Pfifferling werth!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Im Eilzug.

Der Schaffner wirft die Thür ins Schloß; Geläut
Und Pfiff ertönt, der Zug setzt langsam sich
Aufs Neu in Gang. Der Ort, vor dem er hielt,
Verschwindet hinter braunem Kieferwald,
In alter Hast fliegt bald das Drahtgeleit
Am Schienenrand vorbei. Ein grünes Band
Von hohen Pappeln rollt sich hurtig auf,
Durch Wiesen blinkt ein vielgekrümmter Bach,
Doch, kurz von Nacht umdunkelt, schon durchbricht
Der Zug die Felswand. Neues steigt empor,
Das Auge blendend. Weißes Kalkgestein
Und dürre Berge; gelb und einsam flammt
Die Mittagssonne drauf. Ein Bussard kreist
Um alten Trümmerrest, sonst regt sich nichts;
In heißer Märchenstille liegt die Welt,
Leblos und fremd. Nur unsern, mit dir selbst
Im gleichen Wagenraum, bewegt sich leis
Ein Flimmerschein. Es kommt dir wie im Traum,
Daß sich die Thür beim letzten Anhalt kurz
Geöffnet hat und noch ein Gast mit dir
Den Wagen theilt. Nun blickst du auf und siehst:
Am Fenster drüben nickt im Windeszug
Wie seidne Fäden braunes Haargelock
Um junge Mädchenstirn. Sie beugt sich ab,
Und des Gesichtes weicher Umriß nur
Hebt von der Oede sich, die draußen fliegt.
So steht's, ein reglos Bildniß in der Hast
Ruhlosen Flugs. Dann, daß du fast erschrickst,
Mit plötzlicher Bewegung wendet sich
Das Antlitz um, und lockenübernickt
Schau'n dich zwei Augen an, auch märchenhaft,
Der Mittagssonnenstille draußen gleich.
Doch leblos nicht und fremd, dir ist's als sei
Vertraut ihr Glanz aus frühen Tagen dir,
Als führ'st du einzig durch die Fremde hier,
Die wundersamen, lang verlorenen
Zurückzusuchen. Doch wie nun dein Mund
Sich hastig aufthun will, da blicken scheu
Und bittend dich die stummen Augen an.
Sie reden deutlich, daß geheime Furcht
In dieser brausend leeren Einsamkeit
Vor einem fremden Laut sie zagen läßt;
Und unter ihrem Blick erstirbt das Wort
Dir auf den Lippen, und den engen Raum
Seltsam durchwebt ein Traumeszauberbann
Lautlosen Schweigens, bis du plötzlich wie
Ein jäh Erwachender die Stirne hebst.
Verhallend, einem Klagruf ähnlich, klingt
Ein langgestrecktes Pfeifen dir im Ohr;
Es hält der Zug vor einer braunen Stadt
Mit altersgrauem Thurm und Mauerkranz
Verschollener Zeiten. Sonnenblendend, leer
Liegt der Perron des kleinen Haltepunkts,
Nur sie geht leisen Schritts jetzt drüber hin.
Du bückst im Traum dich vor und schaust ihr nach;
Geläut und Pfiff ertönt, ein Wagentrain
Sperrt dir den Blick und endet nun. Da steht
Am Eingang einer alten Straße sie,
Die hochumgiebelt lang ins Innre zieht.
Sie wendet nach dem rollenden Gefährt
Den Kopf noch einmal, und noch einmal nickt
Das braune Haar auf ihre feine Stirn
Und schau'n die Augen drunter märchenhaft
Durchs stille Mittagslicht. Nun schiebt ein Haus

Mit gelber Lehmwand rasch sich über sie,
Ein Nelken-überblühter Mauerrand,
Der dürre Kieferwald, Gebirg und Thal,
Das Alles fliegt vorüber wie zuvor,
Der Sitz am Fenster drüben nur ist leer,
Und weiter rollst du in die fremde Welt.

Wilhelm Jensen.

Die Anfänge des modernen Geschmackes in der deutschen Literatur.

Von Wilhelm Scherer.

Unsere moderne Literatur beginnt wie unsere moderne Geschichte mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges. Die Anfänge des modernen Geschmackes fallen in das siebzehnte Jahrhundert. Von jener Zeit bis zur Gegenwart herrscht ein ununterbrochener Zusammenhang in der Entwickelung unserer Dichtung, ein stetiges Ansteigen zu einem Höhepunkt und ein stetiges Herabsinken von diesem Höhepunkte, dessen wir Zeugen sind. In der beginnenden wie in der sinkenden Literatur bethätigt sich unzureichende Kraft auf verwandte Weise; und die Geschmacksveränderungen jener Frühzeit folgen wie die Wandelungen der Kleidermode lange den Impulsen des Auslandes, bis sich eine eigene deutsche Richtung wieder hervorthut, die aber mehr tüchtig als schön nur den Boden für eine bessere Zukunft bereitet.

In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zur Zeit der Gegenreformation und Philipps des Zweiten trug ganz Europa die enge, steife, manierirt zierliche spanische Kleidung. Im siebzehnten Jahrhundert ergriff Frankreich das Scepter der Mode; rasch wechselten die Trachten, und die übrigen Nationen, Deutschland an der Spitze, bemühten sich, hinter dem eiligen Fortschritte nicht zurückzubleiben: die Mode oder, wie man in Deutschland damals sagte, Herr Alamode wurde ein Tyrann, dem sich Jedermann fügte. Zuerst beschloß Alamode, das Steife, Geschlossene durch das Leichte, Bequeme, das Gezwungene durch das Natürliche, das Höfische durch das Kriegerische zu ersetzen; und die Historiker des Kostüms wissen zu erzählen, daß sogar Deutschland durch seinen dreißigjährigen Krieg die Ehre gehabt habe, auf diese Wendung einen gewissen Einfluß zu nehmen. Später aber, unter Ludwig XIV., hatte sich Alamode wieder anders besonnen: er stülpte dem Kopf die Perücke wie einen Glorienschein auf; er hängte den Damen die Schleppen an; er machte Alles wieder höfisch, prächtig, stattlich, gemessen. Erst nach fünfzig Jahren regte sich plötzlich die Opposition, und zwar in Deutschland: König Friedrich Wilhelm I. von Preußen erfand den Zopf. Er erfand ihn für seine Soldaten, für sich und für die Welt, so weit sie nicht der Perücke und ihren verschiedenen Metamorphosen getreu blieb. Der Zopf fordert immer zum Lächeln auf, und man fürchtet selbst lächerlich zu werden, wenn man ihn ernsthaft nimmt. Dennoch ist er eine sehr ernsthafte culturhistorische Thatsache: er war ein Schritt zur Natürlichkeit, denn er führte vom falschen zum eigenen Haare zurück; er war ein Symbol straffer nüchterner Zucht, welche das Zweckmäßige dem Schönen vorzog; er war die erste selbstständige und für Andere vorbildliche That des modernen Deutschlands auf dem Gebiete des Geschmackes.

Aehnlich wie das Kostüm entwickelte sich der Stil der Schriftsteller. Alamode herrscht im siebzehnten Jahrhundert auch in der Literatur; nur daß man ihm nicht so rasch gehorcht und daß die Opposition nie ganz ausstirbt; auch kommen Mischungen vor, und andere Dichtungsarten folgen anderer Mode.

Dem spanischen Kostüm entspricht eine Form des Stils, die in verschiedenen europäischen Literaturen verschiedene Namen, aber überall denselben Charakter trägt. In Spanien heißt sie Cultorismus oder estilo culto „der gebildete Stil", oder Gongorismus nach dem Dichter Gongora; in Italien Marinismus nach dem Dichter Marini; in England Euphuismus nach einer Erzählung von John Lyly; in Frankreich haftet sie an den beaux esprits und den literarischen Damen, den Précieuses, die erst durch Molière, als die Richtung sich überlebt hatte, Précieuses ridicules wurden; in Deutschland pflegt man von der „italienischen Schreibart" oder schlechthin von „Schwulst" zu reden. Der Schwulst also ist die spanische Mode der Literatur.. Er hat in der Conversation und in Briefen sein eigentliches Element. Er ist der Weihrauch, den man hohen Herren oder den Damen streut; eine Sprache der Schmeichelei und des Servilismus; ein Jargon der höfischen Gesellschaft, die sich möglichst weit vom Pöbel entfernen will. Er sucht das Ungewöhnliche, das Gewählte und Geistreiche; er greift zu gehäuften Metaphern, Vergleichungen, Umschreibungen, Wortspielen, Uebertreibungen, Anspielungen, spitzfindigen Gedanken und Gegensätzen und wird dadurch nicht selten gesucht, excentrisch, geschraubt, dunkel und geschmacklos. Aber mit dem Aufkommen dieses Stiles beginnt die sittliche und literarische Macht der Frauen in den modernen Literaturen und die feinere Sitte der Männer, die sich vor ihnen beugen: der Schwulst ist die Wiege der modernen Galanterie und der modernen Höflichkeit.

In Deutschland hat er sich langsam verbreitet und dann zähe gehaftet. Wie Opitz den Ronsard für den größten Dichter hielt, als man in Frankreich schon über ihn lachte, so pflegte Lohenstein noch den Cultorismus, nachdem längst Molières Précieuses ridicules erschienen waren. Schon Rudolf Weckherlin brachte aus England solche Redeblumen mit und verwandte sie zum Schmucke von Liebesgedichten. Später blühten sie hauptsächlich im Schäferroman, der schon in Frankreich den Cultorismus befördert hatte; und in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bezeichneten sie allgemein die maßgebende Modeform: Lohenstein erstieg den Gipfel des Ruhmes und die poetische Sprache versank in den Schlamm des Unsinns.

Gab der Cultorismus die Form, so lieferte der Naturalismus den Inhalt. Ein Naturalismus, wie er in den Trachten des dreißigjährigen Krieges sich breit machte. Ein Naturalismus, der im Gräßlichen und Gemeinen schwelgte. Die erlebten Gräuel boten den reichsten Stoff. Tragödie und Roman wetteiferten, sie einem geduldigen und für starke Erregungen dankbaren Publicum in der Poesie wieder aufzutischen, nachdem sie in der Wirklichkeit zurückgetreten waren. Für die Phantasie lag doch in Form und Stoff dieser Dichtungsweise eine mächtige Anregung. Die Poeten, die unter Führung von Opitz ihren Redeschmuck von den Alten borgten, lernten jetzt selbst suchen und finden; sie wurden unabhängig von der Ueberlieferung; ihre Geschmacklosigkeit entsprang aus der Jagd nach dem Originellen; und diese Jagd nach dem Originellen war der erste Schritt zur edlen Freiheit. Der poetische Stoff aber mußte erst extensiv bearbeitet werden, ehe die intensive Arbeit Erfolg haben konnte. Die Phantasie mußte sich ins Ferne und Schaurige ausbreiten, um Kräfte zu gewinnen, mit denen sie das Nahe und Vertraute erschöpfend bebauen konnte. Sie mußte in dem weiten Gebiete des Unwahrscheinlichen schwelgen, um überhaupt wieder fruchtbar zu werden. Sie mußte einmal recht nach Herzenslust wühlen in allen verbrauchten Motiven, sie mußte die stärksten Effecte rücksichtslos anwenden, um für die feineren ihre Kraft zu schulen. In ästhetisch unreifen Zeiten richten die Schriftsteller möglichst viel Spektakel an, um ihre Leser zu betäuben, während sie in reifen, klassischen Zeiten eine feierliche Stille und Klarheit um uns ausgießen, in der wir die kleinste Bewegung wahrnehmen.

Aber auch im siebzehnten Jahrhundert machten nicht alle Poeten den Tanz um das goldene Kalb der verstiegenen Metapher und der aufregenden Erfindung mit. Wie eine entschieden patriotische Richtung laut protestirte gegen das Fremde in Kleidung, Küche und Rede, gegen die Mode, die Tafelverfeinerung und die Fremdwörter, so hielt sich auch in gewissen Kreisen der Stil des sechzehnten Jahrhunderts mit seiner realistischen Satire, seiner drastischen Darstellungskunst, seiner volksthümlichen Derbheit, seinem Aufputz von Anekdoten, Sprichwörtern und gehäuften Bezeichnungen, der Stil Murners, Luthers und Fischarts, der nur die Sache reden ließ und sich um die Form wenig kümmerte. Jene Gesinnung und dieser Stil gehen Hand in Hand

bei den Satirikern um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, insbesondere bei dem vortrefflichen Johann Lauremberg in seinen niederdeutschen „Scherzgedichten". Auch das Volkslied des sechzehnten Jahrhunderts war noch nicht verschwunden; studentische Trinklieder erhielten sich nach alter Tradition, und die neuen Schäferlieder suchten einen populären leichten Ton anzustimmen. Diese volksthümliche Manier, jeder inneren Poesie entkleidet, machte Christian Weise zum Princip und zugleich zum Unterrichtsgegenstand auf Schulen. Christian Weise war der Gegenpol von Lohenstein. Der Lohensteinischen Verstiegenheit setzte er eine platte, breite, gemeinverständliche Schreibart entgegen. Unaufhörlich mahnte er, Alles natürlich und ungezwungen zu sagen. Er strebte ausdrücklich nach populärem Stil, vermied alles Gezwungene, alle weitgesuchten Redensarten und wollte nicht „den Namen eines wohlsetzenden, eines hochbegeisterten, sondern eines einfältigen und deutlichen Concipienten verdienen".

Es war eine Opposition ähnlicher Art, welche der französische Cultorismus im Zeitalter Ludwigs XIV. erfuhr. Ihm setzten sich Molière, Racine, Boileau, Lafontaine entgegen. Im Jahre 1659 schrieb Molière die Précieuses ridicules; im Jahre 1672 Boileau die Art poétique, worin er vor dem glänzenden Unsinn, den falschen Brillanten des italienischen Geschmackes warnte und zur Vernunft, zum gesunden Menschenverstand mahnte: Aimez donc la Raison! Tout doit tendre au Bon Sens. Aber während die Opposition Christian Weises nur zu einem schwächlichen, verdünnten Aufguß von Poesie, zu einer gereimten Prosa voll lehrhafter Nüchternheit führte, entstand in Frankreich eine große Literatur, welche bald nach England hinüberwirkte, später aus England neue Kraft holte und deren Hauptträger im achtzehnten Jahrhundert Voltaire wurde.

Aber schon im siebzehnten gewann die neue französische Literatur auch in Deutschland Einfluß. Gebildete Weltleute nahmen in ihr den Standpunkt, um die deutschen Versemacher zu verspotten. Um 1700 sind die Schriftsteller häufig, die als Lohensteinianer beginnen und sich dann zum französischen Klassicismus bekehren. Eine Zeit lang, unter dem „generösen" Regimente des ersten preußischen Königs, scheint es, als ob der Hof zu Berlin der Sammelpunkt für diese Richtung werden sollte. Aber der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. schlug alle solche Hoffnungen nieder; die Hauptpflegestätte des französischen Klassicismus in Deutschland wurde Leipzig, und sein wichtigster Vertreter jener vielverspottete Gottsched, der als hervorbringender Dichter in der That eine überaus klägliche Figur machte, so daß seine pedantische Nüchternheit als eine Fortsetzung der platten Manier Christian Weises erschien und er selbst hinter diesem an natürlicher poetischer Begabung zurückstand. Opposition gegen Gottsched und gegen den französischen Klassicismus war daher die erste Aufgabe, welche die erstarkende deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vorfand. In dieser Opposition sind alle jungen Schriftsteller emporgekommen, auf deren Kraft das Gedeihen unserer Poesie zunächst beruhte. Zu dieser Opposition hat aber auch der preußische Soldatenkönig, der Erfinder des Zopfes, seinen Beitrag geliefert.

Die patriotische deutsche Satire des siebzehnten Jahrhunderts entsprach der Empfindung weiter Kreise. Der volksthümliche Geschmack herrschte in den Schriften des Wiener Hofpredigers Abraham a Sancta Clara; er herrschte in den beliebten Späßen des Hanswurstes; er war dem deutschen Bürgerthum am meisten gemäß und er fand auch in den Fürstenhäusern seine Vertretung. In volksthümlich derbem Stile schrieb die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans ihre prächtigen Briefe nach Deutschland; mitten unter dem französischen Wesen, am Hofe Ludwigs XIV., hielt die pfälzische Prinzessin ihre gerade und ehrbare deutsche Weise kräftig fest; und aus demselben Holze war König Friedrich Wilhelm I. geschnitzt. Sein Vater ahmte Ludwig XIV. nach: Er zeigt sich von einer bürgerlich-schlichten und patriotischen Gesinnung beseelt, wie sie in jenen Satirikern lebte und dem tüchtigen Geiste des sechzehnten Jahrhunderts entsprach; aber diese Gesinnung begnügte sich nicht mit todter Opposition, sondern entfaltete die lebendigste Produktivität; sie war die Quelle, aus welcher die hausväterliche Sorge für das Wohl der Unterthanen, aus welcher der aufgeklärte Despotismus entsprang. Den Charakter der Einfachheit, Sparsamkeit, Pünktlichkeit und militärischen Zucht drückte der König seinem ganzen Volke auf; und es ist im Ernste wahr, was Friedrich der Große ironisch sagt: „Unsere Sitten fingen an, weder denen unserer Vorfahren noch denen unserer Nachbarn zu gleichen: wir waren original und hatten die Ehre, von einigen kleineren deutschen Fürsten verkehrt copirt zu werden." Aber die Originalität des preußischen Zopfes macht sich in der Folgezeit auch in unserer Literatur sehr deutlich bemerkbar. Friedrich Wilhem I. bekämpfte die Mode; er hielt den französischen Einfluß fern. Die Hauptmächte der deutschen Erziehung seit der Reformation und Renaissance, das biblische Christenthum und die antike Literatur, konnten daher auf die jungen Preußen mehr unmittelbar einwirken, als auf die übrigen Deutschen; die französische Modebildung stand ihnen weniger im Wege; die großen Meister der Vorzeit waren bei ihnen nicht verdunkelt durch einen zierlichen und manchmal kleinlichen Geschmack, der sich für klassisch ausgab. Und so war es kein Zufall, daß an der preußischen Universität Halle die poetische Richtung zuerst hervortrat, welche nachher der Preuße Klopstock auf ihren Gipfel brachte, daß Winckelmann aus Preußen stammte und daß Lessing in Berlin den entscheidenden Anstoß erhielt.

Doch es soll hier keine Lobrede des preußischen Zopfes geschrieben werden. Ich wollte nur auf einige Ab- und Irrwege hinweisen, aus denen unsere Literatur sich mühsam zum rechten Wege zurückfand und in die sie jetzt, wie es scheint, sachte wieder hineingeräth. Zwar die unpoetische Nüchternheit erfreut sich nur beschränkten Ansehens; dafür steht der überpoetische Schwulst in höchsten Ehren. Er macht seinen betäubenden Spektakel nicht blos mit der Poesie, sondern auch mit der Musik, mit einem unerhört lauten Orchester und einem wahnsinnigen Geschrei menschlicher Stimmen. Wie der schwülstige Staatsroman des siebzehnten Jahrhunderts auf ein geduldiges Publicum rechnete, dem viele Bände nicht zu viel und bogenlange Reden nicht zu lang waren, so tritt der Schwulst von heute alle Gesetze der Abwechselung mit Füßen und arbeitet in unbarmherziger Eintönigkeit auf den Zuhörer los. Und wie der schwülstige Staatsroman jener Zeit sich mit Vorliebe patriotisch drapirte, ins deutsche Alterthum hineinlog und fabulose germanische Prinzen und Prinzessinnen oder auch den großmüthigen Feldhern Arminius nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda mit seinem Phrasenschwall verherrlichte, so klammert sich der Schwulst von heute am liebsten an die Nibelungenhelden und an die germanischen Götter, um sich unter ihrem Schutze für die alleinberechtigte deutsche Kunst auszugeben.

Maxime Du Camp.

Als die französische Akademie jüngst den vielgenannten Reiseschriftsteller, Kunstkritiker und Geschichtschreiber Maxime Du Camp zu ihrem „unsterblichen" Mitglied wählte, da ging ein Sturm der Entrüstung durch das ganze liberale Frankreich, denn der neue Akademiker war nur aus Haß gegen die Commune, die er gegeißelt, und wider die republikanische Partei, welcher er einst angehört, kurz in seiner Eigenschaft als bekehrter Demokrat und Freigeist gewählt worden, gerade wie vor ihm Emile Ollivier, der Mann mit dem leichten Herzen. Daß aber in Wahrheit der neue Unsterbliche als Schriftsteller ein ganzes Dutzend Akademiker aufwiegt, das sollen die folgenden Zeilen darzulegen suchen.

Maxime Du Camp oder besser Ducamp, wie er sich noch zur Blüthezeit seines Liberalismus schrieb, ist der Sohn eines jung verstorbenen Chirurgen, der schon mit dreiundreißig Jahren Mitglied der medicinischen Akademie war. Er bildete sich anfänglich zum Maler aus, daher der descriptive Zug, der sogar in seinen statistischen Schriften zu beobachten ist. Von seiner ersten Orientreise, welche er theilweise in Gesellschaft des jüngst

heimgegangenen Gustave Flaubert unternahm, der auf den Trümmern von Karthago die Studien zu seinem prächtigen archäologischen Romane „Salammbô" machte, brachte er eine reiche Sammlung selbstverfertigter Photographien heim, die er für sein Buch über Aegypten verwerthete, die erste Schrift, welche Photographie und Typographie miteinander vereinigte. Acht Tage nach dem Erscheinen seiner „Souvenirs et paysages d'Orient" brach die Revolution von 1848 aus. Du Camp zog die Uniform des Nationalgardisten an und wohnte allen militärischen Ereignissen mit Gewehr und Notizbuch in der Hand bei. Vor der großen Barrikade des Faubourg Poissonnière gefährlich verwundet, wurde er vom General Cavaignac eigenhändig decorirt. In Folge seiner auf eigene Kosten unternommenen diplomatischen und wissenschaftlichen zweiten Orientreise rundete sich sein Ritterbändchen der Ehrenlegion zur Offiziersrosette. 1851 gründete er mit seinem Jugendfreunde Louis de Cormenin die „Revue de Paris", die aber nach Orsinis Attentat vom Kaiserreich unterdrückt wurde. Nach einer Kunstreise durch Italien und Holland schrieb er die Geschichte des Höllenmaschinen-Attentats, das dramatisch belebte „Nachgelassene Buch oder Memoiren eines Selbstmörders", einen zweiten, ebenfalls von Byron'schem Weltschmerz angekränkelten Roman „Forces perdues" und einen Band Gedichte. Im Vorworte zu diesen „Chants modernes" findet sich das Manifest einer neuen Schule, welche auf romantischer Grundlage modernen Realismus treiben wollte, und das in diesen Tagen oft citirte Anathem wider die französische Akademie, „die keine Existenzberechtigung mehr hat und als literaturfeindliches Corps unterdrückt werden muß". Nicht minder interessant ist in demselben Buche ein Selbstporträt in Versen, welches uns das fahrige Wesen dieses Schriftstellers erklärt, dessen Individualität etwas Kriegerisches hat, wie sein Name, und der immer gegen die Vorurtheile und Lächerlichkeiten Uncultivirter oder gegen Reactionäre und Revolutionäre mit Büchse und Feder scharmützeln muß.

Je suis né voyageur, je suis actif et maigre,
J'ai peur de m'arrêter, c'est l'instinct de ma vie! . .
Et par aucun soleil mon œil n'est altéré.

Diese nervöse Unruhe ließ ihn 1860 sogar das rothe Garibaldinerhemd anziehen und die Expedition nach Sicilien mitmachen. Sei es nun als Combattant, wie er behauptet, oder als Reporter, wie Oberst Bordone unlängst erklärt hat, so ist es doch sicher, daß er aus diesem Feldzuge statt der vielleicht geträumten Lorbeeren blos ein lesenswerthes Buch und jene „Blumen des Krieges" heimbrachte, von denen der tropenreiche Michelet in einem Kapitel über die Rheumatismen spricht. In jene Zeit fällt auch sein Abfall von der Demokratie, der übrigens jedem aufmerksamen Leser seiner lange zuvor erschienenen „Erinnerungen an 1848", wo er seinen Abscheu vor den Excessen des in seiner Wuth ebenso gräßlichen als grotesken Pöbels zum Ausdruck brachte, nicht ganz unerwartet kommen mußte.

Diesen Uebergang von der äußersten Linken zur bonapartistischen Rechten hat er niemals, auch nicht durch den bekannten Ausspruch des ähnlich bekehrten Alfieri motivirt: „Ich wechselte meine Gesinnung, weil ich zuerst die Großen gesehen hatte. Jetzt kenne ich die Kleinen! . . ." Jedenfalls war Du Camp, der an der Zukunft der Republik verzweifelte, ein schlechter Prophet. Das Kaiserreich in extremis nahm ihn für den letzten Senatorenschub in Aussicht, aber die Katastrophe von Sedan setzte seiner kaum begonnenen politischen Laufbahn ein jähes Ziel. Und das war eigentlich ein Glück, denn auf diese Weise konnte er in Ruhe das große Werk vollenden, welches er unterm autoritären Kaiserreich begonnen und unter dessen liberaler Aera fortgesetzt hatte, und dessen Plan eines Tages beim Standbilde Heinrichs IV. auf dem Pont Neuf entstanden war.

„Ich bewunderte dort," erzählt er im Vorworte, „das großartige Schauspiel, das sich vor meinen Blicken entrollte. Ich sah die Holzschiffe auf der Seine dahingleiten, hörte das dumpfe Rollen der Omnibusse, die das Pflaster erschütterten, entdeckte einen Zellenwagen, der ins Gefängniß der Conciergerie fuhr, betrachtete die Rauchsäule auf den Schornsteinen der Münze, und verfolgte mit den Augen die schweren Lastwagen, die aus den Markthallen kamen, indessen ich, gestreift von Stadtsergeanten und Briefträgern, im Gewühle der Menschenmenge und mitten im monotonen Grollen einer thätigen Weltstadt stand. Da fragte ich mich, wieso dieses Volk leben könne, durch welche Wunder der Vorsehung man seinen Bedürfnissen, Forderungen und Launen entgegenkomme und wie viel unbekannte Diener sich bemühen, es zu beobachten, es zu leiten, ihm zu helfen, jede Gefahr von ihm abzuwenden und sein Leben zu sichern, ohne daß es diese stille Fürsorge auch nur bemerke." Auf solche Art entstand sein fünfbändiges Werk: „Paris, seine Organe, seine Functionen und sein Leben", das in jeder Beziehung hoch über Merciers merkwürdigem „Tableau de Paris" steht, woraus uns die vorrevolutionäre Hauptstadt Frankreichs in so lebendiger Weise entgegentritt. Künftige Generationen erhalten hier eine exacte und anschauliche Schilderung der modernen Weltstadt, ein Bild der Civilisation in ihrem großartigsten und schönsten Laboratorium, die wahren Mysterien von Paris. Es ist das Ergebniß zehnjähriger Studien, die den unermüdlichen Notizler auf Kosten seiner Gesundheit und mit Gefahr seines Lebens in alle Winkel dieser gewaltigen Organisation führten: er arbeitete mit den Beamten der Präfectur und der Morgue, prüfte die Register der Post- und Telegraphenbüreaus, setzte sich neben die Richter, ließ sich in den verrufenen Carrières d'Amérique arretiren, wohnte den Razzien in Spielhöllen und andern Lasterhäusern bei und begleitete die Verbrecher bis zu den Stufen des Schafotts. An eine kurzgefaßte Geschichte der Stadt knüpfen sich ebenso gründliche als fesselnde Abhandlungen über Post, Telegraphie und Eisenbahnen, über die öffentlichen Fuhrwerke und die Seineschifffahrt, über die ungeheure und doch einfache Alimentation, wobei die Schlachthäuser, Centralhallen, Viehmärkte, der Straßenverkauf und die Kornkammern Revue passiren. Das Kapitel über den Tabak gibt dem Autor Gelegenheit, sich über das Monopol und die Cigarrenfabrikation auszulassen, und nachdem er uns die Bank von Frankreich und die übrigen Creditinstitute und ihre Operationsweise gezeigt, führt er uns in die Münze, wo die einzig wahrhafte Autorität unsres Jahrhunderts geschaffen und in Cours gesetzt wird. Von da bis zu den Opfern des Elends und des Verbrechens ist nur ein Schritt. Er macht uns mit der Organisation der Polizei vertraut, die Gerichtshöfe functioniren, die Gefängnisse erschließen sich, und schon blinkt das dreieckige Beil der Guillotine. Prostitution und Bettel folgen, aber auch die Werke der Wohlthat: Findelhäuser, Greisenasyle, Spitäler, Blinden- und Irreninstitute, lernen wir kennen, wobei als Ideal der letzteren die badische Musteranstalt von Illenau bei Achern geschildert und empfohlen wird. Nach einer Darlegung des öffentlichen Unterrichts und Vermögens gehen wir zur Wasserversorgung, Beleuchtung und zum Civilstandesamt über. Einer Darstellung des großartigen Kloakennetzes folgt eine Abhandlung über die Kirchhöfe und die Nebenorgane, zum Beispiel die Theater, deren Mercier in seinem „Traum der Träume" für das Jahr 2440 vier prophezeit, während schon das heutige Paris über dreißig Bühnen besitzt; dann folgt die Welt der Journale und Bücher (Bibliotheken) und endlich eine Physiologie des Pariser Volkes, wie sie erschöpfender und treffender noch nicht gegeben worden ist. Der Fleiß, die Sparsamkeit und der Familiensinn des Pariser, dieses seltsamen Gemisches von revolutionärem Geiste und Servilismus, werden besonders hervorgehoben, aber seine schlechten Eigenschaften darob nicht vergessen: seine Ungeduld, Widerspenstigkeit, seine Inconsequenz und sein Mangel an Respect vor Gesetz und Regierung, während er doch mit Vergnügen von ihren Wohlthaten Gebrauch macht. Du Camp zeigt uns auch, wie selten die wahre Ehrlichkeit ist, und behauptet, daß die Hälfte der Pariser Bevölkerung aus Dieben bestehe. Da er die Handeltreibenden principiell darunter rechnet und auch jene probité courante verdammt, von der Emile Augier einmal spricht, so könnte er füglich fast ganz Paris der Schelmenzunft zutheilen. Damit steht nun freilich sein fast Victor Hugo'scher Hymnus über die Leuchte der Welt, die Centralsonne der Civilisation,

die Ville-lumière in schreiendem Widerspruche. Man kann hierbei gegen seine echt französische Auffassung, als ob ohne Paris die Welt in Finsterniß und Barbarei verkommen würde, nicht energisch genug protestiren. Allerdings ist die Seinestadt ein Centrum der Cultur, aber an geistiger Productivität kann sie unmöglich, wie Du Camp es thut, neben Athen gestellt werden, mit dessen Hinsinken die civilisatorische Arbeit wieder von Anfang an beginnen mußte. Der französische Geist, der namentlich als tonangebender Vulgarisator für die Menschheit eine große Bedeutung hat, ist keineswegs von so schöpferischer und souveräner Macht, als sich die Wälschen einreden. Auch nicht Eine der weltumgestaltenden Erfindungen oder Entdeckungen stammt von Paris, und dessen größte That, die Revolution, wäre ohne die vorausgegangene geisterbefreiende Reformation und dem aus England importirten Parlamentarismus unmöglich gewesen. Die moderne Philosophie kommt aus Königsberg und Berlin, die Blüthe der Musik erschloß sich in Wien, und dem kleinen Weimar entströmte eine solche Lichtwelle von Schönheit, daß manche vermeintliche Centralsonne davor erblaßt.

Abgesehen von derlei nationalen Velleitäten urtheilt Du Camp in seinem Schlußkapitel, das freilich unterm frischen Eindruck der Commune geschrieben wurde, grade so pessimistisch wie Fürst Schwarzenberg, welcher Paris den Krebsschaden Frankreichs nannte, der alle Kräfte des Landes aufsaugt, Alles absorbirt, assimilirt, und dessen Riesenkopf in keinem Verhältnisse zum Rumpfe steht. Auch er ist der Meinung von Taine und Renan, daß das revolutionäre Paris Frankreich zu Grunde richten werde. Wohl stecke hinter der Stadt der Prostituirten, Spieler, Säufer, Stutzer und Dummköpfe ein großes moralisches und fleißiges Paris der Pariser, aber die Einwanderung aus der Provinz und dem Auslande habe den Autochthonen, der nichts von Politik wissen wolle, schon längst verdrängt. Und nun der traurige Blick in die Zukunft!

Der Bürgerkrieg wird Paris zu Grunde richten, meint Du Camp. Die Zerstörung von Paris ist ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Der erste Act war der Juniaufstand von 1848, wo bereits die Schwefeläthersprize Tod und Verderben spie. Der zweite Act heißt die Commune, wo das Petroleum dem Feinde die Feuersbrunst entgegensetzte. Im dritten und letzten Acte wird die große Phalanx der Vagabunden, schlechten Arbeiter, Trunkenbolde und die gesammte rothe Legion ganze Quartiere in die Luft sprengen.

„Die Gefahr, die Paris auch in latentem Zustand einem brütendem Vulkane vergleichbar macht, besteht in Wirklichkeit. Der Bürgerkrieg ist in dieser Beziehung viel mehr zu fürchten als der Krieg gegen den Fremden oder irgend eine ausländische Verwickelung. Städte können dem Erdboden gleich gemacht werden, wenn ein Sturmangriff sie bezwungen hat, aber welche feindliche Armee wäre unverständig genug, ein solches Abenteuer gegen unsere Mauern zu versuchen? Sollte uns eine düstere Zukunft eine zweite Belagerung vorbehalten, so wird Paris entweder die feindlichen Linien durchbrechen, den Truppen in der Provinz die Hand reichen und sich befreien, oder aber in seinen Bemühungen Schiffbruch erleiden und, eingeschlossen und vielleicht durch Convulsionen in seinen Eingeweiden gequält, die finstere Stunde des Hungers erwarten, die sie schon einmal schlagen hörte. Je volksreicher die Festungsplätze, um so schwieriger ist ihre Vertheidigung: die Hungersnoth vollbringt ihr Werk schneller als die Strategie. Zwei Millionen Bewohner sind eine Ursache der Schwächung, welcher kein Heroismus widerstehen kann. Ist der Feind in Folge vereinbarter Capitulation Sieger, so wird er diese Stadt respectiren, deren auch verminderter Glanz ihn noch immer in Erstaunen setzt. Paris wird nicht getödtet, es wird sich selbst umbringen."

Schon hieraus ließ sich erkennen, in welchem Sinne sein nächstes Buch: „Les convulsions de Paris", das sich die Commune, diese Spottgeburt aus Dreck und Feuer, zum Vorwurf setzte, geschrieben sein würde. Der Verfasser hatte den Verlauf der Ereignisse im Auslande — auf seiner Besitzung bei Baden-Baden — abgewartet. Man denke sich seinen Schmerz, als er in seinem geliebten Paris, das Keiner besser gekannt und geschildert hat, die noch rauchenden Trümmerhaufen fand, die Zeugen des blutig unterdrückten Bürgerkrieges. Die Entrüstung macht ihn zum Geschichtschreiber, und das erklärt die Mängel des Buches. An die Stelle historischer Objectivität tritt nur allzu oft die herzlose Härte der Parteischrift, die pamphletarische Leidenschaftlichkeit. Er denkt sich nicht genug in den damaligen Zustand der Geister hinein und sieht nur die Wirkungen, nicht aber die Ursachen. Er vergißt die Leiden der fünfmonatlichen Belagerung, die Unzufriedenheit der bewaffneten Bevölkerung, die sich gegen den Feind schlagen wollte und nicht durfte, die schmerzliche Enttäuschung der Capitulation, die Drohung, den Sold der Nationalgarde nicht auszubezahlen, was 400,000 Arbeiter brodlos gemacht hätte, und den gerechten Argwohn der Pariser gegenüber der reactionären Majorität der Nationalversammlung von Bordeaux. Er verschweigt auch, daß die Wuth der strafenden Versailler die Niedermetzelung der Geiseln an Grausamkeit zum mindesten aufwog.

Seine Quellen sammelte Du Camp in ähnlicher Weise wie zu seinem Buche über Fieschis Attentat. Durch Schlauheit und pecuniäre Opfer setzte er sich in Besitz einer Menge von wichtigen Documenten. Nebenbei schöpfte er aus den Verhöracten und Protokollen der rothhosigen Richter, die nach dem Ausspruche ihres Präsidenten „blos mit ihrem gesunden Menschenverstande" urtheilten. Man wirft ihm von radicaler Seite freilich vor, daß er die Geschichte der Besiegten nur nach den Berichten der Sieger geschrieben habe, ohne die Aussagen der Entlastungszeugen und Angeklagten zu berücksichtigen, und daß er ohne alle Kritik die Denunciationen von Männern acceptirte, die sich entweder für die ausgestandene Furcht oder an ihren Vorgesetzten rächen wollten, oder aber ganz einfach aus Geldgier falsche Zeugnisse fabricirten.

Auf alle diese Anschuldigungen erwidert Du Camp mit Cicero: Ne quid veri tacere non audeat, und erwartet die objectiv prüfende Kritik einer spätern Zeit. Er ließ sechs Exemplare seines Buches mit Schreibpapier durchschießen, wobei fortwährend auf die Originalbelege verwiesen wird, die an sicherer Stelle in London aufbewahrt sind. Die Radicalen haben bis heute keines seiner hauptsächlichsten Documente schlagend zu widerlegen vermocht, und die wenigen erwiesenen Irrthümer hat der Autor bereits in spätern Auflagen verbessert. Das Traurigste ist, daß das Werk zum Theil noch während der Thätigkeit der Kriegsgerichte und vor der Amnestie erschien und vielfach als Anklageschrift benützt wurde. Dadurch erwarb sich Du Camp den Namen eines Denuncianten. Wäre es nicht edler gewesen, die Veröffentlichung seines wichtigen Quellenwerkes für eine kritikvollere Geschichte der Commune auf spätere Zeit zu verschieben? Allerdings würde er in diesem Falle schwerlich in die Akademie gewählt worden sein.

Du Camp ist weder Historiker noch Romandichter, sondern Feuilletonist, und als solcher ohne Zweifel einer der besten des gegenwärtigen Frankreich. Sein brillanter, etwas kalter Stil liest sich leicht und angenehm und sprudelt von feinen und geistreichen Bemerkungen über. Philosophische Excurse sind seine Sache nicht, um so besser hantirt er das feuilletonistische Rüstzeug: das Porträt, die Anekdote und das, was die Franzosen le trait nennen: die bald geistreiche, bald blos pittoreske Pointe, die sich jedesmal von selbst dort einstellt, wo die Darstellung ihre Prägnanz einzubüßen oder in doctrinärem Sande zu verlaufen droht. Sogar die öde Zahlenwelt der Statistik belebt sich bei Du Camp feuilletonistisch. Manchmal erhebt sich die Schilderung fast zu epischer Höhe. Ich verweise nur auf die Beschreibung einer Messe im Gefängnisse von Mazas, oder einer Hinrichtung in seinem Buche über Paris, oder auf das Ende von Delescluze und Raoul Rigault in den „Convulsionen". Angesichts solcher und andrer Meisterstücke der Darstellung muß man freilich zugeben, daß Maxime Du Camp mehr werth ist, denn nur als reactionäre Vogelscheuche mit dem akademischen Palmenfracke bekleidet zu werden.

Theophil Zolling.

Ein kleinstädtischer Club.

Von Alphonse Daudet.

Ich war bei meinen Freunden in Südfrankreich auf Besuch. Nach dem Essen zeigten mir die guten Leute unter den Sehenswürdigkeiten auch ihren Club. Er unterschied sich in nichts von andern kleinstädtischen Gesellschaftshäusern: vier in einander gehende Zimmer im ersten Stock eines alten herrschaftlichen Gebäudes mit der Aussicht auf die öffentlichen Anlagen, halb blinde große Spiegel, am Boden nackte Steinplatten, und da und dort auf dem Kaminbord, wo die Pariser Zeitungen der vorhergehenden Tage lagen, massive Lampen von Bronze, die einzigen der Stadt, die nicht Schlag neun Uhr gelöscht wurden. Als ich eintrat, gab es noch wenige Besucher. Einige alte Herren schnarchten, die Nase auf ihr Journal gesenkt, oder spielten still und ruhig eine Partie Whist, und unter dem grünen Scheine der Lichtschirme hatten die zusammengesteckten Kahlköpfe und die in einem Körbchen von Plüsch aufgehäuften Spielmarken ganz denselben matten, polirten Ton von altem Elfenbein. Draußen auf dem Platze wurde der Zapfenstreich geschlagen, und man hörte den Schritt der Spaziergänger, welche die abschüssigen Straßen dieser Bergstadt empor und nach Hause gingen.

Als ein Paar letzte Schläge mit den Thürklopfern die tiefe Stille unterbrochen, stiegen die jungen Herren, nachdem sie das mit ihrer Familie eingenommene Mahl und den gemeinsamen Spaziergang überstanden, lärmend die Treppe des Cercles empor. Einige zwanzig Gebirgsbewohner mit frischen Handschuhen, kühn ausgeschweiften Cylinderhüten und zurückgeschlagenen Hemdekragen traten herein und ihre schüchtern à la russe frisirten Haare machten sie Alle, komisch genug, großen und grob bemalten Puppen ähnlich. Es schien mir, als würde da vor mir ein sehr Pariserisches Stück aus der Feder von Meilhac und Halévy oder Dumas fils von kleinstädtischen Liebhabern aufgeführt. All die blasirten, gelangweilten, angeekelten Airs der Pariser Stutzer fand ich hier, zweihundert Meilen von der Hauptstadt wieder, wenn auch carrikirt durch die Ungeschicklichkeit der Acteurs. Es war recht possierlich, wie sich diese urwüchsigen Burschе mit schläfrigen Mienen begrüßten: „Comment va, mon bon?“ wie sie sich in niedergeschlagener Haltung auf den Sophas ausstreckten, vor den Spiegeln sich räkelten und mit dem echtesten Accente sagten: „C'est infect ... c'est crevant!“

Ich frug mich schon, auf welche Art diese Pariser Abgeschmacktheiten sich wohl in die frische und gesunde Bergluft verirren und hier einwurzeln konnten, als ich das hübsche, bleiche und ringsum frisirte Gesicht des jungen Herzogs von M*** sah. Dieses Mitglied des Jockeyclubs, des Rowingclubs und anderer gelehrten Pariser Gesellschaften hatte sich durch seine tollen Streiche auf den Boulevards berühmt gemacht und binnen weniger Monate der vorletzten Million seiner väterlichen Hinterlassenschaft in süßem Jubel entledigt. In Folge dessen fand es sein mit Schrecken erfüllter Vormund für gerathen, ihn hierher in diesen verlorenen Erdwinkel der Cevennen zu schicken. Jetzt verstand ich die blasirten Mienen, die ausgeschnittenen Westen, den anspruchsvollen Jargon dieser Jünglinge, denn ihr Modell stand ja vor meinen Augen.

Kaum eingetreten, wurde der Herr vom Jockeyclub umringt und gefeiert. Man wiederholte seine Worte, ahmte seine Gesten nach und copirte seine Stellungen, so daß diese blasse, apathische, krankhafte, aber trotz alledem vornehme Geckenfigur wie im Reflex roher, bäurischer Spiegel erschien, die seine Züge verzerrt wiedergaben.

Der kleine Herzog sprach an jenem Abend, ohne Zweifel mir zu Liebe, sehr viel, wenn auch mit ebenso großer Geringschätzung als Unkenntniß, über Theater und Literatur, indem er die berühmten Autoren duzte, die Meisterwerke hechelte und Emile Augier „ce M'sieu!“ und Dumas fils „le petit Dumas“ nannte. Er hatte über Alles und Jegliches recht nebelhafte Ansichten, die sich in nicht zu Ende gesprochene Phrasen kleideten, wo machine, chose, machin und andere „Dingsda“ die Worte, die er nicht finden konnte und die drei Punkte ersetzen sollten, deren sich dramatische Autoren, die nicht zu schreiben verstehen, so gerne bedienen. Kurz, dieser Gentleman hatte sich nie die Mühe genommen, über etwas nachzudenken, aber er war mit vielen Menschen in Berührung gekommen und hatte von einem Jeden gewisse Eindrücke und Ansichten obenhin im Kopfe behalten, welche jetzt ein Stück von ihm waren, wie die gebrannten Locken, die seine delikate Stirne umschatteten. Was er aber gründlich kannte, das war die Wissenschaft der Wappen und Orden, der Livreen, der galanten Dämchen, der wettrennenden Pferde, und in dieser Beziehung waren die jungen Provinzler fast ebenso gelehrt als er selbst geworden.

Der Abend verging unter dem Geschwätz dieses melancholischen Stallmeisters. Gegen zehn Uhr, als die alten Herren nach Hause gegangen, setzten sich die jungen um die verlassenen Spieltische zu einer Partie Baccarat. Seit der Ankunft des Edelmanns war es so Brauch geworden. Ich hatte mich im Dunkel auf eine Ecke des Sophas gesetzt, und von dort aus konnte ich alle Spieler unter dem gedämpften, abwärtsfallenden Scheine der Hängelampen beobachten. Der Herzog thronte in der Mitte des Tisches und hielt die Karten mit stolzer, gleichgültiger Miene und vollkommener Grazie, unbekümmert um Verlust oder Gewinn. Dieser ausgebeutelte Spieler war noch der Reichste von der gesammten Bande. Er hatte ja schon ganz andere Partien überstanden. Aber welchen Heldenmuth mußten sie, die armen Kleinen, aufbieten, um gleichgültig zu bleiben! Je hitziger das Spiel wurde, um so gespannter studirte ich den Ausdruck der Gesichter, das nervöse Zucken der Mundwinkel, die Todtenblässe, das Zusammenschauern, das plötzliche Ausbrechen einer Thräne und die großen ungeschlachten Finger, die sich aufgeregt über den Karten krümmten. Die Verlierenden verbargen ihre Bewegung hinter den Ausrufen: „Je m'emballe ... je m'embête!“ aber diese Pariser Interjectionen hatten in dem bezeichnenden und unerbittlichen Accent des Südfranzosen nicht mehr den aristokratisch gleichgültigen Ausdruck, wie auf den Lippen des kleinen Herzogs.

Unter den Spielern interessirte mich namentlich Einer: ein großer, sehr junger, allzuschnell aufgeschossener Bursch mit einem gutmüthigen, dicken, bärtigen Kindskopf. Naiv, uncultivirt, primitiv, trotz der Demidoff-Frisur, ließ er all seine Eindrücke auf seinem Gesichte, wie in einem offenen Buche, lesen. Er verlor an Einem fort. Zwei- oder dreimal erhob er sich vom Tische, ging eilig hinaus und kehrte dann nach einigen Minuten ganz athemlos und bleich an seinen Platz zurück. „Du, mein Bursche,“ sagte ich zu mir selbst, „hast soeben Deiner Mutter oder Deinen Schwestern eine Geschichte vorgeschwindelt, um Geld zu bekommen.“ Thatsache ist, daß der lange Kerl jedesmal mit vollen Taschen wieder erschien und sich mit neuer Wuth aufs Spiel verlegte. Aber das Glück verfolgte ihn stets hartnäckiger. Er verlor und verlor immerfort. Ich fühlte sein Zucken und Beben mit. Er hatte nicht einmal mehr die Kraft, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und bei jeder fallenden Karte versenkten sich seine Fingernägel in den grünen Teppich. Es war zum Erbarmen.

Ermüdet von meiner Reise und gleichsam hypnotisirt von der langweiligen und trägen Provinzatmosphäre, sah ich nach und nach den Spieltisch nur noch wie eine unbestimmte, verwischte Lichterscheinung und schlummerte endlich über dem leisen Geräusche der Stimmen und Karten ein. Ich wurde plötzlich durch heftige Worte, die laut durch den leeren Saal tönten, aufgeweckt. Alle waren fortgegangen. Es blieb nur noch das Mitglied des Jockeyclubs und der dicke Junge zurück, Beide noch immer über den Tisch geneigt und spielend. Die Partie war ernsthaft, ein Ecarté von zehn Louisd'or. Ich erkannte an der Verzweiflung, die das gute dicke Bulldoggengesicht des Gebirgssohnes auftrieb, daß er noch immer verlor. „Meine Revanche!“ schrie er wüthend von Zeit zu Zeit. Der Andere, immer ruhig, hielt ihm die Stange, und bei jedem neuen Stiche schien ein böses, verächtliches Lächeln kaum sichtbar seine

aristokratische Lippe zu kräuseln. Ich hörte ein lautes: „Trumpf!“ dann einen heftigen Faustschlag auf den Tisch. Der Unglückliche hatte Alles verspielt.

Einen Augenblick blieb er wie niedergedonnert und starrte lautlos die Karten an. Der Rock war verschoben, der Kragen aufgeschlagen, sein Hemd zerknittert und naß, als ob er sich geprügelt hätte. Dann, als er den Herzog die auf dem Tischtuch zerstreut liegenden Goldstücke zusammenraffen sah, schoß er plötzlich mit einem schrecklichen Schrei empor. „Mein Geld, um Gotteswillen!“ rief er, „ich will mein Geld!“ Und gleich darauf fing das große Kind zu schluchzen und zu flehen an. „Geben Sie's mir! Geben Sie's mir wieder!“

O ich schwöre, daß er den lispelnden Stutzerjargon mit Einem Male vergessen hatte! Seine natürliche Stimme war ihm wiedergegeben, und sie klang herzzerreißend wie diejenige von sehr starken Männern, bei denen die Thränen selten hervorbrechen und einen wahren Schmerz verursachen.

Sein immer kalter und ironischer Spielgenosse sah ihn ohne eine Miene zu verziehen an und mischte die Karten. Der Unselige aber warf sich vor ihm nieder und kniete auf den mit Speichel und Cigarrenstummeln beschmutzten Fliesen nieder und sagte leise, mit bebender Stimme: „Dies Geld ist nicht mein ... Ich habe es genommen ... bei uns, im Geschäft ... Mein Vater hat es mir gelassen, um morgen einen Wechsel zu bezahlen ...“ Seine Schande erstickte seine Stimme. Er konnte nichts weiter sagen.

Beim ersten Worte von gestohlenem Geld, zog der Herzog seinen Stuhl zurück und erhob sich lebhaft. Eine kleine Erregtheit röthete seine fahlen Wangen. Sein Gesicht nahm einen stolzen Ausdruck an, der ihm gut stand. Mit brüsker Geste leerte er seine Taschen auf den Tisch, dann ließ auch er für einen Augenblick seine häßliche Stutzermaske fallen und sagte geradezu und ein wenig gerührt:

„Nimm's doch wieder, verfluchter Dummkopf! ... Glaubst Du denn, daß ich im Ernste gespielt?!“ —

Ich hätte ihn umarmen mögen, diesen Zierbengel!

Aus der Hauptstadt.

Wiedereröffnung des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters: „Der Gascogner“ von Suppé, Text von Genée und Zell nach einem Romane von Eugen Sue. Schluß der Italienischen Oper im Skating-Rink.

Die neue Direction des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters — das bekanntlich von Herrn L'Arronge gekauft und weiter verpachtet wurde — hat am 24. September den Beweis gegeben, wie sie Alles aufbietet, um die Gunst des Publicums zu verdienen und zu erlangen. Sie hat die neueste Operette des beliebtesten Componisten der Gattung erworben, neben den bewährtesten Mitgliedern der letztverflossenen Theaterperiode neue sehr gute Kräfte gewonnen, der Ausstattung nach allen Seiten hin die größte Aufmerksamkeit gewidmet und noch als „great attraction“ den Componisten zur Reise nach Berlin und persönlichen Einführung seines Werkes bewogen. Von ihrer Seite ist also Alles geschehen, um ihre Thätigkeit mit vollem Glanze zu eröffnen, und es läßt sich mit Bestimmtheit sagen, das Publicum hat dies einstimmig und gern anerkannt. Eine andere Frage ist die von dem Erfolge der neuen „Operette“. Hier kann auch der freundlichst gesinnte Bericht nur von einem getheilten sprechen; und der größere Theil lag nicht in der günstigeren Wagschale. Es soll übrigens gleich hier bemerkt werden, daß die Musik einige Nummern bot, welche Zeugniß geben von dem bedeutenden Talente des Componisten für die leichtere dramatische Gattung, und verdienten lebhaften Beifall erregten.

Das Textbuch ist nicht besser und nicht schlechter als die meisten Erzeugnisse dieses Dichtungszweiges, bietet einige recht unterhaltende Scenen, noch mehr wenig interessante und einige, die bedeutend gekürzt, wo nicht ganz entfernt werden müssen, wie z. B. die Geistererscheinungen am Ende des zweiten Actes, die, wenn wir das höflichste Wort anwenden, als ganz verfehlte zu bezeichnen sind. Es war überhaupt eine sonderbare Idee der Dichter, den Herzog von Monmouth und seine Zeit als Stoff einer Operette zu wählen. Man könnte einwenden, daß Boccaccio ja auch eine fremde, einer lang vergangenen Zeit angehörige Persönlichkeit sei. Gewiß! Aber wer kennt nicht Boccaccio, den Dichter, wer weiß nicht, daß er ein großer Gelehrter und der lustigste Erzähler seiner Zeit gewesen? Wer dagegen überhaupt aus der Zeit der Schulgeschichts-Studien sich noch an den Herzog von Monmouth erinnert, der weiß nur, daß er ein Sohn des Königs Karl II. war, gegen seinen Onkel Jacob II. eine Empörung anstiftete, von diesem heuchlerische persönliche Zusage der Begnadigung erhielt, aber dennoch gleich darauf enthauptet wurde, und daß mit seiner Hinrichtung jene schreckliche Periode des Blutrichters Jeffrey begann, die noch heute im Munde des englischen Volkes als „bloody circuits“ bekannt ist. Daß Eugen Sue diesen Mann als Helden eines komischen Romans darstellte, war uns unbekannt; wir glauben, daß die Textdichter, wenn sie schon so weit in der Geschichte zurück griffen, um Stoff zu finden, einen solchen und viel besseren in den „Drei Musketieren“ und „Zwanzig Jahre später“ von Alexander Dumas finden konnten, Thatsachen, Namen und Personen, die dem Theaterpublicum ganz bekannt sind und immer einiges Interesse erregen werden.

Doch genug vom Texte, wenden wir uns zur Musik! Im ersten Act ist die kleine Arie des als Karaiben verkleideten Herzog von Monmouth amüsant, auch die Ariette des „Gascogner“ Croustillac. Die Arie der Cascarita wäre recht wirksam zu nennen, wenn nicht der Chorrefrain „flieht“, „flieht“ zu sehr an das „Diavolo“, „Diavolo“ Aubers erinnerte. Der zweite Act enthält zwei sehr gute Nummern: die Romanze des Herzogs und ein charmantes Duett des Gascogners mit der Herzogin. Leider wird der gute Eindruck dieser beiden Stücke durch die darauf folgenden endlosen Längen der Geisterchöre ꝛc. sehr beeinträchtigt. Der dritte Act enthält die wirksamsten Nummern, ein Buffoduett des Gascogners und ein Duett zwischen diesem und der Herzogin. Für den Kenner ist der Anfang der großen Scene mit Chor „Wunderbar ganz und gar“ das interessanteste und bestgearbeitete Stück der ganzen Operette, leider so kurz und von solch wenig bedeutender Weiterentfaltung, daß er vom größeren Publicum ganz unbeachtet bleiben muß. Wie wir schon angedeutet haben, Kürzungen, starke Kürzungen thun Noth, wenn die Operette einen guten, dauernden Erfolg haben soll.

Die Aufführung vermittelte uns die Bekanntschaft der neu gewonnenen Mitglieder Fräulein Meyerhoff, Fräulein Korner und Herrn Szika. Fräulein Meyerhoff ist eine sehr graziöse und musikfeste Darstellerin, ihre Stimme, ein voller Mezzosopran, die im Anfange sehr gut klang, schien uns gegen Ende etwas ermüdet zu sein. Fräulein Korners Organ ist ein wenig scharf, aber sie singt immer rein und bewegt sich mit Leichtigkeit und Sicherheit. Herr Szika ist ein sehr angenehm begabter Schauspieler und Sänger mit einer wohlklingenden Tenorstimme und gutem Vortrage. Die beiden Damen und Herr Szika fanden vielfachen und verdienten Beifall. Auch die guten alten Bekannten Fräulein E. Schmidt, Herr Swoboda und Herr Wellhoff wurden warm begrüßt und oft mit Beifall ausgezeichnet. Die Ausstattung in Decorationen und Anzügen ist ganz vortrefflich, und die ganze Führung des Zusammenspiels zeugt von der geschickten Leitung des nunmehrigen Directors Herrn Fritzsche. Die Aufnahme war eine sehr freundliche, der Componist und der Director wurden mehrmals gerufen, die Darsteller selbstverständlich so oft es nur anging.

Wir haben noch mit einigen Worten der Italienischen Operngesellschaft zu gedenken, die am 22. ihre „stagione“ im Skating-Rink beschloß. Ihre letzten Leistungen waren entschieden die besten, und fanden zahlreichsten Besuch und lebhaftesten Beifall des Publicums, besonders im „Don Pasquale“ von Donizetti und im „Ballo in maschera“ von Verdi. Die erstgenannte komische Oper ist ein überaus frisches, graziöses, melodienreiches und vortrefflich gearbeitetes Werk, das als ein Muster gelten kann, wie mit den einfachsten Mitteln das regste Interesse hervorzurufen und zu erhalten ist. Die Handlung ist in hundert Stücken von Kotzebue und Nachfolgern dagewesen — ein alter gutmüthiger, heirathslustiger Junggeselle, ein verliebter Neffe, ein witziger und gutmüthiger Hausarzt, ein verschmitztes liebenswürdiges Mädchen! Aber wie singt das Alles! wie sprudeln die Melodien überall hervor, und wie fein ist die Instrumentation! Die Haupt- und Titelrolle ward von Herrn Caracciolo gegeben, einem Baßbuffo, der zwar hier und da übertreibt, bei dem aber der Zuschauer und Hörer vor Lachen nicht zum Berechnen der Grenze gelangt. Neben ihm glänzte der Baritonist Herr Brogi, von dem wir

schon einmal gesprochen, und der in dieser Oper und im hochtragischen „Ballo in maschera“ seine vielseitige Meisterschaft zeigte. Er hat eine sehr schöne sympathische Stimme und, wenn er sich mäßigt, einen überwältigend schönen Vortrag. Die zuletzt genannte Verdi'sche Oper, deren Stoff der gleichnamigen von Auber entnommen ist, gab wieder ein Zeugniß von der großen dramatischen Begabung ihres Componisten. Es gibt ja Trivialitäten genug im „Ballo“ — und in welcher modernen italienischen Oper gäbe es deren nicht nach deutschen Begriffen? — aber mitunter treten auch Melodien und mehrstimmige Stücke hervor, die nur ein genialer und alle Mittel mit Geschick und Kraft handhabender dramatischer Musiker geschaffen haben kann. Den Lesern der „Gegenwart“, welche unsere Besprechung mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, brauchen wir unsere deutschen Empfindungen und Anschauungen nicht erst weitläufig darzulegen; und sie werden uns gewiß nicht mißverstehen, wenn wir sagen, daß wir an der reinen Intonation, dem feurigen Ausdrucke und dem vortrefflichen Zusammenspiel der Italiener Freude gehabt haben. Besonders das Zusammenspiel, an dem auch der ausgezeichnete Kapellmeister Bimboni bedeutend mitwirkte, verdient lebendigste Anerkennung. Im „Ballo“ glänzte noch Frau Vizjak als Amalie durch ihre schöne Stimme, die zuletzt nur die große Anstrengung etwas ermüdete, durch ihren vorzüglichen Vortrag und ihr ausgezeichnetes Spiel, und Herr Giannini, von dem allerdings nur die sehr schöne kräftige Tenorstimme zu rühmen ist. Die kleinere Rolle des Pagen ward von Fräulein Buffa, die der Verschworenen von den Herren Gasperini und Limonta musterhaft wiedergegeben. Wenn doch einmal eine klassische deutsche Oper von den deutschen Künstlern mit der Liebe und dem Zusammenwirken gegeben würde, welche diese Italiener für ihre modernen Opern kundgeben! H. Ehrlich.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

III.

Struys in Weimar besitzt eine seltene Kraft in der Darstellung düsterer Scenen des menschlichen Leidens und Elends. Er bewährt sie hier einmal, gegen seine sonstige Gewohnheit, in dem Bilde einer dem tragischen Schicksale und der quälenden Pein verfallenen geschichtlichen Persönlichkeit, des Königs Christian II. von Dänemark. In Gesellschaft seines Narren im vermauerten Thurm gefangen gehalten, hat er während der Jahre seiner Kerkerhaft den runden Steintisch so oft umwandelt, daß den Fliesen des Bodens die Spur seiner Sohlen, und dem Marmor der Tischplatte die Kreislinie geblieben ist, welche die im Gehen darauf gesetzten Fingerspitzen des Königs ihr eingeprägt haben. Die lebensgroße Gestalt des unglücklichen greisen Fürsten auf dem Struys'schen Bilde drückt in ihrer Bewegung die Situation, der weißbärtige Kopf den Seelenzustand des Gefangenen vorzüglich aus; der Ton des Ganzen ist dem düstern Charakter der Scene gemäß gestimmt, in der Malerei macht sich eine an Rembrandt erinnernde wilde Energie geltend. Das eigenthümlich „Saucige“, um mich dieses schwer zu ersetzenden und zu umschreibenden Atelierausdrucks zu bedienen, in der Farbe beeinträchtigt den Eindruck derselben indeß nicht unwesentlich.

Die Erinnerungen des großen nationalen Krieges treten weiter und weiter zurück. Die deutschen Maler zeigen sich nicht besonders eifrig, dieselben aufzufrischen, indem sie ihrem Volke die Thaten und Scenen desselben in immer neuen Bildern vorführen. Bleibtreu und Kolitz, zwei der berufensten und tüchtigsten unter unsern Schlachtenmalern, sind fast die einzigen, welche das diesmal in bedeutenderen Gemälden gethan haben. Lang in München gesellt sich ihnen mit der Ausstellung einer ganzen Reihe kleiner lebendiger skizzenhafter Bildchen, welche die Hauptergebnisse und Thaten des bayrischen II. Armeecorps anschaulich und mit ehrlicher Wahrheitsliebe schildern, welches der Künstler auf seinem ganzen französischen Kriegszuge begleitet hat. Die Treue der Darstellung in den selbst miterlebten und mit scharfem Auge beobachteten Marsch-, Kampf-, Verfolgungs- und Belagerungsscenen gibt diesen Arbeiten neben ihrem rein künstlerischen noch den sehr zu schätzenden Werth zuverlässiger historischer Documente. — Kolitz wußte in seinem Bilde: „General v. Bose in der Schlacht bei Wörth“ den rechten Charakter des modernen Feuergefechts, des Verhaltens preußischer Offiziere und Mannschaften in demselben, vorzüglich zu treffen. Die gesammte Erscheinung der Scene dieses Angriffs preußischer Infanterie gegen eine heftig vertheidigte Waldlisière, die Gruppirung, die Bewegungen der einzelnen Mitwirkenden, der Pferde wie der Menschen, der Commandirenden, Zuschauenden, Feuernden, Verwundeten, und ebenso die Landschaft im Pulverdampf, mit den vom Kugelsturm gefegten Bäumen und den in Brand geschossenen Gebäuden, ist in überzeugender Wahrheit gegeben. Aber als Bild leidet das Ganze an einer Schwere der Töne und einer Derbheit und Reizlosigkeit der Behandlung, die ihm, trotz jener Vorzüge, verhängnißvoll wird. Bleibtreu malte den Sturm der württembergischen Brigade Starkloff auf Frohschweiler am Tage von Wörth, wobei die Schwaben zum ersten Mal gleichsam Schulter an Schulter mit ihren norddeutschen Volks- und Kampfgenossen, den rheinischen Regimentern des 11. preußischen Corps, kämpften. Man weiß seit 30 Jahren, mit welchem Feuer Bleibtreu derartige Sturmscenen zu schildern weiß. Die eigne Begeisterung des Malers für seinen Gegenstand reißt ihn dabei nicht selten über die Grenzen dessen hinaus, was natürlich möglich ist oder doch wahrscheinlich erscheint: so auch hier in der Darstellung des bergaufwärts Vordringens der württembergischen Sturmcolonnen, deren jugendliche Mannschaften dem Feinde dort oben bei dem brennenden Dorf und dem Siege mehr entgegen fliegen als klimmen. Aber immerhin ist uns in solchen Bildern auch der Ueberschwang des Temperaments willkommener als Lahmheit und Mattigkeit. Ein besonderer Vorzug dieser Schöpfung Bleibtreus ist die von scharfer Beobachtung der Natur zeugende Charakteristik, ebenso der feineren Stammesunterschiede in den Köpfen und Gestalten der Schwaben und Preußen, wie der prononcirteren in denen der gefangenen Franzosen und Araber. — Ein junger Künstler, Schüler Antons von Werner, Röchling aus Saarbrücken, tritt hier zum ersten Mal mit einem Genrebilde aus jenen Kriegstagen an die Oeffentlichkeit: der erste französische Gefangene in Saarbrücken, von preußischen Soldaten gemüthlich harmlos, ohne Bosheit verspottet und gehänselt, während er ingrimmig, verzweifelt vor sich hinstarrend am Tisch des ihm angewiesenen Quartiers sitzt; eine frisch und lebendig entworfene, breit und tüchtig gemalte Scene.

Das geschichtliche Genre ist noch weniger bei uns cultivirt als die eigentliche Historie, wie sehr unsere Künstler andererseits auch die Kostümmalerei oder die Darstellung novellistischer resp. dramatischer Scenen, Gruppen oder Einzelgestalten in den malerischen Trachten und Umgebungen früherer Epochen noch immer bevorzugen. Borckmann, Victor St. Lerche, von Schubert, Nikutowsky, J. Brandt, A. Wagner und Schuch sind als Maler jenes Genres zu nennen.

Die Auffassungs- und Malweise derselben ist von so manchen früheren Ausstellungen her bekannt genug. Anders ist sie nicht geworden. Es wäre überflüssig sie hier von Neuem zu charakterisiren. Das größte Talent und die größte Meisterschaft beweist unter ihnen auch hier wieder J. Brandt, der unter allen in Deutschland lebenden Genossen im Bezug auf Beides überhaupt nur von Wenigen erreicht wird. Sein Bild „türkischer Vorposten von polnischen Reitern überfallen“ ist von einer unvergleichlichen Energie und Leidenschaftlichkeit der Empfindung und Darstellung. Der eine der beiden Polen hat dem Ueberfallenen den Lasso um den Hals geworfen, ihn darauf vom Pferde gerissen und sprengt nun, sich weit vorwerfend, auf seinem Thiere im rasenden Carrière davon, sein halbersticktes Opfer hinter sich über den Boden der Steppe mit fortreißend. Der Kamerad packt das wüthend ansteigende Roß des Türken. Das Momentane, Blitzähnliche und das Furchtbare in der ganzen Handlung ist in packender Wahrheit und Lebendigkeit veranschaulicht, die Farbe von vollendetem Adel und trotz der vielen reichen Lokaltöne voll schöner Harmonie. Einigermaßen verwirrend wirkt die Menge und Mannichfaltigkeit der verschiedensten Waffen-Kostümstücke, welche der geschleifte Türke an sich trägt. Aber trotz derselben hält die Zeichnung der Gestalt Stand, auch bei der genauesten Prüfung. Fast noch vornehmer im Tone bei größerer Ruhe in der Haltung ist Brandts, vom feinsten und gesundesten Naturgefühl beseelte Schilderung eines Haltes russischer Jäger an einer Steppenschenke, deren langbärtiger Wirth den vom kalten Herbststurm durchwehten „Gospodins“ den verlangten Wodki einschenkt. Wie sind diese Männer, diese Pferde und Hunde gezeichnet, diese Novembertag-Stimmung der öden Flachlandschaft wiedergegeben, dieser schneidende Wind, welcher den Rauch der niederen Hütte zu Boden niederdrückt und dahinjagt, den röthlichen Bart des Wirthes, die Ueberröcke der abgesessenen Männer, die Schweife der Pferde, die langen Haare der zitternden Jagdhunde zaust, zur vollen Empfindung des Beschauers gebracht! Dabei in der Malerei, in der Behandlung, dem Vortrage eine

Sicherheit, Freiheit und Selbstverständlichkeit, als ob das gar nicht anders sein könnte, und die einfachste Sache in der Welt wäre.

Nikutowsky („Gebet vor der Schlacht" im polnischen Aufstande von 1863) zeichnet seine Polen mit sehr genauer Kenntniß ihres Wesens und ihrer Erscheinung. Auch Ton und Stimmung der Waldlandschaft in der Morgendämmerungsstunde ist gut getroffen. Daß die körperlichen Gegenstände nicht immer recht rund, plastisch herauskommen, sondern etwas flach wirken, fällt auch an diesem Bilde wie an manchen früheren seines Malers auf. — Schuchs Bilder aus den wilden Zeiten des 30jährigen Kriegs gleichen in ihren guten Qualitäten, welche besonders in den stimmungsvollen Landschaften derselben zu Tage treten, wie in ihren Schwächen den auf anderen Ausstellungen von ihm gesehenen so sehr, daß wir auch in den neuesten zunächst längst bekannte zu sehen meinen. Sein „Kroatenritt" ist übrigens auch in Bezug auf die fliehenden und verfolgenden Reitergruppen eine sehr respectable Leistung. A. Wagners Mazeppa, der, nackt auf das wilde Steppenroß gebunden mit dem gestürzten Thier hülflos in der Oede am Boden liegt, käme in weniger lebensgroßem Format gemalt besser zu seiner Wirkung. Nicht übel im Ton ist die nackte Menschengestalt wie die des braunen Pferdes, doch etwas leer. J. Gehrts nordgermanische „Küstenwächter nach einem Sturm" sich mit den von den Wellen ans Ufer geworfenen Opfern eines Schiffbruchs beschäftigend (an einem jungen blonden Weibe werden Belebungsversuche gemacht) ist mehr als nur Maskenscene, trägt das Charaktergepräge uralter rauher Zeit in seinen Gestalten und frappirt durch die Wahrheit seines Tons in Luft, Strand und Meer.

Zu einem Meister von außerordentlicher Feinheit des Blicks und seltner Kunsttüchtigkeit auf einem ganz besonders von ihm bevorzugten Lieblingsgebiet hat sich der Schwede Holmberg (München) entwickelt. Dies Gebiet ist die Malerei von interessanten, durch nahe Fenster effectvoll beleuchteten Interieurs. Auf den beiden kleineren neuesten Blidern handelt es sich um die Herausarbeitung des Lichteffects, welches durch ein großes, die Hauptfläche des Hintergrundes einnehmendes Fenster in dem davon erhellten davorliegenden Gemach erzeugt wird; auf den todten Gegenständen in demselben wie auf den darin befindlichen menschlichen Gestalten. Diese Aufgabe habe ich nie vollendeter gelöst gesehen als hier. Auf dem einen Bilde ist es eine schöne blonde, junge Dame im weißen Atlaskleide, Schnitt von 1640, die auf hochlehnigem Sessel mit reichem vergoldeten Gestell und scharlachrothen Polstern mit dem Rücken gegen das breite hohe Fenster, in einem Buche lesend, sitzt. Das alterthümliche Gemach zeigt prachtvolle, tief goldig schimmernde gepreßte Ledertapeten an den Wänden, eine schöne alte Truhe am Boden und einen Teppich von köstlich edlem Ton. Durch das Fenster blickt man draußen in eine Gartenlandschaft. Auf dem andern Bilde ist das Fenster aus runden verbleiten Butzenscheiben mit einem Paar eingefügter, farbiger kleiner Glasgemälde zusammengesetzt. Einem jungen blondbärtigen Goldarbeiter leuchtet das durch dieses Fenster einfallende milde und warme Tageslicht bei der eifrigen freudigen Arbeit an seinem Werktisch. Er ciselirt eine goldene Statuette. Andre in der Ausführung begriffne Werke seiner Hand, Prunkgeräthe und Kleinodien stehen umher; mannichfaches Handwerkzeug liegt theils dazwischen, theils ist es hinter dem Künstler an der Wand der Fensternische befestigt. Ueber alle diese Objecte ist jenes durch den Scheibenton leicht gefärbte Tageslicht hingebreitet, sein Spiel, seine directen Wirkungen, seine Schatten und Reflexe aufs Genauste und Kunstvollste der Wirklichkeit abgelauscht und nachgebildet. Bei äußerster Gewissenhaftigkeit der Malweise hat dieselbe doch nichts Gequältes und Mühsames. Man sieht keine Technik, die Dinge sind körperlich wirklich da. Aber man sieht sie doch von einem vornehmen künstlerischen Geist aufgefaßt. Dasselbe gilt von jenem andern Bilde. Der Zauber des Lichtspiels ist hier vielleicht noch größer und, Dank der größeren Pracht der Lokalfarben und der Stoffe, reizender. Der Adel des Tons und — des malerischen Sinnes, wie die Verhüllung der Technik, mittelst deren das schöne Resultat erreicht ward, sind die gleichen. — Carl Sohn der Jüngere bereicherte die Ausstellung durch eine sehr elegant gemalte, liebevoll und mit glänzendem Geschick durchgeführte Novellenscene, die er in ein Patricierhaus um das Jahr 1600—1620 verlegte: „Beim Nachtisch." Der Maler hat viel von seinem Onkel oder Vetter Wilhelm Sohn profitirt, die Behandlung der Stoffe, der Seide, des Sammets, der Tapeten und Teppiche erinnert direct an die, welche wir auf des letztern Meisters „Consultation beim Advocaten" bewunderten. Auch in einer gewissen Unklarheit oder Räthselhaftigkeit des eigentlichen Inhalts des geschilderten Vorganges gleichen sich beide Gemälde. Aber diese Eigenschaft ist kein Vorwurf. Sie reizt sich immer länger mit der Betrachtung des anziehenden Kunstwerks zu beschäftigen, und diese läßt uns in seiner Farbe, seiner Malerei und seinen graziösen liebenswürdigen Gestalten immer neue erfreuliche Eigenschaften erkennen. — Ehrentrauts kleine Bildchen sind nicht in der Absicht gemalt, ihrem Beschauer derartiges Kopfzerbrechen über das Dargestellte zu verursachen. Einzelne Figurchen, meist im Soldatenkostüme der Mitte des 17. Jahrhunderts, in ruhigem Dasitzen, rauchend, trinkend, Posten stehend, seltener schon Gruppen von solchen, die sich Beschäftigungen der ersteren behaglichen Art hingeben, das sind seine Lieblingsgegenstände, die er auf Täfelchen winzigen Formats mit glücklichem Fleiß und delikatester Durchführung zu wohlgestimmten gefälligen Bildchen gestaltet. Das feinste und edelste im Ton dürfte unter seinen vier diesmal ausgestellten das „Ruhestündchen", der junge auf dem Tisch sitzende Soldat sein. Das reichste an Figurenzahl und Action, das „Fahrendes Volk" betitelte: Gaukler in Callots Manier, die ihre Masken, Bilder und Lieder vor den soldatischen Gästen einer verräucherten Schenke produciren. Die etwas harten Lokaltöne in den Trachten jener Gaukler stören einigermaßen den Schmelz und die Ruhe des Gesammttons.

Bibliographie.

Brandes, Georg. Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. 1. Bd.: Die Emigrantenliteratur. 8. 242 S. Leipzig 1882, Veit & Co.

Eine Groteske. gr. 8. 58 S. Leipzig, Commissionsverlag von Alfred Lorentz. 4. —

W. B. K. Per aspera ad astra. 8. 165 S. Wien 1881, Friedr. Beck.

Richter, Albert. Bilder aus der deutschen Culturgeschichte. 1. Bd. 1. Lfg. 1. Hälfte. 8. 48 S. Leipzig, Friedr. Brandstetter.

Reißmann, Dr. August. Handlexikon der Tonkunst. Vollständig in 17—18 Lieferungen à 0,50 *M.* 1. Lfg. 8. 32 S. Berlin 1882, Robert Oppenheimer.

Brendicke, Dr. Hans. Genealogien sämmtlicher griechischer Götter und Heroen in 18 Uebersichtstafeln mit Erklärungen zum Handgebrauch für Freunde des klassischen Alterthums insbesondere für Schüler höherer Lehranstalten. Folio. Köthen 1881, Paul Schettler.

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht des Entwicklungsganges der bildenden Künste von den frühesten Werken bis auf die neueste Zeit. Volksausgabe. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. Bearbeitet von Wilhelm Lübke und Carl v. Lützow. Lfg. 4—8. gr. Folio. Stuttgart 1881, Ebner & Seubert.

Baumbach, Dr. jur. Karl. Staatslexikon. Handbuch für jeden Staatsbürger zur Kenntniß des öffentlichen Rechts- und des Staatslebens aller Länder, insbesondere des deutschen Reichs. 8. 639 S. Leipzig 1882, Bibliographisches Institut.

Hanslick, Dr. Eduard. Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. 6. vermehrte und verbesserte Aufl. kl. 8. XIV und 196 S. Leipzig 1881, Joh. Ambr. Barth.

Hackländer, F. W. Ausgewählte Werke. 1. Bd.: Eugen Stillfried. kl. 8. 272 S. Stuttgart, Karl Krabbe.

Wolzogen, Karoline von. Agnes von Lilien. Roman in 2 Bänden. Neu herausgegeben von Ludw. Salomon. 1. u. 2. Bd. kl. 8. XVI u. 184 u. 166 S. Stuttgart 1881, Levy & Müller.

Heppe, Dr. G. Katechismus der Farbwaarenkunde. 8. VI u. 148 S. Leipzig 1881, J. J. Weber.

Pantenius, Theodor Hermann. Das rothe Gold. Ein Roman. 8. 346 S. Hamburg und Mitau 1881, Behre's Verlag.

Turgénjew, Iwan. Stillleben. Faust. Die erste Liebe. Drei Novellen. Autorisirte Ausgabe. 8. 320 S. Ebendaselbst.

— — Eine Unglückliche. Abenteuer des Lieutenants Jergunow. Ein Briefwechsel. Assja. Vier Novellen. Autorisirte Ausgabe. 2. Aufl. 8. 359 S. Ebendaselbst.

Warneck, Dr. F. S. Das Princip der politischen Gleichberechtigung und die modernen Emancipationsfragen. 8. 174 S. Ebendaselbst.

Lilienfeld, Paul von. Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 5. Theil. X u. 592 S. Ebendaselbst.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher 2c. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Prächtiges Weihnachtsgeschenk.

Aus Sturm und Noth

Selbstschriften-Album des Deutschen Reichs.

Im Auftrage und zum Besten der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger herausgegeben von der Verlagshandlung des Deutschen Familienblatts. 88 Seiten Quart. Preis 5 *M.*, geb. 7 *M.*, Prachtausgabe gebunden 25 *M.*

Bereits 9000 Exemplare verkauft.

— Höchst interessantes Werk. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In unserem Verlage erschien soeben:

Vor den Coulissen.

Originalblätter von

Celebritäten des deutschen Theaters.

Mit einer Einleitung von **Heinrich Laube**, einer Originalcomposition von **Wilhelm Taubert** und 44 Porträts und Facsimiles.

Herausgegeben von

Jos. Lewinsky.

Preis in elegantem Umschlag brochirt 6 *M.*
In geschmackvollem Leinenband 7 *M.*

Verlag von **A. Hofmann & Co.** in **Berlin**, W., Kronenstraße 17.

Im Verlage von Heinrich Minden in Dresden und Leipzig erschien soeben:

Bewegte Zeiten.

Roman in 3 Abtheilungen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege von

Leon Alexandrowitsch.

Ca. 25 Bogen. 8. Preis eleg. geh. *M.* 5.—, fein geb. *M.* 6.30.

Hinter dem Pseudonym des Verfassers birgt sich eine in der deutschen wie in der russischen hohen Aristokratie gleich bekannte Persönlichkeit. Das Buch ist durchaus fesselnd geschrieben, die hervorragenden Persönlichkeiten sind mit außerordentlicher Treue geschildert.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Allgemeine Geschichte, von Dr. K. Hermann.
Alte Geschichte, von Dr. Heinr. Peter.
Deutsche Geschichte, von Dr. H. Brosien.
Philosophie, von Prof. Dr. Rob. Zimmermann.
Pädagogik, von Regierungs- und Schulrat F. Sander.
Theologie und Kirchenwesen, von Prof. Holtzmann und Zöpffel.
Geographie, von Dr. H. Brosien.
Reisen und Entdeckungen, von Dr. F. Embacher.
Deutsche Litteratur, von Prof. Dr. A. Stern.
Allgemeine Litteratur (außerdeutsche), von Dr. G. Bornhak.
Schriftstellerlexikon (Zeitgenossen), Red. von Bornmüller.
Altertumskunde (klassische), von Dr. O. Seyffert.
Bildende Künste, von Dr. H. A. Müller.
Kunstgewerbe, von Bruno Bucher.
Künstlerlexikon (Zeitgenossen), von Dr. H. A. Müller.
Musik, von Dr. H. Riemann.
Theater, von J. Kürschner.
Gesundheitspflege, von Dr. Gsell-Fels.
Zoologie, von Dr. O. Reinhard.
Botanik, von Dr. Chr. Luerssen.
Mineralogie und Geologie, von Prof. Dr. Fr. Nies.
Physik und Meteorologie, von Prof. Dr. E. Lommel.
Astronomie, von Prof. Dr. H. Gretschel.
Angewandte Chemie, von Dr. O. Dammer.
Chemische Technologie, von Dr. O. Dammer.
Mechanische Technologie, von G. Brelow.
Erfindungen, von Prof. Dr. H. Gretschel.
Landwirtschaft, von Dr. Eugen Werner.
Gartenbau und Blumenzucht, von Universitätsgärtner Perring.
Tierheilkunde, von M. Berndt.
Jagd, von Oberförster O. von Riesenthal.
Staatslexikon, von Dr. K. Baumbach.
Strafrecht und Strafprozeß, von Dr. K. Baumbach.
Militärlexikon, von Hauptmann J. Castner.
Handels- und Gewerberecht, von Dr. A. Löbner.
Volkswirtschaft, von Prof. Dr. K. Birnbaum.
Handelsgeographie, von Dr. K. E. Jung.
Handelswissenschaft. — Börsenpapiere.

Der Gedanke der „**Fach-Lexika**" ist dem auf der Hand liegenden Verlangen entsprungen: ein Hilfsmittel zur Hand zu haben, welches gerade das gewährt, was man braucht, und nicht mehr — also eine Sammlung bequemer und billiger Nachschlagebücher, deren jedes ein besonderes Fach in sich begreift und vom Fachmann mit richtigem Verständnis der Vorkenntnisse, welche beim Laien vorauszusetzen sind, verfaßt ist.

So wird jedermann in Stand gesetzt, für wenige Mark dasjenige Buch sich zu eigen zu machen, welches dem Gegenstand seiner Neigung oder seines Interesses dient und sich einer Ausgiebigkeit und Bequemlichkeit der Belehrung zu erfreuen, wie sie ihm das zehn- oder zwanzigfach teurere Konversations-Lexikon — vielleicht nicht einmal — gewähren würde. Noch weniger aber vermag ihm ein systematisches Handbuch auf das verworrene Durcheinander von Fragen, wie sie das praktische Leben stellt, zu antworten. Da muß, aus dem Zusammenhang genommen, von Fall zu Fall, jede Antwort rund und voll verstanden werden. Deshalb ist für den Praktiker oder Laien die Form des Lexikons, welches nur die möglichst leichte Findbarkeit zur Richtschnur hat, das einzig richtige.

Meyers Fach-Lexika erscheinen in rascher Aufeinanderfolge. Vorbereitet sind sie seit Jahren und jetzt sämtlich unter der Presse. Über jede einzelne Erscheinung wird in diesen Blättern berichtet werden.

Die bereits erschienenen Bände sind in allen Buchhandlungen vorrätig. Der Preis eines Fach-Lexikons ist von 3 bis 6 Mark, je nach Stärke des Bandes.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Leipzig.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik

herausgegeben von Professor Dr. **Johannes Conrad** in Halle a. S.

Neue Folge. Dritter Band, 1. bis 3. Heft.

Inhalt: **Krohn**, Beiträge zur Kenntniss und Würdigung der Sociologie II. — **Soetbeer**, Zur Statistik der Edelmetalle, 1876—1880. — **Bojanowski**, Das englische Fabrik- und Werkstätten-Gesetz von 1878 erläutert. — **B. Weisz**, Ueber einige Wirkungen hoher Getreidepreise. — **Paasche**, Nordamerikas Handel mit landwirthschaftlichen Produkten. — **J. Conrad**, Der deutsche Getreidezoll und der Getreidepreis. — **Kirchhoff**, Der japanische Aussenhandel, seit 1868. — **J. Kaizl**, Zur Literatur des Alcoholismus. — **W. Stieda**, Die gewerbepolitische Literatur der letzten Jahre in Deutschland. — Literatur. — Eingesendete Schriften. Uebersicht über die neueste nationalökonomische Literatur des Auslandes. Die periodische Presse des Auslandes und Deutschlands.

In unserem Verlage erschien soeben:

Der Wandervogel
und andere Geschichten
von
Rudolf Elcho.

13 Bogen elegant brochirt. Preis 1 *M.*

Diese reizenden Novellen des rühmlichst bekannten Autors glauben wir mit Recht angelegentlich empfehlen zu können. Durch die elegante Ausstattung eignet sich das Buch zu kleinen Gelegenheitsgeschenken bestens.

A. Hofmann & Co. in Berlin,
W., Kronenstraße 17.

Verlag von **Adolf Bonz & Co in Stuttgart.**

Soeben ist erschienen:

Philosophie im Umriß von Dr. **Adolph Steudel,** Ober-Tribunal-Procurator a. D. Zweiter Theil: praktische Fragen. Zweite Abtheilung: Kritik der Religion, insbesondere der christlichen. Erstes und zweites Buch. 1060 Seiten. gr. 8. Preis 14 *M.*

Motto: Es werde endlich Licht!

Die Frage nach der Berechtigung der Religion und des von der Kirche getragenen religiösen Glaubens tritt von Tag zu Tag näher an uns heran und fordert daher ihre endliche Erledigung, auf welche Erledigung hinzuarbeiten sonach als eine hauptsächliche Aufgabe der Philosophie erscheinen muß. Es wird jedoch diese hierin nichts Ersprießliches leisten, so lange sie, wie dieses gewöhnlich geschieht, von der Höhe eines aufgebauten philosophischen Systems herab auf spekulativem Wege, oder gar vermöge einer naiven petitio principii gerade vom religiösen Standpunkte aus die Frage lösen will; es ist vielmehr hierzu erforderlich, mit einem von allen Vorurtheilen und Voraussetzungen freien und unbestochenen, lediglich vom reinen und durchschlagenden Interesse der Wahrheit geleiteten Verstand und zwar in objektiver Gründlichkeit auf die Sache selbst einzugehen.

In diesem Sinne hat der Verfasser seine Kritik der Religion geschrieben und es würde ihm zu wahrer Genugthuung gereichen, wenn es ihm gelungen sein sollte, durch das Buch wenigstens zu einem allgemeinen ernstlichen Nachdenken über jene Frage eine Anregung zu geben.

Baedeker: Reisehandbücher.

Herbst-Saison.

Paris und Umgebungen. Mit 11 Karten, 29 Plänen und Grundrissen. 10. Auflage. 1881. *M.* 6.—

Ober-Italien bis Livorno, Florenz und Ravenna, nebst der Insel Corsica und den Reiserouten durch Frankreich, die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 32 Plänen. 9. Auflage. 1879. *M.* 6.—

Mittel-Italien und **Rom.** Mit 7 Karten, 28 Plänen und einem Panorama von Rom. 6. Auflage. 1880. *M.* 6.—

Unter-Italien und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis und Corfu. Mit 25 Karten und 14 Plänen. 6. Auflage. 1880. *M.* 7.—

Unter-Aegypten bis zum Fayûm und die Sinai-Halbinsel. Mit 16 Karten, 29 Plänen, 7 Ansichten und 76 Textvignetten. 1877. *M.* 16.—

Palästina und Syrien. Mit 18 Karten, 44 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. 2 Auflage. 1880. *M.* 16.—

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **W. Spemann in Stuttgart.**

Demnächst erscheint:

Reise um die Pariser Welt.

Von Theophil Zolling.

2 Bände. Gebunden 2 Mark.

(Collection Spemann Bd. 10 u. 11.)

Der als geistreicher Essayist wohlbekannte Verfasser bietet hier dem gebildeten Lesepublikum höchst interessante und instruktive Schilderungen aus dem Pariser Leben, wie sie wahrer und schärfer bisher nicht gezeichnet wurden.

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen)

Lehrbücher des Deutschen Reichsrechtes.

1. **Fitting,** Prof. Dr. Hermann, Geh. Justizrath, **der Reichs-Civilproceß.** Fünfte Auflage. Unveränderter Abdruck der vierten, neu bearbeiteten Auflage. 8°. In Leinen gebunden 4 *M.* 50 *Pf.*
2. **Dochow,** Prof. Dr. Adolf, **der Reichs-Strafprozeß** systematisch dargestellt. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. In Leinen gebunden. 4 *M.* 50 *Pf.*
3. **Fitting,** Prof. Dr. Hermann, Geh. Justizrath, **das Reichs-Concursrecht und Concursverfahren.** 8°. In Leinen gebunden. 6 *M.*
4. **Gareis,** Prof. Dr. Carl, **das Deutsche Handelsrecht.** Ein kurzgefaßtes Lehrbuch des im Deutschen Reiche geltenden Handels-, Wechsel- und Seerechts. Systematisch dargestellt auf Grund der Deutschen Reichsgesetze, unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und der Rechtsprechung, insbesondere der Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts. 8°. In Leinen gebunden. 7 *M.*
5. **Zorn,** Prof. Dr. Philipp, **das Staatsrecht des Deutschen Reiches.** I. Das Verfassungs- und Militärrecht. 8°. In Leinen gebunden. 6 *M.*
6. (Der zweite Band von **Zorn's Staatsrecht,** welcher das Verwaltungsrecht, das Gerichtsverfassungsrecht, das Finanzrecht, die Rechtsbeziehungen des Reiches zu den auswärtigen Staaten enthält, befindet sich in Vorbereitung und wird noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.)
7. **von Liszt,** Prof. Dr. Franz Eduard, **das Deutsche Reichsstrafrecht** auf Grund des Reichsstrafgesetzbuchs und der übrigen strafrechtlichen Reichsgesetze unter Berücksichtigung der Rechtsprechung des Reichsgerichts systematisch dargestellt. 8°. In Leinen gebunden. 6 *M.*
8. **von Liszt,** Prof. Dr. Franz Eduard, **das Deutsche Reichs-Preßrecht,** unter Berücksichtigung der Literatur und der Rechtsprechung insbesondere des Berliner Obertribunals und des Reichsgerichtes systematisch dargestellt. 8°. In Leinen gebunden. 4 *M.*

Deutsche Reichsgesetze.

Text-Ausgaben mit Anmerkungen; Taschenformat; cartonnirt.

1. **Die Verfassung des Deutschen Reichs** von Dr. L. von Rönne. Dritte vermehrte Auflage. Cartonnirt 80 *Pf.*
2. **Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich.** Nebst den gebräuchlichsten Reichsstrafgesetzen. Von Dr. H. Rüdorff. Elfte Auflage. Cartonnirt 1 *M.*
3. **Militär-Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich** von Dr. H. Rüdorff, Geh. Ober-Finanzrath. Zweite Auflage bearbeitet von W. L. Solms, Ober-Korps-Auditeur. Cartonnirt 2 *M.*
4. **Allgemeines Deutsches Handelsgesetzbuch** unter Ausschluß des Seerechts nebst Einführungs- und Ergänzungsgesetzen. Von F. Litthauer, Rechtsanwalt und Notar. Vierte Auflage. Cartonnirt 2 *M.*
5. **Allgemeine Deutsche Wechselordnung** von Dr. S. Borchardt, Minister-Resident, Geh. Justizrath 2c. Vierte Auflage und **Wechselstempelsteuergesetz nebst Wechselstempeltarif** von Hoyer, Geh. Regierungsrath und Stempelfiskal. Dritte vermehrte und veränderte Auflage, bearbeitet von Gaupp, Regierungsrath und Stempelfiskal. Cartonnirt in Einem Bändchen. 1 *M.* 50 *Pf.*
6. **Deutsche Gewerbe-Ordnung** nebst den für das Reich erlassenen Zusatzgesetzen und Ausführungsbestimmungen. Von T. Ph. Berger, Regierungsrath. Vierte Auflage. Cartonnirt 1 *M.* 20 *Pf.*
7. **Die Deutsche Post- und Telegraphen-Gesetzgebung.** Von Dr. P. D. Fischer, Geh. Ober-Postrath. Zweite vermehrte Auflage. Cartonnirt 2 *M.*
8. **Die Gesetze über den Unterstützungswohnsitz,** über Bundes- und Staatsangehörigkeit und Freizügigkeit. Von C. Hahn, Ober-Tribunalsrath. Cartonnirt 1 *M.* 20 *Pf.*
9. **Sammlung kleinerer Reichsgesetze.** Ergänzung der im J. Guttentag'schen Verlage erschienenen Einzelausgaben deutscher Reichsgesetze. Von F. Litthauer, Rechtsanwalt. Dritte vermehrte Auflage. Ergänzt bis 1880. Cartonnirt 2 *M.* 50 *Pf.*
10. **Das Reichsbeamtengesetz** vom 31. März 1873 mit dem Gesetze über die Kautionen der Reichsbeamten vom 2. Juni 1869 und den dazu ergangenen Verordnungen. Nebst einer Zusammenstellung der besonderen Vorschriften für einzelne Beamtenklassen. Von O. Grandke, Regierungsassessor. Cartonnirt 1 *M.*
11. **Civilprozeßordnung mit Gerichtsverfassungsgesetz, Einführungsgesetzen, Nebengesetzen und Ergänzungen.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Zweite vermehrte Auflage. Cartonnirt 3 *M.*
12. **Strafprozeßordnung nebst Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich.** Von Dr. A. Dochow, ordentl. Professor in Halle a. d. S. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Cartonnirt 1 *M.* 60 *Pf.*
13. **Konkursordnung mit Einführungsgesetz, Nebengesetzen und Ergänzungen.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Zweite vermehrte Auflage. 80 *Pf.*
14. **Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Cartonnirt 60 *Pf.*
15. **Gerichtskostengesetz. Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher. Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige. Mit Kostentabellen.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Cartonnirt 60 *Pf.*
16. **Rechtsanwaltsordnung für das Deutsche Reich.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Cartonnirt 40 *Pf.*
17. **Gebührenordnung für Rechtsanwälte.** Von R. Sydow, Landrichter in Halle a. d. S. Cartonnirt 40 *Pf.*

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig.

Vollständig ist jetzt erschienen:

Allgemeine Weltgeschichte

mit

besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände

bearbeitet von

Dr. **Georg Weber.**

Fünfzehn Bände. Mit 4 Registern. gr. 8. Preis geh. *M.* 98.65, einfach geb. *M.* 116.65, elegant geb. *M.* 134.65.

I. Alterthum. Band 1—4 und Register 1. geh. *M.* 25.15. — II. Mittelalter. Band 5—8 und Register 2. geh. *M.* 25.50. — III. Neuere Geschichte. Band 9—12 und Register 3. geh. *M* 26.25. — IV. Neueste Geschichte. Band 13—15 und Register 4. geh. *M.* 21.75.

Pro Band einfach gebunden *M.* 1.—; elegant gebunden *M.* 2.—. Für die Registerbände je 75 ₰. und *M.* 1.50 mehr. — Jeder Band ist einzeln käuflich.

Prospecte sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Viele hundert Mark jährlich

ersparen grössere Haushaltungen, Hotels, Cafés, Specereiwaarenhändler u. a., indem dieselben ihren Bedarf an Kaffee und Thee direct von unseren Lagerhäusern zu Rotterdam in der Original-Verpackung zu unseren folgenden Engros-Preisen beziehen.

10	Pfund	Afric. Perl Mocca	*M.* 7.50
10	-	bester Maracaibo	- 8.75
10	-	I°. Guatemala	- 9.25
10	-	vorzügl. Perl Santos	- 10.—
10	-	feinster Plant. Ceylon	- 10.75
10	-	hochfeinster Java.....	- 12.—
10	-	echt Arabischer Mocca...	- 13.—
4	-	vorzügl. Congo Thee.....	- 6.50
4	-	feiner Souchong Thee....	- 8.—
4	-	feinster Imperial Thee ...	- 9.50
4	-	hochf. Mandarin Pecco Thee	- 12.—
4	-	beste Qual. rein entöltes Cacaopulver.....	- 9.—
Beste holl. Bauernbutter, 25 Pfd. Kübel			- 22.—

Aufträge von 20 Mark und darüber werden franco und zollfrei nach ganz Deutschland versandt. (Deutsche Banknoten und Briefmarken in Zahlung genommen.) Alle unsere Producte sind an Ort und Stelle von unseren eigenen Factoreien ausgewählt und wird für vollständigste Reinheit und richtigstes Gewicht die gewissenhafteste Garantie geleistet.

Es ist unser Bestreben unsere Kunden in jeder Hinsicht völlig zufriedenzustellen und bitten wir sich durch einen Probeauftrag zu überzeugen.

Bernhardt Wijprecht & Cie.,
Rotterdam, Wijnstraat 98 & 100.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Die ersten Mutterpflichten

und

die erste Kindespflege.

Belehrungsbuch für junge Frauen u. Mütter

von

Dr. **F. A. von Ammon,**

weiland Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Sachsen ꝛc.

Vierundzwanzigste Auflage

durchgesehen

von

Dr. **F. Winckel,**

Geh. Medicinalrath, Professor der Gynäkologie, Director des Entbindungsinstituts zu Dresden ꝛc.

Mit Titelvignette.

12. Preis gebunden mit Goldschnitt: *M* 3.75.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!

Deutsches Montags-Blatt.

Dieses beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte literarisch-politische Wochenblatt zählt die **ersten Autoren Deutschlands** zu seinen ständigen Mitarbeitern, es interessirt seine Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen Informationen des „Deutschen Montags-Blattes", die Frische seiner literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, machten es bald zur

gelesensten

literarisch-politischen Wochenschrift Deutschlands.

Der Abonnementspreis beträgt nur 2 *M.* 50 ₰ für das Vierteljahr und nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten (Nr. 1251 der Post-Zeitungs-Preisliste) Bestellungen entgegen.

Probe-Nummern versendet auf gefl. Verlangen die Expedition des „Deutschen Montags-Blattes", Berlin SW.

Deutsches Dichterheim.

Neue Blätter für Dichtkunst, Kritik etc.

Monatlich 2 Nummern in der Stärke von 16—24 Seiten.

Abonnementspreis: 5 Mark pro Halbjahr.

Diese Zeitschrift ist gegenwärtig die einzige, welche für die Interessen der Poesie wirksam eintritt und zählen zu ihren Mitarbeitern außer vielen jüngeren Talenten u. A. **Gerh. v. Amyntor, E. v. Bauernfeld, Fel. Dahn, Königin Elisabeth von Rumänien, K. E. Franzos, Eman. Geibel, Karl Gerok, Klaus Groth, Wilh. Jensen, Gottfr. Kinkel, Herm. Kletke, Herm. Lingg, Alb. Moeser, Emil Rittershaus, Otto Roquette, Jul. Sturm** und **Robert Waldmüller.**

Enthält außer Gedichten vorzugsweise Novelletten, kritische Revuen, ästhetische Studien, literarische Essays und kulturhistorische Skizzen.

Probenummern gratis durch jede Buchhandlung, sowie direct von

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

ERSCHEINT IN 240 HEFTEN.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

HEFT I ÜBERALL VORRÄTHIG.

ABBILDUNGEN UND KARTEN AUF 400 TAFELN U. IM TEXTE.

Neues Abonnement.

Die erste Nummer des neuen Quartals erscheint am **Mittwoch,** den 5. October 1881. 4. Quartal.

Berliner Wespen.

Die erste Nummer des neuen Quartals erscheint am **Mittwoch,** den 5. October 1881. 4. Quartal.

Illustrirtes humoristisches Wochenblatt.

Redacteur **Jul. Stettenheim.** — Illustrirt von **G. Heil.**

Preis pro Quartal **2 Mark** bei allen Postämtern und Buchhandlungen. **Probe-Nummern** in allen Buchhandlungen vorräthig, wie durch die Unterzeichnete **gratis** zu beziehen.

Die Verlagshandlung A. Hofmann & Co. in Berlin W., Kronenstraße 17.

Verlag von

Ebner & Seubert in **Stuttgart.**

Denkmäler der Kunst. Dritte vermehrte u. verbesserte Auflage bearbeitet von **W. Lübke** und **C. von Lützow.** 168 Stahlstichtafeln, 7 Farbtafeln nebst 30 Bogen Text. Zwei Bände. Querfolio. Preis in Prachtband *M.* 130.—.

Geschichte der bildenden Künste. Von **Carl Schnaase.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Acht Bände. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis eleg. geb. *M.* 120.—.

Allgemeines Künstlerlexikon oder Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Zweite Auflage. Umgearbeitet und ergänzt von **A. Seubert.** Drei Bände. Preis eleg. geb. *M.* 30.—.

Geschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechzehnte Jahrhundert. Von **Wilhelm Lübke.** Zwei Bände. Mit 297 Illustrationen. Preis eleg. in Leinwand geb. *M.* 36.—.

Grundriss der Kunstgeschichte. Von **Wilhelm Lübke.** Achte durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Mit 594 Holzschnitt-Illustrationen und dem Portrait des Verfassers. Preis eleg. geb. *M.* 16.40.

Geschichte der Renaissance in Italien. Von **Jacob Burckhardt.** Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit 221 Illustrationen. Preis eleg. in Leinwand geb. *M.* 15.—.

Verlag der **Hande & Spener**'schen Buchhandlung (F. Weidling) in **Berlin,** Dessauerstrasse 34a.

Geflügelte Worte von G. Büchmann, 12. Aufl. geh. 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*, mit Goldschnitt 6 *M.* 25 ₰.

Sentenzenschatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. 2. verm. Aufl. geh. 2 *M.*

ABC für Haus und Welt. Aus der Mappe eines alten Diplomaten. Von Gisbert Freiherrn Vincke. 3. Aufl. Eleg. geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

Saling's Börsenjahrbuch für 1881/82. Fortsetzung von **Saling's Börsenpapieren.** Bearbeitet von **W. L. Hertslet.** 63 Bogen. Eleg. geb. 10 *M.* — Das Werk enthält in **Einem Bande sämmtliche an der Berliner und den übrigen Deutschen Hauptbörsen gehandelten Effecten mit Resultaten bis 1. September.**

In unserem Verlage erschien soeben eine neue Photographie

Immanuel Kant's

nach dem in unserem Besitz befindlichen ältesten Original-Gemälde aus der Jugendzeit. Dieses bisher wenig bekannte aber höchst interessante Bild erregt allgemeines und wohlberechtigtes Interesse. Wir liefern dasselbe in Cabinet à *M.* 1.50, in Quart à 6 *M.*, in elegantem Rahmen, als ein vorzüglicher Schmuck des Studirzimmers, à 9 *M.* und 11 *M.*

Gräfe & Unzer in **Königsberg i. Pr.**

Ein junger Schriftsteller,

tüchtiger Feuilletonist, Mitredacteur eines sehr angesehenen Provinzialblattes und Mitarbeiter an hervorragenden Zeitungen, wünscht sehr gern unter bescheidenen Ansprüchen **in die Redaction einer Berliner politischen Zeitung oder eines Unterhaltungsblattes einzutreten.** Offerten an die Expedition d. Bl.

Neues Abonnement.

1881 IV. Quartal. **Kladderadatsch.** 1881 IV. Quartal.

Humoristisch-satirisches Wochenblatt.

Redaction: **E. Dohm.** Illustration: **W. Scholz.** Zu den alten, bewährten Mitarbeitern: Neue Kräfte.

In Bild und Wort: **originell** und **pikant.** Preis pro Quartal **2 M. 25 Pf.** bei allen Postämtern und Buchhandlungen.

Die Verlagsbuchhandlung A. Hofmann & Co. in Berlin, W. Kronenstr. 17.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau:**

Der

Zusammenhang der Dinge.

Gesammelte philosophische Aufsätze

von

O. Caspari,

Professor zu Heidelberg.

gr. 8. 31 Bogen. Broschirt 8 *M.*

Inhalt:

Erster Abschnitt: **Zur Naturphilosophie.** Einleitung. — Die moderne Naturphilosophie und ihre Richtungen. — Philosophie und Transmutationstheorie. — Der Begriff der Zielstrebigkeit unter dem Gesichtspunkt der Darwinschen Lehre. — Darwinismus und Philosophie.

Zweiter Abschnitt: **Zur Erkenntnisskritik der transcendentalen Grundphänomene.** Zur Grundlegung der kritischen Philosophie. — Kritische Bemerkungen über Raum, Zeit und geschichtlichen Verlauf. — Das Raumproblem. — Hartmann, Dühring und Lange, die Philosophen der Gegenwart.

Dritter Abschnitt: **Zur Psychologie.** Die Seelenvorstellung, ihre Entstehung und ihre Bedeutung für die moderne Psychologie. — Das Problem über die Seelenvermögen. — Das Problem über die Substanz der Seele. — Das Problem über den Ursprung der Sprache.

Vierter Abschnitt: **Zur Ethik.** Realen- und Synadenlehre mit Rücksicht auf das ethische Princip von Elend und Uebel im Weltall.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wir wenden uns hiermit an alle patriotischen und nationalen Kreise Deutschlands, und laden zu einem

allgemeinen Abonnement auf das

„Deutsche Tageblatt"

(Eingetragen unter Nr. 1254a der Zeitungs-Preisliste, IV. Nachtrag.)

mit der Gratis-Beilage: **Roman-Bibliothek**

ein. Der Abonnements-Preis pro Quartal beträgt bei allen Reichspostämtern **5 Mark 40 Pf.** (incl. Bestellgeld), in Berlin bei den Zeitungsspediteuren incl. Bringerlohn **5 Mark 25 Pf.**

Das „Deutsche Tageblatt" **erscheint täglich** Morgens (auch Montags).

Es ist eine heilige Pflicht jedes Patrioten und Volksfreundes jetzt Farbe zu bekennen, und die Presse zu unterstützen, welche den Kampf gegen die liberalen Blätter unternommen und dazu dürfte in **erster** Reihe das **„Deutsche Tageblatt"** zu zählen sein, das in der **kurzen Zeit seines Bestehens** sich bereits weit über **12,000 feste Abonnenten erworben** hat.

Berlin W., Leipzigerstraße 122, I.

Verlag des „Deutschen Tageblattes".

Friedrich Luckhardt.

E. geschäftstüchtiger Buchhdlr. übern. d. Commissionsverlag geeign. Publikationen. Off. unter **V. 10** bef. **Rud. Mosse, Berlin** NW. Karlstr. 18a.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien beim Unterzeichneten und ist in allen größeren Buchhandlungen vorräthig:

Ueber den Ursprung der Sprache von **C. Abel.**

24 Seiten gr. 8. Preis 1 *M.* 50.

Leo Liepmannssohn in Berlin.

W., 52 Markgrafenstraße.

Soennecken's **Schreibfedern**

vorzüglich in Konstruktion und Qualität!

Probe-Sortimente 30 ₰.

Soeben erschien:

Reichskanzler Fürst Bismarck.

Von **Wilhelm Müller**, Professor in Tübingen.

Oktav. 22½ Bogen mit Portrait. Preis geh. *M.* 5.—, gebunden *M.* 5.50.

Inhalt: Jugend- und Wanderjahre 1815—1847. — Bismarck als Abgeordneter in den Jahren 1847—1851. — Bismarck als Diplomat 1851—1862. — Bismarck als Ministerpräsident 1862—1867. — Bismarck als Bundeskanzler 1867—1871. — Reichskanzler Fürst Bismarck 1871—1881. — Historischer Rückblick.

Die Entwicklung der staatsmännischen Bedeutung Bismarcks dem Leser vor Augen zu führen, war die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat. Ob Bismarck gegen den Radikalismus der Kammern, ob er gegen Oestreich und die Mittelstaaten, ob er gegen Frankreich, den Vatikan oder den Parlamentarismus ankämpft, überall finden wir das nämliche Grundprincip: die Macht des hohenzollern'schen Königshauses, die Macht Preußens und Deutschlands nach innen und nach außen zu verstärken und zu vergrößern. Um dem in dem Buche entworfenen Bilde einen passenden Hintergrund zu geben, ist zum Schlusse ein „Historischer Rückblick" beigefügt, in welchem die Zustände des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" und die des neugeschaffenen deutschen Reiches in Parallele gesetzt sind.

Lothar Bucher, Der Parlamentarismus.

2. Auflage geheftet *M.* 5.—, gebunden *M.* 5.50.

Ein Buch aus der Feder eines dem Reichskanzler so nahe stehenden Mannes darf gewiß allseitiges Interesse in Anspruch nehmen, zumal da der behandelte Gegenstand gegenwärtig so viele Controversen erregt.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Gratis und franco versenden:

Katalog No. 172: **Deutsche Sprache und Literatur.** Kleinere Sprachgebiete. Bibliographie und Buchdruckerkunst. 1893 Nummern.

Katalog No. 173: **Geneologik, Heraldik, Sphragistik, Numismatik, Diplomatik, Ordenswesen, Trachten.** 487 Nrn.

Schletter'sche Buchhandlung in **Breslau.**

Das geläufige Sprechen

des Engl. u. Franz. ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die seit 25 Jahr. in 29. Aufl. sorgfält. vervollk. Orig. Unter.-Briefe n. d. Meth. Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 *M.*

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh. Berlin.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Und noch heute erlöset sie uns!

Erzählung

von

Oscar von Kellen.

322 Seiten in 8. Eleg. broch. Preis *M* 5.—

Eine gefühl- und gehaltvolle Dichtung verdient wohl mit Recht diese Erstlingsarbeit des pseudonym auftretenden Verfassers, eines jüngeren, höheren Justizbeamten genannt zu werden.

In anmutiger, melodischer, äußerst bilderreicher Sprache feiert die poesiereiche, sympathisch jedes Gemüt berührende Handlung die Macht der allentsühnenden, allerlösenden Liebe. Eine solche lediglich durch innere Schönheit wirkende Arbeit wird unbezweifelt jedes gebildeten, denkenden Menschen Herz erfreuen und nachhaltig anregen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

L. Volkmann in **Lüneburg** und **Leipzig.**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Iduna.

Deutsche Heldensagen

dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt

von **Karl Heinrich Keck.**

Erster Teil: Gudrun. Eleg. kart. *M.* 1.60. — Zweiter Teil: Die Nibelungensage. Eleg. kart. *M.* 3.75. — Dritter Teil: Die Sage von Wieland dem Schmied. Eleg. kart. *M.* 1.80. — Vierter Teil: Dietrich von Bern und seine Gesellen. Eleg. kart. *M.* 3.45.

Sämtliche 4 Teile in 2 eleganten Leinwandbänden *M.* 9.—

Verlag von W. Spemann Stuttgart.

Binnen Kurzem gelangt zur Ausgabe:

Heinrich von Kleist in der Schweiz.

Von **Theophil Zolling.**

Mit 1 Radirung und 1 Holzschnitt. gr. 8. auf Büttenpapier Preis ca. 5 Mark.

Diese literarhistorische Studie bietet dem Forscher zahlreiche neue und interessante Details, dem Laien ein durchgearbeitetes treffendes Bild des Dichters.

Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus *ist die billigste u. am reichsten illustrirte deutsche Monatsschrift. Ihr Abonnement empfiehlt sich der gesammten deutschen Lesewelt: namentlich denen, welche bei bevorstehendem Quartalsschluss ihre Lektüre wechseln wollen. »V. F. z. M.« hat Mitarbeiter ersten Ranges auf allen Gebieten u. enthält das Beste von Unterhaltendem u. Belehrendem, Ernstem u. Heiterem; praktisch Werthvolles aller Art. — Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen zu haben. — Preis per Heft nur 1 Mark.* — **„Vom Fels zum Meer" bietet die vorzüglichste Insertions-Gelegenheit. Annoncen-Tarif gratis und franko durch W. Spemann in Stuttgart.**

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Georg Friedrich Händel.

Sein Leben und seine Werke

dargestellt

von

August Reißmann.

Mit Portrait in Stahlstich und Notenbeilagen.

gr. 8. 6 *M.* 50 ₰, elegant gebunden 8 *M.*

Der Verfasser der bekannten und geschätzten Biographien Schubert's, Schumann's, Mendelssohn's, Haydn's und J. S. Bach's giebt in diesem seinem neuesten Buche ein lebensvolles Charakterbild Händel's, dessen Werke zugleich eine unparteiische und eingehende kritische Würdigung finden.

Das Buch ist auf das Eleganteste ausgestattet und eignet sich vorzüglich zu Geschenken.

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Die Meister der griechischen Litteratur.

Eine Uebersicht

der klassischen Litteratur der Griechen

für

die reifere Jugend und Freunde des Alterthums.

Von

H. W. Stoll.

1878. 8. geheftet *M.* 4.20, eleg. geb. *M.* 5.40.

Die Meister der römischen Litteratur.

Eine Übersicht

der klassischen Litteratur der Römer

für

die reifere Jugend und Freunde des Altertums.

Von

H. W. Stoll.

8. 1881. geh. *M.* 4.20, eleg. geb. *M.* 5.40.

Redaction und **Expedition**, **Berlin** W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 41. Berlin, den 8. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Englische und irische Zustände. Von Karl Blind. — Die Weinlese der Toskana. Von H. Breitinger. — **Literatur und Kunst:** Aesthetik im Verhältniß zur Literatur- und Kunstgeschichte. Von M. Carriere. — Ein Porträt zum Kleist-Tage. (10. October.) Von Theophil Zolling. — „Johannes Erdmann." Schauspiel in vier Aufzügen von Adolph Wilbrandt. Besprochen von Hugo Wittmann. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. IV. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Englische und irische Zustände.

Von Karl Blind.

Die verflossene Session des englischen Parlamentes ist in zwiefacher Hinsicht eine außerordentliche gewesen. Sie war, was noch nie vorkam, ausschließlich den irischen Dingen gewidmet; und es ist in ihr, durch den Entschluß des Sprechers, eine tiefgreifende Veränderung der Geschäftsordnung erfolgt, um die Fortführung der parlamentarischen Verhandlungen überhaupt noch möglich zu machen.

Der geradezu eingestandene Plan der Häupter der Liga ging darauf hinaus: die Regierung in Irland an sich zu reißen, und gleichzeitig durch endlose, aller parlamentarischen Gebräuche spottende Skandalmacherei die Reichsvertretung ins Stocken zu bringen. Zu diesem Zweck sahen die Führer der Liga dem Treiben einer in grausen Barbareien sich ergehenden, auch viehverstümmelnden Fehme durch die Finger und predigten bis ins Unterhaus hinein das Recht Irlands zum bewaffneten Aufstand gegen das Reich. Damit kein Zweifel über das schließliche Ziel ihrer Forderung nach sogenannter „Selbstregierung" übrig bleibe, stellten sich die Ligaführer unter die Oberleitung der vaticanistischen Erzbischöfe, ließen den erbärmlichsten Pfaffenschwindel von Wundern des Muttergottesbildes zu Knock u. s. w. in ihren Blättern allwöchentlich breit treten, und bezeichneten sich in einer Zuschrift an Leo XIII. kurzweg als „Kinder des Papstes".

Um solcher hohen Bestrebungen willen sollte sich England, mitten in dem Versuch, die Grundeigenthumsgesetze zu verbessern, seine Volksvertretung zum öffentlichen Gespött machen lassen. Da setzte eines Morgens der Sprecher Brand gewissermaßen den Hut gegen das Häuflein irischer Skandalmacher auf, welche eine für anständige Menschen berechnete Geschäftsordnung lediglich zum Jux vernutzen und ganz England eine Nase drehen wollten. Dies Verfahren des Sprechers, der in gewöhnlichen Zeiten beinahe stumme Figur ist, in großen Nothlagen aber als parlamentarischer Hauptmann anerkannt wird, geschah mit vollkommener Billigung der ungeheueren Masse der liberalen und radicalen Partei inner- und außerhalb von St. Stephens. Man mag die besonderen vom Sprecher getroffenen Bestimmungen in einzelnen Punkten beanstanden können; aber so viel ist gewiß, daß die Dinge nicht mehr wie bisher fortgehen konnten, sollte das Parlament selbst nicht zerfallen. Andererseits waren die Formen der bestehenden Geschäftsordnung ein unüberwindliches Hinderniß der Veränderung der Geschäftsordnung. Da jeder Redner so lange fortsprechen konnte, als er wollte, die Parnell'sche Gruppe aber mittelst vielstündiger Vorlesung von allerlei alten Blaubüchern, und sonstiger schnakischer Quertreiberei, sich vorgenommen hatte, jeden ihr mißliebigen Beschluß zu verhindern, so blieb nichts übrig, als daß der Sprecher thatsächlich auf eine bald 250 Jahr alte, auch in Nothzeiten einmal durchgesetzte, später wieder fallen gelassene Geschäftsordnung zurückgriff, die es gestattete, einem endlosen Redner Einhalt zu thun.

Auf diese älteren Verhandlungsformen hatte zuerst ein radicales, seit Jahren für Verbesserung der Grundeigenthumsgesetze thätiges, englisches Unterhausmitglied, Professor Thorold Rogers, in Zuschriften an die Presse hingewiesen. Da er Abgeordneter für den Londoner Bezirk Southwark ist, in welchem eingewanderte Iren wohnen, so ist sein Bürgermuth um so mehr anzuerkennen.

Jene ausnahmsweise Geschäftsordnung aus dem siebenzehnten Jahrhundert war, beiläufig bemerkt, gegen die Freunde der absolutistischen Regierungsform gerichtet, die gern einen König von Gottes Gnaden budgetlos regieren und die Abgeordneten des Volkes wie einen rechtlosen Haufen Gesinde behandeln lassen wollten. Anstatt nun aber demüthig den Kopf zu beugen, nahmen die Männer im Parlament den ihnen aufgedrungenen Kampf frisch an und führten ihn siegreich zu Ende. Auf royalistische Restauration folgte abermals die Erhebung — die „glorreiche Revolution", wie die gemäßigtsten englischen Staatsmänner die zweite Austreibung der Stuarts nennen, obwohl in Wahrheit die frühere, ohne fremde Hülfe, rein durch englische Volkskraft erreichte erste Besiegung der Stuarts viel glorreicher war.

Und wenn heute England fest auf der Grundlage des Parlamentarismus steht, der ja Allen, die keine Knechtsseele in sich tragen, lieber ist, als das Eindringen der Willkürherrschaft in angebliche Verfassungslücken: so ist das zum nicht geringen Theile den zur Warnung dienenden Kämpfen des siebenzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben.

Das ultramontane Irenthum stand in jenen drangvollen Zeiten zur Stuart'schen Absolutie und leitete den Widerstand gegen die Sache der englischen Freiheit mit einem schandbaren Massenmorde im Stil der Bartholomäusnacht und der heiligen Inquisition ein, wofür dann Cromwell wieder blutigste Rache nahm. Heute drängt das äußerste Homerulerthum, im Verein mit den Würdenträgern einer Kirche, die sich rühmt, „immer dieselbe" zu bleiben, auf Lostrennung von England, dessen fortschreitende Geisteserleuchtung durch bekannte Naturforscher und Philosophen dem mit Index und Syllabus umherfuchtelnden Bonzenthum ein Gräuel ist. Irland soll von der Berührung mit dieser erfreulichen Bewegung bewahrt, gänzlich von ihr losgelöst, in ein schwarzes, geistesumnachtetes Zwing-Uri umgeschaffen und dann bei gelegener Zeit als Angriffsmittel gegen England

verwendet werden. Die Reichsvertretung in völligen Wirrwar zu werfen, sollte der erste Anfang dazu sein. Als diese Gefahr aufs Höchste gestiegen war, rief ein in seiner großen Mehrzahl liberales Parlament dem Sprecher zu seinem Entschluß stürmischen Beifall.

Uebrigens darf man sicher sein, daß der parlamentarische Hauptmann des englischen Unterhauses — heiße er wie er wolle, sei er Liberaler oder Tory — im Nothfall geradeso den Hut gegen einen Minister aufsetzen würde, der sich etwa unterfinge, von hinter der Kabinets- oder einer anderen Thür her dem Parlament seine Mißachtung zu bezeigen. Der Fall ist freilich in England undenkbar. Ein Minister dieser Art säße rasch genug im Glockenthurm oder im Tower.

Auch das ist undenkbar, daß ein englischer Premier amtlich oder halbamtlich, in der schlechtesten Manier des zweiten napoleonischen Kaiserreichs, die Wahlen durch die Behauptung beeinflussen wollte: „wer mit den Gegnern des jeweiligen Ministeriums stimme, der sei ein Feind der Krone". Man hat Lord Beaconsfield oft „Imperialismus" vorgeworfen; und er ist es gewesen, der den indischen Kaisertitel schuf — allerdings nur mit Zustimmung des Parlamentes. Als er jedoch allgemeine Wahlen ausschrieb, erkühnte er sich nicht — nein, wie hätte er auch nur daran denken können? —, seine politischen Gegner, die ihm doch in der Opposition aufs Unnachsichtigste zugesetzt hatten, als Feinde der Krone zu verunglimpfen oder zu verläumden, obwohl sich unter ihnen, neben Anhängern der monarchisch-verfassungsmäßigen Regierungsform, bekannte äußerste Radicale, ja, Demokraten befanden. Von keinem Minister, so hochgestellt er auch in der Gunst der Krone sei, ließe sich das englische Volk solche ungeziemende Wahlmanöver bieten. Wir müssen zur Erinnerung an die Praktiken Napoleons III. zurückkehren, um die Urheberschaft derartiger Angriffe auf die Wahlfreiheit zu finden.

Durch die Veränderung der Verhandlungsformen im Unterhause gegen freche Skandalmacherei geschützt, hat das Parlament, nach vorgängiger Einführung der Schutzbill, welche einigermaßen die öffentliche Sicherheit wieder herstellte, endlich das Landgesetz zuwege gebracht. Dasselbe läßt noch sehr viel zu wünschen übrig, obschon dem Kabinet durch den Austritt des sogenannten „liberalen" Herzogs von Argyll, der in Grundeigenthumsfragen so conservativ ist, wie der stockigste Tory, die Hände etwas freier geworden waren. Von den vierzehn Kabinetsmitgliedern gehören immerhin sieben dem hohen Adel an. Daraus erklärt sich leicht der Mangel an einer durchgreifend freisinnigen Fassung des Landgesetzes.

Nichtsdestoweniger schneidet dasselbe aufs Tiefste in das Besitzrecht der Gutsherren ein. Es stellt sogar in schwach verhüllter Form ein Mitbesitzrecht der Pächter auf, und bildet dadurch einen gewaltigen Gegensatz zu den in England und Schottland fortdauernden Verhältnissen. Man kann nur hoffen, daß nunmehr auch diesseits eine kräftige Bewegung eingeleitet werden wird. Allerhand Anzeichen dafür sind auch dies- wie jenseits des Tweed unter dem Pächterstand bereits hervorgetreten.

Was die Parnell'sche Gruppe anlangt, die aus 20 Mann unter den 103 Abgeordneten Irlands zum Unterhaus besteht, so wäre es thöricht, von ihr zu erwarten, daß das radikalste Landgesetz sie je befriedigen würde. Ohne Umschweife gestehen die Führer jetzt ein: „daß, wenn England nicht das Home-Rule — d. h. den Sonderbund — gestatte, sie (die Parnelliten) nicht gesonnen seien, England die Regierung in Irland möglich zu machen". Dies erklärte Herr T. P. O'Connor auf dem Parteitag zu Newcastle. Herr Parnell seinerseits sprach sich dahin aus: „er und die Seinigen gedächten so lange ihr Verfahren fortzusetzen, bis England es lästiger finde, Irland zu halten, als es sich selbst zu überlassen". Diese Erklärungen der zwei Hauptführer wurden seit Parlamentsvertagung gegeben.

Herr Dillon, bisher das Haupt der Dubliner Liga, zieht sich vorläufig auf einige Monate mit der noch schöneren Erklärung zurück: „er habe nie bestritten, und bestreite jetzt noch nicht, daß das Landgesetz dem irischen Volke unermeßliche Vortheile bringe; gleichwohl hätte man feierlich übereinkommen sollen, Jeden als einen Verräther an der Nationalsache zu behandeln, der von dem Gesetz Gebrauch mache; denn kein Führer eines Revolutionsheeres könne dem Feind gestatten, seine Sendlinge unter die Reihen desselben zu schicken, um den einzelnen Soldaten ein Zugeständniß anzubieten".

Unter einem „Revolutionsheer" versteht Herr Dillon — dessen erster Besuch nach seiner Freilassung einem vaticanistischen Erzbischof galt — genau das, was Herr Siegwart Müller und Genossen zur Zeit des Schweizer Sonderbundes unter ihrer Heerschaar verstanden. „Revolution" bedeutet im Munde der Ligaführer reactionäre Losreißung von England. Die Ackerbaufrage ist dabei theils nur Vorwand, theils Mittel zum Anfang. Im Uebrigen knicken all diese angeblichen Freiheitshelden, die sich für Volksverdummung im Schulunterricht und für Entehrung der Wissenschaft durch priesterlich geleitete Hochschulen begeistern, vor der Dagonsmütze und der Kutte demüthig zusammen.

Ganz richtig sind denn auch die Herren Parnell und Healy unter Begleitung zweier römisch-katholischen Geistlichen mit Herrn Egan, der von Paris aus den „bewaffneten fremden Einfall nach Irland" predigt, auf englischem Boden zur Feststellung des weiteren Feldzugsplanes zusammengekommen. Die pfäffischen Ulanen — keine éclaireurs, sondern geistliche Fledermäuse — fehlen bei dem sonderbündlerischen Treiben nie. Bei einem zu Ehren Parnells im vorigen Jahr in seinem Wahlort Cork gegebenen Bankett rief einer dieser Patres unter großem Jubel der Versammlung aus: „die Iren hätten dasselbe Recht auf Austreibung der Engländer, wie der Papst auf Austreibung der Italiener aus seinem rechtmäßigen petrischen Erbbesitz".

Solcher Gestalt sind die Führer des irischen „Revolutions"-heeres. Anderwärts nennt man derlei angebliche Freiheitsmänner ultramontane Sonderbündler und jesuitische Chouans.

Ein unabhängiges Irland stünde thatsächlich mittelst der Hierarchie, welche auch in den neuen Parnell'schen Blättern an die Spitze gestellt ist, unter der Herrschaft eines Nuntius. Die Engländer sind jedoch nicht darnach begierig, daß der Nuntius kommt. Sie haben es daher mit den weiteren politischen Zugeständnissen an die ultramontan-homerulerische Agrarpartei nicht besonders eilig. Die letztere rächt sich nun dafür, oder glaubt sich zu rächen, indem sie den jeder Grundeigenthumsreform feindlichen Tories die Hand zum Bündniß bietet und gleichzeitig mit allerhand Lockrufen unter der englischen Arbeiterwelt Freunde zu gewinnen sucht — was ihr allerdings nur mehr bei einigen Catilinariern gelingt. Im Uebrigen spielt der irische Rattenfänger zu Hameln seine Weise vergeblich auf.

Diese Verknüpfung agrarischer und ultramontan-homerulerischer Bestrebungen mit conservativen und angeblich socialistischen Zielen gewinnt ein noch bunteres Aussehen, indem die Parnell'sche Gruppe neuerdings die Boycottirung des englischen Gewerbfleißes gleich dem eingefleischtesten Schutzzöllner empfiehlt. Die Aussicht auf Zerreißung jeder Verkehrsbeziehung zwischen England und Frankreich käme den Parnelliten ganz recht, auch wenn dem englischen Bauer die Hände dabei erfrören. Es soll eben nur Haß gegen England geschürt, der Lostrennung vorgearbeitet werden.

Auch das steht deutlich in Parnells Blättern zu lesen. „Die Zeiten," heißt es da unter Anderem, „müßten sich sonderbar verändert haben, wenn Irland kein Interesse an einem Mißverständniß zwischen Frankreich und England hätte." Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, wird geradezu die Hoffnung auf eine neue Continentalsperre gegen England ausgesprochen.

Von dem Inhalte eines Parnell'schen Blattes macht sich der deutsche Leser nur schwer einen Begriff. Von vorn bis hinten steht darin wörtlich nichts, was sich auf irgend ein anderes Land als Irland bezöge — nichts von irgend welcher Erscheinung auf dem Gebiet der Literatur, der Wissenschaft oder der Kunst. Nichts als Hetze gegen England! Werden Frankreich, Deutschland, Italien einmal genannt, so geschieht es nur im Zusammenhang mit der irischen Landfrage, oder auch, um über die nichtswürdigen Gegner des heiligen Stuhles loszuziehen; wofür neuer-

dings, was unser Vaterland betrifft, allerdings weniger Anlaß mehr vorhanden ist. Dagegen werden gelegentlich Herr Windthorst, Graf Taaffe u. s. w. in ungebundener oder gebundener Rede gefeiert.

Abgesehen von solchen, alle paar Wochen einmal vorkommenden gelegentlichen Bemerkungen herrscht völliges Dunkel in diesen Liga- und Home-Rule-Blättern über das Dasein der sonstigen politischen Welt. Der Strahlenkranz des wunderthätigen Marmorbildes der Jungfrau Maria dagegen leuchtet unaufhörlich in den Spalten dieser sonderbaren Presse, die den Engländern so oft Lehren im „Liberalismus" ertheilen will. Um das Maß des irischen Liberalismus voll zu machen, konnte ein Redner auf dem Parteitage zu Dublin neulich sogar die edle Aeußerung billigend anführen: „Wenn John Brights Herz verbrannt und zu einem Spucknapf gemacht würde, so solle man ihm nicht einmal die Ehre anthun, hineinzuspucken." Kein Widerspruch erhob sich in der Versammlung, in welcher Hr. Parnell und Genossen als Leiter erschienen. Der englische Liberalismus wird sich dies wohl merken.

Daß die Wirren in Irland den Anstoß zur Besserung der Grundeigenthumsgesetze gegeben haben, ist gewiß gut — gleichviel, welches sonst die culturfeindlichen Ziele der vor der Hierarchie kriechenden Home-Ruler-Partei sein mögen. Auch über die mit der Bewegung verknüpften Gräuel wird sich das Auge des Geschichtsphilosophen hinwegsetzen, so widerlich dieselben sind und so schlimm auch ihre Hätschelung durch bekannte Führer auf die Sinnesart des ohnedies in der Bildung verwahrlosten Volkes auf lange Zeit hinaus einwirken müssen. Einmal begonnen, wird die Agrarbewegung nicht stehen bleiben. In mancher Beziehung ist ja die Grundeigenthums-Gesetzgebung von England und Schottland von jeher sogar härter gewesen, als die für Irland. Kein Wunder daher, daß jetzt auch der englische „Pächter-Bund", unter Leitung eines bekannten liberalen Unterhausmitgliedes, mit der Forderung nach einer Landbill für die diesseitigen Reichstheile hervorgetreten ist.

Was den Iren als Preis für ihre mit roher Barbarei betriebene, von hinterhaltigen reichsgefährlichen Gedanken durchtränkte Bewegung geboten worden ist, wird nun hoffentlich da nicht verweigert werden, wo man treu zum Landesbanner hält.

Vernünftigerweise hätte die Regierung durch eine für das ganze vereinigte Königreich entworfene Bill der Forderung der englischen und schottischen Pächter zuvorkommen sollen. Sie that es nicht, zog dadurch die aufrührerischen Bestrebungen der leicht in ihrer Einbildungskraft sich übernehmenden Iren groß, und veranlaßte eine der Grundeigenthums-Reform bitter feindliche Gruppe von Tories, durch Aufhissung der Schutzzollfahne neue Anhänger unter den Pächtern zu werben. Schutzzoll auf Korn und Fleisch soll im Sinne dieser Ultra-Tories ein Ableitungsmittel gegen das Verlangen nach Aenderung der Agrargesetze auf diesseitigem Boden sein.

Eine solche staatsmännisch sein sollende Politik mag nun magnetische Anziehungskraft auf die Geister haben, die uns ins goldene Zeitalter der mittelalterlichen Schlagbäume und des junkerlichen Zoll-Raubritterthums zurückversetzen wollen und überhaupt allerhand ..... Sperren über das Volk verhängen möchten. Der einsichtige Theil der englischen Pächter weiß jedoch, daß ihrem Stande nicht damit gedient ist. Und für die Vertheuerung von Brod, Fleisch oder Holz u. dgl. danken auch die städtischen Arbeiter, wie dies durch die Verhandlungen des Gewerkvereinskongresses in London sich klar gezeigt hat.

Eine Rückkehr zu den Kornzöllen in England wäre lediglich eine zeitweise Aufhülfe für den ins Gedränge gekommenen Grundadel, der gern nach dem Domesday Book in seinen kleinen Königreichen feudal fortschalten möchte, ohne freilich die Lasten zu tragen, die er unter der wirklich feudalen Verfassung zu Gunsten des Gemeinwesens trug. Pächter und Feldarbeiter aber haben kein Interesse daran, dies Feudalwesen künstlich zu erhalten. Statt des Schutzzolles müssen sie daher die Landbill für England und Schottland verlangen. Eine richtige Landbill würde der immer unnatürlicher werdenden Zusammendrängung der Bevölkerung in den Großstädten entgegenwirken und dadurch selbst dem städtischen Arbeiterstand Erleichterung schaffen.

So ist denn England mit seinem auffässigen Irenthum einer- und der nunmehr sich gestaltenden englischen Agrarbewegung andererseits auch für die nächste Zukunft scharf in Bewegung gehalten. Des „Parlamentarismus" wird es sich darum nicht in knieezitternder Feigheit entschlagen. Mannhaft werden seine Bürger und Arbeiter auf dem Gebiete der Selbstregierung fortringen. Den Versuch, von Oben her Alles nach Belieben machen zu wollen und dabei je nach Bedürfniß oder Laune alle Parteien unter einander zu verhetzen, diesen Versuch wird kein englischer Premier wagen — oder er fiele sofort unter einem allgemeinen Sturm der Entrüstung.

Die Weinlese der Toskana.

Wenn Samstag Nachmittag um drei Uhr der Lesesaal der Florentiner Biblioteca nazionale sich schließt, so wandere ich über die Piazza zu meinem Landsmanne Sor Paolo, um das Sonntagsprogramm zu fixiren; denn sein Banco ist eine bewegte kleine Welt, wo die Fattori der Possidenti kommen und gehen, wo die Tagespreise von Wein und Oel, von Trauben und von Iriswurzeln in originellen Conversationen verhandelt werden. Sor Paolo ist ein gewandter Kaufmann, der die Provincia di Firenze an Fingers Enden loshat und längst keinen Mittelmann mehr braucht, um mit den Producenten zu verkehren.

„Morgen gehts nach dem Pomino. Halten Sie sich um neun Uhr bereit. Sie sollen diesmal eine Fattoria sehen, die sich gewaschen hat."

Der Morgen des zweiten October war frisch, und die Nebel ballten sich etwas drohend am Horizonte, als unser Wagen die langgestreckte Via Aretina entlang rollte. Eine prächtige Villa liegt an ihrer linken Seite, das Besitzthum der Marquise Favart de Langlade, der Freundin des dritten Napoleon. Bei der hiesigen Aristokratie ist diese Dame nicht eben hoch angeschrieben, aber der Menge imponirt sie durch ihr großes Vermögen; denn außer ihrem Palaste am Lungarno besitzt sie vier große Landgüter, deren jährliche Steuern dem Staate zweihunderttausend Lire abwerfen. In ihrer suburbanen Villa hat die Dame ein Mausoleum für sich, ein zweites für ihre Hunde errichten lassen. Letzteres trägt eine Inschrift, welche Schopenhauers bekanntes Distichon in italienische Prosa umsetzt, das heißt, die Hundetreue und die Hundegüte über diejenige der Menschen stellt.

Wir fuhren ein paar Meilen den Arno entlang, dessen Wasser hier anständig grün, nicht schmutziggelb wie in Florenz und Pisa, dahinschleichen. Mädchen im Sonntagsstaate belebten die staubige Heerstraße. Das kräftige, aus tiefer Brust geholte „Buon giorno, bambine" meines fröhlichen Gefährten wurde stets mit lachendem Gruße erwidert.

Beim dritten Dorfe verließen wir das Arnothal und die Arezzostraße und lenkten westlich ab nach den Höhen des Pomino.

„Werfen Sie einen Blick auf jenes gewaltige Gebäude", bemerkte mein Begleiter. „Es ist dies die Ziegelbrennerei des jüngst verstorbenen Marchese Albizzi. Von seinem Vater hatte der Marquis tief verschuldete Güter geerbt, aber Einsicht und unternehmende Thatkraft machten ihn wieder zum reichen Manne. Er genoß eine Achtung, wie sie heute seinen Standesgenossen selten zu Theil wird."

„Heute bitte ich Sie um die versprochene Kritik der toskanischen Weinlagen. Seitdem Frankreich seine Weine hier und in Ungarn holt, muß ein gebildeter Weintrinker seine Kenntnisse auf diese Himmelsstriche ausdehnen."

„Sie schreiben mir etwas zu viel, verehrter Freund! Indessen, selbst auf die Gefahr hin, daß Alles gedruckt werde, will ich Ihre Neugierde nicht unbefriedigt lassen. Die Toskana besitzt drei berühmte Weinlagen: das Chianti, welches die Berghänge zwischen Arezzo, Siena und Florenz umfaßt und sein

*

klassisches Centrum in Broglio, dem Stammgute der Barone Ricásoli hat, — das Pomino und die Rúfina, zwei Hochthäler, welche Sie östlich vom Arno und nördlich vom Casentino suchen müssen. Das Chianti liefert einen schweren, etwas subtilen, im Ganzen nicht sehr haltbaren Wein, dessen beste Sorten, die Broglioweine, wegen ihres Preises sowohl als wegen ihrer Schwere für den Export bisher nur untergeordnete Bedeutung besaßen. Dagegen sind die Pomino- und Rúfinaweine, Dank ihrer Haltbarkeit, sehr geschätzt, wenn sie auch wegen ihrer Herbe im ersten Jahre nur dem Liebhaber schmecken. Die Ebene bringt die geringen Qualitäten, die sogenannten vini andanti oder ordinären Weine, die sowohl von Norditalien als dem Auslande stark gekauft werden. Sie sind dieses Jahr verhältnißmäßig sauer, da der August zu kühl und der September zu naß war."

„Was aber dieses Jahr das Weingeschäft vor Allem bedroht, das sind die massenhaften Traubenexporte nach Deutschland und Frankreich. Dieselben treiben die hiesigen Weinpreise sehr in die Höhe und erbittern obendrein unsere Landleute, welche dabei ihren Tresterwein (secondo vino) und ihren Wasserwein (acquarello) verlieren. Ist es nicht hart, daß der toskanische Bauer mitten in seinem Weingarten Jahr aus Jahr ein keinen Tropfen Wein mehr trinken soll? Milch hat er keine, und so oft der Wein fehlt, ist er auf Wasser und Brod gesetzt. Man hat in der That auch immer die Erfahrung gemacht, daß, wenn ein Mißjahr dem Contadino seinen Wein entzog, im folgenden Sommer epidemische Krankheiten auftraten."

„Der Pächter kann ja über seine Hälfte des Ertrages verfügen wie er will," warf ich ein.

„Wenn er seinem Fattore nichts schuldig ist, ja. Aber die meisten dieser Leute haben das Loos der Scheffelschen Urthiere:

„Sie kamen zu tief in die Kreide;
Da war es natürlich vorbei."

„Die Traubenfrage hat uns dies Jahr sehr erhitzt," fuhr Sor Paolo nach einer kleinen Pause fort. „In der hinteren Stube bei Gilli und Letta beobachten sich Abends mit feindlichen Blicken die Gruppe der Weinversender und diejenige der Traubenexporteurs. Erstere haben mit Wonne die Nachricht geschlürft, daß einige deutsche Zollämter die flagrante Umgehung des Weinzolles sich nicht gefallen lassen, daß aus diesem Grunde Traubensendungen in München hängen blieben, daß in Perugia und anderswo die Transporte von dem Volke angehalten werden. Doch hier sind wir schon am Berge. Gehen wir zu Fuß hinauf."

Ich schaute mich um. Wir waren in einem einsamen Thalkessel, dessen Nordhänge mit Unterwald, die südlichen Halden mit Oliven und Wein bepflanzt sind.

„Sehen Sie hoch über uns und halb in Cypressen versteckt, jenes große weiße Haus? Das ist die Fattoria der Marchesa Nerli, unser Reiseziel. Die acht bis neun über den Berghang hingestreuten Steingebäude sind die Pachthöfe (Poderi) des Herrengutes (possesso)."

Wir schritten langsam die einsame Straße hinauf, welche bald einer Cypressenallee, bald einem Waldwege glich. Immer schöner that sich nun die Fernsicht auf. Gegenüber lag die Bergmulde von Madonna del Sasso, hinter deren seitlichem Kamme Fiesole liegt. Aus der Tiefe schimmerte das leere Kiesbett eines wilden Bergwassers. Gegenüber in einer geraden Entfernung von etwa zwanzig Minuten guckte der rothgelbe Thurm eines alten Kastelles aus dem tiefen Grün eines Cypressenwaldes.

„Jetzt sollen sie vor meiner Lunge Respect bekommen. Hier pflege ich mit jenem Schloßherrn die Wein- und Oelpreise zu besprechen," rief Sor Paolo im Uebermuthe seiner jugendlichen Kraft, improvisirte auch alsobald sein natürliches Sprachrohr, und ein dreimaliges, langgedehntes „Signo-o-o-r Baldi-i-i-n-i-i!" durchgellte die todtenstille Landschaft. Es rauschte in den Stauden wie von flüchtenden Thieren, aber der angerufene Prinz brach ein räthselhaftes Schweigen nicht.

„Mit diesem Menschen ist heute kein Geschäft zu machen," brummte das erschöpfte Sprachrohr, und wir zogen weiter. Bald standen wir unter den Mauern eines Pachthofes. „Sor Paolino, Sor Paolino!" riefen oben einige Kinderstimmen. Wir erstiegen einige Staffeln und befanden uns auf dem mit großen Steinplatten belegten Hausplatze (aia), der dem toskanischen Bauer als Tenne zum Dreschen dient. Der Pächter (capoccio), die Pächterin (massaia), Kinder und Hühner empfingen uns mit gutmüthiger Neugier; einige Fragen wurden gewechselt, einige Cigarren verschenkt, und wir stiegen dann durch den grauen Olivenwald zum Herrenhaus hinauf.

„Noch eins," sagte mein Begleiter, bevor wir eintreten. „Geben sie dem Fattore ihre Karte gleich bei der Begrüßung. Diese Leute haben gegen fremde Gesichter ein vages Mißtrauen, sie denken gleich an geschäftliche Kniffe. Ihre Karte wird allen derartigen Conjecturen ein Ende machen."

Am Hofthore stand die ganze Verwaltung: Fattore, Fattoressa und Sottofattore. Letzterer ist nicht viel mehr als der Laufbursche und der Knecht des Verwalters. Während die ersten Fragen hin und wieder flogen, schaute ich mich im Hofe um. Das Hufeisen des Grundplanes fügt hier an das Herrenhaus zwei sich gegenüberliegende Hallen an, die Kufenhalle und die Pressen- oder Kelterhalle. Die vierte Seite des Hofes schließt eine Mauer mit Portal.

Der Fattore, ein untersetzter Mann mit langem Vollbarte, regelmäßigen Zügen und großen schwarzen Augen, führte uns erst zu den gefüllten hohen Kufen, in welchen die gestampften Trauben in voller Gährung kochten. Man läßt sie einige Wochen gähren und zieht sodann den Wein, ohne ihn gepreßt zu haben, in die Fässer ab. Dieses Abziehen heißt svinatura. Erst dann kommt die Treste unter die Presse (strettoio), um den sogenannten secondo vino zu liefern. Mit einem Aufguß von Wasser erhält man schließlich noch das Acquarello, welches der französischen Piquette entspricht.

In der gegenüberliegenden Halle standen die Oelmühlen und die Wein- und Oelpressen noch müßig da; denn erst im November beginnt die Olivenernte. Im oberen Stocke der Pressenhalle fanden wir einen luftigen Saal, den zur Hälfte die Gabbie — geflochtene, sackartige Körbe mit weiten Maschen, in welchen die gemahlenen Oliven gepreßt werden — zur Hälfte die sogenannten Stoie füllten. Auf diesen etagirten Binsenmatten trocknen die Trauben, welche im December oder im Januar dem neuen Weine als „governo" (gleichsam als Direction oder als bestimmendes Element) beigesetzt werden. „Was soll dieses Governo denn ausrichten?" fragte ich den Fattore. „Gli da la grazia al vino, signore!" (Es soll dem Weine die Anmuth, d. h. Bouquet und Wohlgeschmack verleihen). Wir besuchten endlich die Weinkeller und die Oelgewölbe. Wie bei den Alten dient noch hier der große Vasenkrug (orcio) als Oelfaß. Meine Begleiter schlürften ihre Oelmuster löffelweise mit dem Behagen des Eskimos, der gerne ins Thrangläschen guckt. In dieser Specialität von Trinkgelagen mußte ich mich von vornherein für kampfunfähig erklären.

Unterdessen hatte die Fattoressa das Essen bereitet. Wir befanden uns in der milden Region des gebratenen Hühnerthums, und es erschien denn auch neben dem Beefstek, das wir selbst an der Station gekauft, ein pollo in umido, zu deutsch ein Hühnerragoût, die nie fehlende Schüssel der Faktoreien. Den Pominowein, den man uns hier servirte, werde ich nicht so leicht vergessen; er war mir eine Offenbarung; denn bisher hatte ich den Ruf dieses Weines nicht recht begreifen können. Eine Flasche Strohwein (vino santo) krönte den Nachtisch. Unterdessen erzählte der Fattore mit der sicheren und naiven Beredtsamkeit des toskanischen Landmannes von seinem ganzen Thun und Lassen, wie er als armer Sottofattore lange Jahre des Verwalters Hund gewesen, endlich den „gran salto" zum Fattore habe machen können. Ich fragte ihn nach seinen Kindern. „Wollen Sie schlechte Witze machen?" versetzte er halb im Ernste. „Wissen Sie nicht, daß ein Fattore so wenig heirathen darf als ein Kapuziner, daß die Fattoressa nicht des Verwalters Frau,

sondern nur seine Köchin ist, daß die Herrschaft keine Familien ernähren will, wo Einer allein für die Wirthschaftszwecke genügt?"

Die Einrichtung ist weder human noch sittlich. Der Pächter ist dem Fattore in der Regel mit Haut und Haar verkauft. Seine Gunst kann jenen fördern, sein Zorn ihn vernichten. Hat der Pächter nun ein schönes Weib, eine hübsche Tochter, so gehören sie dem Fattore, wenn dessen Köchin nicht einzuschreiten weiß. Eine andere Versuchung ist die nahe Hauptstadt. Wer am Freitag die Piazza della Signoria mustert, darf die Geschäfte durchaus nicht nach der Menge der hier beisammenstehenden Fattori messen. Vielleicht die Hälfte dieser Leute kommen um zu flaniren, oder den heimlichen Wein des Vergnügens zu schlürfen. Darunter ist namentlich die Combination der Spielhölle mit der Kuppelei verstanden, welche unter den Freitagsleuten schon manche Opfer gefordert hat und die Wachsamkeit der Questurini (Gendarmen) fortwährend in Anspruch nimmt. Das Uebel hat natürlich seine Grenzen. Der Fattore eines soliden Padrone ist in der Regel selbst ein rechtschaffener Mann, während auf verschuldeten Gütern und unter verschwenderischen Besitzern auch die Verwalter zügellos zu leben pflegen. In solchen Faktoreien wird der Oel- und Weinsensal luxuriös bewirthet, oft sogar nicht mehr im Erdgeschosse, sondern im Appartement der abwesenden Herrschaft; dafür wird er im Nothfalle dem Padrone bezeugen, daß der Kaufpreis, den der Fattore ihm zu nennen beliebt, der richtige und wahre sei.

„Ich habe heute kein Glück," seufzte mein Führer, als wir den Berg hinunter kutschirten. „Der Fattore hält bockbeinig seine Preise fest. Wir sind noch zehn Liren auseinander. Die Phylloxera und die Traubenexporte haben diese Menschen ganz ungenießbar gemacht. Sie träumen nur von steigenden Preisen."

„Wollen Sie's nicht noch einmal mit dem Herrn Baldi-i-i-ni da drüben versuchen? Ihre Lunge ist ausgeruht; die Gelegenheit ist günstig, dort der Cypressenstrauch. . . ."

„Meine Hoffnung haftet an jenem blauen Berge," versetzte Paolo, indem er träumerisch in die Ferne blickte. „Wissen Sie was? An der Station schicken wir unsere Wagen heim und nehmen den nächsten Zug nach Pontassieve."

„Sie haben den Schlüssel zu allen Herrschaftsgütern in der Tasche. Ich fahre mit und frage nicht wohin."

Pontassieve ist ein langgestreckter Flecken am Arno, als Débouché des Hochthales Casentino von einiger Bedeutung. Im Stationshofe hielt ein Wagen mit zwei muthigen Rappen. Auf dem Bocke saß ein hagerer Kutscher, eine rothe Hahnenfeder auf dem Hute.

„Da wartet Mephisto auf seinen Heinrich, und seine Rosse schnauben!"

„Ei, Sor Ferdinando, Sie fahren sicherlich heim nach Pelago. Sie kommen wie gerufen. Wir fahren mit und schlafen in Ihrem Albergo del Buon Cuore!"

Im nächsten Augenblicke saßen wir in der Kalesche, und fort gings, daß die Funken stoben. Mit einem wunderlichen Gemisch von Vergnügen und Angst genoß ich das wilde „Aoh! Aoh!" und das Knallen der Peitsche unseres diabolischen Wagenlenkers.

Ein weites Seitenthal lag vor uns, als die zweite Brücke passirt war, viel lachender und belebter als die Scene des Morgens. In fortwährender sanfter Steigung zog sich unsere Straße an der Berghalde hin, gegenüber ragten die waldigen Gipfel, hinter welchen das Kloster Vallombrosa liegt. Unten im Arnothale lag schon die Dämmerung, und rasch brach die Nacht auch über uns herein. Von allen Hügeln leuchteten große Feuer aus den offenen Küchen der Pachthöfe. Am Wege standen da und dort die unbeweglichen Gestalten der Traubenhüter. Dann blinkte es von Lichtern am gegenüberstehenden Felsen, und bald hielten wir an einem schwarzen, schmucklosen Hause. Wir waren am Ziele, im Bergdörfchen Pelago, an der Thüre „des guten Herzens".

Um sieben Uhr des folgenden Morgens, bei herrlich klarem Wetter, stiegen wir unter alten Kastanienbäumen und über allerlei Felsgeröll hinauf zur Villa eines florentinischen Apothekers, auf welchen Sor Paolo diesmal seine Hoffnung gesetzt hatte. Während er seinen Producenten bearbeitete, spazierte ich als „Cavalier serpente" mit der Signora im Garten. Sie führte mich zum Baume der Erkenntniß, einem Spalier voll goldener Tafeltrauben mit riesigen Beeren.

„Schönere Uva Salamana habe ich selten gesehen, Signora."

„E padrone, Signore!" sagte die gute Frau mit einer graziösen Handbewegung, die ich rasch und richtig interpretirte.

Unterdessen hatte Sor Paolo seinen Gegner besiegt. Er hatte zwar keinen Pomino, aber einen Wein erobert, der diesen Namen verdient und unter diesem Namen auch reisen wird.

An der überreichen Frühstückstafel trafen wir vier muntere Florentiner, die nach Vallombrosa wollten. Wir schlossen uns der Gesellschaft an und erreichten nach dreistündigem Wandern und Klettern den Tannenwald, hinter welchem das Kloster in grünen Matten gebettet liegt. Hier hat eine Forstschule mit zwölf verlorenen Zöglingen die Mönche der Vorzeit verdrängt. Neben dem Kloster steht eine Foresteria (Fremdenherberge), wo wir ein schlechtes und obendrein sehr theures Essen fanden. Die Rechnung schien unsern Florentinern eine Unsittlichkeit von der Sorte der „Porcherie". Es folgte zum Dessert eine unübersetzbare Scene, wobei die „Ladri" und die „Assassini" zu Dutzenden das schuldige Haupt der alten Hexe umschwirrten, die in diesem Raubstaate ihr Wesen treibt. Das Gesinde war aus der benachbarten Küche hereingekommen, verhielt sich indessen streng neutral, schien die Züchtigung der Padrona sogar mit Behagen durchzukosten. Man bezahlte schließlich, aber nur „approximativement". Die Alte schleuderte die Schuldscheine ihrer Landesregierung wüthend auf den Boden, während eine ruchlose Hand den ungenießbaren Inhalt der Salatschüssel in die fliegenden Nattern ihrer Haare streute. Wir konnten die Aufgeregten nur mit Mühe beruhigen. Noch im Walde schrie Einer, der zwei Tage vorher einer Aufführung des Rabagas beigewohnt, an die Foresteria das Citat hinauf: „Se ci fosse un vocabolo più porco di porco, quella strega se lo meriterebbe!"

Auf andern Wegen, über neue Villen, Dörfer und Schlösser, kehrten wir zurück nach Pontassieve. Um zehn Uhr Abends hatten wir Florenz erreicht H. Breitinger.

Literatur und Kunst.

Aesthetik im Verhältniß zur Literatur- und Kunstgeschichte.

Kein Zweig der Philosophie hat sich in innigerem Anschluß an die Thatsachen der Natur und Geschichte und an die fortschreitende Erforschung derselben entwickelt als einer der jüngsten, die Aesthetik. Nachdem vor hundertunddreißig Jahren Baumgarten sie zum erstenmal als selbstständige Wissenschaft hervorgehoben und bald darauf Kant eine Reihe von Grundbegriffen maßgebend bestimmt hatte, waren es unsere Dichter, die sie von ihren Erfahrungen aus fortbildeten, indem sie Gesetze für ihr Schaffen suchten. Von den Betrachtungen einzelner Kunstwerke aus stellte Lessing im Laokoon den Unterschied der malerischen und dichterischen Darstellung fest, oder erörterte er in der Dramaturgie das Wesen des Dramas. Herder trat ergänzend ein und zeigte, daß das Bildnerische, das für Jenen noch Eines war, im plastischen und malerischen Stil seine Besonderheiten habe, daß nicht blos Handlungen, sondern auch Empfindungen und Gedanken ein angemessener Stoff für die successiv sich entfaltende sprachliche Darstellung seien, sowie er der Kant'schen Kritik der Urtheilskraft in der Kolligone die Fülle seiner literaturgeschichtlichen Anschauungen zur Seite stellte. Wenn Schiller die Schönheit in der Ineinsbildung des Realen und Idealen erkannte und die Eigenart des Idealismus und Realismus in der Kunstlehre

begründete, so ward seine Abhandlung über naive und sentimentale Poesie gerade durch die glückliche Wahl und die feinsinnige Charakteristik seiner Beispiele maßgebend für die Literaturgeschichte, die von da zur Bezeichnung des Klassischen und Romantischen gelangte. Goethe und Schiller machten sich in ihrem Briefwechsel die Natur des Epischen und Dramatischen klar; Goethes ästhetische Würdigung so vieler Kunstwerke und ihrer Meister führte zur Gewinnung allgemeiner Begriffe, während die dichterische Gestaltung seines eignen Lebens ein Muster gab, wie die Bildung der Künstler und die Entstehung, der Gehalt und das Gepräge ihrer Werke im Zusammenhang mit den Culturelementen ihrer Zeit geschichtlich zu behandeln ist. In lebendiger Wechselwirkung von Schelling und Solger mit Friedrich und August Wilhelm Schlegel entwickelten sich die philosophischen Ideen der Einen über das Schöne und die Kunst und die literargeschichtliche Thätigkeit der Anderen; im Freundschaftsbunde mit Arnim, Brentano, Görres richteten die Brüder Grimm ihre Forschungen auf die deutsche Dichtung, und als Gervinus Hand an die zusammenfassende Schilderung derselben legte, war neben den Schriften Lessings, Goethes, Schillers sein Leitstern das Buch Wilhelm von Humboldts, in welchem dieser seine Theorie des Epos wie der Kunst überhaupt im Anschluß an Goethes Hermann und Dorothea erörtert hatte. Joseph Hillebrand kam von der Literaraesthetik zur Literaturgeschichte. — Von der Freude am Schönen aus und genährt durch die Errungenschaften der Hegel'schen Philosophie hat Schnaase sein herrliches Werk über die Entwicklung der bildenden Künste geschrieben; Hegel selbst hatte es in seiner Aesthetik an Strenge der Begriffsbestimmung und Begriffsbewegung bei der Lehre von der Idee des Schönen ermangeln lassen, aber wie er zur Betrachtung der einzelnen Künste kam, zog er die Summe dessen, was seit Winckelmann und Herder durch Forschung und Kritik gewonnen war, und auch in jenen früheren Partien seiner Vorlesungen überraschte er durch die Fülle treffender Urtheile über einzelne Dichtungen oder Stellen derselben. Vischer brachte in Bezug auf die allgemeineren Begriffe jene systematische Strenge und Ausführlichkeit der Dialektik, durch die sein umfassendes Buch sich für die Ausführung der Hegel'schen Philosophie in der Schule ein Verdienst erwarb, aber auch mit derselben veraltete und vielfach unhaltbar ward; aber unveraltet und feststehend ist das Verdienst, das er sich in den Anmerkungen zu den formalistischen Paragraphen und unbeirrt von den Schulformeln durch den Reichthum wie den Scharfsinn seiner Betrachtung von Naturerscheinungen wie von Gegenständen der Literatur- und Kunstgeschichte erwarb. Wenn Zeising die Begriffe des Schönen, Erhabenen und Reizenden, des Tragischen, Komischen und Humoristischen von Neuem untersuchte, so gab er fortwährend in Beispielen die Belege für seine Gedankenbestimmungen. Meine eigene Aesthetik geht vom Thatsächlichen und Empirischen, von unsern Gefühlen und unsern Erfahrungen aus, um von diesen zu den ästhetischen Begriffen, von diesen zu den metaphysischen Principien des Geistes und der Natur aufzusteigen und dann das Mannichfaltige in dem einen Urquell des Seins zu begründen und daraus zu erklären; sie sucht also das Aesthetische nicht nach einer fertigen Metaphysik zu behandeln, sondern die Metaphysik selbst von den ästhetischen Ideen aus zu erweitern, zu vertiefen. Sie knüpft die Theorie der Künste stets an das Geschichtliche, an epochemachende Meister und ihre Werke. Ja man kann sagen, daß in der gegenwärtigen Aesthetik das Historische vorwaltet, daß man allen Zeiten und Völkern gerecht zu werden sucht und den eignen Geschmack dem ihrigen sich anschmiegen läßt, so daß Robert Zimmermann vom Herbart'schen Standpunkte aus mit Fug nachdrücklich auf die reinen Formbestimmungen hinweist, die vor Allem erfüllt sein müssen, um den rechten und vollen Genuß des Schönen zu ermöglichen und mit Recht das Immergültige, Klassische, Vollkommene dem zeitlich und örtlich Bedingten gegenüberstellt.

Mit ästhetischem Geist erkannte Böttticher in seiner Tektonik der Hellenen in den baulichen Formen den Ausdruck des sie gestaltenden Wesens, der innenwaltenden Triebkräfte der Materie; er lehrte in der Gestalt die Function, die Leistung eines baulichen Gliedes anschauen, den Einfluß gewahren, den es im Zusammenhange, im Ganzen erfährt. Semper in seinem Buch über den Stil erfaßte die Bedeutung des Stoffes, des Materials für die künstlerische Behandlung; die eigne Natur desselben soll richtig verwerthet werden, das Metall verlangt eine andere Behandlung als der Stein, der Töpferthon, die Seide eine andere als die Wolle; der Teppich des Fußbodens fordert eine flächenhafte, keine plastisch modellirte Decoration. Was hier Künstler lehren, ist uns hochwillkommen; die Philosophie wie die Kunstgeschichte hat sich dadurch bereichert. Die Kunstphilosophie ist fern von leeren Abstractionen und die Geschichte der Kunst steht im Zusammenhange mit der Geschichte des Staates, der Religion und Sitte der Völker; was hier lebt, das gewinnt in der Kunst sein organisches vollendetes Gepräge.

Ich sehe schon lange auf der Lippe des Lesers die Frage schweben: warum ich diese bekannten Dinge hier hervorhebe? Darum, weil in neuerer Zeit Literatur- und Kunstschriftsteller die Lösung des Bandes mit der Aesthetik bald fordern, bald für vollzogen erklären, und vor der Wiederanknüpfung warnen, gerade als ob diese mit ihren Constructionen die Fülle des thatsächlichen Lebens maßregeln und einzwängen oder ersetzen wollte, während sie sich derselben freut und sie in ihrer Gesetzlichkeit zu begreifen, in ihrem Zusammenhang zu verstehen und zu erklären strebt. Ist das auch eines der Symptome von einem Niedergange des Idealismus, der gerade seit der Aufrichtung des deutschen Reiches, seit der Erfüllung unsrer Jugendträume auf politischem Gebiet mit dem Aufkommen des Materialismus in der Theorie und Praxis sich bemerklich macht, so ist es ein bedenkliches Zeichen der Zeit, und ich stehe meinerseits nicht an, die landläufige Ideenscheu, die Unterordnung des Geistes unter das blos Factische für ein Selbstzeugniß des Ideenmangels, der Geistesarmuth zu erklären. Aber es gibt auch eine bessere Deutung, und die will ich zunächst annehmen. In der Richtung der Zeit und in der Begabung der Einzelnen herrscht bald mehr der Sinn für das Allgemeine und Ideale, bald mehr der Sinn für das Detail, für das Besondere und Reale, und die Männer sind selten, die wie Leibnitz beiden gleich gewachsen sind, wie Kant dem Logischen, der reinen Vernunft nicht minder als dem heitern Reich der Erfahrung huldigen. Das Exacte der Naturwissenschaft reizt zur Nacheiferung, und dem Dilettantenthum zu entgehen, das ihr oft von ältern Schwestern vorgeworfen war, will die Kunsthistorie auch exact werden, und gleich der politischen Geschichte die Ueberlieferung kritisch prüfen, zeitgenössische Documente in den Archiven aufsuchen, Contracte mit Künstlern, Briefe derselben, Steuerlisten und Kirchenbücher heranziehen.

Da ist denn manche Legende Vasaris oder van Manders kritisch beseitigt und an ihre Stelle das Thatsächliche getreten, manches Bild hat den Namen seines Urhebers gefunden, und durch die sorgfältige Vergleichung mit andern Gemälden sind diese demselben zu- oder abgesprochen und umgetauft worden. Die Aesthetik hat sich all dieser Errungenschaften gefreut, und wenn die Kostümkunde der Entstehungszeit eines Werkes nach Jahrzehnten umgrenzt, wenn der tellerartig flach oder perspectivisch aufgesetzte Heiligenschein als Zeichen einer Autorschaft verwerthet wird, so hat sie gewiß nichts dagegen zu erinnern. Sie forderte, daß die Darmstädter und Dresdener Madonna im Hause des Baseler Bürgermeisters Maier einmal nebeneinandergestellt würden, und bestritt nicht, wenn dabei die erstere als unzweifelhaftes Original anerkannt wurde. Aber das Räthsel des zweiten wunderbaren Bildes war damit für sie nicht gelöst. Konnte nicht der aus England wiedergekehrte Meister das Bild der Familie für eines ihrer Mitglieder neu entworfen, schlanker gemacht, die Madonna selbst zu einem reineren Ideal deutscher Weiblichkeit durchgebildet haben, während ein Schüler die sie umgebenden Bildnisse copirte? Das Lächeln ist dem Darmstädter Kind auf dem Arme der Maria mit einem Miniaturpinsel aufpunktirt; so hatte es wohl ursprünglich den Ausdruck des Krankhaften, Wehmüthigen, den das Dresdener Gemälde zeigt, und wir fragen: wie wäre ein späterer Copist dazu gekommen, solches dem Christuskind zu geben? Die Aesthetik sagt: als

Christus ist der zweite Knabe unbefriedigend, und es bleibt die Frage offen: ist es nicht doch ein erkranktes oder gestorbenes Söhnchen des Bürgermeisters, das der Madonna empfohlen wird, das sie im Arm hält, um ihm Genesung zu spenden oder es zu sich zu nehmen?

Jüngst entbrannte in Wien und München der Streit zwischen Künstlern und Kunstgelehrten, in welchem man Aesthetiker auf Seiten der ersteren fand. Die Künstler sagten: Kein Bild für das Museum sei zu theuer, wenn dasselbe den Besuchern Freude und Erhebung, dem Künstler Genuß und Belehrung biete; aber für ein zweifelhaftes oder schwaches und von Schülerhand zumeist ausgeführtes Gemälde auch eines Rubens seien 200,000 Mark zu viel. Da sagte ein Wiener Kunstschriftsteller einem Berliner Maler: Es sei ungehörig die Bezeichnungen gut und schön, diese verrotteten Begriffe aus der Rumpelkammer der Aesthetik hervorzuholen. Und da ist denn das Bedenkliche hinlänglich vorhanden. In der Kunst kommt es doch vor Allem darauf an, daß das Werk gut sei, daß es die Idee, welche es darstellt, vollgenügend und ansprechend ausdrücke, daß es schön sei, daß es zugleich den Sinn und das Gemüth anmuthig errege und harmonisch befriedige. Von wem das gute, schöne Werk herstammt, das ist die zweite Frage, und der große Name eines Künstlers macht ein mißlungenes Werk nicht vortrefflich, kann den „bambelnden Arm, das langweilige Gesicht" nicht anziehend machen.

Jedem ästhetisch gestimmten Menschen ist es am liebsten, ein Bild für sich allein zu betrachten und zu genießen; er sucht es gerne am Orte seiner Bestimmung auf, und die Fresken der herrlichen Meister Italiens wirken auch darum so nachhaltig und mächtig, weil man sie im Zusammenhange mit der Architektur und ungestört durch eine fremdartige oder zerstreuende Umgebung mit voller Andacht in sich aufnimmt. In unseren Galerien wirkt die Menge des Verschiedenartigen bald verwirrend, bald ermüdend; die auf der Eisenbahn kommenden und gehenden Besucher eilen durch die Säle, suchen nach den besternten Bildern des Reisehandbuchs, und sind meist befriedigt, wenn sie ihren Strich in dasselbe gemacht haben. Stille Sammlung, ungetheilte Hingabe ist da selten. Doch sind solche Vereinigungen von Kunstwerken nothwendig für das Studium, und daß sie nicht ein Uebel, sondern ein heilsames Gut werden, das scheint sich dadurch am besten zu erzielen, daß man bei der Anordnung ein verwirrendes Durcheinander meidet. Man gebe den besten Bildern das beste Licht, gebe ihnen einen Platz, der sie sofort dem Auge des Beschauers darbietet, gebe ihnen eine Nachbarschaft, die sie nicht beeinträchtigt, die zu ihnen stimmt, wenn sie nicht in eigenen Kabineten oder an besonderen Wänden für sich allein hängen können. Daraus folgt schon, daß man Italiener, Niederländer, Altdeutsche, Spanier in gesonderten Sälen aufhängt, die naiven Anfänge nicht unter die effectreichen Virtuosenstücke bringt, sondern die aufsteigende Reihe der Entwicklung veranschaulicht; die ästhetische Anordnung schließt also die historische nicht aus, sondern zieht sie selbst heran. Für die Kunstgeschichte ist es von Interesse, die Werke streng nach der Zeitfolge zu hängen, und auch das minder Bedeutende aufzunehmen, wenn es ein Uebergangsglied abgibt, auch den kleineren Meistern vom dritten und vierten Rang einen Platz zu gewähren. Aber keine Galerie nähert sich hier der Vollständigkeit, welche nöthig wäre, um es zu rechtfertigen, daß sie nicht für Erhebung und Bildung des Volksgemüths, nicht zur Freude der Freunde des Schönen, sondern für kunstgeschichtliche Belehrung und für Unterrichtszwecke einzurichten wäre, wie Kupferstichkabinete, wie Sammlungen von Gipsabgüssen. Nun mein' ich aber, sei die Kunstgelehrsamkeit um der Kunst willen da, nicht umgekehrt, wie manche Schriftsteller vorauszusetzen scheinen, indem sie die Frage nach dem Schönen zurückweisen.

Man wirft ein: das Schöne, der Geschmack sind etwas Subjectives. Gewiß. Sie theilen dies Loos mit der Liebe, mit der Freiheit, die auch nur in der Subjectivität des fühlenden, wollenden Geistes ihr Dasein haben. Und sind nicht auch Licht und Ton, Duft und Wärme subjective Empfindungen, welche die Seele aus eigenem Wesen unter den Anregungen der Außenwelt hervorbringt? Etwas wird erst dadurch werthvoll, daß es unsere Subjectivität fördert und erfreut, und es ist die Ehre und Größe derselben, daß sie sich nicht den Dingen unterwirft und zum Anhängsel einer Objectivität macht, die ja so gut wie gar nicht da wäre, wenn sie nicht von selbstseienden Wesen gefühlt und gewußt würde; es ist, sage ich, die Ehre und Größe dieser selbstseienden Wesen, daß sie das für sie Werthvolle, das Gute, das Wahre, das Schöne hervorheben und bestimmen, nnd und wer darauf verzichtet, wer das gering achtet, der entsagt seiner Geisteshoheit, seiner Menschenwürde. Der folgerichtige Materialismus sollte demnach auch von einer Rumpelkammer der Ethik sprechen, aus der man die verrotteten Begriffe von Recht und Tugend nicht mehr hervorholen dürfe, da ja Alles nach Naturnothwendigkeit geschehe. Die Kunst aber widerlegt alle materialistische Gemeinheit damit, daß sie Ideales schafft, um der Seele durch Anschauung des Vollkommenen zu ihrem ewigen wahren Wesen zu verhelfen.

Ich erachte es äußerst fruchtbar für die ästhetische Erziehung Deutschlands, daß durch die Bücher von Kugler und Lübke eine klare ansprechende Uebersicht über den Entwicklungsgang der Kunst geboten, die verschiedenen Stile der Architektur, die verschiedenen Epochen der Plastik und Malerei treffend geschildert und bedeutungsvolle Meisterwerke veranschaulicht sind. Ich erachte es für einen großen Gewinn, daß auch die Universitäten Kunst- und Literaturgeschichte als berechtigte Disciplinen aufgenommen haben; eine andere Frage aber ist die der eigenen Lehrstühle. Namentlich unsere Nationalliteratur ward ja von Philosophen, Historikern oder Germanisten in den Bereich ihrer Lehrthätigkeit gezogen, von solchen Männern eben, welche Freude an der Sache hatten und daran erweckten, und ich meine heute noch, man solle dem rechten Mann den Lehrstuhl geben, aber einen Sitz lieber erledigt lassen, als ihn besetzen, um nur den Gegenstand im Lectionskatalog vertreten zu haben. Man kann auch hier dem Privatdocententhum und der Freiheit überhaupt Raum gewähren, der erwiesenen Kraft ihren Lohn geben.

Wer möchte das Verdienst verkennen, das Bernays, Meier und Andere für die richtige Herstellung des Textes von Goethe und Schiller geleistet? Wir wollen auch die Odyssee und die Luise von Voß wieder in der Form lesen, die unsern Klassikern so lieb war. Es ist von ästhetischem Werthe, das Wachsen und Reifen eines Dramas, wie die Iphigenie, einer Elegie, wie der Spaziergang kennen zu lernen, zu sehen, wie der Meister selbst mit seinem Werke fortgeschritten, einen reineren Stil gewonnen, den sprachlichen Ausdruck verfeinert oder gesteigert hat. Hier ist die historisch-philologische Methode ebenso berechtigt als willkommen; aber sie wird fraglich, wenn zu Dichtungen, die man nicht mehr um ihrer selbst willen liest, die nur dem Gelehrten als Entwicklungsstufe zum Klassischen von Bedeutung sind, auch die handschriftlichen, vom Verfasser verbesserten Lesarten hervorgesucht und abgedruckt werden, wenn das Unreife mit kritischer Peinlichkeit neu aufgelegt erscheint, wenn über Autoren dritter und vierter Ordnung dicke Bücher geschrieben werden. Das ist epigonenhaftes Alexandrinerthum, das viel bedeutendere Männer und Werke der Gegenwart vornehm ignorirt, aber das Geringere aus dem Staub der Bibliotheken hervorholt, sobald der sich darauf gehäuft hat. Da fordern wir ästhetisches Werthmaß; da wollen wir nicht statt des Aufsatzes die Broschüre, statt der Broschüre das Buch. Sonst sind wir auf dem besten Wege, daß der Jugend die heimischen Dichter ähnlich verleidet werden, wie so oft die Klassiker des Alterthums durch die Pedanterie der Schulgelehrsamkeit, die sie blos als Object ihrer Formenlehre und Syntax betrachtet, statt die Grammatik als das Mittel eines geistreichen Verständnisses derselben anzusehen.

Goethe hat sich, wie die Literaturgeschichte von jedem Genius lehrt, innerhalb seiner Zeitgenossen entwickelt und sich über sie erhoben. Die ästhetische sagt näher: was den Anakrontikern ein tändelndes Spiel der Einbildungskraft mit gemachten Empfindungen in ersonnenen Situationen war, das ward bei ihm zum Gesang des bewegten Herzens, das seine Zustände dichterisch

weihte; was bei den Stürmern und Drängern ein unbändiges Toben und Stammeln des zürnenden leidenschaftlichen Gemüthes war, das erschien bei ihm als ergreifender Naturlaut eigenthümlichen Fühlens und Denkens, dessen gesunde Kraft ihre Stärke gerade darin bewährte, daß sie sich selbstherrlich ein Maß setzen lernte. Die philologische Literaturgeschichte gibt zum Belege dafür verschollene Jugendschriften von Klinger und Wagner neu heraus, und vergleicht die Liedlein der Taschenbücher der sechziger Jahre. Goethe malt ein Band für die Sesenheimer Pfarrerstochter, ruft den Zephyr an, daß er es auf seine Flügel nehme und um das Kleid der Liebsten schlinge; sie sieht mit Rosen sich umgeben, selbst wie eine Rose jung, und er redet sie an:

Fühle was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

So pflückt er von der Wirklichkeit die Blüthe der Poesie, und das Lied entwickelt sein Inneres im echt lyrischen Stil fortschreitender Bewegung. Der Philologe belehrt uns, daß der Zephyr in Gleims Umgebung sehr beliebt war, und wenn Goethe anhebt: „Kleine Blumen, kleine Blätter", citirt er daher die Gedichte, in welchen der Anakreontiker X einmal „kleine Blumen", der Anakreontiker Y sogar zweimal „kleine Blätter" gesagt. Gewinnt es da nicht das Ansehen, als stünde Goethe in einer Reihe mit dem gelehrten jungen Römer, der die Schwäche einer Liebeselegie damit entschuldigt, daß er auf dem Lande keine Schriftrollen aus Alexandrien habe? Muß da nicht als ein zierlich Mosaikstück aus Büchern erscheinen, was der unmittelbare, sinnlich anschauliche Ausdruck des Selbsterlebten ist? Der Philologe thut wohl, wenn er sich dagegen verwahrt. Und mir ist es immer angenehm, wenn jüngere Literarhistoriker, wie Max Koch und Muncker, nicht blos in früheren Jahrhunderten weilen, sondern auch über neuere Dichter, wie Chamisso und Julius Mosen, eine zusammenfassende Darstellung geben. Denn es kommt auf Geschmack und Urtheil in Kunstsachen an, nicht blos auf Gelehrsamkeit, und jene werden oft besser durch einen Bericht über eine Kunstausstellung begründet, wo noch keine überlieferten Ansichten maßgebend sind, als durch die Behandlung der Größen der Vergangenheit. Daß aber Männer wie Woltmann, Thausing, Springer, auch wenn sie sich geringschätzig über Aesthetik äußern, ihr verpflichtet sind und für sie wirken, das haben ihre Bücher über Holbein, Dürer, Michel Angelo und Rafael bekundet. Und so wird auch für die Zukunft nicht Feindschaft, sondern Einigung von Kenntniß und Urtheil, von Geschichte und Philosophie das Beste sein.

M. Carriere.

Ein Porträt zum Kleist-Tage.

(10. October.)

Während die Franzosen auf den Trümmern des ancien régime einen neuen Staat, eine neue Gesellschaft, eine neue Religion, aber auch eine neue Tyrannei schufen, um sich am Ende vor lauter Gleichheitssinn gegenseitig um einen Kopf kürzer zu machen, da vollzog sich auch in deutschen Landen eine nicht minder tief eingreifende, aber friedliche, geistige Revolution: die Wiedergeburt der Nation von innen heraus durch die ästhetische Erziehung. Es war eine merkwürdige Zeit, deren begeisterndes Pathos wie Posaunenton die überschwänglichen, empfindsamen Schalmeienklänge der vorrevolutionären Jahrzehnte zum Schweigen brachte. Eine Ahnung großer Dinge durchschauerte die junge Generation. Sie lauschte wonnebebend Schillers erhabenen Worten vom Rechte des Einzeldaseins, vom Erneuern der Totalität der menschlichen Natur im Individuum, vom Bau der wahren politischen, socialen und geistigen Freiheit durch die veredelte Cultur und im fröhlichen Reiche des schönen Scheins. Aber der leidende Messias des ästhetischen Staates, der in verzehrendem Feuer sein Evangelium verkündete und seines Freundes Goethe Leben und Werke als Muster des kunstvoll subjectiven Gleichmaßes pries, er entzündete zugleich ein verderbliches Selbstbewußtsein, einen prometheischen Trotz und infolge dessen einen selbstverwüstenden Weltschmerz in vielen seiner Jünger. Mancheiner konnte in der Abwehr der schnöden Wirklichkeit den festen Mittelpunkt in den tausend Conflicten seines Ich nicht finden; die disharmonischen Elemente seines Wesens waren weder untereinander noch mit der umgebenden Welt in Einklang zu bringen, und statt das zerstückelte Bild der Menschheit in seinem Individuum aufzubauen, zertrümmerte er in sich das stolze Ebenbild Gottes. Der ästhetische Stürmer und Dränger, welcher Zerstörer statt Bildner seines Selbst wird, heißt poetisch objectivirt: Werther. Durch die Schaar unsrer großen Dichter wandelt er als Heinrich von Kleist.

Sein Leben ist die Geschichte eines herrlich begabten Geistes, eines edlen Herzens und eines kranken Gemüthes. Der Biograph hat den traurigen Proceß zu beschreiben, wie diese unselige Gemüthsanlage seine Seele überwuchert, sein Genie verdunkelt, seinen Körper zerrüttet und mit grauenhafter Folgerichtigkeit den freiwilligen Tod herbeiführt.

Schon in jungen Jahren hat er vorahnend die Geschichte seines Elends geschrieben: „Der Zustand, ohne Lebensplan, ohne feste Bestimmung, immer schwankend zwischen unsichern Wünschen, immer in Widerspruch mit meinen Pflichten, ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Drahte des Schicksals — dieser unwürdige Zustand scheint mir so verächtlich und würde mich so unglücklich machen, daß mir der Tod bei weitem wünschenswerther wäre." Aber gerade dieses consequente Streben nach einem einzigen Ziele hin sollte ihm unerreichbar sein. Seine innere Anlage und seine äußeren Verhältnisse verhinderten es.

Familientraditionen und Standesvorurtheile hatten seine Erziehung, ein schwacher Körper und ein, wie er beschönigend sagt, „seltsam gespannter", d. h. überspannter Geist seine Entwickelung gehemmt. Ein kleinstädtischer Junker, war er als Knabe nach Berlin gekommen. Mit achtzehn Jahren (1795) soll er noch ganz schwerfälliger, gezierter, „ehrpusseliger" Offizier gewesen sein. Als eleganter und lebensfrischer Fähndrich machte er den Rheinfeldzug mit. Die Legende erzählt, daß um jene Zeit sein erstes Herzensverhältniß zu einem jungen, adligen Fräulein rückgängig wurde, was ihn von nun an zur Vernachlässigung seines Aeußeren bewogen habe. Der Grund mochte wohl tiefer sitzen. Gewiß war ihm die Barbarei des damaligen Soldatenstandes zum Ekel geworden und ein neues Ideal, die Wissenschaft, aufgegangen. Schon seine Lieutenantsbriefe verrathen ein dilettantisches Studium Kants. Jetzt sollte das doppelte Leid des Herzens und des Verstandes durch die Schulphilosophie geheilt werden, welche schon mehr als einen Dichter zu Grunde gerichtet hat. Ohne weiteres nahm er seinen Abschied und studirte in seiner Vaterstadt Frankfurt an der Oder. Man sagte ihm, er sei mit dreiundzwanzig Jahren zu alt dazu, aber er meinte mit schwermüthigem Lächeln: Er sehe sein Schicksal voraus, einst als Schüler zu sterben, und wenn er auch als Greis in die Gruft führe. Jedenfalls war er ein seltsamer Student, welcher, erzogen für den Soldatenstand und in ihm aufgewachsen, jeder harmonischen Gymnasialbildung entbehrte. Er scheint übrigens seine Zeit wohl angewendet zu haben, denn Dahlmann, der seine Kollegienhefte sah, versichert, Kleist habe ordentliche und nicht nur dilettantische Studien gemacht. Es war wohl ein ziemlich planloses, gewaltsames, ganz autodidaktisches Lernen, wobei das Nebensächliche oft eine übertriebene Bedeutung gewann und das Ziel verdeckte; jedenfalls nichts weniger als ein Brodstudium nach dem Herzen seiner Anverwandten, sondern eher ein akademisches Streben nach kunstvoller Ausbildung seines Ich, eine ästhetische Erziehung. Jetzt griffen die äußeren Umstände wieder störend in seinen Entwicklungsgang ein. Er verlobte sich und mußte schon nach einem Jahre aus Rücksicht auf seine Braut und deren Familie seine Studien unterbrechen, um sich in Berlin auf den Staatsdienst vorzubereiten.

Sein einzig erhaltenes Bild von dem damals beliebten Miniaturisten Krüger stammt aus dieser Epoche; es besitzt durchaus künstlerischen Werth. Seine Braut schätzte es gerade um seiner Aehnlichkeit willen hoch, und Kleist selber veranlaßte den einzig von ihm getadelten spöttischen Zug durch sein, wie er sagt, der Braut zu lieb erzwungenes Lächeln. Das Porträt erweckt Vertrauen, obwohl die charakteristischen Umrisse der Augen (wenigstens auf dem bekannten Stiche von Sagert) höflich retouchirt sind. Der Kopf ist stark, die Stirne breit und gewölbt und namentlich das Hinterhaupt ungeheuer entwickelt. Die offenbar (wie die Augen?) braunen Haare sind kurz und struppig vornübergestrichen. Die Nase ist eher klein, gleich dem runden, energielosen Kinn, aber die Lippen sind schwellend, wie nach wildem Lebensgenusse verlangend. Das ganze Gesicht hat eine melancholische Anmuth, etwas Weiches, Weibliches, und erzählt uns nur wenig von den gigantischen Gedanken hinter den großen, verblüfften Augen, welche von jenem gleichsam nach innen leuchtenden Glanze sind, den man gewöhnlich an sogenannten Träumern beobachtet. Wäre uns nicht das Entstehungsjahr des Bildes bekannt, das Alter des Dargestellten würde schwer zu bestimmen sein. Der Gesammteindruck ist nicht der eines Vierundzwanzigjährigen, sondern von jener fast greisenhaften Jugendlichkeit, die auch zur Signatur seines Wesens und Schaffens gehört.

Seine Zeitgenossen vervollständigen das Porträt. Von mittlerer Größe und ziemlich starken Gliedern, machte er den Eindruck einer prosaischen Natur, so daß die Romantiker nichts weniger als einen Bruder in Apoll in ihm vermutheten. Sein Benehmen war ernst und schweigsam und zeigte keine Spur von vordringender Eitelkeit, wohl aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes. Schwärmerisch, zart, empfindlich, verstand er doch wieder einen guten Scherz und lachte wohl auch herzlich; allerdings nur selten, gerade wie unter seinen Werken nur ein komisches ist, freilich ein Meisterstück. Ein leiser Zug von Schwermuth dämpfte selbst seine freundlichen Stimmungen. Tieck fand eine Aehnlichkeit mit dem ihm auch innerlich verwandten Torquato Tasso heraus; auch habe er dessen schwere Zunge besessen. Ferner hatte er die Unart, leicht verlegen zu stottern und zu erröthen. Diese „unerklärliche Verlegenheit" verscheuchte ihn wohl auch aus den Kreisen der Menschen. Daher klagt er, wie schmerzhaft es sei, sich nie zeigen zu können, wie man wohl möchte, nie frei handeln zu dürfen und selbst das Große versäumen zu müssen, weil man voraus empfindet, daß man nicht standhalten würde, „indem man von jedem äußeren Eindruck abhängt und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von élégant uns durch die matteste persiflage vernichten kann". Dazu kam seine ewige Zerstreutheit, von der sich seine Geschwister allerlei krause Exempel erzählten. Auch aus späteren Jahren melden Wieland und andere Freunde ähnliche „an Verrücktheit grenzende Eigenheiten". Fouqué berichtet, daß Kleist zuweilen mit großer Lebendigkeit eine Begebenheit vortrug, aber mitten drin verstummte und stille dasaß, als ob er allein im Zimmer wäre.

Aber nicht nur diese Schrullen und Absonderlichkeiten zogen ihn vom heilsamen Umgange mit den Menschen ab, sondern auch sein räthselhaftes Gemüth, das eine Mischung der disparatesten Elemente war. „In mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit", klagte er mit Recht. Der unvermittelte Wechsel in seinen Stimmungen schloß jedes Behagen an sich selbst und für andre aus. Er hatte die weiche Empfindung seiner jungverstorbenen Mutter geerbt, aber auch den starren, verschlossenen Sinn der Kleiste. Neben der ausschweifendsten Phantasterei, die sich auch in seinem abenteuerlichen Wandertriebe verrieth, ging, wie schon erwähnt, ein greisenhafter Zug durch sein Wesen. Nüchterne Pedanterie wechselte bei ihm mit ekstatischem Rausche ab. Bereits in seinen Knabenbriefen ist wenig Jugendliches, wohl aber herrscht darin ein altkluger Ton vor, und als Student gehört er ganz zu jenen von den Xenien gegeißelten Herren, die ein kurzes Gedärm haben. Sein kaum erst verdautes Wissen setzte er sofort in didaktische Weisheit um. Bevor Kleist selbst das Wahre erkannt, wollte er seine Bekannten aufklären. Noch ehe er ein paarmal vor einem akademischen Lehrstuhle gesessen, mußte man ihm schon ein Katheder für den Haus- und Privatgebrauch anfertigen lassen. Ein lernender Lehrer, gab er seinen Geschwistern Themata zu Aufsätzen, sorgte für ihre Lectüre, säuberte ihre mit Dialekt versetzte Redeweise, brachte ihnen etwas Logik und Mathematik bei und gerieth wohl außer sich über ihre Zerstreutheit — er, der ewig Zerstreute! Ja, der trockene Pedant schrieb sogar seiner Schwester von Stube zu Stube sorgfältige pädagogische Briefe, worin er sie unter Anderem tadelte, daß sie noch ohne Lebensplan sei und die heilige Pflicht, Mutter und Erzieherin des Menschengeschlechtes zu werden, ein für allemal verworfen habe. Sein Leben lang wurde er durch alles Rohe, Gemeine, Niedrige empört, und der bloße Verstoß gegen die Sittlichkeit, ein Blick, eine Miene beleidigte sein Schamgefühl und konnte ihn außer Fassung bringen; aber derselbe sittenreine Mensch wählt fast in allen seinen Novellen ein sinnliches Motiv zum Mittelpunkt und bringt schier in jedem Stück anstößige, wenn auch nicht lüsterne Reden, Scenen oder Charaktere.

Gerade wie Voltaires Candide und eigentlich alle tiefer angelegten Naturen war er unglücklich, sobald er reflectirte, und dies um so mehr, als sein unseliges Gemüth immer neue Conflicte schuf. Bei einem Berliner Prediger erzogen, warf er schon frühzeitig den positiven Glauben weg. In der Armee quälte ihn fortwährend die Alternative, ob er als Mensch oder als Offizier handeln solle. Sein schweres norddeutsches Blut war jeden Augenblick im Widerstreit mit seiner erregbaren Phantasie. Von Jugend auf war er entweder kindlich heiter und ausgelassen oder ernst und verschlossen, von packender Liebenswürdigkeit oder schroff und aufbrausend, bescheiden und schlicht und dann wieder voll wilder Ueberhebung und himmelstürmendem Trotze, um plötzlich abermals in kalten Lebensüberdruß und schauerlichen Trübsinn zu versinken. Bei allem Adel und Reichthum eines ewig bewegten Herzens und überströmenden Gefühls hegte er einen eisernen Egoismus, zumal wenn wissenschaftliches oder poetisches Streben, oder sein dämonischer Ehrgeiz in Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Er besaß eine große Fassungskraft und einen ungestümen Wissenstrieb, aber bei aller Starrheit und Hartnäckigkeit seiner durchaus nicht dilettantischen Natur fehlte es ihm an Geduld und Ausdauer. Sobald sich ein Hinderniß zeigte oder die erwartete Anerkennung ausblieb, verlor er den Muth. Er trieb Alles, was ihn interessirte, mit Leib und Seele, aber bald erfaßte ihn Ekel und Ueberdruß. Die Liebe nahm ihn stets ganz gefangen, doch wenn es zu einem Bruche kam, dessen Schuld fast immer er selbst trug, war Alles auf immerdar vergessen. Als Student behandelte er jede Disciplin als Herzenssache; wenn sie dagegen seine stets überspannten Erwartungen nicht erfüllte, gab er sie sogleich auf. Als er die Kantische Philosophie ergreifen wollte, da ergriff sie ihn; allein schon wenige Monate, nachdem er emphatisch erklärt, daß die Bildung die höchste Bestimmung des Menschen sei, gab er seinem Freunde, dem zartbesaiteten Mecklenburger von Brokes recht: daß Handeln besser als Wissen sei. Da er hörte, daß man das Absolute nicht zu verkennen vermöge, verwundete es ihn tief in seinem heiligen Innern, und er verwarf die so heiß erstrebte Philosophie augenblicklich, obgleich er sie sein Leben lang nicht wieder los werden sollte. Sie zieht sich durch alle seine Dichtungen, am klarsten und handgreiflichsten im „Käthchen von Heilbronn" (Wetter von Strahls Doppelliebe und Kunigundes „Häßlichkeit an sich") und zumal im „Amphitryon", der überhaupt mit seinem an „Don Carlos" anklingenden Stil das subjectivste Werk des Dichters ist.

Fortwährend voll Mißtrauen gegen sein Talent, wollte er doch wieder das höchste im Flug erreichen, Alles an Alles setzen, die erhabenste Unsterblichkeit oder schnöde Verschollenheit. Er selbst erkannte nur zu wohl diesen Fehler, der ihm die Gegenwart verbitterte und die Zukunft zu einem Wahngebilde schuf. „Ist es nicht eine Unart," seufzt er in einer lichten Stunde, „nie den Augenblick der Gegenwart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben?!" Und wie maßlos seine Hoffnungen, so unendlich war seine Enttäuschung. Gleich wurde er an seinen Talenten wieder irre, sobald ein Anlauf mißglückt

war. Dann brach die unselige Werthernatur hervor. Er wühlte sich immer tiefer in seinen Schmerz hinein und brütete über die schwangere Zukunft. In solchen Krisen sah es in seinem Kopfe aus, „wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen".

Beständig schwankt er zwischen dem Hange zur Einsamkeit und dem Triebe, sich verwandten Seelen auszusprechen. Er hatte das Glück, in Brokes, Rühle von Lilienstern und Ernst Pfuel drei anhängliche und aufopfernde Freunde zu finden, aber er pflegte sich auch vor ihnen zu verschließen und in seine trüben Gedanken einzuspinnen. Er war ängstlich und mißtrauisch; und von so unheimlichem Scharfblicke seine Selbstbekenntnisse sind, so schief urtheilt er in der Regel über andere Menschen, obwohl er auf seinen Gefühlsblick große Stücke hielt. „Ich besitze jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt." Darum erwachte in ihm frühzeitig der Hang nach dem idyllischen Landleben, so wie es von Rousseau gepriesen wird, dessen Lectüre er seiner Schwester fortwährend empfahl. Gleich Hölderlin glaubte er die Menschen erst recht zu verstehen, wenn er sich vor ihnen verbarg. Er versicherte, er habe jedesmal eine Empfindung wie ein Grauen, wenn er Jemanden sein Innerstes aufdecken sollte. „Der Kummer," sagte er eigensinnig, „ist eine Last, die noch schwerer drückt, wenn mehrere daran tragen." Kein Wunder, daß er innerlich und äußerlich vereinsamte. Wurde dann der Schmerz der Reflexion zu heftig, so suchte er sich durch Opium zu betäuben, und diese schreckliche Gewohnheit scheint sich, ihrer Natur gemäß, immerfort gesteigert zu haben.

Und nun die frühzeitige und unerbittlich wachsende Verfinsterung seiner Seele! Die verderbliche Anlage läßt sich schon im Knaben erkennen, der mit dem Gedanken des Selbstmordes zu spielen pflegte und seinem schwermüthigen Vetter den gemeinsamen Tod versprach. Dieser krankhafte Trieb der Selbstzerstörung ist ohne Zweifel ererbt. Wir sehen, wie sein gesundes Herz dagegen ankämpft und endlich unterliegt. In jeder harten Bedrängniß war der Selbstmord immer sein erster Gedanke, obwohl er doch wieder vor ihm zurückschauderte. Wie sehr die Todesfurcht des „Prinzen von Homburg" dem mordlustigen Dichter aus der Seele geschrieben ist, beweist ein Brief an seine Braut, worin es unter Anderem heißt: „Ach, es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon; denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht, von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das Jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständiges Buch; sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt."

Er erkannte selbst am besten, daß er mit seinen Idiosynkrasien, Monomanien und Verrücktheiten — dies grausame Wort ist von Wieland — nicht zu den Menschen paßte: „Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig und froh kann ich nur in meiner eigenen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf." Daher paßte er ebenso wenig für ein Amt, so gerne er sich auch dem Willen seiner Familie und seiner Braut gefügt hätte. „Ordnung, Geduld, Unverdrossenheit sind Eigenschaften, die bei einem Amte unentbehrlich, und mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. Kein Amt, und wäre es auch eine Ministerstelle, würde mich glücklich machen." Aber nicht nur sein Charakter verhinderte seinen Eintritt in eine bürgerliche Lebensstellung, sondern ein neues Ideal, das ihm plötzlich in berückender Schönheit erschien und das er doch eifersüchtig vor der Welt verheimlichen mußte. Es war das Räthsel seiner Bestimmung, dessen Lösung er fand, sein Poetentraum.

Schon in seinen Kinderjahren erkennt man Spuren seines dichterischen Schaffens. Er schrieb Carmina für Familienfeste, dann später in der Studentenzeit kleine Proverbes für die Braut und ihre Freundinnen, und unter Anderem ein holpriges Distichon über das emancipirte Wesen der Schwester, das Amphibion, welchem ernstlich vorgehalten wird, daß fliegen und schwimmen zugleich nicht angehe und daß endlich ein sicheres Geschlecht gewählt werden müsse. Er dichtete gewiß zu allen Zeiten, aber er war stets bemüht, die Zeugen seines poetischen Schaffens zu verheimlichen. „Sollte Tante gern in mein Bureau wollen wegen der Wäsche," schrieb er einmal seiner Ulrike, „so sorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde." Um jene Zeit, wo sein dichterischer Genius die Schwingen heimlich entfaltete, wurde seine bis dahin erzieherische Correspondenz mit einem Male pathetisch, rhetorisch, voller Tropen und Gleichnisse, ja er unterrichtete sogar seine Braut in dieser Bildersprache. Seine damaligen Briefe sind verhaltene Gedichte. Mit Schaudern denkt er an die Wünsche seiner Familie, an die Gebote der Welt, denn er ahnt in sich schon eine überwältigende Dichterkraft. Und nun soll er den glühenden Trieb ersticken und auf das lockende Ideal verzichten! ... „Am Ende," seufzte er, „könnte man sich selbst mit Apollo trösten, der auch verdammt ward, Knechtsdienste auf Erden zu thun. Aber immer noch reizt mich mein früheres höheres Ziel und noch kann ich es nicht (wie Viele es können) verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor mir selbst zu erröthen. Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann." Endlich empört er sich: „So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß, aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt." Nach kurzem Kampfe schlug er zwei Ehrenstellen aus und verzichtetete einfür allemal auf den Staatsdienst.

Das märkische Sprichwort: „Jeder Kleist ein Dichter", sollte bei ihm sehr spät zur Wahrheit werden. Seine Geisteskrankheit mit ihren periodischen Eruptionen, der unheilvolle Einfluß der Kantischen Philosophie, sein von Haus aus verschrobener und gehemmter Bildungsgang, seine poesiefeindliche Familie und deren realistische Anforderungen, das Alles verzögerte den Durchbruch seines Dichtergenies. Als es sich aber endlich Bahn brach, da zertrümmerte es in vulkanischem Ungestüm alle Schranken und zerstörte den schwächlichen Leib und die kranke Seele.

Theophil Zolling.

„Johannes Erdmann."

Schauspiel in vier Aufzügen von Adolph Wilbrandt.

Wien, 30. September.

In jenen Kreisen, welche über das Erbe Dingelstedts zu verfügen haben, hat man seltsam genug die Ernennung Adolph Wilbrandts zum Director des Burgtheaters von einer Art Prüfung abhängig gemacht. Seine Befähigung zu dem vielumworbenen Posten sollte nach der Aufnahme seines neuen Stückes beurtheilt werden. Der Candidat sollte durchs Examen. Auf dem Theater, wo man Alles probirt, sollte auch der Director erst probirt werden. Wohl dachte man zunächst nur an eine dramaturgische

Prüfung. Der Dichter ward berufen, seinen „Johannes Erdmann" persönlich in Scene zu setzen, und der gegenwärtige Großmeister unserer Hofbühne wollte dabei zuschauen, „wie er sich auf den Proben mache". Allein das Publicum zieht die Grenzlinie nicht so scharf. Als es vorigen Dienstag ins Burgtheater strömte, glaubte es wirklich, das Schicksal des Stückes werde auch das Schicksal des Dichters entscheiden und es habe nun nicht blos ein neues Schauspiel zu richten, sondern auch einen neuen Theaterdirector zu ernennen. Jeder Zuschauer fühlte sich zugleich als Kritikus und als Generalintendant. Und wie dann das Stück durchfiel — denn es ist leider in Sanftmuth, aber mit Entschiedenheit abgelehnt worden — wurden alsbald Stimmen laut, der arme Dichter habe nun auch seine Ansprüche auf den Directionsstuhl verspielt. Als ob man nicht sehr schlechte Stücke schreiben und doch ein guter Director sein könnte, vide Dingelstedt! Ein Fehler war es jedenfalls von Seiten der maßgebenden Behörde, daß sie nicht herzhaft genug gewesen, Wilbrandt ohne Weiters auf den Posten zu stellen, auf den er gehört. Seit Jahrzehnten lebt er auf den deutschen Brettern, hat das Theater im Glück und Unglück durchaus studirt, und ihn im Dramaturgischen prüfen heißt den Fisch examiniren, ob er auch schwimmen könne.

Und nun zum Stücke selbst. Gleich einer Musterpredigt zerfällt es in zwei Theile: „den einen verstehet man, den andern Niemand verstehen kann". Wenigstens versteht man nur das Eine, daß dieser andere Theil nicht hergehört, ganz und gar aus dem Tone fällt. Die Handlung schlägt einen ungemein bequemlichen Schritt an, schleicht träge durch die beiden ersten Acte, um sich dann plötzlich aufzubäumen und in tollen Sprüngen außer Athem zu setzen. Fast möchte man zweifeln, daß dieser steife Philister, Joachim Lengfeld, dem die Worte wie Eiszapfen von den Lippen fallen, und seine wilde Schwester Therese von Lubin, die später ganz warm aus dem Irrenhause daherkommt, in demselben Dichterkopfe ihren Ursprung haben.

Joachim Lengfeld ist ein Philanthrop, ein Wohlthäter der gesammten Menschheit, der seinen Reichthum in Schulen und Spitäler verwandelt, in allen Stücken stets aufs große Ganze zielt, aber im Einzelnen sich vergreift und die Erziehung seines Sohnes Heinrich, eines begabten doch leichtfertigen jungen Mannes, nicht recht zu leiten vermag. Ganz anders Johannes Erdmann, sein Schwager. Dieser hält sich mehr ans Persönliche, Individuelle; ihm dünkt es größerer Ruhm und besserer Genuß, einen einzelnen, schief gewachsenen Menschen im Stillen gerade zu biegen, als irgend ein großartiges menschenfreundliches Werk geräuschvoll zu vollbringen. So hat er Lili, ein mutterloses, von Gefahren umgebenes Mädchen, zur Tugend erzogen, und wenn Heinrich von seinem gestrengen Papa aufgegeben und verstoßen wird, ist wiederum er es, der den jungen Mann in Obhut und Pflege nimmt. Kurz, der rechte und der schlechte Schulmeister, Hans Imallgemeinen und Hans Insbesondere! L'Arronge hat in seinem letzten, die Tragik der Maturitätsprüfung behandelnden Stücke einen ähnlichen Stoff verarbeitet, wie denn überhaupt dieses Motiv der richtigen und der verkehrten Erziehungsmethode in der Dramatik aller Völker sich müde gedient hat. Man denke nur an Diderots „Hausvater", an die Stücke von Benedix, von Bauernfeld. Selbst „König Lear" kann in gewisser Hinsicht als ein pädagogisches Trauerspiel gelten.

Für unsere modernen Theaterdichter ist diese Rückkehr zur Philisterei der guten alten Zeit bezeichnend. Nachdem sie sich vergebens bemüht, eine Gesellschaft, die nicht ist oder noch nicht ist, literarisch für die Bühne zu präpariren, zogen sie sich mit richtigem Instincte auf das Kleinleben der bürgerlichen Kreise zurück. Gibt es keine Gesellschaft, so gibt es doch eine Familie. Und die Dichter hielten in der Familie Umschau, guckten in alle Stuben des Hauses, sogar in die Kinderstube, und siehe da, hier sahen sie in einer Ecke einen Stecken stehen, einen prächtigen Magisterbakel, und „der", riefen sie, „der soll uns Früchte tragen!" Ein Hang zum Pedantischen ist und bleibt uns nun einmal angeboren. „Das Pedantische, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben." Es ist kein Franzose, kein Engländer, der uns diese Wahrheit sagt, sondern Jacob Grimm. Wir schulmeistern allesammt mit Leib und Seele, wo wir nur können, und was Wunder, daß nun auch das Theater seine Stoffe wieder aus dem Pädagogium holt?

Würden sie nur vom Dichter in eine frische anziehende Form gebracht! Allein was soll man zu diesen ewigen Erziehungsgesprächen, diesen endlosen Pestalozziaden sagen, womit Wilbrandt sein neues Stück beschwert hat? Ach, man weiß sehr gut, was man dazu sagen soll. Sie sind unbeschreiblich langweilig, und die kleinlichen Reden, die unbedeutenden Vorgänge erinnern uns nur zu oft an Schillers Frage: „Was kann der Misère Großes begegnen?" Großes gewiß nicht. Es kann ihr höchstens begegnen, daß Einer, der kein Schiller ist, ein Stück daraus macht.

Zwei Seelen, ach ... Wir stecken noch mitten in der Schulmeisterei, da wirft der Dichter den Magisterbakel plötzlich in die Ecke und wird ein Anderer. Jene Therese von Lubin öffnet die Thüre, und alsbald gerathen wir aus der pädagogischen in eine pathologische Atmosphäre, aus dem Schulstaub in Spitalgeruch. Therese war einst die Gattin Erdmanns und ist es eigentlich noch. Man muß sich diesen Erdmann als einen ziemlich mysteriösen Kauz vorstellen. Vor vielen Jahren hat er wegen des schlechten Lebenwandels seiner Frau Haus und Heimat verlassen, um in die weite Welt zu gehen. Zurückgekehrt, lebt er unter fremdem Namen, als Dr. Robinson in der Verborgenheit. Sein Haus ist ein wahres Geheimnißnest. Der junge Heinrich weiß nicht, daß sein trefflicher Lehrmeister zugleich sein Onkel ist. Lili weiß nicht, daß derjenige, den sie wie einen Vater liebt, der Mann ihrer Mutter ist. Erdmann weiß nicht, daß seine geliebte Lili die Tochter seiner Frau ist, die Frucht eines unerlaubten Verhältnisses, und so weiß denn auch wiederum Heinrich nicht, daß diese Jungfrau, die er sich zur Braut erwählt, seine Cousine ist, denn sie trägt den Namen Lubin, den angenommenen Namen ihrer Mama. Geheimnisse und falsche Namen, wohin man horchen mag! Eine sonderbare Gesellschaft!

In dieses Dunkel tritt nun auf einmal Frau Therese, geradewegs aus ihrer Heilanstalt daherkommend. Man erräth die verschiedenen Erkennungsscenen, Conflicte und Seelenkämpfe, welche durch ihr Erscheinen bewirkt werden, und wir brauchen sie nicht des Näheren zu schildern. Alles scheint sich so ziemlich in Güte aufzulösen. Sogar Erdmann, der anfangs wieder davongegangen, um sogleich wieder zurückzukehren, hat sich entschlossen, incognito an der Seite seiner reuigen Gattin fortzuleben und eine ganz neue Sorte von heimlicher Ehe in Gebrauch zu bringen, so daß schließlich nur noch die Frage übrig bleibt, wie Heinrich und Lili am besten unter die Haube zu bringen wären. Papa Lengfeld, dessen starres Puritanerthum den Liebenden in die Quere kommt, ist über Lilis makelhafte Geburt empört und hat bei seiner Tugend geschworen, daß er die Frau seines Sohnes aus den Händen der liederlichen Schwester nimmermehr empfangen werde. Was ist zu thun? Therese könnte nochmals wahnsinnig werden, aber um sich nicht zu wiederholen, vergiftet sie sich lieber. So erleben wir es, daß ein Stück, welches im Pedantischen begonnen, ganz unvermittelt ins Grelle und Gräßliche überschnappt. Im Ansang Wassersuppe, zum Schluß des Mahles Gift und Tod. Was der Zuschauer bei dem jähen Wechsel ausstehet, ist nicht zu beschreiben.

Das Schlimmste ist, daß der Knoten dadurch keineswegs gelöst wird. Ob Therese sterbe oder nicht, von Lilis Namen wird der Makel nicht weggenommen. Auch der Mutter Schatten müßte dem Kinde den Weg des Glückes verstellen. Bei Wilbrandt, freilich, fühlt Lengfeld angesichts der Leiche seiner Schwester ein menschlich Rühren und gibt nach der Schablone aller Rührstücke seine Einwilligung zur Heirath der jungen Leute. Aber wie, wenn er seinem Charakter getreu, wenn er der steinerne Tugendbold bliebe, als den man ihn uns immerdar vorgestellt hat, und sich grollend in die Burg seiner unerbittlichen Grundsätze zurückzöge? Theresens Selbstmord ändert nicht das Mindeste an der Lage der Dinge. Wie jener Arzt zu dem

wunderbar Genesenen sagte: „Wissenschaftlich sind Sie eigentlich todt," so kann man von ihr nach ihrer Vergiftung behaupten, künstlerisch sei sie eigentlich noch lebendig. Nie wirkt man aber peinlicher, als wenn man das Gräßliche um des Gräßlichen willen aufsucht und den Tod ganz überflüssiger Weise, nur seiner scheußlichen Fratze wegen auf die Bühne zerrt.

Brauchen wir erst zu betonen, daß die Figur Theresens ihrer ganzen Anlage nach wieder eine bedauerliche Verirrung des Dichters ist? Die Frau ist bei ihrem Auftreten noch halb krank, die Geister des Wahnsinns spielen noch um ihre Stirne, die Verrücktheit pocht jeden Augenblick aufs Neue an ihre Schläfe. Nach der fürchterlichen Erkennungsscene zwischen ihr und ihrem Bruder kämpft sie zugleich mit dem leiblichen und dem geistigen Tode. Der Wahnsinnsteufel streckt seine Krallen nach ihr aus, und dort winkt das Giftfläschchen. Gräuel auf Gräuel! Dabei immer die Mahnung an ihren jugendlichen Leichtsinn, ihre Liebessünden! Und zum Schluß wird das ganze Stück entlang mit Darwinistischer Vererbungstheorie gespielt, was nicht dazu beiträgt, die Atmosphäre gesünder und reinlicher zu machen. Wir wissen ganz genau, wo die Figur hingehört. Sie gehört in einen Roman von Emil Zola.

Wilbrandts Talent ist in seiner Entwicklung gar wunderliche Wege gegangen. Er fing an, wie Andere aufzuhören pflegen: mit ruhigen, besonnenen Stücken, feinen Lustspielen von einer wohltemperirten Heiterkeit, um sich dann nach und nach in die Gräuel des alten Roms hineinzuwühlen, um schließlich die klassischen Gräuel ins Gemein-Bürgerliche zu übersetzen. Saus und Braus, Sturm und Drang kamen bei ihm mit den reiferen Jahren. Leider ist es ein falscher, gemachter Uebermuth, eine erkünstelte Kraftgenialität. Von Zeit zu Zeit regt sich der alte maßvolle Mensch in ihm, so im ersten Theile des neuen Stückes, doch nur, um sich so rasch wie möglich vor dem Toben und Tollen seines entarteten Doppelgängers aus dem Staube zu machen. Freilich, was nützt das convulsionäre Gebahren? Der Dichter mag noch so wüthend zappeln und um sich schlagen, er verräth nur, daß er nicht gehen kann; die unnatürliche Kraftanstrengung beweist nur seine Ohnmacht. „Johannes Erdmann" ist das Werk eines müden entkräfteten Talentes und, möchten wir hinzufügen, das beste Zeugniß für des Dichters dramaturgische Befähigung. Er möge Director im Burgtheater werden, denn sein Geist hat es nöthig, daß er in einer praktischen Thätigkeit Erholung suche und einige Jahre lang das Dichten lasse. Wilbrandt erst prüfen zu wollen, war ein unglücklicher Einfall und ebenso lächerlich, als wenn man einen Mommsen an die Hochschule berufen, ihn aber zuvor in der römischen Geschichte examiniren würde.

So hoffen wir denn, daß das Amtsblatt in den nächsten Tagen Wilbrandts Ernennung zum Nachfolger Dingelstedts bringt, trotzdem daß oder gerade weil sein „Johannes Erdmann" durchgefallen.

Hugo Wittmann.

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

IV.

Räuber und Velten in München suchen wie Ehrentraut ihr künstlerisches Heil zum Theil in derartigen Bildern mit kleinen Figürchen in den Trachten alter Tage; Bilder, welche doch immer weniger aus eigener originaler Phantasie und Beobachtung erwachsen, als unter der Anregung durch die Werke der Niederländer des 17. Jahrhunderts entstanden sind. Des ersteren, übrigens charmant gemaltes, in Bezug auf Pferde und Menschen fein und lebendig charakterisirtes Bild „Rückkehr von der Jagd", des letzteren „Einquartierung" können, ohne Nachahmungen zu sein, doch die geistige Mitarbeiterschaft oder den Einfluß des alten Ph. Wouvermann nicht verleugnen. Daß Velten aber die Wirklichkeit auch ohne fremde Brillen anzusehen und in heiterer frischer Wahrheit zu schildern vermag, beweist er im trefflichen Bilde „Pferdemarkt auf dem Lande in Oberbayern im Winter". — O. Wisniewsky (Berlin) gehört zu den originellsten und interessantesten Malern dieser Gruppe. Seine kleinen Bilder „Edelknabe und Landmädchen" und „Heimkehr" sind von einem schwer zu schildernden Reiz und üben die volle Wirkung echt poetischer Conceptionen; ihre Malerei glänzt nicht durch technische Virtuosität, fesselt aber auch ihrerseits durch eigenartige geistreiche Behandlung. In des jüngeren Eybel „Galgenvögeln", Raubgesellen des 17. Jahrhunderts, die am Hochgericht in unheimlicher öder Landschaft vorübersprengen, gibt sich ein vielversprechendes Talent kund, welches eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem seines Vaters, aber auch Anklänge an Henneberg zeigt. Kowalsky ist der sinn- und talentverwandteste Nachfolger des zu früh verstorbenen Gieremsky. Sein „Spazierritt im Walde" und das noch meisterlichere Bild „Piqueurs Louis XIV. im Walde von Fontainebleau" am sonnenhellen frischen Novembertage wären ohne jenes bedeutende Vorbild schwerlich gemalt worden. Aber sein ehrliches Naturstudium, sein feines Tongefühl sind ihm durchaus eigenthümlich. Sein Genre ist nicht groß. Er wird nicht müde, immer denselben Piqueur, denselben derbknochigen Schimmel und Fuchs, denselben theils entlaubten, theils mit braunem todtem Blätterwerk bedeckten, von der kalten Wintersonne durchblitzten Wald zu malen. Aber er macht das so, daß wir das Alles immer gern und mit Interesse wieder sehen. — Lindenschmidt verleugnet in Allem, was er malt, nicht eine gewisse geniale Künstlerschaft. Auch in diesem Bilde „Zeche lustiger Gesellen" in Auerbachs Keller nicht. Die Gestalten der trinkenden und halbtrunkenen Cumpane sind meist sehr glücklich erfundene, charakteristische Typen der vielgestaltigen Gattung. Durch die Einführung der hübschen blonden, runden, jungen Schenkin in diese wilde Gesellschaft hat er seine Composition noch um ein wirksames Motiv bereichert. Schade nur, daß seine Farbe hier wieder besonders stark in branstige und saucige Töne, in ein Schillern und Glitzern verfällt, welches sie nur zu sehr um den Eindruck der Lebenswahrheit und die Totalwirkung um Ruhe und Adel bringt. Den eben die Kellertreppe, Faust voran, herabsteigenden Mephisto hat auch er übrigens wieder als grauköpfigen Alten, seine Gestalt fast als bekleidetes Skelett dargestellt. Ich verstehe nicht, daß unsere Maler an dieser unmotivirten, grundverkehrten Auffassung mit seltsamer Zähigkeit immer noch festhalten. — Von Frl. Siecks hervorragendem Talent gibt ihre lebensgroße Gestalt der schönen unglücklichen Vittoria Accorombona, am Betpult die zur ihr einsteigenden vermummten Mörder erblickend und resignirt erwartend, ein neues bemerkenswerthes Zeugniß. Das bänglich Grauenvolle der furchtbaren, bekanntlich von L. Tieck mit einer Art teuflisch-wollüstigen Behagens bei anscheinend raffinirter Kälte und Nüchternheit geschilderten Scene, und den gefaßten Heldenmuth der Ergebung in das Unentrinnbare in der hohen Gestalt des schönen Weibes ist hier zum wahren und wirksamen Ausdruck gebracht. — Graf Arnim-Bärwalde mit seiner gemalten Illustration zu Heines Ballade vom alten König, dessen junger Frau und dem jungen Pagen ist distinguirt im Ton, in den Charakteren des ungleichen Paares gut getroffen, aber im Ganzen ziemlich arm an Interesse.

Eine sehr eigenthümliche Erscheinung ist Fritz Uhde (München), dessen Bildern wir meines Wissens hier zum ersten Mal begegnen. Seine Laune und Lustigkeit, wie die Charaktertypen seiner Gestalten weisen auf den alten Jan Steen, seine Tongebung und Malerei auf Munkacsy. Beiden Bildern „Familienconcert" und „Holländische Gaststube" fehlt es nicht an sehr beachtenswerthen malerischen Qualitäten, wie befremdlich sie im Allgemeinen auch unserm Publicum erscheinen mögen. Das schmutzige Colorit und der derbe unschöne Vortrag derselben schließen eine eigenthümliche Feinheit und geschlossene Harmonie nicht aus, und in der Menschendarstellung erfreut eine gesunde naive Fröhlichkeit und ein sorgloser, jenem altholländischen innig verwandter Humor. Siemenroths „Vor dem Spaziergange", dessen leuchtende Farbe und breite, kecke und zugleich elegante Technik auf Michaels Schule deuten; Fischer-Coerlins „Vorlesung", ein winziges Bild mit Figürchen von Miniaturformat in der Tracht des Spätroccoco und entsprechender Umgebung, von delikater Durchführung, seien aus der Zahl der Bilder des Kostümgenres hier noch hervorgehoben. Der letztgenannte mannichfach begabte Berliner Künstler, reich an erfinderischer Phantasie und vielseitigem Können, scheint in Bezug auf die Wahl seiner Ziele und Wege noch immer unentschieden zu sein. Gleichzeitig mit

einem Genrebilde wie dieses, stellte er das Resultat eines ebenso wunderlichen wie glänzend gelungenen Experimentes, das Aquarell „Trinkerhistorie", das aufs Täuschendste die Erscheinung eines vielfach zerrissenen und beschmutzten, mit Versen und steifen Holzschnitten aus dem 16. Jahrhundert bedruckten, vergilbten Blattes aus einem alten Folianten nachahmt, und ein großes Gouachebild von ernstem großem Stil und wuchtiger Tonwirkung aus: „Requiem". Weiß- und schwarzbekuttete Mönche singen dasselbe einem todten Frater, der ausgestreckt auf der Bahre vor einem mit Schädeln und Gebeinen geschmückten Altar liegt.

Die Mönchs- und Priesterbilder werden keiner Ausstellung gänzlich fehlen. Aber zahlreich sind sie auf dieser nicht. Conrads „Stillleben" — ein junger Mönch in seiner Zelle, die durch das geöffnete Fenster zutraulich hineingeflatterten Tauben fütternd; Holländers „Missa cantata" im Dom zu Florenz, und M. Michaels „Besuch eines Cardinals im Kloster", — darauf beschränkt sich die Summe der vorhandenen. Ausnahmsweise ist einmal kein humoristisches, verspottendes, kein Grützner darunter! Holländers Bild ist ein in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Werk, aus echt malerischer Empfindung heraus geschaffen. Der eigenthümliche Dämmerton des vom Weihrauchduft durchzogenen Chorraumes, das Halblicht, welches die scharfbestimmten Contouren auflöst, während hie und da nur um so schärfer wirkende Glanzlichter auf die Köpfe und die Chorhemden der singenden Priester, das braune Holzwerk der Gestühle und des kolossalen Pultes fallen, ist sehr gut gegeben, wenn dieser Glanz in einzelnen Fällen, wie auf der Stirn des Priesters links im Vordergrunde, auch etwas im Ton und der Wirkung verfehlt ist. Die detaillirte Charakteristik der Priesterköpfe, wie wir sie bei Passinis verwandten Darstellungen zu sehen gewohnt sind, tritt freilich gegen den malerischen Gesammteffect zurück. — Dieser ist es, welcher in M. Michaels Bild vor Allem frappirt. Es leuchtet in der tiefen, ruhigen, gesättigten Pracht seiner Farbenstimmung aus der ganzen Menge ringsum hervor. Ein breiter Sonnenstrahl fällt zwischen den schmalen Spalt der zugezogenen dunkeln Vorhänge des hoch oben angebrachten Fensters in dem Raum des mit Ziegeln gepflasterten Klostersaales, durch welchen in der Diagonale vom nächsten Vorgrunde links her die Mönche des Convents in langem Zuge paarweise zur gegenüber befindlichen Thür schreiten. So passiren sie Revue vor dem Herrn Cardinal, der im purpurnen Gewande zwischen zwei Oberen des Klosters die Brüder an sich vorbeidefiliren läßt und die stummen Huldigungen der sich Verneigenden entgegennimmt. Der Cardinal und der noch weiter im ersten Plan stehende Mönch zumal sind vortreffliche geistliche Charakterfiguren. Die Köpfe der in der Procession Schreitenden sind etwas decorativ behandelt. Die Größenverhältnisse der in den verschiedenen Plänen des Bildes stehenden resp. wandelnden Figuren überzeugen nicht unmittelbar von ihrer Möglichkeit. Aber solche Einwände und Bedenken verstummen vor der außerordentlichen sieghaften Macht, dem tiefen edeln Glanz und Schmelz dieser Farbenwirkung, welche durch eine Maltechnik von seltener Virtuosität und Gesundheit wesentlich unterstützt und gefördert wird.

Den Malern, welche sich zumeist durch die Rücksicht auf das interessante Kostüm vergangener Epochen oder gewisser Stände zur Wahl ihrer Bildergegenstände aus letzteren bestimmen lassen, oder die gemalten Scenen aus gleichem Motiv in jene Zeiten verlegen, stellen sich auch bei uns immer häufiger diejenigen gegenüber, welche in der ganzen oder beinahe gänzlich kostümlosen Menschengestalt und vorzugsweise der schönen weiblichen die viel würdigere Aufgabe ihrer Kunst erkennen. Mit dem keuschen, tugendlichen, kleinbürgerlichen Erschrecken und der sittlichen Entrüstung, denen solche Darstellungen ehedem wohl bei unserm Publicum begegneten, haben sie heute wohl kaum mehr zu kämpfen. Wissen sie jene hohe Aufgabe, die freilich leider zugleich auch eine der schwierigsten der gesammten Malerei ist, entsprechend zu lösen, so dürfen sie sicher sein, aus außerkünstlerischen Gründen nicht mehr zurückgewiesen und abgelehnt zu werden. Aber auf diesem Gebiete vielleicht noch mehr als auf jedem anderen vermag erst der Erfolg, d. h. das vollkommene Gelingen, das unternommene Wagestück zu rechtfertigen. In der Reihe von nackten Nymphen und sonstigen hüllenlosen Schönheiten, deren bald in freier Landschaft stehende oder ins Gras gestreckte Glieder uns von den Wänden der Ausstellungsgalerien entgegenleuchten, ist eine der am tadellosesten gezeichnete die schlafende Nymphe des kleinen Gemäldes von E. Hübner mit dem musicirenden Amor im Hintergrunde im Rosengebüsch. Der holde nackte Leib ist mit vollendeter Kenntniß gezeichnet und im lichtesten Fleischton modellirt, graziös und ungezwungen in der ruhevollen Stellung, jener Ton zwar nicht der der Haut eines mit irdischer Speise und Trank genährten Weibes, aber in sich einheitlich durchgeführt und den Reiz der Erscheinung steigernd. G. Gräfs „Märchen" ist die bedeutendste künstlerische Schöpfung dieser Gattung; ein poetisch erfundenes, mit liebevollstem Naturstudium und Fleiß durchgeführtes Bild. Eine verwandelte Märchenprinzessin, die dem verborgenen, schilfumflüsterten Waldsee entsteigt, die Fischhaut, in welche sie ein böser Zauber bannte, abstreift, die stellenweise etwas überschlanken Glieder wohlig reckt und dehnt, und, zurückgeworfenen Hauptes, ihre goldene Lockenfluth schüttelnd, beseligten Blickes den lang entbehrten Sonnenglanz und den linden Lufthauch einsaugt, die ihre zarte nackte Gestalt umspielen. Die Malerei dieses, theils vom seitlichen Streiflicht getroffenen, theils in den von klaren Reflexen aufgelösten Halbschatten getauchten Körpers, der in der feinen Wärme seines Tons milde leuchtend aus dem matten Grün des glücklich gedachten landschaftlichen Hintergrundes hervortritt, ist eine meisterliche Leistung. — Enkes Nymphe, die im Grase liegend mit dem Täubchen auf ihrer Linken kost, eine Gestalt von äußerster Schlankheit der Glieder und interessant bewegter Stellung, leidet an dem gar so blutlosen gleichmäßigen Elfenbeinton des Körpers. — Koners mit Schmetterlingen spielende, hinter purpursammetnem Vorhange auf ihrem Lager hingestreckt ruhende, nackte Schöne läßt ihres Malers Talent, Kunst, coloristischen Sinn, Geschmack und Studium in der Zeichnung und Malerei einzelner Partien mehr erkennen als in andern. Der Eindruck ist ein ungleichartiger. Die Eva im Paradiese von Oscar Begas, welche dem vor dem Bilde befindlich angenommenen Adam den bereits gepflückten Apfel lächelnd zuzuwerfen scheint, Linderums schlafende Bacchantin, Göthes Bacchantin von Centauren umschlungen, Clementz' goldhaarige Nymphe mit dem Stieglitz auf der Hand, an der Felswand stehend, eine mit frischem Colorit- und Formensinn gemalte Naturstudie, vor Allem Fitgers, des Maler-Dichters, große, an solchen hüllenlosen Schönen überreiche friesartige phantastisch-symbolische Composition „Hexenfahrt", von kühner, schönheitvoller Erfindung und Makartisirender Tongebung, sind unter den Schöpfungen dieses Genres ferner noch hervorzuheben.

Diese kühne bewegte Friescomposition ist mit der überreichen Fülle von schönen, an und durch sich wirkenden Gestalten und von solchen, die eine tiefere symbolische Bedeutung beanspruchen, eine sehr vereinzelte Erscheinung. Kaum noch ein zweites Bild unter denen, die unsere Ausstellungsgalerien füllen, gehört dieser phantastisch-allegorischen Gattung an, der indeß heut wieder wie vor Zeiten unsere besten Maler willig huldigen, wo es sich um Aufgaben der Plafond- und Wandmalerei handelt. Einer, der auch für seine Staffeleibilder mit Vorliebe die Gegenstände und Motive jener Idealwelt entlehnt, in welcher das Gesetz der Schwere und der Begriff der Unmöglichkeit nicht existirt, ist Adalbert Begas. Die lieblichen Frauen-, Mädchen- und Kindergestalten, mit denen er dieselbe belebt, sind keineswegs fleisch- und wesenlose Schattengebilde. Hier hebt sich ein junges nur vom luftigsten Gewande umwalltes holdes Kind auf den Fußspitzen, um Frühlingsblüthen von den vollen Zweigen über ihr zu pflücken, welche dienstwillige, die Luft durchflatternde Amoretten für sie herabbeugen. Dort sitzt ein junges, blondes, zart blühendes Weib nackt in freier Landschaft, dem Gewässer neben ihr entstiegen, in welchem noch ein kleiner nackter Bube hockt, während dessen Schwesterchen auf dem Schoße der Mutter nach der über ihm flatternden Taube die Händchen ausstreckt. Diese Bilder sind in einem etwas markloſen Tone, dem es indeß nicht an feinem Reiz fehlt (er erinnert an den der „Graumaler" unter den Pariser „Fantaisisten" der fünfziger und sechziger Jahre), gefällig durchgeführt. Schobelts „Vier Lebensalter" behandelt den symbolischen Stoff in der Weise der alten Venetianer mit kräftigerem Realismus. Bürck, ein bedeutendes coloristisches Talent, läßt den Beschauer sehr im Unklaren über seine Absicht und seinen Grundgedanken in dem Bilde „Unerwartet" (ein nackter Amor steigt über die Kissen eines prächtigen alterthümlichen Bettes hin zu dem jungen Weibe von stolzer Schönheit, das, in die blaue Damastdecke des Lagers drapirt, auf letzterem sitzt); aber zum Glück nicht darüber, daß es reich und voll im Ton und mit seltener Kunst gemalt ist. Der gleiche Ruhm gebührt dem gleichfalls von Bürck ausgestellten, allerdings keines Commentars bedürftigen, großen Studienkopf des jungen Weibes mit feuchtglänzenden aufblickenden Augen, dessen rothe üppige Haarfluth sich nach allen Seiten hin

über das blaue Plüschkissen ergießt, an welches dieses schöne Haupt sich lehnt.

Die antike Poesie, Sage und sagenhafte Geschichte, bewahrt immerdar ihre Macht über die Geister der Künstler. Nicht nur die Bildhauer — auch die Maler empfinden die letztere heut wieder so stark wie vordem, in den vorromantischen Zeiten. Alma-Tademas Beispiel hat Manche verlockt, seine glücklichen Versuche der möglichst archäologisch getreuen Reconstruction des antiken Lebens nachzuahmen. Selten ist das mit Erfolg geschehen. Die Andern resigniren darauf und suchen, mehr anknüpfend an die ältere um diese Aeußerlichkeiten unbekümmerte Auffassung der antiken Welt, die Gestalten der hellenischen Dichtung in ihrer Hoheit und klassischen Anmuth in Bildern neu lebendig erstehen zu lassen. Zu jenen von Alma-Tadema ersichtlich beeinflußten Malern unter den hier ausstellenden gehören besonders de Courten und Weifer. Auch in dem großen Bilde „der Tod der Kreusa" von Jacobides, (München) sind Anklänge an jenes Vorbild unverkennbar; stärkere noch an Piloty. In der Malerei des Marmors, des Goldes, der Bronze, des Mosaiks ist auf dem Bilde kaum weniger Ausgezeichnetes geleistet als auf des genannten Münchner Meisters „Tod Cäsars". Die lebensgroße Gestalt der sich in wüthenden Qualen auf diesem kostbaren spiegelnden Mosaik- und Marmorboden krümmenden und wälzenden Kreusa, welche an den verderblichen Wirkungen des vergifteten Diadems und jenes Nessusgewandes stirbt, die ihr mit heuchlerischer Tücke von Medea gereicht wurden, verdient um des zugleich energischen und immer noch edeln Ausdrucks ihrer Qualen und der trefflichen Zeichnung und Modellirung willen, alle Anerkennung. Schade nur, daß sich der Maler sein Bild um einen guten Theil seines Eindrucks durch die ans Komische streifende Art zu blicken und sich zu bewegen bringt, welche er dem hereinstürmenden König Kreon gegeben hat! — Andere Aussteller verzichteten auf die Künste und Wirkungsmittel realistischer Darstellung der Lokalitäten und der kostümlichen Erscheinung in ihren Bildern von Gestalten und Scenen der antiken Poesie gänzlich. In der in der Morgenfrühe auf dem Zinnendach der Königsburg hingestreckt ruhenden, sehnsüchtig hinaus über das Meer hin träumenden, vom Frührоth purpurn angeleuchteten Gestalt der Gattin des Odysseus, von v. Deutsch, ist ein Zug von Größe und Hoheit. Aber die Charakteristik will sich nicht recht mit dem Wesen dieser homerischen Gestalt decken. Schobelts „Raub der Proserpina" ist eine schwungvolle, stürmisch bewegte Composition, der es nicht an Adel, Kühnheit und Schönheiten, mehr jedoch an dem vollen Eindruck der Originalität gebricht. Alle diese Gestalten erinnern an schon auf Darstellungen desselben Gegenstandes gesehene. Zicks Psyche in Charons Nachen ist liebenswürdig und anmuthig, hat aber in Empfindung und Malerei etwas von der Zartheit und Glätte eines Porzellangemäldes. Teschendorfs „Antigone", die von der Schwester Ismene scheidet, um vor dem Thore den Leichnam des Bruders zu bestatten, ergreift und rührt durch den Adel und die Schönheit der von der Trauer um das furchtbare Geschick ihres Hauses und der Ahnung des eigenen tragischen Unterganges umwölkten ernsten hoheitvollen Gestalt, und den Gegensatz zu ihr, die frische lichte Jugendanmuth Ismenes, die in liebender Sorge an die Schulter der Schwester sich schmiegt. Mit wenigen großen einfachen, an sich kaum eigentlich farbigen Tönen ist hier eine zu dem poetischen Grundcharakter der Scene sehr passende Coloritstimmung erreicht.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Die Wahlen rücken mehr und mehr näher und in wenigen Wochen muß alle Welt wissen, weß Geistes und Charakters Kind der neue Reichstag sein wird. Die Spannung hatte schon seit einiger Zeit nachgelassen. Man begann einzusehen, daß das künftige Parlament sich von seinen Vorgängern am Ende doch nicht außerordentlich unterscheiden werde. Wiederholte Rechnungen ließen die Chancen des Gewinnes und Verlustes für die fraglichen Parteien sich um etwa zwanzig Stimmen bewegen. Also genau die Ziffer, welche wir schon vor einigen Monaten in dieser Wochenchronik als den wahrscheinlichen Einsatz des bevorstehenden Kampfes bezeichnet hatten. Das Centrum ziemlich unverändert, der Fortschritt etwas vermehrt, Nationalpartei und Conservative um zweimal zehn Sitze ringend, darauf sollte nach aller normalen Voraussicht das diesmalige Wahlproblem sich concentriren. Das war schon im Juni unsere Schätzung gewesen, welche nachträgliche Exempel anderer öffentlicher Organe lediglich bestätigt haben. Und darum haben sich die politischen Lager hüben und drüben während des Sommers so viele bitterböse Dinge gesagt; darum wurde von gewissen Seiten gelärmt, denuncirt und gehetzt, daß der unkundige Zuschauer, namentlich im Auslande, glauben konnte, das Reich ginge aus den Fugen und seine Bürger wollten handgemein werden. Es war in Wirklichkeit so böse nicht gemeint. Die Wellen des hin und her wogenden Streites haben sich schon einigermaßen beruhigt, und der Strom des öffentlichen Treibens wird bald wieder sein gewohntes Bett finden, nach deutscher Sitte etwas monoton und zu Zeiten langweilig dahinfließen. Was inzwischen an gegenseitigen Anschuldigungen, hier und da sogar an böswilligen Verleumdungen gesündigt wurde, wird auf Rechnung des Wahlfiebers gesetzt und nicht zu hoch notirt werden. Mancherlei wurde auch unbewußt und durch jene Eigenschaft verschuldet, welche man im gewöhnlichen Leben als angeborene Dummheit zu bezeichnen pflegt. In diese Kategorie gehört ohne Zweifel ein gutes Theil der Racenfeindschaft, wie sie sich in mehr lächerlichen als hassenswürdigen Ausbrüchen Luft gemacht hat. Wer im Uebrigen einstmals die weiland Reaction unter Manteuffel und Westphalen erlebt hat, wird sich vor den Gespenstern des gegenwärtigen kläglichen Rückschlags nicht mehr als nöthig ängstigen. Auch jetzt wird der Spuk bald verschwinden und von den Urhebern früh genug verleugnet werden. Gefährlich sind allerdings jene wohlbekannten egoistischen Rechner, die unter dem landläufigen Vorwand der Sorge für das Volkswohl ihre agrarischen oder protectionistischen Zwecke verfolgen. Aber auch sie sind, wenn man schärfer hinsieht, vor Allem gedankenlos und in den schwersten Illusionen befangen. Nur auf den vermeintlichen Vortheil des Augenblickes bedacht, übersehen sie die Bedingungen des dauernden Wohlstandes, und so werden sie nach wenigen Jahren mit einem durchaus nicht beneidenswerthen und nicht etwa nur sittlichem Deficit abschließen. Kein Zweifel, daß auch der Weg nach Canossa, sollte er wirklich angetreten werden, beiden Unterhändlern, die sich gegenseitig zu übervortheilen suchen, ähnliche Enttäuschungen bereiten wird. Die Nation wird die Freiheit des Gedankens und der Jugenderziehung niemals auf die Dauer der Klerisei preisgeben. Im Moment der Entscheidung wird sie doch früher aufstehen als die schlauesten Jesuiten. An dem Culturkampfe zwar hatten ruhige Geister während der letzten Jahre kein großes Gefallen. Man erkannte deutlich, worauf es abgesehen war und konnte sich für dieses eifrige Unterbieten um angeblich ideale Güter herzlich wenig erwärmen. Der jetzt winkende Frieden indessen ist kaum interessanter, als es der bisherige Scheinkrieg war. Was Rom gegenüber wirklich auf dem Spiele steht, kann zum Glück nicht geopfert werden und würde, sollte es doch geschehen, dem rechtmäßigen Besitzer sehr rasch wieder zufallen. Auch das diplomatische Schachtournier nach anderen Seiten hin macht uns geringe Sorgen. Trotz aller officiösen Schönfärberei weiß Jedermann, wie wir sowohl mit den Russen als mit den Franzosen daran sind. In Frankreich hat soeben ein Gerichtshof einen Soldaten, der nach Metz geflohen war, als einen Deserteur nach dem Inlande mit geringer Strafe verurtheilt und dadurch einmal wieder das Revancheprogramm amtlich verkündet. Man hat bei uns darüber natürlich die Achseln gezuckt, aber doch gelegentlich erkannt, was von dem stereotypen Friedenslächeln des Herrn Barthélemy St. Hilaire und den nie versiegenden phrasenhaften Complimenten seiner Botschafter zu halten ist. Französische Blätter haben sich auch neuerdings viel mit unseren inneren Angelegenheiten, mit unseren parlamentarischen Kämpfen und Aussichten zu schaffen gemacht. Man sollte glauben, daß sie mit ihren eigenen Affairen genug zu thun hätten. Das Schauspiel der Leistungen ihrer großen Eisenbahngesellschaften bei Charenton und an anderen Orten war keineswegs erbaulich. Und in den Actiensocietäten, die offenbar berechnen, wie viel etwaige Entschädigungen für so und so viel Todte und Verwundete weniger kosten als die nothwendigsten Verbesserungen im Maschinenwesen, an Bremsen und an Dienstpersonal, sollen hohe Personen in Amt und Würden, deren Lippen stets von Humanität und öffentlicher Wohlfahrt überfließen, stark vertreten sein. Frankreich hat nur den Vortheil, daß dort auch die betrübendsten Erscheinungen stets bald von einem heiteren Intermezzo abgelöst werden. Ein solches bot neulich die Reclame des dicken Prinzen Napoleon Jerome, der es mit einem Verzicht auf sein Erbrecht versuchte und, als seine Landsleute

ohne Unterschied der Parteien ihn auslachten, die komische Entsagung wieder in Abrede stellen ließ. An apokryphen und ebenso falschen Dementis werden jedoch die Pariser von den Russen überboten. Die Commentare der Petersburger Zeitungen zu der Danziger Entrevue lieferten dazu ein reiches Material. Zuletzt sollte gar Alles auf eine gemeinsame Beschränkung des Asylrechts unter dem Vorwande einer antinihilistischen Campagne hinauslaufen. Der russische Botschafter in Berlin sollte deswegen einen Herbstausflug nach Paris und London unternommen haben. Herr von Giers, hieß es, wollte dadurch sein mit dem Conferenzproject erlittenes Echec wieder einholen. Auf diese polizeiliche Lösung des Danziger Räthsels war die Welt kaum gefaßt, und man wird der russischen Diplomatie den deswegen beanspruchten Ruhm der Initiative gern überlassen.

* * *

Ein soeben bei J. F. Richter in Hamburg erschienenes Buch von Reinhold Ortmann bringt unter dem Titel: Fünfzig Jahre eines deutschen Theaterdirectors ein reiches Material von Erinnerungen, Skizzen und Biographien. Es ist Schade, daß der Stoff nicht gründlicher verarbeitet wurde, denn es fehlte nicht viel, um diese Schrift zu einer wahren Theatergeschichte der letzten fünfzig Jahre zu machen. Dies war freilich des Verfassers Absicht keineswegs. Sein Buch gibt sich einfach als eine anspruchslose Gelegenheitsschrift zu Ehren eines Nestors der deutschen Bühnenleiter, nämlich des verdienstvollen Thaliatheater-Directors Chéri Maurice, dessen fünfzigjährige Jubelfeier jüngst unter enthusiastischer Betheiligung von ganz Hamburg und der weitesten deutschen Theaterkreise festlich begangen wurde. In diesem Werkchen, das sich aus einem Enkomion zu einer Geschichte des Thaliatheaters erweitert, erscheint der treffliche Bühnenleiter als einer der wenigen deutschen Theaterdirectoren, die vorzugsweise künstlerische Interessen verfolgen und neben dem Altmeister Laube genannt zu werden verdienen. Maurice heißt sich scherzhaft „k. k. österreichischer Hofburgtheater-Lieferant", denn er besitzt von Haus aus jenen seltenen Scharfblick für junge in der Bildung begriffene Talente, welcher den ersten deutschen Bühnen manche gefeierte Kraft gewonnen hat, wie z. B. Friederike Goßmann, Charlotte Wolter, Frau Gabillon, Marie Seebach, Dawison u. A. Aber auch unsere Dramatiker sind ihm zu Dank verpflichtet, denn Maurice' erste That als Director des neu gegründeten Thaliatheaters bestand darin, daß er die Autorenrechte in einer für die damaligen Verhältnisse exorbitanten Weise erhöhte. Und da jetzt der intelligente und kunstsinnige Jubilar mit Fug als Schöpfer einer Pflanzstätte echter Kunst gefeiert wird, so gebührt ihm auch der Dank und Glückwunsch Aller, die es mit dem deutschen Theater wohl meinen.

* * *

Ein zweites Jubiläum, diesmal ein 25jähriges, wird zur nämlichen Zeit gefeiert und zwar heißt dieser Jubilar: Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte. Die bekannte Zeitschrift entsendet zum Eintritt in ihren 26. Jahrgang eine Festnummer in ausgesuchter künstlerischer Ausstattung. Bewährte Kräfte schaaren sich bei diesem Anlaß um den Herausgeber Friedrich Spielhagen, der selbst einen werthvollen Beitrag zur Theorie und Technik des Romans im Allgemeinen und des Ich-Romans im Besonderen bringt, während Robert Hamerling den Prolog spricht ...

„O, die ihr leset, habt ihr je bedacht
Wie viele Stunden lang gereift im Stillen,
Was euch minutenlang ergetzt? —
Wie schwer der Stirn, dem Herzen sich entrungen,
Was ihr wie Schaumwein aus dem Spitzglas schlürft? — Verdoppelt
Hat seine Kraft, doch seine Mühen auch
Des Schriftthums Pfleger, seit er, zweckbewußt,
Der Mitwelt Losung: „Mit vereinten Kräften!"
Auf seine Fahne schrieb."

Wir rufen unserer Collegin ein herzliches: Glück auf! zu.

* * *

Von dem bejahrtesten der gegenwärtig existirenden, von **Brockhaus' Conversations-Lexikon** wird das erste Heft der dreizehnten Auflage herausgegeben. Ueber das Werk an sich braucht nichts gesagt zu werden, es sei hier nur hervorgehoben, daß der Inhalt (nach dem Prospecte) um ein Viertel vermehrt worden ist, daß die Abbildungen und Karten, anstatt wie bisher in einem besonderen Atlas vereinigt zu werden, an den gehörigen Textstellen eingeheftet sind, und daß diesmal ein holzfreies, nicht vergilbendes Papier verwendet wird. Im Uebrigen erscheint das Werk in 240 Heften zu je vier Bogen, das Heft für fünfzig Pfennige, oder in sechzehn Bänden.

* * *

Carl Krabbes Verlagshandlung in Stuttgart veranstaltet eine Lieferungsausgabe von **W. Hackländers Ausgewählten Werken.** Bei der immer noch frischen Beliebtheit, deren sich der liebenswürdige Dichter auch bei dem nach seinem Tode nachwachsenden Publicum erfreut, braucht auf das Angemessene dieser Ausgabe nicht hingewiesen zu werden. Die Auswahl der Werke ist eine treffende — übrigens wohl leichte gewesen, da sie sich nach der Absatzfähigkeit eines jeden gerichtet haben wird. Die Sammlung wird Eugen Stillfried, Handel und Wandel, Soldatenleben im Frieden, Europäisches Sklavenleben, Wachtstubenabenteuer, Namenlose Geschichten, den Letzten Bombardier und den Roman meines Lebens umfassen — im Ganzen zwanzig Bände, wofür der Preis von 30 *M.* nicht gerade hoch ist. Eine Prachtausgabe hat man dafür freilich nicht. Der Druck ist etwas klein, und das Papier lappig. Geheftet sind die Lieferungen, obwohl man sie doch lange ungebunden liegen lassen muß, natürlich auch nicht: in Stuttgart scheint man diesen schnöden Luxus zu verachten.

* * *

Eduard Hanslicks Lehre **Vom musikalisch Schönen** erscheint in sechster Auflage (Leipzig, Joh. Ambr. Barth). Die Zahl spricht für sich selbst; sie beweist, welche Erfolge man erringen kann, wenn man sogar über Musik so zu schreiben weiß, daß ein armer Christenmensch, der nicht mit Contrapunkt gesäugt und mit Generalbaß aufgepäppelt worden ist, es versteht. Daß das Buch außer dem guten Stil auch noch das besitzt, was zu einem guten Buche gehört, das können außer den Käufern der fünf ersten Auflagen jedenfalls noch genug Leute sich selber sagen, um der sechsten Auflage gleichfalls ihren Absatz zu sichern. Die hübsche Ausstattung, welche diese erhalten, wird denselben unzweifelhaft erleichtern.

* * *

Man erinnert sich, welchen Verfolgungen der dänische Literaturhistoriker Georg Brandes von dem Pöbel seiner Heimat wegen seiner Hauptströmungen ausgesetzt gewesen ist, und daß derselbe jetzt als ein geehrter Gast in unserem Lande, für dessen literarischen Ruhm er gelitten, lebt. Von jenem vorzüglichen Buche, das seiner Zeit in Strodtmann einen würdigen Uebersetzer gefunden, hat Brandes nun eine völlig umgearbeitete deutsche Orginalausgabe (d. h. eine solche, die er selbst deutsch geschrieben hat) veranstaltet, die unter dem Titel **Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen** bei Veit und Comp. in Leipzig in sechs Bänden verlegt wird. Der erste Band, Die Emigrantenliteratur, ist bereits erschienen, der fünfte, die romantische Schule in Frankreich, wird ihm noch in diesem Jahre folgen; das ganze Werk soll im Jahre 1883 abgeschlossen vorliegen. Bis dahin wird jeder Band einzeln käuflich sein. Dieses Werk zu kennen, gehört geradezu zur Bildung. C. G.

Bibliographie.

Adamy, Dr. Rudolf. Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage. Unter künstlerischer Mitwirkung von A. Haupt, Architekt und Privatdocent an der technischen Hochschule zu Hannover. 1 Band. I/II Abtheilung, Architektonik des Alterthums. 8. VIII u. 189 S. X u. 330 S. Hannover 1881, Helwing.

Sommersprossen oder Gesichtspunkte. 8. VIII u. 139 S. Leipzig 1881, Joh. Ambr. Barth.

Sutermeister, Otto. Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen. 8. 187 S. Bern 1881, Dalp'sche Bh.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Reisende nach dem Süden

finden in der Kollektion der

„MEYERS REISEBÜCHER"

den bewährtesten Führer und Ratgeber, und zwar für

Italien von Dr. Gsell-Fels:

Ober-Italien, 2 Bände, 3. Aufl. Geb. 12 *M.*
Rom und Mittel-Italien, 2 Bde. Geb. 18 *M.*
Unter-Italien und Sizilien, 2 Bde. Geb. 12 *M.*
Italien in 60 Tagen. Geb. 9 *M.*

Süd-Frankreich:

Die klimatischen Kurorte von Süd-Frankreich (inkl. Pyrenäenbäder), der Riviera di Ponente, Corsica und Algier, von Dr. Th. Gsell-Fels. 2. Aufl. Geb. 10 *M.*

Orient:

Ägypten. Geb. 7 *M.* 50 ₰.
Arabischer Sprachführer. Geb. 6 *M.*

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Richard Leander,

Träumereien an französischen Kaminen.

Mit Bildern von **Olga von Kialka.**

Folio. Velinpapier.

Neue reich illustrirte Prachtausgabe

m. Goldschnitt u. reicher stilvoller Einbanddecke.

Preis *M.* 20.—

Die neue sehr billig gestellte Ausgabe dieses echt vaterländischen Familien-Prachtwerkes wird dem bereits in 13 Auflagen verbreiteten Märchenbuch einen hervorragenden Platz in der diesjährigen Weihnachts-Geschenklitteratur verschaffen.

Märchen

von

Julius Sturm.

Illustrirte Ausgabe.

Bilder von **Olga von Kialka.**

Elegant gebunden. Preis *M.* 6.—

Die Märchen Julius Sturm's, des Schöpfers wahrhaft frommer und kindlicher Lieder, in kindlichem Ton geschrieben und von einem frischen Humor durchweht, werden allen Verehrern des Dichters eine hochwillkommene Gabe sein und von Kindern wie Erwachsenen mit Wohlgefallen und Nutzen gelesen werden.

Die schwarze Tante.

Märchen u. Geschichten für Kinder.

Mit Bildern von **Ludwig Richter.**

4. Auflage.

Preis brosch. *M.* 3.— Eleg. geb. *M.* 4.—

Die den Leander'schen „Träumereien" blutsverwandten Kinder-Märchen der Schwarzen Tante, treu-sinnig und von edlem Humor, von Ludwig Richter mit prächtigen Bildern geschmückt, verdienen eine noch weit größere Verbreitung als bisher, zumal in den Familien, welche den Kindern in dieser Beziehung die beste und erquickendste Kost reichen wollen.

Einladung zum Abonnement auf das vierte Quartal der beliebten Wochenschrift:

Die Gartenlaube.

Billigstes illustrirtes Familienblatt.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2 bis 2½ Bogen in groß Quart mit vielen prachtvollen Illustrationen.

Preis vierteljährlich nur 1 Mk. 60 Pfg. Auch in Heften zu 30 oder 50 Pfg.

Als bestes und gediegenstes **Familienblatt** in einer Verbreitung bekannt, wie kein anderes, wird die „Gartenlaube", festhaltend an ihrer nationalen, volksbildenden, freisinnigen Tendenz im kommenden Quartale ihren Lesern eine besondere Fülle interessanter und edler Unterhaltungslektüre bieten.

Von den Erzählungen heben wir neben den nur noch durch wenige Nummern laufenden Fortsetzungen des **Godin**'schen Romans **„Mutter und Sohn"** und einigen kürzeren Novelletten besonders hervor die gehalt- und stimmungsvolle Novelle

„Das Krüppelchen" von **Karl Theodor Schultz,**

dem allbeliebten Verfasser von „Felix"; von den zahlreichen belehrend-unterhaltenden Beiträgen aus allen Gebieten des Wissens und Lebens: instructive Artikel über **„Die internationale elektrische Ausstellung zu Paris"** von **Ernst Kinkefuß** und die Fortsetzungen von

„Um die Erde" von **Rudolf Cronau,**

nebst anderen Studien über Amerika; ferner farbenfrische Bilder von den **„Dresden-Meißener Festen der deutschen Kunstgenossenschaft"** von **A. Wernick** ꝛc.,

prachtvolle Illustrationen von den ersten Künstlern.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

In allen Buchhandlungen, Zeitungsspeditionen und Postanstalten werden Bestellungen angenommen. Bei den Postanstalten indeß nur auf die Nummernausgabe.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

A. v. Prschewalski,

Oberstlieutenant im russ. Generalstabe,

Reisen in der Mongolei, im Gebiete der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873. Autor. Ausg. Aus dem Russischen. **(Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. XII. Bd.) 2. Aufl.** Mit 22 Illustr. und 1 großen Karte. gr. 8. br. 8 *M.*, eleg. geb. 10 *M.*

Der Verfasser dieser für unsere Kenntniß Innerasiens epochemachenden Reise vereinigt in sich eine Reihe von Eigenschaften, welche den Forschungsreisenden ersten Ranges kennzeichnen. Mit einer Naturwahrheit in schöner edler Sprache führt der Autor seine ganzen Erlebnisse in anziehendster Weise dem Leser vor.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Angela

von

Friedrich Spielhagen.

2 Bände, broschirt *M.* 9.—, elegant gebunden *M.* 11.—

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verbindung mit einem **Gelehrten,** der sich für die Herausgabe älterer classischer Schriftsteller bis zum 17. Jahrhundert in stilgerechten Liebhaberausgaben interessirt, von e. Verleger gef. Gefl. Offerten sub **E. 18.** an **Rudolf Mosse, Berlin** SW. erbeten.

Soeben erschien:

Der Feldzug in Nord-Virginien im August 1862

von **F. Mangold.**

Major im Westf. Fuß-Artill.-Reg. Nr. 7.

gr. 8. 22 Bogen mit 4 Karten. Preis *M.* 8.—

Eine interessante Abhandlung dieser Episode des großen amerikanischen Krieges, welche füglich in keiner Bibliothek fehlen sollte.

Helwing'sche Verlagsbuchhandlung in Hannover.

Buchdruckerei Lindner, Breslau.

Stilgetreue Nachahmung von Renaissancedrucken für Festgedichte, Festschriften, Liebhaber-Ausgaben ꝛc.

Broncene Medaille: Schles. Gewerbe- u. Industrie-Ausstellg.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 42. Berlin, den 15. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren: 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die czechische Sündfluth. Von Karl v. Thaler. — Nordafrikanische Probleme. Von Friedrich v. Hellwald. — **Literatur und Kunst:** Heimkehr. Von Friedrich Bodenstedt. — Deutsche Sitten und Unsitten. Von Hieronymus Lorm. — Ein italienischer Sonettendichter. Von Friedrich Vischer. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Geier-Wally. Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel von Wilhelmine von Hillern. Besprochen von Theophil Zolling. — Der Neubau für das Kunstgewerbe-Museum in Berlin. Von G. Ebe. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die czechische Sündfluth.

„Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, den Jeder todt geglaubt;
Die Czechen und Polacken schütteln
Ihr strupp'ges Karyatidenhaupt."

Es sind nun genau zwanzig Jahre, daß Friedrich Hebbel diese Verse geschrieben, die wie Peitschenhiebe durch die Luft sausten und einen Schrei der Entrüstung in allen von Slaven bewohnten Ländern hervorriefen. Der Dichter hatte sie, obwohl sie an König Wilhelm von Preußen gerichtet waren, doch direct auf die östreichischen Slaven gemünzt, und in Prag und Lemberg zuckten die Führer schmerzlich zusammen unter der Geißel, die der stolze Dithmarsche auf ihren Rücken niederfallen ließ. Er hatte lange genug in Oestreich gelebt, um die Gefahr für das Deutschthum zu begreifen, die damals erst langsam heraufstieg und von den Meisten für gering und unbedeutend gehalten ward. Aber Dichter sind Propheten; Hebbel sah in die Zukunft. Was damals übertrieben schien, ist heute buchstäblich wahr geworden; nach zwanzig Jahren geht sein Wort in Erfüllung. Nur Eines hat Hebbel nicht geahnt: daß die „Bedientenvölker" die Herren der Deutschöstreicher werden und sie aus ihrer Stellung verdrängen würden. Das aber ist das traurige Kennzeichen unserer Lage, über die man innerhalb der Grenzen Oestreichs nicht öffentlich sprechen darf, ohne den Staatsanwalt zu bemühen. Man verbindet den Blättern den Mund, man confiscirt sie, sobald sie die Wahrheit reden. Die Czechen sind plötzlich sacrosanct geworden; sie erfreuen sich des Schutzes der dehnbarsten Paragraphen unseres unglücklichen Preßgesetzes. Ihnen steht es frei, die deutschen Mitbürger zu schmähen, zu verhöhnen, zu mißhandeln. Ihr Nationalgefühl wird als berechtigt anerkannt. Der zahmste Hofrath findet es natürlich, daß sich der Czeche in die Brust wirft und sein slavisches Bewußtsein zur Schau trägt. Dasselbe erlaubt man dem Polen, dem Croaten, dem Slovenen, kurz allen slavischen Volksstämmen Oestreichs. Ihnen ist es heute sozusagen von Amtswegen gestattet, erst Slaven und dann, wenn es ihnen gerade paßt, auch Oestreicher zu sein. Nur dem Deutschen in Oestreich will man es verwehren, den lebendigen Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bewahren und hochzuhalten. Er soll sich nicht als Deutscher fühlen, nicht als Deutscher bekennen. Hinter seinem Nationalgefühl wittert man sofort Hochverrath, und in officiellen Kreisen berührt nichts so unangenehm und peinlich wie die einfachste und berechtigtste Aeußerung des Deutschthums.

Es ist der deutsche Geist, der Geist des Individualismus, des selbstständigen Denkens, des Protestantismus, den man in diesen Regionen fürchtet. Seit 1870 wächst die Angst mit jedem Jahre; erst Graf Taaffe jedoch hat sie in ein System gebracht. Statt einer Auseinandersetzung geben wir ein Beispiel aus dem Leben, um die gegenwärtige Stellung der Deutschen Oestreichs zu beleuchten. Zwei Männer der Feder werden einer hohen Persönlichkeit vorgestellt. „Was sind Sie für ein Landsmann?" fragt der besternte Herr den Ersten. „Ich bin ein Pole," ist die einfache Antwort. Darauf huldvolles Lächeln und gnädiges Nicken. „Und Sie," wendet sich die Excellenz an den Zweiten. „Ein Deutscher!" — „Ja, sind Sie denn kein Oestreicher?" bemerkt der Hochgestellte ganz erstaunt und macht auf die Erwiderung, daß dies allerdings der Fall sei, ein so saures Gesicht, als hätte er ein Glas Essig verschluckt. Dem Polen nahm er es nicht übel, daß er seine Nationalität betonte; der Deutschöstreicher aber darf sich nur nach der Provinz oder Stadt nennen, in der er geboren ist. Er mag sich als Steirer, Tiroler, Wiener bezeichnen; sagt er aber kurzweg, er sei ein Deutscher, so betrachtet man das als Zeichen „schlechter Gesinnung" und merzt den mit solchem Makel Behafteten wohl auch aus der Urliste der Geschworenen aus.

Diese Stimmung benutzen die Czechen mit unleugbarem Geschick. Freilich unterstützt sie dabei eine besondere Begabung. Jedes Volk hat ein bestimmtes Talent, durch welches es sich hervorthut, die Czechen aber haben deren zwei. Sie sind geborene Musikanten und Denuncianten. Der natürliche Beruf des Czechen ist es, entweder ein Instrument zu spielen oder irgend einen Polizeidienst zu verrichten. In Wien nannte man früher die Polizeiwachmänner nur einfach: Wenzel. Es lag tiefer Sinn in dieser volksthümlichen Bezeichnung. Nun ist zwar das alte, fast durchweg aus Czechen bestehende Wiener Polizeicorps längst aufgelöst, aber der Geist, von dem es beseelt war, lebt in den czechischen Politikern und Journalisten fort. Ihre liebste Waffe im Kampfe gegen die Deutschen ist die Denunciation, und während der czechische Pöbel den deutschen Mitbürgern Steine an die Köpfe wirft und sie mit dem brüderlichen Zurufe begrüßt: „Schlagt die deutschen Hunde todt!" betreibt die Intelligenz der modernen Hussiten das Geschäft der Angeberei.

Man hat in Deutschland wohl keine Ahnung davon, was von czechischer Seite in dieser Beziehung geleistet wird; welche Giftblüthen der nationale Haß erzeugt. Die czechischen Organe, die in der Sprache Libussas erscheinen, kann man nörd-

lich vom Riesengebirge nicht lesen, und die deutschgeschriebenen Czechenblätter, wie die Prager „Politik" oder die Wiener „Tribüne", nimmt wohl auch kein reinlicher Mann im deutschen Reiche zur Hand. So kennt man den Abgrund von Gemeinheit nicht, in dem sich die Czechen wohlfühlen. Tag für Tag werden von ihnen Beamte und Lehrer, die aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl machen, mit vollem Namen als schlechte Oestreicher bezeichnet und deren Absetzung gefordert. Den langen Ohren ihrer Reporter bleibt keine Aeußerung deutschen Nationalgefühls verborgen, sondern sofort weisen die dienstbeflissenen Herren auf den Schuldigen hin, damit er in das schwarze Buch eingetragen und bei der nächsten Gelegenheit dadurch bestraft werde, daß man ihn zu Gunsten eines Czechen übergeht oder gar entläßt.

Je mehr die Regierung ihnen nachgibt, desto ungestümer werden die Czechen. Erinnern wir uns nur an die schmählichen Excesse in Kuchelbad. Da wurden harmlose deutsche Studenten von einer wüsten betrunkenen Rotte, die zehnmal stärker war als sie, überfallen, mit Steinen und Knitteln bearbeitet, manche der jungen Leute für ihr ganzes Leben geschädigt. Die Gendarmerie sah zu, weil der amtirende Polizeicommissär, selbst ein Czeche, ihr Einschreiten überflüssig fand. Die Wuth des czechischen Pöbels hatte, wie man zur Steuer der Wahrheit bemerken muß, die Unrechten getroffen. Es waren keine deutschnationalen Burschenschafter, denen die Canaille an das Leben wollte, sondern das Corps „Austria", dessen Name, dessen schwarzgelbe Bänder und Mützen seine Tendenz hinlänglich kennzeichnen. Aber der süße Pöbel Prags verträgt keine deutschen Lieder, er leidet es nicht mehr, daß der Deutsche in seiner Muttersprache singt — und die Vertreter der Behörde lassen ihn gewähren! Die Hauptanstifter und Rädelsführer des Ueberfalls von Kuchelbad wurden vor Gericht gestellt, Einer von ihnen freigesprochen, die zwei Andern zu ein paar Monaten Gefängniß verurtheilt. Außer diesen Dreien wußte die Polizei keinen der Schuldigen zu fassen, dafür aber strafte man einige deutsche Studenten, die sich nicht gutwillig insultiren ließen, und um die Czechen ja bei guter Laune zu erhalten, beseitigte Graf Taaffe den Statthalter von Böhmen, Baron Weber.*)

An seine Stelle kam „provisorisch" — das ist das östreichische Lieblingswort und Hauptauskunftsmittel — Feldmarschalllieutenant Kraus. Wenn man den militärischen Titel des Mannes liest, so stellt man sich einen grimmigen alten Haudegen vor, der im Pulverdampfe ergraut ist und von aller Welt, auch von den Wenzelssöhnen, stricten Gehorsam verlangt. Welcher Irrthum! Kraus hat nie Pulver gerochen; er war nie Offizier, sondern stets Auditor. Seine verhältnißmäßig rasche Carrière dankt er zwei Gründen. Erstens war er getaufter Jude, und als solcher konnte jeder vor dreißig, vierzig Jahren in Oestreich sicher auf Beförderung rechnen. Zweitens that sich Kraus durch seine Unerbittlichkeit gegen die italienischen Rebellen hervor und erwarb sich die besondere Zufriedenheit Haynaus. Seitdem war sein Glück gemacht, und vom Auditorate wanderte er in die Militärkanzlei des Kaisers und stieg so bis zu seiner jetzigen Würde empor. Seine Ernennung zum Leiter der Prager Statthalterei zeigte, was die Deutschen in Böhmen von der Regierung zu erwarten hätten. Den Czechen aber ist auch diese Concession noch nicht genügend. Sie wollen einen Mann aus ihrer Mitte an der Spitze des Landes sehen, und Graf Taaffe wird ihnen ebenso zu Willen sein, wie er ihnen in Bezug auf die Amtssprache und die Zweitheilung der Prager Universität nachgegeben. Die Ernennung des Grafen Belcredi zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes — eine rüde Herausforderung nicht nur der Verfassungspartei, sondern des öffentlichen Rechtsbewußtseins — ist ja auch nur eine Gefälligkeit für die Czechen, und ehe diese Zeilen gedruckt werden, fällt vielleicht abermals ein Schlag gegen die Deutschen in Oestreich, steigen die Wogen der czechischen Sündfluth wieder höher empor.

Man soll uns darum im deutschen Reiche kein demüthigendes Mitleid zollen. Diejenigen unter uns, die erst durch die jetzigen Zustände zum Bewußtsein ihrer Nationalität gekommen sind, die „Auch-" und „Noth-Deutschen", verdienen es kaum, und wir Anderen, die wir stets deutsch gedacht und gefühlt haben, wir sind zu stolz, um es anzunehmen. Wir wollen nicht, daß man von uns sage: „Ach die armen Narren; es geht ihnen schlecht!" Wir wollen von unseren deutschen Brüdern gar nicht bedauert sein, weil wir die Aera Taaffe, so sonderbare Erscheinungen sie zu Tage fördern mag, nicht für ein Unglück halten, sondern für eine nothwendige Prüfung. Es hat den Deutschöstreichern, namentlich den Deutschböhmen, bis in die letzte Zeit herein vielfach an nationalem Gefühl gefehlt, und es war eine der schwersten Sünden der Verfassungspartei, daß sie es unterließ, den lebendigen Zusammenhang mit dem deutschen Volke außerhalb Oestreichs zu pflegen, so lange sie die Macht in Händen hatte; daß sie aus Furcht, in den Hofkreisen Anstoß zu erregen, sich nicht entschlossen auf den nationalen Standpunkt stellte. Als Kaiserfeld vor zehn Jahren unter dem Ministerium Hohenwart das geflügelte Wort sprach, die Deutschöstreicher würden ohne Kummer der Stunde entgegensehen, die sie von den Bleisohlen an ihren Füßen befreite, da erschrak die ganze Verfassungspartei ob solcher Kühnheit, und Kaiserfeld selbst hätte den scharfen Pfeil, den er entsendet, gern von seinem Ziele abgelenkt. Noch in der letzten Session des Reichsrathes ging ein leises Beben durch die Reihen der Opposition, so oft der Abgeordnete v. Schönnerer seinen schroff nationalen Gesinnungen Ausdruck gab, und die bedächtigen Führer verleugnen den ehrlichen Heißsporn, wo sie nur können. Was aber haben der Verfassungspartei die fortwährenden Betheuerungen ihrer Loyalität genützt? Die slavisch-clerikale Mehrheit stimmt sie nieder oder läßt sie gar nicht zu Worte kommen und die Regierung setzt ihr den Fuß auf den Nacken und zieht die slavische Ergebenheit der deutschen vor.

Die östreichische Verfassungspartei wird durch diese herben Erfahrungen lernen; sie wird im Unglück die politische und sittliche Läuterung finden, deren sie bedarf. Ja wohl, auch die sittliche. Sie wird und muß jene Elemente ausstoßen, die den Kampf für liberale Ideen als Geschäft und ihr Mandat als Melkkuh betrachtet haben. Dann wird man sie nicht mehr höhnisch die Verwaltungsrathspartei schelten können; — ein Vorwurf, zu dem freilich Jene, die ihn zumeist ausstoßen, am wenigsten berechtigt sind, denn sie schnappen mindestens ebenso gierig nach Concessionen und fetten Stellen als die schlimmsten Gründer der Jahre 1868—1872, die sich in die Reihen der Verfassungspartei drängten, wie gewisse Damen zur Bühne gehen, um einen Deckmantel für ihren wahren Beruf zu haben. Der politische Reinigungsproceß innerhalb der Partei hat bereits begonnen; seit sie in der Minorität ist, beginnt sie zu begreifen, daß die Vertreter an freiem Sinn und deutschem Bewußtsein vielfach ihren Wählern nachstehen, und sie wird sich bemühen, diese Differenz auszugleichen.

Warum sollen wir also klagen und das Mitleid unserer deutschen Brüder erbetteln? Graf Taaffe wähnt, daß seine Mission die Versöhnung der Nationalitäten in Oestreich sei, und er hat es schon so herrlich weit in der Erfüllung seiner Aufgabe gebracht, daß man sich in Oestreich um der Nationalität willen todtschlägt. Die Geschichte hat dem Grafen offenbar eine andere Mission zugewiesen. Er ist ein Schulmeister wider Willen und erzieht die Deutschöstreicher zu Deutschen. Für Oestreich kann die gegenwärtige Regierung ein Unglück sein; für die Deutschöstreicher ist sie ein Glück. Die czechische Sündfluth mag noch höher steigen, wir fürchten sie nicht. So wild ihre Wogen heranrollen, „sie stürmt vergebens ans un-

*) Daß Baron Weber bei seiner Entlassung von der halbofficiellen „Wiener Abendpost" insultirt und einige Wochen später mit dem Orden der Eisernen Krone erster Klasse ausgezeichnet und zum Statthalter von Oberöstreich ernannt ward, ist echt östreichisch und gehört mit zu den Kennzeichen der Aera Taaffe, die Alles aufbietet, um den guten alten östreichischen Beamtengeist zu ersticken.

bezwung'ne feste Land". Was sie wegschwemmt, ist keiner Klage werth. Sie mag die Grundpfeiler des östreichischen Staatsbaues unterwaschen, wenn ihr nicht bald von Oben her Einhalt gethan wird, aber sie prallt machtlos an dem Felsen deutschen Geistes und deutschen Volksthums zurück.

Karl v. Thaler.

Nordafrikanische Probleme.

Von Friedrich von Hellwald.

Nordafrika, Nordafrika und immer wieder Nordafrika! So mag wohl mancher Leser bei sich denken, wenn er die Tagesblätter zur Hand nimmt oder unsere periodische Literatur durchmustert. Nichts beweist in meinen Augen schlagender den engen, innigen Zusammenhang, welchen unser Zeitalter des Dampfes und der Elektricität zwischen den Menschen und Dingen der verschiedensten Zonen hergestellt hat, als der breite Raum, welchen unsere Journale und Zeitschriften den nordafrikanischen Angelegenheiten gegenwärtig zu widmen sich bemüßigt sehen. Als vor fünfzig Jahren Frankreichs Truppen zur Züchtigung des Dey von Algier auf afrikanischem Boden landeten und dem Dasein des gefürchtetsten aller Raubstaaten ein kurzes Ende bereiteten, da erfaßte wohl ein Jubel, von dem wir uns heute keine rechte Vorstellung mehr machen können, die Küstenbewohner Spaniens, Italiens und des nördlichen Mittelmeeres überhaupt, welche von den Brandschatzungen und Menschenräubereien der algierischen Korsaren am meisten zu leiden hatten, — eine Angelegenheit von allgemein europäischer Wichtigkeit war aber die Eroberung Algiers nicht, und Mitteleuropa nahm an Marokko, Algier, Tunis, Tripolis, ja selbst an Aegypten kaum mehr Interesse als an dem Manne im Monde. Wie völlig anders heute, wo ganz Europa mit Spannung auf den Ausgang der von Frankreich gegen Tunis unternommenen Action und nicht ohne Besorgniß auf deren zum Theil schwer berechenbare Folgen blickt, welche in ihrem Schoße noch manches Problem bergen dürften. Die Vorgänge in Nordafrika stellen sich aber heute, wie Jeder leicht erkennt, als ein integrirender Theil der großen „orientalischen Frage" dar, welche ja auch nicht mehr wie früher auf die Balkanhalbinsel beschränkt ist, sondern alle Landschaften von den Säulen des Herkules bis an das „Dach der Welt", der centralasiatischen Hochebene von Pamir am Fuße des Hindukuh und Kwenlün, in ihren Bereich gezogen hat.

Ueber die Probleme der fernen Zukunft brauchen wir uns freilich den Kopf unserer Nachkommen nicht zu zerbrechen; desto mehr interessiren uns jene, deren Lösung schon die Gegenwart zu erfordern scheint, und dann auch jene, welche voraussichtlich schon in allernächster Zeit an uns herantreten werden. Unter den Problemen der ersteren Art steht in vorderster Reihe die Frage nach der so oft bestrittenen Kolonisationskraft der Franzosen. Sie ist ja die Fundamentalfrage, deren Beantwortung nothwendig unsere ganze Anschauungsweise über den Gang der Dinge in nächster Zukunft beeinflussen muß. Daß die Franzosen überhaupt nicht zu kolonisiren verstehen, ist bekanntlich in Deutschland schon ein Gemeinplatz, fast ein Dogma geworden, und alle Tage können wir in den Zeitungen Variationen dieses Themas in den Kritiken der französischen „Mißgriffe" in Nordafrika lesen. Diese leichtfertige Anklage, welche den Franzosen so häufig ins Gesicht gesagt wurde, bis ein Theil ihrer Schriftsteller selbst daran glaubt, habe ich schon wiederholt an anderen Stellen in ihrer Haltlosigkeit bloßgelegt. Ich will hier nicht wieder darauf eingehen, sondern nur kurz bemerken, daß es ein Leichtes wäre zu zeigen, wie Algerien, um das es sich hier zunächst handelt, sich seinen geographischen und noch mehr ethnographischen Verhältnissen nach in einer Sonderstellung befindet, wie gar keine Kolonie der Engländer oder Holländer oder sonst einer Nation sie aufweist, und daß gerade in Folge dieser Sonderstellung Frankreich in Algerien mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche den Kolonisatoren par excellence erspart geblieben sind. Es ist daher nicht billig, an die kolonialen Leistungen der Franzosen in Afrika den Maßstab ihrer begünstigteren Rivalen anzulegen, und wer die Mühe sich nimmt, die Dinge nach allen Seiten hin einer gewissenhaften, auf Studium gegründeten Prüfung zu unterziehen, der wird gewiß zu dem Schlusse gelangen, daß Algerien, in dem für das Leben der Völker so kurzen Zeitraume eines halben Jahrhunderts, unter der französischen Herrschaft die entschiedensten Fortschritte auf allen Gebieten gemacht hat. Und man darf wohl getrost hinzufügen, daß diese Fortschritte auch unter englischer oder deutscher Herrschaft keine größeren sein könnten angesichts der zu bewältigenden Schwierigkeiten, denn diese beruhen gerade in jenen Verhältnissen, in welchen auch die Britten nur geringe Meisterschaft bekunden, während die Deutschen bisher keine Gelegenheit hatten zu zeigen, was sie eigentlich können. Diese Verhältnisse sind die ethnographischen und sie sind es, welche nicht blos für Algerien, sondern für ganz Nordafrika den Ausschlag geben. Daß hierin nun zahlreiche Mißgriffe begangen wurden und zum Theil noch werden, kann wohl Niemand in Abrede stellen, es fragt sich blos, ob Andere als die Franzosen diese Fehler vermieden hätten. Dafür gibt es nicht die Spur eines Beweises, und ich glaube es auch nicht.

Als die Franzosen ihren Fuß auf algerischen Boden setzten, befanden sie sich in einer völligen terra incognita. Land und Leute waren durchaus unbekannt, und wenn seither unser Wissen tief in das Innere des schwarzen Erdtheils greift, so wäre es undankbar zu vergessen, daß dies größtentheils erst durch die französische Eroberung möglich geworden, unmittelbar und auch mittelbar durch den Respect, welchen dieses Ereigniß selbst fernerliegenden Völkerschaften Afrikas vor der Macht der Europäer einflößte. Damals aber, 1830, wußte man nicht anders als daß die Barbareskenstaaten Nordafrikas arabisch seien, arabisch der Bevölkerung, der Sprache, der Cultur und Sitte nach, und darnach traf man seine Maßnahmen. Die Franzosen haben von jeher, obgleich auch sie nicht völlig rein sind, die farbigen Naturkinder menschlicher und christlicher behandelt, als alle übrigen Europäer; sie huldigten gern dem Grundsatze: den Widerstand brechen und dem Besiegten ein milder Herr sein. Pelissiers Ausräucherung des Stammes der Beni Wad Kia im schluchtenreichen Dahragebirge wird freilich als eine Grausamkeit sondergleichen ins Treffen geführt von Menschenfreunden, welche für die von den Engländern in Indien und anderwärts begangenen viel ärgeren Scheußlichkeiten blind sind, und obgleich sogar ein Priester, Dr. Bernhard Schwarz, dem wir ein kürzlich erschienenes Buch über Algerien verdanken, bei dem Charakter des Vernichtungskampfes, den die Affairen zwischen Arabern und Franzosen damals nachgerade angenommen hatten, die letzteren sammt ihrem Anführer nicht so unbedingt verurtheilen will. Thatsache ist, daß nach hergestelltem Frieden, nach erfolgter Unterwerfung die französische Politik stets darauf ausging, die früheren Feinde für sich zu gewinnen, an Frankreich in Güte zu fesseln, um ihre Gunst förmlich buhlte, sie mit Auszeichnungen bedachte, ihren Glauben und ihre Sitten auf das Sorgfältigste schonte. Damit glaubte man die unbändigen Söhne der Wüste am ehesten in die Arme der europäischen Gesittung führen zu können. Napoleon III. träumte gar von einem arabischen Königreiche! Diese Politik, man darf es ruhig sagen, war nun eine völlig verfehlte. Der Araber mit seinem islamitischen Fanatismus und seinen nomadischen Gewohnheiten ist und bleibt, ob unterworfen oder nicht, ein Feind, der von unserer Cultur absolut nichts wissen will und jede ihm erwiesene Gunstbezeugung einfach als Schwäche des „Rumi", des Christenhundes, deutet. Sein aristokratischer Geist beugt sich einzig und allein vor der Gewalt, denn die Gewalt kommt von Gott und wer sie besitzt, dem hat Allah sie verliehen, in dessen Willen man sich fügen muß. Menschen mit dieser Sinnesart in Güte regieren und gar den europäischen Kulturanforderungen einfügen zu wollen, war eine Utopie, wie sie blos auf dem Boden jenes Humanitätsschwindels erwachsen konnte, welcher principiell alle Menschen für gleich geeignete Glieder unserer gesitteten Gesellschaft erklärt. Thatsächlich

*

ist aber das Nomadenthum mit unserer Civilisation unverträglich, und da es kein Mittel gibt, Nomaden wider ihren Willen seßhaft zu machen, so erübrigte blos, was ja auch gründliche Kenner Afrikas, wie Gerhard Rohlfs, wiederholt verlangt haben, die Araber mit Gewalt aus dem Bereiche der Cultur hinauszudrängen in die große Wüste, wohin sie gehören.

Im Laufe ihres Aufenthaltes in Afrika lernten die Franzosen erkennen, daß es neben den Arabern im Lande noch ein zweites nicht unwichtiges Volkselement gebe, von dem freilich früher niemals die Rede war: die Berber, die Nachkommen der alten Libyer, also die eigentlichen Autochthonen des nordafrikanischen Bodens. Es ging mit diesen Berbern ganz ähnlich wie mit den Ruthenen und den Bulgaren, welche beide auch erst in unseren Tagen gewissermaßen „entdeckt" werden mußten und als ganz ansehnliche Völkerschaften sich entpuppten, zum nicht geringen Schreck gar Vieler, die noch vor wenig Lustren an deren Existenz kaum glauben wollten. Die Berber nun, zu welchen die tapfern Kabylen in den Bergen des Dschurdschura gehören, hausen in ganz Nordafrika und bilden, wie sich allmählich herausstellte, mit ihren verschiedenen Zweigen weitaus die Mehrzahl der Bevölkerung in den nördlichen Küstenländern wie in der Wüste. Alles was dort Tuareq heißt, sind Berber, und Berber sind das Gros der Marokkaner, der Grundstock der Bevölkerung in Algerien und in Tunis. Das ganze (ziemlich unpassend sogenannte) Atlasgebiet stellt sich geographisch wie ethnologisch als ein einheitliches Ganzes dar, was schwer ins Gewicht fällt. Diese Berber nun sind durchschnittlich das Widerspiel der Araber: vorwiegend seßhaft, demokratisch in ihren Einrichtungen, freier in ihren socialen Sitten, gewerbetreibend und kunstthätig, mit einem Worte culturfähig, wenigstens in dem Sinne, daß sie möglicherweise zum Aufbaue eines kolonialen Staatswesens herangezogen werden können. Ihnen müssen daher in Hinkunft die Aufmerksamkeiten der Regierenden gelten, nicht den Arabern. Freilich sind die Berber mit diesen durch den gemeinsamen Glauben, den Islam, verbunden, vielfach sind sie auch semitisirt worden, in Sprache und Lebensart. Zahlreiche Mischungen haben zwischen beiden stattgefunden und viele solcher Berberstämme ziehen, hauptsächlich in der westlichen Sahara, nomadisch umher. In den Küstenstädten sind die Produkte dieser Kreuzungen, die sogenannten „Mauren", in Sprache und Sitte Araber, wenngleich ich sie mit meinem berühmten Freunde Rohlfs nicht auch im ethnographischen Sinne als Araber gelten lassen kann. In der westlichen Sahara und schon im südlichen Tunesien haben endlich die Berber eine beträchtliche Menge Negerblutes in sich aufgenommen, so daß sie in ihrem weiten Verbreitungsbezirke nicht überall das nämliche Bild zeigen. Selbstverständlich können für die kolonialen Zwecke blos die ihren ursprünglichen Sitten treu gebliebenen Berber Nordafrikas in Betracht kommen; vorläufig sind aber auch sie noch im Lager der Gegner zu finden.

Alles was bislang in Algerien geleistet worden, ist trotz der widerstrebenden Eingebornen zu Stande gekommen, und noch für recht lange Zeit wird sich dies nicht anders gestalten. Darauf müssen die Franzosen sich gefaßt machen. Was sie in Afrika brauchen, ist zunächst die Gewalt; entschließen sie sich nur ernstlich, diese in vollem Umfange zu entwickeln, so dürfen sie über den Ausgang keine Sorge hegen. Wenn wir mitunter lesen, ganz Afrika stehe wider sie in Brand, so ist dies eine großartige Uebertreibung. Von einem eigentlichen Aufstande in Algerien kann man gar nicht reden, denn so merkwürdig auch die Züge Bu-Amemas uns bedünken mögen, sie sind doch nichts Anderes als einfache Einfälle aus benachbartem Gebiete, Einfälle, für welche sich im Tell, d. h. im algerischen Culturlande, keine Hand erhoben. Vollends die französische Herrschaft zu gefährden, sind sie unvermögend. Diese Einfälle gehen stets von den noch schwach oder gar nur zum Schein unterworfenen Grenzgebieten aus und werden sich voraussichtlich noch oft wiederholen, und zwar so lange, bis Frankreich sich nicht zu einer gründlichen Arrondirung seines afrikanischen Besitzstandes entschließt. Ich habe schon oben die geographische und ethnologische Einheit des sogenannten Atlasgebietes betont. Das Algerien der Gegenwart ist nun ein aus dieser Einheit herausgerissenes Stück ohne jegliche haltbare Begrenzung, weder im Westen noch im Osten, noch auch im Süden. Blos im Norden ziehen die leider hafenarmen Küstenlinien einen scharfen Abschluß. Von allen drei übrigen Seiten fluthen die Nachbarstämme nach Willkür herein, die einheimischen hinaus, und die auf dem Papiere niedergelegten Grenzen dienen weniger zum Schutz, denn zur Beunruhigung des Territoriums. Kurz, Frankreich befindet sich in Afrika genau in der nämlichen Lage, wie Rußland in Mittelasien. Ob es will oder nicht, es muß vorwärts dringen, bis es auf feste, natürliche Schranken stößt oder bis Ordnung mit Ordnung sich begegnet. Brauchbare natürliche Schranken bietet nun im Osten wie im Westen die geographische Configuration Nordafrikas dar, und mit der Unterwerfung von Tunesien hat solche sich Frankreich im Osten gesichert. Wie aber hier das Syrtenmeer, so ist im Westen der atlantische Ocean der einzige rationelle Abschluß, mit andern Worten: früher oder später muß Marokko das Loos von Tunis theilen. Schon jetzt beginnt man sich darüber klar zu werden, daß die gegenwärtige Grenze gegen Marokko ein Unding sei, und der brittische Kapitän Colville, welcher vor wenigen Jahren das östliche Marokko bereiste, hörte zu seinem großen Verdrusse die französischen Offiziere in den Garnisonen des Departement Oran die dermalen ganz auf marokkanischem Gebiete fließende Muluja als die zukünftige Grenze Algeriens bezeichnen. Es ist aber nicht im geringsten zweifelhaft, daß, wenn die Franzosen wirklich einmal an der Muluja stehen, sie alsbald auch die Nothwendigkeit erkennen werden, bis an den Ocean vorzudringen. Was den Süden anbelangt, so hat Frankreich ohnehin schon die Bemüßigung empfunden, ohne weiters viel Lärm zu machen, seine Grenzen immer weiter nach der Wüste vorzuschieben. Von Biskra und Laghuat ist es bis Tuggurt und Wargla und von da 1873 bis El Golea gerückt. Gegenwärtig erstreckt sich sein Einfluß bereits bis zur Oase Insalah, hat somit also fast den Wendekreis und die Hälfte des Weges zwischen Algier und Timbuktu erreicht. Ein Halt gibt es aber auch in dieser Richtung erst an der Grenze der Fellatahreiche im Sudan, wo für die dortigen Verhältnisse geordnete Zustände herrschen.

Man sieht, auf welche abschüssige Bahn, wenn man so will, die französische Action in Afrika gerathen ist. Natürlich dachte daran Niemand in Frankreich, als man unter dem allgemeinen Jubel der leidenden Nebenländer dem Dey von Algier den Garaus machte. Ebenso wenig dachte Rußland daran, als es die unruhige kleine Kirgisenhorde unterjochte, daß dies sein erster Schritt zur Eroberung Mittelasiens bis an die indischen Gebirge hin sei; ebenso wenig dachte England daran, als Lord Clive seine ersten Waffengänge that, daß damit der Grundstein zu seinem heutigen indischen Reiche gelegt werde. Aus kleinen Anfängen entwickeln sich aber bekanntlich große Dinge, und wenn auch heute noch die Franzosen jeden Gedanken an eine Erweiterung ihres afrikanischen Besitzes, wie die oben angedeutete, entrüstet von sich weisen mögen, die Umstände werden doch stets zwingender bleiben als die Absichten der Politiker. Sie glauben zu schieben, werden aber geschoben, und der wahre Staatsmann ist nur der, welcher weiß, daß und in welcher Richtung er geschoben wird, um selbst mitschieben zu können.

Wer mit dem Gange der europäischen Eroberung unter uncivilisierten Völkern vertraut ist, weiß, daß solche Unternehmungen übrigens kein leichtes Stück Arbeit sind und blos durch einen bedeutenden Aufwand an Truppen zu Ende geführt werden können. Fast immer im Anfang zieht die europäische Armee dem unfaßbaren Feinde gegenüber den Kürzeren, bis sie, durch kräftige Nachschübe aus der Heimat verstärkt, denselben zur Erschöpfung gebracht hat. Die tapfern Britten haben sich von den Aschantinegern, Zulukaffern und Afghanen aufs Haupt schlagen lassen, die Russen haben von den Bocharen und Turkmenen Schlappen erlitten, die Holländer sind von den malayischen Atschinesen Jahre lang vor dem Kraton auf Sumatra hingehalten worden, und selbst Oestreich hat die als bloßen Spaziergang einer handvoll Truppen proclamirte Besetzung Bosniens und der Herzegowina erst nach Herbeiziehung eines Heeres von mehr denn hundert-

tausend Mann vollziehen können. Wenn also momentan die Zeitungen melden, daß für die Franzosen in Afrika „die Dinge schlecht stehen", so hat dies nichts, was uns verwundern könnte. Wir wissen aber auch wie — wenn anders Frankreich nur ernstlich will — dieser „tunesische Feuerbrand" zu ersticken ist, und daß es schließlich desselben Herr werde, daran zweifeln selbst Jene nicht, welche den Teufel jetzt noch schwärzer an die Wand malen als er ohnehin ist.

Eine andere Frage ist die — und das ist ein Problem der Zukunft — ob die an den nordafrikanischen Angelegenheiten betheiligten Mächte Europas der oben angedeuteten Entwicklung Französisch-Afrikas gleichgültig zusehen werden. Die Wegnahme Algeriens hat seiner Zeit kaum einen Protest Englands veranlaßt. Die gegenwärtige Eroberung Tunesiens ist freilich von England mit sehr scheelen Augen gesehen worden, denn Stadt und Hafen von Tunis in den Händen einer europäischen Macht beeinträchtigen gewaltig die englische Position in Malta; diese Eroberung kostet endlich den Franzosen, darüber dürfen sie sich nicht täuschen, die Freundschaft des fast zu einer Großmacht herangewachsenen Italien, das in Tunesien verschiedene Interessen zu wahren hatte und im Stillen hoffen mochte, dieses Gebiet werde ihm eines schönen Tages, wie so manche andere, als reife Frucht in den Schoß fallen. Da die Italiener indeß blos gerne ernten ohne zu säen und noch weniger zu ackern, so begnügen sie sich einstweilen die Faust im Sacke zu machen. Gegen Süden hin stehen den Franzosen seitens Europa keine Hindernisse im Wege, obwohl natürlich die Engländer von einem solchen Fortschreiten auch nicht sonderlich erbaut sind. Hatte ja schon gar mancher Britte, und mit ihm mancher in das englische Horn stoßende Deutsche, von einer allmählichen Ausdehnung des brittischen Reiches in Südafrika über den ganzen dunklen Continent geträumt! Daß es je die Herrschaft über denselben mit Frankreich werde theilen müssen, daran hat man nicht gedacht. Ernstliche Schwierigkeiten entstünden aber sicher bei einer Annexion Marokkos. Ueber die inneren zerfahrenen Zustände dieses morschen Sultanats hat uns erst kürzlich der englische Kapitän Trotter belehrt. Ernstlichen Widerstand vermag Marokko einem europäischen Feinde vielleicht weniger denn irgend ein anderer Staat Nordafrikas zu leisten. Schon jetzt hat Frankreich das Monopol in Händen, den Bedarf Marokkos an europäischen Manufakturen zu befriedigen. England geberdet sich zwar als ob es der natürliche Beschützer Marokkos wäre, allein englische Waaren trifft man dort fast nie, wohl aber, wie Colville sagt, „schlechten" französischen Thee, Zucker, Lichter, Zündhölzer und Zeuge. Frankreich hat also alles Interesse daran, daß Marokko in sein Machtbereich falle. Doch hat nebst England auch Spanien sein Auge auf dieses Land geworfen, an dessen Küste es mehrere Punkte schon besitzt. Doch fehlt ihm die Macht sich dort festzusetzen und voraussichtlich noch mehr, um einem Gegner wie Frankreich mit bewaffneter Hand allein entgegenzutreten. Immerhin muß dieses erwarten, bei jeder Action gegen Marokko Spanien auf Seite seiner Feinde zu finden, d. h. Englands, und es ist gar nicht so unmöglich, daß dort die Spanier den Engländern die Kastanien aus dem Feuer ziehen helfen, mit andern Worten, daß ein englisch-spanisches Heer, natürlich ein Viertheil Engländer und drei Viertheile Spanier, sich den Franzosen in den Weg werfe. Denn daß Frankreich seine Hände auf dieses Berbersultanat lege, kann England nicht dulden, weil nicht nur von Marokko aus Gibraltar verproviantirt wird, sondern weil — Marokko einmal im Besitz einer starken europäischen Macht — Gibraltar seiner Position als „Schlüssel des Mittelmeeres" entkleidet wird. Damit wäre aber die ganze Stellung Großbritanniens erschüttert, welches sich so gerne als Mittelmeermacht betrachtet und diesen Anspruch erheben muß, so lange der Suezkanal den kürzesten Seeweg nach Indien bezeichnet. Von den dermaligen Positionen Englands im Mittelländischen Meere hat sich die mit so viel Jubel begrüßte Acquisition von Cypern als ziemlich werthlos herausgestellt; Malta ist durch das französisch gewordene Tunis schwer erschüttert, eine Brachlegung von Gibraltar kann England nicht vertragen. Der Suezkanal, ja selbst der Besitz Aegyptens werden hinfällig, wenn der einzige Ausgang des Mittelmeeres durch einen andern als einen englischen Willen verstopft werden kann. Wie freilich auf die Dauer England einer solchen Wendung der Dinge wird vorbeugen können, ist wiederum ein Problem. Reicht Frankreich einmal von Algerien aus in südlichem Vordringen seinen senegambischen Besitzungen die Hand, so ist Marokko völlig umgangen und keine fremde Macht vermag sich dort ohne Zustimmung Frankreichs zu halten.

Man sieht, Nordafrikas Zukunftshimmel hängt voll schwerer Wolken, welche eine Fülle großer Probleme und Fragen in sich bergen, deren Rückwirkung auf die europäischen Culturvölker sich nicht mehr in Abrede stellen läßt. Ob dieselben nach der im Vorhergehenden angedeuteten Richtung ihre Lösung finden werden, läßt sich heute wohl nicht mit Sicherheit aussprechen. Ich wollte nur beiläufig zeigen, was im Schoße der gährenden Gegenwart alles verborgen schlummern könne. Bedeutungsvoll ist jedenfalls, daß Frankreich, sollte es zu so weit ausgreifenden Actionen gedrängt werden, allem Anscheine nach Deutschland nicht unter seinen Widersachern finden wird. Sagte doch erst unlängst eine gut unterrichtete Stimme in der „Allgemeinen Zeitung", das deutsche Reich sehe „frei von allen patriotischen Beklemmungen Frankreichs Truppen auf dem Boden des alten Karthago; ja, wehte ihre Tricolore an den Säulen des Herkules und über dem Kanal von Suez zugleich, wir würden neidlose Zuschauer einer so seltenen Machtausdehnung sein, vorausgesetzt, daß unsere wirthschaftlichen Interessen dabei gewahrt bleiben". Man hat aber an maßgebender Stelle längst eingesehen, daß Deutschlands Interessen am Mittelmeere durch Frankreichs Vorgehen in keiner Weise geschädigt werden.

Literatur und Kunst.

Heimkehr.

Seh' ich dich wieder, mein Vaterhaus!
Die ganze Natur bricht in Jubel aus,
Alle Büsche und Bäume klingen und blühn,
Die schwellenden Wiesen blitzen und glühn,
Die Blumen duften, die Drossel schlägt,
Als fühlten sie mit, was mein Herz bewegt.

Ich blicke dankend zum Himmel empor,
Hell jubelnd schmettert der Lerchen Chor,
Und wie Wanderburschen lustig und frei
Ziehn oben die lichthellen Wölkchen vorbei,
Und Käfer und Bienen umschwirren mich,
Als wären sie alle so glücklich wie ich.

Die Mütze mit Eichengrün umlaubt,
Ich schwinge sie jubelnd empor vom Haupt,
Und den Stab hoch in der andern Hand,
Grüß' ich Vaterhaus und Heimatland;
Das Schönste kommt dann zuletzt — allein
Das soll noch ein süßes Geheimniß sein.

Friedrich Bodenstedt.

Deutsche Sitten und Unsitten.

Mitleid mit der angeblich verkannten armen Menschenklasse, Zorn über die Verkennung, der er von Seite einer höheren Menschenklasse selbst ausgesetzt war, haben Rousseau zu dem großen Irrthum verleitet, die Leidenschaften und Laster des

Menschenthums durch die Zurückführung der Culturzustände auf Naturzustände beseitigen zu wollen. Diese Annahme beruht auf der Voraussetzung, der Mensch sei im Naturzustande, also von Natur aus, ein überaus herrliches und vollkommenes Wesen und alles Verbrecherische, Verderbliche und Gemeine liege ausschließlich in den politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen, welche die Cultur zu ihrer Erhaltung nothwendig hat.

Mehr als 100 Jahre haben an diesem Irrthume nichts geändert. Mit der Hartnäckigkeit der Verblendung pflanzt er sich fort bis in die modernsten socialdemokratischen Theorien, und wie viel Neid, wie viel unsittlicher Grimm auch die eigentliche versteckte Quelle der Weltverbesserungsideen sei, so wird doch diese Entsittlichung der Gemüther keineswegs weiter in Betracht gezogen, und wenn nur der „natürliche" Zustand der Gesellschaft des Menschengeschlechts wiederhergestellt wäre, so wären nach der Meinung der Theoretiker auch die Leidenschaften und Laster aus dem Erdenleben hinausgeschafft.

Da das Glück durchaus von der inneren Beschaffenheit des Menschen abhängig ist, so wäre mit einem Naturzustande, sei es der von Rousseau gedachte, sei es der socialistisch gefabelte, nichts weiter gewonnen, als daß die Anregungen zu Verbrechen, Lastern und Leidenschaften eine Zeit lang nicht in so großer Anzahl vorhanden wären, als dies in einem Culturzustande der Fall ist. Allein von der Beseitigung des Unglücks könnte so wenig gesprochen werden, wie von der Beseitigung einer Krankheit, wenn dem Leidenden die Gelegenheit entzogen ist, die von seinem Uebel bedingten Excesse zum Vorschein zu bringen. Ein tieferes Eingehen auf den scheinbaren Gegensatz von Natur und Cultur hätte die Erkenntniß zur Folge, daß Natur und Cultur nur zwei verschiedene Namen für denselben Proceß des menschlichen Daseins sind, und die Culturzustände sich unaufhaltsam und nach bei weitem noch nicht gänzlich erforschten Naturgesetzen mit derselben Nothwendigkeit vollziehen, wie die elementarischen Ereignisse des Erdkörpers.

Ich habe nicht die Absicht, in diesen Gegenstand hier tiefer einzugehen, mir dient die Erwähnung desselben nur zur Einleitung in die Betrachtung, daß, wenn es unausrottbare Laster und Leidenschaften gibt, deren chronische Bethätigung im gesammten Menschenthum sich fortwährend geltend macht, auch Fehler und Gebrechen acuter Art vorhanden sind, die sich nach ihrer Verschiedenheit auf die verschiedenen Nationen vertheilen. Wenn man behaupten kann, derjenige wäre der Unglücklichste, der nicht mehr betrogen werden kann, so ist die kindliche Gläubigkeit, ja eine gewisse eifrige Götzensucht und Anbetungsepidemie im Gemüthe des Deutschen eine Bürgschaft dafür, daß er für den Glücklichsten unter den Nationen gehalten werden darf. Nirgends als in Deutschland wird der Gemeinplatz so leicht ein hochverehrtes Dogma und schwerlich wäre bei einem anderen Volke eine so ausgiebige Sammlung „geflügelter Worte" möglich, weil kein anderes Volk sich so leicht zum Nachbeten vereinzelter Aeußerungen veranlaßt fühlt. Wie viel von dieser blinden, kindlichen Gläubigkeit dem Cultus unserer Klassiker innewohnt, habe ich in meinem „Abend zu Hause"*) nachzuweisen versucht. Allein diese Gläubigkeit ist nicht blos eine literarische oder überhaupt auf geistiges Interesse bezügliche, sie erlaubt auch im praktischen und geselligen Leben, in der wechselnden Werthschätzung der materiellen Lebensgüter eine kolossale Täuschung, die sich Jahre und Jahrzehnte lang ungestört erhält. Wer glaubt nicht in Deutschland, echte Havannacigarren zu rauchen, während statistisch durch die officiellen Handelstabellen nachgewiesen ist, daß nicht der hundertste Theil der in der Havanna erzeugten Cigarren seinen Weg nach Europa nimmt. Wie viele Tausende in Deutschland sind der festen Ueberzeugung, die nur aus dem theuren Preise quillt, den sie bezahlen, echten Champagner, echten Johannisberger, echten Tokaier zu trinken, während von diesen Flüssigkeiten nicht einmal so viel vorhanden ist, um die Keller der allerdings zahlreichen regierenden Fürsten in Deutschland standesgemäß zu füllen.

*) Berlin 1881, Hofmann u. Comp.

Ueberträgt man diese Gläubigkeit wieder auf die Literatur, d. h. auf das Verhalten des Deutschen zu seinem eigenen Nationalgeist, so ergibt sich, daß das faule Liegen auf dem Bärenfell, das unsere Voreltern im Teutoburger Walde kennzeichnete, in das Gedankenhafte übersetzt, jene Trägheit ist, welche sich, nachdem einmal ein kritischer Autor den Werth eines Buches festgestellt zu haben scheint, das eigene Lesen und Studiren desselben mit behaglichem Schmunzeln erspart, sich aber eben in Folge jener Gläubigkeit deshalb nicht weniger für berechtigt hält — in jenes kritische Urtheil wie aus eigener Ueberzeugung einzustimmen. Daraus erfolgt die so oft und so tief beklagte Mißachtung der deutschen gegen ihre zeitgenössischen Schriftsteller, mit anderen Worten, gegen ihren eigenen Nationalgeist. Unter den Hunderten dieser Opfer blindgläubiger Trägheit nenne ich den einzigen Ludwig Steub, einen Humoristen von so eigenthümlicher Begabung, daß er bei jeder anderen Nation, besonders wenn er bei ihr von der Kritik ebenso hoch gestellt wäre, in dem Grade anerkannt, berühmt, gelesen und gekauft wäre — daß vor Allen die Deutschen, am meisten zu seinen Anbetern und zu seinen Käufern gehörten. In Wahrheit aber ringt der vortreffliche Schriftsteller sein langes Leben hindurch mit der Ungunst, mit der blindgläubigen Trägheit des Volkes der „Denker und der Dichter".

Dieses Gebrechen ist ohne Zweifel ein „gemüthliches", denn die Gläubigkeit, die sich nicht weiter einer kritischen Prüfung erfrecht, stammt ja aus dem Gemüthe. Ein unbewußtes Raisonnement dieser Art erhebt sogar dieses Gebrechen zur Tugend, und wie sich diese Tugend im geselligen Leben ausnimmt, wie der Deutsche im Unterschiede aller anderen gebildeten Völker oder der Gebildeten aus diesen Völkern sich an öffentlichen Orten benimmt, dies hängt wieder mit seinem ebenfalls nur auf gutem Glauben beruhenden Urtheil über die anderen Völker, namentlich über die Franzosen zusammen. Diese sind in Deutschland ein für alle Mal in ihren sittlichen Zuständen nur die pure Frivolität und in ihrer Literatur nichts weiter als Champagner, der sprühenden Geistes, aber kein Nahrungsmittel ist. Ich habe über diese Auffassung und ihre Consequenzen für die Geselligkeit schon vor Jahren im dunkelsten Winkel einer noch dunkleren östreichischen Zeitung zufällig meine Meinung abgegeben und man wird mir ein Plagiat an mir selbst um so mehr erlauben, als ich mich nicht wörtlich, sondern nur nach halb verblaßter Erinnerung wiederhole:

Wenn man einen verständigen und gebildeten Deutschen spricht, der lange in Paris gelebt hat, so hört man ihn unfehlbar über den bei uns vielverbreiteten Irrthum spotten, daß die schöne Literatur Frankreichs mit ihrer Unzahl von Sensationsromanen, deren Lectüre von den Frauen nicht eingestanden wird, und von Ehebruchsdramen, deren Uebersetzungen den deutschen Dramatikern das Brod wegnehmen sollen, ein Spiegelbild des französischen Lebens überhaupt oder mindestens der Pariser Gesellschaft und Geselligkeit wären.

In Wahrheit liegen die Dinge anders, sie liegen natürlicher, was den Schwätzern ein Grund ist, sie nicht zu sehen; denn das Natürliche ist ihnen nicht interessant genug. Man könnte aus der unsittlichen Verwilderung in den Erfindungen der französischen Belletristik beinahe den entgegengesetzten Schluß auf den Charakter der französischen Häuslichkeit ziehen; denn die Unterhaltungsliteratur ist im Großen und Ganzen doch nur ein Gewerbe; Principien und Kunstwerke, welche einen festen, wenn auch durchgeistigten Anschluß an die Realität fordern, müssen hinter das Bestreben zurücktreten, durch das Neue, Originelle Käufer anzulocken. Neu und originell kann den Massen nur erscheinen, was im Leben nicht häufig vorkommt; die literarische Unsittlichkeit, je mehr sie sich in Extremen überbietet, spräche also für eine um so größere Sittlichkeit der realen Zustände.

Dieser Schluß wäre lächerlich, denn er bewiese zu viel. Die Wahrheit ist, wie gesagt, das Natürliche. Die Natur hat den Sinn für die Ordnung, die Regelmäßigkeit und die Treue des Familienlebens sogar schon in das Thier gelegt, wie viel mehr in den Menschen, unabhängig von den großen nationalen

Verschiedenheiten in der Ausbildung der Lebensformen. Eine Statistik der Tugend und Sittlichkeit, wenn sie überhaupt möglich wäre, würde in Frankreich und selbst in Paris keine geringere Verhältnißziffer liefern als in Deutschland und überall. Für das Wesen der Sache ist es nicht von Wichtigkeit, es trägt nur dazu bei, das oberflächliche Urtheil zu täuschen, daß man in Frankreich mit dem Laster, in Deutschland mit der Tugend Staat macht, daß die nationale Eitelkeit jenseits der Vogesen mit der Ausgelassenheit und diesseits derselben mit der Häuslichkeit prunkt.

Die Franzosen schämen sich ihrer Tugend. Daraus entspringt aber eine Gestaltung der äußeren Lebensformen, geeignet, die französische Familie im vollen Lichte der Grazie und des Geschmackes zu zeigen, während in dieser Beziehung in Deutschland und namentlich in Norddeutschland noch wahrhafte Barbarei herrscht.

Sieht man irgendwo in der vielbereisten Welt: in Italien, im Orient, an einem öffentlichen Orte, zum Beispiel an einer Wirthstafel, ein junges Paar sich im Angesichte der fremden Gäste herzen und küssen zur schamhaften Verlegenheit junger Misses und zur Empörung sämmtlicher Mütter und Gouvernanten, so kann man sicher sein, ein junges Ehepaar aus dem deutschen Mittelstande auf seiner Hochzeitsreise vor sich zu haben. Kein französischer Schustergeselle würde sich dies im Angesichte wohlgekleideter Herren und Damen mit seiner jungen Frau erlauben.

Die Heiligkeit der Ehe ist dem Norddeutschen ein derartiger Stolz und Triumph, daß er gar nicht daran denkt, mit ihrer Schaustellung etwas Anderes als sittliche Billigung erregen zu können. Er ist mit seiner Frau öffentlich zärtlich und öffentlich grob. Die Rücksichtslosigkeit der Ehe fängt hinsichtlich der äußeren Formen in Norddeutschland schon beim Brautpaare an, und während in Paris und auch in Wien, überall dort, wo feine Sitte als Ausdruck der Lebensschönheit gepflegt wird, das verlobte Mädchen in seiner bisherigen Gebundenheit verbleibt, sieht man in Berlin, in Dresden u. s. w. verlobte Paare ganz allein mit einander Spaziergänge und Landpartien machen.

Schon bei der Erziehung der Mädchen wird vor lauter Bildungsrespect auf die Lebensschönheit keine Rücksicht genommen, und als ob die gesellige Formlosigkeit von der menschlichen Formenlosigkeit begleitet sein müßte, ist die Berlinerin, die Dresdnerin im Durchschnitte von einer Häßlichkeit, an welcher nur zu sehr geringen Theile die Natur, in überwiegend größerem Maße aber die Vernachlässigung der ästhetischen Körperpflege von Jugend an die Schuld trägt. Prosper Merimée hat in einem seiner Briefe an eine Unbekannte in sehr witziger und graziöser Weise bedauert, daß die modernen Frauen nicht so häufig und unbefangen wie die von Hellas und Rom den Bildhauern Modell stehen. Man könnte in der That behaupten, daß mit dem bis zu dieser persönlichen Betheiligung sich erstreckenden Gefühle für Plastik auch die Plastik der norddeutschen Frauen selbst verloren ging.

In dieser Art ungefähr habe ich schon vor Jahren über deutsche Sitten und Unsitten gedacht, und was ich seitdem durch längeren Aufenthalt in einer norddeutschen Residenz, besonders hinsichtlich des Frauenlebens beobachtet und still bei mir gesammelt habe, das bringt mich immer mehr zum Bewußtsein, daß die eigenthümliche sociale und häusliche Beschaffenheit der deutschen Frauen im Unterschied besonders von der französischen Frauenwelt einen historischen Grund und Ursprung habe. Die Verschiedenheit springt nämlich leuchtend zu Tage, wenn man sich Frankreich und Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vergegenwärtigt. In Frankreich war damals das Weib die Herrscherin der Herrscher, die Lenkerin der Staatslenker geworden. Der Begriff der Gesellschaft, weit entfernt, die ungeheure Tragweite unserer Zeit anzunehmen, geht ganz und gar im Cultus des Weibes auf. Der Künstler, der Dichter, der Gelehrte selbst ist fast ausschließlich damit beschäftigt, das unendliche Geheimniß des weiblichen Reizes zu enthüllen, ja die Philosophie jener Zeit sogar ist nahe daran, dieses unendliche Geheimniß als das Geheimniß des Unendlichen aufzufassen. Eine schöne Herzogin hat es darauf abgesehen, „de faire un homme“ aus einem körper- und geistesschwachen König, und es gelingt ihr, Kriege zu eröffnen und zu schließen und dabei ihr eigenes Dasein zum Ideal alles dessen zu gestalten, was man sich unter der Vollkommenheit des Erdenglückes vorstellen mag.

Wie aber ist es um dieselbe Zeit mit den Frauen in Deutschland bestellt? Ich brauche die bezüglichen Culturgeschichten nicht zu excerpiren, da Lewes in seiner Biographie Goethes Proben seiner vortrefflichen Studien, die sich sogar auf Bertuchs Modejournal erstreckten, in dieser Beziehung darthut. Da heißt es: „Die Brüder übten eine fast väterliche Gewalt über die Schwestern. Die Stellung der Frau war überhaupt eine derartige, daß sie von unseren Frauen nicht gerade mit Geduld ertragen würde. Die Frau stand nicht nur unter dem väterlichen Willen, war nicht nur dem Gatten und Bruder unterworfen, sondern stand auch noch unter dem Joch von gesellschaftlichen Vorurtheilen, die ihr Handeln ganz anders beschränkten, als es jetzt der Fall ist. Zum Beispiel durfte keine Frau der höheren Bürgerklasse daran denken, allein auszugehen; das Dienstmädchen folgte ihr zur Kirche, in den Laden und selbst auf dem Spaziergange.“

Nur in wenigen äußeren Formen zeigt sich heute in mitteldeutschen kleinen Städten und Residenzen die Stellung der Frau als eine veränderte. Mag auch in Wahrheit und Wirklichkeit das versteckte Pantoffelregiment wie zu allen Zeiten herrschen, und die einzige bisher erreichte Emancipation des Weibes sein, der Grundsatz blinder Unterwürfigkeit hat von seiner principiellen Bedeutung nichts verloren, ebenso wenig wie die bis zur Grobheit reichende Ungenirtheit, mit welcher sich der gestrenge Eheherr von Zeit zu Zeit auf jenes Princip stützt. Die unangenehmen Folgen für den Schliff und Geist der Geselligkeit ergeben sich daraus von selbst. Streiten spielende Kinder mit einander, so wird die französische Mutter ihrem Jungen sagen: „Es schickt sich von dir, dem kleinen Mädchen nachzugeben, es gehört dem Geschlecht an, das du respectiren mußt“; im gleichen Falle sagt die deutsche Mutter zu ihrem Töchterchen: „Du mußt ihm nachgeben, denn er ist einmal der Junge, der Mann.“

Ich möchte mich durch diese Bemerkungen nicht dem Verdacht aussetzen, die theoretischen Emancipationsbestrebungen deutscher Frauen zu billigen, die in den Schriften über die „Frauenfrage“ niedergelegten Ansichten deutscher Blaustrümpfe. Die oft sinnlose, aller physiologischen Naturbeschaffenheit widerstreitende Deduction ist eben nur das entgegengesetzte Extrem der oben bezeichneten Stellung der deutschen Frau und gehört nothwendig zu dem Uebelstande, daß das Beglückende und Entzückende in der Schönheit der Lebensformen der Majorität des deutschen Bürgerstandes noch nicht aufgegangen ist.

Die Festigkeit sittlicher Grundsätze hat keineswegs eine so weit reichende Macht, wie die Liebe zu den schönen Lebensformen, um gewisse Tugenden des geselligen Verkehrs aufrecht zu erhalten. Der Wortbruch wird jedem gebildeten Franzosen und in England jedem Gentleman noch etwas Anderes sein, als eine Verletzung pflichtgemäßer Ehrlichkeit, er wird ihm als die Verzerrung und Verwüstung der Lebensschönheit erscheinen. Was der berühmte deutsche Jurist Mittermaier unter sein Bild schrieb: „Herr des ungesprochenen Wortes, sei Sklave des gegebenen,“ das haben die Gebildeten anderer Nationen von Kindheit an ebenso genau kennen und würdigen gelernt, wie die Nothwendigkeit, beim Speisen das Messer nicht zum Munde zu führen. Dem ehrlichen, sittlichen und biederen Deutschen ist die sittliche Pflicht des Festhaltens am gegebenen Worte gewiß noch tiefer eingepflanzt, als irgend einer anderen Nation; da aber das gesellige Leben im Unterschied von der Schwere und Wichtigkeit des gesellschaftlichen Lebens mit viel gleichgültigeren Augen betrachtet wird, obgleich sich gerade in ihm die Schönheit der Lebensformen zum Ausdruck bringt, so ist man auch in Deutschland in den leichteren Beziehungen des geselligen Lebens dem harmlos und bona fide begangenen Wortbruch häufiger ausgesetzt,

als sogar beim Türken, dessen anerkannte vorzügliche Eigenschaft das unverbrüchliche Festhalten am gegebenen Worte ist. Ich bin selbst Journalist und möchte daher den Botschaftern der sechsten Großmacht nichts Uebles nachsagen, aber schmerzlich durchgemachte Erfahrungen lassen mich nur mit einiger Anstrengung zu der Widerlegung des Ausspruches kommen, den man aus dem Munde vieler schlichter Leute in Deutschland vernehmen kann: „Wie dem Schornsteinfeger das Schwarzsein, so scheint dem Zeitungsschreiber das Lügen ein nothwendiges Kennzeichen seines Berufes zu sein." Aller Respect, den in solchen Fällen der Deutsche der Schönheit der geselligen Lebensformen zollt, erschöpft sich dann in dem Zugeständniß: „Entschuldigen Sie." Ist dieses Zauberwort gesagt oder geschrieben, so scheint auch dem Wortbruch Alles wieder abgenommen zu sein, was ihn sittlich und gesellig verwerflich macht.

Eine andere Berücksichtigung der äußeren Lebensschönheit ist allerdings noch vorhanden, namentlich in Norddeutschland: die Scheinbildung. Drastisch drückt sich dies in dem Inserat sächsischer Gastwirthe aus. Wenn in Bayern oder Oestreich ein Restaurant sich empfehlen will, so ist von der Güte der Speisen und Getränke die Rede. In Sachsen heißt es in solchen Fällen: „Ein gebildeter Wirth ...." Die unberechtigten Prätensionen angeblicher Bildung übertragen sich aus den zahlreichen deutschen Mädchenpensionaten in die Salons deutscher Bürgerhäuser, und ihre genauere Schilderung müßte einem humoristischen Schriftsteller überlassen bleiben. Die Scheinbildung kann aber auch tragische Consequenzen haben. In Oestreich erhielt neulich ein vom Vaterhause getrennt lebendes Mädchen, das der Ankunft des Vaters entgegensah, um mit ihm eine Vergnügungsreise vorzunehmen, ein Telegramm mit den drei Worten: „Vater heute gestorben." Schreck und Schmerz des armen Kindes waren so groß, daß eine Zeit lang das Schlimmste zu befürchten stand. Glücklicherweise klärte sich auf, daß das Telegramm ursprünglich gelautet hatte: „Vater heute abgefahren", der Telegraphenbeamte jedoch das Wort „abgefahren", das vom gemeinen Volke für Sterben gebraucht wird, durch das gebildete Wort „gestorben" ersetzen zu müssen geglaubt hatte.

Ein florentinischer Maler der Renaissancezeit ließ beim Anblick eines Kunstwerks den Ausspruch vernehmen: „Es lohnt sich, in einer Welt zu leben, in welcher Sterbliche Unsterbliches schaffen." Gewiß hat „die Bejahung des Willens zum Leben", die, wenn sie eine unbewußte ist, sich so roh und gierig bethätigt, und wenn sie reflectirt, in heuchlerischen und gefälschten Optimismus verläuft, niemals einen so edlen Ausdruck gefunden. In unbewußter Anerkennung der Wahrheit jenes Ausspruchs haben deutsche Residenzstädte, namentlich München und Dresden, das Unsterbliche, das von Sterblichen kommt, in ihren Galerien dem Volke zur täglichen Besichtigung und Beherzigung vor Augen geführt. Wie gleichgültig der deutsche Bewohner der genannten Städte sich zu ihren Kunstschätzen verhält, könnte zum Inhalt eines umfangreichen Kapitels in der Culturgeschichte werden. In München angekommen, fragte ich einen ehrsamen Bürger auf der Straße nach der Richtung, die ich einzuschlagen hätte, um zur Glyptothek zu gelangen. „Sie meinen wohl die Pinakothek?" fragte er entgegen. „Die Glyptothek", erwiderte ich. „Ja, Sie meinen vielleicht die Bibliothek?" „Die Glyptothek" war meine hartnäckige Antwort. Mehrere Einwohner der Stadt traten hinzu, um den schwierigen Casus „Glyptothek" zu berathen, ohne damit zurecht kommen zu können. Erst das Hinzukommen eines Fremden, der eben erst die Kunstschätze besichtigt hatte, befreite mich aus dieser Komödie der Irrungen.

Indessen sei mit all dem nicht gesagt, daß wir nicht eines der ersten Culturvölker der Welt wären. Noch im Vormärz konnte man erzählen, daß drei Personen nebeneinander stehend folgendes Gespräch führten: „Wäre ich nicht ein Franzose, so möchte ich ein Engländer sein," sagte der Erste. „Wäre ich kein Engländer, so möchte ich einer sein," meinte der Zweite. „Ich möchte kein Deutscher, sondern lieber ein Engländer oder Franzose sein," sagte der Dritte. Diese Zeiten und Stimmungen sind gründlich vorübergegangen. Heute wird jeder Deutsche von einiger Gesinnung und Besinnung zu der Erkenntniß gelangt sein, daß ausschließlich die eigenthümliche Beschaffenheit deutscher Bildung, verbunden mit der nicht minder eigenthümlichen Kraft und Fülle des deutschen Gemüthes zu dem Bewußtsein führt, mitten im Weltganzen zu leben, das Weltganze thatsächlich zu überschauen. Je entschiedener und stolzer sich andere Nationen in ihrer Besonderheit abschließen, um so beschränkter und auch im geistigen Sinne bornirter wird ihre Weltanschauung. Sie halten ihr Heimatland gleichsam für den Beweggrund der Schöpfung, für die einzige Ursache, um derentwillen das Weltganze vorhanden wäre, und was nicht zu ihrem Heimatland gehört, hat für sie eben nur die Bedeutung, die amüsante Buntheit ihrer Vorstellungen zu bereichern, hat aber an und für sich für sie keinen weiteren Zweck. Nur der Deutsche sieht sich wahrhaft und lebendig im Mittelpunkt der Welt und zugleich auf der Höhe schwebend, von der aus er sie betrachtet und überschaut. Nur der Deutsche hat das Gefühl des Weltbürgers, und heutzutage wird es Wenige in unserer Nation geben, die nicht bei passender Gelegenheit ausrufen und geltend machen: „Wäre ich kein Deutscher, so möchte ich einer sein."

Hieronymus Lorm.

Ein italienischer Sonettendichter.

Von Friedrich Vischer.

Es ist billig, daß die Fühlung zwischen den Culturvölkern in lebendigem Zug erhalten werde, insbesondere sollte gegenseitig nicht unbekannt bleiben, was zur Heilung der Gemüther von dem moralischen Gifte geschieht, das jetzt so allgemein um sich frißt. Der italienischen Nation hat sich, nachdem sie zum politischen Dasein gelangt ist, in traurig wachsender Breite eine ähnliche Stimmung bemächtigt, wie der deutschen. Die Begeisterung, welche in den Kämpfen für Befreiung des Vaterlandes die Gemüther hob, ist gewichen, seit sie ihr Ziel erreicht hat, aber nicht gewichen, wie es natürlich wäre, einem ruhig ernsten Geiste steten Wirkens, das Errungene zu ordnen. Mit der Religion meint man fertig zu sein, weil man auf Grund der Resultate der neueren Naturwissenschaft mit den Vorstellungen der positiven Religion fertig geworden ist; die „heilig nackte Wahrheit" des Materialismus wird Losung; gleichzeitig ist der Weltschmerz am Brett, Heine geht sehr im Schwang, gewiß weniger um seiner Schönheiten, als um seiner Ironie, seiner Negation willen; dies ist eigentlich eine Verspätung, denn der Nihilismus, zu dem der Weltschmerz, und die mechanische Weltansicht, wozu der Materialismus führen muß, ist ruhig und kalt. Doch allerdings repräsentirt Heine auch diese Stimmung, er ist ebenso oft schmerzlos blasirt, als schmerzvoll zerrissen. Beides kann, obwohl ein Widerspruch, nebeneinander gehen, und so geht es auch im jetzigen Italien. Der edle Leopardi ist dem gegenüber freilich ein überwundener Standpunkt, denn der Seelenproceß, durch den er schließlich bei dem Lächeln über das Nichts ankam, war bei ihm doch ein Weg durch aufrichtig erlebte Schmerzen. Die Mehrheit zieht nun aber bekanntlich aus der Lehre des Nihilismus nicht das logische Resultat, das Schopenhauer gezogen hat: die Askese, sondern glücklich, daß der Bann des Ideals gehoben ist, wirft sie sich auf die Sinnlichkeit, auf den Affect, als ob nach Wegwerfung jedes anderen Inhalts dies ein Inhalt wäre. Materialismus, Pessimismus, Nihilismus sind Standpunkte, die ein tiefer Culturgang eben auch durchwandern muß. Sie führen Gründe an, man muß sie anhören. Gleichzeitige Verrottung des sittlichen Bewußtseins in den Mehrheiten dürfen wir der Wissenschaft, wenn sie auf solche Resultate geräth, nicht in die Schuhe schieben, aber darum können wir doch die Thatsache nicht umstoßen, daß jene Lehren, von der Menge aufgeschnappt, sich in sittliche Giftstoffe umsetzen. Auch diese Wendung ist, wie gesagt, im jetzigen Italien eingetreten. Hier verbinden sich nun diese Stoffe mit den klassischen Reminiscenzen, die gleichsam im Blute der Nation selbst noch fortleben, in der Weise, daß es neuer-

dings Mode geworden ist, sich griechisch zu drapiren; man hält den Dienst der schamlosen Sinnenlust für echt antik und meint Kythere zu feiern, wenn man die Phrynen verherrlicht und halbnackt einem brünstigen Publicum auf den Theatern vorführt; eine ganze „Invasion" von Satyrn und Bacchanten überschwemmt den hesperischen Garten.

Die speciell griechische Maske ist so bei uns nicht aufgekommen; im Uebrigen ist die Aehnlichkeit des Zustandes und der Stimmung zwischen Deutschland und Italien groß genug; ob man hier so weit ist oder gelangt, wie in Wien, wo bald nur noch Aufführung des orientalischen Phallusdienstes auf Vorstadttheatern fehlt, wüßten wir nicht zu sagen. Daß man den bekannten gewissen Geruch, den Messalina aus gewissen Hallen mitbringt, auf der italienischen Bühne so gut ertrüge wie selbst auf dem sonst seine Würde besser wahrenden Burgtheater, steht wohl außer Zweifel.

Unter den Geistern, welche die Luft von diesen faulen Dünsten zu reinigen streben, nennen wir heute Giov. Rizzi, Professor der Literatur an der Militärschule und der höheren Töchterschule in Mailand. Es liegt eine kleine Broschüre vor uns: „Un grido. Versi di Giov. Rizzi. Milano (Brigola)." „Grido" ist kaum zu übersetzen; es enthält hier die Bedeutungen: Schmerzensruf, Zuruf, Aufruf, Mahnruf; doch ist „Ruf" zu schwach; dagegen Schrei, etwa Aufschrei, wäre zu stark. Der Verfasser beginnt mit einer Anrede an den Leser, beklagt die Zustände, wie wir sie an seiner Hand geschildert haben, und führt mit diesem Vorwort fünf Sonette an Pietro Aretino ein, den bekannten frechen und witzigen Spötter und Poeten der Renaissancezeit. Dieser wird eingeladen, wieder zu erscheinen, denn die Welt ist seiner jetzt wieder ganz würdig geworden, sie läßt Dante den Jesuiten, Beatrice den Pfaffen, feiert in Aretinos Geiste das Hetärenthum und hat der Scham den Abschied gegeben. Im fünften Sonette redet der Dichter seine Freundin an: „Und wir, Geliebte? — — — Uns ist das Haus noch heilig, die Ehre, der Glaube, das Gebet, die Freude in Ehren und der männliche Schmerz — —"

Es folgen, eingeführt mit einem Brief an Emilio Treves, den Chefredacteur der „Illustrazione italiana", drei Sonette al maiale. Es ist unbequem, daß die deutsche Sprache kein ganz entsprechendes Wort hat. Wir müssen mit „Eber" übersetzen, wobei doch die Mehrzahl an den Wildeber denken wird, freilich der Jägersprache ungemäß, die ihn Keiler nennt; dann aber hat man mehr Wildheit und Furchtbarkeit im Auge, als Schmutz und Gefräßigkeit, eben die Eigenschaften, um deren willen hier das Schwein (ein Wort, das ebenfalls nicht dient, weil Neutrum) als Symbol für die jetzt verbreitete Negation alles Idealen und den Cult der wüsten Sinnenlust angeredet wird. Die Sonette waren zuerst in der genannten Zeitschrift erschienen und in jenem nun wieder abgedruckten Brief hatte der Dichter erklärt, er habe sie vorerst im Pulte behalten, um nicht zarte Gemüther zu verletzen; zwar nachdem einmal die Affen, Raupen und Kröten triumphirend in die Literatur eingezogen, habe er es billig gefunden, daß diese Ehre nun auch dem Eber widerfahre, dennoch habe er sich zur Veröffentlichung erst entschlossen, seit die Stimme Giosuè Carduccis in seinem „Intermezzo" ihn ermuthigt habe, der in witzigen Versen ebenso das fette und ekelhafte Rüsselthier als treues Sinnbild der jetzigen Tendenzen, der beliebten Verehrung „der schleimigen Secretion der Seele, die man Affect nennt", ironisch verherrlicht. Einige dieser scharfen und doch feinen Strophen des übrigens so kühnen, nicht so sanft wie Rizzi gestimmten Carducci (Verfassers des Inno al Satana) werden angeführt, dann folgen Rizzis Sonette.

Um mit einem versöhnenden Akkorde zu schließen, hat Rizzi noch ein getrennt für sich stehendes Sonett beigegeben: „Agli uccelletti del mio giardino" (An die Vögelchen meines Gartens).

Wir versuchen eine Uebersetzung der drei Sonette an den Eber und dieses letzten. Leicht wird der des Italienischen kundige Leser finden, wie manche Schönheiten in diesem Versuche verloren gegangen sind; er wird Nachsicht üben hiegegen wie gegen einzelne Abweichungen, wenn er sich die ganze Schwierigkeit der Aufgabe bei dieser verschlungenen Form vergegenwärtigt. Von einem Wetteifer mit der Klangschönheit des Originals kann bei der Härte, womit die deutsche Sprache ihre Kraft erkauft, ohnedies nicht die Rede sein. Zum dritten Sonett bemerken wir, daß dem italienischen Leser der mythische Zusammenhang zwischen dem Eber und Maja, der Mutter des Merkur, schon durch den Namen maiale gegenwärtig erhalten ist; der Deutsche kann etwa die betreffende Stelle unserer Uebersetzung für sein Bedürfniß so umändern: „Als Freias Liebling bist du etwas Großes", denn ihm wird bekannt sein, daß der deutschen Naturgöttin Freia der Eber als Symbol der Fruchtbarkeit, speciell des Kornfelds beigegeben war.

Rizzis Idealismus hat weich religiöse Färbung und es geht aus mehreren Stellen des prosaischen und poetischen Theils dieser Broschüre hervor, daß er sich die Religion mit gewissen Vorstellungen des positiven Glaubens und Formen des Gottesdienstes enger verschwistert denkt, als wir unsererseits, die wir das reine Wesen derselben als von diesen Zusätzen unabhängig betrachten. Dies kann unserer warmen Einstimmung nichts verschlagen; im Lager des Krieges gegen den Materialismus, den Nihilismus und gegen die Verrottung der Seelen und der Sitte, die thatsächlich in ihrem Gefolge ist, müssen verschiedene Farben friedlich zusammengehen, die beschränkt oder fanatisch kirchliche natürlich ausgenommen, von welcher bei einem so reinen, hellen und mildkräftigen Geiste wie Rizzi nicht die Rede sein kann.

An den Eber.*)

I.

Von dir, von dir auch soll die Leier tönen,
Unsaubrer Sohn des alten Urweltschoßes,
Der uns auch trug, dir fiel denn doch kein bloßes
Scheinerbtheil zu am planetarisch Schönen.

Sinnloser Uebermuth des Erdenkloßes,
Mit Engeln sich zu messen, Götterſöhnen!
Komm', wir sind Brüder. Dich soll Niemand höhnen!
Als Majas Sprosse bist du etwas Großes.

Lacht auch im Aug' dir keine Seelenliebe,
Hat dir ein karger Gott es nicht gegeben,
Zu fühlen je des Herzens schöne Triebe,

Schuf er dich nicht zum sehnsuchtvollen Streber,
Entstammst du doch dem göttlich ew'gen Leben
Des Stoffs. Hier meine Hand, Mitbürger Eber!

*) Al maiale.

I.

Tibi quoque, tibi quoque.

Te pur, te pur, o della pia Natura
Immondo figlio, canterà il poeta;
Comun madre è la terra, e una segreta
Beltà risplende in ogni sua fattura.

Stolto è l'orgoglio dell'umana creta
Che se con Numi ed Angeli misura . . .
Noi siam fratelli! o nella tua bruttura
Bello tu se' come il maggior pianeta.

Che se negli occhi non ti ride Amore;
Se un Dio scortese della mente il volo
A te negava, e i bei sogni del cuore;

Pur sei figlio a una Dea: pur l'immortale
Materia è in te . . .! E però mi consolo . . .
E quà la destra, cittadin Maiale.

II.

Hier meine Hand? Hier — stinkt's ja — o, verzeihe,
Daß ich in meinen alten Stil verfallen!
Ein Neuling in der Schweinsverehrer Reihe,
Fühl' ich noch etwas Adel in mir wallen.

Es geht vorbei. Bald sehen diese Hallen
Mich fester, glaub' mir's. Deinen Geist verleihe,
Mein neuer Bruder, daß mit Macht kann schallen
Mein mannhaft Lied, gesalbt von deiner Weihe.

Ihr alten Schwäne, die ihr Blüthen speiset,
Thau zur Ambrosia trinkt, im Abendrothe
Am Lorbeerhain mit weichem Fuße kreiset,

Laßt den Parnaß mit seinem faden Grase!
Hieher! Hier für die scharfe Lust am Kothe
Stärkt sich das Herz und stimmt sich um die Nase.

III.

Armsel'ge Nachbrut der verlog'nen, lahmen
Schulweisheit, die ihr fälschet den Gedanken,
Der Wahrheit heil'ge Blöße mit dem zahmen
Deckblatt der Phrase sucht zu überranken!

Bei uns nennt man das Kind mit rechtem Namen,
Das Kraftweib, unsre Muse, kennt kein Schwanken,
Geheimniß, Gottheit sind uns leere Rahmen,
Sind Märchen für die Kinder und die Kranken.

Und wenn dereinst sich unsre Augen schließen,
So sind wir quitt, bedürfen keines frommen
Gebets am Grab, noch Blumen, die da sprießen.

Doch glücklich jetzt schon dürfen wir uns fühlen,
Willst dann und wann du an den Hügel kommen,
O frommer Freund, und inniglich drin wühlen.

II.

Qua la destra? E se il puzzo ... Ah mi perdona,
Nôvo fratel, se ancor non muto stile,
Se nel mio dir, se nella mia persona
Alcuna cosa ancor v'ha di gentile.

Ma passerà. Ben sai che il giovanile
Errore a stento, e tardi, s'abbondana;
Ma passerà, mel credi; e già il virile
Carme de' tempi nuovi in cor mi suona.

O vecchi Cigni che di fior vivete,
Di rugiade, d'ambrosie, e per un vago
Sentier di lauri il molle piè traete,

Sgombrate alfin lo stupido Parnaso;
E quì, nell'acre voluttà del brago.
Il cor s'afforzi ... e si ritempri il naso.

III.

Miseri avanzi di bugiarde scole
Che falsar ci vorreste anco il pensiero,
E con due cenci di belle parole
Coprir la santa nudità del Vero;

Noi, d'altra Musa più robusta prole,
Noi diciam bianco al bianco, e nero al nero;
Noi ci ridiamo delle vostre fole,
Nè alcun nume ci secca o alcun mistero.

E il dì che al sol si chiuderan quest'occhi,
Paghi morrem: nè chiederem giammai
Le preci e i fior che chiedono gli sciocchi.

Assai ci fia, se al suol che ci ricopra
Di quando in quando tu venir vorrai,
Pietoso amico, a grufolarci sopra!

An die Vögelchen meines Gartens.*)

Ihr lieben Vöglein feiert in die Runde
Das Morgerroth mit frohem Flug und Sange.
Ihr Glücklichen! Ihr habt noch keine Kunde
Vom öden Weltschmerz, euch macht er nicht bange.

Die Harmonien dieser jungen Stunde,
Ihr fühlt sie noch in heil'gem, süßem Drange.
Sanft wächst das Licht, es klingt mit euch im Bunde
Der Himmel rings von eurer Lieder Klange.

Die Mutter, treu dem Glauben frommer Ahnen,
Sprach oft zum Kind beim Jubel eurer Töne:
Horch', wie sie betend ihren Schöpfer loben!

Mir aber dünkt, ihr wollt die Welt gemahnen,
Ob sie so ganz der Freude sich entwöhne,
Die rein empfindet, wer da fliegt nach oben.

---

*) Agli uccelletti del mio giardino.

Cari uccelletti, che la nova aurora
Con canti e voli festeggiar godete,
Felici voi, felici voi, che ancora
Vinti da tedio o da languor non siete!

Voi sempre ancor di questa tacit'ora
In cor sentite le armonie segrete;
E pel ciel che via via si ricolora
De' vostri gridi l'allegria spargete.

Cari uccelletti! Io non so se sia vera
La dolce fede della madre mia
Che il vostro canto chiuda una preghiera:

Ma certo è sacro; e certo ha una parola,
Che ancor rammenta al mondo che le obblìa
Le forti gioie di chi in alto vola!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Geier-Wally.

Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel von Wilhelmine von Hillern.

Im Nachlaß der selig verstorbenen Frau Charlotte Birch-geborenen Pfeiffer befand sich eine Schere von erstaunlicher Größe, welche weder zu weiblichen Handarbeiten noch zum Couponschneiden gedient hatte. Es war eine Dramatisirschere. Ihre ehemalige Besitzerin pflegte damit dutzendweise aus beliebten Romanen gern gesehene Theaterstücke zu schneiden, was zwar eine ziemlich einträgliche, aber nicht sonderlich angesehene Arbeit war, denn von Zeit zu Zeit erhob sich irgend ein böser Kritikus oder gar ein Romandichter mit heftigen Protesten wider derlei unbefugte Zurichtung fremder Geistesprodukte und das häßliche Wort „Plagiat" machte bedrohlich die Runde. Aber die ehrwürdige Dame setzte ihre lukrative Berufsthätigkeit unbekümmert und mit ungeschwächten Kräften fort. Sie wurde reich an Ehren, Gold und am Ende auch an Jahren, und als sie das Zeitliche segnete, da hinterließ sie ihrer Tochter Wilhelmine das Werkzeug ihres Ruhmes und seines lockenden Silberklangs: die Schere.

Da besagte Wilhelmine von Hillern geborene Birch von ihrer Mutter die Lust und auch eine sehr entwickelte Fähigkeit zu fabuliren geerbt hatte, so konnte sie der Dramenschneiderei keinen rechten Geschmack abgewinnen. Sie warf die Schere verächtlich in einen Winkel und ärgerte sich nicht wenig, wenn diese, gleichsam um nicht

aus der Gewohnheit zu kommen, wie traumverloren auf- und niederklappte ... Wilhelmine pflegte die noblere Kunst des Romanschreibens. Bald nahmen ihre Werke unter den meist von und für Frauen geschriebenen sogenannten Gartenlauben-Romanen die erste Stelle ein. Da war namentlich eine Novelle: „Die Geier-Wally" mit ihren effectuirenden Situationen und sensationellen Charakteren zu großem Erfolge gekommen. Ohne zu bedenken, daß diese Erzählung uns hinterrücks wieder in den Stoff- und Gedankenkreis der glücklich überwundenen Spindler'schen Romane zurückbrachte, lobte die Kritik, und zwar nicht ohne Grund, die psychologische Feinheit der Charaktere, die prächtigen Naturschilderungen, die dramatische Kraft — und gerade bei letzterem Lobe fing die obgenannte Schere wieder ganz empfindlich zu klappern an. Ja, in einer schwachen Stunde, die nach Römerbrauch entschieden mit einem schwarzen Steine zu bezeichnen wäre, erbarmte sich die talentvolle Schriftstellerin des Familienerbstückes, und klipp, klapp! die Dramatisirschere begann von Neuem ihr altgewohntes namenloses Werk. Klipp, da war schon ein ganzer Bogen der schönsten Schilderungen in den Korb geflogen; klapp, da war ein famoses Kapitel entzwei geschnitten; klipp, da blieben von einem wunderbaren Monologe nur ein paar Gemeinplätze übrig; klapp, da hieb das böse Instrument schon wüthend in die feinsten Motivirungen ein ... und die Papierschnitzel, die nach diesem Werke der Zerstörung zurückblieben, die disjecta membra poetae, sie haben wir vergangenen Sonnabend unter dem Titel: „Die Geier-Wally, Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel nach ihrem Roman gleichen Namens von Wilhelmine von Hillern" im Schauspielhause ansehen können.

Das Stück hat mehrere überaus packende Scenen von einer starken, aufregenden, namentlich auf die Galerien zielenden Wirkung. Die Dramatisirung ist nach alter Birchpfeiffer'scher Familientradition ziemlich geschickt durchgeführt; leider wurden manche Stellen des Buches, die zum Verständniß des Ganzen unumgänglich nothwendig sind, ohne weiteres weggeschnitten. Der Charakter der Wally, deren Wildheit in der Novelle sehr zutreffend durch ihre Mutterlosigkeit und ihren tyrannischen Vater motivirt wird, erscheint auf der Bühne nahezu unbegreiflich. Auch in ihrem Verhältniß zum Bärenjoseph und in der Genesis ihrer Liebe sind arge Lücken. Wieder Anderes blieb stehen, was nur als Füllsel diente, um die Tableaux auf ihr vorgeschriebenes Maß zu verlängern. So die Scene zwischen Geier-Wally und dem Pfarrer von Heiligkreuz. Im Buche ist sie nur um eines Wortes oder eigentlich einer einzigen Silbe willen geschrieben worden. „Sei nicht so einsilbig," äußert der Hochwürdige ungefähr, „und sage mir, wer ihn aus der Schlucht herauf geholt hat." Wally antwortet: „I!" Die Verfasserin fühlte wohl die Gefährlichkeit dieses Lakonismus, der auf der Bühne gewiß komisch gewirkt hätte, und strich ihn weg. Aber auch manche Gebrechen des novellistischen Originals springen erst im Lampenlicht in die Augen, so die bedenkliche Analogie mit dem Nibelungenliede, dessen Lectüre ohne Zweifel der Verfasserin das Problem nahelegte, die mythische Geschichte Siegfrieds einmal ins Moderne oder ins Bäuerliche zu versetzen. Aus den Burgunden wurden Tyroler Aelpler, Oetzthaler Bauern. Die unbezwungene und ungezähmte Brunhild verwandelt sich in eine Wallburga Strominger, des tyrannischen Höchsthofbauers trotzige Tochter; ihr Siegfried ist der sogenannte Bärenjoseph Hagenbach; seine Begleiterin Afra, die Kellnerin, streitet als moderne Chrimhild um den Vortritt ins Dorfkirchlein, und Hagen-Vincenz Gellner nimmt es auf sich, die beleidigte tyroler Brunhild an Siegfried zu rächen. Im Buche ist der ganze Mummenschanz sorgfältig verschleiert, aber auf der Bühne tritt er in störender Absichtlichkeit hervor. Da zeigt es sich denn gleichzeitig, daß die reckenhafte Handlung zu gewaltig ist für diese modernen Menschen, mag sie auch die Verfasserin in die weltabgeschiedene, wilde Gletscherwelt des Murzoll versetzt haben, welche die gigantische Starrheit dieser Mitteleuropäer etwa nach H. Taine's vielberufener théorie des milieux erklären soll. Aber auch auf andere Mängel der Novelle wird man erst nach der Darstellung auf der Bühne recht aufmerksam. Die Versöhnung der in ihrem Heiligsten verletzten Wally ist äußerlich, hastig, unglaubwürdig und die Lösung banal. Also Afra ist nicht die Geliebte des Bärenjoseph, sondern seine uneheliche Schwester. Wie kommt es aber, daß diese beiden jungen Leutchen ein- und ausgehen in dem Land Tyrol, ohne daß die Geistlichkeit, die doch für dergleichen ein scharfes Auge besitzt, stutzig wird und ohne daß die Klatschbasen munkeln, welche die wilde Wally doch bis in den Vintschgau hinein verschrien haben?

Der eben vorzugsweise novellistische Stoff entzieht sich der scenischen Behandlung, trotz der bereits im Buche ganz theatralisch gedachten Ausführung. Leidet schon die Novelle an der Tendenz, Alles ins Maßlose zu steigern und die Effecte zu häufen, um wie viel greller, unvermittelter, abstoßender müssen sie nicht ohne ihre Motivirung auf der Bühne wirken! Auch die Steigerung fehlt. Gleich das Vorspiel, wo sich die Geier-Wally auf den Hof der Rosener Klötze flüchtet und von diesen und ihrem sie grausam verschmähenden Geliebten mit Pulver und Blei vor dem Vater geschützt wird, diese vorbereitende Handlung ist so gespannt in Ton und Action, daß eine Steigerung unmöglich ist.

Die stimmungsvoll grandiosen Naturschilderungen und die feineren psychologischen Ausführungen mußten wegfallen, und so werden diese knorrigen, urwüchsigen, unbändig wilden Menschen zu Caricaturen, die gleich Renommirfüchsen fortwährend von ihrer Stärke und ihren Wunderthaten reden, ihren Heldenbrustkasten auftreiben und in Athletenpositur durch das Stück spazieren. Denn hier sind Alle unheimlich starke Leute, und das erste Gefühl nach dem Genusse dieses Werkes ist eine leise Wehmuth, daß man nicht auch mehrere Centner mit steifem Arme heben kann. Statt in sechs Acte würde das Stück eigentlich viel zweckmäßiger in sechs Kraftproben eingetheilt, die mit den zwölf Herkules-Arbeiten beinahe concurriren können. Daß fast in jedem Aufzug ein Weib über die Bühne getragen wird, sei nur nebenher bemerkt; ja, im letzten Tableau klettert die Geier-Wally auf ein Versatzstück ganz nahe den Soffiten, offenbar nur, damit der Bärenjoseph das Vergnügen habe, sie herunterzutragen und damit zu beweisen, daß auch ein reconvalescenter Athlet nicht blos mit falschen Gewichtsteinen jongliren könne. Einmal schlägt Wally dem Joseph den Stutzen aus der Hand; ein andermal zerrt sie ihre Nebenbuhlerin Afra von der Kirchenthür hinweg, und was ist das Alles im Vergleich zu ihrem Wagniß, den halb zerschmetterten Geliebten aus dem Abgrund herauf zu holen?! Auch die Vögel des Himmels haben eine außerordentliche Stärke, z. B. der zahme Geier Hansl, der in ausgestopfter Schrecklichkeit über die Bühne schwebt und harmlose Bergsteiger blutig hackt. Aber der Höhepunkt des Ganzen ist der regelrechte Ringkampf zwischen dem Bärenjoseph und der Geier-Wally, der sich später wieder zwischen Wally und Vincenz wiederholt, während ein Bauer, ohne Zweifel der angenehmen Abwechslung halber, uns auch noch von einem Kampfe mit einem wüthenden Ochsen des Längeren und Breiteren erzählt. Kurz, man kommt aus der Kraftstoffelei, der echt weiblichen Verhimmelung der Muskelkraft nicht mehr heraus. Die Devise der Pariser Jahrmarktsbuden: „Il y a du muscle dans l'air!" wäre das beste Motto zur: „Geier-Wally".

Es geht ein merkwürdiger Zug von Brutalität durch unser zeitgenössisches Drama, und seltsamerweise weht er gerade aus dem Lande her, das man mit der Heimat des guten Geschmacks zu identificiren pflegt. Die Maulschelle in den „Fourchambaults" machte den Anfang. Emile Zola folgte mit der berühmten Waschweiberschlacht im „Assommoir", wo Gervaise mit dem bekannten Handgriffe beweist, daß das oft citirte naturalia non sunt turpia auch für den Naturalismus Geltung habe. In des jüngeren Dumas „Prinzessin von Bagdad" wird ein Kind zu Boden geschleudert, um in seiner entarteten Frau Mama das Gefühl der Mutterliebe zu erwecken. Nun kommt eine deutsche Frau und zeigt uns auf der Bühne einen regelrechten Ringkampf zwischen einem Mann und einem Weibe. Der dem Nibelungenliede abgeguckte Vorgang ist aber nicht, wie dort, in die bräutliche Kemenate verlegt, sondern geschieht coram populo, wenn auch nicht ganz vor den Augen der Theaterbesucher. Wir sehen nur den Beginn dieses widerlichen Ringens und Wallys Flucht hinter die Coulissen, aber die Interjectionen der schadenfrohen Corona halten uns mehr als nöthig über die jeweiligen Chancen der Kämpfer auf dem Laufenden. Da erinnert man sich unwillkürlich der Beschreibung jener Ringkämpfe zwischen Mann und Weib in den oströmischen Arenen, aber die byzantinischen Schriftsteller hüllten wenigstens ihre Schilderungen in die ewige Nacht einer dunklen Gelehrtensprache, während Frau von Hillern diese ein jedes feinere Gefühl tief verletzende Gymnastik in greifbarer Incarnation auf eine königliche Bühne setzt.

Das Schauspielhaus hat sein Bestes an dieser Novität gethan, welche trotz literarischer Prätentionen nur auf ein Vorstadttheater gehört. Die Inscenirung war — bis auf das burleske Theatergewitter im zweiten Act — einer besseren Sache werth. Freilich hätten die zum Theil trefflichen Darsteller der durchgängig unsympathischen, wenn nicht uninter-

essanten Figuren den tyroler Dialekt doch lieber nur andeuten sollen. Statt dessen wollte ein Jeder und eine Jede das unverfälschte Oetzthaler Autochthonenthum repräsentiren. Aber mit der Sprache hatte es die gleiche Bewandtniß, wie mit den nackten Knien, die über den Zwickelstrümpfen recht verwundert in die Welt guckten. Die Einen sächselten oder schwäbelten, die Anderen mauschelten tyrolisch, aber nicht einer wurde mit dem heißerstrebten Rachenlaut fertig. Sie alle waren weder Oetzthaler, noch sonstige Tyroler, sondern die unversälschten Berliner Bergsexen, die directen Nachkommen des unsterblichen Herrn von Stritzow. Weil aber die Darsteller unabläßig mit der Sprache zu kämpfen hatten, so wurde ihr Spiel unfrei und affectirt. Die Verfasserin mußte also nothgedrungen auf manche feineren Effecte, welche im Buche mit dem Dialekt erzielt werden, für das Bühnenstück verzichten. Wer hieß sie aber auch, aus einer interessanten und dichterisch angehauchten Novelle eine unerquickliche, melodramatische Bauernkomödie schneiden, die in jeder weniger guten Darstellung sicher zu Fall kommen muß?

„Klipp, klapp!“ antwortet wehmüthig die Schere der selig verstorbenen Frau Charlotte Birch geborenen Pfeiffer.

Theophil Zolling.

Der Neubau für das Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

Durch das neue Kunstgewerbe-Museum in der Königgrätzerstraße, dessen Eröffnung in diesen Tagen erfolgt, ist Berlin um einen bedeutenden Monumentalbau bereichert worden; und damit hat auch eine Stätte der Kunstpflege, welche bestimmt ist, so recht im Geiste unserer neuesten Zeitbestrebungen die lebendige Wechselwirkung zwischen Kunst und Leben zu fördern, eine der Reichshauptstadt würdige Hülle gefunden. Die bis dahin nothdürftig in den alten Fabriklokalitäten der ehemaligen Porzellanmanufaktur untergebrachte Lehranstalt für Kunstgewerbe mit ihren Sammlungen hat sich aus geringen, im Beginn stark bezweifelten Anfängen, in kurzer Zeit zu einer achtunggebietenden Höhe entwickelt. Ein glückliches Gelingen! das nicht zum kleinsten Theile der regen fortdauernden Antheilnahme unseres kronprinzlichen Paares zu danken ist. Wenn auch der Inhalt der, in so kurzer Zeit zusammengebrachten, eigenen Sammlungen des Museums selbstverständlich nicht mit dem überschwänglichen Reichthume des Grünen Gewölbes oder des Johanneums in Dresden in Vergleich zu stellen ist, so ist Manches doch bereits von bedeutendem Werthe; und wird, wie die Stoffproben, erst jetzt in Folge der günstigeren, systematischen Placirung recht zur Geltung kommen. Auch die Bibliothek hat durch die Erwerbung der Destailleur'schen Ornamentstiche eine unschätzbare Bereicherung erfahren; und man darf hoffen, daß die beabsichtigte Publication die von dem Besitze eines solchen ausgezeichneten Studienmaterials ausgehende Wirkung noch vermehren wird.

Für jetzt birgt das Museum sogar Schätze von europäischer Bedeutung; zuerst die Ausgrabungsfunde Schliemanns, dann die indischen Kunstschätze, Bronzen, Elfenbeinschnitzereien, Teppiche von größtem Werthe, die mit liebenswürdiger Liberalität von Mitgliedern des englischen Herrscherhauses hergeliehen wurden, um den Inhalt des Museums zur Eröffnungsfeier zu vervollständigen.

Die Neuheit und Wichtigkeit der kostbaren Ausstellungsgegenstände wird es wohl erfordern, daß noch ein anderesmal Näheres und Ausführliches über dieselben in diesen Blättern mitgetheilt wird. Die vorliegenden Zeilen sollen speciell hierüber nur flüchtig orientiren und sich zunächst eingehender mit dem Gebäude an sich beschäftigen, welches ein Recht hat, als selbstständiges Kunstwerk für sich gewürdigt zu werden.

Der Prachtbau des Kunstgewerbe-Museums wurde, im Auftrage des Cultusministeriums, von der rühmlichst bekannten Berliner Privatarchitektenfirma Gropius und Schmieden geschaffen. Auch diesmal hat der schon öfter von den Behörden betretene Weg, das Loslösen einer bedeutenden künstlerischen Aufgabe aus dem allgemeinen Betriebe des Staatsbauwesens, zu einem günstigen Resultate geführt. Es ist ein charaktervolles, an originellen Bildungen reiches Bauwerk entstanden, das, als Merkzeichen und wahrer Ausdruck seiner Zeitepoche, dauernde Geltung beanspruchen kann.

Echt monumentale Bauten gestalten sich von Innen nach Außen, niemals umgekehrt. Wir wollen deshalb mit unserer Betrachtung denselben Weg verfolgen, und durchschreiten schnell das vornehme Portal und das malerisch anziehend gestaltete, später noch näher zu würdigende Vestibul, um mit dem großen Oberlichthofe, dem Kerne und Mittelpunkte der ganzen Anlage, zu beginnen. Der schöne, für Ausstellungszwecke sehr geeignete Raum von wahrhaft imponirenden Abmessungen bildet in der Hauptsache einen mit bedeckten zweigeschossigen Galerien umgebenen Hof, und erinnert in seiner Gesammtwirkung, abgesehen von seiner Weiträumigkeit und der ganz modernen Bildung der einzelnen Bauglieder, etwa an die Vorstellung, die man sich von der Wirkung eines griechischen Oberlicht- (Hypäthral-) Tempels machen kann. Diese Analogie, die noch verstärkt wird durch das Aufhängen eines großen bemalten Velums unter dem mittleren Theile des Glasdaches, ist charakteristisch für den Stil des Gebäudes, den man als griechische Renaissance bezeichnen darf. Als ganz wesentlich für das gleichzeitige Hervorheben modernen Gefühls ist es aber zu bezeichnen, daß für die Bildung der Arkadenwände das gewohnte Säulengerüst mit Architraven und sonstigem Zubehör verschmäht, und dafür der Charakter einer von Oeffnungen durchbrochenen Wand scharf festgehalten wurde. Die in der Vorderansicht sehr schmalen, nach der Tiefe der Arkaden sehr oblong entwickelten, durch Flachbögen verbundenen Pfeiler, bringen ein stark rationalistisch wirkendes Element zur Geltung; sie gleichen einer in Stein nachgebauten Eisenconstruction; umsomehr wegen der schwarzen Farbe des verwendeten Syenits. Diese Wirkung ist ganz und gar Sache der freien Wahl, ganz und gar frei gewollte Aesthetik und deshalb recht lehrreich denen gegenüber, welche die Nothwendigkeit der Erscheinungsform rein aus der Construction herleiten möchten. So mancher Verehrer antiker Kunstweise wird an dieser Stelle die immer gepriesene Heiterkeit des Griechenthums vermissen, aber wenn in der That hiervon etwas verloren gegangen sein sollte, so wird die Einbuße durch die erreichte, ernste, weihevoll festliche Stimmung reichlich ersetzt; und man wird sich desto eher mit der eigenartigen Formgebung versöhnen, wenn man weiß, daß der Architekt etwas Bestimmtes damit wollte. Allerdings ist es wohl richtig, daß allein die theoretische Ueberzeugung: diese Pfeiler seien die einzig wahre, architektonisch richtige Auflösung der Wand, sobald diese durch flachbogige Oeffnungen durchsetzt wird, nicht genügt, das unabhängige Schönheitsgefühl soweit gefangen zu nehmen, um hierin ein neues Ideal zu sehen. Der Baumeister hätte es dem Durchschnittsurtheil gegenüber leichter gehabt, wenn er statt des Pfeilers die feinere Form der Säule gewählt; wenn er, statt in griechischer Renaissance zu bauen, die Wege Palladios gewandelt wäre. Aber er wollte das nicht, ihm schwebte die Lösung eines Problems vor: die Verbindung der späteren fortgeschrittenen Bildungen der Raumphantasie mit den griechischen Einzelformen, oder, um es symbolisch auszudrücken, die Vermählung des Hellenenthums mit der deutschnationalen Bauweise. Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts bis heute ist dieser Gedanke der Angelpunkt unserer künstlerischen Bestrebungen. Kampf zwischen Klassicismus und Romantik, theilweises Obsiegen der einen oder der anderen Richtung; dann Verbindung der Gegensätze unter der einmal etwas stärker von dieser oder jener Seite beeinflußten Form, das ist der wesentliche Inhalt der Literatur- und Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Goethe hatte den Wechsel des Ideals schon einigemale an sich und Anderen erlebt, als er den zweiten Theil des Faust schrieb, der eigentlich der Annalyse dieser Ideen gewidmet ist. Wir dürfen das im Faust Niedergelegte wohl als das Resultat Goethe'scher Erfahrung betrachten, gleichzeitig können wir uns nicht verhehlen, daß wir noch immer unter dem gleichen Banne leben und schaffen. Faust, die Verkörperung deutschen Denkens und Dichtens, kann nur auf griechischem Boden wieder vom Tode erwachen. Von voller Pracht des ritterlichen Mittelalters umgeben, empfängt er die ihm durch den Dämon zugeführte Helena. Aber gleich nach Vereinigung der Beiden muß die romantische Burg versinken, und in freier Rückkehr zur Natur feiert das Paar das Fest seiner Vereinigung. Und diese bleibt keine unfruchtbare, es wird ihnen ein Sohn geboren; doch dieser ist kurz nach der Geburt schon dem Tode geweiht. Euphorion verläßt sofort in übermächtig idealem Drange den realen Boden; ungemäßigt strebt er empor in die Lüfte, die ihn nicht tragen, als er zu fliegen versucht; er stürzt und bleibt todt! Nun verläßt auch Helena, das specifische Griechenthum, den Faust und kehrt zu den Schatten zurück; dieser aber bleibt sich selbst überlassen in nationaler Selbstständigkeit; und der glücklich gerettete Schleier der Helena trägt ihn fortan zu thätigem Streben, weit hinweg über alles Gemeine. Diesem Gedankengange entspricht die Grundstimmung, aus der heraus unser Bauwerk geschaffen wurde, und es ist nütz-

lich darauf hinzuweisen, daß die höchsten zeitbewegenden Ideen mit derselben Prägnanz an einem Werke der Baukunst zum Ausdrucke kommen können, wie dies an irgend einem Werke der Dichtkunst, Malerei oder Skulptur nur möglich wäre. — Wie nahe nun das einzelne Kunstwerk dem hoch und weit gesteckten Ideale gekommen ist? Das ist kaum ganz von den Zeitgenossen zu ermessen, das ergibt sich erst der Nachwelt, durch die sich etwa daran knüpfende, Schule machende Wirkung. Allein die Fortwirkung ins Unendliche ist das Merkmal lebendiger, zur That gewordener Geisteskraft!

Der bedeutendeste Raum, den die Griechen je gebildet, ist das Innere des Hypäthraltempels, den wir weiter oben zum Vergleich herangezogen; derselbe hatte nur eine nach Innen gewendete Außenarchitektur, die an zwei oder drei Seiten um einen schmalen Hof gelegte Säulenhalle. Ein wesentlich Neues in der Raumbildung ist damit nicht gegeben, weil ein hauptsächlich bedingender Theil, die Decke, fehlt. Seitdem hat die raumbildende Phantasie stetige Fortschritte gemacht, die nur von denen geleugnet werden können, welche das Säulengerüst für den Inbegriff der Architektur halten. Der griechische Raum erscheint als eine Kindheitsstufe, verglichen mit den stimmungsvollen grandios überwölbten Thermensälen der Römer, und noch mehr gegen die gegliederten Innenräume der christlich-germanischen Dome, in welchen der Zug der Weltverachtung, des ungestümen Strebens nach Oben, bis in die Wolken, einen so überwältigenden Ausdruck gefunden hat. Läßt man diesen Begriff für die Baukunst als klassenbildend gelten, so zeigt der große ebenfalls deckenlose, hallenumgebene Saal des Kunstgewerbe-Museums ein archaistisches Zurückgehen; obgleich das Bestreben dieser Klippe zu entgehen wohl erkennbar ist, so ist die große mit polychromirten Flachreliefs geschmückte Abschlußroute als ein Uebergang zur Deckenbildung zu betrachten; ebenso ist die Glasdecke selbst kein wesenloses Oberlicht, das soll die stark markirte und durch farbige Säume noch wirkungsvoller gemachte Theilung zu erkennen geben. Den zur Ueberdeckung der Arkadenöffnungen der Galerien und consequent in den dahinter liegenden Kreuzgewölben verwendeten Flachbogen hat bereits Schinkel am Gebäude der Bauakademie ästhetisch zu verwerthen gesucht; bei ihm ruhen die Bogen zwar im Innern auf Säulen, und wo dieselben im Aeußern constructiv auf die Fenster übergehen, da ist die Form in der Hauptsache durch rechtwinklige Maßwerksausfüllung für die Wirkung des Ganzen beseitigt. Hübsch in Karlsruhe hat später ebenfalls den Flachbogen mehrfach an Monumentalbauten verwendet, wie auch Gropius und Schmieden selbst an früheren Beispielen. Ob aber der Segmentbogen nun als vollberechtigte, monumentale Kunstform eingebürgert ist, wäre doch noch zu bezweifeln und Viele dürften der Meinung sein, daß in den Fällen, wo der ästhetische Zweck vorwiegt, seine Stelle besser durch den Rundbogen vertreten wäre. Der Flachbogen macht nicht den Eindruck des absolut Schönen, sondern des, durch nicht abzuwehrende Nützlichkeitszwecke, in der freien Entfaltung Gehemmten. Im Museumsbau ist die Detailausbildung der Flachbögen im Sinne der oberitalienischen Backsteinarchitektur erfolgt, mit einer mittelalterlich anklingenden Profilirung. Die senkrechten Ansätze der Bogen über dem griechisch gebildeten Pfeilerkapitäle konnten nicht vermieden werden, und das ist einer der Punkte, welche den Flachbogen unorganisch erscheinen lassen. — Der schwarze Syenit der Stützpfeiler wird durch dunkle Bronzebänder, dann im Sockel durch Bänder von veronesischem rothen Marmor vortheilhaft belebt. An den flachen Kreuzgewölben der Galerien ist der Versuch gemacht, dieselben mit hellenischen Formen im Böttticher'schen Sinne zu bekleiden und gewissermaßen zu erklären. Es mag auf sich beruhen, wie viel oder wenig damit erreicht ist, aber die decorative Wirkung der Gewölbe mit ihrer leichten Rippentheilung und den schweren Knäufen der großen Mittelrosetten ist vortrefflich. Im Ganzen, wie auch hier wieder, nöthigt das unabläßige Ringen des Meisters nach Erfindung neuer Formen die höchste Achtung ab, und ebenso die möglichste Benutzung der neuesten Fortschritte in der kunstgewerblichen Technik. Und in der That! Wo gehörte derartiges mehr hin, als in ein Museum für kunstgewerbliche Leistungen? — Ein gutes Beispiel technischen Fortschrittes sind die reliefirten Metlacher Fußbodenfliesen, welche durch künstlich hergestellte Rauheit der Oberfläche den Uebelstand allzu großer Glätte beseitigen, welcher bei den älteren Fliesenfußboden unangenehm auffiel. Der vielen selbstgeschaffenen Arbeit halber, verursacht durch das Bestreben, das Widerstrebende ästhetisch zu bewältigen und zu verbinden, gehört die hier gebotene griechische Renaissance in eine höhere Ordnung, als die früher durch Klenze und Andre geleistete trockene Art, welche schon genug gethan zu haben glaubte, wenn sie das alte Schema, nothdürftig den neuen Zwecken angepaßt, herüberrettete. In unserem Bauwerke dagegen begegnen wir überall einer frischen suchenden Weise, die an der griechischen Form wohl festhalten, aber dennoch nichts aufgeben will, was die Folgezeit künstlerisch und technisch errungen hat. Im Ganzen hat der Versuch, besonders die Gewölbtechnik mit dem Griechischen zu verbinden, etwas Problematisches, so etwas wie die Quadratur des Zirkels. — Wir wissen nur, daß die Griechen nicht wölben wollten; aber wir wissen nicht, welche Formen sie etwa gefunden hätten, wenn sie sich selbst aufgegeben und dennoch monumental gewölbt hätten. Und müßten dann diese Formen nothwendig im Principe andere sein als die, welche das Mittelalter erfunden hat? — Wenn es also trotz heißem Bemühen nicht ganz gelingt, dieses Problem zu lösen und zu zweifelloser Schönheit durchzuführen, so ist das kein allzu großer Vorwurf. Selbst einem Goethe ist es auf anderem Gebiete nicht gelungen, die germanische Gemüthstiefe mit hellenischer Formvollendung zu verbinden, auch die Cornelius, Overbeck, Genelli und Andere sind an derselben Aufgabe auf dem Felde der Malerei gescheitert, obgleich die letzteren noch einen tüchtigen Schritt zugaben, indem sie auch die Römerkunst, sowie die des Cinquecento als klassische Muster setzten.

Die farbige Wirkung des großen Saals ist eine sehr gemäßigte, die hierfür sehr bestimmende Voute mit den Flachreliefs von Geyer und Hundrieser wirkt etwa wie die bekannten bemalten Tanagra-Figuren, und dem hiermit gegebenen Haupttone schließt sich das Uebrige an. Diese Mäßigung wird den ausgestellten Gegenständen zu Gute kommen. Im Augenblicke enthält der Saal die schon oben erwähnten Sammlungen aus dem Besitze des englischen Königshauses.

Den Galerien entsprechend umgeben kleinere Säle in zwei Geschossen den großen durchgehenden Mittelraum; sie enthalten die alten Berliner Sammlungen, außerdem die Bibliothek und das Lesezimmer. Ein Raum im zweiten Geschosse, gleich anfänglich zur Aufbewahrung besonders kostbarer Gegenstände bestimmt, und deshalb mit kräftigen Eisengittern nach der Galerie hin abgeschlossen, enthält jetzt den werthvollsten Theil der Schliemann'schen Sammlungen, während der andere Theil in einem Raume des Souterrains Platz gefunden hat. In diesem letzteren Raume soll später eine Restauration eingerichtet werden, provisorisch soll dies für den Augenblick auf einem Podestraum der nach dem Hochparterre von der südlichen Langseite heraufführenden Treppe geschehen. Die Bibliothek ist einfach aber würdig mit einer Holzdecke ausgestattet; die Schränke sind zweietagig angeordnet, vor den oberen ist eine leichte Galerie entlang geführt und macht auch diese bequem zugänglich. In diesen zwischen dem Mittelraum und den Fronten belegenen Sälen verflüchtigt sich die Gewölbtechnik. Es sind meist Gußdecken in Gips auf eisernen Trägern ausgeführt. Zur Belebung dieser Flachdecken ist ein großer Wechsel reizvoll decorativer Motive aufgeboten; und wenn man dennoch einen Mangel empfinden sollte, so könnte dies nur darin liegen, daß die plastisch bedeutend vertieften Gußtafeln statt auf der oberen, allein auf der unteren Gurtung der Eisenträger aufliegen. Danach verschwindet die Höhendimension der letzteren in der Decke selbst, und einzig die untere Gurtung wird noch in der Stärke eines Brettstücks sichtbar. Die Bemalung dieser Fläche mit einem Flechtbande, oder einem dem entsprechenden griechischen Ornamentmotive, kann das Fehlen einer plastisch bedeutenden Form nicht in Vergessenheit bringen, und hält man nicht die Reflexion fest, daß man es hier mit einer Eisenconstruction zu thun hat, deren tragende Rippen in Wirklichkeit, wenn auch unsichtbar, hoch in die Decken hinaufreichen, so wird man sich eines ganz befriedigenden Eindrucks kaum erfreuen können. Die Ausbildung dieser Räume bietet noch Einzelnes von großem Interesse; besonders eine von O. Titel ausgeführte Fayencedecke, an welcher zum ersten Male die neue, bisher unerreichbare Rothglasur, welche wie das Rubinglas vermittelst einer Goldtinktur hervorgebracht wird, zu Gesicht kommt. Dies ist wieder ein technischer Fortschritt, der sich an diesen Bau knüpft, und der voll mit dem sonst Ungewohnten einer Fayencedecke versöhnt. Im zweiten Geschosse sind die auf der Hauptlängsaxe belegenen, an die Fronten stoßenden Räume, darunter der schon erwähnte für die Werthstücke der Schliemann'schen Sammlung, mit sehr schönen Voutengewölben und eingesetztem Spiegel geschlossen, im fühlbaren Anklange an das Voutenmotiv des Hauptraums. Die eine dieser Decken, welche Majolika nachahmt, ist von Meurer, die andere von Schaller gemalt. Vieles Schöne bleibt noch zu erwähnen, so das reiche schmiedeeiserne

Gitter, welches die runde Deckendurchbrechung des Vestibuls einfaßt, dann das dort befindliche Fußbodenmosaik von Detoma, welches wieder nach einem neuen Verfahren hergestellt wurde. Indessen müssen wir hier in der Beschreibung dieser Einzelheiten innehalten; sie werden dem aufmerksamen Betrachter ebenso wenig entgehen, als die Sorgfalt und Solidität der Einzeldurchbildung überhaupt. Für diese Zeilen war es die nächstbezeichnete Aufgabe, das Verständniß für die Gesammtconception des Bauwerks, der sich die decorativen Einzelnheiten doch immerhin unterzuordnen haben, einem weiteren Kreise näher zu bringen. Uebrigens ist die Decoration absichtlich noch nicht einmal abgeschlossen. Zu diesen später zu vollendenden Räumen gehören besonders Vestibul und Haupttreppen, und ist es deshalb erklärlich, daß die hier schon vorhandenen farbigen Theile, wie zum Beispiel die schönen Majolikabalustr der Treppen von March, sowie die farbigen Verglasungen mit dem Uebrigen noch keineswegs in Harmonie gesetzt sind. Es soll hier dem Vernehmen nach die später anzufügende Decoration den neuesten Fortschritten der Kunsttechnik folgen und Einiges davon, wie Porzellan-Incrustationen, soll bereits in Aussicht genommen sein.

Das obere Geschoß, durch eine besondere Treppe von der Seite der Bibliothek zugänglich, enthält die bereits etwa seit einem halben Jahre in Gebrauch genommene Lehrräume der Kunstanstalt; dieselben sind ihrem Zwecke entsprechend in einfacher, aber ansprechender Ausstattung gehalten.

Wie schon erwähnt, sind die zwischen den Façaden und dem Mittelraume belegenen Säle meist mit graden Eisenträgerdecken geschlossen. In der Façade selbst ist deshalb auch kein Anklang an die innere Gewölbearchitektur zu spüren; hier ist, im Gegensatz zu Schinkels Bauschule, der reine Architravbau durchgeführt. So vornehm und edel das Aeußere erscheint, so kommt an demselben, durch das oben Bezeichnete, doch ein gewisses Beharren in älteren Formen zum Ausdruck und man hätte immerhin wünschen mögen, daß auch hier der Fortschritt zum Neuen eine kräftigere Betonung gefunden hätte. Die Ausführung der Façaden erfolgte durchweg in echtem Material, Ziegeln für die Flächen, Sandstein für die sämmtlichen Gliederungen; leider mit Ausnahme des Hauptgesimses, denn dieses große, in der Durchbildung sehr schöne Bauglied wurde allein in Terracotta ausgeführt. Wahrscheinlich gestatteten die oberen geringeren Mauerstärken die Ausführung in Sandstein nicht, ohne Anwendung künstlicher Hilfsconstructionen, wie solche ja schon früher an berühmten italienischen Palästen vorkommen. Aber dennoch bleibt dies ein störender Punkt, man will nicht an die constructive Nothwendigkeit erinnert sein, wo es sich um monumentale Gestaltungen handelt. Der schöne Schein — denn constructiv nothwendig ist ja das ganze Gesims nicht — verlangt ein ganz freies und bedingungsloses Ausblühen, jede praktische Beschränkung wirkt als fremdartige Störung. Die plastischen Einzelnheiten der Façaden, so die in Sandstein ausgeführten Friese und Giebelskulpturen, sind von ausgezeichnetster Wirkung; überhaupt muß lobend hervorgehoben werden, daß die Schwesterkünste, Malerei und Skulptur, in reichem Maße auch zur Belebung des Aeußeren herangezogen sind. Hierin bekundet sich eine gute Wiederaufnahme der in den besten Zeiten der Kunst üblichen Praxis. Die bildenden Künste müssen stets zusammen wirken, denn die Architektur für sich allein kann nur unvollkommen zum inneren Sinne sprechen, sie bedarf der Erläuterung durch die klare Symbolik, der zu diesem Behufe vorzugsweise berufenen Zweige der bildenden Kunst. Deshalb sind die schönen Mosaikbilder von Ewald und Gesellschap, ebenso die Figuren der Treppenwangen des Haupteinganges von Sußmann-Hellborn, hier so recht am Platze, weil es sich um ein Gebäude handelt, dessen volksthümliche Bestimmung allgemein verständlich verkündet werden muß.

Wenn in Obigem, hier und da, einzelne anscheinende Mängel des Gebäudes angemerkt wurden, so darf dies nicht mißverstanden werden; die Berechtigung zur Kritik folgt hier nur aus den hohen Forderungen, die man begründeterweise an ein Kunstwerk ersten Ranges stellen kann. Es muß aber zugleich gesagt werden, daß das Gebäude des deutschen Kunstgewerbe-Museums im Vergleich gegen das Stückwerk des Neuen Museums, oder gegen das unorganische, den Gegensatz zwischen äußerer und innerer Bildung auffällig zeigende Gebäude der National-Galerie, doch einen sehr hohen Rang einnimmt. Berlin besitzt damit ein Bauwerk mehr, das eine echt künstlerische Richtung zum vollen unverfälschten Ausdrucke bringt. Solche Leistungen sind auf das Urtheil der Nachwelt angewiesen. Erst in der künftigen Zeit wird sich ermessen lassen, wieviel die eingeschlagene Richtung an sich leistete, und ob das Werk als erstes oder letztes einer Entwicklungsreihe zu betrachten ist, denn über diesen Punkt werden die Zeitgenossen nie ins Klare kommen.

Schließlich ist noch daran zu erinnern, daß der ältere der Meister des Baues, Martin Gropius, leider vor Vollendung desselben von uns geschieden ist. Es war sein Schwanengesang; er sollte es nicht mehr erleben, sein Werk fertig, im Schmucke der aufgestellten Sammlungen, erfüllt von einem bewundernden Publicum zu sehen. — Gropius' architektonische Richtung wird am besten durch sein letztes Werk gekennzeichnet. Die weiter oben angedeutete Parallele zwischen ihm und dem Euphorion des Goethe'schen Faust geht nur auf den Ursprung seiner geistigen Richtung; aber als Baumeister strebte er nicht haltlos in die Lüfte, er blieb auf realem Boden und zog die künstlerische Poesie zu sich herab, um sie in seinen Werken zu verkörpern. Wer den Entwicklungsgang des Meisters näher überblickt, wird in demselben einen stetigen Fortschritt gewahren. Seine anfängliche Sparsamkeit in den bildnerischen Motiven, die damals von ihm vorzugsweise beliebte Verwendung der ins Plastische übertragenen griechischen Vasenornamentik, weicht später reicheren, einen größeren Kreis umfassenden Bildungen; wie es denn einen Grundzug im Charakter des Meisters ausmacht, niemals auf dem Errungenen selbstgefällig zu verharren. Denselben Zug beweisen auch seine zahlreichen Versuche, für die Wiedergewinnung einer dem modernen Kunstempfinden entsprechenden Polychromie. Allerdings muß man zugeben, daß auch auf diesem Felde noch nichts Abschließendes, Allgemein-Befriedigendes erreicht ist; aber wo wäre der Punkt, wo sich die moderne Monumentalkunst bereits zum Typischen, Allgemein-Gültigen durchgearbeitet hätte, zu finden? Jedenfalls ist das letzte hier besprochene Werk des Meisters auch nach dieser Richtung hin sein bestes.

G. Ebe.

Notizen.

Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild von A. J. C. Hare. Deutsche Ausgabe von H. Tharau. Zwei Bände. Gotha, Perthes.

Die Biographie von Bunsens Werken, welche hier in guter deutscher Uebersetzung erscheint, ist ein überaus interessantes Werk, wie sich schon daraus abnehmen läßt, daß Frau von Bunsen an der Seite ihres Mannes an einem reichen Leben, in bevorzugter Stellung und an den Brennpunkten der Civilisation Theil genommen hat. Die Erlebnisse einer gewöhnlichen Engländerin würden an sich für Ausländer wenig Interesse haben, aber die Verfasserin der hier mitgetheilten Briefe — denn aus Briefen besteht das Buch hauptsächlich — hat ein sehr viel klareres Urtheil und weit weniger Voreingenommenheit, als man sonst bei ihren Landsleuten vorauszusetzen gewöhnt ist. Wir erinnern uns wenigstens z. B. nicht, eine treffendere Charakteristik Sir Walter Scotts gelesen zu haben als die folgende (I. S. 344):

„Ich habe Sir W. Scotts Leben gelesen, was mich unbeschreiblich interessirte. Allein er war in trauriger Weise der Mann seiner eigenen Zeit — einer Zeit, in der die Menschen ihre Kräfte, Gaben und Eigenschaften dazu gebrauchten, Effect zu machen und einen Zweck unter ihren Zeitgenossen zu erreichen, kurz gesagt, eine spielende Speculation aus ihren Talenten zu machen, anstatt einem idealen Ziele zuzustreben und zu suchen, ihren eigenen Begriffen von Vorzüglichkeit gerecht zu werden. Walter Scott hatte keinen Gefallen an seinen eigenen Werken, am wenigsten an seinen Gedichten, aber er schrieb mit Geist, wie ein Schauspieler eine Rolle spielt, an welcher seine Gefühle keinen Theil haben. Es war ihm nur um die Zustimmung und den Beifall des Publicums zu thun, und er rechnete auf diese Anerkennung wie auf eine Speculation, welche ihm aus pecuniären Verlegenheiten heraushelfen sollte, die er sich unnöthiger Weise zugezogen hatte. Dennoch besaß er ein schönes Gemüth, und seine Briefe, in denen sich seine Gefühle und Neigungen ausdrücken, besitzen einen unbeschreiblichen Zauber. Seine unparteiische Gesinnung und seine Freude an den Schriften seiner Zeitgenossen ist sehr liebenswürdig, allein er scheint nicht mehr kritisches Urtheil als Overbeck in Bezug auf die Werke seiner Zeitgenossen besessen zu haben, wahrscheinlich aus demselben Grunde wie diese, weil er nämlich durch seine Phantasie alles Mangelnde ersetzte."

Wir könnten ähnliche Stellen in großer Zahl aus diesem Buche ausheben, dessen Lectüre auf das Wärmste empfohlen zu werden verdient, und wollen uns nicht mit der Aufzählung kleiner Irrthümer aufhalten, die in dem Buche eines Engländers oder einer Engländerin nun einmal unvermeidlich zu sein scheinen, sobald das Ausland berührt wird. So macht Hare den verstorbenen Abeken, der bekanntlich Geheimer Legationsrath war, seltsamer Weise zu einem Oberstaatssecretär, allerdings in einer Anmerkung (II. S. 322), in welcher er diesem ausgezeichneten Manne volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. E.

* * *

Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Literatur" ist bis zum vierten Hefte gediehen und verspricht jenes von Gelehrten und Laien längst erwartete klassische Buch zu werden, das, auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehend, knapp und doch umfassend die geistige Entwicklung unserer Nation historisch und ästhetisch darstellt und analysirt. In einem Fache, wo fast jeder Meister und Geselle auf die Worte des geehrten Herrn Vorredners zu schwören und die landläufigen Urtheile nachzuschreiben pflegt, muß ein unabhängiger und geschmackvoller Schriftsteller wie Scherer, der nicht aus zweiter und dritter Hand, sondern mit kritischem Feingefühle aus den Quellen selber schöpft, allerdings verdientes Aufsehen erregen. Literarhistorie und Culturgeschichte sind bei ihm stets pragmatisch verknüpft, und seine tiefen Kenntnisse regiert ein umfassender Blick, der sich niemals im Detail verliert. Dazu kommt noch eine seltene Prägnanz und Formschönheit der Darstellung, welche jeden Gemeinplatz und alle abstruse Dialektik vermeidet und immer klar, lichtvoll, anschaulich bleibt. Die streng philologische Schule beweist mit diesem Werke ihres Führers, daß sie nicht, wie ihre Gegner behaupten, nur schnüffeln und zersetzen, sondern auch aufbauen und congenial über Dichtung und Dichter schreiben kann.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber Objectivität.

Hochverehrter Herr Redacteur!

Es vergeht kaum eine Woche, ja ein Tag, daß nicht das Wort „Objectivität der Darstellung" in irgend einer deutschen Zeitschrift zu lesen wäre, daß nicht dieser oder jener Schriftsteller wegen einer solchen Eigenschaft gerühmt und demgemäß ein Anderer in Ermangelung derselben getadelt würde. Ich selbst, der ich die böse Angewohnheit habe, in meinen unzulänglichen Produkten öfters das Wörtchen „Ich" als erzählender Darsteller zu gebrauchen, habe bereits dermaßen das Mißfallen eines Theiles der Kritik erregt, daß ich mich beeile, um in zukünftigen Werken es besser machen zu können, inständigst sämmtliche Aesthetiker und Kritiker unseres großen Vaterlandes zu bitten, mir Aufklärung darüber zu verschaffen, warum es ein Mangel an Objectivität sei, wenn ein epischer Dichter sein „Ich" apostrophirend, reflectirend hie und da in die Erzählung seiner Handlung drängt.

Ich bin in der peinlichsten Verlegenheit, wenn ich unter solchen kritischen Erwägungen meinen Homer in die Hand nehme und finde, daß nach der Ansicht eines großen Theiles unsrer Freunde der „Objectivität" dieser Homer einer der größten Stümper gewesen sein würde. Man denke, daß er seine „Odyssee" beginnt mit den Worten: *Ἄνδρα μοι ἔννεπε*! Dieser objectivste aller Epiker beginnt mit seinem „Ich!" Was soll man darüber denken! Er entblödet sich nicht sehr oft, wie später Goethe that, sein Ich dadurch in die Darstellung zu drängen, daß er seine Helden scherzhaft anredet: *Προσέφης, Εὔμαιε, συβῶτα*, Du sagtest mein Schweinehirt, Eumaios! Er drängt fast mit der Subjectivität eines Jean Paul auf jeder Seite seine erzählende Person in die Darstellung, indem er den sogenannten „homerischen Vergleich" einführt, d. h. als erzählender Dichter seine Person analogisirend zwischen die Darstellung der Handlung zum Zwecke der deutlicheren Wirkung drängt.

Was er verfehlt hat, haben ihm eine Menge Schriftsteller nachgethan. Vergil singt: Arma virumque cano; und ihm eifern Tasso und Voltaire nach, welch letzterer singt: Je chante ce héros qui regna sur la France. Ariost wage ich nicht zu erwähnen, denn man läßt ihn nicht überall für einen Künstler gelten. Wie aber beginnt Dante? Ich bin wohl des Citates überhoben, denn ich müßte ja sein ganzes Gedicht citiren, um nachzuweisen, wie viel er uns von sich selbst erzählt. Unter den neueren Italienern macht Manzoni in seinen „Promessi sposi" sich selbst zum Berichterstatter nach irgend einer anderen Quelle, und er plaudert fortwährend in seine Darstellung, als ob er ein solcher Pfuscher wäre wie der Verfasser des unsterblichen Werkes „Don Quijote". Und nun vollends unser Goethe, den man doch überall für so objectiv erklärt! Sein erstes episches Werk beginnt er: „Was ich von der Geschichte des armen Werther"; im „Wilhelm Meister" sagt er im dritten Kapitel: „Wenn wie ich allgemein behaupten höre"; er drängt fortwährend sein „Ich" in allen möglichen stilistischen Variationen reflectirend, apostrophirend in die Darstellung; er scheut sich nicht, in den „Wahlverwandtschaften" denselben Fehler zu machen und in „Hermann und Dorothea" unterhält er sich sogar mit den Musen: „Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt", unterhält sich mit seinen Helden: „Drauf antwortetest Du, ehrwürdiger Nachbar", ja, er ist so wenig objectiv, daß er seinen Gestalten allerhand epitheta ornantia beilegt, die wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen: „Die treffliche Hausfrau".

Von englischen Dichtern rede ich nicht, denn man läßt ja nur die wenigsten für Künstler gelten; auch von neueren Franzosen thut man gut zu schweigen, denn ein bedeutender Schriftsteller sagt ja, daß wir von ihnen „Nichts zu lernen haben". Aber wenn selbst Gustav Freytag schreibt: „Freut Euch, Meister Beblow!" und seine Erzählung apostrophirend unterbricht, so kann man sich billiger Weise die Verzweiflung eines Schriftstellers vorstellen, der gar zu gern wissen möchte, warum das falsch ist.

Ich habe Hegel sehr eifrig gelesen und bin ein Verehrer seiner Philosophie. Aber ich kann versichern, daß er unter „Objectivität" etwas ganz Anderes verstanden hat, als eine einseitige Darstellung in der sogenannten dritten Person ohne „Zwischenrede" des Autors. Und so beginnt denn auch der große Erweiterer der Hegel'schen Aesthetik, Friedrich Vischer, seinen „Auch Einer" mit seinem „Ich". „Ich meinestheils gedenke es nicht zu thun." Also auch hier Mangel an Objectivität der Darstellung! Ich verwahre mich dagegen, als ob ich der Ansicht wäre, daß die „Zwischenrede" des Autors eine willkürliche sein dürfe; ich weiß wohl, daß sie ein stilistisches Mittel ist und nur so ihre Berechtigung hat. Aber mit der „Subjectivität" und „Objectivität" der Darstellung hat das ganz und gar nichts zu thun.

Sollten am Ende gar selbst einige angesehene Beurtheiler einmal haben „läuten" hören, aber nicht „zusammenschlagen"? Sollte ihre Ansicht von „Objectivität" nicht am Ende auf der schalkhaften Verwechslung eines wortwitzigen Gleichklangs beruhen? Sollte „Objectivität" des Epikers nicht am Ende gar bedeuten: Liebe zu den Objecten? d. h. eine solche Art der Darstellung, welche die Charaktere einer erzählenden Dichtung in einer Wechselwirkung zum Objecte, d. h. zur Natur, zum Materiellen des Daseins (wie in „Soll und Haben" zur Leibwäsche und zum „Soll und Haben" selbst), zum ästhetischen Charakter des Objectes (wie zum „verfluchten Object" Auch Einers) schildert?

Ich bitte dringend um Belehrung und werde Demjenigen aufrichtig dankbar sein, der mir einen klaren, einleuchtenden Beweis liefert, daß Homer einen Fehler beging, als er — wenn er überhaupt gelebt hat — anfing zu singen: „Sage mir, Muse!" Und wenn dieser Beweis geliefert ist, werde ich mit Wieland singen: „Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen" und streng vermeiden anders zu reden als in der „dritten Person".

Nehmen Sie die Ausdrücke der Hochachtung entgegen.

München. Wolfgang Kirchbach.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Lexikon der deutschen Geschichte

von Dr. **Hermann Brosien.** Geh. *M.* 4.50, geb. *M.* 5.—

Dieses Buch gibt auf 458 Seiten in alphabetischer Ordnung Kenntnis von allen Völkern, historischen Personen und Stätten Deutschlands, mit Einschluß der stammverwandten Lande, welche ehemals zum Deutschen Reich gehörten, wie Deutsch-Österreich, die Schweiz, Burgund und die Niederlande, allerdings nur bis zu ihrer Abtrennung von Deutschland.

Die große Erleichterung des Auffindens von abgeschlossenen Nachweisen aus der vaterländischen Geschichte, wie sie in der vorliegenden Form — außerhalb der systematischen Geschichtserzählung — geboten ist, wird dem momentanen Begehr des Politikers und Zeitungslesers ebensosehr zu statten kommen als dem dozierenden Lehrer und sich präparierenden Schüler. Aber auch im allgemeinen bedarf seiner jeder Staatsbürger, der seine Zeit verstehen und seine Männer des öffentlichen Lebens kennen lernen will. Das Werkchen ist der bereiteste Behelf für alle Fälle unzureichenden geschichtlichen Wissens.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Der Meisterschüler.

Lustspiel in drei Akten von Franz Keim.

8. VII. 74 S. Preis brosch. *M.* 1.50 n. Geb. *M.* 2.50 n.

Dieses Lustspiel, welches gelegentlich des hundertjährigen Todestages G. E. Lessing's mit durchgreifendem Erfolge über die Bretter ging, beruht auf einer wahren Anekdote aus der Leipziger Studienzeit des großen Dichters. Es läßt uns einen Blick thun in die bescheidene Häuslichkeit des würdigen Pastor Lessing und ebenso auf die Bühne des berühmten Neuber'schen Theaters; es zeigt uns den jungen, künftigen Meister am Scheidewege zwischen Theologie und freisinniger Dichtung. Der Autor aber hat zum ersten Mal seinen tragischen Schöpfungen ein reines nationaldeutsches Lustspiel mit erfreulichem Bühnenerfolg an die Seite gestellt.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Angela

von

Friedrich Spielhagen.

2 Bände, broschirt *M.* 9.—, elegant gebunden *M.* 11.—

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Bei **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschien soeben ein neuer Roman von

Rudolf von Gottschall

Die Erbschaft des Blutes.

Drei Bände.

Eleg. geh. *M* 15.—, eleg. gebd. *M.* 18.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Reisende nach dem Süden

finden in der Kollektion der

„MEYERS REISEBÜCHER"

den bewährtesten Führer und Ratgeber, und zwar für

Italien von Dr. Gsell-Fels:

Ober-Italien, 2 Bände, 3. Aufl. Geb. 12 *M.*
Rom und Mittel-Italien, 2 Bde. Geb. 18 *M*
Unter-Italien und Sizilien, 2 Bde. Geb. 12 *M.*
Italien in 60 Tagen. Geb. 9 *M.*

Süd-Frankreich:

Die klimatischen Kurorte von Süd-Frankreich (inkl. Pyrenäenbäder), der Riviera di Ponente, Corsica und Algier, von Dr. Th. Gsell-Fels. 2. Aufl. Geb. 10 *M.*

Orient:

Ägypten. Geb. 7 *M.* 50 ₰.
Arabischer Sprachführer. Geb. 6 *M.*

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Zu den Wahlen.

Im Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Parteien im Reich

und die

Reichs-Parteien.

Ein nationales Wort vor den Wahlen

von

P. R. Bredt.

Preis 1 *M.*

Vergleichende

Zahlen u. Bilder zur Reichssteuerfrage

in ihrer Zweckbeziehung zu der

Finanzlage der Gemeinden in Preußen.

Zum allgemeinen Gebrauch

auf Grund amtlicher Quellen ausgearbeitet

von

Philipp Gerstfeldt.

Preis 5 *M.*

Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

Numa Roumestan.

Roman in zwei Bänden

von

Alphonse Daudet.

Autor. Uebersetzung v. Dr. **Ed. Löwenthal.**

Mit dem Porträt Daudet's.

Preis eleg. geh. *M.* 8.—, fein geb. *M.* 9.50.

Numa Roumestan ist ein Roman von grosser politischer Bedeutung. Der Held desselben ein leicht erkennbares Spiegelbild des parlamentarischen Führers in Frankreich.

Hierzu ein Prospekt betreffend „Auf der Höhe", Verlag von Greßner & Schramm in Leipzig und eine Beilage des Verlags von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 43. Berlin, den 22. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Das Interregnum in Frankreich. Von Wilhelm Singer. — Die Schönste der Canaren. Von Franz v. Löher. — **Literatur und Kunst:** William Hogarth und seine Umgebung. Von Gottfried Kinkel. — Drei Briefe der Corona Schröter. Mitgetheilt von Ludwig Geiger. — „Skizzen und Culturbilder aus Italien." Von Woldemar Kaden. Besprochen von Herm. Lingg. — Verderbtes Leben. Novellette von L. Anzengruber. — Notizen. — Inserate.

Das Interregnum in Frankreich.

Von dem schamlosen Gezänke kleiner Leute, in welches sich in den letzten Tagen fast das gesammte öffentliche Leben in Frankreich verzettelte, vollständig abgesehen, sind gegenwärtig die politischen Zustände hier unerquicklichster Natur. Ein hingezogener, ohne Kraft und Glanz unternommener Feldzug in Afrika; ein sterbendes, der Macht und des Ansehens beraubtes Ministerium; ein nicht auf tragenden Principien, sondern zum großen Theile auf die kleinlichen Donquixoterien unstaatsmännischer, marktschreierischer und volksbeschmeichelnder Wahlprogramme hin entstandenes Parlament; das leidenschaftliche und sinnlose Toben der grotesk-revolutionären niedersten Volksschichten und eine, trotz des Erscheinens Gambettas auf der gouvernementalen Bildfläche ungewisse directionslose Zukunft, — sie alle bilden die Signatur der gegenwärtigen, Frankreichs Ansehen in den Augen Europas leider keineswegs zuträglichen Lage. Rettende Ideen sind hierzulande zwar billig wie Brombeeren. Jeder Zeitungsknabe, der sein erstes literarisches Lallen kaum überwunden, schreit schon mit ebenso großer Arroganz als Unkenntniß des politischen Weltorganismus seine untrüglichen Postulate hinaus, ohne deren Erfüllung, nach seiner Meinung, Frankreich nicht einen Moment weiter bestehen könnte; Kannegießerei, Großsprecherthum, Provocation sind wieder in vollster Blüthe. Nirgends aber tritt das wahrhaft volksthümliche Princip hervor, welches die auseinanderfahrenden Gefühle und Anschauungen zu einem großen und gewaltigen Strom vereinigt; nirgends der starke, mächtige demokratische Geist, der Regierende wie Regierte beseelte und sie zu einander mit freudigem Vertrauen erfüllte. Der Präsident der Republik, Jules Grévy, ist nicht der Mann, welcher das Entstehen der gegenwärtigen Zustände zu verhindern wußte; wird Gambetta, wenn er das Ministerium wirklich übernimmt, in der Lage sein, dieselben zu beendigen und den Blick der Nation von den nutzlosen und unfruchtbaren Parteigezänken abzuziehen? Denn was man auch sagen möge: die letzten Wahlen haben keine klare Manifestation des Landeswillens innerhalb des Republikanismus ergeben. Nur daß Frankreich der republikanischen Staatsform zustimme und der Belästigung der Monarchisten loswerden wolle, das ist durch das jüngste Landesvotum zweifellos erwiesen. Den Leitgedanken aber für die Republikaner drückte es keineswegs aus. Bei dem Duell zwischen gemäßigten und fortschrittlichen Republikanern gewann nur ein Dritter: der Intransigeant, dieser häßliche Auswuchs des französischen Liberalismus, diese stupide Zerstörungspartei, deren Macht darin besteht, daß sie Alles wagen kann, weil sie Nichts zu verlieren hat.

Als der einstige Abgott der sogenannten „Enterbten", Leon Gambetta, gleich dem Helden der Tragödie in der Wählerversammlung zu Charonne von seinen ehemaligen Anhängern niedergeschrien und mundtodt gemacht wurde, da mag ihm doch wohl der Gedanke gekommen sein, daß es endlich an der Zeit sei, dem empörenden Servilismus gegen die Hefe des Volkes ein Ende zu bereiten. Wir wollen nicht mißverstanden werden. Es handelt sich durchaus nicht darum, ein System der Repression gegen die traurigen Pamphletisten und Maulhelden, amnestirte Petroleure und freigelassene Communarden einzuführen. Mögen sie öffentlich Mord predigen, mit ihrer Häßlichkeit, Schamlosigkeit und Verworfenheit Coquetterie treiben; mögen sie sich prahlerisch für Schreckgespenster, Phantome und Todtengräber der gegenwärtigen Gesellschaft ausgeben, sie sind und bleiben lächerlich. Denn wollten sie ihren blutigen Phrasen wirklich Gewaltthaten folgen lassen und den Landfrieden stören, dann, aber erst dann besitzt die Gesellschaft Mittel genug, den Ruhestörern die verdiente Züchtigung zu ertheilen und sie unschädlich zu machen. Was jedoch aufhören muß, ist, daß sich die besten Intelligenzen aus Popularitätshascherei in die freiwillige Knechtschaft des schlechtesten und unbedeutendsten Theiles der Staatsbürgerschaft begeben und daß der Liberalismus dessen sinnlosen und undurchführbaren Forderungen dienstbar und solcher Art für seine frechen Ausschreitungen verantwortlich gemacht werde. Man muß erkennen, welches die wirklichen Wünsche und Bedürfnisse des Landes sind und ihnen willfahren; man muß erworbene Rechte, bestehende Freiheiten schonen und nicht der rohen Tyrannei Freigelassener, welche stets die härtesten Herren sind, durch schwächliche Nachgiebigkeit fröhnen. Man muß aus der Kenntniß von Land und Leuten, des geistigen und materiellen Niveaus ein Programm aufstellen, welches von Allen acceptirt werden kann und möglichst viel Interessen vereinigt; nicht aber den extremen Parteien zu Liebe Umsturzprojecte aufnehmen, deren Nothwendigkeit nicht erwiesen werden kann und deren Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit jedem Einsichtigen einleuchtet. Mit einem Wort, man muß den Muth haben, einzugestehen, daß die revolutionäre Pose, die politische Zigeunerei dem heutigen Frankreich schlecht anstünde und daß, nachdem der Sturm und Drang der Gründung des republikanischen Staates überwunden ist, man nun beginnen wolle, den Harnisch abzulegen, den Pflug zur Hand zu nehmen und sich vernünftig und häuslich einzurichten.

Eine directionslose Zukunft! Darin liegt für Europa eigentlich das Interessante und Wunderliche an der gegen-

wärtigen französischen Lage. Ob ein Tausend Richter mehr oder weniger abgesetzt werden, was man pompös die Reform der Magistratur nennt; ob die Renten der Reichen besteuert, die Eisenbahnen verstaatlicht und ob die lokale Gesetzgebung in diesem oder jenem Sinne umgemodelt und geändert werden, ist zwar Gegenstand des Studiums für die anderen Staaten, berührt sie aber nur in selteneren Fällen direct. Die Frage ist, in welches Verhältniß wird sich Frankreich in seinen äußeren Beziehungen zu den übrigen Staaten setzen? Es genügt nicht einerseits friedliche Versicherungen zu machen, wenn man andererseits ganz gegen das republikanische Programm eine so kolossale Heeresmacht aufstellt und wenn man überall legitime Interessen zu haben behauptet. In Tunis legitime Interessen; in Aegypten legitime Interessen; in Griechenland und weiß Gott wo noch — immer wieder legitime Interessen. Auf Grund dieser legitimen Interessen ist Frankreich trotz seiner Friedensversicherungen in den Krieg mit Tunis gegangen und bald hätte es im Tripolitanischen auch Feuer gefangen. Fragen wir nun, was denkt die Nation über Krieg und Frieden? Sollen wir aufrichtig sein, müssen wir unhöflich antworten: In dieser Hinsicht denkt sie nicht viel! Lesen wir nur die zahllosen Programme, Wahlreden und Haranguen aus der letzten Periode und sehen wir, welchen verschwindend kleinen Theil die äußere Politik darin einnahm. Ein dunkles Gefühl der Revanchesucht schlummert in der Brust eines jeden Franzosen, dann möchte er wieder gerne Frieden haben. Diese Zwiespältigkeit schließt einen festen Hinweis auf den zu befolgenden Weg nach Rechts oder nach Links aus. In Beziehung auf die äußere Politik wird Frankreich also in den Händen Einzelner, welche gerade am Ruder sind, bleiben. Unter der Republik zwar weniger, als es unter dem Empire oder gar unter dem bornirten Königthum der Fall wäre. Schließlich ist die republikanische Kammer zu einer Kriegserklärung nicht leicht zu bewegen. Allein es kann ihr eine Situation geschaffen werden, über die sie nicht hinaus kann. Die Vorbereitungen können im Geheimen, ohne daß sie dessen gewahr geworden, geschehen. Es kann die Empfindlichkeit, der Stolz und die — wir meinen nichts Beleidigendes mit diesem Wort — Großsucht der Franzosen ins Spiel kommen. Dann bricht das Temperament mit Macht empor, steigt das Blut zu Kopfe und die ruhige, kalte, vernünftige Abwägung der eigenen Kraft und Stärke, der disponiblen Streitmittel weicht einem dem Herzen allerdings Ehre machenden Elan. Es ist ein Unglück für die Franzosen, daß sie alles außerhalb den Grenzen ihres Reiches Liegende so wenig, um nicht zu sagen, gar nicht interessirt. Der erste beste Abenteurer ist dann im Stande, ihre Unkenntniß der auswärtigen Verhältnisse benützend, sie unter gegebenen Umständen in die tollsten Unternehmungen zu stürzen. Sie regieren schon so lange in Algier und kannten die Dispositionen ihres Nachbarlandes nicht, wie der auf ungenügende Informationen hin mit zu schwachen Mitteln unternommene afrikanische Feldzug beweist; sie behaupten in Aegypten mit England concurrirende Interessen zu haben und doch mußte sich der französische Delegirte in Aegypten bei seiner Anwesenheit in Paris öffentlich bitter beklagen, daß die Franzosen Aegypten nicht hinreichend kennen, und daß hiedurch die öffentliche Meinung sich in falschen Bahnen bewege.

Man kann auf diesem Punkte nicht genug bestehen. Ja! Der schrecklichste Feind der Franzosen ist ihre Unkenntniß der fremden Politik und der auswärtigen staatlichen Verhältnisse. Die Republik ist vornehmlich die Regierung der öffentlichen Meinung. Und gerade unter der Republik sehen wir leider die öffentliche Meinung in Beziehung auf alle äußeren Fragen im höchsten Grade unsicher, weil ununterrichtet. Von den Zeitungen wollen wir nicht sprechen; wenige, sehr wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, benützen sie eine schrankenlose Preßfreiheit in nichts weniger, als edler Weise. Auf der Tagesordnung stehen gegenseitige Beschimpfungen und Zerfleischungen, kleine parlamentarische Coulissenkriege und Formfragen. Immer wieder dasselbe. Tag für Tag, ohne Abwechselung, ohne Ruhe, ohne Waffenstillstand. Jeder, der Kleinste und Unbedeutendste, spricht immer im höchsten Ton, gleich im Namen des ganzen Landes. Des Hauses Ehre, die private Redlichkeit, nichts ist heilig, wenn es gilt, einen „sensationellen" Artikel zu machen. Die Presse hat aufgehört ein gewaltiges Hülfsmittel der Republik zu sein. Denn wenn es erlaubt sein kann, ohne daß sich die öffentliche Indignation erhebt, die Offiziere, die eben auf dem Felde der Ehre bereit stehen, zum Schutze ihrer Stammesgenossen ihr Blut zu vergießen, abgewirthschaftete Absynthtrinker zu nennen; wenn jeder wirkliche oder vermeintliche Verstoß in der Kriegsverwaltung auch in gemäßigten Journalen in der allarmirendsten Weise der Welt verkündet wird; wenn jede unbedeutende Schlappe gleich eine Fluth zügelloser Schmähungen und pessimistischer Voraussagungen nach sich zieht, so kann man wohl mit allem Recht behaupten, daß mit solch einer Presse — immer eine Anzahl ehrenwerther Journale außer Spiel — als Aufklärungsmittel der öffentlichen Meinung nicht gerechnet werden darf. Aber wenn wir die Namen der neugewählten Abgeordneten Revue passiren lassen; wenn wir ihre Programme studiren, auf welche hin sie ihre Functionen als Volksvertreter ausüben werden, kann Europa die Beruhigung schöpfen, daß es Männer sind, welche in Beziehung auf Frankreichs äußere Politik eine zielbewußte Richtung verfolgen werden? Kann man mit Grund sagen, daß, wie immer auch der zukünftige Minister heißen und welche Pläne, Zu- oder Abneigungen er auch haben möge, seine, die Beziehungen zu den auswärtigen Staaten betreffenden Unternehmungen von klaren, vorsichtigen, unterrichteten Politikern controlirt werden und gebilligt, wenn sie zu Frankreichs Wohle, dagegen verworfen, wenn sie zum Nachtheile des Landes gereichen? Ist eher die Besorgniß nicht ausgeschlossen, daß der politische Dilettantismus in äußeren Fragen es allen möglichen Abenteurern und Phantasten, Renegaten und Agenten möglich machen wird, auch fernerhin den Sinn der Mehrzahl der Franzosen nach der einen Seite hin weiterzubilden, nämlich nach dem Antagonismus, um nicht zu sagen Haß gegen Deutschland, von dem genug vorhanden ist, um in letzter Zeit auch die östreichischen Deutschen damit reichlich zu regaliren? Da die Franzosen sich leider nicht bemühen, über die deutschen Verhältnisse, den Charakter und die Dispositionen der deutschen Nation durch verläßliche Leute auf Thatsachen begründete Kenntniß zu verschaffen, so sind sie folgerichtig auf die albernen und lächerlichen Märchen angewiesen, welche man ihnen scheulos aufbinden kann, wohl wissend, daß sie von der wirklichen Sachlage auch keine blasse Ahnung haben. Es ist unglaublich, was man in der Zeit der Telegraphen und Eisenbahnen, dem „geistreichsten Volke der Welt" über Deutschland Alles vorschwatzen darf! Nichts ist zu unwahrscheinlich, zu kindisch, zu simpel, was nicht geglaubt würde. Und doch trennt kein Weltmeer diese schrecklichen deutschen Barbaren von Frankreich. Eine Reise von nur einigen Stunden, und man könnte sich von Allem selbst Ueberzeugung verschaffen, sich eine sichere Ansicht bilden. Unter sothanen Umständen ist auch die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß, wie sehr Gambetta die Politik der freien Hand betonen möchte, sich Einflüsse zur Abschließung von Allianzen geltend machen dürften, Allianzen, die keineswegs geschlossen würden, ja, an die nicht einmal gedacht würde, wären die wahren Verhältnisse der betreffenden Staaten, die wir im Auge haben, den Franzosen hinreichend bekannt. Es mehren sich die Anzeichen, daß die slavische Welt hier glauben machen will, die französische Republik hätte von ihrer Freundschaft einen wirklichen Vortheil zu erwarten. Dieses Manöver hat den Zweck, die vagen Hoffnungen der Revanchepolitiker wach zu erhalten und die Gereiztheit gegen die Deutschen, die mit den Jahren doch abnehmen müßte, sich nicht vermindern zu lassen. Es wird gerade im Hinblick auf die Aussichten von Gambettas künftiger Ministerschaft mit verdoppeltem Eifer betrieben. Wenn nun Gambetta früher oder später wirklich berufen werden sollte, wie es trotz seines Sträubens den

Anschein hat, die Leitung von Frankreichs Geschicken zu übernehmen, dann liegt es hauptsächlich an ihm, die öffentliche Meinung richtig zu führen und sie von der Logik der Thatsachen nicht ablenken zu lassen. Er mußte in Hinsicht auf die äußere Politik der öffentlichen Meinung vorangehen, ihr den Ton angeben, weil sie eben diesfalls nicht festgebildet ist. Von der rechten oder unrechten Anwendung seines Talentes, seiner Einsicht und seines Ernstes würde es dann aber abhängen, ob Frankreich den Weg friedlicher Entwickelung wandeln oder sich unbedacht in ein neues schreckliches Abenteuer stürzen wird.

Was liegt nun an allen den kleinen häuslichen Zänkereien? Ob Jules Ferry noch vor Zusammentritt der Kammer oder nach demselben seine und seiner Kollegen Demission geben solle, was hat es denn viel zu bedeuten? Was frommt es dem Lande, wenn dem Kriegsminister General Farre von den Deputirten ein Denkzettel angehängt würde? Welchen Einfluß hat es, ob dieser oder jener Vorgang bei Constituirung der parlamentarischen Körperschaft beobachtet wird? Daß ein so großes Land derartigen unfruchtbaren Agitationen seine Intelligenz und seine Aufmerksamkeit widmet! Daß es den ungekämmten Jünglingen der Intransigeance gelingen kann, ihre Rancunen mit Erfolg durchzusetzen! Radicalismus und Intransigenten haben Wohlfahrtsausschuß gespielt und der ehrwürdige Louis Blanc hat ein Manifest in die Welt geschickt, dessen Unbedeutendheit nur noch durch dessen Ueberflüssigkeit übertroffen wird. Das Volk nahm an der komischen Action dieser verpfuschten Jakobiner nicht einmal lachenden Antheil. Die Communarden ihrerseits müssen natürlich auch von sich reden machen und sie haben daher ein „Volksgericht" über den gewesenen Chef der föderirten Truppen, Charles Lullier, aufgeführt. Nicht genug daran! sie arrangiren ein Meeting, wobei verlangt werden soll, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen. Jeden Tag einen anderen Proceß! das ist die ganze Regierungsweisheit dieser Herrn der Zukunft, sowie unter der Commune das Verhaftetwerden von seinesgleichen geradezu eine unausbleibliche Eventualität war. Dies Alles ist die Folge sozusagen politischen Müßigganges. Zu einer Zeit, in welcher der Staat mit wirklichen, das Leben der Nation berührenden Fragen beschäftigt ist, wird sich Niemand mit derartigen Nichtigkeiten (zugleich lächerlich und ekelerregend) abgeben. Warum die Kammer nicht früher einberufen wurde? — Tunis und Algier sind daran Schuld. Man hofft, bis zur Versammlung der Deputirten den entscheidenden Streich geführt und dadurch der rasenden Opposition ihr Hauptargument entzogen zu haben. Für die politische Welt außerhalb Frankreichs wären diese Details kaum erwähnenswerth, gäben sie nicht von der Directionslosigkeit Zeugniß, welche der gegenwärtigen Lage in Frankreich die Signatur aufdrückt. Wir würden auch des geheimen Kampfes nicht Erwähnung thun, welcher zwischen dem Elysée und dem Palais Bourbon, zwischen Grévy und Gambetta fortwuchert, wenn wir einer decidirten durch den Landeswillen kundgegebenen Politik gegenüberstünden. Angesichts des manifestirten Willens der Nation, was vermöchte da ein Einzelner und wäre er noch so hoch gestellt? Allein, wie die Sachen augenblicklich liegen, ist die Personenfrage noch immer eine wichtige, trotz der großen Phrasen vom souveränen Volke. Von Grévys Einfluß auf die Gestaltung der Dinge wird da oder dort gern gesprochen. Man erzählt sich, daß Jemand gesagt habe, er hätte von einem Dritten gehört, dem es mitgetheilt worden ist, daß Grévy bei diesem oder jenem Anlasse seinen Einfluß zu Gunsten oder Ungunsten einer Sache aufgewendet habe und daß ihm dies oder das zu verdanken wäre. Seine über allem Zweifel erhabene Ehrenhaftigkeit, seinen ausgezeichneten Willen, seine retrospective Geduld, ja sogar sein weiser Blick in die Zukunft außer Frage gelassen, scheint uns sein Einfluß ein sehr latent wirkender zu sein. Wenn all das, was den gegenwärtigen Regierenden mit so großer Bitterkeit vorgeworfen wird, wahr ist, wo blieb der vielgerühmte Einfluß, es zu verhindern? Ist ja doch Alles vor seinen Augen geschehen, in seiner Gegenwart und, da er dem Ministerrathe fast täglich vorsitzt, sozusagen unter seiner Mitwirkung. Allein nicht um uns in die inneren Verhältnisse Frankreichs einzumengen, bemerken wir die kleineren und größeren Streitigkeiten, welche in den letzten Tagen aufgeworfen worden. Wir verzeichnen sie, insofern sie symptomatischen Werth haben, für das, was Europa von der neuen politischen Aera erwarten darf. Allgemein glaubt man, daß unter dem sogenannten „großen Ministerium" eine „starke Politik" getrieben werden wird. Dies angenommen, wird es die „starke Politik" Einzelner sein, die Frankreich nach ihrem Gutdünken leiten werden, oder eine durch das Volk vorgeschriebene, ohne geheime Gänge und Ueberraschungen herbeigeführte Politik? Letztere allein, freundlich oder feindlich, würde viel dazu beitragen, dem ungewissen Zustand der europäischen Politik ein Ende zu bereiten und entweder dem dauernden Frieden, ohne Rückhalt und Hintergedanken, zum leuchtenden Siege zu verhelfen oder die bestehenden Gegensätze auf geeignetem Wege zum Austrag zu bringen. So lange aber blos der Mund vor Frieden überfließt, während das Auge nach dem Degen schielt; so lange die Erhaltung von Freundschaften an nie vollständig eingestandene Bedingungen geknüpft wird, so lange wird die französische Republik ein Experimentirobject für die inneren und äußeren Diplomaten und der Tummelplatz kleiner Streber, wie das Gebiet ungesunder Strömungen bleiben. Die Franzosen, man mag sich dagegen wehren wie man will, bleiben trotz Allem, was sie gegen die einzelnen Staaten verschuldet, wir wollen nicht sagen die Hätschelkinder, aber noch immer Gegenstand der Zuneigung Europas. Und selbst ihre eifrigsten Widersacher finden in einem Winkel ihres Herzens etwas von einer Anerkennung ihrer großen Gaben, ihrer unsterblichen Verdienste für die Humanität und ihren unter Umständen charmirenden Eigenschaften. An den Franzosen liegt es, diesen bis jetzt noch bestehenden Vortheil zu Gutem auszunutzen. Das Mittel hierzu ist leicht zu begreifen: Anerkennung der historischen Thatsachen und Friede und Freundschaft mit allen Nationen!

Paris. Wilhelm Singer.

Die Schönste der Canaren.

Von Franz v. Löher.

Was die canarischen Inseln so wundervoll erscheinen läßt, das ist ihre edle Form und der zauberische Lichtglanz, der sie umwebt. Kühn gezackt ragen sie als Hochberge empor über dem endlos fluthenden Weltmeer, schimmernd in allen Farben der Felsen und der Wälder. Oben baden sich die Höhen im blauen Aether, unten gähnen dunkle Schluchten, aus welchen zur Regenzeit krystallenes Gewässer hervorrauscht.

Die schönste dieser Inseln ist Palma, man kann von Landschaften keine edlere Gestalt sehen. Von den sieben canarischen Inseln läßt sich Lanzarote und Fuerteventura mit zwei braunen Weibern vergleichen, die mühsam ihre Blöße verhüllen, — Ferro erscheint als ein kleines schnippisches Ding, — Gomera noch kleiner, noch unzugänglicher, — Gran Canaria ist eine üppige prächtige Dame, — Teneriffa eine stolze hochgewachsene Schöne, — Palma aber die edle Anmuth selbst. Zwar trägt Palma keinen Rundkegel von 13,000 Fuß Höhe, wie Teneriffa, allein sein Gebirge steigt doch bis zu 8000 Fuß hinan, und die ganze Insel stellt sich, von welcher Seite man auch heranschifft, als ein leicht übersichtliches Ganzes dar, dessen Glieder ebenso gewaltig als von anziehender Form.

Der größte Stolz der Bewohner ist ihre Caldera, ein ungeheurer Bergkessel der seltsamsten Art. Denken wir uns den schönsten deutschen See, den Königssee bei Berchtesgaden, abgeflossen bis zum Grunde, nur daß noch ein rauschender Fluß in enger Felsspalte aus dem früheren Seebette hervorkäme: so etwa kann man sich die Caldera vorstellen. Ihre Tiefe ist von Wald und Gebüsch und Felsengewirre erfüllt, zwischen welchem sich der

Anbau mehr und mehr Platz erobert. Ringsum erheben sich die steilen Felswände, in den blauen Lüften hoch oben überragt von nacktem Zackengebirge.

Die Bevölkerung wird kaum noch die Zahl von 30,000 Köpfen erreichen. In der Hauptstadt und in den größeren Ortschaften trägt sie spanisches Gepräge, jedoch merkt man einen Unterschied von den andern Inseln. Die Palmeser sind nämlich mehr, als die Leute dort, aus Vermischung von Spaniern mit Ansiedlern aus allen seefahrenden Völkern und mit den Ureinwohnern hervorgegangen. An der Letzteren körperliche Bildung und Geistesart erinnert im Innern der Insel noch gar Manches. Diese Urbevölkerung, die wir Guanchen nennen — richtiger nach der spanischen Aussprache Gwandsches —, waren ein hochgewachsenes kriegerisches und kräftiges Volk, von der weißröthlichen Farbe der Europäer, und in ihren Sitten, ihrer Denkungsart und politischen Verfassung ganz wie die Germanen.

Gegenwärtig geht die Bevölkerung auf Palma mehr zurück als vorwärts, denn sie leidet, wenn auch etwas weniger als auf den andern Canaren, durch Hunger und Auswanderung. Die „glückseligen" Inseln sind nämlich einem eigenthümlichen Schicksal unterworfen: sie müssen von Zeit zu Zeit wechseln mit ihrem Anbau. Getreide gedeihet nicht genug, weil es an den felsigen Gebirgshängen zu wenig Ackerfeld gibt. Man muß also Handelsgewächse bauen. Diese aber können selbst durch vorzügliche Güte nicht immerfort absatzfähig bleiben. Die Inseln sind zu klein, um mit ihren Erzeugnissen massenhaft auszutreten und nur irgendwie den Markt zu beherrschen. Sie hängen vielmehr gänzlich von den Conjuncturen des Weltmarktes ab, und ihr Erwerb und Güterwerth sind großen unheilvollen Schwankungen unterworfen. Dazu kommt, daß der Grundbesitz sich auf verhältnißmäßig wenige Familien vertheilt. Diese wohnen, wie in Italien, in den Städten, haben ihre Güter verpachtet und leben von den Pachtzinsen oder der vorbedungenen Hälfte des Ertrags. Die Pächter, durch schweren Zins und Steuern niedergedrückt, können nicht in die Höhe kommen und denken nicht daran, ihr Land mit soviel Liebe, Einsicht und Fleiß zu bebauen, wie es der rechte Eigenthümer so gerne thut. Sie halten sich wieder an den Tagelöhnern schadlos, welche in bitterster Armuth leben. Kurz, es ist dasselbe unheilvolle System des Landbaues, wie es Unteritalien und Sicilien niederdrückt. Palma zeichnet sich vor den andern Inseln darin vortheilhaft aus, daß es noch viele bäuerliche Grundbesitzer zählt.

In ältester Zeit waren Orseille und Drachenblut die besten Ausfuhrartikel, jene ein färbend Moos, dieses die berühmte Arznei, die man aus dem Safte des Drachenbaums gewann. Da aber Beides nicht lange ausgab, so warfen sich die spanischen Eroberer auf den Anbau des Zuckerrohrs. Canarischer Zucker war der beste auf der Welt. Sobald aber am Mississippi, Arkansas und Missouri die Zuckerrohrfelder sich ausdehnten, lieferten sie die süße Waare so massenhaft und wohlfeil, daß die Canarier auf Mitbewerb verzichten mußten. Sie legten sich nun auf den Weinbau, und auch dieser ergab sofort einen Saft von solcher feurigen Süße und Milde, daß man ihn noch dem Cyperwein vorzog. Wer hätte nicht vom berühmten canarischen Sekt gehört! Doch siehe da, vor etwa fünfzig Jahren begrünten sich die spanischen Gestade am Mittelmeer mit Weinreben auf und ab. Bald zeigte sich, daß der andalusische Wein so gut wie der canarische. Seitdem verwandelten sich immer größere Strecken in Südspanien in Weinfelder und mehrten sich die deutschen Kaufleute in Malaga, Cadix und andern spanischen Häfen, welche den Ertrag nach England und Deutschland verführten. So fiel auf einmal für die canarischen Inseln die Haupteinnahme fort, welche der Wein gewährte, Alles gerieth in Bestürzung und wußte sich nicht zu helfen. Traubenkrankheit und Cholera kamen hinzu. Viele Tausende flohen aus dem Lande des bleichen Hungers, des Elends und Sterbens.

Die Palmeser, deren Insel ganz besonders sich zum Rebenbau eignete, entschlossen sich, ihre reichen Weinernten zum Branntwein zu benutzen, und haben diesen Brauch bis heute fortgesetzt. Für die andern Inseln bot sich endlich Ersatz in der Cochenillezucht. Um die Cochenille, eine häßliche Blattlaus mit rothem Farbesaft, zu nähren, wurden auf den canarischen Inseln die besten Aecker weit und breit mit indianischem Cactus bepflanzt, und alsbald hatten sie wieder einen Ausfuhrartikel, der so werthvoll war, wie früher der Wein. Allein was geschah? Die Chemiker in Europa hatten bessere Farben entdeckt, die billiger zu beschaffen waren, als Cochenille. Namentlich durch Anilin wurde sie vom Markte verdrängt. Die Preise fingen vor ein paar Jahren auf den Inseln zu sinken an, sie fielen und fielen, bis der Hauptartikel des Landes beinahe werthlos wurde. Die Bevölkerung gerieth in helle Verzweiflung, es wiederholten sich die schrecklichen Auftritte wie vor vierzig Jahren. Dazu kam, daß es drei volle Jahre so gut wie gar nicht regnete. Von den Aermern fand Niemand Arbeit, Niemand Brod. Sie gruben Farrenwurzeln aus der Erde, dörrten sie und zermalmten sie zu Mehl, und als auch dieses bittere Nahrungsmittel nicht mehr hinreichte, backten und aßen sie Cactusblätter. Natürlich ließen Krankheiten und Seuchen nicht auf sich warten. Die Jahre 1876 bis 1878 waren geradezu furchtbar. Die „glückseligen Inseln" schienen dem Verderben geweiht ein für allemal.

Nach und nach verfielen Nachdenkende darauf, ihre Cochenilleäcker mit Tabak zu bepflanzen und siehe da, auch Tabak gerieth vortrefflich. Alle Welt beeilte sich nun mit Tabakbau, und die Regierung kam den Inseln zu Hülfe, indem sie für ihre Regie ein paar tausend Centner kaufte. Seitdem lebt man wieder auf, sucht aber noch immer nach neuen lohnenden Handelspflanzen für Anbau und Ausfuhr. Einige finden ihre Rechnung bei Zwiebeln und Zwiebelsaamen, die Andern bei Kartoffeln oder Papas, die auf den canarischen Inseln von einem Wohlgeschmack sind, den man anderswo nicht für möglich hielte. Andere wieder verlegen sich auf den Anbau der feinsten Rebensorten, und ihr Wein findet wieder mehr und mehr Absatz.

Noch weit, weit liegt hinter der Gegenwart die einstige Höhe von Glück und Wohlstand. Allein es herrscht doch kein Rückgang mehr, die Gefahr scheint wieder überwunden, und ein leises, wenn auch noch so langsames Gesunden läßt sich seit vorigem Jahre wieder bemerken.

Aus den Sorgen des Tages flüchten sich die Canarier gern in die ruhmvolle Vorzeit ihrer trotz alledem heißgeliebten schönen Heimat. Diese Inseln hatten wirklich ein Heldenzeitalter, das beneidenswerth, und schwerlich gibt es auf der ganzen Erde, kaum die historischen Weltstädte ausgenommen, einen so kleinen Flecken Landes, der über seine Vorzeit so viel schöne Geschichtsbücher, soviel anziehende epische Dichtungen aufzuweisen hätte, als die canarischen Inseln. Jene Heldenzeit aber umfaßt das fünfzehnte Jahrhundert, in welchem die Spanier, nachdem der ritterliche Normanne Bethencourt die beiden dem Festlande am nächsten liegenden Inseln erobert hatte, schrittweise unter unsäglich mühevollen Kämpfen mit den tapfern und ritterlichen Eingeborenen sich in den Besitz der fünf andern Inseln setzten. Palma nimmt in dieser Geschichte einen Ehrenplatz ein.

Gar viele Spanier fanden ihr Grab auf Palma. In Kämpfen ein Jahrhundert lang blieb diese Insel ebenso unbezwungen wie Teneriffa. So oft spanische Truppen landeten, stets wurden sie blutig zurückgeworfen. Endlich im Jahre 1491, als der letzte Maurenkrieg die Spanier mit Gluth und Begeisterung der Kreuzzüge erfüllte, sammelte General Alonso de Lugo, der sich einen großen Namen bei der Eroberung von Canaria gemacht hatte, ein Heer von tausend Mann, zur Hälfte Gwandschen mit berühmten Häuptlingen, zur Hälfte altversuchte spanische Soldaten und Edelleute, die hungrig waren nach reicher Beute an Gefangenen und Ländereien und in Erzählungen über die wunderbare Herrlichkeit des Landes und der wilden Anmuth seiner Töchter schwelgten.

Die Stelle, wo Lugo auf Palma landete, zeigt klärlich, wie gut er Gestalt und Zugänglichkeit Palmas im Stillen erkundet und berechnet hatte. Es war gerade der Punkt, welcher ihm den Schlüssel in die Hände gab zu der ganzen Insel, die wie eine riesenhafte Bergfestung im Meere steht und in der Mitte

noch ihre besondere Naturfestung von herrlichster Art, die Caldera, besitzt. Nicht wo die jetzige Hauptstadt sich erhebt, gingen die Schiffe vor Anker, sondern auf der andern Seite der Insel bei Tazacorte, wo die große Schluchtgasse von Argual, die von der Caldera herzieht, ausmündet. Hier wurde am St. Michaelstage, den 29. September 1491, das Heer eilends ausgeschifft und begann gleich der Bau eines Forts, das einen geschützten Zugang von der See her bekam. Alles was man zum raschen Aufbau der Lagerfestung nöthig hatte, war fertig auf Transportschiffen mitgebracht, und die Maurer und Zimmerleute konnten sich an ihr Werk begeben, während ein Theil des Heeres an Gräben und Pfahlwänden und Verschanzungen arbeitete, und der andere Theil in Schlachtordnung stand, um Angriffe abzuwehren. Innerhalb des Lagers aber ließ der General sofort dem großen Erzengel des Tages eine kleine Kapelle errichten und gab dabei der Insel den Namen San Miguel de la Palma.

Die Insel war damals in zwölf Gaue zertheilt. Jeder Gau lebte unter seinem Stammfürsten völlig abgeschlossen. Diese Zerstückelung der Bevölkerung war entstanden und festgehalten durch die Landesnatur. Wer von einem Gau in den andern wollte, mußte entweder in tiefe Schluchten an einem Ende hinein und am andern wieder heraus und dann über felsiges Wald- und Bergland wandern, oder auf beschwerlichen Ziegensteigen über das Hochgebirge klettern, welches die Insel in der Mitte durchzieht.

Mit einer Klugheit ohne Gleichen wußte Lugo die Fürsten und Gauversammlungen zu behandeln. Er schmeichelte ihrer Ehre mit der hohen Meinung, die sie von sich selbst hatten, stellte ihnen die Größe der spanischen Macht und die Nachtheile ihres Widerstandes vor Augen, und sandte ihnen strahlende Waffen und schmuckes Gewand zum Geschenke. Nichts verlangte er, als daß sie die spanischen Könige anerkennen und in der christlichen Religion Unterricht annehmen sollten, dabei würden sie all ihre Freiheit und Güter behalten und von den vielen wissenswerthen Dingen auf Erden und im Himmel erfahren. Es gelang ihm, in die nächsten Gaue Eingang zu finden und sie sich zu befreunden. In den andern Landschaften eilten zwar Streitschaaren herbei: gewöhnlich aber glückte es, sie mitten in sofort angeknüpften Unterhandlungen zu überfallen und auseinander zu sprengen. Dann zogen sich die Krieger höher ins Gebirge, wo sie schwer zugängliche Plätze verschanzten, welche die Spanier sich wohl hüteten anzugreifen. Diese hielten sich beständig in der Nähe des Meeres, wo die Wege am gangbarsten waren, und kamen auf solche Weise rund um die Insel von einem Gau zum andern, bis sie nach ein paar Monaten wieder im Standlager anlangten. Das Heer bedurfte längere Zeit Ruhe und Erholung; denn von den fürchterlichen Wegen und Strapazen und den häufigen Gefechten war es hart mitgenommen und das Schwerste noch zu thun.

Tanausu, der Fürst des Esero, d. h. der Eisenstätte — so nannten die Eingeborenen die Caldera —, hatte geschworen, in diese Stätte, wo seines Volkes älteste Heiligthümer standen, solle kein Spanier eindringen. Ihm antwortete der Zuruf seiner Wehrmänner, die kriegslustig sich um ihn schaarten. Nur zwei Wege gab es, auf welchen man in den ungeheuren Felsenring eindringen konnte. Der eine zog am Strome hin bis in das Herz des Bergkessels, ein höchst beschwerlicher Weg, theils in der Tiefe der Schluchtenge, theils kletternd am Felsenhange. Der andere Weg setzte über den Strom und stieg an der andern Seite der Schlucht wieder empor, um eine Zeit lang sich auf ihrem Rande fortzuziehen und dann über den bequemeren Paß von Adamancansis in die Caldera hinabzuführen.

Lugo versuchte zuerst den letzteren Weg. Sein Heer arbeitete sich durch Gestein und Wald empor, und als die Steige jäher wurden, erblickte man oben die Streithaufen. Wohlgeordnet, mit größtem Muthe griffen die Spanier an, ihre Scharfschützen gaben Lage auf Lage, aber die Steinwürfe und die kleinen Lanzen des Feindes sausten hageldicht hernieder, gleich folgten die anstürmenden springenden Krieger und warfen die Spanier überall zurück. Nach dieser ersten Waffenprobe zog sich Tanausu, der auch viele Leute verloren hatte, höher hinauf bis an den Einschnitt in den steinernen Ringwall, durch welchen der Paß in die Caldera hinabführte. Dort fand sich zwischen den Felsen bessere Deckung. Die Spanier, wieder geordnet, von den Offizieren wiederum eifrig angespornt, folgten und erneuerten den Angriff. Allein wie tapfer sie auch kämpften, und was Alles sie auch versuchten, die Palmeser standen wie eherne Mauern. Lugo sah ein, daß er nichts ausrichte, und zog sich zurück.

Andern Tags hielten die Spanier Kriegsrath. Es wurde beschlossen, jetzt in der Tiefe der Argualschlucht vorzudringen, und zwar gemischt mit den Eingeborenen aus den befreundeten Gauen, welche den Marschirenden helfen und auf ihren Schultern die Offiziere tragen sollten. Wohl kam man nun rascher vorwärts, dem Strom entgegen im Wasser watend, zwischen himmelhohen Felsmauern. Wo aber in der Höhe die Schlucht sich erweiterte, war sie geschlossen durch die eherne Mauer von Tanausus Kriegern. Kein Ansturm der Spanier wollte helfen, keine Ueberlegenheit ihrer Waffen, während die Felswände widerhallten vom schrecklichen Kriegsgeschrei des Feindes. Schrecken überfiel die Spanier, Alles stockte und suchte den Rückweg, und Jeder war heilfroh, als er aus der Schlucht wieder heraus war.

Die Sieger aber hatten gefürchtet, es könnten, während sie an beiden Pässen Wache hielten und die Spanier abwehrten, deren verwegene Verbündete aus den andern Gauen, die ja alle Schliche und Stege kannten, auf irgend einem Punkte in den weiten Umkreis des Ringwalls hinein steigen und mörderisch in die Hütten eindringen. Sie hatten daher ihre Weiber und Kinder und die zitternden Greise, die keine Waffen mehr führen konnten, hinauf auf die Felsenkämme geschleppt, die aus dem Gebirge emporstarren, rechts oberhalb des Weges, der jetzt von Paso nach der Hauptstadt führt. Hier waren sie sicher, blieben aber auf dem nackten Gesteine ohne Obdach und ohne Wasser und Speise. Hungernd und frierend waren die Armen Sturm und Kälte ausgesetzt, während die Männer in der Tiefe kämpften, und da unglücklicher Weise scharfes Frostwetter eintraf, so ging eine Menge elend zu Grunde. Jene Felshöhen behielten seitdem den Namen Ays-ouagan, was in der Sprache der Gwandschen Eisschrecken hieß.

Das Jammerschicksal der geliebten Angehörigen schnitt den Wehrmännern ins Herz. In dieser Lage traf sie der Vermittler, welchen Lugo sandte. Er war ein Verwandter des Fürsten, eifriger Christ geworden, und all die Zeit her in Lugos Gesellschaft und sein Führer gewesen. Dieser, Johann von Palma genannt, überbrachte die freundlichsten Worte und bat flehentlich, Tanausu möge doch nachgeben, der General begehre ja so wenig. Der Fürst hörte ihn willig an, verlangte aber: unbedingt müßten erst die Spanier von jedem Angriff abstehen und wieder hinunterziehen bis ans Meer, dort wolle er andern Tags bei der Tannenquelle mit seinem Gefolge sich einfinden zu gütlicher Unterredung. Gern und feierlich gelobte Lugo Waffenstillstand und freies Geleite, und gab Befehl zu allgemeinem Rückzug bis unten an die Küste.

In der Nacht aber berief er Johann von Palma und fragte ihn aus, ob denn wirklich sein Verwandter Tanausu ein Mann vom Worte sei. Entweder sprach nun Johann ihm zu Gefallen oder Lugo hörte das heraus, was er wollte: genug, er erklärte, man müsse sich vorsehen, Tanausu könne etwas Listiges vorhaben. Er ließ daher einen Theil seines Heeres heimlich eine verdeckte Stellung nehmen, da wo es zum Adamancansispasse hinaufging, mit dem Befehle, sich den Gwandschen, wenn sie fliehend zurück wollten, vor der Schlucht feindlich entgegen zu werfen. Mit dem größten Theil seines Heeres rüstete er sich zur Schlacht und zog, sobald es tagte und man Wald nnd Feld überschauen konnte, Tanausu entgegen.

Dieser war mit seinen besten Leuten aus der Caldera durch die Schlucht heraus gekommen und stand bereits bei dem Tannenborn. Als sie sahen, wie die Spanier in geschlossenen Reihen heranrückten, sagte zum Fürsten sein Verwandter Ugranfio: „Siehst du wohl, die Christen kommen in Schlachtordnung, nimm dich in Acht, das sieht nicht friedlich aus.“ Tanausu aber ant-

wortete: „Was sollten wir fürchten? Hat doch Lugo sein Wort gegeben, daß er Frieden halte. Johann hat mir dieses Wort überbracht.“ Und so standen sie Alle ordnungslos und achteten nicht ihrer Waffen und ihrer Feinde.

Die Spanier marschirten in tiefem Schweigen heran, und als sie nahe genug, ertönte das Zeichen zum Angriff. Plötzlich drangen sie in die Haufen der Krieger hinein, und als diese nach der Schlucht hin flüchten, ist der Hinterhalt eilig vorgerückt und fällt sie an mit Lanzen und Geschossen. Die Betrogenen, Eingekeilten, von allen Seiten Angegriffenen wehren sich wie die Löwen, ihre Schaaren aber sind gleich anfangs versprengt, vereinzelt, umzingelt. Sie erliegen dem schmählichsten Verrath. Von der Uebermacht werden sie erdrückt, erwürgt, erschlagen Alle mit einander. Nur Wenige ergaben sich in die Gefangenschaft. Auch der fürstliche Tanausu wurde verwundet aufgegriffen. Das war der spanische Siegestag über Palma, der 3. Mai 1492.

Literatur und Kunst.

William Hogarth und seine Umgebung.

Von Gottfried Kinkel.

I.

William Hogarth war keiner jener schöpferischen Geister, welche aus den Tiefen ihrer Seele Ideale hervorrufen; er hat die Welt gezeichnet und gemalt, wie er sie um sich sah. Bei einem Künstler dieser Art ist also die Umgebung die Hauptsache, und wer Hogarth verstehen will, muß die Welt und die Zeit kennen, in denen er athmete. Diese zu zeichnen, dürfen wir nicht unterlassen.

Hogarth ist 1698 geboren und 1764 mit 67 Jahren gestorben. König Georg II., der als Kronprinz von Hannover bald nach Hogarth geboren war, trat 1727 als König von Großbritannien die Regierung an zu einer Zeit, da Hogarth eben seine ersten Erfolge, freilich nur noch als Bücherillustrator, erlangte. Georg starb 1760, vier Jahr vor Hogarth, seine Regierungszeit ist also die moralische Atmosphäre des großen Sittenzeichners gewesen.

Und hier tritt uns gleich die Thatsache entgegen, daß Hogarth vor allem Andern verstand, in seiner Welt und Zeit heimisch zu sein. Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war eine merkwürdig nüchterne und begeisterungslose Periode über die ganze Welt, und vornehmlich auch in England. Eine große historisch-monumentale Kunst hätte diese Periode nicht hervorzubringen vermocht. Nur eine kleine Gattung der Kunst war möglich: die Darstellung des Wirklichen. Eine kleine Kunst, die aber darum keine unbedeutende Kunst zu sein brauchte, denn es war damals eine Epoche, wo der Geist der modernen Zeit überall durch die alten Perrückenformen hindurchbrach. Hogarth hat dies begriffen: daß er einsah, was zu seiner Zeit möglich war und gelingen konnte, das, glaube ich, ist wo nicht das Zeichen des Genies in ihm, aber sicher der Schlüssel seines Erfolges bei Mit- und Nachwelt.

Als Königin Anna, die letzte Stuart auf dem Thron, 1714 ihre vom Regieren sehr müden Augen schloß, schwebte das Schicksal Britanniens in der Wagschale, wie Frankreichs Geschick nach dem Sturze von Thiers geschwebt hat, als ein paar Stimmen in der Versailler Nationalversammlung Heinrich V. zum Thron berufen konnten. Anna hatte 17 Kinder gehabt; von diesen lebte keins. Sie selbst, obwohl protestantisch erzogen, hing mit der Schwäche und mit der Stärke eines Frauenherzens an ihrer verbannten Familie und an ihrem katholischen jüngern Stiefbruder, dem Prätendenten Jakob III., der als Jakobs II. Sohn aus dessen ebenbürtiger zweiter Ehe mit Maria von Modena den vollen Anspruch der Legitimität auf den Thron der drei Königreiche hatte. Auch hätte es diesem an Unterstützung besonders in seinem Stammreich Schottland nicht gefehlt; brach doch 1715, bald nach Annas Tod, daselbst ein ernster Aufstand zu Gunsten des legitimen Erben aus, der selbst im Lande erschien. Diese Gefahr blieb; denn noch 1746 konnte der Sohn des Prätendenten, Charles Edward, der „bonnie Prince Charlie“ der schottischen Hochlandlieder, durch kühne Landung an der Küste seiner Heimat eine Anzahl Clans unter die Waffen bringen und Edinburgh nehmen. Er stand zum Schrecken Londons schon in Englands Herzen, bei Derby, und erst dann erlagen seine Milizen den regelmäßigen Regimentern. Obwohl also die Elemente einer zweiten Restauration der Stuarts bei Annas Tode gar nicht fehlten, so stemmten im Parlament die Whigs sich gegen die Rückberufung einer katholischen Dynastie, und das protestantische Haus Hannover wurde kraft seiner Abstammung von einer Tochter Jakobs I. zum Thron berufen. Die Nation nahm eine fremde Dynastie an, weil jeder Protestant ihr zweckmäßiger schien, als ein König, der unter dem Einfluß Frankreichs und der Jesuiten stand; aber begeistern konnte sich für eine fremde Dynastie kein Brite. Georg I. war schon 53 Jahr alt, als er Englands Boden betrat; er verstand nicht einmal die Sprache. Man denke sich einen König, der, wie Georg I. mit Walpole es gethan hat, mit seinem Premierminister auf Lateinisch sich verständigen muß! Dem Hofe fehlte auch eine Königin; die Kurfürstin Sophia Dorothea, von ihrem Gemahl geschieden, da beide Theile ihren Neigungen nachgingen, saß zu Ahlden in lebenslänglicher Gefangenschaft. Georg I. hat in England fest und tüchtig regiert, aber auch er liebte das britische Wesen nicht, die Bestechlichkeit des Parlamentes kannte er, und die steife Pracht, der formale Hofton seines Herrenhausen zog ihn mehr an als das lebensvolle London; so oft er konnte, besuchte er seine Erblande. Mehr Gunst beim Volke fand sein Sohn Georg II., dessen Zeitgenosse also Hogarth gewesen ist. Er war tapfer im Felde; in der Schlacht bei Dettingen stieg er vom Pferd und führte, den Degen schwingend, die Infanterie persönlich ins Feuer; diese Schlacht, welche der Maria Theresia vielleicht den deutschen Kaiserthron rettete, hat er gewonnen. Ihm stand wie ein guter Genius seine Frau zur Seite. Caroline von Anspach war als stramme Protestantin bekannt; in ihrer Jugend hatte sie die Bekehrungsversuche eines berühmten Jesuitenpaters Urban mit der Bibel in der Hand abgeschlagen, und selbst die Versuchung, durch einen Religionswechsel einen östreichischen Erzherzog zum Gemahl und mit ihm, dem spätern Kaiser Karl VI., die Kaiserkrone Deutschlands zu gewinnen, hat sie abgewiesen. Sie heirathete lieber einen Glaubensgenossen, den Kurprinzen des kleinen Hannover, und ihm ist sie, obwohl er sie mit Maitressen betrog, bis an ihren Tod inmitten der Sittenverderbniß des englischen Hofes unwandelbar treu geblieben. Sie liebte die Literatur, sie las gern; aber sie durfte es nur in ihrem Boudoir thun, denn ihr Gemahl ärgerte sich, wenn er sie mit einem Buch in der Hand antraf. „Redet mir doch nicht von Büchern,“ sagte einmal Lady Marlborough; „die einzigen Bücher, die ich kenne, sind Männer und Karten.“ Dafür fand Caroline als Königin die unbegrenzte Verehrung ihrer Unterthanen aus allen Klassen. An ihrem Geburtstag, dem 1. März, sah jeder Mann von Stande eine Ehrensache darin, bei Hof seine Aufwartung, und zwar in einem neuen Galaanzug zu machen, und diesen Tag hat Hogarth selbst auf jenem Blatt im „Lebenslauf des Liederlichen“ gefeiert, wo der Held seiner gemalten Novelle eben auf dem Weg nach Hofe von seinen Gläubigern aus der Sänfte geholt wird. Auch Carolinens Gemahl, so sehr er an Geist, Bildung und Charakter unter ihr stand, achtete und liebte sie in seiner Weise. Auf dem Todbette beschwor sie ihn, sich wieder zu verheirathen; da sprach er unter Thränen die berüchtigten Worte: „Non, non, j'aurai des maitresses“. Ein seltsamer Trost freilich für eine brave Frau, die den Tod vor Augen hat!

Im Punkte der Maitressen hielt Georg II. sein Wort. Bald nach Carolinens Tode kam von Hannover die Baronin Walmoden herüber, um als Lady Yarmouth hinfort die erste Dame am Hofe zu spielen und Spenderin von Aemtern und

Einkünften zu werden. Zum Hofe drängte sich Alles, was steigen wollte. Es war die Zeit, als der Premierminister Robert Walpole sich rühmte, er wisse den Preis, für den jede Stimme im Ober- und Unterhaus zu kaufen sei. Auch die Geistlichkeit der gänzlich verweltlichten Kirche suchte den Hof auf, um Prälaturen zu erhaschen. Ein Geistlicher spielt eines Abends mit Lady Yarmouth Karten; sie sagt zu ihm: Ich glaube, Sie werden noch Bischof werden. Wie käme ich dazu? antwortet er. Ich wette fünftausend Guineen, Sie werden es doch. Jetzt geht ihm ein Licht auf und er schlägt ein. In kurzer Zeit ist er Bischof, und die Lady zieht ruhig die gewonnene Wette mit fünftausend Guineen ein! Darf man sich wundern, wenn diese fashionable Kirche ihren Einfluß auf die Armen und Demüthigen verlor? In solchen Zeiten blüht das Sectenwesen auf, welches im Gegensatz zu einer kalten Orthodoxie die Religion wieder in innigerer Erregung des Gemüthslebens sucht. Gegenüber jenen geistlichen Hofschranzen, die selbst in ihren Predigten und Leichenreden den Erdengöttern schmeichelten, steht wahrlich ein Whitfield ehrwürdig da, der den unwissenden Kohlengräbern bei Bristol das Evangelium zuträgt, und nicht ohne Rührung besucht man jenen grünen Baum an der Kirchhofsmauer zu Winchelsea, wo John Wesley im Freien den Matrosen gepredigt hat. Aber freilich, mit dem Sektenwesen, das seine Inspirationen aus sich selber schöpft, entstanden auch die wunderlichsten Verrücktheiten. Wer Hogarth kennt, wird sich der Schwärmer erinnern, welche glaubten, daß ein Mädchen lebendige Kaninchen zur Welt bringe, und neben seinem gelegentlichen Spott über die Pfarrer der Staatskirche hat er auch den Fanatismus der Methodistenversammlung carrikirt.

Das Merkwürdigste von Georg I. Regierung ist, daß durch ein gewisses lässiges Gehenlassen diese Regierung den Staat und alle seine Interessen gewaltig gehoben hat. Die Whigs sahen ihren Vortheil darin, die Freiheit zu schützen. Robert Walpole, der kluge Premier, den Georg II. von seinem Vater übernahm, hat unter ihm noch fünfzehn Jahre die Regierung geführt. Er inaugurirte die Friedenspolitik Cobdens und Gladstones, England löste sich von den continentalen Verwickelungen und wandte sich auf den Fortschritt seiner inneren Größe, seiner Geldmacht, seines Handels. Die Geschäfte gewannen einen kolossalen Aufschwung. Unter einem König, der gegen Bildung ganz gleichgültig war, fand sich doch das Geld, um 1753 das Britische Museum zu gründen. Man erwarb die Sammlung des Hans Sloane für 20,000 £, man kaufte um 10,250 £ Montague House an, um dieselben aufzustellen, und der Anfang zu der heute unschätzbar werthvollen Sammlung war gemacht, wenn auch das Museum erst 1801 durch die den Franzosen abgenommenen ägyptischen Alterthümer und den Ankauf der Elgin Marbles seine Weltbedeutung gewann. Es war gewiß nicht der Antrieb des müßigen und frivolen Hofes, aber es war der kräftig erwachende nationale Sinn Englands und die Reaction gegen das alle Formen beherrschende Franzosenthum, wenn der große Garrick seit 1741 den vergessenen Shakespeare wieder auf die Bühne brachte und als Darsteller der Hauptrollen sein Publicum zu einer unerhörten Begeisterung fortriß. Die Whigregierung gewährte der Presse die größte Freiheit; in diese Zeit fällt neben der Verbreitung der Freidenkerei auch die Blüthe des englischen Sittenromans durch Goldsmith, Fielding und Smollett, und was ein Carrikaturenzeichner für Ausfälle auf Kirche, Justiz und herkömmliche Moral sich erlauben durfte, zeigt Hogarth auf jedem Blatt seiner Kupferstiche. Ja, der Sonnenschein dieses freien Geistes fiel sogar auf die deutschen Erblande, wo 1734 die Georgia Augusta in Göttingen gegründet wurde. Auch Göttingen genoß fast Preßfreiheit, und seine Juristen waren auf lange hinaus von den kleinen deutschen Despoten gefürchtet. Vielseitigkeit der Vorlesungen und ein erweiterter kosmopolitischer Blick zeichneten diese Universität aus; daher auch starker Besuch und zwar aus den verschiedensten Ländern, so daß der Geist nicht einschlafen konnte. Am Hofe mochte man, was jetzt selbst Fürsten nicht mehr erlaubt ist, dem Müßiggang sich ergeben, mit Kartenspiel, Liebschaft und Intriguen die Zeit tödten; aber der bürgerliche Geist wurde von diesem Gift kaum berührt, die Arbeit der Nation griff auf allen Gebieten mächtig aus, und England erlebte in einem Vierteljahrhundert des Friedens einen Aufschwung, den man wohl mit den Zeiten Elisabeths und Victorias in Vergleich stellen darf.

Auch die Stimmung der Nation war heiter und muthvoll. Den unteren Klassen fehlte noch die Schulbildung, aber zum Genuß des Lebens war die ganze Frische des merry old England noch in den Menschen wach. Das Idyllische des Landlebens, das uns heute in England noch entzückt, blühte in unverwüstlicher Naivetät, und unter Fischern, Schiffern, Farmern, Landgeistlichen hätte ein Volksmaler die Fülle poetischer Scenen und lieblicher Motive gefunden. Aber diese Gattung der Kunst, die im Volksleben das Schöne aufsucht, war jenem Jahrhunderte noch nicht verliehen. Auch Hogarth hat das Landleben nicht geschildert; nur gelegentlich bringt er auf einem Blatt der „Election" einen Meilenstein an, dessen Inschrift „XIX. mile London" uns anzeigt, daß wir in einem Marktflecken des flachen Landes uns befinden. Sonst ist seine Welt London selbst und allenfalls dessen nächste ländliche Umgebung. Die Stadt hat heute vier Millionen Einwohner; damals stieg sie erst langsam zur ersten Million an; aber schon war sie in Europa die größte Stadt, und es schieden sich bereits die drei ganz verschiedenen Theile von sich ab, aus denen sie besteht. Im Westen um die alte Westminster-Abtei die Paläste, in denen seit der angelsächsischen Zeit der Monarch residirte, neben ihnen die Hallen des Parlaments, und um beides herum die Sitze des hohen Adels und der höfischen Stände. Im Osten, die flachen Ufer der Themse hinab, die Hafenstadt, voll von Matrosen und von Gewerben für Schiffsausrüstung und lärmenden Schenken. In der Mitte aber die eigentliche, einst ummauerte City, das Centrum der großen Handelshäuser, die bürgerliche Geschäftswelt. Sie ist heute noch, wo doch alle wohlhabenden Stände gleiche Röcke vom Schneider bekommen, in ihren Manieren vom Westend verschieden. Der Cockney hat es noch immer nicht gelernt, das h an der rechten Stelle zu setzen und an der rechten auszulassen. Wer in London gelebt hat, merkt selbst in der Fremde beim Londoner noch den Unterschied. Zu Georgs II. Zeiten aber ging dieser Gegensatz viel weiter, und dadurch wurde er malerisch und für den Zeichnenden fruchtbar. Der Gentlemen des Westends erschien stets in Hoftracht mit Degen, galonnirter Weste, kurzschößigem gesticktem Rock. Da er wenigstens zu Besuchen oder zur Cour nur in der Kutsche fuhr oder eine Sänfte miethete, so genügten Schuhe mit feinen Sohlen, denen freilich auch die hohen Hacken nicht fehlen durften. Die gewaltige Allongeperrücke, deren Locken bis auf die Brust fielen, umwölkte auch das jugendlichste Haupt. Der Citizen aber ging unbewaffnet, er trug schwere Schuhe, mit denen er durch den tiefen schwarzen Schmutz der engen Citygassen unbesorgt traben konnte, wollene Strümpfe, Kniehosen von schwerem Stoff und einen Rock von meist braunem Tuch mit langen Schößen und ungeheuren Taschen rechts und links; denn damals wurden die Geschäfte noch nicht mit Papier gemacht, es mußte Verwahr für schwere Geldbeutel da sein. Auf dem Kopfe saß eine runde Stutzperrücke ohne lange Locken. Die City kannte die strengen Vorschriften der äußerlichen Sitte noch nicht, an welche auch sie seitdem von ihrer Frauenwelt gewöhnt worden ist. Auf dem Aldermansessen, welches der fleißige Lehrling bei Hogarth seinen Amtsgenossen gibt, sieht man einen der würdigen Stadtväter, der mit beiden Händen einen Knochen gefaßt hält und mit den Zähnen ihn abnagt. Es soll in Europa noch Völker geben, wo selbst ein Fräulein ein Hühnerknöchelchen mit den Fingerspitzen anfaßt — natürlich nur um ihre weißen Zähnchen zu zeigen. In London wäre das auch bei einem Alderman heut unmöglich. Charakteristisch ist, daß die Männer aller Stände damals in Tabak schwelgten, aber auch wieder jede Klasse auf ihre Art. Der vornehme Herr schnupfte Tabak und hatte dabei eine unwandelbar angelernte Art die Finger zu halten, womit er die Prise nahm; der Citymann rauchte aus holländischen Pfeifen, der Matrose vom East-End aber kaute Tabak.

Noch heute fällt uns der ungeheure Contrast auf, der

zwischen den Gebildeten in London und der unerzogenen und verwilderten Masse der Armenviertel besteht. Es gibt keinen socialen Gegensatz in der Welt, der so groß ist wie der Abstand einer Peereß von der irländischen Orangenverkäuferin von London Bridge. Wenn es heute in London noch ambulante Straßenverkäufer geben soll, welche den Namen der Königin Victoria so wenig kennen als sie je den Namen Jesus gehört haben, so war vor hundertundfünfzig Jahren das Alles noch crasser. Vor Allem aber stieg aus dem Elend der großen Stadt und dem Schmutz der Bildungslosigkeit, die auch die Herzen roh machte, das Verbrechen empor. Stufenweis hat dessen Fortschritt Hogarth selbst in der „Stufenleiter der Grausamkeit", in dem Lebenslauf des „faulen Lehrlings" gezeichnet. Spielhöhlen und Frauenhäuser waren gefährlich, weil Raubmord drohte, und auf die offnen Gassen wagte sich Nachts der Highwayman aus der Umgebung der Hauptstadt. Soll doch einmal die angebetete Königine Caroline, als sie Nachts durch ein Pöbelquartier fuhr, von einer Bande Straßenräuber angefallen und trotz ihrer zahlreichen Begleitung ausgeplündert worden sein. Dem Verbrechen antwortete dann die Justiz mit ebenso unmenschlicher Strenge: die Galgen wurden nie leer, weil schon auf Diebstahl der Strick stand. Ein Dienstmädchen, das seine Herrin ermordet hatte, wurde noch 1731 öffentlich am Pfahl verbrannt. Allmählich erst drang die Menschlichkeit mit dem Gedanken durch, daß der schlechteste Gebrauch, den man von einem Menschen machen könne, der sei, daß man ihn hänge, und dieser Gedanke war es, der auf die Deportation führte und Englands Colonien in Amerika, wie noch in unserer Lebenszeit die von Australien, durch Verbrecher bevölkert hat, denen das neue Land den Boden für ein neues Leben gab.

In diese wogende, brausende Welt tritt nun der Sohn eines armen Schulmeisters herein, und das Leben macht sofort den Anspruch an ihn, daß er in diesem Strudel eine Existenz finden soll. Er hat vom Geschick nichts mitbekommen als starke Ellnbogen, um durchzudringen, und vor Allem einen gesunden Menschenverstand. Die Familie stammte aus der Grafschaft Westmoreland, wo der Vater Landschulmeister gewesen war. Er wanderte nach London, wo er eine Primarschule gründete und daneben Corrector in einem Buchdruckergeschäft wurde. Der Sohn mußte ebenfalls einen Beruf wählen, der rasch Brod gab. Der Vater that ihn zu einem Goldschmied Ellis Gamble in die Lehre, der ein guter Mann und braver Lehrmeister gewesen zu sein scheint. Hogarth hat also, wie die großen Florentiner des fünfzehnten Jahrhunderts, in der Goldschmiedbude seine künstlerische Erziehung begonnen. Hier lernte er den Gebrauch des Grabstichels zum Graviren, aber die Anwendung war zunächst ganz handwerklich; er mußte für den massenhaften Silberschatz des Adels und der Gentry auf jedes Gefäß und Geräth Wappen und Namenszug der betreffenden Famlie einzeichnen und einschneiden. Wer aber das versteht, hat auch die Technik in der Hand, Platten für Kupferstiche herzustellen, wenn er nur zeichnen kann. Das Zeichnen lernte Hogarth auf einer Privatakademie in S. Martin's Lane, wo man Abends auch das nackte Modell stellte; außerdem übte er sich früh, Volksscenen nach dem Leben aufzufassen. So konnte er auf die nächste Stufe sich heben. Die blühende zeitgenössische Literatur, verbunden mit dem Luxus der schönen Bücherausstattung, der in England immer geherrscht hat, brachte illustrirte Ausgaben in Mode. Der Holzschnitt, dessen man sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zur Illustration bedient hat und der heute wieder dafür im Vorgrund steht, war im achtzehnten Jahrhundert in Verachtung gefallen und wurde nur für die gröbsten Vignetten und Kopfverzierungen wohlfeiler Ausgaben verwendet. Dagegen kam von Frankreich die Mode herüber, feine Ausgaben mit Kupferstichen zu begleiten. Diesen Zweig ergriff Hogarth. Manches von diesen Anfangssachen ist unbedeutend; als ihm aber das komische Heldengedicht, der Ritter Hudibras von Samuel Butler, zur Illustration angeboten wurde, da fand er für seine satirische Anlage das richtige Feld, und diese Ausgabe des Hudibras wird heute noch gesucht und geschätzt. Diese Zeichnungen machten ihm zuerst einen Namen, und Brod hatte er jetzt von Verlegern genug. Aber er strebte höher, er wollte Maler werden. Damit ging es langsamer, denn es gab dafür in England noch keine Akademie, und die Technik der Oelmalerei hat Hogarth ganz aus sich erlernen müssen. Er begann mit kleinen Conversationsstücken, in welchen er die Porträts ganzer Familien vereinigte. Was davon im Privatbesitz noch vorhanden sein mag, soll ohne Kunstwerth sein. Zu Schöpfungen aus eigner freier Erfindung heraus ist er überhaupt erst spät herangereift.

Drei Briefe der Corona Schröter.

Mitgetheilt von Ludwig Geiger.

Von Corona Schröter (1751—1802), der genialen Sängerin und liebenswürdigen Frau, besitzen wir unglaublich wenig schriftliche Zeugnisse. Sie, die in ihrer Blüthezeit die gefeierte Heldin großer geistig bedeutender Kreise war, lebte in den letzten Jahren ihres Lebens verlassen und einsam. Auch über sie besitzen wir verhältnißmäßig wenige Mittheilungen von Zeitgenossen; ein neuerdings erschienenes Buch, das ihr Leben zu behandeln vorgibt, ist eher eine breite, inhaltsarme, mit unbewiesenen Verdächtigungen angefüllte Darstellung, als eine würdige Biographie.

Doch wer wollte es unternehmen, durch eine Schilderung der Corona mit Goethe in Concurrenz zu treten, der so wunderbar von ihr gesungen hat:

„Ihr kennt sie wohl; sie ists, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ists und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn,
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint."

Die folgenden bisher ungedruckten Briefe machen keinen Anspruch darauf, merkwürdig neue Mittheilungen zu bringen, sondern wollen nur Beiträge zu dem Bekannten fügen und die Sängerin in ihrem harmlos anmuthigen Plaudertone kennen lehren. Der Mann, an den diese Briefe gerichtet sind, ist F. J. Bertuch in Weimar, ein vielseitig gebildeter, mannichfach thätiger Mann, der als Beamter des Herzogs mit den höchsten Kreisen beständig in Berührung kam, als Buchhändler viele Jahre hindurch großartige Unternehmungen ausführte, als Schriftsteller sich in kleinen Dichtungen versuchte und als Gelehrter der spanischen und portugiesischen Literatur durch kenntnißreiche Uebersetzungen Eingang in Deutschland zu verschaffen bemüht war. Seine Don-Quixote-Uebersetzung, die Leipzig 1775 ff. in sechs Bänden u. d. T.: „Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote von La Mancha. Aus der Urschrift des Cervantes nebst der Fortsetzung des Avellaneda" erschien, wurde von den Literaturkundigen als ein bemerkenswerthes erfreuliches Ereigniß begrüßt, und sein gleichfalls von Corona erwähntes Trauerspiel „Elfriede" (Weimar 1775) erwarb sich auch bei Anderen als bei der mildurtheilenden Sängerin Beifall. — Minchen ist die treue Freundin und Gefährtin der Corona; von dem in den Briefen mehrfach genannten Leipziger Freunde Steinauer ist mir weiter nichts bekannt. Die Briefe selbst lauten folgendermaßen:

I.

Leipzig 7. Juni 1774.

Ob ich mich gleich niedersetze, um an meinen lieben Bruder Fritz zu schreiben, so kann ich es doch gar nicht mit der Ruhe und Gelaßenheit thun, mit der man sonst an einen Bruder zu schreiben pflegt. Da fällt mir alle Augenblicke Herr Bertuch, der gelehrte Mann, der große Dichter ein. Stellen Sie sich vor, wie mir dabey zu muthe werden

muß! Nein, so lange ich Sie mir in dieser Gestalt denke, kann ich kein Wort aufbringen — — Nun — so will ich denn ganz allein an meinen lieben Bruder Fritz, an den nachsichtigen, gütigen Freund schreiben. Von diesen habe ich nichts zu befürchten; in diesen seinen Augen werde ich durch meinen schlechten Brief nichts verliehren; denn er wird blos gute, redliche Gesinnungen, und nicht schöne Wendungen, und Ausdrücke darinn suchen. Ist es nicht so bester Freund? Sind Sie mit diesen Zutrauen in Ihre Freundschaft zufrieden? Sie werden diesen Brief von den Händen unsers lieben Freundes Steinauers empfangen. Blos deßwegen muß er Ihnen ein wenig lieb seyn, wenn er es auch sonst gar nicht wäre. Der lose Mann wird mich wegen meiner Nachläßigkeit im Schreiben bey Ihnen schwartz zu machen suchen, wenn er es nicht schon gethan hat; aber glauben Sie ihm nur nicht! Er wird sich vielleicht darauf berufen, daß er mich einige mal hat erinnern müßen Ihnen zu antworten, und daß ich mich geweigert habe es zu thun; aber das war nur aus Scherz, weil ich ihm gern das Vergnügen machen wollte mich ausschelten zu können; denn das thut er gar zu gern. Wenn Sie nur wüßten was es für ein böser, böser Mann ist! Wie er mit seinen Freunden umgeht! wie er sie quält, o! und was er Ihnen alles nachsagt! das sollten Sie nur erst hören — doch Sie mögten ihm diesen Brief zeigen, und da könnte ich schöne ankommen! nein, ich sage kein Wort mehr. — Nun, zu Ihrem lieben Briefe.

Sie würden mir in der That Unrecht thun wertheſter Freund, wenn Sie mir im Ernst zutrauten, daß ich Sie so bald vergeßen könnte. Wer einmal meine Achtung und Freundschaft hat und sie so sehr wie Sie verdient, könnte ich den jemals vergeßen? Sehr oft unterhalten wir uns, Minchen, und ich, von Ihnen, und erinnern uns mit Vergnügen an die Zeit, da wir Ihren angenehmen Umgang genoßen. Hätte sie doch nur länger gedauert; oder sähen wir Sie nur wenigstens bald wieder, da ließen wir Sie gewiß nicht so geschwind wieder weg. Sie sind doch noch immer auf den guten Gedanken diesen Sommer noch einmal herzukommen? O thun Sie es doch ja! Wir bitten Sie alle darum! Ihre Elfriede hat uns unser lieber Hr. Steinauer vorgeleſen. Ich wünschte nichts mehr, als sie von rechten guten Acteurs vorstellen zu sehen; es muß eine vortreffliche Wirkung thun. In der That, Elfriede ist das liebenswürdigste Geschöpf, das man sich denken kann. So eine Gattinn wünschte ich Ihnen, ganz so wie Elfriede. Sie fragen mich, ob ein Mädchen wie diese meine Freundin seyn könnte? O um wie vieles müßte ich besser seyn, so eine Freundin zu verdienen! —

Minchen erwiedert Ihr Grüß Dich Gott Schätzerl auf das beste, und empfiehlt sich in Ihr Andenken. Ich wünsche Ihnen glücklich, und gesund zu bleiben; bitte Sie ferner um Ihre Freundschaft und bin stets

Ihre aufrichtigste Freundin

Corona Schröter

Dem Hrn. Hofrath Wieland bitte mich recht vielmals zu empfehlen.

II.

Leipzig den 15. März 1775.

Liebster Himmel, wie vergeht doch die Zeit. Ich staune, da ich nach dem dato Ihres Briefes sehe, daß schon wieder über 4 Wochen verstrichen und ich ihn noch nicht beantwortet habe. Sie werden bald glauben, der Himmel bediene sich meiner als eines Werkzeugs, um Ihre Geduld und Langmuth zu prüfen. Bisher ist sie noch standhaft genug geblieben, das muß man Ihnen zum Ruhme nachsagen und das gab mir mein Genius ein, nach Ihrem Briefe, der gleich neben mir liegt, zu blicken und darauf zu leſen: „Krönchen ist böse auf Sie.“ Das hatte ich wahrhaftig ganz vergessen, daß ich auch Ursache habe auf Sie böse zu sein. Ja, ja, Brüderchen, der Mann, den Sie einen Schadenfroh nennen, hat ganz Recht. Ich bin in der That böse gewesen und bin es, glaube ich, auch noch, wenn ich bedenke daß Sie Ihres donquixots wegen Ihr armes Schwesterchen so lange haben vergeſſen können und — nein, mein liebster Bruder Fritz, ich bitte Ihnen diese Vorwürfe gleich wieder ab. Sie sind mir so werth, daß ich auch im Schertz nicht fähig bin Ihnen etwas zu sagen, das Ihr gutes Herz kränken könnte. Ich bin nicht einen Augenblick böse auf Sie gewesen. Bange war mir wohl, da Sie so lange nicht schrieben, weil ich anfänglich nicht wußte, was die Ursache davon sein mögte. Da mir aber Freund Steinauer sagte, daß Sie zuviel Arbeit zu schreiben verhinderte, so beruhigte ich mich. Denn daß mich mein guter Bruder Fritz so bald vergeſſen haben sollte, konnte ich ihm gar nicht zutrauen.

Bald, bald ist die erwünschte Zeit da, da ich meine 3 schätzbaren Freunde hier sehen soll. Sie können gar nicht glauben, wie sehr ich mich darauf freue. Machen Sie nur auch, daß man Sie genüßen kann, denn nur so kurze Zeit hier zu bleiben als Sie das vorige Mal blieben, das laſſen Sie sich ja nicht einfallen, damit würden alle Ihre Freunde hier schlecht zufrieden sein und bei mir verdienten Sie sich gewiß kein Schwestermäulchen. Richten Sie sich danach. — Sie irren sich entsetzlich, liebster Bruder Fritz, wenn Sie denken, daß mir unser Freund Steinauer Ihre Silhouette gemacht hat. Glauben Sie nur dem garstigen Mann kein einziges Wort mehr. Er hat es Ihnen versprochen? Ja, das Gott erbarm! Mir hat er es auch versprochen, wenn ich damit zufrieden sein will! Noch dazu auf eine ganz besondere Art wollte er mir sie machen — ach gehen Sie doch mit diesem häßlichen Mann! Ich mag gar nichts mehr von ihm wiſſen. — Zaudern Sie nur nicht länger und schicken Sie mir bald die kleine Silhouette, damit ich doch auch das Vergnügen haben kann, ihn sich ein wenig ärgern zu sehn, wenn ichs ihm unter die Augen halte. Sie ist Ihnen doch noch ähnlich? Denn sonst ist sie mir zu nichts nütze. Leben Sie wohl liebstes Brüderchen; ist Ihr don quixot fertig? Sie merken doch, warum ich Sie frage? Ihnen und meinen verehrungswürdigen Freunden bitte ich mich erinnerlich zu machen und Sie, vergeſſen Sie ja nicht Ihr Schwesterchen C. E. W. S.

Verzeihen Sie mein schlechtes Geschmier; es ist in größter Eil geschehn.

III.

Weimar 22. May 1794.

Hier, mein gütiger Freund, übergebe ich dieses, mein kleines musikalisches Produkt, Ihrer freundschaftlichen Vorsorge, — Der Hoffourir Martini der so gefällig gewesen, mirs ins Reine zu schreiben, hat freylich ein sehr großes Format von Papier dazu genommen, und er behauptet, daß es nicht kleiner seyn dürfe, wenn der Stich deutlich und leserlich seyn sollte, welches ich freylich auch wünschte. Sie werden also die Freundschaft für mich haben, und eine gute Mittelsorte Papier von dieser Größe dazu auswählen. Es wird fürcht ich etwas hoch kommen, allein, ein gutes Äußerliche ist bey jeder Sache; so wie bei den Menschen, eine wesentliche Empfehlung, und ist besonders hier nothwendig. Doch werden Sie auch zu gleich auf den angesezten Preiß der Lieder einige Rücksicht nehmen müßen, bester Freund, bei dem Papier Einkauf — Aber ich schwatze Ihnen da vor, als wenn ich nicht wüßte, daß Sie das alles aufs beste und überlegteste einrichten und besorgen werden. Das ganze Werk beträgt 5½ Bogen, also 20 Platten. — Das Titel Blatt bitte ich Sie, so simpel als möglich zu bestellen, nach Ihrer Angabe wird es dem ohngeachtet geschmackvoll seyn, und angenehm ins Auge fallen. Auf einen Titel habe ich mich noch nicht besonnen. — Die Italienischen u. französischen Lieder geniren mich dabey ein wenig — ich dächte aber, ich könnte die aus dem Spiele laßen — der Titel wird sonst so weit läuftig, und klingt auch so pretenzios — es mag also heißen: Gesänge mit Begleitung des forte-piano, von Corona Schröter zweite Sammlung. Die meisten Gesangfreunde sind doch für teutschen Gesang, wer sie also nach dem Titel kaufen wollte, würde vielleicht abgeschreckt werden, wenn von mehreren Sprachen die Rede wäre; also laßen wirs denk ich so dabey. Es fällt mir eben ein; daß alles was für Gesang in Kupfer gestochen wird, lateinisch Lettern hat, also wird das auch wohl hiermit der Fall seyn, und Sie werden die Güte haben es dem Herrn zu sagen, daß er sich an den teutsch geschriebenen Text nicht kehren soll; es nimmt sich auf jene Art auch beßer aus. Da Sie schon mehr Geschäfte mit ihm abgethan haben, so wird er sich ja bei diesen auch billig finden laßen, bitten Sie ihm in meinen Namen auch darum. — Hierbei folgen auch eine Parthie Anzeigen, die Sie die Güte haben werden an meine, u. Ihre Bekannten bey Gelegenheit auszutheilen. Mich dünkt Sie äußerten auch, daß es gut wäre es in den Zeitungen bekannt zu machen? Auch dieses muß ich Sie ersuchen gütigst über sich zu nehmen, bester Freund, denn wir armen Frauenzimmer sind in dergleichen Dingen gar unbehülfliche einfältige Geschöpfe. — Nun dünkt mich hätt' ich über diesen Punkt nichts mehr auf dem Herzen. Leben Sie also wohl mein gütigster Freund, und verzeihen mir, daß ich Ihnen so viel Müh verursache. Empfehlen Sie mich meinen Freunden, und kommen Sie recht gesund und glücklich wieder zu uns zurück. Ihre

ergebenste Freundin

Corona Schröter.

Acht Jahre später starb Corona. Zu dem Todesjahr bemerkte Goethe in seinen Annalen, anspielend auf die oben mitgetheilten Verse: „Corona Schröter starb und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewagt hätte."

„Skizzen und Culturbilder aus Italien."*)

Woldemar Kaden, der nun seit sieben Jahren in Neapel lebt, hat seinen interessanten Büchern über Italien ein neues gleich lesenswerthes angereiht. Aus jeder dieser Skizzen und Bilder spricht die warme Liebe des Autors zu dem schönen Lande, das seine zweite Heimat geworden, seine eingehende Beachtung des Volkes, dessen Sitten, Charakter und Geschichte. Anscheinend Geringes gewinnt, indem er es hervorhebt und einem Ganzen einfügt, Bedeutung, das Trockenste weiß er zu beleben, anziehend zu schildern. Woldemar Kaden gehört zu den berufensten derjenigen Schriftsteller, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, die Vermittlung zwischen den Völkern diesseits und jenseits der Alpen zu fördern, Deutsche und Italiener sich einander mehr und mehr bekannt und befreundet zu machen. Es gilt hier wie im Allgemeinen die Erfahrung, daß, wenn man es einmal über sich gewonnen hat, gegenseitig sich kennen zu lernen, daß man dann auch bald sich achtet und liebt. Mit der materiellen Verbindung durch die Schienenwege geht Hand in Hand die geistige Annäherung durch den literarischen Verkehr. Hier wie dort ist man in dieser Richtung thätig, und wie bei uns den neuesten Werken der Italiener Achtung zugewendet wird, so gelangen auch Werke deutscher Dichter zur Kenntniß unserer südlichen Nachbarn.

Die erste der Skizzen, „Das Sorrent Tassos", enthält ein Stück Geschichte dieser Stadt; das Leben Tassos fällt gerade in die inhaltreichste, bewegteste Epoche derselben. Wir sehen die Familie des Dichters tief betheiligt an den Schicksalen von Sorrent. Der Vater Tassos ist Sekretär des Fürsten von Salerno, und als dieser in dem Kriege zwischen Karl V. und dem Könige von Frankreich sich auf die Seite des letzteren stellt und deshalb all seiner Güter verlustig wird, da theilt Bernardo Tasso das Loos seines Herrn. Mit Recht glaubt Kaden, daß von dem traurigen Geschicke des Vaters ein Schatten über das ganze Leben des Sohnes fiel, die Armuth, die Trennung, die Verbannung. Ueberhaupt wird man, namentlich wenn man die Briefe Torquatos liest, die hier mitgetheilt werden, geneigt sein, nicht so sehr seiner allzu reizbaren Naturanlage die Schuld an seinen Unfällen, seinem Wahnsinn und frühen Tode beizumessen, als vielmehr den unglückseligen Verhältnissen, in denen er lebte, und die freilich die allgemeinen seiner Zeit waren, ihm aber, dem Hochbegabten, nur um so unerträglicher wurden. Es war der Despotismus der kleinen und kleinlichen großen Herrn, der Haß und Neid ihrer Höflinge und die unter dem Schein ritterlicher und adliger Manieren schlecht verborgene Rohheit jener bevorzugten Gesellschaft, in die Tasso hineingedrängt, eine seinem Talente und seinem Muthe unleidliche Stelle einzunehmen gezwungen war. — Die zwei wichtigsten Ereignisse, die Sorrent betrafen, geschahen, wie gesagt, zur Zeit, da Tasso lebte: der Aufstand der Neapolitaner gegen den spanischen Gouverneur, welcher die Inquisition einführen wollte, und der Türkenüberfall, der so vielen Sorrentinern Tod und Gefangenschaft brachte. Unter den oft wunderbar Geretteten befand sich auch Tassos Schwester Cornelia.

Ein nicht minder interessantes Culturbild zeigt uns das weite Gebiet des Aberglaubens; aus fast allen Provinzen Italiens sind von den verschiedenen Spielarten desselben Beispiele aufgezählt. Von dem poetischen im Volkslied wiederklingenden bis zum widerlichen und scheußlichen Aberglauben, von dem noch aus dem Antiken stammenden bis zum raffinirten mit jesuitischem Klügeln durchwobenen. Man sieht, wie der Mensch in seiner kurzen Lebenszeit von Zufall und Leidenschaften bedrängt stets durch geheime Mächte jenen zu bändigen und diese zu befriedigen gesucht hat, wie der Aberglaube, neben und zum Theil in der Religion wurzelnd, ihre Ergänzung darstellt und, während sie jenseitiges Glück verheißt, durch Zaubermittel das diesseitige zu erringen und zu erhalten strebt. In die mit seinem Humor geschriebene Skizze ist ein artiges Märchen eingeflochten.

Einen hochtragischen Vorfall berichtet „Una pagina d'amore", ein Seitenstück zu der Geschichte der Francesca da Rimini. — Donna Maria d'Avalos wurde im Jahr 1590 von ihrem Gatten Don Carlo über ehebrecherischer That ertappt und ermordet, mit ihr der Herzog Carafa, ihr Geliebter. Der einfach nach Originalacten und Zeugenaussagen berichtete Hergang wirkt im höchsten Grad ergreifend, man sieht den beleidigten Gatten mit seinen fackeltragenden Dienern um Mitternacht die Treppen zum Gemach hinanstürmen, man hört seinen donnernden Racheausruf: Tod dem Verruchten und seiner Metze! Hörner dem Hause Gesualdo! und hierauf sein schreckliches: Ich glaube gar, sie lebt noch! Es ist in Ton und Colorit die Scene aus einer Shakespeare'schen Tragödie. Das größte Bedauern mit den beiden unglücklichen Opfern herrschte damals in Neapel, Niemand verdammte die Schuldigen, Alles bemitleidete sie. Dichter, worunter auch Tasso, widmeten ihnen elegische Strophen. Dies geschah nach den Sitten und Anschauungen jener Zeit, die der Leidenschaft und dem Zauber der Liebe größere Nachsicht entgegenbrachte als es heutzutage in solchem Falle geschähe. Sollte vielleicht auch der Umstand für Donna Maria als Entschuldigung gedient haben, daß sie in dritter Ehe lebte, als sie der Versuchung anheimfiel? Verdiente nicht die Frau eine mildere Beurtheilung, welcher ihr erster Gatte durch den Tod entrissen war, und die nun eine zweite und dritte Ehe einging? Konnte man nicht als starken Milderungsgrund geltend machen, daß sie, nach dem Glück ihrer ersten Ehe sich zurücksehnend, ihrer Einbildungskraft nachgab und ein verbotenes Glück auf verbotenem Wege heraufbeschwor? Rührend ist es, wie sie den Geliebten, der wohl wußte, daß er bereits verrathen war, und deshalb seine Besuche einstellte, bittet, sie nicht zu verlassen, wieder zu ihr zu kommen, und wie der ritterliche junge Mann, den Verdacht des Mangels an Muth von sich abwendend, ihr schreibt, daß er bereit sei, mit ihr in den Tod zu gehen. Merkwürdig sind die Bestimmungen der damals geltenden Gesetze, nach welchen und wie, unter welchen Modificationen, es dem Gatten erlaubt war, sich zu rächen.

Manche Leser würden wohl mit Begierde zuerst denjenigen Abschnitt aufschlagen, welcher „Räubergeschichten" überschrieben ist, wenn ein Inhaltsverzeichniß beigegeben wäre und dies stets anziehende Thema verriethe. Mit der Objectivität eines Naturforschers erörtert der Verfasser das Räuberwesen nach seinem Ursprung. Er zeigt die Ursachen, die Bemühungen es auszurotten und erzählt einzelne Züge aus dem Leben der imposanten Briganten älterer und neuerer Zeit. Armuth und Unwissenheit waren von jeher die Grundfactoren des Brigantenthums, hervorgerufen und begünstigt durch den Despotismus und die Aussaugung des Landes. Letztere Ursachen sind hinweggeräumt; wären es auch die ersteren! In der That waren es die reichen, hartherzigen Gutsbesitzer, die Bedrücker der Arbeiter, die vom Brigantaggio bedroht waren, seltener die Fremden. Kaden erzählt, daß er selbst zuweilen auf seinen Reisen sogar Artigkeiten von Briganten erfahren habe. In neuerer Zeit kamen sie darauf, auch begüterte Reisende, besonders Engländer einzufangen, und nicht ohne großes Lösegeld wieder zu entlassen. Bekannt ist die Gefangennahme der Engländer Moorse und Murray und die Wegschleppung des Sohnes, Hauslehrers und Buchhalters des Herrn Wenner, was diesem ein Lösegeld von 180,000 Francs kostete. Ein anderer Fall wurde mir erzählt, wo ebenfalls ein Sohn reicher Eltern von den Räubern ins Gebirg geschleppt und erst nach Monaten wieder zu den Seinigen entlassen wurde. Dieser junge Mann war früher stets kränklich und kehrte ge-

*) Von Woldemar Kaden, Jena, Hermann Costenoble.

kräftigt und in blühender Gesundheit zurück. Die rauhe Lebensweise, die gesunde Luft der Berge hatten ihn völlig hergestellt, aber theuer war ihm die Kur zu stehen gekommen. Eine vorzügliche Räubergeschichte ist die des Angelo de Duca, aus Briefen über Calabrien und Sicilien eines Schriftstellers des vorigen Jahrhunderts entnommen. Was die drakonische Strenge der französischen Militärmacht unter Murat nicht vermochte, was noch weniger unter der bourbonischen Regierung gelang, die den Brigantaggio, wenn es in ihren Zwecken lag, sogar begünstigte und benützte, die Ausrottung des Räuberwesens brachte erst die gegenwärtige nationale Regierung fertig. Die letzte Niederwerfung des Brigantenthums, die Tödtung Manzis in allerneuester Zeit, wird von dem Verfasser, der theilweise Augenzeuge des blutigen Ereignisses war, aufs Lebendigste geschildert.

Ein sehr trübes Culturbild heißt „Der Esel des heiligen Joseph" und gibt einen traurigen Beleg zum Kapitel der Thierquälerei in Italien. Realistisch wahrer als die hier dem Italiener Verga nacherzählte Historie könnte wohl nichts diese Schattenseite der Südländer beleuchten. Sie kennen keine Schonung für das Thier, kein Mitleid mit ihm, sie halten es für geschaffen, nur daß sie Nutzen und Gewinn und mit der raffinirtesten Grausamkeit daraus erpressen, ja eine wahrhaft teuflische Lust am Quälen ist ihnen Gewohnheit. Aber man bedenke nur auch, wie dieses Volk nicht minder hart gegen sich selbst ist — die genannte Erzählung gibt einen Beweis, wie der Mann mit seiner Frau umgeht —, man erwäge, welche Leiden es seit zwei Jahrtausenden durch innere und äußere Kriege, durch Einbrüche fremder Heere, durch Bedrückung aller Art auszustehen hatte. Dazu kommt noch, daß der religiöse Cultus nur in den seltensten Fällen ihnen die Rohheit und Unmenschlichkeit gegen Thiere als Unrecht oder Sünde vorhält. Ich erinnere mich, daß einst auf einem Dampfschiff im Lagomaggiore von einem Haufen Leute ein mittelgroßer Hund fort und fort gegen ein am Boden liegendes geknebeltes Lamm gehetzt wurde, wahrhaft teuflisches Lachen accompagnirte das jammervolle Blöken des geängstigten Thieres; endlich ward es mir zu arg, ich sprang auf und rief, sie sollten doch Mitleid haben mit dem armen Geschöpfe. Sie sahen mich groß an. Ein Kapuziner jedoch, der ebenfalls auf dem Verdeck stand, trat herzu und sprach in meinem Sinne. Wahrscheinlich war es eine Reminiscenz an christliche Symbolik, was ihn dazu vermochte, aber das Thier hatte nun wenigstens Ruhe.

Der Aufsatz über italienisches Zeitungswesen ist den Lesern der „Gegenwart" von früherher bekannt. Es ist der einzige unter sämmtlichen Artikeln, welcher bereits in einer Zeitschrift veröffentlicht wurde, und enthält wichtige Documente für Schätzung des geistigen Lebens der Nation, ihrer politischen Reife, ihrer Gesittung und ihres Wohlstandes.

Im höchsten Grade ansprechend für den Deutschen ist die folgende Abhandlung, das Urtheil eines Italieners, des Professors der Literatur an der Universität Padua, Canello, über den zweiten Theil des Faust, somit über ein Werk, das in mancher Beziehung einem Sohn des Volkes, aus welchem Dante hervorging, weniger fremdartig als unsereinem vorkommen mag. In der That ist Inhalt und Entwickelung der großen Dichtung Goethes mit Einsicht und Klarheit dargelegt. Nach Ansicht Canellos ist in diesem zweiten Theil Alles Allegorie und das Ganze weniger dramatisch als philosophisch. Es sind auch bei uns die Acten über den dramatischen Werth dieses zweiten Theiles noch nicht geschlossen, und bei den vor kurzem stattgehabten Aufführungen scheint es sich doch gezeigt zu haben, daß Scenen von der erhabensten, mächtigsten Wirkung darinnen sind, allerdings nur für ein erlesenes Publicum, und darauf kommt es doch an. Der geistig Höherstehende fühlt sich von tragischer Wirkung bewegt, wo der Ungebildete nichts empfindet; der zum Nachdenken Geneigte wird ebenfalls rascher und tiefer ergriffen sein, als der an thatkräftiges Handeln Gewöhnte. Wer weiß, es kommt doch noch eine Zeit, wo dieses Testament des greisen Dichters, jahrelang nach seiner Eröffnung, zum Eigenthum des deutschen Volkes wird und vollständig in seinen geistigen Besitz übergeht.

Herm. Lingg.

Verderbtes Leben.

Novellette von L. Anzengruber.

Mittag war's und die Maiensonne schien ins Land, die Schatten schwanden aus dem Thale, auch dort wo zwei Bergabhänge schmal aneinanderrücken und wo sonst der Schatten früh kam und am spätesten ging, dort rieselte in der Mitte ein klarer Bach dahin, jeder Kiesel war zu sehen am Grunde, das Gras senkte seine Halme in die Feuchte und das Kraut stand üppig, große Steine, auf Schrittweite gelegt, dienten als Brücke. Gegen den einen Bergabhang auf einem Ufer stand ein kleines Häuschen, hatte nach dem Hofe zu einen Zaun aus einer Dornhecke, welche an ein paar Flecken Gartenerde hinlief, eine große Sonnenblumenstaude nickte darüber und gegen den Wald zu war das Haus offen, die Inwohner der Hütte fürchteten wohl nicht, daß Jemand käme und ihnen etwas enttrage, vermuthlich hatten sie nichts, was des Nehmens werth.

Drüben am andern Ufer des Baches stand ein stattlicheres Häuschen mit einem Vorgarten, vier Stufen führten zur Hausthür und rückwärts war ein Garten mit Bretterzaun umgeben, über den neugierig und stolz die ersten Bäume des Waldes hereinblickten auf die fremden Ansiedler.

Ein Knabe in fraglicher Kleidung, mit nackten Füßen, mühte sich von einem Steine auf den andern über den Bach zu setzen und sein Schwesterchen, ein kleines Mädel, dem das Röckchen, das einzige Kleidungsstück, das es am Leibe hatte, im Winde flatterte, hielt die kleine Hand als Schirm über die Augen und sah lachend dem Bruder zu, — jetzt glitt der Knabe ab und mit einem Aufschrei des Schreckens stand er bis über die Knie im klaren Wasser, das Mädchen klatschte in die Hände und lachte laut auf, der im Wasser stimmte übermüthig darin ein und kletterte wie ein Frosch auf den Stein hinauf; da trat ein rothbackiges Weib mit blitzenden Augen und reichem Haare in die Thür des kleinen Häuschens.

„Werdet Ihr Ruhe geben! Wißt Ihr nit, daß da drüben der Niederreitner Leopold krank liegt?"

Der Knabe war rasch über die Steine zurückgehüpft und faßte das Mädchen bei der Hand, verschüchtert gingen die beiden Kinder nach dem Hause, wo die Mutter schon wieder am Herde hantierte. „Müßt's brav sein," sagte sie, „daß die Nachbarsleut' nit klagen, ein Krankes leidet unter'm Lärm, — geht nach dem Wald zu, wenn ihr spielen wollt."

Die Kinder aber gingen durch die rückwärtige Thür nach dem Hofe und setzten sich neben dem Zaune hin und dachten nach und besprachen sich, was wohl ein Krankes sein möge — und spielten Kranker und Doctor.

Drüben aber war's Ernst. Nach dem Garten zu lag der Kranke, ein bleicher, junger Mensch, im Bette und hüstelte aus tiefer Brust. Das Erdgeschoß lag etwas hoch, eine Linde fächelte mit den Aesten zum Fenster herein, die Sonnenstrahlen schossen spielend durch das junge Grün und dahinter lag aufragend der Berg, ein Stück weiter sah man noch aus der Enge in das weite Thal, darüber lag der Himmel in freundlicher Bläue, und in einem weißen Florkleide, das sich aus den senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen gewoben hatte, verloren sich Baum und Strauch und Hütten, die tiefer im Thale lagen.

Friede rings! Nur der Kranke hört schärfer, er hört das Knirschen der Freßzangen des Gewürmes, er hört die Blätter abgenagt fallen und er hat das Gefühl, als ob sie leise auf seine Bettdecke sänken, er hört die Made im Holze, und von dem schönen Stamme verbleibt nichts als Gerispel, Staub und faule Spähne, er hört das Uhrwerk des Vergehens in der Natur, der Tod will als treuer Gevattersmann den Scheidenden langsam entwöhnen der Freude und der Hoffnung und zeigt ihm die Natur krank, verlöschend, wie er selbst. Ein großes Sterben, heute mir und morgen dir. Um so unendlicher sehnt sich der Kranke nach dem Auge des Gesunden, dem die ganze Natur gesund erscheint, nach dem Ohre des Gesunden, dem ein fröhliches Rauschen durch die ganze Natur geht, wie in einem Werkhause,

wo fort und fort die Maschinen rastlos schaffen, und da bimmelts in der Mühle — kling, kling, — „der Stein hat leer gemahlen, holt das Brod und schüttet neues Korn auf", und da rennt die Säge schnurrend um sich, „wo ist der Stamm? Hab' ausgesägt" — und der Hammer hebt sich stolz und sagt zur Eisenesse: „gib, gib, daß ich weiter hämmern mag!"

Der Kranke hört das gerne wie vormal, aber zernagte Blätter sinken ihm immer auf die Bettdecke; hätte er nach Außen hingelauscht, er hätte es leise unter seinem Fenster heranschleichen hören, er hätte ein stilles, unterdrücktes, zitterndes Weinen gehört. Aber die Sorge um ihn schlich so leise und weinte so stille, daß er es nicht merken sollte; unter seinem Fenster stand gebückt, so daß kein Laut, kein Seufzer zu ihm dringe, das Weib, daß ihm das Leben gegeben, ein einfach Weib, das Gattin und Mutter ward, weil es so hergebracht, das ledig geblieben wäre, wenn es sich getroffen hätte, das Alles hinnahm, als müßte es so sein, wie es kam, ein Geschöpf, dem Liebe und Pflicht Alles war, das den Genuß wie Dank hinnahm und alles Leid als Prüfung.

Er hatte des Genusses willen gelebt, er hatte Lust gesucht und gefunden.

„Werde doch so jung nicht sterben sollen?" hüstelte er.

Nebenan im Zimmer hörte er zwei Stimmen leise sich besprechen, die eine zitternde war die seines Vaters, die andere, die vorsichtig jedes Wort betonte, das war der Doctor, — was sie wohl mit einander hatten? Sprechen werden sie über ihn.

Er hob sich mühselig aus dem Bette und schlich leise nach der Thür und legte sein Ohr an die Bretter.

Draußen sagte die zitternde Stimme: „Herr Doctor, Gewißheit, wenn man sie haben kann, ist gewiß immer besser als die Unruh', die uns aufzehrt, mein armes Weib geht im Wachen und Warten zu Grunde, es frißt ihr das Herz ab. Glaubt Ihr's nicht, Herr Doktor, daß unser Leopold wieder gesund werden könnt?"

„Ich glaub's nicht, Niederreitner; nehmt Euch zusammen, seid ein Mann."

„Und wie lange . . ." fragte die zitternde Stimme; er sprach's nicht aus, was er dachte.

„Erschreckt mir nicht, Niederreitner, setzt Euch nieder, besser Gewißheit, habt Ihr selbst gesagt; — macht die Sach' in Ordnung, laßt den Geistlichen kommen, man kann nicht wissen, was geschieht; ich fürchte, er erlebt den nächsten Monat nimmer . . ."

Ein schwerer Fall in der Krankenstube unterbrach den Redner. Erbleichend sahen die beiden Männer einen Augenblick sich an. Da flog schon schreiend die Mutter herbei. Sie öffneten die Thüre, wie leblos lag der Kranke dahinter.

Sie hoben ihn auf und trugen ihn in's Bett.

„Er hat sein Todesurtheil gehört," sagte der Arzt für sich, „das ist ein schlimmer Fall, die Leute werden meinen, er hätte vielleicht leben können, wenn ich nichts vorher gesagt hätte, gewiß ist, die Erschütterung kann ihn noch früher tödten. Aergerlich — ärgerlich" — kopfschüttelnd entfernte er sich.

Abend war es geworden, Licht brannte in der Krankenstube, Leopold hatte sich wieder erholt und saß aufgerichtet in den Polstern, seine Mutter saß neben ihm, das Gebetbuch im Schoße, der Vater saß bei dem Fenster und starrte hinaus, draußen zogen Wolken rasch über die Sterne, ein Rauschen ging durch den Wald, die Tannen nickten, im Garten spielte der Wind mit den Zweigen.

Der Kranke hüstelte.

Es schnürte ihm die Brust zusammen, er gedachte, wie sein Vater und der Doctor so gleichgültig davon sprachen, ja, wie sie es nur ausdenken, wie sie es nur sprechen konnten, daß er sterben müsse — so jung — und sterben müsse!

Gleichgültig, ob er lebe oder sterbe.

Er hat es ja auch gethan, — auch er hatte es gethan, geredet von Lebenden und Sterbenden, gleichgültig, wie sie leben und sterben mochten, wenn nur er lebe; und Viele hatten ihn lieb und Viele gingen ihn nahe an, die Stimme der Natur sollte für sie sprechen, sie schwieg, sie sprach nur für ihn, für seine Ruhe und Bequemlichkeit.

Es fröstelte ihn.

„Es hätte Alles gut werden können," sagte er leise, „hättet Ihr mich die Hanne heirathen lassen, die ich von Kind auf gern sah. (Es war das das Weib mit den blitzenden Augen und dem reichen Haare, die Mutter der beiden Kinder drüben in dem kleinen Häuschen.) Ich wär' da verblieben, so bin ich Euer Einziger zum Militär gegangen, da war freilich ein lustig Leben, nun ich hab's davon. Ich hätt' hier hausen mögen in Gesundheit und Frieden wie Ihr, und alt werden, wie Ihr; so ist's jetzt am End'!"

„Wer hätt' auch gedacht, es nimmt so eins," weinte das Weib.

Der Mann am Fenster senkte den Kopf. „Wir haben Dich halt als zu gut gehalten für so eine arme Dirn."

„Jetzt bin ich für Jede zu schlecht — ja, das Militär, hätt's nicht gedacht, wie es dort ist, war zu Haus gewohnt das Schaffen, dort gab es viel freie Zeit und ein Mal dort und wieder da sein, müssige Zeit und Unstätsein macht lüstern Blut. Haha, und das Frauenzimmer in den Städten hat das auch, hat über sein bischen Arbeit immer den Kopf frei und simulirt und liest Liebesgeschichten. Gute Zeit das, für den, der's versteht. Vater, Ihr seid ja auch beim Militär gewesen, haha" — — das Lachen erstickte ihm im Hustenanfalle. „Hättet's wissen können, daß das nicht taugt für mich".

„Mach' Deinen alten Leuten keine Vorwürf'!"

„Mach' ich Euch die? Ich sag', es hätt' anders kommen können."

Damit versank der Kranke in tiefes Nachdenken.

Er ist müde, todtmüde, er hält die Augen geschlossen, weiß Gott, was das ist, es ist ihm, als säh' er nach innen hinein und säh' bekannte Bilder aufsteigen. Erst sieht er sich in seinen Kissen liegen — ein halbes Jahr dauert das schon — ein Tag war hell, der andere grau — jetzt ist der Lindenast grün, damals war er beeist, damals, als er den Tannenwald hinter dem Elternhause herabkam, als Urlauber, da rieselte es flockig von den hohen Aesten auf seine Mütze herab, weit lag der Schnee, auch auf dem Dache, nur um den Schornstein herum vertrieb ihn der Rauch, der lustig daraus hervorwirbelte — er jauchzte nicht auf, als er das Thal sah, dazu war ihm die Brust zu weh und die Seele zu unruhig.

Aus der nächsten Kreisstadt war er früh Morgens gezogen, die Straße wanderte er entlang, es war schön, die Sonne ging eben auf und färbte die weiten Schneefelder rosenroth, er war heiter; da kam langsam ein Gefährt vorbei, Gendarmen saßen darauf und ein paar Männer und ein paar Frauenzimmer, die fuhren der Strafanstalt zu, und Eine weinte sehr — jetzt ließ sie die Hände sinken, da kannte er sie, sie mußte fünf Jahre aus der Freiheit wegen Kindesmord. Ei ja, sie hat Wort gehalten.

Dort außer der Stadt am Flusse liegt eine kleine Au, dort ging er zum letzten Male mit ihr, schön grün war's und der Himmel blau — sie hatte nichts mehr zu verbergen. Da sagte sie ihm: „Leopold, allein bekenn' ich mich nicht dazu." Da biß er sich in die Lippen und sprach nichts mehr. Sie aber sagte bei ihrem Hausthore: „Ich weiß, was ich thue!"

Vor dem Thore stand ein Brunnen, der plätscherte lustig, an dem ging's vorbei mit klingender Musik an dem Tage, wo sie sich kennen lernten. Man sieht sich doch unter den Mädchen um, er sah nach allen Fenstern, da stieß ihn sein Nebenmann an und nickte gegen den Brunnen zu, da stand sie, groß, schlank, mit rabenschwarzem Haare und blitzenden Augen, auf ihren Krug aufgestützt und sah den vorbeimarschirenden Soldaten nach und da blickte er hinüber und sie lachte. Das taugte ihm.

Sie wechselten gerade Garnison. Im anderen Städtchen war er noch Tags zuvor bei einem Taufschmaus gewesen, dort stand er am Fenster und sah bald zwischen den Vorhängen hinaus auf den mondhellen Marktplatz — der verschwiegene Gesell' am Himmel hat ihn oft spät Nachts aus diesem Hause schleichen sehen — bald sah er seitwärts nach dem anderen Zimmer, wo

die Wöchnerin im Bette aufrecht saß, sie hatte feuchte Augen — ein Spaß ist's, daß sie, selbst nicht treu, doch Treue verlangen. Rückwärts an der Tafel freute sich ein kleines, schwaches Männchen über ein bleiches, skrophulöses Kind — haha — o die Weiber! . . .

Der Husten erschütterte ihn tief — wie das in die Brust stach!

In diesem Städtchen lag er zum ersten Male in der Provinz in Garnison. Den Tag darauf, nachdem sie eingerückt, ging er über den Marktplatz, dort bei der Dreifaltigkeitssäule, auf deren breiten Stufen an Markttagen alte Landweiber mit Vogelfutter und anderem kleinlichen Kram saßen, dort stand sie, die dralle, schmucke Frau mit den reichen, blonden Haarwellen und den feuchten blauen Augen; sie hatte eingekauft und ihr alter Mann mußte den Korb tragen, denn sie wollte noch in die Kirche gehen. Der Alte mit dem Korbe drängte sich durch und verschwand unter den Leuten und er trat näher und grüßte höflich und sagte: „Der alte Herr ist wohl Ihr Vater, schönes Kind?" Und sie lachte und schämte sich und sagte: „Es ist mein Mann!" Ja, wie gerne lassen sie sich bereden, daß ihnen Unrecht geschehen sei, wenn sie Lust haben, selbst eines zu begehen! Und was die blauen Augen zu reden wußten, als er plaudernd neben ihr bis zur Kirche ging. Sage doch Keiner, die Blondinen wären kälter.

Ja, es gibt auch scheue Vögelchen. Als sein Regiment noch in der Hauptstadt lag, da kam es gerade zur rechten Zeit, daß die Trompeten zum Abmarsche bliesen, und daß es vom Himmel goß wie aus Kannen an dem Tage, wo sie fortzogen! Der Oberst nahm plötzlich eine andere Gasse, die dem Bahnhofe näher lag; in dem schmalen Gäßchen, durch das sie sonst hätten marschiren müssen, da standen Etliche unter einem Hausthore, denen er nicht gerne begegnet wäre, ein alter, zorniger Mann, neben ihm ein weinendes Weib und seitab trotzig ein Mädel mit großen, trockenen Augen — husch vorbei — Ihr wartet mir lange gut — müßt Ihr denn Alles für Ernst nehmen, was man Eurem Aeffchen vorplaudert? Hätt' er sich überhaupt um sie angesetzt, wenn es nicht eine Wette gegolten hätte?

Im Regen ist auch das gekommen. Ach, was war das für ein heitrer, warmer, schöner Sommertag, als es mit mehreren Kameraden und deren Mädeln über Land ging, das trotzige Ding ging ihren Freundinnen zu Lieb mit, hielt sich aber von den Soldaten ferne. Da kam ein leichter Regenschauer und das trieb sie in das Gartenhäuschen einer Bauernschenke, sie schäkerten und lachten durcheinander, und im tiefsten Winkel stand das stolze Mädel und sah hinaus in die Gegend und ein Führer trat herzu und meinte: „Die wäre was Apartes und keinem Soldaten hold." Es galt die Wette.

Ja, bis man's zum Wetten und Wagen bei den Weibsleuten bringt, hat man sich umgethan.

Die Liese, mit der er schon ein halb Jahr ging, stand daneben und lachte zu der Wette, sie war es zufrieden, sie hielt nichts auf ihren Ruf, was sollten Andere einen besseren haben?!

Ein sonderbar Volk! Er konnte sich sagen, daß er es kannte, das machte ihn so wettlustig, als sie da oben im Gartenhäuschen standen. Eine Wolke lief rasch über die Sonne hin und von der fiel der Regen in großen Tropfen. Da lag die Welt licht und hell und in klaren Schnüren fiel der Regen darüber. Dort seitwärts, tief im Thale lag eine Villa auf einer Wiese, mitten im Tannengrün — ein junges Ehepaar wohnt jetzt dort. — Huscht nicht ein helles Seidenkleid über den falben Kies der Gartenwege und wie ein Käfer folgt ein dunkler Schatten nach. Unschuldig Spiel — hasche sie nur — ich weiß besser, was Du hast . . . Sie wird wohl die Briefe verbrannt haben, wo in schlechter Orthographie von ihrem Jetzigen, als er noch ihr Bräutigam gewesen, die Rede war . . .

Geradeüber sind die Hügel mit Weinreben von oben bis unten bepflanzt. Bei einem Weinlesefeste war er ja auch dort — ist's nicht der Weingarten dort, der tiefer liegt wie alle anderen, dem Walde zu, wo dort aus dem Gebüsch eine Marienssäule hervorragt? Wer wohl die kleine, junge Dame aus reichem Hause war — die eben aus einer frommen Erziehungsanstalt kam — die so viel Most getrunken hatte — wer sich's von der gedacht hätte? Je nun, er hat Wort gehalten und ihr nicht nachgefragt.

Und weiter dort führen die Wege zur Stadt — da mag er sich kaum noch erinnern was er dort Alles erlebt — vor welchen Kirchen er gewartet — welche Straßen er auf- und abgeschritten, stundenlang — welche Treppen er auf- und abgeklettert — bis auf das erste Haus, das er in lustiger Gesellschaft besuchte — das war keine lautere Wirthschaft dort — und er lief davon ....

Haha ...

Mein Gott, wie die Brust arbeitet .... will es ihm das Lachen darüber verleiden?!

Ja, er ist davongelaufen, damals war er gerade vom Lande in die Großstadt gekommen, ein stämmiger, gesunder Bursche. Sechs Tage war es erst, daß er vom Hause weg war. Als er von dort wegging, war es früh Morgens, ein leichter Nebel lag über dem Bache, das Gras am Rande schüttelte sich, als möchte es frieren, die alten Leute begleiteten ihn ein gut Stück Weges. Was mußten sie auch mitgehen? Gerne noch hätte er an der Hanne ihrer Hütte gepocht und ihr gesagt: „Denk nicht an das, was ich gestern gesagt hab, bleib mir treu, wart auf mich!". . .

Gestern hatte er Streit ihretwegen mit seinen alten Leuten und er ist im Trotz hinüber gegangen, sie jätete gerade Unkraut aus, er lehnte sich über den Zaun und sagte: „Hanne, sie wollen nicht, daß wir zusammen kommen; ich geh' morgen fort, zum Militär geh' ich, daß Ruh' wird, brauchst nicht auf mich zu warten, wenn Einer kommt, der Dir taugt. Ich komm', weiß Gott wann, wieder, ich hab' die Einschicht da satt." — Sie sagte nichts und weinte.

Freilich da oben am Berge, wo man so weit ins Land sieht, da hatte sie auch geweint, aber anders war's damit gemeint. Er hatte sie an der Hand gefaßt und hatte gesagt: „Schau, Hanne, wie ich Dich so anseh', Du bist doch ein aufrechtes Dirndl geworden und ich weiß Einen und den Andern da herum, der Dir gut ist, so gut mag Dir aber Keiner sein als ich und denk' mir, Du könntest es mit mir versuchen. Als Nachbarskinder sind wir aufgewachsen, wir kennen uns von klein auf, jedes Schritterl im Leben wissen wir Eins vom Andern, und 's ist doch schön, Eines zu haben, mit dem man reden kann bis in die früh'sten Tag' zurück: weißt noch, wie das so war und das so? Und nicht erst lang erzählen muß. Muß doch schön sein, wenn zwei Leut' so ein Leben aus Einem Stück führen und es gibt gar keine Zeit, bevor sie sich 'kennt haben und sie mögen sich vertrauen bis ins Grab!"

Das war ihm oben durch den Kopf geschossen, als sie hinunter sahen auf das Dorf im weiten Thale, wo sie neulich auf dem Tanzboden waren und er das erste Mal daran gedacht hat, daß die Hanne ein mordsaubers Dirndel geworden, als die anderen Burschen sich herzudrängten und sie doch mit Keinem tanzte als mit ihm.

Ja, bis dahin war er ohne allen Arg und andere Gedanken neben ihr hergelaufen, das ganze Thal ab und zu, da gab es kein Fleckchen rundum, wo sie nicht gewesen wären — da hatte er ihr im Walde Holz klauben geholfen — den schmalen Steig gingen sie, o wie oft, hinüber ins Dorf in die Schule — dort auf der Wiese machten sie Jagd auf Grillen, Schmetterlinge und Frösche — dort, wo der Bach so seicht war, badeten sie und dort, wo es den Sand an das Ufer getrieben hatte, saßen sie und spielten mit bunten Steinen. Es ist ihm so sonderbar wohl in der Sonne, auf dem bunten Kies — die Hanne hatte die Schürze voll Steine und stand auf und die Schürze war zerrissen und die Steine rollten immer schneller und schneller durch — und sie weinte und er lachte wie toll.

Daß es ihm wehe that und nach hinten über warf.

Da faßte es ihn unter den beiden Armen und zog ihn in die Höhe — ei ja — das kannte er — das ist das Tuch — an dem gängeln sie ihn — gehen sollte er lernen — die Arme

hängen so possirlich in die Luft — die Füße setzen sich so langsam und so schwerfällig in Bewegung — und da geht's zur Hausthür hinaus — und da drüben aus der kleinen Hütte tritt auch eine Frau und die hat vor sich gerade so ein kleines zappelndes Ding und das sieht mit großen braunen Augen herüber, wie er hinüber sieht und da patschen sie unbeholfen die Hände zusammen und lachen und wissen nicht warum.

Aber das Tuch verschnürt ihm die Brust. — Das ist doch toll — die Welt tanzt und die Berge fallen ins Thal — Luft! — die großen, braunen Augen schauen noch treuherzig nach ihm ... Hanni!

Da streicht ihm eine Hand die Haare von der Stirne — er kennt die Hand — so hat sie oft gethan — das ist dieselbe Hand, die ihn gegängelt ... Mutter!

Da gleitet das Tuch langsam unter seinen Armen herab — er taumelt ein paar Schritte ins Dunkle hinein — und steht plötzlich losgelassen ... Wo? ...

Draußen murmelt der Bach, die Bäume rauschen, der Lindenast pocht an das Fenster: „Komm' in die Elemente!"

Ein Mann, der eine Axt über die Achsel geworfen trägt, schreitet über den Bach weg, dem kleinen Häuschen zu, die Kinder springen ihm lärmend entgegen. Er nimmt das kleinere Mädel auf den Arm und den Buben an die Hand und geht nach der Küche, wo die Hanne beim Herdfeuer steht.

„Grüß' Dich Gott, Hanne," sagte er. „Erschrecke mir nicht, ich weiß, Du hast ihn gut leiden mögen. Der Niederreitner Leopold ist gerad' vor einer Minute, wie ich vorüber bin, gestorben, 's geht ein Jammer durch das Haus."

Das Weib führt in der rechten Hand einen Kochlöffel und rührt eifrig in dem Sterz, der über dem Feuer steht, mit der Linken hebt sie den Schürzenzipfel und wischt sich die feuchtgewordenen Augen.

„Gott tröst' ihn!"

„Amen!"

Die Kinder sind still geworden und sehen auf Vater und Mutter.

Der Mann preßt das Kind fester in den Arm, zieht den Buben mit der anderen Hand an sich und sagt mit einem treuherzigen Blicke auf sein Weib: „So gut hätt' er's auch haben können!"

Notizen.

An diplomatischen und sonstigen Enthüllungen war der diesjährige Herbst besonders reich, und die Zeitgeschichte wird davon einigen Vortheil haben. Vieles darunter war allerdings auch sonst schon bekannt und wurde jetzt nur in etwas vermehrter, hier und dort auch corrigirter Ausgabe dem Publicum vermittelt. Aber die rasch lebende Mitwelt hat ein kurzes Gedächtniß, dem hin und wieder nachzuhelfen von Nutzen ist. Interessante Erinnerungen aus der Conflictszeit wurden von einem erfahrenen Politiker geboten, der sie mit erlebt, in ihre Entwicklung auch fördernd und heilsam eingegriffen hat. Auf den ersten Anblick mochte fraglich erscheinen, ob jene Rückblicke nicht besser erst nach den Wahlen erschienen wären, ob nicht dienstwillige Leute die Schilderung dessen, was in jener Darstellung als ein der Reaction gegenüber aufgezwungener Scheinkampf hervortrat, zum Schaden der liberalen Sache ausbeuten würden. Der gelinde gesagt höchst ungeschickte Zorn jedoch, mit welchem die Officiösen über jene historisch beglaubigten Dinge herfielen, lieferte den handgreiflichen Beweis, daß der Verfasser doch wohl den richtigen Moment für seine Mittheilungen getroffen hatte. Auf gouvernementaler Seite fürchtete man offenbar den ungünstigen Effect, welchen die Reminiscenz auf die erstrebte, vielleicht nur geträumte Verbindung der Conservativen und Clerikalen hervorbringen konnte. Diese mochten auf den Gedanken kommen, daß sie am Ende auch diesmal nur für bestimmte Zwecke verwerthet und dann gleichmäßig je nach dem Bedürfniß des Moments an die Wand gedrückt werden könnten. Wußte man ja, daß die beiden Lager an chronischer Verblendung und Selbsttäuschungen leiden, daß Alles darauf ankam, ihr zu frühes Erwachen möglichst zu hindern. Eintönig wiederholen sie die Legende von dem Bankrott des Liberalismus und wissen nicht, daß sie, von einer mächtigen Hand für bekannte Erfordernisse galvanisirt, ein gespenstisches Dasein führen und nach dem Schluß dieser Zeitparenthese auf Nimmerwiedersehen verschwinden werden. Die Conservativen haben bei uns stets versäumt, nach dem Vorbilde der englischen Tories sich mit den Interessen der anderen Klassen zu identificiren, erweitern vielmehr mit Vorliebe Tag für Tag die Kluft, welche sie vom Volke trennt. Was diese Methode den französischen Legitimisten eingebracht hat, ist weltbekannt, und unseren Feudalen ergeht es nicht besser, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns glücklicherweise die angestammte Monarchie gegen die Folgen eines so kopflosen Verfahrens gesichert und gefeit ist. Die Clerikalen sind ihrerseits wo möglich noch mehr mit Blindheit geschlagen, dünken sich schlauer als alle Welt, büßen aber Schritt für Schritt selbst ihren berechtigten Einfluß auf die Gemüther ein, unbelehrt durch die Erfahrung des Verlustes, welchen die Curie mit der weltlichen Herrschaft des Papstes erlitten hat. Seit der Vatican sich selbst in dem katholischen Frankreich bedrängt fühlt, zeigt er sich etwas nachgiebiger in Deutschland, hat aber das Spiel noch nicht gewonnen. Die viel besprochene, viel gefürchtete conservativ-clerikale Coalition macht uns nicht sonderlich bange, wenn auch eine kostbare Zeit in dem Kampfe gegen die unholden Geister verloren gehen wird. Die Sorge jedoch, den Junkern und Pfaffen, wie ein gouvernementales Blatt sie vor noch nicht langer Zeit etwas unhöflich titulirt hatte, möchte ein Licht aufgehen über die Motive der unverhofften Gunst, die ihnen höheren Ortes zu winken schien, wenn sie nämlich bei den Wahlen wie ein Ulane Ordre parirten, erklärt vollauf den Unwillen, welchen der offenherzige Auszug aus den Denkwürdigkeiten eines namhaften Parlamentariers in der officiösen Sphäre verursacht hatte. Auch die streitige Frage, wer in dem oberen Rath für oder gegen das Tabaksmonopol Partei genommen, hat viel Staub aufgewirbelt, und die Behandlung des Problems durch angeblich berufene Stimmen war jedenfalls charakteristisch. Besser gefiel wahrscheinlich, was Herr Rothan neulich in einer französischen Revue aus den sechziger Jahren über Belgien und Luxemburg zum Besten gab. Der Autor ist in diesem indiscreten Genre, das auch mit dem Amtsgeheimniß etwas cavaliermäßig umgeht, kein Neuling. Sein vor zwei Jahren bei Levy in Paris erschienenes, in Deutschland nicht genug gelesenes Buch über die Vorbereitungen und den Ursprung des Krieges von 1870 liefert dafür ein sprechendes Zeugniß. Die vormaligen Gönner und Chefs des Herrn Rothan kommen dabei nicht überall gut weg. Am wenigsten ausführlich, wenn überhaupt, hat sich freilich der frühere Sekretär der französischen Gesandtschaft in Berlin über eine andere, weiter zurückliegende Zeit geäußert, als er unter Herrn v. Moustier, der Frankreich bei dem preußischen Hofe vertrat, mit diesem bei einer bedenklichen Depeschenaffaire während des Krimkriegs betheiligt war. Man hat das Herrn Rothan damals und später nicht ganz mit Recht vorgeworfen, denn er führte nur die Befehle seines Vorgesetzten aus, ganz davon abgesehen, daß wenige Diplomaten, welchen solche für ihre eigene Regierung überaus nützlichen Depeschen gegen gute Bezahlung angeboten würden, sie abzulehnen den ehrlichen Muth haben dürften. Die in Wahrheit Schuldigen waren vielmehr ohne Zweifel diejenigen höheren inländischen Beamten, die sich Abschriften jener aus der Krim stammenden, keineswegs für sie bestimmten Schriftstücke zu verschaffen wußten. Der verfängliche Copist fand seinen Gewinnst bei dem doppelten Verkauf, und so erfuhr auch die französische Regierung, daß nach dem Urtheil preußischer competenter Militärs Sebastopol sich nur noch so und so viele Tage halten konnte, was unseren damaligen guten Freunden, den Russen, bekanntlich nicht zu Statten kam. Die Sache wurde dann nach einiger Zeit ruchbar. Herr Rothan, der darein wenn auch nur in zweiter oder dritter Linie verwickelt war, verlor seinen Posten, erhielt aber später einen besseren in Süddeutschland. Seine gegenwärtigen Publicationen enthalten für den Kenner nicht viel Neues, treffen indessen seltsam genug mit den sonstigen Enthüllungen dieses Octobermonats zusammen.

* * *

In einem ziemlich ungünstig beleuchteten Lokale Unter den Linden hat sich soeben Gurlitts Kunstsalon provisorisch aufgethan. Von den zum Theil sehr interessanten Nummern erwähnen wir nur Lenbachs archaisirendes Brustbild in Rembrandts Manier, Oswald Achenbachs

effectuirendes „St. Agnesfest auf Ischia", eine hyperrealistische Tuschzeichnung Menzels, ein Paar saubere Studienköpfe von Defregger und eine originelle Schöpfung Arnold Böcklins: ein Faun und zwei weibliche Gestalten in stimmungsvoller Landschaft. Die größte Anziehungskraft übt aber das neue Bild von Alphonse de Neuville: „Der Kampf um den Kirchhof von Saint Privat am 18. August 1870", eines der größten Erfolge des diesjährigen Pariser „Salon". Das splendid gedruckte Programm bringt einen Auszug aus dem deutschen Generalstabswerk über den dargestellten Kampf. „Das dritte Bataillon des Leib-Grenadier-Regiments hatte im Verein mit der neunten Compagnie des vierten Garde-Regiments zunächst ein vereinzeltes Gebäude vor der Dorfumfassung erstürmt und dann nach kurzer Gefechtspause den Vorstoß in der Richtung auf die Kirche fortgesetzt. Man traf hierbei noch auf erbitterten Widerstand, und mehrfach kam es zum Gebrauch von Kolben und Bajonett, bis der immer mehr in die Enge getriebene Feind die Waffen streckte." In Paris, wo wir das Gemälde zuerst sahen, war eine viel weniger objective Erläuterung dem Gemälde beigegeben. „Der Marschall Canrobert," so lautete sie dort, „hatte mit seinen 20,000 Mann und 66 kleinen Geschützen den ganzen Tag den 90,000 Mann der preußischen Garde und den sächsischen Corps die Stirne geboten. Bei Sonnenuntergang, von diesem langen Ringen erschöpft, durch das Kreuzfeuer aus 272 Geschützen decimirt, in der rechten Flanke durchbrochen, fast überall umzingelt, von der Munition und der erwarteten Garde im Stiche gelassen, war die Armee genöthigt, das in Brand geschossene Saint Privat aufzugeben. Die Trümmer des neunten Jägerbataillons und des vierten, zehnten und zwölften Linienregiments wurden zurückgelassen, um die Retraite zu decken; sie hielten bis zum Aeußersten aus und vertheidigten jeden Zoll der Straßen und Häuser gegen die Fluth der deutschen Truppen, die von allen Seiten zugleich in das Dorf einfielen. Der letzte und hartnäckigste Widerstand concentrirte sich in dem mitten im Dorfe gelegenen kleinen Kirchhofe, wo die letzten Vertheidiger, von allen Seiten eingeschlossen, ohne Munition und am Ende ihrer Widerstandskraft, entweder gefangen genommen oder niedergemacht wurden. Doch die Niederlage unseres sechsten Armeecorps allein kostete der preußischen (!) Armee 10,400 Mann, und Tags darauf telegraphirte König Wilhelm an die Königin Augusta: „Meine Garde hat vor Saint-Privat ihr Grab gefunden." Offenbar hat sich der mit Recht berühmte Maler gerade an diese zweifelhafte französische Quelle, nicht aber an den objectiven Bericht des Generalstabswerkes gehalten. Die Augustsonne sinkt am düsteren Horizonte, und ihre letzten Strahlen mischen sich mit dem Feuer und Rauch der brennenden Häuser. Die tapfere Soldatenschaar auf dem kleinen Friedhofe hat die übriggebliebenen Patronen verschossen und um die Leichensteine und zertretenen Kreuze thürmen sich die Todten und Sterbenden. Der Kirchhof wird zum doppelten Leichenfeld. Aber die Rothhosen geben darum den Widerstand doch nicht auf, bis auf drei Offiziere und einen Jägercorporal, die abseits an der Mauer, verwundet, doch in stolz verachtender Haltung das Ende dieses letzten Actes erwarten. Dies kann nicht mehr lang anstehen, denn schon stürmen die Deutschen von allen Seiten in unabsehbaren Haufen ins Dorf und zertrümmern mit Kolbenschlägen das Kirchhofsthor, welches die letzten Vertheidiger noch zu halten und zu verrammeln suchen. — Es ist ein energisches, wenn auch etwas theatralisches Nachtgemälde voll Bewegung, Schwung, Feuer und Wahrheit. Leider wird der wilden Tragik, wie hier ein paar Männer von ganzen Regimentern erdrückt und hingewürgt werden, durch tendenziöses Betonen der Uebermacht und des also ungleichen und unritterlichen Kampfes etwas Uebertriebenes, Unwahres und Ausschneiderisches verliehen, das schlecht zum künstlerischen Ernste passen will. Dieses Gefühl wird noch verstärkt durch die wüsten, mordlustigen Bauernlümmel, die Neuville auch wieder auf diesem Bilde in deutsche Uniformen gesteckt hat, während seine Franzosen, bei allem Realismus, doch stets edle, sympathische, romanhafte Heldengestalten sind, welche nach übermenschlichem Ringen unter der Fatalität des Verrathes oder der Uebermacht mit einer effectvollen Phrase auf den Lippen zusammenbrechen.

Dieses Bestreben verräth Neuville noch mehr in einem zweiten neuen Bilde des letzten Pariser „Salon", das er aber, taktvoll genug, nicht nach Berlin geschickt hat. Die Erklärung des Pariser Kataloges lautete: „Ein als Bauer verkleideter Unteroffizier, welcher sich mit Depeschen nach Metz einzuschleichen versuchte, wird von einer Husarenpatrouille aufgegriffen, verhört und visitirt. Jeder überführte Emissär wurde auf der Stelle erschossen." Hier verfällt das Tendenziöse geradezu in die Caricatur. Nicht nur daß die gemeinen Soldaten in deutscher Uniform alles barbarische Kerle sind, auch der gemalte Generalstab bietet eine Musterkarte von empörend abgeschmackten Typen. Diese angeblichen Heerführer sitzen am gedeckten Tischchen vor einem Bauernhause und thun sich an Pfeife, Kaffee und Schnaps gütlich. Ein baumhoher Geselle mit rothem Barte und in Offiziersuniform schlürft den Mokka aus einer winzigen Porzellantasse; ein zeisiggrün gekleideter Lieutenant räkelt sich in seinem Stuhle und starrt blöde in den Rauch seiner Cigarre, und ein Dritter, der offenbar dem Bordeaux allzu heftig zugesprochen, hockt ungezogen am Tische, auf den er seine breiten Ellbogen stützt. Ohne Zweifel hat sich Herr de Neuville jene deutschen Strategen und Taktiker geradenwegs aus dem Assomoir einer Pariser Vorstadt verschrieben und schwebte ihm dabei eher der legendäre „General Staff" vor, als der deutsche Generalstab. Während nun sothane bösen Preußen ihrer Verdauung leben und ein dicker Pommer mit der Cognacflasche, die auf dem Tische steht, heimlich liebäugelt, wird im Vordergrund der Emissär — man bemerke diesen Euphemismus, der sich auf einen Deutschen angewendet, gewiß in „Spion" verwandeln würde — von zwei rothbärtigen Barbaren visitirt, deren roher Gesichtsausdruck wieder stark vom bleichen, doch eher schönen Gesichte des Märtyrers absticht, der ruhig, gefaßt, aber mit geballter Faust und Haß im Blicke dasteht und über sein Loos vollkommen im Klaren scheint. Unterdessen schwatzen und lachen die Offiziere, gucken neugierige Soldaten aus den Fenstern des Bauernhauses, schlägt eine mitleidsvolle Alte die Arme überm Kopfe zusammen und erwartet die Patrouille, die sich ihres wichtigen Fanges freut, den unausweichlichen Befehl, den Arrestanten über den Haufen zu schießen.

Jedenfalls hat der geniale Alphonse de Neuville gut daran gethan, dieses chauvinistische Tendenzbild nicht mit nach Deutschland zu schicken. Und zwar gewiß weniger, weil wir für derlei Revanchemalerei empfindlich sind, sondern weil hier die malerischen Qualitäten weit unter dem Niveau seines Könnens stehen. Um so mehr verdient „Der Kirchhof von Saint-Privat" das rege Interesse, das ihm die ganze Reichshauptstadt entgegenbringt. Z.

* * *

Gerade rechtzeitig zur siebzigsten Geburtstagsfeier des großen Franz Liszt veröffentlicht der Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig eine neue Ausgabe von Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie, jenes epochemachenden Werkes, das den Klaviervirtuosen und Componisten mit einem Schlag in die erste Reihe der Musikschriftsteller versetzte. Noch heute muthet diese verdienstvolle Schrift, die so viel des Geistvollen, Neuen und Wahren enthält, den Leser so frisch und modern an, als wäre sie nicht schon vor Decennien geschrieben worden. Das Französisch des nunmehrigen Abbés trifft zwar da und dort nicht ganz den Pariser Accent, aber gerade dies gibt seinem Stil etwas Ursprüngliches, Joviales und Kraftgenialisches. Im Ganzen befleißigt er sich der äußersten Eleganz des Ausdrucks, aber bleibt dabei doch gediegen und gründlich, ohne je doctrinär und langweilig zu werden. Der Klaviervirtuos, Dirigent und Componist Liszt mag größer sein, aber der Schriftsteller ist doch auch eine brillante Erscheinung. Hier zeigt sich am besten sein warmherziger, stets idealer Zug. Mag er prophetisch Wagners Bedeutung verkünden oder den todten Chopin feiern oder den verkannten Berlioz preisen oder den bescheidenen Robert Franz auf ein höheres Postament stellen, immer und überall bewährt sich — bei einem Virtuosen doppelt anerkennenswerth — dies schlichte, neidlose, begeisterte Anerkennen der Verdienste Anderer. Die stets größer werdende Liszt-Gemeinde feiert am 22. October nicht nur das Jubelfest eines bis heute unerreichten Klaviervirtuosen, eines vielleicht mit Recht noch angefochtenen Componisten und eines interessanten Schriftstellers, sondern auch eines edlen, hülfreichen und guten Menschen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Im Verlage von **Arnold Simon** in Hannover ist im August 1881 erschienen:

Vorspiel zu dem musikalischen Drama

„Oihónna".

Dichtung von **Oskar Schlemm.**

Musik von **Edmund v. Hagen.**

Orchester-Partitur. Preis 3 *M.*

In demselben Verlage sind früher folgende Tondichtungen Edmund v. Hagen's erschienen:

Musikalischer Gedanke für Pianoforte.

Preis 60 ₰.

Diese Komposition Edmund v. Hagen's wurde am 21. Januar 1880 zu Hannover im Symphonie-Konzerte auf dem Parkhause mit Beifall gespielt.

Sieben Gedichte

von **Oskar Schlemm.**

Für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung in Musik gesetzt von **Edmund v. Hagen.**

Nr. 1. Weinstock. Nr. 2. Enge Hülle. Nr. 3. Gondellied. Nr. 4. Weinlied Nr. 5. Der Mond. Nr. 6. Die Schlucht. Nr. 7. Ein Edelwein.

Preis 2 *M.* 30 ₰.

Von demselben Verfasser sind ferner folgende Schriften erschienen:

Ueber die Dichtung der ersten Szene des „Rheingold" von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters. Von **Edmund v. Hagen.** München, Chr. Kaiser. 1876. Preis 4 *M.*

Richard Wagner als Dichter in der zweiten Szene des „Rheingold". Von **Edmund v. Hagen.** München, Chr. Kaiser. 1879. Preis 6 *M.*

Deutsche Sprachweisheit. Etymologische Aphorismen. Von **Edmund v. Hagen.** Hannover, C. Schüßler. 1880. Preis 1 *M.*

Das Wesen der Senta in Richard Wagner's Dichtung: „Der fliegende Holländer". Von **Edmund v. Hagen.** Hannover, C. Schüßler. 1880. Preis 5 *M.*

Kritische Betrachtung der wichtigsten Grundlehren des Christenthums. Von **Edmund v. Hagen.** Hannover, C. Schüßler. 1881. Preis 4 *M.*

Diese Schrift über das Christenthum wurde im Mai 1881 von der Polizei-Behörde zu Hannover konfiszirt.

Prospekte und Zusammenstellungen der Urtheile der Presse über **Edmund von Hagen's** Schriften werden von Hrn. Schüßler zu Hannover gratis verabfolgt.

Das Portrait des Schriftstellers und Tondichters **Edmund v. Hagen** in Kabinetformat ist bei Herrn Photographen Friedrich Wehde zu Hannover erschienen und kann durch alle Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen bezogen werden.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Wiederbelebung

des

classischen Alterthums

oder

das erste Jahrhundert des Humanismus.

Von

Georg Voigt.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Preis 8 *M.*

Berlin, den 4. October 1881.

G. Reimer.

G. Eichler,

Plastische Kunstanstalt,

Berlin W., 27, Behrenstrasse 27.

Vollständige von Stoschische Daktyliothek,

nach Winkelmann's Katalog geordnet.

Sammlung mittelalterlicher Medaillen von Pisano, Sperandeo, Albr. Dürer, Jamitzer, Tob. Woost etc.

Katalog einer reichen Sammlung antiker u. moderner Skulpturen gratis und franko.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

ERSCHEINT IN 240 HEFTEN.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

HEFT I ÜBERALL VORRÄTHIG.

ABBILDUNGEN UND KARTEN AUF 400 TAFELN U. IM TEXTE.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bismarck-Anthologie

aus Reden, Briefen und Staatsschriften des Fürsten Reichskanzlers

zusammengestellt

von

F. Sailer.

12 Bogen geh. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.20.

Das Werkchen enthält in systematischer Anordnung Aussprüche des Fürsten Bismarck, die in ihrer Reichhaltigkeit und Genialität beredtes Zeugniss dafür ablegen, wie sehr wir in unserem leitenden Staatsmann unsern ersten Zeitgenossen zu verehren haben.

Verlag von **Rich. Wilhelmi, Berlin W.,** Unter den Linden 21.

Soeben wurde mit dem zweiten Bande vollständig:

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe.

Vierte und vermehrte Auflage.

Mit einem Titelbild und zwei Brieffacsimiles.

gr. 8. 2 Bände *M.* 7.—, geb. *M.* 10.—

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

KMeine wahrhaft schön singenden **anarienvögel**

werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren d. Vögel unmöglich ist.

R. Maschke, St. Andreasberg im Harz.

Von einer gut fundirten Buchdruckerei werden schöngeistige und populär wissenschaftliche Werke in eigenen Verlag oder auch zu convenablem Kostenpreis übernommen. Offerten unter **„Literatur"** an **Haasenstein & Vogler, Weimar.**

Für Gelehrte und Bücherfreunde überhaupt!

Statt 12 Mark nur 6 Mark.

Moses Mendelssohn's Schriften z. Philosophie, Aesthetik u. Apologetik m. Einleit., Anmerk. u. e. biogr.-histor. Charakteristik Mendelssohn's, herausg. v. Dr. Mor. Brasch. 2 Bände, gr. 8. m. Portrait 1880. Beste Ausgabe, grosser Druck, Velinpapier. Nur tadellose Exemplare. Cataloge uns. antiquar. Bücherlagers gratis u. franco. Ankauf v. Bibliotheken etc. stets.

Leipzig, Neumarkt 19.

S. Glogau & Co.

Buchdruckerei Lindner, Breslau.

Stilgetreue Nachahmung von Renaissancedrucken für Festgedichte, Festschriften, Liebhaber-Ausgaben ꝛc.

Broncene Medaille: Schles. Gewerbe- u. Industrie-Ausstellg.

Reisende nach dem Süden

finden in der Kollektion der

„MEYERS REISEBÜCHER"

den bewährtesten Führer und Ratgeber, und zwar für

Italien von Dr. Gsell-Fels:

Ober-Italien, 2 Bände, 3. Aufl. Geb. 12 *M.*
Rom und Mittel-Italien, 2 Bde. Geb. 18 *M.*
Unter-Italien und Sizilien, 2 Bde. Geb. 12 *M.*
Italien in 60 Tagen. Geb. 9 *M.*

Süd-Frankreich:

Die klimatischen Kurorte von Süd-Frankreich (inkl. Pyrenäenbäder), der Riviera di Ponente, Corsica und Algier, von Dr. Th. Gsell-Fels. 2. Aufl. Geb. 10 *M.*

Orient:

Ägypten. Geb. 7 *M.* 50 ₰.
Arabischer Sprachführer. Geb. 6 *M.*

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 44. Berlin, den 29. October 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Zur Erinnerung an Johann Kaspar Bluntschli. Von F. von Holtzendorff. — Freiherr von Haymerle. Von Karl von Thaler. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungstraum. Von Emanuel Geibel. — Björnstjerne Björnson. Von Georg Brandes. — Zur Entstehung und Bedeutung der Mode. Von J. von Falke. — Journalisten auf der Bühne. (Gespräche in einer Wiener Redactionsstube.) Von Josef Oppenheim. — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Die akademische Kunstausstellung zu Berlin. Von Ludwig Pietsch. V. — Notizen. — Inserate.

Zur Erinnerung an Johann Kaspar Bluntschli.

Von F. von Holtzendorff.

Nach der Anzahl der Jahre im Anfang des Greisenalters stehend, aber an Thatkraft der Männlichsten einer, an Geistesfrische und Empfänglichkeit noch Jüngling, wurde Bluntschli am 21. October aus der Mitte seiner vielseitigen Wirksamkeit dahingerafft. Dem Manne, dem nach der Erscheinung seiner gleichsam bärenhaften Leibesstärke noch ein langes Leben geweissagt werden konnte, scheint nun ein milder Todesengel, indem er ihn wie durch Blitzschlag niederstreckte, das Schicksal langsam alternder Vermorschung erspart zu haben. Wohl ihm, daß er sich nicht zur Ruhe zu setzen brauchte, gleich Jenen, die im geistigen Ringen und Kämpfen ermüdeten und dann die Last des Daseins weiter schleppen müssen. Zum Veteranen war er ergraut, aber scheinbar noch weit davon entfernt, ein Invalide zu werden.

Mit Bluntschli scheidet ein Mann, der, wie wenig Andere, dazu beigetragen hat, der deutschen Rechts- und Staatswissenschaft in Europa und jenseits der Meere das Ansehen zu wahren, das ihr zuerst durch Savignys Namen erworben worden war. Die Mehrzahl seiner bedeutenderen völkerrechtlichen und staatswissenschaftlichen Werke ist in fremde Culturssprachen übergegangen. Keiner der in europäischen Staaten jetzt lebenden Rechtsgelehrten ist in gleicher Weise durch das Ausland geehrt und ausgezeichnet wie er. Es ist sogar möglich, daß er in der Fremde höher geschätzt wurde als in Deutschland, wo vor einem Menschenalter die Gegnerschaft zweier Rechtsschulen, in neuerer Zeit das stets schärfer gehandhabte Gesetz wissenschaftlicher Arbeitstheilung einen Maßstab der Beurtheilung schuf, der vor allen andern Dingen auf die technische Vollendung juristischer Miniaturarbeit achtet.

Bluntschli hatte den Staub der Schuldoctrinen von sich abgestreift. Er glich jenen Bildhauern, die große Gruppen modelliren, kleinere Correctur- und Ausführungsarbeiten aber andern Händen überlassen.

Seine wissenschaftlichen Anfänge gehörten der historischen Rechtsschule, nachdem der junge Republikaner im Jahre 1829 auf der rheinischen Prinzenuniversität den Doctorhut empfangen hatte. Die strenge Methode wissenschaftlich kritischer und historischer Betrachtung, die er aus dem Studium des römischen Weltrechts in Deutschland gewonnen, übertrug er auf die theoretisch lehrende und praktisch arbeitende Wirksamkeit, die er bis zum Jahre 1847 seinem heimatlichen Kantone Zürich widmete. Aus diesem ersten, der Schweiz angehörigen Lebensabschnitt stammt eine Reihe seiner bedeutendsten Leistungen: die „Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt- und Landschaft Zürich", die „Geschichte des schweizerischen Bundesrechts (1846 bis 1852), die Redaction des privatrechtlichen Gesetzbuchs für den Kanton Zürich, sowie eine Anzahl politischer Schriften, in denen sich die Erfahrungen wiederspiegeln, die Bluntschli in den damaligen Parteikämpfen als Gegner des Radicalismus eingesammelt hatte. Aus diesem ersten Abschnitt seines Wirkens stammt auch seine Hinwendung zum germanischen Recht, in welchem er eine haltbarere Grundlage für den Aufbau und die Reform öffentlich-rechtlicher Institutionen erkannte, als in den Analogien des römischen Privatrechts, dessen Uebergewicht in dem deutschen Rechtsstudium er als ein der politischen Heranbildung der Jugend nachtheiliges Hinderniß in späteren Lebensjahren nachdrücklichst zu beklagen pflegte. Aus seiner schweizerischen Wirksamkeit stammt unzweifelhaft auch seine zuweilen massive und schwerfällige, aber stets kernhafte, wuchtige, inhaltreiche, volksthümliche, dem hohlen Schein und der Phrase widerstrebende Redeform, in der, zumal bei feierlichen Gelegenheiten und in großen Versammlungen, jedes Wort wie der Schlag eines schweren Hammers auf den Amboß herabfiel.

Der zweite Abschnitt seines reichen Lebens (1848 bis 1861) gehörte der Universität München, an welcher er die Professur für deutsches Privatrecht und allgemeines Staatsrecht übernahm. Soweit ausschließlich Lehrerfolge in Betracht kommen, darf diese mittlere bayerische Periode als Bluntschlis Glanzzeit bezeichnet werden. Der Schwerpunkt seiner akademischen und literarischen Wirksamkeit neigte sich allmählich mehr und mehr der staatsrechtlichen und staatswissenschaftlichen Aufgabe seines Amtes zu.

Bei seinem ersten Auftreten ward Bluntschli, in Erinnerung an seine Kämpfe gegen den schweizerischen Radicalismus, als conservativer Parteimann vielfach verkündet. Sein klarer Blick befreite ihn jedoch unzweifelhaft von der Macht gangbarer Schlagworte. In seinem, zuerst 1852 erschienenen, damals zweibändigen Werke über Allgemeines Staatsrecht, wodurch sein Weltruf begründet ward, und in dem, gemeinschaftlich mit Brater herausgegebenen elfbändigen Staatswörterbuch erwies er sich als ein Mann, der eine durchaus selbstständige Stellung einnahm und zwar sowohl gegenüber einem ungeschichtlichen Radicalismus, als auch gegenüber einem geschichtlich abgestorbenen Feudalismus und den doctrinären Gebilden des französischen Constitutionalismus. Die Grundlage seiner allgemein staatsrechtlichen Anschauung fand er in den volksthümlichen, von lebendiger geschichtlicher Entwickelung getragenen, durch die Macht natürlicher, nach

Zeit und Ort verschiedener Thatsachen des Gesellschaftszustandes bezeugten Bedürfnissen, zu deren richtiger Erkenntniß er die psychologischen Wahrzeichen des Volks- und Parteilebens verwendet wissen wollte. Auf dieser Grundlage gestaltete er die wissenschaftliche Darstellung des Staates, den er mit Vorliebe den modernen zu nennen pflegte und dessen unversöhnliche Gegensätze er im Ultramontanismus, im Feudalismus und im radicalen Atomismus der revolutionären Bestrebungen erkannt zu haben glaubte. Aus Bluntschlis Münchner Periode entstammt auch sein größeres Werk über „Deutsches Privatrecht" und das „privatrechtliche Gesetzbuch für den Kanton Zürich mit Erläuterungen".

Als Robert von Mohl sich von seiner staatswissenschaftlichen Professur zurückgezogen hatte, trat Bluntschli 1861 mit seiner Berufung nach Heidelberg in den dritten und letzten Abschnitt seines Lebens, den man als einen vorwiegend publicistischen und politischen bezeichnen darf.

Wenn er innerhalb dieses von staatlichen Umwälzungen und kirchlichen Wirren erfüllten Zeitraums, zumal nach 1866, sich häufiger, als seinen Zuhörern lieb sein konnte, von seinem Lehrstuhl verabschiedete, so leitete ihn jener durchaus berechtigte Ehrgeiz und jenes Pflichtgefühl, die darauf halten, daß bei dem Eintritt folgenschwerer Ereignisse nicht blos die Stimme der Parteileidenschaft, sondern auch die durch wissenschaftliche Forschung geklärte Erfahrung zum Worte gelangen. Bei keiner staatlich oder kirchlich bedeutsamen Bewegung der letzten beiden Jahrzehnte ließ es Bluntschli an sich fehlen. Er war Vorsitzender des zweiten deutschen Juristentages in Dresden (1861). Er gehörte zu den Begründern des deutschen Protestantentages und verblieb bis zu seinem Lebensende dessen werthvollste Stütze. Er zuerst erinnerte in Darmstadt 1872 an die Gefahren, mit denen der Jesuitismus die Schweiz 1847 bedroht hatte und von denen seiner Meinung nach auch das deutsche Reich nicht verschont bleiben würde. Er erschien noch im Laufe seines letzten Lebensjahres auf der Pfingstversammlung des Protestantenvereins zu Berlin, um seine warnende Stimme gegen die Ueberhandnahme unevangelischer Unduldsamkeit in der preußischen Landeskirche zu erheben.

Er gehörte zu den Leitern der höchsten Kirchenbehörde in Baden. Obwohl ihn norddeutsche Kirchenbehörden, wenn er seines Amtes ein Geistlicher gewesen wäre, wegen seiner Lehren sicherlich entsetzt hätten, starb er als Präsident der badischen Generalsynode. Er wirkte nachhaltig zur Reform der ersten badischen Kammer. Er erschien im deutschen Zollparlament als Abgeordneter. Er war Mitbegründer und Mitvorsitzender des Völkerrechtlichen Instituts zu Gent. Er gehörte zu den vom deutschen Reiche entsendeten Mitberathern der Brüsseler Conferenz zur Reform des Kriegsrechts (1874). Er schrieb unerschöpflich und unermüdlich für zahlreiche Zeitschriften. Auch die „Gegenwart" zählte ihn zu ihren Mitarbeitern. Die Thatsache, daß Bluntschli trotzdem Zeit fand, nicht nur frühere Werke, wie sein Allgemeines Staatsrecht, gründlich zu verbessern, sondern auch eine Anzahl neuer wissenschaftlicher Arbeiten herauszugeben, bezeugt eine Staunen erregende Arbeitskraft. Abgesehen von zahlreichen, minder umfangreichen, großentheils der Nördlinger Sammlung seiner kleineren Schriften einverleibten Arbeiten, entstammen der Heidelberger Periode: die für die Münchener Akademie verfaßte „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik", das „Beuterecht im Kriege und das Seebeuterecht insbesondere", die „Geschichte des Rechts der religiösen Bekenntnißfreiheit", „Charakter und Geist der politischen Parteien", und zahlreiche andere Arbeiten oder Rechtsgutachten.

Das Hauptwerk seiner späteren Lebensjahre war aber das in mehreren Auflagen erschienene „Moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt" (zuerst 1872). Trotz mancher, nicht mit Unrecht gegen die Methode der Darstellung erhobener wissenschaftlicher Bedenken, hat gerade dieses Buch durch seine französische Uebersetzung mehr, als andere wissenschaftlich vielleicht werthvollere Arbeiten, dazu beigetragen, Bluntschlis Namen in die fernsten Weltgegenden zu tragen und ihm die Stellung eines deutschen Völkerrechts-Repräsentanten zu erobern, die vor ihm Heffter inne gehabt hatte. Man hörte vor einiger Zeit, daß eine chinesische Uebersetzung dieses Werkes aus amtlichen Mitteln vorbereitet werde.

Unleugbar hatte sich Bluntschlis wissenschaftliches Interesse in den letzten Lebensjahren ganz vornehmlich dem Völkerrechte zugewendet. In der Behandlung aller großen Streitfragen nahm er auch hier eine vermittelnde Stellung ein zwischen den Utopisten, welche den Weltfrieden durch sofortige Abschaffung der stehenden Heere oder Herstellung eines internationalen Obertribunals sicher zu stellen meinen, und den diplomatischen Geheimnißkrämern, welche die Bedeutung der Rechtsidee und den friedlichen Fortschritt im Völkerleben verkennen. Bluntschli war stets der Ansicht, daß der gesunde Menschenverstand eher fähig sei, eine Streitfrage praktisch aus der Welt zu schaffen, als das scharf geschliffene Operationsmesser logisch juridischer Consequenz, durch dessen Schnitte an Stelle jeder vermeintlich auf wissenschaftlichem Wege entschiedenen Controverse, thatsächlich zehn andere im wirklichen Leben zu entstehen pflegen. Es war ihm daher auch völlig gleichgültig, ob er im Laufe der Debatte irgend einer Inconsequenz oder eines Widerspruches in untergeordneten Dingen geziehen werden konnte.

Daß es einem solchen Manne nicht an wissenschaftlichen, politischen und kirchlichen Gegnern fehlen konnte, liegt in der Natur der Sache. Weniger natürlich und um so ehrenvoller war es, daß Bluntschli, der, trotz eines ihm innewohnenden Zuges zur klugen Vorsicht, Niemand fürchtete, sich stets von der Verbitterung persönlichen Streites im öffentlichen Leben fernhielt und sich gegenüber seinen Widersachern niemals der von der Schmähsucht an die Hand gegebenen Waffen bediente.

Das wissenschaftliche Andenken, das Bluntschli in München hinterließ, spricht am deutlichsten aus der Zuschrift, in welcher die dortige juristische Facultät den Jubilar zum fünfzigjährigen Erinnerungsfeste an die ihm verliehene Doctorwürde 1879 begrüßte. Es heißt darin:

„Von kleineren Kreisen in immer weitere Kreise fortschreitend, ist es fast kein Gebiet der Rechtswissenschaft, das er nicht forschend, fördernd, schaffend betreten hatte. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf römisches wie germanisches, schweizerisches wie deutsches, privates wie öffentliches, staatliches wie kirchliches, einheimisches wie internationales Recht. Gleich erprobt in rechtsgeschichtlicher Forschung, in philosophischer Beleuchtung wie in dogmatischer Entwickelung wirkte er in Schrift und Wort als Gelehrter und Lehrer, als Gesetzgeber und Staatsmann. Aber in dieser umfassenden Thätigkeit war er jederzeit und überall der von ihm selbst ausgesprochenen Forderung eingedenk, daß „die Juristen den Bedürfnissen der Lebenden dienen sollen", zu deren Erfüllung er freilich außer der unentbehrlichen Gelehrsamkeit mit der frischen, hell ins Leben hineinsehenden Geisteskraft ausgerüstet war, wie kein Anderer."

Bei einer Würdigung von Bluntschlis Verdiensten ist es vielleicht minder wichtig, den Werth seiner einzelnen wissenschaftlichen Werke genau festzustellen, als den Urgrund und Quell, Ziel und Richtung seines Gesammtwirkens hervorzuheben.

Er war keine irenische und quietistische Natur, die Spalten verkittet und Risse zusammenflickt. So streitmuthig er war, suchte er aber doch in Mitten der heutigen Gegensätze und Zerklüftungen der Staatswissenschaft eine Wendung zu geben auf Vermittlung des Friedens oder mindestens auf Innehaltung an gewissen Kriegsführungsregeln in dem Kampfe um die Wahrheit. Er verstand nach seinem vollen Inhalt das Nationalitätsprincip; er fühlte in seinem Herzen durchaus deutsch, sowohl in seinem heimatlichen Kanton, wie an den Ufern der Isar und des Rheins, abgewendet der Sonderbündelei und kleinstaatlichem Particularismus; aber er nährte in seiner Seele gleichzeitig den großen Zug auf das Menschheitliche im Völkerleben.

Einladung zur Subscription.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** (Constantin Sander) in Leipzig erscheinen und sind durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen:

Noten-Beilagen

zum **dritten** Bande der

Geschichte der Musik

von

August Wilhelm Ambros

meist nach den hinterlassenen Vorlagen des Verfassers zusammengestellt, redigirt und mit Nachträgen versehen

von

Otto Kade.

In circa 15 vierzehntägigen Lieferungen à M. 1,—.

Der *Zweck* der hier dargebotenen Sammlung ist, ein möglichst getreues Culturbild jener schöpferisch so reichen Musikperiode des 15. und 16. Jahrhunderts zu geben, in deren glänzender Darstellung gerade das Werk von Ambros gipfelt. Dasselbe durch *Notenbeispiele* im eigentlichsten Sinne des Wortes zu *illustriren* und die im Text niedergelegten Kunstanschauungen mit *Documenten* zu belegen, ist die vornehmlichste Aufgabe hierbei gewesen. Es vereinigt dieses Urkundenbuch eine reiche Sammlung *geistlicher* wie *weltlicher Tonsätze* vom einfachsten, unscheinbaren, für gesellige Zwecke bestimmten *Liedlein* bis hinauf zu dem erhabensten, der Andacht gewidmeten, ausgeführtesten Kunstwerke des *Motettes* und der *Messe,* meist wahre *Kabinetstücke seltenster* Art und *unschätzbaren Werthes,* die *durch Neudruck noch nie in die Oeffentlichkeit getreten sind.*

Das Werk wendet sich vornehmlich an alle höheren Lehr- und Bildungsanstalten, an *Universitäten, Gymnasien, Conservatorien* und *Gesangsinstitute,* die dem Studium der Kunstgeschichte, sowie der Kunstpflege überhaupt, nicht blos durch das beschreibende Wort, sondern auch durch praktische Ausführung der wirklichen Quellenwerke eine erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken, in erster Linie berufen sind. In Rücksicht darauf bietet es ein reichhaltiges Material der verschiedenartigsten Tonsätze in originalgetreuer Wiedergabe von Meistern aller culturtragenden Nationen, der Niederländer, Deutschen, Italiener, Franzosen und Spanier.

Das Verdienst, diese Schätze aus dem Staube und Moder der Jahrhunderte an's Licht gebracht zu haben, gebührt grösstentheils dem verstorbenen Verfasser, durch dessen jahrelanges, unermüdliches Durchforschen fast aller Bibliotheken Deutschlands und Italiens es gelang, den Grundstock zu dem gegebenen Tonmaterial zusammen zu tragen. Die nöthigen Vervollständigungen und Ergänzungen zu demselben wurden der kleinen, aber gewählten Sammlung des jetzigen mit der Redaction betrauten Herausgebers entnommen, der seit mehr als 30 Jahren bemüht ist, die seltensten und wichtigsten Manuscripte und Druckwerke in correcten Partiturabschriften zu sammeln und vor dem Untergange zu bewahren.

Auch die Verlagshandlung hat keine Mühe, kein Opfer gescheut, um anderweitige, besonders werthvolle, im *Privatbesitze* befindliche *handschriftliche* oder *gedruckte* Documente behufs Ueberlassung, respective Veröffentlichung zu gewinnen.

Das nachstehende Verzeichniss der zur Berücksichtigung gelangten Tonsetzer wird am Besten im Stande sein, eine Uebersicht über Plan und Anlage zu gewähren. Dem später folgenden *ausführlichen* Verzeichnisse der Tonstücke sollen sowohl *Quellennachweise* als auch sonstige Bemerkungen beigefügt werden.

Die Lieferungen, von denen bereits acht zur Versendung gelangten, werden sich auf ungefähr 15 Hefte belaufen. Sie schliessen sich auch im Formate genau dem in zweiter verbesserter Auflage fertig vorliegenden Hauptwerke: **„Geschichte der Musik" von A. W. Ambros, Band I bis IV** [1879—81] (in 30 Lieferungen à 1 ℳ) an und bilden zusammen den V. Band. Nach dessen Vollendung tritt ein höherer Preis dafür ein.

Ein von Wilh. Bäumker bearbeitetes Namen- und Sachregister wird alle 5 Bände des Ambros'schen Werkes umfassen.

Verzeichniss der Tonsetzer.

1. **Joannes Ockeghem** . 6 Nummern
2. **Jacobus Hobrecht** . . 6 Nummern } theils geistliche,
3. **Josquin de Près** . . 6 Nummern } theils weltliche.
4. **Pierre de la Rue** . . 6 Nummern
5. **Antonius Brumel** . . 2 Nummern geistlich.
6. **Alexander Agricola** . 2 Nummern geistlich.
7. **Gaspar** . . . . . 1 weltliches Lied.
8. **Loyset Compère** . . . 1 Nummer geistlich.
9. **Ghiselin** . . . . . 1 Nummer geistlich.
10. **de Orto** . . . . . 1 weltliches Lied.
11. **Franciscus de Layolle** 2 } geistliche Stücke.
12. **Antonius de Fevin.** . 2 }
13. **Eleazar Genet** [genannt Carpentras] Lamentation.
14. **Nicolaus Gombert** . . 1 geistliche Nummer.
15. **Benedict Ducis** . . . 1 geistliche Nummer.
16. **Heinrich Finck** . . . 6 geistliche Lieder.
17. **Thomas Stoltzer** . . Missa, 3 vocum.
18. **Paulus Hofheimer** . . Psalm 12, deutsch, 6 vocum.
19. **Heinrich Isaac** . . . 3 weltliche Lieder.
    6 Nummern, geistl. u. weltlich.
20. **Mathias Greiter** . . . 1 weltliches Lied.
21. **David Koler** . . . . 1 geistliches Lied.
22. **Arnold de Bruck** . . . 3 Nummern, geistl. u. weltlich.
23. **Ludwig Senfl** . . . . 3 Nummern, geistl. u. weltlich.
24. **Joh. Walther** . . . . 2 Nummern, geistl. u. weltlich.
25. **Antonius Scandellus** . 7 Nummern, 3—6 vocum, geistlich und weltlich.
26. **Le Maystre** . . . . 2 Nummern, geistl. u. weltlich.
27. **Michael Rogier** . . . 1 geistliches Lied.
28. **Leonhart Schroeter** . 1 geistliches Stück, 8 vocum, zweichörig.
29. **Walliser** . . . . . 1 geistliches Lied, 5 vocum.
30. **Italienische Frottole** . 6 Nummern.
31. **Adrian Willaert** . . . 1 geistliches Stück, 4 vocum.
32. **Hans Leo von Hassler** 1 geistl. deutsche Composition, 8 vocum, zweichörig.
33. **Jacobus Gallus** . . . 2 geistliche Tonsätze.
34. **Escobedo** . . . . . 1 geistl. Composition, 4 vocum.
35. **Morales** . . . . . 1 geistl. Composition, 4 vocum.

In Summa: 35 Tonsetzer mit 84 Tonstücken.

Bestellungen nimmt jede Buch- oder Musikalienhandlung entgegen.

Leipzig, im September 1881.

Die Verlagshandlung

F. E. C. Leuckart

(Constantin Sander).

Subscriptionsschein.

Bei der { Buchhandlung / Musikalienhandlung } .....

in ..... bestelle ich hiermit

Notenbeilagen zum *dritten* Bande der „Musikgeschichte von A. W. Ambros." In Lieferungen.

Ferner:

Geschichte der Musik von **A. W. Ambros.** Vier Bände. Zweite Auflage in 30 Lieferungen à ℳ 1,— netto.

(Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.)

Ort und Datum:

Name:

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Auf dem wundersamen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft von der historischen Durchforschung der Privatrechtsgesetze eines kleinen Schweizerkantons bis zu den Zukunftsgesetzen der Menschheit im Völkerrechtsverkehr der Culturzonen, empfand er doch, nachdem er nahezu alle Gebiete der Jurisprudenz untersucht hatte, das innere Bedürfniß, herabzusteigen von der Höhe seines Lehrstuhls und sich dem Laien mit dem Gesammtergebniß seiner Erfahrungen zu nähern. Diesem Zwecke geweiht war seine „Staatslehre für Gebildete", die er noch gegen sein Lebensende umgearbeitet hat. Angesichts eines solchen Werkes erkennt man am deutlichsten, wie viel schwerer in die Wagschale biographischer Darstellung die Gesammtrichtung eines Mannes fällt, als einzelne Werke, die daraus hervorgingen. Denn gerade in dem letzten Streben Bluntschlis nach gemeinverständlicher Verbreitung seiner Forschungsresultate liegt auch sein Vermächtniß an die auf ihn folgenden und nach ihm zurückbleibenden Vertreter der Staatswissenschaften.

Wie die Kirche ihre Gläubigen für ihre Lehren und oft mißbräuchlich für ihr geistiges Joch erzieht und vorbildet, so muß auch der Staat seine Bürger, nicht durch den Lärm der Parteien, nicht durch die Predigt eigennütziger Interessen, nicht durch die Schmähung politischer Gegner zur Freiheit vorbilden, sondern durch die verhältnißmäßige Verbreitung staatswissenschaftlicher Erkenntniß in den politisch berufenen Schichten des Volkes.

Wenn Bluntschli im persönlichen Verkehr mit seinen Freunden oft darüber klagte, daß er bei ausländischen Zuhörern ein lebendigeres Interesse gefunden, als bei der Durchschnittszahl deutscher Jünglinge, und daß nicht wenige Juristen sich dem öffentlichen Recht gegenüber so verhielten, als könne ein moderner Großstaat noch heute mit Pandektenstellen regiert werden, so traf er damit die wunde Stelle, die ihr Dasein in den letzten Jahren enthüllt hat: die Mehrung derer, die von den großen Idealen des öffentlichen Lebens abfallen und sich der Befriedigung aller nächsten Interessen zuwenden, sogar innerhalb der höchst gebildeten Kreise unserer Nation, und die Versäumniß derer, die es unterlassen, die Staatswissenschaften zu einem Factor des politischen Lebens zu erheben.

Hätte Bluntschli kein anderes Verdienst als dieses, daß er als Gelehrter von Weltruf die Belehrung politischer Kinder und Laien unternahm, so würde ihm schon deswegen die höchste Achtung gebühren. Und hätte er keinen anderen Kampf gekämpft als dafür, daß am Ende unseres Jahrhunderts die Gewissensfreiheit sicher gestellt werde gegen die Rückfälligkeiten der kirchlichen Unduldsamkeit und Verfolgungssucht, so hätte er immer noch den größten Anspruch auf die Dankbarkeit gerade unseres Zeitalters.

Sein höchstes Lebensziel war nicht, als Gelehrter angestaunt zu werden oder durch Ruhm zu glänzen, sondern mit den Mitteln der Staats- und Rechtswissenschaft als Eidgenosse einzutreten in dem niemals rastenden Kampf um Gewinnung oder Erhaltung der höchsten staatlichen, religiösen, bürgerlichen und menschheitlichen Lebensgüter unseres Zeitalters.

Sein Wissen und seine Gelehrsamkeit waren keiner unfruchtbaren Doctrin entsprungen.

Er handelte, indem er lehrte, und lehrte, indem er handelte.

Freiherr von Haymerle.

„Er war ein treuer Diener seines Herrn." Mit diesen Worten hat ein Wiener Volksblatt, welches die Politik der gegenwärtigen östreichischen Regierung vertheidigt, den eben gestorbenen Minister des Auswärtigen charakterisirt, ohne lange darüber nachzudenken, daß man dies Urtheil auch für ein sehr boshaftes halten könnte. Es ist buchstäblich richtig, daß Baron Haymerle ein „treuer Diener seines Herrn" war, aber liegt in der Anerkennung seiner Ergebenheit ein besonderes Lob für den Minister? Bedarf ein Mann, in dessen Hände die große und wichtige Aufgabe gelegt wird, die auswärtige Politik eines Reiches zu leiten, nicht ganz anderer Eigenschaften; genügt es, die Wünsche und Weisungen des Staatsoberhauptes getreu zu erfüllen, um ein Staatsmann zu sein?

Wir denken, nein. Baron Haymerle besaß ohne Frage eine Reihe von Vorzügen. Er war ein verständiger, gebildeter und unterrichteter Mann; höflich mit aller Welt und gewinnend in seinem Wesen; außerordentlich fleißig und gewissenhaft; das Muster eines hohen Beamten. Ihn störte in der ruhigen, gleichmäßigen Verwaltung der verschiedenen diplomatischen Posten, die er nacheinander bekleidete, weder ein nationales Bewußtsein, noch der Zusammenhang mit irgend einer politischen Partei. Geborener Wiener, verkörperte er die politische Farblosigkeit, die vor fünfzig Jahren die Bewohner der Donaustadt auszeichnete. Als er am 8. October 1879 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, brachte er reiche Erfahrung, aber keine Vergangenheit mit. Man kannte seine Ansichten nicht, man wußte nicht, in welchem Geiste er die östreichische Politik führen werde. Als er das erste Mal vor die Delegationen trat, entwickelte er kein Programm, theilte keine eigenen Ideen mit. Er sagte einfach, er werde die Politik seines Vorgängers fortsetzen. Das hat er denn auch gethan. Wenn man heute nach seinem Tode fragt, was er geleistet, was er geschaffen habe, so wissen wir darauf keine andere Antwort zu geben als die: Er hat die Politik Andrassys fortgesetzt. Er verfolgte den Weg, welchen ihm ein höherer Wille vorzeichnete, mit solcher Ausdauer, daß er gar nicht zu bemerken schien, wie das Ziel, dem er zustrebte, durch die Veränderung der politischen Lage in eine ganz andere Richtung gerückt war. Die Welt drehte sich; Baron Haymerle blieb dort stehen, wohin man ihn gestellt hatte. Es ist daher fast unmöglich, sein Wirken als Minister zu schildern; man kann nur sagen, daß er eine passive Natur war, daß seine Scheu vor jeder That seinem Widerwillen gegen jede öffentliche Erwähnung seines stillen, geräuschlosen Waltens glich.

Zum Nachfolger Andrassys ward Haymerle nicht seiner Tugenden, sondern seiner Unselbstständigkeit wegen gewählt. Warum Andrassy fiel, ist heute noch nicht aufgeklärt. Er stürzte in dem Momente, da er eben die Fäden des deutschöstreichischen Bündnisses geknüpft und der auswärtigen Politik Oestreichs eine sichere Grundlage gegeben hatte. Allerdings war der Gedanke, die beiden Reiche dauernd aneinander zu ketten, von Bismarck ausgegangen, aber daß Andrassy ihm bereitwillig entgegenkam, dünkt uns ein großes Verdienst; daß unmittelbar darauf sein Rücktritt erfolgte, gehört zu den Räthseln der modernen östreichischen Geschichte. War Andrassy in Ungnade gefallen, weil er die Convention vom April 1879 mit der Pforte abgeschlossen hatte, durch welche die Souveränität des Sultans in Bosnien und der Herzegowina anerkannt und der Annexion dieser beiden Länder ein Riegel vorgeschoben ward? Mußte er weichen oder wich er freiwillig, weil das Gestirn Taaffes am Horizont heraufstieg?

Es handelte sich damals darum, einem Mann das Portefeuille des Aeußeren zu übergeben, von dem man erwarten konnte, daß er vollständig im Geiste Andrassys weiterarbeiten würde. Nach zwei Seiten hin war die Freiheit seines Nachfolgers beschränkt. Das Bündniß mit Deutschland und die orientalische Politik wurden ihm octroyirt. Die letztere erschien den leitenden Kreisen noch wichtiger als die Verhandlungen, zu denen Bismarck in Wien erwartet ward. So lenkte sich nach kurzem Schwanken die Wahl auf Haymerle, der als Botschafter am italienischen Hofe manchen Beweis von Takt und Geschicklichkeit gegeben und es verstanden hatte, sich die Gunst der Italiener zu erwerben. Man wußte zwar von ihm, daß er durchaus kein Freund des deutschen Reiches sei, aber man war auch überzeugt, daß er thun werde, was man von ihm verlangte. In Bezug auf die Occupationspolitik hielt man ihn für unbedingt verläßlich. Seine Freunde behaupteten wohl, er habe sich vertraulich tadelnd über den Einmarsch in Bosnien ausgesprochen, indeß hatte er selbst officiell demselben bereits in Rom vorgearbeitet, und seine Ansichten waren, wie das in seiner Art lag, vollständig in jenen Andrassys aufgegangen.

*

In dem Rothbuche, welches im November 1878 den österreichischen Delegationen vorgelegt ward, befindet sich eine Depesche des Freiherrn von Haymerle, die für ihn und die Vorgeschichte der Occupation gleich charakteristisch ist. Sie datirt vom 2. Mai 1878 und berichtet über eine Unterredung, die Haymerle mit „einem der activsten Theilnehmer der Bewegung auf der Balkanhalbinsel" hatte. Dieser edle Häuptling versicherte dem Botschafter, daß die Bewohner Bosniens und der Herzegowina der türkischen Herrschaft vollkommen überdrüssig seien und selbst die Mohamedaner nur noch von einer auswärtigen Regierung Rettung erwarteten. Alle Hoffnungen der beiden Provinzen seien auf Oestreich gerichtet, die Annexion geradezu eine Nothwendigkeit. Haymerle begnügt sich nicht damit, dem Minister des Auswärtigen diese Aeußerungen des biederen Insurgentenchefs zu melden, sondern er berichtet auch, was er gesprochen. Wir ersehen also aus der Depesche, mit welchen herrlichen Farben Baron Haymerle die Zukunft Bosniens unter östreichischer Verwaltung ausmalte. Wenn man heute diese Depesche überliest und die Klagen und Beschwerden kennt, die täglich und stündlich aus Bosnien ertönen, dann glaubt man eine bittere Satire vor sich zu haben. Aber Haymerle hatte sich als warmer Anwalt der Vergrößerungspolitik gezeigt, — und man erinnerte sich seiner, als das Palais auf dem Ballplatze einen neuen Bewohner brauchte.

Zudem war Haymerle in der orientalischen Frage sehr wohl bewandert. Hatte er doch seine Laufbahn als Dragoman der Botschaft in Constantinopel begonnen, als Gesandter in Athen die griechischen Verhältnisse kennen gelernt und am Berliner Congresse als dritter Bevollmächtigter Theil genommen. Manchem Einwohner der deutschen Reichshauptstadt mag seine Erscheinung von damals her in Erinnerung sein. Die mittelgroße schlanke Gestalt, das magere, früh gefurchte Gesicht mit dem grauen Schnurr- und Backenbarte, die ernsten, aber meist von einem verbindlichen Lächeln belebten Züge gaben zusammen ein typisches Bild des hohen Beamten. Haymerle sah nicht bedeutend, aber fein aus; ein paar herbe Linien um die Mundwinkel verriethen, daß er sich mühsam emporgeschwungen. Auf dem Werner'schen Congreßbilde, das eben jetzt hier in Wien bewundert wird, steht Haymerle ganz in die Ecke gedrückt. Hat der Maler ihn absichtlich so postirt, um die Rolle zu symbolisiren, die er auf dem Congresse gespielt?

Unter allen Mitgliedern jener diplomatischen Versammlung, welche die Amputation des türkischen Reiches vollzog, war Haymerle das schweigsamste. Er sprach noch weniger als Mehemed Ali, der blonde Mohamedaner aus Magdeburg, der während des Krieges Abends in seinem Zelte deutsche Lieder sang. Haymerle hielt auf dem Congresse keine einzige längere Rede und ergriff fast nur das Wort, um einen Antrag zu verlesen, aber er arbeitete sehr viel. Alle östreichischen Anträge wurden von ihm redigirt. So die Aenderungen, die Oestreich zu Artikel VII des Vertrags von San Stefano vorschlug, durch welche die Kutzovlachen beseitigt wurden. Ferner die Fassung des Artikels XXXVIII des Berliner Vertrags, durch welchen Serbien verpflichtet ward, die Verbindlichkeiten der Pforte gegen Oestreich und die Gesellschaft in Betreff der türkischen Eisenbahnen zu übernehmen und unmittelbar nach Abschluß des Friedens eine Convention mit Oestreich zu schließen. Der Antrag auf Annexion des Territoriums von Spizza ward ebenfalls von Haymerle eingebracht und damit begründet, daß das Gebiet an und für sich äußerst unbedeutend sei und Oestreich nur von da aus den Hafen von Antivari überwachen könne. In der 13. Sitzung trat Haymerle warm, aber vergeblich für die Autonomie der Miriditen ein und in der 15. Sitzung machte er den Congreß aufmerksam, daß in der Nähe von Silistria ein einziger Punkt für eine feste Brücke über die Donau geeignet sei.

Betrachtet man diese Thätigkeit Haymerles während des Congresses, so gewinnt man ein Bild des Mannes. Er münzt keine eigenen Ideen aus, er wirft keinen zündenden Gedanken in die Berathung, aber er weiß die politischen Ansichten seiner Regierung mit Geschick zu formuliren und zu verfechten. Wortkarg auf der Bühne und fleißig hinter den Coulissen, wird er von Andrassy so tief in den Schatten gestellt, daß er fast neben ihm verschwindet. Der ungarische Graf nimmt seine Aufgabe leicht und trachtet höchstens schön zu sprechen; Haymerle arbeitet für ihn, und Alles was er sagt, riecht nach der Lampe. Er tritt nicht als der gleichberechtigte Diplomat auf, sondern als der talentvolle und geschmeidige Sectionschef, der von seinem Vorgesetzten die Inspirationen erwartet und sich nur selten und schüchtern über die vorgezeichnete Linie hinauswagt.

So blieb er auch als Minister des Auswärtigen. Er richtete sich nach den Eingebungen, die ihm von einem Höheren zukamen. Das politische Inventar, das er übernommen, hielt er aufrecht; Neues fügte er nicht hinzu. Das innige Freundschaftsverhältniß mit Deutschland, über das er ja selbst in den ersten Tagen seiner Ministerschaft mit Bismarck verhandelt hatte, trachtete er ungestört zu bewahren; die orientalische Politik führte er im Geiste Andrassys weiter. Als England am 12. Mai 1880 den Conferenzvorschlag machte, ist Haymerle der einzige Minister, der ihm mit der Bemerkung zustimmt, er erblicke in der Conferenz eine geeignete Form für die Regelung des Artikels XXIV des Berliner Vertrages. Er nimmt fortwährend gegen die Türkei Partei. Die Form der Collectivnote, welche die Mächte in der griechischen Frage an die Pforte richten, scheint ihm zu milde; er will das Wort „inviter" durch „demander" ersetzt wissen. Der sonst so liebenswürdige Mann wird mit dem türkischen Botschafter beinahe brutal und sagt ihm ins Gesicht, die Türkei respectire weder ihr eigenes Wort noch das der Mächte. Für Montenegro zeigt er eine gewisse Vorliebe. Begierig greift er die Idee der Consuln Lippich und Green auf, Dulcigno an Montenegro zu geben, und als England die famose Flottendemonstration vorschlägt, die zu einem so lächerlichen Fiasco führte, da billigt er sie nicht nur sofort, sondern will sich auch an einer Landung betheiligen, die den Krieg herbeigeführt hätte. Während Deutschland und Frankreich nur zögernd und unter allerlei Clauseln ihre Schiffe in die Adria senden, möchte Haymerle die Flottendemonstration auch in der griechischen Frage verwenden, und ihm verdankt man die Erwähnung der letzteren in dem sonderbaren „Protocole de desintéressement". Später freilich, als Gladstone mit dem klassischen Projecte herausrückt, Smyrna zu besetzen und als „Faustpfand" zu behalten, bis die Türkei die Conferenzbeschlüsse durchgeführt und den Hunger Griechenlands nach einem saftigen Länderbrocken gestillt hätte, wird Haymerle vor seiner eigenen Kühnheit bange und er protestirt lebhaft gegen den Flibustierstreich, den Gladstone den europäischen Kabineten zugemuthet.

In der Angelegenheit, die für Oestreich unter allen orientalischen die größte Wichtigkeit besitzt, in der Donaufrage ist es Haymerle nicht gelungen, einen Erfolg zu erzielen. Die Beziehungen zu Rumänien haben sich gebessert, wie es im diplomatischen Jargon heißt, aber man denkt in Bukarest nicht daran, den östreichischen Forderungen nachzugeben. Nach so vielen Berathungen und Sitzungen der europäischen Donaucommission hängt das Avant projet, welches der östreichische Vertreter in Gemeinschaft mit dem deutschen und italienischen ausarbeitete, noch immer in der Luft, und die berechtigten Ansprüche Oestreichs drohen an dem Widerstande Rumäniens zu scheitern. Aber darf man dem Verstorbenen die volle Verantwortlichkeit für diese klägliche Lage zuschreiben? Die auswärtige Politik Oestreichs hängt nur zum kleineren Theile von dem Minister des Aeußern ab, und dort, wo über sie in Wahrheit entschieden wird, hält man allen Ableugnungen dienstwilliger Officiösen zum Trotze den Blick unverwandt auf Salonichi gerichtet und betrachtet die Donaufrage als Nebensache. „Au dela de Mitrovitza"; — in diesen vier Worten liegt der Schlüssel, der die Chiffern der östreichischen Orientpolitik enträthselt.

Größere Energie als gegen Rumänien hat Baron Haymerle gegen Serbien gezeigt. Er hat es gezwungen, seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen in der Eisenbahnfrage nachzukommen, und der Sturz des Kabinets Ristitsch war sein Werk. Allerdings raffte sich der Minister zu dieser an ihm ganz ungewöhn-

lichen Entschlossenheit nur darum auf, weil die Ungarn sie verlangten und Herr von Tisza ihm keine Ruhe ließ. Uebrigens gibt es böse Zungen, die Serbiens Nachgiebigkeit nicht sowohl den scharfen östreichischen Noten, sondern den überzeugenden Beweisgründen zuschreiben, mit denen Herr von Bontoux in Belgrad so freigebig war. Auch möchten wir nicht behaupten, daß das drohende Säbelgerassel, mit dem man Serbien einschüchterte, es dauernd für Oestreich gewonnen habe. Aber ein Erfolg Haymerles war die Wandlung in Belgrad immerhin; — vielleicht der einzige, den die Geschichte dem früh hinweggerafften Minister nachrühmen wird.

Er würde ihm wohl auch im Lager der deutschen Verfassungspartei höher angerechnet worden sein, wenn er diese nicht durch seine unbedingte Gleichgültigkeit gegen die innere Politik erbittert hätte. Möglicherweise ist es ungerecht, daß man von ihm verlangte, er solle sich in die letztere einmischen. Aber das Beispiel Bismarcks entscheidet über das Urtheil der heutigen Welt in solchen Dingen; man will nicht zugeben, daß ein Minister des Auswärtigen sich auf sein Ressort beschränken könne und dürfe. Haymerle hat sich nie darum gekümmert, welche Einwirkung die Politik des Grafen Taaffe, die maßlose Begünstigung der Slaven, die systematische Unterdrückung der Deutschen auf das Verhältniß zu Deutschland haben könnte. „Er hat sich bei der Uebernahme des auswärtigen Amtes mit dem Grafen Taaffe auseinandergesetzt," hieß es in einem officiösen Nekrologe. Welcher Art diese „Auseinandersetzung" war, zeigte seine Haltung. Niemals versuchte er seinen Einfluß zu Gunsten der Deutschen geltend zu machen, und dies ist der schwere Vorwurf, den die Verfassungspartei wider ihn erhob, den sie an seinem offenen Grabe aussprach. Bezeichnend für ihr Urtheil über den Todten und für die Verhältnisse Oestreichs überhaupt scheint mir ihr Wunsch, sein Nachfolger möge ein Ungar sein. Wie bescheiden sind wir geworden!

Das Bild, welches wir hier in flüchtigen Strichen von der Wirksamkeit des Barons Haymerle entworfen, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielleicht fehlt ihm auch die kühle Objectivität, mit der spätere Geschlechter seine Amtsführung prüfen werden. Aber für den Soldaten, der mitten im Gefecht steht, ist es unendlich schwer, völlig unparteiisch zu sein, und wer vermöchte es in einem Reiche, wo der wildeste Kampf der Gegensätze tobt und an Stelle des Staatsbewußtseins in allen Lagern das Nationalgefühl tritt?

Karl von Thaler.

Literatur und Kunst.

Erinnerungstraum.

Spät Abends wohl, wenn draußen sturmdurchschauert
In Nacht und Schnee die öde Gasse trauert
Und um den Thurm das Volk der Krähen lärmt,
Trägt mich ein Traum zu jenen Frühherbsttagen,
Die ich mit jugendseligem Behagen
In Attikas Gebirg verschwärmt.

Da scheint des Alters trüber Bann gebrochen,
Mein Blut hebt leicht und fröhlich an zu pochen,
Ich habe wieder zweiundzwanzig Jahr;
Ein sanfter Lichtstrom rieselt um mich nieder
Und trunk'nen Auges grüß' ich Alles wieder,
Was damals mein Entzücken war:

Das tiefe Blau, durchrauscht vom Flug der Tauben,
Die luft'ge Villa, die aus Myrthenlauben
Vom Hang Pentelis nach dem Meere sah,
Die Pinienschlucht, getaucht in Abendgluthen,
Und jene Grotte mit demant'nen Fluthen
Im Oelwald von Kephissia.

Da kommst auch du blauäugig Kind, Agathe,
Im schwarzen Haar die Blüthe der Granate,
Herab den Felspfad, in der Hand den Krug;
So wandelt' Hebe wohl im Götterreigen,
Doch unbewußt des Zaubers, der dein eigen,
Schwebst grüßend du vorbei im Flug.

Emanuel Geibel.

Björnstjerne Björnson.

Von Georg Brandes.*)

Außerhalb seines Vaterlandes ist Björnstjerne Björnson als großer Dichter bekannt. Für Norwegen ist er mehr als ein Dichter. Er hat nicht nur seinem Volke schöne Erzählungen, Lieder und Dramen geschrieben; er lebt tagtäglich mit diesem Volke, steht mit ihm in ununterbrochenem Verkehr. Er, der die feinste und zarteste Poesie zu dichten vermag, hält sich nicht für die gröbste Arbeit, diejenige des Journalisten und des Volksredners zu gut, wenn es gilt durch Bekämpfung eines Irrthums oder einer Lüge, durch Verbreitung einer einfachen aber noch unerkannten Wahrheit die sittliche und politische Erziehung des norwegischen Volks zu fördern. Es geht von ihm ein Hauch des Lebens aus. Wo sein Geist in diesem Augenblick hindringt, da entwickelt sich Selbsterkenntniß und Wahrheitsliebe, da werden Nationalfehler abgeschüttelt, da wächst das Interesse für alle geistigen, alle öffentlichen Angelegenheiten und mit dem Interesse das gesunde Selbstvertrauen. Er hat die Sendung des Dichters im weitesten Sinne aufgefaßt. Er ist der große Säemann Norwegens. Das Land ist ein Felsenland, steinig, wild und kahl. Die Saat fällt auf felsigen Boden und manch ein Samenkorn wird weggeweht vom Wind. Björnson fährt aber unermüdet in seinem Wirken fort. Sehr Vieles von seiner Saat ist schon aufgegangen; mancher Baum, den er gepflanzt hat, steht schon in Blüthe und was die Frucht betrifft, so denkt er bei seiner Arbeit nicht an das jetzt lebende Geschlecht allein.

Man braucht nur einen Blick auf Björnson zu richten um sich zu überzeugen, wie vorzüglich der jetzt achtundvierzigjährige Mann von der Natur für den heißen Kampf gerüstet wurde, den das literarische Leben in den meisten Ländern, jedoch besonders in dem streitbaren Norden mit sich führt. Man sieht nicht oft so breite Schultern, nicht oft eine so kraftvolle Gestalt — wie geschaffen, um in Granit ausgehauen zu werden.

Es gibt vielleicht keine Arbeit, die so, wie die schriftstellerische Productivität alle Lebensgeister erregt, die Nerven angreift, die Sinne verfeinert und schwächt. Es war aber keine Gefahr vorhanden, daß die Anstrengungen der dichterischen Production sich bei ihm wie bei Schiller auf die Lungen, oder wie bei Heine auf den Rücken schlagen konnten; es war nicht zu fürchten, daß feindselige Artikel jemals ihm, wie dem Helden Halvdan in seinem Drama „Der Redacteur", den Tod gäben, noch daß er, wie so viele moderne Dichter, der Versuchung unterliegen würde, durch verderbliche Reizmittel oder Zerstreuungen der durch die schöpferische Thätigkeit erzeugten Erregtheit oder Schlaffheit des Nervensystems entgegen zu wirken. Dem Mark dieses Rückens gebrach nichts, in diesen Lungen fand sich kein Staub und sie kannten keinen Husten; diese Schultern waren geschaffen, die Stöße, welche die Welt gibt, unerschüttert zu ertragen und sie zurückzugeben. Und die Nerven! Ich bin überzeugt, daß Björnson nie durch eigene Erfahrung begriffen hat, was man unter Nerven versteht. Er ist vielleicht der einzige bedeutende Dichter unserer Zeit, von dem sich dieses sagen läßt. Er ist als Schriftsteller nie nervös, nicht wenn er sein, nicht einmal wenn er empfindsam ist.

*) Aus dem in Bälde erscheinenden Buche: Moderne Geister, Literarische Bildnisse von Georg Brandes, Frankfurt, Literarische Anstalt (Rütten und Loening), das wir nach freundlichst gewährter Durchsicht der Aushängebogen unseren Lesern zum voraus bestens empfehlen können.

Stark wie das Raubthier, dessen Name zwei Mal in seinem Namen vorkommt*), muskulös ohne eine Spur von Fettigkeit, athletisch gebaut, steigt er vor der Erinnerung auf mit dem mächtigen Kopf, dem festgeschlossenen Mund und dem scharfen, durchbohrenden Blick hinter der Brille. Literarische Feindschaften würden unmöglich diesen Mann zu Boden werfen können, und für ihn existirte nie die größte Gefahr für den Schriftsteller (eine Gefahr, die eine Zeit lang sogar seinem großen Nebenbuhler Henrik Ibsen drohte), daß sein Name todt geschwiegen werde. Er trat schon als ganz junger Schriftsteller (als Theaterrecensent und Politiker) so kampfeslustig in die Literatur hinein, daß dröhnender Lärm um ihn entstand, wo er sich zeigte. Er hatte wie sein Thorbjörn in „Synnöve Solbakken" die Raufluft des Starken, aber er stritt wie sein Sigurd in „Sigurds Flucht" nicht allein um seine Kräfte zu üben, sondern aus naiver, freilich oft irrender Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe. Er verstand es jedenfalls vom Grunde aus, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Ein Schriftsteller kann große und seltene Gaben besitzen und doch durch den Mangel an Uebereinstimmung zwischen seiner Begabung und dem Nationalcharakter oder der Entwickelungsstufe seines Volkes, lange Zeit hindurch an einem durchschlagenden Erfolg verhindert sein. Viele der Größten haben darunter gelitten. Viele wie Byron, Heine, Henrik Ibsen haben ihr Land verlassen, noch weit mehrere, die im Lande blieben, haben sich von ihrem Volke verlassen gefühlt. Mit Björnson verhält es sich ganz anders. Er ist zwar nie von seinem ganzen Volke friedlich anerkannt worden, anfangs nicht weil seine Form zu neu und ungewohnt war, später nicht, weil seine Ideen zu sehr die herrschenden, conservativen und hochorthodoxen Kreise herausforderten; noch heutzutage wird er von der Presse der norwegischen Regierung und der tonangebenden Beamtengesellschaft mit einer Wuth verfolgt, die in der Wahl ihrer Mittel ebenso wenig wählerisch ist, wie in andern Ländern die Erbitterung der Kämpfer für Throne nnd Altäre. Aber trotz alledem hat Björnstjerne Björnson sein Volk hinter sich und um sich wie unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht nur Victor Hugo. Wenn man seinen Namen nennt, ist es, als ob man die Fahne Norwegens aufstecke. Er ist in seinen Vorzügen und Fehlern, in seinem Genie und seinen Schwächen so ausgeprägt norwegisch wie Voltaire französisch war. Seine Kühnheit und seine Naivetät, seine Offenherzigkeit als Mensch und seine Wortkargheit als Künstler, das gesteigerte und empfindliche norwegische Volksgefühl und das lebhafte Bewußtsein der Einseitigkeit und der geistigen Bedürfnisse dieses Volks, das ihn zum Skandinavismus, Pangermanismus, Weltbürgerthum getrieben hat, all dies ist in seiner eigenthümlichen Mischung bei ihm so ausgeprägt national, daß er in seiner Persönlichkeit das ganze Volk resümirt. Kein anderer Zeitgenosse vertritt so vollständig die Liebe dieses Volks zur Heimat und zur Freiheit, das Selbstgefühl, die Geradheit und die frische Energie desselben. Ja in diesem Augenblick bezeichnet er noch dazu in großem Stil die Selbstkritik des Volks, freilich keine geißelnde, mit Skorpionen peitschende Kritik, wie sie in Norwegen Ibsen, in Rußland Turgénjew vertritt, sondern das von Liebe getragene scharfe und muthige Urtheil. Er weist nie einen Schaden auf, an dessen Besserung und Heilung er nicht glaubt, nie ein Laster, an dessen Ausrottung er verzweifelt. Denn er hat einen wahren Köhlerglauben an das Gute in der Menschenwelt und besitzt den ganzen unbesiegbaren Optimismus eines großen genialen Sanguinikers.

Seinem Wesen nach ist er halbwegs Clanhäuptling, halbwegs Dichter. Er vereinigt in seiner Person die beiden im alten Norwegen hervortretenden Gestalten: den Häuptling und den Skalden. Er ist in seinem Gedankengang halb Volkstribun halb Laienprediger, d. h. er verschmilzt in seinem öffentlichen Auftreten das politische und religiöse Pathos seiner norwegischen Zeitgenossen und zwar fast noch mehr, nachdem er sich von der Orthodoxie losgerissen hat, als zuvor; er ist in noch höherem Grade Missionär und Reformator nach seinem sogenannten Abfall wie vor demselben.

Wie er in keinem andern Lande hätte können hervorgebracht werden, so würde er noch weniger als andere Schriftsteller außerhalb des Vaterlandes gedeihen. Als im Jahr 1880 durch die deutschen Zeitungen das Gerücht ging, daß er, von den ewigen, heimatlichen Streitigkeiten ermüdet, sich in Deutschland niederlassen werde, schrieb er mir: „Ich will in Norwegen wohnen, in Norwegen prügeln und geprügelt werden, in Norwegen singen und sterben."

Sich in so innigem Zusammenhang mit dem Vaterlande zu fühlen ist ein Glück, wenn man von dem Vaterland sympathisch verstanden wird. Und dies ist Björnsons Fall. Es beruht auf Verhältnisse, die tief in seiner Natur liegen. Er, der so stark für den verschlossenen, einsamen Michel Angelo schwärmt und der ihn naturgemäß so hoch über Raphael stellen muß, ist ein Geist ganz entgegengesetzter Art, nicht einsam, selbst wenn er am meisten allein ist (wie seit 1873 auf seinem Gute in dem entlegenen Gausdal), sondern ein durch und durch gesellschaftlicher, oder richtiger ausgedrückt volksthümlicher Geist. Er bewundert Michel Angelo, weil er das Große, das Tiefernste, das mächtig Schroffe im Menschenherzen und in dem Stil verehrt und versteht; aber mit der melancholischen Empfindung der Vereinsamung bei dem großen Florentiner hat er nichts gemein. Er ist der geborene Parteistifter und fühlte sich deshalb früh zu strömenden, volksthümlich parteistiftenden Geistern, wie dem Dänen Grundtvig und dem Norweger Wergeland hingezogen, so unähnlich er ihnen auch durch seine plastische Gestaltungskraft war. Er hat das Bedürfniß, sich als einen Mittelpunkt oder Brennpunkt der Sympathien zu fühlen, und er bildet unwillkürlich einen Bund um sich, weil er in seinem eigenen Wesen eine Gesellschaft resümirt. —

Nachdem er versuchsweise anonym einige kleinere Erzählungen veröffentlicht hatte, gab er 1857 „Synnöve Solbakken" heraus. Dieser literarische Debut war ein Sieg, und wurde besonders durch die Aufnahme des Büchleins in Dänemark, dessen Urtheil gewöhnlich für norwegische Dichterwerke das entscheidende ist, ein wahrer Triumph. Die frische Ursprünglichkeit, die Neuheit des Stoffs und der Darstellungsweise erklärt nicht genügend den Erfolg. Er beruhte auf der merkwürdigen Uebereinstimmung des Werks mit dem, was ein Theil der Lesewelt damals eben ersehnte und von einem poetischen Werke forderte. Das Jugendleben und die Jugendlectüre des Dichters hatten veranlaßt, daß er das Bauernleben im Lichte der altnorwegischen Sagen sah, wie er umgekehrt durch seine Vertrautheit mit dem Leben und der Denkweise der Bauern das Verständniß für die alten Sagen gewonnen hatte. Seine erste größere Erzählung, sowie viele der ganz kleinen (der Vater, das Adlernest u. s. w.), brachte eine Verjüngung des alten Sagenstils, während der Stoff volksthümlich war, ohne crassen Realismus. Björnson gehört zu den Glücklichen, die ihre Form nicht suchen, sondern fast von Anfang an besitzen. Seine älteste Novelle ist eine vollständig reife Frucht. Schon in seinem ersten Wurf war er klassisch. Er gehört nicht zu den Dichtern, die durch ein langes Leben ihre künstlerische Form immer mehr vervollkommnen und die erst nach harten Kämpfen mit dem widerspenstigen Stoff ihren Werken das innere Gleichgewicht zu geben vermögen. Seine Laufbahn ist nicht wie die so vieler Andern eine Felsenbesteigung im Nebel gewesen, nur von einigen sonnigen Stunden auf der Höhe gekrönt, sondern ein Steigen, während dessen sich auf jeder Stufe schöne Aussichten eröffneten. Und zwar ist seine Entwickelung so vor sich gegangen, daß er bei ursprünglicher, verhältnißmäßiger Enge oder Armuth der Ideen künstlerisch mit der höchsten Vollendung begann, um ein immer reicheres Ideenleben und eine sich immer steigernde Kenntniß des menschlichen Herzens in seine Werke niederzulegen. Er hat dabei zwar nichts an poetischem Werth, aber doch immerhin etwas an plastisch-klassischem Gleichgewicht eingebüßt.

Björnson ist zwei Mal Theaterdirector gewesen. Er hat selbst so viele von den Eigenschaften eines großen Schauspielers,

*) Björn bedeutet Bär, Björnstjerne das Sternbild: der große Bär.

daß er einen vortrefflichen Regisseur abgibt; die scenische Kunst seines Landes verdankt ihm viel, er hat die ersten unsicheren Versuche, eine nationale Bühne zu schaffen, gelenkt.

Seine Erfahrungen als Bühnenleiter sind ihm natürlicherweise als Schauspieldichter sehr zu statten gekommen; doch hat er in dieser Eigenschaft nie das technisch Vollendete erreicht. Es gibt in seinen Dramen viel mehr Poesie als geschickte Mache. „Sigurd", die große Trilogie, ist nicht für die Bühne bestimmt und, so viel ich weiß, nie aufgeführt worden. Sein kräftiges und wildleidenschaftliches Jugenddrama „Hulda" gewinnt durch die Aufführung wenig oder nichts. Doch haben zwei Schauspiele seiner ersten Periode einen durchschlagenden Bühnenerfolg gehabt.

„Maria Stuart in Schottland" (1864) und „Die Neuvermählten" (1865). „Maria Stuart" ist ein reiches, gewaltiges Stück, voll dramatischen Lebens, fast zu gewaltsam bewegt. In der Handlung verketten sich vorzüglich alle Einzelheiten, Rizzios Ermordung, Darnleys Tod, Marias Entführung durch Bothwell, nur der Schluß ist schwach, oder richtiger, das Drama schließt nicht. Ich glaube, daß das Werk dem Dichter besonders deshalb so gut gelang, weil er sich auf dem schottischen Boden noch in norwegischer Atmosphäre befand. In dieser norwegisch-schottischen Welt fühlt sich der Dichter vollständig wie zu Hause, und die Charaktere, die er schafft, haben ohne Bruch mit der Lokalfarbe Züge, die sie den Gestalten aus dem norwegischen Mittelalter, die er zu schildern gewohnt war, nah verwandt machen. Unter den Hauptcharakteren zeichnen sich der Puritaner John Knox, der finstere und doch lebenslustige, wild thatkräftige Bothwell und der schwache, knabenhaft rachsüchtige und unwürdig demüthige Darnley aus, der erstere eine echte Renaissance-Persönlichkeit, der andere fast zu modern. Maria Stuart selbst ist nicht so vollständig gelungen; die Charakterzüge sind weiblich verschwommen. Sie ist wie ein Wesen gedichtet, dessen geheimnißvoller Naturgrund sich in zwei entgegengesetzte Pole als die ganze Schwäche und die ganze Stärke des Weiblichen offenbart. Ihr Schicksal hängt insofern von ihrem Wesen ab, als jene Schwäche ihre Macht über die Männer bedingt und jene Stärke in den gegebenen Verhältnissen und zu der gegebenen Zeit ohnmächtig ist. Sie ist aber wegen des nordischen Idealismus, wegen der dem Pfarrerssohn angeborenen Schamhaftigkeit des Dichters allzu unsinnlich, außerdem zu passiv, um Heldin eines Dramas sein zu können. Sie ist weniger durch das geschildert, was sie sagt oder thut, als durch begeisterte oder herabsetzende Erwähnung und durch die Wirkungen, die sie unmittelbar durch ihre Persönlichkeit ausübt. Sie steht wie in einer Wolke adjectivischer Bestimmungen, welche die übrigen Persönlichkeiten massenhaft gegen sie heranschleudern. „Maria Stuart" entstammt einem Zeitraum in dem Entwickelungsgang Björnsons, wo er eine Neigung hatte, seine Charaktere psychologisch zu beschreiben, anstatt sie ihr Wesen ohne Commentar entfalten zu lassen. Alle Personen in diesem Drama sind Psychologen, studiren einander, erörtern ihr Naturell und experimentiren mit einander. Selbst der Page William Taylor kennt und beschreibt den seelischen Zustand Darnleys, wie ein Arzt eine Krankheit kennt und beschreibt. Während aber alle Personen wie Psychologen denken, sprechen sie alle wie Dichter, und diese dichterische Shakespeareartige Pracht der Diction, die so wahr ist, weil die Menschen der Renaissancezeit durchgängig dichterisch empfanden und sich einer blühend bilderreichen Sprache bedienten, erhöht den Reiz, den die tiefe Originalität der Hauptcharaktere dem Drama verleiht.

Das kleine Schauspiel: „Die Neuvermählten" behandelt ein überaus einfaches, aber ursprüngliches und allgemein gültiges, menschliches Grundverhältniß, die Loslösung der jungen Frau vom Elternhaus, die Collision in der Seele des jungen Weibes zwischen der angeborenen und gewohnheitsmäßigen Liebe zu den Eltern und der noch neuen und schwachen Liebe zum Gatten — eine Revolution oder Evolution, die mit der Naturnothwendigkeit und den Qualen einer geistigen Geburt vor sich geht. Unter gewöhnlichen, normalen Verhältnissen wird die Bedeutung dieses Bruchs nicht scharf hervortreten, weil es als etwas aufgefaßt wird, das so sein muß und häufig eher das Gepräge der Befreiung als der Losreißung hat. Werden aber die Verhältnisse nur ein bischen weniger normal gedichtet, ist die Liebe der Eltern ungemein egoistisch oder zärtlich, und ist die Gattenliebe des guten und gehorsamen Kindes weit weniger entwickelt als das anerzogene Pietätsgefühl gegen Vater und Mutter, so liegt hier eine Aufgabe, ein dramatischer Zusammenstoß, und ein Kampf mit ungewissem Ausgang vor. Diese Idee ergriffen zu haben ist das Verdienst und die Ehre Björsons.

Die Ausführung leidet unter einem doppelten Mangel. Erstens hat hier, wie in Maria Stuart, die nordische, allzu große Schamhaftigkeit, zweitens die psychologische Marotte die Wirkung des Stückes abgeschwächt. Nothwendig drängt sich dem Zuschauer die Frage auf: Ist Laura beim Anfang des Stücks im vollen Sinne des Wortes Axels Frau, oder ist sie es nicht? Sie muß seine Frau sein, denn ihre Kälte ist nicht eine derartige, die das Entgegengesetzte erklären würde; sie kann aber nicht seine Frau sein, denn wenn sie es wäre, würden die Schwierigkeiten sich heben lassen und die Zärtlichkeit ohne all diesen Lärm vor all diesen Zeugen sich von selbst allmählich einfinden. Doch eine bedeutendere Einwendung gegen den Plan des kleinen Schauspiels ist folgende: Wie kann Axel, wenn er schon durch eine Kraftanstrengung Laura von dem Elternhaus losreißt, schwach und dumm genug sein, um das Elternhaus in der Gestalt Mathildens Laura auf der Reise begleiten zu lassen? Ohne sie würde ja Alles viel leichter und glatter gegangen sein. Es heißt zwar am Schluß des Stücks, ohne sie hätten die Zwei sich nie gefunden; das ist aber wenig einleuchtend und jedenfalls unglücklich. Die eigentliche, dichterische Aufgabe würde eben gewesen sein, zu zeigen, wie die Beiden ohne fremde Hülfe wahre Eheleute wurden; es ist ein schlechter Ausweg, eine dea ex machina einen anonymen Roman schreiben zu lassen, der durch die Behandlung ihrer Lage sie erschrickt und sie einander in die Arme treibt. Ich sehe hierin ein Merkmal der Epoche, in der diese kleine Dichtung entstand. Die Kierkegaard'schen Ideen lagen in der Luft. Die Methode der Naturwissenschaften (Beobachtung und Versuch) auf den Verkehr zwischen Mensch und Mensch angelegt, das psychologische Experiment, das bei Kierkegaard eine so große Rolle spielt und das schon in „Maria Stuart" sich so breit machte, ist in „Die Neuvermählten" von der Hausfreundin Mathilde vertreten. Doch die ganze Weise, wie Liebe und Leidenschaft hier behandelt werden, ist für jene Periode in dem geistigen Leben Björsons und der norwegisch-dänischen Literatur überhaupt eigenthümlich. Man interessirte sich damals im Norden sehr wenig für Neigung oder Leidenschaft an und für sich, man studirte und schilderte die Gefühle in ihrem Verhältniß zur Moral und Religion. Man betrachtete die Darstellung der Liebe vor und außerhalb der Ehe als trivial oder frivol, und forderte von dem Dichter die Poesie der ehelichen Liebe. Die Liebe, die in „Die Neuvermählten" groß gezogen wird, ist als die Schuldigkeit der Frau gegen ihren Mann geschildert und wird ihr von allen Seiten als Aufgabe und Forderung vor Augen geführt. Sie ist keine frei und wild wachsende Pflanze; sie entfaltet sich im Treibhaus der Pflicht, von der Zärtlichkeit Axels umhegt, von der Eifersucht, der Unruhe, der Furcht vor dem Verlieren, mit welcher Mathilde das Treibhaus heizt, künstlich in die Höhe getrieben.

Die erste größere Arbeit, mit welcher Björnson nach mehrjährigem Schweigen vor das Publicum trat, war das auch in Deutschland ungewöhnlich erfolgreiche Schauspiel: „Ein Fallissement". Es war ein Sprung ins moderne Leben hinein. Die Dichterhand, welche die Schlagschwerter der Sigurds geschwungen hatte, hielt sich nicht für zu gut, die Gelder Tjäldes zu zählen und seine Schulden zu summiren. Björnson war der erste skandinavische Dichter, der sich im vollen Ernst mit der Tragikomödie des Geldes einließ und sein Sieg war deshalb um so glänzender. Absolut gleichzeitig mit „Das Fallissement" gab er das Schauspiel „Der Redacteur", eine blutige Satire der norwegischen Preßverhältnisse, heraus. Und nun erschienen in rascher Folge das große dramatische Gedicht „Der König", die Novelle

„Magnhild", die Dramen „Das neue System" und „Leonarda", neue Gedichte, republikanische Vorträge u. s. w., eine Production, die noch in diesem Jahre mit einem neuen Schauspiel und einem religiös freisinnigen Volksbuch vermehrt werden wird.

Man hat seine Poesie in dieser neuen Phase in conservativen norwegischen Kreisen dadurch herabzusetzen gesucht, daß man sie als Tendenzdichtung bezeichnet. Dies Wort ist das Schreckbild, durch welches man nur allzu lange alle Ideen der modernen Welt aus der dänisch-norwegischen Poesie fern zu halten gestrebt hat. Dabei hegt man, naiv genug, die Ueberzeugung, daß die älteren Dichterwerke, die man preist, tendenzlos sind, weil sie die entgegengesetzte Tendenz der neueren haben; man hat sich nämlich so vollständig an jene älteren Tendenzen gewöhnt, wie man sich an die Luft in einem Zimmer gewöhnt, das man nie verläßt. Nur höchst selten tritt die Tendenz bei Björnson in unpoetischer Gestalt hervor, wie z. B. in dem Blutsturz, an dem in „Der Redacteur" der junge Politiker stirbt, nur damit das Kainsmal an der Stirn der Hauptperson gezeichnet werden kann, oder in der Vision, die im Drama „Der König" die Tochter des politischen Märtyrers in dem Augenblick erschreckt und tödtet, wo sie mit dem jungen König zum Brautschemel geht. Sieht man aber von mißlungenen Einzelheiten ab, wer kann dann verhärtet genug sein, um nicht den Born einer neuen und eigenthümlichen Poesie zu empfinden, der die Werke aus Björnsons zweiter Periode, zweiter Jugend sollte man sagen, durchströmt! Eine brennende Wahrheitsliebe hat diesen Büchern ihren Stempel aufgedrückt; ein männlich fester Charakter gibt sich in ihnen kund. Welcher Reichthum an neuen Gedanken auf allen Gebieten, über Staat und Gesellschaft, Ehe und Haus! Welch eine energische Aufforderung zur Wahrhaftigkeit gegen sich und Andere! Endlich welche Milde, welche Sympathie mit den Menschen entgegengesetzter Geistesrichtung, die, wie der Bischof in „Leonarda", der König im Drama desselben Namens geschont, ja idealisirt werden, während alle Angriffe auf die Institutionen als solche gerichtet sind!

Die Gegner der neueren Richtung Björnsons behaupten jetzt, daß so lange er sich außerhalb des Kreises der brennenden Fragen und lebendigen Ideen hielt, sei er als Dichter groß und gut gewesen, seit er sich aber mit modernen Aufgaben und Gedanken eingelassen habe, sei er zurückgegangen, leiste jedenfalls nicht länger künstlerisch Vollendetes. Aehnliche Urtheile sind überall in Europa laut geworden, sobald ein Dichter, der in seiner Jugend durch neutrale, harmlose Arbeiten die Gunst eines Publicums gewann, seinen Zeitgenossen zeigte, daß er sie studire und kenne. Es ist zwar wahr, daß Björnson in seiner zweiten Periode noch nicht die Durchsichtigkeit und Harmonie der Form erreicht hat, die seine ersten Arbeiten auszeichnen; es ist aber weder gerecht noch verständig, deshalb von einem Rückschritt zu sprechen. Ein neuer, reicher und brausender Ideengehalt findet langsam seine Form, gährt bisweilen über den Rahmen hinaus; starke Gefühle und Gedanken haben ein gewisses Feuer und einen gewissen Schwung, der sie weniger geeignet macht, in gefälliger Gestalt zu erscheinen, als die Gedankenarmuth der Idylle.

Und trotz alledem, wie viele auch technisch vorzügliche Leistungen hat Björnson in den letzten Jahren hervorgebracht! Die Exposition im „Fallissement" ist eine der besten, welche die Literaturen aller Länder aufzuweisen haben, und die Diction im „Redacteur", besonders die der ersten Acte, die vorzüglichste, die Björnson überhaupt erreicht hat. Diese beiden Dramen, mit denen Björnson zuerst die Bahn betrat, die Henrik Ibsen mit seinem Schauspiel „Der Bund der Jugend" gebrochen hatte, schließen sich gewissermaßen an dieses kräftig gebaute und beißend witzige Stück an. Im Grunde enthielt „Der Bund der Jugend" sowohl ein Fallissement wie einen Redacteur. Das Fallissement war das des leichtsinnigen Erik Brattsbergs, der Redacteur liegt in schwachen Umrissen in Steinhoffs Verhältniß zur Zeitung Aslaksens und in dem Artikel gegen den Kammerherrn, der zuerst gedruckt werden soll und sodann nicht gedruckt werden darf. Man hat gewöhnlich im Publicum den „Bund der Jugend" und den „Redacteur" als Gegensätze, d. h. als sich widerstreitende Eingaben verschiedener politischer Lager aufgefaßt, und zwar nur, weil das erstere Stück einen unehrenhaften Vertreter der Fortschrittspartei, das andere einen noch frecheren und lügenhafteren Vertreter der Conservativen verhöhnt. Rein poetisch gesehen, stehen aber diese Stücke einander ganz nahe. Der Redacteur Björnsons ist der gealterte Steinhoff (mit den Jahren wird er hochconservativ) — ein Steinhoff, bei dem die weicheren und geschmeidigeren Elemente unter Enttäuschungen, Niederlagen und Anfällen wilder Verachtung seiner selbst und Anderer verknöchert sind, und bei dem deshalb die brutale Rücksichtslosigkeit allein übrig geblieben ist.

Man faßt vielleicht am richtigsten den „Redacteur" Björnsons als eine große Allegorie auf. Der ältere Bruder, Halvdan, der in dem politischen und literarischen Streit unterliegt, ist Wergeland, der nach einem in begeisterten Freiheitskämpfen verbrachten Leben, von den Erregungen seiner eigenen Angriffe und der Verfolgung der Gegner aufgerieben, so lange auf dem Krankenlager hingestreckt lag — eine noch größere und noch poetischere Gestalt kurz vor dem Tode, als während der langen Fehde des Lebens. In dem jüngsten Bruder Harald, der die Erbschaft Halvdans übernimmt, denk ich mir, hat Björnson seine eigenen politischen Bestrebungen mit den Mißverständnissen, denen sie ausgesetzt sind, und den Gegnern, die sie finden, symbolisiren wollen. Hakon, der älteste Bruder, der Bauer geworden, und die Frau desselben, die ohne aufzutreten eine Rolle spielt, repräsentiren das norwegische Volk. Die ungewöhnliche Kraft des Stücks beruht jedoch darauf, daß es bei dieser großen Weite des Horizonts, in seiner Charakterzeichnung in einem Grade individuell und charakteristisch ist, den Björnson nie übertroffen hat.

„Leonarda", das als dramatische Arbeit nicht hervorragend ist, gehört zu den poesiereichsten Werken des Dichters. Außerhalb des skandinavischen Nordens kann man ein Schauspiel wie dieses nicht ganz würdigen, vielleicht die gewaltige Wirkung desselben auf die Gemüther kaum begreifen. Es hat bei der Aufführung in Christiania nur deshalb so tief gewirkt, weil es als ein erlösendes Wort in die norwegischen Verhältnisse hineinklang. Die Idee des Stücks ist die der sittlichen und religiösen Toleranz, welcher der Dichter in früheren Zeiten selbst so fern stand. In „Leonarda" hat er mit bewundernswerther Geistesüberlegenheit eine ganze Reihenfolge von Generationen der norwegischen Gesellschaft vorgeführt, die Gebrechen und Tugenden jedes Geschlechts gezeigt, und die Urgroßmutter, welche die während der langen Zeit der nordischen Reaction so gering geschätzte Cultur des achtzehnten Jahrhunderts vertritt, das feierliche Amen des Stücks aussprechen lassen. Ihre Schlußreplik lautet:

„Mir ist als sei meine Zeit wiedergekehrt, wo es große Seelen und tiefe Gefühle gab".

Mit „Leonarda" war jedoch nicht nur die Zeit der tiefen Gefühle, sondern auch die der derben Gedanken wiedergekehrt, obwohl der Dichter, wie schon angedeutet, die Gegner seiner Lebensansicht mit einer Milde und Schonung, einer über alle Parteistreitigkeiten erhabenen Menschenliebe bekämpft, die vielleicht sein eigenthümlichstes Merkmal ausmacht.

Henrik Ibsen ist ein Richter, streng wie einer der alten Richter Israels, Björnson ist ein Prophet, der verheißende Verkünder einer besseren Zeit. Ibsen hat in der Tiefe seines Gemüths ein gewaltiges, revolutionäres Element. In der „Komödie der Liebe" und in „Nora" geißelt er die Ehen, in „Brand" die Staatskirche, in den „Stützen der Gesellschaft" die ganze bürgerliche Gesellschaft seines Landes. Was er angreift, wird von seiner tiefsinnigen und überlegenen Kritik zersplittert. Björnson ist ein versöhnender Geist, er führt ohne Erbitterung Krieg. Es spielt wie Aprilsonne über seinen Dichtungen hin, während die Werke Ibsens mit ihrem tiefen Ernst wie in Schatten liegen. Ibsen liebt die Idee, die logische und psychologische Consequenz, die Brand aus der Kirche, Nora aus der Ehe heraustreibt. Der Ideenliebe Ibsens entspricht die Menschenliebe Björnsons.

Zur Entstehung und Bedeutung der Mode.

Von J. v. Falke.

I.

Die arme Mode, das liebenswürdige Kind der Laune mit seinen grillenhaften Einfällen! Heroen der Weisheit und der Wissenschaft sind über sie gekommen mit Keulenschlägen und haben versucht sie todtzuschlagen, als wäre sie die lernäische Schlange. Sie haben es versucht, aber die mächtigen Schläge sind in das Wasser gefallen oder in die Luft gefahren; die tolle Mode lacht ihrer und treibt ihr lustiges Spiel weiter, unbekümmert um Vernunft und Wissenschaft und Sittlichkeit.

Und ist es denn wirklich gar so eine schlimme Sache mit der Mode? Ist sie gar so sehr eine Verderberin der guten Sitte, der Moral, des guten Geschmacks, und ich weiß nicht, was Alles sie noch verderben soll? Ist sie solche arge Tyrannin, daß Niemand mit ihr fahren kann, ohne sich ihr als Sklave zu fügen? Sind ihr gar keine guten Seiten abzugewinnen? gar keine Eigenschaften, um derentwillen man sich mit ihr versöhnen, gar keine Punktationen, in denen man sich mit ihr auf Bedingungen vergleichen kann?

Wir wollen in aller Bescheidenheit und mit allem schuldigen Respect vor der Wissenschaft uns wenigstens die Dinge ansehen, wie sie wirklich stehen und sich verhalten.

Hören und untersuchen wir zunächst, was der neueste Antiverehrer der Mode ihr vorwirft.*)

Da gilt nun vor Allem als die gefährlichste Eigenschaft die Flüchtigkeit, der stete, ruhelose Wechsel mit allen Consequenzen und Nachtheilen. Das wissen wir freilich, jedes Jahr, ja jede Jahreszeit gebiert und bringt Neues. Aber was sie so bringen in stetem Wechsel, das sind doch nur Nebenformen, welche die großen Formen der Mode umspielen, Nebenformen, denen derjenige zu viel Wichtigkeit beilegt, der sie nur aus nächster Nähe und nicht von oben her im Zusammenhange ganzer Zeiträume betrachtet. So aber von der Höhe her erscheinen die wirklichen Moden, die großen Formen durchaus nicht so vergänglich, wie wir gewöhnlich meinen.

So will mir scheinen, der Frack sei doch auch ein Kind der Mode, und die Welt trägt ihn schon volle hundert Jahre, mehr denn drei Menschenalter, und ob der Schooß nun ein bischen breiter oder schmäler zugeschnitten, deshalb hat noch kein Professor sich einen neuen machen lassen. Wir Alle hassen ihn, das ist ausgemacht, aus ästhetischen und socialen Gründen, und können uns von der häßlichen Mode doch nicht befreien und werden wohl gezwungen sein, sie bis an unser Lebensende zu tragen. Und mit seinem treuen Genossen, dem schwarzen Seidenhut, der Angströhre, ist es ebenso, obwohl er schon lange auf unsern Häuptern wankt.

Und sollte die Crinoline, die wir noch mit Schaudern selbst erlebt haben, nicht auch ein Geschöpf der Mode sein? Dreimal hat sie als Reifrock die Welt mit ihrer Gegenwart beehrt und beglückt. Das erste Mal geschah es im sechzehnten Jahrhundert; da dauerte sie etwa fünfzig Jahre, und bei den steifen Spaniern und den bedächtigen Holländern noch ein halbes Jahrhundert länger. Dann erschien der Reifrock wieder unmittelbar nach dem Tode Ludwigs XIV., also gegen das Jahr 1720, und erfreute sich wieder ein halbes Jahrhundert der allergesegnetsten Umstände, und just auf den höchsten Höhen der Gesellschaft — wir kommen darauf wieder zu sprechen — hielt er sich noch ein paar Jahrzehnte länger, bis ihm die französische Revolution endlich den Garaus machte. Wir unsererseits im neunzehnten Jahrhundert sind über die Crinoline in fünfzehn Jahren hinweggekommen — ein starkes Stück! — Das ist wenig im Vergleich mit der Dauer ihrer Vorgänger, aber immerhin noch ein halbes Menschenalter, ein hübsches Tagwerk in Anbetracht der Flüchtigkeit und Flatterhaftigkeit der Mode. Wem es Vergnügen macht, der kann selbst die Crinoline um ihrer kürzeren Dauer willen als ein Zeichen unseres verbesserten Geschmacks betrachten.

Sollen wir andere Beispiele anführen? Die Fontange, die hochgeborne und hochgetragne Haube im Zeitalter der Perrücke, im Zeitalter des großen Ludwig, schwankte gut vierzig Jahre lang auf den Köpfen aller Schönen und Nichtschönen, welche der französischen Mode folgten. Und die Perrücke selbst, die widersinnigste aller Ausgeburten der Mode, erlebte anderthalb Jahrhunderte, freilich in verschiedener Gestaltung. Immerhin umwallte sie als Alongeperrücke, in ihrer kolossalsten Gestalt, wenigstens fünfzig Jahre lang alle selbstgefälligen Köpfe jener Zeit, den König und den Bürger, den General und den Staatsmann, den Gelehrten und den Künstler, den Weisen und den Thoren, und darnach als Puderperrücke mit der Vergette erfreute sie sich im achtzehnten Jahrhundert nicht geringerer Lebensfähigkeit. Und wie lange ging ihr der edle Zopf zur Seite, der sich noch im letzten Todeskrampfe, den ihm die Revolution bereitete, an den Rockkragen hing, als er im Nacken abgeschnitten war! Im sechzehnten Jahrhundert sah der große Ringkragen, genannt die Kröse, der Stolz der Männer wie der Frauen, mehr denn ein Menschenalter an sich vorüber rollen, trotzdem alle Geistlichen gegen ihn zu Felde zogen, und da er endlich gefallen, blieb er Volkstracht und Amtstracht selbst bis in unsere Tage. Im vierzehnten Jahrhundert noch vor der Mitte begannen die spitzen Schnabelschuhe Mode zu werden und blieben es bis zum Ende des fünfzehnten, um von den breiten Schuhen abgelöst zu werden, die wiederum ein halbes Jahrhundert dauerten. Und gleichzeitig mit den Schnabelschuhen behängten sich die Herren und Damen mit Schellen und Glocken und klingelten so einher des Weges und des Steges, wohin sie kamen, fünf bis sechs Jahrzehnte lang und vielleicht länger noch.

O, die Moden haben ein zähes Leben. Sie sind nicht so schnell abgethan. Man muß jeder wirklichen Mode, bis sie ihre Form, ihren Charakter ändert, im Durchschnitt die Dauer eines halben Jahrhunderts geben.

Man wird mir freilich einwenden, diese Beispiele gehören alten Zeiten an, und heute im Zeitalter des Dampfes sei es anders. Dem ist aber nicht so. Ich will mich nicht auf Frack und Cylinderhut berufen, die wir schnellfahrenden Leute schon von der langsamen Zeit überkommen haben und dennoch festhalten, obwohl wir uns ihrer nicht rühmen mögen. Die Flüchtigkeit der Mode, wie sie den Mitlebenden im Wechsel der Spielformen, der Nebendinge erscheint, datirt, genau so wie sie heute ist, mindestens seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Damals sagt das Modejournal der sogenannten Limburger Chronik, die fast von Jahr zu Jahr von den Moden berichtet: „Wer heuer war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht eine Fliege mehr, also hatte sich der Schnitt verwandelt in diesen Landen und in so kurzer Zeit.“ Also nicht blos die Formen der Moden wechseln, sondern selbst die Schneider, schneller als heute, denn ein Worth in Paris, ein Gunkel in Wien halten sich doch immer etliche Jahrzehnte auf ihrer einsamen Höhe. Und zu jener Zeit ist — in den Ermahnungen des Ritters de la Tour an seine Töchter — ausdrücklich von der „laufenden Mode“ die Rede, und die Ermahnungen dieses würdigen Ritters kann auch heute noch ein würdiger Vater an seine Töchter richten, vermuthlich freilich mit so wenig Erfolg wie damals.

Ja, wir können zum Vorzug oder zum Vorwurf der heutigen Mode nicht einmal sagen, daß wir darin erfindungsreicher sind. Alles, was das neunzehnte Jahrhundert bisher an neuen Moden geleistet hat, steht weit zurück hinter dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Formen, wie sie das fünfzehnte Jahrhundert in bunten, verwirrenden Contrasten hervorrief. Und es ist ja heute auch nur die Frauenkleidung allein, welche Leben zeigt. Niemals vielleicht in der ganzen Kostümgeschichte hat es eine Zeit gegeben, wo die männliche Kleidung so trist, so farblos, niemals seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wo sie so constant, so, man kann sagen, modelos gewesen wäre.

Also die geschmähte Flüchtigkeit, die gescholtene Flatter-

*) „Gegenwart“ Bd. XX, Nr. 34. „Das sociale Motiv der Mode.“ Von Rudolf von Ihering.

haftigkeit und Vergänglichkeit der Mode bedarf immerhin der Einschränkung oder mindestens der richtigen Auffassung.

Ebenso ist es mit jenem Ausspruch, der wohl nicht als Vorwurf, sondern zur Erklärung dienen soll, daß es die Standeseitelkeit sei, welche die Moden schaffe und ihren schnellen Wechsel herbeiführe, das Bestreben der oberen Klassen, sich von den niederen oder den mittleren durch die Kleidung zu unterscheiden.

Ich frage dich nun, geehrter Leser, und dich insonderheit geehrte Leserin, wenn du zu den „oberen Zehntausend" gehörst, ist es jemals in deiner Absicht gelegen oder dir nur in den Sinn gekommen, dich durch neue und elegante Kleidung von den mittleren zehn Millionen unterscheiden zu wollen? Und wir, die wir uns zu diesen letzteren rechnen, wenn wir bei Herrn Müller oder Frau Meyer oder selbst bei Madame Francine uns neue Kleidung machen lassen und dabei wohl gar nach dem neuesten Schnitt fragen, wir denken ebenso wenig daran uns in die Rangklasse der Zehntausend erheben zu wollen. Was wir wollen, ist nur das uns Gemäße, das Anständige; wir wollen eben nicht auffallen. Wäre die Mode aber das Unterscheidungszeichen, so müßte ja Jeder bestrebt sein, aufzufallen, weil er sich eben unterscheiden will. Dann könnte auch die Mode nicht die Tyrannin sein, die wenigstens alle Gebildeten unerbittlich zur Heeresfolge zwingt. Gerade je mehr die Mode Tyrannin ist, um so weniger ist sie aristokratisch. Ihr ist Alles gleich; sie kennt keine Klassenunterschiede und macht alles gleich, was sie ungleich findet. Der Tyrann ist der Feind der Aristokratie, und so ist die Mode viel mehr demokratischer denn aristokratischer Natur. Und was wäre das auch für ein nichtiges Beginnen, dieser Versuch der Unterscheidung? Die Mode ist ja für Alle gleichzeitig zu haben vom ersten Anfang an ohne eine Minute Zeitverlust.

Es gab allerdings Zeiten in der Kostümgeschichte, wo so etwas wie Standesunterscheidung durch die Kleidung beabsichtigt wurde. Es war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, da die Städte reich wurden, die Patrizier ritterlich thaten und die Zünfte nach der Herrschaft drängten. Damals erhob sich ein vorher nicht gekannter Kleiderluxus, in welchem es ein Jeder dem Anderen gleich zu machen trachtete, bis herab zum Bürgersohn und Handwerksgesellen. Damals nun hielten es die Obrigkeiten, vom Kaiser angefangen bis herab zur kleinsten Stadt, für nöthig und angemessen, Kleiderordnungen zu erlassen, in welchen einem Jeden das Maß seiner Länge und seines Aufwandes vorgeschrieben war, so zwar, daß z. B. die Länge der Schleppe kürzer sein mußte bei einer Bürgersfrau als bei einer Patrizierin, was unter Umständen wohl öffentlich an einem aufgestellten Maß gemessen wurde.

Diese Kleiderordnungen hatten ebenso wohl den Zweck den Luxus einzuschränken als auch — und das ist richtig — die Standesunterschiede aufrecht zu halten. Aber so zahlreich sie waren und so oft sie erneuert wurden, so erreichten sie weder das Eine noch das Andere, und so wurden sie als wirkungslos nach etwa zwei- bis dreihundertjähriger Dauer völlig aufgegeben.

Von dieser Zeit an, also etwa seit dem sechzehnten Jahrhundert, hört die Mode auf irgend eine Bedeutung zur Unterscheidung der Stände zu haben. Ja, sie kommt so wenig von den höchsten Höhen herab, daß gerade die Höfe und die ersten Höfe es sind, wie die von Paris und Wien, welche sich den neuen Moden widersetzen. So kam es, daß der Wiener Hof noch die steifen spanischen Modeformen trug, nachdem nicht blos die Zehntausend, sondern auch die Zehnmillionen schon Jahrzehnte damit fertig waren. So kam es, daß an den Höfen noch der Reifrock de rigueur war, nachdem alle übrige Welt sich längst davon befreit hatte. Die Höfe und die vornehmste Welt waren es, welche an gesticktem Frack und Klapphut, an Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen am längsten festhielten. Das ancien régime ist es, welches der Aristokratie zukommt, nicht die neue Mode. Die echte Aristokratie ist conservativ und hängt am Alten, die Mode aber ist revolutionär, ist demokratisch. Wenn die Aristokraten am Ende des vorigen Jahrhunderts sich durch etwas unterscheiden wollten, so war es dadurch, daß sie die alten Moden trugen und die neuen perhorrescirten. Um jene führten sie einen Kampf auf Tod und Leben, in dem sie freilich beide erlagen.

Man hat eben eine ganz falsche Vorstellung von dem Ursprunge der Moden und der Trachtenformen, der sich aus ganz anderen Ursachen und Quellen ableitet als man gewöhnlich annimmt. Aber gesetzt auch, es wäre die Standeseitelkeit, was ist denn damit erklärt für die bestimmten Erscheinungsformen der Moden, die doch — darüber kann kein Zweifel sein — von Zeit zu Zeit völlig ihren Charakter ändern? Die Standeseitelkeit, wenn sie überhaupt von Einfluß wäre, erklärt sie in keiner Weise.

Sind sie rein Kinder des Zufalls? Einfälle beliebiger Persönlichkeiten? Ausgeburten der Schneiderphantasie? oder die Resultate gemeinsamer Berathungen der Modeherren und Modedamen mit ihren „akademischen" Künstlern und Künstlerinnen?

Alles das mag im einzelnen Falle richtig sein, und doch ist Alles mit einander unwahr, unhistorisch.

Viele Erscheinungen der Kostüm- und Modengeschichte knüpften sich an berühmte Namen und anekdotische Erzählungen, die wieder und wieder aufgetischt werden. Und doch sind sie alle mit einander eben nur Anekdoten, deren Unwahrheit sich nachweisen läßt. Denn jedesmal hat die Mode schon vor ihrem Erfinder existirt. So soll ein Graf Fulco von Anjou um seiner mißgestalteten Füße willen die Schnabelschuhe erfunden haben, und doch sind dieselben langsam aus der gewöhnlichen Form des Schuhes herausgewachsen, sind gegangen und wieder gekommen, und erst bei ihrer zweiten oder dritten Erscheinung, ein paar Jahrhunderte nach dem Grafen Fulco, zu ihrer absurden Länge herangewachsen. Madame de Fontanges, die bekannte Maitresse Ludwigs XIV., soll die nach ihr benannte Haube erfunden haben, ein hohes, schwankendes Drahtgestell mit seidenen Bändern und Spitzen und Muslinstoff überkleidet, und zwar weil es ihr einmal an einem heißen Tage auf der Jagd eingefallen, mit einem grünen Zweige ihr schönes, nicht sehr geistreiches Haupt zu überschatten. Man sieht nun zwar nicht allzu leicht, wie denn der grüne Zweig zur Spitzenhaube geführt habe, zu allem Ueberfluß aber existirte diese Haube schon eine geraume Zeit vor dem Jahre dieses geschichtlich denkwürdigen Ereignisses, und man kann an zahlreichen Bildern von Jahr zu Jahr nachweisen, wie sie aus kleinem Anfang entsteht, mit der Frisur emporwächst und etwa zu der Zeit ihre größte Höhe erreicht, da der königliche Herr Frankreichs in den Fesseln der genannten Dame schmachtete.

So zahllose Beispiele aus alter und neuer Zeit. Hat man doch die Erfindung der Crinoline der Kaiserin Eugenie zugeschrieben, um das kommende Glück zu verdecken! Und doch braucht man nur die Modejournale zu durchblättern — und vielleicht wissen diesmal „die ältesten Leute" sich dessen noch zu erinnern —, wie die Crinoline die nothwendige letzte Stufe eines Processes ist, der mit dem Anfang unseres Jahrhunderts beginnt und um das Jahr 1860 seinen Höhepunkt erreicht. Von dem Kostüm à la Grecque an bläht das Kleid sich langsam auf, und als die anwachsende Fülle der Unterröcke — Pardon, wenn wir uns zu weit in die Geheimnisse der Toilette vertiefen! — als die Fülle der Unterröcke wegen ihrer Schwere nicht mehr getragen werde konnte, da traten die Stahlreifen an ihre Stelle und trugen leicht und luftig den schwellenden Ballon. Damals kam sie wie eine Erlösung, die Crinoline.

Schon diese Beispiele deuten an, was es denn eigentlich mit den Erfindungen der Schneiderphantasie auf sich hat. So wenig Napoleon das nach ihm benannte Hütchen erfunden oder Werther oder Goethe die Werthertracht, so wenig Lord Spencer der Erfinder des nach ihm benannten Spencers ist, der hergebrachten, aus dem alten Wamms, der alten Jacke entstandenen Tracht des Jockey — ebenso wenig ist es in Wahrheit und Wirklichkeit die Phantasie der Kleiderkünstler oder der Dandies und der eleganten Damen, aus welcher die Formen der Moden hervorgehen. Allerdings sinnen und grübeln wohl die Einen wie die

Anderen, was man Neues dem Publicum darbieten könnte, und sie treten auch wohl zu gemeinsamen Berathungen zusammen, aus denen durchaus nicht immer das hervorgeht, was vom Publicum acceptirt wird. So machten es vor etlichen Jahren die Hutmacher in Wien. Sie entschieden sich collegial für drei Hutformen, die sie nach den zeitgenössischen Dichtern Hebbel, Bauernfeld und Mosenthal benannten, und das nächste Jahr, wenn ich mich recht erinnere, machten sie drei große Juristen oder drei große Philosophen zu Taufpathen. Das Publicum aber verhielt sich diesem geistreichen Vorgange gegenüber absolut gleichgültig und nahm was ihm sonst beliebte sein Haupt zu krönen.

Die Sache ist, daß dasjenige, was die Phantasie der Schneider oder auch der Modedamen und Modeherren erfindet — und selten, sehr selten sind gerade die hohen und höchsten Häupter unter den Erfindern — gewöhnlich von sehr geringer Wichtigkeit ist, und selbst in diesem, was nur Einfall und Laune scheint, stehen sie, bewußt oder unbewußt, unter dem Drange und dem Einfluß höherer, von ihnen ganz unabhängiger Ursachen. Sie leiten nicht, sondern sie werden geleitet; sie können nichts erfinden oder nichts durchsetzen, was nicht der Zeit genehm ist. Sie sollen es nur versuchen und z. B. niedere Frisuren oder niedere Hüte vorschlagen, während die Tendenz in die Höhe geht, oder enge Kleidung empfehlen, wenn die Richtung der Zeit weite verlangt; sie werden kläglich scheitern.

Journalisten auf der Bühne.

(Gespräche in einer Wiener Redactionsstube.)

Es war ein regnerischer Sonntagsmorgen, und als um elf Uhr die Sonne sich noch immer weigerte, Ordnung in der ungezogenen Wolkenmenge zu schaffen, wurden alle für den heutigen Tag abgeschlossenen Verträge über gemeinschaftliche Ausflüge für null und nichtig erklärt und Jeder suchte auf eigene Faust die freie Zeit todtzuschlagen. Der Eine warf ihr ein Buch an den Kopf, der Andere eine Zeitung, der Dritte seine Frau; mehrere ledige Journalisten entschlossen sich zu dem heroischesten Opfer und gingen Sonntags in das Bureau. Ausnahmsweise waren alle Plätze besetzt; auch der mit Zeitungen reich beladene Tisch unseres gemüthlichen Lesezimmers sah eine stattliche Zahl von Redacteuren versammelt, welche sich alle das seltene Vergnügen gönnten, heute Europa durchaus unberücksichtigt zu lassen und kein einziges Blatt zur Hand zu nehmen. Man plauderte. Die Leitartikler waren besonders guter Laune; heute drohte kein Depeschengewitter aus Pest, Berlin und Paris loszubrechen, und sanfte feuilletonistische Gefühle zogen in die ernsten Seelen der Politiker ein. Ein College von der Rubrik „Ausland", welcher sonst ausschließlich damit beschäftigt ist, die Aufstände von Algier und Tunis oder die Wahlen in den Pariser Arbeitervierteln zu leiten, lenkte freundlich den Blick auf die Hauptstadt von Oestreich-Ungarn zurück, und fragte einen Collegen von der „Kleinen Chronik": „Sie waren ja gestern bei einer Reprise von Sardous „Rabagas", was halten Sie denn von der Komödie?"

Der Angeredete erhob sich und erwiederte: „Wien, Carl-Theater. Heute gab man wieder einmal bei vollbesetztem Hause" — —

„Schon gut, schon gut," unterbrach ihn der „Ausländer", „Sie wissen Ihr Referat auswendig und wollen es jetzt ergreifend declamiren. Ich habe Ihre Kritik leider gelesen, aber gerade deshalb wollte ich von Ihnen eine mündliche Bestätigung hören, weil ich unmöglich an den Ernst Ihrer geschriebenen Worte glauben konnte!"

Der Referent, ein martialischer, hochstämmiger Mann von imponirendem Aussehen, das von seinen friedlichen Worten immer lebhaft absticht, reckte sich in die Höhe und in die Breite, als wollte er sein ganzes Wesen plötzlich zum Quadrat erheben und fixirte seinen Gegner durch einige Secunden. Dann öffnete er langsam den Mund und sprach:

„Erlauben Sie zur Güte, Sie sprechen wohl im Traum?"

„Ja wohl, es erscheint mir wie ein Traum," rief der Andere heftig, „daß Sie, der von dem reactionären Bühnenpamphlet alles Schlimme zu sagen wußte, just über einen Punkt, der Ihre vollste Aufmerksamkeit in Anspruch hätte nehmen müssen, vollkommenes Stillschweigen bewahrt haben."

„Ich errathe," erwiederte erröthend der Kritiker, „Sie vermißten eine Beschreibung der Toiletten . . . es war aber gestern Abend wirklich zu spät für mich, um noch schnell das Schneiderhandwerk zu studiren; man lernt nicht Alles auf einmal; aber beruhigen Sie sich, in den nächsten fünfzig Jahren werde ich mich auch darin orientirt haben."

„Sie sind im Irrthum, lieber Freund, es handelt sich um ernstere Dinge. Ich habe „Rabagas" gelesen und war empört über die Rolle, welche dieser französische Komödienfabrikant den Journalisten zumuthet. Werden denn unsere Theater niemals aufhören, die Redactionsstuben in den albernsten und widrigsten Verzerrungen auf die Scene zu bringen; werden sie niemals aufhören, aus unserer Mitte nur eine verächtliche Klasse von Gesinnungslosen, von schwachköpfigen Wichten herauszugreifen? Haben die Dichter, welche solche Carricaturen entwerfen, haben die Directoren, welche solche Zerrbilder vor die Lampen bringen, gar niemals Gelegenheit gehabt, einem anständigen Redacteur ins Auge zu sehen und sich zu überzeugen, daß diese Leute weder entlaufene Galeerensträflinge, noch uneingesperrte Narren sind? Auch in einer neuesten Komödie: „Moderne Journalisten" von Ferdinand Groß und Max Nordau, welche in Hamburg und anderswo über die Bretter ging, sollen wir Federhelden nicht minder unliebenswürdig dargestellt sein. Die Herren Dichter und Autoren wissen doch sonst immer die Redactionssäle zu finden, wenn sie, wenn sie —"

„Wenn sie uns ihrer Nachsicht versichern wollen," warf der Referent ein.

„Lachen Sie nicht über solche Dinge, Sie ahnen offenbar nicht, welchen Schaden diese systematische, offene Verhöhnung unserem Stande zufügt. Man darf eine solche Ungezogenheit nicht ohne Protest passiren lassen, denn sehen wir geduldig zu, wie in den meisten modernen Komödien der Journalist eine klägliche Rolle zugetheilt erhält, so bringt irgend ein ausgelaugter Dichterling, dem schon alle Ideen davongeflogen sind, auch noch eine Einbrecherscene auf die Bühne, bei welcher mehrere Redacteure mit Tintenfässern, Brecheisen und Dietrichen erscheinen; wenn Ihnen das lustig vorkommt, so beneide ich Sie nur um die göttergleiche Ruhe, mit welcher Sie sich vom ersten Besten auf dem Kopf herumtanzen und Ihren Stand besudeln lassen."

„Bravo! Bravo!" riefen die Collegen im Chorus, „ein Pereat dem Referenten, wenn er die Antwort schuldig bleibt!"

„Meine Herren Collegen und Freunde!" begann der niedergedonnerte Kritiker . . .

„Wir sind nicht Ihre Collegen und Freunde, wenn Sie nicht einmal die erbärmlichsten Angriffe auf unsere Ehre zurückweisen können; wählen Sie nur eine andere Anrede."

„Meine Herren von der Presse! Stellen wir vor Allem den Thatbestand fest. Herr Sardou — kein gewöhnlicher Komödienfabrikant, sondern ein Mann von glänzendem Geiste und von seltener satirischer Kraft — läßt sich zu einer strafwürdigen Verirrung hinreißen. Die ewigen Lorbeerkränze scheinen ihn zu ermüden, und er setzt sich zur Abwechslung eine Krone von Disteln und Brennesseln aufs Haupt. Er steigt tief in die Arena der schwülsten Parteikämpfe hinab und schreibt ein Stück, dessen Held, der berüchtigte Rabagas, als Vertreter republikanischer Grundsätze die verächtlichsten Handlungen begeht, um schließlich zum Königthum überzulaufen. Um den Franzosen das heilige Mysterium des alleinseligmachenden Imperialismus noch klarer zu machen, umgibt Sardou seinen Helden mit einer kleinen Rotte von Gesinnungsgenossen, die ihrem Führer an Charakterlosigkeit und Gewinnsucht nichts nachgeben. Diesem dunklen Menschenkehricht steht ein idealisch milder Fürst gegenüber, der schließlich über die Speculationsaufständler triumphirt und Herrn Rabagas in sein Nichts zurückschleudert. „Für mich gibt es nur ein Land,

das mich zu würdigen weiß — dorthin werde ich mich jetzt begeben," ruft Rabagas aus. „Und dieses ist?" fragt der Fürst. „Das ist Frankreich," antwortet Rabagas, und damit schließt das Stück. Man hat in Wien alle Rodomontaden und Farbenwechsel des republikanisirenden Falstaff-Rabagas mit großem Gleichmuthe angehört; was in Paris wie siedendes Pech in die erregten Massen fiel, ließ in Wien und Deutschland, wo man die Kämpfe der Communards, der Monarchisten wie der Republikaner mit ruhigeren Augen verfolgt, entschieden kalt."

„Zur Sache! zur Sache!" riefen die Gegner des Sprechers; „weichen Sie nicht dem Kernpunkte unseres Streites aus!"

„All das Gesagte, meine Herren, war nothwendig, um Ihnen zu zeigen, daß nicht der mindeste Grund vorlag, Herrn Sardou leidenschaftlich zu verfolgen, wenn es ihm beliebte, seinen Rabagas als Führer rebellirender Journalisten Frankreichs darzustellen. Rabagas ist ja nicht blos Journalist, sondern auch Advokat; aber so wenig das Berliner oder Wiener Barreau an der Vorführung der politischen Spektakelkomödie Anstoß nahm, so wenig ziemt es uns, auch nur die leiseste Idee aufkeimen zu lassen, als hätte sich die anständige Journalistik ihrer Haut zu wehren, so oft eine niedrige Sorte von schreibenden und schreienden Buschkleppern geprügelt wird."

„Aber das große Publicum macht diese feinen Distinctionen keineswegs; es sieht eine Redactionsstube, in welcher Lüge und Gemeinheit die Herrschaft führen, und es nimmt dann aus dem Schauspielhause die widerwärtigsten und falschesten Vorstellungen vom Volke der Journalisten mit!"

„Ich habe eine bessere Meinung vom großen und gebildeten Publicum. Dieses Publicum hat oft genug in den Zeitungen selbst haarscharfe Unterschiede ziehen sehen zwischen der gesunden und der kranken Presse, zwischen klaren und lichtscheuen Existenzen. Der gebildete Zuschauer zieht eben im Theater aus einzelnen Zeitungscarrikaturen keine Schlüsse auf das Ganze, und wir leiden unter solchen Zerrbildern so wenig wie die Armee, wenn ein kassirter Offizier eine Schwindlerrolle, oder das Parlament, wenn ein überspannter Deputirter eine Narrenrolle spielt."

„Es ist manches Wahre, lieber Kollege, in Ihrem musterhaft kleinen Speech," ließ sich jetzt der wieder begütigte „Ausländer" vernehmen, „allein finden Sie nicht, daß die Herren Dramendichter ungebührlich oft die Schattenseiten der Presse aufs Tapet bringen, daß sie überhaupt mit einer lächerlichen Unkenntniß unserer geistigen und technischen Verhältnisse Redactionsbilder zeichnen? Man könnte ja die Mondbewohner nicht phantastischer schildern, als die unter uns am hellen Tage herumwandelnden Journalisten."

„Das leugne ich eben ganz entschieden. Wenn die Zeitung im modernen Bühnenstück häufiger als je zur Sprache kommt, so rührt das einfach daher, weil die Blätter auch weit entscheidender als ehedem in das öffentliche Leben gestaltend eingreifen. Es ist ein Zeichen unserer wachsenden Macht, daß die Spiegelbilder des öffentlichen Lebens ohne die Figur des Redacteurs eine Lücke aufweisen würden. An Komödien, in welchen der Journalismus eine würdige Rolle spielt, ist übrigens kein Mangel; ich habe auf der Bühne schon recht edle und küssenswerthe Kollegen aufgepflanzt gesehen. Ist nicht der Bolz in Freitags „Journalisten" ein Mustermensch zu nennen? Er führt die Feder im Dienste der Freiheit wie eine ritterliche Klinge und erkämpft sich nicht blos einen Deputirtensitz auf der Linken des Parlaments, sondern auch das Herz eines klugen, schönen Edelfräuleins. Das sympathische Charakterbild dieses Mannes, der über die graue Prosa politischer Wahldebatten jenen poetischen Schimmer zu breiten weiß, der aus jeder idealen Seele leuchtet, es wird noch anziehender, wenn wir Bolz in seiner kleinen Redactionsstube finden, wo er wie ein glücklicher Duodezfürst über seine kampflustige Schreibertruppe herrscht, die auf die Worte des Meisters schwört, für ihn durchs Feuer geht und das vergängliche Werk einer Zeitungsnummer mit einer Begeisterung aufrichtet, als gelte es nicht, eine Eintagsfliege, welche der nächste Morgen tödtet, sondern ein ehernes Denkmal für so und soviel Jahrhunderte Nachwelt zu schaffen. Jede Vorstellung von Freitags „Journalisten" ist eine Herzenswerberin für die Zeitungswelt. Ich kenne einen jungen, schüchternen Redacteur, der bei seiner Schönen lange um Erhörung flehte und vergebens flehte, weil Eltern und Tochter von einem Federfuchser nichts wissen wollten. Da gerieth er auf den glücklichen Einfall, eines schönen Abends die ganze Familie ins Burgtheater zu führen, wo Sonnenthal-Bolz das verehrliche Publicum durch seine Liebenswürdigkeit elektrisirte. Da war es um den Trotz des Mädchens geschehen; jedes Wort, das von den Lippen der verliebten Adelheid, dieser anmuthigen Muse der Redaction flog, fiel zündend in das Herz der Zuhörerin, und als Bolz auf der Bühne seine Braut umarmte, fiel auch zur großen Ueberraschung des Burgtheaterpublicums jene spröde Wienerin unserm Journalisten um den Hals und rief ihm zu: „Dein — bis zur letzten Nummer!" Der Zeitungsschreiber war selig; er ist freilich kein Bolz gewesen, denn der gefühlvolle Bräutigam entpuppte sich bald als Herausgeber einer Wochenschrift für Hopfen- und Bierbrauerinteressen; die Ehe ist aber doch eine glücks- und kindergesegnete geworden."

„Als Freytag seine „Journalisten" geschrieben hatte, es war in der Mitte der reactionären Fünfzigerjahre — weigerten sich viele Hofbühnen, das Lustspiel auf die Scene zu bringen; es wehte eine zu scharfe Luft aus der Bolz'schen Redactionsstube in die schläfrige Bundestagswelt hinein. Auch die Schauspieler waren für das Stück nicht sonderlich eingenommen; sie äußerten sich, daß das Publicum der Gestalt eines Journalisten kein Interesse abgewinnen könne (welcher Künstler wird heutzutage einen Journalisten langweilig finden?), und so machte das Lustspiel, welches noch jetzt in wunderbarer Frische wirkt, nur langsam seinen Weg durch Deutschland. Ursprünglich war es ein verklärendes Lichtbild des Journalismus; der Schlagschatten, den die Carrikatur des „Schmock" in das schmeichelnde Gemälde wirft, ward erst später hinzugethan und man erzählt, Alfred Meißner, der die komische Figur nach einem bekannten Original entworfen, habe sie seinem Freunde Freytag für das neue Lustspiel in guter Laune überlassen."

„Wir Zeitungsschreiber dürfen keineswegs darüber klagen, wenn das Redigiren auf der Bühne überhand nimmt, denn zuerst waren es Journalisten, welche unter die Dramatiker gingen, und zugleich, wie Goethe sein Liebesweh in den Werther ausgießt, all ihr redactionelles Hangen und Bangen auf die Bretter brachten. Nach Freytag bemächtigte sich in Deutschland Laube des realistischen Themas und ihm thaten es Viele nach, der Eine manierlicher, der Andere plumper, der Eine unter dem lauten Beifall der Presse, der Andere unter ihrem heftigen Widerspruche; so ging es und geht es noch heute. Aber niemals wurde der Vorhang vom Allerheiligsten des Zeitungstempels weggezogen, ohne daß das Publicum das größte Interesse für das entschleierte Doppelbild der Wahrheit und der Unwahrheit zeigen würde. Man wird doch immer mit einiger Neugierde in das eigentümliche Weben und Leben einer Zeitungsstube, mögen nun deutsche oder französische Redacteure darin walten, hineingucken."

„Einzelne komische Irrthümer in der Copirung unserer Schreibstuben müssen wir schon in den Kauf nehmen. Welcher Industrielle muß nicht lächeln, wenn er das Fabriksleben naiv auf der Scene sich entfalten sieht, welcher General würde eine Schlachtordnung auf der Bühne für correct erklären; welcher Minister die Schilderung intimer Kabinetsgeschichten als getreu anerkennen? Dabei genießen wir noch den Vortheil, daß unsere Thüren Jedermann offen stehen, so daß das Publicum leicht das Original mit der Copie vergleichen kann, was bei den Arbeitszimmern der Herren Moltke und Gambetta nicht der Fall ist. Es läßt sich sogar mit mathematischer Gewißheit nachweisen, daß in journalistischen Dingen die Zahl der „Wissenden" jene der Uneingeweihten weit überragt; meine Ziffernreihen werden Sie total niederschmettern. . . ."

Die Collegen schienen von dieser kühnen Behauptung ein wenig verblüfft, der siegessichere Kritiker aber stellte sich in Professorenpositur und docirte kurz und gut:

„Sprechen wir, um das Ganze zu vereinfachen, vorerst von Wien. Unser Blatt besteht, wie Sie wissen, beinahe seit zwei Decennien. Nehmen wir bescheiden an, daß während der ersten zehn Jahre mit nur 300 Arbeitstagen täglich zehn Besucher uns mit ihrer Gegenwart erfreut hätten; dies macht während der Zeit unseres Bestehens 30,000 Besucher. Rechnen wir für die übrigen löblichen Redactionen während eines gleichen Zeitraumes die doppelte Besucherzahl, nämlich 60,000, so erhalten wir die hübsche Summe von 90,000 „Wissenden". Von diesen soll während dieses Decenniums Einer nur je zehn Freunden seine angenehmen Wahrnehmungen mitgetheilt haben; das gibt zusammen eine Anzahl von 990,000 Personen, welche Herrn Sardou und Genossen auslachen können, sobald diese sich des kleinsten Fehlers in der Schilderung unseres Redactionslebens schuldig machen. Verdoppeln Sie nun nach dem Lebensalter unseres Blattes die Schlußziffer, so erhalten Sie für die Millionenstadt Oestreichs eine ganze Armee von Lesern, welche so glücklich sind, sich über uns ihr eigenes Urtheil bilden zu können. Ein gefälliger Adam Riese mag diese Zeitungsstatistik auch auf Deutschland übertragen und wir werden dann fröhlich ausrufen können: In ganz Berlin und Wien existirt kein Mensch, der nicht aus eigener Erfahrung wüßte, daß Rabagas und Genossen krankhafte Phantasiebilder eines politisch aufgeregten Dichtergemüths sind!"

Während die Freunde in dieser langen Rede kurzen Sinn suchten, war die Herbstsonne strahlend aufgegangen. Wir verließen die kühlen Schreibstuben, um uns im Freien als nachahmungswerthe Musterbilder schmucker Redacteure zu ergehen. Vor dem Hausthore trat uns ein finster blickender Mann mit einem Buche im Gewande entgegen. Es war ein Dramendichter, der eine freie Sonntagsstunde benützte, um sie dem Redacteur des Feuilletons zu rauben. „Das ist der 990,001", flüsterte der „Ausländer" dem kritischen Mathematiker ins Ohr. „Vivat sequens!" sprach dieser gerührt, und damit nahm die Debatte über Journalisten auf der Bühne ein glorreiches Ende.

Josef Oppenheim.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Aussichten für die Saison und für den Berichterstatter. Neue Compositionen: Brahms' „Tragische Ouvertüre" und „Akademische Festouvertüre"; Jacobys Clavierconcert und Lieder; Kleinmichels Symphonie. Virtuosen: Der elfjährige H. Olk, Herr Marsick, Herr Rummel, Fräulein Kopp, Herr Elmblad.

Seit dem 10. d. M. hat die Winterconcertzeit begonnen; am 23. ist dieser Bericht beendet; zwischen den beiden Tagen wurden zehn Concerte gegeben; für die nächsten sechs Wochen stehen deren über 30 in unserem Kalenderverzeichnisse — und neben ihnen eine neue Operette in der Friedrich Wilhelmstadt und eine neue Oper am Königlichen Theater. Wir führen das hier an, nicht etwa um das Mitleid des Lesers anzuregen, sondern nur um darzuthun, daß wir uns in einem Wochenblatte auf Uebersichten und Angabe des Neuen beschränken müssen, wenn die „Gegenwart" nicht in eine Musikzeitung umgewandelt werden soll.

Beginnen wir mit der schaffenden Tonkunst: Der treffliche Bilse hat in seinem ersten Symphonieabende Brahms' „Tragische Ouvertüre" zu Gehör gebracht, die Königliche Kapelle gab in ihrem ersten Concerte dessen „Akademische Festouvertüre". Wie sehr wir Brahms ehren als hochbegabten Componisten, als Meister der Form, als immer nur das Edelste anstrebenden Künstler, haben wir in diesen Blättern oft genug ausgesprochen. So können wir denn in Bezug auf die beiden Ouvertüren ohne lange Vorspiele sagen, daß die „Tragische" uns entzückt hat, daß sie uns seinen besten Inspirationen gleichsteht, daß in ihr Erfindung und Arbeit und Stimmungscharakter in vollständig einheitlichem Verhältnisse wirken; daß dagegen die „Akademische" uns als ein Meisterwerk der Formkunst erschien, im Uebrigen aber nicht so bedeutend, als ihre tragische Schwester. Bekanntlich ist Brahms von der Breslauer philosophischen Facultät zum Ehrendoctor ernannt worden und hat seinen Dank in Tönen ausgesprochen, Studentenlieder als Motive genommen, und in allen möglichen instrumentalen und ton-formalen echt „akademischen" Kunstwendungen durchgeführt; das Alles hat er gethan wie ein rechter Meister. Aber eine jugendlich-heiter-festliche Stimmung zu erzeugen, wie die Wahl des Fuchsliedes „Was kommt dort von der Höh" und das „Gaudeamus igitur" doch unbedingt anstrebt, wird dieser Ouvertüre wohl nie ganz gelingen. Das ominöse „lederne", das im Fuchsliedtexte so oft vorkommt, scheint entschieden dem hochstehenden Componisten einen malitiösen Streich gespielt zu haben dafür, daß er dieses Lied mit Kunststücken, und mit drei Trompeten, vier Hörnern, drei Pauken und drei Posaunen behandelte, und ließ ihn nicht zum rechten „Gaudeamus" kommen. Im Symphonieabende der Königlichen Kapelle wurde noch eine Symphonie von Kleinmichel aufgeführt, ein respectables Werk mit einigen wirksamen Stellen, aber mit anderen, die noch viel Mendelsohn'sches Schulgepräge zeigt. Sie ward freundlich aufgenommen.

Herr Jacoby, ein junger Componist, Sohn eines Berliner Bankiers, gab ein Concert mit Orchester, worin er eigene Compositionen vorführte: ein Klavierconcert, Lieder und eine große Ballade: „Ahasver". In dem erstgenannten Stücke, das Herr Fr. Mannstädt vortrefflich spielte, zeigt sich ein frisches und auch gewandtes Talent, das flüssige Motive zu erfinden vermag, und auch gut instrumentirt. In den Liedern bekundet „Sommermondnacht" Anlage zur gemüthlichen Auffassung und richtigen Declamation. Die Ballade „Ahasver" war entschieden zu lang, und die ostmalige Wiederkehr des ersten Motivs, die eintönige Stimmung des Ganzen ließ keine rechte Wirkung zu Stande kommen. Die Gesangsstücke hatte Herr Oberhauser übernommen und zeigte den trefflich geschulten Sänger.

Von Virtuosen-Concerten wollen wir zuerst das eines kleinen elfjährigen Violinspielers Olk hervorheben, der zu den freudigsten Hoffnungen berechtigt durch gesundes, reines und technisch sehr gut entwickeltes und von Virtuöschen-Firlefanz fern gehaltenes Spiel. Er ist ein Schüler der Veit'schen Musikschule und gereicht ihr zur Ehre. Als Violinmeister ersten Ranges zeigt sich Herr Marsick aus Paris (Belgier von Geburt), sein Ton ist markig, sein Vortrag kräftig und gesund, seine Technik unfehlbar; allerdings fehlt ihm die Unmittelbarkeit der Wärme, aber die von ihm zuerst gewählten Compositionen waren auch wenig geeignet zur Entfaltung von Wärme! Im zweiten Concert trug er das Concert von Mendelssohn vor. Auch hier vermißten wir im ersten Satze das Feuer der Leidenschaft und im Adagio die Innigkeit. Dagegen entfaltete Herr Marsick im Finale eine sprudelnde Laune und einen Glanz der Technik, die ihm den stürmischsten Beifall des ganzen Publicums gewannen. Weniger konnte die Auffassung und Wiedergabe der „Kreuzer"-Sonate Beethovens befriedigen, in welcher die Tempi entschieden zu schnell genommen waren und die Entwicklung der musikalischen Gedanken unklar blieb, trotz der technisch ganz richtigen Ausführung. Herr Marsick, ein noch junger Mann, ist jedenfalls ein Talent ersten Ranges und hat auch tüchtige Studien gemacht. Gelingt es ihm, noch tiefer in die Regionen klassischer Musik und des vollen Ausdrucks zu dringen, dann wird er zu den Künstlern allerersten Ranges zählen. Der Pianist Herr Ordenstein, der die Sonate mit ihm und einige Solopièces spielte, besitzt sehr feinen Vortrag; doch muß er für das Concertspiel mehr Nerv und Energie gewinnen. In seinem ersten Concerte wirkte eine Sängerin, Fräulein Kopp, mit, die sehr angenehme Stimme mit guter Schule vereinigt, aber auch mehr Wärme zu gewinnen streben muß. Im zweiten sang Herr Elmblad mit großer Stärke der Stimme.

Herr Rummel, ein in Deutschland geborener, in Belgien gebildeter, in Amerika ansässiger Pianist gab zwei Concerte, dem ein drittes folgen soll. Im ersten mit Orchester spielte er Beethovens Es-dur- und Griegs A-moll-Concert u. A. Er zeigte eine ganz ausgezeichnete Technik, viel Feuer, auch musikalische Bildung, aber weniger Geschmack und Gefühlswärme. Im zweiten, dessen Programm er zur Feier von Liszts 70jährigem Geburtstage (22. October) aus Compositionen und Uebertragungen des Meisters gebildet hatte, spielte er dessen Es-dur-Concert und Ungarische Phantasie ganz ausgezeichnet in Technik, Rhythmik und mit energischem, feurigem Ausdrucke. Innigkeit und Vertiefen ist nicht seine Sache, aber seine Leistungen tragen ein individuelles Gepräge, und das ist für einen Concertspieler von unberechenbarem Vortheile!

H. Ehrlich.

Die akademische Kunstausstellung zu Berlin.

V.

Wie bei den Malern antiker Gegenstände das archäologische Interesse oft mit dem malerischen um den Vorrang streitet, so bei den Darstellern des Lebens und der Sitten fremder, von der nivellirenden europäischen Cultur noch nicht völlig um ihre Eigenthümlichkeiten gebrachter Völker das Malerische mit dem Ethnographischen. Die hier ausstellenden Maler dieser Gruppe geben zu dem Vorwurf, daß sich auf ihren Bildern das Letztere zu sehr in den Vordergrund drängte, kaum einen Anlaß. Der hervorragendste unter ihnen bleibt noch immer Wilhelm Gentz in Berlin. Seine Gemälde spiegeln die Natur und die Menschenwelt des nordafrikanischen und des syrischen Orients treu und wahr. Aber mehr noch gilt es, daß sie geistreich erfundene, vortrefflich gezeichnete, mit Fleiß und Liebe, reifer Meisterschaft, strengem Naturstudium durchgeführte, in reiche und wohlthuende Tonwirkung gebrachte Kunstwerke sind. Zu den schönsten unter der großen Zahl von trefflich gelungenen Orientbildern, die wir ihm seit bald 25 Jahren danken, gehört das hier ausgestellte: Gedächtnißfeier für einen vor vier Jahrhunderten verstorbenen jüdischen Rabbi, der von seinen algierischen Glaubensgenossen als Heiliger verehrt wird, auf dem jüdischen Kirchhofe auf der Uferhöhe, an deren Fuße sich das blaue Meer erstreckt. Die Männer und Knaben pressen, niedergekniet, das Haupt gegen die Steine des Grabmals in heißem Gebet. Reich gekleidete Frauen und Mädchen, brennende Kerzen in den Händen tragend, kommen zwischen den niederen Palmbüschen und cactusumwucherten Grabsteinen würdevoll feierlich über den Friedhof geschritten. Von der Tiefe her sieht man immer neue Andächtige die Höhe des Plateaus ersteigen und denselben Weg zu dem Grabmal nehmen. Im ersten Plan zur Linken aber sitzen die Rabbiner und Schriftgelehrten der Gemeinde zwischen großen dort aufgestellten Kandelabern mit brennenden Kerzen und lesen oder singen die vorgeschriebenen Gebettexte aus den heiligen Büchern in ihren Händen. Vom Licht und der klaren Luft der afrikanischen Küstenlandschaft umflossen, treten diese ernsten dunkeln Gestalten plastisch aus der Fläche heraus vor den Hintergrund des blauen Meeres in der Tiefe und des klaren Himmelsgewölbes. Noch in einem kleinen charakteristischen Bildchen von den Bergstraßen der arabischen Quartiere Algiers, „ein Sonnenblick", in zwei meisterlich gemalten Studienköpfen tiefbrauner nubischer Männer und in einem sehr originellen Naturbilde von den oberägyptischen Nilufern, — einer Versammlung von Schaaren von Pelikanen, Ibis und Flamingos auf einer flachgewölbten Strominsel — beweist Gentz seine außerordentlichen künstlerischen Qualitäten. — Das große figurenreiche Bild des bewegten und mannichfachen Treibens auf dem Marktplatz von Tunis vor dem Thor der Stadt, von Schönn in Wien, ist in Bezug auf genau studirte Schilderung der dabei zu Tage tretenden arabischen Lebensarten und Volkstypen ein ausgezeichnetes Werk. Die Bilder von Berninger „Strand von Algier" und „auf den Trümmern Carthagos" geben den landschaftlichen Charakter jener Küstengegenden und der in ihnen heimischen Menschen, Pferde und Kameele in schöner Treue und mit überzeugender Kraft wieder. Seel, Otto Heyden, Samaran wären ferner noch als Maler der orientalischen Menschen, Typen und Scenen zu nennen.

Masic, der Maler des „halbasiatischen" Ostens, ist ein sehr eigenartiges Talent. Das Bild, „slavonisches Gänsemädchen", leidet an einer aus seinen früheren Arbeiten bekannten Neigung zum Hellbunten in der Farbengebung mindestens so sehr wie jene. Aber vorzüglich gelungen ist trotzdem die wunderliche Figur der jungen, stolz daherschreitenden Lenkerin der schnatternden Heerde und vor Allem diese selbst in der Totalerscheinung wie in dem Einzelwesen. Feiner beobachtet und treffender geschildert sind dieselben selten durch die Malerei; gewagter auch ist nie das Gewirre von, ins Wasser untertauchenden, flügelschlagenden und wieder auffliegenden Gänsen zur Darstellung gebracht als hier. Stryowskis „Flissen" kommen in jedem Jahre in bekannter, gern gesehener Gestalt zur Berliner Ausstellung. Der Maler sieht dies interessante zigeunerische Volk, welches die großen Getreidesendungen aus dem Innern Polens auf der Weichsel allsommerlich nach Danzig flößt und dort am Stromufer bis zum Verkauf der Körner und der Flöße bivouakirt, mit wahrhaft zärtlichen Augen. Das überträgt sich auf seine Schilderungen aus diesem Lagerleben desselben und gibt denselben etwas gar zu weich Anmuthiges, Schmuckes und Sauberes in der Erscheinung.

Fast verschwunden sind von unsern Ausstellungen die altbeliebten Motive aus dem angeblich italienischen Volksleben. R. Schick, der eine gemüthliche Familienscene vom Neapolitanischen Golfstrande, ein Schifferpaar, seine nackten krauslockigen Buben im Meere badend, zu einem Bilde von gewohnter Liebenswürdigkeit und freundlicher Anmuth der Stimmung und des Ausdrucks gestaltete, Keller-Reutlingen, der in desto unversüßterer Wahrhaftigkeit und frappanter Treue des Effectes das lebendige, lärmende, immer bewegte Volkstreiben auf einem sonnenhellen Platz in dem alten Quartier Neapels, von einem hochgelegenen Fenster aus gesehen, schilderte, und te Peerdt, der ein Paar neapolitanische Fischerbuben am Meeresstrande in süßem Nichtsthun hingestreckt, malte, haben — abgesehen von den Malern italienischer Studienköpfe oder „national-italienisch" kostümirter Modelle, wie Gräf, Enke und Grün — damit die einzigen bemerkenswerthen Bilder jenes Genres geliefert.

Das deutsche (resp. tirolische und schweizerische) Landvolk muß unseren Genremalern häufiger die Motive zu humoristischen als zu ernsten, tragischen und rührenden Darstellungen geben. Riesstahls vorzügliches Werk „die Segnung der Alpen (Montafun)" ist unter diesen ernsten Bildern in erster Reihe zu nennen. In Gegenwart einiger Bauern des nächsten Graubündtener Hochgebirgs-Dorfes, kraftvoller wetterfester Gestalten, spricht auf öder, von den Nebeln der Thäler umwogter Berghöhe ein Priester im vollen Ornat den Segen über das angezündete Reisigfeuer, über das Wasser in dem Gefäß, in das ein Eichenzweig gesteckt ist, und über das Salz in der dazu hingestellten Schüssel aus. Diese uralte Ceremonie ist eine Angelegenheit von hoher ernsthafter Bedeutung für die derselben beiwohnenden Männer. Man sieht es ihnen an, daß sie den Schauer eines heiligen Mysteriums empfinden, das sich hier vor ihnen vollzieht. Riesstahl zeigt sich hier wieder ebenso als Landschafter in seiner ganzen alten Bedeutung, wie als Charakteristiker und — was er auch gebe — als Künstler von unbedingter Correctheit und Solidität.

Nicht irgend eine ausnahmsweise und symbolisch bedeutsame Handlung, sondern eine häufig in jedem Dorf zu beobachtende Scene schildert ein treffliches Bild Paul Meyerheims: „Der Kesselflicker". Ein solcher, mit Ruß an Gesicht, Händen und Kleidung bedeckt, sitzt zur Seite der Landstraße mit den Reparaturarbeiten beschäftigt, die ihm von Bewohnern des Dorfs aufgetragen sind. Neugierig umstehn ihn die Dorfkinder. Eine hübsche junge Dirne bringt eben einen kupfernen Kessel hinzu. Die Mitte der Straße wird von einem mit frischem Heu beladenen Erntewagen eingenommen, den zwei kräftige, meisterhaft gemalte Rinder im Joch langsam daherziehen. Der Künstler hat kein Dorfbild von liebenswürdigerer Wahrheit, leuchtkräftiger in der Farbe und sorgfältiger in der gesammten Durchführung gemalt, als dies. Ein zweites von ihm ausgestelltes, „Frühlingsnacht" betitelt, ist ein poetisches Idyll von ganz origineller Conception. Bei allem Realismus in der Malerei der Frühlingslandschaft (bei aufgehendem Vollmonde) und der lieblichen, blonden, nacktfüßigen Bauerndirne, welche dort träumerisch unter dem blühenden Baume am Ufer des überglänzten Gewässers sitzt, ist es von märchenhaftem Duft und Reiz.

Manches tüchtige Werk jenes ländlichen Genres ist noch mit Auszeichnung zu nennen: Oehmichens „Begräbniß in Westfalen"; Andres' „Fingerhakeln" tirolischer Bauern in der Schenkstube — scharf beobachtete Gestalten, die jene Fingerkraftprobe mit der Anspornung aller Willens-, Sehnen- und Muskelstärke unter lebhafter Theilnahme der Zuschauer mit einander bestehen in lebendiger, energischer, höchst ausdrucksvoller Zeichnung, wenn auch etwas schwerem Ton. Harburgers kleine Bilder von bäuerlichen (oberbayrischen) Einzelfiguren und Gruppen im frischen Humor wie in der trefflichen Malerei an Ostades Meisterwerke verwandter Gattung erinnernd. C. Breitbachs Darstellungen heitrer ländlicher Scenen, „Kirmeßtanz", „Frühschoppenversammlung" und „Liebeswerben" eines ältern Bauern bei einer derben jungen Magd („Johannistrieb") in sonnendurchblitzter Gartenlaube. Woltzes sehr gelungene Charakterfigur „Der Proceßbauer"; und seine Bilder „Reiseeindrücke" und „Briefe aus Amerika". H. W. Schmidt (Weimar) schildert einfach, wahr und gesund in der Weise Rosa Bonheurs eine Scene ländlicher Feldarbeit: „Vesperzeit" und beweist in der Malerei der Landschaft, der leuchtenden, weißwolkigen Luft, der Thiere und Menschen ein ungewöhnliches, solid durchgebildetes Talent. Van der

Beeks „Pfänderspiel" leidet an gar zu großer, sehr unbäuerlicher Anmuth und heiterer Grazie der Bewegungen und des Ausdrucks; Jessens friesische Dorfbilder an ihrer fast holzigen Härte; Dahls norwegischen Landmädchen und deren Burschen auf seinem Bilde „Weibliche Anziehung" fehlt es nicht an frischer, gesunder und bei aller Derbheit liebenswürdiger Naturwahrheit, der Malerei nicht an Glanz der Wirkung. Ewers, H. Kauffmann, Jordan, Hoffmann-Zeitz, Freiesleben, Ortlieb, Beinke, Strecker, Zwehl, Grob, Sondermann, Sonderland, Plathner, — es muß genügen, sie hier als Maler ländlicher Genrebilder zu nennen, welche die darin geschilderten Menschen und Existenzen möglichst ihrer derben Eigenart entkleidet, und meist wie durch stark verschönernde Brillen angesehen schildern. Das Maß der rein künstlerischen Leistung in ihnen ist verschieden. Aber es ist unmöglich, die kritische Darstellung jedes Einzelnen zu versuchen. Sturzkopf malte mit aufrichtigem, ernstem Wahrheitssinn die trefflich charakterisirten Gestalten der „Enterbten der Gesellschaft", welche sich in einer „Armenküche" zum Genuß der ihnen dort in dem unwirthlichen Raume verabreichten Mahlzeit zusammenfinden. O. Günthers „Dorfrevolution", Seyppels „Im Klatschwinkel", Knillings „Genre", ebenfalls eine, nur heiterer und frischer aufgefaßte und gemalte, ähnliche Scene; Gabls „Bräuschenke in München", Knorrs „Kirchencollecte", Piltz' „Vor dem Gottesdienste" sind ergötzliche, ungeschminkte Schilderungen aus dem Volksleben; die als malerische Schöpfungen ausgezeichnetsten darunter besonders Günthers und Gabls figurenreiche Bilder. Beide sind von gutem Humor und lebenswahrer Charakteristik, dort — der Männer aus dem Volke und des kleinstädtischen Beamtenthums; hier — der kräftigen, blühenden, munteren Mägde und Kellnerinnen der gelobten Stadt der Brauer und der Biertrinker.

Das nach Gehalt und Darstellung bedeutendste, reichste und ergreifendste Bild des ernsten Genres aus dem heutigen Leben ist Bokelmanns „Eine Verhaftung". Wir danken diesem Düsseldorfer Künstler bereits so manches Bild, das ebenso durch den glücklich gewählten Stoff, durch die psychologische Schärfe und Feinheit seiner Auffassung und Charakterschilderung wie durch Meisterschaft der malerischen Behandlung und Durchführung eine große, nachhaltige Wirkung geübt hat. In diesem neuesten Bilde vereinigen sich alle jene außerordentlichen Eigenschaften. Im Hause eines Schmiedes in einem kleinen Landstädtchen findet die Verhaftung statt. Man sieht im halbdunkeln Flur nur die Gestalt der Frau, welche, vom Schmerz bewältigt, zusammenzusinken scheint; nicht den Verbrecher selbst. Aber der Eindruck des Vorgangs, Mitgefühl, Schrecken und Grausen im Verein offenbaren sich in beredtester aber durchaus natürlicher, unübertriebener Weise in den Gesichtern und der unwillkürlichen Mimik der auf dem Hof vor dem Hause versammelten Männer, Weiber und Kinder, der Nachbarn, welche die Herausführung des Verhafteten erwarten. Mit gleicher Feinheit und Wahrheit wie die Charakteristik dieser Menschen und ihrer Empfindungen, ist auch die Stimmung des Ganzen, der Ton des kalten, windigen Spätherbstmorgens getroffen und wiedergegeben. — Ein kleineres Bild von v. Stephany: ein verurtheilter Verbrecher im Kerker, welcher in seiner Verzweiflung von einem würdigen Mönch in weißer Kutte durch geistlichen Zuspruch gestärkt wird, verdient Beachtung und Anerkennung um seiner ernsthaften und tüchtigen Auffassung und Durchführung willen.

Die moderne „gute Gesellschaft", wenigstens die schönere Hälfte derselben, ist viel malerischer geworden als sie es seitdem war. Skarbina bewies hier in einem sehr interessanten Bilde „Mittag 12 Uhr in Ostende", wie schon öfter, seine Freude an den oft recht wunderlichen Erscheinungsformen, in welchen diese gelegentlich aufzutreten liebt, und sein feines Verständniß für den eigenthümlichen Reiz, welcher auch den in Farben und Formen extravagantesten nicht mangelt. Er schildert das bunte ergötzliche Treiben während der bevorzugtesten Badestunden auf dem flachen Sand des Ostender Ufers, wenn Jeder und Jede danach strebt, eine Kabine für sich zum Auskleiden darin zu erobern, sobald dieselbe von dem verlassen wird, der sie eben benutzte. Jeder Zug ist dem Leben abgelauscht; jede dieser Gestalten in den abenteuerlichsten Trachten, Promenaden- und Badekostümen, ist richtig gesehen und wahr geschildert. Die starken Lokaltöne zu mildern und zu verschmelzen, verschmähte der Maler. Die Lokalwirkung ist dadurch freilich ziemlich bunt und unruhig geworden. Aber der große Reichthum an prächtig gezeichneten und geistvoll behandelten Einzelheiten, an lebenswahren, echt modernen Menschenwesen gibt dem Bilde vor vielen eine starke Anziehungskraft. Das elegante Publicum erkennt hier lächelnd sein eignes, wenn auch etwas chargirtes Spiegelbild.

Knut Ekwall versteht es wie Wenige, dem Leben des modernen „guten Hauses" gefällige Motive der malerischen Darstellung abzugewinnen. „Der Schlußaccord" und der „Lendemain" sind ein Paar mit liebevollem Fleiß durchgeführte Bilder aus dem Liebeleben glücklicher Paare aus wohlsituirten, mit erlesenem künstlerischem Geschmack eingerichteten Familien. Die Anmuth der eleganten, zärtlichen weiblichen Gestalten, der Reiz der Situationen und der lokalen Umgebung sichert diesen Schilderungen eines Glückes, nach welchem Viele verlangt, ihren populären Erfolg. Kahlers „Königin der Saison", welche, vom Beschauer ungesehen, von den Insassen einer Opernloge (dem eigentlichen Gegenstande des Bildes) beobachtet worden, frappirt durch die große Wahrheit der prunkvollen Lokaltöne in der Beleuchtung eines solchen Raumes. Graziöse, moderne weibliche Gestalten haben C. Heyden, P. Preyer, Therese Ostermaier, die schönste von Allen Rumpler gemalt, dessen Bild „Müßige Stunden" eine solche in einer Umgebung von prächtigem, tiefem, reichem und zur edeln Harmonie gestimmtem Colorit zeigt. W. Amberg bewährt sein echt liebenswürdiges Talent wie immer auch diesmal wieder in Bildern voll heiterer Anmuth, eben so gewinnend durch die Behandlung des Landschaftlichen darauf wie durch die dargestellten Scenen, zumal durch die weiblichen und kindlichen Gestalten. Seine Tochter Julie Amberg eifert dem Vater in verwandter Richtung mit glücklichem Erfolge nach, wie hier wieder ihre Bilder: „Die Dorfkokette" und „Schurr-Murr" erfreulich beweisen. F. Kraus malte die lebensgroße Halbfigur eines krauslockigen „spielenden Kindes" voll Munterkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks; Meyer von Bremen ein kleines Kind schlafend im Bett der jungen Mutter und das Köpfchen auf das schönste Kissen, deren lieblich schwellende Brust gelegt; Dieffenbach den schmucken lockigen Buben, den der Vater, der junge Förster, im Schießen unterrichtet; Dunning „ein krankes Kind" traurig in die Kissen seines Sessels zurückgelehnt, eigenartig in der malerischen Behandlung und von herzrührender Wirkung.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Ein sehr nützliches Compendium zu den gesammelten Reden des Reichskanzlers gibt soeben der Verlag von Richard Wilhelmi in Berlin unter dem Titel: „Bismarck-Anthologie" heraus. Der Verfasser F. Sailer, hat aus den Reden, Briefen und Staatsschriften des Fürsten einige hundert Aeußerungen zusammengestellt, und wenn er auch in seiner Verehrung manches nicht eben Bedeutende oder Charakteristische aufnimmt, so entschädigt er uns doch durch eine reiche, chronologisch und nach Materien geordnete Sammlung der frappantesten Sentenzen und Paradoxen, von denen manche die Geltung von geflügelten Worten erlangt haben. Die überwältigende Individualität unseres leitenden Staatsmannes erscheint auch in dieser Mosaikarbeit in ihrer ganzen historischen und menschlichen Größe. Z.

* * *

Richard Schmidt-Cabanis läßt soeben bei Freund und Jeckel in Berlin ein schön ausgestattetes Büchlein unter dem Titel: „Pythia-Kalender, Politisch-social-artistische Wetterprophezeiungen für das Jahr 1882" erscheinen. Schon das hübsch gezeichnete Titelblatt, welches die Priesterin von Delphi darstellt, wie sie einem lachenden Satyr ihre Orakel dictirt, verräth den überaus satirischen Charakter des lustigen Almanachs. Möge das Jahr 1882 wirklich so heiter sein, als es der beliebte Humorist verspricht!

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher 2c. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Sacher-Masoch.

Auf der Höhe.

Internationale Revue.

Preis pro Heft 2 Mark.

Ueberall vorräthig!

Mme. Adam (Paris).
Augier (Paris).
Bauernfeld (Wien).
Bluntschli (Heidelberg).
Brühl (Wien).
Daudet (Paris).
Flammarion (Paris).
Got (Paris).
Hamerling (Graz).
Honegger (Zürich).
Lesseps (Paris).
Lingg (München).
Gubernatis (Florenz).
Palmieri (Neapel).
Scanzoni (Würzburg).
Schwarcz (Budapest).
Taschenberg (Halle).
Vambéry (Budapest).
Carl Vogt (Genf).
Wundt (Leipzig).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gedichte
von
Friedrich Eck.

Miniat.-Ausgabe *M.* 3.—, eleg. gebunden *M.* 4.—

Aus der Widmung: Unerkannt, ein schwarzer Ritter, Laßt mich durch die Schranken reiten, Mit geschloss'nem Helmesgitter, Stumm durchs rauhe Leben schreiten. — Dir nur, deren Farb' ich trage, Dir, der Königin der Frauen, Oeffn' ich das Visir und frage: Willst Du, wie ich bin, mich schauen?

Soeben wurde mit dem zweiten Bande vollständig:

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe.

Vierte und vermehrte Auflage.

Mit einem Titelbild und zwei Brieffacsimiles.

gr. 8. 2 Bände *M.* 7.—, geb. *M.* 10.—

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50 ₰** in Freimarken zu beziehen.

Mitarbeiter,

die in der Lage sind, interessante **Original-Miscellen** gegen angemessenes Honorar zu liefern, werden von einer Redaktion gesucht, die für derartige Beiträge fortwährend Verwendung hat. Offerten nimmt entgegen unter Chiffre **G. 62763** die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.**

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagebuch — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

	Geheftet *M.*	Gebund. *M.*
Allgemeine Geschichte, von Dr. K. Hermann	7,00	7,50
Alte Geschichte, von Dr. Heinr. Peter	4,50	5,00
* **Deutsche Geschichte**, von Dr. H. Brosien	4,50	5,00
Philosophie, von Prof. Dr. Rob. Zimmermann	—	—
Pädagogik, von Regierungs- und Schulrat F. Sander	—	—
Theologie, von Prof. Holtzmann und Zöpffel	—	—
Geographie, von Dr. H. Brosien	—	—
Reisen und Entdeckungen, von Dr. F. Embacher	—	—
Deutsche Litteratur, von Prof. Dr. A. Stern	—	—
Allgemeine Litteratur, von Dr. G. Bornhak	5,00	5,50
Schriftstellerlexikon, Red. von Bornmüller	7,50	8,00
Altertumskunde (klassische), von Dr. O. Seyffert	—	—
Bildende Künste, von Dr. H. A. Müller	—	—
Kunstgewerbe, von Bruno Bucher	—	—
* **Künstlerlexikon** (Zeitgenossen), von Dr. H. A. Müller	5,50	6,00
Musik, von Dr. H. Riemann	9,50	10,00
Theater, von J. Kürschner	—	—
Gesundheitspflege, von Dr. Gsell-Fels	—	—
Zoologie, von Dr. O. Reinhard	—	—
Botanik, von Dr. Chr. Luerssen	—	—
Mineralogie und Geologie, von Prof. Dr. Fr. Nies	—	—
* **Physik und Meteorologie**, von Prof. E. Lommel	4,00	4,50
Astronomie, von Prof. Dr. H. Gretschel	4,50	5,00
* **Angewandte Chemie**, von Dr. O. Dammer	5,00	5,50
Chemische Technologie, von Dr. O. Dammer	—	—
Mechanische Technologie, von G. Brelow	—	—
Erfindungen, von Prof. Dr. H. Gretschel	—	—
Landwirtschaft, von Dr. Eugen Werner	—	—
Gartenbau und Blumenzucht, von Perring	5,00	5,50
Tierheilkunde, von Prof. H. Möller	—	—
Jagd, von Oberförster O. von Riesenthal	5,00	5,50
* **Staatslexikon**, von Dr. K. Baumbach	6,00	6,50
Strafrecht und Strafprozeß, von Dr. K. Baumbach	—	—
* **Militärlexikon**, von Hauptmann J. Castner	3,50	4,00
Handels- und Gewerberecht, von Dr. A. Löbner	—	—
Volkswirtschaft, von Prof. Dr. K. Birnbaum	—	—
* **Handelsgeographie**, von Dr. K. E. Jung	5,00	5,50
Handelswissenschaft	—	—
Börsenpapiere	—	—

Der Gedanke der „**Fach-Lexika**" ist dem auf der Hand liegenden Verlangen entsprungen: ein Hilfsmittel zur Hand zu haben, welches gerade das gewährt, was man braucht, und nicht mehr — also eine Sammlung bequemer und billiger Nachschlagebücher, deren jedes ein besonderes Fach in sich begreift und vom Fachmann mit richtigem Verständnis der Vorkenntnisse, welche beim Laien vorauszusetzen sind, verfaßt ist.

Von **Meyers Fach-Lexika** erscheint jede Woche ein Band. Die mit * versehenen Bände sind bereits ausgegeben und in allen Buchhandlungen vorrätig.

Über jede einzelne Erscheinung wird in diesen Blättern berichtet werden.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Militärlexikon

von Hauptm. **Castner.**

Geh. *M.* 3.50, geb. *M.* 4.—.

Im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht ist Unkenntnis in militärischen Dingen ein Widerspruch, welchem dieses Buch in zweckentsprechender Weise abhelfen wird, denn es erteilt auf jede Frage aus dem großen Gebiet des Heerwesens und der Marine aller Länder und Zeiten einen allgemein verständlichen Aufschluß. — Der Berufssoldat wie der Freiwillige, der Berufspolitiker wie der Zeitungsleser, jeder Laie, der unsern Heereseinrichtungen sein Interesse zuzuwenden hat, braucht bei deren einschneidender Wichtigkeit und häufigen Erwähnung im alltäglichen Leben einen solchen stets bereiten Ratgeber.

Die für den deutschen Staatsbürger wichtigsten Gegenstände, z. B. das Ersatzwesen, der Eintritt in Heer und Marine, Aufnahme in die militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten, haben eine besonders eingehende Behandlung gefunden.

Genaue Abbildungen veranschaulichen unsre heutigen Handfeuerwaffen 2c.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 45. Berlin, den 5. November 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Das Ergebniß der Reichstagswahlen vom 27. October 1881. Von Franz Holzerland. — **Literatur und Kunst:** Der Schillerpreis. Von Otto Brahm. — William Hogarth und seine Umgebung. Von Gottfried Kinkel. II. — Zur jüngstfranzösischen Lyrik. Von Emile Zola. — Ueber die Zukunft der Gelehrsamkeit. Von Hugo Wittmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Karolinger. Trauerspiel in vier Aufzügen von Ernst v. Wildenbruch. Besprochen von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Ergebniß der Reichstagswahlen vom 27. October 1881.

Der jetzt vorübergegangene Wahlkampf darf als der leidenschaftlichste bezeichnet werden, seit wir das allgemeine gleiche Wahlrecht besitzen. Freilich wurden auch die Wahlen am 30. Juli 1878 unter einer tiefgehenden Bewegung und einer starken Betheiligung vollzogen, welche in den großen Städten, wo sich meistens Liberalismus und Socialdemokratie gegenüberstanden, auf 70—80 Procent stieg, ja in Berlin darüber noch hinausging. Allein dies war doch nur ein Kampf zweier sich diametral gegenüberstehenden Strömungen. Das gesammte deutsche Volk wurde damals gegen die Socialisten aufgeboten, und da man glaubte oder den Glauben zu erwecken wußte, daß man seine tiefsten und heiligsten Gefühle, seinen Abscheu gegen die gewaltigen Frevel wider das Oberhaupt des Staates am besten durch einen conservativen Stimmzettel Ausdruck geben könnte, so ging der Liberalismus geschwächt aus dem Wahlkampf hervor. Circa 40 Sitze gingen unter dem conservativen Hauch den Liberalen verloren und an deren Gegner über. Die Socialdemokratie, gegen die damals auf das Erbittertste der Kampf geführt wurde und zu deren Niederwerfung sich im ersten Wahlgang fast alle Parteien geeinigt hatten, erlitten jedoch verhältnißmäßig wenige Verluste, die Einigkeit der Ordnungsparteien dauerte bis zu den Stichwahlen nicht an, und in den letzteren gelang es, den Socialdemokraten siebenmal den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln, so daß dieselben neun ihrer Vertreter, darunter den Redacteur W. Hasselmann, in den Reichstag schickten.

Ein ganz anderes Bild als der Wahlkampf von 1878 bot der jetzige. In conservativen Flugblättern und Aufrufen wurde wiederholt betont, daß sociale Reformen dringend nothwendig wären; die Parole des „Patrimoniums der Enterbten", des Unfallversicherungsgesetzes, der Altersversicherungsanstalt wurden in den Wahlkampf geworfen, und einzelne Ueberläufer der Socialdemokratie erklärten offen, daß die Regierung besser ihre Lage erkenne, als die kalten Manchestermänner, die Liberalen, und daß sie deshalb conservative Voten abgeben würden. Von Seiten der Liberalen und namentlich der Fortschrittspartei wurde immer darauf hingewiesen, daß die neuesten Projecte des Reichskanzlers vollkommene Utopien wären, die schließlich in ihrer äußersten Consequenz auf den socialistischen Zukunftsstaat hinausdrängten; und in den weitesten Schichten des Bürgerthums griff eine Beunruhigung und Unzufriedenheit wegen der mannichfaltigen und schnell wechselnden Projecte des Fürsten Bismarck Platz, und der Gedanke brach sich Bahn, daß diesen immer neu aus dem Boden sprießenden Plänen unseres Staatslenkers ein fester Damm entgegengesetzt würde, wenn man die entschiedensten Gegner, nicht der Person des Kanzlers, sondern seiner Entwürfe, in den Reichstag entsendete.

Es ging ein scharfer Zug nach links durch das Land, er wuchs zu einem Sturm, fegte alle schwankenden Elemente in den liberalen Kreisen fort und brachte neue entschiedene Kräfte an die Oberfläche.

Aber nicht allein die auf „sociale" Reformen drängenden Pläne des Reichskanzlers waren es, welche den oppositionellen Parteien immer neue Schaaren und Succurs für den Wahlkampf zuführten. Andere und bedeutende Momente traten in Wirksamkeit. Wollte Fürst Bismarck zur Hebung der Lage des Arbeiterstandes seine Projecte ins Werk setzen, so brauchte er Geld, heidenmäßig viel Geld; und das Tabaksmonopol, ein Lieblingsplan des Fürsten, sollte zum Theil diese Erträgnisse schaffen. Die vielen Tabakshändler und die Tausende von Cigarrenarbeitern, welche sich in ihrer Existenz bedroht sahen, mußten nunmehr ganz naturnothwendig zu denjenigen Parteien übergehen, die das Tabaksmonopol aufs energischste zu bekämpfen versprachen, dies waren natürlich nicht die conservativen und gemäßigtliberalen Elemente, sondern die Fortschrittler und Secessionisten. Der Abg. Richter, der in Verbindung mit den fortschrittlichen Führern eine geradezu fieberhafte Thätigkeit entwickelte, betonte immer und immer, daß der Hauptgesichtspunkt, unter welchem der Wahlkampf geführt werden müsse, Annahme oder Verwerfung des Monopols sei.

Die schutzzöllnerischen Pläne der Regierung, die in dem Zolltarif vom Jahre 1879 ihren Ausdruck fanden, riefen in den Seestädten, die ihren Handel dadurch geschädigt sahen, eine gewaltige Mißstimmung hervor. Die so viel besprochene Frage des Zollanschlusses von Hamburg und Bremen, welche voll Erregung geführt wurde, hinterließ bei einem großen Theil der Hamburger Bürgerschaft eine gewisse Erbitterung. Diese fegte in Handelskreisen die nationalliberale und freiconservative Gesinnung fort; die liberalen und freiconservativen Vertreter wurden nicht wiedergewählt, und Hamburg, Königsberg, Lübeck, Danzig, Bremen entsandten fortschrittliche oder secessionistische Vertreter.

Die von den Antisemiten ins Werk gesetzte Agitation zur Beschränkung der Rechte der Juden spielte ebenfalls gewaltig in den Wahlkampf hinein. Es war, ob mit Recht oder Unrecht, überall die Meinung verbreitet, daß diese antisemitische Agitation von oben nicht scheel angesehen würde, in Folge dessen gaben die jüdischen Wähler insgesammt nicht für, sondern gegen die Regierung ihre Voten ab; ihnen gesellten sich alle diejenigen zu, welche diese ganze Bewegung verdammten.

So kam es denn, daß gerade die Fortschrittler und Secessionisten große Erfolge errangen. Die Conservativen, mehr aber

noch die Freiconservativen, welch letztere als die eigentlichsten Träger der Regierungspolitik angesehen wurden, erlitten schwere Einbußen.

Der gouvernementale Versuch, eine ergebene Majorität zu schaffen, scheiterte vollständig. Während wir dies schreiben sind freilich die Ergebnisse von nur 259 Wahlkreisen bekannt und die officielle Verkündigung findet erst nach Redactionsschluß statt, aber es liegen alle Nachrichten aus den heißumstrittenen Kreisen vor, so daß das Gesammtbild sich nur wenig verändern wird. Ferner ist es außer Zweifel, daß durch die Neuwahlen innerhalb der liberalen Partei der Schwerpunkt weiter nach links verlegt wird. Die Regierung muß versuchen, sich eine Mehrheit aus den Conservativen und den Clerikalen zu schaffen. Da nun das Centrum aus den Wahlen gestärkt hervorgeht, so wird die Regierung eine Verständigung mit ihm nur dann herbeiführen können, wenn sie die weitgehendsten Concessionen auf kirchenpolitischem Gebiete macht. Nach Lage der Verhältnisse gehört ja eine conservativ-nationalliberale Mehrheit zur Unmöglichkeit, da Conservative und Nationalliberale nicht über 150 Stimmen verfügen werden und bekanntlich bei voll besetztem Reichstag 199 Stimmen nothwendig sind, um eine Regierungsvorlage durchzubringen. Bereits heute werden etliche Stimmen laut, die da meinen, daß mit einem solchen Reichstag nichts anzufangen wäre, indem schon im verflossenen Reichstag die conservativ-clerikale Majorität oft nur dadurch herbeigeführt wurde, daß dem Centrum mit eventuellem Zurückgreifen auf die conservativ-nationalliberale Majorität gedroht wurde, was aber jetzt ohne Wirkung bleiben dürfte. Zur conservativ-nationalliberalen Vereinigung müssen, soll die Mehrheit gesichert sein, noch die Secessionisten und die Fortschrittspartei hinzutreten. Allem Anschein nach wird die letztere die stärkste liberale Fraction im Reichstage werden. Nach Berechnungen, die vom fortschrittlichen Centralbureau gemacht wurden, wird sie in verdoppelter Stärke wieder erscheinen, was vielleicht ein wenig zu optimistisch ist. Das Eine steht fest, daß die Fortschrittspartei die stärkste liberale Fraction bilden wird, aber ob auf sie 56 Mitglieder kommen, erscheint uns zu hoch gegriffen. Der Sieg der Fortschrittspartei drückt aber dem neugewählten Reichstag das eigentliche Gepräge auf, denn sie war es, gegen welche der erbittertste Krieg von Seiten der officiösen Presse geführt worden ist. Ein charakteristischeres Moment für die Beurtheilung der jetzigen Situation wüßten wir nicht zu finden.

Wenden wir uns der Wahlbilanz der einzelnen Fractionen und Gruppen zu, so hat die der Deutschconservativen bis jetzt einen Verlust von 7 und einen Gewinn von 2 Sitzen zu verzeichnen. Die Fraction zählte im letzten Reichstage 56 Mitglieder und 1 Hospitanten, den jetzigen Minister des Innern von Puttkamer-(Löwenberg). Die Meldungen aus den bisher jener Partei angehörenden Wahlkreisen fehlen theilweise noch, viel größere Verluste wird sie wohl kaum erleiden. Sie darf auf 48—50 Sitze rechnen. Gewonnen hat die Partei den Wahlkreis Schneeberg-Stolberg im Königreich Sachsen, den der Socialist Liebknecht jahrelang vertrat und der zu den beiden Kreisen gehört, die von der Socialdemokratie auf 1878 im ersten Wahlgang siegreich behauptet wurde. Der zweite gewonnene Kreis ist der, der Hauptstadt benachbarte Teltow-Beeskow-Storckow. Geschlagen ist hier der Fortschrittsmann Wöllmer, der 1878 siegreich in der Stichwahl gegen Moltke hervorging, gesiegt hat diesmal der Landrath Prinz Handjery. Unterlegen ist ferner einem Fortschrittsmann der neue Unterstaatssekretär von Schlieckmann (Tilsit-Niederung). Unser großer Stratege Graf Moltke ist seinem alten Wahlkreis (Memel) erhalten, in Essen, wo er ebenfalls candidirte, unterlag er dem ultramontan-socialen Stötzel. Die anderen hervorragendsten Führer der Partei, die Freiherrn von Marschall und von Minnigerode, müssen sich erst einer Stichwahl unterziehen, bei der die Chancen nicht gerade günstig für sie stehen. Hofprediger Stöcker, der in Berlin II, Frankfurt a/O., Dresden unterlag, kommt in Minden in die Stichwahl mit einem Freiconservativen. Charakteristisch ist, daß Prof. A. Wagner, der beredteste und bedeutendste Träger der socialen Reformgedanken des Kanzlers, in allen vier Wahlkreisen, in denen er candidirte, Niederlagen erlitt.

Die Fraction der deutschen Reichspartei hatte 44 Mitglieder und 3 Hospitanten, darunter den Botschafter in Paris Fürsten Hohenlohe und den Landwirthschaftsminister Lucius. Die Verluste, welche diese Fraction erlitten, beziffern sich bis jetzt auf 11 Sitze, denen 5 Gewinne gegenüberstehen. In den Stichwahlen sind die Aussichten für die Partei gerade nicht günstig und sie hat sich auf weiteren Verlust gefaßt zu machen. Gewonnen hat u. a. die Partei den Wahlkreis Glauchau-Meerane, die Stammburg der Socialdemokratie, von dieser selbst im Jahre 1871 tapfer behauptet. Im Wahlkreis Nieder-Barnim ist der fortschrittliche Arzt Dr. Mendel ebenfalls von einem Freiconservativen geschlagen. Der Freund des Reichskanzlers Amtsrath Dietze-Barby hat seinen alten Wahlkreis Aschersleben von den Secessionisten zurückerobert. Der Fürst Hohenlohe-Langenburg, verdient durch Gesetzesvorlagen zum Schutz der nützlichen Vögel, hat in seinem Wahlkreis Crailsheim vor einem Demokraten, dem bekannten, einst von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung arg angegriffenen Carl Mayer, die Segel streichen müssen. Ebenfalls von einem Volksparteiler ist Herr von Varnbüler, an dessen Namen sich vor Allem die ganze schutzzöllnerische Bewegung knüpft, geschlagen, und der andere schutzzöllnerische Führer der Partei, Herr von Kardorff, hat in seinem Wahlkreis Wartenberg-Oels sich einer Stichwahl zu unterziehen; ein gleiches Schicksal steht dem Grafen von Frankenberg-Ludwigsdorf bevor, dem Erfinder des geflügelten Worts: „Vom Grafen herab bis zum Künstler." In seinem Wahlkreis (Mühlhausen-Langensalza-Weißensee) ist der Graf Wilhelm Bismarck von dem liebenswürdigen und in allen Communalangelegenheiten als größte Autorität bekannten Stadtsyndikus von Berlin, Eberty (Secessionist), geschlagen. Ein anderer Secessionist, Dr. Kapp, der in allen Sachen, welche Auswanderungsangelegenheiten betreffen, das gediegendste Urtheil abzugeben vermag, hat seinen alten Wahlkreis Salzwedel-Gardelegen ebenfalls von einem Freiconservativen zurückerobert.

Die liberale Gruppe, welche sich erst im verflossenen Reichstag aus den am weitesten nach rechts gehenden Mitgliedern der nationalliberalen Partei bildete und 15 Mitglieder zählte, ist fast ganz vernichtet, 8 Verluste und kein einziger Gewinn sind zu verzeichnen. Mosle in Bremen hatte resignirt und den Regierungscandidaten von Kusserow eingeführt und den Bremern warm empfohlen. Der Candidat brachte es nur auf eine winzige Minorität und glänzend ging als Sieger der Freihändler H. H. Meier hervor. Nicht wieder kommt der Fürst zu Carolath-Beuthen; seinen alten Wahlkreis Grünberg-Freistadt wird ein Nationalliberaler vertreten, und der Wahlkreis des Dr. Völk (Immenstadt in Schwaben) ist von einem Centrumsmann erobert worden.

Die nationalliberale Partei zählte im letzten Reichstag 64 Mitglieder, sie hat die stärksten Verluste erlitten, 22 Niederlagen sind bereits gemeldet, denen nur 4 Gewinne gegenüber stehen, zum größeren Theil sind ihre Sitze freilich an Secessionisten und Fortschrittsleute übergegangen. Geschlagen ist Stadtrath Dr. Weber in Magdeburg, in der Hochburg des Nationalliberalismus. Hier kommt der Hospitant der Fortschrittspartei Büchtemann mit dem Socialisten Viereck in die Stichwahl. Herr von Cuny, der die „Nationalliberale Correspondenz" mit leitet, ist in seinem Wahlkreis Dessau von dem secessionistischen Rechtsanwalt Sello aufs Haupt geschlagen. Hamburg, das noch 1878 in allen seinen 3 Wahlkreisen nationalliberale Abgeordnete wählte, von welchen einer erst in einer Nachwahl von dem Socialdemokraten Hartmann verdrängt wurde, hat keinen Nationalliberalen gesendet; ein Fortschrittsmann hat dort definitiv gesiegt, und die beiden noch bevorstehenden Stichwahlen sollen nur entscheiden, ob alle 3 Vertreter fortschrittlich sein werden. Den hannoverschen Wahlkreis Celle haben die Nationalliberalen, den sie das vorige Mal nur durch Aufstellen eines schutzzöllnerischen Agitators an die Welfen verloren, zurückerobert. Dagegen hat der nationalliberale Senator Römer seinen Wahlkreis an den Welfen Grafen Bennigsen abtreten müssen. Rudolf von Bennigsen, der beredte Führer der Partei, ist mit großer Majorität in seinem 19. hannoverschen Wahlkreis wieder

gewählt, aber er wird von seiner stolzen Armee vom Jahre 1871 und 1874 nur noch Trümmer vorfinden.

Die Secessionisten — die Linke der Nationalliberalen —, welche ebenfalls wie die liberale Gruppe im letzten Reichstage aus der nationalliberalen Partei ausschieden, weil sie sich namentlich in Fragen der Zollpolitik in starkem Gegensatz zu den anderen Fractionsgenossen befanden, haben bei den Wahlen recht erfreuliche Resultate erzielt. Bereits zählen sie 15 Siege und nur 2 Verluste; ein Mandat mußten sie an einem Fortschrittsmann, das zweite an einen Freiconservativen abtreten. Diejenigen Secessionisten, gegen welche die Regierungspresse nicht minder wie gegen die Fortschrittler sich echauffirte, sind wieder gewählt; die Abgeordneten Lasker und v. Bunsen haben glänzende Siege errungen, und der Abg. Rickert hat, trotzdem sich Clerikale und Conservative gegen ihn zu einer festen Coalition geeinigt, seinen alten Wahlkreis behauptet. Der Landrath Baumbach, der einstmals mit dem Abg. Lasker zusammen in einem Wagen während der Wahlzeit im Jahre 1878 gefahren war und gegen den in Folge dessen der Reichskanzler Anklagen im Reichstag erhob, hat ebenfalls seinen Gegner total aufs Haupt geschlagen. Herr von Forckenbeck, der Oberbürgermeister von Berlin, ist doppelt gewählt. Sein alter Wahlkreis ist ihm treu geblieben, und der Wahlkreis Sagan-Sprottau, den ehemals ein Nationalliberaler vertrat, hat ihn mit einem Mandat betraut. Den Abg. Rickert haben ebenfalls 2 Kreise gewählt, Danzig und Coburg. Der Abg. Bamberger, der wie kein Zweiter die schwierige Materie der Münzgesetzgebung beherrscht und in allen zollpolitischen Fragen eine autoritative Stellung einnimmt, muß sich erst noch einer Stichwahl unterziehen, bei der die Chancen für ihn gut stehen. Den 9. schleswig-holsteinischen Wahlkreis hat unser großer Gelehrter Prof. Mommsen von den Conservativen nicht erobern können.

Die Fortschrittspartei, die im vergangenen Reichstag 26 Mitglieder und 2 Hospitanten zählte, hat ebenfalls wie die ihr verwandten Secessionisten neue Plätze gewonnen. 15 Siege kann sie sich bereits zuschreiben, andere sind noch zu erwarten und wieder andere wird sie noch in den Stichwahlen erringen. Einen Riesenkampf, wie ihn Berlin noch nicht gesehen, hatte sie hier mit der antifortschrittlichen Coalition durchzukämpfen. Nach amerikanischem Muster wurden hier die Agitationen betrieben, die Massenversammlungen jagten sich und die Antifortschrittler veranstalteten unmittelbar vor den Wahlen großartige Feste. In 58 der größten Lokale Berlins boten sie dem Volke am 18. October Freitheater, Freiconcert und andere Vergnügungen nach dem Muster des alten Rom, das bei gewissen Gelegenheiten die Wohlgesinntheit des Volkes mit „Panis et Circenses“ zu erkaufen suchte. Die Bevölkerung der Stadt Berlin nahm diese Vergnügungen harmlos auf. Aber in dem Ernst des Wahlkampfes blieb es der Gesinnung treu, welche seit mehreren Decennien in allen Wahlcampagnen zum vollen Ausdruck gelangt war. Die Antifortschrittler konnten trotz aller Anstrengungen keinen Wahlkreis erobern, wenngleich 45,000 Voten für sie abgegeben wurden. Mit der Socialdemokratie hat hier die Fortschrittspartei noch in 2 Wahlkreisen bei den Stichwahlen zu ringen; es steht ihr namentlich im 4. Wahlkreis ein harter Strauß bevor. In Königsberg, der Stadt der freien Vernunft, die an die Freiconservativen verloren gegangen, weht jetzt wieder das fortschrittliche Banner, und der Wahlkreis Hagen ist seinem alten Vertreter treu geblieben. Richter bleibt Richter-Hagen, und der 5. Wahlkreis Berlin wird eine Neuwahl vollziehen müssen. In Ostpreußen, in dem bis 1878 die Fortschrittspartei dominirte, sind jetzt auch ländliche Kreise von den Conservativen erobert: Tilsit-Niederung und Labiau-Wehlem. Verloren ist für die Fortschrittspartei u. a. der Wahlkreis Zwickau-Crimmitschau, wo der Socialdemokrat Gärtner Stolle triumphirte.

Die demokratische Volkspartei, welche in dem letzten Reichstag 4 Mitglieder (Haerle, Klopfer, Payer und Sonnemann) zählte, hat bis jetzt 2 Siege zu registriren. Der bekannte Demokrat Carl Mayer hat, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, den Fürsten Hohenlohe-Langenburg geschlagen und in den Stichwahlen sind noch mehrere Siege gewiß. In Stuttgart müssen die Demokraten (Schott) sich noch einmal mit dem Freiconservativen (Göz) messen; der Sieg ist ihnen aber gewiß, da die Socialdemokraten den Ausschlag geben. In Frankfurt kommt der bekannte Financier Leopold Sonnemann, Besitzer der Frankfurter Zeitung, mit dem Socialdemokraten Schriftsetzer Döll zur Stichwahl; in unserer Wahlbewegung das einzige bis jetzt erlebte Beispiel, daß Socialdemokratie und Demokraten sich den Preis streitig machen.

Die zehn Mandate, über welche die Socialdemokratie verfügte, sind vorläufig bis auf eines reducirt, ihre festesten Burgen Glauchau und Schneeberg sind verloren gegangen; nur Zwickau wurde erobert. In mehr als 20 Wahlkreisen jedoch stehen die Anhänger Lassalles zur Stichwahl, Dresden wird, allem Anschein nach, wiederum August Bebel zu seinem Deputirten ernennen und auch Liebknecht und Hasenclever haben bei den Stichwahlen gute Aussichten. Daß es der Socialdemokratie, die aller Agitationsmittel und der Presse beraubt war, selbst unter dem Bann des kleinen Belagerungszustandes gelang, solche Erfolge zu erringen, ist ein bemerkenswerthes Symptom. Von bekannten Führern der Socialdemokratie wird der Reichstag die ehemaligen Abgeordneten Fritzsche, Vahlteich, Hasselmann und wahrscheinlich auch Auer nicht wiedersehen; die ersten drei sind nach Amerika ausgewandert, und Auer ist in seinem Wahlkreis geschlagen.

Das Centrum — im letzten Reichstag mit 93 Mitgliedern und 9 Hospitanten die stärkste Fraction —, ist aus diesem Wahlkampfe gestärkt hervorgegangen. 5 Siegen stehen 2 Niederlagen gegenüber. Oberschlesien mit seinen 12 Mandaten gehört jetzt ganz der Centrumspartei, da es bei dieser Wahl die beiden freiconservativen Sitze Kreutzburg-Rosenberg und Zabrze erobert hat. Verloren ist der Wahlkreis Mainz, um den immer ein heißer Kampf wüthete; 1878 wurde hier mit Hülfe der Socialdemokraten der Domcapitular Moufang gewählt. Herr Moufang hat in Mainz nicht wieder candidirt; eine Stichwahl zwischen Liebknecht (Socialist) und Philipps (Fortschritt) wird über dies Mandat entscheiden. Die meisten Abgeordneten der Centrumsfraction sind wiedergewählt; diese verfügt über so sichere Sitze, daß die Gegenparteien den Kampf als aussichtslos gar nicht aufnahmen. Die wenigen Abgeordneten, welche resignirten, wurden durch andere ersetzt, der Name ist hierbei ziemlich unmaßgebend.

In dem Bestand der Polen, 14 Mitglieder, hat sich nichts geändert; die, welche eine Wiederwahl ablehnten, sind durch andere ersetzt worden, und auch in der Vertretung von Elsaß-Lothringen haben sich keine bemerkenswerthen Veränderungen vollzogen. In Straßburg ist wieder der Versicherungsdirector Kablé, der 1878 von Frankreich aus so eindringlich empfohlen wurde, gewählt, der Bischof Stumpf erlangte nur wenige Stimmen; die Autonomistenpartei scheint aus den Reichslanden vollständig verschwunden zu sein.

Von hervorragenden Abgeordneten, die keiner Partei angehörten, hat der Abgeordnete Delbrück eine Wiederwahl abgelehnt; sein Wahlkreis Jena wird der national-liberale Abg. Meyer vertreten. Minister Dr. Falk kommt in Worms mit einem Clerikalen in die Stichwahl, in welcher er voraussichtlich siegen wird, und Herr von Treitschke wird auch nicht ohne Stichwahl in den Reichstag gelangen.

Stichwahlen werden viele nothwendig sein, bis jetzt sind deren einige sechzig gezählt. Es war kein seltenes Schauspiel, daß in manchen Wahlkreisen bis 6 Candidaten aufgestellt waren. Wir erinnern nur an Breslau. Hier stritten Socialdemokraten, Fortschrittler, Nationalliberale, Freiconservative (neuer Wahlverein), Clerikale, Handwerker um den Preis. Die Folge davon mußte sein, daß derselbe endgültig keiner Partei zufallen konnte und Stichwahlen nothwendig wurden. Wie es in Breslau, so war es in vielen anderen Bezirken. Eine jede Partei debutirte mit ihrem eigenen Candidaten.

Das Gesammtbild des neuen Reichstages wird durch die noch nicht bekannten Wahlen und Stichwahlen, welch letztere meistens zwischen den oppositionellen Fractionen stattfinden, nur ganz wenig verändert werden; doch steht fest, daß die Secessio-

*

nisten und die Fortschrittspartei eine nicht unbeträchtliche Verstärkung erhalten haben, daß ferner innerhalb der liberalen Parteien der Schwerpunkt weiter nach links verlegt und eine conservativ-nationalliberale Majorität nicht mehr möglich ist.

Franz Holzerland.

Literatur und Kunst.

Der Schillerpreis.

In wenigen Tagen, am zehnten November, dem Geburtstage Schillers, wird die ministerielle Kundgebung über die diesmalige Ertheilung jenes Preises, der den Namen des großen deutschen Dramatikers trägt, in dem Reichs- und Staatsanzeiger zu lesen sein. In der entscheidenden Sitzung, welche vor zwei Monaten stattfand, hat man sich — wie gewöhnlich — das Wort gegeben, bis zum officiellen Termin ein absolutes Schweigen zu bewahren; aber dennoch hat es sich — wie gewöhnlich — als unmöglich erwiesen, ein Geheimniß, welches ein Dutzend Mitwisser hat, der öffentlichen Neugier vorzuenthalten; diese Einzelheit hier, jene Notiz dort ist durchgesickert, und wenn man Alles, was gesagt und geschrieben wurde, zusammenfaßt, so scheint sich als Resultat die Vermuthung zu ergeben: der Schillerpreis kommt, wie 1872 und 1875, auch in diesem Jahre nicht zur Vertheilung, keines der Dramen, welche von 1878 bis 1880 auf dem Theater oder als Buch erschienen sind, ist des Preises würdig erachtet worden.

Ueber die Richtigkeit, Zuverlässigkeit oder Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung steht mir ein Urtheil, welches sich auf äußere Gründe stützte, nicht zu; aber wenn ich nach innern Gründen entscheiden soll, das heißt, wenn ich die Werke prüfe, welche für die Concurrenz in Betracht kamen, so möchte das Nichttertheilen des Preises allerdings das Wahrscheinlichste sein.

Das klingt sehr hart vielleicht, härter, als es gemeint ist; und da die ernste dramatische Dichtung dieser Tage nicht entmuthigt, sondern wo immer thunlich unterstützt und gefördert werden sollte, da die Verweigerung des Preises zur Entmuthigung unserer Dramatiker beitragen und die öffentliche Erörterung in den Tagezeitungen sie noch steigern könnte — so ist wohl eine etwas eingehendere Betrachtung an dieser Stelle förderlich, eine Betrachtung, welche aus der übergroßen Zahl von Trauer-, Schau- und Lustspielen, von gereimten und ungereimten, historischen und modernen Werken, aus dem ganzen Wust aufführbarer und unaufführbarer Stücke die hervorragendsten auswählt, und — obgleich sie weder officiös noch freiwillig-gouvernemental sein will — doch den Versuch macht, den Motiven, welche die Commission geleitet haben mögen, nachzugeben.

Nachdem die drei Preise von 1878, welche, wie bekannt, Anzengruber, Nissel und Wilbrandt zugefallen, die Illusion zerstört haben, als könnten nur gewisse Werke der „hohen" Tragödie in den Bereich der Concurrenz fallen, nachdem vielmehr allgemein anerkannt worden, daß gerade die Bühnenwirksamkeit für das Preisstück unerläßlich und darum Werke, deren Werth auf der Scene schon erprobt, in erster Linie zu berücksichtigen seien, muß sich natürlich auf diese Werke zunächst die Betrachtung richten.

Von historischen Stücken, welche auf das Theater gekommen sind, wüßte ich nur zwei hier zu nennen: „Prinz Eugen", ein vaterländisches Schauspiel von Martin Greif und „Die Hexe", Trauerspiel von A. Fitger.

Martin Greif hat sich durch mehrere Tragödien und eine Sammlung von Gedichten bekannt gemacht, welche besonders in den rein lyrischen Stücken, in dem einfachen Sange von Frühling und Liebe und Natur, ihn als einen echten und originellen Poeten offenbart haben, während die Balladen und Romanzen, die Sinn- und Gedenksprüche des Bandes weniger eigenthümlich und weniger gelungen erscheinen. Sein „Prinz Eugen" ist bisher nur am Wiener Burgtheater aufgeführt worden und hat dort, dem mehr lokalen Charakter des Stückes gemäß, eine Wirkung erzielt, die ihm bei uns vielleicht entgehen würde. Denn keine energische dramatische Handlung vollzieht sich, kein tieferes Interesse erzeugt sich in dem Stück; es ist eine Aufeinanderfolge lebhaft bewegter, farbiger Bilder von nicht immer zwingender Folgerichtigkeit, es sind eine Anzahl hübscher Einzelerfindungen, welche dem spröden Stoffe Manches abgewinnen, ohne doch seine Mängel ganz überwinden zu können. Aus Kleists „Prinz von Homburg" ist das Grundthema von Greifs Stück gewonnen: Eugen erstreitet seinen Sieg bei Belgrad gegen die Vorschrift des Kaisers, und vergeht sich so gegen das oberste Gesetz des Soldaten: Gehorsam. Allein der Conflict, welcher bei Kleist ein Vorgang unter andern ist und durchaus dem Charakter des Helden entspringt, ist bei Greif das einzige dramatische Interesse, und nicht von innen geworden, sondern von außen, durch Intriguen gemacht; und der Conflict, welcher bei Kleist zur herbsten Tragik führt und uns im Tiefsten ergreift und erschüttert, ist bei Greif, zufolge der dominirenden Stellung des Prinzen Eugen, von Anbeginn an wenig ernst und seine Lösung, die Abbitte des Feldherrn, folgt wie spielend, als eine bloße Förmlichkeit. Gewiß hat der Dichter das Recht, in einer solchen mehr festspielartigen, patriotischen Dichtung den strengeren Regeln des Dramas einmal ein Schnippchen zu schlagen; aber für den Schillerpreis ist eben darum sein Werk nicht geeignet mit seinen vielen glänzenden Aeußerlichkeiten von Paradezügen, Salutschüssen, Tedeum und bengalischem Licht und seinem geringen, nur künstlich gesteigerten und leicht zu behebenden Conflict.

Stärker als das Schauspiel Martin Greifs wird Fitgers „Hexe" die Aufmerksamkeit der Commission in Anspruch genommen haben, das einzige Trauerspiel, welches in den letzten Jahren auf einer größeren Anzahl von Bühnen mit gutem Erfolge gespielt worden ist. Für den Schillerpreis freilich wäre es gänzlich ungeeignet gewesen. Da das Stück allgemein in der Oeffentlichkeit sehr günstig beurtheilt wurde, so muß ich dieses abweichende Urtheil wohl ein wenig ausführlicher motiviren. Fitgers Drama ist keineswegs in Bausch und Bogen zu verwerfen: es ist ein geschicktes und bühnengewandtes, talentvolles Werk; es hat interessante Vorgänge, lebhaft bewegte, farbige Scenen, es ist voll von Handlung, wirksam und verständlich in jedem Satze, und wenig fehlte, daß man es als ein tüchtiges Volksstück bezeichnen könnte. Aber dennoch, mit einem schärferen Maßstabe gemessen, konnte es vor den Augen der Schillercommission unmöglich bestehen: trotz aller seiner Vorzüge ist es für den geläuterten Geschmack ein fehlerhaftes, äußerliches, leeres, mit einem Wort: ein schlechtes Drama. Die Motivirung ist lückenhaft und unzureichend, und Alles ist, der größeren Wirkung zu Liebe, theatralisch zugespitzt, übertrieben, gespickt bis zum Zerplatzen mit Effecten. Wenn die Personen zuerst A gesagt haben, so sagen sie gleich darauf C, dann wieder E, alles das nicht wie es paßt, sondern wie es wirkt; alle Wandlungen sind schroff, sprunghaft und unvermittelt, und was die Heldin in dem einen Augenblick weigert bis aufs Aeußerste — dem Geliebten zu entsagen, sich den Feinden zu ergeben — das thut sie gleich darauf mit der opferfreudigsten Bereitwilligkeit.

Man hat die Heldin des Stückes, die Hexe, im Anschluß an ein Wort des Dichters selbst, einen weiblichen Faust genannt. Aber nichts Schieferes kann gedacht werden als dieser Vergleich: nicht aus ihrem Charakter zumeist fließt Thaleas Beschäftigung mit den Wissenschaften, sondern aus zufälligen Erlebnissen. Edzard, ihr Geliebter, hat in dem dreißigjährigen Kriege mitgekämpft; ihre Sehnsucht zu betäuben versenkt sie sich, da zufällig der weise Meister Simeon in ihr Schloß kommt, in das Studium der Astronomie und Naturwissenschaft. In keiner Weise erhalten wir das Gefühl, daß ihr dieses Studium mehr ist als ein bloßer Zeitvertreib; wäre an Stelle des Meisters Simeon vielleicht ein Tanzlehrer oder ein Schachkünstler gekommen, so sagen wir uns — Thalea hätte auch den Wissenschaften dieser sich hingeben können. Denn als Edzard mit dem Friedensschlusse zurückkehrt, versinkt vor ihr Alles, was vorher die Zeit der Angst verkürzen half: „Er ist da," ruft sie, „und ich schäme mich je etwas Anderes gewesen zu sein, als sein liebevolles Geschöpf." Ihrer Wissenschaft schwört sie ab und kein Pergament soll

ihre Hand wieder berühren; ihre Geräthe und Instrumente versenkt sie in die Erde und mit dem Geliebten will sie noch leben.

Damit ist das eine Motiv des Stückes einstweilen beseitigt, und das andere, der Streit zweier Frauen um einen Mann, tritt in den Vordergrund: Edzard, der schwache und unsympathische Held, schwankt zwischen seiner Braut Thalea und ihrer jüngeren Schwester Almuth hin und her, und spät erst, im letzten Augenblick, da sie die Kirche betreten soll, leistet Thalea Verzicht auf ihre Rechte. Sie hält inne — und zufällig genau an der Schwelle der Kirche. Dieser pure Zufall ist es, der das andere Motiv, das Hexenmotiv, wieder stark hervortreten läßt: der Volksaberglaube meint, daß die Hexe nicht in die Kirche könne, er glaubt nun den sichersten Beweis für Thaleas Schuld zu haben, und der weitere Gang der Ereignisse führt dem zufolge den Tod der Hexe herbei. So lose und oberflächlich also sind die beiden Handlungen verknüpft, aus denen das Stück sich zusammensetzt: nirgend verschlingen sie sich und berühren sich im Kerne, sondern sie lösen sich einfach ab und stoßen nie an einer Stelle von außen aneinander.

Einen Autor, der sich so unbedingt an der Oberfläche der Dinge hält, darf man natürlich nach alle dem, was über den Kreis des Bühnenwirksamen hinaus geht, nicht befragen; man darf ihn nicht fragen, welche Nothwendigkeit, welche ethische Versöhnung in diesen Vorgängen liege, darf nicht fragen, welches die Schuld der Heldin sei, wenn man nicht mit der leeren Rede abgespeist werden will, welche Meister Simeon bereit hält: daß sie „an ihrer Zeit zu Grunde gehe". So gebildet und mit modernem Bewußtsein wie dieser empfindet auch Thalea selbst: wenn Simeon von dem „Siegeszug der confessionslosen Wissenschaft" spricht, so ist sie sich bewußt, daß es „in ihrer Sache keinen Richter gibt, als den Geist der Geschichte."

Aber nur in einzelnen Redensarten ist die Sprache des Trauerspiels von moderner Färbung; im Wesentlichen hat sie etwas Veraltetes und Angelesenes, einen Schwung und Schwulst, ohne Leben und Individualität. Diese poetische Prosa mit ihrer ewigen, auf Stelzen marschirenden Exaltirtheit erinnert an gewisse Nachahmungen der Sturm- und Drangstücke, sie scheint sich wie diese an „Julius von Tarent", oder „Kabale und Liebe", oder auch an „Emilia Galotti" künstlich erhitzt zu haben.

Ich füge zwei andere Werke hier an, welche gleichfalls, wie die „Hexe", in Prosa geschrieben sind: Tempesta, Trauerspiel von Ferdinand von Saar, und Die Weiber von Schorndorf, historisches Schauspiel von Paul Heyse.

Ueber „Tempesta" kann ich mich kurz fassen. Wie die „Hexe" erinnert das Stück an die Art des achtzehnten Jahrhunderts; insbesondere „Emilia Galotti" hat Saar als Muster vorgeschwebt, in der Sprache, in einigen Motiven, in der Technik. Sein Werk ist weit weniger äußerlich, als jenes Fitgers, aber auch nicht so wirksam: schon nach dem Personenverzeichniß habe ich den allzu durchsichtigen Inhalt des Trauerspiels errathen, daß nämlich Graf Borromeo zu der Gattin des Malers Tempesta in ein sträfliches Verhältniß tritt. Die Dichtung ist nicht ohne Schwung und Leidenschaft, aber der Held ist unsympathisch in seiner Verblendung und seinem Hochmuth, Zufall und Irrungen greifen stark ein und die an sich schon einfache Handlung verliert dadurch noch an Interesse. Um Alles in Einem zu sagen: der Conflict ist nicht tief genug angelegt, nicht energisch genug ausgetragen; und von allen Gattungen der Poesie, duldet das Drama am wenigsten, was dem Werke Saars anhaftet: Halbheit.

Etwas Aehnliches — nicht genau dasselbe — läßt sich von Heyses neuem Schauspiele behaupten. Eine nicht sehr ergiebige Fabel ist mit allzu wenig naiver Energie, mit allzu viel abschwächender Reflexion in diesem Werke behandelt worden. Es ist überliefert, daß die Weiber von Schorndorf, als die Franzosen vor ihrer Stadt lagerten und die Männer zur Uebergabe sich geneigt zeigten, mit einem kecken Schwabenstreiche die Herrschaft an sich rissen, ihre eigenen Männer auf dem Rathhause gefangen nahmen und im Verein mit dem Commandanten die Stadt hielten, bis der Entsatz der Landsleute heranrückte. Wenn die komischen Momente, die in dem Stoffe liegen, rücksichtslos herausgearbeitet würden — wie Vieles ließe sich, trotz der verhältnißmäßigen Armuth der Vorfälle, aus ihnen gewinnen? Was hätten ein Keller, ein Anzengruber (der in den „Kreuzelschreibern" einen einigermaßen verwandten Stoff so glänzend behandelt hat) daraus machen können? Für Heyse aber ist — ganz im Geiste der modernen Dichtung — der Vorgang, wie er überliefert ist, zu einfach, nicht interessant und „tief" genug; er bosselt so lange an ihm herum, bis er den Punkt gefunden hat, wo die psychologische Finesse eintreten kann — und verdirbt sich dadurch die unmittelbare Wirkung aufs Allerbeste.

Nicht die Gefangennahme der Männer durch ihre Gattinnen, nicht die lustige Gestaltung des weiblichen Waffendienstes und dieser ganzen auf den Kopf gestellten Welt ist ihm die Hauptsache, sondern wesentlich dieses Eine: der Conflict zwischen Mann und Frau während und nach dem Kampfe. Wie ist es möglich, daß die Frauen eingreifen, fragt er, wie solle, nach Allem was vorgefallen, eine Versöhnung der Gatten, ein ferneres Zusammenleben möglich sein. Und indem er als vorbildlich für die Männer den Bürgermeister hinstellt, als vorbildlich für die Frauen ihren Führer, die Bürgermeisterin, indem er den Mann als den Repräsentanten der Staatsraison hinstellt, der willig sein subjectives Empfinden dem Besten des Ganzen unterordnet, die Frau als den Repräsentanten des Naturrechtes, der seiner freien Herzensmeinung folgt, ohne den Verstand zu fragen, contrastirt er den wackern Künlade und seine gute Käthe wie geschriebenes und ungeschriebenes Recht, wie Kreon und Antigone. Beide handeln wie es ihnen zukommt, beide sind, subjectiv betrachtet, in ihrem guten Rechte, und gestehen sich gegenseitig, daß der Mann als Mann, die Frau als Frau nicht anders hätte agiren können. Alles in dem Stücke steuert darum auf den Schluß hin, die Versöhnung; ihr zu Liebe werden alle Effecte gedämpft, die Gefangennahme der Männer trägt sich hinter der Bühne zu, allen Gegensätzen wird die Spitze abgebrochen und ein etwas mattes Licht herrscht vor, das die Bühne nicht verträgt. In allen anderen Rücksichten freilich ist die Dichtung durchaus bühnenfähig: die Oekonomie ist vortrefflich, die Motivirung fest und lückenlos; die Bürgermeisterin und ihre Freundin Frau Bäbe sind gute Figuren, ihre Tochter Annele ist sogar eine ausgezeichnete, die, von Frau Raabe oder Frl. Conrad gespielt, auf dem Theater von großer Wirkung sein müßte. Daß das Ganze, trotz aller Ausstellungen, die es erweckt, dennoch von großer Liebenswürdigkeit ist, braucht man, da von Heyse die Rede ist, kaum noch zu sagen, besonders erfreulich an dem Werke ist die Abwesenheit von allem haut-goût.

Ich werde zu dieser Bemerkung gedrängt dem neuen Werke Wilbrandts gegenüber: Robert Kerr, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Es ist viel französischer Parfum in dem Stücke, der an Dumas, an Sardou erinnert. Nicht Robert Kerr, sondern Lady Frances ist die handelnde Macht in dem Stücke, eine von dem Höfling Overburg Verführte, welche rein werden will durch die Liebe zu Kerr. Wir können schnell über die Dichtung hinweggehen, weil Wilbrandt, der erst vor drei Jahren Gekrönte, dieses Mal wohl nicht ernstlich in Betracht kam. Eine statutenmäßige Beschränkung, die seine Berücksichtigung verhinderte, existirt freilich nicht; aber sein Werk, ob es gleich voller Schönheiten ist (besonders im ersten und letzten Acte), hätte doch sehr viel bedeutender und sympathischer, es hätte etwas ganz Außerordentliches sein müssen, um eine nochmalige Auszeichnung zu rechtfertigen.

Eine weibliche Heldin, eine von dem Geliebten Verlassene, führt, wie Wilbrandt, auch Jos. Victor Widmann in seinem Trauerspiel „Oenone" uns vor. Aber nicht neue Neigung empfindet Oenone, gleich Wilbrandts Frauen, sondern leidenschaftliches Sehnen nach dem Treulosen, der sie um einer Andern willen verläßt, sie strebt ihren Paris an sich zurückzuziehen, wie Fitgers Hexe ihren Edzard. Dem Werke liegt eine alte, nicht sehr bekannte Sage zu Grunde, welche unter Andern Ovid in einer seiner Heroiden verwerthet hat: Oenone, die erste Geliebte des Paris, wird von ihm aufgegeben, als er Helena kennen gelernt; im Todeskampfe, als Philoktets Pfeil ihn getroffen, läßt er sich zu ihr tragen, um von ihr, die viele Arzneien kennt,

Heilung zu erbitten, allein die schwer Gekränkte verweigert ihm die Hülfe. Aus diesem gleichfalls nicht sehr glücklichen Stoffe hat Widmann, indem er einige neue, etwas spitzfindige Verknüpfungen hinzu erfand, sein schönes Drama geschaffen, das unter den Erzeugnissen der letzten Jahre, trotz mancher Mängel, eine hervorragende Stelle behauptet. Wohl ist die Handlung nicht recht menschlich anziehend und nicht recht bewegt, die Exposition und viele Reden zu lang; wohl gönnt der Dichter seinen Personen breitere Aussprache des Gefühls als im Drama gut ist, wohl wird er am Schluß hinter seinen Figuren als Commentator sichtbar, der die ganze Sache erklärt, und über Schuld und Sühne spricht, und echtes Heldenthum. Aber dennoch ist „Oenone" das Werk eines echten Poeten: die Diction ist voll Leben und realistischer Kraft und hat zwar viele declamatorische Stellen, aber gar keine leeren und todten; die Charakteristik ist ausgezeichnet und schöpft überall aus dem Vollen; bezeichnende Züge in Masse stehen dem Dichter zu Gebote, individualisirende Details, welche erst den vollen Schein des Lebenswahren erzeugen. Alle Figuren sind mit sichern Strichen hingestellt, nicht nur die Heldin, sondern auch eine Anzahl der griechischen Kämpfer, Philoktet, Ajax, Ulysses; ferner Paris und Helena, und ganz besonders Thersites, dessen Rolle, von einem unserer bedeutenden Charakterspieler dargestellt, dem Stücke wohl auch zu einem Bühnenerfolg verhelfen könnte.

Als der vollständige Widerpart Widmanns steht Ernst von Wildenbruch da, dessen „Harold", wie die Zeitungen gemeldet, von der Schillercommission in ernsteste Rücksicht gezogen wurde. Wenn Widmann in manchen Dingen als ein Anhänger der Schiller'schen Art erscheint, wenn bei ihm ein Ueberfluß an — für sich schönen — Reden, ein Mangel an energischer Handlung wahrnehmbar ist, so ist Wildenbruch nicht ein Jünger Schillers, sondern eher ein Schüler Shakespeares, so erfindet er reiche und überreiche Handlungen, in denen Schlag auf Schlag, Begebenheit auf Begebenheit folgt, in denen es heftig vorwärts stürmt, und mehr auf der Masse des Geschehens, als auf der Charakteristik und der sorgfältigen Motivirung der Nachdruck liegt. Wenn Fitger, Saar, Widmann an die Weise des achtzehnten Jahrhunderts — Jeder nach seiner Art — anknüpfen, so lebt in Wildenbruch eine starke, kraftvolle, nach That und Kampf verlangende Phantasie, welche an das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, an den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, an Ayrer, an die Stücke der englischen Komödianten erinnert. Mit Vorliebe begibt sich der Dichter in drangvolle, aufgeregte, wilde Zeiten, in zur Vernichtung reife Zustände; stets fesselt er durch die Fülle der Action, durch „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck", durch das Bühnengerechte und Spannende seiner Fabeln, durch eine kräftig, oft poetisch gehobene, bilderreiche Sprache, aber selten treten uns seine Personen menschlich nahe, seltener greifen sie uns ans innerste Herz. Wildenbruch, der sich lange von der lebendigen Bühne ausgeschlossen sah, hat ziemlich schnell und wie es scheint nicht immer mit guter Auswahl eine Anzahl Stoffe ergriffen, die ihm selber vielleicht nicht sehr nahe getreten wären; von nun an, nachdem sein Talent zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist, wird er hoffentlich von selbst in ein intimeres Verhältniß zu seinen Fabeln, seinen Figuren kommen. Wie anders haben unsere großen Dichter ihre Pläne, lange zweifelnd und erwägend, mit sich herumgetragen, wie innig haben sie sie im Busen gehegt und gepflegt, und von ihrer Blutwärme ihnen mitgetheilt! Nicht die drängende Masse der Begebenheiten, der sinnlich wahrnehmbaren Vorgänge allein — auch die Ausgestaltung von Charakteren, die sich reich und voll und rund ausleben, von einfachen seelischen Conflicten, die unsere Sympathien fesseln, unsern Verstand beschäftigen, muß der Dichter mit allem Ernste anstreben; dann erst wird er für unsere Bühne alles das leisten, wozu ihn sein reiches Talent befähigt.

Und das Resultat von allen diesen Betrachtungen? Sollen wir einstimmen in die Klage über den Niedergang der dramatischen Kunst? Sollen wir, weil nicht alle Blüthenträume reiften, weil das letzte Triennium in der That kein unanfechtbares Meisterwerk geboren hat, alle Hoffnungen für die Zukunft aufgeben? Nichts wäre verkehrter, schädlicher, thörichter. Noch haben wir eine Anzahl Autoren, die, nicht entmuthigt durch die Ungunst der Zeiten und die perverse Strömung des Geschmackes, dem ernsten Drama ihre bedeutenden Kräfte widmen, und denen früher oder später manches hervorragende Werk gelingen, deren Beispiel andere, frische Kräfte herbeiziehen wird. Niemand kann es leugnen: die Sterne der dramatischen Kunst stehen nicht hoch in diesen Tagen; aber noch sind sie nicht erloschen und wir brauchen nicht zu fürchten, daß die trostlose Finsterniß jemals eintreten wird, welche Schwarzseher und „Realisten" prophezeien.

Otto Brahm.

William Hogarth und seine Umgebung.

Von Gottfried Kinkel.

II.

Hogarth war ein noch unberühmter Stecher im Dienste von Verlegern, als ihn eine Leidenschaft für die Tochter des hochgestellten Hofmalers Sir James Thornhill ergriff, die von dem hübschen und muthigen Mädchen getheilt wurde. Aber wie hätte der auf Rang und Adelstitel stolze Vater dem emporstrebenden Plebejer die Tochter gewähren sollen? Thornhill ist heut in England so gut wie verschollen, seinen Spuren in verblichenen Wandgemälden geht heute nur noch der Kunsthistoriker nach. Er gehörte der alten, vornehm-akademischen Richtung an, die bald durch den Naturalismus von Hogarth und Reynolds in Schatten geworfen worden ist. Wie hätte ihm träumen mögen, daß der noch ruhmlose Zeichner für den Buchverlag gleich nach seinem Tode sein Nachfolger in Amt und Titel des Sergeant Painter des Königs werden sollte! So schlug er die Werbung Hogarths kurzweg aus. Aber schon damals hinderte das englische Gesetz, daß ein Vater über die Hand der großjährigen Tochter verfüge. Die jungen Leute ließen sich im Jahre 1730 trauen, und die Ehe, obwohl kinderlos, scheint glücklich gewesen zu sein. Vater und Schwiegersohn aber, sagt man, haben als britische Starrköpfe sich niemals ausgesöhnt.

Und nun, im Glücke eines eigenen Hausstandes, wuchsen dem Künstler die Schwingen, und er schuf in den nächsten Jahren seinen ersten Cyclus von Oelbildern, der seinen Ruf auch als Maler begründete. Es sind die sechs Gemälde unter dem Titel The harlot's progress, oder der Lebenslauf einer leichten Person, mit denen er 1733—1734 hervortrat. Alle großen Eigenschaften Hogarths erscheinen hier bereits vereinigt; auch der pikante Reiz des Skandals fehlte nicht, indem er einzelne in Londoner Kreisen wohlbekannte Personen als leicht erkennbare Porträts satirisch verwendete. Mary Hackabout kommt als Unschuld vom Lande mit dem Planwagen in die Stadt, um als Dienstmädchen eine Stelle zu suchen. Sie erliegt rasch der Verführung, wird die Lorette eines jüdischen Bankiers, den sie aber durch Untreue bald verliert, sinkt zur Diebin herab und kommt ins Spinnhaus. Von da wird sie Genossin eines Straßenräubers, bis sie ihr klägliches Leben in einem Hause der Schande endet, ein elendes verkrüppeltes Knäbchen zurücklassend, das beim Begräbniß der Mutter mit einem neuen Kreisel spielt. Diese letzte Scene, wo die Dirnchen von der stillen Leiche Abschied nehmen und aus der Schnapsflasche, die auf dem noch nicht geschlossenen Sargdeckel steht, sich die Herzstärkung für das Leichengeleit suchen, während ein bezahlter Priester sich von einer von ihnen berücken läßt, ist grauenvoll. Die Oelbilder selbst sind in einem Brande untergegangen, aber Hogarth wurde von dem Erfolg des Werkes ermuntert, die Compositionen durch den Kupferstich zu verbreiten, und aus diesen Vervielfältigungen hat er auch bei den spätern Werken sich ein Vermögen gemacht.

Rasch folgte diesem Cyclus der zweite, der in acht Gemälden den Lebenslauf des Liederlichen („the rake's progress") schildert. Diese Folge sieht man jetzt auf Lincolns Inn Fields in der Sammlung, welche John Soane der Nation vermacht hat. Die Satire ist hier, wo uns kein Mitleid mit weiblicher Schwäche mild stimmt, noch schärfer und schneidiger. Als Student in Oxford hat der junge Bruder Liederlich einem hübschen

Mädchen niederen Standes die Ehe versprochen, als plötzlich der Tod eines steinreichen Onkels ihn in das wilde Londoner Leben wirft. Die Geliebte will er mit Geld abkaufen; das verschmäht sie und bringt ehrlich mit ihrer Hände Arbeit sich selbst und ihr Kind durch. Der Verführer geht rasch seinen Weg zum Ruin mit Weibern und Sport bis zum Nichtsmehr herunter, wo schon die Schuldhaft ihn bedroht. Doch hilft er seinen Finanzen nochmals auf durch Heirath mit einem reichen alten Frauenzimmer, welches den zweifelhaften Reiz hat, einäugig zu sein. Jetzt wieder flott, stürzt er sich ins Hazardspiel und kommt ins Schuldgefängniß, wohin seine gräuliche Alte ihm folgt. Als aber nun der letzte Strick reißt, als ein Theaterstück, das er einem Director angeboten hat, als unspielbar zurückkommt, als er selbst ein Seidel Ale nicht mehr trinken kann, weil er es nicht mehr zu bezahlen vermag, da bleibt als letzte Flucht aus dem Elend der Wahnsinn, und unter Irren, deren jeder seine eigene Narrheit pflegt und prakticirt, finden wir ihn, halbnackt und mit Ketten beladen, als Tobsüchtigen wieder. Ich hebe bei dieser furchtbaren Folge von Scenen Eins hervor, was mit der Menschheit versöhnt. Seine erste Studentenliebe, die Mary Young aus Oxford, die er so schnöd verstoßen hat, kann ihn nicht vergessen. Sie ist selber eine brave und saubere Person geworden und will auch nichts mehr von ihm, wenn er schwelgt; aber so oft er ins Unglück kommt, tritt sie schüchtern wieder hinzu, löst ihn einmal mit ihren Ersparnissen aus, bringt sogar ins Schuldgefängniß zu ihm, wo dem Tiefgesunkenen ein Glas Bier, das man ihm bezahlt, schon ein Labsal ist, und setzt sich dabei der Beschimpfung durch seine Megäre von Frau aus. Ja in der letzten Wahnsinnsscene, wo vor dem gefährlichen Tobsüchtigen die eigene Frau gewichen ist, kommt Mary noch einmal, diesmal freilich ohne das Kind, und hat wenigstens noch eine letzte Thräne für ihn. Solche Züge darf man bei Hogarth nicht übersehen, sie zeigen, wie viel Herz der scheinbar so herbe Satiriker gehabt hat.

Die dritte und berühmteste Folge der novellistischen Sittenbilder kam erst mehrere Jahre nach dem Taugenichts. Es sind die sechs Oelgemälde der „Mariage à la mode", welche man jetzt im Nationalmuseum zu London sieht. Sie wurden gegen 1745 fertig, und im folgenden Jahr (1746) hielt Hogarth eine Auction aller seiner noch vorhandenen Oelgemälde, wo die sechs Stücke der Mariage zusammen nur 100 Guineen einbrachten. Ein halbes Jahrhundert später (1797) zahlte der Bankier Angerstein 1381 Pfund Sterling dafür, und mit Angersteins Sammlung gelangten sie dann durch Ankauf in die Nationalgalerie. Hierdurch und durch zahlreiche Nachbildungen sind sie unter den Werken des Meisters eins der bekanntesten. Sowohl an Geist der Erfindung als an Schönheit der Ausführung stellt diese gemalte Novelle auch wirklich den Höhepunkt von Hogarths Schaffen als Maler dar. Der verschuldete Lord verheirathet seinen von Ausschweifungen schon erschöpften Sohn an die kräftig gesunde Tochter eines Aldermans aus der City. Ein Mädchen wird geboren; dann gehen beide Theile ihre Wege der Verschwendung und der Leichtfertigkeit. Der Mann überrascht die Frau mit einem Liebhaber und wird von diesem erstochen. Das Bild, auf welchem die entsetzte Ungetreue den sterbenden Gemahl um Verzeihung anfleht, enthält die furchtbarste Moral. Die junge Wittwe, ihrer Stellung, ihrer weiblichen Ehre, ihrer Selbstachtung beraubt, kehrt als eine Last in die bürgerlich-philiströse Langeweile ihres väterlichen Hauses zurück, und als sie die Hinrichtung ihres Geliebten erfährt, entflieht sie dem Druck ihres ganzen Elends durch Gift. Die kalte Lieblosigkeit eines Elternhauses, das ein Mädchen in eine unglücklich angelegte Ehe treibt, verräth sich in dem Vater, der der Tochter, ehe sie noch kalt geworden, den Ehering vom Finger zieht, damit er nicht von der Leiche gestohlen werde! In keinem Werke Hogarths pulst ein so starkes dramatisches Leben wie in dieser Folge; die einzelnen Scenen sind nicht, was man sonst oft tadeln kann, mit witzigen Nebeneinfällen überladen, die Composition ist stets einfach, und ohne jede beizugebende Erklärung ist der Gang dieser grauenvollen Familientragödie dem Beschauer unmittelbar verständlich. Die Mariage à la mode wurde so populär, daß Garrick sie mit Erfolg sogar auf die Bühne gebracht hat.

Die späteren Folgen scheinen mir mit der Mariage nicht ganz mehr auf gleicher Höhe zu stehen; sie sind allzu directe Moralpredigten und führen die Kunst ins Criminalistische hinüber. Die zahlreichste aller Cyclen Hogarths, „Industry and Idleness", vom Jahre 1747, umfaßt zwölf Blätter, und er mußte so umfangreich werden, weil hier die parallelen Lebensläufe von zwei Personen geschildert werden. Dies Werk ist nie in Oel gemalt, sondern nur radirt worden. Die Ausführung der Stiche ist gröber als gewöhnlich, weil Hogarth damit auf die Massen einwirken wollte, daher er auch die ganze Serie das Stück für einen Schilling verkaufte. In ein Tuchwebergeschäft treten gleichzeitig zwei Lehrlinge ein; den einen führt der Fleiß zum Antheil an der Firma, zur Heirath mit der hübschen Tochter des Principals, zur Würde des Alderman und endlich gar zum Lord Mayor von London empor. Der faule Lehrling aber geht in absteigender Linie durch den Spieler zum Vagabunden vorwärts. Er wird deportirt, kehrt zurück und endet als Raubmörder. Zum letzten Mal treffen die beiden Kameraden zusammen, indem der eine den andern mit tiefem eignem Schmerz zum Tode verurtheilen muß. Auf dem letzten Blatt wird uns sogar das Hinausfahren des armen Sünders zum Galgen nicht erspart. Noch abschreckender sind die vier ebenfalls nur im Kupferstich erschienenen Blätter der „Stages of Cruelty" vom Jahre 1751, die mit abscheulichen Martern von Thieren anfangen und mit dem abgeschnittenen Hals eines Frauenzimmers endigen. Freilich mögen sie ein treues Bild von der Rohheit der unteren Klassen in dem damaligen England geben; einer Rohheit, die in Fuchs- und Hirschjagden, in Hahnenkämpfen und dem Preisfechten eingelernter Boxer noch heute selbst die höhern Stände Englands ebenso charakterisirt, wie die Stiergefechte den Spanier.

Aber noch einmal hob sich Hogarth, schon im späteren Alter, zum Rang eines großen patriotischen Künstlers empor, als er von 1755—58 die vier großen Oelgemälde der „Parlamentswahl" schuf. Seine Zielscheibe ist der alte, noch heute trotz aller Gesetzgebung nicht beseitigte Fleck der englischen Constitution, die Wahlbestechung, welche in England, so lange sie fortdauert, der Aristokratie und Plutokratie den Sieg über die Volksherrschaft erhalten wird, weil nur reiche Leute die Wahl ins Unterhaus bezahlen können. Diese Bestechung ist es auch, welche bei den Wahlen die wilden Auftritte hervorbringt, und auch diese Seite zeichnet uns der Meister in einem Wahlflecken auf dem Lande, der neunzehn englische Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. Die vier vortrefflich componirten Bilder hatte der große Garrick bei seinem Freunde Hogarth bestellt; sie sind dann mit den Sammlungen des Sir John Soane in den Besitz der Nation gekommen, und man sieht sie jetzt in Soanes Museum auf Lincolns Inn Fields. Ich kenne kein Werk Hogarths, wo die Komik, und zwar diesmal eine ziemlich harmlose Komik, so elektrisch wirkt, wie auf dem letzten Blatt dieser Folge, als die Stürme der Wahl vorüber sind, und nur noch die Fidelität der bezahlten Wähler sich auslebt. Die beiden siegreichen Candidaten werden von ihren Anhängern im Triumph auf offenen Tragsesseln durch den Ort getragen. Der Vorderste zieht eben auf seinem Armstuhl, hoch über den Schultern von vier starken Trägern, über die niedrig gewölbte Brücke des Dorfbaches hinüber. Da wird die Procession gehemmt. Ein Esel mit zwei Tonnen beladen ist einem Bären nahe gekommen, der an der Kette tanzt, während ein Jude dazu aufspielt. Der Bär macht sich über den Inhalt einer der Tonnen her. Der Bauer, dem der Esel gehört, greift den stelzbeinigen Bärenführer in heller Wuth mit dem Dreschflegel an, während dieser mit einem Stock wie eine Keule sich zur Wehr setzt. Der Dreschflegel aber, stark im Ausholen zurückgeschwungen, trifft einen der vier Sesselträger an die Schläfe, der, in die Knie sinkend, den Herrn oben auf dem Tragstuhl in das ängstlichste Schwanken bringt. Vergebens wird er sich krampfhaft an die Arme des Sessels halten, denn um nun Alles zu verwirren, so ist eine Mutterſau mit ihren Ferkeln von dem Getöse des herankommenden Festzuges rasend geworden. Eine rasende Sau hat gar keinen Menschenverstand mehr, und so stürzt die ganze Herde, ein Frauenzimmer im Sturm umreißend, quer über die Brücke unter den Trägern her in den Bach. Es ist keine

Hülfe, der würdige Herr, da Alles ins Schwanken kommt, wird der Sau nach in den Bach hinabpurzeln. Solch eine complicirte Scene zieht sich ja, wenn erzählt, ins Lange; sieht man sie auf dem Bild oder dem großen Kupferstich, so tritt all das Lächerliche in Einen Brennpunkt zusammen und wird unwiderstehlich.

In Hogarths Leben, das sonst einförmig verlief, ist eine einzige bewegte Episode. Auch er wollte 1749 den Continent bereisen und besonders Paris sehen. Er kam bis Calais, aber nicht weiter, denn hier ließ er sich in grobem Spott über alles Französische aus, und der Gouverneur der Festung beschloß, ihm eine Lection zu geben. Als er eines der Stadtthore zeichnete, verhaftete man ihn als Spion und ließ ihn ein paar Tage sitzen. Dann erklärte ihm der Gouverneur, er würde ihn auf den Mauern der Festung aufknüpfen lassen, wenn nicht eben in diesen Tagen der Friede von Aachen wäre unterzeichnet worden, und zwang ihn, sofort nach England sich einzuschiffen. Hierfür rächte sich Hogarth durch das rasch und flüchtig radirte Blatt „Das Thor von Calais", welches die Misère des französischen Kriegsdienstes unter Ludwig XV. zum Gegenstand hat. In einer Zeit übrigens, wo in London so viel von der möglichen Landung einer französischen Flotte zur Unterstützung einer jakobitischen Rebellion geredet wurde, war der Nationalhaß des Briten gegen Frankreich begreiflich. Diesem hat Hogarth auch noch in zwei anderen Blättern: „France" und „England" Ausdruck gegeben, wo das lustige Leben englischer Soldaten der Hungerleiderei der französischen „soupe maigre" entgegengestellt wird. Auf letzterem Blatt kommt der französische Offizier vor, der über einem Kohlenfeuer vier an seinen Degen gespießte Frösche röstet, und von da schreibt sich der bei den Engländern der unteren Klassen heute noch obwaltende Glaube, daß die Franzosen wirklich gebratene Frösche essen.

Aus demselben Jahr 1749, als Hogarth 51 Jahr alt war, stammt auch sein berühmtes, aus dem Spiegel gemaltes Selbstporträt mit dem Mops in der Nationalgalerie zu London. Der Künstler schaut aus einem ovalen Rahmen hervor. Er ist ganz in seiner Häuslichkeit, mit Pelzmütze, bequemem Halstuch und weitem Morgenrock dargestellt. Auf dem Tisch vor ihm liegen drei Bände seiner Lieblingsschriftsteller, Shakespeare, Milton und Swift. Es ist ein wunderbares und unvergeßliches Porträt. Der ganze Mensch ist darin: ein Engländer niederen angelsächsischen Stammes, kein Normannenblut in ihm, aber durchaus tüchtig. Das Gesicht, ein Oval, das fast Kreis wird, ist glatt rasirt, die Nase nach unten knollig. Darüber aber ein paar sehr klare, groß aufgeschlagene Augen mit breiten Brauen, deren Knochen kräftig vorgerundet sind, wie man es bei Menschen mit starkem Sinn für Beobachtung findet. Der Mund ist zwar noch ruhig, aber bald werden die Mundwinkel sich spöttisch aufwärts ziehen, denn indem man ihn anschaut, wird er rasch in uns einen komischen Zug des Angesichts entdecken. In lustigem Contrast zu diesem beweglichen Gesicht steht sein Mops Trump, der vor ihm auf dem Tische sitzt und als Mops niemals lachen wird. Es will aber dies Bild im Original gesehen sein, die Stiche geben die Feinheiten nicht wieder.

Hogarth hat zahlreiche Porträts gemalt. Man hat von ihm seine Frau, sehr hübsch, voll Verstand und Wohlwollen. Demnächst hat mir die lebensgroße ganze Figur des Capitän Coram gefallen, der im Leben ein echter Ehrenmann gewesen ist. Als Schiffscapitän wohlhabend geworden, betrübte er sich, so oft er London betrat, über die auf den Straßen ausgesetzten neugeborenen Kinder, die wie heut in China dem Tod geweiht oder zufälliger Hülfe preisgegeben waren. Er verwandte sein ganzes Vermögen auf Gründung des heute noch bestehenden Findelhauses, das 1739 durch die Regierung seine Stiftungsurkunde erhielt. Für diese Anstalt hat Hogarth den würdigen Mann gemalt, und dies Porträt zeigt, wie ernst auch, wenn die Sache darnach war, der große Spötter sein konnte. In einer offenen Säulenhalle, die aufs Meer und auf Schiffe blickt, sitzt der wackere alte Herr behaglich, aber aufrecht, im Lehnstuhl; er hat einen bequemen hellbraunen Rock an, und unter der mäßigen Lockenperrücke sieht das Angesicht so weinröthlich heraus, daß man sieht, er trinkt wie ein britischer Junggeselle täglich seine Flasche Portwein, aber nur, wie sich's gehört, nach dem Diner. Dies Bildniß wird heute noch im Findelhaus aufbewahrt.

Die scharfe und geniale Betrachtung der individuellsten Züge im menschlichen Angesicht, welche Hogarth wie Wenige besaß, mußte ihn zu einem guten Porträtmaler machen. Auch sind Bildnisse ihm anständig bezahlt worden; für Garricks Porträt in ganzer Figur als Richard III. in der Geisterscene erhielt er 200 Pfund Sterling, für alle sechs Bilder der Mariage, eines davon mit nicht weniger als elf Charakterfiguren, brachte jene Auction ihm nur 100 Guineen! Daß er also diesen Zweig der Kunst pflegte, war natürlich; aber seine Ehrlichkeit kam ihm in den Weg. Er hat sich darüber selbst in seiner derben Weise ausgesprochen. „Das Porträt des Capitän Coram," schreibt er, „hat die Prüfung einer zwanzigjährigen Rivalität ausgehalten und gilt allgemein für das beste Porträt im Findelhaus, obgleich die ersten Maler im Königreich all ihr Talent aufgeboten haben, um mit ihm zu wetteifern ... Und trotzdem ist es eine stehende Redensart, Porträts seien nicht die Kunstgattung, worin ich etwas leisten könne. Ich kam sogar in Versuchung dieselbe gänzlich aufzugeben, obwohl es die einzige ist, welche etwas Erkleckliches einbringt. Meine Porträtmalerei hetzte mir das ganze Nest von Fratzenschmierern auf den Hals, die wie Hornissen um mich herum summten. Alle diese Leute haben ihre Freunde, denen sie unaufhörlich vorpredigen, alle meine Damen seien Straßendirnen, meine Abhandlung über die Schönheit sei gestohlen, meine Composition und mein Grabstichel verächtlich. Dies ärgerte mich so sehr, daß ich mitunter erklärt habe, ich würde niemals wieder ein Porträt malen, und daß ich häufig Bestellungen dieser Art zurückwies. Ich habe nämlich die traurige Erfahrung gemacht, daß ein guter Maler, der in diesem Kunstzweige etwas verdienen will, nothwendig ein Verfahren annehmen muß, welches in einer Fabel von Gay empfohlen wird; er muß alle Leute, welche ihm sitzen, zu Gottheiten erheben. Ob diese kindische Affectation bleiben wird oder nicht, ist eine zweifelhafte Frage; alle Maler, welche den Mißbrauch verbessern wollten, haben kein Glück gemacht; auch wird es schwerlich anders werden, wenn Porträtmaler im Allgemeinen nicht ehrlicher, und ihre Kunden nicht weniger eitel werden."

Auf dem Selbstporträt, welches ich oben besprach, brachte Hogarth auf dem Tisch noch eine Palette an, auf welcher eine Schlangenlinie mit der Beischrift: „the line of beauty and grace" gemalt ist. Dies erregte Aufsehen, man wandte sich mit Anfragen an den Künstler, und er beschloß, seine Kunsttheorien in einer Abhandlung niederzulegen, welche unter dem Titel: „Analysis of beauty" erschien. Er selbst war mit der Feder nicht gewandt und ließ sich bei der Abfassung von Freunden helfen. Ich kenne die Schrift nur in der nicht gerade gelungenen Uebersetzung von Lessings Freund Mylius, welche 1753 erschien. Das Urtheil über dieses Buch, welches wenig Leute unserer Zeit gelesen haben, war und ist bis auf den heutigen Tag sehr verschieden. Gleich bei dem Erscheinen griffen Hogarths Feinde es mit bitterm Spott an. Der Versuch, die aus zwei Curven entgegengesetzter Richtung geschaffene Schlangenlinie als das Grundelement alles Reizes in der Bewegung zu erweisen, wird von den griechischen Statuen bis zu den Bewegungslinien der modernen Menuet durchgeführt. Die Richtigkeit der Regel und das Verhältniß der beiden Curven zu einander wird bestritten bleiben, aber es ist durch das kleine Buch eine Menge von Einzelbeobachtungen zerstreut, mit denen der große Zeichner und Menschendarsteller wenigstens den Laien überrascht und sehen lehrt. Nicht viele Leute, die nicht Maler sind, wissen z. B. die Thatsache, daß durch das ganze Wachsen des Menschen hindurch die Sehe im Auge, d. h. die Pupille mit dem Ring ihrer Iris, immer die ursprüngliche Größe wie im Auge des Neugeborenen behält, so daß auf lebensgroßen Bildern van Dycks, welche die Könige Karl II. und Jakob II. als Knaben darstellen, dieser Ring gerade so groß ist als bei Lelys Porträts derselben Könige im Mannesalter. Das Verhältniß der wechselnden Gesichtszüge zu dieser stehenbleibenden Größe des Augensterns gibt uns, wie Hogarth behauptet, den unbewußten Maßstab, nach welchem wir das Alter junger Personen bestimmen.

Da die Genrebilder ihm nur schlecht bezahlt wurden, und als Bildnißmaler er niemals recht in Mode gekommen ist, so stammt sein späterer Wohlstand besonders aus dem Verkauf seiner Kupferstiche. Er arbeitete die Platten zuweilen gleich nach Vollendung eines seiner Gemälde oder nach einer Folge von Gemälden, welche zusammengehörten, wenn nämlich diese besondern Beifall fanden. Die Gunst des Augenblicks benutzte er, um sofort die Subscriptionsscheine für die Kupferstiche zu versenden. Diese Scheine sind selbst kleine gestochene Blätter, oft sehr witzig, und da sie meistens verloren gingen, werden von ihnen heute Abdrücke theurer bezahlt, als die großen Blätter selbst. Für die Heirath nach der Mode hatte er 1200 Subscribenten, und hat daran auf einen Schlag gegen 15,000 Mark unserer Rechnung verdient. Nimmt man die später im Kunsthandel verkauften Exemplare hinzu (denn seine Platten behielt er weislich selber), so sieht man, daß er an diesem einen Werke, dessen Originale in Oel für blos 2100 Mark verkauft wurden, mittelst der Kupferstiche ein artiges Vermögen erworben hat. Zahlreich waren die einzelnen Blätter, die für sich einen eigenen Gegenstand enthielten; das meiste Glück aber haben seine Folgen gemacht, wo ein Stoff über mehrere Blätter sich vertheilt. Solche Folgen kommen in der Geschichte des Kupferstichs und Holzschnitts zahlreich vor. Schongauer hat zehn Blätter mit den klugen und den thörichten Jungfrauen gestochen, Dürer in drei verschiedenen Folgen das Leiden Christi behandelt. Hogarths Folgen stellen theils Gegenstücke vor, die neben einander bestehen, z. B. die vier Blätter der Tageszeiten; gewöhnlich aber sind sie der Zeit nach aufgereiht und behandeln die einzelnen Auftritte einer socialen Novelle; so die Lebensläufe der Dirne und des Taugenichts, die beiden Lehrlinge und die Heirath nach der Mode. Der Meister gewinnt dadurch die Möglichkeit einer psychologischen Darstellung; wie Shakespeare zeigt er uns die zur Sünde werdende Leidenschaft nicht auf der Stufe, wo sie reif und fertig ist, sondern gibt uns ihren Fortschritt in Gemüth und That, bis sie der Leute Verderben wird. Es sind Dramen ohne Worte. Man sieht das Gute, man sieht das Uebel in seiner unabwendlichen Weiterentwicklung. Diese Hogarth'schen Stiche sind daher dem Kunstfreund so werthvoll, weil aus ihnen der Geist und die Kunst des Mannes überall sich vollkommen erkennen lassen, während von seinen Oelbildern, soviel mir bekannt, auch nicht ein einziges außer England anzutreffen ist. Freilich sollte man diese Stiche nicht in den kleinen Copien studiren, welche den deutschen Erklärungswerken beigegeben sind, sondern in den von Hogarth selbst veranstalteten Originalstichen. Ich bin auf diesem Punkt ein Ketzer: ich halte auf die deutschen Erklärungen nicht viel. Auch Lichtenberg, der berühmte Interpret Hogarths, legt in seinen Autor viele gesuchte Kleinigkeiten hinein, und die Stiche braucht er nur oft als bloße Gerüste, an welche er das Feuerwerk seines Witzes anbindet. Doch sind, in Ermangelung der englischen Originale, die Riepenhausen'schen Nachstiche immerhin brauchbar.

Für seine Zwecke mußte Hogarth sich eine eigene Stichmanier schaffen. Zu seiner Zeit lebten viele französische Stecher in London, welche die feinen Linien und den eleganten Vortrag der damaligen französischen Schule eines Le Bas und Cochin anstrebten. Daneben cultivirte man in England bereits die Schabkunst, die ohne feste Umrißstriche blos mit Licht, Schatten und Halbtönen eine malerische Wirkung hervorbringt; doch ist diese Gattung erst später durch große Meister, wie Richard Earlom, auf ihre Höhe gebracht worden. Eine dritte Gattung, die graziöse weiche Punktirmanier, führte erst Bartolozzi nach England ein, der im Todesjahre Hogarths dorthin übersiedelte. Keine dieser Gattungen konnte Hogarth genügen; er war vor Allem Zeichner, es kam ihn auf die klaren scharfen Züge an, wo manchmal ein Charakterkopf mit wenigen Strichen hergestellt werden mußte. Die Feinheit des französischen Stiches hätte der Energie, die englische Schabmanier der Bestimmtheit Eintrag gethan. Für seine Werke schuf er sich also eine kräftig zeichnende Manier, welche die malerische Wirkung von Halblichtern und Halbschatten gar nicht anstrebte. Viele seiner eigenhändigen Blätter sind blos radirt, z. B. „France" und „England"; bei den feineren Sachen aber brauchte er nachher, für Rundung der Figuren und Verschärfung des Ausdrucks, noch den Grabstichel. In dieser doppelten Art ist u. A. das Leben der Dirne und des Taugenichts ausgeführt. Zuweilen hat er selbst die Radirung gemacht, aber dann für die Vollendung mit dem Grabstichel einen französischen Kupferstecher zu Hülfe genommen. So ist es auf dem von ihm vorgeätzten Garrick, den Grignion vollendete. Von den vier großen Blättern der Parlamentswahl ist die erste Platte, nämlich das Festessen, ganz von Hogarths eigner Hand, und dies Blatt ist besonders schön. Dann aber suchte er für diese figurenreichen Blätter Hülfe; die Werbung um Stimmen ist von Grignion, die Stimmabgabe von Hogarth und le Cave, die unglückliche Procession der beiden Erwählten von Hogarth und Aveline gearbeitet.

Von diesen Werken muß man nun unterscheiden, was er zwar selbst herausgab, aber nicht selbst stach. In diese Klasse gehören die sechs Blätter der Heirath nach der Mode von 1745, wo drei französische Stecher, Scotin, Ravenet und Baron sich in die Arbeit getheilt haben. Diese Blätter gefallen daher in ihrer feinen Manier auch den Laien am besten; der Kenner wird trotz einer gewissen Trübheit die kraftvoll unregelmäßigen Taillen derjenigen Stücke vorziehen, die den Stempel von Hogarths eigner Meisterhand an sich tragen.

Zur jüngstfranzösischen Lyrik.

Von Emile Zola.

Unter dem zweiten Kaiserreiche, etwa um das Jahr 1860, stand die Lyrik in Frankreich nicht in sehr hohem Ansehen. Die Beliebtheit der unterhaltenden Journale, der Erfolg der flinken und leichten Literatur schien die Poesie auf lange Zeit entthront zu haben. Einzig die „Revue des deux Mondes" wagte es, dann und wann einmal ein kurzes Gedicht zu veröffentlichen, wobei sie obendrein immer das möglichst farblose und mittelmäßige wählte. Kurz, die poetische Bewegung schien nach ihren stolzen Erfolgen von 1830 erschöpft und gehemmt.

Um jene Zeit begann eine Gruppe junger Dichter sich im Salon eines anderen Dichters, Catulle Mendès, des Schwiegersohnes von Théophile Gautier, zu versammeln. Mendès kam aus Bordeaux mit einer ganz südfranzösischen Geschäftigkeit, einem Bedürfniß zu produciren und Andere anzuregen. Es währte nicht lange, und er wurde gewissermaßen der Chef aller Verskünstler in Paris. Fast jeden Abend kam man in seinem Hause zusammen, und sein Salon wurde ein wahres Asyl, das während eines Jahrzehntes gewiß alle Poeten aufnahm, die aus der Provinz nach Paris strömten. Dabei begnügte sich Mendès nicht nur mit Theorien, sondern gründete auch eigene Revuen, um die Erzeugnisse seiner Dichterschule zu veröffentlichen. Allerdings vegetirten diese Zeitschriften nicht lange, und der Herausgeber war zufrieden, wenn sie sechs Monate am Leben blieben, aber da eine Revue die andere ablöste, so verlor die kleine Armee, die hinter Mendès her marschirte, keineswegs den Muth und schritt mit Ueberzeugung vorwärts. Mendès war überdies ein angenehmer, liebenswürdiger und fein gebildeter Kamerad, der mit einer wunderbaren Gewandtheit seine Verse schmiedete; kein Wunder also, daß er einen wirklich großen Einfluß auf die poetische Bewegung des gegenwärtigen Frankreich ausübte.

Aber dieser Dichterbund bedurfte eines Namens. Zuerst taufte man seine Mitglieder „Impassibles", womit man auf das empfindungslose, eisige Schönheitsideal anspielte, das sie erstrebten. Allein dieses Wort hatte keine Dauer, und bald wurden sie unter dem neuen Namen „Parnassiens" bekannt. Sie hatten nämlich einen Verleger (Alphouse Lemerre) gefunden, der zu seinem Debut eine lyrische Antologie unter dem Titel: Le Parnasse contemporain veröffentlichte und worin jeder Poet dieser Gruppe einen Beitrag lieferte. Von da an blieb ihnen der Name: Parnassier.

Natürlich nahmen diese jungen Leute eine Sonderstellung ein. Da sie in einer sehr poesiefeindlichen Zeit lebten und sich

von Gleichgültigkeit und Spott umgeben fühlten, so waren sie genöthigt, sich in dem Winkel, wo sie zusammenkamen, einzuspinnen, die Thüren und Fenster zu schließen und aus der Poesie eine wahre Religion zu machen. Es ist natürlich, daß blinde Abgötterei, starrsinniges Parteiwesen, fanatische Uebertreibungen dort einen trefflichen Boden finden mußten. Die Verfolgung verursacht eine outrirte Frömmigkeit. So hatte denn auch diese poetische Geistesströmung alle kleinlichen Seiten einer Secte. Das war nicht die schöne romantische Bewegung von 1830, welche sich unter freiem Himmel inmitten einer poesiedurstigen Epoche erfüllte, sondern eine Verschwörung von begeisterten Illuminaten, die sich an freimaurerischen Abzeichen und bizarren Formeln erkannten. Gleich indischen Fakirs, die sich in die Contemplation ihres Nabels versenken, verbrachten die Parnassier ihre Abende, indem sie sich gegenseitig bewunderten und die Augen und Ohren verschlossen, um durch das vibrirende Leben, das sie umgab, nicht gestört zu werden.

Jetzt schuf man einen neuen Romanticismus, oder vielmehr: die romantische Kette verlängerte sich durch einen neuen Ring. Zwar blieb Victor Hugo, dem Publicum gegenüber, noch immer der anerkannte Führer, aber den Eingeweihten galt er blos als das nominelle Haupt. Ihr Abgott war Leconte de Lisle, den sie, ohne es offen einzugestehen, in Bezug auf die Schönheit und Vollendung der Form hoch über Victor Hugo stellten. Leconte de Lisle ist heute fünfzig Jahre alt und auf der Insel Bourbon geboren. Er hat erst mit dreißig Jahren debütirt. Aber schon seine ersten Gedichtsammlungen: Les Poèmes antiques und Les Poèmes barbares erregten unter der gebildeten Jugend begeisterte Bewunderung. Seine große Kraft rührt daher, daß er ein Programm hatte. Nach den haarsträubenden Thaten des Romanticismus und dessen lyrischer Raserei proclamirte er die höhere Schönheit der Unbeweglichkeit. Gefühllos, kalt, gleichgültig zu sein, sich nicht durch die Leidenschaft berühren zu lassen, im correcten und reinen Zustand einer Marmorstatue zu bleiben, das sollte nach ihm das höchste Ideal sein. Er lehrte, daß jeder Gesichtsausdruck, ob er der Freude oder dem Schmerz entstamme, die Linien des Antlitzes auf scheußliche Weise verzerre. Er brach daher mit dem bisherigen romantischen Mittelalter und flüchtete sich besonders nach Griechenland und Indien. Noch größer war aber sein Haß wider die moderne Welt. Victor Hugo läßt sich wenigstens zu uns herab, nimmt seine Enkel auf seine Knie, beschreibt auch manchmal einen Winkel von Paris. Leconte de Lisle würde es als eine Schande betrachten, wenn er sich mit derlei Actualitäten abgeben sollte. Er lebt mit Homer, den er übersetzt hat, indem er, im Gegensatze zu Boileau, Corneille und zur ganzen Akademie, die griechischen Namen in ihrer originalen Orthographie wieder herstellte; er ist ferner bibelfest, kennt gründlich die indischen Götter und gefällt sich in den dunkelsten und feierlichsten Winkeln der Weltgeschichte; und da sein formelles Talent außerordentlich ist, so hat er Verse geschrieben, die eine herrliche Factur haben. Die französische Literatur besitzt keine, die tadelloser und wohlklingender wären. Einige epische Stücke, wie unter anderen das „Midi" betitelte, sind wunderbar rein und großartig. Aber Leconte de Lisle ist oft unlesbar und hat der französischen Poesie sehr geschadet. Wohl ist es nicht der wilde und glühende Romanticismus Victor Hugos, sondern ein viel gefährlicherer, weil er zur klassischen Vollendung zurückkehrt, dogmatisch wird und sich in Eis verwandelt, um die Formel einer vollkommenen und ewigen Schönheit aufzuzwingen.

Die Parnassier hatten also den pomphaften und correcten Stil von Leconte de Lisle als Muster genommen, doch Einige von ihnen huldigten auch dem sehr gefährlichen Meister Baudelaire. Dieser hat noch heute eine Menge von Nachahmern. Seine Macht bestand ebenfalls in einem sehr accentuirten persönlichen Genre. Er ist der Repräsentant des diabolischen Romanticismus. Leconte de Lisle war in einer hohenpriesterlichen Stellung verknöchert; es blieb also Baudelaire noch die Rolle eines vom Dämon Besessenen. Er suchte das Schöne im Bösen und hat, nach Victor Hugos Ausdruck, „einen neuen Schauder geschaffen". Er war im Grunde ein klassischer Geist, fleißig in seiner Arbeit, von einer puristischen Monomanie. Darum hat er auch nur eine einzige Gedichtsammlung hinterlassen: „Les Fleurs du mal." Ich will nicht von den Absonderlichkeiten seines Lebens erzählen; er war am Ende selbst das Opfer seiner teuflischen Manieren geworden und ist jung an einer Nervenkrankheit gestorben, die ihm sogar die Erinnerung der Worte geraubt hatte. Uebrigens hat er sich einen eigenen Platz in der französischen Literatur erobert und wird ihn behalten. Gewisse Gedichte sind durchaus formenprächtig, und ich kenne wenige von einer gleich finsteren und packenden Phantasie. Man begreift die Bewunderung, die er bei den jungen Leuten erregte, welche die Kühnheiten lieben. Nach seinem Vorgang hat eine ganze Gruppe das Schreckliche cultivirt. Es ist noch immer der alte Romanticismus, aber mit einer satanischen Pointe.

Die beiden Dichter sind also die Schutzpatrone der Parnassiens. Diese stammen nicht direct von der romantischen Plejade und sehen ihre Altmeister Hugo und Musset nur durch das Medium von Baudelaire und Leconte de Lisle. Alle erkannten die Souveränetät der Form und verbannten aus ihren Werken jede menschliche Rührung, weil sie der Majestät der Verse Eintrag thue. Man sollte skulptural, marmorhaft, übermenschlich sein, sich außerhalb der Zeit und der Geschichte stellen und sein ganzes Genie aufbieten, um „reiche" Reime zu finden und Alexandrinerhälften aneinander zu reihen, ebenso hart als glänzend wie Diamanten. Darum holten sich denn auch diese Parnassiens ihre Stoffe meist aus den mythologischen Zeiten und in den fernsten Gegenden. Jeder von ihnen wählte eine Specialität. Einige bewohnten den Norden, Andere den Orient, wieder Andere Griechenland, und Mehrere ließen sich sogar auf den Sternen nieder. Nicht Einer wurde gewahr, daß es auch ein Paris, eine Gegenwart gab, und daß das mächtige und umfassende moderne Leben sie umwogte.

Bei derlei seltsamen Theorien mußte die Schöpfung der Parnassier zum voraus ein todtgeborenes Kind bleiben. Sie konnte nur eine künstliche Blume sein, die bald verwelken mußte, weil sie nicht im Boden unserer Zeit wurzelte. Man müßte selbst den Versammlungen dieser Dichter beigewohnt haben, um von den tollen und kindischen Eitelkeiten, die sie aufbliesen, eine Ahnung zu bekommen. Sie glaubten fest, daß sie die Literatur revolutioniren werden. Die Wahrheit ist aber, daß sich ihr Bund sehr bald auflöste und heute fast nur noch in der Erinnerung lebt.

Uebrigens will ich ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie liebten mit sehr edler Leidenschaft die Dichtkunst, und es ist schon aller Ehren werth, sich nicht durch die leichten Erfolge des Journalismus verführen zu lassen und sich im Kämmerlein einzuschließen, um den Musen zu opfern. Ihre dichterischen Andachtsübungen waren kindisch und sogar gefährlich, aber sie bewahrten dennoch den Cultus der Literatur in einem Zeitalter, das sich in alle leichten Freuden stürzte. Andererseits muß man ihnen eine außerordentliche Gabe zuerkennen, die der Form. Sie haben es in der Verskunst zu einer unglaublichen Vollendung gebracht Niemals hat man in Frankreich den Reim mit einer solchen Virtuosität behandelt. Die Sprache wurde von ihnen wie ein edles Metall verarbeitet. Selbst den Mittelmäßigsten unter ihnen ist es gelungen, Gedichte von einer durchaus untadeligen Mache hervorzubringen.

Ich kann die Parnassiens nicht alle hier nennen, aber will doch die wichtigsten unter ihnen erwähnen. Zuerst sei Catulle Mendès genannt, der die außerordentlichste Assimilationsgabe besitzt. Er hat nach einander im Geschmacke von Victor Hugo und Leconte de Lisle gedichtet; die beiden Meister könnten seine formschönen Verse für die ihrigen anerkennen und unterzeichnen. Unglücklicherweise hat ihm von jeher die Originalität gemangelt. Er ist zu schlau und zu geschmeidig dazu. Er verstand es nicht, eine individuelle, subjective Saite zu berühren, vielleicht gerade wegen seines Reimtalentes. Wenn man die Technik in einem solchen Grade besitzt und sich für die poetische Claviatur eines so virtuosen Fingersatzes erfreut, so ist man meistens zu den ewigen Variationen über bekannte Motive verurtheilt.

Auch Mendès' noch unentwegter Gefährte Dierx sei nicht vergessen. Sein poetisches Gepäck ist ziemlich bedeutend. Er

schwebt beständig im Aether und zwar über Gipfeln, welche gewöhnlichen Menschen ganz unbekannt sind. Bei ihm kleiden sich die geringsten Ideen, wie auch die vulgärsten und unnahbarsten, in biblische Ausdrücke und feierliche und endlose Bilder.

Anatole France hat sich nach Griechenland geflüchtet. Seine Gedichtsammlung ist betitelt: „Les Noces corinthiennes.“ Er ist eine Art Chénier, aber ohne dessen Anmuth. Er glaubt uns das Alterthum zu reproduciren. Ich nenne ihn, weil er eine ganze Klasse von Romantikern vorstellt, welche mit dem Mittelalter gebrochen haben, um eine neuklassische Poesie zu erfinden, welche nicht weniger falsch ist, als die klassische Poesie des siebenzehnten Jahrhunderts.

Mallarmé ist und bleibt der am meisten typische Poet dieser Gruppe. Bei ihm ist die ganze Tollheit der Form zum Ausbruche gekommen. Fortwährend geplagt von der Sorge um den Rhythmus und die Gruppirung der Worte, hat er zuletzt das Bewußtsein der Schriftsprache total vergessen. Seine Gedichte enthalten nur aneinandergereihte Worte, deren Zweck nicht die klare Wiedergabe des Gedankens oder Gefühls, sondern der bloße Wohlklang ist. Die Aesthetik von Mallarmé will die Empfindung der Ideen durch Töne und Bilder wiedergeben. Im Grunde ist dies nichts weiter als die Theorie der Parnassier, freilich bis zu jenem Extrem getrieben, wo ein normales Gehirn platzen muß.

Ein anderer Poet von großem Talent ist Armand Silvestre, der auch zu dieser Dichterschule gehört. Seine gesammelten Dichtungen tragen den Tittel: „La Gloire du Souvenir“ und enthalten manches schöne Stück in tadelloser Form. Er würde mir noch besser behagen, wenn er menschlicher sein wollte. Aber ich constatire, daß er sich von der Schule zu befreien und einen eigenen Platz zu erobern gewußt hat.

Ich citire noch Verlaine, der sich in seinem schönen Erstling: „Les Poèmes saturniens“ als Schüler und Opfer von Baudelaire erweist; José Maria de Heredia, den virtuosen Sonettendrechsler, Mérat, dessen „Chimères“ Erfolg hatten, die Provencalen Valabrègue und Valade, den Kunstkritiker Bergerat, Gautiers Schwiegersohn, Ernest d'Hervilly, dessen feiner Pariser Geist sich nicht in der parnassischen Theorie einschränken wollte. Ohne Zweifel vergesse ich Manche, denn man muß in Frankreich die jungen Dichter nach Dutzenden zählen, aber im Ganzen habe ich erschöpfend dargelegt, was die Schule der Parnassiens will und kann. Man spottet viel über sie, aber sie hat doch eine Rolle in der französischen Literatur gespielt, indem sie während einer ganzen unglücklichen Periode das heilige Feuer der Poesie gehütet hat.

Ueber die Zukunft der Gelehrsamkeit.

Der Philosoph Seneca erzählt von einem reichen Römer, der, ein Freund der schönen Literatur, aber zugleich sehr denk- und gedächtnißfaul, eine Schaar Sklaven hielt, von denen jeder einen berühmten Dichter perfect auswendig wissen mußte. Gelüstete ihn nach geistiger Erfrischung, so brauchte er nur zu winken, anzudeuten, ein Stichwort zu geben, und der betreffende Diener recitirte geläufig die gewünschte Stelle. Ein lebendiger Citatenschatz, ein Conversationslexikon in so- und soviel Sklaven! Schade nur, daß ein so kostbares Buch einem gewöhnlichen Menschenkinde unerschwinglich bleibt. Wie schön und bequem wäre es, wenn man, wegen des Wortlauts irgend einer Stelle in Zweifeln schwebend, nur „Johann!“ zu rufen brauchte und Johann unserem Gedächtniß augenblicks zu Hülfe eilte! Viel schöner und bequemer, als das zeitraubende Nachschlagen! Man wäre gelehrt, und hätte die Bürde der Gelehrsamkeit nicht zu tragen, allwissend, und hätte sich vor seiner in Monatsgagen ausbezahlten Gottähnlichkeit nicht zu fürchten. Ohnehin ist heutzutage alles Wissen mehr und mehr eine Sache des Geldes, die Gelehrsamkeit eine Waare, die man sich nach Bedarf ins Haus schafft. Um in diesem oder jenem Fache halbwegs sattelfest zu werden, genügt es, die einschlägige Literatur zu kaufen, und es gibt keinerlei Fachweisheit, die nicht, hoch gerechnet, um tausend Mark beim Buchhändler zu haben wäre, die Kosten für Lampenöl und Sitzleder mit inbegriffen. Wilhelm Scheres hat wol Recht, wenn er irgendwo sagt, Gelehrsamkeit brauche man jetzt gar nicht mehr, dazu habe man die Nachschlagebücher.

Aber auch die Nachschlagebücher häufen sich nachgerade zu einem Babelsthurme. Jede Disciplin hat ihre besondern Hülfsmittel, ihre vielbändigen Fachlexica. Die allgemeinen Encyklopädien wachsen ins Unabsehbare. Es gibt deren mit fünfzig, sechzig, hundert schweren Bänden. Die große deutsche Encyklopädie von Ersch und Gruber ist über den 150. Band hinaus und steht noch in der Mitte des Alphabets. Die nächste Zeit bringt uns vielleicht ein Werk so umfangreich wie die chinesische Encyklopädie, welche tausend Bände beträgt, vielleicht gar ein fabelhaftes Riesenlexicon wie das altägyptische, welches 20,000, nach andern an die 40,000 Bücher enthalten soll, dafür aber auch von einem Gotte, von Thot dem dreimal Großen, dem Offenbarer aller Urweisheit herausgegeben wurde. Gewiß, die Gelehrtenbehelfe mehren sich in beunruhigender Weise, und man wird nächstens vor lauter Nachschlagebüchern nicht mehr nachschlagen können. Es muß ein Ersatz dafür gefunden werden. Aber welcher? Wie wird es dem Gelehrten der Zukunft möglich werden, gelehrt zu sein, nämlich mit seinem Wissen einen weiten Kreis zu umspannen, wonicht alle, so doch recht viele Gebiete der menschlichen Geistesthätigkeit zu überschauen? Es gibt kaum eine Antwort auf die Frage. Bange blicken wir in die Nacht hinaus und schaudern bei dem Gedanken an das Schicksal unserer Enkel. Sie werden viel mehr zu lernen haben, als wir, wie wir selbst unendlich viel mehr lernen mußten, als unsere Voreltern. Die Zeit schreitet vor, und jeder Schritt bringt Neues, Wissenswerthes, Druckfertiges und Druckwürdiges. Alles was besteht, verdient ja, daß man es wisse; Alles was vergeht, ist werth, daß man sich dessen erinnere. Mit jedem Tage wächst der Gedächtnißstoff, mit jedem Jahre thürmen sich die Erinnerungsmassen höher und höher. In Deutschland erscheinen jährlich etwa 13,000 neue Bücher, macht für eine Generation beiläufig eine halbe Million. Angenommen, von diesen 13,000 Büchern entrinnen nur dreizehn dem Schicksale der Vergessenheit, so bleiben immerhin für ein kurzes Menschenleben 500 gute Bücher, die man wenigstens in ihrer Quintessenz kennen sollte. Die Wißbegierde strebt aber auch über die Grenzen des Vaterlandes. Die französische Statistik berechnet gleichfalls für das Jahr eine Durchschnittszahl von 13,000 neuen Publicationen; England dürfte nicht viel weniger leisten; auch Italien und selbst Spanien werden in Drucksachen immer produktiver — wer nur mit seiner Zeit Schritt halten wollte, hätte eine ganz unglaubliche Menge von Wissensmaterial zu bewältigen.

Allein die eigentliche Gelehrsamkeit besteht vornehmlich in der Aneignung des Ueberlieferten, in der Beherrschung der Vergangenheit: „Je ne lis plus, je relis,“ sagte der unlängst verstorbene Akademiker de Sacy, und da läßt sich denn ganz genau ermessen, um wieviel schwieriger die Aufgabe der Enkel geworden und wie unmäßig die Ansprüche an den gebildeten Menschen sich gesteigert haben. Das neunzehnte Jahrhundert muß das gewaltige achtzehnte Jahrhundert auswendig lernen, während dieses, in seinen Anfängen wenigstens, mit der sogenannten klassischen Bildung noch ziemlich gut auskam. Schauen wir weiter zurück, ins Mittelalter, zu den Anfängen der Renaissance. Mit seinem Latein half sich der Gelehrte auf allen Straßen und Pfaden der menschlichen Wissenschaft, Latein war das einzige Viaticum, das er auf die große Reise mitnahm. Griechisch brauchte er nicht zu lernen. Das Christenthum hatte die elegante, am Hofe der Imperatoren mit Vorliebe gesprochene Sprache allerwärts verdrängt, und die Copisten lateinischer Bücher waren nicht einmal im Stande griechische Citate abzuschreiben: „graecum est, non legitur,“ heißt es in so mancher alten Handschrift an so mancher Stelle. Die großen italienischen Dichter waren immer zugleich profunde Gelehrte. Allein Dante verstand kein Griechisch, Boccacio las mühsam die Ilias mit Hülfe einer lateinischen Uebersetzung, und Petrarca schreibt einem Freunde aus dem Morgenlande die rührenden Worte: „Dein Homer liegt stumm neben mir, ich bin taub gegen ihn, und doch ergötzt mich sein Anblick und oftmals

küsse ich ihn." Erst der Zusammenbruch des byzantinischen Reiches, welcher die griechischen Flüchtlinge westwärts jagte, machte auch die griechische Sprache auf europäischem Boden wieder heimisch. Der literaturfeindliche Islam hauchte wider Willen ein neues Leben in die Literatur. Es ist aber einleuchtend, daß von dem Augenblicke an, wo der erste griechische Lehrstuhl in Florenz errichtet wurde (1360), für alle Gelehrte und alle diejenigen, die es in der Zukunft werden wollten, das Leben saurer geworden war. Was damals die höchste Weisheit kaum zu lallen vermochte, ist heute dem Munde eines Schulknaben geläufig.

Das Eindringen des Griechischen in unsere Bildungskreise mag als Beispiel dafür dienen, wie der Bildungsstoff mit der Zeit größer und breiter wird. Aehnliches geschieht im Laufe der Jahrhunderte oft genug. Jeder neue Dichter, Schriftsteller, Philosoph, Historiker, Philolog oder Naturforscher vermehrt und erschwert die Gedächtnißarbeit der Nachwelt. Das Erscheinen eines Mannes wie Goethe stellt wieder ganz neue Ansprüche an die geistigen Kräfte derer, die im Schatten seines Ruhmes erzogen werden, und die plötzlich um sich greifende Vorliebe für irgend einen Zweig der Menschenwissenschaft verdoppelt, verzehnfacht die Mühsal der lebenden und der kommenden Generationen. Gleichwie einst das Griechische zu einer Mode ward, so betreibt man heute mit ausgesprochener Neigung die Pflege der modernen Sprachen. Man soll zwei, drei, vier lebende Sprachen lesen, womöglich auch sprechen können. Eine lebende Sprache ist allerdings ungleich leichter zu erlernen, als eine todte, weil man sie nicht blos lesen, sondern auch hören, zugleich mit dem Verstande und mit den Sinnen lernen kann; sie dringt sozusagen durch alle Poren der Haut in unsern Körper ein, geht in unsere ganze Sinnlichkeit über. Vielleicht ist dies der Grund, warum das weibliche Geschlecht mit den modernen Idiomen verhältnißmäßig leichter fertig wird, als das männliche. Es handelt sich da um eine technische Geschicklichkeit, ein nahezu gedankenloses Spiel der Lippen, und was Humboldt von jenem ausgestorbenen Indianerstamme berichtet, dessen Sprache ganz verschwunden war und nur noch im Schnabel eines Papageis fortlebte, klingt wie eine Satire auf das so leicht zu erlernende Wälsch-Parliren unserer Damen. Mag es aber noch so wenig Anstrengung kosten, ganz mühelos bleibt es auf keinen Fall, und man braucht nicht erst an den Cardinal Mezzofanti und seine 72 Sprachen zu erinnern, um sich zu wundern, daß in der engen Kammer des Gedächtnisses überhaupt eine andere Sprache Platz finden kann, als die unserer Mutter.

Sollen wir nun darauf hinweisen, wie sich für den heutigen Philologen, den modernen Sprachforscher die Arbeit gehäuft hat, mit wieviel Systemen der Philosoph sich herumschlagen muß, wie das Gebiet des Geschichtsschreibers geradezu ins Unermeßliche sich verbreitert hat? Ins Einzelne einzugehen wäre unmöglich, auch wenn man, was nicht minder unmöglich, das nöthige Wissen dazu vorräthig hätte. Das Eine jedoch fühlt Jedermann, daß wir hier vor einer Frage stehen, bei der einem ein Grausen und Gruseln überkommen könnte. Wie wird es mit der Zukunft der Gelehrsamkeit bestellt sein? Hat sie überhaupt eine Zukunft? Ist es überhaupt denkbar, daß es nach einigen Jahrhunderten, wenn der Schatz unserer Kenntnisse wiederum reicher und reicher geworden ist, noch Gelehrte geben kann, Leute von encyklopädischem Wissen, die nicht zwischen den vier Wänden eines Fachstudiums vertrocknen, sondern einen Blick ins Weite, eine Uebersicht übers Allgemeine sich bewahrt haben?

Und brauchen wir erst die Zukunft zu befragen? Ist es nicht erwiesen, daß es solche Leute jetzt schon nicht mehr gibt, nicht mehr geben kann? Wo man hinschaut, gewahrt man nur noch Specialisten, Fachgelehrte, Detailkrämer. Die inductive Methode, welche die moderne Welt regiert, hat unser Auge für das Besondere, Concrete geschärft und für das Allgemeine kurzsichtig gemacht. Wir grübeln uns ins Einzelne hinein und haben für denjenigen, der das Ganze umfassen möchte, das höhnische Prädicat: oberflächlich! Wir leben im Zeitalter der Monographien, wir schreiben ein Buch über das geringste Ereigniß, den kleinsten Menschen, über jedes Insekt, jedes Wort; die literarische Kritik, in der philologischen Schulstube aufgewachsen, vertieft sich in Kleinlichkeiten, die man noch vor zehn Jahren keines Blickes gewürdigt hätte, und jener sonderbare Schwärmer, der über jede Oper, nein, über jeden Act der Wagner'schen Tetralogie einen 300 Seiten langen Band leistet, darf uns wohl als ein Vorbote dessen gelten, was wir von der zukünftigen Aesthetik und Kunsthistorik zu gewärtigen haben.

Die Gründlichkeit, und das ist das Gute an der Sache, feiert Triumphe, wie nie zuvor, und es hat noch keine Zeit gegeben, die es mit dem Forschen, Prüfen und Sichten so peinlich genau genommen, wie unsere vielfach als leichtfertig gelästerte Gegenwart. Der Gelehrte beschränkt sich auf sein Fach, wählt seinen Punkt und gräbt von da in die Tiefe, ohne sich viel um den Nachbar zu kümmern. Das Princip der Arbeitstheilung, welches die Industrie beseelt, ist nun auch in der Wissenschaft zur Alleinherrschaft gekommen. Gustav Rümelin, der Shakespeare-Realist, hat dies in einem seiner unlängst erschienenen Aufsätze trefflich auseinandergesetzt. Die erste Forderung, die an den heutigen Gelehrten gestellt werde, sei Selbstverleugnung. Er dürfe nicht wie Biene oder Schmetterling von Blüthe zu Blüthe flattern, er gleiche eher dem Bergmann, der im entlegenen Stollen bei mattem Grubenlicht nur ein bestimmtes Mineral suchen und alles andere, was ihm in den Weg kommt, bei Seite legen müsse. Dieses Princip der Arbeitstheilung wird aber immer allgemeiner, herrscht immer despotischer, und wollte man ins Paradoxe verfallen, so könnte man eine Zeit prophezeihen, wo ein Gelehrter in seinem Fache zwar Alles, doch in andern Fächern soviel wie gar nichts wissen und gelehrt sein soviel heißen wird, als ungebildet sein.

Die Schule bekämpft nach Kräften die drohende Gefahr. Allein mit vollem Rechte deutet Rümelin auf den merkwürdigen Widerspruch zwischen dem Lebensprincipe der modernen Wissenschaft und unserer heutigen Erziehungsmethode. Wenn sich der Gelehrte auf ein fest abgegrenztes Ziel beschränkt, soll der arme Schüler so vielseitig wie nur möglich oder auch unmöglich ausgebildet werden, soll Alles lernen, wozu ihm später die Arbeit im dunkeln Stollen keine Zeit mehr läßt, soll das Wissen von zwanzig Fachlehrern in sich hineinstopfen. Da aber auch die Zahl der Fächer und Fachlehrer von Geschlecht zu Geschlecht zunimmt, so läßt sich gar nicht absehen, wieviel einst den jungen Köpfen wird zugemuthet werden. Uns bangte um die zukünftigen Gelehrten; wir hätten besser daran gethan, das Loos der zukünftigen Schüler zu beklagen.

Woher Abhülfe kommen soll, ist nicht vorauszusehen, und es frägt sich auch, ob eine solche nothwendig und nützlich. Seitdem der Druck erfunden, hat die Menschheit das Vergessen verlernt. Das Kleinste und das Größte überträgt und vererbt sich auf die Zukunft. Daß die in unzählbaren Exemplaren vorhandenen Werke eines Goethe oder Shakespeare je verloren gehen sollen, wie mancher Dichter des Alterthums, können wir uns schlechterdings nicht vorstellen. Es wächst der Thurm, und man wird ihn nie einreißen können. Der Brand der Alexandrinischen Bibliotheken mag ein Verlust für die Wissenschaft gewesen sein; wenn heute die 80,000 Bände des British-Museum, die zwei Millionen Bände der Pariser Nationalbibliothek in Feuer aufgingen, würde Unschätzbares zu Grunde gerichtet, die Wissenschaft um keinen Schritt rückwärts gedrängt werden. Je beschränkter das Wissen des Einzelnen, um so größer ist nun das Gesammtwissen. Nur der Glücklichen werden es immer weniger werden, die auf den freien Höhen wandeln und die weite schöne Gegend ringsum mit dem Blicke messen können. Einen wirklich encyklopädisch wirkenden Gelehrten können wir uns für die Folge nicht anders denken, denn als den Herrn und Gebieter einer Schaar von fachmännisch gelehrten Mitarbeitern, die für ihn lesen, ausziehen, zusammenziehen, forschen, vorschneiden, verdauen, den Inhalt eines Buches in zwei Zeilen wiedergeben, mit Einem Worte, alle geistige Sclavenarbeit verrichten. 75 Bände Sainte-Beuve sind auf solche Weise entstanden. Die zukünftige Gelehrsamkeit muß „Johann!" rufen können, wenn sie vom Flecke kommen, Klarheit und Einheit bewahren soll. Sonst könnte es geschehen, daß die Zahl der Grubenarbeiter unerhört groß wird und die Gelehrsamkeit eines Tages an den vielen Gelehrten erstickt.

Wir wiederholen es, man steht hier vor einer Frage, auf die es keine rechte Antwort gibt; aber der Mensch hat nun einmal den angeborenen Trieb, hin und wieder hinter dem Vorhang zu gucken, auch wenn er im Voraus weiß, daß er blos Nacht und Nebel sehen wird. Im Uebrigen möge kommen, was da kommen soll; den Kopf der Nachwelt brauchen wir uns nicht zu zerbrechen. Hugo Wittmann.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Karolinger.

Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch.

Die Theaterpraxis warnt nicht ganz mit Unrecht die Dramatiker vor jenen Helden und Begebenheiten, die schon ein reiches und abgerundetes historisches Interesse bieten und also der Gestaltungskraft nur wenig Spielraum lassen. Offenbar hat sich Ernst v. Wildenbruch dieses Receptes erinnert, als er sein neues Stück schuf: „Die Karolinger", die jüngst am Victoriatheater zur ersten Aufführung gelangt sind. Schon sein sagenhaft vager Vorwurf verhindert ihn, Sklave seines Stoffes zu werden. Im Gegentheil. Er tyrannisirt förmlich die Geschichte und in seinem Drama treibt das neunte Jahrhundert nach Christi Geburt recht wunderliche Blasen. Ihm seine dichterische Souveränetät verkümmern und an Hand schätzbarer Nachschlagebücher die zahlreichen Verstöße gegen die historische Wahrheit zum Vorwurf machen zu wollen, hieße eine ebenso unerquickliche als überflüssige Schulmeisterarbeit vollbringen, für die ich weder Lust noch Beruf in mir fühle. Es handelt sich nicht darum zu wissen, ob Ludwig der Fromme während des Krieges mit seinen drei Söhnen erster Ehe starb oder nicht, ob er nicht noch eine dritte Theilung seines Reiches vornahm und dergleichen. Genug, wenn es ihm nur gelungen ist, uns für seine fernabliegenden Menschen und Dinge zu interessiren. Eine flüchtige Skizzirung der Handlung wird uns Antwort geben.

Wenn der Vorhang aufgeht, sind wir zu Worms. Wir erfahren aus dem vertraulichen Zwiegespräch des Mauren Abdallah und seiner Landsmännin Hamatelliwa, daß Beide mit Bernhard Grafen von Barcelona in die Pfalz gezogen sind, er als Knecht, sie als Geliebte. Sie hatte ihn vor ihres Vaters Wuth gerettet, und eine so leidenschaftliche Zuneigung zu ihm gefaßt, daß sie ihm, wie das Käthchen von Heilbronn ihrem Ritter, willenlos folgte. Daß aber die Dankbarkeit des Grafen starke Seite nicht ist, lernt man gleich aus der folgenden Scene, worin der edle Graf sie ziemlich schnöde behandelt.

„Gutherzig Kind, Du rettetest mein Leben,
Doch nicht in Barcelonas sonn'ger Flur
Gedenk' ich's Dir am Herzen zu vertändeln.
Mein Leben ist mein Gut; ich will es mir
Zu einem Bau von Macht und Ehre thürmen.
Dein Werk ist abgethan; Du warst die Schwelle,
Hier sei die Werkstatt, hier am Hof zu Worms;
Dies Haupt der Meister, Werkzeug dieser Arm;
Maurin, fahr' wohl — mir winken andre Sterne."

Auf keine Geringere als auf die Kaiserin hat er sein Auge geworfen. Die Verhältnisse am Hofe, ein Bruderzwist im Hause der Karolinger kommen den unlauteren Absichten des Ehrgeizigen entgegen. Der schwache Ludwig steht nämlich im Begriffe, den Bitten seiner jungen Gemahlin Gehör zu schenken und die erste Theilung von Aachen jetzt zu widerrufen, um auch seinem Sohne zweiter Ehe ein Königreich zu geben. Die beiden Sprossen erster Ehe, Lothar König von Italien, und Ludwig der Deutsche, König von Baiern, — Pipin, der zweitälteste, ist abwesend — zeigen sich natürlich über diesen Plan ihres gekrönten Vaters nichts weniger als erbaut und führen allerlei sehr wenig ermuthigende Reden, worunter eine directe Drohung, dem Knaben Karl die Augen auszustechen, namentlich dessen Mutter, die schöne Judith, in Entrüstung bringt. Daß sie von ihrem alten Gemahl nicht viel Unterstützung zu erwarten hat, erkennt sie bald in einer leidenschaftlichen Unterredung; sie ergreift das Angebot des Grafen Bernhard, für ihren Sohn wirken zu wollen, um so schneller, als sie, wie er versichert, eine Jugendliebe von ihm ist. Vor siebzehn Jahren (!) hat er sie gesehen und geliebt.

„Am Tage war's, zu Straßburg,
Als nach dem Tod der blonden Irmengard
Ludwig der Kaiser sich die schönste wählte
Von all den schönen Franken-Jungfrauen.
— — Ich war dabei und sah
Den holden Kranz von blüh'nder Frauen Schönheit —
Doch da kam Eine — und ein staunend Flüstern
Lief durch die Reihen — und mein knirschend Herz
Schrie auf zum Himmel: Alle laßt ihn wählen,
Nur diese nicht! Nicht Judith, Tochter Welfs —
Und unter Allen wählte Ludwig Euch! —
Und während Ihr zum Bett des Kaisers gingt,
Trug ich mein Herz wie einen wunden Adler
Hinunter in den Saracenen-Streit."

Nachdem der Vorhang über diesem zarten Bündniß gefallen, geht er zum zweitenmal auf, um uns den Reichstag zu zeigen. Vorher gelingt es aber dem „Pyrenäenwolf" Bernhard, der bereits zum königlichen Kämmerer avancirte, zwei maurische Edelleute zu bestechen, welche an König Lothar wichtige Botschaft haben. König Pipin hat sich nämlich dieser Mauren bedient, um seinem Bruder wissen zu lassen, daß er bereit sei, mit seinem Heere zum festgesetzten Tage in Worms zu erscheinen, um den Kaiser, sein Weib und ihren Knaben gefangen zu nehmen, falls letzterer wirklich gekrönt werde. Dann versammelt sich der Reichstag, aber die fränkischen und deutschen Großen wollen von einer Gleichberechtigung des jüngsten Sohnes nichts wissen, und ein einmüthiger Beschluß bestätigt die Theilung von Aachen. Da schleudert Bernhard wider Lothar und Ludwig die Anklage des Verrathes, indem sie im Einverständniß mit Pipin seien, der seinem Vater mit Waffen das Recht abtrotzen wolle, wenn er zu Gunsten Karls entschiede. Vergeblich versuchen die königlichen Söhne diesen Gewaltact zu leugnen, die beiden Mauren erscheinen, man glaubt ihnen gleich aufs Wort, und der entrüstete Kaiser krönt unterm Beifall der deutschen Ritter seinen jüngsten Sohn, während sich die Franken um Lothar und Ludwig schaaren. Aber dem braven Abte von Corvei kommt dieser Eifer des Grafen von Barcelona doch verdächtig vor. Er legt die Hand auf dessen Schulter und spricht:

„Sieh mir ins Angesicht und schwöre, Bernhard,
Daß Du dies Alles, was Du heute thatest,
Daß Haß Du sä'test zwischen Kind und Vater,
Zwieträchtig machtest Kaiser und Vasall,
Schwör', daß Du's that'st aus Absicht reinen Wollens,
Aus Treue nur für Ludwig, Deinen Herrn."

Daß Bernhard einen falschen Eid schwört, beweist der dritte Act mehr als nöthig. In demselben Gemache(!), wo der junge Karl schläft, wechseln Judith und Bernhard ehebrecherische Worte, und man sieht schon von weitem die grausame Scene nahen, wo der Sohn Verächter und Richter seiner Mutter sein wird. Ein Zufall beschleunigt sie. Die beiden Mauren kommen, um von Bernhard den Preis ihrer Botschaft zu holen, die Karls Krönung zur Folge hatte. Sie sind ja auch Abgesandte El Moheiras, des Vaters von Hamatelliwa, und sollen die ehrvergessene Tochter wieder zurückführen. Natürlich weigert sich die liebende Maurin ganz entschieden und ist nicht wenig empört, als Bernhard selbst ihre Auslieferung gestattet. Sogleich regt sich die Eifersucht in ihr, und richtig! sie besinnt sich, gerade vorhin eine glühende Liebesscene im Garten belauscht zu haben. Wer ist ihre Nebenbuhlerin? Keine andere, als die Kaiserin. Karl, ihr Sohn, ist es selber, der dies constatirt. Jedenfalls ist es eine ganz überflüssige Gewaltthat, wenn Bernhard die vorlaute Maurin jetzt noch mit einem Dolche durchbohrt.

Im letzten Aufzuge sammelt der sterbende Kaiser feurige Kohlen auf das Haupt seiner ehrlosen Gattin, indem er sie und ihren Sohn segnet. Als aber der Abt von Corvei erscheint, um noch eine Versöhnung zwischen Vater und Kindern herbeizuführen, da meldet er auch, daß ein Ueberläufer, der Maure Abdallah, im feindlichen Lager erschienen sei und gestanden habe, daß der Kaiser an Gift sterbe, das ihm Bernhard gereicht habe. Jetzt folgt die Scene zwischen Mutter und Sohn. Sie ist mit kühner Frische durchgeführt und zeugt von dem entschiedenen Bühnentalent des Verfassers. An der Leiche ihres Vaters versöhnen sich die Karolinger wirklich. Bernhard macht noch einen kopflosen Versuch,

Lothar und Ludwig mit Hülfe der deutschen Ritter gefangen zu nehmen, aber jetzt bäumt sich Karl empor:

„Fort Deine blut'ge Hand von meinem Vater! —
Siehst Du nicht wie der Todte auferwacht?
Siehst Du nicht wie die todte Stirn sich faltet,
Und wie die welke Hand, zur Faust geballt,
Nach Deinem mörderischen Herzen zuckt? —"

Als nun auch noch Abdallah kommt und wider Bernhard zeugt, da wird mit echt theatralischer Grausamkeit die Kaiserin-Wittwe aufgefordert, das Urtheil über den Mörder ihres Gatten zu sprechen. Statt dessen sinkt sie in Ohnmacht und Bernhard, bevor ihm die Karolinger den Tod geben, verkündet seine unendliche Liebe:

„Verderben Jedem,
Der mir mein Recht an diesem Weibe nimmt!
Mein war sie, eh' sie Eures Vaters war,
Mein ist sie heute und mein soll sie bleiben
Diesseits und jenseits, mag der Schlund der Hölle
Sich vor uns öffnen, jauchzen werden wir
In ihren Flammen und Euch nicht beneiden
Um Euren Himmel."

Vorzüge und Mängel des unter allen Umständen achtungswerthen Stückes sind schon aus dieser flüchtigen Skizzirung des Inhaltes ersichtlich. Ein verwickelter, unlogischer Stoff, gleicherweise unangenehme Charaktere, aber echtes Theaterblut in jeder Scene, jedem Worte. Das Beste des Stückes ist die kühne, markige, geschmackvolle Diction, welche, wenige Reminiscenzen abgerechnet, durchaus eigenartig und individuell bleibt. Freilich sündigt sie wieder durch einen Ueberschuß von Kraft. Die süßeren Regungen, den Lyrismus der Empfindung, das Gemüth sucht man umsonst. Vor lauter Drommeten vernimmt man nicht die zarte Flöte. Die Ruhepunkte fehlen in der Handlung, wie in der Diction. Ueberdies ist die Charakteristik ziemlich schwach. Die Hauptpersonen haben keine scharf ausgeprägte Physiognomie. Das ganze Verhältniß zwischen Bernhard und der Kaiserin bleibt räthselhaft. Lieben sie sich wirklich, oder denkt Judith nur an die Zukunft ihres Sohnes und Bernhard blos an seine eigene Krönung? Namentlich letzterer weckt in uns, trotz mehrerer Monologe, die an Deutlichkeit wenig übrig lassen, jeden Augenblick neue Zweifel, so daß wir nicht wissen, ob man sich für ihn erwärmen soll oder nicht. Er spricht ferner, gleich einem Bramarbas, fortwährend von seiner Diplomatenkunst, entpuppt sich aber immermehr als ganz gewöhnlicher Bandit, dessen einzige Mittel Gift und Dolch sind. Er stirbt auch ohne den geringsten Versuch, sich von der Blutschuld zu reinigen, und sein letztes Wort:

„Die Flammen, die die Welt durchloderten,
Erstickt vom Schwalle der Alltäglichkeit..."

machen uns lächeln. Von diesen Unzulänglichkeiten abgesehen ist es ein wahres Vergnügen, den Dramatiker zu beobachten, wie er fortwährend auf die Bühnenwirkung bedacht ist, stets bei der Sache bleibt, treffend und klar exponirt, die Actschlüsse wirkungsvoll gestaltet und Schlag auf Schlag die Handlung vorwärts führt. Da trifft jedes Wort, versagt kein Effect, decken sich Wort und That ganz genau. Das aber ist klar ersichtlich, daß der Stoff dem Dichter während der Arbeit aus den Fingern glitt. Das Stück ist etwas ganz Anderes geworden, als es sein sollte. Zuerst schwebte dem Autor eine Tragödie der Mutterliebe vor. Die Geschichte einer Mutter, die für ihres Sohnes Größe Alles und sogar ihre Frauenehre zu opfern bereit ist. Jedenfalls aber hätte die Heldin rein bleiben müssen, etwa so wie Schiller einen verwandten Vorwurf in seinen Fragmenten, die Geliebte Königsmarcks, Sophie Dorothea, behandeln wollte. Aber nach und nach verdrängte der Geliebte die Mutter. Allerlei Reminiscenzen aus modernen französischen Ehebruchsstücken drängten sich vor, und am Ende wurde der den Karolingern ganz fernstehende Graf von Barcelona die Hauptperson, welche unterm directen Einflusse Richards III. und anderer klassischen Bösewichter steht.

In den Beifall, der jetzt allabendlich durch das Victoria-Theater rauscht, stimme auch ich gern ein, aber mein Applaus gilt diesem Stück als Verheißung von etwas Besserem, nicht als Erfüllung von etwas Gutem. Ernst von Wildenbruch ist ein zu reich talentirter und regsamer Dichter, um Ruhm auf Kredit zu nehmen. Gewiß wird er uns bald mit seinen nächsten Stücke heimzahlen, was er uns mit den „Karolingern" schuldig geblieben. Z.

Notizen.

Die auswärtigen Fragen haben auch inmitten der bedeutsamen, schweren inneren Kämpfe der letzten Zeit ein lebhaftes Interesse beansprucht. Gehört es doch zu unseren nationalen Schwierigkeiten, daß unsere Beziehungen zu einer fremden, unsichtbaren aber überaus fühlbaren Macht fort und fort auf die innere Entwicklung des Reiches zurückwirken. Das Verhältniß zu der römischen Curie wird noch Jahre hindurch das Barometer für das gute politische Wetter, für Ruhe, Frieden und Wohlbehagen innerhalb der deutschen Grenzen bleiben. Anderen Staaten ergeht es freilich nicht besser. Man weiß, wie der stets turbulente Clerus den Regierungen und Völkerschaften in Frankreich, Italien, oder wo man sonst seinen Uebergriffen entgegentreten muß, zu schaffen macht. Dabei haben wir noch den Vortheil, daß wenigstens unsere Position den europäischen Mächten gegenüber von dem Auf und Ab der Verhandlungen mit dem Vatican unberührt bleibt. Ob man sich mit ihm einigt oder nicht, ist für Deutschlands Entschließungen und Bündnisse nach außen hin gleichgültig. Nicht alle Länder können sich dessen rühmen. Italien beispielsweise wird durch die Nachbarschaft des päpstlichen Prätendenten, wie ein italienisches sonst maßvolles Blatt neulich den Nachfolger Petri etwas offenherzig genannt hat, unausgesetzt in der Freiheit seiner auswärtigen Action gehemmt und muß sich in seinen Annäherungsversuchen und Allianzen darnach einrichten. Seltsam genug hat diese für Italien unliebsame Wechselwirkung in der gegenwärtigen Weltlage sehr heilsame Folgen für die Wahl seiner Verbindungen gehabt. Die Mehrzahl seiner einflußreichen Politiker erblickte durchweg in der Wahrung der freien Hand die Blüthe der Staatsweisheit. Man wollte sich weder mit Frankreich noch mit Deutschland und Oestreich zu tief engagiren. Oestreich besonders war ohnehin in Italien nichts weniger als populär. Ohne die italienischen Chauvinisten irgendwie zu ermuthigen, scheuten die verschiedenen Ministerien am Tiberufer vor jedem Act zurück, der jenen abenteuerlichen Haufen verletzen und die bei den Abstimmungen in der Kammer nicht immer entbehrliche radicale Linke zu einer unversöhnlichen Opposition drängen konnte. So hielt man sich nach allen Seiten zurück und gerieth dadurch naturgemäß in eine bedenkliche Isolirung. Von einem vorjährigen Herbstaufenthalt in Rom ist dem Chronisten in Erinnerung geblieben, wie diese falsche Politik Italiens in den Kreisen dort beglaubigter, ebenso unterrichteter wie erfahrener Diplomaten lebhaft beklagt wurde. Aber die Italiener waren in solchen Dingen für vernünftige Rathschläge geradezu taub, hielten sich für die geborenen Schüler Machiavells und steiften sich auf den vermeintlichen Vortheil ihres Schaukelsystems, das ihnen je nach den Ereignissen wie in früheren Fällen allerlei Gewinnste ohne sonderliche Opfer in den Schooß werfen sollte. Dabei bevorzugten sie in sonderbarer Vergeßlichkeit, uneingedenk dessen was sie Deutschland verdankten, die französischen Machthaber und behandelten die Avancen der deutschen Presse mit der kühlsten Reserve. Die erste Verwarnung erhielten sie darauf in Tunis, wo Frankreich bei seinem Vorgehen sich um die italienischen Interessen herzlich wenig kümmerte. Es kam zu heißblütigen Expectorationen in den Blättern. Aber von einer Wendung Italiens nach Deutschland und Oestreich hin konnte man noch immer nichts verspüren. Einen ungleich tieferen Eindruck machte bald darauf die Aussicht auf eine mögliche Versöhnung zwischen Leo XIII. und dem deutschen Reiche. Die wie gewöhnlich leidenschaftlichen Römlinge discontirten im Voraus die Chancen eines derartigen Modus vivendi als die Vorboten der Wiederherstellung des weltlichen Kirchenstaates. So toll der Einfall war, bekamen die Italiener Angst. Schon ein Erstarken des päpstlichen Einflusses in dem mächtigen deutschen Staate erschien ihnen gefährlich. Im Geiste sahen sie die siegreiche clerikale Betheiligung bei ihren Kammerwahlen, ein starkes Centrum nach deutschem Muster auf dem Monte Citorio und endlose Hindernisse für die italienische Regierung. Als daher Kaiser Franz Joseph freundliche Grüße des Königs Humbert mit dem Wunsche einer persönlichen Begegnung erwiderte, griff dieser mit beiden Händen zu. Wir hatten die auch von dem deutschen Kronprinzen begünstigte Entrevue schon vor mehreren Wochen als wahrscheinlich bezeichnet und uns durch römische Dementis, die allerdings nicht direct an die Adresse dieser Blätter gerichtet waren, nicht beirren lassen. Jetzt hat die interessante Zusammenkunft stattgefunden und die segensreichen Folgen werden nicht ausbleiben. Daß Italien deswegen seinen bekannten Aspirationen ein für allemal entsagt haben sollte, daran werden Einsichtige so wenig glauben, wie an das Verschwinden der Panslavisten in Folge des Danziger Rendezvous. Aber unter den zahllosen Betrachtungen, welche diese kaiserlichen und königlichen Besuche in der Presse hervorriefen, trafen ohne Zweifel diejenigen das Richtige, die ohne großen Aufwand von Pathos und künstlicher Schwärmerei den Rath ertheilten, Jeden, der Frieden verheiße, beim Wort zu nehmen, schon weil gegnerischen Parteien, den irredentistischen in Italien, den ultraslavischen an der Newa, dadurch das Concept verrückt und das Gelingen ihrer Projecte erschwert würde. Die deutsche Wachsamkeit nach allen Seiten hin wird selbstverständlich dabei keinen Abbruch erleiden. In Verlegenheit gerathen freilich diejenigen Organe, die bei jeder neuen Allianzcombination sich umsehen, gegen wen die Spitze gerichtet sei. Bald ist es auf Frankreich gemünzt, bald, und zwar aus gewissen liebedienerischen Gründen vorzugsweise, auf England. Je mehr indessen die Attraction des deutsch-österreichischen Friedensbündnisses sich geltend macht, wird jenes pointirte Spiel schwieriger. Man wird sich dabei beruhigen müssen, daß die Regierungen sich möglichst verständigen und in Europa vor der Hand Frieden bleibt.

Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrte Redaction!

Der Brief des Herrn Dr. Oppler, in Beziehung auf meinen Artikel „Drei deutsche Architekten der Neuzeit", in Nr. 29, 30, 31 der „Gegenwart", enthält eine Bemerkung von allgemeinerem Interesse, den Baustil der Synagogen betreffend. Gestatten Sie mir freundlichst so viel Raum, um hier nochmals kurz auf den Kern der Sache zurückzukommen.

In meinem Aufsatze wurde das Wirken des Bauraths Oppler in Hannover und seine Verdienste um den Bau der Synagogen besprochen. Hierzu schreibt mir Herr Dr. Oppler, indem er meiner damals ausgesprochenen Meinung, daß die Wahl der maurischen Stilisirung für neueste Synagogenbauten nur auf einem Scheingrunde beruhe, beipflichtet, wie folgt:

„. . . In der That hat Oppler stets auf das Entschiedenste gegen die falsche Auffassung Stellung genommen, daß der jüdische Tempel unserer Zeit in ganz besonderer Weise den orientalischen Ursprung der Gemeinde ausgeprägt tragen müsse. Der leitende Gedanke Opplers war stets der, eine Synagoge in deutschem Stile zu schaffen, in der allein richtigen Ueberzeugung, daß die Juden in Deutschland keine Veranlassung haben, bei ihrer Religionsübung ihre deutsche Nationalität zu verleugnen. Mit Vorliebe und zur Bekräftigung seiner Anschauung über den zu wählenden Stil, machte er hierbei den Umstand geltend, daß die noch sehr schön erhaltene Synagoge in Worms, romanischen Stils, im Jahre 1034, laut Inschrift, von Max Jacob erbaut worden ist und wahrscheinlich der Baumeister des Doms daselbst, der Baumeister der Synagoge war u. s. w. Dr. Theod. Oppler."

Hieran möchte ich nun noch die Bemerkung knüpfen, daß vor dem zweiten Viertel unseres Jahrhunderts Niemand daran dachte, für die Synagoge einen anderen Stil als den allgemein landesüblichen in Anwendung zu bringen. Erst dem später aufkommenden, archäologisch geschulten Eklekticismus war es vorbehalten, auch für den Bau des jüdischen Tempels einen besonderen Stil — nicht zu erfinden —, sondern auszuwählen. Uebrigens hat der Orient viele Stilarten aufzuweisen und die Wahl des Maurischen hat wirklich nichts für sich, als die Phantasterei der Mode.

Wenn Herr Dr. Oppler auf die romanische Synagoge in Worms hinweist, die eben in einer Zeit entstand, in der man allgemein romanisch baute, so lassen sich gleicherweise aus allen späteren Epochen jüdische Tempel anführen, die jedesmal der herrschenden Stilrichtung folgten. Es mangelt weder an gothischen Bauten, wie z. B. die alte berühmte Synagoge in Prag, noch an Schöpfungen der Renaissance, welche alle Wandlungen dieses Stils mitmachen. Deshalb halte ich es auch für weniger wesentlich, daß Oppler in der Detailbildung an das Romanische anknüpfte; vielmehr scheint es mir die Hauptsache zu sein, daß er keine fremdhergebrachten, sondern die üblichen, wieder lebendig gewordenen Formen der hannöverischen Schule auch hier verwendete; allerdings in Verbindung mit einem dem speciellen Zwecke zugebildeten Planschema.

Ihr ergebener

G. Ebe, Baumeister.

Berlin, 22. October 1881.

Die Eröffnung des Berliner Gewerbemuseums ist noch zuletzt, unerwartet verschoben worden; und zwar dem Vernehmen nach auf den 21. November, den Geburtstag der Frau Kronprinzessin. Es soll namentlich nicht gelungen sein, die englische Ausstellung bis zu dem früher in Aussicht genommenen Termine fertig zu stellen. Der Obige.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher 2c. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Inserate.

G. Eichler,
Plastische Kunstanstalt.
Berlin W., Behrenstrasse 27.
Vollständ. v. Stoschische Daktyliothek,
nach Winkelmann's Katalog geordnet.
Sammlung mittelalterlicher Medaillen von Pisano, Sperandeo, Albr. Dürer, Jamitzer, Tob. Woost etc.
Katalog einer reichen Sammlung antiker und moderner Skulpturen gratis u. fr.

Soeben ist im Verlage von S. Schottlaender in Breslau erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ein Kampf um's Recht.
Roman von
Karl Emil Franzos.
Zwei starke Bände in elegantester Ausstattung.
Preis brosch. M. 10.—, fein geb. M. 12.—

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Soeben erschien Lieferung 1 von
Biedermann, Karl,
Dreissig Jahre
deutscher Geschichte
1840—1870.
Mit einem Rückblick auf 1815—1840.
Complet in 10 Lieferungen à 1 M. oder in 2 Bänden, Preis pro Band 5 M.
Vorräthig in allen Buchh. des In- u. Auslandes.

Kolorirte Ausgabe von „Brehms Thierleben".

Das Ideal der Illustrirung eines naturgeschichtlichen Werkes ist selbstverständlich die farbige Darstellung der Objekte, da bei genauester Wiedergabe der Form und plastischen Erscheinung durch den Holzschnitt in der Beschreibung der Farbennüancen, welche die Gattung oder Art charakterisiren, dem Texte eine Aufgabe zufällt, die er nur in höchst unvollkommener Weise ausführen kann.

Wenn dies Vorhaben, wie ein Blick auf das Werk erweisen wird, gelungen ist, so haben wir es nur den ausgezeichneten wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Hülfen zu danken, welche wir das Glück hatten, an der Herstellung der kolorirten Tafeln zu betheiligen.

Die Anfertigung der Kolorit-Vorlagen, welcher Maler Winkler zu Weimar sich mit rühmenswerther Geschicklichkeit unterzog, zu leiten und zu überwachen, übernahmen für die Abtheilung der „Säugethiere" und „Vögel" Dr. Girtanner in St. Gallen, ein Zoolog von großem Rufe, für die Partien der „Fische" und „Lurche" Prof. Klunzinger in Stuttgart, für die „Insekten" Prof. Taschenberg in Halle und für die „Niederen Thiere" Prof. O. Schmidt in Straßburg. So wurde es erreicht, durch die Unterstützung, welche die künstlerische Thätigkeit an dem Rathe und Hinweise des Fachgelehrten gewann, eine Lösung der Aufgabe herbeizuführen, die alle vernünftigen Wünsche befriedigen muß.

Für die Beurtheilung, welche das Unternehmen bei zoologischen Autoritäten gefunden hat, citiren wir unter andern den berühmten Reisenden und Zoologen Prof. von Tschudi in Wien:

„Gewiß ist es, daß solche Farbenbilder für den Leser den Werth des so lehrreichen Werkes außerordentlich erhöhen und ihm erst die richtige Auffassung der Darstellung klar machen. Dies gilt ganz besonders auch für jene Fälle, in denen es sich um die sogenannten Schutzfarben der Thiere handelt. Ich habe die mir übersandten Farbenbilder der hiesigen Ornithologischen Gesellschaft in ihrer gestrigen Monatssitzung vorgelegt, und kann Ihnen versichern, daß sie mit ungeheurem Beifall aufgenommen wurden und sich großen Lobes erfreuten."

Dr Ed. Baldamus in Koburg, der verdienstvolle Begründer der deutschen ornithologischen Gesellschaft, äußert sich in folgendem:

„Vor allem ist es das große künstlerische Verdienst der Kolorirung, daß sie hier Stimmungsbilder geschaffen hat, wie sie der gesammten naturhistorischen Literatur bisher auch nicht annähernd bekannt waren. Ich kann Ihnen deshalb zu diesem Unternehmen nur gratuliren und bin überzeugt, daß durch dasselbe die bisher gefühlte Lücke auf das glücklichste ausgefüllt sein wird."

In gleich ermutigender Weise sprachen sich darüber aus der Präsident der deutschen ornithologischen Gesellschaft, G. F. von Homeyer in Stolp, der berühmte Ornitholog Dr. Hartlaub in Bremen, der weitbekannte Vogelfreund und Schriftsteller Dr. Karl Ruß in Berlin, und noch viele Kenner und Forscher, denen die Arbeiten vorgelegen haben.

Die kolorirte Ausgabe von „Brehms Thierleben" bringt die 170 ganzseitigen Bilder der bisherigen Ausgabe in farbiger, auf chromolithographischem Wege hergestellter Darstellung und wird in **140 Lieferungen**, jede mit 3 Bogen reich illustrirtem Text und einer bis zwei Tafeln zum **Subskriptionspreise** von **1 Mark** erscheinen.

Wir beginnen mit der Abtheilung „Vögel" (Baud IV—VI), für welche die Arbeiten am weitesten vorgeschritten sind, in 45 Heften; darauf lassen wir die Abtheilung „Säugethiere" (Band I—III) folgen und fahren dann mit den „Fischen", „Insekten" und „Niederen Thieren" (Band VII—X) fort bis zum Schluß.

Wöchentlich wird eine Lieferung ausgegeben, so daß das ganze Werk in weniger als drei Jahren ausgeliefert sein wird. Die Ausgaben in **Bänden**, schön in Halbleder geb. à M 14.—, beginnt noch vor Weihnachten.

Jede Buchhandlung giebt Probehefte aus und nimmt Subskriptionen an.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Hervorragende Erscheinung!

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Die Claudier“

Roman

aus der römischen Kaiserzeit

von

Ernst Eckstein.

Drei Bände. 8. 52 Bogen. Hochelegante Ausstattung. Broschirt. Preis 12 *M.*

Wir machen auf die in allen hervorragenden Blättern enthaltenen **glänzenden Besprechungen** dieses wahrhaft klassischen Werkes aufmerksam.

Wien, I., Renngasse 5.

Verlagshandlung **L. C. Zamarski.**

Deutsches

Frauenleben

im

deutschen Liede.

Von

Robert Koenig.

Cabinet-Format.

Prachtband Mk. 7.30 u. 7.50.

Oldenburg. Gerh. Stalling.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Sacher-Masoch.

Auf der Höhe.

Internationale Revue.

Preis pro Heft 2 Mark.

Ueberall vorräthig!

Mme. Adam (Paris).
Augier (Paris).
Bauernfeld (Wien).
Bluntschli (Heidelberg).
Brühl (Wien).
Daudet (Paris).
Flammarion (Paris).
Got (Paris).
Hamerling (Graz).
Honegger (Zürich).
Lesseps (Paris).
Lingg (München).
Gubernatis (Florenz).
Palmieri (Neapel).
Scanzoni (Würzburg).
Schwarcz (Budapest).
Taschenberg (Halle).
Vambéry (Budapest).
Carl Vogt (Genf).
Wundt (Leipzig).

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Der Feenstein.

Ein Märchen aus der Jetztzeit.

Dramatisches Gedicht in zwei Theilen von **Rudolf Goltzsch.**

2 Theile. Eleg. broch. 3 *M.*

Der **„Feenstein“** bietet jedem Gebildeten eine unterhaltende, spannende und zugleich bedeutsame Lectüre, unmittelbar wirkend durch Beziehungen auf Zustände und Gedankeninhalt unserer Zeit. Er ist speciell von theatralischem Interesse dadurch, dass beide Theile des Dramas (davon der erste die Komödie, der andere die Tragödie enthält) für die getheilte Bühne geschrieben sind, etwa in der Art der mittelalterlichen Mysterien. Der märchenhafte Rahmen, in den die handelnden Personen gestellt sind, hat ermöglicht, Zustände der Gegenwart, unbeschadet der Treue, in ein poetisches Licht zu rücken, sowie den ethischen Grundgedanken des Ganzen zu klarem Ausdruck zu bringen.

Pythia-Kalender.

Social-politisch-artistische Wetterprophezeiungen für das gemeine Jahr 1882.

Herausgegeben von **R. Schmidt-Cabanis.**

Kl. 8. Eleg. broch. 1 *M.*

Schmidt-Cabanis hat in diesem originellen witzsprühenden Werkchen einmal das Gebiet des harmlosen Humors, welchem die meisten seiner zahlreichen, rühmlichst bekannten Schriften entsprossen sind, verlassen; er hat die neckende Pritsche des Herolds der lustigen Narrheit mit der scharfen Geissel des Satirikers vertauscht, die ihm ja durch seine langjährige Thätigkeit an der „Berliner Montags-Zeitung“ ebenfalls eine vertraute und handliche Waffe geworden, und er schwingt diese geistige Wehr mit eben so viel Kraft als Gewandtheit — bald derber, bald graciöser — je nachdem! — über Alles, was in Politik und Gesellschaft, in Kunst und Leben sich dem vernunftgemässen Fortschreiten auf der Bahn freiheitlicher Entwickelung hemmend in den Weg stellt, oder sich Blössen der Intoleranz und Eigensucht, der Philisterthümelei und Frivolität, der Knechtung und der Kriecherei giebt.

Jede der für die dreihundertundfünfundsechzig Tage des „gemeinen Jahres 1882“ ausgesprochenen Prophezeiungen ist, dem Motto des Buches: „Sechse treffen — sieben äffen“ zum Trotz, ein **Treffer,** und in ihrer Gesammtheit bilden sie eine gedrängte Chronik der Gegenwart, wie sie geistvoller, witziger und pikanter schwer zu finden sein dürfte.

Die Karolinger.

Trauerspiel in 4 Akten

von

E. von Wildenbruch.

8. Eleg. broch 2 *M.*

Gelangt demnächst an allen bedeutenderen Bühnen zur Aufführung.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte

der

aufgeklärten Selbstherrschaft

und der

Wiedergeburt der Sitten.

Von

Stephan Gätschenberger.

gr. 8. Preis *M.* 6.—.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Lehre vom modernen Stat.

Bearbeitet von **J. C. Bluntschli.**

Drei Bände. gr. 8. *M.* 29.—.

I. Band: Allgemeine Statslehre. Fünfte Auflage. *M.* 9.—. II. Band: Allgemeines Statsrecht. Fünfte Auflage. *M.* 10.—. III. Band: Politik als Wissenschaft. *M.* 10.—

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Mitarbeiter

die in der Lage sind, interessante **Original-Miscellen** gegen angemessenes Honorar zu liefern, werden von einer Redaktion gesucht, die für derartige Beiträge fortwährend Verwendung hat. Offerten nimmt entgegen unter Chiffre **G. 62763** die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler in Frankfurt a. M.**

Hierzu eine Beilage von **Friedr. Bruckmann's Verlag in München.**

Redaction und **Expedition, Berlin** W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 46. Berlin, den 12. November 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Norwegische Verfassungskämpfe. Von Björnstjerne Björnson. — Ueber den „Diamantenherzog". Von Otto Bohlmann. — **Literatur und Kunst:** Die materialistischen Tendenzen der heutigen Zeit. Von Max Schasler. — Ein neuer Roman von Alphonse Daudet. Besprochen von Theophil Zolling. — Ein neuer Musenalmanach. Besprochen von Klaus Groth. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Theatern. Von H. Ehrlich. — Die Patricierin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Besprochen von Z. — Die Tragödie des Wählers. Ein Drama aus unsern Tagen. Von Al Hafi. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Norwegische Verfassungskämpfe.*)

Von Björnstjerne Björnson.

Es hat auch in Deutschland Aufsehen erregt, daß, während der schwedische Rigsdag dem Kronprinzen aus Anlaß seiner Vermählung die Apanage erhöhte, das norwegische Storthing dies zu thun ablehnte.

Während das Storthing diese Bewilligung verweigerte, versagte gleichzeitig der Kronprinz als Stellvertreter seines Vaters einer von dem Storthing zu einem andern Zwecke gewährten Budgetbewilligung seine Sanction. Da die Verfassung auch nicht mit einem einzigen Worte der königlichen Gewalt irgend ein Sanctionsrecht bei Budgetbewilligungen einräumt, so wird dies allgemein als ein Verfassungsbruch angesehen.

Die Bernadotte'sche Politik in Norwegen begann damit, daß der Marschall Bernadotte, zum Kronprinzen von Schweden gewählt, im Jahre 1814 die norwegische Verfassung — damals nach der amerikanischen die freieste Constitution — unterschrieb. Kaum war er aber König von Norwegen, als er damit anfing, die freiesten Bestimmungen der Verfassung Punkt für Punkt zurücknehmen zu wollen. Eine eigenthümliche, mystische Bewegung gegen das Storthing seitens einiger norwegischen Bauern (deren Anführer in das Gefängniß kam, jedoch später aus der Privatschatulle Karl Johanns eine Pension bezog), ferner unverbrämte Drohungen mit der heiligen Allianz, welche, wie man sagte, die Freiheit unseres kleinen Volkes nicht vertrug, ja, einige offenbare Anläufe zu einem Staatscoup waren im Verein mit eigenmächtigen Handlungen die Mittel einer langen Agitation, welche Norwegen bis zum Jahre 1830 beunruhigten.

Da wehte ein freierer Geist über Europa her, und ein jüngeres Geschlecht, im Kampfe für unsere Freiheit aufgewachsen, kam zum Entsatze heran. Die Bauern, welche der Verfassung gemäß $^2/_3$ der Plätze des Storthings zu besetzen hatten, fanden ihre Führer und gingen von der Defensive zur Offensive über. Man griff die königliche Gewalt nicht direct sondern indirect an, indem man der Bureaukratie den Krieg erklärte, welche bisher fast ausschließlich die Herrschaft im Lande besessen und als Herrin des Landes mit der königlichen Gewalt gekämpft hatte. Von nun an schloß sie immer stärkere und stärkere Bündnisse mit der Regierung gegen die Bauern. Jeder Sieg, den diese gewann, war ja factisch auch ein Sieg über die königliche Gewalt.

In Schweden verstand man (bis auf einige Ausnahmen) davon gar nichts. Man glaubte allgemein, daß Norwegen erobert, und daß dem Lande durch schwedischen Edelmuth eine theilweise Freiheit eingeräumt worden war. Man glaubte, es stünde in Schwedens Macht, dieselbe zurückzunehmen, falls die Norweger keine „snälla barn" (guten Kinder) wären. Man fand den „Bråk" (Lärm), den die Norweger machten, sehr ungeziemend und oft bewunderte man sich selbst öffentlich, daß man gegen die Norweger nichts unternahm. Man wußte wenig oder nichts davon, daß Karl Johann im Jahre 1814 genöthigt worden war, alle Eroberungsgelüste aufzugeben, daß er gerade zu einer Zeit Frieden schließen mußte, als der Kampf im Ernst beginnen sollte; denn der Ausfall desselben war keineswegs gesichert, und es war Gefahr vorhanden, daß England hätte interveniren wollen.

Nach Karl Johann kam dessen einziger Sohn, Oskar I., auf den Thron. Seine Handlungsweise war der seines Vaters diametral entgegengesetzt, aber seine Politik war insofern dieselbe, als es damals allgemein hieß, daß die Norweger nur Vertrauen fassen könnten, wenn man ihnen gewährte, was ihnen mit Fug und Recht zukam; und hätten sie erst Vertrauen gewonnen, so würden sie im Laufe der Zeit selbst dazu gelangen, einen näheren Anschluß zu wünschen.

Hätte die Bernadotte'sche Politik diesen Weg sogleich betreten, so hätte sie gefährlich werden können; denn vor 1830 war der reactionäre Geist in Europa nicht ohne Einfluß auf den Beamtenstand, welcher damals alle Gewalt besaß, und unsere Verhältnisse waren in vieler Beziehung kümmerlich.

Jetzt dagegen bezweckten Entgegenkommen und Nachgiebigkeit, daß unser Selbstgefühl als Volk gekräftigt wurde. Da aber kein äußerlicher Kampf dies zu Tage förderte, glaubten viele der leitenden Männer, welche den König und seinen Sohn umgaben, daß wir in der Stille einem näheren Anschlusse entgegenreiften.

Wenn nun unsere Freiheit dessenungeachtet mehrere der Formen entbehrt, welche die Freiheit Englands und der Schweiz bereits besitzt, so verdanken wir dies — neben der Zeit, die es kostet, um sich nach mehrhundertjährigem Vergessen in den Forderungen und Formen der Freiheit einzuüben — dem Umstande, daß wir keine Regierung gehabt haben, welche mit dem Volke genügend zusammengearbeitet hätte. Es wäre auch unbillig gewesen, dies zu beanspruchen; denn ein fremdes Königsgeschlecht, das überdies in einem fremden Lande wohnt, kann sich nicht unsere Lebensbedingungen aneignen, oder unsere Lebensaufgabe in einer Arbeit vor sich sehen, die einer Freiheit gilt, welche an Ziel und Mittel moralischer ist, als selbst die englische und schweizerische.

*) Der berühmte norwegische Dichter übersendet uns diesen Artikel, mit dessen Tendenz wir zwar nicht durchweg einverstanden sein können, welcher aber als actuelles Stimmungsbild ein hohes Interesse beanspruchen darf. D. R.

Eine neue Strömung durch unsere Literatur und durch unser politisches und sociales Leben verheißt indeß, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo auch die Städte sich innig an die nationale Wiedererweckung der Landbevölkerung anschließen werden, und dann spielen die Hindernisse keine hervorragende Rolle; sie werden dann zu Bedingungen. Man sagt lange genug, die Macht des Storthings werde zu groß, und man müsse ihr entgegenarbeiten und sie dämpfen; .... wenn dies die naturgemäße Entwicklung ist, nun, so muß sie dem Systeme angepaßt werden, aber das System darf die Entwicklung nicht aufhalten. Hierzu kommt noch etwas: die Vereinigung mit Schweden. Der Vereinigung zu Liebe haben wir früher immer bedächtig über alle Schwierigkeiten, welche uns der Unionskönig (unzweifelhaft in gutem Glauben) auf unserem Wege bereitet, hinwegzukommen getrachtet.

Das norwegische Volk hat momentan ohne Zweifel mehr Bedingungen für ein wahres, kräftiges Leben in Freiheit, als irgend ein anderes germanisches Volk Europas. Die Geschichte Norwegens liefert die Gründe hierfür.

Die Entwicklung der individuellen Freiheit in dem Leben der Vikinger bewirkte nicht die Unterdrückung Anderer in der Heimat, weil Berge und Fjorde den einen Schwarm von dem anderen trennten, und der in seinen Rechten Gekränkte wegziehen und sich einen neuen Platz in dem großen, menschenleeren Lande urbar machen konnte. Das Königthum, das schließlich die zerstreuten Schaaren sammelte, konnte unter diesen Verhältnissen nur in dem Grade zur Macht gelangen, in dem der König durch seine eigene Persönlichkeit einen Einfluß ausübte.

Aber das Gefühl der Unabhängigkeit des Volkes nahm unwillkürlich Partei für den König, als der unvermeidliche Kampf zwischen ihm und den großen Geschlechtern, zwischen ihm und den Kirchenfürsten auch zu uns kam. Er wurde hier entschieden, wie in keinem anderen germanischen Lande; sie wurden vollständig zermalmt.

Die Vereinigung mit Dänemark machte hierin keine Aenderung; die Bauern saßen als Grundherren auf ihren Gütern; sie sanken allerdings bis zu Gemeindegliedern herab, sie hatten viel von der schlechten Leitung zu erdulden; aber sie bekamen keinen neuen Stand neben sich, und die Ländereien wurden eher zwischen Mehrere vertheilt, als von Einzelnen gesammelt. Die Städte waren klein und arm, eine Bureaukratie, die keine Stütze an einem Hofe fand, fand auch keine in den Städten. Sie wurde auch keine selbstständige Macht, wenn sie auch nicht das Leben des Volkes lebte, das sie kaum verstand.

Als die Welt nach den großen religiösen Kämpfen wieder aufathmete und die nördlichen Länder anfingen an der Aufklärungs- und Freiheitsarbeit der großen Culturländer Theil zu nehmen, bewirkten die Lage Norwegens und sein Handel (mit Nutzholz und Fischen), daß die Norweger gegen Westen strebten, nach England, Holland und Frankreich, während Dänemark sich nach Deutschland zu wandte. Deshalb waren es Norweger, welche (durch Holberg und die norwegische Dichterschule) freie Gedanken durch die Kritik des Bestehenden in der gemeinschaftlichen Literatur einführten. Durch die französische Revolution kam Dänemark in eine romantisch-nationale Bewegung, die wie in Deutschland eine große Literatur gebar; die Norweger kamen durch sie mitten in eine reelle Freiheitsarbeit hinein.

Die erbärmliche Politik des dänischen Königs trug dazu bei, daß Norwegen unabhängig wurde und den günstigen Augenblick benutzte, um sich eine freie Constitution zu geben. Der nächste politische Fortschritt war (nach der Vereinigung mit Schweden), das bischen neuen Adel, den der dänische König einzuführen versucht hatte, der aber nicht richtig Wurzel fassen wollte, wieder abzuschaffen. Dies geschah gegen den Willen der königlichen Gewalt (durch § 79 der norwegischen Verfassung). Ein weiterer Fortschritt war die Einführung einer geordneten Gemeindeautonomie, wodurch nach und nach alle Macht in die Hände der Bauern kam.

In solcher Weise sehen wir die Freiheits- und Gleichheitsbedingungen, welche von Anfang an in den Verhältnissen lagen, nach dem Sinken der großen Geschlechter und des Kirchenadels noch weiter geschärft, neue Nahrung aus dem abgesonderten Bauernleben während der Dänenherrschaft, aus der Verbindung mit dem Westen, aus der freien Constitution, sowie aus dem Kampfe mit der Bureaukratie ziehen, welch letztere sich aus der Gemeinde, wo die Bauern die ersten Machthaber wurden, nach und nach in das Storthing hineinzog, wo sie später die Macht ebenfalls den Bauern überlassen mußte. Die Bauern sind im Storthing in der Mehrheit; zwei Bauern sind Präsidenten.

Hier finden sich also fast einzig dastehende Bedingungen für eine sicher begründete Freiheit, denn hier gibt es keinen — oder fast keinen — auf alten Geschlechtern oder schlechten Traditionen basirenden Standesunterschied; hier haben wir ein schlichtes, kaltblütiges Volk, dessen Bauern an der Seite ihrer Häusler arbeiten, dessen Städtebewohner ihrem Berufe leben. Wir haben keinen Hof und keine jeunesse dorée.

Es war die Zeit der Nationalitätenvereinigungen herangekommen; die schleswig'sche Frage drohte und erzielte, daß die Leiter im Norden glaubten, auch die Völker des Nordens müßten sich vereinigen.

Als Oskars Sohn, Karl XV., den Thron bestieg, wollte er auf das Ziel losstürmen; man machte Vorschläge, welche direct oder indirect eine nähere politische Vereinigung beabsichtigten, aber ein Vorschlag nach dem anderen wurde vom Storthing — zum großen Erstaunen des Königs und seiner Umgebung — verworfen. Auch das schwedische Volk konnte dies nicht verstehen, was ein vorübergehend gespanntes Verhältniß veranlaßte.

Ohne mich in Details einzulassen, will ich erwähnen, daß die große Mehrzahl der Norweger mit besorgtem Herzen sah, es könnten noch immer Vorschläge, die ihre Selbstständigkeit als Volk bedrohten, bei dem Storthing eingebracht werden, daß es also damit kein Ende nahm. Man wollte verhindern, daß der König fernerhin eine norwegische Regierung finden konnte, welche derartige Vorschläge zu machen bereit war. Bisher waren (den amerikanischen Verhältnissen entsprechend) die Minister von der Theilnahme an den Verhandlungen des Storthings ausgeschlossen; jetzt wollte man sie im Storthing haben, um auf diesem Wege ihrer Herr zu werden, d. h. eine parlamentarische Leitung zu bekommen. Hätten wir einmal das erreicht, so wären die Norweger Herren in Norwegen.

Es war dem jetzigen Könige, Oskar II. vorbehalten, diesen Kampf aufzunehmen. Viermal nach vier verschiedenen Neuwahlen (und das letzte Mal mit 94 Stimmen von 113) beschloß das Storthing die Theilnahme der Minister an den Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlung; viermal sagte der König Nein und das letzte Mal fügte er hinzu, in Verfassungsangelegenheiten hätte er ein absolutes Veto (in Gesetzangelegenheiten hat er wie bekannt nur ein suspensives). Das Storthing antwortete, er habe nach der Verfassung durchaus kein Veto in Verfassungsangelegenheiten; wenn man ihm diesen Storthingsbeschluß vorgelegt habe, so sei dies nicht geschehen, um seine Sanction dafür zu erhalten, sondern nur, um loyal in Uebereinstimmung mit dem Könige des Landes zu handeln. Auch jetzt noch wollte man geduldig den Zeitpunkt abwarten, bis der König mit dem Volke einer Meinung wäre; aber als er ein absolutes Veto über die Verfassung beanspruchen wollte, mußte das Storthing handeln. Demnach erklärte es, sein Beschluß betreffs der Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings sei ein Theil der Verfassung.

Die Herausforderung war beantwortet, der Krieg erklärt.

Das Storthing verfügt über viele und entscheidende Gewaltmittel für seinen Sieg; aber es wartet mit ihrer Anwendung, denn es will, das Volk möge zuerst sprechen, und die Wahlen fallen in das Jahr 1882. Dessenungeachtet konnte es einige Vorpostengefechte nicht vermeiden. So z. B. ließ der König, wie erwähnt, den Kronprinzen (welcher damals während der Abwesenheit des Königs dem Namen nach die Regierung übernommen hatte) einen ersten Versuch anstellen, um der Krone in Budgetangelegenheiten das Sanctionsrecht zu erwerben. Den Norwegern sollte ein Blick in die Verhältnisse zeigen, daß der

unternommene Schritt mehr als ein bloßer Einfall war, es war ein Dynastieprincip, das auch von dem Nächsten des Thrones hochgehalten werden sollte. Das Storthing hat seinerseits dem Kronprinzen eine Erhöhung der Apanage verweigert, wartet aber bis nach den Wahlen, um dann die neue Streitfrage zu behandeln.

Das ist der äußere Umriß des Kampfes. — Aber jetzt, wo die Schweden mit immer steigendem Interesse und Mitgefühl unseren Kampf zu beobachten angefangen haben (in diesem Augenblicke haben wir über die Hälfte des schwedischen Volkes auf unserer Seite), jetzt werden sie auch gewiß allmählich dahinterkommen, wie die gehobene Stimmung in Schweden jedesmal gegen uns benutzt worden ist, um einen Druck auf uns auszuüben.

Eine beliebte Redensart ist folgende: „Die Vereinigung kann nicht bestehen, ohne daß beide Theile etwas von ihrer Selbstständigkeit opfern." Nach zwei Richtungen hin ist dieselbe grundfalsch; denn sie ist zuerst in sich selbst unwahr, indem diese beiden freien Völker eine Vereinigung gerade gesucht haben, um ihre beiderseitige Selbstständigkeit zu befestigen und zu vermehren; dann ist sie unwahr in der Praxis, indem Schweden nie das Geringste geopfert hat; Norwegen dagegen hat weder vollständige Verantwortung noch vollständige Autonomie, so lang unser König in Schweden wohnt und die diplomatischen Beziehungen dem Auslande gegenüber von Schweden unterhalten werden. Mehr noch als das: Es ist außer allem Zweifel, daß wir vermöge unserer historischen Bedingungen, die allmählich in die Nationalfähigkeit übergegangen sind, zu einer rascheren politischen und socialen Freiheitsentwicklung als die Schweden emporsprossen, und daß die Vereinigung in ihrer gegenwärtigen Form ein Hemmschuh ist.

Unsere Reactionären bewundern die Vereinigung in ihrer jetzigen Form, um sie eben zu dem zu machen, was sie wollen, zu einer Art Oberhaus, ja sie nennen sie sogar die Rettung des norwegischen Volkes.

Aber eben deshalb wird sich auch einmal die nationale, freisinnige Partei (der anderen an Talent, Willen und Zahl bedeutend überlegen) um das Programm sammeln: „Die Vereinigung muß eine andere Form erhalten." Ich wiederhole, daß dies noch nicht der Fall ist; vorläufig gibt es nur Tausende, die das wünschen, was nur Hunderte vor einigen Jahren gewünscht haben; und sollte die Regierung plötzlich nachgeben, so würde die Bewegung noch langsamer vor sich gehen.

Dies ist jedenfalls meine Anschauung von den Verhältnissen, welche bereits so Viele theilen, daß ich voraussetze, daß sie früher oder später die Anschauung der Mehrheit werden wird.

Ich schulde noch, hinzuzufügen, daß unsere Reaction dies einen Volksrausch nennt, der durch „Agitatoren", worunter ich der eine bin, hervorgerufen wurde. Deshalb ist es mir wohl auch erlaubt, zu antworten, daß sich meine Agitation darauf beschränkt, zu sprechen und zu schreiben, wie ich hier gethan; ich habe mich nie um eine öffentliche Stelle beworben, einerlei ob groß oder klein, ebensowenig wie darum, Volksvertreter in der Gemeinde oder im Staate zu werden. Daß mir aber die Bernadotte'sche Politik gegenüber der norwegischen Freiheit nicht zusagt, das ist wahr, und darauf beschränkt sich auch der Haß aller anderen „Agitatoren"; ich kenne jeden Einzelnen von ihnen und kann deshalb dafür einstehen. Die Leute, welche man so nennt, sind moderate, gutmüthige Männer, und die große Landbevölkerung, welche namentlich der Träger der Freiheitsentwicklung Norwegens ist, ist die besonnenste, ruhigste Volksmajorität der Welt; ich bin viel gereist und habe viel gelesen und weiß deshalb hierüber zu sprechen. Wahrlich keine „Agitatoren" reißen Norwegens Bauern mit sich!

Von „Volksrausch" und „Agitatoren" bei diesem Volke zu sprechen, ist eine solche Unwahrheit, daß sie für einen Ausländer vollkommen unbegreiflich sein würde, und für die Betreffenden selbst könnte sie dereinst verhängnißvoll werden.

Ueber den „Diamantenherzog".

Von Otto Bohlmann.

Soeben veröffentlicht Carl Braun-Wiesbaden eine Schrift über den vielgenannten Herzog Carl von Braunschweig. Ob es opportun ist, den Schatten des sogenannten „Diamantenherzogs" jetzt noch einmal dem deutschen Volke als „Prinzenspiegel" vorzuführen — die Frage ist nicht ganz unberechtigt. Die Lectüre erregt, wenn man von der anschaulichen Lebendigkeit der Darstellung absieht, inhaltlich ein ähnliches Gefühl, wie etwa Schillers Drama „Kabale und Liebe", oder auch Lessings „Emilia Galotti". Es werden darin Zustände und Verirrungen behandelt, die dem heutigen Bewußtsein denn doch glücklicherweise etwas fremd und fern geworden sind. Selbst gegen die poetische Glaubwürdigkeit der Verwickelung in Freytags „verlorener Handschrift", die einen deutschen Fürsten auf der Jagd in Versuchung zeigt, den Ehegatten einer vorübergehend angebeteten Frau niederzuschießen, sträubt sich innerlich entschieden Empfindung und Zeitbewußtsein des Lesers. Aehnlich zieht der Lebenslauf des 1830 aus seinem Lande geflüchteten Herzogs Carl von Braunschweig wie ein bereits verschollener Traum an uns vorüber.

Es war am Weihnachtstage 1873, als ich, von Bern aus zur Schlichtung der über den Nachlaß des Herzogs Carl ausgebrochenen Streitigkeiten nach Genf berufen, mit den Stadtpräsidenten le Royer und Turrettini beschloß, einen großen Theil der brieflichen Hinterlassenschaft dem Feuer zu übergeben. Wir saßen im Rathhause vor dem flackernden Kamine und hielten ein unbarmherziges, aber auch Manchem, der mit dem Herzoge in Correspondenz gestanden, vielleicht sehr wohlthätiges Autodafé. Nur diejenigen Schriftstücke haben wir conservirt, welche denen, die sie betreffen, Ehre machen konnten; freilich auch einige Curiositäten. Zu den letzteren gehörte vor allen Dingen der auf der Festung Ham von Louis Napoleon unterzeichnete Allianzvertrag mit dem Herzog Carl, ein Schutz- und Trutzbündniß beider Prätendenten für den Fall, daß der eine oder andere von ihnen noch den Thron, einerseits Frankreichs, andererseits Braunschweigs, besteigen sollte. Auf Seidenpergament geschrieben, wurde seiner Zeit dieser Vertrag Carls späterem Testamentsexecutor Smith zu Ham in den Rockkragen genäht, und so verwahrt von ihm seinem Herzoge nach England gebracht.

Ich möchte jedoch dem Braun'schen Buche gegenüber, gerade weil ich von den staatsrechtlichen und persönlichen Beziehungen Braunschweigs und seiner Herzöge einigen genaueren Einblick zu gewinnen Gelegenheit gehabt, einige Punkte hervorheben, welche das Rechtsbewußtsein, den Unberechenbarkeiten des Verstorbenen gegenüber, wieder versöhnen. Die Nachlaßregulirung ergab nicht nur zur Evidenz, daß der blinde Haß, welchen Herzog Carl gegen seinen nach ihm zur Regierung gelangten Bruder gehegt, vollständig unbegründet war, sondern daß das ganze Benehmen des Herzogs Wilhelm sowohl während des Exils seines Bruders, wie bei der Ordnung des Nachlasses selbst, das Gepräge der besonnensten Correctheit trug. Sehr gegen meinen und der Stadt Genf Willen sind einige ältere Briefe des Herzogs Wilhelm an seinen landflüchtig gewordenen Bruder, wahrscheinlich aus Abschriften, welche Carl längst vor seinem Tode zu Publicationszwecken bestimmt hatte, neuerdings, wie ich höre, in einem englischen Journale abgedruckt worden. Die Originalien zeigten vor Allem die völlige Albernheit der Beschuldigung, als ob Herzog Wilhelm seiner Zeit ein Mitwisser der Veranstaltung des Putsches von 1830 gewesen sei. Herzog Wilhelm, von Preußen aufgefordert, hat auf Grund einer schriftlichen Vollmacht seines Bruders die Zügel der Regierung ergriffen, und erst als die Rückkehr des letzteren nach seinem Lande sich als dauernd unmöglich erwies, und ein feiger und unbedeutender Unwürdiger von Carl zum anderweiten Bevollmächtigten ernannt worden war, mit Zustimmung der Landesvertretung, der Agnaten, und des Deutschen Bundes in eignem Namen weiter regiert. Es verdient das Wort bekannt zu werden, welches Herzog Wilhelm

*

von Braunschweig in einer Audienz am 8. April 1874, als ich ihm den Dank aller Betheiligten für den von ihm eingenommenen Standpunkt aussprach, freimüthig zu mir äußerte: „Ich habe mich, so lange mein Bruder lebte, immer nur als dessen Stellvertreter angesehen."

Diese Gesinnung enthält vielleicht eines der Motive für die Thatsache, daß seit 1830 bis zum Tode des Herzogs Carl zwischen Hannover und Braunschweig keinerlei Vertrag über die Succession abgeschlossen worden ist. Herzog Wilhelm nahm selbst seinem schwerverirrten Bruder gegenüber Anstand, der rechtmäßigen Entwickelung aller sich hieran knüpfenden Fragen vorzugreifen. Dieser ganze Zug von objectiver Gesetzmäßigkeit, der die Regierungsperiode Herzog Wilhelms kennzeichnet, und die stete Achtung vor dem Votum der Landesvertretung, welche noch in allerneuester Zeit zu dem nach jeder Richtung respectablen Regentschaftsgesetz für den Erledigungsfall des Thrones geführt hat, findet in dieser bewußten hochherzigen Selbstbeschränkung des Herzogs Wilhelm seine psychologische Wurzel. In dieser Beziehung ist dem Braun'schen Buche ein sehr wesentlicher Umstand nachzutragen. Der aus dem „Journal de Genève" entnommene Wortlaut des zwischen den Bevollmächtigten des Herzogs Wilhelm Staatsminister Dr. Campe und Wirklichen Geheimen Rath Dr. Trieps einerseits und mir als Bevollmächtigten der Stadt Genf andererseits abgeschlossenen Auseinandersetzungs-Vertrages ist zwar richtig; aber er ist mehr als ein bloßer Receß unter den Parteien geworden: er ist von der braunschweigischen Landesvertretung genehmigt und dadurch auch landesgesetzlich verpflichtend geworden.

Diese wohlthuende Correctheit des Verfahrens auf deutscher Seite trat noch in einigen prägnanten Situationen hervor.

Als der Herzog Carl 1830 sein Land verlor, nahm er etwa zwölfhunderttausend Thaler in Werthpapieren mit sich. Und siehe! Die über das von ihm zu Hause zurückgelassene Vermögen eingesetzte Curatel hatte in treuer Umsicht aus diesen im Inlande verbliebenen Beständen bei seinem Tode fast genau dieselbe Summe herausgewirthschaftet, welche Herzog Carl vierzig Jahre vorher ins Ausland mitgenommen. Der ausgleichenden Gerechtigkeit war Genüge geleistet, wenn Herzog Wilhelm an das im Auslande erworbene Vermögen keinen Anspruch erhob, und jene aus den inländischen Relicten Carls zusammengesparte Summe zur Ausgleichung aller derjenigen Ansprüche verwendete, welche diesseits noch gegen Carl geltend gemacht werden konnten. Im Uebrigen wurde die Testamentsfähigkeit des Verstorbenen dem Genfer Recht gemäß anerkannt, obwohl Carl in Braunschweig als Verschwender unter Curatel gestellt worden war, und Herzog Wilhelm cedirte sogar für den Fall der entgegengesetzten Entscheidung dieser Rechtsfrage als Bruder und alleiniger nächster Verwandter seine Intestaterbrechte an die eingesetzte Testamentserbin, d. h. an die Stadt Genf. Man faßte also schließlich in Braunschweig jene Agnatencuratel nur als Vermögensinterdiction und zwar auch nur als innerhalb des Landes Braunschweig geltend auf, und fügte sich hierin dem Pariser Erkenntnisse vom 16. Januar 1836, dessen Veranlassung und Prämissen Braun ausführlich mitgetheilt hat. Es entsprach diese bei der Erbregulirung maßgebende Anschauung auch dem Bundesbeschlusse vom 30. Juni 1831, in welchem Carl wegen der „Perversität seines Willens" nur für regierungsunfähig, nicht für handlungsunfähig erklärt worden war, und in welchem bekanntlich die Anerkennung der ersten agnatischen Anordnungen von der Majorität des Bundes nicht formell ausgesprochen wurde.

Uebrigens ergab die Nachlaßregulirung in Genf noch eine Ehrenrettung des Herzogs Carl nach zwei Richtungen hin, welche ich der neuesten Behandlung des „Diamantenherzogs" doch nachzutragen nicht unterlassen möchte. Die obenerwähnten Fonds, welche Carl 1830 ins Ausland geborgen, waren nicht fremde Gelder in dem Sinne, wie dies vielfach behauptet wird, und wie es lange als ausgemachte Sache gegolten hat. Jene circa 1,200,000 Thaler bestanden größtentheils aus einem Fideicommißkapital, über welches Carl sich allein mit seinem Bruder auseinanderzusetzen hatte, dessen Restitutionspflicht, als Fälligkeit verstanden, aber erst durch den Thronwechsel selbst bedingt und mit herbeigeführt wurde. Es war dies also eine einfach obligatorisch erwachsene Schuld, aes alienum in einem völlig erlaubten Sinne.

Der weitaus geringere Theil allerdings bestand aus öffentlichen Fonds, welche nach dem Tode des Herzogs ebenfalls zur Restitution und Ausgleichung mit dem Landtage gekommen sind. Diese waren in ihrer Qualification als „fremdes Gut" hinwiederum mitabhängig von der Domanialfrage, und enthielten in dieser Beziehung ungelöstes Miteigenthum zwischen Krone und Land. Für denjenigen Restbetrag, welcher dann schließlich als Landeseigenthum zurückbleiben würde, reichten die von Carl zurückgelassenen Gegenwerthe mehr als aus.

Noch günstiger stand es mit dem Besitz der berühmten Onyxvase. Carl war nutzbarer Eigenthümer des sogenannten Bevern'schen Fideicommisses (welches mit der Thronfolgefrage nicht zusammenfällt), und als solcher bis an seinen Tod wohlberechtigter Besitzer des sogenannten „Mantuanischen Gefäßes". Als solcher war er vollbefugt, eines Tages dasselbe, wie geschehen, aus dem Braunschweigischen Museum gegen Quittung abholen zu lassen, und dasselbe bis an seinen Tod in Gewahrsam zu halten. Die Stadt Genf war dagegen zur Restitution dieses Onyxgefäßes nicht etwa erst durch den abgeschlossenen Auseinandersetzungs-Receß mit dem Herzog und Lande Braunschweig, sondern schon als Erbin deshalb verpflichtet, weil die Vase als Fideicommißgut gar nicht eigentlich zum Nachlaß gehörte, — eine auch für die Folgezeit schwerwiegende rechtliche Thatsache, die vielleicht bei späterem Wechsel des Fideicommißinhabers das Onyxgefäß nach — Weimar führen dürfte. Herzog Carl hat sich nur sein Leben lang an der allgemeinen Annahme schadenfroh geweidet, daß die Onyxvase bei dem Schloßbrande von 1830 zu Grunde gegangen sei. Um so sorgfältiger hütete er dieselbe in einer dreifach umschlossenen Sammetkapsel und — schwieg.

Diese Sachlage ist betreffs beider vorerörterten Punkte sowohl in dem obenerwähnten Vertrage, wie durch das zustimmende Votum der braunschweigischen Landesvertretung allseitig zur Anerkennung gekommen.

So hat das Maßhalten und die selbstlose Behandlung der Sache seitens der Parteien über dem Grabe des Herzogs Carl schließlich nach allen Richtungen einen Frieden herbeigeführt, der bei seinen Lebzeiten und nach seinem Testamente unmöglich geschienen hatte. Wer diesen Dingen nahe gestanden, hat das lebendige geschichtliche Walten einer objectiv ausgleichenden Gerechtigkeit lebhaft empfunden, welches durch alle unberechtigten subjectiven Velleitäten mit Geistestritt hindurchschreitet und von Innen heraus über sie Herr wird.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die künftige weitaus größere Rechtsangelegenheit der Successionsfrage in Braunschweig dereinst in gleichem Sinne zur Erledigung gelangen.

Literatur und Kunst.

Die materialistischen Tendenzen der heutigen Zeit.

Zur Orientirung über einige brennende Zeitfragen.

Die Klage über materialistische Tendenzen ist bekanntlich keineswegs neu, denn sie geht bis ins Alterthum zurück; ob sie für unsere Zeit vorzugsweise berechtigt sei, mag vorläufig dahingestellt bleiben: in einem Punkt kann indeß diese Frage wohl bejaht werden, in dem nämlich, daß — so unbedingt schon im Alterthum, namentlich von Leucipp und Demokrit, und in neuerer Zeit von den französischen Encyklopädisten der theoretische Materialismus als wissenschaftliches Princip behauptet wurde — doch früher nie mit solcher Entschiedenheit praktische Consequenzen daraus gezogen und in alle Gebiete des öffentlichen

Lebens übertragen wurden als in neuester Zeit. Wirksame Mittel zur Abhülfe dagegen zu finden ist schwer; Prohibitivmaßregeln berühren niemals die Quellen solcher Zeitströmungen, sondern dienen nur dazu, der Strömung durch künstliche Eindämmung eine größere Intensität zu verleihen. Ein nachhaltiger Erfolg ist hier lediglich durch ein Zurückgehen auf jene Quellen, d. h. durch eine Kritik des dem Materialismus zu Grunde liegenden Princips zu erwarten; eine Kritik freilich, die sich nicht auf die Hörsäle der Universitäten beschränkt oder in dickleibigen Werken ihre gelehrten Argumente aufstapelt, sondern die sich an den gesunden Sinn und das populäre Verständniß des großen Publicums wendet.

Die folgenden Bemerkungen mögen als ein derartiger Versuch betrachtet werden.

Als Gegensatz zum „Materialismus" wird gewöhnlich — auch von Männern der Wissenschaft — der Idealismus genannt; wir werden aber sehen, daß diese beiden Begriffe gar keinen correcten Gegensatz bilden, weil die entgegengesetzten Momente einander nicht coordinirt sind. Vorläufig indeß wollen wir ihn acceptiren, da er sich einmal, wie so manche andere irrthümliche Vorstellung, in die Sprache eingebürgert hat. Die Thatsache nun, daß sich dieser Gegensatz früher fast ausschließlich auf das Gebiet der Theorie, namentlich auf das der Philosophie beschränkte, während er heute durch seine eminent praktischen Consequenzen eine sehr concrete Bedeutung gewonnen hat, führt naturgemäß zu der Frage, worin der Grund dieser Erscheinung zu suchen sei. Wohin man blicken mag, in der Politik wie in der Wissenschaft, im socialen Leben wie in der Kunst, ja selbst in der Religion lassen sich die principiellen Differenzen, wenn sie auch verschiedene Namen annehmen, auf diesen allgemeinen Gegensatz der materialistischen und idealistischen Weltanschauung zurückführen, der so gleichsam die philosophische Essenz aller Sondergegensätze in der geistigen Entwicklung des modernen Zeitbewußtseins bildet.

Hier muß nun vor Allem dem Vorurtheil entgegengetreten werden, als ob dies Auseinandertreten in Gegensätze, diese Spaltung des continuirlichen Flusses der Entwicklung in divergirende Strömungen an sich ein ungesunder Zustand sei, der überwunden werden müsse; im Gegentheil: im Wesen aller Entwicklung als solcher liegt die Nothwendigkeit solchen Auseinandertretens, und es wäre durchaus einseitig, diese Nothwendigkeit nur als ein unvermeidliches Uebel anzusehen, das etwa aus der Beschränktheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur zu erklären wäre. Vielmehr ist solch' Auseinandertreten in Gegensätze in durchaus positivem Sinn die wahrhaft substanzielle Form aller organischen Entwicklung, und zwar nicht nur im Bereich des natürlichen, sondern auch in dem des geistigen Lebens. Der Versuch z. B., den Begriff des „Menschen" als eines einfachen gegensatzlosen Wesens mit den dieses Wesen bestimmenden Eigenschaften zu definiren, führt zu einem leeren Abstractum, das nicht nur nirgends und niemals in concreter Weise existirt hat, sondern das in der That gar nicht existenzfähig ist. Die Natur spaltet sofort diesen allgemeinen, abstracten und darum leeren Begriff „Mensch" in den concreten Gegensatz von Mann und Weib, und zwar in so consequenter Weise, daß das, was dort (beim Manne) in formaler Beziehung primär und positiv und deshalb charakteristisch ist, hier (beim Weibe) als secundär und negativ erscheint und umgekehrt; weiterhin aber gründet sie gerade auf die Versöhnung dieses Gegensatzes (nicht Aufhebung desselben) in der Ehe die Bedingung der geistigen und körperlichen Fortpflanzung, d. h. die Lebensentwicklung der Gattung „Mensch". Selbst in der unorganischen Natur finden wir das Gesetz beobachtet, daß Kraftentfaltung, d. h. Lebensentwicklung, nur durch das Auseinandertreten in gegensätzliche Formen möglich ist, mögen dieselben nun in der Form von Basis und Säure, von positiver und negativer Elektricität oder wie sonst sich offenbaren. Verschwindet der Gegensatz, indem die entgegengesetzten Momente einander neutralisiren, so hört auch die Kraftentfaltung, d. h. das Leben, auf.

Der Gegensatz als solcher ist mithin eine Grundbedingung aller Lebensentwicklung; daraus aber folgt, daß beide Glieder desselben nicht nur gleichberechtigt, sondern auch gleich nothwendig sind; es wäre also ebenso falsch wie einseitig, wenn man nur das eine der beiden gegensätzlichen Momente als alleiniges Lebensprincip aufstellen und das andere entweder gänzlich ignoriren oder doch als nur secundär, d. h. als durch das andere bedingt behaupten wollte. Eine Bedingtheit des einen durch das andere ist allerdings vorhanden, aber sie ist eine gegenseitige zwischen Gleichberechtigten. Nun ist aber leicht zu zeigen, daß sowohl der Materialismus als auch der Idealismus schon in ihrem ersten Grundsatz eben jenen logischen Fehler enthalten, daß sie nur eins von zwei einander entgegengesetzten und in dieser Entgegensetzung coordinirten Momenten zum alleinigen Lebensprincip erheben und das andere, ebenso nothwendige, entweder geradezu negiren oder doch als nur einseitig bedingt sich vorstellen. Was den Materialismus betrifft, so ist er, indem er „die Materie" als höchstes und alleiniges Lebensprincip — unter Eliminirung jeder ideellen Zweckursache — aufstellt, sich der darin liegenden Einseitigkeit so sehr bewußt, daß er in dieser Einseitigkeit sogar einen Beweis für die Wahrheit seiner Theorie finden zu können glaubt, indem er ihr den volltönenden Titel des „Monismus" gibt und diesen als die einzig wahre Form aller echten Philosophie behauptet. Hieraus folgt für ihn von selbst, daß nur die materialistische Philosophie die echte und jede andere, als dualistisch, zu verwerfen sei. Was es mit jenem angeblichen „Monismus" auf sich habe, wird sich später zeigen.

Erkennt man einmal die positive Nothwendigkeit des Auseinandertretens in gegensätzliche Formen für jedwede Art von organischer Lebenswicklung an, so kann es sich für das Weitere nur noch darum handeln, die Grenze der Berechtigung und damit den wahren Inhalt der Glieder des Gegensatzes zu bestimmen. Es ist nur eine Folge der selbstsuchtsvollen Einseitigkeit der menschlichen Natur, wenn sich irgendwo die Neigung zeigt, an sich berechtigte Gegensätze ins Extrem zu treiben und dadurch zu verfälschen. Der berechtigte Gegensatz drängt, wie wir oben an dem Beispiel der Ehe von Mann und Weib sahen, stets zur Versöhnung, während der ins Extrem überspannte, d. h. ein solcher, dessen Glieder einander absolut ausschließen, zum unversöhnlichen Widerspruch sich verhärtet. Dieser Unterschied des berechtigten (concreten) Gegensatzes von dem unberechtigten, ins Extrem überspannten (abstracten) Gegensatz ist von der allergrößten Wichtigkeit, weil er den einzigen Prüfstein für die Wahrheit des Inhalts darbietet; wem also ernstlich um die Wahrheit zu thun ist, der muß vor Allem auf eine Correctur der ins Extrem überspannten Gegensätze bedacht sein.

Gleich bei der uns zunächst berührenden Frage der materialistischen Tendenzen treffen wir auf solchen correcturbedürftigen Gegensatz: Materialismus und Idealismus. — In dieser Fassung ist derselbe nämlich ganz falsch, weil die beiden Glieder durchaus in keinem coordinirten Verhältniß stehen. Es bedarf nur einer kurzen Ueberlegung, um zu erkennen, daß zu Idealismus nicht „Materialismus" den correcten Gegensatz bildet, sondern Realismus, ebenso zu Materialismus nicht „Idealismus", sondern Spiritualismus. Es sind daher zwei Paare von Gegensätzen gegeben, wovon das eine, nämlich Idealismus und Realismus, einen berechtigten, das andere Spiritualismus und Materialismus, einen ins Extrem überspannten Gegensatz, d. h. einen Widerspruch bilden. Denn obgleich nicht nur im gewöhnlichen Leben und in der Tagespresse, sondern auch von Männern der Wissenschaft — namentlich von den zum Materialismus sich bekennenden — einerseits die Ausdrücke Materialismus und Realismus, andrerseits Idealismus und Spiritualismus fortwährend mit einander verwechselt und als gleichbedeutend angewendet werden, so waltet doch sowohl zwischen den ersteren wie zwischen den zweiten ein sehr wesentlicher Unterschied ob; und gerade das Verkennen oder auch absichtliche Ignoriren dieses Unterschiedes ist eine Hauptquelle der zahlreichen falschen und in praktischer Beziehung sehr bedenklichen Theorien, welche auf der Basis des angeblichen monistischen Princips der materialistischen Weltanschauung — mit Hülfe einer, sei es bewußten, sei es unbewußten Sophistik — construirt worden sind. Die

gesammte Lehre des modernen Socialismus z. B. beruht auf einer solchen, übrigens leicht nachweisbaren Scheinlogik.

Wir können uns hier selbstverständlich nicht auf eine erschöpfende Widerlegung dieser Theorien einlassen, sondern wollen uns damit begnügen, an einem Beispiel zu veranschaulichen, was es mit dem oben erwähnten Unterschiede auf sich hat. Wenn ich bemerke, daß „Realität" und „Idealität" sich wie Leib und Seele, „Materialität" und „Spiritualität" dagegen sich wie Körper und Geist verhalten, so wird der Leser aus dieser Parallelisirung schon erkennen, um was es sich hierbei handelt. Seele und Leib nämlich stehen in gegenseitiger Beziehung zu einander und bilden daher in ihrer Gegensätzlichkeit eine concrete Einheit: darin beruht ihre Wahrheit. Geist und Körper schlechthin dagegen sollen in ihrer Abstraction von einander etwas bedeuten; aber eben darum sind sowohl der Körper in dem Sinne eines entgeistigten Stoffs, wie der Geist im Sinne einer entmaterialisirten Kraft leere Abstractionen, die keinerlei concreter Vorstellung — und alle Wahrheit ist concret — entsprechen. In dem entseelten Leibe, wie wir vom Standpunkt des Organismus aus den „Körper" als geistlose Materie definiren können, ist jene Einheit, die das Leben bildet, vernichtet: er ist todt; aber ebenso wenig ist der abstracte, d. h. aus seiner Beziehung zum Leibe losgelöste Geist ein Lebendiges: er ist eine Kraft, der es zur Kraftentfaltung des Substrats mangelt, d. h. ebenfalls ein Widerspruch in sich selbst.

Es ist dies derselbe Widerspruch, der in jedem der beiden Glieder des ins Extrem überspannten Gegensatzes „Materialismus" und „Spiritualismus" obwaltet. Es muß, meine ich, jedem unbefangen und klar Denkenden einleuchtend sein, daß nur Idealität und Realität, d. h. Idee und Wirklichkeit — die ich oben mit Seele unb Leib parallelisirte — keinen solchen Widerspruch enthalten, da sie so innig mit einander verbunden sind, daß Eins ohne das Andere weder existiren noch in concreter Weise gedacht werden kann. In der That hat die „Idee" nur insofern eine Wahrheit, als sie realisirbar ist, aber auch die „Wirklichkeit" ist nur insofern wahr, als sie eine Idee zum Inhalt hat. Ein geistig oder körperlich verkrüppelter Mensch ist kein wahrer Mensch, weil die Idee des Menschen in ihm sich nicht realisirt, nämlich insoweit er verkrüppelt ist. Wird somit einerseits, durch Aufhebung jener organischen Einheit von Idee und Wirklichkeit, das Reale zur geistlosen Materie, d. h. zum unterschiedslosen unorganischen Stoff, so verflüchtigt sich andererseits die Idee durch solche Abstraction zum immateriellen Geist: beides Begriffe, die deshalb in sich widersprechend sind, weil ein unorganischer Stoff ebenso wenig vorstellbar ist wie ein ohne reales Substrat — von welcher Art dies sein mag — wirkender Geist.

Wenn nun die Materialisten und Spiritualisten (also nicht zu verwechseln mit Realisten und Idealisten) beiderseits solch abstractes Gedankending — jene nämlich die geistlose Materie, das „Atom", diese den immateriellen Geist — als alleiniges Princip alles realen Daseins, als Urgrund der Welt aufstellen, so verfallen sie damit gleicher Weise, wenn auch nach verschiedenen Richtungen hin, in den Grundirrthum einer Construction a priori, der, weil er auf der Verkennung der Grundbedingung aller organischen Lebensentwicklung, nämlich auf der Nothwendigkeit des coordinirten Gegensatzes, beruht, zu nichts führen kann als zu einem abstracten Theoretisiren, dem jede substanzielle Wahrheit fehlt. Hieraus ergibt sich auch die wirkliche Bedeutung jenes angeblichen „Monismus", als welchen sich sowohl der Materialismus wie der Spiritualismus betrachtet wissen wollen, nämlich nicht als Einheitlichkeit oder Einfachheit, sondern als bloße Einseitigkeit des Princips. Wenn überhaupt von einem wahren, d. h. mit wahrem Inhalt erfüllten Monismus die Rede sein darf, so kann er einzig und allein in der Erkenntniß der organischen Einheit von Idee und Wirklichkeit gefunden werden, d. h. er ist nur als Ideal-Realismus wahr.

Sehen wir uns nunmehr in den verschiedenen Sphären des geistigen Lebens nach einigen Beispielen für beide Formen des obenerwähnten Gegensatzes um, so finden wir zunächst in der politischen Sphäre als berechtigten Gegensatz die Formen des „Liberalismus" und des „Conservatismus", von denen ebensowohl der erstere ein conservatives, wie der zweite ein liberales Element enthalten muß, wenn sie nicht — durch Ueberspannung ins Extrem — jener zum destructiven Revolutionarismus, dieser zum stabilen Reactionarismus werden wollen. Der Punkt nämlich, den sie gemeinsam haben, ist das Princip der naturgemäßen Entwicklung — denn diese erstreben sie beide; nun aber ist einleuchtend, daß alle naturgemäße Entwicklung ebensowohl auf Erhaltung wie auf Veränderung ausgehen muß. Dies liegt schon im Begriff selbst: was sich entwickelt, bleibt zwar als Keim dasselbe Wesen, verändert sich aber in stetigem Wachsthum als Form. Verstände man also unter „Conserviren" die Erhaltung des Wesens in unveränderlicher Form — etwa wie todte Organismen in Spiritus conservirt werden —, so könnte dies eben nur durch ein Zurückdrängen der naturgemäßen Tendenz der Formveränderung geschehen; ein Zurückdrängen, das indeß, wie beispielsweise die kleinen Füße der Chinesinnen beweisen, lediglich zu einer Verkrüppelung der Form führen würde. Eine derartige reactionäre Fixirung ist daher ein ebenso großer Widerspruch gegen das Naturgesetz der Lebensentwicklung, wie die destructive Aufhebung des lebendigen Organismus selbst; ja sie setzt geradezu schon einen todten Organismus voraus. Ist aber irgend eine Form des staatlichen Organismus ihres lebensfähigen Keims überhaupt beraubt, d. h. todt, dann ist es ebenso vergeblich wie überflüssig, sie als Leiche conserviren zu wollen. Man sieht also, daß Liberalismus und Conservatismus, weit entfernt, einander zu widersprechen, vielmehr als berechtigte Gegensätze einander bedingen und ergänzen, und daß der Unterschied zwischen ihnen im Grunde nur darin beruht, daß der erstere bei dem gemeinsamen Princip der naturgemäßen Entwicklung den Accent auf das Moment der Entwicklung, der Conservatismus dagegen auf das Moment der Naturgemäßheit, d. h. auf die Identität des Keims zu legen sich verpflichtet fühlen; und zwar thun sie dies, weil der Liberalismus den Conservatismus im Verdacht reactionärer, dieser jenen im Verdacht destructiver Tendenzen hat. Wäre zwischen beiden hierüber eine Verständigung zu erzielen, so würde der Gegensatz zum großen Theil seine Schärfe verlieren.

Im wissenschaftlich-ästhetischen Gebiet tritt der Materialismus in der Form des Sensualismus, in der Sphäre der Kunst als Naturalismus, d. h. als ein ins Extrem überspannter Realismus auf. Uebrigens zeigt sich die Nothwendigkeit einer Correctur des unwahren Gegensatzes*) nirgends deutlicher als gerade im Gebiet der Kunst. Ihr Princip nämlich, die Schönheit, beruht ihrem eigentlichen Wesen nach eben in der vollkommenen Versöhnung von Idee und Wirklichkeit, so daß das echte Kunstwerk weder nach der Seite des ideellen Gehalts noch nach der der realen Gestaltung hin einen Ueberschuß zeigen darf, sondern beides in ihm in vollkommener gegenseitiger Durchdringung zur Anschauung gelangen muß. Wenn daher hier von (berechtigtem) „Idealismus" und „Realismus" die Rede sein darf, so bedeutet dieser Gegensatz nur, daß es in der Sphäre der Kunst hinsichtlich der Schönheit — gerade wie in der der Natur hinsichtlich des Lebens — eine Reihe von Entwicklungsstufen gibt, worin Aeußeres und Inneres, Form und ideeller Inhalt, an sich in einem verschiedenen Gewichtsverhältniß stehen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist z. B. die Plastik an sich eine idealistischere Darstellungsweise als die Malerei, weil die reine Form, welche die Plastik als Darstellungsmittel verwendet, an sich idealerer, oder wenn man will abstracterer Natur ist als die Farbe. Weiter aber besitzt, innerhalb des Gebiets der Malerei, die Historienmalerei eine idealistischere Bedeutung als das Thier- oder Fruchtstück; ja innerhalb derselben Zweiggattung wird solche Stufenfolge sich herausstellen müssen, wie z. B. in

*) Nämlich des Protestes gegen die willkürliche Verwechslung von Materialismus und Realismus einerseits, von Idealismus und Spiritualismus andrerseits; einer Verwechslung, deren sich z. B. Haeckel in seiner „Anthropogenie" und „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" fortwährend schuldig macht.

der Landschaftsmalerei, wo von der sogenannten „Stilisirten Landschaft", durch die „Stimmungs-" und „Effectlandschaft" bis zur bloßen „Schönen-Gegendmalerei" herab eine stetige Abnahme an Idealität und folglich eine stetige Zunahme an Realität der künstlerischen Wirkung unverkennbar ist. Es folgt aber hieraus, daß die künstlerische Darstellung nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist, solchem in der Natur der gegebenen Motive selbst begründeten Uebergewicht — sei es der Idee über die Wirklichkeit, sei es der letzteren über die erstere — durch eine dem entsprechend idealistischere oder aber realistischere Weise der Darstellung Rechnung zu tragen. Wird nun dies naturgemäße Verhältniß verschoben, d. h. ein an sich idealistisches Motiv zu realistisch oder umgekehrt ein realistisches zu idealistisch behandelt, oder wird jene berechtigte Weise des Darstellens ins Extrem getrieben, dann tritt, mit dem Widerspruch zwischen dem Inhalt des Motivs und der Form der Darstellung, jener unberechtigte Gegensatz auf, der auf der einen Seite den wahren Idealismus zum abstracten Spiritualismus, auf der andern den wahren Realismus zum ebenso abstracten Naturalismus überspannt. Es kann hierbei noch erwähnt werden, daß man in der Kunst auch mit Naturalismus jene einseitige, wesentlich materialistische Tendenz versteht, absichtlich solche Motive aufzusuchen, die das Gepräge der gemeinen Wirklichkeit an sich tragen und darum aller Idealität baar sind; namentlich besaßen die alten Holländer darin eine große Virtuosität, aber auch die moderne Kunst, besonders der Franzosen und leider auch neuerdings der Deutschen, läßt es daran nicht fehlen. Ebenso versteht man unter Spiritualismus in der Kunst die entgegengesetzte Tendenz, geflissentlich möglichst abstract-idealistische Motive aufzusuchen, die sich jenem Punkte nähern oder wohl auch darüber hinausgehen, wo alle Möglichkeit einer realen Anschaulichkeit aufhört.

Wie in der politischen und künstlerischen Sphäre, so macht sich auch in der religiösen jene unwahre Ueberspannung des berechtigten Gegensatzes ins Extrem geltend, und zwar sowohl in theoretischer wie in praktischer Beziehung; in theoretischer nämlich tritt der Spiritualismus als „Supranaturalismus", der Materialismus als „Rationalismus", in praktischer jener als „Ultramontanismus", dieser in verschiedenen Formen, als „Freie religiöse Gemeinde", „Lichtfreundschaft" u. s. w. auf. Nun liegt es aber auf der Hand, daß in einem Gebiete, welches an sich so wesentlich idealistischer und zwar subjectiv-idealistischer Natur ist, wie die Religion, eine Ueberspannung ins Extrem viel naturgemäßer nach der spiritualistischen als nach der materialistischen Seite hin erscheinen muß. Wenn die Philosophie seit länger als zweitausend Jahren sich mit den Versuchen abmüht, das Räthsel des Daseins durch die Erkenntniß eines höchsten Princips zu lösen, so bildet die Geschichte der Religionen dazu das nothwendige Seitenstück im Bereiche der Empfindung: das Problem ist im Grunde ganz dasselbe, nur daß hier, in der Religion, auf die Lösung des Problems in der Form des denkenden Erkennens überhaupt verzichtet und alle Wahrheit in die selbstgewisse Empfindung verlegt wird. Der religiöse Glaube hypostasirt die Lösung des Problems nur deshalb in ein Jenseits, weil er sie principiell als eine für die menschliche Vernunft überhaupt unerreichbare Aufgabe betrachtet. Für ihn beruht alle Ueberzeugung auf der unmittelbaren Selbstgewißheit der religiösen Empfindung, die Empfindung aber kann sich auf keinerlei Gründe oder Gegengründe, die etwas „erklären" sollen, einlassen. Im Gegentheil erscheint dem Glauben, auf Grund der dem menschlichen Erkennen als solchem nothwendig anhaftenden Beschränktheit, jedes auf bloße Thatsachen der Erfahrung oder auf logische Vernunftschlüsse fußende Theoretisiren von vorn herein als ein untergeordneter Standpunkt, der nicht einmal zur Gewißheit, geschweige denn zur Wahrheit führen könne, während ihm, dem Glauben, gerade „das Unbegreifliche" — wie Goethe sagt — unzweifelhaftes „Ereigniß", d. h. das wahrhaft Thatsächliche ist. Nichts kann daher thörichter sein, als vom Standpunkte der Religion aus, wie der Rationalismus es versucht, den Inhalt des Dogmas, etwa das „Wunder", auf „natürliche" Weise erklären zu wollen. — Wenn daher der consequente Rationalismus, wie das Beispiel des geistvollen David Strauß beweist, schließlich zur rein materialistischen Weltanschauung, d. h. zur Vernichtung aller Religion als solcher, führt, so ist dies nur eine ebenso logische Nothwendigkeit, wie die, daß der consequente Materialismus in der Naturwissenschaft, der die Seele in ihren Bewegungen auf rein mechanische Molecularbewegungen der Materie reduciren will, schließlich alle idealen Grundlagen menschlicher Lebensthätigkeit überhaupt vernichtet. Andererseits allerdings muß, wie der Materialismus in der Religion zum Unglauben, so der überspannte Spiritualismus nothwendig zum Spiritismus, zur Geisterklopferei, zur Gespenster-, Hexen- und Wundersucht, kurz zum Aberglauben führen. Blickt man indeß auf die Geschichte der geistigen Entwicklung der einzelnen Culturvölker zurück, so kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die letztere Gefahr einer Ueberspannung ins Extrem in stetiger Abnahme begriffen ist, daß dagegen die entgegengesetzte, nämlich die Versinkung in materialistische Weltanschauung, in demselben Verhältniß, ja vielleicht in gesteigertem Grade an Ausdehnung gewinnt. Max Schasler.

Ein neuer Roman von Alphonse Daudet.*)

Seit einigen Tagen liegt auf meinem Schreibtisch ein französisches Buch mit freundschaftlicher Widmung. Ich blättere in dem gelben Octavband, und vor mir steigen allerlei Gestalten und Bilder empor, die mich wie alte Bekannte gemahnen. Hier der bewegliche Provençale mit den funkelnden Augen und der charakteristischen Schulterbewegung eines Packträgers ... Er lacht, er schwadronnirt, er schönredner und oh! wie er lügen kann! Dann seine edle, stille Frau mit dem ernsten Blick und den gemessenen Worten, eine Pariserin! ... Und ihre Schwester Hortense mit ihrem leisen, trockenen Hüsteln und träumerisch verklärten Blick, einen Roman im Köpfchen und seine Lösung, den Tod, im Herzen ... Und der strenge, finstere Appellationsgerichtsrath Le Quesnoi, und Bompart, der Mann der ausschweifenden Phantasie, und der schöne Tambourinaïre Valmajour und seine

*) Numa Roumestan, Moeurs parisiennes, Paris, G. Charpentier 1881. Eine autorisirte Uebertragung ist noch vierzehn Tage vor der Buchausgabe des Originals bei Heinrich Minden in Dresden erschienen. Wer mit der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, Daudet zu übersetzen, vertraut ist, wird die durchgängige Treue und Flüssigkeit dieser Arbeit anerkennen müssen. Gleichwohl sind noch eine Anzahl Verstöße stehen geblieben. Für die fast immer unzutreffend verdeutschten Argot-Ausdrücke hätte der anonyme Uebersetzer noch mehr, als es geschehen, die meisterhafte Bearbeitung consultiren können, in welcher der Roman zuerst von der „Neuen freien Presse" veröffentlicht wurde. Auch die provençalischen Ausdrücke sind größtentheils falsch wiedergegeben. Die schmerzliche oder ärgerliche Interjection: „pécaïré", dessen tausend Bedeutungen Moritz Hartmann schalkhaft besungen hat, ist am besten mit „Ach!" oder „O weh!" oder einem Fluch, unter keinen Umständen aber mit „Einfaltspinsel!" zu verdeutschen. Die vielgebrauchten Ausdrücke: feux et vedette, welch ersterer, nebenbei gesagt, in dem sonst trefflichen Wörterbuch von Sachs-Villatte fehlt, sind einfach mit: „Tantièmen und sonstige Vergünstigungen" verdeutscht, aber sie heißen etwas präciser: Spielhonorar und fetter Druck vornan auf dem Theaterzettel. „L'en avant d'un porte-balle remontant sa bricole" ist ein technischer Ausdruck vom Billardspiel, nicht aber „der Aufstoß und Zurückprall eines Ladstockes" (!) und der einsame Valmajour läßt im Kellerraum seine Flötenvaritationen durchaus nicht „ähnlich dem schrillen, klagenden Rufen eines Heimchens" empor nach dem Trottoir ertönen, denn der nicht sehr poetische, aber treffende Vergleich: „pareilles aux stridentes notes plaintives d'un grillon de boulanger" erinnert an das klägliche Gestöhn der in ihren unterirdischen Ofenstuben den Teig knetenden Pariser Bäckergesellen. Endlich ist es schwer erklärlich, warum in der Uebersetzung der demokratisch rothe Führer der Opposition nicht Rougeot, wie ihn Daudet, charakteristisch genug, getauft hat, sondern Ritter heißt.

Schwester und der tiefblickende Badearzt und die Cocotte Bachellery mit ihrer Mutter und der Theaterdirector Cardillac und der Cafétier Malmus und Cabantus und Tante Portal und wie sie Alle heißen mögen ...

Ich bin ihnen früher schon einmal begegnet, aber wo?

Und jetzt besinne ich mich wieder. Es war in einer Pariser Winternacht. Wir saßen um den Kamin, darinnen ein paar Scheite loderten. Die Mitternachtsstunde nahte. Wir waren müde vom Plaudern und Hören. André Gill, der vor einigen Tagen wahnsinnig gewordene Caricaturenzeichner — ein schöner, schwarzlockiger Riese — hatte einen ausgelassenen Soloscherz im Argot des Lateinischen Viertels zum besten gegeben; der kleine, nervöse Massenet, der Stolz der neufranzösischen Musik, hatte ein halbes hundert Takte aus seiner jüngsten Oper auf dem Klavier gespielt und mit seiner heiseren Tenorstimme begleitet; Emile Zola, aufgeschwollen wie ein Pfau, hatte mit einigen Paradoxa über den Naturalismus die Zuhörerschaft verblüfft, und der elegante Gustave Droz, der Vater von „Monsieur, Madame et Bébé" hatte mich schon ein Dutzend Male gefragt, ob es schon Mitternacht sei, denn er trägt principiell keine Uhr. Aber noch immer konnte sich die Gesellschaft nicht losreißen — am wenigsten die ziemlich zahlreich versammelten Damen —, denn der Herr des Hauses sprach jetzt, und Alphonse Daudet ist ja der bezauberndste Plauderer von ganz Paris. Die blaue Gascognermütze auf der schwarzen Lockenmähne, den Kneifer ins rechte Auge geklemmt, ein sanftes Roth der Begeisterung auf dem schönen Gesichte, lehnte er am Kaminbord und erzählte mit seiner weichen, warmen, vibrirenden Stimme und dem leis an die provençalische Heimat erinnernden Accent von dem Romane, den er heute angefangen. Der Titel steht noch nicht fest. „Nord et Midi" oder „Les layettes" oder sonstwie. Es ist die Geschichte eines Prototyps des reichbegabten, aber charakterlosen miéjour, des französischen Südens, der den Norden erobert. Numa Roumestan — bei diesem charakteristischen Namen lächelte Zola verständnißinnig — wächst in der ultramontan-legitimischen Provence auf, kommt als Student nach Paris, spielt in den Kneipen des Quartier Latin die erste Rolle, erregt als redegewandter Advokat Sensation, heirathet eine Pariserin von reicher, angesehener Familie, wird Abgeordneter, dann Minister und schillert bald chamäleonhaft ins Bonapartistische und endlich ins Liberale hinüber. Dann seine ehelichen Leiden und Freuden! Er liebt seine Frau, eine kalte, tiefinnerliche, steife, feinfühlige Nordländerin, die personificirte Harmonie von Wort und That, ganz Vernunft und Rechtsgefühl. Er ist ihr untreu, und als sie es endeckt, ergreift sie es dergestalt, daß „l'aîné", den sie unterm Herzen trägt, getödtet wird. Numa verspricht alles Gute und hält sein Wort ziemlich lange. Doch abermals im Augenblicke nahen Mutterglückes entdeckt sie neuen Ehebruch. Nur mit Aufbietung ihrer ganzen Energie parirt sie diesmal den tödtlichen Streich. Sie verläßt den Unwürdigen, der in die Schlingen einer Operettensängerin gerathen; aber ihre sterbende Schwester versöhnt die beiden Ehegatten wieder, worauf die Taufe mit dem ganzen lärmvollen Aufgebot provençalischer Volksfreude gefeiert wird. Allein Rosalie Roumestan ist nicht das einzige Opfer eheherrlicher Verlogenheit. Die bereits erwähnte Schwester Hortense vergafft sich in einen Dorfmusikanten, dem Numa fürstliche Vorfahren angedichtet, compromittirt sich und stirbt an der Auszehrung, nachdem sie die ganze Lächerlichkeit des vermeintlich Geliebten erkannt hat. Unter den anderen zahllosen Opfern Roumestans befindet sich auch die Familie des Tambourintrommlers, die im festen Vertrauen auf Roumestans Versprechungen nach Paris kommt und ohne einen gelungenen Erpressungsversuch im Elend verkommen würde.

Und während der Dichter uns in bewegten Worten diese Gestalten vor die Seele zauberte, hing die ganze Gesellschaft wie berückt an seinem Munde und vergaß Stunde und Müdigkeit. Der große Emile Zola wurde immer kleiner und kleinlauter, Gustave Droz fragte nicht mehr nach der Uhr, die Damen — besonders die brünette Dichtersfrau und die schöne, schweigsame Madame Zola — blickten begeistert zu dem gefeierten Autor auf, und als dieser die Inhaltsangabe seines künftigen Meisterwerkes geendet, da erscholl ein warmer Beifall und mancher herzliche Glückwunsch.

Kein Wunder also, daß mich jetzt der neue Roman wie ein alter Freund anmuthet. Ich habe ihn entstehen und werden sehen, ihn sozusagen aus der Taufe gehoben, und komme jetzt nicht wenig in Verlegenheit, nun ich Alles öffentlich aussprechen soll, was ich von ihm denke. Aber Pathe ist ja nicht Vater ... also vorwärts!

Schon das Motto des Buches sagt uns, welchen Zweck der Verfasser mit seinem Werke verfolgt. „Zum zweitenmale haben die Lateiner Gallien erobert." Der Roman will uns an einem Beispiele zeigen, wieso und warum die lateinische Provence, nachdem sie vom gallischen Norden erobert, geknechtet und dem Namen nach von der Landkarte getilgt worden, heute ganz Frankreich friedlich unterjocht und in Politik, Literatur und Kunst die leitende Rolle übernimmt. Der Südfranzose ist ein virtuoser Streber, gewandt, findig, beredt, gewissenlos, begabt, und diesen Eigenschaften verdankt er seine praktische Superiorität über den schwerfälligeren Celten. Jahrelanger Studien nach vieltausend provençalischen Modellen bedurfte der Dichter, um seinen Titelhelden in vollendeter Individualität darzustellen. Er hat keine bestimmte Persönlichkeit servil copirt, und die unverzeihlicherweise auch von seinem deutschen Verleger als Reclame verwendete Annahme, daß Gambetta gemeint sei, entbehrt trotz einiger Analogien jeglicher Begründung. Roumestan gleicht nicht minder den verstorbenen Guizot, Thiers, Mirabeau, Barras, Siéyès, Cambacérès, Murat, Laffitte, Casimir Perrier, als den noch lebenden Numa Baragnon, Cazot und all den übrigen zahllosen Roturiers, die als obscure Südländer nach Paris kamen und zu plötzlicher Macht gelangten. Abgesehen davon, daß Daudet die geistreichen Fähigkeiten der Eroberer von Paris unterschätzt oder wenigstens nicht ins gehörige Licht gestellt, ist der Charakter des Provençalen in dem Titelhelden Numa Roumestan und seinen landsmännischen Kreaturen zum erschöpfenden Ausdruck gelangt. Es sind Männer mit „zweierlei Worten und zweierlei Gesichtern", Betrunkene von Geburt, ohne betrunken zu sein, denn die Rasse ist nüchtern. Ganz Außenseite, ohne inneres Leben, spielen sie mit den Worten, und fragen nicht nach ihrem Sinn, wenn sie nur volltönend und bestechend klingen. Dabei haben sie einen empörenden Egoismus. Numa sagt nie von einem Freunde: Ich liebe ihn; sondern: Er betet mich an und ginge für mich durchs Feuer. Meist ist die Beredtsamkeit stark entwickelt, aber blos leere Phrasendrescherei, hohle Rhetorik. Wenn Numa nicht spricht, denkt er nicht. Er denkt in Worten, oder die Worte rufen vielmehr den Gedanken hervor. Er sagt nie die Wahrheit, aber vermeint sie zu sagen. Er glaubt zuallererst an seine Lügen, aber er ist doch erstaunt, wenn man ihn beim Wort nehmen will. Der Provençale lebt, wie Bompart, in den abenteuerlichsten Erfindungen und Plänen, „ein aufgewachter Schläfer, der seine Träume spricht". Hat er ein vielliebendes Herz, wie Numa, so zeigt er eine ganz orientalische Verachtung des Weibes. Aber auch die Keuschheit und Frömmigkeit verhindert ihn nicht, schurkenhaft abgefeimt und geldgierig zu sein, wie das Rassenweib Audiberte beweist. Oder er liebt, wie Hortense, ein Geschöpf der Phantasie und stirbt, wenn es der Wirklichkeit nicht entspricht. Etwas Falsches, Undankbares, Komödiantenhaftes steckt in dem Besten unter ihnen. Numa verbirgt hinter seinem naiven, gutmüthigen Wesen eine grenzenlose Unverschämtheit und Brutalität. Dieser gefährliche Selbstbetrüger umschmeichelt seine Opfer und verstößt ruhig die Verführten. Wahrlich, wir begreifen die Sorge der jungen Mutter, die ihr Söhnchen, das durch Zufall geborener Provençale ist, mit den angstvollen Fragen ans Herz drückt: „Bist auch Du ein Südländer? Wirst auch Du Dein Lebenlang Dich und Andere betrügen und harmlose Herzen brechen, deren einziges Unrecht darin bestand, daß sie Dir glaubten und Dich liebten? Wirst auch Du unbeständig, leichtsinnig und grausam sein? Bist auch Du ein Roumestan?"

Es ist nicht das erstemal, daß Daudet seine engeren Landsleute charakterisirt. Ehemals, in den „Briefen aus meiner

Mühle" und besonders in dem prächtigen „Tartarin von Tarascon" machte er sich blos lustig über sie und ihre komischen Seiten. Jetzt setzt er die pessimistische Brille auf und malt sie Grau in Grau. In seinem ganzen Romane sind eigentlich nur Schurken oder Esel. Der strenge Le Quesnoi entpuppt sich am Ende als Ehebrecher, die edle Rosalie läßt sich zum zweitenmale durch Numas schöne Worte bestechen und Hortense ist mit ihrer überspannten Liebe eher lächerlich.

Zum Glück spielt ein guter Theil des Romans in der Provence, wodurch allein schon die ewige Schwarzseherei ausgeschlossen wird. Diese Kapitel sind sonnig, heiter, liebenswürdig. Gleich das erste, wo das ganze Departement seinem großen Roumestan in der Arena huldigt, ist ein unvergeßliches Bild voll warm pulsirenden Lebens, obgleich es ein wenig durch die handgreifliche Ironie des Dichters verdorben wird, der uns überdies hinterher „die Kehrseite eines großes Mannes" zeigt und beweist, daß der Abgott der Provence im Grunde ein verächtlicher Mensch ist. Daudet wirkt überhaupt in Ernst und Scherz immer durch die Antithese. Der Widerstreit von Wirklichkeit und Einbildung wird an diesen provençalischen Phantasie-Menschen fortwährend ad oculos demonstrirt. Der strenge, schroffe Appellationsrath Le Quesnoi, „der erste Richter von Frankreich", beugt sich in stummem Schuldbewußtsein vor seiner Tochter. Er zeigt uns den allmächtigen Minister willenlos in den Netzen einer Verlorenen oder die lebenslustige Alice zwischen den Todescandidaten eines Kurortes oder die Opfer von Numas Versprechungssucht, die im tiefsten Elend und nach der brutalsten Behandlung noch an ihn glauben. Diese Ironie des Contrastes, dem Daudet fortwährend nachgeht, läßt sich bis ins Kleinste verfolgen. Auch in den Charaktern. Da ist z. B. Bompart, eine der köstlichsten Typen des Dichters. Er wähnt sich in einem Palaste und wohnt doch nur in einer elenden Miethsstube oder gar auf dem Korridor; als man ihn aber einmal dort aufsuchen will, fingirt er eine Gasexplosion. Eine herrliche Figur ist auch der Badearzt, der als herzlos verschrien und doch herzkrank ist, der alle Gebreste seiner Patienten geerbt hat, der Todessehnsüchtige am Orte der Todesfürchtigen!

Noch ein Punkt verdient hervorgehoben zu werden: die Vermeidung alles Pikanten und Lüsternen. Gerade im heutigen Augenblicke, wo so mancher unserer besten Romandichter, ohne Zweifel durch Zola angeregt, in der Behandlung sexueller Verhältnisse ein Uebriges thut, kann der Autor des „Numa Roumestan" als Muster aufgestellt werden, wie man gewagte Situation in keuscher, aber nicht prüder Absichtslosigkeit berühren soll. Es fehlt hier nicht an sehr heiklen Dingen, aber wie fein, wie discret sind sie behandelt! Es sei nur an die beiden Entdeckungsscenen erinnert, wo Rosalie ihren Mann im tête-à-tête mit freigebigen Damen überrascht. Oder das wunderbare politico-erotische Kapitel: „Die Rede von Chambéry", dieses Meisterstück kaustischer Ironie. Und wie künstlerisch fein deutet das Ende des zweiten Kapitels an, daß Numa seine Zukünftige gleich bei der ersten Begegnung verführte! „Flamme und Sturm des Südens, ihr seid unwiderstehlich!" Doch wer nennt alle die zarten Züge, z. B. die feinfühligen Bemerkungen über die Musik in Paris und die entzückenden psychologischen Striche zu den Charakterbildern der Helden und den Silhouetten des Hintergrundes..? Und dann die Episoden! Scenen, von echt germanischem Humor durchleuchtet, wie diejenige im Ministerium oder die Abenteuer der Familie Valmajour in Paris oder der officielle Empfang am Neujahrstage, wobei Numa, der Komödiant von Geburt, der gratulirenden Deputation des Théâtre français — Komödianten von Beruf — zum Verwechseln ähnlich sieht. Oder die erschütternd tragischen Scenen, wie der Abschied vom Bad Arvillard oder der Tod von Hortense!..

Aber es gibt auch zu tadeln. Vor Allem fehlt die einheitliche, festgefugte Handlung. Der Roman ist schlecht construirt. Er ist eine Folge der meist köstlichsten Scenen, Genrebilder, Beschreibungen, Naturschilderungen, Porträts, ein entzückendes Nacheinander von hübschen Sächelchen und zierlichen Details. Das Bedenklichste ist, daß gerade jene etwas fragwürdige und unwahrscheinliche Liebe einer in Paris wohlerzogenen jungen Dame von Stand zu einem schönen, aber bäurischen Tambour und Pfeifer, der sie nicht wieder liebt, in den Mittelpunkt der Handlung rückt. Gerade das einzig interessante Problem des Dichters, wie ein gewissenloser Provençale das moderne Gallien erobert, wird ganz aus den Augen verloren. Ich bin sonst kein Freund von Haupt- und Staatsactionen, aber der Kampf zwischen Nord und Süd im Parlament, im Ministerrath, in der Presse und im socialen Leben der Hauptstadt wäre jedenfalls interessanter gewesen, als diese Backfischliebe. Auch die Schlußlosigkeit des Buches ist störend. Sobald Numa und Rosalie versöhnt sind, fällt der Vorhang, und wir erfahren nichts mehr über das Schicksal der Opfer Roumestans, von denen uns doch einige, wie die prächtig gezeichnete Familie Valmajour, werth oder doch interessant geworden sind. Auch die poetische Gerechtigkeit bleibt unbefriedigt, und man scheidet nicht mit befreitem Gefühle von diesem Buch. Roumestan, der im Grunde doch ein richtiger Schurke ist, bleibt nach wie vor Minister, Abgott der Provence, Gemahl einer trefflichen Frau und Vater eines gesunden Jungen,

„Et tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes."

Freilich, so will es eben der unverbesserliche Pessimismus des Dichters, die trostlose Schwarzseherei um jeden Preis, die ihm schon mehr als einen Roman verdorben hat. Beweis auch die traurige Auffassung der Ehe. Jene Scene z. B., wo Rosalie ihrem Mann erst dann verzeiht, als sie erfährt, daß auch ihr hochverehrter und inniggeliebter Vater schon kurz nach der Hochzeit die Ehe gebrochen habe, ist für unser deutsches Gefühl unsagbar peinlich. Und dann das chargirt pessimistische fabula docet: „Der Ehebruch des Mannes ist Frauenlos; betrüge mich oder ich betrüge Dich, heißt das erste Gebot der französischen Ehe." Ja, diese traurige Weisheit wird durch Verallgemeinerung noch schlimmer. Gewiß spricht die entrüstete Rosalie des Dichters geheimsten Gedanken und wohl auch die Grundidee des Buches aus, wenn sie in die Klage ausbricht: „Die Männer in Süd und Nord sind sich gleich; sie sind alle Betrüger und Meineidige!"

Auch in diesem Romane bekennt sich Daudet zu Zolas naturalistischer Schule. Er jagt fortwährend hinter dem sicht- und greifbaren Factum, nach Farben und Bildern her; doch wirkt bei ihm die von Zola zum Princip erhobene Vernachlässigung der Idee zu Gunsten der Anschauung, die Materialisirung der Natur, das reporterhafte Protokolliren ganz gleichgültiger Dinge und Details, denen im Leben gar keine solche Bedeutung innewohnt, darum nicht abstoßend, weil Alles in köstlicher, künstlerisch abgerundeter Form erscheint. Mag er auch rücksichtslos nach dem absolut Wirklichen streben, die Aeußerlichkeiten des Naturalismus nachahmen und z. B. Zolas Lieblingswort: la buée (Dampf, Brodem, Ausdünstung) ein Dutzend mal anwenden, so ist und bleibt er immer Poet. Der Mensch geht ihm nicht nur in Gesten, Stellungen und Worten auf. Wo er seine vornehm despectirliche Neugier und seine ironische Skepsis vergißt, da spüren wir den Pulsschlag eines mitleidigen, edlen und großen Herzens.

Endlich hat „Numa Roumestan" auch eine völkerpsychologische, eine politische Bedeutung, die ihn ausländischen und zumal deutschen Lehrern besonders interessant macht. Zum erstenmale sagt uns ein französischer Dichter, daß Frankreich von zweierlei Nationen bewohnt wird, die in Sprache, Sitte und Gefühl von einander verschieden wie Tag und Nacht sind. Trotz jahrhundertelanger Kämpfe ist es dem Norden noch immer nicht gelungen, jene Reichseinheit zu erzielen, welche dem Centralisationsmanne der Revolution als Ideal vorschwebte. Noch heute sprechen zwölf Millionen Franzosen nicht französisch, aber auch keinen Dialekt, sondern die Mutter- oder wenigstens die Schwestersprache der Langue d'oil. Noch mehr, zwischen diesen beiden Völkern, den Bewohnern des gallischen Nordens und denjenigen des occitanischen Südens herrscht eine tiefwurzelnde Antipathie, eine jahrhundertelange Abneigung, ja ein wahrer Rassenhaß. Die Franzosen wissen das wohl, aber sie reden niemals davon und gestatten keinem Ausländer, darüber zu schreiben. Ich selbst, der ich vor einigen Jahren in einigen Feuilletons die geradezu franzosenfresserischen Neigungen der neuprovençalischen Dichter,

wie sie in ihren Werken und im längeren persönlichen Verkehr mit mir zum Ausdruck gekommen, dem deutschen Publicum getreulich mitgetheilt habe, erfuhr sogleich, wie gefährlich es in Frankreich ist, in solchen Dingen die Wahrheit zu sagen. Meine Aufsätze wurden übersetzt, verhöhnt und angefeindet, und die Pariser Journale forderten den Capoulié der Avignoner Meistersinger, den genialen Frederi Mistral, peremptorisch auf, meine ihm in den Mund gelegten Auslassungen gegen Frankreich, die französische Sprache und die Republik Lügen zu strafen. Der Sänger der „Mireio", ein dichtender Numa Roumestan wie er im Buche steht, gab nach langem Zögern eine gewundene Erklärung ab, daß er ein guter Franzose sei, keinerlei Separationsgelüste hege und von mir gröblich mißverstanden worden; ja, auch Daudet nahm gegen mich Partei und stellte seinen Landsmann als das Opfer eines Irrthums hin. Nun tritt er drei Jahre später selbst mit diesem Buche auf, das den tiefen und unheilbaren Antagonismus zwischen Nord- und Südfrankreich muthig eingesteht! Der Pariser Dichter gibt also nachträglich dem deutschen Feuilletonisten Recht. Ich hätte mir keine glänzendere Satisfaction denken können als „Numa Roumestan".

Theophil Zolling.

Ein neuer Musenalmanach.*)

War mir's doch, als träte die Gegenwart zugleich mit dem vorigen Jahrhundert zu mir herein, da der Postbote diesmal — ich gehe selten leer aus — aus seiner Brieftasche die für mich bestimmten Sachen hervorgeholt und ich einen Blick hinein gethan hatte. Postkarten, Briefe, Streifbandsendungen und Zeitungen waren's, ach ja! noch voll von Wahlaufrufen, Ansprachen an conservative und liberale Wähler — gottlob! daß sie aufgehört haben, so nothwendig sie mögen gewesen sein — alle Beunruhigungen der gegenwärtigen Zeit in Anfragen, Anpreisungen, Anforderungen, Ermahnungen zu den verschiedenartigsten Pflichten, deren auch die stillste Häuslichkeit täglich dreimal sich versehen und nicht erwehren kann. Man seufzt mitunter, wenn des Erfreulichen und Erhebenden dabei so wenig ist. So that ich auch diesmal, nachdem ich das Nöthigste durchblättert und überblickt hatte und öffnete gleichgültig, doch halb neugierig ein kleines Packet, aus dem ich unter dicker Hülle ein Buch im zierlichsten Einband herausschälte. Ich las auf dem Umschlag: Musenalmanach. Ein altes verlorenes Zauberwort deutscher Poesie aus dem vorigen Jahrhundert, in das es mich auf einmal versetzte. Auf dem Titelblatt steht freilich: für 1882, aber mir war trotz aller Zeitungen, Wahlen, Unruhen der Gegenwart, als zauberte mich das Eine Wort hundert Jahre zurück, als hieße es: für 1782, und ich blickte träumend in seine Blätter. Freilich hatte ich einmal wieder in den letzten Tagen mehr in jener stillen Zeit gelebt als in der Unruhe des Tages. Unwohlsein fesselte mich ans Bett und ich las mit Behagen und wahrer Erbauung in Johann Georg Rists meisterhaft geschriebenen Lebenserinnerungen. Wie anders die Welt ohne Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, von denen der Verfasser auch nicht einmal die Ahnung der Möglichkeit hatte. Rist studirte vor fast hundert Jahren (1795) in Jena. Er erzählt von Goethe, dessen persönliche Bekanntschaft er weder dort noch in Weimar suchte: „Nichtsdestoweniger ward es mir so gut, Goethe öfter zu begegnen, wenn er in steifer Haltung auf der gefrornen Saale am „Paradiese" sich unter die Schlittschuhläufer mischte, unter denen seine gerade, starke Figur, die nicht aus dem Gleichgewichte des gravitätischen Schrittes kam, sein langer braunrother Ueberrock und sein dreieckiger Hut nebst dem steifen Zopfe, seltsam abstach ... Kam ich (im Professorenklub) dann bei Tisch ihm gegenüber zu sitzen, so weidete ich mich an den großen strahlenden Augen ..." „Schillers beständige Kränklichkeit und Zurückgezogenheit ließen mich seiner nicht einmal ansichtig werden." Dies waren die Gestalten, die — wir dürfen es sagen — vor hundert Jahren die deutsche Welt bewegten, jener Gravitätische mit den großen strahlenden Augen und dieser Kranke, der das Zimmer nicht verließ — bewegten bis auf den Grund des Herzens, des Denkens, Glaubens und Empfindens, nicht durch Wahlaufrufe oder Gesetzesvorschläge, sondern durch die Macht ihrer Dichtungen. Sie waren es nicht allein, die Klopstock, Lessing, Claudius, Voß, auch Kant, Fichte, Schelling gehören mit in das Kabinet, von denen vor hundert Jahren noch die Mehrzahl am Leben und thätig war.

Das war die Zeit des „Musenalmanachs", dem mehrere Generationen des jetzt lebenden Geschlechts nur noch als Antiquität begegnet sind, dessen jährliches Erscheinen damals in jeder gebildeten deutschen Familie ein Ereigniß war. Sein Inhalt wurde gekostet, genossen, geprüft und zu Herzen genommen.

Wie anders jetzt! Wer hat Zeit und Ruhe einen Band lyrischer Gedichte durchzulesen? Denn das ist etwas Anderes als ein Roman oder einige Hefte illustrirter Monatsblätter. — Zu welchem Zweck? da man kaum einen Kreis williger Zuhörer beim Vorlesen gewinnen würde, wenn's nichts zum Lachen oder zum Grauen gibt. Wer hat noch Sinn für die Feinheit der schönen Form in einer Zeit, da jeder ein Dichter genannt wird, der eine Novelle in Prosa zu schreiben vermag? Jedoch Klagen sind nutzlos, persönlich habe ich auch nicht einmal das Recht dazu. Und so öffnete ich denn die zierliche Gabe, und war in den nächsten Augenblicken durch die vollendet schön gebauten Octaven des Einleitungsgedichtes von Wilhelm Kunze den Tagesinteressen entrückt, selbst wenn er mit mir klagt:

„Nicht wie vor Zeiten steht im Volk der Dichter,
Heut sind die Schaaren, die ihm folgen, klein;
Er schaut in höhnisch lächelnde Gesichter,
Die nur erfreut des Goldes Glanz und Schein.
Doch Muth! Der Nebel weicht, einst wird es lichter,
Und ihn umfluthet goldner Sonnenschein.
— Wir wollen nicht verzweifeln und verzagen,
Mit frischem Muth uns an das Höchste wagen.

Noch ist aus Aller Herzen nicht geschwunden
Die Liebe zu dem hohen Ideal,
Noch gibt es Abertausend, die empfunden
Der Kunst und Schönheit hehren Gottesstrahl."

Damit wollen wir Poeten uns trösten, oder sonst mit Johannes Brahms sagen, wie er einst vor Jahren, als er noch nur von Wenigen anerkannt war, beim Besuch bei mir, als die Rede darauf kam, ausrief: Das Schöne muß gemacht werden, Punktum!

Fast ein halbes Hundert lebender deutscher Dichter und Dichterinnen sind in dem sauberen Bändchen von drittehalbhundert Seiten vertreten, und ich muß gestehen, daß man mehr als hundert Gedichte darin nach Form und Inhalt als musterhaft bezeichnen kann. Vater und Sohn Heinze in Dresden haben, eigne Produkte bescheidentlich fern haltend, mit Kennerblick eine Sammlung ausgewählt, die, mit einigen Ausnahmen, auch zur Zeit unserer klassischen Poesie unter Schillers und Goethes Augen Anerkennung würde gefunden haben. Namentlich scheinen sie Alles fern gehalten zu haben, was in der Form nicht vollendet ist, was dilettantisch, in Rhythmus und Reim im Geringsten mangelhaft. Mit Recht. Denn Vollendung im Handwerk ist die Vorbedingung aller Kunst. Vollendung in der Form ist gegenwärtig um so eher zu verlangen und um so eher zu erlangen, als sie seit hundert Jahren von den Altmeistern der Kunst in Mustern und Regeln dargelegt ist. Damals war das anders, damals galt es für Johann Heinrich Voß mit der deutschen Sprache zu ringen, um ihr den klassischen Hexameter für seine Uebersetzung des Homer anzupassen und es gab öffentliche langdauernde Controversen und Wettkämpfe zwischen ihm, Stolberg und Bürger allein über dieses Thema. Galt es hier dem Rhythmus, so für die lyrische Poesie der Strophe und dem

*) Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Originalpoesien, herausgegeben von Alfred und Paul Heinze. Dresden, Paul Heinzes Verlag.

Reim. Nicht einmal das Reimregister des Schriftdeutschen war ausgeprüft und festgelegt, wie es nun jeder Belesene im Ohr hat. Im Hainbunde der Boie, Hölty, Bürger war ein neugefundener klingender Reim eine Entdeckung, die man sich mittheilte. Noch erinnere ich mich lebhaft des Eindrucks, als ich von unserem Kieler Boie eine Anzahl Briefe Bürgers an seinen Vater zur Durchsicht erhielt und darin die erste Fassung seiner Lenore fand und dabei die spätere Lesart, von ihm mit hohem Selbstbewußtsein mitgetheilt. Man vergleiche — die Strophe ist mir im Gedächtniß geblieben:

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich,
Denn Wilhelms Bildniß prägte sich
Ins Herz ihr unvergeßlich —

mit der endgültigen Lesart:

Lenore fuhr ums Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?

Das war das Resultat einer Arbeit! Und da man sich seiner Arbeit rühmen darf, so sei hier einmal bemerkt, daß Rhythmus und Reimregister des Plattdeutschen, beide von der Schriftsprache abweichend, gänzlich unbearbeitet waren, als ich es unternahm in der Mundart zu dichten, oder wie mir einst Friedrich Hebbel schrieb: „Ihre Arbeit ist um so höher anzuschlagen, als Sie sich Ihr Instrument erst selbst schaffen," oder sagen wir lieber: selbst stimmen mußten. Den Nachfolgern wurde es leichter.

Es finden sich wahrhafte Meisterstücke formaler Vollendung in unserem Musenalmanach, z. B. „Die Weihe der Nacht" von Heinrich Zeise, wovon ich hier die letzte Strophe hersetze:

Schon spielt im Strauch der Morgenhauch,
Thau blitzt an allen Blättern,
Der Mond erbleicht, der Nebel weicht,
Die ersten Lerchen schmettern.
Und unterm Dach fängt allgemach
Die Schwalbe an zu singen,
Um Gruß und Dank im Jubelklang
Dem jungen Tag zu bringen.

Schön ist auch die kleine wehmuthgetränkte Gabe von Geibel, sind die Gedichte von Victor Blüthgen und die 24 Liebeslieder aus dem Spanischen übersetzt von Heinrich Oser, um Einiges zu nennen.

Fern gehalten haben die Herausgeber mit Recht das Tendenzwie das Lehrgedicht. Die Sprüche von Eduard von Bauernfeld, die den Reigen eröffnen, machen eine berechtigte Ausnahme, sie sind erfahrene, nicht ausgeklügelte Weisheit:

Sagst du zum schönen Augenblick: Verweile —
Du mahnst vergebens. Er hat Eile.

Oder:

Du stirbst. Was thut's? Ein Andrer wird geboren!
Unsterblich ist der Stoff, kein Stäubchen geht verloren." —
„Bleibt immer etwas. Zugegeben!
Mein Etwas aber bliebe gern am Leben."

Merkwürdig ist es, daß die einzige Ausnahme mit zwei Tendenzgedichten, worin die deutschen Dichter ermahnt werden, nicht ferner Liebeslieder zu singen, sondern das „Volk" zu leiten, und worin die Internationalen lebhaft zurechtgewiesen werden — eine Frau Agnes Kayser-Langerhanns macht (die Gedichte sind übrigens schwungvoll), um so auffallender an dieser Stelle, als unmittelbar nachher Gottfried Kinkel mit einem einfachen, herzlichen nachfolgt, worin er sehnsuchts- und wehmuthvoll seine alte Heimat am Rhein besingt.

Die Dichterinnen, acht an der Zahl, sind in unserem Almanach stark vertreten, Leserinnen mögen beurtheilen, wie weit mit Recht. Eine von ihnen, wahrscheinlich die schönste, jedenfalls die vornehmste, ziert mit ihrem Bildniß das elegante Buch. Es ist keine Geringere als Elisabeth Königin von Rumänien. Ihre Erscheinung unter uns niedriggeborenen Versmachern gibt uns den Muth zu glauben, daß trotz der materiellen Richtung unserer Zeit der Lorbeerkranz des Dichters doch wohl ein erstrebenswerther Schmuck sein muß, wenn eine Dame, welche die Königskrone trägt und von der Natur mit wahrhaft bezaubernder Schönheit ausgestattet ist, die Mühe nicht scheut ihn sich dazu zu erringen und sich ihn von den zweifelhaft schönen Händen des sogenannten Publicums aufsetzen zu lassen. Wir wollen daher nicht mit unnachsichtiger Kritik an ihr Gedicht „Der Reif" (Goldreif) gehen, das unter dem Namen Carmen Sylva hier mitgetheilt ist. Ein anderes, das Schicksal des unglücklichen Prinzen Louis Napoleon behandelnd, das ich anderwärts gelesen, war besser, ja vortrefflich. Mögen Schmeichler ihr fern und sie Kunst und Künstlern geneigt bleiben in dieser Zeit, wo Waffen- und anderer Lärm die Stimme der Dichtung laut übertönt!

Klaus Groth.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Theatern.

„Mascotte" (Der Glücksengel) von Audran, Text von Duru und Chirot.
„Kapitän Nicol." Komische Oper von Zeller, Text von West und Hirschel.

Die erstgenannte „Komische Operette" hat im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ein ‚tragisches" Schicksal erlitten, die zweite eine sehr günstige Aufnahme gefunden. „Mascotte" wurde vom Publicum abgewiesen, und obwohl die Polizei sich Mühe gab, für das Werk Interesse zu erwecken, indem sie die zweite Aufführung plötzlich untersagte und die Wiederaufnahme nur nach einer Purificirung des Textes gestattete, konnte sie es nicht retten. Dennoch hat diese „Mascotte" solche entschiedene Abweisung nicht verdient und hätte sie, wenn nicht manche Ungeschicktheiten in der Aufführung vorkamen, vielleicht nicht erfahren. Fern sei es von mir, diesen Text, der einen hübschen, fast edlen Grundgedanken total verdarb, auch nur im mindesten vertheidigen zu wollen. Hier möge nur festgestellt werden, daß das Publicum sich vor zehn Jahren ganz ebenso arge, wenn nicht ärgere Dinge hat gefallen lassen und dabei über die Maßen lachte und applaudirte. Ich werde nicht mit Juvenal'scher behaglicher Ausführlichkeit vorzählen, was in der „Schönen Helena", im „Pariser Leben" an Unsagbarkeiten geboten worden ist, ohne daß irgend welche Verwahrung zu Tage trat. Aber das Eine sei hier ins Gedächtniß gerufen, wie die „Gegenwart" nach der ersten Aufführung der „Fledermaus" dargelegt hat, daß die allerverlottertste Gesellschaft darin mit eleganter Verhöhnung alles Anstandes ihre Ansichten und „Empfindungen" singt — und daß diese Fledermaus 300 Vorstellungen erzielt hat. Also: entweder mußte das verehrte Publicum sich vor Jahren gegen die angeführten Stücke erklären, oder jetzt die „Mascotte" nicht auf dem Altar der Moral so heroisch schlachten. Allerdings, und wir betonen das, haben manche Fehler der Darstellung nicht wenig zu der Tragik beigetragen. Wir wollen, um diese Meinung zu begründen, nur den Grundgedanken des Stückes anführen: In einem kleinen italienischen Fürstenthum (höchst wahrscheinlich nach dem französischen Texte in einem Departement) herrscht der Glaube, daß gewisse tugendhafte Mädchen dem Hause, in dem sie weilen, Glück bringen. Ein Pächter, den großes und kleines Mißgeschick verfolgt, wendet sich an seinen reichen Bruder; dieser sendet ihm einigemal „frische Eier und gute Lehren", endlich eine Gänsehirtin mit einem Briefe: diese war bisher in seinem Hause gewesen, hatte ihm viel Glück gebracht, und nun er dessen genug genossen, soll diese „Mascotte" dem armen Bruder helfen. Nur dürfe sie sich nicht verlieben, sonst ginge der Zauber verloren. Was lag nun in der Durchführung dieses Gedankens näher, als die Wirkung, daß der arme Mann im Vertrauen auf diesen Glücksengel sich selber half, Thatkraft entwickelte, jede günstige Gelegenheit wahrnahm, und dabei immer an die „Mascotte" glaubte und daß diese zu einer Masse Verwicklungen Anlaß gab? Und wie ordinär und plump entwickelt sich die Handlung!

Allerdings behaupten wir, ohne das Original zu kennen, daß es ganz bestimmt nicht so ungeschickt rüpelig ist, wie die deutsche Bearbeitung, es wäre sonst unmöglich, daß jenes in Paris so sehr gefiel, und daß Personen, deren Anstandsgefühl so empfindlich ist, als irgend Eines, uns versichern konnten, sie hätten sich dabei ganz gut unterhalten. Die Musik hat uns öfters überrascht durch ihre zwar ordinäre aber ungeschminkte Frische und durch eine gewisse natürliche Geschicklichkeit der Instrumentation. Der Componist besitzt nach unserer Ueberzeugung Talent für die Gattung; wie lange die Gattung selbst in der jetzigen Gestalt noch Lebenskraft bewähren wird, das ist eine andere Frage. Noch kommen jährlich so und so viele tausende Fremde mit voller Tasche nach Paris, die sich nur amüsiren und daher jede Neuigkeit sehen wollen; noch kann dort eine Operette wie die „Mascotte", besonders wenn die Darstellerinnen aller Rollen hübsch und gewandt sind, vierzig Mal bei vollem Hause geben werden, bevor die eigentlichen Pariser ihr entscheidendes Votum abgegeben haben, nach welchem entweder die vierzigste Vorstellung die Reihe beschließt, oder noch 150 folgen; aber wer will bestimmen, wie sich die Mode noch drehen wird? Bestimmt ist Eines: daß in Deutschland nicht etwa sittlichere Anschauungen die Oberhand gewonnen haben, die mußten sich in anderer Weise kundgeben, sondern Uebersättigung eingetreten ist, und daß die Darsteller, denen von jeher die französische Leichtigkeit gefehlt hat, nach und nach allen Maßstab für die Grenze verloren haben, welche die Romanen immer im Auge behalten; diese springen oft darüber, sind aber auch im Nu mit graziösem Schwunge wieder zurück im richtigen Kreise. Das werden die Unseren nie lernen (hie und da gelingt es den Wienern), darum sollten sie denn auch die Akrobatenstückchen lassen, die eben das nicht Anständige noch unangenehm plump erscheinen machen, und sich so viel als möglich an solche Werke halten, wie der „Kapitän Nicol".

Diese Operette, komische Oper benannt (auf dem Zettel, sie ist es aber nicht), gibt den besten Beweis, was ein Mann von Talent und sehr gutem Geschmack aus einem an und für sich unbedeutenden, aber freundlich lustigen, nie unanständigen Texte machen kann; und wie selbst ein an so überreizende Kost gewohntes Publicum, wie das der Friedrich-Wilhelmstadt sich freuen mag, wenn es einmal herzlich lachen kann, ohne sich hinterdrein schämen zu müssen. Kapitän „Nicol" hieß ursprünglich die „Carbonari". Die Handlung spielt in Ravello bei Neapel im Jahre 1821, als noch Schweizer in päpstlichen und neapolitanischen Diensten standen. Einige unnütze Burschen wollen Carbonari spielen; unter ihnen Bruto der Koch des Grafen Ruffoli. Die Tochter dieses Cavaliers soll einen Herzog Gamba heirathen, liebt aber den armen und nicht adeligen Kapitän Nicol, den Commandanten der in Ravello garnisonirenden Schweizercompagnie. Die Carbonari zwingen dem Grafen Ruffoli einen Eid ab, daß er seine Tochter einem Verschwörer Nadaciu vereheliche, der eigentlich gar nicht vorhanden ist, aber von der Polizei gesucht wird, auf dessen Gefangennahme ein Preis von 1000 Ducaten gesetzt ist. Nun gibt es Verwechslungen; bald hält man den Gamba, bald den Capitän Nicol für den gesuchten Verschwörer, der nie zum Vorschein kommt. Die Scenen sind ganz unbeschreiblich lose zusammengefügt, ohne irgend welchen entdeckbaren Faden, aber sie sind lustig und komisch. Ein besonders glücklicher Gedanke war es, das Leben der einstigen Schweizer Soldaten in carikirter aber höchst wirksamer Weise vorzuführen, ihre Gemüthlichkeit und Kameradschaft unter einander ohne jegliche Disciplin, ihre Pflichttreue einerseits und Vorliebe für alle italienischen guten Sachen anderseits, ihr Enthusiasmus, als sie bei strenger Haussuchung nach dem Verschwörer einen großen Schweizerkäse finden, die Rührung, als sie jodeln hören u. s. w. Auch die Carbonariaffen sind ergötzlich geschildert. Und so übersieht man den Mangel an Zusammenhang und amüsirt sich bei den Einzelheiten. Die Musik enthält viele Dutzendwaare, aber auch manche recht anmuthige Nummern, und einige, zu denen man dem Componisten gratuliren darf. Zu den anmuthigen rechnen wir das „agrumi"-Couplet der Zanetta, das Quartett und das ganze Finale des ersten Actes, die Emmenthaler Käse-Elegie, im zweiten Acte die Arie der Zanetta, und die der Gräfin im dritten. Zu den besonders hervorzuhebenden rechnen wir das Duettino im zweiten Acte, ein Kabinetstück in Erfindung und feinster Arbeit der Instrumentation, und das Gitana-Liedchen. Der Componist hat entschieden gute Meister studirt, das beweist die Haltung mancher seiner Melodien und die wirklich originelle, feine und wirksame Behandlung des Orchesters. Hätte er die kleineren drastischen Couplets weggelassen, die hart an die Posse streifen, allerdings beim Publicum großen Beifall fanden, so könnten wir seinen „Kapitän" als gute komische Oper bezeichnen, in ihrer jetzigen Gestalt dürfen wir sie nur den Operetten zurechnen; aber wir wiederholen es mit Vergnügen, es ist das Werk eines Mannes von Talent und Geschmack, und wir hoffen, er wird uns bald wieder Gelegenheit geben, ihm Lob zu spenden. Von dieser Aufführung kann man nur Gutes sagen, die Damen Erdösy (Kapitän Nicol), Hoffmann (Zanetta) und Kroner waren vorzüglich. Die Erstere besitzt eine umfangreiche kräftige, sehr reine und gut geschulte Stimme und spielte mit Grazie und Anstand. Fräulein Hoffmann ist eine anmuthige lustige Soubrette und singt recht nett, auch Fräulein Kroner (Perdita) ist eine sehr gewandte Sängerin. Die Herren Swoboda (Gamba), Wellhoff (Brutto), Binder (Ruffolli) thaten ihr Bestes, Herr Pauli war ein sehr ergötzlicher Schweizer-Lieutenant. Das Publicum bewies sich als sehr günstig gestimmt und zollte öftern und lebhaften Beifall; hoffen wir, daß die Gunst eine dauernde sein wird.

Aus dem Wuste von Concerten, von welchem die auf dem Klaviere die Mehrzahl bilden, können wir mit gutem Gewissen eines als besonders erwähnenswerth hervorheben: das des Pianisten Reisenauer. Dieser junge (kaum 20jährige) Künstler hat lange Liszts Unterricht genossen und wurde dann vom deutschen Gesandten in Rom, Herrn von Keudell, einem ausgezeichneten Musikkenner und Dilettanten, in eine Art von philosophisch-musikalische Lehre genommen. Vom Großmeister Liszt stammt seine Rhythmik und Tonfärbung, von Herrn von Keudells Unterweisung das fast zu akademische Maßhalten. Wenn ein so junger Mann das Rondo A-moll von Mozart und den Carneval von Schumann so spielt, daß die Kenner als die Hauptbeifallsspender hervortreten, so will dies heutzutage viel bedeuten. Und wenn der junge Mann in der kundgegebenen Weise sich weiter entwickelt, wird er eine sehr ehrenvolle Stellung in der Kunstwelt einnehmen. H. Ehrlich.

Die Patricierin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß.

(Victoria-Theater.)

Ein junger Poet, welcher, bezeichnend genug, unter dem Namen eines „müden Mannes" debütirte, zuerst in Byron'scher Maske überspannt weltschmerzliche Geschichten erzählte und dann ein an Makart und Hamerling erinnerndes Epos: „Messalina" veröffentlichte, Richard Voß aus Berchtesgaden hat sich nun auch als Dramatiker in Berlin vorgestellt. Sein fünfactiges Römerdrama: „Die Patricierin", dem beim Frankfurter Preisausschreiben die Auszeichnung widerfuhr, zur Aufführung empfohlen zu werden, vermochte aber weder hier, noch auf provinzialen Bühnen einen rechten Erfolg zu erringen. Die Ursache, weil das Stück episch, nicht aber dramatisch oder auch nur theatralisch angelegt und ausgeführt ist, mußte anläßlich seiner Aufführung im Victoria-Theater jedem halbwegs Einsichtigen klar werden.

Wäre der alte Dumas im Recht mit seiner Behauptung, der Inhalt eines guten Theaterstückes müsse in einem einzigen Satz erzählt werden können, so würde „Die Patricierin" ein Musterwerk sein. Spartakus, einer der am meisten dramatisch todtgeschlagenen Märtyrer, erkennt im Augenblicke, da er den Aufstand seiner Collegen aus der Capuaner Fechtschule anführt, in der schönen Frau des Prätors Crassus, Metella, jene „Vestalin", die ihm einst im Circus seinen Bruder im Kampfe zu tödten befahl, schenkt ihr das Leben, verliebt sich sogar in sie und stürzt sich in den Schlachtentod, als er entdeckt, daß sie aus Eifersucht ihre griechische Zofe Hero, die er geliebt und verrathen, ohne großen Proceß vergiftet hat. Leider verzettelt sich aber diese lobenswerth einfache Handlung in tausend Episoden. Richard Voß, dessen Gestaltungskraft durchaus für seine poetische Begabung spricht, erscheint auch in diesem Stücke als „müder Mann". Es ist nicht Jugendliches, Frisches und Keckes in der „Patricierin", wohl aber viel anempfundenes Pathos, viel künstliche Leidenschaft, viel conventionelle Reminiscenz. Bengalisches Licht vermag weder die Handlung noch die Figuren zu durchwärmen. Es fehlt überdies die tragische Nothwendigkeit und also auch die tragische Stimmung. Man interessirt sich weder für die abscheuliche Römerin und ihr weniger unverstandenes, als unverständiges Herz, noch für die lang-

weilige sentimentale Zofe, die aus dem Sehnen und Seufzen nicht herauskommt, noch für den jämmerlichen Spartakus, der, gleich Buridans bekanntem grauen Freund, zwischen zwei Weibern schmachtet, die er eine nach der anderen verräth, um sich am Ende aus Liebesschmerz von Crassus schlagen und erschlagen zu lassen. Aus Cicero macht aber Voß nicht nur einen charakterlosen Streber und Maulheld, was er wohl ein wenig gewesen ist, sondern einen bloßen Spaßmacher. Ein lächelnder Sybarit, erheitert er den dritten Aufzug, hält sogar eine ergreifend sein sollende Rede gegen das verkommene Rom und lacht mit cynischer Offenheit diejenigen aus, die ihn ernst nehmen. Diese mit Harfenbegleitung ausgeführte fünfzehnte Philippika soll den rhodischen Stil nachahmen, aber ich brauche nicht erst zu versichern, daß das „berühmte Muster" sehr schlecht erreicht ist. Wohl fehlen nicht die charakteristischen Parenthesen, das falsche Pathos, die rhetorischen Mittelchen, das Wortgeklingel, die Advokatenkniffe, der kunstvolle Periodenbau der ciceronianischen Rhetorik, aber warum hat Voß nicht auch des Redegewaltigen Witz, Anmuth und hinreißenden Schwung imitirt? Ja, warum! Der „lederne Kikero" des Studentenliedes wurde hier zu einer verfehlten Figur, welcher jede historische oder auch nur anekdotische Wahrheit abgeht. Die Lokalfarbe ist überhaupt nicht getroffen. All diese edlen Römer sind zwar mit den echtesten lateinischen Namen begabt, aber in ihrem Denken und Fühlen durchaus moderne Menschen, die Byron, Hebbel und Wilbrandt auswendig können, auch etwas im Schopenhauer geblättert haben und namentlich die „Scherben, gesammelt von einem müden Manne", ganz genau kennen.

Auch die Form ist nicht eben gelungen. Der Verfasser entwickelt einen lobenswerthen Eifer, alles Interesse aus dem Stoff und den Charakteren abzuleiten und nur Anschauung, Bild, Individualität, nicht Verallgemeinerung, Betrachtung, Philosophie zu bieten. Fein säuberlich geht er aller undramatischen Lyrik aus dem Wege, aber dafür malt sich jeder blitzschnelle Einfall, jede leiseste Empfindung in Worten aus, die nur selten epigrammatisch treffen, sondern sich gern in kritischer Breite ergehen. Daher wird die bombastische Diction, die ohnehin blos scandirte Prosa ist, noch mehr zerpflückt und zerhackt. Die Vossischen Jamben lassen sich ebenso schwer sprechen als lesen und machen das Stück, das hinwieder manches fast geniale Detail enthält, noch unerquicklicher.

Wäre es auch nur, um einem wirklichen Dichter gezeigt zu haben, daß der Schwerpunkt seines Talentes auf dramatischem Gebiete nicht liegt, so gebührte schon dem Victoriatheater ein Dank für die würdige Aufführung dieser Novität. Die dort zusammenwirkenden Kräfte sind so ansehnlich, daß es schwer begreiflich ist, warum sich die Direction ihr schönes Ensemble durch reisende Virtuosen verderben läßt. Nachdem uns schon Frau Ellmenreich und Herr Siegwart Friedmann heimgesucht, gastirte kürzlich im Victoriatheater Herr Ernst Possart, der wie ein Vortragsmeister perorirt und die fehlende Inspiration durch schlau erklügelte Männchen und Mätzchen ersetzt; jetzt ist an Frau Clara Ziegler die Reihe. Diese von der gütigen Mutter Natur verschwenderisch ausgestattete Dame zeigt nun allabendlich ihre genialsten Stellungen, ihre interessanteste Lungenkraft, ihre geistvollsten Abgänge. Leider gehen dabei Herz und Verstand des Zuschauers leer aus, und dem mit souveräner Verachtung bestraften Dichter bleibt nichts Anderes übrig, als in sein Kämmerlein zu gehen und bitterlich zu weinen.

Es ist merkwürdig, wie wir in Deutschland so viele Virtuosen und so wenige Künstler besitzen. Z.

Die Tragödie des Wählers.

Ein Drama aus unsern Tagen.

Wenn die vorliegende Nummer der „Gegenwart" in die Hände der Leser kömmt, ist der Wahlkrieg, der so lange die deutschen Lande durchtobt hat, nahezu beendet. In einigen Stichwahlen schwankt wohl noch das Zünglein der Entscheidung, aber diesen Einzelkämpfen sieht man nicht mehr mit der fieberwirren Erregung zu, die uns während der großen Hauptschlacht aus dem Grunde emporgerüttelt hat. Der schlimmste Waffenlärm des Kampfes ist vorüber gerauscht. Man schiebt uns durch Thürspalten und Mauerfugen wenigstens keine Flugblätter mehr in die Wohnung. Die Innenfläche der Hausthüren ist nicht mehr mit den Kriegserklärungen der Parteien beklebt, und der Stimmzettel führt nicht mehr die Alleinherrschaft in dem beweglichen Geplauder der Gesellschaft. Wer ist nicht froh darüber, daß die geräuschvollen Schlachtwirren dieses Kriegs im Frieden vorbeigezogen sind? Nie ist ein Wahlkampf mit so ungemessener persönlicher Erbitterung geführt worden. Durch die Zungenduelle der Volksredner, durch den Artikelaustausch der Zeitungsschreiber wurden die Wortgefechte der homerischen Helden entschieden in den Schatten gestellt — und wenn das Publicum schließlich in den giftigsten Fehden nichts Absonderliches mehr zu finden schien, so geschah es nur deshalb, weil sich die Zeitungsleser nachgerade die Constitution der steirischen Arsenikesser angeeignet und in der täglichen Gewöhnung des Giftes die Empfänglichkeit dafür verloren hatten. Jetzt sieht alle Welt ein, daß die Gefechtsmethode verfehlt war und die Stimme streitet nun mit dem Echo darüber, wer angefangen hat. Es ist nicht verlockend, sich in diesen Wettstreit der Reue mit einzumischen. Aber undankbar wär's, über das Drama des Wahlkampfes den Vorhang fallen zu lassen, ohne noch einmal den Hauptacteur der Tragödie ins Auge zu fassen — den Wähler als Solchen! Denn es ist in der That eine Tragödie, die für ihn zu Ende gegangen ist. Aus Dunkel und Einflußlosigkeit mit einem Schlage hervorgehoben, hat er eine kurze freudige Blüthezeit der Macht und des Glückes genossen, um nun ohne Dank und Ruhm in das frühere Dunkel wieder zurücktreten zu müssen ... und wenn ich des Wählers Aufschwung, seine Größe und seinen Niedergang mir vergegenwärtige, so entrollt sich vor mir ein mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattetes Drama in einem Vorspiel und fünf Aufzügen, das ich der erregungsarmen Bühne der Gegenwart wirklich nicht vorenthalten darf ....

Das Vorspiel beginnt immer in den letzten Wochen einer absterbenden Reichstagssession. Nahezu drei Jahre lang haben sich die Herren Abgeordneten kaum zu erinnern beliebt, daß sie eigentlich nur von Wählers Gnaden im Parlament sitzen. Endlich ist das Mandat dem Erlöschen nah. Es führt nur noch ein ohnmächtiges Flackerleben. Das ist der Augenblick, da der Wähler aus der Coulisse hervorgeholt und auf den Vordergrund der politischen Bühne gestellt wird. Für ihn allein werden jetzt alle Reichstagsreden gehalten. Alle Entscheidungen werden in seine Hände gelegt. Bei jeder Streitfrage wird eine Tratte auf seinen künftigen Urtheilsspruch gezogen: er kann nicht mehr umhin, ein leises Vorgefühl seiner politischen Wichtigkeit zu empfinden. Das auf drei Jahr aufgezogene Reichstagsuhrwerk ist endlich mit allen Pendelschwingungen des Meinungskampfes abgelaufen. Die Neuwahlen werden ausgeschrieben — und nun erst erinnert sich der Staatsbürger mit sieghafter Klarheit an das werthvolle Geschenk, das ihm der Staat einst auf seinen fünfundzwanzigsten Geburtstagstisch gelegt hat. Denn mit der Jugend, der Freiheit und der Gesundheit theilt auch der Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte die Eigenthümlichkeit, daß man sich seiner nicht unmittelbar bewußt ist, sondern ihn erst durch einen Anstoß von außen als Besitz empfindet. Den Anstoß bieten die zum Fenster hinausgesprochenen Reichstagsreden mit ihren verständlichen Apostrophen an den Wähler. Er schreibt jetzt mit staatsbürgerlichem Hochgefühl seinen Namenszug in die Wahllisten. In dem Menschen ist der Bürger wach geworden und in dem Bürger hat sich der latente Wähler emporgerichtet: das Vorspiel ist zu Ende.

Der erste Act zeigt uns den Wähler in seiner ganzen politischen Frühlingsfreude. Noch hat er nicht endgültig Stellung genommen. Er gönnt sich noch einstweilen das schmeichlerische Vergnügen, sich mit gleicher Beflissenheit von allen Parteien umkosen zu lassen. Er ist gegenwärtig der umworbenste Mann im Staate. Keine reiche Erbin, keine Beauté der Gesellschaft kann sich so vieler zärtlichen Versprechungen rühmen, wie der Wähler. Alle Parteien beeilen sich, ihm die Zukunft in Goldgelb und Himmelblau auszumalen — und wenn alle Andern grüblerisch in die Nebel der Ferne blicken, so darf allein der Wähler jeder Sorge ledig sein. Denn auf dem Wahlaufruf steht es Schwarz auf Weiß, daß er an der Schwelle des goldenen Zeitalters steht, wenn er nur den empfohlenen Candidaten wählt. Unter den Händen verwandelt sich ihm der Stimmzettel in ein Passagierbillet nach den Inseln der Glücklichen. Und welche schicksalsschwere Bedeutung seine Entschlüsse haben! Selbst das Auge des allmächtigen Staatsmanns ist erwartungsvoll auf ihn gerichtet. In der Spitze der kleinen Stahlfeder, mit welcher er auf einen weißen Zettel den Namen seines Candidaten schreibt, laufen alle Geschicke des Landes zusammen. Mit einem einzigen Federzug kann

er entweder das Todesurtheil der Cultur oder das Werdewort der neuen Freiheit niederschreiben. Denn wenigstens versichern ihm die glaubwürdigsten Flugblätter, von welcher Partei sie auch ausgehen mögen, daß es nur in seinem freien Willen steht, die Freiheit gegen die Knechtschaft, das Recht gegen die Willkür, die Bildung gegen die Rohheit, das Licht gegen die Finsterniß zum Sieg zu führen. Kein Wunder, daß der Wähler etwas wie das Seil der Nornen durch seine Finger gleiten fühlt. Er schüttelt die Schlachtenloose wie Zeus der Olympier und unter den Candidaten weilt er wie Penelope unter den Freiern: alle strecken die verlangenden Arme nach ihm aus, alle buhlen mit beredten Lippen um seine Gunst . . . Der Wähler ist glücklich!

Der zweite Act ist schon wesentlich dramatischer. Der Wähler hat Stellung genommen. Jetzt bekommt er nicht mehr nur Honig und Rosenbonbons, sondern auch Wermuth und Latwerge zu schlucken! Jedem Kosenamen seiner Parteigenossen folgt eine Schmähung der Gegner. Bald betrachtet der Wähler jede andere Ansicht über die politische Lage als eine persönliche Beleidigung. Die Bürgerschaft ist in zwei feindliche Lager gespalten — hie Capulet! hie Montecchi! — und auf den Straßen hört man im Vorübergehen Gespräche wie die folgenden:

„Dürfte ich Sie vielleicht für meine ausgegangene Cigarre um etwas Feuer bitten?"

„Ja — wenn Sie mich vergewissern, daß wir über das Tabaksmonopol übereinstimmen . . ."

„Vielleicht könnten Sie mir Auskunft geben, wann die nächste Pferdebahn vorüberkommt?"

„Allerdings — aber ich muß erst wissen, wie Sie über die Verstaatlichung der Eisenbahnen denken . . ."

Ein tiefer Hader wühlt in allen Schichten der Bevölkerung und der Wähler holt Abends aus seinem Schranke den beulenreichsten Cylinder, um in Volksversammlungen für die gute Sache das grausamste Bier zu trinken. Die betrübte Gattin aber schreibt schon jetzt auf die Verlustliste des Wahlkrieges eine Anzahl von todtgeschlagenen Nächten.

Der dritte Act zeigt uns den Wähler auf seiner Scheitelhöhe. Er hat das Höchste erreicht, was der einfache Wähler erreichen kann: er ist Vertrauensmann geworden! Nun darf er Treppauf, Treppab eilen, um die Säumigen zu ermuntern, die Schwankenden aufzurichten und die Andersgesinnten zu bekehren. Er lebt und webt nur noch im Wahlkampf und ist Wähler vom Wirbel bis zur Zehe. Frühmorgens klingelt es bei ihm. Der Klavierstimmer tritt ins Zimmer.

„Was wünschen Sie?" poltert ihm der Wähler entgegen.

„Nun, ich will stimmen!"

„Hier, haben Sie den Stimmzettel!" erwiedert unser Vertrauensmann und schiebt den Betroffenen zur Thür hinaus . . .

In dem Augenblicke wird im Nebenzimmer die Stimme des Hauslehrers laut, der seinem Schüler aus dem Cornelius Nepos übersetzt:

„Nicht mit Reden, Quiriten, sondern mit dem Schwert wollen wir kämpfen. Denn was das Wort nicht vermag, das kann die That . . ."

„Kandidat?" stürzt unser Wähler ins Zimmer. „Was sagten sie von Kandidat? . . ."

Und erst nach geraumer Zeit kann ihm das Mißverständniß klar gemacht werden. Der Wähler steckt jetzt knöcheltief in seinem politischen Wirken. Seine europäische Wichtigkeit ist ihm über den Kopf gewachsen. Er findet selbst Nachts keine Ruhe: er wählt aus dem Schlaf! Und er wacht schweißgebadet auf, wenn ihm einige Stimmen an der absoluten Majorität fehlen . . . Das Wahlfieber ist zum Wahldelirium geworden.

Der vierte Act bringt endlich die Katastrophe. Der Wahltag ist gekommen. Von Früh bis Abends ist der Wähler auf den Beinen. Jeder Nerv in ihm ist elektrisch durchzuckt. Endlich in später Stunde kehrt er nach Haus zurück. Auf die Frage der Gattin findet er kaum wirre Laute. Er hat den Sieg gewonnen, aber den Athem verloren. Eine fünfstellige Zahl ist das Letzte, was er in der äußersten Erschöpfung aller Kräfte verlauten läßt . . .

Und nun der leidige Schlußact! Schon beim Durchprüfen der Zahlenergebnisse schwindet ein wenig das stolze Selbstgefühl des Wählers. Diese brutalen Ziffern! Sie verschlingen die individuelle Bedeutung des Einzelwählers in ihrem Zahlenrachen auf Nimmerwiederfinden. Indessen tröstet den Sieger das Bewußtsein des Triumphes und er greift lüstern nach den gegnerischen Blättern, um die Trophäen im Lager der Feinde zu sammeln. Aber welche Enttäuschung erwartet hier den Bedauernswerthen! Es ist die Eigenart der Wahlkriege, daß sie nur Sieger und keine Besiegten erzeugen. Denn allen Ziffern zum Trotz erklären sich die Geschlagenen regelmäßig für die wahren Sieger. Für solche Fälle sind die „überwältigenden Minoritäten" und die „Stimmen, die man wägen und nicht zählen muß", vortreffliche und erprobte Hülfsmittel. Sie werden mit Triumphatormiene dem siegreichen Wähler der Gegenpartei vorgehalten — und wenn auch das nichts helfen will, so wird die Entscheidung des allgemeinen Stimmrechts, die noch vor kurzem von aller Welt für inappellabel erklärt wurde, auf ihren „inneren Werth" ehrfurchtslos geprüft. Es wird von dem „Unverstand der Wahlurne", es wird von der „Trüglichkeit der Volksstimme" gesprochen . . . und der Wähler, der soeben noch im Rath der Götter gesessen und auf den Höhen der Weltgeschichte gethront hat, fühlt den Kronenreif treulos von seinem Haupte gleiten. Am Ende wird ihm Schillers beliebter Vers entgegengehalten, daß Vernunft immer nur bei Wenigen gewesen ist . . . und aus allen Himmeln gestürzt muß er sich nach der siegreichen Schlacht noch für einen Schwachkopf erklären lassen, nur weil er die Mehrheit auf seiner Seite hat! Trostbegierig wendet er sich an seine Genossen. Aber auch sie sind inzwischen zur Besonnenheit zurückgekehrt. Sie sagen ihm nicht mehr, daß er den Sieg des Lichts über die Finsterniß erreicht hat, sondern geben zu, daß die Sonne auch heute noch nicht sonderlich heller leuchtet als gestern — und am Ende finden sich Pessimisten der Staatswissenschaft, welche die Meinung verfechten, daß die Völker in den wechselnden Entscheidungen der inneren Kämpfe nur den Kranken gleichen, die sich jetzt mit einem Gefühl der Erleichterung von der rechten Seite auf die linke legen, um sich später mit demselben Wohlgefühl wieder von der linken auf die rechte Seite zu legen . . . Der Wähler will verzweifelt einen Einwand wagen, will nach den Wirren des Wahlkampfes eine bessere Errungenschaft sein Eigen nennen . . . aber mit dem Stimmzettel hat er zugleich seine politische Selbstständigkeit in die Mündung der Urne geworfen, er muß drei Jahre lang seine Ueberzeugungen commissarisch verwalten lassen, und mit der betrübenden Einsicht, daß die Wähler verschwinden und die Mandate bleiben, muß er wieder in die Einflußlosigkeit der früheren Tagen zurücksinken . . . Mit dem Tode seiner politischen Einzelbedeutung endet das Trauerspiel des Wählers und der Vorhang fällt über einem kampfreichen Schauspiel . . . Es erfüllt, wie man sieht, alle Forderungen des Aristoteles: Möge es auch der wichtigsten genügen und — eine Reinigung der Leidenschaften herbeiführen.

Al Hafi.

Notizen.

Carl von Pilotys „Die klugen und thörichten Jungfrauen".

München, im October.

Ich weiß nicht, ob dem berühmten Künstler die Wahl unter den zahlreichen biblischen Stoffen schwer wurde, jedenfalls war sie schließlich eine glückliche: zehn junge Mädchen gaben ihm prächtige Gelegenheit, der Welt neuerlich zu zeigen, was er in der Darstellung von Stoffen zu leisten vermag. Es ist wohl nicht nöthig, auf den Inhalt der in Frage stehenden Parabel zurückzukommen; er ist männiglich noch von der Schule her bekannt. Auch Herr Dir. von Piloty kannte ihn sicher einmal, und wenn er ihn hinterher wieder vergaß, wer möchte ihm das zur Schuld anrechnen? Darum wäre es auch ganz und gar unbillig, es ihm zu verübeln, daß er die Scene von Mitternacht in den hellichten Tag hinein verlegt hat. Daß er dabei die mit künstlicher Beleuchtung verbundenen Schwierigkeiten vermied, war entweder ein glücklicher Zufall oder die Folge der Reminiscenz des weisen Wortes: „Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um."

Wie bekannt sind in unseren Tagen Ehrenrettungen Mode geworden! Es gibt fast keine nichtswürdige historische Persönlichkeit mehr, die nicht mit dem Glorienschein der Tugend umgeben worden wäre. Und Herr Dir. von Piloty ging nun eben auch unter die Ehrenretter und vollzog den humanen Act an den bisher mißachteten und geschmähten sogenannten thörichten Jungfrauen, indem er augenscheinlich bewies, daß nicht sie, sondern ihre als klug gepriesenen Gefährtinnen die eigentlichen Thörinnen sind, denn nur Thörinnen kann es in den Sinn kommen, Jemand am hellen Tage mit brennenden Lampen einzuholen. Quod erat demonstrandum.

Ganz neu und originell ist der Gedanke des berühmten Künstlers, die jungen Damen ihre Oelkrüge am Gürtel tragen zu lassen. Das Alterthum kannte den Gebrauch von Korkstöpseln bekanntermaßen noch nicht, und so liefen denn die erwähnten Damen bei jeder wenn auch mäßigen Bewegung Gefahr, ihre Staatstoilette mit dem fetten Inhalt der um ihre Beine baumelnden Krüge zu begießen. Es liegt aber darin ein neuer Beweis, wie Unrecht man der einen Hälfte der jungen Damen thut, indem man sie thöricht nennt. Denn gerade sie brachten nach den ausdrücklichen Worten des Evangelisten Matthäus, Kapitel 25, kein Oel mit. Wenn sie Piloty gleichwohl mit zierlichen Oelkrügen ausstattet, so hat er wohl seinen besonderen Grund dafür gehabt, den wir freilich nicht kennen.

Der berühmte Künstler hat zur Darstellung den Moment gewählt, in welchem der Ruf erschallt: „Der Bräutigam kommt!“ und die klugen Jungfrauen sich mit ihren brennenden Lampen aufmachen, den Bräutigam ihrer Gespielin zu seiner Braut zu führen, während die thörichten im Hinblick auf ihr Manco sie um ein Oeldarlehen bitten, aber an den Krämer verwiesen werden.

Das ist immerhin ein Mißgeschick, aber noch lange kein Unglück, über das sich junge Mädchen ihr schönes Haar ausraufen. Wenn die sogenannten thörichten Jungfrauen es gleichwohl thun, ihr Geschmeide von sich werfen, fußfällig um Nahrung für die Lampen flehen und selbst vor Jammer bewußtlos zu Boden sinken, so wollte Dir. von Piloty damit ohne Zweifel auf ihre außerordentliche Gefühlsfeinheit hinweisen.

Andrerseits spielt der Maler den gerühmten klugen Jungfrauen übel genug mit. Es geschah sicher nicht ohne Absicht, daß er die Erste unter ihnen als eine herz- und seelenlose Puppe darstellt, welche die kniefällig bittende Gefährtin hochmüthig zurückweist und dabei eine bedenkliche Verrenkung ihrer Handwurzel riskirt, daß er sie und eine Zweite ihre mit Henkeln versehenen Lampen in höchst unpraktischer Weise auf der nach hinten übergebogenen Handfläche tragen, daß er eine Dritte ihr Licht in ihren duftigen Schleier wickeln und die Vierte ihre Lampe in einer Haltung nachfüllen läßt, welche nothwendig zur Folge hat, daß sie sich den rechten Vorderarm verbrennen wird — Dinge, welche die jungen Damen als Alles eher denn als klug erscheinen lassen. Am besten kommt die dritte Schöne durch, welche den Bräutigam ihrer Freundin nach Art oberbayerischer Sennerinnen mit einem weithin hallenden „Juhschroa“ empfängt, ein Freudenausbruch, der an einer nach ägyptischer Mode gekleideten Israeliten vielleicht einiges Bedenken erregen dürfte. Wohlmeinende aber stoßen sich an solcher Licenz ebenso wenig als an dem Hunde, der sich seinerseits auch an dem festlichen Empfange des glücklichen Bräutigams betheiligt. Spielen Hunde ja doch auch bei Rubens und seinen Zeitgenossen und nicht minder bei Paul Veronese eine hervorragende Rolle.

Carl Albert Regnet.

* * *

Die Zähringer in Baden, von Dr. Friedrich von Weech, Geheim. Archivrath am Großh. Badischen Generallandesarchiv, illustrirt von Hermann Götz, Prof. an der Großh. Badischen Kunstgewerbeschule. Mit 10 Lichtdrucktafeln und 12 Holzschnitten. Karlsruhe 1881, Braun.

Die nächste Veranlassung zum Erscheinen dieses Prachtwerkes haben wohl die jüngsten Ereignisse in Baden gegeben, die silberne Hochzeit des Großherzoglichen Herrscher- und Ehepaares und die Verheirathung der Tochter desselben, der Enkelin unseres Kaisers, mit dem Kronprinzen von Schweden und Norwegen. Das letztgedachte Ereigniß hat weit über die Grenzen des Großherzogthums Baden hinaus nicht nur die Sympathien der deutschen und skandinavischen Völker wachgerufen, sondern auch die Aufmerksamkeit der ganzen politischen Welt auf sich gezogen. Dies ist der nächste Anlaß, warum wir dem obengenannten Werke hier eine kurze Besprechung widmen. Der Hauptgrund aber liegt darin, daß dasselbe weit mehr ist, als eine bloße Gelegenheits- und Festschrift.

Dies sagt uns schon der Name des Verfassers, des Herrn von Weech, dem wir die beste „deutsche Geschichte“ verdanken. Sie ist 1879 unter dem Titel: „Die Deutschen seit der Reformation, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte“ erschienen und enthält, neben einem zugleich echt-wissenschaftlichen und recht-volksthümlichen Text, eine Menge vortrefflicher Illustrationen, namentlich Porträts von verbürgter historischer Treue. Dieses Geschichtswerk, welches bestimmt ist, den Deutschen das Verständniß der Gegenwart durch eine lichtvolle und allgemein verständliche Darstellung der jüngsten Vergangenheit und Culturentwicklung zu vermitteln, sollte in keiner deutschen Familie fehlen, welcher ihre Verhältnisse eine solche Anschaffung erlauben. Ich spreche nicht von den Verdiensten des Gelehrten, zu deren eingehender und erschöpfender Erörterung mir hier der Platz fehlt, sondern zunächst nur von der (in Deutschland immer noch so seltenen) Kunst der Darstellung.

Auch in der vorliegenden Geschichte der badischen Dynastie, welche mit den alten Gaugrafen in dem Albgau, dem Breisgau und der Ortenau im elften Jahrhundert anhebt (was jenseits dieses Zeitpunktes liegt, ist wohl als genealogische Spielerei und Spiegelfechterei zu betrachten), hat Herr von Weech wieder sein Darstellungstalent glänzend bewährt. Es ist ein wahrer Genuß, diese Geschichte einer deutschen Dynastie zu lesen, welche in diametralem Gegensatze zu so mancher anderen — nomina sunt odiosa — immer fest und treu auf ghibellinischer Seite gestanden, die sich stets ausgezeichnet hat durch rückhaltlose Treue für Kaiser und Reich und durch Hingabe an die Gesammtinteressen Deutschlands, während die Anderen beflissen waren, ihren centrifugalen Sonderinteressen, auf Kosten der Gesammtheit und unter dem verderblichen Beistande des Auslandes, zu fröhnen. Schon der alte Markgraf Christoph von Baden und Hochberg sagte 1505: „Ehr und Eid — gilt mir mehr als Land und Leut!“ Unter letzterem ist Ausdehnung des Territorialbesitzes zu verstehen. Im Jahre 1806 schlug Herzog Karl Friedrich den ihm von Napoleon I. angetragenen Königstitel aus, während Württemberg und Bayern ihn annahmen. Später wurde die badische Regierung, eine der wenigen wirklich freisinnigen in Deutschland, in ihren mit Ernst in Angriff genommenen Reformen des Staatslebens stets gehemmt und zurückgeworfen durch die Chicanen des Fürsten Metternich, sowie durch die Machtgebote und Maßregeleien des von demselben beherrschten Frankfurter Bundestages; und daraus entstanden denn jene Convulsionen, welche um die Mitte unseres Jahrhunderts das schöne badische Land zerrütteten, jetzt aber glücklicher Weise längst geheilt und vergessen sind.

Ich will hier nur, um zu beweisen, wie groß und rührend die Bruderliebe war, deren Band zur Zeit des Bundestages — nach der jetzt schon in vielen Kreisen eingedrungenen gefälschten Legende — die deutschen Fürsten umschlungen, eine Thatsache anführen:

Noch im Jahre 1826 ging der bayerische Fürst Wrede — derselbe, dessen Standbild heute in der Münchener Feldherrnhalle, neben dem alten Tilly, Magdeburger Angedenkens, steht — im Auftrage seiner Regierung nach St. Petersburg, um von dem Czaren ein Stück des badischen Landes zu erbetteln. (Siehe Heilmann, „Feldmarschall Wrede“, Leipzig 1881, Seite 458 u. ff.).

Dergleichen Dinge sind in dem heutigen Deutschland unmöglich.

Ich glaube, das Gesagte genügt, um auch in weiteren Kreisen für dies Werk: „Die Zähringer in Baden“ Interesse zu wecken. Die Illustrationen von Götz, namentlich die zehn schönen großen Lichtdrucktafeln, haben wahren künstlerischen Werth.

K. B.-W.

Bibliographie.

Hare, Augustus J. C. Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. 2 Bände. 8. VIII u. 388 u. 361 S. Gotha 1881, Friedrich Andreas Perthes.

Radestock, Paul. Schlaf und Traum. Eine physiologisch-psychologische Untersuchung. 8. X u. 330 S. Leipzig 1881, Breitkopf und Härtel.

Kreiß, evangelischer Prediger. Theophilosophie. Vereinigung der Theologie und Philosophie. 8. XIII u. 376 S. Berlin 1881, H. Th. Mrose.

Drechsler, Adolph. Illustrirtes Lexicon der Astronomie und der Chronologie. Mit 180 in den Text gedruckten Figuren und Abbildungen. 8. VI u. 254 S. Leipzig 1881, J. J. Weber. Halbfranz. geb. 6. —

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Neuer Verlag von
H. Reuther in Karlsruhe.

* Soeben erschien:

Dr. E. Düring, Sucht, Leben und Feinde.

Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. 28 Bogen. gr. 8. *M* 8.—
Mit seinem Bildniß.

R. O. Consentius, Dichtungen.

I. Band: Buch der Liebe. — Vermischte Gedichte. — Hermann. — II. Band: Alboin, ein Trauerspiel. — Ein Traum. — Attila, ein Trauerspiel. — III. Band: dram. Grille. — IV. Band: Nostradamus. — Epische Dichtung in vier Büchern. — Urevangelium der Liebe. — Anhang.

Preis eines jeden Bandes von Consentius' Dichtungen — auch einzeln — *M* 2.40.

Neuer Verlag von
H. Reuther in Karlsruhe.

Soeben ist als vierzehnter Band der **Grote'schen Sammlung** erschienen:

Singuf.

Rattenfängerlieder
von
Julius Wolff.

Preis *M.* 4.—, eleg. gebunden *M.* 4.80.

Berlin. **G. Grote'sche Verlagshdlg.**

Wichtige Neuigkeit, zu Festgeschenken empfehlen!
Soeben erschien:

Architektonik der Hellenen

von **R. Adamy**, Dr. phil.

Groß Lex. 8. 22 Bogen mit 131 Holzschn. Preis *M.* 13.—

Das Werk ist nicht nur für Fachleute bestimmt, wie der Titel vielleicht vermuten lassen könnte, sondern es wendet sich nicht minder an alle Gebildete aller anderen Stände, insbesondere auch an Philologen, Kunstfreunde, Kunsthandwerk und Kunstindustrie.

Jede Buchhandlung kann zur Ansicht liefern, damit sich Jeder selbst von der Gediegenheit dieses bedeutenden Werkes überzeugen kann.

Helwing'sche Verlagsbuchhandlung in Hannover.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bergasyl.

Roman von **Richard Voß.**

Verfasser der „Patrizierin".

Preis brosch. *M* 5.—, geb. *M.* 6.—

Verlag von **C. Koenitzer in Frankfurt a. M.**

Soeben erschien und wird gratis und franko auf Verlangen versandt:

Antiquarischer Anzeiger Nr. 5.

Gesuchte Bücher, Seltenheiten und Curiositäten aus der Deutschen Literatur und allgemeinen Sittengeschichte. Zeitepoche: Meist XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts bis zur Auflösung der romantischen Schule.

Berlin W., 73 Jägerstrasse.

W. H. Kühl.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Lexikon der Geschichte des Altertums und der alten Geographie von **Dr. Heinrich Peter.**

Geh. *M.* 4.50 — geb. *M.* 5.—

Dem Gebildeten nach Bedürfnis rasche und sichere Auskunft, dem Lehrer erwünschten Nachweis, dem Schüler vielseitigen Präparationsstoff, dem Zeitungsleser stets genauen Aufschluß, dem gebildeten Publikum im allgemeinen aber auf möglichst bequeme Weise historische Belehrung zu bieten, ist der Zweck dieses Buches.

Für das Fremdartige der alphabetischen Anordnung gerade für dieses Fach, welches man nie anders als im chronologischen Schritt der Schule zu betreten gewohnt ist, mag sprechen, daß ein so hervorragender Schulmann und Altertumsforscher, wie der ehemalige Schulpförtner Rektor das Buch zu Faden geschlagen hat. Der Vorteil liegt auch für jeden Unbefangenen auf der Hand. Wer die Schule hinter sich hat, wird nur in einzelnen Fällen spezellere Belehrung brauchen; im Lehrbuch dieselbe zu suchen, ist mühselig, und, aus dem Zusammenhang zu reißen, selten befriedigend; das Lexikon aber gibt Antwort auf einmaliges Aufschlagen, und das ists gerade, was man in der Praxis braucht.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Sacher-Masoch. Höhe. der Auf

Internationale Revue.

Preis pro Heft 2 Mark.

Ueberall vorräthig!

Mme. Adam (Paris).
Augier (Paris).
Bauernfeld (Wien).
Bluntschli (Heidelberg).
Brühl (Wien).
Daudet (Paris).
Flammarion (Paris).
Got (Paris).
Hamerling (Graz).
Honegger (Zürich).
Lesseps (Paris).
Lingg (München).
Gubernatis (Florenz).
Palmieri (Neapel).
Scanzoni (Würzburg).
Schwarcz (Budapest).
Taschenberg (Halle).
Vambéry (Budapest).
Carl Vogt (Genf).
Wundt (Leipzig).

Im Verlage von **A. Hofmann & Co.** in **Berlin** erschien soeben:

Karl Braun-Wiesbaden,

Der Diamantenherzog.

(Herzog Karl von Braunschweig.)

Ein Deutscher Prinzenspiegel.

Mit den Portraits: Karl als regierender Herzog in Braunschweig. — Karl als Prätendent im Exil.

13 Bogen. 8. Broch. Preis *M.* 3.—

Der Verfasser sagt in der Vorrede: Weil es immer noch Leute gibt, welche sich unter dem Eindruck einer an und für sich wohlberechtigten Mißstimmung nach der wirklichen Knechtschaft und den vermeintlichen Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnen, deshalb habe ich es für nothwendig gehalten, die Geschichte des Herzogs Karl von Braunschweig zu schreiben, die bisher noch nirgends von einem vollkommen den lokalen und persönlichen Streitigkeiten entrückten und diesen gegenüber ganz unbefangenen Autor ex professo von Anfang bis Ende dargestellt worden ist.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50 ₰** in Freimarken zu beziehen.

G. Eichler,

Plastische Kunstanstalt.

Berlin W., Behrenstrasse 27.

Vollständ. v. Stoschische Daktyliothek,

nach Winkelmann's Katalog geordnet.

Sammlung mittelalterlicher Medaillen von Pisano, Sperandeo, Albr. Dürer, Jamitzer, Tob. Woost etc.

Katalog einer reichen Sammlung antiker und moderner Skulpturen gratis u. fr.

Ein Gelehrter,

Germanist und Literarhistoriker wünscht sich als **Mitarbeiter** oder Redacteur bei einem literarischen resp. wissenschaftl. Unternehmen zu betheiligen. Offerten sub **J. F. 7241** bei **Rudolf Mosse, Berlin** SW. abzugeben.

Monogramm-Papier

in hocheleganter farbiger Ausführung.

50 Bog. 50 Couv. ff. Billetpapier, Grossformat in geschmackvoller Cassette 3 *M.*

Jedes Monogramm in zwei Farben 4 *M.*

Papier-Handlung **Carl Fraenkel,**
Berlin W., Französische Str. 33d.

Neuheits-Katalog gratis.

Redaction und **Expedition, Berlin** W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 47. Berlin, den 19. November 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Zur italienischen Königsreise. Von Capitolinus. — Zur Vivisectionsfrage. Von Carl Vogt. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Antikes Theater. Von Hermann Lingg. — Die Religion der Zukunft. Von Ernest Renan. — Conrad Ferdinand Meyer. Von Julian Schmidt. — Basil Vereschagin. Von Siegmund Feldmann. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. Die Idealisten. Schauspiel in fünf Acten von Gustav zu Putlitz. Besprochen von Z. — Zur Eröffnung des Reichstags. Von —r. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur italienischen Königsreise.

Der König von Italien ist wieder in seine Hofburg in Monza zurückgekehrt; aus Wien tönen noch die letzten rauschenden Festklänge in den Spalten der Zeitungen nach, welche die östreichische Gastfreundschaft dem schweigsamen, ernsten Nachfolger Victor Emanuels und der leutseligen, holden Königin Margarethe in reichstem Maße spendeten. Ein Füllhorn von Orden und Ordensbändern haben die beiden Fürsten gegenseitig über die Hauptfiguren ihrer Umgebung, wie es der Brauch erheischt, freigebig ausgeschüttet; östreichische und italienische Officiöse schwelgen im Hochgenuß der überschwänglichsten Selbstbefriedigung ob des Wunders, Italien und Oestreich über Nacht in ein siamesisches unzertrennliches Zwillingspaar umgegossen zu haben, welches all' unisono das geflügelte Wort: Zwei Herzen und ein Schlag! nunmehr nach allen Tonarten einübt.

Die Liberalen Italiens jubelten dem freisinnigen Könige laut entgegen; ihr Enthusiasmus war eine Zeichensprache zu doppeltem Gebrauche. König Humbert, der streng parlamentarisch geschulte Monarch, welcher kein Votum der Volksvertretung unbeachtet läßt, konnte von der tonangebenden Wiener Presse als Musterbild der Verfassungstreue nur sympathisch begrüßt werden. Unwillkürlich vermischt sich in ihren Aeußerungen der innere natürliche Drang zur Annäherung an ein freiheitliebendes und freiheitgewohntes Volk mit der Freude über die Beseitigung von Gefahren für Oestreich, welche, bei der verwickelten Lage Europas, den Kaiserstaat vom Süden her, vielleicht zu recht ungelegener Zeit bedrohen konnten. In den conservativen und officiellen Kreisen Wiens hat wohl nur diese zweite Betrachtung den Ausschlag gegeben, als man sich auch in ihnen zu einer herzlichen Bewillkommnung herbeiließ.

Während der rauschenden Festlichkeiten, welche Wien dem italienischen Königspaare bot, ziemte es sich dort nicht, anderen Erörterungen Raum zu geben als jenen, welche die Pflichten der Gastfreundschaft nicht verletzen; aber wie nach den lärmenden, phantastischen Stunden der Faschingszeit die langweilige Prosa des Alltagslebens ihre Rechte wieder geltend macht und dazu einladet, über die Unkosten der Freudentage Abrechnung zu pflegen, so ist jetzt, namentlich im Hinblick auf die am 17. November bevorstehende Wiedereröffnung der italienischen Kammern, eine publicistische Abrechnung über die italienische Königsreise nicht mehr unzeitig. Gehen wir den Wienern darin mit gutem Beispiel voran.

Noch vor wenigen Monaten galten die meisten Minister des gegenwärtigen Kabinets Depretis für die entschiedensten Gegner Oestreichs; weniger abgeneigt wären dieselben vielleicht Deutschland gewesen, wenn die Freundschaft desselben ohne jene Oestreichs zu holen gewesen wäre. Das war aber nicht mehr der Fall, seitdem Fürst Bismarck plötzlich in Wien erschienen war und durch sein Bündniß mit der Regierung des Kaisers Franz Joseph die Intriguen zwischen Rußland, Italien und Frankreich in Scherben geschlagen hatte. Daß damals der Reichskanzler vergaß, dem italienischen Botschafter, Graf Robilant, seine Aufwartung zu machen, während er ostentativ den Cardinal Jacobini als päpstlichen Pronuntius aufsuchte, kennzeichnete mit merkwürdiger Klarheit die ganze Situation. Seitdem that die italienische Regierung sehr wenig, um dieselbe zu verbessern. Erst am 14. October dieses Jahres trat der plötzliche Umschwung ein, welcher den König nach Wien führte. Dieser Entschluß wurde so rasch gefaßt, daß derselbe in Italien im Allgemeinen mehr Erstaunen als Freude selbst bei denen hervorrief, welche die auswärtige Politik der Kabinete Depretis und Cairoli stets beklagt und zu einer aufrichtigen Anlehnung an Oestreich und Deutschland hingedrängt hatten. Schon war in Rom die Rückkehr des östreichischen Botschafters, Graf Wimpfen, von dem gewöhnlichen Sommerurlaub für den 15. October angemeldet, als plötzlich Gegenordre eintraf. Dieser Umstand allein beweist, daß die Wiener Königsreise, angenommen, dieselbe wäre wirklich schon seit längerer Zeit geplant gewesen, von einem Augenblick zum andern überstürzt wurde.

Woher diese Umwandlung? Weshalb warf der Ministerpräsident Depretis seine fünfjährige auswärtige Politik plötzlich ins Meer? Wo ist die Breite, welche den Abgrund überwölbt zwischen heute und gestern, zwischen seiner russisch-französischen Intimität, welche selbst die tunesischen Demüthigungen nicht auszurotten vermochte, und seinem Erscheinen in der Hofburg in Wien?

War Rußland auf dem Danziger Fürstentage der Magnet, welcher Italien in das Netz zog? Oder genügte Oestreich „die Gegenwart im Geiste" in Danzig nicht, so daß es plötzlich weicher wurde gegen den Sirenengesang, den italienische Politiker auf ihren Ferienreisen schon im Sommer in Wien ziemlich deutlich angestimmt hatten und durch den Botschafter Robilant ein bereitwilliges Telephon für das Ohr des neuen Minister des Aeußern, Mancini, fanden?

Diesen Fragebogen zu beantworten ist eine mißliche Aufgabe. Der jetzige Minister des Auswärtigen, Mancini, hat seit 1876, als die Linke an das Ruder kam, stets seine curialeske parlamentarische Beredtsamkeit zur Verherrlichung der auswärtigen Politik von Depretis und Cairoli gespendet. Noch am 30. April d. J., als der allgemeine Unwille über die tunesische Politik das

Kabinet Cairoli, in welchem Depretis Minister des Innern war, wegzuschwemmen drohte, ergriff er das Wort, um Cairoli zu vertheidigen. Das Parlament hatte die Vorlage des Grünbuches über die Beziehungen zu Frankreich verlangt; Mancini war darüber entrüstet und rief der Kammer zu, er müsse Cairoli sein Vertrauen entziehen, wenn er so schwach wäre, die zwischen London, Konstantinopel und Paris — (von Berlin und Wien war also notabene damals keine Rede) — schwebenden Unterhandlungen zu enthüllen, zumal er die feste Ueberzeugung hege, daß es nicht an Mitteln und Wegen fehlen könne um, nachdem sich die entflammten Leidenschaften etwas gelegt, den nur momentan zwischen Frankreich und Italien ausgebrochenen Conflict zu gegenseitiger Genugthuung zu schlichten. Die Natur und die Geschichte, sagte Mancini in jener Rede, habe zwischen den beiden Völkern eine so feste Gemeinschaft der Interessen geschaffen, daß niemals weder zufällige Mißverständnisse, noch die größte Blindheit der Regierungen stark genug sein werden, dieselbe zu vernichten.

Als Mancini im April dieses Jahres so sprach, mußte er wohl wissen, daß seine Vertheidigung Cairolis eigentlich nicht diesen, sondern Depretis, der Seele aller Kabinete seit 1876, galt. Es konnte ihm nicht unbekannt sein, daß es der Opposition des jetzigen Ministerpräsidenten gelungen war, die momentanen Velleitäten Cairolis, welche im Frühjahr 1880 auf eine Annäherung an Oestreich und Deutschland hinzielten, im Keime zu ersticken. Während seiner eigenen späteren Ministerlaufbahn nach dem Sturze Cairolis, dessen Portefeuille Mancini übernahm, als Sellas Versuche, ein Coalitionskabinet aus den Centren zu bilden, gescheitert waren, mußte es ihm wie jedem einfachen Beobachter klar werden, daß Depretis seine französische Politik durchaus nicht aufzugeben gedachte und daß er überhaupt wenig Sympathie für die deutschöstreichische Freundschaft finden würde; zumal im neuen Kabinet, in welchem der Protector der Irredentisten, Zanardelli, als Justizminister saß, und in welchem der Unterrichtsminister Baccelli noch im August und September d. J. das von Menotti Garibaldi und seinen antiöstreichischen Freunden im tiefsten Frieden ins Leben gerufene Freiwilligencorps unter seinen Schutz nahm, demselben das königliche Lyceum als Uebungsplatz zuwies und sogar seine Bewaffnung befürwortete, welche nur an der Weigerung des Kriegsministers Ferrero scheiterte und nur durch die von letzterem angedrohte Niederlegung des Portefeuilles verhindert wurde.

In ein noch sonderbareres Licht bringen aber die kurz vor der Königsreise im Kabinete Depretis herrschenden Zustände die Enthüllungen, welche der Exminister Nicotera am 30. October, also während der König noch in Wien weilte, in einer Parteiversammlung in Neapel machte. Ich habe Beweise dafür, sagte Nicotera, daß Herr Depretis vor zehn Tagen vollständig ignorirte, daß der König nach Wien zu gehen beabsichtige. Derselbe hätte also die Reise über sich ergehen lassen, statt angesichts einer solchen mit seiner Politik im Widerspruch stehenden Ueberraschung abzudanken, wie es sein Decorum verlangt hätte.

Welche Zustände lassen solche Enthüllungen ahnen? Sind dieselben begründet, so hätte ein Minister den andern hintergangen und überlistet; mit anderen Worten, der Minister Mancini hätte seinen Chef, den Ministerpräsidenten Depretis, in eine Sackgasse gedrängt, aus der ihm das aus Mac Mahons Zeit berüchtigte Dilemma: ou se soumettre ou se démettre entgegenstarrte.

Man könnte diese Enthüllungen Nicoteras einfach als unglaubwürdig beiseite schieben, wenn man nur den Ehrgeiz des Deputirten von Salerno in Betracht zöge, welcher demselben den Verlust des Portefeuilles noch immer nicht verschmerzen ließ. Aber Thatsachen unterstützen ihre Wahrscheinlichkeit. Dieselben sind notorisch. Nicotera wies in seiner Rede darauf hin. „Fünf Monate hindurch," sagte er, „haben die Organe des Ministerpräsidenten Depretis den Gedanken einer Anlehnung an Deutschland und Oestreich nicht allein hartnäckig bekämpft, sondern sie haben sogar, seitdem sie täglich die immer wieder auftauchende Nachricht von der Königsreise dementirten, eine obsolut franzosenfreundliche Politik befolgt, indem sie die Intimität mit Frankreich als ihr höchstes Ideal predigten."

Diese Haltung der Presse des Ministerpräsidenten erlitt erst einen Umschwung, als die italienischen Botschafter de Launay und Robilant im Anfang October plötzlich in Rom eintrafen. Aber selbst nach diesem Umschwunge blieb die Presse des Ministerpräsidenten der Königsreise gegenüber relativ sehr kühl, woraus sich mit vollem Recht schließen läßt, daß die Reise schließlich andern Gründen, als dem freiwilligen, maßgebenden Entschlusse des Herrn Depretis zuzuschreiben ist. Statt einen großartigen, weitsichtigen Staatsact vor uns zu haben, stehen wir daher zweifelnd vor dem Verdachte, daß man die Königsreise nur inscenirte, um die Gebrechlichkeit des Kabinets zu bemänteln und sein beim Zusammentritt der Kammern von den bisherigen Mißerfolgen der auswärtigen Politik stark bedrohtes Leben zu verlängern.

In der That fehlen dem Beobachter alle Anhaltspunkte, um die plötzliche Bekehrung des Ministerpräsidenten zu erklären. Sein Werk war 1876 die Zerstörung der guten Beziehungen zu Oestreich und Deutschland nach der Kaiserzusammenkunft in Mailand und Venedig, seine Anzettelungen mit Rußland und Frankreich waren es, welche Italien den Regierungen in Wien und Berlin immer mehr entfremdeten. Seiner Presse verdankt der einzige klarsehende Minister des Aeußern, den Italien unter der Linken seit 1876 hatte, Graf Corti, die maßlosen Verunglimpfungen, welche derselbe für sein besonnenes Auftreten auf dem Berliner Congreß zu erdulden hatte und die ihn, als man den Irredentalismus, statt denselben zu unterdrücken, tolerirte und beschützte, veranlaßte, nebst den ihm gleichgesinnten Kriegsminister General Bruzzo aus dem Kabinet auszuscheiden. Herrn Depretis fällt ferner die Verantwortlichkeit zu für die Ablehnung des Italien von England angetragenen Bündnisses zur gemeinschaftlichen Wahrung der Interessen beider Nationen im Mittelmeer; ihm allein ist die Schuld der tunesischen Verwicklungen zuzuschreiben, welche wiederum eine mittelbare Folge der oben erwähnten Zurückweisung Englands waren. Alle Demüthigungen Italiens vor Frankreich kommen auf das Conto der Isolirung, in welche Depretis sein Vaterland in fünf Jahren versetzt hatte, indem er nach und nach bei allen Großmächten jegliches Vertrauen verspielte.

Der Name des Ministers Depretis ist daher zu sehr compromittirt, um plötzlich Vertrauen einzuflößen. Die Umstände, welche die Königsreise begleiteten, sind so unklar, so im Widerspruch mit der ganzen Vergangenheit des leitenden Ministers, daß selbst der weniger compromittirte Name Mancini, welcher allerdings auch der Depretis'schen und Cairoli'schen Politik gehuldigt hatte, nicht hinreicht, dem äußerlich plötzlich so bedeutsam in die Oeffentlichkeit ragenden Ereigniß den innern Werth zuzusprechen, welchen man dem Erscheinen des italienischen Königs in Wien von Seiten der italienischen Regierung beizulegen bemüht ist.

Viele Bedenken mahnen, nur mit großer Vorsicht dem Jubel beizupflichten, welcher in der Reise des Königs Humbert nach Wien bereits den Eintritt in die deutsch-östreichische Allianz proclamirt. Die auffallende Zurückhaltung der deutschen Regierung bei der Monarchenbegegnung fordert namentlich zum Nachdenken auf. Die Abwesenheit des deutschen Botschafters Prinzen Reuß von Wien während des königlichen Besuches ist nicht unbeachtet geblieben; noch weniger ist es der öffentlichen Aufmerksamkeit entgangen, daß die von der officiösen Agentur Stefani verbreitete Nachricht, Kaiser Wilhelm würde den König von Italien durch eine besonders abgesandte hohe Persönlichkeit in Wien begrüßen lassen, unbestätigt blieb, wozu wiederum der Umstand stimmt, daß der deutsche Botschafter von Keudell dieses Jahr ganz gegen seine Gewohnheit, als er, wenige Tage vor der Königsabreise nach Wien, über Norditalien von seinem Urlaub hierher zurückkehrte, nicht wie sonst am königlichen Hoflager in Monza vorsprach, sondern erst nach der Rückkehr des Königs aus Wien nach Monza reiste, um sich demselben vorzustellen. Man mag diese Umstände für Kleinigkeiten halten; immerhin

weisen sie darauf hin, daß man in Berlin vorläufig die Begegnung der beiden Monarchen als eine rein östreichisch-italienische Angelegenheit ansieht, der man gewiß nicht unfreundlich gegenübersteht, um derentwillen man aber keineswegs geneigt ist, die gegenwärtig vortrefflichen Beziehungen Deutschlands zu Frankreich irgendwie getrübt zu sehen. Durch diese Auffassung erklärt sich auch vollständig, daß die Königsreise nicht nach Berlin, wie die italienische Regierung anfänglich tendenziös glauben ließ, ausgedehnt wurde.

An dem italienischen Kabinet ist es jetzt, handgreifliche Beweise für seine Aufrichtigkeit zu geben, womit der Minister Mancini gerade keinen guten Anfang machte, als er am Tage vor der Abreise nach Wien von dem Irredentencomité in Triest einen Protest gegen jeden Verzicht auf die Provinzen der julischen Alpen aus den Händen des römischen Zweigcomités entgegennahm. Solche Beweise erscheinen aber um so nothwendiger, wenn man sie sogar von früheren Collegen des Ministerpräsidenten Depretis, wie von dem Exminister Nicotera in seiner neapolitanischen Rede verlangen sieht, welcher nur in dem Rücktritt des Herrn Depretis eine wirkliche Bürgschaft für die loyale Annäherung Italiens an Oestreich resp. Deutschland erblickt.

Wenn italienische Exminister, welche notorischer Weise in den letzten Monaten in Wien persönliche Berührungen mit dem verstorbenen Minister von Haymerle unter dem gastlichen Dache des italienischen Botschafters Robilant hatten, so sprechen, so wird es auch wohl der Publicität, welche ein aufrichtiges Zusammengehen der drei Staaten gern mit Freuden begrüßt, gestattet sein, mit ihrem endgültigen Urtheil über die Zusammenkunft zurückzuhalten, bis das majoritätslose Kabinet Depretis den Beweis dafür liefert, daß die improvisirte, über das Knie gebrochene Königsreise kein leeres, egoistisches, parlamentarisches Fechterstück der Minister, sondern eine ernste Staatsaction war, zu deren energischer Ausführung es ihm nicht an Willen und Kraft gebricht.

Die vor dem Senat befindliche große Wahlreform bietet dazu die beste Gelegenheit. Sehr bald wird man sehen, ob die Regierung den Muth haben wird, den darin befindlichen, von ihr selbst eingebrachten Irredentenartikel, welcher den italienischen Unterthanen Oestreichs in Italien, im Vergleiche zu allen sonstigen Ausländern, besondere politische Wahlprivilegien einräumt, zurückzuziehen. Derselbe ist nach der Wiener Reise, wenn man es ehrlich mit derselben gemeint hat, unhaltbar. Für die Thätigkeit der Irredentenvereine kann die Regierung auf Grund der freiheitlichen Staatseinrichtungen Italiens die Verantwortlichkeit ablehnen, nicht so aber für den Irredentenartikel in der Wahlreform, welcher in officieller Weise Italiens Ansprüche auf die italienischen Provinzen Oestreichs auf dem feierlichen Wege der Gesetzgebung bethätigt.

Rom. Capitolinus.

Zur Vivisectionsfrage.

Von Carl Vogt.

(Schluß.)

In England haben die Gegner der Vivisection momentan obgesiegt und der Wissenschaft einen Schlag versetzt, gegen welchen die gesammte medicinische Welt in ihren berufensten Vertretern sich aufbäumt; in Deutschland führen sie den Kampf mit aller Gehässigkeit fort, deren die Presse fähig ist, und nach der Versicherung Virchows stehen ihre Aussichten in der Legislatur nicht ganz hoffnungslos. Es hagelt Petitionen, Broschüren und Zeitungsartikel; man brüstet sich, was ja in Deutschland immer noch einigen Eindruck macht, mit hoher, höchster und allerhöchster Entgegennahme dieser Produkte; eine eigene Zeitung verkündet die Gräuelthaten der Unmenschen, die in ihren Folterkammern mit teuflischer Schadenfreude unschuldige Thiere martern, lediglich um ihrer Selbstsucht und bösen Lust zu fröhnen, nicht aber um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, die bis jetzt gar keinen Gewinn, sondern nur Nachtheil aus diesen Untersuchungen gezogen haben soll. Glücklicher Weise wird der Congreß wenigstens die unmittelbare Folge haben, daß man sich nicht mehr auf einige, an beginnender Hirnerweichung leidende praktische Aerzte wird berufen können, deren Studienzeit aus einer Epoche datirt, wo man physiologische Institute und Laboratorien noch gar nicht kannte und die meinen, daß sich die heute studirende Jugend mit demselben theoretischen Futterbrei begnügen könne, der ihnen von der Höhe des Katheders herab wöchentlich viermal während eines kurzen Sommersemesters in den Mund gestrichen wurde. Es gibt mehr Leute dieser Sorte, als man gemeiniglich zu glauben geneigt ist, und die Erscheinung läßt sich leicht erklären, denn es ist ein allgemeines Gesetz, dem sich nur wenige bevorzugte Geister entziehen können, daß der Praktiker in den Nebenfächern seines Berufes immer, meist aber auch in dem Hauptfache während seines ganzen Lebens auf demjenigen theoretischen Standpunkte stehen bleibt, den er gewonnen hatte, als er in das praktische Leben, in die Ausübung seines Berufes übertrat. So der Techniker in Beziehung auf Mathematik und Physik, der Arzt in Beziehung auf Anatomie und Physiologie u. s. w. Es gibt noch, freilich nur wenige, alte Aerzte, die mit dem Stethoskop, dem Mikroskop u. s. w. absolut nichts anzufangen wissen; ich habe noch vor kurzer Zeit einen solchen „hocherfahrenen und allgemein geschätzten" Praktikus einem jungen Doctor zuherrschen hören, alle diese „Ope" seien eben dummes Zeug und hätten die Wissenschaft nicht um eines Haares Breite weiter gebracht! — Wenn es solche Käuze noch gibt, warum soll es nicht auch andere geben, die den Nutzen der Vivisection deshalb leugnen, weil sie selber keinen Nutzen daraus gezogen haben?

Wir haben die Thatsache des gegenwärtigen Kampfes constatirt. Wenn aber ein Krieg ausgebrochen ist, so fragt man nicht nur nach den Schachzügen der Gegner, ihren Siegen und Niederlagen, sondern auch nach den Ursachen des Streites und nach den bewegenden Kräften, welche die Dinge auf die Spitze getrieben haben.

Die Gründe zu dem Streite, den wir hier betrachten, liegen augenscheinlich tiefer, als in dem Mitleiden einiger sogenannten Thierfreunde oder in der Furcht der Besitzer von Pferden, Schoßhündchen und Hauskätzchen, die Virchow berührte. Die Thierfreundschaft in ihrer heutigen Maßlosigkeit ersetzt freilich einigermaßen die Sentimentalität aus der Wertherzeit, wo man Thränenströme vor Rührung vergoß, wenn man von Berlin nach Frankfurt reisen wollte, und in Ohnmacht fiel beim Wiedersehen eines Freundes oder einer früheren Geliebten. Wir haben uns das abgewöhnt, schwärmen aber dafür die Spatzen auf den Dächern und die Grasmücken in den Büschen an und sind im Stande, wegen einer Amsel, der man den Hals umgedreht hat, Processe zu führen und Broschüren zu schreiben. So mächtig aber auch diese Gefühlsexaltation sein mag, so bildet sie dennoch nur ein nebensächliches Moment in der vorliegenden Sache. Ehrsame Junggesellen und tugendhafte alte Jungfern mit den weichgestimmten Gemüthern im Bunde hätten sich niemals zu der wilden Energie, der Verbissenheit und der Kampfeswuth aufgerafft, welche bis jetzt in den Vordergrund traten. Hier müssen andere, tiefer liegende Triebfedern wirken.

Ist es nicht auffallend, daß die ganze Agitation nur in denjenigen Gegenden und denjenigen Gesellschaftskreisen Wurzel gefaßt hat, in welchen die protestantische Orthodoxie eine vorwiegende Rolle spielt?

Sie begann freilich in Italien, in Florenz. Aber sie hat nie unter den Italienern recht lebendig werden wollen; es waren hauptsächlich gut kirchlich gesinnte Engländerinnen und eifrige Clergymen, die dort ihr Wesen trieben und durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Rührigkeit bei einigen wenigen Italienern ein Echo erweckten. Kaum in das Leben gerufen, starb dort die Agitation eines frühzeitigen Todes aus Mangel an Theilnahme; sie konnte das Weichbild der Stadt nicht überschreiten und nicht bis in die Kreise der Regierung oder der parlamentarischen Gewalten vordringen, von dem Volke ganz zu

geschweigen, das überhaupt nirgends sich für die Sache interessirte. Dagegen war es die höhere Gesellschaft Englands, diejenigen Kreise, welche die Parlamentsmitglieder liefern, welche der Agitation ein um so willkommneres Feld boten, als dorten auch der nervus rerum, das klingende Geld, in Uebermaß zur Verfügung gestellt wurde. Die kirchlich gläubigen Tories und Whigs waren es, welche das absurde Gesetz zu Stande brachten, unter dessen Drucke gegenwärtig die physiologische Wissenschaft in England seufzt.

Ebenso verhält es sich in Deutschland, wo auch nur in dem protestantischen Norden die Bewegung sich ausgebreitet hat. In den katholischen Gebietstheilen ist es stille davon; Berlin, Dresden, Leipzig sind die Herde, auf welchen der Scheiterhaufen der Vivisection aufgeschichtet ist.

Keine Spur von Bewegung in den katholischen Gebieten Deutschlands, in den vorwiegend katholisch oder griechisch kirchlichen Ländern Europas.

Es wird diese Erscheinung vielleicht verständlich, wenn man die Lage der herrschenden Kirchen in das Auge faßt.

Niemand wird daran zweifeln können, daß die katholische Kirchengewalt die freie Forschung grimmig haßt. Sie hat davon bis in die jüngste Zeit die sprechendsten Beweise geliefert. Aber die Macht im Staate galt ihr immer als das erste Ziel und sobald es sich um diese handelte, ließ sie alles Andere links liegen, gab sogar so viel nach, als sie überhaupt nachgeben konnte, ohne sich in ihrem Wesen selbst zu vernichten. Pater Secchi, der vom Vatican geschätzte Astronom, der in der heutigen astronomischen Wissenschaft sich Lorbeeren errang, und der Hofprediger Knaak, der die Sonne nach der Bibel herumlaufen, die Erde aber stillstehen läßt, bezeichnen die äußersten Marksteine dieser entgegengesetzten Richtungen. Wir haben Beispiele genug von katholischen Ordens- und Weltgeistlichen, die sich in Wissenschaften und Künsten einen Namen erworben haben, aber nur sehr wenige von protestantischen Pastoren, während dagegen die Liste berühmter Naturforscher sehr reich ist an Pastorensöhnen. Es sind begreiflicher Weise bestimmte Zweige der Wissenschaften, welche von den Priestern vorzugsweise cultivirt werden, wie Mathematik, Astronomie, Physik u. s. w., wo Collisionen mit dem Dogma weniger zu befürchten sind — aber ihre Cultur wird von der Kirche, sobald sie nur in einem gewissen Geiste betrieben wird, ziemlich intensiv betrieben und gefördert, wie die Jesuiteninstitute beweisen. Mit Ausnahme der Seminarien und Facultäten, welche die katholische Kirche ebenfalls besitzt, hat sich aber die protestantische Kirche als solche nur in den ersten Reformationszeiten, später niemals mit der höheren Bildung der Jugend befaßt; wenn einzelne verlorene Schafe dies thaten, so waren dies individuelle, nicht mit der Kirche in Beziehung stehende Leistungen. Die protestantische Kirche unterhält nur theologische, keine sonstigen wissenschaftlichen Lehranstalten.

Ein fast umgekehrtes Verhältniß läßt sich bei der Volksschule constatiren. Die katholische Kirche war immer ihr Feind, die protestantische ihr Freund. Unter den echt katholischen Bevölkerungen des südlichen Europas gab es noch bis vor wenigen Jahren und gibt es an vielen Orten noch heute mehr Individuen, die nicht lesen und schreiben können, als unter den Muselmännern. Im gesammten Europa kann man fast sagen, daß Protestantismus und Lesefähigkeit mit einander Hand in Hand gehen. Der Protestantismus drängt zu allgemeiner Schulpflicht, zu längerer Schulzeit; der Katholicismus widersteht beidem auf das Aeußerste, und wo er nur irgend kann, schraubt er die gewonnenen Vortheile wieder zurück. Die erbitterten Kämpfe in Oestreich und Belgien gegen die längere Schulzeit, in Frankreich gegen die Schulpflicht überhaupt, lassen sich nur begreifen, wenn man sie von dem confessionellen Standpunkt aus untersucht.

Es läßt sich leicht einsehen, daß darin logische Consequenz liegt. Die katholische Kirche fußt wesentlich auf der Tradition, die protestantische und muhamedanische wesentlich jede auf einem Buche. Wo Koran und Bibel vorrücken, werden Schulen gegründet, in welchen das Religionsbuch durchgearbeitet wird; Lappen und Eskimos lernen lesen und schreiben, wie Berbern und Araber — aber man frage doch einmal in den von Jesuiten und katholischen Missionaren christianisirten Ländern, wie es mit den Schulen steht? Noch vor wenigen Jahren wurde fast unabweislich jeder sicilianische Soldat, der als Korporal nach seinem Heimatsorte zurückkehrte, dort Sindaco, weil er beim Regimente lesen und schreiben gelernt hatte und außer dem Pfaffen meist der einzige Einwohner war, der die edle Kunst inne hatte. Höhere Ausbildung für einzelne Auserlesene und im Dienste der Kirche Geschulte, Aufrechthaltung des traditionellen Glaubens bei den Massen, das war die Signatur der Bestrebungen im Katholicismus.

Muhamedanismus und Protestantismus mußten dagegen ihr Buch, auf dem ihre ganze Autorität allein fußte, den Massen zugänglich machen und dazu war die Schule das einzig mögliche Mittel. Versteht sich, unter kirchlicher Oberaufsicht; die muhamedanischen Schriftgelehrten, die Talebs Algeriens oder wie sie sonst heißen mögen, sind alle Mitglieder der Kirche, und wenn in den meisten protestantischen Staaten die Geistlichen nicht mehr zugleich Seelsorger und Schulmeister sind, wie früher, so ist doch fast überall das Band noch nicht durchschnitten, indem sie in den meisten Orten noch von Amts wegen Mitglieder der Schulvorstände, Schulinspectoren und dergleichen sind.

Gewiß ist in dieser Verallgemeinerung des Mittels zur Erlangung und zum Austausche von Kenntnissen (anderes sind ja lesen und schreiben nichts) ein Fortschritt angebahnt und man kann sich nur fragen, wie es denn komme, daß beide lesende Buchkirchen gegen jeden weiteren Fortschritt sich auflehnen, die eine mehr unbewußt und instinctmäßig, die andere mit vollem Bewußtsein und um so größerem Ingrimm. Den Muhamedanismus können wir hier füglich bei Seite lassen; er steht so weit von unserer ganzen Cultur und Civilisation, von unseren Anschauungen und unserer Weltauffassung ab und hat so wenig Einfluß auf alles dieses, daß er nicht in Betracht kommt.

Der Protestantismus beruht auf der freien Forschung! Das ist ein Satz, der uns so lange und so vielfältig vorgetutet worden ist, daß er sich zu einem unbewußten Glaubenssatze entwickelt hat. Das Axiom ist aber, wie die Geschichte, la fable convenue. Es ist nie wahr gewesen und wird nie wahr werden; es hat niemals Geltung gehabt, weder bei den Reformatoren, noch bei ihren Nachfolgern. Ueberall sehen wir eine Schranke gezogen, vor welcher Halt zu machen man dem Forscher gebietet. Ob diese weiter oder enger gezogen wird, ist vollkommen gleichgültig; ebenso, mit welchen Mitteln sie aufrecht erhalten wird. Luther setzt sie anders als Calvin, Stöcker anders als Knaak; Calvin zieht sie mit dem Scheiterhaufen, Stöcker mit der Judenhetze, und der Garnisonsprediger, dessen Name mir entfallen ist, mit der Hetze gegen die Vivisection. Aber die Schranke wird überall gezogen und die Wahl der Mittel, um sie aufrecht zu erhalten, hängt von den augenblicklichen Verhältnissen, von der Möglichkeit ab, die staatliche Gewalt mit in das Interesse zu ziehen.

Bedenkt man die Sache genauer, so sieht man, daß es gar nicht anders sein kann und schließlich muß man es sehr natürlich finden, daß man einem Menschen ebenso wenig als einer Institution zumuthen kann, sich selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Vincke seligen Andenkens wollte sich nicht den Rechtsboden, wie er ihn verstand, unter den Füßen wegziehen lassen — eine jede Kirche hat als solche ihren Glaubensboden, den sie nicht missen kann.

Man darf sich nicht täuschen. Der Kampf gegen die Vivisection ist nichts anderes, als ein erbittertes Vorpostengefecht gegen die Wissenschaft, die freie Forschung überhaupt. Wenn die Truppen der einen Kirche mehr daran Theil nehmen, als die der anderen, so geschieht dies nur deshalb, weil die letzteren auf einem anderen Felde vollauf beschäftigt sind und nicht abkommen können. Ist dies nicht der Fall, so stehen sie, trotz der zwischen ihnen lodernden Zwietracht, zusammen wie ein Mann, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Ich weiß das aus Erfahrung! Ich habe Alle auf dem Halse gehabt; Laien wie Geistliche, protestantische Orthodoxie, römisch-katholische und

alt-katholische Clerisei bliesen mit Einmuth in dasselbe Horn, und die sogenannten liberal Kirchlichen, denn auch diese Sorte hat man in einigen Kantonen der Schweiz in protestantischer und katholischer Couleur, waren nicht die Letzten in dem Concerte.

Vor einigen Jahren brach in Montpellier ein mächtiges Gezeter los. Der Erzbischof hatte entdeckt, daß unter den frommen Schafen der medicinischen Facultät ein räudiger Bock sich befinde: Professor Rouget, der die Kühnheit hatte, sich offen als Anhänger Darwins zu bekennen und die Eröffnungsrede seiner Vorlesungen in diesem Sinne zu halten. In einem Musterstücke fulminanter Kanzelberedtsamkeit erklärte der Erzbischof, daß er mit der Seelsorge sowohl der Katholiken als auch der Dissidenten betraut sei und somit den Blitzstrahl gegen den Störenfried schleudern müsse, der in der That während einiger Zeit hart in seinem Amte bedrängt wurde, denn man befand sich unter der segensreichen Regierung Mac Mahons. Die protestantischen Pastoren der Cevennen, die in dem Sprengel des Erzbischofs angesiedelt sind, protestirten mit Entrüstung gegen die Arroganz des Erzbischofs, der sich eine Seelsorge anmaße, die ihnen zukomme, fanden aber zugleich nicht Worte genug, in die Verdammung Rougets mit einzustimmen. Rouget hatte die beiden streitenden Brüder vollwichtig auf dem Nacken und er hätte vielleicht der Uebermacht weichen und seinem Lehrstuhle den Rücken kehren müssen, wenn nicht der Umschwung in der Regierung eingetreten wäre. Als ausgezeichneter Forscher und Lehrer wurde er unter dem Präsidium Grévys alsbald nach Paris berufen.

Die einzigen Ehrlichen in diesem Kampfe waren die bigotten Engländer, denn sie sagten es gerade heraus, daß es ein Kampf gegen die Wissenschaft überhaupt sei. Wissenschaft treiben sei überhaupt Ungehorsam gegen das göttliche Gebot; sie sei der Ausfluß der Gierde nach Erkenntniß; man dürfe vom Baum der Erkenntniß nicht essen, ohne der Strafe des Ungehorsams zu verfallen. „Die Schlange bethörte mich und ich aß. Soll der Christ wünschen, noch weiter von der verbotenen Frucht des Baumes der Erkenntniß zu essen? Nein! Selbst wenn Gutes daraus erfolgte, darf der Christ dem Uebel nicht nahe treten!" So steht es zu lesen in der Thierschutz-Adresse an die Christen.

So offen und ehrlich herauszutreten, wagen die Meisten nicht. Man heuchelt volles Zutrauen in die Wissenschaft; man nimmt ihre Erfolge an, so weit sie uns Bequemlichkeiten des Lebens geschaffen hat, welche man zur Zeit der Entstehung des Neuen Testamentes noch nicht kannte; man thut so, als wolle man nur einen krankhaften Auswuchs ein wenig beschneiden, was um so weniger schaden könne, als man ja Alles schon wisse, was die Vivisection überhaupt zu lehren im Stande sei, und nachdem man auf diese Weise mit gleisnerisch verdrehten Augen den Wagen ins Rollen gebracht hat, lenkt man ihn gegen die Quelle der Wissenschaft selbst, damit er dort seine Ladung abwerfe, welche die Mündung verstopfen soll.

Diese Heuchelei ist es, welche den Streit widerwärtig macht. Mit dem Engländer weiß man, woran man ist; er will nichts weiter als die Bibel, er will keine Wissenschaft; er hat an dem Sündenfall und seiner Strafe vollkommen genug für Diesseits und Jenseits. Die Andern meinen dasselbe; aber sie wissen, daß nur ein höhnisches Gelächter auf das offen herausgesagte Gewimmer ihrer frommen Gemeinde antworten würde und deshalb nehmen sie eine Maske vor, durch welche sie die große Menge zu täuschen hoffen.

Wenn es wahr ist, daß alle menschliche Erkenntniß drei Perioden durchläuft, die theologische, metaphysische und positivistische, wie Auguste Comte sagt, oder, wie ein neuerer Autor sie nennt, die religiöse, philosophische und wissenschaftliche, so ist es klar, daß die Culturvölker des Westens sich in der letzten Periode befinden. Conrad Hermann hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, „daß dasjenige, was wir jetzt die Wissenschaft nennen, d. h. die genaue und umfassende Erkenntniß der ganzen Gesetze und Ursachen des Wirklichen auf dem Wege der strengen empirischen Beobachtung, zu Anfang noch gar nicht vorhanden war, sondern erst ein späteres, mühsam und allmählich gereiftes Produkt der Geschichte ist". Aber das Emporringen des menschlichen Geistes aus den nebelhaften Vorstellungen zu der Erkenntniß der nüchternen Thatsachen ist bei weitem noch nicht an seinem Ziele angelangt, und diese Erkenntniß der Thatsachen, der gesetzmäßigen Ursachen und Wirkungen beherrscht noch nicht so allgemein die Anschauungsweise der Gesammtheit, daß man sagen könnte, die früheren Perioden hätten ihr Ende gefunden. Punkt um Punkt muß erstritten und erkämpft werden; die Stellungen wechseln im Verlaufe des Kampfes selbst und Offensivstöße von Seiten der weichenden Parteien fehlen nicht.

Die Agitation gegen die Vivisection ist ein solcher Offensivstoß. Sie beabsichtigt, der Physiologie, der gesammten Biologie, der Heilkunde und der Hygiene die thatsächliche Grundlage zu rauben und die gesammte Wissenschaft vom organischen Leben auf jenen Standpunkt zurückzuführen, wo man die Ursachen der Erscheinungen und Vorgänge von Außen hinein interpretirte, statt sie von Innen heraus zu entwickeln.

Diesem Unwesen muß mit allen Mitteln entgegen getreten werden. Momentane Siege desselben können nur den Fortschritt verzögern, nicht ihn aufhalten; die wissenschaftlich erkannte Thatsache wird in Zukunft die Welt und die Anschauungen der Menschen beherrschen.

Literatur und Kunst.

Antikes Theater.*)

Seine Bühnen nah den Sternen
Hat der Alten Volk gebaut
Auf die Höhn, vom Blick zu lernen,
Daß in Tiefen und in Fernen
Hoher Sinn befreiter schaut.

Und in goldner Morgenfrühe
Rief empor ihr Chorgesang:
Helios' erster Strahl erglühe
Hier den Musen, Epheu blühe
Vom Gestein zum Säulengang.

Steigt herauf, wollt ihr verstehen
Erdendasein, Menschenloos,
Seht das Kommen und das Gehen
Wie's die ew'gen Götter sehen —
Hier ist Alles ernst und groß.

Reiner wandeln hier die Schatten
Ueber niedrem Staubgewühl,
Derer die geduldet hatten,
Nimmermehr wird hier ermatten
Edler Seelen Mitgefühl.

All den Gipfeln in der Runde
Tönt der Dichtung heilig Wort
Von des höchsten Alters Munde
Zu der Dinge tiefstem Grunde —
Zu den Menschenherzen fort.

*) Vor kurzer Zeit wurden in Griechenland, in Epidauros, wenn ich nicht irre, auf hohem Bergrücken die Reste eines antiken Theaters entdeckt.

Hermann Lingg.

Die Religion der Zukunft.

Von Ernest Renan.*)

Es wäre beinahe das Schicksal des Christenthums gewesen, mitten im Siege unterzugehen, gleich einem Schiffe, das durch eine Menge ungestümer Passagiere, die sich auf ihm sammeln, zum Sinken gebracht wird. Niemals hatte ein Religionsstifter seiner so unähnliche Nachfolger, als Jesus Christus. Seine Schüler haben aus ihm einen Gottmenschen gemacht, also das denkbarst Antijüdische. Die Zusätze, mit welchen Aberglauben, Metaphysik und Politik sein Werk versahen, haben den großen Propheten gänzlich verdunkelt, so daß jede christliche Reform sich bestreben muß, alle die willkürlichen Verzierungen zu entfernen, welche unsere heidnischen Vorfahren hinzugefügt haben, um darunter den echten Christus zu finden. Aber der schwerste Fehler, den man in der Religionsgeschichte begehen kann, ist der Wahn, daß die Bekenntnisse in sich selbst einen absoluten Werth tragen. Die Religionen haben nur durch die Völker Geltung, die sich zu ihnen bekennen. Der Islam war nützlich oder verderblich, je nach den Rassen, die ihn angenommen. Bei den verkommenen Völkern des Orients ist das Christenthum eine sehr mittelmäßige Religion, die nur ein geringes Maß von Tugend erzeugt. Erst bei unseren occidentalen Nationen, den Kelten, Germanen, Lateinern, wurde das Christenthum wahrhaft fruchtbar.

Ein ursprünglich israelitisches Produkt, ist das Christenthum allmählich dahin gelangt, mit der Zeit fast alle Rasseneigenschaften abzuwerfen, so daß die Meinung Vieler, welche es für eine vorzugsweise arische Religion halten, unter manchen Gesichtspunkten wahr ist. Während langer Jahrhunderte haben wir unsere Religion mit unserer Denkart, mit unseren Bestrebungen, Vorzügen und Fehlern erfüllt. Die Exegese, wonach das Christenthum ganz aus dem alten Testamente stammt, muß als unhaltbar bezeichnet werden. Das Christenthum war der Bruch mit dem Mosaismus, die Abschaffung der Thora. Sankt Bernhard, Franz von Assisi, die heilige Elisabeth, die heilige Therese, Franz von Sales, Vincenz von Paula, Fenelon, Channing sind keine Juden mehr, sondern Menschen von unserer Rasse, mit unserem Herzen fühlend, mit unserem Gehirne denkend. Das Christenthum war das herkömmliche traditionelle Thema, über das sie ihre Variationen dichteten, aber das Geniale darin ist ihr Eigen. Der heilige Bernhard, die Psalmen erläuternd, ist ein ganz romantischer Mensch. Jedes Volk, indem es sich den Disciplinen der Vergangenheit anschließt, identificirt sich mit ihnen und macht sie zu seinem Besitz. Auf solche Weise hat die Bibel Früchte getragen, die ihr fremd sind, wobei der Mosaismus blos das Erdreich war, auf welchem die Arier ihre Blume gepflegt haben. In England und Schottland ist die Bibel ein Volksbuch geworden, also bei einem arischen Zweige, der am allerwenigsten dem hebräischen gleicht. So kommt es, daß das Christenthum aus notorisch jüdischen Anfängen die nationale Religion der europäischen Stämme werden konnte, die ihr die eigene Mythologie zum Opfer brachten.

Der Verzicht auf unsere alten ethnischen Traditionen zu Gunsten der christlichen Heiligkeit war im Grunde wenig ernst, aber scheinbar doch dermaßen definitiv, daß beinahe fünfzehnhundert Jahre vergingen, bis diese Thatsache empfunden wurde. Das Erwachen der Geister im neunzehnten Jahrhundert, die Auferstehung todtgeglaubter Rassen, deren wir Zeuge sind, mußte nothwendig die Erinnerung an unsere Abdankung zu Gunsten der Söhne Sems neu beleben und einen Rückschlag hervorrufen. Obgleich heutzutage höchstens ein Stubengelehrter in vergleichender Mythologie noch daran denken kann, die germanischen, pelasgischen, keltischen und slavischen Götterlehren wieder in Aufnahme zu bringen, so wäre es doch für das Christenthum ersprießlicher gewesen, wenn auch seine Gründer ganz auf derlei gefährliche Bilder verzichtet hätten, so wie es bei der Stiftung des Islam geschah. Verschiedene Völker, welche in Allem vornehm und originell sein möchten, fühlten sich verletzt, nun sie sich in der Religion als Vasallen eines verachteten Hauses erkannten. Eifrige Germanisten haben ihre Empfindlichkeit nicht verheimlicht; mehrere Keltomanen äußerten ein ähnliches Gefühl. Die Griechen, die in der Erinnerung an das alte Hellas ihre Wichtigkeit in der Welt entdeckten, konnten sich ebenfalls nicht länger verbergen, daß die Annahme des Christenthums eine Apostasie gewesen war. Griechen, Kelten, Germanen trösteten sich jedoch mit der Erwägung, daß sie zwar das Christenthum angenommen, aber es doch wenigstens umgewandelt und beinahe zu ihrem Nationaleigenthum gemacht hatten. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß das moderne Nationalitätenprincip dem Christenthum schädlich war. Die religiöse Action des Mosaismus erschien in unnatürlicher Größe. Man sah die Fehler Israels zugleich mit seinen Vorzügen; man schämte sich, Jude geworden zu sein, gerade wie die deutschen Patrioten das französische siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert recht schlimm behandelten, obwohl oder weil sie ihm so viel verdankten.

Eine andere Ursache hat in unseren Tagen die Religion, welche unsere Vorfahren mit großer Befriedigung übten, nicht minder stark untergraben. Die Verneinung des Uebernatürlichen ist für jeden cultivirten Geist ein absolutes Dogma geworden. Die Geschichte der physischen und der moralischen Welt erscheint uns wie eine natürliche, jedes Wunder ausschließende Entwicklung. Nun ist aber vom christlichen Standpunkt die Weltgeschichte eine Reihe von Wundern. Die Schöpfung, die Geschichte des jüdischen Volkes, die Rolle von Christus, selbst am Probirsteine der liberalsten Exegese geprüft, sie lassen alle einen Rest von Uebernatürlichem zurück, das kein Experiment aufheben oder umwandeln kann. Die monotheistisch-semitischen Bekenntnisse sind Feinde der Naturwissenschaften, die ihnen wie eine Verkleinerung, fast wie eine Negation Gottes erscheinen. Gott hat Alles gethan, und macht noch Alles, das ist ihre ganze Erklärung. Das Christenthum, obwohl es dieses Dogma nicht mit solcher Uebertreibung ausgebildet hat, wie der Islam, zieht die göttliche Offenbarung hinein, also ein Wunder, einen Act, den die Wissenschaft noch nie constatirt hat. Zwischen dem Christenthum und der Wissenschaft ist daher der Streit unausweichbar; einer der beiden Gegner muß unterliegen.

Im dreizehnten Jahrhundert, als der wissenschaftliche Geist in Folge des Studiums von Aristoteles und Averrhoes in den romanischen Ländern zu erwachen begann, bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein gelang es der Kirche, die damals noch über die öffentliche Gewalt verfügte, ihren Feind zu zertreten, doch im siebzehnten Jahrhundert waren die wissenschaftlichen Entdeckungen zu gewaltig, um unterdrückt werden zu können. Die Kirche war zwar stark genug, um das Leben Galileis schwer zu trüben, um Descartes zu beunruhigen; sie konnte aber nicht mehr verhindern, daß deren Entdeckungen Gemeingut der Geister wurden. Im achtzehnten Jahrhundert triumphirte die Vernunft; gegen 1800 glaubte fast kein unterrichteter Mann mehr an das Uebernatürliche. Die Reactionen, die zeitweilig folgten, waren Urtheile, die nicht ausgeführt wurden. Wenn viele ängstliche Gemüther aus Furcht vor den großen socialen Fragen nicht logisch sein mögen, so entfernt sich doch das Volk zu Stadt und Land immer mehr vom Christenthum, und das Uebernatürliche verliert tagtäglich einen seiner Bekenner.

Was hat das Christenthum gethan, um sich vor diesem gewaltigen Ansturm zu schützen, der am Ende siegreich sein muß, wenn es nicht einige unhaltbare Positionen aufgeben will? Die Reform des sechzehnten Jahrhunderts war ohne Zweifel ein Act der Weisheit und Selbsterhaltung. Der Protestantismus that dem Uebernatürlichen Eintrag; er kehrte gewissermaßen zum primitiven Christenthum zurück und schränkte die abgöttische und heidnische Seite des Cultus gewaltig ein. Aber das Princip

*) Der gefeierte Verfasser des „Lebens Jesu" sendet uns das Schlußkapitel seines in einigen Wochen bei Calmann Lévy in Paris erscheinenden Werkes: „Marc-Aurèle et la fin du monde antique", welches den siebenten Band seiner Geschichte des Ursprungs des Christenthums bildet. D. R.

des Glaubens, zumal was die göttliche Eingebung der kanonischen Bücher anbetrifft, wurde beibehalten. Diese Reform hat sich übrigens nicht auf das ganze Christenthum ausdehnen können; sie wurde an Schnelligkeit durch den Rationalismus überholt, der wahrscheinlich den zu reformirenden Stoff noch vor Ende der Reform ohne langen Proceß hinwegräumen wird. Der Protestantismus dürfte das Christenthum nur dann retten, wenn er sich in reinen Vernunftglauben verwandelt und mit allen freien Geistern verbindet, deren Programm in folgende Sätze zusammengezogen werden kann:

„Groß und herrlich ist die Welt, und trotz aller Dunkelheit, die sie umgibt, erkennen wir in ihr die Frucht einer tiefinnerlichen Tendenz zum Besseren, zu einer höchsten Güte. Das Christenthum ist das frappanteste Beispiel dieses stufenweisen Strebens der Weltgeschichte, allmählich ein Ideal von Licht und Gerechtigkeit hervorzubringen. Obwohl der erste Ausgangspunkt irrealitisch, wurde das Christenthum doch im Laufe der Zeit das gemeinsame Werk der Menschheit; jede Rasse hat ihr Bestes in ihm niedergelegt. Gott ist nicht ausschließlich gegenwärtig, aber er ist hier mehr immanent als in jedem anderen religiösen oder moralischen System. Das Christenthum ist thatsächlich die Religion der civilisirten Völker; jede Nation acceptirt es in verschiedenem Sinne, je nach ihrem geistigen Culturgrade. Der Freidenker, der seiner gar nicht bedarf, ist in seinem Recht; aber er bezeichnet nichts weiter, als einen sehr achtungswerthen individuellen Fall; seine geistige und moralische Lage kann nimmermehr diejenige einer Nation oder der Menschheit sein.

„Behalten wir also das Christenthum bei, indem wir seinen hohen ethischen Werth, seine majestätische Geschichte und die Schönheit seiner heiligen Bücher bewundern. Diese letzteren sind ohne Zweifel bloße Bücher; man muß ihnen systematische Auslegung und Kritik angedeihen lassen, gleich wie anderen Büchern auch; aber sie sind die religiösen Archive der Menschheit; selbst die schwachen Partien sind der Achtung werth. Das Nämliche gilt für die Dogmen. Verehren wir, ohne uns zu ihren Sklaven zu machen, ihre Formeln, unter welchen vierzehn Jahrhunderte die göttliche Weisheit angebetet haben. Ohne weder an besonderes Wunder noch göttliche Eingebung zu glauben, wollen wir uns vor dem höchsten Wunder dieser großen Kirche beugen, welche die unerschöpfliche Erzeugerin stets wechselnder Erscheinungen ist. Was den Cultus anbetrifft, so müssen wir einige anstößige Auswüchse entfernen; halten wir ihn auf alle Fälle für eine secundäre Sache, ohne anderen Werth, als die Gefühle, die ihm als Grundlage dienen.

Wenn viele Christen solche Gesinnungen hegten, so könnte man dem Christenthum eine Zukunft vindiciren. Aber mit Ausnahme des liberalen Protestantismus haben die großen christlichen Massen ihre Haltung mit nichten geändert. Der Katholicismus versinkt mit einer gewissen Wuth der Verzweiflung immer tiefer in seinem Wunderglauben. Der orthodoxe Protestantismus bleibt regungslos. Unterdessen entvölkert der volksthümliche Rationalismus, die unausweichliche Folge des fortschreitenden öffentlichen Unterrichts und der demokratischen Institutionen, immer mehr die Kirchen und Kapellen und vervielfältigt die rein civilen Eheschließungen und Beerdigungen. Man wird die Bevölkerung der großen Städte nimmermehr in die alten Tempel zurückführen, und das Landvolk besucht diese nur aus Gewohnheit; aber eine Kirche ist ohne Volk unmöglich, denn sie ist das Haus des Volkes. Die katholische Partei andererseits hat in den letzten Jahren so viele Fehler begangen, daß ihre politische Macht wie erschöpft ist. Eine gewaltige Krise wird also im Schooße der alleinseligmachenden Kirche ausbrechen. Es ist wahrscheinlich, daß ein Theil dieses großen Körpers in seiner Abgötterei verharren und abseits des modernen Fortschritts eine parallele Gegenströmung von sumpfigem und stagnirendem Wasser bilden wird. Ein anderer Theil wird leben und sich mit Abschwörung der übernatürlichen Irrthümer mit dem liberalen Protestantismus, dem erleuchteten Mosaismus und der idealistischen Philosophie vereinigen, um mit vereinten Kräften die reine Religion „im Geiste und in der Wahrheit" aufzuerbauen.

Das Eine steht außer Frage: mag die religiöse Zukunft der Menschheit wie immer geartet sein, Jesus Christ wird darin eine erhabene Stelle einnehmen. Er war der Gründer des Christenthums, und dieses ist und bleibt das Bett des großen religiösen Stroms der Menschheit. Zuflüsse von den entgegengesetztesten Punkten des Horizonts haben darin gemündet. In diesem Gemisch kann keine Quelle mehr sagen: Dies ist mein Wasser. Aber vergessen wir nicht den Mutterstrom, die Quelle des Gebirges, den jungen Fluß, der vorerst in einer schmalen Erdspalte rieselte, um am Ende, gleich dem Amazonenstrome, breit und majestätisch seine blauen Wogen durch die Ebene zu wälzen. Dieser Urquell des Christenthums auf seinen Höhen war voll Saft und Kraft, voll heißer und oft eisiger Empfindungen, voll göttlichen Lebens und himmlischen Einklangs. Die Stifter des Christenthums nehmen mit Recht den ersten Rang in der Andacht der Menschheit ein. Diese Menschen besaßen lange nicht unsere Kenntniß des Realen, doch sie hatten nicht ihresgleichen an Ueberzeugung und Hingebung. Diese letzteren sind es aber, welche Religionen gründen. Die Dauerhaftigkeit eines Baues steht im Verhältniß zu der Zahl von Tugenden, das heißt von Opfern, die seinen Grundstein bilden.

In diesem von der Zeit zerstörten Gebäude gibt es so viele der trefflichsten Steine, deren man sich ohne weiteres zum Frommen eines modernen Baues bedienen könnte! Wer lehrt uns besser als der messianische Mosaismus die unerschütterliche Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, den Glauben an eine glänzende Bestimmung der Menschheit, unter der Regierung einer Aristokratie der Gerechten? Ist das Reich Gottes nicht der vollkommene Ausdruck des Endzieles, das der Idealist erstrebt? Die Bergpredigt ist ein vollendetes Gesetzbuch; die Nächstenliebe, die Sanftmuth, die Güte, die Selbstlosigkeit werden immer die Grundregeln eines vollkommenen Lebens sein. Die Verbrüderung der Schwachen ist die legitime Lösung der meisten Probleme, welche die Organisation der Menschheit aufstellt; das Christenthum kann in diesem Punkte allen Jahrhunderten als Lehre dienen. Das christliche Martyrium wird bis ans Ende der Zeiten das Vorbild todesmuthiger Gewissensfreiheit bleiben. Endlich wird die schwierige und gefährliche Kunst der Seelenbeherrschung, wenn sie eines Tages gefunden werden sollte, nothwendig den Mustern der Kirchenväter nachgebildet sein. Sie hatten Geheimnisse, die man nur in ihrer Schule lernen kann. Vielleicht hat es strengere und gewaltigere Tugendlehrer gegeben, aber niemals lebten so treffliche Meister in der Wissenschaft der Glückseligkeit. Die Wollust der Seelen heißt die große christliche Kunst, und zwar ist sie es in einem solchen Maße, daß die bürgerliche Gesellschaft Vorsichtsmaßregeln ergreifen mußte, damit der Mensch nicht ganz in ihr aufgehen solle. Das Vaterland und die Familie heißen die zwei großen natürlichen Formen der menschlichen Gesellschaft. Sie sind beide nöthig, aber sie genügen nicht. Man muß neben ihnen eine Institution beibehalten, wo die Seele ihre Speise erhält: Trost und Rath; wo die Barmherzigkeit sich organisirt; wo man geistige Führer findet. Es ist dies die Kirche; man wird ihrer niemals entrathen können, wenn man nicht Gefahr laufen will, das Leben von einer verzweifelnden Trockenheit zu machen, besonders für die Frauen. Zu diesem Zwecke darf die Clerisei unter keiner Bedingung die bürgerliche Gesellschaft bekämpfen, muß eine freisinnige Institution sein und soll auf jede weltliche Macht verzichten. Der Staat aber darf sie weder einschränken noch beaufsichtigen oder gar beherrschen. Während zweihundertfünfzig Jahren war die junge Christenheit ein vollendetes Muster eines solchen freien Gemeinwesens.

Conrad Ferdinand Meyer.*)

Von Julian Schmidt.

Bei der massenhaften Production unserer heutigen Belletristik kommt der Kritiker nicht selten in Verlegenheit. Wenn er ehrlich ist und in früheren Perioden Bescheid weiß, so kann er den häufig wiederholten Anklagen gegen unsere neueste Literatur nicht beipflichten: es wird nicht blos mehr producirt als in irgend einem früheren Zeitalter, sondern im Durchschnitt auch besser; das Mittelmaß hat sich bedeutend erhöht. Die Sprache, das Technische in der Composition, die Kunst des Malerischen, Alles hat sich seitdem gehoben. Und noch günstiger stellt sich das Verhältniß heraus, wenn man die ziemlich lange Periode erwägt, in welcher Clauren, Trommlitz, van der Velde u. s. w. das Lesepublicum in Athem hielten.

Anders freilich, wenn man sich bei einem neuen Buch fragt: ist das nun wirklich etwas Lebendiges? war es nöthig, daß so etwas geschrieben wurde? wird es bleiben? führt es dem Schatz unserer Dichtung, unserer Bildung etwas Neues zu? — Bei diesen Fragen wird die Antwort nur selten befriedigend ausfallen; die Mehrzahl der neuen Erscheinungen ist auf den Zeitvertreib eines nicht übel vorgebildeten Publicums zugeschnitten, und sie vergehen, sobald sie ihre Bestimmung erfüllt haben.

Die Werke des Dichters, von denen ich heute rede, des Zürichers Meyer, machen eine glänzende Ausnahme. Sie sind eine wirkliche und zwar eine bedeutende Existenz; sie werden sich mehr und mehr Bahn brechen, und ich wage zu behaupten, daß er die Dichter, die mit ihm in Einem Fach wetteifern, um Haupteslänge überragt.

Noch etwas ist bei ihm merkwürdig. Sein „Georg Jenatsch" ist erst vor einigen Jahren erschienen, und wie ich höre ist der Dichter 1825 geboren, also bereits 56 Jahre alt. Sonst pflegt mit einer starken schöpferischen Kraft auch ein starker schöpferischer Drang verbunden zu sein; das scheint für diesen Fall nicht zu gelten. Die drei Novellen, die in vieler Beziehung mit dem Jenatsch wetteifern können, sind erst nach diesem erschienen und auch wohl geschrieben. Ich habe mir seine älteren Dichtungen besorgt, die doch einen nur sehr geringen Umfang einnehmen, und bin nun in der Lage, wenigstens über das, was von ihm der Oeffentlichkeit angehört, Bericht zu erstatten.

Der historische Roman „Georg Jenatsch" wird wohl für die Charakteristik des Dichters die Grundlage bleiben. Er ist jetzt schon vielen Lesern bekannt und wird hoffentlich in immer weitere Kreise dringen. Ich beschränke mich also in der Erzählung auf das, was für das Urtheil nothwendig ist.

Die Geschichte bildet eine Episode des großen Weltkampfes zwischen Habsburg und Bourbon aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, also aus der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Für Frankreich wie für Oestreich ist der Besitz des kleinen Landes Graubündten strategisch wichtig; sie suchen es in ihren Besitz zu bringen; wie es dabei den Einwohnern des Landes ergeht, ist ihnen gleichgültig. Ein leidenschaftlicher Patriot Georg Jenatsch wagt es, gegen die Uebermacht und die Staatsklugheit der beiden Großmächte in die Schranken zu treten, und es gelingt ihm wirklich sein Land zu befreien, freilich durch Mittel, die an Jesuitismus zu streifen scheinen.

Jenatsch ist zuerst protestantischer Pfarrer. Die spanisch-katholische Partei richtet unter den Protestanten ein entsetzliches Blutbad an, wobei auch Jenatschs Gattin umkommt; er rächt sie und seine Glaubensgenossen, indem er den Urheber der Blutthat Planta umbringt. In Folge dessen aus seiner Heimat vertrieben, tritt er in Kriegsdienst bei den deutschen Protestanten, und kehrt erst in seine Heimat zurück, als der protestantische Herzog Rohan mit einer kleinen französischen Armee die Austreibung der Spanier aus Graubündten unternimmt. Jenatsch, dem er einmal das Leben gerettet hat, wird seine rechte Hand und dient ihm treu, bis er entdeckt, daß der Herzog nur ein Spielball in den Händen Richelieus ist und daß man mit seinem Lande ein falsches Spiel treibt. Rasch entschlossen wirft er alle Rücksichten der Dankbarkeit bei Seite, verbündet sich heimlich mit den Spaniern, seinen früheren Todfeinden, und nöthigt mit ihrer Hülfe die Franzosen, das Land zu verlassen. Um eine diplomatisch sichere Stellung gegen die Krone Spaniens zu gewinnen, tritt er rein aus politischen Motiven zur katholischen Kirche über. Sein Plan gelingt; freilich wird er bald darauf umgebracht.

Die Paradoxie dieses Charaktergemäldes wird noch dadurch zugespitzt, daß sich nicht deutlich herausstellt, ob der Werth des Zwecks, den er erreichen will, den aufgewandten Mitteln entspricht. Der jesuitische Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, ist zwar verwerflich, enthält aber ein Körnlein Wahrheit. Nur in den seltensten Fällen tritt im historischen Handeln der kategorische Imperativ rein hervor, man ist nicht blos versucht, sondern zum Theil genöthigt, im Urtheil über die handelnden Menschen den Werth des einen Motivs gegen die andern abzuwägen.

War die Erhaltung des Kantons Graubündten so wichtig für die Menschheit, daß sie Abweichungen von der allgemeinen Moral rechtfertigt? In dieser Frage liegt zweierlei: Einmal werden wir, die Leser, von der Idee der Freiheit Graubündtens so durchdrungen, daß wir geistig mit dem Helden mitgehn, auch wo er zu den verwegensten, ja ruchlosesten Mitteln greift? — Sodann: können wir uns vorstellen, daß diese eine Idee, die Unabhängigkeit Graubündtens, das Gemüth des Helden so unbedingt beherrscht, daß er alle sonstige Zwecke und Rücksicht hintansetzt? Er ist keineswegs eine einfach angelegte Natur, durchaus kein Fanatiker; er ist stark ehrgeizig und selbstsüchtig, von Pietät hat er wenig; wie kommt es nun, daß ihm, der während des Krieges in Deutschland die großen Weltverhältnisse hinreichend kennen gelernt hat, das kleine Interesse seiner Heimat alles übrige verdunkelt?

Auf diese Fragen gibt der Roman keine befriedigende Antwort. Die Kunst des Dichters besteht vielmehr darin, sie dem Leser aus den Gedanken zu rücken, so daß er erst nachträglich darauf kommt; während der Lectüre steht er unbedingt unter dem Bann der geschilderten Leidenschaft.

Er steht unter diesem Bann, obgleich der Dichter von Zeit zu Zeit selber ihn gegen die Motive seines Helden mißtrauisch macht, ja der Leser muß diesen Helden gegen den Dichter selbst in Schutz nehmen. Einmal Bd. II. S. 67 heißt es ausdrücklich: „Jenatsch hatte Planta, der seiner Kindheit wohl gewollt, wegen der eigensinnigen aber überzeugten und ehrlichen Parteinahme des stolzen Herrn für Spanien in seinem eigenen Hause nächtlich überrascht und erschlagen." Das ist einfach nicht wahr, der Dichter vergißt seine eigene Erzählung: nicht wegen seiner Parteinahme für Spanien war Planta erschlagen, sondern wegen des scheußlichen, meuchlerischen Blutbades, das er unter den Protestanten angerichtet. Es ist die einzige Stelle im Buche, die nach meiner Ueberzeugung geändert werden muß.

Sie ist aber sehr charakteristisch für den Dichter, der sich keineswegs mit den Motiven seines Helden identificiren will, sondern im Gegentheil vor ihnen warnt. Jenatsch ist in seinen Augen ein interessanter Charakter, ein Held, aber ein sehr gefährlicher Mensch. Er ist interessant wegen seiner wilden, verwegenen Leidenschaft, die doch mit einem kalten Verstande gepaart ist. In keinem neueren Werke habe ich die Leidenschaft mit einer solchen Gewalt, so mächtig geschildert gefunden. Scherer sagt einmal von Freytags „Ingo": der Pulsschlag gehe rascher als in unserem modernen Leben. Mit viel größerem Recht kann man das von unserem Jenatsch sagen. Nicht blos die Empfindung, nicht blos der Wille geht rascher bei ihm, auch der Gedanke; er sieht, er combinirt schneller als alle Uebrigen, und mit

*) Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte. — Denkwürdige Tage. Zwei Novellen. (Der Schuß von der Kanzel. Das Amulet.) — Der Heilige. Novelle. — Engelberg. Eine Dichtung. — Balladen. — Romanzen und Bilder. — Huttens letzte Tage. Eine Dichtung. — Sämmtlich im Verlag von Hässel in Leipzig.

dem Gedanken tritt sofort der Wille ein, er kennt kein verlorenes Tempo. Darum ist er den Andern so überlegen.

Diese Combination von Hitze und Kälte ist mit einer wahren Meisterschaft durchgeführt. Der wilde Mensch trägt nicht etwa die Züge des Giaurs oder des Corsaren, er kann heiter, ausgelassen lustig sein, er gewinnt alle Menschen durch den Anschein von Treuherzigkeit, und diese Treuherzigkeit ist nicht etwa blos gespielt, sie liegt wirklich in ihm, ohne dieses Element würde er nicht der sein, der er ist.

„Dieser Mensch erscheint mir unbändig und ehrlich wie eine Naturkraft!" sagt einmal der Herzog von Rohan; „eine so ursprüngliche und warme Natur scheint mir eines kalt und consequent berechneten Verfahrens unfähig."

„Dieser Mensch," erwidert der klügere Venetianer Grimani, „berechnet jeden seiner Zornausbrüche und benutzt jede seiner Blutwallungen!" Das ist eben das Wesen einer dämonischen Natur: „Gebrauche Deine Leidenschaften," sagt einmal Hamann, „wie Du Deine Gliedmaßen gebrauchst!" Grimani ist insofern ungerecht, als er den berechnenden Menschen gewissermaßen vom leidenschaftlichen trennt: die Leidenschaft ist nicht blos das Material, mit welcher die Berechnung operirt, sie ist Beides in Einem. Aber Grimani hat im Uebrigen vollkommen Recht: der Leser, zuerst überrascht, muß mit Schaudern zugeben, daß dieser Natur Pietätsverhältnisse nichts Bindendes sind. Die Verhandlungen des Herzogs Serbelloni geben von dieser Doppelnatur ein sprechendes, genial entworfenes Bild. Der gebildete Diplomat betrachtet den Wilden, der sich vor dem Verwegensten und Unschicklichsten nicht scheut, erst mit Nichtachtung, aber diese geht in Furcht über, als er die Wildheit unter der Leitung eines festen und sicheren Willens sieht.

Zuletzt schlägt die Wildheit doch in das Verderben des Helden um. Mit vollem Recht sagt gegen das Ende hin ein sonst unbedeutender Gelehrter: „Was fängt unser kleines Land mit diesem jetzt müßig gewordenen und an Thaten noch ungesättigten Menschen an, der unseren engen Verhältnissen entwachsen und von seinen beispiellosen Erfolgen trunken ist bis zum Wahnsinn!" Er wäre in der That seiner Heimat noch gefährlicher geworden als Franzosen oder Spanier. Trotz aller Theilnahme für ihn empfindet der Leser seinen Untergang als eine innere Nothwendigkeit.

Der Dichter hat für seinen historischen Roman eine andere Form gewählt, als die seit W. Scott übliche: die Geschichte geht nicht im gleichmäßigen Fluß weiter, sie setzt sich in Sprüngen fort, zum Theil in sehr gewaltigen Sprüngen. Es wird zuerst ein leuchtendes Bild vor uns aufgerollt, bestimmte, fest umrissene Figuren, dann verschwindet dies Bild, ein neues taucht auf, von einer frischen überraschenden Farbe — in der Macht des Colorits, darin liegt aber auch die einzige Verwandtschaft, ist Conrad Meyer seinem Landsmann Gottfried Keller ebenbürtig — und so geht es fort bis zum Ende. Der Leser hat die einzelnen Bilder zu einem Gesammtgemälde zu vereinigen, was ihm aber auch leicht wird, da sich die Farbe so mächtig einprägt. Dieser Bildlichkeit kommt die Natur des Landes zu Hülfe: die Alpenlandschaft, in großen und festen Contouren umrissen, gehört durchaus zur Natur der Handlung und wird nur so weit in Anspruch genommen, als sie dazu gehört.

Die Hauptsache aber ist, daß alle Figuren in diesem Roman fest auf ihren Füßen stehen. Da ist keine einzige, die man nicht augenblicklich vor sich sähe, keine, die ihren Schwerpunkt erst zu suchen hätte! Mit wenig Strichen wird die Physiognomie deutlich gemacht, und sie haftet in der Erinnerung, obgleich der Dichter das herkömmliche Mittel verschmäht, sie durch Wiederholung des nämlichen Motivs dem Gedächtniß einzuschärfen. Ueberhaupt kommen fast gar keine Wiederholungen vor, daher hat der Roman trotz der großen Fülle von Ereignissen und Figuren nur einen mäßigen Umfang. Der Dichter beschreibt auch nur wenig, niemals das Unwesentliche, der Kern der Menschen ist ihm offenbar, darum findet er sofort bei jedem Einzelnen den Zug, der seine volle Natur deutlich ausspricht.

Es ist eine prächtige Galerie von Charakterköpfen. Die Geliebte des Helden, die edle und stolze Lucretia, habe ich noch gar nicht erwähnt; sie ist Plantas Tochter, den Georg Jenatsch umgebracht, man legt ihr die Pflicht der Blutrache auf, und zuletzt ist sie es wirklich, die den Todesstreich führt, freilich in einem Getümmel, in dem man das Einzelne kaum mehr unterscheidet. Im Ganzen ist der Wechsel ihrer Gesinnung gegen Jenatsch, da man ihre Natur einmal kennt, vollkommen überzeugend. Einen schönen Contrast gegen den wilden Helden bietet der Herzog von Rohan, eine edle, vornehme, reine Natur, zu schade für diese Welt; im Vertrauen zu Jenatsch so weit über die Grenzen des Verständigen gehend, daß man den Verrath desto eher begreift. Die beiden kleineren Figuren, der durchtriebene und scharfblickende Lieutenant Wertmüller und der Stadtschreiber Waser dienen der idealen und der gewaltthätigen Natur zur Folie, sie repräsentiren gleichsam das lesende Publicum, dem sonst jene Erscheinungen gar zu fremdartig sein würden.

Eine dieser Figuren, Wertmüller, ist der Held einer zweiten kleinen Erzählung, „Der Schuß von der Kanzel"; ein toller, übermüthiger Schwank, mit einer Derbheit und ich möchte sagen Körperlichkeit ausgeführt, die mich an unsern Achim von Arnim erinnert, nur daß letzterer formloser ist. Auch die zweite kleine Erzählung, „Das Amulet", erinnert an Arnim: sie zeigt die schon so oft geschilderten Gräuel der Bartholomäusnacht in einem neuen überraschenden Bilde. Der Moment, in dem der Gefangene Schadau ans Fenster klettert und dicht über sich die unheimlichen Figuren des Königs Karl IX., des Herzogs von Anjou und der Katharine von Medicis erblickt, im Begriff, das Signal zum Morde zu geben, ist eines jener dämonischen Bildchen, die in der Seele haften. Die Erzählung ist übrigens mit dem äußersten, ich möchte sagen nüchternsten Realismus durchgeführt; sie zieht durch ihre unbedingte Wahrheit an, und nur durch diese. Die Atmosphäre der Zeit ist getreu wiedergegeben, und der Erzähler, der ehrbare Berner Schadau, in jeder Beziehung das Gegentheil von Jenatsch, da er voll von Vorurtheilen steckt und bei seinem Phlegma fast jedesmal das richtige Tempo versäumt. Er gewinnt den Leser bei näherer Bekanntschaft durch seine unbeholfene Treuherzigkeit.

Meyers zweiter Roman, „Der Heilige", ist ebenso bedeutend wie der erste, und was für den Reichthum des Dichters spricht, von einer ganz verschiedenen Farbe.

Gemeinsam ist beiden, daß ein gewaltiger Umwandlungsproceß in der äußeren Lage wie in der Seele des Helden sich vollzieht, aber dort nehmen wir den Proceß in einer heißblütigen, vollsaftigen Natur wahr, hier stehen wir einer vornehmen, verschlossenen, in gewissem Sinn weltscheuen Natur gegenüber.

Der Heilige ist Thomas Becket, von Geburt ein Sachse, der früher als Kanzler des Königs Heinrich die Geschicke Englands mit fast unbeschränkter Vollmacht leitete, dann aber als Erzbischof von Canterbury gegen den König und den normännischen Adel in Opposition trat und als Märtyrer endigte.

Augustin Thierry hat in seiner Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen aus dieser Begebenheit ein verständliches Bild gemacht: sie erscheint uns als Episode in dem gewaltigen Ringen zwischen dem unterdrückten Sachsenvolk und den übermüthigen Normannen; Thomas Becket, den früher die Kirche als den Ihrigen feierte, erscheint nun als Vorkämpfer seines unterdrückten Stammes.

Thierry hatte seine Idee aus W. Scott entnommen, und für uns, wenn wir uns den Gegensatz zwischen Sachsen und Normannen vorstellen wollen, bleiben immer die Figuren aus Ivanhoe typisch; Cedric, Athelstane, Bruder Tuck: vierschrötige, derbe Gesellen, starke Esser und Trinker, tapfer, aber ungeschlacht und zierlicher Sitte abhold.

Meyer hat aus seinem Helden eine ganz andere Figur gemacht. Er ist Halbblut, seine Mutter war eine Sarazenin, er hat längere Zeit am Hof von Granada gelebt und dort viele von den heimischen Vorurtheilen und Sitten abgeworfen. Er hat auch ein sarazenisches Weib gefreit, die er freilich früh verlor. Mit seinen zarten, eleganten Gliedern, seiner feinen Bildung, seinem reich entwickelten Kunstsinn und seiner Scheu

vor jeder rohen Gewaltthat fühlt er sich den Sachsen wenig verwandt; er gilt als Kanzler als das Muster vornehmer adeliger Sitte und gibt dem ganzen Hof die Richtung, während die Sachsen ihm als einem Abtrünnigen grollen. Ein normännischer Ritter hat an einem Sachsenmädchen Gewalt geübt, ihr Vater trifft den Kanzler auf offener Straße an, und da dieser sich abwendet, ruft er ihm nach: „Schade, Pfaffe, daß Du keine Tochter hast, die Dir ein Normanne verführen könnte!"

Es war ein Irrthum. Becket hatte eine Tochter, die er in stiller Waldeinsamkeit erzog. Dort findet sie König Heinrich, verführt sie, und in den Conflicten, die sich daran spinnen, wird sie umgebracht. Aeußerlich tritt eine Versöhnung mit dem König ein, aber in der Seele des Kanzlers glimmt der Haß fort.

Um nun zu zeigen, was in dieser vornehmen Seele vorgeht, wendet der Dichter ein ganz eigenthümliches Mittel an. Er erzählt nicht selbst wie im „Jenatsch", sondern er überträgt den Bericht einem gutartigen aber rohen Menschen, einem Armbruster aus der Schweiz, der nun im Dienst des Königs von England steht.

Er hat eine wüste Jugend durchgemacht, und seine erste größere Frevelthat zeigt ihn recht lebendig, wie die wunderlichen Voraussagungen der Zeit in ihm gähren. Ein Jude bedrängt ihn und seine Familie wegen einer Schuld: „Mich ergriff ein tiefes Erbarmen mit meiner hungernden Mutter, und auch mit dem Heiland, den die Juden gekreuzigt!" und er schlug den Juden todt. Das bringt ihn im Anfang in Ungelegenheit, wird aber später vergessen. Im Dienst des Königs hat er nicht nur für Pfeile und Bogen zu sorgen, er begleitet seinen Herrn auch auf manche bedenkliche Abenteuer, z. B. auf jenem Besuch bei Beckets Tochter. Dieser Armbruster wird uns gleich in einer prächtigen Einleitung so vollständig geschildert, daß wir Zutrauen zu seiner Existenz fassen, und was er berichtet, für echt halten. Er bekennt selber, die vornehme Natur, die er zeichnen will, nicht ganz zu verstehen: wie sollte das auch möglich sein! Doch gibt es manche Anknüpfungspunkte. Er hat nach dem Morde des Juden eine Zeit lang im Kloster zubringen müssen, er weiß den Vergil auswendig, es steckt also etwas von Gelehrsamkeit in ihm; er hat sich seines Handwerks wegen einige Zeit in Granada aufgehalten, und sich mit den Anschauungen des Koran, den er freilich als guter Christ verabscheut, wenigstens sinnlich vertraut gemacht, und versteht darum Manches in den Aeußerungen des Kanzlers besser als die Normannen und Sachsen. Er hat ihn in sehr ernsten Augenblicken belauscht, und diesem untergeordneten Menschen gegenüber geht der Kanzler freier heraus als gegen seine Standesgenossen. Indem der Armbruster Einzelnes, was ihm auffällig, sorgfältig in seinem Gedächtniß bewahrt, fügen sich allmählich die oft widersprechenden Züge zu einem greifbaren Schattenriß zusammen. Er hat Scheu, selbst Furcht vor dem gewaltigen Menschen, zugleich aber eine geheime Achtung, wie denn überhaupt Becket eine dämonische Anziehungskraft auf alle Menschen ausübt. Der Armbruster ist überzeugt, daß sich Becket an dem König grausam rächen wird, und als trotzdem die Versöhnung eintritt, kann er einen Moment seine Geringschätzung nicht unterdrücken. Aber sein Mißtrauen besteht fort, und er hat Grund dazu.

Längst hat er wahrgenommen, das Becket kein gläubiger Christ ist. Einmal beobachtet er ihn in einer ernsten Betrachtung des Kruzifixes. Der Kanzler wendet sich nach ihm: „Sohn Japhets! Du hast unter den Kindern Sems gelebt, und weißt, daß sie es nicht glauben, der Ewige habe seinen einigen Sohn ans Kreuz schlagen lassen. Wie belehrst Du sie eines Besseren?"

Ich erhob meine Augen fest auf den Kanzler und antwortete unverzagt: „Mein Heiland hat den Verräther Judas geküßt und seinen Peinigern vergeben; solches aber vermag ein bloßer Mensch nicht, denn es geht gegen Natur und Geblüt."

Herr Thomas wiegte leise das Haupt: „Das hast Du recht gesagt," meinte er, „es ist schwer und unmöglich!" —

Als Kanzler hat Becket den König hauptsächlich in dem Streit mit Rom und der hohen Geistlichkeit unterstützt; er verachtet beide gründlich und weiß wie man mit ihnen umzugehen hat. Der König, der ganz auf ihn baut, beschließt bei Erledigung des Sitzes von Canterbury ihn zum Primas von England zu machen. Becket warnt ihn wiederholt: er solle nicht zu fest auf ihn bauen; bei seiner angeborenen Dienstbarkeit könne sich wohl ereignen, daß er, wenn er einem mächtigeren König begegnete als dem König von England, zu diesem abfiele. Der König verlacht die Warnung.

Diese Gespräche hat der Armbruster mit angehört, was er aber nicht beobachten konnte, waren die geheimen Winkelzüge, durch welche Becket den König bestimmte, das zu wollen und zu thun, wovor er ihn warnte. Auch der Dichter läßt sie nur errathen.

Nun tritt die Umkehr ein. Becket hatte als Kanzler die geistliche Gerichtsbarkeit bekämpft; er tritt nun für sie ein. Hier ist der Widerspruch freilich nur ein scheinbarer: die früheren Bischöfe und Erzbischöfe Englands waren die schlimmsten von allen normännischen Unterdrückern, gegen sie mußte der König die Verfolgten in Schutz nehmen. Nun aber wird die bischöfliche Gewalt zu Gunsten der unterdrückten Sachsen angewandt. Sie ist Mittel, nicht Zweck; den Papst und im Grunde die ganze Kirche verachtet Becket nach wie vor; aber er betrachtet sich als Nachfolger des Erlösers, der auf die Erde kam, die Armen und Elenden zu retten.

Becket war immer ein staatskluger Mann, er bleibt es auch als Erzbischof, seine Mittel sind fein erdacht und werden mit sicherer, entschlossener Hand angewendet.

Aber es ist nicht blos das. Es liegt in seinem Gemüth etwas Mystisches: er sieht den Mätyrertod voraus und will ihn, denn die Erde ist ihm seit dem Tode seiner Tochter ekel geworden. Am meisten ekelt ihm vor dem König und seiner wüsten Sinnlichkeit, und als er sich einmal zum Versöhnungskuß entschlossen hat, weicht er im entscheidenden Augenblick zurück: — er kann den Ekel nicht überwinden!

Das Bild ist groß und in kühnen Zügen entworfen, und wie mir scheint mit künstlerischer Besonnenheit ausgeführt.

Ueber die schöpferische Kraft des Dichters lernen wir in den Gedichten nicht viel mehr, doch führen sie uns den Menschen näher.

Es liegt in Meyer eine Ader des Skepticismus, wie nothwendig bei jedem Schriftsteller, der die Dinge objectiv fassen will; um nicht von unmittelbaren Eindrücken abhängig zu sein, muß man die Gegenstände von verschiedenen Seiten betrachten, auch von entlegenen, und das ist doch eigentlich, was man Skepticismus nennt. Aber welch ein starker Glaube doch zugleich in seinem Gemüth lebt, das lernen wir aus seinen Gedichten.

Einmal hat er einen Versuch gemacht phantastisch zu sein, in dem Gedicht „Engelberg". Die Natur der Alpenwelt, Wolken, Landschaft, Stimmung überhaupt, krystallisirt sich ihm zu einer anziehenden Figur; wir stoßen auf einzelne reizende, wundervolle Züge, aber bald mischen sich schwere irdische Motive ein, die zu tragen die Luftgestalt nicht Kraft genug hat. Unser Dichter eignet dem Erdgeist, das historische Leben ist der Boden, auf dem sein Fuß sich frei und sicher bewegt; das Gestaltlose musikalisch zu fassen, wird ihm nicht leicht gelingen.

Darum heben sich am vortheilhaftesten unter seinen Gedichten die Balladen ab, kräftig ergreifend erzählt, mitunter auch schön gerundet in der Form, wie z. B. das liebliche Bild „Die Novize". Sonst bemerke ich einen wesentlichen Unterschied gegen die Form der Ballade, wie sie Bürger, Schiller, Goethe, Stolberg, Schlegel u. A. festgestellt haben: alle diese Dichter pflegen zum Schluß noch recht kräftig den moralischen Grundaccord anzuschlagen; das scheint dem modernen realistischen Dichter ein künstlich angeklebtes Außenwerk, und er vermeidet jedes Heraustreten aus dem epischen Gange. Im Ganzen hat er vielleicht Recht, zuweilen vermißt man doch etwas. So komme ich z. B. bei der sehr schönen Ballade „Der Hugenott" zum Schluß nicht in die rechte Stimmung; gegen die Gewalt der vorhergehenden Erzählung läuft das Ende etwas matt aus. Groß vom Dichter gedacht: — es ist schwer der gerechten Rache zu entsagen! — hat dieser Schluß nicht die sinnliche Kraft gefunden, die allein der Moral den rechten Halt gibt.

In einem seiner poetischen Werke bewegt er sich aber in seiner vollsten Kraft gerade wie in den beiden Romanen. Es sind „Huttens letzte Tage"; dem Anschein nach Papierschnitzel, wie sie Hutten in Uffenau wohl aufschreiben konnte — Gedanken, Einfälle und Stimmungen, wie sie ihm gerade durch den Kopf gehn, Erinnerungen an frühere Erlebnisse und Gestalten, neue zufällige Begegnungen, das Alles schlicht in anspruchslosen Reimen aufbewahrt; die Ausdrücke in ihrer Treuherzigkeit fast eckig; aber das Ganze in einer Weise künstlerisch gruppirt, daß jede Stimmung harmonisch in die andere überleitet. Und welch tiefer Verstand in allen einzelnen Aussprüchen, nicht jener trockene scheidende Verstand, der nur zu zersetzen versteht, sondern der weit um sich blickende Verstand, dem die Dinge ihren eigentlichen Kern zeigen müssen. Was über Luther, Loyola, Erasmus gesagt wird, reiht sich dem Besten an die Seite. Der Dichter läßt Hutten reden, und in der That könnte sich Hutten ähnlich ausgedrückt haben: eigentlich spricht er aber selbst mit seinem ganzen vollen Gemüth. Man fühlt sich einem festen Manne gegenüber, dem man gern die Hand drücken möchte, einem Manne, dem der Ernst des Lebens nicht verborgen ist und der sich doch an Possen zu erfreuen versteht. Einem Manne mit allen Widersprüchen einer echten Menschenseele, bei dem aber Knochen und Muskeln, Herz und Kopf in Ordnung sind. Jedes einzelne dieser kleinen Gedichte hat eine eigenthümliche Physiognomie, das eine wird Diesem, das andere Jenem mehr behagen; mir stehen zwei Gedichte voran: „Die Bilderstürmer" und „Sturm und Schilf". Hutten sieht, wie wilde Gesellen ein Marmorbildniß ins Wasser werfen:

„Es war ein zart Gebild,
Die Gottesmutter lächelte so mild
Und sah das rohe Volk so rührend an,
Als spräche sie: was hab' ich Euch gethan?...
Vernichten eine fromme Schöpferlust,
Ein Frevel ist's! ich fühl's in tiefer Brust."

Und doch nimmt er sich zusammen und ruft den Männern zu, das Götzenbild hinab zu stürzen.

In dem zweiten Gedicht hat er mit Gott gehadert und das lockt die Gesellschaft der Dämonen an. Es erscheint ihm eine Gestalt, die ihn seines Strebens wegen verhöhnt, bei dem doch nichts heraus käme. Hutten verscheucht den bösen Geist durch seinen Glauben an die Wahrheit. Dann aber erscheint der Geist noch einmal, in der Gestalt seiner alten Mutter, die jammert, daß er den Frieden der guten alten Zeit zerstört habe. Auch ihn überwindet Hutten, wenn auch schwer: „Wohin es geht, das weiß nur der Herr des Krieges, wir wissen, daß wir vorwärts müssen." „Das Große thut nur wer nicht anders kann."

Der Dichter, obgleich unbefangen gegen jede Form des Glaubens, ist im Kern seines Wesens ein treuer Protestant. Und er ist noch etwas Anderes, er ist ein echter Deutscher. Die Schweizer haben uns darin in letzter Zeit nicht verwöhnt. Während ihre Vorfahren vor mehr als hundert Jahren unserm Friedrich zujubelten, begegneten sie dem, was in den letzten Jahren bei uns geleistet, mit Bedenken, ja mit entschiedener Abneigung. Wie will man aber für Großes in der Weltgeschichte überhaupt empfänglich sein, wenn man von dem Großen unserer Zeit nicht elektrisch berührt wird! Unser Dichter ist es auf das Lebendigste. Er läßt seinem Hutten bei einem Schmiedewerk drei kräftige Schläge thun, die er mit Sprüchen begleitet: —

Du dritter, schmettre nieder hell und rein,
Du sollst für unsere deutsche Krone sein!

Die unser protestantisch Kaiserhaupt
Dereinst mit Hohenstaufenpracht umlaubt.

Ein Haupt, das mir gezeigt im Traume ward,
Ein treues tapferes Haupt mit greisem Bart.

Den Namen kenn ich nicht und nicht die Zeit,
Doch wird es wahr, bei meiner Seligkeit!

Basil Vereschagin.

Wenn die Theilnahme, welche das Ausland der russischen Literatur entgegenbringt, von Jahr zu Jahr weitere Kreise zieht und an Intensität gewinnt, so liegt dies zunächst an den Autoren selbst, die durch glänzende poetische Gaben, durch die Größe ihres Stils und die unerbittliche Wahrhaftigkeit der Darstellung sich längst einen Ehrenplatz auf dem europäischen Parnaß erworben haben. Aber nebst dem Nimbus ihrer Künstlerschaft umgibt sie auch der Nimbus ihres Schicksals, das so vielen von ihnen geistige Bahnen gewiesen, die sie weitab von dem allgemeinen Volksbewußtsein führen. Man denke an Herzen, an Turgenjew, an Tschernischewsky. Auf ihren Wangen brennt fieberheiß die Schamröthe ihrer Nation, denn sie haben sich ganz mit der Cultur des Westens erfüllt und ermessen die Kluft, die sie von ihren Brüdern trennt. Sie mahnen zur Umkehr, befeuern zur That, erwecken die Erkenntniß: sie sind in Wahrheit die Lehrer ihres Volkes geworden.

Den Dichtern hat sich nun auch ein Maler gesellt: Basil Vereschagin. Durch seine Ausstellung, die er vor Kurzem hier in Wien eröffnet hat und die 147 Nummern — darunter 88 Gemälde — umfaßt, hat er einen Zulauf erzielt, wie er in den Annalen des „Künstlerhauses" noch nicht verzeichnet steht. Allabendlich, wenn elektrisches Licht die Räume erhellt, müssen die Kassen gesperrt werden, um der Fluth von Besuchern zu wehren, denn „Vereschagin" ist in Wien die Parole des Tages geworden. Wodurch hat er dies zuwege gebracht? In keinem seiner Bilder waltet jener Optimismus, der so manche Künstler zu Modemalern gemacht hat, weil sie der Neigung der Welt, sich durch schöne Formen über den bitteren Lebenskern hinwegzutäuschen, so glänzenden Ausdruck zu geben verstanden; auf keinem einzigen begegnen wir einem Weibe, das um seiner Schönheit willen gemalt worden wäre; aus keinem strahlt ein fröhliches Lächeln entgegen; in keinem spielt einer jener holden Träume, die ihren verklärenden Schimmer über die Erinnerung breiten — nirgends eine Spur lyrischer Stimmung oder liebesehnenden Empfindens, nirgends ein Verweilen bei einem Lichtblicke des Daseins. Im Gegentheil! Er malt den Schmerz ohne Beschönigung, die Verzweiflung ohne Trost, den Tod ohne Hinweis auf die Unsterblichkeit. Und dennoch eine Erregung im Publicum, ein Zuspruch, ja eine Begeisterung, wie sie die ungenirtesten Bacchantinnen, die nacktesten Grazien niemals hervorgerufen! Das Geheimniß seiner Wirkung beruht einfach in seiner Originalität. Man fühlt, daß man einem Charakter gegenübersteht, gewachsen durch eigene Kraft, neu in seinen Zwecken wie in seinen Mitteln, und es bewahrheitet sich hier eben wieder nur die alte Erfahrung, daß der, welcher der Welt wirklich etwas zu sagen hat, stets und überall williges Gehör findet.

Vereschagin, der heute neununddreißig Jahre zählt, genoß seine erste Ausbildung an der Akademie zu Petersburg und trat 1864 in die École des Beaux-Arts, wo er bei Gérôme arbeitete — lernte kann man wohl nicht sagen, denn er hat von diesem Meister ebensowenig wie von irgend einem andern, obgleich er alle Galerien Europas studirt hat und mit seltener Auffassungsgabe begabt erscheint. Die Eigenart seines Stils blieb von allen Eindrücken unberührt. Umsomehr Einfluß hat sein Lebenslauf auf seine Stoffwahl genommen; seine Schicksale haben den Kreis seiner Thätigkeit bestimmt. Von dem Vater, einem reichen Gutsbesitzer in Nowgorod, seiner Neigung entgegen dem Soldatenstande zugeführt, absolvirte er die nautische Schule, machte verschiedene Reisen zur See, schloß sich 1867 im Gefolge des Generals Kauffmann der Expedition nach Centralasien als Combattant an und war auch der Erste zur Stelle, als der jüngste Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrach. Außerdem bereicherte er seine Anschauung durch eigene Reisen im Kaukasus, in Indien, Turkestan und längs der chinesischen Grenze, und demgemäß zerfallen seine Arbeiten in zwei Gruppen: in Kriegsbilder und in Schilderungen von Land und Leuten im Orient, den er wie keiner der zeitgenössischen Künstler kennt.

Als Schlachtenmaler überrascht Vereschagin durch eine Tendenz, die uns auf seinem Gebiete wie eine Offenbarung berührt. Er hat den Krieg aller Eigenschaften entkleidet, die ihn eigentlich zu einem für die Kunst verwerthbaren Stoffe machen. Für Alles, was diesem an Großem und Erhabenem innewohnt, fehlt dem Künstler der Sinn. Wo der Jubel des Erfolges laut wird, spürt er nur den Pesthauch der Verwesung; er freut sich nicht mit dem Sieger und er trauert nicht mit dem Besiegten, denn der weltgeschichtliche Odem des Krieges läßt ihn ungestreift: er kennt ihn nur als die Geißel der Menschheit. Sein Blick schweift nur über unübersehbare Leichenfelder, sein Ohr vernimmt nur den Weheruf der Verwundeten, sein Geist schwebt nur über den Stätten des Grausens und der Verwüstung. Angesichts dieser Darstellungen lebt man alle Schrecken des Krieges durch, — es sind Scenen darunter, deren Entsetzlichkeit den Beschauer bis in die nächtlichen Träume verfolgt. Aber so stark die Tendenz durch all diese Schilderungen durchschlägt, ist dennoch kein Strich darin unwahr, kein Detail übertrieben, denn Vereschagin ist ein Fanatiker der Wahrheit und malt nur, was er selbst mitangesehen. Der Effect, den diese Bilder ausüben, wohnt dem Stoffe inne und nicht der Behandlung. Das adelt zwar die Absicht des Meisters, aber es macht sie darum für die Kunst nicht werthvoller. Wenn er eine Pyramide von grinsenden Todtenschädeln als „Apotheose des Krieges" auf die Leinwand setzt und sie „allen Siegern der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft" widmet, so ist das wohl sehr human gedacht, aber trotzdem geschmacklos; wenn er als Illustration des stereotypen Rapports: „Am Schipkapasse Alles ruhig" drei Bilder vorführt, die das Erfrieren eines daselbst exponirten Wachpostens in drei Phasen veranschaulichen, so erregt das unser Mitgefühl, macht das Sujet aber noch immer nicht zu einem malbaren, und wenn er uns schließlich Czar Alexander II. vor Plewna zeigt, wie dieser, nach genossenem Champagnerfrühstück lässig im Lehnstuhle ruhend, vom geschützten Hügel herab zusieht, wie Tausende seiner braven Soldaten den feindlichen Kugeln erliegen, so ehrt das des Künstlers Mannesmuth, aber das Bild bleibt darum immer noch das schwächste der ganzen Collection. Der Grund, warum es mißrathen, liegt auf der Hand: der Künstler kann nur das darstellen, woran er glaubt, wovon seine Seele erfüllt ist.

Außer dem Gruseln kann man aber vor diesen Bildern noch andere, weit nützlichere Dinge lernen. Manchmal gewinnt Vereschagins Patriotismus die Oberhand über seinen sittlichen Zorn und es drängt ihn, einen jener großen Momente festzuhalten, wo der Schmerzensschrei des Einzelnen in der allgemeinen Begeisterung lautlos verhallt. Einen solchen Moment vergegenwärtigt uns das Gemälde: „Skobeleff auf dem Schipka." Der General reitet nach der Schlacht von Schenova mit glänzender Suite die Front seiner Truppen entlang und dankt ihnen „im Namen des Kaisers, im Namen des Vaterlandes!" Freilich, den Krieg in Parade-Adjustirung sehen wir auch hier nicht. Der Vordergrund gehört wie immer den Todten, die blutüberströmt, vom Todeskampfe gekrümmt, den Boden bedecken, während die Ueberlebenden, denen der Siegespreis winkt, sich im Hintergrunde aufreihen. Aber nichtsdestoweniger fühlen wir mit den letzteren. Ihr Jubelruf ist so überzeugend, die Gesammtstimmung so abgewogen, die Scenerie so ganz im Geiste des monumentalen Geschichtsbildes gehalten, daß man sich dem weihevollen Eindrucke dieser Composition nicht entziehen kann. — Zwei andere Gemälde, die „Kosakische Feldwache bei Rustschuk", ein durch seine Lichtwirkung und landschaftliche Anmuth ausgezeichnetes Stück, und die „Sieger" reihen sich dem eben geschilderten würdig an. Das letztere zeigt uns ein Schlachtfeld, das von türkischen Soldaten geplündert wird, und bietet des Unheimlichen noch genug; aber der Humor, der darin waltet — es ist allerdings der satanische Humor der alten Todtentanzbilder — weiß uns zu versöhnen, denn er wirkt als Reagens des Geistes gegen die nackte Brutalität der Thatsachen.

Diesen Bildern gegenüber, die nicht durch ihre Gräßlichkeit alles Gleichmaß der Empfindung aufheben, gelangt man endlich zu einem Urtheil über Vereschagins Kunstweise. Man könnte ihn einen Impressionisten nennen, stünde damit seine Technik nicht im Widerspruche. Der Farbenauftrag ist glatt und sauber, die Zeichnung umschreibt stets eine feste Form und das Lokalcolorit kommt innerhalb des Gesammttons zu entschiedenster Geltung. Von dem genialen Hinklexen der Nachtreter Courbets ist da keine Spur. Soll man schon eines jener Schlagwörter, die gegenwärtig in der Luft hängen, auf Vereschagin anwenden, so könnte man ihn am ehesten als einen Anhänger des Zolaschen Naturalismus bezeichnen; denn diesem ist er durch die peinliche Genauigkeit der Schilderung ebenso verwandt als durch jene Gewissenhaftigkeit des Sehens, die den Dingen nichts nimmt und nichts hinzufügt. Allein genau besehen, will auch dieses Wort nicht recht passen. Vereschagin ragt durch sein Compositionstalent, dem das Ganze nie um des Einzelnen willen verloren geht, ebenso sehr über den modernen Naturalismus hervor, als durch seine Beobachtungsgabe, die nicht mühsam nach bezeichnenden Details jagt, sondern häufig mit divinatorischem Griffe die Natur in ihren typischen Lebensäußerungen wie im Fluge erfaßt und vor die Augen stellt.

Dieselben Vorzüge sind auch der zweiten großen Gruppe, den Ansichten aus Turkestan und Indien zueigen; ja sie treten auf ihnen erst recht hervor. Ein prachtvoller Lakonismus der Umrisse, durchaus unconventionelle Auffassung und virtuose Leichtigkeit der Behandlung zeichnet diese Farbenskizzen aus, die überdies von erstaunlicher Vielseitigkeit zeugen. Vereschagin malte Alles, was ihm aufstieß und charakteristisch erschien: Priester und Krieger, Fürsten und Sklaven, Thiere und Pflanzen, Tempel, Paläste, Hütten, Flüsse und Gärten in buntester Reihe. Man könnte nicht sagen, daß er Eines oder das Andere bevorzugt hat. Er stand augenscheinlich in keinerlei Gemüthsverhältniß zu diesen Dingen; er sammelte Menschen wie er Waffen und Gewebe sammelte: als ethnographische Curiositäten. Aber man muß zugestehen, daß der Künstler auf allen Gebieten gleich heimisch ist. Seine Figuren fesseln durch die Schärfe der Individualisirung und die Lebendigkeit des Ausdrucks; als Landschafter darf er sich getrost neben Hildebrandt stellen und als Architekturmaler hat er sicherlich nicht seines gleichen. Seine Veduten und Interieurs zaubern uns ganz hinein in die Welt von „Tausend und Eine Nacht", welche Wirkung Vereschagin durch keine märchenhafte Zuthat, sondern blos durch sein künstlerisches Princip erreicht, welches das Halbdunkel als coloristische Lüge ausschließt. Alles prangt da in der glühenden Sonne des tropischen Himmels, die alle Schatten aufzehrt, und der Künstler erzielt dabei oft Farbeneffecte von einer Harmonie und Leuchtkraft, um die ihn ein Makart beneiden dürfte.

Schule machen wird Vereschagin gewiß nicht. Seine Theorie ist im Grunde nicht neu, und das verblüffende Talent, das jeden Protest niederschlägt, läßt sich nicht vererben. Nur in seinen Schlachtenbildern hat er einen Weg eingeschlagen, auf dem man ihm nicht ohne weiteres folgen kann. Er hat es unternommen, den Krieg und nicht den Sieg zu malen, und es fragt sich, ob seine Art nicht die Grenzen der Kunst durchbricht. Der Standpunkt, der die Darstellung des Gräßlichen und Häßlichen verpönt, ist ein überwundener; aber wo es austritt, muß es unbedingt einen dämonischen Zug tragen, wie ihn Dantes Höllenvisionen oder die Werke des Belgiers Wiertz aufweisen. Sonst sinkt das Tragische zum Traurigen herab. Immerhin bilden die Kriegsbilder Vereschagins schon ob ihrer moralischen Wirkung eine That, und wir begreifen das Urtheil des jetzigen Czars, Alexanders III., der bei ihrem Anblicke entsetzt ausrief: „Der Mann ist ein Revolutionär!"

Wien. Siegmund Feldmann.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Königliche Oper: Dinorah von Meyerbeer, Text von Carré und Barbier.
Eliteconcert im Wintergarten: Fräulein Hedwig Rolandt.

Ein sehr später Entschluß der Königlichen Hofoper brachte die „Komische Oper" von Meyerbeer „Dinorah" als Neuheit. Das Werk rechtfertigt seinen Titel nur insofern, als es für die Pariser Komische Oper geschrieben war, in welcher Gespräche stattfinden dürfen, während die „Große Oper" nur singen läßt. Für diese „Komische Oper" sind bekanntlich Aubers „Fra Diavolo" und „Marco Spada" componirt, die beide auf der Bühne erschossen werden; der erstere ist wenigstens ein lustiger und frivoler Bandit, der andere aber sogar ein zärtlicher empfindsamer Familienvater, der, um seiner Tochter die Ehe mit dem Geliebten, einem hochgeborenen Herrn, zu sichern, auf dem Todtenbette schwört, das Mädchen sei gar nicht sein Kind, sondern von ihm einer edeln Familie geraubt worden. Dieser romantische Bandit redet aber sehr viel, daher gehört er in die „Komische Oper".*) So auch ist der Text von „Dinorah" ein ernster, aber durch den Umstand, daß er Gespräche enthält, an die oben erwähnte Bühne gewiesen, die besonders zur Zeit, als Meyerbeer die Oper schrieb, noch immer als die vornehmste nach der „Großen Oper" galt.

Die Untersuchung, warum der Componist der Hugenotten durchaus auch auf dem Theater glänzen wollte, auf welchem Auber und Adam herrschten, wäre heute eine müßige. Wir wollen uns daher nur an die gegebene Thatsache halten, an die Vorführung als Neuheit durch die Königliche Oper. Der Text ist nicht besser und nicht schlechter als die meisten der neufranzösischen Sensationsopern. Der Held Hoel bietet noch lange nicht so viel Sonderbarkeiten als der sentimentale Teufel Bertram. Er liebt Dinorah, will sie heirathen, da sie aber plötzlich verarmt, möchte er reich werden, und läßt sich von einem alten Bauer vorschwatzen, ein Schatz stecke in irgend einer Schlucht; um ihn zu heben müsse der betreffende Suchende ein Jahr lang fern von den Menschen in der Einsamkeit leben. Hoel geht in den Wald, Dinorah, die sich von ihm treulos verlassen wähnt, wird wahnsinnig, und schwärmt mit ihrer Ziege im Walde herum. Dort trifft sie Hoel im Momente, wo er nach seiner Rückkehr mit Corentin, dem Neffen jenes seither verstorbenen Bauers, den Schatz heben will. Diesen will der brave Held zuerst an den Schatz gehen lassen, weil, der Tradition gemäß, der zuerst ihn Berührende im selben Jahre sterben muß; der brave Corentin aber, der durch einen Legendensang der Dinorah diese Gefahr erfährt, will nun sie in die Schlucht senden, während ein Sturm hereinbricht; das arme Mädchen läuft ihrer Ziege nach, der Blitz trifft den Steg, über den sie eilt, sie stürzt ins Wasser, Hoel, der sie zuerst gar nicht erkannt hat (des Mannes Gedächtniß ist im Walde während eines Jahres doch sehr schwach geworden!), stürzt ihr nach, rettet seinen wahren Schatz, und gibt den eingebildeten in der Schlucht auf.

Wie schon gesagt, der Text kann nicht schlechter genannt werden als viele von beliebten Opern, er ist nur nicht geschickt behandelt. Der zweite Act schließt mit der Rettung Dinorahs, und der dritte bringt eine Menge ganz lose aufeinander folgender, mit der Handlung nicht im Geringsten zusammenhängender Scenen, damit eben die Zeit ausgefüllt werde; und gerade diese enthalten manche sehr hübsche Musik! Was eine Oper von Meyerbeer bietet, weiß heute jeder musikalisch einigermaßen Gebildete. Nachdem dieser Componist eine Zeit lang übermäßig gepriesen worden, wird er jetzt unverdient herabgesetzt. Es paßt so verschiedenartigen Leuten, ihr Müthchen an ihm zu kühlen. Eine spätere Zeit wird erkennen, daß dieser Meister der „französischen Sensations- und Raffinementsschule" gar Manches geschrieben hat, was nur ein hochbegabter Deutscher schaffen konnte. Auch in der Dinorah lassen Lichtblitze den Componisten des vierten Actes der Hugenotten erkennen. Das Trio während des Sturmes (Ende des zweiten Actes) ist ein Meisterstück in Erfindung und großartiger Instrumentation. Das Duett zwischen Hoel und Corentin im ersten Acte enthält sehr geistreiche Momente. Die Legende Dinorahs vor dem Schattentanze ist stimmungsvoll. Die Zwischengesänge des dritten Actes, das Jägerlied mit fünf Hörnern, das Quartett der Hirtenknaben, des Jägers und Mähers sind schön und wirksam, können aber nicht nachhaltig wirken, weil sie sich eben außerhalb des Rahmens der Oper befinden. Die letzte Arie des Hoel würde ohne die vorhergehenden Abschweifungen besser gefallen; aber man will eben die noch vom zweiten Acte her ohnmächtige Dinorah nicht daliegen sehen, bis der Andere seine Arie abgesungen hat. Alles in Allem genommen ist die Dinorah viel besser als ihr Ruf; aber auf einer großen Bühne kann sie sich nur halten, wenn sie mit den später von Meyerbeer hinzucomponirten Recitativen gegeben wird. Die Gespräche sind störend. Von den Ausführenden ist vor Allen Fräulein Tagliana in der Titelrolle zu nennen, die in dieser so schweren und anstrengenden Partie wirklich Ausgezeichnetes leistete. Daß sie nicht so kräftig und leidenschaftlich sang, als die Rolle manchmal verlangt, auch die Wahnsinnserscheinungen sehr milderte, war für unser Gefühl eher angenehm. Herr Betz als Hoel, Herr Junck als Corentin waren sehr gut. Daß des Erstgenannten Stärke im Schönsingen und nicht im Sprechen beruht, ist altbekannt. Die kleineren Rollen waren vortrefflich besetzt. Das Jägerlied ward durch Herrn Krolop zur schönsten Geltung gebracht, im Quartettgebet entfalteten die Damen Pollak und Lammert, die Herren Häusgen und Krolop so schönen Vortrag, daß ihnen stürmischer Beifall zu Theil ward. Der Chor konnte besser sein. Das Publicum zeigt sich sehr günstig gestimmt.

Fräulein Rolandt, die bisher in Wiesbaden als dramatische Sängerin sich großen Rufes erfreute und jetzt als Reise-Concertsängerin wirkt, ist in einem Eliteconcert des Wintergartens mit großem Erfolge aufgetreten. Sie besitzt eine erstaunliche Coloratur und viel Feuer im Vortrage. Die große Arie der Königin der Nacht wurde von ihr mit größter Kühnheit und Sicherheit der Staccati vorgetragen, sie nimmt nach dem achtmaligen C nicht das zweigestrichene F wie vorgeschrieben, sondern gar das dreigestrichene und hält es als Viertelnote. Ueber ihre Gesangskunst im Ganzen kann erst geurtheilt werden, wenn wir noch andere Stücke gehört haben, als die von ihr noch gewählten wenig gehaltvollen Lieder. Einstweilen wollen wir die immense Virtuosität bestätigen.

H. Ehrlich.

*) Bekanntlich konnte der „Freischütz" in der Großen Oper nur mit den von Berlioz hinzucomponirten Recitativen gegeben werden. „Fidelio" und die „Zauberflöte" kamen erst vor etwa 20 Jahren in dem neuen „Théâtre lyrique" zur Aufführung, wo auch Gounods „Margarethe" zuerst gegeben worden ist.

Dramatische Aufführungen.

Die Idealisten.

Schauspiel in fünf Acten von Gustav zu Putlitz.
(Kgl. Schauspielhaus.)

Freunden einer wohltemperirten Aufregung kann das neue Stück des liebenswürdigen Verfassers von „Rolf Berndt" recht warm empfohlen werden. Sie finden hier sanfte Gefühle, zarte Thaten, feinen Edelmuth, anständige Menschen; auch die Handlung ist recht vornehm. Sie paßt herrlich für einen Einacter. Ein Offizier und eine verwittwete Tante entsagen großmüthig, damit ein junger Arzt ein hübsches Mädchen heirathen kann, das ihn ebenso wenig liebt, als er sie; am Ende wird natürlich der vierfache Irrthum aufgeklärt, und der Offizier reicht der Base und der Arzt der Wittwe die Hand zum doppelten Ehebunde. Ebenso ist die damit kunstvoll verbundene Nebenhandlung sehr einfach und bescheiden. Sie betrifft einen Vater, der seinen Sohn sucht. Während aber ein französischer Dramatiker aus diesem Sohne gewiß ein Kind der Liebe gemacht hätte, verwandelt ihn der geschmackvolle deutsche Autor in einen so legitimen Sprößling, als es sich in einer guten Gesellschaft überhaupt nur schicken kann. Dr. Leonhard Bach ist nämlich der Sohn eines während des Ehescheidungsprocesses plötzlich nach Amerika verreisten Vaters, der von dieser verspäteten Nachkommenschaft keine Ahnung hat. Kritische Gemüther werden hier vielleicht einwenden, daß der kinderfreundliche Storch nicht nur so unangemeldet zu erscheinen pflegt, und daß die Gerichte in derlei interessanten Fällen auch ein kräftig Wörtchen mitzusprechen haben; aber wer wollte im Verkehr mit dergleichen ehrenwerthen Menschen so unnachsichtig sein?!

Das Stück heißt also „Die Idealisten", und es ist in der That eine der Wirklichkeit ziemlich entgegengesetzte und geradezu verkehrte Welt, die uns der Dichter zeigt. Sie wird bewohnt von ein paar verschrobenen, aber von Edelmuth durchdrungenen Käuzen, wunderlichen Fanatikern der

Pflicht und Delicatesse. Sie handeln und sprechen niemals so, wie gewöhnliche Menschen handeln und sprechen würden. Darum nennt sie der Verfasser eben Idealisten. Da ist zum Beispiel ein vielversprechender junger Mann, der in Verzweiflung geräth, weil er einen Millionär zum Vater bekommen soll; zum Glück für ihn tröstet er sich bald über sein grausames Geschick. Fortwährend lauern diese Leutchen ihrem eigenen Empfinden auf. Die kleinste Seelenregung wird mit einer demonstrativen Wichtigkeit erörtert, als handelte es sich um die Existenz des mit Vorliebe citirten deutschen Vaterlandes; es ist eine subtile Selbstquälerei, die an Voltaires drastischen „Streit um Fliegeneier und Spinngewebe" erinnert. Auch ihre Sprache ist sehr zart und empfindsam. „Muß sich denn immer die Blüthe der Liebe erst im Thau der Thränen aus der Knospe ringen," seufzt eine schöne Seele. Aber just sothane Liebe ist bei diesen Idealisten seltsam geartet. Sie ist keine himmelstrebende, verzehrende Flamme, sondern ein Lämpchen, das ein Hauch zum Verlöschen bringt. Beim ersten Hinderniß ist sie schon bereit zur Entsagung. Wo jedoch dies Hinderniß fehlt, da schafft man sich ein künstliches. Allein der gutherzige Dichter stellt das zarte Pflichtgefühl seiner Geschöpfe nicht auf allzu schwere Proben. Sie haben keine Anfechtungen, keine Kämpfe zu bestehen, sondern werden blos die Opfer von Mißverständnissen, die ein einziges Wort sofort lösen könnte, wenn das Stück leider nicht fünf Acte haben und einen Theaterabend füllen müßte.

In dieser tugendhaften Gesellschaft erfreuen sich auch die Realisten eines gar weichen Herzens. Der Intrigant des Stückes ist ein nach Batavia ausgewanderter Deutscher, aber er verkörpert das böse Princip nur darin, daß er sich sehr brummig und trotzig geberdet und in fremden Stuben den Panamahut auf dem Kopfe behält. Hinter dem rauhen Mynheer steckt ein ganz idealistischer Biedermann, der wehmüthig seiner verderbten Jugend gedenkt, über seine von ihm und aus dem Leben geschiedene Frau mit Thränen in den Augen spricht und sich weltschmerzlich nach einer freundlichen Hand sehnt, die ihm einst die Augen zudrücken wird. Er könnte jeden Augenblick „Was sich der Wald erzählt" zu dichten anfangen, ohne daß es uns Wunder nehmen würde. Richtig freut er sich denn auch ganz unbändig, wenn ihm in einem braven jungen Arzte sein leiblicher Sohn vorgestellt wird, verläßt sofort seine lucrativen Plantagen und schwört den Realismus ab, den besonders scharfsichtige Menschen, wie seine Partner, in ihm entdeckt zu haben glauben.

Das Beste ist jedenfalls die liebenswürdige Kleinmalerei aus dem Bürgerleben. Das Haus des Klavierlehrers Bach ist voll guter Menschen, unter denen es einem wohl gefallen würde. Mehrere reizende Genrescenen spielen sich da ab. Wie rührend ist z. B. die Liebe des Meisters und seiner Haushälterin Sanna zu ihrem Pflegesohn! Nur der Ton, den die beiden einander gegenüber anschlagen, behagt mir nicht sonderlich. Sie kann das unglückselige Klavierspiel nicht ausstehn, obwohl sie doch im Laufe von zwei Decennien reichlich Zeit hatte, sich an die „Musikmacherei" zu gewöhnen, und dies vielleicht um so eher, als sie selbst nebst der ganzen Familie davon lebt. Die alte Mamsell droht also immer, beim kleinsten Geklimper das lärmvolle Haus verlassen zu wollen, worauf sie dann von dem Klavierlehrer regelmäßig in rücksichtsloser Weise verspottet und mit wüthenderen Tastengriffen geneckt wird.

Diese drollige Tante Sanna wurde von Frau Frieb-Blumauer gespielt. Es war eine Musterleistung, wie man sie heutzutage immer seltener sieht. Ihr altjüngferlich herbes Wesen, ihre hausmütterliche Regsamkeit, die warmherzige Sorge um den Liebling, ihr naiver Kummer um ihr Geheimniß — sie hat die Identität des Bataviers mit Leonhards Vater sogleich entdeckt — das Alles war so ganz und voll aus dem Gemüthe geschöpft, daß man ob so viel Natur jede Kunst und sogar den Widersinn ihrer Rolle vergaß. Hätten die übrigen Darsteller Aehnliches geleistet oder auch nur erstrebt, so würde der Stellvertreter des abwesenden Autors, der Director der Königlichen Schauspiele, vielleicht nicht in die mißliche Lage gekommen sein, sich für die „warme Aufnahme" der Novität vor einem zischenden Publicum zu bedanken.

Z.

Zur Eröffnung des Reichstags.

Der Tag, an welchem sich diesmal die Reichstagseröffnung vollzog, bezeichnet einen Wendepunkt in der parlamentarischen Entwicklung Deutschlands, und wird also, da das Schicksal Deutschlands mit seiner parlamentarischen Entwicklung unlösbar verknüpft ist, einer der großen Gedenktage in der Geschichte des Reichs sein. Das neueröffnete Parlament wird eine, hoffentlich bald auch äußerlich nur einen einzigen Körper bildende freisinnige Partei enthalten, welche an Zahl jedenfalls die vereinigte conservative Fraction, ja nach dem Anschlusse der zur Zeit noch unsichern und schwankenden liberalen Elemente sogar die des Centrums übersteigen wird; welche rückhaltslos für das große Ziel des freisinnigen Verfassungsstaats kämpfend eintreten wird; welche gerade aus ihrer Entschiedenheit die Zuversicht schöpft, zuletzt der Vereinigungspunkt aller freisinnigen Männer zu werden, und welche des festen Willens ist, den Kampf für den vollen Verfassungsgedanken unablässig zu führen, bis nach allen möglichen Wechselfällen das Ziel erreicht ist. Das charakteristische Kennzeichen der Zeit seit Gründung des Deutschen Reichs und des Norddeutschen Bundes war das von der Regierung mit aller Macht geförderte, von den Nationalliberalen zugelassene und begünstigte Zurücktreten des grundsätzlichen Verfassungsgedankens hinter eine Reihe einzelner Tageserscheinungen, zunächst der freisinnigen volkswirthschaftlichen Gesetzgebung, dann des Culturkampfs, dazwischen durch der auswärtigen Politik, zuletzt der geplanten socialen Reformen. Der Wille und die Aufgabe der neuen freisinnigen Partei ist es, den Verfassungsgedanken wieder auf die Stelle zu erheben, die ihm gebührt; nämlich auf die erste und oberste, und seiner Verfolgung die einzelnen Fragen und Zwecke des wechselnden Tagesinteresses unterzuordnen.

Der erste Schritt dazu ist Verbreitung voller Klarheit über die neugeschaffene Lage, der Ausschließung jeder Verdunkelung. Die Nation muß wissen, daß die freisinnige Partei einen folgenschweren Sieg errungen hat; sie muß den Gegensatz zwischen der bisherigen und der neuen Lage deutlich erkennen; sie muß wissen, daß es die große, politische Verfassungsfrage ist, die den Mittelpunkt des parlamentarischen Kampfes bilden wird. Die freisinnige Partei hat ein einfaches und sicheres Mittel, um diese Wirkung hervorzubringen. Es ist ein alter und allgemeiner, auf guten praktischen Gründen beruhender constitutioneller Brauch, jede Thronrede oder wenigstens die in einem bedeutsamen Augenblicke gehaltene Thronrede mit einer Adresse zu beantworten. Auch in Deutschland war dieser Brauch heimisch gewesen, aber er verschwand seit der Zeit, wo die parlamentarischen Gewalten sich gleichsam gutwillig in den Niedergang des Princips, das sie vertraten, zu schicken schienen. Die freisinnige Partei, die den Willen hat, der parlamentarischen Gewalt wieder zu der Bedeutung zu verhelfen, die ihr von Rechts- und Naturwegen gebührt, würde mit der Beantragung einer Adresse diesen ihren Willen von vorneherein bekräftigen. Aber es gibt noch tiefere und gewichtigere Gründe dafür. Die Lage erheischt gebieterisch eine erschöpfende und zusammenhängende Darlegung, eine rückhaltslose Beleuchtung der Vergangenheit, eine feste Weisung für die Zukunft, wie sie nur in einer Adresse und Adreßdebatte gegeben werden kann. Der Reichstag sollte es sich nicht nehmen lassen, sein Verdict in einem so kritischen Augenblicke wie dem gegenwärtigen, mit der ganzen majestätischen Wucht, deren er fähig ist, abzugeben. Es ist eine Nothwendigkeit und eine Pflicht nach oben und nach unten hin. Es ist eine nebensächliche Frage, ob die Adresse schließlich angenommen wird. Es wäre dies, wenn sich die Adresse streng auf die Behandlung der großen constitutionellen Principfrage beschränkte, keineswegs unmöglich. Der Hauptzweck aber würde durch die bloße Einbringung eines Entwurfs, über den sich Alles, was wirklich freisinnig ist, geeinigt hätte, und durch die Debatte erreicht werden. Wenn der Reichstag auch nicht dazu käme, in dem Schwanken der Gegenwart einen festen Punkt zu gewinnen: die freisinnige Partei würde einen solchen gewonnen und tageshelle Klarheit im Lande geschaffen, sie würde außerdem einen großen Schritt zu ihrer innern Verschmelzung gethan haben. —r.

Notizen.

Noch einmal der Schillerpreis.

Der Aufsatz von Otto Brahm: „Der Schillerpreis" in Nr. 45 dieses Blattes hat uns eine bedeutende Anzahl von offenen und privaten Briefen eingetragen. Sie stammen zum Theil aus dem großen Publicum und beweisen zuvörderst, daß die alle drei Jahre wiederkehrende Prämiirung als ein allgemein interessantes Ereigniß aufgefaßt wird. Wichtiger als

diese Kundgebungen, welche sich meist darauf beschränken, ein von der Commission vorgeschlagenes oder ignorirtes Drama als das Preisstück par excellence zu empfehlen, sind die Aeußerungen aus Schriftstellerkreisen. Auch einige der zur Krönung vorgeschlagenen Dichter ließen sich hören. Letztere sind freilich der Ansicht, daß unser Mitarbeiter mehr die Schatten- als die Lichtseiten ihres Werkes hervorgehoben habe und daß die Pointe seines Artikels, keines der in engere Wahl gekommenen Stücke verdiene die gedachte Auszeichnung, verwerflich sei. Ein Offener Brief aus einer süddeutschen Stadt, von einem unserer besten Aesthetiker herrührend, weiß einen Mittelweg, der entschieden Beachtung verdient. „Angenommen aber nicht zugegeben," lautet er ungefähr, „daß keines der empfohlenen Stücke schwer genug in die Wagschale fällt, um eine Prämie zu verdienen, warum will man nicht, wie Anno 1878 mit Anzengruber, Nissel und Wilbrandt geschehen, keineswegs eine bestimmte Dichtung, sondern den Dichter und seine Gesammtleistung einer solchen Aufmunterung würdigen?" Im weiteren schlägt Einsender vor, also nicht Greifs „Prinz Eugen" zu krönen, wohl aber den Dichter der erfolgreichen Schauspiele: Corfiz Ulfeldt, Nero, Marino Falieri. Ein Anderer, der Altmeister unserer Dramatiker und Bühnenpraktiker, frägt unwirsch, weshalb denn die Preisrichter Siegerts „Klytämnestra" vergessen haben, welche von Hettner, Vischer, Laube das beste Drama seit einem Decennium genannt werde, soeben in Frankfurt einen großen Bühnenerfolg errungen habe und im Hofburgtheater zur Aufführung angenommen sei.

Sed surdo narrabant fabulam. Der „Reichsanzeiger" vom 10. November enthält den von unserem Mitarbeiter in Aussicht gestellten Erlaß: daß die durch königliches Vertrauen berufene Commission von Sachverständigen nicht in der Lage sei, den durch die Munificenz der preußischen Krone zum Andenken an Schiller gestifteten Tausendthalerpreis zur Vertheilung zu bringen, indem keines der im letzten Triennium erschienenen dramatischen Werke desselben würdig erschienen sei. Im Anschluß an dieses Urtheil erlauben wir uns nur die ergebene Frage, ob der Preis zur Abschreckung strebsamer Talente oder zur Ermunterung und Förderung der dramatischen Production geschaffen wurde. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung hätte in Ermanglung eines epochemachenden Werkes doch wenigstens das relativ beste gekrönt werden sollen. Daß das Niveau nicht gar niedrig gesunken wäre, beweisen die von Otto Brahm genannten Stücke, unter welchen sich doch ein Drama wie Joseph Victor Widmanns „Oenone" befindet. Ganz abgesehen von Siegerts „Klytämnestra", das die Commission gar nicht zu kennen scheint.

Offene Briefe und Antworten.

Noch ein Wort über irische Zustände.

Geehrtester Herr Redacteur!

In Nummer 41 der „Gegenwart" ist ein Leitartikel aus der verehrten Feder Karl Blinds erschienen. In diesem Aufsatz veröffentlicht er einige Mittheilungen über das Wesen und Verfahren der irischen Landliga, welche, wie es mir scheint, die Ansichten seiner Leser über diese — für uns wenigstens — sehr wichtige Erscheinung unserer Zeit mehrfach irre zu führen geneigt sind.

Zuerst möchte ich es klar verständlich machen, daß die Liga bei ihrem Entstehen gar keine Verbindung mit der Kirche hatte. Michael Davitt, der Stifter der Agitation, ist an Geist und Charakter ein Nachfolger der „Männer von 1848", wovon manche (ich erwähne nur John Mitchel und Smith O'Brien) ebenso hochgebildete und freisinnige Männer waren, wie es irgend ein Freund der geistigen sowohl als der persönlichen Freiheit verlangen könnte. Parnell und einige andere Führer sind Protestanten, der erstgenannte hat sogar im Unterhause (bei der Frage der Zulassungsfähigkeit Bradlaughs) seine Stimme zu Gunsten des Atheisten zu geben gewagt. Wie kommt es denn, daß der Priesterstand, dessen Opposition bekanntlich die Empörung von 1848 schon bei ihrem Anfang vernichtete, nun so eifrig an der jetzigen Landliga Theil nimmt? Nun, um diese Frage zu beantworten müssen wir darauf aufmerksam machen, daß die Priester damals größtentheils auf dem theologischen Seminar von St. Omer in Frankreich erzogen wurden und sehr kluge, vorsichtige, gebildete Männer waren, welche die Geschichte, die Grundsätze und die eigentlichen Ziele ihrer Organisation mit vollem Bewußtsein verstanden. Heutzutage aber stammen sie, viel mehr als früher, aus dem niedrigsten Bauernstande, und beziehen nicht mehr das Seminar von St. Omer, sondern das irische College of Maynooth, wo der Einfluß der großen festländischen herkömmlichen Ueberlieferungen und Cultur der alleinseligmachenden Kirche sich gar nicht so fühlbar macht. Die meisten der jetzigen Priester nehmen also im höchsten Grade an den irischen Volksideen und dem erblichen Agrarhaß der Bauern Theil und begreifen nicht, wie es ihre Vorgänger wohl begriffen hatten, daß die Bildung eines freien selbstständigen Bauernstandes stets der katholischen Kirche den größten Schaden verursacht und verursachen muß. Dies einzusehen sind sie nicht fähig. Aber es existirt eine Partei, der die Resultate der Landagitation ganz klar vorliegen und welche vom Anfang an sich der Liga gegenüber feindlich gezeigt hat. Diese Partei, welche als Haupt den Erzbischof von Dublin, Mac Hale, anerkennt und größtentheils aus den älteren zu St. Omer erzogenen Priestern besteht, weiß nur zu wohl, daß die Abschaffung des gehaßten protestantischen Besitzthums in Irland der Sache der katholischen Kirche keineswegs vortheilhaft wäre. Was aber ihren öffentlichen Widerstand betrifft, gründete sie denselben zuerst auf die Behauptung, daß die Verweigerung der verlangten Renten da, wo der Pächter zugleich das Land festzuhalten entschlossen war, eine Beraubung sei. Ueber diese Frage wurde weit und breit verhandelt, aber die Meinungen darüber waren, selbst unter den Bischöfen, so verschieden, daß es unmöglich schien, das Verfahren der Liga als principiell unredlich zu brandmarken. Es dauerte aber nicht lange, bis die Liga der alt-clerikalen Partei eine bessere Angriffslinie bot. Die Liga faßte also den Entschluß, sich mit der radicalen Partei in Frankreich zu verbinden und die Bestrebungen der gedrückten irischen Bauern mit denen des Armenstandes des ganzen Europa in Zusammenhang zu bringen. Diese Idee wurde thätig verfolgt. Gesandte wurden nach Paris geschickt und von den dortigen Revolutionären, besonders von Victor Hugo, herzlich empfangen. Diese Handlung von Seiten der Liga, welche ihren Antikatholicismus so klar zu Tage treten läßt, ist Karl Blind unbemerkt geblieben. Aber der alt-clerikalen Partei blieb sie wohl nicht unbemerkt, und Mac Hale und Genossen donnerten in Pastoralen, Predigten und Schriften aller Art gegen die „Allianz mit den Ungläubigen". Hier fühlten sie mit Recht, daß sie auf festem Boden standen. Kein Priester in Irland wagte es, den Zusammenhang mit dem berühmten Freidenker zu begünstigen, und das Volk zeigte sich noch immer der geistlichen Herrschaft so unterworfen, daß die erfolgreiche Fortsetzung der Agitation ohne priesterliche Bewilligung hoffnungslos schien. Die Verknüpfungen mit den Pariser Radicalen mußten also nach einer Zeit der Versuche und des Zögerns abgebrochen werden.

Beiden Parteien ist es also gelungen, die andere zu beeinträchtigen. Die Alt-Clerikalen finden, daß sie, nun die Liga sich von der französischen Allianz losgesagt, im Kampf gegen dieselbe nicht weiter mächtig sind. Die Liga findet sich ihrerseits manchmal genöthigt, vor Geßlers Hut das Haupt zu beugen, da das „schwarze, geistumnachtete Zwing-Uri" noch von dem irischen Bauer als eine Zufluchtsstätte vor der Tyrannei des Besitzthums betrachtet wird. Aber daß die Hauptzwecke der Liga wesentlich anti-katholisch sind, ist Niemandem klarer bewußt, als der echt-katholischen Partei in Irland.

Indem ich schließlich noch auf den leader in Nr. 12 Ihrer geschätzten Zeitschrift verweise, wo eine offenbar aus den directesten Quellen schöpfende Persönlichkeit die irischen Zustände, soweit sie das neueste Verhältniß zwischen Westminster und Vatikan beeinflussen, kurz und treffend charakterisirt,

zeichne ich in vorzüglicher Hochachtung

Roscrea, Irland. Ein Irländer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

NOVITÄT!

Neues

Münchner Dichterbuch.

Herausgegeben von

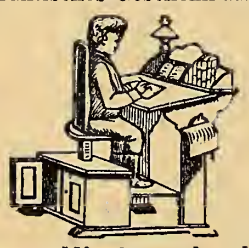
Paul Heyse.

In schöner Ausstattung, handlichem Octavformat, eleg. geb. mit Goldschnitt Preis *M.* 6.80.

Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Einzig praktisches Geschenk für Kinder!

Zu beziehen von **Max Herrmann.**



Berlin, Lindenstrasse 20.

Sanitäre Kinderschreibpulte

(D. R. P. No. 10977) stellbar für jede Grösse von 6—16 Jahren, zur Vermeidung von Rückgratsverkrümmung und Kurzsichtigkeit von vielen Autoritäten empfohlen! Illustr. Prosp. franco.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Eine malerische Reise

nach den

toten Städten der Zuydersee.

Von **Henry Havard.**

Aus dem Französischen.

Mit 10 Illustrationen. gr. 8. Eleg. br. 6 *M.*

In diesem Buche beschreibt der Verfasser die Schätze des so wenig besuchten Landstrichs Hollands in anmuthigster Weise; indem er mit der uralten, an Kämpfen aller Art reichen **Friesenzeit** beginnend, uns ein **lebensvolles** Bild der tausend Bewegungen auf allen Gebieten einer sich vor uns entfaltenden Vergangenheit und Gegenwart dieser Gegenden entrollt.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — sachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Lexikon der allgemeinen Weltgeschichte

von Dr. **K. Hermann.** Geh. *M.* 7.—, geb. *M.* 7.50.

Allen, denen es an Zeit oder Geld fehlt, in umfangreichen Lehrbüchern geschichtliche Belehrung, namentlich aber momentane Auskunft über geschichtliche Dinge zu suchen, wird obiges Buch willkommen sein, denn es gibt sowohl das Allgemeine als das Spezielle in der denkbar bequemsten Anordnung des Alphabets. Jede Geschichte eines Landes, Volkes, selbst einer Stadt ist ebenso unter ihrem Stichwort in einem übersichtlichen, abgerundeten Artikel zu finden, als die Biographie eines Regenten, Staatsmanns, Feldherrn oder eine einzelne Begebenheit, ein Feldzug, Friedensschluß oder eine Schlacht; sei es, was es will, auch nur ein Datum, eine Jahreszahl, ein Name, eine Thatsache — das Buch hat es registriert und der nächstliegende Artikel führt direkt darauf.

Das „Lexikon der Weltgeschichte" sucht daher seine Verbreitung nicht nur bei Lehrern und Schülern sämtlicher Lehranstalten, in Fortbildungsschulen, Volksbildungsvereinen, bei Vorbereitung zum Einjährigen- oder Offiziereramen ꝛc., sondern bei jedem, der sich für Geschichte interessiert oder geschichtlicher Aufklärung bedarf.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Musenalmanach für 1882.

Eine Sammlung von Originalpoesien

herausgegeben von

A. Heinze und **P. Heinze.**

Orig.-Prachtband m. Goldschn. u. dem Porträt der Königin Elisabeth von Rumänien.

Preis 4 *M.*

Obiges Werk empfiehlt sich durch seine reiche Ausstattung in ganz hervorragender Weise zu Festgeschenken, und verweisen wir im Uebrigen auf die Besprechung in Nr. 46 der „Gegenwart".

Paul Heinze's Verlag in **Dresden-Striesen.**

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Conr. Ferd. Meyer, Denkwürdige Tage. Zwei Novellen. (Der Schuß von der Kanzel. — Das Amulet.) 2. Auflage. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

—— **Georg Jenatsch.** Eine alte Bündnergeschichte. 2 Bände. 2. Auflage. *M.* 6.—, geb *M.* 7.—

—— **Hutten's letzte Tage.** Eine Dichtung. 3. Auflage. *M.* 3.—, geb. *M.* 4.—

—— —— 4. Auflage. Pracht-Ausgabe. *M.* 16.—, geb. *M.* 20.—

—— **Engelberg.** Eine Dichtung. *M.* 2.—

—— **Balladen.** *M.* 1.—

—— **Romanzen und Bilder.** *M.* 1.—

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Die Plejaden.

Gedicht in zehn Gesängen

von

Adolf Friedrich Grafen von Schack.

Mit einem Titelbilde von **Julius Naue.**

Kl. 8. 219 Seiten.

M. 3.—, elegant gebunden *M.* 4.—.

In diesem Gedichte wird der große Freiheitskampf der Hellenen gegen die Perser und die noch unerreichte Blüthe des Geistes in Kunst und Poesie gefeiert, zugleich aber auch der alte Orient in seinem vollsten Glanze geschildert.

In einigen Tagen wird ausgegeben

die **zweite** Auflage

des vor Kurzem im Verlage von **S. Schottlaender** in **Breslau** neu erschienenen Werkes:

Aus dem

literarischen Frankreich

von

Paul Lindau.

Ein Band. 24 Bogen in 8. Preis elegant broschirt 5 *M.*, fein gebunden in engl. Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck 6 *M.*

In diesem Buche giebt Paul Lindau, der sich durch seine Charakteristiken der französischen Schriftsteller in Frankreich selbst einen Namen gemacht hat, — und der in dem bedeutendsten Pariser Blatte, dem „Journal des Débats", erst vor Kurzem bezeichnet wurde als „einer der seltenen Ausländer, die sich durch die Beherrschung des Stoffes und die genaue Kenntniss der Verhältnisse das Recht erworben haben, über unsere nationale Dichtung ein Urtheil zu fällen", — eine Reihe tief angelegter und sauber ausgeführter Portraits einiger der interessantesten französischen Geistesheroen.

Bestellungen auf dieses hochinteressante Buch nehmen **alle** Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Monogramm-Papier

in hocheleganter farbiger Ausführung.

50 Bog. 50 Couv. ff. Billetpapier, Grossformat in geschmackvoller Cassette 3 *M.*

Jedes Monogramm in zwei Farben 4 *M.*

Papier-Handlung **Carl Fraenkel, Berlin** W., Französische Str. 33d.

Neuheits-Katalog gratis.

Hierzu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Eduard Heinrich Mayer in Köln.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 26. November 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Zusammensetzung des neuen Reichstages. Von Franz Holzerland. — Kosmopolitische Zeit. Von Arthur von Studnitz. — **Literatur und Kunst:** Ein deutscher Mäcen. Von Wilhelm Lübke. — Angela. Roman von Friedrich Spielhagen. Besprochen von G. v. Seydlitz. — Zur Entstehung und Bedeutung der Mode. Von J. v. Falke. II. (Schluß.) — Sarah Bernhardt in Wien. Von Em. Ranzoni. — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Salons. Von Al Hafi. — Notizen. — Inserate.

Die Zusammensetzung des neuen Reichstages.

Die politische Zerfahrenheit und das Bestreben der einzelnen Parteien, überall eigene Candidaten aufzustellen, kam in einer ungemein großen Zahl von Stichwahlen zum Ausdruck. Nur 294 definitive Wahlen fanden in 397 Wahlkreisen statt, in 103 Wahlkreisen hatte keiner der Candidaten die absolute Majorität der gültigen Stimmen erlangt und die Wähler mußten noch einmal an die Urne treten. Die wunderbarsten Combinationen wurden bei den Stichwahlen in Anwendung gebracht. Offen plaidirten conservative Blätter und Führer für die Wahl eines Socialdemokraten gegenüber einem Fortschrittler, da nach ihrer Ansicht die Wahl eines Socialdemokraten das kleinere Uebel sei. Kurz vor dem 12. November fanden Unterhandlungen zwischen den conservativen Führern und den Socialdemokraten statt, um gemeinsam die Fortschrittler Klotz und Träger in Berlin zu Fall zu bringen. Diese Unterhandlungen sind freilich an dem Widerspruch der Socialdemokratie gescheitert; dennoch haben viele Conservative an jenem Tage ihre Stimmen für Hasenclever und Bebel abgegeben. Und auch das Pendant hierzu fehlt nicht. So ist z. B. in Karlsruhe der Versuch gemacht worden, die Socialdemokraten für die Conservativen zu gewinnen. Ueberaus gespannt war man, welche Parole das Centrum für die Stichwahlen ausgeben und wie es sich zu den einzelnen Parteien stellen würde. Selbstverständlich wußte man, daß die Stellung des Candidaten zum Culturkampf der Angelpunkt sein würde; eine solche Erklärung lag auch bereits wenige Tage nach der Wahl in der „Germania" vor, aber am Schluß dieser Erklärung wurde deutlich ausgesprochen, daß in der Regel, wenn Licht und Schatten gleich vertheilt wären, der Conservative vorzuziehen sei. Einzelne Lokalgrößen waren mit dieser, im Allgemeinen ausgegebenen Parole nicht einverstanden; sie erklärten offen, bei Stichwahlen sollte man sich einfach von dem Geschäftsprincip leiten lassen: „do ut des". Aber auch diese echt kaufmännische Anschauung wurde wiederum oft von den Wählern nicht befolgt.

Die Stellung der Socialdemokratie für die Stichwahlen war klar vorgezeichnet. Der ausschlaggebende Gesichtspunkt für sie konnte nur die Haltung des Candidaten zum Socialistengesetz sein. Wie Bebel und Liebknecht verkündeten, sollten keinem Candidaten socialistische Stimmen zufallen, der jenes Gesetz gutheiße, aber auch die so wohl geschulten Socialdemokraten sind von dieser Parole abgewichen.

Verhältnißmäßig schwierig war die Stellung der liberalen Parteien zu den Stichwahlen. Es fehlt auch hier nicht an Stimmen, welche die Stichwahlen als ein Geschäft betrachteten, wobei nur der Preiscourant, der geboten, den Ausschlag gebe. Im Großen und Ganzen herrschte jedoch die Ansicht vor, daß man unter allen Umständen gegen einen Socialdemokraten stimmen müsse; zwischen Altconservativen und Clerikalen sei kein Unterschied; Freiconservative seien im Allgemeinen Altconservativen und Clerikalen vorzuziehen. In den verschiedenen Abstufungen innerhalb der liberalen Parteien wurde die oben angegebene Parole jedoch nicht überall gleich freundlich aufgenommen. Gewisse Kreise behaupteten, ein Centrumsmann sei einem Freiconservativen vorzuziehen, da ersterer noch in manchen Fällen, letzterer nie Opposition mache. Um die Parteinahme für einen Centrumsmann noch mehr zu rechtfertigen, wies man darauf hin, daß das Centrum, welches Niemanden mehr hasse als die Freiconservativen, diese bereitwilligsten Träger des Culturkampfes, sich überall vorgenommen habe, letztere zu Fall zu bringen. Verbissene extreme Kreise liebäugelten nach wie vor stark mit der Socialdemokratie, das fortschrittlich-demokratische Comité beschloß in Hanau für den Socialisten Carl Frohme gegen den hochconservativen Prediger und Redacteur Dietz zu stimmen.

Unter geradezu fieberhafter Erregung sah man dem Ausfall der Stichwahlen entgegen. Die erste Schlacht sollte in den rheinischen Industrieorten Elberfeld-Barmen geschlagen werden. Hier standen sich Socialdemokraten (Moses Oppenheimer) und Fortschrittler (Reinhard Schmidt) gegenüber. Herr Windthorst hatte hier die Clerikalen angewiesen, für Schmidt zu stimmen; sie folgten seinem Gebot, und da die Freiconservativen ebenfalls für den Fortschritt eintraten, so wurde dieser im letzten Reichstag durch Hasselmann vertretene Sitz den Socialdemokraten abgenommen. In einem zweiten ähnlichen Fall, in Mainz, folgten die Clerikalen Herrn Windthorsts Gebot nicht, und die Behauptung, daß bei den Stichwahlen die wunderbarsten Complicationen den Ausschlag gegeben haben, tritt nirgends prägnanter hervor, als wie durch das Verhalten der einzelnen Parteien den Socialdemokraten gegenüber.

Neben der anfangs aufgetauchten Strömung, welche die Socialdemokratie ganz aus dem Reichstag verdrängen wollte, trat eine andere immer stärker werdende mit der Behauptung hervor: 10—12 Socialdemokraten im Reichstage schadeten nichts; es wäre nothwendig, daß auch diese Partei ihre Vertretung habe. Von dieser Anschauung scheinen auch die Clerikalen in Mainz beherrscht worden zu sein, hier standen sich Philipps (Fortschr.) und Liebknecht (Soc.) gegenüber, das Centrum verhalf Liebknecht zum Sieg. Das Centrum zahlte hier den Dank zurück, den es von 1878 den Socialdemokraten schuldete, welche damals für Mousang votirten. Hatten in Mainz die Clerikalen den Socia-

listen geholfen, so fanden letztere in Breslau bei den Conservativen noch hülfreichere Freunde. Breslau, die zweite Stadt des Königreichs Preußen, entsendete zwei Socialdemokraten, den Schriftsteller W. Hasenclever und Sattler Kräcker in den Reichstag. Die socialdemokratischen Candidaten hatten daselbst am 27. October 5242 und 4955 Stimmen, die fortschrittlichen 4335 und 6021, die conservativen 4152 und 3430; bei der Stichwahl am 7. Nov. gingen die socialdemokratischen auf 8455 resp. 8312 in die Höhe. Im Wahlbezirk Kräcker ergibt die Addition der im ersten Wahlgang für den socialdemokratischen (4955) und den conservativen Candidaten (3430) abgegebenen Stimmen, fast genau die Stimmenzahl (8312), welche in der Stichwahl der Socialdemokrat erhielt. In dem anderen Bezirk stimmt das Rechenexempel zwar nicht so genau, aber immhin wird man behaupten können, daß die 3000 Stimmen, welche der Socialdemokrat in der Stichwahl mehr erhielt, zum großen Theil aus dem conservativen Heerlager gekommen sind. Das Hauptorgan der Conservativen Breslaus hatte ja die Socialdemokraten als harmlose Menschen geschildert, die weder an Communismus oder Atheismus ꝛc. dächten. Derselben Meinung scheinen die Conservativen in Frankfurt a. M. auch gewesen zu sein. Geschlossen stimmten sie für den Socialisten Döll gegen Sonnemann. Aehnliches läßt sich aus den Zahlengruppirungen in Berlin nachweisen. Die Anhänger des antifortschrittlichen Candidaten Meyer resp. Wagner warfen in der Stichwahl zum großen Theil ihre Stimmen zu Gunsten der Socialdemokraten in die Wagschale. Was den Conservativen erlaubt war, das scheinen die Demokraten und Fortschrittler in Hanau und zum Theil auch in Offenbach nicht für verboten zu halten. In Hanau erließ das demokratisch-fortschrittliche Comité sogar einen Aufruf zu Gunsten des Socialisten Carl Frohme. Dies Liebäugeln mit den Socialdemokraten trat auch in anderen Wahlkreisen hervor und ihre in den Stichwahlen errungenen großen Erfolge verdankt die Socialdemokratie nur zum Theil ihrer eigenen Kraft, denn sie wurde durch alle anderen Parteien, mit Ausnahme der Nationalliberalen und Freiconservativen, unterstützt. Im Gegensatz zu den Wahlen von 1878 ist diese Theilnahme und Mithülfe für die „Enterbten" vielleicht der charakteristischste Zug der ganzen Wahlbewegung. Im Königreich Sachsen blieb man jedoch der Parole des Jahres 1878, „Kampf aller Ordnungsparteien gegen die Socialdemokratie", treu; in Dresden unterlag der Coalition aller Parteien der rhetorisch begabteste und sympathischste Socialdemokrat August Bebel.

Ein anderer für die Stichwahlen hervorstechender Zug war der, daß sie den Charakter der Verschiebung nach links noch stärker zum Austrag brachten, als die Hauptwahlen am 27. October. So errangen bei den Stichwahlen die Freiconservativen nur zwei Siege und die liberale Gruppe wurde überall aufs Haupt geschlagen, so daß dieselbe vollständig aus dem Reichstage verschwunden ist. Die größten Erfolge gewannen bei den Stichwahlen die Secessionisten und die Fortschrittspartei, diese blieben in 37 Wahlen 31 Mal siegreich und in fünf von diesen sechs Fällen, wo die Partei geschlagen wurde, waren die Socialdemokraten Sieger.

Mit diesem starken Hauptstrom der Stichwahl nach links ging noch ein anderer, der auch diejenigen Politiker nicht verschonte, die mit ihrer sonst liberalen Gesinnung schutzzöllnerische Anschauungen verbanden. In den Stichwahlen wurden die bewährten Parlamentarier Löwe-Calbe und Berger-Witten aus ihren alten Wahlkreisen verdrängt, und hauptsächlich dieser antischutzzöllnerische Hauch war es, der die schutzzöllnerische liberale Gruppe fortwehte.

Wenden wir uns dem Stärkeverhältniß der einzelnen Parteien zu.

Wie im früheren Reichstage, so wird auch in diesem das Centrum die stärkste Fraction sein, jetzt 110, früher 105 Sitze. Nennenswerthe Veränderungen unter den Persönlichkeiten sind nicht zu verzeichnen.

Die zweitstärkste Fraction wird die Fortschrittspartei sein. Sie zählt 63 Mitglieder, früher 28. Von bekannten Führern ist Günther-Nürnberg nicht wiedergewählt; er wird aber durch die Nachwahl in Berlin V ein Mandat erlangen. Die der Fortschrittspartei verwandten Secessionisten sind von 21 auf 40 angewachsen. Die Führer der Partei sind sämmtlich wiedergewählt, v. Forckenbeck sogar dreimal, Rickert, Lüders zweimal. Die Nationalliberalen sind von 65 auf 45 zusammengeschmolzen; von bekannten Führern werden Dr. Weber, Prof. Cuny, Landgerichtsdirector Riefer, der Führer der badischen Liberalen, fehlen.

Die Conservativen haben freilich nur 7 Verluste erlitten — sie sind von 58 auf 52 zurückgegangen —, aber ihre bedeutendsten Kräfte sind geschlagen: die Herren v. Marschall, v. Helldorf, v. Rauchhaupt, und die Führer der agrarischen Richtung Frhr. v. Mirbach, Graf Udo v. Stolberg. Von neuen Mitgliedern der Partei ist zu nennen Hofprediger Stöcker, der doppelt gewählt wurde.

Die Freiconservativen sind fast auf die Hälfte reducirt, früher 49, jetzt 26. Sie haben den Verlust aller ihrer bekanntesten Führer und Mitglieder zu beklagen, wir nennen die Herren v. Kardorff, der zuerst mit seiner Broschüre: „Gegen den Strom", das Signal gegen Delbrück und damit gegen den Freihandel gab, Minister Lucius, der Botschafter in Paris Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Hohenlohe-Langenburg, v. Varnbüler, Graf Wilhelm Bismarck, Graf v. Frankenberg.

Von den kleinen Gruppen haben die Demokraten sich fast verdoppelt, früher 5 jetzt 9, die Mitglieder des früheren Reichstags sind wiedergewählt; die Polen haben 4 Gewinne zu verzeichnen, die Fraction wird jetzt 18 Mitglieder zählen. Die Socialdemokraten haben jetzt 13 Mandate inne, früher 10; Liebknecht ist doppelt gewählt, in Offenbach und Mainz; Bebel ist im Wahlkampf vom Glück nicht begünstigt gewesen, soll aber noch einmal bei der Nachwahl in Mainz candidiren. Unter den 13 Socialdemokraten befinden sich 7 parlamentarische Neulinge. Aus Elsaß, 15 Abgeordnete, sind diesmal keine Autonomisten gekommen.

Nach Provinzen und Ländern betrachtet, gibt das Wahlergebniß zu folgenden Bemerkungen Anlaß. Während die conservative Strömung, von der im Jahre 1878 die Wahlen beeinflußt wurden, sich als eine wesentlich preußische charakterisirte, hat sich diesmal der Hauch nach links als ein allgemeiner, als ein durch ganz Deutschland gehender gezeigt. Die Domäne der Deutschconservativen ist diesmal auch wieder Pommern gewesen; von den 14 Sitzen der Provinz haben die Conservativen 11 inne, in Ostpreußen haben sie von ihren 13 fünf an die Fortschrittspartei abtreten müssen, in Westfalen dagegen noch zwei erobert. Die Freiconservativen sind noch am meisten in Württemberg (6), im Königreich Sachsen (5) verbreitet, in beiden Ländern haben sie aber ihren alten Besitzstand nicht behaupten können; aus dem Königreich Bayern sind sie ganz verdrängt; ihre drei Sitze haben sie eingebüßt und ihre 31 Sitze, über die sie in Preußen verfügten, sind auf 12 zusammengeschmolzen. Namentlich in Schlesien und Sachsen war ihnen das Glück ungünstig. Die liberale Gruppe, die ehemals mehrere Sitze in Schlesien, in der Rheinprovinz, in Oberfranken, Sachsen und Württemberg hatte, existirt nicht mehr. Die Hauptherde des Centrums sind die Rheinprovinz mit 28, Westfalen mit 9 und Bayern mit 31 Plätzen, in Schlesien hat das Centrum zu seinen 11 Sitzen noch drei neue hinzugefügt. Hannover und Sachsen, welche bisher das Hauptcontingent der nationalliberalen Abgeordneten stellten, haben diesmal zum Theil eine andere Vertretung geschickt; in Hannover hat zum ersten Mal die Fortschrittspartei Bresche gelegt, in der Provinz Sachsen haben die Secessionisten festen Boden gefaßt. Die Pfalz ist den Nationalliberalen treu geblieben, alle 6 Sitze gehören ihnen. Die Secessionisten haben sich außer in der Provinz Sachsen auch in Schlesien gut ausgebreitet. Die Fortschrittspartei hat ihre höchste Ziffer (11) in der Provinz Brandenburg, freilich befindet sich Berlin mit seinen sechs fortschrittlichen Abgeordneten darunter; in Ostpreußen hat die Partei fünf Sitze zurückerobert, vier in der Provinz Sachsen, in Schleswig-Holstein fünf, in

Hessen-Nassau vier Sitze. Namentlich die kleinsten deutschen Staaten, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Lübeck, Hamburg, haben sich zur Fortschrittspartei bekannt, während in den thüringischen Staaten, den Herzogthümern und Großherzogthümern Secessionisten und Nationalliberale vorherrschen. Polen sind nur aus Westpreußen und der Provinz Posen gekommen. Socialdemokraten finden sich überall zerstreut; ihre Hauptdomäne ist das Königreich Sachsen geblieben, das 4 Socialdemokraten ins Parlament entsendet.

Die Reichstagseröffnung ist diesmal dem Schlußtermin der letzten Stichwahlen hart auf dem Fuße gefolgt, in derselben Woche, wo dieselben stattfanden, trat der Reichstag zusammen und selten oder nie sind unter trüberen Auspicien und unklareren Aussichten die gewählten Vertreter des Volkes zusammengekommen.

Franz Holzerland.

Kosmopolitische Zeit.

Seitdem Claudius Ptolomäus von Alexandria seinen Meridian fixirte, ist eine ganze Reihe von Meridianen zur Ausgangslinie der Längen- und Zeitbestimmungen ausersehen worden. Vorzüglich wurde den Meridianen der Hauptstädte oder den wichtigsten astronomischen Observatorien die Rolle zugetheilt. Das Vorhandensein mehrerer Anfangsmeridiane hatte so lange wenig auf sich, als sich noch der Verkehr in seinen alten Dimensionen bewegte. Seitdem aber sowohl der Landverkehr als die Schifffahrt von der Dampfkraft beherrscht wird, seitdem die Elektricität Nachrichten in nicht meßbarer Geschwindigkeit auf der Erdoberfläche vertheilt, seitdem haben sich in Folge der Verschiedenheit der Meridiane mancherlei Verwechselungen zugetragen, welche die gemeinschaftliche Festsetzung eines Meridians dringend wünschenswerth erscheinen lassen. In der That hat man sich auch bereits eine lange Reihe von Jahren mit diesem Problem beschäftigt; die Frage ist sowohl von verschiedenen Gesellschaften erörtert, als auch auf den Geographischen Congressen zu Antwerpen, Paris und in diesem Jahre in Venedig behandelt worden. Bis jetzt gelang es durchaus nicht, sich über einen gemeinschaftlichen Nullmeridian zu einigen, weil die Engländer an dem Meridian von Greenwich, die Franzosen an dem von Paris festhielten und die Deutschen den von Ferro weder zu Gunsten der Vorstadt von London noch der französischen Hauptstadt opfern wollten. Auch der Vorschlag, einen ganz neuen Anfangsmeridian festzusetzen, ist bis jetzt erfolglos geblieben.

Inzwischen werden die Gründe immer dringender, welche Regelung dieser Frage erheischen. Die Interessen der Geographie, der Astronomie, der Schifffahrt und des ganzen socialen Lebens kommen hier in gleichem Maße in Betracht. In letzterer Hinsicht ist namentlich anzuführen, daß, je mehr die Cultur fortschreitet, desto mehr die Zeit und daher auch eine genaue Zeitrechnung an Werth gewinnt. Im selben Momente ist in Bombay Mittag, während an der westlichen Küste von Kamtschatka Sonnenuntergang und am Ausgang des californischen Meerbusens Mitternacht eingetreten ist. So lange die Uebermittelung von Nachrichten zwischen entfernten Orten Tage, Wochen und Monate in Anspruch nahm, fiel es nicht ins Gewicht, an welchem bis auf den Tag genauen Datum das berichtete Ereigniß stattgefunden hat. Nachdem aber der elektrische Draht den Erdball umwindet und während eines kleinen Bruchtheils einer Sekunde die entferntesten Gegenden mit einander in Verbindung bringt, muß man, um Confusion zu vermeiden, sich darüber einigen, von welcher Linie aus die Zeitbestimmung ihren Anfang nehmen soll. Der bürgerliche Tag beginnt zwölf Stunden eher, als die Sonne den Meridian des Ortes passirt, und endigt zwölf Stunden nach diesem Zeitpunkt. Da nun in Folge der Umdrehung der Erde in jedem Augenblicke ein neuer Meridian den Mittelpunkt der Sonnenscheibe passirt, so beginnt in jedem Augenblicke an einem anderen Orte ein neuer Tag. Die verschiedenen Tage decken sich theilweise. Gleichzeitige Tage haben aber nur die Orte desselben Meridians. Daher kann nach der bisherigen Zeiteintheilung ein an irgend einem Orte passirtes Ereigniß für gewisse Orte gestern, für andere erst am folgenden Tage stattgefunden haben. Beim Uebergang eines Monats in einen anderen oder eines Jahres in ein anderes kann daher dasselbe Ereigniß in verschiedenen Orten als in verschiedenen Monaten und Jahren stattgefunden betrachtet werden. Ein solches System birgt die Möglichkeit von Verwirrungen nicht nur in der Chronologie, sondern auch im commerciellen Verkehr in sich.

Die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten sind praktisch bisher in dem Lande am meisten gefühlt worden, in welchem sich der Verkehr auf der breitesten Fläche entwickelt hat, nämlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch in Europa hat der von Osten nach Westen oder umgekehrt reisende Passagier fortwährend Zeitverschiedenheiten in Rechnung zu ziehen, indessen verlieren diese Verschiedenheiten an Bedeutung, weil der Reisende mit dem Ueberschreiten jeder Grenze ohnedies in grundverschiedene Verhältnisse tritt. In den Vereinigten Staaten dagegen, in welchen es Zollgrenzen und Paßrevisionen nicht gibt, in welchen auch dasselbe Eisenbahnmaterial größere Strecken als bei uns zu durchlaufen pflegt, da kommt bei sich sonst gleichbleibenden Verhältnissen die Verschiedenheit der Zeit doppelt störend in Betracht. Die Eisenbahndirectoren haben sich daher in der Nothwendigkeit gesehen, aus eigener Initiative für ihre Linien maßgebende Zeiten bei sich einzuführen. Um Sicherheit in den Eisenbahndienst zu bringen, hat man für gewisse Linien Normalzeiten mit Außerachtlassung der lokalen Zeit festgesetzt. Die Eisenbahncoursbücher für die Vereinigten Staaten und Canada basiren daher auf etwa 75 verschiedenen Zeiten. Auf sehr vielen Plätzen differiren demzufolge die Ortszeit und Bahnzeit ganz erheblich.

Daher ist in den Vereinigten Staaten eine Bewegung entstanden, welche auf eine befriedigende Reform unserer Zeitrechnung hintreibt. An den bezüglichen Discussionen haben sowohl das Wissenschaftliche Institut von Canada, die Amerikanische Metereologische Gesellschaft, die Amerikanische Gesellschaft der Civil-Ingenieure, die Amerikanische Vereinigung für die Beförderung der Wissenschaften und andere Vereinigungen lebhaften Antheil genommen. Die großen Eisenbahn- und Telegraphen-Gesellschaften haben ihr Interesse an der Lösung der hier beregten Frage wiederholt anerkannt. Besonderer Werth wird allgemein darauf gelegt, das neue Zeitsystem möglichst einfach zu gestalten, damit es überall schnell Eingang finde.

Den Bestrebungen in dieser Richtung hat der Delegirte der Vereinigten Staaten und von Canada, Herr Sandfort Fleming, auf dem jüngst in Venedig abgehaltenen Geographischen Congresse Ausdruck gegeben. Er hat dem Congresse eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet, welche hier auszugsweise wiedergegeben werden sollen. Es wird hiernach empfohlen, eine Normalzeit festzusetzen, welche allen Völkern des Erdballs gemein sei. Diese Zeit soll den Namen „kosmopolitische Zeit" führen. Die kosmopolitische Zeit soll auf der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse beruhen und durch die Passage des Sonnenmittelpunktes über einen zum Nullmeridian zu erhebenden bestimmten Meridian abgegrenzt werden.

Ferner sollen 24 „Stundenmeridiane" festgesetzt werden, welche 15 Grade oder eine Stunde auseinander liegen und von denen der erste 15 Grade vom Nullmeridian entfernt ist. Die Stundenmeridiane sollen die Zeitregulatoren für alle Orte der Erde sein. Jeder Stundenmeridian soll eine bestimmte Bezeichnung haben, zu welcher das englische Alphabet (welches mit Auslassung von j und v 24 Buchstaben zählt) in Vorschlag gebracht wird. Die Buchstaben sollen wie die Sonne vom Osten nach dem Westen laufen, so daß der Nullmeridian den Buchstaben Z erhielte.

Der Zwischenraum zwischen zwei aufeinanderfolgende Passagen der Sonne über den Nullmeridian soll „kosmopolitischer Tag" heißen. Der lokale Tag dagegen würde den Zwischenraum zwischen zwei aufeinanderfolgenden Passagen der Sonne durch den entsprechenden Stundenmeridian ausfüllen. Es würde daher nur 24 verschiedene Lokalzeiten auf der Erdoberfläche geben, welche durch die Buchstaben der Stundenmeridiane zu kennzeichnen wären.

*

Die Stunden des kosmopolitischen Tages sollen gleichfalls mit Auslassung von j und v durch die Buchstaben des Alphabets bezeichnet werden. Mithin würde die Bezeichnung der Stundenmeridiane mit der Bezeichnung der Stunden des kosmopolitischen Tages zusammenfallen. Wenn die Sonne den Stundenmeridian D passirt, würden daher die von diesem Meridian durchschnittenen Gegenden „D-Zeit" des kosmopolitischen Tages haben.

Ferner wird vorgeschlagen, die Eintheilung des Tages in 2 Mal 12 Stunden fallen zu lassen und an deren Stelle 24 Stunden von 1 bis 24 zu zählen. Ein anderer Vorschlag, dem aber doch erhebliche Bedenken entgegenstehen, geht dahin, die Stunden von Mitternacht bis Mittag mit Zahlen und von Mittag bis Mitternacht mit Buchstaben zu bezeichnen. Sollte man dennoch auf diesen letzteren Vorschlag eingehen, so würden die Nachmittagsstunden dieselbe Bezeichnung haben, wie die entsprechenden Theile des kosmopolitischen Tages.

Jeder größere Ort soll seine Normalzeit auf elektrischem Wege von einem Observatorium erhalten. Auch die Eisenbahn-Uhren und andere öffentliche Uhren sollen elektrisch controlirt werden. Es sei hier eingeschaltet, daß diese Forderung auch dann erfüllt werden sollte, wenn ein Einverständniß über die übrigen Vorschläge für jetzt noch nicht möglich ist. Da die Bewegung des elektrischen Stroms in Geschwindigkeiten stattfindet, welche für die Räume der Erdoberfläche vollständig verschwinden, so besitzen wir in der Elektricität ein wahrhaft bewunderungswürdiges Mittel, um unsere Zeit-Meßkunde zu einer Genauigkeit zu erheben, welche vor der Benutzung der Elektricität nicht geahnt werden konnte. Wir haben hier ein Zeit-Uebertragungsmittel, welches bisher noch lange nicht genug benutzt worden ist und dessen weitere Anwendung die Uhrmacherkunst vermuthlich in ganz neue Bahnen weisen wird.

Herr Sandfort Fleming hat dem geographischen Congreß in Venedig eine Reihe bezüglicher Resolutionen vorgelegt, welche einstimmige Annahme gefunden haben. In den letzteren werden insbesondere die Regierungen der verschiedenen Länder aufgefordert, gleich nach Schluß des Congresses Delegirte zu ernennen, welche die gemachten Vorschläge näher zu erörtern hätten. Angesichts der Initiative, welche die Vereinigten Staaten auf diesem Gebiet ergriffen haben, wird vorgeschlagen, am ersten Montag im Mai 1882 eine Delegirtenconferenz in Washington abzuhalten. Es wurde gleichzeitig eine Reihe hervorragender Männer der Vereinigten Staaten und von Canada aufgefordert, die vorbereitenden Schritte für die Conferenz zu thun. Der Präsident der italienischen Geographischen Gesellschaft wurde aufgefordert, den Gegenstand bei seiner Regierung und anderen auswärtigen geographischen Gesellschaften zur Erörterung zu bringen.

Es war sehr taktvoll und geschickt, daß Herr Sandfort Fleming den Vorschlägen zur Festsetzung eines Nullmeridians vorläufig ausgewichen ist und die Entscheidung dieser Frage den Regierungsdelegirten überlassen hat. Innerhalb einer kleiner Conferenz hat eine solche Frage viel mehr Aussicht auf Lösung, als im Schooß einer großen Versammlung.

Sollte man sich über einen Nullmeridian einigen und das hier vorgeschlagene System in seinen wesentlichen Zügen annehmen, so würden — theoretisch betrachtet — hinfort alle Uhren auf dem Erdball gleichzeitig schlagen.

Arthur von Studnitz.

Literatur und Kunst.

Ein deutscher Mäcen.

Von Wilhelm Lübke.

Nicht genug, eine der edelsten und eigenthümlichsten Privatgalerien gegründet und dem Publicum in hochsinniger Weise zum Mitgenuß dargeboten zu haben, tritt Adolf Friedrich Graf von Schack nun auch in seinem anziehend geschriebenen Buch: „Meine Gemäldesammlung" (Stuttgart, J. G. Cotta) als Führer durch seine Galerie uns liebenswürdig entgegen. Der Mann, den wir in einer Reihe geistvoller Dichtungen bald als feurig glühenden Poeten, bald als gewandten, von Humor und Ironie sprühenden Weltmann kennen lernten, zeigt sich hier als feinsinniger, mit den Kunstwerken alter und neuer Zeiten vertrauter Kenner, als vornehmer Mäcen, der über Entstehung und Ausbildung seiner Sammlung in anregender und belehrender Weise berichtet. Daß damit ein gutes Stück moderner Kunst- und Künstlergeschichte verbunden ist, erräth Jeder, der mit der Galerie Schack einigermaßen vertraut ist.

Was diese köstliche Sammlung vor den meisten anderen in heutiger Zeit entstandenen Privatgalerien auszeichnet, ist der Umstand, daß sie den unabhängigen, selbstständig auf eigenen Wegen wandelnden Kunstsinn eines wahrhaft vornehmen Geistes spiegelt. Die Zeiten einer solchen Kunstpflege scheinen ja sonst in unseren Tagen vorbei zu sein, da meistentheils Eitelkeit und Ostentationssucht die moderne Geldaristokratie in die Bahnen einer mehr nach äußerem Effect haschenden Kunstprotection treibt. Graf Schack ist in seiner Kunstliebe nie mit dem großen Haufen gegangen. Die Götzen des Tages, welche die Mode oft genug heute auf den Schild erhebt, um sie morgen herabzustoßen, sind von ihm nie vergöttert worden. Vielmehr war es sein Streben, jene seltenen, nach hohen Zielen ringenden, nur zu oft mit Vereinsamung und Verkennung kämpfenden idealen Künstlergenien aus der Verborgenheit hervorzuziehen, durch warme Theilnahme und Aufträge zu ermuthigen und die steilen Pfade des Schaffens ihnen zu ebnen. Wenn er nichts Anderes gethan hätte, als einem Genelli und Feuerbach zu schöpferischer Thätigkeit die Mittel zu bieten und diesen lange verkannten oder doch kaum beachteten Künstlern zu öffentlicher Anerkennung zu verhelfen, so wäre dadurch allein sein Name auf immer mit der Entwicklung der modernen Malerei verknüpft. Es macht der Unbefangenheit und Unbestechlichkeit seiner Kunstliebe alle Ehre, daß er solche echte Genien wie die beiden ebengenannten, wie Moritz von Schwind, Böcklin und manche andere in ihrem wahren Werthe erkannt hat, lange bevor sie zu allgemeiner Geltung durchgedrungen waren. Ueberblickt man, welche Schätze nicht blos von diesen Meistern, sondern von so manchen andern zeitgenössischen Künstlern die Sammlung Schack umschließt, so muß man dem feinen Spürsinn, dem richtigen Blick für das Echte, Gehaltvolle, der diese Werke zusammenzubringen wußte, hohe Anerkennung zollen. Ist es immer ein Genuß, an der Seite eines feingebildeten Kenners eine Kunstsammlung zu durchwandern, so steigert sich dies Gefühl noch, wenn ein Mann wie Graf Schack, der wie wenige in Italien und Spanien sowie in den übrigen Culturländern zu Hause ist, der ebenso Griechenland wie Kleinasien, Syrien und Nordafrika kennt, dem die Naturschönheiten, die Kunstdenkmale, die literarischen Erzeugnisse aller dieser Länder lebendig vor Augen stehen, uns durch seine eigene Galerie das Geleit gibt. Mit derselben tiefen Kenntniß und der gleichen warmen Begeisterung, mit der er in seinem schönen Buche über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien uns die maurische Cultur erklärt hat, erläutert er uns hier in anziehender Erzählung die allmähliche Entstehung und Ausbildung seiner Galerie und interpretirt in poetisch fesselnder Weise die von ihm zusammengebrachten, meistens auf seine Veranlassung entstandenen Kunstwerke.

Denn das bildet einen besonderen Reiz und Werth dieser Sammlung, daß der Besitzer nicht etwa fertige Bilder, wie der Zufall des Kunstmarktes sie ihm entgegenbrachte, erworben, sondern daß er in den meisten Fällen die weniger beachteten oder geradezu verkannten Künstler aufzuspüren und ihre oft durch Mißerfolg gelähmte Schöpferkraft durch seine Aufträge und seine warmherzige Theilnahme neu zu beleben wußte. Beherzigenswerth sind die Grundsätze, welche ihn überhaupt bei seinen Anschaffungen geleitet haben. Bei aller Verehrung für die großen Meister der Vergangenheit sagte er sich doch, daß heutzutage nur noch öffentliche Galerien mit Erfolg um die Erwerbung namhafter älterer Kunstwerke ringen könnten. Um so mehr glaubte er auf zweifelhafte Dinge dieser Art verzichten zu sollen, als er

mit Recht die Aufgabe einer wahren Kunstpflege darin erkannte, die lebende Kunst durch Aufträge zu fördern. Denn was wäre, so argumentirt er, aus den großen Meistern aller vergangenen Kunstepochen geworden, wenn sie bei ihren Zeitgenossen keine Förderung gefunden hätten! Weiterhin nahm er sich vor, seine Sammlung auf Schöpfungen deutscher Künstler zu beschränken, und auch dieser Grundsatz, nicht aus engherzigem Lokalpatriotismus, sondern aus warmer Vaterlandsliebe hervorgegangen, ist unserer vollen Sympathie gewiß. Endlich richtete er sein Augenmerk vorzugsweise auf Künstler, die erst im Beginn ihrer Entwicklung standen, und wie richtig sein Blick darin war, beweisen seine frühen Beziehungen zu Böcklin und Lenbach. So entstand der Kern dieser Galerie, die wie jede andere Sammlung zwischen vorzüglichen Werken zwar auch einzelne minder gelungene Schöpfungen aufweist, aber nichts Triviales, nichts Niedriges enthält, und namentlich nirgends dem heutzutage stark grassirenden, in Literatur und Kunst sich breit machenden plebejischen Geschmack Zugeständnisse macht. Eine durchaus vornehme Gesinnung vielmehr weht uns aus Allem an. Und zwar gilt dies sowohl von den modernen Bildern, als von den trefflichen Copien nach alten Meistern, die schon in der Auswahl der Gegenstände hohen Kunstsinn bekunden.

Ist alles dies durch weise Beschränkung auf ein fest ins Auge gefaßtes Ziel entstanden, so wird man dem Urheber dieser schönen Sammlung auch dann nicht gram sein können, wenn er in seiner scharf umgrenzten künstlerischen Vorliebe eine objective Werthschätzung für manche ihm nicht sympathische Erscheinungen vermissen läßt. Wer verkennt unter uns die ästhetischen Schwächen eines Kaulbach? Aber wer möchte die hervorragenden Seiten dieses Künstlers, den wir wahrlich schon seiner Hunnenschlacht und seines Reineke Fuchs wegen nicht aus der deutschen Kunstgeschichte streichen dürfen, so völlig verachten wie es Graf Schack zu thun scheint? Auch der bei Besprechung Feuerbachs geführte Seitenhieb auf Lessing ist eine von jenen über das Ziel hinausschießenden Wendungen, wie sie wohl einem für seinen Clienten mit voller Wärme eintretenden Vertheidiger zu entschlüpfen pflegen. Wie wahr sagt der Verfasser bei derselben Gelegenheit: „Maler sind, ebenso wie Dichter und Musiker, oft sehr incompetent in der Kritik; es braucht nicht böser Wille zu sein, wenn sie Arbeiten Anderer herabsetzen; dies geschieht vielmehr oft aus der aufrichtigen Ueberzeugung, das Schöne könne nur auf die Art und in der Form hervorgebracht werden, die sie selbst dafür angewandt haben würden." Treffende Worte wahrlich; aber der verehrte Verfasser wird mir zugeben, daß dieselben hüben wie drüben beachtet werden müssen, mit einem Worte, daß, was dem Einen Recht, dem Andern billig ist. Bisweilen aber nimmt sein sonst so feines, treffendes Urtheil etwas von der Voreingenommenheit des Künstlers an. Dahin rechne ich z. B. wenn er über einen Meister wie Guercino abfällig urtheilt. Gewiß werden wir die Carracci und ihre Schule nicht mehr so hoch stellen, wie das vorige Jahrhundert gethan; aber so verwerflich sind doch ihre Schöpfungen nicht, denn an hohem Streben nach formaler Vollendung und an gediegener Meisterschaft der Technik dürfen sie sich, namentlich gegenüber den Arbeiten unsrer Zeit, immer noch sehen lassen. Wie viele heutige Künstler vermöchten denn Werke hervorzubringen wie die Tafelbilder und Fresken Guercinos! Stehen diese Arbeiten gewiß bei weitem nicht auf der Höhe der Meisterwerke eines Rafael und seiner Zeitgenossen, so verhalten sie sich zu ihnen doch ungefähr wie die plastischen Schöpfungen der griechischen Nachblüthe zu den Meisterwerken vom Parthenon. Ebensowenig wird eine unbefangene Würdigung dem Urtheil beitreten, daß Rembrandt, verglichen mit den großen Italienern, nur ein Künstler zweiten Ranges sei. Das heißt doch das unendlich mannichfaltige Wesen der Kunst verkennen, wenn man die eminente Berechtigung einer malerischen Darstellung, in welcher das germanische Naturell seinen schärfsten und bezeichnendsten Ausdruck, in weiterer Verfolgung des zuerst von Dürer Angebahnten, gefunden hat, leugnen zu dürfen meint.

Doch wenn ich im Sinne einer möglichst objectiven Würdigung hier ein Wort einlege, so versteht sich's von selbst, daß der Kunstsammler von seinem Standpunkt aus vollkommen berechtigt ist, Richtungen ganz zurückzuweisen, die ihm nicht sympathisch sind. Wenn daher Graf Schack aus seiner Galerie die realistische Kunst der Niederländer (auch in den Copien) verbannt; wenn er kein Interesse hat für „Dienstmädchen, die ihrer Herrschaft den Kaffee präsentiren, oder bayerische Gebirgsbauern, an denen die nackten Knie das Interessanteste sind," so werden nur diejenigen ihm das verdenken können, die in solchen Gegenständen den eigentlichen Schwerpunkt unserer nationalen Kunst erblicken. Das sind dann genau wieder dieselben Leute, welche, wie jener in Süddeutschland vielgelesene Vertreter der Kunstkritik sich neulich (s. Tägliche Rundschau Nr. 11) ausdrückte, in Schinkels Bauten „romantische Willkür, gemischt mit dem Charakter des Parvenu," und „nicht die Spur von Naturwüchsigkeit, von Rücksicht auf Bestimmung und Zweck, auf Material und Klima, auf Sitten und Gewohnheiten" sehen. Wenn derselbe Autor dann seine feinen Hiebe auf Carstens, „den abgeschmackt genug von den Kunstgelehrten zum Regenerator unserer Kunst aufgebauschten" Meister regnen läßt, so darf man wohl fragen, zu welchem Standpunkt unsere Kunst und Cultur herabsinken müßte, wenn man Schinkel und Carstens in dieser Weise wegwerfend behandeln und die ganze antik-klassische Tradition aus unserem Geistesleben austilgen dürfte. Denn wir müßten dann unsere klassische Literaturepoche ebenfalls dem Moloch eines mißverstandenen Begriffs von Volksthümlichkeit opfern, müßten Goethes Iphigenie und Schillers Götter Griechenlands auf den Scheiterhaufen werfen. Volksthümlich im allgemeinsten Sinne, allgemeinverständlich bei der edlen Schaar der Handwerksburschen jeden Schlages kann nun einmal nicht jede Kunst sein. Nur in Epochen, wo die Kunst die religiösen Anschauungen der ganzen Nation verklärt, vermag sie durch alle Kreise gleichmäßig zu zünden; so war die Kunst eines Phidias und eines Rafael. Heute, wo in unserer Bildung die gewaltigsten Unterschiede in den einzelnen Schichten herrschen, wird es immer eine hohe Kunst geben, die ein aristokratisches Gepräge trägt und nur für eine Elite des Geistes vorhanden ist. Solche vornehme Kunst war die eines Feuerbach und noch mehr die eines Genelli. Danken wir daher einem hochsinnigen Mäcen, daß er gerade dieser von der Menge verschmähten Kunst eine Zuflucht geboten hat.

Zu den anziehendsten Kapiteln des Schack'schen Buches gehört der Abschnitt über diesen bedeutenden Künstler. Mit warmer Begeisterung schildert der Verfasser den Werth des eigenartigen Genius und seiner originellen Schöpfungen. Man darf sagen: ohne das Eingreifen des Grafen Schack wäre diese originelle Kraft vielleicht ganz zu Grunde gegangen; jedenfalls besäße die Welt eine Anzahl seiner edelsten Schöpfungen nicht. Aber in der schönen Wärme, mit welcher der Verfasser seinen Liebling vertheidigt, geht er doch etwas über die Grenze hinaus, wenn er der ganzen Nation die Schuld seiner Verkennung und Ablehnung aufbürdet. Als Genelli durch seinen enthusiastischen Freund, den Dr. Härtel aus Leipzig, aufgefordert wurde, dessen Haus mit Fresken zu schmücken, schien ein Leben voll glänzender Erfolge für den Künstler anzubrechen. Mit zartem Takt bemerkt der Verf., jenes Verhältniß habe sich „aus ihm unbekannten" Gründen aufgelöst. Wollen wir aber unsererseits gerecht sein, so darf nicht verschwiegen werden, daß nur durch Genellis Schuld der Auftrag zurückgezogen wurde. War es das Gefühl, daß er für die Freskomalerei nicht genügend vorbereitet sei; war es eine gewisse Indolenz, die ihn abhielt, energisch sich mit dieser Technik vertraut zu machen: genug, es darf nicht verschwiegen werden, daß es nicht Härtels Schuld war, wenn er zuletzt, nachdem Genelli seine Geduld auf die äußerste Probe gestellt hatte, ihm den Auftrag entzog. Daß dieser Vorgang, der damals nicht unbekannt blieb, auf König Ludwig nicht ermuthigend wirken konnte, liegt auf der Hand, und so wäre es denn ein Unrecht, wenn man die Schuld späterer Vernachlässigung, die Genelli in München erfuhr, anderswo als bei ihm selbst suchen wollte. Daß der geniale Künstler unter diesen Verhältnissen immer

**

mehr die Fähigkeit verlor, seine Gestalten in Lebensgröße auszuführen und durchzubilden ist selbstverständlich, und Graf Schack spricht dies denn auch in klarem Urtheil selber aus. Das war der eigentliche Grund der Tragödie dieses Künstlerlebens, und wenn die Pflicht gegen alle dabei Betheiligten uns die volle Wahrheit abnöthigt, so kann das die Bewunderung der eigenartigen Größe dieses Genius nicht mindern, wie denn auch die fast antike Hoheit, mit der er sein Geschick trug, uns Sympathie einflößt.

Mit gleicher Wärme nimmt sich der Verfasser des viel verkannten Anselm Feuerbach an. Auch dieser ausgezeichnete Künstler hat die Kunst stets als etwas Hohes aufgefaßt und auf den Beifall jenes großen Haufens von vornherein verzichtet, der in trivialen Stoffen und den blendenden Effecten des Virtuosenthums sein Behagen findet. Bei aller Begeisterung, mit welcher der Verfasser seine edlen Werke schildert, leugnet er doch nicht, daß leidenschaftlich bewegte Compositionen wie die Amazonenschlacht und der Titanensturz nicht eigentlich innerhalb des Kreises seiner Begabung lagen, die im Lyrischen und Elegischen ihre herrlichsten Triumphe feierte. Aber mit Recht weist Graf Schack die Rohheit jener Kunstkritik zurück, welche, wie namentlich damals gewisse Wiener Blätter, über die Amazonenschlacht eine Fluth von Schmähungen ausgossen und später seinem Titanensturz noch übler mitspielten. Daß es ein einfaches Gebot der Schicklichkeit sei, bei einem tüchtigen Künstler, wenn er einmal minder Gelungenes hervorbringt, mit Achtung, wenigstens mit Schonung in Rücksicht auf seine sonstigen Leistungen sich auszusprechen, sollte sich ja von selbst verstehen. Aber welcher Art ist die Kunstkritik, die sich in unseren meisten Blättern breit macht! welche Summe von Unwissenheit und Keckheit vereint sich in unzähligen Produkten dieser Gattung, die dem gläubigen und gedankenlosen Publicum als kritische Weisheit dargeboten werden! Kein Gebiet ist so sehr der rücksichtslosen literarischen Buschklepperei preisgegeben wie die gesammte Kunst. Haben wir es doch kürzlich erlebt, daß der Verfasser eines bodenlos unwissend zusammengestoppelten Handbuchs der Kunstgeschichte, der in den Elementen des Faches nicht zu Hause ist, plötzlich als Redacteur einer neuen Kunstzeitschrift auftaucht, und daß namhafte Schriftsteller sich nicht zu gut halten, unter solcher Flagge der Ignoranz und Incompetenz in See zu stechen! Einige Proben von dem, was diese Art von Kunstkritik dem Publicum in fröhlicher Unverschüchtertheit zu bieten wagt, habe ich oben angeführt. Wahrlich, solchen Leistungen gegenüber ist es kein Wunder, wenn die Künstler, ohne die Persönlichkeiten zu unterscheiden und zu wägen, vor der gesammten modernen Kunstschriftstellerei sehr wenig Respect zeigen.

Um so lieber kehren wir schließlich zu dem Buche des Grafen Schack zurück, aus welchem uns liebevolle Hingabe, feines Verständniß, warme Begeisterung und vor Allem eine hohe Gesinnung überall entgegen leuchtet. Wenn man nicht durchweg und in jedem Punkte mit dem verehrten Manne übereinstimmt, so begegnet man doch bei ihm einer Anschauung und Denkweise, die in einer stets materialistischer werdenden Welt um so wärmer und sympathischer berührt, je seltener sie gefunden wird. Das Buch ist zudem so anziehend geschrieben, eröffnet aller Orten so weite Perspectiven, zeigt in so hohem Grade den Meister stilistischer Behandlung und den offnen Blick des Poeten, daß es als eine werthvolle Bereicherung unserer Kunstliteratur und als ein Genuß für jeden Gebildeten bezeichnet werden muß.

Angela.

Roman von Friedrich Spielhagen.*)

Es ist nicht ganz leicht, für das jüngste Kind der Spielhagen'schen Muse das richtige Geleitwort zu finden. Ein Wesen eigener Art, das sich eigenwillig geberdet, in keiner Lage unserm guten Willen das geringste Zugeständniß macht, das beständig verletzt und erschreckt, obwohl wir, angezogen durch so viel äußere Schönheit, ihm immer freundlich zureden möchten, uns doch nur ein einziges gutes Wort zu gönnen.

Ich meine damit nicht jene sogenannte Verletzung, welche die löbliche Obrigkeit zu empfinden glaubte, als sie das vielberufene Kapitel 12 des zweiten Bandes beanstandete, und dadurch dem Roman bei einem großen bis dahin theilnahmslosen Theil des Publicums Reclame machte, sondern vielmehr das, was wir, ungestört durch sittenpolizeiliche Bedenken, empfinden, wenn wir die Heldin des Romans vor uns sich entwickeln, handeln und zu Grunde gehen sehen. Immer wieder möchten wir — gutherzig, wie uns die Schule Marlitt gemacht hat — dazwischen rufen: Halt! Augen auf! Rechts ist der gute Weg! Warum durch Dornen dringen? Warum den lieben, guten, braven gesunden Menschenverstand verachten, der dich retten will? Und wenn das niemals hilft, wenn das eigensinnige Geschöpf durchaus immer anders handelt, als wir wollen, dann müssen sich solide Menschen, wie wir, nicht wenig ärgern. Entschlossen legen wir das Buch bei Seite, — um in der nächsten Minute weiter zu lesen und uns noch ein bischen mehr zu ärgern.

Wer das Buch gelesen, wird mich verstehen. Ich glaube, vielmehr ich weiß, daß Mancher in dieser Stimmung über das Buch absolut den Stab bricht. Dem aber, der es noch nicht gelesen hat, möchte ich einen Schlüssel in die Hand geben, der vielleicht ein Verständniß für das Werk erschließt, von wo aus ein zu schnelles Urtheil verhindert wird. Wohlverstanden: ich kann mich intimerer Einblicke in die Werkstatt des Meisters nicht entfernt rühmen. Nur in der Ueberzeugung, daß man ein Buch von Spielhagen, der uns in andern Dichtungen so manchen geistigen Genuß gewährte, zuerst widerspruchslos auf sich wirken lassen solle, glaube ich eben so den Grundgedanken gefunden zu haben, welcher uns auf einmal statt der Willkür ein in vollster Folgerichtigkeit ausgeführtes Kunstwerk erblicken läßt.

Es handelt sich dabei nur um den Charakter der Heldin. Alle Anderen sind, trotz mancher absonderlichen Züge, leicht verständlich.

Der Name der Heldin, Angela, ist symbolisch, doch nur halb, denn Engel gehen nicht zu Grunde. Sie ist die Tochter armer Eltern. Der Vater, aus altem Adel, muß seine Offizierstellung aufgeben, weil er eine Sängerin heirathet. Fortan leben Beide von mühsamer Arbeit, sich ehrlich durchschlagend. Von vornherein wird dem durch wunderbare Schönheit ausgezeichneten Mädchen, welches den hochfliegenden und hochbegabten Geist des Vaters nebst den musikalischen Talenten der Mutter geerbt hat, das strengste Gefühl für Pflicht und eisernen Fleiß und die Liebe zu allem Edlen eingeimpft, oder dies ist der schönen Seele des Mädchens vielmehr eingeboren, wird nur aus derselben herausentwickelt. Ihr Geist ist bereits mit siebenzehn Jahren so reif, daß sie es vermag, als Vater und Mutter sterben, zweien Brüdern den Verfolg ihrer Studien durch den Erlös ihrer Musikstunden u. dgl. zu ermöglichen, wodurch Jene denn auch nach etwa sieben Jahren als tüchtige Menschen auf eigenen Füßen stehen. Durch diese Grundlage ihres Lebens, durch diesen Erfolg, welchen ihre Energie errungen, ist in ihr nicht nur die Ueberzeugung von der Richtigkeit ihrer Grundanschauungen unerschütterlich geworden, sondern auch eine gewisse Unerbittlichkeit gegen Andere, insofern sie nun auch von Allen gleiche Strenge gegen die eigene Person verlangt und nur nach Maßgabe, wie sie diese Forderung erfüllen, Achtung vor ihnen hat.

In dieser Zeit ist auch das verhängnißvolle Erwachen des Mädchenherzens erfolgt. Im Hause ihrer Eltern hat ein genialer junger Maler verkehrt, der bereits mit seinen ersten Werken ein solches Aufsehen erregt, daß die Meister des Faches ihm die größte Zukunft prophezeien, wenn er nur — fleißig sein wolle. Arnold aber, obwohl bisher keineswegs faul, liebt doch zeitweise auszuspannen und sich jenem dolce far niente zu ergeben, in welchem so viele Künstler Kraft zu folgenden Anläufen gewinnen müssen, auch wohl die schönsten Inspirationen erhalten. Für diese Seite des Genies hat die junge, immerhin lebensunerfahrene

*) 2 Bde. Leipzig, L. Staackmann.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die Plejaden.

Ein Gedicht in zehn Gesängen

von

Adolf Friedrich Grafen von Schack.

Mit einem Titelbilde von **Julius Naue.**

Brochirt M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

In diesem Gedichte, dessen Mittelpunkt die Schlacht von Salamis bildet, wird der grosse Freiheitskampf der Hellenen gegen die Perser und zugleich die noch unerreichte Blüthe des Geistes in Kunst und Poesie, die durch ihn auf griechischem Boden hervorgerufen ward, gefeiert, aber ebenso auch der alte Orient in seinem vollen Glanze geschildert. Auf so gewaltigem, mit den reichsten Farben geschmückten Hintergrunde heben sich die Gestalten des jungen kühnen Kallias und seiner geliebten Arete ab, deren Schicksale durch die spannendsten Abenteuer und vielfach wechselnden Scenen das ganze Interesse des Lesers gefangen nehmen. — Das Titelbild zeigt uns, wie das Liebespaar, das nach langer Trennung und vielen überstandenen Gefahren sich in Salamis wiedergefunden, in die theure Vaterstadt Athen zurückkehrt, die nun nach dem glorreichen Siege einen Flor der Künste und alles Schönen zeitigen soll, wie ihn seitdem die Erde nicht wieder gesehen. Alles athmet hier den klassischen Hauch des Alterthums; dennoch sind die Beziehungen auf die Gegenwart und auf Deutschland unverkennbar, für welches der Dichter die Hoffnung hegt, es werde in ihm in Folge der letzten grossen Siege, wie in Athen nach den Perserkriegen, sich ein höheres geistiges Leben entfalten.

Ferner sind in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart noch folgende Dichtungen von **Adolf Friedrich Grafen von Schack** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Eleg. gebunden 4 *M.* 50 ₰.

In der vielgestaltigen Sammlung von Schack's lyrischen Gedichten ist ein Gedankenreichthum enthalten, wie er uns seit Rückert und Schefer nicht mehr geboten wurde.

(Johannes Scherr in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik".)

Episoden. Erzählende Dichtungen. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. 3 *M.* Elegant gebunden 4 *M.* 50 ₰.

Inhalt: Giorgione. — Glycera. — Ubaldo Lapo. — Heinrich Dandolo. — Der Flüchtling von Damascus. — Rosa. — Stefano. — Der Regenbogenprinz. — Lais. — Fiordispina.

Auf dem deutschen Parnass nimmt Schack heute einen der vornehmsten Ehrenplätze ein. Seine Muse versetzt uns in einen wahren Feengarten der Poesie.

(Bohemia.)

Nächte des Orients. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. 3 *M.* — Elegant gebunden 4 *M.*

Eine moderne divina commedia, die durch Erhabenheit der Weltanschauung und durch die grossartigen, in ihr entrollten Bilder an Dante's gewaltige Dichtung mahnt.

(Deutsche Monatsblätter.)

Wie Goethe's « Faust » ist diese wundervolle Dichtung reich an grossen Gedanken, an tiefsinnigen Betrachtungen.

(Deutsche Warte.)

Durch alle Wetter. Roman in Versen. Dritte verbesserte Auflage. Miniatur-Ausgabe. 3 *M.* — Elegant gebunden 4 *M.* 50 ₰.

Dieser Roman in Versen ist reich an dichterischen Schönheiten ersten Ranges... Die Dichtung bleibt eine Perle unter unseren neuesten poetischen Productionen und stellt dem vielseitigen Talente des Dichters ein glänzendes Zeugniss aus.

(Rudolf von Gottschall in den „Blättern f. liter. Unterh.")

Ebenbürtig. Ein Roman in Versen. 3 *M.* Elegant gebunden 4 *M.* 50 ₰.

Eine Fabel voll prickelnder Schalkheit vollendete Formsicherheit, ein von unerschöpflich guter Laune getragener Vortrag, eine mehr lachende als geisselnde Satire, das sind die Vorzüge dieser Dichtung, welche man mit wahrem Behagen von der ersten Zeile bis zur letzten geniesst.

(Johannes Scherr in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik".)

Lothar. Ein Gedicht in zehn Gesängen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. 4 *M.*

Die Abenteuer haben etwas Ergreifendes und Spannendes und lesen sich wie Romancapitel, was für eine epische Dichtung immerhin ein seltenes Lob ist.

(Gartenlaube.)

Weihgesänge. 8°. 3 *M.* — Elegant gebunden 4 *M.*

Die « Weihgesänge » tragen uns im höchsten Schwunge der Begeisterung aus dem verworrenen Treiben des Erdenlebens empor in die Regionen des Lichts.

(Nordd. Allgemeine Zeitung.)

Der Dichter eröffnet uns die grossartigsten Weltperspectiven; er bietet uns von hohem dichterischen Schwunge getragene Gedankensymphonien.

(Unsere Zeit.)

Die Pisaner. Ein Trauerspiel. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Broch. 2 *M.* — Elegant gebunden 3 *M.*

Die « Pisaner » sind eines der besten Dramen der neueren Literatur.

(Grazer „Tagespost".)

Politische Lustspiele. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. 3 *M.* Elegant gebunden 4 *M.* 50 ₰.

Die Fehler, Sünden und Laster der französischen Nation, der Regierenden und Regierten, sind im « Cancan » mit juvenalischer Schärfe gegeisselt.

(Rudolf von Gottschall in den „Blättern f. liter. Unterh.")

Die Zustände des Jahres 1848 werden (im « Kaiserboten ») überall mit köstlichem Humor dargestellt.

(Unsere Zeit.)

Heliodor. Ein dramatisches Gedicht. 8°. 3 *M.* Elegant gebunden 4 *M.*

Die Scene der Eleusinischen Weihen (im « Heliodor ») ist von unvergleichlicher Grossartigkeit; sie erinnert an die grandiosen Bilder in Schack's « Nächten des Orients ».

(Nordd. Allgemeine Zeitung.)

Timandra. Ein Trauerspiel. 8°. 3 *M.* Elegant gebunden 4 *M.*

Es müsste mit Wundern zugehen, wenn dieses Stück das Publikum theilnahmslos liesse.

(Frankfurter Zeitung.)

Man hört so häufig die Theaterdirectoren über den Mangel an guten Dramen klagen. Hier ist eines.

(Allgemeine Zeitung.)

Atlantis. Ein Trauerspiel. 8°. 3 *M.* — Elegant gebunden 4 *M.*

Sicherlich ein eigenthümlich fesselndes Werk von ungewöhnlichem Inhalt und erschütternder Tragik!

(Unsere Zeit.)

Dr. C. Wolf & Sohn, München.

Angela, obwohl sie jedem Fluge von Arnolds Genie im Uebrigen sehr gut folgen kann, kein Verständniß. Ihre Losung ist: rastlose Arbeit bei Tag und Nacht. Dazu kommt, daß die Schulbildung des jungen Mannes vernachlässigt ist, sodaß, wie hoch auch seine Gedanken fliegen, sie ihn in Manchem doch ebenso übersieht, wie sie erkennt, daß er (naturgemäß) noch ungleich in seinen Leistungen ist. Daß sie dies nicht nur erkennt, daß sie es auch ausspricht, daß sie den auf sein schon erfolgreiches Talent vertrauenden jungen Mann wohl in nicht glücklich gewählten Momenten anstachelt, fleißig zu sein, führt zu Meinungsdifferenzen, welche aber ihre beiderseitige Liebe immer überwindet. Auf diese letztere vertrauend, verlangt er sie zur Gattin, — und erhält eine Zurückweisung. Nicht, daß sie ihn definitiv verwirft. Sie will aber zuerst die Zukunft ihrer Brüder gesichert haben, und erklärt stolz, sie werde an dieser Last keinen Andern theilnehmen lassen. Bis dahin will sie auch in keiner Weise sich binden. Bis dahin — so deutet sie ihm an — solle auch Arnold zu seiner eigenen Reife noch arbeiten.

Hiermit hat Angela den Fluch der Schuld auf sich geladen. Denn sie hat allerdings in der Theorie nicht Unrecht, aber sie handelt unrecht im Einzelfalle. Wenn sie dem Manne, den sie doch selbst zu lieben glaubt, auch wirklich mit der Kraft, deren sie überhaupt dazu fähig ist, liebt, die Hand gereicht hätte, so hätte er unter ihrem begeisternden Einflusse Meisterwerke ersten Ranges geschaffen, hohe Summen erworben, und leicht ihren Brüdern auf den Weg zu ihrem Berufe helfen können. Was aber ist naturgemäßer, als daß das Weib sich bei der Last, die ihr das Leben auferlegt, von dem Manne ihrer Wahl helfen lasse? Demüthigt denn die Gabe der Liebe? — So wenig, daß ja auch andererseits der Mann durch das, was sein Weib aus Glücksumständen oder aus ihrer Arbeit für ihrer Beider Lebensführung hingibt, nicht gedemüthigt wird.

Wir sind aber hier bei dem springenden Punkte im Charakter Angelas, der in sich das Unheil der ganzen Folgezeit birgt.

Ihr Charakter hat nämlich Eins zu viel und Eins zu wenig.

Sie hat zu viel Stolz. Freilich hat sie Grund zum edelsten Stolz einer edlen, nur dem reinen Ideal zugewandten, absolut reinen Seele. Aber der Stolz ist eine sehr unproduktive Tugend, und das Weib, das sich von ihm ohne anderweitigen Regulator leiten läßt, ist dem Berufe des Weibes und seinem Glücke so lange verloren, als es nicht erkennt, daß die Natur ihm selbst nur durch eine gewisse Unterordnung auf einigen Seiten des Lebens die Herrschaft auf vielen andern hat geben wollen.

Sie hat zu wenig Sinnlichkeit. Möge der Leser hier nicht das Kreuz der Wohlanständigkeit schlagen, ich denke mich mit ihm zu verständigen. Ich spreche nicht von der modernen Sinnlichkeit, die man den Romanen unserer westlichen Nachbarn vorwirft. Ich spreche von dem Theil gesunder Sinnlichkeit, welcher naturgemäß in dem Wesen eines richtig veranlagten Weibes liegt. In dieser Sinnlichkeit, richtig umschränkt und veredelt vom Geiste, gelenkt auf das richtige Ziel, liegt die Hälfte des Zaubers, vermöge dessen das Weib ihr weites Gebiet beherrscht. Aus ihr webt sie zu einem wichtigen Theile das fesselnde Band für den, welchen sie sich zum „Herrn" erkoren. Sie ist aber ebenso der von der Natur in das Weib gelegte wunderbare Regulator, welcher sie vor Ausschreitungen auf gewissen Gebieten bewahrt, wie dem eben genannten des Stolzes. Ich habe damit an eins der tiefsten Mysterien der schaffenden Natur gerührt, das eingehend zu erörtern hier nicht der Ort ist. Aber Spielhagens anerkennenswerthe That in diesem Roman ist es, dieses Mysterium durch ein Beispiel a contrario in tief ergreifender Weise vorgeführt zu haben, und Niemand kann, wenn er von diesem Standpunkt aus das Dichterwerk liest, leugnen, daß er diese Wahrheit erschütternd, überzeugend und mit kunstvoller Durchführung zur Darstellung gebracht hat. Nicht ein einziges Mal wird das Problem formulirt ausgesprochen. Aber das Thun und Treiben fast jeder einzelnen Person ist eine Zahl in dem Exempel, das es hier auszurechnen gilt, und nur einmal streift Arnold nahe daran, als er Angela vorwirft: „Du hast mich nie geliebt." Er hat Recht, aber nur halb, und Angela hat deshalb ihrerseits Recht, daß sie ihm leidenschaftlich entgegenwirft: „Ja, ja, ja!" — und auch wieder nur halb, denn es fehlte ihr der eine Theil der Liebe, der zum vollen Begriff absolute Voraussetzung ist, die Sinnlichkeit. — Dieser Charaktermangel verschuldet auch einen anscheinenden Fehler der Darstellung: daß wir das Mädchen, dem wegen seiner engelhaften Schönheit und dem Duft von Geistesreinheit, welchen sie auszuhauchen scheint, Aller Herzen zufliegen, in keiner bedeutenden Scene in wahrhaft herzerwärmender Weise sprechen, handeln sehen. Großherzig, mildthätig, aufopferungsfähig sehen wir sie, nicht einmal erwärmt sie unser Herz. Es fehlen ihrem Charakter die runden Linien, welche das Weib auszeichnen.

Der zurückgewiesene Arnold thut, was Tausende in dieser Welt, welche in sich selbst ihren Halt zu finden wissen, ohne Schaden thun: er heirathet ein reiches Mädchen, das ihn zu lieben scheint, das schön, „reizend" ist, eitel auf den berühmten Mann, seinen Gedankenflug freilich gar nicht begreift, dagegen in bestrickendem Maße hat, was Jener fehlt, und deshalb auch später, wo beide Frauen vom Schicksal einander gegenübergestellt werden, noch momentan den Sieg über ihre Gegnerin zur Demüthigung Angelas davontragen muß.

Angela hingegen, ins Innerste gekränkt von Arnolds, wie sie selbst eingesteht, sehr natürlicher Handlungsweise, geht nach England, wo eine Stellung ihr die Mittel gewährt, ihren Brüdern weiterzuhelfen. Eine Stellung bei einem Teufel von Weibe, nämlich einer Frau aus den vornehmsten und unschätzbar reichen Familien des Landes, beseelt von einem Teufel des Hochmuthes, der mit Angelas Stolz den Kampf aufnimmt. Angela, welche in ihrer Seelenreinheit alle die Eigenschaften besitzt, vermöge derer, den alten Zauberbüchern nach, der Mensch die Gewalt hat, die Dämonen zu beherrschen, bezwingt diesen Teufel, weil der unreine Stolz der Dame in einem von schwerer Schuld beladenen Herzen lebt. Aber als der Sohn der Lady von Indien zurückkehrt und sein Herz an Angela verliert, entweicht diese, die den an sich trefflichen Mann „langweilig" findet, da sie gerade jetzt beider Brüder Zukunft gesichert sieht, aus England, und nimmt eine Stellung bei einer alten pommerschen Baronin an, einem Herz von Weibe (ganz prächtig geschildert!), die sofort das Mädchen gleich einer Tochter liebt.

Und jetzt führt der Dichter alle diese und eine Anzahl anderer, noch wichtig werdender Personen am Genfer See zusammen. Mit jener Kunst, welche wir an ihm gewöhnt sind, verwebt er, im Gegensatz zu der gewaltig ringenden Welt der Geister, die gewöhnlichsten, kleinlichsten Lebensverhältnisse zu einem ungezwungenen, aber gerade so zu seinem Zwecke nöthigen Ganzen. — Das ist die Vorgeschichte des Romans, die wir gelegentlich stückweis erfahren.

Hier aber ist unser Geleitwort zu Ende, denn ich beabsichtige nicht, die Tragödie zu erzählen, die sich nun hier abrollt, unerbittlich, mit bemerkenswerther architektonischer Kunst aufgebaut.

Ich überlasse vielmehr dem Leser zu verfolgen, wie Angela Arnold wiedertrifft und erkennt, daß an der Kleinlichkeit der Natur seiner „reizenden" Frau sein Gedankenflug erlahmt, sein Talent verdorrt ist, daß er seine Kraft ersterben fühlt, kurz, daß er unglücklich ist, weil er Jene verloren, die seines Lebens Stern hätte sein sollen. Wie Angela ihre Schuld an diesem Manne auf die Seele fällt; wie sie im Stolz ihres Selbstbewußtseins, nur das Edelste gewollt zu haben, vergeblich sich gegen dieses Schuldbewußtsein sträubt, welches sie um so gewaltiger niederdrückt, je mehr die alte Neigung zu Arnold sich wieder emporrichtet. Wie sie sucht ihn zu retten, aber vergeblich, weil das ohne Hingabe ihrer Persönlichkeit unmöglich ist, und wie ihre reine Seele diese Schuld schaudernd von sich weist. Wie sie dann theilweis aus dem Streben, ihm thörichte Hoffnungen abzuschneiden und ihn auf seine Pflicht zu verweisen, theils um sich selbst vor ihrem Herzen zu retten, die Werbung jenes Engländers annimmt. Wie sie sogleich mit Entsetzen inne wird, daß sie mit diesem Schritt die ärgste Sünde begangen: sich in Lüge und Heuchelei zu stürzen. Wie der unselige Stolz

sie hindert, volles Vertrauen zu der mit Liebe ihr entgegenkommenden Freundin zu fassen, das freie offene Wort zu sprechen, das wenigstens das letzte Unrecht verhüten könnte. Wie sie sich immer tiefer in die Fesseln dieser Ehe verstrickt, indem sie ein falsches Spiel beginnt, sie zu sprengen. Wie sie entdeckt, daß der Mann, an dem ihr Herz noch hängt, nicht nur unglücklich, sondern ein Schwächling, selbst gemeinen Regungen zugänglich geworden, und wie ihre reine Seele nun die nicht zu ertödtende Neigung als eine Schmach empfindet. Wie endlich jetzt dennoch — zu spät — Regungen der Sinnlichkeit erwachen, welche ihr unter solchen Umständen als ein scheußliches Zerrbild, ein Abscheu erweckender Sumpf erscheinen müssen. Wie sie, da die Möglichkeit sich bietet, Arnold anzugehören, welchen seine leichtsinnige Frau verläßt, den Gedanken mit Entsetzen verwerfen muß, nicht nur, weil ihr Stolz sie an ihr Wort bindet, sondern weil Arnold ihr zum Ekel geworden. Wie sie die Demüthigung erleben muß, daß ihr Bräutigam, gerade weil er sie wahrhaft liebt, sie frei läßt. Wie sie durch ihre Verachtung den Jugendgeliebten in den wiederholt aufgesuchten Tod treibt. Wie sie Schritt vor Schritt die Einsicht gewinnt, daß unterdessen Theil für Theil ihres Charakters unsicher, wankend, widerspruchsvoll, ja unwahr und entheiligt worden ist, daß ihr Wesen zerbröckelt wie der Damm am Seeufer, welchen das Unwetter stückweis ablöst. Wie sie des Lebens Qual nicht mehr zu ertragen vermag, den Tod im See sucht und ihn schließlich findet, indem sie vor den Sturmfluthen des Sees großherzig — aber eine Sühne, die nicht mehr voll sein kann! — Arnolds Sohn rettet — — kurz, wie der Fluch, den sie auf sich geladen, sich erfüllt.

Das Alles muß man selbst lesen. Ich habe hier nur einen Schlüssel geben wollen. Zwar habe ich ihn, wie gesagt, nicht von dem Schreibtisch des Dichters genommen, sondern ich fand ihn, als ich das wieder einmal verstimmt bei Seite gelegte Buch wieder aufnahm, fast unerwartet zwischen seinen Blättern. Da er mir aber auf einmal alle Thüren zu den verschlossenen Gemächern weit aufthat, so ist er doch vielleicht der richtige. Wenn man aber dann schließlich trauert, daß so viel Schönes und des besten Glückes Würdiges dem Untergang geweiht, daß es nicht zu einem dem platten Menschenverstande so naheliegend scheinenden guten Ausgange geführt wurde, — dafür gibt es freilich keine Rechtfertigung als etwa die, daß sich dem Dichter der Gedanke in keiner andern körperlichen Erscheinung geboten hat, als in der tragischen. „Angela" ist nun einmal eine Blutsverwandte des Helden der „problematischen Naturen".

G. v. Seydlitz.

Zur Entstehung und Bedeutung der Mode.

Von J. v. Falke.

II.

(Schluß.)

Wie in Wirklichkeit in der Geschichte der Moden und Trachten die Dinge ganz anders gehen, wie wenig persönliche Einfälle oder Erfindungen von Bedeutung sind, das mögen einige Beispiele lehren, aus denen wir dann die Schlußfolgerungen ziehen werden. Ich werde in ihrer Darlegung so kurz wie möglich sein, und verweise denjenigen, der die nähere Begründung sucht und sich des Weiteren dafür interessirt, auf meine illustrirte „Kostümgeschichte der Culturvölker". Ich nehme die Beispiele nur aus der neueren Zeit. Zunächst der Hut.

Das fünfzehnte Jahrhundert, die Zeit der Auflösung und der Neugeburten und der bunten excentrischen Moden, hatte zahllose Formen von Hüten und sonstigen Kopfbedeckungen. Da kam das Zeitalter der Reformation, machte alle Köpfe gleich und brachte als einzige Bedeckung das Barett, welches, jedem Kopfe nach seiner Art gerecht, vortrefflich zu der männlichen, bewegten und malerischen Epoche paßte. Diesem malerischen Kostüm folgten mit der Reaction und der Herrschaft Spaniens die steifen Moden und der steife Hut von Seide und Sammet. Und dieser steife Hut verwandelte sich oder wurde vertauscht gegen den schlaffen, beweglichen, großkrämpigen, federgeschmückten Filzhut, als der dreißigjährige Krieg die Welt mit seinem freien, kriegerischen und wilden Geiste erfüllte. Diesen Hut trug der Soldat und der Bürger, der Deutsche und der Italiener, der Schwede und der Franzose, der Holländer und der Engländer. Ihn kannte der Pariser Salon so gut wie das deutsche Schlachtfeld.

Nun nach dem Kriege kam die pompöse und versteifende Zeit Ludwigs XIV., die Epoche der Staatsperrücke, und dann die Zeit der Bagatellen und der Capricen, die Zeit des Rococo. Der Hut wird wieder steif, verkürzt das lange Gefieder, verwandelt es in Randplumage, krämpt drei Seiten empor, und wird endlich (mit Uebergängen) zum zweiseitigen Klapphut, da die kunstvolle Perrücke, selber eine Kopfbedeckung, ihn nicht mehr auf dem Haupte duldete, sondern ihm seinen Platz unter dem Arme anwies. So entstanden die Hutformen des achtzehnten Jahrhunderts, der Rococozeit, die Hutform des ancien régime, der alten Hoftracht, die uns heute nur noch zu einzelnen Uniformen in versteinerter Gestalt übrig geblieben ist.

Da erschien in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder der simple, schwarze Cylinderhut in der Form, wie wir ihn noch heute tragen. Woher kam er so plötzlich? war er die Erfindung eines Schneiders? eines Stutzers? eines hohen gebietenden Herren, der sich aristokratisch von den Unteren unterscheiden wollte? Ach nein — in Allem das Gegentheil. Er kam weit aus der Fremde und von unten her.

Den ungeberdigen Hut des dreißigjährigen Krieges hatten auch die englischen Revolutionäre getragen, die Puritaner und Independenten, und wie sie neben dem Schwerte auch die Bibel führten und fromm und ernst thaten und predigten und beteten, so bändigten sie auch die wilde Form des Hutes zu ernsterer und schlichterer Gestalt. In dieser Gestalt nahmen ihn die Puritaner und Quäker mit nach Amerika hinüber, und ließen dort die europäischen Moden an ihm vorübergehen. So blieb er ungefähr, wie er war.

Nun geschah es, daß der amerikanische Befreiungskrieg Amerika selbst in Mode brachte, wenigstens bei allen Liberalen. Mit dieser politischen Mode kam auch der alte, nunmehr amerikanische Hut über das Meer herüber und wurde mit der Begeisterung für Amerika von den Liberalen adoptirt. Bei dem Zusammentritt der französischen Nationalversammlung gab ihm der dritte Stand die Weihe. Er wurde Symbol des Liberalismus.

Aber der alte Hut war nicht aus der Welt geschafft, und es entbrannte nun der Kampf um das Recht — der Köpfe, der Kampf zwischen dem neuen Hut, dem Zeichen der Revolution, und dem alten Hut, für den die Aristokraten Gewalt und Sitte in das Gefecht führten. Natürlich unterlag der alte Hut, und die Aristokraten bequemten sich zu dem neuen. Ein paar Jahrzehnte unseres Jahrhunderts herrschte dieser nun unbeschränkt.

Da aber, da er mit Zeit und Dauer selber aristokratisch geworden, erstand ihm seinerseits ein Gegner, und er war gezwungen zu neuem Kampfe, seine Stellung zu behaupten. Denn diesmal stand die Sache gerade umgekehrt. Er selber, der als Revolutionär begonnen und als Zeichen des Jakobinerthums Verfolgung erlitten hatte, er war nun der Conservative, der Aristokrat geworden, und sein Gegner, der schlaffe, breitkrämpige, graue Filzhut, kam als Mitverschworner, als politischer Flüchtling, als Carbonarihut. Reaction und Liberalismus, die Starrheit des Alten und das Ringen des Neuen führten wiederum ihren Kampf auf den Köpfen der Männer, einen politischen und socialen Kampf, der mit den gleichen Waffen, mit Verbot, Verfolgung und selbst Gefängniß geführt wurde, bis der neue Hut, selber freilich in den Phasen des Kampfes verändert und civilisirt, sich sein Recht errungen.

Wir wollen die interessanten Wechselfälle dieses letzten Krieges der Hüte nicht weiter erörtern, aber das ist sicher, daß

hier die Phantasie der Hutmacher eine sehr geringe und die Standeseitelkeit gar keine Rolle gespielt hat.

Nun, gerade so, was die Motive und Ursachen betrifft, steht es mit aller übrigen Kleidung, mit Haar und Bart, selbst mit dem Stiefel.

Auch der Stiefel hat seine Weltgeschichte, nicht als ob er gerade mit Donnergang durch die Epochen einhergeschritten wäre, obwohl er Anfangs schwer und bedeutend genug auftrat, aber seine Geschichte steht mitten in den großen Begebenheiten und Culturbewegungen und ist von ihnen abhängig.

Für uns beginnt die Geschichte des Stiefels — wir wollen sie nicht weiter zurückverfolgen — mit dem dreißigjährigen Kriege. Das sechzehnte Jahrhundert ging auf Schuhen einher, Bauern, Fuhrleute oder neu entstandene Kavalleristen ausgenommen. Jener große deutsche Krieg, der so Vieles aus den tiefen Gründen der Gesellschaft aufwühlte und in die Höhe trieb, brachte auch den Stiefel herauf. Mit dem Kriegsvolk wurde er Mode und dann salon- und hoffähig selbst in Paris, und nicht gerade in zierlicher Gestalt, sondern hoch und weit, mit umgelegten Stulpen, mit Spitzenbesatz, mit Rosetten, Schleifen und Sporen. Er war das völlige Seitenstück zum federgeschmückten Soldatenhute.

So hielt er sich, so lange der Krieg dauerte. Nun nach dem Ende desselben kam auch die Reaction der Sitte, das Hofceremoniell, die steifen Manieren, der unfreie Geist der Perrücke: das Zeitalter Ludwigs XIV. folgte dem Zeitalter des wilden Krieges. Zu dieser neuen Zeit stimmte der Stiefel nicht; er zog sich auf den Reiter zurück und blieb endlich fast nur Dragonern und Studenten, und das in der gänzlich versteiften Gestalt der „Kanonen". Der Schuh trat nach fast einem halben Jahrhundert aus seiner Verdrängung wieder hervor und nahm aufs Neue Besitz von Hof, Salon und Bürgerthum. Er behauptete diesen Besitz ausschließlich länger denn ein Jahrhundert. Da, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, erschien auch der Stiefel wieder aus seinem Dunkel auf dem Schauplatz der Welt.

Theils war es der siebenjährige Krieg, welcher ihm wieder einige Ehre verschafft hatte. Als neue Mode aber kam er von ganz anderer Seite. Damals in den siebziger Jahren, da die alte Zeit, die alte Sitte ins Wanken kamen, wurde eine Weile auch England zur Mode in Europa; es wurde Mode mit seiner Literatur, vor Allem mit den Sentimentalitätsromanen, mit seinem Sport, seinen Fuchsjagden, seinen Gärten und seiner Kleidung, so weit sie ihm eigenthümlich war. Diese eigenthümliche Kleidung war die der Sportsmen, der Landgentry, ein verwandelter, aber wohl erkennbarer Nachkomme der Modeformen aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, aus der Zeit der englischen Revolution. Dieses Kostüm nun kam mit der Vorliebe für England nach Deutschland, wo es den wohlbekannten Namen der Werthertracht erhielt, und zu dieser Tracht gehörten die Stiefel mit gelben Stulpen. So erschienen die Stiefel nach hundertjähriger Abwesenheit wieder im Bereich der Mode, wurden zuerst die Tracht der Freigeister und der Sportfreunde, und somit, wenn nicht gerade ein Zeichen des Liberalismus, doch eine Neuerung, die erst den Schuhen den Boden abgewinnen mußte. In langsamem Kampfe, der bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein dauerte, gewann der Stiefel erst das Recht der Oeffentlichkeit, die Straße, die Promenade, dann das Amt und endlich auch den Salon, den Ballsaal und den Hof. Die kriegerischen Zeiten der französischen Revolution und des Empire leisteten ihm Hülfe in diesem siegreichen Kampfe.

Diese Beispiele erlauben uns nun wohl den Schluß, daß Ursprung, Blüthe und Vergehen der Moden unter dem Einfluß der Geschichte stehen. Aber nicht blos das, nicht blos die einzelnen Theile der Kleidung kommen und vergehen mit den großen und kleinen Weltbegebenheiten, der ganze jedesmalige Charakter eines Kostüms, der sich aus der Gesammtheit der gleichzeitigen Moden zusammensetzt, ist von der Welt- und Culturgeschichte abhängig und ändert sich durch sie, mit ihr und nach ihrer Wesenheit.

Als im fünfzehnten Jahrhundert das Mittelalter in Trümmer ging, die Welt ihren Halt verlor, da zerlegte sich auch das Kostüm des Mittelalters in eine unübersehbare Fülle von Modeformen der verschiedensten, widerspruchvollsten Arten. Renaissance und Reformation aber, der Geist der neuen Zeit, drängten die Welt in eine neue und eine einheitliche Richtung, und ihr folgend nahm auch das Kostüm eine einheitliche, männliche und malerische Gestalt an, nur alsbald durch die Landsknechte ins Wilde und Phantastische getrieben. Dies aber schränkte die folgende Zeit wieder ein, die Zeit der Moralprediger, der katholischen Reaction, der spanischen Herrschaft und der spanischen Moden. Die Menschen verhüllten sich bis zur Nasenspitze, die freien Formen der Reformation versteiften sich; was weit und faltig gewesen, wurde ausgestopft und wuchs mit Reifrock und Puffen und Gänsebauch ins Groteske und Ungeheuerliche.

Da kam aber der dreißigjährige Krieg, eine wildbewegte Zeit, und befreite die ganze Welt wiederum von der schweren, unförmlichen Last und der quälenden Steifheit. Ein freies, flottes, malerisches Kostüm, die Lust der heutigen Künstler, wurde von den deutschen Kriegsleuten geschaffen und ging als allgemeine Mode zu aller Welt. Wir haben schon gesehen, wie sie den großen Filzhut und den Stulpstiefel in den Salon und an den Hof brachte. Aber die Dauer dieser Mode, dieses freien Kostüms, war auch nur die des Krieges. Mit dem Ende desselben begann, wie allbekannt, die Vormacht Frankreichs in Europa, seine Herrschaft in der Politik, in der Literatur, in der Kunst, in den Sitten und in den Moden. Die Moden, die seit dem Jahre 1500 erst deutsch, dann spanisch, dann wieder deutsch gewesen, wurden nun französisch und blieben es ununterbrochen länger denn ein Jahrhundert, oder vielmehr bis auf den heutigen Tag, wenn wir viele Moden ausnehmen, die zu Frankreich selber erst aus der Fremde, aus England, Deutschland, Amerika kamen, und wenn wir in Betracht ziehen, daß Frankreich selbst unter dem Einfluß der Geschichte steht.

Die Moden machen also seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den Wandel des Geschmacks in dem leitenden Lande mit. Sie werden erst pompös, manierirt großartig, versteift und dann schrumpfen sie zusammen ins Kleine, Gezierte, Bizarre und Capriciöse. Aus der Epoche Ludwigs XIV., dem Zeitalter der Staatsperrücke, gehen sie über in das Zeitalter Ludwigs XV. zu Puder und Zopf, zum Charakter des Rococo und seinen Launen und Thorheiten. Da kommt die französische Revolution und macht mit Allem ein Ende, was noch vom alten Kostüm und seinen Seltsamkeiten übrig war, und versucht die antike Kleidung, ihrem republikanischen Geschmack entsprechend, an die Stelle zu setzen. Das zwar gelingt ihr nicht, dennoch schafft sie neue Modeformen, ein neues Kostüm, das wir in seinen wesentlichen Charakterformen noch heute tragen, soviel auch der Wandel der Zeit, der durch Romantik und Reaction zum Liberalismus hindurchging — Alles ließ erkennbare Spuren — mit mehr oder minder bedeutenden Spielformen daran herumgebildet hat.

So in der neuen Zeit. Und kaum anders im Alterthum, wo das Kostüm gleicherweise, wenn auch in langsamerem Tempo, den Wandel der Cultur und der Geschichte mitmacht. Es ist unschwer, eine Parallele zwischen den Veränderungen der griechischen Tracht und denen der griechischen Cultur zu ziehen, von der phrygisch-ionischen Zeit angefangen bis über Alexander den Großen hinaus. Und ebenso ist es mit Rom. Mit der Annahme der griechischen Bildung, mit den griechischen Studien, der griechischen Literatur und Kunst gräcisirte auch der Römer sein altes nationales Kleid, und diese gräcisirte römische Tracht wurde mit der Weltherrschaft auch das Kleid der Welt. Zwar ging auch die Toga mit dem römischen Bürgerrecht über die Welt, aber, gänzlich ihres stolzen Rechtes und ihres nationalen Charakters entkleidet, war sie nicht mehr das Kleid der Ehre, sondern der Unterwürfigkeit und höchstens noch das Kleid der Feste, genau den Fällen vorbehalten, wo der moderne Mensch den Frack anlegt. Der Client trug sie vor dem Patron, der Patron vor dem Kaiser. Sie war das Unterscheidungszeichen von unten nach oben, nicht mehr von oben nach unten.

Als das Kaiserreich auseinander ging und sich zunächst in ein abendländisches und ein morgenländisches theilte, da theilte sich auch die griechisch-römische Tracht in eine westliche und eine östliche Mode. Eine jede von ihnen ging ihren eigenen Gang, die eine, um in Byzanz nach gänzlicher Umwandlung des griechischen Charakters, nachdem sie eine Zeit lang den Völkern griechisch-katholischen Glaubens zum Vorbilde gedient hatte, zu erstarren, die andere, um die Grundlage aller abendländischen Trachten zu bilden. Denn in der That, die griechisch-römische Tracht der Kaiserzeit ging auf die neuen germanischen und romanischen Staaten über, und sie ist es, an welcher alle die Veränderungen der Mode vor sich gehen, welche die Kostümgeschichte des Mittelalters und der neuen Zeit bilden. Frack (oder Rock) und Weste sind — zwar nicht die Toga, aber die obere und untere Tunica der alten Welt, gespalten, verschnitten, verschrumpft; darum wissen sie aber eine ganze Geschichte ihrer Erlebnisse zu erzählen.

Sprechen wir es also aus, was hieraus hervorgeht: die Mode ist das Kleid der Cultur, der Bildung, heute wie vordem. Ob sie in einer Periode sich langsamer bewegt, in einer anderen schneller, so schnell, daß uns der Athem zu vergehen scheint, das thut nichts zur Sache. Ihr Werden und Vergehen ist ein Proceß, der einem Naturgesetze folgt, dem Gesetze, das die Geschichte lenkt. Darum gebietet sie absolut. Der Einzelne kann sich ausschließen und den Sonderling spielen; die Welt grämt und ändert sich darüber nicht. Ein Volk aber, das der modernen Cultur angehört, kann es so wenig, wie die Cultur selber. Es müßte denn der Bildung entsagen und in die Barbarei zurücksinken. Es ist darum der thörichtste Gedanke von der Welt, der zuweilen aufgetaucht ist und noch heute hier und da in unklaren Köpfen spukt, der Gedanke, den Deutschen eine Nationaltracht geben zu wollen. Da nicht gleichzeitig das Deutschthum der Barbarei zurückgegeben ist, so würde sich sofort die Mode dieser Nationaltracht bemächtigen und sie nach wenigen Jahren wieder in ihre allgemeine Strömung hineingelenkt haben.

Und wie verhält es sich denn eigentlich mit dieser sogenannten Nationaltracht, wie sie noch die östlichen Länder besitzen? oder mit den lokalen Trachten des Westens, die wir als Volkstracht bezeichnen? Woher stammen sie? wie alt sind sie? wer trägt sie oder wer trägt sie noch?

Es ist eine längst anerkannte Wahrheit, daß alle Volkstrachten ehemalige Moden sind, die auf ihrem Wege durch die Welt hier und da sitzen geblieben und erstarrt sind, auch wohl sich lokal verändert, verbauert und bei ernenertem Anstoß, wenn ihnen die Weltgeschichte wiederum nahe auf den Leib rückte, mit neueren Modeformen sich vermischt haben. Darum sind sie auch viel weniger alt, als man gewöhnlich annimmt. In sehr seltenen Fällen reichen sie in das Mittelalter hinauf, in vielen aber gehört ihre Entstehung dem Ende des achtzehnten oder selbst dem neunzehnten Jahrhundert an. So ist der verbauerte Werther eine sehr gewöhnliche Erscheinung unter den deutschen Dorfbewohnern. Alle diese Volkstrachten sind lokal, nicht national; sie gehören der Gegend, nicht dem Stamme. Eine eigentliche Nationaltracht haben weder jemals die Deutschen noch die Franzosen, noch überhaupt die Völker des westlichen Europa gehabt, wenigstens nicht seit den Zeiten, da sie die griechisch-römischen Kostümformen annahmen.

Und viel anders dürfte es sich kaum mit den Nationaltrachten im östlichen Europa verhalten, mit dem Kostüm, welches Russen, Polen, Ungarn als ihr nationales in Anspruch nehmen. Die Geschichte der Moden und Trachten im Osten ist noch nicht geschrieben, sonst würde man wahrscheinlich erfahren, daß diese östlichen Nationaltrachten sich zur byzantinischen Mode, zu der Geschichte der Tracht im griechischen Kaiserreich verhalten, wie die deutschen, französischen, spanischen Volkstrachten zur Geschichte der westlichen Mode. Denn, wie das schon angedeutet, Byzanz, von derselben Grundlage ausgehend, verfolgte im Kostüm seine eigenen Formen, nicht ohne Mithülfe des Orients, und diese Formen, die einen früher, die andern später, theilte es wie seine Cultur den Völkerschaften mit, auf welche sein politischer und religiöser Einfluß sich erstreckte. Darum sind diese Nationaltrachten verschieden, aber auch nahe verwandt, desselben Geistes Kinder. Und wer diesen Geist zu erkennen versteht, der wird darüber nicht im Unklaren sein, daß diese Kostüme viel eher einer Hypercultur wie jener zu Byzanz, denn einem barbarischen und rohen Zustande ihren Ursprung, ihre Formen verdanken.

Byzanz ist vergangen, die Nationaltrachten blieben, weil die Quelle des Wechsels für sie aufhörte. Und doch nicht ganz; die Geschichte für sie hat nicht aufgehört. Seitdem diese Völkerschaften in die Machtsphäre der europäischen Cultur eingetreten sind, seitdem hat ein neuer Kampf für die Nationaltrachten begonnen. In dem gleichen Grade, wie die Cultur vordringt, in dem gleichen Grade tritt die Nationaltracht zurück und macht der Mode Platz. Alle gebildeten Russen tragen schon lange das Kleid der europäischen Mode. Und so war es auch in Ungarn der Fall, bis die Furcht, Nationalität und Selbstständigkeit zugleich zu verlieren, die nationale Tracht wieder hervorrief, fast möchte man sagen künstlich aus der Phantasie, denn die alte Tracht war so gut wie vergessen, und was der Bauer in Ungarn trägt, ist doch etwas ganz Anderes als das prunkende Kostüm des heutigen Magnaten. Und selbst dieses dient nur gleich einer Uniform zu festlichen Gelegenheiten und ist nicht einmal von der Mode befreit, denn als die Politik in unseren Tagen es wieder zu erneuter Bedeutung brachte, da entstand gleichzeitig zu Pest ein Modejournal für die Nationaltracht. Das klingt wie Persiflage und war doch ehrlich und aufrichtig gemeint. Nichts vielleicht beweist besser die Unerläßlichkeit der Mode.

So erscheint uns der Kampf gegen die Mode — sollen wir selber aufrichtig sein — wie der Windmühlenkampf des edlen Ritters. Die Mode zum Stillstand bringen ist unmöglich, weil wir nicht die Geschichte und die Cultur zum Stillstand bringen können. Sie verändern, sie nach unserem Willen leiten, wenn wir das wollen, so müssen wir die Bedingungen, aus denen sie hervorgeht, verändern oder umschaffen. Wollen wir die Mode moralisch heben (gesetzt den Fall, wir hielten sie für unmoralisch), so müssen wir den Sittenzustand der Welt heben; wünschen wir sie ästhetisch schön, so müssen wir den Geschmack der Menschen bessern. Die Moden sind keineswegs unabhängig davon, denn die Epochen der Kunstblüthe haben allemal auch ein schönes Kostüm gehabt, und die Zeiten des Kunstverfalls haben Geschmack und Moden verfallen und verkommen gesehen. Und niemals waren die Moden reizloser, häßlicher als in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, in der Zeit der höchsten, der absoluten Geschmacklosigkeit.

Damit verglichen ist das, was wir heute an uns und um uns sehen, noch die reine Kunst. Wir sind durchaus nicht Bewunderer der „laufenden Mode"; wir geben den Mann, der Morgens sein Röhrensystem anlegt, um sich Abends gleich einer Zwiebel zu enthäuten, völlig preis, und das um so mehr, je eleganter, je salonmäßiger seine Kleidung ist. Aber alle Schönheit in diesen Dingen ist relativ, und selbst der Mann von heute in seiner gewöhnlichen Tagestracht hält noch den Vergleich mit den meisten Volkstrachten aus. Oder will man z. B. den schwäbischen Bauer mit seinem langen knopfbesetzten, gespaltenen Rock, mit Strümpfen und Schnallenschuhen, mit dem zwei- oder dreikrämpigen Hute, will man diese Carricatur Ludwigs XIV., dem modernen Manne in seiner einfachen, freilich farblosen Erscheinung vorziehen? oder ist etwa die Bäuerin von Rippoldsau und dem Kinzigthal mit ausgestopftem Höcker auf dem Rücken, hoher Taille und dem hohen Cylinderhut von gelbem Wachstuch (vor langen Jahren sah ich sie so auf meinen Wanderungen) — ist sie etwa anmuthiger, gefälliger unseren ästhetischen Augen als die moderne Dame mit schlanker Taille und anliegender Kleidung? Nicht einmal die Nationaltrachten wie die polnische, die ungarische, können mit Recht einen malerischen Vorzug in Anspruch nehmen. Im Gegentheil, mit ihren Quer- und Fangschnüren, ihren aufgenähten Litzen und Borten, mit ihren blanken Stiefelröhren sind sie geradezu unmalerisch, unkünstlerisch, wie ungarische Parade- und Schlachtenbilder jedes Auge leicht überzeugen können. Malerisch ist die einfach schwarze Tracht der

Rubenszeit in ihrer freien, losen Form, malerisch ist das Kostüm der Zeitgenossen Rafaels und der großen Humanisten und Reformatoren, durchaus nicht immer aber sind es die Volkstrachten, die mit queren und versteiften Formen nur zu oft carricaturmäßig an alte, veraltete Moden erinnern. Nicht selten sind sie gerade deshalb, weil sie an Carricatur streifen und ihre Komik besitzen, von den Genremalern gesucht und verwerthet. Was sie sonst bei Künstlern beliebt macht, das ist das Ungewöhnliche ihrer Erscheinung, wodurch immer das Auge gereizt wird, und zum großen Theil auch das Heitere ihrer Farben, ein Erbtheil besserer Kostümzeiten.

Diesen letzten Vorzug aber müssen sie heute schon der Damenkleidung lassen. Zwar ist die Straße noch immer zu grau in ihrer Staffage, aber Haus und Salon zeigen Farben, Farbentöne und Farbenverbindungen so schön, so malerisch und reich, wie die Welt deren seit den Zeiten der Renaissance nicht gesehen hat, außer im Orient. Das ist immerhin ein Etwas und ein Großes, dessen die moderne Damenkleidung — diejenige von heute nämlich — sich rühmen mag. Sie hat ihre Fehler, aber auch ihre Tugenden.

Ihr Hauptfehler ist wohl die häßliche, widernatürliche Behandlung der unteren Hälfte, der Behang und Besatz an ganz ungeschickter, ja unschicklicher Stelle, die Umschneidung mit schiefen und horizontalen Falten. Auch andere Fehler und Unschönheiten gibt es und werden mit Begierde ergriffen. Unser Geschmack sucht sich heute an den Formen und Motiven der Vergangenheit wieder zu bilden, und daher greift auch die Mode in die alten Zeiten hinein, zuweilen mit Glück, zuweilen auch mit entsetzlichem Ungeschick. Dahin gehört der Kohlenschaufelhut, welcher der schlimmsten Zeit, dem Anfang dieses Jahrhunderts, entlehnt ist. Es ist unbegreiflich, wie eine Dame sich den zusammengedrückten Pilz auf den Kopf setzen mag. Eine Dame, die wirklich Geschmack besitzt, thut es auch nicht.

Was wir aber nicht tadeln wollen, das ist die Behandlung der oberen Hälfte — im Princip nämlich, denn es kann eine Mode sehr schön sein, und sie wird häßlich durch ungeschickte Anwendung. Wir nehmen keinen Anstoß an der eng anschmiegenden Kleidung, die uns ja einmal wieder plastische Schönheit lebendig vor Augen bringt, vorausgesetzt freilich, daß diese vorhanden ist. Denn es ist mit dem schönen Wuchs wie mit dem Gelde: Geld allein macht nicht reich, man muß es auch haben. Selbst die nackten Schultern in Salon und Ballsaal erfüllen uns nicht mit Entsetzen, noch erregen sie den Wunsch für sie nach einem Feigenblatt. Heute, wo alle Welt Museen gründet und Museen besucht, gewöhnt sich das Auge wieder an die „göttliche Nacktheit". Die Welt hat schlimmere Zeiten in dieser Beziehung erlebt und ist darum doch nicht aus Rand und Banden gegangen. Mehr Nacktheit hat man kaum gesehen, als zu unserer Großmütter Zeit, und schlimmer stand es kaum je um die Moral als in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, da Mann und Frau sich ängstlich bis unter die Ohren verhüllten.

Doch wir wollten die moderne Kleidung nicht kritisiren, sie weder anklagen noch vertheidigen. Wir wollten nur zeigen, wie die Dinge der Mode sich anders verhalten, anders kommen und gehen, als der Tagesbeobachter annimmt. Wir wollten zeigen, daß der Kampf gegen sie vergeblich ist, wenn er nicht die Bedingungen angreift, aus denen sie hervorgehen, wenn er nicht die Bildung hebt und den Geschmack bessert, den allgemeinen wie den individuellen, denn diesem ist unter allen Umständen, und heute ganz besonders, eine große Freiheit innerhalb der laufenden Mode gestattet. Aus dem einen Worte darüber sind — wider Willen — viele Wörter geworden; mögen auch manche Worte darunter sein, welche sich dem Gedächtniß des Lesers als Ueberzeugung einprägen!

Sarah Bernhardt in Wien.

Sarah Bernhardt schildern, heißt sie als Künstlerin und Frau charakterisiren. Sie ist in diesem und jenem Betracht ganz einzig in ihrer Art; diese Nüance von künstlerischer Erscheinung ist mit ihr zum ersten Mal auf die Welt gekommen, sie hat mit gar keiner der großen Schauspielerinnen unserer Zeit, von denen wir nur die Schröder und die Bayer-Bürck, die Rachel und die Ristori nennen wollen, eine wahlverwandte Aehnlichkeit; wie alle wahrhaft genialen Naturen steht sie in der Geschichte der Kunst allein für sich da und wird auch also stehen bleiben; wenn durch sie Niemand ersetzt wird, wird auch sie niemals durch Jemand ersetzt werden.

Diese Ueberzeugung überkam mich schon, als ich sie bei ihrem ersten hiesigen Auftreten als Marguerite Gauthier sah, allerdings die vollendetste Rolle, welche sie in Wien gespielt. Gleich in der ersten Scene war sie ganz anders als alle ihre Vorgängerinnen, und zwar besser. Die lange Reihe von Künstlerinnen, welche vor ihr die Cameliendame darstellten, hatten schon den Anfang ihrer Aufgabe vergriffen, sie verstanden es nur lustig zu sein und selbst diese Lustigkeit war verfälscht. Die traurigen Schatten des Ausgangs fielen auf den hellen Uebermuth, der da aufblitzen soll; sie gaben im besten Falle eine weinerliche Heiterkeit, ihr Lachen war von der Phtisis angekränkelt, bevor ihre Augen den ersten Liebespfeil nach dem Herzen Armands schnellten, um es tödtlich zu verwunden. Die Unschuld dieses Mädchens, welche freilich nicht Reinheit ist, sondern lediglich darin liegt, daß es noch nie geliebt, begriffen sie entweder gar nicht oder brachten sie wenigstens nicht zum Ausdrucke.

Wie anders Sarah Bernhardt! Sie empfand, daß Marguerite, solange ihr Herz, trotz all des Lebens voll Lust und Eitelkeitsfreude, eigentlich noch unberührt geblieben, von unbefangener, ja überschäumender Heiterkeit sein könne; auch der Erbärmlichkeit ihrer Lage kann sie erst bewußt werden, wenn ein edleres Gefühl sie ergriffen. Sie hat nie geliebt und zweifelt nahezu selber so sehr daran, als ihre Freunde, daß sie jemals einer zärtlichen Neigung, die ja immer ausschließlich ist, zugänglich sein könne; da sie Niemanden liebt, achtet sie auch Niemand, es ist ihr ganz gleichgültig, was die Welt über sie denkt. Sie hat die Reinheit verloren, bevor sie auch nur geahnt, welch wichtiges und unersetzliches Gut diese sei; erst da sie liebt, erkennt sie den Werth derselben, mit der Liebe kommt ihr die Erkenntniß von gut und böse, da erwacht die Reflexion, da fallen ihr die Schuppen von den Augen; sie beginnt zu unterscheiden zwischen sich und Anderen, sie erkennt nun die volle Schmach ihrer Stellung; die Liebe macht sie nachdenklich, sie, die wie ein Schmetterling durch das Leben flatterte, und in einer unnachahmlichen Scene läßt sie die traurigen Früchte dieser Erkenntniß auf den vor ihr knienden Armand niederfallen. In sich gekehrt, grübelnd, findet sie die Wahrheit, ihr Auge haftet sinnend am Boden, unbeweglich, wie eine Statue ist ihr Leib und die Worte, die sonst mit dem Aufwand alles theatralischen Pathos declamirt werden, ringen sich in ergreifender Monotonie von ihren Lippen los, inhaltsvoll genug, um zur eindringlichsten Wirkung jeder künstlichen Betonung entbehren zu können; so spricht man, wenn man unwillkürlich seine Gedanken laut werden läßt und erzielt die höchste Theilnahme und die tiefgehendste Rührung, ohne sie irgendwie beabsichtigt zu haben. Solch vornehme Enthaltsamkeit bei so übergroßer Fülle von Ausdrucksmitteln mußte Jedem, der ein Auge für diese Dinge hat, auf alles Kommende Herz und Sinn Ueberwältigende vorbereiten, und so war ich denn nach dieser Scene durch Alles entzückt, aber durch nichts mehr überrascht; ich traute der Künstlerin von da ab Alles zu, ich wußte, daß sie in dieser Rolle weder etwas Ungenügendes, noch etwas Leeres bringen werde.

Ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich alle ihre Rollen in dieser Weise kritisch beleuchten; ich will mich daher bescheiden, und sie im Allgemeinen festhalten und nur hier und da begründend ein Streiflicht auf Einzelheiten fallen lassen. Sarah Bernhardt hat von der Natur treffliche Mittel erhalten und hat diese in ganz erstaunlicher Weise künstlerisch ausgebildet. Sie ist freilich von einer Magerkeit, an welcher Andere so lange schon ihren stumpfen Witz übten, daß sie nun selber gerne darüber scherzt; so sagte sie gelegentlich eines ihr hier gegebenen Soupers auf die Bemerkung ihres Nachbars, warum sie denn gar so wenig und namentlich gar kein Fleisch zu sich nehme: „Ich und das Fleisch sind von jeher brouillirt!"

In ihrer Stimme liegt ein solcher Zauber, ihre Haltung und ihre Bewegungen sind so anmuthig, ihre Augen besitzen eine so fascinirende Beredtsamkeit, daß man über all diesen Reiz jedes Andere übersieht und vergißt. Ihr Kopf ist edel geformt, und sie trägt ihn schön, ihr Auge ist groß und vornehm geschnitten und sie blickt schön, ihr Mund ist wahrhaft verführerisch und ihr immerhin überschlanker Körper ist in Haltung und Bewegung voll Harmonie. Künstlerisch ist und bleibt sie immer schön, was um so mehr zu betonen, da sie mit höchster Energie eine ganze Skala von Empfindungen darstellt, die zuweilen an das Niedrige und Häßliche streifen. Mit höchster Meisterschaft versteht sie es, ihre Stimme in den mannichfaltigsten Abschattungen zu färben; sie schmollt, sie lockt, sie klagt, sie lacht, sie grollt, sie kost; sie zürnt, sie jubelt, sie droht, sie schmeichelt; von dem naiven Lachen des unerfahrenen Mädchens bis zu dem Verzweiflungsschrei des reifen Weibes, schlummern alle Töne in ihrer Kehle, und sie stehen ihr in jedem Augenblicke in der durch die reifste Kunst geadelten Naturwahrheit zu Gebote; und doch wirkt sie noch mehr mit Haltung und Geberde als durch Ton und Wort. Andere verstummen, wenn sie schweigen, sie aber wird erst dann recht beredt. Deshalb stört auch ihre an sich unbedeutende Umgebung nicht; denn all das, was von den Andern unzulänglich oder unbestimmt gegeben wird, gewinnt an Fülle und Bedeutung, indem es sich in ihrer lebensvollen Antheilnahme an der Handlung wiederspiegelt. Der alte Duval mag seine grausame Lebensweisheit in noch so nüchternem Pastortone herunter recitiren, um die volle Schärfe seiner Rede zu empfinden hat man nur die ungetheilte Aufmerksamkeit der armen Marguerite zuzuwenden; ihr die unbarmherzigen Worte des Moralisten begleitendes Mienen- und Geberdenspiel erhöht deren Wirkung so sehr, daß sie sich unwiderstehlich in unser Herz einbohren; das nervenerschütternde Wimmern der also Gequälten steigert sich mehr und mehr und gipfelt endlich in dem Klageruf „la réalité“, der so resignirt und so schmerzlich zugleich klingt, daß man ihn nicht mehr aus dem Gehör und aus dem Gemüthe bringt, wo er gewiß noch lange nachzittern wird.

Fast niemals begräbt Sarah Bernhardt ihr Antlitz verhüllend in ihre Hände; das kann ja nur geschehn, wenn der Schmerz, den wir empfinden, über allen Ausdruck erhaben ist. Wo ist aber die Grenze für ihr Vermögen, Empfindungen und Gefühle, welche unser innerstes Wesen aufwühlen und zur Anschauung zu bringen?

Gewisse Affecte, die im Allgemeinen für nahezu undarstellbar gelten, gelingen ihr so vollendet, als gehörten sie zum allergewöhnlichsten Rüstzeug der Schauspielerinnen; lustig sein auf der Bühne, das ist leicht, hingegen übermüthig erscheinen beinahe unerreichbar; Entsagung, Trauer, Demuth, Reue ... das sieht man alle Tage recht gut „machen“, aber die bis zur ethischen Vernichtung einer Persönlichkeit gehende Zerknirschung — das gehört zu den Dingen, die sich eben nicht lernen lassen; die Fähigkeit, an solchen Aufgaben nicht zu erlahmen, ist entweder angeboren oder gar nicht vorhanden. Sarah Bernhardt hat diese Fähigkeit, sie versteht gerade so gut übermüthig oder zerknischt, wie etwa heiter oder verstimmt zu sein!

Jubelselige Hingebung, die Ekstase der Verzweiflung und wahnsinnige Wuth wurden wohl niemals so packend und so schön zugleich dargestellt; Belege dazu finden sich in allen ihren Rollen, so wenn sie sich als Marguerite, des harrenden Grafen lachend, mit entzückendem Aufschrei in die Arme Armands wirft, wenn sie als Frou-Frou ihrer Schwester zuruft: „Mari, enfant, tu m'as tout pris ... c'est bien, garde tout! oder wenn sie als Sphinx siegesgewiß dem verblüfften Savigni entgegenschreit: Tu m'aime!“

Nach alle dem sollte man meinen, wir hätten ein Talent ohne Grenzen, das jeder Aufgabe gewachsen ist, vor uns! Dem ist nicht so, und es wird dies Niemand beklagen, der gesehen, wie vollkommen sie alle Rollen bewältigt, die innerhalb des Kreises ihrer Begabung liegen. Ihre körperlichen Mittel, von so seltener Vorzüglichkeit sie auch sind, verwehren es ihr doch, gewisse tragische Zustände und Momente zutreffend wiederzugeben. Wie ihrer Gestalt imponirende Größe und Fülle abgeht, so mangelt auch ihrem Organe die nöthige Wucht dazu und ebenso ihrem ganzen geistigen Wesen. Erhaben kann man sich Sarah Bernhardt gar nicht denken, und ebensowenig wird man ihr rücksichtslosen Neid oder todtbringenden Haß zutrauen, auch die in abgeklärter Schönheit ruhige, in sich selbst zusammengefaßte Größe einer Iphigenia wird ihr wohl immer fremd bleiben. Ihr Gebiet ist herzgewinnende Anmuth, heiteres Glück, tiefgehende Rührung, thränenvolle Verzweiflung, entsagendes Sterben. Zu all dem hat ihr die Natur ein Auge verliehen, das die gesammten Abschattungen sanfter und schmerzlicher Empfindungen wiederspiegelt, eine Stimme, die jede Regung des Gefühles ausdrücken kann, und eine Grazie der Bewegung, die alle Herzen zu hingebungsvoller Verehrung zwingt. Wenn sich diese harmonisch runden Arme um den Nacken des Geliebten legen, wenn sich dieser elastische, wie von Nervenzittern bebende Leib an dessen Körper schmiegt, dann fühlt man, daß er für immer an sie gekettet ist und man begreift die Armands und die Savignis. Sie weiß das Publicum weder zu schrecken noch zu verblüffen, aber sie versteht es, wie kaum eine zweite, es hinzureißen und in einen Taumel von Rührung und Begeisterung zu versetzen. Daß sie sich dennoch jedesmal von Neuem in die Gunst des Publicums hineinspielen muß, rührt wohl von einem bezeichnenden Zuge ihres Talentes her, das voll anziehender Liebenswürdigkeit und seelenvoller Schönheit nicht mit einem Schlage, sondern nach und nach unsere Theilnahme gewinnt und fesselt.

Bei allem Geist, der in ihr arbeitet, bei aller Empfindung, welche sie durchseelt, ist sie doch, abgesehen von aller Besonnenheit, auf der Bühne viel weniger Herrin ihres Talents, als dieses sie beherrscht und stets zu ruheloser Thätigkeit aufstachelt. Sie verfügt mit souveräner Willkür über ihre Mittel, und diese müssen immer leisten, was sie heischt, aber ihrer Begabung ist sie unterworfen wie einem Dämon, der gleich einem unerbittlichen Verhängniß ihr die Wege weist. Sie versteht die Poesie der Muße nicht, ausathmendes Ausruhen ist ganz wider ihre Natur.

Obwohl sie auf der Bühne nie unsicher, zaghaft oder ungenügend charakterisirt, ist ihre Redeweise und ihre Geberdensprache doch immer maßvoll, und der Zug zum Ungewöhnlichen, der in dem tiefsten Kerne ihres Wesens wacht, tritt da nie ungebührlich zu Tage. Also vorläufig scheint ihr Talent gegen alle und jede Geschmacklosigkeit durch die ihr eigene vornehme Empfindung geschützt. Eine andere Frage ist, ob dies immer so bleiben wird, denn in ihrer Eigenschaft als Malerin, Bildhauerin und überhaupt enthusiastische Kunstfreundin imponirt ihr eben das Außergewöhnliche in ganz auffallender Weise. Alles was sie angefaßt, treibt sie mit einem heftigen, hastigen und unablässigen Eifer; wie eine Uhr, die erst stille steht, wenn sie abgelaufen, ist sie in fortwährender Bewegung, in nie rastender Thätigkeit. Wer Gelegenheit hatte sie während ihres zehntägigen Aufenthaltes in Wien genau zu beobachten, der mußte sich die Frage vorlegen, wie lange wohl dieses zartorganisirte Wesen solchem Ansturm von Arbeit Stand halten könne. Um halb 11 Uhr längstens hatte sie Toilette gemacht, empfing ihre Freunde, fuhr dann zur Probe, von da begab sie sich in eine Ausstellung oder in ein Atelier, hielt bei dem Diner die Gäste durch ihre reichpointirte Conversation in Athem, machte in ihrem Kunstsalon die Honneurs, indem sie Büsten und Bilder erläuterte, empfing Besuche, eilte ins Theater, spielte mit einem Feuer, als ob ihr die jeweilige Rolle ganz neu wäre, kleidete sich um und erschien eine halbe Stunde nach der Vorstellung bei einem Souper von Verehrern, welche sie bis zwei oder drei Uhr Morgens festhielten. Das ging einen Tag wie den andern und Alles, was sie unternahm, that sie im Geiste der schöpferischen Künstlerin; so führt sie auch die Conversation, und wenn man mit ihr in Gesellschaft ist, so überkommt Einen unwillkürlich die Empfindung, sie lasse hier und da nur deshalb das Wort an Andere ab, um für sich immer wieder Gelegenheit zu finden, fein zugespitzte Bemerkungen zu machen; sie handhabt das Wort mit einer höchst wohlthuenden Gewandtheit und hält mit ihrer Meinung so wenig zurück, daß man denken muß, sie folge bei Allem, was sie sagt, einer Inspiration des Augenblicks. Vorsichtig ist sie niemals in ihren Aussprüchen, und sie urtheilt über Personen und Dinge stets ohne den geringsten Vorbedacht; zuweilen wird man durch die Feinfühligkeit, mit welcher sie das Richtige trifft, ebenso überrascht, wie durch die Ungezwungenheit, mit welcher sie ihrer Meinung Worte leiht.

Wien hat ihr einen entschieden günstigen Eindruck gemacht, es gefielen ihr die Leute ebensowohl wie die Stadt; als man ihr aber sagte, daß das Berliner Publicum ebenso liebenswürdig sei wie das Wiener und fragte, ob sie nicht doch sich entschließen werde, dort zu spielen, antwortete sie geradeheraus: „Ich kann dort nicht auftreten und mich bezahlen lassen, die Preußen haben mir, der Französin! zu wehe gethan; es gibt aber eine Form, unter der ich doch in Berlin spielen würde; wenn es sich darum handeln sollte, für die dortigen Armen eine Vorstellung zu geben, so bin ich jede Stunde bereit dazu.“

In Wien hatte sie beinahe nur Freunde, und wirkliche Gegner waren nur diejenigen, welche sie nicht auf dem Theater gesehen. Wer sie kennt, dem muß sie gefallen auch als Frau; sie ist keine Lärmmacherin, aber alle Welt geht drauf aus, für sie Lärm zu machen; und da sie ihre Freunde immer in Athem zu halten weiß, so ist es kein Wunder, wenn sie so viel und so unablässig von ihr reden .... Bei ihr decken sich Erscheinung und künstlerisches Wesen vollständig, sie — ja sie macht auch den Wortkargen zum Schwätzer, und ich unterbreche mich also und lege die Feder hin, um nur überhaupt aufhören zu können.

Wien. Em. Ranzoni.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Salons.

Der November hat endlich Ernst gemacht. Die Tage werden immer kürzer und die Kohlenrechnung immer länger. Die brodelnden Frühnebel ballen sich zu immer dichteren Säulen zusammen und brauchen immer längere Zeit, bis sie zerflattern, denn die Sonne scheint ihre Demission geben zu wollen und sendet uns nur noch durch die schmalen Gucklöcher ihrer Wolkengardinen ein Paar dünne geizige Strählchen ins Zimmer. Die Bäume am Straßenrand stehen mit der Nacktheit der Skelette vor uns, daß man ihnen jeden Zweig zählen kann, und im Thiergarten zerbröckeln bei jedem Schritt unter unsern Füßen die gelben Blätter, die der Sommer als Visitenkarten pour prendre congé längst von den Bäumen geschüttelt hat. Auch in den behaglich temperirten Räumen der Kunstausstellung war der Eindruck zuletzt ein wehmüthig herbstlicher: Ringsum fielen die Blätter — aus den schlechtgehefteten Katalogen, und das Publicum, das andauernd in diesen Büchern nachsuchte, brachte jenes melancholische Geräusch hervor, das dem Rascheln des Herbstwindes so ähnlich ist. Ja, es ist Herbst geworden, und der quecksilbergraue nordische Himmel hängt wie die Kalkdecke eines Hospitalzimmers über uns. Das sind die Tage, von welchen der Naturfreund sagt: Sie gefallen mir nicht. Der Salonbummler der Großstädt aber begrüßt sie mit Freuden, denn sie verkünden ihm den Wiederbeginn der Saison.

Wann beginnt die Saison eigentlich? Im Kalender findet sich darüber keine aufklärende Mittheilung. Der Tag, an welchem der Frühling gewöhnlich — nicht anfängt, ist genau angegeben; über den Saisonbeginn fehlt jede kalendarische Aufzeichnung. Am Ende ist es mit der Saison wie mit der Liebe: Sie kommt und sie ist da ... und ehe man sich's versieht, flattert uns ihr erstes Lebenszeichen in der Form einer Einladungskarte ins Haus. Jetzt wird vor Allem die Toilettenprüfung vorgenommen. Der Mann ist schnell damit fertig, denn unsere gegenwärtige Salonuniform ist nur sehr geringen Abweichungen unterworfen und macht wenig Sorgen. Vielleicht wird es aber in der Geschichte der Geschmacklosigkeit einst als Curiosum verzeichnet werden, daß wir uns diese Uniform so lange haben gefallen lassen, und sicherlich hat Wilkie Collins Recht, wenn er in seinem neuen Roman bemerkt: „Sei es, daß die Frauen keinen positiven Werth auf Schönheit der Farben und Formen legen, oder sei es, daß sie dem Gebot der Mode gegenüber auf eigene Meinung verzichten, soviel steht wenigstens fest, daß unter Tausenden nicht Eine etwas Anstößiges in dem düstern abscheulichen Abendanzuge eines Herrn des neunzehnten Jahrhunderts findet. Ein schöner Mann erscheint ihren Augen schöner denn je, wenn er seinen gräßlichen schwarzen Frack und die steife weiße Halsbinde angelegt hat, welche er gemeinsam mit dem Diener trägt, der ihm bei der Tafel aufwartet ...“ Und so unterwirft man sich denn auch diesmal wieder dem Modebefehl. Man freut sich, wenn man in der Seidenhaut des Chapeau Claque noch keine Runzel des Alters findet, man läßt den schwergeprüften Frack durch einen neuen ersetzen, und man ist für die Wintercampagne feldzugsmäßig ausgerüstet. Die Frau hat da ungleich schwerere Sorgen. Die kostspieligen „poèmes“ aus Seide und Moiré möchten die Sparsamen gern aus der verflossenen Saison in die neue hinüberretten, aber entspricht auch das Storchnest von Falten, das man im letzten Winter trug, der gegenwärtigen Modelaune? Ist man auch noch berechtigt, denselben Taillenschnitt geschmackvoll zu finden, den man im vorigen Winter geschmackvoll gefunden hat? Die Frage wird erst nach behutsamer Prüfung der in den Modejournalen ausgebreiteten Akten beantwortet, und man darf gespannt sein, was uns die Saison auf diesem Gebiete für Ueberraschungen bieten wird. Man munkelt bereits in maßnehmenden Kreisen von einer in Paris neu aufgekommenen Ledertaille, die an Mittheilsamkeit selbst die Tricottaille noch übertrifft und die Körperformen wie ein Löschpapier durchpauft. Sie soll einen Superlativ von Indiscretion bilden, über welchen es kein Hinaus mehr gibt ... Ich bin gespannt, ob diese Ledertaillen in Deutschland Eingang finden — ob wir die Damen dann mit einem Maroquin- oder Saffianeinband erscheinen sehen werden ... Die Saison wird darüber Aufklärung geben.

Und wenn nun die Vorfragen der Toilette erledigt sind, beginnt sich auch die Berliner Geselligkeit wieder lebhafter zu regen, über deren verschiedene Formen so Mancherlei zu sagen ist. Ein oft vorkommender Typus ist noch immer der gesellschaftliche Gernegroß, der die Salonformen der großen Welt nachzuahmen liebt, ohne die Mittel zu ihrer behaglichen Herstellung zu besitzen. Sein Muster ist ein Banquier, der mir vor einigen Tagen wörtlich sagte:

„Ich hoffe Sie in diesem Winter öfter bei uns zu sehen. Wir haben uns nämlich einen Jour in der Woche gesixt!“ ...

Das Einrichten eines jour fixe, wie es mir da so seltsam angekündigt wurde, ist ein sehr beliebtes Pariser Muster, dessen Nachahmung indessen nicht thunlich ist, wenn man nicht eine im größeren Stil eingerichtete Häuslichkeit und vor Allem ausgebreitete Empfangsräume besitzt. Ehemals lud sich in der That Jedermann nur soviel Gäste ein, wie er gemächlich unterbringen konnte und oft hörte man das Wort des Aulus Gallius anführen, daß keine Gesellschaft die Zahl der Musen überschreiten dürfte. Heutzutage aber gilt in gewissen Kreisen keine Abendgesellschaft für fashionable, wenn nicht wenigstens das Schlafzimmer ausgeräumt und die Zahl der vorhandenen Rohrsessel und Fauteuils durch Anleihen in einem Möbelgeschäft ergänzt werden muß. Man ist zu einer Gesellschaft eingeladen und findet eine Volksversammlung, deren Bewirthung — man nennt es auch mit einem entsetzlich zoologischen Ausdruck „die Absütternng“ — kein Ziel des persönlichen Ehrgeizes für die Hausfrau, sondern die übertragene Arbeit eines jener drei oder vier Favorit-Köche ist, welche für die gesammte Berliner Gesellschaft kochen. Denn die Zeiten sind längst vorüber, da die Wirthinnen ihre Gäste mit den Erzeugnissen der eignen Kochkunst erfreuten, da bei dem Lobe der Gesellschaft ihre vom Herdfeuer überglühten Gesichter ein zufriedenes Lächeln schmückte. Jetzt lassen auch unsere Frauen mit Vorliebe außer dem Hause arbeiten und auch für unsere winterlichen Tafelfreuden ist eine Art Amtstracht eingeführt; die Individualität ist aus den Speiseschüsseln entwichen, auch die Soupers und Diners haben ihre Uniform — und erfahrene Gaumen schmecken schon aus den ersten Bissen einer Austernpastete oder eines Rehcotelettes die Straßennummer seines Koches heraus. Mit der geliehenen Kochkunst eines Fremden werden die Zungen der Schmausenden gekitzelt, auf einem geliehenen Service werden die Speisen aufgetragen, auf einem geliehenen Stuhle verzehrt sie der Gast und aus geliehenen Redensarten setzt sich die Tafelunterhaltung zusammen.

Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der man selbst interessante Gäste wird ausgeborgt erhalten können ... Interessante Gäste! Darauf hält nämlich unser gesellschaftlicher Gernegroß am meisten .... und eine Art „Gastverleihinstitut“, in welchem man gegen mäßige Vergütung für die Dauer des Abends einen Lohn-Dichter miethen könnte, um ihn als literarische Salonverzierung auszunutzen — es würde lebhaften Zuspruch finden. Nirgends hat man einen so ehrgeizigen Eifer, wie in Berlin, Gäste aus Schriftsteller- und Künstlerkreisen einzuladen, um das Haus den andern Gästen durch die „ästhetische Tapete“ interessant zu machen. Einen eigentlichen literarischen Salon — die Welt, in der man sich langweilt — gibt es ein Berlin kaum. Aber dafür giebt es Familien, welche wie die Hamster im Sommer einen Bekanntschaftsvorrath sammeln, um nur im Winter gut versorgt zu sein — und eine Dame, die mich durch ihr besonderes Vertrauen bevorzugt, gestand mir ganz ehrlich, daß sie diesmal selbst eine Reise nach Marienbad nicht gescheut habe, um für ihre Dienstage eine neue schriftstellerische Acquisition zu machen. Sie konnte sich in dem böhmischen Bade weder durch ein hinreichend vorgeschrittenes Magenleiden noch durch eine einigermaßen achtbare Fettleber für die Brunnenkur legitimiren. Aber sie wußte, daß dort einer unserer beliebtesten Schrift-

steller schlanker werden wollte, und so scheute sie denn den weiten Weg nicht, um sich diese Salon-Zugkraft durch sommerliche Liebenswürdigkeiten für ihre winterlichen Empfangsabende zu sichern. Es sind auch da natürlich Enttäuschungen nicht ausgeschlossen, und die Hoffnung, daß die literarischen Gäste zur Ausfüllung der Tafelpausen etwas Feuilleton reden und honorarfrei einige Druckbogen Geist von sich geben, geht durchaus nicht immer in Erfüllung. Octave Feuillet wurde einst in einem der vornehmsten Pariser Häuser zu Tafel gezogen und bei Tisch neben einen Obersten der Artillerie gesetzt. Vergebens erwartete die liebenswürdige Wirthin, daß der gefeierte Gast einige geistige Pfauenräder schlagen würde; der Verfasser des „Verarmten Edelmanns" gefiel sich in trappistenähnlichem Schweigen. Endlich tritt die Wirthin an seinen Platz und raunt ihm ins Ohr:

„Aber Sie Bösewicht! Wann werden sie heute endlich das erste geistreiche Wort sprechen?"

„In demselben Augenblick," erwiedert Feuillet, „in welchem mein Nachbar, der Artillerie-Oberst, den ersten Kanonenschuß lösen wird . . ."

Die Historiette würde für uns eine lehrreiche Nutzanwendung haben, wenn nicht unsere Schriftsteller viel zu gutmüthige und arglose Leute wären. Sie folgen ihren Einladungen mit rührendem Eifer und halten sich für Gäste, während sie eigentlich — Gerichte sind, als ein Theil des Menus entre la poire et le fromage verwerthet und nach dem Dessert, ohne daß sie es selbst merken, von der Hausfrau gruppenweise herumgereicht werden:

„Vielleicht noch ein Kosthäppchen Lyriker gefällig?"

„Nein, danke! . . . Ich habe schon zuviel von dem Romanschriftsteller genommen!".

„Darf ich Ihnen etwas Lustspieldichter anbieten?"

„Wenn Sie erlauben, bediene ich mich lieber mit dem Afrikareisenden."

„Kann ich Ihnen ebenfalls sehr empfehlen. Ganz frisch angekommen! . . ."

Das sind so die unausgesprochenen Dialoge, die beim Serviren des Menschen-Menus auf den Lippen von Wirth und Gästen schweben. Die Berliner Salons sind vielleicht die einzigen Orte in der Welt, wo man gewisse Dichter nicht — ungenießbar findet. Al Hafi.

Notizen.

Das Ministerium Gambetta hat seit über vierzehn Tagen die Signatur der auswärtigen Lage gebildet. Daß sie die Friedensaussichten keineswegs getrübt hat, wissen wir durch ein überaus glaubwürdiges Zeugniß, durch die kaiserliche Botschaft bei der Eröffnung des deutschen Reichstages, die im Uebrigen manche Enttäuschung brachte, nach außen hin aber an beruhigenden Versicherungen nichts zu wünschen übrig ließ. Schon manche Feder war für die Schilderung des bedenklichen Zustandes gespitzt, welchen das Erscheinen des Dictators an der Spitze der französischen Geschäfte herbeiführen werde. Man traut indessen in der Regel dem Verfasser der Botschaft vom 17. November eine für die richtige Beurtheilung der europäischen Lage ausreichende Information zu. So mußten sich die Pessimisten gedulden. Gambetta selbst kündigte sich friedlich an, und man wird sich überall vor der Unklugheit, ihn nicht beim Wort zu nehmen, selbstverständlich hüten. Daß er sich, ob freiwillig oder durch die Lage gezwungen, mit fragwürdigen Capacitäten umgab, ist seine Sache. Auch anderswo soll es ja vorkommen, daß ein allmächtiger Minister bei seinen Collegen eine unbedingte Ergebenheit gegen seine Person voraussetzt und sie im entgegengesetzten Falle nach einiger Zeit beseitigt. Gambetta hat offenbar lieber gleich mit dieser Operation begonnen und Jeden, der ihm nicht convenirte, sofort an die Thür gesetzt. Er mochte sich getrösten, daß, sollte ihm die Arbeitslast zu schwer werden, die für die erforderliche Mithülfe geeigneten Personen ihm zur rechten Zeit nicht fehlen würden. Inzwischen wird er selbst die für die auswärtigen Regierungen bestimmten Depeschen schreiben oder durch irgend einen stilgewandten Journalisten in seiner Nähe schreiben lassen. Es soll nicht so schwer sein, wie man glaubt. Die Diplomatie ist keine Geheimlehre mehr. Sind doch Tag für Tag Tausende von Zeitungsschreibern damit beschäftigt. Der Exminister Barthelemy de St. Hilaire hatte die Kunst, vieldeutige Rundschreiben zu redigiren, gewiß nicht in seinem Aristoteles gelernt, mit dem er bekanntlich sehr vertraut ist. Er war vor Allem stets ein gelehrter Kenner des Alterthums geblieben. Jemand, der ihn kannte und auf der Reise einmal mit ihm in demselben Eisenbahnwaggon zusammentraf, sah ihn wiederholt in einem Buche lesen, dann sich mit geschlossenen Augen zurücklehnen und durch eine Bewegung der Finger verrathen, daß er Verse scandire. Auf die höfliche, wenn auch etwas neugierige Frage, ob er etwa dichte, erwiederte Barthelemy, er vertreibe sich damit die Zeit, daß er im Geiste Homer übersetze. Im Verkehr mit Frankreichs Gesandten und Botschaftern zeigte er sich andererseits sehr liebenswürdig. Herr v. St. Vallier war hier stets seines Ruhmes voll. Jetzt muß man sich an den Gedanken gewöhnen, daß sie beide fort sind, denn wenigstens an dem Tage, wo diese Zeilen in den Druck gehen, schien es dem Herrn v. St. Vallier diesmal Ernst mit seinem Rücktritt. Schon früher hatte es fast bei jedem in Paris bevorstehenden Wechsel geheißen, Herr v. St. Vallier werde seine Demission geben. War indessen die veränderte Combination fertig, nannte der Botschafter den neuen Minister des Auswärtigen seinen alten Freund und blieb auf seinem Posten. Man konnte darin einen Beweis seiner vielseitigen guten Bezüge erblicken. Auch Gambetta als einen vieil ami zu bezeichnen, war schon schwieriger, aber doch vielleicht nicht unmöglich, wären nicht neben Gambetta einige andere Minister mit den Familienconnexionen des französischen Botschafters in zu schroffen Contrast gerathen. Daß Herr v. St. Vallier nun wirklich fortgeht, wird allgemein bedauert. Man sollte aber diese Empfindung nicht übertreiben und nicht glauben, daß der bisherige Bewohner des bekannten Palais auf dem Pariser Platz den Frieden Europas allein auf seinen Schultern trug. Bismarck und Gambetta, das ist die Hauptsache, werden sich wohl vertragen, auch wenn Frankreich in Berlin durch einen anderen Botschafter vertreten wird. Mißhelligkeiten mögen im Laufe der Zeit entstehen, werden aber bei allseitigem guten Willen bald ausgeglichen sein. Vorausgesetzt freilich, daß Gambetta uns nicht mit seiner tollen Idee des Rückkaufs wenigstens Lothringens um irgend einen Preis heimsucht. Das Publicum darf sich nur nicht bei jedem emportauchenden Zeitungsgerücht aus seiner Ruhe aufscheuchen lassen. Das jüngst enthüllte Märchen des Gambetta'schen Besuches in Varzin hat gezeigt, was es mit den landläufigen Conjecturen der Blätter auf sich hat. Bis auf Tag und Stunde hatten sie ausgerechnet, daß Gambetta in Varzin bei dem Reichskanzler gewesen sein müßte. Auch ließen die scharfsinnigsten Folgerungen nicht auf sich warten. Ein sächsisches Blatt sah schon eine mitteleuropäische politische und handelspolitische Union gebildet, gegen Rußland und besonders gegen England. Das Alles beschäftigte Wochen hindurch ganz ernsthafte politische Organe, entpuppte sich aber nach einiger Zeit als ein Hirngespinnst. Vielleicht wird man sich, wenn einmal umgekehrt Kriegsbesorgnisse aufsteigen, des Vorgangs erinnern und den Tageschronisten gegenüber auf seiner Hut sein.

* * *

Bruno Bauer, Disraelis romantischer und Bismarcks socialistischer Imperialismus. Chemnitz, Ernst Schmeitzer.

Das vorliegende Werk bildet eine werthvolle Ergänzung und Fortsetzung der im vorigen Jahre erschienenen „Bismarck'schen Aera" desselben Verfassers, deren Bedeutung in Band XVIII Nr. 35 der „Gegenwart" charakterisirt wurde. Die neue Arbeit theilt die Vorzüge der früheren, den Text der Geschichte der letzten Jahre nicht nur kritisch gereinigt und festgestellt, sondern ihn auch mit einem gründlichen Wegweiser-Commentar versehen zu haben. Bauer ist kein Parteischriftsteller, der für oder wider den modernen Dictator sich abmüht, er ist ein Geschichtsschreiber, welcher über Bismarck und seine Zeit sich mit jener Vertheilung von Licht und Schatten, mit jener Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem verbreitet, welcher die rechte Wirkung gewiß ist. Der Verfasser rollt vor unserem gespannten Blick einfach die geschichtliche Nothwendigkeit einer Entwickelung auf, die sich in England durch Disraeli und Gladstone, in Frankreich durch Gambetta, in Deutschland durch den Kanzler Bismarck vollzieht und vollziehen muß. Der Kampf zwischen Imperialismus und Demokratie (oder constitutionellem Bürgerthum), der zwischen den Königen Macedoniens und den Republiken Griechenlands sich abspielte, findet in der Gegenwart sein Seitenstück. Die Periode dieses Kampfes, in welcher wir uns jetzt befinden, ist die der Vorbereitung zum entscheidenden Schluß. Die besondere Gestalt, welche sie jetzt überall in Europa angenommen hat, ist die einer allgemeinen Stockung nicht blos der politischen Beziehungen der Staaten untereinander, sondern des innern Lebens der Staaten selbst. Das Werk

Bauers zeigt die tiefer liegenden Ursachen dieser Erscheinung und ihre Bedeutung für die Zukunft. Den Hauptinhalt der Arbeit nimmt die Darlegung des Versuches der dictatorischen Neuerer, speciell Bismarcks, ein, die ewige Frage zwischen Arm und Reich, zwischen Kapital und Arbeit, mittelst Nationalwerkstätten, Unfallsversicherungen von Reichswegen, kurz mittelst eines sich immer weiter ausdehnenden Systems eines modernen Staatssocialismus zu lösen. Er prophezeit diesem Versuch keinen Erfolg, sondern nur ein Ende mit Schrecken und allgemeiner Noth. Die Völker werden durch letztere genöthigt, wieder bei sich selbst Hülfe zu suchen und aus neu erschlossener Kraft eine neue und bessere Zukunft sich zu erarbeiten. Die Demarcationslinie zwischen der alten, auf freier Concurrenz gegründeten Gesellschaft und der nun von Staatswegen jetzt zu schaffen versuchten centralistischen wird in der nach jahrelangem Kämpfen durchgesetzten Beseitigung des Haftpflichtgesetzes nachgewiesen. Dasselbe erscheint nur als Flickwerk, als ungenügende Concession gegenüber dem neuen Staatssocialismus, welcher sich anschickt, den Arbeiter von der Wiege bis zur Bahre unter seine väterlich bevormundende Leitung zu nehmen. Die Gegenwart steht in der That auf der Grenze, die zwei Welten und Lebenswege scheidet.

Bauer weist in Disraeli den romantischen Verkünder des neuen Evangeliums der socialistischen Dictaturen nach und in seinen Romanen die Wegweiser seiner später durchgeführten politischen Programme. Aus den Kämpfen der Gegenwart gibt Bauer den Ausblick in den „Europäer" der Zukunft, mit dessen Herausarbeitung die internationalen Conferenzen der Forscher und Kritiker beschäftigt sind. Der „Culturkampf", das sich gegen seinen Erneuerer wider Willen, Luther, wendende Papstthum erhalten neue und blendende Schlaglichter. In seinem Nachwort entfernt der Verfasser die Legende, welche zwanzig Jahre zurückgezogenen Lebens um dasselbe gewoben hatte und gibt uns die interessante Entstehungsgeschichte seiner Werke der letzten Jahre. Dem ernsten Denker wie dem in dem Labyrinth der Jetztzeit einen Führer suchenden Leser wird das neueste Werk zum Besten dienen. E. S.

* * *

Unsere neue Literatur geht in die Breite. Was früher kaum Stoff zu einer Erzählung geboten hätte, wird jetzt zu einer Novelle oder gar zu einem Romane verarbeitet. Dadurch wird das Gold der Poesie breit und also auch dünn geschlagen. Wie viele unserer zeitgenössischen Prosadichter wären im Stande, kleine Novelletten von künstlerischer Abrundung, worin ihre französischen Collegen so Vortreffliches leisten, einen ganzen Roman in ein paar Zeitungsspalten, eine Novelle en miniature zu verfassen? Wir, die wir gerade diesen Zweig der Prosa-Literatur hegen und pflegen möchten, könnten da mit den erstaunlichsten Geständnissen unserer berühmtesten Romanciers aufwarten. „Ich kann nicht mehr kurz schreiben," gesteht uns der Eine; ein Anderer meint unverhohlen, es lohne sich schon materiell besser, einen Roman als eine Novellette zu machen, und ein Dritter weist diese „untergeordnete Literatur" geringschätzig den Feuilletonisten zu . . . Umso willkommener müssen wir ein Buch heißen, das uns wie die „Milesischen Märchen von Oskar Linke" (Leipzig, Carl Reißner) in der knappsten Form eine Anzahl von künstlerisch abgerundeten Novelletten und Skizzen bietet, von denen mehr als eine in Form und Inhalt ein kleines Meisterwerk genannt zu werden verdient. Diese Miniatur-Novellen spielen sämmtlich auf dem Boden Altgriechenlands und treffen, ohne gelehrten Notenkram, den klassischen Lokalton viel besser, als manches groß angelegte Culturgemälde. Bei alledem leuchtet aus diesen winzigen Geschichten stets eine poetische Idee heraus und stört die moderne Gefühlswelt nur selten den nie affectirt alterthümelnden Ton. Namentlich „Hermione" ist ein Juwel archaisirender Ciselirkunst. Möge der talentvolle Verfasser auch ferner auf die wohlfeilen Lorbeeren der Romanfabrikation verzichten!

* * *

„Zehn Jahre, Dichtungen von Eugen Reichel." (Wien, Konegen.) Unter diesem Titel veröffentlicht ein österreichischer Dichter seine poetischen Erzeugnisse eines Decenniums. Eine entschiedene Formgewandtheit und Noblesse des Gedankens ist diesen mühsam polirten Versen nicht abzusprechen. Leider wimmeln sie von Reminiscenzen aus Horaz, Goethe, Uhland, Heyse, Lingg, Geibel, und dabei begeht der Poet noch die Unvorsichtigkeit, fast jedem Gedicht, ja sogar dem kleinsten Epigramm ein Motto aus unseren Klassikern voranzusetzen, wobei der billige Vergleich sehr selten zu seinen Gunsten ausfällt. Daß Eugen Reichel kaum dieser Ansicht ist, erkennt man aus folgendem Pröbchen seiner Bescheidenheit:

„Früh' schon hab' ich, ein Jüngling, geübt in der Kunst mich des Versbau's,
Immer zum Höchsten gestrebt, immer geformt und gefeilt.
Früh' schon lernt ich versteh'n, daß der schönste Gedanke sich abschwächt,
Fehlt ihm die rundende Form, welche den Sinnen gefällt.
So fand frühe den Pfad ich zur selten erreichten Vollendung:
Deutschland bildete nie schönere Verse dem Ohr."

* * *

Friedrich Freiherr von Reden-Esbeck, der sich durch sein „Deutsches Bühnenlexikon" bereits als fleißiger Theaterhistoriograph bewährt hat, gibt soeben bei J. A. Bach in Leipzig einen Prachtband mit Porträt und Autographen heraus unter dem Titel: „Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen." Es ist eine sehr gewissenhafte Quellenstudie über die Anfänge des neuen deutschen Theaters, wobei uns nur das Eine nicht gefallen will, daß der ruhige Fluß der Darstellung fortwährend durch lange Citate aus alten und neuen Schriftstellern und wörtlich abgedruckte Documente unterbrochen wird, die besser in den Anhang verwiesen würden. Alles in Allem ist es aber eine dankenswerthe und vollständige Geschichte dieser trefflichen Frau, welche für das Edelste begeistert war und auf Kosten von Hab und Gut auf den Beifall des Pöbels verzichtete. Leider weiß uns der Autor gerade über den wichtigsten Act ihres Lebens nur wenig zu erzählen, über die in ihrer Bude vor dem Grimmaischen Thore zu Leipzig executirte feierliche Verbrennung des Hanswursts, jenen „Gottschädlichen" Gedanken, welcher Lessing zu dem witzigen Ausspruche veranlaßte: „Was thut's, daß der Hanswurst ein ausländisches Geschöpf war? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären!"

* * *

Ferdinand Avenarius erweist sich in seiner Gedichtsammlung: „Wandern und Werden" (Dresden, Ehlermann) als echter Poet. Da ist Alles frisch, burschikos, gefühlt, sonnig, jung, — letzteres verräth sich besonders in der weltschmerzlichen Draperie, die ihm nicht wohl zu Gesichte steht.

„Dichter, dem der Sturm der Zeiten
Brauste über theure Herzen,
Fühlst du, daß dich erst die Schmerzen
Zu der Schönheit Priester weihten?"

Dies und Aehnliches klingt gemacht, papierblumenhaft, affectirt. Um so bedeutender ist Avenarius dort, wo er seinem Jugendübermuthe die Zügel schießen läßt; da findet er treffende sarkastische oder fein humorvolle Wendungen und erhebt sich sogar zur mörderischen Satire. Tiefes Naturgefühl, nachdenkliche Beschaulichkeit, gedankenreiche Sentenzen und überraschende Pointen — er ist in allen Sätteln gerecht und weiß in den meisten Fällen originell zu bleiben.

* * *

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Vierte Auflage, 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta). Zum erstenmale gelangt hier das gesammte vorhandene Material vollständig und in diplomatischer Treue zur Veröffentlichung. Beigaben, Noten und ein gutes Register erleichtern das Verständniß und die Uebersicht, und auch die oft ergötzlichen Hörfehler von Goethes Schreiber sind gewissenhaft richtig gestellt. Der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart gebührt aber nicht blos der Dank für die würdige Ausstattung, die sie diesen zwei Bänden angedeihen ließ, sondern auch für die Erhaltung der Originalien. Als im Jahre 1878 in Folge letztwilliger Verfügung Goethes die Handschriften seines Briefwechsels mit Schiller zum Verkaufe kamen, da erwarb sie der Freiherr Carl von Cotta, eingedenk der ruhmvollen Beziehungen, welche jene beiden Namen mit dem seinigen verknüpfen. Es wurde dadurch die drohende Gefahr, dieser kostbare Schatz möchte zersplittert werden oder ins Ausland wandern, glücklich beseitigt, und das schöne Besitzthum dem Vaterlande erhalten und, wie die vorliegende Ausgabe beweist, bereits in pietätvoller Weise nutzbar gemacht.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

☛ Volks- und Familien-Ausgabe.
I. Serie: 22 Bände.
II. Serie: 21 Bände.

Friedrich Gerstäcker's Gesammelte Schriften!

In Lieferungen à 50 ₰, oder in Bänden brosch. à 3 *M.* 50 ₰, eleg. geb. 4 *M.* 50 ₰

Inhalt der I. Serie:

Gold! — Blau Wasser — Matrosenleben — Aus der See — Unter dem Aequator — Hell und Dunkel — Eine Gemsjagd in Tirol — Reisen — Regulatoren in Arkansas — Flußpiraten des Mississippi — Sträflinge — Mississippibilder — Nach Amerika! — Aus zwei Welttheilen — Aus Nord- und Südamerika — Achtzehn Monate in Südamerika — Aus meinem Tagebuch — Skizzen aus Californien — Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale — Kunstreiter — Streif- und Jagdzüge — Tahiti — Das alte Haus — Heimliche und unheimliche Geschichten — Inselwelt — Colonie.

Inhalt der II. Serie:

Eine Mutter — General Franco — Sennor Aguila — Wilde Welt — Die Missionäre — Unter den Penchuenchen — Der Erbe — Die Blauen und Gelben — In Mexiko — Die Franctireurs — Kriegsbilder eines Nachzüglers — Das Wrack des Piraten — Der Tolle — Im Busch — Nach dem Schiffbruch — Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten — Hüben und Drüben — Kreuz und Quer — Buntes Treiben — Im Eckfenster — Unter Palmen und Buchen — In Amerika — Nachgelassene Schriften und kleine Erzählungen.

Zu Folge des trefflichen gediegenen, **sittlich reinen** und gleichzeitig **belehrenden** Inhalts eignen sich **Gerstäcker's Schriften** namentlich auch zur Anschaffung für **Schul- und Volksbibliotheken,** zu welchem Zwecke der **Verein für Verbreitung von Volksbildung** sie aufs Wärmste empfohlen hat.

Das Unternehmen ist bereits **vollständig** erschienen und können Abonnenten jederzeit eintreten und die Hefte oder Bände in **beliebigen Zwischenräumen** beziehen; einzelne Bände zu erhöhtem Preis. Heft 1 gratis durch jede Buchhandlung.

Wiener Bücher-Auction.

Anfangs December findet durch Unterzeichnete eine Bücher-Auction statt, über welche Kataloge auf directes Verlangen zu Diensten stehen.

Inhalt:

Deutsche, französische und englische schönwissenschaftliche Literatur — Deutsche Geschichte mit Einschluss Oesterreichs — Memoiren — Briefe — Tagebücher — Hofgeschichten — Reisen — Naturwissenschaften — Jagd — Theater- und Musikwesen — Kunst — Literatur.

Sämmtliche Bücher sind schön gebunden. — Aufträge erbitten direct

Wien, verl. Kärtnerstrasse 48.

Kubasta & Voigt,
Buchhandlung u. Antiquariat.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Lexikon der allgemeinen Litteraturgeschichte
von Dr. **G. Bornhak.** Geh. *M.* 5.—, geb. *M.* 5.50.

Zum erstenmal ist hiermit der Versuch einer Litteraturgeschichte in lexikalischer Form gewagt und trefflich gelungen.

Dies Litteraturlexikon behandelt die Nationallitteraturen aller außerdeutschen Völker in übersichtlichen, zusammenfassenden Artikeln, widmet aber den einzelnen Schriftstellern und deren Werken erschöpfende Einzelartikel. Da Litteraturgeschichten im allgemeinen nur als Nachschlagebücher Verwendung finden, ist die Zweckmäßigkeit der alphabetischen Anordnung in die Augen springend. Zudem hat die sachverständige Einsicht des Verfassers das Werkchen noch mit vielen Dingen bereichert, welche die Litteraturkenntnis begehrt, z. B. einer vollständigen Poetik, den rhetorischen Figuren, den Inhaltsangaben der bedeutendern Werke 2c.

In einer Zeit, wo eine so breite Thätigkeit den internationalen Litteraturmarkt anfüllt und das Unterscheiden so sehr erschwert, ist das vorliegende Buch vermöge seiner urteilsvollen Auswahl eine wirkliche Wohlthat.

Die Deutsche Litteratur folgt in einem besondern Band.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben von **Dr. Max Roediger,**
Privatdocenten an der Universität Berlin.

Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen. Preis vierteljährlich 7 Mark.

Die Deutsche Litteraturzeitung bietet ihren Lesern eine **knappe Uebersicht über alle Gebiete der Litteratur,** indem sie die neu erscheinenden litterarischen Erzeugnisse nach Maßgabe ihrer Bedeutung ohne eingehende fachmännische Erörterungen behandelt. Neben der deutschen Litteratur wird auch die **ausländische,** soweit sie für deutsche Wissenschaft in Betracht kommt, in den Kreis der Besprechungen gezogen, nur hinsichtlich der **schönen Litteratur** beschränkt sich die DLZ. auf die wichtigsten Erscheinungen Deutschlands.

Schon heute darf auf die grössere Ausdehnung, welche den

wissenschaftlichen Mittheilungen

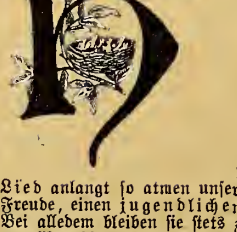
gegeben worden ist, als auf eine wichtige Verbesserung aufmerksam gemacht werden. Daneben bildet die

Inhaltsangabe aller wissenschaftlichen Zeitschriften etc.

von einiger Bedeutung einen ständigen Theil jeder Nummer, wie ihn **keine Zeitschrift** in dieser Ausdehnung — wir geben den Inhalt von ca. **500 Zeitschriften aller Länder** an — bisher geboten hat.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Bestellungen nehmen neben diesen auch Postanstalten an.

Verlag von **August Nicol** in **Wiesbaden.**



Hausschwalben.

Gedichte, der Jugend und ihren Freunden gewidmet von **Georg Lang.**

Mit 2 Holzschn.-Illustr. nach Albert Hendschel.

gr. 8. **Preis:** in Ganzleinwand gebunden 4 *M.*; in Halbfranz mit Goldschnitt 5 *M.*

*** Im Bereiche der poetischen Erzählung überhaupt wie auch insbesondere in dem der Fabel ist schon viel Tüchtiges geleistet worden; was aber das eigentliche Lied anlangt so atmen unseres Bedünkens die „Hausschwalben" eine noch unerreichte kindlich naive Frische und Freude, einen jugendlichen Humor, wie er kaum anderen Dichtungen dieser Gattung eingehaucht worden ist. Bei alledem bleiben sie stets zartsinnig und können nur veredelnd auf die Jugend wirken.

Was die Form anlangt, so sprechen wir es unbedenklich aus, daß sorgfältiger gebaute Verse unserer Jugend niemals geboten worden sind. Ebenso herrscht im Strophenbau eine Mannigfaltigkeit, wie sie uns in Gedichtsammlungen überhaupt nicht oft begegnet.

Früher erschien:

Sonnenblicke aus dem Lenz des Lebens.

Gedichte von **Georg Lang.**

Mit 22 prachtvollen Holzschn.-Illustr. nach Eugen Klimsch. gr. 4. Geb. Preis: 5 *M.*

*** „Ueber Land und Meer" (Bd. 45. Nr. 12. S. 238) schreibt über die „Sonnenblicke": Der Autor ist eines der seltenen Talente, die hübsche poetische Verse ohne gemachte Gefühlsamkeit, ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit für Kinder schreiben können.

Collection Spemann Band **10/11**

enthalten: Reise um die Pariser Welt. Band 1/2. *Geistreiche Essays aus der Feder von* Dr. Theoph. Zolling.

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

Soeben erschien:

Grundsätze
der
historischen Entwicklung
aus den übereinstimmenden
Principien der Philosophie
A. Schopenhauer's und der naturwissenschaftlichen Empirie
abgeleitet von
Theodor Stieglitz.

gr. 8. 8 Bogen. Preis fl. 1.— = *M.* 2.—

Der Verfasser dieser geschichts-philosophischen Abhandlung versucht auf einem bisher noch nicht eingeschlagenen Wege das Problem der Notwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung zu lösen und deren Ursachen, Verlauf und Ziel zu bestimmen. An der Hand der von ihm zunächst nachgewiesenen übereinstimmenden Grundsätze der naturwissenschaftlichen Empirie und der Philosophie Schopenhauer's und auf Grund der aus denselben hervorgehenden Ursachen der historischen Bewegung zeigt er den causalen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stadien der Culturentwicklung und der Bildung immer höherer gesellschaftlicher Sphären, entwickelt die Principien der letzteren und leitet schliesslich daraus das Ziel der geschichtlichen Entwicklung ab.

Ferner:

Per aspera ad astra
von
W. B. K.

gr. 8. 11 Bogen. Preis fl. 1.— = *M.* 2.—

Der Verfasser, der seine philosophische Dissertation mit Bruchstücken aus dem Tao-te-King Laotse's einleitet, stellt sich zur Aufgabe, zu untersuchen, ob jeder Mensch die Freiheit hat, „Frei zu sein von Zweifeln und von Jammer". Nach einer geistvollen Resumirung der hervorragendsten philosophischen Systeme aller Zeiten, gelangt der Verfasser zum Schlussresultate, dass nicht nur die Moral, die Metaphysik und die Ethik, sondern auch die Philosophie bei Beantwortung gewisser Fragen den Glauben zu Hilfe nehmen muss.

Verlag von **Friedrich Beck** in **Wien.**

Im Verlage der **J. B. Metzler**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Emil Engelmann,
Volksmärchen und Göttersagen
aus
germanischer Vorzeit.
Neue Folge.

Mit Titelbild. 17 Bogen. Oktav. Elegant gebunden Preis *M.* 3.—

Die poetischen Gebilde der germanischen Märchenwelt und die hervorragenden Gestalten der germanischen Göttersage sind eingehend und anziehend geschildert.

Ueber die letztere sind die verworrensten Mittheilungen verbreitet, und die Wenigsten wissen Genaues über **Odin** und **Walhalla,** über **Thor** und die **Midgardschlange** oder über die poetischen Gestalten der **Nornen** und **Walküren,** über den Tod **Baldurs,** über die Schauer der **Götterdämmerung** u. s. w. Hier nun ist auf Grund ernster Studien nach den Quellen der Edda klar und leicht faßlich in Prosa und Poesie berichtet über Wesen und Wirken der Götter und Helden einer längst vergangenen, aber hochinteressanten Zeit.

Söhne und Töchter gebildeter Familien werden das Buch mit Spannung und zu erwünschter Belehrung lesen, ebenso werden ihm die Männer der Wissenschaft ihre Zustimmung nicht versagen.

Im Feuilleton des „Berliner Tageblatt"
erscheint gegenwärtig:
„Ein neuer Ahasver", Roman von **Fritz Mauthner.**

Dieser erste größere Roman des bekannten Verfassers von: „Nach berühmten Mustern" ist dem bewegten Treiben unserer Tage entnommen und schildert mit scharfer Satyre und dichterischer Kraft mancherlei wunde Stellen unserer heutigen Berliner Gesellschaft.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum 1. December abgedruckte Theil des Romans gegen Einsendung der Abonnements-Quittung **gratis** und **franco** nachgeliefert. — Probe-Nummern gratis und franco.

Man abonnirt für den Monat December auf das „Berliner Tageblatt" nebst seinen drei werthvollen Beiblättern: illustrirtes Witzblatt „ULK", belletristisches Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" bei allen Reichspostanstalten zum Preise von

1 Mark 75 Pfennig.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Geschichte der Ethik.
Erste Abtheilung:
Die Ethik der Griechen und Römer
von
Theobald Ziegler,
Professor am Gymnasium in Baden-Baden.

gr. 8. Preis *M.* 8.—

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Daß eine Geschichte der Ethik kein unzeitgemäßes Unternehmen ist, werde ich wohl nicht erst beweisen müssen. Gerade in unseren Tagen, wo soviel Altes auf dem Gebiete des Glaubens und der Sitte in Trümmer geht, ist es dringend nothwendig, eine Sittenlehre zu bekommen, die diesem veränderten Geiste der Zeiten gerecht wird. Wir können sie aber nicht bekommen, ohne gründliche Kenntniß dessen, was gewesen ist und gegolten hat, und die Sittenlehre der Gegenwart, selbst wenn sie brechen müßte mit den Anschauungen der Vergangenheit, wäre dennoch nur auf ihren Trümmern und aus ihren Trümmern zu erbauen; um also der systematischen Ethik den Weg zu bahnen und einen Neubau zu ermöglichen, habe ich es unternommen, die Geschichte dieser Wissenschaft zu schreiben."

Das Werk, dessen Widmung Eduard Zeller angenommen hat, obschon die Frucht gelehrter Studien, ist ohne jede gelehrte Pedanterie in fesselnder Darstellung, aus einem Gusse niedergeschrieben und wird für jeden Gebildeten eine genußreiche Lectüre sein.

Emil Strauß, Verlagsbuchhandlung in **Bonn.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Franz Liszt, Richard Wagner.
(Gesammelte Schriften III, 2.)

gr. 8. VIII u. 258 S. Preis brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.50.

Zum ersten Male erscheinen hier in vollständiger Sammlung die bedeutsamen Aufsätze Liszt's über Tannhäuser, Lohengrin, Fliegender Holländer, Rheingold; mehr noch als die geistvollen Essays über Chopin werden diese Aufsätze über Richard Wagner, dessen musikalischen Schöpfungen Liszt in Deutschland die Bahn gebrochen hat, das Interesse aller Musiker in Anspruch nehmen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Frauengestalten
aus der Sage und der Geschichte aller Zeiten und Völker.
Für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet von
Ferdinand Schmidt.

Ein Band von 43 Bogen. gr. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In elegantester Ausstattung. Broch. 8 *M.* In eleg. Leinwandband 9 *M* 50 ₰.

Dieses neueste Werk des verdienstvollen Herrn Verfassers wird von pädagogischen Autoritäten wie **G. Spieker, W. Dietlein,** Dr. **Möbius, A. Bennecke** u. A., welchen das Buch vorgelegen hat, mit **voller Ueberzeugung** als eine ebenso belehrende wie anregende und herzbildende Lectüre **allen Frauen** und heranwachsenden **Töchtern,** und allen **Volks-, Schul-** und **Familien-Bibliotheken** bestens empfohlen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Unbetretene Reisepfade in Japan.

Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yezo.

Von

Miß Isabella L. Bird.

Aus dem Englischen.

2 Bde. gr. 8. Mit Illustrationen und 1 Karte. Broch. *M.* 10.—, geb *M.* 12.—

In **sehr fesselnder** Darstellung beschreibt die Verfasserin das Volk Japans in seiner **Heimath** im Innern des Landes, in seinem **täglichen Leben** und seiner **Umgebung** und wird das Buch durch die Schilderungen des **Familienlebens** eine **höchst anziehende** Lectüre besonders auch für die **Damenwelt. Dasselbe erlebte in England binnen wenigen Monaten fünf Auflagen.**

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Alte französische Volkslieder.

Uebersetzt von **Karl Bartsch.**

Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. 8. Broschirt *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

☞ Eine Sammlung charakteristischer, naturwüchsiger französischer Volkslieder in vorzüglicher Uebersetzung.

G. Eichler,

Plastische Kunstanstalt.

Berlin W., Behrenstrasse 27.

Vollständ. v. Stoschische Daktyliothek,

nach Winkelmann's Katalog geordnet.

Sammlung mittelalterlicher Medaillen von Pisano, Sperandeo, Albr. Dürer, Jamitzer, Tob. Woost etc.

Katalog einer reichen Sammlung antiker und moderner Skulpturen gratis u. fr.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die

Verhütung von Krankheiten

des Leibes und der Seele

des Einzelnen und der Gesellschaft.

Studien von

Dr. **Eduard Reich.**

Ein starker Band. 8. *M* 10.—

Der Herr Verfasser behandelt den im höchsten Grade anziehenden Gegenstand in **klarer,** wissenschaftlicher und dabei **verständlicher,** ja **unterhaltender** Sprache und sollte daher **das Buch in keiner Familie fehlen.**

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Hettner, Hermann, Prof. Dr., **Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770.** Vierte Auflage. gr. 8. geh. Preis 8 *M.*

——— **Geschichte der französischen Literatur.** Vierte Auflage. gr. 8. geh. Preis 8 *M.*

——— **Geschichte der deutschen Literatur.** Dritte Auflage. gr. 8. geh. I. II. III. 1. 2. Preis zusammen 30 *M.* 50 ₰.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts

von

Dr. **Hermann Schulze,**

Grossh. hadischem Geheimen Rathe u. Königl. preussischem Geheimen Justizrathe, ordentlichem Professor des Staatsrechts an der Universität Heidelberg.

Dritte Lieferung. gr. 8. IV u. VIII, S. 515—690. *M* 4.—
Erste Lieferung. 1880. X, 308 S. *M.* 5.—
Zweite Lieferung. IV, S. 309—514. *M* 4.—

Nach einer veränderten Disposition des Verfassers erscheint schon jetzt die dritte Lieferung des Lehrbuchs des Deutschen Staatsrechts, welche das deutsche Landesstaatsrecht abschliesst. Da die drei ersten Lieferungen ein in sich geschlossenes Ganze bilden, so ist denselben ein Gesammttitel und ein Gesammtinhaltsverzeichnis beigegeben. Der Verfasser wird das zweite Buch: „Das deutsche Reichsstaatsrecht" (20 Bogen) baldmöglichst nachfolgen lassen.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

ERSCHEINT IN 240 HEFTEN.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

MONATLICH 3—4 HEFTE.

ABBILDUNGEN UND KARTEN AUF 400 TAFELN U. IM TEXTE.

In **J. U. Kern's** Verlag (Max Müller) in **Breslau** ist soeben erschienen:

Farben und Schöpfung.

Acht Vorlesungen über die Beziehungen der Farben zum Menschen und zur Natur.

Von

Dr. **Hugo Magnus,**

Docent der Augenheilkunde an der Universität zu Breslau.

Mit einer Tafel. Preis geheftet *M.* 5.—, elegant gebunden *M.* 6.—

Inhalt: Ueber das Wesen der Farbe. — Die Farbenempfindung. — Die biologischen Aufgaben der Farben. — Der Farbensinn der Thiere. — Die Entwicklung des Farbensinnes. — Die Farbenblindheit. — Die Aesthetik der Farben. — Die Erziehung des Farbensinnes.

Kin-ku-ki-kuan. Neue und alte Novellen der chinesischen 1001 Nacht. Deutsch von **Eduard Grisebach.** kl. 8. brochirt *M.* 3. — Elegant gebunden *M.* 4.—

Der Pinsel Mings. Eine chinesische Geschichte von **Hans Hopfen.** Zweite Aufl. Miniatur-Ausgabe. Eleg. cart. *M.* 1.50.

Verlag von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie

von

H. Eisenhart.

Professor an der Universität Halle.

Preis 4 *M.*

Der „Hamb. Korrespondent" schließt eine längere Besprechung des Buches mit den Worten: **„Wir können nach Allem dem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen, es wird dann wesentlich zur Klärung der Anschauungen über unsere wirthschaftlichen Aufgaben beitragen."**

Verlag von **B. F. Voigt** in **Weimar.**

Der Meister im Schachspiel.

Anweisung, von den Anfangsgründen bis zur Meisterschaft im Schachspiel zu gelangen.

Mit vielen Musterpartien der hervorragendsten Schachmeister Anderssen, Labourdonnais, von Heydebrand u. d. Lasa, Mac Donnel, Morphy, Paulsen, Polerio, Steinitz u. A.

Siebente vermehrte u. verbesserte Auflage

von

Dr. Max Lange.

1881. gr. 8. Geh. 4 *M.* 50 ₰.

— Vorräthig in allen Buchhandlungen. —

Dichtungen des Auslandes.

Elzevir-Ausgaben.

Bd. I. **Giosuè Carducci.** Ausgew. Gedichte übers. v. B. Jacobson. M. e. Einl. v. Karl Hillebrand. br. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—

Bd. II. **Chaucer's** ausgew. kl. Dichtgn. Uebers. v. Dr. John Koch. br. 2 *M.*, eleg. geb. 3 *M.*

Bd. III. **Iris.** Dichterstimmen a. Polen. Uebers. v. Heinr. Nitschmann. br. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

Bd. VI. **Nunez de Arce.** Luther i. Spiegel span. Poesie übers. von Dr. Johann Fastenrath, **2. Aufl.** br. *M.* 1.50, eleg. geb. *M.* 2.50.

Bd. V. **Andina.** Südamerik. Lyriker spanischer Zunge. Uebertr. v. L. Darapsky. br. *M.* 2.50, eleg. geb. *M.* 3.50.

Bd. VI. **Lieder d. hellen. Mirza Schaffy Athanasios Christopulos** u. and. hellen. Zeitgen. Uebertr. v. Aug. Boltz. br. *M.* 2.50, eleg. geb. *M.* 3.50.

Bd. VII. **Ausgewählte Gedichte v. Björnstjerne Björnson.** Carl XV., C. Hauch, Th. Kjerulf, A. Munch, Oscar II., Pal. Müller, Runeberg, Welhaven, Chr. Winther. Deutsch v. Edm. Lobedanz. br. *M.* 4.—. eleg. geb. *M.* 5.—

Bd. VIII. **Kosmische Lieder v. Jan Neruda.** A. d. Böhmischen v. G. Pawikowski. br. *M.* 1.20, eleg. geb. *M.* 2.20.

Bd. IX. **Rumän. Dichtungen.** Deutsch v. Carmen Sylva. (Kön. Elisabeth v. Rum.) br. *M.* 4.—. eleg. geb. *M.* 5.—

Bd. X. **Aus beiden Hemisphären.** Engl. Dichtungen d. XIX. Jahrh. übertr. v. Edmund Freiher von Beaulieu-Marconnay. br. *M.* 3.— eleg. geb. *M.* 4.—

Bd. XI. **Miranda v. A. Fogazzaro.** A. d. Italien. v. A. Meinhardt. br. *M.* 2.—, eleg. geb. 3 *M.*

☞ Jeder Band dieser vorzüglichen Uebersetzungen ist einzeln käuflich.

Verlag von **Wilh. Friedrich** in **Leipzig.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schicksale.

Neue Novellen

von

A. Godin.

15 Bogen. Elegant brochirt Preis *M.* 4.—

Verlag von **Schulze & Co.** in **Leipzig.**

Oscar Linke

Milesische Märchen.

Novellen und Geschichten aus Alt-Hellas.

20 Bogen. 8. In eleganter Ausstattung. Preis 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart.**

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Meine Gemäldesammlung

von

A. F. Graf v. Schack.

Kl. 8. (VIII. u.) 338 Seiten. *M.* 3.—. Gebunden *M.* 4.—

Einzig praktisches Geschenk für Kinder!

Zu beziehen von **Max Herrmann.**

Berlin, Lindenstrasse 20.

Sanitäre Kinderschreibpulte

(D. R. P. No. 10977) stellbar für jede Grösse von 6—16 Jahren, zur Vermeidung von Rückgratsverkrümmung und Kurzsichtigkeit von vielen Autoritäten empfohlen! Illustr. Prosp. franco.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Italienische Sprachlehre

für Schul-, Privat- und Selbstunterricht

von Dr. **H. Buchholtz.**

Gymnasial-Oberlehrer. Lehrer des Italienischen am Kgl. Joachimsthal'schen u. d. Gymnasium z. grauen Kloster i. Berlin.

gr. 8. IV u. 174 Seiten. Preis 2 *M.*

Eine äußerst empfehlenswerthe, den neuesten Standpunkt der Wissenschaft erschöpfende Grammatik, welche sich zum Gebrauch an Schulen, an denen „italienisch" gelehrt wird, besonders eignet, da auf die „Sprache des alten Italien" gebührend Rücksicht genommen wird.

Helwing'sche Verlagsbuchhandlung in Hannover.

Verlag der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in **Stuttgart.**

Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder

mit Abhandlungen und Anmerkungen

herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Erster Band: Liedersammlung in fünf Büchern.

gr. 8. Zweite unveränderte Auflage *M.* 10.—

Soeben erschien für **jeden** Musikfreund

Dr. Aug. Reissmann,

Handlexikon der Tonkunst.

gr. 8°. 640 Seiten.

geh. M. 9, fein geb. M. 10.

Auch in 18 Liefgn. zu je M. 0,50.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

P. Fitger, Verfasser des Frauenspiegels „Die Hexe", „Gedichte. Winternächte.

8. geh. *M.* 4.—, in Goldschn. geb. *M.* 5.—

Karoline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- u. Theatergeschichte von **Joh. Friedr. Frh. v. Reden-Esbeck.** gr. 8. 357 Seiten m. 7 Kunstbeilagen. 1881. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. Eleg. cart. 12 *M*

Besonders sorgfältige typogr. Ausstattung von W. Drugulin in Leipzig, Facsimile von Briefen der K. N., von alten Theaterzetteln u. s. w.

Ein junger Schriftsteller,

gewandter Feuilletonist, bisher Mitredacteur einer hervorragenden Berliner Zeitung, wünscht seine Stellung zu verändern und womöglich zu einem belletristischen Blatte überzugehen.

Offerten sub **B. H.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

Ein Journalist,

Katholik, junge strebsame Kraft, gegenwärtig Mitredacteur einer großen Berliner Tageszeitung, als Feuilletonist, Kunst- und Theaterkritiker 2c., so wie auf belletristischem Gebiete thätig, wünscht vom Januar ab in Berlin eine ähnliche Stellung anzunehmen. — Probearbeiten und beste Referenzen über persönliche Verhältnisse u. s. w. stehen zu Diensten.

Gefällige Offerten sub Chiffre „1881" erbeten an die Expedition der „Gegenwart" Berlin.

Verlag von **Carl Konegen, Wien,** Heinrichshof:

Reichel, Eugen, Zehn Jahre. Dichtungen. 8. broschirt. Preis 3 fl. = 6 *M* Eleg. geb. 4 fl. = 8 *M.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Skizzen und Kulturbilder aus Italien.

Von

Woldemar Kaden.

gr. 8. Elegant broschirt 8 *M.* 50 ₰.

Der bewährte Kenner von Land und Leuten Italiens, Woldemar Kaden, bietet mit dieser Novität ein Buch, das seines **reichen, culturgeschichtlichen** Inhalts wegen die **größte Aufmerksamkeit** verdient.

Zeitschrift

für

Orthographie, Orthoepie u. Sprachphysiologie.

Herausgeber:

Dr. W. Victor in Wiesbaden.

Mitarbeiter: Die bedeutendsten Fachmänner des In- und Auslandes.

II. Jahrgang beginnt October 1881.

Viertelj. *M.* 1.50. Probenummer gratis.

Zu beziehen durch den Buchhandel, die Post und den Verleger.

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Verlag von **Ed. Kummer** in **Leipzig.**

Klencke, Hauslexikon der Gesundheitslehre.

Siebente Auflage.

Preis geh. 14 *M.*, eleg. geb. 16 *M.* 50 ₰, ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. Infolge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theueren Werke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italien.

Eine Sommerfahrt nach dem Süden

von **Woldemar Kaden.**

Mit Illustrationen unserer ersten Künstler

und zwar: 64 großen Holzschnitten im Text, 20 Vollbildern mit Tondruck, 4 Aquarellen und einer Karte.

Die Aquarelle nach Originalzeichnungen von C. Berninger.

Lex. 8. Elegant gebunden 12 *M.*

Es gereicht der Verlagshandlung zu ganz besonderer Freude, auf den diesjährigen Weihnachtstisch ein Buch legen zu können, das unter dem Titel „Italien. Eine Sommerfahrt nach dem Süden", ausgestattet mit prächtigen Illustrationen unserer ersten deutschen Künstler, das Ziel, dieses schöne Sommerland würdig darzustellen, anstrebte und, soweit es in ihren Kräften stand, eine höchstmögliche Vollkommenheit und Schöne erreichte. Der Text floß aus bewährter Feder, Woldemar Kaden, der seit Jahren wohlbekannte treffliche Kenner und Darsteller italienischen Landes und Lebens, schrieb ihn, und jede Seite giebt Zeugniß, mit welcher Liebe zur Sache er seine Arbeit gethan. Diese beseelte auch uns: was Holzschnitte, Druck, Papier, die ganze Ausstattung anbetrifft, wurde von uns Alles aufgeboten, eine Kunstleistung zu schaffen. Die vier prachtvollen Aquarellen, zwanzig Tondruckbilder und nahe an siebenzig Textillustrationen bilden im Vereine mit dem durchaus gediegenen Text ein Werk, dem wir, auch was den Preis anbelangt, wir wagen es zu behaupten, nicht leicht ein zweites an die Seite zu stellen haben.

Der Wachtelkorb.

Eine Erzählung

von

Otto Glaubrecht (Rudolf Oeser).

Zweite Auflage.

Mit 50 Illustrationen von **Hugo Kauffmann** und 12 Initialen und Vignetten von **Franz Widnmann.**

Oktav. 15 Bogen. Vortreffliche Ausstattung in Illustration, Papier, Druck und Einband.

Preis 4 *M.*, in elegantem Kaliko-Einband 5 *M.*

Diese Erzählung ist die letzte größere Arbeit des berühmten Volksschriftstellers und durch ihre gemüthvolle Schlichtheit und ihren feinen Humor geeignet den Autor auch in anderen Kreisen als in denen beliebt zu machen, in welchen seine Schriften bis jetzt fast ausschließlich gelesen worden.

Die Erzählung, welche ebenso wie für das Volk auch für den Salon geeignet ist, hat durch die Illustration Kauffmanns eine ganz köstliche Beigabe erhalten.

Landschafts- und Städtebilder

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Preis elegant gebunden 7 *M.*

Inhalt: **I. Landschaftsbilder.** Skizzen vom Bodensee. — Eine terra incognita in deutschen Landen. — Kreßbronn. — Bodensee-Wasser. — Bodensee-Wein. — Kleinstaaterei zu Wasser. — Kleinstaaterei zu Land. — Weingarten. — Vergnüglichkeit und Seesturm. — Neue Alpenbücher. — Nachträge zu den Bodensee-Skizzen. (Eines süddeutschen Edelmanns Burg, Schloß und Landsitz. — Die Schüsseln.) — Der letzte Kurgast in Johannisbad. — **II. Städtebilder.** Buchhorn, eine unfindbare Reichsstadt. — Bremen und die Schaffermahlzeit im Haus Seefahrt. — Lübeck und seine Schiffergesellschaft. — Lindau in Vergangenheit und Gegenwart. — Ein Kölner Kind und Köln vor siebzig Jahren.

Deutsches Alpenbuch

von

Heinrich Noé.

Mit 194 Holzschnitten nach Originalzeichnungen

von

Th. Blätterbauer und **G. Sundblad.**

Erster Band (Oberbaiern, Algäu und Salzkammergut).

Gebunden 10 *M.* 50 *A.*

Zweiter Band (Tirol und Vorarlberg).

Eleg. geb. Preis 12 *M.*

Neue sehr schön ausgestattete Bilderbücher.

Reineke Fuchs.

Ein heiteres Kinderbuch

von

Julius Lohmeyer und **Edwin Bormann.**

Freie Nachdichtung des niederdeutschen Reinke de Vos.

Mit zwölf Bildern in Farbendruck

von

Fedor Flinzer.

Groß Quartformat. — Preis 6 *M*

Komische Thiere.

Ein lustiges Bilderbuch von Julius Lohmeyer und Fedor Flinzer.

Groß Quart mit 13 großen Bildern in Farbendruck.

Preis gebunden 6 *M.*

Der beliebte Jugenddichter und bewährte Leiter der „Deutschen Jugend", Julius Lohmeyer, hat in diesem Werkchen in Gemeinschaft mit dem genialen Thierzeichner Fedor Flinzer ein überaus erheiterndes Buch für die Kinderwelt geschaffen. Die 13 in ausgezeichnetem Farbendruck ausgeführten prächtigen Bilder illustriren den lustigen Text auf das Drolligste. Das Buch wird eine Quelle unversiegbarer Heiterkeit in unseren Kinderstuben werden. Dichter und Künstler haben hier wieder mit feinem pädagogischen Takt und getreu ihren Principien gezeigt, daß man den Kindern wahrhaft Komisches zu bieten vermag, ohne dabei je die Grenze des Anmuthigen zu verlassen oder in die Karikaturen und Verzerrungen der Struwelpetereien und Buschiaden zu verfallen. Eltern und Erziehern sei diese frische und werthvolle Gabe auf das Wärmste empfohlen.

Für Mädchen.

Töchter-Album.

Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend.

Herausgegeben von

Thekla von Gumpert.

Erschienen sind 27 Bände, von denen jeder ein abgeschlossenes Ganzes bildet und apart zu haben ist.

Der Band enthält 35 Bogen Text und 24 Bilder in Farbendruck.

Preis geb. 6 *M.* 75 *A.*, in Kaliko geb. 7 *M.* 50 *A.*, in roth Kaliko geb. 7 *M.* 75 *A.*

Für kleine Knaben und Mädchen.

Herzblättchens Zeitvertreib.

Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen

zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe.

Mit vielen bunten und schwarzen Illustrationen von **H. Bürkner, K. Fröhlich, Julius Scholtz** u. A.

Im Verein mit mehreren Kinderfreunden herausgegeben von

Thekla von Gumpert.

Erschienen sind 26 Bände. Jeder Band ist einzeln gebunden in englischer Leinwand für 6 *M.* oder auch kartonnirt für 5 *M* 25 *A* zu haben.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Hierzu Beilagen der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. in Stuttgart und der Verlagsbuchhdlg. Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer) in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 49. Berlin, den 3. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Das neue Innungsrecht. Von Georg Bobertag. — Die Meetings-Seuche in Paris. Von Wilhelm Singer. — **Literatur und Kunst:** Die Frage nach dem Zweck des Weltalls. Von Carl du Prel. — William Hogarth und seine Umgebung. Von Gottfried Kinkel. III. (Schluß.) — Neue Lyrik. Von Theophil Zolling. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Prinzessin von Bagdad. Schauspiel in drei Acten von Alexander Dumas fils. Deutsch von E. Bukowics. Besprochen von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Die dringlichen Aufgaben der Reichsgesetzgebung. Von v. Zedlitz-Neukirch. — Bibliographie. — Inserate.

Das neue Innungsrecht.

Es liegt mir sehr fern, einzustimmen in die Anklagen derjenigen, welche diese oder jene politische Partei, diese oder jene socialpolitische Richtung für den tiefen Mißstand, in welchem das Handwerk sich befindet, allein verantwortlich machen wollen. Es ist viel zu schwer, auch nur zu ahnen, welche Entwickelung unser Kleingewerbe genommen hätte, wenn auf die Neuordnung von 1869 nicht unmittelbar Krieg, Gründungen, Krach gekommen wären, und es ist heute wahrlich nicht Zeit, durch Anklagen zu spalten, sondern durch Versöhnung zu vereinen; aber das darf man heute doch endlich allgemein anerkannt wünschen, was schon um die Mitte der siebenziger Jahre den wirklich unbefangenen, vom politischen Parteitreiben unabhängigen Sachkennern klar wurde, daß die Lage des deutschen Handwerks, mochte nun Schuld daran sein, was da wolle, eine so trostlos unerquickliche geworden sei, daß helfend eingegriffen werden müsse.

Freilich, wo und wie hier einzugreifen sei, dies zu ermitteln war die Sache eingehendster, unbefangenster Erwägungen und Beobachtungen. Großartige, aus dem Aermel geschüttelte Gedanken, neue, kühn construirte Systeme sind hier wahrlich nicht am Platze, wie sie überhaupt nur zu oft das Verkehrteste und Unpraktischste, wenn nicht das Vermessenste und Gefährlichste sind, auf was die socialen Heilkünstler in solchen Calamitäten verfallen können. Wenn das socialistische Princip, die Rücksicht auf die Gesammtheit, vielleicht etwas zu sehr hintenan gesetzt wurde in der jüngsten Geschichte unserer wirthschaftlichen Gesetzgebung gegen das individualistische Princip, so hüte man sich jetzt, sofort in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und, statt das richtige Gleichgewicht dieser beiden gleichberechtigten Fundamentalprincipien unseres Gesellschaftslebens wieder herzustellen, den Socialismus als alleinherrschendes System zu etabliren. Diese Consequenz mag im akademischen Hörsaal imponiren, dieses „Entweder oder" mag dort als Sache der großen Geister und der ganzen Männer gepriesen werden, in der praktischen Wirthschaftspolitik muß man bescheiden an oft recht kleinliche Aufgaben herangehen.

Unendlich viel ist über das, was für das Handwerk zu geschehen habe, gesprochen und geschrieben worden, und es ist nicht gerade schwer zu ermitteln, in welchen Punkten die Ansicht, daß eine Aenderung der Gesetzgebung nothwendig sei, von vielen einsichtsvollen Männern verschiedener Parteistellung besonders häufig und besonders dringend ausgesprochen wurde. Unter diesen Punkten nimmt jedenfalls das Lehrlingswesen die erste Stelle ein. Gewiß war auch in dem Darniederliegen der Lehrzucht der Mangel an Pflichtgefühl bei den Einzelnen, zumal bei den Meistern, hauptsächlich Schuld, gewiß konnten Gesetzesbestimmungen nicht allein helfen, wenn nicht der einzelne Handwerker ein strengeres Pflichtbewußtsein wieder gewann; aber dem widersprach es nicht, daß man doch einzelne gesetzliche Maßnahmen für nothwendig hielt, ohne welche das ungesund darniederliegende Pflichtgefühl sich nicht wohl aufraffen konnte. Einzelne der darauf bezüglichen Forderungen sind bereits durch die Gewerbenovelle vom 19. Juli 1878 in anerkennenswerther Weise erfüllt worden, andere blieben bis heute unerfüllt.

Ganz besonders aber erschien es nothwendig zur Stärkung des Standes- und Pflichtgefühls, zur Anbahnung auch des Zusammenwirkens für materielle Zwecke, die segensreichen Wirkungen eines gesunden Vereinslebens den Handwerkern wieder in ausgedehnterer und zugleich intensiverer Weise zu vermitteln, als dies unter den dermaligen Verhältnissen der Fall war. Ich bin weit entfernt, die gute Wirkung des modernen Vereinslebens auf die Handwerker zu verkennen. Ein unparteiischer Beobachter wird jedoch nicht leugnen können, daß die so überaus zahlreichen modernen gewerblichen Vereine, die Handwerker- und Gewerbevereine namentlich, denn doch den größten Theil der Handwerker völlig unberührt ließen, daß diese Vereine, nachdem sie 1869 über die Innungen gesiegt hatten, außerordentlich vielfach in eine Stagnation hinein geriethen, in ein geschäftiges Nichtsthun, welches durch immer lauter aber wahrhaftig auch immer unwahrer werdendes Selbstlob nicht in eine praktische Wirksamkeit umgewandelt wurde. Ihr Nutzen für die breite Masse der Handwerker, namentlich für jene Mehrheit in den minder großen Städten und in den minder industriellen Bezirken, wurde immer geringer, und da die Innungen noch immer schmollend in ihrem Nichtsthun verharrten, entbehrten die Handwerker thatsächlich jedes Zusammenhalts, jedes eigenen Vereinslebens.

Das Rundschreiben des preußischen Handelsministers vom 4. Januar 1879 war der erste erfreuliche Schritt, den die Staatsregierung in dieser Richtung that.

Der durch den Minister in diesem Rundschreiben vorgezeichnete Weg war durchaus richtig und sachgemäß. Hätte man ihn mit mehr gutem Willen und mit vollerer Hingabe an die Sache weiter verfolgt, die Wiederbelebung der Innungen dürfte dann bereits auf einem gedeihlicheren Punkte angelangt sein als heute; jedenfalls würden dann die etwa als nöthig erkannten Aenderungen der Gesetzgebung sich dem praktischen Bedürfniß angepaßt haben oder anpassen und ihre Durchführung würde bei weitem nicht die Schwierigkeiten, Unklarheiten und Bedenken zu überwinden haben, wie sie leider zweifellos das gegenwärtige

Innungsgesetz zu überwinden haben wird. Man hätte dem Wunsche des Ministers gemäß mit mehr Energie auf dem Boden des bestehenden Rechts die praktische Thätigkeit der Innungen zur Entfaltung treiben sollen, statt ohne diesen Versuch zu machen, gleich nach weitgehenden Aenderungen der Gesetzgebung zu verlangen. Man gab leider nur zu zeitig die Parole des Innungszwanges aus, des directen oder des indirecten, und man verhinderte dadurch die Handwerker, mit gutem Willen an die Arbeit zu gehen, ehe nicht diese zweifelhafte Forderung erfüllt wäre.

Während in den vielen Berathungen und Erklärungen derjenigen Gewerbtreibenden, welche in der Gewerbefreiheit von 1869 den Grund für den Niedergang des Handwerks erblickten, die Forderung eine Hauptrolle spielte, daß der Nachweis der Befähigung zum selbstständigen Betriebe des Gewerbes wieder in ausgedehnterer Weise gesetzlich verlangt werden solle, während auch in den dem Handwerk ferner stehenden Kreisen der Gedanke, daß ein geprüfter Meister dem Kunden die bessere Arbeit, dem Lehrling die bessere Lehre in Aussicht stelle, dem Kampf gegen das bestehende Gewerberecht zahlreiche Anhänger warb, ist eigenthümlicher Weise weder in dem Antrage von Seydewitz und Genossen vom 5. März 1880, noch in der Resolution des Reichstags vom 5. Mai 1880 der Befähigungsnachweis, die Meisterprüfung, als obligatorisch in weiterem Umfange als bisher verlangt. Ich kann es nicht leugnen, daß gerade die Forderung einer Prüfung, wie sie z. B. die Baugewerksmeister vielfach verlangen, der ernstesten Erwägung werth erscheint und daß dieses Verlangen wohl auch in den Reichstagsberathungen über das neue Gesetz eine gründlichere Erörterung verdient hätte. Ich halte es für ganz unrichtig, weil man die Prüfung für den Schuhmacher als überflüssig erklärt, sie deshalb nun auch für das Baugewerk nicht einführen zu wollen, und ebenso sollten die Baugewerksmeister nicht ihr Verlangen dadurch zu fördern glauben, daß sie sich zu Herolden des Prüfungszwanges für alle noch so weit von dem ihrigen verschiedenen Handwerke machen.

Dieser Prüfungsfrage ist in dem neuen Gesetz eine wesentliche Rolle nicht eingeräumt, die Meisterprüfung hat in ihm lediglich unter den facultativen Aufgaben der Innungen einen Platz gefunden und dieser Umstand bezeichnet für mich einen überaus schwerwiegenden Unterschied des neuen Rechts von dem Recht von 1845/49. Damals kamen die Vorrechte eigentlich den geprüften Meistern zugute und den Innungsmitgliedern nur insofern sie eben geprüfte Meister waren, das neue Recht sollte dagegen die Innungsmeister bevorrechten und bevorrechtet sie auch in gewissem Grade in der That, ohne darnach zu fragen, ob und wie sie geprüft werden.

Freilich bestimmt die Innungsnovelle in § 100 Alinea 2: „Von der Ablegung einer Prüfung kann die Aufnahme nur abhängig gemacht werden, wenn Art und Umfang derselben durch das Statut geregelt sind; die Prüfung darf nur den Nachweis der Befähigung zur selbstständigen Ausführung der gewöhnlichen Arbeiten des Gewerbes bezwecken", aber welch unendlicher Spielraum ist da doch noch der freien statutarischen Festsetzung und dann vor Allem ihrer Anwendung in der Praxis gelassen, ohne daß eine Aufsichts- und Berufungsinstanz der Willkür darin gerade wirksame Schranken setzen könnte. Rechnet man nun noch dazu, daß nach dem neuen Recht es den Innungen zusteht, für den Eintritt den Nachweis zu verlangen, daß der Einwerbende so und so lange als Lehrling und als Geselle in dem Handwerk gearbeitet habe, ja daß sie diejenigen ausschließen können, welche nach Ansicht der Innungsversammlung die Annahme rechtfertigen, daß sie den an die Mitglieder der Innung zu stellenden Anforderungen in Beziehung auf ehrenhaften Lebenswandel und ordnungsmäßigen Gewerbebetrieb nicht genügen werden, so wird man zugeben müssen, daß das neue Innungsrecht im weitesten Maße den Innungen die Möglichkeit gibt, nicht genehme Elemente von sich fern zu halten.

Die wichtigsten Vorrechte, welche die Innungsmeister vor den Handwerksgenossen außerhalb der Innung nach dem Antrage von Seydewitz erhalten sollten, bestanden in der ausschließlichen Befugniß zur Lehrlingshaltung und in dem Aufsichtsrecht über das Gesellenwesen ohne Einschränkung auf den Kreis der Innung, zwei Rechte, welche weit über die Innungsprivilegien von 1845/49 hinausgingen. Die Resolution vom 5. Mai 1880 modificirt die verlangten Vorrechte dahin, daß durch die höhere Verwaltungsbehörde nach Anhörung der Gemeindebehörde Innungen die Aufsicht über das gesammte Lehrlings- und Gesellenwesen ihres Gewerbes übertragen, ja daß geeigneten Falls sogar bestimmt werden könne, daß, beziehungsweise mit welchen Einschränkungen, für diejenigen Gewerbe, für welche Innungen gemäß den Bestimmungen des Gesetzes bestehen, nur Mitglieder der Innung Lehrlinge zur Ausbildung annehmen dürften, Vorrechte, welche auch noch ganz wesentlich über die Befugnisse hinausgingen, welche nach § 45 der Verordnung vom 9. Februar 1849 den Innungen durch Ortsstatut beigelegt werden konnten.

Auch der Entwurf und das Gesetz selbst enthalten noch Vorrechte der Innungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der § 100e in seiner angenommenen Fassung lautet:

„Für den Bezirk einer Innung, deren Thätigkeit auf dem Gebiete des Lehrlingswesens sich bewährt hat, kann durch die höhere Verwaltungsbehörde nach Anhörung der Aufsichtsbehörde bestimmt werden:

1. daß Streitigkeiten aus den Lehrverhältnissen der im § 120a bezeichneten Art auf Anrufung eines der streitenden Theile von der zuständigen Innungsbehörde auch dann zu entscheiden sind, wenn der Arbeitgeber, obwohl er ein in der Innung vertretenes Gewerbe betreibt und selbst zur Aufnahme in die Innung fähig sein würde, gleichwohl der Innung nicht angehört.
2. daß und inwieweit die von der Innung erlassenen Vorschriften über die Regelung des Lehrlingsverhältnisses, sowie über die Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge, auch dann bindend sind, wenn deren Lehrherr zu den unter Nr. 1 bezeichneten Arbeitgebern gehört. Haben sich hiernach Lehrlinge solcher Gewerbtreibenden, welche der Innung nicht angehören, einer Prüfung zu unterziehen, so ist dieselbe von einer Commission vorzunehmen, deren Mitglieder zur Hälfte von der Innung, zur Hälfte von der Aufsichtsbehörde berufen werden."

Der Entwurf des Gesetzes enthielt noch den Punkt:

3. daß Arbeitgeber der unter Nr. 1 bezeichneten Art von einem bestimmten Zeitpunkte an Lehrlinge nicht mehr annehmen dürfen.

Dieser Punkt 3 ist durch den Reichstag gestrichen worden und somit ist der Einfluß, welchen die Innungen über den Kreis ihrer Genossen hinaus gewinnen können, sowohl gegen den Antrag von Seydewitz wie gegen die Resolution vom 5. Mai 1880 wesentlich beschränkt worden.

Aber bevorrechtet ist die Innung wie gesagt noch immer in einer Weise, welche anomal genannt werden muß im Verhältniß zu ihrer Macht, mißliebige Handwerkgenossen auszuschließen. Die Innungsbehörde kann Richter sein über Nichtinnungsmeister und sie kann das Recht bekommen, dem Nichtmitgliede in seine Lehrlingserziehung und damit, das muß man zugeben, in seinen Geschäftsbetrieb hineinzureden, schwerwiegende Vorrechte, welche eine ganz irrationelle Härte bedeuten gegen diejenigen Meister, welche von der gesetzlich ihnen garantirten Freiheit, außerhalb der Innung zu bleiben, Gebrauch machen. Ich kann hier nicht mehr eingehen auf die unendlich weitgehende Verschärfung dieser Härte, auf die vielen Unzuträglichkeiten überhaupt, welche aus der gerade durch diese unglücklichen Vorrechte und allein durch sie bedingte Abgrenzung der einzelnen Handwerksarten resultiren; diese Unzuträglichkeiten sind seit Jahrhunderten notorisch, und wer sie heute leugnet, von dem kann man annehmen, daß die Parteisache ihn blind machte gegen die Handwerks- und Innungssache.

Doch allzu gefährlich, so glaube ich, dürfte in der Praxis der stehen gebliebene Rest des § 100e nicht werden. Die Ein-

richtung solch anomaler Verhältnisse wird der Behörde auf alle Fälle so viel Bedenken und Schwierigkeiten verursachen, daß man nicht viel Lust verspüren wird, sie herbeizuführen. Aber die die übelste Wirkung des § 100e liegt in etwas Anderem. Er ist Handhabe für die unverantwortliche Agitation, welche sich bestrebt, das neue Gesetz den Handwerksmeistern zu verleiden, noch ehe es angewendet wird, und deshalb halte ich es für einen schwerwiegenden Fehler, daß die Regierung der zünftlerischen Strömung überhaupt so weit entgegenkommen zu müssen geglaubt hat, den § 100e in den Entwurf aufzunehmen. Das Rundschreiben des Ministers vom 4. Januar 1879 ist diesem Paragraphen so entgegengesetzt in seinem ganzen Inhalt, daß man fast glauben möchte, die Regierung sei nicht mit allzu freudigem Herzen gerade an die Ausarbeitung dieses Paragraphen herangegangen. Das arme Gesetz ist eben ein trauriger Beweis für den mangelhaften Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung, es krankt an den Einflüssen der übeln Parteiverhältnisse, an denen das Vaterland leidet. Niemandem zur Freude, eher Allen zu Leide ist es so zeitig in die Welt gekommen. Wenn Freiherr von Hertling schon am 16. März 1880 im Reichstage davor warnte, nicht entschieden Stellung zu nehmen gegen die Forderung von Zwangsinnungen, wenn er es bestimmt ausgesprochen haben wollte, daß der Innungszwang unter den modernen Verhältnissen nicht möglich sei, „damit nicht falsche Hoffnungen in den betheiligten Kreisen gehegt werden", der § 100e war ein Ausdruck der Unentschiedenheit gegenüber dem durch die Agitation erregten Verlangen nach ungerechtfertigten Privilegien in den Handwerkerkreisen und an ihn werden sich die falschen Hoffnungen festklammern zum Schaden der Innungen und zum Schaden des Handwerks.

Möchten die deutschen Handwerker einsehen, welch große Vortheile ihnen das neue Gesetz durch die volle Freiheit bei der Aufnahme ihrer Mitglieder gewährt. Möchten diese jetzt erst wirklich freien Innungen sich zu Vereinigungen der tüchtigsten Mitglieder des Standes entwickeln und endlich den ganzen Stand zur Tüchtigkeit erziehen. Der Boden dafür ist geschaffen. Das neue Innungsrecht hat die Hindernisse beseitigt; aber nur dann wird es damit gelingen, wenn der Handwerkerstand vergißt, daß ein Paragraph 100e im Gesetz steht.

Georg Bobertag.

Die Meetings-Seuche in Paris.

In einer deutschen Stadt, deren Namen nichts zur Sache thut, lebte einst ein Theaterdirector, welcher dem großen Napoleon, höchstseligen Angedenkens, das plötzliche Emporblühen seines sogenannten Kunstinstitutes verdankte. Unser Mann fand nämlich eines schönen Tages einen Schauspieler, dem sein kurzer, gedrungener, auf weitausgreifenden Beinen ruhender Leib viel Verdruß bereitete, weil er ihn unfähig machte, Liebhaber zu spielen, wofür der Mime eine ganz besondere Befähigung zu haben glaubte. Gerade aber besagter gedrungener Leib und noch mehr der massige Kopf mit dem unbeweglichen Gesicht, ferner die Adlernase und die scharf ausblickenden Geieraugen sollten den Ruhm des vom Weltschmerz ergriffenen Histrionen ausmachen. Und zwar so: Als der Theaterdirector ein Spektakelstück, betitelt „Napoleon" (keines von unseren deutschen Klassikern) aufführen wollte, da suchte er, ein zweiter Diogenes, einen Menschen — der dem großen Corsen ähnlich sah. In dem mißglückten Liebhaber fand er, was er brauchte. Bald konnte dieser gespreizt und gravitätisch mit dem unvermeidlichen Fernrohr in der Hand über die Scene schreiten. Das Publicum, vom verehrungswürdigsten Adel bis zum elendesten, in Hemdärmeln seine Zuschauarbeit verrichtenden Galeriebewohner hinauf war voll staunender Bewunderung, und der einstimmige Ausruf lief durchs Haus: „Nein! Der ganze Napoleon!" War das ein Zudrang! Der Schauspieler wurde mit jedem Tage populärer und der Director immer reicher, bis er mit seiner wohlgefüllten Kasse vom Schauplatz verschwand ... Darüber sind nun Jahre vergangen. Der Theaterdirector hatte das durch Napoleon I. gewonnene Geld an die Nachkommen der Makkabäer auf dem schlüpfrigen Parquet der Börse hergeben müssen und erschien bald von Neuem auf dem Schauplatz seiner einstigen Thaten. Er suchte vor Allem seinen damaligen Helden. Er schien noch kürzer, dicklicher und dem großen Empereur noch ähnlicher geworden zu sein. Geschwind wurde er engagirt und mußte wieder den Heldenanzug des großen Kaisers anziehen. Allein je mehr er sich spreizte, durchs Fernrohr blickte, mit gekreuzten Armen dastand, den Feldherrnblick spielen ließ, desto heiterer wurde das Publicum. Am nächsten Tage schon agirte er vor leeren Bänken. Man sprach geringschätzig über den Director, den Mimen, ja sogar vom großen Napoleon. Was man mit solchen Naivetäten heutzutage noch wolle, fragten die jüngsten Leute; mit so abgespielten Monarchenkomödien!

Wie diesen beiden Edlen, so ergeht es den Communisten, Anarchisten, Socialrevolutionären und Genossen im gegenwärtigen Frankreich. Auch sie hatten eine, just durch einen Napoleon verursachte Blüthezeit. Als es nämlich galt, gegen Napoleon den Dritten Revolution zu machen, wurden diese Herrn großgeschmeichelt. Ihr Elend, ihre Armuth, ihre geistige Mißgestalt gerade machten ihr politisches Glück. Die Revolution war vollzogen, der Monarch gefallen. Sie bemächtigten sich der Herrschaft und verbreiteten Schrecken und Tod. Die Ruinen niedergebrannter Paläste und die stummen Gräber gemordeter Geiseln sind Zeugen ihres Wirkens im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Aber die blutige Orgie, die Herrschaft der anarchistischen Presse fanden ihr Ende, und die traurigen Acteurs verschwanden vom Schauplatze. Darüber vergingen Jahre. Als sie wieder auftraten, kümmerte man sich nicht um sie. Da holten sie aus ihrem Arsenale die verrosteten Waffen hervor. Von Neuem begannen sie die marktschreierische Schreckensberedtsamkeit spielen zu lassen. Aber mit welch kläglichem Erfolge. Die früher vor ihnen gezittert, machten sich jetzt über sie lustig! Ach, die Wiedergekehrten vergaßen, daß nicht mehr sie die Herren von Paris sind, daß die Waffen und Kanonen nicht mehr im Besitze ihrer trefflichen Generale, sondern in den Händen der Generale der professionellen Armee sind. Ohnmächtiger Zorn wird verspottet. Während früher die schlechte Laune einer Communegröße zehn unschuldigen Bürgern das Leben kosten konnte, bedarf es heute der mörderischesten Anstrengungen, um einem ausgedienten Hasenfuß einiges Bangen einzuflößen. Da also die Herren nichts Anderes zu thun vermögen, schlagen sie einen Heidenlärm an und veranstalten Meetings. Alle Wochen mindestens drei. Einen Tag, um einen der Ihrigen „moralisch" zu stranguliren, den andern Tag, um die Minister als Verräther zu erklären, und den dritten Tag, um gegen Gambetta Mord zu predigen, namentlich jetzt, seitdem er selbst Minister geworden.

Schreiber dieses hat die Communardenversammlungen und Meetings bis zum Ueberdrusse mitgemacht, und vermag also schon als beeideter Schätzmeister und Sachverständiger in Bourgeoisvernichtungen zu fungiren. Er kann in Hinblick auf seine eigenen Wahrnehmungen sagen, das es fast immer dieselben „Capacitäten" sind, welche das große Wort in diesen tumultuösen Versammlungen führen, und daß ein aufmerksamer Beobachter stets dieselben Figuren in der beifallklatschenden, brüllenden, tobenden und wüthenden Menge bemerken kann. In dieser Masse trifft man Phlegmatiker, die gerne eine stark gepfefferte Rede hören, um eine kleine Emotion zu haben, Cyniker, welche muthwillig den Lärm vergrößern und sich die Haut voll lachen, wenn Alles recht durcheinander geht, und dann aber die eigentlichen Eiferer, welche mit unglaublicher Raschheit in Wuth versetzt werden können, so wie Froschschenkel unter dem galvanischem Strom zusammenzucken. Der äußerste Flügel der revolutionären Partei, die streitbaren Schreier, Conspiratoren und Blutherrscher, sind die Blanquisten, nämlich diejenigen, welche das Testament des alten Verschwörers Blanqui auszuführen bestrebt sind, ein Testament, das sich in den zwei Worten erschöpft: Ewige Conspiration und ewige Insurrection, gleichviel gegen wen. Ihrer sind vielleicht im Ganzen fünfhundert, aber wie ein Narr zehne macht, so lärmt

*

ein Blanquist für tausend Korybanten. Die Blanquisten sind auch schon untergetheilt in Communisten, die noch etwas wie einen Schatten von einer Regierung gelten lassen, und Social-revolutionär-Anarchisten, welche das ganze Staatswesen in ein Nichts auflösen wollen. Diejenigen Versammlungen, welchen Tony Revillon, diese neue Berühmtheit von Paris, vorsitzt, zählen dagegen nicht mehr zum pur-sang; denn Revillons Anhänger haben einen merklichen Ansatz zum Opportunismus und sind die sogenannten Intransigenten, deren hauptsächlichstes Programm darin besteht, zur Regierung zu kommen. Wie lange noch, und Tony Revillon — wie Veilchenduft muthet uns dieser Name an — wird als ein abjecter Opportunist dastehen, nicht werth, daß ihn der geheiligte Erdboden von Charonne, dieses Centrum der Welt, trage. Wenn man den Wahllisten glauben darf, zählt die vereinigte Partei 44,000, die Frauen ungerechnet, im gesammten Frankreich. Sie bedeutet nichts in Zeiten des Friedens, sie kann viel bedeuten, wenn Frankreich sich in einen Krieg stürzen wollte. Verstärkt wird sie durch die Reaction, die sich ihrer bedient, um der Republik einen Pfahl ins Fleisch zu jagen. Hört man sie reden, dann sind sie das ganze Volk von Frankreich, die eigentlichen honetten Menschen, während die Anderen gerade gut genug sind, vor einem Graben niederzuknien, um von einer communistischen Kugel niedergestreckt zu werden.

Weniger lächerlich als die anarchistischen Meetings sind die sogenannten radicalen und antiopportunistischen. Hier ist Tony Revillon der ewige Präsident. Ein herrlicher Mensch! Sein runder Kopf mit dem gutmüthigen Gesicht, dessen beredter Mund von einem grauen Schnurrbart überdeckt ist; seine großen, Milde und Zuvorkommenheit ausstrahlenden Augen; seine hochgediehene, von zwei ausflatternden grauen Haarbüscheln flankirte Stirne; seine elegante, Ordnung, Behaglichkeit und sogar etwas Koketterie verrathende Kleidung; sein breitkrämpiger großartiger Cylinder, ein Muster hutmacherischer Architektur, würden in ihm den Präsidenten eines geselligen Vereines, den Vorstand eines Sängerbundes, vielleicht einen Theaterdirector, Alles eher als den rothradicalen Führer der Intransigenten vermuthen lassen. In seinem Munde hat der Schrecken nichts Schreckliches, und ich glaube, er würde ein Todesurtheil mit solcher Eleganz und Rundung verkünden, daß der Verurtheilte sich verpflichtet fühlen müßte, ihm in den verbindlichsten Worten den tiefgefühlten Dank auszudrücken, worauf allerdings ein Chor feierlich: „Es muß geschieden sein" anstimmen müßte. Hat Tony Revillon seine Einleitungsrede beendet, dann setzt er sich gewöhnlich in träumerischer Stellung vor die Präsidentenglocke hin und das Schicksal nimmt seinen Lauf. Regelmäßig wird vor Allem ein Citoyen hinausgeworfen, ein beliebtes Gesellschaftsspiel, wie in den gewissen Vereinen, wo die Mitglieder als Bauern verkleidet erscheinen und wo der bäuerliche Geist sich darin offenbart, daß irgend Einer, natürlich im Spaß, ernsthaft durchgeprügelt und an die Luft gesetzt wird. Recept für alle Redner in diesen Versammlungen: Gambetta und seine Minister sind Räuber (Bravo), Diebe (Stürmischer Beifall), Leuteschinder (Enthusiastischer Applaus), Verräther (Anhaltender Beifallssturm), Elende (Nicht enden wollender Beifall) und müssen in Anklagezustand versetzt werden (Dreifache Salve, Hüteschwenken, stürmische Acclamation). Was außerhalb dieses Receptes liegt zieht nicht. Ich habe z. B. kürzlich den ehemaligen Ministerresidenten und Bonapartisten Baron Billing in einem radicalen Meeting sprechen gehört. Baron und Bonapartist! Das wäre eigentlich ein Rechtstitel für den patentirten Haß der Intransigenten. Allein man wußte, daß Baron Billing gegen die Regierung einige Anklagen vorbringen wolle, und so fuhr man denn mit einem Schwamm über seine Conduitenliste, und wie ein Phönix stieg er aus der Asche, als „Citoyen-Baron" verjüngt empor! ... Sein glattes Wesen, der dunkelschwarz gefärbte Bart, der Orden im Knopfloch gaben ihm wahrhaftig kein radikales Aussehen, und seine rasche, farb- und tonlose Sprechweise war nichts weniger als geeignet, die Leidenschaften zu entflammen. So geschah ihm denn auch, daß die Citoyens gähnten, ihre Stirnen runzelten und sogar „Assez!" riefen, aber nur so lange er mit sogenannten Thatsachen dienen wollte. Erst als er die Regierung Elende und Schuldige nannte, da erdröhnte das Haus vom tobenden Beifall; der Redner erbleichte über die Wirkung, die er hervorgebracht, und ein Zug befriedigter Rache erschien dann auf seinem Gesichte. Also darum nur immerfort Räuber und Mörder! Drei Stunden lang! — Hierauf kommt die Resolution, die meist mit allen gegen drei Stimmen angenommen wird, und dann ist das schöne Spiel zu Ende. Diese Art Meetings befriedigen nicht. Es ist Einem zu Muthe, wie wenn man sich mit Naschwerk den Appetit verdorben und nichts Rechtes gegessen hätte. Wer ein Freund ist einer substanzielleren Speise, möge uns nun in ein anarchistisches Meeting folgen.

Ort der Handlung: ein Tanzsaal, durch dessen schmutzige Scheiben mühsam das Licht dringt. Der Plafond von Rauch geschwärzt, an den Wänden schmutzige Landschaften mit trostlosen Aussichten. Auf dem Podium steht ein von rothen Fahnen umgebener Tisch, die Guillotine für die regierenden Bourgeois. Also Alles einfach und bescheiden. Zuerst wird bei einem geheimen Eingang gegen besondere, natürlich blutrothe Einlaßkarten, das Comité eingeführt. Comité! Das ist blos eine Schäkerei. In der That ist es die Meetingspolizei. Das heißt, eine sehr stattliche Anzahl von verläßlichen Citoyens, welche die ersten Bänke und von den Versammlungsstrategen geschickt ausgemittelte Plätze besetzen, um von da aus ihre Mitbürger gut überwachen und das Signal zum Applaus geben zu können. Dann erst, wie die Menge, wenn eine solche da ist, werden die ahnungslosen Helfer der organisirten Würgengelgesellschaft eingelassen: junge Burschen mit langen Hälsen, die einen Scharfrichter in Versuchung führen könnten, alte Arbeiter, schwatzhaft, boshaft, mit irren Augen und krampfhaften Geberden; kleine Genies mit langen Haaren, schmutzigen Hemdkragen und zersprungenen Augengläsern, und endlich eine Summe von nichtssagenden Leuten, die mit offenem Munde zuhören und mechanisch mitklatschen und mitschreien, sobald ihr Nachbar zu klatschen und zu schreien anfängt. Die wiederkehrenden Communisten spielen hier die Aristokratie. Je nach ihrer Berühmtheit werden sie mehr oder minder angestaunt. Sie commandiren und leiten sozusagen den Lebensorganismus des Meetings. So wie in der Kirche der Klingelbeutel umgeht, so hat auch da jeder Eintretende seinen bescheidenen Betrag entrichtet. Der Dienst der schrankenlosen Freiheit kostet Geld. Nicht viel, aber doch etwas. Außerdem kommen die indirecten Steuern, nämlich die Ausgaben für die ausgebotenen Broschüren. Echte Bassermann'sche Gestalten rufen im höchsten Rednertone: „Gambetta an den Schandpfahl!" — „Der scheußliche Massacreur Gallifet!" — „Die schmählichen Schandthaten des unverschämten Polizeicommissärs!" — „Der Volkslöwe und der opportunistische Drache Gambetta!" — „Der edle Königsmörder Brzezowski." — Wenn aber die angesagte Stunde kommt, dann ruft Alles: „Le bureau!" Und wenn nicht sofort angefangen wird, dann geht es im Takt: „Le—bu—reau! — Le—bu—reau!" Dieser so liebenswürdigen Einladung dürfen die Arrangeure nicht widerstehen. Sowie sich einer am Rednertische zeigt, erhebt sich ein tobendes Gebrülle, womit die Namhaftmachung des Präsidenten vollzogen wird. Gewöhnlich wird der schreckliche Communegeneral Eudes gewählt, ein ehemaliger Offizier, der unter der Commune sofort zum Corpsführer ohne Corps ernannt worden ist. Im Gegensatze zu Tony Revillons milder Sprechart, hat sich General Eudes eine zweckmäßig-unheilvolle Redeweise angewöhnt. Wenn er nichts Anderes sagt, als: „Die Sitzung ist eröffnet", so rollt sein Auge in wildem Wahnsinn und durch die Stimme geht ein verhängnißvoll, tragischer, Unglück verkündigender, heulender Ton! Deshalb wird ihm immer Beifall gezollt, wie es einem Helden gebührt. Man kann mit fast mathematischer Sicherheit annehmen, daß als erster Redner Citoyen Poulet (Hühnchen) fungirt. Obwohl er mit Ausdrücken arbeitet, die einem Dragoner das Blut erstarren machen könnten, so bildet seine Rede doch nur die kleine Vorspeise, den Appetitreizer. Denn Citoyen Poulet vermag nicht hinzureißen. Es geht ihm nicht recht vom Schnabel weg und oft muß er sich umwenden, um von einem Papiere

abzulesen, was er hat sagen wollen. Als zweiter pflegt gewöhnlich ein kurioser Herr, der sehr gelehrte Doctor Castelnau ins Treffen zu gehen. Ein ältlicher Mann in reducirtem Anzug. Die Natur hat mit seinem Gesicht ein grausam Spiel getrieben. Dasselbe ist ganz verschoben, die Nase fehlt beinahe, nur einen großen, vorstehenden, breiten Mund hat sie ihm gelassen; und diesen benutzt er zu Reden von gerade zweistündiger Dauer. Castelnau, obwohl Mediciner, bildet gewöhnlich den General-Staatsanwalt, der nie ohne das „Dossier" ausgeht. Aber welches Actenbündel, welche Beweise! Auf Papierbogen aufgeklebte Zeitungsschnitzel aus allen möglichen Journalen. Das ist das Dossier! Da ihm doch von vornherein Alles geglaubt wird, wenn es nur gegen die verhaßte Regierung geht, wozu diese Acten? Einer der heitersten Menschen ist der Königsmörder par excellence, Citoyen Michel, der in dem republikanischen Tyrannenmörder Pierron ein würdiges Seitenstück hat. Citoyen Michel bekennt sich mit leichter Grazie und dem gewinnendsten Lächeln zu seinem monarchenfeindlichen Berufe. Nie haben wir vom Tode in einer so gentlemanliken Weise sprechen hören. Viel gefährlicher als all diese ist ein junger, schwarzbärtiger Mann, dessen durch eine Brille gemilderten, glänzenden Augen einen lebhaften Geist verrathen; dessen weiche, einschmeichelnde Stimme zum Zuhören einladet, und dessen Dialektik voll witziger oder wenn man will paradoxaler Antithesen unwillkürlich Aufmerksamkeit erregt. Dies ist Herr Gauthier, das Haupt der anarchischesten Anarchisten, welcher gegen die Arbeit als solche hetzt, und die Welt in ihre Atome auflösen möchte. Im bürgerlichen Leben ist er Corrector bei dem Journal „La France", Besitzer einer jährlichen Rente von 4000 Francs, welche er an seine ärmeren Brüder noch nicht vertheilt hat, und schreibt einen Roman in Gemeinschaft mit — Louise Michel!

Wir haben diesen allen Communisten heiligen Namen genannt. Schön war sie nie und das war ihr Verderben! Weiß Gott, wie aus der Schullehrerin, die einst fromme und gottergebene Gedichte gedichtet, die blutigste unter allen Louisen geworden ist. Man denke sich das Gesicht eines Klostergeistlichen von der giftgelben, mageren Sorte: breiter Mund, lange Nase, niedrige Stirn, einen schmalen, von kurzen dunklen Haaren bedeckten Kopf. Keine Spur weiblicher Milde malt sich in diesen herben, steifen Zügen. Dem Munde entströmt eine schneidigrauhe Stimme, wie sie französische Chansonnettensängerinnen hören lassen, wenn sie ihre keckſten Lieder vortragen. Sie trägt ein schwarzes Kleid, dessen Aermel die langen Arme bis an die Handgelenke bedecken. Auf dem Kopfe etwas, wie ein Hut oder eine Sturmhaube, vervollständigt das äußere Bild von Louise Michel. Mag auch ein zischender Laut die Reinheit ihrer Aussprache beeinträchtigen, so muß man doch anerkennen, daß die große Bürgerin mit erheblicher Gewandtheit spricht und zwar in einer aufreizend-eintönigen Art, mit dem Ausdruck des ungerechten Leidens und zur Empörung auffordernden Denunciation. Die Worte kommen wie aneinander gekettet hervor, aber sie greifen erbarmungslos dem Hörer ins Herz. Und was sie spricht ist Schrecken und was sie schreit ist Blut. Sie berauscht sich an den gräulichen Bildern, an der blutigen Schlächterei, an der idealen Commune, welche eine ausschweifende Phantasie ihr vor die Seele gaukelt. So wie sie erbarmungslos andern den Gnadenstoß geben möchte, so schont sie auch die Eigenen nicht — in ihrem Gemüthe feiert der Mord Orgien. Erschießt man uns, desto besser! Jeder Todte wird zehn Lebendige zum Aufruhr bringen! Das ist die Quintessenz ihrer Argumentation. Niemand übt solche Macht auf die Masse, wie sie. Ihre Rede ist der Gipfelpunkt jedes Meetings. Je mehr sie mit ihren Mordgedanken losfährt, desto glänzender werden die Augen ihrer Hörer, desto wahnsinniger deren Lachen, desto wuthheiserer der Racheschrei! Und wenn sie geendet, dann ertönt es tausendstimmig: „Vive la Commune!" und „Vive Louise Michel!" auch dann noch, wenn Andere das Glück der Rednerbühne nach ihr versuchen. Freilich, die eigentlichen Führer lachen ihrer, benutzen sie aber als Schürmittel. Denn was sie in dieser Hinsicht vermag, ist ihr Geheimniß. Die Weiblichkeit ist's sicherlich nicht. Niemand kann sich rühmen, ihr Herz in Liebe entzündet zu haben. Mit Antigone wird sie klagen können:

— — — „Hymenäen
Empfing ich nicht, kein bräutliches Lied
Feierte mich mit Fest-
Klängen; Acheron führt als Braut mich heim."

Auffällig ist nur, daß bei diesen Meetings gar nicht gegen die Aristokratie gewüthet wird, sondern nur gegen die Söhne des „Volkes", die es durch Arbeit so weit gebracht haben, täglich ein Bad nehmen zu können; so wie der Marquis de Rochefort-Lucay mit seinen giftigen Angriffen niemals die Bewohner des Faubourg St. Germain, sondern stets die dem Volk entsprungenen Machthaber verfolgt. Was den verehrten Marquis betrifft, so huldigt er überhaupt gern aristokratischen Passionen und mischt sich nur wenn es durchaus sein muß unter den Pöbel. Die Meetings besucht er nicht. Er nennt sie freilich am nächsten Tage in seinem Blatte: „eine der „bedeutsamsten Manifestationen des französischen Volkes". Das ist aber auch Alles. Sonst ist ihm ein Wettrennen lieber, als alle Dauerreden des gelehrten Doctor Castelnau, des Königsmörders Michel und die Redekämpfe des General Eudes ... Der Marquis ist eben ein Mann von Geschmack.

Paris. Wilhelm Singer.

Literatur und Kunst.

Die Frage nach dem Zweck des Weltalls

kann in verschiedenem Sinne gestellt werden: metaphysisch, philosophisch und naturwissenschaftlich. Metaphysisch verstand sie jener indische König, welcher beständig wissen wollte: warum ist überhaupt etwas, und nicht Nichts? Aber diese Frage läßt sich nicht beantworten, mag sie nun bedeuten: aus welcher ersten Ursache entstand die Welt? oder: zu welchem Endzwecke läuft der Naturproceß ab? In erster Hinsicht ist nämlich zu sagen, daß die Frage, warum etwas ist, das Causalitätsgesetz, nur von Veränderungen an Dingen gilt, aber nicht von den Dingen selbst; denn in aller Welt sehen wir zwar die Dinge in beständiger Veränderung, aber nirgend sehen wir, daß etwas aus nichts entstünde. Weil aber jede Veränderung ein Ding, woran sie geschieht, schon voraussetzt und jede eine Ursache erfordert, ist es unlogisch, irgend eine Veränderung als die zeitlich erste, also ursachlose, annehmen zu wollen. Wer also auf dem Wege des Warum? immer weiter zurückgehend zu einem Ruhepunkte der Forschung zu gelangen hofft, gleicht jenem Manne bei Horaz:

Rusticus expectat, dum defluat amnis, at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Ebenso verbirgt sich uns der Endzweck der Welt, den religiöse und metaphysische Systeme beständig suchen. So lange wir aber diesen nicht kennen, läßt sich nicht einmal darüber urtheilen, ob der Naturproceß das richtige Mittel zur Erreichung dieses Endzweckes ist; und wäre es selbst ausgemacht, daß der gerade Weg zum Endziele mit der Entwicklungsrichtung des Naturprocesses sich deckt, so müßten wir doch von diesem ein viel längeres Stück kennen, um hieraus den Endzweck zu errathen. Wenn Jemand von Berlin abreist, so läßt sich auf der ersten Eisenbahnstation sein Ziel noch nicht erkennen, und erst etwa auf dem Brenner läßt sich vermuthen, daß er vielleicht nach Rom strebe.

Räumlich genommen überblicken wir allerdings einen unermeßlichen Theil des Kosmos, sind aber an ein Sandkorn desselben gebunden. Wir kennen sehr wenig aus seiner Vergangenheit, die Zukunft ist uns verhüllt. Zudem ist das ganze Weltbild Produkt unserer sinnlichen Organisation; so viele Wahrnehmungsweisen aber möglich sind, so viele Welten sind möglich, von deren Beschaffenheit wir nichts wissen. Selbst das Wesen der uns

wahrnehmbaren Dinge ist uns unverständlich. Kraft und Atom, die letzten Worte der Naturwissenschaft, geben uns darüber keine Aufschlüsse. Das größte Räthsel ist der Mensch sich selbst. Die letzten Probleme sind für unseren Geist unauflösbar; ja die tiefsten Probleme kommen uns gar nicht zum Bewußtsein, so daß, wenn wir die Wahrheit über den Zweck des Naturprocesses selbst vernähmen, wir sie nicht verstehen könnten.

Einfacher freilich gestaltet sich die Sache, wenn wir mit den Materialisten sagen, die ganze Welt sei ein zweckloses Spiel von Kräften; aber über diese Behauptung, die dem Stumpfsinne eines Feuerländers Ehre machen würde, ist wohl jede weitere Bemerkung überflüssig.

Verlassen wir das Gebiet der Metaphysik — instabilis terra, innabilis unda — und beschränken uns auf die näher bekannten irdischen Verhältnisse, so hat die Philosophie die Frage nach der Zweckmäßigkeit in der Natur längst in die Hand genommen. Diese Zweckmäßigkeit könnte für unser Verständniß günstigsten Falls nur hervorschimmern aus den *höchsten* Erscheinungsprodukten des irdischen Processes, weil dieselben auf die Quelle, der dieser Proceß entstammt, das relativ hellste Licht werfen, und weil sie die zeitlich letzten und dem Endziele relativ nächsten sind, also auch dieses deutlicher verkünden könnten. Diese höchsten Erscheinungen nun finden wir in der biologischen Entwicklung, im Leben und Bewußtsein, in der Vernunft und Moral. Dagegen wissen wir wiederum nicht, ob selbst in diesen höchsten Erscheinungen der Erde ein beträchtlicher Beitrag zum Endzweck der Welt geleistet ist, oder ob der irdische Proceß sich auf Nebenwegen verliert, oder vielleicht gar im Sande verlaufen wird. Das Einzige, was wir wirklich erkennen, ist, daß ein sehr deutlicher rother Faden den irdischen Proceß durchzieht, daß die biologische Entwicklung eine Höherentwicklung, eine beständige Steigerung der Lebensformen und des Bewußtseins ist. So kurz auch das Stück des rothen Fadens ist, das wir übersehen, so läuft es doch in einer sehr bestimmten Richtung. Läge nun das Endziel gerade in dieser verlängerten Richtung, so könnten wir den irdischen Proceß zweckmäßig nennen. Davon läßt sich aber wieder nichts sagen, und so beweist die bestimmte Richtung des rothen Fadens nur so viel, daß im Naturprocesse *Zielstrebigkeit* liegt. Der irdische Proceß ist also ohne Zweifel teleologisch. Die Materialisten leugnen das und machen hiegegen geltend, daß ja der Naturproceß nach mechanischen Gesetzen verläuft, welche theilweise bereits ergründet seien. Aber wenn ein Mensch auf der Straße geht vermöge eines ganz mechanischen Spieles seiner Muskeln und Gelenke, so ist doch damit noch nicht bewiesen, daß er ziellos geht. Mechanismus und Teleologie schließen sich nicht aus; die Naturgesetze könnten ja eben das Mittel sein, vermöge dessen der Proceß teleologisch verläuft. Wenn die Materialisten ihre bedenkliche Logik in die Praxis übertragen würden, so dürften sie nicht einmal ihre Taschenuhren ziehen; denn der Gang derselben ist ohne Zweifel ganz mechanisch, und wenn das die Teleologie ausschlösse, könnte uns das Instrument einen Orientirungsdienst über die Zeit gar nicht leisten. Die Frage, aus welcher Ursache etwas geschieht, und die weitere, zu welchem Zwecke es geschieht, sind eben ganz verschiedenartige Fragen; darum beweist der Nachweis einer mechanischen Ursache noch gar nichts weder für noch gegen die Teleologie.

Der biologische Proceß könnte in zweierlei Weise zweckmäßig sein, entweder schon als solcher, oder vermöge seiner bloßen Richtung und Annäherung an ein Endziel. Im letzteren Falle wäre sein Zweck erreicht bei der Ankunft am Ziele, im ersteren würde er sich auf der ganzen Linie erfüllen. Betrachten wir z. B. jenes Stück des Processes, den wir Geschichte nennen, so ließe sich entweder sagen, daß der Zweck am Ende der Bahn in der höchsterreichbaren Culturstufe liege, oder daß die Betheiligung an dem ganzen Processe allen Mitarbeitern im metaphysischen Sinne zugut käme, die aber alsdann einen metaphysischen Wesenskern haben müßten, der die leibliche Existenz überdauert. Im ersteren Falle läge also der Accent auf dem Produkt der Geschichte, im letzteren auf den Producenten. Endlich könnte es auch sein, daß beide Zwecke gleichzeitig sich erfüllten, und daß, etwa durch spectralanalytische Verbindung der Gestirne, für das Produkt der Geschichte sich einst ein kosmischer Erbe der Menschheit einstellen würde.

Um bei solchen Möglichkeiten nicht zu verweilen, so ist vorläufig nur Eines sicher: daß, wenn wir ein größeres Stück des biologischen Processes überblicken, zwar noch nicht die Zweckmäßigkeit, wohl aber die Zielstrebigkeit desselben außer Frage steht.

Die Zweckmäßigkeit der Natur gestattet endlich noch eine dritte Auffassung, die im naturwissenschaftlichen Sinne, wobei die Naturprodukte nicht in ihrer Reihenfolge, sondern vereinzelt in Betracht kommen. Ohne Zweifel sind Pflanzen und Thiere höchst zweckmäßig für ihre Lebensverhältnisse eingerichtet; aber der Zweck, der sich darin verräth, ist ein höchst beschränkter: die Erhaltung des Daseins. Es ist klar, daß sich aus einer solchen Betrachtung der Naturdinge ein Gesammtzweck des irdischen Processes nicht ableiten läßt, sondern die Natur nur in die Verwirklichung ungezählter atomistischer Einzelzwecke zerfallen würde. Es war demnach Ueberschwänglichkeit, wenn die frühere Teleologie aus *dieser* Betrachtung der Naturdinge — wozu dieselbe gar nicht ausreichend ist — nicht nur die im Kosmos waltende Vernunft — man erinnere sich etwa der Insectotheologien und Ichthyotheologien der Bridgewaterperiode —, sondern sogar die optimistische Weltanschauung, die bestmögliche Welt ableiten wollte. Bei dieser Art, aus einer Einzelerscheinung zu viel beweisen zu wollen, würde man schließlich zu der Folgerung kommen, daß die Nasen der Brillen wegen da seien.

Die blos naturwissenschaftliche Zweckmäßigkeit verrathen also alle Organismen durch die Vollkommenheit ihrer Anpassung an die Existenzverhältnisse, worin sich ihre Existenzfähigkeit als Zweck verräth. Der Darwinismus ändert daran nichts; denn allerdings beruht diese Anpassungsvollkommenheit auf den natürlichen Entwicklungsgesetzen und wird durch indirecte Auslese erzielt, d. h. also: die Existenzverhältnisse selbst sind es, *durch* welche die Anpassung besorgt wird. Weil aber eine natürliche Ursache zugleich teleologisch sein kann, läßt sich auch sagen, daß die Anpassung *für* die Existenzverhältnisse berechnet sei, wie ja auch Artefacte zugleich durch und für den Menschen erzeugt werden. Aber die Zweckmäßigkeit, die sich daraus ergibt, ist lediglich naturwissenschaftlich und auf die Existenzfähigkeit der Einzelwesen gerichtet. Kapital für eine optimistische Weltanschauung läßt sich daraus nicht schlagen; denn so wenig, als ein Arsenal von noch so vorzüglichen Waffen die Gerechtigkeit des damit geführten Krieges beweist, so wenig beweisen die noch so zweckmäßigen Waffen, die im Kampfe ums Dasein geführt werden, irgend etwas dafür, daß dieser Kampf eine weise Einrichtung der Natur sei. Wenn zudem die Anpassung der Organismen durch die Existenzverhältnisse selbst besorgt wird, so *muß* in der Natur die Alternative immer gegeben sein, daß entweder zweckmäßige Organismen sich finden, oder gar keine, während die dritte Möglichkeit unzweckmäßiger Organismen ausgeschlossen ist; wenn also Jemand aus der Anpassung eine höhere Art von Zweckmäßigkeit beweisen wollte, als die naturwissenschaftliche, so könnte er sich als auf einen gleichwerthigen Fall von Naturvernunft, der ebenfalls optimistisch auslegbar wäre, ebenso gut auf das Fehlen von Organismen an unbewohnbaren Orten berufen, welches ja durch dieselben, nur energischer wirkenden Vertilgungsfactoren erzielt wird, wie die Anpassung. Damit wäre aber am besten bewiesen, daß aus der Betrachtung biologischer Erscheinungen eben nur die naturwissenschaftliche, für die Existenzfähigkeit der Organismen ausreichende Zweckmäßigkeit bewiesen werden kann, aber noch keine philosophische Teleologie des Naturganzen. Diese kann sich erst ergeben aus einer Reihe biologischer Erscheinungen, wenn sich in derselben eine continuirliche Steigerung kundgeben sollte.

Eine solche aufsteigende Reihe von Anpassungsfällen, oder Reihe von Fällen gesteigerter Anpassung, liegt nun unbedingt in der biologischen Entwicklung vor, wie auch in ihrer Fortsetzung, in der Culturgeschichte, worin die beständig gesteigerte Ausnützung der Naturkräfte so sehr auf Anpassung hinauskommt,

daß uns die Hülfsmittel der Technik neue Organe ersetzen, während der Fortschritt in den theoretischen Wissenschaften Anpassung unserer Vorstellungen an die Wirklichkeit bedeutet. Daß gleichwohl diese ganze Erscheinungsreihe nur die Zielstrebigkeit der Natur beweist, nicht ihre Zweckmäßigkeit, das zeigt sich am besten, wenn wir das Sonnensystem vom Standpunkte seiner Bewohnbarkeit betrachten. Dabei finden sich mancherlei Anhaltspunkte zur Kritik von Seite des Pessimisten. Denn wenn die aufsteigende biologische Reihe Zielstrebigkeit verräth, wenn es also der Natur um Steigerung des Lebens und Bewußtseins zu thun ist, wie höchst unzweckmäßig erscheint es alsdann, daß von der Ueberzahl von Gestirnen nur einige von den Planeten als bewohnbar angesehen werden können, und daß noch dazu auf diesen wenigen ein kolossales Mißverständniß besteht zwischen den astronomischen und biologischen Zeitlängen!

Zielstrebigkeit und Zweckmäßigkeit sind demnach nicht identische Begriffe; sie können zwar, müssen aber nicht zusammenfallen. Daß sie nun, wenn auch nicht begrifflich, so doch in unserem Kosmos real zusammenfallen, ist gleichwohl sehr wahrscheinlich. Denn bei dem erwähnten Mißverhältnisse zwischen den astronomischen und biologischen Zeitlängen eines Sternes war eben die Voraussetzung gemacht, daß alle kosmischen Wesen um das Grundverhältniß irdischer Organismen herumschwanken, daß es also nur sogenannte Eiweißgeschöpfe gibt. Diese Voraussetzung aber ist wohl nur eine Phantasielosigkeit der Materialisten, die wir uns nicht aufdrängen zu lassen brauchen, und wonach auch die Folgerung hinwegfiele, daß nur wenige Planeten und nur für eine kurze Zeitspanne bewohnbar seien.

Nach den Untersuchungen der namhaftesten Mathematiker und Philosophen ist es nämlich sehr wahrscheinlich, daß die dreifache Ausdehnung des Raumes nur an der Beschaffenheit unseres Erkenntnißorgans liegt, also blos subjectiv ist; wenn es aber eine vierte Dimension des Raumes gibt, dann haben wir kein Recht, aus dieser das Phänomen des Lebens und Bewußtseins auszuschließen, mögen wir ihnen welche Formen immer geben. Wenn wir ferner in Wahrheit Monisten sein, d. h. Geist und Natur aus Einem Quellpunkte herleiten wollen, so werden wir den schon irdisch genommen erstaunlichen Reichthum der Natur auch darin suchen, daß alle technischen Produkte unseres Geistes, die uns den Dienst von Organen leisten, auf anderen Gestirnen in der That organisch verwerthet sind, so daß die irdische Trennungslinie zwischen Natur- und Geistesproceß kosmisch genommen flüssig wäre. Ich habe dieses anderwärts ausführlich zu zeigen versucht. (Vgl. die „Planetenbewohner". Leipzig 1880.)

Endlich gibt es aber noch eine dritte Quelle, aus der wir unsere Vorstellungen über die im großen Kosmos möglichen Bewußtseinsformen schöpfen können: die abnormen Functionen des Menschengeistes im somnambulen Schlaf, Hellsehen, im zweiten Gesicht, in der Extase und allen verwandten Zuständen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei allen diesen abnormen Functionen in allerdings sehr undeutlicher Weise solche Geistesfähigkeiten durchschimmern, die wir anderen kosmischen Wesen als normalen Besitz zusprechen dürfen.

Wenn wir derartige Gedanken mit ihren Consequenzen ausdenken wollen, dann verlieren wir uns allerdings in metaphysisches Dunkel; aber jedenfalls gewinnen wir dabei hinlängliche Anhaltspunkte, die uns zur Vorsicht mahnen, über das Problem des Weltzweckes nicht nur solche Dinge auszusagen, deren scheinbare Richtigkeit sich blos aus der Beschränktheit unseres Gesichtskreises ergibt.

Wollen wir dagegen auf ganz klarem Gebiete bleiben, dann dürfen wir die Zweckmäßigkeit auch in Ansehung des ganzen Kosmos nur naturwissenschaftlich betrachten, d. h. so weit als sie die Existenzfähigkeit garantirt. Alsdann müssen wir aber den biologischen Standpunkt und unsere Speculationen über die kosmischen Wesen ganz verlassen und auf den astronomischen Standpunkt uns begeben. Nur als mechanisches Kunstwerk darf dann die Welt beurtheilt werden. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Kosmos, die wir als Mechaniker stellen, lautet nun ganz klar: Liegt in den mechanischen Gesetzen, welche die Bewegungen der Gestirne regeln, die Bedingung einer harmonischen Gestaltung des Kosmos, und garantiren dieselben die Existenzfähigkeit, d. h. die Erhaltung der zahllosen Systeme? Dieses klare Problem läßt sich mit Hülfe des mathematischen Calcüls auch in der exactesten Weise behandeln.

Die Astronomie hat dieses Problem längst gelöst. Den ersten Theil der Frage hat sie bejaht und nachgewiesen, daß die siderischen Systeme von erstaunlicher Harmonie und Zweckmäßigkeit sind. Sie hat aber den zweiten Theil der Frage verneint und gezeigt, daß eine ewige Dauer der Systeme nicht anzunehmen ist. Wenn einst die Tangentialbewegung unserer Planeten, welche der Aetherwiderstand hemmt, ganz aufgezehrt sein wird, dann werden sie in die Sonne stürzen.

Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, heruntersinken. (Lenau.)

In der Region der Fixsterne herrschen die gleichen Gesetze, wie im Sonnensystem. Daraus ergibt sich, daß alle derzeitigen kosmischen Nebel mit der Zeit in Sternhaufen verwandelt sein werden; es ergibt sich aber auch, daß die derzeitigen Sternhaufen mit ihrem Anziehungscentrum sich vereinigen müssen. Das Wort des sterbenden Buddha: Alles ist dauerlos! gilt auch im Kosmos.

Es wäre jedoch verfehlt, wenn wir uns darum schon dem Pessimismus ergeben würden. Noch weiß es die Menschheit nicht, was der Mensch ist, und welche metaphysische Bedeutung sein Dasein hat; wir haben also kein Recht, unser Urtheil über die Natur anthropocentrisch zu gestalten und die irdischen Geschicke zum Maßstab des Metaphysischen zu nehmen. Hier, wie überall, endet eben unser Denken in Widersprüchen, und wenn auch dieselben nicht in der Natur liegen, sondern nur subjectiv sein können, so sind wir derzeit doch unfähig, sie aufzulösen: Einerseits nämlich gehört die Erde einem System an, dessen bewundernswerthe mechanische Zweckmäßigkeit ganz zu ergründen die Arbeit von Jahrtausenden noch nicht hingereicht hat. Andrerseits haben wir doch den Untergang dieses Systems vor Augen, und wenn wir zusehen, was denn das Centralgestirn dieses mechanischen Kunstwerks für Scenen bescheint, sind wir auf das erschütternde Bild des irdischen Kampfes ums Dasein verwiesen. So offenbart uns die Natur zwei Seiten, die sich zu widersprechen scheinen, und beide verlangen ihre Berücksichtigung in unserem Urtheil über das Wesen der Dinge. Die einseitige Betrachtung der einen Seite hat uns zum Optimismus und Theismus, die der anderen zum Pessimismus und Atheismus geführt. Die erstere Partei hält den Atheismus für unvereinbar mit der unbestrittenen Großartigkeit und Zweckmäßigkeit der Natur, die andere Partei vermag den Theismus mit dem irdischen Elend nicht in Einklang zu bringen. Bei unserer vollständigen metaphysischen Unwissenheit müssen wir uns also vorläufig an das Gegebene halten. Dann werden wir allerdings dem irdischen Pessimismus nicht entrinnen; aber wir werden ihm nicht die Bedeutung eines abschließenden Urtheils über die Natur ertheilen, weil dieser irdische Kampf ums Dasein, mag er auch leidensvoll sein, doch die Bedingung einer beständigen Organisationssteigerung und damit Bewußtseinssteigerung ist. Wir werden den irdischen Pessimismus nicht kosmisch erweitern, etwa weil die siderischen Systeme bei aller Großartigkeit den Keim des Untergangs in sich tragen; denn aus ihrem Verfalle müssen immer wieder neue Gestaltungen der Materie hervorgehen. Nach physikalischen Gesetzen müssen Sternhaufen, wenn sie zerfallen, wieder in kosmische Nebel zurückverwandelt werden. Die Natur, wie Kant sagt, ist ein Phönix, der sich nur darum verbrennt, um aus seiner Asche wieder verjüngt aufzuleben.

Wenn wir also bei dem anscheinenden Widerspruch dieser beiden Seiten der Natur, deren Gegensatz eine frühere Menschheit zum Dualismus von Ormuzd und Ahriman personificirt hat, nicht stehen bleiben wollen, so müssen wir uns nach einem Weltprincip umsehen, das beide Seiten der Dinge widerspruchslos umfaßt. An einem solchen fehlt es uns aber. Daher sehen wir vorläufig den Kampf zwischen Wissenschaft und Religion —

näher bezeichnet: zwischen Naturwissenschaft und Theismus — noch immer in erbitterter Weise geführt. Wenn Klarheit des Denkens ebenso häufig wäre, als sie selten ist, dann würde man allerdings einsehen, daß dieser Streit gar sehr durch Mißverständnisse genährt wird. Der Naturforscher behauptet, daß innerhalb der Erscheinungswelt Alles nach natürlichen Gesetzen geschieht; die empirische Existenz dieser Gesetze nachzuweisen ist seine alleinige Aufgabe. Das Wesen dieser Gesetze metaphysisch zu erklären ist nun eine ganz und gar andere Aufgabe, und die letztere ist es, die der Theismus in seiner Weise löst. Es liegt also gar kein Streitobject vor. Der Theist kann dem Naturforscher zugeben, daß alle Veränderungen gesetzmäßig geschehen — nur etwa die Willensfreiheit wird er sich reserviren — und der Naturforscher kann als solcher den Theisten nicht widerlegen, wenn dieser eben in diesen Naturgesetzen die Vollzieher eines göttlichen Willens erkennt. Wenn der Naturforscher sagt, daß der Weltproceß mechanisch abläuft, so kann der Philosoph dem beifügen: dieser Mechanismus ist zugleich teleologisch; und der Theist kann beifügen: dieser Mechanismus ist zugleich physikotheologisch. Dagegen läßt sich logisch nichts einwenden. Unrecht aber hat der Gläubige, und erweist sogar dem Theismus einen sehr schlechten Dienst, wenn er diesen am unrechten Orte, nämlich innerhalb des naturwissenschaftlichen Gebietes begründen will; denn alsdann ist ein Streitobject allerdings gegeben, und dieser Streit kann nur zu Ungunsten des Theisten ausfallen. Bleibt dagegen der Theist auf seinem Gebiete, so ist er gegen alle Angriffe des Naturforschers gesichert, wenngleich der Philosoph gegen ihn Bedenken verschiedener Art erheben wird, die sich gegen seinen Dualismus und Anthropomorphismus richten werden.

Andrerseits ist die Naturwissenschaft im Unrecht, wenn sie in ihrem Kampfe gegen den Glauben den veralteten Theismus, der das Wunder zwischen die Gesetze schiebt, mit dem wissenschaftlichen Theismus verwechselt, der das Causalitätsgesetz gelten läßt und dem sogar zahlreiche sehr verdiente Naturforscher anhängen. Es liegt nur ein scheinbarer Widerspruch darin, daß gerade die Astronomen dem Theismus zugeneigt sind, obwohl doch die Astronomie die exacteste der Wissenschaften ist, und dem wissenschaftlichen Ideale, alle Erscheinungen auf feste Gesetze zurückzuführen, näher steht, als alle anderen Wissenszweige. In diesem Obwohl liegt nämlich eben das Weil. Denn wenn dieses Ideal in der Astronomie ganz erreicht sein wird, dann erst recht wird sich dem Bewußtsein der Menschheit der Gedanke aufdrängen, daß die Naturgesetze ein letzter Erklärungsgrund der Welt nicht sind, sondern daß sie selbst wiederum ein Problem metaphysischer Art bilden. Dieses Problem wird von der Rechten gelöst durch den Theismus, während am linken Flügel etwa Auguste Comte steht mit seinem extremen Worte, daß der Himmel nicht, wie es im 19. Psalme heißt, die Ehre Gottes erzähle, sondern den Ruhm eines Hipparch, Kepler, Newton. (Phil. pos. II. 25.) Wenn das heißen soll, daß nach Auffindung der Bewegungsgesetze die Forschung zu Ende sei, so ist dies ein sehr oberflächlicher Ausspruch. Es hat wohl niemals einen tief angelegten Geist gegeben, dem der Anblick des Himmels nicht die Wahrheit vor Augen gerückt hätte: es gibt eine Metaphysik. Diese Wahrheit wird erst recht offenbar sein, wenn einst alle Erscheinungen des Himmels ihren mathematischen Ausdruck gefunden haben werden, und wenn wir dann auch die Geheimnisse der Milchstraße kennen, werden wir uns bei dem Gravitationsgesetze noch weniger beruhigen können, als heute. So ist es sehr erklärlich, daß die Astronomen lieber dem Theismus sich zuneigen, als daß sie dem Materialismus zugestehen, die Naturgesetze bedürften keiner weiteren Erklärung.

Der Materialismus versteht also den Theismus gar nicht, wenn er meint, ihr Unterschied liege in den Erklärungsgründen; der Unterschied betrifft schon die Erklärungsobjecte, indem die Naturforschung die Erscheinungen der Natur, der Theismus die Gesetze der Erscheinungen zum Gegenstande hat. Gesetz und Wunder schließen sich gegenseitig aus; Gesetz und Gesetzgeber widersprechen sich logisch wenigstens nicht, und die Frage ist nur, ob nicht eine solche dualistische Vorstellung nur ein menschlicher Ausdruck für ein unbekanntes Verhältniß ist. Diese Frage gehört aber nicht mehr der Naturwissenschaft an, sondern der Philosophie.

Wer einsieht, daß das Naturgesetz unser letztes Wort nicht sein darf, daß aber auch der Theismus ungeheuere Schwierigkeiten birgt, der wird über beiden Parteien stehend sich bescheiden dahin äußern, daß es dem menschlichen Geiste verwehrt ist, den Kern des Welträthsels zu erfassen. Unsere Vorstellungen von der Weltsubstanz haben sich im geschichtlichen Processe beständig verändert, werden es auch im weiteren Verlaufe thun, und nur die zunächstliegende Entwicklungsstufe dieser Vorstellung kann jeweilig eingesehen werden. In dieser Hinsicht läßt sich aber heute nur sagen, daß die Naturwissenschaft unfähig ist, das Welträthsel zu lösen, daß aber das Causalitätsgesetz unfehlbar in unsere Weltanschauung aufgenommen werden wird. Wir haben also Causalität und Zweckmäßigkeit zu verbinden, und zwar, weil die ganze moderne Wissenschaft dem Monismus zustrebt, monistisch zu verbinden. So scheint also die zu erwartende Weltformel zunächst der Pantheismus zu sein, — ein Begriff, der sehr verschwommen ist und bei dem sich gegenwärtig noch zu vielerlei denken läßt, als daß seine Aufnahme wahrscheinlich wäre, so lange er seine deutliche Definition noch nicht gefunden hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Philosophie in ihren Speculationen über das Weltprincip nur zu unsicheren Resultaten gelangt. Dieses Princip kann nur erschlossen werden aus der Erscheinungswelt, von der wir so wenig kennen, und noch dazu nur insofern aus ihr, als sich darin ein Zweck verräth. Nun hat sich aber im ersteren Theil der Untersuchung gezeigt, daß wir über einen Zweck in der Natur nur wenig Sicheres aussagen können, es muß sich also die magere Ausbeute jener Untersuchung unvermeidlich auch wiederspiegeln in der Forschung nach dem Weltprincip, das uns so verhüllt bleibt. In Hinsicht des Zweckes hat sich ergeben, daß ein solcher im naturwissenschaftlichen Sinne gegeben ist in den astronomischen Anordnungen der Materie, welche die Erhaltung des mechanischen Kosmos bezwecken, in den biologischen Erscheinungen aber nur als einzelnen, insofern die organische Anpassung die Existenzfähigkeit der Organismen erzielt. Der metaphysische Endzweck des Kosmos ist uns unergründlich; aber wir können auf seine Existenz daraus schließen, daß sich aus der aufsteigenden Reihe des Lebens mehr verräth, als die blos naturwissenschaftliche Zweckmäßigkeit. Es ist der Natur um das Leben zu thun, und zwar — das beweist die Steigerung — um die höchsten Erscheinungen des Lebens. Die höchsten Erscheinungsthatsachen, aus dieser aufsteigenden Reihe herauswachsend, sind nun Vernunft und Moral. Diese ihre Abkunft ist vielleicht wichtiger, als ihr Inhalt. Sie entstammen gerade demjenigen Gebiete, in welchem allein sich ein metaphysischer Zweck der Natur mit Sicherheit verräth; also müssen Vernunft und Moral dem metaphysischen Kern der Natur entspringen. Wenn also theoretisch genommen die Ausbeute der ersteren Untersuchung sehr mager ausfiel, so zeigt sich nun doch, daß sie praktisch genommen ungeheuer wichtig ist. Wir wissen nun, daß wir den metaphysischen Zweck unseres Daseins und der Natur nur dann fördern, wenn Vernunft und Moral die Leitsterne unseres Lebens sind. Daraus folgt, daß jede wahre Metaphysik auch Ethik sein muß, und die Bedeutung des Christenthums als moralischer Weltanschauung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, daß sie aber ihre Ergänzung insofern verlangt, als auch dem Streben nach Vernunfterkenntniß ein metaphysischer Werth zugesprochen werden muß. Wenn also unsere Zeit die unsicheren Ergebnisse der Philosophie betont, so sollte sie an den wenigen sicheren um so fester halten. Das Recht zur Klage steht vielleicht keiner Generation weniger an, als der jetzigen, welche in Materialismus versunken, das christliche Moralprincip verloren hat, der Vernunfterkenntniß aber nur die irdische Bedeutung zuerkennt: Wissen ist Macht! So haben wir zwar vergessen, aber nichts gelernt, und klagen über das Wenige, was gelernt werden kann, noch bevor wir uns angeeignet haben, was zu lernen ist. Carl du Prel.

William Hogarth und seine Umgebung.

Von Gottfried Kinkel.

III.

(Schluß.)

Hogarths Charakter war wie sein Selbstporträt. Er ist in die geistreiche Gesellschaft eingedrungen, Fielding, Goldsmith, Johnson, Garrick waren seine Freunde, aber für die höchsten Gesellschaftskreise blieb er zu ungeschliffen. Erst Sir Joshua Reynolds gewann seiner Kunst eine gesellschaftliche Stellung, besonders als Porträtmaler; von Hogarth hat, glaube ich, nur einmal eine Dame der Aristokratie sich malen lassen. Er war und blieb ein echter John Bull, voll von Vorurtheilen gegen Frankreich, Katholiken und italienischen Idealismus in der Kunst. Er konnte über Rembrandt und dessen Bewunderer spotten, weil ihm selber die Modellirung des Niederländers durch Schatten, Licht und Halbtöne abging, während er sich nur an Rembrandts oft häßliche Modelle stieß. Seine Sitten blieben eckig und dabei ungenirt. Seine Frau hat gelegentlich den Freunden erzählt, daß er manchmal komische Gesichter, die ihm auf der Straße auffielen, rasch auf den Daumennagel skizzirt habe, um die Züge nicht zu vergessen. Ja er schonte in seiner Laune selbst die besten Bekannten nicht. In der Carricatur „France" ist der feiste Mönch, der lächelnd das Roastbeef begrüßt, das Porträt seines Reisegefährten, des Malers Pine. Dieser bat Hogarth, den Kopf zu ändern, aber Hogarth blieb grausam, und an dem Aermsten ist der Spitzname Friar Pine bis an sein seliges Ende haften geblieben. In Geschäften war Hogarth ein scharfer Rechner, seine Kupferstecher haben sich gelegentlich über ihn beklagt, weil sie bei den Contracten nicht bestehen konnten. Aber sonst galt er für rechtlich in allen Geschäften, und in allen großen Lebensfragen ist er grob aber treu gewesen. Mit diesen Eigenschaften hat er ein bedeutendes Vermögen erworben; außer einem Haus in London besaß er eine Villa in der hübschen Ländlichkeit von Chiswick, und auf diesem seinem Eigenthume hat er seine letzte Ruhestatt gefunden.

Die letzten Jahre seines Lebens sind ihm durch eigne Schuld verbittert worden. Er hatte 1757, noch unter Georg II., den Titel als Hofmaler erhalten, und als nun unter dem Nachfolger, Georg III., die heftigen Kämpfe gegen das Parlament losbrachen, da glaubte er sich zur Hofpartei halten zu müssen, und gab eine Reihe satirischer Blätter gegen die Verfassungskämpfer heraus, die ihm auch schon damals keine Ehre brachten. Die Satire steht ja nie zu ihrem Vortheil auf Seiten der Machthaber; in die Wunden einer verfolgten Partei ist der Pritschenhieb des Hanswurstes immer eine empörende Gemeinheit. Dazu kam nun aber der Ehrgeiz, als erster Maler des Landes, zu welchem Anspruch der neue Titel ihn berechtigte, auch in großem Stil zu componiren und sich als Historienmaler zu zeigen. Ein Komiker auf der Bühne ist stets in Gefahr zu scheitern, wenn er vor seinem gewohnten Publicum an eine tragische Rolle sich wagt, und schon dies stand hierbei Hogarth entgegen; aber es fehlte ihm auch wirklich die Fähigkeit, auf einen hohen Stil einzugehen. Im Wetteifer mit einem italienischen Bilde von Furini, welches damals in London sehr bewundert wurde, malte er nach Boccaccio die Ghismonda, welche das blutige Herz ihres Geliebten in der Urne vor sich auf dem Tische stehen hat. Das Bild ist wahrlich nicht schlecht, die Gestalt schön, die Tracht einfach und geschmackvoll, aber in jenen Tagen erregte es nur Spott, und die gemeinen Witze, welche auf die Figur gemacht wurden, müssen Hogarth um so mehr verdrossen haben, wenn er, was ich übrigens nicht glaube, für die Ghismonda seine eigne hübsche Frau zum Modell genommen hatte.

Die politischen Kämpfe, bei denen er nothwendig den Kürzeren zog, und diese verfehlten Versuche, mit der italienischen Malerei zu wetteifern, haben Hogarths letzte Lebensjahre verbittert. Er starb 1764 an der Brustwassersucht und wurde auf seinem Landgute zu Chiswick bestattet, wo die von seinem Freunde Garrick verfaßte Grabschrift noch heute zu lesen ist.

Ueber Hogarth als Maler ein gültiges Urtheil abzugeben ist nicht leicht, denn Bilder von ihm gibt es nur in England, und man hat in den öffentlichen Sammlungen von London zum Studium zwar einige der großen Folgen, aber die Bilder, wo ein einziges Gemälde den ganzen Gegenstand erschöpft, sind weit in Privatbesitz zerstreut. Daher hatten schon im Jahre 1814 die Verehrer des Meisters eine Ausstellung seiner Werke aus Privatbesitz veranstaltet, welche August Wilhelm von Schlegel damals in London sah und sehr herb verurtheilte. Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, auf der großen Londoner Weltausstellung von 1862, wo man die ganze englische Malerschule studiren konnte, auch Hogarth in fast allen seinen erhaltenen Oelgemälden kennen zu lernen. Gewiß war er kein Colorist im modernen Sinne, es kam ihm auf Zeichnung und scharfen Charakter an, und die Farbe, auch wenn er das Oelmalen in einer ordentlichen Schule gelernt hätte, durfte ihm nie zur Hauptsache werden. Ein Meister, der vor Allem Bestimmtheit des Umrisses sucht, wird im Halbdunkel nicht glänzen können. Auch sind seine Farben, um Waagens Urtheil über die Mariage zu wiederholen, „im Ganzen unscheinbar, mehr wie ein Guasch- als wie ein Oelbild, aber das Fleisch ist oft von kräftiger Färbung, die sehr gebrochenen Farben mit viel feinem Sinn für eine harmonische Wirkung zusammengestellt". Besonders in den Porträts finde ich die Carnation sehr treu und individuell, der Auftrag ist solid, und alle Farben haben sich gut erhalten.

Die oben erwähnte Grabschrift Garricks drückt nicht blos die Ansicht der Zeitgenossen aus, sondern man wird sie auch heute noch für ein richtiges Urtheil über den Künstler halten dürfen.

Fare well, great painter of mankind,
Who reached the noblest point of art:
Whose pictured morals charm the mind
And through the eye correct the heart.
If genius fire thee, reader, stay;
If nature touch thee, drop a tear;
If neither, move thee turn away,
For Hogarth's honoured dust lies here.

Fahr wohl, der Menschen schuf, ein großer Meister!
Das höchste Ziel der Kunst hast du erreicht:
Die Sittenlehr' in Bildern reizt die Geister,
Und durch das Auge wird das Herz erweicht.
Wandrer, wenn dich der Geist bezaubert, weile!
Rührt dich Natur, spend' auf dies Grab die Zähre!
Doch fühlst du nichts, so wende dich in Eile,
Denn Hogarths theurer Staub ruht hier in Ehre.

So weit werden wir freilich nicht mehr mit dem begeisterten Freunde gehen wollen, daß wir die Moral als den edelsten Zweck der Kunst ansehen. Das aber ist richtig: Hogarth ist der Abdruck der moralischen Tendenz seiner ganzen Zeit. Er kämpft gegen die kalte und doch fanatische Orthodoxie, die keine erhebende Wirkung mehr auf die Gemeinde üben konnte. Den Prediger Sacheverell, einem Eiferer der orthodoxen Kirche gegen die Sekten, hängt er als Porträt in einem schlechten Hause auf; in der „sleeping congregation" verspottet er die Langeweile der abgelesenen Predigten, und den Pfarrer schont er nicht, der im heiligen Amt bei der Bestattung einer leichten Person doch die Versuchung durch eine andere leichte Person nicht überwindet. Aber als echter Engländer blieb er doch durchaus Kirchenmann, und ebensowohl als den rechtgläubigen Formalismus hat er den Aberglauben, die Leichtgläubigkeit und die forcirte Religiosität in der Darstellung des Gottesdienstes einer Methodistengemeinde blosgestellt. Unter den Tugenden seines fleißigen Lehrlings ist eine der hauptsächlichsten, daß er, wie die Unterschrift des Blattes sagt, „seine Pflicht als Christ erfüllt", indem er die Kirche besucht und mit der hübschen Tochter seines Principals andächtig aus demselben Liederbuch singt. Der Athem

der beiden frischen und gesunden jungen Leute vermischt sich dabei, und man wird diese Art, seine Christenpflicht zu erfüllen, ohne Zweifel recht angenehm finden. Wenn Hogarth das französische Wesen verachtete, so war er darin in jenen Tagen sehr berechtigt, denn seit der Restauration war aus Frankreich die fashionable Liederlichkeit vergiftend in die höheren Stände eingedrungen. In diesem Kampfe fand Hogarth an Garrick einen Mitkämpfer. „In England", so schrieb damals Helfrich Peter Sturz, der Freund Klopstocks, in seinen Briefen aus London, „hatte man auch auf der Bühne die thätigen Briten in flache gallische Schwätzer verwandelt, und Garrick verdiente den Dank seiner Zeit, daß er durch die Wiederbelebung Shakespeares die elende Gattung verdrängte." Hogarths Ingrimm gegen alle Modethorheiten und gegen das Laster in all seinen Masken war höchst ehrenwerth. Man kann es mit Recht tadeln, daß er auf dies Lehrhafte, auf das Predigen durch die Kunst zu viel Werth gelegt hat; man kann es lächerlich finden, daß er oft, wo die Mittel der darstellenden Kunst nicht ausreichten, eine satirische oder moralische Inschrift beigesetzt hat, um noch einen Witz oder eine Lehre hinzuzufügen. Aber was unvergleichlich bei ihm bleibt, ist die Kraft des Ausdrucks und der Individualisirung in den einzelnen Figuren. Der Ausdruck beschränkt sich bei ihm nicht auf die Gesichtszüge: Stellung, Gestalt, zufällige Körperfehler, Kleidung, Perücke, Alles wirkt dazu mit. Hierin unterstützte ihn freilich die starke Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen in England. „Die Franzosen," so schrieb Garrick in einem Brief vom Jahre 1769 an Sturz, „sind durch ihre Politur so einförmig geworden, daß man die ganze Nation kennt, wenn man ein halbes Dutzend Männer und Weiber gesehen hat; in England dagegen ist jeder Mensch ein Wesen für sich, jeder erfordert ein besonderes Studium, wenn man ihn durchforschen will. Es ist eine Folge dieser Mannichfaltigkeit, daß unsere Lustspiele weniger eintönig und unsere Charaktere stärker und dramatischer sind." Hogarth hat diese englische Art einzig verstanden.

Ich glaube, daß zu Hogarths sittlicher Beurtheilung zwei Seiten seines Wesens wohl ins Auge zu fassen sind.

Zuerst hat er das Laster, wie ein rechter Mann, gründlich gehaßt. Die „Anatomie moralischer Verwesung", die A. W. von Schlegel ihm einmal vorwirft, ist kein lüsternes Wühlen in der Unsitte, kein juvenalisches Darstellen der Sünde als des pikantesten Phänomens der Psychologie. Das Laster zeigt er auf wie es ist, als ein häßliches und gemeines Ding, als das Verderben ganzer Geschlechter. Seine Verbrecher sind keine romanhaften ritterlichen Fra Diavolos, und aus der Dirne hat er nie die Heldin einer sentimentalen Tragödie gemacht. Ein menschliches Mitgefühl mit dem Opfer der eignen Sünde fehlt ihm durchaus nicht; seine Sarah Young begleitet den Niedergang ihres ruinirten Geliebten mit ihrer Theilnahme, ihrer Hülfe und ihren Thränen, und als die unglückliche Frau aus der Mariage ihre Schande mit Gift ausgebrannt hat, kommt ungeheißen die Amme und bringt das Töchterchen, damit es die Mutter noch einmal küsse, ehe sie kalt wird und dem Kind Schauder einflößt. Aber die Sünde selbst schminkt und parfümirt er niemals; da ist er unbestechlich.

Daneben aber, und das macht mir Hogarth so groß, wird ihm die Menschheit nicht durchweg zur Carrikatur. Als Satiriker hat er das Häßliche nicht entbehren können, hat es also auch nicht vermeiden wollen. Die moralische Schönheit hat er oft verletzt, aber die schönen physischen Elemente, welche die glückliche englische Nation in allen Ständen zieren, hat er sogar mit Vorliebe behandelt: Kraft bei den Männern, und bei den Frauen Fülle der Form und gefällige Züge des Antlitzes. Es ist doch sehr charakteristisch für ihn, daß er als Gegenfolge zur Mariage à la mode später eine glückliche Heirath malen wollte. Man erzählt, daß seine englischen Freunde ihn davon abbrachten, weil der Kopf der Braut, den er zu malen angefangen, wohl für ein Mädchen des Volkes, aber nicht für eine Tochter der höhern Stände gepaßt habe. Für diesen Kopf haben wir aber das Zeugniß unseres Sturz, eines achtungswerthen Kunstfreundes, der das angefangene erste Bild aus der glücklichen Ehe in Garricks Besitz auf dessen Landgut sah. „Hogarth," schreibt er, „zeigt sich hier auch als ein Maler der Schönheit, denn es ist das sanfteste, liebevollste Gesicht." Dies Urtheil unseres Landsmannes wird Jeder bestätigen, der Hogarth nicht blos durchblättert, sondern studirt. Wie schön ist die entsetzte Frau in der Mariage, als sie im Nachtkleid kniend die Vergebung des Gatten erfleht, dem ihr Leichtsinn den Tod gegeben hat! Wie lieblich ist das Köpfchen der Bürgerstochter, wo sie mit dem Lehrling ihres Vaters aus dem Liederbuch singt! Wie viel Anmuth der Bewegung sogar noch in der schon tief gesunkenen Mary Hackabout, als sie im Arbeitshaus so kläglich mit dem schweren Hammer Werg klopfen muß! Ja selbst die liederlichen Roués der höchsten Stände — so schön sind sie durch Geburt und Race, daß wir begreifen, wie gefährlich sie den Mädchen der untern Stände als Verführer erscheinen!

Es ist diese Seite der körperlichen Schönheit, wodurch Hogarth bis auf unsere Zeit erhebend auf die illustrirten englischen Witzblätter einwirkt. Gewiß greift Punch auch in die unteren Stände seines Volkes und der Nachbarvölker, der Schotten und Irländer, hinunter, und da zeichnet er ja keine Ideale. Aber Mr. Punch ist trotz seines Höckers ein Gentleman und kennt die höhern Kreise der englischen Gesellschaft, wo man die schönsten Menschen der europäischen Racen antrifft. Wie reizend zeichnet er das Kind, das naive Kind bis zum enfant terrible, die superkluge Miss in her teens, die blühende Hausfrau, die noch lebensfrohe Mutter und Matrone! Auch der Seemann von guter Familie, der junge Adlige von echt normännischem Blut, der wohlwollende angelsächsische Landedelmann — welche Typen von Kraft und männlicher Schönheit! Es ist, als sähe der Zeichner eine Ehre darin, daß er seine Nation immer adle und vor anderen Nationen auszeichne.

Und wir?

Darf der Deutsche es sich leugnen, daß seine Witzblätter ihn vor den Völkern Europas blosstellen? Vom Text rede ich nicht, der ist durchweg bei uns schneidiger als der alte etwas lebensmüde Punch. Aber die Zeichnungen! Ist ein Witzblatt unserer Weltstellung entsprechend, wenn es in jeder Nummer einem leitenden Staatsmann sein Compliment macht, aber daneben in jeder Nummer unserm Volk ins Gesicht haut? Stolze Nationen umgeben uns als Nachbarn — daß vor ihnen wir uns selbst prostituiren, treibt mir oft die Schamröthe ins Gesicht. Denn wer diese Witzblätter ansieht, muß der nicht uns für eine rhachitische, kartoffelnäsige, knickebeinige Nation ansehen, die im Entwurf von der Natur verzeichnet, im Thongebäck eingelaufen und schief getrocknet ist! Die deutsche Frau hat nicht die klassische gerundete Schönheit der Italienerin noch den hohen kraftvollen Wuchs der Britin, aber sie hat große Zierlichkeit in den Formen, Leichtigkeit in der Bewegung und den Ausdruck ausgebildeten Gemüthes im Gesicht, der ihre Conversation sehr anmuthig macht. Deutsche Männer aber soll man etwa im Vollbart und im Waffenschmuck der Landwehr sehen, so wird man ihre kraftvolle Schönheit wohl schätzen. Wer aber zumal unsere süddeutschen Blätter ansieht, was muß der von der deutschen Gesellschaft unserer Hauptstädte denken? Kennen denn die Zeichner unsere höhern Stände so gar nicht, daß ihre Commerzienräthe alle Zwickauer, ihre Damen alle entweder Schlumpen oder Modepuppen werden müssen? Es scheint, wir sind so boshaft, daß uns nur das Freude macht, wenn man uns die andern Menschen als garstig schildert. Aber Häßlichkeit, Häßlichkeit an sich — das ist doch kein Witz!

Das achtzehnte Jahrhundert trat in die Kunst als eine akademische Zeit herein. Dem Leben abgewendet erging es sich in Allegorie und Nachahmung der typischen, aus der Renaissance ererbten und in der Gypsklasse erkälteten Form. Götter, an die Niemand mehr glaubte, schwebten wenigstens gemalt über einer begeisterungslosen Menschheit. Da kam Hogarth, und sein scharfer Blick sah den neuen Pfad. Er blickte sich im Leben um, das mit tausendfacher Eigenthümlichkeit ihn umgab, und fühlte sich als Sohn einer Zeit, wo die modernen Ideen der Denkfreiheit, der Volksrechte, der naturgemäßen Sitte und Diät durch die

starrgewordenen Formen allwärts hindurchwuchsen, ohne doch noch den geschnitzten und bunten Rahmen einer untergehenden Gesellschaftsform gänzlich zu zerbrechen. Diese Welt, wie sie ihn anschaute, zeichnete er in Häßlichkeit wie in Schönheit treu wie sie war. Mit ihm beginnt die moderne Kunst. Vor seinen Gemälden und Kupferstichen verschwand der verblasene Idealismus. Man mag über die ausschließliche Herrschaft der Wirklichkeit in unseren Tagen denken wie man will — das aber bleibt wahr, und keine abschätzige Kritik kann daran rütteln: Hogarth ist es, der entschlossen und vollbewußt den Realismus mit Pauken und Trompeten in unsere Welt eingeführt hat.

Neue Lyrik.

Platen mit seiner marmorglatten Form, die das innere Feuer kaum durchschimmern läßt, und Heine mit seinem lyrisch beschwingten oder witzig pointirten Weltschmerz zählen unter unseren jetzigen Poeten noch die meisten Schüler. Gleichwohl kann heute constatirt werden, daß die jungen Verskünstler, die Heines empfindsamen Schmelz, seine Ironie und vor Allem seine saloppen Rhythmen nachahmen, von Tag zu Tag seltener werden. Ein anderer Poet hat ihn verdrängt: Scheffel. Den Humpen in der Hand, die Gelehrtenbrille auf der Nase und ein fröhliches Gaudeamus auf den Lippen hielt er seinen glorreichen Einzug in die Literatur. Mit ihm begann eine Renaissance des Minnesangs, welche statt dem Weltschmerz der Weltlust gewidmet war und etwa Meister Gottfried von Straßburgs Spruch:

„Dem Leben hab' ich mich ergeben,
Der Welt will ich ein Weltkind sein..."

als Motto tragen könnte. Lenz, Lied, Wein, Weib sind die unabänderlichen Themata; oft wird auch in schalkhaft poetischer Weise Naturwissenschaft und Culturgeschichte getrieben, in der Regel aber nur in weinseligster Stimmung. Es ist der berühmte Paragraph Elf in Liedern. Kein Wunder, daß der schwäbische Meister bald zahlreiche Schüler fand; aber bei den weniger begabten schlug der Ton bald aus dem altdeutsch Biderben ins moderne Derbe und oft sogar ins Rohe und Gemeine um. Ein Blick in die neueren Commersbücher, wo viele dieser „trinkbaren" Lieder das akademische Bürgerrecht erwarben, wird hierüber bestätigende Aufschlüsse geben. Nur zwei Schüler Scheffels sind dem Meister in mehrfacher Beziehung vollkommen ebenbürtig: Julius Wolff, dem eine überaus erfolgreiche Resurrection des volksthümlichen Rattenfängers von Hameln gelungen ist und der soeben ein neues Bändchen Dichtungen: „Singuf" (Berlin, G. Grote) ausgibt, und Rudolf Baumbach, dessen neuestes Opus den Titel: „Spielmannslieder" (Leipzig, A. G. Liebeskind) führt.

Wolffs Hunold Singuf, so heißt der vielkundige Mäuse- und Mädchenfänger, und Baumbachs Spielmann sind Lebensvirtuosen und harmlose Optimisten. Der Erste ist ein Mann des Mittelalters und frischer; der Andere ein ganz moderner Mensch und witziger. Beiden versagt die komische Pointe nur selten, und auch den Kehrreim, obgleich ihm manchmal die Steigerung fehlt, wissen sie wohl anzuwenden. Beim Spielmann klingt noch etwas Heine nach, von dem Singuf noch nichts weiß, obwohl er, aus der untadeligen Form zu schließen, offenbar Platen wenigstens ahnt. Hier und da unterbricht bei Wolff das heiße Bemühen, die Weise der Vaganten des zwölften, der Gumpelmänner des dreizehnten Jahrhunderts und der Meistersänger und Spielleute des ausgehenden Mittelalters zu treffen, ziemlich fremdartig die voll und weich angeschlagenen Herzenslaute. Blitzt aber einmal etwas moderne Empfindung hinein, so entsteht ein Widerstreit zwischen Inhalt und Form, und die Stimmung wird dadurch beeinträchtigt, wo nicht gar zerrissen. All diesen altdeutschen Brocken merkt man leider manchmal die Absicht, Lokalfarbe zu geben, allzu deutlich an, wie sehr der Dichter sich auch von manierirter Alterthümelei frei halten mag. Für Wörter wie: Wat, Gilgen, leisiren, Tjost, Buhurd, gatlich, Ridewanz, scharwerken, Rasaunen fehlt dem modernen Deutschen, wenn er sich nicht gerade mit Grimm und Müllenhoff beschäftigt hat, in der Regel das Verständniß; anderseits ist der Dichter zu geschmackvoll, um seinen Liedern ein Glossar oder gelehrte Fußnoten anzuhängen. Auch Baumbachs Spielmann liebt derlei altfränkische Redensarten, allein sie fließen ihm nicht so ungezwungen zu; er bedient sich ihrer stets mit Absicht, zumal für komische Reime. Im Uebrigen singt er mehr als Wolff, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Beide Dichter aber sind wahre Künstler in ihrem Handwerk. Die schwierigsten Rhythmen sind ihnen geläufig; die naheliegenden Gemeinplätze werden fast durchgängig streng vermieden; ihre Weisen sind immer sangbar und nicht nur äußerlich volksthümlich. Beide besitzen den wahren Humor, der von Liebe für die verspottete Welt erfüllt ist; sie kennen jedoch auch jenes bittere, beißende Lachen, das Heine am souverainsten handhabt: den Galgenhumor. Und über welch reiches Repertoire verfügen sie! Lob- und Schelmenreime, Tage-, Scheide-, Tanz- und Trinklieder, Chorgesänge und Streitgedichte, viel volksthümliche und wenig höfische Poesie. Aber nun mögen sich die beiden Sänger selbst charakterisiren. Zuerst spiele uns der Rattenfänger eins auf!

„Wenn Singuf seine Lieder singt,
So wägt er nicht die Worte,
Es sprudelt ihm und quillt und springt
Aus offner Herzenspforte.
Die Hörer tragen sie hinaus,
Der Eine sagt sie dem Andern,
Denn Lieder bleiben nicht zu Haus,
Sie sterben, wenn sie nicht wandern."

Lustig schildert er sein Ich nach seinem Schatten, so daß wir ihn selbst vor uns zu sehen glauben: ein flotter Geselle, ein wackerer Minnesänger, ein ganzer Vagant, ein würdiger Nachfahr des tanzlustigen Neidhart, voller Schalksposseu und toller Streiche. Er versteht ausnehmend die Kunst, „sich in der Frauen Huld und Gunst tieftraulich einzunisten," und Kuß, Lied und Pfeife heißen seine Waffen in dem ewigen, abwechslungsreichen und nie platonisch gestimmten Minnewerben. Er ist voll und ganz ein Mann und fühlt sich als solcher, das richtige Ideal des jugendlichen Schiller, ohne ethische Ziele und moralische Bedenken, dem „kombabischen Geschlechte" feind, ein ausgelassener Don Juan. Und wie schlau er zu operiren weiß, sobald es gilt, ein braun- oder blauäugig Magedin zu kirren! Er hat wohl alle seine Kniffe beim Mäusefangen gelernt, und wenn er einer Spröden mit siegessicherem Hohne zuruft: „Gehst doch noch in die Falle!" so nimmt er einen ganz mephistophelischen Zug an. Ja, dieser Naturmensch nimmt selbst die Religion und ihre Diener zu Hülfe, um seine Opfer gewisser zu bethören. Der dicke Pater Guardian hilft ihm bei seinen Schlichen. Daher ist er kein besonderer Freund des Culturkampfs und singt sogar einen tiefgefühlten Lobpsalm: „Wie gut sich's unterm Krummstab lebt!" Von seinen braunkuttigen Freunden hat er wohl auch das Küchenlatein gelernt, das er in lustiger latein-deutscher Mischpoesie virtuos zu citiren und zu reimen versteht. Ein Dutzend Trinklieder, ein Handwerksburschengesang sind besonders zu erwähnen. Die Strophen in der Weingeographie der Rheingegend haben etwas von dem duftig feuchten genius loci, den sie besingen; und das Gedicht „Feuer im Keller" athmet liebenswürdige Schalkhaftigkeit und burschikosen Humor:

„Im Keller brennt es lichterloh,
Die Fässer stehn in Flammen!
Der Wein fängt Feuer! Feurio!
Die Wölbung bricht zusammen!

Doch Alles schläft; der Wirth allein
Erhebt sich um so schneller,
Hantirt mit Wasser, löscht mit Wein
Und rettet seinen Keller.

Und als das Hausgesind erwacht,
Schwant Keinem, was geschehen,
Der Wirth nur schmunzelt, wie zur Nacht
Die Gäste von ihm gehen.

Blieb von der heimlichen Gefahr
Dem Retter doch die Klarheit,
Daß nur ein Traum das Feuer war,
Das Wasser aber Wahrheit."

Kein Wunder, daß er nächst den spröden Mädchen auch den geizigen Wirthen gram ist und Beide förmlich und feierlich in Acht und Bann erklärt. Auch seine Kunst liebt er leidenschaftlich, und in reizenden Strophen preist er sein Geigenliebchen. Weniger gelingt ihm die sentimentale, leidvolle Lyrik, obwohl sie manchmal auch den geheimnißvollen, undefinirbaren Reiz echt lyrischer Empfindung erreicht.

„Du kommst zu mir im Traume,
So wie du leibst und lebst,
Und weilst bei mir im Raume
Voll Huld, bis du entschwebst,
— Die Lippen, so roth und minnig,
Sie lächeln den meinen so nah,
Sie plaudern so süß und sinnig
Von Glück, und das Glück ist da.

So spiegeln meine Träume
Mir deines Bildes Glanz
Wie sprühende Wellenschäume
Des Regenbogens Kranz.
Du aber, du Strahlende, sage:
Darf ich mit Liebesmacht
Zu dir nicht kommen bei Tage
Wie du zu mir bei Nacht?"

Der Spielmann — Rudolf Baumbach heißt er also — ist eine verwandte Seele. Auch er will nicht das Leid der Welt im Lied verklären, und wenn ihm sein böser Dämon gerade am Schluß noch den schlimmen Rath gibt, seine lebensfrohe Minne in trübselige Falten zu legen und zu seufzen:

„Der Ulmenbaum, der starke
Zum Himmel fröhlich ragt,
Derweil in seinem Marke
Tödtend der Holzwurm nagt.
Ich singe frohe Lieder
Von Lenz und Lustbarkeit,
Sie hallen im Lande wieder. —
Mein Herz trägt heimliches Leid . . ."

oder wenn er melancholisch beginnt:

„Acht Knöpfe trug ich am Reisegewand,
Von achten fehlen mir sieben.
Von all den Freunden, die ich gekannt,
Ist einer mir treu geblieben . . ."

so braucht man sich nicht um ihn zu ängstigen. Verräth er uns doch gleich darauf, daß er noch immer einen trefflichen Gesellen sein nennt, der ihm jeden Schmerz hinweg klimpert, im Winter lenzwarme Frühlingslieder singt und ihm aus dem Spiegelglas entgegenlacht. Sonst hat er verwandte Neigungen, wie sein mittelalterlicher College Singuf. Die Gelahrtheit ist ihm verhaßt. Seine liebste Bücherei liegt im Keller zum Goldnen Stern, wo der Bibliothekar ein Schurzfell trägt und der Bücher Einband von Holz ist und sechs Reifen hat. Auch er ist auf die Wirthe nicht gut zu sprechen. (Sie scheinen sich im Laufe der Jahrhunderte nicht sonderlich gebessert zu haben.) Schenkt ihm da die Frau Müllerin rothen Wein im irdenen Krug ein —

„Ach, wie war der kühle,
Ja kühle!"

Doch die reine Menschenliebe feuerte sie keineswegs zu diesem milden Werk an:

„Lächelnd sah sie dem Trinker zu. —
Milde Frau, ach wüßtest du,
Was ich dankbar fühle! —
Als ich meinen Hut gerückt,
Nichts ihr in die Hand gedrückt,
Ach, wie ward sie kühle,
Ja, kühle!"

Zum Glück sind nicht alle Schenkinnen so materialistisch gesinnt. Beweis: die drei Schlüssel der Schönen vom Goldnen Leu. Der erste führt zum Küchenschrank, der zweite führt zum Keller und der dritte „zu ihrem Kämmerleine". Die zwei ersten Thüren werden dem Durstigen und Hungrigen aufgethan. Ob aber auch die dritte? „Wollt ihr mich darum fragen," erwiedert der Sänger, der auch ein Freund des volksliedmäßigen Errathenlassens scheint, „ich thät es doch nicht sagen."

Abergläubisch ist er mit nichten, mag er auch hier und da sehr erwartungsvoll an seinen Knöpfen abzählen, was er thun oder lassen soll. Da befragt er z. B. das Knopf-Orakel, ob er heut beim Tintenfaß bleiben oder ins Wirthshaus soll.

„Knopf spricht: „Geh'n!"
Was des Schicksals Stimme spricht,
Muß gescheh'n."

Desgleichen räth ihm sein Privat-Orakel, im Blauen Hecht nicht zu zahlen, sondern zu borgen, und auch dieser Schicksalsstimme beugt er sich in frommer Ergebenheit. Bei seiner dritten Frage, ob er zum Liebchen gehen soll, ändert sich jedoch die Sache wesentlich.

„Thu' ich's oder laß ich's heut'?
„Laß!" spricht Knopf. —
„Wer nicht Trotz dem Schicksal beut,
Ist ein Tropf."

Und damit wären wir denn bei dem wichtigen Punkte angelangt, wie der Spielmann über die Liebe denkt. Er hat ein zartempfindendes Herz, gleich seinem mäusefeindlichen Altvordern. Die Treue ist seine Sache ebenfalls nicht, aber es hat damit eine eigene Bewandtniß, wie er seinem Liebchen offen erklärt:

„Und schwenk' ich Dirnen schlank und leicht
Zu lust'gen Flötentönen,
So denk' ich: Keine Einz'ge reicht
Das Wasser meiner Schönen.
Und küss' ich einen rothen Mund,
So hat das weiter keinen Grund,
Als daß ich in der Ferne
Das Küssen nicht verlerne."

Daß ihm jedoch das sentimentale Schmachten nicht ganz gelingen will, beweist das Gedicht: „Vorbei, Vorbei!" von dessen zwei Strophen nur die folgende erste gelungen ist.

„Ich habe geträumt bis morgens fruh
Den schönsten Traum; mein Traum warst du.
Ich durfte im Traum dein Stirnlein küssen;
Am Morgen hab' ich weinen müssen."

Besser ist die längere Romanze: „Das begrabene Lied", die Geschichte eines Edelknechts, dem die Königin den Trank der Minne kredenzt und der deshalb vom König erschlagen wird; allein die Vögelein haben sein verrätherisches Liebeslied belauscht, sie singen es einem Spielmann, der es wieder dem ganzen Volke lehrt, so daß es bis in den Königssaal dringt;

„Der König starb, sein Reich verging. —
Ein Lied kann nie ersterben."

Doch wie gesagt, der Spielmann ist in seinem eigentlichsten Elemente dort, wo er etwa, ganz in Scheffels Manier, die göttliche Betrunkenheit der julmethseligen Asen, Einherier und Walküren besingt, oder in dem schalkhaften Gedicht von Friedrich des Andern schwäbischem Fiedelmanne, der beim ersten Schlucke Lacrimae Christi schaudernd an den Sauern seiner engeren Heimat dachte.

„Und betend sank er nieder
Den Blick empor gewandt,
„Herr, weinst du einmal wieder,
So wein' im Schwabenland."

Das Alles ist naive, liebenswürdige Poesie, welche, dem betrachtenden Verstande unbewußt, aus dem Gemüth des Dichters hervorsprudelt. Auch Jene, denen das weise, behagliche Zechen nicht die Quintessenz des Lebens und der einzige Vorwurf der Poesie ist, und welche auch etwas mehr geistigen Gehalt wünschten, sie werden ebenso wenig als die unverbesserlichsten Grillenfänger dem Zauber dieser gesunden, frischen, echt deutschen Poesie widerstehen können. Hat sie doch alle Eigenschaften um jenes schöne Ziel zu erreichen, das sich einst der Verfasser des „Ulenspiegels" gesteckt hat: ein fröhlich Gemüth zu machen in schweren Zeitläuften.

Theophil Zolling.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Prinzessin von Bagdad.

Schauspiel in drei Acten von Alexander Dumas fils.
Deutsch von E. Bukowics.

Als das neueste dramatische Erzeugniß des jüngeren Dumas im Théâtre français das Licht der Rampe erblickte, wurde der Abend so stürmisch, daß die berüchtigten ältesten Leute, die sich bekanntlich auf gar nichts besinnen können, höchstens die lärmvolle Première von Victor Hugos „Hernani" als passenden Vergleich zu finden wußten. Die Aufnahme des ersten Actes war noch leidlich warm, und jedes witzige oder bedeutende Wort fand von der Bühne herab sein beifälliges Echo im Saale. Aber schon der zweite Aufzug rief eine allgemeine Mißstimmung hervor, die sich während und nach der allerdings gewagten Entkleidungsscene zu wüthenden Protestrufen und während des letzten Actes zu einem wilden Tumult der Entrüstung steigerte. Der Vorhang schien sich über einem todten und endgültig begrabenen Stücke zu senken, und nur Einer im ganzen Hause, der Verfasser selbst, welcher in sichtbarer Aufregung neben der ersten Coulisse stand, citirte vertrauensvoll das bekannte Wort, das Beaumarchais nach der ersten Aufführung des „Mariage de Figaro" ausgesprochen: „Mein Stück wird fünfhundertmal hintereinander durchfallen." In der That hat „Die Prinzessin von Bagdad" in Paris seither an zweihundert Aufführungen vor ausverkauftem Hause erlebt und wird voraussichtlich das Repertoire der ersten Bühne Frankreichs noch auf lange hinaus beherrschen. Auch beinahe das ganze Ausland cassirte das Urtheil des nervösesten und überhaupt unausstehlichsten Theaterpublicums der Welt: in deutschem Gewande errang es bereits in Wien einen großen Erfolg, und das Nämliche ist wohl auch von der ersten Berliner Aufführung zu berichten, die jetzt im Nationaltheater stattfand.

Der übertrieben einfache Inhalt des Stückes ist in diesen Blättern bald nach Erscheinen der französischen Buchausgabe eingehend erzählt worden.*) Es sei nur in Kürze daran erinnert, daß Lionnette de Hun die Tochter eines phantastischen Prinzen von Bagdad und einer Pariser Halbweltdame ist und ihren hochadeligen Gemahl durch ihre luxuriösen Launen an die Schwelle des Bankerotts bringt. In dieser Lage macht ihr der vierzigfache Millionär Nourvady den Antrag, sie zu entführen, was sie scheinbar erst dann annimmt, als sie durch das Mißtrauen ihres Gemahls gereizt und beleidigt wird. Vor diesem und dem Polizeicommissär, welche Beide sie flagrante delicto überraschen wollten, ahmt sie ein compromittirendes Deshabillé nach und beschuldigt sie sich, die Schuldlose, des Ehebruchs, um den Zweifler noch mehr in Verzweiflung zu bringen. Nur das zufällige Dazwischentreten ihres Knaben, den ihr Geliebter so unsanft bei Seite schiebt, daß er zu Boden fällt, weckt in ihr die Mutterliebe und führt sie nach dieser selbsterniedrigenden Lüge und Verirrung wieder reuig in die Arme ihres Mannes zurück.

*) „Die Gegenwart", 1881, Nr. 8, S. 120.

Sagen wir es gleich heraus: es ist ein unerquickliches, aber trotz alledem interessantes Stück. Kühnheit des Gedankens, die bis zur Rohheit und Unnatur geht; Gewandtheit in der Führung der Personen bis zum virtuosenhaften Spielen mit ihren Gefühlen und Thaten; ein geistsprühender, lebendiger Dialog, verstandesscharf bis zur plattesten Prosa — es ist ein wirkungsvolles Ganzes, das zugleich Bewunderung und Entrüstung weckt und zum Nachdenken wie zum Spotte anregt; eines von jenen „starken" Stücken, denen gegenüber Gleichgültigkeit unmöglich ist und welche Anhänger und Gegner zu leidenschaftlicher Parteinahme zwingen. Quintilians Wort: Scribitur ad narrandum, non ad probandum paßt nicht auf Dumas. Er schreibt, um etwas zu beweisen. Wie er ehemals die Theorie von der Reinigung der Unreinen und später die nicht weniger fragwürdige des „Tue-la!", der homme-femme und des Vibrions aufgestellt und mit mystischem Nebel umschleiert hat, so bekommen wir hier sibyllinische Sprüche zur Verherrlichung der Mutterliebe zu hören. Dumas tritt diesmal als Hoherpriester der Familie auf, und seine These lautet etwa: Zwischen dem imbécile d. i. dem Ehemann und dem insolent d. i. dem Geliebten bleibt dem Weibe nur eine echte Liebe: das Kind. — Und auch an ein zweites Paradoxon wird man erinnert, das sich schon in der Vorrede zum „Monsieur Alphonse" findet: „Der Mensch besitzt im Allgemeinen weniger Seele als das Thier, denn dieses entzieht sich seinen Mutterpflichten niemals." So erwacht in Lionnette, die zwischen dem „dummen" Gemahl und dem „unverschämten" Liebhaber schwankt, die Stimme der Natur erst im Augenblicke, da sie ihr Kind in Gefahr sieht. Das ganze Stück ist ein dramatisirtes Paradoxon, gekünstelt, mechanisch, ohne Beachtung der Wirklichkeit, abstract und nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Verstande geschrieben. Und doch gebricht es just an jener Logik, auf die der gefeierte Autor so stolz ist. Die Liebeserklärung Nourvadys im ersten Act und seine Gegenwart im Hause der compromittirten Frau im dritten Aufzuge sind gesellschaftlich gerade so unmöglich, wie das Niemand befriedigende Ende mit seinem aus Kotzebues noch heute in Frankreich populärem Rührstück „Menschenhaß und Reue" herbeigeholten Knalleffect. Ueberdies bietet die ganze naive Lösung gar keinen Abschluß. Denn nach dem sehr formellen französischen Codex der Ehre genügt es keineswegs, daß der Ehemann dem ungebetenen Schuldenzahler das Geld zurückgibt: er muß sich nothwendig mit ihm schlagen. Von einem Duell spricht aber Niemand mehr in diesem sonderbaren Stück. Und dann überhaupt diese Menschen! Nicht nur, daß wieder einmal Alle, Groß und Klein, Hoch und Niedrig dieselbe geistige Physiognomie, den nämlichen Boulevardesprit haben und in des Verfassers alter Manier immer in Pointen, Axiomen, Epigrammen reden, — sie sind auch insgesammt unsympathische Abstractionen ohne wirklich menschliche Leidenschaften. Der Ehemann erscheint zuerst als ein Muster von Takt, Liebe, Galanterie, um im zweiten Aufzug eine für einen Edelmann aus uralтem Geschlechte empörende Tölpelhaftigkeit zu entwickeln und im dritten als ein Wunder an Vertrauensseligkeit zu erscheinen. Aehnlich zeigt der rohe Liebhaber, aus dem Dumas natürlich einen Ausländer, einen Barbaren gemacht hat — im Original ist er Ungar, in der deutschen Bearbeitung Spanier — eine verbrecherische Verwegenheit, um die Frau seines Freundes zu verführen, doch der Fehltritt eines Kindes und der Schrei einer Mutter bewegen ihn sogleich, die Partie verloren zu geben und kläglich das Feld zu räumen.

Allein das psychologische und ethische Problem verwickelt sich erst recht im Charakter der Titelheldin. Sie ist eine „Luxus-Creatur" mit königlichem und halbweltlichem Blut, ihre Mutter verachtend, vom Vater nicht als sein Kind anerkannt, reich, von ihrem Gemahl angebetet, aber an ihrem Herzen nagen Ekel, Langeweile, Spleen. Jeder Wunsch wird ihr erfüllt; doch in dem glänzenden Taumel fand sie keine Zeit, liebende Gattin und Mutter zu sein. Durch sieben Jahre ließ sie sich von ihrem Manne vergöttern, und ihr Sohn ist sechs Jahre alt geworden, ohne daß sich in ihrem Herzen ein zärtliches Gefühl für Beide geregt hätte. Wir dürfen diese Frau, deren Absonderlichkeiten durch ihre Abstammung und Erziehung motivirt werden sollen, nicht mit dem sicheren Maßstab des Verstandes oder des Herzens messen. Ihre Nerven bestimmen ihr Thun und Denken. Es ist ein Ausnahmefall und also der denkbarst undramatische Charakter. Ihr Dichten und Trachten ist so unvermittelt und sprunghaft, daß nur eine wahlverwandte Frau sie ganz verstehen kann. Wir Männer stehen da vor einem verschleierten Bilde und kommen aus dem Fragen nicht mehr heraus. Warum z. B. ihre Entrüstung über

ihren Mann, der sie in einer äußerst schiefen Situation trifft? Warum begibt sie sich überhaupt in die Löwengrube des zweiten Actes? Wozu ihre Unterredung mit dem frechen Liebhaber, den sie nicht wieder liebt? Warum reinigt sie sich nicht von dem ungerechten Verdacht? Warum willigt sie am Ende plötzlich in den immerhin undelicaten Verkauf der Liebesbriefe ihres Vaters? Wird sie sich in das schlichte, arbeitsvolle Leben, das sich am Ende vor ihr öffnet, schicken können? Wird sie über Nacht eine gute Mutter werden? Wird ein Störenfried sie nicht wieder ihre Pflicht vergessen machen? Wird das Kind dann aber noch einmal fallen, damit die Mutter nicht fallen soll?...

Der Gast des Nationaltheaters, Fräulein Kathi Frank, welche die Titelrolle auch in Wien creirte, unterscheidet sich wesentlich von Madame Croizette, der Original-Lionnette. Die ausgezeichnete Heroine der Comédie française ist mehr Salondame, geistreicher, feiner, eher Königstochter als Kind der Halbwelt. Frln. Frank übertrifft ihre französische Collegin vielleicht an Schönheit und charakteristischer Maske (sie spielt die „Löwin" Lionnette in hochblonder Perrücke), aber ihre Auffassung, welche den Uebergang aus Gefühllosigkeit in Gefühlsraserei sorgfältig vorbereitet und daher mildert, macht die Rolle und das ganze Stück noch unverständlicher. Eine solche leidenschaftliche, temperamentvolle, üppige, sentimentale deutsche Dame ist unfähig eines derartigen apathischen Traumlebens, in welchem sie nicht einmal Gelegenheit fand, die Liebe ihres Sohnes zu verdienen. Die Frage ist nur, ob eine den Intentionen des Dichters entsprechende consequente Durchführung eines so unsympathischen Frauencharakters, wie sie die französische Schauspielerin bot, dem ohnehin nicht eben erfreulichen Stücke den Beifall eines deutschen Publicums gewonnen hätte. Ich glaube nicht. Z.

Notizen.

Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten von Stephan Gätschenberger. Leipzig 1881, Verlag von Otto Wigand.

Der Leser, welcher den Titel des Werkes beim Wort nehmen wollte, würde sich einigermaßen getäuscht finden. Man erwartet von einem Geschichtswerke eine Erzählung der Thatsachen, und es ist die Aufgabe des Geschichtschreibers, diese aus einander vor dem Auge des Lesers entstehen und damit den Grundgedanken sich entwickeln zu lassen, den er in dem Gange der beschriebenen Zeitereignisse als wirkend zu erkennen vermochte. Verfasser aber verfällt so zu sagen aus dem Epos in die Lyrik. Selbstverständlich sind in seinem Werke eine Menge Thatsachen erwähnt (sein tiefes Quellenstudium ist ja nicht zu bezweifeln), aber völlige Gleichgültigkeit gegen die Zeitfolge, fast vollständige Verschmähung der Jahreszahlen, gründliche Beiseitesetzung alles beschreibenden, erzählenden und darstellenden Details würden es unmöglich machen, aus diesem Buche Geschichte zu lernen. Man muß vielmehr die Geschichte schon kennen, um des Verfassers Anspielungen auf Thatsachen zu verstehen, und wer die Geschichte der letzten Jahrhunderte nicht bereits inne hat, würde den Ausführungen des Verfassers gar nicht folgen können. Die Darstellung ist, wenn auch der Stil nicht immer mustergültig genannt werden dürfte, klar und leicht verständlich. Ein freisinniger, muthiger, ehrlicher Geist spricht aus ihnen, der zudem noch der Begeisterung fähig ist, ganz nach Goethes trefflichem Worte: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung, die sie erregt." Von ganz besonders treffender Gewalt sind die Anführungen des 19. Kapitels: Friedrichs II. Steuer- und Handelspolitik. Niemand wird die schlagende Parallele mit den heutigen Bestrebungen entgehen, welche sich hiernach als keineswegs neu, sondern als schon vor hundert Jahren erbärmlich gescheiterte erweisen, durch welche das Volk verarmte. Bei der Gegenüberstellung der beiden größten Träger der aufgeklärten Selbstherrschaft kommt gegenüber dem edlen, liebenswürdigen Märtyrer dieses Gedankens, Joseph II., Preußens großer König wohl zu schlecht weg. Es ist unmöglich zu leugnen, daß Friedrich gemeint hat, dem Besten nicht nur der Staatsmaschine, sondern seiner Unterthanen zu dienen. Erkennt doch der Verfasser selbst an, daß es der Staat Friedrichs und nicht Oestreich war, der Erfolge von Bedeutung auf dem Wege gesunden Fortschrittes erreichte, und dies würde, ohne daß durch des großen Königs Maßnahmen neben den Mißgriffen ein Kern von lebens- und entwicklungsfähigen fortschrittlichen Gedanken gepflanzt worden wäre, nicht wohl möglich gewesen sein. Dies beeinträchtigt aber die schlagende Beweiskraft von Gätschenbergers Darlegungen nicht, so wenig wie sein Endresultat: daß wir keine dringendere Aufgabe haben, als das wiedererstandene Princip des aufgeklärten Absolutismus durch den echt germanischen Gedanken der freien Mitwirkung der Nation mit ihrem durch sie berathenen Herrscher an ihren Geschicken zu bekämpfen, welchen Joseph II., als er auf seinem Sterbelager fast alle seine menschenfreundlichen Reformen scheitern sah, ausdrücklich für den allein richtigen erkannte. G. v. S.

* * *

Der Herr Etatsrath. Die Söhne des Senators. Novellen von Theodor Storm. Berlin 1881, Gebr. Paetel.

Der Etatsrath und der Senator haben jeder zwei Kinder. Die Söhne des Senators sind in den alten Traditionen des ehrenfesten Bürgerhauses aufgewachsen und wie ihr Vater Zierden der Städtchens. Haus, Hof und Handel bleiben auch unter ihnen im Wohlstande. Die Kinder des Etatsraths verkommen noch zu Lebzeiten ihres Vaters, der ein verkanntes Genie, einer jener Sklaven der Begier ist, welche ihr Glück und ihr Talent allmählich vertrinken. Wie des Vaters Sünde der Fluch der Kinder wird, ist Storms Thema in der ersten Novelle. Eine unheimliche Geschichte, erzählt, wie man unheimliche Geschichten zu erzählen pflegt: heimlich raunend, Dunkles Dunkel andeutend, abbrechend und wieder anfangend, das Gräßlichste verschweigend. So erzählt der Novellist einem jungen Freunde was vor Jahren beim Etatsrath geschah. Und dieser, Alles errathend, hat zur Entgegnung nur den Fluch: „Das hol' der Teufel." Auch uns fehlt ein anderes Wort. Wir wollen den Schleier der Poesie nicht lüften noch zerfädeln, den eine feine Dichterhand hier über Abgründe wüster Leidenschaft legte.

Auch zwischen den Nachbarhöfen der Söhne des Senator thürmt sich in Gestalt einer höher und höher steigenden Mauer der Bruderzwist und droht Unheil für die Familie. Nicht Eigennutz, sondern Eigensinn bringt den Erbschaftsstreit. Schätze und Raritäten hat man einmüthig vertheilt. Nur hinten den Garten will Jeder für sich. Dort hatten die Knaben gespielt, dort beging die Familie ihre Tage. Es kommt zum Proceß, obwohl der ältere Bruder stets zum Vertrage neigt. Auch den härtern Sinn des Andern erweicht bald eine etwas sentimentale Morgenbetrachtung am Grabe der Eltern. Die Mauer fällt so weit, daß der Bruder zum Bruder hinüberspringen kann, und man hofft, die Eintracht der braven Leute werde auf Lebenszeit dauern. Die einfache Geschichte, welche im Detail mit kleinen echt Storm'schen Meisterzügen humorvoller Charakteristik ausgestattet ist, würde mehr ansprechen, wenn der Dichter uns nicht gerade in den letzten Jahren durch Erfassung und Durchführung tieferer Probleme verwöhnt hätte. P. Schl.

* * *

Die Fortsetzung der „Weltgeschichte von Leopold von Ranke" (Leipzig, Duncker u. Humblot), wird in den ersten Tagen des December erscheinen, und für die große Zahl derer, welche in Ranke den unbestrittenen Groß- und Altmeister der klassischen deutschen Geschichtschreibung verehren, wird diese zweite Abtheilung ein nicht minder willkommenes Weihnachtsgeschenk werden, als es vor einem Jahre die erste gewesen.

Jene, die erste, brachte uns die Geschichte der ältesten historischen Völkergruppen (Aegypten, Israel, Tyrus, Assur, Medopersien) und der Griechen. Diese, die zweite, wird uns die Geschichte der römischen Republik und ihrer Weltherrschaft bringen. Darauf folgt dann die Geschichte der Imperatoren sowie des Sinkens und Falles des römischen Reiches u. s. w.

Wir sehen schon aus dieser Gruppirung die sichere Hand des Meisters, welcher in einer seltenen Weise die Gründlichkeit des Forschers mit der Kunst des Darstellers vereinigt und trotz seines scharfen und feinen Blickes für das Detail, für die Personen und die Zustände, niemals das Ganze aus dem Auge verliert, niemals über dem Vergänglichen das Bleibende vergißt, niemals über der Vielheit die Einheit — nämlich die Entwickelung und den Culturfortschritt der Menschheit.

So haben wir denn die Hoffnung, daß der greise Meister dieses groß angelegte Werk noch vollendet, in welchem er das Gesammtergebniß seiner Wissenschaft für die ganze gebildete Welt niederlegt in einer ähnlichen Weise, wie dies auf einem anderen Gebiete Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos" gethan hat. K. B.-W.

Gedichte von Hermann Kletke, dritte Auflage (Berlin, Habel). Es ist ein stattlicher Band, den uns da der beliebte Dichter als das Ergebniß seines poetischen Strebens auf den Weihnachtstisch legt. Sinnigkeit und Innigkeit ist die Signatur seines Schaffens. Ob er der Jugend Lust und Leid oder die Natur in ihren tausendfältigen Erscheinungen besingt, ob er aus dem Sagen- und Märchenwald oder aus unserer Literaturgeschichte seine Stoffe schöpft, immer und überall bewahrt seine einfache, schöne Sprache jenes unbeschreibliche Etwas, das allein tiefgehende dichterische Stimmung zu erzeugen vermag. Man höre nur einmal ein Lied, wie das folgende: „Echo":

Was ich dir gebe, gibst du wieder;
Weckt dich die Sehnsucht meiner Lieder,
Gibst du die Sehnsucht mir zurück?
So traumgeboren, so traumverloren
Ist all mein Glück.

* * *

Im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin gibt Herman Grimm soeben die dritte Auflage von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" heraus. Da das Honorar zur Hälfte dem Berliner Goethe-Monumente zu Gute kommen soll, so erfüllt das merkwürdige Buch also nach langen Jahren noch zum Theil den Zweck, dem es ursprünglich gewidmet war; die andere Hälfte soll den Anfang eines Fonds bilden, aus dem vielleicht einmal zum Andenken an Achim von Arnim, Bettinas Gemahl, etwas unternommen werden kann. Der Herausgeber hat dem Buche eine kurze, aber lichtvolle Lebensgeschichte vorgedruckt, welche den Leser trefflich in die Verhältnisse einführt, unter denen diese erdichtete Correspondenz entstand. Es ist ein liebenswürdiges Phantasiestück einer edlen und genialen Frau, welche mit prächtiger Gestaltungskraft das Erlebte zum Mythus umzuformen und Nie-Erlebtes wie geschehen zu erzählen weiß. Aus diesen erträumten Dingen und Scenen entwickelt sich aber die herrliche Gestalt Goethes in so faßbarer und prächtiger Modellirung, daß dies Buch ein anregendes unvergängliches Supplement zu seinen Schriften wird.

* * *

Zwei Vorträge von Emil Du Bois-Reymond (Leipzig, Veit & Comp.). Der erste dieser beiden Vorträge: „Ueber die Grenzen des Naturerkennens", der hier in fünfter Auflage erscheint, veranlaßte vor neun Jahren, als er gehalten wurde, allerlei Einwände und Mißverständnisse, welche jetzt die zweite Rede: „Die sieben Welträthsel" besprechen und berichtigen soll. Es sind zwei überaus werthvolle Untersuchungen über die der mechanischen Auffassung der Welt gezogenen Schranken. In der objectiven Zergliederung der Erscheinungswelt, von welcher diese klar und geistvoll geschriebenen Untersuchungen ausgehen, sieht der gefeierte Verfasser eine nothwendige Ergänzung der Erkenntnißtheorie und die wahre Naturphilosophie.

* * *

Adolf Stern hat die verdienstvolle Arbeit unternommen, die verstreuten und vergessenen Werke von Körner, Schillers Herzensfreund, zu sammeln. Aus seinem stattlichen Bande: „Christian Gottfried Körners gesammelte Schriften" (Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow), denen eine eingehende Biographie vorgedruckt ist, gewinnen wir ein freundliches und vollständiges Bild des charakterfesten, warmempfänglichen und hochgebildeten Mannes, dem zwar wahrhaft schöpferische Productivität versagt blieb — sein längeres philosophisches Werk, von dem er öfter an Schiller schreibt, ist nie zur Ausführung gekommen —, der aber durch seinen klaren, reinen Sinn und seinen geläuterten Idealismus im Umgang und Briefwechsel äußerst anregend auf seine Freunde wirkte. Von diesen meist aus Schillers „Thalia" und aus den „Horen" abgedruckten philosophischen, literarischen, ästhetischen, biographischen und politischen Aufsätzen sind wohl das Werthvollste die Notizen über Schiller und seinen Sohn Theodor Körner und die scharfsinnigen „Philosophischen Briefe", fast Alles in dem denkwürdigen Loschwitzer Weinbergshäuschen entstanden, wo Schiller am „Don Carlos" dichtete und hunderte der hervorragendsten und besten Menschen jener Zeit als Gäste ein- und ausgingen.

* * *

Alte französische Volkslieder, übersetzt von Karl Bartsch (Heidelberg, Winter). Die volksmäßige Lyrik, wie sie sich seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in Nordfrankreich unter dem Einfluß der früher gereiften Poesie der Troubadours bis ins sechszehnte Jahrhundert entwickelt hat, ist hier in ihren schönsten und eigenartigsten Erzeugnissen vertreten. Die Uebersetzungen sind ganz vortrefflich und lesen sich wie echt deutsche Volkslieder. Im Vergleich zu diesen ist die französische Volkspoesie allerdings weniger tief und innig, aber dafür hat sie graziösere Form, Schalkhaftigkeit, gesunde, frische Sinnlichkeit, welche selbst bei der Behandlung bedenklicher Dinge nie beleidigt. Dem Herausgeber gebührt doppelter Dank: zuerst als dem trefflichen Nachdichter, dann als dem sammelnden Literarhistoriker und Verfasser der ausgezeichneten Abhandlung über das französische Volkslied des Mittelalters, welche das Buch einleitet.

* * *

König Winter, ein Märchen von Adolf Katsch, ist die Geschichte des bekannten alten Landstreichers und seines bösen Lebenswandels: wie gröblich er sich bei der Mutter Erde zum Besuch anmelden läßt, ihr schweren Kummer bereitet, sich verliebt, ein Reich erobert, die Frau Sonne besiegt und die Menschen so lange ärgert, bis er per Schub über die Grenze gebracht wird. Dies geschmackvoll ausgestattete und hübsch geschriebene Büchlein ist bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig erschienen, ebenso wie v. Redens Buch über Karoline Neuberin, das in unserer letzten Nummer irrthümlich einer andern Verlagsfirma zugeschrieben wurde.

Offene Briefe und Antworten.

Die dringlichen Aufgaben der Reichsgesetzgebung.

Berlin, Ende November.

Der Satz in dem Artikel „Zur Eröffnung des Reichstages" in Nr. 47, Inhalts dessen es als der gemeinsame Grundgedanke der Liberalen aller Schattirungen angesehen wird, daß fortan es die große politische Verfassungsfrage sei, die den Mittelpunkt des parlamentarischen Kampfes bilden werde, entspricht einer Auffassung, welche vielfach namentlich auch in denjenigen politischen Kreisen, welche die Bildung einer großen liberalen Partei anstreben, getheilt wird. Ohne Zweifel erscheint die Idee, aus den materiellen Interessenkämpfen in die reinere Atmosphäre des Verfassungsrechts zu flüchten, idealer angelegten Naturen auf den ersten Blick ungemein ansprechend, bei näherer Betrachtung aber wird man der Ueberzeugung sich nicht verschließen dürfen, daß ihre Durchführung ernste Gefahren für die gesunde Entwickelung unseres nationalen Gemeinwesens mit sich bringen würde.

Denn die Verfassungsfragen bilden zur Zeit keineswegs die dringendsten und schwerwiegendsten Aufgaben, welche der deutschen Nation gestellt sind.

Das Verfassungsrecht in Deutschland wie nicht minder in Preußen entbehrt der erforderlichen Klarheit und Bestimmtheit nicht. Die positiven Vorschriften der Grundgesetze sind durch langjährige Uebung in allen wesentlichen Theilen zweifelsfrei gestellt. Nur ausnahmsweise und bei Fragen von mehr untergeordneter Bedeutung treten Meinungsverschiedenheiten zu Tage, deren Beseitigung überdies regelmäßig ohne große Mühe sich herbeiführen läßt. Den Postulaten des Parlamentarismus entspricht allerdings weder das im Reich noch das in Preußen geltende Verfassungsrecht. Beide erkennen die Regierung neben der Volksvertretung als selbstständigen und gleichwerthigen Factor an; beide binden die Krone insbesondere in der Wahl ihrer verantwortlichen Räthe nicht an die Zustimmung der Mehrheit in der Volksvertretung und gewähren letzterer das Zwangsmittel der Steuerverweigerung theils gar nicht, theils in sehr beschränktem Umfange. Um das preußisch-deutsche Verfassungsrecht den Grundsätzen des parlamentarischen Regiments anzupassen, bedürfte es daher allerdings sehr erheblicher Verfassungsänderungen.

Selbst wer für Deutschland die parlamentarische Regierungsform für erstrebenswerth erachtet, wird aber doch im Ernste kaum behaupten wollen, daß das Wohl unseres Volkes die dadurch bedingte wesentliche Verminderung der verfassungsmäßigen Rechte des Herrscherhauses bezw. der verbündeten Regierungen besonders dringlich machte. Ein Mißbrauch der letzteren zur Schmälerung der Rechte der Landesvertretung ist nicht zu fürchten; die Traditionen des Herrscherhauses gewähren vielmehr die Gewähr, daß von demselben lediglich zur Förderung der salus publica Gebrauch gemacht werden wird.

Weit dringlicher als die Fragen der äußeren Ordnung unseres Staatswesens sind die Aufgaben socialer Natur, Aufgaben, welche tief in die innere Entwickelung der Nation eingreifen.

Daß die bloße Repression zur wirksamen Bekämpfung der Socialdemokratie nicht ausreicht, beweist die Stärke, mit der die Socialdemokraten eben noch in die Wahl eingetreten sind. Will man die Gefahr der socialen Revolution beseitigen, so muß demnach der Weg positiver Socialreform nothwendig betreten werden. Ganz mit Recht hat Herr von Bennigsen in der Programmrede zu Hannover es daher als ein hervorragendes Verdienst des leitenden Staatsmannes bezeichnet, daß er an die Lösung der hier sich darbietenden Aufgaben heranzugehen gewagt hat.

In der That ist es ein gewaltiges Unternehmen. Denn wenn es als Ziel die Sicherung der Existenz derjenigen Theile der Bevölkerung, deren Lebensunterhalt lediglich auf ihrer Arbeitsfähigkeit beruht, für die Zeit sich steckt, in welcher diese im natürlichen Laufe des menschlichen Lebens oder durch Unfall schwindet, so gilt es zunächst das Gebiet der Aufgaben des Gemeinwesens gegenüber der privaten Thätigkeit abzugrenzen, den Punkt zu finden, in welchem jene gegensätzlichen Auffassungen, von denen den einen Pol die manchesterliche, dem Staat lediglich die Aufgabe des Rechtsschutzes vindicirende Lehre, den anderen die socialistische, die Privatwirthschaft in der Gemeinwirthschaft absorbirende Theorie bildet, sich harmonisch vereinigen lassen.

Die weitere Aufgabe, die Anforderungen der Individualfreiheit mit derjenigen des Gemeinwohls in Einklang zu bringen, das Seitenstück zu dem großen politischen Problem, Freiheit und Ordnung zu verbinden, ist jener ersten verwandt, deckt sich mit ihr aber nicht völlig, denn auch auf Gebieten, deren Regelung der öffentlichen Gewalt zufällt, kann die Lösung lediglich unter dem Gesichtspunkt freiwilliger Thätigkeit gesucht werden. Sind aber jene Präjudizialfragen der äußeren Zuständigkeit und der inneren ethischen Berechtigung eines Eingreifens der öffentlichen Gewalt befriedigend gelöst, so tritt dem Beobachter sofort eine neue Doppelreihe von Problemen secundärer Natur, aber von nicht minderer Bedeutung entgegen. Die erste derselben betrifft die Vertheilung der dem Gemeinwesen zufallenden Aufgaben unter die verschiedenen Organe, welche den Zwecken des Gemeinwohls dienen, also die Festsetzung derjenigen Functionen, welche corporativen Verbänden, den Communen verschiedener Ordnung, dem Staat und dem Reich zufallen sollen. Die Entscheidung wird wiederum wesentlich bedingt werden durch die Lösung der zweiten Reihe von Problemen, der nämlich, in welcher Weise die öffentliche Gewalt eingreifen, insbesondere, ob sie sich darauf beschränken soll, den Kreis der zur Sicherung der Existenz der arbeitsunfähigen Arbeiter verpflichteten Privatpersonen anderweit und ausreichend zu normiren und die Erfüllung der Verpflichtung sicher zu stellen, oder ob die öffentlichen Körperschaften direct oder indirect durch Einrichtung der erforderlichen Institute (Kassen) an der Fürsorge sich betheiligen, ersteren Falls, ob sie nur aushülfsweise bei Leistungsunfähigkeit der zunächst Verpflichteten eintreten oder von vornherein mit öffentlichen Mitteln eingreifen sollen.

Last not least bleibt zu entscheiden, welches Maß der Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen einerseits die gegenwärtige wirthschaftliche Lage Deutschlands, andererseits der moralische Gesundheitszustand der arbeitenden Bevölkerung verträgt. Denn die Concurrenzfähigkeit Deutschlands in dem wirthschaftlichen Wettbewerb der Nationen, die Erhaltung eines kräftigen, zunächst die Zukunft der eigenen Thätigkeit und Wirthschaftlichkeit anvertrauenden Arbeiterstandes bilden die von jeder Reformgesetzgebung nothwendigerweise einzuhaltenden Schranken.

Erwägt man einerseits diese Fülle der weittragenden Probleme, bei denen überdies Gesichtspunkte ethischer und wirthschaftlicher, nationaler und reinpolitischer Natur sich fortwährend kreuzen, und andererseits die nationale Schwäche der Deutschen, die individuellen Ansichten auch auf die Gefahr hin aufrecht zu erhalten, die Verständigung auf einer in der Hauptsache auf demselben Boden sich begegnenden Grundlage zu vereiteln, so erscheint es geradezu geboten, sorgsam Alles zu vermeiden, was von außen her trennende Momente in das Zusammenwirken der gesetzgebenden Factoren zur gedeihlichen Erledigung dieser für die gesunde Entwickelung der Nation entscheidenden Frage hineintragen könnte.

Daß dies im höchsten Maße geschehen würde, wenn zur Zeit die Durchführung des parlamentarischen Regimentes in Angriff und damit eine Aera der schwersten Verfassungskämpfe eingeleitet werden sollte, liegt auf der Hand.

Statt den Schauplatz von Machtkämpfen, in denen die Kräfte der gesetzgebenden Factoren sich paralysiren, sollte die bestehende Verfassung vielmehr den festen Rechtsboden bilden, von dem aus Regierung und Landesvertretung unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt des Gemeinwohls an die Lösung der in unseren socialen Verhältnissen herrschenden Schwierigkeiten herantreten.

Nicht also die Geltendmachung des abstracten Verfassungsgedankens gegenüber dem concreten Verfassungsrechte, sondern das loyale Zusammenwirken der gesetzgebenden Factoren auf dem Boden des letzteren zur Heilung der socialen Schäden ist es, was das wohlverstandene Interesse unserer Nation im Augenblick erheischt.

von Zedlitz-Neukirch.

Bibliographie.

Katscher, Leopold. Bilder aus dem Chinesischen Leben. Mit besondrer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche. 8. XI u. 367 S. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter.

Caspari, Dr. Otto. Der Zusammenhang der Dinge. Gesammelte philosophische Aufsätze. 8. VI u. 488 S. Breslau 1881, Eduard Trewendt. 8. —

Bluntschli, J. C. Gesammelte kleine Schriften. Zweiter (Schluß)-Band. Aufsätze über Politik und Völkerrecht. 8. 312 S. Nördlingen 1881, C. H. Beck.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Die historisch-politischen Volkslieder d. dreißigjährigen Kriegs. Aus fliegenden Blättern, sonstigen Druckwerken und handschriftlichen Quellen gesammelt und nebst den Singweisen zusammengestellt von **Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth.** Herausgegeben von Karl Bartsch. gr. 8. brosch. 12 *M.*, sehr eleg. geb. 15 *M.*

☞ Die letzte und wohl bedeutendste Arbeit des bekannten Sammlers! Ein ganzes Stück Kulturgeschichte entwickelt sich in diesem Buch vor unsern Augen. Hr. Geh. Hofrath Bartsch hat nach dem Tode des Verfassers die Herausgabe übernommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

8. geh. 5 *M.*, geb. 6 *M.*

Friedrich Bodenstedt beschenkt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse mit einem Bande neuer Gedichte, in dem neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy" und andern Poesien aus dem „Morgenlande" auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufgenommen, in poetischer Gestaltung dargeboten werden. **Bodenstedt's neuestes Gedichtbuch wird eine Hauptzierde des diesjährigen Weihnachtstisches bilden.**

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Geschichte d. Vereinigten Staaten von Amerika. Von **Eduard Laboulaye,** Mitglied der franz. Akademie der Wissenschaften, Professor der vergleich. Gesetzeskunde am Collége de France in Paris. Mit einem Vorwort von J. C. Bluntschli, Geh. Rath und Prof. des Staatsrechts an der Universität zu Heidelberg. Zweite Ausgabe. 3 Bände. 8. brosch. nur 6 *M.*

Inhalt:

I. Die Colonien vor der Revolution.
II. Der Kampf um die Unabhängigkeit.
III. Die Verfassung d. Vereinigten Staaten.

Nach der Jubelfeier der amerikanischen Unabhängigkeit wird diese **kurze, originelle und billige Geschichte der Vereinigten Staaten und ihrer Verfassung** erneutes Interesse erregen. Gerade für unsere jetzigen Zustände bietet sie manche Belehrung. „Wir besitzen in der deutschen Literatur noch kein Werk, welches uns die amerikanische Geschichte in gedrängter und zugleich der großen Sache würdiger Form vorführt. Daher wird vorliegende Uebersetzung vom deutschen Publikum gewiß mit Dank aufgenommen werden, um so mehr, als dieselbe sehr fließend und korrekt ist."

(Literar. Centralbl.)

Ich erkläre hierdurch, daß meine Angaben im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" über eine von der Berliner Verlagsfirma Freund & Jeckel veranstaltete widerrechtliche Uebersetzung des Zola'schen „Assommoir" irrthümliche waren und deshalb von mir zurückgenommen werden.

Berlin. Dr. **Eduard Engel.**

Musik für den Weihnachtstisch.

400 Piecen für Piano

in 8 eleg. ausgestatteten gr. Quart-Albums

zusammen für 10 Mk.

120 berühmte Tänze,
100 der beliebtesten Volkslieder mit Text,
17 große brillante Salon-Compositionen,
50 Lieder ohne Worte von Mendelssohn,
8 berühmte Kinderstücke von Mendelssohn,
10 der beliebtesten u. schönsten Ouverturen,
15 Walzer, Nocturn. u. Polonaisen v. Chopin,
30 berühmte Compositionen von Beethoven,
50 der beliebtesten Piecen d. schönsten Opern.

Alle diese 400 Piecen in 8 **großen Quart-Albums, neu und elegant zusammen für nur 10 *M.*!**

Heitere Musik.

36 der beliebtesten Operetten **36**

für Piano, als: **Fledermaus — Fatinitza — Carneval — Boccaccio — Methusalem — Schöne Helena — Giroflé — Mamsell Angot — Pariser Leben — Flotte Bursche — Leichte Cavallerie** — in den schönsten Potpouris, sowie

50 der schönsten Tänze von Strauß! **50**

Alles dieses in **5 großen Quart-Albums, neu und elegant, zusammen für nur 7 *M.***

Hamburg, Graskeller 20.

Moritz Glogau jun.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie

von **A. Eisenhart,**

Professor an der Universität Halle.

Preis: 4 *M.*

„Hamb. Korrespondent" vom 30. October: **„Wir können nach Allem dem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen, es wird dann wesentlich zur Klärung der Anschauungen über unsere wirthschaftlichen Aufgaben beitragen."**

Herbert Spencer,

Die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.

Mit des Verfassers Bewilligung nach der dritten englischen Auflage in deutscher Uebersetzung herausgegeben von

Dr. Fritz Schultze,

Professor der Philosophie und Pädagogik a. d. techn. Hochschule zu Dresden.

Zweite verbesserte Auflage der deutschen Uebersetzung.

Preis broschiert 3 *M.*, elegant gebunden 4 *M.*

Grundzüge einer Mechanik der Gesellschaft.

Von **Ed. Sacher,** k. k. Professor.

I. Theoretischer Theil.

Preis: 3 *M.*

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

ERSCHEINT IN 240 HEFTEN. MONATLICH 3–4 HEFTE.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

ABBILDUNGEN UND KARTEN AUF 400 TAFELN U. IM TEXTE.

Verlag von **Ed. Bote & G. Bock** in **Berlin.**

Soeben erschien für Pianoforte:

Alfred Grünfeld.

Op. 14. **Mazurka** No. 2 ..... Preis *M.* 1.50.
Op. 15. **Octaven-Etude** ..... - - 2.00.

Franz Liszt.

Valse oubliée ..... Preis *M.* 2.00.

Philipp Scharwenka.

Op. 41. **Fünf Klavierstücke.**

No. 1. Albumblatt ..... *M.* 1.00.
- 2. Mazurka ..... - 1.00.
No. 3. Notturno ..... *M.* 1.00.
- 4. Capricietto ..... - 1.50.
No. 5. Melodie ..... *M.* 1.00.

Xaver Scharwenka.

Op. 57. **Variationen** über ein Thema von C. H. ..... Preis *M.* 2.80.

In unserem Verlage erschienen soeben:

Lieder aus der Kinderwelt

für eine Singstimme und Pianoforte

von

Ida Becker.

Preis *M.* 4.—

Ed. Bote & G. Bock, Königl. Hofmusikalienhandlung in **Berlin.**

Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Soeben erschien:

(Preis 6 M)

Holländisch-Guiana.

Erlebnisse und Erfahrungen während eines 43jährigen Aufenthalts in der Kolonie Surinam von **A. Kappler,** pens. Beamten der Kolonialregierung. Mit einer Ansicht und einer Karte.

Der Verfasser dieses interessanten Buches ist durch seine zahlreichen zoologischen Lieferungen in viele europäische Museen eine rühmlichst bekannte Persönlichkeit geworden.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von Wilh. Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Durch Gosen zum Sinai.

Aus dem

Wanderbuche und der Bibliothek.

Von

Georg Ebers.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit Ansichten und Karten. 8. geh. M. 10.— gebunden M. 12.—

Essays

von

Max Müller.

Zweiter Band:

Beiträge zur vergleichenden Mythologie und Ethologie.

Mit Register zum I. und II. Bande.

Zweite vermehrte Auflage.

Besorgt von Dr. **O. Francke.**

8. geheftet M. 10.—, gebunden M. 11.50.

Ersparnisse am preußischen Militär-Etat.

Nachgewiesen am Etat pro 1881/82.

Von **A. von Ehrenberg,**

Preuß. Artillerie-Hauptmann a. D.

Preis 60 ₰.

Der Verfasser ist bekanntermaßen neuerdings vom Kriegsminister in Anklagezustand versetzt und soll vor ein Kriegsgericht gestellt werden. v. Ehrenberg kritisirt nämlich mit Schärfe aber mit wahrstem Patriotismus die **Mängel** im preußischen Heere d. h. **Volksheere**; die Broschüre ist nach dem Urtheil der Sachverständigen gut geschrieben. Sie ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig. Literarisches Verlags-Institut.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** ₰ in Freimarken zu beziehen.

Geschenk für Bankiers und Kapitalisten.

Zweite unveränderte Auflage.

Saling's Börsen-Jahrbuch 1881/82.

Fortsetzung von „Saling's Börsenpapieren".

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

63 Bogen. — Preis geheftet 9 M., elegant gebunden 10 M.

Die ausserordentlich günstige Aufnahme, welche „Saling's Börsenpapiere" in ihrer neuen Gestalt gefunden haben, machte wenige Wochen nach dem Erscheinen der ersten Auflage (im September d. J.) **die vorliegende zweite unveränderte nötig; das Buch ist bereits ein unentbehrliches Nachschlagebuch für Bankiers und Kapitalisten geworden.** Es enthält sämmtliche

an der Berliner und übrigen Deutschen Hauptbörsen

gehandelten **Staats-, Communal-, Bank-, Eisenbahn-, Versicherungs-, Bergwerks- und Industriepapiere.** ☞ **Mit Bilanzen und Betriebsergebnissen für 1880, resp. 1880/81 und Nachträgen bis 1. September.** ☜

☞ Nach Orten ohne Buchhandlungen wird auf Bestelluug durch Postanweisung franko geliefert. ☜

Verlag der **Haude- & Spener'**schen **Buchhandlung** (F. Weidling) in **Berlin.**

Soeben erschien in meinem Verlage:

Stürme

von

Carmen Sylva

(Königin Elisabeth von Rumänien).

Kl. 8. geheftet M. 4.—, in elegantem Einband M. 5.20.

Elisabeth von Rumänien, eine deutsche Fürstentochter aus dem Hause Wied, unter dem Dichternamen „Carmen Sylva" den Freunden echter Poesie wohlbekannt, gibt hier zum ersten Male eine Sammlung eigener Dichtungen (vier Novellen in Versen) heraus. Bedingt schon die hohe Lebensstellung der Dichterin eine allgemeine Beachtung dieser Publication, so wird man dieses Büchlein der hohen poetischen Schönheit, der vollendeten Form und dramatischen Kraft der darin gebotenen Dichtungen wegen zu den besten Hervorbringungen der deutschen Poesie der Gegenwart rechnen müssen.

Emil Strauß Verlagsbuchhandlung in **Bonn.**

Am 15. Dezember wird in allen Buchhandlungen ausgegeben:

Brehms Tierleben,

der **erste Band** (Vögel) der neuen prächtigen

Chromo-Ausgabe

mit 17 Tafeln in Farbendruck und 140 Textbildern, schön Halbfranzband gebunden, Preis 16 Mark. — Die folgenden Bände erscheinen in vierteljährlichen Zwischenräumen; das ganze Werk enthält in zehn Bänden 171 Chromotafeln und 1843 Textbilder.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Carmen.

Novelle von **Prosper Merimée.**

Deutsch von Rudolf Weiss.

kl. 8. 1 M. 50 ₰, eleg. geb. m. Goldschnitt 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

☞ **Für den Weihnachtstisch.** ☜

Im Verlage von **F. C. Enrich** in **Berlin** NO. ist soeben erschienen:

„Unter Palmen und Cypressen."

Italienisches Mosaik von **A. C. Strahl.**

13 Bogen 8. Ladenpreis: Elegant geh. M 3.50.

In Prachtband mit Goldschnitt M. 4.50.

— Auch durch jede Buchhandlung zu beziehen. —

Soeben erschienen:

Paul Heyse,

Troubadour-Novellen.
geh. 6 M., gebd. 7,20 M.

Gottfried Keller,

Das Sinngedicht. Novellen.
geh. 6 M., gebd. 7,20 M.

Theodor Fontane,

Ellernklipp. Novelle.
geh. 3 M., gebd. 4 M.

Ludwig Laistner,

Novellen aus alter Zeit.
geh. 6 M., gebd. 7,20 M.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.
(Bessersche Buchhandlung.) Behrenstr. 17.

Verlag von **Gebr. Henninger** in **Heilbronn.**

Soeben erschien:

Faust
von
Goethe.
Mit Einleitung u. fortlaufender Erklärung
herausgegeben von
K. J. Schröer.
Erster Theil:
Geh. *M.* 3.75. In eleg. Leinwandband *M.* 5.—
Zweiter Theil:
Geh. *M.* 5.25. In eleg. Leinwandband *M.* 6.50.

Fausts Leben
vom
Maler Müller.
(Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jh. 3.)
Geheftet *M.* 1.10.

Armand de Bourbon,
Prince de Conti,
Traité
de la
Comédie et des Spectacles.
(Sammlung französischer Neudrucke 2.)
Geheftet *M.* 1.60.

Molière's
Leben und Werke.
Vom Standpunkt der heutigen Forschung
von
R. Mahrenholtz.
(Französische Studien II. Band.)
Geheftet *M.* 12.—

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen:

DEUTSCHE
LYRIK DER GEGENWART.
Seit 1850.

Eine Anthologie, mit kurzen Biographien und genauer Quellenangabe herausgegeben von
FERDINAND AVENARIUS.
In künstlerischer Original-Ausstattung nach Motiven alter Meister der Renaissance.
Gr.-Octav. Stylvoll geb. mit reicher Pressung. **Preis 6 Mark.**
Eine Auswahl unter solchen Gedichten, welche ihre Verfasser durch die Genehmigung des Abdrucks als vollwerthig anerkannten.

Wandern und Werden.
Gedichte von **Ferdinand Avenarius.**
In Renaissance-Ausstattung
broschirt *M.* 4.—, eleg. geb. *M.* 5.—
Von der Presse mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

Stimmen des Lebens.
Gedichte von **Wilhelm Jensen.**
In Renaissance-Ausstattung
broschirt *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—
Soeben erschienen.

Wir verweisen auf die Beilage in diesem Blatt in der Nr. vom 10. Decbr.

Dresden. Ls. Ehlermann.

Neuer Verlag von **H. Reuther** in **Karlsruhe.**

Soeben erschien:

Dr. E. Dühring, Sache, Leben und Feinde.
Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften.
Mit seinem Bildniß. 28 Bogen. gr. 8. *M.* 8.—

R. O. Consentius, Dichtungen.
I. Band: Buch der Liebe. — Vermischte Gedichte. — Hermann. — II. Band: Alboin, Ein Trauerspiel. — Attila, ein Trauerspiel. Ein Traum, dram. Grille. — III—IV. Band: Nostrodamus. Epische Dichtung in vier Büchern. — Urevangelium der Liebe. — Anhang.

Preis eines jeden Bandes — auch einzeln — *M.* 2.40.

Empfehlenswerthe Festgeschenke
in stilvollen Einbänden
aus dem Verlage **J. Guttentag (D. Collin)** in **Berlin.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Adolf Stahr:
G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. 7 *M.* 50 *A.*
Goethe's Frauengestalten. 8 *M.*
Weimar und Jena. 7 *M.*
Ein Winter in Rom. Von Ad. Stahr und Fanny Lewald. 9 *M.*

Dr. **August Reißmann.** Musikerbiographien.
Johann Sebastian Bach. Mit Portrait. 8 *M.* 50 *A.*
Georg Friedrich Händel. Mit Portrait. 8 *M.*
Joseph Haydn. Mit Portrait. 8 *M.* 50 *A.*
Felix Mendelssohn-Bartholdy. Mit Portrait. 6 *M.*
Franz Schubert. Mit Portrait. 7 *M.*
Robert Schumann. Mit Portrait. 7 *M.* 50 *A.*

Gedenkbuch für's Haus. 5 *M.*
In einsamen Stunden. Erbauliches und Beschauliches in Liedern. 4 *M.*
Magdalene Thoresen. Gesammelte Erzählungen. 4 Bde. à 5 *M.*
Guhl, Dr. E., Künstlerbriefe. 2. Aufl. von Dr. A. Rosenberg. 21 *M.*

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

C. Fortlage,

weiland Professor an der Universität Jena,

Acht psychologische Vorträge.

Zweite Auflage. Preis 5 *M.*

Inhalt: Ueber die Natur der Seele. — Ueber das Gedächtniß. — Ueber die Einbildungskraft. — Ueber den Charakter. — Ueber die Temperamente. — Ueber den Instinkt. — Ueber die Freundschaft. — Ueber Materialismus und Idealismus.

Sechs philosophische Vorträge.

Zweite Ausgabe. Preis 4 *M.*

Inhalt: Ueber die Kantische Philosophie. — Ueber Jena's philosophischen Ruhm. — Ueber Novalis und die Romantik. — Ueber die Glückseligkeitslehre der Stoiker. — Ueber das Gastmahl des Plato. — Ueber die Anfänge der Musik.

Vier psychologische Vorträge.

Preis 3 *M.*

Inhalt: Ueber den inneren Sinn. — Ueber die Verschmelzung des Gleichen in der Seele. — Ueber das Verhältniß von Leib und Geist. — Ueber den psychologischen Begriff des Wunders.

Ein Journalist,

Katholik, junge strebsame Kraft, gegenwärtig Mitredacteur einer großen Berliner Tageszeitung, als Feuilletonist, Kunst- und Theaterkritiker ꝛc., so wie auf belletristischem Gebiete thätig, wünscht vom Januar ab in Berlin eine ähnliche Stellung anzunehmen. — Probearbeiten und beste Referenzen über persönliche Verhältnisse u. s. w. stehen zu Diensten.

Gefällige Offerten sub Chiffre „1881" erbeten an die Expedition der „Gegenwart" Berlin.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Literatur ihres Verlages liefert **gratis** und **franco**

Oldenburg. Schulze'sche Hof-Buchhandlung.

Verlag von **Moritz Schauenburg** in **Lahr.**

Soeben erscheint und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Buchner, Wilh., Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben. 2 Bde. mit 2 Portraits. 1881. Eleg. brosch. Preis *M.* 15.—, eleg. in Leinwand mit reicher Goldpressung gebunden Preis *M.* 18.—

Eine hochinteressante, schöne Festgabe für die vielen Verehrer der Freiligrath'schen Muse.

Gedichte

von

Alfred Friedmann.

16. 17 Bogen. Brosch. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Diese formvollendeten Gedichte, die der bekannte Wiener Poet hier zum ersten Male gesammelt erscheinen läßt, sind so voll neuer, anregender Gedanken, daß kein vorurtheilsfreier Leser dieselben unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die „Gedichte" sind Fr. v. Bodenstedt, dem Sänger des Mirza-Schaffy, gewidmet und enthalten folgende Abschnitte: Durch's Leben. Formversuche. Uebersetzungen. Balladen. Sonette. Auf Reisen. Jahreszeiten.

Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Soeben erschien im Verlage von **Richter & Kappler** in **Stuttgart:**

Leonora Malaspina.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Marie L. E. Mohr.

Preis eleg. geb. 4 *M.*

Zu bez. d. a. Buchhandlungen wie direct v. d. Verlagshandlung.

Verlag von **Wilhelm Koebner** in **Breslau.**

Geschichte Roms

während des

Verfalles der Republik.

Von

Dr. Carl Neumann,

Geh. Reg.-Rath und Professor an der Universität Breslau.

Aus seinem Nachlasse herausgegeben

von

Dr. **E. Gothein.**

Preis 12 *M.*

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Physiognomische Studien

von

Sophus Schack,

Major und Historienmaler.

Aus dem Dänischen.

Mit 127 Holzschnitten. gr. 8. br. *M.* 7.50.

In **populärer** Form werden in diesem **für jeden Gebildeten** bestimmten Buche die Resultate **langjähriger Beobachtungen und Erfahrungen** veröffentlicht, welche den Autor als **praktischen Physiognomiker** den bedeutendsten seiner Vorgänger würdig an die Seite stellen.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien soeben:

Baumbach, R., Spielmannslieder. *M.* 2.— brosch.

—— Sommermärchen. 2. Aufl. Billige Ausg. *M.* 3.—

Marterſteig, M., Jelta und Ruben. Eine Novelle in Versen. *M.* 2.— brosch.

Das Erstere ist in Kalbleder, die zwei Anderen in f. Orig. Lwdbd. geb. zu haben.

G. Eichler,

Plastische Kunstanstalt.

Berlin W., Behrenstrasse 27.

Vollständ. v. Stoschische Daktyliothek,

nach Winkelmann's Katalog geordnet.

Sammlung mittelalterlicher Medaillen von Pisano, Sperandeo, Albr. Dürer, Jamitzer, Tob. Woost etc.

Katalog einer reichen Sammlung antiker und moderner Skulpturen gratis u. fr.

Grundzüge

der

Ethik und Rechtsphilosophie

von

Dr. Wilhelm Schuppe,

ord. Prof. der Philosophie an der Universität Greifswald.

Preis 9 *M.*

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig:**

Börnstein, Heinrich, Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. 2 Bde. Preis 10 *M*

Fröbel, Julius, Die realistische Weltansicht und utilitarische Civilisation. Preis *M* 1.20

Gätschenberger, Stephan, Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten. Preis 6 *M*

Scherzer, Dr. **Karl von, Wirthschaftliche Thatsachen** zum Nachdenken. Preis 1 *M.*

= Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. =

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart und B. G. Teubner in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **A. H. Tenßner** in **Leipzig.**

№ 50. Berlin, den 10. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Austriacae Res. Von Karl von Thaler. — Die Entstehung der Korallenriffe. Von Ernst Voges. — **Literatur und Kunst.** In Granada. Von Adolf Friedrich Graf von Schack. — Ein literarisches Gespräch. Von Johannes Scherr. — Spätherbsttage in Venedig. Von Alfred Meißner. — Ein neues Stück von Victorien Sardou. Von E. Bukovics. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Austriacae Res.

Von Karl von Thaler.

Die Völker Oestreichs, deren Eintracht durch die beiden einander abgewendeten Köpfe des Doppeladlers so treffend symbolisirt wird, haben heuer ihre Weihnachtsbescheerung im November erhalten. Ein Wehrgesetz für Bosnien, einen neuen Minister des Auswärtigen und zwei neue parlamentarische Clubs; — mehr Ueberraschung auf einmal können genügsame Unterthanen nicht verlangen.

An dem bosnischen Wehrgesetze hat man im Schooße der Regierung lange berathen und gearbeitet. Die Frage, ob Oestreich überhaupt ein Recht habe, in den occupirten Provinzen Rekruten für sich auszuheben, scheint gar nicht erörtert worden zu sein. Dennoch ist sie mindestens sehr zweifelhaft. Der Berliner Vertrag räumte Oestreich das Recht ein, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und die Verwaltung der beiden Länder zu übernehmen. Zur Verwaltung gehört wohl auch die Rekrutirung, allein nachdem Oestreich durch die Convention vom April 1879 die Souveränität des Sultans in Bosnien und der Herzegowina ausdrücklich und förmlich anerkannt hat, so will uns scheinen, als ob die östreichische Regierung nach dem Völkerrechte blos die Befugniß hätte, im Namen und in Stellvertretung der Pforte die Rekrutirung in den occupirten Provinzen vorzunehmen. Das wäre nun aus praktischen Gründen allerdings schwierig durchzuführen, denn die bosnischen Truppen müßten dann folgerichtig dem Sultan den Fahneneid schwören. Daß man sich darauf nicht einlassen wollte und konnte, läßt sich begreifen. Aber man hätte wenigstens so vorsichtig sein sollen, in das Wehrgesetz für Bosnien die ausdrückliche Bestimmung aufzunehmen, daß die dort eingereihten Landeskinder nur die Verpflichtung haben, das eigene Land zu vertheidigen. Dadurch hätte man die mißtrauische und widerspenstige Bevölkerung „Neu-Oestreichs" vielleicht mit der Wehrpflicht versöhnt und der Türkei den triftigsten Grund zum Widerspruche genommen. Allein man war nicht so klug. Das Wehrgesetz für Bosnien verfügt, daß die künftigen k. k. Zwangssoldaten zur Vertheidigung des Landes „und der Monarchie" verpflichtet seien. Dieser Beisatz wird nicht nur die Rekrutirung selbst außerordentlich erschweren, sondern er hat auch der Pforte den Hauptanlaß zu dem heftigen Proteste gegeben, der zunächst nur an Oestreich gerichtet ist, später aber, wenn er wie vorauszusehen auf die hiesige Regierung keinen Eindruck macht, allen Unterzeichnern des Berliner Vertrages mitgetheilt werden soll.

In unseren officiellen Kreisen macht man sich über den türkischen Protest einfach lustig. Weiß man doch nur zu gut, daß der Türkei alle und jede Kraft fehlt, ihr Recht geltend zu machen! Ob ihr Protest nicht dazu beitragen wird, die in Bosnien herrschende furchtbare Unzufriedenheit zu steigern, diese Frage legt man sich ebenso wenig vor wie die andere, für uns wichtigere, wer die Kosten der bosnischen Armee tragen soll, wenn die Einkünfte des Landes nicht ausreichen, die bewaffnete Macht zu bestreiten. In letzterer Beziehung hat man die Delegationen mit der Versicherung getröstet, es würden in den ersten Jahren nur einige tausend Mann ausgehoben und die nöthigen Mittel aus dem bosnischen Budget entnommen werden. Ob dasselbe auch nur für ein paar Bataillone ausreicht, ist nach den bisherigen Ergebnissen keineswegs ausgemacht; und was geschieht, wenn sich im Laufe der Zeit die bosnische Armee vergrößert? Wer wird dann den nöthigen Zuschuß leisten; Cisleithanien oder Ungarn, oder beide zusammen, und in welchem Verhältnisse? Darüber herrscht völlige Unklarheit, und die Regierung vermeidet es sorgfältig, derlei Fragen zu beantworten. Sie begnügt sich damit, wie sie das in allen wichtigen Angelegenheiten zu thun pflegt, die Delegationen vor eine fertige Thatsache zu stellen, die nicht mehr rückgängig zu machen ist, und ihnen die Wahl zu lassen, ob sie eine Maßregel mit ihrer nachträglichen Zustimmung oder ohne dieselbe durchgeführt sehen wollen. Darin besteht die Eigenart unseres constitutionellen Lebens, welches Herr von Schmerling neulich mit hochmüthigem Seitenblick auf die gegenwärtigen Zustände im deutschen Reiche anzugreifen für gut und schicklich befunden.

Auf welche Schwierigkeiten man bei der Rekrutirung in Bosnien und der Herzegowina stoßen wird, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, was gegenwärtig in Süddalmatien vorgeht. Zwölf Jahre sind seit dem berühmten „Frieden von Knezlač" verstrichen, den „Väterchen" Rodich mit den aufständischen Bocchesen schloß. Damals erhielt jeder dieser wilden Bergbewohner, die verwundete und gefangene kaiserliche Soldaten in unsagbarer Weise verstümmelt und den Kampf nach bestialischem Landesgebrauch geführt hatten, ein schönes Handgeld für das Versprechen, sich künftig ruhig zu verhalten und dem Wehrgesetze zu fügen. Man ließ ein Dutzend Jahre vergehen, ehe man es wagte, den Versuch zu machen, die Bewohner der Bocche, besonders die Krivoscianer, zum Landwehrdienste heranzuziehen; — auf ihre Einreihung in das stehende Heer hatte man ohnedies verzichtet. Allein der Versuch mißlang an den meisten Orten, und plötzlich hörte man von „Räuberbanden", die aus der

Herzegowina in Dalmatien eingefallen seien. Alle Welt hätte sofort gewußt, daß die angeblichen Räuber — Insurgenten wären, auch wenn der dalmatinische Abgeordnete Klaic nicht im Reichsrathe dagegen protestirt hätte, seine aufrührerischen Landsleute als Räuber zu bezeichnen. Man muß sich beinahe wundern, daß er nicht ihre Anerkennung als kriegführende Macht verlangte. Sie beschränken sich vorläufig darauf, Gendarmerieposten aufzuheben, Blockhäuser zu zerstören und den Truppen kleine Scharmützel zu liefern, aber sie deuten dadurch handgreiflich an, daß sie keine Lust haben, die östreichische Uniform anzuziehen, und der neue Statthalter Jovanovich wird seine liebe Noth haben, die sogenannten Räuber wieder in friedfertige Unterthanen zu verwandeln.

Wie soll das erst in Bosnien werden, wenn dort die Rekrutirung beginnt? Es sind nicht die Mohamedaner, von denen der heftigste Widerstand zu befürchten ist. Sie verabscheuen zwar die fremde Herrschaft, aber ihre Treue gegen den Sultan war nie ganz echtfärbig und sie werden sich, waffenkundig und waffenfroh, wie sie insgesammt sind, vielleicht darein finden, unter Oestreichs Fahnen zu dienen. Auf ihre religiösen Anschauungen und Vorurtheile nimmt das bosnische Wehrgesetz besondere Rücksicht und sie haben sich, wie es Bekennern des Islam geziemt, mit der Ueberzeugung, daß es „also geschrieben stand", in ihr Schicksal gefügt. Ganz anders die griechisch-orthodoxe christliche Bevölkerung. Sie setzte auf die östreichische Occupation Hoffnungen, die ebenso ausschweifend als thöricht waren. Sie glaubte allen Ernstes, mit dem Einmarsch der Oestreicher werde für sie eine goldene Zeit anbrechen, man werde den mohamedanischen Grundeigenthümern ihr Land wegnehmen und an die Rajah vertheilen, Steuern und Abgaben abschaffen und außerdem dem christlichen Bauer erlauben, seine bisherigen Bedrücker todtzuschlagen und auszuplündern. Als diese Erwartungen sich nicht erfüllten, als die christlichen Bosniaken die betrübende Entdeckung machten, daß sie unter der östreichischen Herrschaft weit höhere Steuern zu entrichten hätten als früher unter der türkischen, da verwandelte sich ihre Freundschaft in heftige Abneigung. Sie haben nie das geflügelte Wort Hansemanns vernommen, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre, aber ihr Instinkt leitet sie zu derselben Ansicht, und die jungen Helden aus ihrer Mitte schlagen sich frisch und frei in die Berge, um den verhaßten Anblick des Steuerbogens nicht ertragen zu müssen; sie werden, um den landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen, Haiducken, und wie sie einst die lange Steinschloßflinte gegen den Spahi und Zaptieh gerichtet, so wenden sie jetzt das Repetirgewehr wider den östreichischen Gendarmen und Beamten. Nun sollen sie, die seit Jahrhunderten von allem Kriegsdienste frei gewesen und die Waffen nur als edle Räuber getragen, sich dem Zwange des Reglements und der Kaserne fügen. Das erscheint ihnen als die größte Ungerechtigkeit. Sie werden sich dagegen wehren, wo und wie sie nur können; die Aushebung wird wahrscheinlich Blut kosten; und wenn man endlich mit Mühe und Noth das kleine Contingent beisammen hat, so wird man neben jeden Rekruten zwei Mann zur Wache stellen müssen, damit er nicht sammt Gewehr und Ausrüstung davonläuft.

Man hätte mit der Einführung des Wehrgesetzes in Bosnien warten sollen, bis dort klare und natürliche Verhältnisse geschaffen worden sind und die Einwohner nicht länger darüber im Ungewissen schweben, ob der Sultan oder der Kaiser von Oestreich ihr Landesherr sei. Dies zu erreichen, gibt es nur ein einziges Mittel, und auf die Gefahr hin, das Entsetzen der gesammten deutsch-östreichischen Verfassungspartei zu erregen, wollen wir es rückhaltlos aussprechen. Der Einmarsch in Bosnien war ein großer, verhängnißvoller Fehler, und es war ein Verdienst, sich vor drei Jahren der Politik Andrassys zu widersetzen. Da aber der Widerwille der Deutschen und der Magyaren gegen das bosnische Abenteuer es nicht verhindern konnte, da die östreichischen Truppen einmal südlich der Save stehen und Niemand und nichts in der Welt den Kaiser Franz Josef dazu bewegen wird, die beiden Provinzen freiwillig zu räumen, so bleibt kein anderer Ausweg übrig, um aus dem heillosen Zwitterzustand herauszukommen, der in den occupirten Ländern herrscht, als die Annexion.

Wir glauben nicht, daß die anderen Mächte Oestreich besondere Schwierigkeiten machen werden, wenn es mit dem Vorschlage an sie herantritt, sie möchten der Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in die Monarchie zustimmen. Allerdings hat Lord Beaconsfield seiner Zeit im englischen Parlamente erklärt, daß die östreichische Occupation nur eine zeitweilige, vorübergehende sein werde, und sein Nachfolger, der Oestreich in der Donaufrage harcelirt und Rumänien zu hartnäckigem Widerstande gegen die Forderungen der Wiener Regierung aufhetzt, wird vielleicht einigen Lärm schlagen. Aber England wird schließlich nachgeben, weil es gerade in orientalischen Fragen jetzt allezeit zurückweicht, und weil es nicht verhindern kann, daß Oestreich de facto ohnedies die bewußten Provinzen besitzt. Wir halten die Annexion für die beste Lösung, aber nur unter der Voraussetzung, daß die Regierung sich vorher darüber klar geworden ist, was sie mit dem neuen Territorium beginnen will, ob es zu Ungarn oder zu Cisleithanien geschlagen oder nach dem Muster von Elsaß-Lothringen als gemeinsames Reichsland auf gemeinsame Kosten beider Reichshälften verwaltet werden soll. Hat man dies festgestellt, dann wird es Sache des neuen Ministers des Auswärtigen sein, die Einwilligung der fremden Mächte zu erlangen und den türkischen Protest zu den Acten zu legen.

Vielleicht ist Graf Gustav Kalnoky darum ernannt worden, weil man ihn bei Hofe für den geeigneten Mann hält, die Annexion Bosniens und der Herzegowina durchzuführen. Er erfreut sich in Petersburg besonderer Beliebtheit, und es dürfte ihm leichter werden als einem Andern, Rußland mit der Vergrößerung Oestreichs zu versöhnen. Man kommt unwillkürlich auf die Vermuthung, ein besonderer Grund müsse seine Wahl herbeigeführt haben, denn ohne diesen vermag man sie nur schwer zu begreifen. Als Kalnokys Ernennung vollzogen war, wußten selbst die Officiösen nichts über ihn mitzutheilen als Personalien. Niemand kannte ihn; Niemand konnte sagen, welche Anschauung, welche Richtung mit ihm in das auswärtige Amt einziehen würde. In London, wo er beinahe zehn Jahre seiner diplomatischen Laufbahn zugebracht hatte, schwiegen die Blätter über seine Ernennung bis auf die Times vollständig, und die letztere erklärte, Kalnoky sei ein großes Räthsel. Das ist er auch für uns. Wir sind auf Vermuthungen angewiesen, und nur das Eine kann man mit einiger Gewißheit aussprechen, daß der neue Minister gleich Haymerle nicht sowohl seine eigene Politik, sondern die ihm von höherer Hand vorgezeichnete befolgen werde. Er ist nicht bloß Diplomat, vielmehr in erster Linie General, und er wird seine neue Stellung echt militärisch dahin auffassen, daß er auf den Posten eines Ministers des Auswärtigen commandirt worden sei. Ob er im Herzen ultramontan ist, wie man ihm nachsagt, oder nicht, was bei einem Militär wahrscheinlicher klingt, wird auf seine Haltung nicht den mindesten Einfluß haben. Er wird das Portefeuille des Auswärtigen führen wie es Feldmarschall-Lieutenant Graf Mensdorff-Pouilly geführt hat, und sich um die inneren Kämpfe und Zwistigkeiten wo möglich noch weniger kümmern als Baron Haymerle. Mit Graf Taaffe hatte er, wie die Officiösen uns erzählten, eine lange Unterredung, in welcher sich die schönste Uebereinstimmung zwischen beiden Ministern zeigte. „Zwei Seelen und ein Gedanke!" — Das Citat paßt indeß nur halb, denn der leitende Gedanke, den sie gemein haben, kömmt Beiden von oben, wo noch immer die Regel gilt, die der loyalste aller östreichischen Dichter in die berühmten Verse zusammenfaßte:

„Auf halben Wegen und zu halber That
Mit halben Mitteln zauberhaft zu streben."

Unsere Liberalen thun leider dasselbe; das Wort Grillparzers könnte für die Verfassungspartei geschrieben worden

sein. Man hatte erwartet, daß der czechische Uebermuth sie aufrütteln und zu einer entschlossenen That drängen werde. Seit Monaten hielten ihr die eigenen Organe ihre Uneinigkeit und Zersplitterung vor, ermahnten sie zur Eintracht, zum strategischen Aufmarsch auf dem deutschnationalen Standpunkt. Dr. Herbst hielt vor seinen Wählern einige Reden, die seine Freunde überraschten. Es schien, als wolle der sonst so zahme Führer der Opposition endlich etwas Energie lernen. Allein als es sich nun darum handelte, die Verfassungspartei in einen einzigen Club zu vereinigen, brachte man den Halben und Vorsichtigen jedes mögliche Opfer. Vergeblich drangen namentlich die jüngeren deutsch-böhmischen Abgeordneten darauf, daß der neue Club schon im Namen seine deutsche Gesinnung ausdrücken solle. Die „Auchdeutschen" machten dagegen alle möglichen Gründe geltend. Sie fürchteten den Vorwurf, schlechte Oestreicher zu sein. Herbst selbst meinte in seiner bedächtigen Weise, die Großgrundbesitzer der Partei, die immer mit einem Auge nach der Ministerbank schielen, würden nicht in den Club eintreten, wenn er das Deutschthum allein betonte, und die verfassungstreuen Südländer, die Görzer, Istrianer und Dalmatiner könnten es aus nationalen Ursachen nicht. Als das nicht fruchtete und viele Parteigenossen die Ansicht äußerten, sie wollten lieber eine an Zahl geringere, aber vollständig einige, von allen zweifelhaften und unverläßlichen Elementen gesäuberte Phalanx bilden, da erklärte Dr. Herbst zu nicht geringem Erstaunen so mancher anderen Abgeordneten, er selbst würde einem deutschnationalen Club fernbleiben. Nun war die Sache entschieden. Der Berg kreiste und die „Vereinigte Linke" ward geboren. Ihr Programm versöhnt theilweise mit ihrem faulen Titel. Es spricht von den Gefahren, denen die geschichtlich begründete Stellung der Deutschen in Oestreich durch die gegenwärtige Regierung ausgesetzt sei, und von den nationalen Interessen, welche man vertheidigen müsse. Diese Worte bilden wenigstens eine Abschlagszahlung auf die Forderungen der Wähler, die nicht so „staatsmännisch" denken wie der Abgeordnete für Schluckenau. Daß seine Voraussicht nicht unfehlbar ist, dafür droht ein unliebsamer Beweis. Man spricht stark davon, daß die Südländer unter Führung des Grafen Coronini, des ewigen Ministercandidaten mit dem schönen Barte, einen eigenen Club des linken Centrums bilden wollen. Verwirklichen sie ihr Project, dann ist das Opfer des deutschnationalen Titels von Seiten der „Vereinigten Linken" vergeblich gewesen.

Uebrigens herrscht in den Reihen der Verfassungspartei große Freude über die Spaltung der Rechten. Man muß allerdings sehr genügsam sein, um in der Bildung des Centrumclubs einen Anstoß zur Genugthuung zu erblicken, denn der neue Club wird mit dem alten, unter Vorsitz des Grafen Hohenwart, von dem er sich abgelöst hat, schwerlich je in Fehde gerathen. Die beiden Clubs werden getrennt marschiren und vereint schlagen. Für die Regierung mag indeß der neue Club immerhin unangenehm sein. Es haben sich da unter der Führung des Fürsten Liechtenstein und des ehemaligen, bei der Wiener Presse in bösem Andenken stehenden Staatsanwaltes Lienbacher, die Clerikalen von reinem Wasser zusammengethan, und sie werden nicht ermangeln, sich von dem Ministerium Taaffe für die Heerfolge, die sie ihm leisten, theuer bezahlen zu lassen. Durch die Gründung des neuen Clubs ist die Majorität, auf welche sich die Regierung stützt, noch etwas buntscheckiger geworden. Polen, Czechen, rechtes Centrum und Centrum sind die vier Räder am Triumphwagen Taaffes. Als fünftes Rad kommt vielleicht nächstens der erwähnte Club des Grafen Coronini hinzu. Diese Räder wollen fortwährend geschmiert sein; die Fractionen sind wie die Regimenter im dreißigjährigen Kriege: erhalten sie nicht pünktlichen Sold, so drohen sie zu meutern. Keine Regierung der Welt hat je ihrer parlamentarischen Garde so viele Zugeständnisse gemacht; keine befand sich noch in der drückenden Lage, vor jeder Entscheidung über eine wichtige Frage ihren Freunden irgend einen Wunsch bewilligen zu müssen, damit sie auf ihre Stimmen rechnen kann. Insofern vermehrt die Gründung des Centrumclubs die Verlegenheiten des Ministeriums; aber Graf Taaffe wird thun, was Herr Lienbacher verlangt, — er hat ja schon durch den letzten Pairsschub ein Dutzend Ultramontaner in das Herrenhaus gebracht — und so werden sie sich miteinander verständigen.

Auch die Interpellation Neuwirth konnte das Kabinet nicht erschüttern. Es ist wohl ein arger Skandal, daß die Regierung der Länderbank im Widerspruch mit dem Regulativ vom 7. März 1872 die Erlaubniß ertheilte, zweimalhunderttausend „junge" Actien auszugeben, obwohl die alten noch nicht voll, sondern nur zur Hälfte eingezahlt sind, und es ist überaus bezeichnend für die zarten Beziehungen zwischen der Länderbank und der Regierung, daß das betreffende Gesuch der ersteren binnen vierundzwanzig Stunden günstig erledigt ward. Aber ein Regulativ ist kein Gesetz, und Graf Taaffe hat es daher nicht allzu schwer gefunden, das Verhalten seines polnischen Collegen formell zu rechtfertigen. Vielleicht würde er besser gethan haben, wenn er seine lange und breite Rede gekürzt und sich damit begnügt hätte, die Vorliebe des Finanzministers für die Länderbank aus nationaler Sentimentalität zu erklären. Heißt der Gouverneur der bewußten Bank nicht Wodzicki, und kann Dunajewski hart bleiben, wenn Wodzicki ihn um eine Gefälligkeit bittet? Bei uns werden solche Angelegenheiten immer gemüthlich abgemacht; eckiges Pflichtgefühl schleift sich hier leichter ab wie anderwärts. Wir gerathen also darüber, daß die Schöpfung des Herrn von Bontoux sich in der Gunst des Ministeriums sonnt, nicht in sittliche Entrüstung, sondern wir murmeln nur zwischen den Zähnen:

„Dunajewski und Wodzicki" . . .

Im Uebrigen wissen wir ja, daß jetzt in Oestreich die Polen regieren. Im Auslande nennt man das merkwürdig, sonderbar, unbegreiflich; wir schreiben das Curiosum ruhig in die Rubrik: Austriacae Res.

Die Entstehung der Korallenriffe.

Von Ernst Voges.

Es war im Jahre 1842, als Charles Darwin seine epochemachenden Untersuchungen über die Korallenriffe in einem Werke niederlegte, das in seiner neuen Auflage noch Ergänzungen und Berichtigungen erfahren hat. Seit jenem Zeitpunkt ist die Darwin'sche Theorie über die Entstehung der Korallenriffe wohl allgemein angenommen und vielen der Leser vielleicht noch von den Schulbänken her bekannt. Darwins Theorie zeichnet sich besonders durch ihre Einfachheit und Faßlichkeit aus, ein Umstand, der viel zu ihrer Popularität beigetragen hat. Indeß neuerdings ist Professor Semper in Würzburg mit einer Hypothese über denselben Gegenstand hervorgetreten, die der Darwinschen Ansicht nicht zu unterschätzende Einbuße thut.

Die Korallenriffe sind bekanntlich die wunderbaren Produkte winziger Thierchen, denen es kaum zuzutrauen wäre, daß sie Barrieren in die tosenden Meeresfluthen setzen, an denen sich die stärksten Wellen brechen. Sie stehen im System auf der zweitniedrigsten Stufe der Organisation und gehören zu den prächtig gefärbten Polypen. Charakteristisch an den Thieren ist, daß ihnen ein Darm fehlt. Der ganze Körper stellt nämlich einen Sack vor, dessen offenes Ende von Tentakeln umgeben ist, in deren Mitte der Mund liegt. Dieser führt in ein kurzes Magenrohr, das an seinem hinteren Ende eine verschließbare Oeffnung hat, durch die es mit dem übrigen Leibeshohlraum communicirt. Der Hohlraum des Sackes ist durch radiale Scheidewände in senkrechte Taschen zerlegt, die nach aufwärts kanalartig in die Tentakeln übergehn und mit der Wand des Magenrohrs verwachsen. Die Körperwandung besteht aus drei aufeinanderfolgenden Gewebsschichten: dem Ektoderm, Mesoderm und Entoderm. Von ihnen hat die äußere Lage bei der Edel-

*

koralle kleine Zellen mit Nesselkapseln, die mittlere Schicht ist eine Bindesubstanz und die innere Schicht, welche die Leibeshöhle auskleidet, besteht aus großen Flimmerzellen mit fettigem Inhalt.

Erwähnen wir schließlich noch, daß die Körperwand saftführende Gänge enthält, daß weder ein Nervensystem, noch viel weniger Sinnesorgane sicher nachgewiesen sind und die Geschlechtsprodukte an den Rändern der Scheidewände entstehen, daß endlich eine mannichfaltige Skeletbildung in den Geweben vor sich geht, so sind damit die wichtigsten anatomischen Details der Personalacte der kleinen Meeresbewohner gegeben.

Gerade letzterer Eigenschaft, der skeletbildenden Thätigkeit der Thiere, verdanken die Riffe ihre Entstehung. Es lagert sich nämlich im Körpergrunde kohlensaurer Kalk zu einem Fußblatt ab, das ergänzt wird, indem die Seitenwände zu einem becherförmigen Mauerblatt werden, von dem zahlreiche senkrechte Plättchen abgehen, die wiederum mit anderen architektonischen Skeletbildungen in Verbindung treten.

Vermehrt sich nun das Einzelthier, indem aus ihm neue Individuen hervorknospen, so entstehen rasenartige oder baumförmige Thierkolonien, denen die kalkige, von einem Kanalsystem durchzogene Verbindungsmasse gemeinsam ist. Und denkt man sich ferner Millionen dieser Thiere auf gemeinsamem Raume in solcher aufbauenden Thätigkeit, dann haben wir eben eine lebendige Korallenbank vor uns.

Je nach der Form unterscheidet man diese Riffe wie bekannt als Atolls, Kanal- und Küstenriffe. Die Atolls sind meist ringförmige, langgezogene Riffe, welche eine Lagune umschließen. Die Inselgruppe der Karolinen zeigt derartige Verhältnisse. Die Kanal- oder die Barriereriffe sind von gleicher Gestalt wie die Atolle. Sie umgeben ebenfalls wallartig eine Lagune, in der aber eine Insel liegt. Das Riff an der Westküste von Neu-Caledonien, welches die Inselspitzen umrahmt, gehört hierher. Die Küsten- oder Strandriffe endlich lehnen sich unmittelbar ohne Lagune an die Küste. Als Beispiel gelten die Marianen, Neu-Hebriden und andere.

Hinsichtlich ihrer Verbreitung sind die Korallenbänke auf eine schmale Zone beschränkt, die sich zu beiden Seiten des Aequators bis zum dreißigsten Grade ausdehnt. Und innerhalb dieser Zone ist ihre Verbreitung auch noch eine begrenzte. Weder an der Westküste Nord-Amerikas noch Afrikas finden sich Riffe und wenige nur an der Ostküste von Süd-Amerika, während im stillen wie indischen Ocean und im caraibischen Meere Hunderte von Quadratmeilen von ihnen bedeckt werden.

Die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung sind nicht bekannt, obschon wir wohl die Existenzbedingungen der Korallen größtentheils kennen. Zur Anlage der Korallenkolonie gehört vor Allem ein passender Untergrund, der nicht allzu tief, etwa zwanzig Faden, unter dem Meeresspiegel liegen darf. Denn in größeren Tiefen scheinen die Thiere nicht gedeihen zu können.

Aber wie entstehen nun die Korallenriffe?

Eine interessante Frage, die sich wohl jeder Naturforscher vorgelegt hat, wenn er in jene riffreichen Regionen kam. Und die Antwort war dann wohl bald gegeben, wenn eine Küste, allmählich abfallend, sich ins Meer erstreckte. Hier brauchten, wenn die Bedingungen sonst günstig waren, die Polypen ihre Kolonien nur auf dem gebotenen Untergrund anzulegen. Und aus der Tiefe nach und nach emporwachsend, junge Kolonien auf den abgestorbenen alten, erreichten sie schließlich den Meeresspiegel, indem so eine Terrasse entstand, die mit steiler Wand endigte.

Aber wo diese sichere Basis zur Kolonisation fehlt — da legt des Menschen Phantasie den Untergrund. So nahm man an, daß die auffallenden Korallenringe oder Atolle, welche plötzlich aus der Meerestiefe auftauchten, ein von Korallen umkränzter Krater sei.

Diese Erklärung geht an, sobald ein Atoll den Größen- und Gestaltverhältnissen eines Kraters entspricht, wo das aber fehlt, da reicht sie nicht aus. Ueberdies müßten auch, wie Darwin weiter ausführt, zahlreiche immense Krater unterhalb des Meeresspiegels in nahezu gleichem Niveau dicht zusammengedrängt sein. Eine Annahme, die doch wohl etwas ungeheuerlich ist.

Anders suchte Chamisso die Entstehung der Atolle zu erklären. Er nimmt an, daß die äußeren Theile eines Riffes zuerst die Meeresoberfläche erreichen und so einen Ring bilden würden, weil gerade an den der Brandung ausgesetzten Rändern des Riffes das Wachsthum der Korallen am lebhaftesten ist. Diese Annahme verdient Beachtung, wenn nachgewiesen wird, daß im Meere zahlreiche zur Ansiedelung verwendbare Bänke vorhanden waren.

Am plausibelsten sind indeß die Ansichten Darwins und Sempers, obwohl beide sich schnurstracks entgegen stehen. Während nämlich Darwin seinen nöthigen Riffuntergrund sinken läßt, läßt ihn Semper sich heben! Indeß diese neue Hypothese verdient die größte Beachtung, zumal sich Semper als einer unserer geistreichsten Zoologen durch glückliche und scharfsinnige Beobachtungen hervorthut. Während eines längeren Aufenthaltes auf der philippinischen Inselgruppe hatte unser Forscher vielfach Gelegenheit, die Darwin'sche Theorie auf die dortigen Korallenriffe hin zu prüfen und da fand er denn, daß die Senkungstheorie Darwins die sich dargebotenen Schwierigkeiten nicht hob.

Als Ausgangspunkt der letzteren Theorie führt Darwin die beiden Umstände an, daß einmal die riffbildenden Korallen nur in begrenzter Tiefe üppig gedeihen und daß zum anderen die Riffe und Inseln sich nur wenig über dem Meeresspiegel erheben. Die Bildung eines Riffes ginge nun etwa in dieser Weise vor sich:

– Man denke sich eine Insel, die langsam sinkt, jedoch nicht schneller, als die Korallen aufwärts wachsen. Wie der Rand allmählich sinkt, wachsen die Korallen immer weiter nach aufwärts, und da unsere Polypen besonders in der Brandung gedeihen, wächst der Rand am schnellsten. Während sich also der Inselrand stets für die Senkung ausgleicht, findet innerhalb des Riffes nur eine theilweise Ausgleichung statt durch Ablagerung von Trümmern und Meeresschlamm. Sinkt allgemach die Insel bis zum höchsten Gipfel, unter stetigem Aufbau der Kolonien, so bleibt eine Insel übrig, die von einem Dammriff umgeben ist. Und nach einer weiteren Senkung verschwindet auch die Insel und es bleibt nur ein Korallenring oder Atoll übrig. Wenn andererseits statt einer Insel die Küste eines Continents sinkt, so entsteht ein großes barrierenartiges Riff, das durch einen breiten und tiefen Kanal vom Festlande getrennt ist.

Nach dieser Theorie gehen während der Senkung die Riffarten allmählich in einander über. Rings umschließende Kanalriffe gehen in Atolle über, sobald die letzte Spitze des umschlossenen Landes unter die Meeresoberfläche sinkt. Auch können größere Atolle durch stetige Senkung in kleinere zerbröckelt werden und in Bänke von todtem Gestein übergehen. Somit besteht kein genereller Unterschied zwischen den einzelnen Riffen: ein Kanalriff umschließt Land, das bei einem Atoll schon unter die Meeresfläche hinabgesunken ist. Und ein Strandriff ist nur ein näher an das Festland gerücktes Kanalriff.

Das kurz die Senkungstheorie Darwins!

Gegen sie ist Professor Semper zu Felde gezogen, obwohl er sich nicht verhehlt, daß es eine schwierige und nicht selten eine unangenehme Aufgabe sei, einer Ansicht zu widersprechen, die allgemein als wahr angenommen ist.

Semper geht auch wie Darwin von einer naturgeschichtlichen Thatsache aus, die freilich auf den ersten Blick unbedeutend erscheint, aber in ihrer Anwendung von größtem Belang ist. Es ist dies der Einfluß des bewegten Wassers auf das Wachsthum der Korallen. Die Thiere haben nämlich das Bestreben, die Richtung und Energie ihres Wachsthums mit der Stärke und Richtung des Wasserstromes, der sie trifft, in Gleichgewicht zu bringen.

Diese Beobachtung macht man an Polypen, die von gewissen Krebsen bewohnt werden. Solche Wohnungsgenossen erzeugen in den Korallen eigenthümliche Auswüchse, deren Seitenwände, indem sie dem Wachsthumsgesetze der Koralle folgen, gegen ein-

ander zu wachsen streben. Allein je mehr sich die seitlichen Korallenäste einander nähern, um so energischer wird der Wasserstrom, der sich hindurchzwängt. Schließlich kann das Breitenwachsthum der Koralle diesen Widerstand nicht mehr überwinden und sie wächst statt dessen in die Höhe. In Folge davon entsteht ein Spalt, dessen Ränder sich nur da einander mehr nähern, wo sie der Strom nicht so stark trifft.

Je nachdem also ein constanter Wasserstrom die Korallenäste stark tangirt oder allseitig darüber hinwegfließt, wird ein senkrechtes Höhenwachsthum erzwungen oder das gewöhnliche Flächenwachsthum erfolgen.

Was die allgemeinen Wachsthumsvorgänge betrifft, so bietet die Lochkoralle ein anschauliches Bild davon. Kleine Kolonien, die stets unter der Meeresoberfläche bleiben, haben ein gleichmäßiges Wachsthum und ihre Oberfläche ist convex. Die größeren Blöcke hingegen, zumal deren Kuppen, welche während starker Ebben den übermeerischen Einflüssen ausgesetzt waren, besitzen eine plane Fläche, die in ihrem centralen Theile schon kümmerliche Polypen und Schlamm erkennen läßt. Und die größten Kolonien, welche schon bei gewöhnlicher Ebbe den nachtheiligen Einflüssen ausgesetzt waren, hatten sogar eine ausgehöhlte centrale Fläche mit erhöhtem Rande.

Das sind die Stützpunkte der Semper'schen Theorie. Und an den Palaosinseln sollte sich zunächst ihre Haltbarkeit erweisen. Diese Inselgruppe liegt bekanntlich, von Norden nach Süden streichend, im großen Ocean. Auf engem Raume finden sich hier alle Riffarten vertreten. Im Norden liegen Atolls, dann folgt ein großes Korallenriff, darauf echte Küstenriffe und an der Südspitze der Inselkette verschwinden sogar die Riffe gänzlich. Immerhin eine merkwürdige Erscheinung, die Darwin etwas willkürlich und doch nicht ausreichend durch abwechselnd stattgefundene Hebungen und Senkungen zu erklären sucht.

Annehmbarer scheint mir die Erklärung Sempers zu sein. Er schließt aus einer Reihe eigenthümlicher Erscheinungen auf eine stattgehabte Hebung. Und aus ihr wie aus den schon erwähnten Wassereinwirkungen sucht er die Form und Structur der einzelnen Inseln zu erklären.

Nach der Senkungstheorie ist hingegen beispielsweise durchaus nicht zu erklären, wie große todte Korallenblöcke, welche über der Fluthlinie liegen, auf jene Riffe gelangt sind. Denn selbst starke Meeresfluthen könnten sie wegen ihrer Schwere nicht hinauf geworfen haben. Ueberdies liegen die Blöcke oft noch an solchen Orten, die am meisten gegen Sturmfluthen geschützt sind. Ihr Vorhandensein findet aber Erklärung, sobald wir eine Hebung des Riffes annehmen.

Ebenso wenig läßt sich ferner die hohe Lage eines alten Kanals auf einer dieser Inseln, den Semper vorfand und den frühere Schiffer angelegt haben sollen, nach dieser Theorie erklären, da der Kanal jetzt viel zu flach ist, um wie einst noch Schiffe einlaufen zu lassen.

Nimmt man überhaupt, wie es die Darwin'sche Theorie wohl verlangt, eine allgemeine Senkung an, so sollte man erwarten, daß auf dem engbegrenzten Raume der Palaos auch im Süden der Inselgruppe Riffe vorkämen, was, wie wir bereits erwähnt, doch nicht der Fall ist.

Es legt Darwin ferner Gewicht darauf, daß die Korallen-inseln niedrig seien. Die Palaos aber sind umgekehrt zum Theil recht hoch. Es sollen gegen siebenhundert Meter hohe Berge vorhanden sein. Und aus ihrer Constitution schließt man ebenfalls auf eine Erhebung und zwar vulkanischer Natur. Wie die geologische Untersuchung der Gesteine ergibt, muß im Norden eine Eruption stattgefunden haben, während die südlichen Inseln kein Eruptivgestein besitzen, wohl aber gehobenen Korallenkalk. Ebenso sprechen für eine Hebung die aufgefundenen Versteinerungen und der Umstand, daß ein lebendes Riff die directe Fortsetzung eines todten Korallenriffs war.

Wie man sieht, fallen jedoch die Schwierigkeiten hinweg, wenn man mit Semper eine Hebung unter gleichzeitiger Wirkung der verschiedenen Wasserströme annimmt. Die Anlage des Riffes würde hiernach so vor sich gehen:

An irgend einer Stelle hebt sich der Meeresgrund, der durch die aufbauende Thätigkeit gewisser Meeresthiere, welche, wie die jüngsten Tiefseeforschungen gelehrt haben, in beträchtlichen Tiefen leben können, noch dazu vorbereitet sein kann. Sobald dieser Untergrund in die Region der Korallen kam, werden diese, je nachdem sie von den Wasserströmen tangirend oder senkrecht getroffen werden, senkrecht oder in die Fläche wachsen. Bauen die Korallen nun immer höher, während der Untergrund sich langsam hebt, so erreichen die höchsten Korallenkuppen schließlich die Meeresoberfläche. Hier sind sie dann den Witterungs- und anderen Einflüssen ausgesetzt, welche noch weiter dazu beitragen, die Form und Structur der Riffe zu bedingen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Semper'sche Hypothese viel für sich hat. Aber sie so wenig wie die Darwin'sche dürfte verallgemeinert werden. Es ist immerhin denkbar, daß da, wo die eine zur Erklärung lokaler Verhältnisse nicht ausreicht, die andere die Schwierigkeiten löst. Das wird zumal dann geschehen, wenn es sich um den Untergrund der Korallenriffe handelt. Der muß doch erst einmal geschaffen sein, ehe das Riff in das Dasein tritt. Ob nun die nöthige Fläche von einer untermeerischen Gebirgskette, von einzelnen Kratern herrührt, oder ob allmählich im Sinken begriffenes Land oder ein sich hebender Meeresgrund die Baufläche hergibt, das ist zunächst gleichgültig. Wenn hier die Thiere die passenden Lebensbedingungen vorfinden, wenn Licht, Wärme, entsprechende Wasserqualität nicht mangelt und der Kampf um die Existenz mit anderen Concurrenten oder hemmenden Einflüssen erfolgreich geführt werden kann, dann wird es auch nicht ausbleiben, daß sich dort Kolonien vorfinden.

Zu wahrer Bedeutung erst gelangen die Theorien, sobald die jeweilige Topographie der Riffe zu erklären ist. Und in diesem Falle hat die Semper'sche Hypothese Gewichtiges für sich. Vielleicht werden wir in der Folgezeit noch von anderen Korallenriffen hören, deren Form und Structur besser nach Semper als nach Darwin zu erklären ist. Schon Darwin gibt diesbezügliche Daten über einzelne Riffe, so besonders über die des rothen Meeres, welche nach dieser Richtung hin vielleicht zu verwerthen sind. Aber eine Entscheidung kann nur durch eine vorurtheilsfreie Untersuchung an Ort und Stelle erfolgen, da auch selbst die ausführlichsten Beschreibungen oft gerade jene Momente auslassen, auf die es eben bei einer Erklärung ankommt.

Jedenfalls hat sich Semper das unbestrittene Verdienst erworben, eine alte allgemein angenommene Theorie auf ihre Haltbarkeit hin geprüft zu haben und so die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu richten, der von jeher das Interesse Aller erweckt hat und jetzt wiederum in den Vordergrund der Discussion tritt.

Literatur und Kunst.

In Granada.

Wie oft mit ihr vom Winterherde,
Wenn außen kalt die Flocke fiel,
Träumt' ich mich nach dem Lenz der Erde,
Dem grünen Hochthal am Genil.

Da durch der Mondnacht Dämmerhelle
Zu der Alhambra Zackenthor
Trug sie beim hellen Klang der Schelle
Das Saumthier neben mir empor.

Wir ruhten in den Zauberhallen,
Wo einsam nun der Brunnen rauscht,
Und mit des Westens Nachtigallen
Die Peri Bagdads Worte tauscht,

Und unten aus der Schlucht der Myrthen
Stob mit der wilden Sträuche Duft
Zu uns das nächt'ge Lied der Hirten
Empor durch die berauschte Luft.

Es war ein Traum; nicht nach dem Süden,
Zu fernern Küsten brach sie auf,
Und weiter trug allein mich Müden
Des Lebensstromes irrer Lauf.

Nun spielt um mich auf weißen Platten
Im Löwenhof der Mondenschein;
Allein er wirft nur Einen Schatten,
Nur meinen auf den Marmorstein.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Ein literarisches Gespräch.

Von Johannes Scherr.

Mein alter Freund, der Justizrath Heißgrätig, lehnte seinen massigen Leib in den Lehnstuhl zurück, ließ seinen Blick die Bücherständer an den Wänden entlang gehen, blies eine Rauchwolke durch die Nase, nahm einen Schluck Serbischen und sagte: „Wie gut Sie es haben, lieber Freund! So fern von all der Unruhe, Sorge und Verbitterung der Tageskämpfe! Sie müssen ja Angesichts unserer Pein und Qual ganz das Gefühl haben, wie beim Lukrez geschrieben steht:

Angenehm ist's, bei hoher See, wann Sturm durchwühlt die Meerfluth,
Vom Gestad auf die Noth der Anderen niederzublicken —

wie Sie mal, glaub' ich, die berüchtigten Verse des alten Epikuräers verdeutschten, der lange vor Helvetius „le secret de tout le monde" verlautbarte, wissen Sie?"

„Nun, mein Bester, es ist ja dafür gesorgt, daß auch abseits vom politischen Trubel oder, um in dem von Ihnen gebrauchten Bilde zu bleiben, auf dem Gestade das Dasein kein zwischen blumigen Wiesen idyllisch dahinfließendes Murmelbächlein sei. Das Menschenleben ist nun einmal, mit der Großmutter in Schwabs schöner Ballade zu sprechen, „überall Sorg' und viel Arbeit"."

„Gewiß. Aber was sind alle die Sorgen und Kümmernisse einer so abseits gelegenen, stillumfriedeten Existenz, wie die Ihrige ist, verglichen mit den Aufregungen und Aufreibungen des Parteitreibens und den gehässigen Ränken und Schwänken parlamentarischer Strategie und Taktik? Dank den Göttern, daß ich all diesem Lärm und Staub entronnen bin."

Diese Danksagung hatte aber mehr den Ausdruck des Bedauerns als der Freude und war von einem ganz offenbaren Seufzer begleitet.

Ich konnte mich nicht enthalten, leise zu lachen. Natürlich nicht spöttisch, sondern nur theilnehmend.

Der gute Heißgrätig war vor wenigen Tagen in den Reichstagswahlen auf den Namen Bismarcks durchgefallen.

Grimmig sagte er:

„Sie haben gut lachen! Sie wissen nicht, wie das thut, einem als Demokrat verkleideten Jämmerling von Particularisten unterlegen zu sein."

„O, lieber Freund, auch ich habe vor Zeiten den Wankelmuth der blödsichtigen und urtheilslosen Menge sattsam erfahren."

„Ja, man kann die Menschen nie für dumm genug halten."

„Wenigstens irrt man dabei viel seltener, als wenn man sie für gescheidt und anständig genug hält, dem Schein das Sein und der Lüge die Wahrheit vorzuziehen."

„Aber was sagen denn Sie zu diesen Reichstagswahlen?"

„Ich habe gar keine Veranlassung, dazu oder darüber etwas zu sagen. Um so weniger, da Ihnen bekannt, was ich vom Parlamentarismus in Monarchien halte und — in Republiken."

„Ja, ja, am Ende kommt man doch dahin, zu sagen, man müsse in der Republik leben, um Monarchist, in der Monarchie, um Republikaner zu sein. Schwindel hie, Schwindel da! Nil expedit, wie der höchstselige oder auch tiefstunselige Kaiser Septimius Severus zu sagen pflegte."

„Thun Sie doch nicht so! Sie langten schon zweimal in Ihren Schulsack, lassen Sie darum auch mich einmal in den meinigen langen und Ihnen sagen, daß Sie mir vorkommen wie jener schiffbrüchige Händler des römischen Poeten, welcher Händler die stürmische See verwünscht, der er mit knapper Noth entronnen, aber von geschäftswegen doch schon am folgenden Tage bereit ist, abermals unter Segel zu gehen."

„Was wollen Sie? Der Parlamentsteufel ist wie der Schreibteufel. Wen er einmal beim Kragen genommen, den läßt er nicht wieder los."

„Richtig. Falls Goethes Egmont heute gedichtet würde, müßte er zweifelsohne declamiren: „Süßes Parlament! Schöne freundliche Gewohnheit des Redenhaltens, von dir soll ich scheiden?""

„Spotten Sie immerhin! Aber hätten Sie wohl die Gewogenheit, mir zu sagen, womit man den Parlamentarismus ersetzen soll?"

„Womit? Nun, mit irgend einem andern Spielzeug für die großen Kinder, die Völker."

„Das heißt doch über eine sehr ernsthafte Sache sehr leichtfertig reden."

„Gar nicht, maßen es meine feste Ueberzeugung, daß die Menschen und die Völker Spielzeuge, will sagen Illusionen haben müssen, schlechterdings haben müssen. Illusionen sind ihnen so nothwendig wie das tägliche Brot. In der Vorderreihe der jetzt herrschenden Illusionen steht aber der Parlamentarismus. Er ist also eine Macht, eine Großmacht, vor der man den Hut ziehen muß."

„Aha?"

„Was aha? Als ob in dieser unserer Welt, wie sie nun einmal ist, immer war und immer sein wird, die Form nicht mehr gälte als die Substanz! Der Parlamentarismus ist dermalen und allem nach noch für lange Zeit die beliebteste Form des Staatslebens, ganz einerlei, wie es mit seiner Substanz beschaffen sei, ja ob er überhaupt eine solche habe. Die Auguren thun so, als ob sie an ihn glaubten; die Leute und die Völker glauben wirklich an ihn. Folglich ist er wirklich und sollte daher von rechtswegen respectirt werden. Das ist auch, will mir scheinen, der Sinn der soeben beendigten Reichstagswahlen. Was bisher nur eine mehr oder weniger lächerliche Komödie war, will zu einer ernsthaften Haupt- und Staatsaction werden, welche verlangt, daß man sie mit Anstand und Würde spiele."

„Unterstützt! Aber glauben Sie, daß dies möglich sein werde bei solcher Zusammensetzung des Reichstags?"

„Ah, weil Sie diesmal nicht mitspielen? Nun, trösten Sie sich. Wetterwendisch, wie die Volksgunst ist, wird sie sich bei veränderter Wetterconstellation wohl auch Ihnen wieder zuwenden. Ich bin überzeugt, die Bismärcker auf Gnade und Ungnade haben noch lange nicht ausgespielt."

„Hoffentlich nicht! Aber was inzwischen anfangen? Ich bin nun einmal den lieben Parlamentsbummel so gewohnt! „Dulce et decorum est, pro patria loqui" — sagt der alte Horaz; nämlich mit einer kleinen Variante, so aber ganz ins Metrum paßt, wissen Sie?"

„Schon wieder ein klassisches Citat? Sie wissen doch, daß die Klassik jetzt schlankweg für Rococo gilt? Heutzutage haben die Leute Anderes zu thun als sich um die alten Schmöker zu kümmern."

„Die Leute ja; den Menschen aber muß doch immer noch erlaubt sein, der verbannten Götter und ihrer Seher und Priester sich zu erinnern. Dieses grauenhafte Banausenthum, in welchem unsere Jugend heranwächst und zu welchem sie dressirt wird! Und ist dann der hochgelobte Realismus von heute bei genauerem Zusehen nicht selten etwas Anderes als Wind und Phrase? Nehmen Sie z. B. die dermalen von allen Dächern gepredigte

„Hygiene". Was und wie wird damit humbugsirt! Wollte man auf das ewige Geflunker achten, so dürfte man keinen Athemzug mehr thun, ohne sich ängstigen zu müssen, irgend ein mikroskopisches Ungeheuer einzuathmen, keinen Schluck Wasser nehmen, ohne von der Sorge gequält zu werden, einen mörderischen Pilz zu verschlucken, keinen Schritt mehr thun, ohne befürchten zu müssen, über einen Seuchenherd zu stolpern. Diesen Gesundheitsaposteln zufolge wäre unsere ganze Erde nur ein kolossales Giftloch. Wer möchte darin überhaupt noch leben? Wir haben doch auch unsern Platz ausgefüllt in der Welt, sind jung gewesen und sind alt geworden, ohne von alle dem Krimskrams zu wissen."

„Erinnern Sie sich der Schlußstrophe vom »Atta Troll«?"

„Ja wohl:

„Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte.""

„Sie wollen sagen: lange?"

„Sehr lange. Als wir jung waren, verkündigte Friedrich Rückert in gotttrunkenen, gedankenreifen, von Schönheit funkelnden Liedern die frohe Botschaft eines westöstlichen Sufismus. Wie haben wir uns daran erbaut, erinnern Sie sich? Heutzutage wird man ein berühmter Dichter, wenn man in nach der Bierkneipe riechenden Reimen den Suffismus verherrlicht, den Saufbold mit Brillantfeuer beleuchtet und zur Abwechselung den Katzenjämmerling besingt."

„Warum sich darüber verwundern oder gar erbosen? Die Nachfrage bestimmt eben den Preis der Waare."

„Damit machen Sie dem hochzuverehrenden Publicum kein Compliment."

„Ich habe mir nie eingebildet, zum Complimentemachen Talent zu haben. Uebrigens thäte man dem Publicum doch unrecht, so man sagte, daß es einzig und allein oder auch nur vorzugsweise das Rohe, Gemeine und Sensationelle begünstige. Der Lesepöbel und der Theaterpöbel — und diese Pöbelei reicht mitunter weit, sehr weit hinauf — ja, die thun das, wie sie es immer gethan haben und immer thun werden. Aber eine unbefangene Beobachtung muß doch finden, daß in Deutschland die Geschmacksbildung und das literarische Wissen und Urtheilen binnen der letzten Jahrzehnte ganz bedeutend sich gehoben haben. Zwar der Menge gefällt, was — ein kennzeichnendes Wort Hölderlins zu gebrauchen — »was auf den Marktplatz taugt«..."

„Exempli gratia die antiquarischen Wassersuppenromane und die zuckerwässerigen altneuromantischen Singsange —"

„Aber, wollt' ich sagen, es taucht doch in unsern Tagen kein wirkliches Dichterwerk auf, kein gelungenes Produkt der Novellistik, auch kein gehaltreiches und lesbar geschriebenes Geschichtebuch, welches nicht auf Erfolg zu rechnen hätte. Auf mehr oder minder Erfolg, aber doch immer auf Erfolg. Es hat sich denn doch nachgerade eine große Gemeinde von ernsthaften, gebildeten und, was sehr hoch anzuschlagen, von patriotisch fühlenden und freisinnig denkenden Lesern und Leserinnen angesammelt im deutschen Reiche und draußen, soweit deutsch gesprochen, geschrieben und gelesen wird."

„Eine Gemeinde, deren Mitglieder aber immerhin sehr bedenklich sich beeinflussen lassen durch unsere kritischen Orakelsprecher und mehr noch durch die Janitscharenmusik der Rotte Reclame."

„Keineswegs. Was die kritischen Orakelsprüche ex cathedra angeht, so erschallen diese zumeist hintennach, wann das Schicksal eines Buches längst entschieden ist. Die reclamatorische Janitscharenmusik ihrerseits ist zu barbarisch-geschmacklos, als daß sie Jemand anlocken könnte, den Lese- und Theaterpöbel natürlich ausgenommen."

„Was Sie für optimistische Anwandlungen haben!" meinte Heißgrätig, halb zerstreut unter den alten und neuen Büchern auf dem großen, seinem Lehnstuhl zur Seite stehenden Tische herumklaubend.

„Schlagen Sie doch das grüngebundene Büchlein auf, das Ihnen gerade zur Hand."

„Ah, »Huttens letzte Tage von Konrad Ferdinand Meyer.«. Das kenn' ich, das lass' ich gelten, das ist etwas."

„Sehen Sie? Da haben Sie einen Beweis für das Vorhandensein der von mir bezeichneten Gemeinde. Keine gefällige Kameradschaft hat diese edle Dichtung ausgeposaunt, keine liebedienerische Kneipbruderschaft hat dafür die Pauke der Reclame gerührt. Und trotzdem hat sich dieses still und anspruchslos in die Welt getretene Gedicht die Theilnahme und den Dank von Tausenden von empfänglichen und urtheilsfähigen Deutschen und Deutschinnen erworben. Meyer hat einen ganz meisterlichen Griff in dieser neuen Auflage gethan in dem „Huttens Gast" überschriebenen Canto, wo Don Inigo de Loyola, als Pilger auf dem Wege nach Einsiedeln begriffen, mit dem deutschen Ritter zusammengeführt wird. Hier sind die Gegensätze der Zeit zu einer plastischen Gruppe herausgearbeitet. . . . Aber was sagen Sie denn dazu, lieber Freund, daß, wie man hört, die guten Väter der Gesellschaft Jesu bald wieder nach Deutschland zurückkehren sollen?"

„Wenn der Herr Reichskanzler denselben die Rückkehr gestattet, wird er dafür wohl seine guten Gründe haben."

„Zweifelsohne. Bessere Werkzeuge zur Einführung des Staatssocialismus, zur Umwandlung des deutschen Reiches in eine Reichsarbeitskaserne mit daran gebautem Reichsspittel könnte er gar nicht finden. Die Aussicht auf die Herstellung eines großen Paraguay deutscher Zunge ist ja recht erfreulich."

„Ach was, Narrenpossen! Das heißt, ich will sagen, der Herr Reichskanzler wird, wie in Allem und Jedem, so auch hierin die richtigen Wege finden und die zweckdienlichsten Mittel schaffen. Es ist doch, entschuldigen Sie, recht philisterlich, kleingeistig, mikrologisch, göthephilologisch so zu sagen, an dem großen Staatsmann immerfort herumzunörgeln. Ihnen wahrlich hätt' ich Besseres zugetraut."

„Das durften und dürfen Sie auch. Aber besteht denn die wahre und würdige Werthung einer historischen Erscheinung etwa darin, daß man die derselben anhaftenden Flecken nicht sieht, nicht sehen will? Als ob das Licht ohne Schatten, ein Mensch ohne Mängel auch nur gedacht werden könnte! Blinde Bewunderung und knechtische Hingebung sind der schlechteste Dank, welchen man großen Männern erweisen kann. Warum sagte Friedrich der Große am Ende seiner Laufbahn, er sei es müde, über Sklaven zu herrschen? Darum, weil ihn die Ahnung durchschauern mochte, daß ein Staat, in welchem Alles auf einen Einzelwillen gestellt wäre, nicht von Dauer sein könnte. Die Ahnung ist zur traurigen Thatsache geworden in jenen Herbsttagen von 1806, wo die mumisirte Legende von Friedrich dem Einzigen an neuen Verhältnissen und neuen Menschen zerschellte wie Glas."

„Ich merke, wohinaus Sie wollen, bin aber nicht zu Ihnen in die Schweiz gekommen, um mich in politischen Disputen zu ergehen oder gar zu erhitzen. Warten wir die Ereignisse ab und plaudern wir einstweilen über weniger streitige Sachen. Sehen Sie, da ist ein anderes Dichterbuch, sehr solid und vornehm ausgestattet. Das kenn' ich auch. »Gedichte von Ernst Ziel. Zweite vermehrte Auflage.« Haben Sie darin gelesen?"

„Ja, und zwar mit Theilnahme und Genuß."

„Ich ebenfalls und ich hoffe, daß es recht Viele gethan und noch recht Viele thun werden. Der Dichter hat sich an Platen, Geibel und Lingg heraufgebildet, ohne jedoch seinen Lehrmeistern einen übermächtigen Einfluß zu gestatten. Er bewegt sich, selbstständig in der Anschauung und gewandt in der Form, in den verschiedenen Regionen der Lyrik, obzwar nicht in sämmtlichen mit derselben Kraft."

„Wer vermöchte das überhaupt? Mir scheint, Ziel hat seine eigentliche Stärke im Liede und in der betrachtenden Rhapsodie. Lieder wie die „An die Mutter" und „An Willy" halten die Stimmung vom ersten bis zum letzten Ton. Seine Betrachtungen kleidet der Dichter mit Vorliebe in das saumnachschleppende Prachtgewand der Canzone. Das schimmert und rauscht! Aber

der Schimmer ist der von echtem Gold und das Rauschen rührt von großen Gedanken her."

„Ja, es ist wahrhaft tröstlich, daß es noch Poeten gibt, die in Versen nicht blos dudeln, sondern vielmehr denken. Auch die Gedankenpoesie kann Empfindungspoesie, also rechte Lyrik sein. Schiller und Rückert haben das herrlich erwiesen. Des Einen wie des Andern ist vollkommen würdig die echt dichterische Entwicklung einer Gedankenreihe, wie Ziel sie z. B. in seiner »Apotheose des Herakles« gibt. Im übrigen hab' ich mich schon oft verwundert, daß in unserer realistisch rechnenden Zeit noch immer jahraus jahrein so viele Gedichte geschrieben, gedruckt und auch gekauft und gelesen werden."

„Das kommt wohl davon, daß der Gegensatz den Gegensatz hervorruft. Den Menschen wird doch gar zu grauenhaft öde in dieser kohlendampfgeschwängerten Zeitatmosphäre voll Maschinengeraffel und da lassen sie sich denn nicht ungern in der Montgolfière eines Poeten in reinere und stillere Regionen zeitweilig emportragen."

„Wohl, aber schon unser infames Klima müßte, sollt' ich meinen, den Poeten das Handwerk verleiden."

„Im Gegentheil. Alle die Schwerenoth unseres teufelmäßig gemäßigten Klimas drängt die Empfindung nach innen, verdichtet und potenzirt Phantasie und Gefühl. Scheint dann die Sonne, was ja einstweilen noch mitunter der Fall ist, so thaut sie die in der Seele zusammengepreßten Stimmungen auf und die Liederströme quellen hervor."

„Die meisten aber versanden sehr bald. Ich wette, auf 50, ja auf 100 neu erscheinende Gedichtesammlungen kommt nur eine, welche länger lebt als ein Tagesfalter."

„Auch ein Tagesfalter vermag mit dem Farbenspiel seines Flügelschlags das Auge zu erfreuen und ein dankbares Auge wird dem raschen Verschwinden des anmuthigen Flatterers theilnahmevoll nachblicken."

„Ich würde bedauern, wenn dem allerliebsten Büchlein da, dessen Titel lautet, »Novellen in Oktaven von Hermann Oelschläger«, auch nur so ein Schmetterlingsdasein gegönnt wäre. Ich sehe, es ist viel Heiterkeit und Humor darin."

„Ja, und von der ersten bis zur letzten Oktave eine werkthätige Achtung vor den Ansprüchen, welche heutzutage ein gebildeter Gehörsinn hinsichtlich des dichterischen Stils, des Rhythmus und Reims erheben darf und muß. Gegenüber der stilistischen Lotterei und Schluderei, welche in der Tagespresse grassirt und das ohnehin nicht sehr rege Formgefühl der Deutschen noch stumpfer macht, muß es schon als ein Verdienst und als ein Gewinn erachtet werden, wenn junge, aufstrebende Autoren auf künstlerische Durchbildung der Form halten und dadurch wenigstens den Empfänglichen zu fühlen geben, was für ein Unterschied sei zwischen rohnaturalistischer Coulissenreißerei und dem feinen Zusammenspiel dichterischer Kräfte innerhalb der Schranken ästhetischer Gesetzmäßigkeit. Ich gestehe, daß ich mich mit Frohbehagen von dem klaren Strom dieser Novellen in Versen forttragen ließ, von einem hübsch vorgetragenen Abenteuer zum andern. Dem Dichter steht Ernst und Scherz gleich gut zu Gesichte. Jener ist empfunden, dieser zumeist gutmüthig und harmlos, weiß aber dann und wann am rechten Ort auch einen tüchtigen Stachel anzusetzen."

„Desto besser für den Dichter und sein Buch. Unsere Zeit verträgt das langathmige Pathos nur widerwillig, wenn überhaupt. Das Kothurngestelze langweilt sie. Sie will lieber den Soccus schleifen und schlurfen hören."

„Das begreift sich. Sie ist ja so arbeitsschwer und sorgenvoll, daß man es ihr nicht verübeln darf, wenn sie lieber erheitert als gerührt, lieber belustigt als erschüttert sein will. Trotzdem glaube ich, daß die Liebesgeschichte, welche Johann Georg Fischer unlängst in seinem in trochäischen Vierfüßlern geschriebenen Idyll »Der glückliche Knecht« rasch und rund erzählt hat, viele Freunde finden wird."

„Hörte davon. Ein schwäbische Dorfgeschichte in Versen?"

„Ja, und zwar eine naturschwäbische, wohlverstanden! Da athmet man Ton und Duft der schwäbischen Landschaft und des schwäbischen, noch genauer gesprochen, des mittelschwäbischen Dorfes und Bauernhofes. Hier ist auch Realismus, aber nicht der Realismus der Fäulniß, sondern der des Lebens. Ich gestehe, mir war bei der Lesung dieses Idylls, als wehten Heimatlüfte mich an, aus Tagen, die weit, weit hinter mir liegen."

„Ei, ihr Schwaben bleibt eben immer Heimwehlinge. Aber lassen Sie sich sagen, mir ist die ganze Dorfgeschichteschreibung von Anfang an nicht sehr sympathisch gewesen. Immermanns Hofschulzen, ja, auch etliche Bauernkerle des streitbaren Pastors Bitzius und den einen oder andern Dorfsonderling von Anzengruber oder Rosegger, die lass' ich mir gefallen; aber im Uebrigen: Pappendeckel! Pappendeckel!"

„Das ist eine große Ungerechtigkeit, lieber Freund. Sie vergessen, daß, wie Auerbach, so auch Keller gerade als Dorfnovellisten ihr weitaus Bestes geschaffen haben."

„Nun ja, das ist wahr. Allein der ganze Genre ist mir, offen gestanden, zu eng und zu flach."

„Als ob derselbe nicht zu erweitern und nicht zu vertiefen wäre! Als ob ein rechter Poet nicht auch aus einer Dorfgeschichte ein Weltbild zu machen verstände! Strecken Sie doch mal Ihre Hand aus, dorthin, nach der rechtseitigen Tischecke."

„Ah, die zwei ziemlich starken Bände da? »Ein Kampf ums Recht. Roman von Karl Emil Franzos.«"

„Sehen Sie? Das ist auch nur eine Dorfgeschichte und doch ein Weltbild. Realistisch und idealistisch zugleich. Ein mit der Sicherheit und Deutlichkeit ethnographischer Autopsie entworfenes und ausgeführtes Gemälde slavischen Volkslebens und zugleich eine Tragödie des Reinmenschlichen. Der Verfasser hat etwas gewagt, was nur wagen durfte, wer sich im Besitze einer großen Kraft fühlte. Nämlich einen Roman zu schreiben, welcher sich nicht um die Frage dreht: Kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht? Einen Roman, welcher keine Liebesgeschichte enthält."

„Das ist allerdings ein Wagniß. Was werden die Damen dazu sagen?"

„Solche, die überhaupt fähig sind, ein ernstes Buch zu lesen und zu verstehen, werden es mit Spannung und Antheilnahme lesen. Für den Lesepöbel ist es nicht geschrieben, weder für den männlichen noch für den weiblichen. Urtheilsfähige dürften, wenn ich recht erwäge, nicht anstehen, in dem Helden dieses Romans, dem Bauer Taras Barabola, wohnhaft im Huzulendorfe Zulawce, eine der eigenwüchsigsten und bedeutendsten Gestalten anzuerkennen, welche in unserer Zeit durch eine Poetenfeder ins Leben gerufen worden. Dieser Taras ist der Träger der Rechtsidee, auf welcher das ganze Werk als auf einem granitnen Fundamente sich aufbaut. Die Aufgabe, welche der Dichter sich gestellt und mit bewundernswerther Energie gelöst hat, war, „die Macht der sittlichen Idee über das menschliche Gemüth" aufzuzeigen, wie es das dem Buche vorangestellte, aus Iherings „Kampf ums Recht" genommene Motto angibt. Mit fein abgetönter Psychologie und doch höchst anschaulich führt Franzos die Charakterentwickelung seines Helden bis zu der Stufe hinauf, wo diese Macht der sittlichen Idee in ihm zum heiligen, unwiderstehlichen Sturm und Drang wird und er demzufolge Haus und Hof, Weib und Kind verläßt, um als Rächer des verletzten Rechtes der Gesellschaft, welche die Rechtssühnung weigert, den Krieg zu machen."

„Das ist ja wie Kleists Michel Kohlhaas."

„Etzliche Aehnlichkeit ist vorhanden, aber nur beim ersten Anblick. Genaueres Zusehen ergibt die Grundverschiedenheit der beiden Rechtsverfechter. Sie liegt darin, daß Kohlhaas für sein persönliches Recht kämpft, Taras dagegen für das Recht Anderer, für das Recht als solches. Das ist ein ganz ander Ding und es liegt auf der Hand, daß es bedeutend schwieriger war, uns das Fühlen, Denken und Thun des Taras begreiflich und glaubhaft zu machen und nahezubringen als das des Kohlhaas."

„Ist dem Verfasser das gelungen?"

„Vollständig. Sein Taras erscheint durchweg lebenswahr vom ersten Auftreten bis zum Ende, eine mächtige und fesselnde Erscheinung. Er geht an sich selbst zu Grunde oder, was das-

selbe ist, an der Unmöglichkeit, die ihn erfüllende und besitzende Idee zu verwirklichen und in dieser Welt, wie sie eben ist, Recht und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen. Das ist der tragische Zauber, welcher die Gestalt dieses Bauers umwittert und welcher uns drängt, am Schlusse der Laufbahn des Helden wieder einmal mit Bodenstedt zu sagen:

„Wann wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menschen seh'n
Aus innerster Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Dann möchten wir dem Heldenschwung
In des Geschickes Zwang
Zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!" "

„Sie machen mich ja recht neugierig auf das Buch. Ich werde es unverweilt lesen. Es ist immer erfrischend, so man in der unendlichen Druckpapiersteppe unserer Tage auf eine Oase von Eigenartigem stößt. Ich will auch auf Ihre Autorität hin annehmen, daß das in Rede stehende Eigenartige mehr sei als ein Experiment. Sie wissen, was ich von dem dermalen in unserer Literatur gäng und gäben Experimentiren halte."

„Nicht mehr als ich. Aber Sie müssen bedenken, daß die Zahl der Dichter und Dichterlinge in deutschen Landen Legion ist, von den Dichterinnen und solchen, die es sein wollen, gar nicht zu reden. Da will nun Jeder und Jede etwas bringen, was entweder in der Mode ist oder in die Mode kommen könnte. Es ist ja auch Diesem oder Jener geglückt, aus allerhand alten Lappen ein wie neu aussehendes Kleid zusammenzuplätzen, das dann richtig in die Mode kam."

„Ja, das ist ein Herumtappen, um nicht zu sagen ein Herumtrappen und Herumtrampeln an allen Orten und Enden, um die Fetzen zusammenzusuchen, womit sich alter Kram neu aufflittern ließe. Heute kohlt man den wüsten Unzucht- und Blutkohl der römischen Cäsarenzeit episch oder dramatisch wieder auf, morgen fährt man mit der hölzernen, ach, wie! hölzernen Stange des Stabreims im bleigrauen Edda-Nebel herum. Recht charakteristisch ist auch die geflissentliche Hintansetzung Schillers, welchen jeder Laffe oder Lump schulmeistern zu dürfen glaubt."

„Das ist nur zeitgemäß. Jedesmal, wann das sittliche Niveau der Nation tief steht, in Perioden der Charakterlosigkeit, wann die Anbequemerei, die Gaukelei und Schaukelei, das Feilschen um Opfer des Intellects und der Ueberzeugung, das Schachern mit Compromissen, die wechselseitige Wäsche schmutziger Hände und alle die übrigen Ränke und Schwänke einer Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik und ihrer Wirkungen und Folgen obenauf sind, tritt Schillers Bedeutung zurück. Aber wann wieder Zeiten kommen, wo Noth an Mann geht, wo es um die höchsten Güter, um das Sein oder Nichtsein der Nation, um „der Menschheit große Gegenstände", um Herrschaft oder um Freiheit sich handelt, dann fühlen die Deutschen immer wieder, daß sie statt der Ovide und Properze einen Tyrtäos nöthig haben, dann kehren sie mit ganzer Liebe zurück zu dem Dichter, dessen Muse das Gewissen war."

Spätherbsttage in Venedig.

Von Alfred Meißner.

So viele Gasthöfe ich auch in meinem Leben betreten, es hat mich vielleicht keines überrascht wie das Hotel Danieli; ich wüßte keines, das diesem vergleichbar wäre. Ob man von der Kanalseite anlege, oder ob man von der Riva komme, man tritt fast augenblicklich in ein Stiegenvestibül von ganz erstaunlichen Dimensionen, das sich als Eingang eines alten Palastes aus der Blüthezeit venetianischer Baukunst ankündigt. Dies Vorhaus, mit Glas gedeckt, geht durch alle Stockwerke; von der Höhe blicken gothische Loggienfenster herunter, eine weiße Marmortreppe führt zu zwei mit einander verbundenen Trakten des weitläufigen Gebäudes. Der schön getäfelte Boden, allerlei plastischer Schmuck, Büsten aus der Renaissance, welche sich vom Grün hoher Pflanzengruppen abheben, nehmen diesem quadratischen Vorhof den düstern Ernst, den es ohne sie hätte, und wandeln ihn fast in einen Festsaal um.

Als ich eintrat war es Abend, das Vorhaus hell beleuchtet. Zwei Sänger, ein alter und ein junger, ließen in dem wiederhallenden Raume ihre Stimmen in einem heroischen Duett erklingen, an der Ballustrade der schönen Marmortreppe lehnten Gestalten von Herren und Damen, die eben mit ihrer Table d'hote fertig geworden, dazwischen bewegten sich Kellner mit weißer Halsbinde — es war nur ein vom Hotel arrangirter Spektakel, machte aber den Eindruck eines Festes. Ich wurde hinaufgeführt durch allerlei Gänge, ein Zimmer wurde mir aufgethan — das Balkonfenster stand offen, ich hatte den schönsten Ausblick auf den Hafen, seine Schiffe, seine Lichter, von unten herauf ertönte noch immer das Furioso des Gesanges.

Es litt mich aber keinen Moment im Zimmer mit der wunderbaren Aussicht. Es drängte mich die altbekannten Bilder zu sehen. Der Mond, beinahe voll, stand am Himmel, mitten unter silbernen Wölkchen. Ich schritt rasch über die Brücke, um die Ecke der Piazetta, vorüber an den zwei mächtigen Granitsäulen, von denen St. Theodor und der geflügelte Löwe herabsehen, vorüber an der Front des Dogenpalastes, der sich wie eine hingezauberte Luftgestalt erhebt. Nun einen Blick zum Campanile, einen Blick der Markuskirche, deren byzantinische Formen mit der verdüsterten Goldpracht ihrer Mosaiken aus dem Halbdunkel hervorleuchtet, vorbei am bunten Uhrthurm und nun rasch zu den Procuratien, um noch einen Blick auf das venetianische Volksleben zu erhaschen. Die Octobernacht ist mild und lau, fast wie deutscher Juni, die Militärmusik spielt, in dem auf drei Seiten von Bogengängen umgebenen Viereck wogt es von Menschen, die ihren Weg langsam immer der alten Kirche zu und wieder zurück nehmen. Tausend Stimmen mischen sich in die Klänge der Musik, Alles lustwandelt in scheinbarer Heiterkeit, denn Sitte und guter Ton verlangen es, sich nach beendigter Mahlzeit auf dem Markusplatze zu ergehen. Kaufladen und Kaffeehäuser strahlen im hellsten Glanze, an winzigen Tischlein sitzen Hunderte, ihren café nero im Freien zu trinken. Zu solcher Stunde scheint Venedig noch immer das zu sein, was es einst war: der Versammlungsplatz der feinsten Müßiggänger Europas. Sanft bewegen sich in der Luft die Fahnen auf den mächtigen Antennen, die als Trophäen der Herrschaft Venedigs über Cypern, Candia und Morea aufgerichtet worden. Und über Allem steht der Mond, gleichsam nur wie die Lampe dieses Prachtsaals.

Den Moment zu benutzen, wurde nun eine Gondel bestiegen, um eine Fahrt in den großen Kanal zu machen. Spiegelglatt lag die Wasserfläche da, von zarten Silber- und Goldströmen durchflossen. Scharf umrissen stand linker Hand die Kuppel von San Giorgio maggiore, ein wunderbares Architekturbild, vor uns, jetzt rückte sie uns ferner und ferner, entschwand, die malerischen Linien der Giudecca lösten sie ab, jetzt waren wir in den großen Kanal eingetreten, den zwei Reihen von Palästen umfassen. Welche Folge von Bildern! Hier Säulenlogen, welche sich nach außen drängen, verschlungene Bogen, fast orientalisch, deren steinernes Rosettenwerk, von Frau Lunas Licht beschienen, sich bis auf die feinste Contur vom Hintergrunde abschattet, dort wieder finstere, massige Pracht. Das Ganze scheint mehr Dunstgemälde, als Wahrheit, es versetzt uns in eine märchenhafte Stimmung, mit der Empfindung eines wachen Traumes gleiten wir über die stille, schweigsame, unbefahrene Wasserfläche hin.....

Am andern Tage welch andrer Eindruck! Es ist nicht zu sagen, wie Venedig herabgekommen, bergab gegangen seit 1843, wo ich es das erste Mal gesehen. Damals gab's noch ein Volksleben auf der Riva, dieses war ein heiteres und bizarres Theater, dem die Volkstracht noch Charakter verlieh. Kaffeebuden und Weinkneipen waren voll von Gästen von Morgens bis Mitter-

nacht, Gruppen von Facchini und Schiffern umstanden hier einen Taschenspieler, dort einen Komödianten, der mit allerhand Stimmen ganze Lustspiele aufzuführen verstand. Es fehlte in diesem Volkstreiben nicht an Sängern. Ein liebliches Mädchen in südslavischer Tracht, das in Begleitung ihres alten Vaters bald sang, bald das Tambourin schlug, steht noch unvergeßlich in meiner Erinnerung: ich stellte mich jedes Mal ein, wo ihr Lied erklang. Jetzt fehlt der Riva dei Sciavoni jeder Schein von Hafenleben, Hafengewirr. Damals lagen noch große Schiffe der östreichischen Marine vor der Riva vor Anker; sie waren fürs offene Meer untauglich, bildeten aber eine schöne Staffage der alten Lagunenstadt: heute sehe ich außer einem großen englischen Dampfer der Peninsular und Oriental Company kaum einige Masten mäßiger Lastschiffe. Die Volkstrachten sind vollständig verschwunden. Selbst die Bevölkerungszahl der Stadt muß sich schrecklich verringert haben, der Beweis ist auch ohne statistische Ziffern zu führen. Wenn man damals vom Markusplatze aus den allerdings labyrinthischen Weg zum Rialto finden wollte, erhielt man den Rath: überlassen Sie sich dem Menschenstrome, der von der Merceria aus kreuz und quer durch kleine Gassen bis zum Rialto geht, der führt Sie sicher! Heutzutage mißlingt das Experiment. Auf halbem Wege wird man das Menschenbächlein versiegen sehen und rathlos nach dem Wege fragen müssen. Und wie herabgekommen sieht die Bevölkerung heute aus! Wie verlumpt und verlottert! Die Rasse muß sich in Folge karger Kost verschlechtert haben, vergeblich sieht sich das Auge nach einem schönen Frauenantlitz um, die Blondinen des ehemaligen Venedigs sind vollends eine Mythe! Man sagt allerdings, es seien jetzt, im Spätherbst, wo der Adel und der größere Besitz noch auf den Landgütern an der Brenta verweile, die begüterteren Klassen schwächer als sonst vertreten, aber das kann doch an der Physiognomie der Bevölkerung, wie sie eben erscheint, so gar viel nicht ändern. Thatsache ist ferner, daß neun Zehntel der Leute, denen man begegnet, in Kleidern stecken, die nicht für sie gemacht, sondern im Trödelladen erstanden sind. Venedig hat eine Bevölkerung von Proletariern bekommen, durch die sich ein Völklein fremder Touristen, meist Engländer, seltsam abstechend bewegt.

Schon damals, als ich es zuerst sah, war Venedig im raschen Niedergange begriffen. Man suchte und fand, dem Geiste der Zeit gemäß, die Ursache des Uebels in der Fremdherrschaft. Das Gegentheil davon war wahr. Die Fremdherrschaft mit ihren vielen Beamten und Soldaten goß noch einiges Oel in die ersterbende Lampe. Zudem verwendete die östreichische Regierung von 1814—1848 ganz bedeutende Summen auf die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude, der Kanäle und des Hafens. Das Uebel hatte einen andern Grund. Venedig fing schon an herabzugehen, als es seine Kolonien verlor und andere Handelsplätze emporstiegen; es geht jetzt, von Jahr zu Jahr schneller, dem unaufhaltsamen Verfall entgegen.

Schon jetzt kann man sehen, daß Venedig — abgesehen vom St. Markusplatz — das Tageslicht nicht mehr verträgt. Selbst der große Kanal bietet bei den Strahlen der Sonne nur ein Bild des Ruins. Seine Paläste waren schon längst als die Grabmonumente der venetianischen Aristokratie anzusehen; nun verfallen auch die Monumente. Palazzos, angethan, um Hunderte von Bewohnern zu beherbergen, stehen mit geschlossenen Jalousien scheinbar unbewohnt. Das Licht enthüllt einen gräßlichen Verfall. Jede Mauer ist fleckig, rissig, angefault, jede zeigt die Eisenklammern, die sie noch zusammenhalten. Keinen Steinzierrath, welcher ganz, keine Säule, die unverstümmelt wäre! Und wie still ist's auf der großen Fläche! Wie wenig Gondeln sind zu sehen! Die neuen Vaporetti, die Dampfer, die für wenige Centesimi das Volk von der Piazetta zur Eisenbahnstation befördern, setzen noch die letzten Gondolieri außer Dienst. Der Blick auf die verwitterten Palastfronten stimmt tief traurig, der Ausruf des Bedauerns ist nicht zu unterdrücken und der Gondolier versteht, was im Gemüth des Reisenden vorgeht. Manca molto reparazione! sagt er, „es fehlt sehr an Reparatur". „Ja, guter Freund, das will ich Dir glauben! Aber wo hätte diese anzufangen, wo zu enden? Es ist ja Alles morsch: Dach und Gebälk, Treppen, Mauern, Gesims und Fußböden. Und sollte man das Verlorengegangene ersetzen mit wohlfeiler Flickerei? Sollte man Gips und Cement dort verwenden, wo einst Marmor war? Die Restaurirung des einzigen Palastes Vendramin hat mehrere Millionen Lire gekostet; wie theuer würde wohl die Herstellung dieser ganzen Fronten invalider Paläste zu stehen kommen?"

Ein noch traurigeres Bild empfängt man, wenn man in die Seitenkanäle einfährt, da erscheint uns Venedig noch weit weniger als die „wunderbare Inselstadt" der schönfärbenden lyrischen Touristen. Man gleitet vorüber an schmalen Quais ohne Geländer, auf denen kaum hier und dort ein lebendes Wesen sichtbar. Mit der Architekturpracht ist's gründlich zu Ende, die hohen Häuser sehen einförmig trist und gewöhnlich aus. Ab und zu ist vielleicht ein gemeißeltes Portal zu erblicken, dagegen gleichen die meisten Eingänge denen der unheimlichsten Spelunken. Von den Häusermauern hat sich, vielleicht schon vor einem Jahrhundert, der Anwurf abgelöst, man hat ihn nicht erneuert, die dunkelrothen, scheinbar halbmorschen Ziegel liegen völlig blos und sind von großen Streifen grüner Algen überzogen. Das schwarze faulige Wasser zwischen den hochemporsteigenden Mauerwänden, theilweise von schwimmendem Seegras bedeckt, entwickelt einen das Herz umdrehenden Moder- und Kloakenduft. Man wird tief herabgestimmt. Alle widrigen Gefühle, die der Anblick des Verfalls, der Misère, des Ruins erzeugt, wallen auf. So stark soll man nicht an die Unbeständigkeit alles Lebens gemahnt werden! Tiefe Stille — die nur der Ruf des Gondoliers unterbricht, wenn er um eine Ecke biegt — man fragt sich, wie man dazu kommt, stundenlang unter dem Dache eines alten, mit schäbigem schwarzem Tuche ausgeschlagenen, auf dem Wasser schwimmenden Leichenwagens herum zu kutschiren! Wohl, wohl, es ist das romantische Venedig in dem man fährt, aber irgend ein stark herabgekommenes Nest, sei's in Böhmen an der Moldau, sei's in Polen an der Weichsel, sieht in Ueberschwemmungszeiten auch nicht viel anders aus.

Endlich legt man vor einem kleinen viereckigen Platze an, um sich irgend eine recht prachtvolle, alte Kirche aufschließen zu lassen. Der Platz ist ganz öde. Kein Verkaufsladen, kein Verkehr! Da und dort aus dem Fenster hängen Lumpen heraus. Ein paar Betteljungen, die uns gewittert haben, kommen herbei. Der eine will durch Komik auf uns wirken: er läuft auf allen Vieren, dabei wie ein Hund abwechselnd bellend und knurrend. Der andere hat es auf Erweckung des Mitleids angesehen: er schleicht an einer Krücke. Man bekömmt nicht viel Besseres von der Jugend in Venedig zu sehen.

Der Gondolier, offenbar in der Geschichte seiner Vaterstadt wohl bewandert, hat uns indeß auf allerlei merkwürdige Punkte, an denen wir vorübergekommen, aufmerksam gemacht. Die Namen eines Dutzend edler Geschlechter, eines Dutzend Dogen hat er uns genannt. Wenn man nur die melodischen Namen nicht so bald wieder vergäße! Schließlich behalten wir nur im Gedächtniß, das wir das Geburtshaus Catharina Cornaros und das Haus der Bianca Capello gesehen haben. Auch den Palazzo der Lucrezia Borgia hat uns Antonio vorgeführt: doch das wird wohl eine Erfindung von ihm sein. Ich wüßte nicht, wann Lucrezia Borgia in Venedig gelebt haben sollte, wenngleich sie in Victor Hugos Schauspiel und in Donizettis Oper einen ganzen Act hindurch dort verweilt. Und nun, einmal in die retrospective Stimmung hineingerathen, würde ich mir gerne auch das Haus des Senators Brabantio zeigen lassen, wo die schöne, goldhaarige Desdemona aufgewachsen, ich bin sogar nahe daran, Antonio zu sagen, daß er mich in den Ghetto fahren möge, wo ihm zweifelsohne das Wohnhaus Shyloks bekannt ist.

Ich weiß, den geriebenen Gondolier aus dem Hotel reale Danieli hätte auch dieses Begehren keinen Moment in Verlegenheit gesetzt. . . . . (Schluß folgt.)

Ein neues Stück von Victorien Sardou.

Wenn der bloße Bühnenerfolg allein über ein Theaterstück zu richten hätte, so wäre in Sachen der jüngsten Komödie von Victorien Sardou das letzte Wort gesprochen. Die Kritik schloß sich aber der guten Meinung des Publicums nicht ohne gewisse Vorbehalte an. Jedenfalls ist „Odette", das neulich im Vaudeville gegebene vieractige Schauspiel, jenes bedeutende Stück von bleibender Bedeutung nicht, das man ein Recht hat von dem ungemein begabten Dramatiker zu erwarten. Es leidet vor Allem an der Ueberladung mit Unterhaltungsstoff. Es ist ihm ein ganzes Lustspiel angehängt, welches die drei Hauptacteurs der eigentlichen Handlung mit etwa zwanzig Nebenpersonen umgibt, von denen kaum der vierte Theil in dieselbe eingreift. Diese episodischen Figuren sind keck und treffend gezeichnet und so wirksam, daß sie vorübergehend neben die Hauptpersonen in den Vordergrund gelangen, ohne sie zu drücken. Das Drama der Haupthandlung erscheint aber auch unter Vorantritt eines andern Dramas, das sich vollständig im ersten Act abspielt und ohne Störung des Verständnisses gestrichen werden könnte. Dieses Vorspiel jagt in unbeschreiblicher Hast von Effect zu Effect aufwärts und schließt mit einer erstaunlichen Wirkung. Die Eingangsscene des zweiten Actes, welche uns mit angemessener Ruhe und Klarheit in die eigentliche Handlung einführt, macht das ganze Vorspiel überflüssig und leitet uns trefflich in medias res. Sie mag hier folgen.*) Nach einigen einleitenden Worten, aus welchen wir entnehmen, daß der Pariser Philippe sich mit seiner jungen Frau Juliette auf der Hochzeitsreise befindet, Tags vorher in Nizza angekommen ist und hier unverhofft den Grafen Clermont-Latour mit seiner Tochter Bérangère getroffen hat, fragt Philippe seine Eheliebste, welchen Eindruck diese Beiden auf sie gemacht haben.

Juliette. Vater und Tochter gefallen mir auf den ersten Blick sehr gut. Er ist etwas ernst . . .

Philippe. Sein Leben verfinstert ein sehr trauriges Ereigniß.

Juliette. Welches?

Philippe. Vor fünfzehn Jahren hatte ich die Gräfin eines Abends, in Abwesenheit ihres Gatten, der auf seinen Gütern weilte, in Gesellschaft zweier Freunde des Hauses — eines jungen Mannes, den Du sicher noch kennen lernen wirst, denn er ist um diese Zeit immer in Monte Carlo, und eines gewissen Cardailhan, der sich nur zu geschäftig um die junge Frau zeigte — in die Oper begleitet und nach derselben den Thee mit ihnen genommen. Als ich fort wollte, kam der Graf unerwartet an. Der Bedauernswerthe wollte seine Gattin überraschen, — und wurde selbst überrascht und in entsetzlicher Weise! Wir plauderten noch, — die Gräfin war in ihrem Zimmer — da öffnet sich eine Thüre und ein Mann trat ein, der nur ein Dieb oder ein Liebhaber sein konnte. — Es war ein Liebhaber.

Juliette. Oh.

Philippe. Cardailhan, den ich Dir bereits nannte. Ich übergehe die folgende Scene, welche Du Dir leicht vorstellen kannst. Die Gräfin, auf der That ertappt, mußte gestehen.

Juliette. Er hat sie getödtet?

Philippe. Nein, er rief das Kammermädchen, hieß sie die nothwendigsten Kleider der Gräfin in einen Koffer packen und warf sie Alle in einen Miethwagen, die Herrin, den Koffer und die Zofe.

— — Philippe erzählt weiter, daß jenem Ereigniß ein Duell folgte, in welchem der Graf schwer verwundet, und ein Ehescheidungsproceß, in Folge dessen die zweijährige Tochter Bérangère dem Vater zugesprochen wurde. Dem Kind wurde später gesagt, daß seine Mutter, der Inbegriff aller Frauentugenden, gestorben sei, und da man kein Grab zeigen konnte, so erfand man die Fabel, daß sie bei einer Wasserpartie ins Meer gefallen und in den Wellen verschwunden sei. In Wahrheit ging sie von Hand zu Hand, feierte in Wien Triumphe, lebte dann in Neapel nur noch im matten Abglanz früherer Herrlichkeit und Schönheit und hing nun, nach fünfzehn Jahren, bereits an einem Falschspieler und Schwindler, der ihren hochadeligen Namen ausbeutete und sie selbst mißhandelte. Dieser ist eben mit ihr zur Carnevalssaison nach Nizza gekommen, um auch hier die vornehme Bauernfängerei zu betreiben. Noch wissen die Einen von der Gegenwart der Andern nichts, und umgekehrt. So wie sie von derselben erfahren, muß unverweilt ein auf das tragische Ziel losstürmendes Drama beginnen, dessen Kern offenbar eine reine Liebe der unwissenden und unschuldigen Bérangère sein muß. Sie liebt in der That einen in jeder Beziehung ausgezeichneten jungen Mann, den Herzog von Meryan, und wird auch von ihm wieder geliebt. Aber die Einwilligung seiner Mutter ist an drei Bedingungen geknüpft: daß die Gräfin Clermont-Latour diesen Namen ablege, daß sie niemals nach Frankreich zurückkehre und daß sie für immer darauf verzichte, sich ihrer Tochter zu erkennen zu geben.

Der Graf will Odette die Bedingungen abkaufen, welche die Herzogin von Meryan gestellt hat, aber das gesunkene Weib klammert sich an den vornehmen Namen, der ihr allein aus besseren Tagen geblieben ist. Da muß der Graf mit dem Geständniß herausrücken, daß es sich um das Glück der Tochter handle. „Ach, ich habe also eine Tochter?" lautet die eisigkalte Antwort. Sie lehnt ab. Fünfzehn Jahre lang ward sie verleugnet, und nun will sie nimmermehr entsagen. Den heftigen Vorwürfen setzt sie kalte Ruhe entgegen. Und da er sich zu flehender Demuth zwingt, ermißt sie das Glück, das man ihr widerrechtlich geraubt, indem man an der Mutter Rache geübt für das Verbrechen des Weibes, und jene bäumt sich in diesem auf und steht mit Einemmale groß und zürnend da, um ihr Recht zu fordern. Sie will ihr Kind sehen.

Diese Unterredung zwischen Mutter und Tochter findet statt. Es ist der meisterhafte Auftritt des vierten Actes, die Hauptscene des ganzen Stückes. Der Graf wohnt der Unterredung bei. — —

Odette. Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, daß Sie mich gerührt sehen. Der Klang Ihrer Stimme weckt so viele Erinnerungen in mir .... Ich kannte Sie, als Sie noch ein Kind waren, und jetzt sind Sie so groß, so hübsch .... Das letzte Mal — es war vor fünfzehn Jahren — da sah ich Sie mit Ihren langen blonden Locken, Ihrem kurzen Kleidchen .... Ja, das sind noch Ihre großen Augen .... Ihr seelenvoller, fragender Blick .... lächelnd .... ich finde Sie wieder .... aber erkennen Sie mich nicht mehr?

Bérangère. Nein, Madame.

Odette. Freilich, Sie waren so jung.

Bérangère. Papa sagte mir, daß Sie eine Freundin meiner Mutter gewesen.

Odette. Ich kannte sie von Jugend auf.

Bérangère. O wie beneide ich Sie darum! Haben Sie sie auch als Frau gekannt?

Odette. Ja.

Bérangère. Waren Sie bei ihrem Tode anwesend?

Odette. Nein, mein Kind.

Bérangère. Sie kennen doch ihr Ende?

Odette. Nicht genau. Ich war damals in der Ferne, auf Reisen.

Bérangère. Es war in Deauville ... auf einer Kahnfahrt. Sie war allein mit einem Schiffer ... Sie neigte sich, ohne Zweifel um ihren Schleier, der ins Meer gefallen, zu erwischen, verlor das Gleichgewicht und verschwand ... Man hat ihre Leiche nicht wieder gefunden.

Odette. So daß Sie also, mein armes Kind, nicht einmal den traurigen Trost besitzen, an ihrem Grabe beten zu können?

Bérangère. Ach nein. Aber auf meine Bitte hat Papa ihr im Park ein Denkmal errichten lassen. Es ist nur zur Erinnerung, aber ich habe dort so oft gebetet, daß ich mir einbilde, sie sei wirklich dort.

Odette. Und Sie erinnern sich gar nicht ihrer Gesichtszüge?

Bérangère. Ganz und gar nicht. Und das thut mir sehr leid. Ich habe meine Gedanken vergeblich angestrengt, aber ich kann mich gar nicht auf sie besinnen. Sie war schön, nicht wahr?

Odette. Man fand sie schön, ja. Aber besitzen Sie kein Bild von ihr?

Bérangère. Nein, Madame, und das ist gerade so traurig. Ehemals gab es ein schönes Porträt von ihr in ihrem Zimmer ...

Odette. Ja.

Bérangère. Ah, Sie haben es gesehen? ... Ein großes Bild in Lebensgröße. Papa meinte, es sei sehr ähnlich. Aber eine ungeschickte Zofe steckte eines Tages die Vorhänge in Brand ... Das Porträt verbrannte.

Odette. Ah, ich verstehe. Es wurde zerstört.

*) Bekanntlich übergibt Victorien Sardou seit Jahrzehnten seine Stücke nicht mehr dem Druck; auch „Odette" wird nicht im Buchhandel erscheinen. Um so höher anerkennen wir die Freundlichkeit des gefeierten Dramatikers, der unserem Pariser Mitarbeiter zwei Probescenen aus seiner Novität eigens für die „Gegenwart" zur Verfügung gestellt hat. D. Red.

Bérangère. Ich habe blos noch Photographien, und so blaß, so verwischt sind sie, daß man nichts mehr erkennt ... Auch ein Miniaturbild ... oh, darauf sieht sie sehr schön aus, aber sie war damals noch ganz klein ... kaum 13 Jahre alt ...

Odette. Ja, ich besinne mich.

Bérangère. Wollen Sie es sehen? Ich habe es in meinem Zimmer. Ich zeige es Ihnen. (Ab. Pause. Der Graf und Odette wechseln einen Blick. Bérangère kommt wieder mit einer Schatulle.) Da sind meine kleinen Reliquien. Das Alles war ihr Eigenthum ... Hier ein Häubchen, das sie mir gestickt hatte ... Hier die angefangene Broderie, die sie nicht beenden sollte. Dann andere Gegenstände, die ihr angehörten ... Eine kleine Brosche, ein Ballbüchlein ... und hier das Medaillon. Ich habe es oft betrachtet. Finden Sie, die Sie Mama schon ganz klein kannten, das Bild ähnlich?

Odette (verlegen). Sehr ähnlich.

Bérangère. Um so besser. Sie sind die erste Person, die mir dies bis jetzt bestätigen konnte. Es ist hübsch, nicht wahr?

Odette (bekämpft mühsam ihre Bewegung. Der Graf drückt seine Furcht aus, sie möchte sich verrathen). Sehr hübsch.

Bérangère. Wie sie gut und sanft aussieht! Sie war es auch.

Odette. Wer sagte es Ihnen?

Bérangère. Papa.

Odette. Ah, er spricht Ihnen manchmal von ihr?

Bérangère. Oh, fortwährend. Ich frage ihn, was sie liebte, wie sie sich kleidete, ihren Geschmack, ihre Liebhabereien. Sie war sehr musikalisch. Ich spiele ihm ihre Lieblingsstücke. Zum Beispiel, dies da von Haydn. (Setzt sich ans Piano und spielt.) Dies spielte Mama im Salon, als Papa nebenan bei ihrer Mutter um ihre Hand anhielt.

Odette (halblaut). Es ist so.

Bérangère. Papa wollte, daß man es in der Kirche bei ihrer Trauung spielen sollte.

Odette. Ja.

Bérangère (immer spielend). Sie waren dabei?

Odette. Ja.

Bérangère (zeigt auf eine Blumenvase). Dort habe ich ihre Lieblingsblumen ... weißer Flieder ...

Odette. So ist's.

Bérangère. Ich möchte Papa fortwährend an sie erinnern. Er behauptet, daß ich ihr im Gesicht nicht ähnlich sehe. Ich möchte ihr wenigstens in anderer Beziehung ähnlich sein. Sie war so liebevoll, so hingebend, so gut. Ach, Sie müssen hören, wie lieb er von ihr spricht! (Der Graf legt seinen Finger an seinen Mund und wendet sich ab. Bérangère leise.) Es schmerzt ihn. Er hat sich nie trösten können. Er liebte sie so sehr. Und sie! sie liebte ihn gewiß unendlich.

Odette (verwirrt). Man kann dies Medaillon öffnen, wissen Sie? (Bewegung des Grafen.)

Bérangère. Nein.

Odette. Doch, da ist ein Scharnier.

Bérangère. Daran habe ich noch nie gedacht, und Niemand sagte es mir.

Odette. Weil man es nicht wußte. Es sind Haare darin.

Bérangère. Von Mama! Ach welches Glück!

Odette (versucht noch immer, es zu öffnen). Sie fand, daß Ihre blonden Kinderhaare ganz den ihrigen gleichen, und so schnitt sie Ihnen eines Tages eine Locke ab ... hier an Ihrem Hals ... und sie legte sie hier neben die ihrigen, indem sie sie mit einer blauen Schleife verknüpfte.

Bérangère. Ach, wie danke ich Ihnen, Madame! Ohne Sie hätte ich nie darum gewußt. Schau doch, Papa ... hier sind meine ... da die ihrigen ... O wie danke ich Ihnen, Madame ... Ich möchte ... aber ich wage es nicht ... Ach, wenn ich dürfte! .. Erlauben Sie mir, daß ich Sie umarme? (Küßt sie.)

Odette (weinend). Mein Kind!

Bérangère. Wie gut Sie sind! .. Sie weinen bei der Erinnerung an meine Mutter.

Odette (hält sie noch umschlungen). Nein, bleiben Sie. Sie wäre so glücklich, an meiner Stelle zu sein, Sie anschauen zu können, Ihre Worte zu trinken, all Ihre Zärtlichkeit für sie zu genießen und sich sagen zu dürfen: Das Alles ist für mich!

Bérangère. Ach, wenn sie da wäre, würden wir allzu glücklich sein!

Odette (lebhaft). O, nicht wahr?

Bérangère. Welches Unglück, daß sie todt ist!

Odette. Ach, wenn nur der Tod uns trennte ... aber es gibt eine grausamere Trennung.

Bérangère. Wie so?

Odette (entschlossen). Ich kenne eine Frau in dieser Stadt ... (Bewegung des Grafen.) Ihr Vater kennt sie auch ... Eine Frau, die seit Jahren von ihrem Mann und ihrem Kinde getrennt lebt.

Bérangère. Warum?

Odette. Das Gericht hat sie geschieden.

Bérangère. Also eine schlechte Frau?

Odette. Eine Unglückliche.

Bérangère. Hat sie nie versucht, zu ihrem Manne zurückzukehren?

Odette. Er wollte sie nicht wieder sehen.

Bérangère. Und ihr Kind?

Odette. Man hat es ihr weggenommen, um es dem Vater anzuvertrauen.

Bérangère. Man hielt sie also für eine schlechte Mutter?

Odette (lebhaft). Mit Unrecht.

Bérangère. Und sie fügte sich?

Odette. Weil sie mußte.

Bérangère. Ohne zu versuchen, ihr Kind und ihren Mann wieder zu gewinnen?

Odette. Es wäre vergeblich gewesen.

Bérangère. Aber sie hätte gut, reuevoll, ganz anders als ehedem werden können, so daß man ihr hätte verzeihen müssen?

Odette. Ach!

Bérangère. Aber genug von dieser bösen Frau. Reden wir von Mama.

Odette (mit thränenerstickter Stimme). Nein, nichts mehr von ihr. Es ist zu Ende. Gott, gerechter Gott! ... Sie selbst hat mein Urtheil gesprochen! ... Welche Strafe!

Bérangère (verlegen). Vater!

Odette. Verzeihung, mein Kind ... Meine Thränen müssen Sie in Erstaunen setzen, aber Sie werden sie verstehen. Es ist natürlich ... Ich hatte eine Tochter, Ihnen ähnlich ... und ich verlor sie.

Bérangère. Ach, hätte ich das gewußt!

Odette (trocknet sich die Augen). Genug. Wie ich höre, stehen Sie im Begriffe, zu heirathen.

Bérangère. Ich hoffe es, Madame, aber es gibt noch ein Hinderniß zu überwinden, das ich nicht kenne.

Odette. Es darf keines mehr geben ... es soll nicht sein! Liebes Kind, Sie vermählen sich mit dem, der sie liebt, den Sie lieben und immer lieben werden ... und Sie werden all das Glück empfinden, das Sie verdienen. Bewahren Sie auf ewig in Ihrem Herzen das so schöne, so reine Bild Ihrer Mutter ... Sie wird Ihr Schutzengel sein. Befragen Sie sie in Ihren kleinen Leiden, theilen Sie mit ihr Ihre Freuden ... Thun Sie das für Jene, die nichts mehr für Sie thun kann.

— — Nach einer letzten Umarmung geht sie von dannen, wie sie sagt: auf Nimmerwiedersehen. Sie begreift, daß sie sich opfern muß. Sie stirbt wie die imaginäre Mutter Bérangères in den Fluthen des Oceans und realisirt so im Tode das Märchen, womit man dem Mädchen die Abwesenheit seiner Mutter erklärt hat. Die Wellen werfen ihre Leiche an den Strand. Bérangère will nicht, daß die arme Frau, die Freundin ihrer Mutter, anderswo sterbe, als in ihrer Kammer. Man erfüllt ihren Wunsch, und Vater und Tochter weinen zu ihren Füßen. Nun das letzte Hinderniß zum Glücke Bérangères beseitigt ist, wird sie dem Mann ihrer Wahl die Hand reichen.

Victorien Sardou ist nur als Bühnenpractiker groß. Wo er Politiker, Philosoph oder Moralist sein will, entwickelt er eine liebenswürdige Charakterlosigkeit. Er geht ganz ernst auf die These von der Nothwendigkeit der Ehescheidung los und läßt sie im Stich, kaum daß er sie recht entwickelt hat. Ueberdies vergißt er die Schuld des Weibes, da die Sühne hereinbrechen soll, um auf den Trümmern der Weiblichkeit das erhabene Ideal der Mutterliebe groß und herrlich emporwachsen zu lassen. Der Wagebalken der dramatischen Gerechtigkeit ist nicht genau eingestellt. Der Graf hat an der Mutter gerächt, was die Gattin verbrochen; der Vorwurf, der ihm bleibt, ist die Strafe dafür. Aber Odette? Sie wird uns in ihrer ganzen Verworfenheit als Weib gezeigt, um mit Einemmale als Mutter verherrlicht zu werden. Das Martyrium ist immer eine Glorification.

Paris. E. Bukovics.

Notizen.

Die innere Lage hat sich seit den letzten Wochen mehr und mehr verwirrt. Wohin wir steuern, weiß Niemand, und man versteht nicht einmal die Züge, wie sie hin und her zum Erstaunen der Zuschauer ausgeführt werden. Wäre Jemand verreist gewesen und nach Monatsfrist zurückgekehrt, so würde es keine leichte Aufgabe sein, wollte man ihm Alles, was in der Zwischenzeit bei uns gesprochen und prophezeit wurde, zum Verständniß bringen. Er würde an einen zweifelhaften Scherz des Erzählers glauben. Das Wahlergebniß hatte auf die conservative Heerschaar zuerst offenbar verblüffend gewirkt. Die ganze Agitation mit allen ihren nichts weniger als idealen Mitteln, mit ihren bedenklichen, oft sogar von der politischen und socialen Aesthetik verurtheilten Hetzereien war umsonst gewesen! Die gehoffte feste Majorität für die bekannten Entwürfe ohne jede Phrase hatte sich verflüchtigt. Eine ganze Reihe von feudalen Parteichefs, die protectionistischen in erster Reihe, waren zu Boden gestreckt. Die heiß ersehnte Mehrheit war nur noch auf dem peinlichen Wege nach Canossa zu haben, und auch da nicht mit voller Sicherheit. Die Organe der Rechten äußerten sich beklommen, hatten das früher zur Schau getragene Selbstvertrauen eingebüßt und den hochmüthigen Ton den Liberalen aller Schattirungen gegenüber merklich herabgestimmt. Das war der erste Act. Die übliche Pause wurde mit Conjecturen über die Eindrücke in Varzin ausgefüllt und mit dem Nachdenken über das, was nun wohl von oben herab geschehen oder unterbleiben werde. Da drangen zuerst Gerüchte von einer drohenden Kanzlerkrisis herüber, von einer möglichen Demission und dergleichen mehr. Es war wie ein Märchen aus alter Zeit oder doch aus früheren Jahren. Man glaubte sich zu erinnern, daß nach einer authentischen Versicherung aus bester Quelle das Publicum mit solchen Legenden nicht mehr gequält, nicht mehr in seinem Schlafe gestört werden sollte. Diese Parole verstummte auch sehr bald, oder wurde vielmehr gewechselt. Keine Demission, auch kein Conflict, und bis auf Weiteres auch keine Auflösung. Aber es sollte eine Aufforderung an die Führer der gegnerischen Fractionen ergehen, frisch von der Leber weg zu erklären, ob sie sich für die Uebernahme der Regierung Mannes genug fühlten. Wo nicht, müßte es schon der bisherige Steuermann mit einer Minoritätsmannschaft versuchen. Das war das neueste Thema, welches berufene Stimmen in den verschiedensten Tonarten modulirten. Dazwischen klang es auch wie ein Rückzug nach dem Altentheil des Ministeriums des Auswärtigen, während der clerikale Franckenstein oder der liberale Bennigsen, oder auch beide zugleich sich mit den unverbesserlichen Gegnern im Innern herumzanken sollten. Mit dieser Perspective in mancherlei Variationen wurde die Neugier Tage hindurch abgespeist. Zu bezweifeln ist indessen, ob Herr von Franckenstein wirklich in der Erwartung eines Boten aus der Wilhelmstraße zu Hause blieb. Herr von Bennigsen hat dies sicher unterlassen. Er wußte noch von Anno 1877 her, wohin Portefeuilleangebote bei uns führen. Es war auch bald keine Rede mehr davon, und die ausgeschickten Fühler wurden bald in vollem Reichstage wieder desavouirt. Ende des zweiten Actes. Inzwischen war auch die Eröffnungsbotschaft erschienen, deren Programm zu jener vermeintlichen Schwenkung nach einer parlamentarischen Regierung hin durchaus nicht passen wollte. Die Verwirrung war größer als je. Aber es stellten sich schon Leute ein, die das geniale Geschick bewunderten, mit welchem auf dem Instrument der öffentlichen Meinung gespielt wurde. Ungefähr wie wenn Jemand einen Schlag erhält und noch mit dem Ausdrucke des Schmerzes im Angesicht die Kraft und Prästanz anstaunt, mit welcher derselbe ausgeführt wurde. Inmitten des Wirrwarrs war die von dem Gouvernement bei den Wahlen erlittene Niederlage so gut wie vergessen, und die Wenigsten bemerkten, daß es darauf gerade abgesehen war. Der großen Menge erschien wieder der allmächtige Minister wie der Beherrscher der Situation. Die Möglichkeit des Sieges war freilich nicht ausgeschlossen. Aber es handelte sich um den Preis. Ganz zuletzt wurde ein Vorstoß gegen Italien unternommen, der in den Reihen des Centrums wonniglich nachzitterte. Jetzt hatte das Chaos der Gefühle den höchsten Grad erreicht. Man stand vor einem neuen Räthsel und war des Weiteren gewärtig. Bacon von Verulam sagte einmal, die Wahrheit erstehe leichter aus dem Irrthum als aus der Confusion. Wir befinden uns vor der Hand in dem letzteren Stadium, und man wird sich daher bis zur Offenbarung der Wahrheit noch etwas gedulden müssen.

* * *

Schillers Mädchen aus der Fremde, in dem ein scharfsinniger Literarhistoriker die bloße Personification des Musenalmanachs entdeckt hat, kommt bekanntlich mit jedem jungen Jahr, aber die Lyriker kehren sich mit ihrer Goldschnittsliteratur nicht an ein einziges Stadium des Jahres: sie kommen fortwährend und gehen nie. Zum Glück ertönt von Zeit zu Zeit im deutschen Dichterwald eine Stimme, welcher man gerne lauscht und der zu Liebe man den anderen Barden Schweigen gebieten möchte. Eine solche sympathische Lyrik bieten die „Lieder an eine Frau von Alfred Wurzbach" (Stuttgart, Paul Neff). Der bekannte Wiener Kunsthistoriker, dem wir das schöne Buch über die französischen Maler des 18. Jahrhunderts verdanken, hat sich seit seiner nicht durchwegs gelungenen epischen Jugendsünde: „Laura" die poetische Technik trefflich angeeignet. Seine Lieder sind aber nicht nur formschön, sondern auch gedanklich bedeutend und gehören zu den besten Erzeugnissen der neuesten Lyrik. Die Grundstimmung ist meist wehmüthig, aber hier und da durchbricht auch eine sarkastische Pointe die Marmorglätte von Form und Inhalt. Wurzbach hat weniger Originalität als Stil und feine Empfindung.

Nicht eine Zeile, nicht ein Wort,
Wie sehr ich sehnend mich auch quäle,
Vergebens harret, seit sie fort,
Auf ihre Grüße meine Seele.
So sticht ein Schiff in off'ne See,
Die Welle rauscht um seine Planke,
Noch winkt das Segel dir: Ade!
— Ein andrer Strand ist sein Gedanke!

* * *

Zwei bedeutende Dichter, die zudem treffliche Kunstschriftsteller und verdienstvolle Mäcene sind, haben uns fast zur selbigen Zeit zwei Werke geschenkt, welche nicht nur eine eingehende Beschreibung ihrer Kunstschätze, sondern auch kostbares autobiographisches Material bringen. Ueber Adolf Friedrich von Schacks Beschreibung seiner Gemäldesammlung haben wir bereits eingehend berichtet. „La maison d'un artiste" heißt der zweite dieser gediegenen Kataloge, Edmond de Goncourt, der bekannte naturalistische Romancier, ist der Verfasser und Charpentier in Paris hat beide Bände verlegt. In elegantem und doch naturalistisch kernhaftem und farbigem Stil beschreibt der feinste Kenner der letztjahrhundertjährigen Kunst Frankreichs seine berühmte Galerie, die namentlich an unvergleichlichen Erzeugnissen des vorrevolutionären Kunsthandwerkes reich ist. Es gewährt ein seltenes Vergnügen, wenn der feinsinnige Cicerone uns die Schönheit einer Zeichnung von Boucher oder Watteau, einer Komode von Boule oder Riesener oder die phantastischen Reize der japanesischen Kunst erläutert und begreiflich macht.

* * *

Der beliebte Novellist Rosenthal-Bonin bekennt sich in seinem neuen Romane „Der Diamantschleifer" (Stuttgart, Ed. Hallberger) zur Schule Hackländers, aber er übertrifft den Meister in mehr als einer Beziehung. Er schreibt ein correctes, fließendes und einfaches Deutsch, hütet sich vor geschmackloser Ueberspanntheit, hat mit dichterischem Auge die Alltäglichkeit beobachtet und weiß sie anschaulich zu schildern. Er bietet hier eine Criminalgeschichte mit Diebstahl und Mordbrennerei, mit Polizeispionage und Justizverhör, mit Proceßverhandlung und rührender Familienscene in öffentlichem Gerichtssaale und versteht es aus dem Fundament, und trotz Temme und Gaboriau stets für die nöthige Spannung zu sorgen. Der Titelheld ist ein schuldlos Verdächtigter und von Gefahr zu Gefahr laufender Märtyrer, der schließlich in den Hafen alles erdenklichen Glückes einfährt. Die Charakterzeichnung ist scharf und sicher. Rosenthal-Bonin ist auch ein trefflicher Kleinmaler, der uns die Umgebung seiner Helden in plastischer Weise darzustellen weiß, ohne sich in gleichgültigem Detail zu verlieren. Wie Turgenjew und Dickens gibt er dem Porträt seiner Leute kleine feine Striche, welche die innere Physiognomie des Menschen sichtbarer machen, und verweilt bei anscheinend geringfügigen Vorgängen und Thatsachen, die aber stets zu einer handelnden Person in charakteristischer Beziehung stehen. Es ist ein interessanter und lesenswerther Roman, der sich den früheren Werken und namentlich den feineren und künstlerisch edleren Novellen des trefflichen Erzählers würdig anreiht.

* * *

Zur stattgehabten Eröffnung des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin, dem wir in Nr. 42 einen längeren Artikel gewidmet haben,

erscheint soeben eine prachtvoll ausgestattete Festschrift in Folio auf Büttenpapier mit meisterhaften Radirungen von Lorenz Ritter und in den Text gedruckten Illustrationen von Max Klinger. Sie ist des schönen Unternehmens würdig, welches bestimmt ist, das künstlerische Vermögen unserer Nation durch die Schule in das Leben zu tragen und Kunst und Handwerk wieder zu vereinigen.

* * *

Werther und seine Zeit. Zur Goetheliteratur von J. W. Appell. Oldenburg, Schulze. Das bekannte, beinahe klassische Buch des vielbelesenen Bibliothekars am South Kensington-Museum erscheint hier in gänzlich umgearbeiteter und stark vermehrter dritter Auflage, volle 26 Jahre nach seinem ersten Erscheinen. Es ist eine trefflich geschriebene und klar gegliederte Darstellung der Aufnahme und der tiefgreifenden, aber bisweilen auch recht komischen Wirkungen des epochemachenden Erstlings — literaturgeschichtliche Andeutungen, Anekdoten und Actenstücke zur näheren Charakteristik der Werther-Zeit nebst bibliographischen Angaben, welche u. A. für die Verbreitung des Werther im Auslande, namentlich unter den Franzosen, Engländern und Italienern, die vollständigsten Beweise liefern. Aus jeder Seite dieser meisterhaften Monographie glauben wir Goethes melancholische Klage zu vernehmen:

Hast an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur gibt dir der Leser zurück.

* * *

Die rühmlichst bekannte Verlagshandlung von Otto Spamer in Leipzig, die in der von ihr gepflegten Specialität der Jugendliteratur höchstens in dem Pariser Editeur Hetzel an Umsicht der Leitung, Reichhaltigkeit des Stoffes und Geschmack von Inhalt und Form ihres Gleichen findet, bietet auch zu den bevorstehenden Festen wieder ein ganzes Füllhorn von Gaben, die wir alle ohne Ausnahme jeder Familie warm empfehlen können. Wir nennen unter den für die Kinderstube berechneten Novitäten: Michaels Schönste Märchen aus 1001 Nacht mit geschmackvollen Illustrationen von Erdmann Wagner und Hermann Vogel; dann desselben Verfassers Mann mit der Wünschelruthe und Rings um die Welt, zwei vortreffliche Erzählungen für erwachsene Töchter, ferner die lehrreichen Charakterbilder hochsinniger Menschen, wie sie uns Roths Buch vom braven Mann zeigt; endlich Ottos Unter Kobolden und Unholden, und Pfeils Deutsche Sagen, zwei sinnige Auswahlen unserer besten Sagen und Märchen, unter denen wir auch manches reizvolle Stück von August Kopisch und de la Motte-Fouqué finden. Besondere Anerkennung verdient es, daß Otto Spamer stets darauf bedacht ist, unsere kleinen Leute mit den allerneusten Entdeckungen und Erfindungen bekannt und ihnen die wichtigsten Fortschritte auf wissenschaftlichem Gebiete mundgerecht zu machen. So beschäftigt sich die Novität: Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht von Hermann Kunz mit den Ausgrabungen auf Hissarlik, Samothrake, in Ninive, Larnaka, Olympia, Pergamon, Tyrus und Pompeji, Weinlands Rulaman mit Ferdinand Kellers Pfahlbautenforschungen, und in den gleichzeitig erschienenen neuen Auflagen von Wagners Hellas und Rom, zu deren Empfehlung nichts mehr gesagt zu werden braucht, finden die Entdeckungen Schliemanns ebenfalls sorgfältige Berücksichtigung. Während sich der Prachtband: Allgemeines Familien-Spielbuch an alle Kreise wendet, welche in den besseren Spielen und Unterhaltungsweisen körperliche Erholung und geistig-gemüthliche Anregung suchen, und in faßlicher Weise Bedeutung, Geschichte, Kunstausdrücke und Gesetze fast aller Spiele erörtert und durch ein halbes Tausend vortrefflicher Illustrationen, Tabellen und musikalisch-dramatische Beilagen erläutert, wollen die zwei neuen Bände des vaterländischen Ehrenbuchs: Franz Ottos Funfzig Jahre aus Preußens und Deutschlands Geschichte (1815—1870) und Das große Jahr 1870 auf 1871 durch interessante Bilder und Schilderungen aus den neuesten Ehrentagen unserer Geschichte den Patriotismus und das historische Gefühl von Volk und Jugend wecken. Hierbei verweisen wir auch noch auf das ungemein verdienstvolle Unternehmen: Bibliothèque illustrée pour la jeunesse et la famille, welches für die Förderung des französischen Unterrichts im Elternhause berechnet ist und unsere wiedergewonnenen Stammesbrüder in Elsaß und Lothringen allmählich für deutsche Art und Bildung empfänglicher stimmen will, also einen höheren patriotisch-pädagogischen Gedanken verfolgt, der dem Spamer'schen Verlag Ehre macht.

Offene Briefe und Antworten.

Nord- und Südfrankreich.

(Auszug aus dem Pariser Journal: „Le Voltaire" vom 23. November.)

In der bekannten Berliner Zeitschrift: „Die Gegenwart" (Nr. 46) finden wir eine sehr eingehende Besprechung von Daudets „Numa Roumestan", von welcher namentlich der politische Beigeschmack für uns Franzosen von hohem Interesse ist. (Folgt eine ziemlich genaue Uebersetzung mit allerlei ironischen Ausrufungszeichen.) Der leichtgläubige Verfasser, Herr Theophil Zolling, hat offenbar die Phantasien des geistreichen Humoristen Daudet und die lyrischen Exaltationen der neuprovençalischen Dichter wörtlich genommen, denn er kommt auf den Schluß, daß sich Nord- und Südfrankreich mit gezücktem Messer gegenüberstehen und im Begriffe sind, handgemein zu werden. (?!) Und „Numa Roumestan" ist das Pfand dieses „Rassenhasses", denn Herr Zolling bedient sich wirklich dieses Wortes und freut sich offenbar auf den Ausrottungskrieg zwischen Nord und Süd. Ach, seine Hoffnung wird zu Schanden werden! Die Einheit unseres lieben Vaterlandes ist so vollständig und stark, daß sie in Zukunft nicht mehr compromittirt werden kann. Die dermaligen Ereignisse von jenseit des Rheines beweisen jedoch klar, daß Deutschland nicht ein Gleiches von sich selbst behaupten kann. Gerade weil Frankreich ein compactes und untheilbares Staatswesen und eine einzige Familie bildet, in welcher die Solidarität für eine der ersten Tugenden gehalten wird, just deshalb können wir uns erlauben, unsere Rassen-Eigenthümlichkeiten zu verspotten, die glücklicherweise mit dem deutschen Particularismus nichts gemeinsam haben.

Jean Saunier.

Antwort.

„Wir kennen das Lied, wir kennen den Text,
Wir kennen den Herrn Verfasser,"

denn es ist ja nicht das erste Mal, daß die Pariser Journale — auch die Zeitungen Le Gaulois, Gil Blas, Le Reveil, Le Temps secundiren dem Voltaire — über einen Deutschen herfallen, der die Thatsache zu constatiren wagte, daß zwei Fünftheile Frankreichs von einem Volke bewohnt sind, das nicht französisch spricht und denkt und den östlichen und westlichen Nachbarn weit näher verwandt ist, als den Nordfranzosen. Obwohl nicht im mindesten ein Franzosenfresser, ist mir diese liebenswürdige Aufmerksamkeit von Seiten der Pariser Tagespresse bereits früher einmal zu Theil geworden, und noch vor mir auch dem Straßburger Professor Dr. Eduard Boehmer, der nach einer Studienreise durch Südfrankreich 1870 eine treffliche Broschüre: „Die provençalische Poesie der Gegenwart" veröffentlichte und zum Lohne dafür als envoyé de Bismarck et agent prussien verunglimpft wurde. Herr Saunier — der, nebenbei gesagt, seine Argumente mehr durch Insulten ersetzt, die ich aus Reinlichkeitsgründen in dem obigen Auszug unterdrückt habe — vergißt vor Allem, daß ich mit meiner Ansicht über die antifranzösischen Neigungen der „Félibrige" genannten neuprovençalischen Dichterschule, die keineswegs nur „lyrische Exaltationen" hegt, nicht allein stehe. Eugène Garcin klagte schon 1875 in seiner Schrift: „Les Français du Nord et du Midi" (Paris, Didier) und in seiner späteren Broschüre: „Croisade du Provençal contre le Français" zuerst Mistral und seine Schüler des Hochverrathes an. „Ihre Theorien machen den Legitimisten Hoffnung, denn sie streiten für die alten Provinzialzustände; sie haben anderseits viel Verführerisches für die Republikaner, da sie den Bundesstaat anstreben. Deshalb schlägt ihr System in der Provence und in Catalonien Wurzel, und selbst in den Cirkeln von Paris werben ihre Gedanken Legionen . . . Wenn jemals die Einheit Frankreichs bedroht werden könnte, so wird die darauf zielende Bewegung in der Provinz der Langue d'Oc und in den Gegenden um Bordeaux beginnen." Mein bester Gesinnungsgenosse ist aber der beliebte Pariser Romancier, Historiker und Feuilletonist Jules Claretie, der das antifranzösische Treiben jener Volksdichter ebenfalls denuncirt hat. „Man könnte," schreibt er im „Evénement" vom 20. Juli 1876, „man könnte über die feierliche Aufgeblasenheit dieser dichtenden Kirchthurmspolitiker lachen, wenn sich hinter ihren literarischen Prätentionen nicht

ein tiefer Haß gegen das moderne und republikanische Frankreich verbergen würde. Im Grunde zürnen diese unzufriedenen Söhne unserem Lande aus dem einfachen Grunde, weil es von ihren Gedichten nur dann hören will, wenn sie ihnen zugleich eine französische Uebersetzung beigeben, und sie grollen vor Allem der Republik, weil sie den Teufel nach ihren von scharfem Sakristeigeruch erfüllten provençalischen Versen fragt. Dieser Haß, diese separatistische Laune — denn es fehlte nicht viel und sie würden offen davon sprechen, sich vom Vaterlande zu trennen, aber was sage ich? sie reden und schreiben ja bis zum Ueberdrusse davon! — dies Alles kam bei Anlaß der zu Ehren Petrarcas in Avignon stattgehabten Festlichkeiten zum Vorschein. Niemand hätte sich beim Anhören aller dieser Reden, welche ebenso viele Lobgesänge zu Ehren des Papstes, als Angriffe auf das neue Frankreich waren*), noch auf französischem Boden geglaubt. Herr Nigra, der italienische Gesandte, wollte von der Brüderschaft Italiens und Frankreichs reden, aber seine Worte wurden mit eisiger Kühle und sogar mit brutalem Zischen begrüßt. Erst der gelehrte Alfred Mézières ließ inmitten dieses separatistischen Concertes ein wirklich französisches Wort ertönen. Zuletzt stand noch der liberale und patriotische Félibre Herr Felix Gras auf — rara avis! — und brachte unerwarteter, erstaunlicher, entsetzlicher, unmöglicher Weise einen Toast aus, der die ganze Sippschaft zu einer Grimasse veranlaßte . . . einen Toast auf — die dreifarbige Fahne Frankreichs! Ja, vor zwei Jahren galt es für einen provençalischen Reimschmied für einen Act der Kühnheit, auf die nationale Tricolore ein Hoch auszubringen! Dieses einzige Factum mag den sogenannten Patriotismus der Félibres kennzeichnen! Allerdings wird die separatistische Strömung durch muthige Kräfte bekämpft und aufgehalten. Aber sie existirt, und das allein ist schon zu viel. Und von alledem ahnen die Pariser gar nichts! Man sage nicht: Das habe keine Bedeutung; es sei eine Gruppe in der Nation, ein verlorener Winkel im Vaterlande. Nach dem schrecklichen Jahre, wo das unsterbliche Frankreich am Sterben lag, muß man alle Gefahren kennen. Gerade damals, da Frankreich unter der Amputation zweier Provinzen seufzte, da redeten diese Leute davon, nun wollten sie von dem Mutterlande auch noch die „unglückliche" Provence losreißen, die „schmerzenreiche Gefangene", welche die „Männer von jenseit der Loire" in Ketten geschlossen haben. . ."

Natürlich erregte dieser Artikel das peinlichste Aufsehen. Sofort beeilten sich aber die mit vereinten Kräften allmächtigen Pariser Roumestans an den Patriotismus des muthigen Claretie zu appelliren und diesem Schweigen aufzuerlegen, denn es ist ein Grundsatz der französischen Journalistik, dem Auslande gegenüber die schönste Eintracht im Hause Frankreich zu proclamiren. Allein das Wetter brach zum zweiten Mal wenige Monate später los. Aubanel und andere Sänger der Avignoner Dichterschule waren nämlich bald darauf nach Paris gekommen, wo sie sich von der provençalischen Landsmannschaft „La Cigale" und ganz Paris mehrere Wochen lang feiern ließen. Aubanel gehört zu den wenigen Félibres, welche nicht für die Trennung der Provence von Frankreich sind, und so ließ er denn mehrfach „das gemeinsame große Vaterland" Frankreich hoch leben. Jedoch als er und seine Getreuen in die Heimat zurückkehrten, da wurden sie von Mistral und den übrigen Dichtern mit dem unguädigen Ausruf empfangen: „Vous avez trahi la Provence!" So zu lesen im Marseiller Blatte: Le Peuple und Journal de Marseille vom 5. und 12. Januar 1879. Fast gleichzeitig erschienen meine Feuilletons: „Moderne Troubadours" in der „Neuen freien Presse" und wurden sofort durch den Pariser Journalisten Jules Mayer im Evénement vom 29. Januar 1879 als förmliche Anklageacte wider Mistral benutzt. Was hierauf geschah, habe ich bereits in meiner Recension angedeutet: Mistral gab mit einem Begleitbriefe Daudets im Evénement vom 10. Februar 1879 eine schielende Erklärung voller Widersprüche und Zweideutigkeiten, worin er sich als Opfer eines abscheulichen Mißverständnisses hinstellte. Herr Saunier mag dadurch beruhigt worden sein; weder die Herren Garcin und Claretie, noch ich und jeder Wissende theilen seine „Leichtgläubigkeit".

Diese franzosenfeindliche Stimmung in gewissen Kreisen des Südens läßt sich aber bis in die neueste Zeit und bis in die Pariser Journale hinein verfolgen. Die bekannte legitimistische Zeitung: Le Constitutionnel bringt unterm 5. Juli 1880 unter dem Titel: La Garonne einen Leitartikel, dem ich folgende Stellen entnehme: „Söhne der Westgothen oder der Sarazenen, sind die Gascogner immer bereit, sich von Frankreich zu trennen. Im Februar 1871 hätten sie gerne Gambetta die Krone des Südens angeboten, wenn Jules Simon sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Sie wollen nur dann zu Frankreich gehören, wenn sie die Franzosen unterdrücken können. Sie verfolgen offenbar noch immer die Revanche ihrer Väter, der Albigenser, welche von den Männern des Nordens zermalmt wurden. . ."*)

Besonders scheint Herr Saunier durch meine Bemerkung gekränkt, daß der neue Roman Daudets den Antagonismus zwischen Nord und Süd behandle. Wenn er wirklich daran zweifelt, so empfehle ich ihm das ganze Kapitel X: Nord et Midi; dann die Seiten 33, 107, 123, 179, wo die Abneigung der Lateiner und Kelten, ihre sich gegenseitig antipathische Verschiedenheit in Sprache, Sitte und Land (S. 33), ein instinct de race, wie es beschönigend heißt, constatirt wird. Am meisten fühlt sich aber Herr Saunier durch meinen Ausdruck: „Rassenhaß" beleidigt. Nun, ich habe ihn ebenfalls Daudets Roman entlehnt. Er findet sich Seite 182 schwarz auf weiß.

Aber Herrn Sauniers Trumpf ist ja der stolze Hinweis auf die compacte Einheit Frankreichs, und er schüttelt sich ordentlich vor Lachen bei dem Gedanken eines Krieges zwischen Nord und Süd. Er scheint Anno 1870/71 noch sehr jung gewesen zu sein, sonst hätte er gewiß von einer Ligue du Midi läuten hören, welche die Sache des Südens von der des Nordens trennen und den Frieden um jeden Preis etiam manu militari wollte. Er kann hierüber in dem interessanten Buche seines Collegen Maxime Rude: „Confidences d'un Journaliste" (Paris, Dreyfous 1878) viel Erbauliches erfahren. Damals besang Mistral höhnisch die „erniedrigte Babylon an der Seine", der provençalische Almanach (1872) schrieb: „Der ganze Süden beginnt zu murren: Decentralisation! Das kraftvolle Catalonien, all seinen Schwestern voran, ruft laut „Föderation!" und Agusto Fourès (Lauseta, II. Jahrgang, Montpellier) jubelte bei der Nachricht, daß Broglies und Talleyrand-Périgords im deutschen Heere dienen: „Lache in deinem Grabe, Henker der Albigenser, denn einer deiner Nachkommen naht an der Spitze eines preußischen Heeres, um die Franzosen zu tödten!"

Schließlich muß ich noch des hinkenden Vergleichs erwähnen, den Herr Saunier zwischen dem südfranzösischen und dem deutschen Particularismus zieht. In ganz Deutschland wird fast nur eine einzige Sprache, die deutsche, gesprochen. Die Mundart von vierzehn Millionen Franzosen und dreißig Departements ist aber weder die französische, noch ein französisches Patois, sondern die ganz selbstständige, uralte occitanische Schwestersprache des Französischen und Italienischen. Wie grundverschieden die beiden Sprachen Frankreichs sind, beweist Herr Saunier schon dadurch, daß er aus meinem „Capoulié (Haupt, Führer) der Avignoner Troubadours" einen sehr ungewissen „troubadour avignonnais Capoulié" gemacht hat!

*) An diesem Feste donnerte Mistral gegen „die immer wachsende Unterdrückung der Provence durch Paris". (S. Armana provençau, Avignon 1875.) Bei einer anderen Gelegenheit rief er aus: „Das kleine Vaterland kommt allerdings vor dem großen. Wir Provençalen sollten Franzmänner (francimands) werden? Niemals!" (Vgl. Vorrede zu „Mireio", 1. Aufl.)

*) Mistral, Note zum I. Gesang seines Epos: „Calendau", worin die Prinzessin Esterelle (Provence) aus den Händen des Räubers Séveran (Frankreich) befreit wird: „Der Albigenserkrieg war weniger ein Religionskrieg, als ein Rassenkampf des Nordens gegen den Süden. Der Triumph der Francimands über die Provençalen war der Sieg der Barbarei über die Civilisation und verzögerte den Fortschritt um zwei Jahrhunderte."

Theophil Zolling.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher 2c. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Festgeschenke und Nova.

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 4.—
—— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 6.50.
—— Marschenbuch. 2. Aufl. Illustr. Orig.-Einb. *M.* 7.50.
Kulturgeschichtliche Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Gemalt v. H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen v. H. Allmers. 6 Kunstblätter in Photogr.-Druck. In eleg. Cart.-Umschl. *M.* 9.—, in Pracht-Mappe *M.* 15.—
Appell, J. W., Werther u. seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. 3. umgearb. u. verm. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 6.—
Bulthaupt, Dramaturgie d. Classiker. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Orig.-Einb. *M.* 6.—
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 2.—
Das Volksschauspiel Dr. Joh. Faust. Herausg. m. geschichtl. Nachrichten u. Bühnengesch. d. Faust von K. Engel. 2. umgearb. u. vielf. ergänzte Aufl. Orig.-Einb. *M.* 5.—
Deutsche Puppenkomödien m. geschichtl. Einl. u. Biblioth. Faustiana herausg. von K. Engel. 2 Bde. Orig.-Einb. *M.* 9.— Einz. Bändchen à *M.* 1.20.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 5.—
—— Die Hexe. Trauersp. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—
Kaden, W., Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 6.50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Aufl. Orig.-Einb. M 5.—
—— Nassreddin Chodja. Ein osman. Eulenspiegel. 3. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—
—— Balladen u. Bilder. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—
Spaeth, Sameul. d. Wahrheit. Grundwahrh. d. Christenth. in 32 Predigten. Orig.-Einb. *M.* 8.—
Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Thle. 4. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 18.—
—— Herbstmonate in Oberitalien. Suppl. zu „Italien". 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 8.25.
Strackerjan, L., Von Land u. Leuten. Bilder u. Geschichten a. Oldenburg. Orig.-Einb. *M.* 2.80.
Volksbote. Volkskal. 1882. 45. Jahrgang. Reich illustr. *M.* —.50.

Verl. d. **Schulze'schen** Hofbuchh., **Oldenburg.**

Soeben erschien für **jeden** Musikfreund
Dr. Aug. Reissmann,
Handlexikon der Tonkunst.
gr. 8°. 640 Seiten.
geh. M. 9, fein geb. M. 10.
Auch in 18 Liefgn. zu je M. 0,50.
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

R. Pitger, Dichterfürst des Frauenherzens. „Die Hexe", Gedichte. 8. geh. *M.* 4.—, in Goldschn. geb. *M.* 5.—
Winterrunichte.

Aus dem
Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.
(Besser'sche Buchhandlung), Behrenstraße 17.
1881.

Helene Böhlau, Novellen. Inhalt: Im Banne des Todes. Salin Kaliske. Maleen. Eleg. geh. 5 *M.*, eleg. gebd. 6 *M* 20 ₰.
Ernst Curtius, Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge. Band II. Eleg. geh. 7 *M.*, in Leinwand gebd. 8 *M.* 20 ₰.
Theodor Fontane, Spreeland. (Band IV der Wanderungen durch die Mark Brandenburg.) Eleg. geh. 7 *M.*, in Leinwand gebd. 8 *M.* 20 ₰.
Altpreußische Geschichten von dem Einen und dem Andern. Inhalt: Von der Passarge. Die Treue. Eleg. geh. 5 *M.*, eleg. gebd. 6 *M.* 20 ₰.
Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. (Bettina von Arnim.) Seinem Denkmal. Dritte Auflage. Herausgegeben von Herman Grimm. Eleg. geh. 8 *M.*, in Leinwand gebd. 9 *M.* 20 ₰, in feinsten hellen Halbkalblederband gebd. 11 *M.*
Herman Grimm, Leben Michelangelo's. Zwei Bände. Fünfte Auflage (1879). Eleg. geh. 20 *M.*, in Leinwand gebd. 23 *M.*, in feinstem dunkelgrünem Halbkalblederband 29 *M.*
Paul Heyse, Gesammelte Werke. Neue Serie. Band V und VI. (Band XV und XVI der „Gesammelten Werke".) Zwei Bände Novellen. Eleg. geh. à 3 *M.* 60 ₰, gebd. 4 *M.* 80 ₰.
Jugenderinnerungen eines alten Mannes (W. von Kügelgen). Zehnte Auflage. Volksausgabe. Eleg. geh. 3 *M.*, nett gebd. 4 *M.*
Hermann Oldenberg, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Eleg. geh. 10 *M.*
Ernst Zitelmann, Gedichte. Eleg. geh. 3 M. 60 Pf., schön gebd. mit Goldschnitt 5 *M.*

Goethe-Statue
von
Prof. Schaper.
Preise von

Höhe cm.	Elfenbeinm.	Gyps	Kiste u. Emb.
90	105	80	5.—
55	45	33	2.50
30	20	—	1.50
17	9	—	—.50

Gebrüder Micheli,
Berlin,
Unter den Linden 12.
Illustr. Preis-Verzeichniss gratis.

Verlag von **Ed. Kummer** in **Leipzig.**
Klencke,
Hauslexikon der Gesundheitslehre.
Siebente Auflage.
Preis geh. 14 *M.*, eleg. geb. 16 *M.* 50 ₰, ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. Infolge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theureren Werke.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:
Novellen in Oktaven
von
Hermann Oelschläger.
Elegant gebunden mit Goldschnitt *M.* 6.—
Hermann Oelschläger, dessen lyrische Schöpfungen seiner Zeit bei der gesammten Kritik eine glänzende Aufnahme gefunden haben und dessen meisterhafte Uebertragung von Ovid's „Liebeselegien" nach kaum Jahresfrist soeben in zweiter Auflage ausgegeben worden ist, übergiebt hier dem Publikum einen Band poetischer Erzählungen, welche, durchaus dem modernen Leben entnommen, mit Humor, Witz, Satire Verhältnisse und Menschen der Gegenwart schildern. Die mustergültige Form, die graziöse Komposition dieser Dichtungen, sowie die hochelegante Ausstattung des Buches lassen dasselbe zu Geschenken besonders geeignet erscheinen.

Nr. 48
des „Neuen Finanz- u. Verloosungsblattes" in Frankfurt a. M. (15. Jahrg., vierteljährl. *M.* 2.—) enthält: Wochenüberschau, Bilanzverschleierung, „Hansa", Deutsche Dampfschifffahrts-Gesellschaft in Bremen, Ausländische Prämien-Anleihen, Original-Börsenberichte aus Frankfurt, Berlin und Wien, finanzielle Nachrichten und Chronik, Inserate (Promemoria betr. die Deutsche Landesbank zu Berlin), Verloosungen, Coursblatt von Frankfurt, Berlin, München, Stuttgart, Basel etc.

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen Otto Spamer und Otto Wigand in Leipzig, Louis Ehlermann in Dresden und der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Redaktion und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 17. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Farbige Bücher. Von E. Frensdorff. — Die Parteien im Reichslande. Von Theophil Zolling. — Die Ueberbürdung der Schuljugend. Von Dr. med. F. Dornblüth. — **Literatur und Kunst:** Die Anfänge des modernen Theaters in Deutschland. Von Wilhelm Scherer. — Karl Frenzels neuer Roman. Besprochen von Eugen Zabel. — Spätherbsttage in Venedig. Von Alfred Meißner. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Farbige Bücher.

In allen Schattirungen des Regenbogens durchschillern sie unsere Bibliotheken, wo sie auch mit den Jahren einen stattlichen Raum einnehmen. Jeder Band hat seine vorgeschriebene Nüance. Blau, gelb, roth, grün, je nachdem sie aus England, Frankreich, Oestreich oder Italien stammen. Der Inhalt besteht aus amtlichen Depeschen und Telegrammen, die den Parlamenten und Kammern bei deren Eröffnung oder nach dem Abschluß einer wichtigen, meist internationalen Frage mitgetheilt werden. Die ältesten sind die englischen, weswegen man sie auch oft mit einem generellen Namen als Blaubücher bezeichnet.

Deutsche Schriftstücke wurden den Volksvertretungen in Preußen und im Reiche bis jetzt nur sehr selten, wenn überhaupt, zugänglich gemacht. Fürst Bismarck namentlich hat sich stets über derartige Collectionen etwas despectirlich geäußert. Eine wirkliche Bedeutung, meinte er, erlangten sie nur, wenn ein Conflict drohe oder schon ausgebrochen wäre. Er selbst hat denn auch einige Bündel officieller Depeschen nur für bestimmte augenblickliche Zwecke veröffentlicht. So auf einem Umwege beim Ausbruch des französischen Krieges zur Enthüllung der durch Benedettis Auftraggeber versuchten Conspiration gegen Belgien; directer bei Gelegenheit des Arnimprocesses, und wenn eine Wendung des Culturkampfes eine bezügliche Publication räthlich erscheinen ließ. Es waren Mittel der Kriegführung neben vielen anderen.

Von Zeit zu Zeit wird in der heimischen Presse der Wunsch nach deutschen Blaubüchern laut, aber nicht in sehr lebhafter Weise. Man weiß, daß bei uns die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nur in einer Hand ruht, bescheidet sich auch, wenig davon zu verstehen. Wozu also Blaubücher? Dazu kommen zwei gewichtige Argumente, die gegen die Einführung jenes Brauches in Deutschland vorgebracht werden. Das eine ist mehr allgemeiner Natur. Man will nämlich wissen, die bewußten blauen Bücher, oder welche Farbe sie sonst haben mögen, enthielten nur im Voraus und mit Rücksicht auf die parlamentarischen Parteien oder das Publicum präparirte Depeschen, während die wichtigsten Dinge in vertraulichen Zuschriften sowie chiffrirten Telegrammen ihre Erledigung fänden und in unzugänglichen Archiven zurückgehalten würden. Der gründliche und bekanntlich stets sehr aufrichtige Deutsche wolle sich aber nicht damit abspeisen lassen und verzichte daher lieber auf die lückenhafte und wenig ersprießliche Lectüre.

Der andere Grund in negativer Richtung ist scheinbar noch triftiger. Man behauptet, die Blaubücher würden bei uns nicht gelesen werden. Die von der modernen Presse verzogenen Leute interessirten sich ungleich mehr für irgend eine pikante Neuigkeit, als für das flüchtigste Studium abgethaner Dinge. Auch die Blätter wären nicht dafür eingerichtet. Könnten sie einmal irgend ein diplomatisches Actenstück zuerst, wie eine Art Enthüllung, mittheilen, so bereite das der Redaction und dem Verleger einen glücklichen Tag. Der Abdruck eines in einer andern, vielleicht gar rivalisirenden Zeitung erschienenen Exemplars beanspruche schon in der Regel einen zu großen Raum. Für irgendwie umfassende Auszüge aus einem Blaubuch wäre dieser aber gewiß nur in sehr seltenen Fällen und bei besonders packenden Gelegenheiten vorhanden.

Den äußeren Beweis dafür liefert allerdings die Art und Weise, wie Depeschenfascikel von jenseits der Grenze Seitens der öffentlichen Organe in Deutschland behandelt werden. Man begnügt sich mit einer möglichst kurzen Analyse, welcher im besten Falle ein den allgemeinen Eindruck skizzirender Leitartikel folgt, womit dem Bedürfniß genügt und die fragliche Geschichtsperiode abgeschlossen ist. So widerfuhr es beispielsweise dem jüngsten östreichischen Rothbuch über die Orientfrage. Man kannte dasselbe großentheils nur durch die Excerpte der Wiener Blätter, stutzte sie noch etwas compacter zurecht und verwerthete das Ganze für den Nachweis, daß das Ministerium Gladstone sich mit sehr bösen Plänen gegen die Türkei getragen habe, was indessen die conservativen Mächte, wie man sie nennt, noch zur rechten Stunde glücklich abgewendet hätten. Unter diesem Gesichtspunkte gewann auch das Rothbuch eine gewisse polemische Bedeutung. Die demselben auf Kosten der vermeintlichen Gegner der Türkei entlehnten Waffen nahmen sich allerdings gerade in den Händen derjenigen eigenthümlich aus, die Rußland bei dem Ausbruch des letzten Orientkrieges in seinem Vorgehen nichts weniger als entmuthigt hatten, und deren nachträgliche Türkenfreundlichkeit jetzt dem seiner europäischen Provinzen beraubten Sultan herzlich wenig nützen kann.

Das östreichische Rothbuch übrigens enthielt für den Leser, der es im Original zu Gesicht bekam und für eine halbwegs aufmerksame Durchsicht einige Zeit erübrigen konnte, manchen unerwarteten Fingerzeig zur Erklärung dessen, was in den verschiedenen Phasen des vorläufigen Schlußactes der orientalischen Frage im vorigen und diesem Jahre präparirt oder geschehen war. Man konnte dadurch auch über die künftige Stellung der verschiedenen Kabinete, wenn es einmal wieder losgehen sollte, einigermaßen orientirt werden.

Von einigem Interesse wäre auch vielleicht ein Vergleich der östreichischen Depeschen mit den in dem früher in London ausgegebenen Blaubuch enthaltenen englischen über dieselben oder verwandte Themata. Manches erscheint dadurch unter einem etwas verschiedenen Gesichtswinkel, ergänzt, ja berichtigt

sich vorkommenden Falles gegenseitig. Wollte man diesen oder jenen Punkt vorwiegend betonen, könnte daraus sogar ein öffentliches Wortgefecht entstehen, vor welchem friedfertige Geister um so mehr zurückschrecken dürften, als der Nutzen solcher retrospectiven Debatten fraglich ist. Der Historiker allerdings wird sich einmal später der näheren Untersuchung dieses oder jenes strittigen Punktes nicht ganz entziehen können.

Da waren unter Anderem in der sechsten Nummer des englischen Blaubuches über Griechenland einige Depeschen des Herrn Goschen aus Konstantinopel zu lesen, mit recht bemerkenswerthen Rückblicken auf seine vielbesprochene sogenannte Mission in Berlin im Monat Februar dieses Jahres. Man erfuhr dadurch Mancherlei über die Stellung Deutschlands zu den damaligen Verhandlungen, was früher nicht ganz so deutlich erkennbar war und deswegen im Vorbeigehen notirt zu werden verdiente.

Es gab nämlich eine Zeit, wo eine einflußreiche Militärpartei in Konstantinopel von den Beschlüssen der Berliner Conferenz über Griechenland nichts hören wollte und einen Conflict vorzog, der vielleicht der Türkei, wie man sich dort die Sache vorstellte, einen Ersatz für die in dem letzten Kriege verlorenen europäischen Provinzen auf Kosten Griechenlands einbringen konnte. Eine angemessene Pression auf die Pforte zur Stärkung der mehr weisen und maßvollen Rathgeber des Sultans erschien daher mehreren Kabineten unumgänglich. So schrieb denn Goschen an Granville aus Konstantinopel vom 22. Februar d. J. dem Sinne nach, die Botschafter thäten nichts, um unklugen Entschlüssen der türkischen Militärpartei vorzubeugen. Er wisse aber, daß die Verhinderung derartiger Schritte einen Theil des Programms des Fürsten Bismarck ausmache. Zwar kenne er nicht die Instructionen des Grafen Hatzfeldt, aber der deutsche Botschafter erörtere doch Maßregeln, die etwa nothwendig werden könnten, um die Türkei zur Raison zu bringen. Graf Hatzfeldt habe deswegen den Transport von 30,000 Mann griechischer Truppen auf Schiffen der Großmächte nach den Dardanellen als ein mögliches Mittel angedeutet. Zu dem Plane sollte auch gehören, daß die Türkei wissen müsse, die Griechen könnten eventuell zu Schiffe unterstützt werden. Goschen räth zur Vorsicht und fürchtet, die Unthätigkeit der Botschafter einerseits sowie irgend ein plötzlicher Entschluß der Türkei auf der anderen Seite, wenn diese nicht rechtzeitig gewarnt würde, möchten bedenkliche Folgen haben. Dabei beruft sich Goschen darauf, daß Graf Hatzfeldt die Genauigkeit seiner Erinnerungen von seinen Gesprächen mit Fürst Bismarck nicht bezweifelt habe.

In einer Depesche vom 3. März kommt Goschen ausführlicher auf seine Gespräche mit Bismarck zurück, bestätigt die früheren Mittheilungen und fügt hinzu, der Reichskanzler habe nach näherer Erwägung die Idee einer von den Botschaftern in Konstantinopel zu ziehenden neuen Linie angeregt, die das albanesische Epirus bei der Pforte ließe, aber Griechenland Kreta als Ersatz gewähren würde. Wenn Griechenland annehme, solle ihm die moralische Unterstützung der Mächte zugesagt werden. Fürst Bismarck faßte sogar den Gedanken einer mehr als moralischen Unterstützung ins Auge, wünschte aber für den Augenblick keinen weiteren Schritt in dieser Richtung zu bezeichnen. Doch zweifelt Goschen nicht, daß die mehr als moralische Unterstützung das Wesen des ganzen Planes ausmache. „Ich drang bei Seiner Durchlaucht," schreibt Goschen, „auf weitere Erklärungen über diesen Punkt, und er gab endlich die Zulässigkeit dessen zu, was er scherzend die unmoralische Unterstützung nannte. Ich fühlte einige Besorgniß, daß im letzten Augenblicke nur eine moralische Unterstützung versprochen werden dürfte und daß daher der ganze Plan zusammenbrechen könnte, aber jede Macht würde natürlich die Freiheit der Action behalten, mehr zu versprechen."

Es versteht sich, daß solche vertrauliche, zum Theil offenbar hypothetische Andeutungen keine genügende Handhabe für einen festgefaßten Plan bieten konnten. Die Eindrücke Goschens, wie der Schluß seiner Depesche beweist, waren bezüglich der Ausführung noch keineswegs zuverlässig. Auch wissen wir ja durch das östreichische Rothbuch, daß alle vorsichtigen Anstrengungen und Rathschläge Haymerles stets von Berlin aus die nachdrücklichste Unterstützung fanden. Der Bericht Goschens über seine Unterredungen mit Bismarck bleibt darum doch ein merkwürdiges Actenstück, das der Vergessenheit nicht ganz anheimfallen sollte. Bewiesen ist dadurch auch, daß es selbst England zu jener Zeit nur um eine auf die Pforte auszuübende Pression zu thun war, und auch das Ministerium Gladstone die hohe Bedeutung der ottomanischen Wache am Bosporus zur Abwehr russischer Gelüste keineswegs unterschätzte.

Jedermann weiß, daß das gegenwärtige englische Ministerium den liberalen Parteien in anderen Ländern, welche Ignatieff und den Panslavisten gegenüber trotz Danzig auf ihrer Hut sind und bleiben werden, ungleich weniger sympathisch ist, als es seine conservativen Vorgänger waren. Man hat Gladstone mit Recht oder Unrecht seine antitürkischen Wahlreden nicht vergessen. Auch waren die ungestümen Mittel und Wege, welche er bei der Dulcigno-Affaire anwenden wollte, nicht nach Jedermanns Geschmack. Sollte er aber in der griechischen Verwicklung auf Goschens Berichte hin geglaubt haben, daß er, um einen starken Druck in Konstantinopel im Sinne des Friedens auszuüben, auf Deutschlands Unterstützung rechnen dürfe, so wäre das begreiflich.

Dem einfachen Menschenverstande hat niemals einleuchten wollen, welches Interesse wir hätten, bei Rußland den Glauben zu erwecken, daß, sollte es einmal seine Pläne gegen die Türkei wieder aufnehmen, ihm Englands Unterstützung gesichert wäre. Der Beweis müßte erst noch erbracht werden, und eine gesunde Politik sollte sich bis dahin, wie es scheinen will, mit solchen Ermuthigungen vorsehen. Vielleicht wird diese bessere Erkenntniß am Ende doch durch eine gelegentliche Kenntnißnahme von dem Inhalt der blauen oder rothen Bücher etwas gefördert werden.

E. Frensdorff.

Die Parteien im Reichslande.

Was einem jeden, den elsaß-lothringischen Angelegenheiten auch noch so fernstehenden Beobachter bei den diesjährigen Wahlen von vorn herein ins Auge fällt, ist das ebenso plötzliche als vollständige Verschwinden der autonomistischen, oder, wie sie sich auch nannte, der elsässischen Partei und der Wiedereintritt einer geschlossenen Gruppe von Elsaß-Lothringern in den Reichstag, wo sich dieselbe, im directen Anschluß an die vorjährigen Protestler und Clerikalen, in nächster Nähe des Centrums ihre Plätze belegt haben. Die erste Frage, die uns das jetzige so veränderte Wahlergebniß aufdrängt, ist die, ob und in welchem Maße dasselbe uns andeuten soll, daß die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen mit der Wirksamkeit der Autonomisten und mit der direct aus derselben hervorgegangenen Neuconstituirung jenes Landes, folglich mit der Verlegung der Regierung nach Straßburg, und mit der Erweiterung der Befugnisse des Landesausschusses, nicht mehr einverstanden ist? Sollte sie es wirklich nicht sein, so wäre es ja ein Leichtes für die Regierung und für den Reichstag, die früheren Zustände, die nur für die Elsaß-Lothringer unangenehme waren, wieder herzustellen, und somit dem mit und gegen sich selber streitenden Lande seinen Willen zu thun. So einfach stellt sich aber die Frage nicht, und gerade darin, daß keine Frage in Elsaß-Lothringen sich einfach gestaltet, daß dort Alles in trübem, vernebeltem Wirrwarr durcheinander läuft, gerade darin liegt für Deutschland, für Volk wie Regierung, die Schwierigkeit, wenn es sich darum handelt, klar in dieser vielfach gewollten Unklarheit zu sehen, oder eine von verschiedenen Seiten gefürchtete Klärung dieser chaotischen Verhältnisse herbeizuführen.

Sieht man sich diese Wahlen genauer an, so bemerkt man zuvörderst, daß die dem äußern Anschein nach rührigste aller Parteien, die Protestpartei, diesmal noch viel größere Anstrengungen gemacht hat, als dies in früheren Wahlgängen der Fall war. Die Thätigkeit dieser Partei wächst in demselben Maße, in welcher die Macht der gambettistischen Partei in Frankreich

auch wächst. Der steigende Einfluß Gambettas bewährt sich auch auf diesem Gebiete. Vor wenigen Jahren gab es noch Zeitungen in Frankreich, welche die Berechtigung und die Correctheit der autonomistischen Bewegung in objectiver Form anzuerkennen wagten; diesmal waren alle Zeitungen einstimmig in ihrer Parteinahme für die reinsten Protestler. Ein prägnantes Bild der Veränderung, die in dieser Hinsicht zu Tage tritt, liefert nun der früher so gemäßigte, so zurückhaltende „Temps", der heute zu den grimmigsten Vorkämpfern der Protestpartei gehört und in den letzten Tagen der elsässischen Wahlen eine besondere, für das Reichsland bestimmte, mit Correspondenzen aus den elsaß-lothringischen Wahlkreisen erfüllte Ausgabe veröffentlichte. Daß die verschiedenen in Paris erscheinenden Organe der Elsässer Emigration sich ebenfalls an dem Kampfe betheiligten, braucht nicht weiter betont zu werden. Im Reichslande selber lag der Schwerpunkt der protestlerischen Agitation, wie natürlich, in der Hauptstadt, in Straßburg, und verzweigte sich von da in die größeren Städte. Als ein Zeichen der Zeit muß bemerkt werden, daß mehrere von den Candidaten, jetzt von den Abgeordneten, der Protestpartei frühere Autonomisten sind, die sich aus nicht weiter nachweisbaren Gründen zu der Fahne der Protestler gewandt haben und nun, wie dies zu geschehen pflegt, zu den Eifrigsten unter ihren neuen Gesinnungsgenossen gehören. Wenngleich nun aber die Thätigkeit der Protestpartei die lärmendste war, so muß doch dahingestellt bleiben, ob diese Partei, wenn sie nicht die Unterstützung der „katholischen Partei" erhalten hätte, eine der Rührigkeit, die ihre Anhänger entwickelten, entsprechende Macht über den Wahlkörper ausgeübt hätte; und mit dieser Frage treten wir auch dem eigentlichen Knoten der ganzen reichsländischen Entwickelung näher. Aus der Sprache des amtlichen Organs, der Elsaß-Lothringischen Zeitung, sowie aus verschiedenen Verwaltungsmaßregeln geht deutlich hervor, daß die Regierung die Macht der einen wie der anderen dieser beiden Parteien kennt und daß sie sich mit dem Plane herumträgt, die katholische Partei aus der protestlerischen Heeresfolge loszulösen. Das frühere Oberpräsidium hatte eine entgegengesetzte Taktik befolgt; da die katholische Partei ihm den Krieg erklärt hatte, so behandelte es dieselbe wie einen Gegner und suchte seine Unterstützung bei deren natürlichen Widersachern, bei den gemäßigten Liberalen, die sich auf den Boden der vertragsmäßigen Thatsachen stellen zu wollen erklärten. Der weitaus größte Theil des Landes ist aber katholischer Confession; die Führer der elsässischen Centrumskämpfer nutzten diesen Umstand mit großem Geschicke aus und drängten die rein confessionellen Verhältnisse und Gegensätze in den Vordergrund. Die Folge davon war, daß die liberalen Autonomisten bei dem katholischen Volke als sektirende Protestanten verschrien wurden und daß die Gesammtheit der katholischen Elsaß-Lothringer sich, wie das Centrum in Preußen und im Reiche, um ihren Krystallisationspunkt, die katholischen Abgeordneten, in eine feste Masse zusammenballte und Front gegen die Regierung, Front mit den Protestlern gegen Deutschland machte. Die beiden Strömungen aber, die in der katholischen Bevölkerung bestehen, und wovon die eine der Autonomie, freilich aber nicht einer specifisch protestantischen Autonomie, die andere der Revanche zutreibt, konnten sich unter dieser Constellation nicht entwickeln. Unter den Katholiken behielten die Clerikalen die Oberhand, und sie waren es, welche diese Partei mit dem Proteste aufs Engste zu verbinden bestrebt waren. Diese beiden Strömungen nun von einander zu trennen und die eine wie die andere in ihr betreffendes Bett zu leiten, scheint das Ziel der neuen Regierung seit Beginn ihrer Thätigkeit gewesen zu sein. Aus diesem Gedanken lassen sich auch gewisse, so verschiedenartig aufgenommene Maßregeln in dem Reichslande erklären. Der katholischen Bevölkerung mußte, unter Voraussetzung dieses Regierungsplanes, das Gefühl beigebracht werden, daß es unrichtig war, wenn man ihr gegenüber behauptete, Deutschland sei ein Feind des Katholicismus und nur Protestanten könnten sich mit dem Reiche versöhnen. Daß dies Verwaltungsprincip nicht ohne Folgen blieb, dies beweisen mehrere Momente, die freilich durch das endgültige Resultat des Wahlkampfes bedenklich zurückgedrängt wurden, denen man aber, auch jetzt noch, jedwede Bedeutung nicht absprechen darf. Wir denken dabei an die Sprache, die der bekannte Abgeordnete Pfarrer Guerber vor Monatsfrist auf einer Katholikenversammlung in Bonn führte, als er sagte: — „Wir kommen spät, aber wir kommen! und wir kommen zu danken aus vollem Herzen ... Das Herz des katholischen (deutschen) Volkes hat sich uns genähert und wir haben uns an demselben gestärkt und gewärmt, und an dieses Mutterherz schmiegen wir uns an, um mit demselben zu leben und zu sterben. So wird die Liebe zwischen Elsaß und Deutschland, die Verbindung dadurch hergestellt werden, daß wir einig werden, daß wir einig werden in der alles umspannenden Liebe zur heiligen katholischen Kirche." Wir denken an die Sprache, welche das Organ der katholischen Partei in Straßburg ebenfalls vor Monatsfrist führte, als dasselbe sagte, es sei nothwendig, daß eine Partei sich finde, die mit der Regierung arbeite, um sie zu unterrichten, um sie aufzuklären über die Wünsche des Landes, und als dasselbe den Frankfurter Vertrag anzunehmen ausdrücklich erklärte. Wir denken ferner an die Anläufe, die noch kurz vor den Wahlen von Seiten der moderirten Führer gemacht wurden, um gegen die Protestler vorzugehen, um die Candidaten des Bischofs Stumpf in Straßburg denjenigen der Protestcandidaten entgegenzustellen; um in einer Versammlung von katholischen Notabeln in Niederbronn die Politik des Statthalters durch einen entschiedenen Bruch mit der Protestpartei zu unterstützen. Diese Anläufe brachten es freilich nicht weiter als bis zum bloßen Anlaufen; die Hetzjagd begann in dem Schooße der katholischen Partei von Seiten ihrer französischen Freunde; die Gemäßigten wurden überstimmt und überschrien, und das Organ dieser Partei mußte sich selber desavouiren, indem es, heftiger als jemals, in die protestlerische Posaune blies, die eigenen katholischen Freunde, die sich gegen den Protest ausgesprochen hatten, verleugnete und bekämpfte, — was dasselbe freilich am folgenden Tage, als es aber zu spät war, um irgendwie ein praktisches Wahlresultat hervorzubringen, nicht hinderte die Fahne noch einmal zu wechseln und die Candidatur des Bischofs Stumpf zu empfehlen. Bei dieser Partei muß man bekanntlich auf solche Wandlungen und Unzuverlässigkeiten gefaßt sein. Vielleicht hatte die elsaß-lothringische Regierung zu fest auf diesen schwanken Boden gebaut. Jedenfalls aber verdient bemerkt zu werden, daß dieselbe die Hoffnung nicht aufgibt, bis zu den nächsten Wahlen die Loslösung der katholischen Partei, und somit die Majorität der Bevölkerung von dem Protest bewirkt zu haben. Diese Hoffnung spricht die „Elsaß-Lothringische Zeitung" unumwunden aus. Ob diese Hoffnung berechtigt ist, wird die Zukunft lehren.

Was aber ist aus den Autonomisten geworden? Diese Partei ist nicht blos aus dem Reichstag verschwunden. Im Lande selbst suchen wir sie vergeblich. Eigene Candidaten hat sie nicht aufgestellt. Ihr Organ hat an dem Kampfe nicht theilgenommen. Nach den hoffnungsreichen Anfängen von 1876 und 1878 ist die Partei plötzlich in sich selbst zusammengebrochen und will sich jetzt, nach Aussage ihres Journales, damit begnügen, im Landesausschuß und im Lande selbst thätig zu sein, den Reichstag aber, mit seiner „unfruchtbaren und undankbaren Mission", den Anderen überlassen. Es erinnert diese alles Ehrgeizes baare Beschränkung seiner Wünsche vielleicht an die bekannte Bescheidenheit des Fuchses vor den Trauben. Als politisch und klug berechnet können wir dieselbe aber nicht ansehen, falls sie wirklich etwas Anderes bedeuten sollte, als eine mehr oder minder geschickte Art sich aus der Klemme zu ziehen. Im Reichstage werden nach wie vor die großen, Elsaß-Lothringen betreffenden Gesammtfragen besprochen; wenn nun, um nur Eins zu erwähnen, ein Vorschlag zur Annexion der Reichslande an Preußen oder deren Vertheilung in und unter verschiedene Staatsgebiete vor diese Versammlung gebracht würde, so hätten doch die Autonomisten ein wichtiges Interesse, auch *ihre* Stimme erheben zu können; dies könnten sie aber nicht mehr. Die Ursachen, auf welche dieses plötzliche Zusammenbrechen der Autonomistenpartei zurückzuführen sein dürfte, hier zu untersuchen, würde zu

*

weit führen. Beklagenswerth ist dies Ereigniß jedenfalls, insofern die versöhnlicheren liberalen Elemente, die sich um diesen Kern gesammelt hatten, jetzt ohne Führung zerstieben und somit an Stelle einer jungen, die Zukunft vorbereitenden Kraft ein leerer Raum tritt, von dem man nicht vorauszusehen vermag, durch was und durch wen er ausgefüllt werden dürfte. Was nun schließlich die Regierung selbst betrifft, so scheint sich dieselbe mit dem schon oben angedeuteten Gedanken befreundet zu haben, daß im Grunde genommen nicht der Protest, sondern die katholische Partei gesiegt hat, und daß diese letztere sich in kurzer Frist von dem Protest lossagen dürfte. Ob diese Voraussetzungen zutreffen, muß die nächste Zukunft uns zeigen. Jedenfalls aber darf nicht vergessen werden, daß die junge reichsländische Regierung vor die Wahlen gestellt wurde in einem Augenblicke, als dieselbe mitten in der Umwandlung der Regierungsmaximen und Verwaltungsusancen begriffen war; sie war somit in dieselbe schwierige Lage versetzt, in welcher sich ein Feldherr befindet, der in den Krieg geschickt wird, derweil er mit der Reformirung seiner Armee, mit der Einübung neuer Gewehre, mit dem Einstudiren einer neuen Taktik beschäftigt ist. Durch die Wahlen soll gewöhnlich klar gelegt werden, in wie weit die Bevölkerung im Lande mit der von der Regierung befolgten Politik einverstanden ist; in Elsaß-Lothringen aber fiel der Termin, der den Wählern und der Regierung zu ihrer gegenseitigen Verständigung und Beurtheilung gelassen werden muß, augenscheinlich zu kurz aus. Ein Land, in welchem so Vieles noch, wie dies in Elsaß-Lothringen der Fall ist, im Flusse ist, so Vieles noch im Schwanken liegt, so viele Verhältnisse noch unklar sind, so viele Keime von principieller Voreingenommenheit gegen Alles, was von der Regierung kommt, umherliegen, ein solches Land bedarf noch eine längere Frist als andere, um sich ein Urtheil zu bilden, um das Auftreten eines neuen Regiments zu würdigen und zu verstehen. Es wäre somit wünschenswerth gewesen, wenn das Reichsland noch nicht jetzt schon in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, neue Abgeordnete zu wählen; und diesem Gefühl hatte auch der Statthalter selber Ausdruck verliehen, als er in einer seiner letzten Reden sich dahin äußerte, daß die Wahlen zu früh kämen. Das Wahlergebniß liefert den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung.

Theophil Zolling.

Die Ueberbürdung der Schuljugend.

Von Dr. med. F. Dornblüth.

Seitdem aus den preußischen Directorial-Conferenzen bekannt geworden ist, daß man dort 10 bis 24 Stunden wöchentlicher Hausarbeit neben 28 bis 32 Schulstunden, also $6\frac{1}{3}$ bis $9\frac{1}{4}$ Stunden tägliche Schularbeit für 10 bis 18 oder 20jährige Knaben, nicht für Ueberbürdung hält, ist wohl Jeder, der nicht als Director oder Lehrer in vorgefaßter Meinung befangen ist, der Ueberzeugung geworden, daß hierin eine thatsächliche Anerkennung der Ueberbürdung der Gymnasiasten liegt. Denn selbst ein Mann in der Vollkraft seiner Arbeitsfähigkeit dürfte nur ganz ausnahmsweise im Stande sein, bei 9 bis 10 Stunden täglicher Kopfarbeit seine Empfänglichkeit und Geistesfrische zu bewahren. Wir brauchen auch zu jener officiell in Anspruch genommenen Arbeitszeit gar nicht hinzuzurechnen, was etwa an Strafarbeiten, Nachhülfestunden, Versetzungs- und Examenrepetitionen, durch Privatlectüre, die wenigstens für deutsche Literatur und Geschichte unumgänglich nothwendig ist, für Englisch und Privatliebhabereien (Botanik, Mineralogie, Chemie, Sammlungen aller Art u. dgl. m.), für Stenographie, Zeichnen, Musik ꝛc. noch mit Stubensitzen und Kopfarbeit an Zeit aufgewendet wird, um begreiflich zu finden, daß Eltern, die ihre Kinder unter solcher Last welken und erliegen sehen, mit Kummer und Sorgen Erleichterung oder das Ende dieser Sklaverei herbeisehnen, der sie ihre Kinder schutz- und hülflos hingegeben finden. Und wie oft werden noch jene Durchschnittsforderungen durch stärkere Ansprüche einzelner Lehrer überschritten, gegen die auch einsichtige und aufmerksame Eltern nichts zu unternehmen wagen oder vermögen, weil nur zu allgemein die Furcht verbreitet ist, jede Vorstellung werde die Empfindlichkeit der auf unfehlbare Autorität haltenden Schulmänner kränken und an den Schülern, um derentwillen sie gemacht war, sich rächen!

Seit fünfzig Jahren haben viele hervorragende Aerzte nachtheilige Einflüsse der Schulen auf die Gesundheit öffentlich dargestellt und gezeigt, daß nicht nur die rein körperlichen Einflüsse, wie das anstrengende Nahesehen, das Krummsitzen, das Zusammensein Vieler in geschlossenen, oft zu engen und schlecht gelüfteten Räumen, mangelnde Körperübung und geringer Aufenthalt im Freien, sondern daneben auch die geistigen Anstrengungen als Ursachen häufiger Gesundheitsstörungen anzuschuldigen sind. Kurzsichtigkeit, Engbrüstigkeit, Unterleibsleiden, Blutarmuth, habituelle Kopfschmerzen (Schul-Kopfweh), nervöse Abspannung oder übermäßige Reizbarkeit (Nervosität), Uebersättigung und Abgestumpftheit gegen geistige Anstrengungen und Genüsse, Frühreife, Gleichgültigkeit gegen ideale Interessen, sogar die Anfänge wirklicher Geisteskrankheit werden von ärztlicher Seite als Folgen übermäßiger Schulanstrengungen bezichtigt. Wenn Hasses Befürchtungen wegen häufiger Entstehung von Geisteskrankheiten unter den Gymnasiasten sich glücklicher Weise nicht vollauf bestätigt haben, so stimmen doch die erfahrensten Irrenärzte — wie die Verhandlungen des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, besonders Professor Finckelnburgs Referat, und diejenigen der psychiatrischen Section der Naturforscherversammlung, wo Dr. Snell (Wiesbaden 1873) aussprach: „Es ist in der That eine nur durch lange Gewohnheit und durch allmähliche unmerkbare Steigerung erklärbare Toleranz, erträglich zu finden, wenn den Kindern zugemuthet wird, nach sechs Schulstunden noch weitere drei bis vier Stunden zu Hause zu arbeiten"; und endlich die neuesten Verhandlungen der Deutschen Irrenärzte beweisen — darin überein, daß die Anforderungen der Schule sehr häufig Schwächezustände und Störungen des Geistes unmittelbar hervorrufen oder für spätere Zeit begründen. Und wo anders als in der geistigen Ueberladung der deutschen Gymnasiasten sollte wohl jener bedauerliche Rückschlag begründet sein, der die deutschen Studenten treibt und die Eltern und Behörden entschuldigen läßt, daß sie die ersten Semester des Universitätslebens, statt wissensdurstig die Lehren der Meister in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, in nichtigem, Körper und Geist schädigendem Treiben verbummeln, bis die drängende Noth des Examens sie zwingt, das für Prüfung und Brodstudium Nothwendige in möglichst kurzer Zeit sich einzupauken, um dann, alles Idealismus baar, sich in den Frohndienst des Erwerbslebens einzuspannen!

Es bedarf heute keiner Beweise mehr für diese nachtheiligen Folgen des deutschen Unterrichtssystems, das sich keineswegs auf die Gymnasien allein beschränkt. Vorzugsweise unsere höheren Töchterschulen und die an dieselben angehängten Seminarien zur Ausbildung von Lehrerinnen leiden großentheils an der gleichen Ueberbürdung und deren schädlichen Folgen. Was etwa die Gymnasiasten der oberen Klassen an grammatikalischen und mathematischen Arbeiten mehr zu bewältigen haben, das wird reichlich aufgewogen durch das jugendlichere Alter der Schülerinnen, die mit 16 Jahren ihre Schulbildung vollendet haben und mit 18 Jahren examenreif abgeliefert werden sollen. Und dann kommen bei ihnen die Handarbeiten und die Musikstunden hinzu, die doch keineswegs blos Finger- und Armanstrengungen, sondern in ganz hervorragendem Maße Kopf- oder Gehirnarbeiten, höchst ermüdende und aufreibende Geistesthätigkeit erfordern.

Die Schäden werden auch hier wie dort kaum noch geleugnet. Man sucht nur etwa noch die Verantwortlichkeit von dem System und den Lehrern auf die Eltern und die Schüler abzuwälzen. Ersteren wird, und zwar vielfach mit größtem Rechte, vorgeworfen, daß sie den Kindern keinen geeigneten Raum und keine geeignete und ungestörte Zeit für ihre häuslichen Arbeiten gewähren, — daß sie unbegabte und schwächere Schüler über ihre Kräfte, durch

Belohnungen und Strafen, auch durch Privatstunden vorwärts treiben, statt ihnen Zeit zur Erholung, zur Sammlung von Kräften und zu langsamerem Vorschreiten zu geben, wenn doch zu raschem die Kräfte nicht ausreichen, — und daß sie endlich durch Nebenbeschäftigungen, namentlich durch Musik und weibliche Handarbeiten, die Anforderung an die jugendliche Leistungsfähigkeit ins Ungemessene steigern. Vorzüglich bei den Töchtern der gebildeteren Stände wird durch das unvermeidliche Klavierspiel und die Handarbeiten, besonders zu Geschenken an Eltern, Tanten und sonstige Familienmitglieder oder andere Personen, deren Gönnerschaft erworben oder erhalten werden soll, außerordentlich viel Schaden angerichtet.

Was die Musik anbetrifft, so sollten alle Kinder, die kein Talent dafür zeigen, entschieden ganz damit verschont werden, denn der Unterricht ist für sie selbst, ihr Spiel aber für alle diejenigen, welche unfreiwillig hören müssen, eine aufreibende Qual. Aber auch die eigentlich talentvollen Kinder sollten nicht früher dem Musikunterricht hingegeben werden, als bis ihre Nerven und Muskeln hinreichend erstarkt sind, um ohne Schaden ertragen und leisten zu können, was bei förderlichem Unterricht von ihnen verlangt werden muß, und um die merklichen Fortschritte machen zu können, die ihnen selbst nothwendig sind, falls sie nicht bald erlahmen und mit Unlust an der ganzen Musik erfüllt werden sollen. Um mit Nutzen Klavierunterricht nehmen zu können, muß das Auge bereits hinlänglich geübt sein, um die Noten rasch zu überblicken und aufzufassen; das Ohr soll die Gesichtseindrücke mit den entsprechenden Tonvorstellungen begleiten, das Gehirn und Nervensystem soll die Gesichts- und Tonvorstellungen in genau abgemessene Bewegungsantriebe übersetzen, die Muskeln sollen hinreichende Kraft besitzen, um die Bewegungen der Arme, Hände und Finger den Willensantrieben gemäß auszuführen. Alle diese Dinge werden natürlich leichter erlernt, wenn durch einfachere Uebungen, wie Lesen, Schreiben und die mancherlei in Spiel und Arbeit erworbenen Handfertigkeiten, bereits eine einigermaßen sichere Grundlage der complicirteren Thätigkeit des Musicirens erworben ist, was vor dem zwölften Lebensjahre nur sehr ausnahmsweise der Fall sein dürfte, als wenn den ungeübten Organen sechs- bis achtjähriger Kinder so verwickelte und anstrengende Leistungen zugemuthet werden. Es ist ein ganz unbegründetes Vorurtheil, daß die sogenannte Gelenkigkeit der Finger wesentlich auf der Biegsamkeit und Nachgiebigkeit der Gelenke (der Gelenkbänder) beruhe und deshalb in früher Kindheit leichter erlernt werde, als in späteren Jahren. Nachdem ich beim Turnen häufig die Erfahrung gemacht hatte, daß keineswegs diejenigen die besten Turner waren, die von früher Jugend auf geturnt hatten, sondern daß diese meistens auf einer niedrigeren Stufe stehen blieben und sodann von Jünglingen, die erst in reiferem Alter begannen, rasch und weit überholt wurden; und nachdem ich bei Klavierspielern ganz ähnliche Erfahrungen gemacht hatte, habe ich in meiner Familie und soweit mein hausärztlicher Einfluß reichte, den Klavierunterricht nicht mehr vor vollendetem zwölften Jahr beginnen lassen, und stets gefunden, daß diese reiferen Schüler nicht nur alle Schwierigkeiten des Anfanges weit leichter überwanden, sondern auch schon nach 2 bis 3 Jahren die meisten Schüler überholt hatten, die bei denselben Lehrern 4 bis 6 Jahre früher oder jünger ihren Unterricht begonnen hatten. Der spätere Beginn des Musikunterrichts gewährt ferner den überaus großen Vortheil, daß man viel schneller als bei jüngeren Kindern erkennen kann, ob Lust und Talent genug vorhanden ist, um die Ueberwindung wenigstens der gröbsten Schwierigkeiten zu verheißen, oder ob man besser thut, von dem unnützen Versuche abzustehen. Wenn ich recht berichtet bin, gewinnt diese Ansicht, die vor wenigen Jahren noch hochketzerisch war, auch an competentesten Stellen mehr und mehr Anerkennung.

Für den Handarbeitsunterricht dürften ganz dieselben Grundsätze Anerkennung verdienen, indem auch hier alle technischen Schwierigkeiten in reiferen Jugendjahren viel leichter und rascher überwunden werden, als in den ersten Jahren des Schulalters. In Gemäßheit vielfältiger praktischer Erfahrungen stehe ich nicht an, den frühen Unterricht in Musik und Handarbeiten für Zeit- und Kräftevergeudung zu halten und würde beides am liebsten erst nach vollendeter Schulzeit beginnen lassen, wo nach dem Urtheil sehr verständiger und erfahrener Mütter Scheere und Nadel erst mit Verstand geführt zu werden pflegen. Wenn man die hierdurch gewonnene Zeit zur Erholung, zur Bewegung im Freien und zum Turnen verwendete, würde man sicher unter den heranwachsenden Mädchen nicht so viel engbrüstige, schiefe und krumme Jammergestalten erblicken, wie heut zu Tage, wo man an manchen Orten kaum noch zu wissen scheint, wie ein junges Mädchen gewachsen sein und sich halten und bewegen muß. Daß bei den Knaben ebenfalls viel Zeit gewonnen werden kann, ohne daß ihr Bildungsgang dadurch beeinträchtigt werden müsse, werden wir alsbald darzuthun versuchen.

Der andere Vorwurf, daß viele Eltern zu hoch mit ihren Kindern hinauswollen und auch minder begabte durch Belohnungen und Strafen, durch Privatstunden ꝛc. über ihre Kräfte hinaus anstrengen, trifft gewiß nur sehr selten zu. An sich ist es ja natürlich und lobenswerth, daß Eltern ihren Kindern eine tiefere Bildung und eine bessere Ausrüstung mit Kenntnissen auf den Lebensweg mitzugeben trachten, als sie selber gehabt haben; darin liegt ja der Fortschritt der Menschheit wesentlich mitbegründet. Und wie oft hört man nicht Schülern die Begabung absprechen, wo ihr mangelhaftes Fortschreiten nur daran liegt, daß bei ihrem Unterrichte nicht die richtige Methode, vielleicht auch im Hause nicht die richtige Pflege und Schonung, oder Anspornung stattfand. Man braucht noch nicht an Alexander von Humboldt und andere Geistesheroen zu denken, denen im Schulalter sogar mittlere Begabung abgesprochen war: wir sehen alle Tage Schüler, die bei dem einen Lehrer, oder auf der einen Schule nicht vorwärts kamen und nur Tadel erwarben, sich bei einem anderen Lehrer oder auf einer anderen Schule, vielleicht auch erst nach der Entfernung aus dem Elternhause, oder beim Wechsel der Pension, sich über alles Erwarten und Hoffen günstig entwickeln. Oft liegt es ja nur daran, daß dem Einzelnen auf einer großen Schule oder in überfüllten Klassen nicht die Aufmerksamkeit geschenkt wurde, deren er nach seiner Individualität bedurfte, um die schlummernden Kräfte und Keime zu wecken und ans Licht zu rufen. Manchen Schülern fehlt es auch nur an der Begabung und Lust für die eigenthümliche Methodik der höheren Schulen, deren grammatikalischem Formelwesen sie keine Neigung und verhältnißmäßig schweres Verständniß entgegenbringen, während sie später, wo Neigung und Begabung dem frei gewählten Studium zu Hülfe kommen, sich weit über die Erwartungen ihrer früheren Lehrer entwickeln.

Viele dagegen, die in der Schule sich hervorthaten und die also zu den gut begabten gerechnet wurden, erfüllen auf der Universität und im späteren Leben keineswegs die von ihnen gehegten Erwartungen. Waren diese wirklich nur für die Schule begabt, oder sollten sie nicht vielleicht oft durch die Anstrengungen der Schule vorzeitig erschöpft sein? Derer, welche die Schule wirklich spielend überwinden, sind gewiß nur sehr wenige: sie werden auch später Ausgezeichnetes leisten. Viele andere gewinnen aber den Ruhm der vorzüglichen Begabung nur oder hauptsächlich dadurch, daß sie weit intensiver geistig arbeiten, als die Mehrzahl ihrer Mitschüler. Sie mögen dann auch kürzere Zeit arbeiten und schneller fertig werden, als diese, verbrauchen aber dabei so viel mehr Kraft, daß die geleistete Arbeit gerade so schwer, oder noch schwerer auf ihnen lastet, als auf den langsamer Arbeitenden. Der edle Renner durchfliegt freilich die Bahn in viel kürzerer Zeit als ein gewöhnliches Pferd, entwickelt dabei aber auch nicht weniger, sondern mehr Kraft und bedarf deshalb weit sorgfältigerer Pflege und besserer Ernährung, wenn er nicht sehr bald seine ausgezeichneten Eigenschaften verlieren soll. Selbstbeobachtung und sorgfältige Ueberwachung von Kindern, die zu den gut beanlagten gerechnet werden mußten, haben die Ueberzeugung in mir geweckt und gefestigt, daß gerade begabte Schüler und Schülerinnen durch die Schule körperlich und geistig viel mehr angegriffen zu werden pflegen, als ihre weniger begabten Gefährten. Jene folgen dem Unterrichte und machen

ihre Arbeiten mit gespannterer Aufmerksamkeit und werden deshalb früher erschöpft, als diese anderen, welche die Dinge gleichgültiger, passiver oder leidender an sich herantreten lassen und weniger eigene Kraft zu ihrer Bewältigung aufwenden. Wer diese Vorgänge sorgsam beobachten will, wird leicht die Erfahrung bestätigen können, daß solche „begabte" Schüler z. B. die vierte Unterrichtsstunde kaum noch ertragen, über die Unmöglichkeit klagen, dem Lehrer zu folgen, und mit Kopfschmerzen nach Hause kommen, während die anderen durch Unaufmerksamkeit ihrem Kopfe Erholung gewährt haben. Solcher „passive Widerstand" der Schuljugend gegen Anforderungen der Lehrer, der sich um so energischer geltend zu machen, auch wohl durch Ablesen, Abschreiben fremder Arbeiten und andere unerlaubte Mittel bis zu offener Widersetzlichkeit zu steigern pflegt, jemehr die Aufgaben das Maß der Kräfte überschreiten, ist freilich wenig förderlich für das Studium, oft verderblich für die Disciplin und den Geist der Schule, muß aber leider nur zu oft als eine gerechte und zum Schutze der Gesundheit heilsame Reaction anerkannt werden.

Es fehlt nicht an Anerkennung solcher Uebelstände von hervorragenden Schulmännern, noch an Maßregeln und Vorschlägen zur Abhülfe: die fortwährenden Verhandlungen der Angelegenheit in Wort und Schrift beweisen aber, daß wir von wirklicher Beseitigung des Grundübels noch weit entfernt sind.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Anfänge des modernen Theaters in Deutschland.

Von Wilhelm Scherer.

In Nr. 40 des laufenden Jahrganges habe ich die Leser der „Gegenwart" für die Anfänge des modernen Geschmacks in der deutschen Literatur zu interessiren gesucht. Man wird die raschen Andeutungen, mit denen ich mich begnügen mußte, in dem mittlerweile erschienenen fünften Hefte meiner „Geschichte der deutschen Literatur" näher ausgeführt finden. Die Zeit, die ich dabei im Auge hatte, war vorzugsweise die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des achtzehnten bis zum Regierungsantritte Friedrichs des Großen.

Es sei mir gestattet, nun auf die Bühnenzustände derselben Epoche einen Blick zu werfen und Beobachtungen darüber mitzutheilen, welche man künftig im sechsten Hefte des genannten Buches wiederfinden wird. Die Thatsachen, um die es sich handelt, sind wohl im Allgemeinen bekannt; aber es scheint geboten, sie in etwas schärfere Beleuchtung zu rücken und so zu zeigen, wie das deutsche Theater eigentlich beschaffen war, welches Gottsched zu zerstören suchte und zum Theil wirklich zerstörte.

Oper und Posse waren die theatralischen Großmächte der Zeit. Jene zog wie der schwülstige Stil aus Italien ihre Kraft; diese ruhte auf volksthümlichem Grunde, stand aber auch italienischer Einwirkung offen.

Die Oper war ein rechtes Produkt der Renaissance. Sie trat in Florenz zuerst ans Licht und entsprang aus dem Wunsche, das griechische Drama in seiner wahren Gestalt zu erneuen. Längst hatte man den Chor; nun gewann man das Recitativ: dieses Mittelding zwischen Gesang und Sprache hielt man für die dramatische Ausdrucksweise der Griechen und Römer; mit innerer Nothwendigkeit trat die Arie hinzu, um die Eintönigkeit des Recitatives zu beleben; der Chor fing an, sich an der Handlung zu betheiligen; die Instrumente wirkten zur Charakteristik mit; Tanz, reiche Ausstattung, alle Künste der Decoration und Verwandlung entzückten das Auge: und das Ganze erhielt die Bestimmung, großen höfischen Festen einen neuen Glanz zu verleihen. Die erste Oper, Dafne, Text von Rinuccini, Musik von Peri, wurde 1594 oder 1595 noch in einem Florentiner Privathause, die zweite, Euridice, ebenfalls von Rinuccini und Peri, 1600 zur Feier der Vermählung Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria von Medicis am herzoglichen Hofe zu Florenz aufgeführt. Den Text jener Dafne übertrug Opitz ins Deutsche, und Heinrich Schütz, der größte deutsche Componist des siebzehnten Jahrhunderts, lieferte eine neue Musik dazu. Diese erste deutsche Oper ward zu Torgau am 13. April 1627 am Hofe des Kurfürsten Johann Georg I. zur Vermählung des Landgrafen von Hessen mit einer sächsischen Prinzessin aufgeführt. Ovidius, der Liebeslehrer, singt den Prolog; Hirten bilden den Chor. Apollo tödtet den Drachen Python, verspottet den Amor; dieser rächt sich und zeigt seine Macht: Daphne entzündet Apollos Leidenschaft, flieht und verwandelt sich vor den Augen des Publicums in den Lorberbaum. Hirten und Nymphen singen das Lob des Lorbers und des sächsischen Rautenstrauches. Ihr Gesang und das Stück schließt mit einem Ausblick auf den ersehnten Frieden.

Aber der langwährende Krieg war der Oper nicht günstig. Erst seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts findet sie sich wieder häufiger bei den Hoffesten ein und erfreut sich einer stetig anwachsenden Gunst. Liebe blieb ihr Hauptthema; Liebeslieder in süße Töne einzukleiden, war die höchste Aufgabe ihrer Componisten; und es gab deutsche Poeten, die sie für das Meisterstück der Dichtung überhaupt erklärten. Andreas Gryphius und viele andere stellten sich vorübergehend oder dauernd in ihren Dienst und lieferten ihr deutsche Texte. Meist aber führten italienische Truppen italienische Opern in italienischer Sprache an deutschen Höfen auf; und wenn sich unter den Sängern oder Componisten Deutsche befanden, so hatten sie gewiß italienische Bildung genossen. Wien, München und Dresden waren die wichtigsten Kolonien der italienischen Oper; die Städte wetteiferten mit den Fürstenhöfen in ihrer Pflege, und die deutsche Originaloper gelangte nur in Hamburg zu einer wahren und anhaltenden Blüthe. Während der sechzig Jahre ihres Bestandes, von 1678 bis 1738, sind mehr als 250 Opern gegeben worden: im siebzehnten Jahrhundert noch geistliche, welche die Mysterien der ältern Zeit fortsetzten, sonst großentheils Stoffe aus der alten Mythologie und Geschichte, Schäferspiele, wenig Modernes und Vaterländisches, zuletzt fast nur Spektakelstücke und Possen. Unter den Componisten entfaltete das leichte, aber reiche Talent von Richard Keiser die größte Produktivität. Die Textdichter standen großentheils tief unter ihrer Aufgabe; italienische Libretti waren ihre Vorbilder, die sie nicht übertrafen, sondern verschlechterten; in den Jahren des Verfalles nahmen sie geradezu italienische Arien auf; und 1740 zog auch in Hamburg eine italienische Truppe ein.

Der Einfluß der Oper, die Freude an Ausstattung, Decoration, Maschinerie, machte sich vielfach im gesprochenen Drama bemerkbar. Kunstdrama und Volksdrama standen einander gegenüber, kamen sich aber immer näher; denn das Volksdrama wirkte auf das Kunstdrama und die Oper auf beide. Gelehrte waren die Verfasser des Kunstdramas; Studenten und Schüler führten es auf. Wandernde Schauspieler waren die Träger des Volksdramas; sie nahmen ihre Stoffe, wo sie sie fanden, und legten sich dieselben nach Willkür zurecht.

Das Kunstdrama geht von dem Schlesier Andreas Gryphius aus. Seine Landsleute Lohenstein und Hallmann suchen ihn in der Tragödie zu überbieten, indem sie die Mittel seiner Wirkung ins Maßlose steigern. Hinrichtungen, Kerkerscenen, Geistererscheinungen, Foltergräuel sind ihre Lust und die Gräßlichkeiten des Titus Andronicus und ähnlicher englischer Stücke scheinen sich fortzusetzen; starke sinnliche Effecte verbinden sich mit schwülstiger Rede, die in steifen Alexandrinern einherschreitet.

Viel höher steht Christian Weise aus Zittau. Er pflegt alle Gattungen des Dramas. Er lernt wie die Andern von Gryphius und von der Oper; aber wie Gryphius selbst lernt er auch direct von der Volksbühne, mischt Komisches und Tragisches und hängt in einzelnen Stoffen von Shakespeare ab. Er bedient sich fast ausschließlich der Prosa und strebt nach einer raschen dramatischen Sprache, die sich nur in ganz leidenschaftlichen Momenten höher hebt und dann auch dem Schwulst nicht entgeht. Er sucht wechselnde Stimmung, starke Verwirrung und

überraschende Lösung hervorzubringen. Er will eine treue Abschrift des Lebens gewähren, daher bei der Aufführung die hochdeutsche Rede den fürstlichen Personen vorbehalten bleibt und alle übrigen Dialekt sprechen müssen. Der Reichthum und die Leichtigkeit seiner Erfindung ist bewundernswerth; aber er nahm sich nicht die Mühe, seine Sachen zu feilen und durchzubilden. Er hat über fünfzig Dramen geschrieben, die er großentheils als Rector in Zittau 1679 bis 1688 und 1702 bis 1705 von seinen Schülern aufführen ließ. Er verfaßte noch biblische Dramen voll realistischer Elemente aus der Gegenwart; aber schon meidet er die neutestamentlichen, und nie bringt er den Teufel auf die Bühne: man merkt, daß die Gattung im Aussterben ist. Seine historischen Stücke, welche mit Vorliebe den Fall von Günstlingen oder auch Revolutionen behandeln, erinnern am meisten an die schlesischen Kunsttragödien, ohne daß sie ihnen im Gräßlichen gleichkämen; für die überwiegende Steifheit ihrer ernsten Partien entschädigen gelungene Volksscenen, ergötzliche Komik und einige menschlich ergreifende Situationen, in die sich der Verfasser warm hineinzufühlen verstanden. Seine freien Erfindungen beginnen mit lose gereihten satirischen Bildern und enden mit geschlossener Darstellung des kleinbürgerlichen Lebens. Sie gehen von der Posse zum Lustspiel über, werden aber in dem letzteren leicht steif, redselig und langweilig.

Christian Weise fand an Schulen und wohl auch sonst Nachahmung; das Schuldrama überhaupt stand noch immer in Kraft, wenn auch nicht überall in Blüthe; die Jesuiten und andere Orden suchten es an ihren Gymnasien so prächtig als möglich auszustatten, die Schaulust zu befriedigen und die Frömmigkeit zu befördern. Aber für die Entwicklung des Dramas als rein literarische Gattung war das vollkommen gleichgültig. Mit dem beginnenden achtzehnten Jahrhundert bis gegen 1730 hin verschwand das gesprochene Schauspiel beinahe aus der gedruckten Literatur; die Textbücher der Oper behaupteten allein das Feld, und die Volksdramen erhielten den gewohnten, ja einen gesteigerten Beifall. Aber sie traten wie die Schuldramen nur durch Programme oder Theaterzettel ans Licht. Ihre Texte existirten wie die poetischen Produkte der mittelalterlichen Spielleute lediglich in Handschriften oder in den Köpfen der wandernden Künstler. Auch die Handschriften waren zuweilen unvollständig, gaben bloße Scenarien oder ließen neben ausgeführten Partien der Improvisation freien Spielraum. Solche Manuscripte aber, Handwerkszeug wie Decorationen und Kostüme, nutzten sich ab und gingen verloren wie diese, so daß über dem Volksdrama des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ein ähnliches Dunkel liegt wie über der Volksdichtung des Mittelalters, daß uns von einem großen verschwundenen Reichthum nur geringe zufällige Trümmer geblieben sind.

Die Komödianten machten sich, wie gesagt, ihre Stücke selbst. Sie waren nicht blöde, nach fremdem Gute zu greifen: die auswärtigen Literaturen und die einheimischen, Kunstdrama und Schuldrama, Opern und Romane mochten ihnen willkommenes Material liefern. Aber sie legten sich dasselbe nach ihren Bedürfnissen, für ihre Lieblingseffecte und für die Neigungen ihres Publicums zurecht. Sie verfuhren dabei etwa wie die Straßburger um 1600 mit dem „Aiax" des Sophokles oder wie Christoph Kormart 1669 mit dem „Polyeuct" des Corneille: sie vertrauten nicht der Erzählung, sondern dem Schauen; sie ließen nichts Wesentliches hinter der Scene vor sich gehen, sondern zogen möglichst viel Handlung auf die Bühne; sie verhüllten nichts Schreckliches, sondern suchten es geflissentlich auf. Leiden der Menschheit sind die tragischen Stoffe; die Menschheit aber leidet am meisten, wenn ein Tyrann, ein Nero, ein Domitian sie decimirt. Solche Tyrannen wüthen in Rede, Befehl und That; sie haben schlechte Rathgeber und Schmeichler an der Seite; sie finden gesinnungsvolle Opposition, machen Märtyrer und Revolutionäre: sie sind daher die Lieblingshelden der Volksdramatiker wie ihrer gelehrten Collegen; die Tragödien, die von ihnen und überhaupt von Königen, Fürsten und anderen Staatsmännern handeln, bilden den Grundstock des Repertoires der Wandertruppen; sie sind die Hauptactionen der Theaterabende, von denen sich komische Intermezzi oder eine darauf folgende Posse abhebt und werden später unter dem Namen der Haupt- und Staatsactionen so berühmt wie berüchtigt.

Eine kurze Zeit lang schien es, als wenn die Veredelung der deutschen Bühne schon im siebzehnten Jahrhundert aus Frankreich komme, als wenn die herrliche Erscheinung Molières seinen deutschen Standesgenossen höhere Ziele zeigen sollte. Schon 1670, drei Jahre vor Molières Tod, erschienen fünf seiner Komödien und 1694 seine sämmtlichen Prosastücke in deutscher Uebersetzung. In den Jahren 1685 bis 1692 hielt man zu Dresden eine Truppe von Hofkomödianten, deren Seele der Magister Velthen war und welche verschiedene Molière'sche Stücke auf ihrem Repertoire hatte. Auch französische Tragödien standen in Uebersetzungen reichlich zu Gebote; in Braunschweig traten zwischen 1691 und 1695 mehrere neue hervor und kamen unter Herzog Anton Ulrich auf dem Hoftheater zur Aufführung. Aber dieser Zug zum regelmäßigen Drama fand zu wenig Unterstützung; die Gunst der Höfe, auf die er angewiesen war, blieb ihm nicht treu. Der französische Einfluß mußte bald hinter dem italienischen zurückstehen; denn dieser kam dem populärsten Elemente der deutschen Volksbühne entgegen: dem Hanswurst.

Schon das deutsche Volksdrama des sechzehnten Jahrhunderts verwendete zuweilen den Narren als ständigen Lustigmacher; und schon damals waren die Späße, die er zu machen hatte, manchmal seiner eigenen Erfindung überlassen. Die englischen Komödianten verpflanzten dann ihren Clown auf die deutsche Bühne, den Jacob Ayrer und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sofort sich aneigneten und der sich von da an immer entschiedener als das nützlichste Mitglied der wandernden Truppen bewährte. Er hatte das größte Publicum; denn er war der Träger der niederen Komik. Er beerbte alle komischen Volksfiguren der Deutschen: er war ein Stück Morolf, ein Stück Eulenspiegel; er war ein Narr, ein Grobianus, ein dummer Teufel und die letzte Metamorphose des fahrenden Spielmanns. Er war Diener, Bote, Spion, Intrigant, Tausendkünstler, buntgekleidet und mit der klatschenden Pritsche ausgerüstet wie der Spielmann. Er war unflätig und gemein, ein Fresser und Säufer, großsprecherisch und feige. Er war überall dabei: er war der Held der Posse und der Spaßmacher der Tragödie; er drängte sich in die Hamburger Oper ein; er gewann das Herz von Christian Weise und erhielt erst in dessen Lustspielen den Abschied. Er führte im Laufe der Zeiten verschiedene Namen, unter denen sich Pickelhering, Harlekin und Hanswurst besonders auszeichnen. Pickelhering war die lustige Person der englischen Komödianten, im ganzen siebzehnten Jahrhundert und noch bei Christian Weise berühmt. Harlekin stammt aus dem italienischen Arlecchino und ist eine uralte Maske der italienischen improvisirten Volkskomödie, welche letztere schon im fünfzehnten Jahrhundert auf andere Nationen wirkte und vollends im siebzehnten internationale Geltung erlangte. In Paris bestand ein italienisches Theater, das mit Molière wetteiferte und von dem Molière einzelne Stoffe entlehnte. Nach Deutschland kam gegen 1670 die erste italienische Truppe und brachte natürlich ihren Arlecchino mit. Die Pariser Gesellschaft ging zum Gebrauche der französischen Sprache über; die Stücke, die sie spielte, oder deren Entwürfe, wurden seit 1694 im Drucke gesammelt und auch in dieser Gestalt von den deutschen Schauspielern reichlich benutzt. Ueberall empfing man die italienische Posse mit Freuden; aber nirgends schlug sie so tiefe Wurzeln wie in Wien, wo das Possenhafte und aller derbe Spaß seit dem Mittelalter üppig gedieh. Schon 1708 erhielt die Kaiserstadt ein stehendes deutsches Theater, und dessen Begründer, Joseph Stranitzky aus Schlesien, benutzte in umfassender Weise die Masken und die Entwürfe der italienischen Posse; er selbst spielte den Arlecchino und gab ihm den alten deutschen Namen Hanswurst, den die lustige Person schon früher gelegentlich geführt hatte, zurück. Er rückte ihn den Wienern recht in heimatliche Nähe: ist Arlecchino aus Bergamo, so stammt Hanswurst aus Salzburg; spricht Arlecchino seine Landesmundart, so

thut Hanswurst desgleichen; trägt Arlecchino seine Specialtracht aus vielfarbigen dreieckigen Läppchen, so erscheint Hanswurst als Bauer mit dem charakteristischen grünen Spitzhut.

Wie Hanswurst mit seinen Verwandten ein Element aus der Zeit um 1600 repräsentirt, so hat sich mit ihm das ganze Volksdrama auf derselben Stufe gehalten; alle literarische Einwirkung konnte an diesem Grundcharakter nichts ändern; einbürgern konnte sich nur, was sich mit ihm vertrug oder was ihn verstärkte. Der äußere Spektakel ward bereitwillig vermehrt: die Künste der Decoration, die Zaubereien, Flugmaschinen und Verwandlungen kamen nicht blos der Oper, sondern ebenso der Volksbühne zu gute. Auch der Schwulst der Kunsttragödie Lohenstein'scher und Hallmann'scher Mache bürgerte sich auf derselben ein; der Alexandriner und die kurze Wechselrede Vers um Vers pflanzte sich neben die Prosa; und in Versen wie in Prosa ergoß sich ein Schwall hochtönender Worte und tausendmal gebrauchter Bilder neben den schmutzigsten Späßen Hanswursts über das entzückte Publicum.

Diese Theaterzustände fand Gottsched vor und ihnen gegenüber suchte er ein neues Kunstdrama im Sinne des französischen Klassicismus zu begründen. Oper und Hanswurst erschienen ihm als die schlimmsten Feinde des guten Geschmackes. Um sie zu besiegen, drang er zunächst bei den Schauspielern auf eine Veränderung des tragischen Repertoires. In der That gelang es ihm, die Neuberische Truppe dafür zu gewinnen und 1728 den „Regulus" des Pradon als erstes regelmäßiges Trauerspiel von ihnen aufgeführt zu sehen. Bald verzichteten diese strebsamen Schauspieler auf die Haupt- und Staatsactionen; der Harlekin ward bei ihnen auf die Possen beschränkt und gegen 1740 überhaupt verbannt; mochte er auch unter dem Namen Peter sich wieder einschleichen, mochte hier und da ein gefräßiger Bedienter an ihn erinnern, so hatte doch im Literaturdrama seine letzte Stunde geschlagen; und von der deutschen Literatur machte Gottsched die deutsche Bühne wieder abhängig: das ist sein unvergängliches Verdienst um unser Theater. Leider wußte er dabei nichts Besseres zu thun, als die Nachahmung der Franzosen zu predigen und selbst zu üben: er dachte nicht daran, die brauchbaren Stoffe und Darstellungsmittel des Volksdramas zu retten, zu veredeln und so den nationalen Charakter des deutschen Schauspiels zu wahren. Er brach mit der Vergangenheit und machte dadurch Gegenwart und Zukunft ärmer. Der platte Rationalist verschmähte die Reform und unternahm seine Revolution im Dienste eines falschen Ideals.

Karl Frenzels neuer Roman.*)

Ein Kritiker, der selbst künstlerisch schaffend auftritt und die Feder zu einer Phantasiearbeit ansetzt, befindet sich in einer eigenthümlichen Lage. Er hat nicht nur seine Erinnerung anzurufen in Bezug auf Geschautes und Gehörtes, das ihm als Modell gedient hat, sondern auch die weit schwierigere Aufgabe, die bei einer zerstreuten Lectüre empfangenen Eindrücke theils unter höhere Gesichtspunkte zu bringen, so daß sie sich einzeln nicht mehr störend hervordrängen, theils sie ganz und gar zu vergessen. Zu viel kann der schaffende Künstler nicht wissen, wohl aber zu Vielerlei, und nichts ist für ihn verhängnißvoller als die Grübelei, die den Guß immer wieder trübt, weil sie keine innere Sammlung aufkommen läßt. Unter der Einwirkung dieses Fluches entstehen jene Nachahmungen, die gleichgültig ob mehr oder weniger bewußt die Kapellmeistermusik in die Literatur übertragen haben.

Bei Karl Frenzel sind jedoch die mannichfachen äußeren Einflüsse nicht im Stande gewesen, die Eigenart seiner Natur zu untergraben. Obwohl ihn Neigung und Beruf dazu veranlaßt haben, sich mit den Gedanken Anderer vielfach zu beschäftigen, hat er doch die eigenen dabei nicht eingebüßt und hinter dem Kritiker steht ein Künstler, dem man vielleicht eine etwas kräftigere Musculatur wünschen, indessen Phantasie und Geschmack nicht absprechen kann. Diese künstlerische Ader zeigte sich bereits in der ersten Sammlung seiner Essays „Dichter und Frauen" und hat bis zur letzten „Renaissance und Rococo" vorgehalten. In diesen Studien ist Frenzel seinem Vorbilde Macaulay in Bezug auf Anmuth der Sprache und kritische Urtheilsfähigkeit ganz nahe gekommen, sie sind nicht nur richtig gedacht, sondern auch rein empfunden und erheben sich von bloßen Nachzeichnungen zu selbstständigen plastischen Gestaltungen.

In seinen ersten Romanen zeigte sich der Autor durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und eine auffallende Scheu vor dem Modernen noch stark beeinflußt. Es steckt in ihm von Hause aus ein Etwas, das sich nirgends so wohl fühlt wie zwischen den Büchern und das sich nur schwer mit dem Actuellen auseinandersetzt. Das Gegenwärtige ist ihm in vieler Beziehung das Unfertige, daher verhält er sich gern abwartend, unter Umständen auch abweisend zu ihm. Dichterisch zeigte sich diese Neigung zunächst in einem vollständigen Absagebriefe, den er in den ersten Romanen der Realität schrieb. „Vanitas", „Melusine" und die „Drei Grazien" sind ganz und gar aus dem Dunstkreise der Romantik, dem Wunderlande der „blauen Blume" hervorgegangen, mehr geträumt als gestaltet und haften trotz der geistreichen Haltung nicht tiefer in der Phantasie des Lesers. Indem sich Frenzel von der Wirklichkeit lossagt, gelingt es ihm doch nicht, sich in der Weise der Romantiker, namentlich E. T. A. Hoffmanns, eine eigene Welt zu bauen und sie mit Originalen zu bevölkern. Dazu gehörte ein größerer Ueberschuß freiwaltender Phantasie als sie der zum Philosophischen und Kritischen neigende Autor besitzt. Er konnte wohl ein paar Figuren aus einer höheren, nur geahnten Sphäre erjagen, aber sie jagten ihn nicht wie den Verfasser der „Serapionsbrüder", der sich schließlich vor seinen eigenen Erfindungen zu entsetzen anfing.

Zu tieferer Geltung ist Frenzel erst auf dem Gebiete des historischen Romans gekommen, auf den er wie jeder künstlerische Kopf sowohl durch das Stoffliche wie das Psychologische verwiesen wurde. Für die Ausmalung des historischen Hintergrundes war er durch die Schule Rankes, zu dessen Füßen er gesessen hat, in glücklichster Weise befähigt. Es war aber eine persönliche Vorliebe, die ihn vorzugsweise aus dem achtzehnten Jahrhundert poetisches Material gewinnen ließ. Wenn er die geistige Aristokratie aus den Tagen Voltaires und Diderots betrachtet, erfüllt ihn Entzücken und Wehmuth zugleich. Er schwärmt für die Marquisen und Herzoginnen, für die Männer mit Allongeperrücken und Galanteriedegen, für die Frauen in Atlas und Seide, für die Verfeinerung der materiellen und geistigen Genüsse. Die Philosophie und die Literatur waren damals Sphären, innerhalb deren man sich ungestört bewegen konnte. Der Verfasser eines erfolgreichen Stückes, einer geistreichen Abhandlung lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich, Voltaire war in mancher Beziehung ein mächtigerer Herrscher als Ludwig XIV., die Farbe seines Ruhmes nahmen alle übrigen nichtliterarischen Interessen an. Wir begreifen das Wohlgefallen, mit welchem eine congeniale Natur an diese Zeit zurückdenken mag, aber auch die Wehmuth über die in den letzten hundert Jahren eingetretene Aenderung. Die realistische Weltanschauung unserer Tage verschafft einer mäßigen Parlamentsrede, einem oft nicht allzu geistreichen Kunststücke der Diplomatie eine Anerkennung, die sich keine literarische Leistung zu erreichen vermessen darf.

Und neben dem Historischen steht das Psychologische. Die geschichtlichen Höhepunkte zeigen die Menschen in ganz anderen Situationen, als sie die Alltäglichkeit aufweisen kann. Ob Hinz und Käthe oder Voltaire und die Marquise Chatelet sich lieben, ob man im Salon eines Berliner Parvenues oder bei der Du Deffand und l'Espinasse plaudert, gibt einen außerordentlichen Unterschied. Man wird es Frenzel lassen müssen, daß er in seinen Romanen „Watteau" und „Voltaire" jene Zeiten mit richtigen und glänzenden Farben gemalt hat. Er fühlt sich in seinem Inneren mit ihnen verwandt, seine Helden leben für ihn

*) Die Geschwister. Roman in vier Büchern. Vier Bände. Berlin, Gebrüder Paetel.

und daher auch für den Leser, und die Conflicte, welche sie beschäftigen, sind dieselben, die uns noch heute im Reiche des Geistes Freude und Leid, Vergnügen und Schmerz bereiten. So war der Dichter durch das Geschichtliche hindurch dem Zeitgemäßen immer näher gerückt.

Es ist hier nicht der Ort ausführlicher nachzuweisen, in welcher Weise der Sinn für das Moderne in Frenzel erweckt und gefördert wurde. Viel trug hierzu die Freundschaft und das Zusammenleben mit Gutzkow bei, dessen Geist so feine Fühlfäden für das Gegenwärtige besaß, noch mehr die journalistischen Verpflichtungen, die er seit dem Eintritt in die Redaction der „Nationalzeitung" übernommen hatte. Die Tagesereignisse traten ihm gegenüber und verlangten Antwort, so weit sie Räthsel in sich bargen, das erzeugte ein schnelleres Orientirtsein und Auskunftgeben, als er es bisher gewohnt war, und brachte ihn dazu, seine Zeit und die Gesellschaft, in der er lebt, nicht nur ganz zu verstehen, sondern auch als dichterischen Vorwurf zu benutzen. Frenzel, selbst ein Berliner, hat für das geistige Leben der jungen Kaiserstadt ein feines Verständniß gewonnen und läßt seine Figuren in vollen Zügen diese Athmosphäre athmen. Auch sein neuester Roman „Die Geschwister" trägt die Farbe des Berliner Lebens an sich, man darf in ihm etwas wie den Wiederschein des geistigen Ringens, der unbeugsamen Energie der Reichshauptstadt erblicken. Daß unser Roman, der in allen Zeiten und in allen Zonen spielt, wieder zur Hauptschlagader des vaterländischen Lebens, zur Residenz zurückkehrt, halten wir für eine erfreuliche Erscheinung. Nur auf diesem Wege kann sich diese Gattung der Poesie zu einem wahren Spiegelbilde des öffentlichen Lebens entwickeln.

Frenzel hat seine Dichtung auf sehr breitem Boden angelegt und in der Verknüpfung der einzelnen Stände und Berufsinteressen eine beachtenswerthe Virtuosität bekundet. Der Faden ist ganz unten bei dem Kunstreiter Poninski, seiner Schülerin Ada und dem Löwenbändiger Villon angeknüpft und reicht hinauf bis zum Fürsten Rybnik und seiner Gemahlin, einer Tochter dieses Thierbändigers. Doch ist dies bereits seine zweite Ehe, die erste war mit einer Schwester des Bahnhofsinspectors Fritz Barnim geschlossen worden und nur der Tod der durch die Untreue des Gatten beleidigten Frau hatte das Band gelöst. So stehen sich nun der Fürst in seinem Adelsstolze und dem Bewußtsein seiner Schuld und der Bürgerliche, der Mann der strengen Pflichterfüllung, gegenüber; was sie trennt ist der Schatten der Verstorbenen und die sich an dieselbe knüpfende schmerzliche Erinnerung. Die jetzige Fürstin, voll Geist, Leben und Anmuth, fühlt sich an der Seite ihres alten, von Geschäftssorgen und Gewissensbissen aller Art gequälten Mannes nicht glücklich und findet in dem jungen Fabrikbesitzer Egon Tornow einen Cavalier, der sie versteht und ihren Geschmack zu würdigen weiß. Sie vertraut sich ihm zunächst in der Angelegenheit mit dem Circusbesitzer an, Poninski muß die Stadt verlassen, damit Villon keine Veranlassung habe, seine wilden Bestien weiter vorzuführen, denn wie darf sie, die Fürstin, als die Tochter eines Löwenbändigers erkannt werden? Bei dem Bemühen, den Wunsch der Fürstin zu erfüllen, lernt Egon Tornow in der Circussphäre in Ada eine Art Mignon kennen, die er aus unwürdigen Verhältnissen befreit, in einem befreundeten Hause erziehen läßt und mit der Zeit liebgewinnt. Je mehr sich die Fürstin als geistig hochstehende Dame und als verführerische Schönheit, zugleich aber auch als unerreichbar für die Gedanken Tornows erweist, tritt das Bild der unglücklichen Ada in immer lichteren und freundlicheren Farben vor ihn hin. Frenzel hat diese seelische Wandlung, diese Abnahme des Gefühls nach der einen, diese Zunahme der Empfindung nach der andern Seite vielleicht nicht ausführlich genug dargestellt, es gibt hier Lücken in der Composition, die der einsichtsvolle Leser indessen bei dem vielen Anziehenden, welches die Fabel bietet, gern ausfüllen wird.

Eine andere Liebesgeschichte knüpft sich an Egon Tornows Schwester Magda, die vor Jahren das Opfer eines abscheulichen Betrugs von Seiten eines jungen Mannes im Geschäfte ihres Vaters geworden war. Die damals empfangene Wunde will nicht heilen, bei jeder Berührung schmerzt sie heftig, und erst die tiefe, echte, langwährende Leidenschaft des welterfahrenen Fritz Barnim bringt die Eisrinde, die sich um das Herz des Mädchens gelegt hat, zum Schmelzen. Während sich diese Liebe von einem dunklen Hintergrunde voll schwerer Prüfung abhebt, gleicht der Roman, der sich zwischen dem Maler Kraus und der schönen reichen Kaufmannstochter Clarissa abspielt, einem lachenden Maienmorgen. Frenzel hat in der Zeichnung dieser beiden jungen Leute eine überaus glückliche Hand bewiesen. Der Künstleridealismus des Malers gewinnt einen festeren Halt durch die schwesterliche Liebe Martha Lebrechts, die für ihn sorgt und arbeitet; eine unserer deutschen Empfindung besonders zusagende Figur. Das alte bedächtige Fräulein, das eine hartnäckige Idealistin ist, während Kraus zum modernen Realismus schwört, bildet ein allerliebstes Porträt. Clarissas silbernes Lachen, ihr Fluchtversuch aus dem Hause ihres Vaters, ihr an Magda Tornow gerichteter Brief gehören zu den erfreulichsten Eingebungen der Frenzel'schen Muse. Mit besonderer Liebe ist auch die Figur des Löwenbändigers Villon ausgeführt. Schon in seiner Sprache, diesem an Riccaut, Thorane und Bonjour erinnernden Gemisch aus Deutsch und Französisch, kommt die Eigenart seiner Natur zum Ausdruck. Der Umgang mit den Bestien hat sein Gefühl nicht verroht, seine herkulische Kraft kommt auch in der Art, wie er empfindet, zum Ausdruck. Aus den verschiedensten Gesichtspunkten heraus lernen wir diesen Mann verstehen als weitgereisten Circuskünstler, als braven, durch den Verlust seiner Tochter tief erschütterten Vater, als einen tüchtigen, für das Wohl seiner Mitmenschen erglühenden Beamten, denn nachdem ihm bei einer Circusproduction ein Panther den Arm zerrissen hatte, gab Villon seine Kunst auf, um an der Hand Fritz Barnims thätig zu sein in der Technik des Eisenbahnwesens. In solcher Stellung erleidet er heldenmüthig den Opfertod, indem er ein Bubenstück, das gegen einen Train gerichtet war, von seinem Ziele ablenkt und auf sich selbst richtet. Nicht so plastisch tritt der jesuitische Baron von Rodenschildt, der Erzieher des Sohnes des Fürsten hervor. Er wird als Masche in einem weit ausgedehnten Netz des Ultramontanismus aufgefaßt, macht sich eines Mordes an der alten Martha Lebrecht schuldig und verschwindet, gleichsam aufgefangen von den unsichtbar schützenden Armen seiner Partei.

In der zweiten Hälfte des Romans machen sich an einzelnen Stellen Brüche in der Handlung bemerkbar, die es deutlich zeigen, daß Frenzel nicht gleich auf den ersten Wurf das gefunden hat, was er erreichen wollte. Die Charaktere handeln hier nicht immer nach inneren Motiven, sondern oft nach dem Belieben des Autors, der sie so stellt, wie er sie gerade braucht. Doch wölbt sich der Bau des Romans im Ganzen in kühnen, festen Formen, und in seinen Räumen wird der gedankenvolle Leser gewiß zahlreiche Anregungen für Herz und Gemüth finden. Es spricht aus diesem Werke wie aus Allem, was wir dem Verfasser danken, ein wahrhaft vornehmer Geist, der gleichgestimmte Seelen unfehlbar anziehen wird. Die stilistischen Vorzüge der Dichtung zu erwähnen ist fast überflüssig. Die Eleganz, die Klarheit und der Schwung der Frenzel'schen Prosa sind aber um so rühmenswerther, je seltener man Veranlassung hat, solche Vorzüge in unserer Romanliteratur hervorzuheben.

Eugen Zabel.

Spätherbsttage in Venedig.

Von Alfred Meißner.

(Schluß.)

Ein junger Gelehrter, der seit mehreren Jahren, mit archivalischen Arbeiten beschäftigt, in Venedig lebt, Hermann Löhner, der Sohn eines längst verstorbenen, aber noch unvergessenen östreichischen Parlamentariers aus dem Jahre 1848, hat mir in einem engen Winkel der Merceria ein Haus gezeigt, das wohl eine Denktafel verdiente, wenn solcher Luxus hier bräuchlich

wäre, das Haus, in welchem Lord Byron zuerst in Venedig gewohnt. Es muß einem von einen verläßlichen Gewährsmann gesagt werden, sonst würde man es nimmer glauben. Die Gasse ist nicht viel breiter, als darin mit Bequemlichkeit einen Regenschirm aufspannen zu können, das Sonnenlicht dringt nicht hinein, die Luft ist feucht und übelriechend. Hier es monatelang auszuhalten — der Dichter hat von November 1816 bis in den Sommer 1817 hinein hier gelebt — ist nichts Geringes. Aber Lord Byron hatte seine guten Ursachen dazu. Er hatte sich in die Frau des Hausbesitzers, eines Leinwandhändlers, verliebt, eines Kaufmanns von Venedig, den seine Geschäfte sehr in Anspruch nahmen. Marianna war zweiundzwanzig Jahre alt, Mutter eines Töchterchens. „In ihrer Erscheinung," schreibt Lord Byron an seinen Freund Thomas Moore, „ist sie einer Antilope nicht unähnlich. Sie hat ganz die großen schwarzen orientalischen Augen mit dem eigenthümlichen Ausdruck, den man selten bei den Frauen des übrigen Europa findet. Ich kann den Einfluß, den diese Augen auf mich üben, gar nicht beschreiben ..." Der neunundzwanzigjährige Lord war von apollonischer Schönheit, ein gefährlicher Inwohner. Er war von seiner Venetianerin bezaubert und — wie nun einmal die Sitten Venedigs beschaffen waren — die Beiden fanden sich bald. Da man aber nicht immer lieben kann, fuhr Byron fast täglich nach dem Kloster San Lazaro und studirte dort die armenische Sprache. Diese bot ihm viel Schwierigkeiten, Marianna weniger. (The lady has luckily for me. been less obderate than the language, or between the two I should have lost my remains of sanity!) Große Kämpfe folgten. Sie gingen nicht vom Gemahl aus, dieser war ein gutmüthiger duldsamer Tropf: Marianna wurde eifersüchtig auf ihre Schwägerin — und Lord Byron siedelte zuerst nach La Mira bei Venedig, später im Juni 1818 nach dem Palazzo Mocenigo auf dem Canal grande um. Diese letztere Wohnung im prachtvollen alten Bau von Scamozzi ist es, die den Fremden von den Gondolieren als Casa Byron gezeigt wird.

Erst hier im Palaste Mocenigo trat Byron als der auch mit allen Erdengütern verschwenderisch ausgestattete Dichter und Prinz aus Genieland auf, als welcher er sich der Phantasie der Italiener für immer eingeprägt hat, während z. B. der gleichzeitig mit ihm in Venedig weilende, ihm im Genius nicht weit nachstehende Shelley völlig unbeachtet geblieben ist. Byron stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er wohnte fürstlich, hatte sich mit einer zahlreichen Dienerschaft umgeben und führte in allen Punkten das Leben eines grand Seigneur. Auf dem Lido hatte er vier edle Pferde stehen, die ihm gehörten. Er ritt sie allabendlich mit seinen Freunden. Zu diesen gehörte Shelley, der von der englischen Presse völlig in Bann gethan war, und der noch übler beleumundete Trelawnay, der merkwürdige Mann, dem wir das außerordentliche Buch Adventures of a younger son verdanken — eine Art modernen Karl Moor, der auf einer der Cycladen des indischen Archipelagus ein Freibeuterleben geführt hatte — vermuthlich das Urbild des Korsaren Konrad..... Lord Byron war jetzt sehr reich. Murray zahlte ihm jede Summe, die er verlangte; als er für die hundertsechsundachtzig Strophen des vierten Gesangs des Childe Harold die Kleinigkeit von siebzehntausendfünfhundert Thalern forderte, erhielt er sie. Und in rascher Folge schrieb er weiter, entschlossen, wie er schrieb, „die Goldadern seines Talents bis auf die letzte auszumünzen", in rascher Folge erschienen Beppo, Marino Falieri, Theile des Don Juan. Seine Liebschaften setzte er fort. Die verheirathete zweiundzwanzigjährige Margarita Cogni verließ seinetwegen das Haus und zog als donna di governo bei ihm ein. Aber in der Thörin, die ihn einst angebettelt hatte, entwickelte sich ein ungeheurer Hochmuth; sie gedachte Byron zu beherrschen. Er ließ es sich eine Weile gefallen. Aber Marianna, die Gattin des Kaufmanns aus der Merceria hatte noch immer nicht auf den Geliebten verzichtet. Wilde Eifersuchtsscenen erfolgten. Als Byron sich endlich genöthigt sah, Margarita Cogni fortzuschicken, sprang diese aus Verzweiflung in den Kanal. Sie wurde herausgefischt, wieder zum Leben gebracht, erholte sich und kehrte schließlich zu ihrem Gatten zurück, den sie den „schwindsüchtigen Hund" zu nennen pflegte.

Das Ganze ist aus Byrons Briefen an Thomas Moore herauszulesen; es ist ein ganzer Roman und er machte in London nicht wenig Aufsehen. Byron war ein Genie, den das regellose Leben reizte, um der Gefahren willen, die es mit sich führt.

Ich hätte schon 1843 gern die Räume betreten, in denen Lord Byron gelebt, geliebt und bei Rheinwein und Selterwasser unsterbliche Verse gedichtet. Ich besitze einen alten englischen Kupferstich, der sein prachtvolles Studirzimmer mit der Aussicht auf den Canal grande darstellt. Aber der Eintritt war nicht zu erwirken, auch diesmal war es mir nicht gegönnt, Einlaß zu erhalten.

Nun hätte ich auch gern das Haus gesehen, in welchem 1834 George Sand gelebt und André, Jacques, Mattea geschrieben. Aber das war eine bescheidene Wohnung im Innern der Stadt, und Niemand kennt sie mehr. Nur Einer könnte sie sicherlich noch bezeichnen, der Doctor, der Alfred de Musset in seiner schweren Krankheit behandelt hat. Es ist dies der Mann, der in der Geschichte der Frau, die angesichts des Todes ihres Geliebten einen neuen flüchtigen Bund geschlossen haben soll, eine so vielbesprochene Rolle spielt. Er wohnt, ein Greis, nahe den Achtzigen, heute noch in einer Bergstadt Oberitaliens. Er hat sich Allem gegenüber, was über die Sache geschrieben worden ist, still verhalten und nimmt sicherlich die Wahrheit, die er allein besitzt, mit sich ins Grab. Der Mann heißt Doctor Pagello; seinen Aufenthaltsort bezeichne ich nicht näher, um ihm zudringliche Briefe zu ersparen.

Für alle diese Poeten, die hier gelebt, muß die Stille und der Verfall Venedigs seinen Reiz gehabt haben. Der Mangel jedes Geräusches wirkte besänftigend auf ihre Nerven, und die sanfte Melancholie, die der Niedergang des Großen und Prächtigen mit sich bringt, stimmte sie zur Betrachtung. Der Verfall war noch nicht der complete Ruin von heute. Lebte doch auch Platen 1822 lange in Venedig und vergaß in der Betrachtung der Lagunen, daß er königl. bayrischer Offizier mit bestimmt bemessenem Urlaub sei. Er überschritt diesen und mußte die Gefühlsschwelgerei auf der Riva dei Sciavoni mit einem sehr prosaischen Arreste büßen.

* * *

Sieben Tage waren mit Besichtigung von Merkwürdigkeiten: Palästen, Kirchen, Bildern, angefüllt gewesen, aber der Eindruck der Herabstimmung, die der Anblick des Verfalls erzeugt, war nicht zu verwischen. Es ist nicht erfreulich, eine ehemalige Aspasia wiederzusehen, blatternarbig, hohläugig, mit verbundenem Kopfe und im fadenscheinigen Kleide — und eine solche Aspasia ist Venedig; sie kann sich nur noch bei Mondeslicht oder hinter dem rothen Dämmerschleier des Abends präsentiren.

Und doch hatte ich am letzten Tage noch ein paar Stunden reiner Freude. Wir hatten eine Fahrt nach San Lazaro, der Insel der Armenier, unternommen. Der Tag war so schön und warm, wie ein milder Frühlingstag, die Luft der klarste Aether. Die Front der Lagunenstadt verschwand, noch grüßten die Kuppeln in verschwommenen Umrissen herüber, einzelne Glockentöne hallten nach, nun waren wir mitten auf der blauen, mildleuchtenden, lautlosen Fläche. Wir kamen am Lido vorüber, der als weiße menschenleere Düne dalag, beschrieben einen Bogen und näherten uns einem kleinen Eilande. Nun wurden Klänge eines Orchesters immer deutlicher vernehmbar; ich lauschte, und vernahm ein Tonstück, das mich immer entzückt, immer hinreißt, immer mit Verehrung erfüllt für den Meister, der es gedichtet: das große Quatuor im Schlußact des Rigoletto! Es war wirklich feenhaft, so in der Morgenfrühe, mitten auf dem Wasser von unvergänglich schönen Tönen begrüßt zu werden. Wir ließen den Kahn halten. Was war das für eine tönende Insel? Es war San Servolo, wo die männlichen Irren untergebracht sind, es waren die Geisteskranken, die uns das Concert gaben.

Weiter fahrend erreichten wir bald die Insel San Lazaro. Hier leben Mönche aus dem fernen Armenien und widmen sich der Erziehung junger Leute aus ihrem Heimatlande. Wir besuchten den Garten, wo rothe und weiße Rosen wie im Juni blühten, wo Magnolien, die Baumeshöhe erreicht, in voller Farbenpracht standen und herrliche Libanoneypressen mächtig emporragten. Unser Führer war ein freundlicher Mönch, der, wiewohl die Armenier reinsten arischen Stammes sind, etwas von einem freundlichen alten Rabbiner hatte. Er zeigte uns das Kloster, die Druckerei, die Kirche, die Bibliothek, welche interessante Manuscripte in der Palisprache, armenische Drucke und zwei Porträts von Lord Byron besitzt. Der freigeistige Lord wird von den Armeniern fast wie einer der Ihrigen angesehen. Er ist noch immer ihr Liebling, wie er einst ihr Schüler war.

Wir verweilten so lange es anging, im stillen, märchenhaft schönen San Lazaro; so klang mein Aufenthalt in Venedig in einem reinen Accord aus.

Fasse ich Alles zusammen, so erscheint mir die alte Lagunenstadt wie ein wunderbares Miniaturenbuch aus uralter Zeit, das ein schreckliches Schicksal erfahren hat. Da sind noch vorhanden die Deckel, aus kostbarem Erz getrieben, vergoldet und mit Edelsteinen besetzt; noch manches Blatt zeigt ein wunderbares Linienspiel von Ornamenten in Ultramarin, Gold und Karmin. Aber ein barbarisches Mißgeschick arbeitet daran, Wunder von Fleiß und Genie zu zerstören. Moder hat die edlen Pergamentblätter ergriffen, schnöde Wasserflecken entstellen den Rest des Buches. Noch leuchten hervor einzelne Blätter: San Marco, San Giorgio maggiore, il Redemtore, Maria della Salute, Santo Salvatore, der Rialto — das Uebrige zerfällt. Unsere Nachkommen werden in hundert Jahren das Märchen vom Glanz und Reichthum des alten Venedig nicht mehr glauben wollen.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Neue Werke: Kiels neues Requiem. Herrn B. Scholz' Morgenconcert. Saint Saëns Algierische Suite.

Der treffliche Riehl meinte in seinem vor zwei Jahren veröffentlichten bemerkenswerthen Aufsatze „Die Kriegsgeschichte der Oper", es werde noch die Zeit kommen, wo die Oper dem Oratorium weichen müßte, weil selbst im „politischen Oratorium" weit kräftiger motivirt werden könne, als auf der Bühne. „Tell" sei eine Zeit lang als „Freiheitsoper" betrachtet worden, jetzt aber nur mehr eine „Sonntagsoper". Wir bemerkten damals gleich, daß nur das religiöse Oratorium auf eine nachhaltige Wirkung rechnen könne; daß andere zwar verdienten Antheil erwecken würden, wenn sie musikalisch interessant wären und den Sängern Vortheile bieten, wie z. B. „Frithjof", „Odysseus" und „Die Glocke" von Bruch, daß sie aber mehr so zu sagen ihrer Zeitperiode angehörten. Und spricht nicht die Erfahrung ganz entschieden für uns? Von Händels Werken werden immer und überall die Oratorien auf religiöse Texte die größte Wirkung erzeugen. Die „Cantaten", „Alexanderfest" und „Allegro ꝛc." werden mitunter bei Musikfesten vorgeführt; „Herakles", den die Hochschule hier vor einigen Jahren vortrefflich wiedergab, hat nur vorübergehendes Interesse erweckt, trotz aller Schönheiten. So ging und geht es auch mit Schumanns „Paradies und Peri", das so wunderschöne Theile enthält, und mit Rubinsteins „geistlicher Oper": „Thurm zu Babel" und ihren Geniebliţen. Dagegen haben Brahms' und Kiels rein religiöse Werke den stärksten Wiederhall gefunden, und der Erfolg von Beckers Messe, über welche wir im verflossenen Jahre mit vieler Freude berichtet haben, trug den Namen des Componisten weiter und mit kräftigerem Schalle, als nach einem best gelungenen weltlichen Oratorium geschehen wäre. Es liegt in der ganzen Strömung der Zeit, daß die besser Empfindenden mehr Vorliebe für Chormusik hegen, durch welche sie zu einer von der Welt abgewandten Stimmung gelangen können, als für jene gemischte Gattung, welche bei allen Vorzügen im Einzelnen nur eine getheilte Stimmung zurückläßt.

Zu den Werken, welche jene Abgewandtheit, jene Einkehr nach Innen bringen können, rechnen wir Kiels neues „Requiem" in As-dur. Es ist ein Werk, das Schönheit der Melodien mit hoher Kunst der Formbeherrschung vereinigt, und in welchem jene Stileinheit und jene Stellung der Tonreihen vorherrscht, die vorzugsweise als „religiöse" bezeichnet werden, und sich der Analyse entziehen, weil sie nur als Ganzes empfunden werden. In einer Fachschrift könnten wir durch Notenbeispiele, durch Vorführung mancher Melodien, also durch unmittelbare Veranschaulichung („demonstratio ad oculos") unsere Meinung unterstützen, an dieser Stelle müssen wir uns an den guten Glauben des Lesers wenden. Hoffentlich wird dieses „Requiem" solche Verbreitung finden, daß jeder Musikfreund entweder nach dem Hören oder (wenn er vermag) nach eigenem Studium sein Urtheil fällen kann. Der Berliner Singakademie gebührt der Dank, daß sie den Reigen der Vorführungen eröffnete und in vortrefflicher Weise.

Herr Musikdirector B. Scholz, der sehr geschätzte Leiter des Breslauer Concertorchesters, hat in einem Morgenconcerte im Architektenhause mehrere neue Compositionen zu Gehör gebracht. Was wir aus früheren Zeiten von ihm kannten, namentlich eine Ouverture „Im Freien" und eine Klaviersonate, die wir selbst zuerst und allein in Berlin öffentlich gespielt haben, hatte unsere Erwartungen auf Höheres gerichtet, als vom Componisten dieses Mal geboten worden ist. Eine Klavier- und Violinsonate, einige Lieder und ein Notturno für Violine ließen zwar überall den gediegenen Musiker von vornehmer Haltung erkennen; aber es mangelte jeder eigenthümliche Zug, und die Haupt-Themata, besonders des ersten Satzes und des Andantes der Sonate, traten rhythmisch und melodisch so wenig bedeutend hervor, daß unwillkürlich die Frage in uns auftauchte, ob ein so bedeutender Musiker, der alljährlich so viele große Werke dirigirt, nicht stärkere Selbstprüfung üben muß. Lebte der Componist in einem kleinen Orte, wo er nur wenig zu hören bekommt, so begriffen wir die Vorführung dieser Sonate; nicht aber von dem geschätzten Breslauer Kapellmeister! In seinen früheren Werken herrschte eine behagliche Stimmung; jetzt hat er sich in lauter Moll gehüllt; und „Die drei Zigeuner" von Lenau hat er in der Weise aufgefaßt, daß er das Klavier wie in Liszt'schen Rhapsodien allerhand Passagen ausführen läßt, während von Gesang wenig zu vernehmen ist. Daß er auch den ungarischen Rhythmus dreitheilig anbringt, ist zwar ungewöhnlich, aber unrichtig; es gibt kein ungarisches dreitheiliges Lied oder Tanzstück. Hoffentlich wird der geschätzte Componist bald Werke schaffen, die an seine früheren erinnern, deren wir mit Vergnügen gedenken.

Der treffliche Bilse hat eine „Suite Algérienne" von St. Saëns ausgeführt: „Algierische Reiseeindrücke"; Präludium: „Beim Anblick von Algier"; „Maurische Rhapsodie"; „Abendträumerei" und „Französischer Militärmarsch". Es sind kleine Phantasiestücklein, mit großem Geschick gemacht und glänzend klingend. Das Präludium hat uns am besten gefallen, es ist zwar sehr kurz, aber schwunghaft.

Die Königliche Oper hat Wagners „Tristan und Isolde" neu einstudirt gegeben. Das merkwürdige Werk ist in der „Gegenwart" vom Jahre 1876 in zwei Artikeln sehr ausführlich besprochen worden; die Schwächen erscheinen uns jetzt noch unhaltbarer als damals, namentlich war uns der modernst sentimentale König Marke, der in Gegenwart der ganzen Ritterschaft seinem Weibe und Tristan traurige Vorwürfe vorsingt, seekrankhaft zuwider. Dagegen traten die großen Schönheiten noch heller hervor; das erste Zwiegespräch Tristan und Isoldens, die meisten Theile des letzten Actes sind für uns großartige Erscheinungen. Die Aufführung war über alles Lob erhaben. Frau v. Voggenhuber und Herr Niemann boten ganz Vollendetes, Fräulein Brandt, die Herren Betz, Schmidt und alle Träger der kleineren Rollen standen ihnen würdig zur Seite. Das Zusammenwirken war ein noch besseres als bei der ersten Aufführung vor fünf Jahren und dem Kapellmeister Radecke gebührt die lauteste preisende Anerkennung für seine sichere und feurige Leitung.

H. Ehrlich.

Notizen.

Glossen vom Zeitungsrand.

Die Zeitung ist eigentlich das einzige Ding in der Welt, über das auch der Philister seine eigene Ansicht hat; über alle andern Dinge hat er bekanntlich die Ansicht der Zeitung. Aber die Bogen bedrucktes Löschpapier, die er zum Morgenkaffee zu sich nimmt, beurtheilt er selbstständig und läßt keine Zeitungsspalte vorübergehen, ohne zwischen die enggedruckten Zeilen irgend eine skeptische Glosse zu fügen. Jeder hat nun freilich seine eigene Art des Zeitungslesens. Der Abonnent vom Fach beginnt tagtäglich bei dem Anfangsvermerk im Zeitungstitel: „Der Insertionspreis beträgt für die dreigespaltene Petitzeile fünfzig Pfennige" und er hört erst bei dem Schlußwort der letzten Seite auf, wo die verantwortlichen Redacteure namhaft gemacht sind. Die Frauen pflegen, so lange sie jung sind, an der Zeitung nur zu naschen und in die „Vermischten Nachrichten", die „Theater- und Kunstrubrik" hineinzugreifen wie in eine Bonbonnière; sobald eine Frau beginnt, aufmerksamer in den Journalen zu lesen, ist sie in das Zwielichtsalter getreten, in welchem die Ziffern des Taufscheins in der Dämmerung nicht mehr deutlich erkennbar sind, und die erste Reichstagsverhandlung, die eine Dame liest, bedeutet mir eben soviel wie die erste Runzel und das erste weiße Haar. Die Feinschmecker der Zeitungslectüre wissen, wie die Bienen, den Honig in allen Blüthen zu finden. Sie erlaben sich an der geschmackvoll servirten Neuigkeit aus der Gesellschaft; sie entdecken allerlei delicate Anspielungen an Stellen, über welche jeder Andere hinwegschlüpft; es gelingt ihnen selbst, in einem Leitartikel über das Haftpflichtgesetz oder über die neuesten Handelskammer-Berichte irgend eine kleine stilistische Reizung zu finden, die ihre Zunge kitzelt, und was die Reichstagsverhandlungen betrifft, so halten sie sich vor Allem an die Stellen, die mit Parenthesen garnirt sind: Die „Heiterkeit links" ist ihnen ein Signal zu eigner Heiterkeit, das „Oho rechts" gibt zu einer wohlthätigen Blutwallung den Anlaß und der „lebhafte Tumult im Centrum" gewährt ihnen die Spannung, welche die müßigen Horcher auf der Gasse empfinden, wenn irgend ein dramatisch bewegter Straßenkrawall sich im hellen Licht der Oeffentlichkeit abspielt...

Was mich betrifft, so gehöre ich ein wenig zu allen drei Gattungen der Leser. Mit den Abonnenten vom Fach theile ich die Gewohnheit, in allen Rubriken des Blattes herumzustochern, mit den Frauen die Abneigung gegen unsere Parlamentssitzungen, bei welchen auf der Tagesordnung gewöhnlich mit äußerster Sorgfalt die Dinge verzeichnet werden, von welchen in den Verhandlungen . . . nicht gesprochen wird, — und mit den Feinschmeckern endlich ist mir das gütige Geschick gemein, daß auch ich bisweilen eine kleine Lustigkeitsbeute selbst aus Theilen des Blattes mitheimnehme, die von aller Welt nur mit ernsthafter Miene geprüft werden.

So war kürzlich für einen Augenblick an der politischen Oberfläche die Möglichkeit aufgetaucht, daß der Kirchenstaat nach Hessen-Nassau und Rom nach Fulda verlegt werden sollte. Ich überließ es den gelernten Culturkämpfern, die weltgeschichtlichen Folgen dieser Eventualität zu berechnen und begnügte mich meinestheils, einige sprachliche Umwälzungen zu betrachten, die mit dem Wechsel des päpstlichen Wohnsitzes verbunden sein müßten. Das bekannte Sprichwort hätte in Zukunft gelautet: „In Fulda gewesen und den Pabst nicht gesehen!" In den Fibeln wäre fortan zu lesen gewesen, daß „Fulda nicht in einem Tage erbaut worden ist" und die amtliche Wegeordnung des deutschen Reiches würde den Satz zu beherzigen gehabt haben: „Alle Wege führen nach Fulda." Eine Thräne des stillen Beileids aber war den Lyrikern zu zollen. Wie haben sie einst einen begeisterten Reimfeldzug gegen den Vatican eröffnet und sind dem Papst in Jamben sowohl wie in Trochäen, mit und ohne Cäsur, bis an die Endreime bewaffnet entgegengetreten! Sie hätten ihr Sammelwerk neu drucken lassen und ihm den schwunglosen Titel geben müssen: „Gegen Fulda!" Aber es würde sich da noch eine andere eigenthümliche Schwierigkeit herausgestellt haben. So lange der Papst in Rom weilte, konnte man ihn mühelos in geordneten Strophen bestürmen und es ist kein Wunder, daß bald kein Fleckchen am Vatican unbereimt geblieben ist: Denn „Petersdom — Pabst in Rom" war allzu verführerisch. Nun aber Fulda! Außer der höchst unclerikalen „Hulda" gibt es keinen zwanglosen Reim und man müßte schon das U im Namen der alten Bischofsstadt gewaltthätig dehnen, um wenigstens den Nothvers zu Stande zu bringen:

„Das deutsche Rom ist Fuhlda,
Seitdem der päpstliche Stuhl da!"

Ja, noch höher hinauf würden die Folgen der päpstlichen Uebersiedelung reichen. „Nach Canossa gehen wir nicht" — das geflügelte Wort ist in Aller Munde. Aber was würde die Weigerung, den toskanischen Landsitz als Reiseziel zu wählen noch bedeuten, wenn der Papst seine Niederlassung in Deutschland vollzogen hätte? An die Stelle von Canossa müßte augenscheinlich irgend eine Zweigstation auf der Linie Berlin-Kassel-Fulda treten und der Reichskanzler würde im Bedarfsfall künftig versichern müssen: „Nach Bebra gehen wir nicht!" oder „nach Großheringen gehen wir nicht!"....

Man begreift's, daß ich beim Ausspinnen meiner Träumereien bis zu diesem Punkte eilig den politischen Theil verließ und mich in die Kunstrubrik flüchtete. Selbstverständlich fiel mir zuerst der Name Richard Wagner in die Augen: Eine fatale Eintönigkeit, wenn man soeben erst von dem andern Papst gelesen hat! Aber diesmal handelte es sich um etwas Lustiges, nämlich um den sehr ernsthaft gemeinten „Richard Wagner-Kalender", der in diesem Jahre die Kalenderliteratur so ergötzlich bereichert hat. Man hat bereits weidlich darüber gespottet, aber kein Spott reicht an die kräftige parodistische Wirkung, die das Werk im Urtext hervorruft. Das vorangedruckte Kalendarium erfreut wenigstens durch seine Vollständigkeit: Das Wagner-Jahr enthält dieselben 365 Tage, wie jedes andere, und das ist bei den zahlreichen Benachtheiligungen, welche die Welt schon durch des Meisters Gefolgschaft erfahren hat, immerhin eine Beruhigung. Für den Text, der den Inhalt des Büchleins bildet, ist der Herausgeber auf den drolligen Gedanken gekommen, die gesammte Weltgeschichte in ihrem unwagnerianischen Theil auszulöschen und die Tage des Jahres lediglich unter dem Gesichtswinkel der Wagner-Idolatrie zu betrachten. Für unseren Herausgeber beginnt die Weltgeschichte erst mit der Erschaffung des „Tannhäuser", dem sehr bald die Vertreibung der Menschen aus dem Paradies der alten Oper und die Sündfluth der Wagner-Streitschriften folgten. Wir gemeinen Sterblichen haben ja ebenfalls unsere Gedenktage. Am 16. Februar z. B. erinnern wir uns an den Todestag Lessings. Für den Wagner-Kalender ist es nur der Tag, an welchem der Meister eine „nothgedrungene Erklärung" verfaßt hat . . . Das Jahr rollt um zwei Tage weiter und helle Freude herrscht wieder im Wagner-Volk. Die Fahnen heraus! und die Freudenfeuer entfacht! Wilhelm Tappert ist an dem Tage in Oberthomaswaldau bei Bunzlau zur Welt gekommen.... Wir lesen weiter und kommen an den 1. April. Der Geburtstag des deutschen Reichskanzlers für uns Anderen — für den Wagner-Kalender der glückgesegnete Tag, an welchem der Meister einen Brief an den Männergesangverein in Wien gerichtet hat . . . Heil uns! . . . Der Zufall fügt es vielleicht, daß wir im laufenden Jahre am 13. November in die Familie eines befreundeten Wagnerianers hineinschneien. Wir sehen den Hausherrn im Feiertagsgewand. Guirlandenschmuck umschlingt die Pforten. Die Gattin hat ihr schwerstes Atlaskleid angezogen und das Notenpult ist freundlich mit frischen Blumen umwunden.

„Was gibt's?" fragen wir erstaunt.

„Aber wissen Sie nicht?" antwortet uns der Hausherr. „Wir feiern ja heute Geburtstag!"

„Den Ihrigen?"

„Behüte!"

„Also den Ihrigen?" fragen wir die Hausfrau.

Und sie nimmt den Richard Wagner-Kalender zur Hand und belehrt uns:

„Am 13. November erblickte Paul Hans Freiherr v. Wolzogen mit einem lauten Wagalaweiah das Licht der Welt und wallte zur Wiege..."

Von jedem Brieflein, jeder Postkarte, die der Meister an seine „Apostel" geschrieben hat — das Wort ist in dem Kalender selbst gebraucht — ist das Datum des Poststempels genau gebucht, und wenn wir künftighin am 22. März die Straßen im Flaggenschmuck glänzen sehen, so werden wir vom Standpunkt des Wagner-Kalenders aus niemals genau wissen können, ob es dem Geburtstag des deutschen Kaisers gilt oder der Wiederkehr des geweihten Tages, an welchem Dr. Wilhelm Kienzl in Graz einen Vortrag über den „Ring des Nibelungen" gehalten hat . . .

Ich kenne kein ergötzlicheres Protokoll des literarischen Knechtsinnes,

und wer nur einigermaßen für die Komik der Hyperbel empfänglich ist, wird hier die reichste Ausbeute finden. Auf den gewöhnlichen Staubgebornen wirkt die Erwähnung dieses Ueberschwänglichkeits-Kalenders in den Theaterspalten der Zeitung um so stärker, als in dem seriösen Theil der Blätter gerade gegenwärtig eine amtliche Ermahnung zur Bescheidenheit discutirt wird. Das berufsstatistische Formular, das für das nächste Jahr vorbereitet worden ist, enthält auf der einen Seite die Fragen nach den Verhältnissen der Menschen und auf der Kehrseite die Fragen nach dem lieben Vieh — denn der Berufsstatistik hat man die Viehzählung mit beleidigender Innigkeit zugesellt und durch dies amtliche Zusammenspannen von Mensch und Thier eine Einladung zur Demuth ausgesprochen, wie sie beredter kaum gewünscht werden kann. Ob Zwei- oder Vierfüßler — hier geht's nach der Stückzahl! Und zwar begnügt sich der unschmeichelhafte Fragebogen diesmal nicht blos mit der Auszählung der Nutzthiere, sondern verlangt auch nach dem bekannten Sprichwort alle unsere „Hühner und Gänse" zu wissen, ja sogar unsere Enten und Puten, die bisher ohne alle statistische Heimsuchung für die Bratpfanne heranreifen durften. Es ist bei dieser großen Gründlichkeit noch eine besondere Gunst, daß wir nicht auch zur polizeilichen Anmeldung unserer Canarienvögel und zur Auszählung unseres Zimmeraquariums verpflichtet worden sind. Auch die Frage: „Wieviel Stubenfliegen beherbergen Sie?" würde immerhin Unbequemlichkeiten verursacht haben. Um so erschöpfender ist das Inquisitorium, das mit diesem rücksichtslos zoologischen Fragebogen an die menschlichen Bewohner des Staates gerichtet wird. Es reizte mich, in vertrauten Kreisen die Brauchbarkeit des Formulars zu erproben und ich frug einen Collegen von der Feder:

„Was ist Ihr Beruf?"

„Verfehlt," erwiderte er.

Dem Verfasser eines Zugstückes der gegenwärtigen Saison legte ich die Frage vor:

„Ihr Geschäft?"

„Possenschriftsteller."

„Betreiben Sie Ihr Geschäft selbstständig?"

Ein verschämtes Schweigen war die Antwort.

Einen Herrn, den man bei ersten Vorstellungen in allen Theatern sieht, frug ich:

„Ihr Nahrungszweig?"

„Von der Hand in den Mund."

„Wieso?"

„Ich bin Claqueur . . . ."

Man könnte die überraschendsten Beiträge zur Menschenkenntniß sammeln, wenn man nur für einen einzigen Tag so neugierig sein dürfte, wie die Statistik. Al Hafi.

* * *

Stimmen des Lebens, Gedichte von Wilhelm Jensen (Dresden, L. Ehlermann). Ohne Zweifel die schönste Dichtergabe des heurigen Weihnachtstisches. Da ist Alles klar empfunden und scharf geschaut, herrlich geformt und tief durchdacht. Die erste Abtheilung: „Auf der Wanderung" enthält eine Reihe meisterhafter Stimmungs- und Naturbilder, unter denen wir nur das seinem Freunde Klaus Groth gewidmete Gedicht: „Vom Hochblauen" nennen, das überdies von der ergreifendsten Vaterlandsliebe durchglüht ist. Noch nie hat sich Jensen von seinen gewohnten Fehlern wie Rhetorik, Tropen-Ueberladung und Originalitätssucht so frei gehalten, wie in dieser seiner reifsten lyrischen Schöpfung. Kaum daß da und dort noch etwas allzu traumhafte Romantik weht oder ein barocker Vergleich wie „der Mondenglanz, der wie ein Bachstelzschwanz ins Kutschenfenster wippt" das Streben nach drastischer Charakterisirung allzu deutlich hervortreten läßt. Liedern wie: „Aus Frauenherzen", „Münsterglocken", „Frau Venus" können sich nur wenige neuere Dichterwerke an die Seite stellen. Besonders gelungen sind aber auch die humoristisch angehauchten: „Eine Himmelfahrt" und die köstliche „Rheinfahrt" der ehrenwerthen Familie van Swindreck. Wunderbare lyrische Innigkeit, in die man sich hineinleben muß, athmen aber vor Allem die Liebeslieder.

Und haben heut' wir uns geliebt,
Da laß uns morgen scheiden;
Wenn kurzes Leid die Liebe gibt,
So spart sie langes Leiden.

Schnell welken schöne Blüthen fort,
Laß ab, sie zu behüten,
Daß sie nicht farblos und verdorrt
Uns mahnen, wie sie blühten.
Laß ab, sie in des Herzens Buch
Vertrocknet einzupressen —
Ihr Leben war nur bunter Trug,
Verblichen und vergessen.

* * *

Novellen aus alter Zeit von Ludwig Leistner. (Berlin, W. Hertz.) Vier zum Theil meisterhafte Novellen, in welchen sich der Einfluß von Freytag und Scheffel bemerkbar macht. Ganz besonders hat uns die erste: „Schneekind" angesprochen, eine Klostergeschichte aus St. Gallen, in welche die Legende vom heiligen Meinrad, seinen beiden Raben und seiner Ermordung am Etzel kunstvoll verflochten ist; aber auch die letzte Geschichte: „Unehrliche Leute" — sie spielt im Anfang des vorigen Jahrhunderts — zeichnet sich durch lebendige Charakteristik und vortreffliche Wiedergabe des Tones der Zeit aus. Nur schade, daß eine gewisse Originalitätssucht und vor Allem eine ironische Subjectivität störend sich vordrängt und den ruhigen, stimmungsvollen Fluß der Erzählung da und dort unterbricht.

* * *

Johannes Baumgarten, dessen nach den Selbsterlebnissen von Agassiz, Emil Carrey u. A. bearbeitetes „Abenteurerleben in Guyana und am Amazonas" in zweiter Auflage erscheint, gibt gleichzeitig im nämlichen Verlage (München, Rieger'sche Buchhandlung) ein nicht minder interessantes Werk heraus: „Der Orient, Ein Spaziergang durch die muhamedanische und die indische Welt." Es ist keine für Fachmänner und den Lehrstuhl bestimmte wissenschaftlich systematische Darstellung, sondern ein lebendiges, unterhaltendes Buch für Laien, das ein richtiges und prägnantes Bild zumal der indischen Welt gibt. Der Verfasser benutzte seine Quellen mit durchgängig scharfer Kritik, welche namentlich gegenüber den englischen und französischen Reisebeschreibern sehr angezeigt ist. Während nämlich die ersteren in der Regel die Wahrheit nicht ganz sagen, übertreiben die letzteren die Schattenseiten der englischen Herrschaft; besonders in neuester Zeit, wo der Verlust der indischen Kolonien den Franzosen durch die Presse unablässig als eine Schmach und ein Unglück für Frankreich vor die Augen geführt wird und selbst Pläne zur Wiedereroberung Indiens erörtert werden.

* * *

Wegerich, Lose Blätter von Josef Grünstein (Leipzig und Steglitz, R. F. Albrecht). „Mein Weg ging meist durch Wüstenei," versichert der Verfasser, „drum war ich froh, wenn ich nur Wegerich fand." In diesem Blatt um Blatt zusammengebundenen originellen Sträußchen war freilich Manches kaum des Aufhebens werth, aber wir finden hier eine durchweg gesunde Lebensweisheit in ganz vortrefflicher Form.

* * *

Unter den wenigen musikalischen Schriften, welche die richtige Mitte einnehmen zwischen den rein schöngeistigen, feuilletonartigen und den unmittelbar wissenschaftlichen, nur den ganz Fachkundigen zugänglichen, behauptet die Sammlung musikalischer Vorträge, herausgegeben von Paul Graf Waldersee (Leipzig, Breitkopf und Härtel) einen so sehr beachtenswerthen Platz, daß man sie allen Musik-Freunden und -Freundinnen empfehlen kann. Selbstverständlich muß unter so vielen Beiträgen (es sind bisher über dreißig erschienen) auch Ungleiches zum Vorschein kommen; aber das Gute überwiegt reichlich. Da diese Vorträge auch einzeln käuflich sind, so wollen wir an dieser Stelle diejenigen hervorheben, welche nach unserer Ueberzeugung den Zweck angenehmer Belehrung am besten erfüllen: Schumanns Faustscene von Bagge; Mattheson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst von L. Meinardus, eine der vortrefflichsten Studien die wir kennen; Musikalische Fürsten vom Mittelalter bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts, vom trefflichen Vasielevsky, dem verdienstvollen Verfasser der besten Schumann-Biographie; Chorgesang, Sängerchöre ꝛc. von Kretschmar; Robert Schumanns Manfred von Graf Waldersee; Oeffentliche Musikpflege in Nordamerika von M. Goldstein; Pergolese von Schletterer, dem Verfasser der schätzenswerthen Geschichte des deutschen Singspiels; Faustina Bordoni-Hasse und Gertrud Mara von Niggli; und endlich

eine ebenso unterhaltende als belehrende Schrift: Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien. Wir wollen durch die Nennung der eben angeführten Schriften von allgemeinem Interesse nicht etwa den Werth der andern verringern, unter denen sich zwei mit den von uns hochgeschätzten Namen H. A. Köstlin und Hugo Riemann befinden, und nur drei unseren Anschauungen von künsterischer Darstellung widersprechen.

H. Ehrlich.

* * *

König Lear im Lichte ärztlicher Wissenschaft, von Dr. Hirschfeld; Danzig, E. Gruihn. Es ist nicht das erstemal, daß an einem dichterischen Gebilde Shakespeares medicinische Fachkritik geübt wird. Cleß, Aubert, Neumann, Ray, Klöpfel, Kellog, Hense, Bucknill haben schon früher den großen Dichter als Psychiater und Mediciner geprüft, und speciell die „Tragödie des Wahnsinns" wurde bereits durch Carl Stark auf ihren ärztlichen Werth untersucht. Wenn auch Dr. Hirschfeld den Beweis schuldig bleibt, daß das tiefere Verständniß, die künstlerische Darstellung, der Vollgenuß dieser Tragödie ohne medicinisches Studium unmöglich sei, so ist doch eine combinirt medicinisch-ästhetische Kritik poetischer Wahnsinnsfiguren, wie er sie an Lear, Gloster, Edgar und an dem Narren übt, interessant und fruchtbar. Nach diesem geistvollen und sachkundigen Versuch erwarten wir mit Spannung sein angekündigtes Werk über Seelenstörung in der Poesie.

* * *

Italienisches Novellenbuch. Mit einer Einleitung von Julius Hart. Berlin, A. B. Auerbach. Sieben kleinere und größere Novellen von Edmondo de Amicis, dem bekannten liebenswürdigen Reiseschriftsteller, von Salvatore Farina, einem beinahe deutsch fühlenden Autor, von Enrico Castelnuovo, von D. Ciampoli, ebenfalls einem Kenner unserer Literatur, und dem mehr in Zolas Fußstapfen wandelnden Sicilianer Verga. Das Beste ist wohl Castelnuovos „Am Fenster", eine Erzählung voll Stimmung und Gemüth. Alle diese Italiener haben übrigens sehr wenig specifisch Italienisches; ihre Geschichten könnten ebenso gut in Deutschland und Frankreich spielen; auch ist ihnen ein gewisser Mangel an Erfindung und oft übertriebene Detailmalerei gemeinsam. Die Uebersetzungen aus der Feder von Conrad Telmann, Brüder Hart und Wilhelm Lange sind vortrefflich.

* * *

Handlexikon der Tonkunst, herausgegeben von August Reißmann. Berlin, Robert Oppenheim. Ein dankenswerther Auszug aus des Verfassers verdienstlichem großen „Musikalischen Conversationslexikon", wobei die biographischen Mittheilungen über die Meister der Vergangenheit nur auf die wirklich hervorragenden beschränkt sind, um für diejenigen der Gegenwart mehr Raum zu gewinnen. Dies treffliche Handlexikon ist wirklich mehr als nur eine Sammlung von Notizen und Worterklärungen, sondern eine fleißige und sachverständige Behandlung aller Zweige der Musikwissenschaft. Leider hat der Verfasser seine persönlichen Liebhabereien etwas zu sehr vorgedrängt, und ein bloßer Vergleich der Größenverhältnisse verschiedener Artikel belehrt uns ganz genau darüber, daß er Mendelssohn (11 Spalten) höher schätzt, als Wagner (4 Spalten), Mozart (5 Spalten) und Beethoven, für dessen Würdigung er blos 3 Spalten braucht. Sich selbst widmet Reißmann $1\frac{1}{2}$ Spalten, während er für Berlioz und Rossini nur $1\frac{1}{4}$ und für unseren großen Johannes Brahms nur $\frac{1}{4}$ Spältchen hat. In einer späteren Auflage kann der Verfasser getrost mehrere ganz unbekannte Größen (Schulz, Schunke, Braune, Schicht) streichen und einige vergessene Meister wie Ernst Reyer, Phil. Spitta, Engelsberg, Dvorak, Jos. Rubinstein berücksichtigen. Von diesen Mängeln abgesehen, ist es ein vortreffliches Buch, eine schöne Weihnachtsgabe.

* * *

Wandervögel, Geschichten von fahrenden Gesellen. Von A. Stanislas. (Breslau, Leuckart.) Sehr ansprechende Veteranen- und Landsknechtsgeschichten, meist alten Handschriften nacherzählt, mit schwermüthigem Grundton, aber nicht ohne poetische Frische und feine Beobachtung. Einige dieser kleinen Novellen, wie „Verdorben — Gestorben" und „Dornröschen" sind tiefpoetisch und ergreifend.

* * *

Von Falkes Costümgeschichte der Culturvölker (Stuttgart, W. Spemann) sind soeben die letzten Hefte erschienen. Der Verfasser hat das prächtige Werk anregend und unterhaltend geschrieben, und der Verleger es reich ausgestattet. Wir kennen nicht leicht ein so gediegenes Weihnachtsgeschenk, wie dieses Buch, auf das wir noch eingehend zurückzukommen gedenken.

* * *

Hector Berlioz, Lettres intimes, Paris, Calmann Lévy. Die Buchausgabe der zuerst in der „Nouvelle Revue" herausgegebenen Briefe des lange und zum Theil noch immer verkannten Meisters an seinen Jugendfreund Humbert Ferrand. Aus Rücksicht für seine noch zahlreichen Feinde sind diese Briefe freilich nicht vollständig reproducirt. Aber auch in dieser Form kommt dies Buch fast einer Autobiographie gleich, um so interessanter, als sie aus tagtäglichen Briefen entstand und ohne Rücksicht auf eine spätere Veröffentlichung niedergeschrieben wurde. Eine kostbare Beigabe ist die überaus liebevolle Vorrede von Charles Gounod. Sie zeigt den Componisten von „Faust und Margarethe" als einen neidlosen Bewunderer Berlioz' und einen vorzüglichen Stilisten.

* * *

Ella, das Judenkind, Zeitroman von K. v. Klosterzell (Berlin, J. A. Wohlgemuth). Dieser ein gewisses Talent verrathende Roman spielt in unseren Tagen und behandelt in poetischer Form den scheinbaren Widerspruch von Sinai und Golgatha, Gesetz und Evangelium, Werkgerechtigkeit und Gnade, — also eine brennende Frage, welche im Sinne der edelsten Toleranz, wenn auch in einem etwas frömmelnden und überspannten Tone, behandelt wird.

* * *

Robert Königs Deutsches Frauenleben im deutschen Liede (Oldenburg, G. Stalling) ist eine sinnige und in jeder Beziehung vortreffliche Authologie, welche ein Spiegelbild des deutschen Frauenlebens in der deutschen Dichtung, eine Blüthenlese des Charakteristischsten, was deutsche Poeten von unseren Frauen gesungen, bieten will. Besonders ansprechend ist die Abtheilung, welche das deutsche Frauenleben im Liede der Neuzeit behandelt.

* * *

Es war ein äußerst glücklicher Gedanke des Bibliographischen Instituts in Leipzig, eine Serie von handlichen und billigen Fachlexika herauszugeben, welche im engsten Raume ausgiebige sachmännische Belehrung bieten. In den letzt erschienenen Bänden behandelt A. Bornhak die allgemeine Literaturgeschichte, d. h. die Nationalliteratur der außerdeutschen Völker, K. Hermann die allgemeine und Heinr. Peter die alte Geschichte und Julius Castner gibt ein Militärlexikon heraus, Alles ungemein sorgfältig, übersichtlich und gemeinverständlich. Namentlich bei letzterem Werke handelt es sich keineswegs um einen bloßen Auszug aus dem Conversationslexikon; wohl ist es aber ein ganz selbstständiges populäres Nachschlagebuch für alle Diejenigen, welche den militärischen Einrichtungen und Dingen Interesse entgegenbringen — eine in Wahl und Behandlung des Stoffes gleich ausgezeichnete Arbeit.

* * *

Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrhundert von Georg Brandes (Frankfurt, Literarische Anstalt). Den drei Dänen, welche das Bürgerrecht in der deutschen Literatur erworben, Oehlenschläger, Baggesen und Steffens, gesellt sich, nachdem seit Jahrzehnten kein neuer Versuch gewagt wurde und trotz der politischen Spaltung zwischen Deutschland und Dänemark, als eine bedeutende neue Kraft der rühmlichst bekannte Verfasser der ausgezeichneten „Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen". Die acht Aufsätze, welche Brandes' neues Buch bilden, sind durch ein geistiges Band sorgfältig mit einander verbundene literarische Porträts, zu welchen meist dem Schilderer persönlich bekannte Vertreter moderner Geistesart saßen. Die Behandlung ist eine ästhetische, kritische und psychologische, wobei die geistige und leibliche Individualität in scharfen und sicheren Zügen skizzirt wird. Am meisten gefielen uns die prächtigen Essays über den Dänen Andersen, den Engländer Stuart Mill, den Schweden Tegnér, aber auch die Charakteristiken der beiden Franzosen Flaubert und Renan sind erschöpfend und durchaus treffend. Den meisterhaften Aufsatz über Björnson kennen unsere Leser bereits; endlich ist die glänzende Würdigung Heyses wohl das Beste, was über unseren Dichter geschrieben worden ist. Georg Brandes erweist sich in seinem neuen Buche als einen stilvollen und scharfsinnigen, durch und durch deutschen Schriftsteller, zu dessen Annexion unserer Literatur Glück gewünscht werden kann.

Zu Weihnachten.

Die Verlagshandlung von August Nicol in Wiesbaden legt zwei reizende Kinderliederbücher von Georg Lang: Sonnenblicke aus dem Lenz des Lebens und Hausschwalben auf den Weihnachtstisch. Der Verfasser ist einer von den wenigen Dichtern, die herzlich und naiv zu der Jugend sprechen können und dabei jeden lehrhaften oder saloppen Ton vermeiden. Auch die reizenden Bilder von Eugen Klimsch und Albert Hendschel schmiegen sich der Gedankenwelt der Kleinen so mühelos an, daß die beiden Künstler mit dem Dichter sprechen können:

„Was Ihr empfangt, war Euer Eigen,
Eh' dieses Buch es Euch bescheert,
Und wo ich Gutes sollte reichen,
Das habt Ihr selber mich gelehrt."

* * *

Der rühmlichst bekannte Verlag von Alphons Dürr in Leipzig, dessen Publicationen sich von jeher durch die Gediegenheit des Inhalts und die geschmackvolle Ausstattung auszeichneten, beschickt den Weihnachts-Büchermarkt diesmal mit einer kleinen, aber ausgewählten Zahl von Novitäten, welche wir unseren Lesern warm empfehlen können. Da sind zuerst die für das zarte Kindesalter berechneten reizenden Werkchen: Oscar Pletsch, Spielgefährten, alte und neue Reime mit Bildern; dann Die Kinderwelt in Märchen und Bildern, aus der Feder des vortrefflichen Hermann Kletke, der wie Keiner den kindlich naiven Ton zu treffen weiß; endlich Dorenwells Die Welt im Kleinen, ein entzückendes Kinder- und Hausbuch voll Sang und Klang, Erbaulichem und Beschaulichem aus der Kinderstube und geziert mit feinen Holzschnitten nach den Originalzeichnungen unserer besten Künstler. In dem von Camphausen, A. v. Werner u. A. prächtig illustrirten Quartband: Männer und Thaten hat Fedor von Köppen seine schönsten vaterländischen Balladen vom Junker v. Seidlitz, von Zieten, vom alten Nettelbeck und von Anno 1870/71 niedergelegt. Von neuen Illustrationswerken nennen wir noch die von E. Sartorius nachgedichteten Psalmen mit schönen Holzschnitten nach Führichs stilvollen Zeichnungen und Friedrich Prellers Odysseelandschaften, in Holzschnitt ausgeführt von Brend'amour, nebst einem Bild und Lebensabriß des Künstlers.

Von Dürrs lange nicht nach Verdienst gewürdigter Jugend- und Familienbibliothek: Deutsche Jugend liegt jetzt der 18. Band vor. Es ist dies unseres Wissens der erste deutsche Versuch, die in Frankreich und England florirenden illustrirten Zeitungen für unsere jungen Leute auf deutschen Boden zu verpflanzen, und man kann wohl sagen, daß die von Julius Lohmeyer und Oscar Pletsch redigirte Deutsche Jugend ihre ausländischen Vorbilder sowohl in Bezug auf den Text als die künstlerische Ausstattung übertrifft. Wenn wir unter den Mitarbeitern Namen wie Felix Dahn, Victor Blüthgen, Geibel, Fr. Güll, A. W. Grube, Georg Lang, Georg Scherer, Friedrich Oldenberg, J. Trojan, Julius Sturm und Julius Wolff, und unter den Illustratoren einen Burger, Camphausen, Hendschel, Klimsch, Pletsch, Thumann finden, so wird sich Niemand über das hohe künstlerische Resultat verwundern.

* * *

Von den beliebten „Träumereien an französischen Kaminen" von Richard Leander kommt soeben bei Breitkopf und Härtel eine Prachtausgabe heraus, die dem bereits in 13 Auflagen verbreiteten Märchenbuch einen hervorragenden Platz in der diesjährigen Weihnachtsgeschenk-Literatur verschaffen wird. Die Voll- und Halbbilder, Titelfriesen, Schlußvignetten, Randleisten und Initialen von O. von Fialka gehören in ihrer gemüthvoll naiven Weise zum Besten, was die moderne Xylographie hervorgebracht hat.

In demselben Verlag erschienen auch noch zwei andere Beiträge zur Märchen-Literatur: Die schwarze Tante mit reizenden Bildern von Ludwig Richter und Märchen von Julius Sturm; namentlich letztere in ihrem kindlichen Ton und frischen Humor werden den Verehrern des frommen Dichters willkommen sein.

Offene Briefe und Antworten.

Schlußwort über irische Zustände.

London, 26. November 1881.

Geehrter Herr Redacteur!

Wo die Thatsachen und das Zeugniß der verständigsten Freiheitsfreunde, wie z. B. Stuart Mill, so laut sprechen — ist es da eigentlich nöthig, genauer auf die Angaben eines aus Roscrea an die „Gegenwart" schreibenden „Irländers" (Nr. 47) einzugehen? Ich nehme an, daß er unseren Anschauungen über die Verderblichkeit eines schwarzen, geistumnachtenden Zwing-Uri nicht ferne steht; und wohl begreift sich da, daß er, als Ire, gern nach jedem schwachen, scheinbaren Zeichen freierer Auffassung bei den Leitern der jetzigen Bewegung greift. Ich meinerseits kann ihm versichern, daß mir in dem Verfahren der Liga nicht das Mindeste unbemerkt geblieben ist. Seit fünfunddreißig Jahren der durch Repeal, Jung-Irländerthum, Fenierthum, Homerule und Landliga sich hinspinnenden Bewegung genau folgend; seit achtundzwanzig unter jenen fünfunddreißig Jahren auf hiesigem Boden sie beobachtend; mit jetzigen Führern der Liga schon vor der Gründung dieses Bundes, desgleichen mit der irischen Presse wohl bekannt, weiß ich natürlich auch, daß Herr Parnell zur Zeit der Schutzbill nach Paris ging, um auswärtige Republikaner gegen die Gladstone'sche Regierung ins Feld zu führen. Das war ein strategischer Zug; weiter hatte es keinen Zweck. Den Sturm der Entrüstung, der gleichwohl darüber in der Homerule-Partei entstand, den „Schauder und Abscheu", mit welchem das Unterhausmitglied A. M. Sullivan und Andere im Namen der alleinseligmachenden Kirche vor dem Bündniß mit den französischen Republikanern öffentlich zurückschraken, wird „Ein Irländer" auch kennen.

Er selbst sagt ja in Bezug auf Victor Hugo (den er übrigens irrthümlich als einen „Freidenker" bezeichnet, denn Hugo ist religiös, wenn auch nicht kirchlich gläubig): „Kein Priester in Irland wagte es, den Zusammenhang mit dem berühmten Freidenker zu begünstigen, und das Volk zeigte sich noch immer der geistlichen Herrschaft so unterworfen, daß die erfolgreiche Fortsetzung der Agitation ohne priesterliche Bewilligung hoffnungslos schien." Ist das für den Politiker nicht genug? Eine „französische Allianz" hat übrigens nie bestanden. Die Masse der französischen Republikaner, und ich kannte und kenne eine Reihe hervorragender Männer unter denselben, ist sich heute zu wohl bewußt, worauf ein unabhängiges Irland hinauslaufen würde, als daß sie besondere Begeisterung dafür empfinden könnte.

John Mitchel, dessen „Ein Irländer" erwähnt, hat sich leider in Amerika durchaus nicht als „freisinnig" erwiesen — wie das ja auch von Herrn Justin Mc Carthy bezeugt ist. Die schlimme Rolle, welche leider die Masse der Iren in den Vereinigten Staaten gegenüber der republikanischen, fortschrittlichen Partei gespielt hat und zu Gunsten des Römlingsthums dort noch auf eine der Republik gefahrdrohende Weise spielt, ist ebenso bekannt. Daß das Collegium zu Maynooth ein wahres Nest der Pfafferei und des bösen Geistes ultramontaner Aufsäßigkeit gegen England ist, weiß man doch auch; und der allbekannte Umstand, daß die heutige, dem Bauernstand entsprossene niedere Geistlichkeit ebenso grimmig wie ungebildet ist, ändert daran nichts zum Besseren.

Ueber den Nutzen der von der Liga unter solchen Verhältnissen erstrebten Lostrennung von England hat sich „Ein Irländer" nicht geäußert. Ist er, wie ich gern glaube, ein Gegner des geistverderbenden Dunkelmännerthums, das sich durch Homerule, Sonderparlament, oder, je nach der Gunst der Umstände, durch gänzliche Losreißung eine Zwingburg schaffen möchte, von der man in treffsicherer Entfernung eines Tages einen Schlag gegen das ketzerische oder freidenkende England führen könnte, so will ich hoffen, daß er die Aeußerungen John Stuart Mills, auf die ich in diesen Blättern demnächst zurückzukehren gedenke, beherzigen wird.

Achtungsvollst

Karl Blind.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Inserate.

Verlag von **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin**:

Weisheit und Witz
in altdeutschen Reimen und Sprüchen.

Geh. *M.* 2.50, eleg. geb. *M.* 3.50.

Diese ansprechende Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand" veranstaltet worden und empfiehlt sich als ein außerordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums des Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird.
(Herrig's Archiv für neue Sprachen).

In unterzeichnetem Verlag ist soeben erschienen (in dieser Nummer der „Gegenwart" besprochen):

Der Orient. Ein Spaziergang durch die muhamedanische und die indische Welt. Ethnographische Charakter-Bilder, Sitten-Scenen, Jagdsport. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von Dr. **Johannes Baumgarten.** Preis brochirt *M.* 4.80, eleg. geb. *M.* 6.—

Der durch seine ethnographischen Arbeiten über Frankreich rühmlichst bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden Werke für Gebildete, die weder Zeit noch Lust haben, umfangreiche Reisewerke zu lesen, eine Auswahl des Interessantesten und Prägnantesten vereinigt, was die ethnographische Literatur über die socialen und sittlichen Zustände der Muhamedaner und namentlich der Hindu darbietet. Ebenso rücksichtslos unparteiisch und objektiv wie der Verfasser die Franzosen geschildert hat, läßt er die Welt des Halbmondes und des Brahmanenthums vorzugsweise von Augenzeugen darstellen, welchen ein längerer Aufenthalt und die Kenntniß der Volkssprachen manche Seiten des Volkslebens aufschlossen, die man selbst in streng wissenschaftlichen Werken vergebens suchen würde. So entstand eine ganze Reihe oft höchst merkwürdiger Sittenbilder in Originalbearbeitungen ausländischer Quellen, die an fesselndem Interesse wohl jeden Vergleich aushalten und selbst als Ergänzung wissenschaftlicher Werke reiche Belehrung gewähren dürften: man vergleiche z. B. einmal unter den „Indischen Bildern" das Stück: „Die Kaste der Brahmanen von Fr. Müller" und „Das Brahmanenthum in seinem Verfalle nach Rousselet und Andern"; ferner den Artikel „Die Türken und das Türkenthum", welcher eine interessante Darlegung der Ursachen des Verfalles des ottomanischen Reiches giebt.

Rieger'sche Verlagshandlung in **Stuttgart.**

Geschenk-Literatur.

Tegnérs Frithjofs-Sage. 12. Aufl. Deutsch von Dr. G. v. Leinburg. In Original-Prachteinb. *M.* 3.75.

Tegnérs kleinere epische Gedichte: Axel. Abendmahlskinder. Gerda. Die Kronbraut. Henri IV. Deutsch von Dr. G. v. Leinburg. In Original-Prachteinb. *M.* 3.75.

Oehlenschlägers König Helge. Eine Nordlandssage. Deutsch von Dr. G. v. Leinburg. 3 Bde. geb. *M.* 5.50.

Strauß, Dr. F. A., Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. Elfte, soeben erschienene Auflage. Mit 8 Illustrationen und 2 Plänen. In Prachteinb. *M.* 5.—

Taschen-Kalender für Pflanzen-Sammler. Ausg. mit 500 Pflanzen. Geb. *M.* 1.40. Ausg. mit 1000 Pflanzen. 2. Aufl. Geb. *M.* 1.75.

Verlag von **Oskar Leiner** in **Leipzig.**

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Quickborn
von
Claus Groth.
13. Auflage.
Miniatur-Ausgabe.
Eleg. gebd. 5 *M.* 25 *A.*

Nächte.
Lyrische Dichtungen
von
Max Kalbeck.
2. Auflage.
kl. 8. geh. 3 *M.*, eleg. gebd. 4 *M.* 50 *A.*

Theater
von
Paul Lindau.
Enthaltend:
Marion.— In diplomatischer Sendung.— Maria und Magdalena. — Diana. — Ein Erfolg.— Tante Therese.— Der Zankapfel. — Johannistrieb. —Gräfin Lea — Verschämte Arbeit.
8. 4 Bände à 4 *M.* 50 *A.*
In 4 hocheleg. (Liebhaber) Bände gebd. 30 *M.*

Carmen.
Novelle v. **Prosper Mérimée.**
Deutsch von **Adolf Weiß.**
Miniatur-Ausgabe.
Gebd. mit Goldschnitt 2 *M.*

Pythia-Kalender.
Satirisch-politische
Prophezeiungen für das gemeine Jahr 1882
von
Schmidt-Cabanis.
kl. 8. 12 Bogen. 1 *M.*

Dekamerone der Verkannten.
Mit Porträt u. Illustrationen.
Von
Dr. Julius Stinde.
kl. 8. geh. 2 *M.*
Höchst originelle und geistvolle Parodie der bisher erschienenen „Theater-Dekameronen".

Die
Karolinger.
Trauerspiel in 4 Akten
von
E. v. Wildenbruch.
8. geh. 2 *M.*

Fabulirtes.
Erzählungen und Skizzen
von
Hugo Wittmann,
Feuilleton-Redacteur der Neuen Freien Presse.
8. geh. 4 *M.*

Das Assommoir.
Roman von **Emile Zola,**
Deutsch von
Willibald König.
8. 45 Bogen. 5 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **Ernst Gruihn** in **Danzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

König Lear

ein poetisches Lebensbild von Shakespeare **zum ersten Male im Lichte der ärztlichen Wissenschaft** und gleichzeitig im Zusammenhange sowohl mit der **ästhetischen Kritik** als mit der **Bühnendarstellung** der gleichnamigen Tragödie. Eine Monographie für gebildete Leser aller Stände
von Dr. **Hirschfeld,** prakt. Arzte zu Danzig.
Ein Bändchen von 13 Bogen Octav.
Preis brochirt *M.* 4.—, elegant gebunden *M.* 5.—

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Als Festgeschenke empfohlen:

Louise von François, Stufenjahre eines Glücklichen. Roman in 2 Bänden. 2. Auflage. 8. I, 404 u. II, 366 S. 9 *M.* Eleg. geb. 11 *M.*

Kirchbach, Wolfgang, Salvator Rosa. Roman in 2 Bänden. 8. IV, 358 u. II, 304 S. 8 *M.* Eleg. geb. 10 *M.*

Kirchbach, Wolfgang, Märchen. Neue Ausgabe. VIII, 202 S. 2 *M.* Eleg. geb. 3 *M.*

In **J. A. Wohlgemuth's** Verlag (Max Herbig) in **Berlin** W., Bülowstraße 11, sind erschienen:

Kathi von Klosterzell, Ella das Judenkind. Ein Zeitroman. 3 Bände. 64 Bogen. Eleg. brosch. 15 *M.*

Cassel, Prof. Dr. **Paulus, Aus guten Stunden.** 2. Ausg. Gebd. 6 *M.*

—— —— **Für ernste Stunden.** 2. Aufl. Eleg. geb. m. Goldschnitt 6 *M.* 50 *A.*

—— —— **Der Judengott und Richard Wagner.** 75 *A.*

—— —— **Die Antisemiten und die evangelische Kirche.** 75 *A.*

—— —— **Die Abstammung der englischen Nation.** 50 *A.*

Sämmtliche Schriften von Professor Dr. **Paulus Cassel** sind in **demselben Verlage** erschienen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Romane und Erzählungen
von
Fredrika Bremer.
Neue Ausgabe.
In 40 Lieferungen zu je 50 *A.*
Erste Lieferung.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mei Leibzig low' ich mir!

Nagelneie Boesieen von **Edwin Bormann.**
Mit 20 Gupfern in feinen Holsschnidde von den agademischen Professer der Mahlergunst Ille.
Preis *M.* 1.50.

Eine **Neue Folge** zu dem im vorigen Jahre erschienenen Hefte: Mei Leibzig low' ich mir! Boesdische Dagebuchblädder ennes alden Leibzigers.

Einzig praktisches Geschenk für Kinder!

Zu beziehen von **Max Herrmann.**

Berlin, Lindenstrasse 20.

Sanitäre Kinderschreibpulte

(D. R. P. No. 10977) stellbar für jede Grösse von 6—16 Jahren, zur Vermeidung von Rückgratsverkrümmung und Kurzsichtigkeit von vielen Autoritäten empfohlen! Illustr. Prosp. franco.

Classische illustrirte Prachtwerke
— für den Weihnachtstisch. —

Tennyson-Doré,
Die Königsidyllen.
9 Bogen Text mit 37 Stichen von
Gustav Doré.
Reich ornamentirter Prachtband. Preis nur 20 *M.*

Kleist-Menzel,
Der zerbrochene Krug.
Jubiläums-Prachtausgabe.
Mit 30 Illustrationen und 4 Photographien
von **Adolph Menzel.**
Original-Prachteinband. Preis nur 20 *M.*

Immermann-Vautier,
Der Oberhof.
Illustrirt von **Benj. Vautier** in **Düsseldorf.**
Prachtband mit reicher Deckenvergoldung.
Preis 20 *M.*

Tegnér-Malmström,
Die Frithjofssage.
Gekrönte Preisübertragung.
Mit 47 Illustrationen v. Prof. A. Malmström in Stockholm.
Original-Prachtband. Preis 16 *M.* 50 *A.*

Löwenstein-Schulz,
Ehret die Frauen.
Ein Gedichtcyclus von **Rudolf Löwenstein.**
Reich illustrirt von E. Schulz in Düsseldorf.
Prachtband mit künstlerisch ausgeführten Decken.
Preis 20 *M.*

Blüthgen-Kleinmichel,
Im Flügelkleide.
Bilder und Reime aus der Kinderwelt.
Mit 40 Farbendruck-Illustrationen
Preis in elegantem Einband 5 *M.*
Verlag von **A. Hofmann & Co.** in **Berlin W.,**
Kronenstraße 17.

Nr. 49

des „Neuen Finanz- u. Verloosungsblattes“ in Frankfurt a. M. (15. Jahrg., vierteljährl. *M.* 2.—) enthält: Wochenüberschau, Die Ueberwachungspflichten des Aufsichtsraths, Pommersche Hypotheken-Actienbank, Original-Börsenberichte aus Frankfurt, Berlin und Wien, finanzielle Nachrichten und Chronik, Verloosungen, Inserate, Coursblatt von Frankfurt, Berlin, München, Stuttgart, Basel etc.

Große Preisherabsetzung.
Billigste und schönste Festgeschenke.

Die nachstehenden Illustrirten Werke unseres Verlages kosten von heute an:

Goethes Faust. Mit Zeichnungen von **E. Seibertz.** Zwei Theile. Mit 25 **Stahlstichen** und 34 Holzschnitten. Folio. (Beide Theile in einem) Lederband (*M.* 82.—) **jetzt** *M.* **40.**— Jeder der beiden Theile für sich in einem Lederband (*M.* 51.—) **jetzt** *M.* **22.**—

Goethes Faust. Mit Zeichnungen von **E. Seibertz.** Erster Theil. **Holzschnitt-**Ausgabe. kl. 4. In Lederband (*M.* 16.—) **jetzt** *M.* **9.**— In Leinenband (*M.* 12.—) **jetzt** *M.* **6.**—

Herders Cid. Mit Randzeichnungen in Holzschnitt nach **Eugen Neureuther.** kl. 4. In Lederband mit Mosaikverzierung (*M.* 15.—) **jetzt** *M.* **9.**— In Lederband (*M.* 14.—) **jetzt** *M.* **7.50.** In Leinenband (*M.* 9.50) **jetzt** *M.* **6.**—

Schillers Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Böcklin, Heil, Kirchner, Makart, Piloty, Ramberg, Rothbart, Schwind** u. A. Quart. In Leinenband (*M.* 21.60) **jetzt** *M.* **10.**—

Uhlands Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Camphausen, Cloß, Makart, Max, Schrödter, Schütz.** Quart. In Lederband (*M.* 42.80) **jetzt** *M.* **20.**— In Leinenband (*M.* 34.—) **jetzt** *M.* **15.**—

Wir liefern nur neue untadelhafte Exemplare! Aufträge nimmt jede Buch- und Kunsthandlung an.

Stuttgart, Ende 1881. **J. G. Cottasche Buchhandlung.**

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

ERSCHEINT IN 240 HEFTEN.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

MONATLICH 3-4 HEFTE.

ABBILDUNGEN UND KARTEN AUF 400 TAFELN U. IM TEXTE.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen:

DEUTSCHE
LYRIK DER GEGENWART.
Seit 1850.

Eine Anthologie, mit kurzen Biographien und genauer Quellenangabe herausgegeben von
FERDINAND AVENARIUS.
In künstlerischer Original-Ausstattung nach Motiven alter Meister der Renaissance.
Gr.-Octav. Stylvoll geb. mit reicher Pressung. Preis 6 Mark.
Eine Auswahl unter solchen Gedichten, welche ihre Verfasser durch die Genehmigung des Abdrucks als vollwerthig anerkannten.

Wandern und Werden.
Gedichte von **Ferdinand Avenarius.**
In Renaissance-Ausstattung
broschirt *M.* 4.—, eleg. geb. *M.* 5.—
Von der Presse mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

Stimmen des Lebens.
Gedichte von **Wilhelm Jensen.**
In Renaissance-Ausstattung
broschirt *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.—
Soeben erschienen.

Wir verweisen auf die Beilage in diesem Blatt in der Nr. vom 10. Decbr.
Dresden. Ls. Ehlermann.

Schönstes Geschenk für Damen, welche malen!

Vorlagen für Holzmalerei. Entworfen von **E. Wendt.** Heft I und II à 6 Blatt. Gr. Folio. Preis pro Heft 4 *M.*
Diese neuen Vorlagen zeichnen sich besonders dadurch aus, dass sie die zu wählenden Farben lebendig und bestimmt zur Anschauung bringen und den vorhandenen Holzarten in Grösse und Form genau angepasst sind.

Vorlagen für Holzmalerei. Entworfen von **E. Zschimmer.** 34 Blatt in Mappe. Gross Folioformat. Preis pro complet 24 *M.* Einzelne Blätter à 1 *M.* Inhaltsverzeichniss gratis.

Anleitung zur Holzmalerei. Von Dr. **F. Lahnek.** 2. Auflage. Preis 1 *M.*

Verlag von **Glaser & Garte** in **Leipzig.**

Im Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart erschien soeben:

Denkmäler der Kunst.

Volksausgabe.

Zweite verbesserte u. vermehrte Auflage.

Bearbeitet von

Wilhelm Lübke und **Carl von Lützow.**

98 Tafeln in Stahlstich mit 18 Bogen Text. Querfolio. In Carton *M.* 30.—

Dieses Werk bietet eine zwar gedrängte, aber doch genaue Uebersicht dessen, was auf dem Gebiete der Kunst von den frühesten Werken bis auf die neueste Zeit geschaffen wurde.

Geschichte

der

Renaissance in Deutschland

von

Wilhelm Lübke.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Erste Abtheilung.

Mit 218 Illustrationen in Holzschnitt.

33 Bogen. Lex.-8. Broch. *M* 14.—

Die zweite Abtheilung dieses schon bei seinem ersten Erscheinen mit so grossem Beifall aufgenommenen Werkes wird zu Ostern 1882 ausgegeben werden.

Kostümkunde.

Geschichte

der

Tracht und des Geräths

von

Hermann Weiss.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Erster Band.

Völker des Alterthums.

Mit 454 Figuren in Holzschnitt und 8 Farbtafeln. 40 Bogen. gr. 8. Broch. *M* 16.—

Der zweite Band, das Mittelalter behandelnd, wird ebenfalls zu Ostern nächsten Jahres zur Ausgabe gelangen.

Novität von Paul Heyse.

Weihnachtsgeschenk.

Soeben erschien:

Das

Glück von Rothenburg.

Novelle von Paul Heyse.

Sehr elegant u. stilvoll ausgestattet, broch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Augsburg. **Gebr. Reichel**
K. Bayr. Hofbuchdruckerei.

Meine wahrhaft schön singenden **Kanarienvögel** werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dürsten, Erfrieren d. Vögel unmöglich ist.

R. Maschke, St. Andreasberg im Harz.

Für den Weihnachtstisch.

3. Aufl. **Allen Familien!** 3. Aufl.

Jedem reisenden Jüngling!

Allen Volks- und Schulbibliotheken!

sei hiermit dringend empfohlen:

Selbst ist der Mann.

Charakterskizzen und Lebensschilderungen

von

Samuel Smiles.

3. Aufl. 30 Bog. geh. *M.* 6.—, eleg. geb. *M.* 7.50.

Dies berühmte Buch bringt seinen ethischen Inhalt in anregendster Weise zu klassischem Ausdruck und verdient um seines universellen Charakters willen im deutschen Volke die weiteste Verbreitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag der **C. F. Post**'schen Buchhdlg. in **Colberg.**

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Frau Bürgemeisterin.

Roman von

Georg Ebers.

Preis broschirt 6 *M.*, fein gebunden 7 *M.*

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Reich illustrirte Festgeschenke aus dem Verlage von **Ferdinand Hirt & Sohn** in **Leipzig.**

Nordland-Fahrten.

Malerische Wanderungen durch Norwegen, Schweden, Schottland, Irland, England und Wales

geschildert durch

Prof. Dr. Brennecke, Francis Broemel, Ernst von Hesse-Wartegg, Dr. Hans Hoffmann, Joh. Prölß, Richard Oberländer, Dr. A. Rosenberg und H. von Wobeser.

Illustrirt durch mehrere hundert der prachtvollsten, meist ganzseitigen Holzschnitte.

Begonnen im October 1880, wird dies **Prachtwerk ersten Ranges** in 22 bis höchstens 24 monatlichen Lieferungen à 2 *M.* resp. in 3 Abtheilungen vollendet werden; bereits abgeschlossen sind:

Abtheilung I: **Norwegen, Schweden, Irland und Schottland.**
" II: **Wanderungen durch England und Wales.**

Diese 2 Abtheilungen bilden ganz selbständige Prachtbände und sind einzeln à 2 Mark käuflich.

Für alle Kreise, wo Interesse für geographische Forschung herrscht, wie für jede gebildete Familie.

Serpa Pintos Wanderung quer durch Afrika, vom Atlantischen zum Indischen Ocean durch größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi, nach des Reisenden eigenen Schilderungen frei übersetzt von H. v. Wobeser. 2 Bände mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschn. im Text und vielen großen und kleinen Karten. Brosch. 27 *M.*, eleg. geb. 31 *M.*

Das portugiesische Original dieses Seitenstückes zu Stanley's Schriften dürfte in Deutschland wenige Leser finden, umsomehr aber die gelungene Uebertragung dieser (wie eins der angesehensten deutschen Blätter, die Post, das Buch Pinto's charakterisirt) „Odyssee" voll unzähliger Leiden, Beschwerden und Entbehrungen, erduldet und überwunden durch die Energie eines Mannes, dem, der Wissenschaft zu dienen, über Alles ging.

Für die Familie, besonders die Damen.

Brassey, Mrs. A., Sonnenschein und Sturm im Osten. Deutsch von A. Helms. Reich illustrirt. Elegant geb. *M.* 8.50. Brosch. *M* 6.60.

Brassey, Mrs. A., Eine Segelfahrt um die Welt. Deutsch von A. Helms. Billige Ausgabe. Geb. *M* 8.50. Brosch. *M.* 6.60. Pracht-Ausgabe. Geb. *M* 15.—. Brosch. *M* 12.—

Die Allgem. Deutsche Lehrer-Ztg. Novbr. 1881 urteilt über:

„Soennecken hat alle Äußerlichkeiten vermieden
„und in betreff von Qualität und Konstruktion bis
„jetzt auf dem Gebiete der Stahlfedernfabrikation
„das beste geleistet."

1 Gros *M.* 1.10—*M.* 3. System. geordnete Auswahlsortimente 30 ₰.

In jed. Schreibwarenhdlg. vorrätig. Illustr. Preisliste gratis.

F. Soennecken's Verlag, Bonn und Leipzig.

Neuer Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

F. von Köppen, Männer und Thaten. Vaterländische Balladen, m. Holzschnitten nach Originalzeichnungen von W. Camphausen, Wold. Friedrich, H. Lüders, Anton von Werner u. a. Preis: eleg. cart. *M* 6.—, in Leinen geb. *M.* 8.—

Friedrich Prellers Odyssee-Landschaften. In Holzschnitt ausgeführt von R. Brend'amour. Mit einer Biographie Prellers und erläut. Text aus der Odyssee. Preis: eleg. cart. *M.* 4.50.

E. Sartorius, Die Psalmen. Liederbuch des alten und neuen Gottesvolkes in Nachdichtungen. Mit Illustrationen von Joseph, Ritter von Führich. Preis: in Leinen geb. *M.* 6.—

Friedr. Güll, Leitstern auf der Lebensfahrt. Ein Spruchbrevier für jeden Tag des Jahres. Mit Titelornamenten und Zierleisten von Alwin Gottschaldt. Preis: eleg. geb. *M.* 4.50.

Herm. Kletke, Die Kinderwelt, in Märchen und Liedern. Mit Holzschnitten. Preis: eleg. cart. *M* 3.—

Jul. Sturm, Neues Fabelbuch, illustriert von Fedor Flinzer. Preis: eleg. cart. *M.* 2.—

A. Frey, Schweizer-Sagen, mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen deutscher Künstler. Preis: eleg. cart. *M.* 3.—

Osc. Pletsch, Spielgefährten, alte und neue Reime mit Bildern, in Holzschnitt ausgef. Preis: cart. *M.* 3.—

K. Dorenwell, Die Welt der Kleinen, ein deutsches Hausbuch in Wort, Bild und Lied. Eleg. cart. *M.* 4.50.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Unterzeichnete Verlagshandlung empfiehlt nachstehendes in dieser Nummer besprochene Buch:

Abenteurerleben in Guyana und am Amazonas nach Selbsterlebnissen von Emil Carrey, Bouyer, Jusselain, Agassiz u. A. Zweite, bedeutend erweiterte und umgearbeitete Auflage von „Robin Jouet's Fahrten und Erlebnissen in den Urwäldern von Guyana und Brasilien", von Dr. **Johannes Baumgarten.** gr. 8. Mit 27 Illustrationen in Holzschnitt. Preis elegant brochirt *M.* 5.40, in hübschem Einband *M.* 6.30.

Ueber die erste Auflage dieses Buches haben sich eine große Zahl von Zeitschriften rühmend ausgesprochen, so u. A. „Die Grenzboten": „Es ist gar nicht zu vergleichen mit den Robinsonaden, die zu hunderten fabricirt nur auf den Markt geworfen werden, sondern enthält die Umarbeitung einer streng wissenschaftlichen Forschungsreise ꝛc." Ferner z. B. die „Breslauer Zeitung": „Das Buch ist ein in ethnographischer und geographischer Beziehung höchst werthvolles Werk. — Daß bei einem solchen Werke die äußere Ausstattung der inneren conform ist, ist selbstverständlich. Das Buch empfiehlt sich als ein in jeder Beziehung werthvolles Weihnachtsgeschenk für Gebildete aller Kreise".

☞ Die neue Auflage ist in Bearbeitung und Ausstattung noch wesentlich verbessert, und empfiehlt sich als Festgeschenk von dauerndem Werthe für die reifere Jugend sowohl, wie als interessante Lektüre für Erwachsene.

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart.**

Von **Alfred Friedmann**

erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Savilia. L. Rosner, Wien. 2. Aufl. *M.* 1.20.
Aus Hellas. 3 Gesänge. L. Rosner, Wien. *M.* 2.—
Merlin, Orpheus. 2 Gesänge. L. Rosner, Wien. *M.* 2.40.
Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta. 3. Aufl. Wallishauser, Wien. *M.* 3.—
Biblische Sterne. 3 Idyllen. J. F. Richter, Hamburg. *M.* 1.—
Leichtsinnige Lieder. J. F. Richter, Hamburg. *M.* 4.—
Ersetzter Verlust. Novelle. 2. Aufl. J. F. Richter, Hamburg. *M.* 1.—
Die Vestalin. Ein epischer Sang aus römischer Zeit mit Widmung an Prof. Georg Ebers. Salonbibliothek. Otto Lenz, Leipzig. *M.* —.75, eleg. geb. *M.* 1.25.
Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4.— **(1882.)**

Beim Coiffeur.
Geben ist seliger denn nehmen.
„Der Ausgleich" oder „In Wildbad".
Falscher Verdacht oder **„Der Betrogene in der Einbildung".**
Ein Wiedersehen!
Einakter. Wien, Wallishauser à *M.* 1.—

Lohn ohne Müh'. Lustspiel in 3 Akten. A. Entsch, Berlin. *M.* 1.50.
Vertauscht.
Lebensmährchen.
Novellen. Leipzig, Philipp Reclam jun.
Don Juan's letztes Abenteuer. Drama in zwei Acten. Leipzig, Carl Reißner *M.* 2.—

Im Reichstarif pro 1881 unter Nr. 143 enthalten.

Schutz vor Verlust!

Wer sich von der Ziehung irgend eines Werthpapieres, eines Looses etc. genaue und zuverlässige Kenntniss verschaffen will, wer über alle Vorgänge auf finanziellem Gebiete sachgemäss unterrichtet zu sein wünscht, der abonnire auf das wöchentlich in Frankfurt a/M. erscheinende „Allgemeine Börsen- & Verloosungs-Blatt". Sämmtliche Postanstalten nehmen für nur

Eine Mark vierteljährlich

Abonnements entgegen. **Neu eintretende Abonnenten erhalten das Verzeichniss der bisher unerhobenen Trefferloose und den Verloosungskalender pro 1882 unentgeltlich.** Probeblätter versendet die Expedition in Frankfurt a/M. gratis und franco.

Von staatlichen Competenzen und berufensten Fachmännern als „Muster der Jugendliteratur" empfohlen!

Deutsche Jugend.

Herausgeber Dr. Jul. Lohmeyer. Künstler. Leiter Prof. Osc. Pletsch.

Erscheint in illustr. Monatsheften (à 1 *M.*) und Bänden, mit Beiträgen der hervorragendsten Autoren und Künstler. Durch alle Buchhandlungen und Postanst. zu beziehen.

Probehefte und Prospecte gratis.

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Am 15. Dezember wird in allen Buchhandlungen ausgegeben:

Brehms Tierleben,

der **erste Band** (Vögel) der neuen prächtigen

Chromo-Ausgabe

mit 17 Tafeln in Farbendruck und 140 Textbildern, schön Halbfranzband gebunden, Preis 16 Mark. — Die folgenden Bände erscheinen in vierteljährlichen Zwischenräumen; das ganze Werk enthält in zehn Bänden 171 Chromotafeln und 1843 Textbilder.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Weihnachts-Novität!

Soeben ist erschienen:

Die Perlen.

Ein Märchen

von **August von Heyden.**

Mit vielen Illustrationen.

Folioformat.

In stylvollem Prachtband 15 *M.*

Dichter und Maler haben sich in diesem reizvollen Werke in einer Person vereinigt und ein Märchen geschaffen, gleich anmuthig in seiner poetischen Haltung, wie in seinem bildlichen Schmuck.

Berlin, S.W.

G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg.

Im Verlage von **R. F. Albrecht** in **Leipzig** erschien:

Wegerich.

Lose Blätter

von

Josef Grünstein.

6 Bogen stark. Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 *M.*

Der durch verschiedene dramatische Dichtungen und zahlreiche lyrische Poesien wohlbekannte Dichter hat eine große Anzahl von Sinnsprüchen oder Sinngedichten zu einem gefälligen Strauß zusammengebunden, der auch um seiner anmuthigen äußeren Form willen für den Weihnachtstisch zu empfehlen ist. Im Gegensatz zu dem in die Mode gekommenen galligen Pessimismus spricht aus diesen anspruchslosen Blättern ein für alles Edle und Erhabene in warmer Begeisterung empfängliches Gemüth, dem auch die trostlosesten Beobachtungen und Lebenserfahrungen die Freude an dem Genuß des Daseins und die Hoffnung auf den Sieg des Idealen über Lüge und Phrase nicht rauben können. Manch gleich gestimmtes Gemüth wird hier oft gehegte Gedanken in schöne Form gekleidet und zu scharfen Sentenzen zugespitzt finden.

(Post, Berlin.)

Die Papier- und Schreibwaaren-Handlung von

Carl Fraenkel

Berlin W., 33d Französische Str.

empfiehlt zur Weihnachtssaison ihre ungemein grosse Auswahl überraschender und reizender Neuheiten

in Monogramm- und geprägten Papieren

sowie in feinen Leder- und Plüschwaaren, Schreibgegenständen etc.

Ein reich illustrirter, ausführlicher Weihnachtskatalog steht meiner geehrten Kundschaft zur Verfügung.

Ganz besonders empfehle ich als praktische und schöne Geschenke Stylographische Federn, Staffelei-Mappen, Drehbare Büchergestelle, Bronzen-Imitationen aus Papiermasse etc. etc.

Vorräthige Monogramm-Papiere.

50 Bog. 50 Couv. wirklich gutes, starkes Billetpapier gross Format in hocheleganter farbiger Ausführung und geschmackvoller Cassette **3 Mark.**

Ganz neu!

Vorzüglich täuschende Imitation

Antiker Bronzen

aus Papiermasse.

(Kupfer-, Grün-Antike, Silber- und Gold-Bronzen.)

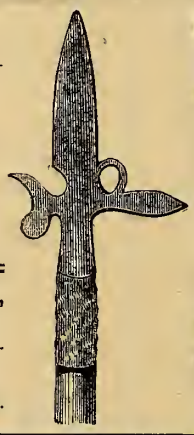
Grosse Auswahl von **Büsten, Figuren** etc.
(Schaalen u. Teller unterwegs.)

= Büste d. Kaisers, Kronprinzen, Fürsten Bismarck. =

Antiken: Apollo v. Belvedere, Venus v. Milo, Diana, Bacchus, Hermes des Praxiteles etc.

Hellebarden- und Lanzen-Spitzen in verschiedenen Formen von 5 *M.* an.

Carl Fraenkel, Berlin W., 33d Französische Str. 33d.



Verlag von **Gebrüder Bornträger** in **Berlin.**

Carus Sterne,

Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit 392 Holzschnitten und 11 Tafeln.

Preis brosch. 12 *M.*, eleg. geb. 14 *M.*

Ein durch klare, lichtvolle Darstellung, elegante Ausstattung wie wohlfeilen Preis gleich hervorragendes Werk.

DAVID MÜLLER:

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN VOLKES

In kurzgefasster Darstellung erzählt.

GESCENK-AUSGABE

In der Reihe der Auflagen die neunte besorgt von

PROFESSOR DR. FRIEDRICH JUNGE.

Ein schöner Band von 46 Bogen mit Sachregister, reichen Ornament-Verzierungen nach Originalen und einem Bildniss Kaiser Wilhelms nach einer Kreidezeichnung von Anton von Werner. In feinem Halbsaffianband mit Deckelpressung nach Originalzeichnung. 1881. Preis 11 *M.*

Verlag von FRANZ VAHLEN in Berlin.

Eine deutsche Nationalgeschichte, wie sie in diesem Geiste, in dieser Darstellung und in diesem Umfange bisher unerreicht ist. David Müller's Geschichte eignet sich gleich gut zur Lektüre der herangewachsenen Jugend, wie des gereifteren Mannes und der gebildeten Frau und verdient in jedem deutschen Hause eine Stätte zu finden.

Als neues Festgeschenk empfohlen:

Aus meiner Wandermappe.

Novellistische Herzens- und Länderstudien von Karl Böttcher.

Broschirt *M.* 5.—, prachtvoll gebunden *M.* 6.50.

Der beliebte Mitarbeiter der „Gartenlaube" führt uns hier im Novellen- und Feuilletonstyl Skizzen von seinen Reisen in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Italien, Frankreich, Amerika ꝛc. vor, tiefempfundene, spannende Schilderungen, überraschende Reflexionen, scharfe Beobachtungen aus den Kreisen der feinsten Salons, fröhlicher Künstler, armer Auswanderer, unglücklicher Existenzen, Lebens-Frohen und -Müden.

Glänzende Recensionen wurden diesem neuen Werke zu Theil.

Hof-Verlag **R. von Grumbkow** in **Dresden-Altstadt.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wandervögel.

Geschichten von fahrenden Gesellen

von

A. Stanislas,

Verf. v. „Waldmärchen", „Am Wege gepflückt" u. a.

294 Seiten Miniaturformat.

Splendid ausgestattet, in höchst elegantem Originalband.

Preis nur *M.* 3.—

Verlag der **Leuckart**'schen Sort.-Buch- und Musikalienhandl. (Albert Clar) in **Breslau.**

Soeben erschien:

Dorothea v. Schlegel

geb. Mendelssohn

und deren Söhne

Johannes und Philipp Veit.

Briefwechsel im Auftrage der Familie Veit

herausgegeben von

Dr. J. M. Raich.

Zwei Bände.

Mit vier Bildnissen in Kupferstich.

8. Geh. *M.* 15.—, in Callico-Einb. *M.* 18.—

Franz Kirchheim in **Mainz.**

Weihnachtsgeschenk!

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Mirza-Schaffy-Album.

13 Lieder des Mirza-Schaffy.

In Musik gesetzt

(für eine Singstimme mit Clavierbegleitung)

von **Hans Huber.**

Eleg. geb. *M.* 6.40, brosch. *M.* 4.80.

Der vorliegende Lieder-Cyclus des rühmlichst bekannten Componisten bildet ein ebenso eigenartiges als geschmackvolles Weihnachtsgeschenk und dürfen wir dasselbe dem musikalischen Publikum bestens empfehlen.

Benno Schwabe, Verlagsbhdlg., **Basel.**

Hierzu Prospekte der Verlagsbuchhandlungen Edwin Schloemp in Leipzig und Leonhard Simion in Berlin, sowie eine Beilage „Literaturproben" (Verlag von Levy & Müller in Stuttgart).

Redaktion und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 24. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Botschaft des Präsidenten Arthur. Von E. Schlaeger. — Die Ueberbürdung der Schuljugend. Von Dr. med. F. Dornblüth. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Zum Ursprung der Vernunft. Ein Epilog zum Jubiläum der „Critik". Von Ludwig Noiré. — Das Kind in der französischen Dichtung. Von Ferdinand Groß. — Ein holländischer Novellist. Von J. J. Honegger. — Bierphilosophie. Eine Plauderei von Ludwig Speidel. — Ein Votum für die Weltausstellung in Berlin. Von G. Ebe. — **Aus der Hauptstadt:** Sonderausstellung in der Nationalgalerie. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. B. Björnson und die Verfassungskämpfe in Norwegen. Von Hartwig Lassen. — Inserate.

Die Botschaft des Präsidenten Arthur.

Der neue Congreß trat am ersten Montag im December zu seiner ersten und langen Session zusammen. Das Haus der Abgeordneten organisirte sich durch Erwählung Keifers von Ohio zum Sprecher und das Land wartete am Montag mit Spannung auf die erste officielle Kundgebung des neuen Präsidenten. Die Erwartung wurde getäuscht und nicht allein in Bezug auf die erst am Dienstag geschehene Einsendung der Botschaft. Präsident Arthur hat sich nicht damit in die Reihen der großen Bahnbrecher eingeschrieben, er hat die große Gelegenheit, mehr als ein Dutzend-Präsident zu werden, unwiederbringlich verloren gehen lassen, er hat, zwischen die Wahl zwischen Altem und Neuem gestellt, sich für das erstere entschieden. Arthur wird der gewandte Fachpolitiker bleiben, nach dessen Ruhme sein Leben und Streben stets zielte, seine Verwaltung wird im Allgemeinen fähig und respektabel sein, aber sie wird, soweit er in Frage kommt, in der Geschichte der Vereinigten Staaten eine Pause, ein Interregnum, eine Verwirrung bedeuten, aus der das Volk selbst sich zuletzt den rettenden Ausgang zu schaffen haben wird. Man konnte im Grunde durch diese Botschaft nicht mehr überrascht werden. Als der Präsident kurz vor den Novemberwahlen die Bundesämter in Virginien zu Gunsten Mahones und seiner Readjusters in die Wagschale warf, handelte er als Parteichef und, was noch schlimmer, als Förderer der Conklingiten, d. h. jener Klasse von Republikanern, denen die Nation in der Partei, und die Partei in den gemeinen Interessen ihres Ich aufgeht. In der That sind es die zwei Stimmen virginischer Readjusters gewesen, welche die durch Conklings Schuld in die Minderheit gekommenen Republikaner in den Stand setzten, den Candidaten desselben Conkling und seines verbündeten „Boß"-Cameron von Pennsylvanien, den oben erwähnten Keifer, zum Sprecher des Hauses zu machen und dadurch den republikanischen Charakter desselben zu wahren. Aber man wird bald sehen, daß „solche Diener Gefahr ins Haus bringen" und daß ihre Hülfe wie die ihres Führers Mahone im Senat der republikanischen Partei theuer zu stehen kommen wird. Der Kampf zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen Aufrechterhaltung der alten Parteimißwirthschaft und Parteireform war schon vor der Eröffnung des Congresses im republikanischen Caucus entschieden, in welchem nach fünfstündigem Ballotiren der Name Keifer mit 93 gegen 51 Stimmen als Sieger hervorging. Es scheint, daß Arthur bis auf die letzte Stunde wartete, ehe er sich auf die Seite der stärkeren Bataillone stellte. Er thut das allerdings auch in der Botschaft nicht offen, sondern mit einer gewissen Scheu vor jenem neuen Machtfactor, der aus den Wunden und dem Grabe Garfields sich erhoben hat, jener öffentlichen Meinung, welche die Verstopfung der giftigen Quelle noch im September so gebieterisch verlangte, aus welcher die Guiteaus ihre unheilvolle und entsetzliche Inspiration schöpfen. Die Botschaft versucht es, Wasser auf beiden Schultern zu tragen. Sie lobt das englische System der Concurrenzprüfungen, aber sie findet seine Einführung auf amerikanischem Boden kaum angemessen. Der Grundsatz wird betont, daß bei Staatsämtern, wie bei Privatgeschäften, nur auf Fähigkeit zu sehen sei, aber dem Congreß wird die Aufgabe zugeschoben, diesem Grundsatz praktische Gestalt zu geben. Der Congreß wird sich hüten, den Boden zu beseitigen, die Sumpfgewächse auszurotten, denen er seine eigene Erhebung und Existenz verdankt. Arthur wird den Mächten Rechnung tragen, die ihn selbst emporhoben. Er wird sich nicht von Conkling unabhängig erklären, auf dessen Empfehlung ihn Grant 1871 zum Hafencollector von New-York machte. Er wird sein Kabinet in demselben Sinne weiter reconstruiren, wie dazu bereits durch Folgers, des New-Yorkers, Eintritt in das Schatzamt und Frelinghuysens in das des Staatssekretärs der Anfang geschehen ist. Blaine übernimmt (zunächst wenigstens) die Erbschaft Garfields und die Führung der Anhänger desselben von den gewöhnlichen Half-breeds New-Yorks, d. h. Gegnern Conklings bis zu den ernsthaften Reformern vom Schlage der New-Yorker Evening-Post und den Civildienst-Reformvereinen, die sich in einer Anzahl der großen Städte bereits gebildet haben. Die Schlachtordnung für 1884 wird jetzt schon gebildet und der Ruf „hie Grant oder Conkling, hie Blaine" wird bald genug über das Land gehört werden.

Vor der Hand ist freilich die Frage der sittlichen Erneuerung der Nation im Großen und Ganzen vertagt und so sind es auch in der Botschaft die materiellen Interessen, welche den Vordergrund nicht blos einnehmen, sondern erfüllen. Der Bundesschatz leidet nach langen Jahren wieder einmal an jenem embarras de richesse, welches vor 1860 die neidischen Augen der Welt und zugleich die inländischen Geier auf sich zog, die sich bekanntlich da sammeln, wo Aas lockt. Die Einnahmen des letzten Finanzjahres haben einen Ueberschuß von 100 Millionen über die Ausgaben (260 Millionen) ergeben und der Schatzsekretär erklärt, wenn das so fortgehe, werden die Vereinigten Staaten innerhalb zehn Jahren ihre noch immer auf 1700 Millionen Dollar sich belaufende Schuld vollständig abgetragen haben. Kein Wunder, daß die Schutzzöllner bei einer solchen Aussicht in ihren Stiefeln zittern, und daß sie Alles diesen Winter aufbieten werden, um einen so schädlichen Ueberschuß nicht noch einmal vorkommen zu lassen. Man behauptet sogar,

daß sie an jenem Nachtrags-Pensionsgesetz von 1879 nicht ganz unschuldig gewesen sind, auf Grund dessen für das nächste Finanzjahr nicht weniger als 100 Millionen, also über ein Drittel des ganzen Budgets verlangt werden.

Diese Anschwellung des Pensionsetats von 35 Millionen im Jahre 1879, auf 56 Millionen im Jahre 1880, auf 100 Millionen für 1882 beweist mit grellster Beleuchtung die Gefahr, welche das Fortbestehen der bisherigen Parteiwirthschaft für die Nation in jeder Richtung in sich birgt. Die Zunahme des Etats ist die einfache Folge des Sumpfbodens, aus welchem die Congreßmitglieder die Mittel ihrer Wiederwahl ziehen. Und es ist bezeichnend, daß Demokraten wie Republikaner für jenes durchaus unnöthige und zum Betruge auffordernde Gesetz von 1879 stimmten. Arthur mißbilligt denn auch in seiner Botschaft diese ins Ungeheuerliche aufsteigenden Pensionsbewilligungen, und der Kampf um Abänderung oder Aufhebung des berüchtigten Gesetzes wird diesen Winter hoffentlich die Böcke von den Schafen im Congreß scheiden und den Machinationen der Schutzzöllner einen Riegel vorschieben, welche den Ausgabeetat der Vereinigten Staaten nur deshalb möglichst hoch haben wollen, damit nicht an eine Revision der Zollsätze im Sinne eines gemäßigten Finanzzollsystems gedacht werden kann. Auf diese Ueberfülle des Staatsschatzes speculiren ferner der Kriegs- und Marineminister. Der erstere möchte die Armee gern auf 30,000 Mann gebracht wissen, der andere an die Stelle der so gut wie verschwundenen Flotte einige 40 Kriegsschiffe zur Vertheidigung der Küsten und Häfen gesetzt haben. Glückliches Land, welches ruhig überlegen kann, ob es seine thatsächlich wehrlosen Küsten und reichen Welthafenstädte innerhalb neun Jahren in nothdürftigen Vertheidigungszustand bringen will oder ob es die den modernen Geschossen gegenüber bombenfestlos gewordenen Kasematten und Forts ganz zu Ruinen verfallen, oder neu verstärken und aufrichten will! Wahrscheinlich wird das Drängen der Tabaksfabrikanten, Branntweinbrenner und Bierbrauer auf Herabsetzung der auf ihren Geschäften ruhenden Steuern eher Erfolg haben, als das Verlangen der beiden Minister nach einer nicht nöthig erscheinenden Landesvertheidigung. Die alten Fragen, welche eine Art eisernen Bestandes aller Präsidentenbotschaften ausmachen, kehren auch in dieser zurück. Da ist die Indianerfrage, welche durch Erziehung der jungen Indianer und durch Verwandlung der alten in Privatgrundbesitzer gelöst werden soll, da ist der Vorschlag einer Tarifrevisionscommission, da ist endlich die wichtige Silber- oder Doppelwährungsfrage, welcher der Congreß bis jetzt immer feige aus dem Wege gegangen ist. Mit dem Auslande lebt man in Frieden. Der Panama-Kanal hat zum Spreizen der Flügel dem amerikanischen Adler bereits Veranlassung gegeben und er schlägt dieselben in der Botschaft von Neuem. Deutschland wird gelobt, weil es in Bezug auf die Reclamationen deutsch-amerikanischer Bürger immer liebenswürdig gewesen. Ein neuer Vertrag in Bezug auf den Gegenstand der Militärpflicht solcher Bürger wird namentlich mit Hinblick darauf für nothwendig erklärt, daß Elsaß-Lothringen nicht unter dem 1868er Vertrag einbegriffen ist.

In Sachen der Einwanderung, welche bis zum 30. November die enorme Höhe von 670,000 Köpfen, die höchste bis jetzt in den Annalen, erreichte, empfiehlt die Botschaft ein Bundesgesetz, durch welches die Beaufsichtigung derselben und deren vorübergehende Verpflegung dem Staate New-York abgenommen und unter den Bund und seinen Schutz gestellt wird. Schließlich wird dagegen protestirt, daß Europa, wie neulich wieder die Schweiz, seine Gemeindearmen und Verbrecher durch Verschiffung nach den Vereinigten Staaten sich vom Halse zu schaffen sucht. Man wird solche Einfuhr mit demselben Dampfer zurückschicken, der sie in den Hafen gebracht hat. Zum Schluß sprechen wir die Erwartung aus, daß auch jetzt das gewohnte Glück das Volk der Vereinigten Staaten nicht im Stiche lasse, und daß es verstehen wird, neben und trotz seines beispiellos materiellen Gedeihens auch jene höheren Factoren des Völkerlebens aus eigener Kraft zu pflegen und zu fördern, ohne welche Reichthum und Macht nur kurze Zeit dauern.

E. Schlaeger.

Die Ueberbürdung der Schuljugend.

Von Dr. med. F. Dornblüth.

(Schluß.)

Alle Maßregeln zur besseren Hygiene der Schule, als da sind: hinreichende Größe, Lüftung, Heizung und Erleuchtung der Schulzimmer; zweckmäßige Einrichtung der Tische und Bänke, des Unterrichtsmaterials, namentlich Einführung gut gedruckter Schulbücher und eines gesundheitsgemäßen, der Physiologie des Auges entsprechenden und gute Körperhaltung ermöglichenden Schreibunterrichts, u. a. m., die in neuerer Zeit viel Aufmerksamkeit und Förderung erfahren haben, sind doch im Ganzen nur Palliativmaßregeln, von denen die Wurzel des Uebels, die Ueberlastung durch eine zu große Zahl von Unterrichtsgegenständen und ein zu hohes Maß der Anforderungen in den Einzelfächern, nicht wesentlich berührt wird. Sie heben nur accessorische oder nebensächliche Schädlichkeiten, wodurch allerdings die Ausdauer und Leistungsfähigkeit der Schüler nicht unbedeutend gehoben werden kann. Sieben- bis achtstündige Geistesthätigkeit für Zehnjährige, acht- bis zehnstündige für Achtzehnjährige, wobei volle Aufmerksamkeit, waches Gedächtniß und rege Phantasie in Anspruch genommen werden, bleibt auch unter günstigen Außenverhältnissen mehr, als mit gesunder Entwickelung der jugendlichen Leiber und Geister verträglich ist. Diese Thatsache ist von den Aerzten unzweifelhaft festgestellt, von bedeutenden Schulmännern vielfach anerkannt worden.

Auch an tiefgreifenden Reformvorschlägen auf dem Gebiete des höheren Unterrichts fehlt es nicht. Vor Allem handelt es sich um die Möglichkeit einer Verminderung der einzelnen Unterrichtsgegenstände auf dem Gymnasium. Die alten Sprachen und die Hebung der in ihnen niedergelegten Geistesschätze genügen längst nicht mehr für eine volle Bildung; der Verkehr unter den neueren Culturvölkern, ihr Wetteifer auf allen Lebensgebieten verlangen genügende Kenntniß ihrer Sprachen: wenigstens das Englische und Französische sind neben der vollkommenen Beherrschung der Muttersprache und der genauen Bekanntschaft mit ihrer vorzüglichsten Literatur heute unentbehrlich. Erd- und Geschichtskunde, Mathematik und Naturwissenschaft nehmen im heutigen Leben einen so wichtigen Platz ein, haben nicht nur auf das praktische Leben, auf die Erwerbs- und Verkehrsthätigkeit, sondern auch auf die Grundlagen des wissenschaftlichen und ethischen Lebens einen so übermächtigen Einfluß, daß derjenige nicht mehr auf Allgemeinbildung Anspruch machen kann, der ihnen völlig fremd gegenübersteht.

In einer kleinen, höchst anziehend und mit erfrischender Klarheit geschriebenen Broschüre („Die Ueberbürdung der Schuljugend." Berlin 1882, Theodor Hofmann) hat soeben Dr. F. W. Fricke den Nachweis angetreten, daß unsere Cultur durch Beseitigung der alten Sprachen aus der Schule nicht sinken, sondern sich heben würde, wie ein vom Ballast befreites Schiff. Den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts soll nach ihm die deutsche Sprache bilden.

Die sechs Unterklassen bleiben für alle Schüler ungetrennt; dann aber, wo die Neigung für ein besonderes Fach sich zeigt und die Fähigkeit sich einigermaßen beurtheilen läßt, tritt eine Spaltung der Klassen ein, wo einerseits die Naturwissenschaften neben der praktischen Einübung der neueren Sprachen, andererseits die wissenschaftliche Behandlung der Sprachen in den Vordergrund tritt. Hier können dann auch die alten Sprachen angereiht werden für diejenigen, welche sie studiren wollen.

Neben dieser Erleichterung erklärt aber Fricke, wie schon so viele andere Schulmänner vor ihm, eine Reform der Unterrichtsmethode für unumgänglich, und zwar verlangt er, daß „in allen Schulen das Maß des gedächtnißmäßigen Wissens und damit die zeitraubende, geisttödtende Arbeit des Auswendiglernens vermindert" werde. Das gilt besonders für die Jahreszahlen unbedeutender Ereignisse, für die genauen Bestimmungen der geographischen Lage und der Einwohnerzahl von Städten ꝛc.

Wenn Geographie oder Vaterlandskunde die ganzen Stunden durch zum Auswendiglernen dictirt wird, so mag das bequem für den Lehrer sein, ist aber gewiß ebenso wenig förderlich, als wenn im Religionsunterricht alles Gewicht auf das „Wissen" von Sprüchen, Liedern, Dogmen u. dgl. m. gelegt wird. Zweckmäßige Schulbänke, täglicher Turnunterricht, Turnhallen, Turn- und Spielplätze, und die Entleerung der Klassen, so daß in den unteren höchstens 30, in den mittleren 20, in den oberen 12—16 die Normalzahl der Schüler bilden, während für die Elementarschulen 30—40 zuzulassen sind, werden ferner in ihrer hohen Bedeutung gewürdigt.

So lange freilich das gegenwärtige System noch unsere höheren Schulen beherrscht, so lange ist es heilige Pflicht der Eltern, welche diesem System ihre Kinder anheimgeben müssen, mit größter Sorgfalt darüber zu wachen, daß diesen nicht bleibender, unersetzlicher Schaden erwächst. Sie müssen dafür sorgen, daß ihnen nicht im Hause, außer der Schule, zu den für jetzt unvermeidlichen und wahrlich schwer genug zu tragenden Lasten neue, vermeidliche aufgeladen werden. Sie müssen ihnen Raum und Zeit gewähren, die Aufgaben der Schule zu bewältigen, und sie anleiten und gewöhnen, beides gehörig zu benutzen. Sie müssen darauf achten und sich mit verständigen und wohlwollenden Lehrern darüber ins Einvernehmen setzen, ob die Fähigkeiten und Kräfte der Schüler für das erstrebte Ziel ausreichen. Sie müssen für Körperpflege und Erholung Sorge tragen und dürfen auch die ersten und leisesten Zeichen der Erschlaffung und Ermattung, so wie der Ueberreizung nicht gering achten. Denn, wenn irgendwo, so gilt hier der Grundsatz: Dem Anfang widerstehe! So wichtig es ist, die Kinder frühzeitig an das Pflichtgefühl und die Erfüllung der Pflichten zu gewöhnen und deshalb ohne ausreichenden Grund weder Schulversäumniß noch Unterlassung einzelner Arbeiten zu gestatten, so unbedingt nothwendig ist es, dem ermattenden Gehirn ohne Zögerung Ruhe zu verschaffen, wenn man nicht Gefahr laufen will, es bleibenden Schaden nehmen zu sehen.

Diese Gefahr einer dauernden Schädigung des Gehirns, des Geistesorgans, wird nur durch Ruhe neben geeigneter Körperpflege, Aufenthalt und Bewegung im Freien u. dgl. m., niemals durch sogenannte Zerstreuungen beseitigt, namentlich nicht wenn diese in geräuschvollen Vergnügungen, wie Concerten, Theatern, Abendgesellschaften ꝛc. bestehen. Das angegriffene Gehirn kann durch solche neue Anstrengungen leicht vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht werden. Einen vortrefflichen Fingerzeig in dieser Beziehung gibt das Verhalten solcher überangestrengter Kinder selbst, sobald man ihnen den freien Willen läßt: Einige stürzen freilich auch dann noch über irgend ein Buch, ein Journal oder dgl. her, wo sie aber die einfachsten und fadesten Dinge vorziehen; die meisten aber, und zwar grade die begabteren, die sonst keine Minute ohne geistige Thätigkeit sein mögen, pflegen sich alsdann den einfachsten Beschäftigungen, Spielen, die weit hinter ihren Jahren zurückliegen, oder vollständigem Nichtsthun hinzugeben. Sie scheuen dann auch energische Bewegung, so beweglich und bewegungslustig sie sonst auch sein mögen, weil dem überreizten und angegriffenen Gehirn selbst die Körperbewegung wehthut, oder wenigstens unangenehme Empfindungen verursacht. In beiden Richtungen ist es ganz vorzugsweise die Veränderung der Neigungen und Gewohnheiten, welche in Verbindung mit andern Erscheinungen, z. B. Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit und Schlafmangel, Verdacht erwecken muß.

Der Verdacht kann freilich auch fehl gehen und sogar absichtlich falsch geleitet werden, wie es ja Kinder gibt, die mit nicht unbedeutendem Geschick Erschöpfung oder Krankheit vorspiegeln, um von dieser oder jener Arbeit oder Unterrichtsstunde frei zu kommen; während dagegen andere, um nur nicht von der Schule zurückgehalten oder in anderer Art besonders behütet zu werden, eine Munterkeit herauskehren, um nicht zu sagen heucheln, die sie weit entfernt sind, wirklich zu fühlen. In allen zweifelhaften Fällen, wohin natürlich auch jede erst beginnende Schwäche oder Krankheit gehört, wird sich der Sachverhalt entweder sofort, oder nach kurzer Beobachtung mit Hülfe des Hausarztes feststellen lassen, dessen Autorität, bezw. Zeugniß auch der Schule gegenüber natürlich ein Gewicht hat, das den Aussagen der Eltern nicht ohne weiteres zugestanden werden kann.

Ich sage absichtlich „des Hausarztes", also desjenigen Arztes, welcher die Kinder und die ganze Familie nicht etwa blos bei gelegentlichen schwereren Erkrankungsfällen, oder gar nur als Specialist zu irgend einem besonderen Zwecke sieht, sondern als Familienfreund oder -angehöriger — (ist ihm doch an vielen Orten die Bezeichnung „Onkel" Doctor eigen) — das ganze Familienwesen, die Art und Weise der Eltern und der Kinder kennt, mit diätetischen und prophylaktischen, d. h. die Lebensweise regelnden und bestimmten Krankheiten vorbauenden, Rathschlägen zur Seite steht, der also besser als irgend Jemand sonst auch leise Abweichungen von dem Normalzustande, leichte Zögerungen in der Entwickelung bemerken, Wichtiges vom Unwichtigen, Wahres vom Falschen unterscheiden kann.

Des Hausarztes Beobachtung, Rath und Hülfe kann auch niemals durch einen Schularzt, wo es solchen gibt, ersetzt werden, weil letzterer nur die allgemeinen gesundheitlichen Einflüsse der Schule und gewissermaßen ihre Massenwirkungen zu beobachten hat, während er unmöglich jedes einzelne Kind so genau beachten kann, wie es zur Erkenntniß beginnender Schulkrankheiten nöthig ist. Der Schularzt wird aber seinerseits von den Hausärzten die werthvollsten Winke erhalten können, um zu erforschen, ob Ursachen oder Anlässe, welche die Gesundheit eines oder des anderen Kindes bedrohen, nur durch die Natur des betroffenen Kindes, oder aber allgemeiner wirksam sind und deshalb sein Einschreiten erfordern. Ihm würde auch in zweifelhaften Fällen die Entscheidung anheimzugeben sein, ob ein Schüler auf Grund eines elterlichen oder ärztlichen Zeugnisses von einem Theile des Unterrichtes (z. B. von einzelnen Arbeiten oder Stunden, von Singen, Turnen u. dgl. m.) vorübergehend oder dauernd zu befreien ist.

Wo es solche Schulärzte, oder Amtsärzte, die mit dieser Function betraut sind, nicht gibt, muß natürlich das Urtheil jedes anderen Arztes, besonders aber des Hausarztes so lange als zutreffend und maßgebend gelten, als nicht seine Unrichtigkeit nachgewiesen ist. Im Allgemeinen wird es nicht schwer sein, auf Grund eines sachgemäßen Zeugnisses mit den Lehrern und Schulvorständen ins Einvernehmen zu kommen, da auch bei ihnen Einsicht und guter Wille vorausgesetzt werden darf, und wenn sie nicht immer ohne weiteres zuzustimmen geneigt sind, so bedenke man, daß sie vielfach nicht blos mit leichtsinnigen, trägen und unfähigen Kindern, sondern gar manchmal auch mit beschränkten, getäuschten oder weniger urtheilsfähigen Eltern zu thun haben.

Je sorgfältiger die Eltern und diejenigen, welche deren Stelle vertreten, darauf bedacht sind, die Kinder zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Schule auszurüsten und zu befähigen, desto wirkungsvoller werden sie andererseits gegen Ueberlastung derselben eintreten und namentlich übertriebene Anforderungen einzelner Lehrer auf das richtige Maß zurückführen lassen können. Freilich wird es keinem Lehrer angenehm, noch auch seiner nothwendigen Autorität förderlich sein, wenn er sich seinen Schülern gegenüber ins Unrecht gesetzt sieht, und man wird deshalb billiger Weise in solcher Form eintreten müssen, daß ihm das Nachlassen, bez. das Aufgeben eines irrigen Weges möglich gemacht wird; in der Sache selbst aber ist es Pflicht der Eltern, darüber zu wachen, daß ihren Kindern nicht Unmögliches, oder wenigstens nichts ihre Gesundheit Schädigendes angesonnen wird. Die oft gehörte Ausrede: wir wagen nichts zu sagen, weil unsere Kinder dann Unannehmlichkeiten haben würden, gegen die wir sie nicht zu schützen vermögen, ist keine Entschuldigung, denn diese Furcht vor möglichen Nachtheilen, die sich überdies durch die Form meistens werden verhüten lassen, kann uns nicht rechtfertigen, den Kindern wirklichen Schaden zufügen zu lassen. Daß solche Furcht sehr allgemein verbreitet ist, ist gewiß kein günstiges Zeugniß für Schulen und Lehrer, sie verliert aber ihre Schrecken, sobald man ihr fest ins Auge sieht: wenn die Eltern sich nicht fürchten, Ueberbürdungen als solche zu bezeichnen und zu be-

*

kämpfen, werden sie auch von den Lehrern als solche anerkannt und vermieden werden. Gilt es doch überhaupt vielleicht in den seltensten Fällen, die Anforderungen eines einzelnen Lehrers zu bekämpfen, als vielmehr ein System, dessen Gefahren und Nachtheile wohl vielfach erörtert, aber noch nicht allgemein genug anerkannt sind, und das, weil es als geschichtlich Gewordenes durch die Thatsache seines Bestehens geschützt wird, die bedachte und ausdauernde Thätigkeit aller derjenigen herausfordert, die seine Nachtheile fühlen oder erkennen. Die Eltern haben lange genug den Aerzten und einigen wenigen Schulmännern den Kampf allein überlassen, mögen sie endlich sich ermannen, miteinzutreten in den Streit, der durch zweckmäßige Entlastung der Schuljugend ihre Leistungsfähigkeit für die Schule und für das Leben zu steigern beabsichtigt.

Literatur und Kunst.

Zum Ursprung der Vernunft.

Ein Epilog zum Jubiläum der „Critik".

Von Ludwig Noiré.

Wenn ich Jemandem, der noch kein Eis gesehen und der sich über einen zugefrorenen See verwundert, sage: „Das Wasser ist gefroren," so wird dies als eine Erklärung betrachtet. In dieser Erklärung ist nun zweierlei, nämlich

1. ein Laut, der gewiß als solcher zur Erklärung der Sache nicht das Mindeste beitragen kann,

2. ein Begriff, der genau genommen gleichfalls nicht das Mindeste mehr enthält, als die vorliegende, mit den Sinnen wahrgenommene Erscheinung uns auch sagt.

Wie kommt es nun, daß man jenes Sätzchen gleichwohl für eine genügende Erklärung ansieht und sich dabei beruhigt? Das ist eine schwierige Frage, und sie kann durchaus nicht anders beantwortet werden, als wenn man auf das Wesen unserer Vernunft, und ihre Grund- oder Urfunctionen eingeht. Locke hatte dieselbe schon aufgeworfen und daraus die Unsicherheit und bloße Scheinbarkeit der meisten menschlichen Erkenntnisse deducirt.

Was das Eigenthümliche an obigem Sätzchen ist und was das darin enthaltene Urtheil zu etwas von der vorliegenden Erscheinung durchaus Verschiedenem macht, ist dieses: durch den Begriff (gefroren) wird die Erscheinung verallgemeinert oder richtiger unter eine allgemeine Bestimmung subsumirt.

Begriffe sind stets etwas Allgemeines, und diese allgemeinen Begriffe sind es, die das Wesen der menschlichen Erkenntniß ausmachen.

Wenn es recht kalt ist, so friert die ganze lebendige Schöpfung. Aber nur der Mensch kann sagen: ich friere. Er kann dies auch sagen im heißen Sommer, er kann es denken, auch wenn er keine Kälte empfindet. Warum? Weil er im Besitze der allgemeinen Begriffe ist.

Wie er nun in diesen Besitz gekommen ist? Das ist ein großes Problem, das größte und schwierigste von allen, die auf den Menschen Bezug haben. Denn es betrifft den Ursprung der Vernunft. Und Vernunft ist der Mensch selbst.

Wenn ich nun sage: „Der Mensch denkt, weil er spricht; er hat allgemeine Begriffe, weil er Worte hat," so weiß ich wohl, daß neun Zehntel der Leser ungläubig die Köpfe schütteln und sagen werden: „Nein, der Mensch spricht, weil er denkt." Es geht eben hier, wie bei allen wichtigen Wahrheiten, die stets von Anfang paradox erscheinen und bei denen es geraume Zeit dauert, bis man sich an sie gewöhnt, d. h. die alten Denkformen zerbricht und ihren Inhalt in die neuen Denkformeu umgießt. Wie lange mag es wohl gedauert haben, bis die große Mehrzahl, ihren Augen zum Trotz, die Erkenntniß in sich aufnahm, daß die Erde und nicht die Sonne sich drehe!

Also die Worte sind die festen Punkte, durch die die Begriffe gebannt werden, denen diese ihre Existenz verdanken, ohne welche unser ganzes Geistesleben nur mit flüchtigen, schattenhaften, ungeordneten Vorstellungen erfüllt wäre. Niemals, so lange es Menschen und eine menschliche Sprache gibt, hat ein Begriff ohne sein körperliches Gegenbild, das Wort, vorhanden sein können. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß mit dem Worte (als Laut) sogleich der Begriff gegeben sei. Für den Papagei ist jedes nachgesprochene menschliche Wort ohne Ausnahme Laut und nichts als Laut, gerade wie für uns das unverstandene Wort einer fremden Sprache. Der Laut ist todt, das Wort ist lebendig, sein ganzes Leben aber liegt in dem Begriff.

Wie nun Begriffe sich zuerst mit Lauten verbinden und dadurch zum Leben erwachen konnten, das ist die oben angedeutete große Frage, die zu allen Zeiten die Denker beschäftigte und zu deren Beantwortung viel Scharfsinn und viel Phantasie aufgeboten wurde. So lange dem freien Fluge der letzteren keine Schranken gesetzt waren, erschuf sie denn auch Systeme auf Systeme, und ich glaube bestimmt, daß es keinen Gegenstand gibt, über den so zahlreiche und so verschiedenartige Ansichten geäußert, so viele Bücher geschrieben worden sind, als über den Ursprung der Sprache. Man ahnte richtig, daß dies der Punkt sei, an dem der Hebel angesetzt werden müsse, und daß, wenn es gelingen könnte, den Felsen zum Weichen zu bringen, der das Geheimniß verschloß, ein unerschöpflicher, lebendiger Quell von Aufklärung über das eigentliche Wesen des Menschen, sein Denken, hervorbrechen werde.

Um aber zu diesem Ziele zu gelangen, mußten vor Allem der Phantasie die Flügel beschnitten werden. Dies geschah durch die vergleichende Sprachwissenschaft, die von dem Bewußtsein geleitet wurde: es gibt einen methodischen, d. h. wissenschaftlichen Weg, der zu jenem Geheimnisse und seiner Aufklärung führt. Nicht Dogmatismus, sondern Kritik und eifrige empirische Forschung sind dazu nöthig. Was als letztes Ziel am Ende aller unserer Bemühungen liegt, das darf unmöglich schon zum voraus, wenn auch noch so geistreich, entschieden und als Voraussetzung gebraucht werden. Wie sehr die neue Wissenschaft die früheren Anschauungen geändert, wie sehr das frühere Interesse, das von Platon bis zum achtzehnten Jahrhundert die philosophischen Denker an diese Fragen fesselte, durch neue Interessen gänzlich verschiedener Natur verdrängt wurde, kann nicht besser veranschaulicht werden als durch den Umstand, daß die Société de linguistique in Paris, deren Mitglieder die hervorragendsten Sprachgelehrten Frankreichs sind, in einem der ersten Paragraphen ihres Statuts erklärt, „sie werde keinerlei Mittheilungen über den Ursprung der Sprache oder über die Bildung einer Universalsprache entgegennehmen."*) Damit war der Phantasie die Thür gewiesen — und das war angesichts ihrer bisherigen Leistungen heilsam und nothwendig —, aber es war zugleich die Philosophie aus der Sphäre der sprachlichen Studien, an denen sie doch einen so lebhaften Antheil zu nehmen berufen ist, verbannt, und das war thöricht.

Denn was ist Philosophie anders, als das Auffinden großer allgemeiner Gesichtspunkte in allen Wissenschaften? Nicht das empirische Material, das sie etwa gesammelt, sondern die unvergleichliche Kraft des Gedankens ist es, die Kopernikus, Galilei, Kepler und Newton zu Heroen der Naturwissenschaft erhoben hat. Mit jenem Interdict wurde also die Frage nach dem Ursprung der Sprache von ihrem eigentlichen, wahren Forum verwiesen und sie konnte nun in der Welt umherirren, um von zufälligen Almosen die ihr etwa die einsichtsvollere Physiologie und Descendenztheorie (Helmholtz und Darwin, Broca und Kußmaul) spendeten, ihr Dasein zu fristen, und mit dem fadenscheinigen Gewande, das ihr eine zur leeren Phraseologie heruntergekommene Scheinphilosophie hinreichte, ihre Blöße zu decken.

Es wäre nach meinem Dafürhalten einer sprachwissenschaftlichen Genossenschaft, welche die Koryphäen der Wissenschaft,

*) S. Max Müller (Rede-Lecture): Lecture delivered before the University of Cambridge 28. May 1868.

vereinigt, würdiger gewesen zu erklären: „Keine Philosophie hat das Recht über den Ursprung der Vernunft, über das Wesen des Denkens, also über ihre höchsten Probleme irgend etwas zu entscheiden, bevor sie nicht von den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft Kenntniß genommen hat: denn die Sprache ist der Körper des Denkens und zugleich mit der Sprache hat sich das Denken entwickelt." Statt dessen gab sie der Philosophie den Scheidebrief und sagte ihr: „Sieh zu, ob dir irgend einer etwas Näheres über den Ursprung der Sprache sagen kann; hierorts ist nichts davon bekannt und wir können uns auch um derartige außer unserer Sphäre liegende Fragen nicht weiter kümmern."

„Aber so sagt mir doch," seufzte die Verstoßene, „zum wenigsten etwas über das Wesen der menschlichen Sprache und worin sie sich von den Thiersprachen, mit denen sie so gern verglichen wird, unterscheidet, damit ich doch irgend einen Compaß habe, nach dem ich meine speculativen Wanderungen einrichten kann."

„Auch darüber können wir dir nichts mittheilen, denn auch dies liegt jenseits unserer Ziele. Davon wirst du in Brehms Thierleben das Nöthige finden, der das ganze Sprachregister eines besonders gescheiden Papageis aufgezeichnet hat. Daraus kannst du deutlich ersehen, bis zu welcher Grenze das sprachliche Verständniß des Thieres geht." So ruft der Chorus und ein bedeutender Sprachforscher (Friedrich Müller) gibt der traurig sich zum Weggehen Anschickenden aus Mitleid noch den Wink: „Die menschliche Sprache ist von der Thiersprache nur quantitativ, nicht qualitativ verschieden." Letzteres vereinfacht allerdings die Sache außerordentlich, denn sie gestaltet sich nun zu einem simpeln Rechenexempel. Wenn der „besonders gescheide" Papagei Brehms, jener Mezzofanti der Thierwelt, gegen 150 Wörter „mit Verständniß" anzuwenden wußte, wenn dagegen andererseits bekannt ist, daß der ganze Sprachvorrath der Arbeiter in gewissen Kohlendistricten Englands nicht über 300 Wörter hinausgeht, ei nun, dann kann man ja wohl sagen, wie viele der Papagei noch hinzuzulernen hat, bis er zu jenem Grade der Menschenvernunft gelangen und damit also zugleich seinen Anspruch auf das allgemeine Stimmrecht wird begründen können. An jenem Tage wäre allen Papageien geholfen und sie würden sich's zunächst höchlichst zu verbitten haben, daß man gedankenlose Schwätzer in der Menschenwelt mit ihrem Namen beehrte. Es sollte mich denn auch nicht verwundern, eines Tages einem von jenen „vergleichenden Sprachforschern", die sich mit der großen Aufgabe der Herleitung der Menschensprache aus der Papageiensprache abmühen, bei seinem Eintritte in den zoologischen Garten von sämmtlichen Araks, Kakadus u. s. w. in höchster Extase durch Hin- und Herschwanken auf ihren Stangen, Flügelschlagen und unendliche Hurrahs, cheers und Zivios als ihrem würdigen Anerkenner, Vertheidiger und muthigen Vertreter eine wohlverdiente Ovation darbringen zu sehen.

Ich will aber hier, damit der Leser aus dem vorliegenden Artikel doch auch einen wirklichen Nutzen und einige Belehrung schöpfen möge, und nicht etwa blos mit scurrilen Scherzen unterhalten werde, vor denen ja bekanntlich das große Lesepublicum eine tiefgewurzelte Abneigung hat, weshalb denn auch die heutige Literatur auf einer früher ungekannten Höhe sowohl durch Adel der Gesinnung als Reichthum der Gedanken sich befindet, so daß (abgesehen von den zahlreichen Reproductionen der alten Klassiker in Antiqua- und Schwabacher-Schrift) von den früheren Dichtern z. B. Goethe uns heute höchstens noch die verschiedenen Liebeshändel und andere Realitäten interessiren können, — ich will also dem wohlgeneigten Leser hier ein ganz sicheres Kennzeichen angeben, durch welches er in den Stand gesetzt werden kann, sich niemals verblüffen zu lassen, wenn von der Identität oder Gleichartigkeit der Menschen- und Thiersprache, sei es in einer Bierkneipe oder in einer gelehrten Gesellschaft, hohe Weisheit in lauten Orakeltönen verkündet wird.

Es sind jetzt hundert Jahre her, da schickte ein schlichter, einfacher Mann, er hieß Imanuel Kant, ein unscheinbares, auf graues Papier gedrucktes, höchst incorrectes Buch in die Welt, das den seltsamen Titel führte: „Critik der reinen Vernunft." Dieses Buch hatte allerlei nützliche Folgen, die ich hier nicht alle aufzählen kann; eine der bekanntesten ist die, daß sich später Berlin nach dem Vorgange Hegels (und das ist gewiß eine seiner unvergänglichsten Thaten) die „Stadt der reinen Vernunft" nennen konnte.

Man kann in dem gemeldeten Buche (Riga, verlegt's Johann Friedrich Hartknoch) selbst heute noch allerhand Nützliches und Kurioses lernen, als z. B. daß das ganze Geschäft der menschlichen Vernunft es nur mit Vorstellungen zu thun hat (keineswegs mit bloßen Empfindungen), und daß diese Vorstellungen, durch Begriffe rangirt, geordnet und ausgeprägt zu Objecten werden, welche der einzige wahre Inhalt all unseres Vernunftdenkens seien, daß dadurch also dieses Denken einen durchaus objectiven Charakter erhalte, und daß es, wenn es von diesen Bahnen der Erfahrungserkenntniß abweiche, nothwendig in Hallucinationen, Schwärmereien und andere Irrgänge einer ihre Grenzen übersliegenden Erkenntnißkraft sich verlieren müsse.

Also Vorstellungen und Objecte, die durch die Sinnesaffectionen geliefert, aber von der Vernunft gestaltet, gebildet und durch Begriffe geprägt werden! Und nun will ich dem Leser das versprochene Geheimniß verrathen, es ist das, daß in der menschlichen Sprache jedes Wort ursprünglich Bezug auf ein Object hat, das durch das Wort bedeutet wird, und daß dadurch zu allererst die Worte Bedeutung und zugleich Verständlichkeit (aus den Vorstellungen) haben erhalten können.

Kehren wir also zu dem Eingangs dieses Aufsatzes angeführten Beispiele zurück. „Das Wasser ist gefroren" und „ich friere." Wenn man dem geneigten Leser die Frage vorlegte, auf welche Weise wohl der Begriff und das Wort frieren entstanden sein könne, ich wette tausend gegen eins, er wird in eines der allergeläufigsten Systeme des Ursprungs der Sprache mit beiden Füßen hineinspringen und sagen: „Versteht sich aus der Empfindung! Das Frieren, das Schnattern, das Klappern mit den Zähnen war das Ursprüngliche. Man hört's ja noch deutlich dem Worte an, frieren, Frost, frigus, froid! hu, es überläuft einen ordentlich, wenn man sie vernimmt. Daß man später durch Personification auch von der Pflanze, dem Wasser gesagt hat: sie frieren oder auch sie sind erfroren, gefroren, je nun das ist selbstverständlich. Ist doch der Mensch das 'Maß aller Dinge' nach Protagoras, und überträgt er doch überall das Seinige auch auf die anderen Wesen."

Und dennoch, lieber Leser, so geläufig, so natürlich, so selbstverständlich das alles klingt, so ist es doch ganz entschieden falsch und es ist nach den Aufklärungen des großen Kant gar keine andere Möglichkeit, als daß die Empfindung des Frierens erst auf dem weiten Umwege der vorgestellten äußeren Objecte hat zum Begriffe und Worte werden können; daß also nothwendig das gefrorene, erstarrte (frigus, ῥῖγος, ῥιγέω) Wasser weit früher hat zur sprachlichen oder (was dasselbe ist) denkenden Bezeichnung gelangen müssen, sowie daß ohne letztere oder eine analoge Begriffsbildung jene Empfindung niemals hätte Ausdruck und Beziehung finden können.

Dieses folgt, wie gesagt, mit unverbrüchlicher Nothwendigkeit aus der Lehre Kants.

Und wunderbar! Diesen Ursprung, dieses natürliche Wachsthum der Begriffe hat die vergleichende Sprachforschung, ohne etwas von Kant zu wissen und zu ahnen, auf ihren eigenen Wegen, nur durch ihre eigenen, empirischen Mittel in allen Stücken vollkommen bestätigt.

Statt nun aber durch diese große und wundervolle Uebereinstimmung zum Glauben an den großen Genius, der mit prophetischem Blicke ihre Resultate voraussah, bekehrt zu werden, fährt sie fort, selbst in jenen Tiefen, wo keine Empirie mehr hinabdringen und weiter helfen kann, die Philosophie zu verschmähen und sich nur auf ihre empirischen Geräthschaften zu verlassen, deren das harte Gestein spottet, so daß sie in Bezug auf ihre wichtigsten und letzten Fragen, weit entfernt den wissenschaftlichen Weg zu gehen, sich auf ein bloßes Herumtappen und Hin- und Herrathen in einem undurchdringlichen Dunkel verlegt

zu haben scheint, aus dem ihr nur die philosophische Leuchte heraushelfen und zugleich ihr den Weg zu weiterem empirischen Forschen aufhellen kann.

Das ist es also, was die Sprachforschung, wenn sie ihres wahren Berufs, Geschichte des menschlichen Geistes zu sein, eingedenk sein will, heute noch von Kant zu lernen hat.

Hoffentlich wartet sie nicht auf die zweite Säcularfeier, um es sich anzueignen.

Das Kind in der französischen Dichtung.

Von Ferdinand Groß.

In dem Monate, in welchen die Weihnachtszeit fällt, stehen die Kinder für unser Interesse obenan, die kleinen Leute, deren Charakteristik ein feiner Geist mit den Worten erschöpfte: „Das Kind ist halb ein Engel, halb ein Affe; wie tief muß es fallen, wie hoch muß es steigen, um ein Mensch zu werden . . .“ Den Kindern gehört die Jubelzeit des erleuchteten, mit aller Herrlichkeit behangenen Tannenbaumes, ihnen ist der holde Zauber gewidmet, der den letzten Mond des Jahres umschimmert . . . Da mag es denn gestattet sein, in einer die Strömungen der Weltliteratur spiegelnden Zeitschrift daran zu erinnern, wie in einer fremdsprachigen Production das Kind sich darstellt.

Den Franzosen ist die Poesie der ersten Jugend so wenig fremd wie uns. Aber sie haben dafür nicht den wunderbar naiven Ausdruck gefunden, wie z. B. Friedrich Rückert. Sie sehen an dem Kinde all das Reizvolle, das unser Auge fesselt und besticht, aber sie geben es ganz anders wieder. Man denke an Victor Hugos „L'art d'être grand-père“, an Michelets verzückte, visionäre Aeußerungen über das Kind. Dort ein ins Theatralische gesteigertes Pathos, das den Ossa auf den Pelion thürmt, um irgend ein Wort von Jeanne oder George — den schon berühmten Enkeln des Dichters — zu citiren. Hier eine somnambule Schwärmerei, die in den Wolken einhergeht und darum keinen Boden unter den Füßen hat. Dort der Bombast, hier die Extase, nirgends die objective Reproduction. In „Monsieur, Madame et Bébé“ erweist Gustave Droz sich als einen Kinderbeobachter, aber er trägt einem raffinirten Geschmacke Rechnung, indem er mit den Kindern allerlei Frivolitäten in Verbindung bringt — „un peu vif“ nennen ihn seine Landsleute. Als den französischen Schilderer der Kinderwelt, der uns Deutschen noch am nächsten steht, ist wohl Louis Ratisbonne zu betrachten, dessen Bücher „La comédie enfantine“, „Les petits hommes“ und „Les petites femmes“ in tausend und tausend Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet sind. Er malt Miniaturbilder aus dem Leben der Kinder, aus deren Beziehungen zu Eltern, Erziehern, zur Außenwelt, er denkt sich in die Kleinen hinein, und doch ist seine Art der Kinderschilderung eine specifisch-nationale. Ein Theil seiner Bücher ist für Kinder, ein Theil über Kinder geschrieben. Die letztere Gattung erscheint mir als die werthvollere, denn hier kann Ratisbonne sich gehen lassen, hier stört nicht sein Hang zu koketter Pointirung, nicht seine Manier, anstatt des Kindes überhaupt die Species des Enfant terrible auftreten zu lassen. In Frankreich gilt Ratisbonne als der eminenteste Kinderschilderer der Gegenwart. Theophile Gautier sagte über seine Poesien: „Mit einer Feder, welche dem Flügel eines Engels entnommen zu sein scheint, hat die Muse Louis Ratisbonnes das ursprüngliche und keusche Repertoire der „Comédie enfantine“ entworfen, welche die Mütter über die Schultern der Kinder hinweg lesen und die Väter — entzückt von den Feinheiten einer Kunst, die sich verbergen will — mit auf ihr Zimmer nehmen . . .“ Ratisbonne — der am 29. Juli 1829 in Straßburg geboren wurde und derzeit als Bibliothekar des Senats in Paris lebt — ist den Lesern besser als durch jede kritische Würdigung durch eine Verdeutschung etlicher seiner markantesten Gedichte vorzustellen. Bei dieser Uebertragung habe ich die Schlußfolgerungen weggelassen, die er den Gedichten anhängt. Ratisbonne stellt irgend eine Scene hin, und anstatt diese dann durch sich selbst wirken zu lassen, gibt er nach dem Muster des „Haec fabula docet“ in einigen Zeilen die Moral der Scene. Damit schädigt er den Eindruck und gibt kleinen Kunstwerken, die auf eigenen Füßen gehen könnten, unnöthigerweise Krücken.

Elise schämt sich.

„Elise, denke d'ran, was ich dir sage,
Im Hemde läßt vor Niemand man sich sehen.“
Sie war vier Jahre alt und ein'ge Tage,
Da braucht man noch nicht Alles zu verstehen!

Sie legt die kleine Stirn in düst're Falten;
Der Mutter Wort ad notam sich zu nehmen
Und künftighin gehörig sich zu schämen,
Verspricht Elise, und sie wird es halten.

Am selben Abend läßt sie sich entkleiden,
Da kommt — sie trippelt eben zu dem Bette —
Ihr Bruder Paul. Er ist wie eine Klette
Und alles Andre eher als bescheiden.

Allein er stutzt, da er von ihr vernommen:
„Halt! Wart'! Ich habe nur ein Hemd am Leibe
Und zeige d'rin mich nicht . . . Jetzt komm' und bleibe.“
Sie wirft das Hemdchen ab und läßt den Bruder kommen.

Das Besuch-Spiel.

Die Eine sagt: „Marg'reth', wir spielen Damen!“
„„Nein, spielen wir Besuch. Das ist gar fein!““
„Es ist dasselbe mit verschied'nem Namen . . .
Du bist zu Hause hier, ich trete ein.“

„Schön guten Tag.“ — „Ich freu' mich Sie zu sehen.
Wie Sie Geschmack entwickeln, welche Pracht!
Dies Hütchen! Wessen Hand ließ es entstehen?“
„„Sie sind zu gütig, — ich hab' es gemacht.““

„Sie Fee! Mit eig'nen Händen solchen Hut!
Und die Gesundheit?“ — „„Besser.““ — „Ach, Sie scherzen,
War jemals anders sie als völlig gut?“
„„Mein letztes Baby . . . Müdigkeit und Schmerzen!

Ich stillt' es selbst auch — gegen alle Sitte.
Man lebt nur für das liebe Ebenbild.““
„Gewiß . . . Was macht Ihr zweites Kind, ich bitte?“
„„Das and're Kind, das hat mein Mann gestillt.““

Brüderlichkeit.

„Hier, Laura, hast du Kuchen für euch Zwei,
Theil' mit dem Bruder brüderlich die Gabe.“
Die kleine Unschuld fragt erstaunt dabei,
Was „brüderlich“ denn zu bedeuten habe.

„Man weist, selbst wenn man Leckerbissen liebt,
Den größ'ren Theil dem Andern freudig zu.
Das nennt man: brüderlich.“ . . . Die Kleine gibt
Den Kuchen Paul und sagt: „So theile du.“

Muttersorge.

„Sag' mir, wie deiner Puppe Name ist.“
„„Alice.““ — „Ein schöner Name! Ist sie brav?“
„„O ja; jedoch ob wachend ob im Schlaf,
Zu schaffen gibt sie mir zu jeder Frist.““

„Alice ist deiner Mühen würd'ger Preis!
Ein Auge wie das deine hell und blau,
Von lichtem Golde trägt die Haare sie zur Schau.“
„„Ja, nur daß leider sie dies Alles weiß.““

Grabschriften.

Am Allerseelentag mit seinem Vater
Zum Gottesacker ging ein munt'rer Knabe.
Und was die Großen thun, nacheifernd that er:
Er las den Nachruf auf so manchem Grabe.

Las Ruhm und Lob und Preis bei jedem Namen
Und las von hohen Tugenden, von echten.
Der Knabe frug, als sie nach Hause kamen:
„Sag' Vater, wo beerdigt man die Schlechten?"

Ein holländischer Novellist.

Wie kunterbunt zieht es an unsern Blicken vorüber, in den verschiedensten Formen auf- und absteigend, in den wechselvollsten Farbentönen schillernd, das uralt alltägliche Menschentreiben!

Und sollte man nicht, wenn man sich zu ruhig klarer Beobachtung des Weltlaufs erhebt, sollte man nicht meinen, daß es leicht wäre das bunte Getriebe zu schildern, die Bühne und die Spieler? Liegen ja die Typen vor uns, um nur aufgegriffen, die Farbentöne, um nur nachgezeichnet zu werden.

Und doch ist die vermeintliche Leichtigkeit pure Täuschung. Das Gemälde, das wir verlangen, soll es eben wirklich Bedeutung, Leben und innere Wahrheit haben, ist ungefähr — so leicht zu entwerfen, so leicht, wie es uns werden mag, den Ton eines der bewunderten Goethe'schen oder Heine'schen Liedchen zu treffen, ohne ein ungeschicktes Plagiat zu begehen! Sie stehn gar zu nahe, die zwei Gefahren — sein Porträt entweder durch das Herunterfallen in die ordinäre Alltäglichkeit und den nackten Naturalismus zu verballhornen oder durch das Verflüchtigen in nebelhafte Sternenhöhen zu verhimmeln. Es steht gar zu nahe, daß wir (mit Jean Paul) in Nebelstern-Regionen verschweben oder in den Kraut- und Kohlgarten hinunterfallen. Und vollends die psychische Tiefe in der Seelenzeichnung; jene oft so einfachen Accorde, bei deren Anklingen doch unser ganzes Wesen nachzittert! Da hilft gar die Kunst nicht; wenn es nicht rein und voll aus einer eigen gestimmten und erfüllten Seele herausklingt, so weckt es auch keine voll nachtönende Harmonie, in Freude oder Schmerz. — Sie ist nicht so leicht, die Kunst jener Zeichnung, das beweisen auch die Autorenzahlen. Es werden sich in unserm Jahrhundert in den sämmtlichen großen Weltliteraturen (von der deutschen ist hier abgesehen) von genialen Skizzenzeichnern und novellistischen Erzählern ersten Ranges kaum noch weiter welche finden, die den glänzenden Namen des Engländers Charles Dickens, des Amerikaners Francis Bret Harte und des Russen Iwan Turgénjew an die Seite zu stellen wären.

Versuchen wir's mit dem holländischen Novellisten J. J. Cremer, in seiner Art und auf einem wesentlich enger umschriebenen Felde. Es ist der Niederländer, jeder Zoll; der Niederländer mit dem friedlichen Gemüthe, dem auch der drohend aufgezogene Donner meist wieder in der Stille nach dem Sturme verhallt; der Niederländer in der sorgfältigen Detaillirung und Reinlichkeit der Striche und in der freiwilligen Beschränkung — holländisches Genre. Sind es ja im Grunde blos Land und Leute der Betüwe, d. i. der guten Aue, jener fruchtbaren Niederung im Süden der Provinz Gelderland, zwischen Rhein und Waal, die das eigenste Gebiet seiner intimen Beobachtung ausmachen. Cremer ist wieder ganz er selbst; nichts Exotisches wie bei Bret Harte, nichts Bizarres oder künstlich Pikantes wie dann und wann bei Dickens, und auch nicht die melancholische Schwere eines Turgénjew.

Seine stehenden Lieblingsgestalten sind wirklich einmal so recht aus dem Volke heraus geholt, — ein selten gewordenes Verdienst. Es sind Bauern und Bäuerinnen von der tüchtigst ehrenhaften und von der verderblichsten Art, insonderheit dem Geiz- oder dem Hochmuthsteufel verfallen oder auch wohl in der Umkehr vom Laster zur Tugend begriffen. Es sind Bauerndirnen von derb grobem und von ausnahmsweise feinem und lieblichem Zuge. Es sind Knechte und Mägde, Taglöhner und Hausirer, meist das Leben in einer für sich stehenden kleinen Familie; das Leben in Liebe und Haß, beim Gebet und bei der Arbeit, im traulichen Stübchen oder auf der sonnverbrannten, auch wohl sturmgepeitschten Ebene; im Glück und Frieden, im unseligen Reichthum und der zufriedenen Armuth, aber auch im schweren Elend und Verbrechen. Selten nur und wenig geht er über diese Kreise hinaus, etwa zum kleinen Schreiber- und Beamtenstand über. Dafür kennt er seine Leute; er weiß sie auswendig und schaut ihnen mitten ins Herz hinein. — Mit Vorliebe behandelt er den Gegensatz von Stadt und Land; die geschniegelten, raffinirten, kränklich verzogenen Stadt- und die noch ziemlich klotzigen und klobigen, derb beschuhten, aber oft an Leib und Seele gesund gebliebenen Landleute in ihrer disparaten, nicht selten komischen Berührung, rufen seinen gutmüthigen Humor wach. So gleich in der ersten Erzählung der deutschen Ausgabe*) sehen wir dies. Im „Vetter aus Geldern" ist eine städtische Beamtenfamilie, die gern oben hinaus möchte und es doch nicht im Sacke hat, während der linkisch bäurische Vetter Jansen außer dem tüchtig gesunden Herzen ein solides Bauerngut und den gefüllten Geldbeutel besitzt. Es ist komisch, wie das aristokratische Paar sich auf dem Lande Herrn Jansens Schinken und Kuchen recht gut schmecken läßt; wie sie dann den Mann, als er auch einmal die Stadt anschauen will, gar nicht fein, aber um so rascher abhalfen, was der kluge Praktikus recht gut merkt; und wie sie sich schließlich dazu erheben, eine ansehnliche Summe Geld von ihm zu leihen. Vollständig nach dem Leben! Ideal könnte höchstens das sein, daß der Gefoppte gutmüthig das Geld hergibt. — Ins gleiche Kapitel fällt, was „Gerrit Moser und sein Sohn Gisbert auf der Amsterdamer Kirmeß" erleben, eine ziemlich theuer und köstlich dumm ablaufende Geschichte, deren Moral ein gescheidterer Nachbar in den einfachen Worten zieht: „Was thust du auch mit Holzschuhen auf dem Eise?" Im Grunde ist's in der Geschichte „Auf der Eisenbahn" derselbe Contrast, nur in veränderter Form; das Kapitel von einer wahrhaft schreienden Jugendverziehung und Unnatur, in bengelhaft sprechenden Exemplaren vorgeführt; und dagegen das patriarchalisch ansprechende Idyll, wie ein Bauernjunge sein altes Mütterchen die ganze Fahrt über in den Armen trägt, damit es nicht erschüttert werde.

Die charakteristischen Tonweisen, in denen sich Cremer bewegt, sind: der tragische Ton oder doch der hart ans Tragische streifende, der überwiegend komische, der gemüthlich-idyllische, der tragische in einer Mischung zu gleichen Theilen mit dem idyllisch-sanften, und der komische in eben derselben Mischung. Entschieden ist er am stärksten in der Combination dieser Mitteltöne, und wohl liegt in ihnen die meiste Wahrheit; liebt es doch das Leben selbst, hart neben die Wiege den Sarg zu stellen.

Unter den tragisch gemeinten Geschichten steht „Der nagende Holzwurm" obenan. Wie der Bauer Harmen Homan, vom Geizteufel besessen, die arme Waise Franske zu einer unglücklichen Heirath treibt und die eigne alte Mutter, die der verhungerte Kettenhund gebissen, fast zum Tode verkommen läßt. Da rüttelt eine düstre Vision mächtig sein Gewissen auf; er kehrt um von den schlechten Wegen, und Alles wird wieder gut. — „Der rechte Joseph." Nochmals der Geizteufel. Es sind der arme Bauernknabe und die reiche Bauerntochter, die sich lieben. Der schäbige Alte schlägt den Jungen fast todt, wird aber durch Großmuth des Getroffenen und durch den eignen Schreck geistig kurirt, während dieser körperlich heilt. Liebe und Glück sind das Ende. — „Bella Ruhl." Eine im bäurischen Stand seltenere Krankheit. Der reiche Bauer Govert hat die schöne aber arme Bella gern, hält sich jedoch zum Dichter geboren und wird durch eine schmeichlerische Sippe, die auf seine Hand oder besser sein Geld spekulirt, zum ausgemachten Narren heraufgeschraubt. Sein vernachlässigter Hof brennt nieder, und

*) Fünf Bände; Leipzig, Reclam.

er kommt ins Irrenhaus; doch geheilt wird er noch mit seinem Mädchen glücklich. — In „Gretchen vom Königshofe" ist's der bäuerliche Aberglaube, der nahe daran ist, einem zarten Mädchen von 18 Jahren das Leben und dem rationeller denkenden Geliebten das Glück des Lebens zu rauben; doch auch da bricht sich die hochgespannte Krisis glücklich. — „Das zirpende Grillchen" ist das einzige Stück, das wahrhaft tragisch abschließt. Der starke Michel liebt das zarte Hannchen; der Vater des Mädchens, nicht trauend und aufgehetzt, widersetzt sich, und dem schmucken Burschen setzt eine derbe Bauerndirne so lange nach, bis er sie heirathen muß. Jahre vergehen: In Michels Haus haben gräulicher Unfriede, die Noth und das Laster ihre Wohnung aufgeschlagen; er geht als Trunkenbold unter, und Hannchen ist bei dem letzten Versuch zu helfen ob dem Elend und der Verkommenheit so erschrocken, daß ihr das Herz bricht.

Zu den überwiegend komischen Nummern gehört „Der Hausfreund." Es ist der Notariatscandidat Flitz, grade kein Kirchenlicht; aus Eifersucht auf ein Mädchen, dem er nachhält, stellt er sich auf die nächtliche Lauer und wird da von einem vermeintlichen Rivalen als Vagabund aufgegriffen. Es ist urkomisch, nur für den armen Flitz nicht, bis es doch auch für ihn gut ausläuft. — „Gerrit Moser und sein Sohn", die Stadtfahrt zweier eingerosteten Bauern. Die Abenteuer der sonst nie aus ihrem Nest Herausgekommenen sind eine einzige Kette von lächerlichen Auftritten, und die Genarrten zahlen mit schwerem Geld.

Gemüthlich-idyllisch ist „Wiege-Mie" d. i. Marie, die Geschichte eines verlassenen und von guten Leuten aufgenommenen Mädchens, denen das Wohlthun reichlich vergolten wird. Es ist eine kleine Perle an Einfachheit und Gemüth.

Der idyllisch abgedämpfte tragische Ton ist am reichsten vertreten. „Die Pfauenfeder." Hauptperson ist der reiche Bauer Hannes Balders, dem der Hochmuth den Kopf auch fast bis zum Aberwitz verdreht hat. Da kommt die Schicksalswendung: Auf einer tollen Wettfahrt, die er eingegangen, kommt sein leidenschaftlich geliebtes Söhnchen um, es ist seine Schuld; er selber wird todtkrank und — steht als ein neuer Mensch auf. Nun tritt er in einträchtige Verbindung mit der bisher schmählich zurückgesetzten Familie seines arm gebliebenen Bruders Arie und gibt auch dem Liebesbunde der eignen Tochter mit dem Sohne jener Familie seinen Segen. Es ist ein schön anziehender Kreis von Menschen, in dessen Mitte wir schließlich stehen. Obgleich auch da das Verhängniß schwer hineinspielte und es wohl mußte, um ein verblendet Menschenherz zu heilen, so ist doch der überwiegende Charakter des Ganzen so innig gemüthlich, so voll Frieden und still besänftigendem Licht, welches sich über eine innig zusammenhängende Gruppe guter Menschen ausgießt, daß wir dieses Bild, was Mischung der Töne und Farben betrifft, neben die besten stellen dürfen. — So steht's auch mit einem zweiten, „Tante Dina". Es ist allerdings eine wohlhabende alte Jungfer, aber ja nicht nach der gewohnten Alt-Jungfern-Art, sondern herzensgut und dazu fein verständig. Sie findet eine ebenso nützliche wie erhebende Lebensaufgabe in der Erziehung von zwei angenommenen Kindern; das eine ist ihr Nichtchen Aennchen, das andere der von der Straße aufgelesene verwahrloste Knabe Paul eines elenden Trunkenboldes; und beide gerathen wohl. Die zwei jungen Herzen, die glücklich neben einander aufwachsen, lieben sich. Da kommt nach Jahren der noch tiefer gesunkene Vater Pauls in die Gegend zurück und verübt an der Pflegerin seines Knaben einen Raubmord, der nur durch Dazwischenkunft des eignen Sohnes in so weit gemildert wird, als Tante Dina wenigstens leben bleibt. Von da an ist Paul wie umgewandelt; das heillose Verhängniß, das auf ihm lastet, raubt ihm alle Lebenslust; er geht weg aus dem Haus des Friedens und will in die Welt hinausstürmen. Da führt ihn der Weg zum Zuchthaus, in dem der Vater sitzt; der ist todtkrank, und der Sohn bringt ihn wenigstens zum Versuch einer letzten Aussöhnung mit Gott und dem eignen Gewissen. Nun ist auch für ihn der Bann gebrochen; er kehrt heim, die beiden jungen Herzen werden glücklich; die alte Pflegerin stirbt in Frieden. Auch hier überwiegt bei weitem der gemüthlich-idyllische Zug. — Noch eine Erzählung gleicher Art: „Der blinkende Hahn". Der arme Hausirer Harmen Kast ist in der Jugend wegen eines Mädchens, das zwei Bewerber hat, mit seinem Rivalen in fatalem Streit zusammengerathen; der Gegner hat ihm die eine Hand arg verstümmelt, und seine Frau — die Umworbene hat *ihn* bevorzugt und geheirathet — ist bald hernach infolge des Schrecks gestorben. Das Leben des Armen ist von da an gebrochen, und an seinem Herzen nagt der Haß, und doch möchte er sich diesem stachelnden Feind seiner Ruhe nicht hingeben. Da fügt es das Geschick, daß die eigne Tochter und der Sohn jenes Feindes sich verlieben. Nun der Herzenskampf; das Gute in ihm wird Sieger; Glück und Frieden kehren ein.

Zum tragikomischen Genre gehört „Der Vetter aus Geldern", welcher besonders darin eine tüchtige Partie frisch aus dem Leben herausgegriffener Komik enthält, daß uns das Stück das verschmitzt betrügliche und freche Treiben einer sauberen Dienerbande in dem geschniegelt halb vornehmen Hause in flagranti aufdeckt; das schnippische, boshafte Dienstmädchen Sienchen ist ein Prachtstück dieser Art. — „Ein Tag in der Residenz." Zunächst geht's in der Hauptstadt einem linkisch-schüchternen Steueramtscandidaten fast so arg als den zwei Bauern auf der Kirmeß; er vergreift sich impertinent und sagt vermöge eines launischen Quiproquo einem hohen Beamten, dem er sich empfehlen soll, recht undelikate Dinge ins Gesicht; die in der Verlegenheit begangene Verwechslung ist tragikomisch. Nun aber wendet sich das Blatt. In der Krankenstube einer armen, aber von seelenguter Hand gepflegten Familie und im Salon befreundeter und gediegener Leute tritt ihm so viel Gemüth und reines Glück entgegen, daß es auf den weltunerfahrenen, aber guten jungen Mann fast bewältigend einstürmt; der verlegene Candidat bringt die sichere Aussicht auf ein Amt heim und — dazu eine herrliche Frau.

Nehmen wir ganz besonders Act von den eigenartigsten und höchst gespannten psychischen Conflicten; sie treffen folgende schon genannte Personen: da ist der filzige Bauer Harmen Homan, der zu neuer und schöner Menschlichkeit zurückkehrt; der Kampf läuft rasch ab, geht aber in hohen Wogen, die Angst steigt bis zum Todesgrauen. Da ist der arme Hausirer Kast, der den lebenslangen Haß überwindet; der Conflict hat noch tiefer als dort ins Innere gefressen und die Wandlung ist freiere Selbstthat. Dann der hochmüthige Bauer Balders, der nach bitterschwerer Prüfung ein neuer Mensch wird nach dem Sinn des Evangeliums; der Fatalismus hat sein Werk gethan, Fügung von oben, der sich jeder menschliche Eigenwille beugen muß. Da ist der junge Paul Dissel, den die Unthat des verdorbenen Vaters fast zum Verzweifeln bringt, bis es wieder in seinem umdüsterten Geiste tagt. Diese also und andre stehen in jenen schweren Stürmen, die das arme Menschenherz in seinen allerinnersten Tiefen erschüttern. Und sie sind mit jener absolut kunstlosen Einfachheit und Wahrheit erfaßt, mit jener überzeugenden Treue durchgeführt, mit jener Intimität bis in alle Falten des Herzens verfolgt, wie das nur einem selber tiefen Gemüthe zu schauen und wiederzugeben möglich ist; *den* Blick hat nur der geborne Dichter. Es ist der volle Realismus in der Entwicklung und Geschichte der Menschheit, aber durch die Poesie verklärt.

Eine wahrhaft ingeniöse Art des Gemüthsausdrucks und der Zeichnung hat er, halb lachend und halb wehmüthig, aber nie schwächlich. Seht einmal, wie das arme Häslein, das der Sonntagsjäger nicht getroffen, das er aber mit der Familie und den geladenen Gästen heroisch verspeist, die Geschichte seiner letzten Lebens- und Leidensstunden erzählt. Oder nehmt das gelungene Porträt des jungen Bürgermeisters van Bavik, ein kleines Kabinetstück. Hört, wie erfinderisch eine junge Frau ihren übrigens ebenso gutmüthigen Mann zu einer edlen Handlung, nämlich zur Aufnahme einer armen verlassenen Waise beredet, die neben den sechs eignen auch armen Kindern doch Platz und Nahrung findet; und umgekehrt, in welchem Ton ein herzloser Geizhals eben die Waise aus ihrem bisherigen Heim hinausstößt. Und

achtet wohl darauf, wie ein hart, ja verstockt gewesenes Vaterherz schmilzt, und wie Sonnenschein, milder, süßer Sonnenschein sich auf Einen Streich über einen ganzen gedrückten Familienkreis, über bang schlagende Herzen ausgießt. Das sind Naturlaute, die in tiefster Seele nachklingen.

Cremer hat ein friedlich Gemüth und eine friedlich umgrenzte Phantasie; vom holländischen Leben die familiäre Ruhe, die Innerlichkeit des in sich geschlossenen Heim. Er läßt allerdings die Stürme darüber weggehn, die Winde rauschen und die Wellen tosen; aber es sind die Stürme des Herzens mehr als die der Natur, es sind die menschliche Leidenschaft und das menschliche Leid. Er ist dieses Tones ebenso wohl Herr. Und doch — ist's ja, als ob er sich danach sehnte — führt er uns immer wieder aus diesen heftig erregten Zonen zurück; die Stürme verrauschen, die schwarzen Wolken verziehen sich, die Friedenssonne steigt auf. Da liegt das fruchtgesegnete Gelände, da das Dörfchen und das stille Haus und die Kammer, und da liegen nach tapfer überstandenem Kampfe die geprüften Herzen vor uns, offen und rein — und Alles lacht uns an. Unter allen seinen Geschichten und Novellen schließt eine einzige in Nacht und Tod ab. Es verlangt ihn, daß der Himmel wieder blaue — innen und außen. Den Eindruck macht der dramatisch beschleunigte Gang der Handlung, den er da und dort in seine Sturmbilder hineinlegt, kräftig bis zum Erschütternden; dann fällt der Ton sacht ab, gemessen, Stufe um Stufe, bis auch das letzte Grollen des fernab verziehenden Donners blos noch leise nachzittert, um dem Menschen die Empfindung des stillen Glückes nur süßer zu machen. Damit hängt zusammen, daß er überwiegend gut geartete Menschen vorführt; wenn sie schlecht, vom Wohlsein verwöhnt, vom Unverstand verzogen, so macht ein Schicksalsschlag sie gut. Und sie haben tiefes Gemüth; sie empfinden weicher und feiner jedenfalls, als es wohl sonst in diesen Kreisen der Fall ist oder wenigstens, als wir's vermuthen. Da ist der poetische Duft, den er über seine Gestalten wirft, vollkommen berechtigt; thut er doch der Wahrheit in der Zeichnung keinen Eintrag. Um so weniger, als der Dichter zu seinem Glücke niemals sentimental wird; keine leiseste Spur dieser krankhaften Verzärtelung, die sich sonst leicht grade den stillen Gemüthern anhängt; kein Anflug eines ungesunden, unwahren Gefühls, das zuweilen Modekrankheit ist. Fest, bestimmt, rund und klar sind seine Figuren. Die Handlung — und es ist ihrer für die kurzen Bilder mehr als genug — läuft rasch, gehalten ab; die Sprache hat Mark, sie trifft, schneidet ein. Sollten wir schließlich das Erste und Höchste, was uns an diesem Autor fesselt, in Ein Wort zusammendrängen, so ist es nicht die Kunst, die gar nicht klein sein mag; es ist die kernige Gesundheit und sonnenhelle Klarheit eines tiefen Gemüthslebens, das Allem, was menschlich ist, sich erschließt und in allen Fibern nachzittert. Nicht Ein falscher Ton; nicht Ein gemachtes oder gesuchtes oder gekünsteltes Bild! — Nicht selten erinnert Cremer an unsern herrlichen Theodor Storm, und etwas Besseres ist nicht zu sagen. J. J. Honegger.

Bierphilosophie.

Eine Plauderei von Ludwig Speidel.

Deutsche Reisende, die Wien vor dem Jahre Achtundvierzig besucht und ihre Erlebnisse und Bemerkungen im Druck haben ausgehen lassen, wissen viel und mancherlei von den östreichischen Weinen zu erzählen, während sie in Betreff des Bieres ein hartnäckiges Stillschweigen beobachten. So ist ein gemüthvoller Süddeutscher, der sich Anno 1840 in Wien herumgetrieben, von der Güte und Billigkeit des niederöstreichischen Traubenblutes völlig entzückt, und führt als Gewährsmann den Kaiser Napoleon an, dem der Klosterneuburger vorzüglich gemundet habe; dagegen findet im Jahre 1833 ein Vergnügungsreisender aus dem Schnapslande an der Spree dieselben Weine so unter aller Würde, daß er Jedermann vor dem unvorsichtigen Genuß derselben nachdrücklichst warnen zu müssen glaubt. Des Bieres aber wird weder mit Glimpf noch mit Schimpf gedacht. Dem Fremden stellte sich also dazumal die Bevölkerung Wiens als eine wesentlich weintrinkende dar. Wer heute nach Wien kommt, wird auch in dieser Hinsicht einen ganz anderen Eindruck mitnehmen. Im Schoß der Wiener Gesellschaft hat sich innerhalb eines Menschenalters, erst leise anpochend, dann immer dreister hereinbrechend, die merkwürdigste Umwandlung vollzogen: eine ursprünglich weintrinkende Bevölkerung wendete sich nämlich schrittweise von ihrem Leibgetränk ab, und ist nachgerade eine eingefleischte Liebhaberin des gehopften Gerstensaftes geworden. Trübsinnig schleicht die schwarze Katz' aus unseren Weinkellern, und der deutsche Bierheilige, das derbe, von Fett triefende Knäblein, hat sich rittlings aufs Faß geschwungen und sitzt triumphirend oben.

In solcher raschen Abdankung des alten Nationalgetränkes steckt ein Räthsel, das aus örtlichen Ursachen nicht völlig zu erklären sein dürfte. Das Bier empfiehlt sich ja nicht etwa durch seine Billigkeit, vielmehr ist es als Erregungsmittel des Leibes und der Seele, also nach seinem Alkoholgehalt betrachtet, entschieden kostspieliger als die gewöhnlichen Weinsorten. Eine Halbe ehemaligen Guldenweines (jetzo Vierziger genannt) zündet im Menschen ein ganz anderes Feuer an, als die doppelte Menge Lagerbier, und doch ist jene nahezu um ein Viertheil billiger als diese. Daß der Wein zehre, das Bier hingegen nähre, ist eine bis zum Ueberdruß wiederholte Redensart. Allein im Ernste von der Nahrhaftigkeit des Bieres zu reden, ist nicht mehr gestattet, seit Justus v. Liebig — freilich zum Leidwesen nahrungsgläubiger Altbayern — ein- für allemal dargethan, daß Bier nicht viel mehr Nahrungsstoff in sich habe, als etwa gut gesättigtes Zuckerwasser. Vielmehr wirkt das Bier, wenn es die Eßlust auch zeitweilig dämpft und den inwendigen Menschen über seinen nahrungsbedürftigen Zustand täuscht, als kräftiges Respirationsmittel doch wesentlich Appetit erregend, wie denn ein Blick in die Steuerbücher lehrt, daß Bäcker, seit das Bier in Aufnahme gekommen, nicht weniger Brod einschießen und die Fleischer nicht weniger Schlachtvieh abthun.

So scheint denn für den märchenhaften Aufschwung des Bieres nur Eine Erklärung übrig zu bleiben: daß sich nämlich den geistigen Getränken gegenüber der Geschmack des Volkes, aus allerdings unbegreiflichen Ursachen, gründlich geändert habe. Da ist es nun merkwürdig zu beobachten, wie dieser Geschmackswechsel nicht blos lokal auftritt, sondern so allgemein durchbricht, daß sich in den letzten Jahrzehnten fast alle Weinländer der alten Welt von einer heftigen Biersehnsucht ergriffen zeigen. Die Actienbrauerei zu Mainz tränkt aus ihren Pfannen den ganzen Mittelrhein mit Gerstensaft; und gerade in den weinreichsten Gauen, und gerade innerhalb eines Zeitraumes, da die Rebe sechs Herbste nach einander von überschwänglichstem Segen triefte (1857—1862), griff der Biergenuß immer siegreicher um sich. Wo die pikante Wittwe Cliquot ihre süßen Beeren preßt, wo die edle Firma Lafitte ihre röthlichen Trauben keltert, wachsen mit riesigen Rauchfängen Brauhäuser aus der Erde, welche mit ihrer dampfenden Bierwürze die sanfte Blume des Weines überduften. Rüstige Brauknechte sind über die Pyrenäen gestiegen und schöpfen ihr Sudwasser aus dem Ebro und aus der Guadiana. Bier, der Proletarier, ist ein Gentleman geworden, und sitzt gegenwärtig fast aller Orten mit der feinsten Gesellschaft zu Tische.

Hier waltet ein physiologisches und psychologisches Geheimniß, dessen Schleier wir nur mit unsicherer Hand zu lüften trachten. Von der französischen Revolution ist es gesagt, daß sie die Runde um die Welt machen werde. Nie ist richtiger prophezeit worden. Sie ist beständig auf der Fahrt, sie bringt den Fuß nicht aus dem Bügel. Wo sie hintritt, gährt es in den Köpfen, zuckt es in den Nerven, kocht es im Blute. Hat man aber nie bemerkt, daß mit der Ausbreitung der französischen Revolution die Verbreitung des Bieres gleichen Schritt hält, daß hinter jedem revolutionären Sappeur von der Seine ein handfester Brauknecht von der Isar langsam aber sicher nachschreitet? Paris und

München sind in der That die beiden Pole der modernen Geschichte. Dort wurde die Revolution und hier das Bier (non pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution) gebraut. Lange schwebte der Geist der Geschichte brütend über den bayerischen Sudpfannen, und als die Zeit erfüllt war, ging von dem Herzen Altbayerns, ja von dem Herzen seines Herzens, dem Münchener Hofbrauhause, die reine Lehre vom braunen Bier in alle Welt aus, und suchte mit ihrem milden Oel den revolutionären Sturm der Gemüther zu beschwichtigen. Instinctiv, wie schwangere Frauen nach Eierschalen oder Kreide greifen, um die Knochenbildung ihres Kindes zu befördern, griffen die Völkerschaften nach dem Bierglas, um die Empörung ihrer Nerven und ihres Hirns niederzutrinken; denn während der Wein die Phantasie beflügelt und die Springfedern des Handelns aufs Höchste spannt, setzt das Bier, mäßig genossen, auf alle Lebensgeister einen Dämpfer, und versenkt den Genießenden in eine Art pantheistischen Traum, in welchem alle bestimmten Gegenstände und Gedanken selbstlos untertauchen. Nicht uneben hat daher ein großer bayerischer Biergelehrter sein heimatliches Getränke „flüssigen Lotus" genannt. Den friedfertigen Charakter des Bieres mag man auch daraus ermessen, daß, sobald die Bierpreise in München steigen, die Leute dort revolutionär werden, weil sie ihr gehöriges Maß nicht mehr zu sich nehmen können. Das Münchener Hofbrauhaus wurde nun, von den Bedürfnissen der Zeit getragen, eine hochwichtige politische Institution, welche für die conservative Sache durch ihre Sendboten unvergleichlich mehr wirkte, als jene Christlich-Germanischen in der Mark und in Hinterpommern, die sich ihre krausen Lehren von abtrünnigen Juden haben formuliren lassen.

Im Siege des Bieres über den Wein mögen wir aber auch einen Triumph des alten germanischen Geistes erblicken. Jakob Grimm hat es wahrscheinlich gemacht, daß das Wort Bier durch eine kühne Substantivbildung aus dem Zeitwort bibere hervorgegangen, und daß daher unsere Altvordern das Bier vorzugsweise das Getränke genannt hatten. Die germanischen Götter waren tüchtige Bierzecher; die Edda berichtet von manchem tiefen Zug, und Tacitus spricht ein wenig verächtlich von einem aus Weizen oder Gerste bereiteten weinartigen Pansch (humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus), welchen die Deutschen zu trinken pflegen. Aber diese biertrinkenden Völker haben das ewige Rom über den Haufen geworfen, und der alten Welt ein anderes Gesicht gegeben. Neben dem Beruhigenden muß im Bier doch eine zähe Kraft und nachhaltige Energie stecken. Der Engländer führt sein Ale bis über die Linie mit sich; Biertrinker haben Nordamerika colonisirt, Ostindien erobert, und sind eben daran, das uralte Reich der Mitte der westlichen Cultur zu erschließen. Das Bier ist in beiderlei Sinn ein weltüberwindendes Getränke: indem es auf den ruhelosen Drang und die Leiden dieses Lebens lindernden Balsam gießt, und indem es zu weitaussehenden Thaten zwar nicht begeistert, aber kräftigt. Herr Hoff in Berlin, welcher seinen Mitmenschen unter der euphemistischen Etikette „Malz-Extract" Bier zu trinken gibt, hat die Gebrechen und Bedürfnisse seiner Zeit aufs Tiefste erkannt. Auch das widerwillige Zeugniß des deutschen Reichskanzlers ist nicht zu verwerfen, der erst nach dem zweiten oder dritten Glas Bier dieses Getränke zu schelten anfängt.

Wenn im Vorhergehenden mit einiger Hochachtung und Würde vom Bier gesprochen und auch die unmaßgebliche Meinung gewagt worden, der Genuß dieses Getränkes möge wohl zu etwas mehr nütze sein, als die Steuerkraft des Landes zu steigern, so darf der Leser nicht etwa glauben, man habe einer Privatleidenschaft eine weltgeschichtliche Perspective geben wollen. Physiologen und Culturhistoriker sprechen lehrreich genug über den Einfluß von Speise und Trank auf Einzelne wie auf Völker. Was wäre England ohne sein Rindfleisch und ohne sein Bier? Uebrigens bekennt man sich offen als einen aufrichtigen Schätzer des Gerstensaftes und denkt mit Goethes Werther: „Nur insofern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden."

Ein Votum für die Weltausstellung in Berlin.

Die Frage nach einer diesmal auf deutschem Boden, speciell in der Reichshauptstadt, zu veranstaltenden Weltausstellung tritt gerade jetzt wieder in ihrer ganzen Dringlichkeit heran.

Gegenwärtig wird in Italien eine internationale Ausstellung für das Jahr 1885 bis 1886 geplant. Der Special-Bevollmächtigte der römischen Regierung ist bereits hier eingetroffen. Gelangt diese Absicht zur Ausführung, so wird Deutschland für eine Reihe von Jahren, vielleicht für unabsehbare Zeit, von einem derartigen Unternehmen zurückstehen müssen. Es nützt nichts in solcher Sache, wenn man Ausstellungsmüdigkeit vorschützt, oder wenn man die ethische Zweckmäßigkeit der großen Ausstellungen theoretisch erörtert und bezweifelt; damit lassen wir nur anderen Nationen das Prävenire. Es gibt noch andere Dinge mehr, deren der Fabrikant müde ist und die er sich gern vom Halse schaffen möchte, wenn ihn nicht die unerbittliche Concurrenz dazu nöthigte. Da gibt es kein langes Bedenken, es heißt: hier ist Rhodus, hier wage den Sprung — oder verzichte überhaupt auf das Vorwärtskommen.

Diesmal hat uns wieder der Mangel an Einigkeit und Klarheit über die zweckmäßige Art der Ausstellung nicht früher zur Entscheidung kommen lassen. Ob eine national-deutsche oder eine internationale Ausstellung stattfinden soll, darum dreht sich nun bereits seit einem Jahre die Debatte, obgleich dieselbe für die öffentliche Meinung schon durch das Votum einer sehr berufenen Versammlung, welche im Sommer im Berliner City-Hôtel stattfand, entgültig entschieden sein sollte. Der damals zu Gunsten einer Weltausstellung gefaßte Beschluß ist neuerdings durch die Abstimmungen des Handelstages glänzend bestätigt.

Allerdings ist die Meinung der berufenen Fachkreise nur der eine Factor, der andere und schließlich entscheidende ist der Entschluß der Reichsregierung, denn selbstverständlich ist ohne deren Mitwirkung eine internationale Ausstellung in Deutschland nicht ins Leben zu rufen. Da aber eine zweifellose Klärung der öffentlichen Meinung wohl als eine Voraussetzung für das Vorgehen der Regierung betrachtet werden mag, so wird es von Interesse sein, im Folgenden kurz und bündig über die betreffenden Verhandlungen im Zusammenhange zu berichten.

Der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller hatte bereits am 28. Januar dieses Jahres die Ausstellungsfrage auf seine Tagesordnung gesetzt und, da eine sofortige Einigung nicht zu erlangen war, eine Commission aus Vertretern verschiedener Interessengruppen zur Vorbereitung weiterer betreffender Verhandlungen gebildet. Am 17. Juni wurde nun in Ausführung des damals gefaßten Beschlusses eine neue Versammlung einberufen, welche noch durch Deputirte aus anderen Kreisen, so des Berliner Architektenvereins, des Vereins Berliner Grundbesitzer, des Berliner Künstler-Vereins und noch mehrerer anderer Corporationen verstärkt war; außerdem waren die Mitglieder des Handelsministeriums, des Reichs- und Landtages, sowie der städtischen Behörden geladen worden. Die Competenz dieser Versammlung, die gestellte Frage: „Ob deutsch-nationale, ob internationale Ausstellung?" ihrerseits zu entscheiden, war wohl außer Zweifel, wie denn auch alle im Laufe einer sehr animirten, dramatisch bewegten Debatte auftauchenden Vorschläge auf Vertagung der Entscheidung, oder auf Berufung einer noch zahlreicheren Versammlung, mit dem sehr geeigneten Hinweis zur Ruhe gebracht wurden, daß es höchstens gelingen könne, eine neue Versammlung zu demselben Zwecke zu berufen, welche quantitativ stärker, daß aber in Rücksicht auf Qualität eine Steigerung kaum denkbar sei. Und wie war das ziemlich unerwartete Resultat dieser mit Sorgfalt in Scene gesetzten Berathung? Die Majorität entschied sich für eine Weltausstellung. Die Mehrheit für diesen Beschluß würde noch größer gewesen sein, wenn nicht die entgegenstehende Resolution, neben der deutsch-nationalen Ausstellung mindestens in zweiter Linie die Weltausstellung als das zu erstrebende Ziel in sich aufgenommen hätte. Recapituliren wir noch einmal kurz die Gründe, welche für und wider ins Feld geführt wurden, und zwar zuerst die für die national-deutsche Ausstellung sprechenden. Als erster und schwerwiegendster mußte die ablehnende Stellung, welche die Reichsregierung gegen die Weltausstellung auf eine directe Anfrage bekundet haben sollte, gelten. Diese Thatsache von größter, eminent praktischer Bedeutung war es auch wohl besonders, welche die Stellung des Commerzienraths Kühnemann, des bekannten glücklichen Veranstalters der

Berliner Ausstellung des Jahres 1879, bestimmte. Zunächst fanden die allgemeinen, sehr richtigen Ausführungen des Herrn Kühnemann ganz ungetheilten Beifall. Derselbe betonte die eingetretene Ermüdung und Uebersättigung des Fachpublicums durch die große Anzahl der sich rasch folgenden und selbst mehrfach gleichzeitigen Provinzialausstellungen. Werth und Würde des Ausstellungswesens überhaupt würde durch diese Zersplitterung der Kräfte und zu oftmalige Wiederholung sichtbar herunter gedrückt. Der unvermeidliche Raum mit der Ueberzahl von Erquickungsanstalten, das sogenannte „nasse Dreieck", wie es in Berlin hieß, werde allmählich zur Hauptsache, die eigentliche Ausstellung dagegen zum Anhängsel, und wenn keine Remedur einträte, so ließe sich die Zeit absehen, in der man zu einer neuen Auflage unserer alten Stadtschützenfeste mit ihren obligaten Plundermessen zurückgeführt sein dürfte. — Das Bisherige hätte freilich auch zu Gunsten einer Weltausstellung gesagt werden können, denn was die Würde einer solchen Veranstaltung anbetrifft, so macht sich in diesem Falle die Sache selbst doch so ernsthaft geltend, daß die unentbehrlichen Gaukeleien für das immerhin bedeutende Contingent der Vergnüglinge dagegen zurücktreten muß. — Aber nun wendete sich der Redner speciell gegen eine internationale, etwa in Berlin zu veranstaltende Ausstellung, indem er die Gefahr eines wahrscheinlichen Mißlingens in Anbelang des materiellen Erfolgs hervorhob. Berlin habe keine Anziehungskraft für Fremde, dann fehlte es an Wohnungen zur Aufnahme derselben — letzteres kann zwar eigentlich nicht eintreten, wenn keine Fremden kommen —; schließlich würde damit eine neue Schwindelepoche für den Grundbesitz heraufbeschworen werden.

Von anderen, ebenfalls gegen die Weltausstellung auftretenden Rednern wurde noch manches Bezügliche beigebracht, aber außer den schon gewürdigten Haupteinwänden: der ablehnenden Haltung der Reichsregierung und dem vermutheten finanziellen Mißerfolge, nichts Durchschlagendes hinzugefügt. Es machte sich in ganz absonderlicher Weise der Umstand geltend, daß sich die meisten der vorgeführten Gründe ins Gegentheil verkehren ließen. Es ging den Rednern öfter wie Bileam, dem confusen Propheten, der segnete, wenn er zu fluchen gedachte, und umgekehrt. Derartige, im Gegensinn wirkende Gründe waren hergeleitet aus der Nöthigung, die deutsche Leistungsfähigkeit einmal concentrirt zu sehen, oder, was so ziemlich auf dasselbe hinausläuft, aus der Dringlichkeit, die Unbekanntschaft mit unseren eigenen Leistungen endlich zu beseitigen.

Es fehlte auch nicht an schlagenden Entgegnungen von der anderen Seite. Das für die Veranstaltung einer internationalen Ausstellung auf deutschem Boden Vorgebrachte mußte wohl von einem Hauch siegender Wahrheit begleitet sein, denn es war mächtig genug, eine diesem Plane günstige Stimmung hervorzubringen, die augenscheinlich zu Anfang in der Versammlung nicht vorhanden war. Durchschlagend in diesem Sinne wirkte der Hinweis darauf, daß es nun einmal Zeit sei, der endlosen immer wiederkehrenden Concurrenz von Deutschen gegen Deutsche ein Ende zu machen, daß die Concurrenz mit fremden Nationen die wahrhaft nützliche sei, und daß man uns endlich einmal ebenfalls den Vortheil gönnen solle, den die Führung des Kampfes auf eignem Boden jedem Streiter gewährt. — In der That haben bereits alle civilisirten Nationen, sogar einige uncivilisirte, diesen unschätzbaren Vortheil genossen, nur die deutsche nicht. Sämmtliche Hauptstädte Europas haben die Gelegenheit gehabt, die Völker zu sich zu Gaste geladen, nur Berlin nicht, und ein längeres Hinausschieben erscheint für uns kaum noch statthaft. Das neue deutsche Reich ist auf diesem Gebiete noch eine That schuldig, die seine Existenz beweisen soll. — Die Ausstellungsmüdigkeit wird immer am besten durch eine Weltausstellung überwunden werden. Sollten wir uns vor der Möglichkeit eines Deficits fürchten? Gewiß nicht, wenn es größere Vortheile zu erlangen gilt; aber es ist gar nicht einmal sicher, daß es eins gibt, denn wir Deutschen werden die Ausführung mit vorsichtiger Gründlichkeit behandeln, wie wir dies immer bei der Vorbereitung großer Thaten gethan haben, und diese sorgende Bedächtigkeit begründet und verheißt den Erfolg.

Der Stadtverordnete Herr Scheidnig wollte auch die ablehnende Stellung der Reichsregierung nicht als unbedingt feststehend gelten lassen; er wollte an die Möglichkeit glauben, daß die begründet vorgebrachte Meinung competenter Fachkreise hierin noch eine Aenderung bewirken könne.

Der Erfolg der schließlichen Abstimmung war, wie bereits berichtet, zu Gunsten der Weltausstellung, und dieser Beschluß erhielt eine erhöhte Bedeutung durch die Zusammensetzung der Versammlung, worin derselbe gefaßt wurde. Die hier Anwesenden waren meistentheils Männer der Praxis, die naturgemäß den Oportunitätsgründen sehr zugänglich sind. Der Localpatriotismus kam diesmal für das Für und Wieder kaum in Frage, denn das leichter und ohne Anstoß zu Erreichende, in seiner lokalen Wirkung für Berlin fast Gleichbedeutende, lag unbedingt auf der Gegenseite. Es waren deutsche, allgemein-nationale Erwägungen, welche hier die Entscheidung gaben. Nach gefaßtem Entschluß verstand es sich von selbst und wurde auch noch besonders ausgesprochen, daß die einmal gefallene Entscheidung allseitig respectirt und die Verwirklichung derselben einmüthig angestrebt werden solle.

Ganz ebenso wie in der oben geschilderten Berliner lokalen Versammlung, nur mit weit stärkerer Majorität, ist dieselbe Frage nun auch vom deutschen Handelstage in seiner Sitzung vom 10. December beurtheilt worden. Allerdings hatte auch diesmal Commerzienrath Kühnemann den alternativen Antrag gestellt: Falls die Reichsregierung geneigt sei, eine internationale Ausstellung zu veranstalten, so möge sie die nöthigen Schritte thun, daß die geplante italienische Ausstellung für 1885 und 1886 in Wegfall komme; oder falls die Reichsregierung einer Weltausstellung überhaupt nicht geneigt ist, so möge sie dem Plane, in den Jahren 1885 oder 1886 eine nationale Ausstellung zu veranstalten, dadurch Vorschub leisten, daß sie die Hinausschiebung der internationalen Ausstellung in Rom um etwa zwei Jahre erwirke.

Die Abstimmung ergab aber noch weit entschiedener, als damals im Verein Berliner Kaufleute und Industriellen, ein unumwundenes Resultat zu Gunsten einer Weltausstellung. 62 Handelskammern votirten gegen eine nationale Ausstellung und nur 8 für eine solche. Ferner votirten 45 für eine Weltausstellung und nur 22, meist die Vertreter der Hütten- und Montan-Industrie, gegen eine solche.

Ueber die Richtung der öffentlichen Meinung kann hiernach wohl kaum ein Zweifel aufkommen, und es steht zu hoffen, daß noch in letzter Stunde eine entsprechende Entscheidung getroffen wird, daß nicht noch einmal der rechte Zeitpunkt ungenützt vorüber geht. Der diesmalige Verzicht würde die Folge haben, Deutschland auf mindestens zwölf oder fünfzehn weitere Jahre aus der Bahn zu drängen.

G. Ebe.

Aus der Hauptstadt.

Sonderausstellung in der Nationalgalerie.

(Adolf Schrödter, Karl Blechen, August Bromeis, Marie von Parmentier.)

Unser großer Uhland hat in seiner schönsten Ballade das Lob des „schlichten Heldenthums" gesungen, jener Thaten und Werke, welche Frau Fama nicht mit ihrer Reclametrompete der Welt und dem Erdkreis verkündet, sondern die ihre stille, aber warme Anerkennung bei einer kleinen Gemeinde fein besaiteter Gemüther finden. Nun, es gibt auch schlichte Künstler, die keine himmelstürmende Feuergeister oder praktische Erfolgsjäger sind und unbeirrt den Weg einschlagen, den sie für den richtigen hielten, unbekümmert um das Geschwätz der Neider und den Beifall der Menge. Auch sie schaffen „was frommet und nicht glänzt". Vier solchen Künstlern gilt die eben eröffnete 14. Sonderausstellung in der Königlichen Nationalgalerie. Weder August Bromeis noch Marie von Parmentier, ja nicht einmal Karl Blechen und Adolf Schrödter gehören zu den populärsten und gefeiertsten Namen; doch ein stiller Kreis von Verständigen kennt und liebt sie und begrüßte darum herzlich die durch die Liberalität von Privatsammlern und Angehörigen der Künstler ermöglichte Ausstellung ihrer vollendeten oder als Skizze oder Studie zurückgelassenen Schöpfungen.

Am wenigsten ist über August Bromeis (1813—1881) zu sagen. Seine Kohlenzeichnungen, meist nach italienischen Naturmotiven, haben Schwung, einfache Größe, Stil, aber in diesen akademisch empfundenen Veduten fehlt das liebevolle Versenken ins Kleine, die eigentliche poetische Stimmung. Es sind eher genial entworfene Illustrationen, als eigentliche Bilder von malerischer Wirkung. Mehr Ansprechendes bekommt man in den der Wiener Landschafterin Marie von Parmentier (1846—1878) gewidmeten zwei Räumen zu sehen. Die Ein-

wirkungen ihres Lehrers Daubigny erkennt man überall. Links und rechts grüßen die Baumwipfel des Waldes von Fontainebleau, die Gegenden des französischen Künstlerheims: Dammarin, Barbizon und La Rochette, herüber. Da stehen wir in unbestimmter Abend- oder Morgenbeleuchtung am Waldesrande. Der feuchte Duft der nahen Seine liegt über den Wipfeln der Bäume und den Spitzen des uncultivirten Rasens. Kühe kommen aus dem Waldesdunkel. Eine menschliche Gestalt in blauer Blouse schlendert durch das lange Riedgras und vom blau und weiß gescheckten Himmel senkt sich eine undefinirbare Stimmung auf die ganze nur in undeutlichen Umrissen, aber mit erstaunlicher Naturwahrheit wiedergegebene Landschaft. Die blaue Gestalt im Grünen fehlt auch nicht auf einem zweiten Bilde, dem Seitenstück: unter dem nämlichen Himmel liegt eine haideartige Gegend; erratische Blöcke im verwilderten Wiesenplan, den ein schmutziger Pfad durchschneidet. Es ist ein sehr ansprechendes Mittelding zwischen Corot und Daubigny. Unter den französischen Motiven finden wir auch ein flott gemaltes Hafenbild von Dieppe. Der Quai mit seinen verwitterten Häusern, die Segel- und Dampfschiffe auf dem mäßig aufgeregten Element, der Steamer, der mit rauchendem Schlot eben seine Fahrt antritt, und der salzige, qualmige Dunst von der offenen See her, das Alles ist in meisterhafter Färbung und Stimmung wiedergegeben. Auch unter den Oelskizzen und Aquarellen findet sich noch manches bedeutende Stück.

Ein ganz eigenartiges Talent war Karl Blechen (1798—1840), ein trotziger Autodidakt, der sich erst mit 25 Jahren der Kunst zu widmen anfing. Er besaß einen feinen Natursinn, Schwung, Kühnheit, Originalität, sogar eine gewisse genialische Größe, aber seine Technik blieb bis zuletzt hart, ungelenk, beinahe unbeholfen. Ganz vorzüglich in der Lichtbehandlung ist sein „Meeresufer im Mondschein bei Neapel", wo ein intensives Blau in der Luft, auf den Strandfelsen und über dem Meere liegt; aber der Himmel mit seiner wie durch ein Taschenmesser geschlitzten Oeffnung, in welche sich eben der bleiche Mond hineinschiebt, ist schwer und unbeweglich, wie ein dicker Teppich. Auf diesem und anderen, übrigens stets energisch charakterisirenden Bildern wird man allzu sehr daran erinnert, daß Blechen eine Zeit lang Decorationsmaler am Königstädtischen Theater war. An die Bühne gemahnen auch die etwas conventionellen Figuren, so die Tarantellatänzerinnen am Strand von Neapel und die Wäscherinnen von Narni mit ihren frisch vom Garderobier bezogenen Kostüms; um so herrlicher ist auf diesem Bilde die landschaftliche Staffage gelungen mit der entzückenden Aussicht auf den breitgekuppelten Soracte. Ganz decorativ gedacht ist auch das türkische Intérieur (178); prächtig dagegen: „Der Bau der Teufelsbrücke", wo der rein technische Vorgang sehr stimmungsvoll mit der grandiosen Alpenlandschaft in Connex gezogen ist. Viel Treffliches findet sich auch unter den Federentwürfen für Theaterdecorationen, den prächtigen Baumstudien in Sepia, den Thierskizzen in Kreide und Blei, den Aquarellen aus Pompeji (sämmtlich Eigenthum der Nationalgalerie) und den getuschten Kostümfiguren in verschiedenen Posen.

Der bekannteste der vier Aussteller ist ohne Zweifel Adolf Schrödter (1808—1875). Er war der Satir im Malerchor der älteren Düsseldorfer Schule und besaß wohl mehr Witz und gesunde Lebensanschauung, als alle seine Collegen, der unvergleichliche Robert Reinick natürlich ausgenommen. Während seine Genossen die überschwängliche romantische Geschichtsmalerei ins Werk setzten, da erwachte das parodistische Element in dem jeder Unnatur abgeneigten Schrödter. Lessing schuf das trauernde Königspaar, aber Schrödter malte lieber den Triumphzug des Königs Wein; Hermann Stilke malte stilvolle Kreuzfahrer und Ritter, Schrödter illustrirte als warnendes Beispiel den Don Quijote; Bendemann malte den trauernden Jeremias und die trauernden Juden; Schrödter schuf jenes im Besitz des Kaisers befindliche lustige Bild: „Die betrübten Lohgerber". Und dabei blieb sein kecker Humor immer liebenswürdig, gesund, deutsch. Kein hämischer Zug entstellt seine stets vornehme Ironie. Beweis die köstlichen lithographischen Blätter aus dem mit dem hannöverschen Advocaten Detmold, dem witzigen Verfasser der „Anleitung zur Kunstkennerschaft", herausgegebenen Album: „Thaten und Meinungen des Abgeordneten Piepmeyer", eine ergötzliche Satire auf die gelehrten Politiker von der Paulskirche. In den Caricaturen, wo er immer innerhalb der Grenzen der Schönheit bleibt und nie die menschliche Species entstellt wiedergibt, ist auch Schrödter bedeutender, als auf seinen Oelgemälden, so sehr er auch hier recht Treffliches geleistet, wie z. B. des Ritters von der traurigen Gestalt Liebeserklärung; oder die „Rheinweinprobe" mit dem verständnißinnigen Kellermeister, um dessen Mund der schlürfende, schmeckende, prüfende Zug frappant der Natur abgelauscht ist; oder „Götz von Berlichingen vor Gericht", wo man dem biderben Rittersmann jene klassisch grobe Antwort von den Lippen lesen kann, die nur noch in der Frankfurter Zwoten Auflage von 1774 zu finden ist.

Prächtigen Humor athmen vor Allem die Gelegenheitsbilder, wie der Carton „Künstlerfahrt nach Rom": mit langen fliegenden Rockschößen wandern die edlen Musensöhne des Weges, zwei von ihnen saugen eben an dem strotzenden Milchquell einer Kuh, die nur mit Noth zum Stillstehen gebracht werden kann, ein dritter wird von einer robusten Bäuerin im Schubkarren befördert, und ein Vierter ist mit einem riesenhaften Carton in den Armen unter einem Lorbeerbaum selig eingeschlafen. Namentlich gern hält sich der Maler an volksthümliche Figuren. Er illustrirte in Oelfarben und mit dem Bleistift den Rattenfänger, Till Eulenspiegel, den Bärenhäuter, und da er das Glück noch hatte, das Große Jahr zu erleben, so ist es natürlich, daß er seine Kunst auch dem strammen Füselier Kutschke widmete. Freilich schmeckt auch er nach dem Düsseldorf der Dreißigerjahre; er ist nicht genug moderner Mensch.

Aber der vielseitige Schrödter war vor Allem ein Poet. Man betrachte nur in der Ausstellung die reizenden Aquarellen: „Frühlingseinzug", „Der Storch kommt", „Die vier Jahreszeiten", oder die phantastisch duftigen Blumenstücke, Arabesken und Ornamente. Trefflich illustrirte er auch Rückert, Arndt, Chamisso, Heine, und zwar nicht mit jener süffisanten, überklug den Dichter ironisirenden Manier, die vielen unserer heutigen Illustratoren zur Manie geworden ist, sondern mit liebevoll congenialem Eingehen in die Intentionen des Dichters.

Z.

Notizen.

Der Reichstag ist in die Weihnachtsferien gegangen, ohne große Ergebnisse seiner bisherigen Arbeit. Diese stehen erst nach der Wiederaufnahme seiner Thätigkeit kommenden Januar in Aussicht. Bis jetzt waren es interessante Redeturniere mit dem Kanzler, ganz zuletzt auch mit Herrn von Puttkamer, der in Sachen der amtlichen Wahlbeeinflussung Gesichtspunkte aufstellte, die sogar sehr gemäßigten liberalen Mitgliedern höchst bedenklich erschienen sind. Es fehlte nur noch die Nachahmung des neulichen Wahlverfahrens für die Notablenkammer in Kairo, wo die Polizei je drei Candidaten auf eine Estrade stellte, während die Wähler unten offenen Mundes und in großer Verlegenheit eines Winkes der Behörde harrten, wem Jeder seine Stimme geben sollte. Von erfreulichen Resultaten des parlamentarischen Fleißes seit der Eröffnung ist fast nur die Regelung der Frage wegen des Reichstagsgebäudes zu verzeichnen, das nun endlich unter Dach kommen soll. Die neuen Mitglieder wollten das Provisorium los sein und unser ohnehin großartiges Berlin doch noch mit einem Prachtgebäude überraschen. Die deutsche Hauptstadt hat den frischgewählten Abgeordneten aus der Provinz, wie jedem ankommenden Fremden, ohne Zweifel außerordentlich imponirt. Als Lord Beaconsfield während des Berliner Congresses hier verweilte, nannte er Berlin die schönste Stadt des Continents. Es ist ja eine Stadt voll Palästen! rief er bei der ersten Orientirungsfahrt aus. Der englische Premier glaubte nämlich, jedes Haus in Berlin wäre nach Londoner Sitte durchweg nur von einer Familie bewohnt. So erschienen ihm denn die enormen Gebäude noch monumentaler als sie in Wirklichkeit sind. Aber das Krähwinkel früherer Jahrzehnte ist doch verschwunden. Auch die osmanische Ordensmission konnte sich von der deutschen Residenz gar nicht trennen. Russische Diplomaten begannen den Kopf zu schütteln und sich zu fragen, was den türkischen Marschall Ali Rizami Pascha und seinen geschickten Begleiter, Reschid Bey, so lange an den Kaiserhof am Wilhelmsplatz, wo sie Wohnung genommen, fesseln mochte. Man flüsterte von Allianzprojecten, die Deutschland für gewisse Fälle eine ganz respectable Armee von viermal hunderttausend Mann zur Verfügung stellen sollten. Die Nothwendigkeit einer Gegenmine wurde sicherlich in Erwägung gezogen.

Niemand dachte daran, daß Berlin so gut wie Paris, und vielleicht noch mehr, Ausländer über deren ursprüngliche Absicht hinaus lebhaft interessiren konnte. Ganz abgesehen von der unzweifelhaft großen politischen Bedeutung, welche in Wahrheit die Aufnahme beanspruchen mußte, die den Würdenträgern, die dem Kaiser Wilhelm den höchsten türkischen Orden überbracht hatten, seitens des hiesigen Hofes und des Reichskanzlers zu Theil wurde. Den Panslavisten und sonstigen Annexionisten mußte das begreiflicherweise zu denken geben. Sehr ungern trennte sich auch von uns der französische Botschafter, Graf St. Vallier, der seinen rührenden, allerdings eigenthümlichen Abschiedsschmerz in einem von ihm geschriebenen und nicht ohne Absicht veröffentlichten Briefe Deutschland und dem Erdkreise zur Kenntniß brachte. Der Berliner raisonnirt bekanntlich gern über seine Heimat. Solche Zeugnisse indessen von den verschiedensten Seiten werden vielleicht Manchen überzeugt haben, daß es sich doch in unserem verschrieenen Weichbilde ganz gut leben lassen muß. Wer möchte sagen, ob der Papst, sollte er einmal ernstlich an ein Exil in Norddeutschland denken, nicht am liebsten zu uns nach Berlin käme! Man stelle sich das Aufsehen eines solchen hochromantischen Ereignisses vor. Wie viele Leitartikel würden geschrieben, wie viele Reporternotizen verfaßt, wie viele Telegramme expedirt werden. Nachdem die päpstliche Idee, nach Fulda zu kommen, sich als eine Ente erwiesen hatte, tauchte eine andere Lesart auf. Der Papst habe einmal gesprächsweise gegen Jemand die Möglichkeit angedeutet, daß er vielleicht ein Asyl im Norden Europas suchen könnte. Da wäre ihm von deutscher Seite Fulda insinuirt worden und daraus wäre das Sensationsgerücht entstanden. Wir überlassen natürlich die Verantwortlichkeit dafür, den es angeht, und erwarten kein officiöses Dementi, das uns mit Rücksicht auf eine bewährte Unfehlbarkeit auch noch niemals widerfahren ist. Der Gedanke eines päpstlichen Aufenthalts in Berlin hat aber jedenfalls seine verführerische Seite. Das Centrum würde wieder massenhaft nach der Wilhelmsstraße strömen, die Aera Windthorst vergessen und der Culturkampf so tief begraben sein, als schlummerte er in den römischen Katakomben. Leo XIII. würde sich natürlich, auch wenn er niemals aus der Treviquelle getrunken, nach Rom zurücksehnen. Aber der deutsche Amphitryon hätte ihm gewiß inzwischen ein besseres Garantiegesetz und ein anständiges weltliches Heim mit einem Garten am Tiberufer, wie es Herr Lagueronniere seiner Zeit träumte, zu verschaffen gewußt. Soll doch nach glaubwürdigen Mittheilungen König Humbert bei seinem jüngsten Aufenthalt in Wien den Wunsch eines friedlicheren Verhältnisses zu Seiner Heiligkeit nicht verhehlt haben. Zahllose Combinationen strömen damit dem forschenden Geiste entgegen, welchen sinnig nachzuhängen nur der Mangel an typographischem Raum vor Weihnachten verhindert.

* * *

Ersetzter Verlust. Novelle von Alfred Friedmann. 2. Aufl. Hamburg 1881, J. F. Richter.

Wäre diese Novelle vor mehr als hundert Jahren vom alten Zachariae verfaßt worden, so hätte er sie wohl „ein scherzhaftes Heldengedicht" genannt. Sie ist in hübschen Versen geschrieben, deren scherzhaft gemeinter Ton vornehmlich in den recht drolligen Reimpaaren hervorklingt. Ueber die Person der Helden könnten freilich Zweifel aufsteigen. Die heldenmütigste von allen ist eine alte Amme, welche sich für ihren mittlerweile zum reizendsten Weibe herangeblühten ehemaligen Säugling ein Ohr abschneiden läßt. Mir scheint dies freilich um keinen Preis ein scherzhaftes Motiv zu sein. Doch es ist gefährlich, mit dem Herrn Verfasser de gustibus zu disputiren. Er hat sein Gedicht mit soviel theils in Scherz, theils in Ernst getauchten Pfeilen gegen die Recensenten oder, wie er sich ausdrückt, gegen den „Kritiker vom X-Blatt" fortificirt, daß es Einem, der selbst so was Aehnliches ist, angst und bange dabei werden muß. Er suchte nach einem „Stoff der alles Volk begeisterte, worunter auch zu rechnen die Kritik". Wir stellen dahin, ob er solchen Stoff gefunden und geformt hat, und anerkennen gerne das Scherzhafte in einzelnen Reimen und das Poetische dieses Gedichtes in manchen theils elegischen, theils dithyrambischen Abschweifungen, die alle von des Dichters entschiedenem Talente zeugen. P. Schl.

* * *

Bei Paul Frohberg in Leipzig ist unter dem Titel: Die physikalischen Kräfte im Dienste der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft, eine freie Uebersetzung des in Frankreich so beliebten A. Guillemin'schen Werkes herausgekommen. Der Bearbeiter, Professor Rudolf Schulze, hat mit großem Takt die allzu einseitig national gefärbten Stellen des französischen Originals wesentlich modificirt und mit Fug auch die Arbeiten deutscher Physiker, Chemiker und Techniker berücksichtigt. Die Schwerkraft, der Schall, das Licht, die Wärme, Magnetismus und Elektricität, kurz alle physikalischen Kräfte sind hier vom Gesichtspunkt der heutigen Wissenschaft behandelt, und das halbe Tausend Holzschnitte und Karten kommt dem Verständniß in trefflicher Weise entgegen.

* * *

Iduna. Deutsche Heldensagen, dem deutschen Volk und seiner Jugend wiedererzählt von Karl Heinr. Keck. Vierter Theil. Leipzig 1881, B. G. Teubner.

Mit dem soeben erschienenen Bande „Dietrich von Bern und seine Gesellen", der sich an „Gudrun", „Die Nibelungen" und „Wieland der Schmied" anreiht, ist das ganze Werk als abgeschlossen zu betrachten, nachdem Alles, was sonst noch aus der echt deutschen Heldensage von höherem Belange und künstlerischer Gestaltung zugänglich, wie z. B. Wolf Dietrich, Walter von Aquitanien, König Rothers Brautfahrt ꝛc. entweder schon in den Nibelungen oder im „Dietrich von Bern" selber seine Erledigung findet. Hier galt es vor Allem, die in der Wilkinasage, der Hauptquelle, vorhandenen überzahlreichen, aber verworrenen Bilder von Allem, was mit Dietrich in Verbindung steht, so wie das in unserer eigenen mittelalterlichen Poesie Zerstreute zu sichten und künstlerisch zu gestalten, eine Aufgabe, welche der Verfasser in der glänzendsten Weise gelöst hat, während er andrerseits in den wichtigsten und wesentlichen Ergebnissen der Forschung der Zustimmung der Sagenkundigen sicher sein darf.

Was Dietrich selber anlangt, so sieht der Verfasser in demselben mit gutem Rechte ursprünglich Naturkräfte, welche auf die wärmere Jahreszeit im Kampfe mit dem Winter hinweisen, so daß wir unwillkürlich an die uralten Winter- und Frühlingsspiele denken müssen. Dietrich erscheint als der holde Frühling, der mit stiller aber unwiderstehlicher Kraft wirkt, allmählich die verheerenden Wasserfälle bändigt, indem er die abnehmende Menge des Elements vertheilt, in Berg- und Waldschluchten die heulenden Ströme bekämpft, Sümpfe austrocknet und auch die Meeresfluthen zähmt, sohin als der milde und stets gütige Volksfürst und rechte Volksbeglücker, der Habe und Wohlstand mehrt und Alle erfreut, zugleich aber auch als Vertreter der Treue, der trotz den Verfolgungen des Winters alljährlich wiederkehrt. Beim Durchgang durch die Geschichte der Völkerwanderuug aber ward die uralte Gestalt des Sommergottes Dietrich mit dem geschichtlichen Theodorich, dem leuchtenden Helden jener Zeit, in Eins verschmolzen. Und da sich dabei der altgermanische heidnische Geist in der Sage lebendig erhalten, so hat der Verfasser mit Recht seine Darstellung in die altheidnische Zeit zurück verlegt, denn das Christenthum ist der Sage nur wie ein Kleid übergeworfen, ihr Wesen hat es nicht durchdrungen. C. A. R.

* * *

Unter den wenigen, aber geschmackvollen Weihnachtsnovitäten aus dem Verlage von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig nennen wir die für das reifere Mädchenalter geschriebenen und mit dem großen Monthyonpreise gekrönten Erzählungen von Madame Colomb, welche Clementine Helm deutsch bearbeitet hat: Der Weg zum Glück und Doris und Dora, beide reich illustrirt und ausgestattet. Auch Brigitte Augustis Mädchenlose mit Illustrationen von J. Kleinmichel erheben sich in ihrer feinen und unterhaltenden Form weit über das Niveau der Geschenksliteratur für junge Mädchen. Noch sind zu empfehlen: Ferdinand Hirts Geographische Bildertafeln als wichtige Ergänzungsbücher zu den Lehrbüchern der Erdkunde und treffliche Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der wichtigeren Momente aus der Völkerkunde und Culturgeschichte. Der erschienene erste Theil, enthaltend die Allgemeine Erdkunde mit mehreren hundert Holzschnitten und kartographischen Darstellungen, bietet eine reiche Fülle von instructivem Anschauungsmaterial. Endlich empfehlen wir das in Lieferungen erscheinende Prachtwerk: Nordlandfahrten, Malerische Wanderungen durch Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England und Wales, worin Sage, Geschichte, Literatur und Kunst in Wort und Bild besondere Berücksichtigung finden. Die ersten beiden Abtheilungen dieses vortrefflichen Illustrationswerkes liegen vollständig vor.

Offene Briefe und Antworten.

B. Björnson und die Verfassungskämpfe in Norwegen.

Von einem Norweger.*)

Geehrter Herr Redacteur!

Unser berühmter Dichter Björnstjerne Björnson hat in Ihrer Wochenschrift (Nr. 46) eine Schilderung der „Norwegischen Verfassungskämpfe" geliefert, die das unstreitige Verdienst hat, das Ziel derselben, vom radicalen Standpunkte aus gesehen, deutlich zu präcisiren.

Wie bekannt ist es die sogenannte Staatsraths- (Minister-) Frage, d. h. die Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings, durch welche die jetzige Krisis hervorgerufen ist. Ueber diese Reform (die auch von Seiten der Regierung, jedoch mit gewissen Cautelen, vorgeschlagen ist) ließe sich Vieles pro und contra sagen, und hätte das Storthing sich streng innerhalb der constitutionellen Grenzen gehalten, würde die Regierung vielleicht in dieser Frage einen schweren Stand gehabt haben. Durch den verhängnißvollen Storthingsbeschluß vom 9. Juni 1880, wodurch der Beschluß von der Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings trotz des königlichen Veto als ein Theil der Verfassung erklärt wurde, ist aber diese Differenz (wenigstens vorläufig) in den Hintergrund getreten; früher eine Hauptfrage, ist sie jetzt der Ausgangspunkt geworden zu einem erbitterten Kampfe um die Machtvertheilung; zu einer entscheidenden Frage für und wider das absolute Veto des Königs, Veränderungen der Verfassung betreffend. In diesem Kampfe sind alle Argumente von der conservativen Seite der jetzigen Majorität des Storthings gegenüber eigentlich in die Luft gesprochen. Daß ein solches einseitiges Recht der einen Staatsmacht die Verfassung allen Schwankungen des politischen Stimmungswechsels aussetzen würde; daß keine monarchische Verfassung der Welt dem Parlamente ein solches Vorrecht einräumt; daß das Storthing niemals vorher, trotz häufiger Differenzen mit der andern Staatsmacht wegen Veränderungen in der Verfassung, ein solches Vorrecht beansprucht, vielmehr selbst, im Jahre 1824, das absolute Veto mit deutlichen Worten anerkannt hat; daß die juridische Facultät (aus Männern verschiedener politischer Farbe bestehend) sich einstimmig für das absolute Veto des Königs ausgesprochen u. dgl. m. — das ist Alles in die Luft gesprochen, denn es gilt hier nicht eine Rechtsfrage. „Der Krieg ist erklärt", wie Björnson ganz richtig bemerkt, und im Kriege handelt es sich um die Macht, nicht um das Recht.

Von keiner Seite zeigt sich bis jetzt auch nur ein Symptom, welches darauf deutete, daß es zu einem Compromiß kommen werde. Von conservativer Seite macht man geltend, daß es einfach eine selbstmörderische Handlung wäre, wenn man hier nachgeben und wenn die executive Macht eines monarchischen Staates dem Parlament ein Recht zuerkennen würde, wodurch jede durch die Verfassung der königlichen Macht gesicherte Prärogative gefährdet wäre; denn so lange die Verfassung kein retardirendes Element in der Repräsentation kennt (wir haben bekanntlich kein Oberhaus), müßte dieses nothwendige Element in der Regierung selbst gesucht werden. Ob sich von der andern Seite eine Centrumspartei ausscheiden wird, muß wohl bald entschieden werden; bis jetzt ist das Nicht-Veto die allgemeine Losung, namentlich während der von unserer „Linken" (für die bevorstehenden Wahlen) mit großer Energie betriebenen Agitation. Björnson hat es auf den Volksversammlungen seiner Meinungsgenossen, wo er ein immer angejubelter Redner ist, sehr verständlich ausgesprochen: „das Volk selbst ist das lebende Grundgesetz des Landes"; dem Volkswillen, aus freier Discussion aus den Wahl- und Volksversammlungen hervorgegangen, soll unbedingt gehorcht werden, und selbstverständlich wird das imperative Mandat in allen Hauptfragen die einzige Maßregel, wonach sich die Repräsentanten des Volkes zu richten haben. Was unser Dichter sehr bezeichnend „den Instinct des Volkes", „die Zahlen-Majestät" nennt, das ist die belebende und gesetzgebende Kraft des Zukunftsstaates, den er seinen Anhängern vorspiegelt — ein Bild, das hier wie anderswo vortrefflich geeignet ist, dem Größenwahne eines fieberhaft erregten Radicalismus zu schmeicheln.

Es liegt auf der Hand, daß eine Agitation, die, wenn sie ihr Ziel erreicht, die Macht des Königs zu einem Schatten machen würde, sehr leicht zu Mißhelligkeiten mit dem mit uns durch einen Staatsvertrag vereinigten Volke, nämlich Schweden, führen könnte. Dies haben unsere Radicalen sehr wohl eingesehen; sie sind auch häufig, neben sympathischem Anschlusse gleichgestimmter Seelen jenseits der Grenze, schwedischerseits daran gemahnt worden, und sie lassen deshalb keine Gelegenheit unbenutzt, um ihre Liebe zu Schweden und der Union zur Schau zu tragen. (Daß Björnson und seine Freunde „über die Hälfte des schwedischen Volkes" auf ihrer Seite haben, ist eine Behauptung, die lediglich der Phantasie unseres berühmten Dichters entsprungen ist.) — Es ist dies eine Liebe höchst platonischer Art: eine außerordentlich keusche und schüchterne Liebe, deren zarte Gefühle vor wenigen Jahren einen bezeichnenden Ausdruck fanden in dem von unserm Dichter und seinen Freunden gefaßten Plane, das Unionszeichen aus unserer Flagge zu tilgen, wodurch sie das Ihrige gethan hätten, um die Vereinigung mit Schweden, soweit möglich, in eine Art geheimer Verlobung umzugestalten. Der Plan wurde durch eine überraschende Frontveränderung vereitelt, indem selbst seine eifrigsten Anhänger unter den Repräsentanten abtrünnig wurden, als es zur Entscheidung im Storthing kam, wo ein in dieser Richtung gehender Vorschlag einstimmig verworfen wurde. — Es ist nicht richtig, daß „Schweden nie das Geringste geopfert hat", daß „die diplomatischen Beziehungen dem Auslande gegenüber nur von Schweden unterhalten werden". Alle unionellen und diplomatischen Angelegenheiten, die überhaupt in einem Staatsrathe zu behandeln sind, werden in einem „zusammengesetzten" Staatsrathe, aus Ministern von beiden Ländern bestehend, vorgetragen und behandelt; im diplomatischen Corps befinden sich immer norwegische Beamte, in der Regel eine größere Zahl, als es dem Antheil Norwegens an den gemeinsamen diplomatischen Ausgaben entspricht.

Dem Beschlusse der Storthings, wodurch eine Erhöhung der Apanage unseres Kronprinzen, aus Anlaß seiner Vermählung, abgelehnt wurde, hat Björnson mit „einem ersten Versuche der Krone, in Budgetangelegenheiten das Sanctionsrecht zu erwerben", in eine gewisse Verbindung gesetzt. — Was dieses Sanctionsrecht im Allgemeinen betrifft, so scheint es der Natur der Sache sehr gemäß zu sein, daß eine Bewilligung von Seiten des Storthings einfach eine Bevollmächtigung ist, deren Gebrauch der Regierung freisteht. Dem sei wie ihm wolle, jedenfalls hat es mit dem erwähnten „ersten Versuche" eine eigenthümliche Bewandtniß. — Dem Könige steht das Recht zu, das Storthing nach Verlauf zweier Monate zu prorogiren. Im vorigen Jahre ernannte aber das Storthing, nachdem es, nach einer ungefähr fünfmonatlichen Sitzung, seine Arbeiten beendigt hatte, ein Comité, das nach der Beendigung der Session, zwischen den Sitzungen der Jahre 1880 und 1881, eine Reorganisation des Heerwesens vorbereiten sollte. Die Regierung verweigerte ihre Zustimmung zu diesem Beschlusse, indem sie darauf bestand, daß die Nationalversammlung Kraft des Auflösungsrechts des Königs keine Befugniß habe, durch Comités ebensowenig wie auf andere Weise, ihre Verhandlungen während der Prorogation fortzusetzen. Mehrere Mitglieder des vom Storthing ernannten Comités hielten demungeachtet ihre Sitzungen, und das in diesem Jahre versammelte Storthing votirte ihnen ein Honorar. Wenn es die Regierung ablehnte, dieser Bewilligung Folge zu leisten, so war offenbar diese Weigerung nur eine nothwendige Consequenz jener Resolution, wodurch sie die Ernennung des Storthingscomités als einen Eingriff in die Prärogorative des Königs erklärte. So selbstverständlich war diese Consequenz, daß auch die radicale Opposition den Versuch nicht wagte, diese Ablehnung mit der allgemeinen Frage vom Sanctionsrecht in finanziellen Sachen in Verbindung zu bringen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Björnson gegenwärtig auf die Gesinnung der großen Menge einen Einfluß übt, der nicht unterschätzt werden darf. Neben seinem Dichterrufe und seiner Beredtsamkeit verdankt er diesen Einfluß vorzüglich der dem echten Agitator so ersprießlichen Fähigkeit, selbst verwickelte Fragen oberflächlich zu simplificiren. Dazu kommt, daß sich im letzten Menschenalter, aus mannichfachen culturgeschichtlichen Momenten, eine gewisse, man könnte fast sagen nervöse Erregbarkeit in unserem Volke herausgebildet hat, und dieser Erregbar-

*) Von dem Princip ausgehend, daß aus der Reibung der Gegensätze der Funke der Wahrheit entspringt, können wir den Abdruck dieses sachlich und ruhig gehaltenen Offenen Briefes um so weniger verweigern, als er von Norwegens bestem Literarhistoriker herrührt. D. R.

Abonnements-Einladung

Probenummern gratis und franco! auf das Probenummern gratis und franco!

„Ausland"

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung von Professor Dr. Friedrich Ratzel und anderen Fachmännern

herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. —

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands und die Postämter.)

Indem das „Ausland" die Schwelle seines fünfundfünfzigsten Jahrganges betritt, empfindet es den lebhaften Wunsch, wie sich selbst so seinen Freunden Rechenschaft zu geben über die Wege, auf denen es neuen Aufgaben gerecht zu werden gedenkt, die eine neue Zeit ihm wie allem stellt, was heute auf Völkerleben, Völkerverkehr, geistige Erdumfassung Bezug hat. Blicken wir auf die langen Jahre zurück, in denen diese älteste geographische Wochenschrift dem Deutschen Publikum geographische Nachrichten und Belehrung vermittelt, so erkennen wir ein Wachsthum der Theilnahme für Länder- und Völkerkunde, wie kaum eine andere Wissenschaft sich dessen rühmen mag. Es handelt sich hier nicht bloß um ein Wachsthum der Größe, sondern es hat eine gänzliche innere Aenderung in dieser Theilnahme stattgefunden, welche sie immer tiefere Wurzeln in unseren allernächsten und gewichtigsten geistigen wie materiellen Interessen schlagen ließ, dieselbe immer praktischer machte. Wenn auch vielleicht etwas zu oft und am unrechten Platze angewandt, ist es doch keineswegs eine nur um Anerkennung bettelnde Phrase, sondern echte scharfe Wahrheit, die ganz von selbst zu uns kommt, daß die Verringerung der Entfernungen, dieser „alten Feinde des Menschengeschlechtes", Erdtheile und Völker so weit einander genähert hat, daß die Summe der Welt- und Menschheitsinteressen nur immer weiter zunehmen kann. Das Wort Menschheit ist seltsamerweise heute viel weniger häufig in der Feder der Schriftsteller oder auf der Zunge der Redner als vor einem Menschenalter, während noch keinem Geschlecht, seit die Erde steht, der Begriff dieses Wortes so lebendig aufgegangen ist und keines in weitem und tiefem Sinn sich weltbürgerlicher fühlt, weltumfassender denkt als unseres. In ein ernsteres Stadium ist jenes alte Sonn- und Feiertagsinteresse an „Neuen Zeitungen" von den Völkern hinten weit in der Türkei oder sonst in einem fernen Winkel der Welt getreten, sammt seinen gebildeteren Auswüchsen der Robinsonaden und abenteuerlichen Reisebeschreibungen. Es ist kein Luxus des Wissens oder der Empfindung in unserem Interesse für Ausländisches, sondern bare Nothwendigkeit, zurückführend auf den untrüglichen Schluß: Je inniger der Völkerverkehr sich gestaltet, desto tiefer muß das Welt- und Völkerverständniß sein, und das Volk, welches am meisten von diesem besitzt, wird jenen am friedlichsten und gewinnreichsten pflegen.

Dieses Verständniß braucht seine Organe, und man darf daher wohl sagen, daß diese Zeit mehr als irgend eine frühere einer guten geographischen Wochenschrift Raum für nützlichste Thätigkeit bietet. Das „Ausland", in dessen früheren Jahrgängen jenes mehr ästhetische Interesse für die Wilden und die Palmen, unter denen sie wandeln, eine große Rolle spielte, ist dieser Wandlung sich bewußt und will ihr Rechnung tragen. Weit entfernt, die „ästhetische Geographie" und vor allem die zugleich unterhaltende und belehrende Reiseschilderung verbannen zu wollen, die immer einer der anziehendsten Literaturzweige sein wird, hat es nur den Ehrgeiz im fünfundfünfzigsten Jahrgang, ebenso nützlich wenn nicht nothwendig zu sein wie im ersten. Ohne guten alten Traditionen untreu zu werden, welche ja der Geschichte der Erdkunde in Deutschland angehören, und welche in der Verbindung wissenschaftlichen Geistes mit edel-populärer Form und maßvoller Haltung fest niedergelegt sind, strebt es, den Forderungen der fortschreitenden Zeit in dem vollen Maße gerecht zu werden, welches nothwendig für ein Blatt, das eben einfach seinen Zweck nicht erfüllen würde, wenn es nicht zeitgemäß wäre. Die erste Forderung unserer Zeit an eine geographische Wochenschrift ist aber: Vollständige und rasche Orientierung über Natur und Völkerleben der ganzen Erde. Und diese ist es, die wir bieten wollen. Der Gefahr, einerseits in das naturwissenschaftliche, anderseits in das

politische Gebiet zu weit abzuschweifen, wird eine fachkundige Redaktion zu begegnen wissen. Die Fülle des länder- und völkerkundlichen Stoffes ist so groß, daß wir andererseits nicht fürchten müssen, einseitig zu werden, wenn wir den Kreis der im „Ausland" vertretenen Wissenschaften künftig etwas enger an die Grenzen der eigentlichen Geographie heranziehen und vor allem hypothetische Regionen zu meiden suchen, welche man noch für Jahre ruhig der eigentlichen Forscherarbeit zu überlassen hat. Demgemäß umschließt unser Programm hauptsächlich folgende Gebiete: Physikalische und vergleichende Erdkunde; Völkerkunde; Entdeckungsgeschichte und Reiseschilderung; Staatenkunde; Geographie des Handels und Verkehrs; Militärgeographie; Kartographie; Geographischer Unterricht. Eigene Berichterstatter an den Mittelpunkten der geographischen Entdecker- und Forscherthätigkeit und in den wichtigsten überseeischen Ländern werden unsere Leser mit neuesten Ereignissen und Zuständen rasch und zuverlässig bekannt machen; wichtige Aenderungen in den politisch- und wirthschaftsgeographischen Verhältnissen und Zahlen werden genau und übersichtlich registriert, so daß das „Ausland" jedes gerade in diesen Beziehungen nothwendig und heute doppelt rasch veraltende Handbuch, Lexikon 2c. jederzeit ergänzt; es werden vor allem auch die epochemachenden Arbeiten von kosmopolitischem Interesse auf dem Gebiete der Verkehrsgeographie (Panamakanal, Welteisenbahnen u. dgl.) in allen Phasen ihrer wichtigen und folgenreichen Entwickelung genau verfolgt, gleichzeitig aber, wie sich von selbst versteht, den speziellen deutschen Interessen in überseeischen Ländern diejenige Beachtung geschenkt werden, welche sie immer dringender erheischen. Endlich soll das Biographische und Literarische jederzeit berücksichtigt und, nicht zuletzt, die unmittelbare fachkundige Besprechung und Klärung streitiger Fragen, die Erkundigung und Antwortertheilung in einem eigenen Sprechsaal durch Einsendungen von berufener Seite gepflegt werden. Unsere Leser sind bestens eingeladen, sich über Fragen oder Zweifel länder- oder völkerkundlicher Natur recht häufig in demselben Raths zu erholen.

Die Form, in der nun dieser reiche Stoff sich unseren Lesern darbietet, ergiebt sich aus der Sache, ebenso wie die Haltung, in der das „Ausland" demselben gegenüber treten wird. Die Geographie im weitesten Umfang genießt den doppelten Vorzug, für große Kreise allein schon ein schwerwiegendes stoffliches Interesse zu besitzen, das keiner Ausschmückung bedarf, und gleichzeitig im Stande zu sein, ihre Ergebnisse ohne jeden Zwang in einer allgemein verständlichen Sprache mittheilen zu können. Theilt sie doch in ihren schildernden Partien mit der Geschichte sogar das Vorrecht, eine künstlerische Darstellung geradezu voraussetzen zu müssen! Wir verzichten daher gern auf jene Art künstlicher, lehrhafter, möglichst tief herabsteigender Popularität, welche ihr Ideal in der spielenden Aufklärung beliebiger Massen sieht. Das „Ausland" wendet sich an alle Gebildeten, an die ernstlich Lesenden und Lernenden und an Forscher und Lehrer, die mit diesen und jenen sich in Verbindung zu setzen wünschen. Unsere Art von Popularität hat sich daher von selbst zu ergeben aus dem Wesen der Geographie, der Natur einer geographischen Wochenschrift und der geistigen Höhe unserer Mitarbeiter und unseres Publikums. Denn wir haben keinen starren Stoff in ein ihm nicht passendes Gewand zu zwängen, und haben nichts Unverständliches zu bieten. Wir wollen hauptsächlich nützlich sein und werden deswegen in erster Linie streben, klar zu sein.

Indem wir auf Grund des vorstehenden Programms zu einem Abonnement ergebenst einladen, stellen wir den resp. Interessenten des „Ausland" gern

eine Probenummer gratis und franco

zur Verfügung und bitten solche, wenn nicht directer Bezug gewünscht wird, bei der nächstgelegenen Buchhandlung zu bestellen.

Schließlich ersuchen wir noch alle Freunde erd- und völkerkundlicher Forschung, in ihren Kreisen für Bekanntmachung des Programms bedacht sein und dem „Ausland" immer neue Anhänger gewinnen zu wollen und verweisen für Bestellungen auf den angehängten Zettel, der ausgefüllt einer Buchhandlung oder einem Postamt zur weiteren Veranlassung zu übergeben ist. Auch nimmt die unterzeichnete Verlagshandlung Aufträge entgegen und wird für deren prompteste Ausführung besorgt sein.

Stuttgart, Ende 1881.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei .....

bestelle hiemit

..... Ex. **„Ausland"**, Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde. 1882. I. II. III. IV. Quartal à M. 7. —

1 Probenummer.

Ort und Straße: .....

Name und Stand: .....

keit kommen die Ueberschwänglichkeit und Ueberstürzung des Dichters sehr gut zu statten. Wenn er aber fortfährt — was sehr wahrscheinlich ist — sein Publicum mit solchen Reizmitteln zu stimuliren, wie die oben bezeichneten (und noch viele Parallelen könnten angeführt werden) — dann wird der Erregung die Erschlaffung folgen, die gesunde Natur wird reagiren, und die dem norwegischen Volke innewohnende Besonnenheit wieder ihr Recht behaupten. — Darum könnten die Widersacher Björnsons nichts Besseres wünschen, als daß er fortan recht rüstig auf dieser Bahn fortschreiten möge.

Christiania, December 1881. Hartwig Lassen.

An unsere Leser.

Mit der nächsten Nummer schließt das IV. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmäßigen Zusendung entsteht.

Den altbewährten und den zahlreichen im laufenden Quartale hinzugetretenen Mitarbeitern werden sich auch im neuen Jahrgang nicht minder hervorragende Schriftsteller und Politiker zugesellen. Gleich in den ersten Nummern erscheinen u. A. Beiträge von

Karl Blind (Stuart Mill), **Alphonse Daudet** (Ein Deutscher über Frankreich), **Du Prel** (Schlaf und Tod), **Georg Ebers** (Altägyptische Religion), **J. J. Frohschammer** (Max Müller und H. Spencer), **Kuno Fischer** (Moderne „Faust"-Erklärer), **Wilhelm Goldbaum** (Turgenjew-Studien), **Ferdinand Groß** (Bauernfeld), **Klaus Groth** (Internationaler Werth der plattdeutschen Bewegung), **Franz von Holtzendorff** (Politische Zeitglossen), **Rud. v. Ihering** (Das sociale Motiv der Tracht), **Max Kalbeck** (Aus Schumanns ungedrucktem Nachlaß), **Gottfried Kinkel** (Die Regierung der Königin Victoria), **Heinrich Kruse** (Die Antike), **Hieronymus Lorm** (Oestreichische Literatur-Zustände), **Conrad Ferdinand Meyer** (Ratazzi), **Gustav Nachtigal** (Serpa Pinto), **Otto Roquette** (Ueber archäologische Romane), **Gerhard Rohlfs** (Sahara und Sudan), **Wilhelm Scherer** (Die Preußen in der deutschen Literatur), **Johannes Scherr** (Ein satirisches Romankapitel), **Julian Schmidt** (Graf Tolstoi), **Ludwig Speidel** (Moriz v. Schwind), **Ludwig Steub** (Erinnerungen an Tieck), **Julius Stettenheim** (Aus Wippchens Romanzero), **Alphons Thun** (Nationalökonomische Fragen), **G. v. von Unruh** (Polemisches zur Tagesgeschichte) **Friedrich Vischer** (Ueber deutsche Rechtsprechung) u. A. m. An diese reihen sich weitere Beiträge von **Björnstjerne Björnson**, **Th. Fontane**, **E. von Hartmann**, **Hermann Hettner**, **Paul Heyse**, **Karl Hillebrand**, **Heinrich Laube**, **F. Lotheissen**, **Max Müller**, **Wilhelm Roscher**, **Carus Sterne**, **Hugo Wittmann**, **Wilhelm Wundt**. Im novellistischen Theil werden zunächst veröffentlicht: **Ludwig Anzengruber**, Der Traum-Talismann; **Théodore de Banville**, Der falsche Paganini; **Gustav Flaubert**, Aus der Campagna; **Ludwig Hevesi**, Erinnerungen eines Vergeßlichen; **Leopold Kompert**, Geschichten vom Monte Pincio; **Ludwig Speidel**, Das tolle Modell. Endlich wird auch die humoristisch-satirische **Berliner Wochen-Chronik** von **Al Hast** fortgesetzt.

Abonnements auf das I. Quartal 1882 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 *M.* 50 ₰ entgegengenommen.

Berlin W., 12 Königin Augusta-Straße. **Verlag der „Gegenwart".**

Inserate.

Nr. 50

des „Neuen Finanz- und Verloosungsblattes" in Frankfurt a. M. (15. Jahrg., vierteljährl. *M.* 2.—) enthält: Wochenüberschau, Reform des Actiengesetzes, Süddeutsche Hypothekenbank in Berlin, „Union" Actiengesellschaft für Bergbau, Eisen- und Stahl-Industrie in Dortmund, Oesterreichischer Währungsstreit, Original-Börsenberichte aus Frankfurt, Berlin und Wien, finanzielle Nachrichten und Chronik, 38 Verloosungen, Inserate, Coursblatt von Frankfurt, Berlin, München, Stuttgart, Basel etc.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Kurzes praktisches Lehrbuch für

Klaviersatz und Accompagnement

(gegründet auf des Verfassers Harmoniesystem)

oder **vollständiger Lehrgang des Generalbassspiels und des homophonen Tonsatzes für Klavierinstrumente in 24 Übungen** nebst geschichtlichen Mittheilungen über Klavierbau, Klavierspiel, Klaviersatz und Klavierlitteratur

von **Otto Tiersch.**

8. XII, 279 S.

geh. *M.* 6.—, eleg. geb. *M.* 7.20.

Zu den **gelesensten** und **verbreitetsten** Zeitungen Berlins gehört unstreitig die **entschieden freisinnige**

„Berliner Zeitung"

mit ihren Gratisbeilagen: **„Sonntagsheim"** und **„Gerichtslaube".**

Das Sonntagsheim

ist kein gewöhnliches Sonntagsblatt, es kann vielmehr nach Inhalt und Umfang den besten Unterhaltungsblättern wie Gartenlaube 2c. gleichgestellt werden.

Die Gerichtslaube

bringt zweimal wöchentlich die für Gewerbe und Handel wichtigen Entscheidnngen des Reichsgerichts und andere interessante Gerichtsverhandlungen aus dem In- und Auslande.

Abonnementspreis pro Quartal für alle drei Blätter zusammen

bei allen Postanstalten 4 Mark 20 Pf.

Die Reichs- und Landtagsberichte werden durch eigene Berichterstatter genau und ausführlich gebracht.

Nicht der Eitelkeit verfallen, ein sogenanntes **Weltblatt** sein zu wollen, das mit langen, meist uninteressanten Artikeln seine Leser ermüdet, **bringt die „Berliner Zeitung" ihre Nachrichten aus Nah und Fern in klarer und kurzer Weise.** Die „Berliner Zeitung" ist nicht für den Gelehrten und Allerweltspolitiker, sondern sie will in politischer wie in jeder anderen Beziehung für Haus und Familie **belehrend und zugleich unterhaltend** sein. Besonders tritt diese Eigenschaft, wodurch sie in kurzer Zeit eine der **beliebtesten Zeitungen** geworden ist, in ihrer freisinnig politischen Haltung, in dem anregenden, reichhaltigen **Feuilleton** mit Romanen von den besten Schriftstellern und in ihren **beiden Gratisbeilagen** hervor.

Wer also eine gute Zeitung bei mäßigem Abonnementspreis lesen will, der bestelle bei dem nächsten Postamt die „Berliner Zeitung", sie wird in jeder Beziehung vollständig befriedigen. —

Expedition: SW. Kochstraße 23.

Verlag von **Paul Parey** in **Berlin.**

Soeben erschien:

SAHARA UND SUDAN.

Ergebnisse

sechsjähriger Reisen in Afrika

von

Dr. Gustav Nachtigal.

Zweiter Theil:

Borkû, Kânem, Bornû und Bagirmi.

Mit 46 Holzschnitten,
vier Karten und vier Schrifttafeln.
Gebunden. Preis 20 *M.*

1880 erschien:

Erster Theil:

Tripolis, Fezzân, Tibesti u. Bornû.

Mit 49 Holzschnitten und 2 Karten.
Preis 20 *M.*

Das Nachtigal'sche Reisewerk bildet nicht nur durch die Fülle des darin enthaltenen Materials, sondern auch durch ausserordentlich anschauliche Schreibweise eine fesselnde Lectüre.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für den Weihnachtstisch.

3. Aufl. **Allen Familien!** 3. Aufl.
Jedem reisenden Jüngling!
Allen Volks- und Schulbibliotheken!
sei hiermit dringend empfohlen:

Selbst ist der Mann.

Charakterskizzen und Lebensschilderungen

von

Samuel Smiles.

3. Aufl. 30 Bog. geh. *M.* 6.—, eleg. geb. *M.* 7.50.

Dies berühmte Buch bringt seinen ethischen Inhalt in anregendster Weise zu klassischem Ausdruck und verdient um seines universellen Charakters willen im deutschen Volke die weiteste Verbreitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag der **C. F. Post**'schen Buchhdlg. in **Colberg.**

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Theaterbrände

und die zur Verhütung derselben erforderlichen

Schutz-Massregeln

von

Aug. Fölsch.

Mit einem Verzeichniss von 523 abgebrannten Theatern und 4 Tafeln. — Preis 8 *M.*

Der Verfasser hat seit einer langen Reihe von Jahren das Material zu diesem Werke gesammelt und sich die Aufgabe gestellt, über Ursache und Verlauf der Theaterbrände ausführliche Mittheilungen zu machen und den betr. Behörden durch praktische Vorschläge die geeigneten Mittel an die Hand zu geben, wie die Gefahren für Menschenleben und Eigenthum beseitigt werden können.

Verzeichniß im Preise herabgesetzter Bücher

ist für 10 Pfennige durch jede Buchhandlung oder direct von mir (gegen Briefmarke) zu beziehen.

Paul Beyer in **Leipzig.**

Einzige Zeitung, welche ihren Abonnenten ein Illustrirtes Witzblatt gratis liefert.

Zeitungslesern bietet das **täglich zweimal,** in einer Morgen- und Abend-Ausgabe, erscheinende „Berliner Tageblatt" durch die Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Gediegenheit seines Inhalts die interessanteste und anregendste Lektüre. In Folge dessen vermochte es sich einen festen Stamm von ca. **70,000 Abonnenten** zu erwerben und gleichzeitig zu der gelesensten und verbreitetsten Zeitung Deutschlands emporzuschwingen. Die große Verbreitung des „Berliner Tageblatt" liefert außerdem den besten Beweis, daß es die Bedürfnisse des zeitungslesenden Publikums im weitesten Maße zu befriedigen weiß. Die besonderen Vorzüge des **„B. T."** bestehen vornehmlich in Folgendem: Durch täglich zweimaliges Erscheinen ist das **„B. T."** in der Lage, alle Nachrichten **stets 12 Stunden früher** als jede nur einmal täglich erscheinende Zeitung zu bringen. Das **„B. T."** beobachtet eine gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung und unterhält Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen, daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Erreignissen umfassende **Spezial-Telegramme.** Es ist eine Thatsache, daß das **„B. T."** einem großen Theil der deutschen, auch auswärtigen Presse als vorzugsweise Quelle für neue Nachrichten dient. Es bringt ferner: Ausführliche Parlamentsberichte. Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte. Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie der wichtigsten Loospapiere. Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. Theater, Kunst und Wissenschaft werden im Feuilleton des **„B. T."** in ausgedehntem Maße gepflegt, außerdem erscheinen in demselben Romane und Novellen unserer ersten Autoren. Das Roman-Feuilleton des nächsten Quartals bringt einen **höchst fesselnden Roman,** das neueste Werk des berühmten Erzählers **Levin Schücking:** „Alte Ketten". Das **„B. T."** wird durch stete Vervollkommnung und Erweiterung seines Inhalts bemüht bleiben, sich nicht allein auf dem erreichten Höhepunkte zu erhalten, sondern auch immer weitere Kreise an sich zu fesseln. Die Abonnenten des **„Berliner Tageblatt"** empfangen außerdem drei werthvolle Separat-Beiblätter: das illustrirte Witzblatt **„Ulk"**, das illustr. belletristische Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"** und die alle 14 Tage erscheinende landwirthschaftliche Fachzeitschrift: „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** bei dem enorm billigen Abonnementspreise von nur **5 Mark 25 Pf.** für das Vierteljahr. Man beliebe das Abonnement bei dem nächstgelegenen Postamt schleunigst anzumelden, damit die Zusendung des Blattes vom 1. Januar ab pünktlich erfolge.

Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Am 15. Dezember wird in allen Buchhandlungen ausgegeben:

Brehms Tierleben,

der **erste Band** (Vögel) der neuen prächtigen

Chromo-Ausgabe

mit 17 Tafeln in Farbendruck und 140 Textbildern, schön Halbfranzband gebunden, Preis 16 Mark. — Die folgenden Bände erscheinen in vierteljährlichen Zwischenräumen; das ganze Werk enthält in zehn Bänden 171 Chromotafeln und 1843 Textbilder.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50 ₰** in Freimarken zu beziehen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Felix Dahn,

Skalden-Kunst.

Schauspiel in drei Aufzügen.
8. VII, 90 Seiten.
brosch. *M.* 3.—, elegant gebunden *M.* 4.—

Hierzu eine Beilage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Redaktion und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

№ 53. Berlin, den 31. December 1881. Band XX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Lage im Reiche. Von Friedrich Boettcher. — Wilhelm Roschers Nationalökonomik. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Sylvesterabschied vom Weihnachtsbaum. Von Franz von Holtzendorff. — Der Bildhauer Eduard Mayer. Erinnerungen aus der deutsch-römischen Künstlerwelt. Von Ferdinand Gregorovius. — Der Diebstahl in der Sprache. Von Rudolf Kleinpaul. — Die Frau Bürgemeisterin. Roman von Georg Ebers. Besprochen von Paul Nerrlich. — **Aus der Hauptstadt:** Königliche Oper. Signora Albani. Von H. Ehrlich. — Auf Befehl des Kalenders. Sylvester-Gedanken. Von Al Hafi. — Notizen. — Inserate.

Die Lage im Reiche.

Nicht freudig gehobenen Herzens begehen die Freunde des deutschen Reiches die diesmalige Jahreswende. Der verhängnißvolle Lauf, den unsere innere Politik seit längerer Zeit genommen, hat sich in den letzten zwölf Monaten nicht zum Besten gekehrt. Im Gegentheil, die Verschiebung aller ehedem als normal betrachteten Verhältnisse hat sich nur noch verschlimmert. Der Gährungsproceß, in welchen die veränderte Wirthschaftspolitik unsere politischen Parteien geworfen, ist, einstweilen wenigstens, nicht zu Gunsten der Regierung ausgeschlagen. Aus einem beispiellosen Wahlkampfe ist ein Reichstag hervorgegangen, dem die Regierung nahezu rathlos gegenübersteht. Die Mittelparteien, seit 1866 die besten Stützen der Bismarck'schen Politik, sind fast zur Bedeutungslosigkeit abgeschwächt, ohne daß etwas an ihre Stelle getreten wäre, was der so lange vergebens erstrebten festen und unbedingt zuverlässigen Regierungsmehrheit auch nur entfernt ähnlich sähe. Nicht einmal das System der wechselnden Majoritäten, vermöge dessen man im letzten Reichstage das Socialisten- und das Militärgesetz mit Conservativen und Nationalliberalen, das Zollgesetz mit Conservativen und Ultramontanen zu Stande bringen konnte, ist heute mehr möglich. Conservative und Nationalliberale stellen in dem neuen Reichstage nicht mehr die Majorität dar; die unselige Meinung aber, als ob das particularistisch-ultramontane Centrum, nachdem es vor zwei Jahren den neuen Zolltarif gerettet, nun ein positiv verwendbarer Factor im Rahmen der deutschen Gesammtpolitik geworden und damit in der clericalconservativen Coalition eine verläßliche Unterstützung für die Regierung gewonnen sei, wird jetzt bereits als Irrthum erkannt. Man sehe nur, was vor Aller Augen liegt!

Die wenigen Wochen, während deren der neue Reichstag bisher versammelt gewesen, haben genugsam gezeigt, wie weit Conservative und Centrum von einer Einheitlichkeit des Handelns noch entfernt sind. Nach den Freundschaftsversicherungen, welche ihre Führer im Reichstage ausgetauscht, sollte man gewiß nicht glauben, daß die Feststellung einer gemeinsamen Operationslinie so schwer wäre. Und sie würde es auch nicht sein, wenn die Conservativen freie Hand hätten. Sie sind aber gebunden an die Regierung, und die Regierung in erster Linie ist der Störenfried in diesem Bunde gleichgestimmter Seelen. Die Führerrolle, welche Herr Windthorst höchst augenfällig zu spielen begann, hätten die Conservativen sich wohl gefallen lassen, nicht aber Fürst Bismarck. Der berühmt gewordene Windthorst'sche Zwischenfall zeigte den Entschluß des Kanzlers, das Heft nicht aus der Hand zu geben. Und die Antwort ist nicht ausgeblieben.

Alle Vertuschungsversuche der conservativen Presse können es nicht bemänteln: der Antrag des Centrums auf Abschaffung des Internirungsgesetzes ist das unverkennbare Anzeichen, daß die Combination, auf welche die ganze Wahlpolitik der Regierung gerichtet gewesen, jene Combination, welche das Centrum als integrirenden Bestandtheil einer Regierungsmehrheit umfaßte, gescheitert ist. Centrum und Regierung stehen wieder wie Macht gegen Macht. In dem Augenblicke, da man diese Partei als bereitwilliges Werkzeug zur Ausführung der socialpolitischen Pläne benutzen zu können meinte, setzt sie eigenmächtig die kirchenpolitische Frage auf die Tagesordnung, stellt sie auf diesem Gebiete Friedensbedingungen, die nur aufs Neue den Kampf entflammen können.

Die widerspruchsvollen Gerüchte über die Verhandlungen Preußens mit dem Papste können diese Auffassung der Dinge nicht beeinträchtigen. Von der Doppelzüngigkeit der vaticanischen Politik hat die Welt schon oft genug Beweise erhalten. Ausgeschlossen ist aber auch nicht die Möglichkeit, daß das Centrum ohne, ja selbst gegen den Willen des Papstes vorgeht. Nur zu oft übersieht man über der kirchlichen Außenseite dieser Partei ihren eigentlichen politischen Charakter. Das Centrum ist die Vertretung aller jener particularistischen Interessen in Deutschland, die sich mit der Staatsschöpfung von 1866 und 1870 innerlich niemals versöhnen werden. Und dieser Particularismus war zu allen Zeiten der Verbündete der römischen Curie. Wenn jetzt die letztere vor die Wahl gestellt würde — wer mag glauben, daß sie sich ehrlich auf die Seite des preußisch-deutschen, des „evangelischen" Kaiserthums stellen und ihre traditionellen Bundesgenossen verleugnen würde! Trotz aller Klugheit, die der römischen Politik von jeher nachgerühmt worden, schon das gleiche oder wenigstens ähnliche Schicksal, welches das Papstthum als weltliche Macht mit den Opfern unserer nationalen Neugestaltung theilt, bedingt eine Interessengemeinschaft, die nicht so leicht zerreißt. In deutschen Blättern werden neuerdings allerlei Rathschläge zu einer Regeneration des Papstthums ertheilt. Welch seltsames Beginnen! Eine so uralte Macht verjüngt sich nicht mehr; sie bleibt wie sie war, oder sie geht zu Grunde.

Wie immer indeß das verworrene Räthsel der Verhandlungen zwischen Preußen und Rom sich lösen möge, die conservativ-clericale Regierungsmehrheit wird dadurch nimmermehr herbeigeführt werden. Eine conservativ-liberale Ma-

jorität aber ist in diesem Reichstage von vornherein ausgeschlossen. Sie ist überhaupt nur denkbar, wenn auf beiden Seiten die gemäßigten Elemente überwiegen. Dies ist nach den letzten Wahlen nicht mehr der Fall. Obendrein hat das Programm der Regierung, wie es in der Eröffnungsbotschaft aufgestellt worden, jede Möglichkeit einer solchen Majoritätsbildung abgeschnitten. Und was etwa in dieser Richtung noch fehlte, wird durch Kundgebungen wie die Puttkamer'sche Wahlbeeinflussungsrede vollendet, Kundgebungen, die auch den gemäßigtsten Liberalen zurückstoßen müssen.

So scheint denn unsere Gesetzgebung dermalen zu vollständiger Stockung verurtheilt, es scheinen dem jungen deutschen Reiche die Lebensadern unterbunden zu sein. Zehn Jahre nach dem unvergleichlichen Aufschwunge unserer Nation zur politischen Einheit sehen wir eine tiefe Kluft gerissen zwischen Volksvertretung und Regierung. Die Feinde unseres Staates jenseits und diesseits unserer Grenzen horchen hoffnungsfroh auf, und mancher deutsche Mann blickt mit banger Sorge in die Zukunft. Schon kann man den trüben Zweifel hören, ob die Staatsschöpfung von 1870 überhaupt die That einer noch lebenskräftigen Nation, ob sie nicht vielmehr das letzte Aufflackern eines absterbenden Volksgeistes gewesen.

Haben wir wirklich Grund zu solch verzagter Denkweise? Nein und dreimal nein! Man soll die Dinge nicht rosenroth malen, die wirklichen Gefahren nicht unterschätzen. Aber man wird auch gut thun, den Blick über das Ungemach der Gegenwart hinaus zu erheben, die Lage unseres Reichs im Ganzen zu erfassen. Der wäre wahrlich ein schlechter Beobachter des Werdegangs der Völker, der etwa erwartet hätte, daß mit dem Jahre 1871 unser politisches Einigungswerk mit Einem Wurfe zum Abschluß gebracht wäre. Ein Rückschlag gegen die nationale Hochfluth, ein Rückschlag, durch den begünstigt die centrifugalen Kräfte unseres Volkskörpers noch einmal zu wirklicher Bedeutung kommen würden, ließ sich vorhersehen. Derartiges ist keinem Volke bei seiner Entwickelung zur staatlichen Einheit erspart geblieben. Aber selten hat sich ein junges Staatswesen solchen Krisen gegenüber einer gleich günstigen Lage erfreuen können, wie das unsrige. Wie sehr auch alle anderen Verhältnisse ins Schwanken gerathen mögen, zwei Institutionen besitzen wir, die unserem Reiche auch in trübster Zeit einen festen Halt geben werden: das Kaiserthum der Hohenzollern und das Heer. Dem tiefgewurzelten monarchischen Sinne des Deutschen ist der Kaiser allezeit der naturgemäße Ausdruck der nationalen Einheit gewesen. Und ein glückliches Geschick hat es gefügt, daß der erste Kaiser des neuen Reiches uns unwillkürlich als die Erfüllung der alten, in allen Herzen lebenden Kyffhäusersage erscheinen mußte. Die aufrichtige Liebe, die sich die Hohenzollern in ihrem preußischen Staate wie keine andere Dynastie in ihrem Lande verdient haben, sie ist mit Einem Schlage Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden. Und unzertrennlich vom Kaiser lebt in unserm Volksbewußtsein der Gedanke an das Heer, das, auf das feste Gefüge und die gute Ueberlieferung der preußischen Armee gegründet, ein unmittelbarer Bestandtheil unseres bürgerlichen Lebens ist, ohne von der politischen Parteizerklüftung berührt zu sein. Die große materielle wie moralische Macht, die in diesen beiden Institutionen gelegen ist, sollte Allen, die auf unsern Zerfall speculiren, bei Zeiten eine ernüchternde Warnung sein.

Und weiter: Ist die Kluft zwischen Volksvertretung und Reichsregierung wirklich so tief, so unübersteiglich, wie es scheinen möchte? Wird nicht vielmehr an den socialpolitischen Plänen des Fürsten Bismarck ein berechtigter Kern allgemein anerkannt? Wie weit man auch über die concreten Einzelfragen auseinander gehen mag, in dem Grundgedanken, in der Forderung einer erhöhten Staatsthätigkeit zur Fürsorge für das Wohl der ärmeren Klassen und im Zusammenhange damit einer rationellen Steuerreform, stimmen heute die meisten, wenn nicht alle Parteien überein. Was jene Kluft verursacht hat, ist vorzugsweise die politische Methode des Kanzlers gewesen. Seine Art, die Angelegenheiten der inneren Politik nach den Regeln der diplomatischen Kunst zu behandeln, die ihre letzten Ziele zu verschleiern pflegt, hat ein weitgehendes Mißtrauen hervorgerufen, das durch die sprungweise, sich überstürzende Ankündigung der kühnsten und zuweilen sogar einander widersprechender Projecte noch gesteigert wird. Und durch den stark autokratischen Zug seines Wesens, der ihn jeden Widerspruch als unerträglich empfinden läßt, ist er zu einer Behandlung des Reichstags gekommen, die — zusammen mit der Wahrnehmung, wie die Bannerträger der anticonstitutionellen Reaction sich heute an seine Rockschöße klammern — vielfach die Vorstellung erweckt hat, als könnten die Grundlagen unserer Verfassung noch einmal in Frage gestellt werden. Nur wenn diese Methode verlassen, wenn an ihre Stelle die vertrauensvolle Verständigung mit der Volksvertretung gesetzt würde, nur dann würde sich wieder jene Majorität gemäßigter Elemente von der linken und der rechten Seite des Reichstags anbahnen können, mit welcher der leitende Staatsmann zehn Jahre hindurch positiv zusammengearbeitet hat, ohne der Hülfe des Centrums jemals zu bedürfen. Mancher von des Kanzlers socialpolitischen Plänen würde alsdann, wenn auch nur allmählich und in vorsichtiger Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, verwirklicht werden können.

Für den Augenblick freilich ist an eine solche Aenderung nicht zu denken. Und so wird die innere Politik des Reiches in der nächsten Zeit, soweit es sich nicht um die gewöhnlichen laufenden Angelegenheiten handelt, in der That mit Unfruchtbarkeit geschlagen sein. Früher oder später aber wird man auf den allein möglichen Ausweg zurückkommen müssen. Inzwischen sorge ein Jeder, daß nicht der ärgste Feind einer gesunden politischen Entwickelung, der Pessimismus, in unserm Vaterlande um sich greife! Nicht freudig gehobenen Herzens zwar, aber doch zuversichtlichen Muthes können wir den kommenden Tagen entgegengehen. Das deutsche Reich mit constitutioneller Verfassung ist keine Schöpfung der Willkür oder des Zufalls, es ist das Produkt der realen Mächte unserer Geschichte. Und diese Mächte sind uns auch Bürgschaft für seine Dauer.

Friedrich Boettcher.

Wilhelm Roschers Nationalökonomik.

Mit seiner jüngsten Publication: Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes (Stuttgart, J. G. Cotta) übergibt der berühmte Volkswirth der Leipziger Universität den Geschäftsmännern und Studirenden ein Handbuch, welches gerade jetzt — in der Zeit der auf- und abwogenden parlamentarischen Kämpfe — die besten Dienste zur Orientirung auf dem weiten Felde der Nationalökonomie zu leisten vermag. Das vorliegende Buch ist ein Werk von seltener Vollständigkeit und gediegenster Gelehrsamkeit; es enthält die minutiösesten Detailangaben und die umfassendsten Ueberblicke. Dabei ist jede Einseitigkeit vermieden; vielmehr befleißigt sich der Verfasser der größten Objectivität und Unparteilichkeit, wie insbesondere das heikle Kapitel über das Gewerbschutzsystem und die internationale Handelsfreiheit zeigt. Der Verfasser ist, wie er mit Recht von sich selbst sagt, aufrichtig bemüht, die Vergangenheit als ein Stück Leben und die Gegenwart als ein Stück Geschichte aufzufassen.

Da die Gegenstände, welche unser Autor in dem vorliegenden Werke behandelt, überwiegend städtischer Natur sind, so geht dem Ganzen eine Einleitung „Aus der Naturlehre des Städtewesens im Allgemeinen" voran, welche eine Fülle von interessanten und treffenden Bemerkungen enthält. Was Roscher über die Eigenthümlichkeiten der Großstädte sagt, ist höchst beachtenswerth. Die Hauptgefahr derselben, sittlich wie polizeilich, besteht nach ihm darin, daß sich der Einzelne in der ungeheuern atomistischen Masse verbirgt. Hierdurch werde alle Verantwortlichkeit aufgehoben und die Großstädte fast so unsicher gemacht, wie das entgegengesetzte Extrem, die Wüste. Nur mit Hebung der wahren

Religiösität lasse sich diesen Gefahren der Großstädte begegnen. Gelingt diese Hebung aber nicht, so werde das Uebergewicht der Großstädte zu einer Hauptursache, welche bei überreifen Nationen die Altersschwäche und den Verfall beschleunigt. Der alsdann nicht selten auftretende Gedanke, die Großstädte in einer Art von mildem Belagerungszustand zu halten, damit das übrige Land in freiheitlicher Ordnung regiert werden könne, sei doch höchstens palliativ. (S. 36.)

Weiterhin widmet Prof. Roscher auch der in den Großstädten sich so häufig geltend machenden Wohnungsnoth eine Betrachtung, und bezeichnet als deren schlimmste Seite: „die große Abhängigkeit, in welche sie den Miether gegenüber dem Hausherrn versetzt". Solcher Wohnungsfeudalismus wirke um so demüthigender und aufreizender, als die Hausherren oft ungebildet, nicht einmal wohlhabend seien, auch durch ihren häufigen Wechsel jede persönliche Anhänglichkeit verhindert werde. (S. 43.) Die Ursache der Wohnungsnoth sieht Roscher nicht blos in dem Hinauswachsen der Nachfrage nach Wohnungen über das Angebot, sondern vornehmlich auch in jener übermäßigen, oft krankhaften Neigung des Volks, mit Verlassung der bisherigen Wohnsitze in die Großstädte überzusiedeln. Eine Heilung des Uebels der Wohnungsnoth ohne alle Beschränkung der heutigen Zugfreiheit hält Roscher darum für gar nicht möglich. Er sagt mit Bezug auf diesen Punkt was folgt: „Das Wegziehendürfen aus dem bisherigen Kreise mag ein natürliches Recht jedes Selbstständigen sein: aber daraus folgt noch nicht, daß jeder andere Kreis verpflichtet sei, ihn aufzunehmen. In Rücksicht auf den Kreis der Familie und des Hauses wird dies Allen einleuchten. Unsern Großstädtern aber ist leider fast jeder Gedanke eines geschlossenen Ganzen mit eigener Persönlichkeit verloren gegangen. Mindestens sollte man, wenn man ihre Wohnungsnoth mit so vielen anderen ihrer Uebel wirklich heilen, nicht blos in kindischer Eitelkeit sich an ihrem absoluten oder relativen Wachsthum freuen will, die positiven Vorzüge abschaffen, welche durch neuere Gesetze der neu anziehenden (flottirenden!) Bevölkerung vor der alt ansässigen eingeräumt werden." (S. 49.) So verbietet z. B. das norddeutsche Bundesgesetz (vom 1. Nov. 1867) den Gemeinden die Erhebung irgend eines Anzugsgeldes: also nicht blos das chicanöse, welches thatsächlich absperren möchte, sondern auch das gerechte, womit sich der Neubürger in die von den Altbürgern gemachten Kapitalmeliorationen einzukaufen hat. Auch die dreimonatliche Steuerfreiheit der Neueingezogenen, die von Ausverkäufern so sehr mißbraucht worden ist, gehört zu den Prämien für die flottirenden Theile des Volks auf Kosten der seßhaften.

Von einem illiberalen Standpunkte, auf den sich Roscher bei Kritik dieser Verhältnisse gestellt hätte, kann nicht die Rede sein. Wir haben es hier mit Fragen der ökonomischen Wissenschaft, nicht mit Parteiangelegenheiten zu thun. Die heutzutage bestehende Neigung, aus der Art und Weise, wie sich Jemand einem volkswirthschaftlichen Problem gegenüber verhält, auf seinen allgemein politischen Standpunkt Schlüsse zu ziehen — diese Neigung hat schon zu vielen Unzuträglichkeiten geführt. Man kann die unbeschränkte Zugfreiheit verwerfen und das rasche Anwachsen der Bevölkerung in den Großstädten für eine große sociale Calamität halten, aber doch ein sehr liberaler Mann sein. Oder noch deutlicher gesagt: Man kann sehr liberal denken und doch wenig Lust verspüren, sich von irgend Jemand vorschreiben zu lassen, was für officiell liberal zu gelten hat und was nicht. Am allerletzten wird sich ein Mann der Wissenschaft solche Vorschriften gefallen lassen. Roscher ist durchweg liberal in seinen ökonomischen Ansichten, aber kein Verfechter des ungehemmten laisser aller.

Ich wüßte kein Kapitel in Roschers ganzem Werke, wo die zugleich freimüthige und maßvolle Darstellungsweise des Verfassers deutlicher zum Ausdruck käme, als in den Erörterungen über die Licht- und Schattenseiten der Actiengesellschaften. (S. 147—155.) Dieses Kapitel verdient auch im Hinblick auf die praktische Verwendbarkeit der darin enthaltenen Rathschläge eine aufmerksame Lectüre. Den hauptsächlichsten Vorzug, den die Actiengesellschaft vor jeder andern Unternehmungsform voraus hat, sieht Roscher in dem Umstande, daß dieselbe eine von der Persönlichkeit ihrer Mitglieder so gut wie losgelöste Kapitalverbindung ist. Zu diesem Vorzuge kommt noch ein zweiter, nämlich der, daß die Actionäre blos mit ihrer Einlage haften und daß einer Veräußerung der Antheilscheine, selbst wenn sie auf bestimmte Namen lauten, nichts entgegen steht. Ferner hat die Anlage eines Kapitals in Actienform auch für den Kapitalisten insofern viel Ansprechendes, weil sie die Möglichkeit unbeschränkten Gewinnes mit beschränkter Gefahr und ohne jede persönliche Belästigung darbietet; außerdem die Zugänglichkeit für Jedermann und die Möglichkeit eines willkürlichen Rücktrittes, die jeder Zeit durch Veräußerung der Actien erfolgen kann. Auch für den Fall, daß einzelne Actionäre sterben oder verarmen sollten, braucht die Gesellschaft nicht darunter zu leiden. Prof. Roscher hebt auch — als von hoher ökonomischer Wichtigkeit — die Fähigkeit der Actiengesellschaften hervor, ausgezeichnete Arbeitskräfte als Directoren u. s. w. in ihren Dienst zu nehmen. Auch um die Lage der niederen Arbeiter zu heben und um die Steuerdeclaration im Volke gewissenhafter zu machen, können Actiengesellschaften wegen ihrer Oeffentlichkeit und wegen der Zersplitterung des Unternehmungsinteresses unter die vielen Actionäre gute Dienste leisten.

Roscher hebt diese und noch manche andere Lichtseiten der in Rede stehenden Gesellschaften gebührend hervor, betont aber, daß die unleugbaren Vorzüge derselben durch eine große Schattenseite so gut wie aufgehoben werden. Er erinnert daran, daß alle die Uebelstände, welche in großen Volksversammlungen die Berathung erschweren, auch in den Generalversammlungen der Actiengesellschaften zu Hause sind. Weil nämlich die Mehrzahl der Actionäre diese Versammlungen nicht zu besuchen pflegt, bekommt eine gut organisirte Minderheit sehr oft das Heft in die Hand und tyrannisirt die Majorität. Die Indolenz der meisten Actionäre beruht auf dem gänzlichen Verkennen ihrer Stellung als Theilnehmer eines Geschäfts, bei dem dann ihre Dividende eigentlich nur eine Spielprämie ist. Zur Wagehalsigkeit neigt übrigens die Actiengesellschaft mehr als jede andere Unternehmungsform, weil Actionäre wie Directoren meist nur eine geringe Quote ihrer wirthschaftlichen Existenz aufs Spiel setzen. Eine volle Verantwortung gegenüber den Gläubigern hat hier keine physische Person: die Actionäre nur bis zum Betrag ihrer Einlage, die Directoren nur mittelbar durch die Gesellschaft. „So verführt ein ausgeartetes Actienwesen" — sagt Roscher — „die Menschen zu einem gewissenlosen Gebahren mit fremdem Eigenthum, und in allen Schwindelperioden der neueren Geschichte sind Actiengesellschaften die Brutstätten der Schwindelei gewesen. So leicht sie ein großes Kapital zusammen bringen, so schwer wird es ihnen, dasselbe nöthigenfalls zu reduciren; so leicht sie Anleihen machen, so schwer sind sie zur Tilgung derselben geeignet."

Im Anschluß an diese Expectoration macht Roscher auch die sehr treffende Bemerkung, daß die Actiengesellschaften leicht einen kosmopolitischen, d. h. vaterlandslosen Charakter annähmen, und daß an ein opferfreudiges Durchbringen der Arbeiter durch schlimme Zeiten bei dieser Art von Unternehmen selten zu denken sei.

Hieraus ergibt sich denn ganz von selbst das Urtheil über die Actiengesellschaften. Letztere sind nicht für alle, sondern nur für gewisse Arten von Geschäften passend, für diese sind sie aber wirklich die beste Unternehmungsform. Nach Roschers Ansichten eignen sie sich ganz vortrefflich für solche Geschäfte, wo es mehr auf Kapitalwirkungen als auf Arbeit ankommt, mehr auf das leichter zu controlirende, leichter zu verantwortende fixe oder Anlagekapital, als auf das umlaufende oder Betriebskapital, und wo auch der Betrieb sich einer streng berechneten Regel maschinenmäßig unterwerfen läßt. Hierher gehören der Bau und Betrieb von Eisenbahnen, Kanälen 2c., ferner die Rhederei, das Bank- und Versicherungswesen; von den industriellen Gewerben noch am ersten die textilen, zumal wenn große Handlungshäuser ihnen die kaufmännische Seite des

*

Betriebes abnehmen. Wo das Kapital nothwendig so groß oder räumlich so vertheilt ist, daß auch der Privatunternehmer Beamte anstellen müßte, da braucht die Actiengesellschaft der Einzelunternehmung gewiß nicht nachzustehen. Aber auch für neue Geschäftszweige, die viel und lange Zeit hindurch Kapitalaufwand erfordern und deshalb einer unberechenbaren Gefahr unterworfen sind, wo also kein guter Wirth einen großen Theil seines Vermögens auf diese gefährliche Karte setzen würde, sind die Actiengesellschaften am Platze.

Die Actiengesellschaft kann also stets auf den Versuchsfeldern der Volkswirthschaft gute Dienste leisten, und hier vermag sie mehr zu Stande zu bringen als der Staat, weil dessen Beamte doch nur auf Kosten der Steuerzahler ihre Experimente anstellen würden.

In einem besonderen Kapitel (S. 166) verbreitet sich Prof. Roscher auch über das Gründerwesen und bezeichnet dasselbe als die Klippe jeder Actienunternehmung. Durch bessere Garantien muß das Publicum vor Ausbeutung geschützt werden. So sollten die Gründer civilrechtlich wenigstens so lange verantwortlich bleiben, bis das Geschäft sich in vollem Gange befindet. Auch sollten alle Bekanntmachungen über die zu erwerbenden Grundstücke, Anstalten, Räumlichkeiten ꝛc. mit der Unterschrift aller Gründer versehen werden, um diese für die Wahrheit künftig haftbar zu machen. Ebenso sollte jede Emission von Actien unter dem Nominalwerthe, jeder Verkauf derselben über dem Nominalwerthe, bevor das Geschäft in vollem Gange ist, ganz verboten sein. Ebenso sollte die Belohnung, welche den Gründern nützlicher Unternehmungen allerdings gebührt, nicht in der Einräumung von Directionsbefugnissen, sondern in bestimmten Geldsummen bestehen.

Die in Roschers Handbuch enthaltenen sehr ausführlichen Erörterungen über das Münz- und Bankwesen eignen sich nicht zur auszugsweisen Wiedergabe. Der geehrte Leser wird in den betreffenden Kapiteln eine Fülle von thatsächlichem Material und Reflexionen darüber vorfinden. Auch die Paragraphen über das Eisenbahnwesen (§§ 85 und 86, S. 396 u. ff.) sind im Hinblick auf unsere actuellen deutschen Verhältnisse sehr beachtenswerth. Roschers Ansicht über die Verstaatlichung der Bahnen ist in folgenden kurzen Worten ausgedrückt: „Wo aus allgemein politischen Gründen eine Verstärkung der centralen Staatsgewalt zu wünschen ist, da ist auch zu wünschen, daß die Eisenbahnen dem Staat gehören, und umgekehrt.“ Dieses Urtheil ist sehr vorsichtig abgefaßt, aber was unser Autor meint, geht ganz unzweideutig aus folgender Stelle hervor: „Wer etwa glaubt, daß jeder politische Mißbrauch eines Eisenbahnregals durch parlamentarische Mittel zu verhüten sei, der muß entweder die verwickelte Schwierigkeit der Eisenbahntarife gewaltig unterschätzen, oder die Leistungsfähigkeit eines Parlamentes für detaillirte Verwaltungsfragen ebenso sehr überschätzen, oder er drehet sich im Kreise, da es kaum ein stärkeres Mittel zu der Corruption der Volksvertretung geben kann, als eben jener Mißbrauch selbst. Kleine Staaten sollten übrigens nicht vergessen, daß die Verstärkung ihrer innern Macht, welche in ihrem Eisenbahnregale enthalten ist, sie nach Außen leicht zu einem begehrenswerthen Ziele der Eroberungslust machen kann.“

Wir streifen dies Kapitel nur im Vorbeigehen und wenden uns den Erörterungen Roschers über das Gewerbeschutzsystem und die internationale Handelsfreiheit zu. (Vgl. S. 617—653.) Diese Kapitel sind wahre Muster von Objectivität und Unparteilichkeit, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß sich s. Z. zwei Zeitungen von ganz entgegengesetzter wirthschaftlicher Richtung — die „Magdeburger Zeitung“ und die „Post“ — auf Roscher als ihren Gewährsmann in zollpolitischen Fragen beriefen. Wer von seiner eigenen Vernunft nur mäßig und eben darum von der Vernunft anderer Menschen und Zeiten billig denke, der werde — sagt Roscher — nicht glauben, daß ein System, wie das des Gewerbeschutzes, welches in gewissen Lebensaltern fast aller nachmals hochentwickelten Völker geherrscht hat, lediglich aus Irrthum oder gar Betrug hervorgegangen sei. (S. 623.) Man dürfe nicht verkennen, daß dieses System zu gewissen Epochen einem großen Bedürfnisse gedient habe. Der Irrthum habe nur darin bestanden, daß man theils durch unpassende Generalisirung seitens der Doctrinäre, theils durch Habsucht der Privilegirten und Trägheit der Staatsmänner das Bedingte und Vorübergehende für etwas Absolutes ansah.

Roscher sieht in der Erhebung von Einfuhrzöllen nur eine Erziehungsmaßregel, welche die spätere Selbstständigkeit des Zöglings im Auge hat. Absoluter Zollschutz ist nach ihm eine ebenso sinnlose Forderung wie absoluter Freihandel. Jedes der beiden Systeme entspricht vielmehr besonderen wirthschaftlichen Verhältnissen, und die Frage, welches von beiden in einem gegebenen Augenblick zulässig und anwendbar ist, läßt sich nicht nach allgemeinen politischen Grundsätzen, sondern lediglich nach dem vorliegenden Bedürfniß entscheiden. Die Nichtbeachtung dieser Sachlage führt zu endlosen und unerquicklichen Streitigkeiten. Daß das Schutzsystem dem Volksvermögen Opfer auferlegt, soll keineswegs geleugnet werden; aber diese Opfer bestehen nicht in baarem Gelde, sondern in Produkten, von denen bei gleicher Anstrengung der Produktivkräfte weniger hervorgebracht und genossen werden, als unter der Herrschaft des freien Handels.

Es ist aber damit ein Mittel an die Hand gegeben, neue Produktivkräfte zu bilden und schlummernde zu wecken, die auf die Dauer viel mehr werth sein können, als jene Opfer betragen haben.

Der berühmte Nationalökonom List hat dies seiner Zeit durch folgendes Beispiel zu erläutern gesucht: Er stellt zwei Gutsbesitzer nebeneinander, von denen jeder fünf Söhne hat und jährlich 1000 Thlr. sparen kann. Der eine erzieht seine Söhne zu Bauern, legt aber seine Ersparnisse auf Zinsen, der andre läßt zwei Söhne zu tüchtigen Landwirthen ausbilden, die anderen zu verständnißvollen Handwerkern, freilich mit Kosten, die ihm keine sonstige Kapitalbildung ermöglichen. Welcher von beiden hat nun für das Ansehen, den Reichthum und das Wohl seiner Nachkommen besser gesorgt, der Anhänger der Theorie der Tauschwerthe oder der der produktiven Kräfte? Unzweifelhaft wohl der letztere.

Wenn also das Schutzsystem die Gründung eines nationalen Gewerbfleißes wesentlich befördern könnte oder wohl gar erst möglich machte, so wäre das anfänglich damit verbundene Opfer wie das Opfer des Korns bei der Aussaat zu betrachten, das sich freilich auch nur unter drei Voraussetzungen rechtfertigt. Das Saatkorn muß keimfähig, der Boden fruchtbar und gehörig bestellt, die Jahreszeit günstig sein.

Um nicht den Glauben aufkommen zu lassen, daß Schutzzölle Wunder thun könnten, erinnert Roscher mehrfach an die Thatsache, daß Einfuhrhindernisse niemals eine wirkliche Vermehrung, sondern nur eine Umlenkung der nationalen Arbeits- und Kapitalkräfte zu bewirken vermögen. Eine Vermehrung wäre höchstens nur in dem einen Fall nachzuweisen, in welchem es gelingt, die fremden Producenten zur Uebersiedelung ihrer Productivkräfte diesseit unserer Grenze zu veranlassen. Eben darum ist es auch ganz verkehrt, wenn so oft „im Namen der Gerechtigkeit“ eine gleichmäßige Ausdehnung des Schutzes auf alle Zweige der Volkswirthschaft gefordert wird. Diese Forderung ist thöricht und unerfüllbar. Denn im Zollschutz haben wir nicht etwas dem Rechtsschutz Aehnliches zu erblicken, sondern eine Gunst, die Niemand gewährt werden kann, ohne einen Anderen zu benachtheiligen. (S. 618.)

Bei vorurtheilsloser Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse (ich gebe hier Roschers persönliche Ansicht wieder) könne sich jedoch wohl Niemand der Erkenntniß verschließen, daß die Begründung (!) und erste Entwickelung (!) des Gewerbfleißes in einem Lande durch die ungehinderte Concurrenz des Auslandes sehr erschwert werden müsse. Unter solchen Umständen sei es möglich, daß ein ganzes Volk einem gewerblich fortgeschrittenern gegenüber fort und fort die Stelle des platten Landes einnehme, diesem letzteren die Stelle des Stadt- und Gewerbslebens fast ganz allein überlassend. Hiervor könne ein weise geleitetes

Schutzsystem entschieden bewahren und die zeitweiligen Opfer, welche dasselbe mit sich bringe, fänden ihre Belohnung in einer Hebung und Erstarkung der Production.

Wenn der Schutz allerdings so weit gehen soll, daß Ausfuhrprämien gezahlt werden und insofern eine förmliche Bevorzugung der Exporteure stattfindet, so geschehe des Guten allerdings zuviel, und Roscher hebt mit Recht hervor, daß durch Einrichtung solcher Prämienzahlungen alle Steuerpflichtigen gezwungen werden, einer Klasse von Gewerbtreibenden ein Geschenk zu machen.

Zum Schluß seiner eingehenden Untersuchung bespricht der Autor auch die politische Seite der Zollfrage. Er macht die Bemerkung, daß das Schutzsystem, indem es Kapital aus der Rohproduction in den Gewerbfleiß drängt, einen mächtigen Einfluß auf das Verhältniß der einzelnen Stände zu einander ausübe. „Jenes ungeheure Uebergewicht" — sagt er — „das in jedem Mittelalter der Adel, die Landwirthschaft, überhaupt das platte Land, die aristokratischen und conservativen Elemente des Volks besitzen, wird zu Gunsten des Bürgerthums, der Industrie, überhaupt der Städte, der demokratischen und progressiven Elemente vermindert... Die Abschließung nach Außen, die Solidarität im Innern, die ein solches System mit sich bringt, der fühlbare Einfluß, den die Staatsgewalt auf eine Menge der wichtigsten Privatinteressen ausübt, müssen das Staatsbewußtsein, die Centralisirung des Volkslebens, freilich auch den Absolutismus mächtig fördern." Eine Nutzanwendung dieser Worte auf die heutigen Zeitverhältnisse liegt nahe.

Der Kernpunkt von Roschers sämmtlichen Ausführungen ist und bleibt aber der, daß die Schutzzölle nur Mittel zum Zwecke seien, und daß als letzteres die internationale Handelsfreiheit angesehen werden müsse. Es versteht sich darum von selbst, daß nur solche Gewerbe unterstützt werden sollten, welche durch die natürliche Anlage des Landes und Volkes gegründete Aussicht haben, der Gunst bald entbehren zu können. So sollten, meint er, Halbfabrikat von ausländischen Rohstoffen erst dann beschützt werden, wenn das Ganzfabrikat dem Schutz völlig entwachsen ist, was sich durch beständige Ausfuhr anzeige. Halbfabrikate von ausgezeichneter Güte sollten ja nicht fern gehalten werden, weil sie durch Förderung der Waaren erster Qualität auf das ganze Gewerbe erzieherisch einwirken. Schutzzölle auf Maschinen und geistige Bildungselemente hält Roscher für bedenklich.

Der allerbeste Schutz nationaler Arbeit wird aber — das ist unsere Ansicht — niemals in den Zöllen, sondern darin bestehen, daß sich der Deutsche einen nationalen Geschmack aneignet und eine Ehre darin sucht, die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes zu consumiren. Dieser wirthschaftliche Patriotismus, den Franzosen und Engländer schon seit Jahrhunderten besitzen, ist bei uns erst im Entstehen. Wenn er erstarkt und entwickelt sein wird, dürften Zollbeschränkungen und Einfuhrhindernisse auch bei uns keine so große Rolle mehr spielen, als eben in diesem Augenblicke.

Otto Zacharias.

Literatur und Kunst.

Sylvesterabschied vom Weihnachtsbaum.

Noch einmal flammt am duft'gen Weihnachtsbaume
Das heil'ge Licht, das fröhlich uns gestrahlt.
Noch wiegt die Kindheit sich in ihrem Traume,
Der Zauberbilder in ihr Spielen malt
Und in der Freude buntem Sprudelschaume
Mit den Minuten lauten Jubels prahlt.
Wir Alten schaun hinaus aus all der Helle
Und sehn uns vor des Neujahrs dunkler Schwelle.

Was uns die Zukunft birgt, wer kann es sagen?
Ruht doch die Gegenwart in Nebelgrau.
Wer ist so kühn, daß er in diesen Tagen
Auf eines Sehers Adlerblick vertrau'?
Wer möchte da nicht wanken, da nicht zagen,
Wo in der Väter altem Quaderbau
So mancher Pfeiler bröckelt? Stürzt nicht ein,
Was fest gefügt erschien in hartem Stein?

Im Dunkeln schleichend, schüttelt wild im Krampfe
Die Habgier ihre Faust. Es zischt der Neid
Und harrt des Tags, da er im Pulverdampfe
Der Blutschuld ihren Purpurmantel weiht.
Von Neuem ruft's zu gift'gem Glaubenskampfe.
Verhöhnt, geschmäht wird edle Duldsamkeit.
Im Rasseln der Maschinen und in Mitten
Des Tags wird um des Daseins Frucht gestritten.

In Schwertern starrt die Welt. Von kaltem Eisen
Umhüllt, glüht überall die Leidenschaft.
Mißtrauen zieht in immer engern Kreisen
Das Netz, das seine Beute heimlich rafft.
Wer kann der Zukunft ihre Bahnen weisen?
Wer zügelt der Zerstörung wilde Kraft?
Wann endlich wird des Hauses stiller Frieden
Nach allen Nöthen wieder uns beschieden?

Noch einmal schaut empor zu jenen Kerzen
Des Tannenbaums aus lichter Weihnachtszeit!
Die Zukunft liegt in Eurer Kinder Herzen!
Des Kindes Sinn sei Eures Sinns Geleit!
Lehrt sie des Lebens Ernst in heitern Scherzen
Und Herzensgüte ohne Bitterkeit.
Schaut Eure Kinder und vergeßt es nicht:
Der Kindheit Rechte sind der Eltern Pflicht.

Warm bleibet Euer Herz, ob's noch so kalt,
Wollt Ihr's im Strom der Kindesliebe baden
Gleich jenem Heiland, der in Knechtsgestalt
Sein Wort gesandt den fernsten Erdgestaden,
Der das gelehrt, was ewig wiederhallt:
Der Liebe Opferthat von Gottes Gnaden.
Der Menschheit Heil — sucht's in des Kindes Blicken!
Und höret das Gebot: Ihr sollt das Kind beglücken!

Franz von Holtzendorff.

Der Bildhauer Eduard Mayer.

Erinnerungen aus der deutsch-römischen Künstlerwelt.

Von Ferdinand Gregorovius.

Die Kolonie der deutschen Künstler in Rom hat vor kurzem eines ihrer geachtetsten Mitglieder, den Bildhauer Eduard Mayer, durch den Tod verloren. Die Schaar solcher Veteranen unter ihnen, die sich noch aus den Zeiten der Papstherrschaft in die neue Aera hinübergerettet haben, ist schon sehr zusammengeschwunden. Seit dem Tode Emil Wolffs sind die ältesten deutschen Künstler in Rom heute Riedel und Achtermann. Beide haben noch die Sonne des napoleonischen Brumaire und das alte heilige römische Reich gesehen. Der geistvolle Riedel gehört schon seit 1828 der ewigen Stadt an, wo er Mitglied der Akademie von St. Luca ist. Er hat die Metamorphosen Roms unter fünf Päpsten erlebt. Da er ein rüstiger Greis von tizianischer Lebensfrische ist, so wird er hoffentlich noch einen sechsten Nachfolger Petri aus dem Conclave hervorkommen sehen.

Auch Eduard Mayer zählte schon zu den Aelteren. Er war 1812 auf der Asbacher Hütte, einer der drei Stumm'schen Hütten im Hundsrück, geboren. Als Knabe lernte er die Elemente der Bildhauerkunst bei Meistern in Mainz und Darmstadt. Im Jahre 1833 wurde er Schüler Rietschels in Dresden und bald darauf Rauchs in Berlin. Dann ging er 1840 nach Paris, um unter David d'Angers sich zu vervollkommnen. Eins seiner ersten Werke, ein Sandalen lösender Knabe, wurde dort mit einem Preise gekrönt. Im Jahre 1841 hat sich Mayer nach Rom begeben.

Rom war in jener Zeit noch die internationale Hochschule der Kunst, deren Jünger auf ihren Lehr- und Wanderjahren aus allen Ländern dort zusammen kamen. Viele haben dann, von den Musen und Sirenen Roms bestrickt, die ewige Stadt nicht mehr verlassen. Sie verrömerten hier.

Wenn ein Deutscher vom Geschick in ein fremdes Land verschlagen wird, wo sollte er sich heimischer fühlen als in Rom? Nirgend wo anders konnten Künstler, noch vor 40 Jahren, in so weihevoller Stille ihren Idealen sich hingeben. Rings um die altersgraue majestätische Tiberstadt lag das schöne Land wie im Todesschlaf, aus dem es nur bisweilen durch die Mazzinisten aufgerüttelt wurde, so daß man die Ketten der unglücklichen Italia klirren hörte. Gregor XVI. hatte die Aufstände in der Romagna mit östreichischer Waffengewalt niedergedrückt, und seither senkte sich wieder Grabesstille auf den Kirchenstaat und Rom.

Heute kann jeder Reisende, so unwürdig er auch sei, in das Götterantlitz Roms zu blicken, die ewige Stadt in einer Vergnügungstour erreichen. Aber vor 40 Jahren führten Eisenbahnen, deren Erfindung jener beschränkte Papst als Werk des Teufels verdammt hatte, nicht nach Rom. Die Stadt lag damals weit vom Auslande entfernt und wie in einen Nimbus heiliger Unnahbarkeit eingehüllt. Rom zu sehen, gar daselbst zu leben, galt noch für einen Künstler als ein unermeßliches Glück, welches seinem ganzen Dasein eine eleusinische Weihe gab. Unter den zu jener Zeit noch in malerischer Naturwildniß versunkenen Ruinen des Alterthums — heute stehen sie wie nackte archäologische Skelette eines Naturalienkabinets da —, unter den Monumenten des Mittelalters und der Renaissance, mitten in einem schönen Volk von eigenartigen alterthümlichen Formen und Gebräuchen, konnte der Fremde noch ungestört in denselben enthusiastischen Gefühlen schwelgen, wie Wilhelm von Humboldt am Anfange unseres Jahrhunderts. Er aß begierig vom Lotos Roms; er verlor alsbald den Zusammenhang mit der Außenwelt, ja selbst das Interesse an den fernen vaterländischen Ereignissen; und diese waren unerquicklich genug. Er lebte unbekümmert um die bürgerliche Herabwürdigung der Römer, von deren Leiden er kaum eine Ahnung hatte, in egoistischer Losgebundenheit, wie auf einer Oase oder Insel der Seligen. Die Entbehrung alles staatlichen Lebens und der modernen Civilisation fühlte er nicht; denn die moralische Unendlichkeit und die kosmopolitische Natur Roms wiegten ihn in eine Art von zeitlosem Nirwana, in einen weltrepublikanischen Quietismus ein.

Man hat heute keine Vorstellung mehr von jenem narkotischen, einschläfernden, beseligenden Odemzug der ewigen Roma, wenn man seine Macht nicht selbst erfahren hat. Dieser Zauber begann seit dem Jahre 1859 zu schwinden, und schon heute ist er völlig zerstört. Das moderne Rom liegt in einer neuen geschichtlichen Zone; dem älteren Künstlergeschlechte erscheint es entgöttert und ernüchtert; es gewöhnt sich nur schwer an die breite, lärmende Prosa des Werkeltags auf den umgewühlten Plätzen und Straßen. Die erinnerungsvollen, historischen Wildnisse der Stadt verschwinden unter dem Bau neuer Quartiere. Rom gleicht heute einem alten Prachtteppich, welcher ausgeklopft wird und darüber in Fetzen zerfällt. Indeß wird auch den fremden Künstlern dort vielleicht ein neues Leben erblühen, und sicherlich werden sie fortan von ihrem Vaterlande minder weit getrennt sein. Nur wahrhaft schöpferische und deshalb kosmopolitische Geister, wie Thorwaldsen, haben in Rom die Gefahr der Entfremdung von dem Lebensblut ihres eigenen Vaterlandes zu überwinden vermocht.

Die letzte große Kunstepoche Roms ist an Thorwaldsen und Canova geknüpft gewesen. Sie war im Jahre 1840 schon abgelaufen, aber noch strahlte sie einen hellen Nachschimmer über die Künstlerwelt aus. Canova war 1822 gestorben, Thorwaldsen 1838 nach Kopenhagen zurückgekehrt, wo er sechs Jahre später starb. Die unsterbliche That dieser Meister war die Renaissance des antiken Ideals, und unter ihrem Einfluß stand fortan die Schule der Epigonen. In den vierziger Jahren standen manche ihrer Schüler in Rom in der Blüthe ihrer Thätigkeit. Unter den Einheimischen ragte Tenerani hervor, der talentvollste italienische Gehülfe Thorwaldsens. In den Jahren 1841 und 1842 machte er sich berühmt durch die Monumente Ferdinands II. für Messina und Bolivars für Columbia, und durch die schöne Kreuzabnahme in der Kapelle Torlonia. Er starb 1869. Neben ihm strebten Jacometti und Tadolini auf. Unter den Fremden genossen John Gibson und Crawford hohes Ansehen. Gibson war schon 1817 nach Rom gekommen und Schüler Canovas. Er hat dort ein halbes Jahrhundert gelebt und zahllose Werke geschaffen. Er starb am 27. Januar 1866. An der Pyramide des Cajus Cestius haben wir den gefeierten Meister bestattet. Es war ein stattliches Leichenbegängniß. Französische Soldaten von der Occupationsarmee schossen sogar eine Ehrensalve in die Gruft des Künstlers hinein, welcher wohl niemals in seinem Leben auch nur ein Pistol abzufeuern verstanden hatte. Im Gegensatz zu Tenerani, der die antike Richtung mit der christlichen vertauscht hatte, lebte Gibson ganz im klassischen Heidenthum. Sein Narciß, seine Amazone, seine bemalte Venusfigur gaben ihm europäischen Ruf. Aus seinem Atelier gingen auch die Monumentalstatuen des Sir Robert Peel und des George Stephenson hervor.

Der kleine sympathische Mann von wohlproportionirter Gestalt und rundlichen, statuenhaften Formen, war ein Original. Seine lange Verrömerung hatte ihm nichts von seiner einfilbigen Walliser Natur geraubt. Eine immer gleichmäßige Seelenruhe, die keine Leidenschaft trüben konnte, lag auf seinem Angesicht verbreitet. Er sprach selten und dann glaubte man, eine Statue reden zu hören. Das Italienische hatte er aber doch besser gelernt, als Thorwaldsen, von dem man sagte, daß er in Rom das Dänische verlernt und das Italienische nicht gelernt hatte. Gibson war reich geworden, er hätte in Rom fürstlich leben können, wie Bernini, aber er lebte nur für sein Atelier, einsam und bedürfnißlos. Er verkehrte gern mit Deutschen. Mit astronomischer Regelmäßigkeit stellte er sich in jeder Morgenfrühe im Café Greco ein, wo die Künstler, Deutsche und auch einige andere, sich zu dem bescheidenen Frühstück, einem Glase Milchkaffee, ombra genannt, zusammenfanden. Bisweilen gesellte sich zu ihnen auch der kunstsinnige Herzog von Sermoneta, der genialste Mann Roms. Sie saßen dort als Stammgäste, jeder auf seinem hergebrachten Platz, Jahr aus Jahr ein, in dem kleinen, bedeckten Hofraum aufgereiht. Hier wurde die chronique scandaleuse der römischen Gesellschaft und Künstlerwelt durchgenommen und bisweilen verdiente jenes kunsthistorisch gewordene, jetzt leider veränderte Lokal den Namen des „Lügenstübchen", wie das berühmte Kanzleizimmer in der Frührenaissance, aus welchem die „Facetien" des Poggio hervorgegangen waren.

Ein Schüler Thorwaldsens war Gibsons Zeitgenosse, der Amerikaner Thomas Crawford, welcher zweiundzwanzig Jahre lang bis an seinen frühen Tod im Jahre 1857 in Rom gelebt hat. Hier schuf er das Washingtondenkmal für Richmond, und die Kolossalfigur der gerüsteten Freiheit für das Capitol in Washington.

Die deutschen Künstler in Rom waren immer zahlreicher, als ihre Genossen aus anderen Nationen, selbst als die Franzosen, obwohl diese in ihrer Akademie in der Villa Medici einen glänzenden nationalen Mittelpunkt besitzen. Unsere Landsleute hatten und haben solchen nicht. Wenige Stipendiaten abgerechnet, waren sie losgebundene Kunstpilger, die in Rom ihre Schule und dann ihr Glück suchten, das sie nicht immer gefunden haben. Ihr einziger, meist durch Uneinigkeit leicht verschiebbarer Mittelpunkt war der deutsche Künstlerverein, erst im

Palazzo Simonetti, dann im Palast Poli. Von Alters her haben die Deutschen in Rom Größeres in der Malerei geleistet, als in der Plastik. Da Schadow und Rauch, die sich wenige Jahre in der römischen Schule gebildet hatten, nicht zu den Deutsch-Römern zu rechnen sind, so darf man behaupten, daß aus diesen kein Bildhauer hervorgegangen ist, der die künstlerische Bedeutung eines Carstens, Koch, Reinhardt, Overbeck erreicht hat, von Cornelius nicht zu reden. Dieser große Meister hat mit der Vollkraft seines Schaffens Deutschland angehört, aber der Quell seiner Begeisterung floß auf römischem Boden, und immer hat er sich dorthin zurückgesehnt. Er hatte schon von 1811 bis 1819 in Rom gelebt; dann kehrte er erst 1853 hieher zurück und verbrachte noch glückliche Jahre im Palaste Poli bis 1861, wo er nach Berlin übersiedelte. Dagegen war Overbeck, sein ehemaliger Gefährte auf jenen kühnen Wegen in Rom, die zur nationalen Renaissance der deutschen Malerkunst geführt haben, dauernd in der ewigen Stadt geblieben.

Doch ich habe mich hier auf die deutschen Bildhauer zu beschränken. Unter ihnen war der angesehenste Martin Wagner, und zugleich der einzige, welcher das unschätzbare Glück genoß, durch große der Kunstwelt geleistete Dienste und monumentale Aufgaben mit seinem Vaterlande in lebendiger Verbindung zu bleiben. Sein Name ist mit den unsterblichen Schöpfungen des letzten königlichen Kunstmäcens, Ludwigs von Bayern, dauernd verbunden. Den Besitz der Aegineten, des barberinischen Faun, der Vasensammlung in München verdankt Deutschland der unermüdlichen Thätigkeit Wagners als Procurator jenes hochsinnigen Fürsten. Seit 1804 lebte er in Rom, und hier war er nach dem Tode Kochs der Nestor der Deutschen. Doch ich vergesse den Maler von Rhoden, einen lebensfrohen Urmenschen, der noch im 18. Jahrhundert mit dem Zopf und der Perücke der Rococozeit in die ewige Stadt eingezogen war. Er hat mir noch von den Stiergefechten im Mausoleum des Augustus erzählt. Als ein Heldengreis von einigen 90 Jahren ist er in Rom gestorben. Nächst diesen beiden Künstlern war Johannes Riepenhausen der älteste; der humane, fein gebildete Mann hat von 1807 bis 1860 in Rom gelebt. Wir haben sein 50jähriges Jubiläum festlich gefeiert.

Wagner hatte den schönsten römischen Künstlersitz, der irgend denkbar ist, nämlich in der Villa Malta. Dort lebte er, zuletzt als ein grämlicher Eremit, in einer mehr als stoischen Weise fort. Für seine Vaterstadt Würzburg hat er sein Vermögen gesammelt und aufgespart. Die Villa Malta, das herrliche Besitzthum des Königs Ludwig, war damals noch ein idyllisches Landhaus an der Porta Pinciana, mit einem Weingarten, worin die von jenem Könige gepflanzten Palmen prächtig aufgewachsen waren. Nach dem Tode Wagners im Jahre 1858 ging die dortige Conservatorstelle an den bayerischen Bildhauer Schöpf über. Dann aber verkauften die Erben des Königs die schöne Villa und Schöpf mußte sie verlassen. Ich war Zeuge der Verzweiflung des aus seinem Paradiese vertriebenen Künstlers. Am Gram ist der würdige Mann bald darauf gestorben. Er war ein Schüler Thorwaldsens; die von diesem modellirte Statue Conradins hat er in Marmor ausgeführt und zu S. Maria del Carmine in Neapel aufgestellt. Die Villa Malta kaufte alsbald der russische Graf Bobrinski, der sie zu einem modernen Luxusbau umgestaltet hat. Ihr alterthümlicher Charakter ist untergegangen und so ein Denkmal zerstört worden, welches mit der Geschichte des Wiederaufschwunges der deutschen Kunst in der Aera des Königs Ludwig einen viel innigeren Zusammenhang hatte als die benachbarte Casa Bartholdi.

Niemand hat begreifen können, was die deutschen Regierungen gehindert hat, diese Villa für wenige Summen zu erwerben. Wenn das geschehen wäre, so würde dieselbe neben dem Palast Caffarelli und dem archäologischen Institut auf dem Capitol heute ein unschätzbares deutsches Nationaleigenthum bilden. Auf der entzückenden Stelle, welche sie zwischen der Villa Ludovisi und der Villa Medici einnimmt, hätte sie sich zum Lokal für eine deutsche Akademie vorzüglich geeignet. Die Spanier haben in Rom seit zwei Jahren auf der wundervollen Höhe S. Pietro in Montorio ihre Nationalakademie gebaut; die Kirche dort und der Grund und Boden ist spanisches Eigenthum, wie die Villa Medici in der Nähe der Trinità auf dem Pincio französisches Eigenthum ist. Zu gleichem Zwecke hätte uns Deutschen nur die Villa Malta dienen können. Man spricht noch davon, ein Lokal für eine deutsche Akademie in Rom zu erwerben, doch das ist schwieriger, als sich sagen läßt. Wird eine deutsche Kunstakademie in Rom heute überhaupt noch leisten können, was sie in vergangenen Zeiten unfehlbar geleistet hätte? Es ist zweifelhaft. Sie wird vielleicht nur ein Luxus der nationalen Repräsentation sein. Aber Luxus und Verschwendung sind göttliche Eigenschaften, wenn sie für ideale Zwecke verwendet werden. Wir Deutschen haben uns noch aus der beschränkten Oekonomie der Kleinstaaterei zu befreien, und von den Franzosen zu lernen, daß die Kunst ein wesentlicher und reeller Theil des Nationalreichthums selber ist.

Neben Wagner war der Berliner Emil Wolff sehr geachtet, sowohl wegen seines anmuthigen Talentes, als wegen seiner gebildeten Persönlichkeit. Er war 1822 nach Rom gekommen. In den vierziger Jahren stand er auf dem Gipfel seiner Thätigkeit; sein Atelier, gegenüber dem Palast Barberini — wenn ich nicht irre, hatte es einst Thorwaldsen angehört — zählte zu den besuchtesten in Rom. Werke, die ein Hauch griechischer Grazie beseelt, ein Prometheus, eine Amazonengruppe, eine Nike und schöne genreartige Figuren waren daraus hervorgegangen. Zu den älteren Künstlern gehörten auch Troschel, ein Berliner, Mathiä, ein Schüler Thorwaldsens, und Karl Steinhäuser aus Bremen, welcher 28 Jahre lang in Rom einheimisch war, bis er 1863 nach Karlsruhe berufen wurde. Für das Treppenhaus des Museums in Weimar arbeitete er die sitzende Goethefigur, für Bremen die Bildsäule des Astronomen Olbers.

Imhof und Schlöth vertraten als Bildhauer, Corrodi, Müller, Frey, Bühlmann und andere als Maler aufs würdigste das Schweizerland. Dann kamen jüngere deutsche Talente nach Rom, wo sie sich bald meisterlich heranbildeten, wie Voß, Wittich, Kopf, Gerhard und Schubert, Piel, und noch später Schulz und Eduard Müller. In unserem Zeitalter der mechanischen Abrichtung, der chinesischen Staatsexamina, der Akademien und Kasernen, der Telegraphen und Eisenbahnen und aller andern staunenswürdigen Mittel der Bildung, welche den menschlichen Geist zu einem fabrikmäßigen Schul- und Staatsprodukt zu machen drohen, hat Joseph Kopf, wie vor ihm Achtermann, noch ein letztes Beispiel naturwüchsiger Entwicklung des Künstlertalents gegeben, wie es der Romantik vergangener Zeiten und den Dichtungen Tiecks und Brentanos angehört. Er ist von seinem schwäbischen Vaterlande mit dem Ranzen und Wanderstabe von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster bis nach der ewigen Roma gezogen, und zwar im Jahre 1852! Auf sein lebendiges Talent wurde zuerst der württembergische Consul Kolb aufmerksam. Schnell faßte der junge Künstler Grund in Rom. Heute ist er einer der beschäftigsten und rastlosesten Meister, und seine zahlreichen Werke, darunter vorzügliche Porträts, sind in der Welt zerstreut. In Baden-Baden stellte er die schöne monumentale Kolossalbüste des Kaisers Wilhelm auf, und die dortige Stadtgemeinde belohnte sein Geschenk durch ein Atelier, welches sie für ihn gebaut hat. Dort, in Baden, ist der glückliche Künstler in den Sommermonaten beschäftigt.

Ich blicke schon deshalb mit Freude auf seine ungewöhnliche Laufbahn zurück, weil ich in demselben Monat October 1852, also gleichzeitig mit ihm, nach Rom gekommen war. Ich lernte damals auch Eduard Mayer kennen, der nach schon zwölfjährigem Aufenthalt ein eingerömerter und fertiger Meister war. Mayer führte mich in die Geheimnisse der plastischen Kunst ein. Ich war von Königsberg gekommen, wo ich wohl mit Malern verkehrt hatte, wie mit dem Akademiedirektor Rosenfelder, mit Behrendsen und Gräf, und wo mir mein theurer Freund, der frühverstorbene Historienmaler Ludwig Bornträger, ein lebhaftes Interesse für seine Kunst eingeflößt hatte; aber nie war ich im Vaterlande mit einem Bildhauer in Verkehr gewesen. Mit Leidenschaft habe ich damals in Rom den Arbeiten Mayers

zugesehen und die Stadien verfolgt, die das Werk des Bildhauers vom Thon zum Gips und endlich zum Marmor zurücklegt, in welchem die Idee den verklärten Körper gewinnt. Der Thon ist das Leben, der Gips der Tod, der Marmor die Auferstehung; so hatte Thorwaldsen diese Metamorphosen des plastischen Kunstwerks schön bezeichnet. Wie schwer ist es doch in jeder Kunstübung des Menschenlebens, bis zum Marmor zu gelangen!

Mayer hat mich noch in ein anderes wundervolles, ewig jugendschönes Reich eingeführt, und das war die Campagna Roms. Wir durchwanderten diese klassischen Wildnisse an jedem Sonn- und Feiertage, und setzten das Jahre lang mit Enthusiasmus fort. Unsere Gefährten waren in der Regel einige Schweizer, der Bildhauer Schlöth, der sich später durch seine Winkelriedgruppe zu Stanz in seinem Vaterlande berühmt machte, und dann in der Concurrenz für das Monument Tegetthoffs in Wien den großen Preis gewann, und die Landschaftsmaler Bühlmann, Frey und Müller. Frey hatte an der ägyptischen Expedition unter Lepsius theilgenommen und von jenem Wunderlande am Nil einen reichen Schatz von Studien mit sich gebracht. Schlöth und Bühlmann sind, schon vor Jahren, als echte Schweizer in ihre heimatlichen Berge zurückgekehrt. Nur Müller, ein Aquarellist ersten Ranges, wie Corrodi, lebt noch neben diesem hochbetagt in Rom, während der treffliche Frey unter den Cypressen an der Pyramide des Cajus Cestius ruht. Wir durchstreiften als unermüdliche Fußgänger die Campagna nach allen Richtungen; wir legten oft Märsche von 15 Millien und mehr zurück. Und noch jetzt denke ich mit Entzücken an jene Wanderungen durch die römischen Gefilde, an jene idyllischen Raſtplätze in den einsamen Osterien unter hohen Pinienwipfeln am Rand der Wildbäche, die ihren melancholischen Lauf zum Tiber oder Anio nehmen.

So wurde ich mit der Campagna gründlich vertraut, und das kam mir sehr zu statten, als ich im Jahr 1856 die Geschichte der Stadt im Mittelalter zu schreiben begann. Vier Jahre später wurde Mayer, der sich ein schönes Familienglück gegründet hatte, mein Hausherr. Ich miethete von ihm einen Theil seines Quartiers in der Via Gregoriana, im Hause der Rosminianer, welches jenem gegenüberliegt, worin einst Wilhelm v. Humboldt seine Wohnung genommen, nachdem er die Villa Malta verlassen hatte. Vierzehn Jahre lang war ich Hausgenosse des mir befreundeten Künstlers, und bei ihm habe ich auch das Werk vollendet, welches mein langes Leben in Rom ausgefüllt hat.

In dieser Zeit sah ich manche schöne Arbeit Mayers entstehen. Sein Gebiet war die Antike als ideales Genre. Die Hauptrichtungen der modernen Kunst sind dem Proceß unserer Cultur gemäß das klassische Heidenthum und das Christenthum, die Welt des Homer und die der Bibel. Zu ihnen gesellt sich das Genre, das Porträt und die geschichtliche Monumentaldarstellung überhaupt. In Rom stehen die Künstler unter dem Einflusse entweder der Antike, oder des Christenthums. Große Bildner, wie Canova und Thorwaldsen, haben sich auf allen Gebieten der Plastik bewegt, und auch Cornelius hat die Ideale des Homer wie die der Bibel mit gleicher Energie erfaßt. Von ihren Epigonen in Rom haben nicht wenige dasselbe zu thun versucht, andere aber sich auf eine einzige Richtung weise beschränkt. So hat Achtermann sein Talent durchaus der christlichen Plastik geweiht und darin ausgezeichnete Werke geschaffen, wie die Pietà und die Kreuzabnahme, welche Zierden des Doms in Münster sind.

Eduard Mayer kannte genau die Grenzen und die Tragweite seiner Phantasie, die das Erhabene, das Tragische und Dramatische aus dem Bereiche seiner Production ausschloß. Er bewegte sich mit Freiheit in der mittleren Sphäre des antikisirenden Genres und der in anmuthige Erscheinung tretenden Formenwelt der Griechen überhaupt. Seine Arbeiten blenden nicht durch malerische Effecte, noch durch geistreiche Künstelei und Improvisation. Sie sind aus dem besonnensten Verständniß der Klassicität hervorgegangen, von keuscher Anschauung der Form, die das innere Leben oft bis zur Herbigkeit zurückhält. Er war einer der sorgfältigsten Stilisten vom reinsten Geschmack; seine meisterhafte Sicherheit im Modelliren wurde in Rom anerkannt. Er arbeitete langsam und konnte nie sich selbst genügen. Auf dem Grabsteine des Bildhauers Flaminio Vacca im Pantheon steht geschrieben: qui in operibus quae fecit, nusquam sibi satis fecit. Das Epigramm paßt auch für Eduard Mayer. Er glänzt freilich nicht durch die Anzahl seiner Werke, aber er hat einige geschaffen, die ihm den Ruf stilistischer Meisterschaft sichern.

Sein bestes Werk, schon aus seiner späteren Zeit, ist der Argus belauernde Merkur in der Nationalgalerie zu Berlin. Es ist als eine Schöpfung von wahrhaft edler und reiner Formenschönheit anerkannt. Im Schloß Rosenstein bei Stuttgart steht seine erste Venusfigur. Er arbeitete sie dann noch einmal in veränderter Bewegung: aus dem Bade gestiegen, ordnet die Göttin ihre Haarflechten; eine der besten Gestalten, welche dem Künstler gelungen sind. Sie kam nach Petersburg in den Besitz der Großfürstin Helene. Eine Wiederholung davon besitzt der Kaiser Wilhelm. Andere namhafte Werke Mayers sind der jugendliche Bacchus mit erhobener Schale im Besitze des berühmten Ingenieurs Siemens in Berlin, und Amor mit dem Helm des Mars auf dem großherzoglichen Schloß der Insel Mainau.

Für den Park von Sanssouci hat Mayer einige Ornamentfiguren in Sandstein ausgeführt. Andere Werke seiner Hand sind in die Schlösser zu Karlsruhe und Braunschweig und an mir unbekannte Besitzer ins Ausland gekommen.

Als ein gründlicher Kenner seines Ateliers habe ich es oft beklagt, daß manche seiner Skizzen nicht zur Ausführung gelangt sind. Ich besitze einige davon. Noch von seinem Sterbelager aus vermachte er mir eine anmuthvolle in Thon modellirte Gruppe, welche einen jungen Schäfer darstellt, sitzend auf einem Felsen und auf der Syrinx spielend, während seine geliebte Amaryllis ihm begeistert zuhört; ein um den Hirtenstab geschlungener Blumenkranz zu ihren Füßen deutet den Wonnemonat an, in welchem die Liebenden ihr arkadisches Glück genießen. Der letzte Entwurf, den Mayer gemacht hat, ist die sitzende Figur einer jungen Römerin, die in das Lesen einer Schrift vertieft ist; er stellte sich eine Heidin vor, welche durch ein christliches Buch zur neuen Religion bekehrt wird, eine Sophronia oder Marcella.

Manche Skizze des Künstlers ist unausgeführt zurückgeblieben; doch das ist das Loos jedes schaffenden Menschen. Skizzen, mit Staub und Spinngeweben bedeckt, füllen überall die Ateliers an; wenn sie bei dem einen Künstler die Stationen seiner Laufbahn bezeichnen, oder als Ueberschuß der Kraft in genialer Verschwendung ausgestreut sind, sind sie bei dem andern die Zeugnisse von Schöpfungsmühen, die an sich unfruchtbar geblieben, oder unter der Ungunst des Lebens nicht bis zum Marmor gelangt sind. Der Künstler wächst mit seinen Aufgaben, wenn diese verwirklicht werden. Auch das Talent Mayers würde zu einer höheren Entfaltung gekommen sein, wenn er selbst die Kunst besessen hätte, dasselbe mehr zur Geltung zu bringen. Es gibt nichts Abstractes in der Welt, und alle Wirkung in ihr ist persönlich. Das Glück selbst ist die eigene That der Persönlichkeit. Nun war Eduard Mayer ein sehr anspruchsloser und bescheidener Mann, ernst und still bis zur Abgeschlossenheit. Er jagte niemals nach dem Glück und solchen Bekanntschaften in der Welt, die jenes mit sich bringen. Er verstand meisterlich sein sauberes Handwerk, aber das was dazu gehört, das Klappern hatte er nicht gelernt. Ich erinnere mich an das scherzhafte Wort, welches ein berühmter Maler gesagt hat: „Bilder malen ist keine Kunst, aber sie verkaufen ist eine.“ Schon bei den Alten tritt Hermes neben den Musen auf; in jedem Künstleratelier ist er ein lebenspendender Gott, wenn er in seinem Gefolge hat reiche Kunstenthusiasten, Bankiers, Engländer und Amerikaner, mögen sie auch den Werth eines Kunstwerks nur nach Zoll und Quadratfuß bemessen. Es ist leicht gesagt, daß ein echtes Talent am Ende doch jedes Hinderniß durchbricht. Aber das Loos Genellis hat noch in unseren Zeiten gezeigt, was

der Welt durch die Ungunst des Publicums verloren gehen kann. Selbst ein Thorwaldsen pries als seinen Retter jenen Zufall, der ihm am Vorabend der Ausführung seines verzweifelten Entschlusses von Rom nach Kopenhagen zurückzukehren, den reichen Hope in das Atelier führte: dieser zahlungsfähige Deus ex machina bestellte bei ihm den Jason, und so konnte der große Bildhauer in Rom bleiben und weiter arbeiten.

Mit seinem bescheidenen Loose zufrieden und im Genuß eines glücklichen Familienlebens hat Eduard Mayer das biblische Normalalter von siebenzig Jahren erreicht. Er hatte sich in seinem feuchten Atelier auf dem untern Corso, nach der Tiberüberschwemmung im December 1870, eine gefährliche Krankheit zugezogen, von der er nie mehr ganz genesen konnte. In diesem Sommer suchte er Erholung auf der Villa eines seiner Brüder, in dem schön gelegenen Aibling bei Rosenheim in Oberbayern. Dort ist er am 12. October gestorben. Der Künstler hatte nicht geglaubt, fern von Rom, wo er vierzig Jahre gelebt hatte, sein Grab zu finden, vielmehr gehofft, an der Pyramide des Cajus Cestius zu ruhen; und das wünscht wohl jeder deutsche Künstler, der in der ewigen Stadt heimisch geworden ist. Der Friedhof am Scherbenberge galt seit den Zeiten Joungs, Carstens, Goethes und Shelleys für den zaubervollsten Ruheort in der Welt, und er war das bis auf unsere Gegenwart. Aber in kurzem wird auch diese schöne römische Legende zerstört sein. Ein Quartier von lärmenden Arbeiterwerkstätten beginnt auf der einst tragisch stillen Wildniß unter dem Monte Testaccio zu entstehen. Es ist dort kein Platz mehr zur Erweiterung des fast schon ganz ausgefüllten Friedhofs der Protestanten, und diese historisch gewordene klassische Ruhestätte wird vielleicht dem Schicksal der Expropriation verfallen.

Der Zufall hatte es schön gefügt, daß ich mich in München befand, als Eduard Mayer in Aibling starb; so konnte ich den alten römischen Freund auf dem idyllischen Kirchhof dieses Orts in die deutsche Erde mit einsenken. Im Namen auch seiner vielen Freunde in Rom habe ich den von ihm meisterlich verdienten Lorbeerkranz auf seinen Sarg niedergelegt. Auch diese Blätter weihe ich der Erinnerung an den trefflichen Künstler und an andere Gefährten und Freunde aus der unvergeßlichen römischen Vergangenheit.

Der Diebstahl in der Sprache.

Von Rudolf Kleinpaul.

„Berg und Thal begegnen sich nicht, wohl aber die Menschenkinder, zumal gute und böse", heißt es irgendwo in einem deutschen Volksbuch; und ich war überrascht, ganz denselben Gedanken in einem Sprichwort wiederzufinden, das die Italiener häufig im Munde führen: I monti stanno fermo, ma gli uomini s'incontrano. Ich lernte daraus, daß auch die Sprichwörter und die Redensarten wandern und sich begegnen, wie die Menschenkinder; und zwar nicht, wie es ehrlichen Reisenden zukommt, mit offenem Visier, sondern in einer verkappten Form und in der Maske von Uebersetzungen. Dergleichen Schmuggeleien kam ich noch vielen auf die Spur: sie schmiedeten überall das Eisen, weil es warm war (it. battevano il ferro mentr' era caldo), sie sahen nirgends dem geschenkten Gaule ins Maul (a caval donato non guardavano in bocca), sie waren weder Fisch noch Fleisch (nè carne nè pesce), sie spielten in Italien, Deutschland und Schweden „Blindekuh" und „Böckchen, Böckchen schiele nicht" (schwed. sista paret ut). Ja, nicht blos von Land zu Land, sondern sogar von Jahrhundert zu Jahrhundert erstrecken sich diese verstohlenen Gedankenwanderungen: unsere Weisheit ist unzählige Mal der alten Römer Weisheit. Wir sagen: Viel Köpf' viel Sinn', und die Italiener: Tante teste, tanti cervelli. Das ist das lateinische Sprichwort: Quot capita, tot sententiae.

Wie man eine fremde Goldmünze umprägt und wieder ausgibt. Denn eignes Geld ist das nicht; unmöglich in den vorliegenden Beispielen die Uebereinstimmung anders als durch eine Uebersetzung zu erklären. In gewissen Fällen kann man allerdings über den Urheber in Zweifel sein, ja in noch anderen darf man keiner von beiden Parteien die Originalität absprechen, mögen sie sich auch recht analog ausdrücken. Wir bauen Luftschlösser und ebenso die Italiener „Castelli in aria". Aber die Franzosen „Chateaux d'Espagne"; in diesem „Espagne" liegt doch eine selbstständige Nüance. Bei uns kommt man, wenn man vom Hundertsten ins Tausendste überspringt, „vom türkischen Sultan zum Nachtwächter"; in Frankreich „du coq à l'âne"; da hat Niemand den Anderen copirt. Wir sagen, offenbar mit dem Gedanken an Kranke: Abwarten und Theetrinken. Die Schweden meinen: Vänt ett litet, pissa först — man erspare mir die Uebersetzung. Und um noch einmal die alten Römer zu citiren, sie sagten: „tarde sed tute", die Schildkröte zum Beispiel nehmend, d. i. langsam aber sicher. Die neuen Römer reimen: Chi va piano va sano.

Aber so oft sich in zwei Sprachen Redensarten finden, die wörtlich und buchstäblich übereinstimmen, ohne daß sich die Uebereinstimmung aus dem gesunden Menschenverstand erklärt, wird man auch den Verdacht einer bewußten oder unbewußten Uebersetzung hegen dürfen; ja, sogar unscheinbare, triviale Phrasen, die sich gleichsam von selbst verstehen, mögen wohl dem Kenner in ihrer eigenthümlichen Fassung den Einfluß eines fremden Sprachgenius verrathen. Wir fragen, um uns nach dem Befinden zu erkundigen: „Geht es Ihnen wohl?" Die Franzosen fragen: „Vous allez bien?" Und die Italiener: „Sta bene?" Ich glaube, die Anwendung der Begriffe des Gehens und Stehens auf das Befinden haben die Romanen nur von uns gelernt. Wir trinken bei Tische „auf Jemandes Gesundheit": sollte das französische „à votre santé" und das italienische „alla vostra salute" einen andern Ursprung haben, da doch unser „Bring dir's" sogar direct in diese Sprachen übergegangen ist? Einen Toast ausbringen nennt man auf italienisch: fare un brindisi (franz. porter des brindes). Auf die obige Frage nach meiner Gesundheit antworte ich vielleicht, daß sie „viel zu wünschen übrig lasse". Genau so sagt der Italiener: lascia molto a desiderare. Das kommt mir wiederum höchst deutsch, respective höchst unlateinisch vor, so unlateinisch wie das populäre andar smarrito, welches unser „verloren gehen" ist. Dergleichen Ausdrücke wurden von unseren Vorfahren aufgebracht, die als Eroberer nach Welschland kamen und kein Latein verstanden: sie übersetzten flottweg ihr Deutsch ins Klassische und die Romanen sprachen es den Herren Barbaren nach. Auf diese Weise entstanden überhaupt die romanischen Sprachen: sie wimmeln von Germanismen, nicht nur von Fremdwörtern, sondern auch von Uebersetzungen, und wer ihren Bau durchschaut, der ist versucht, sie für eine Art verwelschtes und verderbtes Deutsch zu halten. Hat man noch niemals einen deutschen Brief gelesen, der von einem Engländer, oder einen englischen Brief, der von einem Deutschen geschrieben worden ist? Der erstere strotzt von englischen, der letztere von deutschen Wendungen. Solchen Briefen sehen die romanischen Sprachen ähnlich.

Wie den Sprichwörtern und den Redensarten, so ergeht es auch den einzelnen Wörtern: sie werden bald mehr bald weniger geschickt aus der einen Sprache in die andere übersetzt, und es entstehen Begriffe, die dem Laute nach nicht fremd, die es aber dem Geiste nach sind, kleine linguistische Diebstähle und Plagiate.

Wörter fremder Zunge buchstäblich oder blank aufzunehmen und den nationalen Sprachschatz durch auswärtige Anleihen zu vermehren, ist eine bekannte Neigung aller großen Sprachen und eine letzte, natürliche Phase ihres Lebens, die man mit Unrecht ganz abschneiden und durch einen übertriebenen Purismus unterbrechen würde. So mag auch das eine natürliche Phase sein, daß sie zuletzt die fremden Begriffe nachbilden und auf eine indirecte Weise annectiren; denn was wir hier im Auge haben, sind die mittelbaren Fremdwörter, die nicht geradezu und offen, sondern heimlich herübergenommen werden, indem man die entwendete und ausländische Waare mit dem heimischen Stempel und Fabrikzeichen versieht.

Majestät ist ein Fremdwort; das althochdeutsche Magenkraft d. i. große Kraft oder, wie man auch sagte, Mahtheit d. i. Machtheit war eine Uebersetzung. Wenn wir von dem jüdischen „Passah" reden, so brauchen wir ein Fremdwort; wenn der Engländer das Fest der Verschonung mit „Passover" wiedergibt, so ist das eine glückliche Nachbildung. Unser „Samstag", das aus Sabbatstag entstand, ist ein Fremdwort; „Tag des Herrn" ist eine Uebersetzung des lateinischen Dominica, wie dies eine des griechischen *Κυριακή* (von Dominus, *Κύριος*).

An einen solchen Diebstahl wird man immer denken können, wenn sich zwei Ausdrücke in zwei verschiedenen Sprachen etymologisch vollkommen entsprechen und die Bildung derselben nicht gerade allzu nahe liegt; denn das italienische „Spazzacamino" als eine Uebersetzung des deutschen „Essenkehrer" oder das französische „cure-dent" als eine von „Zahnstocher" aufzufassen, hieße doch zu weit gehen, umsomehr als diese Composita formell ein gewisses nationales Gepräge haben. Wer möchte dagegen nicht in unserem „Seelsorger" eine Uebersetzung des lateinischen „Curatus" (it. curato, fr. curé) sehn, dem eine „Cura" d. i. eine Pfarre zur Sorge anvertraut ist? In unserem „Bankier" eine Uebersetzung des griechischen *Τραπεζίτης*, der den Namen von seinem Wechslertische (*τράπεζα*, Bank) hat? In „Kerbthier" eine Uebersetzung von „Insect"? In „Harnstrenge" eine Uebersetzung von *στραγγουρία*, obgleich diese letzten beiden Worte auch wirklich urverwandt sein könnten? Gerade dergleichen wissenschaftliche Namen sucht man gern durch eine gute Uebersetzung dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen, während bei populären Fremdwörtern häufig wieder das Nationalgefühl zu einer Verdeutschung hindrängt: so sagt man gegenwärtig in Oestreich „Fahrkarte" statt „Billet" und „Erzeuger" statt „Fabrikant", ja ich entsinne mich, dereinst im Hundsthurm einen „k. k. ausschließlich privilegirten bürgerlichen Weiß- und Sämisch-gerber-auch-Pianofortefabrikanten-Leder-Erzeuger" gesehn zu haben.

Eine etymologische Analogie muß natürlich vorhanden sein, um die Annahme einer Uebersetzung zu gestatten; eine grundverschiedene Auffassung des Begriffs schließt die Möglichkeit der Entlehnung von vornherein aus, selbst wenn das Resultat schließlich auf dasselbe hinauslaufen sollte. Das liegt auf der Hand; aber es ist wichtig, sich den Unterschied von Uebersetzung und Uebersetzung vollkommen klar zu machen. Man kann einen deutschen Ausdruck mit einem französischen übersetzen, ohne daß der französische Ausdruck die Uebersetzung des deutschen wäre. Ist das ein Paradoxon? Keineswegs; ich will mich gleich deutlicher erklären. In gewissem Sinne ist ja eine Sprache immer die Uebersetzung einer andern Sprache, für jedes deutsche Wort findet man ja ein französisches in einem deutsch-französischen Wörterbuch und umgekehrt. Trotzdem ist das Gros der Wörter in der französischen Sprache ganz unabhängig von dem Gros der Wörter in der deutschen Sprache. Der französische Schweizer sagt „glacier" und danach der deutsche „Gletscher", der Tiroler sagt „Ferner": Gletscher und Ferner vertreten sich untereinander, aber bleiben besondere Begriffe. Damit vergleiche man einmal das Verhältniß, das zwischen dem italienischen Ausdruck „pecorelle" und dem deutschen „Schäfchen" obwaltet: mit beiden werden weiße Wölkchen am Himmel, zugleich die kleinen weißen Schaumwellen auf dem Meer bezeichnet. Hier herrscht ganz die gleiche poetische Auffassung vor; sollte da nicht ein Volk den Anstoß gegeben haben? Das eine wird also die Uebersetzung des andern sein. Oder um ein anderes Beispiel anzuführen: Wir sprechen von einem „Erzspitzbuben", die Franzosen von einem „Coquin fieffé". Das letztere bedeutet einen Mann, der den Titel des Spitzbuben gleichsam zum Lehen (fief) hat, der ein Patent auf Spitzbüberei besitzt, dem man's schriftlich geben kann, daß er ein Spitzbube ist. Dagegen unser Erzspitzbube ist ein Hauptspitzbube, das Erz die alte Vorsilbe Archi, mit der auch die Titel Erzbischof, Erzherzog, Arzt gebildet sind. Man kann nun wohl „Erzspitzbube" mit „Coquin fieffé" übersetzen, aber beide Ausdrücke gehen sich gar nichts an. Wenn dagegen ein Reifrock, der einst in Frankreich Mode war und dort „Vertugadin" hieß, in Deutschland den Namen „Tugendwardeine" bekam, so sollte dadurch der „gardien de la vertu" verdolmetscht werden.

Das englische Rump-Parliament kann man mit Centrum (fr. le centre) wiedergeben. Rumpfparlament ist das englische Wort selbst.

Luther hat die Bibel übersetzt, aber dabei die Sprache nicht durch Uebersetzungen bereichert, da er häufig für die hebräischen und griechischen Worte nicht einmal die richtigen deutschen Worte setzt, sondern ihnen noch gewöhnlichere, bekanntere substituirt. Er gibt dem jüdischen Hohenpriester einen Leibrock (Ekod), dem Jonas einen Kürbis (Ricinus), dem verlorenen Sohne Träber (Johannisbrod); er läßt den Zachäus auf einen Maulbeerbaum steigen statt auf einen Maulbeerfeigenbaum und in Aegypten Roggen wachsen statt des Spelzes, während doch Roggen im ganzen alten Testament nicht vorkommt, weil sein Vaterland zwischen den Alpen und dem Schwarzen Meere zu suchen ist. Das mögen reale Nachbildungen sein, etymologische sind es nicht, im Gegentheil gehörige Quidproquo's. Wenn dagegen der alte Hieronymus Bock im Jahre 1565 die heilkräftige Pflanze, welche nach dem weisen Centauren Chiron Centaureum genannt wird, in „Tausendgüldenkraut" umtaufte, weil er in Centaureum „Centum aurei", d. i. hundert Goldgülden vernahm, an die Hundert hing er noch eine Null: so bereicherte er die deutsche Sprache in der That, wenn auch nur mit einem erborgten Worte, welches erst durch das Original verständlich wird. Er steht übrigens keineswegs einzig damit da: die Naturgeschichte weiß sich häufig so zu helfen. Pflanzen, Thiere, Steine lernt ein Volk vom andern kennen. Ein zartes, bläulich beduftetes Kraut mit feinzerschnittenen Blättern heißt Erdrauch, in Frankreich fumeterre, in Italien fumosterno (fumus terrae). Unsere „Erdäpfel" erkennen wir in den französischen „pommes de terre", unseren „Löwenzahn" in der französischen „dent de lion" wieder. Die Bezeichnung der Meeräsche als Großkopf hat sich von Griechenland (*κέφαλος*) nach Rom (capito) und von Rom über das moderne Italien (cefalo, capitone) verbreitet; die „Fledermaus" spukt in Frankreich (chauve-souris) und der Provence (soritz pennada). Will man ein Mineral? „Meerschaum" ist eine exacte Wiedergabe des griechischen *ἁλοσάχνη* und des türkischen Keffekil (Schaumthon).

Sollten sich aber zwei Ausdrücke auch etymologisch auf das Genaueste entsprechen, so muß man doch, um die Uebersetzung oder den Diebstahl zu constatiren, nachweisen können, daß das verdächtige Wort erst nach dem angeblichen Original entstanden und früher noch nicht dagewesen ist; sonst bleibt der Fall zum mindesten zweifelhaft. Zum Beispiel die ägyptischen Spitzsäulen vergleichen die Griechen mit einem Spieße (*ὀβελίσκος*), die heutigen Italiener mit einer Nadel (aguglia, guglia), wie wir auch von der „Nadel der Kleopatra" reden und die Skandinavier ihre Bautasteine Nadeln nennen. Die Analogie zwischen Spieß und Nadel ist unbestreitbar; aber daß jener Vergleich diesen hervorgerufen hat, wird erst durch das höhere Alter des Wortes Obelisk wahrscheinlich. Oft bedarf es zu dem Ende einer sorgfältigen, historischen Untersuchung. Woher stammt unser Wort Rosenkranz? Es ist eine Uebersetzung des lateinischen Rosarium, wie umgekehrt „Rosenkreuzer" von den Franzosen in Rosé-croix übersetzt ward; das geht unwiderleglich aus der Geschichte des Wortes hervor. Der Rosenkranz der Katholiken ist buddhistischen Ursprungs: die Hindu zählen ihre Gebete an Kugeln oder Korallen ab, die zu einer Schnur vereinigt sind, und diese Schnur nennen sie akshamala, d. i. Knotenschnur. Von ihnen ging der Gebrauch zu den Mohammedanern über, welche das Instrument einfach Gebet nannten: es heißt arabisch masbaha, türkisch tesbih, welche Worte von sabaha beten kommen. Von den Mohammedanern endlich verbreitete sich die Sitte zur Zeit der Kreuzzüge zu den Christen, zunächst zu den griechischen Katholiken, welche die Kugelschnur *κομβολόγιον* oder auch *ῥοζάριον* betitelten.

Besagtes *ῥοζάριον* nun ist eine Ableitung von *ῥόζος* = *ὄζος* d. i. Knoten, Auge und hat mit Rose (*ῥόδον*) nichts zu schaffen. In der That enthält ja auch ein Paternoster keine Rosen; ein eigentlicher Rosenkranz ist ein ganz ander Ding, die Zierde oder,

wie die Franzosen sagen, das Hütchen (chapelet) der allerseligsten Jungfrau Maria. Als aber das griechische ῥοζάριον ins Lateinische überging, fiel es mit rosarium, Rosengarten zusammen und ward nun von uns in „Rosenkranz" übersetzt.

Alle dergleichen Uebersetzungen aber folgen, wenn sie wirklich stattfinden, den Fremdwörtern auf dem Fuße nach: sie stellen sich ein, wenn das fremde Ding oder Institut anfängt im Inlande Wurzel zu fassen und bezeichnen den Moment ihrer völligen Naturalisation. Wir haben eben den orientalischen Rosenkranz über Griechenland nach Europa wandern sehen; auf demselben Wege bekamen wir noch Vieles. Seit dem Jahre 1717 war in England das Verfahren bekannt geworden, Blattern künstlich als Schutzmittel gegen die natürlichen zu erzeugen; das geschah gleichfalls vom Orient her und der englische Name „ingrafting" war gleichfalls die Uebersetzung einer wahrscheinlich neugriechischen Bezeichnung: ein Gärtnerausdruck, welcher Anwendung auf die medicinische Operation erfuhr und im Deutschen genau mit „impfen" wiedergegeben ward, denn „impfen" heißt eigentlich ein fremdes Reis in einen Baumstamm einfügen. Winckelmann zeigte der Welt, wie schön ein italienischer Torso sei. Er übersetzte ihn auch: in „Sturz".

Besonderen Reiz hat es, die Uebersetzung auch im Gebiet der Eigennamen zu verfolgen. Auch in der Geographie und unter den Personennamen gibt es unzählige Pendants, ja große Celebritäten leben nicht unter ihrem wahren, sondern unter einem erborgten Namen fort.

Wir sagen wohl zum Scherz „sich vermorgenländern" statt „sich orientiren", und seit Rudolf von Habsburg hat man den von Konstantin dem Großen auf die deutschen Kaiser übergegangenen Titel „Semper Augustus" mit „Allzeit Mehrer des Reichs" verdeutscht:

Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch wie er mehre. (Goethe.)

Aber ganz im Ernste hat man Augustus in das griechische Σεβαστός übersetzt, ja bei manchen Forschern gilt selbst der Name Rom für eine Uebersetzung: derselbe scheint nämlich griechisch zu sein und Stärke (ῥώμη) zu bedeuten, wo er dann mit dem lateinischen Worte Valentia identisch wäre; Valentia aber war angeblich der geheime Name Roms.

Petrus und Kephas, Dido und Amata, Brenner und Pyrenäen, Koloß und Ruland sind ähnliche wohlverbürgte Paare.

Bekannt ist die sonderbare Tendenz der Reformationszeit, seinen eigenen Namen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen. So ist Heußgen oder Hußgen, mit Umdeutung Hausschein zu einem „Oekolampadius" geworden. Er wird wegen seines milden Charakters der Melanchthon der Schweiz genannt. Melanchthon? Der ist selbst wieder so viel wie „Schwarzerd".

„Quelle impression," sagt ein französischer Schriftsteller, der diese Adoptivnamen vertheidigt, „Mélanchthon aurait-il faite avec son nom de Terre-noire? Aurait-il osé parler en philosophe moraliste et en réformateur de l'eucharistie et de tant d'autres choses saintes?

Gerhard ist ein altdeutscher Name, welcher Speerhart, Speerfest, Tapfer besagen will; holländisch lautet er Gerard oder Gerrit. Ihn führte der Vater des Erasmus von Rotterdam, welcher demnach Gerrit Gerrits genannt ward; er war bekanntlich ein Kind der Liebe. Nach damaliger Sitte übersetzte er aber seinen Namen und machte, indem er ihn nicht mit ger Wurfspeer, sondern mit ger Verlangen, Begehren in Zusammenhang brachte, das lateinisch-griechische Desiderius Erasmus, der Begehrte, Ersehnte, Vielgeliebte daraus.

O tempora, o mores! Heutzutage übersetzen die Griechen Boileau-Despréaux in Ὑδροπότου Λειμωνείου, Buenos-Ayres in Καλαυρία; sie bauen, unser „Universität" übersetzend, in Athen ein Πανεπιστήμιον, um auch eine die „Gesammtheit der Wissenschaften" umfassende Hochschule zu haben; und sie legen in demselben Athen nach dem Muster einer „Place de la Concorde" eine „Πλατεῖα τῆς Ὁμονοίας" an — sicher kein zufälliges Zusammentreffen, wie es etwa zwischen der Pariser „Rue de Mauconseil" und dem Jerusalemer „Berg des bösen Rathes" ist.

Engländer, Polen und Böhmen haben den Namen Eulenspiegel wörtlich übersetzt; er heißt dort Owleglass, hier Sowizdrzal und Sovjzrcadlo. Die Eule der Minerva fliegt gegenwärtig von Europa nach dem Orient hinüber; vielleicht daß sie gelegentlich auch ihren Spiegel mitnimmt.

Spiegelt sich doch in Fremdwörtern und in Uebersetzungen die Culturgeschichte und der Zug der Civilisation oft treuer wieder als in welthistorischen Siegen und in wechselnden Dynastien.

Die Frau Bürgemeisterin.*)

In der ehrwürdigen Pankratiuskirche zu Leyden befindet sich an einem der Pfeiler das mit einem Medaillonbildnisse gezierte Grabmal des 1604 gestorbenen Bürgemeisters Peter van der Werff, welcher 1574 bei der schweren fünfmonatlichen Belagerung durch die Spanier die Stadt auf das Tapferste vertheidigt hatte.

Ein im Anfange unseres Jahrhunderts von dem späteren Director der Antwerpener Akademie Ignaz van Bree gemaltes kolossales Gemälde, welches früher den großen Saal des Leydener Rathhauses zierte, jetzt sich im neuen städtischen Museum befindet, stellt den ruhmvollsten Augenblick aus dem Leben des braven Bürgemeisters dar: wir sehen, wie er, inmitten einer wüthend die Uebergabe fordernden Menge und umgeben von Verschmachtenden und Sterbenden, ruhig und unerschrocken seine Brust entblößt, den Rasenden seinen eigenen Körper zur Nahrung anbietet und selbst den Dolch erhebt, um ihren Willen an sich zu vollstrecken. Die Gattin dieses Bürgemeisters ist die Heldin von Georg Ebers neuestem Romane.

Vor siebzehn Jahren bereits hat Ebers angefangen, sich eingehender mit der Geschichte Hollands, der Heimat seiner Mutter, zu beschäftigen, und als er des ägyptischen Museums wegen einige Monate lang in Leyden verweilte, wandte sich seine Aufmerksamkeit besonders auf die Geschichte des glorreichen Widerstandes dieser alten Römerstadt gegen die Spanier; van der Werffs Schwanken in den Tagen der Entscheidung, sowie die Thatsache, daß der vierundvierzigjährige Mann mit einer Frau von kaum zwanzig Jahren vermählt war, brachte ihn auf die Geschichte, welche uns jetzt vorliegt.

Ebers hat sein gewohntes Feld verlassen, er geleitet uns jetzt auf einen Schauplatz, den wir unter seiner Führung noch niemals betreten haben, seine Helden sind diesmal durch Jahrhunderte und Jahrtausende von denen seiner früheren Dichtungen geschieden. Ist nun der Schritt geglückt? Ja nicht blos dies: „Die Frau Bürgemeisterin" ist durchaus die vollendetste Schöpfung, die uns Ebers noch gespendet; all der Zauber, der uns früher so mächtig gefesselt, strömt uns auch aus dem neuesten Werke entgegen, außerdem aber wird diesmal selbst das schärfste Auge, wenn anders es unbefangen prüft, keinen Stein des Anstoßes finden.

Wie von Ebers gar nicht anders zu erwarten ist, verfügt er auch diesmal über das gründlichste historische Wissen. Ebenso treu und gewissenhaft, wie er uns das alte Aegypten, seine Sitten und Einrichtungen bis in die größten Einzelheiten herbeizaubert, schildert er auch das mittelalterliche Holland; es leben die alten holländischen Maler in Ebers wieder auf, das Kleinste weiß er so treu zu malen wie das Höchste. Stets aber herrscht über sein Wissen die dichterische Phantasie mit unbedingter Freiheit. Eben deswegen wissen wir aber auch nicht, ob wir mehr das feste Gefüge der Handlung des Romans, die bis zu Ende hin spannende und gerade zuletzt das höchste dramatische Leben athmende Fabel bewundern sollen, oder die stau-

*) Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

nenswerthe, nur dem feinen Psychologen erreichbare Kunst der Charakterschilderung und Charakterentwickelung. Auch dieser Roman ist ein Culturgemälde; indem Ebers die Geschichte einer Familie erzählt, erzählt er ein Stück Weltgeschichte, und wahrlich der interessantesten eines. Waren schon früher die Einwände, daß der Dichter ja doch nur moderne Menschen in dem Kostüme der Vergangenheit schildere, zum größten Theil unberechtigt, hier, dieser neuesten Dichtung gegenüber, wird sie kaum Jemand erheben. Ebers hat sich vollständig in die Sitten und Empfindungsweise des großen Jahrhunderts der Reformation eingelebt. Der Geist Luthers weht in diesem Romane. Die Frau Bürgemeisterin und ihr Gatte sind das Vorbild einer deutschen Bürgerfamilie, sie sind unvergängliche Typen des protestantischen, des germanischen, des nordischen Geistes.

Nüchtern zwar und frei von aller Schwärmerei ist dieser Geist, aber klar, energisch, thatkräftig, patriotisch und freiheitsliebend, nur in dem Bewußtsein der strengsten Pflichterfüllung seine Befriedigung findend. Diesen gegenüber und zum Theil in scharfem Contrast mit ihnen stehen die Vertreter des katholischen, romanischen, aristokratischen Geistes; erregt, abschreckend und furchtbar, aber nur im Hintergrunde, die finstere Gestalt des zweiten Philipp und seine grausamen und blutdürstigen Streiter; dann aber, hell beleuchtet und trotz allen Gegensatzes doch unserer lebhaftesten Theilnahme sicher, die beiden Adelsfamilien Hoogstraten und Wibisma, besonders das räthselhafte und tiefunglückliche Edelfräulein Henrika mit ihrer Schwester Anna.

Die Frau Bürgemeisterin ist eine gar zarte und vornehme Erscheinung. Im Verkehr mit hochgebildeten Männern ist sie herangewachsen, sie ist eine begeisterte Patriotin und darf sich der Freundschaft des großen Hugo Grotius, der ihr Lehrer gewesen, rühmen. Musik und Dichtung haben ihr im elterlichen Hause die Tage verschönt. Ihren Gatten liebt sie treu und innig, aber doch kann sie in dieser Liebe ihr Glück nicht finden.

Peter ist, wie schon erwähnt, um volle vierundzwanzig Jahre älter als sie. Er ist eine kernige, ernste, durchaus nüchterne Natur, die immer nur das thut und will, was gerade noth ist; heller Verstand, unerschütterliche Willenskraft, entschiedener Sinn strahlt aus seinen Augen. Seinem verständigen Gesicht fehlt jeglicher Zug von Schwärmerei, die Bibel ist das einzige Buch, welches er neben seinen Amtsbüchern liest; seine Phantasie ist so gering, daß er sich nur schwer einen Abwesenden vorzustellen vermag. Sturm, Unruhe und Kampf, ein ewiger Wechsel von schwerer Arbeit und Ueberwindung war sein Leben gewesen. Erst die Stadt und das Land, dann die Minne, so hat sein Wahlspruch vom ersten Tage seiner Ehe an gelautet, später findet Maria, sein Weib, sogar, daß sich dieser Wahlspruch in den andern verkehrt: alles fürs Land, nichts für das Weib. Sie kommt sich öde, vereinsamt und unnütz vor, denn Alles, was in ihrem Elternhause ihr schön und lieblich erschienen war, ging hier zu Grunde; sie sehnt sich darnach, Theil zu nehmen an seinen Mühen und Sorgen, sie möchte ihm eine unentbehrliche Stütze sein, er soll Alles, was sich Hohes und Edles in ihr regt, verstehen und ihr gestatten, die Genossin seiner Empfindungen und Gedanken zu sein. Er jedoch hat nur Zärtlichkeit und väterliche Güte für sie, ja er sieht in ihr so wenig die Stütze, daß er geradezu glaubt, sie stehe ihm bei Erfüllung der Pflichten gegen Stadt und Staat im Wege. Und doch ist Maria der gute Genius seines Hauses. Die Kinder der ersten Gattin, der dem Jünglingsalter nahe Adrian und das kleine liebliche Lieschen hängen an ihr mit inniger Liebe; vor ihrer Holdseligkeit schmilzt Adrians Wildheit und Trotz; als er hört, daß ihr Hochzeittag sei, eilt er hinaus und sucht Blumen für die Mutter, während der Vater des Tages gar nicht gedenkt.

Aber Maria wird auch der gute Genius des Gatten, ja der Stadt und des Vaterlandes.

Schwere Zeiten brechen über Leyden herein; die Spanier nahen, um die früher aufgegebene Belagerung der Stadt wieder zu beginnen. Mit einer Kunst, wie sie eben nur Ebers eigen ist, schildert der Dichter, wie im Anfange Maria noch tief unglücklich ist, denn ihr Gatte zieht seinen eigenen Weg und will, trotzdem sie ihn durch Scharfblick und Umsicht überrascht, von der Hülfe des Weibes nichts wissen. Er verkennt sie so weit, daß er sie mit den andern Frauen außerhalb der Stadt in Sicherheit bringen will. Sie aber weiß, daß ihr Platz nur an der Seite des Gatten ist, sie hält jetzt auch, betrübt ob der Verkennung des Gemahls, strenge Einkehr in sich selbst und da findet sie, daß auch sie nicht ohne alle Schuld. Nicht immer hat sie Alles gethan, was dem Gatten den steinigen Pfad hätte ebnen können, sie hat viel verlangt, aber nicht viel gegeben; sie hat, in einseitiger Auffassung des protestantischen Geistes, vor Allem immer nur sich selbst geprüft und mit sich selbst zum Frieden zu kommen gesucht. Diese Beschäftigung aber mit dem eigenen Inneren hat ihr Auge gegen das Aeußere verschlossen. Jetzt erst als sie die Früchte der Entfremdung heranreifen sieht, erkennt sie die Wahrheit des Bibelwortes: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht.“ Doch es harren ihrer noch schwere Aufgaben; aber die Erkenntniß, zu der sie soeben gelangt ist, läßt sie als Siegerin aus allen Kämpfen hervorgehen.

Ein genialer Jüngling, Georg von Dornburg, der sie einst mächtig gefesselt, kommt in die Stadt und wohnt im Hause des Bürgemeisters. Er schwärmt für Ariost, er weiß so anschaulich und feurig, lichte Gedanken mit glänzenden Bildern vereinigend, von seiner thüringischen Heimat, seinem Studentenleben, seinen Plänen und Schicksalen zu erzählen; er ist eine echt ritterliche, kühn und muthig dreinstürmende, thatendurstige und leidenschaftlich erregte Natur. In seinem Herzen keimt und wächst bald zu riesiger Höhe eine glühende Leidenschaft für das Weib seines Gastfreundes; aber auch in Marias Brust wogen und wallen die Gefühle. Wie auch in ihr die Leidenschaft wächst, ohne daß sie sich derselben so recht bewußt wird, wie ihre Eifersucht auf Henrika, der sie in ihrem Hause gastliche Aufnahme gewährt und die gleichfalls vom Brande ergriffen ist, erwacht, wie endlich der arglose Peter, der eher an den Einsturz des Himmels als an ein Wanken seiner Frau geglaubt hätte, von alle dem so gar nicht die geringste Ahnung hat, dies Alles gehört mit zum Schönsten in dieser Dichtung. Doch Peter traut nicht umsonst. Gerade als die Gluth in Maria am stärksten lodert, besinnt sie sich auf ihre Pflicht und bekämpft ihre Liebe. Aber damit ist ihre Prüfung und Läuterung noch nicht beendet. Die Noth der Stadt ist zu einer entsetzlichen Höhe gestiegen. Die Lebensmittel schwinden von Tag zu Tag, Tausende sterben vor Hunger dahin, ein noch furchtbarerer, unheimlicher Feind naht: die Pest bricht aus und fordert täglich neue Opfer. Wie ein rettender Engel waltet Maria in der Stadt, in den Häusern der Kranken und Verschmachtenden; ihrem Gemahl, der knorrigen, wetterfesten Eiche, sinkt der Muth, all das Elend vermag er nicht mehr mit anzusehen, gilt er doch mit seinem ungebeugten Sinn, der von Ergebung bisher nichts wissen wollte, als die alleinige Ursache des Jammers. Jetzt ist es die Gattin, die ihm Muth einspricht, sie, die zarte und liebreizende Fee wird jetzt zum Heros. Peter will wegen der Uebergabe Unterhandlungen anknüpfen, da erinnert ihn Maria mit flammendem Antlitz an den Eid, den er geschworen, ihr Heroismus entzündet den seinen, jetzt zum ersten Mal erkennt er in ihr die Kampfgenossin, die hochgesinnte Helferin in Noth und Gefahr, jetzt stellt er sich seinen Mitbürgern unerschrocken gegenüber und bietet ihnen, die nach Nahrung schreien, den eigenen Leib dar. Doch in der größten Noth ist die Hülfe am nächsten. Die Dämme sind durchstochen, die Flotte der Geusen naht; bange Tage vergehen noch, denn wenn nicht der Westwind die Fluthen des Meeres bis an die Mauern der Stadt treibt, kann die rettungsbringende Flotte sich nicht nähern; doch der Sturmwind erhebt sich und die Stadt ist gerettet.

Durchaus anders als das Schicksal Marias gestaltet sich das Henrikas; fast nichts haben mit dem Hause des Bürgemeisters Figuren wie Anna, die Schwester des Edelfräuleins

gemeinsam, oder auch wie der kleingläubige Freiherr Wibisma und der junge, ritterliche Nicolas, der anfänglich als Spanischgesinnter verhöhnt, zuletzt aber doch für das Banner der Freiheit gewonnen wird; auch Belotti endlich, der treue Diener, und Damianus, der edle, milde und weitherzige, für die damalige Zeit wohl allzu weitherzige Priester, gehören hierher. Ueber Allen schwebt ein echt romantischer, zum Theil phantastischer Hauch, sie Alle lassen den protestantischen Geist, von dem die Familie und Freunde des Bürgemeisters durchdrungen sind, nur in um so hellerem Lichte erscheinen; wir glauben, wenn wir ihre Reden und Schicksale vernehmen, uns mitunter zu den Helden einer Romanze versetzt. Aus diesem Kreise sei noch besonders Henrikas gedacht. Nicht im ernsten, stillen Bürgerhause ist diese aufgewachsen, sondern unter den Zechkumpanen ihrers Vaters, unter Jagdgeschrei und Waffengetöse. Die Mutter ist ihr frühzeitig gestorben; sie ist unter der Obhut einer alten Base, aber diese ist lieb- und herzlos; einst wohl hat sie rein und fest zu lieben verstanden, aber sie wurde schmählich betrogen und seitdem ist sie grausam und teuflisch. Nur Leiden und herabwürdigende Anforderungen findet Henrika in ihrem Hause, mit Ekel und Ingrimm wird sie ob all des herzlosen Treibens erfüllt, ihre Gesundheit wird untergraben. Unwirthlich ist ihr Zimmer — auch hier also der Gegensatz zum Hause des Bürgemeisters — nur die Harfe, die Musik gibt ihr Trost in ihrem Elend. Sie ist voll Geist und Witz, aber stolz und hochfahrend und launisch, ein Obenhinaus, ein Alletaganders wird sie genannt, bald ist sie weich wie flandrischer Sammet, bald braust und tobt es in ihr wie Novembersturm. Mit Inbrunst hängt sie an ihrer Kirche, sie höhnt, daß die protestantischen Choräle doch nur für Krämer- und Waschfrauen seien, sie fürchtet, daß die neue Lehre die mystische Weihe des Lebens, die Sehnsucht nach den Schönen, jede ideale Regung des Menschengeistes vernichten werde. Im Hause Märias, der Protestantin, kommt aber doch Stille über ihr sehnsüchtiges Herz. Als nun gar auch Georg Gast des Hauses wird, erblüht in dem Herzen derjenigen, die mit Liebe bisher nichts zu schaffen gehabt, die Liebe. Allein sie erkennt bald, daß das Herz des jungen Ritters sich einer Andern zuwendet, und da nimmt sie kühl und trotzig von ihm Abschied. Sie findet die verloren geglaubte Schwester wieder, die liebt sie feurig und mit Innigkeit, was kalt und hart in ihr war, erwärmt sich jetzt und schmilzt dahin.

Um zu beweisen, mit welcher Meisterschaft Ebers auch die weniger hervortretenden Personen der Dichtung zu charakterisiren versteht, können wir zuächst auf Einiges nur flüchtig hindeuten. Da ist vor Allem die alte Barbara, die sprichwörterreiche, welcher die Backen so roth sind und der das Essen schmeckt, die straff und gerade, einfach, sorglos und derb zugreifend durchs Leben einherschreitet und doch ihr Bestes hat hingeben müssen. Da ist der gelehrte antiquarische Wirth des Gasthauses zum Wechsel, Nicolas Aquanus, und der Herr von Nordwyk, welcher immer ein Citat aus dem Alterthum bei der Hand hat, da ist der Quacksalber Marpurgo, ferner der schuftige Wirth Quatgelat, welcher zuletzt seine Verrätherei am Galgen büßen soll. Bei zweien jedoch, bei dem Musiker Wilhelm und dem Fechtmeister Allertssohn können wir nicht mit gleicher Eile vorübergehen, es sind zu prächtige Charakterköpfe. Beide scheinen in schroffem Gegensatze zu einander zu stehen und doch ist das Band der Freundschaft, welches sie verbindet, kein äußerliches; trotz aller Unterschiede eint sie eines: es sind beides echte, gemüthreiche Deutsche, in beiden schlägt ein warmes und treues Herz. Wilhelm gleicht dem heiligen Sebastian; es zieht ihn mit magischer Gewalt nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien, er füttert und pflegt Tauben, dafür spenden sie ihm auch den schönsten Lohn, denn sie bringen ihm die Nachricht vom Heranrücken des Prinzen. Du aber, wackrer Fechtmeister, sei uns vor Allen gegrüßt; wer einmal auf den Grund deiner Seele geschaut hat, der vergißt dich nicht wieder, den erfüllt dein tragischer Tod mit tiefer Wehmuth. Rauh und grimmig zwar ist dein Aeußeres; wie ein Tiger brausest du auf, wenn etwas wider deine Natur ist, auch passest du in der That besser für den Trank als den Sang; voll Verwunderung hören wir dir zu, wenn du von deinen Italienfahrten redest und nicht begreifst, wie die Farbenkleckser und Musikanten dies jämmerliche Land deinem schönen Holland vorziehen können. Aber ein tiefes Leid nagt an deiner Seele, edel und lauter ist dein Wesen. Du fühlst etwas von Roland, deinem „Vormann", in dir, du glühst für die Freiheit, du treibst ritterlich Wesen und wirst doch nicht von den Rittern als ihres Gleichen geehrt. Wie weich und traurig klingt deine Stimme, als du zum letzten Male mit deinen Freunden beim Glase sitzest und deine Sehnsucht nach einem rechten, echten Zweikampfe ihnen schilderst. Fahre wohl, du wackrer Fechtmeister, du fällst für dein Vaterland und rächst durch deinen Tod einen Frevel, dein Sohn aber, deine einzige Sorge, wird brav werden und des Vaters würdig.

Paul Nerrlich.

Aus der Hauptstadt.

Königliche Oper.

Signora Albani.

Signora Albani, der neue Stern der Italienischen Oper in London ist einige Male im Königlichen Opernhause aufgetreten, und mit großen Erfolge. Lucia, Margarete, Gilda (in Rigoletto) hat sie wiedergegeben; Elsa in Lohengrin steht noch in Aussicht, und zwar in deutscher Sprache, während sie bisher nur italienisch gesungen hat. Die Signora, in Amerika („Albany") von französischen Eltern geboren, von Duprez in Paris und Lamperti in Mailand ausgebildet, ist eine edelste Vertreterin des bel canto. Ihre Stimme ist, besonders in den tieferen Lagen, nicht kräftig, aber von unvergleichlichem Wohllaute; die Höhe klingt bezaubernd, und das Pianissimo, das die Signora mit lieblichster Anmuth gerade dort anzuwenden vermag, wohin selbst berühmteste Sängerinnen nur mit einiger Anstrengung, mit starker Kraftanwendung, also nur im Forte gelangen können, ist ihr ganz unbestrittenes Eigenthum. Neben diesem ausschließlichen Privilegium besitzt Signora Albani noch das volle Rüstzeug einer großen Gesangskünstlerin, eine nach allen Richtungen vollendete Coloratur und ausgezeichneten Geschmack. In der Darstellung neigt sie entschieden zu solchen Rollen, welche weniger Leidenschaftlichkeit verlangen; eigentliches dramatisches Pathos liegt ihrem Wesen ferner; wir begreifen, daß sie in England auch als Oratoriensängerin großen Rufes genießt; die Anschauungen jener großen Nation sind auch in der Kunst der genauen Beobachtung der Formen, der ästhetischen Correctheit, Fehlerlosigkeit, günstiger, als der warmen Hingebung, die ja manchmal dem Formalen nicht gebührende Rechnung trägt. Doch von allen Nebenbetrachtungen absehend: Signora Albani ist eine bedeutende Erscheinung, an der man sich freuen kann. In einer Zeit, in welcher die höchste dramatische Kunstleistung zum „natürlichen Menschen" führen soll, also zur einstudirten Darstellung aller Triebe, in welcher die Bühne das zeigen soll, was im Leben sich versteckt, ist es Pflicht des Aesthetikers, bei voller Anerkennung des Großen, wo immer es hervortritt, grundsätzlich an dem Schönheitsgesetze festzuhalten, das selbst dem Ausdruck höchster Leidenschaft eine Grenze anzeigt; es ist ihm Pflicht, eher ein zurückhaltendes Bewegen innerhalb dieser Grenze zu billigen als ein Ueberschreiten — das Genie mag über sie hinwegfliegen, aber die Größe der Leistung muß dann dem Wagnisse gleich, ja über ihm stehen! An dem Grundsatze der schönen Form festhaltend, den nur das Genie hie und da außer Acht lassen darf, erfreuen wir uns der Leistung der Signora Albani; Manches könnte „genialischer" sein in ihren Leistungen; gesanglich ausgezeichnet schön ist Alles.

H. Ehrlich.

Auf Befehl des Kalenders.

Sylvester-Gedanken.

So ist uns denn wieder einmal die lange Stundenkette eines Jahres durch die Finger geglitten und wenn die Metallzungen der Sylvesterglocken das hallende Signal gegeben haben, so wird zu Ehren des jungen Jahres ein lautes Begrüßungsrufen durch die Welt brausen. Wir werden die Stunde, da der Zeiger an der Uhr des Jahrhunderts um eine Nummer weiter gerückt ist, durch die Ceremonie des Punsch-Trinkens und Pfannkuchen-Essens festlich begehen. Das „Meer der Ewigkeit" wird durch die Ansprachen von geistreichen Bowlenrednern wieder seine Wellen rauschen lassen und der „Zahn der Zeit" wird im Munde Vieler zu finden sein. Wir werden Einer dem Andern unsere Glückwünsche aussprechen und Einer wie der Andere wird sich herzlich wenig dabei denken. Die Einen werden mit einem Freudensprung, im Takt des Walzers, sich vom alten Jahr ins neue hinüberschwingen und die Andern werden jenen blitzschnellen Augenblick, in welchem das letzte Sekundenpünktchen des verfließenden und das erste des aufquellenden Jahres zu einem unergründlich kleinen Minutenbruchtheil zusammenrinnen, mit hellem Gläsergeläut begrüßen. Manchem wird's dabei in dem Mauerbann des Zimmers für seine Freude zu eng. Dann werden von den Fenstern die krausen Eismonogramme fortgespült, die uns der Winter mit frostklammen Fingern hineingekritzelt hat, und durch die thauenden Rinden blickt man auf die Straßen hinunter, die in der Neujahrsnacht von dem Geräusch der Fröhlichen so lange erfüllt bleiben . . . Die Bäume am Straßenrand hat der Rauchreif wie mit Silberschnüren umwunden. Die Flammen der Laternen lassen durch den umkrusteten Glaskelch nur dünne Strahlen dringen. Die kalten Sterne des nordischen Himmels leuchten wie Eiskrystalle. Es ist ein melancholisches Winternachtsbild. Aber die lachenden Menschen, unter deren Füßen das Glatteis zerknistert wie splitterndes Glas, lassen es sich nicht nehmen, ihre vollstimmige Neujahrsfreude durch die Nacht zu jubeln . . . So haben sie auch das verflossene Jahr begrüßt, als es im Jugendlicht aufstieg. So werden sie auch das übernächste begrüßen, wenn die Sylvesteruhr wieder einmal zum zwölften Schlage ausholt . . . und das Alles werden die Menschen ohne gründliche Gedankensorgen in alle Ewigkeit wiederholen — auf Befehl des Kalenders. . .

Es ist für den kaltblütigen Beobachter eine Thatsache, die zur Schwermuth einladet, daß niemals in der Welt so viel geheuchelt wird, als in den festlichen Tagen, wo es der Kalender befiehlt. Da wird auch um Charakter und Sinnesart ein schimmerndes Feiertagsgewand gezogen — und das schärfere Auge sieht doch überall das rissige Kleid des Alltags hervorquellen.

Zur Weihnachtszeit genügt ein flüchtiger Blick in die Zeitungen, um diese Beobachtung nahezulegen. Kein einziges Blatt, das nicht auf der Stirnseite einen Artikel brächte, der in festlicher Tonart das „Friede auf Erden" verkündete. Das scheinen in der That die tiefgeschöpften Wünsche von kampfmüden Herzen zu sein. Denn an der leitenden Stelle, wo sonst der klirrende Parteikampf waltet, werden heute nur sanfte Worte laut, in welchen ein eheliches Versöhnungsbedürfniß zu athmen scheint. Wie wird da die Erbitterung des politischen Haders beklagt! wie lassen gerade diejenigen, die sonst zur Spaltung der Parteien mit dem verderblichsten Eifer wirken, ihre Stimmen jetzt am lautesten in der Mahnung zum Frieden ertönen! und wie wird mit poetischer Innigkeit an dem Ort, wo sonst nur die Fahne der Partei flattert, ein Schleier von Stimmung ausgebreitet! Der ganze Artikel scheint von dem Schimmer des Christbaums überflossen zu sein. Zwischen seinen Zeilen duftet es wie vom Immergrün des Nadelholzes und dem Wachsgeruch der Weihnachtskerzen . . . Und wir brauchen doch nur die Seite umzuschlagen und finden noch auf demselben Blatt für den Hader der Zeit die leidenschaftlichsten Gehässigkeiten als Zeugnisse. Da wird in der alten verhaßten Melodie der Bürger gegen den Bürger gehetzt und verjährte Reminiscenzen der Abstammung werden zu falschen Trennungszeichen übertrieben. Aus jedem Wort der widrigen Streitblätter fallen neue Feuerflocken in den brennenden Bürgerzwist und aus höhnischen und schadenfrohen Notizen streckt es sich dem Leser wie eine geballte Faust entgegen. Wenn die Buchstaben einer einzigen Weihnachtsnummer aus diesen Tagen lebendig werden könnten! Sie würden sogleich mit einander handgemein werden. Das politische Entrefilet erhöbe sich mit bewaffneter Hand gegen die friedliche Festbetrachtung, Seite Zwei würde mit Seite Eins ein Duell beginnen und die Notiz aus der Hauptstadt, in welcher von Wirthshausprügeleien erzählt wird, sie erschlüge das mahnungsvolle Weihnachtsfeuilleton ohne Gnade und Erbarmen. Ueber dem widerspruchsvollen Quodlibet aber steht mit der ganzen Unbeweglichkeit des gedruckten Wortes das „Friede auf Erden" . . . nur weil's einmal der Kalender befohlen hat . . .

Wieviel mehr noch am Neujahrstag geheuchelt wird, bekundet schon die schlichte Thatsache, daß sich an diesem Tage die Menschen gegenseitig — so viel Gutes wünschen. Wir müßten nicht in einer Welt leben, in welcher man keine andere Wahl hat, als sich mit den eignen Zähnen gegen die Zähne der Andern zu wehren, wenn ein so allgemeiner Feiertag der Nächstenliebe ernsthaft möglich wäre. Und doch flattern uns an dem ersten Tage des Jahres so viel zierliche wohlgeruchhauchende Karten ins Haus, die mit den herzlichsten Glückwünschen bedeckt sind. Nur der allmächtige Befehl des Kalenders vermag diesen Carneval des Wohlwollens hervorzubringen . . . Schopenhauer erzählt irgendwo von einem Volk, das die Geburt eines Menschen mit einem Trauerfest, seinen Tod dagegen mit einem Fest der Freude zu begehen pflegte. Das ist unzweifelhaft ein Volk von Querköpfen gewesen, das nur einem weltscheuen philosophischen Einsiedler gefallen konnte. Aber wenn in der Sylvesternacht die Todesstunde des alten mit der Geburtsstunde des neuen Jahres zusammenfällt, so ist es doch schwierig, allen melancholischen Grillen auszuweichen. Wenn man von dem Abrißkalender, der an der Wand hängt, das dreihundertfünfundsechzigste Blatt reißt und dann den leeren Pappdeckel in den Papierkorb wirft — wie eine letzte Erdscholle in ein offnes Grab . . . dann steht doch mit quälender Greifbarkeit der Gedanke der Vergänglichkeit vor uns und nur mißtrauisch nimmt man den neuen Kalender in die Hand, der jetzt noch so viel Geheimnisse zwischen seinen raschelnden Blättern verbirgt und einst leer und abgerissen den Weg seines Vorgängers wandern wird. Ob wir dann heitrer und weltfroher sind? Mit dem leichten Blut der Jugend bejahen wir die Frage. Und doch ist unsere Wanderung durch die Reihe der Jahre nur eine Wanderung durch eine Reihe von Vorzimmern. Bei jedem einzelnen hoffen wir, wenn wir es durchmessen haben, daß uns nun die ersehnte Pforte geöffnet wird — aber wir treten nur in ein anderes Vorzimmer, um aus diesem wieder in ein drittes geführt zu werden. Das Leben ist ein ewiges Antichambriren. Was steckt hinter der letzten Pforte? Ein Narr wartet auf Antwort . . . Und dennoch lassen wir in jeder Neujahrsnacht die überfließenden Gläser zusammenklingen — auf Befehl des Kalenders . . .

Nur die Zeitungen pflegen mitten in den Prositjubel und die tausendstimmige Neujahrslust ein Memento mori zu werfen, indem sie dem lustigen Völkchen der Lebenden just am 1. Januar immer die Liste der Todten vorlegen, die wir im verflossenen Jahre zu beklagen hatten. Die Todtenliste! Eine Kirchhofswanderung auf dem Druckpapier, die zu beklemmenden Erinnerungen anregt. Aber sie könnte noch werthvoller sein, wenn ihr zugleich immer eine Liste derjenigen beigelegt würde, die sich im Laufe des Jahres — selbst überlebt haben. Aus der Welt der Politik, der Schriftstellerei, der Bühne, der Gesellschaft . . . wieviel Namen wären da zusammenzustellen! Neben dem Volksredner, der die alten Paradepferde im Lauf der Zeit lahm geritten hat, würden wir die antiquarische Schauspielerin finden, die durch keine Kunst des Schminkpinsels mehr den Schein der Jugend erwecken kann — und daneben den Modeschriftsteller, der den Ruhm seiner guten Bücher nur benutzt, um die Erlaubniß zu schlechten Büchern daraus herzuleiten. Die Liste der Abgestorbenen neben der Liste der Todten — man könnte sich freilich keine Sylvesterlectüre denken, die grillenhafter ist, und wir sollen ja nun einmal am Sylvester lustig sein.

Also seien wir lustig! Das Schauspielhaus hat sonst, um den Sylvesterübermuth zu dämpfen, immer an dem Abend eine Lustspielnovität aufgeführt. Diesmal hat man auch davon Abstand genommen und so stört nichts die programmgemäße Sylvesterfreude — nichts außer unsern eigensten Grillen . . . Wir fügen uns der Parole des Tages und verscheuchen die Betrachtungen. Wir nehmen überzeugungsvoll an, daß mit der Ziffer 1882 endlich aus dem Lostopf der Jahre der große Treffer gezogen ist. Wir setzen auf die Nummer allen Reichthum fröhlicher Hoffnungen und thun es trotz leidiger Täuschungen von ehedem auch in diesem Jahre wieder — auf Befehl des Kalenders.

Al Hafi.

Notizen.

Die friedlichen Aussichten nach allen Seiten hin haben sich zu Sylvester wenn auch nicht gerade glänzend und über alle Besorgnisse hinaus, doch vor der Hand ganz befriedigend gestaltet. An bösen Gelüsten mag es den russischen Panslavisten wie dem französischen Revanchechauvinismus nicht fehlen. Aber man hat sich an den Anblick dieser chronischen Krankheiten gewöhnt und vertraut auf die zu ihrer Abwehr getroffenen Maßregeln. Eine der besten Bürgschaften gegen kriegerische Gefahren ist ohne Zweifel, daß unsere Nachbarn vollauf mit sich selbst zu thun haben und für auswärtige Abenteuer die nöthigen Kräfte nicht erübrigen können. Gambetta muß sich seiner radicalen Hintermänner erwehren, ist eifrig mit der Verfassungsreform, auch mit sonstigen Neuerungen beschäftigt und vermeidet im Verkehr mit Deutschland behutsam, was die guten Beziehungen stören könnte. Ein Botschafter, der zu seinen Gegnern gehört und wegen Unverträglichkeit der Gemüther, wie es in den Motiven der Ehescheidungen heißt, seinen Abschied nahm, soll in Gesprächen mit bisherigen Collegen bemerkt haben, die Dauer der Gambetta'schen Herrlichkeit werde in Paris verschieden berechnet. Die Einen schätzten sie auf ein Jahr, Andere auf drei Monate. Er selbst, der scheidende Botschafter, nehme das mittlere Maß an und veranschlage die dem Ministerium Gambetta beschiedene Lebenszeit auf ein halbes Jahr. Dann werde es gestürzt werden und diejenigen Vertreter Frankreichs im Auslande, die sich zu dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten als ihrem Chef nicht zu stellen wußten, würden sammt und sonders auf ihre Posten zurückkehren. Die letztere Aussicht hat insofern ihren Werth auch für das größere Publicum, das an diplomatischen Personenfragen nur ein mittelmäßiges Interesse nimmt, als dadurch bewiesen wäre, daß nicht nur die Gefahren, die mit der Aera Gambetta verbunden sein sollten, übertrieben waren, sondern auch ihr Sturz nicht etwa Anarchie oder Krieg, sondern nur einen ganz gewöhnlichen Ministerwechsel nebst der sonstigen veränderten Stellenvertheilung zur Folge haben würde. Es wäre ein französisches Internum, bei welchem nur die bekannte unschädliche, wenn auch niemals gestillte Neugier der Zeitungsleser interessirt wäre. Allerdings könnte der fragliche Politiker, wie das Personen seines Standes auch sonst wohl passirt ist, sich geirrt haben und Gambetta sich vielleicht für eine längere Zeit behaupten, als seine Widersacher jetzt ausrechnen. Hoffentlich wird er dann Frieden halten und den Sirenenstimmen von der Newa her kein Gehör schenken. Dort schüren die Aksakoff und Katkoff wieder nach Kräften, während Ignatieff seiner Zeit wartet. Die Danziger Entrevue mit ihrem Accompagnement officiöser Hymnen war eine Zeitparenthese, die bald geschlossen und durch die frühere reservirte Haltung hüben und drüben abgelöst wurde. Es sieht indessen überall wenn nicht nach dauerndem Frieden, doch nach einem Waffenstillstand aus. Auch mit dem Papst soll ein solcher geschlossen werden. In Rom wird eifrig verhandelt und die Welt ist dessen gewärtig, was der kreisende Berg gebären mag Vielleicht wird das kleine Produkt den Erwartungen nicht ganz entsprechen. Man geht mit Leo XIII. möglichst subtil um, mit dem Centrum dagegen ungleich offenherziger und derber. Ein Kenner sagte einmal, politische Verhandlungen, denn nur solche kommen wohlverstanden auch dem Vatican gegenüber in Frage, würden entweder mit oder ohne Handschuhe angefaßt. Wer eine Audienz beim Papst hat, wird bekanntlich von dem dienstthuenden Kammerherrn aufgefordert, die Handschuhe auszuziehen, was seltsamer Weise auch in London, wenn die Königin empfängt, Brauch ist. Sonst versteht man das kaum und citirt nur als eine historische Merkwürdigkeit, daß Heinrich IV. aus Sparsamkeit, wenn es regnete, keine Handschuhe trug. Trotz der unverhüllten Hände aber, mit welchen Jedermann vor dem Nachfolger Petri erscheinen muß, wird Alles, was die kirchlichen Probleme betrifft, von den weltlichen Regierungen überaus vorsichtig und zart in Angriff genommen. Man hat es dabei mit sehr klugen Leuten zu thun, deren stärkste Waffe die Ausdauer ist. Geduldig weil ewig, läßt der Papst von sich sagen: patiens quia aeternus! Und es hilft nichts, wenn wandelbare Menschen, die Zuschauer einbegriffen, angesichts jener seinen Wendungen und des täglich wechselnden Gedankenaustausches die Geduld schier verlieren möchten. Das Resultat muß abgewartet werden, worauf alsdann jeder dazu Stellung nehmen mag. Die Zwischenzeit wird mit Zeitungsgerüchten, mit Speculationen über die sogenannte italienische Frage, über deutsch-türkische oder österreichisch-russische Bündnisse ausgefüllt. Seit langer Zeit ist nicht soviel von den Journalisten diplomatisirt und erfunden worden, als gerade jetzt. Amüsant war namentlich die Vorstellung, daß Deutschland, um Frankreich während eines Krieges in Tunis festzuhalten, der Hülfe osmanischer Truppen bedürfe. Haben doch scharfsinnige Leute seit langer Zeit herausgefunden, daß Fürst Bismarck durch Gewährenlassen der tunesischen Expedition hunderttausend Franzosen immobilisirt und dadurch die deutsche Mobilmachung verhältnißmäßig entlastet habe. Gambetta wird die Rochefort'sche Freisprechung, wie die Engländer sich ausdrücken, wohl niederleben. Was aber Roustan und Genossen in Tunis durchgesetzt, wird ihn noch manchen Seufzer kosten und gehört zu den Friedenspfändern, mit welchen Europa das neue Jahr begrüßen darf.

* * *

Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort von Emanuel Geibel. Schwerin, A. Hildebrand. Ein tiefpoetisches, formschönes Proverbe in der Art Coppées schenkt uns hier der treffliche Dichter. Die Handlung zeigt eine Schauspielerin, die von einem Prinzen umworben wird, aber in edler Entsagung den Freiersmann in die Arme einer von ihm verlassenen Ariadne zurückführt. Sie verzichtet also auf das einer Anderen geraubte Glück und bleibt ihrer Kunst getreu, obwohl sie den relativen Werth ihrer Erfolge wohl erkennt.

„Was ist's, was an uns Armen, die dem Dienst
Melpomenes geweiht, dem großen Schwarm,
Zumal der Männerwelt so sehr gefällt?
Das Herz etwa, das keiner kennt! Der Geist,
Den auf zwei Stunden uns der Dichter borgt,
Und der, sobald der Vorhang niederrauscht,
Vielleicht verflog? Gewiß nicht. Doch die Kunst,
Das Feuer der Begeisterung? Ach nein! —
Nein, was sie anzieht, ist der Zauberkreis
Von Glanz und Duft, der schillernd uns umgibt,
Die Doppelwelt von Wirklichkeit und Schein,
Das sind die Reize, die die Schminke leiht,
Die freie, fremde Tracht, die unsern Wuchs
Verhüllt und zeigt, das reichgelockte Haar,
Das oft so falsch ist, wie die Edelsteine
An unserm Königsschmuck..."

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XX. Bande der „Gegenwart",
sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden
in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Inserate.

Freunden einer geistig anregenden und unterhaltenden Lektüre

kann mit vollem Recht das „Deutsche Montags-Blatt" empfohlen werden. Diese durch und durch **originelle** literarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, literarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt"** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese literarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montag, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden u. anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt"** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements von 2 *M.* 50 ₰ pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1304** der Post-Zeitungs-Preisliste pro **1882. Probe-Nummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montags-Blatt", Berlin SW.**

Verlag von **W. Spemann** in **Stuttgart.**

Heinrich von Kleist
in der Schweiz
von
Theophil Zolling.

Nebst achtunddreißig bisher ungedruckten Briefen von Heinrich von Kleist, C. M. Wieland, Ludwig Wieland, Gottfried Herder, Carolina Herder, Heinrich Zschokke, Jens Baggesen, Heinrich Geßner, Franz Xaver Bronner, J. K. Meyer.
178 S. 8. Büttenpapier. Mit einem Stahlstich „Der zerbrochene Krug". Preis 10 *M.*

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin
von
Ferdinand Gregorovius.
Zweite unveränderte Auflage.
8. Geh. 5 *M.* Geb. 6 *M.*

Wenige Tage nach seinem Erscheinen war dieses neueste meisterhafte Werk des berühmten Verfassers bereits vergriffen und liegt jetzt in zweiter Auflage vor.

Zu den **gelesensten** und **verbreitetsten** Zeitungen Berlins gehört unstreitig die **entschieden freisinnige**

„Berliner Zeitung"

mit ihren Gratisbeilagen: **„Sonntagsheim"** und **„Gerichtslaube".**

Das Sonntagsheim

ist kein gewöhnliches Sonntagsblatt, es kann vielmehr nach Inhalt und Umfang den besten Unterhaltungsblättern wie Gartenlaube 2c. gleichgestellt werden.

Die Gerichtslaube

bringt zweimal wöchentlich die für Gewerbe und Handel wichtigen Entscheidungen des Reichsgerichts und andere interessante Gerichtsverhandlungen aus dem In- und Auslande.

Abonnementspreis pro Quartal für alle drei Blätter zusammen

bei allen Postanstalten 4 Mark 20 Pf.

Die Reichs- und Landtagsberichte werden durch eigene Berichterstatter genau und ausführlich gebracht.

Nicht der Eitelkeit verfallen, ein sogenanntes **Weltblatt** sein zu wollen, das mit langen, meist uninteressanten Artikeln seine Leser ermüdet, **bringt die „Berliner Zeitung" ihre Nachrichten aus Nah und Fern in klarer und kurzer Weise.** Die „Berliner Zeitung" ist nicht für den Gelehrten und Allerweltspolitiker, sondern sie will in politischer wie in jeder anderen Beziehung für Haus und Familie **belehrend und zugleich unterhaltend** sein. Besonders tritt diese Eigenschaft, wodurch sie in kurzer Zeit eine der **beliebtesten Zeitungen** geworden ist, in ihrer freisinnig politischen Haltung, in dem anregenden, reichhaltigen **Feuilleton** mit Romanen von den besten Schriftstellern und in ihren **beiden Gratisbeilagen** hervor.

Wer also eine gute Zeitung bei mäßigem Abonnementspreis lesen will, der bestelle bei dem nächsten Postamt die „Berliner Zeitung", sie wird in jeder Beziehung vollständig befriedigen. —

Expedition: SW. Kochstraße 23.

Band

Collection Spemann 12

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: **Homer's Odyssee** *von* **Joh. Hch. Voss.** *Mit einer Einleitung von* **Jakob Mähly.**

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.

Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Zweite verbesserte Auflage.

Vier starke Octavbände. Geheftet *M.* 45.— netto. Eleg. gebunden *M.* 51.— netto.

Hierzu erscheint ein **Ergänzungsband — Band V —** enthaltend:

Notenbeilagen zum dritten Bande

meist nach den hinterlassenen Vorlagen des Verfassers zusammengestellt, redigirt und mit Nachträgen versehen von

Otto Kade.

In 15 Lieferungen à *M.* 1.— netto.

Die Musik-Aesthetik

in ihrer

Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart.

Ein Grundriss von

H. Ehrlich.

Ein Octavband. Geheftet *M.* 3.— netto.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Nr. 51

des **„Neuen Finanz- und Verloosungsblattes"** in Frankfurt a. M. (15. Jahrg. Vierteljährl. *M.* 2.—) enthält: Wochenüberschau, Deutsche Handelsgesellschaft in Frankfurt a. M., Elisabeth-Westbahn, Dividendenschätzungen, Original-Börsenberichte aus Frankfurt, Berlin u. Wien, finanzielle Nachrichten u. Chronik, Verloosungen, Inserate, Coursblatt von Frankfurt, Berlin, München, Stuttgart, Basel etc.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110853360